



*Allgemeine deutsche
Real-Encyclopädie für die ...*

Friedrich Arnold Brockhaus



600046774Y

399 d 399⁶

R. 1.
6

Brockhaus'
Conversations-Lexikon.

Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage.

Zweiter Band.

Aras — Bibelerklärung.

**Folgschnitte aus der Typographischen Anstalt,
Karten aus der Geographisch-artistischen Anstalt
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie.

Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage.

Mit Abbildungen und Karten.

In sechzehn Bänden.

Zweiter Band.

Kreis — Bibelherklärung.



Leipzig:

J. A. Brockhaus.

1882.

R. 1. 1. 2.

207. d. 399^h

Original by Google

A.

Arras (Nemetocenna oder Nemetacum im Lande der Atrebatens, später Atrebaté oder Atrebatæ), Hauptstadt des franz. Depart. Pas-de-Calais und der ehemaligen Grafschaft Artois, liegt an der Mündung des Eschdon in die hier schiffbare Scarpe und an der Nordbahn, die sich hier nach Calais und Douai gabelt, ist Festung und Sitz eines Bischofs. A. hat eine 1737 gegründete Gelehrte Gesellschaft, ein Collège, ein Taubstummeninstitut, ein theol. Seminar, eine Ingenieur-, Zeichen- und medic. Schule, eine Economische Gesellschaft, eine Bibliothek von 40.000 Bänden und 1100 Manuscripten, ein Naturalienkabinett und Museum und einen botan. Garten, betreibt neben vielen Spinn-, Eisen-, Cl- und Rübenzuckerfabriken fast alle Zweige einer großartigen Industrie und einen wichtigen Handel, namentlich von Getreide, Wein, Cl und Eisenblechen, und zählt (1876) 26.764 E. Die Citadelle sowie die übrigen Befestigungen sind von Ruinen verheert oder ganz neu angelegt. Die Cité (Altstadt) ist von der Neustadt (la Ville) durch Wall und Graben getrennt. Unter den Gebäuden zeichnen sich besonders aus: die 1755–1833 in einem Barockstile aufgeführte Kathedrale; die alte Abtei von St. Vaast, jetzt teils Seminar, teils Museum und Bibliothek; das gegen 1510 im got. Stile erbaute Hôtel-de-Ville, eins der schönsten im nördl. Frankreich, und dabei der 1554 aufgeführte Beffroi, ein 75 m hoher, vierediger Turm, an der Spitze mit einer herzogl. Krone, auf welcher ein solistaler Löwe steht. Zu Cäsars Zeit, der hier Winterquartier hielt, war A. schon bedeutend; Attila zerstörte es 451, die Normannen 880. Mit der Grafschaft Artois gelangte A. an die Herzöge von Burgund, die hier einen glänzenden Hof hielten, wurde zwar 1482 mit Artois von den niederländ. Ständen an Ludwig XI. von Frankreich abgetreten, kam jedoch schon 1493 durch Vermittelung an Maximilian von Österreich zurück. A. blieb nun dem Hause Habsburg, bis es Ludwig XIII. 1640 nach langer Belagerung einnahm; der Versuch, den die Spanier unter Condé 1654 machten, es zu erobern, wurde durch den Sieg Turennes 24. Aug. vereitelt. Im spanischen Frieden von 1659 blieb A. bei Frankreich. Die berühmten Linien von A. nach Douai an der Schelde überstieg Marlborough am 5. Aug. 1711. A. ist der Geburtsort der beiden Robespierre.

Arratel (in der Mehrzahl Arrateis) oder Libra hieß bis zur Einführung des franz. metrischen Systems (Ende Sept. 1868) die Einheit des portug. Gewichtsystems, das portug. Pfund, welches auch in Brasilien bis Ende 1873 in Anwendung war, von welcher Zeit ab auch dort die metrischen Größen definitiv in Anwendung kamen. Das A. wog je

in Halbe (Meio) und Viertel (Quarto); das Viertel wiederum in 4 Unzen (Onças), je zu 8 Achtern (Oitavas). Noch weiter teilte sich das Achtel in 3 Strupel (Scrápulos) zu je 24 Gran (Grãos). Es hatte das A. somit 9216 Gran; 32 Arrateis bildeten eine Arroba (s. d.), 4 Arrobas den Quintal oder Centner. Das A. wog 459 g, und es entsprachen daher 100 Arrateis 45,900 kg.

Araxyl, eine Art gewebter Tapeten, s. Tapezen und Teppiche.

Arrebo (Anders), dän. Dichter, wurde 2. Jan. 1587 auf der Insel Arrde geboren. Schon im 30. Jahre ward er Bischof in Tronheim, 1621 aber seines Amtes auf Grund seines anstößigen Lebens entsetzt. Er übersehte die Psalmen (1623) und erhielt später wieder eine Anstellung als Prediger in Bordingborg, wo er 7. März 1637 starb. Sein berühmtestes Werk ist „Hexameton“, die Nachahmung eines Gedichts des Arantios Tu Partas über die Erschaffung der Welt; das erste Buch ist in gereimten Hexametern, die andern in Alexandrinern geschrieben, und der Einfluss Epik nicht zu verkennen. Vgl. Nordam, „A. S. Levnet og Skrifter“ (2 Bde., Kopenh. 1857).

Arrende, Arrende, ein von dem mittellat. Wort *renda*, *renta* (aus lat. *reddita*), frz. *rente* abzuleitendes Wort, welches Hingabe gegen Rente, Pacht bedeutet. Sodann wurde unter A. auch verstanden der Reinertrag, welcher dem Landwirte nach Abrechnung der Ausfaat und des zum Wirtschaftsbetriebe erforderlichen Aufwands von dem erbauten Getreide zum Verkauf oder für anderweite Benutzung übrig bleibt. Nach dieser dem neuern Landwirtschaftsbetrieb fremd gewordenen Berechnungsart betrug die A. gewöhnlich etwas weniger als die Hälfte des Gesamtertrags.

Arrest (im Zivilprozeßverfahren) dient zur Sicherung für eine Geldforderung; für einen andern vermögensrechtlichen, dinglichen oder persönlichen Anspruch insofern, als er in eine Interzession, also Geldforderung übergehen kann. Er besteht in der Beschlagnahme von Sachen (Pfandung beweglicher Sachen) des Schuldners (dinglicher A.) oder einer Beschränkung seiner persönlichen Freiheit (persönlicher A.). Er findet statt, sofern ohne ihn die Realisierung des zu sichernden Anspruchs vereitelt oder wesentlich erschwert werden würde, und zwar der persönliche nur dann, wenn der dingliche nicht ausreicht; als Arrestgrund (*causa arresti*) ist es immer anzusehen, wenn die Zwangsvollstreckung im Ausland scheitern müßte. Er wird, auf schriftliches oder zu Protokoll des Gerichtsschreibers erklärtes Geuch des Gläubigers (Arrestimpetranzen), durch sofort vollstreckbaren richterlichen Arrest besetzt, gegen den Schuldner

(Arrestimpetrat en) verhängt, wenn seine Voraussetzungen glaubhaft gemacht sind; an Stelle der Glaubhaftmachung kann aber das Gericht auch eine nach seinem Ermessen zu bestimmende Sicherheitsleistung zulassen wegen alles Schadens, der dem Arrestgegner aus der unrechtmäßigen Vollziehung des A. erwachsen könnte, auch von einer solchen Sicherheitsleistung neben der Glaubhaftmachung die Anordnung des A. abhängig machen. Die Entscheidung über das Gesuch erfolgt entweder durch Endurteil, nach vorgängiger mündlicher Verhandlung, oder, ohne solche, durch Beschluß, der vom Arrestgegner durch Widerspruch angefochten werden kann. Durch Hinterlegung einer im Arrestbefehl bestimmten Geldsumme wird die Vollziehung des A. gehemmt und der Gegner berechtigt, die Aufhebung des vollzogenen A. zu verlangen; der A. kann ferner auf Antrag des Gegners aufgehoben werden gegen eine anderweitige vom Gericht zu bestimmende Sicherheit und dann, wenn eine Veränderung in den Arrestvoraussetzungen nachträglich eingetreten ist. Wenn die Hauptsache, d. h. der zu sichernde Anspruch, noch nicht anhängig ist, so muß auf Antrag des Gegners das Gericht dem Arrestsucher eine Frist zur Erhebung der Hauptklage bestimmen mit der Wirkung, daß, wenn innerhalb derselben die Hauptklage nicht erhoben wird, die Aufhebung des A. vom Gegner verlangt werden kann. (Vgl. Civilprozeßordnung §. 796—822; Gerichtsverfassungsgesetz §. 202, 2.)

Arrest (als Militärstrafe) heißt die gegen Militärpersonen zu erlassende, eine (schonwöchentliche) Dauer nicht überschreitende Freiheitsstrafe, welche entweder (für längere Zeiten) disciplinarisch von den Vorgesetzten formell verhängt werden darf oder nach einem geordneten militärgerichtlichen Verfahren wegen geistlich strafbarer Handlungen aufzulegen ist. Sie verfällt in verschiedene Grade: Stubenarrest (gegen Offiziere), gelinden A. (gegen Unteroffiziere und Gemeine), mittleren A. (gegen Unteroffiziere ohne Portepee und Gemeine), strengen A. (nur gegen Gemeine). Die näheren Bestimmungen über die Unterscheidung der verschiedenen Arten der A. enthält teils das Deutsche Militärstrafgesetzbuch vom 20. Juni 1872, teils eine große Anzahl von Militärverwaltungsinstruktionen.

Arrest im polizeilichen, strafprozeßualen und strafrechtlichen Hinsicht ist gleichbedeutend mit Haft (s. d.).

Arrest (Heint. Lubm. d.), ausgezeichnete deutscher Astronom, geb. 13. Aug. 1822 zu Berlin, besuchte daselbst das fröhl. Gymnasium und studierte seit 1839 unter Endes Leitung Astronomie. Bereits 1844 entdeckte er einen Kometen, weitere Entdeckungen dieser Art folgten 1845, 1851, 1857. Im J. 1816 wurde A. zweiter Assistent an der berliner Sternwarte und 1848 Observator in Leipzig, wo er sich 1851 auf Grund seiner Schrift »Über das System der kleinen Planeten zwischen Mars und Jupiter« (Lps. 1851) habilitierte. Im J. 1852 wurde er außerord. Professor. Von nun an wandte er sich vorzugsweise der Beobachtung von Nebelflecken und Sternhaufen zu und veröffentlichte in »Notulæ aus Beobachtungen der Nebelflecke und Sternhaufen, I. Reihe« (Lps. 1856) eine Sammlung sehr genauer Ortsbestimmungen von über 200 Objekten. Im Herbst 1857 folgte er einem Rufe als ord. Professor der Astronomie nach Kopenhagen, wo unter seiner Leitung 1860—61 die neue, mit vorzüglichen Instrumenten (darunter ein 16-

füßiger Refraktor) ausgerüstete Universitätssternwarte erbaut wurde. Hier unternahm er eine sehr umfassende Beobachtungstreife von Nebelflecken zur Herstellung eines neuen, den herkömmlichen Katalogen ähnlichen Verzeichnisses. Nach sechsjähriger Thätigkeit veröffentlichte er »Siderum nebulosorum observationes Hafnienses« (Kopenh. 1867), welches 4800 einzelne Positionen von 1942 Nebelflecken enthält, worunter sich an 400 von ihm neu entdeckte Objekte befinden. Von großem Interesse ist seine Entdeckung, daß ein früher mit Sicherheit beobachteter Nebelfleck verschwunden sei, daß es also Nebel von veränderlicher Helligkeit gäbe. Später wandte sich A. spektralanalytischen Untersuchungen zu. Er unternahm eine vollständige Durchbeobachtung aller für das Spektroskop zugänglichen Nebelflecke und Sternhaufen, deren Resultate in einem in dän. Sprache erschienenen Universitätsprogramm: »Untersuchungen über die nebulösen Sterne in Bezug auf ihre spektralanalytischen Eigenschaften« (Kopenh. 1872), niedergelegt sind. Hieran reihte sich dann eine Durchmusterung der Fixsterne in spektralskopischer Beziehung. Die meisten seiner Arbeiten aus den verschiedensten Gebieten der Astronomie finden sich in den »Astron. Nachrichten«, den »Berichten« der königl. Dänischen Gesellschaft der Wissenschaften und den »Mitteilungen« der kopenhagener Societät. Im J. 1862 entdeckte er auch den kleinen Planeten Freia. A. starb plötzlich an einem Herzleiden 14. Juni 1875 zu Kopenhagen.

Arrestant, ein in persönlichem Arrest oder Haft (s. d.) Beschäftigter; auch gleichbedeutend mit Arrestimpetrant (s. Arrest im Civilprozeßverfahren).

Arresto (Christlieb Georg Heint.), eigentlich Burchar di, 1768 zu Schwerin geboren, beliebter Schauspieler im Fache der Liebhaber und Donvivants, war im Anfang des 19. Jahrh. am hamburgher Theater angestellt, später wurde er Direktor des deutschen Theaters zu Petersburg und zuletzt herzogl. mecklenb. Schauspielerdirektor. Er starb 22. Juli 1817 in Toberan. Von seinen Stücken hat sich »Die Soldaten« am längsten auf dem Repertoire erhalten.

Arrest of judgment (Urteilsbinderung) heißt in England das Verfahren, wonach im Civilwie im Strafprozeß die Vollziehung des gesprochenen Urteils verhindert werden kann, indem der Besagte nachweist, daß in Erhebung des Thatbestandes, beim Verfahren u. s. w. wesentliche Formfehler begangen worden sind, welche den Ausspruch der Geschworenen als falsch erscheinen lassen. Die Einleitung eines neuen Verfahrens ist damit nicht ausgeschlossen.

Arrêt (wie das deutsche Arrest von dem lat. Rechtsprache angehörigen arrestare) heißt im Frankreich überhaupt ein amtlicher Befehl oder ein Haftbefehl. Im engern Sinne ist A. das Erkenntnis eines Gerichtshofs letzter Instanz im Gegenlage von jugement, dem appellablen Erkenntnis eines Untergerichts. — A. de réglemeut hieß ehemals die Entscheidung eines Parlaments oder Conseil supérieur über eine Rechtsfrage, die in seinem Ressort Geheimsache hatte, aber auch vom betreffenden Parlament oder Conseil abgeändert und aufgehoben werden konnte. Diese A. wurden im Namen (an bon plaisir) des Königs erlassen, der sie auch, als einziger Gesetzgeber, allerdings in gewissen Formen, selbst zu annullieren vermochte.

Arrêtés heißen in der Sprache der franz. Verwaltung einerseits die Beschlüsse (décisions) der *Ministres*, Präsidenten und Minister zur Ausführung der Gesetze und Verordnungen, andererseits die Entscheidungen (jugements) der Präfecturräte. In Belgien werden auch die Beschlüsse des Königs *A. genannt*.

Arretinische Gefäße nennt man die überall, wo röm. Niederlassungen gewesen sind, vorkommende Töpferware aus mehr oder weniger rotem Thon mit glänzendem, äußerst dünnem, korallenfarbigem Firnis. In England und Frankreich werden dieselben irrthümlich noch heute »samische Gefäße« genannt, in Deutschland sind sie unter dem Namen von »Terra sigillata-Gefäßen« bekannt. Von Arretinum ging die Fabrication dieses Zweigs der Keramik bald auf andere Stätten Italiens, später auf das ganze Römische Reich über und scheint sich bis ipät in die Kaiserzeit erhalten zu haben. Doch zeichnen sich die echten arretinischen Gefäße vor den übrigen Nachbildungen durch Reinheit des Thons und unübertreffliche Güte und Schönheit der roten Glasur aus. In Arretinum scheint die Fabrication der roten Ware zu der Zeit in Aufschwung gekommen zu sein, als die Herstellung der schwarz glänzenden campan. Thongebilde in Verfall geraten war, etwa um die Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. Die arretinischen Gefäße sind nicht selten mit schönen Reliefverzierungen geschmückt: Blatt- und Arabeskenmuster herrschen vor, doch fehlt auch das Figurenornament nicht. Der Töpfername ist gewöhnlich an der Innenseite des Gefäßgrundes aufgestempelt; der Fabrikant und vielleicht auch der Künstler sehen indes ihre Firma mitunter auch auf kleine erhabene Streifen zwischen die Reliefverzierung. Vgl. *Fabroni*, »Storia degli antiehi vasi aretini« (Neapel 1841); Keller, »Die rote röm. Töpferware mit besonderer Rücksicht auf ihre Glasur« (Heidelberg. 1876).

Arretium, eine der wichtigsten der Zwölfsstädte in Etrurien (s. d.); jetzt Arezzo (s. d.).

Arrha (griech. ἀρραβών), Anzahl, Aufgeld, Daranagabe, Handgeld, Toppfand in alles, was gegeben wird, um die Ernstlichkeit eines vollendeten Vertragsschlusses zu verinnlichen (arrha confirmatoria) oder um die spätere Eingehung eines Vertrags sicherzustellen (arrha contractu imperfecto data). Im erstern Falle ist die *A.* bei Erfüllung des Vertrags entweder herauszugeben oder auf die Gegenleistung anzurechnen, letzteres insbesondere, wenn sie in einem Teile der zu gewährenden Leistung besteht, z. B. einer Abschlagszahlung auf das Kauf- oder Mietgeld, jedoch kann es auch beabsichtigt werden, daß die *A.* trotz der Erfüllung behalten werden soll (z. B. orthäblich beim Dinghalter für Diensthoten). Die andere *A.* verliert derjenige, welcher sich weigert, den beabsichtigten Vertrag einzugehen. In der Regel kann derjenige, welcher die *A.* gegeben hat, durch Verzicht auf dieselbe, oder der Empfänger durch deren Zurückgabe das Geschäft nicht einseitig auflösen, es müßte dies denn ausdrücklich vorbehalten sein, weshalb die *A.* zum Reugelde (arrha poenitentialis) wird und, dafern der Empfänger zurücktritt, doppelt zu restituieren ist. Entsprechende Vorschriften hat auch das Handelsgesetzbuch Art. 245 und die Partikulargesetzgebung. Den fremden Namen hat das franz. Recht beibehalten, indem es hierbei der *A.* im Falle des Versprechens zu verlaufen den Charakter eines Reugeldes (dédit) beilegt.

Arrhonathörum, eine von Balisaeu de Beauvois aufgestellte Gattung aus der Familie der Gräser. Es gehört zu dieser Gattung das sog. französische Ragras oder der hohe Wiesen- oder Glatthäfer, *A. elatius Mert. et Koch*, eins der vorzüglichsten Wiesen- und Futtergräser, welches in ganz Deutschland und einem großen Teile Europas auf trockenen und frischen Wiesen häufig vorkommt und ein Obergras erster Güte ist. Es treibt aus seiner ausdauernden Wurzel dichte Blätterbüschel und schlanke, 0,45—1,25 m hohe Stämme, welche eine nur während des Blühens ausgebreitete, sonst zusammengelegene Rispe tragen. Die Pflanze ist unbehaart, die Rispe gelblich, glänzend. Das Gras gedeiht besonders üppig auf trockenen Wiesen, welche der Verwiegung unterworfen werden, und liefert auf solchen einen reichen Ertrag.

Arria hieß die heldenmüthige Gattin des Römers Cécina Pátus, der wegen Teilnahme an einem Aufstande gegen den Kaiser Claudius 42 n. Chr. zum Tode verurteilt ward. Als ihrem Gatten nur der Tod durch die eigene Hand abginglich, ergriff *A.*, die ihrem jügernden Gemahl gefolgt war, den Dolch, stieß sich denselben in die Brust und reichte ihm dann denselben mit den Worten: »Paete, non dolet« (d. i. Pátus, es schmerzt nicht!) Irrthümlich ist eine der schönsten Gruppen des Altertums, die sich in der Villa Ludovisi in Rom befindet, auf die Gesichte jenes Römerpaares gedeutet worden. Die Gruppe ist ihrem Stil nach ein Werk der Pergamenischen Kunstschule und gehörte zu jenen großen Schlachtendarstellungen, welche die Könige von Pergamum zur Verherrlichung der von ihnen über die Gallier erfochtenen Siege ausführen ließen. Sie stellt demnach einen Kellen dar, der sich und sein Weib durch freiwilligen Tod vor Gefangenschaft rettet. Von neuern Malern wurde *A.* in dem Momente, wo sie den Dolch aus der Wunde zieht, öfter dargestellt.

Arrianus (Flavius *A.*), geb. zu Nikamedia in Bithynien, war einer der bedeutendsten griech. Schriftsteller der röm. Kaiserzeit. Er gelangte unter Hadrian zum Konsulat und war etwa von 130—138 Statthalter von Kappadocien, zog sich aber nachher ins Privatleben in seine Vaterstadt zurück, wo er noch unter *A. Aurel* lebte. *A.* verfaßte, indem er sich Xenophon zum Muster nahm, eine Reihe von Schriften aus dem Gebiete der Philosophie sowie der Geschichte, der Geographie und der Astronomie. Als Schüler und Anhänger des Epiktet schrieb *A.* »Epiktets Lehrvorträge in acht Büchern, von denen aber nur die ersten vier erhalten sind, und faßte dessen Lehren in einem »Handbuch« zusammen. Beide Werke sind herausgegeben von Schweighäuser (in »Epictetene philosoph. monumenta«, 3 Bde., Pp. 1799), von Koraß (Var. 1827) und von Dübner (zugleich mit »Theophrasti characteres« u. a., Var. 1842), von Schweighäuser und Dübner zusammen mit dem im 6. Jahrh. verfaßten »Kommentar des Simplicius«; überliefert ist das erste Werk neuerdings wieder von Enk (Wien 1866), das letztere von G. Conz (Euttgart. 1869). Von *A.* hutor. Werken ist die »Geschichte der Feldzüge Alexanders d. Gr.«, »Anabasis« genannt, erhalten, welche aus den zuverlässigsten, jetzt verlorenen Quellen mit großer Einsicht und Wahrheitsliebe geschöpft ist. Nach frühern Herausgebern, wie Blanchard und Gronov, wurde die »Anabasis« neuerdings bearbeitet

von Schmieder (Epy. 1798), Ellenbt (2 Bde., Königsb. 1832), Krüger (2 Bde., Berl. 1835, 1848; Text mit kritischen Noten 1851; mit erklärenden Anmerkungen 1851), Geier (Epy. 1851), Sintonis (mit Anmerkungen, 2. Aufl., Berl. 1860; Text 1867), Albi (2 Bde., Epy. 1871—75; Text allein 1876) u. a. In engerem Zusammenhange mit diesem Werke steht A.'s Schrift über Indien, welche im Anschluß an Strabo'senes' Nachrichten über dieses Land und seine Einwohner aus Megasthenes' vier Büchern über Indien und einen Auszug aus Ptolemaeus' Bericht über seine Fahrt enthält (herausg. von Schmieder, Halle 1798, und in den »Geographi Graeci minores« von E. Müller, Bd. 1, Par. 1855). Eine Art Fortsetzung der Geschichte Alexanders bildet die Geschichte der ersten Jahre nach Alexanders Tode. Erhalten ist davon wenigstens noch ein Auszug; nur Fragmente dagegen sind von seiner bish. Geschichte und den 17 Büchern über die Partherkriege (gesammelt in den »Historiae Graeci« von E. Müller, Bd. 3, Par. 1849) übrig. Aus der Geschichte seines Kriegs gegen die Alanen ist ein größeres Bruchstück über die »Schlachtorbnung gegen die Alanen« erhalten. Die früher unter A. Namen veröffentlichte »Tatit« gehört nach Köchly dem Alian und nur bei in den Handschriften sich daran anschließende Traktat über die Übungen der röm. Reiterei A. Für die alte Geographie von Bedeutung ist A.'s Bericht an Hadrian über seine Umseifung (Periplus) der Küsten des Pontus Euxinus (des Schwarzen Meers). Dagegen rührt die ihm gleichfalls beigelegte »Umseifung des Roten Meers« so wenig von ihm her wie ein ihm ebenfalls zugeschriebener zweiter Periplus des Schwarzen Meers (alle drei herausg. in »Geographi Graeci minores« von E. Müller). Außerdem trägt A.'s Namen ein Schriftchen über die Jagd (Κυνηγιώκος), das zuerst von Holsten (Par. 1644), seitdem, außer in den Gesamtausgaben A., auch in denen Xenophons wiederholt herausgegeben worden ist. Die histor. Werke A. sind vereinigt herausgegeben von E. Müller (Par. 1846), die »Scripta minora« von Hercher (Epy. 1854); überhört sind die histor. Schriften A. von Dörner (Stuttg. 1829 fg.) und Cleß (Stuttg. 1862 fa.).

Arriaza y Superviela (Don Juan Bautista de), span. Dichter, wurde 1770 in Madrid geboren, besuchte die Militärschule zu Segovia und trat dann in die königl. Marine ein, die er, durch Krankheit veranlaßt, 1798 verließ, um sich der diplomatischen Laufbahn zu widmen. Er ward Legationssekretär der Gesandtschaft erst in London, dann in Paris. Nach Spanien 1807 zurückgekehrt, erklärte er sich als strenger Royalist gegen die Francosados, die er in den Revolutionen von 1812 und 1820 mit den Waffen des Ernsts und der Satire erbittert bekämpfte. Dafür ernannte ihn Ferdinand VII. zu seinem Rat und Kabinettssekretär, dann zum oficial segundo jubilado im Ministerium des Auswärtigen und zum Kammerherrn. A. starb 1837 in Madrid. Seine Lieder sind mit der Leichtgläubigkeit von Improvisationen hingenommen, wiewohl ohne tiefen Gehalt. A. gab 1796 ein größeres Gedicht auf den Tod des letzten Herzogs von Alba heraus, 1797 die erste Auswahl seiner Jugendgedichte: »Las primicias ó coleccion de los primeros frutos poeticos de D. J. B.« (6. Aufl., 2 Bde., Madr. 1829—32.) Ein weniger gelungenes didaktisches Gedicht »Emilia«, zu welchem eine Kunstfreundin

dieses Namens, welche arme talentvolle Waisen Künstler erziehen ließ, ihn begeistert hatte, voll betete er 1803. A. ermunterte 1810 seine Landsleute zum Kampfe für ihre nationale Selbständigkeits durch seine »Poesias patrióticas« (Lond. 18. 3. Aufl., Madr. 1815). Eine Auswahl aus seinen Gedichten, »Poesias liricas« (6. Aufl., 2 Bde. Madr. 1829—32), nebst biographisch-kritischen 9 tigen enthält F. Wolffs »Florista de rimas modernas castellanas« (Bd. 2, Par. 1837).

Arrièregarde, Nachtrab, Nachhut, nennt man diejenige Truppenabteilung, welche bestimmt ist, den Rüden einer größern Abteilung gegen feindliche Angriffe zu decken. Bei einer Abtheilung, welche vorwärts marschirt, bleibt die A., so man nicht gerade vom Feinde umgangen wird, ohne große Bedeutung; sie hat dann mehr politische Funktionen und hält die Ordnung im Rück der Marschkolonne aufrecht. Auf Rückzügen dagegen, besonders nach einem verlorenen Gefecht, sie von höchster Wichtigkeit; sie soll den nachrückenden Feind von bestiger Verfolgung abhalten und seine Versuche zu Umgehungen und Seitengriffen zeitig entdecken. Die A. wird in diesem Falle bei größern Truppenmassen aus allen Waffen; sammengesetzt, deren Verhältnis zueinander so dem Terrain abhänig ist, welches man zu durchschreiten hat. In Ebenen macht man die A. vorzüglich stark an Reiterei und reitender Artillerie, coupiertem Terrain und wo Positionen sich abhalten werden können, herrscht Infanterie und Artillerie vor. Immer verwendet man zur A. die zuverlässigsten und die Truppen, welche am wenigsten gelitten haben. Ihre Stärke hängt ganz von den Verhältnissen ab, sie kann wenige Schwadronen oder auch ganze Divisionen betragen. Wichtig die Bestimmung der Entfernung vom Groß. Diese zu groß, so wird die A. leicht umfaßt; ist zu klein, so wird das Groß in einen feindlichen Angriff mit verlodten. In coupiertem Terrain und Defilees kann die Entfernung größer sein; in Ebenen, zahlreicher Kavallerie gegenüber, zieht man sich oft ganz an das Groß heran. Gewöhnlich behält es sich bei Arrièregardengefechten u die Behauptung der Straßen, auf denen das Gr zurückgeht. Der Kampf wird sich daher hauptsächlich um einzelne Zugänge, Dörfer, Waldstreden u sonstige Defilees drehen. Die Artillerie verteidigt die Straßen und das Terrain zu beiden Seiten selbst; Infanterie und Kavallerie dienen zur Unterstützung und zur Hinhaltung des Gefechts. Zweck eines Arrièregardengefechts bleibt immer Zeit zu gewinnen; doch darf das Gefecht nur in der Nähe engagiert werden, daß ein Abbrechen zu jeder Zeit noch möglich bleibt. Der Abzug geschieht da successio. Am besten erreicht eine A. ihren Zweck wenn sie den Feind bei Tage festhält und die A. zum raschen Rückzuge benutzt. Einige Stunden r eintretender Unfelmheit ist deshalb die beste Zeit zur Einleitung des Gefechts.

Arrighi di Casanova (Jean Toussaint), 5 jor von Padua, geb. 8. März 1778 zu Corte (Corsica, ein Verwandter der Bonapartenfamilie, trat sehr jung in die franz. Armee und begleitete 1797 Joseph Bonaparte als Gesandtschaftssekretär der Republik nach Rom. Sodann war er der Expedition nach Ägypten bei, fiel zum 3. pital auf und wurde bei St. Jean-Mercer schon verwundet. Nach der Schlacht bei Marengo wur-

er Stabsoffizier und nach der bei Austerlitz Oberst der Gardebrigade. Auf dem Schlachtfelde von Friedland ernannte ihn Napoleon zum General, und 1808 erhob er ihn zum Herzog von Babua. Als Divisionsgeneral focht er 1809 bei Eßlingen und Bogen. Während des Feldzugs nach Rußland übernahm A. den Befehl über die aus Nationalen organisierten Kohorten, welche die franz. Armeen gegen die Engländer verteidigen sollten. Im Frühjahr 1813 hatte er als Kommandeur des 3. Kavalleriekorps der großen Armee Leipzig zu befehlen und das linke Elbufer von feindlichen Streifpartien zu säubern; A. ließ durch Journeer das 2. bayerische Grenadierkorps bei Riesa verrätherisch überfallen. Während der Schlacht bei Leipzig verteidigte er zuletzt die Vorhänge. In Frankreich zeichnete sich A. 1814 bei Nogent und Laon aus. Nach seiner Rückkehr von Genua schickte ihn Napoleon als außerordentlichen Kommissar nach Corsica. A. war einer der entschiedensten Anhänger Napoleons und vollzog die Befehle desselben ohne irgendwelche Rücksicht. Er wurde 24. Juli 1815 aus Frankreich verbannt und begab sich nach Triest. Später lebte er in der Lombardie und lebte 1848 nach Frankreich zurück. In Corsica als Abgeordneter in die Gesetzgebende Versammlung 1849 gewählt, vertrat er daselbst eifrig das bonapartistische Interesse und wurde im November desselben Jahres zum Generaldirektor der Posten, nach dem Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 zum Mitgliede der sog. Konstitutionskommission sowie 1852 zum Senator und Gouverneur des Invalidenbaues ernannt. Als solcher starb er 22. März 1853 zu Paris. Pal. Ducasse, «Le général A. de Casanova» (2 Bde., Par. 1866). — Aus seiner Ehe mit einer Tochter des Grafen Montesquieu hinterließ er den Sohn Ernest Louis Henri Hyacinthe A. de Casanova, geb. 26. Sept. 1814, der den Titel eines Herzogs von Babua erbt. Derselbe war anfangs Artillerieoffizier, nahm aber aus Abneigung gegen die Bourbonen den Abschied. Ludwig Napoleon ernannte ihn 1849 zum Präsektor von Versailles, 1852 zum Rektorenrat der Staatsschule und 23. Juni 1853 zum Senator. Im Mai 1859 übernahm er das Ministerium des Innern, mußte jedoch dieses Amt schon 1. Nov. desselben Jahres an Villula überlassen. Später ward A. Mitglied des Generalrats für das Depart. Seine-et-Oise. Durch seine bonapartistischen Agitationen der Regierung verdächtig, wurde A. seiner Stelle als Maire von Courjon l'Auxois 1874 entsetzt. Seit 1876 ist A. Mitglied der Deputiertenkammer, wo er zur Partei der Bonapartisten gehört. Da A. überführt worden war, bei den Wahlen im Okt. 1877 in zwei Wahlkreisen seine Stimme abgegeben zu haben, hatte die Kammer bereits im Juni 1880 dem Antrag auf gerichtliche Verfolgung A.s zugestimmt, als die Amnestie vom Juli 1880 den Beschluß aufhob.

Arrimage (frz.), die Stauung, gleichmäßige Verteilung der geladenen Güter im Schiffsraume; arrimieren, zweckmäßig verpacken, f. Stauen.

Arrivabene (Ferdinando), ital. Dichter und Litteraturhistoriker, geb. zu Mantua 1770, studierte zu Padua die Rechte und wurde dann Beamter der Cisalpinischen Republik. Während der österr. Herrschaft wurde er 1800 aus polit. Gründen nach dem Exil nach zu Sebenico in Dalmatien gebracht. Von hier aus protestierte A. gegen seine Gefangenahme durch eine Canzone: «La tomba di Sebe-

nica», die großes Aufsehen erregte. A. wurde 1804 Rat am Appellhofe zu Vron und dann Präsident des Gerichtshofs für Staatsverbrechen zu Brescia. Nachdem A. 1816 von der österr. Regierung an das Tribunal zu Pergamo versetzt worden war, zog er sich 1821 nach Mantua zurück, um sich ganz der litterarischen Thätigkeit zu widmen. Er schrieb: «Il secolo di Dante» (Vened. 1827) und «Degli amori di Dante» (Mantua 1823); ferner das von der Akademie zu Brescia 1817 gekrönte rechtphilos. Werk: «Sulla filantropia del giudice». A. starb zu Mantua 29. Juni 1834, begriffen in der Ausarbeitung eines größern Werks: «Iconografia d'Italia» (im Verein mit Foscolo, Riccolini u. a.).

Arrivabene (Giovanni, Graf von, ital. Nationalökonom, geb. zu Mantua 24. Juni 1787, wurde 1820 wegen Teilnahme an der Carbonaria verhaftet und in das Staatsgefängnis von Murano bei Venedig gebracht. Nach mehrmonatlicher Haft wegen Mangel an Beweisen entlassen, ging A. über die Schweiz nach Frankreich und von hier nach England. In dessen wurde er von der österr. Regierung 1824 in contumaciam zum Tode verurteilt, nachdem vorher seine Güter sequestriert worden waren. In London lag er volkswirtschaftlichen Studien ob, als deren Frucht das Werk «Benevolenza della città di Londra» (2 Bde., Lond. u. Lugano 1828—32) erschien. A. siedelte dann nach Belgien über, wo er bis 1839 verblieb. Er gehörte zu den Veranstaltern des 1846 in Brüssel stattfindenden Volkswirtschaftlichen Kongresses und zu den Gründern der Belgischen ökonomischen Gesellschaft, deren Präsident er dann wurde. Im J. 1860 nach Italien zurückgekehrt, wurde A. zum Senator ernannt; auch trat er an die Spitze der ital. Nationalökonomischen Gesellschaft in Florenz, in welcher Stellung er für die wirtschaftliche Reform Italiens segensreich wirkte. Später zog er sich nach seiner Vaterstadt Mantua zurück. Eine Auswahl seiner «Scritti morali ed economici» (Flor. 1870) wurde von Carina herausgegeben. Stuart Mills berühmtes Werk: «Principles of political economy», hat A. ins Italienische überf. wie er auch Memoiren seines vielbewegten Lebens (Tur. 1860, deutsch von Burkhardt, Gotha 1861) erscheinen ließ. Er starb in Mantua 11. Jan. 1881.

Arroba, ein bis zur Einführung des franz. metrischen Systems in Spanien, Portugal, Brasilien und den ehemaligen span. und portug. Kolonien gebräuchliches Maßelsgewicht. In Spanien begriff (bis Ende 1868) die A. 25 cañal. Vidras oder Fund und entsprach somit 11,500 kg. Vier solche Arroben machten den gesetzlichen span. Quintal oder Centner von 100 Pfd. aus. Außerdem hieß A. in Spanien auch ein Flüssigkeitsmaß. Die kastilische größere A. oder Wein-A. (A. mayor, A. de vino) oder Cántara für Wein und Branntwein war = 16,133 l. Climas Castilens war die kleine A. (A. menor) oder Cl. A. (A. de aceite), ursprünglich ein Gewicht von 25 span. Pfd. und im Inhalte von 12,500 l. Die portugiesische und brasilianische A. begriff 32 Arrateis oder portug. Fund und war = 14,608 kg. Auch in Portugal und Brasilien waren 4 Arroben ein Quintal oder Centner, der somit aber noch 128 Arrateis oder Fund hatte.

Arröe, besser Arröe, dän. Insel, 15 km östlich von Ålen und 11 km südlich von Ånen, gehört zum Amte Svendborg und zählt auf 84 1/2 qkm (1880) 11 900 dänisch redende U. Die Insel ist hoch,

hügelig, außerordentlich fruchtbar und jetzt gänzlich von ihren früheren Waldungen entblößt. Ein jezt meist ausgetrockneter Fjord, Gravensteen Rör genannt, schneidet tief von N. her ein und teilt die Insel in zwei Teile, die nur durch eine sehr schmale Meerung zusammenhängen. Die Risten sind in N. und O. wegen der Untiefen unzugänglich, im S. und W. hoch, steil und, weil die schmale Uferante mit großen Steinen bedeckt ist, ohne Landungsstelle. Nur an der Nordwestspitze Skoldnäs, wo das Kirchdorf Söby liegt, ist das Meer nicht nur tief, wie im S. und W., sondern auch die Anfahrt ohne Hindernisse. Bedeutender als die Stadt Ardsjöbäck oder Arrdestjöbäck mit 1578 E. ist der Flecken Rarstäl, mit einem Winterhofen von 2746 E., welche starke Frachtfahrt, Meereserei und Fischerei treiben. Im J. 1749 wurde die Insel an König Friedrich V. von Dänemark verkauft, gehörte dann zu Schleswig, wurde aber durch den Wiener Frieden von 1864 an Dänemark abgetreten. Nicht zu verwechseln ist A. mit der bei Schleswig verbliebenen Insel Karöe (s. d.) im Kleinen Belt.

Arrogation, f. unter Adoption.
Arrom (Cecilia de), span. Schriftstellerin, f. Caballero.

Arroundierung (Zurundung, Verkoppelung, Feldbereinigung, Konjolidation). Mancherlei Umstände, namentlich die durch unbeschränkte Teilbarkeit der Grundstücke hervorgerufenen Verwickelungen haben es im Laufe der Zeit dahin gebracht, daß in verschiedenen Ländern der landwirtschaftliche Grundbesitz häufig aus vielen zerstreuten, weit voneinander entlegenen, oft sehr kleinen Stücken besteht, die nur mit Mühe und großem Aufwand an Zeit und Kosten genutzt werden können und deshalb von verhältnismäßig geringem Werte sind. Eine solche Lage im Gemeindegemeinschaft oft die Befestigung des Flurzwanges (s. d.) und die Einführung einer rationalen Wirtschaftsmethode sehr schwierig oder unmöglich. Daher empfiehlt sich die gegenseitige Austausch der Grundstücke, die Zusammenlegung der einzelnen Parzellen eines Besitzers, die Arrounding des Grundbesitzes der sämtlichen ländlichen Eigentümer einer so zerstückten Gemeinde. Damit aber eine so nützliche Maßregel nicht durch den Widerspruch einzelner Besitzer verhindert werden könne, haben viele Staaten gesetzlich bestimmt, daß eine gewisse Majorität der Beteiligten (z. B. zwei Drittel der Besitzer, die mindestens auch zwei Drittel der Fläche repräsentieren) berechtigt sei, die A. zu verlangen (zu provozierten). Die vollständigste A. geht bis zu der Bildung isolierter geschlossener Höfe (in Bayern Vereinödung genannt). Abgesehen von besonders örtlichen Bedingungen, hat das dorfweise Zusammenwohnen seine Vorzüge in Hinsicht auf Sicherheit, erleichterte Arbeitsteilung, Kirchen- und Schulbesuch. Das Hofsystem dagegen zeichnet sich dadurch aus, daß es durch Wegfall von Entfernungen an Bewirtschaftungskosten, durch Wegfall von Flurwegen und Grenzen an Boden spart und daß es keinen Flurzwang, überhaupt keine Hinderung im Anbau der Grundstücke durch Nachbarn kennt (Re- und Entwässerungen, Verteilung von schädlichen Tieren und Unkrautern).

Wie die Arrounding des Privatbesitzes, so ist auch die A. des Staatsgebietes von großer Wichtigkeit. Hier kann oft eine kleine Erwerbung, die den natürlichen Zusammenhang herstellt, Unbequem-

lichkeiten beseitigt, die militärische Verteidigung, die Grenzberaumung, das Handelsystem begünstigt, von außerordentlichem Nutzen sein.

Arroundissement ist in Frankreich der Name für die Unterabteilungen der Departements; die Verwaltungsbehörde des A. ist die Unterpräfektur. In Paris werden die 20 Stadtbezirke als A. bezeichnet.

Arroffement (frz.) oder Arroffierung, d. i. Befestigung, Anfrischung, bezeichnet metaphorisch eine nachträgliche Zahlung, um den Ruhen einer früheren Zahlung zu sichern, z. B. wenn die Teilhaber an einer Aktienunternehmung bei Unzulänglichkeit des veranschlagten Kapitals noch etwas auf jede Aktie nachzahlen müssen. Für eine solche Arroffierung (Arroffierungsanleihen) gab sich unter andern die 1806 und 1809 in Österreich vorgenommene Finanzoperation aus, wonach die Inhaber von Staatsanleihe scheinen, um nicht ihr Forderungsberechtigt und den Zinsanspruch zu verlieren, einen verhältnismäßigen Nachschuß machen mußten, der aber mit verzinst wurde. In der neuern Zeit kommt der Ausdruck namentlich im bayr. Staatsschuldenwesen vor: 1848 wurde in Bayern eine sog. Arroffierungsanleihe aufgenommen, eine freiwillige 4prozentige Anleihe, bei welcher ein der Summe der baren Eingahlung gleicher Betrag in bis dahin 3½ prozentigen Obligationen geleistet werden konnte, die dann auf 4 Proz. erhöht wurden. Die bayr. Arroffierungsanleihe wurde 1850 in der Art fortgesetzt, daß für jedes bare Darlehn zu 4 Proz. dem Darlehser gleichzeitig der doppelte Betrag des selben in von ihm eingereichten ältern 3½ prozentigen Staatsobligationen in 4prozentige umgetauscht ward; von 1853—66 erfolgten weitere Fortsetzungen der Arroffierungsanleihe für den Eisenbahnbau.

Arrowroot (spr. Arrowrucht), auch Westindischer Salep, Pfeilwurzelmehl, ein feines Stärkemehl, in den Inseln und fast weichen Wurzelstöden einiger zur Gattung Maranta gehörenden Pflanzen, namentlich M. arundinacea, M. indica, M. nobilis, enthalten. Es kommt gegenwärtig nicht bloß von Westindien, sondern von den verschiedensten Punkten der Erde in den Handel. Auch das Kassa wa mehl von Manihot utilisima verkauft man zuweilen unter diesem Namen. Die häufigen Verfälschungen des A. durch anderes Stärkemehl erkennt man, indem man die Masse in Wasser auflöst. Ist eine Fälschung vorgegangen, so schwimmt der eigentümliche Geruch des A., und beim Erkalten erscheint die Substanz nicht gallertartig, sondern meist fleischartig. In Betreff seiner Verdaulichkeit und Nahrungsfähigkeit hat das A., das man entweder zur Herstellung feiner Speisen und Backwerke benutzt oder medizinisch verwendet, nichts vor der Reis- und Weizenstärke voraus.

Arrowsmith (Aaron), verdienter engl. Kartograph, geb. 14. Juli 1750 zu Winton in der Grafschaft Dorset, kam 1770 nach London und gründete dort einen Kartenverlag, der unter seiner Aufsicht zu hoher Blüte gelangte. Es gingen aus denselben über 130 Atlanten und größere Karten hervor, die sich durch eine bis dahin unerreichte Genauigkeit und Deutlichkeit des Stiches auszeichneten und namentlich für die Hydrographie bedeutenden Wert haben. Besondere Erwähnung verdient die Weltkarte nach Mercators Projektion (1790 und 1794), die er mit Erdkarten begleitet; die große Karte von Schottland (1807) und der General Atlas (1817). Nach seinem Tode erschien

von ihm eine Schrift „Geometrical projection of maps“ (Lond. 1825), in welcher er die Resultate seiner langjährigen Erfahrung niederlegte. Er starb in London 28. April 1823. — John A. Reffe des vorigen, geb. 28. April 1790 zu Winton, trat 1810 in das hessische Institut seines Oheims, das er nach seiner Tode übernahm. A. hat sich gleichfalls als Kartograph einen Namen erworben, unter anderm durch den „London Atlas of universal geography“ (1834—37) und durch die Karten zu politischen Reiseverweisen, wie zu Leichhardt's Expedition nach dem Innern Australiens (1841), Livingston's Untersuchungen im südl. Afrika (1857) u. a. A. hat 2. Mai 1873.

Arrogo de China, Stadt in der Argentinischen Republik, i. Concepcion del Uruguay.

Arro-Jaina, Inselgruppe des Indischen Archipels, i. Ara-Inseln.

Ars (lat.), die Kunst; A. angelica oder spirituum, sonst wie Magie.

Ars an der Mosel (Ars-sur-Moselle), Stadt im Landkreis Gorze des reichsländischen Bezirks Saarbrücken, liegt an der Mündung der Moselle in die Mosel und an der Eisenbahn Metz-Bayon, 9 km südwestlich der Stadt Metz und 6 km südwestlich des Forts Brion. Friedrich Karl, i. d. E. eines Landgrafen, enthält mehrere bedeutende Eisenwerke, Maschinen- und Papierfabriken und zählt 1870 5700 fast ausschließlich lat. E. Südlich von A. nach Jouy-aux-Arches hin, finden sich Überreste einer unter Trajan erbauten röm. Wasserleitung, von der jetzt noch 18 Pfeiler mit Bogen verstanden sind. In der Nähe von A., im Thale der Mosel und nördlich der Stadt an dem Abhänge des Fels de Baur, sind reiche Eisengruben, in welche von A. aus eine Betriebs-Eisenbahn und eine zur Reiseführende Zugbahn angelegt wurden. Südlich der Einschließung der Festung Metz im J. 1870 bildete A. einen wichtigen Stützpunkt für die Centrallinie des deutschen Heers. In den Schlachten von Mars-la-Tour (16. Aug. 1870) und Gravelotte (18. Aug. 1870) bildete das nördlich von A. folgende Bois de Baur die Anlehnung des rechten Flügels der Deutschen, speziell der Ersten Armee.

Ars, ein von den Kirgisen und Kaschiren aus getrockneter Stutenmilch bereiteter und raffinierter Sauremilch, i. Kumik.

Artabanus ist der Name der Könige des Parthischen Reichs, das 256 v. Chr. durch Arsaces I. begründet ward, indem derselbe die Landschaft Parthien (s. d.) von der Herrschaft der Seleuciden befreite und das günstig gelegene Hefatompylos oder Agat zur Hauptstadt seines Reichs erhob. Er verstarb im J. 253 v. Chr. auf seinen Bruder Artabanus II. Tiribates, welcher ihn bei seiner Empörung unterstützte hatte. Dieser, der eigentliche Gründer der parth. Macht, befestigte sie gegen Syrien 28 durch seine Siege über Seleucus Kallinikos und das 216. Ihm folgten Arsaces III. Artabanus I. (gest. 196), Arsaces IV. Phriapatius (gest. 181) und Arsaces V. Phraates I. (gest. 144), worauf im letzten theokratischer Bruder Arsaces VI. Artabanus I. zur Regierung gelangte, welcher alle Länder zwischen Indus und Euphrat seiner Herrschaft unterwarf, das Parthische Reich zu einem Glanz erhob und als der bedeutendste unter den 136 Jahr. Sein Sohn Arsaces VII. Vologases I. (gest. 127) nahm Babylon (133) ein und krönte durch seinen Sieg über Antiochos E-

detes (131) das Parthische Reich auf immer von den Angriffen der Syr. Könige. Dagegen beginnen um diese Zeit die Kriege mit den Romabenvölkern des Innern Asiens, welche erst durch wiederholte Siege Arsaces IX. Mithridates' II. (gest. 87), mit dem Weinamen des Großen, beendet wurden. Letzterer erhielt jedoch im Westen einen neuen mächtigen Rivalen an Tigranes I., König von Armenien; auch kam er 92 zum erstenmal mit den Römern in Berührung. Nach dem Untergange des Reichs von Pontus (69), während der Regierung des Arsaces XII. Phraates III., wurden die Parther und Römer Grenznachbarn, was nun zu wiederholten Kämpfen zwischen beiden Nationen Veranlassung bot. Der erste röm.-parth. Krieg wurde 53 v. Chr. von Arsaces XIV. Orodes I. (gest. 37 v. Chr.) gegen Crassus geführt, welcher bei Carrhae Schlacht und Leben verlor; bald folgte diesem ein zweiter zwischen Arsaces XV. Phraates IV. (gest. 4 n. Chr.) und Antonius. Unter den spätern A. hatte Arsaces XXIII. Vologases I. (gest. 90) 66—64 n. Chr. wegen Armenien einen mißlichen Krieg mit den Römern zu führen. Arsaces XXV. Chosroes I. (gest. 121) verlor infolge unglücklicher Kämpfe gegen Kaiser Trajan (115 und 116) Mesopotamien und Assyrien, welche Länder er jedoch bereits 117 unter Haborian wiedererlangte. Arsaces XXVI. Vologases II. (gest. 192) und Arsaces XXVIII. Vologases III. (206—9) führten ebenfalls unglückliche Kriege mit den Römern, ersterer mit Q. Verus, letzterer mit Severus. Der letzte A., Arsaces XXIX. Artabanus IV., wurde durch Artazeres (Arbelschir), den Stammvater der Sassaniden, 226 n. Chr. vom Throne gestürzt und das Parthische Reich, an dessen Stelle nun das zweite Artaxersche trat, damit vernichtet. Es existieren wenig Quellen über die Geschichte der A., vieles ist dunkel, selbst die Chronologie. Mit diesen A. sind nicht zu verwechseln die minder bekannten A. Armeniens, die von den parthischen abstammen. Vgl. Bailant, „Arsacidarum imperium“ (2 Bde., Par. 1725); Longpérier, „Sur les monnaies des rois Arsacides“ (Par. 1854); Schneiderwirth, „Die Parther oder das Reupar. Reich unter den A.“ (Heiligenf. 1874).

Arsamas, Kreisstadt und bedeutender Fabrikort im russ. Gouvernement Nishnij-Nomgorod, 110 km im S. von Nishnij-Nomgorod, am rechten Ufer der Tjesa, hat 34 steinerne Kirchen, 4 Klöster, anscheinliche Gerbereien, Seifensiedereien, Leinwandfabriken, Wachsbleichen, Ziegelhütten und beträchtlichen Handel mit Leber, Leinwandwaren und Schafellen und zählt 11887 E. Das Alexejewski-Kloster, vom Zaren Michael Feodorowitsch gestiftet, bildet eine kleine Stadt für sich mit drei Kirchen. Die Nonnen dieses Klosters sind berühmt wegen ihrer Gold- und Silberstickereien für geistliche Gewänder, die bis Konstantinopel, Jerusalem und China ausgeführt werden. Die Kathedrale von A. ist 1812—41 für 800000 Silberrubel nach dem Muster der Jsaakirche von Kaufleuten der Stadt erbaut, die Gemälde der Silberwand im altruss. Stil, die Fresken nach westeurop. Vorbildern von einheimischen Leibeigenen ausgeführt. Bemerkenswert ist ferner die vom Akademiker Stupin 1800 gestiftete Malerschule, die fast ganz Rußland mit Heiligenbildern versorgt. In der Nähe der Stadt liegt das dem Fürsten Sotilow gehörige Dorf Wisenka, welches berühmte Schußfabrikation hat und dessen reiche Bauern großartige Handelsgeschäfte

treiben. Auch liegen im Kreise A. die Dörfer Krašnoj: Selo und Mostresndl, in erstem werden Filzhüte und Filzbeden in großer Menge gefertigt; in letztem befindet sich eine Glashütte und eine Papierfabrik.

Arschin, die russ. Elle, eingetheilt in 16 Verschoť, ein Maß von 28 russ. oder engl. Zoll. 1 A. = 0,7113 m. — A. wurde auch das frühere bis zum 1. (13.) März 1874 gesetzlich gültig turt. Ellenmaß, der Halsebi oder Bit Halsebi (d. h. Bit von Aleppo), genannt, welcher = 27 engl. Zoll oder $\frac{1}{4}$ engl. Yards = 0,6858 m = 0,6849 russische A. Ferner heißt A. auch das pers. Ellenmaß (meist Gōš [Guz] oder Gers genannt), welches 42 engl. Zoll = 1,066 m groß ist.

Arschot oder Aerschot, Stadt in der belg. Provinz Brabant, an der Demer und an der Eisenbahn Cassel-Landen, die hier nach Tilburg und Charleroi abzweigt, hat eine alte Kirche und Überreste alter Befestigungen und zählt 4400 E., die Spinnfabriken und Brauereien unterhalten. A. war im Mittelalter eine Baronie, die 1533 von Karl V. zum Herzogtum erhoben und an die Grafen von Croq verlehnt wurde. Nach dem Aussterben derselben 1612 kam A. an die Reichsfürsten (später Herzoge) von Arenberg (s. d.).

Arsen, Arsenit, Fliegenstein, Scherbenobalt, Cobaltum (chem. Zeichen = As; Atomgewicht = 75); ein zu den Metalloiden gezählter einfacher Körper, welcher der Reihe Stickschwefel, Phosphor, A., Antimon angehört und einerseits viele Eigenschaften des Phosphors theilt, andererseits aber dem Antimon sehr ähnlich ist. Es kommt in der Natur gebiegen vor, namentlich auf Gängen im trochilischen Schiefer- und Übergangsgelände, häufiger aber in Verbindung mit Schwefel oder Sauerstoff und andern Körpern. Die wichtigsten Arsenitarten sind Arsenit, Mispickel, Gistit, Arsen-Schwefel-Feisen FeAsS und Arsenitallit, Arsenit-Feisen von der Zusammensetzung FeAs und Fe_2As_3 . Außerdem ist es Bestandteil einer großen Anzahl von Mineralen, die jedoch für die Arsenindustrie von keinem Belang sind, und findet sich endlich, allerdings in nur unmerklich kleinen Mengen, ungemein verbreitet, viel mehr als man dies früher angenommen hat. So hat man es in sehr vielen natürlichen Mineralwässern und den sich daraus abscheidenden Niederschlägen, in der Asertrume, im Kalksclamm, in Steintohlen, ja selbst in manchen Pflanzen nachgewiesen; fast alle Schwefelsteine enthalten A., aus diesen geht es in die daraus dargestellte Schwefelsäure über und durch letztere, wenn sie nicht durch ein umständliches Verfahren gereinigt wurde, in alle direkt oder indirekt daraus dargestellten Fabrikate; da Arsenik säure sehr vielstark (wiewohl nicht immer) zur Zabrilation der Anilinfarben (s. d.) gebraucht wird, so ist bei deren Verwendung zum Färben von Nahrungsmitteln Vorsicht geboten. Das A. des Handels ist entweder gebiegen oder aus Arsenit und Arsenitallit durch starke Erhitzung abgeschieden, wobei ersterer Einfach-Schwefelstein, letzterer Einfach-Arsenit zurückläßt. Bei der vorzugsweise in Reichenstein in Schölen ausgeführten Zabrilation wird das Erz in thönernen, 60–70 cm langen, 13–18 cm weiten, am hintern Ende geschlossenen Röhren, die zu 20–26 Stüd horizontal in einen Ofen gelagert sind und durch ein gemeinschaftliches Feuer erhitzt werden, stark glühend; in den vordern,

aus der Ofenwandung hervorragenden Teil der Röhre wird ein spirallig gebogenes Stüd Eisenblech geschoben und dann eine thönerne Vorlage angefügt, deren Stoßfuge mit Lehm verchlörmt wird. Nach zehnstündigem Feuern ist die Zabrilation beendet, das A. findet sich dann theils als bläulich weiß trochilallitische Masse an der Oberfläche des Eisenblechs verdrängt und wird durch Aufrollen und Abpochen losgelöst, zum Teil als grauschwarzes Pulver an der äußern Wandung der Röhre oder in der Vorlage; nur das trochilallitische A. wird in der Handel gebracht, das Pulver wird der nächsten Beschickung beigelegt. Die 26 Röhren eines Ofens fassen etwa 250 kg Erz und liefern durchschnittlich 50 kg A. Das reine A. tritt in verschiedenen Modifikationen auf. Bei der Sublimation erhält man dasselbe, wenn die Dämpfe nicht weiter unter der Dampfbildungstemperatur verdrängt werden, als bläulich weiß, trochilallitische oder rhomboedrische trochilallitische Masse von 5,26 spezifischem Gewicht, läßt man A. in einem Strom eines indifferenten Gases, wie Wasserstoff, in einem Rohre verdamfen, so scheidet sich an der erhitzten Stelle zunächst etwas trochilallisiertes A. ab, in etwas weiterer Entfernung lagert sich glasglänzendes, schwarzes, amorphes A. als kompakte Schicht von 4,71 spezifischem Gewicht ab, in dem kältesten Teil der Röhre findet sich dann noch A. in Form eines grauen Pulvers von 4,71 spezifischem Gewicht, welches mikroskopisch als aus kleinen, reißensförmig zusammenhängenden Körperchen bestehend erscheint; es ist wohl wohl scheinlich, daß das graue Pulver und das schwarze amorphe A. identisch sind, beide gehen, wenn man auf eine Temperatur von 360° C. erhitzt, merkwürdlich unter starker Wärmeentwicklung in gewöhnliches trochilallitisches A. über. Der Arsenitdampf gelbe Farbe, eigentümlich knoblauchartigen Geruch (charakteristisches Erkennungsmittel) und 10 spezifisches Gewicht. Unter gewöhnlichem Druck verdampt es, ohne zu schmelzen, unter starker Druck wird es in hoher Temperatur flüchtig. A. seuchter Luft oxydirt sich A., das trochilallitische rascher als das schwarze amorphe, und überzieht sich dabei mit einer grauen Schicht von sog. Arsenisuboxyd, in trodener Luft kann es auf 80–90° erwärmt werden, ohne sich zu verändern, in höherer Temperatur verbrennt es zu arseniger Säure, es sich in Form eines weißen, trochilallitischen, leuchtigen Beschlag an kaltern Stellen ablagert in Sauerstoff verbrennt es unter lebhafter Lichterscheinung. Im gepulverten Zustande in Sclorg eingetragenen entzündet es sich, ohne erwärmt zu sein, und verbrennt zu Chlorarsen. Salzsäure oxydirt es zu arseniger und Arsenikschwefelsäure bildet bei hoher Temperatur Arsenisäure und Schwefelsäure; von schmelzenden Saltsüßbraten wird es unter Wasserstoffentwicklung zu Arseniklaurem Kali oxydirt; mit schmelzendem Salpeter verpufft es; Gemenge von A. und chlorsäurem Kali betonieren durch Stok. Es löst sich jettzen Olen beim Erwärmen, ist in Alkohol und A. unlöslich. Das A. Atomgewicht des A. 75, 1 Molekulargewicht aber 300 ist, so enthält ein Molekül demnach 4 Atome A.; A. ist sänfwerthig.

Bezüglich der Arsen-Verbindungen ist nächst zu bemerken, daß A. in den meisten seiner Verbindungen dem Antimon äußerst ähnlich wie dieses bildet es zwei Reihen von Verbindungen, die eine, in der alle fünf Affinitäten des

gesättigt sind, die andere, in der nur drei Bestandtheileisenheiten gesättigt sind.

Arsenige Säure, weicht Arsenit, Nat. tengit, $\text{Aeldum arsenicosum As}_2\text{O}_3$, das Anhydrid der für sich nicht darstellbaren Säure $\text{As}(\text{OH})_3$, wird gewonnen durch Rösten von Arsenfelsen und arsen A. enthaltenden Kiesen und mancherlei Fälschungsprodukten unter Luftzutritt, wobei das A. zu der bei 185° flüchtigen arsenigen Säure verbrennt, die Dämpfe werden in Kondensationsröhre, Gestränge, geleitet, in denen sich zunächst unreine Arsenigsäure als graues Gistmehl verdichtet, welches durch Sublimation gereinigt wird und dann zum Teil Arsenias, zum Teil weißes Arsenmehl liefert. Die Abdröhung von Arsenitalien erfolgt in Ruffelosen oder Flammöfen, die an vielen Orten durch direkte Feuerung, an andern durch Gasfeuerung geheizt werden; dieselben sind durch einen Kanal mit den Kondensationsräumen verbunden. Letztere bestehen aus mehreren gemauerten Kammern, von denen die erste mit dem Röstlofen, die letzte mit dem Schornstein kommuniziert. Je stärker der Zug hier ist, um so rascher wird der Dampf verdichtet, da damit einer Erwärmung der Kammern vorgebeugt wird; zugleich wird das Arsenmehl feiner, bei hoher Temperatur der Kammern können Kristalle gebildet werden. Um einem Entweichen des Dampfes vorzubeugen, sollte zwischen der letzten Kammer und dem Schornstein stets ein nasser Kondensator eingeschaltet werden, was aber wegen der daraus erwachsenden höhern Betriebskosten selten geschieht. Die Sublimation erfolgt in der Regel in einem vom Feuer bespaltenen Kessel von 75 cm Tiefe und 60 cm Breite, welcher 225 kg Gistmehl faßt; auf diesen Kessel sind, außerhalb des Bereichs der Feuerung, drei cylindrische eiserne Ringe von 70 cm Höhe gestellt, und von diesen kommuniziert der oberste mittelst eines trichterförmigen Fortsatzes mit einem Kondensationskammerstern, in dessen erste Kammer die Ableitungen einer Anzahl von Sublimationskesseln münden. Die Sublimation dauert etwa 12 Stunden. Nach Ablauf derselben läßt man die Kessel erkalten und nimmt die cylindrischen Ringe ab, deren innere Wandung dann mit einer dünnen Schicht von glasartig durchsichtiger, amorpher arseniger Säure bedeckt ist, während sich in den Kondensationsräumen der Rest in Form eines weichen, aus mikroskopischen Octaedern und Tetraedern bestehenden Mehls findet; bei richtig geleiteter Operation, bei der es darauf ankommt, eine zu starke Erhitzung der Aufsprünge zu verhüten, erhält man durchschnittlich etwa 90 Proz. Arseniasglas und 10 Proz. Mehl. Die kryallisierte arsenige Säure ist dimorph, sie tritt in den Formen des regulären Systems, Octaeder, Tetraeder, außerdem aber auch in rhombischen Prismen auf. Das amorphe Glas erhält sich, wenn es unter Wasser oder Spiritus aufbewahrt wird, lange Zeit unverändert, an der Luft verliert es zuerst an der Außenfläche, allmählich nach innen fortschreitend seine durchsichtige Beschaffenheit und wird porzellanweiß, indem es aus dem amorphen in den kryallisierten Zustand übergeht; mit dieser Umwandlung geht eine Veränderung mehrerer Eigenschaften Hand in Hand. Das spezifische Gewicht der amorphen Säure ist 3,733, das der kryallisierten 3,808, die amorphe Säure ist in 25 Theilen kaltem Wasser löslich, die kryallisierte erfordert 80 Theile Wasser

zur Lösung. Die amorphe Säure geht in Lösungen sehr leicht in den kryallisierten Zustand über, so z. B. beim bloßen Kochen; stellt man eine heisse wässrige Lösung unter Zusatz von etwas Salzsäure her und läßt sie in einem dunkeln Raume erkalten, so bemerkt man bei dem Anziehen der Kryallalle fortbauende Lichtemidungelung. Die wässrige Lösung reagiert deutlich sauer und hat einen süßlichen Geschmack.

In verdünnten Säuren ist die arsenige Säure leichter löslich als in Wasser; beim Kochen mit Salpetersäure wird sie in Arsenäure verwandelt. Erhitzt man arsenige Säure mit Oxantialium oder leitet man ihren Dampf in einem Glasrohr über ein Stüchchen glühender Kohle, so wird sie reduziert, und es scheidet sich schwarzes glänzendes A. als Belag an der Wandung ab (Erkennungsmittel). Ebenfalls wird ihr beim Erhitzen mit Schwefel, Phosphor, Natrium, Zink sowie durch Wasserstoff und Kohlenoxyd der Sauerstoff entzogen. Schwefelwasserstoff bringt in der sauren wässrigen Lösung einen citrongelben Niederschlag hervor, der in Schwefelammonium löslich ist; metallisches Zink scheidet aus der sauren Lösung A. ab, während sich zugleich Arsenwasserstoff entwickelt, durch dessen Verhalten die geringsten Spuren nachgewiesen werden können.

In der Medisin wird arsenige Säure bisweilen angewendet, entweder in Form von Pillen, Pulvern oder als Lösung ihres Kalisalzes, Liquor Kali arsenicosi, Fowler'sche Tropfen; letztere werden bereitet, indem man 1 Teil arsenige Säure mit 1 Teil kohlenfaurem Kali mischt und nach Zusatz von 1 Teil Wasser kocht, bis eine vollständige Lösung erfolgt. Nach dem Erkalten wird noch so viel Wasser zugefügt, daß das Gesamtgewicht der Flüssigkeit die Fufache Menge der angewendeten arsenigen Säure beträgt. Bei der Verwendung der arsenigen Säure ist mit größter Vorsicht zu verfahren, da sie zu den stärksten Giften gehört. Unter Umständen bewirken schon Dosen von 0,005 g den Tod, eine Gabe von 0,30—0,35 g ist fast immer tödlich; die höchste Gesamtdosis, welche vom Arzt verordnet werden darf, beträgt 0,10 g in 24 Stunden. Es kann jedoch der Organismus sich an dieses Gift in höherer Weise als an irgendein anderes gewöhnen, wenn dasselbe in kleinen Mengen anfangend dauernd gebraucht wird; so sollen manche der gewohnheitsmäßigen Arsenikesser (s. d.), deren es namentlich unter Gebirgsbewohnern manche gibt, täglich bis zu 0,25 g arsenige Säure konsumieren. Tieren erteilt eine geringe Menge arsenige Säure ein glattes Haar und belebten Bild, weshalb sie von Kochtäuchern häufig gebraucht wird; auch soll sie die Nahrungsfähigkeit der Tiere verbessern, und es ist empfohlen worden, den Masttieren täglich arsenige Säure zu reichen, doch ist ein solches Vorgehen im höchsten Grade unerwünscht, da man nicht weiß, wie viel von dem Gifte im Organismus zurückgehalten wird und inwiefern das Fleisch solcher Tiere gesundheitsgefährlich ist. Es liegt in dieser Richtung nur eine Beobachtung von Sonnenknein vor, welcher das Fleisch einer Kuh untersuchte, die in sechs Monaten angeblich 506 g arsenige Säure getroffen hatte; das Fleisch dieser Kuh enthielt so wenig arsenige Säure, daß eine Gefahr beim Genusse desselben allerdings nicht zu befürchten stand; doch hielt dieser vorsichtige Beobachter damit den Gegenstand durchaus nicht für erledigt, sondern

«eingehender sanitätlicher Erwägung bedürftig und Wiederholung für mündend». Die Verabreichung von arseniger Säure an Masttiere sollte daher durchaus nicht gebühert, die an Wüchtere aber mit schweren Strafen belegt werden, da der Übergang des Giftes in die Milch im höchsten Grade wahrscheinlich ist. Bei eingetretener Arsenikvergiftung ist ein Gemisch von Eisenoxydhydrat und gebrannter Magnesia das wirksamste Gegenmittel. (S. Arsenikvergiftung.)

Die Salze der arsenigen Säure leiten sich teils von dem Hydrat $As(OH)_3$, teils von Anhydriden $AsO(OH)$ und $As_2O_3(OH)$, ab. Die Kalium-, Natrium- und Ammoniumsalze sind leicht löslich und kristallisierbar, die meisten übrigen unlöslich; alle werden durch verdünnte Säuren, die löslichen sogar durch Kohlenensäure leicht zerlegt; beim Erwärmen mit saurem weinsäurem Kali entsteht eine kristallisierbare, dem Brechstein der Antimonreihe entsprechende Verbindung.

Arsensäure $AsO(OH)_3$ entsteht beim Kochen von arseniger Säure mit Salpetersäure und verbleibt beim Verdampfen als sirupöse Flüssigkeit, die bei starker Kälte zu in Wasser äußerst löslichen, zerfließlichen Kristallen erstarrt. Wird Arsensäure auf 140° erwärmt, so treten aus 2 Molekülen die Elemente von 1 Molekül Wasser aus, und es entsteht Pyroarsensäure $As_2O_3(OH)_2$; wird diese auf 200° erwärmt, so geht sie in Metaarsensäure $AsO_2(OH)$ über; endlich bei Rotglut findet weitere Anhydridbildung statt, es bleibt Arsensäure: Anhydrid As_2O_3 zurück. In ihrem allgemeinen Verhalten sind die verschiedenen Arsensäuren der arsenigen Säure gleich; ihre Lösungen werden durch Schwefelwasserstoff und durch schweflige Säure in arsenige Säure verwandelt, daher ist anhaltendes Einleiten von Schwefelwasserstoff erforderlich, ehe Schwefelarsen gefällt wird. Die Arsensäure ist eine starke Säure, sie zerlegt nicht allein kohlensäure Salze, sondern treibt beim Erhitzen alle flüchtigen Säuren aus. Die Salze der Arsensäure zeigen viele Analogien mit den phosphorsäuren Salzen.

Arsenchlorid $AsCl_3$ entsteht, indem man pulverförmiges Arsen in eine mit Chlorgas gefüllte Glaschale wirft, unter Feuererscheinung; zur Darstellung leitet man in eine mit großströmigem Arsen gefüllte tubulierte Retorte Chlorgas, wodurch erstere in flüssiges Arsenchlorid verwandelt wird; dieses wird destilliert, ehe noch alles Arsen verschwunden ist, um die Verbindung frei von ungebundenem Chlor zu erhalten. Es ist eine farblose ölige Flüssigkeit von 2,3 spez. Gewicht, siedet bei 134° C., mischt sich mit Wasser, Alkohol, Äther, beim Erwärmen mit Wasser zerlegt es sich in arsenige Säure und Chlorwasserstoff. Das der Antimonverbindung entsprechende Zinnchlorid kristallisiert nicht.

Die Verbindungen des Arsen mit Schwefel sind: Arsensulfur As_2S_3 , Realgar, Sandarach, Arsenrubin, Kauschrot, rotes Arsen glas. Diese prachtvoll rote glasige Verbindung wird meist dargestellt durch Erhitzen von Arsenblei mit Schwefelblei in thönernen Röhren von gleicher Beschaffenheit wie die zur Gewinnung des reinen Arsenischen, wobei der Realgar sich in den Vorlagen sammelt. Nach dem Erkalten erwärmt man die Vorlagen bis zum Schmelzen des Realgars, gießt die Gesamtmenge desselben, um ein homogenes Produkt zu erhalten, in einen erwärmten eisernen Kessel und fügt je nach der beabsichtigten Farbnuance

entweder Schwefel oder gebiegenes Arsen zu. (S. Realgar.) Das Arsentrisulfid As_2S_3 , kauschrot, gelb, Oxyment, Kuripigment, gelbes Arsen glas kommt als Mineral (s. Kuripigment) vor und entsteht bei der Zerlegung von arseniger Säure durch Schwefelwasserstoff als gelbes Niederschlag. Das technisch dargestellte Produkt ist wesentlich eine durch Dreifach-Schwefelars gelb gefärbte arsenige Säure und wird erhalten indem man beim Raschieren der arsenigen Säure 2–5 Prozent Schwefel zufügt. Arsentrisulfid enthält sich Schwefelsäuren gegenüber wie eine Säure und bildet Salze, Sulfarsenite, die sich noch für sich nicht darstellbaren Säuren $As(SH)_3$ u. $As_2S(SH)_2$ ableiten lassen. Arsenpersulfid As_2S_5 entsteht als gelbe glasige Masse beim Zusammenschmelzen von Trisulfid mit Schwefel in geeigneten Verhältnissen, ist unzerlegt unlöslich und gibt Sulfosäuren, die den verschiedenen Arsensäuren entsprechen, in denen der Sauerstoff durch Schwefel ersetzt ist. Die Salze dieser Säuren werden Sulfarseniate genannt.

Arsenwasserstoff AsH_3 , farbloses Gas, welches bei -40° flüssig wird, wird in reinem Zustand durch Zerlegung von Arsenmit (erhalten durch Zusammenschmelzen gleicher Teile Zinn und Arsen) verdünnter Schwefelsäure dargestellt. Es wird beim Einatmen im höchsten Grade giftig. Im Wasserstoff verdünnten Zustande erhält man, wenn irgendeine lösliche Arsenverbindung zu einem Wasserstoff entweichenden Gemisch von Zinn u. verdünnter Schwefelsäure gebracht wird. Wenn man Wasserstoffgas, dem nur die geringsten Mengen von Arsenwasserstoff beigemischt sind, durch an einer Stelle zum Glühen erhitztes Glasrohr, bildet sich hinter der glühenden Stelle ein schwarzer spiegelglänzender Belag von metallischem Arsen; bei Entzündung brennt das Gas mit bläulichweißer Flamme. In die Flamme gebrachte kalte Gegenstände, am besten weiße Porzellanschälchen, bedecken sich an der Berührungsstelle mit schwarzen glänzenden Flecken; das Gas, in eine Lösung von salpetersaurem Silber geleitet, bringt einen Niederschlag von metallischem Silber hervor, während arser Säure in Lösung bleibt. Im wesentlichen dasselbe Verhalten zeigt Antimonwasserstoff (s. unter Antimonverbindungen); doch lassen sich beide leicht und sicher durch folgende Hauptreaktionen voneinander unterscheiden:

Man erhitzt den im Glasrohr gebildeten Spiegel mit einer kleinen Flamme; bestand derselbe aus Arsen, so ist ein Knoblauchgeruch deutlich wahrnehmbar, während sich in der Röhre ein weißer Schlag bildet, der bei der Betrachtung mit der Lupe namentlich im Sonnenlicht, glänzende Krossflächen erkennen lässt; ein Antimonspiegel gibt gegen keinen Geruch und bildet bei vorsichtigem Erhitzen, ohne sich zu verflüchtigen, kleine metallische Augeln. Arsenblei löst sich sofort in wässrigem salpetersaurem Natron (das aber kein freies Arsen enthält darf); Antimonblei bleiben dagegen unverändert. Bedeckt man einen im Porzellschälchen gewonnenen Spiegel mit einem Tropfen konzentrierter Salpetersäure und lässt denselben bei ganz gelinder Wärme zur Trockne verdampfen, so verbleibt ein weißer Rückstand; auf diesen bedeckt man mit einem Glasstabe ein Tröpfchen Lösung von salpetersaurem Silber und hält dasselbe dann eine Zeitlang über die Öffnung.

mit konzentriertem Ammoniak gefüllten Flasche; bei Gegenwart von A. tritt entweder gelbe oder weiß rotbraune Färbung ein; bestand dagegen der Niederschlag aus Antimon, so färbt sich die Stelle schwarz. Hat man das Gas durch eine Lösung von salpetersaurem Silber geleitet und einen dunkeln Niederschlag erhalten, so ist alles Antimon als Antimon-arsenat gefällt; arsenige Säure bleibt dagegen in der Lösung. Um letztere nachzuweisen, teilt man die Flüssigkeit in zwei Hälften, die eine Hälfte versetzt man mit Ammoniak, wodurch ein gelber Niederschlag von arsenigsaurem Silber entsteht, die andere Hälfte versetzt man mit Kochsalzlösung, bis alles Silber als weißes Chlor Silber gefällt ist, und leitet Schwefelwasserstoff ein, wodurch ein gelber Niederschlag von Schwefelarsen entsteht, der in Ammoniak, kochensaurem Ammoniak und Schwefelammonium leicht löslich ist. Das Verhalten des Arsenwasserstoffs dient zur Ermittlung und Nachweisung des A. in Vergiftungsfällen (das sog. Marsh'sche Verfahren); die Bildung des Metallsiegels und sein Verhalten gegen Reagentien ist der entscheidende Beweis für die Anwesenheit des A., und die Reaktion ist so empfindlich, daß sie nach Otto noch eintritt, wenn nur $\frac{1}{100000}$ eines Gramms arseniger Säure zugegen ist.

Die technischen Verwendungen des A. und seiner Verbindungen sind sehr mannigfaltig. Ein wenig A. verleiht den Kupferinnlegierungen hohen Glanz und starke Politurfähigkeit. Man hat es daher dem Spiegelmessing, wie es zu Teleskopspiegeln u. s. w. gebraucht wird, zugelegt. Bei der Schmelzfabrikation wird A. dem Blei zugelegt, weil diese Legierung dann leichter völlig runde Körner gibt. Von den Schwefelverbindungen des A. wendet man das Arseniulfür (Realgar) zur Bereitung eines mit intensiv weißem Lichte brennenden Feuerwerkes und als rote Malerfarbe an. Das Auripigment ist in einer gelben Malerfarbe enthalten. Die arsenige Säure findet Anwendung bei der Färbung des Email, welches durch Zusammenschmelzen eines bleiorghaltigen Glases mit Zinnorgh, Antimonorgh oder arseniger Säure erhalten und zum Überzuge mancher Gegenstände, z. B. der kupfernen Zifferblätter der Uhren, benutzt wird. Beim Glaschmelzen setzt man arsenige Säure zu, um löbliche Substanzen zu verbrennen und das Glas zu klären. Ferner wird die arsenige Säure als Mittel gegen die Fäulnis animalischer und vegetabilischer Stoffe gebraucht, z. B. zur Konservierung der Tierhälften in zoologischen Sammlungen und zur Imprägnierung von Bauholz. Auch dient sie als Gift gegen schädliche Tiere und als Heilmittel. Außerdem liefern einige Arsenverbindungen sehr prächtige und dauerhafte Farben, die jedoch sehr giftig zu sein pflegen, aber leider äußerst giftig sind. Zu den gebräuchlichsten Farben dieser Art gehören: Scheele'sches Grün (arsenigsaures Kupferorgh), Schweinfurter Grün (eine Verbindung von arsenigsaurem mit essigsaurem Kupferorgh) und die schon erwähnten Schwefelverbindungen Auripigment und Realgar. Insbesondere werden die beiden ersten häufig zum Anstreichen und Malen der Wohnzimmer sowie zur Tapetenabreibung verwendet und finden sich überhaupt in den meisten grünen Farben, die man im Handel führt, so im Schwedisch-, Wiener-, Mineral- und Berggrün.

Auf die außerordentliche Gefährlichkeit nicht allein der Fabrikation solcher arsenhaltiger farbiger

Stoffe, sondern auch des Aufenthalts in Räumen, die mit dergleichen Farben ausge malt oder tapeziert sind, ist wiederholt, doch mit nur geringem Erfolg aufmerksam gemacht worden. Man hat gegen die Warnung eingewendet, daß die Arsenfarben, wären sie nur auf der Wand oder den Tapeten gehörig dekontaminiert, die Atmosphäre der Zimmer nicht vergiften könnten. Indes wurden zahlreiche und unumwandelte Arsenvergiftungen infolge der Anwendung jener Farben in Zimmern nachgewiesen, und die Chemiker haben die Anwesenheit von giftigen Arsenverbindungen, namentlich Arsenwasserstoff, in der Luft also desorierteter Zimmer unumwandelbar konstatiert. Schon in geringsten Mengen des Zimmerraumes, bei dessen Ansammlung man sorgfältig vermeidet, die Wände selbst zu berühren, ist die Gegenwart des Arsenstaubes nachgewiesen worden. Doch nicht bloß in grauen Farben findet sich Arsenit, sondern auch in manchen andern, besonders in grauen Farben, die durch Mischung mit arsenhaltigem Grün hergestellt werden. Noch gefährlicher aber ist die Verwendung der Arsenfarben zu manchen andern Zwecken, z. B. zum Bemalen von Kinderwägen, zum Färben und Truden der Kleiderstoffe, besonders der zu Ballkleidern gebrauchten Tüllstoffe. Auf einem Stuch dieses Zeugs, welches etwa 1 g wiegt, kann man 20–25 cg Arsenitfarbe finden, die nur sehr lose darauf befestigt ist, so daß schon Heben oder Aufstehen in saltem Wasser die Farbe gänzlich abblät. Ähnlich ist es bei den schönen grünen Blättern der künstlichen Blumen. Auch bei der Herstellung grüner Wachstereyen verwendet man Arsenitfarbe. Darin fand in 90 Teilen grünen Wachses 1 Teil arsenige Säure, die also bei der Verbrennung sich im Zimmer verbreiten muß. Sogar bei der Verteilung geordneter Indermaten hat man sich gewöhnlich der Arsenitfarben bedient. (S. Arsenitvergiftung.)

Arzenal, Zeughaus, ist ein Gebäude, in welchem die Vorräte an Kriegsmaterial, namentlich Geschütze, Handwaffen, Juwelen und sämtliche Ausrüstungsgegenstände aufbewahrt werden. Man unterscheidet Land- und Seearsenale, je nachdem sie für die Armee oder die Flotte bestimmt sind. Meist werden die großen Herkstätten, Geschützkammern u. s. w. mit dem A. vermist, die für die Marine mit ihren Etablissements (Werften, Reppschlößereien u. s. w.) in Kriegshäfen angelegt.

Arsenchlorid, f. unter Arsen (Verbindungen).

Arsenisen, f. unter Arsen.

Arsenigglas, f. unter Arsen (Verbindungen).

Arsenige Säure und arsenigsaure Salze, f. unter Arsen (Verbindungen).

Arsenit, f. Arsen; weicher A. wird die arsenige Säure genannt, f. unter Arsen (Verbindungen).

Arsenitfallen, f. unter Arsen.

Arsenitalkali, f. unter Arsen.

Arsenikesser. Obwohl das Arsen in fast allen seinen chem. Verbindungen ein sehr heftiges Gift ist, können doch kräftige Personen selbst den oft wiederholten Genuß desselben ertragen, wenn es in sehr kleinen Mengen eingeatmet wird, und in Steiermark, Salzburg und Tirol ist sogar die A. sitte, Arsenit zu rauchen, ziemlich verbreitet. Die A. nehmen den weichen Arsenit (Sedri, Hydri, Güttenrauch) einmalig wöchentlich nuchtern in sehr kleinen Mengen und streifen dann allmählich die Gabe, wenn das Gut in der gewöhnlichen Dosis nicht mehr wirkt.

So kommen einige bis zu Gaben von 0,3 g und darüber. Der Zweck ist dabei, ein gesundes, frisches Aussehen, Wohlbeleibtheit, größere Ausdauer bei Anstrengungen, insbesondere beim Vergleiten, zu erlangen, und wirklich scheint es, als ob dies wenigstens teilweise erreicht würde. Hat man sich einmal an den Gistgenuss gewöhnt, so macht jedes Aussetzen des Gistgebrauchs hinfällig und krank, sobald diese Menschen immer von neuem zu dem Giste greifen müssen. Kräftige und unverwundliche Naturen, wie man sie unter den Älptern findet, ertragen solche Gewohnheit oft sehr lange, ausnahmsweise bis ins hohe Alter, sofern sie darin Maß zu halten wissen; andere verfallen früher oder später dem Siechtum einer chronischen Arsenitvergiftung. Auch sind acute Vergiftungsfälle aus unvorsichtigem Gebrauche gar nicht selten in jenen Gegenden. Auch Vieh und selbst dem Schlachtvieh wird dort vielach Arsenit gereicht, um ihnen ein besseres Aussehen und mehr Fülle zu geben, und diese Tiere vertragen verhältnismäßig große Gaben. Doch nehmen sie nur an äußerer Fülle, nicht aber entsprechend an Fleisch und Fett zu und erkranken, sobald ihnen das Arsenit nicht mehr gereicht wird.

Arsenitvergiftung. Alle Arsenverbindungen wirken in hohem Grade giftig auf den Organismus, trotz ihrer im übrigen so verschiedenen Eigenschaften. Nur die Schwefelverbindungen des Arsens (Realgar und Auripigment) scheinen im chemisch reinen Zustande keine Vergiftung zu veranlassen, wahrscheinlich wegen ihrer Unlöslichkeit im Magen- und Darmsaft. Da sie aber im Handel fast immer mit arseniger Säure verunreinigt vorkommen, so dürfen sie ebenfalls als Gifte gelten. Reines metallisches Arsen, arsenige und Arsensäure nebst ihren Salzen, insbesondere arsenlaures Natron und arsenigsaures Kupferoxyd (Schwefelgrün), Arsenwasserstoff und Arsenblyoxyd sind sämtlich heftige Gifte und wirken alle in gleicher, nur dem Grade und der Zeit nach etwas verschiedener Weise. Im ganzen sind die As_2 , wenigstens die absichtlichen, jetzt seltener als früher, da man in den narctotischen Mitteln ebenso sichere und dabei weniger schmerzhaft wirkende Gifte gefunden hat. Zufällige Vergiftungen kommen indes noch häufig genug vor, namentlich mit der arsenigen Säure, dem sog. weißen Arsenit, und mit den arsenithaltigen Farben u. s. w. Die Ähnlichkeit des weißen Arsens mit Zuder, seine Farbe und Geruchlosigkeit, der schwache, bei Vermischung mit Speisen ganz verschwindende Geschmack machen ihn zu einem besonders gefährlichen Gifte. Besteht aber einmal Verdacht auf eine Vergiftung, so ist kein Gist chemisch mit größerer Bestimmtheit nachzuweisen als das Arsen, und selbst Laien können dasselbe z. B. in Tapeten, Kleiderstoffen u. s. w. mit Sicherheit finden, da schon der Knoblauchgeruch beim Verbrennen das Vorhandensein des Gists anzeigt. Es ist höchst wahrscheinlich, daß sämtliche Arsenpräparate im Organismus in ein und dieselbe, übrigens noch ganz unbekannte chem. Verbindung übergeführt werden, welche nun ihrerseits erst die giftigen Wirkungen hervorbringt. Die Aufnahme des Gists geschieht in den meisten Fällen vom Magen und Darm aus, sie kann aber auch von der Haut aus und durch Einatmen von Arsendämpfen und Arsenstaub von den Lungen aus erfolgen.

Auf die äußere Haut gebracht, ruft die arsenige Säure, sobald sie sich zu lösen vermag, eine heftige

Entzündung und Blasenbildung hervor. Ist Haut der schließenden Oberhaut (Epidermis) raubt, oder wird das Gift auf eine Geschwürsstelle gebracht, so ist die Wirkung noch heftiger, und Entzündung steigert sich schnell zum Brand. Man benutzt daher die arsenige Säure als Ätzmittel, fruchtlos entartete Hautstellen, bössartige Geschwüre Krebs u. s. w. gründlich zu zerstören. Im Mund verrät sich die arsenige Säure nur durch ein schwach süßliches Geschmack. Gelangen sehr kleine Mengen arseniger Säure (3—5 mg) in den Magen so stellt sich meist ein leichtes brennendes Gefühl der Magenenge ein, welches zu reichlicherem Gistveranlaßt, daher man früher sehr irrig die arsenige Säure für ein magenstärkendes Mittel (Conica) gehalten hat. Wiederholt sich die Einführung kleiner Mengen des Gists sehr oft, so tritt endlich eine dauernde Störung der Verdauung, Appetitlosigkeit, Druck und Schmerz in der Magenenge. Die Mund- und Rachenschleimhaut wird trocken, zeigt sich ein Gefühl von Trockenheit und Brennen im Halse, Heiserkeit, bisweilen Speichelfluß o. Geschwürsbildung im Rande. Die Appetitlosigkeit steigert sich allmählich zum Ubel. Erbrechen, Leibschmerz, Diarrhöe treten hinzu, und infolge dadurch bedingten mangelhaften Ernährungs allmählich der ganze Organismus in Mitleidenschaft gezogen. Schon vorher tritt oft ein trockenes Husten, bisweilen mit blutigem Auswurf, Atemnot hinzu. Der Puls wird frequent, die Hitze und trocken, der Schlaf unruhig, mit ähnlichen Träumen, kurz alle Zeichen einer schwer konstitutionellen Krankheit entwickeln sich. Urfortschreitender Abmagerung bilden sich wasserförmige Anschwellungen, Hautausschläge oder schwere mit Brand, Haare und Nägel fallen teilweise aus. Schon früher oder erst jetzt stellen Gliederschmerzen, Zittern, Zuckungen oder Lähmungen ein, das Gedächtnis und alle Geisteskräfte nehmen ab, und endlich tritt, bisweilen infolge aufkommender Lungentuberculose, der Tod ein. Die Einführung des Gists noch zeitig genug auf kann mehr oder minder vollständige Heilung eintreten; häufig bleiben jedoch unheilbare Folgen zurück. Die Behandlung hat sich, neben der strengen Verbütung abermaliger Einwirkung des Giftes lediglich nach den eben bestehenden Krankheitserscheinungen zu richten. Das Hauptgewicht ist auf die Hebung des Kräftezustandes durch eine koste, eiweiß- und fettreiche Nahrung zu legen. Außerdem kann man, wie bei chronischen Metallvergiftungen, warme Bäder in Anwendung bringen.

Die beschriebene Form der A. unterscheidet sich chronische von der akuten A., welche infolge von einmaliger oder rasch wiederholter Einführung einer größeren Quantität arseniger Säure auftritt. Je nachdem das Gift gelöst oder ungelöst eingenommen wird, tritt nach einigen Minuten oder erst nach längerer Zeit heftiges Erbrechen zunächst von nassen Speisen, weiterhin von galliger oder blutiger Flüssigkeit ein. Gleichzeitig stellt sich Gefühl von großer Trockenheit, Brennen und zusammenstürzen im Schlunde nebst Schlingbeschwerden und heftiger Schmerz in der Magenenge ein. Der letztere verbreitet sich bald über den ganzen Leib, welcher aufgetrieben erscheint, heftige Diarrhöe, zum Teil von blutiger Flüssigkeit, gestellt hinzu. Dabei wird die Haut kalt und fleckig, Puls unregelmäßig, klein und frequent, das At-

rak und mäßig. Bisweilen zeigen sich Harnbeschwerden und Blutstarnen, kurz das ganze Krankheitsbild hat große Ähnlichkeit mit der Cholera und ist auch bereits mit dieser verwechselt worden. Früher oder später treten Zittern, Krämpfe, Ohnmachten hinzu. In andern Fällen treten die Erscheinungen vom Magen und Darm zurück hinter den mehr nervösen Symptomen, d. h. heftigem Krampf, Delirien, Ohnmachten, Muskelzuckungen, Krämpfe, Lähmung, Unempfindlichkeit, und der Tod erfolgt weit rascher, bisweilen schon nach einigen Stunden. Reist jedoch endet die Vergiftung erst nach zwei bis drei Tagen mit dem Tode, besonders infolge der Magen- und Darmentzündung. Nur sehr rasche Hilfe kann bisweilen noch retten, und es ist dann vollständige Genesung möglich; bisweilen jedoch bleiben einzelne Leiden, z. B. Lähmungen, zurück. Nicht immer ist der Krankheitsverlauf der A. ein so charakteristischer, daß derselbe nicht mit andern Krankheiten verwechselt werden könnte, und es gehört daher stets der bestimmte Nachweis des Gists im Erbrochenen oder in der Leiche dazu, um mit Sicherheit eine Vergiftung behaupten zu können. Dieser Nachweis des Arsenits im Mageninhalt gelingt in der Regel leicht, wenn es in hinreichender Menge eingeführt wurde. Die Leinen, grünen, gelben, weißen Körnern wird geradezu charakteristisch. In allen Fällen wird man sich jedoch noch des von Marsh angegebenen Verfahrens (s. unter Arsen) bedienen, um das Vorhandensein von Arsenit absolut festzustellen. Mittels desselben kann das Arsen in längst begrabenen Leichen mit Sicherheit noch nachgewiesen werden.

Die Behandlung der akuten A. hat zunächst die schnellste Wiederentfernung des Gists aus dem Organismus und, soweit dies nicht möglich, seine Neutralisierung durch Gegengifte, sobald die Heilung der trotz alledem eingetretenen Krankheitserscheinungen zu bezwecken. Sobald Arsenit genommen worden ist oder wenigstens dringender Verdacht der Vergiftung besteht, suche man vor allem Erbrechen herbeizuführen durch Nigeln des Schlundes und reichliches Trinken von lauem Wasser, lauer Milch, Erweichlösung, Olivenöl oder irgendwelchem schleimigen Getränk. Zugleich reiche man Brechmittel (schwefelsaures Zinkoxyd, Ipecacuanha), oder man bediene sich, wo dies gerade möglich ist, der Magenpumpe. Wenn das Gift ungelöst genommen worden, wie dies z. B. bei der schwerlöslichen arsenigen Säure meist der Fall ist, so kann auf diese Weise oft der größte Teil desselben wieder entfernt werden. Um die arsenige Säure, die am häufigsten bei der akuten Vergiftung in Betracht kommt, im Magen und Darm unschädlich zu machen, gibt man Eisenoxydhydrat mit heißem Wasser gemischt in möglichst großen, oft wiederholten Gaben, oder in derselben Weise das durch Anrühren des gebrannten Magnesia mit Wasser gewonnene Magnesiahydrat so lange, bis das heftige freiwillige Erbrechen nachläßt oder man sonstwie annehmen darf, daß das Gift genügend neutralisiert sei. Bei Vergiftungen mit Arseniäure verfährt man ebenso. Das Gegengift der arsenigen Säure (Antidotum arseniale) des deutschen Pharmacopoe wird dargestellt, indem 60 Teile Liquor ferri sulfurici oxydati mit 120 Teilen Wasser verdünnt, andererseits 7 Teile gebrannte Magnesia mit 120 Teilen Wasser innig verrieben und beide Flüssigkeiten gemischt werden; es wird nur zum augenblick-

lichen Gebrauch bereitet. Dagegen ist bei Vergiftungen mit arsenigsauren Salzen das Ferrum hydrico-aceticum in aqua, eine Mischung von zwei Teilen Eisenoxydhydrat und einem Teil eifühiger Eisenlösung, vorzuziehen, und zwar wird dasselbe eifühigerweise gereicht. Die Hauptvorschrift für den Laien ist bei diesen wie bei allen raschen Vergiftungen folgende: Man schide sofort gleichzeitig zum Apotheker und zum Arzte und überende, wenn noch ein Teil des angewandten Gists vorhanden ist, dasselbe dem Apotheker, oder wenn man von dem genannten Giste sonstwie Kenntnis hat, melde man wenigstens dies, damit sogleich das Gegengift herbeigeschafft werden kann und der Arzt dasselbe bereits zur Anwendung vorfindet. Bis der Arzt kommt, befördere man das Brechen auf alle Weise und ernde, wenn die Ankunft des Arztes sich verzögert, das Gegengift selbst.

Arsenius, genannt **Autorianus**, griech. Titularpatriarch von Konstantinopel, berühmt durch die Festigkeit, mit der er die Kirchendisziplin gegen den Kaiser aufrecht hielt, war früher Mönch zu Nicäa, dann Einsiedler auf dem Berge Athos, wurde aber 1254 von Kaiser Theodor II. Kastorius zum Titularpatriarchen von Konstantinopel erhoben. Er verfiel bald mit dem Häre, da man sich seiner als Werkzeug zu polit. Zwecken bedienen wollte. Als Kastorius Nachfolger, Kaiser Michael VIII. Paläologus, 1261 den 11-jährigen Sohn seines Vorgängers, den legitimen Erben des Reiches, thronsetzte, ertömmungerte ihn A. Da eine Ausöhnung mit dem Kaiser unmöglich war, wurde A. auf eine Insel in der Propontis verbannt, wo er 1267 starb.

Arsenfeld, s. unter Arsen.

Arsenabfälle, organische. Arsen bildet, ebenso wie Antimon (s. d.), eine große Anzahl von organischen Verbindungen. Zu diesen Verbindungen gehört unter andern das Arsenin (s. d.).

Arsenrubin, s. unter Arsen (Verbindungen) und Realgar.

Arsenlaure und **arsensaure Salze**, s. unter Arsen (Verbindungen).

Arsenitisch und **Arsenitisch**, s. unter Arsen (Verbindungen).

Arsenverbindungen, s. unter Arsen.

Arsenwasserstoff, s. unter Arsen (Verbindungen).

Arsinoë hieß die Hauptstadt der Ägypt. Provinz Fayum, welche jetzt Medinet-el-Fayum genannt wird, d. h. »die Stadt des Fayum«. Vor der ptolemäischen Zeit führte die Stadt den Namen Krokodilopolis, von den heiligen Krokodilen, die daselbst erhalten wurden. Sie lag am jenseitigen Ufer des berühmten Sees Möris, zu welchem man zunächst beim Eintritt in diese westlich sich abmündende Oase vom Rithale her gelangte. Die künftliche Herstellung des Sees in der 12. Manethonischen Dynastie (etwa 2800 v. Chr.) fällt ohne Zweifel zusammen mit der Gründung der Stadt. Aus dieser Zeit hat sich noch ein merkwürdiges obeliskartiges Monument mit den Namenschildern des Königs Usurken I. in der Nähe des heutigen Dorfs Begig erhalten. Nach A. wurde in griech. Zeit der arsinotische Nomos benannt, der später in zwei Nomoi, einen vordern und einen hintern, geteilt ward. Stephanus Byzantinus führt elf Städte des Namens A. auf, von denen mehrere am Ufer des Roten Meeres lagen und hier für die Schifffahrt von Bedeutung waren.

Arts und Theſis (arch.), Hebung und Senkung. Die rhythmische Bewegung der Rede, und ſpeziell des Verſes, hängt ab von der Arts und Theſis, d. h. von dem Wechſel in der Erhebung und Senkung der Stimme. Man nennt die Silbe ſelbſt, bei deren Ausſprache die Stimme ſich hebt oder ſenkt, die Arts oder Theſis, ſagt auch, eine Silbe ſtehe in der Arts oder Theſis. Das Zeichen der Arts iſt der Acutus (´), die Theſis läßt man unbezeichnet. Eine Verbindung von Silben, in denen ſich Hebung und Senkung unterſcheiden läßt, nennt man einen Fuß. Wenn Hebung und Senkung in gleicher Silbenzahl wechſelt, erhält man die einfachſte Art rhythmischer Bewegung, z. B. »Frühe schöner Götterſünke« (trochäiſcher Rhythmus); »Ein frommer Knächt war Fridolin« (iambiſcher Rhythmus). Während im Griechiſchen und Lateiniſchen die rhythmische Bewegung des Verſes durch die Quantität der Silben geregelt wird, iſt für ſie in andern Sprachen, wie z. B. in der deutſchen, der Accent der gewöhnlichen Proſa oder maßgebend (Unterſchied von quantifizierender und accentuierender Verſe). (S. Rhythmus.)

Ars longa, vita brevis, die lat. Form des griech. Anfangs der »Aphorismen« des Hippokrates; deutſch: die Kunſt iſt lang, das Leben kurz.

Art (Speziēs). Der Begriff »Art« wurde von den Naturforſchern im Laufe der Zeiten in ſehr verſchiedenem Sinne gefaßt. Während bei den ältern Biologen ſeit Ariſtoteles das Wort A. nur eine logiſch formale Bedeutung hatte, um Gleiches zuſammenzuſaſſen und von Verſchiedenem zu trennen, wurde daſſelbe von John Ray zum erſtenmal zum Rang eines geſetziichen Begriffs erhoben, indem er als Kriterium ſpezifischer Übereinkimmung »den Urfprung aus dem Samen ſpezifisch identiſcher Pflanzen« aufſtellte. »Welche Formen der Spezieſ nach verſchieden ſind, behalten dieſe ihre ſpezifische Natur beſtändig, und es entſteht die eine nicht aus dem Samen der andern und umgekehrt.« Doch erwähnte bereits Ray, daß dieſes Zeichen der ſpezifischen Übereinkimmung, obſchon ziemlich konſtant, doch nicht ausnahmslos ſei, denn es komme, wenn auch ſelten vor, daß einige Samen degenerierten und Pflanzen erzeugen, die von der mütterlichen Form verſchieden ſind — daß es alſo eine »Transmutatio ſpecierum« gebe. Zu dieſem Begriffe der A. fügte Vinné der Schöpfer der heutigen ſyſtematiſchen Naturgeſchichte, die Bezeichnung hinzu: »Es gibt ſo viele A., als deren urſprünglich erſchaffen worden ſind.«

Vinné bezeichnete diejenigen Individuen, welche einem gleichen Typus angehören und ihren übereinkommenden Charakteren nach als von gemeinſchaftlichen Eltern erzeugt angeſehen werden konnten, als A. oder Spezieſ, während er zugleich die verſchiedenen, aber doch einander näher ſtehenden A., die er meiſt durch ein Adjektiv bezeichnete, in eine gemeinſchaftliche Gattung (Genus) zuſammenfaßte. So ſind die Hauskatze, der Löwe und der Tiger verſchiedene A., die ſich leicht charakteriſieren laſſen, die aber zu einer gemeinſchaftlichen Gattung, dem Genus Felis, gehören. Sollte dem urſprünglichen Vinnéſchen Begriffe nach die A. ein beſtimmter Schöpfungsſtupus ſein, welcher von Anfang an beſtanden habe und mit denſelben Charakteren in die fernſte Zukunft hinein ſich fortplanze, ſo gab doch Vinné zu, daß jede A. einen beſtimmten Veränderungskreis beſitze, und daß innerhalb der

Grenzen derſelben Abarten (ſ. d.) oder Varietäten vorkommen könnten, welche durch verſchieden unweſentliche Charaktere ſich unterſcheiden ließe. Mit der Zunahme der Forſchungen in der Naturgeſchichte traten bald auch ſehr verſchiedene Auffaſſungen und Begrenzungen der Begriffe A. u. Abart oder Varietät ein, und die Definitionen dieſer Begriffe wurden in außerordentlich abweichender Weiſe aufgeſtellt, je nachdem man entweder auf d. Abſtammung von gleichartigen Eltern oder auf d. Vorhandenſein gemeinſchaftlicher unterſcheidender Charaktere das hauptſächlichſte Gewicht legte. In Schwankende in der Begriffsbeſtimmung wurde noch vermehrt durch die Einführung einer dritten Bezeichnung, der Kaſſe, welche man anſangs zu hauptſächlich nur bei denjenigen Tieren anwandte auf deren Ausbildung der Menſch ſelbſt einige Einfluß geübt hatte, dann aber auch auf den Menſchen und die übrigen, in wildem Zuſtande lebenden Tiere ausdehnte. Mehr durch die Praxis als durch ausdrückliche Definition, welche überhaupt bei ſo ſchwankenden Begriffen nicht wohl möglich iſt, ſam man endlich dahin überein, mit Abart, Spielart oder Varietät mehr zufällige Veränderungen zu bezeichnen, die man bald äußern Einflüſſen, bald unbekanntem, in der Zeugung und Entwidlung wirkenden Urſach zuſchrieb. Wenn z. B. innerhalb einer Herde geſchürten Rindviehs ein oder einige Kühe oder Hörner ſielen, wenn inmitten einer großen Zahl heller Panther mit gelblichen Flecken einige Exemplare vorkamen von ſo dunkler Färbung, daß man auf dem ſchwarzen Felle die ſamtſchwarzen Flecke kaum zu unterſcheiden vermochte, ſo nannte man dieſe eine Varietät oder Spielart und bezeichnete alſo damit Individuen, die zwar derſelben Generationſolge angehören, die ſich aber von den übrigen Repräſentanten der A. durch einen oder mehrere Ausnahmſcharaktere unterſcheiden. Wiederholten ſich dieſe Ausnahmſcharaktere in der Generationſolge nicht, lehrten die Abkömmlinge dem urſprünglichen Typus ſogleich oder nach und nach zurück, ſo blieb die Abweichung eben bei Spielart ſtehen; pflanzten ſich aber die Ausnahmſcharaktere durch die Generationſolge in längerer Dauer weiter, ſo nannte man die auf dieſe fixierte Varietät eine Kaſſe. A. aber nannte man denjenigen Komplex von Individuen, die ſo v. gemeinſame Charaktere hatten, daß ſie von denſelben Eltern hätten abſtammen können, und welche Charaktere auf ihre Nachkommen in unabänderlicher Generationſolge vererbten. Der Unterſchied zwiſchen Kaſſe und A. beſtand alſo einzig und allein darin, daß man bei der Kaſſe die hiſtor. Abſtammung aus einem abweichend geſtalteten Typus kennen glaubte, während der Urfprung der A. ſe ſich in die Nacht der Zeiten verlor.

In neuerer Zeit haben die Forſchungen Linné's (ſ. d.) alle dieſe Beſtimmungen mehr oder minder in Frage und gewiſſermaßen auf den Kopf geſtellt. Während man mehr oder minder davon ausgegangen war, daß die A. einen ſe Typus darſtellte, der zwar durch äußere Einflüſſe innerhalb gewiſſer, jedoch nur ſehr enger Grenzen modifiziert werden könne, ſuchte Darwin im Gegenteil nachzuweiſen, daß durch die äußern Einflüſſe durch den Kampf um das Daſein, wie er ſich ausdrückt, ſowie endlich durch Vererbung gewiſſer Ggümlichkeiten die A. ſelbſt im Laufe der

mindest werden könne, daß sie also durchaus kein selbstthätiger Typus sei, sondern nur für eine gewisse Zeit Selbstthätigkeit besitze. So stehen sich denn auch jetzt noch die Ansichten schroff einander gegenüber, und während die eifrigsten Gegner Darwins die eine jede A. aus besondern Schöpfungsakt annehmen, der sie ins Leben rief, sucht Darwin nachzuweisen, bei der ganze reiche Entfaltung der verschiedenen Pflanzen- und Thierarten im Laufe langer Zeiten sich nach und nach vielleicht nur aus einem einzigen ursprünglichen Organismus entwickelt habe. Viele Naturforscher nehmen eine verschiedene Stufung ein, indem sie annehmen, daß wir aber wieder nahe verbundene Gruppen von A. und Gattungen einem gemeinschaftlichen Urstamme angehören und aus demselben sich allmählich hervorgebildet haben.

Der besonderer Wichtigkeit in dieser Frage erhebt die Betrachtung der Generationsfolge. Man plante den Satz: «Die Tiere Einer A. sind die Nachkommen eines ursprünglichen Paares», nach die Lämmer fügen zu können, daß Tiere verschiedener Species keine fortpflanzungsfähigen Individuen erzeugten, ein Satz, der konsequent zu dem andern Satz führen müßte: Tiere, die fortpflanzungsfähige Junge erzeugen, gehören einer zu derselben Species an. Hier aber stößt man auf unauflösbare Widersprüche. Oftmals bleibt die Abstammung bei einander sehr nahestehenden A. ohne belang, so mehrere Hölzer muß man zugeben, daß aus einer sehr verschiedenen Charakteren fruchtbar hervorgehende erzeugen. Als verbißt wird angenommen, daß verschiedene Pflanzen- und Fischarten, zum Beispiel und Schaf, Hund und Wolf fruchtbar A. erzeugen, insbesondere daß Feldhase und Hasen fruchtbar Nachkommen (Lepus) hervorbringen, ohne daß zur «Anpaarung» zur Paarung des Bakters mit einem reibblätigen Lenz zurückgeführt werden müßte.

Die verschiedenen Annahmen am entsprechendsten läßt sich die nach «Art», «Spielart», «Rasse» da, bei der A., daß man annimmt, eine jede Spielart der Gattung könne unter dem Einfluß begünstigender Umstände, unter fixierender Zeit allmählich zur Rasse und zur A. werden und diese wieder zu neuen Zeiten weitere Sprossen und Abzweigungen haben. Außer Darwin haben diese Fragen mehrfach ausführlich besprochen J. B. Geoffroy Saint-Hilaire, Lamarckes und K. Bost («Vorlesungen über den Menschen», 2 Bde., Gies. 1863).

Arta oder **Arda**, das alte **Ambrasia**, Stadt im alten Thracien, seit 1881 die Hauptstadt der aus ihrer alten Zeiten von Epirus neugebildeten griech. Provinz **Arthmanien**, 75 km südlich von Jannina, im Jahr 1878 des vom Rhodogebirge (Pamot) herabfließenden Artaflusses (Arthos) am Ufer, 12 km oberhalb seiner Mündung in den Golf von A. (Sinus Ambracius) des Jonischen Meeres. Der Ort ist ein griech. Bischofs, hat eine 6000 E., hat blühenden Handel und ist an der fruchtbaren Ebene guten Ackerbau, Obst- und Obstplantagen, leidet aber an der Mangel an pittoreske venet. Brücke führt über ein Brücken, und ein 1357 von Nikephoros gegründeter in Ruinen liegt auf der Stelle der alten Stadt. Das alte **Ambrasia** in Epirus wurde im Jahr 640 v. Chr. von Persern demoliert, dann im Jahr 640 v. Chr. durch die Perser zur Führung des Orogos, eines Sohnes

des Tyrannen **Apkelos**, am Nordfuß des langgestreckten, keilenförmigen **Perranthos** gegründet, später aber, nach Vertreibung der Herrscher aus dem Stamme der **Apkeliden**, in eine demokratische Republik verwandelt. Dieselbe wurde bald mächtig und behauptete ihre Selbstständigkeit, ungeachtet sie im Bunde mit den **Beloponnesiern** 426 durch die **Athenen** und **Alarnier** eine schwere Niederlage erlitt, bis **Philipp von Makedonien** sie durch Intrigue in seine Gewalt brachte. Nachdem sie **Alexander**, der Sohn des **Kassander**, an den **Kassiden** **Pyrrhus** von **Epirus** abgetreten, machte sie dieser zu seiner Haupt- und Residenzstadt und schmückte sie mit Prachtbauten sowie mit Kunstwerken aller Art, welche sämtlich bei der Eroberung durch die Römer unter **M. Fulvius Nobilior** 189 v. Chr. geraubt und nach Rom geschleppt wurden. Mit dieser Eroberung begann der Verfall der Stadt, der besonders, nach der Schlacht bei **Actium**, durch die Gründung von **Nisopolis**, zu welcher sie einen Teil ihrer Einwohner hergeben mußte, vollendet ward. Zur Zeit ihrer Eroberung hatten ihre Mauern, von welchen noch Reste vorhanden sind, einen Umfang von 4,5 km. Von der Seeseite war die Stadt, außer einem durch Dämme geschützten und durch Ketten verschließbaren Hafen, noch durch das mitten in den Sümpfen nahe dem Strande gelegene starke Kastell **Ambratos** gedeckt, das dem heutigen, auf hellenischen Grundlagern ruhenden **Phibolastron** (Schlangenschloß) entspricht, welches westlich von der alten Mündung des **Arthos** auf einer kleinen Insel in der Lagune **Logari** liegt. In der spätern Kaiserzeit hob sich der Ort wieder und war unter den Byzantinern eine wichtige Festung, die schon im 12. Jahrh. unter dem Namen A. oder **Zarta** vorkommt. Sie wurde 1083 von dem Normannen **Bohemund** von **Tarent** erobert, der den Kaiser **Alexius** in einer blutigen Schlacht zurückschlug. Die **Venetianer** entzogen sie 1688 unter **Morosini** den **Türken**, 1797 besetzten sie die **Frankosen**, und 1798 eroberte sie **Ali Pascha** von **Jannina**. Am 24. Nov. 1821 wurde die Stadt von **Rhagos** und den beiden **Histos** bis auf die Citadelle eingenommen, im Dezember aber von den **Türken** zurückerobert. Bei dem Dorfe **Rombotti**, im Süden der Stadt, erlitten 24. Juni 1822 die **Türken** eine Niederlage, siegen aber unter **Reischid Pascha** über die **Hellenen** und **Philibellenen** unter **Maurorobato** und **Kormann** 16. Juli bei **Peta**, einem nahen Dorfe im Nordosten der Stadt. Am 28. Jan. 1854 proklamirten die **Griechen** des Distrikts von A. ihre Unabhängigkeit von der Pforte, nahmen 8. Febr. die Stadt und belagerten das Fort, aber schon 1. April wurden die **Auffständischen** bei **Peta** und 6. April bei **Reposo** auseinandergeprengt. Infolge der den **Griechen** im **Berliner Vertrag** von 1878 zugesprochenen Grenzerweiterung wurde A. 1881 an **Griechenland** abgetreten und 6. Juli 1881 von **General Soupos** besetzt. Seitdem ist A. die Hauptstadt des griech. **Nomos Arthmanien**.

Der **Golf von A.**, ein **Bassin** von 654 qkm, für den Handel günstig zwischen **Griechenland** und der **Türkei** gelegen, im Altertum viel besucht und durch die Häfen von **Ambrasia**, **Argos Amphilochicum** und **Anaktorion** belebt, bildet eine Wasserfläche, die, wenn einmal die **Barre** an dem nur 640 m breiten Eingange bei der durch **Augustus'** Seeheil berühmten **flachen Landzunge Actium** (jetzt **La Punta**; griech.) und der **Siegestadt Nisopolis** bei

Breveja (s. d.; türk.) passiert ist, für die größten Seeschiffe fahrbar bleibt. Die Küste rings um den Golf zeigt Spuren ihrer frühern Bedeutung, noch mehr aber ihrer jetzigen Verwahrlosung. Auch der Gesundheitszustand der Bevölkerung muß einst besser gewesen sein. Jetzt ist dagegen die ganze Golfgegend in den Sommermonaten sehr ungesund, indem intermittierende Fieber von bössartigem Charakter in den Niederungen gewöhnlich sind. [s. d.]

Artabages, König von Armenien, s. Artabagus.
Artabagus (altperf., d. i. Starkarmig), der Name mehrerer vornehmer Perser aus der Zeit der Achämeniden (s. d.). — Ein Feldherr A. führte, als Xerxes gegen Griechenland zog (480 v. Chr.), die Parther und Chorasmianer an. Er vereinigte sich später mit dem pers. Feldherrn Marbodius, dem er vergeblich abriet, die Schlacht bei Plataea anzunehmen. Beim ersten Anzeichen der Niederlage (479) floh A. mit seinen Truppen (gegen 40000 Mann) und gelangte mit diesen, obgleich durch Strapazen und Angriffe der Thraxier geschwächt, durch Thessalien, Macedonien und Thrazien nach Byzanz, von wo er noch Asien übersehte. Später diente A. als Unterhändler bei dem Spartaner Pausanias und dem Könige Xerxes. — Ein anderer A. war Feldherr des pers. Königs Artagerges II. Mnemon gegen den abtrünnigen Satrapen Kappadociens, Datames (362). Gegen den König Artagerges III. Ochus aber empörte er sich selbst 356 v. Chr., von griech. Hilfstruppen unterstützt. A. wurde nach mehreren Siegen selbst besiegt und gefangen genommen, durch die Verwendung seiner Schwäger aber, von denen namentlich die Rhodier Mentor und Memnon sich durch die Befestigung des ägypt. Aufstandes unter Nectanebus um den König Artagerges große Verdienste erworben hatten, erhielt er Verzeihung. Später erscheint er als treuer Anhänger des letzten pers. Königs Darius Rodomannus, den er nach der unglücklichen Schlacht bei Arbela (331) aus der Flucht begleitete. Alexander ehrte diese Treue und ernannte ihn zum Satrapen von Baktrien. A. hatte 11 Söhne und 10 Töchter; von diesen wurde bei den Festen Alexanders in Babylon (324) Artakama an Ptolemäus, Artonis an Eumenes vermählt.

Artaki oder **Artak** (Artace), eine Stadt an der kleinasiat. Küste des Marmarameers, im türk. Vilajet Chudavendigar, am weis. Gestade der blodartig gegen Norden in das Meer vorspringenden und nur durch einen sehr schmalen Isthmus mit dem Festlande zusammenhängenden Halbinsel des Kapudogh (Mons Dindymus), an dem größten der von diesem herabströmenden Bäche gelegen, 5,5 km westlich vor den Ruinen der einst mächtigen Seestadt Episcus (s. d.). Der Ort brannte 1854 gänzlich ab, wurde aber wieder aufgebaut und gilt jetzt als Hauptort der Halbinsel. — Die alte Hafenstadt Artace in Asien war von den Milesiern gegründet. In dem Aufstande der kleinasiat. Griechen gegen die Perser wurde sie von letztern verbrannt und, später wieder aufgebaut, von den Epiklern unterworfen, zu deren Vorstadt sie herabfiel. Sie hatte als besondere Merkwürdigkeiten einen Tempel der Aphrodite, die nach ihr benannt wurde, und die Quelle, in welcher die Argonauten den Ankerstein der Argo niedergelegt haben sollten.

Artak, **Kotak** (Kattel) oder **Ketak** ist der Name des marokkan. Hundgewichts. Er wird in 14 Unzen oder Unzen geteilt und ist in den nördl. Häfen des Sultanats (Rabat, El-Arich, Tanger, Tetuan) =

1,12 engl. Handelapfund oder 508 g, in dem Hafen Mogador, Safi, Casablanca, Mazagza 537—540 g. In den letztern repräsentiert Schwere von 20 alten span. Silberpiastern. Kommen auch A. von anderer Schwere vor. Rohls in Tafeln für die europ. Waren ein st. von 500 g, für die einheimischen ein «landsicher» von ungefähr 1500 g, nach von Sch in Mogador für Lebensmittel ein «Markt-A.» = 1½ Handels-A., 20 span. Piaster schwer = 81

Artanoma, eine von Don benannte Pflanzengattung aus der Familie der Scrophulariaceen, deren wenige Arten der südasiat. und austral. Z. angehören. Eine in Australien wachsende Art *ambriatum*, eine ausdauernde Staude, wird h. als Pflanzengattung in Gewächshäusern kultiviert. selbe treibt Stengel von 0,50—1,50 m Höhe, an den Knoten haarig, mit gegenständigen, gegen, eiförmigen Blättern besetzt sind und der Spitze lange Trauben großer Blumen, fünfteiligen Kelch und langer, zweilippiger, vier Blumentröge tragen. Die Lappen des Kronenröhrens sind gerich, diejenigen des Kelchs blattartig; zwischen den Blüten stehen 2 Blätter. Diese schöne Pflanze blüht im Gewächshaus vom Juni an bis tief in den Winter hin. Sie wird durch Samen vermehrt, welche im Juli ausgelegt werden müssen.

Artaschat, s. Artagata.

Artavads (Artavades, Artabozes), König i Armenien, ein Sohn des Königs Tigranes war seit 55 v. Chr. Mitregent seines Vaters, gierte aber nach dessen Tode (36 v. Chr.) all (s. unter Tigranes). A. heissen auch noch und Könige von Armenien und Medien.

Artagata (armen. Artaschat) hieß die n Hannibals Pflanz erbaute und besetzte, ganz i Wasser umgebene neue Residenz im mittlern i Armenien, die um 180 v. Chr. nach Herstellung i Reichs durch Artagata an die Stelle der ältest in der Kronebene gelegenen Hauptstadt Arm wir trat. Nach der Zerstörung von A. durch i ros Feldherrn Corbulo, 58 n. Chr., wurde in i Nähe die neue Residenz Valarschat oder Baharschat erbaut, die bis ins 5. Jahrh. besta Die Ruinen heißen noch jetzt Artaschatir; die Stä von Artaschatir liegt man 7 km östlich vom jetz Surmasi. Der jetzige völk. und verkehrsreiche i Bagharschatir, im russ. Gouvernement G man, wurde 524 neben dem armen. Patriarchat floker Erismiadzin, in 895 m Höhe, gegründet.

Artagerges (altperf. Artakhsathra, der Gro mächtige) ist der Name dreier pers. Könige. A. (465—424), mit dem Beinamen Vanghand, best den Thron nach der Ermordung seines Vate Xerxes' I. und seines ältern Bruders Darius bei Artaban und mehrere Mitverschworene. Sogle noch seiner Thronbesteigung bei Ägypten ab 46 sein Feldherr Artamenes wurde von den Stat tern und Medern geschlagen (463). Auch B trien war abgefallen; dem Megabyrus gelang jedoch, dieses zu unterwerfen, worauf er auch Ägypten wieder unter pers. Vötmäßigkeit brach Der Satrap empörte sich gegen den König u zwang letztern zu einem Kompromiß. Ein n Athen auf Cypern geführter Krieg (459) end mit einem Vertrag, der den griech. asiat. Städt die Autonomie sicherte, welche jedoch A. 452 w der nahm. Ein neuer unglücklicher Krieg mit d

Athenern unter Cimon endete 449 nach einem schimpflichen Frieden. Ihm folgte nach den kurzen Regierungen seiner Söhne Kerkas II. und Sebatianus sein unehelicher Sohn Cnab, unter dem Namen Tarnas II. — A. II., früher Darjes, Sohn Tarnas II. und der Vargatis, wegen seines guten Schicksalles Anemon (altpers. Abiyataka) genannt 466—359). Sein Bruder Egrus machte ihm den Thron streitig; er besiegte diesen 400 in der Schlacht bei Cunaga. Nach diesem Bruderkrieg begann der innere Verfall des Reichs; die Satrapen betrogen sich unter sich, und A. war genötigt, gegen die Lacedämonier die Hilfe des athenischen Konon anzufragen. Endlich schloß A. den vorteilhaften Frieden des Antalkidas mit Sparta, welches die griech. asiatis. Städte und Egeus an Persien auslieferte; doch war A. 375 genötigt, diesen Staaten die Freiheit zu geben, um einen dennoch unglücklichen Krieg gegen Antanebus von Ägypten führen zu können. Innere Zwistigkeiten und grausamolle Palastrevolutionen verbittrten sein Alter. Sein Leben hat Plutarch beschrieben. — A. III. Cnab (altpers. Vahakha), des letztern Sohn und Nachfolger (359—338), unterwarf wiederum Ägypten, welches 63 Jahre (413—350) unabhängig gewesen war, durch die Schlacht bei Pelusium. Dann brachte er Phönizien zum Gehorsam, verübte aber in beiden Ländern unerhörte Grausamkeiten. Auch ließ er den Äpis schlachten und zum Rahe zubereiten. Sein Feldherr Dagoas vergiftete ihn (338); sein Leichnam wurde den Ragen vorgeworfen, und aus seinen Gebeinen fertigte man Edelgriffe. Ihm folgte sein Sohn Arles (338—336). — Die neuerf. Geschichtsliege hat die drei A. in eine Person zusammengeworfen, welche sie Ardeschir: Terapach (Langhand) nennt. Der Stifter der Dynastie der Sassaniden (s. d.), von den Römern A. genannt, hieß ebenfalls Ardeschir, mit dem Beinamen Bahagän.

Artefakt (lat.), Kunstsergeus, Kunstprodukt, im Gegensatz zum Naturprodukt.

Artes oder Artzel (nach einigen von dem deutschen „Anteil“ abgeleitet) ist eine in Rußland weit verbreitete und diesem Lande von Alters her (ursprünglich unter dem Namen „Bataga“) eigentümliche Art von Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften mit teilweise sehr primitiven Formen und mit gewissen sozialistischen Zügen, wie sie bei der Masse der russ. Bevölkerung beliebt sind. Die Genossen stehen prinzipiell auf dem Fuße völliger Gleichheit, wenn sie auch einem Vertrauensmann die leitenden Geschäfte übertragen. Es gibt Handwerker, Artes, deren Mitglieder außer ihrer Arbeit auch Kapitaleinslagen leisten, ferner A. für den Betrieb von Fischerei, Jagd, landwirtschaftlichen Arbeiten, endlich auch eigentliche Arbeiter, Artes, die auch wohl wandernde Vereinigungen bilden (s. B. für Straßenpflasterungen, Erbarbeiten u. s. w.). In den eigentlichen Arbeiter-A. findet man eine im weßl. Europa nicht vorkommende Gesellschaftsform, die nur aus Einlagen von Arbeit begründet ist. Im allgemeinen wird sich ein solches Arbeiter-A. in ein Vertragsverhältnis zu einem Kapitalbesitzer oder Unternehmer stellen müssen. Sie besonders angesehene Stellung haben sich die sog. Vörien, Artes, die Genossenschaften der petersburger Hafenarbeiter, erworben. Ein Mitglied eines A. heißt Artelschik. Vgl. Grünwaldt, Generations-Regien. 13. Bd. II.

• Das Artemesien und die Hausindustrie in Rußland • (Petersb. 1877).

Artemiduros (grch. Artemiduros) von Ephesus, Dadianus, von Dablis in Lydien, der Geburtsstadt seiner Mutter, so genannt, lebte gegen Ende des 2. Jahrh. v. Chr., bereiste die Küsten Ahiens, Griechenland und Italien und verfasste eine Schrift über Traumdeutung (ὄνειρομαντεια), die in einer gewandten Darstellung sowohl über Sitten und Gebräuche des Altertums als über die Kunst der symbolischen Deutung mannigfache Belehrung gewährt. Seine Schriften wurden von Agallius (Var. 1608), Reiff (Lpz. 1806) und Bercher (Lpz. 1864) herausgegeben. Eine Übersetzung lieferte Krauß (Wien 1881). — A. von Ephesus, der Geograph, um 100 v. Chr., ist besonders berühmt durch seine Reisen im Mittelmeere, dem Roten Meere und dem Atlantischen Ocean. Aus seinem „Periplus“ in 11 Büchern machte 600 Jahre später Marrianos von Heraklea einen Auszug; der teilweise erhaltene Auszug aber, der in frühern Sammlungen der „Geographi Graeci minores“ diesen Titel führt, wird jetzt richtiger als Marrianos' Auszug aus Menippos' „Periplus“ bezeichnet. **Artemis**, griech. Göttin, s. Diana. — A. heißt auch der 106. Asteroid. (S. Planeten.)

Artemisia, Fürstin von Halikarnass, begleitete den Kerkas auf dessen Zuge gegen Griechenland und zeichnete sich in der Schlacht bei Salamis, 480 v. Chr., durch Mut und Entschlossenheit, im Kriege durch Klugheit aus. — Eine andere A., anscheinend aus demselben Dynastengeschlecht, Königin von Karien, regierte von 352—350 v. Chr. Sie war die Schwester und Gemahlin des Mausolos, dem sie in der Regierung folgte. Ihrem schwärmerisch geliebten Gatten zu Ehren erbaute sie in ihrer Hauptstadt Halikarnass das sog. Mausoleum (s. d.).

Artemisia (Veilch) nannte Linne eine Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, Abtheilung der Korymbiferen, deren zahlreiche Arten, teils ausdauernde Kräuter, teils Halbstäucher, über die ganze nördl. Hemisphäre verbreitet, vorzüglich aber in der gemäßigten Zone Europas und Ahiens zu Hause sind. Sie haben sämtlich kleine, mit einem siegelschuppigen Hüllkelch versehene Blütenkörbchen voll kleiner Röhrchenblüten, von denen die randständigen, fadenförmig gestalteten gewöhnlich weiblich, die übrigen Zwittrerbüten, aber oft unfruchtbar sind, und glatte, kahle Ähren. Die Blütenkörbchen sind meist ähren-, trauben- oder eispenförmig angeordnet, die Blätter am häufigsten hand- oder fiederförmig zerteilt, oft filzig oder silbergrau, die Stengel sehr gewöhnlich rutenförmig. Die Artemisien zerfallen in vier Gruppen: 1) Dracunculus, mit nadtem Fruchtboden und unfruchtbaren Scheibenblüten; 2) Seriphidium, mit nadtem Fruchtboden und lauter fruchtbaren Zwittrerbüten; 3) Abrotanum, mit nadtem Fruchtboden und fruchtbaren Scheibenblüten; 4) Absinthium, mit behaartem Fruchtboden und lauter fruchtbaren Blüten. Über die Arten der letzten Gruppe, zu denen unter andern auch die von den Alpenbewohnern sehr geschätzte und gesuchte Edelraute, A. Mutellina Vill. (s. Tafel: Alpenpflanzen, Fig. 9) gehört, s. unter Absinth.

Zur ersten Abtheilung gehören A. campestris L., der Feldbeifuß, ein auf sandigem und trodnem Boden, an feuchten Orten und wäldigen Plätzen häufig vorkommendes Kraut mit meist niedergetreckten,

bünnen, harten Stengeln, zwei- bis dreifach fiederspaltigen, seidengrauen Blättern und eisförmigen, glatten Korbhüllen, dessen Blütenkörbchen unter dem Namen Samen *A. rubra* officinell waren, und *A. Dracuncul* *L.*, der Dragon oder Ektron, eine sibir. Pflanze mit holzigen, aufrechten Stengeln und ungetheilten, lineal-lanzettförmigen, fahlen Blättern, welche als Küchengewürz und auch in der Heilkunst benutzt werden, weshalb diese Art sich häufig in Küchengärten angebaut findet. Zur zweiten Abtheilung gehören die asiatischen Arten, welche den als Wurmmittel berühmten Zittwerksamen oder Wurmsamen (*Semina Cinae* oder *Santonici*) liefern. (*S. Zittwerksamen*.) Zur dritten Abtheilung gehören der gemeine Beifuß, *A. vulgaris* *L.*, welcher überall in Deutschland und einem großen Theile Europas an Mauern, Hecken, in Steinbrüchen und andern Orten wächst und bis manns-hohe, aufrechte, elastische Stengel mit fiederspaltigen, oberseits grünen, unterseits graulichgelben Blättern treibt, die lange Rispen bräunlicher Blütenkörbchen tragen; ferner der römische Beifuß, *A. pontica* *L.*, im mittlern und südl. Europa wachsend, in allen Theilen kleiner, mit doppelt-fiederteiligen Blättern und gelben Blüten; endlich die Eber-raute, *A. Abrotanum* *L.*, aus Südeuropa, ein Strauch mit aufrechten rispi-gen Stengeln, doppelt-fiederspaltigen, schmal-linealen Blättern und kleinen, kugelförmigen Blütenkörbchen. Die Blätter der letztgenannten Art (*Herba Abrotani*), die Stengelspitzen der beiden andern (*Summitates Absinthii pontici* und *Artemisiae*) und der Wurzelstock des gemeinen Beifußes (*Radix Artemisiae*) sind officinell. Letzterer galt und gilt noch immer für eins der wirksamsten Mittel gegen Epilepsie. Die mit Blütenkörbchen dichtbesetzten Äste der Rispe von *A. vulgaris* werden bekanntlich als Küchengewürz, namentlich zu Gänse- und Entenbraten benutzt. Sie enthalten, gleich denjenigen der andern Arten, ätherisches Öl und bittere, aromatische Stoffe und werden ebenso wie diejenigen von *A. pontica* und *Abrotanum* innerlich bei allgemeiner Schwäche, gestörter Verbauung, Dysurie, äußerlich zu Umschlägen bei Rötze, Quetschungen, Verrenkungen angewendet. Zur Abtheilung *Abrotanum* gehört auch eine häufig, namentlich in Bauergärten, zur Zierde oder wegen des Wohlgeruchs ihrer Blätter kultivierte, halbstrauchige Art, die *A. chamaemellifolia* *Vill.* aus Südeuropa, welche zahlreiche, bis 1 m hohe, dichtbeblätterte Stengel treibt, feingerteilte, ein- bis dreifach fiederschnittige Blätter besitzt und bei uns selten blüht. Aus den Stengeln einiger chinesis. und japanes. Arten, die ebenfalls zur Abtheilung *Abrotanum* gehören, besonders aus den selten, baumwollähnlichen Fasern der *A. chinensis* *L.* und *A. Moxa* *Bess.* werden die sog. Noren oder Brenncylinder, die bei Gicht und Rheumatismus in Anwendung kommen, verfertigt. (*S. unter Moxa*.)

Artenay, Hauptort eines Kantons im Arrondissement Orléans des Depart. Loiret, in der Landschaft Beauce an der Straße und der Eisenbahn von Paris nach Orléans, 19 km nördlich von Orléans, mit 1041 E. Hier stieß General von der Tann 10. Okt. 1870 bei seinem Vormarsche nach der Loire mit der 1. bayr. Division, der Korpsartillerie und der 2. und 4. preuß. Kavalleriedivision auf die Vorhut der franz. Loire-Armee (eine Division des 15. Korps unter General Regan) und

schlug dieselbe vollständig. Trotz ihrer Niederlage an Artillerie hielten die Franzosen von 10 bis 3 Uhr nachmittags nördlich von A. widerstand, wurden aber von der preuß. Kavallerie auf beiden Flügeln umgangen und, nachdem A. um 3 Uhr von den Bayern erstürmt, gegen 5 Uhr in den Wald von Orléans zurückgeworfen. Auch in den späteren Kämpfen der Deutschen mit der franz. Loire-Armee (1. bis 4. Dez.) wird A. öfter genannt.

Arterioectasia, f. Aneurysma.

Arterien, Pulsadern, nennt man in der Anatomie diejenigen Blutgefäße, welche das Blut aus dem Herzen wegführen und in den verschiedenen Körperteilen verteilen. Bei denjenigen Tieren, bei welchen kein Herz als bewegendes Centrumorgan, sondern nur kontraktile Gefäße existieren (s. die meisten Würmer), oder bei welchen die Richtung der Zusammenziehung des Herzens von Zeit zu Zeit sich ändert (bei Molchen und Salpen), kann natürlich von einer Unterscheidung zwischen centrifugalen Gefäßen (Arterien) und centripetalen (Venen) nicht die Rede sein. Bei den höhern Tieren dagegen, wo ein centralisiertes Herz existiert, das rhythmisch Zusammenziehungen ausführt, pflanzt sich die Bewegung der Zusammenziehung des Herzens herübergebrachte Welle in den größern Stämmen der A. fort und wird so als Pulsschlag gefühlt, z. B. an der oberhalb des Daumens am Vorderarm hinlaufenden Radialarterie (wo die Ärzte den Puls zu befähigen pflegen), an den Pulsadern des Halses und in der Schläfe u. s. w. Die A. zerfallen bei den höhern Wirbeltieren und dem Menschen in zwei Hauptklassen. Die eine führt das durch das Atmen, Sauerstoff gesättigte, seiner Kohlensäure teilw. beraubte, gerötete und zur Gemedebildung genutzte sog. arterielle Blut nach allen Körperteilen; ihr Hauptstamm heißt die Aorta (s. d.) und ist aus der linken Herzkammer in der Mittellinie des Körpers erst vorn nach oben, dann hinten bevor der Wirbelsäule her. Die andere Klasse besteht aus den Lungenarterien, welche das dunkle, schmelzige, mit Kohlensäure beladene sog. venöse Blut aus der rechten Herzhälfte nach den Lungen führen, wo es wieder in rotes, arterielles umgewandelt werden soll. Die A. müssen einen starken Druck vom Herzen her in sie hineingepressten Blut aushalten und sind daher mit festen und elastischen Häuten versehen, von denen namentlich die innere oder Ringfaserhaut sehr fest und dehnbar, innerseits sehr glatt und zart ist. Alle A. enthalten in ihrem Gewebe, außer den elastischen Fasern, glatte Muskelfasern, durch deren Nervensystem abhängige Tätigkeit die A. verengt und erweitert werden können, sobald Schnelligkeit und die Größe des Blutstroms in einzelnen Körperteilen durch die Nerven beeinflusst und reguliert wird. (Vgl. Artikel: Kreislauf des Blutes, und Tafel: Blutgefäße Menschen.)

Von den Arterienkrankheiten ist die häufigste eine chronische Entzündung ihrer innern Fläche, welche zu fettiger Entartung oder Verwachsung der Arterienwände und dadurch zu Aneurysma (s. d.) oder Apoplexie (s. d.) führt. Verlegungen einer A. sind immer von mehr oder minder trächtigen, bisweilen lebensgefährlichen Folgen begleitet und erscheinen den künstlichen Verschluss des durchschnittenen Gefäßes mittels umgelegten und fest zugeschnürten Fadens.

Unterbindung.) Krankhafte Verstopfung und Verödung einzelner A. verursachen bisweilen die schwersten Kreislaufstörungen. (S. Thrombose und Embolie.)

Arteriologie, s. unter Aderlass.

Artzen, Stadt im Kreise Sangerhausen des preuss. Regierungsbezirks Merseburg, liegt 12 km südlich von Sangerhausen, in der Goldenen Aue an der Unstrut, die hier die Helme aufnimmt, und an der Sangerhausen-Erfurter Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 4582 Q., deren vorzüglichste Erwerbsquelle Aderbau ist. Außer einer Zuderfabrik, einer bedeutenden Altien-Bierbrauerei und Salzfabrik und einer mit Dampfkraft betriebenen Ziegelei hat A. noch eine königl. Saline. Bedeutende Braunkohlenwerke befinden sich in der Nähe beim Dorfe Ebersleben. A. kommt urkundlich um 760 vor, ging 1452 durch Kauf an die Grafen von Mansfeld über, kam 1780 an Kurfürsten und 1815 an Preußen. Vom Schlosse sind nur wenige Ruinen noch vorhanden.

Artes liberalis, s. Freie Künste.

Artesische Brunnen (nach der franz. Provinz Artois, wo sie seit längerer Zeit üblich sind) oder Bohrbrunnen (nach der Art ihrer Herstellung) werden nach dem neuern Sprachgebrauch alle tiefern, gebohrten Brunnen genannt, unabhängig von dem Umfange, ob dieselben Wasser geben oder dasselbe verschlucken. Die die Erdrinde bildenden Schichten sind zum Teil solche, die Wasser in sich aufnehmen und weiterzuführen vermögen (Sand, lockere Gesteinsmassen u. s. w.), oder solche, die aus wasserundurchlässigem Material (Thon, Mergel u. s. w.) bestehen. Da die Erdschichten nicht horizontal übereinander lagern, sondern sich nach den verschiedensten Richtungen hin in die Tiefe erstrecken, so liegt die Möglichkeit offen, mittels eines Bohrlochs, das man an geeigneter Stelle in die Erde treibt, zwischen zwei wasserundurchlässigen Schichten (b) auf bestehender (a) auf eine wasserführende (c) zu



steigen, welche an höher gelegenen Orten zu Tage tritt und daselbst von den atmosphärischen Niederschlägen (Regen, Tau, Schnee u. s. w.) gespeist wird. Infolge des Drucks, den die darüberliegende Wasserschicht auf das Wasser im Bohrloche ausübt, steigt dieses in der Öffnung empor, tritt wohl auch über dieselbe hinaus oder spritzt gar fontänenartig in die Höhe (c). Infolge der Reibungsverluste wird die Höhe des springenden Strahls c das in der Figur eingezeichnete Niveau — des Wassereintritts natürlich nie vollständig erreichen können. Von Vorteil für die Anlage artesischer Brunnen erweisen sich kesselförmige Thalmulden, die von lockern, zwischen Thonschichten ruhenden Gesteinsmassen erfüllt sind. Besonders günstig zeigen sich in dieser Hinsicht die Verhältnisse von London und Paris. Beide Weltstädte liegen in dem Boden eines einstigen weiten Meeres. Aus großer Entfernung neigen sich mächtige Schichtenzüge älterer Formationen allmählich unter diese Erde und erfüllen eine Mulde, deren Ränder einen großen Teil Englands und Nordfrankreichs umfassen.

Das Resultat der Bohrungen, das sich auf Grund sorgfältigen Studiums der Schichten vorausrechnen ließ, lieferte die glänzendsten Erfolge. Der Brunnen von Grenelle beim Invalidenhause zu Paris, an welchem durch volle sieben Jahre (1833—41) gearbeitet wurde, ist 647 m tief und liefert täglich 3 Mill. Lit. vollkommen reines, klares Wasser von 27,1° C., während die mittlere Temperatur den Paris nur 10° C. beträgt. Die Stadt St.-Louis in den Vereinigten Staaten von Amerika hatte seit 1854 den tiefsten bestehenden artesischen Brunnen. Er lieferte jedoch Wasser, das wegen seines Schwefelgehalts sich nicht als entsprechend für den Genuß erwies. Die Ortsbehörde befohl daher 1865 einen andern bohren zu lassen, und so gelangte man auf die Tiefe von 1200 m. Er steht nun in der Urmorion des Granit, und die Stadt besitzt wohl den tiefsten, aber freilich wasserlosen artesischen Brun der Welt. In geognost. Beziehung sind ferner namentlich die drei erbohrten salzigen Thermalquellen zu Nauheim in Hessen berühmt. In ihnen wird der Wasserstrahl nicht durch den hydrostatischen Druck, sondern durch die im Innern stattfindende lebhafteste Kohlensäure-Entwickelung emporgetrieben. In neuerer Zeit sind insbesondere die größtentheils durch B. Sigmondi geschaffenen artesischen Brunnen Ungarns berühmt geworden. Auf der Marcaroteninsel zu Budapest befindet sich ein solcher von 970 m Tiefe, welcher 1,4 Mill. Lit. Thermalwasser täglich liefert und an Tiefe von keiner bestehenden wirksamen Anlage dieser Art übertroffen wird. Zu Kant in Ungarn liefert ein artesischer Brunnen aus einer Tiefe von 402 m täglich 5,3 Mill. Lit. Wasser für Badewege, der Wasserstrahl springt 19,3 m hoch empor. Zu Harlang ebenfalls beträgt das erbohrte Wasser eine Temperatur von 51° C.

Die Herstellung der artesischen Brunnen erfolgt mit Hilfe des Erdbobbers (s. d.). Um dem Bohrer keine Haltbarkeit zu sichern, welche nur im festen Gestein ohne weitere Hilfsmittel vorhanden ist, wird daselbst nach Maßgabe seiner Fortschreiten die Tiefe durch Einrammen hölzerner, schmaler, eiserner oder aus eiserner Röhre angefertigt, welche zugleich das unreine, von den Seiten kommende Wasser abhalten. In den obersten Schichten wird meist ein gewöhnlicher Schacht ausgehoben, den man auskimmert oder durch Mauern verkleidet. Von diesem Schachte aus, der später zugleich als Behälter für das sich anheimende Wasser dient, wird das Bohren begonnen. Die Tiefe des Bohrlochs beträgt dabei meist nur wenige Centimeter, die Tiefe oft Hunderte von Metern.

Die erste Anwendung der artesischen Brunnen fällt in ferne Zeiten. Von gebohrten Brunnen in Ägypten spricht bereits Clampusdör und sagt, daß sie eine Tiefe von 2—300, ja sogar 500 Ellen hätten und das Wasser über der Erdoberfläche ausgoßen, wofür man es zur Veredelung der Acker verwende. Die großen Oasen von Libyen und Tadel hat fast überall mit artesischen Brunnen durchbohrt; das sind die meisten derselben verschüttet. Erst im 19. Jahrh. wurden sie zum Teil eröffnet. Einer dieser Brunnen zeigte nach der Aufraummung und Reinigung eine eigenartige Erscheinung, die auch bei Elbeuf unsern Augen sich wiederholte. Aus einer Tiefe von etwa 107 m stiegen mit dem Wasser zugleich Fische empor. Auch in China kommen artesischen Brunnen in solcher Anzahl vor, daß beispielsweise unsern des Jiedens U. Übung-Khao

einem Raume von 1000 qkm deren mehr als 10 000 existieren. Die chinef. Brunnen besitzen eine Tiefe bis zu 600 und 900 m und 13—15 cm Weite. Mehrere Generationen mühten infolge des angewendeten zeitraubenden Verfahrens an einem Brunnen arbeiten, ehe der gesuchte Quell erreicht wurde. In Europa waren gebohrte Brunnen bei Modena und Bologna sowie auch in Niederösterreich schon lange bekannt. Im Kartäuserkloster zu Eilers soll schon 1126 ein Brunnen dieser Art errichtet worden sein. Etwa 500 Jahre später wurde im Ort Urban ein solcher erbaut, welcher das Wasser bis in die obersten Geschosse der Häuser führte. Besidor gibt 1729 bereits wertvolle Beschreibungen der artesischen Brunnen. Die allgemeine Aufmerksamkeit auf Anlagen dieser Art wurde jedoch erst 1816 rege, als eine pariser Gesellschaft einen Preis von 3000 Frs. auf die beste Anweisung zur Erbohrung fließender Quellen aussetzte. Er wurde von dem Bergbau-Ingenieur Garnier in Arras gewonnen. Von gleicher Wichtigkeit war eine Arbeit von Hécart de Thurg, welche namentlich die geognost. Bedingungen des Gelingens auseinandersetzt. Seitdem sind artesische Brunnen in Frankreich, Deutschland und Norbamerica vielfach ausgeführt worden und haben sich als ein mächtiges Förderungsmittel des Wohlstandes bewährt; von besonderer Wichtigkeit für die Bodenkultur sind sie namentlich in Algerien geworden.

Hinsichtlich der Anwendung von artesischen Brunnen ist als wichtigster Zweck die Beschaffung reinen, klaren Wassers für den häuslichen Gebrauch und den Bedarf verschiedener industrieller Etablissements hervorzuheben. In ersterer Beziehung tritt ihr großer Wert besonders in jenen Gegenden hervor, in denen gewöhnliche Brunnen gar kein oder schlechtes Wasser liefern. Brauchbare Resultate wurden nach manchen vergeblichen Versuchen in der auf weite Strecken von niedrigen Wäldern umschlossenen Gegend des deutschen Kriegsbahns an der Jademündung erzielt. Die im J. 1867 fertig gestellten artesischen Brunnen von 200 und 280 m Tiefe liefern etwa 0,1 Mill. Lit. täglich. Seit 1878 ist eine andere Wasserversorgungsanlage in Betrieb gesetzt worden. Von geringerer Bedeutung ist die Anwendung des emporsteigenden Strahls zum Betriebe von Mühlen und andern kleinern Maschinenanlagen. Von größerm Belange erweist sich der Umstand, daß man durch passende Zuleitung des aus artesischen Brunnen oft warm entströmenden Wassers Wäldergräben und Radstuben im Winter eisfrei erhalten kann, wie dies in einer Fabrik Heilbronn geschieht. Desgleichen haben sie zur Erwärmung von Gewächshäusern, Fischteichen u. s. w. Verwendung gefunden. Um aus Steinsalzlagern reichere Sole in großer Tiefe zu erschließen, hat man gleichfalls artesische Brunnen vielfach benutzt; so in Rheine unsern Winden, ferner in Conhausen, woselbst zugleich Kohlen-säure entströmt, die zu Badegewöden in eigenen Calciumern aufgesaugen wird, weiter in Gottesgabe bei Rheine, wo das zu gleicher Zeit emporsteigende Kohlenwasserstoffgas zur Beleuchtung und Heizung verwendet wird u. s. w. Zu Badegewöden benutzt man sie auch in Ungarn. Trifft man beim Bohren des artesischen Brunnens Schichten, die wohl Wasser leiten, jedoch von solchem nicht gespeist werden und am untern Ende geöffnet sind, so kann das Bohrloch Wasser aufnehmen, und der artesische Brunnen wird ein negativer artesischer Brunnen oder ein abfor-

bierender Brunnen genannt. In Frankreich hat man solche mehrfach mit großem Nutzen angelegt; ja in St.-Denis hat man einen Brunnen erbaut, der aus drei ineinander gesteckten Röhren besteht. In der innersten steigt aus einer Tiefe von über 600 m klares Trinkwasser empor, aus der Räume zwischen der engsten und mittlern Röhre quillt minder reines Spülwasser, und die dritte führt den Überschuss der von beiden Oeffnungen gelieferten Flüssigkeit wieder ab. Jede der Röhren endigt in einer Bodenschicht, die dem betreffende Zwecke entspricht.

Litteratur: Spehler, »Anleitung zur Anlag artesischer Brunnen« (Erlaubt 1832); Hécart de Thurg, »Geologische und physikalische Betrachtungen über das Entstehen von Springquellen durch gebohrte Brunnen« (übersetzt von Frommann, Kob 1833); Paulucci, »Das technische Verfahren der Bohrung artesischer Brunnen« (Wien 1838); Bee »Erdböhrkunde« (Wrag 1858); Hagen, »Handbuch der Wasserbaukunst« (3. Aufl., Bd. 1, »Die Quellen Brunnen u. s. w.«, Berl. 1870).

Artevelde (Nal. van), berühmter flandr. Volksheld, war der Sohn des reichen und in vornehme Familienverbindungen stehenden Tuchhändlers Jol van A. in Gent. Als Graf Ludwig II. von Flandern, der mit dem Adel des Landes zu Frankreich neigte, auch nach der Schlacht bei Cassel (23. Aug. 1328) fortfuhr, wider die Interessen des Volks, namentlich der mächtigen und reichen, von den selbsteinsten Sympathien für England erfüllten flandr. Städte zu handeln, stellte sich A., der durch seine Reichtum und sein bedeutendes Nedertalent bereits zu großem Einfluß in Gent gelangt war, an die Spitze der Volkspartei und sprach sich für die Mißbilligung über die Haltung des Grafen und des Adels aus. Er gelangte zu solchem Ansehen, daß er es wagen durfte, ohne Zuziehung des Grafen mit den Engländern ein Bündnis, zunächst im Interesse des Handels und Verkehrs, zu schließen. Die Landung der Engländer auf Calais und ein Vortritt, den dieselben 10. Nov. 1336 über die Anhang des Grafen erlangten, gab der Volkseinstimmung gegen die französisch gesinnte Partei neues Leben, und benutzte diese Umstände, um auch Brügge und Yper für seine Politik zu gewinnen und sich selbst zu politischen Leiter und Gebieter (Ruuwaert) in Flandern aufzuwerfen. Das Bündnis mit England wurde bestätigt, die vom Grafen eingesetzten Beamten und Beamten beseitigt und der Graf selbst zu verlassen des Landes genötigt. A. bot alles an, einerseits um den Sieg der Sache Edwards II. gegenüber Frankreich zu fördern, andererseits u. eine Auslösung des Grafen mit seinen bisherig Unterthanen unmöglich zu machen. Die zu gehende Begegnung Englands erregte jedoch innerhalb der Volkspartei Mißbilligkeiten, und man sagte, daß A. beabsichtige, dem Prinzen v. Wales die Nachfolge in Flandern zu verschaffen, wurde er bei einem Volksaufstande 21. Juli 1340 getötet. Gegen 500 seiner Anhänger hatten dasselbe Schicksal. Im J. 1863 wurde A. in Gent ein Denkmal errichtet. — Sein Sohn, Philipp v. A., geb. 1340, ward 1381 bei einem Aufstande in Gent gegen den Grafen Ludwig III. von Flandern, zu welchem Brügge hielt, als »Ruuwaert« die Spitze seiner Mitbürger und Flanderns berufend, am 12. der noch lebenden Hauptankl. i. Ermordung seines Vaters hatte hinrichten lassen.

Am 3. Mai 1382 bei Beverhout den Grafen, nahm Johann Brügge ein, von wo er unermeßliche Beute nach Gent führte, und wurde hierauf von janz Blandier, mit Ausnahme von Dubenaarde, als Regent anerkannt. Der vertriebene Graf Ludwig fand jedoch Hilfe bei Karl VI. von Frankreich, der unter Führung von Oliver de Clisson eine ansehnliche Streitmacht nach den Niederlanden sandte. Am 27. Nov. 1382 die Schlacht bei Rosbete, in der jedoch die Flämänder eine vollständige Niederlage erlitten und A. selbst den Tod fand. Die Geschichte der beiden A. ist mehrfach poetisch bearbeitet worden.

Arth. Rieden im Schweiz. Kanton Schwyz, 13 km westnordwestlich von Schwyz am Südoberende des Jügersees zwischen Zug und Reiberg in fruchtbarer Thalebene ansehnlich gelegen, zählt (1880) 3050 meist luth. G., deren Haupterwerbsquelle neben Viehzucht, Obst- und Ackerbau die Seidenzucht ist, besitzt eine katholische, 1677 erbaute Pfarrkirche, ein Kapuzinerkloster und eine Sekundärschule, ist mit Rütli, Zug und Schwyz durch Poststraßen verbunden und hat als Ausgangspunkt der Bergbahn A. Rigi und als Station der Dampferlinie des Jügersees und der St. Gotthardbahn einen sehr lebhaften Touristen- und Transitverkehr.

Arth... und **Arthros...** (vom grch. ἄρθρον, Gelenk; Glied), Gelenk..., Glied...

Arthralgie, Gelenkschmerz, Gliederreihen.
Arthritis heißt eigentlich Glieder- oder Gelenkentzündung, in welcher Bedeutung es auch von Hipp. Arthra gebraucht worden ist, während die Deutschen bei Arthros oder Arthrophlogitis liegen. In der gewöhnlichen mediz. Sprache bedeutet das Wort die Gicht (s. d.), und arthritisch heißt gichtisch.

Arthros... f. Arthros...

Arthroplastik (grch., Glied-, Gliedbildung), die Bildung eines künstlichen Gelenks, wenn das ursprüngliche vorhandene Gelenk durch entzündliche Prozesse oder feste Verwachsungen verloren gegangen ist, bricht in der Ausführung eines leistungsfähigen künstlichen (s. Resektion) und der Ausführung natürlicher Bewegungen während der Heilung der Wunde, an die Verwachsung der beiden Knochenenden zu verhindern.

Arthropoditis, Gelenkentzündung.

Arthropodismus, Gliederschwamm.

Arthropoditis, Gelenkschmerz.

Arthropoda, f. Gliedertiere.

Arthros, Rühr der Siluren, f. Arthros.

Arthur, Prinz von Großbritannien, Herzog von Cornwall, dritter Sohn der Königin Victoria (s. d.); am 2. vermählt seit 13. März 1879 mit Prinzessin Lisa Saxe-Coburg (geb. 25. Juli 1860), der dritten Tochter des Prinzen Friedrich Karl von Preußen. Das Paar hat entspross eine am 15. Jan. 1882 geborene Tochter.

Arthur (Hester A.), der 21. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, wurde als Sohn eines aus Irland eingewanderten baptistischen Geistlichen 3. Nov. 1800 zu Albany in der Grafschaft Rensselaire im Staate Vermont geboren, widmete sich, auf dem Union College zu Schenectady im Staate New York vorgebildet, der Advokatur und ließ sich 1851 in der Stadt New York nieder, wo er als Politiker, wenn auch in untergeordneter Stellung, eine Rolle spielte und 1856 die republikanische Partei mitbegründete.

Während des Bürgerkriegs war er unter dem Titel als erster General-Inspektor und später als General-Quartiermeister von New York thätig, die Truppen dieses Staates auszurüsten und auf den Kriegsschauplatz zu befördern. Vom Präsidenten Grant 1872 zur Belohnung seiner der Partei geleisteten Dienste zum Oberzolldirektor (Collector of Customs) des Hafens von New York ernannt, bekleidete er dieses wichtige und einträgliche Amt bis zum 20. Juli 1878, wo ihn Präsident Hayes wegen seiner Opposition gegen die Zolldienstreform absetzte. Diese große Aufsehen erregende Maßregel erzeugte eine tiefgehende Spaltung in der republikanischen Partei und trieb A. auf die Seite derjenigen, welche unter Führung des Senators Conling den Hayes'schen Reformbestrebungen den erbittertsten Widerstand leisteten. Bei dem republikanischen Parteikonvent, welcher im Juni 1880 in Chicago den General James A. Garfield zum Präsidentenkandidaten ernannte, erhielt A. die Nomination zum Vizepräsidenten, um die Conling'sche Minorität zu versöhnen und eine einheitliche Aktion der Partei herbeizuführen. Die Wahl A.'s erfolgte zugleich mit der von Garfield 2. Nov. 1880. Von 9204428 abgegebenen Stimmen erhielten Garfield und A. 4442960, während auf die Kandidaten der demokratischen Partei, Hancock und Engliß, 4442035 Stimmen fielen. Nachdem Garfield (s. d.) 19. Sept. 1881 infolge eines Attentats gestorben war, trat A. die Präsidentschaft an und leistete 22. Sept. 1881 den Eid auf die Verfassung. A. gestaltete bis Ende 1881 das von seinem Vorgänger übernommene Kabinett in seinen Hauptträgern um. Die neuernannten Minister gehörten dem rechten, sog. Conling'schen Flügel der republikanischen Partei an und waren namentlich unbedingte Anhänger des General Grant und eifrige Befürworter von dessen abermaliger Wiederwahl zum Präsidenten. (S. Vereinigte Staaten von Amerika.) Gleich ihm sind früher die Vizepräsidenten S. Tyler (1841), Willard Willmore (1850) und Andrew Johnson (1865) die Amtsnachfolger der plötzlich gestorbenen Präsidenten Harrison, Taylor und Lincoln geworden.

Arthur vom Nordhorn, Pseudonym für Rostig und Jändendorf (Gottlob Adolf Ernst von).

Arthur'sitz (Arthur's Seat) heißt ein Berg bei Edinburgh, von welchem Arthros (s. d.) nach der Sage das Land überblicken haben soll, ehe er die Sachsen in der Nähe schlug. Von dem 220 m hohen Gipfel eröffnet sich eine herrliche Aussicht.

Articulata, f. Gliedertiere.

Artifiziell (lat.), künstlich, durch Kunst erzeugt, kunstmäßig; artifizios, kunstreich, kunstvoll; auf Kunstgriffe bedacht, schlaue.

Artikel (vom lat. articulus, Gelenk, Glied) bezeichnet überhaupt soviel wie Stück, Teil eines gegliederten Ganzen; so z. B. die A. einer Schrift, eines Dokuments, des christl. Glaubens u. s. w.

In der Rechtsprache heißen A. kurze, in eine gewisse Folgenreihe geordnete Sätze, welche tatsächliche Behauptungen oder auf solche gerichtete Fragen enthalten, z. B. Beweisartikel im Zivilprozeß, Inquisitionsartikel im Kriminalprozeß.

In der Grammatik heißen A. die in vielen Sprachen das Substantiv begleitenden kleinen pronominalen Worte, die den Begriff desselben auf ein Individuum beziehen, entweder ein bestimmtes und bekanntes (bestimmter A., der) oder ein unbestimmtes,

unbekanntes (unbestimmter A., ein). Der bestimmte A. geht aus einem in Bedeutung und Nachdruck abgeschwächten Demonstrativpronomen hervor, wie im Deutschen „der“ auch jetzt noch im Sinne von „dieser“ gebraucht wird; der A. der roman. Sprachen, ital., ital. frj., ist aus dem lat. ille (jener) entstanden. Der unbestimmte A. ist das Zahlwort für die Einszahl und in den Sprachen später aufgenommen als der bestimmte, das Griechische z. B. hat ihn nicht. Die Stellung des A., ob vor oder nach dem Substantiv, ist selbst in nahe verwandten Sprachen verschieden, z. B. Deutsch und Englisch haben ihn vor demselben, die nordgerman. Dialekte führen ihn am Ende an, z. B. dänisch kong-en „der Könige“, hus-et „das Haus“; während alle übrigen roman. Sprachen ihn voranstellen, hat das Rumänische (Walachische) ihn am Ende, daher z. B. te moniteur, rum. monitoru-l. Von den beiden klassischen Sprachen hat nur das Griechische den A. und auch nur den bestimmten, das Latein kennt keinen A.; von den bekanntern europ. Sprachen haben die slav. Dialekte mit Ausnahme des Bulgarischen regelmäßig weder bestimmten noch unbestimmten A. Der Ausdruck „Geschlechtswort“ für A. erklärt sich aus dem Mißverständnis, als sei der A. Zeichen des grammatischen Geschlechts, während dieses schon dem Substantiv inhärent und der A. sich im Geschlechte nur nach dem letztern richtet.

Artikelbriefe hießen Patente deutscher, schwed., niederländ., dän. oder schwed. Kriegsherren, durch welche ein Feldoberst ermächtigt wurde, ein Regiment Reiter oder Landknechte aufzurichten. Dieselben enthalten auch die Verfassung sowie eine Sammlung maßgebender Dienstvorschriften und Rechtegebräuche, welche von den gemorbenen Knechten beschworen werden mußten. Zuerst traf 1155 Kaiser Friedrich I. bei dem Zuge nach Italien derartige Festsetzungen; von kaiserl. A. sind ferner merkwürdig die Friedrichs III., 1486 als „des Heil. Rom. Reichs Heers-Ordnung wider die Türken bei gemeiner Reichs-Versammlung beliebt“, Maximilians I. A. von 1508, Karls V. „A. und Freiheiten der löblichen Artillerie“, Maximilians II. „Reuter-Vestallung, item von Vestallung des Felds, erneuert Reuter-Recht und der Teutschen Knechte Artikel“ 1570, Ferdinands III. A. von 1647 über die Wiederherstellung der Mannszucht, Ferdinands III. A. von 1642, von Leopold I. 1665 erneuert, der A. vor die Reichsdokler vom J. 1672, der A. von 1682 für die Reichsarmee, Karls VI. „Kriegs-Artikel“. Die A. wiederholen die gültigen Landfriedens- und Polizeigesetze und fassen wichtige militärische Bestimmungen. Die von Gustav II. Adolf von Schweden 1621 erlassenen A. sind von höherer nützlicher Bedeutung und haben für die Kriegskunst des brandenb.-preuß. Heeres als Vorbild gedient. Aus den A. sind allmählich die Kriegskartikel der jetzt bestehenden Heere hervorgegangen, unter denen namentlich zu erwähnen sind „König Friedrich Wilhelms in Preußen neu approbierte Kriegskartikel vor die Unteroffizierer und gemeine Soldaten des anno 1713“.

Artikuleren (lat.), abhebern, jeden einzelnen Teil (z. B. die Silben der Wörter in der Aussprache) deutlich hervortreten lassen.

Artikulierte Töne nennt man in der Physiologie die Töne, welche der Mensch mit seinen Sprachwerkzeugen hervorbringt, indem er Konsonanten und

Vokale miteinander zu einzelnen Silben und diese zu Worten verbindet. [sition.]

Artikulierte Verhör, f. Spezialinquisition. **Artillerie** (frz.; ital. artiglieria; mittelalterlich Artolares) hat verschiedene Herleitungen, so vom lat. arcus und totum oder von ars tollendi, gebräuchlicher aber vom ital. arte und tirare, und bezeichnet schon vor der Erfindung des Schießpulvers das gesamte Kriegsmaschinenwesen. Der Name A. wurde demnächst auf das Geschützwesen übertragen. Gegenwärtig bedeutet A. die mit Geschützen ausgerüstete und zum Gebrauch derselben bestimmte dritte und jüngste Hauptwaffengattung, welche im Verein mit den beiden andern, der Infanterie und der Kavallerie, den sechsten Teil der Heere bildet. Artilleristen heißen die dieser Waffengattung angehörigen Personen. Der Name A. bezeichnet häufig auch lediglich das Personal der Artilleriewaffe und wird auf der andern Seite wieder für das gesamte Geschützmaterial gebraucht.

Das Personal der A. erfüllt bis in die neuere Zeit nicht bloß einen taktischen Zweck, sondern ihm lag auch die Erzeugung und Verwertung des gesamten Waffensmaterials ob, welcher Zweig mit dem Namen der technischen A. belegt wird und neuerdings scharfer von der sechenden A. getrennt worden ist. Mit Unrecht hört man daher häufig die gesamte A. als technische Truppe bezeichnen. Die sechende A., für sich betrachtet, hat vermöge der Verschiedenheiten der Geschützhauplätze, auf denen sie aufzutreten hat, so vielseitige einander widerstreitende Aufgaben zu erfüllen, daß eine weitere Trennung derselben in verschiedene Zweige nicht umgangen werden konnte. Zunächst ergibt sich eine Trennung in Land- und See- oder Schiffartillerie, wobei indes zu bemerken ist, daß die Funktion als Schiffartillerie in der Regel der Besatzung der Flotten anheimfällt, indem die Schiffgeschütze von Matrosen bedient und von Seeoffizieren kommandiert werden. Die Landartillerie zerfällt in Mörser- und in Positionsartillerie, je nachdem sie die Bestimmung hat, im engen Anschluß an die übrigen Truppen und somit aus häufig wechselnden Stellungen oder aus mehr stabilen Positionen zu schießen.

Die Mörserartillerie hat ihre hauptsächlichste Bedeutung für den Feldkrieg und wird daher meist als Feldartillerie bezeichnet. Sie führt leichte Geschütze, deren Lafetteneinrichtung die größte Beweglichkeit in sich schließt und ein rasches Placieren in der Feuerposition zuläßt. Die Geschütze der Feldartillerie haben eine militärisch geschulte Bespannung; die Zugkraft ist so reichlich bemessen, daß eine Bewegung in jedem Terrain und in den stärksten Gangarten noch möglich ist, selbst wenn durch Entbehrungen die Qualität des Pferdmaterials eine Reduktion erfahren hat. Die Bedienungsmannschaften der Feldartillerie müssen in Stand gesetzt werden, die Geschütze bei ihren raschen Bewegungen zu begleiten, zu welchem Zwecke man verschiedene Arten des Transports derselben hat. Das kostspieligste, aber dem Zwecke rascher Bewegungen am meisten entsprechende Mittel ist das Verladenmachen der Bedienungsmannschaften, wodurch die reizende A. entsteht. Dem gegenüber steht der Transport derselben auf Fahrzeugen, woraus die fahrende A. entspringt. Eine Feldartillerie, bei der vermöge ihrer Organisation und Einrichtung kein besonderer Wert auf andauernde rasche Transporte der

Bedienungsmannschaften gelegt ist, wird Fußartillerie genannt, wobei indes kurze Transporte mit Bespannung der Hauptbede der Geschüßbespannung sowie der Projektilen nicht ausgeschlossen sind. Wird ein Teil der Bedienungsmannschaften beritten gemacht, der Rest aber gefahren, so spricht man von halberitten oder gemischter A. Die in Österreich-Lage nachkommende Benennung Kavallerie-A. bezieht sich auf eine stärker bespannte fahrende A., durch welche die Aufgaben der reitenden A. erfüllt werden sollen.

Die Feldartillerie ist ähnlich wie die Infanterie und Kavallerie in festgeschlossene taktische Körper formiert. Die Gliederung beruht auf der Batterie als Einheit, d. h. als dem geringsten Körper von taktischer und administrativer Selbständigkeit. Die Zahl der Geschüße in einer Batterie beträgt heute oder, in seltenen Fällen auch vier. Außer den Geschüßen führt eine Batterie Munitionskisten, Vorräte und Batteriewagen, Feldschmieden, Packwagen u. s. w. mit sich. Eine Batterie zählt auf jedes Geschüß 1–2 Munitionswagen und von den übrigen Fahrzeugen im ganzen etwa 4, jedoch der gesamte Körper bei 6 Geschüßen 16–22 Fahrzeuge umfaßt. Geschüße wie Fahrzeuge haben in der Regel spezielle Einrichtungen zum Transport der Bedienungsmannschaften. Jedes Fahrzeug ist mit 4–6, selten mit 8 Pferden bespannt, und pro Geschüß werden 1 Unteroffizier und 6–8 Mann an Bespannung, außerdem für die ganze Batterie eine angemessene Reitere an Mannschaften und Pferden geschickt. Je nach der Art des Transports der Bedienungsmannschaften spricht man von reitenden, halberittenen, Fuß-, gemischten, Kavalleriebatterien, im allgemeinen aber von Feldbatterien (hierzu sei bemerkt, daß in der deutschen A. die fahrenden Batterien jetzt den Namen „Feldbatterien“ führen, was hier somit den Gegensatz zu den reitenden Batterien bildet). Die Batterie wird durch einen Hauptmann oder einen Stabsoffizier kommandiert und zerfällt in Jäger zu 2 Geschüßen, deren jeder durch einen Bedienten geführt wird. Ein besonderer Offizier (Hauptmann oder Lieutenant) führt die übrigen Fahrzeuge. Drei bis vier gleichartige Batterien bilden eine Abteilung, deren zwei bis drei wieder zu einem Regiment zusammenstoßen, während zwei Regimenter eine Brigade bilden. Regimenter und Brigaden werden durch Stabsoffiziere, Brigaden durch Generale befehligt. Was die Einfügung der Artillerie in den Organismus des Heers betrifft (s. Armeekorps), so werden den vorherrschend aus Infanterie bestehenden taktischen Körpern in der Regel fahrende, den aus Kavallerie bestehenden reitende (oder Kavallerie-) Batterien zugeordnet; letztere sind dem entsprechend in geringerem Maße (etwa 16–20 Pros. der gesamten Feldbatterien) vorhanden. Die nur aus A. bestehenden Reiter vereinigten beide Gattungen von Batterien in sich. Keine Fußbatterien kommen fast nirgendwo vor; die gemischten Batterien dienen entweder zum Ersatz der reitenden, oder sie bilden die ausschließliche Formation der Feldartillerie und werden dem entsprechend verwendet. Einer Abschaffung der reitenden A. und ihrem Ersatz durch fahrende ist schon vielfach das Wort geredet worden, doch werden die Nachteile der ersten (Kostspieligkeit, längere Ausbildung, kompakteres Ziel gegenüber dem feindlichen Feuer) durch den Vorteil der rascheren raschen Bewegungen, welche die fah-

rende A. mit ihren schwerer belasteten Geschüßen und Fahrzeugen nicht in gleichem Grade zu leisten vermag, hinreichend ausgeglichen, um die Beibehaltung der reitenden A. zu rechtfertigen. Ein Armeekorps zählt jetzt in der Regel eine Brigade Feldartillerie, welche in zwei Regimenter zerfällt; von diesen wird das eine aus die beiden Infanteriedivisionen des Korps verteilt, das andere gibt die nötige Zahl reitender Batterien an die Kavalleriedivisionen ab und bildet mit seinem Rest als geschlossener Körper die Korpsartillerie. Abgesehen von den gemeinsamen Verbänden mit den andern Waffen steht die Feldartillerie häufig noch unter besondern artilleristischen Centralbehörden (Generalinspektion, Inspektionen), deren Einfluß sich auf Ausbildung und Material bezieht und namentlich im Frieden von Wichtigkeit ist.

Die Feldartillerie ist jetzt entweder ausschließlich mit gezogenen Kanonen ausgerüstet oder führt außerdem zu geringem Prozentsatz Mitrailleur (s. d.). Meist gehen zwei verschiedene Kanonenskaliber nebeneinander. Das leichtere ist gewöhnlich das 8-Centimeterkanon oder der Vierpfänder mit einem Geschuß von 8–9 Pfd. Gewicht, das schwerere das 9–10-Centimeterkanon, Sechspfünder, auch Neunpfänder genannt, mit 14–20 Pfd. Geschußgewicht. In derselben Batterie ist immer nur eine Geschüßgattung vertreten, und zwar derart, daß die reitende A. stets das leichte Feldgeschüß führt, die fahrende dagegen entweder nur mit dem schwereren oder zum Teil mit dem einen, zum Teil mit dem andern Geschüß ausgerüstet ist und danach leichte oder schwere Batterien bildet. Die Mitrailleurbatterien, wo sie vorkommen, haben meist ein mit dem Infanteriegewehr der betreffenden Armee übereinstimmendes Laufkaliber und führen die gleiche Munition wie dieses.

In Bezug auf die Geschüßsysteme der Feldartillerie waltete längere Zeit hindurch die Ansicht vor, als stehe der gezogenen Hinterlader wegen seiner größeren Komplexität als Feldgeschüß dem Vorderlader nach. Von Anfang an war es hauptsächlich nur die preussische und englische A., welche sich dem Hinterlader zuwandten, während man in Frankreich und Österreich entschieden für den Vorderlader sich aussprach. Gegenwärtig betrachtet man den Vorderlader als überwundenen Standpunkt, mit fast alleiniger Ausnahme von England, welches gänzlich vom Hinterlader zurückgekommen ist und auch seiner Feldartillerie neuerdings den Vorderlader gegeben hat. Das Deutsche Reich, Rußland, Belgien, die Schweiz haben ein auf den Hinterlader basiertes vollständig durchgeführtes Geschüßsystem; Frankreich, Italien, die Niederlande u. a. sind in der Einführung des Hinterladers begriffen; Österreich-Ungarn hat sich neuerdings der Frage des Übergangs zum Hinterlader als Feldgeschüß auf das lebhafteste zugewandt. Mitrailleur sind zur Zeit hauptsächlich in Rußland, England, Frankreich, sowie für die ungar. Honved-Armee angenommen. Die Rohre der Feldgeschüße sind aus Bronze oder aus Gußstahl, die Lafetten aus Holz oder Schmiedeeisen gefertigt. Als Munition kommen Granaten, Schrapnells und zu geringerem Prozentsatz Brandgranaten sowie Kartätschen vor. Von den Mannschaften führen die Berittenen und Fahrer den Kavallerieädel und die Pistole oder den Revolver, die Unberittenen ein Seitengewehr und oft auch ein kurzes Feuergewehr.

Die mit gezogenen Geschützen ausgerüstete Feldartillerie vermag ihr Feuer gegen Truppen auf Entfernungen bis zu 2500 m zu eröffnen und ist dadurch im Stande, die Geschütze einzukulieren und die Tätigkeit der andern Waffen vorzubereiten. Ausgedehntere Ziele, wie Lager, Dampfschiffe u. s. w., kann sie auf Entfernungen bis zu 4000 m unter Feuer nehmen. Vermöge der großen Zerkünderkraft ihrer Geschütze vermag die Feldartillerie widerstandsfähigere Ziele, wie Mauern, Verrammlungen u. s. w., einzuschießen; dies gibt ihr einen besondern Wert, wenn es sich um Angriffe auf Ortsschaften und besetzte Stellungen handelt, wobei sie der Infanterie den Weg zum Sturme bahnt. Auch ist sie im Stande, den Feind mit ihrem Feuer in verdeckten Stellungen zu erreichen. Vermöge ihrer großen Beweglichkeit und Manövrierfähigkeit folgt die Feldartillerie dem Geseht der andern Truppen und leistet ihnen in jedem Moment die Unterstützung ihrer großen Feuerkraft, die durch die Fortbildung des Sprenggeschöhs und Schrapnellfeuers eine hohe Stufe erreicht hat. Wenn ihr auch die Eigenschaften fehlen, ein Geseht selbständig durchzuführen, so ist ihr doch die Fähigkeit nicht genommen, durch massenhaftes Auftreten selbst eine Entscheidung zu bewirken. Das weittragende Feuer gibt ihr die Möglichkeit, in den letzten Stadien des Gesehts die Verfolgung zu unterstützen, während die eigentliche Ausbeutung der Erfolge den andern Waffen anheimfällt. Eine besondere Aufgabe der Feldartillerie ist noch die Versorgung aller Waffen mit Munition.

Als ein Zweig der Feldartillerie ist die Gebirgsartillerie zu erwähnen, deren Aufgabe es ist, den Kampf im Hochgebirge zu unterstützen, wo es an fahrbaren Kommunikationen mangelt. Sie führt die leichtesten Geschütze und hat ein Material, welches zerlegt und in seinen Teilen durch Saumtiere transportiert werden kann. Besonders vorteilhaft für die Gebirgsartillerie ist der Gebrauch der Raketen (s. d.), welche bis in die neueste Zeit von einzelnen Mächten auch in der eigentlichen Feldartillerie geführt wurden. Man formierte zu diesem Zwecke Raketenbatterien. Gebirgsartillerie haben zur Zeit Österreich, Ungarn, Frankreich, Rußland, Italien, England, die Schweiz u. s. w. Sie führt kurze gezogene Kanonen von 6—8 cm Kaliber, die in Batterien, gewöhnlich zu 4 Geschützen, zusammengestellt sind. In einzelnen Armeen, wie z. B. in der französischen und italienischen, bildet das Pontonnierwesen einen Zweig der Feldartillerie.

Die Positionsartillerie findet da Verwendung, wo der Kampf einen weniger wechselnden Charakter trägt, weil entweder die Ziele feststehende oder die Stellungen andauernd gegeben sind. Diese Fälle kommen namentlich beim Angriff und bei der Verteidigung der Festungen und bei der Verteidigung der Küsten vor. Den Geschützen der Positionsartillerie sind durch die Natur der Sache weniger enge Gewichtsgrenzen gesetzt als denjenigen der Feldartillerie; auf der andern Seite werden an die Wirkung der ersten häufig sehr hochgehende Anforderungen gestellt, denen nur Geschütze großen Kalibers und Gewichts zu entsprechen vermögen. Ein Wechsel der Stellung läßt sich bei den Positionsartilleriegeschützen, wo er notwendig wird, ohne eine seitorganisierte Befestigung ausführen. Nach den oben erwähnten Zwecken teilt man die Positionsartillerie in drei Zweige: Belagerungs-, Festungs- und

Küstenartillerie (letzte auch Secartillerie genannt). Belagerungs- und Festungsartillerie unterliegen keiner dauernden personellen Trennung und greifen auch in materieller Hinsicht vielfach ineinander über. Die Küstenartillerie kann an sich nur als ein Zweig der Festungsartillerie betrachtet werden; insofern bedingt die Spezialaufgabe der Küsten (Bekämpfung von Kriegsschiffen) so wesentliche materielle Besonderheiten, daß doch bis zu einem gewissen Grade eine personelle Trennung beider geboten erscheint.

Die Besetzung der Belagerungs- wie der Festungsartillerie geschieht durch eine ähnlich der Infanterie gegliederte Truppe, welche den Namen Festungsartillerie, im Deutschen Reiche jetzt Fußartillerie, führt. Sie ist gewöhnlich in Regimenter formiert, die wieder in Bataillone und diese in Kompanien zerfallen. Als höhere Instanzen dienen Centralbehörden, wie Brigaden und Inspektionen. Zu ihrer Selbstverteidigung sind die Mannschaften der Festungsartillerie entweder nur mit Seitengewehren oder auch mit Feuergewehren bewaffnet. Die einzelnen Truppenteile der Festungsartillerie werden ohne Rücksicht auf ihre Gliederung bald zu Belagerungen herangezogen, bald zu Festungsbesatzung benutzt und diesen bald diese, bald jene Geschützgattung. Sie stehen im Gegenzug zur Feldartillerie, zu den Geschützen weber der Art noch Zahl derselben nach in einem anbauenden Verhältnis. Es ist indes nicht ausgeschlossen, daß in den Einzelfällen der Verwendung auf die Gliederung als Truppe die thumliche Rücksicht genommen wird, daß z. B. die Angriffsbatterien durch Kompanien erbaut und besetzt werden, die Zuteilung zu den Festungsartilleriegeschützen nach Werken und Kompanien erfolgt. Die Küstenartillerie ist als Truppe der Festungsartillerie ähnlich formiert, untersteht aber in der Regel den Marinebehörden. Da, wo ihre Zahl nicht ausreicht, wird ihr Dienst durch die Festungsartillerie versehen. Festungs- wie Küstenartillerie werden in ausgedehntem Maße zu artille-ristischen Arbeiten herangezogen. Die personelle Trennung der verschiedenen Zweige der A. ist am strengsten im Deutschen Reiche durchgeführt, wo Feld- und Festungsartillerie nur noch durch eine gemeinsame Centralbehörde zusammenhängen. In andern Armeen findet ein steter Wechsel der Offiziere zwischen Feld- und Festungsartillerie statt; in Frankreich steht letztere sogar mit ersterer im gemeinsamen Regimentsverbande.

Die Geschütze der Belagerungsartillerie haben die Aufgabe, die Verteidigungsartillerie zum Schweigen zu bringen, die Kommunikation und den Aufenthalt auf den Festungswerken zu erschweren, die Unterkunftsräume der Besatzung und ihre Magazine zu zerstören, Ausfällen entgegenzutreten und endlich die sturmfreie Umfassung der Festung durch Brechelegen zu öffnen. Die Verschiedenheit der Aufgaben erfordert verschiedene Klassen von Geschützen, und zwar sowohl Kanonen als Mörser, von ersten nur gezogene, aber der verschiedenen Widerstandsfähigkeit der Ziele halber verschiedene Kaliber derselben; an Mörsern werden neben gezogenen zur Zeit auch glatte beibehalten. Die Belagerungskanonen sind dem Kaliber nach meistens 12 und 15 cm, in geringerer Zahl auch vom Kaliber der Feldgeschütze, die gezogenen Mörser in der Regel von 21 cm, die glatten von 15 und 23 cm Kaliber. Die Kastettierung ist derart eingerichtet,

daß der Anforderung der Fahrbarkeit auf gebahnten Straßen genügt ist und die Geschütze hinter einer mannshohen Deckung aufgestellt werden können, ohne einer tief eingeschnittenen Scharte in derselben zu bedürfen. Der Transport aus dem Belagerungsrunde in die Feuerposition erfordert häufig die Überwindung schwieriger Terrainverhältnisse, weshalb im allgemeinen das Totalgewicht des Geschützes (mit Lafette) 100 Ctr. nicht überschreiten darf. So eine Steigerung aus Gründen der Wirksamkeit nicht umgehen läßt, ist man in der Wahl der Geschütze wesentlich an die Nähe gebahnter Straßen gebunden. Bei sehr großen Gewichten der Geschütze wählt man die Röhre von den Lafetten getrennt auf besonderen Fahrzeugen zu transportieren. Die Geschütze der Belagerungsgeschütze sind Granaten, Kreuzgranaten und Schrapnells; bei leichten Geschützen kommen auch Kartätschen, bei den schwersten Bolzenbohrer vor. Das Personal der Belagerungsartillerie hat eine sehr vielseitige Thätigkeit; dazu gehört zunächst das Mobilmachen des Belagerungsmaterials und Verladen des gesamten Munitionsmaterials und der Munition, die Überführung vor die belagerte Festung, wozu thunlichst Bahnlinien benutzt werden, das Arrangieren des Belagerungsparks, Ausrüsten des Materials zu dem Bau der Laufgräben, die Reconnossierung der Festung, die Anlage der Batterien, Armieren derselben, Besetzung und Bedienung der Geschütze.

Die Geschütze der Festungsartillerie haben die Aufgabe, durch ihr Feuer der Eröffnung und dem Fortschreiten des Angriffs entgegenzutreten. Sie üben ihre Wirkung zunächst gegen die vor der Festung erscheinenden Angriffsstruppen, erschweren ihnen das Fortgehen im Vorterrain, beschließen die Durchschneidung des Belagerers, hindern ihn in der Anlage seiner Batterien und Laufgräben, bekämpfen die aufgestellten Geschütze und treten allen Versuchsaufstellungen des Angreifers entgegen. Wenn die Festungsgeschütze auch im allgemeinen keine in unbedenklichen Zielen zu belämpfen haben, wie es den Belagerungsgeschützen zur Aufgabe ist, so wird von ihnen doch eine sehr vielseitige Leistung verlangt; es finden sich daher nicht selten bei Geschützarten und Kaliber der Belagerungsartillerie wieder, sondern es treten unter anderm häufige Annahmen zur Befreiung der Festungsgräben hinzu. Die Beweglichkeit der Geschütze braucht das für die Belagerungsartillerie gestellte Maß nicht zu überschreiten; die Lafettierung unterliegt im übrigen denselben Bedingungen wie hier; nur bedarf man für die in Laufgräben und Batterieständen aufgestellten Geschütze einer besondern Lafetteneinrichtung, welche den beschränkten Raumverhältnissen Rechnung trägt. Die Munition ist derjenigen der Belagerungsgeschütze gleich. Die Thätigkeit des Geschützes im Kriege beginnt mit der artilleristischen Besetzung der Festung, die anfänglich nur die Besetzung gegen überraschende und gewaltsame Angriffe zum Zweck hat, sobald aber eine förmliche Belagerung sich wahrscheinlich zeigt, angemessen verändert wird. Die Geschütze, deren Aufbeziehung zu Anfang in Zeughäusern geschieht, werden zum Kampfe, ausgerüstet und auf ihre inzwischen bestimmten Aufstellungspunkte gebracht und mit Munition versehen. Während der Belagerung sind die Geschütze der Festungsartillerie teils an den Gräben tätig, teils mit den Arbeiten beschäftigt, welche die dauernde Unterhaltung der Feuerthätig-

keit derselben notwendig macht. Sie begleiten die Ausfallstruppen, um die genommenen feindlichen Geschütze unbrauchbar zu machen und die Bauten zu beschädigen. Die durch den Fortgang der Belagerung bedingten Veränderungen in der Placierung der Geschütze sowie Austellung neuer befestigter Verstärkung des Feuers fallen nicht minder in den Wirkungsbereich der Festungsartillerie.

Die Küstenartillerie, welche zur Besetzung der Küstenbatterien und Seefestungen dient, wirkt mit ihren Geschützen gegen feindliche Kriegsschiffe sowie gegen Landungstruppen. Mit Rücksicht auf die bedeutende Stärke der Schiffspanzer herrschen schwere gezogene Kanonen von 21, 24, 28, 30 cm Kaliber vor. Die Schwere der Röhre und die Notwendigkeit, den raschen Bewegungen der Schiffe mit dem Feuer zu folgen, bedingen eine sehr komplizierte Lafettierung, bei welcher von allen Hilfsmitteln der Technik Gebrauch gemacht ist, um eine leichte und rasche Bedienung zu ermöglichen. Das komplizierte System und die besondere Routine, welche der Kampf gegen Schiffe erfordert, erscheinen zwar die personelle Aussonderung aus der Festungsartillerie, doch hat im übrigen die Thätigkeit der Küsten- und der Festungsartillerie viel Verwandtes. Das Material der Schiffartillerie umfaßt hauptsächlich mittlere und schwere gezogene Kanonen, doch sind auch leichte Kaliber am Platze, wie die Bootkanonen zum Armieren der Landungsboote und die Landungsgeschütze, welche die Schiffsmannschaft mit an Land nimmt. (S. Schiffs geschütze.) Die Lafettierung muß auf die beschränkten Stellungsräume, welche die Schiffe bieten, berechnet sein und ähnlich wie bei der Küstenartillerie die Bedienung auf das möglichste erleichtern. Ausschließlich zu artilleristischen Funktionen sind vom Schiffpersonal die zu den Deckoffizieren zählenden Feuerwerker (Konstabler) bestimmt, welche, von den im Range der Unteroffiziere stehenden Feuerwerkmatten unterstützt, das gesamte Artilleriematerial zu verwalten und in gutem Zustande zu erhalten sowie für die Anfertigung und im Gefecht für die Ausgabe der Munition Sorge zu tragen haben.

Die technische A., auch Handwerk, oder Zeugartillerie genannt, umfaßt militärisch organisierte Abteilungen, welche eine notdürftige Ausbildung mit der Waffe erhalten, deren Hauptthätigkeit aber der Erzeugung des Artilleriematerials und der Munitionsgegenstände gewidmet ist. Sie bildet Handwerk, Ouvrier, auch Feuerwertkompanien, die ganz außer dem Zusammenhange mit den fechtenden Truppen stehen und höherer Verbände unterstehen. In einzelnen Staaten, wie z. B. in Deutschland, hat man von technischen Artillerietruppen jetzt ganz Abstand genommen; die militärisch-technischen Institute stehen hier überhaupt nur noch unter militärischer Leitung, während das ausführende Personal aus Ziviltechnikern und Zivilhandwerkern gebildet ist. Die technische A. und die ganze Waffenerzeugungsbranche umfaßt daher an militärischem Personal nur noch Offiziere, welche ein in sich geschlossenes Korps bilden. Zu den technischen Instituten der A. gehören die Geschütz- und Geschossgießereien, die Artilleriewerkstätten, in welchen das gesamte Material an Lafetten und Fahrzeugen nebst allem Zubehör gefertigt wird, die Pulverfabriken und die Feuerwerkfabriken. Im weitern Sinne ist zur technischen die sog. Verwaltungartillerie gehörig, welche

das gesamte Waffensmaterial der Armee, insoweit es nicht in Händen der sechsten Truppen ist, zu verwalten und zu veranlassen hat. Die Aufbewahrung desselben geschieht meistens in Festungen; hier stehen an der Spitze des Verwaltungspersonals die Artillerieoffiziere der Plätze oder Artilleriebefehlshaber, welche zugleich den Plan für die artilleristische Verteilung der Festungen entwerfen und bei der Ausführung desselben eine wichtige beratende Stimme haben. Dieselben sind den Offizieren der sechsten A. entnommen und haben ein aus Offizieren und Unteroffizieren bestehendes reines Verwaltungspersonal (Zeugpersonal) zur Seite, während die Arbeitskräfte teils den Truppen entnommen, teils gebunden werden.

Geschichtliches. Herstellung und Gebrauch der Geschütze lagen von Anfang an einer Junta ob, welche von den Vächsmessern oder Konstablern mit ihren Geschützen gebildet wurde; Fürsten und Städte nahmen diese auf Zeit in Dienst und bewilligten ihnen ausgedehnte Vorrechte. Die Artilleristen waren also nichts weniger als Soldaten und der Einfluss des Kriegsherrn auf dieselben nur ein sehr beschränkter. Die Junta umgab sich mit dem Schleier des Geheimnisses, durch den herrschenden Aberglauben der Zeit aufs beste unterstützt, und arbeitete nur mit ihren jüngsten Geschützen. Solche Verhältnisse konnten der Verwendung der neuen Kriegsmittel nur in hohem Grade hinderlich sein. Einsichtsvolle Herrscher bestrebten sich daher, die A. aus den Banden der Junta zu befreien und die neue Waffe selbst in die Hand zu nehmen. Gaben schon die Artillerieschulen, wie sie von den Venetianern (1506) und demnächst von Karl V. (1513 zu Burgos) errichtet wurden, hierzu einen Anstoß, so geschah doch ein viel entscheidenderer Schritt durch Gustav Adolf von Schweden. Dieser teilte der Infanterie direkt Geschütze zu, welche von Musketieren bedient wurden und so wesentlich erleichtert waren, daß sie den Bewegungen der Truppen zu folgen vermochten. Die schwed. Regimentsgeschütze, welche bald auch in andern Armeen Eingang fanden, legten gewissermaßen den Grund zu einer von den Fesseln der Junta befreiten, wirklichen Artilleriewaffe und zu einer manövrierfähigen Feldartillerie. Das Aufkommen der stehenden Heere förderte den militärischen Charakter der A. wesentlich; es entstehen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. bereits Artillerieregimenter, zuerst in Frankreich, wo Ludwig XIV. schon 1671 ein „königliches Regiment der A.“ errichtete. Weitere Fortschritte brachte das 18. Jahrh. Aus dem Wirtswort des Materials entwickelten sich Artillerieformen, durch welche die Zahl der Konstruktoren und Kaliber in rationeller Weise als bisher begrenzt wurde, zugleich eine Aussonderung der schweren Geschütze aus der Feldartillerie vor sich ging. Auch eine gewisse Trennung des Personals trat ein, indem man die weniger brauchbaren Elemente als Garnisonartillerie zur Besetzung der festen Plätze heranzog. Als ein besonderer Fortschritt ist die Errichtung reitender A. zu betrachten, deren erste Anfänge von 1759 datieren und von Friedrich d. Gr. ausgegangen sind. So entstand eine wirklich bewegliche Feldartillerie, um deren weitere Fortbildung sich besonders Napoleon I. verdient gemacht hat. Dieser schuf einen schon im Frieden bestehenden Artillerietrain, wodurch die Feldartillerie in den Besitz einer militärisch geschulten Bespannung kam, während man bis dahin das Trainpersonal

in der Regel erst beim Ausbruch des Kriegs anzuhelfen pflegte. Napoleon I. gab die Negementartillerie ganz auf und ließ seine Feldartillerie in Batterien vereinigt auftreten, was derselben ein einheitlicherer Verwendung sicherte und ihr erst die Charakter einer selbständigen Waffe verlieh.

Die lange Friedensperiode, welche den Fortschritt in der Organisation und im Material der A. in sich Man arbeitete namentlich auf eine erhöhte Beweglichkeit der Feldartillerie hin, indem man das Material erleichterte und rationeller konstruierte, f. die Fufartillerie Einrichtungen zum Fortschaffen d. Bedienungsmannschaften schuf, die Bespannung aufs sorgfältigste ausbildete und aufs engste an der Bedienung verschloß. Das System der Lagerungs- und Festungsartillerie erfuhr ausgedehnte Verbesserungen und eine wesentliche Vereinfachung. Zu einer schärfern Trennung im persönlichen Teil der Waffe vermochte man indes noch nicht zu entschließen; das Personal wurde allen Zweigen des komplizierten Artilleriedienstes ausgebildet, und die technische A. blieb mit der sechsten in engem Verbande. Erst 1832 schritt man in Preußen dazu, das Unterpersonal nur noch einem der beiden Hauptzweige, Feld- oder Festungsartillerie auszubilden, sodas Feldbatterie und Festungspompagnien, wenn auch in gleichem Regimentsverbande verbleibend, nicht mehr untereinander in ihren Funktionen wechselten. Das Litzkorps ward aber fernerhin in allen Zweigen gleichmäßig verwendet. In Frankreich trennte man 1848 reitende, fahrende und Festungsartillerie nach Regimentsern (seit 1867 wieder ausgenommen), während Preußen erst mit 1864 die Formation von Feld- und Festungs-Artillerieregimentern vornahm. Ein ganz besondere Steigerung in ihrem Werte erhielt die A. durch die 1853 anhebende Bewaffnung mit gezogenen Geschützen. Mit der Vervollkommenheit der Waffe stiegen aber auch die Anforderungen an die Leistungen des Personals, und damit war das Prinzip der Teilung der Arbeit auch auf diese Gebiete näher und näher gelegt. Die deutsche war die erste, welche 1872 nach vielen Kämpfen den Entschluß zur gänzlichen Trennung der Feld- und Festungsartillerie (das Obiose des Namens suchte man durch die Bezeichnung „Fufartillerie“ beseitigen) zur Reife brachte. Das Streben nach Verbesserung des Materials und Erhöhung der Wirkung findet in der hochausgebildeten Technik der neuesten Zeit seine beste Nahrung und hat sein Abschluß noch nicht gefunden.

Die Kompliziertheit des Materials und die Vielseitigkeit der Dienstzweige sind Ursachen, daß man das Personal und namentlich die Offiziere in A. höhere wissenschaftliche Anforderungen stellt, als dies bei den andern Waffen im allgemeinen der Fall ist, sodas die A. bis heute noch als eine der gerin des wissenschaftlichen Elements in den Armeen gilt. Das gesamte artilleristische Wissen f. man unter dem Namen „Artilleriewissenschaft“ zusammen, welche aber nicht als Wissenschaft im wahren Sinne des Wortes, sondern ein Konglomerat verschiedener Wissenszweige zu trachten ist. Die Artilleriewissenschaft zerfällt hauptsächlich nach drei Teilen: die Artillerietheorie oder Kenntnis des Artilleriematerials, die Artilleriepraxis oder die Bedienung der Geschütze und die Artillerietaktik oder die Verwendung der A.; als Zi-

niskchaften sind insbesondere die Mathematik, die Naturwissenschaften, namentlich Physik und Chemie, sowie die Technologie zu betrachten; außerdem steht die Artilleriewissenschaft in engem Zusammenhange mit den übrigen Militärwissenschaften, namentlich der allgemeinen Taktik und der Befestigungskunst. Zur speciellen Ausbildung der Artillerieoffiziere dienen Artillerieschulen, welche entweder eine mehr theoretische oder eine mehr praktische Richtung haben. Die erstgenannte Seite vertreten die Artillerieschulen oder Artillerieacademies, welche sehr häufig mit den Ingenieurschulen vermischt sind und in denen die Artillerieoffiziere entweder ihre gesamte militärische und Fachbildung oder nur die letztere empfangen. Das Deutsche Reich hat erst (mit der 1791 errichteten preuß. Artillerieschule in Berlin) vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule zu Berlin, Österreich-Ungarn die kaiserliche Militärakademie sowie den hohen Artilleriepark in Wien, Frankreich die Applikationschule für Art. und Genie zu Fontainebleau (1803 in Metz errichtet, seit 1871 verlegt), England die Militärakademie zu Woolwich, Rußland die Artillerieschule und die Artillerieakademie zu Petersburg. Die Frage der Artillerieausbildung geschieht seit den letzten Zeit ihre Entstehung verdankend den Artillerieschulen. Die Fortbildung des vormaligen Teils der A. geschieht durch Kommissarien, welche aus besonders ausgewählten Offizieren bestehen und Artillerie-Prüfungskommissionen, Artilleriekomitees heißen. Im Deutschen Reich hat das Artilleriekomitee nur eine rein organisatorische und taktische Fragen sowie über die Maßnahmen zur Landesverteidigung befassen zu können. (S. weiter die Artikel: Geschütz, Kanone, Rakette.)

Bei der neuen Literatur über A. sind hier besonders folgende mehr das Allgemeine behandelnde Werke zu nennen. A. Ältere Werke: Spahnhorst, *Handbuch der A.* (3 Bde., Hannover 1804—14); Schmidt, *Aide-mémoire à l'usage des officiers d'artillerie de France attachés au service de guerre* (4. Aufl., Par. 1819); de Morla, *Lehrbuch der A.* (aus dem Spanischen von Hoyer, 3 Bde., Par. 1821—26); Roussier, *Vorlesungen über die A.* (2. Aufl., 3 Bde., Dresd. 1821—25); Smola, *Lehrbuch für hiesige Artillerieoffiziere* (2. Aufl., 2 Bde., Wien 1839); Zimmermann, *Essai d'un traité d'artillerie* (3 Bde., Lütt. 1839—46); Schmidt, *Grundzüge der allgemeinen Artillerie* (München 1841, 1. Berl. 1846); Ludwig Napoleon (Napoleon III.), *Études sur le passé et l'avenir de l'artillerie* (Par. 1848); endlich die Schriften Jales (s. d.). B. Neuere Werke: von Schirrmann, *Grund zu einem System der Artilleriewissenschaft* (1. Berl. 1860); *Handbuch für die Offiziere der kgl. preuß. A.* (2. Aufl., Berl. 1877); *Handbuch der Artillerie* (Prag 1865—66); *Handbuch der Artillerieoffiziere* (Mann 1868—72); *Hand- und Zeichenbuch für Offiziere der preuß. Artillerie* (2. Aufl., Berl. 1869); *Handbuch der Artillerie* (1. Aufl., Wien 1871 fg.); *Handbuch der Artillerie* (3 Bde., Berl. 1872—73); *Handbuch der Artillerie* (1. Aufl., 1875); Müller, *Die Entwicklung der Artillerie von 1815—70* (Berl. 1873); *Die Entwicklung der preuß. Festungs- und Feldartillerie von 1815—75* (Berl. 1876); *Die Entwicklung der preuß. Küsten- und*

Schiffsartillerie von 1860—78 (Berl. 1879); *Aide-mémoire à l'usage des officiers d'artillerie* (4. Aufl., Par. 1880). Von artilleristischen Zeitschriften seien hervorgehoben: *Archiv für die Offiziere der königl. preuß. Artillerie- und Ingenieurcorps* (Berlin), *Mitteilungen über Gegenstände der Artillerie- und Geniewissenschaften* (Wien), *Revue d'artillerie* (Paris), *Zeitschrift für die schweizerische A.* (Frauenfeld).

Artilleriebedeckung. Partikularbedeckung, die der Artillerie, namentlich im Felde, zu ihrer speziellen Sicherung beigegebene Abteilung anderer Waffen (Infanterie oder Kavallerie). Die Artillerie bedarf des Schutzes der letztern, da sie in der Bewegung geschwächt ist und selbst, wenn im Feuer stehend, sehr leicht in Panne und Rüden bedroht sowie durch kleinere feindliche Abteilungen belästigt werden kann, ohne zu entsprechender Gegenwehr befähigt zu sein, auch den Sicherungsdienst nur in sehr untergeordneter Weise ausüben vermag. Steht die Artillerie nicht in unmittelbarer Verbindung mit andern Waffen, so wird ihr aus den genannten Gründen eine A. beigegeben, welche für fahrende Batterien in der Regel aus Infanterie, für reitende aus Kavallerie besteht.

Artilleriepark heißt jede zu einem bestimmten Zweck erfolgende Zusammenstellung von Artilleriematerial, insbesondere von Geschützen und Fahrzeugen. A. auch Munitionspark, heißen i. B. die zur Versorgung der Truppen mit Munition bestimmten, aus Munitionsfahrzeugen gebildeten Abteilungen; im Gegensatz zum Ingenieurpark ist A. der Teil des allgemeinen Belagerungsparks, welcher die artilleristischen Belagerungsbedürfnisse enthält. (S. Park.)

Artillerieschule und Artilleriewerkstätte, s. unter Artillerie.

Artisschode (Cynara Scolymus L.), eine im südl. Europa wildwachsende, aber wahrscheinlich aus Asien stammende Pflanze aus der Familie der Kompositen. Sie ist ein perennierendes, stielähnliches Kraut mit bis mannshoch werdendem Stengel (wenn man ihn wachsen läßt), teils gedickten, teils ungeteilten, ziemlich fleischigen, unterseits weißfärbigen Blättern, von denen die grundständigen bis 0,5 m lang werden und eine große Rosette bilden, und endständigen, eiförmigen, bis 7,5 cm breiten, von eiförmigen, abgerundeten, am Grunde fleischigen Hüllschuppen umgebenen Blütenkörben voll purpurvioletter Röhrchenblüten. Man unterscheidet drei Spielarten: die große englische, die fleischige und die glatte A., welche alle, vornehmlich aber die letztere, in Gärten als ein gutes und wohlgeschmecktes Gemüse gegogen werden. Der eigentliche essbare Teil ist der dicke, fleischige Fruchtboden oder sog. *«Röse»*. Auch ist man den untern verbildeten Teil der Hüllschuppen. Die Blütenkörben werden zu diesem Behufe, bevor sie sich öffnen, abgeschnitten und, in Wasser oder Fleischbrühe gekocht oder mit Butter geröstet, als Gemüse verpeist, wohl auch mit Eigelb und Öl als Salat; in Italien werden meistens nur die fleischigen Fruchtböden gegessen, und zwar nicht in Fleischbrühe oder Wasser, sondern in Öl gekocht. Die Kultur der A. erfordert große Sorgfalt und kann nur in Gegenden von mildem Klima mit Erfolg betrieben werden. Man findet sie daher vorzüglich in Frankreich und Südeuropa verbreitet, in Deutschland namentlich in den Rheingegenden, auch in Österreich. Man steckt die Pflanz-

länge in 0,6 m voneinander entfernten Reihen, jede Pflanze in 1,25—1,50 m Entfernung von der nächsten, in gutgedüngte, kräftige, wilde Hummerde, und bedient sich zu Wurzelsprossen der Wurzelsprossen, welche die alten Pflanzen im Spätsommer treiben, nachdem sie abgeblüht haben oder ihnen die Köpfe genommen worden sind. Die Entnahme dieser Wurzelsprossen geschieht im März, die Ernte der Köpfe Ende August (in Deutschland). Man läßt nur die am Ende des Stengels und der Hauptäste sich bildenden Blütenköpfe (die Hauptköpfe) sich entwikkeln, alle übrigen bricht man ab, damit erstere recht groß und schön werden. Nach der Ernte bricht man die Stengel nahe am Boden ab, entfernt im Spätherbst alle noch vorhandenen Wurzelblätter und bildet über jedem Stock einen Erdbau, bedeckt ihn wohl auch noch mit Mist, um ihn gegen die Winterkälte zu schützen. Es wird auch noch eine andere Art der Gattung *Cynara* als Gemüsepflanze gebaut, die sog. Cardonen oder spanische A. (*C. Cardunculus* L.), eine sehr dornige Staude, von welcher nicht die Blütenköpfe, die bei ihr viel kleiner sind, sondern die fleischigen Stiele der großen grundständigen Blätter als Gemüse benutzt werden.

Artist (gr.), Künstler, bes. Maler oder Bildhauer; *Artiste vétérinaire*, Tierarzt; *artistisch*, künstlerisch, auf Kunst bezügl., zur Kunst gehörig.

Artium liberalium magister, s. unter **Artiel**, s. **Artel**.

Artner (Maria Theresie von), deutsche Dichterin, Tochter des I. I. Generalmajors von A., wurde geb. 19. April 1772 im Dorfe Schintau im ungar. Komitat Neutra. Nach dem Tode ihres Vaters lebte sie in Wien, wandte sich später infolge des Verlustes ihres Vermögens zu ihrer Freundin Marie von Jay in Ugoz, später in Agram, wo sie 25. Nov. 1829 starb. Sie gab mit Marianne von Tiell heraus: »Zeldblumen, auf Ungarns Fluren gesammelt von Rina und Theone« (2 Bde., Jena 1800, 2. Aufl. 1812), und unter dem letzten Namen »Neuere Gedichte« (Zib. 1806; vermehrt, Pest 1818); ferner die Schauspiele »Stille Größe« und »Legenda und Habitus« (Najchau 1824), sowie das Trauerspiel »Die That« (2. Aufl., Pest 1820) als ersten Teil zu Mallner's »Schuld«. Nach ihrem Tode erschienen ihre interessanten »Briefe über Kroatien an Karoline Pichler« (Salzburg, 1830).

Artocarpaeen (*Artocarpéae*), eine Unterfamilie der *Urticales* (s. d.).

Artocarpus (Brotfruchtbaum), von Linné benannte Baumgattung aus der Familie der *Artocarpaeen*. Die Brotfruchtbäume haben einhäufige Blüten, von denen die männlichen in Köpfen gestellt sind, die weiblichen dagegen an einem aus einer zweiflappigen Scheide hervorkommenden Kolben sich befinden. Durch gegenseitige Verwachsung der nach dem Verblühen fleischig werdenden Hüllen der weiblichen Blüten entsteht aus dem ganzen Kolben ein gemeinsamer Fruchtkörper (eine Scheinfrucht) von fleischig-mehliger Beschaffenheit im Innern und von kugelförmiger Gestalt, welcher an der Außenfläche höckerig, inwendig bei manden feil uralten Zeiten kultivierten Varietäten samenlos ist. Die Blätter des Brotfruchtbaums sind fiederförmig, handförmig oder buchtig eingeschnitten, selten ganz. Für die Subtropenländer bildet der Baum die vorzüglichste Nahrungspflanze und ist den Kartoffeln oder dem Getreide unserer Länder vergleichbar.

Die vor der Reife abgenommene, ein weißes, mehliges Mark enthaltende Frucht wird, geschält und in Blätter eingewickelt, zwischen heißen Steinen gedbadet und liefert eine angenehme, jedoch hinsichtlich des Geschmacks dem Weizenbrot ganz unähnliche, mehr den Bananen (*Plantain*) sich nähernde Speise. Die reife Frucht schmeckt saulig. Die öligen Kerne sind essbar; der Bast liefert Zeug wie der Papiermaulbeerbaum; das weiche, leichte Holz dient zu Hausgeräten und der Milchsaft der Rinde zu Gummileim; auch wird aus diesem Milchsaft Kautschuk bereitet. Die Gattung A. umfaßt etwa 30 Arten, die alle den Tropengegenden angehören. Zwei Arten, A. incisa L. und A. integrifolia L., werden schon seit langer Zeit auf den Südseeinseln kultiviert. A. incisa hat eingeschnittene Blätter, einen etwa 12—16 m hohen schlanken Baum, dessen Frucht 3—4 Pfd. schwer wird; A. integrifolia hingegen bringt Früchte von 25—30 Pfd. hervor. Da diese Bäume sehr reichlich Früchte tragen und die letztern den Eingeborenen in sehr verschiedenartigen Zubereitungen während des ganzen Jahres als Speise dienen, so ist es erklärlich, daß der Besitz von 8 oder 10 Brotfruchtbäumen einer ganzen Familie den nötigen Lebensunterhalt gewährt.

Artois war ehemals unter dem Titel einer Grafschaft eine der nördlichen Provinzen Frankreichs, von Flandern und der Picardie begrenzt, zum größten Teile dem jetzigen Depart. Pas-de-Calais entsprechend. Die nur von sanften Terrainmälen und niedern Hügeln unterbrochene Ebene ist eine der an Gewässern reichsten Gegenden Frankreichs, von denen die Authie und Canche der Westabdachung, die Aisne, Scarpe und viele kleinere Flüsse der Nord- und Nordoststrichung folgen. Der südl. Teil liegt höher und hat ergebigen Boden nur in den Ebenen und Thälern, der Norden gehört zu einer der fettesten Marschgegenden. Sowohl das Bedürfnis der Schifffahrt wie das der Entwässerung hat besonders im Nordwesten die Anlage vieler Kanäle herbeigeführt. A. gehört zu den Kornkammern Frankreichs. Nachs und Hanf unterstützen die Manufakturthätigkeit; ansehnliche Rübsamen- und Hopfenkultur wird betrieben. Schöne Wiesen begünstigen die Viehdüchzucht, reiche Hutungen die Schafzucht, der Waldbestand ist aber gering; doch besitzt A. ausgedehnte Torflager und im Osten von den Ardennen ausgehende Steinkohlenlager. Die Hauptstadt des Landes ist Arras. Ludwig IX. erhob A. 1239 zur Grafschaft, die er seinem Bruder Robert verlieh. Als dieser bei Mansura in Ägypten (8. Febr. 1250) gefallen war, folgte ihm sein Sohn, Robert II. Posthumus, welcher mit Ludwig IX. nach Tunis zog, während der Gefangenschaft Karls II. Regent von Sicilien war und 11. Juli 1302 in der Schlacht von Courtray blieb. Später kam A. an Flandern und Burgund, durch den Brandenburger und den Rimmegener Frieden aber (1659 und 1678) wieder an Frankreich. Der nachmalige König Karl X. führte als Prinz den Titel eines Grafen von A.

Artotaxis (grch.), Anbetung des Brotes (s. d. der Hostie).

Artôt (Marqueterie Josephine Thérèse Monagnon, genannt), ausgezeichnete Sängerin, geb. 21. Juli 1835 in Paris als Tochter eines Professors am brüsseler Konservatorium und Nichte des berühmten belgischen Violonisten Joseph A. (geb. 25. Jan. 1815, gest. 20. Juli 1845), erhielt ihre gesangliche Ausbildung auf den Konservatorien von

Schiel und Paris und dann durch Pauline Viardot-
 Garcia. In die Öffentlichkeit trat sie zuerst 1857
 in London und Paris; ihr Ruf datiert aus dem
 J. 1859, wo sie in Berlin als Mitglied der Vor-
 zugs-Operngesellschaft sang. Später lehrte sie noch
 oft nach Berlin zu Gastspielen an der königl. Oper
 und erntete hier wie auch auf andern Bühnen
 Deutschlands, Belgiens, Hollands, Englands und
 Aegyptens, meist unter Mitwirkung der Polinischen
 Operngesellschaft, in ital. Opern reichen Beifall.
 Im J. 1869 vermählte sie sich mit dem Baritonisten
 Solle. Die Stimme der A. (Mezofopran) war
 in sich besonderer Schönheit; aber ihre Gesangs-
 weise ist nach allen Seiten hin eine hochentwickelte,
 und mit der ausnehmenden Vortragsmannier verbindet
 sich bei ihr ein großes theatralisches Talent. Vor-
 zugsweise leidet sie in Koloraturpartien in den
 letzten Soubrettenrollen der ital. und franz. komi-
 schen Opern, wie Rosine im »Barbier«, die Regi-
 mentstochter, Adalgisa im »Norma«, Annina in der
 »Sommernacht«, Adina im »Liebestrank«, Mar-
 garette in »Gounod's« »Faust« u. a.

Artus oder **Arthur**, Fürst der Siluren oder
 Demetier, der sich in den Westen Englands zu-
 rückgezogen brit. Stämme um sich versammelte
 und tapfer gegen die unter Cerdic eroberten vor-
 britischen heidnischen Angelfachsen die Freiheit
 und den Glauben seines Volks verfocht. Er soll
 54 an einer schweren Wunde, welche er in einem
 Gefechte mit seinem ausständigen Neffen Mordred
 empfangen, auf der Insel Avalon gestorben sein.
 Seine Gebeine will man unter König Heinrich II.
 aufgefunden haben. Der geschichtliche A., welcher
 zum letztenmal das Rationalbewusstsein der Kel-
 ten vor ihrer völligen Unterdrückung erweckte, ist
 der Ausgangspunkt vieler Heldensagen geworden,
 welche von Wales und der Bretagne aus sich über
 die ganze roman. und german. Welt verbreiteten
 und Jahrhunderte hindurch dichterische Bearbei-
 tung fanden. Bereits in den walisischen Bardens-
 lichen des 6. und 7. Jahrh., in der »Myvyrian
 archaology of Wales« (3 Bde., Lond. 1801), wird
 der Kämpfer A. mit seinen tapfern Zeitge-
 nossen bezeugt. In den Chroniken des 9. Jahrh.,
 wie der »Kernewek«, zeigt sich der erste vollstän-
 dige König zu dem Sagenstamme des Artuskreises, mit
 dem die Sage vom Jäuserer Merlin in Verbin-
 dung tritt. Nach einheimischen Berichten verliebte
 sich A. Vater, Uther, in Ygerna, die Gemahlin
 des Grafen, Herzogs von Cornwall, in deren Fest
 Uther plangte, nachdem ihm Merlin die Gestalt
 des Grafen verliehen hatte. Ygerna gebar ihm
 den A. Dieser wurde, nach Uthers Tode, 516,
 zum König der Briten, besiegte in vielen großen
 Schlachten die Sachsen und zog siegreich nach
 Schottland und Irland, nach Dänemark und Nor-
 weg, u. selbst nach Frankreich, wo er bei Paris
 ein großes zhm. Heer besaß. Während seiner
 Abwesenheit eroberte sich sein Neffe Mordred und
 verführte seine Gemahlin Ginevra. A. lehrte zu-
 letzt und leitete seinem Neffen eine Schlacht, in
 welcher er seinen Tod fand. Doch nach dem Volks-
 glauben ist A. nicht gestorben; seine Seele ist in
 dem Regen übergegangen, und er wird einst wie-
 derkehren. Er residierte zu Caerleon am Ufer in
 Wales mit seiner schönen Gemahlin Ginevra
 (Guinevere), umgeben von einem glänzenden
 Hofe und vielen hundert Ritters und schönen
 Frauen, welche in Bezug auf Tapferkeit und höfliche

Sitte aller Welt zum musterghäligen Vorbilde
 dienten. Den Mittelpunkt dieses Kreises bildeten
 12 Ritter, welche als die Tapfersten und Ghesten
 der König um eine runde Tafel zu versammeln
 pflegte, und die des A. Tafelrunde bildeten. Von
 A.'s Hofe aus zogen die Ritter in alle Länder nach
 Abenteuern aus; Befreiung der Frauen, Demü-
 tigung anmaßender Helden, Befreiung Verzauber-
 ter, Bänbigung der Riesen und Zwerge war ihr
 ritterlicher Beruf. Die Beschreibung dieser unzäh-
 ligen Abenteuer, deren Schauplatz häufig in den
 noch jetzt so genannten Wald Brezilian (breton.
 Broc alloan) in der Bretagne verlegt wird, bildet
 den Inhalt zahlreicher Dichtungen dieses Sagen-
 kreises in allen abendländ. Sprachen. Die brit.
 Sagen, die in den »Räthen des roten Buchs von
 Hergeft« oder »The Mabinogion from the Llyfr
 Coch o Hergest« (7 Bde., Lond. 1838—49) aus
 dem 14. Jahrh. durch franz. Bearbeitungen bereits
 beeinflusst sind, fanden zuerst in Frankreich Ein-
 gang, wo die Ritter der Tafelrunde zu Idealen
 des glänzenden und feinen Hoflebens und Ritter-
 thums, wie es sich hier im 12. Jahrh. zur höch-
 sten Blüte ausgebildet hatte, umgeschaffen wurden.
 Hauptsächlich bürgerliche Christen de Troies (f. d.)
 diese Stoffe in Frankreich ein. Schon am Ende
 des 12. Jahrh. kamen die franz. Kunstepen nach
 Deutschland und erfuhren in dem »Parzival« Wol-
 frams von Eschenbach, »Tristan und Isol« Got-
 tfriefs von Straßburg, dem »Grec« und »Jwein«
 Hartmanns von der Aue, dem »Wigalois« Wirts
 von Grafenberg Umwandlung und Vertiefung.
 Die gekieften Helden des Artuskreises sind, außer
 A. selbst, namentlich Parzival ober, wie er in der
 brit. Sage heißt, Peredur, ferner Tristan, Jwein,
 Grec, Gawein, Wigalois, Wigamur und Lanzelot.
 In mehreren Dichtungen, wie in »Parzival« und
 »Liturel«, ist die Arturburke mit der vom Heiligen
 Gral (f. d.) verwebt. Aus Frankreich verlanzte
 sich die Artuskage auch nach den Niederlanden,
 England und dem skandinav. Norden, sowie zu
 den Provenzalen, Spaniern und Italienern. Von
 Deutschland aus kamen sie gegen Ausgang des
 Mittelalters nach den slav. Ländern. Vgl. Graesse,
 »Die großen Sagenkreise des Mittelalters« (Dresd.
 u. Lpz. 1842); San-Marie (A. Schulz), »Die Ar-
 thurage« (Quebblin. 1842); derselbe, »Beiträge
 zur breton. und felt.-german. Heldensage« (Queb-
 blin. 1847); Villenmarque, »Contes populaires des
 anciens Bretons« (2 Bde., Par. 1842); derselbe,
 »Poèmes des bardes bretons du 6^e siècle« (Par.
 1850); Holmann, »Artus« (in Pfeiffers »Ger-
 mania«, 12. Jahrg., Wien 1867); Fontan, »Ar-
 thus, ou le roi-chasseurs« (Par. 1874).

Artushöfe oder **Junkerhöfe** nannte man im
 Mittelalter Gebäude, wo sich die Patrizier, nach
 Art von Arthurs Tafelrunde, zu föhlichen Gelan-
 gen zu versammeln pflegten. In Danzig ist noch
 ein solches Festgebäude erhalten.

Artwin, Bezirke in russ. Armenien (Klein-
 asien), an dem linken Ufer des Flusses Tchoroch
 und 60 km südlich von Batum, hat drei Vorstädte,
 eine armen.-gregorianische Kirche, drei armen.-lath.
 Kirchen, sechs Moscheen, vier Lederfabriken und
 sechs Ziepelbrennereien und zählt 6100 E. Der
 Handel ist unbedeutend infolge der Auswanderung
 der Bewohner der benachbarten Bezirke nach der
 Türkei. Auf einem hohen Hügel der Stadt liegen
 die Ruinen einer Festung.

Aruba, westind. Insel, f. Curacao.
Aru- oder **Aru-Inseln**, südöstliche Inselgruppe des Indischen Archipels und der niederländ. Besitzungen (Residentchaft Amboina) in demselben, südlich vom westl. Teile Neuguineas gelegen, liegt zwischen 5° und 7° südl. Br. und 134° bis 135° östl. L. (von Greenwich), besteht aus einer großen, etwa 125 km langen und 82 km breiten Insel von ovaler Gestalt und etwa 80 kleinern, zusammen von etwa 6883 qkm Flächeninhalt. Die erstere, von den Malaien Tanna-Besar, d. h. großes Land, genannt, wird in der Richtung von O. gegen W. durch zwei fußartige Meereskanäle in die drei Teile Botan, Mailar und Kobror geschieden. Kobror aber wird wieder durch zwei Kanäle in fünf einzelne Stüde geteilt. Fast überall ist trodener, wellenförmiger Boden, hin und wieder von Schluchten durchschnitten und mit steilen, jedoch kaum 65 m hohen Hügeln besetzt. Das in den Schluchten zu Tage tretende Gestein ist teils weicher, teils fester Korallentalk. Alle sind mit dichter, hochstämmiger Waldung bedeckt. Die rings um die A. unter 180 m tiefe See ist voll Korallenbildungen und reich an Perlmuscheln, dem Haupthandelsartikel der Inseln. Die eigentümliche Gestaltung des kleinen Archipels und die Übereinstimmung seiner Tierwelt mit derjenigen von Neuguinea verleitet der Ansicht von Wallace einige Wahrscheinlichkeit, daß die Inseln ursprünglich ein Teil von Neuguinea, und zwar das Wandungsland der jetzt an dessen gegenüberliegenden Küste mündenden Flüsse Utanata und Wasan gewesen, durch Niederfallen des Zwischenlandes aber getrennt worden seien. Von den sämtlichen Inseln sind nur 19 bewohnt; die eingeborene Bevölkerung, hauptsächlich Papuas, beläuft sich auf etwa 20000 Köpfe. Die Gegenstände der Ausfuhr sind Tripan, Schildpatt, Perlen und Perlmutter, Schwalbennester und Paradiesvögel; die der Einfuhr Arak, Reis, Opium, Holz- und Baumwollzeuge, Eisen, Stahl- und Kupferwaren, Gewebe, Pulver u. s. w. Den lebhaften Handel haben, in Dabba, dem Hauptorte auf der kleinen, westlich von Woto gelegenen Insel Wamma konzentriert, Chinesen, Bugies und Malakaren in Händen, von denen diese Inseln alljährlich besucht werden.

Aräler, german. Völk, f. Heruler.

Aram L., Pflanzengattung aus der Familie der Aroideen, deren Arten in Deutschland im allgemeinen Aroideen genannt zu werden pflegen. Es sind lauter ausdauernde Kräuter mit meist knolligem Wurzelstock, grundständigen, langgestielten, großen, ganzen oder gelappten, laustollen Blättern und einem kurzen, blattofen Stengel oder Schaft, welcher einen von einem großen, dachigen Scheidenblatt ganz oder teilweise umschlossenen Kolben von verschiedener Gestalt, jedoch stets mit nackter Spitze trägt, an dessen unterm Teile sehr unvollkommen gebildete weibliche und darüber männliche Blüten (oft nur Fruchtknoten und Staubbeutel) sitzen, oft noch getrennt durch spitzige, fleischige Warzen. Aus den Fruchtknoten entwickeln sich ein- bis vierfächige Beeren. Die meisten Arten dieser Gattung wachsen in den Tropenländern, und viele von diesen sind schöne Dekorationspflanzen der Warmhäuser geworden. In Europa kommen nur wenige Arten, in Deutschland eine einzige vor, nämlich *A. maculatum* L., der gefleckte A. (wegen

der schwarzgefleckten Blätter, welche die Pflanze manchen Ländern beisteht; in Deutschland sind fast immer ungefleckt) oder gemeine, auch *Aror* oder *Wurzel* und *Zebrwurzel* genannt. Diese Pflanze, welche in schattigen Laubgebüsch und Wäld auf feuchtem, humosem Boden wächst, hat ein weißlichen Knollen, pfeilförmige Blätter und innerhalb der außen bleichgrünlichen, innen weißlichen Kolbenscheide einen nach der Spitze hin lenförmig verdichteten, violetten oder rotbraunen Kolben, an dessen Basis sich später scharlachrote Beeren befinden. Die Pflanze blüht im Mai und Juni und enthält in allen Teilen einen brennend-scharfen Saft, besonders in den Knollen, welche unter dem Namen *Rhizoma* oder *Tubera Ari* und *Dracontis* mino officinell gewesen sind. Sie enthalten eine ziemliche Menge Stärkemehl (Aronsstärke), weshalb in getrocknetem Zustande in manchen Gegenden geessen werden, obwohl die Pflanze gewöhnlich ihres scharfen Saftes als giftig angesehen wird. Während der Blütezeit entwidelt sich insolge der bedeutenden Erzeugung von Kohlenensäure durch Staubbeutel eine fahlbare Wärme innerhalb der Kolbenscheide, welche um 11–12° R. höher ist als die Temperatur der Luft.

Arundel, alte Municipalsstadt und Parlamentsborough in der engl. Grafschaft Sussex, 16 km Osten von Chichester, am schiffbaren Arun, durch einen Kanal mit der Themse verbunden und 7 km unterhalb der Stadt, bei Little-Hamp in das Meer mündet. Der Ort liegt am Abhange eines Hügels, auf dessen Gipfel ein großartiges Schloss des Herzogs von Norfolk steht, ehemals festes Fort, und zählt (1881) 2748 E. Jahrelang von 150 Tons geben bis zur Stadt, welche sich im Testament Alfreds d. Gr. genannt wird, der 1375 erbauten Kirche sind sehenswerte Monumente; dem jetzmaligen Besitzer ist das Schloss erteilt die Stadt den Rang und Titel eines Grafen von A. Das normann. Schloss seit lange Eigentum der Familie Howard, Herzog von Norfolk, und in neuerer Zeit glänzend eingerichtet. Besonders schön ist das gemalte Fen in der Baronenhalle, das die Unterzeichnung Magna-Charta durch König Johann darstellt.

Über den nach seinem ersten Besitzer genannten Arundelischen Marmor (Marmora Arundelliana) f. Marmorchronik.

Arundel, Graf von, f. Norfolk (Herzog von Arundelgesellschaft (Arundel-Society) promoting the knowledge of Art) ist der Reiner Verbindung von engl. Kunstfreunden in London, benannt nach Thomas Graf von Arundel-Surrey, einem Kunstliebhaber und Altertumsforscher des 17. Jahrh. Die Gesellschaft, welche außerhalb Englands Mitglieder hat, veranlaßt seit 1849 jährliche Reproduktionen der berühmtesten Werke der Kunst in vorzüglichen Steinbrüden und anderer Form. Mit besondrer Sorgfalt erscheint dabei das Quattrocento Itali bedacht, dessen Meisterwerke, wie jene der Vasenkapelle, San-Rocco in Florenz, die Gemme Peruginos, Giovanni Santis, Sandro Botticelli u. a., in Chromolithographien vorliegen. E. R. L. Bruner und Mariani sind die vorzüglichsten Künstler dieser prachtvollen Blätter, denen sich Reproduktionen der zwei größten niederländischen Meister, des gemalten Meers der Brüder van und des solner Dombildes, sowie die kolorierte

Platzen der Tapissiererie de Vaux würdig zu sein. Außerdem publiziert die A. auch Kupferstichungen nach Elfenbeinbuchbedeln und Steinbeschreibungen aus der Antike und der Zeit des Mittelalters. Aber die Thätigkeit der Gesellschaft beendete Richard, der Sekretär derselben, in: „Twenty years of the Arundel Society“ (Lond. 1869) und „Descriptive notice of the drawings and publications of the Arundel Society“ (Lond. 1870).

Arundo (Rohr), eine von Linne aufgestellte Pflanzengattung, unter welcher er eine Anzahl vorwiegend europ. Gräser mit rispig gruppierten, meist mehrblättrigen Ähren zusammenfaßte, welche in Deutschland die Namen Rohr, Schilf, Sandrohr, Sandrohr u. s. w. führen. Es waren dies sehr verschiedenartige Gräser, weshalb man sich bei einer genauern Unterscheidung der Gräser genöthigt sah, die alte Linne'sche Gattung in sieben Gattungen einzutheilen. So entstanden die Gattungen Phragmites, Schilf, Ammophila oder Pampa, Sandrohr, Calamagrostis, Rohrgras, Bambusa, Bambusröhre u. a. m. Bei A. liegt man nur diejenigen Rohrarten, bei welchen alle Ähren des Ährchens zwitterlich und fruchtbar und von langen Haaren umgeben sind und die Ähren krennelpigelig jeder Blüte an der Spitze des Kelchs und mit einer Granne auf dem mittleren Faden versehen ist. Es sind dies lauter stängelförmige Gräser mit hohem, stiellosem, festem, holzigem Stängel, welche der Mehrzahl nach auf den Südpolen und in den Umgebungen des Mittelmeeres vorkommen. In Europa finden sich prostrata, A. Donax L. und A. maritima Desf., letztere nur hier und da im südlichsten Europa. Dagegen kommt A. Donax L., das eigentliche Spanische Rohr, nicht allein in ganz Südeuropa, sondern auch in Südrußland und Ungarn vor. Die fingerförmigen Ähren dieses schönen Grases erreichen in Spanien, wo es besonders häufig wild wächst und angebaut wird, eine Höhe von 4–6 m und werden dort auch anderwärts in Südeuropa allgemein zu Heubäumen und andern Einfriedigungen, zum Zäunen und zur Erbauung leichter Hütten (z. B. Fischerhütten), zu Angelruten benutzt. Das Spanische Rohr hat bläulichgrüne, steife und harte, lineal-lanzettförmige, bis 5 cm breite Blätter, und diese Ähren bilden eine dicke, doch meist glatte Röhre bis zu 1 m Länge. Mit diesem größten europ. Rohr vermischt man dasjenige Spanische Rohr vermischt ist, woraus man Stöcke verfertigt; dies kommt vor der ostind. Rohrpalme. (S. Calamus.)

Arundus, etrusk. Name, welcher von den jüngern Römern der Göttin geföhrt worden zu sein scheint, während der älteste Var oder Varus hieß; bekannt ist A. der Mörder der Camilla, der Königin der Sabiner, nachmals in den etrusk. Familien Rom, während der Tarquinier: A. ein Bruder des Lucius Tarquinius Priscus und ein Sohn des Lucius Tarquinius Superbus, sowie später noch in Etrurien, ein junger Sohn Tiberius, welcher 508 v. Chr. bei der Stürzung von Aricia fiel.

Arva, Komitat im nördl. Ungarn, im NW. A. von L. von Galizien, im S. vom Komitat Veszprém, im N. von den Komitaten Trentin und Thuroz begrenzt, enthält 2077 qkm. Das Komitat ist von den Alpen erfüllt, so daß es keine größere Ebene hat; in Thälern gleichen mehr Gebirgsküchen. Die höchsten Gebirgspitzen erheben sich an der Grenze des Komitats. So an der westlichen: die Kleine

Játza 1656, die Kistuga 1585, der Bihko 1547 m; im N.: Bablagura 1711, Polija 1360 m; im O.: Bolosov 2052, Vobrov 1934 m; im S.: Ehos 1699, Sjiva 1766 m hoch. Unter den vielen kleinen Flüssen ist die reisende A., ein Nebenfluß der Waag, am bedeutendsten. Das Klima ist rau, doch gesund; die Weintraube reift hier nicht mehr. Der harte Boden liefert nur Hafer, Kartoffeln, Flachs, Hanf und namentlich Holz in Fülle, mit welchem bedeutender Handel getrieben wird. Die fetten Krüden der Berge begünstigen die bedeutende Rindvieh- und Schafzucht. Die Bevölkerung, größtenteils Slowaken, zählt (1880) 81643 Seelen, darunter 87 Proz. Katholiken, 10 Proz. Protestanten, 3 Proz. Juden. Außer Käsebereitung ist die Verfertigung von Leinwand das Hauptgeschäft der berühmten Slowaken. Auch treten sie häufig als Hausierer mit Käse, Schwämmen, Mausefallen, einfachen Glas- und Thonwaren u. s. w. weite Wanderungen an. Hauptstadt und Sitz des Komitats ist Alsó-Kubin.

Arvalische Brüder, lat. fratres Arvales, bei den alten Römern ein Kollegium von 12 Priestern, welche an dem Abzeichen eines Ährenkranzes mit weißer Binde zu erkennen waren und für eins der ältesten und heiligsten Institute in ihrer Art galten. Der Sage nach hatte Aeneas Larentia (s. d.), die Gattin des Faustulus und die Pflegemutter des Romulus, 12 Söhne. Als einer dieser Söhne gestorben, trat an die Stelle desselben Romulus ein, welcher hierauf mit seinen Neptodibridern das Kollegium der fratres Arvales stiftete. Schon das Symbol des Ährenkranzes bezeichnet deutlich genug die Bestimmung derselben für den Kult einer Flur- und Adergöttin, welche Dea Dia genannt wurde. Diese identifizieren einige mit der Ceres, wahrscheinlich aber fällt sie mit Ops, der Gattin des Saturnus, zusammen und wurde wohl zunächst als Schutzgöttin der röm. Stadthur verehrt. Der Hain der Göttin lag unweit der Stadt Rom in der Nähe des Tibers, an dem Orte, der jetzt Affoga l'Asino heißt. In demselben wurden auch die wichtigsten Älte des jährlichen Gottesdienstes vorgenommen. Höchst wahrscheinlich hat Augustus auch dieses Priestertum restauriert. Das Kollegium, an dessen Spitze ein auf ein Jahr gewählter Praefectus stand, ergänzte sich durch Kooption, und es scheint, daß nur Patrizier wählbar gewesen sind. Die priesterliche Würde war eine lebenslängliche und konnte selbst durch Verbannung nicht verloren gehen. Der Gottesdienst, welcher im Mai abgehalten wurde und drei Tage währte, bestand der Hauptsache nach in Darbringung von Opfern, in gemeinsamen Festen, sowie in einem Lenge um den Altar, währenddessen ein altertümliches Lied abgesungen wurde. Dieses Lied, ein interessantes Denkmal der ältesten lat. Sprache, ist, wenn auch in einer wenig korrekten Wiedergabe aus dem Anfang des 3. Jahrh. n. Chr., erhalten. Dasselbe wird in der Satirist der Peterskirche aufbewahrt und findet sich in Ritsch's „Prisciae latinis monumenta epigraphica“ sammlert. Erhalten sind auch zahlreiche Bruchstücke der jährlichen Protokolle dieser Priesterschaft, die seit Augustus auf Steinplatten eingegraben wurden und seit 1673 in der Nähe der Stelle, wo das Heiligtum der Dea Dia stand, ausgegraben sind. Von Marini („Gli atti e monumenti dei fratelli Arvales“, 2 Bde., Rom 1795; dazu „Appendice“ von Ritsch, Rom 1855) und nach neuem Ausgra-

lungen (1867—69) von Hengen «Acta fratrum Arvalium» (Berl. 1874) herausgegeben und erläutert, zuletzt im sechsten Bande des «Corpus inscriptionum latinarum» (Berl. 1876) zusammengefaßt worden sind. Das alte «Carmin fratrum Arvalium» wurde von Klausen (Bonn 1836), Corssen («Origines poesis Romanae», Berl. 1846), Bergl («Zeitschrift für Altertumswissenschaft», Jahrg. 1856), Jordan («Kritische Beiträge zur Geschichte der lat. Sprache», Berl. 1879) u. a. behandelt.

Arve oder Jirbelliefer, f. unter Aleser.

Arve, linker Nebenfluß des Rhône im franz. Depart. Hochsavoyen, entspringt an der Grenze des schweiz. Kantons Valais auf dem Col de Balme 2204 m, fließt erst gegen SW. durch das 22 km lange weltberühmte Thal von Chamonix, bis zu dem Torre Les Houches, wendet sich dann in mehreren Krümmungen nach NW. und mündet nach einem Laufe von 90 km, 1,5 km unterhalb Genf, in einer Höhe von 372 m aber dem Meere in den Rhône, dessen klares Wasser sie durch ihr graues, kaltes Gletscherwasser weißlich trübt. Die A. ist ein sehr reizender Alpenfluß, der häufig seine Ufernden niederwirft und durch Überschwemmungen weite Strecken des Thals verlandet und verschlammt. In ihrem Unterlaufe bildet sie von Cluses bis Contamine eine Menge von Inseln. Außer zahlreichen Gletscherbächen aus der Montblancgruppe nimmt die A. rechts die Dioja und den Giffre, links den Arvegron (f. d.), den Bon-Nant und die Vorne auf. Ihr Thal bietet auch unterhalb Chamonix, obwohl es sich bei der Mündung des Bon-Nant erweitert und nur bei Nagland, 6 km oberhalb Cluses, und weiter unten bei Vornez am Fuße der Salève wieder verengt, herrliche Gebirgsscenerien dar. Besonders merkwürdige Punkte sind Servoz, 800 m über dem Meere, auf dem rechten Ufer gelegen, mit Schieferbrüchen, Aleminen und der lebenswerten Klamm der Dioja, der reizende Badeort St. Ger-vaix, 810 m, mit Schwefelthermen von 40—44° C. in dem Seitenthale Val Montjoie am Bon-Nant, das Städtchen Sallanches, 545 m über dem Meere, mit prächtiger Aussicht auf den Montblanc auf der linken Thalseite, der dem Staubbach des Lauterbrunnenthals ähnliche, 260 m hohe Fall des Nant d'Arpenaz und das Städtchen Cluses, 490 m, am Ausgang der Felsenge, welche die mittlere Thalsohle von der untern scheidet, halbwegs zwischen Genf und Chamonix, auf der rechten Thalseite, Bonneville (f. d.), das große Dorf Contamine mit den Ruinen des Bergschlosses Faucigny und schon auf geringer Gebiete das Städtchen Carouge (f. d.). Durch das Thal der A. zieht sich die große, 81 km lange Poststraße von Genf nach Chamonix über Annemasse, Bonneville, Cluses, Sallanches und durch den Tunnel von Châtellard. Eine Eisenbahn ist projektiert.

Arverner, f. unter Auvergne.

Arvegron, Arveron, linker Nebenfluß der Arve im franz. Depart. Hochsavoyen, der Abfluß des berühmten Mer de Glace von Chamonix (f. d.), dessen unterer Teil als «Glacier des Bois» bezeichnet wird. Im Mer de Glace vereinigen sich die Gletscher du Tacul, de Lechaud und du Talferre. Der A. entspringt als wilder Gletscherbach durch ein Gletschersee am Glacier des Bois und mündet nach kurzem Laufe oberhalb Chamonix.

Artwidsen (Abdolf Joar), (schwed. Dichter, geb. 7. Aug. 1791 zu Pabastol in Laxaaland in Finnland, wo sein Vater Propst war, studierte in Åbo und trat daselbst 1817 als Dozent der Geschichte auf, begründete auch 1821 das «Åbo-Morgenblatt», das aber noch in demselben Jahre von der russ. Regierung verboten wurde. Wegen eines Zeitungsauflages 1822 von der Universität vertrieben, erhielt er eine Anstellung bei der Königl. Bibliothek in Stockholm, deren Chei er 1843 wurde. Auf einer Reise nach Finnland starb er zu Wiborg 21. Juni 1858. Außer vielen kleinern Arbeiten in Zeitschriften und verschiedenen Übersetzungen veröffentlichte A. Gedichte unter dem Titel «Ungdoms Rimfrost af Sonen i Ornskog» (Stockh. 1832); ferner aus der Sammlung des Kammerjägers Råås eine vortreffliche Sammlung altschwed. Volkslieder («Svenska Fornäsånger», 3 Bde., Stockh. 1834—42), die sich aber von Afelius und Geijer herausgegeben anschließen; «Svenska Konungar och deras Tidskrift» (mit Porträts, Stockh. 1839—43; neue Aufl. 1855 fg.); «Stockholm förr och nu» (Stockh. 1837—40). Auch übersetzte er die «Frithiofsaga» (2. Aufl., Stockh. 1841) aus dem Isländischen.

Arzberg, Marktleden im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Munsiedel, an der zur Eger gehenden Köslau und an der Linie Rethwisch-Schirnding der Bagrischen Staatsbahn, zählt über 2000 E., welche ansehnliche Eisengruben bearbeiten und Stein- und Braunkohlen, Kobalt, Alaun gewinnen, auch Pechbütten und Kalköfen verfügen, sowie Spinnereien und Porzellanfabriken unterhalten.

Arzew, Stadt in Algerien, f. Oran.

Arzneikunde, f. Medizin.

Arzneimittel (medicamenta) heißen diejenigen meist chemisch wirkenden Stoffe, welche zum Zwecke der Heilung von Krankheiten innerlich oder äußerlich angewendet werden. Die A. bilden somit eine Klasse der Heilmittel, unter welchen letztern man überhaupt alles versteht, was benutzt wird, um eine Krankheit zu beseitigen, also auch gewisse Nahrungsmittel, Bandagen, Instrumente, Wärme, Elektrizität, Massage, Gymnastik u. s. w. Die A. sind teils anorganische, teils pflanzliche oder tierische Stoffe und machen keineswegs eine natürlich abgegrenzte oder an gemeinsamen Eigenschaften erkennbare Gruppe aus; vielmehr kann nur die Erfahrung, der physiol. Versuch, die physik. und chem. Untersuchung darüber belehren, ob ein Stoff als A. brauchbar ist oder nicht. Die naive Naturanschauung früherer Zeiten meinte wohl, die A. hätten in der Welt keinen andern Zweck als den der Heilung, und es müßte für jede Krankheit ein bestimmtes A. in der Natur vorhanden oder ein bestimmtes Kraut gewachsen sein. Nach den spätern Erfahrungen hat man diese Ansicht von der speziellen Wirkung der A. fast vollständig aufgeben müssen; nur dem Chinin gesteht man auch heute noch eine spezielle Wirkung gegen das Wechselfieber zu, obgleich dasselbe gegen verschiedene Krankheiten sich gleichfalls wirksam zeigt. Der Naturforscher der Gegenwart sieht in den A. nichts weiter als Stoffe, die neben allen ihren sonstigen Eigenschaften auch solche haben, welche zur Bekämpfung einer Krankheit benutzt werden können. Eigenschaften, die lediglich physikalische oder chemische sind und deren Wirkungen durchaus nach den überall gültigen Naturgesetzen erfolgen.

Die Kenntnis der physik. und chem. Eigenschaften der Arzneien und die Durchführung ihrer therapeutischen Wirkungen auf bekannte Naturkräfte, sowie ihre Einordnung in bekannte Naturgesetze ist die eine notwendige Bedingung einer wirklich eralteten und wissenschaftlichen Arzneimittellehre oder Pharmakologie. Die andere Bedingung aber ist eine genaue Untersuchung des Baues und der physik. und chem. Beschaffenheit des Organismus in allen seinen Teilen und gesunden oder kranken Zuständen; denn die Arzneiwirkungen sind nichts weiter als Veränderungen jener physik. und chem. Beschaffenheit und weiterhin auch des feineren Baues der verschiedenen Organe. Daher ist eine genaue Kenntnis der Anatomie, Physiologie und Pathologie einerseits, der Physik und Chemie andererseits nötig, um die Wirkungen eines A. zu verstehen, sie im gegebenen Falle berechnen und demnach zweckmäßig anwenden zu können. Freilich sind bis jetzt die Arzneiwirkungen zum größten Teile noch unbekannt und nur eine kleine Zahl derselben vollständig aufgeklärt, und die Arzneimittellehre ist bis jetzt nur zum kleinsten Teile, was sie sein soll, d. h. eine auf den kranken Organismus angewandte Physik und Chemie. Bei einzelnen chem. Mitteln ist auch die Wirkung im Organismus klar, sie ist ebenbürtig, wie sie auch außerhalb des tierischen Körpers zu technischen Zwecken verwendet wird. So werden z. B. Alkalien bei verschiedenen Magenkrankheiten verordnet, um die in abnormer Menge gebildeten Säuren zu neutralisieren oder um Sekrete und Exkrete, die unter normalen Verhältnissen sauer reagieren, wie z. B. der Urin, zu alkalisieren. Andere Mittel wirken einisch dadurch, daß sie dem Blute und den Geweben einen Teil ihrer flüssigen Bestandteile entziehen; hieraus erklärt sich z. B. die abführende Wirkung gewisser Mittelsalze. Bei vielen A. ist der Vorgang ihrer Wirkung vollständig unbekannt; bei andern kennt man zwar die Endpunkte ihrer Veränderungen, die chem. Vorgänge in den Verdauungsorganen, im Blute und in den Geweben aber nicht. So findet man z. B. das Jod, in welcher Verbindung es auch genommen sein mag, gewöhnlich nach kurzer Zeit als Jodnatrium im Harn wieder; so tritt nach dem Gebrauche des Terpentins als im Urin ein angenehmer Beisengruch auf (Terpentinäure). Sehr wenige A. erleiden auf ihrem Wege durch den Körper gar keine Veränderungen. Bei den meisten A. muß man sich freilich an die Erfahrung halten, welche zeigt, daß dies oder das in der oder jener Krankheit heilsam ist. Aber diese Erfahrung ist schwer zu erwerben. Die Krankheiten sind nicht selbständige Wesen, die den Körper besetzen und wieder verlassen, sie sind auch nicht Zustände, die sich immer in derselben Weise wiederholen und bei jedem Kranken in der nämlichen Weise ablaufen: sie sind vielmehr nichts weiter als über das richtige Maß hinausgehende oder hinter diesem Maße zurückbleibende Lebensvorgänge, die sich von den normalen nur durch den zu hohen oder zu niedrigen Grad ihrer Entwidlung unterscheiden, und sie gestalten sich, wenn gleich sie des Benamens wegen einen und denselben Namen tragen, doch tausendfältig verschieden und spotten daher oft jeder Bezeichnung. Je größer nun die Summe der Kenntnisse ist, die man vor der Anwendung eines A. von dessen Eigenschaften einerseits und von der Natur der Krankheit andererseits hat, desto sicherer wird

man auch beurteilen können, ob die nach dem Gebrauche des A. eintretenden Änderungen des Krankheitsverlaufs auf das A. zurückzuführen sind oder nicht, um so leichter und schneller wird man also auch sichere Erfahrungen über die Arzneiwirkung sammeln können, während der ohne jene Vorkenntnis probierende Arzt, d. h. der bloße Empiriker, viel schwieriger und erst nach einer unverhältnismäßig großen Zahl von Beobachtungen ein sicheres Ergebnis erhalten kann.

Die Einwirkung der A. selbst geschieht in der Regel vom Magen aus; bei reinen örtlichen Reizen erfolgt natürlich die Applikation je nach dem Bedürfnis an den verschiedensten Stellen. Die Form der Darreichung ist eine sehr mannigfaltige und richtet sich nach dem individuellen Bedürfnis und nach den Eigenschaften des Mittels. Zum innern Gebrauche werden sowohl flüssige Formen, Lösungen, Mixturen, Emulsionen, Tropfen u. s. w., oder trockene, z. B. Pulver, Pillen u. s. w., gewählt, zum äußerlichen Gebrauche Salben, Pflaster, Lösungen, Astringe u. dgl. Erweist sich die Einwirkung der A. in den Magen unmöglich, oder wird eine recht schnelle allgemeine Wirkung derselben beabsichtigt, so bedient man sich mit großem Vortheile der subcutanen Injektion (s. d.), wobei die unter die Haut eingespritzten Stoffe sehr rasch in das Blut aufgenommen werden. Da die Wirkung einer Arznei stets von zwei Bedingungen abhängt, erstens von den Eigenschaften der Arznei und zweitens von der Beschaffenheit desjenigen Körperteils, mit dem sie in Berührung kommt, so versteht sich von selbst, daß eine Arznei sehr verschieden wirken muß, je nachdem sie auf diesen oder jenen Körperteil, bei dem oder jenem Zustande desselben Teils angewendet wird. Viele Gifte z. B. wirken nicht, wenn sie percutiert werden, weil die Verdauungssäfte sie in unschädliche Verbindungen überführen, während sie, ins Blut gebracht, sofort töten können. Ebenso wirkt manche Arznei, wenn sie auf die unterste Haut gebracht wird, gar nicht, während sie bei ihrer Oberhaut beraubte Haut zu heftiger Entzündung reizt, oder, wenn sie durch die Blutgefäße der Haut ins Blut gelangt, starke Wirkungen auf das Nervensystem u. s. w. ausüben kann. Ein Spanischfliegen-Pflaster z. B. reizt die unterste Haut zu einer oberflächlichen Entzündung mit Blasenbildung; auf die der Epidermis beraubte Haut gelegt, kann es eine Nierenentzündung hervorrufen, weil seine reizenden Bestandteile ins Blut und mit demselben in die Nieren gelangen, welche für dieselben vorzugsweise empfindlich sind. Dies Beispiel zeigt zugleich, wie eine Arznei nähere und entferntere Wirkungen haben kann: die Entzündung der Haut ist hier die nähere Wirkung, die Nierenaffektion die entferntere. Der örtlichen Wirkung steht die allgemeine oder indirekte Wirkung der A. gegenüber. Die allgemeinen Wirkungen treten natürlich erst ein, wenn die Arzneistoffe in das Blut übergetreten und durch dieselben den verschiedenen Drüsen, dem Nervensystem und den übrigen Geweben zugeführt worden sind. Die Einteilung der A. läßt sich in sehr verschiedener Weise machen: als die richtigste erscheint zunächst die, welche dieselben nach der Ähnlichkeit ihrer Wirkungen gruppiert. Da aber die letztern zu unvollständig bekannt sind, so ist diese Art der Einteilung noch nicht durchzuführen. Ein anderes Prinzip der Einteilung ist das der chem. Ähnlichkeit

der A.; aber auch dieses hat seine Unzulänglichkeiten. Noch unvollkommener, jedoch am gebräuchlichsten ist die Klassifikation der A. nach ihrer Verwendung am Krankenbette, wie Abführmittel, Brechmittel, schweiß-, harntreibende, magenstärkende, auslösende, erregende, beruhigende Mittel, u. s. w. Vgl. Hirsch, »Die Prüfung der A. mit Rücksicht auf die wichtigsten europ. Pharmacopöen« (2. Aufl., Berl. 1875); Bing, »Grundzüge der Arzneimittelehre« (6. Aufl., Berl. 1879); Rothnagel und Koblach, »Handbuch der Arzneimittelehre« (4. Aufl., Berl. 1880).

Arzneipflanzen, f. Offizinelle Pflanzen.
Arzt und ärztlicher Stand. Einen besonderen ärztlichen Stand gibt es bei Völkern, die sich noch in ihrer ersten Bildungsperiode befinden, nicht. Wo die vom Vater auf den Sohn vererbten Heilmittel sich als unzureichend erwiesen, wandte man sich zunächst hilfflehend an die Gottheit und ihre Mittler auf Erden, die Priester. So wurden die Priester veranlaßt, der Heilkunst ihre Aufmerksamkeit zuwenden, sie begannen zuerst Erfahrungen über Krankheiten und Heilungen zu sammeln. Die Heilung war kein Dienst, der des Lohnes wegen geschah; der Geheilte erwies sich jedoch erkenntlich durch ein Beigefchenk. Nur sehr allmählich ging mit der fortfreirenden Kultur die Heilkunst in die Hände eines besonderen, durch Wissen und Übung dazu befähigten Standes, des ärztlichen Standes, über. Nun war die Heilung nicht mehr eine Gabe der Gottheit, sondern ein Beweis menschlicher Geschicklichkeit. Die Übernahme der Heilung blieb aber anfangs nur ein freiwilliger, persönlicher Vertrag, den jeder eingehen konnte, der sich dazu befähigt glaubte. Solange die Ärzte noch Priester waren, die ihre Kunst nicht allein des Erwerbs wegen übten, konnte der Staat auch keine Veranlassung haben, sie unter seine Aufsicht zu nehmen, und selbst als sich Priester und Ärzte trennten, bildeten letztere, wenigstens in Griechenland, noch immer als Glieder des Ordens der Pythagoräer und Asklepiaden eine geheiligte Korporation und waren nur von selbstgegebenen Gesetzen abhängig. Mit dem gänzlichen Freiwerden der Kunst versahen die Ärzte zwar den Gesetzen des Staats; aber weder in Griechenland noch in Rom beanspruchte dieser einen besonderen Einfluß auf jeden einzelnen Arzt als solchen. Die ärztliche Praxis blieb frei, wie die Klage des Plinius zeigt. Nur wer in Athen Gehalt und Anstellung als Staatsarzt suchte, mußte in einer öffentlichen Rede erklären, wo und wie er seine Kunst erlernt und wer sein Lehrmeister gewesen.

In Rom war man auf fremde Ärzte angewiesen, die meist griech. Sklaven waren. Es blieb nur übrig, diese Fremdlinge, besonders aber diejenigen, welche die Medizin zu lehren im Stande waren, geradezu als freie Bürger in sich aufzunehmen, um so den Mißstand zu vermeiden, das Leben eines Freien der Hand eines Sklaven übergeben zu müssen. Diese Einrichtung, von Julius Cäsar ins Leben gerufen, sicherte Rom vor dem Mangel an Ärzten. Als aber Augustus noch die Abgabefreiheit sowie die Freiheit von öffentlichen Lasten bewilligte, wuchs die Zahl der Ärzte in den Städten bald so sehr, daß Antoninus Pius (138—161 n. Chr.) sich gezwungen sah, dieselbe in den Städten teilweise zu ziehen, was für Rom selbst jedoch erst der Kaiser Valentinian 368 anordnete. Außer

der Abgabefreiheit erhielten die Armen- und Ärzte (Archiatrī populares et sancti palatii) tens der Kommunen oder des Hofes in der Regel auch Befoldung. Somit waren nicht nur eigentlichen Kommunalärzte ins Leben gerufen, sondern ein Teil der Ärzte auch wirkliche Stadtdiener geworden, für welche der Staat nun eine bestimmte Gesehe geben mußte. Eine weite Folge war, daß die bisher bestandene freie Arbeit der Ärzte von seiten der Kommunen aufhörte, eine Medizinalbehörde den Eintritt in den Stadtdienst von einer wissenschaftlichen Prüfung abhängig machte. Die vorhandenen Archiatrī (vom griech. ἄρχιτροπος, aus welchem Worte das deutsche »Hervorgangene« ist) mußten nämlich zu einem Examen zusammenzutreten, welches das Recht erhielt, nach vorausgegangener Prüfung der Kandidaten durch freie Wahl zu ergänzen; nur für Rom hielt sich der Kaiser die Bestätigung vor, damit, ausdrücklich bemerkt wird, kein Unwürdiger durch Protektion eingekaufteisen vermöchte. Alle diese Einrichtungen galten nur für die in Staatsdienst tretenden Ärzte, die nichtangestellt waren keiner Art von Kontrolle unterworfen, wozu nicht Klagen wegen des Honorars u. s. w. vor 1 bürgerlichen Richter gebracht wurden.

Mit dem Verfall des röm. Staates sank auch die ärztliche Kunst: sie suchte sich in die Häuser der Könige und fand nur unter Juden und Andern wahre Jünger. Erst gegen Ausgang 1 Mittelalters bildete sich wieder ein besonderer ärztlicher Stand, die »freien Meister der Physica u. Chirurgie«. Diese traten, als ihre Zahl wie 1 Ansehen zunahm, nach der Sitte der Zeit als eine Korporation auf, begünstigt von den weltlichen Machthabern, und bildeten gewissermaßen eine Republik, deren Häupter die alten Meister und Väter, deren Mittelpunkt und Forum die ärztlichen Schulen und Universitäten waren. Die Ärzte wurden mit der Promotion Mitglieder der Fakultät, der sie Treue schworen und für ihr ganzes Leben, wenigstens in geistiger Beziehung, angehörten und von welcher sie die facultas artem docendi exercendi mit dem später in das Doktordiplom umgewandelten Meisterbrief erhielten. Früher in einzelne Städte und Gemeinden wandten sich die Fakultäten und erbaten sich dort ihre Ärzte in daselbe Verhältnis zu jenen traten, wie früher in Rom stattfand, da mit der allgem. Annahme des röm. Rechts auch röm. Einrichtungen wieder ins Leben gerufen wurden. Als bei den Universitäten sich mehrten und die Reformation das Band zwischen Wissenschaft und Staat löste, da gingen die Ärzte völlig in den bürgerlichen Leben auf. Doch wurde der Aufschwung, der den ärztlichen Stände dadurch ermöglicht war, schon beeinträchtigt durch den Umstand, daß die Toleranz wurde und somit die Lizenz zur Praxis käuflich wurde. Erst der moderne Staat setzte diesem Treiben Schranken, indem er den Fakultäten die Privilegien beschränkte und sich vermittelte Staatsprüfungen vor der Tüchtigkeit derer, welche bürgerliche Praxis ausüben wollten, zu überlegen suchte. So ward nun vollständig aus dem freien Meister der Kunst ein gewerbetreibender Künstler, welcher nach gesetzlichen Regeln lizenziert. In Preußen mußten sich die Ärzte sogar eine Zehndurch Gewerbebeurteilung lösen. Der Mangel an allseitig gebildeten wissenschaftlichen Ärzten brach

eben auch die Entfaltung besonderer, einseitig gebildeter Kräfte von Ärzten, der Wundärzte, Leibarzte, Medicinæ practici, Militärärzte u. s. w. mit sich, eine Einteilung und Abstufung, welche dem wahren Geiste der ärztlichen Wissenschaft ganz widerstrebte, da sich dieselbe durchaus nicht bruchlos und noch weniger ohne vollständige Vorbereitung aus laienliche und naturwissenschaftliche Studien erheben läßt.

Meist bleibt es eine schwierige Aufgabe, vollständig gebildete Ärzte in hinreichender Zahl, auch für die ärmern Gegenden, sowie für das Militär u. s. w. zu gewinnen und denselben ein gesichertes Auskommen zu sichern. Auch steht zu bezweifeln, ob, wenn alle Ärzte vom Staate angestellt und besoldet werden, ein erstarrender Hauch der Unversettheit das freie wissenschaftliche Element in ärztlichen Stände lähmen würde. Der ärztliche Stand schwankt demnach zwischen zwei Extremen: dem eigentlichen Aufgehen in die Staatsverwaltung und dem Prinzip der völlig freien Praxis, wie es in den Vereinigten Staaten obwaltet. Die Verhältnisse sind es, welche in Deutschland zu einer Medizinalreform drängten, wie sie durch das Gewerbegesetz vom 21. Juni 1869 am bekanntesten Fassung erhalten hat. Die ärztliche Praxis ist hiernach vollständig freigegeben, die Strafen gegen die Kurfürscherei sind aufgehoben, es kann sich ein jeder betheiligen lassen, von wem er will. Der Staat verlangt von dem Jüngling nur eine gründliche Kenntnis der mediz. Wissenschaften, welche im Tentamen physicum et medicum geprüft wird, und am Schlusse seiner Studien einen Ausweis von seinen Kenntnissen in der Praxis der Heilkunst in einem Staatsexamen; bezieht der Kandidat dies Examen, so wird er vom Staate approbiert, und der Staat trägt ihn, indem er die unerlaubte Annahme des Arztes verfolgt. Aberdies werden ärztliche Stände und Gemeindegremien nur solchen vom Staate approbierten Ärzten übertragen. Während es somit wird, daß alle Ärzte im wesentlichen einer und denselben Bildungsgang durchgemacht und eine und dieselbe Prüfung bestanden haben müssen, daß es also nicht ferner sog. Ärzte zweiter Ränge und besondere Wundärzte gibt, spaltet sich allmählich die ärztliche Thätigkeit wissenschaftlich und praktisch immer mehr in einzelne Zweige, und es treten unter den Ärzten zahlreiche sog. Spezialisten auf, welche sich vorzugsweise nur mit einer bestimmten Klasse von Krankheiten befassen. Eine solche Differenzierung des ärztlichen Fortschritts und Fortschritts würde, wenn sie schon dem Studirenden der Medizin gestattet wäre, zur Einseitigkeit führen, während sie, wenn jeder zuvor die gesamte Medizin habet und einigermaßen geübt hat, als ein großer Fortschritt für die Wissenschaft und eine für die Leidenden sehr wohlthätige Einrichtung anzusehen ist. So gibt es gegenwärtig, außer den Ärzten im allgemeinen, besondere Chirurgen, Zahnärzte, Augenärzte, Ohrenärzte, Sprachlehrer u. s. w. Auch die Zahnheilkunde erhebt sich immer mehr zu einer streng wissenschaftlichen Disziplin. In der Schweiz, Frankreich, in Amerika und in unsern deutschen Universitäten haben sich zu neuer Zeit auch Frauen dem Studium der Medizin gewidmet und auf Schweiz, franz. und engl. Universitäten selbst den Doktorgrad erreicht. Die Anzahl, welche dem ärztlichen Stande aus-

der Freigebung der ärztlichen Praxis erwachsen, haben die deutschen Ärzte zur Gründung ärztlicher Bezirksvereine veranlaßt, welche die ärztlichen Standesinteressen im vollsten Umfange vertreten sollen und zu diesem Zwecke regelmäßig eine gewisse Anzahl von Delegierten zu den Sitzungen der obersten Landesmedizinalbehörde wie zu dem alljährlich sich versammelnden Landtag absenden. Über ihre Thätigkeit berichtet einzeln ein eigenes Organ, das »Ärztliche Vereinsblatt für Deutschland« (Epp. 1872 fg.).

Aus der Litteratur sind besonders hervorzuheben: Volz, »Der ärztliche Beruf« (Berl. 1870); Baas, »Grundriß der Geschichte der Medizin und des heilenden Standes« (Stuttg. 1876); Mart, »Ärztlicher Katechismus. Über die Anforderungen an die Ärzte« (Stuttg. 1876).

As, Abkürzung (chem. Zeichen) für Arsen.

As (ital. la bemolle; fr. la bémol; engl. a flat) in der Musik der nächste unterhalb a liegende halbe Ton; er wird durch a und ein vorgezeichnetes b bezeichnet.

As war der Name der ältesten röm. Kupfermünze, die angeblich in Rom zuerst unter dem Könige Servius Tullius, in Wahrheit jedoch erst nach dem Beginne der Republik geprägt wurde und ursprünglich das Gewicht eines Pfundes hatte, doch so, daß sie nur etwa $\frac{1}{2}$ der gewöhnlichen Abdrücke entsprach. Im Laufe der Zeit aber wurde sie immer mehr reduziert, so daß sie in der spätern Kaiserzeit nur noch $\frac{1}{16}$ ihres ursprünglichen Gewichtes wog. Alle Kupfermünzen des alten Italien waren entweder eine Mehrtheit oder ein Bruchteil des As. Aber nicht bloß bei der Teilung der Münzen, sondern auch bei Massen, Gewichten, Erbchaften und Finken wurde das Ganze durch As bezeichnet und dies nach dem Duodezimalsysteme in 12 Teile, uncia, d. h. Eintheil, geteilt, deren jeder einen besondern Namen hatte, z. B. uncia = $\frac{1}{12}$, sextans = $\frac{1}{24}$, quadrans = $\frac{1}{48}$ u. s. w. Die Kupfermünzen unterschieden sich voneinander durch ein bestimmtes traditionelles Gepräge. So hatten die eigentlichen röm. Kupfermünzen auf dem Avers irgendeinen Götterkopf, z. B. den des Jupiter, beim ganzen As den des Janus u. s. w. und auf dem Revers den Schiffschnabel nebst der Wertbezeichnung durch 1, 2, 3 u. s. w., Kugeln für die Zahl der Unzen auf den Bruchteilen des As, röm. Ziffern für das As und die Mehrtheiten desselben. Vgl. Budäus, »De asse et partibus ejus« (Vened. 1522 u. öfter); Mommsen, »Über das röm. Münzwesen« (Epp. 1850) und »Geschichte des röm. Münzwesens« (Berl. 1860); Gullisch, »Griech. und röm. Metrologie« (Berl. 1862).

As, ein früheres kleines Gewicht in Deutschland und Holland, eine der kleinsten Unterabteilungen des Pfundes und der Mark, ebeben namentlich für Bestimmung der Schwere der Münzen und der andern Gewichte üblich. Es ist in neuerer Zeit außer Gebrauch gekommen, weil man sich dafür des franz. Grammengewichts und der Decimaletheile des Pfundes bedient. Die alte kölnische Mark wurde in 4020 kölnische As eingetheilt und wog 4864,65 holländ. As. Die alte holländ. Trop-Mark hatte 5120, das doppelt so schwere holländ. Trop-Pfund 10240 holländ. As (Asen). Von den vorzugsweise zum Wägen der Goldstücke auch in Deutschland gebräuchlich gewesen holländ. As sind 20,0000 oder etwas reichlich 20%, = 1 g.

oder es ist 1 holländ. As = 0,048063 g. In Preußen war durch eine Circulärverfügung des Handelsministers vom 18. Jan. 1854 bestimmt worden, daß für das Goldmünzgewicht fortan das Grän (beruht die preuß. oder Holwerrinsmünz-Mark 288 hatte) in 16 preuß. As geteilt werden solle, so daß die preuß. Mark = 4608 preuß. As; die von der preuß. Normal-Gewichtskommission ausgegebenen Goldgewichtssysteme enthielten schon seit 1831 diese Sechzehntel-Gränstücke, aber bis zu jener Verfügung unter der Benennung »Gräntheile«. Nach der preuß. Verordnung vom 5. Mai 1857 aber, welche das neue Pfund (das jetzige deutsche) von 500 g als Gold, Silber- und Münzgewicht einführt, war dasselbe als solches in 1000 Tausendteile zu teilen, der Tausendteil in 10 As und weiter in decimale Bruchteile; dieses neue preuß. As war demnach = $\frac{1}{1000}$ deutsches Pfund oder $\frac{1}{1000}$ g und demnach = 1,00000 oder fast genau $1\frac{1}{2}$ holländ. As. Das sog. Dukatengrän war ein Gewicht, von welchem 4020 eine kölnische Mark betrug, und demnach das nämliche wie das erwähnte kölnische As. In Österreich nennt man dasselbe Dukatengrän; der Dukat ist Goldgewicht hat 60 solche Dukatengrän.

As (spr. Ohs, Wurst Asar) ist die schwedische, in die allgemeine geolog. Terminologie übergegangene Bezeichnung für bis 60 m hohe, wallartige Gerölle- und Sandanhebungen, welche sich mehrere Kilometer lang und in einer gewissen Parallelität zueinander durch Schweden ziehen, wobei sie Meereshöhen von über 350 m erreichen können. An ihren Fuß pflügen sich marine, molluskenführende Schichten anzulagern. Das sie Gebilde der Glacialzeit sind, steht fest, doch ist ihre Entstehungsweise noch nicht aufgeklärt.

Asa dulcis, f. Benzoe.

Asa foetida, auch Stinkasant oder Teufelsdred genannt, stammt zum größten Teile von der zu der Familie der Umbelliferen gehörenden *Scorodosma foetidum* (Ferula Asa foetida L.). Diese Pflanze findet sich zwischen dem Aralsee und dem Persischen Meerbusen. Am häufigsten kommt sie bei Chima, Chorasán und Herat vor, woselbst die etwa 2 m hohe Pflanze förmliche Wäldchen bildet. Auch *Narthex Asa foetida* liefert *Asa foetida*. Obgleich das Harz an der Wurzel der Stammpflanzen in ganzen Stücken haftet, wird dennoch deßhalb reichlicher Gewinnung die Pflanze angechnitten. Es tritt ein weißer Milchsaft hervor, der an der Luft sich nach und nach braun färbt. Ältere Stüde sind hart und spröde. Die beste Handelsorte von *Asa foetida* besteht aus ziemlich homogenen, 1–3 cm im Durchmesser haltenden Stücken, welche je nach ihrem Alter weißlich bis braun gefärbt sind; diese wird im Droguenhandel als *Asa foetida* in lacrymis bezeichnet, eine andere Sorte, *Asa foetida* in massis amygdaloides bildet formlose Klumpen von dunkler, etwas schmieriger Grundmasse, in welche weisse oder rötlich violett gefärbte, mandelartige Massen eingebettet sind. Beide Sorten sind für den pharmaceutischen Gebrauch zulässig, dagegen ist *Asa foetida petraea* ein sehr unreines, vielfach verfälschtes Produkt, welches nicht einmal in der Veterinärpraxis verwendet werden sollte. Der Geruch der *Asa foetida* ist unangenehm knoblauchartig, der Geschmack bitter, scharf und lange anhaltend. Die *Asa foetida* enthält (abgesehen von abfälligen Beimengungen) Harz (50 Proz., f. Ferula-säure),

Gummi (36 Proz.) und ätherisches Öl, welches letztere schwefelhaltig ist. Die *Asa foetida* dient Orient zum Würzen der Speisen; bei uns wird medizinisch (als kräftiges Reizmittel für das Venensystem, als trampfstillendes Mittel bei Hyster, Hypochondrie, Asthma und nervöser Kolik) son als Wurmmittel, innerlich in Form von Wille Emulsion oder Tinctur, als Klystier, Pflaster, Ziment u. f. w.) verwendet. Die deutsche Pharmacopoe führt außer der *Asa foetida* selbst noch eine *Titura Asae foetidae*, bestehend aus 1 Teil *Asa foetida* und 5 Teilen Alkohol.

Asafy (Georg), rumän. Schriftsteller, geb. März 1788, wurde in Deutschland und Itali erzogen und widmete sich dann in Wien dem Studium der Mathematik und Astronomie. In sei Heimat zurückgekehrt und zum Ministerialrat ernannt, versorgte er rumän. Schulchancen und Grammatiken, errichtete die erste Druckerel in Rumänien und gründete ein rumän. Journal, das er seit 30 Jahre hindurch redigierte. Als Chef des Ministeriums für den öffentlichen Unterricht gründete A. seit 1856 zahlreiche Elementarschulen, Gymnasien, Kunst- und Gewerbeschulen, sowie eine Akademie. A. starb zu Jassy 24. Nov. 1869. Sei Gedichte (2. Aufl., Jassy 1854) sind jetzt verschollen. Auch schrieb er eine »Geschichte Rußlands«.

Asaf, Salzsee im nördl. Ostafrika, f. Asa f. **Asanen** oder Asanen, ein im ostbirk. Kreis Kasanowarst an den Ufern des Jenissei lebende sich zum Christentum bekennende, tatar. Volkstamm, welcher bis Ende des 18. Jahrh. nomadenweise zusammenwohnte, jetzt aber laum noch hundert zerstreute Familien umfaßt.

Asant (Stinkasant), f. *Asa foetida*.

Asaria, f. Usia.

Asarum (Haselmurz), eine von Tournefort aufgestellte Pflanzengattung aus der Familie der Aristolochiaceen, von welcher bis jetzt nur wenig Arten bekannt geworden sind. In Europa kommt eine, auch in Deutschland häufige Art vor, da *A. europaeum*. Diese gewürzhaft duftende Pflanze, welche auf humoser, feuchter Lauberde in schattige Wäldern, Gebüsch und Heden wächst, hat eine unterirdischen, kriechenden, gabelteiligen, gegliederten, unregelmäßig vierkantigen, graubraunen Wurzelstock, welcher langgestielte, nierenförmige Blätter und am Ende der Äste zwischen je zwei gegenständige Blätter stehende Blüten treibt. Letztere sind sehr kurz gestielt, braunviolett und bestehen aus einem unterirdischen Fruchtknoten und einem daraus eingesetzten dreiteiligen Perigon mit an der Spiz einwärtsgebogenen Zipfeln. Der Wurzelstock diese Pflanze war unter dem Namen *Rhizoma Asar officinale*. Er ward in Pulverform als Niesmittel ferner als Decolt zur Beförderung der Harnabscheidung und der Hautausdünstung gebraucht, frühe auch als Brech- und Bургiermittel. Er riecht balsamartig, schmeckt scharf und widerlich bitter und enthält zwei eigentümliche Stoffe: *Asarin*, eine braunen, Brechen erregenden, elastisch bittern, in Wasser und Alkohol löslichen Stoff, und *Asarumöl*, gelb, dick, von scharfem, brennendem Geschmack und balsamartigem Geruch.

Asafel wird in den mosaischen Vorschriften über die Gebräuche am großen Versöhnungstag (f. d.) der Israeliten erwähnt (3 Mos. 16). Zweie Ziegenböde wurden an diesem Tage zum Sündopfer vor den Brandopferaltar gestellt und durch

bei den eine für Jahre, der andere für den A. bestimmt, jezt als Sandopfer geschlachtet und (im A. als Allerheiligste gebracht, dieser, nachdem auf ihn zuerst durch Handauslegung des Hohenpriesters alle Schuld des Volks übertragen worden, in die Wüste getrieben »zu A.« Was unter diesen A. zu verstehen sei, darüber sind die Meinungen geteilt; die meiste Wahrscheinlichkeit dürfte der Ansicht für sich haben, welche in A. einen Steinmännchen sieht, dem ursprünglich in seiner Form eine Göttergestalt entsprochen habe. Denn der herrschende Teil des Festtagsrituals scheint bei den A. von außen her, und zwar von einem Volk abzuweichen. Ursprungs, gekommen zu sein. Die Vermutung gründet sich auf die That- sache, daß auch bei einem Feste der alten Preußen (Münch) die gleichen Gebräuche vorliefen: der Hohenpriester trug einen Rod in die Mitte, legte seine Hände auf ihn, rief alle Götter an, und die Preußen bekannten dann öffentlich ihre Sünden.

Asben, Ceylonland, f. Akr.

Asbest nennt man verschiedene faserige Mineralien, die besonders mit Hornblende und Augit, oder auch mit Glimmer und Serpentin in Begleitung stehen. Der eigentliche A. kommt nach seiner Form den Bestandteilen mit der Hornblende (f. v.) überein und kann als eine langfaserige, meist einfarbige oder eisenfarbene Abänderung derselben betrachtet werden. Er ist durchscheinend, seidenglänzend, biegsam oder spröde, fähig sich fettig an zu lassen, weißliche, lauchgrüne, ins Gelbliche oder Braune übergehende Farbe. Wenn die einzelnen Fasern sich verfilzen, so entsteht der sog. Bergseil (Bergleier, Bergpapier), der sich namentlich aus Berggängen und in den Hochalpen findet. Werden dieselben infolge von Verwitterung zerfallen und kommen trummelblättrige Stücke die Erde darin vor, wie am Schneeberge bei Kain in Tirol, so nennt man das Mineral Bergseil. Sind endlich die Fasern außerordentlich fein, mit einem seidenartigen Schiller, gehen sie in Asbest über und zeigen sie sich so biegsam, daß sie der schönsten weißen Seide gleichen, so führt es den Namen Asbest oder Bergseil, dessen Hauptlager namentlich der Asbest in den Hochgebirgen bildet. Der Asbest (seil) gleicht blauen oder grauen Menschenhaaren. Der Serpentinasbest oder Chrysotil ist ein feiner, gelblich-grüne Abänderung des Asbests mit goldigem Schiller und besteht aus sehr feinen, faserförmigen Nadeln. Er bildet Schichten an Serpentin und findet sich namentlich in Amerika in Schiefen und zu Baltimore in Maryland. Die biegsamen Abänderungen des A. und Asbests dienen zur Verfertigung unverwundlicher Seile und Gewebe. Sie werden zu kleinen Fäden in Wasser eingeweicht, ausgewaschen, getrocknet und mit Flachsfasern vermischt, mittels der Spindel in Fäden gesponnen, wobei man die Fäden mit Öl bestrich. Das Gewebe geschieht auf der gewöhnlichen Art. Im Feuer brennt dann bloß der Asbest, das Gewebe wird nicht zerstört. Die Asben sollen sich, nach Plinius, desselben zu Schmucksteinen eignen haben, um beim Verleimen die Fäden der Fäden von der des Holzes zu trennen. Die Gewänder waren aber so leicht zu zerstören. Kaiser Karl V. hatte ein Tischgewand aus A., das er zur Belustigung seiner Gäste in einem Feuer in die Asche werfen

ließ. Kleider von A. hat man für Feuerloschmannschaften in Vorschlag gebracht. Den Asbest hat man auch zu unverlöschlichen Lampenböden und, mit Papiermasse vermischt, zu plastischen Arbeiten benutzt; bei den frühesten chem. Feuerzeugen diente er zur Aufnahme der Schwefelsäure.

Asbestpackung (fr. garniture d'asbeste, engl. asbestos packing), f. unter Dampfmaschine.

Asbjörnsen (Peter Kristian), namhafter norweg. Schriftsteller, geb. 15. Jan. 1812 zu Christiania, bezog 1833 die Universität daselbst, übernahm aber bald darauf eine Stelle als Hauslehrer, welche ihm hinreichend Ruhe ließ, sich mit botan. und zoolog. Studien, sowie mit dem Einsammeln von Volksliedern und Volksmärchen zu beschäftigen, und lehrte erst 1837 nach Christiania zurück, wo er einige Jahre Medizin und Naturwissenschaften studierte. Seit 1846 unternahm er auf Kosten der Regierung mehrere Reisen, teils längs der norweg. Küsten, um die Fauna der Küstengewässer zu erforschen, teils durch das Innere des Landes, um seine Sammlungen von Sagen und Volksmärchen zu vervollständigen. Auch begleitete er 1849—50 die Kriegsoberste Alver auf ihrer Expedition nach dem Mittelmeere. Einige Jahre darauf wandte er sich dem Forstwesen zu und habuierte 1856—58 auf der Forstakademie zu Tharand in Sachsen. Nach seiner Rückkehr nach Norwegen erhielt er im Ministerium des Innern eine Anstellung als Forstmeister. Außer einer großen Anzahl naturwissenschaftlicher, besonders zoolog. Arbeiten, wie »Das wilde Rentier und die Rentierjagd in den norweg. Alpen« (1853), »Das Gientier und die Gientierjagd« (1851), »Die Ritoralsfauna des Christianiafjords« (1853) u. f. w., hat A. mehrere geschätzte populäre naturwissenschaftliche Bücher veröffentlicht, wie die »Naturhistorie for Ungdommen« (6 Theile, Christ. 1839—49) und »Kortfattet Naturhistorie« (Christ. 1841). Sein Hauptwerk jedoch ist die Sammlung der »Norste Folle-Eventyr« (herausg. mit J. Moe, Christ. 1842—43; 4. Aufl. 1868; neue Sammlung, Christ. 1871). Demei- ben schließen sich »Norste Fjeldre-Eventyr og Follesagn« (Sammlung 1 u. 2, Christ. 1843—48; 3. Aufl. 1870) an. Viele Mittheilungen aus dem Leben des norweg. Volks enthalten auch mehrere von ihm herausgegebene Sammelwerke, wie »Juletraet« (1850—52 u. 1866), »Jvale« (1851), »Hjemmet og Vandringen« (1847) u. f. w.

Aeneas, der Sage nach Sohn des Aeneas (f. v.) und der Kreusa, verließ das brennende Troja an der Hand seines Vaters und kam mit diesem nach Italien, wo Aeneas mit Lavinia, der Tochter des Königs Latinus, sich vermählte und Erbe von dessen Reich ward. Nach Aeneas übernahm A. die Regierung, ließ Lavinia, die aus Furcht vor A. in die Wälder floh und dort von einem Sohne entbunden ward, zurückführen und erbaute Alba Longa, wo nach seinem Tode der Sohn der Lavinia, (Aeneas) Silvius, König ward, während A. eigener Sohn, Julius, der angelegliche Ahnherr des Geschlechts der Julius, mit einem erblichen Priesterthume abgefunden wurde. Nach andern ward A. selbst der Name Julius beigelegt.

Ascariden oder Spulwürmer gehören zu derjenigen Klasse der Würmer, welche ihres walzenförmigen Körpers wegen Rundwürmer genannt worden sind. Die Familie der Spulwürmer unterscheidet sich von andern Eingeweidewürmern

ähnlicher Gestalt durch die Ausbildung von drei Rippen am Munde. Der Körper dieser Würmer ist drehrund, die Haut fest, elastisch, die Eingeweide darin wie in einer Röhre aufgehängt. Die Geschlechter sind stets getrennt, die Männchen meist kleiner als die Weibchen, welche eine ungeheure Menge von Eiern legen, die mit dem Rote des Indivariums, in welchem der Wurm lebt, abgehen und vielleicht mittels stärkehaltiger Pflanzennahrung wieder eingebracht werden, auf der die Jungen in Gestalt mikroskopischer Würmchen haufen. Die bekannteste Art von A. ist der gemeine Spulwurm (*Ascaris lumbricoides*), welcher vorzüglich in dem Darne des Menschen, hin und wieder aber auch im Pferde, Kind und Schweine vorkommt, äußerlich einem Regenwurme gleicht, spannenlang wird und die Wurmkrantheit der Kinder veranlaßt. Die von den Spulwürmern verursachten Zufälle sind selten so heftig, wie die vom Bandwurme hervorgebracht; auch gehen diese Parasiten entweder von selbst ab, oder sind wenigstens durch eine angemessene ärztliche Behandlung sehr leicht zu entfernen. Man bedient sich zu ihrer Vertreibung namentlich des Zitronensaftes und des Santonins. Eine zweite Art aus derselben Familie ist der Friesienfischwurm oder Spigschwanz (*Oxyuris vermicularis*), der höchstens 5 mm lang wird, einen spizen Schwanz hat und zu Tausenden im Mast und Mastdarm der Kinder schwarz, wo er ein höchst lästiges Jucken verursacht und üble Geruchheiten herbeiführen kann. Wäschungen und Alspiere mit Kaltwasser oder verdünntem Essig töten den Schwarzer sofort. Die Würmer dieser Familie in den Menschen gelangen, ob direkt durch die mikroskopischen Eier oder durch Weibchen eines Zwischenwirtes, ist noch nicht festgestellt.

Ascendenten, s. unter Descendenten.

Ascension oder Himmelfahrtinsel, eine zum brit. Gouvernment der Goldküste gehörige isolierte Insel vulkanischen Ursprungs im Atlantischen Ocean, unter 7° 58' südl. Br. und 3° 16' östl. L. (von Ferro), ungefähr 1500 km nordwestlich von St. Helena und 1540 km südwestlich vom nächsten Punkte des afrik. Kontinents, dem Kap Palmas, gelegen, ist 88 qkm groß und erhielt ihren Namen, weil sie von dem im Dienste Portugals stehenden Spanier Juan de Nova 1501 am Himmelfahrtstage entdeckt wurde. Die Insel, welche mit ihrem natten Felsrücken und ihren von Lava, Sand und vulkanischer Asche bedeckten Ebenen im Green-Mountain bis zu 860 m über das Meer emporgehoben ist, hat zwar ein sehr gesundes und gemäßigtes Klima, aber nur spärliches Wasser. In 600 m Höhe ist ein Sanitarium für die brit. Soldaten an der Guineafüße erbaut, von wo ein Wasserlauf zur Unterstelle geht. Außer Farnkrautern und einigen Grasarten, welche zahlreichen Ziegenherden zur Weide dienen, ist die Insel fast ganz von Baumen entblößt. Von Säugthieren finden sich nur Ziegen, Katzen und Aneken in wildem Zustande; an Seevögeln, riesigen Schildkröten, die bis 600 kg schwer vorkommen, und guten Fischen herrscht Überfluß. A. wurde 1815 von den Engländern besetzt und als Wachtposten gegen Veruche zur Befreiung Napoleons auf St. Helena benutzt. Die Wohnungen und Verpflegungsorte der kleinen Garnison befinden sich auf der Nordwestseite der Insel, welche in neuester

Zeit als Schiffsstation und als Proviant-etablissement für die Ostindienfahrer wie für die mit der Unterdrückung des Sklavenhandels beschäftigten Schiffe mehr Bedeutung erhalten hat.

Ascension (astron.), s. Aufsteigung.

Askese (*Askese*) und **Asketen** kommt vom griech. *ασκω*, das die Einübung einer Sache bezeichnet und besonders von der Lebensart und den Übungen der Bettelkämpfer oder Asketen gebraucht wurde, welche nicht nur ihren Körper abhärten, sondern sich auch harter Getränke und aller erschaffenden Genüsse enthalten muhten. In den Schulen der Philosophen, besonders der Stoiker, hieß Askese die Einübung dessen, was zur Beherrschung der Begierden und Leidenschaften gehört. In beiderlei Sinne ging das Wort über in den Sprachgebrauch der ersten Christen, wozu schon die paulinischen Briefe Anlaß gaben, indem sie die Christen mit Bettelkämpfern verglichen, welche mit Satan, der Welt und ihrem eigenen Fleische zu kämpfen haben. Die Ursprünge der christl. Askese liegen in der dualistischen Weltanschauung des Zeitalters, welches Gott und Materie, Geistiges und Sinnliches als unentzerrliche Gegensätze betrachtete und daher die mögliche Abtötung des Leibes für das sicherste Mittel hielt, den Geist von den Banden der Materie zu befreien. Die eigentliche Heimat der Askese ist der alte Orient, und ihre abenteuerlichsten Formen finden sich außerhalb des Christentums, bei Indern, Hyrgeren, Babloniern und Syrern. Die entschlichsten Selbstaufopferungen und Selbstverläumdungen geben namentlich in den fyr. und phryg. Kulte Hand in Hand mit hochantistischem Zorn und üppiger Sinnlichkeit. Tages sind die Ungeheuerlichkeiten des ind. Vahertums aus jener Weltverachtung hervorgegangen, welche in der ganzen Sinnenwelt nur eine Welt des Scheines sah und im Buddhis-mus schließlich die Auflösung alles individuellen Daseins in das Nirwana, d. h. in das Nichts, als die einzig wahre Erlösung von allem Elende des Lebens betrachtete. Wildere Formen nahm die Askese bei den Persern und Ägyptern an. Bei den letztern beschränkt sie sich auf strenge Keuschheit und Enthaltung von gewissen, als verunreinigend geachteten Genüssen (s. B. von Schweinefleisch) und auf stete Vergewärtigung des bevorstehenden Todes.

Die ind. Reinigungsverfahren und Speiseverbote, desgleichen die Beschneidung, die geschlichen Fasten u. a. m. sind wahrscheinlich von den Ägyptern herübergenommen, werden aber bei den alten Hebräern dem religiösen Gedanken dienlich gemacht, daß Israel als das Eigentumsloos Gottes sich von allem Unreinen, welches das Bundesverhältnis mit Gott stören kann, fernhalten muß. Besonders strenge Enthaltensamkeit von allem, was für verunreinigend galt, war namentlich den Leviten und Priestern für die Zeit, in der die Tempeldienst hatten, auferlegt. Daneben erschienen freiwillige Gelübde, sich gewisser geschlichen erlaubter Genüsse zu enthalten, als Zeichen besonderer Frömmigkeit (s. B. bei den Rechabiten und Nafiraern), und ebenso galt strenges Fasten und Enthaltung von berausenden Getränken bei Propheten und Gottesheiden als notwendige Vorbereitung zum Empfangen besonderer göttlicher Offenbarungen. Aber erst im spätern Judentum machten unter fremden Einflüssen teilweise auch dualistische

Lebshauungen von der Unreinheit der Materie sich gehend, so namentlich bei den ägypt. Therapeuten (s. d.) und wie es scheint auch bei den Essäern Palästina. Um die Zeit von Christi Geburt finden sich ähnliche Lebshauungen auch in der griech. Welt, besonders in, wo Griechen und Orientalen in näher Berührung traten, verbreitet. Der Keuschheitskultus und der spätere Neuplatonismus sind in hochentwickelten Erscheinungen dieser auf den höchsten Gegensatz von Geist und Materie gerichtet, deren Forderungen namentlich in Entziehung von Fleischgenuss und vom geistlichen Umgange, als Hauptbedingung der Vereinigung mit Gott, sind.

Das Christentum hat diese Lebensanschauung als eine weiterverbreitete Zeitrichtung bereits vorgegeben. In dem Evangelium Jesu findet sich allerdings davon nichts. Aber die Erwartung des letzten Komms des messianischen Zeit lenkte von Anfang an den Blick der Gläubigen von der Gegenwart auf die Zukunft hinweg, und die Vorstellung der gegenwärtigen Weltperiode, als einer vom Esau beherrschten, führte notwendig zu jener Sehnsucht, welche zumal inmitten einer unruhigen Zeit und unter dem harten Druck der Verfolgungszeiten, die Signatur der ältesten Christengemeinde geworden ist. Auch der aus dem Judentume herübergenommene Gegensatz von Reich und Geist oder der irdisch-materiellen, der geistlichkeit geweihten Leibesubstanz und dem irdischen und irdischen, allein eine unvergängliche Dauer verbürgenden Lebensprinzip, das den Menschen von oben her mitgeteilt sei, mußte eine heftigere Askese die Wege bereiten, die ihm auch bald, besonders unter ephädischen und kolossianischen Einflüssen, in der ältesten Kirche eingingen. Dennoch hat diese dualistische Lebensanschauung nur die von der Kirche frühzeitig abgewandene Kräfte der Gnostiker (s. d.) und auch diese nur teilweise, beherrscht, während schon das 2. Jahrh. durch die Unterscheidung einer höhern und einer niederen Sittlichkeit mit der Welt ein Abkommen traf und die asketische Jenseitigkeit in eine geordnete Bahn lenkte. In Ehen vor dem heidnischen Staate und der heidnischen Gesellschaft, die Fernhaltung von Staats- und Kriegsdiensten, von öffentlichen Lustspielen, Kampfspielen und Schauspielen, welche zu Anfang der drei ersten Jahrhunderte gemein war, richtete sich zur Genüge aus der allgemeinen Lage der Christengemeinden inmitten einer heidnischen Welt, in welcher die Befriedung mit Höhengewinn eine Weltstucht fast unvermeidlich war, zu aber ihren Grund keineswegs in einer eigentlichen asketischen Weltanschauung. Wirkliche Asketik tritt dagegen in der namentlich bei den Montanisten (s. d.) ausgeprägten Asketentrennung und in noch stärkerer Weise in der früh verbreiteten Ansicht von der höchsten Verdienstlichkeit des ehelosen Lebens hervor. Dennoch galt namentlich die ewige Jungfräulichkeit als eine freiwillige Enthaltsamkeit bewußter Begierter, keineswegs als Vorschrift für alle. Selbst die zweite Ehe in montanistischen Kreisen beruht auf der herrschenden Meinung, daß das Eheliche unterlag wurde, blieb aber doch, trotz der einmaligen Ehe den Priestern vorbehalten allgemein gehalten, und das spätere in Konstantin eingeführte Ehelos (s. d.) erstreckte sich auf eine allmählich gesteigerten hierar-

chischen Vorstellung von der höhern Heiligkeit des geistlichen Standes. Dagegen gehen die Anfänge des Anachoretentums und Mönchswesens schon bis ins Ende des 3. Jahrh. zurück, und die seit der Erhebung des Christentums zur Staatsreligion zunehmende Verweltlichung der Kirche trieb bald unzählige in die Einöden oder hinter Klostermauern, um hier ein asketisches Leben zu führen. Die Kirche kam einer weiterverbreiteten Zeitrichtung entgegen, indem sie unbeschadet ihrer immer glänzender sich entwickelnden Machtstellung in der Welt, die klösterliche Weltstucht zu einer geordneten, in feste Schranken eingeschlossenen Institution erhob und mit dem Ruhme höherer Heiligkeit auszeichnete. Die Folge war früh schon eine Veräußerlichung der mönchischen Askese, gegen deren vermeintliche Verdienstlichkeit einzelne erleuchtete Geister, wie Vigilantius und Jovinianus, vergeblich anklagten. Im Mittelalter wiederholte sich innerhalb der abendländ. Christenheit noch einmal der scharfe Gegensatz selbstquälerischer Askese und roher, ungebändigter Sinnlichkeit. Das Klosterleben erreichte damals den Höhepunkt seiner Entwicklung; gleichzeitig kamen als Übungen kirchlicher Zucht allerlei Kasteiungen des Leibes auch in bürgerlichen Kreisen auf und wurden von der Kirche als ein Mittel, ihre Herrschaft zu befestigen, eifrig empfohlen. Je mehr aber die Meinung überhandnahm, daß solch äußere Askese als solche Gott wohlgefällig sei, desto stärker zeigte sich einer derartigen Veräußerlichung der Sittlichkeit gegenüber die Opposition, bald im Namen einer wirklichen, aber erst gemeinten asketischen Lebensanschauung, wie schon seit dem 11. Jahrh. bei den Katharern, Waldensern u. a., bald im Namen einer innerlichern und geläutern Frömmigkeit, wie bei den Vorläufern der Reformation, bald endlich im Namen einer aufgeklärten Weltbildung, wie bei den ital. und deutschen Humanisten seit dem 14. und 15. Jahrh. Der Protestantismus hat die höhere Verdienstlichkeit all dieser asketischen Übungen bestritten. Indem er in ihnen eine Verdummelung, ja Verleugnung des Grundartikels im Evangelium, der Lehre von der Rechtfertigung des Sünders allein aus der Gnade durch den Glauben erblickte, machte er dem Mönchtume und allen äußern kirchlich gebotenen Werken innerhalb seines Bereichs mit Einem Schlage ein Ende. Dennoch sind auch den prot. Kirchengemeinschaften asketische Anschauungen nicht völlig fremd geblieben. Im Gegensatz zu der luth. Orthodoxie, welche das Hauptgewicht auf die „reine Lehre“ legte, forderte namentlich der Pietismus wieder „ein heiliges Leben“ und verstand diese Heiligkeit im Sinne wieder einer weltkräftigen Moral, welche auf gewisse äußere Merkmale der Wiedergeburt und auf allerlei äußere Entfaltungen, wie von Tanz, Spiel, Schauspielbesuch und jeder Art Luxus, ein entscheidendes Gewicht legte. Eine ähnliche Richtung zeigen die Methodisten (s. d.) und andere engl. und amerik. Sekten, zum Teil bis zur Askasatur, wie die amerik. Shakers. (S. Baptisten.) Vgl. Ködler, „Kritische Geschichte der Askese“ (Frankf. 1863).

Ufch. Stadt im Bezirke A. des Königreichs Böhmen, unweit der säch. und bayr. Grenzen, am Fuße des Hainbergs, an der Eisenbahn von Hof nach Eger, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts und einer evang. Superintendentur sowie eines Hauptzollamts, zählt (1880)

13209 E. (darunter 9904 Protestanten) und hat eine große evang. Kirche, in welche auch 14 Dörfer, darunter 6 bayerische, eingepfarrt sind, eine neue luth. Kirche, zwei Bärger- und eine Web- und Wirtshaus. Der Ort mit seiner Umgebung ist Sitz einer bedeutenden Industrie, die halbleidene, halb- und ganz wollene Kleiderstoffe (auf 6—7000 Webstühlen mit 11 000 Arbeitern) und Strumpfwaren sowie andere baumwollene und wollene Wirtwaren (2300 Arbeiter) liefert. Daneben bestehen mehrere mechan. Webereien, Färbereien und Bleichereien. — Die Bezirks hauptmannschaft A. (154 qkm, 1880 mit 32 230 E., wovon 23 220 Protestanten) umfaßt die nordwestlichste Ecke Böhmens und bildete früher die Herrschaft A., die, ursprünglich reichsunmittelbares Gebiet, von ihrem Besitzer Albrecht von Regensburg 1331 der Krone Böhmen zu Lehn aufgetragen ward, wofür König Johann der Luxemburger die Stadt für immer von Steuern befreite. Die wirkliche Eingliederung des Gebiets erfolgte nach mehrjährigen Streitigkeiten erst 1770 und 1771. Die Reformation fand in A. zu derselben Zeit Eingang wie in Sachsen, und es galt dort auch sächs. Kirchenrecht, bis im März 1775 ein eigenes evang. Konsistorium für das Gebiet begründet ward, das bisher unter dem Konsistorium zu Dresden gestanden hatte.

Aischaffenburg, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, liegt in reizender und gesunder Gegend rechts am Main, in welchen unweit der Stadt die Aischaff einmündet, sowie an der Bayerischen Staatsbahn (Linien Nürnberg-A. und A.-Amorbach) und der Hessischen Ludwigsbahn (Linien Darmstadt-A. und Frankfurt-A.). Die Stadt ist Sitz eines Landgerichts, eines Amtsgerichts und mehrerer Verwaltungsbehörden und zählte (1880) 12 175 E. Unter den öffentlichen Gebäuden ist vor allem das Schloß Johannisburg zu erwähnen, welches 1605—14 vom Kurfürsten Johann Schweikard von Mainz aus roten Sandsteinequandern aufgeführt wurde, ein Viereck (jede Seite 95 m lang) mit vier 58 m hohen Ecktürmen bildet und jahrhundertlang die Sommerresidenz der Kurfürsten von Mainz war. Es enthält eine Bibliothek mit Janusnabeln und einigen wegen ihrer trefflichen Miniaturen wertvollen Evangelienbüchern, eine Kupferstichsammlung von 20 000 Blättern und 382 Gemälde, darunter mehrere gute altdeutsche und niederländische. Die Stiftskirche, 1680 begründet, ist im roman. Stil erbaut, doch mit spätem An- und Umbauten, und umschließt mehrere interessante Denkmäler (die heil. Margareta, Albrecht von Brandenburg als Kurfürst von Mainz, Kurfürst Friedrich Karl Joseph von Erthal). Außer der Militärfestung und dem städtischen Krankenbause ist noch das Pompejanische Haus (Pompejanum) zu erwähnen, welches König Ludwig I. von Bayern 1842—49 dem Hause des Rastor und Polluz zu Pompeji treu nachbildete und mit in antiken Geschmack gearbeiteten Gerätschaften versehen ließ. Auf dem Kirchhofe vor dem Wermbacher Thore befindet sich das Grab von Clemens Brentano (gest. 1842), sowie das von Heine, dem Dichter des „Arbdingellens“. Über den Main führt eine 1430 erbaute, 250 m lange steinerne Brücke. Außer der Fortlehranstalt für ganz Bayern befinden sich zu A. ein Gymnasium, eine lateinische Schule, eine Realschule, ein Kapuzinerkloster, ein Knabenfeminar, ein Englisches Fräuleininst mit Erziehungsanstalt, sowie eine königl. höhere weibliche Bildungsanstalt mit

Lehrerinnenfeminar u. s. w., wozu noch viele Wohltätigkeitsanstalten und milde Stiftungen kommen. Die Haupteinkunftsquellen der Bewohner sind neben der Landwirtschaft die gewöhnlichen städtischen Gewerbe sowie Handel mit Holz und Bausteinen. Unter den Fabriken nehmen die für Buntpapier den ersten Rang ein, ferner eine große Weispapierfabrik. Schöne Anlagen, wie das Schönthal, die Fasanerie, der Schön-Busch (am linken Mainufer, mit königl. Lustschloß und Orangerie), umgeben die Stadt.

Geschichtliche A. (Aschburgum, Askaburg) ist sehr alt; es bestand schon, als die Römer nach Deutschland kamen. Diese benutzten die günstige Lage zur Erbauung eines Kastells. Nachmals ward diese Gegend der Decumatischen Landchaft ein Teil des rheinfränk. Herzogtums. Otto I., Herzog von Schwaben und Bayern, gründete 974 zu A. ein Kollegiatstift, das viel zum Aufblühen der Stadt beitrug. Nach Ottos Tode kam sie an das Erzbistum Mainz und blieb bei demselben bis zur Auflösung des Deutschen Reichs. Auf dem hier 1447 abgehaltenen Reichstage wurden die Konföderate deutscher Nation eingeteilt, welche später zu Wien abgeschlossen wurden und deshalb Aischaffenburg oder Wiener Konföderate heißen. Durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 wurden alle geistlichen Staaten aufgehoben, nur der Kurfürst-Weichershausen, Karl von Dalberg, behielt die Regierung mit einem beschränkten Gebiete, wozu auch das Fürstentum A. gehörte. Als 1810 Dalberg zum Großherzog von Frankfurt erhoben ward, bildete A. die Hauptstadt des gleichnamigen Departements. Nach Napoleons I. Fall kam das Fürstentum A. auf kurze Zeit an Österreich, wurde aber durch den Vertrag vom 24. Juni 1814 an Bayern abgetreten. Im Deutschen Kriege von 1866 kam es bei A. am 14. Juli zu einem Gefecht, in welchem eine österr. Division von den Preußen geschlagen wurde. Als die Mainarmee unter Vogel von Falckenstein nach den Gefechten an der Frankischen Saale über den Speßart gegen A. vorging, entsandte Prinz Alexander von Hessen, Befehlshaber des 8. Bundeskorps, die Division Reipertz zur Verteidigung dieses wichtigen Mainüberganges. Die Division stellte sich vor der Stadt, den Fluß mit einer einzigen Brücke im Rücken, auf und wurde nach hartnäckigem Waldgefecht um die Fasanerie durch das Vordringen der Preußen längs des Eisenbahndammes auf A. zurüdgeworfen, welches die Preußen hierauf erklürten.

Aischango, ein Negervolk im westl. äquatorialen Afrika nördlich von Loango, 370 km von der Küste des Atlantischen Ozeans entfernt. Ihr Land bildet eine 375 m hohe Hochebene, auf der sich Höhen zu 580 und 760 m Höhe erheben, ist ganz mit Wald bedeckt, zeigt aber geringe animalische Pflanzung. Die Gewässer fließen ostwärts einem Nebenfluße des Congo zu. Die A. unterscheiden sich nicht wesentlich von den westlich von ihnen wohnenden Njogos, obwohl sie eine andere Sprache sprechen. Sie sind Fettschameter, halten Sklaven und zerfallen in zahlreiche Unterstämme. Zwischen ihnen in den Wäldern wohnen die zu den Zwergvölkern des innern Afrika gehörenden schmutzgelben, äußerst scheuen Opongos (Opongos); diese sind 1,3 m groß, wohnen in engen, niedrigen Laubbütten und wechseln ihren Aufenthalt sehr häufig. Vgl. Du Chaillu, „A journey to Ashango-Land“ (Lond. 1867).

Aschanti (engl. Ashantee), richtiger Affanté, ein kleineres Völkerstamm in Guinea, im N. der Goldküste. Nach C. hin reicht ihr gleichnamiges Gebiet über den Volta bis an Dahome, an der Küste mit dem der Gewässer bis nahe an Whydah, nach W. bis zum Kint, also bis zur Zahnküste; der Flächeninhalt mit 27500 qkm angegeben. In der Mitte befindet es von N. nach S. der Busum-Fluss der kalte Fluss, in welchen von NW. der Cinnab. hinter dem sanftigen flachen Küstenstrich, welcher eine gewaltige Brandung begleitet, steigt sich eine etwa 10 m hohe, rote Stufe. Das Land ist meist bergig, aber ohne bedeutende Erhebungen; es nördlicher als 8° nördl. Br. zieht von W. nach O. in Kong. d. h. Gebirge, genannte höhere Ketten. Das Klima ist sehr ungesund, besonders für Europäer. Das Innere des Landes ist bis zu 7½° nördl. Br. dicht bewaldet, aber vergleichsweise gelinder. Der Boden ist größtenteils thonig und mit einem schwarzen Erbe, bei der Fülle von Regen daher überaus fruchtbar. In der Nähe des Küstenstrichs wachsen der gigantische Baobab, die *Rapanea* (*Rhinophora Mangle*), der amer. Kakas, *Banana* und eine Unzahl bürnen Gewächse. In der Höhe 20–25 km von der Küste, bei dem ersten 200–400 m hohen Höhenzuge, verschwindet der Baobab, und neben der Palme und der Weinpflanze erscheint eine andere fremde Vegetation. In etwa 5 nördl. Br. wird das Land offener; dort wird das Zuckerrohr wild, man baut Jams, Yams, Reis, Hirse, Tabak in äußerster Fülle und gewinnvollste tropische Früchte. Ebenso groß ist der Anbau an Pflanzen, welche Gummi und Kautschuk, Febe und Farnholz liefern, und die *Rumex* (Tuberosen, Lilien, Amaranten, Balsambäume) versehen ganzen Landstrichen den Charakter von Gärten. Auch die Fauna ist ausnehmend artreich: Elefanten, Nashörner, Giraffen, Büffel, Antilopen, Affen, Zibetkätzchen, Stachelhäuter, sowie Löwen, Tiger, Leoparden, Schakale, die *Hyppopotamus* und Alligatoren; eigenartig können eine Riesenratte und der aasfressende *Romboa*. Vögel sind selten. Schlangen aller Art, auch die Boa, Skorpionen und Taubenfüße, die *Scorpiones* und Gekrönte, zahllose verschiedene Insekten mit prachtvollen Fiedeln, sowie Bienen und Lemmings sind zu erwähnen. Meer und Flüsse sind mit Fischen.

Die Zahl der Bewohner wird auf 1 Mill. geschätzt. In eigentlichen A. sind ein gut gebautes, kräftiges Volk, an welchem die körperlichen Eigenschaften der Negerrasse gemindert auftreten. Die Kleidung der besseren Klassen ist ein großer Mantel aus Seidenstoff, im Kriege ein anliegendes Gewand, aus *Seidenstoffen* und Amuletten in maurischer Form bezeugt, weiten Baumwollroben und roten *Seidenstoffen*. Der König und die Prinzen führen ein Schwert mit goldenem Griffe. Die Häuptlinge tragen goldene Brustplatten, und jeder behängt sich mit möglichst vielen Goldzieraten. Die niederen Klassen tragen nur ein Tuch um die Lenden. Durch den Handel wohlhabend gewordene Sklaven oder *Weser* bilden die niedere Schicht. Die Vornehmen, welche die Häupter der Ortsgemeinden, von den *Aschanti* *Aschanti* genannt, genommen werden, sind der Adel, aus welchem der König seine *Aschanti* *Aschanti* und seinen Hofstaat nimmt. *Aschanti* *Aschanti* dem auch nicht herrschend, ist gestattet, *Aschanti* *Aschanti* der Schmiede und Goldarbeiter ist sehr

groß; letztere fertigen Ringe, Ketten, Nadeln und Zierbilder. Die gewebten Stoffe sind vorzüglich: Färber, Lösser, Gerber und Zimmerleute leisten nicht Unbedeutendes. Die A., nach ihrer Aussage vom Volke der Ohi im Lande Janti stammend, sind schlaue und erfahrene Handelsleute. Der Hauptausfuhrartikel ist Gold, außerdem wird auch Eisen, Zerkleinerer und Holz verhandelt und Sklaven, soweit es möglich ist. Eingeführt werden Schießwaffen und Pulver, Metalle, Spirituosen, Tabak und gewebte Waren; der Handel nach Norden in das Innere ist sehr bedeutend. Aus dem weiterbreiteten Goldlande wird viel Waschgold gewonnen; Körner und Klumpen aber gehören stets dem Könige, der auch alles Gold der Unterthanen erbt. Im Kleinhandel zahlt man auch mit Kaurimuscheln. Die Hauptstadt des Reichs ist Kumassi mit 20000 E., etwa 180 km von der Küste entfernt.

In dem 110 km breiten Küstenlande gibt es 31 verschiedene Stämme und 7 Sprachen. Von 4° 40' bis jenseit 6° nördl. Br. reicht die gegenwärtige brit. Kolonie Goldküste, an deren Küste die engl. Forts liegen; sie erstreckt sich durch 4½ Längengrade, von 14° 30' bis 18° 50' östl. L. (von Ferro), enthält 88850 qkm und zählt (1871) etwa 400000 E. (mit Lagos 39039 qkm und 460000 E.). Die Forts an der 400 km langen Goldküste sind britisch; die Dänen traten 1850 die ihrigen für 10000 Pfd. St. ab; 1867 trat England alle seine Forts und Anrechte westlich vom Sankwasserflusse an Holland gegen die holländ. Forts und Anrechte östlich von demselben Flusse ab, und 1872 übertrug Holland wieder seine sämtlichen Forts und Anrechte auf der Goldküste an England. Diese Forts von O. nach W. sind folgende: Quittaah oder Keta, ehemals dänisch; Abba, ebenso; Kingo, Fort Krenenberg, ebenso; Prampram, Fort Bernon; Tassu, Fort Augustenborg, ehemals dänisch; Afrika-Christiansborg, ehemals dänisch; Grévecoeur, bis 1867 holländisch; Fort James, Winneba; Apam, bis 1867 holländisch; Gormantin und Mori, Fort Nassau, bis 1867 holländisch; Animaboe, Cape Coast Castle; St. George d'Elmina, früher Residenz des holländ. Gouverneurs, bis 1872 holländisch; Commenda, 1867–72 holländisch; Ghana, bis 1872 holländisch; Secundi und Fort Orange (ein brit. und ein holländ. Dorf), Tacorady, Boutry, ebenso; Dixcove, 1867–72 holländisch; Achowa, Fort Dorothea, bis 1872 holländisch; Aquidab, ebenso; Fort Brandenburg; Krim, Fort St. Anthony, ebenso; Apollonia, 1867–72 holländisch; Asini, Fort Nemours, Groß- und Klein-Bassam, bis 1872 französisch. Weder Dänen noch Engländer beanspruchten Territorium außerhalb der Forts; nur bei Krim besaßen die Holländer einen ansehnlichen, vom Anlobra durchflossenen Landstrich von der Größe Hauptphires, umgeben von den Reichen Apollonia, Dentera und Westmafasa, deren Herrscher brit. Schutz beanspruchten und bis 1867 auch genossen. Auf einen Landstrich bei Afrika hatten die Holländer 1867 resigniert. Seit 1872 ist sonach die brit. Kolonie das Gebiet zwischen dem Volta bis in 6° 20' nördl. Br. im O., der Lando bis etwa 6° 10' nördl. Br. im W. und dem Aschantireiche im N. Mit dieser Nordgrenze fällt zusammen die Nordgrenze der ehemaligen Reiche Dentera, Asini, Krim und Akumam. Der Prach beherrscht dieses Gebiet. Östlich vom Prach gehören zur Kolonie: der 24. Nov. 1871 von 31 Häuptlingen unterzeichnete Janti-Bund, der durch die

Westindischen Missionare civilisirteste Teil der Kolonie, die Reiche Akwapim mit der Hauptstadt Attopong, dem Hauptquartier der Baseler Mission und der Gesundheitsstation der Goldküste; dann östlich Adangme am Voltafluße, Anglo, nördlich Krepe, Atsuamu, Akim und Ussin.

Geschichtliches. Um 1700 war Bekwa, 100 km südlich von Kumassi, der Hauptort von A. Der damalige Herrscher Osai Tutu, mit etwa 60 000 Kriegen, machte sich die andern Staaten tributär; nur Denkra blieb unabhängig und wurde freundschaftlich behandelt, bis infolge einer Beleidigung ein zweijähriger Krieg entstand. Die Holländer und Akim unterstützten 1720 Denkra, das aber nach einem Verluste von 130 000 Mann besiegt ward. Die folgenden Herrscher vergrößerten und verstärkten das Reich, aber 1752 siegte der angegriffene König von Dahome mit seinen Amazonen über A. Mit dem 1799 zur Regierung kommenden Osai Tutu Quamina beginnen die Beziehungen zu Großbritannien; ihm folgte 1824 sein Bruder Osai Odoto, diesem 1838 Osai Quaco Quah und diesem 1868 Koffi Katakali, der Enkel von Osai Tutu Quamina. Die Europäer haben sich schon früh an der Goldküste festgesetzt. Der Portugiese Diego d'Alambuja landete 1481 mit 700 Mann bei El-Mina und baute dort das Fort St. Georg unter dem Widerstande der Eingeborenen. Die Holländer setzten sich in Muri und andernorts fest und vertrieben 1637 die Portugiesen aus El-Mina. Engl. Abenteurer siedelten sich ebenfalls an; aber ihre Forts, außer Cape-Coast-Castle, wurden ihnen 1667 von den Holländern genommen. Darauf bildete sich 1672 die königliche Afrikanische Kompagnie von England und baute oder verstärkte Discove, Secundi, Commenba, Animaboe, Winneba, Akra und Cape-Coast-Castle, ganz nahe bei den holländ. Forts und den seitdem errichteten dänischen. Die Streitigkeiten dauerten fort; 1752 bildete sich die neue Afrikanische Kompagnie von Kaufleuten; 1782 nahmen die Briten alle holländ. Forts, außer El-Mina, gegen dieselben aber 1785 zurück. Währenddessen verstärkten die Fanti und nahmen das Land des Herrschers von Fetu, auf dessen Grunde Cape-Coast-Castle stand; so wurden sie Nachbarn und Verbündete der Briten; die Holländer dagegen, Nebenbuhler und Feinde der Briten, wurden Verbündete der A. Briten und Holländer, auch die Dänen, bezahlten den Herrschern einen Grundzins, die Holländer für El-Mina an Denkra, und als A. dies besiegte, an A. Von den wiederholt besiegten Fanti hatte der Aschantiherrscher die Jinkverpflichtung der Engländer in Händen und verlangte Grundzins, wie er ihn von El-Mina empfängt. Im Sept. 1817 einigte man sich; die Fantis blieben den A. tributär, standen aber unter brit. Schutze, und die Afrikanische Kompagnie sendete Gesandte an den König von A., welche unter andern auch Bowdich begleitete. Darauf wurde 1821 die Afrikanische Kompagnie durch Parlamentsbeschluß aufgehoben und die Goldküste eine Dependenz von Sierra Leone unter dem Gouverneur Charles MacCarthy; dieser unterstützte die Fanti und wünschte sie von dem Aschantijoch zu befreien. Aber er unterschätzte die Macht der A., wurde von den Negerruppen im Stich gelassen und fiel 21. Jan. 1824 bei Asama. Sein Nachfolger, Oberst Bourdon, schlug 26. Aug. 1826 die Aschantinnee gänzlich bei Dobowah, doch kam es nicht zum Frieden. Erst 1831 schloß Cou-

verneur Maclean einen Vertrag mit den A., nach 12 der kleinen Reiche als unabhängig betrachtet und unter brit. Schutze gestellt wurden, ebenso wie Denkra. Danach währte der Friede lang Jahre. Erst 1867 erfolgte der Austausch bei und holländ. Forts; fast 200 000 Menschen, blüher britisch, sollten ungefragt holländisch werden; was sie verweigerten, wie z. B. die Ginnobu von Commenba; dafür bombardierten es die Holländer 1869.

Unter dessen hatte 1868 Koffi Katakali als König von A. den Thron bestiegen. Die Engländer hatte aus Sparfamleitsrücksichten die Garnison auf der Goldküste vermindert, so daß 1873 zur Verteidigung ihres Gebietes nur 160 Soldaten vorhanden waren. Die holländisch gesinnten Eingeborenen von El-Mina u. s. w. verlangten von den A. Hilfe, weil sie von den Briten nicht wissen wollten, und der König von A. hielt den Augenblick für gekommen, die Macht seines Reichs wiederherzustellen. Im Febr. 187 übertritten drei Aschantiarmeen den Brach und der El-Mina-König schloß sich den A. an. Im Juli 1873 riefen die A. die Fantiarmee auf und griffe Commenba an. Wegen 12 000 Fanteen hatten die Briten nur eine kleine Macht aufzustellen. Englan sendete 2. Okt. 1873 als Generalgouverneur Sir Garnet Wolseley, welcher mit 117 brit. Offiziere und 650 Soldaten eine Armee von Eingeborenen organisieren sollte. Dies mißlang gänzlich, und der Krieg mußte mit nur wenigen Truppen geführt werden, die selbst, als im Dezember Verstärkungen ankamen, nur bis zu einigen Regimentern stieg. Da kleine Heer beschränkte sich zunächst auf die Verteidigung von Cape-Coast-Castle und El-Mina, dann sodann durch den Urwald unter unglücklichen Schwierigkeiten in nördl. Richtung bis zum Brach vor, lierte glückliche Gehechte bei Esjaman, Abakramp, Amoasul, Bekwa, Ordashu, und 4. Febr. 1874 jagte die Briten in Kumassi ein, das der König und die meisten Bewohner verlassen hatten. Die Stadt wurde niedergebrannt, worauf das brit. Heer, dessen Vorräte gänzlich erschöpft waren, 6. Febr. den Rückzug nach Aginamu antreten mußte. Doch fand der Aschantikönig dem Heere 9. Febr. einen Vorposten und erbot sich, beunruhigt durch das Vordringen eines aus Negerruppen unter Kapitän Gloom bestehenden Heeres, welches den Brach weiter ohhalb überschritten hatte, zur Zahlung von 500 Unzen Gold und zum Verzicht auf die Lehnspflichten der Könige von Denkra, Ussin, Akim und andern Bundesgenossen der Engländer, sowie auf alle Ansprüche der Oberhoheit über El-Mina und and. Stämme, die früher mit der niederländ. Regierung in Verbindung standen. Er verpflichtete sich fern zur Herstellung einer 4 m breiten Straße von s. nach n. zum Brach, zur Einstellung der Menschenopfer und zum Schutze des Handels, zahlte auch reits 13. Febr. 1000 Unzen Gold zu Homana, dem brit. Oberbefehlshaber. Die seit 1869 gefangen gehaltenen Missionare waren schon im Januar freigelassen worden. Die bisher den A. anhängen Stämme der Eingeborenen wendeten sich bar sämtlich den Briten zu. Bereits 1875 hoben Briten das Protektorat auf, verpflichteten die geborenen Herrscher zum Gehorsam und schloß das ganze Gebiet, einschließlich Pogos, zur Goldküste. Im Febr. 1881 entstanden aberw. kriegerische Verwickelungen zwischen den A. und brit. Kolonie.

Litteratur. Bownich, „Mission from Cape Coast Castle to Ashantee“ (Lond. 1819; deutsch, Bern. 1820); Dupuis, „Journal of a residence in Ashantee“ (Lond. 1824); Beecham, „Account of Ashantee and the Gold Coast“ (Lond. 1843); Cruid, „Eighteen years on the Gold Coast of Africa“ (Lond. 1853; deutsch, Epi. 1855); Horton, „Physical and medical climate and meteorology of the West Coast of Africa“ (Lond. 1867); W. Hunt, „African sketchbook“ (Lond. 1873); Hay, „Adventures on the Gold Coast“ (Lond. 1874, deutsch, Berl. 1874); Reiche, „The story of the Ashantee Campaign“ (Lond. 1874); Henry, „The march to Coomassie“ (Lond. 1874); Boyle, „Through Fantee-land to Coomassie“ (Lond. 1874); Stanley, „Coomassie and Magdala“ (Lond. 1874); Prodenburg, „Die Ashantee War“ (2 Bde., Lond. 1874); Rogers, „Campaigning in Western Africa and the Ashantee invasion“ (Lond. 1874); „Die A. und der Weltverkehr in unserer Zeit“ (Epi. 1874).

Alphon (Pol.), deutscher Historiker, geb. 29. April 1807 zu Hochst, studierte seit 1819 zu Heidelberg Geschichte, wurde 1823 zu Frankfurt a. M. Doctor der alten Sprachen und der Geschichte, 1842 Professor der Geschichte an der Universität Bonn und 1853 Professor der allgemeinen Geschichte an der Hochschule zu Wien. Von seinen Werken sind zu nennen: „Geschichte der Westgoten“ (Frankf. 1827), „Geschichte der Omajjaden in Spanien“ (3 Bde., Frankfurt. 1829—30), „Geschichte Spaniens und Portugal's zur Zeit der Almoraviden und Almohaden“ (3 Bde., Frankfurt. 1833—37), „Geschichte der päpstl. und Papsttum“ (in Schloßers und Bercht's „Lehrbuch der Geschichte und Litteratur“, Bd. 6), „Geschichte Kaiser Sigismunds“ (4 Bde., Hamb. 1838—45) und „Lehrbuch der Geschichte der Kaiser von Karl IV.“ (3 Bde., Frankfurt. 1843). Für das von ihm herausgegebene „Allgemeine Kirchenlexikon“ (4 Bde., Frankfurt. 1. März 1846—50) hat er den größten Teil der handschriftl. Artikel verfaßt. In Wien hat sich A. hauptsächlich Studien über die röm. Geschichte, namentlich der Kaiserzeit, sowie der darauf folgenden Denkmäler gewidmet und die Ergebnisse seiner Forschungen meist in den „Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften“ veröffentlicht, niedergelegt. Von seinen Arbeiten sind hervorzuheben: „Die röm. Imperia prima und secunda adjuvix“ (1856), „Die Kaiserzeit der röm. Kaiser Augustus und Tiberius“ (1861), „Die Kaiserzeit der röm. Kaiser von Augustus bis Hadrian“ (1861), „Die röm. Kaiserzeit“ (1867), „Über Trajans heinerne Donauinschrift“ (1868) sowie „Über die röm. Militärstationen in der Schweiz“ (1869), „Die Kaiserin Livia, Gemahlin des Kaisers Augustus“ (1863), „Die Anicir und deren Tochterin Proba“ (1870), „Die lat. Inschriften der röm. Kaiserzeit“, „Schiffe von den beiden römischen Flotten zu Ravenna und Ravenna“ (1875). Bei Gelegenheit der 500jährigen Jubelfeier der Wiener Hochschule 1865 verfaßte A. die Geschichte der Wiener Universität und ihre Humanisten in der Kaiserzeit ihres Bestehens von 1365—1865 (Wien 1865). Ein zweiter Band der „Geschichte der Wiener Universität“, auch unter dem Titel „Die Wiener Universität und ihre Humanisten in der Kaiserzeit Maximilians I.“ erschien 1877. Außerdem sind zu erwähnen die Abhandlungen „Über die röm. Kaiserzeit“ (Wien 1867; 2. Aufl. 1868) und „Die röm. Kaiserzeit“ (Wien 1867).

Celtes und die Anfänge der von ihm errichteten gelehrten Sodallitäten (Wien 1869). In der ersten Schrift wurde die Behauptung aufgestellt, daß die der Röm. Kaiserzeit zugeschriebenen Werke fälschlich ihr beigelegt werden und sie in Wahrheit als dichterische Produktionen ihres ersten Herausgebers R. Celtes und einiger seiner humanistischen Freunde anzusehen seien.

Asche nennt man die von einem durch Verbrennung zerstörten organischen Körper übrigbleibenden anorganischen unverbrennlichen Bestandteile. Daher ist es nicht richtig, wenn man bei eigentlichen Mineralien von A. spricht. So ist z. B. Bleisäure keine A., sondern ein Oxyd des Bleies, da das Metall durch die Hitze nicht zerstört, sondern durch Hinzutritt des Sauerstoffs der atmosphärischen Luft in einen zusammengefügten Körper, in ein Oxyd, verwandelt worden ist, das nur zufällig das Aussehen von A. hat. Ebenso ist auch die sog. vulkanische A. nur ein feineres bimssteinartiges Produkt eines Schmelzungsprozesses, gleichsam ein fest gewordener Schaum der heißflüssigen Lava. Die A. der durch Verbrennung zerstörten organischen Körper, wozu auch die Braun- und Steinkohlen gehören, besteht aus den anorganischen Salzen derselben. Die Pflanzen nehmen während ihres Wachstums verschiedene mineralische Substanzen auf, welche Bestandteile des Erdbodens waren und von der Zersetzung der die Erdoberfläche bildenden Mineralkörper, Granit, Porphy, Basalt, Apatit und Phosphorit u. s. w. oder von Düngerbestandteilen herrühren. Wenn nun die Pflanzen verbrannt werden, so bleiben diese unorganischen Bestandteile zurück und bilden die A., welche aus löslichen und unlöslichen Verbindungen besteht. Die Elemente derselben sind Kalium, Natrium, Calcium, Magnesium, Eisen, Phosphor, Schwefel, Silicium und Chlor. Man darf aber nicht glauben, daß die durch die Gruppierung dieser Elemente entstehenden Salze, die Silicate, Phosphate, Carbonate und Sulfate, schon in dieser Form vor der Verbrennung in der Pflanze vorhanden waren; die Basen der in der A. nachweisbaren kohlensauren Salze waren in der lebenden Pflanze hauptsächlich an Pflanzensäuren, wie Apfelsäure, Weinsäure, Oxalsäure und andere, gebunden, welche bei der Verbrennung zerstört und in Kohlensäure verwandelt wurden. Dann wird auch durch die Hitze ein Teil der Kohlensäure aus einigen Salzen, wie dem Kalksalze ausgetrieben, denn die Kohlensäure in der A. reicht nicht hin, um die Basen vollkommen zu sättigen. Ebenso wenig entspricht der Gehalt der A. an schwefelsauren Salzen den in der lebenden Pflanze enthaltenen Mengen, da im Verbrennungsprozeß Schwefelsäure aus dem im Pflanzenewebe enthaltenen Schwefel gebildet wird. Landpflanzen enthalten in ihrer A. mehr kohlensaures Kali, Meerespflanzen dagegen mehr kohlensaures Natron. Durch Auslaugen läßt sich aus erstern Pottasche (s. d.), aus letztern Soda (s. d.) absondern. In der A. aller Graspflanzen, namentlich aber in der mehrerer Arten von Algen, ist mehr oder weniger Brom und Jod enthalten. Die Torfsäure enthält wenig Kali, dagegen viel Erden, besonders Kalk; dasselbe gilt auch von der A. der Braun- und Steinkohlen, welche oft auch sehr reich an Silicaten, Eisen- und Thonerdeverbindungen sind. Die A. dieser Brennmaterialien unterscheiden sich ganz wesentlich von der der Pflanzen, welche zu ihrer

Bildung gebient haben, die A. enthält fast keine Alkalien, weil diese während der Umbildung durch Wasser ausgewaschen sind, sie ist dagegen häufig sehr reich an Stoffen, welche den ursprünglichen Pflanzen nicht angehörten, indem die Stätten der Vegetation, aus welcher die Brennmaterialien hergingen, durch Übersutungen schlammführender Gewässer mit fremden Mineralien bedeckt sind, die sich den Torfen und Kohlen beigemischt haben.

Früher hielt man die die A. bildenden Bestandteile der Pflanze für sehr unwesentlich, wenigstens nicht für absolut notwendig zum Bestehen der Pflanze. Die Agrikulturchemie und Pflanzenphysiologie haben aber gelehrt, daß jede Pflanze eines gewissen Gehalts an Salzen zu ihrer normalen Entwicklung bedarf und daß den anorganischen Stoffen ganz bestimmte Funktionen im Leben der Pflanze zukommen. Seitdem sind Analysen der A., welche verschiedene Pflanzen liefern, von großem Interesse und ein wichtiges Fundament der gegenwärtigen Physiologie geworden. Es ist übrigens wieder der Aischengehalt bei Individuen derselben Pflanzenart gleich, noch derselbe in den verschiedenen Teilen des nämlichen Gewächses, sondern es finden hierbei Differenzen nach Alter, Standort und einzelnen Teilen statt; so enthalten die Samen stets reichliche Mengen von Phosphaten, Kali, Magnesia, die Blätter Kali und Silicate, Knollen und fleischige Früchte kohlensaures Kali. Im allgemeinen gibt Eichenholz etwa 2,5 Proz., Eichenrinde 6 Proz., Lindenholz 5 Proz., Birkenholz 1 Proz. und Weizenstroh 4,4 Proz. A. Bei Torf, Braun- und Steinkohlen schwankt der Aischengehalt zwischen $\frac{1}{2}$ und 50 Proz. Von ganz abweichender Beschaffenheit ist die A. tierischer Teile, besonders die aus Knochen erhaltene. Sie besteht wesentlich aus phosphorsaurem Kali, phosphorsaurer Magnesia und Fluorcalcium. Die Knochenasche oder Knochenerde ist daher zum Dünger, namentlich für Getreide überaus wertvoll; sie ist deshalb wichtigstes Rohmaterial bei der Darstellung künstlicher Düngstoffe. Weiße Knochenasche, weißgebranntes Eisenblei, Jaspispulver, wird auch in der Medizin angewendet. In der A. von blutfreiem Fleisch überwiegen lösliche Kalksalze, in der des Blutes dagegen die Natronsalze. Die Holzasche, besonders die von Tannen-, Eichen- und Buchenholz, bildet in holzreichen Ländern einen ansehnlichen Handelsartikel. Ihre technische Anwendung ist sehr vielfach, unter anderm bei der Eisensiederei, beim Einwandbleichen, in Härbereien, Glashütten, Japancfabriken, doch wird sie mehr und mehr durch Soda und Pottasche verdrängt; weiße Knochenasche dient zur Herdmasse beim Abtreiben des Silbers, zu den kleinen, Kapellen genannten Ziegeln, die man bei Bestimmung des Feingehalts von Silberlegierungen braucht, u. s. w. — Die A. wird bei fast allen Völkern als das Symbol der Vergänglichkeit betrachtet. Sich mit A. zu betheuen, war schon bei den Juden ein Zeichen der Trauer, Buße und Reue. Auch in der griech. Kirche war es vormalige Sitte, in einem Sack, das Haupt mit A. bestreut, Buße zu thun. (S. Aischer mittwoch.)

Aische (Salmo Thymallus, Thymallus vexillifer), auch Gräsling, Mailing oder Sprengling genannt, ein Fisch aus der Ordnung der Raichweiskföcher und Familie der Salmen, erinnert hinsichtlich seiner Gestalt an die Forelle, doch hat er größere Schuppen als diese und ein kleines, mit

seinen Regelföhnen bewaffnetes Maul. Die er Rückenflosse ist bei ihm lang, schwarz oder rot; fiedt; der Körper von 30—60 cm Länge und mäßig; über jede Schuppentreihe läuft vom Kopfe zum Schwanz eine schwarze Linie. Das Fleisch ist und sehr schmackhaft, besonders im Winter. Die A. ist in Frankreich und Südeuropa sehr häufig in der Schweiz, Deutschland und Skandinavien. Sie lebt nach Art der Forelle, vorzugsweise in den Eien- und Kusbändlungen der Gebirgsflüsse und wird wie diese geangelt oder auch mit Ormringen gefischt. Sie wandert nicht zum Laichen und hält sich am liebsten in strömendem Wasser.

Aischenbad nennt man die Einbällung ein Körperteils in frische, trockene Holzasche. Das kann wirken: erstens durch begierige Aufsaugen des von der Haut abgeforderten Dunstes o. Schweisses, wodurch die Ausbällung begünstigt wird; zweitens durch die in der Aische enthaltenen Salze, welche sich infolge der Hautausbällung lösen und so als gelinde Reizmittel auf die Haut wirken; drittens durch Mitteilung von Wärme; mindestens Verhütung der Abkühlung. Man redet das A. zu den austrocknenden Mitteln und war es früher bei Hautwasserfucht, zur Wiederbelebung von Scheintodten, besonders auch von Ertrunkenen u. s. w., an. Gegenwärtig wird es wenig benützt.

Aischenbrödel, Hauptperson eines der sehr und bekanntesten deutschen Volksmärchen und der sprichwörtlich gewordener Name. A. ist Königstochter, die von ihren zwei neidischen, hochmütigen Schwestern überall zurückgesetzt, härtesten Arbeit angethan und aussern erntendste behandelt wird, bis endlich ihre Schöner Bescheidenheit und Arbeitsamkeit unter dem Schöneren Rächte den Sieg davontragen, indem Prinz sie für in Liebe entrennt und sie als seinmahl heimführt. In märchenhafter Umhüll liegt hier eine tief sittliche Idee zu Grunde. Märchen bildet das Sujet der Oper «Cendrillon von Nic. Huard und der Rossinischen Oper «Cendrillon»; Blasen verarbeitete (1823) den Schöneren unter Beimißung satirischer, dem Märchen fremder Elemente, in dem Lustspiel «Der glückliche Panteuch» in der Malerei wurde das Märchen vielfach dargestellt, so J. B. von Moritz von Schöner Aischelosef, f. unter Ahort.

Aischenkraut oder Aischenpflanze, f. C. Aischenregen (vulkanischer) heißt der aus von erstäubter Lava aus den Vulkanen oder Eruptionen, welcher am heftigsten gewöhnlich Erde derselben ist. Durch einen solchen A. den 79 n. Chr. Herculaneum, Pompeii und Capri zerstört. (S. Vulkan.)

Aischer (Ant.), Schauspieler und Theaterdirector, geb. 15. Juli 1820 zu Dresden, kam, nachdem er die Unterweisungen Lieder genossen, durchsichers Vermittelung zur Bühne und debutiert zu Hainichen, spielte darauf in Reichen, Wittenau, 1839 in Wiesbaden, 1840—44 an Theater seiner Vaterstadt, von der er sich nach Hamburg, dann nach Königsberg wandte; 1846 er ein Engagement in Kassel an. Nach Witten in Potsdam kam A. 1848 ans Friedrich Wilhelmstädtische Theater nach Berlin, deren Oberregisseur bis 1860 vorstand; dann ein Mitglied des Operntheaters in Wien und 1866—72 das Carltheater daselbst mit Erfolg. A. ist ein tüchtiger Schauspieler in

wie Thron (= Königsleutnant), Richard Weiß (= Die wie wir), Belg (= Journalisten), Adolf Zumburg (= Edmänner) u. s. w.

Aschera, altsomit. Göttin, s. Asarte. — **A.** ist auch der Name des 214. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Aschermittwoch oder **Aschertag** (Feria cinerum) heißt der Mittwoch nach dem Sonntag Ostern. Er ist der Tag der 40tägigen oder großen Fasten, welche nach beendeten Karneval die röm. Kirche vor Ostern hält. Der Name findet seine Erklärung darin, daß in der röm.-kath. Kirche übliche Sitte, an diesem Tag das Haupt mit Asche zu bestreuen, was an die Buße in Staub und Asche erinnern soll. Der griech. Kirche blieb diese Sitte unbekannt; wann sie an die Slaven angekommen ist, ist ungewiß, doch anzunehmen schon eine Synode zu Benevent (1090). Im Jahr des 12. und 13. Jahrh. fand sie allgemeine Verbreitung. Die vor der Messe auf den Altar gebrachte, unter Gebet und Antiphonien mit Weihwasser bespritzte und mit dem Kauschaf gedunkelte Asche wird schweigend auf die Stirn des anwesenden Priesters, dann unter den Worten: *Memento, quod cinis es et in cinerem reverteris* (Erhebe dich, du Asche bist und zur Asche zurückkehrst) von diesem auf die Häupter der versammelten Laien gestreut. Die Asche selbst wird aus Ei und Palmzweigen gewonnen, welche im Jahr vorher am Palmsonntag geweiht worden. In der westl. Kirche pflegen vielfach die Fastenpredigten am A. p. beginnen; eine kirchliche Feier des Tages hat sich nur in der anglikan. Kirche erhalten.

Aschersleben, Stadt im Regierungsbezirk Magdeburg der preuss. Provinz Sachsen, liegt 12 km südwestlich von Magdeburg und 42 km westlich von Halle an der Elbe, welche 2 km nördlich der Stadt in die Wipper fließt, und an der Elbe-Halle-Bienenburg der Preussischen Staatsbahn, die hier nach Rötzen abzweigt, liegt 1800/19500 E. Sie besteht aus der eigentlichen Stadt, der Reststadt und drei Vorstädten, ist Sitz eines Landgerichts, hat zwei evang.-luth., eine unev.- und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein hiesiges erstes Ordens-, ein Armen-, ein Krankenhaus und zwei Hospitäler. A. treibt hiesigen Land- und Gartenbau (Kunstgärtnerei), Leinwandweberei (Fianen und Dedern), Weberei und Tuch-, Fabrikation von Leder (eine Fabrik), Leder-, Papierwaren, Maschinen (sechs Fabriken), Eisenwaren, Schwarzblech und Blechwaren, Schmiederei, Brauerei u. s. w. Alle diese industriellen Unternehmungen werden durch zwei erp. Eisenbahnen wesentlich gefördert. In neuer Zeit hat bei A. große Steinsalzlagern entdeckt worden, die im Besitz einer engl.-deutschen Salzgesellschaft sind. Sehr bedeutend ist auch der Salzhandel mit Getreide und Kartoffeln. Der Handel wird eine Ball- und vier Mahlmöhlen. A. war früher Hauptort der Grafschaft Askanien, der 1380 an das Stift Halberstadt und 1648 an Preußen überging. Ungefähr 2 km unterhalb der Stadt liegt das 1831 angelegte Solbad Wilhelmsthal, es liegt oberhalb derselben die sog. Alte Burg, eine sehr alte Wallburg mit Zinnenruine, die ein wichtiger Bergungsort, die fälschlich für ein Denkmal der alten Burg Askanien (s. d.) gehalten werden ist, welche jedoch nicht an der weisl. Seite der Stadt gelegen hat. — Der Kreis A. (bis zum 1. Jan. 1872) ober Quedlinburg ist) umfaßt

450 qkm mit (1880) 69 725 E. Vgl. »Statist. Darstellung des Kreises A.« (Quedlinb. 1864).

Ascherson (Paul Friedr. Aug.), Botaniker, geb. 4. Juni 1834 zu Berlin, studierte daselbst 1850—55 Medizin und Naturwissenschaften, praktizierte dann einige Zeit als Arzt, war 1860—76 Assistent am Botanischen Garten zu Berlin, wurde 1866 gleichzeitig erster Assistent, 1871 zweiter Rufos am königl. Herbarium und 1873 außerord. Professor der Botanik an der berliner Universität, an welcher er schon vorher als Privatdocent Vorlesungen gehalten hatte. Im Winter 1873—74 begleitete er Rothfuss auf der Expedition zur Erforschung der Libyischen Wüste und erforschte 1876 allein die sog. Kleine Oase. A. beschäftigt sich vorzugsweise mit der europ. und der afrik. Flora. Außer zahlreichen Aufsätzen in Zeitschriften veröffentlichte er eine »Flora der Provinz Brandenburg« (3 Abteil., Berl. 1869—64), war Mitarbeiter an Schimper'schen »Beitrag zur Flora Äthiopiens« (Abteil. 1, Berl. 1867) und bearbeitete für Rothfuss' Werk »Reise von Tripolis nach der Oase Kufra« (Erg. 1881) die aus dem mittlern Nordafrika bisher bekannt gewordenen Pflanzen.

Aschines (grch. Ἀσχίνης), der Philosoph, zum Unterschied von A. dem Redner, der Sokratiker genannt, geb. um 432, war ein Athener und des Sokrates Schüler, nach dessen Tode er bis 356 zu Syrakus am Hofe des Dionysius lebte. Später begab er sich wieder nach Athen, wo er Unterricht erteilte und gerichtliche Reden anfertigte. Sieben seiner Dialoge über philof. Gegenstände, die das Altertum erwähnt, sind verloren gegangen; drei noch vorhandene, die man ihm zuschrieb: »Über die Lehrbarkeit der Tugend«, »Vom Reichtum« und »Vom Tode«, hat die neuere Kritik für unecht erklärt. Ausgaben besorgten Fischer (Pp. 1753, zuletzt Weis. 1788) und Böckh (Heidelb. 1810); eine deutsche Übersetzung Pfaff (Stuttg. 1827). — Ein anderer A., der Akademiker genannt, von Keoplos, Schüler des Karneades und Lehrer an der neuen Akademie zu Athen, lebte zu Ende des 2. Jahrh. v. Chr.

Aschines (grch. Ἀσχίνης), der Redner, geb. zu Athen 390 v. Chr., Sohn eines geringen Mannes, der eine Schule hielt, verbrachte seine Jugend in Lohnbänkern. Später Schreiber, zuletzt bei den einflussreichen Staatsmännern Kriophon und Andulos als vertrauter Agent angestellt, nachdem er eine Zeitlang auch tragischer Schauspieler gewesen war, erlangte er solche Kenntnis der öffentlichen Geschäfte und solche Übung in der Beredsamkeit, daß er, nachdem er wiederholt zum Amte eines Staatschreibers gelangt war, auch als Staatsredner auftreten konnte. Seine öffentliche Thätigkeit drehte sich, wie es die Zeitlage mit sich brachte, wesentlich um Athens Stellung zu Philipp von Makedonien. Er war mit Demosthenes bei der Gesandtschaft, die wegen einer friedlichen Ausgleichung im Febr. 346 nach längern Kämpfen der Athener gegen Philipp an diesen geschickt wurde, der ihn in Vella für sich zu gewinnen wußte. Bei der zweiten Gesandtschaft im Sommer 346 an den König, dem der Eid auf den abgeschlossenen Frieden abgenommen werden sollte, reiste A. mit seinen Kollegen trotz allem Drängen von Seiten des Demosthenes so langsam, daß jener die kriegerischen Unternehmungen, die man hätte verhindern sollen, vor dem förmlichen Friedensabschluß vollenden konnte. Entschiedener Parteigänger Philipps in Athen, hörte er seitdem nicht auf, dem Demosthenes

entgegen für Philipp zu wirken, gab namentlich in Delphi 339 den Anlaß zum letzten Heiligen Kriege, bis die Schlacht von Chæroneia 338 Athen und Theben den Maceboniern unterwarf. Als trotzdem der attische Patriotismus 336 dem Demosthenes einen goldenen Kranz (auf Aristophanes Antrag) für seine Verdienste um das Vaterland zuerkennt wollte, erhob A. deshalb Klage gegen letztern. Der Prozeß kam aber erst 330 zur Verhandlung, in der nach einem weltberühmten Redekampfe A. unterlag, und da nicht der fünfte Teil der Stimmen für ihn war, zu der gesetzlichen Geldbuße verurteilt wurde. Notathisch vernichtet verließ er Athen, um nach Epheesus zu gehen. Nach Alexanders Tode begab er sich nach Rhodos, wo er eine Rednerschule errichtet haben soll, später nach Samos, wo er 314 starb. Außer andern Nachbildungen des A. ist eine treffliche Statue desselben erhalten. Drei Reden von A. sind noch vorhanden. Sie stehen in den Ausgaben der attischen Redner von Reiske (Vb. 3 u. 4), Vetter (Vb. 3), Watter und Soupe (Jür. 1812) und C. Müller (Vb. 2, Par. 1850). Besonders wurden sie herausgegeben von Bremi (2 Vde., Jür. 1823—24), der auch eine deutsche Übersetzung geliefert hat (3 Bdn., Stuttgart, 1828), Franke (Ep. 1851 u. 1860), Benseler (mit deutscher Übersetzung, 3 Bdn., Ep. 1855—60), Schulz (Ep. 1865) und Weidner (Berl. 1872). Zwölf Briefe, die des A. Namen tragen, hat die Kritik als unecht verworfen. Sein Leben bearbeitete Stechow (Berl. 1841). Vgl. Schäfer, »Demosthenes und seine Zeit« (3 Vde., Ep. 1856—58); Casleis, »Eschine l'orateur« (Par. 1873).

Aschmunein, El-Aschmunein, lopt. Schmun, Aschen in Mittelägypten, zwischen dem Nil und dem Josephkanal, 90 km unterhalb Siut, zählt 7—8000 E. Hier stand im Altertume Hermupolis Magna, dessen Kastell und Festung die Südgrenze von Mittelägypten ober der Heptanomis bildete und welches die Hauptstadt desselben blieb, bis Kaiser Hadrian Antinopolis (ihr nordöstlich gegenüber, am rechten Nilufer) dazu erhob. In der Nähe dieses Ortes und der Wüste wurde König Amalrich von Jerusalem 18. März 1167 von Schirku besiegt bei dem Engpaß Babatin, Beben oder Abuan. Die Schlacht heißt auch die von Ronia oder Ramonia, nach der 37 km nördlich liegende Stadt Minieh.

Aschraf, Aschref oder Eschref, Stadt in der pers. Provinz Masanderan, 10 km von der Südküste des Kaspischen Meers, 90 km westlich von Astarabad, 25 km vom westl. Ende des Goffs von A. oder des Goffs von Astarabad (s. d.) gelegen, war einst der glanzvolle Lieblingsitz des Schahs Abbas d. Gr. (1586—1628). Die Stadt zählte damals 2000 Familien; jetzt ist sie zu einem dorfsähnlichen Orte von 8—900 Häusern herabgesunken. Von den prachtvollen Gebäuden und Gärten des Schahs bestehen nur noch kümmerliche Überreste; ihre einst glänzenden Säle werden zu Waultier- und Gießkannen, die Wände zu Steinbrüchen benutzt. Auf einem Vorgebirge an der See liegen die Trümmer des Sefabad oder Sufabad, einer Sternwarte, und das Grabgewölbe eines Nachkommen der zwölf Imams. Der Handelsverkehr auf dem nahen Kaspischen Meere und mit Rußland ist bedeutend. Die in der Umgebung gebaute Baumwolle sowie die Seidenzucht wirkt großen Gewinn ab. Eine empfindliche Landplage ist hier wie in Astarabad die große Unfruchtbarkeit vor den Turkmänen. Die Dörfer schließen mit diesen Räubern förmliche Konventionen ab und

geben bis zu 200 und 300 Toman jährlichen Tribut, um sich gegen Plünderungen und Menschenraub zu schützen. Am 3. Okt. 1727 wurde zu A. Friede zwischen Türken und Persern geschlossen.

Aschur-abe oder Aschir, kleine Insel im östl. Winkel des Kaspischen Meers vor der Alta baditschen Bucht, 13 km vom pers. Ufer, mit ei 1844 angelegten russ. Militärstation. Die Insel, nur 1 m hoch über dem Meerespiegel liegt, ist 1 1/2 lang und 1/2 km breit, sandig, mit unzahligen Wscheln bedekt und fast ganz ohne Vegetation. D. von A. oder Klein-A. liegt die sumpfige, un wohnte Insel Groß-A., ein Zufluchtsort der t manischen Seeräuber.

Aschylos (grch. Aschylös), der Vater des gri Trauerspiels, ward aus edelm Stamme 525 v. E in Attika geboren. Über seine Lebensumstän gibt es nur mangelhafte und unsichere Nachri ten. Er foßt in den Schlachten von Marathi Salamis und Plataä und ward begeistert von d. Gefühle der gereiteten Freiheit. In dieser Begei rung dichtete er seine Tragödien, in welchen er n den unscheinbaren Ansänden des Thepiss (s.) zuerst die tragische Kunst zu einer würdigen Gest erhob, sodaß er als der wahre Schöpfer derselb zu betrachten ist. Durch ihn ward die Handl zu dem Hauptgegenstande der Tragödie gemä und mit dem allmählich mehr zurücktretenden Ch in eine innere Verbindung gesetzt. Nachdem er z erst wie seine Vorgänger nur einzelne Stüde u Aufführung gebracht hatte, verband er später drei zu einer Trilogie oder mit dem hinzutretend. Satyrdrama zu einer Tetralogie. Auch ließ er sta des Vinen in der Hauptfide mehr nur erzählend. Schauspielers, mit welchem Thepiss, Pratinas Chörilos und Phrynichos sich begnügt hatten, zw später (nach dem Vorgange des Sophokles) au drei aufstreten, und begründete so den dramatisch Dialog. Ebenso vervollkommnete und verschöner er die Darstellung durch äußere Ausstattung d. Scene und durch Bekleidung mit schönern Mäke Rothurn und langen Gewändern. Die Charakt entwarf er mit wenigen fähnen und kräftigen Züge Seine Pläne sind ebenfalls äußerst einfach, ab großartig; Verwickelungen und Auflösungen sem er nicht. Alle seine Dichtungen offenbaren ein hoh und ernstes Gemüt. Nicht die sanftere Rührum der Schreden herrscht bei ihm. Das Schidial mi von ihm äußerst herb dargestellt; in seiner ganze Tüsterheit schwebt es über den Sterblichen. Sei Rothurn hat gleichsam ein ehernes Gewicht; laute riesenhafte Gestalten schreiten darauf einher. Wötu läßt er häufig auftreten, am liebsten Titanen, jerr ältern Götter, welche die dunkeln Urkräfte der Natr bedeuten und vorläufig in den Tartarus unt die heiter geordnete Welt hinabgestoßen sind. Na dem Maße seiner Perionen läßt er die Sprache selb die sie führen, riesenmäßig anschwellen. Darau entstehen schroffe Zusammenstöße, Überladu mit Peinworten, im Vorhinein oft Verhüllungen der Vorsügungen und große Dunkelheit. In d. Kühnheit und Großartigkeit seiner Bilder und Au bräde gleicht er Dante und Shakespe. Von seine Tragödien, deren Gesamtzahl auf 72, von ander auf 90 angegeben wird, sind nur noch sieben erha ten, aber unter diesen, nach dem Zeugnisse der Alter einige seiner vorzüglichsten Werte; sie sind: »Der gesselte Prometheus«, »Die sieben Meerführer g gen Theben«, »Die Perser«, »Agamemnon«, »D

Enphidion, „Die Gurmeniden“ und „Die Schut-
tenden“. Wipernmüdig, geringere Stöße den seinen
vertragen zu sehen, und namentlich über den Sieg
des jungen Enphidion, nach andern aber wahrschein-
licher, weil man ihn anklagte, die Myrthen auf die
Dämonen setzen zu haben, verließ er wiederholt sein
Vaterland und begab sich nach Sicilien, wo ihn der
König dem iche ehrenvoll aufnahm. Er starb hier
466 v. Chr. & wurde bei Gela begraben und erhielt
von ihm ein Grabmal der Stadt ein Denkmal. Die
wichtigsten Ausgaben des A. sind folgende: von
Scaevola (Rom. 1663), mit Vorwort Verbesserungen
(Halle 1786 u. 2. Aufl. 1806), Schütz (2. Aufl., Halle
1799—1807), 3. Aufl., 5 Bde., 1809—22), Well-
mer (2 Bde., Lpz. 1823—30), Dindorf (in „Poetae
Graeci“, Lpz. 1830), 5. Aufl. 1869; auch be-
sonders, Lpz. 1857; 5. Aufl. 1869), von Ahrens
(Hav. 1846), Balg (mit lat. Kommentar, 2 Bde.,
Halle 1846—51), und mit engl. Anmerkungen
(Lond. & N. York 1879), Weil (Gießen 1867), Mertel
(Lpz. 1871) und Kirchhoff (Berl. 1880); die kritische
Ausgabe des O. Hermann (2 Bde., Lpz. 1852;
2. Aufl. Berl. 1859) geliefert. Unter den Heraus-
gebern einzelner Stücke sind G. Hermann, Blom-
feld, C. Köhler, Schömann, Ritschl, Meineke, Har-
tung, Engel, Karsten, Weil, Red, Klauen, Kruse,
van Housh, Truffaut, L. Schmidt, Welles zu nen-
nen. Wichtig sind sämtliche Tragödien von Fährte
des 1829, Böß (Heidelberg 1826), Tropfen (Berl.
1832, 1. Aufl. 1859), Rindow (7 Bde., Stuttg.
1845; 1846), Sommer (2 Bde., Stuttg. 1854), O-
liver (Lpz. 1869) und von Wollgren (Lpz. o. J.);
einige Stücke vorzüglich gut von Säuren („Sieden
des Lebens“, Halle 1797), W. von Humboldt
(Lpz. 1816; 2. Aufl. 1857) und O.
Haller („Aeschynanthus“, Götting. 1833). Eine deutsche
Üebersetzung und Erklärung des „Agamemnon“,
in „Aeschynanthus“ und der „Eumeniden“ verfaßt
Haller in der „Dreizehnten des A.“ (Lpz. 1873).

Aeschynanthus Jack, Pflanzengattung aus
der Familie der Gesneraceen, Halbsträucher oder
Sträucher mit gegenständigen, fleischigen oder lebe-
rigen Blättern und schönen, meist scharlachroten
oder gelben, in den Blattstüben oder an der Spitze
in dichter, zähligen Blüten mit röhrenförmiger,
nach hinten oder nach oben erweiterter, meist
schwarzer Krone mit fast zweilappigem
Mund, der Staubgefäßen, ringförmig, meist
schon im Grunde der Blüte und lang-
gestreckter, zweilappiger Kapfel, deren längliche
oder runde Samen an beiden Enden je ein lan-
ges, fadenförmiges, weißlich-glasiges Vorstehen-
des haben. Von den 40 im tropischen Asien hei-
mischen Arten sind einige (namentlich A. pulcher
und A. longus) Zweigen und scharlachroten, fast
in lange Büscheln) beliebte Zierpflanzen der
Tropen.

Aeschynanthus L. (b. h. die Schamhafte,
weil sie die Blätter bei Berührung die Fie-
derblätter zusammenlegen). Pflanzengattung
aus der Familie der Schmetterlingsblütler,
bestehend aus den Stängeln (Hedysarea): Kraut-
sträucher oder Sträucher mit unpaarig ge-
setzten Blättern, mit zahlreichen kleinen Fieder-
blättern, gelben oder roten, gewöhnlich
in dichten Trauben blühenden Blüten und
einfachen, deren quadratische oder halb-
kreisförmige oder fächerförmige Glieder meist
in der Mitte der Blüte stehen. Die meisten der 30 bekannten

Arten sind Amerikaner. Von der ostind. A. spinu-
losa Roxb. werden die Bastarden wie Hanf benutzt.
Asol oder Schlauchzelle, s. Aescus. —
Ascigerus, Schlauchzellensührend.

Asclano, wohlgebaute Stadt in der ital. Pro-
vinz Siena, auf einem Trappenhügel, links am
Ombrone, an der Eisenbahn Florenz-Rom, welche
durch die hier abgrenzende Linie nach Grosseto mit
der Bahn Livorno-Civitavecchia-Rom in Verbin-
dung steht, hat mehrere schöne Kirchen, unter denen
namentlich Sta. Agatha bemerkenswert ist, ein
Waisenhaus, ein Theater, Mineralquelle und Bade-
anstalt und zählt (1880) 2224 (Gemeinde 7668) E.
Auf der waldigen Höhe des südlich von A. gelegenen
Berges Acona liegt das Kloster Monte Oliveto,
mit bedeutenden Fresken, Darstellungen aus dem
Leben des heil. Benedikt, meist von Sodoma.

Ascidien oder Seescheiden heißen eigentüm-
liche Meertiere, die zu den Manteltieren (Tunicata)
gehören. Der Körper wird von einem meist leder-
artigen oder hornigen, aus Cellulose bestehenden
Mantel umhüllt, mit welchem die Seescheide fest-
sitzt, und der nur zwei nahe beieinander liegende,
oft röhrenförmig ausgezogene Öffnungen hat, eine
Einnahmeöffnung für Nahrung und Atemwasser, eine
Ausgangsöffnung für alle Produkte. Der größte
Teil des innern Körpers wird von einem dünnhäu-
tigen gefäßreichen Kiemensack gebildet, der sehr zahl-
reiche, mit Wimpern besetzte Spalten hat. Das
Wasser tritt durch die vordere, meist wie die hin-
tere mit sternartig gestellten Franzen besetzte Öffnung
ein, erfüllt den Kiemensack und fließt durch die
Spaltöffnungen in einen besondern Raum, die
Kloake, der mit der zweiten, der Ausführungs-
öffnung, kommuniziert. Die Eingangsöffnung des
Darms findet sich am Grunde des Kiemensacks;
der Darm ist gewunden und öffnet sich zuletzt in die
Kloake. Die Tiere haben im Grunde des Körpers
hinter dem Darne ein Herz, das von Zeit zu Zeit
die Richtung ändert, nach welcher hin es das Blut
ausstreibt, einen Nervenstrang, zwei Lungen,
große Leber und sind Zwitter. Die Eier, welche
durch die Kloake ausgeworfen werden, laufen merkwürdige
Metamorphosen durch. Nach der Ent-
deckung Kowalewsky's zeigt die Entwicklung, na-
mentlich in Beziehung auf die Anlagen des Nerven-
systems und des Skeletts, große Ähnlichkeiten mit
denjenigen des niedersten Wirbeltiers (Amphioxus)
und somit der Wirbeltiere überhaupt. Die Larven
haben meist einen großen Afterschwanz zum Umher-
schwimmen, werfen übrigens beim Zeitlichen alle
den Wirbeltieren ähnliche Charaktere durchaus ab.
Die Analogie dieser Charaktere ist indessen vielfach
und nicht ohne Widerspruch worden. Es gibt
einfache und gefäßlose Seescheiden (Synascidia). Le-
tere, oft in den lebhaftesten Farben prangend, sehen
sich häufig auf Tangblättern an, wo sie sternför-
mige Figuren bilden. Bei der Fortpflanzung ziehen sich
die Tiere lebhaft zusammen und spritzen aus beiden
Öffnungen das Wasser im Strahle aus.

Asci oder Schattenlose nennt man die Be-
wohner der heißen Zone, weil sie zu gewissen Zeiten,
wenn die Sonne im Zenith steht, keinen Schatten
werfen. Bei denen, welche unter den Wendekreisen
wohnen, findet dies im Jahre einmal, bei denen,
die zwischen den Wendekreisen wohnen, hingegen
zweimal statt. Letztere heißen auch Amphiscii oder
Zweischattige, weil sie ihren Schatten zu den
übrigen Zeiten des Jahres nach zwei Seiten hin

werfen. Solange sich nämlich die Sonne auf der nördl. Seite des Äquators befindet, fällt der Schatten der Bewohner der ganzen südl. Hälfte der Tropenzone und desjenigen Teils der nördl. Hälfte, dessen Abstand kleiner ist als die Abweichung der Sonne, um Mittag gegen S. Solange sich dagegen die Sonne auf der südl. Seite des Äquators befindet, fällt der Schatten der Bewohner der nördl. Hälfte der genannten Zone und des nördl. Teils der südl. Hälfte, welcher dem Äquator näher liegt, als die Abweichung der Sonne beträgt, um Mittag gegen N. Im Unterschiede von den Ampelidii und A. heissen die Bewohner der gemäßigten Zonen Heterosclii oder Einschlattige, weil deren Schatten zu Mittag beständig nach derselben Seite fällt, nämlich in der nördlichen gegen N., in der südlichen gegen S.; in Bezug aufeinander nennt man diese auch Antisclii oder Gegenschatttätige. Perisclii oder Umschlattige sind die Bewohner der kalten Zonen, weil ihr Schatten zur Zeit, wo für sie die Sonne nicht untergeht, nach allen Seiten herumgeht.

Asclepiadaceae (Asclepiadaceae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Distocheleone. Sie umfasst gegen 1300 Arten, die zum größten Teile den wärmeren Gegenden beider Hemisphären angehören; nur wenige finden sich in der nördlichen gemäßigten Zone. Die A. sind ausdauernde Kräuter, Halbsträucher, Sträucher, oft auch Schling- und Kletterpflanzen und nur in sehr wenigen Fällen Bäume. Die Blüten der A. sind regelmäßig und stets zwittrig. Blumentrone und Kelch sind fünfteilig, bei vielen Gattungen ist eine sog. Nebentrone vorhanden, die ebenfalls meist fünfteilig ist und in der Regel im Schilde der Blumentrone sich befindet; bei allen A. sind fünf Staubblätter und zwei oft mit gelappter Narbe versehene Stempel vorhanden. Die Früchte zeigen sehr verschiedene Ausbildung. Die Samen sind oft mit einem langen weissen Haarschopf versehen.

Asolopias L., Pflanzengattung aus der nach ihr benannten Familie der Asclepiadeen. Dieselbe umfasst gegen 60 Arten, deren größter Teil in Nordamerika und Mexiko heimisch ist, nur wenige gehören der südamerik. Flora an. Sie sind sämtlich aufrecht stehende krautartige Pflanzen. Die Blüten stehen meist in vielstrahligen end- oder seitenständigen Dolben, sie haben einen fünfteiligen Kelch, eine fünfteilige regelmäßige Blumentrone, deren Zipfel oft etwas eingerollt sind, außerdem noch eine sog. Nebentrone, die aus fünf getrennten fleischig entwickelten lappenförmigen Organen besteht, und fünf in dieser Nebentrone versteckte Staubblätter. Die Früchte enthalten eine große Anzahl mit langen seibenglanzenden Haaren versehene Samen. Mehrere Arten werden wegen ihrer schon gefärbten Blüten als Zierpflanzen kultiviert. Die A. *syriaca L.* und ebenso einige andere nordamerik. Arten gedeihen im freien Lande ohne besondere Pflege und lassen sich leicht durch Verpflanzung der Wurzelsprossen vermehren. Die meisten übrigen Arten können nur in Gewächshäusern gezogen werden.

Man hat früher auf die Verwendbarkeit der seibenglanzenden Samenhaare große Hoffnungen gesetzt und deshalb mehrere Arten dieser Gattung, vorzugsweise A. *syriaca L.*, zur Kultur empfohlen; doch hat sich bei genauern Untersuchungen herausgestellt, daß diese Hoffnungen gänzlich unberechtigt sind. Die gewöhnlich mit dem Namen »vegetabilische Seide« belegten Haare besitzen eine viel zu geringe Festigkeit und außerdem ist die Bruchigkeit so

groß, daß es nicht gelingt, die Faser für sich zu verspinnen. Auch mit Baumwolle gemengt lassen sich diese Haare nicht zu Gespinnsten verwenden, da sie beim ersten Gebrauche oder beim Waschen des Gewebes herausfallen. Die von A. *curassavica L.* einer südamerik. Art, gewonnene vegetabilische Seide eignet sich etwas besser zum Verspinnen, doch muß auch diese Art wegen der Bruchigkeit des Materials keine dauernde Verwendung finden; dagegen läßt sich immerhin die Samenhaare der Asclepiadeen zum Herstellen von Polstern, Kissen u. s. w. verwenden. Der weiße Milchsaft von A. *syriaca L.* enthält einen kristallisierbaren, in Äther löslichen Körper, das Asclepien, welches in geringen Mengen in der Medizin Verwendung findet.

Ascoli (A. Piceno, Asculum Picenum), Hauptstadt und alter Bischofsitz der gleichnamigen ita. Provinz (1876 auf 2096 qkm 206731 E.), liegt 85 km im S. von Ancona auf einem Berge, dessen Fuß der Tronto bespült, 143 m über dem Meer hat eine Citadelle, mehrere Brücken, ein altes röm. Thor, eine Menge Klöster, 11 Kirchen mit alte Gemälden und zählt (1880) 11357 (als Gemeind 22956) E., die anscheinlichen Handel treiben um Fabriken in Majolica, Glaswaren, Wachs, roth Seide, Leder, Hüten, Tuch, Rosoglio, Konfiture und blanken Eisenwaren unterhalten. Der 30 km entfernte Hafen an der Mündung des Tronto bei Civita-Trontina ist nur für ganz kleine Fahrzeuge der Barre wegen zugänglich und hat seit der Eröffnung der Bahn Bologna-Brindisi seine Bedeutung verloren. A. war die feste Hauptstadt der Picentiner, später ein röm. Municipium und gab durch Ermordung des Prätors Q. Sertorius um anderer Römer 90 v. Chr. das Signal zum Ausbruch des Bundesgenossenkriegs, in welchem die Stadt zerstört wurde. Doch kam sie später wieder in Aufnahme. Im J. 1878 stürzte infolge heftiger Erdbebens das dortige Haupttheater ein, wodurch mehrere Menschen umliefen.

Ascoli (A. Satriano, Asculum oder Ausculum Apulum), Stadt und Bischofsitz in der ita. Provinz Foggia (Capitanata), am Ostabhange der Apenninen, 65 km im N. von Benevent und 33 km im S. von Foggia, mit welchem es durch ein Zweigbahn verbunden ist, zählt 5575 (Gemeind 6275) E. und hat den Titel eines Herzogtums. 3. der Nähe dieser apul. Stadt siegte 279 v. Chr. Pyrrhus mit großem Verluste über die röm. Consul P. Sulpicius und P. Decius in einer zweitägigen Schlacht. Auch brachte hier Marin von Chulz Feldherr des Kaisers Friedrich II., 31. März 124 den aufständischen Apulieren unter Cardinal Maino eine vernichtende Niederlage bei.

Ascoli (Cecco dei), eigentlich Francesco Stabili, Professor der Astronomie in Bologna, gel in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. in A. Wo der Inquisition der Kecherei angeklagt, wurde e 16. Dez. 1324 seiner Ämter entsetzt, worauf er sich nach Florenz begab und dort in den Dienst des Herzogs Karl von Calabrien trat. Aber auch hier verfolgte ihn die Inquisition, sodas er verbannt wurde und 26. Sept. 1327 lebendig verbrannt wurde. Man hat von ihm einen astrol. Kommentar über die Sphäre des Sacrobosco und ein didaktische Gedicht »L'Acerba« (Vened. 1510 u. öfter).

Ascoli (Grazzabio Ziaia), ital. Sprachforscher geb. 16. Juli 1829 von israel. Eltern, war anfang für den Kaufmannstand bestimmt, wendete sich

ihrer Lage als Schlüssel Ägyptens sehr stark befestigt wurde aber gleichwohl vom Ägypterkönig Sargon im 8. Jahrh. v. Chr. erobert und etwa 100 Jahre später von dem ägypt. Herrscher Psammetich I. den Ägyptern, jedoch erst nach 29jähriger Belagerung, wieder weggenommen. Von den Katakomben wurde die Stadt mit ihrem alten Dagon-temple in Nische gelegt (147 v. Chr.), übrigens bald wiederhergestellt und von Pompejus zu Syrien geschlagen. Vom 4. bis 6. Jahrh. werden christl. Bischöfe von A. erwähnt. A. heißt jetzt Esdud, ein Dorf mit ungefähr 250 ärmlichen Hütten.

As-dur (ital. la bemolle maggiore; frz. la bemol majeur; engl. a flat major), die Dur-Tonart, in welcher as zum Grundton angenommen ist und außer a noch b, d und e um einen halben Ton erniedrigt werden, also 4 ♭ vorgezeichnet sind; die parallele Moll-Tonart ist f-moll; f. unter Ton und Tonarten.

Asaga, f. Aschafen.

Aselität (Aselitas) ist nach der Terminologie der Scholastik das Sein von und aus sich selbst (esse a se) im Gegensatz zu einem Sein, welches seinen Ursprung von einem andern hat. Weil nun alles endliche und zeitliche Wesen als ein vergänglichendes Sein von dem hat, woraus es entspringt und in das es zurückkehrt, so ist die A. ein ausschließliches Attribut des Unendlichen und Ewigen. Es liegt ebenso sehr im Begriffe des Unendlichen und Ewigen, daß es schlechthin ist, als im Begriffe des Endlichen und Zeitlichen, daß es nur bedingungsweise ist. Den Beweis, daß es im Begriffe der Gottheit (als des unendlichen und ewigen Wesens) liege, zu erbringen, nannten die Scholastiker den Weg der A. (via ascensit). Er bildete den überzeugendsten unter den ontolog. Beweisen für das göttliche Dasein. (S. Ontologie.) Jedoch war ihre Auffassung des Zusammenhangs unter jenen Begriffen keineswegs eine korrekte, und es ist ein Hauptverdienst Kants, teils schon in seiner Schrift „Der einzig mögliche Beweisgrund für das Dasein Gottes“ (1763), teils besonders in seiner „Kritik der reinen Vernunft“, unter dem Titel einer Kritik des Ideals der Vernunft diesen Fehler in der scholastischen Beweisführung aufzudeckt und die Vorstellung der Gottheit als eines unbedingten Realgrundes aller Erscheinungen für eine im Wesen der Vernunft a priori begründete, aber durch die Mittel der Verstandeserkenntnis weder beweisbare noch widerlegbare Idee erklärt zu haben.

Asen heißen die Götter des nordischen Heidentums. Erst nach einem Kampf und Friedensschluß mit einem andern Göttergeschlecht, den Wanen, von denen sie einige unter sich aufnehmen, gelangen sie zu unbestrittener Macht. Hierin scheint eine histor. Erinnerung daran zu liegen, daß das nordische Göttergöttem sich allmählich aus den einzelnen Asten mehrerer Stämme hervorgebildet hat. Aus der ältesten Trilogie der Brüder Odin, Vili, Ve entwickelt sich die Trilogie als maßgebend; doch werden nicht immer dieselben Namen genannt, gewöhnlich kommen vor neben Odin: Thor, Njörd, Frey, Baldr, For, Heimdal, Bragi, Forseti, Höd, Vidar, Vali, Ull. Vösi steht ihnen als Feind gegenüber; Hermud und Skirnir sind untergeordnet. Neben ihnen bestehen auch als weibliche Gottheiten Asinnen, unter denen Friga, Freyja, Idun, Saga, Ranna, Sif die bekanntesten. Asgard heißt die himmlische Wohnung der A. (S. Nordische Mythologie.)

Unter Asen einwanderung versteht man die Bevölkerung des skandinav. Nordens durch ein Volk der A., das unter Odin, als seinem Anführer, von Asien aus durch »Sachsen« (Deutschland) nach Dänemark, Schweden und Norwegen gezogen sei und sie in diesen Ländern niedergelassen habe. Dem Odin und seinen Söhnen habe man nach ihrem Tode göttliche Verehrung erwiesen, und von ihnen stammte die Königsgeschlechter des skandinav. Nordens. S. erzählen nordische Geschichtschreiber des 13. Jahrh. die in euhemeristischer Weise sich bemühen, den Mythos von Odin und den übrigen Göttern historisch zu begründen. Daher auch die durchaus irrige Ableitung des Wortes A. von Aien. Das Wort A. altnordisch aser, Plur. von ass, entspricht vielmehr dem got. asceis, Plur. von ans, dem althochdeutsch ensi, Plur. von ans, dem sächs. es, Plur. von es, und findet sich noch jetzt in vielen zusammengelesenen Namen: Asgar (nordisch Asgar, d. i. Oskar), Osvald u. a. Indem das Wort ans zunächst einen Vallen bedeutet, hat man die A. als die Stützen des Weltgebäudes und der sittlichen Weltordnung erklärt.

Aspin, Handelsname für ein von Hahn in Upinal aus den Markt gebrachtes Konserverierungsmittel, welches namentlich das Sauerwerden des Milch verhindern soll. Man verwendet davon 1 auf 1 Milch. Es besteht aus Vorfäure.

Aserbeidschan, Aserbeidschan (d. h. Land des Feuers; im Weloi Atropatkan, armen. Aberdabeklan), Persisch-Armenien, nordwestlichste Provinz und reichstes Handels- und Manufakturgebiet Persiens, grenzt im S. an das pers. Kurbistan (Provinz Arbilan) und Irak Abchami (Medien), im W. an Türkisch-Armenien und Türkisch-Armenien im N. an Russisch-Armenien (das südl. Transkaukasien), von welchem es durch den Aras geschieden ist, und im O. an die russ. Landchaft Talisch und die pers. Provinz Gilan am Kaspischen Meere. Es ist eine hohe Alpenlandschaft von 104.840 qkm ungefähr 2½ mal so groß als die Schweiz, ein zwischen Iran und Armenien vermittelndes Hochland von 12—1500 m Höhe, erfüllt von zusammenstoßenden Gebirgsverzweigungen des Nord- und Westrandes von Iran, in der Nähe der tiefen Erdsenke des Kaspischen emporgetrieben und auf dappelroste zerklüftet durch noch fortwirkende vulkanische Gewalten. Größere Ausweitungen zwischen zahlreichen Gebirgsketten sind selten; die bedeutendste ist die des Urmiases (s. d.) bei Tabriz. Im O. desselben erhebt sich im N. von Maragha die Gebirgsmasse des Seband 3545 m hoch, weiter im NO. das höchste Gebirge des Landes, der 4813 m hohe Sabalan-Dag, von welchem nach W. ein Kette läuft, und an der Nordwestseite steigt der noch höhere Ararat (s. d.) empor. Die Gesteinmassen der Gebirge sind verschiedener Art, der Boden der Eben zum Teil salzig. An Erzen und Mineralquellen auch Vulkane und Gaseausströmungen in ein Brangel. Aufablagerungen bilden sich wohl noch fortwährend, besonders bei Schirvan, nahe der mittlern Küste des Urmiases, wo etwa 37 warmen Quellen von 17° C. am Fuße hoher Talunfelsen herporprudeln. Das von ihnen an deren nördl. Fuße gebildete, als Tabrizmarmor (Balghami der Orientalen) bekannte, prächtige Gestein, das in ähnlicher Weise auch nordwestlicher in der Landchaft Salamas vorkommt, wird, in große, bis zu 80 cm dicke Platten geschnitten, zu Tafelungen und Gra-

hinnen aber, in dünne Scheiben zerspalten (durch-
schneidend, ohne durchsichtig zu sein), zu Fenstern, be-
sonders in Häusern benutzt. Man gewinnt Silber,
Kupfer und Eisen; auch Kohlen sind gefunden. Unter
den Felsen haben nur der Atas (Arages) und
der Kyzyl-Artas (Amardus), der nach seiner Ver-
einigung zu dem Schabrud den Namen Sefidrud
annimmt, Bedeutung. Letzterer ist der Hauptfluß
des Landes. Das Stromgebiet des schneidenden Ur-
mians ist auf kleinere Flüsse beschränkt, die ihm
von O. S. und S. zufließen, darunter der bedeutende
von der Kisch-Kama von O. aber Tabris kom-
mend und der Joghata von S. Den Gegenjahren
der Schneefälle entsprechen die klimatischen Ver-
hältnisse, begünstigt durch langen Winter auf den
Höhen, mäßiges Fröhen auf den Abhängen und
eine sehr Sommer in den Thälern.

Die Frucht verrathen die Nähe Europas durch Wachsthum von dessen Getreidearten, köstlichen Früchten und bezeichnendem Wein; doch findet man hier auch noch Reisern, Baumwollpflanzungen und kleine Kautschubbäume. Abwärts zeigt die Flora eine ständige Mannigfaltigkeit von Salzpflanzen. Dazwischen steht es an Waldbäumen, und eigentliche Seller und Kirschen vorhanden. Die Ebenen sind vorwiegend der Trockenheit pflanzenarm. Die Thäler der Gebirge tragen das Gepräge der südlichen Flora, und zwischen 2270—2900 m kommen noch viele echte Alpenpflanzen vor. Die Tierwelt weist viele niedere Arten auf, wie sie nur in warmen Zonen, auf salpeterminergetem Boden und bei Nähe sandiger Meeresküsten oder Salzlachen vorkommen. Das Land ist reich an Hirschen und europäischen Pferden, und Viehzucht wird besonders in den thürdischen Bergen getrieben. Der kleine Reubach erscheint schon in A. Wölfe, Bär, Fuchs und Fische hausen in den rauhen Gebirgen, der auch Antilopen und Kautzie der Ebenen kennen vor. Die Bewohner A's, vielleicht 1 Mill. im ra. B. des Sees Kurden, im übrigen Lande der Kikant. Auch die herrliche Sprache ist der stich, durch welche das Persische auf die Erde gebracht worden ist. Im NW. spricht man arabisch. Die Bevölkerung gilt als viel höher und mannhafter als die der südlichen Gebirge Persien, leidet aber an denselben Krankheiten. Herumschweifende Hirten- und Kautzieher finden sich neben ausgebildeter Städte-

Christliches. Im Altertum war A. der westliche Teil Arabiens. Seit Alexander d. Gr. wurde es als Atropatene vom südöstl. Großreich getrennt. Unter den arabischen Königen Persiens gehörte A. teilweise zur Provinz Chachwan (145 v. Chr. bis 428), worauf es mit Rom an die Sassaniden kam. Im 7. Jahrh. fiel es an die Araber. Nach Schwächung des Kalifats durch die Seldschuken kam es an den Atabek Ildeniz und seine Nachkommen, die Belamaniden (1150—1206), welche nach dem Abzuge der Mongolen (1219) der Rhomarsmirdschelaken Dynastie gehörte. Darauf kam es 1256 an die Seldschuken des Mongolenreich von Iran. In 1296—1406 gehörte es Timur, darauf den Tamerlaniden vom Schwarzen und seit 1468 denen der Seltsch Schahs unter Uzun Hassan, bis es 1501 Schah Eschir und Ardebil (1505—8) befreit wurde. Im 16. und 17. Jahrh. hatte es viel von den Osmanen zu leiden. Als Grenzprovinz sowie

als Statthalterschaft des pers. Thronfolgers, z. B. des Abbas Mirza, war A. stets von Wichtigkeit, sowohl aber beständig in die Unruhen Persiens verwickelt und in die Kriege mit den Türken und Russen hineingezogen. Durch das Heranrücken der russ. Grenze bis an den Kasch hat es neuerdings als vermittelndes Passageland zwischen der iran. und europ. Welt noch größere Bedeutung gewonnen. Hauptstadt von A. ist Tabriz.

Asgard, die himmlische Wohnung der Asen (f. d. und Nordische Mythologie).

Widburyton, Stadt der engl. Grafschaft Devon, mit mittelalterlichen Bauwerken, 28 km im S.W. von Exeter an der Grenze des Dartmoor-Waldes gelegen, mit (1881) 6797 E., die Kupfer- und Zinnbergwerke bearbeiten; die ehemals wichtige Seerfabrikation ist in Verfall geraten. Ein zahlreiche Mühlen treibender Bach fließt durch die Stadt und ergießt sich in den 15 km entfernten Dart.

Althp-de-la-Bouch, alte Stadt in der engl. Grafschaft Leicesters, in dem in den Trent gehenden Gilmwshaw und an der Midland-Eisenbahn, 27 km im NW. von Leicester, mit (1881) 4536 E., welche etwas Industrie und ansehnlichen Malzhandel treiben. In der Nähe liegen außer reichen Weiden auch Steinlohlenbergwerke. Unfern ist das große Stablisement der warmen Salzquellen *Spaehoe-Baths*. Im S. liegen die Ruinen des Schlosses *Wark*, in welchem Maria Stuart gefangen saß.

st. in Berlin) wurde in dieser Stadt gezeugt. Im J. 1800 zog Cammin in Pommern von jüd. Eltern, besuchte das Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin, hielt sich mehrere Jahre in England auf und trieb dann in Petersburg anfangs Diamantengeschäft, später Buchhandel. Infolge des Uas, der seinen Glaubensgenossen den Aufenthalt in Petersburg untersagte, begab er sich 1830 nach Berlin, wo er eine Buchhandlung, anfänglich mit Kommisiten in London und Petersburg, begründete und namentlich den Verkehr mit dem Auslande zu fördern suchte. A. erhob sein Geschäft zu einer der geachtetsten Sortiments- und Antiquariats-handlungen Europas. Er starb 1. Sept. 1853 in Venedig. Seine Firma ging an A. Cohn und D. Collin über, welche 1864 eine Filiale in London gründeten. Nach des letztern Austritt führte A. Cohn von 1871 bis 1874 das Geschäft allein; seitdem sind die beiden Firmen Aher u. Comp. in Berlin und London im Besitz von L. Simon und A. Behrend, während A. Cohn das Antiquariat unter eigenem Namen abzwigte. A. war ein tüchtiger Bibliograph und zugleich ein gründlicher Kenner der neuhebr. Sprache und Literatur. Er verfaßte u. a. bibliogr. Arbeiten über L. Hullius und die »Scriptores rerum germanicarum« (Berl. 1839) und gab »Itinerary of R. Benjamin of Tudela« (2 Bde., Berl. 1840) heraus.

Häthorß, Stadt in der engl. Grafschaft Kent, auf einem Hügel in der Nähe der Vereinigung der obern Quellflüsse des Stour, 85 km südöstlich von London, Knotenpunkt der Eisenbahnen zwischen Reigate, Canterbury, Dover und Hastings, hat eine bemerkenswerte got. Kirche mit hohem, wohlproportioniertem Turm und alten Denkmälern und zählt (1881) 9693 E. In der Nähe von H. befinden sich großartige Bergruinen der South-Eastern-Eisenbahngesellschaft, welche mit den Arbeiterwohnungen eine eigene Ortschaft, Süd-H. bilden.

Wfbleu (Zorb), f. Schaatesburg.

Ashton-under-Lyne, Municipalstadt und Parlamentsborough in der engl. Grafschaft Lancaster, 10 km östlich von Manchester, an der Eisenbahn von Manchester nach Leeds, ein blühender Fabrikort am rechten Ufer der Tame, hat ein neues Stadthaus, eine Gerichtshalle mit Theater und Konzertsaal und einem Handwerkerinstitut im ersten Stod, ein Athenäum, ein großes Arbeitshaus und zählt (1881) 37 027 E. Die Dörfer Moxley, Lees, Hootell-Bill und Fairfield bilden nach Westen hin Vorstädte. Es befinden sich hier 90 Baumwollfabriken mit Färbereien, Weichen, Rattundruckereien, außerdem Eisen- und Messinggießereien, Ziegelfbrennereien, Korbflechtereien. In der Nähe liegen überall reiche Kohlengruben.

Asia heißt der 67. Asteroid. (S. Planeten.)

Asia minor, s. Kleinasien.

Asiatische Banise, einer der ältesten deutschen Originalromane, s. Ziegler und Kippshausen.

Asiatische Gesellschaften ist der Name für eine bessere Gruppe von gelehrten Gesellschaften, welche sich zum Zweck der Erforschung der Geschichte, der geogr. und ethnogr. Verhältnisse, der Religionen, der Sprachen und Literaturen Asiens, einschließlich der moslem. Gebiete Europas und Afrikas, gebildet haben. Die älteste derselben ist die Société Asiatique zu Paris, welche 1822 von Elvestre de Saey, Klaproth, Abel Rémusat, Jomard, Chézy und andern namhaften Orientalisten begründet ward, seit 1823 das »Journal asiatique« herausgibt und orient. Werke, sowohl im Original wie in Übersetzungen, Grammatiken und Wörterbücher teils auf ihre Kosten drucken läßt, teils durch Subskriptionen unterstützt. Bald darauf ward die Royal Asiatic Society of Great-Britain and Ireland gestiftet, welche Colebrooke 19. März 1823 eröffnete und die 11. April 1824 ihre Statuten bestätigt erhielt. An die Stelle der von ihr anfänglich herausgegebenen »Transactions« (3 Bde., Lond. 1824—34) ist seit 1833 das »Journal of the Royal Asiatic Society« getreten. Eine »Deutsche Morgenländische Gesellschaft« wurde zufolge des 3. Okt. 1844 zu Dresden gefassten Beschlusses der dortigen Orientalistenversammlung auf der Versammlung zu Darmstadt 2. Okt. 1845 begründet. Dieselbe hält alljährlich in Gemeinschaft mit den Philologen im Herbst Generalversammlungen ab und gibt seit 1845 eine »Zeitschrift« heraus, zu welcher seit 1857 noch »Abhandlungen zur Kunde des Morgenlandes« gekommen sind. Mittelpunkt ihrer Geschäftsführung sind Halle, wo sich die Bibliothek befindet, und Leipzig, welches der Sitz der Redaktion der Veröffentlichungen der Gesellschaft ist. Nächst diesen drei bedeutendsten Gesellschaften dieser Art in Europa find noch zu nennen: die Société Orientale de France zu Paris, welche seit 1842 die »Revue de l'Orient« herausgibt, die Syro-Egyptian Society in London, die 1850 die Herausgabe von »Original Papers« begonnen hat, und das Koninklijke Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch Indië zu Amsterdam, das seit 1853 »Bijdragen« veröffentlicht. Um den orient. Studien auch in Amerika Bahn zu brechen und ein gemeinschaftliches Organ für dieselben zu gewinnen, trat 1842 zu Boston die American Oriental Society zusammen, welche ein »Journal« (Boston 1843 sq.) erscheinen läßt. Von den im Orient selbst bestehenden Gesellschaften dieser Art wurde die Asiatic Society of Bengal

bereits 1784 von Sir William Jones zu Kalkutta begründet und veröffentlichte die »Asiatic researches« (17 Bde., Kalkutta 1788—1832), die teilweise ins Französische und Deutsche überetzt wurden. An die Stelle derselben ist das »Journal of the Asiatic Society of Bengal« getreten, das se 1832 in monatlichen Hefen erscheint. Unter Aufsicht dieser Gesellschaft, aber auf Kosten der angl. ind. Regierung, erscheint seit 1846 die »Bibliotheca Indica«, eine Sammlung orient. Werke in Text und Übersetzung, von welcher bis Anfang 1880 bereits über 500 Lieferungen erschienen waren. De neben bestehen zu Bombay, Madras, Ceylon, Kalkutta und Hongkong Asiatische Gesellschaften, die sich selbst als »Branches« der Asiatischen Gesellschaft zu London bezeichnen und ihre Arbeiten ebenfalls in periodischen Schriften veröffentlichen. Über andere gelehrte Gesellschaften im Orient, welche allgemeinere Zwecke verfolgen, s. Akademien und Gelehrte Gesellschaften.

Asien, das größte Festland der Alten Welt, ein Drittel alles Landes der Erde, die Wiege des Menschengeschlechts und der Boden der ältesten historischen Erinnerungen, liegt mit seiner kontinentalen Rastung auf der nördl. Halbkugel der Erdoberfläche nur mit seiner südöstl. Inselwelt den Äquator schneidend und mit unbedeutenden Ueberruntern an die Westhälfte übergreifend, auf drei Seiten von Ocean umspült und im W. teilweise mit Europa und Afrika zusammenhängend. Der Flächenraum des asiat. Kontinents wird auf 41 441 000 qkm derjenige der zu A. gerechneten Inseln auf 3 131 250 qkm geschätzt, sodas sich der Gesamtflächenraum auf 44 572 250 berechnen würde.

Horizontale Konfiguration. Schon bei Auseinanderstellung der äußersten Punkte, des Kap Zischefjastin (77° 30' nördl. Br.) und Bura (1° 2' nördl. Br.) sowie des Kap Baba an der Westküste von Kleinasien (43° 44' östl. L. von Ferro) und de Ostspitze an der Nordspitze von Sibirien (207° 54' östl. L. von Ferro), deutet auf großartige Dimensionen; ihnen schließt sich eine reiche Gliederung an, sodas A. bei 82 300 km Küstenumfang auch die längsten Landesgrenzen aller Kontinente besitzt. Von dieser Küstenlänge kommen 15 900 km an das Nördliche Eismeer, 27 300 km auf den Stillen Ocean, 33 600 auf den Indischen Ocean, 5500 an das Mittelländische und das Schwarze Meer, dabei bei dem zu 41 441 000 qkm berechneten Flächenraum des asiat. Kontinents auf ungefähr 503 qkm 1 km Küstenlänge. Das Nördliche Eismeer, die Stille und Indische Ocean umgrenzen den asiat. Kontinent im N., O. und S. Im W. aber bildet das Mittelländische Meer nur teilweise die Grenz, denn im N. des Roten Meers besteht durch die 145 km breite Landenge von Suez eine Verbindung mit Afrika, und auf der 2700 km langen Erstreckung zwischen dem Karischen Golf und Rasischen Meer liegt sich Europa an, gleichsam wie ein westlich hingestreckte zerstückelte Halbinsel des flossalen asiat. Stammes, welcher von Amerika an einer Seite durch die 11 km breite Beringsstraße geschieden ist und eine reiche Inselbrücke zu Australiens Festland besitzt. Dem grohen, in Trapezform sich schmiegenden Wasserkörper A.s stellt sich ein großartige Gliederung bei, welche 9966 400 qkm also mehr als die Größe Australiens, bedeckt in aus folgenden größeren Halbinseln besteht: Im A. als Übergang zu Europa und von demselben durch



This is a detailed historical map of East Asia, Southeast Asia, and the Pacific Ocean. The map shows the Korean Peninsula, Japan, the Philippines, the Indonesian archipelago, and parts of China and Australia. It includes numerous place names, geographical features, and a grid of latitude and longitude lines. The map is oriented with North at the top.

Key geographical features and place names visible on the map include:

- East Asia:** Korea, Japan (including the Ryukyu Islands), and parts of China.
- Southeast Asia:** The Philippines (Luzon, Visayas, Mindanao), the Indonesian archipelago (Sumatra, Java, Borneo, Celebes, Moluccas, and the Lesser Sunda Islands), and parts of Malaysia and Brunei.
- Pacific Ocean:** The western Pacific, including the Philippines Sea, Sulu Sea, Celebes Sea, and the Philippine Current.
- Other Regions:** Parts of China, Australia, and New Guinea.
- Geographical Features:** The Korean Peninsula, the Japanese archipelago, the Philippine archipelago, the Indonesian archipelago, and the Australian continent.
- Map Details:** The map includes a grid of latitude and longitude lines, a scale bar at the bottom left, and a compass rose at the bottom right.

die Ströme von Konstantinopel und die Darbanelen getrennt, Kleinasien oder Anatolien, zwischen dem Schwarzen und Levantischen Meer, mit der nördlichen Inselgruppe der Sporaden im W. und der Insel Cypern unfern der Südküste; im S., wie in Europa, eine reichlich gruppierte Siedelung zwischen den Küsten des belebtesten Meeres, hier des Indus, dort des Mittelindischen. Was in Europa meistens in einfacher Küstenform, das ist in A. Indien zwischen dem Roten und Persischen Meer; wie dort Italien mit dem benachbarten Sicilien, so liegen hier Vorderindien und die Insel Sumatra zwischen dem Persischen und Bengalischen Meer in der Mitte; und während in Europa die westliche griech. Halbinsel südöstlich durch einen vielhöckerigen Archipel zu A. übergeht, so weist hier die zerstückelte Hinterind. Halbinsel zwischen dem Bengalischen und Chinesischen Meer durch den Chinesischen Archipel nach Australiens Festland hinüber. Viele, auch Australasien benannte Inseln zerfällt in die Hauptgruppen der Philippinen, Molukken, der Großen und der Kleinen Sundainseln mit Timor. Eigentümlich sind die Chinesen A. dadurch charakterisiert, daß der Große Canal in seinen Bufen in die Küsten des Festlandes einströmt, beckenförmig umgrenzt durch südwärts gerichtete Halbinseln und lange Inselketten. So lockern in Richtung von S. nach N. ein das Süd- und Ostchinesische, Japanische, Okhotskische und Kamtschatka-Meer, umklammert von den Halbinseln Korea und Kamtschatka und den Inselketten der großen Inseln mit Formosa, der japanischen mit Honshu, Kjusiu und Kjusiu, Sachalin und den Kurilen, während fast nur im Golfe von Tongking dem Festlande unmittelbar liegt. Im N. sind die sibir. Küsten zwar ebenfalls zerstückelt, doch mehr durch die erweiterten Rindungen mächtiger Ströme als durch Inselketten, wie denn auch, außer Neusibirien, keine Beringische und Komaja-Semlja auf der europ. Seite der arktischen Wassermasse, der Inselreichthum sich auf die Lianure oder seichten Flußmündungen beschränkt.

Vertikale Konfiguration. Wie in allem andern, so ist es A. auch in Ausprägung seiner Vertikalität: es hat das größte Tiefland, das ausgedehnteste Hochland, die höchsten Gebirgsalpen und höchsten Gipfel der Erde. Die Tiefebeneu nehmen wenig über ein Drittel, die Erhebungen fast zwei Drittel des Weltteils ein, und zwar erfüllt jedes Land ein zusammenhängendes Hochland, das nicht ein großes Tiefland, südlich eine reiche Gebirgsbildung anliegen. Der innere Hochgürtel umschließt das Eingreifen des Tieflandes von Linn und Hindostan unter 72° östl. L. (von Linn in zwei Hauptmassen, das Hochland Ost- und Westindien und das West- oder Vorderasiens, jedoch durch einen weiten, schneebedeckten Gebirgszweig, den Hindu-Kusch, zusammengehalten). Das Hochland Ost- oder Hinterasiens, das fast ganz Europas um zwei Drittel überragend, bildet den Hauptteil des Kontinentalkörpers und erstreckt sich in seinen Grenzen verschieden charakterisiert. In Form und Kettengebirgsform stützen die beiden Enden des Südrandes zu der kump- und wellenförmigen Ebene (von den Eingeweichen die Linn oder Linn, d. i. feuchte Ebene, heißen) des indischen Festlandes. Es sind dies die Abfälle des großen im hohen Himalajagebirge, dessen mittlere Ausläufer um 5220, dessen Gipfel um 6500—

8470 m das Meer überragen, ja dessen höchste Bits alle Gipfel der Erde an Höhe überragen. Parallel mit dem Himalaja von WNW. nach ODO. verläuft nördlicher als Fortsetzung des Hindu-Kusch die Karakoramkette mit einer mittlern Pashöhe von 5480 m und riesigen Gipfeln, unter denen der zweithöchste Berg der Erde, der 8619 m hohe Dapiang. Sehr hoch scheint auch im O. des Himalaja der wild zerklüftete, von reißenden Strömen durchbrochene Siue-Schan zu sein; doch ist er noch nicht genug gekannt, um über seine Naturverhältnisse entscheiden zu können. Die östl. Grenzwälle, der Yün-Ling und Khingan-Öla, legen sich als Randgebirge an die hohe Scheitelfläche und gehen südlich zu dem wild verzweigten chines. Alpenlande über, in welchem die Gebirge Nan-Ling und Pe-Ling hervorstechen, und nördlich zu dem mannschur. Alpenlande, dessen östl. Kette, das Sichota-Alin, dem Meere 240 m hohe Felsmünde entgegenstellt. Weniger hoch, aber auf breiter Basis ruhen die Berglandschaften des Nordrandes in allmählichen Übergängen zu dem anliegenden Tieflande und durch die Beden des Baital- und Sajansees in drei Gruppen gegliedert. Diese können mit dem allgemeinen Namen des baur. Alpenlandes, des Systems des Altai und des Sibir. Berglandes belegt werden, welches letztere südwärts durch das Pamirgebirge mit dem Karakorum, dem Kustagh und dem Hindu-Kusch in Verbindung tritt. Das Pamirgebirge bildet den Westrand der Hochfläche und vereinigt seine nördwestl. Abfälle mit den Erhebungen des turkestan. Alpenlandes. Auf solche Weise wird die innere Fläche von allen Seiten umschlossen, im S. durch den Kuen-Lün mit einer Pashöhe von 5200 m und bis 6660 m hohen Gipfeln, und im N. durch den Thian-Schan (d. i. Himmelsgebirge) mit dem 7300 m hohen Khan-Tengri. Die dadurch entstehende centrale Tiefe wird im S. durch die 3250—4870 m hohen Thäler Tibets begrenzt und bildet im Tarimgebiet die Hohe Tatarai, im N. durch die Dzungarei begrenzt, und östlicher die Mongolei, eine 1200—1900 m hohe Platte, welche die nur 600—900 m hohe, von N. nach S. 555 km breite Wüste Schamo oder Gobi umschließt.

Auf kleinerer Basis und niedriger an Höhe schließt sich das Hochland Vorderasiens an die östl. Hochmassen, und zwar in den drei Abteilungen des Plateau von Iran, des med.-armen. Alpenlandes und des Hochlandes von Anatolien. Die Scheitelfläche des Plateau von Iran ist im O. noch 1500 m, im W. 1200 m hoch, in der Mitte aber, in Rußland, vielfach bedensförmig bis auf 800 und 560 m eingesenkt. Salz, Kies- und Sandwästen bedecken unabherrschbare Räume, und hohe Gebirgswälle umstehen sie von allen Seiten. Es sind im O. die steilen und hohen Ketten des Suliman- und Waghgebirgs mit dem 3910 m hohen sog. Tufstai-Suliman im N., südlich die wilden Terrassenlandschaften von Balutschistan und Farsistan, im N. der jäh zum Kaspijsee abstürzende Elburz mit dem 5669 m hohen Vulkan des Demamend; und weiter östlich das von zugänglichen, breiten Einsenkungen unterbrochene Bergland von Khorasän, welches durch die Höhen des Paropamisus zu dem turkestan. Alpenlande und dem Hindu-Kusch übergeht. Zusammengefaßt ist die Vöbengestaltung in der med.-armen. Alpenlandschaft. Hier erscheinen in Fortsetzung des Südrandes von Iran die turk. Alpentrassen als eine wilde und vielfältig zerfaltene Südbegrenzung

der Hochebenen um den Urmia- und Wänsee, während dieselben nördlich in Fortsetzung des Gebirgs bis zu den tiefen Thalspalten des Araxes und der Kura von dem Alpenlande Aserbeidschan und dem armen. Berglande eingefaßt werden, wo neben Hochebenen, wie die 1848 m hohe von Karz, steile Gipfel in die Wolken ragen, wie der 4912 m hohe Ararat, und vulkanische Gewalten den Boden zerklüftet haben. Aus diesen Felslabirinthien lösen sich mit vorherrschender Westrichtung die Randgebirge ab, welche die kleinasiat. Halbinsel im N. und S. begleiten und ihre innern Abfälle zu einem mannigfaltig gestalteten und zerfetzten Plateau vereinen, das hohe, zum Teil vulkanische Gipfel trägt, wie den 2900 m hohen Hassan-Dagh und den 4008 m hohen Erdschbas (Arğas). Das Randgebirge der Südlüste führt den allgemeinen Namen des Taurus und beginnt östlich mit der absoluten Höhe von 3250—3570 m.

Die übrigen Gebirgsaufstufungen A.s sind als von dem innern Hochlande getrennte Gebirgsglieder zu betrachten, die alle, bis auf den Kaukasus und teilweise auch die östl. Grenzketten, in Meridianrichtung liegen und, die hinterind. Ketten ausgenommen, durch Tiefebene vom kontinentalen Gebirgskörper getrennt sind. Auf der längsten europ.-asiat. Landgrenze erhebt sich der Ural mit Gipfeln bis zu 1600 m Höhe, aber ohne Verbindung mit dem asiat. Hochlande. Auf dem Isthmus zwischen dem Kaspischen und Schwarzen Meere erreichen die Alpenketten des Kaukasus eine Höhe von 3250—3570 m zwischen tiefen Thalspalten und riesigen Berggipfeln, wie dem 5652 m hohen Elborus, dem 5225 m hohen Koschtan-Lau, dem 5160 m hohen Dagh-Lau und dem 5043 m hohen Kasbel. Allmählich erheben sich die Hochebenen des syr. Gebirgslandes aus der benachbarten Wüste zu den bis 3066 m aufsteigenden Ketten des Antilibanon und Libanon, welcher steil und terrassenförmig zum schmalen Küstenstriche Phöniziens und Palästinas abfällt und südwärts in Hochebenen übergeht, welche die tiefste Senkung der Erdoberfläche, das 392 m unter dem Spiegel des Ozeans gelegene Rote Meer mit dem Jordantal umfassen, während südöstlich die vulkanischen Gebirge und Plateaus des Hauran zu dem arab. Hochlande hinüberführen. Dieses trägt echt afrikl. Charakter in seinem einförmigen Scheitel, von fahlen Felsketten, Sandwüsten und fruchtbaren Landschaften durchzogen, und in seinen terrassenartigen Rändern, deren trennende Gebirgsketten an der Westküste bis zu 2600 m aufsteigen sollen. In der vorderind. Halbinsel erhebt sich das Plateau von Dehkan, in einer Steigung von W. nach O. und einer mittlern Höhe von 450—980 m, westlich durch die höhern Randgebirge der Westküste von der schmalen Küstenebene Malabar, östlich durch die gruppenförmigen niedrigen Džibhat von der dreitem ebenen Küste Koromandel geschieden. Während die innere, keineswegs einförmige Hochfläche nördlich durch die Ketten des Bindhyagebirgs und die Malwa-Vorberge vom hindostan. Tieflande getrennt ist, vereinigen sich die Ghat südlich, in der Quellgegend des Kaveri, zu der höchsten Gebirgslandschaft der Halbinsel, dem Nilagiri, d. i. Blaues Gebirge, mit 2680 m hohem Gipfel. Dieses sinkt steil zur schmalen Tiefebene Cap betrab, erhebt sich wiederum als Anamallagebirge zu 2693 m und taucht unter dem Kap Komotin in das Meer. Gegenüber auf der Insel Ceylon erhebt sich die Gruppe des

Adams-Pil mit dem 2541 m hohen Pedrotallagalla. Als südl. Ausläufer des Sineschan sind die hinterind. oder malaischen Bergketten zu betrachten, deren eine die Südspitze A.s erreicht, auf den Sunda-Inseln mit vulkanischer Thätigkeit wie der aufsteigend, die viel besser bekannt als die nördl. Stamm. Wenn das Sinnen-Alpenland, die Pe-Ling, Nan-Ling und die Ketten von Korea weniger als getrennte, sondern als hervorragende Glieder des chines. und manchjur. Alpenlandes erscheinen, so treten dagegen die aus dem daum. Alpenlande abzuweigenden östl. Grenzketten, die Alban-, Jablonoi- und Stanowoi-Gebirge, fast ständig auf. Sie fallen allmählich zum Tieflande hin zum N. ab, erstrecken sich bis zum Ostkap und stehen in Verbindung mit den vulkan. Ketten Kamtschatka, die sich über die östl. Inseln nach S. zu ausdehnen.

Schaut man von den Erhebungen des asiat. B. dens in seine Tiefen, so findet man dem Nordkap des asiat. Hochlandes die sibir. Flächen vorgelagert, an Größe Europa übertreffend und in dem zum großen Teil winterlich verdödeten Natur. Im offnem Zusammenhange steht Sibirien südwestlich mit dem Tieflande Turan, den einzelnen Sam. Salz- und Kieseppen, die den Kasp. und Aral umlagern und im ersten eine Depression von 25 unter dem Spiegel des Schwarzen Meers darstellen. Während dem Südrande des kontinentalen Gebirgskörpers westlich das weidereiche Mesopotamien und die heiße syr.-arab. Sandwüste vorliegt bildet Hindostan sowohl in seinem sanftigen, steri. Charakter der westl. Sindebene wie in den re. bewässerten Gegenden der östl. Sindebene oder H. galens einen scharfen Kontrast zu den nahren Sch. gipfeln des Himalaja. Die dreiten Längsthi. und schmalen Thalsohlen der hinterind. Tiefebene sind durch hohe Bergketten voneinander geschieden während im Osten A.s die fruchtbaren, wohlbel. Ebenen des chines. Tieflandes sich ausbreiten.

Hydrographisch. Sehr verschieden ist der Charakter der hydrogr. Verhältnisse. Die Charaktere des Wüstengürtels der Alten Welt zu auch in hydrogr. Rücksicht in die asiat. Tief. Hochsteppen ein, und zwar in größerer Nähe irgendwo. Die tiefe Steppenlinie Turans enthält die größten Steppenseen der Erde, den Kasp. Aralsee, den ersten mit einer Oberfläche 439418, letztern von 66998 qkm., dieser durch Syr-Daria (Jaxartes) und Amu-Daria (Oxus) gespeist. Nur ein Steppensee von Bedeutung Hamun mit dem Hilmand, bewässert die Sch. läge des hohen Iran, dagegen finden sich reiche Orprierungen im West- und Südostre. des hohen Hinterasien. Der Baskaschsee mit Il, der Irtysch-Kul, der Ala-Kul und der Vol mit dem Tarim sind im W., der Kuku-Nor Tengri-Nor im SO. am wichtigsten. Charakteristisch für A. ist der Besitz großer Doppell. oder mehrerer mächtiger Flüsse, welche Eine gegen und Eine Abzweigungsgegend haben gleiche Verhältnisse ihres Laufs entwickeln. solchen Gewässerströmen stehen oben an: G. und Tigris, Ganges und Brahmaputra, die F. ströme Yangtschi-Kiang und Hoang-He, der J. und seine Nebenflüsse, welche das sog. Yen. oder Jänsschgebiet bilden. Ein und dem. Systeme gehören an: die sibir. Ströme D.



MITTELASIEN.



Zu Artikel: Asien

Jap. Tabak und Jschim, Zenisei mit oberer und unterer Amur und dem Baikalsee, Lena, Indigula und Kolima; die hinterind. Gewässer Mekong oder Kambojafluß, Menam, Saluen und Irrawadi; in der Mandchurie der Amur mit Schilla, Argun, Enxai und Ussuri; die vorderind. Flüsse Brahmaputra, Subameri, Kistna (Krischna), Kaveri und Arschida, die Alpenien Armeniens, Urmia und Mesopotamien, die Syr.-Kleinasiat. Flußläufe des Orients, Nubien und Äthiopien, denen benachbart mehren Theil- und Seegebiete ohne Abfluß zum Meer sich erstrecken, wie in Palästina das Lote Meer mit dem Jordan. (Hierzu 5 Karten: Physikalische Übersichtskarte. Politische Übersichtskarte. Nordasien. Westasien I. Persien II.)

Klima und Produkte. Eine spezielle Betrachtung des überaus kontinentalen Klimas A. 2 erfordert bei den Umrissen dieses Erdtheils auch naturgemäße Sonderungen. A. greift mit seinen Nordspitzen weit in die Polarregion ein, dagegen erreicht das kontinentale Süden fast den Äquator. Es besteht also aus dem reichsten Wechsel der Klimagürtel, von den eiskalten, toten sibir. Küsten bis zu den heißen und Regenungegebenen der Tropenzone. Der kontinentale Einfluß äußert sich im Vergleich mit Amerika in größeren Extremen, insofern das Klimagürtel in A. eine noch 4—7,6° niedrigeren Breiten und 2,5—4° höhere Sommertemperaturen erreicht; es erscheinen mithin größere Temperaturunterschiede in sich für diesen Erdtheil charakteristisch. In A. 2 ist der eigentliche tropische Klimagürtel, die Äquator des Regens, der Palme und Banane, nur auf die südlichsten Küstengegenden und Inseln beschränkt; denn die umfangreichen breiten Gebirgszüge ziehen einen großen Theil der Tropenzone schon in das kühlere Klima der Subtropen und immergrünen Bäume und lassen nicht mehr als die nördl. Breiten den Niederschlag in verhältnißmäßig reichem Maße auftreten. Wenn diese Klimazone als sehr bedeutend durchschnittlich schon mit 30° nördl. Br. beginnt, also mit dem Parallel von Mexiko, Texas und Florida, so beschränkt sie sich aber auch fast bis zu den Nordgebirgen des Polarbogens, da, wenn auch auf kurze Zeit, die Sommermonate verhältnißmäßig hoch sind.

Der A. 2 nimmt der kontinentale Charakter von A. und C. zu, im S. dagegen in derselben Weise ab; denn Arabien ist noch kontinental, der indische Subtropen aber oceanisch. Der klimatische Charakter A. 2 ist daher nicht mit einem einzigen Ausdruck zu bezeichnen, sondern in getrennten Erdtheilen zu betrachten, die sich auf die vier Abtheilungen des nördl., des mittlern hohen, des südl. hohen und des westl. A. beschränken lassen.

1. Das hohe Nördasien. Wie in Afrika nur spärlich bewässerte Ebenen und Steppe, so auch hier nur spärlich bewässerte Ebenen und Steppe, unter gleichem Einfluß kontinentaler Dürre und Trockenheit der Atmosphäre. Während aber dort mäßig hohe Lage über dem Äquator diese Verhältnisse in A. 2 zu hier bedeutende Erhebung, höhere Abkühlung von Schneebedeckten, allen oceanischen abwesenden Gebirgen, welche neben dem hohen A. 2 das einzige des Nordens sind, als auf der breiten, ebenen Scheitelung sich die Verhältnisse an den Grenzen des nördl. A. 2 zu den wohlbewässerten Thälern der Randgebirge Chinas, der Mandchurie, Tau-

riens u. s. w. Hier belanden hochstämmige Bäume, dauernde Hasenflüsse, auf den Schuttplätzen der Kultur im Überfluß vorhandene Nahrungsplanzen, eine mannigfaltige und zahlreiche Tierwelt günstiger Naturverhältnisse, die sogar mittels hoher Sommertemperaturen unterm 40. bis 42.° nördl. Br. bei 1000 m Höhe noch die Kultur von Wein und Baumwolle und die Pflege der Seidenraupe unterstützen. In den höher, aber südlicher gelegenen Thälern von Tibet schärfen schwammige Moosarten die Feuchtigkeit des fünf bis sieben Monate liegenden Schnees, um den Mangel reicher Bewässerung und schattiger Wäldungen zu ersetzen zur Zeit des in schnellem Kontraste folgenden heißen Sommers, dessen Hitze noch bei 2600 m Höhe, bei 2860 m Äpfel, Rüsse und Aprikosen, bei 4000—4600 m noch Roggen und Gerste gedeihen läßt. Solche Verhältnisse sind einzig auf der Erde und nur an eine solche kontinentale Örtlichkeit geknüpft; sie üben auf das einheimische Leben der Tiere und Menschen mächtigen Einfluß. Eigentümliche Rinder- und Schweinearten, Pferde und große Hunde, Schafe und Ziegen zeichnen Tibet aus, fast alle mit dem feinsten Haar, im Erleutern der hohen Höhen und Lasttragen geschickt.

2) In Süd- und Südostasien unterscheiden sich das Klima der Tiefen und Küstengürtel von dem der innern Berggegenden, da diese den Einfluß des nahen Ozeans nur auf jene beschränken. Noch an den schneebedeckten Himalajaletten und den trodenen, heitern Hochgebirgen schließt aus dem feuchten, von tropischer Sonne erwärmten Boden des bengal. Tieflandes, des Hügellandes Sarai und der Gestebe des Ostindischen Archipels eine üppige Vegetation zu. Riesenbäume, Gräser wie das Bambusrohr eine Dide, daß deren Halme, hohlen Baumstämmen gleich, zu Häusern und Eimern benutzt werden. Die tropischen Wälder enthalten Sandel-, Eben-, Zit- und Akajouholz, Drachenhölzer, Schirm-, Koff- und Sagopalmen, welchen beiden lehtern sich die Kokospalme, auch Banane und Brotfrucht als allgemein verbreitete Nahrungspflanzen anschließen, während in Ostindien und Australasien neben der Saffranpalme. Vegetation sich auch das Aroma afril. Pflanzenwelt zeigt in den oft ganz ungespelt wuchernden Gewürzbäumen, wie den Muskat- und Gewürznelkenbäumen, dem Himmlstrauch, dem Ingwer, Pfeffer und noch vielen andern Gewürzpflanzen. Auch die Tierwelt entspricht der großartigen Natur. Sie übertrifft die amerikanische an Größe und weitest mit der afrikanischen an Kraft. Die ausgebreiteten Reistfluren Bengals, die Sumpfwälder der Sundabunds, des Sarai, der arakan, australasien und vorderind. Küstenebenen sind eine wilde Heimat des Elefanten, des Königtigers, Löwen, Panthers und Nashorns und ungeheurer Eber, oder Schlupfwinkel der lauernden Riesenschlange, des Krokodils und noch vieler gefährlicher Amphibien. Neben den tropischen Kulturpflanzen, wie Baumwolle und Zuckerrohr, gedeihen europ. Pflanzen aller Art, wiewohl der Reis Hauptnahrungsmittel bleibt. Neben dem Wasser und Kamei dienen die in Europa verbreiteten Haustiere dem Menschen, in beschränktem Grade jedoch nur das vielleicht erst spät hier eingeführte Pferd. Beim Ansteigen aus

den Tiefebene auf die Plateaus und Gebirge bleibt die tropische Schwüle mit ihren begleitenden Erscheinungen zurück, die Luft wird fähler und trockener, die Gewürzpflanzen verschwinden, die Kotospalme steigt höchstens bis 160 m, die Banane bis 975 m auf. Dagegen beschaften dichte Waldungen hoch- und dickstämmiger, meist immergrüner Bäume die Gebirgsabhänge; und über den tropischen Hoch-ebenen lagert ein fast ewiger Frühling, in dessen Milde noch der Kaffeebaum, die Baumwollstaude, Edelstrühe und seines Obst aller Art gedeihen. Für Südasiens Jahreszeiten und Klima sind die periodisch herrschenden Winde, die Moussons oder Mon-suns, besonders wichtig. Dieselben bringen, aus der einen Richtung wehend, tropische Regengüsse, aus der andern kommend, Trockenheit und nicht selten sogar empfindliche Kälte, streichen aber nicht in gleich regelmäßiger Weise über alle Länder und Gewässer des Indischen Ozeans, dessen Bereich ein Sammelpfad der heftigsten und verschiedensten Luft-strömungen ist. In Vorderindien bilden die hohen Westghats eine Wetterseide, wie die Cordilleren in Südamerika. Denn während die Westghats und das Innere Hindostans die nasse Jahreszeit zwischen Mai und September haben, so fällt sie auf den Ostghats vom Oktober zum Januar; und so bestehen ähnliche Unregelmäßigkeiten in Austral-asien, in Hinterindien und an den chines. Ostküsten, wo die besonders heftigen Orkane unter dem Na-men Taifun (bei den Engländern Typhoons) ge-fürchtet werden. Die chines. Tiefebene werden durch die Nachbarschaft der Schneegebirge in nörd-licherer Breite dem tropischen Klima, durch den nahen Ocean aber auch dem kontinentalen Charak-ter mehr und mehr entrückt. Ihre Niederungen scheinen von der Natur zu den großartigsten Fel-sen der Kultur geschaffen zu sein, wo Reissturen mit europ. Gemäsen und Getreidearten wechseln, Edelstrühe, die wichtigen Maulbeerbäume, Baum-wollstaude, Farbstäuter u. dgl. gezogen werden, wilde Pflanzen ebenso selten sind wie wilde Tiere und unter den Haustieren das Schwein am ver-breitetsten ist. Die Waldungen der Gebirgsabhänge haben noch in den untern Regionen durch baum-artige Bambus, Palmenarten und zahlreiche Sack-pflanzen äußeres tropisches Gepräge und enthal-ten, neben herrlichen Magnolien, Eypressenarten und andern immergrünen Bäumen, mehrere für Chinas Kultur und Handel wichtige Gewächse, wie den Zalg, Seifen-, Wachs- und Kampferbaum. Noch auf den kahlen Höhen oberhalb der Wald-region gedeiht der Rhabarber, auf den Borallen der Cistritz, in den Taikandkassen der Berg-gegenden der Theestrauch. Auf den chines. Borallen wie in den mittlern Gegenden der nahen Tief-ebenen besteht nicht mehr der in A. nur Indien und Arabien eigene tropische Jahreszeitwechsel, sondern eine Folge von zwei nassen und zwei trockenen Jahres-zeiten, dem Frühling, Sommer, Herbst und Winter nördlicherer Gegenden entsprechend.

3) Nordasien, das sibir. Aisien, die turan. Steppen und die Gebirgsregion des Nordbrandes vom hohen Hinterasien in sich fassend, bildet den größ-ten Teil der arktischen Polarländer der Erde, welche alle in ihrer Natur einander ähnlich sind, von denen aber wiederum A. wegen seines kontinentalen Cha-rakters durch gesteigerte Verhältnisse mehrfach von Amerikas Polarzone unterschieden ist. An den Grenzen eines weiten Eismees öffnet Sibirien

seine Gestade den rauhen Nordwinden, wähe schneebedeckte Gebirgswälle als Grenzen des grü-ten Hochlandes der Erde es vor dem milden O-kean des Südens verschließen. Die Winter si-lang, die Sommer kurz, der Boden ist beständig froren, an riesenmäßigen Strömen ist überflutet und in der Nähe des Pols gestattet die Naumkeit einer unabhessbaren Ebene ungehinderte Aus-breitung des kontinentalen Charakters, insgesam ebenso viel Gründe für eine Steigerung der Kälte wie in Amerika zum Teil entgegengefeht für der Mildung. Trotzdem ist der kurze Sommer de-im Stande, nur die äußersten Nordgegenden t Zone des ewigen Schnees, den größten Teil al-der Zone des veränderlichen Niederschlags zu ab-laffen und zu bewirken, daß Holzwuchs und G-treidebau noch einige Grad weiter nördlich u-kommen als in Amerika. Im S. einer Linie o-der Besshorauquelle zum 56. nördl. Br. der We-küste Kamtschatka breitet sich der Gürtel der nör-Waldbäume und des europ. Getreides bis über d-Nordrand des hohen Hinterasien und zu den Ufe-des Aral- und Kaspises aus. Doch erreichen l-aus periodisch absterbenden Laubbäumen und l-delholz zusammengesetzten Wälder und die groß-Grasflächen nicht die Kraft des gleichen amer-Gürtels, und neben dem Weizen in den geschüt-ten Gebirgsthälern gedeiht nicht wie dort europ. D-oder gar Wein. Ja sogar die nördl. Zone t-Moose und Beeren ist nicht so reich ausgestat-und wechselt oft mit den eisigen Polarwüsten t-Tundras. Die untere Grenze des ewigen Schne-trifft man auf den südl. Grenzgebirgen Sibirie bei 2175 m, im südl. Kamtschatka bei 1625 m Hö-an, wogegen sie die 1300 m hohen Gipfel der i-bankette und des Ural noch nicht erreicht. Z-langen, strengen, von den heftigen erstarrend-Winden (Burran) begleiteten Winter folgt sch-ein ein drückend heißer Sommer, dessen Sonne Bl-und Früchte schnell entwidelt und die Wärme-den schattenarmen Gegenden so unerträglich st-ert, daß die meisten Gewächse des Nachts und t-Abend abgemacht werden. Doch wird der i-den nur auf der Oberfläche erweicht, der tiefe l-tergrund bleibt ewig geforen; ja man hat ihn Jahutal noch bei 200 m Tiefe in eisiger Erstarrt-gefunden. Wie das Klima und die Vegetation t-biriens mannigfach vom nördlichen Amerika t-weichen, so auch die Tierwelt. Sie weist nicht große Menge der Herbivoren auf; nur das He-tier ist wild und gezähmt überall verbreitet. g-gegen weitverleert es mit ihm in Zahl der Felst-und besitzt noch mehr Raubtiere, da neben dem l-mischen Wolf, Bär und Fuchs auch in den hei-Sommern Tiger und Panther herübergeleitet u-den. An Haustieren ist Nordasien reicher als A-rika. Das Rennthier, in Amerika im allgemeinen nicht gezähmt, ist in A. neben dem Hund das schätteste Jagttier, wogegen Schaf und Pferd SW. allgemein verbreitet sind und in der Nacl-schaft der Wüsten das Kamel nicht fehlt.

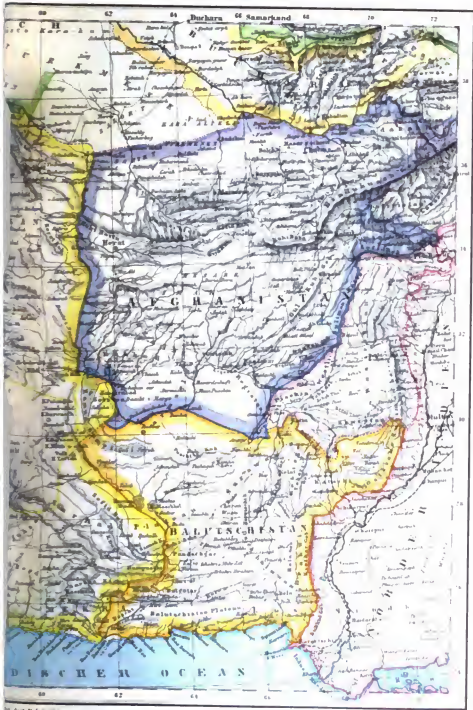
4) Westasien n. verrat in den meisten seiner t-turabschnitte afri. Benachbarung in mehrfacher-ziehung, besonders aber in klimatischer. Am mei-mit Afrika verwandt erscheint Arabien und der nachbarte Teil Syriens. Hier ist Pärre und t-tationsarmut über Hoch- und Tiefebene verbr-und die Dattelpalme fast der einzige Verfür-pflanzlichen Lebens, während in den bewässen



SIEN I.







mit ausnehmend gelagerten Terrassenlandschaften neben hohen und Edeldrüchten der Rasteebaum, Hirsen, Speerrien und gewürzige Pflanzen gedeihen. In der Welt Afrikas ist heimisch auf arab. Arab. in Gazellen und Strauße, der Löwe, Hyäne und Fuchs; das Kamel ist auch hier an die Wüste gewöhnt, und auf den steppenartigen, vorwiegend mit trockenen aromatischen Kräutern besetzten Lagern wird die edelste Pferderasse gezogen. Mesopotamien und den reichbewässerten Tälern und Thallandschaften des nördl. Syrien und nördlichen Anatolien verschwindet mit dem heißen Klima auch dessen einformige Wüsten. Hier sind immergrüne und blattabwerfende Baumarten in große Wälder zusammen. Wein, Obst, Kaffee, Maulbeerbäume, Edeldrüchten, und Nagebäume und kleinere Obstarten gewürzhaft, Weizen, Reis und Reis werden in reich üppigere Verhältnisse entfallen sich in den Tälern der iran. Randgebirge, wo noch in der Weizen, bei 975 m Höhe die Orange ist, wo ganze Wälder europ. Obstarten und Wein mit Weingärten, Rosengebüschen und hochwüchsigen Edeldrüchten wechseln. Das Tiefland ist hier, und Kaffee trägt noch echt asiat. Hier ist in seinen Wüsten und mageren Weideländen, die nur das Kamel, Schaf und Pferd ernähren, und in den harten Wintern getrockneten. Einen Übergang zu Europa bilden die Hochländer und anatol. Hochländer, wo schon in den Wäldern, Nahrungspflanzen und Bodenkulturen wichtiger sind und seine Haustiere in verschiedenen Art erscheinen.

In Australien schließt der asiat. Boden in der westlichen Indiens und des Ural, das ist die indische, Chinas, Hinterindiens und der westlichen Inselgruppen des östl. Archipelagus, des Ural, der von Golde seinen Namen führt, und das ist der Silber- und Kupferreichthum des russischen Asiens. Einem in fast allen Himmelsrichtungen und einem allgemein verbreiteten Reichthum der verschiedensten Mineralien, wie das in der Welt am weitesten.

Ethnographie. Die Zahl der Bewohner Asiens nach den neuesten Schätzungen 835 Mill., das ist mehr als die Hälfte der Gesamtbevölkerung der Erde (1656 Mill.) und nicht ganz 2%, mal so viel wie die Bevölkerung Europas (315 Mill.). Von der Welt herrschen zwei vor, nämlich die mittelasiatischen und die hochasiatische (mongolische), die in der Welt und S., die letztere im O. und N. Die Asiaten sind zunächst die Draviden und die Arier. Im einzelnen stellt sich die Geschichte der asiat. Bevölkerung nach Rasse und Nation, die dessen Hauptrepräsentant die Draviden sind, folgendermaßen dar:

A. Hyperboreer oder Arktiker. Dahin gehören die Stämme des äußersten Nordostens: die Schugenen mit den Tschuktschen, die Tschuktschen mit den Kamtschadalen und die Kamtschadalen mit den Ojaken; ferner sind hier die Tschuktschen und Kotten am mittlern Nordost zu rechnen.

B. Hochasiaten oder Mongolen. Diese zerfallen in zwei große Gruppen, je nachdem die von ihnen gesprochenen Sprachen mehrsilbig oder einsilbig sind. In der ersten Gruppe, den Völkern der mehrsilbigen Sprachen, gehören: a) die Chinesen; b) die Uralaltaier, welche wieder in

Uraltaier, die indessen größtenteils Europa angehören, und Altaier zerfallen. Die Altaier gliedern sich in Tungusen, Mongolen und Türken. Die Tungusen umfassen die nördlichen im engeren Sinne genannten Tungusen und die südlichen oder Mandtschu. Die Mongolen zerfallen in Ostmongolen (eigentliche Mongolen), Westmongolen (Kalmücken) und Buriäten. Die Mandtschu besitzen eine unter chinesischem, die Mongolen und Kalmücken eine unter buddhistischem (indischem) Einflusse entstandene Literatur. Unter den Türken besetzt man eine Reihe von Völkern, welche sich in vier Gruppen zusammenfassen lassen. Zur ersten Gruppe gehören die Jakuten im R. Sibiriens im Gebiete der Lena, mit dem Centrum Jakutsk. Die zweite Gruppe bilden die sog. Osttürken in Kaschkien, Chima, Balch, Khorwarezmien, welche in der uigurischen und chagataischen Sprache eine erst in der neuesten Zeit erschlossene Literatur besitzen. Die dritte Gruppe bilden die sog. Tataren in den uralischen Ländern um Kasan und Astrachan sowie die mit ihnen verwandten Stämme im R. des Kaukasus; die vierte Gruppe endlich die von den Abendländern vorzugsweise sog. Türken oder Osmanen. Letztere haben zwar eine reiche Literatur, allein sie besteht, wie die aller übrigen Völker der türk. Familie, aus Nachbildungen pers. und arab. Muster. Mit Ausnahme der Jakuten, welche teils heiden, teils orthodoxe Griechen (Russen) sind, sind die türk. Stämme alle Mohammedaner, bedienen sich in der Regel der arab. Schrift (bloß die uigurische Schrift ist syrisch, speziell nestorianischen Ursprungs) und haben viele arab. Wörter in ihre Sprachen aufgenommen. c) Die Koreaner; d) die Japaner.

Zu der zweiten Gruppe, den Völkern mit einsilbigen Sprachen, gehören: a) die Tibeter mit den zahlreichen Himalajastämmen; b) die Birmanen mit den wilden Stämmen im B. und N. Birmas; c) die Siamesen mit ihren Verwandten; d) die Annamiten; e) die Chinesen. Dazu kommt eine Menge kleiner Stämme, welche weder mit den vorhergehenden, noch unter sich verwandt sind und wahrscheinlich die Überreste der dortigen Urbevölkerung repräsentieren. Während in Tibet und bei den westl. Indochinesen (in Birma und Siam) der Einfluss ind. Kultur vorwiegt, stehen die östl. Völker, die Tungusinesen, Cochinesen und Kamtschaken, ganz unter chines. Einfluss, sodass fast überall das Chinesische als die Schrift- und Lehrsprache gelten kann.

C. Draviden. Die Dravidarasse, ehemals die ausschließliche Bewohnerin Indiens, ist gegenwärtig bloß auf die gebirgigen Teile des Innern der Halbinsel und den Süden, das sog. Dekan, beschränkt. Sie zerfällt in: a) die sog. Vindhya- oder Kolistämme, welche sämtlich kulturreich sind; b) die Dravida im engeren Sinne, zu denen die Tamulen, Telugus, Kanarenen und andere kleinere Stämme, wie die Todas in der Nilagiris, zu zählen sind. Sie sind alle im Besitze einer reichen Literatur, welche aber unter dem Einflusse der arischen Indier, zum Teil auch selbst des Christentums, erloschen ist; c) die Singhalesen, deren Sprache (Sinh) als ganz isoliert betrachtet werden muß.

D. Malaien. Die Malaien zerfallen in drei Abteilungen, nämlich Malaien im engeren Sinne, Polynesier und Melanesier (Mischlinge aus malaischem und papuanischem Blut), wovon indes bloß die erstere Abteilung zu M. zu rechnen ist. Die

Malaien bewohnen nebst der Halbinsel Malakka sämtliche Inseln des ind. Archipels und gehen über die Philippinen bis nach Formosa hinaus. Auf Malakka und einigen Inseln, namentlich den Philippinen findet sich im Innern noch die schwarze, kraushaarige, mit den Papuas verwandte Urbevölkerung, welche vor der Ausbreitung der dem asiat. Festlande angehörenden Malaien diese Gegenden bewohnte. Die bedeutendsten malaischen Stämme sind: die Tagalas und Bisayas auf den Philippinen, mit denen die Küstenbewohner Formosas verwandt sind, die Batta auf Sumatra, die Tagal auf Borneo, die Bugi und Macassaren auf Celebes, die Javanen und die Sundanesen auf der Insel Java, die Malaien im engeren Sinne auf der Halbinsel Malakka und den Küstenrändern beinahe aller Inseln. Kurz vor dem Beginn unserer Zeitrechnung unter indischem, seit dem 12. Jahrh. unter muslimischem, seit dem 16. Jahrh. unter europ. christl. Einflüsse, haben die malaischen Völker auf Java, Sumatra, Celebes, der Halbinsel Malakka, den Philippinen eine selbständige Literatur entwickelt oder wenigstens die Anfänge dazu gemacht.

B. Die mittelasiatische Rasse. Die mittelasiatische Rasse ist in A. durch drei Volksstämme, den turkischen, den semitischen und den indogermanischen, vertreten. a) Der turk. Volksstamm, welcher die nördl. und südl. Abhänge und daran sich anschließenden Gebiete des Kaukasus mit Ausnahme der von den Iran. Oseten und den türk. Kasanen occupierten Gegenden innehat, zerfällt in zwei Abteilungen, eine nördliche und eine südliche. Zur ersten, nördl. Abteilung gehören die Vögelier oder Taghestaner im O., die Tschirkesen im W. und die Tschetschenen oder Kisten in der Mitte; die südl. Abteilung umfaßt die Georgier oder Orghier, die Suaneten, die Mingrelier und die Lazen. Alle turk. Stämme stehen unter russ. Herrschaft. Unter ihnen besitzen bloß die Georgier eine nach pers. Mustern unter christl. Einflüsse gebildete Literatur. b) Der semit. Volksstamm hat in seinem Hauptrepräsentanten, den Arabern, die Halbinsel Arabien und die ehemals von den zum gleichen Stamme gehörenden Ägyptern, Babylonern, Syrern, Juden, Phöniziern bewohnten Gegenden inne. c) Der indogerman. Volksstamm. Von ihm gehören bloß zwei Zweige, der indische und der iranische, in A. an. Dem ersten fallen die zahlreichen, durch eigene Sprachen abgeordneten Völker des nördl. Indiens (des Landes des Ganges und seiner Nebenflüsse) zu, nebst den im ind. Kaukasus sitzenden anflußierten Stämmen der Sipahsch-Näher und der Dardu; zum zweiten, dem iran. Zweige, gehören die Afghanen, die Balutschen, die Zabichit oder Perser, die Aurdun mit den Luren, die Oseten im Kaukasus und die Armenier. Fast alle diese Völker sind im Besitze feingebildeter Sprachen, die sich teilweise auf nicht mehr vom Volke gebrauchte, nur noch in der Literatur oder als Religions- und Gelehrtensprachen fortlebende Idiome, wie das Sanskrit, Pali, Zend, gründen. Das großartige Gemisch dieser verschiedenen Völkerguppen wird noch vermehrt durch die herrschenden Europäer und ihre Mischlinge, vorzugsweise durch Russen im A. und Engländer und Holländer im S.

Sehr mannigfaltig ist auch die Religion der Asiaten, deren Geist im rauhen Norden wenig über die Nothwendigkeit der Natur sich erhebt, dagegen unter der Schwärze des ind. Himmels die phantastischsten

und bizarren Mythen treibt. Die polytheistische Religionen, der Brahmanismus und der Buddismus mit seinen verschiedenen, von der einheimischen Kultur bedingten Formen, die nüchterne Staatsphilosophie, Morallehre des Confucius und die mythische Doctrin des Lao-tse nehmen den größten Teil As. in O., S. und in der Mitte ein. Der Islam herrscht im W. und zum Teil auch im S. Im N. findet man noch rohes Heidentum (Schamanismus); nur spärlich hat sich das Christentum in seiner alten Heimat behauptet. Die einst weit verbreitete Lehre Zoroaster's zählt jetzt im westl. Indien und in Persien eine geringe Zahl Anhänger (Parzen); dagegen greift in den dem russ. Scepter unterworfenen Gebieten die orthodox-griech. Kirche mächtig um sich. (Hierzu Tafel: Asiatische Völkergestaltung.)

Civilisation. Bezüglich der Kulturverhältnisse As. sind die gesitteten Völker den wilden und nomadischen an Zahl überlegen, wenn man auch an die asiat. Civilisation durchaus nicht den europ. Maßstab legen darf. Das Prinzip des Verrückens, das Gemüthsleben und die Einsichtlichkeit wiegen in der asiat. Bildung im allgemeinen vor. Die gesitteten Völker As. stehen darum auch, bei aller innern Verschiedenheit, auf einer ziemlich gleichen Entwicklungsstufe. Ihre Gesetze für Staat und Familie, Industrie und Handel, Kunst und Wissenschaft haben sie seit Jahrhunderten fast bewahrt, und diese Gesetze sind wesentlich religiös. Weniger ist dieser rein religiöse Charakter fröhlich bei den Chinesen vorhanden als bei den Indiern, Arabern, Persern und Türken. Man pflegt die Araber, Perser und Türken unter dem Namen Orientalen zusammenzufassen und den Indiern und Chinesen gegenüberzustellen. In der That unterscheiden sich diese drei großen civilisierten Völkerguppen As. sehr scharf in den mannigfaltigsten Punkten. So haben z. B. die Orientalen das Sklaventum, während die Indier in Kasten zerfallen, die Chinesen aber bürgerliche und polit. Gleichheit bewahren. Der Orientalist ist Fatalist, der Glaube an ein unabänderliches Schicksal verläßt ihn nie; der Indier meint dagegen seinen Göttern weit mehr Verantwortlichkeit für sein Handeln schuldig zu sein; der Chinese besitzt wenig Anlage für eine abergläubische Welt und begnügt sich im Leben mit einem überlieferten, bis ins kleinste ausgebildeten Sittengesetz. Die Gewerthätigkeit ist natürlich nur unter den gesitteten Völkern verbreitet, und auch da nur bei den Chinesen und Japanern, Indiern, Persern, Arabern und Osmanen; denn Araber, Indochinesen und Tibetaner besitzen verhältnismäßig nur geringe Industrie, und der Armenier treibt Handel. Die Industrie der asiat. Völker steht im allgemeinen in keinem Verhältnis zur Fülle und Mannigfaltigkeit des rohen Materials; die Gegenstände aber, auf welche sie sich beschränkt, können sich mit Recht einer großen Vollkommenheit rühmen, wie das die Fabrication der Seiden-, Baumwoll- und Wollezeuge, des Lebers, der Waffen und die Bereitung der Farben beweist. Ind. Russe, pers. wie türk. und ind. Shawls und Teppiche, damaschener Waffen und türk. Cassiane behaupten noch jetzt ihren Wert auf den europ. Märkten und die Nachfrage nach den Porzellan- und Papierfabrikaten, den Lackwaren und Elfenbeinarbeiten der Chinesen und Japaner steigert sich von Jahr zu Jahr. Der Handel der asiat. Völker ist immer noch, obgleich ihm die Bewohner des Westens so viel Eintrag thun, ein



1. Südchinese.



2. Japanisches Mädchen.



3. 4. 5.



8. Toda-Mann.



9. Toda-Mädchen.



10. Annamitin.



11. 12. 13. 14. Kalmücken.



18. Mingreller.

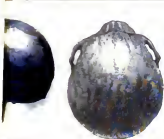


19. Gilyake.



20. 21. 22.

NSCHENSTÄMME.



Steinbeile.



6. 7. Jakuten.



und Samirakanen.



15. Japanischer Krieger.



16. Samojede.



17. Lappe.



22. 23. Türkin (Kiptschakin).

ausgedreiteter. Derselbe ist vorherrschend Landhandel, sehr noch heute dieselben Straßen wie vor alters erhält den Glanz der von ihm berührten Städte, nicht wenn sie von den Ruinen verfallener Mächte umgeben sind. Große Karawanen führen die Waren an Landen durch die Wüsten und vereinigen oder bringen sie in bestimmten Städten, so in Babel, Bagdad, Aleppo, Damascus, Kabul u. s. China treibt durch die östl. Gobi mit Rußland seinen Handel. Indien sendet seine Waren über die von Hochländern nach Syrien, Armenien und Kleinasien oder über Vohara nach Orenburg und dem europ. Rußland. Der Landhandel ist größtenteils in den Händen der Araber und Armenier, auch in denen der Juden, Barmianen und Samariter. Der Seehandel wird nur sehr beschränkt von Arabern, Barmianen, Malaien, Bugi und Chinesen zu den nächstgelegenen Ländern, im großen aber von den Europäern, besonders den Engländern, betrieben. Zu den wichtigsten Seehäfen gehören Suvarna, Maeldi, Basra, Abuscher, Bombay, Madras, Kalkutta, Singapur, Batavia, Hongkong, Shanghai, Nagasaki und Yokohama in Japan. Diesen schließen sich die am Yangtsekiang gelegenen, erst seit neuerer Zeit dem europ. Handel erschlossenen Städte an, namentlich das bedeutende Hankow, während die von den Russen in Besitz genommene Mandschurei zwar viele gute Häfen, aber wegen geringer Bevölkerung wenig Handel hat.

Die politischen Zustände As. bieten scharfe Gegensätze dar. Während die wilden Völker keine Oberhäupter kennen und in vereinzelten Familien leben, während die Nomadenvölker unter ihren Stamm- und Hordenhäuptlingen noch patriarchalische Regierungsform bewahren, zum Teil aber gleichwie als Lehnstaaten mächtigen Reichen unterthan sind: finden sich die gesitteten Völker As. in Staaten mit monarchischen und despotischen Regierungsformen vereint. A. ist neben Ägypten der erste Schauplatz der Weltgeschichte; seine Kraft kränzte sich aus in die Nachbarcontinente (Phönizier am Ägäischen Meer und in Nordafrika, Perser in Ägypten und auf der Indus-Halbinsel). Zwar war die erste große europ. Invasion in A. seit Alexander d. Gr. die oberflächliche Hellenisierung Kleinasien und Syriens und vereinzelte griech. Kolonien bis zum Indus und Jarkartes im Norden, doch begann mit den Arabern und Sasaniden eine nachhaltige Rückführung orient. Weisens in Religion, Staatswesen und Sprache, wodurch die arab. Kultur auf die röm. Provinzen Vorderasien diesseit des Euphrat beschränkt, durch den aufstrebenden Islam aber auch hier allmählich bis zu den Rändern des Archipelagus zurückgedrängt wurde. Durch das Völkertum im Norden des Rariden Meeres trugen am Wendepunkt des Altertums asiat. Horden, die Hunnen ergossen sich über Europa; im spätern Mittelalter überfluteten die Mongolen, Chans und Timur Reiterhorden die von Arabern, während Araber Karavane in drei Hälften geteilt hatten und in den Kreuzzügen der zweiten europ. Invasion) das Blut der „Franken“ wiederholt, wenn auch schließlich ohne bleibenden polit. Resultat, asiat. Skizze trankte. Der Schicksal des oström. Reichs fand vor der Schwärze des osman. Schwerts, und noch gegenwärtig bezeugt der Takt einen durch die neuesten Ereignisse seit 1877 allerdings sehr verkleinerten Teil

Europas, in welchem überdies seine Herrschaft erschüttert ist. Doch mit dem Erstarken des modernen Staates in Europa, mit dem Erblühen seiner geistigen Kraft wurde nicht bloß das asiat. Außenstreben gehemmt, sondern auch der Abendland. Einfluss auf die ruhenden Massen des Orients immer entchiedener. Als ruhende Massen kann man mit Recht die großen Nationen As. bezeichnen; denn wenn auch Empörungen und Kriege in ihrer neuern Geschichte aufgezeichnet sind, so war doch das Resultat derselben für sie nie ein kulturgeschichtlicher Gewinn. Seitdem der Seeweg nach Ostindien europ. Schiffen geöffnet, pflanzten Portugiesen, Spanier, Holländer, Franzosen, Dänen und Engländer ihre Banner in den nördl. Ozeanländern des Indischen Ozeans auf. Die Engländer breiteten besonders schnell ihren Einfluss in Indien aus, brachten, außer mehreren einzelnen für Handel und Seeberrschaft äußerst vorteilhaft gelegenen Punkten, fast die ganze vorber. ind. Halbinsel in ihren Besitz und beschränkten allmählich die Kolonien der übrigen Europäer. Portugiesisch blieben nur Macao, Diu, Damao und Goa; spanisch die Philippinen; französisch Chandernagor, Pannaon, Pondichery, Karikal und Mahé; doch haben sich die Franzosen neuerdings in Cochinchina und Kambodja festgesetzt. Dagegen beherrschen die Niederländer als zweite Kolonialmacht fast ganz Australasien (Teile von Borneo, Sumatra, Java, Celebes, die Molukken und die Kleinen Sundas-Inseln). Während der Süden solcher Gestalt vom europ. Leben ergriffen worden war, erweiterte Rußland seine Macht über Sibirien, die Kasakusländer und die turan. Chanate, dort die Schlüssel zu China, hier die Pforten zu Persien beherrschend.

A. zeigt jetzt folgende polit. Gruppen: A. Westgruppe: 1) das Osmannische Reich; 2) Arabien (Mahabitenreich, Sultanat Oman) und seine Romaniden; 3) Persien, Afghanistan und Baluchistan; 4) die Chanate China und Vohara in Turan mit ihren Romaniden. B. Ostgruppe: 1) Japan und 2) China mit seinen Schutz- und Vasallenländern. C. Südgruppe: 1) in Vorderindien neben dem unmittelbaren brit. Besitz, dem großen Angloindischen Kaiserreiche, die mehr oder weniger abhängigen Staaten Nepaul, Bhutan, Hyderabad u. s. w.; 2) in Hinterindien, ebenfalls neben dem unmittelbaren Besitz der Engländer und Franzosen, die unabhängigen Staaten Birma, Siam, Annam und die Malaienstaaten der Halbinsel Malakka; 3) die erwähnten Besitzungen der andern europ. Völker. D. Nordgruppe: das asiat. Rußland.

Ältere Forschungen. Lange waren die Nachrichten des Herodot, Xenophon, Dionys von Halikarnass und Strabon die einzigen gemessen, die man von A. hatte, bis sich um Erweiterung der Kenntnisse vorzüglich Araber und dann auch Europäer, unter ihnen namentlich Marco Polo, verdient machten. Eine neue Epoche für die Erkundung As. begann mit Vasco de Gamas Umsegelung des Kap der Guten Hoffnung und der Landung an der Küste Malabar. Entdeckungen folgten auf Entdeckungen, und mit der Ausdehnung der polit. Macht der Europäer und der genauern Bekanntschaft mit den verschiedenen einheimischen Literaturen am Schluss des 18. und zu Anfang des 19. Jahrh. hielt die Erweiterung der Kenntnisse von A. gleichen Schritt. Da glänzen die Namen Osmelin, Bailas, Lütke, Wrangel, Hansteen, Erman und Castrin für Nordasien; Capell-Wrooke, Brechey

und Basil Hall für die Ostküsten; Hyacinth, Turner und Moorcroft für Tibet; Evermann und Regendorn für die Bucharei; Kämpfer, Siebold für Japan; Bieberstein, Graf Pototici, Bergmann, Rein-egg, Alaproth, Schaller, Bodenstedt, Barrot, Willbraham und d'Offon für den Kaukasus; Saint-Martin, Strumann, M. Wagner, Dubois de Montpereux und Engelhardt für Armenien; Malcolm, Pottinger, Morier, Kokebue, Korster, Elphinstone und Crawford für Persien, Afghanistan und die Türkei; Anderson, Burney, Richardson, Pemberton, Finlayson, Hamilton u. a. für Indien; Secken, Burckhardt u. a. für Arabien und Syrien; Laborde, Violet, Choiseul-Gouffier u. a. für Kleinasien; Tomba und Renouard für die Sundainseln; und für das Altaiisgum Lebedew, Meyer, Bunge, Hufschmann, Selmerisen und A. von Humboldt, welcher in Begleitung von Rose und Ehrenberg 1829 eine in vielfacher Beziehung lehrreiche Reise bis an Chinas Grenzen machte, deren Ergebnisse in den „Fragments de géologie et de climatologie asiatiques“ (2 Bde., Par. 1831), in Roses Beschreibung dieser Reise (2 Bde., Berl. 1837—42) und in Sumboldts „Centralasien“ (2 Bde., Berl. 1843—44) veröffentlicht sind. Unter den Männern, die sich um Erforschung einzelner Länder Verdienste erworben, sind hervorzuheben: Schrenk, Middendorf, Radde, Maksimowitsch, Maat, Atkinson, Semenov, Golubew, Sewerzow, Poltaraki, Osten-Saden, Palladius, Lopatin, Stollow, Maedel für das russ. Asien; Perry, Alcock, Willis, Blakiston, Adams, Troup, von Hübner, Duret für Japan; Bruguière für Korea; Davis, Gähle, Euc, Blakiston, Fortune, von Richthofen, Cardwell, A. David, Hollingworth, Cunningham, Bichemwasti, Matuljowski, Rahlow, Marthan, Schischmarew, Williamson, Duret für China; Low, Coth, Hannay, Leob, Richardson, Pemberton, Rembold, Bowring, Pule Allegoie, Moubot für Hinterindien; Windfor, Cliver, Müller, Horner, Tennant, Jungbuhn, Zoltinger, Belcher, Keppel, Beth, Bowring, Wallace, Wallis, Meyer, Beccari für den Ostindischen Archipel; Lambton, Everest, Waugh, Montgomery, Walter, Spyle, Malcolmson, Burnes, Wood, Johnson, Webb, Hügel, Hodgson, Thomson, Hoole, Oldham, Ordish, Lassen, Schlagintweit, Zebischeno, Struve, Abramow, von Kaulbars, Hayward, Shaw, die Funditen für Vorderindien und Hochasien; Moreethy für die Malediven, Wood für die Lakediven; Mouat für die Andamanen; die Mitglieder der österr. Kovara-Expedition für die Nilobaren; Burnes, Pottinger, Bamberg, Morier, Siebel, Masson und Rawlinson für das östl. Iran; Todd, Kempthorne, Whitelock, Routhelth, Sutherland, Chesnev, Ainsworth, Waramberg, Lemm, Chanilow, Brugich, Radde für das westl. Indien und Iran; Wellsted, Wallin, Salew, von Maltzan, Guarmani, Balgawe, Wehlein und Burton für Arabien; Robertson, Moore, Beke, Schubert, Aufseger, Lynch, Robinson, Smith, Churchill, Stanley, Raumer, Tobler, Betermann, Rey, Wehstein, Renan für Syrien und Palästina; Dubois de Montpereux, Sjögren, Koch, Brosset, Abich, Chodzko, Berger, Schiefner, Radde und Siemers für den Kaukasus; für Kleinasien Arundell, Brant, Hamilton, Lerier, Aufseger, Callier, Strickland, Graves und Brock, Marmont, Fellows, Cohen, die Offiziere des russischen und bei den neuern Expeditionen auch Offiziere des preuß. General-

kabes, Kiepert, Tschichatschew, Barth, Kotsch-Langlois, Perrot.

Neuere Forschungen. Die Ausbreitung russ. Macht in Centralasien, die vertragsmäßig Eroberung Chinas für europ. Reisende sowie allgemein gewordene Neigung für Reisen und geogr. Forschungen haben die Kenntnis von A. seit letziger Jahren des 19. Jahrh. ganz ungemessen gefördert. Eine Übersicht der wichtigsten Reisen nimmt am besten mit den Hochgebirgen im Centre des Welttheils. Auf seiner Reise zu den Kirgi am Hysht-Kul machte Peter von Semenov 11 den Anfang zur Erforschung des Thianschan (Hmelgebirge). Schon 1858 begann Golubew e Vermessung der Umgegend des Hysht-Kul, wahr Walschanow eine Handelskarawane über den Thianschan nach Kaschgar führte. Die ferner n nahmen am Hysht-Kul sowie in den Flussthälern Tschu und Kordjak leitete Benjulin, und 11 dehnte Prokoto dieselben über den Gebirgsee S-Kul bis zum Karyn aus. Im Sommer 1867 fol eine militärische Reconnoissierung unter Genl Poltaraki, an welcher Fr. von Osten-Saden 1 nahm. Derselbe gelangte südlich vom Tschatp 30. Juli auf den Südrand des Thianschan, das Quellgebiet des Kaschgarflusses. Im Octo desselben Jahres stieg der Naturforscher Sewerz von Kopal den Djongar. Alatau hinan, bereiste Alatau transilienisch und drang bis zu den H ebenen am obern Karyn vor. Noch 1867 unterna Kapitän Reinthal eine Reise nach Kaschgar und 1 taraki eine Reconnoissierung zum Aufstap des Thianschan. Endlich führte 1869—72 Ba Kaulbars zahlreiche Aufnahmen im Thianschan. Den Hysht-Kul umkreiste A. Regel 1877 vollstän

Das Bauwirthschafts beobachtete zuerst Sagw auf seiner Reise von Indien nach Kaschgar, das 5. März 1869 erreichte. Auf seiner Reise von nach Pamir wurde er im August 1870 ermordet. Unter den neuern Reisenden in Pamir sind Senow 1877—78, Korostomew 1877 und Wuschke 1877 zu erwähnen. Von besonderer Bedeutung wurden A. Zebischeno Reise 1871 durch Kholo ferner Straves Positionsbestimmungen daselbst die vom Generalmajor Abramow 1870 ausgef. Expedition nach den Quellen des Serafschan. Schino versuchte 1873 von Indien über den Dar pas im Hindu-Kusch nach Wadan zu gehen, m aber umkehren; Schugler durchkreiste Kholand 1874 besuchte 1873 mit Biddulph Osturkistan schloß zu Kaschgar einen Vertrag mit Jahub Et Biddulph und andere durchzogen auf der Rück die kleine Pamir. Zu derselben Zeit wie Sagw besuchte der ind. Zeehändler Shaw Osturkistan und infolge davon ging 1870 eine kommerzielle Expedition unter Forsyth von Indien dorthin. Großen Erfolg hatten die Reisen einiger Pund oder gekelter Indier in Tibet. Einem dersel Rain Sing, gelang es 10. Jan. 1866 L'hlassa zu reichen. Im Juli 1867 trat derselbe eine neue H an, die ihn vom Gangeshale über die Himala kette in die Nähe von Gartol führte, wo er Hauptquellarm des Indus, den Singi-tschu, deckte; auf einer dritten Reise ging er 1871 Kabal aus über Rudol nach dem Zengri-Nor. anderer Pundit führte 1868 eine Routenaufnal von 1000 km Länge hinter dem Coerek, dem h sten Berge der Erde, auf tibetan. Boden aus. ein dritter ging von Spit durch Ladak nach I



This is a detailed historical map of East Asia, Southeast Asia, and Oceania. The map is oriented with North at the top. It shows the Korean Peninsula, Japan, and the Chinese mainland. To the south, it depicts the Philippines, the Indonesian archipelago, and parts of Australia and New Guinea. The map is heavily labeled with place names in German, with some English names also visible. A coordinate grid is overlaid on the map, with latitude and longitude lines marked. The map uses various colors to distinguish different regions and countries, such as yellow for China, pink for Japan, and orange for the Philippines. The map is titled 'Ost Asien' at the top center.

schweissl. Tibet. Im östl. Tibet setzte Abbe Déodat bis 1870 seine Forschungen fort. Aber das westl. Tibet und Kaschmir hat der Orientalist Leitner in Lahore (sowie der Geolog Fr. Drew (1862–72)) nicht Resultate gesammelt. Ladau wurde durch Semers botan. Touren 1868 und des Missionars A. E. Hyde Reise (1860–70) genauer bekannt. Im Jh. 1868 ging der Perser Mirja Subja von Kabul über den Hindu-Kusch nach Badachshan und kam über die Kleine Pamir, wo er einen zweiten Casse des Orus fand, nach Kaschgar, kam im Jh. 1869 aber den Karakorumpaß nach Loh zurück, wurde aber 1872 auf einer Reise durch Khabachan nach Herat ermordet. Ferner besuchten Badachshan 1870 der Sappeur Havildar und der Indier H. B. Sch. Ibrahim Khan, der Bachan und die Kleine Pamir erforschte, war von Forsyth ausgeleitet, welcher 1870 von Loh nach Jarfend reiste. Mit letztem machte Shaw 1872 eine zweite Reise nach Jarfend und Kaschgar.

Im russ. Turkestan haben die militärischen Aufnahmen, gestützt auf Struvs Positionsbestimmungen von 1865 und 1866, spezielle und genaue Karten zu entwerfen erlaubt. Daneben sind besonders bemerkenswerth Semerss vielseitige naturhistor. Arbeiten, Radlofs ethnographische, Hamziks archäologische, Raschscherss statist. Untersuchungen sowie die Einrichtung meteorolog. Beobachtungsstationen. Bei Gelegenheit des Feldzugs der Russen gegen China 1873 geschah für eine nähere Kenntnis der durchgezogenen Gebiete Bedeutendes durch A. E. Ruß in Begleitung des Zoologen Bogdanow und des Botanikers S. J. Krause; durch Skobelev (im Ust-Urt und in der Turmaniensteppe), durch Kasabars (Amudelta und altes Orusbett), Stebnitzky und Siemers; ferner durch Baler und Köhne-Gill in dem Gebiete zwischen Seitan und dem Kaspiischen Meere, Goldschmidt, Pollard, Blanford und Bellow in den Grenzgebieten Persiens und Baluchistans. Für das russ. Turkestan sind noch wichtig die Reisen Ufalows (1877). In den noch unabhängigen Theilen von Turkestan, wie Bokhara, China, Turmaniensteppe, war S. Bambergs Reise 1863 die bedeutendste unter den neuern. Die Ostseite des Kaspiischen Meers und ein Teil des Turmanienlandes wurden 1870 von Radde und Siemers (sowie durch den Geologen Roschul und durch russ. Geodäten naturhistorisch untersucht und geodätisch aufgenommen; meteorolog. Stationen wurden eingerichtet. Die sog. Samara-Expedition zur Bestimmung der projectierten centralasiat. Eisenbahn durchzog 1879 das russ. wie das unabhängige Turkestan.

Über Persien hat Bambergs Bereisung 1862 manches Neue geliefert, ebenso die Reisen des Geologen Lieve 1873–75, des Kapitäns Rapier 1874, des Obersten Mac Gregors 1875. In den Kaufasuländern und Hocharmenien sind namentlich Radde und Siemers' geogr. naturhistor. Forschungen seit 1864, die vieljährigen geol. Arbeiten Abichs und die mit Befestigung der höchsten Gipfel verbundenen Reisen der Engländer Freshfield, Moore und Luder 1868, der Geologe C. Favre 1871, neben den Kartenarbeiten des Generalstabes zu nennen. Die Kenntnis von Palästina wurde gefördert durch die systematischen Aufnahmen und Ausgrabungen des Palestine Exploration Fund seit 1865 unter Wilson, Anderson, Warren, C. F. Palmer und Tyrwhitt Drake, welche 1872–74 ganz Palästina topographisch aufgenommen haben, wie auch durch die Ex-

pedition des Duc de Luynes 1864–66, welche durch Bignes und Vartels Teilnahme für Kartographie und Geologie wichtig geworden sind; endlich seit 1873 durch die amerik. Palestine Exploration Society, bei der Landesaufnahme mit beteiligt, deren Arbeiten Lieutenant Steever leitet. Galiläa und Samaria erforschten 1870 die Franzosen L. Guérin und die Kapitäne Rieulet und Verrier. Für andere Gegenden Palästinas und Syriens sind Garosaglio, Rigoni, H. Riepert, Tyrwhitt Drake, Günsburg, Tristram, A. Burton, Sepp, Bruck, Jago (1874) u. a. zu nennen; von Scherzers »Smyrna« (Wien 1873; 2. Aufl., 1880) und von Säbenhorsts »Syrien und seine Bedeutung für den Weltverkehr« sind wertvolle Beiträge für die Kenntnis des westlichen A. Ganz besonders wichtig aber sind die vom Ingenieur Cernil geleiteten Vorarbeiten zu den Eisenbahnen in Kleinasien, Syrien und Mesopotamien, welche seit 1872 die Bodenbildung zwischen Konstantinopel und Armenien, Alexandrette und Aleppo und im Thale des Tigris aufgeschlossen haben. B. Schröder bereiste 1870 und 1873 Capern. Ferner sind zu nennen die Arbeiten von Holland 1867, Wilson und Palmer 1868 und 1869, welche zum erstenmal ein befriedigendes Kartenbild von der Halbinsel des Sinai ermöglicht haben. Burton bereiste 1877 und 1878 das alte Midian. Die Kenntnis der metallischen und archäol. Schätze Kleasiens wurde 1870 durch Palgrave und die preuss. Expedition nach Troja u. s. w., durch Wood in Ephesus gefördert. Arabien, das durch Palgrades Reise 1862 und 1863 in manchen Theilen neu erschlossen worden war, wurde 1870 durch Brenner, Runzinger, von Ralsan und J. Halcy weiter erforscht, und namentlich durch letztern Jemen archäologisch untersucht. Das letztere wurde 1873 von Millingen, 1877 von Mamoni besucht.

Für China trat eine neue Periode der geogr. Forschung ein durch die Erschließung des Reichs für Fremde im Vertrage von Tientsin (Juni 1858). Zunächst sind zu nennen die Aufnahmen des Belbo 1858 durch Osborn und Bloir; des Yang-tse-kiang bis Hankow 1858 durch Ward und des Ping-shan 1861 durch Sarel und Blakiston, 1869 durch Michie; des Siliang und Kuangtungflusses 1869 durch engl. Marineoffiziere. Den Unterlauf des Hoang-ho erforschte 1868 Glas, der 1875 die Provinz Yunnan bereiste. Pampelly nahm zuerst umfassende geol. Untersuchungen in China vor, welche in gründlicherer und vollständigerer Weise 1868–72 von J. von Richtofen fortgesetzt wurden. Die Reisen des Abbe A. David 1862–74 waren wegen der reichen zoolog. Ausbeute von Wichtigkeit. Ferner bereisten China Michie 1861, Bidmore 1866, die Missionare Digby und John 1868, Alabaster 1868, Crenshaw 1868, Marshall 1869, Kocherquart mit Prof. Verffier 1869, Dupuis 1868–70 und besonders Solnowsky 1875. China nebst seinen Nebenländern bereiste Brichewalki 1870–73; Martigny sog 1875 quer durch Kweichow und Yunnan.

Die Mongolei wurde mehrfach von Russen bereist. Helmerßen besuchte 1863 den Rossogolsee, 1864 Schischmarew die Quellen des Onon, 1864 derselbe die Zeltung Ulsaiutai in der westl. Mongolei. Die Kaiserlich Russische Geographische Gesellschaft schickte 1870 eine Expedition unter Pawlinow in dieselbe westl. Teil der Mongolei, 1871 eine andere unter Brichewalki nach der südl. Mongolei, welche 1872 den Kulu-Nor besuchte, endlich 1876 eine dritte unter

Botanik nach der nordwestl. Mongolei. Den Lob-
Nor erreichte Brischewski 1877. Für die Randschu-
rei waren, außer der Besatzung des Sungaristroms
in den J. 1864, 1866 und 1868 durch die Russen,
die Reisen des Missionärs A. Williamson seit 1864
von Bedeutung, sowie 1870–71 die russ. Expedi-
tion unter dem Archimandrit Palladius. Im J.
1872 bereiste Parabatsch die Mongolei, und russ.
Dampferbesuchenden Sengari. Den Handelsweg an
der Mündung der Mongolei untersuchte 1870 der Kauf-
mann Jossem, den oberr. Jenissei 1871 Putilow und
Ratuschowski. Die wesentlich neuen Resultate in
Betreff dieser Gegend enthält das Werk von Wen-
jufow: „Die russ. asiat. Grenzlande“ (deutsch von
Strahmer, Tpz. 1874). Den wertvollsten Beitrag
zur Kenntnis der Gobi gab 1872 Rey Elias. Um
die Kenntnis des Gebiets von Kuldscha an der
chines.-russ. Grenze ist Regel (seit 1877) verdient.

Das Streben der Engländer, einen Landweg
für den Handel zwischen Indien und China aufzu-
finden, hat zu mehreren Forschungsreisen an den
Südwestgrenzen Chinas und auf der hinterind. Halb-
insel Veranlassung gegeben, unter denen hervorzu-
heben sind die von Williams und Suard 1867, von
Sladen 1868 und Cooper 1868 und 1870. Das
bedeutendste Unternehmen in diesen Teilen von A.
war die franz. Expedition zur Erforschung des
Nelhomg, welche unter de Lagrée und nach dessen
Tode (12. März 1868) unter Garnier 1866–68
von Cochinchina den Nelhomg aufwärts bis nahe
an die chines. Grenze verfolgte, dann durch Yunnan
zum Yang-tsekiang ging und diesen hinab 1872
zurückkehrte. Garnier wurde 21. Dez. 1873 bei
Untersuchung des Longkingflusses ermordet. Eine
engl. Expedition unter Horace Brown fuhr den
Bramadi hinauf, wurde aber am 21. Febr. 1875
an der chines. Grenze zum Rückzuge gezwungen. Har-
mand besuchte 1875 Kambodscha, 1876–77 die
Laosländer.

Für den Indischen Archipel find neben den fortge-
setzten Arbeiten der Holländer als wahrhaft epoche-
machend die naturhist. Forschungen von Wallace
zu erwähnen, während der ital. Botaniker Beccari
1865–68 das Gebiet des Madja von Sarawak auf
Borneo bereiste und der amerik. Geolog Bidmore
1865 vor seiner Reise durch China die Molukken,
Buru und Sumatra besuchte. Gelebes erforschten
1870 Niebel und Meyer, die Philippinen Wallis.
Formosa wurde seit 1866 in seinen Küstenstrichen
untersucht von Collingwood, Guérin und Bernard,
Kopich, Schetelig, Brooker, Hughes, J. Thomson,
Maxwell, Campbell, Kraus, Corner und Steere.

Die Kenntnis von Japan nahm zu durch die
Reisen von Lawrence, Mac Clatdie, Enkle, Troup
und durch die Studien der in den Handelsbüfen sich
aufhaltenden zahlreichen Europäer. Von geogr. Be-
deutung waren außerdem die engl. Vermessungen
an den Küsten, besonders in dem japan. Mittel-
meere, und die Aufnahme des Flusses von Naka
aufwärts bis Miako oder Kioto im März 1868
unter Kapitän Du Petit Thouars. Der Engländer
Adams durchkreuzte 1869 und 1870 Nippon, das auch
Troup 1870 und von Hübner 1871 im Innern be-
suchten. Besonders wichtig sind die Forschungen
Reins (1873–75), der Nippon viermal von Ost nach
West durchzog, ferner die Reisen Boeifows 1876.
Matillon wählte die Insel Jesso zum Ziel seiner
Forschung, die auch von einer amerik. Expedition
unter General S. Capron u. s. w. durchreist wurde

und deren Küsten 1871 unter Saint-John auf-
genommen wurden.

Einen Beitrag zur Geographie der noch immer
verschlossenen Halbinsel Korea brachte der franz.
Kriegeszug unter Admiral Roze im Sept. 1866 da
die Ausnahme des Flusses Han-liang und 1
Küstenstreifen und Inseln bei seiner Rück-
kunft Oppert kam 1866–69 dreimal nach Kor-
Auf der Insel Sachalin vervollständigten 1868
patin, 1869 General Stollow, 1866–70 Brom-
witsch durch ausgedehnte Reisen an den Küsten u.
im Innern die Schmidt'schen Forschungen von 184

In dem gegenüberliegenden russ. Gebiete süd-
dem Japanischen Meere und dem Ussuri war Brisch-
ewski 1867–68 mit naturhist. und ethnograph.
Studien beschäftigt. Das Ussuri-Gebiet wurde
1868–70 eine Expedition unter Baron Raib-
An den Ufern des unteren Jenissei waren 1866 Is-
patin und Schmidt thätig. Das Wilgu-Gebiet wurde
1870 Pawlowitsch naturhistorisch. Das Ge-
biet des Witim wurde 1865 von Lopatin und 18
von Nikit Krapotkin bereist, dessen Begleiter F-
latow 1867 die Ussuri-Gebiete des Baikal durchkreuzte.
Im Gouvernement Irkutsk sind die Forschungen
Buzilos, Tschelonomskis (1869), Tschowitsch, Ho-
lewitsch und Orlovsk zu nennen, während in We-
sibirien B. von Gotsch Reise 1868 neue Aufschlüsse
über den Altai gebracht und die 1869 abgeschlos-
senen Arbeiten der Russisch-Chinesischen Grenzkom-
mission unter Baskow die Grundlage zu einer so-
ziellen Kenntnis des Grenzstreifens vom Saisani
bis zur Grenze des Gouvernements Jenissei ge-
legt haben. Die Gegend des Schwarzen Irtsch
und weiter erforschten 1872 Morozow, 1872 A-
tuschowski und Miroschitschankin. Tschelonomskis
führte 1873 eine große und wichtige Unter-
suchung des Gebiets der Untern Tunguska und setzte dieselbe
1874 und 1875 fort. Tschelonomskis gelangte 1875
zum Dlenel. Von großem Werte sind namentlich
Scharnhorsts und Kulbs 1873 begonnene
Längensbestimmungen durch ganz Sibirien. Zu
Bedeutendste aber für die Erforschung Nord Sibiriens
leistete Nordenfalk, der 15. Aug. 1875 die Re-
dung des Jenissei auf dem Seewege erreichte u.
1875–79 die ganze Nordküste A.s besuchte.

Zu den wichtigsten Quellen der Kenntnis A.s
hören, außer den selbständigen Werken der ge-
nannten Forscher, die zahlreichen polit. und literarischen
Jourmale, die „Calcutta Review“, das „Journal of
the Eastern Archipelago“, das „Chinese Repor-
tary“, die niederländ.-ind. Zeitschriften u. a., das
die Jourmale und Zeitschriften der Asiatischen Ge-
sellschaften (i. d.), welche ihre Zweige bis nach
Shanghai ausgebreitet haben, und die Memoiren
der russ. Geographischen Gesellschaft mit ihren
Zweigvereinen in Tiflis und Irkutsk. In A.
Nitters „Erkundung von A.“ (17 Tle., Berl. 186
—59) befindet die Literatur eine großartige, meiste
hafte Verarbeitung des gesammelten, zur Zeit der A-
fassung dieses Werks vorhandenen geogr. Material
über A. Dagegen fehlt es noch an einer umfassen-
den Geschichte der Völker A.s in religiöser, literar.
scher, staatlicher und bürgerlicher Beziehung.

Asien, kleiner Küstenfluß im Südosten d.
Insel Sicilien, jetzt Fiume di Roto oder Fal-
conare (in der Provinz Siracusa), bei Roto mün-
dend, berühmt durch die vernichtende Niederlage
welche hier 413 v. Chr. das athen. Heer unter Alibi-
durch die Syrakusaner unter Gylippus erlitt. Zu

wang an diesen Sieg wird noch jetzt in Si-
sichtlich das Volkfest Asinaria gefeiert.
und, Romet, s. Pollio.

Asir, Asir, eine von thatsächlich fast
einigen Stämmen bewohnte Gebirgsland-
Schraube, zwischen Hidschak im N., Yemen
im S. ist erst durch die Kämpfe,
die wegen der Teilnahme an dem Wahan-
gen gegen Nebemeh-Ali von Agypten ver-
such, einigermaßen bekannt geworden und
das gleichnamige türk. Sandschal im
N. Das etwa 8800 qkm große Land
ist mit Quellen, Flüssen und andern Be-
wegen versehen, voll fruchtbarer Thäler, bar-
barischer Wälder, Scharen mit reichen
Fellen, Weinplantagen, Mandel- und
Äpfeln. Die Bewohner, fanatische Wahan-
gen zu den kräftigsten in Arabien. Ihre
Zahl ist 2000 geschätzt, die aber zur Zeit
Kämpfe, wo das Gebirgsland ein
Angriffspunkt war, bis auf 400.000 an-
wuchs.

Asadiz, Hauptort des Landes, mit
höchstermächten Beduinpalästen, ist von
Kriegstruppen umgeben, an dessen Westab-
hang die Ruinen von Beda liegen.

Asisi (Asisium), Stadt und Bi-
schof. Provinz Perugia (Compartimen-
to), 22 km südlich von Perugia an
der Via Perugia nach Rom, am südli. Ab-
hänge Subasio über dem Tiberzuströme
steht und malerisch gelegen, zählt (1880) als
15.963 E. Die Stadt ist Geburtsort des
heiligen Prosper, vorzüglich aber berühmt als
des Franciscus, der hier 1209 das erste
Mönchsstiftete, welches seitdem unter
dem Convenio sacro den ersten Rang unter
den Franziskanern einnahm. Seit lan-
ge Zeit es sich im Besitz der Minoriten
erhielt. Die im got. Stile unter
den deutschen Baumeistern, Jacobus, aus-
geführt (1228 begonnen, 1253 einge-
weicht) der sehenswertheiten in Italien, ruht
auf Substruktionen, ist dreifach über-
baut; in der Krypta befindet sich der
heilige S. Treffliche Gemälde, zumal
an der unteren von Cimabue und Giotto,
die Kirche und Kreuzgänge des Klosters.
Neben reich geschmückte Kuppelkirche Sta.
Margherita (3 km von der Stadt, dicht am
Tiber) ein Werk Bignolas von 1569; in
der Stadt ein Fresco von J. Over-
beck Kapelle Porziuncula in der Mitte
trägt ihren Namen von dem kleinen
Ort heil. Franciscus seinen Anhängern.

Im J. 1832 stürzte ein bedeutender
Erdbeben bei einem Erdbeben ein,
das ursprüngliche Form wiederherge-
stellt von Wallfahrern finden sich hier zu
sehen ein, wo gleichzeitig große Reste
von Altartümern finden sich zu A.
heilige Portikus eines Minervatem-
pels eines Aquadukt und der etruski-
schen.

Asinius, s. Franz von Asisi.

Asir, Aschelon, arab. Aslan), in
der südl. Küstengegend der Philistiner,
am Rande des Mittelmeers gelegen,
in dem, El, Rüsten, Granaten reichen
im Alten Testament häufig genannt.

Jonathan der Makkabäer eroberte die Stadt zwei-
mal, Herodes verschönerte dieselbe durch Bäder,
Paläste und Brunnen. A. war der Hauptsitz des
Kultus der Derteto, der Aphrodite Urania der
Sorer und Palästinenfer, welche hier einen Tempel
und einen Leich mit geweihten Fischen besaß. Die
Asaloniten bewiesen sich von jeher gegen die Juden
feindselig und übertrugen ihren Haß auch auf die
Christen, welche hier vom 4. bis 6. Jahrh. einen
Bischofsitz hatten. Unter dem Kalifen Omar wurde
A., eine der festesten Städte Palästinas, von den
Moslems erobert (638) und blieb in deren Händen,
bis sie 1153 von Balduin III., König von
Jerusalem, eingenommen ward. Schon vorher,
12. Aug. 1099, gewannen bei A. die Kreuzfahrer
unter Gottfried von Bouillon einen entscheidenden
Sieg über das weit überlegene Heer des Sultans
von Agypten. Nach der Schlacht bei Hittin 1187
nahmen die Sarazenen A. wieder. Die Stadt kam
1191 in die Gewalt von Richard Löwenherz und
wurde 1192 zufolge einer Friedensbedingung von
Christen und Muselmanen gemeinschaftlich zerstört;
1240—47 fand A. nochmals unter christlicher Herr-
schaft. Jetzt ist der Ort unbewohnt und nur wegen
der Ruinen von Tempeln, Theater und Kloster be-
sucht. Die Ruinen wurden 1866 von Baurat Schid
in Jerusalem ausgenommen. Von A. haben die
früher in der Umgebung häufig angepflanzten Scha-
lotten (Ascalonitae, Echalottes) ihren Namen.

Asanien, auch Ascharien oder Aschanien,
eine ehemalige deutsche Grafschaft und eine der äl-
testen Besitzungen der Anhaltiner, vielleicht deren
Stammland. Die Grafschaft führte ihren Namen
von der Burg A., welche nach der Sage schon im
6. Jahrh. zur Zeit der Sachsen gegründet sein soll
und im Westen der Stadt Aschersleben lag. Die
Burg wurde nebst Aschersleben 1140 unter Albrecht
dem Bären durch Anhänger des Westensgelechts
zerstört, vom Grafen Otto dem Reichen von Ballen-
stedt gegen Ende des 12. Jahrh. neu erbaut. Hein-
rich I., Enkel Albrechts des Bären, nannte sich Fürst
von Anhalt und Graf von Ascharien. Bei der um 1252
erfolgten Teilung der anhalt. Besitzungen erhielt
Heinrich II. Aschersleben, Wernrode und Gernrode
und führte den Titel »Fürst von Anhalt und Graf
von Ascharien« fort, ebenso sein Sohn und Enkel
Otto I. und Otto II. Sein Haus erlosch 1315. Die
Grafschaft kam hierauf mit der Landeshoheit über
die Stadt Aschersleben an das Bistum Halberstadt,
welches dieselbe auch trotz Fehden und wiederholter
Reichstagsbeschlüsse zu Gunsten der anhalt. Grafen
nicht wieder herausgab. Der Fürst von Anhalt-
Bernburg aber nahm zugleich den Titel eines »Gra-
fen von A.« an und vermehrte wegen seiner An-
sprüche auf die Grafschaft A. die Embleme des an-
halt. Wappens durch den Bären, wozu später noch
das zwölfmal geschnittene Feld hinzulam, das auch
die Stadt Aschersleben im Wappen führt. Die
Burg A., die bereits der letzte Graf von A. dem
Kloster Michaelstein vermachte hatte, verlor,
nachdem die Stadt Aschersleben sich 1322 mit Grä-
ben, Mauern und Thürmen umgeben hatte, ihren
Wert als Bollwerk, geriet deshalb unter der Herr-
schaft der Bischöfe von Halberstadt in Verfall und
wurde endlich 1444 an die Stadt Aschersleben ver-
kauft. Letztere ließ die Burg ganz abbrechen und
einen Teil des von ihr eingenommenen Raums von
der Stadtmauer umschließen. Mit der Säkulari-
sation des Bistums nach dem Westfälischen Frieden

lam A. an Brandenburg, ohne daß das Haus Anhalt eine Entschädigung dafür erlangen konnte.

Askariden (Spulwürmer), s. Ascariden.

Asket (Joh. Christoph), schwed. Journalist, geb. 13. Febr. 1787, studierte zu Lund, wo er 1805 Doktor der Philosophie wurde, und erhielt hierauf zu Stockholm eine Anstellung in der königl. Kanzlei. Seine publizistische Laufbahn eröffnete er mit der Herausgabe des Wochenblattes »Polysem« (1809—12), welches besonders gegen die schwed. Akademie und den klassischen, d. h. franz. Geschmack gerichtet war. In einer Civilanstellung folgte er, 1813—14, dem Hauptquartier des Kronprinzen. Nach Beendigung des Kriegs besorgte er, unter Leitung des Präsidenten von Billberg, die Liquidation in den Länern, in welchen das schwed. Heer sich aufgehalten hatte, und später, seit 1819, ward ihm die Regulierung der pommerschen Donationen übertragen. In derselben Zeit gab er das Journal »Lifvet och Döden« (1815—16) und mit dem Grafen von Schwerin und dem Generaldirektor Livijn die staatswissenschaftliche Zeitschrift »Läsning till nödbredande af medborgerliga Kunskaper« (1816—17) heraus. Im J. 1829 trat A. mit dem Wochenblatt »Den objudade Gästen« auf, welches von 1830 unter dem Titel »Svenska Minerva« bis zu seinem Tode fortgesetzt wurde. Dasselbe hatte zur Aufgabe, die von dem »Aftonbladet« vertretene liberale Bewegung zu bekämpfen. Seit 1840, wo ein liberales Ministerium zur Regierung gelangte, trat er auf die Seite der Opposition. A. starb 12. Juli 1848. Witz, Ironie, polemische Schärfe und ein forreter Stil sind die charakteristischen Eigenschaften seiner Schriften.

Askenas wird in der bibl. Völkertafel (1 Mos. 10, 3) als ein armenisches oder den Armeniern benachbartes Volk aufgeführt, in dessen Namen man schon die Kossmeller Homers, stgische Romaden im kimmerischen Norden, wiederfinden wollte. Die Deutung der neuern Juden, A. sei Deutschland, entbehrt jedes geschichtlichen Grundes.

Aske und **Asketen**, s. Ascese und Asketen.

Asklepiaden hießen die Mitglieder der Familien, welche den Asklepios oder Askulap (s. d.) als ihren Stammvater betrachteten und in Heiligtümern des Gottes als seine Priester den Dienst desselben und die damit verbundene Behandlung der in jenen Heilung suchenden Kranken erblich ausübten. Diese Behandlung bestand zwar zunächst in religiösen und abergläubischen Gebräuchen, wie der Intubation (dem Schlafen im Heiligtum), wodurch die Kranken von dem Gotte selbst im Traume die Heilmittel erfahren sollten, daneben aber, indem ja auch die Auslegung der Träume der Kranken den Priestern zumal, in zugleich ärztlichen oder auch in rein ärztlichen Mitteln, und so pflanzten sich in diesen Familien gleichzeitig immer mehr sich erweiternde ärztliche Kenntnisse fort, zumal da die Sitte verbreitet war, daß die Geneigten Tafeln, auf denen ihre Krankheit und die Art der Heilung derselben verzeichnet war, zurüdließen. Auch im Heiligtum des Askulap auf der Tibereinsele zu Rom war dies der Fall. Die berühmtesten A. waren die von Kos, Knidos, Epidauros und Triffo. Zu erstem gehörte Hippokratēs (s. d.). Die A. selbst ließen früh schon auch andere an ihrem Wissen teilnehmen, die sich zu ihnen wendeten, so jedoch, daß sie dieselben eidlich verpflichteten, die Kunst nur den dazu Berechtigten und unter den herkömmlichen Bedingungen

zu lehren und nicht zu mißbrauchen. Unter dem Schriten, die unter dem Namen des Hippokratēs überliefert sind, findet sich ein solcher Eid, der unter dem Titel Jusjurandum Hippocratis bekannt ist. Mit der Zeit wurde der Name A. immer allgemeiner und auch für Ärzte überhaupt gebraucht.

Asklepiades (grch. Asklepiades), aus Samos, Sohn des Sikelos, daher oft Sikelidas genannt, grch. Dichter, dessen Namen 39 meist erotische Epigramme in der »Anthologie« tragen, die aber zum Teil andern gleichnamigen Dichtern angehören mögen, wor Freund und älterer Zeitgenosse des Theokrit. Die unter seinem Namen erhaltenen Gedichte sind außer in den Ausgaben der »Anthologie« herausgegeben und überseht von Hartung in »Die grch. Elegiker« (Vb. 2). Nach einem Dichter dieses Namens sind die Asklepiadeischen Verse genannt, die, mit einem Spondeus beginnend und logadisch (s. d.) schließend, im übrigen choriambisch sind:

Maecenas atavis edito regibus oder
Nullam, Vare, sacra vite prius severis arborom.
Jenen nennt man den kleinern, diesen den größern Asklepiadeischen Vers. Horaz braucht beide Verse allein oder er verbindet sie zuweilen auch mit andern Versen zu einer Strophe, nämlich mit dem Pherekrateischen — — — — — und dem Glykoneischen — — — — — Verse. Die eine Asklepiadeische Strophe besteht aus zwei kleinen Asklepiadeischen Versen, einem Pherekrateischen und einem Glykoneischen Verse.

Asklepiades (grch. Asklepiades), der berühmteste unter den vielen Ärzten dieses Namens im Altertum, geb. zu Prusa in Bithynien, bildete sich anfänglich zum Redner, wandte sich dann aber mediz. Studien zu und übte in mehreren griech. Städten, später in Rom die Heilkunde mit großem Erfolg. König Mithridates suchte ihn vergeblich durch glänzende Anerbietungen an seinen Hof zu ziehen. In der Geschichte der alten Medizin ist er als der eigentliche Stifter der methodischen Schule zu betrachten. Als allgemein notwendige Eigenschaften einer jeden Kur verlangte er Geschwindigkeit, Sicherheit und Annehmlichkeit. Den Gebrauch angreifender Arzneien verwarf er, vielmehr suchte er durch diät. Mittel, Veränderung der Lebensweise u. dgl. zu wirken. Seine Pathologie war auf das atomist. System begründet. Von seinen Schriften sind nur Fragmente übrig, welche Gumpert (Weim. 1794) gesammelt hat. Vgl. Ragnaud, »Des Asclepiades medico ac philosopho« (Par. 1862). Ein kleines Gedicht: »Υγιεινά παραγγέλματα« (»Gesundheitsregeln«, herausg. von Welz, Würzb. 1841), das unter seinem Namen auf uns gekommen, gehört wahrscheinlich in das 7. Jahrh. n. Chr.

Asklepios, der griech. Name für Askulap (s. d.).

Askulap, bei den Griechen Asklepios, erscheint bei Homer als trefflicher Arzt sterblichen Geschlechts, dagegen in den homerischen Hymnen als Gott der Heilkunde. A., der anfangs vielleicht von einer einzelnen Völkerschaft verehrt worden, fand in den Sagen anderer Stämme zunächst gegenüber dem großen heilverleihenden Gott Apollo zum Heros, ja zum Sterblichen herab, wurde aber dann als Apollons Sohn aufgefaßt und schließlich allgemein zu göttlichen Ehren erhoben. Die Sagen nennen ihn so einen Sohn des Apollo und der

Amm, der Tochter des thessal. Fürsten Phlegas, an dem des Prometheus und der Arinoe, Tochter des Prometheus u. Hesione. A. vermochte nicht nur die Verurtheilten des Lebens zu retten, sondern rief sie auch ins Leben zurück. Zeus aber, durch Japet's Klagen bewogen, erschlug mit einem Wurf den Beschützer der Menschen, die ihm fortan aus Dankbarkeit göttliche Ehre erwiesen. Insbesondere auch A. zu Epidauros an der Küste von Argolis, dem Stammorte des Gottes, nach der dort herrschend Sage, verehrt, wo ihm ein Tempel nebst einem Heiligtum (Asclepeion oder Asclepeion genannt) geweiht war, in welchem wie in den Heiligtümern des Asklepios (den Asklepeion, Asklepeion) die Priester die zu ihnen eilenden Kranken zur Anwendung religiöser und abergläubischer Mittel, welche die Kranken vornehmen und denen sie sich unterwerfen mußten (Opfer, Infusum u. dgl.), aber auch mit epischen Mitteln behandelten. Andere Hauptstige waren Kreta, Kos und Pergamon, auch Athen. In der Zeit verbreitete sich der Aselapfdiener über ganz Griechenland und Kleinasien und kam endlich auch nach Rom, wohin A. 291 v. Chr. während der Zeit in Schicht einer Schlange aus Epidauros gebracht wurde. A. hatte nach Homer zwei Söhne, Hygieia und Podaleirios, welche die Ärzte des griech. Heils vor Troja waren und von denen nach späteren die Aselapiaden (s. d.) stammten. Als Söhne des Gottes werden angeführt: Hygieia, Podaleirios und Asclepiades, von denen erstere als Hüter der Gesundheit verehrt ward. Seine Tempel wurden gewöhnlich außerhalb der Städte in gehobener Lage, in heiligen Hainen, in der Nähe von Quellen und Heilswässern und auf Anhöhen. An den Hauptorten seiner Verehrung wurden ihm zu Ehren auch Feste gefeiert, unter denen das berühmteste zu Epidauros alle vier Jahre stattfand. Seine Söhne zu Epidauros, welche aus Elfenbein und Gold waren, hatte Phrygones verfertigt. A. saß auf einem Throne mit dem Stabe in der einen Hand; die andere Hand war über den Kopf einer Schlange vorgestreckt, wie denn die Schlange überhaupt dasjenige beständige Symbol erscheint, und in deren Fäßen beinahe sich, als Symbol der Schwärze, ein Hund. Die ausgezeichnetsten Künstler, wie Kalamis, Kallamenes, Stopas, Phidias und andere, verfertigten seine Statuen. Er war sowohl bärtig als unbärtig gebildet. Mit ihm ist aber übermies ein Idealtypus, in dem er im Wesentlichen, nur weniger erhoben und milder als vorher, dargestellt wurde. Die meisten vorhandenen Statuen zeigen ihn stehend. Der Oberkörper ist nackt; den Unterleib bedeckt ein von den Schenkeln herabhängender, faltenreicher Mantel; der Gesichtsausdruck ist voll Ruhe und Klugheit. Gewöhnlich trägt er um sein Haupt eine Krone, die meist wulstförmig gewunden ist, und hält einen großen roten Stab, um den sich eine Schlange ringelt.

Aselapfchlange, s. unter Nattern.

Aselapf, ein von einer Schlange umwundener Stab, das Symbol der ärztlichen Kunst.

Aselapf (aus dem ind. a-smān, Donner; s. eine merkwürdige, dem rhomb. System analoge Form der Rieselsäure, welche bis jetzt nur in einem asiatischen Vorkommen, dem Meteorit von Sindh, gefunden wurde; er bildet charakteristische farblose Körner, an welchen selten einzelne glänzende Kristalle zu wahrnehmen sind.

Aselapf, ein von einer Schlange umwundener Stab, das Symbol der ärztlichen Kunst.

Aselapf (aus dem ind. a-smān, Donner; s. eine merkwürdige, dem rhomb. System analoge Form der Rieselsäure, welche bis jetzt nur in einem asiatischen Vorkommen, dem Meteorit von Sindh, gefunden wurde; er bildet charakteristische farblose Körner, an welchen selten einzelne glänzende Kristalle zu wahrnehmen sind.

Aselapf, ein von einer Schlange umwundener Stab, das Symbol der ärztlichen Kunst.

Aselapf (aus dem ind. a-smān, Donner; s. eine merkwürdige, dem rhomb. System analoge Form der Rieselsäure, welche bis jetzt nur in einem asiatischen Vorkommen, dem Meteorit von Sindh, gefunden wurde; er bildet charakteristische farblose Körner, an welchen selten einzelne glänzende Kristalle zu wahrnehmen sind.

Aselapf, ein von einer Schlange umwundener Stab, das Symbol der ärztlichen Kunst.

Aselapf (aus dem ind. a-smān, Donner; s. eine merkwürdige, dem rhomb. System analoge Form der Rieselsäure, welche bis jetzt nur in einem asiatischen Vorkommen, dem Meteorit von Sindh, gefunden wurde; er bildet charakteristische farblose Körner, an welchen selten einzelne glänzende Kristalle zu wahrnehmen sind.

Aselapf, ein von einer Schlange umwundener Stab, das Symbol der ärztlichen Kunst.

Aselapf (aus dem ind. a-smān, Donner; s. eine merkwürdige, dem rhomb. System analoge Form der Rieselsäure, welche bis jetzt nur in einem asiatischen Vorkommen, dem Meteorit von Sindh, gefunden wurde; er bildet charakteristische farblose Körner, an welchen selten einzelne glänzende Kristalle zu wahrnehmen sind.

Aselapf, ein von einer Schlange umwundener Stab, das Symbol der ärztlichen Kunst.

Aselapf (aus dem ind. a-smān, Donner; s. eine merkwürdige, dem rhomb. System analoge Form der Rieselsäure, welche bis jetzt nur in einem asiatischen Vorkommen, dem Meteorit von Sindh, gefunden wurde; er bildet charakteristische farblose Körner, an welchen selten einzelne glänzende Kristalle zu wahrnehmen sind.

Aselapf, ein von einer Schlange umwundener Stab, das Symbol der ärztlichen Kunst.

Aselapf (aus dem ind. a-smān, Donner; s. eine merkwürdige, dem rhomb. System analoge Form der Rieselsäure, welche bis jetzt nur in einem asiatischen Vorkommen, dem Meteorit von Sindh, gefunden wurde; er bildet charakteristische farblose Körner, an welchen selten einzelne glänzende Kristalle zu wahrnehmen sind.

Aselapf, ein von einer Schlange umwundener Stab, das Symbol der ärztlichen Kunst.

Aselapf (aus dem ind. a-smān, Donner; s. eine merkwürdige, dem rhomb. System analoge Form der Rieselsäure, welche bis jetzt nur in einem asiatischen Vorkommen, dem Meteorit von Sindh, gefunden wurde; er bildet charakteristische farblose Körner, an welchen selten einzelne glänzende Kristalle zu wahrnehmen sind.

Aselapf, ein von einer Schlange umwundener Stab, das Symbol der ärztlichen Kunst.

Aselapf (aus dem ind. a-smān, Donner; s. eine merkwürdige, dem rhomb. System analoge Form der Rieselsäure, welche bis jetzt nur in einem asiatischen Vorkommen, dem Meteorit von Sindh, gefunden wurde; er bildet charakteristische farblose Körner, an welchen selten einzelne glänzende Kristalle zu wahrnehmen sind.

Aselapf, ein von einer Schlange umwundener Stab, das Symbol der ärztlichen Kunst.

Durch seine Entdeckung 1873 ist für die Rieselsäure die Fähigkeit nachgewiesen, drei kristallographisch verschiedene Formen zu bilden; der A. ist spezifisch leichter als die beiden andern Rieselsäuren, Quarz und Tridymit.

Asmannshausen, s. Asmannshausen.

Asmodi, eigentlich Aschmedai, d. i. der Versuchter, ein böser, wollüstiger Dämon, welcher in den spätern jüd. Schriften erwähnt wird, ursprünglich aber der pers. Mythologie angehört. Im Buche Tobias tötet A. aus Eifersucht hinter einander die sieben Ehemänner der Sara, im Talmud heißt er der Fürst der Dämonen, gilt also für den Satan selbst und soll den König Salomo aus seinem Reiche vertrieben haben.

As-moll (ital. la bemolle minore; frz. la bemolle mineure; engl. a flat minor), die Moll-Tonart, bei welcher jeder Ton um einen halben Ton erniedrigt wird, also 7 ♭ vorgezeichnet sind. An Stelle derselben bedient man sich meist der gleichlautenden Tonart gis-moll, weil diese bequemer (nur mit 5 ♯) zu bezeichnen ist. Die parallele Dur-Tonart ist ceadur. (S. unter Ton und Tonarten.)

Asmus, Pseudonym von Matthias Claudius (s. d.).

Asnières (spr. Annäähr), Dorf im Arrondissement St.-Denis des franz. Depart. Seine, liegt am linken Ufer der Seine, 2 km nordwestlich von der Ringmauer von Paris, ist der Vereinigungspunkt der Eisenbahnen von Versailles, St.-Germain und Rouen nach Paris und der wichtigste Platz für die pariser Wasser- und Weltafarten (Regatten), hat zahlreiche Vergnügungsorte für die Pariser und zählt (1876) 5692, als Gemeinde 8278 E. In neuester Zeit hat sich der Zubrang nach A. etwas vermindert, weil unweit davon die große Kloake mündet, welche die Unreinigkeiten von Paris in die Seine schwemmt und hier daher nicht nur das Wasser des Flusses, sondern auch die Ufer desselben verpestet. Im 13. Jahrh. residierten hier zuweilen die franz. Könige.

Asop (Adam), poln. Dichter, geb. 11. Sept. 1838 in Kalisz, studierte 1857–61 in Warschau und Breslau Medizin, betätigte sich 1863 an dem poln. Aufstande und begab sich darauf nach Heidelberg, wo er 1866 den Doktorgrad erlangte. Nachdem er sich in Lemberg niedergelassen, veröffentlichte er unter dem Pseudonym G... die humoristische Erzählung »Panna Leokadya« (Lemb. 1868), das Lustspiel »Galazka heliotropu« (»Ein Heliotropenzweig«, 1868), das Trauerspiel »Cola Rienzi« (1869) und »Pozyty« (2 Bde., Kraf. 1872; neue Aufl. 1876). Im J. 1872 siedelte A. nach Krakau über. Aufsehen erregte durch lebensvolle Charakteristik sein Trauerspiel »Kiejstut« (1878; deutsch von von Reden, Posen 1880), dessen Stoff aus der litauischen Geschichte entnommen ist und worin der patriotische Verrath verherrlicht wird. Darauf folgte 1879 das Lustspiel »Przyjaciele Hloba« (»Hloba's Freunde«).

Asotisch (grch.), mit Gel oder Angst verbunden.

Asota mit dem Beinamen Pija dāsi (der Liebesvolle), berühmter Herrscher aus der Kaurja-Dynastie, dessen Regierungszeit in das 3. Jahrh. v. Chr. fällt. Seine Residenz war Pataliputra am Ganges im Lande der Magadha, doch erstreckte sich seine Herrschaft über den größten Teil von Hindustan. Er ist besonders wichtig wegen seiner Begleitungen zum Buddhismus, den er in seinen

Staaten verbreitete und durch seinen Sohn Mahendra nach Ceylon verpflanzen ließ, welches von der Mitte des 3. Jahrh. an einen Hauptstamm dieser Religion bildete; sodann aber auch, weil von ihm eine Anzahl von Inschriften auf verschiedenen Gegenden Indiens herrühren, die für die früheste Entwicklung der Volkssprache die wichtigste Quelle sind. Diese Inschriften sind vielfach bearbeitet worden; vgl. besonders A. Cunningham, «Corpus inscriptionum indicarum» (Bd. 1, Rastutta 1877).

Asoka, ein Baum von außerordentlicher Blumenpracht (Jonesia Asoka Roxb., zum Systeme der Leguminosen gehörig), der bei ind. Dichtern eine große Rolle spielt und nach der Sage bei Verührung eines Mädchens blüht.

Asolo (im Altertum Acelum), alte Stadt in der ital. Provinz Treviso, 30 km nordwestlich von der Stadt Treviso, malerisch auf einem Hügel gelegen, ist mit Mauern und Türmen umgeben, hat eine Pfarrkirche mit guten Gemälden, Ruinen antiker Bäder und Wasserleitungen und zählt (1880) als Gemeinde 5845 E. Auf dem Stadthaus befinden sich die beiden ersten Statuen von Canova (Orpheus und Eurydice). In der Nähe liegt Barco, wo Caterina Cornaro, Königin von Cyprien, einen Palast hatte, in welchem sie von 1489 bis zu ihrem Tode (1510) einen glänzenden Hof hielt; jetzt dient derselbe als Meierei.

A son also (frz.), nach seiner Bequemlichkeit, Behaglichkeit.

A son goût (frz.), nach seinem Geschmade.

Asopos (grch. Ἀσπός) ist der Name mehrerer Flüsse des alten Griechenland und zugleich auch eines Huhngottes, welcher in den Sagen und Genealogien von Sitpon, Agina und Theben als Stammvater erscheint. Er soll zwei Söhne und viele Töchter gehabt haben, deren Namen sich größtenteils als mit griech. Gewässern, Inseln und Städten identisch erweisen. Unter diesen Töchtern ist am bekanntesten Agina, welche Zeus entführte. Als A. sie überall vergebens suchte, teilte endlich Sitponos in Korinth ihm das Geheißene mit. Er verfolgte Zeus daher und wollte den Olymp mit seinen Wogen erstürmen; doch Zeus erschlug ihn mit seinem Blitze, seit welcher Zeit der Fluß Kothlen in seinem Bette fließt.

Asopos (grch. Ἀσπός) war den Griechen der Vertreter der Dichtung von Habelu (s. d.) überhaupt und gilt noch heute vielfach für den, welcher die Habeldichtung als eigene Gattung zuerst ausgebildet habe. Nach Herodot, Plutarch u. a. lebte er etwa im 6. Jahrh. v. Chr. als Zeitgenosse der Sieben Weisen. Er kamte nach den meisten aus Phrygien, diente auf Samos als Sklave, ward aber freigelassen und genoss angeblich zuletzt das Vertrauen des Königs Kroisus von Lydien, der ihn als Gesandten nach Griechenland schickte, wo er jedoch von den Delphiern, die er beleidigt hatte, von einem Felsen herabgestürzt ward. Mit solchen und andern Erdichtungen, wie der, daß er ein buideliger Krüppel gewesen sei, ward A.' Leben immer mehr ausgeschmückt. Es ist aber überhaupt zweifelhaft, ob er wirklich gelebt hat. Jedenfalls wird anzunehmen sein, daß die ihm beigelegten Habeln nicht von ihm selbst aufgeschrieben, sondern nur durch mündliche Überlieferung fortgepflanzt worden sind. Nach Platon im «Phädon» brachte Sokrates im Gefängnisse Asopische Habeln in Verle, und Aristophanes bringt A. und Habeln von ihm

wiederholt in seinen Komödien an. Die Reden bedienten sich derselben oft für ihre Zwecke. War die älteste schriftliche Sammlung der Asopische Habeln entstanden ist, weiß man nicht. Gewiß ist, daß Demetrius Phalereus eine Sammlung der selben veranstaltete, die jedoch verloren gegangen ist. Babrius (s. d.) brachte die Asopischen Habeln in Choliamben, vermochte aber dadurch profane abgefaßten Sammlungen nicht ein Ende zu machen; vielmehr wurden in zahlreichen spätern Bearbeitungen seine eigenen Verse wieder in Prosa aufgeführt. Man benutzte die Habeln auch vielfach als Unterlage für die rhetorischen Übungen. Auf Gegenwart sind verschiedene Sammlungen Asopischer Habeln gekommen. Zuerst erschien im Druck die dem Maximus Planudes beigelegte, die sich zwei Rezensionen erhalten hat, von denen die zuerst von Buonaccorso (Bonus Accursius) in Mailand (um 1479), die andere von Rob. Stephanus (Var. 1546) herausgegeben wurde. Hier kam die Sammlung aus heidelberger Handschrift (herausg. von Neoclet, Frankfurt. 1610), dann von Hubfon (Opf. 1718) und Hauptmann (Opf. 1741) zusammen mit der Planudischen. Eine neue Epoche für die Kritik dieser Habelsammlungen trieb mit der Veröffentlichung der Habeln einer florentiner und einer vatikanischen Handschrift durch Juri (2 Bde., Floz. 1809) ein, welche 199 Habeln lieferten, von Schneider (Opf. 1810) verbessert herausgegeben und von Koraiz in dessen Ausgabe (Var. 1810) aller bis dahin bekannten Asopische Habeln aufgenommen wurden. Hierzu kam die Sammlung einer ausburger Handschrift, 20 Habeln enthaltend, von welcher Schneider (Opf. 1812) eine Ausgabe veranstaltete. Eine kritische Ausgabe aller bis jetzt bekannten Asopischen Habeln hat Halm (Opf. 1862) geliefert. Über die Asopische Habel bei den Römern s. Phädrus. Während des Mittelalters sind die Habeln des Gemeingut aller abendländ. Literaturen geworden. In Deutschland wurden sie nach der Mitte des 15. Jahrh. von Heinrich Steinböck in deutscher Prosa bearbeitet und mit den lat. Texten 1476 sehr oft gedruckt. Eine freie deutsche Bearbeitung in Versen lieferte Burkard Waldf. Luther hat ebenfalls mehrere (16) Asopische Habeln (1530) deutsch bearbeitet (neue Ausg., Tüb. 1817). Überhaupt sind die Habeln des A. vielfach überliefert in Prosa wie in Versen, zuletzt von Binder (Stutt. 1866), wozu in neuerer Zeit noch zahlreiche Übertragungen mit und ohne Bilder für die Jugend gekommen sind. Vgl. Grauert, «De Aesopio fabulis Aesopiceis» (Bonn 1825); Keller, «Untersuchungen über die Geschichte der griech. Habeln» («Jahrbücher für Philologie und Pädagogik» Supplement, Bd. 4, Pp. 1862). Die auf A. zählige und zur Habeldichtung gehörige buagelitteratur wird von Eberhard in «Fabulae Romanenses Graece conscriptae» (Bd. 1, Pp. 187 neu herausgegeben).

Asow, Asow, türk. Asak, Asat, ehemals wichtige Hafenstadt und Festung, jetzt Zleden (Posten) im südruss. Gouvernement Jekaterinoslaw, am südlichen Ufer des Don, 11 km von der Mündung in das Asowsche Meer gelegen, hat 16791 E. t hauptsächlich Fischfang und Kleinhandel treibe da der Hafen sehr verlandet und nur für Boz ungenügend ist. Der Ort entspricht ungefähr d. Stelle des alten Tanais, einer Kolonie d.

bei den Griechen am Flusse Tanais (Don), welches eine blühende und mächtige Handelsstadt war, die von Strafen «das gemeinliche Emporium aller Völker und aller Barbaren» nennt und die, als sie sich der Herrschaft der Hesperiden Könige entzog, von König Boetius, dem Zeitgenossen des Augustus und Iulianus, zerstört wurde und unter diesem Namen seit dem 2. Jahrh. n. Chr. am nördlichen Ufer wiedererstand, wo Überreste davon in Krivogorska, etwas über 7 km vom Meer, an dem sog. Toten Don (Mertvõi Dones), aufgefunden worden sind. Im Mittelalter eroberte in derselben Delta-Region ein anderer wichtiger Handelsplatz, welcher die Hauptstation auf dem Weg der ind. Waren vom Kaspische her bildete, das Sattel der Chazaren (836 erbaut), bei dem ein Kolonizier vom 10.—13. Jahrh. Salskij ist, das Tana oder Alana der ar. Geographen, von 1204 bis 1261 während der Dauer des lateinischen Kaiserthums eine Besitzung der Genuesen, 1261—1471 den Genuesen gehörend. Das Tana lag an der Stelle des jetzigen K. unter dem Namen Asak kommt der Ort als Hauptstadt der Goldenen Horde seit 1350 vor. Er wurde 1395 von den Horden Timur's gestrichen und zerstört, 1471 von den Osman. Türken, 1529 und 1637 aber von den Donischen Kosaken erobert. Tana hielt es 1641 eine dreimonatliche Belagerung durch die Türken aus, bis es 1642 von ihnen eingenommen ward. Nachdem Peter d. Gr. am 26. Aug. 96 Tage lang mit einem Verluste von 20—3000 Mann belagert und seit dem 30. Juli 1686 p. Wasser unter dem Kommando Le. nach, zu Lande unter dem Gordons und Scheins ausgeführt und beschossen hatte, kapitulirte der Kommandant Hassan Pascha 18. Juli unter der Bedingung seines Abzugs für alle Türken samt den Familien und ihrer Habe. Der Zar that nicht an Befestigung und Hebung des Ortes, nicht an aber im Frieden am Frühl. 1711 an die Russen zu übergeben. Die Russen nahmen ihn 1736 mit neuen auf neue und befestigten ihn im Frieden am 17. März, doch mit der Bedingung, alle Festungs- und p. schen. Schon 1771 stellten indes die Russen ihn wieder her und erhielten es 1774 im Frieden von Jassak-Kainardschik für immer samt der freien Schifffahrt des Asowschen und Schwarzen Meeres.

Asowsches Meer, nordöstlichstes Seitenbassin des Schwarzen Meeres, mit dem es durch die Meerengen von Kerch und Jenikale in Verbindung steht. Im Alterthum hieß es bei den Griechen Pontos, bei den Römern Palus Maecotis, bei den Sarmaten Kargalak, bei den Räoten Temerinda (s. d. Hinter des Meeres), dann bei den Arabern Bahr al-Azof, bei den Türken Kara-Arak oder Bachr-Assak (dunkelblaues Meer), bei den Genuesen und Venetianern Mare dei Labacche (Mare Tane). Seine größte Länge beträgt 362 km, die größte Breite 176 km. Es umschließt einen Flächenraum von 36822 qkm und wendet sich im nordöstl. Winkel zu dem Golf von Taganrog. Seine Küsten sind im allgemeinen niedrig und sandig, nur auf der Südküste finden sich kleine vulkanische Bildung, die stellenweise in die Umgebung auslaufen. Die Westküste wird von der langen Arabatischen Kossa (Lanbunge) gebildet, die eine Länge von 95 km hat. Der Salzgehalt des Wassers ist sehr gering; auf der Höhe der Taganrog wird das Wasser sogar zum

Trinken benutzt. Der viele Schlamm, der im N. vom Don, im N.W. von den Flüssen Ustjula, Wolotschnaja, Verbjanta, Kofraja, Kalmius und Mius, im O. von dem Kofraja Kaganik in das Meer geführt wird, macht dasselbe leicht und für die Schifffahrt gefährlich; doch hat sich in neuerer Zeit der Handel am Asowschen Meere gehoben, seit Taganrog durch zwei Eisenbahnen (nach Charkow und Woroneß) mit dem russ. Binnenlande verbunden und durch die Eisenbahn von Katsch nach Jaroslaw eine direkte Verbindung zwischen Don und Wolga hergestellt ist. Die einzigen Häfen sind außer dem oberhalb des Dondeltas gelegenen Kofrow, Taganrog, Mariupol und Verbjansk. Die größte Tiefe des Meeres beträgt etwa 14 m, die mittlere 6,5—13 m, die geringste im Meridian von Taganrog nur 3,5 m. Die Strömungen im Meere hängen von den hier in großer Heftigkeit auftretenden Nordost- und Südwestwinden ab und verändern demgemäß beständig ihre Richtung. Infolge des großen Süßwassergehaltes beugt sich das Meer leicht mit Eis und ist daher in der Regel von Dezember bis Mitte April für die Schifffahrt geschlossen. Im Frühjahr nimmt die Höhe des Wasserbestandes bedeutend zu und erleichtert selbst größeren Schiffen die Schifffahrt auf dem Meere. Das Asowsche Meer ist für Rußland von großer Wichtigkeit, einerseits durch seinen großen Reichtum an Fischen, andererseits durch den stets zunehmenden Handelsverkehr. Von 1866—71 belief sich die mittlere jährliche Zahl der Schiffe, welche die Häfen des Asowschen Meeres besuchten, auf 2662 mit 362951 t; mehr als die Hälfte kam davon auf Taganrog, 558 auf Verbjansk, 296 auf Kertsch und 263 auf Mariupol. Küstenfahrer liefen ein 6807 und gingen ab 6832. Die russ. Handelsflotte des Asowschen Meeres bestand Anfang 1870 aus 1210 Schiffen mit 40658 Tonnengehalt.

Ein ganz eigentümliches Gebilde ist das Seitenbassin Simasch oder die Saule See, russ. Onuloje More, ein stehendes, von Untiefen und Sandbänken durchschnittenen, durchaus salziges und für Schifffahrt unbrauchbares Wasser. Die von den Russen zum Gouvernament Laurien (Krim) geschlagene, 2632 qkm umfassende See- und Sumpflache wird durch die fast 110 km lange, schmale und ganz niedrige Landzunge von Arabat (s. d.) vom Asowschen Meere abgeschlossen. Nur durch die enge, 40 km lange Straße von Genitschesk steht der Simasch mit dem Meere in Verbindung, und an seinem Nordwestende wird er durch den 9 km breiten Isthmus von Berelov von dem Teile des Schwarzen Meeres getrennt, welcher das Tote Meer, russ. Mertwoje More, heißt. Der südliche Teil des Bodens, etwa 75 km lang, in der Mitte höchstens 1,5 m tief, wird auf beiden Ufern immer flacher und endet an ihnen als ein vollständiger Sumpf. Gegen Arabat hin wird er ganz flach, und auch an der schmalsten Stelle vor dem Mündungsdelta des Karasu oder Salghir, des Hauptflusses der Krim, breitet sich eine Untiefe aus, über welche kein Fahrwasser hindüßführt. Sobald die Flüsse der Krim versiegt sind und die schnelle Verbundung den Wasservorrat des Simasch vermindert hat, bildet sich an seinen Ufern eine große Menge von Salzkrystallen.

Aspalathus L., eine artenreiche Gattung Straucher vom Vorgebirge der Guten Hoffnung, aus der Familie der Schmetterlingsblütler, mit

einfachen oder dreizähligen, gebüschelten Blättern, meist gelben, teils einzeln in den Blattwinkeln stehenden, teils in Köpfchen vereinigten Blüten und einsamigen, länglichen, oft schiefen Hülzen. Verschiedene Arten, z. B. *A. ciliaris* L., *pedunculata* Herit., *ericaefolia* L., *argentea* L. u. a., werden ziemlich häufig in Gemächshäusern zur Zierde kultiviert. Sie gehören in das Orangeriehaus, verlangen Heißebe und werden durch Samen und Stedlinge vermehrt.

Unter dem Namen Aipalatholz kommt das Adlerholz (s. unter *Aquilaria*), außerdem aber auch das sog. grüne Ebenholz vor. Letzteres, olivengrün oder grünlichbraun, mit hellern und dunklern Längensstreifen, äußerst dicht und hart, stammt von dem weinst. Baume *Brya Ebenus* DC., der ebenfalls der Familie der Schmetterlingsblütler angehört. Das Aipalatholz nimmt eine schöne Politur an und wird von Tischlern zu eingelegter Arbeit u. s. w., auch von Drechslern benutzt.

Aspanaba, s. Zapanan.

Asparagin, Spargelkoff, Althain, ein 1805 von Vauquelin und Kobiquet in den Spargel sprossen entdecker krystallisierbarer Körper, dessen Vorkommen sich aber nicht auf diese Pflanze beschränkt, sondern ein ziemlich verbreitetes ist, vielleicht ist A. sogar ein konstanter Bestandteil aller Pflanzen, ein Umwandlungsprodukt des Pflanzeneiweißes. Es ist nachgewiesen namentlich in den keimenden Samen, und es scheint das Pflanzeneiweiß in diese Verbindung übergeführt zu werden, wenn es aus Reservestoffbehältern zu Verbrauchshälften wandert. Seine Zusammensetzung entspricht der Formel $C_4H_8N_2O_2$, es ist das Amid der Asparaginsäure, und diese ist Amidobrenzsteinensäure, die rationelle Formel des A. ist daher

$C_4H_8(NH_2) \begin{matrix} CONH_2 \\ COOH \end{matrix}$. A. ist isomer dem Diamid

der Apfelsäure oder dem Malamid. Man erhält es am leichtesten aus Keimpflanzen von Lupinen, Widen, Erbsen, die man bis zur Höhe von 60–70 cm heranwachsen lässt und nach dem Zerleinern mit Wasser auskocht. Der abgepresste Saft wird im Dampfbade zum dünnen Sirup verdunstet, worauf nach einigen Tagen A. in kleinen Krystallen anschießt; letztere werden von der Mutterlauge getrennt und aus heißem Wasser unter Zusatz von Knochenkohle umkrystallisiert. Das A. bildet schöne, farblose, durchsichtige, rhombische Krystalle, welche 1 Molekül Krystallwasser enthalten. Im heißem Wasser ist es leicht löslich, es erfordert 50 Teile kaltes Wasser zur Lösung, ist fast unlöslich in Alkohol, unlöslich in Äther und flüchtigen Ölen. Seine Lösungen bewirken Ablenkung des polarisierten Lichtstrahls. Beim Erwärmen auf 100° gibt es sein Krystallwasser ab. Bei anhaltendem Kochen mit Wasser, leichter noch mit verdünnten Säuren und am leichtesten beim Kochen mit Alkalien geht es unter Abgabe von Ammoniak in Asparaginsäure $C_4H_7NO_2$ über. Durch Bakterien-Wirkung wird es hingegen in bernsteinsaures Ammoniak verwandelt: $C_4H_7N_2O_2 + H_2O + 2H = C_4H_7O_4(NH_4)_2$. Es verbindet sich sowohl mit Säuren wie auch mit Basen zu zum Teil schon krystallisierbaren Körpern.

Asparagius L., Spargel, Pflanzengattung aus der Familie der Liliaceen. Ihre Arten sind teils ausdauernde Kräuter mit triechendem Wurzelstock, teils aufrechte oder kletternde Halbsträucher und Sträucher, manche mit starken Stacheln be-

waffnet. Ihre zuerst sich entwindenden Blätter sind stets trodenhäutige Schuppen, die spätern linear oder fadenförmig, weich oder steif, selbst stechend immer in Büschel gestellt. Die Blüten stehen einzeln oder gebüschelt an den Seiten der Zweige, sitzwertlich oder durch Verkümmerung des einen oder beider Geschlechtsorgane zweibäufig, und haben 1 glodenförmiges Perigon. Aus dem dreifächerigen oberständigen Fruchtknoten entsteht eine kugelige sechsamige Beere. Die Spargelarten kommen sehr zerstreut auf der Erdoberfläche vor, die meisten wachsen in Asien. Zu den krautartigen gehört die in den Küstengegenden Südeuropas und selbst in England wild wachsende und auch in Deutschland an Flußufern (z. B. am Elbufer) verwildert vorkommende gemeine oder Gartenspargel, *A. officinalis* L., welcher allenthalben als Gemüsepflanze angebaut wird. (S. Spargel.) Unter den streckigen Arten kommen im südl. Europa am häufigsten vor: *A. acutifolius* L., mit kletternden Stämmen und Ästen und steilen, nabelförmigen Blättern *A. albus* L., mit weissen, stacheligen Zweigen. Eine sehr merkwürdige Pflanze ist der in Spanien und Griechenland wachsende *A. horridus* L., der von Dornen starker Strauch ohne Blätter, dessen junge krautige und saftige Sprossen in Südspanien und auf den Balearen gleich unserm Spargel benützt und gegessen werden. In allen Spargelarten namentlich aber in den saftigen Schöplingen des angebauten Spargels, findet sich ein eigentümliches (übrigens auch in vielen andern Pflanzen vorkommender) Stoff, das Asparagin (s. d.).

Asparn und Ehlingen, zwei Dörfer bei Wieden. Hepern und Ehling.

Aspasia, eine der berühmtesten und gebildetsten Frauen des griech. Altertums, geb. um 470 v. Chr. zu Milet, eine Tochter des Ariochos, suchte in Athen, wohin ihr Vater übergesiedelt, den Umgang der großen Geister, an welchen diese Stadt in dem Perikles'schen Zeitalter so reich war, und wußte sie durch die begaunerte Verbindung eines reichen und feinen, hochgebildeten Geistes mit hinreißender weiblicher Anmut zu fesseln. Ihr Haus war der Sammelplatz der angesehensten und geistvollsten Männer Athens, die sogar, was in jener Zeit etwas ganz Außerordentliches war, ihre Frauen zu ihr führten. Sokrates besuchte sie oft; ja er will in einem Platonischen Dialoge sogar die Leichneme, die er dem Menegenos vorträgt, von ihr gehört haben. Der gewaltigen Perikles wußte sie dauernde Liebe einzufloßen. Er trennte sich von seiner ersten Gemahlin und heiratete A. 445 v. Chr. Die Komiker nannten sie freilich als dießige Gegner des Perikles in hohnischer Weise die Here dieses oligarchischen Zeitalters und banden die Omphale und Deianira dieser neuen Herakles. Noch schlimmere Dinge warf ihm die Bosheit der polit. Gegner des Perikles vor. Nicht bloß der Krieg der Athener mit den Samiern sollte ihr Wert gemessen sein; Aristophanes beschuldigt A. auch, daß der Peloponnesische Krieg in Folge des Raubes einiger ihr gehörenden Mädchen durch die Megarer veranlaßt sei. Thurybides nennt A. nicht. Als aus der Mitte der dem Perikles feindlichen Partei, den letztere noch nicht selbst anzugreifen wagte, gegen A. durch den Komiker Hermippus 432 die hochschäbliche Anklage wegen Verachtung der Götter erhoben wurde, trat Perikles als ihr Verteidiger auf und entwarf sie die Richter. Nach des Perikles Tode heiratete sie den Volksführer

hüßig, der großes Ansehen erlangte, aber bald nach. La sage Schicksale sind unbekannt. Aber sie sind so wichtig, daß nochmals der pers. Statthalter, der junge Fürst Agros in Sardes, seine ihm von Luge griech. Favorite Nisto aus Rhodä nach ihr benannte. Vgl. Jacobs, »Beiträge zur Geschichte des weiblichen Geschlechts«, in dessen »Griechen Schicksale« (Bd. 4, 2. P. 1840); Jülein, »Histoires de siecle de Pericles« (2 Bde., Par. 1832); R. Schmidt, »Pericles und sein Zeitalter«, in dessen »Geschichte und Katastrophen« (Berl. 1874); Lohde, »Das Persische Zeitalter« (2 Bde., Jena 1871–72).

Aspe oder **Espe**, f. Populus.

Aspe (Aspe d'A.), ein stark bevölkertes und durch Unvergleichlichkeit berühmtes, an Mineralquellen reich, an der Nordseite der Pyrenäen im franz. Depart. Ariege gelegenes Thal, welches bei 516 d'A. (2500 m) nördlich zwischen 1800–2000 m hohen Bergen bis in die Nähe von Thon erstreckt, 54 km lang, bis zu 18 km breit und von der Gave d'A. durchflossen wird. Eine alte Handelsstraße führt aus dem Thale, am Pic d'A. vorbei, über den Col de Somport (1649 m) zu dem Thal des Aragon nach Spanien hinüber. Die Zahl der Bewohner beläuft sich auf ungefähr 12000, nach hinten. Die Hauptorte des Thaies sind: Arros, Lurbe, Escot, Sarrance, Bedous, Sarras (Hauptort des Thal A.), umflossenden (einschließend) Lantons), Estaut, Urlos mit einer an seinen hängenden Feste. Im Dorfe Espe befindet sich eine Gemeinde von etwa 150 Seelen, welche nach Erhebung des Obdits von Nantes die einzige war, welche in Frankreich bestehen blieb. Das Thal A. bildete im Mittelalter eine kleine Republik unter dem Protektorat der Fürsten von Navarre, welche auch nach ihrer Vereinigung mit Frankreich manche Privilegien behielt.

Aspe, Bila von (1877) 7476 E. in der span. Provinz Alicante, am Rio-Larasa, ungefähr 30 km nördlich von der Stadt Alicante, in der Nähe des nach dem Marmerbrüche berühmten Berge Rollo gelegen, mit prächtigen Weingärten, Seilensiedernein, Eisenhammerbrennerien und Oelmählen.

Aspe heißen in der Sternkunde die merkwürdigen unter den verschiedenen Stellungen der Sonne, des Mondes und der Planeten gegeneinander, wie sie uns nämlich, von der Erde aus gesehen, erscheinen. Man benennt gegenwärtig nur noch fünf A. Diese sind die Konjunktion oder Zusammenkunft, die Opposition oder Gegenüber, der Eintritt oder Trigonalstein, der Eintritt oder Quadratschein, auch Quadratur genannt, und der Gesicht- oder Sextilstein. Die Konjunktion, in den Kalendern mit dem Zeichen $\odot$ angedeutet, ergibt sich, wenn zwei Gestirne dieselbe Länge haben. In diesem Falle sind ihre Längen vom Himmel nur um die Differenz oder Summe ihrer Breiten, je nachdem sie nämlich auf einer Seite oder auf entgegengesetzten Seiten der Ekliptik liegen, verschieden, und also, da die Breite der Sonne stets A., die des Mondes und der anderen Planeten aber, die kleinsten zuletzt entsetzt, ungleich, nie beträchtlich ist, in der Regel wenig voneinander entfernt. Haben sie bei gleicher Länge auch völlig gleiche Breiten, so berühren sie einander oder es geht der eine Körper vor dem andern vorüber. Die Konjunktion des Mondes mit der Sonne verursacht den Neumond; fällt

aber ihre Breite fast oder ganz zusammen, so entsteht eine Sonnenfinsternis. Die Opposition, im Kalender $\odot$, ereignet sich, wenn die Länge zweier Gestirne um 180 Grad verschieden ist, jedoch das eine aufsteht, wenn das andere untergeht. Stehen Sonne und Mond im Gegenschein, so haben wir Vollmond, und fällt zugleich ihre Breite fast oder ganz zusammen, so entsteht eine Mondfinsternis. Für die Astronomie sind die Konjunktionen und Oppositionen, die in früherer Zeit größere wissenschaftliche Wichtigkeit hatten, nur noch von Bedeutung zur Bestimmung der Bahnen der Planeten, für die mathem. Geographie aber zur Bestimmung der geogr. Länge. Von besonderer Wichtigkeit in der Astronomie ist auch noch der Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe, weil daraus die Entfernung der Sonne von der Erde bestimmt werden kann. Konjunktion und Opposition heißen wohl auch die beiden Syzygien (s. d.); indes wird dieses Wort gegenwärtig gewöhnlich nur beim Monde gebraucht. Der Trigonalstein Δ findet statt, wenn sich die Längen zweier Planeten um den dritten, die Quadratur $\square$, wenn sie sich um den vierten, der Gesichtstein $\ast$, wenn sie sich um den sechsten Teil von 360 Graden unterscheiden. Für die Wissenschaft sind die drei letzten A. von keinem Werte; die Astrologen schrieben ihnen einen großen Einfluss auf die Schicksale der Menschen und Staaten zu. Dieser Aberglaube war auch Ursache, daß die A. in die Kalender aufgenommen wurden, in denen sie vielfach noch jetzt, in der Regel aber mit Weglassung des Gedächtnisses und Gesichtsteins, bemerkt sind.

Asper oder **Altsche**, d. h. Weißpennig, die kleinste türk. Rechnungsmünze, die niedrigste Unterabteilung des türk. Piasters, welcher letztere in 40 Para zu 3 A. eingeteilt wird. Demnach betragen 120 A. einen Piaster; doch wird der Piaster in neuerer Zeit bisweilen auch in 100 Teile geteilt, welche gleichfalls A. (oder Minas) heißen. In Ägypten hat der Piaster 100 gute oder 120 Courant-A., in Kairo jedoch 80 Courant-A. Als 120. Teil des türk. Piasters hat der A. einen Wert von $\frac{1}{120}$ Pfennig deutscher Reichswährung (in der im kleinen innern Verkehr der europ. Türkei herrschenden Courantwährung nur etwa $\frac{1}{120}$ Pfennig). In Rumänien, wo 1868 der franz. Silberscheidemünzfuß als Landesmünzfuß eingetreten ist, beobachtete man vorher die türk. Rechnungsweise, hatte aber etwas bessere Baluten; in der Walachei war der A. = etwa $\frac{1}{120}$ Pfennig, in der Moldau = etwa $\frac{1}{120}$ Pfennig (in Galaz jedoch = etwa $\frac{1}{120}$ Pfennig). In Serbien, wo man 1873 zwar ebenfalls den franz. Silberscheidemünzfuß als Landesmünzfuß angenommen hat, rechnet man im Verkehr aber noch häufig wie in der Türkei, und der A. hat dort ziemlich den gleichen Wert, nämlich von $\frac{1}{120}$ Pfennig.

Asperg oder **Asberg**, Stadt im württemb. Neckartal, Oberamt Ludwigsburg, an der Eisenbahn Bruchsal-Stuttgart, zählt (1880) 2571 E.; dabei der Hohenasperg (s. d.).

Aspergillus, eine von Micheli aufgestellte Pilzgattung aus der Familie der Ascomyceten. Einige Arten derselben gehören mit zu den gewöhnlichsten Schimmelpilzen; hauptsächlich A. glaucus und A. niger, welche beide auf Brot oder auf Früchten sehr häufig auftreten. Sie haben ein stark

verzweigtes Mycel und bilden auf bestimmten, an der Spitze löpchenartig erweiterten Mycelfäden zahlreiche Conidien. Auch ist bei einigen Arten dieser Gattung noch eine andere Fruchtform bekannt, sog. Perithecien, kleine stielnabelkopfgroße Kugeln, die aus dicht verflochtenen Mycelfäden bestehen und in deren Innern die Ascosporen (s. unter Ascomyceten) sich entwickeln. Diese Perithecien werden wahrscheinlich infolge eines sexuellen Altes gebildet, denn man hat beobachtet, daß vor der Entstehung derselben eine lortzieherartig gewundene Hyphae auftritt, aus deren unterem Teile mehrere Mycelfäden hervorsprossen und sich an den gewundenen obern Teil dicht anlegen. Dieser Vorgang ist stets der Anfang der Perithecienbildung und viele Botaniker sehen darin eine Befruchtung zwischen männlichen und weiblichen Hyphen.

Aspern und Eßling (seit neuester Zeit Asparn und Eßlingen geschrieben), zwei Dörfer,

Masséna besetzten Aspern, jene des Marischannes Eßling. Der Erzherzog ließ seine Armee 103 Bataillone, 148 Escadrons, 75 000 Mann, 288 Geschütze, in fünf Kolonnen um 12 Uhr tags gegen das franz. Heer, von dem bisher 50 000 Mann übergegangen waren, vorrücken. der schmalen Ebene zwischen Aspern und Eßling gann die mörderische Schlacht 21. Mai, Pfingstsonntag, mit der Beschießung der franz. Kanall durch die Batterien des bis Breitenlee vorgedr. 2. Armeekorps (Prinz Hohenzollern) um 3 U. Dort standen drei franz. Reiterdivisionen, hinter denen die Grenadiere, die Garde-Infanterie und Divisionen des 2. und 3. Korps allmählich aufmarschierten. Alles hing von dem Besitze der beiden Dörfer ab. Aspern wurde gleich anfangs von und 1. österr. Korps (Füller und Graf Bellegarde) erstürmt und, obgleich es ihnen dreimal widerstand, von 6 Uhr ab dauernd behauptet.



auf dem linken Donau-Ufer Wien östlich gegenüber gelegen, etwa 2 km voneinander entfernt, bekannt durch die am 21. und 22. Mai 1809 zwischen Napoleon I. und den Österreichern unter Erzherzog Karl geführte Schlacht (s. vorstehenden Plan).

Nach der Kapitulation von Wien 13. Mai ließ Napoleon von der Insel Lobau Schiffbrücken über die Donau schlagen und begann am 21. zwischen den genannten Dörfern, welche sogleich besetzt wurden, den Übergang auf das linke Ufer, wo Erzherzog Karl zwischen dem Bismarck und Ruffdorf Stellung genommen hatte. Die Truppen

der Österreicher durch einen Massenangriff seiner Kavallerie (eine rasier- und zwei leichte Divisionen) zusammen 44 Escadrons) sprengen, allein die Standhalten der österr. Infanterie, welche hier zum erstenmale volle Biersformierte, ließ auch diese Angriffe scheitern.

Am 22. Mai erneuerte Napoleon nach dem das Gefecht schon bei gesankenen wieder begonnen, Versuch, die Mitte zu durchbrechen; dazu wurden drei Divisionen der größte Teil der Kavallerie stimmt; eine vierte Division folgte zur Unterstützung. Massenfeuer 400 franz. Geschütze leitete den Angriff ein, und der Sieg schien für die Franzosen zu entscheiden. Da zog Erzherzog Karl seine frische Grenadierreserve (16 Bataillone) heran und ging nun zum Angriffe über. Die Fahne Infanterieregiments Jach in Hand, führte er seine Infanterie persönlich vor und drückte die Franzosen, welche sich bereits einen großen Teils der Dörfer bemächtigt hatten, auf allen Punkten in frühere Aufstellung zurück, auf der Masséna nun das österr. Geiseln verheerendes Feuer richtete. Napoleon ordnete abends den Abzug auf die Insel Lobau an, welche

die Infanterie in Eßling mit großer Hingebung zum andern Morgen bedte. Napoleon übergab Befehl an Masséna und ritt auf die Insel Lobau über; um Mitternacht schiffte er mit Berthier Savary nach Ebersdorf über. Der Sieg von Aspern hatte für Österreich keine günstigen Folgen, nach sechs Wochen die Schlacht von Wagram im Kriege einen unglücklichen Abschluß gab. Die Österreicher verloren in der Schlacht bei Aspern an eigener Angabe 23 340 Tote und Verwundete, unter 12 Generale, die Franzosen einschließlich Gefangenen 44 373 Mann oder nahezu die Hälfte

der auf dem Nachfelde im Besetzt gewesenem Kämpfer, unter dem Schwerwundenen war. Nachher starb, der wenige Tage nachher starb. Seine Leiche der Schlacht bei Aspern, gestochen von Noll (1806), befindet sich im Invalidenhaus zu Wien. Im Lager von Aspern ist 1860 in Wien auf dem hohen Burgplate ein Standbild (Reiterstatue) von Jemlern gefertigt, gesetzt worden.

Aspern (lat.), die Beipregung (mit Weiswasser in der luth. Kirche).

Asperium (lat.), Weisfessel, Weisbeden.

Asperula L., Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceae, welche sich von der ihr zunächst stehenden Gattung *Galium* durch die trichterförmige, mit deutlicher Röhre versehene Blumenkrone unterscheidet, übrigens einen unbedeutlichen Unterschied in der Gestalt der Fruchtknospe, indem diese eine zweiknospige, trockene Spaltfrucht mit zwei knospenförmigen Knospen entwickelt. Die Pflanzen sind meist weiß und stehen in oft rispig gruppenförmigen Trugblöden, die Blätter quirlförmig angeordnet. Zu dieser Gattung, deren Arten meist perennirende, selten einjährige Kräuter oder Halbsträucher, und der Mehrzahl nach in Europa zu finden sind, gehört der bekannte Waldmeister, *A. officinalis* L., dessen aromatisches Kraut die Hauptrolle bei der Bereitung des Matritans spielt. Die in dichten Laubwäldern (besonders Buchenwäldern) zu wachsenden, mit Humus vermengtem Boden wachsende Pflanze ist ein jartes Kraut mit fadenförmigen, trockenem Wurzelstock, aufrechten, nach oben Stengeln, zu acht gestellten, länglich-lanzettförmigen Blättern und weichen, angenehm duftenden Nüssen in einständiger, dreitheiliger Trugblöde. Die Früchte sind mit Halsenbüscheln besetzt. Der aromatische und angenehme Arom dieser Pflanze ist von dem darin enthaltenen Eumartin (s. d.). Der Waldmeister wird häufig mit dem Wald-Leibkraut (*Galium silvaticum*) verwechselt. Dieses ist leicht an seinen runden Stengeln mit blausch behaarten Blättern zu erkennen. Alle übrigen Arten von *A.* sind meist unscheinbare Gewächse ohne Bedeutung für praktische Zwecke.

Asphalt, Erdharz, Erpöch oder Zudenrad, ist ein schwarzes oder schwarzbraunes, stark zähflüssiges, bei 100° C. schmelzendes, in Terpentin, Benzol und Benzin auflösbares mineralisches Harz von 1,16 spezifischem Gewicht und einem bituminösen Geruch, welches in Terpentin gelöst, als Asphaltum, zu schwarzen Lösungen, zum As- und Deckgrund der Kupferstiche, zu einem schwarzen Anstrich auf Eisenwerk, und als dunkelbraune Lackfarbe in der Malerei verwendet wird. Es scheint durch Abkühlung und Crystallisation des Erds- oder Bergteers entstanden zu sein, welchen man mit dem A. unter dem gewöhnlichen Namen Bitumen zusammenzufassen pflegt. Hauptfundorte des A. sind die Insel Zanzibar und der Asphaltsee in Judäa (das sog. Tote Meer). Auf jener befindet sich ein fast runder See von beinahe 2 km Durchmesser und unterirdischen Tiefe, dessen ganze glatte Oberfläche aus A. besteht. Gewöhnlich kann man über diese Abflüsse gehen, doch wird dieselbe bei heißem Sommer wohl auf 3 cm Tiefe flüssig. Am Tote Meer steigt Bergteer nebst Wasser aus mehreren kochenden Quellen hervor, kommt damit in den See, erhärtet darin allmählich und erhält so ein hart salziges, daher spezifisch schwereres

Wasser schwimmend. Durch trockene Destillation des A. erhält man ein braunschwarzes, flüchtiges Öl, das Asphaltöl.

Mit dem Namen Asphalt, welcher ursprünglich nur für das ebenbeschriebene reine Erdharz galt, wird auch eine von jenem wesentlich verschiedene Masse bezeichnet, welche durch ihre Anwendung zur Straßenpflasterung, zu Fußböden überhaupt, zu Dächern und zur Abhaltung der Feuchtigkeit vom Mauerwerk eine große Bedeutung erlangt hat. Diese besteht in einem mit Erdharz und mehr oder weniger Bergteer durchdrungenen salzigen Gesteine oder einem durch dieselben Substanzen fest zusammengebackenen feinen Kalksand. In solchem natürlichen Zustande fährt das Material gewöhnlich den Namen Asphaltstein; derselbe kommt zu Geyssel im Depart. Ain, Vobian im Elsaß, Bassenes im Depart. Landes, Bal de Travers im Kanton Neuchâtel, bei Seefeld in Tirol, in Deutschland zu Zimmer bei Hannover, bei Heide in Dithmarschen u. s. w. vor. Um Straßenpflaster, Fußböden, Dachflächen u. s. w. damit zu bekleiden, wird der Asphaltstein zu Pulver zerklüftet, in eisernen Reffeln über Feuer mit etwas Bergteer zusammen geschmolzen, mit feinkörnigem Kies innig vermengt und schließlich die Masse auf die bestimmte Fläche ausgegossen. Um das Aufsteigen der Erdbuchtigkeit in Mauern zu verhindern, bringt man nahe über der Grundmauerung eine oder ein paar Schichten derselben Masse zwischen die Ziegel statt des Mörtels. Ohne Kieszusatz wird dieselbe als Asphalttitt oder Mastix statt Mörtels bei Wasserbauten, zum Auskleiden von Wasserbehältern, Abtrittsgruben u. s. w. benutzt. Zur Herstellung des Straßenpflasters wird der zerklüftete Asphaltstein nur so weit erwärmt, bis die bituminöse Masse zu erweichen beginnt, worauf derselbe auf der sorgfältig hergerichteten Unterlage ausgebreitet und durch schwere eiserne Walzen geebnet wird; beim Erkalten verfließt das erstarrende Bitumen die mineralischen Gemengteile zu einer Masse, aber in gewissem Grade elastischen Masse. Für alle diese Zwecke hat man künstliches A. anzuwenden versucht, d. h. das durch Einleichen des Steinkohlenteers gewonnene schwarze Steinkohlenteer, dem im geschmolzenen Zustande Kalksteinmehl und Kies zugelegt wurde; doch ist diese Mischung ihrer Sprödigkeit wegen nicht zu empfehlen. Vgl. Jeep, „Der A. und seine Anwendung in der Technik“ (Weim. 1867); Meyn, „Der A. und seine Bedeutung für den Straßenbau“ (Halle 1872); Schubart, „Über Asphaltstraßen“ (Berl. 1881).

Asphaltsee, frühere Bezeichnung für Totes Meer (s. d.).

Asphodelus L., Asphodill, Pflanzengattung aus der Familie der Liliaceae. Ihre vorzüglich in den um das Mitteländische Meer herum gelegenen Ländern wachsenden Arten sind fast alle ausdauernde, meist stiellose Kräuter mit büscheligem, oft aus länglichen Knollen zusammengefügtem Wurzelstock, grundständigen, linealen oder rinnigen Blättern und einfachem oder ähligem, blattlosem Stengel, welcher große, weiße, oft purpurn gestreifte, selten gelbe Blumen in Trauben oder Ähren trägt. Jede Blüte besteht aus einem tief sechsteiligen Perigon und sechs Staubgefäßen, die mit ihren verbreiterten Basen den Fruchtknospen umhüllen. Durch letzteren Umstand unterscheidet sich diese Gattung von der sonst ihr sehr ähnlichen Gattung *Anthericum*. Die in Südeuropa am häufigsten vorkommenden, auch

bei uns als Topfpflanzen kultivierten Arten sind *A. albus* W., mit einfachem, und *A. ramosus* L., mit ästigem Stengel. Beide besitzen äußerlich schwarze, innen weiß, fleischig-saftige Knollen, welche viel Stärkemehl und Zucker enthalten. Deshalb hat man in Frankreich diese Knollen zur Spiritusfabrikation benutzt. In Languedoc (im Depart. Hérault) bestehen Brennereien, welche sich die Wurzelknollen der dort massenhaft vorkommenden *A. albus* zu Ruhe machen; 100 l des durch Auspressen gewonnenen Safts geben nach der Gärung bei der Destillation 8 l Spiritus von 86 Grad. Dieser Asphodillsprit ist klar, ohne Spur von Fuselöl, bewahrt dagegen das angenehme Aroma der Pflanze. In Spanien und Griechenland findet man die beiden genannten Arten auf sumpfigen Wiesen und Tristen oft in ungeheurer Menge, so daß solche Wiesen zur Blütezeit von fern wie beschneit aussehen. Die alten Griechen nahmen auch in der Unterwelt »Asphodeloswiesen« an, auf welchen die Schatten der Toten umherwandeln.

Asphygie (grch., d. h. eigentlich Pulslosigkeit), nennt man in der Medizin den höchsten Grad von Ohnmacht, den Scheintod (s. d.), und Scheintote heißen daher auch Asphyktische. Asphyktische Gestorbene sind diejenigen, deren Tod durch Stillstand des Blutlaufs verursacht wurde (Ertrunkene, Ersticken, vom Blige Ertragsene u. s. w.). Asphyktierende Gase sind die erstickenen (irrespirablen) Gase.

Aspidium, Schildfarn, eine von Swartz aufgestellte Farnegattung aus der Familie der Polypodiaceen. Die Arten derselben besitzen einen runden schüsselförmigen, nur im Mittelpunkt der untern Fläche angehefteten, den Sorus bedeckenden Schleier (indusium). (S. unter Farne, unter.) Dazu gehören von deutschen Farnearten *A. Louchetii* Sw. mit lanzettförmigen fiederteiligen Wedeln, dessen Fiedern schüsselförmige Gestalt besitzen, gesägt und gewimpert sind; ferner *A. aculeatum* Koch. mit doppelt fiederteiligen Wedeln und dornig gezähnten Rippen. Beide wachsen in den Alpen und andern Hochgebirgen. Andere Arten, die den nierenförmigen, mit einer vom Centrum nach der Peripherie laufenden Falte angehefteten Schleier haben, rechnet man zu der von Desvaux aufgestellten Untergattung Nephrodium. Hierher gehören *A. Filix mas* Sw., der männliche Lüsper, oder Wurmfarne, *A. Oreopteris* Sw., *A. spinulosum* Sw. u. a. m., lauter große Farne mit schöngeformten, doppelt fiederteiligen Wedeln. Die zuerst genannte Art ist die häufigste und auch die wichtigste, weil ihr dider, schief im Boden liegender Wurzelstock, oder richtiger unterirdischer Stamm, einen sehr frischen wurmwidrigen Stoff enthält, welcher früher allgemein und auch jetzt noch oft gegen den Bandwurm angewendet wird. Der äußerlich mit den dachziegelförmig übereinander liegenden, schwarzbraunen Wägen der abgetrockneten Wedel, sowie mit zahllosen braunen Schuppen bedeckte, innerlich grasgrüne Wurzelstock (Rhizoma Filicis maris), hat einen widerlichen Geruch und Geschmack. — Zu der Gattung *A.* gehören auch viele Farne der Tropen, die in Gewächshäusern als Dekorationspflanzen kultiviert werden.

Aspis (gr. aspis), kalte Fleisch- oder Fischspeise mit gallertartigem Überzuge.

Aspinwall, Stadt im mittelamerik. Staate Panama, s. Colon.

Aspiratio, s. unter Laut.

Aspirationsöfthem, s. Ventilation.

Aspirator wird ein in chem. Laboratorien vielfach benutzter Apparat genannt, der entweder dadurch, einen Luftstrom mit willkürlich zu regelnder Geschwindigkeit durch ein mit demselben verbundenen Gefäß zu saugen oder in einem andern Apparat einen luftverdünnten Raum herzustellen. In seiner einfachsten Form besteht der A. aus einem geräumigen Blechcylinder, in dessen luftdicht schließenden Dedel eine Tubulatur angebracht ist, während sich am Boden ein Abflusshahn befindet. Wird der Cylinder mit Wasser gefüllt und die obere Tubulatur durch Schlauch oder Röhrenverbindung mit dem Apparat, durch welchen man einen Luftstrom saugen will, in Kommunikation gesetzt und der Abflusshahn geöffnet, so wird die Größe des eintretenden Luftvolumens und die Geschwindigkeit des Stroms durch die Menge des ausfließenden Wassers reguliert. Ist das Wasser abgelaufen, so ist der A. von neuem zu füllen. Um dieser Unbequemlichkeit abzuheben zu sein, ist von Körndt ein aus zwei unter einander verbundenen Gefäßen bestehender Doppelaspirator konstruiert, bei dem das eine saugende Gefäß seinen Inhalt in das zweite ergießt; bei Entleerung des ersten wird der um seine Horizontalschneidbare Apparat um einen Winkel von 180° gedreht und somit das volle Gefäß wieder zum saugenden gemacht; durch zweckentsprechend angebrachte Böhrne ist für Regelung des Luft- und Wasserstroms gesorgt. Wenn auch diese Apparat für die Erzeugung eines mehr oder weniger konstanten Luftstroms sehr geeignet sind, so sind sie doch zur Erzielung einer nennenswerten Luftverdünnung nicht brauchbar. Zu letztem Zweck bedient man sich der sog. Wasserluftpumpe von Bunser, bei der das Gewicht eines fallenden Wasserstrahls auf den Inhalt des zu evakuierenden Gefäßes wirkt die Wirkung des Apparats ist der Länge des Falrohres proportional; bei einer Länge von 10,2 m würde man absolute Leere erreichen, wenn die Extension des sich bildenden Wasserdampfes dem nicht entgegenwirkte. Sehr heftig und kräftig wirken sind die von Gebrüder Körting in Hannover konstruierten A. (wie sie die nebenstehende Abbildung zeigt), bei welchen ein aus enger Röhre F ausfließender Wasserstrom die aus dem Gefäß zu entfernende Luft mit sich fortreißt; diese A. sind namentlich aus dem Grunde bequem, weil sie kein langes Fallrohr erfordern und sich an jedem Wasserhahn durch einfache Gummiverbindungen andringen lassen. Die nützlichste Verwendung finden letztere A. zur Beschleunigung der Filtration, indem man das zur Aufnahme des Filtrats bestimmte Gefäß mit dem A. in Verbindung setzt und durch die darin erzeugte Luftverdünnung einen entsprechenden Druck auf die im Filter enthaltene Flüssigkeit ausübt.

Asplenium, Streifenfarn, von Linnaeus benannte Farnegattung aus der Familie der Polypodiaceen, welche sich dadurch auszeichnet, daß ihre Fruchthäuschen (s. unter Farne, unter)



auf der Fläche der Bedel gerade, abgebrochene Stenien bilden und von seitwärts durch den feineren Gang Woge nach an die Blattoberfläche angewinkelten Schlier, dessen oberer Rand frei ist, bedeckt werden. Die Form der Bedel ist in dieser Gattung leicht verschieden, indem es Arten mit ganz, knospenförmigen oder länglichen, und andern mit in der verschiedenartigsten Weise zerteilten Bedeln, letzter Arten mit sehr kleinen und solche mit sehr großen Bedeln gibt. Die bei weitem meisten Arten dieser über die ganze Erde verbreiteten Gattung wachsen in den Tropengegenden, und viele derselben sind Herden der Gemüthsheiler geworden. In Deutschland kommen neun Arten vor, unter denen sich *A. Filix femina Bur.*, *Trichomanes L.* und *Ruta muraria L.* am häufigsten finden. Ersterer genanntes Farnkraut, der weibliche *Aspidium*, vielleicht das allerschäufigste in Deutschland, hat große, dreifach fiederförmige Bedeln und wurde wegen seiner kleinen Fruchthäufchen früher zu *Aspidium* gerechnet. Es wächst überall an feuchten, feuchten Orten mit humosem Boden, besonders häufig an Waldböden. *A. Trichomanes*, Frauenhaar und Wiberthorn genannt, ist ein überaus liebliches, dicke Büschel oder fächerförmiges Farnkraut mit höchstens 21 cm langen, einfach gefiederten Bedeln, welche einen glänzenden schwarzbraunen Stiel und rundliche gebogene Fiedern besitzen. Die Bedel dieses überall an feuchten Stellen wachsenden und deshalb auch zu Wäldern künstlicher Felspartien sehr geeigneten Farnes waren als *Herba Adiantum rubri* officinell. *A. Ruta muraria*, die Mauerruta, ist ebenfalls ein perlendes, kleines, büschelbildendes, meist in Gärten alten Gemäuers wachsendes Farnkraut, dessen im Lichte dreieckig-eiförmige Bedel doppelt gefiedert sind und verkehrt eiförmige, längliche oder nierenförmige, eingeschnittene Fiedern haben; auch es waren als *Folia Adiantum albi* officinell.

Aspra, Kloten mit 1400 E. in der ital. Prov. Lugano, 20 km westlich-südlich von Rieti, in der Provinz Lago im Sabinergebirge.

Aspremont (Konstant, Baron d'), österr. Feldzeugmeister, Sohn des Feldmarschalllieutenants Konstantin von Hoobredt, Baron d'A., kam in der Schlacht bei Wagram von einer Kavalleriebrigade ein Arm fortgerissen wurde, sodas er mit dem Transporte nach Brunn 7. Juli 1809 kam, wurde 18. Dez. 1789 zu Brüssel geboren, trat 1806 als Jöhnrlich in die österr. Armee und nahm an den meisten Feldzügen gegen Frankreich theil. Im J. 1815 wohnte er an der Seite Napoléons bei der Schlacht gegen Ruhrat bei und öffnete hierbei dem Kaiser einen glücklichen Überfall des Lagers bei Bagin den Weg nach Neapel. Dort belagerte er am 1820 die Insurrektion und führte, nachdem er 1825 zum Obersten ernannt worden, 1830 ein Regiment gegen die Insurgenten in der Romagna. Im J. 1833 wurde er als General nach Böhmen versetzt, 1835 nach Sizilien, 1840 als Feldmarschall-Lieutenant und Divisionär nach Italien, wo im Aug. 1846 seine Ernennung zum Kommandanten des 1. Armeekorps zu Padua erfolgte. Bei dem kaiserlichen Oberitalien im März 1848 suchte sich A. mit Radetzky zu vereinigen und rückte 28. Mai in Mantua ein. Nach der Erstürmung von Vicenza d. 6. Juni bildete A. mit dem 2. Armeekorps den rechten Flügel der in der Nacht vom 22. auf den 23. Juni um Verona konzentrierten Armee,

an deren siegreichen Kämpfen bei Sona, Sommacampagna, Custozza und Solta er hervorragenden Anteil nahm. Nachdem Mailand besetzt worden war, öffnete ihm 13. Aug. Brescia die Thore. A. wurde 13. März 1849 zum Feldzeugmeister ernannt und erwarb sich in dem zweiten Feldzuge gegen Sarbinien durch die Erstürmung von Mortara (21. März) sowie in der Schlacht bei Novara (23. März), wo er sich fünf Stunden lang gegen große Uebermacht hielt, neue Verdienste. Er wurde in Radetzky's Siegesbericht als der erste unter den Auszuzeichnenden genannt. Später übernahm er das Militärkommando in Parma, rückte dann mit den zur Intervention in Toscana bestimmten Truppen über den Po, erreichte ohne Kampf Lucca und vereinigte sich 10. Mai 1849 mit andern österr. Truppen vor Livorno, welches Widerstand leistete und 11. Mai mit Sturm genommen wurde. Im Okt. 1849 erhielt A. das 6. Armeekorps, in dessen Hauptquartier zu Padua er 24. Mai 1850 starb.

Aspremont-Linden, ein abeliges, in Belgien ansässiges Geschlecht, welches seinen Namen von dem gleichnamigen Städtchen in der belg. Provinz Limburg führt und ein Zweig des Hauses Este zu sein behauptet. Dasselbe theilte sich früh in die beiden Linien von Aspremont und von Linden. Die erstere stiftete Robert III., dessen Enkel Robert V. durch Ludwig den Heiligen zum Herzog erhoben wurde; seine Nachkommen nannten sich Fürsten und Grafen von A., Amblise und Dun. Seit dem 14. Jahrh. waren ihre Besitzungen im heutigen Belgien und Holland sehr umfangreich. Theodorich (Thierry) VI., Graf von A., Vicomte von Dormale, welcher im 16. Jahrh. lebte, hatte von seiner Gemahlin, Marie von Eldern, zwei Söhne, Robert und Hermann, die abermals Stifter zweier Linien, einer ältern und einer jüngern, wurden. Die letztere, deren Glieder sich seit 1623 Grafen von Redheim, seit 1676 von A. nannten, erlosch 19. Sept. 1819 mit dem Tode des Grafen Johann Robert im Mannsstamme; die ältere, die 1610 in den Reichsfürstentum und 16. März 1676 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde, blüht noch jetzt unter dem Namen A.

Ferdinand Robert, Graf A., geb. 1643 zu Redheim in Westfalen, trat erst in kurbayrische, dann in kaiserl. Dienste und kommandierte als kaiserl. Feldmarschalllieutenant 1686 bei dem Sturme auf Ofen. Zum Kommandanten von Ofen 1687 ernannt, blockierte er 1689 Großwardein und führte in und um Belgrad, als Prinz Ludwig von Baden nach Siebenbürgen ging, den Oberbefehl. Als 1690 Belgrad von Mustafa Köprili belagert wurde, mußte er 8. Okt. 1690 die Stadt übergeben. Infolge dessen wurde er zu Wien einige Zeit gefangen gesetzt. A. starb auf seinem Gute Redheim 1. Febr. 1708. — Ferdinand Karl, Graf A. und Linden, geb. 17. Sept. 1689, trat in österr. Kriegsdienste, zeichnete sich 1734 und 1735 in der Rheinarmee, seit 1743 in Italien vielfach aus und war auch, 1754 zum Feldzeugmeister befördert, im Siebenjährigen Kriege thätig. Er starb 14. Aug. 1772 zu Wien als kaiserl. Feldmarschall. — François de la Motte Villiebert, Vicomte d'A., trat 1650 zu gleicher Zeit mit Vauban in franz. Kriegsdienste und widmete sich vorzüglich dem Belagerungskriege und dem Ingenieurwesen. Er nahm 1653 Bourdeaux, Bourg und Bourne; 1655 belagerte er

Stenai, Landrecy, Condé, St.-Guillaín, entsekte Arras und wurde vor Condé, Valenciennes und Gravelines verwundet. Unter Turenne kämpfte er 1658 als Marechal-de-Camp gegen die Spanier und leitete dann 1672 die Angriffe auf Orsay, Rheinbergen, Nimwegen und eroberte die Schanze auf dem Bommelerwaard. Auch entschied er 1677 in Spanien den Sieg bei Espouilles in Catalonien. Durch seine Befestigungswerte, namentlich zu Toulon, wo ihn 27. Juni 1678 der Tod überraschte, hat A. sich neben Vauban in der Geschichte der Kriegaufbaukunst einen Namen erworben.

Aspromonte, ein rauhes Baldgebirge in der äußersten Südwestspitze der Apenninhalbinsel, welches das südlichste Glied des Calabrischen Gebirgs bildet. Das Gebirge erhebt sich unmittelbar hinter Reggio von der Küste aus steil und steigt in seinem höchsten Gipfel, dem Monte-Alto, bis 1964 m auf. Bekannt wurde in neuerer Zeit der sonst kaum genannte, von keiner Straße überschrittene A. durch die daselbst 29. Aug. 1862 von dem ital. Obersten Pallavicini bewirkte Gefangennahme des in einem vorangegangenen Gefechte bereits verwundeten Garibaldi (s. d.), dessen Einfall in den Kirchenstaat dadurch vereitelt wurde.

Aspropotámio, griech. Fluß, s. Acheüs.

A. SS., Abkürzung für Acta Sanctorum (s. d.).

Assabai oder **Sababai**, eine sich 21 km weit von NW. nach SO. erstreckende, unter 12° 30' bis 13° nördl. Br. an der afrikl. Küste gelegene Bai im südlichen Teile des Roten Meeres, 55,6 km von der Straße Bab-el-Mandeb entfernt. Die Società Rubattino in Genua, deren Dampferlinie nach Alexandrien gerichtet ist, laufen nach Vollenbung des Suezkanals im Nov. 1869 von den dort die Küste bewohnenden Nausil einen etwa 4 km langen, gegen 3 km breiten Küstenstrich, der zwischen zwei Küstenvorprüngen liegt: einer der Insel Sennabari gegenüber, der andere unweit der Insel Darmakieh. Das Ufer ist meist nicht über 5 oder 6 m hoch. Die Tiefe der Bai an dem Ankerplatze von Suia ist 15—18 m, in den übrigen Teilen der Bai aber ungenügend. Östlich von der Bai liegen niedrige Korallen- oder Sandinseln. Das Terrain hat nur zwei Brunnen mit laum trinkbarem, bratigem Wasser. Längs der Küste erheben sich zahlreiche Gruppen von Dampalmen und Aronen einer niedrigen Dattelpalme, und etwas entfernter treten Wälder von stachlichten Akazien auf. Das von dem Geschäftshause A. Rubattino angekaufte Gebiet nahm 9. Jan. 1881 die ital. Regierung in Besitz; es umfaßt mit Einschluß der vorliegenden Inselchen Omni el-Bachar und Ras el-Hami etwa 15 qkm mit 1000 G. Vgl. Sapeto, «Assab o i suoi critici» (Genua 1879).

Assagá oder **Agagi** (vom span. Azagáya, der Wurfpfeil), die Hauptwaffe aller Kaffernstämme sowie zahlreicher anderer Volksstämme Afrikas, des Ostindischen Archipels und Polynesiens. Der A. ist eine Wurfwaffe und hält die Mitte zwischen einem eigentlichen schweren Wurfpfeil und einem leichten Wurfpfeil. Der Schaft ist glatt, von hartem schweren Holze und 1,5—2 m lang, die Spitze von Eisen, 16—48 cm lang, am Schaft 3—6 cm breit, zweischneidig wie eine Degenlinge, nach vorn spitz zulaufend und meist durch Pflanzenstoffe vergiftet. Die Waffe dient vorzugsweise zum Wurf, seltener zum Stoß; sie wird im Kampfe mit großer Kraft und außerordentlicher Sicherheit in

Entfernungen von 30—40 m weit geworfen und richtet große Verheerungen an. Die Klingen dienen zugleich als Dolche und Messer und werden auch vielfach als Tauschmittel verwendet.

Assai (ital., sehr, genug, hinreichend) dient als Beisatz zur Verstärkung einer musikalischen Vortragsbezeichnung, z. B. Adagio assai, sehr langsam; Presto assai, sehr rasch.

Assal oder **Asal**, Salzsee im Lande Adal (s. d.) im nordl. Ostafrika, 14 km von der Küste des Büsens von Labischurra entfernt, ist ursprünglich ein Krater von 19 km Länge und gegen 6,5 km Breite und regelmäßig ovaler Gestalt. Sein tiefblauer Spiegel liegt 174 m unter dem Niveau des Roten Meeres; in seiner Mitte erhebt sich, aber nur zur Zeit des niedrigsten Wasserstandes sichtbar, ein kleiner, schwarzer, jädiger Eruptionsteil. Er hat weder Zu- noch Abfluß.

Assam, zur Präsidentschaft Bengalen gehörendes Hauptkommissariat (Chief-Commissionership) des indobrit. Reichs von 117327 qkm Flächeninhalt, nördlich von Yhotan und dem östlichsten Teile des Himalaja, nordöstlich von dem Junkingebirge, östlich von Birma und Manipur, südlich und westlich von der Neuentantagourenschaf der untern Provinzen begrenzt. Im N. des Brahmaputra reichen die Südhänge des Himalaja in A. hinein, im S. von ihm erheben sich isoliert die Ketten der Garo- und Khasia-Berge, während sich auch von der östl. Grenzlinie gegen Birma, Kagaibattoi, Ausläufer in das Tiefland hineinertreckend A. umfaßt das Thal des Brahmaputra, vom Eintritt dieses Flusses in Indien an bis dahin, wo er sich seiner Vereinigung mit dem Ganges zuwendet. Er nimmt, während er A. durchströmt, 61 Nebenflüsse auf. Die letztern sind sehr reißend und verursachen oft Überschwemmungen, die im Mai gewöhnlich ihren höchsten Stand erreichen und schon in früherer Zeit die Anlage jetzt mehr verfallener großer Wälder oder Wegebämme veranlassen. Das Thal des Brahmaputra besteht größtenteils aus einem dem Pflanzenwuchs außerordentlich günstigen Alluvialboden, während seine zahlreichen Inseln mehr sandiger Art sind. Zu beiden Seiten dieses breiten Alluvialgebiets zieht sich ein höher liegendes, nur selten von den jährlichen Überschwemmungen mit betroffenes, allmählich hauptsächlich aus Granit und Gneis bestehende Bergketten aufsteigendes Land hin. Das Klima ist gemäßigter als in Bengalen. Die Wärme beträgt in den vier heißesten Monaten 26—27° C in den kühleren 13—14° C. Die Regenzeit reicht von März bis Mitte Oktober. Während der kalten Jahreszeit herrschen, namentlich in den südlichen Strichen, dichte, ungesunde Nebel. Erheben sind sehr häufig. A. hat ausgedehnte Steinkohlenlager, daneben Steinölquellen, auch Salzquellen, Thoneisenstein und in den Flüssen Goldsand. Der meist schwere und schwarze Boden ist überaus fruchtbar. Weite Strecken sind mit Wäldern und Dschungel bedeckt. Die Flora von A. bringt viele Nutz- und Farbstoffe, eine Menge von Textilpflanzen und andere nützliche Gewächse hervor. Verschiedene Ficus-Arten liefern Kautschuk und eine Terebinthineen-Art vorzügliche Lack. Vorkugelschnecken sind von Bodenerzeugnisse zu erwähnen Juckerrohr, Tabak, Betelnüsse, Opium, Pfeffer, Ingwer, Reis, Weizen, Gerste, Hirse, Baumwolle und Thee. Letzterer ist hier einheimisch.

schon in neuerer Zeit ein sehr wichtiger Gegenstand der Kultur geworden. Die Kamthee-Produktion ist das Produkt durch Chinesen in großen Exportationen im Gebiete der Mattak von Assam in Oberassam kultivieren. Diese Kultur ist in welchem Zunehmen; 1861 waren 460, 1872 bereits 12677 ha mit Thee bepflanzt. Die Täler und Wälder wimmeln von wilden Thieren; außerdem gibt es wilde Büffel, Wildschweine, Manicouffe, Tiger, Leoparden, Bären und viele andere Raub- und Jagdwild. Neben jagdbaren Thieren und Büffeln hält man Ochsen, Schafe, Ziegen und Pferde.

Von den Einwohnern, deren Zahl (1872) 1,000,000 beträgt, sind 65 Proz. Hindus, 27 Proz. Buddhisten, die übrigen wilde Stämme des Berglandes, wie die Garo und Khasi in den südl. Bergzügen, ferner die Khamti und die Singpho in den nordöstlichen tibetan. Grenzgebirgen. Die Khasis sind kleiner und stämmiger, weniger anmaßend als die eigentlichen Hindu und zeigen in ihrem Aeußeren Vadenknochen und flachem Gesicht ein an der Chinesen einigermaßen erinnertes Gepräge. Die Sprache ist der bengalischen sehr verwandt, der Brahmanismus die verbreitetste Religion. Die Industrie hat nur Bedeutung hinsichtlich der Seidenzucht und der Verarbeitung an Seide. Auch der Handel ist nicht ausgebeutet und noch in den Händen der Khasis, ursprünglich Bewohner aus Marwar. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich aus Stangenlad (Erzeugnis eines Samen Insekts, *Coccus ficus*, welches die Jungfrucht *Ficus religiosa* und anderer Bäume (ohne Anpflanzung), Baumwolle, Seidenfäden, Seide, Pfeffer, Gold und Thee; die Einfuhr vor allem aus Eisen, Kupfer, Eisenwaren, Glas, Baumwoll- und Seidenwaren. Der Handelsverkehr mit dem Osten, besonders erscheint nicht ganz unbedeutend. Er besteht aus 13 bis jetzt noch nicht zu Divisionen unterworfenen Distrikten und hat vorwiegend zerstreute Ansiedlungen und nur einige wenige Stadttheile: Soanbhatti, von denen Gauhati, der ehemalige Hauptort von ganz A., am Brahmaputra, mit 11492 E., und Silhat im Süden, mit 10946 E. die größten sind. Die Geschichte von A. ist wenig bekannt. Die Bevölkerung war kriegerisch und unabhängig geblieben, sodaß selbst das Reich von Delhi, zur Zeit seiner größten Macht, A. nicht unterwerfen vermochte. Der Verfall der Selbstständigkeit von A. datiert seit 1770, wo die Engländer zuerst mit demselben in Berührung kamen. Im Anfang des 19. Jahrh. gingen bereits erste Schritte von der Britisch-Ostindischen Kompanie, andere von den Birmanen ab. Die Eroberung des Landes durch die Birmanen 1823 war Veranlassung zu dem Kriege zwischen beiden Mächten. Die Briten nahmen das Land 1825 ein und machten es zu einer Provinz ihres Reichs; im Frieden von Pandabur von 1826 wurde es von den Birmanen förmlich abgetreten. Die nördlichsten Theile des Landes, das Larai, auch Katscha genannt, entziffen die Briten 1865 dem Kaiser von Siam. Vgl. Herg. »Kulturgeschichte Asiens aus A.« (Berl. 1873); Hunter, »A political account of A.« (Ed. 1, Lond. 1880).

Weniger oder Nichtbitter nannte A. von Reichenbach die braune Substanz, die sich beim Erhitzen animalischer und animalischer Substanzen bildet und die Kräfte des Brotes, der äußeren Fläche des

Brotes die braune Farbe und den eigentümlich gewürzigen Geschmack erteilt. Es ist ein Gemenge der verschiedensten Zersetzungprodukte und sollte füglich aus der Liste der chemisch-charakterisierten Verbindungen gestrichen werden.

Assaph, ein Musikmeister levitischer Geschlechts, welcher angeblich unter König David den gottesdienstlichen Gesang an der Stiftshütte leitete, während seine vier Söhne Vorsteher von vier Sängerklassen gewesen sein sollen. Ob die dem A. zugeschriebenen Psalmen (50, 73—83) von Gliedern der von A. abstammenden Sängerklassen herrühren, ist mehr als zweifelhaft.

Assaffin (frz.; arab. Ursprungs), Meuchelmörder; **Assassinat**, Meuchelmord; **Assassination**, Töten eines Meuchelmörders, Anstiften eines Meuchelmordes; **Assassinator**, Anstifter eines solchen; **assassiniere**, meuchlings morden.

Assiainen (Assassini und Assissini) heißen in mittelalterlichen Chroniken die zur schittischen Sekte gehörenden späteren Ismaeliten Persiens und Syriens, welche wahrscheinlich zuerst verschiedene beräuchernde Kräuter, im Arabischen Haschisch genannt, zubereiteten. Bei morgenländ. Schriftstellern werden sie sehr selten Haschischin (Kräutereßer) genannt, hier und da Jedawi (die sich Opfernben), meistens aber Isma'ili (Ismaeliten). Letztern Namen führt diese Sekte nach Ismail, einem Urenkel Alis in siebenter Linie, welchen der größere Teil der Schiiten, d. h. der Befürworter der Rechte Alis und seiner Nachkommen aus die geistliche und weltliche Oberherrschaft, als den rechtmäßigen Erben derselben anerkannte. Diese Sekte wurde in der ersten Zeit der Abbasidenherrschaft von Persern gestiftet, denen die islam. Orthodoxie und die Abbasiden gleich verhaßt waren, und suchte besonders durch wohlorganisierte Missionsanstalten ihren Anhang zu vermehren. Schon zur Zeit, als die Omajjaden die Völker des Islams beherrschten, waren im Stillen Freunde der Nachkommen Alis für einen Kalifen und Imam aus dem Hause des Propheten. Schon damals wurde gelehrt, Ali werde einst wiederkommen, um der Wahrheit und Gerechtigkeit den Sieg zu verschaffen; bis dahin seien aber die Imame aus seinem Geschlechte als seine Stellvertreter anzusehen, denen hohe Verehrung und unbedingte Hingebung gebühre. Der Imam galt auch als der bestbefähigte Ausleger der göttlichen Offenbarung. Der Koran war nur noch die äußere Hülle der Religion, ihr Geist und ihr Wesen bestanden in einer allegorischen Interpretation desselben, zu welcher der Imam die Schlüssel hatte. Als die Omajjaden gestürzt wurden, aber die Abbasiden, nicht die Aliden, ihre Stelle einnahmen, wurde von letztern die Lehre aufgestellt, sieben Imame, d. h. Ali und seine Enkel bis auf Ismail, seien berufen gewesen, öffentlich als Religionslehrer aufzutreten, nach denselben aber, bis zum Wiederaufkommen des von Gott Geleiteten (Mahdi), sollten die Imame verborgen bleiben und an ihrer Stelle ihre Mission thätig sein. Durch diese neue Theorie konnten die Missionare, je nach Zeit und Umständen, ohne sich zu compromittieren, einen ihnen genehmen Aliden als den wahren Mahdi erklären, und bis dahin selbst die Geister beherrschen. Missionare der Ismaeliten waren es, welche unter dem Namen Kar maten sich im 9. und 10. Jahrh. gegen die Abbasiden auflehnten, ihnen mehrere Niederlagen auf offenem Felde beibrachten, die Hauptstadt

von Saborabien, die Städte Ausa und Basrah, einige Zeit sogar die heilige Stadt Mekka besetzt hielten. Einer ihrer Missionare war es auch, der einem Aliden die Stadt Kairawan, die damalige Hauptstadt der Verberei, in der Nähe des jetzigen Tunis, überlieferte, und hier wurde das Reich der Fatimiden, d. h. der Nachkommen Alis und seiner Gattin Fatimes, der Tochter Mohammeds, gegründet, welches sich bald auch über Sicilien, Aegypten und einen Teil von Syrien erstreckte. Kairah, wohin der Fatimide Almuwiddin Allah seine Residenz verlegte (973), wurde jetzt auch Mittelpunkt der alidischen Missionen, und der herrschende Kalif war der wahre Rahbi, der, besonders als Alhakim den Thron bestieg, wie ein Gott verehrt ward. Bald kam es auch unter den Fatimiden und deren Anhängern zu Erbfeindschaften.

Der Kalif Almustansir-billah hatte zuerst seinen ältesten Sohn Nizar und später seinen zweiten Sohn Ahmed, den nachherigen Kalifen Almuwakkil-billah, zum Nachfolger bestimmt. Viele Schiiten behaupteten aber, der einmal designierte Rahbi könne diese Würde nie mehr verlieren; sie huldigten Nizar und erkannten auch nach seinem Tode nur seine Nachkommen als die wahren Imame an. Letztere Ansicht theilte auch Hasan Ibn-Sabbah, der eigentliche Stifter des Assassinenordens, der deshalb aus Aegypten verbannt wurde. Er lehrte nach Persien, seinem Geburtslande, zurück, wo er schon früher Stellvertreter eines Missionshauptlings war, mußte aber, von den Selbstmütern verfolgt, mehrere Jahre umherirren, bis es ihm endlich 1090 gelang, die feste Burg Alamut, in der Nähe von Kasmir, zu erobern. Hier bildete er die kräftigsten Jünglinge zu Werkzeugen seines Willens heran und nahm, um dies zu ermöglichen, zu allerlei Täuschungen seine Zuflucht. Er machte von betäubenden Opianen Gebrauch, welche die Jünger bald in einen Zustand innerer Behaglichkeit versetzten, sobald sie im Paradies zu weilen glaubten, bald in gewaltige Aufregung, bei welcher sie vor den gefährlichsten Unternehmungen nicht zurückschreckten. Hasan trotzte der Übermacht der Selbstmütern und schächterte durch Mordmord, zu welchem seine Jünger stets bereit waren, die mächtigsten Fürsten, Feldherren und Staatsmänner seiner Zeit ein, sobald später das Wort Assassin gleichbedeutend mit Mordmörder wurde. Auch dauerte es nicht lange, so fielen noch andere Burgen in verschiedenen Provinzen Persiens und Syriens in die Gewalt seiner Anhänger, die er seinen Kreaturen anvertraute. Vor seinem Tode (1124) ernannte Hasan den Buzurg-Umid, seinen Statthalter von Lemsir, zu seinem Nachfolger. Zwei eigene Söhne soll er selbst zum Tode verurteilt haben, den einen, weil er als der Mörder eines angesehenen Missionshauptlings von Kusbistan galt, welchen vielleicht Hasan zu seinem Nachfolger designiert hatte; den andern, weil er die Vorschriften des Koran verletzete, während Hasan selbst durch sein streng religiöses Veden Vertrauen und Ehrfurcht erweckte. Buzurg-Umid folgte in allem dem Beispiele Hasans und ernannte vor seinem Tode (1138) seinen Sohn Mohammed zu seinem Nachfolger, welcher gleichfalls die Macht und das Ansehen des Ordens vermehrte. Dessen Sohn und Nachfolger Hasan II. (1162—66) frönte seinen Gelüsten, dehnte die allegorische Deutung des Koran auch auf dessen gesetzhafte Vorschriften aus und gab sich

zuletzt sogar nicht mehr für den Stellvertreter des Imams, sondern für den Imam selbst aus. Hasan wurde von seinem Schwager ermordet. Sein Sohn Mohammed II., der gleiche Tendenzen hatte, behauptete sich bis 1210 und wurde, nach einigen Berichten, vergiftet. Hasan III. lehrte wieder zu den Regeln des Stifiers des Ordens zurück und starb 1221. Ihm folgte sein Sohn Mohammed III., der wieder die Klugheit nach die Enthaltensamkeit seines Vaters besaß; auch er wurde ermordet (1256). Kohneddin-Churidsch, der letzte Assassinenhauptling in Persien, war zu schwach, um den wiederholten Angriffen Hulagus zu widerstehen; er unterwarf sich ihm nach einer längeren Belagerung von Alamut, wurde aber doch auf Befehl Mengu-Chans hingerichtet (1256).

Schon unter Hasan I. wurden Missionare nach Syrien geschickt, welche zu Anfang des 12. Jahrh. sich in Haleb niederließen und den Fürsten Ribwan für sich gewannen. Sie überrumpelten 1107 Apamea, aber Tancred entriß ihnen diese Stadt wieder. Später wurden sie vom Bezier des Fürsten Buri von Damask begünstigt, der ihnen die feste Burg Banias überlieferte. Mordmord war auch hier an der Tagesordnung, wie in Persien. Die Fürsten von Damask, Hims, Mohal und Meraga, ein Bezier der Fatimiden, ja sogar der Kalif Kamir selbst, den sie als einen Usurpator ansahen, fielen nacheinander, von A. ermordet. Gegen die Mitte des 12. Jahrh. erwarben die A. mehrere feste Burgen im Libanongebirge, von welchen die bedeutendsten Radmus, Rasfat und Aleila waren. Letztere wurde die Residenz ihres Hauptlings, Scheich-al-Dschel (Gebiet der Berge) genannt, aus welchem die Abendländer den »Alten vom Berge« gemacht haben. Von hier aus bekriegten sie die Kreuzfahrer und ermordeten Raimund I., Grafen von Tripoli. Dieser Mordmord bewog die Templer, gegen sie ins Feld zu ziehen und ihre Burgen so lange zu belagern, bis sie ihnen einen jährlichen Tribut von einigen tausend Denaren bewilligten. Oberhaupt der A. war um diese Zeit ein gewisser Sinan, welcher, wie Hasan II. in Persien, auch in Syrien seine Anhänger von der Befolgung der Vorschriften des Koran befreite. Sinan schrieb sogar dem Könige Amalrich I., er sei bereit, mit den Seinigen zum Christentume überzutreten, wenn er die Templer bewegen wollte, ihnen den Tribut zu erlassen. Amalrich ging auf das Anerbieten ein; die Gesandten der A. wurden aber von den Templern ermordet, und da bald nachher Amalrich starb, war von ihrer Belehrung keine Rede mehr. Saladin wurde zu wiederholten malen von A. überfallen, schloß aber später Frieden mit ihnen und benutzte sie sogar zu seinen Zwecken, denn er wird als der Antirist des Mordes genannt, welchen einige A. in Mönchskleidung an dem Markgrafen Konrad von Tyrus begingen.

Auch nach dem Tode Sinans (1198) waren die A. in Syrien noch allgemein gefürchtet, sobald sie wagen konnten, 1214 Raimund, den Sohn des Fürsten von Antiochien, zu ermorden und 1250 den heil. Ludwig, bei seiner Landung in Acca (Acre), aufzufordern, ihnen, wie andere Fürsten, gleichsam um sein Leben zu versichern, Geschenke zu machen. Ihr Verfall hing mit dem ihrer Glaubensgenossen in Persien zusammen, denn auch sie mußten einen Teil ihrer Burgen den Mongolen

Wesichern, welche Syrien besetzten, und nicht lange nach der Vertreibung derselben wurden sie von dem mächtigen Sultan Beibars von Aegypten besiegt, der 1272 ihre letzte Burg eroberte. Bei uns ist sie jedoch als Sekte fortbestehen und bewies sich ihrer auch als mörderischer Werkzeuge sowohl gegen den Fürsten Bartholomäus von Venedig als gegen den Prinzen Edward von England, der damals in Palästina Krieg führte. Gleiche Missethat befolgten die nachherigen Sultane von Aegypten. So sanken die A. nach und nach zu gewöhnlichen Mördern herab, die für Geld jede That begingen. Daher seit dem 12. Jahrh. frz. assassin (s. d.), ital. assassino das gewöhnliche Wort für Mordmörder. Als religiöse Sekte behielten sie noch heutzutage im Libanongebirge ihr, seien aber nur noch einige hundert Familien, während die Rossairi und die Drusen, deren Zahl mit der ihrigen große Verwandtschaft hat, auch immer in Syrien eine ansehnliche Macht bilden. Seltene Verehrung Alis, Glauben an Immortalität der Gottheit, Seelenwanderung und allegorische Interpretation des Koran haben alle drei voneinander gemein; sie unterscheiden sich hauptsächlich dadurch, daß die A. an die Wiedergeburt Ismaels, des lebenden Imams, glauben, die Rossairi an die des verstorbenen, Mohammed Ibn-Hasan, während die Drusen den fatimidischen Kalifen Alhaktim als einz. wiederkehrenden Gottmenschen anbeten. Vgl. Hammer, «Geschichte der A.» (Stuttg. u. Tüb. 1845); Weil, «Die A.» (in Sepéas «Histor. Zeitgesch.» Jahrg. 1863); Gupard, «Fragments relatifs à la doctrine des Ismaélis» (Par. 1874).

Assa voce (lat.), in der Musik die Begleitung, bei der Singstimme ohne Instrumentalbegleitung tritt.

Aßburg, ein adeliges, jetzt in Preußen und Kärnten begütertes Geschlecht, welches seinen Namen von dem Stammsitz A. in Braunschw. führt. Diese Burg, deren Trümmer noch jetzt auf einem Berge der Aße, eines langen, im Fortschritt sich bis 235 m erhebenden und durch die Elbe vom Elm getrennten waldigen Bergzugs über sich, wurde in den Kriegen unter Kaiser Friedrich IV. zerstört, aber von Gunglitz, kaiserl. Ingenieur, und dessen Sohne Burhard von Wolfenbüttel zu Anfang des 13. Jahrh. wiederhergestellt. Jener Burhard, welcher 1215—61 lebte und sich seit 1224 von der A. nannte, ist Stammvater des noch blühenden Geschlechts. Die Freiherrenwürde erhielt 29. Juli 1747 Karl Leop. Sigismund von der A. In den preuß. Grafenstand wurde 2. Juli 1816 Maximilian von der A. erhoben. Derselbe war 1786 geboren und vermählte sich 1814 mit der Gräfin Friederike von Blücher-Schwerin. Die Ehe blieb indes kinderlos, sodas die gräfliche Linie mit dem Tode ihres Begründers (am 17. Aug. 1851) wiederum erlosch. Außerdem ward auch dieses ersten Grafen Bruder, Ludwig August von der A., geb. 11. Jan. 1796, am 24. Okt. 1869 auf Schloß Weisdorf bei Grimsdorf, Herr der Hindergraffschaft Jaltensstein, preuß. Kammerherr und Wirkl. Geheimrat, erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses, 15. Okt. 1840 mit der preuß. Grafenwürde beliehen und dieselbe 1. Febr. 1864 auf seine beiden altern Söhne, Ludwig und Bernhard, 10. Jan. 1881 auch auf den jüngsten Sohn, Eibert, übertragen. Das gegenwärtige Haupt der gräflichen Familie ist Graf Ludwig

von der A., geb. 6. Juni 1829, preuß. Hofjägermeister und erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses. Den Besitz des Hauses bildet die Hindergraffschaft Jaltensstein im Ransfelder Gebirgsstrasse, sowie die Herrschaft Reubend in Böhmen. Die Besitzungen der erloschenen Westfälischen Hauptlinie des Geschlechts, welcher unter andern der Bischof Wilhelm Anton von Völsborn (1763—82) angehörte, gingen durch Heirat an eine Linie der Familie von Völsborn über, welche seit 1793 den Namen von Völsborn-A. und das vereinigte Wappen führt. Vgl. «Aßeburger Urkundenbuch» (Bd. 1, bis 1300, herausg. von von Völsborn-A., Hannov. 1876).

Affesuranz (vom lat. securus, sorglos, sicher), frz. assurance, engl. insurance, ital. assicuranza, deutsch Versicherung, ist ein geschäftlicher Vertrag, in welchem sich der eine Teil verbindlich macht, eine gewisse Gefahr, die vielleicht gar nicht droht, die aber doch mindestens im Bereiche der Möglichkeit liegt, andererseits (abgesehen von der Lebensversicherung und dem Rentenvertrag) auch wieder nicht bestimmt zu erwarten ist, für einen andern Teil gegen Entrichtung eines bestimmten Betrags (Prämie, prime, premium, premio) zu übernehmen, zu tragen. Der darüber angenommene Vertrag, für welchen in der Regelschriftliche Form (bei der Feuerversicherung unbedingt gesetzlich) vorgeschrieben ist, heißt Affesuranz- oder Versicherungsbrief, Versicherungsschein, Police (police, policy, polizza). Der, welcher die Gefahr (Risiko) übernimmt, heißt Affesurant, Affesurateur, Affurateur, Versicherer (assureur, anderwritter, assureur); derjenige, welcher den Versicherungsvertrag abschließt, heißt Versicherter, derjenige, welcher gegen den Vermögensverlust gesichert werden soll, Versicherter (assuré, insured, assicurato), diese beiden letztern sind rechtlich keineswegs identisch, wenn sie es auch häufig faktisch sind. Versicherer (assureur, insure, assicurare) heißt also, sich vertragmäßig verpflichten, in einem vorher bestimmten Falle eine Entschädigung für materiellen Verlust innerhalb einer vorher verabredeten Grenze zu gewähren. Versicherer ist gewöhnlich eine Gesellschaft, Versicherungs-Gesellschaft (Institut, Bank, Anstalt, Verein; Compagnie oder Caisse d'assurances, Insurance-Company, -Society oder -Corporation, Compagnia, Società di assicurazioni). (S. die Artikel Feuer-, Hagel-, Lebens-, Transport-, Unfall- und Viehverversicherung sowie Versicherungsverwesung.)

Affeline (Louis), franz. Schriftsteller und Journalist, geb. 1829 zu Versailles, seit 1861 Advokat, begründete 1866 eine die Lehren des Materialismus verfechtende Wochenschrift »La libre pensée«, dann »La pensée nouvelle«, veröffentlichte 1866 die Studie »Diderot et le dix-neuvième siècle« und wurde 1868 einer der Hauptmitarbeiter an der »Encyclopédie générale« (1869—71). Nach der Revolution vom 4. Sept. 1870 zum Maire des 14. Arrondissements (Montrouge) ernannt, reichte er 20. Febr. 1871 seine Entlassung ein, wurde aber später Mitglied des Gemeinderats. Auch war A. Mitarbeiter des »Rappel« und schrieb für die Provinzialpresse eine autographierte »Correspondance républicaine«. Außerdem rührt von ihm her eine ziemlich geschätzte »Histoire d'Autriche depuis la mort de Marie-Thérèse« (1877). A. starb 6. April 1878 in Paris.

Melleineau (Charles), franz. Pitterarhistoriker, geb. im März 1820 zu Paris, seit 1859 Bibliothekar an der Mazarinschen Bibliothek daselbst, schrieb zahlreiche literar. und kunstgeschichtliche Schriften, unter denen hervorzuheben sind: *«J. de Sebeland»* (1854), *«André Boule, ébéniste de Louis XIV»* (1854), *«Les albums et les autographes»* (1855), *«Histoire du sonnet pour servir à l'histoire de la poésie française»* (1855), *«L'enseigne du bibliophile»* (1860), *«Le Paradis des gens de lettres»* (1862), *«Charles Baudelaire»* (1869), *«Bibliographie romantique»* (1872), *«Les Sept péchés capitaux de la littérature»* (1872). Er starb 25. Juli 1874 zu Chatelguyon (Puy-de-Dôme).

Mellein, eine Unterabteilung der krebstartigen Tiere, die jedoch nie Scheren an den Füßen besitzen und darum Gleichfüßler (Isopoda) genannt werden. Alle M. haben stüben, zusammengebaupte Augen, einen vom geringelten Brustschilde getrennten Kopf, sieben Paar Brustfüße, die häufig Brutorgane in Gestalt von Blättern oder Blasen tragen, und blattförmige Riemenfüße am schließlichen Hinterleibe, die häufig unter Klappen verborgen sind. Die meisten M. leben im Wasser als Schmarotzer an Fischen (Cymothoida) oder an andern Krebstieren (Dasyptina); andere, die Landasseln, an dunkeln, feuchten Orten. Am bekanntesten sind die gemeine Rauerassel (Oniscus asellus) und die Kellerassel (Porcellio scaber), hierzu gehört auch die Roll- oder Panzerassel (Armadillo officinarum), welche sich zusammenrollt und dann einem Kugeln gleich. Bei sämtlichen Landasseln findet eine Art von Lustmähnung statt, indem am Riemenende sich Spalten befinden, die in verzweigte, Luft führende Räume führen.

Melleijou (Jan), genannt Krabbe (eine Krabbe) wegen seiner verdrehten Finger, niederl. Maler, soll um 1610 in Antwerpen (oder in Diepenheim) geboren sein. Frühzeitig in Italien lernend, bekam er dann, nachdem anfänglich schon Galias von der Welde, Jan Wld. u. a. ihn unterrichtet hatten, durch das Beispiel Pieters van Laar den Hauptanstoß für seine Richtung zur Schlachten-, Landschafts- und Genremaler. In dessen eignete er sich später auch in seinen röm. Landschaften den Charakter des Claude Lorrain an, ohne übrigens den niederl. Geist zu verleugnen. Er lebte 1645 zurück, zog 1652 nach Amsterdam, wo er 1660 starb. In seinen Reitergefechten ahmte er Wouwerman nach, seine Landschaften staffierte oft Verghem mit Figuren.

Mellemani (Jos. Simon), berühmter Orientalist, geb. 1687 zu Tripoli in Syrien, stammte aus einer maronitischen, d. h. syr.-christl. Familie am Libanon. Auf seinen Reisen im Orient, besonders in Ägypten und Syrien (1735–38) sammelte er viele orient. Handschriften für die päpstl. Bibliothek, als deren Kustos er 14. Jan. 1768 starb. Seine bedeutendsten Werke sind: *«Bibliotheca orientalis Clementino-Vaticana»* (4 Bde., Rom 1719–28), enthaltend die syr. Handschriften der vatikanischen Bibliothek, die Ausgabe der *«Opera Ephraemi Syri»* (6 Bde., Rom 1732–46), *«Kalendaria ecclesiae universalis»* (6 Bde., Rom 1755–57) und *«Bibliotheca juris orientalis canonici et civilis»* (4 Bde., Rom 1762–64, deutsch im Auszug, 2 Bde., Grl. 1776). Von seinem handschriftlichen Nachlaß hat Mai einiges herausgegeben. — Der Sohn seiner Schwester, Stephan Ewodius M., geb. 1707 zu

Tripoli, seit 1768 ebenfalls Kustos der orient. Handschriften der vatikanischen Bibliothek und Erzbischof von Apamea, gest. 24. Nov. 1782, hat sich gleichfalls um die Kunde des christl. Orients verdient gemacht. Seine Hauptwerke sind die *«Bibliotheca Mediceo-Laurentinae et Palatinae codices manuscripti orientales»* (2 Bde., Flor. 1742) und die *«Acta sanctorum martyrum orientalium et occidentali»* (2 Bde., Rom 1748). Auch beabsichtigte er, einen vollständigen Katalog der Manuscripte der vatikanischen Bibliothek herauszugeben; es erschien aber nur der erste Band (Rom 1757), da später alle seine Papiere verbrannten. — Der Bruder des letztgenannten, Joseph Molyneux M., geb. um 1710 zu Tripoli, Professor an der Sapientia in Rom, gest. daselbst 9. Febr. 1782, gab unter anderm den *«Codex liturgicus ecclesiae universalis»* (13 Bde., Rom 1749–66) und *«De catholicis et patriarchis Chaldaeorum et Nestorianorum»* (Rom 1775) heraus. — Ein Verwanter der vorigen, Simon M., geb. 20. Febr. 1752 zu Tripoli, wurde zu Rom erzogen, besuchte hierauf den Orient und erhielt 1785 die Professur der orient. Sprachen zu Padua, wo er 8. April 1821 starb. Er hat sich namentlich durch das *«Museo caelico Naniano illustrato»* (2 Bde., Padua 1787–88) um die ältere orient. Münzkunde Verdienste erworben. Von seinen übrigen Werken ist zu nennen: *«Saggio sull' origine degli Arabi»* (Padua 1787).

Assemblée bedeutet im Französischen jede Versammlung, auch die Volks- und Ständerversammlungen. Je nach dem Prinzip, welches für die Zusammensetzung der letztern maßgebend ist, unterscheidet man Assemblées provinciales, zur Vertretung der Sonderinteressen von bevorzugten Ständen und Provinzen, wie dergleichen vor der Revolution in Frankreich bestanden, und Assemblées représentatives, die konstitutionellen Kammern, welche den Nationalwillen ausdrücken sollen. Geschichtlich denkwürdig ist besonders die 1787 von Calonne berufene Notabelnversammlung und ihre Nachfolgerin seit 1789, die Assemblée constituante, zur Feststellung der neuen Verfassung Frankreichs. Periodische Versammlungen der Volksvertreter, die nach einer schon in Kraft gesetzten konstitutionellen Verfassung bei der Gesetzgebung mitwirken, heißen Assemblées législatives, gesetzgebende Versammlungen. In der gegenwärtigen franz. Republik führen die vereinigten beiden Kammern (Senat und Deputiertenkammer) den Namen Assemblée nationale oder Nationalversammlung.

Misen, Hauptstadt der Provinz Drenthe im Königreich der Niederlande, 23 km südlich von Groningen an der Eisenbahn Keppel-Groningen gelegen und durch den 1770–80 erbauten Drentse-Hoofd-Hauptkanal mit der Zuydersee verbunden, zählt (1876) 7412 E., treibt Handel und Tischlerei und hat einen Stadtwald von 93,4 ha. In der Nachbarschaft finden sich berühmte, schon von Tacitus erwähnte Hünengräber (Hunebedden), gewaltige Steinblöcke, über welche als Bedachung ebenso schwere Steine quer gelegt sind; auch fand man daselbst Aschentrüge, Keile, Streitärm u. dgl. Zu A. erbauten die Drentheer ein Kloster an der Stelle, wo der bei Roerorden im J. 1226 gefangene Bischof Otto II. von Utrecht ermordet worden war.

Misen (Jan Walter van), holländ. Maler, f. Cornelisz (Nobis).

Wissen, alte Stadt mit (1880) 3196 E. an der mittlern Westküste der dän. Insel Jütten, am Kleinen Belt, der Überfahrtort nach dem 14 km entfernten Nordhunder Fährhof in Schleswig. (S. Karé.) Nach der blutigen Schlacht, in welcher König Christian III. über die Lüder unter Christian von Oldenburg im Juni 1535 am Erbeberg (4 km in E.) siegte, wurde A. von Johan Hansau erobert, der Mauern beraubt und geplündert, 1628 aber wieder befestigt, wovon sich noch Spuren finden. Zwischen A. und Ribbesbier im Norden ging Karl X. von Schweden 1658 über den jungen Belt nach Jütten.

Wissen (lat.), eigentlich beipflichten, zustimmen, Beifall geben, Johann jemand für einen bestimmten Zweck tauglich erklären, s. B. für den Militärdienst, daher auch »ausheben«. In diesem Sinne ist das Wort namentlich in der österr. Militärsprache im Gebrauch.

Wissen (hebr. Ascher, d. h. der Gläßliche, Felix), nach hebr. Tradition ein Sohn des Jakob und der Sippe und Stammvater des nach ihm benannten israelit. Stammes, dessen Gebiet sich im Norden von Palästina längs der Meeresküste erstreckte.

Wissen (lat.), behaupten, versichern. **Wissen**, Behauptung, Versicherung; insbesondere im vöm. Recht die Behauptung, daß jemand ein Sklave oder ein freier Mann sei.

Wissen (frz.), vertheidigen, durch Eid in Amt und Plicht nehmen.

Wissen (lat.), s. unter **Wissen**.

Wissen (vom neulat. assertorius), d. h. behauptend, versichernd, ist ein Kunstausdruck der formalen Logik und gilt von einem Urtheil, welches einfach aussagt, daß etwas sich so oder anders verhalte. Es macht dann ohne Angabe formal logischer Gründe Anspruch auf die wirkliche Geltung des Aussagesatzes. Dadurch unterscheidet es sich nach der üblichen Urtheilseinteilung einerseits von dem problematischen Urtheil, welches die Möglichkeit übrig läßt, daß es sich auch anders verhalten könne, andererseits von dem apodiktischen, welches die Möglichkeit des Gegentheils ausschließt. Problematisches, assertorisches und apodiktisches Urtheil verhalten sich also wie Behauptung der bloßen Möglichkeit, der Wirklichkeit und der Notwendigkeit.

Wissen (lat.), aufbewahren. **Wissen**, die Aufbewahrung. **Wissen**, das Aufbewahren.

Wissen (lat.), der Besitzer eines Beamtenkollegiums, bald mit vollem Stimmrecht, bald mit bloß beratender Stimme. Der Name stammt aus der röm. Kaiserzeit, wo er den rechtskundigen Gehilfen eines Magistrats mit Staatsgerichtsbarkeit bezeichnet. Im Preußen ist A. die offizielle Bezeichnung für denjenigen, welcher durch Staatsprüfung die Befähigung zum Richteramt oder zu einem Verwaltungsamte erworben hat, aber noch nicht fest angestellt ist. Nach der Verschiedenheit der Ämter unterscheidet man 3. B. Gerichtsassessoren, Regimentsassessoren, Bergassessoren.

Wissen (lat.), ernstlich versichern, bezeugen. **Wissen**, ernsthafte Versicherung oder Bezeugung.

Wissen (Julés), franz. Schriftsteller, geb. zu Paris 21. Jan. 1832, war ein Mitarbeiter des *Journal des Débats* und der von Duranty, Thiers und ihm selbst begründeten Zeitschrift *Le Républicain* (1856), gab die *«Lucius sine concubitu»*

von Abraham Johnson und *«L'Homme-Machine»* von La Rettrie heraus und verfaßte die Werke mit gründlichen Einleitungen, erläuterte die *«Oeuvres factieuses»* von Roli du Rail (1874) und veranlaßte eine Ausgabe der *«Oeuvres complètes»* von Diderot (20 Bde., 1875—77, von M. Lournour vollendet). Er starb 26. Juni 1876.

Wissen (Adolphe Alphonse), franz. Kommunist, geb. um 1840, führte in seiner Jugend ein abenteuerliches Leben und schloß sich frühzeitig der Internationale an. Er veranlaßte 1868 in Le Creusot, wo er als Mechaniker arbeitete, einen Strike, wobei die bewaffnete Macht zu wiederholten Malen einschreiten mußte. Im Vorpiel der Commune hatte er die Hauptrolle übernommen: 18. März 1871 war er Präsident des Comité central, brach die von den Maires der Hauptstadt und von Admiral Saisset angeknüpften Unterhandlungen ab und wurde 26. März zum Mitglied der pariser Commune gewählt. Für seine Partei noch zu gemäßigt und deshalb von radikalen Kollegen verdächtigt, wurde er eingekerkert, nach einem feierlichen Verhör allerdings wieder in Freiheit gesetzt, aber in untergeordnete Stellen verwiesen. Nach dem Einzug der Versailles Armee gefangen, wurde er 1872 nach Neu-Caledonien geschickt, woher er erst infolge der Amnestie am 1880 nach Frankreich zurückkehrte.

Wissen (lat.) heißt in der Grammatik die Verwandlung eines Lautes, meist eines R. oder T-Lautes, in einen Fric, d. h. s-artigen Laut oder die Hinzufügung eines solchen, s. A. lat. natio, jetzt ausgesprochen wie natio, hochdeutsch setzen, entsprechend got. satjan, kanst, got. kant. Bemerkt wird diese Umwandlung meist durch ein nachfolgendes i oder j.

Wissen (span., eigentlich Eid, dann Festsicherung, Vertrag) hieß vorzugsweise der Vertrag der span. Regierung mit fremden Staaten, durch den diesen gegen eine Abgabe der Aktienhandel mit afrik. Negersklaven nach den span.-amerik. Kolonien zugestanden wurde. Die Spanier selbst betrieben diesen Handel nicht. Schon Karl V. schenkte dem Niederländer La Pefla das Privilegium zur Einfuhr von jährlich 4000 Negern, welches die Niederländer bis 1552 behielten. Im J. 1580 gab Philipp II. das Monopol an die Genuesen, die es durch eine brit. Handelsgesellschaft ausbeuten ließen. Philipp V. erteilte der seiner Thronbesteigung der franz. Guinealompagnie auf 10 Jahre das Recht, jährlich 4000 Negern in das span. Amerika einzuführen. Die Engländer bewirkten jedoch im Preliminarfrieden von 1711, daß ihnen das Monopol auf 30 Jahre überlassen wurde, und dieses Handelsmonopol fand von Seiten Spaniens 1713 im Frieden von Utrecht feierliche Bestätigung. Seitdem betrieb die engl. Südielompagnie die Negereinfuhr, die für die Engländer dadurch sehr einträglich sich gestaltete, daß sie nebenbei auf dem Wege des Schleichhandels fast die ganze Gütereinfuhr in das span. Amerika an sich brachten. Die span. Regierung ergriß dagegen verschiedene Maßregeln und beanspruchte namentlich das Recht, die brit. Handelsfahr auf offnem Meere durchzuwachen, wodurch 1739 hauptsächlich mit der Krieg zwischen beiden Staaten herbeigeführt ward. Im Rastener Frieden von 1748 erhielt die engl. Südielompagnie von Spanien noch auf vier Jahre den A. zugestanden; doch kam schon 5. Okt. 1750 zu Madrid ein neuer Vertrag zu Stande, wonach England gegen eine span.

Entschädigung an die Subseelkompanie von 100 000 Pfd. St. in die Aufhebung des A. willigte.

Affikette (fr.), die Lage einer Sache, Stellung, Haltung, Festigkeit, Sig, besonders zu Pferde; Fassung, Gemüthsstimmung; kleine Schüssel, Teller.

Assignaten (fr. assignats, d. h. Anweisungen), die Bezeichnung eines Papiergeldes, von dessen Ausgabe die Französische Revolution von 1789 griff, um ihre Geldbedürfnisse zu befriedigen. Nach dem Tret der Konstituierenden Versammlung vom 19. Dez. 1789 wurden zunächst 400 Mill. Livres in Anweisungen auf die geistlichen Güter in Umlauf gesetzt. Dieses Papiergeld sollte bei dem Verkauf jener Güter an Zahlungsmittel angenommen und, wie man hoffte, auch im freien Verkehr als bares Geld angesehen werden. Kurz darauf gab man aber A. mit Zwangskurs aus, und die ansehnliche Leichtigkeit, mit der sich auf diesem Wege den außerordentlichen Bedürfnissen der Revolutionskriege genügen ließ, führte zu einer so häufigen Wiederanwendung des nämlichen Verfahrens, daß sich 1796 der Gesamtbetrag aller Emissionen auf die ungeheure Summe von 45578 Mill. Livres belief. Hierzu kamen noch viele falsche A., die von England aus eingeschmuggelt wurden. Die A. waren von ihrem Ursprunge an nichts weiter als Anweisungen auf erstofte, bestensfalls erst in längeren Fristen eingehende Kaufgelber. Konnte schon deshalb ihr Zeitwert nicht dem Nennwerte entsprechen, so mußte überdies die Unsicherheit der einstigen Einlösung mit jeder Willkür steigen, um welche der angenommene Preis der Nationalgüter bei der Assignatenausgabe überschritten ward. Bringt man noch dabei die damalige Unsicherheit der öffentlichen Zustände in Rechnung, so erklärt es sich, daß die A., die schon bei der ersten Herausgabe im Preise verloren, zu Anfang 1791 mit 90 Proz., gegen Ende 1792 mit 63 Proz., gegen Ende 1793 mit 45 Proz., um das Ende 1794 mit 22 Proz., bald darauf mit 17 Proz. ihres Nennwertes angenommen wurden, endlich aber nur $\frac{1}{100}$ des Nennwertes in Metallgeld wirklich galten, so daß alle Waren einen enorm hohen Preis erreichten (ein Paar Stiefel z. B. wurde mit 20 000 Livres in A. in Ansat gebracht) und Beamte und Kapitalisten dem Hunger preisgegeben waren.

Eine Zeitlang wollte man der Erhöhung der Preise gegenüber der Entwertung des Papiergeldes durch Bestimmung eines Maximum (s. d.) der Preise aller Waren begegnen, aber niemand vermochte die Produzenten und Händler zu zwingen, mit Schaden zu produzieren und zu verkaufen. Das Direktorium empfing 1792 für 20 000 Mill. neu ausgegebene A. kaum 100 Mill. Frs. in realen Werten. Die Folge war eine allgemeine Zerrüttung aller wirtschaftlichen Verhältnisse. Viele Tausende hatten ungeheure Verluste erlitten, kein Mensch wollte sich mit dem Staate in Geschäfte einlassen, und nur wenige, welche rechtzeitig mit den wohlfeilen A. Nationalgüter erkaufte, bereicherten sich auf Kosten des Ganzen. Endlich wurden die A. mittels Beschlusses vom 30. Brumaire des Jahres IV (19. Febr. 1796) außer Kurs gesetzt und zu einem Dreißigstel ihres Nennwertes gegen sog. Territorialmandate umgetauscht. Diese Mandate wurden anfangs in das Verhältnis von 1 zu 30 gesetzt; später setzte man die A. auf $\frac{1}{100}$ der Mandate herab, zu welchem Preise man sie gegen Mandate umtauschen wollte, was aber nicht geschah, da die Inhaber sie lieber zu dem Spottpreise des Tages

ausgaben. Auch den Mandaten wurde Zwangsumlauf gegeben, und es wurden sogleich für 240 Mill. Livres derselben emittiert. Sie wurden anfänglich zu 91, dann zu 60 Proz. ihres Nennwertes angenommen, sanken aber schnell im Preise und schwankten später zwischen 2 und 3 Proz. ihres Nominalwertes. Schon 1796 mochte man sie im Handel nicht mehr annehmen, und als im Febr. 1797 der Zwangskurs aufgehoben wurde, die öffentlichen Kassen aber sie zum Tagespreise annahmen, war den oft für 100 Livres Mandate nur 2 Livres oder $\frac{1}{50}$ Sou ($\frac{1}{100}$ Livre) Räume bezahlt, so daß sie all auf $\frac{1}{1000}$ ihres Nennwertes gefallen waren.

Assignment (lat.), s. Anweisung.

Assimilation (lat., d. h. Ähnlichkeit) nennt man in der Tierphysiologie denjenigen Akt der Ernährung, vermöge dessen die von den Tieren sei es durch die Verdauungsorgane, sei es auf irgend eine andere Weise der Außenwelt entnommen Substanzen in den Stoffen des lebenden tierischen Körpers immer ähnlicher gemacht und in lebendigen Tierstoff umgewandelt (animalisiert) werden. (S. Ernährung.)

In der Pflanzenphysiologie nennt man A. im weitern Sinne alle diejenigen Umwandlungen der von den Pflanzen aufgenommenen Stoffe in Körpern, die für die Lebensfähigkeit des vegetabilischen Organismus erforderlich sind. Im engeren Sinne dagegen versteht man in der Botanik unter A. vorzugsweise die Kohlenstoffassimilation, d. h. die Desoxydierung oder die Zeriehung der aus der umgebenden Luft aufgenommenen Kohlensäure in Kohlenstoff und Sauerstoff und die Nahrungsmachen des ersten für das Leben der Pflanze. Da der Kohlenstoff den Hauptbestandteil der Wandungen sämtlicher Zellen, aus denen die Pflanze besteht, bildet und außerdem noch stets an der Zusammensetzung des Zellinhalts in hervorragender Weise Anteil nimmt, so ist selbstverständlich die Kohlenstoffassimilation der wichtigste Faktor bei der Ernährung der Pflanzen. Trotzdem der Bedarf an Kohlenstoff ein so bedeutender ist, so wird doch derselbe ausschließlich aus den sehr geringen Quantitäten (gewöhnlich nur 0,04—0,06 Proz.) Kohlensäure in der atmosphärischen Luft gedeckt. Die Pflanzen besitzen eben die Fähigkeit, der Luft die in ihr vorhandene Kohlensäure energisch zu entziehen.

Die Kohlenstoffassimilation, also die Bildung organischer Substanz aus anorganischen Verbindungen, kommt jedoch nicht allen Pflanzen zu, sondern nur denjenigen, die Chlorophyll führen. Es ist sich nachgewiesen, daß bei nicht grünen Pflanzen, also bei sämtlichen Pilzen, ferner bei vielen als Schmarotzer lebenden höheren Pflanzen, eine derartige Verarbeitung anorganischer Stoffe zu organischen nicht stat findet, daß sie vielmehr darauf angewiesen sind, ihre Nährstoffe bereits in Form organischer Verbindungen aufzunehmen, indem sie entweder saprophytisch, d. h. auf Fäulnisprodukten sowohl tierischen als pflanzlichen Ursprungs leben oder als Parasit auf lebenden Organismen wachsen. Es ist ferner durch zahlreiche Untersuchungen festgestellt, daß die Kohlenstoffassimilation in den grünen Pflanzen nur bei Belichtung stattfindet und zwar sind es vorzugsweise die gelben Strahlen des Spektrums, unter deren Einwirkung diese Stoffumwandlung energischsten vor sich geht. Bei der A. wird erhebliche Menge Sauerstoff von den Pflanzen abgegeben, wovon man sich leicht überzeugen

len, wenn man eine Anzahl grüner Blätter unter Wasser legt und einer intensiven Beleuchtung aussetzt; es entwickeln sich dabei fortwährend Gasbläschen, die bei der näheren Untersuchung als Sauerstoff nachgewiesen werden können. Es werden deshalb auch schon in langer Zeit die Pflanzen und vorzugsweise solche mit hart entwickelten Blättern (wie die Nüßchen) bilden den hauptsächlichsten Assimilationsorganen zur Verbefferung der durch Atmen von Sauerstoff verdorbenen Luft empfohlen, indem sie herab die Kohlensäure entziehen und dafür Sauerstoff abgeben. (Vgl. Atmung.) Über die Nüßchen, welche bei der A. dem Chlorophyll zukommen, s. unter Chlorophyll.

Wiederholung heißt in der Grammatik eine Erörterung, auf welcher zwei aufeinanderfolgende nachstehende Worte durch eine Modifikation der Aussprache eines oder beider einander ersetzen werden. Die A. ist entweder rückwärts- oder vorwärts- und wird nach dem ersten ähnlich, z. B. lat. rec-tus (gerade) von regere (regieren), ne be-lemus t die Media q ebenfalls zur Terz c (= k) gemacht hat, oder vorwärts- und wird in ungekehrten Fällen, z. B. mittelhochdeutsch kuchen, heißt 'kammern'. Die A. ist ferner entweder selbständig, wenn die Laute zwar verändert werden, aber noch geschrieben bleiben, wie in roman. der selbständig, wenn aus den ursprünglich verschiedenen Lauten wie gleiche, also ein Doppel- oder doppelte A. ital. detto, ditto aus lat. dictus.

geb. 1809) deutsche Schriftstellerin, eine Tochter des 1. Barnhagen von Enje (f. d.), geb. 22. Febr. 1821 in Hamburg als Tochter des auch als hiesiger Dichter bekannten Arztes Dr. D. A. Enje (p. 12. Dez. 1787, gest. 25. April 1842) aus Altona. Nach dem Tode ihrer Eltern zog sie zu ihrem Onkel Barnhagen nach Berlin. Durch sie wurde die Bekanntschaft Alexander von Humboldt, des Fürsten von Bülow-Rosslau und eines anderen ausgezeichneten Mannes. Ihre ersten Werke waren die Biographien »Gräfin Anna von Liebfeld« (Berl. 1857) und »Sophie von Liebfeld, die Freundin Wieland's« (Berl. 1859). In Folge des literarischen Nachlasses ihres Oheims arbeitete sie mit der Herausgabe desselben beschäftigt, veröffentlichte sie nach dessen Tode zunächst 1864 u. 2. Band von dessen »Denkwürdigkeiten« (p. 1869), wofür sie »Briefe Alexander von Humboldt an Barnhagen von Enje aus den J. 1827—1831 u. 1833. Aufl. (p. 1866) folgen ließ. Schon nach der, welches großes Aufsehen erregt hatte, gab sie seine Aufzeichnungen zu. Noch mehr geschätzte die Veröffentlichung der »Tagebücher von 1. Barnhagen von Enje« (Bd. 1—6, P. 1868—70; Bd. 1—4, 2. Aufl. 1863). Ende Mai 1864 wurde gegen sie in Berlin bezüglich des 3. u. 4. Bandes jenes Werks ein Prozeß wegen Verletzung des Urheberrechts gegen den König, Verleumdung u. dergl. m. v. w. eingeleitet, der 1863 ihre Verurteilung zu sechsmonatlicher Gefängnisstrafe zur Folge hatte. Eine wiederholte Anklage wegen einer ähnlichen Vergehen in Bezug auf den 5. und 6. Band des Werks zog ihr 22. Febr. 1864 eine zu sechsmonatlicher Gefängnisstrafe u. 2. Band des Werks nach d. den drohenden Strafen daselbst, nach, daß sie im Herbst 1861 nach Italien zu einem längeren Aufenthalt in Florenz nahm. Dort verheiratete sie sich 18. Dez. 1874 mit dem dort lebenden Eino Grimaldi; doch wurde die

Die bald getrennt. Grimelli erschob sich im Sept. 1878 zu Modena, Ludmilla A. ward Anfang 1880 geisteskrank und in die Irrenanstalt (Manicomio S. Bonifazio) zu Florenz gebracht, wo sie 25. März 1880 starb.

1830) in Italien veröffentlichte sie zunächst eine Übersetzung zweier Schriften von Piero Cironi aus dem Italienischen: »Die nationale Presse in Italien von 1828—60« und »Die Kunst der Rebellen« (Lpz. 1863); ferner: »Tagebücher von R. A. Varnhagen von Ense« (7. und 8. Bd., Jür. 1865; 9. bis 14. Bd., Hamb. 1868—70); »Briefwechsel zwischen Varnhagen und Oelsner« (3 Bde., Stuttgart 1865); »Briefe von Stägemann, Metternich u. s. w.« (2 Bde., Lpz. 1865); »Vita di Piero Cironi« (Prato 1865); »La posizione sociale della donna« (Mail. 1866); »Briefe von Chamisso, Gneisenau u. s. w.« (2 Bde., Lpz. 1867); »Piero Cironi, ein Beitrag zur Geschichte der Revolution in Italien« (Lpz. 1867); »Giuseppe Raynisi's Schriften. Aus dem Italienischen« (2 Bde., Hamb. 1868); »Blätter aus der preuß. Geschichte« (5 Bde., Lpz. 1868—69); »In memoria di Giovanni Grilenzoni« (Genua 1868); »Biographie Porträts« (Lpz. 1871); »Ausgewählte Schriften von Varnhagen von Ense« (19 Bde., 3. Aufl., Lpz. 1871—76). Der Fürst von Büdler-Rustau hinterließ ihr seinen ganzen schriftlichen Nachlaß zur Ordnung und Herausgabe; sie veröffentlichte infolge dessen: »Briefwechsel und Tagebücher des Fürsten von Büdler-Rustau« (1. u. 2. Bd., Hamb. 1873; 3. bis 6. Bd., Berl. 1874); auf seinen Wunsch schrieb sie auch dessen Leben in: »Fürst Hermann von Büdler-Rustau. Eine Biographie« (erste Hälfte, Hamb. 1873; zweite Hälfte, Berl. 1874). Ferner gab sie aus dem Nachlasse Varnhagens noch heraus: »Tagebücher von F. von Genh« (4 Bde., Lpz. 1873—74); »Briefe von der Universität in die Heimat« (Lpz. 1874); »Briefwechsel zwischen Varnhagen und Kabel« (6 Bde., Lpz. 1874—75) und »Aus Kabels Herzensleben« (Lpz. 1877). Varnhagens literar. Nachlaß vermachte sie in ihrem Testament der königl. Bibliothek zu Berlin.

Ihre Mutter **Nofa Maria A.** war die Schwester von Barnhagen von Enke und 28. Mai 1783 zu Düsseldorf geboren. Der Ausbruch der Französischen Revolution trieb die Familie nach Strassburg, der Heimat der Mutter. Im J. 1796 begab sich die Familie nach Hamburg, wo Nofa Maria A. freundschaftliche Verbindungen mit den Jugendgenossen ihres Bruders, namentlich mit Chamisso, Neumann und Justinus Kerner, anknüpfte und sich 1816 mit dem praktischen Arzt David Ashur Affing vermaählte, der sich ihretwegen in Hamburg niederließ. Sie starb 22. Jan. 1840. Nach ihrem Tode veröffentlichte ihr Gatte: „**Nofa Marias poetischer Nachlaß**“ (Altona 1841).

Assiniboin, Fluß in Britisch-Nordamerika, entspringt in 51° 40' nördl. Br. und 105° westl. L. (von Greenwish) und fällt nach einem Laufe von ungefähr 700 km bei dem Fort Garry im Gebiete Manitoba in den Red-River des Nordens, welcher in den Winnepegsee mündet. Die Assiniboin-Indianer gehören zu der Familie der Dacotais und finden sich sowohl im Territorium Montana in den Vereinigten Staaten als in Manitoba in Britisch-Nordamerika. Sie bildeten ursprünglich einen Teil der Dakotan-Stämme, trennten sich aber schon zu Anfang des 17. Jahrh. vom Hauptstamme und sind seitdem dessen erbitterte Feinde. Die frau.

Missionare berideten schon 1640 von ihnen. Es gibt fast, und methodistische Missionen unter ihnen an den Seen St. Anna und Wiggon. In den brit. Besigungen werden sie in die Assiniboin der Prärien und die Assiniboin der Wälder geteilt; jene sind groß, kräftig und diebisch, diese kleiner und äußerst arm; ihre Gesamtzahl beträgt etwa 5000. Die Assiniboin der Vereinigten Staaten zerfallen in die roten Stein-Assiniboin und in die obere Assiniboin, insgesamt nicht ganz 5000 Seelen.

Assiniboin, offizieller Name des gewöhnlich Red-River-Territory genannten Gebietes in Britisch-Nordamerika, wurde von der Hudsonsbai-Kompagnie, in deren Besitz es bis dahin gewesen war, 1869 an die Regierung der Dominion of Canada verkauft. Die Bewohner, 15–20 000, erkannten diesen Verkauf als ohne ihre Zustimmung bewirkt nicht an, empörten sich und bildeten eine provisorische Regierung unter John Bruce und erklärten sogar im Dez. 1869 ihre völlige Unabhängigkeit, wurden aber von dem engl. Gouverneur McDougal in den folgenden Jahren geschlagen und zur Anerkennung der engl. Oberhoheit gezwungen.

Asir, Landschaft in Arabien, s. Asir.

Asirgurb, Felsenfeste bei Burhanpur (s. d.).

Assisen, s. Assisen als Versammlung, Gerichts-sitzung. In England hieß namentlich seit dem 12. Jahrh. assisa oder assisa ein Gericht, wo nicht, wie es seit der normännischen Eroberung selbst im Civilprozeß möglich war, durch Zweikampf, sondern nach gewissenhafter Ermittlung der Wahrheit entschieden wurde. Es hatten hier, besonders bei Streitigkeiten um Grundbesitz, 12 mit der Sache bekannte, vereidete Nachbarn, als Zeugen und Richter zugleich, ihren Wahrspruch abzugeben. Seit dem 13. Jahrh. wurden auch im Strafprozeß die Gottesurteile durch den Wahrspruch einer Versammlung von Volksschlichtern ersetzt und es hat sich seitdem der Name A. für Geschworenengerichte und ihr Verfahren nicht nur in England erhalten, sondern ist auch von da aus nach Frankreich und benachbarten Ländern übergegangen, welche ihre Gerichtsverfassung der französischen nachgebildet haben. Nähere geschichtliche Nachrichten über die A. als über eine der mannigfaltigen früheren Erscheinungen unsers heutigen Geschworenengerichts sind enthalten in Wiener, »Das engl. Geschworenengericht« (3 Bde., Lpz. 1852–55) und Brunner, »Die Entstehung der Schwurgerichte« (Berl. 1872). Über die heutige Organisation der A. überhaupt s. Schwurgericht.

Assise bedeutete zuweilen auch die für das Gericht erlassene oder in demselben entwickelte Rechtsbestimmung. So nennt sich das 1099 für den Kreuzfahrerstaat entworfene und nachträglich mehrfach erweiterte franz. Rechtsbuch Assises de Jérusalem. Eine ital. Übersetzung desselben galt noch zur Zeit der venet. Herrschaft als Landrecht auf Cypren. Herausgegeben haben jenes Rechtsbuch Kaufler (Stuttg. 1839) und Veignot (2 Bde., Par. 1811–43). Ferner werden erwähnt Assises de Normandie, namentlich aber in England die Assize of Clarendon von 1164, of Northampton von 1176, of measures u. s. w. Der Ausdruck assisa geht wahrscheinlich auf das angelsächs. aetnaiss zurück. Vgl. Stubbs, »The constitutional history of England in its origin and development« (Bd. 1, Oxf. 1880), Gundermann, »Engl. Privatrecht« (Zl. 1: »Die Common law«, Tab. 1864); Tiggby, »An in-

troduction to the history of the law of real property« (Oxf. 1875).

Assisi, ital. Stadt, s. Assisi.

Assisi (Franz von), s. Franz von Assisi.

Assistieren (lat.), beistehen, unterstützen. Assistent, Gehilfe, Beistand jeder Art, besonders in der Administration und Justiz, auch bei gottesdienstlichen Handlungen, Geistlichen, Ärzten, in Hospitälern u. s. w. Assistent, Beistand, Ausschilfe, Mithilfe, besonders in einem Amte oder bei einer Amtshandlung. Passive Assistent heißt in der röm.-lat. Kirche die nur zeugenschaftliche Gegenwart eines Priesters bei der Erklärung einer Eheschließung, welcher die Kirche den Segen vorenthält, da bei einer durch einen nichtlat. Geistlichen vollzogenen Trauung.

Assut, Stadt in Ägypten, s. Siut.

Ämannshausen, Dorf im Rheingautal bei preuss. Regierungsbezirk Wiesbaden, am rechten Ufer des Rheins, am nordwestl. Fuße des Riedwaldes und an der Staatsbahn Frankfurt-Oberrhein, mit 772 E., verbannt den Ruf sein Namens dem Weine, der in dessen Nähe auf dem Schiefergebirge wächst. Es gibt sowohl roten als weißen Ämannshäuser Wein; doch ist ersterer bei weitem den Vorzug. Derselbe, das Zeugnis einer kleinen Burgunderterre, hat eine eigentümliche hochrote Farbe und besitzt, auch einem seltenen gewürzhaften Geschmack, viel Stärke und Feuer. Er hält sich aber nur drei bis vier Jahre auf seiner Höhe; dann geht er von Jahr zu Jahr zurück, indem sein Farbestoff sich niederschlägt. Unterhalb des Dorfs ist eine warme Quelle, die 1876 mit einem Badehaus versehen.

Association (neulat., d. i. Bergesellschaft), bezeichnet im allgemeinen die Vereinigung mehrerer Personen zum Zusammenwirken für einen gemeinschaftlichen Zweck, insbesondere aber solche Vereinigungen, die auf dem freien Willen der Beteiligten beruhen, nicht aber, wie der Staat, die Gemeinde, die Masse, die Junts, auf Grund eines öffentlich-rechtlichen Zwanges bestehen. Derselbe A., welche politische, gemeinnützige, kirchliche, wohlthätige, gesellige Zwecke verfolgen oder auch die gemeinen Interessen besonderer Gesellschaften zu vertreten bestimmt sind, pflegt man vorzugsweise Vereine zu nennen, und man versteht daher unter Associationen recht häufig speziell das Recht der Bürger, unbehindert, wenn auch unter Beobachtung gewisser gesetzlicher Vorschriften, Vereine bilden dürfen. Eine zweite Klasse bilden die privatrechtlichen A. Dieselben haben ihre rechtliche Grundlage entweder in einem civilrechtlichen Gesellschaftsvertrag (societas) oder in der bürgerlichen Vereinbarung über Handelsgesellschaften (s. fene und stille Handelsgesellschaft, Aktiengesellschaft, Kommanditgesellschaft) und Erwerbs-, und Wirtschaftsgesellschaften (s. unter Genossenschaften). Die Bezeichnung Associes ist speziell für die Mitglieder einer offenen Handelsgesellschaft gebräuchlich. Die Genossenschaften führen aber dem sozialökonomischen Begriff der A., der hauptsächlich die sozialistischen Theoretiker bezieht und nur in gewissen Kooperationsgenossenschaften eine praktische Bedeutung erlangt hat. Die sozialistische Associationstheorie beruht auf dem Postulat, daß die wirtschaftliche Produktion und Verteilung weder durch Zwang, wie bei der Sklavenerwirtschaft, noch durch das Laissez-faire mit anarchischen

konstanz und überwiegender Kapitalherrschaft, sondern durch Gesellschaftsverträge geregelt werden soll, vermöge welcher die einzelnen Beteiligten auf dem Fuße der Gleichheit Einlagen von Kapital und Arbeit machen und den Ertrag der gemeinschaftlichen Produktion unter sich verteilen. Es gäbe dann weder Herren und Sklaven, noch bloße Kapitalisten und Lohnarbeiter, sondern nur sich gleichschätzende «Mitglieder». Ist die gemeinschaftliche Produktion auch mit gemeinschaftlichem Leben verbunden und erfolgt die Verteilung des Ertrags einfach nach dem Bedürfnisse, also ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit der Arbeitsleistungen und der Kapitaleinlagen, so ist die A. eine kommunistische. In solchen kösterartigen Gesellschaften hat man auch noch in unserer Zeit in Amerika hier und da Experimente gemacht. Eine besondere Art von sozialem A., deren Grundidee sich übrigens schon bei Schellern des 18. Jahrhunderts findet, ist das «Volantière» Fouriers (f. d.), in welchem gemeinschaftliche Arbeit und gemeinschaftliches Leben besteht, jedoch sowohl die Beschaffenheit des Lebens als auch der Kapitalgewinn erhalten bleibt. Auch diese Einrichtung ist in Frankreich und Amerika mehrfach versucht worden, jedoch mit schlechtem Erfolge. Von den sozialistisch angelegten Produktions-Assoziationen ist das zum Kommunismus neigende System Louis Blancs und das von Buchez (f. d.) Arbeiterbewegung) zu nennen. Das Schulzengesellschaftliche Genossenschaftswesen und die verschiedenen ländlichen Darlehensgenossenschaften haben ebenfalls auf dem Boden der tauschwirtschaftlichen Gesellschaftsordnung, räumen aber der A. als ihrem Prinzip durch die Anerkennung der Selbstbestimmung ihrer Mitglieder einen bedeutenden Stellenwert ein. Als eine Form der A. zwischen Kapital und Arbeit ist auch die Gewinnbeteiligung (f. d.) zu betrachten.

Association als Lebensstufe heißt diejenige Stufe des Lebens, auf welcher die einzelnen neuzeitlichen Gesellschaften mit den schon vorher im人类社会 vorhandenen und unter sich verbundenen Individuen.

Association der Ideen, f. Ideenassociation. Associe (frz.), Kompanion, Gesellschafter, ist das Mitglied einer kommerziellen Gesellschaft und das Mitglied einer Handelsgesellschaft, Kommanditist oder stiller Gesellschafter; das Mitglied einer Vereinigung wird nicht A., sondern Mitmitglied, das Mitglied einer Gewerkschaft und Wirtschaftsgenossenschaft wird Genossenschaftler genannt. Der Kommanditist und der stille Gesellschafter sind im Gegensatz zu Vermögensinlagen an der Gesellschaft nicht, während der offene Handelsgesellschafter gewissermaßen nur Arbeitsleistungen zu machen hat. Den Gläubigern der Firma gegenüber ist der offene Handelsgesellschafter direkt verantwortlich, d. h. auf die gesamte Schuld der Firma, d. h. mit seinem ganzen Vermögen, während der stille Gesellschafter nur auf die Höhe der geleisteten oder zu leistenden Beiträge der Firma haftbar ist, gar nicht, sondern nur auf die Höhe der erhaltenen Verluste, nämlich auf die Höhe der Firma.

war anfangs Lehrer und versuchte dann sein Glück in Nordamerika, kehrte aber bald nach Paris zurück und veröffentlichte in der «Revue des deux Mondes» zwei durch ihren gefälligen Stil und ihre frappante Lokalfarbe Aufmerksamkeit erregende Novellen: «Les Bouterfly» und «Acacia», die, mit einer dritten: «Une fantaisie américaine», vereinigt, unter dem Titel: «Scènes de la vie des États-Unis» (1859) erschienen. Dazu kamen später eine große Zahl anderer Novellen, wie «Deux amis en 1792», «Brancas», «Marcomir», «Aventures de Karl Brunner», «Une ville de garnison», «Gabrielle de Chênevert», «Histoire du célèbre Pierrot», «Aventures du capitaine Corcoran», «Rachel», «Le plus hardi des gueux», «Nini», «Le Tigre», «Le vieux jupon», «Hyacinthe» (1860–79).

Affonang (lat., Anfang) nennt man in der Poesie eine Art unvollständigen Reims, bei welchem nur die Vokale, nicht aber die Konsonanten sich bedecken. Die A. wird namentlich in der span. und portug. Poesie häufig angewandt, im Deutschen in Übersetzungen und Nachahmungen derselben, nur vereinzelt in Originalwerken, z. B. in Fr. Schlegels «Marloos».

Affos, Stadt in Mysien, f. Affus.

Affuan oder Aswan, Stadt in Ägypten, mit 4000 E., das alte Syene, liegt an der Nordseite der ersten Katarakte, am östl. Ufer des Nils, und bildete daher schon im Altertum zugleich mit der gegenüberliegenden Insel Elephantine die Südgrenze des eigentlichen Ägypten, jenseit welcher einst Neger saßen, aus denen später das heutige Nubien hervorging. Das vom arab. Gebirge sich abweigende Urgestein, welches hier in der Breite von ungefähr 6 km den Nil durchsetzt und die Katarakte bildet, besteht größtenteils aus Granit, dessen vorzügliche Qualität von der Stadt den Namen Syene erhielt und seit den ältesten Zeiten in ungeheuren Massen hier gebrochen und durch das ganze Land verschifft wurde. Nach der jetzigen geolog. Bezeichnung muß zu den granitischen Elementen noch die Hornblende hinzukommen, um Syene zu heißen, obgleich der Granit von A. größtenteils diese Juthat nicht besitzt. Man glaubte im Altertum, daß Syene unter dem Wendekreis liege, der in Wahrheit aber etwas südlicher liegt. Die Stadt war jederzeit als Grenzort gegen den Sudan von einer gewissen Bedeutung.

Affuan, Provinz von Peru, f. Ayuan.

Affungui, die bedeutendste Kolonie der brasil. Provinz Parana (f. d.).

Affus (arch. Affos), Stadt in Mysien am Meerbusen von Abromyti (heut. Örenid) auf einem hohen schwer zugänglichen Felsen. Sie war nach einigen eine Kolonie der Methymnäer, nach anderen der Mytilenäer, jedenfalls aber äolischen Ursprungs, kam im 7. Jahrh. v. Chr. unter die Herrschaft der lydischen Könige, im 6. Jahrh. unter die der pers. Großkönige, war im 4. Jahrh. der Sitz des Tyrannen Hermias von Marnese, an dessen Hofe Aristoteles eine Zeitlang lebte, und kam nach den Kämpfen zwischen den Seleukiden und den Römern an das Pergamensche Reich. A. war der Geburtsort des Stoikers Aleanthes. Auf der Insel des alten A. steht jetzt das Dorf Beiram (heut. Beiram) mit großartigen Ruinen. A. ist in der Geschichte das Ziel zahlreicher engl., franz., russ. Reisender. Seit Herbst 1881 hat das amerikanische Institut von Amerika unter Leitung von Jos. Clarke die verfallene Stadt von A. ausgegraben.

Assyrien Pascha, türk. Staatsmann, geb. um 1840 zu Adrianopel als Sohn des damaligen Untergouverneurs Khurisch Pascha, war zuerst bei der Verwaltung des Vilajet Adrianopel angestellt, wurde dann Sekretär der türk. Botschaften in London und Paris, später Untergouverneur in Adrianopel und um 1875 Generalgouverneur dasselbst. Nach dem russ.-türk. Krieg von 1877—78 wurde A. zum Präsidenten der internationalen Kommission ernannt, welche das organische Statut für Ost-rumelien ausarbeitete, später Vorsitzender der Kommission zur Feststellung des Reglements für die Verwaltung der europ.-türk. Provinzen. Am 13. Sept. 1880 wurde er an Abdögn Paschas Stelle Minister des Auswärtigen.

Assyrien bei Griechen und Römern, Assur im Assyrischen, Asur bei den Hebräern, Athurä bei den alten Persern, hieß eigentlich die etwa 165 000 qkm umfassende Landschaft, deren Norden zum Teil das heutige südl. Kurdistan entspricht. Es ist die obere Abzweigung der mesopotam. Ebene und von dem südlich anliegenden Babylonien durch keine natürliche Grenze geschieden. Um so charakteristischere Grenzen bilden im A. das armen. Taurusgebirge, im O. der med. Zagros und Chochothos; im W. bildet der Tigris seine Grenze, da das eigentliche A. einen Teil Nordmesopotamiens umfaßt. Durch diese benachbarten Gebirge wird dem Lande eine Reihe von Flüssen zugewiesen, welche, daselbst gleichmäßig bewässernd, sämtlich in den Tigris fließen. Die wichtigsten davon sind der Große und der Kleine Zab, der östl. Khabor oder Kurnib und der aus dem Zusammenfluß des Schirwan und des Holman entstehende Tizaleh (Gyndes). Ein für das Klima wichtiger Umstand ist, daß fast die ganze Hohebene von der wellenförmigen Absehung der med. und armen. Grenzgebirge abhängig ist; denn je nach dem Grade der Höhererhebung stellen sich große Verschiedenheiten der Temperatur und der Produktion nebeneinander dar. Obgleich schon den Alten der Mangel an Baummwoll und die geringe Masse des fallenden Regens bekannt war, so wird doch noch häufiger die Fruchtbarkeit des Landes erwähnt, von welcher die Denkmäler mit ihren wohlgenährten Menschen- und Tiergestalten und wüßigen landschaftlichen Jagden ebenfalls Zeugnis ablegen. Palmen, Öl- und Nußbäume, verschiedene andere obstragende Arten gedeihen auf den Abhängen, Getreide in den reichlich bewässerten Thälern. Die Tierwelt war nach den Reliefdarstellungen ehemals reicher als jetzt: es finden sich Löwen, wilde Gmel, Gazellen, Hosen, Rebhühner, Strauße u. s. w. Das Mineralreich lieferte treffliche Bausteine, von den härtesten Basaltblöcken des Wäsißen Bergs bis zu den zartesten Marmorarten am linken Tigrisufer. Eisen, Kupfer und Blei waren in Hülle vorhanden; doch scheint man verhältnismäßig wenig nach edeln Metallen gesucht zu haben. Großen Ruf hatten der Asphalt und die Naphthaquellen, die jedoch größtenteils Babylonien angehören.

Das Land lag in einem Knotenpunkte der vorderasiat. Geschichte. Hier berührte sich die östliche iranische und die westliche semit. Völkerguppe mit einer Abzweigung der nordafrikan. altasiatischen Turan. Das erste Kulturvolk, welches den Boden A. bewohnte, war turan.-uralischer Abstammung. Dieses Volk, welches die Keilschrift erfunden hat,

nannte sich Sumer; zu ihm gesellten sich in frühster Zeit die südlich wohnenden semit. Akkad, und nach den letzten Könige von Babylon nannten sich die nördlichen Sumer und der Akkad. Die Sprachen dieser Turanier sich bedienten, heißt die Sumerische (fälschlich »akkadisch« genannt). Die Assyrer nennen Sumer die »heilige Sprache«, deren sie sich noch in späterer Zeit bedienten und von der sie der Nachwelt Hunderte von Texten der assyr. Übersetzung überliefert haben. Die alte Landesname A. war Sumer, und erst nach der semit. Invasion, von der die Bibel (1 Mos. 10) spricht, verschwand der Name Sumer, in dem vielleicht unrichtig den Namen Sennar gefunden hat. Eine Spur dieser turan. Völker findet sich in dem Thorgal (sumer. turgal, großer Mann) d. griech. Übersetzung der Genesis (Kap. 10, 10).

Die Inschriften liefern eine Fülle von urkundlichen Zeugnissen, wie sie keine der alten Völker außer Ägypten, aufzuweisen hat. Doch gehen die A. speziell betreffenden Zeugnisse nicht über 2000 v. Chr. hinaus. Eine der ältesten Dokumente sind die in der Stadt Assur (Kalah-Scherghat) aufgefundenen Dokumente Samasbads, Sohn Ism-dagans (um 1900 v. Chr.). Die Herrscher führten den arischen Titel Batis mit sonst semit. Sprach. Sie waren unabhängige Fürsten, doch noch ob großen Einfluß. Viele Namen dieser ersten Fürsten A. sind überliefert, schon damals bestand Ninive (assyr. Ninua), Calach und Resen (assyr. Ri-Anu), des Semiten Assur Gründung. Nach Sargons Bericht hatten 350 Könige vor ihm in A. geherrscht; er rechnet wahrscheinlich alle gleichzeitig regierenden Könige zusammen. Die älteste Geschichte haben seit dem Altertum Irrtümer der biblischen Auslegung verdunkelt. Nach einer Deutung des Berichts der Genesis soll Nimrod von Sennar nach A. gegangen sein, um dort Ninus, Calach und Resen zu gründen. Die nicht mind. alte und richtige Deutung des Verses (10, 11) der Genesis läßt nicht Nimrod, sondern Assur nachziehen und dort die genannten Städte gründen. Nimrod ist übrigens keine Individualität, sondern wie alle 74 Namen der Völkertafel, ein ethnogr. geogr. Begriff, der das untere Guphratthal neb. Euphrat bedeutet. Nimrod war eine erobernde Völkergeneration und hat mit Ninus, Bel und anderen Individualitäten gar nichts zu schaffen.

Nach den aus medopers. Quellen stammenden Berichten des Ktesias war der Gründer der assyr. Macht Ninus und seine Gattin Semiramis (s. d.). Die Erobererin Äsiens und Erbauerin Babylons eine sichere histor. Person, aber mit einem Nimrod von Legenden umgeben. Ihr folgte ihr energieloser Sohn Ninus, und nach der Sage sollen aus ihm 30 heberungslose Fürsten gefolgt sein, deren letzter, Sardanapal, sich mit seinem Schloß selbst verbrannte, um nicht in die Hände der ihn bedrückenden Fürsten Achaces von Medien und Seleus von Babylon zu fallen (788). Dieses Reich von 1360 Jahre bestanden haben. Neben dieser sagenhaften medopers. Auffassung bestand die richtigere Herobots und Herodots, daß das assyr. Reich 52 (526) Jahre die Suprematie in Äsiens ausübte, bis die Meder absielen. Diese Oberherrschaft begann mit der Vereinigung Babylons mit A. (1314), und von diesem Momente datiert die eigentliche assyr. Herrschaft. Vor den 45 Königen, welche der Period von 526 Jahren angehören (1314—788), herrschten

Semiramis von Babylon aus über A. Durch sie mag ein in einer Inschrift erwähntes Siegel eines alten Königs Teglati-Sandan, Sohn Salmanaßar, von Ninive nach Babylon gekommen sein, welcher es Sanherib 600 Jahre später wieder holte. Die ersten Könige dieser Dynastie sind nur sehr unklar bekannt. Überliefert sind einige Namen der Vorfahren des Königs Teglati-Phalassar (L. 1100 v. Chr.), von dem die Inschrift eines in Kalah Schoberhat in mehreren Exemplaren aufgefundenen großen Thronprisma berichtet. In dieser Inschrift ist die Rede von Eroberungen, die der König im Norden von Kleinasien, Armenien und Syrien machte. Auf diesen König folgt eine Liste von 150 Jahren; doch von hier ab bis zum Ende des assyr. Reichs ist die Reihenfolge der Regenten nicht ununterbrochen erhalten. Der 20-jährige Assurnirar Sinniirak III. (956—936) folgte dem trauernden Sohn Teglati-Sandan (936—909), der nach Norden hin Eroberungen machte. Die Regierung seines Sohnes und Nachfolgers Assur-akki-habal (Sardanapal III., 900—905) ist eine der bekanntesten der assyr. Geschichte. Er erbaute den Nordwestpalast von Nimrud, und zahlreiche Texte geben über seine Jüge nach Armenien, Kleinasien, Syrien und Phönizien Auskunft. Dieser Herrscher erhob namentlich Kalah (das heutige Nimrud) zur Hauptresidenz seines Reichs; die letzten Umstände ist die Erhaltung der Geschichte, bekannt, zu verdanken. Aus den Texten dieses Königs, wie aus denen seiner Nachfolger, geht hervor, daß sie auch in Ninive residierten; doch begannen sie in letzterer Stadt erhaltenen Inschriften nicht nur der Zeit Sanheribs. Auf Assur folgte sein Sohn Salmanaßar IV. Die zahlreichen Ereignisse während seiner 35-jährigen Herrschaft (885—879) sind durch viele Texte aus Nimrud, Kalah Schoberhat und einer Stele bei den Quellen des Tigris, bekannt. Die bekannteste der von ihm herrschenden Inschriften ist die des berühmten assyrischen Obelisken von Nimrud, der sich in den Trümmern des von Salmanaßar erbauten Tempels befindet. Der kurze Abriss seiner ersten 31 Regierungsjahre des Königs ist durch Bellerophon erläutert, welche die dem Könige dargebrachten Tribute darstellen; man sieht Elefant, Kamele, Affen, Rhinocerosse u. s. w. Salmanaßar führte Krieg gegen die östl. Länder, Armenien, Babylon, Kleinasien; er kam namentlich nach seine Jüge nach Syrien mit Venhadab und nach von Damaskus und mit Abas und Jehu nach Israel in Berührung; letzterer sandte ihm bei seiner Thronbesteigung Tribut. Nach dem Tode Salmanaßars verheerete Bruderkrieg zwischen seinen Söhnen Assur-dannin-habal (Sardanapal IV.) und Samas-Bin das Reich; letzterer zog den Sieg davon und regierte 13 Jahre (879—867). Samas-Bins Sohn Sinniirak IV. (857—828) zog nach Medien und dem heutigen Afghanistan, nachdem er zuerst Damaskus betriegt hatte. Sein Sohn hieß Sammuramat, die man mit Sicherheit mit der Herodotischen Semiramis in Verbindung gebracht hat. Salmanaßar IV. (828—825) zog gegen Armenien und Syrien. Sein Nachfolger Assur-bil-el II. (818—800) hatte während seiner Jahre Aufwühlbewegungen in A. selbst zu bekämpfen. Sein Nachfolger Assurnirar war ein wichtiger Fürst; er ist der korruptierte Ninus der Römischen Dikten. Nebet und Ba-

bylonier verbündeten sich und nahmen Ninive ein (788). Der Babylonier Belshazzar (Balazu) und dann der Chaldäer Nabul beherrschten A. Dieser zog gegen Syrien und Palästina, zwang Menachem zu einem Tribut und führte Israeliten nach Mesopotamien. Die assyr. Macht erhob sich von neuem durch Teglati-Phalassar, der sich 745 des Throns bemächtigte. Er war ein thalträftiger Despot, der auch in A. selbst sich durch Bauten verewigte. Nach seinen vergeblichen Versuchen, das seit 40 Jahren unabhängige Babylon dauernd unter assyr. Vormüßigkeit zu bringen, wandte sich Teglati-Phalassar gegen Medien, um sich namentlich in die Hände zwischen Belah von Israel und Abas von Juda zu mischen. Er betriegt Belah, den Bundesgenossen des Syrischen Königs, den er tötete, und entsetzte ihn des Throns von Samaria; er betriegt auch den jüd. Gegner des Abas, Asria (Tabaei Sohn), den die verbündeten Israeliten und Syrer als Gegenkönig aufgestellt hatten. Teglati-Phalassar führte die Bewohner von Naphtali und Gilead nach A. Nach 15-jähriger Herrschaft ließ Teglati-Phalassar den Thron seinem Nachfolger Salmanaßar V. (727—722), der Hofen von Israel betriegt und Samaria belagerte. Salmanaßar starb während dieser Belagerung; nach einem Interregnum von einigen Monaten erhob sich als König ein schon 20-jähriger Abkömmling des alten Königs Sargon, Sargon (721), der der Stifter der letzten assyr. Dynastie wurde. Sargon hat sich durch seine Bauten von Chorsabad, die er mit vielen Inschriften schmücken ließ, verewigt. Man kennt seine glänzende Regierung nur durch diese Inschriften; selbst seines Namens wird nur einmal, bei Jesaja (20, 1), Erwähnung gethan. Seinem ersten Feldzuge gegen Elam folgte die Eroberung von Samaria. Zehn Jahre hindurch betriegt er Medien, Armenien, Kleinasien, Iberien, Phönizien; 712 nahm er Assod ein und betriegt dann während zweier Jahre Merodachbalaban von Babylon. Nach längerer Gegenwehr wurde Babylon genommen, Merodachbalaban nach dem Süden gebrängt und durch die Einnahme seiner letzten Feste, Bel-Jalin in Unterchaldäa, besiegt; Babylon kam, nach 20-jähriger Unabhängigkeit, freilich nur für vier Jahre, unter assyr. Vormüßigkeit. Später zog er nach Ägypten und ließ zum Andenken an seinen Feldzug eine jetzt verstümmelte, in Berlin befindliche Stele anfertigen. Nach einem Feldzuge nach Medien starb er, wahrscheinlich gewaltthätigen Todes, 704. Ihm folgte sein berühmter Sohn Sanherib (Sinaherib, 704—680). Nachdem er Merodachbalaban, welcher sich Babylons wieder bemächtigt hatte, verjagt und an seine Stelle in Babylon einen Schattenkönig Belshazzar eingesetzt hatte, zog er 700 gegen Syrien und Palästina. Sanherib hat über den Feldzug gegen Biskia von Juda und die Belagerung von Jerusalem einen Bericht hinterlassen, der in einigen Einzelheiten mit dem biblischen nicht in Einklang steht. Nach letztem hatte Biskia den Tribut verweigert; Sanherib fiel infolge dessen mit einer großen Heeresmacht in Palästina ein. Er nahm das ihm jetzt von Biskia angebotene Gold an, beschloß aber dennoch von seinem Plane, Juda zu vernichten, nicht abzugehen, da er einen Feldzug gegen Ägypten beabsichtigte. Jerusalem wurde belagert, doch der Engel des Herrn erschlug in einer Nacht 185 000 Mann, worauf Sanherib sich nach Ninive zurückzog. Nach Sanheribs eigener

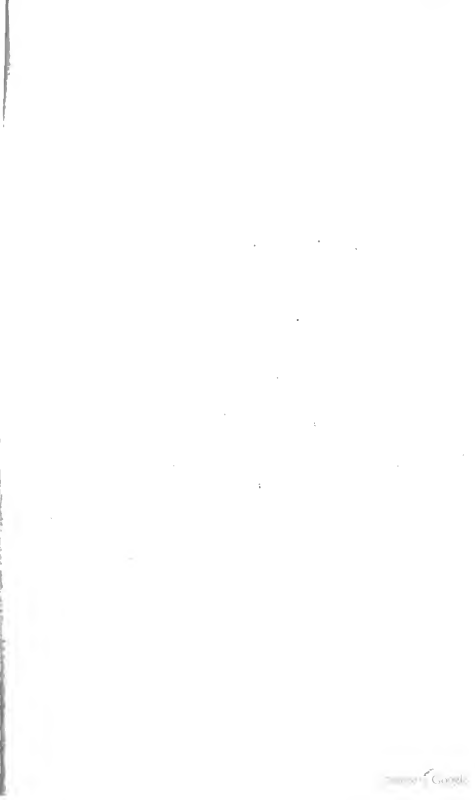
Darstellung bestrafte der Assyrer den unbotmäßigen Hiskia durch Hinwegführung von 200 150 Personen und unzähligen Herden, zündete alle seine Städte an und schloß ihn selbst in Jerusalem wie in einen Käfig ein. Doch hob Sanherib die Belagerung auf, und Hiskia sandte ihm nach Ninive als Zeichen seiner Unterwerfung kolossale Leistungen an Gold und Kostbarkeiten. Nach dem Feldzuge gegen Juda betrug Sanherib namentlich das immer von neuem aufrührerische Babylon, welches im Besitz der Könige Elams war. Nach 24jähriger Herrschaft wurde Sanherib von seinen Söhnen Adramelech und Sarezer ermordet und hinterließ seinem vierten Sohne Asarhaddon den Thron. Sanherib hat sehr viel für die Macht und den Ruhm A.s gethan. Sein Hauptwerk jedoch war der Wiederaufbau des zerstörten Palastes von Ninive, über den er in vielen Texten berichtet; ferner erbaute er die noch heute vorhandene Ringmauer der Königsstadt. Asarhaddon (680—667) nahm Babylon wieder ein, residierte daselbst und nahm dort großartige Bauten vor. Er hinterließ seinem Nachfolger die Herrschaft Chaldäa; auch unterwarf er Ägypten, demütigte den Äthiopier Tarhata und schleppte Manasse von Juda nach Babel. Von ihm berichtet die noch vorhandene Inschrift am Rahr-el-kelb in Syrien bei Beirut. Asarhaddon, krank und alt, dankte 667 ab und hinterließ seinem Sohne Assurbanisabal (Sardanapal VI.) A. und seinem andern Sohne Samulinasabutin (Sasobuchin) Babylon. Letzterer verband sich jedoch mit den Feinden A.s, sein Bruder überzog ihn mit Krieg, und Sasobuchin verbrannte sich 647 in Babylon mit seinem Palaste, worauf Sardanapal noch 22 Jahre und zum letztenmale Ninive und Babylon unter einem Scepter vereinigte. Er ist der sturmumtörte Chinalabal des Ptolemäischen Herrscherkanons. Sardanapal VI. (von Verofus so genannt) ist unter allen assyr. Fürsten derjenige, dem die Wissenschaft der Neuzeit den größten Dankschuldig ist. Er gründete ein reichhaltiges, in Fragmenten erhaltenes Archiv in Ninive, das zum großen Teil A.s Handschriften aller Texte enthielt. Sardanapal unterwarf Ägypten, zerstörte Theben (665), schloß mit Ogyes von Lybien ein Bündnis und drang bis weit in die Mitte des eigentlichen Arabien vor. Die immerwährenden Thronstreitigkeiten in Elam endete Sardanapal 648 mit der Einnahme von Susa; auch gegen Armenien führte er Krieg. Den Reber Vraortes (635) besiegte er vor Ninive selbst. Von seinem Sohne Assuridilis wissen wir nichts. Der letzte Sargonide scheint Assurisirkinu geheissen zu haben, von dem noch eine verstümmelte Inschrift auf einem Throngesäß übrig ist; er ist der Sarakus der Schriftsteller. Von dem sagenhaften mebopers. Sardanapal scheint er historisch geschieden werden zu müssen; möglich ist, daß auch er, wie Sasobuchin, im Braude seines Palastes umkam, als Nibodassar von Babylon und Gogares der Reber Ninive angriffen und zerstörten und dem assyr. Reiche für immer ein Ende machten (606). Ninive blieb lange in Ruinen; zu Xenophons Zeiten war der Name selbst vergessen. Die Parther scheinen eine Stadt dort erbaut zu haben, und die Römer kolonisirten Ninive, wie Münzen aus der Kaiserzeit bezeugen. Die Atabek scheinen es befestigt zu haben; später erhob sich der Königsstadt gegenüber, auf dem rechten Ufer des Tigris, Mossul, noch heute

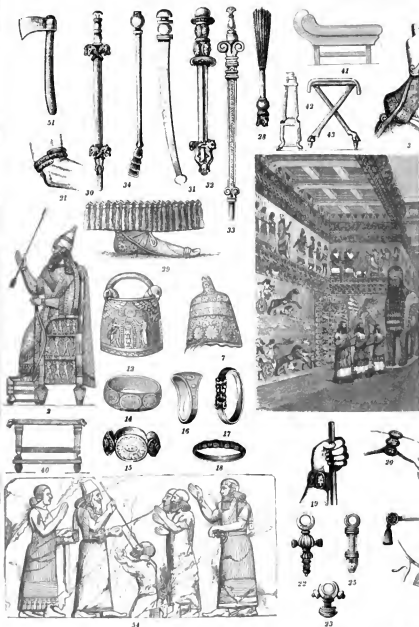
blühend; Ninive blieb ein Schutthaufen, bis es die Forschungen des 19. Jahrh. wieder aufgedeckten.

Erst James Rich stellte von Mossul aus 1820 erfolgreiche Untersuchungen an. Nichts Funde benutzend, begann der franz. Konful Broutin in Mossul Ende 1842 besonders in Chorsabad, dem nördlich von Ninive gelegenen Tur-Sartin, erfolgreiche Nachgrabungen. Seit 1851 setzte Place die Untersuchungen in Chorsabad und an einigen Nebenpunkten fort. Außerdem erwarb sich der Engländer Lagard große Verdienste, welcher 1845—49 in Nimrud, dem alten Calach, und in Rojoundisch, dem eigentlichen Ninive, die erfolgreichsten Ausgrabungen veranstaltete. Seit seiner Abreise ist sein Werk von dem engl. Bigelonius Rassam und von Loftus auch in Rojoundisch fortgesetzt worden. Der Genuß dieser Ausgrabungen ging, soweit er nicht bei der Fahrt im Tigris verunglückte, an das Britische Museum über, und in fruchtbarer Weise ergänzten sich die franz. und engl. Arbeiten. Es sind besonders sieben Paläste untersucht oder bloßgelegt worden: 1) der älteste, der von Kalah Scherbat, welchen Zeglath-Balassar I. bewohnte; 2) der Nordostpalast von Nimrud, erbaut von Sardanapal III.; 3) der Centralpalast von Nimrud, erbaut von Salmanassar III.; 4) die Palastanlagen von Chorsabad, von Sargon; 5) der erste Palast von Rojoundisch, von Sanherib; 6) der Südwestpalast von Nimrud, von Asarhaddon; 7) der zweite Palast von Rojoundisch, von Sardanapal V.

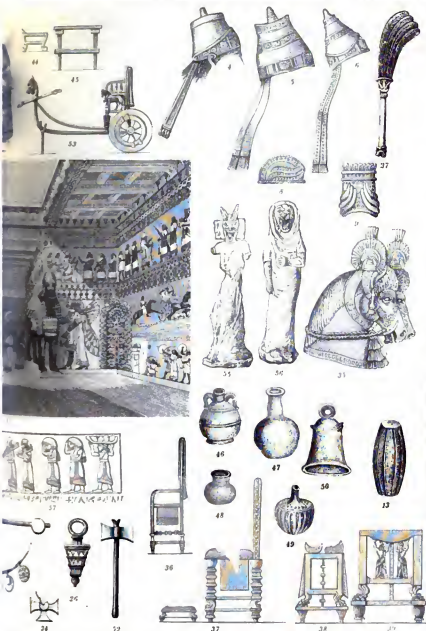
Diese assyrischen Alttümer, welche in den Sammlungen des Louvre und des Britischen Museums aufgestellt sind, geben ein authentisches Bild des gesamten assyr. Kulturlebens. Den Mittelpunkt aller Darstellungen bildet der König und sein Gefolge, Hofbeamte, Priester oder Soldaten. Er ist kenntlich an der Tiare, einer langen, streifenförmigen Tunika, einem doppelten, reichgemöbten oder gekleideten Überwurf, der an der rechten und linken Seite sich öffnet, um das Untergerband zu zeigen, an einem Scepter in der rechten Hand und einem kostbaren Schwerte, welches die Linke stets in horizontaler Lage hält. Selten fehlen die feinen, bartlosen, hochangesehenen, selbst zu priesterlichen Ämtern befähigten Eunuchen, von denen in der Regel einer das Königshaupt mit einem Sonnenstrahl oder Fliedgenwandel schüßt, der andere Kriegsgerät trägt. Der besonders in Haupttaar und Bartschmuck sehr sorgfältig gearbeitete Kopf des Königs zeigt immer denselben Ausdruck despotischer Strenge, ohne Unterschied, ob ein Kampf, eine Jagd oder ein Opfer dargestellt ist.

Das Monikum A.s ist aufs engste mit Mythologie und Kultur verflochten. Von den Göttern hat der König seinen Namen; er wie seine Diener opfert ihnen; er weiht sich durch ihre Anrufung zu allen Handlungen, die er in ihrem Namen oder unter ihrem besondern Schutze vollbringt. Das vielgegliederte Religionsystem ist mit dem babylonischen fast identisch. In den assyr. Inschriften erscheinen namentlich 7, später 12 Hauptgötter, die von Assur, dem assyr. Nationalgott, präsidirt sind. Diese 13 Götter sind: Assur, Anu, der Gott der Erde, Bel-el, der Demirtug und Göttervater, der Meeresgott, sermer Sin, Sohn Anu, der Regengott, Merodach, Nebo, der Aufseher der himmlischen Heerschaaren, später als Merkur bedeutet, Ninip: Samdan-Berlesus, Nergal, der Kriegsgott, Samas, die Sonne, Sin, der Mond, Taat, der





1. Königssaal (restaurirt). 2. Thronender König. 3. Kopf eines Königs. 4—7. Krönig
der Priester. 12. Heiliges Gefäß. 13. Keilschriftcylinder. 14—21. Geschmeide. 22—26. C
36—45. Möbel. 46—49. Gefäße. 50. Glocke. 51, 52. Äxte. 53. Wagen. 54. Relief a



1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. Priesterliche Kopfbedeckungen. 10. Halsband der Priester. 11. Scepter
12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. Sandale. 30–33. Schmuckwaffen. 34. Stab der Beamten. 35. Pferdezeug.
36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. Götzenbilder aus Khorsabad. 57. Darstellungen von einem Obelisk zu Nimrud.

Ishtar, die Kriegs- und Liebesgöttin. Besonders die Ishtar hat sich in viele andere Götinnen gespalten. Die Planeten sind auch als Götter aufgefaßt, ebenso viele Naturkräfte. Die heiligen Tiere und die geflügelten Löwen sind Verkörperungen niederer Göttheiten. In Assur, dem Hauptort, scheint ein joroastriker Eindringling (Crestus) unentfernt; unbekannt in Babylon ist er kein Gott. Ihm ist keiner der 12 Monate geweiht, nur der 13. als Schaltmonat, blieb für ihn übrig. Der Kultus war, entsprechend dem jenen sehr, heissen, prächtig. Die Priester erwarben in reichen Gewändern, durch das wohlgeruchte Baum geht ein reichgeschmücktes Band. In den Festen tragen sie gewöhnlich eine Pflanze mit zwei Ähren und drei Blumen, die zur Gattung der Getreide zu gehören scheinen. Zu den gewöhnlichen Akten gehört die Verehrung des symbolischen Fenchels, der in ganz konventioneller Weise bekränzt ist.

Wichtig ist die Darstellung von Kultusverrichtungen und des Kriegs. Die Kriegskunst ist sehr weit ausgebildet. Der König beteiligt sich immer selbst. Seine Truppenmassen zeigen verschiedene Leuchten; unter andern begegnet man Krieger mit Schuppenpanzern. Eigentliche Schilderemalungen sind noch unbekannt. Die Hauptarbeit liegt in der trefflichen Reiterei und in den Belagerungen, welche in ziemlich grosser Zahl auf den Monumenten vorkommen, neben mit Sturmleitern, Sturmböden, Tärmen u. s. w. ausgeführt. Flußübergänge finden auf Trossen der verbundenen Schläuchen statt. Das Schicksal der Besiegten ist traurig. Ein Teil verkauft man in die Sklaverei, Jungen ausstreifen u. s. w. die andere Klasse wird deportiert, und hier wird es nicht an rührenden Jagen auf den Monumenten. Der heerrreiche König zieht mit Pomp und Pracht herein. In den Jagdscenen werden namentlich Löwen und Büffeljagden dargestellt. Daneben kommen auch Jagden auf Hirsche, Hasen und Rebhühner vor. Auf der Jagd, in deren Darstellung man ebenfalls die Macht des Königs, zuweilen in einer uns ionisch erscheinenden Weise, zu veranschaulichen bemüht war (s. B. sieht man ihn von Löwen bei den Ohren oder beim Schwanz fassen, bediente man sich zur Erlegung der Tiere u. nach ihrer Größe der Speere oder der Pfeile).

Wenn alle diese Darstellungen lediglich der Verherrlichung des Königtums dienen, werfen sie auf den Irrsinn nur ganz beiläufig Licht. Alles kommt auf Pracht und Zierlichkeit in Tracht, Gewändern, Möbeln und sonstigen Gerätschaften. Jedem scheint sehr kunstvoll ausgeführt worden zu sein; Ohrgehänge, Armbänder u. dgl. zeugen von einer sehr sauberen Technik. Bilder gewöhnlicher Thätigkeit kommen aber nicht vor; nur frühe Darstellungen von Trübsalagen, Fischen, von Kriegen der Frauen auf Raultieren, Schwimmen auf Schläuchen (wie noch jetzt), Füttern von Vögeln, Schlachten von Schafen führen in das naturgemässe Leben ein. Von der Vollendung der Künste, welche auch Ezechiel 27, 23. 24. bezeugt, lehren die Darstellungen Sardanapals I. im Nordpalast von Nimrud merkwürdige Muster. Auch die Thiere leisten in Zierlichkeit und Mannigfaltigkeit der Formen Ausserordentliches.

Auf dem Gebiete des rein Geistigen ist wenig zu sagen. Aus der Menge der In-

schriften auf dem Fußboden, an den Wänden und an den Stulpturen läßt sich ein Schluss auf die allgemeine Bildung nicht ziehen. Denn diese Schrift, welche zu den schwierigsten Arten der Keilschrift (s. d.) gehört, erschwerte bedeutend ihre allgemeine Anwendung, und ihre mehr als 800 Zeichen veranlaßten schon zur Zeit der assyr. Könige selbst offizielle grammatische Arbeiten. Es mag neben dieser teils ideographischen, teils syllabarischen Schrift noch eine Kursivechrift bestanden haben. Höchst lehrreich sind die histor. Texte und die Fragmente der Legenden; die unzähligen Inschriften privaten Inhalts geben die reichhaltigsten Aufschlüsse über das Leben des Volks. Freilich sind die meisten dieser Dokumente kommerziellen und jurist. Inhalts, doch enthalten sie wertvolle Andeutungen über die Rechtsbegriffe der Assyrer, namentlich was Personalsrecht, Eigentumsübertragung und Beweisführung angeht. Andere Inschriften sind astrolog. und teratolog. Inhalts, und auch die Medizin ist in den Texten vertreten. Was das streng philos. moralische Gebiet anbelangt, so sind die Dokumente wenig zahlreich. Die Archive Sardanapals VI. enthalten Vorschriften für den König dem Volke gegenüber; außerdem sind eine Menge Bittschriften erhalten, in denen die Schreiber sich über Übergriffe der rohen Beamten beschwerten. Unter den philos. Ideen ist die Idee von der Vergänglichkeit des Menschen nach dem Tode hervorzuheben. Der Aufenthalt der Seele ist das Grab selbst.

Eigentümlich steht die durchaus originale Entwicklung der assyr. Kunst da. Stammen auch die Ursprünge dieser Kunstentwicklung aus Chaldaä, so läßt sich dennoch eine durchaus selbständige Entwicklung von einer ersten Stufe großartiger Konzeption zu einer spätern der Sauberkeit und Genauigkeit in der Ausführung nachweisen. Diese Kunst trägt im allgemeinen den orient. Charakter, der die einzelnen Gattungen noch nicht zu unterscheiden weis. Sie ist Architektur, mit welcher eine überreiche Skulptur ornamental verknüpft ist. Die erstere hatte nur sehr einfaches Material an Palmen, Pappeln, Cedern, Nüssen und vielleicht Eichen, besonders aber an den Steinbrüchen der nördl. Gebirge. Daher tragen die Bauanlagen einen durchaus einfachen Charakter. Man errichtete zunächst terrassenförmige Unterbauten bis zu 13 m Höhe, wie solche Place in Chorsabad bloßgelegt hat. Auf diesen wurden die ziemlich dicken Mauern aus Lehmziegeln oder gestampfter Erde aufgeschichtet. Die Dede war entweder gewölbt, wie sich große Bogen über den Thoren von Chorsabad finden, aus Erde (pise) oder flach durch Gehölz gehalten; auch waren manche Räume Hypäthren. Die Säle waren, wenn sie mit einer gewölbten Dede versehen waren, zwar lang, aber verhältnismäßig nur schmal. Man findet Längen von 38—52 m bei Breiten von 10 bis höchstens 20 m. Da man keine Fenster anwendete, wie wenigstens die bisherigen Kunde beweisen, so ließ man in der Dede eine Öffnung; vielleicht brachte man aber auch, wie ein Reliefbild aus Kojoundschil zeigt, unmittelbar unter der aus Holz konstruierten Dede offene Galerien an. Solcher Säle wurden nach einem wenig wechselnden Plane in größerer Zahl aneinander gereiht; so finden sich deren 28 im Nordwestpalast von Nimrud. Säulen scheinen wenig angewandt worden zu sein.

Der architektonische Effect würde ein überaus geringer gewesen sein, wenn nicht eine sehr lebensvolle Skulptur hinzugesetzt wäre. Im wesentlichen sich auf das hohe Relief beschränkend, belebt und belebt sie mit ihren Darstellungen in Alabaster die einförmigen Säle. Wie die ägypt. Kunst stellt auch die assyrische volle Figuren dar; aber sie begnügt sich nicht mit den Contouren, sondern strebt eine lebensvolle Ausarbeitung der Muskulatur an, in welcher sie sich zuweilen der freien Bewegung der griech. Kunst nähert. Zwar geht bei der großen Vorliebe der assyr. Kunst für das Gedrungene das Ideale verloren, wie ihnen auch das Feierliche der ägypt. Kunst abgeht; aber Interesse für Leben und Charakterstil verleugnet sich nie ganz. Nicht selten scheint man die Basreliefs bemalt zu haben. Wo sehr viele Figuren zusammengedrängt werden, wird die Darstellung in der Regel verworren, wie wohl die verschiedenen Persönlichkeiten und Stämme immer hinreichend charakterisirt erscheinen. Am bedeutendsten erscheint die assyr. Skulptur im engeren Rahmen, wie z. B. bei Jagddarstellungen, in denen fast immer der Löwe musterhaft gelungen ist; so auf dem Relief im Nordwestpalast von Nimrud. Selbständige Bilder werden eigentlich nur mit symbolischen oder dämonischen Gestalten versucht; doch sind einige Königsstatuen erhalten. Die alte Kunst Chaldäas, wie dies namentlich die neuern franz. Ausgrabungen ergeben, leistete in der Darstellung von Personen in dem härtesten Material (Diorit) allerdings den assyr. Erzeugnissen sehr überlegene Werke (s. Babylonien und Chaldäa). Von besonderer Wirkung sind die kolossalen geflügelten Stiere oder Löwen, welche gewöhnlich einen mit eigenthümlicher Tiara geschmückten Männerkopf tragen. Sie hüten die Eingänge der Paläste und Säle und machen den Eindruck grobhartigster Energie. An der Grenze der reinen Technik bringt die Skulptur zahlreiche tierliche Leistungen, namentlich in Elfenbein und Glasarbeiten, für das Leben hervor. Hier erfuhr die assyr. Kunst ägypt. Einwirkungen, wie aus Elfenbein- und Glasarbeiten zu sehen ist. Von Serüchen in Malerei haben sich einige Überreste auf Wänden erhalten, welche nach dem gewöhnlichen Gebrauch Reliefs erhalten sollten; sie zeigen ein ziemlich sicheres Gefühl für die Contouren. Eine große Fertigkeit hatten die Assyrer im Schneiden von harten Steinen; unzählige Cylinder, Amulette und Gemmen bezeugen dies noch heute. Einen unverkennbaren Einfluß hat die assyr. Kunst auf die Persien ausgeübt; in Kleinasien gibt es noch heute eine Menge Spuren der gewaltigen Einwirkung Ninives. Auf die griech. Kunst scheint namentlich die Ornamentik der assyr. Kultur einen großen Einfluß gehabt zu haben. Die Erinnerung an A. verlor sich bald, aber die vorwaltenden Gedanken, die den Staat leiteten, sind auf Persien und von dort auf den Orient und nach Griechenland und Byzanz übergegangen. A. bietet neben Agypten das älteste Bild eines vollständig geregelten Hofstaats und einer geliebten Administration. Unter den 40 Hofbeamten, noch aus turan. Zeit her, ist eine, die der Söhne Guman (tur Guman), der Dolmetscher, bis auf die neueste Zeit mit dem alten Namen lebendig erhalten (drogman u. s. w.). Die Assyrer haben auch zuerst, wie später die Athener und Römer, die Jahre nach gewissen Beamten bezeichnet, die sich nach

einem Turnus folgten. Eine lange Liste dieser Epochen ist erhalten geblieben, und eine in der selben erwähnte Sonnenfinsternis, die sich als diejenige vom 13. Juni 809 v. Chr. ausgewiesen be-
gibt der Chronologie eine große Präzision. D. Assyrern und Babyloniern verdankt man auch das älteste Maß- und Gewichtsystem, welches in seinen Grundzügen die Basis des hellenischen war. (Hierzu eine Tafel: Assyrische Altertümer.)

Aus der Litteratur über A. sind hervorzuheben zur Geschichte der Entdeckungen: Reichenow, »Ninive und sein Gebiet« (Erfurt 1851—56); M. die Fundamentalarbeiten: Botta und Planin, »Monument de Ninive« (5 Bde., Par. 1846—50) Papard, »Niniveh and its remains« (2 Bde., Lon 1849; deutsch von Reiskner, 2 Bde., Lpz. 1854) desselben »Discoveries in the ruins of Nineveh and Babylon« (Lond. 1853; deutsch von Zent Lpz. 1856), und dazu »Monuments of Nineveh« (2 Bde., Lond. 1849 sq.); Costus, »Chaldaea et Susiana« (Lond. 1856); Oppert, »Expédition Mésopotamie« (2 Bde., Par. 1858—63). 3. allgemeinen Geschichte gehören: Rawlinson, »The early history of Babylonia« (Lond. 1851); Bai »Niniveh and Persepolis« (Lond. 1860 u. öfte G. Rawlinson, »The five great monarchies of the ancient world« (Bd. 1, Lond. 1862); Oppert »Les inscriptions assyriennes des Sargonnides« (Paris 1863); derselbe, »Histoire des Empires de Chaldée et d'Assyrie« (Par. 1865); derselbe mit Renant, »Les fastes de Sargon« (Par. 1862); Juppohl, »Zuba und die assyr. Macht 7—711« (Leid. 1863); Oppert, »Grundzüge der assyr. Kunst« (Bas. 1872); Renant, »Annales des rois d'Assyrie« (Par. 1874); Smith, »The syrian discoveries« (Lond. 1875); zur Beschreibung außer den Quellwerken und Baug noch beiden populären Schriften von Bonomi, »Niniveh and its palaces« (Lond. 1852), und Jeer, »Les ruines de Ninive« (Par. 1864). Für ereignisreiche Zwecke: Schrader, »Die Keilschriften und das 2. Testament« (Wich. 1872). Für präzise Metrie: Oppert, »L'étalon des mesures assyriennes« (Par. 1875).

Alf ist in der Botanik nicht sowohl die Bezeichnung für einen bestimmten Begriff, sondern man braucht das Wort in sehr verschiedenartiger Bedeutung. Im gewöhnlichen Leben dagegen bezeichnet man als A. meist jede Auszweigung des Stamms oder Stengels der Pflanzen. Da diese Auszweigungen aus Knospen hervorgehen, die in vielen Fällen sehr regelmäßig gestellt sind, so ist auch die spätere Anordnung der Äste eine regelmäßige und für verschiedene Pflanzen eine charakteristische. Bei Bäumen und Sträuchern nennt man Äste nur starken Zerteilungen des Stammes, die schwächere Zweige. Junge, noch nicht ein Jahr alte, nennt man Reis, Trieb oder Sproß. Bei krautartigen Pflanzen liegen die Äste oft nieder, treiben Wurzeln in die Erde; solche nennt man Ranken oder Ausläufer. Die aus einem unerblicklichen Stamme oder Wurzelstock oder (bei Laubbäumen) aus oberflächlich verlaufenden Ästen hervormachenden Äste werden Wurzelsprossen, Wurzelbut und (nur bei Holzgewächsen) Wurzelkloßen genannt. Äste oder Sprosse, welche aus Adventivknospen (s. Knospen) an Seitender Baumstämme unterhalb der Krone hervorgehen, heißen Wasserreiser, Stammprosse

um Stammstöbden; solche, welche aus dem Ende einer abgehauenen Baumstammes (Infolge der Bildung von Adventivknospen) sich entwickeln, Stöbden. Kurze, oberirdische, auf dem Boden liegende, aber nicht wurzelschlagende Äste, welche, von der Pflanze abgetrennt, sich bewurzeln und zu selbständigen Pflanzen werden, heißen Ableger oder Abzäuser. Pflanzen, die dergleichen treiben, lassen sich durch Abtrennen solcher Abieger am leichtesten und sichersten vermehren.

Aft (Georg Ant. Friedr.), verdienter Philosoph und Philosoph, geb. 20. Dez. 1778 zu Gotha, besuchte das Gymnasium daselbst und studierte seit 1796 in Jena zunächst Theologie, bald jedoch vorzugsweise Philosophie und Philosophie. Nachdem er 1802 in Jena als Docent der Philosophie und der Philosophie habilitiert, erhielt er 1805 einen Ruf als Professor der klassischen Literatur nach Göttingen, von wo er in gleicher Eigenschaft 1826 nach München überfiedelte. Er starb daselbst 31. Okt. 1841. Als philos. Hand- und Lehrbücher waren ihm folgende sehr geschätzt. Dabin gehören: »System der Ästhetik oder Ästhetik« (Lpz. 1805), »Wissenschaftliche Darstellung der Grammatik, Hermeneutik und Kritik« (Landsh. 1808), »Grundlinien der Philosophie« (2. Aufl., Landsh. 1809), in denen er sich den Aristotelischen Schellings nähert; »Grundriß der Geschichte der Philosophie« (Landsh. 1807; 2. Aufl. 1829), »Hauptmomente der Geschichte der Philosophie« (Münch. 1829) und »Entwurf der Universalgeschichte« (Landsh. 1810). In späterer Zeit beschäftigte er sich fast ausschließlich mit der Erklärung der Platonischen Werke. Außer einer Einleitung zu des Emman. derselben, »Platos Leben und Schriften« (Lpz. 1816), die zu den besten derartigen Bearbeitungen gehört, und der Bearbeitung mehrerer einzelner Schriften des Plato, namentlich des »Phaedrus« (Lpz. 1810) und der »Politica« (2 Bde., M. 1814), veröffentlichte er eine kritische Ausgabe sämtlicher Werke Platos mit lat. Übersetzung und mehreren Kommentaren (11 Bde., Lpz. 1819—21, wozu er ein umfassendes »Lexicon Platonium« 3 Bde., Lpz. 1835—39) hinzufügte.

Aesta oder Aesta Regia, röm. Kolonie in Hispania baetica, s. Aeres de la Frontera.

Akhabab, Akhabab oder Akhabab, pers. Provinz von 14591 qkm mit etwa 80000 E. — Die Hauptstadt A. liegt 30 km von der Südoestecke des persischen Meeres, in ausgedehnter Ebene am Fuß eines hohen, dichtbewaldeten Ausläufers des Elbrosgebirges und im Hintergrunde des Golfs von A. oder von Akhraf, eines Hafens, das 65 km lang, gegen 15 km breit ist und von einer schmalen, unregelm. der Küste parallel gegen Osten auslaufenden Lehm-, der Halbinsel Misan-Kaleh (Persien bei den Russen) begrenzt wird. Die Stadt ist vollständig im Biered gebaut und von einer hohen mit Schießbatterien versehenen Mauer umgeben. Die Straßen sind nicht eng, gut gepflastert und mit sorgfältig erhaltenen Wasserleitungen versehen. Die Stadt ist erbaut, mit spitzen Ziegeldächern versehen. Häuser sind nach den Straßen hin meist von hohen Gartenmauern eingefast. Die Menge zerstreuter Gebäude, unter denen die Trümmer des von Sultan Abdas erbauten Prachtschlosses, geben der Stadt ein ödes Ansehen, das nur durch den guten Bazir, die Karawanenstraßen und viele offene Plätze einigermaßen gemildert wird. Das stattliche Gebäude ist das russ. Konsulat mit prächtiger

gem Garten. A. zählt 10000, nach andern nur 5000 E. und zeichnet sich durch kein eigentümliches Gewerbe aus; nur Sesamböl wird im großen gewonnen. Die Umgegend ist ein zerstücktes Terrain, unregelmäßig urbar gemacht, an vielen Stellen sumpfig, daher ungesund, aber überaus fruchtbar, reich an Walb, an Orangen und Zitronen, aber auch an Tigern, Pantheren, Leoparden, Hyänen und Schakalen. Aga Mohammed verpflanzte den Stamm der Kadischen hierher, der durch das ihm angehörende Fürstenhaus zum herrschenden im Persischen Reiche geworden ist. Nur spärliche Reste der Kadischen leben noch hier, und zwar in größter Dürftigkeit. A. ist ein Asyl für die von den Schützen verfolgten Sunniten, denn es ist das »Haus der wahren Gläubigen« (Dar-el-Rumenin). Die sehr alte Stadt A. wurde 1384 von Timur erobert; Mithrauen gegen die Einwohner veranlaßte Schah Radr, das feste Schloß zu schließen, und seitdem geriet sie mehr und mehr in Verfall. Erst seit neuerer Zeit hat sich ihr Handel wieder gehoben, da sie viel von Russen besucht wird, welche die nahe Insel Akhraf (s. d.) besetzen und nordöstlich von dieser, unweit von der Küste, ein Fort anlegten, wie auch weiter östlich am Börgen-Rud das Fort Akhraf-Man. Außer Baumwolle, Reis, Seide, Rohrzucker, den Hauptflapselprodukten der Provinz, sowie Teppichen, Pferdebeden, Gerste, Rapshölz, Salz, Seife aus Sesamböl bringen die Russen auch Haufenblase, gefärbte Hausen und eine große Menge Kaviar zur Ausfuhr. Der ansehnliche Handel hat jährlich einen Wert von 160000 Rbl. St. Die Eisen- und Ausfuhr von A. vermittelt der Ort Wes, westlich von A., mit etwa

Akharat, s. Borsä.

Akharé, bei den Hebräern Akharéth, asyr. Ahar, ist der Name der weiblichen Hauptgöttin der altbabylonischen Semiten, nämlich der Himjariten, Syrer, Asyrer, Araber, Phönizier und Hebräer, der als männliche Gestalt der Baal, insbesondere der Baal-Hamman (der Moloch der Hebräer), zur Seite steht und welcher als Symbol zwei Hörner, bei den alten Semiten das Sinnbild der Stärke, beigegeben werden. Haupttempel der Göttin befanden sich in Phönizien zu Tyrus und Sidon. Bei den Hebräern war ihr Kult in den Hintergrund getreten, bis derselbe durch Salomo nach dem Vorbilde des phönizischen wiederum eingeführt ward. Die A. wurde auch unter dem Namen der Mastah-Hachamaim (d. i. Königin des Himmels) verehrt. Bei den Phöniziern führte die Göttin auch den Namen Kabbat (d. i. Herrin, Gebieterin), weshalb neuere Forscher den griech. Mythos von der Europa auf sie zurückführen. Im alten Arabien erscheint auch ein männlicher Ahar. Bei den Asyrern war Ahar die Tochter des Monogottes, Göttin der Ehe, der Begattung aller Geschöpfe. Sie vertrat auch den Planeten Venus. Ihr Sohn und Geliebter war ein mit dem Chamuz und Adonis identischer Gott. In dem späteren Gebrauch waren, wie in Phönizien, alle Göttinnen Aharat, Aharé, wie alle Götter Baals. Nicht zu verwechseln mit der A. ist eine andere altsemit. Göttin, die Akhsera, welche den Baaluz zum Symbol hat und unter üppigen, grünen Bäumen verehrt wurde. Ihr wurde eine besondere Vorliebe für den Ziegenbock zugeschrieben. Man opferte ihr durch Eingabe der Jungfrauenschaft. Als männliches Wesen steht ihr ebenfalls ein Baal zur Seite. Vgl. Müller, »A., ein Beitrag zur Mythologie des orient. Altertums« (Wien 1861).

Asiatic (grch.), Unstätigkeit, Unruhe (besonders bei Kranken); **astatisch**, unstät, unruhig, leicht beweglich.

Astatische Nadel heißt eine Magnetnadel, bei welcher, mittels Gegenwirkung einer zweiten Magnetnadel, die richtende magnetische Kraft der Erde weggeschafft worden ist. Die astatische Nadel besteht in ihrer gewöhnlichen Form aus zwei Magnetnadeln, welche so verbunden sind, daß sie in einem kleinen Abstand parallel übereinander liegen, und zwar jeder Pol über dem ungleichnamigen der andern. Dadurch ist der Einfluß des Erdmagnetismus, welcher auf je einen dieser Doppelpole in entgegengesetzter Weise und in gleicher Stärke wirkt, aufgehoben; die Nadelverbindung bleibt folglich bei beliebiger Lage in Ruhe, solange keine andere magnetische Kraft als jene der Erde vorhanden ist. Sobald jedoch irgend eine magnetisierende, wenn auch geringe Kraft darauf wirkt, erfolgt eine Drehung der astatischen Nadel. Diefelbe wird daher angewendet, um das Dasein schwacher, auf Magnete wirkender Kräfte anzuzeigen. (S. Galvanometer.)

Astetismus (grch., dem lat. Urbanität entsprechende), seines, städtisches Benehmen, wichtige Rede; Spötterei; in der Rhetorik: der Kunstgriff, etwas scheinbar zu verschweigen, was man doch erwähnt (f. Paralipsis).

Aster, Sternblume, sehr artenreiche Gattung schönblühender Gewächse der 19. Klasse 2. Ordnung des Linné'schen Systems und der Familie der Kompositen (Unterabtheilung der Asteroideae), charakterisirt durch die dochziegelige Hülle des Blüthenköpfchens, zungenförmige, in der Färbung von den röhrligen Blüten der Scheibe abweichende einreihige Randblüten, wie durch die sitzende, gleichförmige Haarkrone der Früchte. Die Blüthenköpfchen sind meistens zu doldentrauben oder zu Rispen gesammelt. Von den hierher gehörigen perennirenden einheimischen Arten findet sich die Virgilsäster (A. Amellus) im Späthommer in den Wäldern, A. alpinus in den Alpen und A. Tripolium mit lilafarbiger Blume auf Salzboden und an den Seeufern. Viele andere Arten, welche in Nordamerika einheimisch sind, haben in unsern Gärten Heimrecht gewonnen und zieren in stattlichen Büschen als Herbstastern die Rabatten. Zu den prächtigsten und elegantesten Arten derselben zählen A. bicolor, floribundus, formosissimus nebst ihren Varietäten, grandiflorus, multiflorus, Novae-Angliae, Novi-Belgii, grandiflorus. Sind diese Stauden angepflanzt, so hat man nur die Stöcke alle 2—3 Jahre zu verlängern, d. h. zu teilen und in frisches Erdreich zu pflanzen, um stets eines reichen Herbstglanzes versichert zu sein. Die für diese Operation geeignetste Zeit ist das Ende des September und der März.

Eine weit größere blumistische Bedeutung hat die einjährige A. chinensis, besser (nach Cassini) Callistephus chinensis, der chines. Schönkraut, von den Herbstastern botanisch nur durch den aus sparrig abstehenden, blattartigen, zungenförmigen Schuppen gebildeten Hüllkelch unterschieden. Gegen Ende des Jahrs. wurde diese A. durch den Jesuitenpater Incarville aus China in Frankreich eingeführt, wo sie zuerst im Jardin des plantes in Paris blühte. Das Blüthenköpfchen bestand aus einer gelben Scheibe, umgeben von einem einreihigen Strahl lilafarbiger Blüten. Seitdem hat diese A. sich mannigfaltig

entwickelt, in der Färbung, welche fast alle zwisch dem reinsten Weiß und dem lebhaftesten Carmi fast Scharlachrot einerseits und dem dunkelsten Violett liegenden Nuancen andererseits darstellt, in der Bildung der Blüthenköpfchen, in denen das Hüllmengelement (die Blüten der Scheibe) in verschiedener Weise ausgebildet ist, bald als lang vorzogene geschlossene oder dünenförmig geöffnete Narben, bald als schmälere oder breitere blumenblattartige Gebilde, in dem bald spitz-, bald stumpfwinkligen Ansatze der Äste, durch welchen in der Hauptfache der Habitus der Pflanze bestimmt wird in der Größe der Blumen, welche je nach den Rassen zwischen 3 und 12 cm schwankt, in der Höhe des Busches, welche bei den Zwergastern 10 cm, 1 andern Formen fast 60 cm erreicht, in der bei der Modellierung der Blumen, in der Art, in welcher sie sich zur Gesamtwirkung vereinigen u. s. In den Samenbau treibenden Städten, wie Eris Queblinburg u. s. w., werden mehr als 400 Sorten A. gezogen. Das gesamte Material für ein eingehendes morphologisches Studium ein solches Material dar, wie kaum eine andere Pflanzengattung. Die blumistisch entwickeltesten Hauptformen der sind: Röhraster, Kugelafter, Trüffelafter, Paeoniaaster, Chrysanthemumaster, Victoria-Aster, Radaster, Kranzaster, Pomponaster, Bouquetaster, Zwergaster, Riesenfallaster. Die A. liebt ein lockeres, nahrhaftes Boden. Man sät sie im April in das Mistbeet oder in Töpfe und pflanzt sie im Mai in das Land, wo sie ohne Unterbrechung im Juli bis in den Herbst hinein blüht.

Aster (Ernst Ludw. von), ausgezeichnete deutscher Ingenieuroffizier, preuß. General der Infanterie und Chef des preuß. Ingenieurcorps, geb. 5. Okt. 1778 zu Dresden, wo sein Vater, Friedr. Ludw. A., als Generalmajor und Kommandant des sächsischen Ingenieurcorps 1. Dez. 1804 verstarb, war im väterlichen Hause erzogen, trat 1794 in das sächs. Ingenieurcorps, wurde 1800 Offizier u. wohnte 1806 dem Feldzuge gegen Frankreich. Er wurde 1809 als Kapitän in den Generalstab versetzt. Im Generalstabe 1811 zum Major befördert, machte A. im folgenden Jahre den Feldzug gegen Rußland mit und wurde 1813 zum Oberlieutenant und Chef des Generalstabes bei Dismann in Torgau ernannt. Im Feldzuge von 1814 nahm er an den Schlachten von Raupach und Leipzig teil. Bei der Reorganisation der sächsischen Truppen ward er Oberquartiermeister, später Chef des Generalstabes beim 3. deutschen Armeekorps u. 1814 Oberst. Er trat 1815 als Oberst in das preuß. Ingenieurcorps über, diente in dem Feldzuge des Jahres als Chef des Generalstabes beim 2. preuß. Armeekorps und war in den Schlachten bei Wagram und Waterloo sowie bei den Belagerungen Festungen Maastricht, Landrecy, Philippsbourg, Crotoy und Givet wirksam. Noch in demselben Jahr ward er zum Generalmajor befördert und zum Generalinspektor der preuß. Festungen ernannt. Aber von ihm geschaffenen neupreuss. Festungen wurden die Festungswerke von Koblenz und Goch breitenstein erbaut und später die übrigen Festungen Preußens verstärkt. Charakteristisch für seine Anlagen ist das geschickte Anpassen des Festungssystems an die Bodenverhältnisse. Er pflegte neben den militärischen Geist und die technische Ausbildung im Ingenieurcorps, sorgte auch für Vorbildung der Infanterie und Artillerie für

Johnstons. Ein Werk von Ehrenbreitstein führt von 1792 fort. A. Im J. 1825 erfolgte seine Ernennung zum Kommandanten von Koblenz und Generalleutnant, 1827 zum Generalleutnant, 1837 zum Mitgliede des Staatsrats und 1842 zum General der Infanterie. A. starb zu Berlin 10. Febr. 1866. Im großen Werke sind seine »Nachgelassenen Schriften« 5 Bde., Berl. 1856—61; 2. Aufl. 1878). Sp. 616, »Betrachtungen und Urtheile C. L. von A. über die polit., kirchlichen und pädagogischen Verhältnisse unsers Jahrhunderts« (2 Bde., Gießen 1858—59).

Aster (Karl Heinr.), Bruder des vorigen, geb. 4. Jan. 1792 zu Dresden, trat 1796 in die sächs. Armee und wohnte als Lieutenant der Schlacht bei Jena bei, war dann Lehrer an der Artillerie-Infanterie zu Dresden und nahm seit 1809 an der Reorganisation der sächs. Armee thätigen Anteil. Im Jahr 1814 nahm er als Oberlieutenant den Abschied und nach 23. Dez. 1855 zu Dresden. A. hat sich besonders als militärischer Schriftsteller einen Namen erworben. Er veröffentlichte: »Lehre vom Kampfbegriff« (2 Bde., Dresd. 1812; 3. Aufl. 1859), welche Schrift in mehrere Sprachen übersetzt und in Preußen als Lehrbuch eingeführt wurde; »Lehrbuch für Bomier-, Sappeur-, Artillerie- und Kavallerieoffiziere« (3 Hefte, Dresd. 1837—41); »Schicksale der Kriegsgeschehnisse vor und in Dresden im J. 1813« (Dresd. 1844); »Die Schlacht bei Jena« (Dresd. 1845) und später noch das treffliche, auf neuen Quellenstudien beruhende Werk: »Die Kriege und Schlachten bei Leipzig« (mit Namen und Karten, 2 Bde., Lpz. 1852—53).

Aster mit Sternsaphir, f. unter Saphir.

Asteris (grch.), gestirnt, mit Sternen besät; immetrisch, von den Sternen herrührend, darauf legend.

Anastasis Mönch, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen. Die wenigen Arten derselben sind krautartige Gewächse oder Halbsträucher, welche im vorzugsweise im Orient, sie haben kleine gelbe Blütenköpfchen, die meist an den Spiken der Ähren stehen. Die interessanteste Art ist der A. pygmaea Cos. et Dur., der in Palästina, hauptsächlich in der Umgegend von Jericho, häufig vorkommt. Die Blütenköpfchen derselben haben ähnliche Eigenschaften wie die gewöhnlich als Jerichorose bezeichnete Anastatica hierochuntica (f. unter Anastatica). Der Vorgang des Öffnens und Schließens der Blütenköpfchen geht bei A. pygmaea noch viel schneller vor sich als bei Anastatica hierochuntica. Daher dürfte A. pygmaea mit mehr Berechtigung als die wahre Jerichorose der mittelalterlichen Bilger gelten, zumal auch in den Wappen mehrerer franz. Adelsfamilien diese Art und nicht die jetzt allgemein so bezeichnete Anastatica als Jerichorose dargestellt ist.

Asteris (grch. ἀστέρων), d. i. Sternchen. Die griech. Grammatiker ein kritisches Wort, welches von Aristophanes von Byzanz einen andern Sinn, von Aristarch und andern Kritikern nach ihm aber solchen Stellen, die wiederholt vorkommen, da beigelegt wurde, wo sie ihm am nächsten Platz zu sein schienen; dagegen setzte man sie, wo sie am unrichtigen Orte wiederholt wurden, den Stern verbunden mit dem Spieß, dem Obelisk oder Obeliskos (= oder f), d. h. den Zeichen, welche, allein gesetzt, eine Stelle als unrichtig, als zu tilgen bezeichnen sollten. Nach

dem Vorgange des Origenes in dessen »Hexapla« setzte dann Hieronymus in seiner Bibelübersetzung den A. den Stellen bei, die zwar in der Übersetzung der Septuaginta fehlen, aber im hebr. Urtext stehen, den Obelisk, wenn das Umgekehrte der Fall war. Gewissermaßen diente so diesen Kirchenvätern der A. zur Bezeichnung von Lücken (in der einen Vorlage), wozu derselbe von alten Grammatikern ebenfalls verwendet worden sein soll. Auch in neuern Abdrücken älterer Schriften bedient man sich eines oder mehrerer Sternchen zur Andeutung einzelner Lücken im Texte. Noch häufiger aber werden jetzt Sternchen und Kreuze gebraucht, um auf Anmerkungen unter dem Texte zu verweisen. Seitdem man anfangen hat, die Bogenzahl der Druckschriften durch arab. Ziffern zu bezeichnen, pflegt man das zweite Blatt des Bogens durch einen der Bogenzahl beigelegten A. demerklich zu machen.

Asterismus nennt man den nach bestimmten Richtungen hin ausgesandten eigentümlichen Schein, welchen einige Mineralien im auffallen oder durchgehenden Lichte erkennen lassen. So zeigen manche halbkugelig quer über die Hauptachse geschliffene Saphirtrypalle einen weißlichen, aus sechs Strahlen bestehenden Stern, eine Erscheinung, welche durch den Aufbau der Krystalle aus zahlreichen Zwillingen hervorgebracht wird. Feinsäferige Mineralien, wie Isferalt, Isfergips, weisen, halbkugelig geschliffen, einen wogenden oder schielenden Lichtschein auf. Bei andern Mineralien wird der A. dadurch erzeugt, daß fremde säferige oder nabelsförmige Mineralkörper in paralleler oder sonst gesetzmäßiger Stellung in ihrer Masse eingeschlossen sind, wie bei dem Amiantasferen enthaltenen sog. Ragenauge, einer Varietät des Quarzes. Wohl den schönsten A., einen scharfen, sechs- oder zwölfstrahligen Stern, bietet der Glimmer von South-Burgh in Canada dar, wenn man durch ihn auf eine Kerzenflamme blickt; die Ursache ist auch hier die Gegenwart von sehr zahlreichen nabelsförmigen Krystallen, vermutlich einer andern Glimmerart angehörig, welche sich unter bestimmten Winkeln durchkreuzen.

Asteroscephalus, f. Scabiosa.

Asteroiden, f. Seesterne.

Asteroiden oder Planetoiden werden die zahlreichen kleinen zwischen Mars und Jupiter sich bewegenden Planeten genannt. (S. Planeten.)

Asterophyllen nennt man die Zweige und die quirlförmig um diese stehenden Blätter gewisser



Calamiten, also riesiger Schachtelhalme früherer geolog. Perioden, nämlich der paläozoischen Zeit. alter. Namentlich häufig sind ihre Abdrücke und ver-

lohten Reste in den Schieferthonen der Streintohlenformation, wie sie die umfichende Abbildung zeigt.

Astfäule, f. Rotfäule.

Astflechte, f. Cladonia.

Asthenie (grch., d. i. Krastlosigkeit) bezeichnet in der Medizin sowie als Schwäche, Erschöpfung, Abspannung, und asthenisch heißt ein durch Schwäche des Körpers, des Gefäßsystems u. s. w. bedingter Zustand. Das Wort kam durch das Brown'sche System in Gebrauch, indem Brown (f. d.) die gesamten Krankheiten in sthenische und asthenische einteilte, die A. selbst aber in eine direkte und eine durch Überreizung entstandene indirekte unterschied.

Asthenopie (grch., lat. Hebetudo visus) heißt diejenige Störung der Sehfunktionen, bei welcher trotz normaler Sehschärfe und trotz des Mangels entzündlicher, den Gebrauch derselben behindernden Zustände letzterer doch ein derartig beschränkter ist, daß Beschäftigungen, welche ein aufmerksames Sehen in die Nähe erfordern (Lesen, Schreiben, Nähen u. s. w.), nur auf kurze Zeit möglich sind. Es ist dieser Zustand nur selten, und dann meistens bei hysterischen nervösen Personen, durch eine in der sensuellen Sphäre des Sehens eintretende Erschlaffung, d. h. durch Ermüdung der Netzhaut selbst bedingt (retinale A.), bei weitem häufiger durch eine insuffiziente Leistung gewisser, bei dem Vorgange des Sehens zur Thätigkeit gerufener muskulärer Funktionen. Mit Hinblick auf dieses pathogenetische Moment unterscheidet man hauptsächlich zwei verschiedene Formen der A., die muskuläre und die accommodative.

Die muskuläre Asthenopie entsteht, wenn die binokulär fixierende Stellung der Augen, deren Realisierung hauptsächlich Aufgabe der innern geraden Augenmuskeln beider Augen ist, wegen relativer Schwäche der letztern nur zwangsweise zu Stande kommen und daher nicht lange festgehalten werden kann. Mit eintretender Muskelermüdung beginnt das eine Auge dann von der fixierenden Richtung (nach der Schläfenseite zu) abzuweichen; gleichzeitig stellt sich hiermit ein verwirrendes, die Fortsetzung der Arbeit unmöglich machendes Doppeltsehen ein, oder der Leidende schließt, um demselben zu entgehen, instintiv das abweichende Auge zu, um monokulär weiter zu arbeiten. Vorzugsweise unterliegen Kurzsichtige dieser Form der A., und zwar infolge der durch ihre kurze Sehweite gebotenen Annäherung der Gesichtsbjekte, mit welcher eine zu starke Beanspruchung der innern Augenmuskeln Hand in Hand geht. Eine Beseitigung dieser Störung ist entweder dadurch zu erlangen, daß man die Konvergenzforderung beim Sehen in die Nähe verringert, oder das Zustandekommen der Konvergenz selbst erleichtert, oder beide Momente miteinander verbindet. Erstern Zwecke dienen die Kontaktgläser (durch Abkrümmung der Schmelze) und die Prismenbrillen (die brechenden Winkel den Schläfenseiten zu gerichtet), dem zweiten die geeignet zu dosierende operative Schwächung der geraden äußern Augenmuskeln.

Die accommodative Asthenopie beruht auf einer Ermüdung des deutlichen Sehens in der Nähe erzwingenden Accommodationsmuskels. Vorzugsweise disponiert hierzu derjenige anomale Refraktionszustand, der als Hyperopie bezeichnet wird, und zwar darum, weil das hier vorhandene pathol. Refraktionsmimus eine ungewöhnlich starke Accommodationsanstrengung fordert. Es trägt mithin

jene Refraktionsanomalie die Bedingungen zur Ermüdung des der Accommodation dienenden Mus apparatus in sich. Die asthenopischen Beschwerden manifestieren sich hier in der Art, daß die Sehdauer nach mehr oder weniger kurzer Arbeitszeit unwillkürlich (durch Hervortreten von Zerstreuungskreisen und verwischt erscheinen und ineinander laufen) die Fähigkeit, weiter zu arbeiten, ist hiermit vorüber aufgehoben. Abhilfe gegen accommodative A. erlangt man auf optischem Wege durch Senkung der Accommodationsarbeit, d. h. vor allem durch die die Hyperopie korrigierenden Konvexgläser. Muskuläre und accommodative A. können auch verbunden vorkommen, wenn hyperopische Refraktion mit Schwäche der innern Augenmuskeln zusammentritt.

Asthetik (vom grch. αἰσθητικὴ ἐμπειρία) nennt man die Wissenschaft vom Schönen, besonders von der Kunst als der vollkommensten Erscheinung des Schönen. Als selbständige Wissenschaft ist sie noch sehr jungen Ursprungs. In philosophiert schon Plato (hauptsächlich in seiner Symposion) über das Schöne; aber er stellt noch nirgends das Schöne vom Guten; Schöheit und Kunst werden bei ihm überall nur in ihr Verhältnis zu den höchsten Zwecken der Sittlichkeit und der staatlichen Gesellschaft betrachtet. (Vgl. „Die Platonische A.“, Halle 1832; Struß „Die Idee des Schönen der Platon“, Bonn 1861.) Aristoteles dagegen gibt allerdings aus der wichtigsten Fälle seiner Kunstanschauungen die wichtigsten Regeln und Gesetze, allein diese Regeln (Gesetze) bleiben auch bei ihm stets nur vorläufige Bestimmungen, feinsinnig der Erfahrung entlehnte Beobachtungen; nirgends wird von ihm der Versuch gemacht, dieselben aus dem Wesen der Kunst selbst und jodann dieses Wesen der Kunst wieder aus der Natur des Menschen mit innerer Notwendigkeit abzuleiten. (Vgl. G. Müller, „Aesthetik der Theorie der Kunst bei den Alten“, Bresl. 1834.) Die Neuplatoniker vollends trübten trotz feinsinniger Einzelbeobachtungen das in Aristoteles bereits Gemonene wieder mit fremdartigsten theol. Beimischungen; ein Standpunkt, welcher durch das gesamte Mittelalter behauptet wurde. Auch die künstlerisch so hochgabte und so lebhaft bewegte Zeit der Renaissance gelangte nicht zu einer Theorie des Schönen, ebenso wenig reichten dafür die kunstkritischen wägungen aus, welche später in der franz. Litt. durch Diderot und Batteux, in der englisch durch Shaftesbury, Hutcheson, H. Home und Burke, in der deutschen durch Hegel, Schelling, Schlegel und verwandte Geister einer bereitende und anregende Wirkung ausübten. Hier ist es in der That geschichtlich vollkommen gegründet, wenn man gewöhnlich erst A. v. Schlegel, einen Schüler Wolfs, als den Begründer der A. zu bezeichnen pflegt. Wolf hatte, ebenso Leibniz, zwischen einem niederen und höherem Erkenntnisvermögen, zwischen dunkeln und deutlichen Vorstellungen der menschlichen Seele unterschieden in seiner Erkenntnislehre oder hatte er ausdrücklich das höhere Erkenntnisvermögen, Verstand; Vernunft, berücksichtigt, und das niedere Erkenntnisvermögen, die Empfindungs- und Sinnbildkraft, als wissenschaftlicher Betrachtung unzulänglich zurückgewiesen. Baumgarten suchte die Lücke des Wolff'schen Systems auszufüllen; er ent-

am Ende des untern Erkenntnisvermögens, eine Schönheit der sinnlichen Erkenntnis, und nannte daher die Lehre von der Empfindung «Ästhetik». Im Jahr hielt Baumgarten Vorlesungen über die neue Erkenntnislehre. Mit Baumgartens Genehmigung erschienen 1748 auf Grundlage dieser Vorlesungen von Georg Friedr. Meier die «Anfangsgründe der schönen Wissenschaften» (3 Tle., Halle). Seltener wurden die Vorlesungen Baumgartens selbst als «Aesthetica» (2 Bde., Frankfurt 1762–63) veröffentlicht, und dieser Name ist fortan der neuen Wissenschaft geblieben.

Die Ästhetik war nun freilich ein sehr kümmerlicher und dem Gegenstande des neuen Wissens wenig dienlich unangemessener, und wenn schon nach einigen Jahrzehnten die Ä. nicht nur zu lebendiger Entwicklung gelangte, sondern auch ihre nächste Grundlage fand, so war dies zwei Umständen zu verdanken: einerseits der hohen Bedeutung, welche die Ä. als Schlüsselpunkt des kantischen Systems der Philosophie gewann, andererseits der neuen Anschauung, welche in sie einströmte, indem bald durch Windelmann und Lessing der Weg für die neue Schönheit frei geworden war, wie der Fortschritt der deutschen Poesie ihre Welle bis zu den Quellen der Wissenschaft trieb. An Lessings frühbare Kunstkritik schlossen sich später die Romantiker, vor allem die beiden Schlegel (s. d.) an, und bei ihnen verknüpfte sich dies literaristische Genuß mit dem philosophischen, welches bei Kant noch die Aufklärung der Probleme der Ä. an die beiden Principien des menschlichen Wissens und Denkens anknüpfen hatte. Kant gab seine Theorie des Schönen in der «Kritik der Urteilskraft» (zuerst Berl. 1790 u. öfter). Er geht von dem Satze aus, daß das Schöne alle in gleicher Weise erzeuge und erregt; es sei daher die Zweckmäßigkeit der Form, aber wahrgenommen ohne Vorstellung eines Zweckes. Zweckmäßigkeit ohne Zweck, die nicht wie das Nützliche und Gute eigenschaftliches Interesse erweckt, sondern in freier, uninteressierter Wohlgefallen besteht. Dabei vermag Kant freilich nicht zu bestimmen, warum nur gewisse Gegenstände diese Gefühl des uninteressierten Wohlgefallens in uns hervorrufen, andere aber nicht; denn er fragt nicht abends nach der Beschaffenheit der Kunst, sondern das Schöne selbst, nach den objektiven Eigenschaften der solche Eindrücke hervorrufenden Werke, und immer nur nach den subjektiven Einwirkungen auf Gefühl und Sinne. Dieser Fortgang mit der Errungenschaft der neuen deutschen Philosophie. Den Weg hierzu bahnt Schiller, welcher in seinen ästhetischen Abhandlungen zwar noch verweilt auf Kantischer Grundlage steht, aber doch schon diese Schranken durchbricht und auf die Bedeutung der in der Natur des Schönen selbst liegenden Eigenschaften ausgeht. Die Anregungen Schillers fanden die genialste Fortbildung in Schellings «Vorlesungen über das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur», Berl. 1807, und die nachgelassenen Vorlesungen über die Philosophie der Kunst», d. d. der «Gesammelten Werke», Stuttg. u. Tübing. 1856). Nicht mehr bloß der psychol. Eindruck, sondern das tatsächliche Wesen der Schönheit wurde fortan Gegenstand der philos. Betrachtung. Indem die Schellingsche Philosophie Natur und Kunst, das Ideale und Reale als identisch, d. h. als ein und dasselbe und gleich erkannte, erklärte sie das Schöne als dasjenige, dessen sinnliche Wirk-

lichkeit, dessen Realität durchweg der Idee, dem Ideale entspricht, als innigste Einheit und Durchdringung des Idealen und Realen. Die Kunst ist die Spitze des Schönen, denn sie allein ist diese vollkommene und absolute Ineinbildung des Idealen und Realen, in welcher Seele und Leib, Inhalt und Form schlechthin ineinander aufgehen. Schelling hat diese folgenreiche Grundanschauung, welche principiell schon bei Goethe und Schiller obwaltete, zwar zuerst formuliert, aber litterarisch sind die daraus sich ergebenden Folgerungen zuerst durch seinen Schüler Schlegel, der deshalb als der Ästhetiker der Romantik zu gelten pflegt, bekannt gemacht worden («Erwin. Vier Gespräche über das Schöne und die Kunst», 2 Bde., Berl. 1815, und die von Henke herausg. «Vorlesungen über die Ä.», Berl. 1829). Vollendet und in alle Einzelheiten durchgebildet erscheint dieses Prinzip jedoch erst in Hegel; er und seine Schule haben für die wissenschaftliche Kunstbetrachtung wahrhaft epochenmachend gewirkt. Die wichtigsten Schriften dieser Richtung sind: «Hegels Ä.» (herausg. von Hebbel, 3 Bde., Berl. 1835—38; 2. Aufl. 1842—43); Weiße, «System der Ä.» (2 Bde., Lpz. 1860, und mit Zusätzen herausg. von Seydel, Lpz. 1872); Vischer, «Über das Erhabene und Komische» (Stuttg. 1837); Ruge, «Neue Vorlesung der Ä.» (Halle 1837); Vischer, «Ä. oder Wissenschaft des Schönen» (3 Bde., Neutlingen 1846—57); Carrière, «Ästhetik» (2 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1873). Auch die Hegelsche Ä. geht wesentlich vom Begriff des Schönen aus; ihre Grundlage ist die sog. Metaphysik des Schönen. Das Schöne ist, wie bei Schelling, die Idee in der Form begrenzter Erscheinung. Die erste Daseinsform ist also das Naturische, das Schöne in der Natur und, wie Vischer mit Recht hinzufügt, in der Geschichte. Das Naturische aber ist noch mit tiefen Mängeln behaftet; es ist selten, zufällig, flüchtig, untermischt mit Unschönem. Diese Mängel haben ihren Grund darin, weil das Naturische unbewußt ist. Bewußt aber ist das Schöne im sinnlichen Geiste, in der Phantasie. Aber die Phantasie ist bloß innerlich; sie muß sich daher verkörpern, sie muß ihre Gebilde verwirklichen. Diese Verwirklichung des Phantasiebildes ist die Kunst. Das Kunstwerk hat eigenes, selbständiges Dasein, losgelöst von seinem Urheber, unbefangen und absichtslos wie ein Werk der Natur; aber es stammt aus dem Geiste, es ist nur die objektive Verkörperung des Ideals, jeder Rest roher Natur ist von ihm abgetrennt, es ist idealisierte Natur. Die einzelnen Künste erscheinen folglich als das stufenweise Sichherausarbeiten des Geistes aus der Materie. Die bildenden Künste (Architektur, Plastik, Malerei) sind stumme, massenhafte, noch selbst in sinnlichem Material arbeitende Künste; die Musik bewegt sich schon in der idealisierten Materialität des Tons, die Poesie dagegen auf rein geistigem Gebiet. Die Poesie ist der Übergang des Geistes aus der Welt der sinnlichen Empfindung und Vorstellung zum reinen Denken. So ist die Ä. auf diesem Standpunkte in Wahrheit eine Wissenschaft des Schönen. Sie durchwandert das ganze Reich desselben. Die Kunst ist in diesem Reiche nur eine Provinz, wenn auch die reichste und herrlichste. Einen von Hegel abweichenden, aber durchaus selbständigen Standpunkt in der philos. Auffassung des Schönen und der Kunst nehmen ein: Jean Paul, «Vorlesung der Ä.» (1804); Fries, «Handbuch der Ä.» (Weidels. 1832); Krause, «Ästhi-

der A. (herausg. von Leutbecher, Göt. 1837); Schleiermacher, »Vorlesungen über A.« (herausg. von Lommahjch, Berl. 1842).

Wie sich in neuester Zeit überhaupt ein realistischer Widerstand gegen die sog. spekulative Philosophie energisch geltend gemacht hat, so rührte sich dieser auch in der A. um so lebhafter, je weniger sich die vielgestaltige Welt des künstlerischen Empfindens und Darstellens in abstrakte Begriffsalgemeinheit einsangen lassen will. Der Widerstand ist zunächst von der Herbart'schen und Schopenhauer'schen Schule ausgegangen; zu der ersten gehört Zimmermann (»Allgemeine A. als Formwissenschaft«, Wien 1865). Doch auch innerhalb der Hegel'schen Schule regte sich der Trieb selbständiger Fortbildung. Zeising's »Ästhetische Forschungen« (Frankf. 1855), Köllins »Ästhetik« (Zür. 1863—69), Schardt's »Vorschuule der A.« (2. Abteil., Karlsruh. 1865) und Lentz's »Populäre A.« (4. Aufl., Eps. 1873) stehen auf durchaus verschiedenen, einander sogar scharf widersprechenden Standpunkten; aber nichtdeftomweniger haben sie das Gemeinsame, daß sie aus den Höhen der Metaphysik des Schönen mehr in das individuelle, geschichtliche Kunstleben selbst einzutreten bestrebt sind. Man kann mit keiner dieser Fortbildungen völlig einverstanden sein, und man wird doch mit Bestimmtheit behaupten müssen, daß die Hegel'sche A. trotz aller ihrer tiefen und oft überraschend feinsinnigen Einsichten in das Wesen der Kunst, der einzelnen Kunstarbeiten und der geschichtlich gegebenen Kunstwerke auf einer Grundanschauung ruht, die das Wesen der Kunst nicht völlig trifft und daher die Eigenartigkeit der schöpferischen Kunstbedingungen theils nicht in ihrem vollen Umfange, theils nicht in ihrer innern Notwendigkeit und Begründung erkennen kann.

Die Kunst ist nicht in ihrem eigensten Wesen und Ursprung zu erkennen, wenn man diese Erkenntnis von vornherein nur einer allgemeinen Wissenschaft des Schönen anreicht und unterordnet. Die Kunst ist durchaus nicht eine solche Steigerung oder gar Überbietung der Natur Schönheit; auch der größte Künstler vermag die schöne Natur nicht zu erreichen, geschweige denn zu übertreffen, und er hat auch gar nicht diese Aufgabe. Die Kunst entspringt auch zunächst gar nicht aus dem Drange nach einem solchen schönen idealisierten Gegenstande; der Ursprung der Kunst ist wesentlich ein monumentaler, ist das Verlangen, den Gedanken an eine feste Stätte zu knüpfen und diesem Denkmal eine Form zu geben, welche der Ausdruck des Gedankens sei. Dies gilt nicht bloß von den bildenden Künsten, sondern ebenso sehr von der Musik und Poesie. Daher sind alle ältesten Künste symbolisch; die Sache, der Gedanke überwiegt noch die Form des Ausdrucks. Erst allmählich erstarkt auch die Form und wird dem Gedanken angemessen. Es ist ein Kernwort Goethe's, wenn er sagt: »Nicht die schönen Formen waren der Hauptzweck der griech. Kunst, sondern diese entwickelten sich umgekehrt nur aus dem Geiste derselben, als normende Mittel zum Ausdruck schöner Gedanken.« Sind aber die schönen Formen nicht Zweck der Kunst, sondern nur Mittel; ist die Sprache der Kunst nur deshalb eine Sprache in sinnlich natürlichen Formen, eine Sprache in Linien, Körpergehaltem, Farben, Tönen und Charakteren, weil der Inhalt, den sie ausdrückt, aus der sinnlichen Anschauung und Empfindung des Menschen kommt, so folgt,

daß das Wesen und der Ursprung der Kunst n. aus einer Metaphysik des Schönen, sondern lediglich aus der psychol. Natur des Menschen selbst geleitet werden muß. Nicht der Begriff des Schönen, sondern das Wesen der Phantasie ist das der naturgemäße und notwendige Ausgangspunkt. Dies ist die erste Aufgabe der A., die Psychol. oder die Physiologie der Phantasie als eines eigartigen Prozesses der Auffassung der Außenwelt und der äußeren Darstellung, des Vorstellens, des Kunstwerks, wie es die schöpferische That Phantasie ist. Das Kunstwerk ist aber weitem nach zwei Seiten bedingt und abhängig. Erst ist es das Werk einer ganz bestimmten Kunstart; ist ein Bauwerk, ein Bildwerk, ein Gemälde, Musikstück, ein Gedicht. Die Wissenschaft hat nicht nur diese einzelnen Kunstarten objektiv, sondern auch die Gesetze und Grenzen darzustellen, die einer jeden Kunstart durch ihr Darstellmaterial naturnotwendig gegeben sind. Die Wissenschaft der A. ist in diesem Sinne formale Theorie des architektonischen, plastischen, malischen, musikalischen, poetischen Stils. Hier liegt die wichtigste und für den ausübenden Künstler so fruchtbare Aufgabe der A. Zeising's »Lehrbuch aus der Verschiedenheit des Darstellungsmaterials die Stilunterschiede und Grenzen der bildenden Kunst und der Poesie ableitend, ist für Unterleugung dieser Art ein ewig maßgebendes Ruker. neuerer Zeit ist Gottsch. Semper in seinem tr. lichen Werke: »Der Stil in den technischen und tonischen Künsten, oder praktische A.« (Zür. 1 u. Frankf. 1860—63), wieder sehr erfreulich in die Weg eingeleitet. Zweitens aber ist das Kunstwerk auch einer ganz bestimmten Zeit und Nationalität angehörig; es ist innerster und individueller Ausdruck derselben; es ist, wie man es treffend genannt hat, das in Formen verlorperte Empfindungsleben einer bestimmten Zeit und Nationalität. Nach dieser Seite erweitert sich folgerichtig die wesentlich zur Kunstgeschichte. Soll die A. da volle und ganze Erkenntnis der Kunst sein, so sie Theorie und Geschichte der Kunst zugleich; es bleibt ein unergänglicher Ruhm Windelmanns des ersten Begründers der wissenschaftlichen Kunstgeschichte, daß er, diese innere und untrennbare, sammenthörigkeit von A. und Kunstgeschichte erkennend, die ästhetischtheoretische Seite der Kunstbetrachtung in einem Umfange in seinen Vorsoq, wie kein anderer Kunsthistoriker nach ihm. A. ist demnach wesentlich Encyclopädie der Kunswissenschaft, und ihre Methode und ihr Ziel ist nur vergleichende Kunstforschung im Sinne der gleichenden Religions- und Sprachforschung. Vgl. Zimmermann, »Geschichte der A. als psych. Wissenschaft« (Wien 1868); Vohe, »Geschichte der A. in Deutschland« (München, 1868); Schasler, »tische Geschichte der A. von Plato bis auf die neueste Zeit« (Berl. 1872).

Asthma (grch., d. i. Beklemmung), Brustbeklemmung, Brustkrampf, wurde von ältern Ärzten und wird von Laien vielfach jetzt als eine besondere selbständige Krankheit gesehen, läßt sich aber nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft nur als eine Krankeerscheinung, als ein Symptom zahlreicher, ist

Wen nach sehr verschiedener Krankheiten auffa-
len. Von der kontinuierlich andauernden Schwer-
en Atemlosigkeit (Dyspnoe), die sich bei vielen
chronischen Lungenerkrankungen findet, unterscheidet
sich das A. dadurch, daß periodisch in längern oder
kürzern Zwischenräumen, meist ganz plötzlich schwere Atem-
noxe mit heftigen trampfhaften Atembewegungen,
häufigen, weit hörbarem Atmen, mit beständigem
Schwitzen, Husten und Auswurf sich ein-
stellt. Tritt diese asthmatische Anfälle entwickeln sich
in allgemeinen dann, wenn plötzlich, durch irgend-
welche Veranlassung, die Ausscheidung der Kohlen-
säure aus dem Blute und die Aufnahme von
Sauerstoff in dasselbe, wie solche in den Lungen-
blächen normaler Weise vor sich gehen, in dem
Grade gehindert werden, daß das mit Kohlen-
säure überlastete Blut plötzlich einen sehr intensiven Reiz
auf das Nervensystem im verlängerten Mark aus-
übt und heftige Krämpfe (trampfhaft zuckende) Re-
sponsbewegungen in den Atmungsmuskeln hervor-
ruft. Im wieder Zustand kann durch die verschiede-
nen Krankheiten hervorgerufen werden:
1. durch mechanische Verhältnisse, welche die Luft-
wege hemmen (Krankheiten des Kehlkopfs, der
Schlund, Aneurysmen der großen Brustgefäße,
Verengung der Brusthöhle durch Unterleibskrank-
heiten, bald Ertränkungen der Lungen (am häufig-
sten bei Erstickungen, Lungenverengung (s. Em-
physem), Lungenentzündungen, Brustfellentzün-
dungen, Ansammlung von Flüssigkeit in den Brust-
höhlen, Lungenemphysem, Katarrh der Luftröh-
ren), bald Krankheiten des Herzens und seiner
Häuten, zumal Aetzucht des Herzens und des Herz-
beutels, bald endlich Störungen im Nervensystem,
welche asthmatische Anfälle zur Folge haben (ner-
vöse A. Bronchialasthma). Indem nämlich die
feinen Nerven der mittlern und der feinsten Luft-
schläuche, zufolge einer krankhaften Reizung der
in ihnen verlaufenden Nervenfasern, in einen mehr
oder weniger heftigen Krampf geraten, wird die
Öffnung ihrer feinen Röhren so stark verengt, be-
sonders verengt, daß die eingeatmete Luft
nicht mehr in die Lungenbläschen gelangen kann,
und so eine hochgradige Überladung des Bluts mit
Kohlenstoff eintreten muß, welche die Ursache jedes
asthmatischen Anfalls ist.

Die Behandlung des A. richtet sich streng
nach der Ursache, die durch eine genaue physik.
Untersuchung zu ermitteln ist. Während des Anfalls
soll man alle hemmenden Kleidungsstücke zu lösen,
frische, erweichende, wie Anisbriken mit kaltem
Wasser, warme Hand- und Fußbäder, Narkotika
u. s. w. inwie Ableitungen auf den Darm durch
Klystiere zu versuchen, wie auch nicht selten Einat-
mungen frischer Luft, Chloroform, Salpeterdün-
stung durch Verbrennen von Salpeterpapier im
Raum, leicht weissen Erleichterung zu verschaf-
fen in Erwende sind. Auch die Einatmungen von
Sauerstoff (s. d.) leisten gegen asthmatische
Anfälle vorzügliche Dienste. Bei dem A. der
Luftröhre, welches zumeist auf einem trampfhaften
Zustand der Stimmritze beruht (Stimmritzen-
krampf), ist das Hauptgewicht der Behandlung
auf eine möglichst zweckmäßige Ernährung des Kin-
des zu legen. (S. Auffütterung.)

Asi (s. Pompeja), Stadt in der ital. Pro-
vinz Calabria, liegt 40 km südöstlich von Turin,
an der Bahn von Turin nach Genua, die
an der Bahn Turin-Alessandria-Genua, die

hier nach Casale und Castagnole abzweigt, ist
ein Bischof, hat ein altes Schloss, eine gotische
Kathedrale, mehrere Paläste, Seidenmanufakturen,
zwei besuchte Messen und ansehnlichen Handel mit
wollenen Waren, Leder, Hüten und Tücheln und
zählt (1880) als Gemeinde 34 203 E. In der Um-
gebung baut man in Piemont sehr geschätzte Weine,
besonders den Asti spumante, einen moussierenden
Muskatwein. A. ist der Geburtsort des Dichters
Alfieri, welchem hier 1862 ein Denkmal errichtet
worden ist. Im Mittelalter war es eine der mäch-
tigsten Republiken Oberitaliens und lange berücht
durch seine 100 Türme, von denen noch 30 übrig
sind. Die Stadt wurde 1155 von Kaiser Friedrich I.
eingeäschert, 1348 fiel sie in die Gewalt der Visconti,
kam dann an Frankreich und nach dem Frieden zu
Cambray 1529 an Karl V., der sie seiner Lante
Beatrice von Savoyen schenkte. Im Okt. 1745
wurde A. von den Franzosen erstickt. Das benach-
barte Thal von A. d. o. n. a. ist reich an fossilen Resten.

Astigmatismus (abzuleiten von *astigma*, Punkt)
ist seiner Wortbedeutung nach der Zustand, in wel-
chem Strahlen, die von einem Punkte ausgehen,
sich nicht wieder in einem Punkte vereinigen kön-
nen. Wenn infolge asymmetrischer Bildung der
brechenden Flächen des Auges die Refraktion in
den verschiedenen Meridianen eines und desselben
Auges nicht dieselbe ist, d. h. wenn für jede
einzelne Meridianrichtung durch Zuhilfenahme sphä-
rischer Linsen eine punktuelle Vereinigung der
Strahlen auf der Stäbchenschicht der Netina erzielt
werden kann, so entspricht dieser Zustand der Be-
griffsbestimmung des regelmässigen A. Ist in-
dessen die Aberration der Strahlen in einem und demsel-
ben Meridian eine so komplizierte, daß durch sphä-
rische Gläser eine punktuelle Vereinigung derselben
auf der Netina nicht bewirkt werden kann, so ist un-
regelmässiger A. vorhanden. Ein gewisser Grad von
regelmässigem A. beeinträchtigt den Grad der Seh-
schärfe, den man als Norm anzuwenden hat, ebenso we-
nig wie ein geringer Grad von unregelmässigem A.;
Andeutungen dieser beiden Formen finden sich auch
bei dem normalen Auge. Sind diese optischen Un-
gleichartigkeiten in höherem Grade entwickelt,
so entsteht eine denselben proportionale Beeinträch-
tigung der Sehschärfe. Die Ursachen des A. können
sowohl in der Hornhaut als der Linse, gleichzeitig
auch in beiden liegen, und es kann in letzterem Falle
geschehen, daß der von der ersten abhängige A.
den durch letztere bedingten entweder steigert oder
(teilweise) kompensiert. Der regelmässige A. allein
kann optisch korrigiert werden. Die Meridiane des
Brechungsminimums und Brechungsmaximums
eines und desselben Auges stellt man als Haupt-
meridiane einander gegenüber, die Brechungsdisfe-
renz selber gibt den Grad des A. an. Ist die Bre-
chung in einem Hauptmeridian normal, in dem an-
dern zu stark oder zu schwach, so ist der A. ein ein-
fach myopischer oder hyperopischer. Wenn jedoch
in allen Meridianen ein myopischer, resp. hypero-
pischer Refraktionszustand herrscht, der nur dem Grade
nach verschieden ist, so ist zusammengesetzter myo-
pischer, resp. hyperopischer A. vorhanden. Es ist en-
dlich der A. ein gemischter, wenn Myopie in dem
einen, Hyperopie in dem andern Hauptmeridian
nachweisbar ist. Korrekturen des regelmässigen
A. und damit der von demselben abhängigen Seh-
schärfe werden durch Glaslinsen erreicht, welche Ab-
schnitte eines Cylinders, die man sich parallel der

Cylinderradse geführt denkt, bilden. Fallen Lichtstrahlen auf eine Fläche mit positiver oder negativer cylindrischer Krümmung, so weichen dieselben in Ebenen, welche durch die Cylinderradse gelegt werden, nicht von ihrer Richtung ab, wohl aber in solchen, welche senkrecht auf der Achse des Cylinders stehen. Diese Eigenschaft der Cylinderradse genährt die Möglichkeit einer einseitigen Brechungskorrektion in nur einem der beiden Hauptmeridiane, d. h. des A. und der von ihm abhängigen Sehsstörungen selber. Begründer der Lehre vom A. sind Thomas Young und der Astronom Kirg; gefördert wurde sie namentlich durch Fischer, Brewster, Stoddes, Goode, Hamilton, Hays, Donders.

Astmoos, s. Hypnäm.

Astmoor-Manor, großer Fabrikort in der engl. Grafschaft Warwick, dicht nördlich von Birmingham, hat Maschinen-, Waffen-, Spielzeug-, Stahl-, Feder-, Werkzeugfabriken u. s. w. und zählt (1881) 53 844 E.

Astor, arab. Gottheit, s. unter Astarte.

Astor (Joh. Jak.), einer der unternehmendsten und reichsten Männer der neuern Zeit, geb. 17. Juli 1763 zu Walldorf bei Heidelberg von unbemittelten Eltern, ging, 16 J. alt, zu einem ältern Bruder nach England, bei welchem er musikalische Instrumente versertigen lernte, und von da 1783 nach Amerika; hier ließ er sich in Newyork nieder und trieb direkten Handel mit den Indianern und Grenzern in den Bezirken des Staates Newyork und Canadas. Schon 1800 besaß er ein Vermögen von 1/4 Mill. Doll., das er durch umsichtige Anlagen in Grundeigentum in dem nächsten Jahrzehnt vervierfachte. Darauf suchte er 1811 den nordwestl. Teil von Nordamerika in den Bereich seines Geschäfts zu ziehen; er wollte von da aus den Pelzhandel und durch direkte Verbindungen mit China den Thee und Seidenimport monopolisieren. Dieser Plan, der in Oregon an der Mündung des Columbiaflusses, in Astoria (s. d.), eine teilweise Verwirklichung fand, scheiterte aber an den kriegerischen Verwickelungen mit England und der Untreue seiner eigenen Beamten. Fortan beschränkte A. seine Operationen auf die Vereinigten Staaten und Newyork. Sein Hauptvermögen erwarb er durch glückliche Speculationen in Grundeigentum in den neu eröffneten nordwestlichen, durch die Einwanderung rasch emporblühenden Staaten und in der Stadt Newyork. Infolge des ungeheuern Wachstums dieser Stadt stieg sein Vermögen so sehr im Werte, daß es bei seinem Tode, welcher 29. März 1848 erfolgte, auf 20 Mill. Doll. geschätzt wurde. Im J. 1863 bezahlten seine Erben 1/2 Mill. Doll. Steuern und besaßen zusammen ein Vermögen von 50—60 Mill. Die von A. aus Anregung seiner litterarischen Freunde, wie Washington Irving, gegründete Astor-Bibliothek in Newyork, für welche A. 400 000 Doll. aussetzte und sein Sohn später noch 200 000 Doll. zusetzte, steht unter der Aufsicht von 12 Verwaltungsräten, unter denen sich zuerst Washington Irving, J. H. Greene Haller, Cogswell u. s. w. befanden. Die Bibliothek ist in einem schönen, im byzant. Stile erbauten Hause am Lafayette-Place aufgestellt, wurde 9. Jan. 1854 eröffnet und prachtvoll und bequem eingerichtet; sie zählt gegenwärtig gegen 150 000 Bände. Einzelne Bücher, wie z. B. Technologie, orient. Litteratur, sind sehr gut vertreten, andere dagegen, wie amerik. Geschichte, sehr vernachlässigt. Das Astor-Haus ist eine von

A. mit 50 000 Doll. in seinem Geburtsort Walldorf gestiftete Erziehungsanstalt für arme Kinder, verbunden mit einer Versorgungsanstalt für alte hilfsbedürftige Personen, und wurde 1854 eröffnet.

Astorga (Asturica Augusta), Stadt (Ciudad) von (1877) 4483 E. in der span. Provinz Leon, Ein eines Bisthofs, liegt malerisch auf einem Hügel am Rio-Tuerto an der galic. Herrstraße und an der Nordwestbahn (Palencia-Coruña) 895 m über dem Meere, hat eine 1471 von Herrera erbaute prächtige got. Kathedrale, ist von dicken, zinnengetürzten, teilweise noch aus der Römerzeit stammenden Mauern umgeben und betreibt Weinbau und Spinnerei. Im nahen Gebirge wohnen die in ganz Spanien als Maulthiertreiber bekannten eigenartigen Maragatos. Asturica Augusta, Hauptstadt der Astures, von Plinius eine urbs magnifica genannt, wo 446 ein Konzil tagte, war noch im Mittelalter eine sehr volkreiche Stadt, während sie jetzt im Verhältnis zum Umfange verödet ist. Am 22. April 1810 wurde die fast nur von den Einwohnern verteidigte Stadt von den Franzosen unter Junot erst nach langer Belagerung erobert. Die Engländer besetzten A. 9. Aug. 1812.

Astorga (Emanuel Baron v.), ein durch romantische Schicksale wie durch musikalische Kompositionen bekannter Edelmann, Abkömmling der angesehenen neapolit. Familie der Grafen und Fürken Capace, die Anhänger Österreichs und mit mehreren der böhm. Adelsfamilien verschwägert waren, angeblich 11. Dez. 1681 geboren. Als seine Geburtsstadt ist Neapel und als sein Vater der kaiserl. Oberst Girolamo Capace anzusehen, eines der Haupt der österr. Partei in dem Aufstande gegen den neuen König Philipp V. von Spanien, infolge dessen Girolamo 3. Okt. 1701 in Neapel hingerichtet wurde. Sein Sohn wurde wahrscheinlich 1702, als Philipp V. das Königreich beider Sicilien besuchte, von diesem mit nach Spanien genommen und in das in der Provinz Leon gelegene Kloster Astorga gebracht; seither führte er statt des geachteten Namens Capace den dieses Klosters. Ein großes musikalisches Talent, in Neapel durch die Brüder Scarlatti gebildet, machte ihn bald weit bekannt. Vermuthlich blieb A. in jenem Kloster, bis Erzherzog Karl als Gegenkönig nach Spanien kam für dessen Hof in Barcelona er 1709 die Op. »Dafne« komponierte; 1712 war er in Wien, wo er sich also wahrscheinlich 1711, als Karl nach dem Tode Josephs I. den Kaiserthron bestieg, mit diesem zusammen Spanien. Bei seinen spätern Wanderungen, auf welchen er auch England besuchte, kam er immer wieder nach Österreich zurück, wo er jetzt als seine Heimat betrachtete, und wo er im Kreise der Verwandten aus dem böhm. Schloß Laudnis an der Elbe am 21. Aug. 1796 starb. Von seinen Kompositionen ist ein »Stabat mater in B-dur« deshalb so bekannt und berühmt geworden, weil man es in Verbindung brachte mit dem Seelenqualen, die er und seine angeblich auf der Nichtplatzung unter Krämpfen verschiedene Mal erduldeten, als sie der Entthronung seines Vaters beizuwohnen mußten; doch sind die Erzählungen hierüber nirgends beglaubigt. A. komponierte mehr Kirchenstücke ähnlicher Art, eine Messe in G-moll u. s. w. In besondern Ansehen stand er unter seinen Zeitgenossen wegen seiner ital. Solosolanten die noch in ziemlicher Anzahl existieren und ihn echten Schüler A. Scarlatti's kennzeichnen.

Astoria, ein im County Clatsop des Staats Oregon gelegenes Städtchen von (1880) 2803 E., an der unteren Mündung des Willamette-Flusses, etwa 15 km von dessen Mündung in den Stillen Ocean, wurde 1811 auf Veranlassung des Amerikaner Jaf. Astor (s. d.) von der amer. Pelzhandelscompagnie zur Konkurrenz mit dem Engländer der engl. Hudsonsbai-Compagnie gegründet. Die der amer. Pelzhandel in Oregon sehr, war auch A. als dessen Emporium nur von geringer Bedeutung. Die schwierige Einfahrt in den Columbia trat seiner Entwicklung hinderlich in den Weg. Schon 1813 wurde A. von den Engländern besetzt und Fort George genannt, aber 1818 wieder aufgegeben. Die ersten Anfänge A. hat im Washington Irving in seinem „Astoria“ beschrieben.

Astia ist ein Name der Dike, der Göttin der Fruchtbarkeit, der Tochter des Zeus und der Themis, nach Hesiodus der Astraios. Sie verließ nach Hesiodus im Alter, nach Ovid im eisernen Zeitalter die Erde, auf der sie bis dahin gewohnt. Seitdem ging sie unter dem Namen der Jungfrau als Göttin in die Tiefen. — A. ist auch der Name der 1. Merkur. (S. unter Planeten.)

Astschak, Stadt in Persien, s. Astrabad.

Astrachan, ehemals ein tatar. Chanat, gegenwärtig eine russ. Gouvernements, eines Kanals und der Hauptstadt desselben. Das Chanat A. ursprünglich eine Provinz des Kaspiats, wurde nach der Eroberung der Stadt, erhielt 1480 seine Selbstständigkeit, wurde aber 1554 von Iwan Wassiljewitsch A. unter russ. Herrschaft gebracht und ist seitdem das Partum A., welches die russ. Gouvernements A., Orenburg, Samara, Grozny und Stawropol oder Kaulanen umfasst. — Das Gouvern. A., eins der südöstlichsten des russischen Reichs in Europa, zu beiden Seiten der unteren Wolga am Kaspiischen Meere sich erstreckend, umfasst (seit 1851) einschließlich des Gebietes der Astrachanischen Kalmläden und der Kirgisischen Kirgisenhorde ein Areal von insges. 24471 qkm mit (1870) 601514 E. Die Gegend liegt in dem Bereiche der öden Salzsteppen des kaspischen Meeres, ist der nordwestliche Teil der großen, einst vom Meere bedeckten aralo-kaspischen Senke und steht unter dem Einflusse eines kontinentalen, mit Regemangel, Schneehem, hochgradigen Lage u. s. w. Das Gouvern. zerfällt in fünf Kreise: A., Krasnojarsk, Jermakow, Tschernyjsk und Jarem (Jarow).

Die Astrachanische Steppe ist eine baumlose, unfruchtbar gefaltete Fläche, die sich mit einem horizontalen Horizont an das blaue, oft ganz hellgelbe Himmelsgewölbe anfühlend scheint und an der Wolga in zwei Ästen, die östliche, die Aralsenke, und die westliche, das Bergland, zerfällt. Neben den leichten Höhenzügen der Steppe der gegen 180 m über den Spiegel des kaspischen Meeres ansteigende Berg Bogdo Dschir, der aus grauem Sandstein, im Gipfel mit verwittertem Muschellalkstein besteht und an der Ostseite Schluchten und Wasserfälle hat. Die Sandhügel gewähren Schutz gegen die Stürme aus dem Duran, und nicht selten findet man dort auch zugleich ausreichender Wasservorrat, was man an vielen Stellen durch Ausmauerung zu erhalten weiß. Die Steppe ist reich an

Pflanzen, die zu Viehfutter taugen, sowie an Schilf, welches als Brenn- und sogar als Baumaterial zu Zäunen, Hürden, Hütten benutzt wird. Besonders trägt die Steppe viel Salzkräuter, wie die graugrünen Kallarten auf den höhern, trocknen Stellen, die meist dunkelroten Salicornien mit fleischigen, saftigen Blättern an niedern, feuchten Stellen. Vorzugsweise charakterisiert indes die Steppe der Reichtum an größern und kleinern Salzseen. Es sind deren schon mehr als 700 bekannt, und ihre Zahl nimmt fortwährend zu durch Auslaugung des durchgehends salzhaltigen Bodens und durch Absinkung des fließenden Wassers. Die Seen zerfallen in die ursprünglichen und in die neuerer Bildung. Die ersten haben ihren unerhöhtlichen Reichtum des besten Kochsalzes größtenteils aus dem in tiefen, oft unergründlichen, tiefschlammigen Betten, Thälern und Schluchten urdagebliebenen Meerwasser durch Verdunstung des süßen Wassers erhalten. Besonders berühmt sind der 8 m unter dem Meeresspiegel liegende 1619 km große Elton und der 1249 km große Kaspijische See, von denen der erstere früher jährlich 10—13 Mill., in neuerer Zeit 4—5 Mill. Pud Salz oder ein Sechstel des ganzen Salzbedarfs des europ. Russland lieferte. Der letztere ergab von 1771—1806 gegen 5 Mill. Pud, lag seit 1806 unbenuzt, ist aber seit 1861 wieder in Betrieb gesetzt. Die Salzseen jüngerer Bildung sind kleiner und liegen in der Nähe des Wolgabeltas und der Küste des Kaspischen Meeres in flachen, buchtenförmigen Vertiefungen, die durch Erd- und Sandanhäufungen vom Meere abgedämmt sind. Außerdem gewinnt man aus dem seit 1861 in Angriff genommenen Steinsalzager in den Sandhügeln Tschepchatschi das vorzüglichste und chemisch reinste Salz, das man bis jetzt gefunden hat. Im J. 1872 gewann man aus den Salzseen des Gouvernements 12113079 und aus den Steinsalzlager 1551578 Pud Salz. Dagegen gibt es wirkliche Salzquellen, aus Salzlagern entstehende Salzquellen nirgends, ebenso wenig eigentliche Salzpfannen, sondern nur Salzpfannen und Salzseen, überhaupt keine Salzpfannen, außer in dem nicht salzigen Abbricht der Wima.

Durch diesen ehemaligen Meeresboden der Steppe hat sich die bereits mehrarmig, also in Deltaform in das Gouvern. (unterhalb Jarijyn) eintretende Wolga ihren südöstl. Lauf erst bohren oder vielmehr hindurchwaschen müssen. Unterhalb der Stadt A. nimmt das Flußdelta eine Breite von 160 km ein. Es erweitert sich keilförmig in das Meer und dehnt sich auch westwärts beständig weiter aus, während es nach O. durch Anschwellung vergrößert und erhöht wird. Das ganze Wolga-Achtuba-Delta, von Jarijyn bis zum Meere, ist jüngerer, vom Fluße abgetrenntes Land, ohne Salzteil, daher auch auf seinen zahlreichen Inseln mit üppigem Graswuchs und vielen starken Bäumen bestanden. In und an ihm liegen die Städte, Klöster und wichtigsten Ansiedlungen nebst den Staniken oder Dörfern der Wolgaischen oder Astrachanischen Kosaken, die auf dem ganzen westl. Ufer und dann an der Küstenstraße bis an die Kuma sich fortziehen. Nur die Russen haben feste Ansiedlungen; die übrige Steppendörferbevölkerung besteht hauptsächlich aus Nomaden. Die Wolga teilt das ganze Steppenland in die Uralische oder Kirgisische Steppe im O. und die Kalmden-Steppe im W. Die erstere, mit den größten und

bedeutendsten Salzseen, wird von den Kirgisensulussen der Innern Horde benutzt, die unter der Jurisdiktion des Generalgouverneurs von Orenburg stehen; dagegen war bisher alles Land westlich hinter den Wolganisiedelungen nur zur Benützung der verschiedenen Flüsse der buddhistischen Kalmüden bestimmt. Seit 1863 indessen ist die Besiedelung der Kalmüdensteppe in Meiereien (Chutor) von je 15–20 Höfen durch Reichsbauern aus den innern Gouvernements wie aus dem Gebiete von A. angeordnet, und zwar erstrecken sich dieselben zunächst auf 15 bestimmte Punkte in dem Sommeraufenthalte der Kalmüdenstämme, von der Stadt A. bis an die Grenze der Donischen Kosaken. Die Kirgisens und Kalmüden treiben Herdenzucht und Viehhandel; daneben Fischerei, auch wohl Ratrosendienst und Arbeit an den Salzseen. Die Hauptnahrung der Nomaden besteht in Stuten-, Kuh- und Schafmilch, selten in Fleisch, und außerdem in wildwachsenden Körner- und Wurzelpflanzen. Ackerbau findet nur in den Kreisen Jarew und Krasnojarsk statt. Von großer Bedeutung ist dagegen die Fischerei in der Wolga, deren reichhaltigster Teil dem Gouvernement angehört, und aus dem Kaspischen Meere, die großartigste der Erde nach der von Neufundland, verbunden mit Kaviarbereitung und Thranfischerei. Jährlich werden 6 Mill. Pud Fische im Werte von 8 Mill. Rub. gewonnen. Besonders hervorzuheben ist der Astrachanische Hering (*Clupea pontica et caspica*), der vom Meere bis Jarjyn aufsteigt und früher nur zu Thran verfolgt wurde, seit 1855 aber eingefangen wird.

Die Hauptstadt A., eine Kulturoase in der Steppe, auf der hügeligen Wolgainfel Sajag oder dem Krenihügel, 22 km von der nächsten, 60 km von der fernsten Mündung des hier 1420 m breiten Stroms gelegen, besteht aus der Festung ober dem Kreml, der ihn umgebenden Weissen Stadt (Beloi gorod) mit Steinernen, und 16 Vorstädten oder Sloboden mit hölzernen Häusern, und hat unregelmäßige, bei hohem Wasser zum Teil überflutete Straßen. Vor den Thoren lagern Kalmüden und Kirgisens in ihren Kibitzen. Die Stadt hat einen Umfang von 8 km und ist Sitz des griech. Erzbischofs von A. und Zenotafens, eines armen.-gregorianischen Erzbischofs und einer lamaitischen geistlichen Vorkhefenschaft, ferner eines Civil- und eines Militärgouverneurs, der Admiralität der kaspischen Flotte, des kaiserl. Fischkomptoirs, der Salzdirektion, eines Domänenhofs, einer Medizinalverwaltung u. s. w. Sie hat eine 1646 gegründete Kathedrale mit fünf Kuppeln, 19 andere griech. Kirchen, 3 Klöster, 2 römisch-katholische, 5 armenische, 1 lutherische, 7 Moscheen, 1 lamaitische Pagode, und besitzt 1 Priesterseminar, 1 Gymnasium und andere Schulen sowie 1 botan. Garten. Die Bevölkerung, 57 704 Seelen, ist sehr gemischt, doch ihrem Grundstamm nach russisch. Die Armenier sind hier Krämer, die Tataren Viehzüchter und Händler. Der Verschiedenartigkeit der Bevölkerung entsprechen die Kontraste im äußern Ansehen der Stadt. A. ist der bedeutendste See- und Handelshafen am Kaspischen Meere und hat in neuerer Zeit, wo dieser See der Hebel der russ. Macht in Transkaukasien, Persien und ganz Centralasien geworden, noch größere Wichtigkeit erlangt, als es früher bereits besaß. Auch der Verkehr auf der Wolga, der bisher durch die Seichtigkeit der Mündungsarme unterbunden war, hat seit der 1856 begonnenen Aus-

baggerung und Vertiefung derselben gewonnen. Grobhartige Werftstätten für den Bau von Damp- und andern Schiffen sind in Thätigkeit. Für den Betrieb der Reederei bestehen zwei Gesellschaften. A. vermittelt fast den ganzen Handel mit Persien und Transkaukasien, und große Messen versammeln viele Tausende von Menschen. Die Zahl der jährlich ankommenden Schiffe beläuft sich auf etwa mit 23 000 t Gebalt. Der Handel mit dem Lande hat einen jährlichen Umsatz von 1½ Mill. Rubel. Die Haupteinfuhrartikel sind Weizen, Getreide, Wolle, Spiritus, Eisen, Zinn, Drogen, Früchte, Goldfabrikate, rohe Seide, Baumwollbaumwollgarn und Baumwollfabrikate. Regelmäßige Dampfschiffverbindung findet mit den wichtigsten Punkten des Kaspischen Meers bis Nadschik-Abi in Persien statt, und auf der Wolga die Dampfschiffahrt aufwärts bis Kaspinsk. Aus dem Schiffsahrt- und Handelsverkehr hat A. eine ansehnliche Industrie. Man fabriktiert Seide, Baumwoll- und Seidenzeuge, betreibt Färberei, Talgsmehlereien, Fischtransfieberien, Seifen-, Licht- und andere Fabriken. Von noch größter Bedeutung ist der Fischfang, welcher von dem kais. Fischkomptoir, das, wie die Werften und die schnelle Flotte, unter der Admiralität steht, verpachtet wird und Millionen von Rubeln abwirft. Die nächste Umgebung der Stadt ist mit Weinbergen und Gärten bedeckt. Der seit 1613 angepflanzte Weinstock liefert vorzügliche Trauben, die in ganz Rußland versendet werden. Man baut gute Melonen, Wassermelonen, Rüben verschiedener Art, Pastinaken, Kohl, Kürbisse, Gurken, Erdäpfel, Zwiebeln, Meerrettich, Erbsen, Bohnen und Linsen. Eigentlicher Ackerbau kann bei dem Mangel an Regen nicht gedeihen, und auch das Vieh liefert aus Mangel an gutem Futter schlechtes Fleisch, während das Hammelfleisch vortrefflich und neben Hausgeflügel, Wildbret und Fischen Hauptnahrungsmittel bildet.

Geschichtliches. Die Stadt A. war schon im 11. Jahrh. ein großer Ort, lag aber damals oberhalb und am westl. Wolganufer. Die a. Schriftsteller nannten es Torgi-Chan, die lat. Chabshi-Tarchan, die Grusinier Chosar, die Itiner und andere Reisende Citracano. Im 3. Jahrh. wurde A. von Timur zerstört, später an seiner Stelle wieder aufgebaut. Josaphat Bar-Sabbeo fand hier 1436 einen kleinen Flecken, dagegen broßo Contarini 1473 schon ein wichtiges, von Russen besuchtes Emporium, ausgebreitet mit Reis, Seide, Seidenzeugen und andern Produkten, die aber das Kaspische Meer la. Seit 1480 war A. der Sitz eines eigenen Khanats, und 1554 wurde es von Iwan dem Weissen II. erobert. Die Stadt hatte seitdem viel durch innere Unruhen und Angriffe der Tataren sowie durch Seuchen und Feuersbrünste gelitten und 1664 streiften die Osmanen Selim mit den krimischen Tataren bis vor A., mußte indes mit Verlust zurückziehen. Sodann war 1667 von den Donischen Kosaken unter E. Nadschin erobert. Feldmarschall Tschernomirski hier 1705 einen Ausfall der Streiter Peter d. Gr. nahm A. zur Basis seiner Operationen gegen Persien. Es erhielt hi. eine polit. Bedeutung, die mit der Größe und Reichtume der Stadt zunahm, namentlich seit Alexander I. die russ. Herrschaft auf dem Kasp.

Nach einer feineren Begründung erhielt. Auch unter **Nikolaus** und **Alexander II.** geschah viel zur Hebung der Schiffahrt und des Wohls der Stadt.

Wochen, auch **Varanjen** und **Varanken**, zu dem Pelzwerk gehörenden sein; und krautartigen Immerleie von weißer, grauer oder schwarzer Farbe, die aus dem sibir. Rußland, der Laim und Persien, auch aus Polen, kommen.

Wappel (grch.) nennt man in dem Baustile der Kunst mit der Renaissance (schmale, in halbrundem Bogen stehende horizontale Glieder stabähnlicher Form, nach welche in der Höhenentwicklung aufeinanderstehende Teile voneinander gesondert werden. Wichtig ist dieser Rundstab (besonders beim Eisen als Perlenschnur ausgebildet).

Wasserdass DC., artenreiche Pflanzengattung aus der Familie der Schmetterlingsblütler. In ihnen befinden sich teils Kräuter, teils Halbsträucher und Sträucher, haben unpaarig gefiederte Blätter und gefüllte, meist achselständige Trauben, Blüthe der Ährchen, einen röhrigen oder glockenförmigen, hohlröhren, zweifluppigen Kelch und zweifelhafte Staubblätter.

Sie sind zwar über die ganze Welt, doch vorzugsweise in Asien, namentlich im Orient zu Hause. Schon in Südrußland wachsen sehr viele Arten, besonders in den hohen Grassteppen. Man hat diese große Gattung in viele Gruppen eingeteilt. Daron ist die wichtigste *Tragacantha*; dieselbe besteht aus halbstämmigen und Sträuchern, deren Rinde nach dem Abfall der Blättchen flach bleibt, weichen und eine stechende Spitze bekommen.

In den übrigen Arten wachsen alle in den Umgebungen des Mitteländischen Meeres und im Orient. Die *A. cretica* **Lamk.** auf Kreta und in Spanien, *L. gaudii* **Labill.** im Orient und *A. verus* **Oliv.** in Asien, Schweden das berühmte *Tragacantha* (s. *Tragacantha*).

Unter den krautartigen verdienen der in fast ganz Europa, namentlich auch in Deutschland unter Gebüsch und in Gärten auf humoitem Boden wachsende südländische *Tragacantha*, *A. glycyphyllos* **L.**, auch *Tragacantha* **Schubert** genannt, und der in Südrussland heimische *A. baltica* **L.**, *Raffetragacantha*, *Stragellactee*, eine besondere Erwähnung. Erstgenannter Art ist eine perennierende Pflanze mit oft sehr langen, kriechenden und kletternden saftvollen Stielen und gelblichgrünen oder schmutzig violett-purpuren Blüten. Stängel und Blätter enthalten

viel Zucker, weshalb sie süß, dem Süßholz ähnlich schmecken. Kraut und Samen waren sonst unter dem Namen *Herba* und Samen *Glycyrrhiza sylvestris* officinell. Der *Raffetragacantha*, eine einjährige Pflanze mit niederliegenden, aufsteigenden Stängeln, gelblichen Blüten und dreilappigen Hälften wird bisweilen in Gärten kultiviert, weil seine erbsenartigen Samen geübt als Raffetragacantha benutzt werden können. Diese Pflanze erlangte Berühmtheit während der Napoleonischen Kontinentalperre, wo man in Europa, auch in Deutschland viel kultivierte.

Wasserdass, ein aus den Astrachanischen Seen stammendes Salz, welches wesentlich aus Glaubersalz (schwefelsaurem Natrium) und Bittersalz (schwefelsaure Magnesia) besteht.

Wasserdass (lat., vom griech. *αστρον*, das Stern), auf die Sterne bezüglich, von den Sternen herabgehend; auch sternförmig. **Astrale** ist der Welt, der Sternenhimmel, das Universum.

Astrale Geister, in dem Stern- und Feuertempel der altorient. Religionen die Geister der besetzten gedachten Himmelskörper. Diese Lehre ging aus in die religiös-kosmischen Anschauungen der Griechen, der Juden, ja selbst der christl. Welt über. Die Geisteslehre oder Dämonologie des christl. Mittelalters sah in den A. bald gefallene Engel, bald Seelen von Abgeschiedenen, bald aus Feuer entstandene Geister, die zwischen Himmel, Erde und Hölle schweben und keinem dieser drei Reiche angehören. Als im 15. Jahrh. der Geistes- und Hergenglaube seine Höhe erreichte, systematisierten ihn die sog. Dämonologen wie Paracelsus, und unter den bösen und dämonischen Geistern nehmen nun die A. die erste Stelle ein.

Astraleisch, s. **Astral**.

Astrale nannte Pettenlofer eine von ihm dargestellte, dem Hämatinon (s. d.) nahestehende, zu Schmutzgegenständen zu verarbeitende Glasart, welche erhalten wird, indem 80 Teile Sand, 120 Teile Bleiglätte, 72 Teile Soda, 24 Teile Kupferhammerschlag, 18 Teile wasserfreier Borax und 1 Teil Eisenshammerschlag zusammengeschmolzen werden. Nach dem Schmelzen erscheint das Glas fast schwarz, mit bläulich schimmernden Kristallen durchsetzt, bei darauffolgendem Sonnenlicht deutlich rot. Der bläulich dioptrische Schimmer auf tief dunklem Grunde erinnert an den Glanz von Sternen auf nächtlichem Himmel; hiernach hat dasselbe seinen Namen erhalten.

Astrale Lampen pflegte man die nach Argand's Erfindung mit hohlem Dochte und dabei mit einem ring- oder transformierten Ölbehälter versehenen Lampen zu nennen. Der Name sollte ursprünglich das besonders helle Licht dieser Art Lampen andeuten, hat aber längst aufgehört, bezeichnend zu sein, da es jetzt weit heller leuchtende Lampen gibt.

Astrale Licht, **Astrale** heißt der Lichtschimmer, welchen man zwischen den Sternen der Milchstraße und, wenn auch weit schwächer, über den ganzen übrigen Himmel in sternförmigen Nächten wahrnimmt. In der Nähe des Südpols findet man übrigens zwei durch das Sternbild der Kleinen Wasserschlange getrennte Stellen, eine größere und eine kleinere, an denen das A. ganz zu mangeln scheint. Sie heißen die Magellanswolken oder die Kohlenfäden. Seinen Grund hat das A. wahrscheinlich in dem Schimmer unzähliger Fixsterne, die aber zu weit entfernt sind, als daß man sie einzeln wahrnehmen könnte.

Astrantia, Sternbolde, von **Vinné** benannte Gattung perennierender Kräuter Europas und Asiens aus der Familie der Doldengewächse, welche sich durch die großen, sternförmigen, vielblättrigen Hüllchen der vielblättrigen Doldchen, durch die der Quere nach fastig gekrauselten Rippen der Früchte und dadurch auszeichnet, daß die Doldchen nicht in Dolden, sondern in Trugdolden gestellt sind. Alle Arten haben einen schwärzlichen Wurzelstock, langgestielte, bandförmig gelappte Wurzelblätter, sitzende, zerteilte Stängelblätter und weisse oder rötliche Blüten. Sie wachsen an Wäldern, auf schattigen Grasplätzen und steinigten Tristen in Gebirgsgegenden und auf hohen Bergen. Die in Deutschland häufigste Art ist *A. major* **L.**, die Große Sternbolde, auch *Thalfern* und *Schwarze Meißerwurze* genannt. Man findet dieselbe auch als Zierpflanze in Gärten. Ihr festschmecker, walsiger, blutgeringelter, ringsherum mit dünnen schwarzen Fasern besetzter

Wurzelstock war sonst unter dem Namen *Radix Imperatoriae nigrae* officinell.

Astrapaea, von Hieley aufgestellte Pflanzengattung aus der Familie der Bättneriaceen, ist bis jetzt nur durch wenige Arten repräsentiert, welche in Ostindien, auf Madagaskar und der Insel Bourbon wachsen. Es sind Bäume mit einfachen Blättern und schönen, prachtvoll gefärbten Blumen, welche in von einer Bluthülle umgebenen Dolben stehen und eine fächerförmige Blumenkrone besitzen. Die bekannteste Art ist *A. Wallisii* aus Ostindien, mit breiten, herzähnlichen, gezähnten Blättern, großen Nebenblättern und glänzend scharlachroten Blumen, eine der größten Zierden der Warmhäuser, welche sich durch Ableger leicht vermehren läßt.

Astratie (grch.), Bezeichnung vom Kriegsbienste.

Astraios (grch., *Astraios*), in der griech. Sage der Sohn des Titanen Krios und der Eurybia, zeugte nach Hesiod mit Eos (*Aurora*) die Winde Zephyros, Boreas, Notos sowie den Hesperos und die übrigen Sterne, daher bei Ovid die Winde *Frates Astrael* genannt werden. — *A.* hieß auch ein kleiner Fluß in Macedonien.

Astrich, s. *Estrich*.

Astrido, s. unter *Prachtsinken*.

Astrognosie (grch., d. i. Sternkenntnis) nennt man die Vertrautheit mit den Konstellationen, welche die Fixsterne am Firmament bilden, sowie mit den Namen und Bezeichnungen der Sterne und Sternbilder. Durch sie kann man unter allen Umständen, so oft der Sternenhimmel sich unverändert zeigt, sowohl annähernd die Zeit als auch die Richtung (Himmelsgegend) bestimmen. Daher findet man astrognostische Kenntnisse unter irgendetwas Form bei fast allen, selbst den noch rohen Völkern, sowie bei Hirten und Feldarbeitern, die häufig nachts im Freien bleiben. Den man übrigens nur am Äquator das ganze Firmament, an allen übrigen Punkten der Erde nur einen größeren oder geringeren Teil desselben zu Gesicht bekommt, so hat jede Zone ihre eigene *A.* Hilfsmittel zum Studium derselben sind Himmelsgloben und Sternkarten. Da nun aber nicht alle an einem Orte überhaupt sichtbaren Sterne auch gleichzeitig sichtbar sind und jede Jahreszeit wie jede Nachtstunde andere Sterne zeigt, so ist es wichtig, zu wissen, welche Gegenden des Himmels zu einer gegebenen Zeit sichtbar sein werden, was man am besten durch einen orientierten Globus erfährt.

Dieses Orientieren geschieht folgenderweise: 1) Man dreht den Globus samt seinem Gestell so, daß der Meridian (der messingene Kreis, welcher durch die beiden Pole geht) in der Richtung von Süd nach Nord zu liegen kommt, wozu man sich entweder einer Magnetnadel bedient, oder auch, da hier keine große Genauigkeit gefordert wird, nach der wenigstens ungefähr bekannten Lage des Nord- und Südpunktes richtet. 2) Man stellt den Globus auf die Polhöhe seines Ortes, d. h. man dreht die Kugel in ihrem Gestell mit dem Pole auf- oder abwärts, bis der sichtbare Pol, also in Europa der Nordpol, ebenso hoch über dem Horizonte, dem horizontalen Ringe des Gestells, steht, als die geogr. Breite des Ortes beträgt, z. B. für Leipzig auf 51° 20'. 3) Man bringt den Ort der Sonne in der Ekliptik, wo sie sich an dem Tage, für welchen der Globus orientiert wird, gerade befindet, unter den Meridian und stellt den Zeiger der Stundenscheibe auf 12 Uhr. Diesen Ort der Sonne findet man für

jeden Monatstag auf dem Horizonte des Schells bemerkt, so z. B. für den 17. Dez. den 25. Grad des Schells, die Länge der Sonne gleich 8 Zeichen 25 Grad. Man sucht daher auf dem Globus in der Linie der Ekliptik das Zeichen des Schells und in diesem den 25. Grad und bringt diesen Punkt unter den messingenen Meridian, während man den Zeiger der Stundenscheibe auf 12 Uhr stellt.

Auf diese Weise ist nun der Globus orientiert, d. h. er stellt die Lage des Himmels und alle seiner Sternbilder genau so dar, wie er an diesem Tage zu Mittag an dem Beobachtungsorte in der That erscheint oder erscheinen würde, wenn man um Mittag die Gestirne sehen könnte. Will man daher auf dem Globus die Lage des Himmels zu irgendeiner nächtlichen Stunde dieses Tages haben, z. B. für 10 Uhr abends, so dreht man die Kugel um ihre Achse so lange von Ost gegen West, bis der Zeiger der Stundenscheibe, der erst auf 12 Uhr stand, 10 Stunden durchlaufen hat und mithin auf 10 Uhr steht. In dieser Lage wird der Globus ein getreues Bild des Himmels anzuzeigen im Stande, man muß sich bei dem Gebrauch einer kugelförmigen Himmelskugel immer erst daran gewöhnen, sich in den Mittelpunkt der Kugel zu versetzen, was auf der Oberfläche derselben dargestellt ist, gemäß am Himmel auszuweichen. Wollte man sich nicht im Mittelpunkt denken, so würde man zu großen Irrthümern ausgeht sein, weil der Natur die Sache noch am Himmel dasjenige recht richtig, was auf der Oberfläche des Globus, von außen betrachtet, links zu sehen ist, und umgekehrt. Wer man erst einige Fixsterne kennt, ist es leicht, mit Sternkarten sich am Himmel zu orientieren und ein Kenntniß der Sternbilder und wichtigsten Einzelheiten zu erlangen. Kleinere Karten befinden sich in den Atlanten; besonders zu empfehlen sind *Arctobers* und *Heid's Uranometrie*. Eine für den Unterricht in der *A.* sehr zweckmäßige Methode ist die der Almagesten, bei welcher die Sterne in Gruppen durch gerade Linien verbunden und durch diese ihre Verlängerungen die Orte anderer Sterne bestimmt werden. Beschränkt man sich bloß auf größere Sterne, so kann man in wenigen Stunden einer hellen Nacht den ganzen sichtbaren Teil des Himmels kennen lernen. Außerdem suche man vor allem die Sternbilder des Tierkreises einprägen, weil dieselben in der Astronomie und in der Geographie fortwährend Anwendung finden. (Vgl. Bode, „Anleitung zur Kenntniß des ganzen Himmels“ (11. Aufl. von Bremker, Berl. 1818) Röllinger, „Lehrbuch der *A.*“ (3. Aufl. 1878).

Astrograph (grch.), ein Fernrohr, welches einer von Steinheil erfundenen Vorrichtung mechan. Zeichnen von Sternkarten versehen. Das Rohr wird durch ein Uhrwerk so bewegt, es der täglichen Bewegung der Fixsterne folgt, es bleiben also die im Felde des Fernrohrs stehenden Sterne fast an ihrer Stelle in demselben Brennpunkte findet sich ein farbiger z. B. künstlicher Stern, der durch eine Schraube an dem Okular so bewegt werden kann, daß er nach und nach alle im Felde erscheinenden natürlichen Sterne bedeckt. Mit der Schraube bewegt sich Zeichenstift, der mittel eines leisen Fingers auf einer festen Papiertafel den Ort des Sterns nach Belieben vergrößert und verkleinert werden kann, so ist man im Stande, am

widlichen Glangklassen der Sterne mechanisch an der Tafel zu markieren. Bisher ist von dieser Chronographie wenig Anwendung gemacht worden, insofern weil der Maßstab, da er nur von der Entfernung des Objectivs abhängig ist, stets ein sehr kleiner bleiben muß und die genauere Methode bei kleinen Beobachtungen der Sterne vorgezogen wird. Zur Beschreibung des A. gibt Steinheil im 11. Bande der „*Astron. Nachrichten*“ (München 1833).

Astrolabium (grch.), auch **Planisphaerium**, **Kleinodometer** oder **Winkelmesser**, heißt ein Instrument, welches dazu dient, um Winkel nach Gra-



den, Minuten und zuweilen auch nach Sekunden zu messen. Früher bestand das A., auch astronom. Ring genannt, aus einem in Grade getheilten Ringe (s. beistehende Figur), der mit festen Absätzen, Dioptern, bb, und mit einem drehbaren Mittel-punkt a versehen war. Er wurde an dem kleinen Ring c aufgehängt, so daß er in eine vertikale Stellung kam, und diente dann zur Messung von Höhenwinkeln. Jetzt besteht das A. gemeinlich aus einer kreisförmigen Metallscheibe, die einen Halbkreis bildet und an ihrem äußersten Umfange jene Einteilung hat. Durch eine besondere Vorrichtung (Roniusscher Klemme, früher durch Transversalen) kann der ganze Scheibe in dem Abnehmen der Winkel eine feste Schärfe in der Abnahme der Winkel erreicht werden. Auf jener Scheibe sind zwei Abschnitte (Cylinderscheiben), gewöhnlich mit zwischenliegenden Ziffern, angebracht. Eins derselben bestimmt die Richtung des den Halbkreis begrenzenden Liniensystems fest; das andere bewegt sich um den Mittelpunkt des Instruments. Indem man nun den Scheitelpunkt eines Winkels aus nach einer der Richtungen seiner Schenkel befindlichen Stellen des Instruments verschiebt, wird auf der Scheibe des Winkels ein Bogen abgeschnitten, welcher das Maß des Winkels ist. In der neuern Astronomie kann man sich dieses Werkzeugs nicht mehr, da man jetzt die viel bessern Theodoliten (s. b.) hat; nur noch in der angewandten Geometrie. Die Erfindung, das A. bei der Schifffahrt anzunehmen, verdankt die Ägypter Roderich und Joseph sowie gleiches J. Martin Behaim aus Nürnberg, als Johann II. König von Portugal, die Angabe eines hohen Punktes wünschte, wodurch man der Gefahr ausgesetzt, sich auf der See zu verirren. Sie lehrten, wie man durch das A. auch ohne Magnetnadel auf der See gehen könne, in welcher Gegend man sei. Auch in der Marine ist das A. durch den viel genaueren Sextanten längst verdrängt.

Astrolabrie (grch.), d. i. Sternendienst), Berechnung der Sterne, gleichbedeutend mit **Chelidonia** (s. b.).

Astrologie (grch.) oder Sterndeutungskunst, ist eine uralte Kunst, aus der Stellung der Gestirne künftige Dinge, besonders das Schicksal der

Menschen vorherzusagen. Sie gehört zu den ältesten Arten des Aberglaubens und kommt schon in den Büchern Moses vor. Für die ersten Erfinder und Ausbilder dieser sog. Wissenschaft hält man allgemein die Ägypter. Am Anfange der christl. Zeitrechnung verbreitete sich dieselbe auch nach dem Abendlande, besonders nach Rom. Bei den Römern spielten die Astrologen, von ihnen Chaldeer oder auch Mathematiker genannt, eine wichtige Rolle und behaupteten sich sehr lange, obgleich sie öfters durch Senatsbeschlüsse und kaiserl. Verordnungen bei Todesstrafe aus der Stadt und dem Reiche verwiesen wurden. Selbst Ptolemäus scheint, wie die ihm zugeschriebenen Schriften „*Quadrupartitum*“ und „*Centiloquium*“ bezeugen, von astrol. Aberglauben nicht frei geblieben zu sein. Vom 7. bis zum 13. Jahrh. betrieben die Araber die A. mit großem Eifer; besonders zeichneten sich Messalah, Albumasar, Ali ben-Rodoan, Alia ben-Nagel, Almanfor, Jafel-Beblis u. a. aus. In den folgenden Jahrhunderten waren selbst die größten Gelehrten der A. ergeben, wie Regiomontanus, Stöffler, welcher eine Ausgabe der Schriften der vorzüglichsten griech., röm. und arab. Astrologen besorgte, und Hieron. Cardanus. Im 16. Jahrh. zeichnete sich Junctinus, im 17. Argold als Astrolog aus. Selbst Tycho de Brahe und Kepler konnten sich von der A. nicht ganz losreißen. Kepler mußte z. B. Kaiser Rudolf und auch Wallenstein das Horoskop stellen. Das Kopernikanische System verachtete der A. den Todesstoß. Zwar setzte es nicht an Verführung, sie zu halten, namentlich gab sich Bapt. Morin (geb. 1583, gest. 1656), dessen „*Astrologia Gallica*“ die Frucht einer 30jährigen Arbeit war, damit große Mühe; aber mit ihm ging die A. im Abendlande zu Grunde. Ihre Richtigkeit ist jetzt unter den christl. Völkern allgemein anerkannt. Zwar hat sie noch im 19. Jahrh. in dem Schriftsteller J. M. Paff einen Anhänger gefunden, aber die Schriften desselben: „*Astrologie*“ (Münch. 1816), „*Der Stein der drei Weisen*“ (Bamb. 1821) und „*Astrol. Taschenbuch*“ (Erlangen 1823) sind völlig spurlos vorübergegangen. Dagegen ist der Orient dem Glauben an die A. bis auf den heutigen Tag treu geblieben.

In den astrol. Regeln, nach welchen das Schicksal der Menschen vorhergesagt wurde, spielten die sog. „*Häuser*“ (gewisse Stellen des Himmels) eine wichtige Rolle. Man theilte nämlich den Äquator in 12 gleiche Teile und zog dann durch die Theilungspunkte und diejenigen beiden Punkte, in denen der Meridian den Horizont schneidet, Kreise, welche die Oberfläche des Himmels in 12 Teile theilten, die man die himmlischen Häuser nannte. Das erste Haus, das im Osten zunächst unter dem Horizonte lag, hieß das Haus des Lebens oder das Horoskop, auch der östl. Winkel; das zweite war das Haus des Glücks oder des Reichthums; das dritte das Haus der Brüder; das vierte das Haus der Verwandtschaft oder der Himmelsgrund; das fünfte das Haus der Kinder; das sechste das Haus der Gesundheit; das siebente das Haus der Ehe oder der weibl. Winkel; das achte das Haus des Todes oder die obere Pforte; das neunte das Haus der Religion; das zehnte das Haus der Würden und Kronen; das elfte das Haus der Freunde und Wohlthäter; endlich das zwölfte das Haus der Feinde oder der Gefangenschaft. Die Lage der 12 Häuser gegen den Horizont eines gegebenen Ortes der Erde

für eine bestimmte Zeit, z. B. für den Augenblick der Geburt eines Menschen, nannte man Thema (Nativität). Die A. ist nicht nur für die Geschichte der Verrückungen des menschlichen Geistes von erheblichem Interesse, sondern hat auch in der ältesten Zeit die Auffindung der ersten eigentlichen Kenntnisse der Astronomie und die Erhaltung der astron. Schriften der Alten mit veranlaßt. Vgl. Maury, «La magie et l'astrologie dans l'antiquité et au moyen-âge» (3. Aufl., Lond. 1863); Menfinger, «Über ältere und neuere A.» (Berl. 1872).

Ästronometeorologie (grch.), die vermeintliche Kunst, aus der Stellung der Sterne, besonders der Planeten, die Witterung vorherzusagen.

Astroni, Aussichts-punkt bei Neapel, s. unter **Agnano**.

Astronomie, Sternkunde oder Himmelskunde, hat die Kenntnis der Weltkörper und insbesondere ihrer Bahnen und Bewegungen zum Gegenstand. Nach ihrem gegenwärtigen Bestande ist sie eine der umfangreichsten Wissenschaften.

Man wird die folgenden Teile unterscheiden: 1) Die sphaerische A., in welcher es hauptsächlich auf die Richtungen ankommt, nach denen man die Sterne an der supponierten Himmelstafel erblickt. Die Kreise und Punkte, welche zur Normierung dieser Richtungen dienen, die von diesen Punkten aus und an diesen Kreisen bestimmten Lagen (scheinbaren Orte) der Gestirne, die Veränderungen, welche sie zur Präcession, Nutation, Aberration und Parallaxe sowie durch die durch unsere Atmosphäre bewirkte Refraction erfahren u. s. w., gehören in ihren Bereich. 2) Die theoretische A. (von *theoria*, untersuchen, erwägen), welche lehrt, wie man von den bloß scheinbaren Verhältnissen aus zu den wahren überzugehen hat. An die Stelle der Himmelstafel setzt sie den Weltraum, beachtet außer den Richtungen auch die Entfernungen der Weltkörper, insbesondere von Sonne und Erde, ermittelt die Gesehe, nach denen die Bahnen beschrieben werden, und lehrt, aus den beobachteten Orten die Bahnen und umgekehrt aus diesen die Orte zu berechnen, resp. vorauszubestimmen. Diese astron. Prognose (Vorbestimmung der Erscheinungen) ist eine der wichtigsten Aufgaben der theoretischen A. 3) Die physikalische A. Sie umfaßt das Problem in seiner ganzen Allgemeinheit, sie forscht nach den Kräften, welche die Bewegungen regeln, und untersucht ihre Wirkungen nicht bloß in Beziehung auf die sog. Haupt- oder Centralkörper, sondern in Beziehung auf alle andern, die hier in Betracht kommen können. Dabei muß sie allerdings Hauptwirkungen und Nebenwirkungen (etwas unpassend Störungen genannt) unterscheiden, da es ihr bis jetzt noch nicht gelungen ist, das Problem der drei Körper in seiner Allgemeinheit zu lösen (s. u. Perturbationen).

Man kann diese drei Teile der A. so unterscheiden, daß man sagt: der erste habe es mit der Erscheinung, der zweite mit der Sache, der dritte endlich mit der Ursache zu thun. Alle drei aber sind theoretische, denen gegenüber die praktische A. als eigentliche Beobachtungskunst steht. Sie umfaßt die Kenntnis und richtige Behandlung der Instrumente, die verschiedenen Beobachtungsmethoden, ihre zweckmäßige Auswahl und Anordnung, die anzubringingenden Korrekturen u. s. w. Einer der wichtigsten Teile dieser praktischen A. ist die Zeitbestimmung, ohne welche keine Beobachtung, sei sie im

übrigen auch noch so genau, einen Wert beanspruchen kann. In Beziehung auf die speziellen Zweig der Astronomie im Auge haben kann, untersucht man noch die nautische A. als die dem Seefahrer unentbehrliche zur Bestimmung der Länge und Breite des Ortes, wo er sich findet; die hierher verwandte geographische A., für welche eig. Längensbüreaus errichtet und besondere Instrumente erfunden worden sind; die astron. Chronologie u. s. w. Daguerres denkwürdige Erfindung hat auch einem neuen Zweig der praktischen Himmelskunde, der photographischen A., die Entstehung gegeben; namentlich haben Warren de la Rue, Secchi, Rutherford u. s. w. Bedeutendes geleistet. Ferner hat sich in neuester Zeit durch die Entdeckung Kirchhoffs und Wunnsens in Bezug auf das Sonnenspektrum ein weiterer Teil der A. unter dem Namen Astrophysik herausgebildet, welcher bis die jüngste Zeit in England, Frankreich und Amerika mehr als in Deutschland gepflegt wurde. Indem wird sich eine strenge und scharf begrenzende Sondernung aller dieser Teile wohl nie durchzuführen lassen, sowie auch der gesamten A. viele Ausgab mit der Mathematik, allgemeinen Erdbeschreibung und Physik gemein sind und in Zukunft voraussichtlich in noch höherem Grade sein werden.

Die älteste Geschichte der A. ist in Dunde gehalten. Ihre ersten Spuren finden sich in China. Hi soll um 3000 v. Chr. Zhi-jue die Sterne untersucht, um 2650 Hoang-ti einen dem Metonischen ähnlichen Cyclus eingerichtet haben. Die ältesten und erhaltenen Beobachtungen datieren angeblich 2500 v. Chr. Die große, gleichzeitige Konjunktion des Jupiter, Saturn, Mars und Merkur mit der Monde ist aller Wahrscheinlichkeit nach nicht 24 v. Chr. beobachtet, sondern weit später durch Rückwärtsrechnung gefunden worden. Eins scheint jedoch unter dem hochgepriesenen Dao, dessen Regierung 2317 v. Chr. begann, die A. in China kultiviert wurde. Sie war schon damals wichtig Staatsangelegenheit (freilich wohl nur in astronomischem Sinne) und wurde von einem eigenen Regierungskollegium besorgt. Bis auf die neuesten Zeiten hat dieses «astron. Tribunal» sich erhalten. Im 2296 v. Chr. soll in China ein großer Komet erschienen sein; es ist das Geburtsjahr Ta-ou-s, späteren Kaisers der Dynastie Hia. Unter Kai Schün, Yaos Nachfolger, sollen viele neuerschene Sterne, einer so stark wie der Mond, gegläntzt haben. Die Sonnenfinsternisse, deren verheßte Vorherkung den Astronomen Hi und Ho das Leben kostete, ist rückwärts berechnet worden; sie fand statt 21 v. Chr. am 13. Okt. und war ringförmig in 1 Meile der Stadt Tschou-tang in 34° nördl. L. und 141° östl. L. Sicher ist eine wichtige Beobachtung des Kaisers Tschou-tang (1106—1098 v. Chr.) am Schatten eines Gnomon im Sommer- u. Wintersolstitium (sowohl die Polhöhe der Stadt Yang (heut. Ho-nan-jou) als auch die Schiefe der Ekliptik (bis auf 3 Min. übereinstimmend) bestimmt sowie die von Konfuzius überlieferten 36 Finsternisse aus den J. 720—495 v. Chr. Ein hohes Alter hat unzweifelhaft die Himmelskunde auch Indien. Man hat aus einer jedenfalls sehr al Angabe der mittlern jährlichen Bewegung Mars und Saturns (ersterer jährlich 30° 20' 42"; letzterer jährlich 12° 13' 14") auf das J. 3012 v. Chr. schließen wollen, in dem diese Bewegung stattfand. Da aber die Periode, von der diese gegenständ

abhängen, 990 Jahre beträgt, so kann die Angabe auch auf 2082 oder 1152 v. Chr. fallen. Die Indier hatten in früher Zeit genaue Sonnen-, Planeten- und Mondtafeln und wußten Sonnen- und Mondfinsternisse zu berechnen, nicht nach einer überaus weisläufigen Methode. Den Himmel theilten sie nicht nach den 12 Himmelszeichen, die sie erst später, wahrscheinlich nach den Griechen kennen lernten, sondern in 27 Himmelszeichen, die eigene Namen führten, und denen je nach der Mond durchschnittlich 24 Stunden je nach 24^h 7^m) blieb. Das Mondhaus hieß nach dem Epyllus.

Die Chaldäer (Babylonier) erzählten Alexander von Babilon, daß sie schon seit 1900 Jahren Berechnungen anstellten. Die Behauptung erhält ihre Wahrscheinlichkeit dadurch, daß sie die Zahl der in ihrer Zeit beobachteten Sonnen- und Mondfinsternisse angaben, wie sie nach der jetzt ermittelten Theorie ungefähr, in Babylonien sichtbar sein müßten. Indes scheint doch alles auf die nichtigste genaue Bestimmung der Epyllen hinzudeuten. Von allem, was die Chaldäer geleistet haben mögen, sind zu uns nur gelangt zwei Mondfinsternisbeobachtungen, 720 und 719 v. Chr., wo der Name des Berosos, der etwa zu Solons Zeit Griechenland besuchte. Die alten Ägypter, die Priesterkastei, ganz ebenso wie die Babylonier, die Priesterkastei, haben geheimhielt und darin ein Mittel zur Sicherung ihrer Herrschaft sah, galten eine genaue Zeitrechnung für die weisesten aller Künste. Und auch bei ihnen läuft alles, was einem Chaldaer, Lepsius u. a. zu entziffern gelang, auf eine Kalenderwissenschaft, eine Bestimmung der Epyllen, hinaus, und auch in dieser Beziehung trifft man oft auf die größten Schwierigkeiten. Die Hundsternperiode (1460 Jahre) ist die einzige, was ihnen mit einiger Sicherheit geschrieben werden kann. Auch das Sonnenjahr von 12 Monaten und 365 Tagen haben sie gekannt; ähnlich war im alten Ägypten, wie im alten Rom, nur das Mondjahr.

Bei den Griechen scheint die A. einen mehr wissenschaftlichen Charakter angenommen zu haben; sie gehen ihre frühesten Anfänge nicht über das Jahr 1. Jahrh. v. Chr. hinaus. Thales von Milet (nach 639) soll zuerst eine Sonnenfinsternis vorhergesagt haben; seine Studien hatte er in Ägypten gemacht. Sein Schüler Anaximander nahm die Schiefe der Ekliptik wahr und versuchte eine Erklärung derselben. Dem Anaximenes soll nach der ersten Art der Sonnenruhen verstanden (s. Jahrb. v. Chr.). Auch die Pythagoräische Schule machte sich um die Himmelskunde verdient. In dem Empedokles über das Weltgebäude, die Konstruktion eines Archytas und Philolaos, die die Bewegung einer Bewegung der Erde bei Niketas, Aristoteles u. a., die sinnreiche Kalendereinrichtung des Eukleides und Kalippos' und anderes, was beweist eines Strebens, welches seine schönsten Früchte erzielte, als Ptolemäus Lagi den Wissenschaften in Alexandria einen festen Mittelpunkt, ein geschäftiges Apsol und reichliche Mittel gab. Von erst wurden Fixsternörter konsequent beobachtet, so von Aristyll und Timocharis, welche zu eben jenen zu sein scheinen, die die bloßen Beobachtungen der Ägypter und anderer durch sorgfältige Beobachtungen ersetzen; auch entstanden zu diesem Hilfsmittel zur Beobachtung der

Arcularsphären. Aristarch bestimmte die Entfernung der Sonne und des Mondes, sowie die Größe dieser Himmelskörper. Eratosthenes gab eine für jene Zeit sehr genaue Schiefe der Ekliptik und bestimmte nach richtigen Prinzipien die Größe der Erde. Hipparch, wohl der größte Astronom des Altertums (im 2. Jahrh. v. Chr.), ermittelte zuerst die wahren Grundlagen der A., gab Sonnenatafeln, deren Einrichtung noch heute zum Muster dient, erkannte und bestimmte die Ungleichheiten des Mondlaufs, bestimmte über 1000 Fixsternörter nach Länge und Breite u. s. w. Um 60 v. Chr. lebte Poseidonios, dem man eine neue, aber noch nicht genauere Bestimmung der Größe der Erde, der Höhe des Luftmeers, der Entfernung des Mondes und der Sonne verbannt. Fast drei Jahrhunderte nach Hipparch trat Ptolemäus auf, der ein sinnreiches System, allerdings auf falscher Grundlage, erbaute, und dessen größtes Verdienst darin besteht, in seinem »Magesis« fast alles überliefert zu haben, was von Beobachtungen der Alten erhalten.

Von den Römern ist wenig zu sagen; die Zeitrechnung derselben war bis auf Julius Cäsar in der größten Verwirrung, und auch später können sie nur als Schüler der Griechen einige Bedeutung beanspruchen. Die wichtige Kalenderverbesserung Julius Cäsars ist ein Werk des dazu berufenen Alexandrineres Sosigenes. Aber gerade diese Verbesserung zeigt, wie wenig eine Kenntnis der Sache in Rom Wurzel gefaßt hatte, denn Cäsars Schattentageeinrichtung wankte man anfangs ganz falsch an, und erst gegen Ende von Augustus' Regierung merkte man den Fehler. Als die Antonine vom Schauplatz abgetreten waren, begann der Verfall der Wissenschaften, anfangs langsam, dann immer rascher und unaufhaltsamer. Die Regulierung des Osterfestes auf dem Konzil zu Nicäa (325) und die christl. Ära des Dionysius Exiguus sind nur Beispiele des Ungechids, mit dem man solche Aufgaben behandelte. Die Erdkugel ward wieder zur Fläche (um 700), die Lehre von den Antipoden kirchlich verpönt (750 unter Papst Zacharias).

Mohammed und die Araber seiner Zeit kannten die Wissenschaft noch nicht. Erst bei den Nachfolgern des Propheten fanden seit dem 8. Jahrh. die Naturwissenschaften und speziell die A. eine Zukunftstätte, besonders bei den Kalifen Almansor, Harun-al-Raschid und Almamun. Viele Werke der Alten haben sie in arab. Übersetzungen gerettet. Das 9. und 10. Jahrh. zeigt die arabishe A. in ihrer Blüte. Al-Batani (Albategnius) machte höchst wichtige Entdeckungen; so z. B. die Bestimmung der Präcession und der Eccentricität der Erdbahn; die Länge des Erbjahrs (365^d 5^h 46^m 24^s) nur 2 Min. zu wenig (Hipparch hatte noch 7 Min. Fehler); das Borrüden des Erdspheruliums. Aber auch Lebit, Alfraganus, Alrachel, Ibn-Junis, Avicenna und viele andere verdienen rühmlicher Erwähnung. Meist arbeiteten sie nicht isoliert, sondern in ganzen Kollegien. So ist z. B. die Bestimmung des Äquinoctialpunktes 988 unter dem Kalifen Schar-ed-Daulah in amtlicher Verhandlung von 10 Astronomen unterzeichnet. Die erste Gradmessung durch wirkliche Messung führten Chaldäben-Abdulmelik und Ali ben-Na 865 in Sinear aus. Astron. Tafeln wurden ediert, Fixsternkataologe gedruckt und verbessert, sobald es durchaus falsch ist, wenn man die Behauptung aufstellt, die Araber hätten die Wissenschaft nur erhalten, nicht aber

erweitert. Das von Arabien ausstrahlende Licht drang in den folgenden Jahrhunderten auch zu den Persern, Mongolen und usbekischen Tataren, bei denen sich wenigstens beharrliche Versuche zeigten, den Arabern nachzueifern. Dschingis-Chan schon hatte sich vergebens bemüht, einen Astronomen an seinen Hof zu ziehen. Erst Hulagu gelang dies, und Nasireddin hat unter ihm die Nizernörter beobachtet, doch mit geringerem Erfolge als später der Tatarenherrscher Ulugh-Beigh, der letzte orient. Astronom. Der Perser Omar-Chesam schlug eine Kalenderverbesserung vor: 8 Schaltjahre in 33 Sonnenjahren; sie ist genauer als selbst die Gregorianische.

Was zu jener Zeit in Europa einzelne hervorragende Geister etwa hätten leisten können, das erbrachte und erlittete damals der kirchliche Fanatismus. Eine lange Reihe wissenschaftlicher Märtyrer zieht sich von Hippatia bis Galilei durch die Jahrhunderte hindurch. Roger Bacon, ein ausgezeichnete Geist des 13. Jahrh., suchte vergebens unter dem Mönchsgewande sich Ruhe und Sicherheit für seine astron. und optischen Arbeiten zu erlangen. König Alfons von Castilien, der unterrichtete Fürst desselben Jahrhunderts, der beharrlich bestrahlt war, mit Hilfe aller Gelehrten seiner Zeit die Ptolemäischen Tafeln zu verbessern, verlor die Krone und starb in Dürftigkeit. Im 14. Jahrh. sinen, hauptsächlich durch Griechen, die vor dem Schwerte der Türken flüchteten, die mathem. und philol. Wissenschaften sich in Italien wieder an zu verbreiten; Toscanellis und des Kardinals Eusa Arbeiten begannen. In Deutschland wurden Nürnberg und Wien die ersten Centralpunkte des neuermachenden wissenschaftlichen Strebens. Burdach ist der erste, Regiomontanus der größte Astronom im 15. Jahrh. Walther, Fra Mauro, Dominicus Maria setzten fort, was jene begonnen. Das 16. Jahrh. sah den großen Kopernikus entstehen, der den wahren Grund zur theiologischen A. legte, indem er durch sein neues Weltsystem die scheinbaren Bewegungen der Himmelskörper auf die einfache Art erklärte. Viele erkannten schon damals die Nichtigkeit, so Notwendigkeit seiner Reform: Schönerberg, Rhaticus, Wilhelm IV. von Hessen, Rothmann, Vbrinius, etwas später auch Apianus und Raeslin, die anfangs noch geäußert hatten. Freilich traten auch viele Gegner auf, unter ihnen auch einige Astronomen. Wenn man jedoch behauptet hat, sein Hauptgegner sei Tycho de Brahe gewesen, so ist jetzt nachgewiesen, daß niemand Kopernikus höher achtete als Tycho. Letzterer selbst hat während seiner fast 50jährigen astron. Wirksamkeit über sein eigenes System nichts veröffentlicht. Nur in einem Briefe an Rothmann gibt er Andeutungen davon und äußert einige Bedenken gegen Kopernikus' System. Endlich, drei Jahre nach Tychos Tode, erschien dessen eigenes System, jedoch nicht, ohne daß Ursus Ansprüche auf die Urhebererschaft erhob, die Longomontanus nicht ganz widerlegt hat. Wie Kopernikus als Vater der theiologischen A. gilt, so muß Tycho als gründlicher Regenerator der praktischen betrachtet werden. Die Genauigkeit seiner Beobachtungen übertraf alles, was vor Erfindung des Fernrohrs je geleistet worden; sie übertrafen bei weitem die Kopernikanischen wie die Haßeler Beobachtungen und andere, die ihm nachhielten. Namentlich sind sie für Begründung der drei Keplerschen Gesetze von größter Wichtigkeit gewesen. Denn durch Hilfe der mehr als 20 Jahre umfassenden genauen Beobachtung

der Planetenörter gelang es Kepler, die Elliptici der Planetenbahnen zu erkennen, während noch Ptolemäus geglaubt hatte, mit dem excentrischen Kreise auszureichen.

Die Erfindung des Fernrohrs bewirkte ein abermaliges und noch bei weitem folgereicheres Umschwung in der Beobachtungskunst. Nunmehr kann man im Stande, nicht bloß die Orte selbst genauer als früher zu bestimmen, sondern auch die Beschaffenheit der Weltkörper unsers Sonnensystems untersuchen. Rasch folgte jetzt Entdeckung auf Entdeckung. Galilei, Marius, Scheiner, Fabricius Hevel, Grimaldi, Cassini, Huggens, Cassendi u. ersorgten die Geheimnisse, die sich nur dem waffneten Auge erschließen. Dörfler that den wichtigsten Schritt zu einer richtigen Theorie d. Weltkörper unsers Systems wenige Jahre vor d. großen, alles, was bis dahin geleistet worden, zu überstrahlenden Entdeckung der allgemeinen Rotation durch Isaac Newton. Doch fand diese Entdeckung keineswegs sofort die allgemeine Anerkennung und erst nach längerer Zeit verurteilten den Männern der Wissenschaft auch die letzten Zweifel und Einwände.

Jetzt endlich hatte die A. einen festen Boden, wonnen, und in der seitdem sich entwickelnden physischen A. kann kein Fortschritt gedacht werden, i nicht auf diesem Boden fußt. Clairaut und Lagrange die ersten weitem Schritte auf demselben Anwendungen der Gravitationstheorie hatten sich außer dem Urheber selbst, Halley bei seinen Cometenberechnungen, Bernoulli u. a. gemacht, noch i vor die Überzeugung von der innern Notwendigkeit der Newtonschen Satze eine allgemeine geworden war. Noch weiter gingen Lagrange, Laplace, Gauss, Hansen, Leverrier, Delaunay und andere Koryphäen der neuern Zeit. Gleichzeitig schritten a dem Gebiete der praktischen A. die Arbeiten u. Entdeckungen rüstig und mit stetig vermehrt Kräften fort. Z. Mayer, W. Herschel, Biagi, C. und viele andere bereicherten die Wissenschaft in einem halben Jahrhundert bedeutender, als die Vorseit in vielen Jahrhunderten vermocht hat Nicht minder vervollkommneten sich die Instrumente, so daß der Apparat der Sternwarten i 1800 ein total verschiedenes Ansehen, verglichen mit 1750, darbot. In noch weit höherm Grade g dies vom 19. Jahrh., wo nicht allein alles, was sich frühere Forscher beschäftigt, umfassend tiefer, gründlicher als bisher weiter erforscht worden, sondern auch ganz neue Aufgaben entstanden, entweder wie die Planetoiden, erst jetzt der Forschung sich darboten, oder die früher weniger achtet, weniger oder noch gar nicht gewürdigt waren Die Erfindungen der Neuzeit, besonders die I guetteische Entdeckung, welche zur Photographie führte, ferner die Telegraphie und die Spectralanalyse haben nach verschiedenen Richtungen u. Gebiete aufgeschlossen. Die beharrlich fortgesetzten Messungen der Doppelkerne, anfangs von H. A. Fraun und selbst von Salabre mit Jerschel aufgenommen, haben eine Bahnberechnung für die Sterne ermöglicht und bewiesen, daß das Newtonsche Attraktionsgesetz auch für die Fixsterne Gültigkeit habe, so daß es sich je länger desto mehr als allgemeines Weltgesetz manifestiert. Dem Fleiß und Eifer des Beobachters kamen die großen u. vollkommeneren der Instrumente durch Reichthum, Fraunhofer, Merz (Vater und Sohn), Str

Die Photographie ist zur Herstellung getreuer Abbildungen der Mondoberfläche gelangt, die jetzt für alle Phasen des Mondes vorhanden sind und auch stereoskopisch vorliegen. Man hat auch versucht, Planeten und Doppelsterne, Sternhaufen, ja sogar Nebelstöße zu photographiren, um nachher auf der Platte zu jeder beliebigen Zeit die Distanzen der einzelnen Glieder der Systeme zu messen und die Formen genau vergleichen zu können. Die Photographie wurde ferner auch auf die Sonne angewandt, und man hat eigene photoheliographische Fernrohre konstruirt, womit man zu jeder Zeit Bilder der Sonne aufnehmen kann, auf welchen die Flecken, Fackeln u. s. w. sich zeigen. Besonders ist aber die Photographie bei den totalen Sonnenfinsternissen der neuesten Zeit von großer Wichtigkeit gewesen: sie hat nicht nur gezeigt, daß die Protuberanzen der Sonne angehören, sondern auch getreue Aufschlüsse über Höhe und Ausdehnung dieser merkwürdigen Gebilde gegeben.

Doch viel mehr als die Photographie hat aber die physikalische Beschaffenheit der Himmelskörper die Spektralanalyse (s. d.) Aufklärung verschafft. Ihre Anwendung auf die Fixsterne läßt in diesen Sternen drei oder vier Hauptformen erkennen, wovon die eine Ähnlichkeit hat mit dem Spektrum unserer Sonne, eine andere dagegen sich durch eine sehr große Menge von dunkeln Linien auszeichnet und merkwürdigerweise hauptsächlich den farbigen und veränderlichen Sternen angehört. Das schon früher bekannte Sonnenpektrum untersuchte man in neuerer Zeit in seinen einzelnen Linien sehr genau. Hiernach haben sich Unterschiede im Spektrum gezeigt, je nachdem das Spektroskop auf die fadenfreie Oberfläche der Sonne, auf die Flecken oder auf die Fackeln gerichtet war. Man ist dadurch zu der Hypothese gelangt, daß die Sonne selbst in glühendflüssigem Zustande sich befinde und von mehreren besonders Atmospähren umgeben sei. Ganz besonders hat aber bei der totalen Sonnenfinsternis 1868 das Spektroskop dahin geführt, die sich durch helle Linien im Instrumente auszeichnenden Protuberanzen zu jeder Zeit am Sonnenrande zu finden, und etwas später ist es Huggins, Lockyer und Hölner gelungen, mit dem Spektroskop die Protuberanzen in ihrer ganzen Ausdehnung zu sehen und die merkwürdig reichen Veränderungen derselben in Form, Gestalt und Intensität wahrzunehmen. Das Spektroskop, auf die Planeten angewandt, hat ergeben, daß deren Spektrum theilweise mit dem der Sonne identisch ist, während das der Kometen die gasförmige Natur dieser Himmelskörper anzeigt. Bei mehreren derselben hat man diejenigen hellen Linien gefunden, welche dem Kohlenstoffgase eigen sind. Bei der Anwendung des Spektroskops auf die Nebelflecke hat man lichte Linien gefunden, welche ebenfalls auf einen gasförmigen Aggregatzustand derselben hindeuten, wodurch die frühere Hypothese, daß sämmtliche Nebel in genügend starken Fernrohren sich in Fixsterne auflösen lassen würden, an Wahrscheinlichkeit verloren hat.

Unter den populären Werken über A. sind hervorzuheben die Werke von Airy, Arago, Bessel, Biot, Brünns, Delaunay, Herschel, Klein, Littrow, Mädler, Valentiner u. a.; unter den Stern- und Himmelsarten: Deis, »Neuer Himmels-Atlas« (Köln 1872); Argelander, »Neue Uranometrie« (Berl. 1873); als Mondarten: die »Generalarte der Mondoberfläche« (Berl. 1837); Zöhrmanns

Mondarte, die von Schmidt herausgegeben wurde (Lpz. 1879) und die große Mondarte von Schmidt. Von neuern Werken über die Geschichte der A. sind zu nennen: Grant, »History of physical astronomy« (Lond. 1852); Mädler, »Geschichte der Himmelskunde« (2 Bde., Braunsch. 1872—73); Hölner, »Histoire de l'astronomie« (Par. 1873); Wolf, »Geschichte der A.« (Münch. 1877). Vgl. noch Sechi, »Die Sterne. Grundzüge der A. der Fixsterne« (Bd. 34 der »Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek«, Lpz. 1878); Newcomb, »Populäre A.« (deutsche verm. Ausg., bearb. durch H. Engelmann Lpz. 1881).

Astronomisches Jahr. Dem allgemeinen Grundbegriffe nach sind die astron. Zeiträume von den gleichnamigen bürgerlichen nicht verschieden und waren dies auch früher nicht. Während man sich aber in letzterer Beziehung mit solchen Zeiträumen behilft, die in ganzen Einheiten ausgedrückt werden, wie z. B. 365 oder 366 Tage (nicht aber 365 $\frac{1}{4}$ u. s. w.), woraus notwendige Ungleichheiten der einzelnen Jahres- und Monatslängen entstehen strebt die astron. Praxis dahin, mittlere Werte für die der Natur entsprechenden Zeiträume zu bestimmen, mögen dieselben in ganzen oder selbst nur rationalen Zahlen ausgedrückt sein oder nicht. Es ist das astron. Jahr der Erde siderisch (auf eine ruhenden Fixsterne bezogen) 365 Tage 6 Stunden 9 Min. 10,37 Sec. und unveränderlich; das tropische Jahr (auf die Äquinotialpunkte bezogen) 365 Tage 5 Stunden 48 Min. 46,94 Sec. um einige Sekunden veränderlich. Das siderische Jahr bildet zugleich die wahre Umlaufszeit der Erde um die Sonne, und der Sternzeit ihre wahre Rotationsperiode. Da beide ganz unveränderlich sind, so bilden sie auch die wahren Normalmaße des Astronomen, und alle andern müssen auf sie bezogen werden.

Der astronomische Monat ist genau ein Zwölftel dieses Zeitraums; man gebraucht indessen diesen Zeithaus wenig.

Der astronomische Tag ist auf verschiedene Art aufzufassen: 1) der mittlere Sonnentag genau gleich dem 24stündigen bürgerlichen; 2) der wahre Sonnentag, ein ungleiches Zeitmaß, die Zwischenzeit zwischen zwei Meridiandurchgängen der Sonne, die um etwa 1 Min. verschieden sein können. Der kürzeste Sonnentag ist Mitte September, etwa gleich 23 Stunden 59 Min. 39 Sec. der längste Ende December, 24 Stunden 0 Min. 30 Sec.; doch zeigen die einzelnen Jahre hierin kleine Verschiedenheit. Beide Tage werden übrige von Mittag an gezählt, so daß der bürgerliche Mittag noch zum vorübergehenden Tage gehört (Endlich 3) der Sternzeit, der gleich 23 Stunden 56 Min. 4,09 Sec. mittlerer Zeit. Es ist dies die Unterschiedzeit zwischen zwei Meridiandurchgängen eines ruhenden Fixsterns. Dieser Sternzeit w in 24 Sternstunden und diese in 60 Sternminuten & 60 Sternsekunden geteilt. Eine Uhr, deren Gänge auf diese Zeit regulirt ist, gibt jahreslange Kulminationen der Fixsterne und nahezu auch übrigen Sterne unmittelbar an.

Astronomischer Monat und Astronomischer Tag. s. unter Astronomisches Jahr.

Astronomische Tafeln oder Tabellen sind von sehr verschiedener Art sein. Die wichtigsten sind: 1) Planeten- und Mondtafeln, aus denen für irgend eine gegebene Zeit den Ort eines Plan.

der des Randes finden kann; 2) Sonnentafeln, welche dieselbe für die Sonne leisten; 3) Tafeln die in mehrere Rectification und Declination der verschiedenen Fixsterne zu einer bestimmten Zeit (vgl. Sterntafeln); 4) Tafeln der Refraction; 5) Tafeln über die Acceleration der Fixsterne; 6) Tafeln der Revolution und Rotation; 7) Tafeln zur Veranschaulichung der Dogen in Zeit und umgekehrt; 8) Tafeln für geogr. Ortsbestimmungen. Jedes dieser Tafeln sowie fast jedes Lehrbuch der Astronomie enthält astron. Tafeln von größerer oder geringerer Ausdehnung. Unter den vielen hierher gehörigen Werke sind hervorzuheben die Vesselschen *Tables astronomiques* (Königsb. 1818) und *Tables Lepomontannes* (Königsb. 1830), die französischen Tafeln, die von Ganzen und Lufsen in mehreren Sonnentafeln, die Leverrierischen Sonne und Planetentafeln, die Tafeln der kleinen Planeten von Bessel, Brünnow, Peder u. a.

Astronomische Uhren. Die zum Gebrauche bei astronomischen Uhren unterscheiden sich von der Einrichtung noch dem Zwecke nach wesentlich von den gewöhnlichen, nur wird von ihnen ein gleichmäßiger Gang gefordert, und um dieser Forderung möglichst nahe zu kommen, werden Einrichtungen angebracht, die eine Uhr gewöhnlicher Art unbrauchbar machen würden. Der Hauptfache und Zweck ist darauf an, die Temperaturveränderungen in dem Gang der Uhr unschädlich zu machen. Jede gewöhnliche Uhr, sei sie Taschenuhr oder Wanduhr, wird durch Kälte in ihrem Gange behindert, wird Wärme verzögert. Das sog. Kompenzement hebt diesen Unterschied auf für Taschenuhren, das Chappement für astron. Taschenuhren oder Chronometer. Unter astron. Uhren versteht man indes auch solche Werkzeuge, welche nicht zu einer Zeit allein, sondern auch den Lauf der Sonne und des Mondes, ingleichen Ebbe und Flut, gewisse feste, Himmelsbegebenheiten, namentlich Mond- und Sonnenfinsternisse, die durch Schwankungen bewirkten Ungleichheiten und Ähnliches durch mechanisch regulierte Bewegungen darstellen. Eine solche Uhr ist ein außerordentlich compliciertes Werk, welches nur den größten Mechanikern, Genies, gelangt von gründlicher astron. Kenntnis, gelangen kann. Das berühmteste Kunstwerk dieser Art ist die Uhr des Straßburger Münsters, aus dem 15. Jahrh. stammend. Schwierig in Straßburg hat sie um 1740 erneuert oder vielmehr eine neue und gegen die ältere sehr verbesserte Uhr hergerichtet, die noch im Gange ist. Eine andere, etwas einfachere Uhr dieser Art befindet sich in Mainz; auch Neuchâtel hat eine solche gebaut. Indes steht der meiste Nutzen solcher Uhren nicht im Verhältnis zu den großen Kosten, die sie beanspruchen. Der Mensch wird seine Ephemeriden viel leichter und genauer consultieren als eine solche Uhr, und das große Publikum legt weit mehr Wert auf die ununterbrochene Schwerkette, wie den stündlich strömenden Fluß, als den feierlichen March der zwölf Apostel im ihrem Stundenwechsel, als auf die wesentlichsten und von schwerer darzustellenden Teile.

Astronomische Zeichen. Die in der Astronomie gebräuchlichen Zeichen sind zunächst allgemeine, so für Grad das Zeichen $^{\circ}$ für Minute (des Grades) $'$ für Sekunde $''$; ebenso für Tag $^{\text{d}}$ Stunde $^{\text{h}}$ für Viertelstunde $^{\text{q}}$. Die Zeichen werden nicht oben der Zahl hinzugesetzt, z. B. 23° $27'$ $14''$ 5^{h} 22^{m} . Hierher gehören auch alle

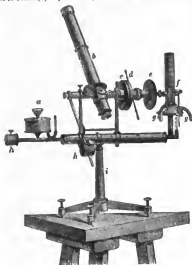
sonst in der Mathematik gewöhnlichen Zeichen, wie das der Gleichheit $=$ und andere. Bei ihrem Gebrauche ist zu bemerken, daß man eine ausfallende Zwischenstufe nicht wegläßt, und etwa $7^{\circ} 11''$ setzt, sondern $7^{\circ} 0' 11''$. Ferner gehören zu den astron. Zeichen die alten Zeichen für Sonne, Mond und Planeten, die gleichzeitig auch die Metalle und die Wochentage bezeichnen, nämlich: $\odot$ Sonne, Sonntag, Gold; $\odot$ Mond, Montag, Silber; $\odot$ Mars, Dienstag, Eisen; $\odot$ Merkur, Mittwoch, Quecksilber; $\odot$ Jupiter, Donnerstag, Zinn; $\odot$ Venus, Freitag, Kupfer; $\odot$ Saturn, Sonnabend, Blei. Die Erde $\oplus$ und Uranus $\uplus$ sowie Neptun $\neq$ sind ohne eine solche weitere Bezeichnung geblieben; auch Ceres $\circ$, Pallas $\diamond$, Juno J und Vesta V . Die hier angeführten Zeichen für die großen Planeten hat man beibehalten, die für die vier eben genannten und die später entdeckten Planetoiden anfangs gewählten, wie γ für Hebe, aber wieder ausgegeben, und diese nach der Zeitfolge der Entdeckung einfach durch α Flora, β Victoria, γ Diana u. s. w. bezeichnet. (Vgl. Planeten.) Über die Zeichen des Tierkreises s. unter Tierkreis; über die der sog. Apellen s. unter Apellen.

Astrophotographie (grch.), die Anwendung der Photographie, um Sonnenflecke, Sonnenfinsternisse (Protuberanzen), die Mondscheibe, Sterne und Sternensbilder aufzunehmen.

Astrophotometrie (grch.) ist die Helligkeitsmessung der Gestirne, und besonders erst in neuerer Zeit durch die Einführung neuer Instrumente kultiviert. Die Messungen der Helligkeiten der Gestirne werden nach drei verschiedenen Prinzipien ausgeführt: man hat Fernrohre, bei welchen man durch Verkleinerung des Objektivglases oder durch Einschaltung von Nicolschen Prismen und Drehung derselben die eingestellten Gestirne zum Verschwinden bringen kann, oder man macht aus den Sternen Lichtscheiben, die miteinander verglichen werden können, indem die hellere durch Vorrichtungen abgeschwächt wird, oder endlich man bringt zwei Sterne nebeneinander in das Feld eines Fernrohrs und hat für den hellern Stern Abschwächungsapparate, sobald man beide Sterne gleich hell machen kann. Das erste Prinzip ist besonders von Arago angewandt und weniger zuverlässig als die beiden andern, das zweite findet sich bei einem Photometer (Lichtstärkemeßer) von Steinheil, das dritte bei Photometern von Schwebel, Steinheil und Böttner. Das Böttner'sche Photometer zeigt neben dem natürlichen Stern einen künstlichen Stern, der durch Polarisation abgeschwächt wird. Da dieses Photometer außerdem die Helligkeit des Himmelsgrundes eliminiert, ferner sehr handlich und leicht transportabel ist, so wird es in neuerer Zeit vielfach angewandt und Böttner selbst hat mit diesem Instrumente das Verhältnis der Helligkeiten von Sonne und Mond, von Planeten und hellen Fixsternen zueinander bestimmt.

Ein solches Photometer nach Böttner zeigt umstehende Figur. Auf einem Stativ ist eine drehbare Achse i , auf welcher eine horizontale Achse steht, die in a ein Gefäß für Petroleum trägt. Dieses steht durch eine kommunizierende Röhre mit einer Lampe k in Verbindung, so daß durch die Röhren g Luft zugeführt wird. b ist ein durch das Gegengewicht h balanciertes Fernrohr, welches auf jeden beliebigen Stern gerichtet werden kann. Durch eine senkrecht zum Fernrohr stehende Röhre, in welchem eine Linse l ,


und durch einen unbelegten Glaspiegel im Fernrohr erzeugt man von der Flamme im Fernrohr den künstlichen Stern. In der Mähre befinden sich zwei Nicol'sche Prismen, welche das Licht von der



Flamme polarisieren; die Nicol's lassen sich durch den Hebelarm d gegeneinander drehen, so daß polarisirtes Licht des künstlichen Sterns geschwächt werden kann. Wenn man nun den künstlichen Stern mit einem im Fernrohr direkt gesehenen zu gleicher Helligkeit bringt und daselbe Verfahren mit einem andern Stern am Himmel anstellt, läßt sich aus der Größe der Drehung der Nicol's, welche an dem Teilkreis c abgelesen wird, nach einem physik. Satz die Lichtmenge der beiden Sterne am Himmel zueinander berechnen. Mit Rücksicht darauf, daß die Sterne am Himmel oft verschiedenfarbig sind, ist in der Mähre noch ein senkrecht auf die Achse geschliffener Vergrößerung angebracht, durch dessen Drehung es möglich ist, das Licht des künstlichen Sterns gleichfarbig mit dem natürlichen Stern zu machen. Das Maß dieser Drehung wird am Kreis e abgelesen. Vgl. Zollner, »Grundsätze einer allgemeinen Photometrie des Himmels« (Verl. 1861); derselbe, »Photometrische Untersuchungen« (Lpz. 1865).

Astrophysik heißt der Zweig der Astronomie, welcher vorzugsweise auf Grund physik. Methoden Resultate über die Beschaffenheit und Bewegung der Himmelskörper abzuleiten sucht. Irrtümlich wird dieser Teil manchmal mit der physikalischen Astronomie verwechselt, welche die Bewegungen der Himmelskörper im Dreikörperproblem behandelt. Der Name wurde zuerst von Zollner um 1865 vorge schlagen. Die A. umfaßt namentlich die Anwendung der Spektralanalyse der Photographie, der Photometrie auf die Astronomie; auch die auf Grund vergleichender Abbildungen der Himmelskörper gemachten Entdeckungen über die Beschaffenheit derselben rechnet man in ihr Gebiet. Die Ausrüstung einer der A. dienenden Sternwarte unterscheidet sich von der einer gewöhnlichen Sternwarte,

da sowohl die Konstruktion des Fernrohrs modifizirt werden muß, als auch die Nebeneinrichtungen andern Bedingungen zu genügen haben, indem die A. physik. chem. Laboratorien, Dunkelkammern u. dgl. fordert, dagegen Meridianbauten entbehren kann. Die vollständigste Sternwarte für A. ist jetzt das astrophysik. Observatorium in Potsdam. Als in Deutschland, wo die A. durch Kirchhoff, Bunsen, Röllner begründet ist, wird sie in England, Italien, Amerika kultivirt. Außer den bereits genannten Gelehrten sind als die bedeutendsten Vertreter der A. hervorzuheben: Vogel, Spirer, Zöllner, Huggins, Lockyer, Brechign, Hasselberg, Secchi, Lachini, Janssen, Draper, Young, Wiering u. a. (S. Spektralanalyse.)

Astrolöps (grch.), ein Sternfernrohr. Astrologie, Sternschauung, Sternbeobachtung.

Astuarium nannten schon die alten Römer ein in Wasserbeden, welches mit Ebbe und Flut in Beziehung stand. Die neuern Geographen bezeichnen mit diesem Worte, im Gegensatz zu den Deltabildungen, die breiten, offenen, meerbusenartigen Mündungen der Ströme, in denen sich Ebb und Flut geltend machen. Während die Delta, welche sich an den Mündungen vieler Ströme teils in den Ocean, teils in größere Binnenmeere gebildet haben, durch allmähliche Ablagerung von Sedimenten, die das Stromwasser aus dem Binnenlande herabführt, entstanden sind, bleiben die Ästuarien von jeder Art von Sedimenten frei, indem die etwa an der Strommündung abgelagerten Materialien durch das zurückweichende Flutwasser mit großer Gewalt fortgerissen werden. Die Sedimente gelangen auf diese Weise ins Meer hinaus und bilden in der Gegend der Strommündungen auf dem Grunde desselben Ablagerungen feinen Schlammes. Meeresströmungen führen diesen Schlamm auch wohl weiter und lagern ihn längs der benachbarten Küsten ab. So geschieht dies namentlich vor dem M. des Amajonenstroms, dessen Schlamm sich nördlich an den Küsten ablegt und damit zur Verumpfung derselben Veranlassung gegeben hat. Andere Beispiele solcher Ästuarien liefern der Lorenzstrom, der Ob-, Jenseiße, die Elbe, Weiser, Rhein, Seewen, Tejo u. i. w.

Astura, kleiner, von den Alten bald A., bald Astura benannter Fluß in der ital. Provinz Rom entspringt auf den Höhen bei Velletri, tritt nach kurzem Lauf in die Niederung, durchfließt den nördlichsten Teil des pontinischen Sumpflandes in n. w. Richtung und mündet südlich von Nettuno, das Tyrrhenische Meer. In seinem unteren Lauf führt er den Namen Conca. Unweit seiner Mündung, auf der Spitze des Vorgebirgs A., das die Golf von Nettuno südlich begrenzt, stehen neben alten Ruinen die Reste eines mittelalterlichen Kastells mit einem in das Meer hineingebauten Turm (Torre d'A.); in demselben suchte Romabin v. Schwaben nach der unglücklichen Schlacht bei Liacopo 1268 Schutz bei Jacopo Frangipani, von welchem er dann an Karl von Anjou ausgeliefert ward. Viele vornehme Römer (z. B. Cicero) hatten im Altertum hier ihre Landhäuser. Einige der des Kastells liegende Trümmer sind wahrscheinlich die Reste der ehemaligen kleinen Ortschaft A., nach Angabe der Alten aus einer durch die verpestete Mündung des gleichnamigen Flusses gebildeten Insel lag und einen bequemen Landungsplatz gewährte.

Asturien, span. Asturias, unter dem Titel des Fürstentums eine nördl. Provinz Spaniens, die seit 1833 offiziell den Namen Oviedo führt und im O. von Kastilien, im S. von Leon, im W. von Galicien, im N. vom Biscaya'schen Meere begrenzt wird, in das sie mit dem Kap Peñas am Meere stößt. A. umfaßt 10559 qkm mit 267,5352 Q. und ist als ein Teil des cantabr. Gebirgs eine wilde Randgebirgslandschaft. Die Hauptfette des cantabr. Gebirgs bildet fast überall die Südgrenze A.s; sie ist sowohl nach N. wie nach S. zahlreiche Querflüsse, die in A. weit imposanter erscheinen als auf der Südseite, weil sie im N. mit Höhen von 1000–1300 m nahe an die Küste herantreten. Der höchste ist im O. etwa 30 km vom Meere entfernt, welcher Abstand nach W. allmählich bis zu 60 km zunimmt, und trägt an der Südgrenze im L. mehrere seiner imposantesten Gipfel, wie im L. das Schloß de Europa, von denen die Torre de Uceda bis zu 2678 m aufsteigt, und die Peña Blanca 2663 m). Eine ganze Reihe von andern Gipfeln übersteigt 2000 m oder erreicht nahezu die Höhe. Die Hauptstraße von Leon nach der Stadt Oviedo überschreitet das Gebirge im Pass de Anzures (1370 m). Steile und finstere Thäler durchfließen den Nordabfall, und zuweilen von schrägen Parallelketten auf, die herrliche Täler einschließen und von den Klüssen in wilden Stürzen durchbrochen werden. Nur kurze Küstentäler durchkreuzen die tiefen Thälpakten, so die Lima, der Kalon mit der Racera und die Sella. Im Juli im August mit Schnee bedeckten Gebirgsflanken ist die Luft kühl und nachts; die Seitenlehnen sind mit Kiefern, die Thäler mit Wäldern besetzt. Erst tiefer, wo die Thälgründe sich erweitern, sieht man Roggenfelder und Bäume, und erst 30 km vom Hauptstamme trifft man Mais- und Weizenfelder, Kastanien, Nuß- und Maulbeerbäume, Feigenbäume, Oliven- und Orangenbäume und Weinplantagen. In den niederen Gegenden herrscht der Einfluß der See große Fruchtbarkeit; in den hohen, engen Thälern, die selbst im Sommer durch eiserne Nächte und kalte Morgen eisen, ist Anbau und Ertrag spärlich. Hier wird die Viehzucht, besonders die des Rindviehs und der Schafe, gewandten und starken Pferde, begünstigt; an der Küste lohnt die Fischerei. Ei und Salz fehlen der Provinz. Unter den verschiedenen Mineralien fördert man vornehmlich Kupfer, Eisen, Blei, Kobalt, Arsenik, Zinn, Zink, Marmor, Spiegeleisen und Stein. Auch findet sich in den Niederungen Torf im Überflusse. Die Küsten sind steil und klippig und mit wenigen Häfen, darunter buchtartig eingesenkte Hafenanlagen (rias), wie die Ria de Burela, die Mündung des Kalon.

A. ist die Wiege der castilian. Monarchie. Hier trug der Araber keinen festen Fuß, den der Spanier aber gewährte das Land im 8. Jahrh. einen unabhängigen Aufenthaltsort. Im A. wurde Pelajo 739 zum Könige ausgerufen, dessen Nachfolger kämpften mit den Ungläubigen kämpften und sich im 10. Jahrh. Könige von Leon nannten. Die Asturien waren sich daher für freie Hingabe und sind bis heute, unermüdet mit Juden und Arabern gekämpft zu sein. Sie sind einfach in Sitten, aber mit großer Vermögenheit, aber weniger arbeit-

sam als die Galicier, weniger gefellig als die Biscayer. Ihren Dialekt, die Mutterprache des heutigen Spanisch, nennen sie lengua bable. Viele Asturier, die sich nicht im Lande ernähren können, wandern in das übrige Spanien, um als (wegen ihrer Ehrlichkeit sehr gesuchte) Kutsher und Bediente ihr Brot zu suchen und den Rest ihrer Tage wieder in der Heimat vom ersparten Lohne zu verleben. Eine merkwürdige Rasse unter den Asturiern bilden die Baqueros, die sich bloß untereinander verheiraten, im Winter an der Seelüste, im Sommer auf den Bergen von Leytariego wohnen und, der Herdenzucht ergeben, ein Nomadenleben führen. Aberhaupt lebt die Bevölkerung größtenteils in zerstreuten Gehöften, Häusergruppen und Weilern. Der Handel A.s ist nicht unbedeutend, betrifft aber, da wenig Industrie vorhanden, fast nur Rohstoffe. Schon seit 1388, wo A. zum Fürstentum erhoben wurde, führte der Thronerbe in Spanien den Titel eines Prinzen von A. Die Hauptstadt der Provinz ist Oviedo, nach welcher Gijón als erster und Avilés als zweiter Hafenplatz als die bedeutendsten Städte gelten. Aber auch diese Häfen sind weder groß noch sicher, so reich die Küste im übrigen an Anker- und Landungsplätzen ist. Von dem Haupthafen Gijón aus führt eine Eisenbahn südlich bis Sama de Langreo, eine andere über Oviedo nach Pola de Lena; die Fortführung der letztern über den Puerto de Pajares nach Leon ist projektiert.

Astygés (med. Jtawegu), der Sohn des Anagares, war der letzte König von Medien, der 558 v. Chr. durch Cyrus vom Throne gestürzt wurde, womit das Reich der Meder ein Ende hatte und die Herrschaft der Perser an dessen Stelle trat. Nach Herodot war er der mütterliche Großvater des Cyrus, Sohnes des Kambyses und der Mandane, nach Ktesias gar nicht mit jenem verwandt.

Astyanax, in der griech. Sagengeographie ein Sohn des Hector und der Andromache, hieß eigentlich Stambandios und war, als Troja belagert wurde, noch ein Kind. Durch den Spruch: „Achilles tötet wer, den Vater tödend, die Kinder am Leben läßt“, bemog Odysseus die Griechen, seinen Tod zu beschließen, und so wurde er nach der Eroberung von den Mauern Trojas herabgestürzt. Nach andern that dies Neoptolemos, der Sohn des Achilles, aus eigenem Antriebe.

Ajuncion, portug. Assunção, eigentlich Nuestra Señora de la Ajuncion, Hauptstadt des südamerik. Freistaates Paraguay, am linken Ufer des Paraguay, älteste Stadt im La-Plata-Gebiete, wurde 1536 von Juan de Ayolas angelegt und war bis 1620 Hauptstadt aller span. Länder am La-Plata. Sie wurde teilweise vom Diktator Francia demoliert und nach einem neuen Bauplane regelmäßig wieder aufgeführt. Die Stadt zählte vor dem Kriege von 1864–70 etwa 48000, 1876 nur noch 19463 Q. und gewährt durch ihre breiten, geraden Straßen, sowie durch ihre schöne Lage auf den Uferbänken des Stroms, im Schmucke einer reichen tropischen Vegetation, einen herrlichen Anblick; doch gibt es freilich auch viele verfallene Häuser und schmutzige Gassen. Hervorragende Gebäude sind die Kathedrale, 1842–45 gebaut, die Kirchen San Roque und Encarnacion, der Regierungspalast, die Kaiserin San-Francisco, das Militärhospital, das Bahnhofgebäude, das Theater u. s. w. A. ist Sitz der Regierung, des

Kongresses, der im Cabildo seine Sitzungen hält, des Landesbischofs und Haupthandelsplatz des ganzen Staats, von welchem eine Eisenbahn nach der 72 km im Südosten gelegenen Stadt Paraguarí führt. Der Hafen von A. vermittelt einen lebhaften Binnenvorkehr mit dem Paraguathée (Yerba Maté), dessen Hauptstapelplatz die Stadt Villarica ist, mit Häuten, Tabak, Orangen, Maniok, Melasse und Rum, betreibt aber auch zugleich den ganzen auswärtigen Handel des Staats. Infolge des 13. Febr. 1858 zu A. zwischen Paraguay und Brasilien abgeschlossenen Vertrags, wonach die Schifffahrt auf dem Rio Paraguay den Flaggen aller befreundeten Nationen vollständig freigegeben ist, hat der Verkehr A.s namhaft gewonnen. Doch litt durch den 1865—70 währnden Kampf gegen die vereinigten Heere von Brasilien, Argentina und Uruguay die Stadt, namentlich in Bezug auf ihren Handel sehr schwer.

A. (Ciudad de la A.) ist auch der Name der Hauptstadt des Staates Nueva España in der südamerik. Republik Venezuela.

A. oder Assonson nennt man eine der nördl. Ladronen mit einem noch thätigen, 870 m hohen Vulkan.

Asuren heißen in der ältesten Sanskritliteratur die Götter, in der spätern die den Göttern (welche dann Asuren genannt werden) feindseligen Dämonen, die Daitjas, Dānava u. s. w.

Asvin (ind., d. h. Rosseleuter) ist der Name eines göttlichen Zwillingspaars, der ind. Dioskuren, welche der Morgenröthe in einem goldenen, von den Kibhus, den himmlischen Künstlern, gefertigten Wagen voraneilen und den Menschen das erste Licht bringen. Sie werden in den religiösen Gesängen der Indier wegen ihrer hilfreichen Freundlichkeit gegen ihre Verehrer und wegen ihrer mannigfachen Wunderthaten gepriesen und gelten den Dichtern zugleich als die Ideale jugendlicher Mannedkraft und Schönheit.

Aswan, Stadt in Agypten, s. Assuan.

Asyl (grch. *συλόν*, d. i. ein unverlethlicher, in Götterschutz stehender Ort) oder Freistätte heißt der Ort, an welchem Verfolgte, selbst Verbrecher Sicherheit finden. Bei den Alten gewährten Tempel, Götterbilder, Altäre u. s. w. eine solche Zuflucht, und es galt für Frevel gegen die Götter, einen dahin Geflüchteten mit Gewalt hinwegzureißen oder, was freilich wiederholt, besonders in Zeiten heftiger polit. Erregung geschehen ist, durch indirekte Zwangsmittel, wie Hunger oder Feuer, zum Verlassen seines Zufluchtsortes zu nötigen. Allmählich bildeten sich bei den Griechen festere Normen aus, indem das ursprünglich jedem Heiligtume zukommende Asylrecht auf bestimmte theils besonders heilig geachtete, theils als durch ihre Lage vorzüglich dazu geeignet erscheinende Tempelstätten beschränkt und diesen durch ausdrückliche Verträge garantiert wurde. Diese Verechtigungen wurden auch von den Römern anerkannt, bis der Kaiser Tiberius 22 n. Chr., um vielfach eingerissenen Mißbräuchen zu steuern, eine Revision der von den einzelnen griech. Städten geltend gemachten Ansprüche auf Asylrechte durch den röm. Senat anordnete, deren Resultat die Beschränkung der Verechtigung auf eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Heiligtümern war. Dieser heidnische Gebrauch, zu dem sich im jüd. Alterthume Analogien finden, ging auch in das Christenthum über.

Schon unter Konstantin d. Gr. wurden die christlichen solche Freistätten, und Theodosius dehnte dieses Vorrecht 431 auf alle Höfe, Gärten und Häuser aus, die zum Gebiete der Kirchen gehörten. Es war hiermit ein Mittel, ihnen, nicht bloß Verfolgte, namentlich fliehende Sklaven vor der Strenge ihrer Herren zu schützen, sondern auch die Strenge des Schulrechts zu dämmen. Die kirchliche Gesetzgebung erweiterte dieses Recht, wie denn z. B. die Synode zu Tréves 681 den Raum der Freistätte auf 30 Schritte jeder Kirche ausdehnte. Offenbare Mißbräuche führten jedoch allmählich zu einer Begrenzung des kirchlichen Asylrechts. Mit der weiteren Entwicklung der Rechtspflege traten mehr und mehr andere Beschränkungen seitens der bürgerlichen Gesetzgebung ein, und heutzutage kann, in Deutschland wenigstens, das Asylrecht nirgends mehr praktisch betrachtet werden. In einzelnen Staaten ist es durch ausdrückliche Gesetze aufgehoben, in andern verlangt man häufig, daß auch die Wohnung der Gefangenen wegen der den letztern vorzustehenden Extraterritorialität Freistätten sein sollten, was aber ebenfalls in civilisirten Staaten nirgends mehr zugehoben wird. Die letzte Anwendung des ehemaligen A. könnte das Asyl sein, wonach flüchtige Sklaven, die das Recht eines freien Staates betreten, dort gegen Verfolgung der Sklavenhalter geschützt sind.

Eine besondere Art von A., in das Gebiet Völkerrechts gehörig, ist der Schutz, den ein Staat in einem andern Staate Verfolgten und in solcher Verfolgung Flüchtigen gewährt. Nicht kommen hier vorzugsweise polit. und religiöse Verfolgungen in Betracht. Solche Zufluchtsstätten fanden z. B. die aus Böhmen flüchtigen Hugenotten in Sachsen, die durch Philipp II. Grausam aus den Niederlanden vertriebenen Reformirten in England und Deutschland, die franz. Huguenoten, welche um ihr Leben oder ihren Glauben Ludwigs XIV. Dragonaden zu retten, ihr Land verließen, in Preußen und andern ähnlich verwandten deutschen Staaten. In diesen ähnlichen Fällen, wo der Geflüchtete kein Asyl und keine Neigung hatte, in seine alte Heimath zurückzukehren, fand eine Ansetzung des den Vertriebenen gewährten Asylrechts in der Regel statt. Anders gestaltete sich die Sache, sobald den Flüchtigen im fremden Lande gewährte Aufenthalt und Schutz von diesen letztern benutzt wurde oder doch leicht benutzt werden konnte, um ihre Verfolger etwas zu unternehmen, insbesondere um der Vortheile wegen, deren sie hatten zu genießen, von ihrem Zufluchtsorte aus unmittelbar oder mittelbar Vorstöße zu leisten. Dies z. B. der Fall, als während der franz. Revolution von 1789 der emigrierte Adel, die Prinzen von Salaparuta an der Spitze, in den benachbarten spanischen Ländern Aufnahme fand und von da den Kampf gegen die neue Ordnung der Dinge in Frankreich organisierte. In neuester Zeit ist die Frage des sog. Asylrechts, d. h. die Frage, in wie weit ein Staat berechtigt sei, den wegen polit. Handlungen in einem andern Staate verfolgten Schutz und Aufenthalt zu gewähren, ob er nicht die Pflicht habe, solche entweder zu liefern oder auszuweisen, oder doch wenigstens zur Verhinderung polit. Pläne gegen jenen Staat unfähig zu machen, mehrfach praktisch gewor-

1. Nach Unterdrückung der ungar. Revolution 1848 zwischen Österreich und der Türkei, nach dem Österreichischen Attentat (1858) zwischen Frankreich und England, früher schon wiederholt zwischen der Schweiz und den angrenzenden Staaten. Als Asyl ist hier daran festzuhalten, daß der Staat, welcher mit Flüchtlingen ein A. eröffnet, auch für die Rückkehr des A. völlerrechtlich verantwortlich gemacht werden kann. Wo er nicht zur Rückkehr verpflichtet ist, kann er doch im Interesse internationaler Sicherheit angehalten werden, Rückflüge von der Grenze des von ihnen beherrschten Staates durch sog. Internierung zu verhindern. (S. Asyllieferung.) Vgl. Pulver, »Das Asylrecht in seiner geschichtlichen Entwicklung« (Dorp. 1853); Richaud, »Le droit d'asile en Europe et en Angleterre« (Par. 1858).

2. Als oder Zufluchtsorte nennt man nicht nur diejenigen Stätten, in denen entlassene Sträflinge oder andere weiblichen Geschlechts zeitweise aufgenommen werden, bis ihnen gelungen ist, sich zu finden, sondern auch die namentlich in großen Städten notwendigen öffentlichen Einrichtungen zur zeitweiligen Aufnahme solcher Personen, die nicht im Stande sind, sich ein Nachtquartier aus eigenen Mitteln zu verschaffen. Die Aufnahme nach den größten Städten zureisenden Arbeiter und Diensthöten, besonders die weiblichen, ist eine solche Unterstüßung oft schon aus dem Grunde, weil sie am Orte fremd und ohne heimliche Zufluchtsorte mancherlei Gefahren ausgesetzt sind; viele andere, welche in der Stadt leben, sind durch augenblickliche Beschäftigungslosigkeit, Entlassung aus dem Dienste, Ermiffion aus der Gefängnis wegen unpünktlicher Zahlung der Miete u. d. m. in Verlegenheit, wo sie ihr Haupt hinlegen sollen. Die polizeilichen »Gewahrsame« und »Arbeitshäuser« genügen für diesen Zweck besonders wenig, weil sie vielfach unbesoldete Leute mit Leinwandern oder lieblichem Volk in einen Raum zusammenpferchen und so in sittlicher Hinsicht einwirkend wirken. Hier eröffnet sich ein wichtiger und dankbarer Feld für den Gemeinfinn, der in der That, auch abgesehen von Veranstaltungen, die gegen religiöse Zwecke verfolgen, zahlreiche A. für Obdachlose in verschiedenen größten Städten errichtet hat. Unter den neuerdings gegründeten A. dieser Art hat namentlich das in Berlin einen ausgezeichneten Wirkungsfreis erlangt.

Asymmetrie (grch.), f. Sprachstörungen.

Asymmetrie (grch.), Mangel an Ebenmaß; asymmetrisch, ungleichförmig.

Asymphonie (grch.), Mangel an Zusammenklang; asymphonisch, misstönend, unharmonisch.

Asymptote (grch.), wörtlich die Nichtzusammenkunft, heißt in der Geometrie eine gerade oder auch eine ins Unendliche sich erstreckende krumme Linie, die neben einer gegebenen ins Unendliche sich erstreckenden krummen Linie verläuft, bergestellt, daß der Abstand voneinander immer kleiner wird, ohne daß beide Linien in endlicher Ferne zusammenstreffen. Sie zeigt die Richtung an, welcher sich ein Zweig der krummen Linie immer mehr nähert. Unter den Regelschnitten hat die Hyperbel das A., und zwar zwei, die durch ihren Mittelpunkt gehen und mit der Achse gleiche Winkel machen. Man erhält sie, wenn man auf der Achse der Ellipse in den Scheiteln derselben Perpendikel errichtet, welche der halben Nebenachse gleich sind,

und durch deren Endpunkte und den Mittelpunkt gerade Linien zieht. Man kann die A. als Tangenten ansehen, deren Berührungspunkt in unendlicher Entfernung liegt.

Asyndeton (grch., unverbunden) nennt man in der Grammatik und Rhetorik eine Ausdrucksweise, bei der die Sätze oder Satztheile ohne Bindewörter nebeneinander gestellt werden. Am häufigsten geschieht dies bei Aufzählungen, z. B.: »Demosthenes, Alcibiades, Lysias waren große Redner.« Als rhetorische Figur kommt das A. namentlich in schneller, bewegter, leidenschaftlicher Rede vor; ein bekanntes Beispiel ist Cäsars Ausdruck: »Veni, vidi, vici« (ich kam, sah, siegte). Den Gegensatz bildet das Polysyndeton (s. d.).

Asyr, Landschaft in Westarabien, s. Asir.

Aszob, Marktflecken im pester Komitate Ungarns am Bache Galga und an der Linie Budapest-Budapest. Staatsbahn, hat ein luth. Untergymnasium und zählt (1880) 2401 E. Früher war A. Eigentum der Freiherren von Podmanitzky, die hier ein weitläufiges schloßartiges Kastell besaßen.

A. T., offizielle Abkürzung des Vereinigten Staaten-Territory Arizona.

Atacama ist der Name der nördlichsten Provinz von Chile und der südlichsten von Bolivia an der Westküste von Südamerika, im engeren Sinne aber der größtenteils wüsten Plateaulandschaft am Fuße der Cordilleren. Diese Plateaulandschaft erstreckt sich von Copiapó (27° 1/2' südl. Br.) nordwärts über die Grenze von Chile (24° südl. Br.) hinaus bis zu dem Küstenflusse Loa oder der Grenze Boliviens gegen Peru (21° 1/2' südl. Br.). Sie erhebt sich unmittelbar aus dem Meere, wo die sog. Küstenkette 800—1000 m, in einzelnen Punkten bis über 1700 m aufsteigt, und hebt sich im O. an die Cordillera de los Andes. Das Tafelland ist 800—1600 m hoch, von Querspalten und wenigen Küstentümpeln durchschnitten, an deren Rändern sich hier und da dürftige Grasplätze, seltener kultivierte und kultivierbare Oasen finden. Die völlig wasser- und vegetationslose Strecke, welche die eigentliche Wüste von A. ausmacht, reicht von der Quebrada de Botija (24° 1/2') bis 21° 1/2' südl. Br. und gehört größtenteils der Republik Bolivia an. Sie besteht aus einem kaum 70 km breiten Littoralstreifen, dessen Boden fast durchweg feinst und feinst, seltener sandig, hier und da mit höchst kümmerlicher Vegetation versehen und mit einer Menge von Kugeln und Berggruppen besetzt ist. Hinter diesen Wüstenkuppen steigt die 4000 m hohe Cordillera von A. nebst den daranstoßenden Plateaus und Salzlagunen auf. Unter den letztern ist die Salina de A. die größte, ein meist ausgetrockneter Salzumpf, der über 2700 km einnimmt und 2250 m über dem Meere liegt. An seiner Nordspitze liegt das Städtchen Atacama oder San Pedro de A. mit 2—3000 E., Gärten und Obstbäumen, und 30 km im N. von demselben der Vulkan von A. oder Bolcan de San Pedro de A., unter 22° 16' südl. Br. Südlicher liegt in 2664 m Höhe die Salina de Bunta Negra, ebenfalls ein großer, ausgetrockneter, von Winden und Stürmen umstandener Salzumpf, und östlich von diesem erhebt sich unter 24° 1/2' südl. Br. der 6200 m hohe Vulkan Llullaillaco.

Die chilenische Provinz A., die nördlichste und größte des Staates, hat mit Einschluß der 30000 qkm großen Wüste insgesamt 100728 qkm

Atacamit, zählt aber (1878) nur 73405 E. und ist die vollkürmste des Staates. Dabei aber bildet sie dessen wichtigstes Bergwerksgebiet. Die Bewohner sind in den zwei weidreichen Thälern der Küstlichen Copiapó und Huasco, sowie in der Nähe der Bergwerke konzentriert. Zwischen den zwei ebenfalls bewohnbaren Zonen, deren östliche den Bergwerksort Tres-Puntas, die westliche die Küstendörfer Paposo, Flamenca und Chañaral de las Animas (1875: 3081 E.) enthält, breitet sich die 1600 m hohe, von fünf Thalpalten zerschnittene Plateaumüste aus. Der mehr tiefliegende als sandige Boden verrät überall vulkanische Produkte, Kiesel mit Metallschuppen und, obwohl seltener, Granit und Glimmer. Vorherrschend scheinen Tonarten, Sogenit, Porphyre und lavaartige Massen zu sein. Unter den Produkten der Provinz sind besonders die reichen Kupferlager der Küstentheile wichtig, die schon in alter Zeit abgebaut worden sind, namentlich auch die von Checo und im N. von Antoco. Guanacon hat das größte Kupferschmelzwerk der Welt; es liefert jährlich 8—10000 Tons, die fast gänzlich auf den engl. Markt kommen. Gold findet sich im W. von Tres-Puntas, einer Bergstadt von 2—3000 E., welche die reichsten Silberminen hat, neben Chañarillo und Copiapó. Silber findet sich außerdem noch an vielen andern Orten, die sämtlich in einer schmalen Zone, in der westl. Thalsenkung der Andes, liegen. Die Zahl der Silberminen ist 509, die der Kupferminen 116, die der Goldminen 17. Sie beschäftigen insgesamt nur 6869 Arbeiter. Viele Gruben aber sind erschöpft und verlassen. Ferner ist vorhanden Silberfahrsandes Blei, Nickel, Kobalt und Eisen. Ausgezeichnetes Kochsalz liefern die beiden erwähnten Salzlagen; die Cobilleraschlachten des Checo enthalten bedeutende Glaubersalzlager. Der Reichtum an Chilisalpeter ist beispiellos. Die Küstentheile bietet Gips, das Gestebe Guano, der von Mejillones und vom Giland Blanca ausgeführt wird. Die Hauptstadt ist Copiapó (s. d.). Die beiden Hauptausfuhrorte für Mineralprodukte sind Huasco und Caldera (1875: 3082 E.). Von letztem Orte führt seit 1875 eine 82 km lange Eisenbahn nach Copiapó, und von da zunächst im Thale weiter nach Tumbellon und dann nach dem Minenorte Chañarillo, in 1150 m Höhe, 100 km von Copiapó. Prof. Philipp, »Reise durch die Wüste A.« (Halle 1860).

Die bolivianische Provinz A. oder Cobija (früher Depart. Litoral), die südlichste, ärmste, vollkürmteste des Staates, ist, obgleich vorherrschend Wüste, dennoch doch von großer Wichtigkeit, weil er nur durch sie mit dem Ocean in Verbindung steht. Sie ist 181760 qkm groß und zählt (1865) 7948 E. Der Mangel an Wasser ist in dieser Provinz so groß, daß man es oft auf 130 km weit nicht findet. Die ganze fruchtbare Oberfläche und das Grasland schätzt Eschsch auf höchstens 4—500 qkm. Nur einige Querspalten sind fruchtbar und begünstigen den Weinbau; das höher gelegene Innere scheint für die Landwirtschaft etwas günstiger zu sein, ermanget aber noch zu sehr der Bevölkerung; man gewinnt im Innern sehr gute Vicuña-Wolle. In der neuesten Zeit hat man der Küste erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet, namentlich der Anlage von Häfen und Verbindungswegen nach dem Innern. Die Bucht von Mejillones wird mit Hafenanlagen versehen und eine 40 Meilen

lange Eisenbahn von diesem Orte nach Taraco (2740 m hoch) gebaut, wo sich sehr reiche Silberminen finden. Silber, Gold und namentlich Kupfer sind die Hauptschätze von A., die aber zu we ausgebeutet werden. Als Häfen sind bereits Ausnahme gekommen Antofagasta (s. d.), Cobija (s. d.) und die Algodonalesbucht (s. d.). Die reich Mineralische dieser Provinz wurden durch Chilenen ausgebeutet, die durch Verträge mit der bolivian. Regierung dazu berechtigt waren. Der Br dieser Verträge seitens Bolivias veranlaßte 18 den Krieg zwischen Chile und Bolivia, mit dem Peru verbündet hatte, in Folge dessen Chile alle Ansprüche der Provinz besetzte.

Atacamit oder Salzkupfererz, ein in theilschen, meist prismatischen Formen kristallisierendes, smaragdgrünes Mineral, welches aus Kupferchlorid und Kupferoxydhydrat ($\text{CuCl}_2 + \text{Cu}_2\text{H}_2\text{O}$) besteht und sich gangartig in Chile, Bolivia (Algodonalesbucht), Australien, auch als Anflug auf dem Bergwerk und Alina findet.

Atair, der Hauptstern im Bilbe des Ablers, schöner weißer Stern erster Größe. Mit zwei andern, ziemlich hellen Sternen in seiner Nähe ist er so, daß er fast genau die Mitte einer von ihm gebildeten geraden Linie hält. In den Sommernächten bildet A. mit Vega und dem Hauptstern des Schwans ein rechtwinkliges Dreieck. Er eine starke Eigenbewegung von jährlich $\frac{1}{2}$ Sek. den; aber seine Entfernung weiß man noch nicht.

Atari, fieden im Sorokischen Kreise des russ. Gouvernements Bessarabien am rechten U. des Dneistr mit 5930 E., meist Juden, einer Brauereibrennerei, zahlreichen Lederfabriken und 2 Jahrmärkten. A. ist überfahrtspunkt über den Dneistr von Bokokien (Mokilem) aus.

Atalante, nach griech. Sage Tochter des Jon und der Atmene, eine Arkadien, berühmte bogentunliche Jägerin, ward von ihrem Vater, sich einen Sohn gewünscht, auf dem Berge Parion aufgestellt, von einer Wärrin gesaugt, 1 Jägern gefunden und erzogen und später ihren Eltern zurückgegeben. Mit ihren Pfeilen erschlug sie die Centauren Kheifos und Hylaios, die nachstellten. Sie nahm nach einigen teil am gonauteuzuge und nach der allgemeinen Überlieferung an der Jagd des Kalydonischen Ebers, 1 sie den ersten Wurf beibrachte, weshalb Meleas ihr den Preis des Kampfes, den Kopf und Haut des Ebers, darreichte. Lange der Liebt zugänglich, ward sie endlich von der ausbauern Liebe des Melanion besiegt, dem sie den Parthipaios gebar. — A., eine Göttin, die Tod des Schoineus, war berühmt durch ihre Schönheit und Schnelligkeit. Sie machte jedem ihrer zur Verbindung, einen Wettlauf mit ihr zu, wobei derjenige unbewaffnet voranzulaufen mußte während sie mit einem Speere folgte. Holt ihn nicht ein, so war sie die Siegerin; im Gegen war der Tod sein Los. Viele hatten so begehrt, als Hippomenes, des Megareus oder Ares Sohn, sie durch Hilfe der Aphrodite 1 listete. Die Göttin hatte ihm einige goldene 1 gegeben, die er während des Laufs, einen nach andern, ihr in den Weg warf. A. blieb zurück, sie aufzuheben, und Hippomenes erreichte vor das Ziel. Hippomenes vergaß aber der Aphro zu danken; zur Strafe dafür reizte diese ihn 1 heißer Liebe, daß er seine Braut im Heiligthum

Zuch einer der Khele unarmte. Darüber erzährt, vermuthlich Khele beide in Löwen. Beide A. werden als ungeschützt, und wahrscheinlich gehen die Khele von beiden ursprünglich auf ein und dasselbe in der Khele nahe berührende Wesen. — A. ist die Kame des 36. Asteroiden. (S. unten Planeten.)

(S. Mohammed Jatu b. Ghazi) (d. i. Verteidiger des Glaubens), **Hetman** (vom lat. *hetman*) ist der Titel des Oberbefehlshabers der Kosaken. Der **Kosak** (d. i. von Polen, der die unter poln. Oberbefehl stehenden Sapozogor 1509 besser organisierte, und ihnen feste Wohnsitze bei Kiew und in anderen Teilen des Reichs, König Stephan Bathori ertheilte, als Zeichen seiner Würde einen Kommandostab mit einem Siegel, dem Heere eine Fahne. Als im Jahre 1654 sich den Russen unterwarfen, wurde ihnen ihre frühere Verfassung gelassen. Seitdem ist H. 18. und noch zu Anfang des 19. Jhdts. wurde die poln. größere, ins Feld gestellte Kosaken H. 18. und zwar durch die gesamte Kosakenarmee nach Juras. Der A. führte sein Heer als Führer des Heeres ins Kosakenland und war militärisch diktiert mit dem Rechte der poln. und Tot. Als aber der A. Mazyppa (d. i. 1686) der Kaiser Karls XII. ergriff, um sich selbst zu machen, schenkte Peter I. die Rechte des A. Kaiserlich ein. Lange Zeit blieb die Stelle des A. unbesetzt, und als 1750 der Graf Kasimir Potemkin ernannt wurde, erhielt er statt der bisherigen Kommanden und Zolllieferungen 50000 Rubel jährliche Besoldung. Kaiserin Katharina II. hob die Stelle des A. des Ukraineheeres auf und setzte statt der Regierung von acht Mitgliedern ein. Der A. besitzt hier bezieht einen A., doch ist dieser nicht die Besoldung eines Generalgouverneurs besoldet. Seit 1835 bezieht der Großfürst-Präsident des Reichs eines A. aller Kosaken. Unter dem A. ist für jedes Woisko ein besonderer **Ataman** (Ataman), welcher im Dienste des Reichs die Aufsicht bezieht und hat im Ataman Woiskowoi Ataman (Heeresführer) (S. Kosaken.)

Der **Hetman** (d. i. Hetman) der Titel der Heerführer. Der **Hetman** (d. i. Hetman) hieß seit 1681, in Folge von dieser Würde erhoben wurde, der Oberbefehlshaber des ganzen poln. Heeres. Ihm zur Seite stand ihm vertrat der Feldhetman (d. i. Feldhetman), der ursprünglich nur die Grenzen des Reichs gegen die Tataren zu halten hatte. Es gab auch den Großhetman und einen Feldhetman, welcher für die Krone Polen wie für das Herzogtum Litauen; doch waren die ersten angesehen. Der **Hetman** wurde vom Könige ernannt, und von ihm über das Heer war unbeschränkt, hörte er, wenn der König selbst das Heer befehligte. Ihm stand das Heer Treue, ihm gehörten die Kommanden und das Wägelchen für dieselben; er hatte an die Volksvertretungen nicht beeinflussen und die Kriegsmacht nicht beeinträchtigen. Der **Hetman** war der A. die Hetmanwürde auf.

Atalia (grch.), Gemüthsruhe, unerschütterliche Ruhe, von den alten Stephilern als der Zweck der Seele aufgeführt.

Atavismus (vom lat. *atavus*, Urvater). Nicht selten beobachtet man bei Tieren, daß Junge eines Thiers, von einem andern Vater erzeugt, die äußeren Merkmale des ersten Vaters zeigen, welcher mit der Mutter Junge erzielte.

Es ist bald die Färbung, bald die Form der Teile, durch welche dieser Rückschlag sich kundgibt. Die Tierzüchter wissen, daß ein Muttertier, das mit einem Männchen unedler Rasse gekreuzt wurde, später zum Erzeugen ganz reiner Rasse unfähig ist. Es scheint, als ob der mütterliche Organismus durch die erste Jungenerzeugung einen gewissen Charakter ausgedrückt erhalte, der sich später nicht mehr verwischt. Aber dies geht noch weiter. Entel wiederholen zuweilen in überraschender Weise die Eigenschaften der Großeltern; ein prägnantes Beispiel des A. ist das von Großeltern zu Enteln häufig vererbende Vorkommen von Mißbildungen, z. B. Hakenhaken, überzähligen Fingern u. s. w. Selbst in langen Generationsfolgen geschieht es nicht selten, besonders bei gekreuzten Rassen, daß ein oder das andere Individuum in den einseitigen Tappus eines der Stammelemente zurückfällt, und es geschieht dies um so häufiger, je näher die gekreuzte Rasse ihrem Ursprunge steht. Die Tierzüchter müssen solche Individuen, welche in die eine Stammreihe zurückfallen, sorgfältig ausscheiden, wollen sie ihre gekreuzte Rasse rein erhalten. Je länger diese letztere besteht, desto mehr hat sie sich befestigt, und desto seltener kommen solche Rückschläge vor. Ganz aber scheinen sie kaum zu verschwinden, und man hat sogar das seltene Auftreten gewisser Charaktere an wohl unterschiedenen Arten als Argument benutzt, um daraus ihre Abstammung aus andern Arten wahrscheinlich zu machen. So findet Darwin in dem ausnahmsweisen Vorkommen von gefärbten Querringeln an den Fäßen ehler Pferde eine Hinweisung auf die Abstammung des Pferdes von einer dem Zebra ähnlich gefärbten Art. Bekannt ist ferner die Ansicht Vogts, den sog. Mitrosophalen oder Ateleptypus beim Menschen als eine atavistische Erscheinung zu erweisen, welche die Abstammung des Menschen von einem affenähnlichen Tiere bezeuge. Alle diese Erscheinungen, wo bei Nachkommen Charaktere mehr oder minder entfernter Ahnen auftreten, welche bei der Zeugung selbst direkt nicht mitwirkten, hat man unter der Bezeichnung A. zusammengefaßt, ohne damit das Vorkommen dieser Erscheinungen erklärt zu haben.

Ataxie (grch., Unordnung, Unregelmäßigkeit) nannte Hippokrates jede Krankheit, deren die Unregelmäßigkeit im Puls, Sydenham die Nervenerkrankheiten, ältere franz. Ärzte raschen Wechsel der Symptome einer Krankheit; neuere franz. Ärzte bezeichnen dagegen die Rückenmarksschwindsucht (S. d.) als Ataxie locomotrice progressive.

Atbara (Astabaras), der nördlichste und letzte unter den Nebenflüssen des Nils, welcher in ihn von der rechten Seite bei el-Damer etwa in 17° 50' nördl. Br., oberhalb Berber, mündet. Er entspringt an der Nordwestseite des abessin. Hochlandes, 40 km westlich von Gondar, nördlich vom Tjana-See, fließt nach NW. und wendet sich, wo er das Gebirgsland verläßt, nach N. Nachdem er eine unbewohnte Wüste durchströmt, nimmt er nördlicher rechts den Wahr-es-Salam, dann den großen Takaßie (im untern Laufe Wahr-Setit) auf, welcher, wenn die Entfernung der Quelle als entscheidend gilt, als oberer Lauf des N. gelten müßte, obwohl er nach Parkyns in Betreff seiner Wassermenge dem A. nachsteht. Der vereinigte Strom fließt nun an dem Ustrande einer weiten Ebene (ägypt. Suban) hin, deren Einförmigkeit durch keinen Baum und erst in größerer Entfernung durch

vereingelte Felsketten unterbrochen wird. In dieser unbedauten, aber nicht unfruchtbaren Tala-Ebene hat der A. eine schmale Einfassung von Bäumen und Unterholz, nicht gewunden zwischen niedrigen, grasreichen Hügeln und nimmt rechts unter 15° nördl. Br. den ebenfalls von den nordwestl. Randgebirgen Abessinien herabkommenden Chor-el-Gasch (im obern Laufe Mareb) auf. Auf einem Unterboden von Kiesel ziehen sich nach W. hin endlos scheinende Grasebenen mit bornigen Mimosen, reich an Gazellen und Hyänen. In der Regenzeit schießt ein rohrartiges Gras mannshoch auf, und wird nach dem Abtrocknen fortgebrannt, um hier und da der oft 3 m Höhe erreichenden Durrha Platz zu machen. Im O., im Lande der Habdenboa, erheben sich Berge zu 1000 m. An der nördl. Grenze der tropischen Region mündet der A. unter dem Namen el-Nofren (d. h. Verbindung) oder el-Moladah, auch wohl el-Amah, d. i. der Schwarze. Erst vom 10. Mai an, in der Regenzeit, hat sein gegen 300 m breites Thal hier so viel Wasser, daß dasselbe in den Nil abfließt, während dasselbe vier bis fünf Monate lang fast stillsteht und nicht trinkbar ist. In keiner Jahreszeit ist er schiffbar. Sein klares, grünes Wasser vereinigt sich nicht sofort mit dem dunkler gefärbten des Nils.

Atchin, Sultanat auf Sumatra, s. Atschin.

Atchison, Stadt im amerik. Staate Kansas, Hauptstadt des County Atchison und genannt nach David A. Atchison (einem amerik. Senator und erbitterten Agitator für die Ausdehnung der Sklaverei auf bisher freies Gebiet), liegt auf dem rechten Ufer des Missouri, 40 km nördlich von Leavenworth. A. ist Knotenpunkt von vier wichtigen Eisenbahnen (dem Centralzweig der Union-Pacific, der Missouri-Pacific, der Kansas-City, St.-Joseph und Council-Bluffs, welche es mit der Hannibal-St.-Josephbahn verbindet, und endlich der Atchison-Topela und Santa-Fe), hat nicht unbedeutende Mähl- und Sägemühlen und zählte 1870 erst 7054, 1880 aber schon 15106 E. Durch die Eröffnung der Pacific- und anderer nach dem Westen führenden Eisenbahnen hatte A. zwar eine Zeitlang als Ausgangs- und Ausrüstungspunkt für die nach den westl. Ebenen und in die Felsengebirge abgehenden Karavannen sehr an Bedeutung verloren, fängt aber seit der 1880 in ihrer vollen Länge eröffneten Atchison-Topela- und Santa-Fe-Eisenbahn, welche sich unmittelbar an die Southern-Pacific-Bahn anschließt und in direkter Verbindung mit San-Diego, Los-Angeles und San-Francisco steht, wieder an, sich mächtig zu heben und den übrigen Ausgangspunkten der Pacificbahnen, wie Omaha und Kansas-City, erfolgreiche Konkurrenz zu machen.

Atē ist bei Homer eine Tochter des Zeus (nach Hesiod der Kris und stete Begleiterin der Dyonomia, der Ungeschicklichkeit) und eine verderbenbringende Göttin, welche Geist und Gemüt betörend, den Menschen innerlich und durch die Folgen seines verblendeten Thuns auch äußerlich ins Unheil stürzt. Bei des Peralles Geburt hatte sie selbst den Zeus betört, sodas ersterer durch Zeus' überreichten Schmutz dem Eurypylus unterthan ward. Dafür schleuberte Zeus die A. im Jorne aus dem Olymp auf die Erde und schwur, daß sie nie in den Olymp zurückkehren solle. Seitdem durchweilt A. die Erde in ungemessener Schnelle und maltet verderblich über den Häuptern der Menschen. Aber ihr folgen andere Töchter des Zeus, die Vitai (reue-

volle Gebete), lahm, runzelig, die Augen scheu märit gegendet, langsamen Fußes, die dem, iher sie ehrt, nahen und viel Gutes erweisen, den heilen, welchen die schnellfüßige A. verwar hat, über denjenigen aber, der sie oerhöft, die i verbliche Göttin von neuem herabrufen. Bei Tragikern erscheint A. auch als Rächerin, s bloß als Anstifterin des Unrechts und Unhe freilich eben auch dadurch, daß sie den, der ber gefehlt hat, immer tiefer in Schuld und damit Verderben stürzt, und tritt demnach der Nem und der Adrastea zur Seite.

Atē ist der Name des 111. Asteroiden (unter Planeten.)

Atelier (fr.), Künstlerwerkstätte, vorzüglich Malers- und Bildhauers.

Atellugun, auch Atellidj, nannten die byz Schriftsteller die letzte Heimat der Magyaren deren Einwanderung und Niederlassung an Donau und Theis. Nach den neuesten Forsch gen erstredte sich A. im südl. Rußland von menez entlang dem Dnjepr bis an den Rofst von wo die Grenze mit diesem Flusse unter Kiew den Dnjepr erreichte, umfaßte also die östl. Teile von Poodolien, das südwestl. Gebiet: Kiew, ferner die niedrigen Gegenden der Wol östlich vom Sereth, Bessarabien und Ober Den Namen A. erklärt der ungar. Geschicht ber Pauler als »Land am Dnjepr« (Atel, wurde der Dnjepr noch im 14. Jahrh. genam Aus A. wurden die Magyaren 895 durch die den Bulgaren verbündeten Petschenegen vertrie und wanderten dann in ihr jetziges Vaterland.

Atella, Stadt, s. Aversa.

Atellanen (Atellanae fabulae), auch Osci-Schauspiele (Osci ludi), waren eine Art so stümlicher Lustspiele, die von der osciſchen Et Atella in Campanien den Namen erhielten, i in dieselbe als eine Art Krähwinkel der Schau der Handlung verlegt zu werden pflegte. i Kommissen geschah dies, als Atella gleich Ge 210 v. Chr. seiner Stadtrechte beraubt und so der Polizei dem Spotte preisgegeben war; im i gen war ein derartiges Spiel mit Masken in Lat und Rom schon lange, ehe es diesen Namen hielt, heimisch. Nach der Absterkung und gewöhnlichen Annahme sind die A. aus Campa nach Rom gekommen. Immerhin ist die Ael in der Pulcinellomödie noch heute besonde Campanien zu Hause. (S. Pulcinella.) A. wurden nicht von Schauspielern, sondern jungen Adlern selbst aufgeführt, und zwar im in Masken. Es traten darin stehende Figuren namentlich der dumme und lästerne Kamm Raccus, der geschwähige und gefräßige Bucca, verblendete, gutmüthige Atte Pappus (der Pe lone, s. d.), der pfiffige Dossennus (der Dolt Der Gang der Stude ward höchstens im ägpi nen verabredet, das meiste ward improvisirt, i und Gestikulation waren derb und oft schm die Sprache die des gemeinen Lebens. Um den ginn des 1. Jahrh. v. Chr. wurden die A. zu Art kunstmäßigen Lustspiels. Sie wurden nur Dichtern verfaßt und auch von Schauspielern geführt, und zwar regelmäßig als Nachspiel ersten Stüden, als Schlußstück (exodium), u Gemüther wieder zu erheitern. Sie erhielten i ähnliche Stellung und Aufgabe, wie das g Satyrspiel, von dem sie im übrigen aber wech

vertheilt sind. Ihr Inhalt wurde damit natürlich auch ungleich, es scheint, daß vorzugsweise einzelne Scenen und Situationen in diesen wohl gewöhnlich nach dem Leben in derbtoniger Weise geschildert wurden. Es finden sich auch Traveletten von Tragikern unter ihnen. Immer blieben die A. volkstümlich mit all die auf ital. Boden spielenden Scenen besetzt wurden solche A. von L. Biondini, Rossi, auch in der Kaiserzeit von Rumorini. Schien es nicht eine einzige Atellan, wohl aber eine Reihe von solchen und äußerst spärlich die Tragik, zusammengestellt nach Botthe und Auf im Mittel, in « Scenicae poesis Romanorum fragmenta » (2. Aufl., Bd. 2, Lpz. 1873). Vgl. Schiller, « Über die Atellanischen Schauspiele der Römer » (Jn. 1825); Klenze, « Philol. Abhandlungen » (Bd. 1839); Weyer, « Über die A. der Römer » (Jn. 1826); Kuntz, « De fabulis Atellanis » (Bd. 1849); Keller, « De lingua et exodiis Atellanorum » (Jn. 1850).

Atellan.

Atellan. **Atellan.** **Atellan.**

Atellan. **Atellan.** **Atellan.**

Atellan. **Atellan.** **Atellan.**

Atellan. **Atellan.** **Atellan.**

Atellan. **Atellan.** **Atellan.**

Atellan. **Atellan.** **Atellan.**

Atellan. **Atellan.** **Atellan.**

Atellan. **Atellan.** **Atellan.**

Atellan. **Atellan.** **Atellan.**

Atellan. **Atellan.** **Atellan.**

Atellan. **Atellan.** **Atellan.**

und das Denkmal des hier geborenen belg. Staatsmannes Desjacq. Die frühern Festungswerke wurden 1781 geschleift, 1815 wiederhergestellt, aber nach 1830 völlig abgetragen. A. ward mehrmals belagert und erobert, namentlich 1697 von Catinat und Bauban, der hier die Parallelen zuerst systematisch in Anordnung brachte, ebenso 1706 von den Alliierten unter dem holländ. General Overkerke und 28. Sept. eingenommen. Die Franzosen eroberten A. 8. Okt. 1745 nach kurzer Belagerung, und besetzten es 8. Nov. 1792 abermals.

Athabasca, s. Athapaska.

Athalla, die Schwester Abas, Königs von Israel, und Gemahlin Joram's, Königs von Juda, dahnte sich nach dem Tode ihres Sohnes Abas, durch die Ermordung sämtlicher Prinzen, den Weg zum Thron. Nur des Abas's junger Sohn, Joas, ward durch Joleba, die Schwester Athas's und die Gattin des Hohenpriesters Jojaba, gerettet und heimlich im Tempel aufgezogen. Jhn setzte, nachdem A. sechs Jahre regiert hatte, Jojaba 874 v. Chr. wieder auf den Thron seiner Väter. Herbeigezogen durch den Värm des Volks, das Hinströmte, der Krönung des Joas beizuwohnen, trat auch A. mit der Menge in den Tempel, wo die Feierlichkeit vor sich ging. Jojaba ließ sie sogleich aus dem Bezirk des Tempels führen, mit dem Befehl, alle niederzubauen, die sie verteidigen würden; an der Thüre des Palastes aber ward sie umgebracht. Die Altäre des Baal, die sie hatte aufrichten lassen, wurden umgestürzt, und das Wandbild mit Jahu, welches die Abgöttische zerrissen, wieder erneuert. Macine bearbeitete diesen Stoff in einem berühmten gewordenen Trauerspiele. Die Ehre desselben wurden nach Cramer's Uebersetzung von Felix Mendelssohn-Bartholdy tonponiert.

Aethallum, s. Schleimpilze.

Athamania, eine der neuen Romarchien Griechenlands, welche aus den insolge des Berliner Vertrags von 1878 von der Türkei an Griechenland abgetretenen Teilen von Epirus gebildet wurden. Die Romarchie wurde 6. Juli 1881 vom General Soupos für den König Georgios in Besitz genommen und dem Königreiche Griechenland einverleibt. Die Hauptstadt ist Arta. (S. Griechenland, Geographie und Statistik.)

Athamanta Koch, Pflanzengattung aus der Familie der Doldengewächse, besteht aus Gebirgs- und Alpenpflanzen mit mehrköpfigem Wurzelstock, aufrechten, runden Stengeln, feinspaltigen Blättern, vielstrahligen und reichblättrigen Kelchen. Die wenigen Arten wachsen in Europa, Afrika und dem Orient. In den Alpen kommen zwei Arten vor, von denen die eine, A. cretensis L., vom Volle Augenwurz genannt wird, weil ihr Wurzelstock für ein Mittel gegen verschiedene Augenkrankheiten gilt. Die Wurzel der in den Alpen von Krain und Steiermark heimischen A. Matthioli Wals. ist essbar. Auch von einer in Griechenland und Nordafrika heimischen Art, A. macedonica Spr., werden die mehrernartigen Wurzeln als Salat gegessen. Die Samen von A. Matthioli und A. cretensis standen in alter Zeit als reizendes, magenstärkendes und harntreibendes Mittel in hohem Ansehen und bildeten einen Bestandteil des Theriak.

Athamas, Sohn des Niolos (s. Niolos) und der Enarete, König der Minyer in der nach ihm benannten Ebene bei der Stadt Nios oder Halos in Thessalien oder in Bdotien am Kopaissee oder

in Orkomenos, zeugte mit der Nephelē den Phīros und die Helle, und mit Ino, der Tochter des Kadmos, den Learkhos und Melikertes. Ino verfolgte die Kinder der Nephelē und bewirkte durch List und Trug, daß Phīros (und Helle) dem Zeus geopfert werden sollten; Nephelē, die Vollengöttin, entrückte jedoch ihre Kinder auf einem Widder mit goldenem Blesse. A. und Ino wurden von Hera verfolgt, weil sie den ihnen vom Hermes übergebenen Dionysos auferzogen; A. wurde in Kaseri verseht, so daß er seinen Sohn Learkhos tötete und Ino verfolgte, welche sich mit dem Melikertes ins Meer stürzte. Mit Blutschuld beladen und deshalb aus Böotien flüchtig, begab sich A. nach Phthiotis in Thessalien, wo er sich mit Themisto, der Tochter des Hypseus, vermählte. Auch die Kinder dieser Frau und ihre Mutter nahmen nach Euripides ein schreckliches Ende. Nach einer anderen Sage sollte A., König zu Moss oder Salos, dem Zeus selbst geopfert werden, und ward nur (nach Herodot) durch die Ankunft eines Sohnes des Phīros oder (nach Sophokles) durch die des Herakles gerettet. Noch in hystor. Zeit bestand ein Brauch in Moss, der nur aus Menschenopfern sich erklären läßt, welche der Zeus Vaphysios forberte, und von denen in diesen Mythen ein Nachklang sich erhalten hat. Der jedesmalige Älteste aus dem Hause der Athamantiden war dem Zeus Vaphysios als Opfer bestimmt. Doch gelang es manchmal, sich durch die Flucht zu retten; an seine Stelle trat dann ein Widder, wie ein Widder auch den Phīros gerettet hatte. Die Mythen von A. sind besonders durch die tragischen Dichter vielfach erweitert und verändert worden.

Athanarich, Fürst der Weisgoten, i. Goten.

Athanasianisches Symbolum (oder nach dem Anfangsworte Symbolum quicunque), heißt das dritte der drei öthumenischen Symbole, weil es dem Athanasius (s. d.) zugeschrieben wurde. Dasselbe enthält eine Zusammenfassung der auf den vier ersten allgemeinen Kirchensynodensammlungen festgesetzten Lehren über die Dreieinigkeit und die Menschwerdung Gottes, indem es im ersten Theile die Dreieit der göttlichen Personen, welche doch nur ein einziger Gott, im zweiten die Zweieit der Naturen in Christus, welche doch nur eine einzige Person sind, bekennet. Alle Abweichungen werden verdammt und die Seligkeit bereits von der Annahme eines formulierten Glaubensbekenntnisses abhängig gemacht. Die Abfassung durch Athanasius ist zuerst (1642) von Gerhard Joh. Voss bestritten und jetzt allgemein aufgegeben, doch herrscht über den wirklichen Verfasser noch Unsicherheit. Das Symbol findet sich zuerst benutzt bei Cäsarius von Arles (503—543), weshalb manche vermuten, es sei gegen Ende des 5. Jahrh. in Südgalien oder Burgund entstanden und beim Uebertritt von Arianern zum Katholizismus angewandt. Von Gallien aus gewann es seit dem 6. Jahrh. in der abendländ. Kirche allgemeine Verbreitung und Anerkennung, während die griech. Kirche es erst seit dem J. 1000 kennt und nie angenommen hat. Andere vermuten (s. schon Quesnel), es stamme aus Nordafrika und sei von Vigilius von Thapsus (um 484) verfaßt. Als «Athanasianisch» ist es erst seit 772 bezeugt. Unter allen öthumenischen Symbolen ist das Athanasianische das dogmatisch schroffste, aber wegen seines hohen Ansehens auch von den Protestanten, mit Ausnahme der Socinianer, angenommen worden.

Athanasie (grch.), Unsterblichkeit.

Athanasius, Bischof von Alexandria, Arianischen Streite (s. d.) unermüdlicher Vorkämpfer der vollen Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater, daher auch «Vater der Orthodoxy» genannt. A. wurde 298 als Sohn Christ. Alt geboren, empfing die gelehrte Bildung seiner Zeit und wandte sich früh strenger Askese zu, ward durch Bischof Alexander zum Diakon geweiht, wann durch Eifer und Beredsamkeit zu Nicaea großen Einfluß auf die Entscheidung der Synode und folgte 9. Juni 328 nach Alexanders Tode ihm in der Bischofswürde. Von seinen Arianischen Gegnern mit den grundlosesten Beschuldigungen überschüttet, ward A. von der Synode zu Tr. 335 abgesetzt und vom Kaiser, dem man eingestanden hatte, A. wolle die jährliche Getreideausfuhr nach Alexandria nach Konstantinopel hindern, 336 in Trier verbannt. Nach dem Tode Konstantins lehrte A. im Herbst 338 zurück, aber sein energisches Einschreiten gegen die Arianer erregte den Haß so sehr, daß im Frühjahr 340 ein Arian Gregor durch den Kaiserl. Statthalter mit Waffengewalt als Bischof von Alexandria eingeführt ward. A. floh nach Rom zum Bischof Julius I., von dessen Einflüsse eine Synode zu Rom 341, von die abendländ. Synode zu Sardica 343 ihn freisprach und seine Lehre für rechtmäßig erklärten. Auch Konstantin, Kaiser des Abendlands, war A. günstig gesinnt und bewirkte bei seinem Bruder Konstantius, daß derselbe nach Oregre Tode Okt. 346 nach Alexandria zurückkehrte, nach dem aber Konstantius als Alleinherrscher d. Arianismus 355 zum Siege verholfen hatte, mußte auch A. wieder weichen. Der Rappabodier Gregor ward als Bischof eingeführt, und als 9. Febr. 3 nachlischerweise Soldaten in die Kirche des h. Thomas einbrangen, wo A. inmitten der Gemein die Vigilien eines Festes feierte, floh dieser in Ägypt. Wüste. Durch sein persönliches Ansehen und eine Reihe von Schriften übte er auch von dort aus großen Einfluß. Nach dem Regierungsantritt des Julianus Apostata ward Gregor in ein Volksaufstande getödet, und A. durfte Febr. 1 zurückkehren, aber seine eifrige Wirksamkeit für Frieden der Kirche erregte des Kaisers Unwillen und schon 25. Okt. 362 mußte er zum vierten mal ins Exil wandern, diesmal in die Thebaische Wüste. Nach Julians Tode lehrte A. Febr. 364 zurück, aber unter Kaiser Valens mußte er noch einmal von Okt. 365 bis Febr. 366 die Stadt verlassen, seitdem blieb er unbehelligt bis an seinen 3. Mai 373. A. war 45 Jahre Bischof und d. unter fast 20 Jahre in der Verbannung. Der Charakter des A. ist schon zu seinen Lebzeiten verschieden beurtheilt worden. Von seinem Synodus bis in den Tod gehaßt, von den Seinigen als Heiliger verehrt, hat er durch Schrift, Wort, That unter den wechselndsten Schicksalen unschroden für einen einzigen großen Gedanken kämpft, mit dessen Anerkennung nach seiner Abzueugung die christl. Kirche stand und fiel. Die waltige Gärte, welche seine Feinde ihm vormals haben sie ihm doch, so oft sie die Macht besaßen, reichlich vergolten. Ein Kirchenvater nach strengsten Idealen seiner Zeit, hat er trotz seiner unscheinbaren Äußeren die Geister in seine Lehren zu zwingen verstanden und seine Lehren ganzen Kirche als Erbeil hinterlassen. In 9

phischen dogmatischen und polemischen Schriften ist es eben glühendem Eifer für kirchliche Ordnung ein hohes speculative Begabung, durch welche er seinen Gegnern weit überlegen war, und wir in ihm weniger persönlicher Überzeugung, sondern in Klarheit, Umficht und Bestimmtheit der Darstellung. Seine « Geschichte der Arianer » ist in Frankreich wesentlich Parteischrift, aber sie ist dennoch der großen Kämpfe jener Zeit ein wichtiges Denkmal. Rinder bedeutend sind seine apologetischen und moralischen Schriften. Die lateinische besorgte Roussaucon (3 Bde., Par. 1801). Als eine Ergänzung derselben ist der nach ihm von Roussaucon « Bibliotheca patrum » (Par. 1706) zu betrachten. Thilo gibt im ersten Bande seiner « Bibliotheca patrum graecorum » (Erg. 1853) nur die dogmatischen darzustellen. Wichtig, namentlich für die Zeitrechnung, sind die in jhr. Sprache aufgefundenen « Acten des Concils von Larion », (Erg. 1852). Darstellungen von Lehre haben Ritter, Baur, Tzschorn und die übrigen. Vgl. Möhler, « A. der Kirche und der Kirche seiner Zeit » (2 Bde., Mainz 1877); Schaller, « Kirchengeschichte in Biographien » (Bd. 1, H. 1842); derselbe, « A. und Arius » oder der erste große Kampf der Orthodorie und Heterodorie » (Stuttg. 1874).

Athanasismus (griech.), Verewigung; Glaube an Unverderblichkeit. Athanasologie, Unterforschung.

Athapastische Völker (Athapaska), Indian. Name eines der bedeutendsten Stämme im brit. Nordamerika, welcher vordem von den Franzosen Rivière la Pêche, von den Engländern Altiwer genannt ward und eigentlich nur der Oberlauf des Madenjiethroms, des bedeutendsten Flusses im ameril. Norden, ist. Der A. entspringt aus einem Gebirgssee (Bunch Bowl) in einem der höchsten Teile der Rocky Mountains, in der Nähe des Mount Hood (4773 m) und Mount St. Helens (4394 m), unter 62° 10' nördl. Br., nimmt bald den Fluß des kleinen Slavenflusses auf und verläuft nach einem im allgemeinen nach N.W. gerichteten Laufe von 1040 km in den über 7700 qkm großen Athapastasee. Letzterer erstreckt sich, etwa 30 km von N. nach S. breit und an 330 km lang, unter 65° nördl. Br. und 106°—112° westl. L. von Greenwich) von O. nach W. und empfängt an seinem östl. Ende den Tazanun, welcher in Verbindung mit dem Ramit oder Wollastionsee, dem Deer und dem Johnstons und dem die beiden letztern durchfließenden Churchill die Hudsonsbai, in welche sich der Fluß ergießt, mit dem Madenjiethrom verbunden ist. In der Nordhälfte des Athapastasees liegen in ihrer Gegend der Fond-du-Lac. Der A. kommt nach seinem Austritte aus dem Athapastasee in den großen Strong-River an, vereinigt sich bald wieder mit dem aus W. kommenden Unchikpa oder Peace-Fluß (Peace River) und führt nun seine Laufbahn als Großer Slavenfluß in den Großen Slavenfluß, von welchem aus er dann weiter als Mackenzie (s. d.) in den Arktischen Ocean geht.

Der oberste Quell des A. führt die in einer Höhe von über 2200 m gelegene Athapastasee (Fortage, an von Gletschern umgebenen, namentlich von den nördlichen, schneebedeckten viel bemagten Völkern zwischen dem Mount Hood und Mount Brown westlich in der Thal des in den Stillen Ocean sich erachtenden Columbia, mithin aus den Hudsonsbai-Ländern und dem Columbia hinüber.

Athapastische Völker ist die Gesamtbezeichnung, unter der neuere Ethnologen und Linguisten mehrere Indianerstämme zusammengefaßt haben, welche die weiten Gebiete der Westhälfte des brit. Nordamerika zwischen Churchill und oberem Saskatchewan im S., der Hudsonsbai im O., dem Felsengebirge im W. und dem von Eskimos bevölkerten Küstenraum des Arktischen Oceans im N. als Fischer und Jäger durchschweifen und in Bezug auf physische Beschaffenheit, Sitte und Sprache eine große Ähnlichkeit bekunden. Die wichtigsten unter diesen Völkern (welche sich selbst Linne, d. i. Menschen, nennen) sind die Chepewyans. Dieselben betrachten die Gegenden zwischen dem Großen Slavensee, dem Athapastasee und dem Mississippi (Churchill) als ihre ursprünglichen Jagdreviere und stehen als Jägers (Jäger) der Hudsonsbai-Kompagnie namentlich mit deren Forts am Großen Slavensee und Athapastasee in Verkehr. Die Chepewyans bilden den zahlreichsten Stamm der ganzen athapastischen Familie. Zu letzterer gehören ferner die Dogribs oder Hundstirpenindianer, auch Slaven (Slaves) genannt, im O. des Madenjiethroms und im N. des Großen Slavenflusses, nach dem Martinsee und dem Kupferminenfluß zu; die Hainindianer (Hare Indians) im N. des Slavenflusses am Madenjiethrom; die Kupferindianer (auch Wirtlenindianer) im O. des Slavenflusses zwischen Kupferminen- und Großen Fluß; die Red-Antes oder Goldmesserindianer im O. der Dogribs und im W. des Großen Slavenflusses. Während diese Stämme in Bezug auf Sitte, Lebensweise und Sprache nur geringe Unterschiede zeigen, haben die Dogribs oder Loucheux am Unterlauf des Madenjiethroms bis an das Eismeer manches Abweichende und zeigen Ähnlichkeit mit den benachbarten Eskimos. Etwas ferner stehen die unter sich nahe verwandten Viberindianer (Beaver Indians) und die Bergindianer oder Strongbaws (wohl identisch mit den Sicani oder Sicannies), von denen erstere unter 56°—59° nördl. Br. am Friedensfluß (Peace-River), letztere südlich davon am Felsengebirge wohnen. Endlich zählen noch zu den Athapastischen Völkern die Sarices oder Susses, die zwischen den Quellen der Flüsse Athapastasee und Saskatchewan jagen; die Tachlasi (Tacullies) oder Carriers, die im W. des Felsengebirgs bis zum Küstengebirge unter 52½°—56° streifen und somit die einheimische Bevölkerung eines Teils von British-Columbia bilden, und die Kutschin, die in den Gebieten westlich des unteren Madenjiethroms zwischen 130 und 150° westl. L. (von Greenwich) bis zum 65° nördl. Br. haufen. Nach den in neuester Zeit von Büschmann angestellten Forschungen bilden alle diese Völker zusammen nur den einen Ast eines räumlich ungemein verbreiteten, jedoch in sich teilweise sehr zerstreuten Völkern und Sprachenstammes, welcher unter der Bezeichnung des Athapastischen Völkern- und Sprachenstammes in die moderne Ethnographie und Linguistik eingeführt worden ist. Derselbe gliedert sich in drei Abteilungen, von denen die erste die genannten Athapastischen Völker im engsten Sinne umfaßt, während eine zweite durch die unter fremden Stämmen eingeprengten Völkernreste in Quabioqua, Tlatlanai, Umpqua und Hupah im Staate Oregon und in dem Territorium Washington gebildet wird; die dritte Abteilung umfaßt die Apachen (s. d.) mit den Navajos (Apaches de navajo) in den südlichen Teilen der Vereinigten

Staaten und den angrenzenden Gebieten Mexikos. In einem entferntern Verwandtschaftsverhältnisse zu den Athapastken stehen die Kinai-Völker im äußersten Nordwesten Amerikas. Vgl. Buschmann, „Der Athapastische Sprachstamm“ (Berl. 1856), und „Die Verwandtschaftsverhältnisse der athapastischen Sprachen“ (Berl. 1863); Walz, „Die Anthropologie der Naturvölker“ (Bd. 3 u. 4, Lpz. 1862—64), und „Die Indianer Nordamerikas“ (Lpz. 1865); Friedr. Müller, „Allgemeine Ethnographie“ (2. Aufl., Wien 1879).

Atharvaveda, eine der vier Sammlungen der Veda, s. unter Sanskrit.

Atheismus (gebildet aus dem griech. *θεος*, d. i. ohne Gott oder gottlos) bezeichnet Unglauben an das Dasein Gottes, oder die Meinung, daß die Vernunftidee von Gott, mag er nun als Persönlichkeit oder als moralische Weltordnung gefaßt werden, keine Realität oder Wirklichkeit habe. Zeugnet man bloß die Möglichkeit eines hinlänglichen Beweises für das Sein Gottes, so heißt dieses skeptischer A.; glaubt man aber das Nichtsein Gottes durch bestimmte Beweise erhärten zu können, so heißt dieses dogmatischer A., Gottesleugnung. Man unterscheidet theoretischen und praktischen A. Jener verwirft bloß die objektive Realität der Gottesidee, betrachtet aber das Sittengesetz als das Regulativ unsers Strebens und Thuns, als das für uns verpflichtende Ideal; dieser hingegen wird bei der innigen Verflechtung, in welche die Geschichte des menschlichen Geistes das Sittengesetz mit der Gottesvorstellung gebracht hat, überall denen vorgeworfen, welche das Sittengesetz nicht als eine in der Vernunft notwendig liegende Idee, sondern als eine zufällig durch Erziehung und bürgerliche Verhältnisse entstandene Vorstellung betrachten. Da nun in der Vorstellung der Menschen der Glaube an Gottes Dasein das Sittengesetz heiligt, die Sittlosigkeit daher notwendig auf Abwägung des Glaubens an Gott hinwirft, so ist zur Zeit eines tiefen sittlichen Verfalls immer auch der A. hervorgetreten, wie unter den Griechen nach dem Zeitalter des Perikles, unter den Römern nach des Augustus Zeit, im Mittelalter bei dem sittlichen Verfall des Alerus und der Päpste, und in der sittenlosen Periode in Frankreich vor der Revolution. Aber andererseits muß auch die Unabhängigkeit der Sittlichkeit von der bloßen Idee Gottes betont werden, da, wie Kant treffend beweist, die sittliche Würde des Menschen von ganz andern, die transcendente Natur des Geistes verbürgenden Prinzipien abhängt und unser sittliches Thun und Lassen um so höher steht, je weniger die Motive desselben Furcht vor göttlicher Strafe oder Hoffnung auf göttliche Belohnung sind. Da aber der Begriff der Gottheit zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Menschen ein sehr verschiedener, so ist man zu allen Zeiten mit dem Vorwurfe des A. zu freigebig gewesen, indem man dabei zu sehr von subjektiven Standpunkten ausging. So beschuldigten die alten Griechen einige ihrer Philosophen, z. B. Anaxagoras und Sokrates, welche nicht die Realität der Gottesidee, sondern die Vielheit der Volksgötter verwarfen, Atheisten zu sein. So wurden in der christl. Kirche, nach Feststellung des Dogmas von der Dreieinigkeit, diejenigen als Atheisten betrachtet und bestraft, welche die Dreipersonlichkeit Gottes oder die Gottheit Christi leugneten. In der neuesten Zeit ging man von der christl.-theistischen

Vorstellung von Gott als einer außerweltlichen Person aus, wenn man die Idealisten und Pantheisten (Spinoza, Fichte, Schelling und Hegel) des A. schuldigte, da sie doch nicht das Sein Gottes leugnen, sondern nur sein Sein als das einer in der Welt abgetrennten Einzelperson in Abrede ließen (S. Pantheismus.) Ebenso unzulässig ist den neuern Atomismus und Materialismus, der sich angeblich als das philof. Ergebnis der empirischen Naturforschung herausgestellt hat A. zu bezeichnen, denn die Vertreter dieses nennen „Monismus“ (Bogt, Wächner, Rolfe) leugnen die Idee des göttlichen Seins, welche mit der Materie identifizierten, ebenso wenig die Pantheisten. (S. Materialismus.) theoretischen A. als ein Verbrechen ansehen strafen zu wollen, ist ungerecht, da wissenschaftl. Überzeugungen nur unter der Bedingung vollkommener Denkfähigkeit zu gesunder Entwicklung gelangen können. Ebenso kann auch der prakt. A. nur insoweit, als er in widergesetzlichen Thätigkeiten gipfelt, einer Bestrafung von seiten der gerichtlichen Gesellschaft unterliegen.

Athem, s. Atmung.

Athen (griech. *Ἀθῆναι*; lat. *Athēnae*), die St. welche im Altertum, wenn auch nur vorübergehend in politischer, so doch stets in kulturgeschichtlicher Hinsicht der Haupt- und Mittelpunkt des hell. Lebens oder, wie alte Dichter sagen, „das A. von Hellas“, „Hellas von Hellas“ gewesen, in neuern Zeit die Haupt- und Residenzstadt des nigreichs Griechenland geworden ist. Die St. liegt um und auf einer Reihe von felsigen Hügeln in der geräumigsten Ebene der Landschaft Attika (s. d.), zwischen den Flüssen Ilissos und Ilizos in gerader Entfernung etwa 5 km vom Meer, 71 von ihrem spätern Hafenplage, dem Peiraia Ihre ersten Anfänge verlieren sich, wie die alt. Geschichte der ganzen Landschaft, in sagenhafter Dunkel. Die Überlieferung schrieb dem alten A. Krokops die Gründung zu. Die älteste St. schränkte sich auf die obere Fläche eines Hügels, von Westen aus zugänglichen Felsbügels, wofür später während des ganzen Altertums als die Akropolis den polit. und religiösen Mittelpunkt, den Kern der ganzen Stadt bildete. Die Fläche wurde nach der Sage durch Pelasger zu sich geordnet, mit Mauern umgeben und an der S. Seite ein starkes Außenwerk mit neun Thürmen übereinander (daher Enneapylon, „das Neunthürige“ oder auch Pelasgikon, „das Pelasgerwerk“) genau zur Verteidigung des Aufgangs errichtet. Im halb der Burg wohnten die alten Landbesitzer dieses Teils von Attika mit ihren Genossen; hierob sich auch der älteste Tempel der Gottheit, an deren besonderm Schutze die Stadt stand, der „Schühenden“ Athene (Athene Polias), mit wofür zugleich der Erde erschlatternde Meerort (Poiadon-Erechtheus, daher dieser Tempel gemeinhin auch das Erechtheion hieß) verehrt wurde. (Hier eine Tafel: Akropolis zu Athen, restauriert von Architekt R. Weigardt.)

Ein Teil der den Herren der Burg unterth. gen Bevölkerung siedelte sich im Laufe der 3. am Fuße dieses Hügels, hauptsächlich an der Südseite und Südostseite desselben (daher in später hier mehrere der ältesten Heiligtümer d. Stabt, wie die des olympischen Zeus, des Apoll des Dionysos u. a., sich befanden) an. An d.

AKROPOLIS ZU ATHEN.



Äußere Ansicht der Akropolis. (Rekonstruktion.)



Innere Ansicht der Akropolis. (Rekonstruktion.)

Thingen der westlich davon sich hinziehenden Hügels entstand eine zweite Ansiedelung; die Fundamente der primitiven Wohnungen sind zum Teil noch heute auf jenen Hügeln in den Felsböden erkennbar. Die Unterstadt erhielt eine Erweiterung, seitdem infolge der Vereinigung der verschiedenen Teile, in welche Attika in den ältesten Zeiten zerfiel, zu einem staatlichen Ganzen (was die Legende dem Theseus, beziehentlich der Dynastie der Theseiden zuschreibt), A. zur polit. Hauptstadt dieses Bundesstaats erhoben wurde. Die Stadt nahm sich allmählich im Laufe der spätern Jahrhunderte nach und nach den Raum am nördl. Fuße des Bergplateaus an; es waren besonders Handwerker, vornehmlich die Mitglieder der in A. angesehenen und zahlreichen Töpfergilde, die sich hier niederließen, aber ein bedeutender Stadtteil nordwestlich von der Burg den Namen Kerameikos (Töpferviertel) erhielt. In der Folgezeit machten sich besonders Perikles und seine Söhne durch vielfache Bau- und Verschönerungen um die Verschönerung der Stadt verdient. Von ihnen rührt die Errichtung eines Altars der Zwölfgötter auf dem südlichen Teile der am nordwestl. Fuße der Akropolis gelegenen neuen Agora (dem Markte) her, von welchem aus die Entfernungen nach den verschiedenen, durch Straßen mit der Hauptstadt verbundenen Orten leichter bestimmt wurden. Sie begannen in großem Stile den Bau eines Tempels des olympischen Zeus (Olympieion) südlich von der Burg, der aber nach dem Sturze der Tyrannenherrschaft im Entstehen gerieth, und wahrscheinlich auch den Bau eines neuen großen Tempels der jungfräulichen Athene (des Parthenons) auf dem höchsten Punkte der alten Burgfläche, der noch vor oder bald nach ihrer Zerstörung durch die Perser wieder zerstört wurde. Perikatos erstreckte seine Sorge auch auf den außerhalb der Stadtmauer gelegene Terrain, indem er die dort an der östl. Stadtmauer am rechten Ufer des fließenden Ilissos entspringende Quelle Kallistide, welche den Bewohnern der Stadt das beste Trinkwasser lieferte, in einen neundrighen Brunnen (heißt Enneaktamonos genannt) fassen ließ und nördlich davon einen ausgedehnten Bezirk (heißt den Apollon als Heiligtum weihete, das nachher durch Perikatos noch erweitert und verschönert, durch den Staatsmann Epikuros zu einem Gymnasion umgewandelt wurde.

Ein neue, für die Zukunft wichtige Anlage erhielt die Stadt um das J. 500 v. Chr., indem damals in dem heiligen Bezirke des Dionysos am südwestl. Fuße der Burg, dem Lenäon, das zu dem (heute der Brühl) genannten Stadtteile gehörte, ein neuerer Bau für die Zuschauer der dramatischen Vorstellungen, die sich bis dahin mit jedem von aufgeschlagenen Brettergerästen hatten beschränken müssen, also das Theatron, begonnen wurde. Außerdem wurde daselbst erst zur Zeit Alexanders d. Gr. durch Epikuros.) Eine sehr schwere Katastrophe traf A. im Persertriede (480 v. Chr.), als auch der Themistokles sämtliche Bewohner sie verlassen hatten, und die verlassen Mauern, Thron, Tempel und Burg von dem pers. Heere des Xerxes zerstört wurden. Allein, kaum war nach dem Sieg bei Salamis die Vertreibung der Perser entschieden, als die Athener auf die Trümmer zurückkehrten und sich zunächst, nach notdürftiger Beseitigung der Wohnungen, an den Bau einer neuen, erweiterten Stadtmauer machten, die auf

Antrieb des Themistokles in großer Hast auszuführen und trotz der Einsprache der Spartaner, die A. gern als unbefestigte Ortschaft gesehen hätten, in kurzer Zeit vollendet wurde (479—477). Noch jetzt läßt sich der Gang dieser mit gegen 100 Türmen versehenen Stadtmauer an vielen Straßen, besonders an der Westseite, wo sie sich auf dem Rücken der hier das Terrain der Stadt begrenzenden Felsbühl, des Museion und des sog. Nymphenbühls, hinzieht, und an der Süd- und Südostseite, wo sie sich durchaus auf dem rechten Ufer des Ilissos hielt, deutlich erkennen. Ihr Umfang betrug mit Berechnung aller Einbiegungen und Vorsprünge, etwa 8 km. Zehn bis zwölf Thore vermittelten den Verkehr, von denen noch das Theseische und Peiräische an der Westseite, das Thriasische oder Doppelthor (Dipylon), als Ausgangspunkt der Prozession von A. nach Eleusis auch das „heilige“ genannt, auf der Nordwestseite, und das Akarnanische an der Nordseite, das Diomeische auf der Nordostseite, das des Diogenes an der Ostseite, endlich das Itonische an der Südseite nachgewiesen werden können.

Im Zusammenhang mit der Wiederherstellung der städtischen Befestigung ging Themistokles an die Befestigung der neuen Hafenstadt (des Peiräeus), deren Anlage er schon vor dem Persertriede begonnen hatte. Während die Athener bis dahin die nur etwa 5 km von der Stadt entfernte, den Schiffen keinen recht sichern Ankergrund bietende Bucht Phaleron als Hafen benutzt hatten, veranlaßte sie Themistokles, eine neue Hafenstadt auf der 7 km südwestlich von A. gelegenen felsigen Halbinsel des Peiräeus zu errichten, welche drei schon von Natur ausgezeichnet sichere Häfen darbot: den Haupthafen, Peiräeus im engeren Sinne, dessen enger Eingang durch Ketten geschlossen werden konnte und der in zwei Abteilungen, den Kriegshafen (Mastharon) und den Handelshafen (Emporion), zerfiel, und die beiden an der östl. Seite der Halbinsel befindlichen, Pea und Munichia. Eine hohe und starke Ringmauer diente dieser Anlage zum Schutz. Im J. 457 wurde dann unter der Staatsverwaltung des Perikles die besetzte Hafenstadt durch eine etwa 7 km lange Mauer mit der Stadt A. verbunden und zugleich eine ähnliche, nur etwas kürzere Mauer von der Stadt nach der Bucht Phaleron gezogen, so daß nun A. durch ein gemeinsames Fortifikationsystem mit seinen Häfen verbunden und so gegen jeden Angriff trefflich geschützt war. Zur weiteren Verhärtung dieser ganzen Fortifikation wurde dann 444 v. Chr. noch eine dritte Mauer, in der Mitte zwischen jenen beiden, der westlichen, von A. nach dem Peiräeus führenden parallel, errichtet. In der Stadt selbst hatte Kimon eine neue Befestigungsmauer an der Südseite des Burgplateaus gebaut, welche im Westen, gerade über dem Aufgange zu der oberen Burgfläche, durch eine turmhöhenhohe Bastion (Pyrgos), die diesen Aufgang beherrschte, abgeschlossen wurde. Sie trug den wahrscheinlich erst nach Kimon errichteten überaus herrlichen Tempel der Nike Apteros. Dieser wurde 1687 von den Türken befehlige Anlage einer Schanze abgebrochen, bei Begräbnung derselben 1835 jedoch fast vollständig wieder aufgefunden und durch die Architekten Schaubert und Hansen unter Leitung des Archäologen Ludwig Ross wiederhergestellt. Außerdem hatte Kimon in der Stadt nordwestlich über der Agora einen stattlichen Tempel in dorischem Stile zu Ehren

des Theseus erbaut, das sog. Theseion, das, in der christl. Zeit in eine Kirche des heil. Georgios verwandelt und dadurch vor Zerstörung geschützt, noch heutzutage als eine der besterhaltenen Ruinen des alten A. mit seinem Skulpturgeschmuck aufrecht steht. (Mehrere neuere Forscher haben freilich die Identität dieses Tempels mit dem Theseion bezweifelt und darin vielmehr den Tempel des Herakles im Stadtviertel Nests erkennen wollen.) Ferner sorgte Kimon für die Bequemlichkeit der Spaziergänger durch Anpflanzung von Bäumen auf dem südl. Zeile des Marktes sowie in dem Akademia genannten, in der nordwestl. Vorstadt A.s, dem sog. äußern Kerameikos, gelegenen Gymnasion. Auch ein Verwandter des Kimon, Namens Peisianax, machte sich um die Verschönerung der Stadt verdient durch Errichtung einer stattlichen, für Spaziergänge und gesellige Unterhaltung bestimmten Halle an der Nordwestseite des Marktes, die, durch Polignotos und einige seiner Kunstgenossen mit hist. Wandmalereien geziert, die Bunte Halle (*Ποικιλή*) genannt wurde.

Weit bedeutender noch als die des Kimon waren die Leistungen des Perikles für die Verschönerung der Stadt durch monumentale Bauwerke. Das früheste derselben war das in der Nähe des Theaters im heil. Bezirk des Dionysos errichtete Odeion (schon vor 444 vollendet), ein für musikalische Ausführungen bestimmtes Gebäude, dessen selbstförmiges Dach zahlreiche Säulen trugen. Dann verwendete er aber alle seine Aufmerksamkeit und einen Teil der reichen Mittel, welche A. außer andern auch durch die Tribute seiner Bundesgenossen damals zu Gebote standen, auf die Ausschmückung der Akropolis, die jetzt nicht sowohl als Burg in fortifikatorischem Sinne, sondern vielmehr als Mittelpunkt des Staats in religiöser Hinsicht betrachtet wurde. Zunächst ließ er durch den Architekten Ktimos an der Stelle des alten, bei der Erstürmung der Stadt durch die Perser zerstörten Helotompeos einen neuen, weit prachtvollern und höhern Tempel errichten, des Parthenon, der noch jetzt in seinen Trümmern das vollständigste Muster des dor.-attischen Baustils darbietet. Die architektonische Wirkung wurde noch bedeutend gehoben durch die zahlreichen und meisterhaften Skulpturwerke, mit welchen, unter der Leitung des Phidias, der Tempel im Innern wie äußern geschmückt wurde. Sogleich nach Vollendung des als Schatzkammer der Götter dienenden und namentlich bei der Feier der Panathenäen benutzte Parthenon (s. d.), 438 v. Chr., ließ Perikles durch den Architekten Iktinos mit großem Kostenaufwande (angeblich über 9 Mill. Mark) einen neuen prachtvollen Eingang zur Akropolis errichten, die sog. Propyläen (437—432), die noch jetzt in ihren Hauptteilen erhalten sind. Ein aus gefurchten Marmorplatten angelegter Weg führte in mehrfachen Windungen an der Westseite des Burghügels empor zu einer von sechs dor. Säulen, deren Zwischenräume nach beiden Seiten hin symmetrisch abnahmen, gebildeten Vordälle, an welche sich zur Aufstellung der ganzen Breite der Westseite des Hügels zwei Seitengewächer von verschiedener Größe, das nördliche zur Aufstellung von Gemälden, das südliche vielleicht zum Wachtholal bestimmt, angeschlossen. Hinter der Vordälle lag eine Mittelhalle, deren mit Marmor und Vergoldung gezierter Decke sechs ion. Säulen trugen und die im Osten durch eine, von fünf an Höhe und Breite nach den

Seiten zu symmetrisch abnehmenden Thoren durchbrochene Wand abgeschlossen wurde, vor der wieder eine, der westlichen gleiche Vordälle erhol.

Durch den Ausbruch des Peloponnesischen Krieges (431 v. Chr.), der die Kräfte des attischen Staats von Anfang an bedeutend in Anspruch nahm, war die bauliche Thätigkeit in A. zwar bedeutend eingeschränkt, aber doch nicht ganz unterbrochen. W ging nun daran, den ältesten und heiligsten von den Tempeln der Akropolis, das sog. Erechtheion neu herzustellen, wobei man den ursprüngl. Grundplan, die Vereinigung der beiden Heilthümer der Athene Polias und des Poseidon-Erechtheus unter Einem Dache, festhielt. Das ganze Gebäude, dessen Vollendung, durch die Drangsale des Krieges verzögert, erst nach dem J. 405 und in einer starken Verwüstung durch einen Brand, erst wieder seit 335—334 v. Chr. erfolgte, erhielt außerst stattliches Ansehen durch Anlage einer doppelten Vordälle, einer östlichen mit sechs und einer nördlichen mit vier ion. Säulen Fronte (letztere hatte außerdem noch zwei Säulen zwischen den Säulen und der Wand), durch Anfügung eines Nebengebäudes, dessen Dach von sechs lebensgroßen Amazonenstatuen (Koren) getragen wird, an der Südseite, und durch die Einrichtung von drei, von Halbsäulen eingerahmten Nischen an der Westwand. Noch jetzt ist das Gebäude, in mehrfacher Umgestaltung und Verwüstungen seinem trümmershaften Zustande das Muster ion.-attischen Baues in ihrer schönsten Entfaltung. Der für A. unheilvolle Ausgang des Peloponnesischen Krieges (404 v. Chr.) führte die Zerstörung eines der bedeutendsten Werke hervor: Athener wurden durch die siegreichen Spartaner genötigt, die Befestigung des Peiräeus sowie langer Mauern, welche diese mit der Stadt verbunden, zu schleifen. Allein schon 338 zur Zeit des 2. Korinthischen Krieges gegen Sparta wurden durch Seleukos von Konstantinopel Subsidien für die Sicherheit so notwendigen Befestigungswerke herbeigeschafft. Ein neuer schwerer Schlag traf wie das ganze Griechenland, durch die Schlacht Chäroneia (338). Aber durch die eifrigste Verwaltung des Lykurgos (338—326) war es möglich, daß auch wieder bedeutende Bauten Staatskosten ausgeführt werden konnten. wurde das Theater 330 endlich vollendet, in der seit des Iktinos gelegenen Vorstadt Agora ein Odeion zur Abhaltung der gymnastischen Wettläufe am Feste der Panathenäen eingerichtet, und Peiräeus durch den Architekten Philon ein 9 artiges Seezeughaus errichtet. Auch wohlhabende Privatleute thaten das Ihrige zu Verschönerung der Stadt. Beweis davon gibt das noch erhaltene 335 errichtete choragische Monument des Euphrates (im Volksmunde jetzt die Laterne des Demos genannt) östlich der Akropolis, ein rundes Marktempelchen mit ion. Säulen, deren Zwischenräume durch konvexe Marmorplatten geschlossen und einem kuppelförmigen Dache mit kandelähnlichem Aufsätze, auf dem ein eherner Dreifuß stand; ferner das jetzt zerstörte, 320 vor einer Odeion im Burghügel oberhalb des Theaters aufgeführte choragische Monument des Theophrastos, ein von Pfeilern gestützter Oberbau, auf dem eine Markstatue des Dionysos, einen Dreifuß im Schoße. Als nach dem Tode Alexanders d. Gr. der Versuch der Griechen, ihre Selbständigkeit zu

zu Makedonien zu machen, durch den
 letzten Ausgang des Samnischen Kriegs (322
 v. Chr.) gelehrt war, und nun auch A. macedon.
 besiegen zu können und sich durch macedon. Kom-
 mandanten kammern lassen mußte, hörte die Aus-
 scheidung von Bauwerken durch den Staat sowohl
 als durch Privatsleute fast ganz auf. Allein der
 als König, der noch immer die tief gekündete Stadt
 bewachte, bemühte sich nun auswärtige „helleni-
 sche“ Reize zur Errichtung von Bauwerken,
 um dadurch den Ruhm ihrer Stifter vergrößern.
 So ließ der König Ptolemäos II. (197—159)
 ein neues Säulenhallen hinter der Bühne
 des Theaters als für die Vorübungen der drama-
 tischen Künste, teils zur Zuflucht für die Zuschauer
 bei plötzlich eintretendem Regenwetter, dessen Nach-
 schlag (Antioch II. (159—138) eine ausgedehnte Halle
 (Stoa), einen Bezirk, nahe dem nördl. Ende der
 Agora an dem Ufer, von welcher noch bedeuten-
 de Reste erhalten sind. König Antioch IV.
 (138—128) von Syrien unternahm die
 Befestigung des seit der Vertreibung der Perser
 unterworfenen Baues des Olympieion, ein
 heiliges, das jedoch infolge des Todes des
 Königs nicht zu Ende geführt wurde. Auch die röm.
 Herrschaft hatte anfangs für A. nichts Drückendes.
 Einmal wurde es einen schweren polit. Fehler
 begangen. Als sie im Kriege der Römer gegen
 den König Mithridates d. Gr. von Pontos die
 Stadt zu ihrem Lagerort griffen hatte, wurde die Stadt
 von Sulla mit Sturm erobert (86 v. Chr.). Die
 Befestigungen des Peiräeus, das große Seezeughaus
 und die Mauern der langen Mauern wurden von dem
 Sieger zerstört und seitdem nicht wiederhergestellt.
 Es kam zu einer gänzlichen, und der Peiräeus
 ist zu einem unbedeutenden, auf wenige Häuser zu-
 rück zu einem beschränkten Ortspunkt herab. Aus
 A. selbst ist keine Gasse, außer einigen Weichge-
 henden am Kanal Säulen von dem unvollenden-
 ten Olympieion fort. Das von Perikles erbaute
 Theater war während der Belagerung von den Ver-
 theidigern der Burg, welche fürchteten, das Holzwerk
 welches konnte von den Feinden zu Belagerungs-
 zwecken benutzt werden, abgetragen worden, wurde
 aber bald darauf durch den König Ariobaranes II.
 von Bithynien (gest. 52 v. Chr.) wiederherge-
 stellt. In derselben Zeit errichtete ein Privatmann,
 Kallikrates aus der Stadt Kyrrhos in Syrien
 (Kyrrhos), auf einem freien Plage östlich von der
 Agora ein noch jetzt erhaltenes und vom Volke
 „das Haus der Winde“ genanntes Bauwerk. (S.
 Antikritik 4.)

Als die Begründer der röm. Monarchie, Julius
 Cäsar und Augustus, erwiesen sich, trotz mancher
 nicht fehlender Athener, freundlich gegen diesel-
 ben. Aus den von jenen gespendeten Gaben errich-
 teten die Athener nördlich von der Agora ein
 großes Heiligtum der Athena Archegetis (ein an
 dem Ufer von Mauern umschlossener kleiner Tem-
 pel mit vier dor. Säulen an der Vorderseite), das
 von mehreren Künftler der Kaiserl. Fa-
 milie besucht war und zugleich als Eingangshalle
 zu einem von Mauern umschlossenen, für den Olym-
 pieion bestimmten Plage diente. Ferner erbaute
 Agrippa, der große Minister des Augustus, ein
 „Haus“ zu Aemilius, das Agrippaeion, wofür

ihn die Athener durch Errichtung einer Statue ehr-
 ten, welche am Ausgang der Akropolis, vor dem
 nördl. Flügel der Propyläen, ihren Platz fand.
 Das gegen 8 m hohe, ziemlich plumpe Diebstahl
 dieser Bildsäule ist noch jetzt vorhanden. Noch bei
 Lebzeiten des Augustus wurde auf der Akropolis
 östlich vom Parthenon ein der Göttin Roma und
 dem Augustus geweihter Rundtempel erbaut. Der
 größte Wohlthäter A. aber war der Kaiser Ha-
 drian, unter dessen Regierung die Stadt einen neuen
 Aufschwung nahm und in reichem Maße als je
 vorher durch viele mit Pracht ausgeführte Neu-
 bauten verherrlicht wurde. Zunächst vollendete Ha-
 drian den Tempel des olympischen Zeus bis 132
 n. Chr. in großartiger Weise. Die sehr umfang-
 reiche Cella, in welcher eine Kolossalstatue des Got-
 tes aus Gold und Eisen aufgestellt wurde, war
 an den Langseiten von zwei, an den Schmalseiten
 von drei Reihen mächtiger, gegen 20 m hoher, io-
 nisch. Säulen umgürtet, von denen 15 noch jetzt
 aufrecht stehen, während eine 16., durch einen hefti-
 gen Sturm umgestürzt, am Boden liegt. Den
 Säulenumlauf selbst umgab ein sehr ausgedehnter,
 mit einer Mauer umschlossener heiliger Bezirk (Pe-
 ribolos), von 668 m Umfang, in welchem zahlreiche
 Weichgeschenke, namentlich auch Statuen des Kaisers
 standen, welche von A. und vielen andern griech.
 Städten gestiftet waren. In der Umgebung des
 Tempels entstand ein ganz neues Stadtviertel, dem
 Kaiser zu Ehren „Hadrianopolis“ genannt. Mit der
 Akropolis verband diesen Theil ein noch jetzt
 stehender Thorbogen, der auf der einen Fronte die
 Inschrift trägt: „Das ist Athen, die ehemalige Stadt
 des Theseus“, auf der andern: „Das ist des Ha-
 drian und nicht des Theseus Stadt.“ Ferner baute
 Hadrian einen Tempel des panhellen. Zeus und
 der Hera, ein Pantheon, ein reichverziertes, von
 Säulenhallen aus kostbarem phryg. Marmor um-
 schlossenes Bibliothekgebäude und ein umfangrei-
 ches, mit 100 Säulen aus afr. Marmor geschmück-
 tes Gymnasion. Unter dem Nachfolger Hadrians,
 Antoninus Pius, entstand (140 n. Chr.) eine Wasser-
 leitung, die der Stadt mehrere Meilen weit von
 Norden her Wasser zuführte. Außerdem aber hatte
 die Stadt der Freigebigkeit eines überaus reichen
 Privatmanns, des Lehrers der Rhetorik Herodes
 Attikos, neue Verschönerungen zu danken. Letzterer
 ließ nicht nur die Steinische des Stadion am Ilissos
 mit Platten pentelischen Marmors überkleiden, son-
 dern erbaute auch zum Andenken an seine verstor-
 bene Gattin Regilla am südwestl. Fuße der Akro-
 polis seit 161 n. Chr. ein für etwa 6000 Zuschauer
 berechnetes Odeion oder Theater, das 81 Reihen
 von mit Marmor besetzten Sitzstufen, eine Or-
 chestra für die Chöre und eine Bühne mit einer
 hohen, von Bogenseitern durchbrochenen Mauerwand
 enthielt und mit einem kunstreich konstruierten Dach
 aus Cedernholz bedeckt war. Mit Ausnahme dieses
 Dachs ist das Bauwerk noch in allen seinen wesent-
 lichen Theilen erhalten. In dieser Zeit seiner Nach-
 bläte unter den Antoninen wurde A. von dem Rei-
 senden Pausanias besucht, der im ersten Buche
 seiner „Περὶ Ἀθηνῶν“ eine genaue Beschreibung der
 Stadt und ihrer wichtigsten Bau- und Kunstdenk-
 mäler hinterlassen hat.

Noch geraume Zeit nach dem Besuche des Pau-
 sanias, bis in die byzant. Zeit, erfreute sich A. eines
 verhältnismäßig blühenden Zustandes. Es blieb,
 trotz der zahlreichen, besonders von Theodosius I.

und dessen Nachfolger erlassenen Edikte gegen das Heidentum, der Mittelpunkt der antiken Bildung, wurde von den Kaisern, abgesehen von der Wegführung einiger Kunstwerke zum Schmuck der neuen Reichshauptstadt Byzanz, freundlich behandelt, und auch bei den verschiedenen Einfällen barbarischer Völker, wie der Gothen (aus Furcht vor denen schon unter dem Kaiser Valerianus die Befestigungswerke ausgebessert wurden) und der Héruler (267 n. Chr.) kam die Stadt immer sehr glimpflich weg. Erst im 6. Jahrh. n. Chr., als Kaiser Justinian I. die Schulen, in welchen bis dahin Rhetorik und heidnische Philosophie gelehrt worden war, definitio schließen ließ, sank A., dessen Tempel nun entweder zerstört oder in christl. Kirchen umgewandelt wurden, zu einer byzant. Provinzialstadt herab, obwohl es unter seinen Bischöfen und (seit 857) Erzbischöfen mehrere gelehrte und bei ihren Zeitgenossen hoch angesehene Männer zählte. Unter der Herrschaft der Franken in Griechenland (seit 1205) wurde A. die Hauptstadt eines gleichnamigen Herzogtums, welches, außer den Landschaften Attika und Böotien, einige Striche von Phokis und des südl. Thessalien umfaßte und zunächst im Besitze der burgund. Familie de la Roche war, von der es durch Erbschaft 1308 an den Stiefbruder des letzten Herzogs, an Walthar von Brienne überging. Wie noch erhaltene Reste von Ringmauern aus dieser Zeit, die jedoch vielleicht schon der Zeit und den militärischen Schöpfungen Justinians I. in Griechenland angehört, beweisen, war der Umfang A.s damals beträchtlich vermindert und im wesentlichen auf die Gegend um den nördl. und östl. Fuß des Burgbügels beschränkt. Hierauf gerieten Stadt und Herzogtum in die Hände catalon. Söldner, welche den Walthar in der Schlacht am Kepheios 1311 erschlagen hatten. Von diesen wurde das Herzogtum einige Zeit später unter die Oberherrlichkeit der aragon. Könige von Sicilien gestellt, die es durch in A. residierende Statthalter regierten. Es war dann der Florentiner Nerio Acciajuoli (Rainerio I.), der 1385 von Korinth aus das Herzogtum eroberte, dessen Familie sich im Besitze des letztern behauptete bis 1458, wo Mohammed II. A. für die Türkei annectierte. Der Parthenon, der seit der Zeit Justinians I. als prachtvoller Mariendom das christliche A. geschmückt hatte, wurde 1460 in eine Moschee verwandelt. Das in der fränk. Zeit an die Propyläen gebaute Ritterkloß wurde türk. Kaserne. Der letzte Rest desselben, der kolossale burgund. Donjon auf dem südl. Hügel, wurde erst in neuester Zeit abgebrochen.

Die Zeit der türk. Herrschaft, während welcher A. zu dem Paschalik von Negroponte (Euböa) gehörte und durch türk. Wojwoden unter dem Befehle jenes Paschas regiert wurde, war eine Zeit tiefen Verfalls für die Stadt. A. bildete jetzt ein kleines Landstädtchen von 6—8000 E., welche, abgesehen von den Türken, in deren Händen fast alles Grundeigentum lag, teils griechisch, teils albanes. Herkunft waren. Weitläufig, mit engen und krummen Gassen, ohne Mauern (erst 1778 wurde eine, 1835 wieder abgebrochene, Ringmauer mit vorspringenden Thürmen, hauptsächlich aus Materialien antiker Bauwerke, um die Stadt ausgeführt), bot es ein getreues Bild der Verkommenheit der ganzen griech. Nation dar. Die Bau- und Kunstdenkmäler des Altertums, von den Türken mit roher Verachtung, von den Griechen, resp. Albanesen, mit stumpfer Gleichgültigkeit betrachtet, gerieten mehr und mehr

in Verfall, ja wurden zum Teil gewaltsam zerstört. So ward der herrliche Tempel der Athene Nike u. den Lärten zur Anlage einer Bastion vor den Propyläen (1687) abgebrochen. Der Parthenon selbst bei der Belagerung A.s durch die Venezianer am Morosini 1687 durch eine Bombe erhebliche Beschädigungen und wurde am Anfange des 19. Jah. durch den brit. Gesandten bei der Porte, Sir Elgin, eines großen Teils seines Sculptur Schmuck beraubt (1801—3). Das choragische Denkmal d. Thrasippos und ein kleiner, in ion. Stile erbaut später in eine Kirche verwandelter Tempel am Pnyx wurden in der zweiten Hälfte des 18. Jah. von den Griechen selbst abgebrochen. Ähnliche weise war bereits vor dem Eintritt dieser Zerstörungen im westl. Europa wieder ein regeres Interesse für die Altertümer A.s erwacht, das mehr Gelehrte und Künstler veranlaßte, die noch erhaltenen Reste jener Denkmäler selbst aufzusuchen u. durch Beschreibungen und Zeichnungen weitem Kreise zugänglich zu machen. So hatte der Kommandant der brit. Gesandtschaft bei der Hofen Fürst 1674 durch einen in seiner Begleitung befindlich Maler, Jacques Carrey, eine Anzahl der interessantesten Denkmäler A.s, namentlich die Statuenwerke des Parthenon, zeichnen lassen. Das J. darauf kamen die Reisenden Jacques Spon u. George Wheler nach A., welche später in ihre Reisebeschreibungen Berichte über die dortigen Denkmäler des Altertums veröffentlichten. Rameau aber erwarben sich die engl. Architekten Stuart u. Revett ein großes Verdienst, indem sie 1751—52 sorgfältige Messungen und Zeichnungen aller damals noch in A. vorhandenen antiken Monumente ausführten und diese in dem Werke »Antiquities of Athens« (4 Bde., Lond. 1762—1816; deutsch v. Wagner, Darmst. 1830—33) veröffentlichten.

Der griech. Freiheitskampf war zunächst in die Periode der Zerstörung und Verwüstung der Stadt A. Nachdem die Burg nach längerer Belagerung 21. Juni 1822 in die Hände der Osmanen gefallen, wurde 15. Aug. 1826 die Stadt von den Türken wiedererobert. In der Akropolis ließ eine tapfere Schar noch beinahe ein Jahr lang vertheidigen, die aber, nach mehreren vergeblichen Versuchen sie zu entsetzen, 5. Juni 1827 auch die letzte Vollmacht der griech. Freiheit dem Feinde übergeben mußte. Ein großer Teil der griech. Bevölkerung hatte damals die fast ganz in einem Schutthaufen verwandelte Stadt verlassen, und erst der Einstellung der Feindseligkeiten (1829), bei ders. aber nachdem durch die londoner Konferenz (3. Febr. 1830) Attika dem neugeschaffenen griech. Staate einverleibt worden war, lehrten die mit der Ausgewanderten zurück und errichteten Holz- oder Lehmhütten zwischen den Schutthaufen fanden sich auch einige Ansiedler aus allen Teilen Griechenlands, sowie Fremde aus verschiedenen Ländern des westl. Europa ein. Aber nach der Thronbesteigung König Ottos (1833) A. im wesentlichen ein großer Trümmerhaufen es infolge seiner Erhebung zur Hauptstadt und Residenzstadt des Königreichs Griechenland und Verleibung der Regierung dahin (25. Dec. 1834) binnen wenigen Jahren eine überraschende Neugestaltung erhielt. Dieses neue Athen, von den Reugeth Athina genannt, liegt nördlich und östlich Akropolisbühl und zieht sich nach dem Pnyx, nach Patissia und der alten Akademie hin.



Amber Eide is a freelance journalist. (Eide@cap.org)

Technische per-werk-Länge: 120mm



Einmal im Meter 1 Nautika Stadion 334,1 Meter.

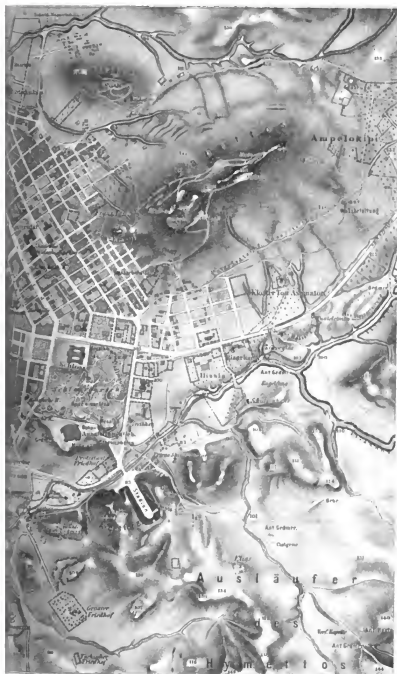
Die topographisch ablesende Zahlen beschränkt die Höhen in Meter.

Im Anhang: 1. Lage der Stadt 2. Plan des Akropolis 3. Plan der Akropolis der Akropolis.

1. Lage

In A





Die eingetragenen Höhen sind nach den Höhenmessungen der Preussischen Landesaufnahme von 1878-1880.

Im südlichen Teil der Stadt: 2. Stra. des Bahnhofs & Thierhalle der Athener - Archäologie

Zu Athen, Athen

Leipzig

Haupt der Straßen sind gerade gezogen und von
 anderer Breite. Unter denselben sind hervorzu-
 heben die Peträusstraße, die in den Platz Omonia
 mündet und die Hermetstraße, die in direkter Linie
 von E. nach O. von dem Bahnhofe bis zum Kon-
 stitutionsplatze führt und als Grenzlinie für die
 alte und neuere Stadt betrachtet werden kann.
 Die westliche von dieser Straße liegende Theil der
 Stadt ist der größere und schönere. Die Stadt
 hat in neuester Zeit mit der frühern, am westl.
 Theile des Lykabetos liegenden Neapolis vereinigt.
 Der Stadtbereich, 80 m breit, geht vom Omonia-
 platz nach dem Universitäts- und Schlossplatz, um
 die Neapolis und vereinigt sich dann mit der Pet-
 träusstraße, als deren Fortsetzung die schöne, mit
 hohen gepflanzten Stablonenstraße vom Omonia-
 platz nach dem Konstitutionsplatze führt. Die
 Straße führt vom Horologion (dem sog. Turm
 der Stunde) 1,5 km lang nördlich nach Vatissia.
 In der parallel läuft die Athenerstraße. Das be-
 kannte Denkmal der Stadt ist das an der Ost-
 seite derselben gelegene, von Friedrich von Gärtner
 entworfen, sehr geräumige königl. Palais, das mit
 einer Fassade aus pentelischem Marmor einen statt-
 lichen, wenn auch durch die allzu große Zahl der
 Säulen etwas verunsicherten Eindruck macht.
 Hinter diesem ist noch das Universitätsgebäude (zu
 dem 14. Juli 1839 der Grundstein gelegt wurde
 und welches zugleich die Universitäts- und National-
 bibliothek mit 3000 Bänden und das Münzlabo-
 rium enthält) im nordöstlichen Theile der Stadt, das
 nachherhin an der Stablonenstraße, mit einer
 Fassade von 35000 Bänden, die auf dem sog.
 Konstitutionsplatze westlich von der Stadt gelegene
 Sternwarte, die Akademie, ein prächtiger Bau
 aus pentelischem Marmor nach dem Plane des
 berühmten Hansen, beides Stiftungen des Baron
 Sina in Wien, und zwei große Waisenhäuser zu
 erwähnen. Die Stadt zeigt sich, mit Ausnahme
 des großen und schönen Gartens hinter dem königl.
 Palais, dessen Stiftung und Pflege hauptsächlich
 der Königin Amalie zu verdanken ist, ziemlich arm
 an Gärten und Baumwuchs. Von Anstalten zur
 Pflege der Wissenschaften und Künste besitzt A., ab-
 gesehen von den niederen und Mittelschulen, unter
 denen das nach seinem Gründer Arslanion genannte
 Lyceum hervorzuheben, eine im Mai 1836
 eröffnete Universität, welche (1880) 60 Professoren
 und 2 Dozenten hat und von 1995 Studenten be-
 steht; von und zu welcher ein physikographisches und
 geolog. Museum sowie ein botan. Garten (an der
 Landstraße nach Eleusis) gehört, ein Polytechnikum,
 vier Gymnasien, eine durchaus auf dem
 Grundsatze des Gymnasiums stehende Vorberei-
 tungsschule für künftige Theologen (die sog. Khiza-
 nische Schule), ein Schullehrerseminar, eine archäol.
 Anstalt, welche mehrere Ausgrabungen unter-
 nommen hat, ein Stadtklinikum, eine Augenkranken-
 heilanstalt, eine von der franz. Regierung gegrün-
 dete und unterhaltene Anstalt, durch welche jungen
 Leuten Gelegenheit zu archäol. und topogr.
 Forschungen in Griechenland gegeben wird (die sog.
 Ecole française), das 1874 zu demselben Zwecke
 errichtete kaiserl. deutsche archäol. Institut, ein
 techn. Museum, ein Winter- und drei Sommer-
 theater. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten A.s
 sind besonders zwei Waisenhäuser, ein Findelhaus
 und ein Armenasyl hervorzuheben. In administra-
 tiver Hinsicht ist A. der Hauptort des Kreises (No-

mos) Attika und Böotien und als solcher der Sitz
 eines Kreisdirectors (Nomarchen), ferner der Haupt-
 ort des Bezirks (Eparchia) Attika und eine selbst-
 ständige Gemeinde (Dimos), an deren Spitze ein
 Bürgermeister (Dimarchos) und ein Gemeinderat
 stehen. Als Handelsplatz hat sich A. in der neuesten
 Zeit sehr gehoben, wenn es auch in dieser Beziehung
 hinter manchen andern griech. Städten, wie nament-
 lich hinter Patras und Syra (Hermopolis), zurück-
 steht; die Gewerthätigkeit ist unbedeutend. Die
 Einwohnerzahl der Stadt, welche 1834, als A. zur
 Residenz erhoben wurde, sich auf etwa 4000 belief,
 betrug nach dem Censur von 1879 bereits 68677,
 worunter 3460 Militärs. Mit der Hafenstadt Pei-
 raeus (21618 E.) ist A. seit 1869 durch eine 12 km
 lange Eisenbahn (die einzige in Griechenland) ver-
 bunden. (Hierzu ein Plan von Athen.)

Literatur. Leake, »Topographie von A.«
 (2. Aufl., überf. von Walter und Sauppe, Bar.
 1844); Fockhammer, »Topographie von A.« (Riel
 1841); Rochette, »Sur la topographie d'Athènes«
 (Par. 1852); Graf de Laborde, »Athènes au 15^e,
 16^e et 17^e siècles« (2 Bde., Par. 1854); Burlian,
 »Geographie von Griechenland« (Bd. 1, Lpz. 1862);
 Breton, »Athènes décrite et dessinée« (2. Aufl.,
 Par. 1868); Dyer, »Ancient Athens, its history,
 topography and remains« (Lond. 1873); Wach-
 smuth, »Die Stadt A. im Altertum« (Bd. 1, Lpz.
 1874); Burnouf, »La ville et l'acropole d'Athènes,
 aux diverses époques« (Par. 1877); Gregorovius,
 »A. in den dunkeln Jahrhunderten« (in »Unsere
 Zeit«, 1881, 1); »Atlas von A. im Auftrage des
 kaiserl. deutschen archäol. Instituts herausg. von
 G. Curtius und J. H. Raupert« (Berl. 1878, 12 Bl.
 mit erläuterndem Text); »Karten von Attika
 Veranlassung des kaiserl. deutschen archäol. In-
 stituts mit erläuterndem Text herausg. von G. Cur-
 tius und J. H. Raupert. Heft 1: Athen und Pei-
 raeus« (4 Bl. u. 1 Heft Text, Berl. 1881).

Athenagoras, einer der sog. Apologeten, d. h.
 der philos. Verteidiger des Christentums aus dem
 2. Jahrh. n. Chr., ist der Verfasser einer im J.
 177 an den Kaiser Marc Aurel und dessen Sohn
 Commodus gerichteten »Bittschrift für die Christen«
 (Προσέβασις πρὸς τοὺς αὐτοκράτορας) und eines Traktats
 über die Auferstehung der Toten. Über seine Lebens-
 verhältnisse ist gar nichts weiter bekannt, als was
 sich aus der Überschrift und dem Inhalte seiner
 Apologie ergibt. Hiernach war er ein Athener, der
 seine philosophische, speziell platon. Bildung in den
 Dienst des Christentums stellte. Seine Verteidigung
 wendet sich vornehmlich gegen die unter den Heiden
 umlaufenden Beschuldigungen des Atheismus, der
 Blutschande und des Hesses geschädigter Kinder.
 Die Sprache ist edel und fein, die Beweisführung
 häufig und klar, doch fehlt es dem Gebanten an in-
 dividuellem Charakter. Die spezifisch christl. Lehre
 tritt nur wenig hervor. Noch weniger bewegt sich die
 streng philosophisch gehaltene Schrift über die Auf-
 erstehung der Toten in eigentümlich christl. Ideen.
 Die wichtigsten Ausgaben sind von Dehaix (Orf.
 1706), Prudentius Varanus (Par. 1742) und Otto
 im »Corpus Apologetarum Christianorum saeculi
 secundi« (Bd. 7, Jena 1857). Vgl. Märkel, »De
 Athenagoras libro apologetico« (Königsb. 1857);
 Reim, »Rom und das Christentum« (Berl. 1881).

Athenais, eine heidnische Athenerin von großer
 Schönheit und wissenschaftlicher Bildung, geb. um
 400 n. Chr., erhielt von ihrem Vater, dem Lehrer

der Rhetorik Leontios, eine vortreffliche Erziehung. Um noch dessen Tode die kaiserl. Rechtshilfe im Gerichte mit ihren Brüdern anzureisen, begab sie sich um 420 nach Konstantinopel. Die Augusto Pulcherio, Schwester des Kaisers Theodosius II. und Regentin, wurde durch die Schönheit und Genialität der A. so sehr angezogen, daß sie dieselbe zu ihrer Hofdame ernannte und zur Gemahlin ihres Bruders bestimmte. A. ließ sich taufen und nahm die Namen Elia Eudokia (lat. Eudocio) an. Nachdem sie, seit 421 mit dem Kaiser vermählt, diesem eine Tochter Eudocio geboren hatte, unternahm sie (438) eine Wallfahrt nach Jerusalem. Später, zwischen 441 und 444, wurde sie das Opfer ihrer Neider und der Eifersucht des Kaisers, welcher ihren Freund, den Minister des kaiserl. Hauses Poulinus, hinrichten ließ. A. hat noch aus ihrem Sterbette ihre Unschuld beteuert. Sie zog sich, freiwillig oder verbannt, nach Jerusalem zurück. Hier trat sie noch dem Tode des Theodosius (450) als Anhängerin der monophysitischen Häresie auf, nahm aber dann doch lat. Glaubensbekenntnis an. Sie schmückte Jerusalem mit Bauten. Hier starb sie 460. Ihre Tochter Eudocio war die Gemahlin des röm. Kaisers Valentinian III., mit welchem das Haus der Theodosionen tragisch erlosch. A. glänzte auch als Dichterin. Ihr episches Gedicht zum Ruhm der Siege Theodosius II. über die Perser ist verloren gegangen, wie ihre Metaphrasen des Octateuch; nur von ihrer heroischen Dichtung «Cyprionus und Justina», einer metrischen Übertragung der berühmten Legende, hat sich ein großes Bruchstück erhalten, welches Bandini in Florenz entdeckte und herausgab («Graecae Ecclesiae Vet. Fragm.», I). Man schreibt ihr auch die «Ὀμῶνδεκάρτα» zu, eine aus kurzen und halben Homerischen Versen (2344 Hexametern) bestehende Darstellung der Heiligen Geschichte, insbesondere der Lebensgeschichte Jesu; von andern wird Velogius Patricius, der im 5. Jahrh. n. Chr. lebte, für den Verfasser gehalten. Vgl. Ausgabe der «Homerocentones» von Teucher (Lpz. 1793); Gregorovius, «Athenos». Geschichte einer byzont. Kaiserin» (I. u. 2. Aufl., Lpz. 1882), worin auch der zweite Gesang des Epos «Cyprionus und Justina» zum erstenmal deutsch übersetzt ist.

Athenäum (grch. Ἀθηναιον, ital. Ateneo) nannte der Kaiser Hadrian eine Anstalt, welche er zu Rom um 135 n. Chr. errichtete und worin teils Unterricht in den Fächern der allgemeinen wissenschaftlichen Bildung, den sog. artes liberales, von dazu bestellten Lehrern erteilt wurde, teils Schriftsteller ihre Produkte öffentlich vorlesen, wie dies schon seit Augustus Sitte war. In neuerer Zeit hat man das Wort als Name für verschiedene höhere Unterrichtsanstalten und wissenschaftliche Vereine (besonders in Italien), sowie auch als Kollektivtitel für Zeitchriften gebraucht. Ramanisch führt eine in London erscheinende Zeitschrift für Literatur, Wissenschaft und Kunst den Titel «The Athenaeum».

Athenäus (grch. Ἀθηναῖος), griech. Rhetor und Grammatiker, aus Naucratis in Ägypten, lebte zu Ende des 2. und zu Anfang des 3. Jahrh. n. Chr., ansöngs in Alexandria, später in Rom. Er schrieb ein Werk, «Gastmahl der Gelehrten» («ἑκατομῖχαι»), in 15 Büchern (von denen aber das erste und zweite und der Anfang des dritten nur noch in Auszüge vorhanden sind), in welchem in Gesprächsform eine Menge Gegenstände der alten griech. Sitte und des häuslichen, weniger des öffent-

lichen Lebens, der Kunst und der Wissenschaft, freilich größtenteils unter kleinlichen Gesichtspunkten, vorkommen. Der Verlust einer Menge von Dichtern und andern Schriftstellern ist durch diese Sammlung wenigstens zum Teil ersetzt. Von der wichtigsten Ausgabe des Casaubonus erschienen zuerst Text und die Übersetzung (Genf 1597), dann der Kommentator (Lyon 1600) und endlich alles zusammen (Lyon 1612 und zuletzt 1664); dann der Kommentator ohne Übersetzung (Lpz. 1796—1843) sowie reiche fremde und eigene Anmerkungen; eine lat. Übersetzung und einen auf neue handschriftliche Vergleichen begründeten Text enthält die Ausgabe von Schweighäuser (14 Bde., Straßb. 1801—7). Gute Hombögenbogen hoben Dindorf (3 Bde., Lpz. 1837) und Meineke (3 Bde., Lpz. 1859; Bd. 4, «Analecta critica» enthalten, Lpz. 1867) geliefert.

Athene, griech. Ἀθῆναι, f. Minerva.

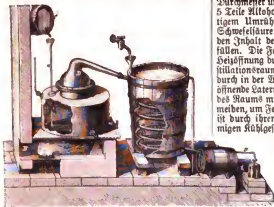
Athenoborus (grch. Athenoboros), aus Tarso gebürtig, ein Anhänger der stoischen Philosophie, der um die Zeit der Geburt Christi in Rom lebte. Er war Lehrer des Kaisers Augustus gewesen und lehrte nach längerem Aufenthalt in Rom wieder in seine Vaterstadt zurück, von wo er, um die Ordnung wiederherzustellen, den Führer der unter Antonius in der Stadt herrschenden Faktion und seinen Anhang vertrieb. Verschieden von diesem ist ein älterer A. mit dem Beinamen Kordylion, der ebensfalls aus Tarsos gebürtig und Vorsteher der pergamenischen Bibliothek sowie Lehrer des Cato von Utico war.

Äther ist nach den Ansichten der heutigen Physiker und Chemiker eine äußerst feine, imponderable und höchst elastische Materie, welche nicht nur im ganzen Welttraume verbreitet ist, sondern auch die Zwischenräume ausfüllt, durch welche die ponderablen Atome der Körper voneinander getrennt sind. Nach der atomistischen Theorie der heutigen Naturforscher bestehen nämlich alle sinnlich wahrnehmbaren Körper aus Atomen, d. h. aus unteilbaren und unveränderlichen Urteilen, welche so klein sind, daß sie sich einzeln der sinnlichen Wahrnehmung entziehen. Diese Atome ziehen sich gegenseitig nicht nur in nächster Nähe, sondern auch auf die größten Entfernungen hin mit einer Kraft an, welche dem Quadrat der Entfernung umgekehrt proportional ist. Daraus beruht die allgemeine Schwerkraft. Vermöge dieser allgemeinen Anziehung der Atome würden sie ein einziges unteilbares Ganzes bilden, wenn nicht andere Kräfte vorhanden wären, welche der Anziehung der Atome entgegenwirkten und je nach der verschiedenen Größe ihrer Einwirkung die verschiedenen Aggregatzustände der Körper bedingten.

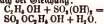
Die Kraft, welche die verschiedenen Körperatome ouseinanderhält, schreibt man nun dem A. zu, indem man annimmt, daß jedes ponderable Atom von einer Ätherhülle umgeben ist. Diese Ätheratmosphäre besteht wieder aus distinkten Ätheratomen, welche ungleich kleiner sind als die wägbaren Körperatome, welche sich aber gegenseitig abstoßen, was denn auch eine gegenseitige Abstoßung der Ätheratmosphären bedingt. Zwischen Körperatomen und Ätheratomen findet, wenigstens auf kleinere Entfernungen hin, eine Anziehung statt, insofern deren der A. in den Zwischenräumen, welche die wägbaren Atome trennen, dichter ist als der A. in den Himmelsräumen. Noch den in neuester Zeit zu allgemeiner Geltung gelangten Ansichten besteht die fühlbare Wärme der Körper in einer oszillato-

Anhydridbildung aus Säuren und Alkoholen hervorgehen, so sind sie auch durch Wasseraufnahme mehr oder weniger leicht wieder in Alkohol und Säure überzuführen und dieses gelingt namentlich leicht, wenn man statt reinen Wassers ein Alkalihydrat anwendet, wobei dann das Alkali die entstehende Säure bindet. Eine solche Spaltung eines zusammengefügten A. S. ist die Seifenbildung, welche erfolgt, wenn man Fett mit Alkalihydrat und Wasser kocht, es entsteht dabei fettsaures Alkali oder Seife und Glycerin. Nach diesem Vorgange ist der Verseifungsprozess der zusammengefügten A. S. von manchen Autoren als Verseifung bezeichnet, jedoch ist dieser Ausdruck in der gebräuchlichen Allgemeinheit nicht zu rechtfertigen, da das entstehende Produkt nur bei der Verseifung der Fette Seife ist.

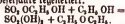
Äther, gewöhnlicher, Äthyläther, Äthyl-oxyl, Schwefeläther, Schwefelnaphtha C_4H_8O wurde 1540 von Valerius Cordus zuerst dargestellt und Oleum vitrioli dulce genannt. Derselbe entsteht, indem konzentrierte Schwefelsäure



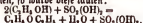
bei einer Temperatur von 130–140° C. auf starken Äthylalkohol wirkt. Der bei der Ätherbildung stattfindende Vorgang zerfällt in zwei Phasen. Schon bei gewöhnlicher Temperatur und noch energischer bei höheren Wärmegraden findet Anhydridbildung statt; aus 1 Molekül Alkohol und 1 Molekül Schwefelsäure treten die Elemente von 1 Molekül Wasser aus, es entsteht der saure Äthyläther der Schwefelsäure, Ätherschwefelsäure oder Äthylschwefelsäure nach der Gleichung:



Wirkt dann auf die Ätherschwefelsäure ein zweites Molekül Alkohol, so entsteht nicht Diäthylschwefelsäure, sondern sie in der Ätherschwefelsäure enthaltene Atomgruppe OC_2H_5 tritt aus und vereint sich mit dem Äthyl C_2H_5 des Alkohols zu A., während die OH -Gruppe des Alkohols an die Stelle der ausgetretenen OC_2H_5 -Gruppe tritt und somit die Schwefelsäure regeneriert:



Führt man beide Verseifungsstadien in eine Gleichung zusammen, so würde diese lauten:



Hieraus erhellt aber, daß ein und dieselbe Menge von Schwefelsäure im Stande sein muß, unendlich große Mengen von Alkohol in A. zu verwandeln, und daß als Reaktionsprodukte nur A. und Wasser gebildet werden. Bei der Ausföhrung gestaltet sich aber der Prozess etwas abweichend, insofern als ein Teil des Wassers durch die große Affinität der Schwefelsäure bei dieser zurückgehalten wird, wodurch schließlich ein Verdünnungsgrad eintritt, bei welchem Säure und Alkohol nur noch mangelhaft aufeinander reagieren; versucht man durch eine Steigerung der Temperatur die Schwefelsäure von dem ausgenommenen Wasser zu befreien, so tritt der Mangelstand ein, daß die Säure bei der dazu erforderlichen Temperatur zerstörend unter Abscheidung von Kohle auf den Alkohol wirkt, wobei dann die Kohle wieder Verseifung der Schwefelsäure zu schwefeliger Säure hervorruft.

Zur Darstellung des A. im großen dient bei in bestehender Figur dargestellte Apparat: A ist eine aus Blei gegossene Destillierblase von etwa 0,7 m Durchmesser und 0,8 m Höhe, in dieselbe bringt man 5 Teile Alkohol von 90° Tr. und fährt unter kräftigem Umrühren langsam 9 Teile konzentrierte Schwefelsäure von 66° B. hinzu; das Gemisch darf den Inhalt der Blase höchstens zu Dreiviertel erfüllen. Die Feuerung B ist so eingerichtet, daß die Heizöffnung durch eine massive Mauer von dem Destillationsraum getrennt ist; letzterer sollte bei Nacht durch in der Wand angebrachte, nur von außen zu öffnende Laternen beleuchtet werden; jedes Betreten des Raums mit offenem Lichte ist unbedingt zu vermeiden, um Feuergefahr auszuschließen. Die Blase ist durch ihren Helm D mit dem in einem geräumigen Kühlgefäß E liegenden bleiernen Schlangenrohr F verbunden, das Abfließen des letzteren ist luftdicht in das Taß G gefügt, aus welchem das gebogene Glasrohr g Luft und nicht verdichtbare Gase in eine kleine mit Wasser gefüllte Flasche leitet. Die Ätherbildung beginnt, wenn das in den Inhalt der Blase tauchende Thermo-

meter 125° C. zeigt, man steigert dann die Wärme noch bis zu 135° und sorgt durch vorsichtige Regulierung des Feuers dafür, daß die Flüssigkeit nie heißer als höchstens 140° werde und daß ihre Wärme nie unter 130° sinke, weil Erfahrungsgemäß erwiesen ist, daß der Ätherbildungsprozess innerhalb dieser Temperaturgrenzen am günstigsten verläuft. Sobald die Flüssigkeit eine Wärme von 135° C. erreicht hat, läßt man durch das bleierne Trichterrohr a aus dem auf einem Gerüst ruhenden Taß C Alkohol von 90° Tr. aufsteigen und reguliert den Zulauf des Alkohols so, daß beständig eine dem abgehenden Destillat gleiche Menge von Alkohol in die Blase fließt. Das Vorlegefaß G fällt sich nach und nach mit Destillat, erkennbar an dem daran angebrachten Flüssigkeitsstandzeiger h; sobald dies erfolgt, wird die Flüssigkeit durch den Hahn i in große starkwandige Glasflaschen abgezapft. Beim jedesmaligen Entleeren der Vorlage fließt zuerst eine wässrige Flüssigkeit, welche man für sich auffängt, und auf diese folgt eine viel dünnere, leichtere Schicht, der rohe A.; die Mengen beider Flüssigkeiten stehen bei richtig geleitetem Prozesse annähernd im Verhältnis von 1 Volumen zu 4 Volumen. Gegen Ende, bei abnehmender Wirkungsfähigkeit der Säure, nähern sich diese

Verflüchtigen sich mehr und mehr und endlich bildet das Destillat eine gleichmäßige Flüssigkeit, in welcher Äther und Al durch den ununterbrochen übergehenden Alkohol gelöst ist. Damit ist die Beendigung der ersten Operation erreicht. Der rohe Ä enthält noch Wasser und Alkohol gelöst und ist meist noch schweflige Säure verunreinigt. Um ihn hiervon zu befreien, versetzt man ihn zunächst in geräumiger hakenförmiger Flasche mit seinem gleichen Volumen Wasser, dem etwas Kaliumlauge zugefügt ist, und schüttelt häufig um, wobei das Wasser den Alkohol aufnimmt und der Rest die schweflige Säure bindet. Der mit dem Wasser schwimmenden Ä zieht man mittels eines Hebers ab und rektifiziert ihn durch Destillation über Chlorcalcium. Letztere Operation ist wegen der Feuergefahrlichkeit mit äußerster Vorsicht auszuführen. Die Erwärmung des Destillationsapparats ist nur durch warmes Wasser zu bewerkstelligen, durch den Kondensator ist ein starker Strom von kaltem Wasser zu führen. Der so gewonnene Ä ist für alle pharmaceutischen Verwendungen genügend rein, obgleich er noch Spuren von Wasser und Alkohol enthält. Will man ihm diese entziehen, wie es für einzelne chem. Zwecke erforderlich ist, so bringt man den Ä mit zu seinen Schmelzpunkten Natriummetalle zusammen; letzteres geschieht dabei durch das Wasser zu Natriumhydrat, nach dem Alkohol zu Natriumalkoholat verwandelt, wobei unter Freiwerden von Wasserstoff. Die Natriumalkoholatlösung dauert meist tagelang, nach dieser Zeit destilliert man den Ä in gläsernen Retorten, je nachdem bei der ersten Destillation erhaltenen Rest wie im Wasserbade des rohen Ä , so auch bei Ä gelöst. Um diesen zu gewinnen, unterwirft man die gesammelten Wasser einer Destillation, wobei je Lösung reiner Ä , dann alkoholreicher Ä und endlich wässriger Alkohol übergeht, der erst nach gut gemacht werden.

Der Ä ist eine farblose, neutral reagierende Flüssigkeit von eigentümlich erfrischendem und dehnendem Geruch, deren Dampf beim Einatmen Besondere Wirkung hervorruft; er siedet bei $34,9^\circ \text{C}$, verdunstet rasch an der Luft ohne Rückstand, spezifisches Gewicht bei $6,5^\circ \text{C}$ = 0,720; der Ä der deutschen Pharmacopoe ist ein, der nicht übersteigendes spezifisches Gewicht bei 15°C haben und auf reinem Leinen nicht verharren, ohne einen Geruch zu hinterlassen; bei Dampf ist er eigens leicht entzündlich, mit Luft gemischt explosiv, er gewaltig, alle Manipulationen mit Ä müssen daher mit größter Vorsicht und in beständiger Entfernung von jeder Flamme ausgeführt werden. Ä löst sich in 14 Teilen Wasser und etwas leicht in seines Gewichtes Wasser auf; es mischt sich mit Alkohol, Aceton, Chloroform in jedem Verhältnis mischbar; löst alle Fette, Öle, Harze, ätherische Öle, viele Alkaloide, Jod, Brom, Phosphor, wenig Schwefel, ferner gewisse Metallsalze, namentlich die Chloride, Bromide, Jodide von Calcium, Natrium, Kupfer, Eisen, Aluminium, Silicium, mit denen er zum Teil chem. Verbindungen eingeht. Der Ä findet Verwendung in der Technik, namentlich als Lösungsmittel für Alkaloide; in Ä gelöst Schilberwolle ist das Colloidium, pharmaceutisch wird sowohl der reine Ä wie die Mischungen, besonders mit 3 Teilen Alkohol (Spiritus aethereus, Hoffmann's Tropfen) sowie der Essigäther, Schwefeläther verwendet, in der Spirituosifikation benutzt man verschiedene Ätherarten als

Arrakessenz, Rumessenz, in der Zuderbäderei finden die Ananasse-, Apfel-, Birn-, Erdbeer- und andere Essenzen Verwendung.

Ätherische Öle oder Essenzen nennt man die flüchtigen Bestandteile der Pflanzen. Dieselben sind nach ihrer Abscheidung aus den Pflanzen meist flüchtig, aber meist sehr bemessig, wodurch sie sich von den dickflüssigen fetten Ölen unterscheiden. Manche sind fest, letztere bezeichnet man als Kampferarten, manche sonderbar bei größerer Kälte einen festen Teil, oft krystallinisch, ab (Stearopten), während der Rest flüchtig bleibt (Eldopten). Sie kommen in den Pflanzen entweder isoliert oder mit Harzen gemengt vor (Balsame) und finden sich entweder im Zellsaft verteilt oder in eigenen Behältern, Drüsen, Gängen, aufgespeichert. Während bei vielen Pflanzen die Blüte der riechende Teil ist, so ist bei andern das ätherische Öl in den Fruchtschalen, in Blättern, im Holze, in den Samen, in den Wurzeln enthalten, einzelne seltener verhältnismäßig große Massen, in andern häufig sehr stark riechenden, kommt das Öl in so geringen Mengen vor, daß es bisher noch nicht möglich gewesen ist, es in Substanz daraus abzuscheiden. Wieder in andern Pflanzen trifft man statt des ätherischen Öls bestimmte chem. Verbindungen, die erst durch weitere Umsehung ätherische Öle liefern. Hierher gehört das Bittermandelöl, Senföl u. a. In chem. Beziehung sind die einzelnen ätherischen Öle weit voneinander verschieden, sehr viele haben zwar gleiche Zusammensetzung, sie sind Terpene, Kohlenwasserstoffe von der Formel $\text{C}_{10}\text{H}_{16}$, aber trotz ihrer gleichen Zusammensetzung sind sie in ihren Eigenschaften doch weit voneinander abweichend. Andere bestehen entweder ganz oder zum Teil aus Alkoholen, Aldehyden, Säuren, Äthern, Acetonen, die wieder den verschiedensten chem. Reihen angehören; außerdem werden noch manche aus Schwefel und Stickstoff enthaltenden Verbindungen gebildet. Von einem gleichartigen chem. oder physik. Verhalten kann daher keine Rede sein, von ihren nähern Eigenschaften wird aus diesem Grunde bei den einzelnen Ölen in besondern Artikeln behandelt werden. Die Darstellung der Öle geschieht entweder aus frischen, sehr vielfach aber auch aus getrockneten Pflanzen. Im ersten Falle ist es an den Ort des Wachstums der Pflanzen gebunden, wo dann häufig zu diesem Zweck Pflanzkulturen dieser Pflanzen ausgeführt werden, wenn sie nicht durch klimatische Verhältnisse in reichlicher Menge wild wachsen; im andern Falle wird die Abscheidung der Öle in eigenen Fabriken vorgenommen, in denen die aus allen Ländern und allen Weltteilen zusammengebrachten Pflanzenteile verarbeitet werden. Zu den großartigsten und am musterhaftesten eingerichteten Fabriken dieser Art gehört die von Schimmel u. Comp. in Leipzig. Bei der Fabrication kommen folgende Methoden in Betracht:

- 1) Auspressen der frischen Pflanzenteile. In den äußern Schichten der Schalen der Orangen, Citronen und anderer Früchte findet sich das Öl in großen Drüsen; diese Früchte werden auf einer Art Reibeisen abgeraspelt, aus der so erhaltenen Masse fließt nach dem Pressen das Öl mit dem Saft ab und wird von letzterem auf mechanischem Wege getrennt.
- 2) Destillation der frischen Pflanzenteile, angewandt z. B. bei der Gewinnung des Rosenöls. Die frischen Blüten oder sonstigen Pflanzenteile werden mit Wasser so lange destilliert, als das übergehende noch riecht. Je nach dem Gehalt der Pflanzen scheidet

sich aus dem Destillat mehr oder weniger Öl ab, oder es bleibt auch alles gelöst; nach Abcheidung des Öls unterwirft man das wohlriechende Wasser einer zweiten Destillation, wobei das darin noch enthaltene Öl mit den ersten Anteilen der Wasserdämpfe übergeht. Man erhält so wieder einen Anteil Öl nebst wohlriechendem Wasser, letzteres wird wieder der gleichen Behandlung unterworfen. 3) Destillation trodener Pflanzenteile. Die aus dieser Weise zu verarbeitenden Substanzen, Samen, Kräuter, Holz, Wurzeln, werden zunächst durch Zerquetschen, Zerschneiden, Raspeln, Mahlen auf geeignete Weise vorbereitet und dann entweder unter Zusatz von Wasser oder ohne Wasser in Destillationsapparaten durch direkt einströmenden Dampf erhitzt, wobei die Öle mit den Wasserdämpfen sich verflüchtigen und mit diesen gemeinsam verdichtet werden. Nachdem das Öl vom Wasser getrennt ist, wird das noch mit Öl gesättigte Wasser entweder sofort in den Destillationsapparat zurückgeführt oder in einem besonderen Apparat der Retifikation, wie bei der Destillation frischer Pflanzenteile, unterworfen. 4) Extraktion. Die trodnenen Pflanzenteile werden in geeigneten Apparaten mit flüchtigen Lösungsmitteln wie Äther, Petroleumäther, Schwefelkohlenstoff ausgezogen, das Extrakt in Destillierapparaten gelinde erwärmt, wobei das Lösungsmittel verdunstet, während das ätherische Öl, gemengt mit Fett, Dary u. dgl. zurückbleibt und durch Destillation mit Wasser gereinigt wird.

Manche Pflanzendäfte sind so subtiler Beschaffenheit, daß sie sich nur fixieren lassen, indem man sie auf einen andern Körper, der sie festzuhalten vermag, überträgt. Hierzu eignet sich nichts so gut wie vollkommen frisches, gut geläutertes Fett, welches man schmilzt und bei möglichst niedriger Temperatur mit den Pflanzenteilen maceriert. Das so mit Wohlgeruch beladene Fett dient entweder zur Darstellung von Pomaden, oder es wird mit seinem Alkohol geschüttelt, an welchen es das Riechende abgibt. Einzelne Riechstoffe widerstehen aber auch dieser Behandlung; sie lassen sich aber auf kaltes Fett übertragen, indem man die Blüten zwischen mit weichem Fett bestrichene Glasplatten legt, wobei der Geruch vom Fett aufgenommen wird.

Die ätherischen Öle finden vorzugsweise Verwendung in der Parfümerie zur Darstellung wohlriechender Seifen, Öle, Pomaden, Eiprits, Wasser u. dgl., ferner in der Liqueurfabrikation zur Bereitung von Rummel, Anis, Wachholder, Pfefferminz u. a. und in verhältnismäßig geringer Menge in der Pharmacie. Infolge ihres hohen Preises sind die ätherischen Öle vielen Verfälschungen ausgesetzt, und wohl auf keinem Gebiete der chem. Industrie wird diese Fälschung so offenkundig, so systematisch betrieben wie auf diesem, da die chem. Analyse nur sehr unvollkommene Mittel zur Unterscheidung und Erkennung der echten ätherischen Öle darbietet. Gewisse Zusätze, wie fettes Öl, Alkohol, Chloroform, sind allerdings leicht nachzuweisen, allein diese bilden die Ausnahme; die Regel ist die Fälschung mit andern wohlriechenden ätherischen Ölen (Terpeninöl, Citronenöl, Gualupptusöl), die sich oft weder durch Reaktionen, noch durch ihre Zusammenfassung von dem der Verfälschung unterworfenen ätherischen Öl unterscheiden und bei denen man einzig und allein auf den Geruch angewiesen ist, der sich zwar durch Routine sehr schulen läßt, aber dennoch zu Täuschungen Veranlassung geben kann.

Ätherisieren, Äther als anästhetisches Mittel anwenden, s. unter Anästhesieren. Ätherismus und Äthernarkose, s. ebenda.

Äthermännlicher Körper (grch.) sind solche, welche die Wärme (Wärmestrahlung) nicht hindurchlassen im Gegensatz zu den diathermanen (s. d.).

Ätherom (grch.) oder Gräßkrebsgeschwulst nennt man hieselbst, bis hähnereigroße gutartige Geschwülste im Unterhautzellgewebe, die durch Ansammlung des Talgdrüsensekrets nach vorausgegangener Verstopfung des Ausführungsganges entstehen und einen breiigen, hauptsächlich aus Fett tropfen, Fettkrystallen und Epidermiszellen bestehenden Inhalt besitzen. Das A. findet sich vereinzelt oder zahlreich am Kopfe, besonders dem behaarten Teile desselben, im Gesicht und Nacken, seltener am Stamme, macht nur dann Beschwerden, wenn es sich entzündet, und wird am zweckmäßigsten mit dem Messer entfernt. — **Ätheromatöser Prozeß** oder ätheromatöse Entzündung der Arterien (Arteritis chronica deformans) zeigt eine chronische, vorzugsweise das höhere Mannes- und Greisenalter befallende Erkrankung der Arterien, bei welcher die Gefäßwandungen stellenweise fettig entarten und erweichen, dadurch ihre Festigkeit und Elastizität verlieren und dem Blutdruck nicht mehr den erforderlichen Widerstand entgegen setzen können. Ätheromatöse Arterien zerreißen sehr leicht und führen zu Blutungen, insbesondere Gehirnblutungen oder Schlagflüssen, zur Bildung von Aneurysmen (s. d.), zu Altersbrand (s. Brand) sowie zu Thrombose und Embolie (s. d.).

Ätherischweffelsäure (Äthylschwefelsäure), s. unter Äther (gewöhnlicher).

Äthols, der röm. Name der Esch (s. d.).

Äthicus, richtiger Ethicus, ist der Name eines gewöhnlich in das 5. Jahrh. n. Chr. gesetzt lat. Schriftstellers, welchem ohne hinlängliche Berechtigung zwei kleine Kosmographien zugeschrieben werden, die zuerst Simler (Bas. 1575), dann am besten Gronov im Anhange zu seinem „Pomponius Mela“ (Leid. 1722) herausgegeben hat. Die erste derselben enthält fast nur Nomenklatur und scheint den Zeit zu einer Landkarte darzustellen, während die zweite eine zusammenhängende Beschreibung der drei Weltteile gibt. Nichts gemein mit diesen Schriften hat eine andere Kosmographie, die in mehreren alten Handschriften enthalten ist und von Anezar in den „Mémoires“ der Académie der Inschriften (Bd. 19, Par. 1852) sowie dann nach einer leipziger Handschrift mit kritischer Einleitung von Buttle (2. Ausg., Lpz. 1854) herausgegeben worden ist. Vgl. Fern. „De cosmographia Aethici“ (Berl. 1853).

Äthiopien (grch. Αἰθιοπία, in der Bibel Kusch genannt) ist eine alte geogr. Bezeichnung, unter welcher man in weitem, gänzlich unbestimmtem Sinne alles dasjenige Südländ verstand, welches man von dem Volke der Äthiopier (s. d.) bewohnt dachte, im engeren Sinne (Aethiopia supra Aegyptum) aber das südlich von Philä am Nil aufwärts gelegene, im O. vom Arabischen Meerbusen begrenzte, im SO. bis zu den Küsten des Arabischen Meeres reichende Land, also ungefähr das jetzt Rubien, Abessinien, Nubien und Somali.

Äthiopien war auch der Name des ersten historisch bekannt gewordenen Reichs, welches sich in A. im engeren Sinne bildete und nach der Hauptstadt Arum (s. d.) auch Arumitisches Reich genannt wurde. Die Entstehung und älteste

Gedächtnis beiseßen ist in Dunkel gehüllt. Die einheimischen Nachrichten können keinen Anspruch auf Genauigkeit machen. Dieselben knäpfen den Ursprung des arumit. Königsengeschlechts an den uml. König Salomo an, indem sie die arumit. Königin Naleba (als Königin von Saba, 1. Am 10) zu Salomo reifen und die ihm einen Sohn, Ebna Hakim (auch Menilehel genannt) den Abkömmling der arumit. Könige, geboren haben. Ein erst im späten Mittelalter geschriebener Bericht „Kebra-Nagast“ hat diese Fiktion zu einer ausführlichen romanhaften Erzählung ausgedehnt. Eine Liste von etlichen und 30 Königen führt von da an das Geschlecht herunter bis auf King Bagen, unter dem Christus geboren worden ist soll; eine weitere Liste von bald 31, bald 32, bald 34 Namen führt bis auf die Brüder King Abreha und Abbeba, unter denen Abba Salama (Jerumentius) das Christentum gebracht sein soll, und die nach einigen Arum gebirt haben sollen. Für die Zeit von Abreha und Abbeba an sind wieder verschiedene, nur in einzelnen Namen zusammenfassende lange Listen von Königen im Umlauf, welche bis auf die Jaguel-Amnia, etwa im 10. Jahrh., reichen. Viele Namen dieser Listen sind auch dem Griech. nicht erklärbar. Die diese ältern Listen erweisen sich als künstlich zusammengewürfelt und darum unglaubwürdig durch die fast ausschließlich auswärtigen Nachrichten, so wie durch die Inschriften und Münzen, die man in Äthiopien gefunden hat und die durchaus andere Königsnamen tragen. Kleine Könige saßen in Arum schon vor Christi Geburt. Als der eigentliche Gründer des Arumitischen Reichs muß derjenige angesehen werden, welcher im der (um ihren Anfang verzeichnen) griech. Jesu Christ von Abule (s. d.) seine Thron bestieg. Nach innern Gründen ist er in die erste Hälfte des 1. Jahrh. n. Chr. zu setzen. Zu dem Zeit, dem ostafrikan. Handel Verkehrswege zu sichern und ihn möglich in seine Hand zu bekommen, keimte er von Arum aus seine Eroberungen im A. bis gegen die ägypt. Grenze, im S. nach dem Somaliland hin aus. Wie sehr sogar die Bewohner der uml. Küste, nördlich von Sabäa, gesüchtigt haben. Er war Heide und Griechentfreund. Um das Jahr 70 n. Chr. war nach dem „Periplus maris Erythraei“ der König des Arumitischen Reichs Jochel und Abule der Hauptthron derselben. Das Reich fand damals und in den folgenden Jahrhunderten unter den Einflüssen der griech. Kultur, wie auch die ältesten Landesmünzen griech. Legenden haben. Im 4. Jahrh. hatten die Könige bereits auch in Südarabien festen Fuß gefaßt. Der König Rejamo, Jüngstsohn des Kaisers Konstantius, von welchem man eine in Arum gefundene griech. Inschrift hat, gibt sich auf dieser den Titel: König der Könige, König der Arumiten und Homeriten und Sabäer u. s. w. Diese Oberherrschaft über Südwestarabien wurde, mehr oder weniger bestritten, bis um die Mitte des 6. Jahrh. awrecht erhalten. Auch der Gebrauch des himjarischen Schriftcharakters für das Griech. ist nicht von damals her.

Das Christentum fand seit Mitte des 4. Jahrh. im Reiche Eingang, größere Fortschritte machte es aber erst in der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. Das nächste histor. Dokument sind die zuerst von Kuppel bekannt gemachten zwei Äthiop. Inschriften des Lejats, Soones des Gla-Amiba, „Königs von Arum, Himjar, Raiban, Saba, Salhen, Lijamo,

Bega, Kasu“: in den Königslisten ist er der Vorgänger von König Raleb und würde demnach gegen 500 n. Chr. zu setzen sein. Unter Gla-Amiba sollen nach den einheimischen Nachrichten eingewanderte ägypt. Ränder den monophysitischen Glauben im Lande verbreitet haben. Jedenfalls waren von etwa 500 n. Chr. an das Königsbuch und der Hauptteil des Reichs christlich. Mit dem Namen Raleb nennen die spätern Abessinier den König Elebaas, welcher 525 den berühmten Krieg gegen den König Thu-Rumäs von Himjar führte. Bald darauf scheint sich die Abhängigkeit Südarabiens gelockert und allmählich aufgehört zu haben. Im übrigen ist über diese lange Periode des Arumitischen Reichs, in welche die erste Blüte des christl. Lebens und Schrifttums in Abessinien fällt, fast nichts überliefert. Als letzter König dieser Reihe wird in den Listen Telnaud genannt. Ihm sei das Reich von dem nichtsalomonischen Hause Jaguel geraubt und die bisherige Dynastie bis auf einen Bringen, der in Schoa Zuflucht fand, ausgerottet worden; dieser habe das Geschlecht fortgeführt und von ihm stamme im achten Geschlecht der spätere König Jesud-Amial ab. Die Dauer der Regierung derer von Jaguel (nach den meisten Perioden 11 Könige) wird zwischen 380 und 376 Jahre angegeben. Aus diesem Haus erstanden mehrere durch ihren Eifer für das Christentum ausgezeichnete Herrscher, wie Jemrebana-Christos, Yalibala, Naakrest-Saab; besonders der heil. Yalibala ist durch die vielen kunstvollen, schönen Kirchen, die er durch ägypt. Werkmeister ganz in Felsen lebendigen Gesteins habe ausbauen lassen, berühmt geworden.

Im J. 1270 kam in Jesud-Amial die alte Dynastie wieder auf den Thron und blieb nun in ununterbrochenem Besitz. Nach der Überlieferung war es der Abuna Talla-Haimanöt, der berühmteste Rändschelliche A. S., durch dessen Eifer und Beistand die Wiedereinrichtung der alten Dynastie ermöglicht wurde. Von Jesud-Amial an werden die Nachrichten fester und zusammenhängender, obgleich auch die Chroniken seiner nächsten Nachfolger (mit Ausnahme des Amiba-Zion) verloren sind, und erst mit dem bedeutenden Herrscher Jar'a-Jacob (1434—68) die ausführlichen Annalen beginnen. Die dritthalb Jahrhunderte von Jesud-Amial bis auf Jar'a-Jacobs Sohn Balda-Marjam, 1468—78, und Enkel Alexander, 1478—94, bilden die zweite Blütezeit des Reichs. Die Könige wukten in diesem Zeitraume ihr Ansehen und die christl. Herrschaft zu wahren, blieben in ihren Kämpfen mit den umliegenden kleinern Reichen und Stämmen, namentlich auch mit dem moslem. Adal, siegreich und machten manche derselben sich jenseit. Im Innern ließen sie sich die Verechtigung und Ordnung der Kirche sowohl als der Verwaltung angelegen sein; Jar'a-Jacob namentlich, der auch Befand auf die Kirchenverammlung in Florenz schickte, verdient in dieser Beziehung mit Auszeichnung genannt zu werden. Auch aus der damals neuauftretenden literarischen Thätigkeit des Volks kann man auf eine glückliche Lage des Reichs zurückschließen. Im übrigen bewegen sich die polit. Ereignisse meist nur um die Verhältnisse des Hofes und der höchsten Beamten, Dämpfung von Unruhen und Ausübung der königl. Autorität in den einzelnen Provinzen, haben daher für die allgemeine Geschichte keine Bedeutung.

Von König David (Kebra-Dengel, 1508—40) an beginnt das Reich zu sinken. Zu diesem Verfall

wirkten der Reihe nach die Moslems, die heidnischen Galla-völker und die portug.-röm. Völkerverbündnisse zusammen. Die alten Feinde der Abessinier, die Moslems von Adäl, bekamen durch die Hilfe der Türken und deren bessere Schicksalsschicksale in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. das Übergewicht über die Abessinier. Namentlich war es Ahmed, genannt Granje, Sultan von Adäl, der unter Lebna-Dengel die abessin. Provinzen der Reihe nach eroberte, Kirchen, Klöster und Dörfer, besonders in Tigre, verwüstete, Schätze raubte, sobald der König nur noch in unzugänglichen Schlupfwinkeln Zuflucht fand. Auch der Untergang vieler älterer abessin. Schriftwerke und anderer Monumente war eine Folge dieser Mißgeschicke. Gegen diesen Feind schickte auf die Bitte Davids der König von Portugal Christoph de Gama mit 450 Musketieren und einigen Geschützen zu Hilfe. Sie trafen unter Davids Nachfolger Claudius (Ahmad-Sagad, 1540—59) ein, und mit ihrer Hilfe gelang es nach und nach, sich des Vordringens der Moslems und des Sultans Granje zu erwehren (1543). Doch alle Provinzen konnten auf die Dauer nicht gesichert werden, und einige Punkte der östl. Grenze, namentlich Häfen, gingen bald ganz an die Türken verloren. Noch mehr aber als diese Kriege trugen zur Schwächung des Reichs bei die räuberischen Einfälle der wilden, aber tapfern Nomaden vom Galla-volk aus dem Süden her. Während der Kriege mit den Moslems waren sie schon gefährlich geworden; ihre Einfälle begannen in bedeutendem Maßstabe in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., besonders von König Sarpa-Dengel (Malak-Sagad 1563—97) an. Dem Andrang dieser Galla-Stämme war der Süden des Reichs bis tief in das Innere hinein nun über ein Jahrhundert lang ausgesetzt, und wie ein Stamm von ihnen das Reich Adäl zu Grunde richtete, so überschwemmten andere allmählich die schonkten und reichen Provinzen Abessinien und nahmen sie in Besitz. Erst am Anfang des 18. Jahrh. wurde ihre Kraft, auch durch verheerende Krankheiten, gebrochen, sobald Gallas in abessin. Provinzen zum Teil wieder dem Könige jähbar wurden, teilweise sich mit der christl. Bevölkerung oermischten. Endlich kamen dazu noch die innern kirchlichen Streitigkeiten und Bürgerkriege, welche die wiederholten Völkerverbündnisse der röm. Kurie in das Reich brachten. Schon unter Lebna-Dengel, der die Portugiesen zu Hilfe rief, nahm die röm. Kirche Anlauf, ihre Missionare dorthin zu schicken. Zwar die erste größere jesuitische Mission, mit Romäus Parretius und Andreas Coiedus an der Spitze, die 1556 dorthin abging, konnte unter den Königen Claudius, Minas (1559—63) und Sarpa-Dengel (1563—97) keinen rechten Boden gewinnen und war am Ende des 16. Jahrh. ganz gescheitert; aber viele Streitigkeiten waren dadurch in das Reich geworfen und manche geheime Liebhaber der röm. Kirche blieben zurück. Erst unter König Susneus (1607—32) gelang es den Jesuiten, festen Fuß zu fassen. Susneus unterwarf sich dem röm. Stuhle, nahm Alfons Mendez als röm. Patriarchen von Abessinien bei sich auf und suchte mit Gewalt die einheimische Religion zu unterdrücken und das röm. Bekenntnis einzuführen. Doch sah selbst er durch den offenen Auitand seines Volks sich schließlich genötigt, die Religionsübung wenigstens freizugeben, und unter seinem Nachfolger Jasiladas (1632—67) wurden die Jesuiten mit ihrem Anhang aus dem

Lande geschafft und der röm. Kirche dort ein gemacht. Vereinzelt Reaktionsversuche der röm. Befürworter im Anfang des 18. Jahrh. waren e los. Ein guter Teil der Kraft des Volks und wurde in diesen innern Kämpfen verendet.

Die Geschichte der Könige des folgenden Jahrhunderts: Johannes (1667—82), Jajus I. (1682—1706), Talla-Haimand I. (1706—8), Theop (1708—11), Jukus (1711—16), David III. (1716—21), Balaja (1721—30), Jajus II. (1730—1737), bietet wenig Bemerkenswertes. Am Ende 1 Zeitraums, unter Joas (1755—69), waren bloß schon einzelne Provinzen ganz abgerissen, denn auch die Macht des Königs über die Provinzen war gesunken, und ein Ras Michael (ursprünglich Statthalter von Tigre) hatte tatsächlich die königliche Königs-macht an sich gerissen, die er auch dem folgenden Könige Johannes II. (1769—1777) eine Zeit lang unter Talla-Haimand II. (1777—1784) behauptete. Die Könige waren nur noch mentonige und Spielbälle in der Hand der Häuptlinge, die sich um die Oberherrschaft Bevormundung des Königs stritten. Die Provinzen wurden meist selbständig und unabhängig voneinander, und die Geschichte des Reichs war sich in eine Reihe von fortwährenden blutigen Kriegen, bis es 1854 dem Häuptling Abis Kaiser Theodor II. (s. d.) gelang, die Provinzen sich zu unterwerfen. Über das Weiter Abessinien.

Die Könige A.S. führten den Titel Nagäs (s. Nagäs) oder Negüla-Nagäs (Oberkönig, Kaiser). Außer ihren Eigennamen hatten sie noch einen oder mehrere Reichsnamen, die sie sich bei ihrer Thronbesteigung beilegen. Ihre Residenz war in ältester Zeit in Arum, von Jesus-Amäl auf eine Zeit lang in Tegulet in Schoa, später in Gondar in Tembo, obwohl Arum noch lange die Krönungssitz war. Doch residierten die Könige meistens in der südlichst bekannten Zeiten fast nie in Städten, sondern in mobilen Lagern, unter Zelten, und wählten den Ort je nach Bedürfnis. Die Einkünfte des Königs bestanden in Naturalien, wie Getreide, Pferde, Maultiere, Kinder, Herden, Gewürze, Häute, Zeug und andere Fabrikate, jedoch in Provinz jährlich ein bestimmtes Quantum dazuzuliefern hatte; nur wurde die Gegend, wo das Hoflager war, besonders in Anspruch genommen. Die Einkünfte der Bälle und Wegelagerer gegen waren meist an die Beamten der einzelnen Provinzen und Distrikte abgegeben. Im Grunde aber war der König der Herr und Eigentümer des ganzen Landes: er konnte nach Belieben jedermann seinen Grund und Boden nehmen und einem andern schenken, und von dieser Macht bedienten die Könige auch fortwährend Gebrauch gemacht. Nur Kirchen und Klöster haben gewisse Güter als ewige Schenkungen zum Eigentum, einzelne Familien einzelne Distrikte zum erblichen Besitz innerhalb der Familie. Die Macht des Königs war durchaus uneingeschränkt; nur über gewisse, durch jahrhundertelange Sitte geheiligte fundamentalen Ordnungen wagte er sich nicht zu fassen. Auch in der Kirche war er wie Schöpfer der höchsten Herr. Einen Adel gab es nicht. Die Könige, schlecht und einzelne alte Familien hatten gewisse Privilegien und Beamtenstellen, aber dem König gegenüber waren sie alle Knechte. Der Hofstaat war nicht viele und

Staat streng. Eigentliche Ministerien gab es nicht, wohl aber verschiedene höhere und niedrigere Beamten, Lagerbeamte, Kriegsanführer. Die Statthalter der einzelnen Provinzen und Distrikte übten immer verhältnismäßig sehr selbständig gehandelt zu sein (obgleich jederzeit durch den König überwacht und Beispielen, daß sie sich empörten, weil die Beischichte in Menge auf. Das Gericht war nur der Verwaltung nicht geschieden. Bei hohen nur eine Anzahl gelehrter Männer (Wondar oder Sa bei ein solcher), die zusammen eine Art Hofrat bildeten, und mit deren Hilfe schwierige Fälle entschieden wurden. Appellation von den Statthaltern der Statthalter oder Provinzialrichter an den Hofgericht oder den König war gestattet. Seit im 13. oder 14. Jahrh. hatten sie auch ein geistliches Gericht (Netcha Nagast), weltliches und laienliches Recht umfassend, in Ägypten verlegt, zum Teil aus griech. und röm. Rechtsquellen gebildet, in Abessinien im Laufe der Zeit mannigfaltig modifiziert und verändert: aus ihm pflegten sich die Richter Rat zu holen. Mörder wurden den Elternanden der Ermordeten zur Sühne ausgesetzt. Im Kriege waren die Abessinier immer Krieger; die Männer mußten in den Krieg ohne Lohn und Leben von dem Ort und Stelle sich bewachenden Mitteln. Nur besonders gute Dienste machten sie dem König mit Ländereien und andern Belohnungen belohnt. Zu einer eigentlichen Kriegszug haben sie es nie gebracht.

Über die ältere und neuere Geschichte A. s. vgl., auch Zamb, die Reiserichte von Bruce und Ruppell, sowie Zambmann in der Zeitschrift der Deutschen Morgenl. Gesellschaft (Bd. 7, 2. v. 1852) und in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften (1878 u. 1880).

Äthiopien (grch. und lat. Aethiopes, von *äth*, schwarz, und *äth*, Gesicht, also die mit schwarzem Gesicht) hießen nach den ältesten griech. Bezeichnungen der Griechen alle Völker, die den süd. Rand der bekannten Erde bewohnten. Schon Homer schildert dieselben in seinen Dichtungen und unterscheidet zwischen den A. des Ostens und Westens. Denselben Unterschied kennen auch Herodot und die späteren Geographen der Griechen und Römer. Äthiopien galt ihnen für alles Land südlich von Libyen und Ägypten. Nach Plinius wurde das östl. Äthiopien durch den Nil vom westlichen getrennt. Das östl. Äthiopien, welches auch in der alten Geographie vorzugsweise Äthiopien genannt wird, umfaßte den alten Kulturhaat Nubien, dessen Mittelpunkt sich im heutigen Nubien befindet. Man pflegt daher jetzt, wo die Gegenden am westlichen Nil Gegenstand wissenschaftlicher Forschung geworden sind, die dort vorgefundenen Reste alter Kultur, Denkmäler u. s. w. äthiopische zu nennen. Demos heißt die 25. Dynastie der Ägypter die äthiop. Dynastie, weil sie von Semel oder Sabale, einem aus Nubien einbrechenden Eroberer, begründet wurde. Als später im heutigen Abessinien ein äthiop. Reich entstanden war, wurde der Name Äthiopien (s. d.) auch auf dieses übertragen, weil man noch jetzt von äthiop. Christen, einer äthiop. Kirche u. s. w. spricht, und auch die Schriftsprache der äthiop. Abessinier, das Ge'ez, äthiop. Sprache zu nennen pflegt. Für das Land selbst ist der Name Äthiopien kaum noch im Gebrauch, sondern durch Abessinien (s. d.) verdrängt worden. Dasselbe Schicksal hat der Name Äthiopisches

Meer gehabt, mit welchem nur noch selten, auf Seekarten gar nicht mehr, der süd. Teil des Atlantischen Ozeans belegt wird. Da schon bei den Alten die dunkle oder schwarze Farbe als die hervorstechendste Eigenschaft der A. galt, so hat auch Blumenbach in seiner Einteilung der Menschensaffen die Negervölker Afrikas unter der Benennung Äthiopische Rasse (s. d.) zusammengefaßt.

Äthiopische Kirche, ein eigentümlicher Zweig der christl. Kirche. Die Meinung, daß das Christentum schon im 1. Jahrh. durch den Hämmeter der Königin Kandake (Koptaka. 8, 27) nach Abessinien gebracht wurde, beruht auf Namensverwechselungen und ist grundlos. Auch daß in Abessinien vor seiner Belehrung zum Christentum das Judentum geherrscht habe, ist eine ungeschichtliche Annahme; das Judentum scheint erst etwas später von Südarabien aus Eingang und Verbreitung gefunden zu haben. Nach den sichern Nachrichten der griech. Kirchenschriftsteller sahste das Christentum in Abessinien zuerst Auf durch die Thätigkeit des Trumentius und Abdeius, der Söhne eines an der Küste verunglückten tyrischen Reisenden Meropius, welche als Sklaven an den Hof von Arum kamen, und von denen später, etwa 350 n. Chr., Trumentius vom heil. Athanasius, Bischof von Alexandria, zum ersten Bischof von Arum geweiht wurde. Die späteren einheimischen Berichte verlegen diesen Vorgang unter die Präter-Könige Ela-Abreba und Akdeba, und nennen den ersten Bischof Abba Salama. Größere Fortschritte machte das Christentum im Lande erst im 5. Jahrh., besonders durch die aus Ägypten eingewanderten monophysitischen Mönche. Auch die Könige scheinen erst gegen Ende des 5. Jahrh. übergetreten zu sein; im 6. Jahrh. war das Reich in der Hauptsache christlich. Damals, wenn nicht schon früher, müssen auch die Priester überliefert und der Kultus einigermaßen organisiert gewesen sein. Aber noch tief im Mittelalter, nachdem viele christlich gekannte Könige regiert hatten, waren nicht bloß zahlreiche Juden, sondern auch manche heidnische Stämme im Reiche. Im Leben des großen heiligen Talla-Haimanot im 13. Jahrh. werden sehr glaubwürdige Nachrichten von seiner Belehrung ganzer heidnischer Distrikte (in Tamot, Tamaro) gegeben, und noch König Jar'a-Jacob (im 15. Jahrh.) arbeitete an der Ausrottung des Heidentums aus seinem Reiche.

Die äthiop. Kirche ist eine Tochter der ägyptischen, mit welcher sie immer in enger Verbindung blieb. Wie die Hauptmasse der ägypt. Christen, so schlossen sich auch die abessinischen einfach an, wie es scheint, ohne alle Verhandlungen und Streitigkeiten dem monophysitischen Bekenntnis an und blieben fortan dem monophysitischen oder jakobitischen Patriarchen von Alexandria unterthan. Das kirchengesetz, nach welchem nur dieser den Metropolit von Abessinien weihen durfte, wurde streng eingehalten; alle ihre wichtigsten dogmatischen und kirchenpolit. Schriften haben die Äthiopen von den ägypt. Jakobiten bezogen. Zusammenhängende Nachrichten über die Entwicklung der äthiop. Kirche im Mittelalter fehlen; das Verzeichnis ihrer Metropolit (95 an Zahl von Trumentius bis zum J. 1613), welches in Umlauf ist, ist wenigstens in seiner ersten Hälfte unzuverlässig. Einzelne Notizen über die äthiop. Kirche dieser Zeit finden sich bei arab. Schriftstellern über die lopt. Kirche. Die Kirche war und blieb durch das Mittelalter

hindurch die Trägerin der Kultur und literarischen Thätigkeit. Diese letztere bestand in der ersten Zeit überwiegend, aber auch später noch größtenteils in Übersetzung der Bibel und der wichtigsten christl. Schriften der ägypt. Kirche, anfangs, als in Ägypten noch die griech. Sprache herrschte, aus dem Griechischen, später auch aus dem Koptischen, in den drei letzten Jahrhunderten des Mittelalters namentlich aus dem Arabischen. In den eigenen Produktionen der ältern äthiop. Kirche gehören vielleicht, wenigstens zum Teil, die Hymnenbücher und Antiphonarien, deren Abfassung insgemein dem heil. Iared unter König Gabra-Mesqal zugeschrieben wird. Vom 13. bis ins 15. Jahrh., wo auch in der kopt. Kirche das wissenschaftliche Leben wieder erwachte, war in Aethiopien ein reges literarisches Leben: die meisten ihrer selbständigen Schriften sind in dieser Zeit geschrieben und die wiederholte Revision der Bibelübersetzung gibt Zeugnis von dem Streben nach genauem Erkenntnis. Aber das immer tiefere Sinken der kopt. Mutterkirche, der polit. Verfall des Reichs zum 16. Jahrh. an, die in den Kriegen zunehmende Verwilderung des Volks, die Verwüstung seiner alten Heiligtümer und Literatur, das Absterben der Geesprache (in der alle heiligen und kirchlichen Schriften abgefaßt sind), das Einbringen der moslemischen und heidnischen Völker brachten auch der äthiop. Kirche den Untergang. Die Thätigkeit seines monophysitischen Glaubens zwar, welche das Volk den röm. Befehlungsversuchen im 16. und 17. Jahrh. entgegensetzte, hat sich dort noch immer erhalten, aber der Geist des Christentums und das christl. Leben ist längst daraus geschwunden. Nur die leeren Formen sind geblieben. In grober Unwissenheit und wüstem Aberglauben wetteifern die Christen des Landes jetzt mit den Moslems, und in Sittenlosigkeit übertreffen sie diese vielleicht noch. Das Volk, welches die so gänzlich verfallene Kirche für die Wissenschaft der europ. Kirchen darbietet, ist im 19. Jahrh. abwechselnd von deutschengl. und röm.-kath. Sendboten angebaut worden, aber ohne nennenswerte Erfolge.

In der Glaubenslehre schließen sich die Aethiopier an die alte Gesamtkirche bis auf die chalcedonische Synode und von da an die monophysitische Kirche an. Sie erkennen von den drei ersten ökumenischen Synoden festgestellten Glauben an und gebrauchen das nicänische Symbol als Glaubensformel, verdammen zwar auch den Eutyches, nicht aber den Dioskur, und verworfen die Festsetzungen der vierten ökumenischen Synode über die zwei Naturen. Ihr dogmatisches Hauptwerk »Haimanotä Abau« (der Glaube der Väter), eine sehr wichtige Sammlung von Zeugnissen und Glaubensbekenntnissen der kirchlichen Autoritäten, in Ägypten verfaßt, bemerkt sich hauptsächlich um das monophysitische Dogma. Glaubensquellen sind ihnen die Schrift, die apostolischen Kanones und die Festsetzungen der Konzilien und anerkannter Lehrer ihrer Kirche. Das Alte und Neue Testament haben sie vollständig (in verschiedenen, revidierten Übersetzungen), daneben noch die Apokryphen (mit Ausnahme der Markabücher, welche erst spät unter dem Einfluß der kath. Missionare aus der Vulgata übersetzt wurden) und verschiedene Pseudepigraphen, ohne über deren kanonische Diamität zu sehr geltenden Normen gekommen zu sein. Nach dem hat für sie die nächste Autorität der »Synodos«, eine Sammlung der apo-

stolischen, synodalen und kirchenväterlichen Kanone aber schon in monophysitischer Bearbeitung. Den vom monophysitischen Dogma nicht berührten Glaubenslehren zeigen sie von der alten Kirche eine Abweichung, außer daß sie den heil. Geist nur vom Vater ausgehen lassen. Auch ihren Gebräuchen haben sie noch viel aus der ältesten christl. Kirche, ja sogar aus dem Alten Testament beibehalten. Die Taufe der Erwachsenen lehrter Heiden oder Moslems), die bei ihnen selten ist, wird fast ganz nach urchristl. Ritus vorgenommen. Die Taufe der Kinder ist bei Knaben 40., bei Mädchen am 80. Tage nach der Geburt. Mit der Taufe verbunden ist Salbung und Kommunion; Kindern wird ein Tropfen Wein aus der Kelche, in welchen das Brot getaucht war, eingegeben. Auch Milch und Honig bekommt der Säugling nach altchristl. Sitte. Auch die Beschneidung haben sie am 8. Tage nach der Geburt, zugleich mit der Namensgebung. Für die Kommunion haben sie eine der griech.-kath. und der Messe sehr ähnliche Feier, wie auch ihre liturgischen Formulare fast sich meist an die ältern Formulare der allgemeinen Kirche anschließen. Die Beichte geschieht nur allgemein, und die Absolution geschieht von einem gelinden Schlag mit einem Oelweige. Das System der kirchlichen Pönitenzen ist sehr ausgebaut. Außer dem Sonntag feiern sie den Sabbat nach altchristl. Sitte, aber nicht durch jüd. Feste sondern durch Kommunion, Gottesdienst, Anbetung von der Feldarbeit, und jedenfalls ihn mit dem Sonntag zurückstellend. Sie halten die altkirchlichen Feste: Mariä Empfängnis, Weinachten, Beschneidung, Tauffest, Pfingstensonntag, Oftern, Heiligschmerz, Pfingsten, auch Mesopentecoste (Kataklysmos), an welchem nach alter Regel die Synoden gehalten werden sollen; sonst feiern sie noch (abweichend von der alten Sitte) monatliche Gedächtnisse Christi, der Maria und des Erzengels Michael, auch ein Talla-Haimanotfest, ein Fest der Kreuzesfindung und viele Heiligentage. Die beweglichen Feste werden etwas anders berechnet als bei uns. Ihre Fasten sind sehr streng und häufig und gelten bei ihnen als ein Hauptstück des Christentums; schon die Kinder werden von früherer Jugend auf daran gewöhnt. Im gewöhnlichen Gottesdienst haben sie nur Gebet, Psalmenvortrag und Lektionen aus der Bibel (die durch Lektionarien in altkirchlicher Weise geregelt sind), Predigt nicht, obgleich bei besondern Festlichkeiten Heiden und Heiden von berühmten Vätern abgelesen werden. An Fasten und Heiligentagen werden auch die Hymnen und Antiphonien mit Musikbegleitung und zum Teil wilden mimischen Gestaltungen gesungen; dazu kommt der Kommuniondienst.

Die Ehe wird vor Zeugen geschlossen; die kirchliche Einsegnung ist dagegen nicht notwendig. Polygamie gilt zwar als Regel, und kein Polygamist soll zur Kommunion zugelassen werden, ehe er die überjährigen Weiber entlassen hat; aber dem König und den Magnaten wird diese Vorchrift nachgesehen. Vor dem Tode dagegen ist die Polygamie gebührend und auch die Scheidung durch den bürgerlichen Richter sehr leicht zu erlangen. Aeltere, die ihr Weib entlassen oder nach dem Tode der ersten Frau eine zweite heiraten, müssen ihr Amt niederlegen. Die Begräbnisse finden statt unter kirchlicher Feier, mit Gebeten, Psalmungen, Bibellectionen, Veräucherung und Besprengung mit Weihwasser.

Der Vertheidigungsplatz ist geweiht, und der Abessinier hält sich darauf, in geweihtem Boden begraben zu werden. Kirchen hatten und haben sie sehr viele; die älteren waren besser gebaut, die jetzigen sind sehr unansehnlich, hiesrund, meist aus Flechtwerk und Lehm gemacht, außen weiß getüncht, oben tegelförmig, mit Rohr und Stroh gedeckt, darauf ein weissenes Kreuz, gewöhnlich an einem Wasser angeschlossen, mit Bäumen umpflanzt. An eigenthümlichen Gebräuchen haben sie, außer den erwähnten, auch diehaltung gewisser alttestamentlicher Festtage und die Enthaltung von einigen in dem Testament oder Apostelg. 15, 20, 16, 4 verbotenen Speisen. Die Bekleidung ist herrschende Baubüsch. Als christl. Abzeichen tragen die Abessinier ein blaues Schnur um den Hals, Mateb genannt. Der Glaube an Zauberei, Amulette u. s. w. war wohl nie ganz ausgerottet, hat aber seit dem 16. Jahrh. sehr überhandgenommen. Kasten, Almsen, Schenkungen an Bettler, Pilger, Priester, Kasten und Köster gelten als gute Werke, ebenso Almosen nach Jerusalem.

Staat und Oberhaupt der Kirche ist der König, der von Metropolitern vom Patriarchen erbittet, Erben zusammenzusetzen kann und die richterliche Gewalt gegen Geistliche und Mönche ausübt. Das weltliche Oberhaupt der Kirche ist der Metropolit, Bischof oder Abba genannt, in Glaubenssachen die höchste Autorität, als Schiedsrichter auch in Streitigkeiten dann und wann angerufen. Er wohnt von alexandrinischen Patriarchen geschickt und ist nach späterer Praxis sein geborener Abessinier. Unter den Metropolitern fanden einst die Bischöfe. Mehr als sieben sollten nach einer alten Kirchenregel nicht in Äthiopien sein; aber schon zu Marias Zeit gab es gar keine Bischöfe mehr in Äthiopien, sondern nur Bischöfe, Priester und Diakone. Seit die kopt. Kirche in Ägypten unter der Herrschaft ganz in Verfall gekommen war, und die Patriarchen selbst oft nur notdürftig lesen konnten, ermangelten natürlich auch die von ihnen nach Äthiopien geschickten Metropolitens meist jeder Bekleidung zu ihrem Amte. Der Metropolit hatte seinen Sitz meist in Arum, in neuerer Zeit in Gondar. Die höhern Kirchen haben außer ihren Diakonen und Priestern noch einen besondern Vorsteher, Umbe genannt, welcher, an Rang über dem Priester, die weltlichen Angelegenheiten der Kirche verwaltet, auch Streitigkeiten unter den Klerikern schlichtet. Die Geistlichen tragen alle ihr Abzeichen das Kreuz in der Hand. Das Mönchtum scheint von Ägypten aus sich ziemlich früh in Äthiopien verbreitet zu haben. Der gefeierte Mönch und Abba Lathä-Haimanot im 13. Jahrh. gab den Mönchen eine bestimmte Regel, unterwarf sie einem Obischof, Zischege genannt, mit dem Sitz auf dem Hauptstufen des Ordens, Dabra-Dibanos in Schoa. Dieser Zischege genießt in Abessinien großes Ansehen und ist die zweite geistliche Person des Reichs. Die Köster seines Ordens sind die verbreitetsten. In jedem Kloster stehen unter dem Abt verschiedene Arbeiter, worunter der Alaka oder Südwärter. Ein anderer Ordner des Mönchslebens war Abba Salomon, dessen Nachfolger aber kein gemeinschaftliches Oberhaupt haben, nicht in Klöstern, sondern in Häusern, meist in der Nähe der Kirchen, leben. Sie Feld bauen, bürgerliche Gewerbe treiben, tragen das Kreuz und das Mönchskleid, das sie tragen, durch den Solbat und durch die

frommen Übungen, die sie wenigstens treiben sollen, sich von Laien unterscheiden. Die Zahl der Mönche in Abessinien ist sehr groß.

Äthiopische Rasse (*Varietas Aethiopica*) nannte Blumenbach den Menschenschlag, welcher das mittlere und südl. Afrika bewohnt. Gegenwärtig hält nur noch H. Hartmann an dieser Bestimmung fest, indem er den Ausdruck Rigitier auf alle Bewohner Afrikas, mit Ausschluß der in histor. Zeit eingewanderten Araber, ausdehnt, während andere die äthiop. Rasse in zwei (Buschmänner-Hottentotten und Reger. Bantu. Zulah) oder vier (Buschmänner-Hottentotten, Bantu, Reger, Zulah) Typen zerlegen. (S. Mensch, naturgeschichtl.)

Äthiopische Sprache, Schrift und Litteratur. Die seit Anfang oder Mitte des 16. Jahrh. gewöhnlich Äthiopisch, von den Eingeborenen aber Gegez genannte Sprache gehört dem semit. Sprachstamme an. Sie war ursprünglich nur die Sprache eines der aus Sabarabien eingewanderten, später in Tigre und seiner Hauptstadt Arum (s. d.) angelassenen Stämme, erlangte aber dann mit der Ausbildung des Arumitischen Reichs die Herrschaft als Reichs- und Kirchensprache, neben welcher die Dialekte anderer Stämme nur als Volkssprachen fortlebten. Erst im 14. Jahrh. scheint sie infolge einer Regierungsveränderung durch die Amharische Sprache (s. d.) aus dieser Stellung verdrängt worden zu sein, während zugleich in ihrem Stammlande Tigre und weiter nordwärts im Munde des Volks zwei Tochterdialekte derselben fortlebten. Aber obwohl seit Jahrhunderten ausgestorben, blieb sie noch lange heilige und Büchersprache, wurde von den Gelehrten in den Schulen gelehrt, auch zur Abfassung wichtigerer Werke benutzt. Erst die in neuerer Zeit über Abessinien heringebrachte Verwilderung hat der einheimischen, wenigstens genaueren Kenntnis dieser Sprache fast ein Ende gemacht, obgleich dort die in ihr geschriebenen Bücher noch immer fortgepflanzt werden. In grammatischer und lexikalischer Hinsicht schließt sie sich vielfach an die arab. Sprachen an, geht jedoch oft auch mit dem Aramäischen oder Hebräischen, selbst mit dem Assyrischen zusammen, und hat sogar einiges recht Aleritümliche vor den andern Gliedern der Sprachfamilie voraus. An Reichtum der Formen und des Vorraths steht sie hinter dem Schriftarabischen zurück, obgleich sie einzelne Formen noch folgerichtiger als dieses entwickelt hat; die feine und strenge syntaktische Regelung des Arabischen hat sie nie gehabt, erfreut sich dagegen größerer Freiheit des Satzbaues. Eine für ihre Zeit vorzügliche Verarbeitung der äthiop. Sprache gab Joh. Ludw. in der Grammatik (Frankf. 1702) und im Lexikon (Frankf. 1699); neuerdings wurde sie, der heutigen Sprachwissenschaft entsprechend, dargestellt von Tilmann in der Grammatik (Lpz. 1857) und im Lexikon (Lpz. 1862—65). Von den beiden noch lebenden Tochterdialekten des Gegez kommt ihm die eine, nämlich das nordwärts vom Quellland des Anbeba und Mareb von halbnomadischen Stämmen gesprochene Tigre, noch sehr nahe, wogegen die andere, das in der alten Provinz Tigre und den angrenzenden Distrikten gesprochene Tigrina, härter entartet und mit Amharischem mehr gemischt ist. Grammatisch bearbeitet hat diese Brätorius in seiner «Grammatik der Tigrina-Sprache» (Halle 1872).

Das Gegez hat eine eigenthümliche Schrift, fortgebildet aus der himjarischen Schrift, mit der sie

ursprünglich identisch war, und wie diese zuletzt mit der altägypt. (phönizischen) Schrift zusammenhängend. Sie wird von links nach rechts geschrieben und hat, obgleich ursprünglich reine Konsonantenschrift, sich doch ziemlich früh dahin vervollkommen, daß die Vokale mit Ausnahme des kurzen a regelmäßig, und zwar durch kleine dem Konsonanten angehängte oder damit verschmolzene Zeichen, mitgeschrieben werden. Als Trennungsmittel der einzelnen Wörter sind noch immer die altägyptischen zwei Punkte gebräuchlich.

Zu den ältesten äthiop. Schriftbeispielen gehören einige von Salt und Rappell mitgeteilte Inschriften, auch Münzen. Die Litteratur beginnt erst nach der Einführung des Christentums in Abessinien und ist vorwiegend kirchlich. Den Grund derselben bildet die Übersetzung der Bibel, welche aus dem Griechischen gemacht ist und, mit Ausnahme der Mattabücher, sämtliche biblische Bücher des Alten und Neuen Testaments, auch die apokryphischen, umfaßt, und an welche sich noch andere spätere, aber altäthiop. Schriften anschließen, wie das Buch der Jubiläen (herausg. von Tillmann, Kiel 1839), das Buch Henoch (s. d.), das vierte Buch Esra, die Apokalypse Jesaja, der »Birt« des Jeremias (s. d.) u. a. Neuere Untersuchungen haben ergeben, daß die Übersetzung der eigentlichen biblischen Bücher mehrmals revidiert wurde, teils aus dem Griechischen, teils aus dem Hebräischen, jedoch nicht bei denselben mindestens bald zwei, bald drei Revisionen unterscheiden muß. Vom Alten Testament waren früher außer den von Ludolf (1701) herausgegebenen Psalmen mit dem Hohenliede nur einige kleine Stücke gedruckt; seit 1853 ist eine Gesamtausgabe des Alten Testaments von Dillmann begonnen. Das Neue Testament ist 1548 zu Rom nach einem guten Text, aber sehr fehlerhaft und dann in der londoner Polyglotte noch fehlerhafter gedruckt; eine neue Ausgabe, nach einem gemischten Text, hat Platt besorgt (Lond. 1826). An diese biblischen Schriften, die Grundlage der ganzen äthiop. Litteratur, reihen sich Übersetzungen von andern wichtigen kirchlichen und geschichtlichen Werken, zum Teil in der ältern Zeit aus dem Griechischen, zum Teil gegen das Ende des Mittelalters aus dem Arabischen, zum Teil auch aus dem Kopitischen gemacht, z. B. Werke der Kirchenväter, Liturgien, Sammlungen der Kanones, Kirchenrecht, Homilien, jüd. und arab. Chroniken, Heiligengeschichten. Die Werke von einheimischen Schriftstellern sind ebenfalls meist christl.-kirchlichen Inhalts; zu den wichtigsten gehören die großen Kirchengesangbücher (mit Gesangnoten versehen), die Werke über die einheimische Königsgeichte (übrigens meist im Tarsitid, d. h. in einer aus Geez und Amharisch gemischten Sprache geschrieben) und eine Menge von Heiligengeschichten. Die Poesie ist ganz in den Dienst der Kirche getreten; ihre Erzeugnisse bestehen, abgesehen von der edlern Hymnenpoesie der Gesangbücher, fast ganz in gereimten Gebeten oder Lobpreisungen von Heiligen. Sammlungen äthiop. Handschriften finden sich zu Rom, Paris, Tübingen, im Britischen Museum, zu Erford, Frankfurt a. M., Berlin, München und Wien; die größte hatte früher Abbadi (s. d.); seit dem Erwerb der Nagbala-Sammlung von 348 Nummern steht das Britische Museum an Reichhaltigkeit obenan.

Athlet (αθλητής) hieß im allgemeinen im Altertum ein Wettkämpfer, der sich an den gymni-

schen Spielen beteiligt und in denselben als Wettkämpfer, Kämpfer oder sonstiger Kämpfer öffentlich auftritt. Das Wort *A.* bezeichnete somit diejenigen *Agonisten* oder Teilnehmer an den Kampfspielen (s. *Agon*), die, geträgt durch Gymnastik, im Bewußtsein ihrer körperlichen Tüchtigkeit und Gewandtheit den Siegerkranz als Zeichen persönlicher und nationaler Ehre erstrebten. Als jedoch erst seit dem 5. Jahrh. v. Chr. die Sitte um sich griff, daß kampfrüstige junge Männer häufig von geringer Herkunft, gelockt durch den Ruhm des Sieges und durch den Wert der ausgeschütteten Preise, ihre Kraft gänzlich der agonistischen Kunst widmeten, wurde das Kampfspiel mehr und mehr ein Erwerbszweig und die Athletik eine Kunstfertigkeit, deren Erlernung und Ausübung eine eigentümliche Lebensweise erforderte und an besondere Regeln gebunden war. Die Bezeichnung *A.* erhielt nun eine engere Bedeutung, indem man unter *A.* jetzt nur jenen diejenigen Wettkämpfer verstand, welche die Übung der athletischen Kunst zum Lebensberuf machten. War nun die Ausbildung des Athletentums schon durch die vielen, allmählich zu bloßen Schaustellungen herabstinkenden Kampfspielen in den zahlreichen kleinern Staaten und Städten des hellenischen Europa und Asien begünstigt, so machte sich das Handwerksmäßige der Athletik noch viel bestimmer geltend, als das hellenische Leben sich mit dem römischen zu befreundend und zu vermischen begann. In Rom traten die ersten *A.* 186 v. Chr. auf, die zu diesem Zwecke in Griechenland gehalten worden waren. Dasselbe wiederholte sich bei den Triumphealen Cäsars und Cäsars sowie bei andern Anlässen. Völlig juristisch ausgebildet erscheint dann das Athletenwesen in der röm. Kaiserzeit, wo es Athletengesellschaften fast in allen größern Städten des Reichs gab. In Italien und Rom wurden die Athletenkämpfe seit dem Beginn der Kaiserzeit immer häufiger und beliebter. Gesichte und Ehrenzeichen wurden den Siegern in reichem Maße gespendet. Da bei den Wettkämpfen in den Zeiten des Verfalls der hellenischen Gymnastik das Körpergewicht des Kämpfers von großem Vorteile war, so wandten sich dem Athletenberuf vorzugsweise große, starkknochige, muskulöse Männer zu. Deshalb verband man später mit dem Begriff *A.* auch die Vorstellung einer großen kräftigen Körpergestalt. In neuerer Zeit nennen sich gern solche Schaukünstler *A.*, die hervorragende Leistungen in Körperkraft, sei es im Heben, Tragen, Stemmen, sich zu eigen gemacht haben. Vgl. J. H. Krause, »Die Gymnastik und Agonistik der Hellenen« (2 Bde., 1841); Friedländer, »Darstellungen aus der Sitten- und Kulturgeschichte Roms« (3. Aufl., Bd. 2, 1874).

Athlone, Stadt und Parlamentsborough in der Grafschaft Westmeath in der irld. Prov. Leinster, an der Eisenbahn von Dublin nach Galway, die hier nach Westport und Ballina nordwestlich abweicht, und an beiden Ufern des Shannon gelegen, der hier den Lough (See) Ree verläßt und dessen Stromschnellen durch einen Kanal umgangen werden. Die Stadt teilt sich in die schmucke Tribtown (auf dem Gebiete der Grafschaft Roscommon in Connought) am rechten und die schöne Newshill am linken Ufer des Flusses, hat Brennereien, Brauereien, Gerbereien und lebhaften Verkehr und zählt 6565 E. Das feste Schloß liegt auf einer Anhöhe am rechten Ufer des Shannon und ist ein Hauptdepot für militärische Vorräte. Nach der Schloß-

Atomgruppe C_2H_5 existieren. Das freie Ä. hat dieselbe Zusammensetzung wie der Butylwasserstoff, das Butan C_4H_{10} , das Verhalten beider ist so ähnlich, daß sie meist für identisch gehalten werden. Man erhält es, indem man Jodäthyl mit Quecksilber in zugeschnittenen Röhren dem Licht aussetzt, oder indem man Jodäthyl mit Zink, ebenfalls in zugeschnittenen Röhren, auf $150^\circ C.$ erwärmt. Die Röhren werden darauf in einer Kältemischung möglichst weit abgekühlt und vorsichtig geöffnet, dabei entweichen zuerst Zersetzungprodukte, Äthan C_2H_6 und Äthylen C_2H_4 , und darauf Ä., welches als Gas über Wasser gesammelt werden kann. Es ist ein farbloses Gas, welches durch starken Druck zu einer bei $1^\circ C.$ siedenden Flüssigkeit verdichtet werden kann, riecht schwach ätherartig, spezifisches Gewicht 2,5. Ä. ist im rohen Petroleum gelöst, bei der Rectifikation desselben entweicht es gasförmig, sein Vorkommen ist eine der Ursachen der hohen Entzündlichkeit des rohen Petroleums; außerdem findet es sich in dem aus Bogheadölblei dargestellten Leuchtgas.

Die Zahl der Verbindungen des Ä. ist eine außerordentlich große. Ä. verbindet sich mit Haloiden zu Chlor-, Brom-, Jod-, Fluor-, Cyan-, Nitroäthyl. Diese zeichnen sich sämtlich durch große Beständigkeit aus, werden z. B. durch Kalihydrate nicht zersetzt. Es verbindet sich ferner mit der Hydroxylgruppe OH zu Äthylalkohol, dessen Äthylradikal der Äther ist; die Verbindung mit der Atomgruppe SH ist das Mercaptan; es tritt Wasserstoff substituierend in die Säuren ein und bildet die zusammengesetzten Äther; durch Substitution von Wasserstoff im Ammoniak entstehen die Äthylamine; ferner geht es Verbindungen ein mit Metallen, wie Zink u. a.

Äthylalkohol, s. Alkohol.

Äthyläther (Äthyläther), s. unter Äther (gewöhnlicher).

Äthylen, älbildendes Gas, Gasf. C_2H_4 , eine gasförmige Verbindung, die sich vom Äthylalkohol dadurch ableitet, daß derselben die Elemente von 1 Molekül Wasser entzogen werden. Es wird am leichtesten erhalten, indem man 1 Volumen starken Alkohol mit 3 Volumen konzentrierter Schwefelsäure mischt und auf $150^\circ C.$ erhitzt, nachdem man die Oberfläche der Flüssigkeit mit einer Schicht von Bimssteinstückchen bedeckt hat; durch Anwendung der Bimssteinschicht wird sonst lästig werdende Schaumbildung vermieden. Gewöhnlich bildet sich gleichzeitig durch Einwirkung von abgechieden werdender Kohle auf Schwefelsäure etwas schweflige Säure und Kohlenäure, die durch Waschen des Gases zu entfernen sind. Das Ä. ist ein farbloses Gas von ätherartigem Geruch, von 0,974 spezifischem Gewicht, brennt mit hellleuchtender Flamme, ist in Wasser, Alkohol, Äther fast unlöslich. Außer durch Zersetzung des Alkohols wird es auch bei der trockenen Destillation fast aller organischen Substanzen gebildet, so bei der des Holzes, der Steinkohlen, der Zette und ist daher ein Bestandteil des Leuchtgases, dessen Leuchtstärke es erhöht. Es ist als ein zweiwertiges organisches Radikal zu betrachten, es verbindet sich mit zwei Hydroxylgruppen zu dem zweifäurigen Äthylendiäthylalkohol oder Glykol $C_2H_4(OH)_2$, von dem sich zusammengesetzte Äther ableiten (s. Äther), an die Stelle der zwei Hydroxylgruppen können zwei Chloratome treten, wodurch das Äthylendichlorid $C_2H_4Cl_2$ gebildet wird, die Verbindung des Ä. mit einer Hydroxylgruppe und einem Chloratom $C_2H_4(OH)Cl$ ist als Äthylendichlorid bezeichnet.

Das Äthylendichlorid ist unter dem Namen Aethylenum chloratum in die deutsche Pharmakopoe aufgenommen, früher wurde es Öl der holländischen Chemiker bezeichnet. Es ist eine nach Chloroform riechende, farblose, neutral reagierende Flüssigkeit von 1,27 spezifischem Gewicht, die in Wasser unlöslich, mit Alkohol u. Äther mischbar ist; es wird sehr vereinzelt als Ästhetikum benutzt, kann aber das Chloroform als Betäubungsmittel nicht ersetzen.

Äthylschwefelsäure (Äthylschwefelsäure), unter Äther (gewöhnlicher).

Äthymie (grch. αθυμία), Rutilosität, Neigung gelbenheit.

Ätymie (grch. ατυμία) hieß bei den Athenern der vollständige oder teilweise Verlust der bürgerlichen Rechte, welcher teils als Strafe für gewisse Verbrechen oder Vergehen von einem Gerichtshof erkannt wurde, teils durch Richterfällung gewisser Pflichten gegen den Staat ohne weiteres Verfahren eintrat. Der härteste Grad der Ä. war lebenslängliche Verbannung aus der Vaterstadt, die immer mit Einziehung des Vermögens verbunden war; in andern Fällen durfte der in Ä. Versessene zwar in seiner Vaterstadt wohnen, war aber an der Ausübung seiner bürgerlichen Rechte entweder alle oder nur bestimmt, z. B. des Rechtes, gemäß Klagen vor Gericht anstellen zu können, gehender eine Wiedereinsetzung in den frühern Stand konnte nur durch geheime Abstimmung in einer Volksversammlung, an welcher mindestens 6000 Bürger teilnahmen, erlangt werden.

Ätiologie (grch.) heißt die Lehre von den Krankheitsursachen, eine der wichtigsten, aber auch noch dunkelsten Gebiete der Medizin. Die Ä. ist die Grundlage der übrigen Teile der Therapie, wie der Hygiene, der Diätetik und der Prophylaxis. (S. Krankheit und Medizin.)

Atitlan (Santiago de), Indianerort in der Republik Guatemala in Centralamerika, Depart. Escuintla, am Südrande des Sees und am Fuße der noch thätigen Vulkan Ä., in 1568 m Höhe, ist die alte Residenz der Zutugil-Könige, hat Baumwollweberei und Mineralquellen und zählt 9000 E. Der 39 km lange und 16 km breite See Ä. ist von steilen Abhängen umschlossen, hat in der Mitte mehr als 600 m Tiefe, kleine Zuflüsse, indessen keinen sichtbaren Abfluß. Am Südrande erhebt sich der 3817 m hohe Vulkan Ä., im SW. der 2300 m hohe erloschene Vulkan San-Pedro. Die auf der Südseite des Sees gelegenen Dörfer Ä., San Pedro, Sta. Catarina Trilahuacan sind von fleißigen Indianern bewohnt.

Atkarof, Kreisstadt im europ.-russ. Gouvernement Saratow, an beiden Ufern der Atkara, um weit ihrer Mündung in die Nedwedje, Eisenbahnstation der Linie Rossow-Saratow, hat ihren Namen vom tatar. Dorfe Atkara oder Atkara, buhier im 14. Jahrh. lag. Ä. hat drei Kirchen, ein Talgölmehere, zwei Potaschfabriken, drei Backbleichereien und 15199 E., die sich vornehmlich mit Ackerbau beschäftigen. Der Getreidehandel ist bedeutend. In der Nähe der Stadt liegen viele Gräbnel (kurgan), in denen sich überreste alter heidnischer Wassen und Gerätschafien befinden.

Atkinson (Thomas Atkiam), engl. Reisender, Maler und Architekt, wurde 6. März 1799 in Yorkshire geboren, verlor frühzeitig seine Eltern, bildete sich dann zum Architekten aus und baute eine Kirche

in Venezuela. Im J. 1844 unternahm er eine Reise über den Isthmus nach dem Altai, 1845 durch die Kaspische See bis an den Fuß des Alatau und 1846—48 über Kaskas und Ufaistutai auf bisher noch von keinem Europäer betretenen Wegen bis in das Innere der Mongolei zum Fuß des Sultans Schah am 41° 40' nördl. Br. und 79° östl. L. (von Semurgh). Er berichtet über diese Reisen in seinen nach sortierten Werken «Oriental and Western Siberia» (Lond. 1856) und «Travels in the regions of the Upper and Lower Amoor» (Lond. 1860). A. starb am 13. Aug. 1861 zu Lomax House in Kent.

Atkins (Sir Robert), berühmter engl. Rechtsgelehrter, geb. 1621, stammte aus einer alten und berühmten Familie von Gloucestershire. Wie sein Vater, Sir Edward A., der 1669 als Baron des Schatzkammergerichts starb, widmete er sich dem Studium der Rechtswissenschaft und erlangte bald als Schlichter großes Ansehen. Bei der Krönung Karls II. 1661 wurde er unter die Ritter des Bathons aufgenommen und bald darauf für den Fidei Commis-Locus im Parlament gewählt. Nachher erhielt 1661 das Amt eines Recorder der Stadt Bristol, eine Zeit auch das eines Solicitor-General der Königin verwaltet, wurde er 1672 Richter am Court of Common Pleas. Aus Mißgunstigen über das Betreiben des Fidei Commis, die Unabhängigkeit des Richteramtes auf jede Weise zu untergraben, verurtheilte A. 1680 auf seinen Sitz im Gerichtshof und nahm seine frühere Wirksamkeit in Bristol wieder auf. Nachdem er 1682 in einen Aufstandsproceß verwickelt worden, zog er sich auf seine Besitzungen in Gloucestershire zurück. Als 1683 der Proceß gegen den William Russell (s. d.) verhandelt wurde, verurtheilte A. auf Veranlassung einiger Freunde desselben zwei Rechtsgutachten, in denen er mit allerhand Verleumdungen die Grundlosigkeit der Anklage nachzuweisen suchte. Nach der Thronbesteigung Wilhelms III. wurde A. 1689 Präsident des Schatzkammergerichts, und in demselben Jahre erhielt er den Vorzug im Oberhause, welche Stelle er bis 1692 bekleidete. Er legte 1694 seine Aemter nieder und zog sich auf seine Besitzung Sappertonhall in Gloucestershire zurück, wo er 1709 starb. Seine «Parliamentary and political tracts» (Lond. 1704) sind wichtige Beiträge zur Zeitgeschichte. — Sein Sohn, Sir Robert A., geb. 1647, gest. 1711, als Anhänger der Stuarts ein polit. Gegner seiner Partei, aber wie dieser seines ehrenvollen Charakters wegen allgemein geachtet, schrieb eine «Geschichte von Gloucestershire» (Lond. 1712).

Atlas (nach dem die Welt auf seinen Schultern tragenden Atlas), eine kräftige, männliche Figur, die an Stelle der Säule bestimmt ist, eine Last aufzuheben. Beispiele solcher Atlanten bieten unter andern das Theater von Athen und die Böden von Pompei. Bei den Römern nannte man sie auch mit einem ebenfalls dem Griechischen entlehnten Worte Telamones. Die Baukunst der Griechen und Römer sowie der Renaissancezeit zeigt die Atlanten in einfach stilvoller Behandlung, während die Neuzeit sie gern überladen und unter ihrer Last sich krummend darstellt. Die weibliche, gedächtnisvolle Figur heißt Karyatide (s. d.).

Atlanta, seit 1868 Hauptstadt des nordamerik. Staates Georgia und des County Fulton mit (1880) 37421 E., ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt, da hier die Bahnen von Nashville und Knox-

ville mit den nach Pensacola, Savannah und Charleston laufenden zusammenstoßen. Sie bildet den Hauptkapitalplatz für Getreide und Baumwolle im nordwestl. Theile von Georgia und treibt einen blühenden Handel, dessen jährlicher Umsatz sich auf etwa 35 Mill. Doll. beläuft. Sie hat mehrere Eisenwerke und Spinnereien, 28 Kirchen, 3 tägliche und 2 wöchentliche Zeitungen. Erst 1845 begründet und 1847 als Stadt inkorporiert, hatte der Ort 1850 bereits 2572 und 1870 schon 21789 E. Während des Bürgerkriegs war A. als Hauptbundesplatz zwischen den westlichen, den Golf- und atlantischen Staaten, als bedeutende Handelsstadt und Arsenal des Südens von großer Wichtigkeit. Im Frühjahr 1864 suchte General Sherman es von Chattahoochee aus zu nehmen; die Einnahme gelang ihm aber erst 1. Sept. 1864, nachdem der sich zurückziehende südstaatliche General Hood alle Vorräte und Regierungsverwaltungen verbrannt hatte.

Atlantiden oder Atlantiden (Atlantides), die Töchter des Atlas, soviel wie Plejaden.

Atlantis war einem Mythos nach, den nach Plato im «Timaios» und «Kritias» ein ägypt. Priester dem Solon erzählt haben soll, der Name einer ungeheuren Insel im Atlantischen Ocean, die angeblich größer als Asien und Libyen zusammen war, insofern eines Erdbebens aber dann versunken sein soll. Möglicherweise, daß Plato durch eine Sage wie die von den Inseln der Seligen zu seinem Mythos von der A. sich hat anregen lassen. Manche wollten in den Canarischen Inseln Überreste der verunkelten A. wiederfinden; andere, wie Rudbeck in seiner «Atlantica», verstehen darunter gar die Skandinavische Halbinsel. Dießelben Anschlag hat in neuerer Zeit immer wieder die von Virgilio in einer Abhandlung «De orbe novo novo» (Altdorf 1686) aufgeführte Vermutung gefunden: daß vielleicht phöniz. oder karthag. Handelschiffe, durch Stürme und Strömungen von ihrem Wege abgetrieben, an die amerik. Küste verschlagen worden und von dort später glücklich nach ihrem Vaterlande zurückgekehrt sein könnten. Auf ihren Erzählungen beruhe die Sage von jener Insel, und unter der A. des Plato sowie unter der Insel, von welcher Diodorus und Plinius sprechen, sei das heutige Amerika zu verstehen. Aber wenn auch zu Plato irgendwelche Schiffsnachrichten, etwa von den Canarischen Inseln, gelangt sein mögen, so bemerkt doch schon Strabo, der Philosoph habe die A. entstehen und wieder untergehen lassen, wie der Dichter die Ruine der Griechen vor Troja. Vgl. Martin, «Etudes sur le Timée de Platon» (Bd. 1, Par. 1841) und Eusebius in den «Jahrbüchern für Philologie» (Bd. 71).

Atlantischer Ocean oder Atlantischer Meer heißt derjenige Teil des Weltmeers, welcher die Alte Welt auf ihrer Westseite von der Neuen Welt trennt und seine Hauptausdehnung von A. nach S. hat. Dieses wahrcheinlich nach der fabelhaften Insel Atlantis (s. d.) benannte Meer trennt oder verbindet in seiner nördl. Hälfte die bevölkerten und civilisirtesten Theile der Erde, und ist daher, obwohl das stürmischste aller Meere, doch das am meisten beahnte. Nach A. von Humboldts Ausdruck gleicht dieses Meer in der Parallelität seiner Küsten fast einer mächtigen Strombahn, indem, den vordringenden Theilen der Kontinente entsprechend, gegenüber ein Zurückweichen der Küsten stattfindet. Der nördl. Teil gliedert die Küsten

Nordamerikas durch das Eingreifen des Lorenzbusens, des Merikanischen und Karaischen Golfes fast ebenso wie Europa durch die Ost- und Nordsee, das Mauritische, das Mitteländische und das Schwarze Meer, während der südl. Teil des Atlantischen Oceans die Südamerik. und die afrik. Küsten nur wenig zersplittert. Der Einbiegung des Golfs von Guinea in Afrika entspricht die Ausbiegung Brasiliens, ebenso der Hervorragung Senegambiens und Sudans die Einsenkung des Antillenmeers. Die Inselbildung des Atlantischen Oceans ist nur reichhaltig in der Nähe von Nordamerikas und Europas Küsten. Im freien Ocean steht die Inselbildung der des Stillen Meers bei weitem nach. Als Stationen erscheinen wichtig: Island und die Färder zwischen Europa und dem polaren Amerika; die Azoren und die Bermudagruppe zwischen Europa und dem mittlern und südl. Nordamerika; Akenhon, St. Helena, Trinidad und Tristão da Cunha zwischen Afrika und Südamerika; endlich die Fällandsinseln, Südgeorgien und Sandwichsland zwischen Südamerika und den antarktischen Gestaden.

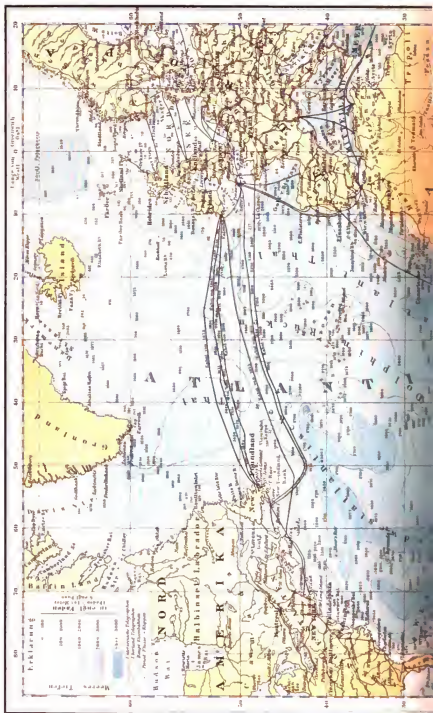
Die von dem Atlantischen Ocean bedeckte Fläche umfasst allein 79 721 274 qkm, mit den Nebenmeeren (Mitteländisches Meer, Ostsee, Nordsee, Kanal, Irisch-Schottische See, Lorenzogolf, Golf von Mexiko und Karaisches Meer) aber 88 634 133 qkm. Die Länge von N. nach S. beträgt 13 335 km, seine größte Breite 9000 km zwischen Senegambien und dem Busen von Mexiko; die geringste 1445 km zwischen Norwegen und Grönland (7225 km zwischen Georgien und Afrika, 7225 km zwischen Kap Horn und Kap der Guten Hoffnung, 5550 km zwischen Breit und Neuport, 5605 km zwischen Liverpool und Neuport, 3100 km zwischen Kap San-Roque und Sierra Leone). Kein anderer Ocean zeichnet sich durch eine so reiche Küstenentwicklung aus, wie der Atlantische Ocean; denn die Gesamtlänge seiner Küsten übertrifft die aller übrigen Meere zusammen genommen. Vom nördl. Ägische Meer ist er zwar nur durch eine imaginäre Linie, den nördl. Polarkreis, getrennt, doch findet diese Linie mehrfach Unterbrechung durch Ländermassen und Inseln, während die Grenze gegen das südl. Polarmeer, der südl. Polarkreis, nirgends auf die Kontinente trifft; südlich von Kap Horn und Madagaskar fließen die Gewässer des Atlantischen Oceans mit denen des Stillen und Indischen Oceans ungehindert ineinander, und man ist genöthigt, auch hier gedachte Grenzlinien zu ziehen, als welche sich die Meridiane der genannten Südpolen der Kontinente am meisten empfehlen, falls man nicht als sechsten Ocean ein besonderes Australmeer südlich vom 40. Parallelskreise annehmen will.

Das Beden des Atlantischen Oceans ist erst in neuerer Zeit einigermaßen erforscht worden, alle früher angestellten Tiefenmessungen im Atlantischen Ocean liefen die Tiefe weit größer erscheinen, als sie wirklich ist. Nachdem Murray zuerst die Aufmerksamkeit der seefahrenden Völker auf die Untersuchungen der Meerestiefe gelenkt hatte, war es das Bedürfnis telegr. Verbindung der Alten mit der Neuen Welt, welches diesen Untersuchungen eine große praktische Wichtigkeit verlieh und dadurch zur Vervollkommen der Methoden außerordentlich beitrug. (S. Tiefenmessung.) Das Beden des Atlantischen Oceans stellt sich dar als aus zwei im allgemeinen von N. nach S. laufenden

Parallelsbälern bestehend, die in 1660–1834 Tiefe durch einen breiten, plateauartigen Rücken welcher fast nur vulkanische Inseln trägt, gekennet werden. Derselbe ist ziemlich vollständig kannt und verfolgt worden. Der Scheiderücken schmiegt sich im allgemeinen der Parallelsform beiderseitigen Küstenlinien an; er beginnt bei Island und zieht in südwestlicher Richtung bis zum 50. Breitengrade, allmählich in die Tiefe sinkend. Da wo er von den nordatlantischen Rücken gekreuzt wird (etwa 52° nördl. Br., 20° westl. von Ferro), beträgt seine Tiefe 2834 m (1550 faden). Weiter südlich, von hier bis zum Wendekreis des Krebses Dolphin-Rücken genannt, senkt sich noch etwas und wendet sich südabwärts, allmählich wieder ansteigend, bis er zwischen 40 u. 35° nördl. Br. in der Gruppe der Azoren über den Meeresspiegel emporragt. Doch steigt diese Gruppe noch ziemlich steil aus dem Meere empor, da der weniger als 1828 m (1000 faden) tiefe Rücken des umgebenden Meeres an Fläche kleiner zu sein scheint als Portugal. Von hier aus läuft der Scheiderücken wieder südwestlich und kreuzt den 2. Parallel etwa in 28° westl. L. (von Ferro) in eine Tiefe von 3474 m (1950 faden). Nun läuft südlich, schließt sich in etwa 7° n. Br. mit 3600 Tiefe an die Guianafalte und trennt somit die westl. Mulde in eine nördliche und südliche. So hier wendet er sich ostwärts als Verbindungsrücken in der Richtung auf die Insel St. Paul und unter dem Äquator wendet er sich in 5° östl. als Challenger-Rücken nach S., wo er bis in 4° südl. Br. verjagt ist, in 1400–1800 m Tiefe. So den beiden Mulden, die er trennt, ist die westliche nach den bisherigen Beobachtungen die tiefere unrichtig auch in zwei Armen nördlich bis an die Grenze des Atlantischen Oceans, indem in der Dänemarkstraße zwischen Island und Grönland Tiefen bis zu 2900 m und zwischen Grönland und Labrador bis zu 4500 m gemessen worden sind. Weiter südlich nimmt diese Mulde an Tiefe zu; östlich von Neuport fand man bis 6770 m (3700 faden) und unmittelbar am Rande der Antillengruppe nur 1° nördlich von Anegada wurden durch die Challenger-Expedition 7086 m (3875 faden) gemessen. Überhaupt zeichnet sich der Strand der kleinen Antillengruppe durch den steilen Abfall zu großen Tiefen aus, und auch die Kanäle zwischen denselben besitzen mehrfach außerordentliche Tiefen. z. B. zwischen St. Thomas und Sta. Cruz 4730 m (2580 faden); viele derselben geben unter 2000 m hinab. Weiter südlich finden sich auf dieser Seite des Atlantischen Oceans meist Tiefen von 4000–4500 m. Zu den tiefsten bekannten Stellen in der südl. Westmulde gehören neben den Martin Pap-Inseln die Tiefen von 4900 und 6000 m.

Die östl. Mulde scheint nicht aber die durch die Färder bezeichnete Grenze hinauszureichen; denn die größte zwischen diesen und Island gemessene Tiefe erreichte nur an einer Stelle 1170 m, doch aber sonst überall unter 700 m. Auch ihre Tiefe nimmt nach S. allmählich zu; in der Breite des Kanals beträgt sie bis 4500 m, nordwestlich von Madeira etwa ebenso viel, und wächst unter dem nördl. Wendekreis bis auf 5760 m. Im südl. Atlantischen Ocean scheint sich das Verhältnis umzukehren, sobald die größten, mit Sicherheit gemessenen Tiefen auf der östl. Seite liegen. Die tiefsten Stellen fanden sich etwa 10° westlich von den Kap

ATLANTISCHER OCEAN.





reichen Zielen mit 6000 m; ferner etwa 10° nördl. von der Mündung des Oranje mit 5300 m und 10° nördl. von Benguela mit 5600 m. An den Küsten des Atlantischen Ocean im allgemeinen mit ziemlich bedeutenden Tiefen heran, namentlich gegen die Küsten von über 3700 m in den Bucht von Senegal und in die Nähe der Straße von Gibraltar. Insofern erstrecken sich mehrfach große Abstände zwischen, wie z. B. die Bank von Newfoundland mit weniger als 300 m Wasser, sowie die verhältnismäßig geringen Tiefen, welche die canarische und kanarische Inselgruppe mit dem afrikanischen Festland verbinden, mit weniger als 2000 m, nach der Ostküste hin immer mehr abnehmend. Die 100 Meterlinie (180 m) läuft aus dem Biscaya'schen Meer in einem Bogen um die brit. Inseln herum bis in die Nähe der norwegischen Küsten. Unterteilt in der Mitte des Atlantischen Oceans sind jene, die bis jetzt bekannten sind für die Schifffahrt sehr gefährlich. Im allgemeinen ist der Boden des Meeres außerordentlich eben, steilere Abhänge finden sich bis jetzt fast nur in der Nähe der Küsten zuweilen lassen. Die herausgebrachten Proben des Grundes zeigen in der Nähe der Küsten meist Sand und Lehm, selten Felsboden; in größeren Tiefen ist der Boden fast ausschließlich bedeckt mit Tierresten, namentlich den tierischen und harten Schalen kleiner Diatomeen und Foraminiferen, eingebettet in eine Schicht organischer Materie, welche Harzer „Bathybius“ genannt hat. Unter derselben tritt stellenweise roter und grauer Thon hervor.

Das Wasser des Atlantischen Oceans hat ein spezifisches Gewicht von 1,026 und die aufgelösten Salze betragen ungefähr 3,5 Proz. Drei Viertel davon macht das Chlornatrium aus; außerdem finden sich noch Chlormagnesium, Chlorkalium, Bromnatrium, schwefelsaurer Kalk und schwefelsaure Magnesia. In der heißen Zone, namentlich in der Nähe der Sahara, steigt sich der Salzgehalt bis auf 3,9 Proz., während er in der Davis'schen durch Vermischung des Schmelzwassers von Grönland und Eisfeldern auf 3,2 Proz. sinkt.

In den Strömungen des Atlantischen Oceans sind zu unterscheiden konstante und Driftströmungen. Die letzteren sind ganz flache Oberflächenströmungen und entstehen überall da, wo ein nicht zu schwacher Wind anhaltend weht; dieselben sind also sehr veränderlich, doch ist die durch die Winde zu beiden Seiten des Äquators erzeugte Zeit ziemlich gleichmäßig und erreicht eine Geschwindigkeit von 15–18 km im Tage. Aber auch die konstanten Strömungen werden namentlich, wenn sie schwächer sind, in Richtung und Stärke durch anhaltende Winde bedeutend beeinflusst. Unter den konstanten Strömungen zeichnet sich vor allem der Äquatorialstrom aus, welcher den Atlantischen Ocean in seiner ganzen Breite von O. nach W. durchströmt. Er beginnt etwa bei den Azoren-Inseln und hat anfänglich eine Breite von 300–350 km zwischen 1° nördl. Br. und 2–2½° nördl. Br. Nach W. zu verbreitert er sich allmählich aus, bis er im Meridian von Kap Palmas bereits von über 2° nördl. Br. bis 5° südl. Br. sich ausbreitet, und in etwa 10° westl. L. eine Breite von 4–5° (300–300 km) erreicht. Wenig westlich vom Meridian von Ferro sendet er einen ziemlich bedeutenden Arm in nordwestl. Richtung aus, der sich bis 20, zuweilen bis 30° nördl. Br. verfolgen

läßt. Der Äquatorialstrom selbst spaltet sich in der Nähe der brasil. Küste vor Kap San Roque in den Guianastrom (nördlich) und den brasil. Küstenstrom (südlich). Seine Geschwindigkeit beträgt anfänglich 40–50 km täglich, steigert sich aber südwestlich von Kap Palmas im Sommer zuweilen auf 80–120 km, und noch mehr westlich, etwa bei 10° westl. Br., beträgt sie im Mittel wieder 50 km, kann aber bis 110 steigen. Die Temperatur des Äquatorialstroms ist fast überall einige Grad tiefer als in den angrenzenden Meeresstellen, und deutet so darauf hin, daß ihm seine Gewässer durch polare Strömungen zugeführt werden. Die Untersuchungen der Challenger-Expedition haben gezeigt, daß sich auch der Äquatorialstrom nur auf verhältnismäßig geringe Tiefen erstreckt; man fand nämlich in einer Tiefe von 100 m nur noch halb so große Geschwindigkeit wie an der Oberfläche, und in 150 m Tiefe war fast keine Bewegung mehr zu spüren. Sein südl. Arm, der Brasilstrom, läuft in einer durchschnittlichen Entfernung von 400 km von der Küste, mit einer täglichen Geschwindigkeit von 35 km, bis zur Höhe der La-Plata-Mündung, sich allmählich verbreitend. Hier teilt er sich; der schwächere Arm läuft weiter südlich bis in die Nähe des Kap Horn, während der Hauptteil östlich umbiegt und mit einem aus dem Stillen Meere um die Südspitze Amerikas herumtommenden Stromarme zusammen die große südatlantische Strömung bildet. Diese haust ihre Wässer an dem südl. Teile der afrikan. Westküste auf und gestattet dem um die Südspitze des Kontinents herumtommenden Agulhasstrom nur bei südl. Winde, mit seinem wärmeren Wasser nördlich vorzudringen, während derselbe bei westl. oder nördl. Winden sich vollständig herumbiegt nach O. An den Küsten von Niederguinea herrscht eine nördl. Strömung, welche die angesammelten Wassermassen wieder dem Äquatorialstrom zuführt. Der nördl. Arm desselben, der Guianastrom, folgt in einer Entfernung von etwa 20 km der Küste von Südamerika, verläßt einerseits durch die nördl. Passatdrift, andererseits durch den Amazonas, dessen Strömung sich nach N. und nach NW. umbiegt. Die Geschwindigkeit des Guianastroms wechselt von 36–160 km täglich. Zwischen Trinidad und Martinique hindurch tritt er in das Karibische Meer, welches er in einem großen, der Küste ziemlich parallelen Bogen, allmählich langsamer werdend, durchfließt, bis er durch die Yulatanstraße in den Mexikanischen Busen eintritt. Hier teilt er sich in zwei Arme; der schwächere geht an der Nordseite der Insel Cuba entlang direkt zur Floridastraße, während der Hauptarm parallel mit der Küste einen großen Bogen beschreibt, bis er an der Südspitze von Florida sich mit dem andern Arm vereinigt. Seine Geschwindigkeit nimmt allmählich zu bis auf 50–100 km täglich. Durch die Floridastraße (Engen von Gemini) tritt die Strömung wieder in den offenen Ocean unter dem Namen Golfstrom, der als Beherrscher des Nordatlantischen Oceans seinen Einfluß weit über die Grenzen desselben ausdehnt und für die ganze Entwicklung des Verkehrs der Meereswelt von tiefgreifender Bedeutung geworden ist. (S. Golfstrom.) Indem er in etwa 40° nördl. Br. den Atlantischen Ocean durchquert, teilt er sich in verschiedene Arme; einer derselben geht zwischen Island und den Färöer hin durch nordöstlich; ein zweiter läuft östlich, tritt bei

Kap Ortegual in den Biscapischen Bufen und biegt dann durch N. nach NW. unter dem Namen Kannelstrom um, mit einem kleinen Seitenarm zur Trifischen See, während der Hauptarm westlich in den Ocean jurückfließt. Dieser Kannelstrom wird der Schifffahrt gefährlich, indem er solche Fahrzeuge, welche in den Kanal wollen, auf die Klippen der Seilly-Inseln verdrängt.

Von hervorragender Bedeutung für Schifffahrt und Klima sind noch die beiden Strömungen, welche aus dem nördl. Eismere herabfließen. Die eine (ostgrönländische) fließt an der Ostküste von Grönland südwärts, und behält in ihrer Hauptmasse diese Richtung bis 50° nördl. Br., während sie einen Arm um Kap Farewell herum in die Davisstraße sendet. Die zweite Strömung, vielfach mit Unrecht Hudsons-Bai-Strömung genannt, kommt aus der Baffinsbai durch die Davisstraße, und vereinigt sich bei Neufundland mit der ostgrönländischen. Hier durch den Golfstrom an der Fortsetzung ihres Wegs gehindert, wendet sie sich westlich, später südwestlich und folgt der Küste der Vereinigten Staaten bis Kap Hatteras, ist sogar bis nach Florida hin zu spüren. Einen Teil seines Wassers scheint er unter dem Golfstrome hindurchzuweichen. Da er meist etwa 10° C., zuweilen bis 17° kälter ist als der Golfstrom, so übt er einen stark abkühlenden Einfluß aus auf das Klima der amerik. Ostküste. Für die Schifffahrt ist er besonders wichtig durch die Eismassen, welche er aus den arktischen Regionen bringt. Dieselben besitzen teils die Form von Eisbergen, deren Ursprung den grönland. Gletschern zuzuschreiben ist, teils die von Eisfeldern, die sich von der Vadeise des Eismers abgelöst haben. In der Region der nordatlantischen Schifffahrt erscheinen sie im März und bedrohen die Schifffahrt bis in den August hinein. Das Gebiet, auf welchem größere Massen erscheinen, erstreckt sich östlich und südöstlich von Neufundland auf 600—700 km; doch finden sich im Mai und Juni treibende Eisberge bis zu 20° westl. L. und 39° nördl. Br. und erscheinen von seiten der Seefahrer bei nebligem Wetter oder bei Nacht die größte Gefahr. Im Südatlantischen Ocean dringen die Eismassen des Antarktischen Meers etwa ebenso weit gegen den Äquator vor, kreuzen aber nicht in gleichem Maße die Kurse der Schiffe. Die äußerste Grenze, bis zu welcher man bis jetzt im Atlantischen Ocean Treibeis gefunden hat, ist im R. 36° 10', im S. 34° Breite. Doch läuft die Grenze des Treibeises in Durchschnittsjahren etwa von Kap Horn nach Trinidad da Cunha und von da östlich, allmählich nach S. zurückweichend. Die Monate, in denen das Treibeis hier am weitesten nach N. vordringt, sind Januar bis März; es zeigt auf der südl. Halbkugel seltener die abenteuerlich zerrissenen Formen wie auf der nördlichen, sondern bildet meist Plateaus von riesenhafter Ausdehnung. Außer diesen Oberflächenströmungen hat man in neuester Zeit auch Strömungen in tieferen Regionen nachgewiesen. Die Untersuchungen der Challenger-Expedition haben gezeigt, daß die Unterströmung in der Richtung um 120° von der an der Oberfläche herrschenden abweichen kann; man fand sie in einer Tiefe von 200—500 Faden (350—900 m). Weiter unten zeigte sich eine schwache Strömung von derselben Richtung wie an der Oberfläche, während in einer Tiefe von mehr als 600 Faden (1100 m) sich keine Bewegung mehr

nachweisen ließ. Durchweg hat sich gezeigt, daß bisher bekannten Strömungen in verhältnismäßig geringe Tiefen hinabreichen; eine Befestigung dieses Resultats lieferten namentlich die Beobachtungen über die Temperatur des Meerwassers in verschiedenen Tiefen, wie sie die Challenger-Expedition zum erstenmal mit solcher Vollständigkeit geliefert hat. Dieselben haben gezeigt, daß sich der Einfluß des Klimas in viel geringere Tiefen erstreckt, als man bisher geglaubt hatte. Interessante Erscheinungen sind noch die großen Langweien, welche zu beiden Seiten des Äquators in dem Te des Atlantischen Oceans finden, welcher innerhalb des großen Kreislaufs der Strömungen unversehrt bleibt. (S. Sargassomeer.)

In Bezug auf die herrschende Windrichtung zerfällt der Atlantische Ocean in drei Teile: die Region der Passate in der heißen Zone und zu beiden Seiten derselben die Regionen der veränderlichen Winde, die bis zu den nördl. und südl. Grenz reicht. Die Region der regelmäßigen Passate beschränkt sich zu beiden Seiten des Äquators ungefähr bis zum 30. Breitengrade aus, doch ist die Grenze derselben von der Jahreszeit abhängig und ist auch im O. enger als im W. Der Nordostpassat tritt von dem Südostpassat getrennt durch einen Gürtel von veränderlicher Breite (3—10°), in welcher Windstillen herrschen, fast jeden Nachmittag unterbrochen durch plötzliche heftige Gewitterstürme (Tornados), die nur bis anderthalb Stunden dauern, worauf die Atmosphäre in die frühere Ruhe zurückfällt. Diese Kalmenregion liegt gewöhnlich an der nördl. Halbkugel und reicht nur zur Zeit der Winterjonnennende bis höchstens 21° südl. Br. während sie im Juli bis September schon bei 4—5° nördl. Br. ihre Südgrenze findet. In dieser letzten Zeit liegt die Nordgrenze der Kalmenregion oft bei 14—15°, sodaß sie eine Breite von 10° einlangt, dagegen weicht die Nordgrenze im Wind oft bis zum 2. nördl. Br. zurück und die Breite der Kalmenregion beträgt dann nur noch 3—4°. Westlich und südlich von diesem Gürtel findet sich ein immerwährender Nordost-, resp. Südostwind (Vasat, vent alizé, trade-wind), der nur äußerst selten von andern Luftströmungen unterbrochen wird, und auch dies fast nur in der Nähe der wenigen Inseln, die in diesem Gürtel liegen. Im allgemeinen ist der Passat an den Geländen der Alten Welt zu mehr meridionale Richtung; in der Nähe der amerikanischen Küste wird der Südostpassat fast südlich, in der Nähe der Neuen Welt dagegen nähert sich die Windrichtung in beiden Hemisphären der Ostrichtung. An den Ostküsten des Atlantischen Oceans, nördlich vom Äquator und an der südlich vom Kap Horn gelegenen Westküste wird die Passatregion von der Küste selbst durch einen bis zu 300 km breiten Schraumen geschoben; dagegen greift der Wind nördlich vom Kap Roque bedeutend auf das Festland herüber und begünstigt dadurch die Schifffahrt auf dem Amazonas und dem Orinoco. An der Küste von Niederquinea wird derselbe von der Küstenform etwas beeinflusst, und weicht im allgemeinen aus dem S., mit geringen Abweichungen zu beiden Seiten. An den Küsten von Oberguinea bis herum zu den Canarischen Inseln weht ein monsunartiger Wind, der in der heißen Jahreszeit landeinwärts gerichtet ist und in dem großen Auslöcherungsgebiete der Sahara seine Erklärung findet. Zwischen dem Kap San Roque und b

Wandung des Bo-Platzes liegt an der brasil. Küste ebenfalls ein Reviergebiet, welches sich bis auf 40 km von derselben entfernt. Im nördl. Atlantischen Ocean findet sich vom 30. bis 60. Breitengrade im Süden der veränderlichen Winde, doch herrschen im südlichen entschieden vor. Ihre Häufigkeit wechelt sich zu der der östlichen fast wie 2:1; namentlich sind die südwestl. Winde häufig im Sommer, wogegen im Winter mehr westliche wehen. Eine entsprechende Region vorherrschender Südwinde liegt sich im südl. Atlantischen Ocean. Ebenso treten sich in allen Theilen des Atlantischen Oceans im Sommer in der Passatregion. Besonders geläufig sind die Ränder des Golfstroms, der Süden von Mexiko, und die Gegend östlich vom Kap Fern; am furchtbarsten sind aber die westind. Winde (Zornados), deren Region bis über Kap Fern hinausreicht.

In dem ersten Zusammenhange mit der Bestimmung der Winde stehen die Bahnen, welche die Schiffe, namentlich das Segelschiff, auf dem Atlantischen Ocean innehält. Für die Ermittlung derselben hat sich namentlich Raury sehr große Verdienste erworben; größtentheils durch seine Bemühungen ist es gelungen, die Reisebauer der Segelschiffe durchsichtlich um die Hälfte zu verkürzen. Die wichtigsten Kurse sind die folgenden. Von Europa nach Nordamerika gibt es zwei Hauptlinien. Auf der nördlichen, welche namentlich für Dampf- und gute Segler empfehlenswert ist, hält man sich im Anfang des Jahres in 46—50° nördl. Br. bis etwa zum 17.° westl. L. (von Ferro); dann kreuzt man südwestlich zum 43.° nördl. Br. und kreuzt auf diesem Parallel zwischen der Newfoundland und dem Golfstrom hindurch, bis man in der westl. Küstenströmung und mit ihr zum Bestimmungsport gelangt. In der zweiten Hälfte des Jahres kreuzt man noch nördlicher bis zum 56.° nördl. Br. und geht dann vom 8.° westl. L. erst weiter nach Süden. Unter allen Umständen muß man sich südlich von Sable-Insel halten, da westlich dieser Insel dicke Nebel, Banks und Risse häufige sind. Segelschiffe brauchen vom Kanal bis Newport etwa 40 Tage; doch sind unter besonders günstigen Umständen 15—25 Tage genügend genug. Die schnellsten Dampfschiffreisen wurden in 14 Tagen zurückgelegt, gewöhnliche in 12—15 Tagen. Die zweite südl. Route ist namentlich reisenden Seglern zu empfehlen; diese suchen möglichst schnell die Passatregion zu erreichen, indem sie westlich von Rabarra kreuzen; in diesem Ozean kreuzt sie sich auf dem 22. bis 28. Parallel, bis etwa 6° westl. L., und kreuzen dann südlich an den Kanarien vorüber nach dem gewünschten Hafen. Bei der Rückfahrt nach Europa sucht man möglichst schnell den Küstenstrom zu kreuzen und dann den Golfstrom nicht zu verlassen; die Benutzung desselben ist wegen des häufigen stürmischen Wetters sehr zu empfehlen. Im allgemeinen geht diese Fahrt wegen der vorherrschenden Westwinde sehr schnell, im Wind 23 Tage; sie ist aber schon von Newport nach Liverpool in 15 Tagen zurückgelegt. Von Europa nach den brasil. Häfen kreuzt man entweder zwischen den Azoren und Madeira hin- oder von jenseits dieser Insel und den Canaren, oder zwischen der Ausgangshafen nördlich oder südlich vom 40. Breitengrade liegt. Weiter sucht man etwa den Äquator unter 5—10° westl. L. zu schneiden, weil hier die Zone der Windstillen schmaler

ist als weiter östlich; zuweilen gelangt man fast ohne Kalmen zum Südostpassat. Die Besorgnis, durch die gemeinsame Gewalt des Windes und der Strömung gegen Kap Roque getrieben zu werden, ist für gute Segler und Schiffe, die mit Hülfsdampfmaschinen ausgerüstet sind, nicht vorhanden. Schwächere Schiffe müssen sich weiter östlich halten, besonders im März bis Oktober, wo der Wind häufiger weht. Auf der western Fahrt um Kap Fern kreuzt man in der Region der vorherrschenden Westwinde ziemlich nahe an der patagon. Küste, etwa in einer Entfernung von 200 km, weil weiter außen durch den fast immer westlichen, zuweilen zum Sturm anschwellenden Wind ein sehr schwerer Segang herrscht; man sucht deshalb westlich der Falklandinseln zu passieren. Auf der Rückreise dagegen, wo Wind und Strom beihilflich sind, kreuzt man östlich von dieser Gruppe, sucht dann den Wendekreis des Steinbocks in der Nähe des Meridians von Ferro zu schneiden, um dann mit den Passaten nordnordwestlich zu kreuzen, sobald sie den 30.° nördl. Br. im 25.° westl. L. schneiden, und dann in der Region der vorherrschenden Westwinde wieder nach Osten kreuzen. Von den brasil. Häfen kreuzt man zunächst seewärts und sucht dann den Äquator zwischen 7 und 13° westl. L. zu kreuzen, je nachdem man europ. oder nordamerik. Häfen erreichen will. Von Europa nach dem Busen von Guinea hält man sich etwa am Meridian von Ferro bis südlich vom Kap Verde, und von da weiter immer in nicht allzu großer Entfernung von der Küste, da hier die Fahrt durch den Südwestmonsun wesentlich begünstigt wird. In größerer Entfernung von der Küste von Oberguinea würde man in die Äquatorialströmung und in den Südostpassat gelangen, was für die Fahrt rückwärts sehr günstig ist; man fährt dann im Mai bis Dezember unmittelbar nördlich vom Äquator, in der übrigen Zeit des Jahres in etwa 1/2—2° südl. Br. bis zum 10. bis 15.° westl. L. je nach dem Bestimmungs-ort. Von Europa nach dem Kap der Guten Hoffnung oder nach Niederguinea muß man auf der nördl. Halbtugel denselben Weg einschlagen, als wollte man nach den brasil. Häfen. Erst nachdem die Passatregion südlich verlassen ist, wendet man sich östlich. Auch für St. Helena ist dieser Weg der jederzeit mögliche; doch kann man für beide Bestimmungen auch zunächst den Busen von Guinea zu erreichen suchen, um von da immer in der Nähe der Küste südlich zu kreuzen mit Hilfe der Südwestwinde, die vom Januar bis September hier wehen. Schwache Segler ziehen die westl. Fahrt vor. Für Schiffe, die den Indischen Ocean erreichen wollen, ist die westl. Route ausschließlich zu empfehlen, ein Anlegen in Kapstadt ist womöglich zu vermeiden; man kreuzt auf dem 40.° südl. Br., vom Dezember bis Februar noch südlicher, von Wind und Strom begünstigt. Vom Indischen Ocean her geht man nahe an die Küste des Kaplandes heran, um den Agulhasstrom zu benutzen; nur zur Zeit der Ekliptik in diesem Gebiete (Juni bis September) hält man sich jenseit des 45.° südl. Br., wo man günstigere Winde findet. Ist man erst im Atlantischen Ocean, so geht der Kurs an St. Helena und Ascension vorbei zum Äquator, den man zwischen 7—15° westl. L. schneidet, um dann in der früher angegebenen Weise zum Bestimmungsport zu gelangen. Von der Kapstadt aus ist der Kurs derselbe. Die Zeiten, welche in neuester Zeit von Segelschiffen,

auf den verschiedenen Fahrten gebraucht wurden, sind folgende: Vom Kanal nach Neuport 25—40 Tage, zurück 15—23; vom Kanal nach Westindien 27—30, vom Kanal bis zum Äquator 27—33 Tage; von Neuport zum Äquator 20—22, im Sommer 25—31 Tage; vom Kanal nach Bahia 40, nach Rio 45, zum Kap Horn 66, nach Kapstadt 60, in den Bufen von Guinea 51 Tage. Die Fahrzeiten sind natürlich je nach der Günst der Witterung sehr verschieden; Genauerer findet man in den vom Board of trade in London publizierten Passage tables. Weniger vom Wetter beeinflusst sind die Dampfschiffe, namentlich die mit allen Verbesserungen der Neuzeit ausgerüsteten Postdampfer, welche den Atlantischen Ocean jetzt nach allen Richtungen durchschiffen. Die erste regelmäßige transatlantische Postdampferlinie, die Cunardlinie, wurde 1840 zwischen Liverpool und Neuport eröffnet; jetzt beträgt die Anzahl der Dampfer mehr als fünfzig. (S. Dampfschiffahrt.)

Der Atlantische Ocean nimmt somit in Bezug auf den Handel und Verkehr noch immer die erste Stelle ein, und daher kommt es auch, daß die Telegraphie auf diesem Schauplatz sehr bedeutende Anstrengungen machte, um ihr die Länder Europas und Nordamerikas umspannendes Netz über die Flächen der Ozeane hinwegzuziehen. Nachdem man zum erstenmal 1850 versucht hatte, ein unterseeisches Kabel von Dover nach Kap Griznez zu legen, welcher Versuch erst im folgenden Jahre dauernd gelang, ermutigten die Erfolge der nächsten Jahre zu immer ausgedehntern Kabellegungen. Kurz nacheinander verband man Seeland mit Jümen, Dover mit Ostende, Holyhead mit Dublin, Port Patrid (Schottland) mit Donaghobie (Irland); bald wagte man sich an längere Linien, wie die fast 200 km lange von Corfica nach Italien, und die von England nach dem Haag. So durfte man nach den glücklichen Erfolgen dieser Versuche dem Gedanken näher treten, Europa mit Nordamerika in gleicher Weise zu verbinden. Zunächst wurde 1856 Newfoundland mit Kap Breton verbunden; man vervollständigte gleichzeitig die Kenntnisse, welche man zur Zeit von dem Boden des Atlantischen Ozeans in der Linie von Newfoundland nach Irland hatte. Am 5. Aug. 1857 begannen von Valentia (Irland) aus die Legung des ersten transatlantischen Kabels. Nach mehreren mißglückten Unternehmungen gelang endlich 27. Aug. 1866 die Kabellegung zwischen der irischen Küste und Newfoundland. Die gesammte Länge dieses ersten atlantischen Kabels beträgt 1852 Seemeilen oder 3386,9 km, sein Gewicht per Seemeile 1750 kg. Seitdem sind noch vier transatlantische Kabel gelegt worden: von Breß über die Insel St. Pierre nach Durburg in Massachusetts, 6095 km lang (1869), und drei englische, eins 1873 von Irland nach Newfoundland, eins 1875 von Irland nach Neuschottland und eins 1879 von den Scillyinseln nach der Insel St. Pierre und New-Hampshire. (S. unter Kabel und Telegraphie.) (Hierzu eine Karte: Atlantischer Ocean.)

Litteratur. Kennel, „An investigation of the currents of the Atlantic Ocean“ (Lond. 1832); Finlay, „North- and South-Atlantic Ocean“ (2 Bde., Lond. 1855); Dapman, „Deep Sea soundings in the North-Atlantic Ocean“ (Lond. 1858); Maury, „Physical geography of the sea“ (Neuport 1856; neue Ausg. 1873; deutsch von Vöttger,

2. Aufl., Epp. 1859); Kerschäet, „Considérations générales sur l'Océan Atlantique“ (4. Aufl., Br. 1860); Mallot, „The North-Atlantic seaboard“ (Lond. 1864); Delesse, „Lithologie du fond de mers“ (Par. 1872); Thomson, „The depths of the sea“ (Lond. 1873); Girard, „Explorations sous-marines“ (Par. 1874); Hoffmeyer, „Etude sur les tempêtes de l'Atlantique septentrional“ (Roper 1880).

Atlas (anatomisch), der oberste Halswirbel, genannt, weil er den Kopf trägt, s. Hals.

Atlas, ein Gebirge in Nordwestafrika, in d. heutigen Berberei, deren eigentümlichen physis. u. geogr. Charakter es hauptsächlich bestimmt, ist mit seinen Höhenzügen die Scheidewand zwisch. dem westl. Teile des Mitteländischen Meers u. dem Becken der Sahara. Das Gebirge, welches d. den Alten unter demselben Namen bekannt war, gegenwärtig noch sehr mangelhaft erforscht. Es. A. liegt sich etwa 2300 km lang von WSW. n. ONO. durch Marokko, Algerien und Tunis b. Sein mittlerer Teil, in Algerien, erstreckt in d. Gebirge des Tell zwisch. dem Mitteländisch. Meere und dem Steppenplateau der Schotts, n. in das Gebirge der Sahara zwischen dem ganzen Plateau und der Großen Wüste. Das Gebirge des Tell besteht aus einzelnen, durch große Thäler oder weite Ebenen oft sehr bestimmt voneinander getrennten Gruppen, deren man von W. nach E. 11 zählt: das Abdjidsa- und Hadabagebirge zwisch. den Flüssen Muluya und Tafna mit Dschebel Zui (1400 m); das Teflalagebirge (1022 m) zwisch. d. Flüssen Tafna und Sig; das Gebirge von Tifsen, südlich von den beiden vorigen, zwisch. d. marokk. Grenze und dem obern Sig, der Dardmons der Alten, mit dem Tumsait (1834 m); d. Sadoagebirge zwisch. den Flüssen Sig und Nir; die Gruppe des Dschebl-Banischerich (2000 m) zwisch. der Mina und dem Schellif; das Gebirge v. Aglier zwisch. dem Schellif und der Küste, oft bis zum Fluße Njer, mit dem Tagella (1751 m) und der fruchtbaren Ebene Medidscha, 1000—1600 hoch; der Dschebirschem (2317 m) zwisch. dem J. und dem Ued-Sahel; das Dirah-Lammaghagebirge südlich von Dschebirschem, mit dem Dirah (1810 m) das Setifgebirge zwisch. Ued-Sahel und dem J. von Konstantine, mit dem Babor (1995 m); Numidische Gebirge zwisch. dem Fluß von Konstantine und dem Ued-Sebus, südlich bis zur O. der Ebach, mit dem Dschebl-Bu-Chareb (1316 m) das Afritanische Gebirge mit dem Serbsch-el-A. (1370 m), sich zwisch. der Medidscha und Küste nach Tunis hinein erstreckend. Südlich diesen Küstengebirgen zieht ihnen fast parallel d. Kap Bon nach SW. und W. eine Reihe and. Gebirge bis in 13° 20' östl. L., und setzt sich b. auf der Südküste des Suesthales fort.

Den Raum zwischen beiden Zügen erfüllt durchschnittlich etwa 1000 m hohe Hochebene vielen Schotts oder Salzstümpfe, welche mehr 900 km weit hintereinander gereiht liegen und eine ehemalige Verbindung mit dem Meere (nach hin) deuten, wie ihre südlicher liegende W. h. holung, die großen Schotts im W. des Golfes Gabes oder der Kleinen Syrte. Diese mit Arten Halfa und Thymian bedeckte Hochebene enthält Weiden für zahllose Schafe und Kamele, ein maderbereich, in welchem sich in Oasen die oder Dörfer der Bewohner finden. Das Ge

der Sahara hat mehr Zusammenhang; es bildet eine in Durchschnitt 150 km breite Zone schmaler, unter 100 m hoher Ketten. Im mittlern und östl. Theil kommen einzelne Partien zu bedeutender Entwicklung an haben besondere Namen erhalten, so der Tschadamer mit seiner höchsten Spitze, dem El-Dschel, 1871 m hoch, der 1937 m (800 m rel.) hohe Kif, mit niedrigem Gipfel, zwei Stunden von Gergelle, und der Dschebl-Aurt, der Aurassius nennet der Kif, mit dem Schelliba (2328 m) und dem Hammel (2306 m), 1300 m rel., dem vier Stunden mit Schnee bedeckten Kulminationspunkte Algiers. Die östl. Ausläufer des A. in Tunis sind hauptsächlich an der Nordküste das genannte Kifische Gebirge, südlicher die an den Küsten im westlichen Dschebl-Elm-Tebben, Dschebl-Scham und Dschebl-Kschila (1445 m) und eine um ihr im südwestlich verlaufende Kette mit Dschebl-Scham und Dschebl-Silf. Außerdem durchziehen viele kleine abgetrennte Höhen Tunesien.

In Marokko bildet der A. ein zusammenhängendes Gebirgsgeirge, am weitesten im Jdrar-Al-Bereen, häufig Jdrar oder auch Dschebl-Dran n (Sahel Djan) genannt, dessen ziemlich gleichmäßige Kammhöhe nach Hooper etwa 3960 m beträgt, und weit hier das Land viel bestimmter in sich nördlich und im südlich abfallendes, da sich die Höhen der Sahara nicht weit nach Marokko hinein erstrecken. Darin fand Kschilf einen Paß zwischen Jdrar und der Gule Tafilet (2006 m) und Ball von dem Lagerort (3400 m), unfern des 3300 m hohen Dschebl-Teggh und des 3476 m hohen Kif. Der höchste Punkt der von Kap Oran über den Meeresspiegel streichenden Hauptkette scheint bei 4000 m hohe Dschebl-Kiaichin zu sein. Durch das große Längental des Sus vom A. her, geht parallel mit ihm vom Dschebl-Kiaichin aus die bei Kap Nun sich verlaufende Doppelkette bei Kati-Atlas, bei Jägerort 1157 m hoch. Im westlichen dieser Ketten breiten sich große, meist ununterbrochene Ebenen aus, jenseit deren abgetrennte Gebirgsgruppen sich erheben, wie im A. der Kif (S. i. Küstengebirge) mit dem Dschebl-Kiaichin (2200 m), im S. die unbedeutendern Höhen der marokk. Sahara. Kschilf'sches Gebirge mit nicht als Gebirgsland, wohl aber an der Süd- und Westseite des A., an zahlreichen Küstengebirgen des Mittelmeers und in einzelnen elliptischen Inseln des Innern auf. Silurisches und permianisches Übergangsgebirge, ihrem Alter nach untergeordnetes Dolomite, die Glieder des Jura und der ganze Jura der Kreideformation, Nummulitengebirge und die jüngern Abteilungen des Tertiärs bilden die Atlasländer zusammen. Die wichtigsten mineralischen Mineralprodukte sind hauptsächlich Kupfer, Eisen und Blei, Steinsalz, Kalk, Marmor. Auf den höchsten Gipfeln des Gebirgs liegt bei Schnee einen großen Teil des Jahres hindurch liegen; aber auf dem Kif schmilzt er gleich nur in einem Jahre unter 20 Jahren. Die Gletscherbildung fehlt vollständig. Der Schneeeis ist im Winter oft wochenlang ganz mit Schnee bedeckt.

Die ursprünglichen Bewohner des Gebirgs, wahrscheinlich bereits vor aller Einwanderung der Semiten und Kraber schon im Besitze des Landes, sind die Berber, welches Volk auch die westl. Sahara bewohnt. Im westlichen A. nennen sie sich Schelliba, wohnen in Häusern, bebauen die

fruchtbaren Täler und treiben mit Erfolg Handwerke; im östlichen nennen sie sich Afriaghe, und diese wohnen in Zelten und Höhlen und sind hauptsächlich Viehzüchter. Ihre Sprachen sind mehr als dialektisch voneinander verschieden. (Vgl. Karte: Algerien und Tunesien.)

Atlas, der Sohn des Titanen Japetus und der Elmente und Bruder des Menenius, Prometheus und Epimetheus, Gemahl der Pleione, Tochter des Oceanos, die ihm auf dem Kyllenegebirge in Arabien die Plejaden (s. b.) gebar; nach einigen war er auch Vater der Hyaden und nach Dioskoros durch Heperis Vater der Heperiden. Ursprünglich dachte man sich A., wie es scheint, als Meerestrielen, der Erde und Himmel trägt, später gewöhnlich als auf der Erde den Himmel tragend, wobei die Vorstellung von gen Himmel tragenden Bergen zu Grunde lag. Früher glaubte man ihn im äußersten Westen, mit der Zeit wurde er in verschiedener Weise mit dem Berge A. (dem Atlasgebirge) zusammengebracht. Auch erzählte die Mythologie, daß Zeus, als A. mit den übrigen Titanen den Himmel stürzen wollte, ihn zur Strafe dafür oerurteilte, das Himmelsgewölbe zu tragen. Nach der die Mythen rationalistisch umdeutenden Erzählung späterer Schriftsteller war A. ein König, welcher große Kenntniss der Astronomie hatte. Es sind noch einige alte Darstellungen des den Himmel tragenden A. erhalten, darunter namentlich eine Statue in Neapel.

Atlas (Myth. Atlanten) ist jetzt nach Mercator's Vorgange (im 16. Jahrh.) die Bezeichnung für Sammlungen von Land- und Himmelkarten, auf deren Titel der Titane A. als Träger der Himmelstafel abgebildet zu sein pflegte. (S. Landkarten.) Später trug man den Namen A. auch auf Sammlungen von Abbildungen anderer Art über.

Atlas (frz. und engl. satin), ein faserartiges Gewebe, bei welchem die aus seinem Material (Seide) bestehende Kette größtenteils obenau liegt, indem die durch mehrere Einschlagsfäden getrennten Bindungen derselben von den sich ausbreitenden Kettenfäden so vollständig gebildet sind, daß eine vollkommen gleichmäßig erscheinende glatte und glänzende Fläche gebildet wird. So übergreift bei dem achtseitigen, dem gewöhnlichen Seidenatlas, jeder Kettenfaden sieben Einschlagsfäden, um erst unter dem achten Einschlagsfaden weggeführt zu werden; zwischen den Bindungen zweier Kettenfäden liegen hier je zwei Einschlagsfäden. Nach diesem findet man am häufigsten den fünfseitigen, auch für wollene und leinene Gewebe, angewendet. Der feinste ist der 16seitige, doch ist die Herstellung desselben durch die Qualität des Materials bedingt. Bei dem schönsten A. liegt die Bindung jedes Kettenfadens möglichst genau in der Mitte zwischen den Bindungen der nächstliegenden Fäden; bei dem vier- und sechsseitigen, dem sog. unechten A., sind nicht alle Bindungen getrennt. Da bei atlasartigen Geweben ausschließlich die rechte Seite von Bedeutung ist, auf welcher nur die Kettenfäden sichtbar sind, wird häufig mit feinerer Kette ein Einschlagn aus geringerem Material, meist Baumwolle, verarbeitet. So besteht eine Art chinesischer A. aus seibener Kette mit leinemem Einschlagn, während beim Braggi'schen A. der letztere aus Wolle hergestellt ist.

Atlasholz oder Satinholz, auch Seiden- oder Jerolicholz, ein zu feinem Tischlerarbeiten verwendetes, nach dem Schleifen seibenglänzendes,

geadertes Holz von gelber, roter und brauner Farbe, wird von West- und Ostindien importiert. Es ist das Stammholz verschiedener Pflanzen, als Chloroxylon Swietenia, Maba guianensis, Ferolia guianensis u. a.

Atlaspat oder **Atlasstein** nennt man wegen seines seidenschimmernden Glanzes im Handel eine saferige, aus sehr feinen langnadelförmigen Krystallen bestehende Abänderung des kohlensauren Kalks. Er ist meist nur an den Ranten durchscheinend, schnee- und rötlich-weiß, oder durch verschiedene Metallorbe bläulich oder grünlich gefärbt, und nimmt trotz seiner geringen Härte eine schöne Politur an, weswegen er namentlich in England zu verschiedenen Fingerringen, wie z. B. zu Ohrgehängen, Halsbändern u. s. w. verarbeitet wird.

Atmen, f. Atmung.

Atmiatrie (grch.), Atmungs- oder Luftheilkunde, derjenige Teil der Hygiene, welcher sich mit der diätetischen und therapeutischen Pflege des Atmungsorgans beschäftigt. Sie zerfällt in die physiologische A., die Lehre von dem äußern und innern Mechanismus der Atmung (s. d.), in die technische A., welche von der Verunreinigung der Luft und ihrer Verhütung durch Ventilation und Desinfektion handelt, in die klimatische A. oder Klimatologie (s. d.), die Lehre von der Einwirkung der verschiedenen Klimate auf den menschlichen Körper, und in die therapeutische A., welche die praktische Bewertung bestimmter Klimate zu diätetischen und therapeutischen Zwecken (sog. Klimatotherapie, s. d.) und die Anwendung methodisch eingeatmeter Heilmittel (s. Inhalation) lehrt. Vgl. P. Rientger, «Atmiatrie» (Erlangen 1872).

Atmidometer (grch.), f. Atomometer.

Atmologie (grch.), Lehre von der Verdunstung.

Atomometer (grch.), auch Atmidometer, Coaporimeter, Verdunstungsmesser, nennt man in der Meteorologie eine Vorrichtung, um die Größe der Verdunstung einer Flüssigkeit, besonders des Wassers, zu messen. Am einfachsten dient dazu ein flaches, mit Flüssigkeit gefülltes Gefäß, in welchem man die Größe der Verdunstung entweder direkt mißt oder, indem man das Ganze auf eine Waage setzt, durch Wägung bestimmt. Solche Vorrichtungen wurden zuerst gebraucht von Muschenbroek (1731) und Richmann (1751). Saussure machte (1783) darauf aufmerksam, daß man, um die wahre Größe der Verdunstung der Gewässer zu finden, das zum A. bestimmte Gefäß mitten auf das Wasser setzen müsse. Dann ist aber auch noch ein Regenmesser dabei anzubringen, um die Menge des auf das Gefäß gefallenen Regens bestimmen und abziehen zu können. Später haben sich Leslie (1823), Schüller (1831), Rapp (1836), Reumann (1852), Mähr (1861), Vivenot (1863), Brehel (1863) u. a. m. mit dem A. beschäftigt und auch neue Arten von A. konstruiert.

Atmosphäre (von dem griech. ἀτμός, Dampf, und σφαῖρα, Kugel), d. i. Dunstkegel, Dunstkreis, Luftkreis, bezeichnet zunächst die unsere Erde umgebende, mit dieser täglich sich umdrehende und sie auf ihrer Bahn um die Sonne begleitende Luftmasse. Analog nennt man alle Gas- oder Dunsthüllen, welche um einzelne Körper verbreitet angenommen werden, A. und spricht z. B. von einer A. der Sonne und anderer Himmelskörper, von einer Gasatmosphäre irdischer Gegenstände (s. Ab-

sorption), von einer die Atome umgebenden des Äthers (s. d.). Häufig nennt man elektr. A. den sphärischen Raum um einen elektrischen Körper, innerhalb dessen letzterer elektrische Fluenz (s. Elektrizität) bewirkt; elektrische A. also gleichbedeutend mit elektrischer Dunstosphäre. Die Höhe der Erde umgebenden A. ist im Vergleich zum Durchmesser der Kugel jedenfalls sehr gering, sie läßt sich jedoch genau angeben.

Wenn man sich durch Besteigen von Bergen u. mit Hilfe des Luftballons über die Erdoberfläche erhebt, so kann man durch Beobachtung des Barometers wahrnehmen, daß dessen Stand mit größern Höhe sinkt, woraus sich schließen läßt, daß die Luft in der Höhe immer dünner wird. Ob dies seinen Grund darin, daß die Luft als gasförmige Flüssigkeit nach dem Mariotteschen Gesetze (s. Mariotte) sich um so mehr auszudehnen sucht, geringer der Druck ist, der auf ihr lastet. Da nun aber zugleich auch, wie alle andern Stoffe, Schwere unterworfen ist, so haben die der Erdoberfläche nächstliegenden Luftschichten den Druck aller darüberliegenden zu tragen, sind also am meisten zusammengedrückt, die darüberliegenden um so weniger, je höher sie liegen. Daraus folgert man, daß zwar die Verdünnung immer größer werden mußte mit der Entfernung von der Erde, die A. aber nie absolut aufhöre, sondern sich ohne Grenz in den Weltraum hinausverbreite. Man hat bei genügenden Grund, mit G. Schmidt (1822) anzunehmen, daß die A. begrenzt ist, denn die Kräfte, durch welche jedes Luftteilchen der A. Gleichgewicht gehalten wird, die Expansionskraft der Luft und ihre Schwere, nehmen zwar mit Entfernung von der Erdoberfläche an Stärke die erstere Kraft aber schneller als die zweite, so daß eine Höhe geben muß, in welcher beide gleich stark sind, und diese Höhe muß offenbar die der A. sein. Die Höhe dieser Grenze läßt sich genau ermitteln, solange man nicht das Geometrische Temperaturabnahme in den verschiedenen Lagen der A. kennt, denn die Expansionskraft eines Gases hängt stets von seiner Temperatur ab.

Nach Zugrundelegung verschiedener Hypothesen über diese Temperaturabnahme hat man die Höhe der A. Werte berechnet, welche zwischen 10 und 2000 km schwanken. Einen ungefährenhalt für Bestimmung der Höhe der A. bietet die Erscheinung der Dämmerung. Vor Aufgang nach Untergang der Sonne erscheint noch ein Teil der A. durch die Sonnenstrahlen erleuchtet. Grenze des erleuchteten Teils des Himmels den unerleuchteten nennt man den Dämmerbogen, und aus der Höhe dieses Dämmerbogens kann man ungefähr auf die Höhe schließen, denn je weiter hinaus sich die Luft von der Dämmerungsvorhänge, desto weiter nach der Sonne abgewendeten Seite des Horizontes zu offenbar der Dämmerungsbogen liegen. Der Bogen aber keine scharfbegrenzte Linie ist, die auf seine Lage gegründeten Rechnungen nur annähernd: sie geben eine Höhe der A. z. B. 75 und 150 km. Berechnet man nach den Forderungen, welche sich aus der Abnahme des Luftdruckes an hohen Bergen ergeben, die Stärke des Luftdruckes an noch höhern Höhen, so findet man, daß dieser Druck in einer Höhe von 60 km $\frac{1}{10}$ von dem an der Meeresoberfläche bet

eine Höhe von 75–90 km aber schon so unmerklich geringer sein muß, daß er auch mit dem empfindlichsten Barometer nicht mehr wahrgenommen werden kann. Vermöge ihrer Schwere und Expansivität übt die A. einen Druck auf alle Gegenstände aus, wie möglich sie in Berührung steht. Im Niveau des Meeres beträgt bei 0° C. der mittlere Druck der A. der Luftspalte von 10,4 m oder einer Quecksilbersäule von 760 mm Höhe das Gleichgewicht, was folgt, daß sie im Durchschnitt einen Druck von etwa mehr als 1 kg auf jeden Quadratcentimeter Oberfläche ausübt. Die Brüder Weber haben 1866 durch Versuche gezeigt, daß die Arme und Beine, wenn man sie frei herabhängen läßt, nicht nach in Ruhestellung getragen werden, sondern es wird ein Schiel- und Hüftgelenk die Arme und Beine in der Luft in der Pflanze zurückgehalten. Selbst einander auch in großen Höhen, wo der Luftdruck bedeutend geringer ist, alle Bewegungen der lebenden Kriechthiere. Auch im Wasser findet sich der Luftdruck sehr wichtig, denn er ist von dem Vorhandensein beruht die Wirkung der Schwere, z. B. der Pumpen, der Saug- und Ziehmaschinen u. s. w. Ferner hängt auch die Löslichkeit des Siedens von Flüssigkeiten von der Höhe des Luftdrucks ab und ist um so niedriger, je geringer der Luftdruck ist, so daß z. B. das Wasser an der kleinen Antisana in Südamerika in der Höhe von etwa 4000 m über dem Meere nicht mehr bei 100° C. sondern schon bei 86° C. siedet.

Die atmosphärische Luft ist nicht ein einfacher Stoff, sondern eine Mischung aus mehreren einfachen Stoffen, die nur besteht aus wesentlich aus Sauerstoff und Stickstoff, was zuerst (1774) von Priestley und Lavoisier erkannt worden ist. Man darf in der A. die folgenden Stoffe voraussetzen, welche bei der gewöhnlichen Temperatur in den luftförmigen Aggregatzustand übergehen, sowie alle die, welche als feste Produkte der in der Natur überall vorkommenden chem. Zersetzungen auftreten. Die chemischen Bestimmungen mit Hilfe des Eudiometers und des Analysenmessers, besonders die von Berzelius und W. v. Humboldt (1804) ausgeführten, haben gezeigt, daß sich Sauerstoff und Stickstoff überall und auch in den höchsten, durch die Luft erreichbaren Höhen der A. genau in demselben Verhältnis gemischt vorfinden, und daß die atmosphärische Luft aus 21 Teilen Sauerstoff und 79 Teilen Stickstoff bestehen. Welche Gase sind die Bestandteile nicht chemisch verbunden, sondern nur mechanisch miteinander gemengt. Zwei andere Bestandteile der A. sind die Kohlenwasserstoffe, die Kohlenhydrate. Die Kohlenwasserstoffe sind in 10000 Raumteilen freier atmosphärischer Luft 2–6 Teile. In Räumen dagegen, welche durch die Zersetzung der organischen Stoffe entstehen, wie in Hospitälern, Kuchenschrank, Schiffsställen, hat man gefunden, daß der Gehalt der A. an Kohlenwasserstoffen sehr verschieden ist und hängt von der Temperatur der Luft ab. Die Kohlenwasserstoffe werden an der Erdoberfläche erzeugt durch die Zersetzung der organischen Stoffe, zu denen auch das Holz gehört, durch das Verwesungs- und Gärungsprozesse, besonders vegetabilische Gärungen, durch verschiedene Gärungen, durch die Zersetzung der organischen Stoffe. Die in der Luft

vorhandenen Wasserdämpfe haben zum Teil ähnlichen Ursprung, zum größeren Teil entstehen sie aber durch Verdampfung von den großen auf der Erde verbreiteten Wasserflächen. In früheren Perioden, als die äußere Rinde der Erde noch nicht unter den Siedepunkt des Wassers abgekühlt war, muß die A. weit wasserdampfreicher gewesen sein; denn alles Wasser, was jetzt in Meeren, Flüssen, Seen und sonstwie auf der Erde sich findet, muß damals als Dampf in der A. sich befunden haben. Erst später, als die Erdoberfläche unter 100° C. sich abkühlte, vermochte sich ein Teil des Dampfes als tropfbares Wasser niederzuschlagen und in den Niederungen anzusammeln.

Außer der Kohlenwasserstoffe und dem Wasserdampf sind der atmosphärischen Luft noch einige andere Stoffe in äußerst geringen Mengen fortwährend beigemengt, nämlich Ammoniak und Salpetersäure, zwei Verbindungen des Stickstoffs mit dem Wasserstoff und dem Sauerstoff. Das Ammoniak (s. d.) entsteht ohne Zweifel zum Teil durch die Verwesung der stickstoffhaltigen organischen Körper, der Pflanzen sowohl als der Tiere, sowie auch bei manchen Verbrennungen. Dem größten Teile nach wird es aber wohl ebenso wie die Salpetersäure beim Durchschlagen des Blizes durch die feuchte Luft erzeugt, wie schon Cavendish durch Versuche im Kleinen mit der Elektrisiermaschine nachgewiesen hat. Bei der großen Häufigkeit der Gewitter unter den Tropen und der beständigen Mischung der A. durch Winde ist es daher nicht zu verwundern, wenn man überall Spuren von Ammoniak und Salpetersäure nachweisen kann. Freilich nur Spuren, denn Horsford fand in 1 Mill. Gewichtsteilen Luft nur 47,6 Teile Ammoniak als Maximum. Andere, noch zu fälligeren und lokalere Beimischungen der A. sind z. B. das Schwefelwasserstoffgas in der Nähe von vielen chem. Fabriken, von Schwefelquellen und Vulkanen. Ein Gleiches gilt von der schwefeligen Säure, der Schwefelsäure und dem Wasserstoffgas. In der Nähe von Säuglingen zeigt sich Kohlenwasserstoffgas. Mit dem Schäume, den sie sich an den Ufern brechenden Wogen des Meeres in die Luft schleudern, gelangen feinste Staubchen von Meerwasser in die A. und mit diesen die im Wasser aufgelösten Salze, so daß sich nicht nur im Regenwasser an den Küsten, sondern auch im Binnenlande das im Seesalze (Chlornatrium) enthaltene Chlor nachweisen läßt. Auch in der Nähe von Gräbern werden seine Salzteile mechanisch in der Luft mit fortgerissen. Außer den genannten Stoffen befinden sich endlich noch an manchen Orten gewisse, der menschlichen Gesundheit schädliche Substanzen in der A., die sog. Miasmen (s. d.), welche, nach neuern Forschungen, meist lebende, mikroskopische Organismen (Gärungsregner) sein dürften.

Die A. ist indes nichts weniger als eine die Erde ruhig umgebende Luftschale, sondern es gehen in ihr fortwährend Veränderungen vor sich. Die Hauptquelle dieser Veränderungen ist die ungleiche Erwärmung der A. durch die Sonnenstrahlen. Diese ist in der Nähe des Äquators am stärksten und nimmt nach den beiden Polen zu ab. Infolge dessen bildet sich am Äquator ein aufsteigender Luftstrom, welcher oben nach den Polen zu überfließt (Äquatorialwind), während unten kältere Luft von den Polen nach dem Äquator zufließt (Polarwinde). Durch gegenseitige Einwirkung dieser beiden Strömungen (Winde), der Passate, deren Richtung durch

die Achsendrehung der Erde und lokale Einflüsse geändert wird, bilden sich die atmosphärischen Niederschläge, Nebel, Wolken, Regen, Schnee u. s. w., die, von starken elektrischen Entladungen begleitet, Gewitter genannt werden. Alle diese Veränderungen in der A. sowie auch die Veränderungen der Druck- und Temperaturverhältnisse derselben und die verschiedenen optischen Erscheinungen, wie Regenbogen, Nebensonnen, Morgen- und Abendröthe u. s. w. nennt man *Atmosphärien*; dieselben sind Gegenstände der Meteorologie (s. d.).

Atmosphärendruck ist der Druck von 1 kg auf den Quadratcentimeter, s. unter *Aerostatil*.

Atmosphärien nennt man die Bestandtheile der atmosphärischen Luft, namentlich die beim Atmungs-, Verbrennungs- und der Vegetation in Betracht kommenden, wie Sauerstoff, Oxygen, Kohlensäure, Ammoniak, Salpetersäure und salpetrische Säure, außerdem der Wasserdampf.

Atmosphärische Eisenbahnen ist die Bezeichnung für eine eigenthümliche Art von Eisenbahnen, bei denen die Bewegung der Wagen durch Verdünnung oder Verdichtung der Luft bewirkt wird. Wenn in einer Röhre, in welcher sich ein luftdicht schließender Kolben befindet, auf einer Seite die Luft durch Auspumpen verdünnt wird, so bewegt sich der Kolben infolge des auf der andern Seite auftretenden Luftdrucks nach der minder dichten Stelle. Dasselbe geschieht, wenn man comprimirt Luft in die Röhre preßt; sie bewirkt durch ihren Druck gleichfalls eine Vorwärtsbewegung des Kolbens. Besteht die Röhre einen so großen Durchmesser, daß der zu bewegende Körper gänzlich von ihr umschlossen wird, dieser also gewissermaßen selbst die Rolle des Kolbens übernimmt, so pflegt man derartige Förderungswege als *Pneumatische Bahnen* zu bezeichnen. Liegt hingegen zwischen gewöhnlichen Eisenbahnschienen eine Röhre, in welcher sich ein Kolben bewegt, der vermöge eines Arms mit dem oberhalb befindlichen Wagen in Verbindung steht, so führen diese Einrichtungen den Namen *Atmosphärische Bahnen*. Um die ungehinderte Bewegung des Arms im leichten Falle zu ermöglichen, wird die Röhre mit einem Schilde versehen, den eine Reihe hintereinander gestellter Federklappen oder eine andere Vorrichtung möglichst luftdicht bedeckt. Während der Bewegung schiebt der Arm die Klappen beiseite, die sich hinter demselben vermöge ihrer Elasticität wieder schließen. Das Auspumpen der Luft erfolgt durch große, in den Stationen aufgestellte Dampfmaschinen.

Die erste Idee einer Atmosphärischen Eisenbahn scheint bereits 1810 von dem dän. Ingenieur Nedhurst ausgegangen zu sein; der engl. Ingenieur Vallance trat später mit demselben Gedanken hervor, welcher in dem engl. Patente 4905 vom 3. 1824 näher entwickelt wurde. Beiden Konstruktionen lag das Prinzip der Pneumatischen Eisenbahnen zu Grunde. Später trennte Nedhurst die Trieb- röhre von dem Zuge, verfaß dieselbe mit einem Schilde und gab hierdurch den Atmosphärischen Eisenbahnen diejenige prinzipielle Anordnung, welche ihnen auch fernerhin eigenthümlich blieb. Alle weiteren Verbesserungen und Vorschläge betrafen nun fast ausschließlich die Durchführung des luftdichten Verschlusses für den Schild, wie namentlich bei der patentirten Konstruktion des Amerikaners Vintus 1834, welche jedoch nicht die gewünschten Erfolge mit sich führte. Clegg und Samuda, zwei

engl. Ingenieure, nahmen die Versuche wieder auf, welche ihnen auch gelangen. Nach ihrem System wurde die erste Atmosphärische Eisenbahn von Kingstown nach Dalkey in Irland erbaut und 1845 eröffnet. Bald nachher machten eine Zeit lang Atmosphärischen Eisenbahnen den Lokomotiven den Rang streitig. Viele namhafte Ingenieure beschäftigten sich mit ihrer Verwirklichung und bedeutende Kapitalien wurden ihrem Bau herangezogen. Zu erwähnen sind Atmosphärischen Eisenbahnen von London nach Croydon und Epfom, von Exeter nach Plymouth von Rantierre nach St. Germain. Um 1848 wichen jedoch die großen Nachteile des ganzen Systems allmählich klar. Die Schwierigkeit eines vollkommen luftdichten Röhrenverschlusses, die bedeutende Reibungswiderstände des Kolbens brachten großen Kraftverlust mit sich. Die fast unüberwindlichen Hindernisse, welche sich einer rationellen Zuganordnung in den Stationen entgegenstellten, die große Anlage-, Erhaltungs- und Betriebskosten der die Luftverdünnung nötigen stabilen Maschinen, endlich die geringe Zugkraft, die nur wenige Wagen zu fördern vermochte: alles dies brach über dem System den Stab, noch ehe es sich zur vollen Blüthe entwickelt hatte. Jetzt besteht keine Atmosphärische Eisenbahn mehr; alle früher erbauten wurden in den Lokomotivbetrieb umgestaltet.

Im J. 1879 tauchte indes eine Idee auf, welche das System Atmosphärischer Eisenbahnen neuerdings wiederum von Bedeutung erscheinen ließ. Es ist dies L. Goniés' „Ascenseur à l'air comprimé“, bestehend aus einem in der Achse eines wöhnlichen Eisenbahngleises gelegten gußeisernen Rohr, wie dies die Abbildung (Fig. 1) zeigt.



Fig. 1.

in dem Rohre sich bewegende Kolben ist mit einem Teile in Verbindung, welcher durch den Längsschnitt des Rohres heraustritt und mit einem kleinen Ring verbunden ist, der mittels Ruffen den Zug sich herschiebt. Der Schild wird durch ein Fortsatz des, der Länge nach biegsames Ventil geschlossen, welches im Zustande der Ruhe frei herabfällt

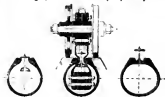


Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

(s. Fig. 2), beim Durchgange des dem Kolben vorgehenden Theils sich etwas hebt (s. Fig. 3) und Antunst des Kolbens sich luftdicht an die Seitenwände des Schildes legt (s. Fig. 4). Hinter dem Kolben verdichtete Luft eingelassen schiebt diese den Kolben vorwärts und drückt Ventil auf die ganze Länge hinter dem Kolben an der Längsspalte des Rohres luftdicht an.

Luftentzogene Luft existirt einem Reservoir, in dem sie durch die herabstehenden Flügel wieder gesammelt wird. Für zu Thal fallende Laften wirkt also der Lufthoden zugleich als Bremse. Versuche zu Gens haben gleiche Resultate ergeben.

Beachtet man sich das Prinzip der Pneumatik, so können die Röhrenanlagen, die in der Natur vorkommen, als Beispiele betrachtet werden. Die Personenbeförderung, bei welcher der Mensch die Rolle des Kolbens spielt, wurde der erste Versuch 1664 auf einer kurzen Versuchsstrecke durch den Ingenieur Rammel in der Nähe des Kryptofeldes zu Epdenham bei London unternommen. Die Röhre ist 547 m lang, gemauert, enthält ein Glas und kann die auf der Great Western Railway transportierten Personenwagen aufnehmen. Solche Versuche wurden größere Unternehmungen nachahmend, das System auszubilden; in London bezeichneten sich Gesellschaften und in Amerika wurden ebenfalls Projekte auf. Inzwischen hat auch die Natur, welche bei den großen Alpenbahnen (S. 166, St. Gotthard) neuerdings in Vordringung eine größere Bedeutung nicht erlangt. Vgl. auch von Waldburg, „Handbuch für spezielle Anatomie“ (Bd. 1, S. 1877).

Atmosphärische Niederschläge, s. Nieder-
Atmosphärische Graphie (grch.), die Beschreibung von Atmosphären und ihrer Einflüsse auf die Erde, von Laplace, *Atmos u. f. m.*

Atmosphärologie (grch.), die Lehre von der Atmosphäre und deren Einflüssen auf die Witterung, ist also ein Teil der Meteorologie.

Atmung der Respiration nennt man die Veränderung der organischen Körper, welche aus verschiedenen Aufnahme und Ausscheidung von Stoffen besteht. Bei den Pflanzen und bei den niedrigen Thieren sowie bei den Vögeln der Luft durch die Lunge ein besonderes Organ genannt zu werden, sondern an der ganzen Körperoberfläche zu geschehen. Bei der großen Mehrzahl der Thiere aber zur Vermittelung der Respiration ein besonderer Apparat vorhanden, dessen Bau und Funktion in den verschiedenen Tierklassen verschieden ist (S. Lunge, Kiemen, Tracheen.) Die Hauptfunktion ist die Tätigkeit dieses Apparates zu sein, äußerlich mehr oder weniger sichtbar, verbunden mit bestimmten Körperbewegungen (Atembewegungen) verbunden. Am deutlichsten tritt dies bei den niedrigen Geschöpfen, welche Lungen haben, als bei dem Menschen, den Säugetieren, den Vögeln, Reptilien und Amphibien. Doch sieht man auch sehr lebhaft Atembewegungen bei vielen niedrigen thierischen Tieren, z. B. den Fischen und Egel (Zintenfische). Beim Menschen geschieht die Aufnahme von Luft in die Lungen oder die Expiration (Respiration) dadurch, daß die Brust ausgedehnt wird, indem durch die Tätigkeit der Brustmuskeln (Atemmuskeln) einerseits das Innere der Brust, das nach oben gedöhlte Innere der Brusthöhle, das nach unten gedöhlte Innere der Bauchhöhle zu vergrößern, andererseits die von den Rippen und dem Brustbein gebildeten Seitenräume der Brusthöhle sich heben und dadurch stärker ausgedehnt werden. Die Brustbewegungen sind auf ihrer Innenseite einer sog. festen Haut, dem Brustfell (Pleura), ausgesetzt, welche zugleich auf die Innenseite der Lunge sich fortsetzt, und auf diese Weise die Lunge hermetisch geschlossen hält, so daß die Lunge, die Pleurahöhle, etwas

schlupfrige Feuchtigkeit enthält und so das Gleiten der einander zugekehrten Flächen begünstigt. Von der Kontinuität des Rippenbogens und dem hermetischen Verschluss der Pleurahöhle hängt die A. in mechan. Hinsicht ab. Denn da die elastischen Lungen mit ihrer Oberfläche der Innenfläche der Brustwandungen überall luftdicht anliegen, so müssen sie notwendig den Bewegungen der letzteren folgen und sich bei der Erweiterung der Brusthöhle selbst mit erweitern, was eine stärkere Ausdehnung der unelastischen kleinen Bläschen (Alveolen) bewirkt, aus denen das Lungengewebe besteht. Der durch die Verästelung der Luftröhren (Bronchien) und die Lungenbläschen hergestellte Hohlraum der Lungen steht aber durch die Luftröhre, den Kehlkopf und die Mund- und Nasenhöhle mit der äußeren Luft in direkter Kommunikation; sobald also dieser Hohlraum vergrößert wird, strömt die Luft von außen herein und füllt den Raum aus. Das Maß der eingeatmeten Luft entspricht also genau der Vergrößerung, welche der Brustkasten erleidet. Zudem nach einer sehr kurzen Dauer die Tätigkeit der Atemmuskeln wieder aufhört, erfolgt durch das Heraussteigen des Zwerchfells und das Zurücksinken der seitlichen Brustwände wieder eine Verengung der Brusthöhle, und in demselben Maße werden auch die Lungen auf ein geringeres Volumen zusammengebrückt. Infolge dieser Kompression muß eine der Verengung der Brusthöhle entsprechende Menge von Luft wieder aus den Lungen austreten. Diesen Austritt der Luft nennt man das Ausatmen (Expiration). Die Lungen, mit den sie umschließenden Wandungen der Brusthöhle, verhalten sich also beim Ein- und Ausatmen gerade wie ein elastischer Sack, dessen äußere Hülle abwechselnd auseinandergezogen und zusammengebrückt wird. Die Brusthöhle dehnt sich übrigens beim Einatmen gewöhnlich nicht in allen ihren Teilen in gleichem Grade aus, sondern es herrschen in dieser Hinsicht gewisse, durch Alter und Geschlecht bedingte Verschiedenheiten. In der Kindheit erweitert sie sich besonders durch Herabsteigen des Zwerchfells, wobei der Bauch vorgewölbt wird (sog. Bauchatmen), bei dem Manne mehr durch Ausdehnung des unteren, bei dem Weibe mehr durch Ausdehnung des oberen Teils der Rippenwandungen (sog. Brustatmen). In die Luftröhre gelangt die Luft beim Einatmen aus der Nasenhöhle und kehrt durch dieselbe beim Ausatmen auch wieder zurück. Nur in Fällen, wo sich die Lungen so stark ausdehnen, daß zur Füllung derselben die durch die Nase eindringende Luft nicht ausreicht, oder wo der Luft der Durchgang durch die Nase sehr erschwert oder ganz verschlossen ist (wie in manchen Krankheiten der Nase und des hinteren Rachenraums), oder endlich infolge schlechter Gewohnheit, wird die Luft auch durch den Mund einge- und ausgeführt. Dies bewirkt, wenn es längere Zeit hindurch geschieht, Trockenheit und einen weißlichen Belag der von ihr berührten Teile der Mundhöhle, vorzüglich der Zunge. Aus der Betrachtung der Atembewegungen ergibt sich von selbst, daß alles, was die Erweiterung der Brusthöhle behindert, auch die A. beeinträchtigen muß, also nicht bloß Kleidungsstücke, durch welche Brust- und Oberbauchgegend zusammengepreßt werden, sondern auch übermäßige Anfüllung des Bauches mit Speisens oder Auskernungsstoffen.

Für gewöhnlich gehen die Atembewegungen ohne unsern Willen vor sich. Dieser hat aber auf sie

insofern einen Einfluß, als wir die Thätigkeit der Muskeln, durch welche sie bewirkt werden, nach Ver-
 lichen verstärken (tiefer einatmen) oder wenigstens
 auf Augenblicke hemmen (den Atem anhalten), so-
 wie auch in gewissem Grade beschleunigen oder ver-
 langamen und häufiger oder seltener sich wieder-
 holen lassen können. Außerdem aber richtet sich die
 Stärke und Häufigkeit der Atembewegungen nach
 dem Atmungsbedürfnis des Organismus, d. h.
 nach dem Maße, in welchem der bei der Respiration
 in den Lungen stattfindende Gasaustausch für den
 Lebensprozeß gerade erforderlich ist. Denn die A.
 gehört zu den Lebensbedingungen der organischen
 Körper; je höher diese organisiert sind, desto wen-
 iger können sie dasselbe auch nur auf kurze Zeit ent-
 behren. Ein Mensch kann nicht leicht über eine Mi-
 nute unter Wasser bleiben. In manchen krank-
 haften Zuständen, z. B. in der Ohnmacht, ist da-
 gegen die A. oft viel länger aufgehoben, weil in
 ihnen das Atmungsbedürfnis und das Leben über-
 haupt auf Null gesunken ist; während solche Krank-
 heiten, die zunächst nur eine Beeinträchtigung des
 Verkehrs zwischen Luft und Blut in den Lungen
 herbeiführen, bei längerer Dauer auch eine Stö-
 rung in den meisten übrigen Verrichtungen des
 Körpers zur Folge haben. Wenn das Atmungs-
 bedürfnis nicht auf genügende Weise befriedigt
 wird, entsteht das Gefühl der Beklemmung und Be-
 ängstigung.

Der chem. Prozeß, welcher bei allen Tieren in
 der Atmung maßgebend ist, besteht in dem Aus-
 tausch von Kohlenäure und Wasserdampf, welche
 im Körper gebildet und den Atemorganen zuge-
 führt werden, gegen Sauerstoff, welcher aus der
 atmosphärischen Luft bezogen wird. Der Stickstoff
 der Luft spielt bei der A. keine Rolle. Da die Luft
 aber selten mit Wasserdampf vollständig gesättigt
 und selten auch so warm ist, als sie in der Lunge
 wird, so ist die notwendige Folge, daß beim A. dem
 Körper Wasser entzogen wird.

Für Erhaltung der Gesundheit ist es notwendig,
 daß die einzuatmende Luft die gehörige Beschaffen-
 heit habe, d. h. reine atmosphärische Luft sei. Die
 Berureinigung der Luft durch gewisse sog. irrespi-
 rable Gasarten, wie Kohlenoxydgas, Kohlenwasser-
 stoffgas, Schwefelwasserstoffgas u. i. w. wirkt we-
 nigstens auf die höher organisierten Körper gerade-
 zu vergiftend. Aber auch ganz reine atmosphärische
 Luft wird in einem geschlossenen Raume, wo keine
 Erneuerung derselben stattfindet, schon durch die
 A. selbst allmählich untauglich zur Unterhaltung
 des Respirationsprozesses, indem sich ihr Sauer-
 stoff immer mehr vermindert, dagegen ihr Gehalt
 an Kohlenäure immer mehr zunimmt. Hieraus
 ergibt sich die Notwendigkeit, in den Wohnzimmern
 nicht nur der Gefunden, sondern auch der Kranken
 stets für gehörige Lüftung zu sorgen. (S. Ventila-
 tion.) Was die Zahl der abwechselnden Ein-
 und Ausatmungen, die in einer bestimmten Zeit
 gemacht werden (die Häufigkeit der Atemzüge oder
 die Respirationsfrequenz) anbelangt, so variiert
 dieselbe bei verschiedenen Personen selbst im gesun-
 den Zustande und unter sonst gleichen äußeren Be-
 dingungen, namentlich aber durch äußere Einflüsse
 in hohem Grade. Erwachsene Menschen atmen in
 einer Minute durchschnittlich 12—16mal, Kinder
 öfter. Seht man die A. im Liegen als Einheit, so
 vermehrt Jähren im Wagen oder auf Eisenbahnen
 die Frequenz um die Hälfte; Spazierengehen und

Reiten im Schritt verdoppelt; Reiten im Tra-
 schnelles Fußgehen vervierfacht sie. In Krank-
 heiten kann sie sehr bedeutende Abweichungen erleiden.
 Die Quantität der jedesmal ein- und ausgeat-
 meten Luft läßt sich messen. Die Lunge enthält an-
 nach dem tiefsten Ausatmen noch eine bedeutende
 Quantität, 12—1600 ccm, Luft (Residualluft);
 Größe der Atemzüge beträgt bei erwachsenen Men-
 schen von mittlerer Größe in vollkommen ruhigen
 Zustände ungefähr 500 ccm, während die Lunge
 solcher Menschen, im Zustande der größten Aus-
 dehnung (bei möglichst tiefem Einatmen), ungefähr
 4000 ccm Luft, also zu der Residualluft noch 2400
 2800 ccm Luft, aufzunehmen vermögen. Diejenige
 Luftmenge, welche nach einer möglichst tiefen Ein-
 atmung ausgeatmet werden kann, bezeichnet man
 als die vitale Kapazität der Lungen. Zur Be-
 stimmung der eingeatmeten Luftmengen (sog. Spi-
 rometrie) bedient man sich eines von Hutchinson
 konstruierten gasometerartigen Apparates, des Spi-
 rometers. Die Zahl sowohl als die Größe der Atem-
 züge sind beide während des Schlafs ver-
 ringert. In den nächsten 2—3 Stunden nach dem
 Essen (also während der Verdauung) sind sie größ-
 als an den übrigen Tageszeiten. Durch Körper-
 bewegung werden sie gesteigert, durch Erhöhung der
 Luftwärme vermindert. Nach dem Genuße spiri-
 tuöser Getränke, des Kaffees und Thees nimmt
 wenigstens die Größe der Atemzüge merklich ab.

Die ausgeatmete Luft, der sog. Atem oder
 Odem, ist wärmer als die eingeatmete, reicher
 an Kohlenäure und Wasserdampf, ärmer an Sauer-
 stoff. Außerdem sind derselben oft gewisse Nie-
 derstoffe beigemischt, welche im ganz normalen Ate-
 nicht vorkommen, sondern die Folge örtlicher Stö-
 rungen oder Krankheiten des Mundes, der Nase
 oder der Lungen, in seltenen Fällen auch durch
 den Genuß reichender Substanzen und deren Auf-
 nahme ins Blut verursacht sind, wie z. B. nach
 dem Genuße von Spirituosen. Überhaupt ist die
 Aufnahme wie Abgabe von gasförmigen Stoffen
 durch die Lunge eine überraschend schnelle und ver-
 ständige. Deshalb riecht z. B. der Urin sogleich
 nach Weichen, sobald man nur einige Minuten
 einem frisch gestrichelten Zimmer geatmet und stä-
 tige Dämpfe von Terpentinöl auf diese Weise ab-
 genommen hat.

Da die äußere Luft erheblich kälter als der Ate-
 so schlägt sich der reichliche Wasserdampf des Ate-
 in Form kleiner Bläschen nieder, d. h. er wird
 feucht; auch das Anhauchen eines Spiegels je-
 den reichen Wassergehalt des Atems. Der Men-
 schenatmer auf die Weise täglich mehr als 250 g Was-
 ser aus. Unendlich wichtiger ist jedoch der Unter-
 schied der ein- und ausgeatmeten Luft in Betreff des Koh-
 lenäure- und Sauerstoffgehalts. Die atmosphä-
 rische Luft enthält im Mittel nur $\frac{1}{10000}$ Kohlen-
 säure, der Atem $\frac{1}{100}$, also hundertmal mehr. Tre-
 man den Atem durch ein Nöhrchen in ein mit kal-
 tem Kaltwasser gefülltes Glas, so trübt sich das
 Wasser allmählich, weil die Kohlenäure sich mit
 dem gelösten Kalk zu unlöslichem kohlensauren Kalk
 verbindet. Im Mittel scheidet ein 24—28 J. al-
 Mann (zu dieser Zeit ist die A. am stärksten) 44 g
 Kohlenäure in einer Stunde aus; er verbraucht
 also in 24 Stunden 291,6 g Kohlenstoff, etwas mehr
 als ein halbes Pfund, das ihm in der Nahrung zu-
 geführt werden muß. Die Menge des verbrauchten
 Kohlenstoffs hängt aber ungemein von der Natur

ch; bei fanger schied derselbe Mann, der bei Aderlasser Nahrungsmittel 325,8 g Kohlenäure (= 11,5 g Kohlenstoff) verbrauchte, nur 662,8 g Kohlenstoff (= 180,8 g Kohlenstoff) aus. Fast ebenso viel als die Luft an Kohlenäure reicher als die Luft ist, ist er an Sauerstoff ärmer, d. h. die eingeatmete Luft verliert bei ihrem Aufenthalt in der Lunge genau ebenso viel Sauerstoff, als sie Kohlenäure gewinnt, und zwar dem Volumen nach, was an Gewicht übertrifft die Kohlenäure des Atems. Die Kohlenäure des Atems stammt nicht aus dem Blute, und ebendasselbe nimmt der Sauerstoff aus der eingeatmeten Luft auf. Die kleine Menge der Lungenbläschen, welche, wie die oben eine Trube, dichtgedrängt an den letzten Ästen der reich verzweigten Lufttröhren hängen und dem eingeatmeten Luftvolumen von 2000 Ccm (nach Littré 196 qm) berechnete, werden umgeben von einem dichten Reize feinsten Blutgefäßes, durch deren poröse Wand hindurch die Kohlenäure in die Luft der Lungenbläschen, und umgekehrt der Sauerstoff der letztern ins Blut gelangt. Beachtet man das in die Lungen fließende Blut so wie es ihnen abfließenden, so findet sich demnach, daß erstere mehr Kohlenäure, letztere mehr Sauerstoff enthält. Zugleich bemerkt man, daß letztere dunkelrot (venös), letztere hellroth (arteriell) erscheint, eine Folge der Einwirkung des Sauerstoffs auf den Farbstoff der Blutkörperchen. In diesem, daß schon das in die Lungen fließende Blut reichliche Kohlenäure enthält, bemerkt man, daß letztere nicht erst in der Lunge gebildet wird, sondern schon in der Lunge der Ort der Auscheidung, nicht aber der alleinige Entstehungsort der Kohlenäure ist. Nicht unmöglich erscheint es, daß sich auch in der Lunge eine geringe Menge Kohlenäure bildet; bei weitem der größte Teil aber entsteht wahrscheinlich theils im Blute überflüssig, theils, und zwar ganz vorzugsweise, in den verschiedenen verschiedenen Organen. Jede Thätigkeit der Organe ist geknüpft an einen Stoffwechsel, in dem der Sauerstoff verbraucht, Kohlenäure gebildet und zugleich Wärme frei wird. Bei der Bewegung vor sich gehende Verbindung des Sauerstoffs mit Kohlenstoff zu Kohlenäure, beziehentlich mit Wasserstoff zu Wasser, also die chemische Zersetzung der organischen Substanzen, also der sehr Vieles in der Kette chem. Vorgänge, also der Stoffwechsel des Organismus zu seinem Fortleben und Wachstum ist vorzugsweise mit bedingt durch diese als Oxydation genannten chem. Vorgänge. Da die Gewebe des thierischen Körpers, mit Ausnahme des Fettes, alle Sauerstoff enthalten, so muß bei der Verbrennung des Fettes und Wasserstoffs zu Kohlenäure und Wasser zugleich der Stickstoff eine Umwandlung erfahren und ausgeschieden werden. Dies geschieht nach der Theorie in Form von zwei stickstoffhaltigen Substanzen, Harnstoff und Harnsäure, die sich stets in Urin finden. Das Gleiche gilt für den Phosphor und den Schwefel, die sich in manchen Geweben finden. Die Urinabgabe steht deshalb in engem Verhältnis zur Atmung und man hat sich im Grunde das ganze Verhältnis in der Thatungskette gesucht, daß bei der Verbrennung der organischen Substanzen im Körper die Atemorgane zur Ausscheidung derselben, durch welche die Rückführung des Sauerstoffs, während die Harnorgane die Abgabe des Urins führen.

Daß jede Störung eines in das Leben so tief eingreifenden Prozesses die wichtigsten Folgen für die Gesundheit haben muß, ist einleuchtend. Eine gesunde, reine Luft ist für das Gedeihen des Körpers noch weit wichtiger, wie eine gesunde, nahrhafte Kost. Gleichwohl legt man auf letztere ein viel größeres Gewicht als auf erstere. Namentlich an Orten, wo Menschen in geschlossenen Räumen stundenlang atmen müssen, in Sälen, Theatern, vor allen Dingen aber in Schulzimmern und Schlafstuben ist die Sorge für reine Luft erste Bedingung. Die Gewohnheit hat hier die schädlichsten Dinge eingewurzelt. Der Mensch bringt etwa ein Drittel seines Lebens im Schlafzimmer zu (8 Stunden von 24) und nichtsehrweniger wählt man dazu die engsten, dunkelsten Räume der Wohnung und vermehrt noch obenein der Luft durch dicke Vorhänge den Zutritt. Zahllose Krankheiten stammen aus der Vernachlässigung der A. Jeder also, insbesondere der Kranke und Gekrankte, suche sich reine Luft zu verschaffen, Sorge aber auch dafür, daß er sie gehörig atme. Alles, was die fröhliche Entwicklung des Brustkastens hemmt, was die Ausdehnung desselben beim Einatmen hindert, muß möglichst beseitigt werden. Enge Kleidungsstücke um Brust und Bauch, Gurte, Schnürleiber, feste Hosenträger u. s. w. sind durchaus zu vermeiden. Männern ist eine erkünstelte Taille noch viel schädlicher als Frauen, weil Männer mehr mit den untern Theilen des Brustkastens atmen und überhaupt ein stärkeres Atmungsbedürfnis haben als Frauen. Dauern des Stehen und Sitzen mit gekrümmtem Rücken ist immer und besonders in der Jugend schädlich. Manche gewöhnen sich dabei eine so oberflächliche, ungenügende A. an, daß bald der ganze Körper darunter leidet. Wer sich bei seiner Beschäftigung nicht genügende Bewegung machen kann, unterbreche dieselbe also wenigstens von Zeit zu Zeit durch einige Atemzüge bei stehendem Körper, damit er das inzwischenden Veräufte einigermaßen nachhole.

In der Botanik versteht man unter A. denjenigen Stoffwechsel im vegetabilischen Organismus, bei welchem Sauerstoff aufgenommen und Kohlenäure infolge Oxydation oder Verbrennung des Kohlenstoffs abgegeben wird. Zahlreiche Untersuchungen haben sicher festgestellt, daß alle lebenden Pflanzen und Pflanzenteile atmen und daß diese A. eine Notwendigkeit für die Lebensfähigkeit der Pflanzen ist. Die A. ist nicht wie die Assimilation (s. d.) abhängig vom Chlorophyll (denn alle, auch die nicht grünen Pflanzen atmen), sondern sie findet höchst wahrscheinlich ausschließlich im lebenden Protoplasma statt, und diejenigen Stoffe, die vorzugsweise bei der A. verbrannt werden, sind vor allem die Kohlenstoffverbindungen, die bei der Assimilation in grünen Pflanzen gewonnen werden oder bei nicht chlorophyllführenden bereits als organische Körper aus Haulnisprodukten und lebenden Organismen aufgenommen wurden. Während bei der Assimilation Kohlenäure aufgenommen und Sauerstoff abgegeben wird, findet bei der A. das Umgekehrte statt; es ist deshalb nicht richtig, allgemein zu sagen, daß die Pflanzen Kohlenäure der Luft entziehen und Sauerstoff an dieselbe abgeben. Bei nicht grünen Pflanzen ist nur A. vorhanden; es kann also von einer Sauerstoffabgabe hier nicht die Rede sein. Bei chlorophyllführenden Pflanzen halten sich Assimilation und A. ziemlich das Gleichgewicht; während des Tages überwiegt die

Assimilation, denn diese ist vom Lichte abhängig, während der Nacht dagegen findet nur A. statt.

In der Pflanzenphysiologie unterscheidet man noch eine „intramolekulare Atmung“, bei welcher die Pflanze nicht den Sauerstoff der Luft zur Verbrennung benutzt, sondern denjenigen, welcher sich in gewissen organischen Verbindungen in dem vegetabilischen Organismus selbst befindet. Dieser Atmungsprozeß findet statt, wenn Pflanzen unter Abbruch von Sauerstoff kultiviert werden; als wesentliches Produkt derselben ist ebenfalls Kohlenensäure zu nennen. Als Verbrennungsmaterial dienen bei diesem Atmungsprozeß gleichfalls gewisse Kohlenstoffverbindungen, vorzugsweise die Kohlehydrate (s. d.), wie Stärkemehl und Zucker. Formen der intramolekularen A. sind höchst wahrscheinlich die verschiedenen Arten der Gärung (s. d.).

Atna (Mongibello, aus dem ital. monte und dem arab. dachebel, d. h. Berg), der höchste der

plateau, der Piano del Lago von etwa 3 km Durchmesser, über dem der eigentliche Kezel noch 300 emporsteigt. An der Südseite des Piano del Lago steht die für Besteigungen des A. unentbehrliche Casa inglese (2942 m über dem Meere), 1811 von Engländern angelegt. Daneben ist jetzt ein altes Observatorium errichtet, welches auch Gelegenheit zur Unterkunft für Reisende bietet. An der Ostseite des Plateau findet sich eine tiefe Einsenkung, welche nach dem Meere geöffnet ist, das Val del Bos wahrscheinlich (nach Lyell) in früheren Zeiten einmal der Haupttrater des A. Dieses tief eingetragene Thal, welches von der Serra del Solfajo und der Serra delle Concazze eingeschlossen wird, ist für das Studium der Struktur des A. von großer Bedeutung. Unmittelbar über dem Rande des Val del Bos steht der sog. Philosophenturm, welcher die Sage nach dem Empedokles zur Wohnung diente hat. Die Besteigung des A. findet meist bei Nicolosi (698 m über dem Meere) statt.

Man teilt den Berg drei botan. Regionen: 1. erste (regione pianotese o coltivata), die erst gebaute, ist mit Südpalmen und Villen angefüllt, wird von den Lavabergen gebildet und erzeugt alle Produkte der Gärten. 2. zweite (regione boscosa), die ober Waldgegend, erst von 650—1300 m besteht, Eichen und Kastanien, dann Rothbuchen, Birken, an der Nordseite sind größere Nadelwälder, besonders von Laricio. 3. dritte (regione desertica), über 2100 m Höhe, nur kümmerliche Spuren vegetabilischen Lebens, keine eigentliche Alpenflora, weil Wasser fehlt, aber bis 2500 m subalpine Sträucher, leht nur noch fünf Phanerogamen, von denen drei dem A. eigentümlich sind. Gerade diese Region ist aber, da sie auch im Sommer in Schluchten Eis und Schnee enthält, sehr wertvoll. Sie versorgt nicht nur einen großen Teil Siziliens, sondern auch Malta mit dem den Einwohnern kühlen Getränken unentbehrlichen Schnee, es soll der Schneehandel, welcher für alleinige Nutzung des Bischofs von Catania betrieben wird, jährlichen Gewinn von 15—18000 Thaler abgeben. Der besonders im N. und O. steil aufsteigende



Der Atna und seine Umgebung.

feuerspendenden Berge Europas, erhebt sich im nord-östl. Teile Siziliens terrassenförmig aus der Ebene von Catania bis zu einer Höhe von 3310 m. Seine Basis hat einen Umfang von etwa 130 km und auf seinen Abhängen stehen 65 Ortschaften mit etwa 300000 E. Er ist ringsherum durch tiefe Einsenkungen von dem umgebenden Kalk- und Thongebiet getrennt, namentlich durch die Flüsse Cantara im N. und Simeto im W. und S. Seine Unterlage, die namentlich an den östl. Steilkanten mehrfach aufgeschlossen ist, scheint durchweg aus denselben Schichten zu bestehen, wie die übrige Insel. Über dieser Basis steigt sein mächtiger Kezel empor, der jetzt mit mehr als 200 kleinen Kraterbergen, bis zur Höhe von etwa 3000 m. Hier findet sich ein Gipfel:

gion (regione desertica), über 2100 m Höhe, nur kümmerliche Spuren vegetabilischen Lebens, keine eigentliche Alpenflora, weil Wasser fehlt, aber bis 2500 m subalpine Sträucher, leht nur noch fünf Phanerogamen, von denen drei dem A. eigentümlich sind. Gerade diese Region ist aber, da sie auch im Sommer in Schluchten Eis und Schnee enthält, sehr wertvoll. Sie versorgt nicht nur einen großen Teil Siziliens, sondern auch Malta mit dem den Einwohnern kühlen Getränken unentbehrlichen Schnee, es soll der Schneehandel, welcher für alleinige Nutzung des Bischofs von Catania betrieben wird, jährlichen Gewinn von 15—18000 Thaler abgeben. Der besonders im N. und O. steil aufsteigende

wie auch auf den andern Seiten mild zerklüftete Berge durch ihre verschiedenen Lavaumflüsse zeugen auf eine geringe Epoche seiner Entweichung hinweisen, denn einige Lavafschichten scheinen mit jüngern Kalkgebilden. Vor Christi Geburt kam man elf Ausbrüche desselben, unter denen die von 477 und 121 am merkwürdigsten; nach Christi Geburt sind es die von 1160, 1169, 1199, 1246, 1337, 1609, 1693, 1763, 1787, 1792, 1802, 1805, 1809, 1811–12, 1819, 1832, 1838, 1842, 1848 und in neuerer Zeit 1865 (1. Febr.), 1874 (2. und 30. Aug.) und 1879 (26. Mai bis 4. Juni). Die Lavaergüsse verhalten sich in Menge und Mächtigkeit zu denen des Vesuv wie gewaltige Strome zu vorbeistreichenden Flüssen, und haben schon oft schreckliche Verwüstungen angerichtet, deren Opfer namentlich bei nahe Catania und, wie 1631, die Stadt an Strate war. Sie kommen nur in seltenen Fällen aus dem Hauptkrater, der dann jedesmal bedeutende Umformungen erleidet; meistens hat bei den Ausbrüchen besondere Krater gebildet, aus denen Lavaströme ausgingen, wie die Stromboli, die bei der furchtbaren Eruption von 1783 entstanden sind. Bei dem Ausbrüche von 1784, welcher an der Nordseite des Gipfelplateau hervorbrach, spaltete sich der A. bis in die Nähe des Etna-Arns. Die Lage des A. und seine Umgebung sind vorstehende Karte.

In der Topographie und Naturgeschichte des A. verdient sich besonders: Gemellaro durch die Beschreibung von Terrara durch die „Description de l'Etna“ (Palermo 1818) sowie die zu Catania 1794 von dem gegründete Gioeni'sche Atlas, welche zu Ehren des Ritters Gioeni, des Verfassers einer „Litologia vesuviana“, so genannt wurde, und Emphy durch sein „Memoir descriptive et statistique des ressources, habitants et hydrographie de l'île de Sicile“ (Paris. 1824). Das wichtigste Werk aber ist das von Wollershausen („Atlas des A.“, Paris 1848–59) geliefert. Aus dem Nachstehenden ergeben: „Der A.“, nach den Manuscripten des Verfassers herausgegeben und vollendet von A. von Zurlauben (2 Bde., Lpz. 1880). Hervorzuheben sind noch: Grassi, „Relazione storica ed amministrativa sulla eruzione etnea del 1865“ (Catania 1865); Silvestri, „I fenomeni vulcanici prodotti dall'Etna nel 1863–66“ (Catania 1867); Grimaldi, „Der A. und seine Vegetation“ (Würzburg 1880).

Ätolien (lat. Aetolia, grch. Αἰτωλία) nannten die Römer eine Landschaft im westl. Mittellgriechenland, welche im N., N. und NW. an die Gebiete der Lokrer, Ärianiern, Dolopern und Amphilocher gränzte, im S. durch den Ächelous von Aetnanien getrennt, im E. vom Korinthischen Golfe bespült war und im W. von Lokris begrenzt wurde. Ursprünglich bildete diese Landschaft in zwei Teile: das eigentliche oder alte A., welches im N. bis zum Gebirgszug Panakton (jetzt Blotapari), im O. bis zum Gebirge bei Euenos, des bedeutendsten Flusses der Landschaft, reichte und in der allgriech. Heldensage als Hauptversteck viel genannt wird, und das sogenannte neue A. (Aetolia Epiktetos), das von dem Salernum bewohnt und von hohen, unwirtlichen Gebirgen (hervorstechend der Korax im O. und der Koraxien im N.) erfüllt war. Während dieser ganzen Zeit das gesamte Land weniger für den Ackerbau, als für Viehzucht und Jagd geeignet war, hatte das Ätolien zwei ausgedehnte, reichliche von Ächelous zum Euenos reichenden

Gebirgszüge des Arakynthos (jetzt Iggos genannt) gezeichnete fruchtbare Ebenen, die zwar zu einem nicht geringen Teile durch Wasserbeden eingenommen werden, aber doch für den Betrieb von Ackerbau hinreichend Raum ließen. Blühend war hier auch die Pferdezüchtung; Weinbau wurde auf den unteren Abhängen des Arakynthos, besonders im Gebiete von Kalgdon getrieben. Den östl. Teil der nördlichen Ebene, welche die Fortsetzung zu der des mittlern Aetnanien bildet, beherrschte die Hauptstadt der ganzen Landschaft und der Sitz der Bundesversammlungen, Thermon. Benannt war Ätolien von den Ätolern, welche ihren Namen und Stamm auf einen mythischen Atalos, den Sohn des Endymion, zurückführten, und wie ihre Nachbarn, die Aetnanen, dem legeg. Stamme angehörten und die Hauptgottheit desselben, die Artemis (teils als Laphria, teils als Atole), verehrten. In der Aetolia Epiktetos wohnten die Eurytoren, die Aetranen, die Aetranen, die Ophionen und die Apodoten. Die Überlieferungen der Ätler über Sitten und Charakter der Bewohner als lauten ungünstig. Sie werden als wild und roh geschildert, der Schwelgerei und Unpäßigkeit sowie der Blinderungsucht im Kriege, der Treulosigkeit im Frieden ergeben. Wichtig ist jedenfalls, daß die Ätolier, deren Geschichte und Charakterbild nur durch ihre Gegner überliefert worden ist, die Bewohner von Südätolien ausgenommen, bis in das Zeitalter der Diadochen hinein die altgriech. wilden Zustände nur sehr teilweise abgestreift hatten, und namentlich stets Raubzüge zu Wasser und zu Lande liebten. Denn sie standen in den Jahrhunderten der Blüte Griechenlands in der Regel außer allem Zusammenhang mit der großen hellenischen Politik. Jedoch mit ihren Grenzernachbarn, besonders mit den Aetnanen, nahmen meist ihre Kräfte in Anspruch.

Schon frühzeitig bestand unter ihnen eine Art von Bund der einzelnen Gauen oder Völkerschaften; über die Organisation desselben ist aber nichts Näheres bekannt. Erst mit der Zeit Alexanders d. Gr. beginnen die Ätolier wirksam in die griech. Verhältnisse einzugreifen. Nachdem sie 323–322 v. Chr. lebhaft zu Gunsten der Unabhängigkeit Griechenlands am Lamischen Kriege teilgenommen, und darauf von Antipater und Krateros hart bedrängt worden, schlossen die einzelnen Stämme ihren alten Verein, den Ätolischen Bund, enger. Seitdem standen die Ätolier, indem sie je nach ihrem Interesse mit den verschiedenen Mächtehabern der Diadochenzeit Bündnisse eingingen, in dauernder Fehde, bald mit Antipater und Polyperchon, bald mit Kassander, bald mit Demetrios Poliorketes, bald mit den Spartanern. Bei der Abwehr des Einfalls der Kelten in Griechenland (278) leisteten sie Bedeutendes. In dieser Fehdenzeit der Ätolier breitete sich der Ätolische Bund über einen großen Teil des mittlern und nördl. Griechenlands aus: die Lokrer, Phoker, Thäer, zahlreich thessal. Städte traten ihnen bei; auch einige peloponnes. Staaten, wie Elis, Messenien und mehrere arkad. Städte, endlich die Inseln Kephalonia, und selbst einige Städte in Kleinasien schlossen sich ihnen an. So wurden sie eine neue Hauptmacht in Griechenland. Aber für sie und für Griechenland höchst schädlich wurde, neben ihrer Neigung zu Privatfehden, die oft das Volk in schwere Kriege verwickelten, ihre Eiferfucht auf die Akhaier. Aus dieser entsprang endlich, als dieselben in den macedon.-griech. Bund des

Antigonos Dason getreten waren, der für alle Teile verderbliche Bundesgenossenkrieg (220—217), dem 211 die Allianz der Ätolier mit den Römern gegen Philipp V. von Macebonien folgte. Aber schon nach der Schlacht bei Kynoskephala (197 v. Chr.) kam es zwischen Ätoliern und Römern zum Bruch. Die Ätolier zogen zur Vertreibung des röm. Einflusses aus Griechenland 192 v. Chr. den Seleukiden Antiochos III. nach Sellas, unterlagen dann aber in dem neuausbrechenden Kriege mit Rom so vollständig, daß 189 v. Chr. ihre polit. Bedeutung für immer gebrochen und vernichtet wurde. (S. Griechenland.) Während des letzten Jahrhunderts ihres polit. Wirkens besaßen die Ätolier eine ziemlich ausgebildete Bundesverfassung. Die Entscheidung über Krieg und Frieden, überhaupt aber die Bundesangelegenheiten hing von der Bundesversammlung ab, welche in der Regel jährlich zu Anfang des Herbstes, gewöhnlich (obwohl nicht ausschließlich) in Thermon gehalten und Panatolion genannt wurde; nicht dabei betheiligt waren die nur schutzwertenden, die tributären und die unterthänigen Glieder; sonst aber war zur Teilnahme an der Bundesversammlung jeder Bürger einer zum Bunde gehörigen Stadt berechtigt. Zu den Geschäften dieser Versammlungen gehörte die Wahl der Bundesbeamten, deren oberster der Strateg war, nach welchem der Hipparch und der Staatsreiber den nächsten Rang einnahmen; denselben stand ein ständiger Ausschuß, die sog. Apolleten, zur Seite. Vgl. Brandstätter, «Die Geschichten des ätol. Landes, Volks und Bundes» (Berl. 1844).

Im neuen Königreich Griechenland ist Ä. mit Aarnanien zu einer Romarchie Aarnanien und Ätolien vereinigt (s. Aarnanien).

Ätolischer Bund, s. Ätolien.

Atolle heißen die ringförmigen, ganz flachen Inseln, die im Stillen Ocean durch den allmählichen Aufbau von Korallen während einer ebenso langsam Senkung des Meeresbodens entstanden sind. Sie bestehen daher ganz aus Korallenriffen, welche anfangs eine kleine Insel umgaben und dann, während diese unter sank, immer wieder bis zum Meerespiegel heraufwuchsen. (S. Korallen.)

Ätome (vom griech. ἄτομος, unteilbar), die letzten Bestandteile der physik. Körper. Die Bildung des Begriffs der Ä. macht in der Entwicklung der Philosophie des Altertums einen wichtigen Wendepunkt aus, indem durch das Zurückgehen auf die unveränderlichen Bestandteile der Körper zuerst die Möglichkeit einer exakten Physik angebahnt wurde. Ehe das Denken bis zu dieser Abstraktion gelangte, wurde das Wesen der Materie einerseits von der pythagoräischen Schule mit den geometr. Größen und Figuren, andererseits von den ion. Philosophen mit den das Leben im Weltall erzeugenden Kräften zusammengeworfen und verwechselt. Erst im Anschluß an die metaphysischen Untersuchungen der Eleatischen Schule (s. d.) über die Unveränderlichkeit des Seins und durch die Reflexion auf das, was in allem Wechsel der materiellen Zustände innerhalb ihrer selbst als unveränderlich beharrt, wurden Leucippus (um 500 v. Chr.) und, ihm folgend, Demokrit (470—407) zu der Hypothese getrieben, daß dieses Beharrende aus gewissen kleinsten Teilen bestehen möge, welche keine andern Eigenschaften besäßen dürften als Ausdehnung, Gestalt, Bewegung, Härte und Schwere, weil alle übrigen Eigenschaften an der Materie ebenso rasch wieder

verschwinden können, als sie daran erscheinen, und daher weder Farbe, noch Ton, noch Geruch, noch Geschmack den ersten Bestandteilen der Körper als solchen zukommen können. Dem Demokrit, welcher diese Hypothese zuerst an einem Reichtum empirischer Stoffe als Naturforscher vermerkte, zeigte sich darin höchst bequem, daß sie alles weitere Nachfragen nach dem metaphis. Gründen von Raum, Zeit und Bewegung abschneidet, und dadurch die Einheit der sinnlichen Wahrnehmung von der übrigen Existenz abschloß und isolierte. Aber dieses Vorteil von der einen Seite verbanderte zugleich von der andern die weiter strebenden Philosophenschulen, sich auf dieses Abwählen der Fortschritte niederzulassen, und so haben unter den späteren Schulen einzig die Epikuräer die Hypothese des Demokrit weiter entwickelt, welches damit zusammenhing, daß sie zugleich unter allen Philosophen des spätern Altertums die einzigen waren, welche keine Metaphysik, sondern allein eine physik. Wissenschaft wollten. Daher fiel auch im Altertum die atomistische Weltanschauung immer mit einem entschiedenem Materialismus zusammen.

In der Neuzeit hat sich dieses Verhältnis geändert, indem zwar durch Gassendi, Descartes, Newton, Boerhaave, Lefage u. a. sich die Demokritische Atomlehre der Bequemlichkeit halber, doch nach Kallist bot, ganz allgemein in die Physik eingebürgerte, jedoch unbeschadet der Idealphilosophie, welche daneben ungestört ihre eigentümlichen Bahnen lief. Um beide Seiten der Forschung in eine engere Verbindung miteinander zu setzen, wagte Leibniz den Versuch, die Ä. mit Denkräften auszustatten und für geistige Substanzen oder Monaden zu erklären, welche, auf unendlich verschiedenen Stufen innerer Entwicklung stehend, eine aufsteigende Kette bilden, vom Elementartropfen an bis zum absolut vollkommenen Geiste als der schöpferischen Urmonade aufwärts. Der erste, welcher sich in der Neuzeit entschieden gegen die Atomlehre auflehnte, war Kant. Seine Theorie der Anschauungen a priori schiebt ein Befahren der Materie aus kleinsten Teilen darum aus, weil ihr zufolge die Materie überhaupt nicht aus ihren Teilen zusammengesetzt ist, sondern den kontinuierlichen Raum, welchen sie einnimmt, allein durch die darvon Punkt zu Punkt wirkenden anziehenden und abstoßenden Kräfte erfüllt. Daher ist nach Kant alle Materie ins Unendliche teilbar, obgleich nicht zertrennbar. Der Kantische Dynamismus äußert seinen Einfluß auf die Naturwissenschaft darin, daß er fast allgemein überhandgenommene Irrtümer als seien die Ä. Gegenstände der Erfahrung, stattdessen auf die Stelle der Ä. gewöhnlich lieber den Begriff kleiner Massenteile (Corpuscula oder Molecules) substituierte, bei denen man es unbestimmte ließ, ob sie wirklich oder nur annäherungsweise die kleinsten seien. Andernteils wurde der Kantische Dynamismus in den verschiedenen Richtungen und Systemen der Naturphilosophie konsequent durchgeführt, vervollständigt und auf allen Gebieten der Naturforschung gegen die mechanische Weltanschauung der Atomistiker verfochten. Auch Hegel verdrängte den Kantischen Dynamismus, indem er seiner «Logik» den atomistischen Standpunkt so als ein wichtiges Stadium des Fortschritts auf dem Wege der histor. Begriffsentwicklung, dabei aber doch als einen schließlich zu überwindenden Irrtum

beschalt. Knerdingel sind durch Herbart und
 sein Schale, wie auch durch Locke und Drobach,
 neuere Verbindungen eingetreten, die physikalisch
 1. und eine Umgestaltung derselben zu geis-
 tigen Kernen vor den kantischen Einwürfen zu
 setzen, zu denen der kantischen Standpunkt des
 Materialismus auf den Leibnizischen zurückzuführen
 ist. Die Verteidiger der Atomlehre im Sinne
 des Materialismus und Epikuräischen Materialis-
 mus, wie sie bis 18. Jahrh. hatte (Lametrie,
 selbst, Lavoisier, sind seit Kant nicht wieder auf-
 getaucht, wenn es das Bestehen der neuen Mate-
 rialisten wurde in der Regel gewesen, in die ur-
 sprünglichen Körpertheile außer ihren physikal. Eigen-
 schaften auf noch Katalagen zu idealen oder inneren
 Ursachen (der Vorstellens, Empfindens u. s. w.)
 zu setzen, so ist dadurch bis auf einen gewissen
 Grad der metaphysischen Standpunkte zu be-
 stehen. Es meinten hat sich dem echten Demo-
 kritischen Systeme wieder genähert. Solche in seiner
 „Vernunft der Sensualismus“ (Epik.)
 1811. Im kühnster Ausgleichungsversuch
 wider die kantischen Dynamik und der Atomlehre
 ist endlich gemacht worden von Fechner in der
 „Über die physikal. und philos. Atomlehre“
 2. Aufl. im 1864. Fechner's A. sind zwar stark
 mit der typikalischer Gestalt, gleich den Demo-
 kritischen, entstehen jedoch dabei aus der kantischen
 Grund des moralischen Umfanges, daß sie ihre
 Natur nicht durch ihre bloße Existenz erfüllen, son-
 dern durch ein perpetuierliches Ausströmen
 des bewußten von gewissen, in unveränderliche
 Gesetze, liegen einander gestellten Kraftpunkten
 aus. Inwieweit ist die Atomlehre für die empiri-
 sche Wissenschaft zu einer unentbehrlichen und
 allgemein anerkannten Hypothese geworden, indem
 man in Physik als auch die Chemie derselben
 zur Erklärung der wahrnehmbaren Erscheinungen
 dienen. Doch ist im letzten Grunde der Begriff
 des A. nur ein Ausfluß der Notwendigkeit, mit
 welcher die Kategorie der Substanz (s. d.) sich im
 empirischen Denken des Menschen geltend macht
 und, da sie innerhalb des Erfahrungsmaterials
 nicht zu erhalten ist, in ihrer objektivi-
 schen Geltung jenseit der Erfahrung verlegt wird.
 Fechner, „Das Atom“ (Epik. 1875).
 Man nennt man in der Chemie die kleinsten,
 die man noch chem. Wege weiter zerleg-
 ten können der Materie, während man mit
 chem. Mitteln die kleinste relative Menge bezeich-
 net, die sich in Verbindungen eintreten.
 Sie setzen sich gegenseitig an, und zwar sowohl
 wie ungleichartige, und vereinen sich
 durch die Ausübung dieser Anziehungskraft zu Ver-
 bindungen, die man Moleküle (s. d.) nennt. In-
 wieweit können A. auch nicht im freien Zu-
 stande existieren; werden sie aus ihren Verbindun-
 gen zerlegt, so gehen sie entweder sofort mit
 anderen A. neue Verbindungen ein,
 oder zerfallen sich mindestens zwei gleichartige
 in zwei Atome. Reagiert z. B. 1 Molekül
 Wasser aus 2 Zinkatomen $Zn \cdot Zn$ besteht, auf
 1. Chlorwasserstoff, von denen jedes 1 A.
 und 1 A. Wasserstoff enthält, so werden dabei
 2. Chloratome durch die größere Affinität, welche
 zwischen Wasserstoff und Chlor besteht, aus-
 getauscht, aneinandergerissen, jedes
 3. Chloratom setzt sich dabei mit 2 Chloratomen zu
 4. Chloratomen, während die 4 Wasserstoff-
 atome zu 2 Wasserstoffmolekülen sich zu 2 Wasserstoff-

molekülen verbinden, wie folgende Gleichung aus-
 drückt:



Nach obiger Definition kann ein Atom immer nur
 das denkbar kleinste Theilchen eines einfachen Kör-
 pers oder Elements (s. d.) sein. Manche Chemiker
 bezeichnen aber auch gewisse Atomverbindungen,
 welche bei chem. Reaktionen auf gleiche Weise wie
 A. funktionieren, als A.; so spricht man von einem
 Atom Methyl und versteht darunter die Verbin-
 dung von 1 Kohlenstoffatom mit 3 Wasserstoff-
 atomen. Diese Ausdrucksweise ist jedoch nicht zweck-
 mäßig, da sie gegen den Begriff des Atoms ver-
 stoßt. Aber das Weitere s. unter Chemie.

Atomgewicht, s. unter Atome und Chemie.

Atomwärme, s. unter Wärme.

Atonie (grch.) oder Erschlaffung bezeichnet
 den Zustand, in welchem der Tonus, d. h. die
 Spannkraft oder Elastizität der tierischen Gewebe
 verloren gegangen ist. Doch gebrauchen die Ärzte
 dieses Wort auch häufig gleichbedeutend mit Asthenie
 (s. d.). Der atonische Zustand kann bedingt sein
 von einer mangelhaften Einwirkung der Nerven
 auf die kontraktile Fasern eines Organes, z. B.
 A. der Gefäßwandungen von Lähmung der vaso-
 motorischen Nerven, aber auch von Ermüdung,
 Auslöschung und Schwund des betreffenden Ge-
 webes. Meist geht beides Hand in Hand. Die
 Behandlung atonischer Zustände muß vor allem
 eine allgemeine Kräftigung des Körpers erzielen
 und bedient sich außer einer zweckmäßigen Ernäh-
 rung und methodischen Abhärtung teils der zu-
 sammensetzenden, teils der stärkenden und reizen-
 den Heilmittel, namentlich des galvanischen Stro-
 mes. Auch gebraucht man A. oft ganz in dem
 Sinne von Abspannung (s. d.).

Atout (frz.), beim Kartenspiele der Trumpf,
 die Farbe; daher **Atoutspiel**, ein Spiel, bei
 welchem ein Spieler viele Trumpfe in der Hand
 hat, oder bei welchem fast alle Stiche durch
 Trumpf gemacht werden.

A tout hazard (frz.), auf alle Gefahr hin,
 auf jeden Fall.

A tout prix (frz.), um jeden Preis.

Atracisch, s. unter Atrax.

Atragene, Alpenrebe, Linneische Pflanzen-
 gattung aus der Familie der Ranunculaceen, ist
 sehr nahe verwandt mit Clematis (s. d.), aber mit
 gefärbtem Kelch und einer aus vielen kleinen, schma-
 len Blättchen zusammengesetzten Blumenkrone um-
 schlossen. Es gibt nur wenige, in Europa, Asien
 und Nordamerika wachsende Arten. Die einzige in
 Deutschland, und zwar nur in den Alpen vorkom-
 mende Art, *A. alpina* L., ist ein kletternder Strauch
 mit bis 2 m langen, oft von Felsen herabhängenden
 Stämmchen oder Ästen, gegenständigen, langgestiel-
 ten, doppelt-dreifährigen Blättern und einzeln in
 den Blattachseln stehenden, langgestielten Blüten,
 deren kreisförmig ausgebreiteter, bis 3 cm breiter
 Kelch eine violette Farbe besitzt. Dieser schon blühende
 Strauch wird oft zu Bekleidungen künstlicher Felsen-
 partien benutzt.

Atramentiscia, ein in Rammelsberg bei Gos-
 lar vorkommendes Verwitterungsprodukt, aus
 einem Gemenge von Eisen- und Kupfervitriol.

Atramentum, lat. Bezeichnung für Zinte.
A. candidum, veralteter Name für Zinkvitriol, *A.*
autorium für Eisenvitriol.

Utrato, Rio-Utrato, ein in der Frage der interoceänischen Kanalverbindung viel besprochenen und genauer untersuchter Fluß im nordwestl. Teile von Columbia in Südamerika, im Staate Cauca. Der U. wird durch die Westcordillere von dem Cauca, dem linken Nebenflusse des Magdalena-Stroms, getrennt und entspringt in 3216 m Höhe in den Bitorabergen dieser Cordillere, in 5° 12' nördl. Br. Er läuft in einem gegen N. gerichteten niedrigen Längenthal und mündet auf der Westseite des Golfs von Uraba (Darien bei Norte) des Antillenmeeres in einem sumpfigen Delta mit 5 Haupt- und 11 kleinen Armen, von welsch erstern die Boca-Arena (8° 15' nördl. Br.) die nördlichste, die Boca de las Vapas (7° 15' nördl. Br.) die tiefste ist. Die Länge seines Laufs beträgt 456 km, mit den kleinen Krümmungen 665 km, sein Flußgebiet 35 700 qkm; 150 Flüsse und 300 größere Bäche führen ihm ihr Wasser zu. Er ist durchschnittlich 290 m breit, an der breitesten Stelle sogar 630 m, und 4—20 m tief. Sein Bett ist sehr schwach geneigt und behält durch den das ganze Jahr hindurch fallenden Regen eine fast immer gleiche Wasserfälle. Das Thal des U. wird von der Südseite nur durch einen mehrfach sich senkenden, selbst an den höchsten Punkten kaum 320 m über das Meer ansteigenden Höhenzug getrennt. Schon A. von Humboldt hatte auf die Möglichkeit einer Kanalverbindung beider Ozeane, des Stillen Oceans mit dem Atlantischen Ocean durch den U. hingewiesen; aber erst 1852 veranlaßte Kelley aus Neuport genauere Untersuchungen des Utratothals, welche, nachdem der Kongreß der Vereinigten Staaten 3. März 1857 eine Summe von 25 000 Doll. zur endgültigen Aufnahme des U. bewilligt hatte, mit Eifer fortgesetzt wurden. Eine nordamerik. Expedition unter Kapitän Selridge (1870—71) berechnete die Kosten eines Kanals zwischen dem Rapipl, einem linken Zuflusse des U., und der Cuplicabal an der Sübse, zu dem ein Tunnel von 6,4 km nötig wäre, auf 130 Mill. Doll. Auf einer zweiten Expedition (1873) fand Selridge die Linie von der Chiri-chiri-Bai, 16 km südlich von der Cuplicabal, nach dem Dognado, einem Nebenflusse des Rapipl, günstiger für die Ausführung eines Kanals, dessen Kosten er auf 56 1/2 Mill. Doll. schätzte. Dieser Ansicht schloß sich eine peruan. Expedition an, die 1873 den Isthmus zwischen der Cuplicabal und dem U. vermaß. Jedoch hat ein internationaler Kongreß zu Paris 29. Mai 1879, nach Prüfung aller Projekte zur Durchstichung der Darischen Landenge, dem Kanale von der Limonabai nach Panama den Vorschlag gegeben.

Utraz, im Altertume eine Stadt in der thessal. Landschaft Histiäotis zwischen dem Flusse Titareios und dem obern Peneus; atracius (atracis) brauchte man poetisch für thessalisch; daher ara atracia, die Schwarze oder Zauberkunst (Magie), da die Thessalier diese Kunst stark trieben.

Utrebaten waren ein kelt. Volk im belg. Gallien, und zwar im heutigen Artois, namentlich in der Umgegend von Arras, ihrer Hauptstadt, die im Altertum Nemetocenna oder Nemetacum hieß. Ein Zweig der U. hatte sich nach Britannien gezogen, wohnte dort als südöstl. Nachbarn der Dobruer zu beiden Seiten der Themse und hatte Callæa (Silchester) zur Hauptstadt.

Utrek (Utrek), Grenzfluß zwischen dem russ. Turtmanenlande (transkaspisches Gebiet) und Per-

sien, entspringt in 37° 10' nördl. Br. und etwa 76 östl. L. (von Ferro) in den Ketten von Khorasan an der Nordostgrenze Persiens, im NW. von Kaschgan in 1225 m Höhe an dem bis 2800 m aufsteigenden Gullistangebirge, fließt nach W. und mündet nach einem Laufe von ungefähr 400 km im N. der Utrababai in der südöstl. Ecke des Kaspischen Meeres in die Kasan-Kuli-Bai. In mittlern Drittel seines Laufes sinkt sein Gefälle von 300 auf 40 m Meereshöhe. Das Thal des U. ist nur von nomadischen Turtmanen bewohnt, welche 10. Febr. 1873 von den Russen eine empfindliche Niederlage erlitten.

Utreomograph (grch.), ein Federhalter, dessen Konstruktion den Schreibekampf verhinbern soll.

Utreffe (grch.) bezeichnet in der Medizin den Zustand des Verschlossenseins der natürlichen Öffnungen und Kanäle des tierischen Körpers, so des Afters, der Scheide, der Gebärmutter, der Harnröhre, der Augenlider, des Mundes u. s. w. In der Mehrzahl der Fälle ist die U. angeboren infolge eines Bildungsfehlers; doch wird sie auch hervorgerufen durch späters Verwachsens der Kanäle infolge von Wunden, Geschwüren u. s. w. In solches Zustände sind meist sehr schwere, zum großen Theile lebensgefährliche, ihre Beseitigung nur im operativem Wege durch Spaltung oder Durchstichung der verschließenden Membranen möglich. Die angeborene U. des Afters kommt nicht vor und führt infolge der Undurchgängigkeit des Darms schon in den ersten Lebensstagen häufig zum Tode, wenn nicht rechtzeitig operative Hülfe gebracht wird. Die U. der Scheide sowie des Mundes führen beim Eintritt der Menstruation unter heftigen, in vierwöchentlichen Paroxysmen überziehenden kolikartigen Schmerzen zu einer sehr beträchtlichen Ansammlung des Blutes in der Gebärmutter, die dadurch allmählich eine Verwachsung wie in den letzten Schwangerschaften erreichen kann. Auch hier ist nur von rein chirurgischer Behandlung Hülfe zu erwarten, ohne welche die Kranken leicht an Zerreißung der Gebärmutter an Bauchfellentzündung u. s. w. zu Grunde gehen.

Utreus, in der griech. Heldensage Sohn Pelops, Königs von Elis, und der Hippodamia, einer Tochter des Dinomaos, Enkel des Pelops und Bruder des Theseus und Gemahl der Theseus ermordete mit seinem Bruder Theseus auf Veranlassung der Hippodamia den Chryseus, der Halbbruder von der Krioch war, flüchtete nach Mylenä zu Eurystheus und erhielt, als er unter im Kampfe gegen die Herakliden gefallen, die Herrschaft über Mylenä. Hier verführte Theseus seinen Bruders Gemahlin. Sie entwandte U. das Lamm mit dem goldenen Fies, an dem Besitz der des Throns geknüpft sein sollte, und gab es dem Theseus. Aber Zeus schritt nun der gewöhnlichen Erzählung zu Gunsten des mit einem Wunder ein; er lehrte den Zeus Sonne und Gestirnen um, und Theseus kam aus dem Lande. Nach einer Darstellung von dann dieser, um sich zu rächen, den eigenen Sohn des U., Kleisthenes, welchen er bei sich hatte, ab, um ihn zu töten; jedoch es trat der entsetzte Fall ein, und U. tödtete, ohne es zu wissen, seinen eigenen Sohn. Nach der gewöhnlichen Darstellung lehrte Theseus, ohne daß ein solcher Plan von ihm erzählt wird, demütig und bittend zurück, U. aber, der sich verfühlt stellte, tödtete

Esse befehlen, setzte ihr Joch dem Vater als
Ehefrau und ließ während der Mahlzeit Köpfe und
Bein gebraten ohne Weinbringen. Wegen
dieser Unachtsamkeit wurde der König von
Sparta zum Tode verurtheilt. Als wegen des grausamen
Todes des Königs A. von Unfruchtbarkeit
geplagt wurde, und das Orakel dem A. befohl,
seinen verstorbenen Bruder Theseus zurückzurufen,
machte er sich auf, den Theseus zu suchen, und
kam ihm in Aegina zum König Theseusprotos,
der die Tochter des Theseus, ohne ihre
Ehe zu wissen, heirathete. Aber diese war schon
von ihrem Vater schwanger und gebar ihm
den Theseus (s. d.). Der später den A. tötete, als
dieser ihn befehligte hatte, seinen Vater Theseus
zu tödten. Seine Söhne von der Aërope (ge-
winnen in Aegina), die Söhne des A., genannt
die Kymenier und Pelasger. Aberhaupt ist
die Aegina von den Pelopiden, die bei Homer weit
erweitert und frei von den erwähnten Greueln ist,
mit dieser Aegina erfüllt und dann
wieder von den Tragikern mannigfach erweitert
zu werden.

Adria, Atria, Hadria), Stadt in der Prov. Teramo (Abbruzzo ulteriore I), 13 km von der Küste der Reere entfernt, auf steilem Berg. Höhe 610, hat eine schöne got. Kathedrale, Kirchen, Schulen und Fabrikenfabrikation und zählt 1900 41 Gemeinde 10487 E. In ihrer Nähe befinden sich merkwürdige Felsenaushöhlungen, welche in Reihe von Kammern bilden, die sehr regelmäßig angelegt sind und entweder als Gewölbe oder als Kragstein gebildet haben. Sie werden im Zusammenhang mit Sgraffio und den Gelehrten des Servius Julius zu Rom. M. ist wahrscheinlich erst. Ursprungs, Heimat des Cicerone des Kaisers Hadrian und Endpunkt der von Rom aus geführten antiken Via Valeria.

Arten, i. unter Mitr e

Atriplex, Nelke, von Linné aufgestellte Pflanzengattung aus der Familie der Chenopodiaceen. Sie wächst auf Schutt, fettem oder salzhaltigen Boden, am Meeresstrande, in Steppen und an salzigen Orten, an Mauern und Felsen wachsende Arten, der Reizhalm nach einjährige Kräuter, kraut- und halbkrautartige und Sträucher, mit untheilbaren, in lärenförmig, traubig oder rispig geordnete Einzel gestellten Blüten von grünlicher, weißer oder rötlicher Farbe, welche einen verschiedenen Bau besitzen, je nachdem sie beiderlei Geschlechter tragen, oder nur Staubgefäße, oder nur Fruchtblätter enthalten. Die Samen sind linsenförmig, glatt und enthalten einen von dem gekrümmten Hüllknorpel umgebenen Eiweißkörper. Die meisten Arten finden sich in Europa und Asien. Eine Art, die Gartennelke, *A. hortensis* L., wird sehr selten als Gemüsepflanze in Küchengärten kultivirt, da ihre Blätter wie Spinat benützt werden können. Die in Deutschland gewöhnlichsten Arten, welche als Unkrauter auftreten, sind *A. maritima* L. und *argentea* L.

haus ist der wesentliche Teil des röm. Hauses. So ließ das altröm. Wohnhaus selbst nur das, was in dieser Zeit ein einziger großer Raum der gesamten Wohnstätte der Familie war: in der Mitte der Brunnen, der Feuerherd; dort links der Tisch gegenüber das Ehebett und neben dem Bett die Lehnstühle der Sklavinnen, mit denen die Frauen gemeinschaftlich arbeitete. Es

diente als Versammlungsort für die Hausgenossen und Freunden, in der Folge zugleich auch für die Klienten bei der Aufwartung derselben. Die in Eckenräumen aufbewahrte Sammlung von Vätern der Vorfahren bildete bei den alten Römern die Hauptzierde des A. Später, als das Haus geräumiger wurde und besondere Zimmer sich dem A. angeschlossen, blieb dieses doch noch immer der wichtigste Raum des Hauses. Es gab fünf verschiedene Arten von Atrien, deren Verschiedenheit durch die Konstruktion des Daches bedingt war. Beim Atrium testudinatum ist der Raum vollständig durch das Dach bedeckt. Es ist dies wahrscheinlich die älteste Form. Beim Atrium Tuscanicum ruht das Dach auf zwei Querbalken. Das Dach selber war vierseitig und nach innen geneigt, d. h. es hatte den Abfluß nach dem Kompluvium (Dachöffnung) und dem Impluvium (dem im Fußboden zur Aufnahme des Regenwassers befindlichen Bassin). Beim Atrium tetrastylum wurde das Kompluvium von vier Säulen getragen. Das Atrium Corinthium hatte beliebig viele Säulen, auf welchen die von der Wand auslaufenden Dachbalken sich stützten. Beim Atrium displuviatum endlich neigte sich das Dach nicht dem Kompluvium zu, sondern hatte seinen Abfluß nach den Wänden des Hauses. In Rom gab es eine Anzahl von Gebäuden alter Konstruktion, die den Namen A. führten: so das Atrium Vestae, in welchem die Vestalinnen wohnten, das Atrium Libertatis u. a. m. Als sich gegen Ende der Republik, in Folge der Eroberungen des Lucullus, Sulla, Pompejus und anderer Feldherren, die Luxusseite der Kunstgegenstände in Rom verbreitete, schmückte man das A. mit kostbaren Marmorsäulen und dazwischen aufgestellten Statuen. Vorzüglich waren die Atrien des Scourus, Verres und Crassus durch solche Dekorationspracht berühmt. Mit der Zeit und mit dem wachsenden Reichtume der Kaiserzeit wurde das A. auch bei Staatsgebäuden, sogar bei Tempeln gebräuchlich. Auch in der christl. Architektur bildete das A. einen wesentlichen Teil der Basiliken und bestand meist aus einem von Kolonnaden umgebenen Raume mit einem Brunnen in der Mitte.

Atrium bezeichnet in der Anatomie die Vor-
kammer oder den Vorhof des Herzens, die zur oberst-
liegenden Abteilung jeder Herzhalfte (s. Herz); in der
Pathologie heißen atria mortis von altem
her diejenigen Organe, welche den übrigen die wich-
tigsten Lebensreize zuführen und deren Verletzung
plötzlichen Tod verursacht; es sind das Herz, die
Lungen und das Gehirn.

Atropa, eine von Finné benannte Pflanzengattung aus der Familie der Solanaceae, welche nur durch wenige in Europa und Südamerika vorkommende Arten repräsentiert ist. Die einzige in Teutschland wachsende und in einem großen Teil Europas sich findende, zugleich auch die wichtigste Art ist die als Tollkirsche, Wolfstürche und Belladonna bekannte Giftpflanze, A. Belladonna L. Der Name "Belladonna", d. h. schöne Frau, rührt von der Anwendung her, welche man früher in Italien von den Beeren machte; man benutzte dieselben nämlich zu einem Schönheitswasser, das angeblich der Haut einen blendendweißen Teint geben sollte. Diese, aus kräftigem, humosem Waldboden in schattiger und sonniger Lage, besonders in Gebirgsgegenden wachsende Pflanze treibt aus ihrem dicken, fleischigen, außenwändig blashraunen

innenendig schmutzigweißen, an Stärkemehl reichen Wurzelstod bis fingerdicke, 0,50—1,00 m hohe, ästige Stengel, welche zuletzt stark verholzen und dann der Pflanze ein strauchähnliches Ansehen verleihen. Die Äste sind mit eiförmig-länglichen, ganzrandigen, zugespitzten, kurzgestielten, paarweise gestellten Blättern besetzt, von denen das eine immer viel kleiner ist als das andere. Neben den Blattpaaren, desgleichen in den Achseln stehen einzeln auf kurzen Stielen die hängenden Blüten, welche einen röhrenförmigen, grünen Kelch und eine glockenförmige, braunviolette Blumentrone besitzen. Aus dem Fruchtknoten entwickelt sich eine glänzendschwarze, innenwendig rote, sehr saftige und säuerlich-süß schmeckende Beere von der Größe einer Kirsche, die am Grunde von dem stehen gebliebenen und noch vergrößerten Kelche umschlossen erscheint. Die A. blüht vom Juni bis August, ist vom August an mit reifen Früchten beladen und, da diese sehr appetitlich aussehen, eine für Unkundige und namentlich für Kinder höchst gefährliche Pflanze.

Der Genuß der Beeren führt nämlich höchst bedenkliche Krankheitserscheinungen herbei, welche, wenn nicht schnell Hilfe geschafft wird, sehr leicht mit dem Tode des Kranken endigen können. Wenige Minuten nach dem Genuße stellt sich ein Krampfhaft erschwertes, oft mit wirklicher Entzündung des Schlundes verbundenes Schlingen, starke Erweiterung der Pupille des Auges, Dunkelsehen, welches mehr und mehr in Erblinden übergeht, ein. Die durch Halsentzündung und Aufstören der Speicheldrüse entstehende Trockenheit im Halse und Munde erzeugt brennenden Durst, der durch Wassertrinken wenig gemildert wird; auch tritt oft Brechreiz und wirkliches Erbrechen ein. Bessert sich dann der Zustand nicht, und tritt kein Schweiß ein, so ist der Kranke als verloren zu betrachten. Bald erblindet derselbe gänzlich und verfällt in die fürchterlichste Maserie. Die Augen zeigen sich weit geöffnet, mit stierem Blick und stark geröteter Bindehaut, die Zunge ist gelähmt. Endlich sammelt sich vor dem Munde blutiger Schaum, und unter höchster Entkräftung und heftigen Krämpfen erfolgt der Tod. So giftig nun auch die Beeren sind, so enthalten sie doch weit weniger Gift als die Blätter und namentlich der Wurzelstod; doch treten Vergiftungen mit diesen Teilen natürlich nur sehr selten ein. Der Träger des Gifts ist ein namentlich in der Wurzel enthaltenes Alkaloid, das *Atropin* (s. d.). Wenn eine Belladonnavergiftung eingetreten ist, muß sogleich ein Arzt herbeigeholt werden. Bis dieser kommt, ist auf irgendeine Weise, wenn nicht anders, durch mechan. Reizeln des Bauchens mit einer Feder, Brechen zu erregen, außerdem Milch, Ei und Essig zu geben. Gleichzeitig lasse man heiße Fußbäder, wozumöglich mit Essig und Senf, machen, um eine Ableitung von dem Gehirn und Rückenmark zu erzielen.

Atropatene, Landschaft, s. *Aserbeidschan*.

Atrophie (grch.) heißt in der Medizin der durch mangelhaften Stoffwechsel herbeigeführte Schwund des Gesamtkörpers, einzelner Organe oder Organteile. Wird der Stoffwechsel eines Organs aus irgendwelchem Grunde berast gestört, daß die zugeführten Stoffe die abgeführten nicht vollständig ersetzen können, so hat dies entweder eine bloße Abnahme des betreffenden Teils an Größe oder Zahl seiner Elemente, oder aber eine gleichzeitige Veränderung seiner chem. Mischung und eine hier-

durch bedingte Formveränderung zur Folge. ternfalls nennt man den Vorgang eine Degeneration oder Entartung, auch qualita A., ersternfalls, d. h. wenn lediglich Abnahm Größe und der Zahl der Elemente vorliegt, einfache oder quantitative A. In den sten Fällen aber kombiniert sich die krankhaf mit einer Entartung. Solange der Körper im Wachse ist, wird die mangelhafte Ernähr eines Teils vielleicht nur die Folge eines im gleich zum Gesamtkörper verminderten Blutums haben, und der Teil wird dann nur dem übrigen Körper zurückbleiben. Dies ist eigentlich ein Schwund, wird aber auch als bezeichnet, und zwar als relative A.

Als normale A. kann man in der Entwicklungsgeschichte die Rückbildung und das gän oder teilweise Schwinden solcher Organe bezeichnen, welche im Embryonal- und Larvenleben eine Funktion besitzen, die später nicht mehr geübt oder eine andere ersetzt wird (z. B. das Schwinde Kiemen und des Schwanzes bei den Larve Frösche, den Kaulquappen), oder auch solche Organe, welche als Erblüthe angelegt, aber weiter entwickelt, sondern später rückgebildet selbst ganz aufgelöst werden, wie z. B. die in den Kiefern der Walfischembryonen. (S. Rubimentäre Organe.)

Die Ursachen der krankhaften A. sind mannigfach. Mangel an Nahrung, Störungen regelmäßigen Verbaues oder der Aufsaugung Speisestoffe, überhaupt alle Ursachen einer mangelhaften Blutbildung können im allgemeinen zu veranlassen, ebenso erschöpfende Säfteverluste Eiterungen u. s. w., übermäßige Anstrengung anhaltendes Fieber. Teilweise A. sind zum Beispiel Folge von Entzündungen, von Störungen der Circulation des Blutes in dem betreffenden Teile, besonders von gehemmtem Blutzufluß (z. B. anhaltenden Druck), von Mangel der zur Erneuerung des Stoffwechsels nötigen Reize (z. B. durch Unthätigkeit eines Muskels, Nerven u. s. w.) übermäßiger Thätigkeit des Organs, endlich von Ständen gewisser Nerven, insbesondere derer, welche man als trophische oder Ernährungsorgane zu bezeichnen pflegt. Zellen und aus Zellen stehende Fasern sind die Elemente, aus welchen wesentlich alle Organe bestehen; an ihnen wird sich auch die A. im einzelnen nachweisen lassen, wenn ein Organ im ganzen atrophisch ist. In der Zelle zeigt sich als ein ganz gewöhnlicher normaler Vorgang an der Oberhaut und in der fetigen Abkuppung (s. d.) derselben zur Bildung der Zellen der Oberhaut sind zuerst runde, saftige Bläschen, schrumpfen aber und trahieren sich allmählich ein, je weiter sie nach oben rücken, desto mehr in der Blutgefäße der Haut, den sie ihrer Ernährung, entfernen. Endlich werden sie trockene, harte Blättchen, die sich als abgestorbene Teile des Organismus abstoßen. In der Zelle, sehr häufige Zellenatrophie ist die Bildung (s. d.), d. h. der Schwund des Zellkerns. Selbst ist als ein flüssiges Öl in den Zellen Fettgewebe enthalten, die unter Umständen mit einem großen Fetttropfen prall angefüllt atrophieren diese Zellen, so schwindet der Tropfen immer mehr, löst sich in mehrere auf, und das Zellbläschen verliert seine pralle Form, schrumpft ein und schwindet zuletzt gänzlich.

Amphibien eine Drüse, f. die Leber, die Milchdrüse, so besitzt dies ebenfalls jumeist auf dem Schwimden der Schwimmhäute und hat, da diese Zellen meist die eigentlichen Stätten der Absonderung sind, eine Ursache dieser Absonderungen zur Folge. Nicht minder kann die aus dem Bindegewebe hervorgehenden Substanzen atrophieren, so die des Knorpels und des Knorpels. Verliert atrophieren auch die Zellen der schleimigen Ernährung, daher der Verdauung, Atrophie werden sie schlaff und welken. Die atrophische Untersuchung zeigt dann, daß im Jern an Umfang abgenommen haben. Die atrophische der atrophischen Teile schrumpfen blasse zusammen und werden un durchgängig. Im allgemeinen vertritt sich die A. eines Organs dadurch, daß es kleiner, trockener, blutärmer, fester und minder lebensfähig ist. Die A. ist indes keineswegs auf die normalen Teile des Organismus beschränkt, sondern kommt auch sehr oft bei den krankhaften Veränderungen vor.

Atropa, Atropium oder Daturin, eine organische Base $C_{17}H_{23}NO_3$, die sich in allen Theilen der Pflanze (*Atropa Belladonna*) und des Stenodactylus (*Datura Stramonium*) sowie in den Blättern und der Wurzel des Nachtschattens (*Solanum nigrum*) findet. Man stellt das A. meist aus dem Saft der Pflanze abgeschnittenen Kraute der *Solanum* her, indem man einen wässrigen Saft derselben nach dem Verdampfen mit Natronlauge bis zur deutlich alkalischen Reaktion versetzt und mit Äther schüttelt; der Äther entzieht dabei der Flüssigkeit das im Wasser fast unlösliche A. und hinterläßt es beim Verdunsten im unreinen Zustande. Im Nachhand wird mit Wasser übergossen und mit verdünnter Schwefelsäure bis zur erfolgten Lösung versetzt, worauf diese durch Thierkohle filtriert und das A. daraus durch Ammoniak gelöst wird. Nach dem Trocknen wird dasselbe aus Äther umkrystallisiert. Es krystallisiert in seinen reinen Theilen, die bei 90° C. schmelzen, unanwendbar bitter und scharf schmecken, sich wenig in warmem Wasser, leicht aber in Alkohol lösen. Beim Erhitzen mit Salzsäure oder mit Barytwasser spaltet sich das A. in eine neue Base, das Tropin $C_{17}H_{21}NO$, und eine Säure, die Tropasäure $C_5H_7O_4$.

Das A. ist höchst giftig. In der Augenheilkunde wird dasselbe vielfach verwendet; es bewirkt, in geringen Mengen auf die Bindehaut gebracht, Erweiterung der Pupille sowie Lähmung des Accommodationsapparats.

Atropod, eine der drei Parzen, f. Parzen.

Atschin, richtiger Atschin im Englischen, bis 1873 selbständiger Malaienstaat, jetzt ein Provinz des niederländ. Ostindien, nimmt etwa 50000 qkm den nördlichsten Teil der Insel Sumatra ein und reicht von dem südlichen Vorgebirge derselben, der Atschin (Atschin head), im W. bis zu 2° 53', im O. nur bis 4° 25' nördl. Br. A. wird von dem Atschin in eine westliche und eine östl. Hälfte durch den Barisan oder Kettengebirge durchzogen, welchem sich hier unter 4° 17' nördl. Br. der Berg Abang, wahrscheinlich ein Vulkan, bis zu 90 m erhebt. Außer dem gebirgigen Teile enthält A. bedeutende Strecken mehr weissenförmigen, sehr ganz flachen, niedrig gelegenen, für Reisbau und Baumzucht sowie namentlich für Viehzucht geeigneten Landes. Obgleich die

Zahl der Küstenflüsse eine beträchtliche ist, so sind dieselben doch nur schmal, untief und nur mit leichten Booten auf kurze Strecken befahrbar. Die Erzeugnisse aus dem Pflanzen- und Tierreiche sind dieselben wie die von Sumatra (s. d.) überhaupt; erwähnenswert ist das häufige Vorkommen der Pfefferpflanze. Die Bevölkerung der Provinz wird auf 6—700000 Seelen geschätzt. Die Hauptstadt A., am Fluße A., 7 km vom Meere, ist fast ganz neu und schön aufgebaut; seit der niederländ. Besetzung blüht der Handel wieder auf.

Geschichtliches. Es dürfte kaum zweifelhaft sein, daß die Bevölkerung ursprünglich mit dem malaiischen Volkstamme der Batta (s. d.) homogen war, wie denn auch nach bis zu Anfang des 17. Jahrh. der ganze nördlich von dem Fluße Singel unter 2° 17' nördl. Br. gelegene Teil von Sumatra, mit Einschluß von A., Lanna Batta, d. h. Land der Batta genannt wurde. Aus den Batta aber in dem nördlichsten Teile dieses Landstrichs entwickelte sich zu Anfang des 13. Jahrh. durch ihre Vermengung mit fremden Volkselementen, durch den Handel und Verkehr mit andern Nationen, namentlich auch Arabern, durch die Einführung des Islams und andere auf die ursprüngliche Lebensweise und den Charakter verändernd einwirkende Verhältnisse die Bevölkerung des Reiches A., welches von seiner Gründung 1205 bis in die neueste Zeit seine Unabhängigkeit zu bewahren gewußt hat. Die gleichnamige Hauptstadt wurde eine der reichsten und blühensten, von den Schiffen aller Ozeane, Handelsvoller viel besuchte Handelsstadt. Seit die Portugiesen unter Alvaro Taleffo 1506 zuerst nach Sumatra kamen und 1509 dabeist an der Nordküste Niederlassungen gründeten, war der Beherrscher von A., Raja Ibrahim, ihr erbitterter Feind, der sie 1523 auch von Sumatra vertrieb. Der Krieg gegen die Portugiesen dauerte fast ununterbrochen fort, bis die Holländer 1612 Malacca eroberten. Während dieser Zeit war A. der größte und berühmteste Handelsort Hinterindiens; aber mit der Ausbreitung der Holländer im ind. Archipel sank die Macht und Bedeutung des Reiches A., welches jedoch bis 1873 seine polit. Selbständigkeit behielt. Durch den 1824 zwischen Holland und England geschlossenen Vertrag war Holland verpflichtet, auf Sumatra, nördlich von der Parallele von Singapore (1° 17' nördl. Br.) keine neuen Besitzungen zu gründen. Allein ein neuer Vertrag vom 24. Mai 1872 hob den früheren von 1824 auf, und die Niederländer erhielten völlige Freiheit, sich nach Belieben auch nördlich von der erwähnten Demarkationslinie auf Sumatra auszubreiten. Seeräuberien und Kränkungen der niederländ. Souveränität auf Sumatra durch A. gaben sehr bald der Regierung zu Batavia Veranlassung, gegen A. vorzugehen. Am 26. März 1873 erklärte sie den Krieg, und 8. April landete eine Expedition bei der Stadt A., die jedoch tapfer verteidigt wurde, sobald sich die Holländer nach großen Verlusten 28. April zurückziehen mußten. Eine zweite, stärkere Expedition unter General van Swieten landete 11. Dez. 1873, welche unter fast ununterbrochenen blutigen Kämpfen bis zum Kraton, der besetzten Residenz des Sultans von A., vordrang und denselben 24. Jan. 1874 nahm. Doch blieb das ganze Innere des Reichs und viele Punkte an der Küste noch im Besitze des Sultans,

und erst nach vielen Expeditionen, bei denen sich die Atschinesen mit größter Tapferkeit verteidigten, wie bei der Erstürmung von Soehong 30. April 1875, konnte der niederländ. Kolonialminister Ende 1879 in der Zweiten Kammer die Erklärung abgeben, daß der Krieg jetzt als beendet zu betrachten sei und mit der Organisation der Zivilverwaltung des Landes begonnen werden konnte. Jetzt bildet A. eine unter einem Militärgouverneur stehende niederländ. Provinz unter dem Namen «Atjeh und Subehor» mit vier Distrikten. Vgl. Beth, «Atchin en zijne betrekkingen tot Nederland» (Leid. 1873); Gerlach, «Atjeh en de Atjinezen» (Amst. 1873).

Atschinsk, Kreisstadt im ostibir. Gouvernement Zemischtschik am rechten Ufer des Tschulym und an den Flüssen Atschinsk und Tetmeitsa, 160 km von Krasnojarsk, an der großen Straße von Omsk nach Irkutsk, treibt lebhaften Transitverkehr mit China und hat 3970 E., drei Kirchen, eine Schule und ein Glaspapierfabrik. — Der Kreis A. umfaßt 58240 qkm mit 70810 E., worunter etwa 10000 Tataren.

Attacora (der Imperativ vom ital. attaccare, d. i. verbinden, anschließen), eine Bezeichnung, die in größern Sammelwerken am Schlusse eines Satzes angewendet wird und bedeutet, daß diesem Satze der darauffolgende sich ohne Unterbrechung anschließen soll. Meist wird der Name des Satzes, der sich anschließen soll, zugesügt, z. B. am Schlusse eines Abagio: *attacca Finale. attacca Presto*; oft steht aber auch nur *attacca*.

Attache (frz.), soviel als Beigeordneter, Gehilfe, nennt man junge, sich der diplomatischen Laufbahn widmende Männer, welche den größern Gesandtschaften beigegeben werden, teils um allmählich in die Geschäftspraxis einzutreten, teils auch, um den Glanz der Gesandtschaft zu erhöhen.

Attache (frz. *attaque*) ist eine gegen den Feind gerichtete, mit wachsender Geschwindigkeit ausgeführte Bewegung einer Infanterie- oder Kavallerieabteilung mit dem Endzweck, die taktische Ordnung des Gegners durch den beim Eindringen in denselben ausgeübten Stoß aufzuheben und seine Vernichtung durch den Kampf mit der blanken Waffe herbeizuführen. Die A. der Infanterie erfolgt meist in Kolonnenformation und endet, indem die attackierende Abteilung in beschleunigtem Tempo und mit gekürztem Bajonett (in der preuß. Armee mit Hurrah) in den Gegner einbricht. Dem wirklichen Zusammenstoße entzieht sich nach den Erfahrungen der neuern Kriege der bereits erschütterte Gegner meistens durch den vorher angetretenen Rückzug, jedoch eine wirklich bis zu Ende geführte A. der Infanterie seltener vorkommt.

Die A. bildet die Hauptgefechtsthätigkeit der Kavallerie. Sie wird hier vorherrschend in Linie ausgeführt. Das Anreiten erfolgt etwa 1500 Schritt vom Feinde zunächst im Schritt, dann im Trab, 700 Schritt von demselben entfernt fällt die attackierende Kavallerie in den Galopp, die letzten 100 Schritt werden in schnellster Gangart zurückgelegt. Die somit aufs höchste gesteigerte Geschwindigkeit, verbunden mit festem Geschlossenbleiben in der A. ergeben die denkbar größte Wucht des Stoßes oder Echols beim Einreiten in den Gegner und Niederreiten desselben, woran sich gleichzeitig, wie in dem folgenden Handgemenge, der Gebrauch der blanken Waffe knüpft. Ein

Gegner von geringerer Widerstandskraft (z. B. feindliche Tirailleurs), aber ein solcher, welcher die A. ausweicht, kann auch in aufgelöster Ordnung (im Schwarm) attackiert werden, welche schon naturgemäß als Folge jeder A., im Handgemenge oder in der Verfolgung, entsteht. Werden einzelne Abteilungen, und zwar in aufgelöster Ordnung auf den Gegner losgelassen, so kann man von einer A. mit Ausfällen. Während der A. gegen geschlossene und kräftigen Widerstand des feindlichen Kavallerie die ganze Kavallerieabteilung (Regiment u. s. w.) gleichzeitig attackiert und eine Reserve zur Flankenbedeckung aussondert, wobei die A. größerer Truppenkörper (Regiment u. s. w.) gegen Infanterie nach heutigen Grundsätzen meistens in Staffeln oder Echelons ausgeführt. In Staffeln (ein bis zwei Echelons) folgen sich größern Abtheilungen (bis 200 Schritt) und attackieren nacheinander, wobei die hintern Staffeln vorzugsweise diejenigen Objekte wählen, welche von den vornern nicht haben überwältigt werden können.

Attalea, eine von Humboldt und Bonpland aufgestellte Pflanzengattung aus der Familie der Palmen. Die Vertreter derselben gehören zu größten Teile den Tropenländern Amerikas. Es sind teils baumartige, teils niedrige Gewächse mit meist dickem Stamme und großen gefiederten Blättern. Die wichtigste Art dieser Gattung ist hauptsächlich in Brasilien wachsende *A. filifera Mart.* Die sähen Kasken aus den Blättern kommen unter dem Namen *Piaffave*, *Piafabo* oder *Monkey grass* in den Handel; sie sind den vorzugsweise zur Verfertigung von Besen, Straßenreinigung, ferner zur Herstellung sehr feiner und haltbarer Bürsten, auch zu Tauen und Netzen verwendet. Die Pfaffenfasern sind erst in neuer Zeit in Europa bekannt geworden, in Brasilien gegen werden sie schon längst zur Herstellung von Tauen u. dgl. benutzt. Auch die Frucht der Palme kommt in den Handel und zwar unter dem Namen *Piafabo* oder *kleine Kokosnuss*, weil mit der letzten große Ähnlichkeit hat. Im Innern der Frucht ist wie bei der Kokosnuss eine sehr harte Steinschale vorhanden, die das Fruchtfleisch gibt; dieselbe wird ebenso wie die Kokosnuss zu schalenartigen Drechselerarbeiten benutzt.

Attalea, Stadt in Kleinasien, s. *Attalia*.

Attalea, s. *Orlean*.

Attalus I., Herrscher von Pergamon, 241 v. Chr. seinem Vetter Eumenes I. in der Regierung und nahm nach einem bedeutenden Siege über die damals in Asien übermächtigen Raubhorden, die Galater, zwischen 239 und als der erste seines Geschlechts den Königtum an. Sein und seines Hauses Macht konnte nur aus Kosten der Seleuciden emporkommen bestimmte zunächst des A. Politik. Er erst (228 und 227 v. Chr.) mehrere glänzende Siege über Antiochus Hierax, den jüngern Sohn Antiochus II. von Syrien, der im Kriege seinen Bruder Seleucus sich in einem Teil Asiens behauptet hatte. A. behnte dadurch Herrschaft weit über die alten Grenzen seines Gebietes aus, wurde aber seit 222 durch Antiochus III., der sich später auch mit Ptolemaios von Makedonien verbündete, schwer bedrängt, suchte endlich 211 unter diesen mißlichen Umständen die Allianz mit den Römern. Mit welchem Glücke kämpfte er von nun an in dem d.

letzten Kriege und später wieder seit 201 v. Chr.
 auf Seite der Römer gegen Philipp; während
 August 196 v. Chr. durch eine Gefandtschaft
 hat sich 196 v. Chr. veranlaßt wurde, die Feindselig-
 keiten gegen A. einzustellen. Aber noch vor der
 eintretenden Schlacht bei Kynoskephala (197
 v. Chr.) in welcher der Konsul Flamininus den
 König Philipps gänzlich schlug, in Theben vom
 Schicksal zeigten, starb A. bald darauf in dem
 Alter von 23 J. — A. II. Philadelphus, 197
 v. Chr. geboren, unterstützte zuerst seinen älteren
 Bruder Antioch II., den Nachfolger seines Va-
 ters in der Regierung, und übernahm nach dessen
 Tod (192 v. Chr.) die Herrschaft. Er hielt unter
 andern Dingen fest an dem Bündnisse mit dem
 König von Syrien des macedon. Reiches gegen die Per-
 sische, jedoch unfreundlich auftretenden Römern
 und an alle Kriege verwickelt, welche damals
 in Asien und Griechenland geführt wurden.
 Er starb 175 v. Chr., 82 J. alt. — Ihm folgte
 sein Sohn A. III. Philometor, Eumenes' II.
 Sohn kam vor dieser zur Regierung gelangt,
 worin er in Bündnissen gegen Freunde und
 Feinde zu wüten begann. Darauf fiel er in
 Syrien, zog sich von aller Gesellschaft zurück
 und lebte sich ausschließlich mit Gärtnerei
 ab. Er starb 139 v. Chr., nachdem er in
 sein Testament die Römer zu Erben seines
 Reichs ernannt hatte. Alle drei A. hatten viel
 für die Kunst und Wissenschaft. Vgl. Manso,
 Die Ptolemäer (Bresl. 1817); »Pergamoni-
 sches Reich« von R. F. G. Meier, in Erich und
 Johann Meumanns Allgemeiner Encyclopädie (Erl. III,
 1. Suppl., »De aula Attalica literarum
 et scientiarum« (Königsb. 1836).

1847, eigentlich Mohammed Ibn-Israhim
 alin A., berühmter pers. Dichter, geb.
 in Herat (Herat) in Ketten bei Nischapur
 von einem reichen Speerehändler (At-
 tarmach) nach dessen Tode das Geschäft
 über, durch einen Derschw zum Su-
 lthan über, auf und wurde Derschw.
 2 Jahre in Nischapur, die übrige Zeit sei-
 nes in Herat gelebt haben und wurde
 in Herat (Herat) von einem mongol. Sol-
 daten get. Sein wichtigstes Werk in Persia
 ist sein Buch *al-Ewla* (= Biographien der Heil-
 igen) in 10 Bänden, welche ich, unter an-
 dem Buch *Ky-eddin aus Amol*, kommentiert
 und die berühmtesten das Lehrgedicht
al-Makal der Moral (= *Pend-Näme*) (= *Buch
 des*), herausg. von Hindley, Lond. 1803,
 2 Bde. Par. 1819 und das *Mantik
 al-Mawla* (= *Traktat*), verfaßt 1184—87,
 und übertr. von Garcin de Tassy, Par.
 1825 das *Dschewähir-Näme* (= *Buch
 des*). In den Werken A.s vereinigt
 sich die Form mit großem Reichtum tiefer
 Gedanken, namentlich das popu-
 läre *Pend-Näme* ist im Orient sehr ver-
 breitet. E. de Saacs Einleitung zum *Pend-
 Näme*, *Blütenansammlung aus der mor-
 talen Welt* (Berl. 1825); Duselet, *Biogra-
 phien of Persian poets* (Lond. 1846).

... d. d. Anspannung), im mil-
... umfaßt die zur Fortschaffung der
... schließlich der bespannten Gefäße,
... Jontiere mit ihrer Beschirung. Als

Zugtiere wählt man in den meisten Ländern Pferde, in sächlichen, zugleich gebirgigen Gegenden (z. B. Spanien) auch Maultiere. Müssen die Fahrzeuge in schnellerer Gangart und außerhalb der Straßen bewegt werden, so rechnet man pro Pferd 250–300 kg, andernfalls bis 500 kg Last. Hieraus ergibt sich für ein gegebenes Gewicht des Fahrzeugs die Stärke der Bespannung. Wandvortragsfähige Fahrzeuge dürfen mit höchstens acht Pferden bespannt sein, man gibt selbst nicht gern über die Zahl sechs hinaus (Feldartillerie). Danach richtet sich dann das zulässige Maximum der Last; zwei Pferde spannt man gewöhnlich nebeneinander, vier und mehr Pferde werden paarweise voreinander gespannt. In den großen Tiefebene des nordöstl. Europa spannt man wohl auch eine größere Zahl als zwei Pferde nebeneinander. In neuerer Zeit gibt man dem Rumpfschirr, welches den Vorderzug vor dem mehr die Brust in Anspruch nehmenden Sielenschirr. Die Laue der vordern Pferdepaare werden entweder bis zum Vorderwagen durchgeführt oder mit einer am vordern Ende der Deichsel angebrachten Vorderbracke verbunden. Zweispännige Fahrzeuge werden vom Woge aus, vier- und mehrspännige vom Sattel gefahren.

Attemperieren (lat.), mäßigen, lindern, langsam erwärmen. Attemperator (Wärmer), Vorrichtung zur Erwärmung der Mäiße durch Dampf.

Uttemporieren (lat.), sich nach den Umständen richten. In die Zeit schiden.

Attemsfetter (David und Andreas), zwei ausgezeichnete Goldschmiede und Emailleure zu Augsburg, welche dafelbst zu Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrh. thätig waren. Über ihre Lebensgeschichte ist wenig bekannt. Der hervorragendere scheint David gewesen zu sein, welcher um 1600 für den künftliebenden Kaiser Rudolph II. in Prag beschäftigt war. Man nimmt mit guten Gründen an, daß die sog. Haustrone der habsburgischen Dynastie (In der kais. Schatzkammer in Wien), eines der unvergleichlichsten Werke deutscher Goldschmiedekunst, welches von genanntem Kaiser 1602 herzustellen befohlen wurde, Davids Werk sei. Auch das Scepter und mehrere Bruchstücke derselben Sammlung haben vollen Anspruch auf die Urheberschaft des vorrefflichen Künstlers, welcher endlich auch die Reliefs an dem von Adrian de Bries gegossenen Herculesbrunnen in Augsburg gefertigt haben soll. Sein Email ist eine Spezialität von Farbenpracht und Feinheit, indem er tiefdunkelblauen durchsichtigen Fond (email translucide) oder milchweißen, opalen Grund mit reizenden Bildern von Käfern, Vögeln, Blumen und Früchten in gleichfalls durchscheinenden Farben zu schmücken liebt. Seine Grabchrift rühmt mit Recht, daß er in der Behandlung der Edelmetalle keinem nachgekommen habe. Vgl. *Die hervorragenden Kunstwerke der Schatzkammer des österr. Kaiserhauses*, herausg. von Leitner (Wien 1873).

Alttenborn, Stadt im Regierungsbezirk Arnberg der preuß. Provinz Westfalen, Kreis Olpe, an der Bigge und der Bergisch-Märkischen Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Bergmeisterei, hat ein Gymnasium und zählt (1880) 2243 E., welche Gerbereien und Refiningwarenfabriken unterhalten. A. war im Mittelalter eine wichtige Hansestadt, welche aber nach der Reformation durch Glaubensstreitigkeiten ihre Bedeutung verlor.

Attentat (lat.) bedeutet eine strafbare Unternehmung, besonders gegen die Persönlichkeit. In einem weitern Sinne spricht man z. B. von Theorien, Ansichten u. s. w., welche ein A. auf die Grundlagen des Staats und der Gesellschaft, wie auf das Privateigenthum, die Ehe u. s. w., enthalten. Die ältern kriminalistischen Schriftsteller pflegten mit A. die erste Stufe des verbrecherischen Versuchs zu bezeichnen, den sog. conatus remotus. Auch im franz. wie im engl. Rechte kommt dieses Wort vor, jedoch in der Bedeutung von commencement d'exécution, wo es also die schon weiter vorgeschrittene verbrecherische Handlung anzeigt. In neuern Zeiten hat man den Ausdruck A. ganz besonders auf Versuche der Ermordung einer polit. Persönlichkeit, insbesondere eines Regenten angewendet, wozu namentlich die zahlreichen Mordversuche auf Ludwig Philipp Veranlassung gaben. Von A. solcher Art sind besonders denkwürdig: die von Tschek (26. Juli 1844) und Eschwege (22. Mai 1850) auf den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, das des Priesters Marino (2. Febr. 1852) auf die Königin Isabella II. von Spanien, des ungar. Schneidergesellen Ribengi (18. Febr. 1853) auf den Kaiser Franz Joseph von Oesterreich, des Italieners Orsini (14. Jan. 1858) auf Napoleon III., von Oskar Beder (14. Juli 1861) in Baden-Baden auf König Wilhelm von Preußen, das des Böttchergeßellen Kallmann (13. Juli 1874 in Kissingen) auf den Reichskanzler Fürsten von Bismarck, des Klempnergeßellen Hobel (11. Mai 1878) und des Dr. Robiling (2. Juni 1878) auf Kaiser Wilhelm, des Kochs Passanante (17. Nov. 1878) auf König Humbert von Italien, des Böttchergeßellen Roncasi (25. Okt. 1878) und des galic. Arbeiters Diero (30. Dez. 1879) auf König Alfons XII. von Spanien, und eine Reihe von A. der nihilistischen Verschwörer in den J. 1878, 1879 und 1880 auf höhere russ. Beamte, wie den General Trepow, 5. Febr. 1878, den General Drentelen, 25. März 1879, und den General Voris-Nelkow, 3. März 1880, auf den Kaiser Alexander II. von Rußland, 14. April 1879 von Solowjow, 1. Dez. 1879 der von Hartmann und Genossen unternommene Versuch, den kais. Zug mittels Dynamit in der Nähe von Moskau in die Luft zu sprengen, 17. Febr. 1880 die Dynamitexplosion im Winterpalais zu Petersburg, das eines Advolaten franz. Abkunft Namens Charles Guiteau (2. Juli 1881) auf den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, Garfield, welcher nach längern Leiden infolge davon 19. Sept. 1881 starb, und das von Roberid MacLean (2. März 1882) auf die Königin Victoria von England.

Atterbom (Peter Daniel Amadeus), Schwed. Dichter und Philosoph, geb. 19. Jan. 1790 im Kirchprengel Åbo in Ostgothland, Sohn eines Landbesitzers, besuchte das Gymnasium von Lindsjöping und kam 1805 auf die Universität Upsala. Frühzeitig hatte er sich mit der deutschen Litteratur bekannt gemacht, die wichtigen Einfluß auf seine litterarische Laufbahn übte. Mit mehreren Freunden stiftete er 1807 eine poetisch-kritische Gesellschaft, Musis Amici, die 1808 den Namen Aurora-Förbundet (Bund der Aurora) annahm und die vaterländische Litteratur aus den Banden alademischer Stillschtheit und franz. Ziererei zu befreien suchte. Aus mannigfachen Arbeiten der Mitglieder des Bundes entstand 1810 in Upsala die Zeit-

schrift «Phosphoros», die bis 1813 bestand. den J. 1812—22 gab A. den «Poetisk kalender» heraus; 1817—19 unternahm er eine Reise ins Deutschland nach Italien und wurde nach seiner Rückkehr Lehrer des Kronprinzen Oskar in deutschen Sprache und Litteratur. Von Upsala begleitete er denselben 1819 nach Stockholm, wo hier 1821 zum Docenten der Geschichte ernannt. 1824 zum Adjunkten der Philosophie in Upsala 1828 zum Professor der Logik und Metaphysik fördert, vertauschte aber 1835 diese Professur mit der Ästhetik. Durch seine Ausnahme in Akademie (1839) war der Streit zwischen den Phosphoristen und der Akademie vollends beendet. A. starb 21. Juli 1855.

Von den Schriften seines reifern Alters sind besonders hervorzuheben: «Lycksalighetens i» (2 Bde., Upsl. 1824—27; 3. Aufl., Örebro 1871 deutsch «Die Insel der Glückseligkeit», 2 Bde. Lpz. 1831—33); «Samlade dikter» (2 Bde. Upsl. 1837—38), durchgehends lyrischen Inhalts «Svenska siaror och skaldar eller grunddrag af svenska litteraturens häfder intill och med Gustaf III. tidevarf» (6 Bde., Stockh. 1841—55; 2. Aufl. 1862—63; Supplement 1864), eine litterarhistor. Werk von großem Werte. Die Gesamtausgabe seiner Werke («Samlade dikter» Bb. 1—6, und «Samlade skrifter i obunden stil» Bb. 1—4) erschien 1854—64 zu Örebro. Der zweite Teil der Gesamtausgabe enthält das geistvolle Werk «Poesiens historia» (4 Bde., Örebro 1861—62). Als Dichter ist A. tief, sinnig und reflektierend; seine Sprache und Verse sind von hohem Wohlklang; als Philosoph neigt er sich zu christophischen Ansichten hin und sucht die Philosophie mit dem Christentume in Einklang zu bringen.

Attensee oder **Kammersee**, der größte deutsche See, im Nittergau des ehemaligen holländ. freies (Ostereich ob der Enns), 7,5 km im S von der Bezirksstadt Böcklabrunn an der Elisabethbahn, ist von N. nach S. 18 km lang, von O. nach W. 2—4 km breit, bis 171 m tief und hat 466 m über dem Meere. Der See wird im S durch das Reden- und Höllengebirge (höchster Punkt Höllkogel, 1863 m, am Ostrand; der vielschichtige Aranabijattel oder Feuerkogel, 1592 m), dann durch einen niedrigen Sattel vom Traunsee, im W. durch niedrigere Berggruppen (höchster Gipfel Hollarberg 1134 m) vom Mond- und Zeller- oder Jaser, im S.W. durch die Masse des Schaffers vom Mond- oder St. Wolfgangsee getrennt. Das ganze Gewässer des herrlichen A. umlagern runde, abgewinkelte, unten angebaute und bewaldete Berge. Auch sein östl. Ufer ist auf dem größten Teil seiner Länge von Vorbergen umgeben. Im südl. Rand erhebt sich scharf als eine höhere Stufe die Steinwand, der westliche Flügel des Hochgebirges. Im S. und S.W. des Sees brennen hinter steilen, felsigen Vorbergen höhere Gesteinsmassen auf: der Leonsjinken, 1743 m, der Schaffersberg, 1780 m. Am der Südwestseite nimmt der See die Alpe oder Seerache aus dem Mondsee auf, in seinem Nordende entfließt bei Kammer die Traun, welche, mit der Böckla vereinigt, bei Lambach in die Traun fällt. Die mittlere Sommertemperatur des A. ist an der Oberfläche 17—20° C., im Grunde 4—4,2° C. In neuester Zeit hat die Stadt der Sommerfrischen rings um den See bedeutend zugenommen; er wird jetzt auch mit Dampfbooten

heim. Im unteren Teile des Sees wie auch in benachbarten Rondssees wurden Reste von Wohnorten aufgefunden.

Attest, Attestat, Attestation (lat.), schriftliche Zeugnis, Bescheinigung einer Thatfache. Attestieren, ein Zeugnis ausstellen, bescheinigen.

Attest (Sambucus Ebulus), f. Flieder.

Attidus, f. Attizismus.

Atticus (Tiberius Claudius A. Herodes), mit dem Namen A., im Unterschiede von seinem gleichnamigen berühmten Sohne mit dem Hauptnamen Herodas (f. d.), ein vornehmer Athener, der mit Lysias und Gaius zu den höchsten Ehren in seiner Zeit, zum zweimaligen Konsulat und zur Verwaltung der Provinz Asien gelangte. Er ist insbesondere bekannt durch den ihm zugeschriebenen Schatz in einem seiner Häuser zu sein, der ein um so größerer Glücksfall war, als er Vermögen seines Vaters, wie es heißt, nur während nach der Tyrannis, konfisziert worden war. Dadurch wurde der Grund zu dem großen Reichtum gelegt, von dem er und noch mehr sein reicherer Sohn mit großartiger Verschwendung Gebrauch machten. Vgl. Dittenberger: „Die Familie des Herodes A.“ im „Hermes“ Bd. 11, 1878.

Atticus (Tiberius Claudius A. Herodes), Sohn des vorigen, f. Herodes.

Atticus (Titus Pomponius), röm. Schriftsteller, geb. 109 v. Chr. Der Name A. war ursprünglich ein Borne, den er wegen eines mehr als hundertjährigen Aufenthalts in Athen erhielt, wohn er nicht in die Verwidelungen der Bürgerkriegs hineingezogen zu werden, 86 v. Chr. begeben sich. Während seines Aufenthalts in dieser Stadt wurde er als durch Güterkauf, Landwirtschaft, Schatzgräber (auch Buchhandel) ein großes Vermögen und gleichzeitig durch eine kluge Freigebigkeit große Popularität. Von dort lehrte er 65 v. Chr. nach Rom wieder zurück, wo ihn (58 v. Chr.) ein römischer Beamter in seinem Testament adoptierte und ihm daher dem größten Teile seines Vermögens seinen Namen Caelius auf ihn vererbte, worauf er seinen Namen Caelius und Caelius mit vollem Namen O. Caelius hieß. Er lebte auch hier noch vor der Verwaltung seines Vermögens, worauf der Politik zurückgezogen nur den Wissenschaften und seinen Freunden, unter denen Cicero zu einem Platz behauptete, und starb 32 v. Chr., in einem hohen Alter und beliebt. Obgleich A. zur Ausübung eines öffentlichen Amtes sich nie bestimmte, unterhielt er dennoch mit den angesehensten Staatsmännern und den Häuptern der verschiedenen Parteien seiner Zeit fortwährend einen persönlichen Verkehr. Fast wunderbar ist die Lust, mit der er es verstand, sich die warme und treue Freundschaft von polit. Parteiführern, wie Cato und in gewissem Sinne auch Cicero zu erhalten und dabei sich die Gunst ihrer Mäcchinnen, wie des Antonius und später auch des Octavian, zu bewahren. A.' Tochter Calpurnia Attica war die erste Gemahlin des Marcus Antonius Agrippa. Von seinen Schriften, unter denen die „Annalis“ von den Alten mit vielem Interesse erwähnt wird, ist keine auf uns gekommen. Seine Epistolen „Epistolae ad Atticum“ in 16 Büchern sind von Cornelius Nepos eine panegyrische Sammlung bestehend vorhanden. Vgl. Gulleman, „Dictionnaire“ in T. P. A. mit den Fragmenten des Antonius-Septim. 12. Aufl. II.

A. (Ultr. 1838), und Boissier in „Cicéron et ses amis“ (Par. 1865; deutsch von Döhler, Lpz. 1870).

Attigny, Kantonshauptort im franz. Depart. Ardennen, am linken Ufer der Aisne an deren Vereinigungspunkte mit dem zur Maas führenden Ardennenkanal, Station der französischen Ostbahn, zählt 1743 E., welche Woll- und Flachsspinnerei, Biscuit-, Zucker-, Eichorien- und Lederfabrikation betreiben. Die Stadt ist das Attiniacum des Mittelalters und war unter den Merovingern seit Chlodwig II. und unter den Karolingern Königl. Residenz; hier ließ sich der Sachsenherzog Wittekind 785 in Gegenwart Karls d. Gr. taufen, und auf der Synode des J. 822 mußte sich hier Ludwig der Fromme öffentlicher Kirchenbuße unterwerfen. Die schöne Kirche aus dem 13. Jahrh., mit roman. Turme, hat ein beachtenswertes Seitenportal. Von dem alten fränk. Königspalaste sind jedoch kaum noch Spuren vorhanden.

Attika (griech. ἡ Ἀττικὴ), welcher Name Küstenland zu bedeuten scheint), die südöstlichste Landschaft des mittlern Griechenland, das Verbindungsstück zwischen dem Balkanlande und dem Archipelagus, ist eine Halbinsel von etwa 2200 qkm Flächeninhalt, welche im N. an Böotien, im W. an Megaris angrenzt, an den übrigen Seiten vom Meere bespült wird. Der größte Teil derselben wird vom Gebirgen eingenommen, die fast ausschließlich aus Kalkstein und Marmor bestehen und heutzutage zum größten Teile kahl sind; nur die höheren Partien des Atharion und des Barnes sowie die nordwestl. Abhänge des Pentelikon sind mit Kiefern- und Tannenwald bedeckt. Die Basis des ganzen Gebirgssystems bildet der Atharion (heut Clatea, das Tannengebirge, genannt, in seinem höchsten Punkte 1411 m über dem Meere), welcher durch seinen Hauptzug die Landschaft A. von Böotien, durch eine Verzweigung gegen S., die nach zwei ausfallenden Spizen Kerata (die Hörner) genannt wird, von Megaris scheidet. Mit den südöstl. Ausläufern des Atharion hängt der bis zur Höhe von 1413 m sich erhebende Barnes (heut Orea) zusammen, dessen nordöstl. Verzweigungen, die jetzt mit verschiedenen Einzelnamen benannt werden (Velehi, Armeni, Navrovo, Jastani, Stavrolorati, Kotroni), sich bis an die Ostküste der Landschaft erstrecken und diesen Teil derselben zu einem echten Berglande (Dialria oder Epakria bei den Alten genannt) machen. Eine südl. Fortsetzung des Barnes ist der weit niedrigere Kigeleus, in seinem südlichen Teile, wo er der Insel Salamis gegenüber ins Meer vortritt, auch Kordallos (heut Skaramanga), in der Mitte, wo ein die Ebenen von Athen und Eleusis verbindender Engpaß durch ihn hindurchführt, auch Pökilon (heut nach dem die Stelle eines alten Apollotempels einnehmenden Kloster Daphni Daphnovo) genannt. Im NO. wird die Ebene von Athen durch den Brikettos oder, wie er nach einer an seinem südl. Abhänge gelegenen Ortschaft gewöhnlicher genannt wurde, das Pentelikon (noch heut Menteli) begrenzt, eine 1110 m hohe Bergpyramide mit ausgedehnten, noch jetzt mit Erfolg betriebenen Marmorbrüchen, welche einen nicht nur zu Bauten, sondern auch zu statuarischen Werken vorzüglichen weißen Marmor von sehr feinem Korn und gelblichem Stich liefern. Ein ungefahr 4 km breites Thal trennt den südl. Fuß des Pentelikon von einem langen, fast ganz aus bläulichgrauem Marmor, der im Altertum vielfach, besonders zu architektonischen Zwecken, benutz

worden ist, bestehenden Gebirgszüge, dem 1027 m hohen Hymettus (heut Trelopono), der von Baumwuchs fast ganz entblößt, dafür aber mit zahlreichen duftigen Kräutern bewachsen und daher reich an wilden Bienen ist, die einen trefflichen, sehr gewürzigen Honig liefern. Die Ostküste der Landschaft (bei den Alten Paralia genannt) wird von niedrigen Hügelreihen durchzogen, die sich südlich vom Hymettus, wo die Halbinsel immer schmaler wird, zu einem zusammenhängenden Gebirgszuge, dem Lauriongebirge, vereinigen, das in einem steil gegen das Meer abfallenden Vorgebirge, dem Kap Sunium, endet, auf welchem noch jetzt ansehnliche Ruinen eines Tempels der Athene sich erheben, von dessen Säulen das Vorgebirge jetzt von den Schiffen Kap Kolonnas genannt wird. Das Lauriongebirge war im Altertum durch seinen Silberreichtum für A. von hoher Bedeutung; doch wurden die anfangs sehr ergiebigen Gruben so eifrig ausgebeutet, daß man schon bald nach Christi Geburt den Betrieb derselben einstellen mußte. Erst in der neuesten Zeit hat man nicht ohne Erfolg versucht, die von dem alten Betriebe noch vorhandenen Schutt- und Schlackenhausen nochmals zu verwerten.

Diese Gebirge treten teils unmittelbar bis an das Meer heran, teils hat sich an ihrem Fuße angedecktes Land in größerer oder geringerer Breite angelegt, welches Stranbeben bildet, in denen im Altertum zahlreiche Ortschaften lagen. Die bedeutendste unter denselben ist die Ebene von Marathon an der Nordostküste, eine ungefähr 9 km lange und 2—4 km breite Niederung mit einem ausgebreiteten Sumpfe im NO., welche 490 v. Chr. der Schauplatz der Niederlage des Perserheers war. Größere Ebenen, die sich entweder von der Küste aus weit ins Innere der Landschaft hineinziehen oder ganz vom Meere abgesondert sind, hat die Landschaft nur drei: 1) die Ebene von Athen, oft auch nur «die Ebene» (Pebion) genannt; 2) die kleinere, durch das Agaleosgebirge von der athenischen getrennte Thraissche Ebene (so benannt nach einer alten Ortschaft Thria); 3) die Ebene zwischen dem Hymettus und den niedrigen Berggängen der Ostküste, die mit der athen. Ebene durch das Pentelikon und Hymettus scheidende Thal zusammenhängt.

Die Bewässerung der Landschaft ist eine sehr spärliche. Die bedeutendsten Bäche sind noch die beiden der athen. Ebene: der am südwestl. Fuße des Pentelikon bei der baumreichen Ortschaft Kephissia entspringende, durch verschiedene Zuflüsse vom Paros her genährte Kephissus, der die Ebene in südwestl. Richtung durchfließt und westlich von der Stadt in zahlreiche Kanäle zur Bewässerung der Gärten und Baumpflanzungen abgeleitet wird, und der Ilissus, der, vom nördl. Fuße des Hymettus herkommend, an der Ost- und Südseite der Stadt vorüberfließt und sich südwestlich von derselben im dürren Boden verliert. Außer diesen sind noch der gleichfalls Kephissus genannte Bach der Ebene von Eleusis, der die Ebene von Marathon durchschneidende Siekbach von Onos (so benannt nach einer nördlich von Marathon gelegenen alten Ortschaft) und der weiter südlich an der Ostküste, bei der alten Ortschaft Araphen (heut Naphina) vorüberfließende Grafinos zu erwähnen.

Der Boden des Landes ist fast durchgängig ein leichter, ziemlich dürrer und steiniger Kalkboden, der wenig für Weizenbau, besser für Gersten- und Weinbau, besonders aber für den Ölbaum und Feigen-

baum geeignet ist, daher Öl und Feigen im Altertum und noch heutzutage die Hauptprodukte des Landes und Gegenstände der Ausfuhr waren. Auch die Viehzucht ist noch jetzt bedeutsam und im Altertum genoss die attische Wollschafzucht vorzüglichen Ruf. Die Gebirge liefern, abgesehen von den jetzt erschöpften Silberadern des Laurion, trefflichen Marmor, der Erdboden an mehreren Stellen, besonders auf der südöstlich vom Hymettus und der Bucht von Phaleron sich hinziehenden, im Vorgebirge Kollas (heut Hagios Kosmos) endenden Küstenstrecke, sehr guten Topfthon, der die Töpferei im blühenden Industriezeitalter Athens und ihre Produkte die Gegenstände eines sehr ausgebreiteten Handels waren.

Die Bewohner der Landschaft gehörten im Altertum, abgesehen von einigen pelagischen Elementen grauen Vorzeit und den zahlreichen, später in sich dauernd aufhaltenden Fremden, dem Stamme an, und zwar rühmten sie sich, Athlonen, d. h. eine ureinheimische Bevölkerung sein, deren Urväter unmittelbar aus dem Bob Landes entsprossen, weil sie seit den frühesten in ununterbrochenem Besitze desselben gewesen waren. Wie alle ion. Völker, zerfielen sie ursprünglich in vier Stämme oder Klassen (Phylen) Gekontes (die Vornehmen oder Adligen), Hopletes (die Kriegerklasse), die Agistores (Hirten und Hirten überhaupt) und die Ge (Ackerbauer). Nach der Überlieferung bestanden die ältesten Zeit 12 selbständige Städte oder gemeindeverbände nebeneinander im Lande, teils jene, noch später fortbestehende Ortschaften Cecropia (das spätere Athen), Eleusis, Daphnia und Aphidna (diese beiden im Norden des La Brauron (in der Mitte der Ostküste), Thoris (südlichste Teile der Ostküste), Kyperos (unbekannter Lage), Spethos und Kephissia, teils Vereinigungen mehrerer Ortschaften, wie die O (das nördl. Bergland), eine «Tetrapolis» (Bundung von vier Städten) in der Ebene von Athen und eine «Tetralomia» (Vereinigung vier Dörfern) im südlichsten Teile der athen. Diese 12 Gemeinden sollen durch Theseus verpolit. Gengen, dessen Hauptstadt Athen wurde, einigt worden sein. Die Gliederung des Volks in vier Phylen blieb sowohl unter den Königen als auch unter den Archonten (s. d.). Auch der Gesetzgeber Solon (s. d.) hob diese Gliederung auf, sondern stellte nur neben sie, teils um den Einfluß der alten Adelsgeschlechter zu mindern, um eine gerechtere Verteilung der Staatslasten beizuführen, eine Einteilung der gesamten Landschaft in vier Vermögensklassen. Erst Kleist hob die altion. Stammeseinteilung in A. auf und setzte an die Stelle derselben eine neue Gliederung des Volks in 10 Phylen, welche nach altatt. (Epomenen) benannt wurden. Jede dieser 10 erhielt eine bestimmte Anzahl Gemeinden (Deme) zugeteilt, die in verschiedenen Teilen der Landschaft lagen. In der Regel bildete jede nicht ganz und teils Ortschaften einen besonderen Demos, so wie die Stadt Athen und die Stadt Brauron der Ostküste, waren in mehrere Deme geteilt. Zahl der Deme war zu verschiedenen Zeiten verschieden: um den Beginn der christl. Zeitrechnung soll sie 174 betragen haben; durch christliche Inskriptionen sind die Namen von etwa 180 der Überlieferung, aber von vielen freilich ist die Lage

nur zu bestimmen. Bezeichnungen derselben geben: *Ant. d. Denom. von A.* (überf. von Westermann, Braunsch. 1840); *Kosk.* „Die Denom. von A. in der Verteilung unter die Phylen“ (herausg. von Kosk, Halle 1846); *S. Geiger* im Anhang zu *S. J. Hermanns* „Lehrbuch der griech. Staatsaltertümer“ 6. Aufl., Heidelberg 1875).

Die Gesamtzahl der bürgerlichen Bevölkerung ist nur Schätzung in der Blütezeit des Staats, nach dem persischen Krieg zwischen 80—100 000 Köpfen, in der Schwermundten (Metallen) gegen 400 000 Köpfen betragen. Daneben aber stand eine Sklavenbevölkerung von etwa 400 000 Köpfen, so daß in Athen über die freien und unfreien Einwohner des Landes sich bis auf mehr als 800 000 Köpfe erhob. Eine Vermehrung der Bevölkerung um 2 neue fand 307 v. Chr. statt. Die- selbe wurde aus Schmeichelei für Demetrios Poliorketes nach ihm und seinem Vater Antigonos kampflos von Demetrios benannt. Doch wandelte man den Namen der ersten um 265 v. Chr. zu *Antigonos* und dem letzten um 200 zu *Antigonos* Attalos I. von Pergamon in *Antigonos*. Endlich wurde unter dem Kaiser Hadrian um eine 13. Phyle hinzugefügt und diese mit dem großen Wofthüter der Stadt Athen benannt.

In römischer Hinsicht war A. im Altertum die wichtigste und reichste Landschaft von ganz Griechenland. Die Hauptstadt war nicht nur der Sitz der Landesbehörden, sondern auch der Gerichte und der Volksversammlungen, in deren Händen seit den klassischen Reformen, die von Kleisthenes begonnen, im Verlaufe vollendet worden, die Souveränität über alle Staatsangelegenheiten lag. Die so hervorragende und für die Geschichte wichtige griech. Verhältnisse bestimmende Rolle, welche Athen und mit ihm das attische Land und das A. in der polit. und Kulturgeschichte Griechenlands spielt, kann nur im Zusammenhang der Geschichte Griechenlands überhaupt ihre richtige Würdigung finden. (S. Griechenland.)

W. Baran. „Geographie von Griechenland“ A. 1. Bd. 1862; *C. Curtius*, „Erläuternder Text zu Curtius Topographie von Athen“ (Gotha 1867); *C. Curtius* und *J. A. Kaupert*, „Karten von Athen“ (Heft 2, Berl. 1881).

In römischen Königreich Griechenland bildet A. in dem mit Regaris, Boiotien und den Inseln *Attika* (jetzt vom Volke nach ihrer Gestalt „die Halbinsel“, genannt) und *Agina* die Romarchie *Attika* und *Boiotien*. Dieselbe umfaßt in den kaiserlichen A., *Agina*, *Theben*, *Lebadia* und *Platäa* (jetzt von 1879) 185 364 E.; die Bevölkerung der *Eparchie A.* allein (mit Einschluß der *Agina*) belief sich auf 116 263 E. Die attische Bevölkerung beschäftigt sich hauptsächlich mit Ackerbau, Weinbau und Viehzucht. In der Nähe von Athen sind noch jetzt ausgedehnte Olivenplantagen; außerdem sind der Tabak- und der Feigenbau nicht unbedeutend.

Attika liegt in der neuern Architektur ein über das ganze Land sich erhebender Aufbau, meist eine hohe, breitere Wandpfeiler, die man auf das Ge-
samt: Säulenreihe stellt. Dem System des attischen Stiles widersprechend, findet er nur im Stile des röm. Bogenbaues Anwendung, be-
sonders bei gewölbten Thoren und Triumphbögen,

wo er zum festen Abfluß der Masse und zur Aufnahme von Inschriften dient.

Attila, Sohn des Mundjuk, eines Hunnen von königl. Abstammung, folgte 433 n. Chr. mit seinem Bruder *Bleda* seinem Oheim *Rugilas* (Ruas) in der Herrschaft über die hunn. Scharen in den Ebenen *Pannoniens*. Die Brüder begannen ihre Laufbahn damit, daß sie dem schwachen oström. Kaiser *Theodosius II.* neben andern Vorteilen die Erhöhung des bisherigen Jahrgeldes von 350 Pfd. Goldes auf das Doppelte abtrotzten. Nachdem A. 444 den mildern *Bleda* durch Mordmord beseitigt, vereinigte er allmählich die meisten hunn. Stämme, welche früher unter eigenen Häuptlingen gestanden hatten, zu einer einzigen großen Heeresmasse. Der Hauber seiner gewaltigen Persönlichkeit war so groß, daß sich der Glaube an seine höhere Berufung und Unüberwindlichkeit verbreitete, den er durch das Vor-
geben, das Schwert des Kriegsgottes gefunden zu haben, schlag zu nähren wußte. Durch Waffengewalt oder den Schreden seines Namens vereinigte er die *Slav.* und *german.* Völkerstämme von der *Volga* bis tief nach *Deutschland* hinein zu einem riesigen Völkerbunde, dessen Glieder, so verschieden nach Gesetzen und Sitten, Abstammung und Sprache sie auch waren, ihn als ihren Herrn ehrten und ihm Steuer- und Heerpflicht leisteten: *Ostgothen*, *Ge-
piden*, *Rugier*, *Hervuler*, *Lombarden*, *Thüringer*, *Burgunder*, ferner viele *slav.* Stämme und die zwischen *Volga* und *Don* sesshaften *Ascharen* (*Chazaren*), ein Volk türk. Abstammung. Selbst die *Perser* soll er durch einen siegreichen Feldzug gedemütigt haben, doch vermochte er seine Herrschaft unter ihnen wenigstens nicht dauernd zu begründen. Im Besitze einer so ungeheuern Heeresmacht schloß das *Ost-
römische* Reich eine leichte Beute. Kaiser *Theodosius II.* suchte die Macht A. zunächst dadurch zu brechen, daß er die *Chazaren* zur Empörung reizte. Aber A. unterdrückte schnell den Aufstand und stellte nun an *Theodosius* die härtesten Forderungen. Als diese zurückgewiesen wurden, überschwenkte er mit seinen Scharen die *illeg.* *thrag.* *Halbinsel*, drang bis in die Nähe von *Konstantinopel* vor, zerstörte 70 Städte und führte unermessliche Beute und eine große Menge Gefangene über die *Donau* weg. *Theodosius* mußte endlich, nachdem er drei Schlachten verloren, in einen Vertrag willigen, worin er an A. das *subl.* *Uferland* der *Donau* von *Singidunum* bis *Raissa* überließ und ihm einen jährlichen Tribut von 2100 Pfd. Goldes bewilligte.

Seit der kräftige *Marcian* Herr des östl. Reichs geworden war und eine entschlossenerere Sprache gegen A. zu führen begann, nahm dieser seine Richtung gegen *Westen*. *Geiseric*, der König der *Wandalen*, der den mit *Rom* verbündeten König der *Westgothen*, *Theodorich*, schwer beleidigt hatte und dessen Rache fürchtete, soll A. zu einem Feldzuge nach dem *Rhein* aufgereizt haben. Auch soll *Honorius*, die Schwester des *weström.* Kaisers *Valentinian III.*, welche wider ihre Neigung von ihrer Mutter zur Ehelosigkeit bestimmt war, dem A. heimlich ihre Hand angetragen, der *röm.* Hof aber dessen Werbung und seine Ansprüche auf einen Teil des Reichs als *Mitgift* abgewiesen haben. A. brach 451 an der Spitze des gesamten Heerbanes der Hunnen und der ihnen unterworfenen Völker aus seinem Hauptstamme in der Gegend des heutigen *Zalay* auf und zog durch *Noricum*, *Wendelien* und *Alemannien*, die Streitkräfte dieser Völker zum

Anschluß zwingend. Dann überschritten die Hunnen den Rhein und erfüllten das Land bis zur Loire mit Raub, Mord und Verwüstung. Schon jagerte A. vor den Mauern von Orléans, als der weström. Feldherr Aëtius (s. d.), dem es gelungen war, die Westgoten, Franken, Sachsen, Alanen und andere Völkerschaften zu vereinigen, mit seinem buntegemischten Heere heranrückte. Auf die Kunde davon hob A. die Belagerung von Orléans auf und zog sich über die Seine zurück. In der Catalaunischen Ebene, wahrscheinlich bei Châlons an der Marne, trafen die Heere aufeinander. Schnell durchbrachen die Hunnen die Mitte des röm. Heers, wo die unzuverlässigen Alanen standen, und drängten dann, sich zur Flucht wendend, auch die Westgoten zurück, deren König Theodorich selbst im Kampfe fiel. Schon schien der Sieg dem A. gewiss, als Thorismund, Theodorichs Sohn, sich mit solchem Ungestüm auf das vorausgeschrittene und entblößte Mittelreffen der Hunnen warf, daß sich diese bei einbrechender Nacht in ihre Wagenburg zurückziehen mußten. A. hielt seine Lage für so gefährlich, daß er aus Sätteln und losbaren Decken einen Scheiterhaufen aufstürmen ließ, um äußerstenfalls in den Flammen zu sterben. Aber seine Gegner begnügten sich mit dem Resultat der Schlacht und ließen ihn ungehindert über den Rhein zurückgehen.

Die erlittene Niederlage hatte die Macht A.s keineswegs gebrochen. Auf's neue warb er um die Hand der Honoria und brach, als sie ihm abermals verweigert wurde, schon im nächsten Frühjahr (452) durch die Alpenpässe in Oberitalien ein. Aquileja, Padua, Vicenza, Verona, Bergamo und andere Städte gingen in Flammen auf, und bald war ganz Oberitalien in seiner Gewalt. Schon erwartete Rom das feindliche Heer vor seinen Thoren, als A. plötzlich Italien verließ. Dieser unerwartete Entschluß war, wie die Legende berichtet, der von einer Erscheinung des Petrus und Paulus unterstützten Verweigerung des röm. Bischofs Leo, welcher mit einer Gesandtschaft in A.s Lager erschien, zu danken; doch mögen Mangel an Lebensmitteln, ausgebrochene Seuchen und die Bedrohung der Heimat durch Truppen des Ostreichs A. vorher schon zur Umkehr geneigt gemacht haben. Bald nach der Rückkehr starb A. in seinem pannon. Standlager, nachdem er eben zu seinen zahlreichen Weibern noch die schöne Ildico geheiratet (454). Als am Morgen nach der Hochzeit die Hofleute und die Krieger, durch das Nichterscheinen ihres Herrn beunruhigt, in sein Zelt drangen, fanden sie Ildico erschlagen bei dem Leichnam A.s liegen. Im Schlafe soll ihm nach überreichem Weingenuß eine Ader gebohren sein; daß Ildico ihn ermordet habe, scheint eine unbegründete Sage zu sein. Sein Leichnam wurde in drei Särge, von Gold, Silber und Eisen, eingeschlossen; die Gesangenen, die das Grab gemacht hatten, wurden getödtet. Siner in Ungarn weitverbreiteten Sage nach soll der Sarg in dem Boden der aus ihrem Bett geleiteten und dann wieder in dasselbe zurückgeführten Heiß begraben worden sein.

A.s äußere Erscheinung und ganzes Wesen zeigten entschieden das Gepräge des mongol. Volksstammes, dem er angehörte. Er wird geschildert als ein Mann von kurzem, unförmlichem Wuchse und breiten Schultern, auf denen ein bieder Kopf mit flacher Nase und tiefliegenden kleinen Augen saß; der Blick seiner Augen aber war durchdringend und schwer zu ertragen. Sein Gang war stolz, seine

Stimme stark und wohlklingend. Das Reich, welches er gegründet, zerfiel ebenso schnell, als es entstanden war, aber in Sagen und Liedern lebte die Erinnerung an den gewaltigen Eroberer, bei den german. Völkerschaften Etel (s. d.), auch die Goten geißel genannt, noch lange fort.

Vgl. Joh. von Müller, „A., der Held des 5. Jahrh.“ (Wien 1806); Klemm, „A. nach der Geschichte, Sagen und Legende.“ (Pp. 1827); Haage, „Geschichte A.“ (Erla 1862); Thierry, „Histoire d'A. et des successeurs“ (4. Aufl., Par. 1874; deutsch von Burghardt, 4. Aufl., 2 Bde., Pp. 1874).

Attila heißt zunächst ein kurzer, mit Schnur befehter Rod, wie er in Ungarn ziemlich allgemeine getragen wird; dann auch der demselben ähnliche Schnurtenrod der Husaren.

Attinghausen, Pfarrdorf mit (1880) 43 kath. E., im Schweiz. Kanton Uri, liegt 451 m über dem Meere, 2,5 km südwestlich von Altorf an dem linken Ufer der Reuss, der Mündung des Schächenbachs gegenüber in freundlichem, fruchtbarem Gelände. Mit Altorf ist es durch einen Fahrweg verbunden, an welchen sich hier der rautenförmige Saumweg über den Surenenpass, 2305 m, nach Engelberg anschließt. Geschäftlich merkwürdig ist A. als der Sitz des einzigen freiherrlichen Schlosses der Waldstätte, der Freien von A. und Schweinsberg, die im 13. und 14. Jahrh. in der Geschichte der Waldstätte eine bedeutende Rolle spielten und im 15. Jahrh. ausstarben. Diese Geschlechter, das vom Reiche den Zoll zu Füßen und das Geleite auf der St. Gotthardstrasse zu Lehen trug und dem Lande Uri mehrere Landammänner gab, gehörte auch der Freiherr Werner von A. des Schillerschen „Wilhelm Tell“ an, 1291 unter den Bürgen des Bundes zwischen Ulrich, Uri und Schwyz urkundlich erwähnt wurde und von 1294—1321 Landammann von Uri war. Die Ruinen der freiherrlichen Burg erheben sich auf einer kleinen Anhöhe des Reussufers etwas oberhalb des Dorfs; unweit von denselben liegt der Unterbau der Dienstmannenburg Schweinsberg, der jetzt ein Bauernhaus trägt. Das alturmartige Haus zwischen beiden Ruinen gilt als das Wohnhaus Walter Fürsts, eines der bedeutendsten Eidgenossen, die der Sage nach 1307 den Bund zu Rütli (s. d.) schlossen. Vgl. Liebenau, „Geschichte der Freiherren von A.“ (Maraun 1865).

Attis (auch Atis, Atys oder Atys) war ein Phrygier einheimischer, dem Adonis (s. d.) verwandtes göttliches Wesen. Nach einer der späteren Autoren aus bewahrten Sage ist A. vom Himmelsgott und der Erdmutter durch wunderbare Wirtsglieder, ein Mannweib, dann einen Wandelbaum von dem ihn die Tochter des Flusses gebär, entsprossen. Gewöhnlich wird nur erzählt, daß die Göttermutter (Cybele (s. d.), Dindymene, Agdistis) ihn geliebt und aus Eifersucht phrygischen Wahnsinns über ihn verhängt habe, worauf er sich selbst ermordet, oder auch, daß er ein Verehrter oder Geliebter der Cybele gewesen und von andern ermordet und getödtet worden sei. Nach Arnobius und Servius geschah dies unter einer Fichte, in die er Ovid sein Geiſt entwich, während nach dem er genannten aus seinem Blute Weizen entspross. In Feste, welche sich von Kleinasien über die Welt verbreiteten, wurde zuerst der Tod des A. orgiastischen Bräuden beklagt und dann sein Wiederaufleben ebenso gefeiert. Als Symbol dien-

haben die Fichte, umkränzt von Beichen, dem Zeichen der neuzeitlichen Natur.

In Athen hieß A. der Sohn des Menes, Vater des Leontes und Epides, und galt als Stammvater der ersten Iphigenie Könige, welche nach ihm Iphigenie genannt werden.

Attisch, auf Attika und besonders dessen Hauptstadt Athen als dem Sitz der geistreichen, feingebildeten (wenig) bezüglich, der athenienischen Zeit, ist ebenfalls, schön, elegant, wichtig.

Attisch Dialekt heißt die in Attika übliche Form der ion. Dialekte, im Gegensatz zur ion. Dialekt derer Städte. (Sprache.)

Attischer Dialekt, s. unter Griechische **Attische Philosophie** wird besonders die seit Sokrates in Athen blühende Philosophie genannt. Gewöhnlich versteht man darunter die Philosophie der Sokrates und der Sokratischen Schulen, weil die Lehrer und Schüler derselben fast alle in Athen, dem damaligen Mittelpunkt der geistigen Kultur, lebten und lehrten. Zu ihnen gehören Sokrates, Platon, Aristoteles, Antisthenes, Aristippos, Zeno u. a. (S. Griechische Philosophie.)

Attisches Salz, Witz, geistreich, feiner Scherz. **Attische** (vom mittelalt. aptidus, aus dem altlat. aptus, geschickt, passend), ein franz. Kunstwort, das eine charakteristische und zur Hervorhebung eines künstlerischen Eindrucks geeignete Erklärung oder Lage lebender Figuren bezeichnet. Zu diesen Figuren müssen die Figuren nicht nur die Form des Körpers und die sie umhüllenden Gewänder in einer vortheilhaften, das Auge erfreuenden Weise zeigen, sondern auch einen lebhaften Gemüthszustand oder einen bedeutungsvollen Moment darstellen. Durch die Kunst der A. und Pantomime (s. d.), die sich die A. und Bewegung zueinander verhalten, ist sich das Gemälde sowohl wie die Natur selbst nachzugeben. Zu einer für sich bestehenden Kunst wurde die A. zuerst gegen Ende des 18. Jahrh. durch John Hamilton (s. d.) erhoben. Höher noch gelangte die deutsche Schauspielerin Händel-Schütz (s. d.) in der Kunst. Der letzte Versuch in dieser Art waren die pantomimischen Darstellungen der Sophie Schöder, welche diese auf ihren Gaitreifen gab und auch in der Gewandlung und das sonstige Leben, was sie unterzeichnete, um durch den mimischen Ausdruck der verschiedensten Affekte in ihrer höchsten Spannung allein zu wirken. Als männlicher Darsteller von A. ist der in Amerika verstorbene Sedenst (Sedent Beale) zu nennen, welcher seine Darstellungen mit Vorlesungen begleitete und in seinen Vorlesungen über Deklamation und Mimik (s. d., Braunschweig. 1816) der A. eine bedeutende Stelle einräumte. Zu den A. gehören die lebenden Bilder (tableaux vivants, living statues), welche im Theater und in Privattheatern häufig dargestellt werden. — Im Ballett werden alle Stellungen auf einem Fuße, ohne Rücksicht auf die Bedeutung der Stellung, Attitudes genannt.

Atticus (Lucius), röm. Dichter, s. Accius.

Attische, die im reinen attischen Dialekt geschriebene Schreibweise. Unter allen griech. Dialekten war der attische Dialekt der am meisten ausgebildet und gewann, von den großen Schriftstellern Athens in den verschiedensten Gebieten der griech. u. röm. Wissenschaft angewendet, die weiteste Verbreitung in Griechenland. Als sich durch die macedon. Herrschaft das Griechische über den größ-

ten Teil der damals bekannten gebildeten Welt als Sprache der Literatur und Diplomatie verbreitete, bildete der attische Dialekt die Grundlage dieser allgemeinen griech. Sprache; aber durch mancherlei fremde Einflüsse wurde sie bald vielfach in ihrer Reinheit getrübt. Gegen dieses Verderbnis eifernde Grammatiker, die oft mit Emsigkeit und Überstreitung durch Abhandlungen und Wörterveränderungen die Schriftsteller wieder zu dem echten attischen Dialekte zurückzuführen suchten, und Schriftsteller, die sich bemühten, in echt attischer Form zu sprechen und zu schreiben, nannten die Alten Attizisten, wie ihre Schreibweise A. hieß.

Attol, Attal (d. h. Schranke), Stadt und Fort im Distrikt Jhilam der Division Kasmalindi der brit. ind. Lieutenantgouverneurchaft Pendschab, liegt auf dem linken Ufer des Indus, gegenüber der Einmündung des Rabul, dessen Thal die Hauptpassage zwischen Afghanistan und Hindostan bildet. Nur durch seine Lage ist dieser auf schwarzen Schieferfelsen dicht am Strome, etwa 213 m über dem Meere erbaute, nur 3000 E. zählende Ort von Bedeutung. Das neue Fort am Flusse wird von einem nahen Hügel beherrscht. Gegenüber liegt bei einem kleinen Dorfe ein von Rabir Schah erbautes Fort, mit schönem Aquadukt. Der Indus ist hier 183 m breit, bei niedrigem Wasserstande 9, bei hohem gegen 18 m tief und strömt durch eine scharf eingeschnittene Felsenrinne, deren schroffe Wände er marmorglatt gewaschen hat. Oberhalb A. fließt er mehrarmig und selbst in einer Ebene und hat fünf Furten, die zur Winterzeit, aber auch dann, wegen der starken Strömung und der Kälte des Wassers, nicht ohne Gefahr zu passieren sind. Unterhalb A. tritt der Fluß in einen noch engeren, tiefern Felsenkanal und strömt so reißend, daß er 15 km in einer Stunde zurücklegt. A. ist der Schlüssel Hindostans von Westen her und wurde 1581 von Akbar d. Gr. erbaut oder doch erneuert. Seit den ältesten Zeiten war an dieser Stelle der Stromübergang, der jetzt durch eine Schiffsbrücke vermittelt wird. Alle Eroberer Indiens, alle, auch die neuesten Kriegserpeditoren aus Hindostan gegen Afghanistan haben ihren Weg durch das Rabulthal und über A. genommen, so Alexander d. Gr. 326 v. Chr., Dschelaleddin Manssurni 1221, Timur 1397, Babur 1519, Schah Nadir 1738 u. s. w.

Attorney, in der engl. Rechtsprache im allgemeinen soviel als Anwalt. In der engl. Rechtsverfassung werden zwei Klassen von Rechtsbeiständen unterschieden: die Barristers (Advokaten), welche den höhern Rang einnehmen und das Plaidoyer vor Gericht führen, und die Attorneys at law, welche unmittelbar mit dem Klienten verhandeln, welche allein das Recht haben, Vorstellungen und andere Schriften bei dem Gerichtshofe einzureichen, und welche in der Regel dem Barrister schriftliche oder mündliche Instruktionen erteilen. Die Parteien treten immer nur durch Vermittelung eines A. mit dem rechtsgelehrten Barrister in Verbindung. Die Attorneys bilden seit der Zeit Eduards I. von 1285, wodurch es Parteien gestattet wurde, sich von Rechtskundigen vor Gericht vertreten zu lassen, eine geschlossene, oft durch Befehle reformierte, mit großen Privilegien ausgestattete Körperschaft, deren heutige Verfassung 1843 durch Konsolidierung und Überarbeitung aller sie betreffenden Gesetzesbestimmungen festgestellt wurde.

Hiernach wird niemand in die Körperschaft (profession) aufgenommen, der nicht entweder auf einer Universität einen alademischen Grad erhalten und drei Jahre als Clerik (Schreiber) bei einem praktizierenden Anwalt gearbeitet, oder fünf Jahre als Clerik gedient und ein Examen bei der für die Anwälte gebildeten Prüfungskommission bestanden hat. Wer diese Vorbedingungen erfüllt, kann ein Fähigkeitszeugnis als Attorney at law entnehmen, um sich auf Grund desselben bei einem der großen Gerichtshöfe verordnen zu lassen. Er hat dann seinen Namen in das Register der Incorporated Law Society einzutragen, deren Aufsicht der ganze Stand der Attorneys unterworfen ist. In gewissen Beziehungen gelten sie als Unterbeamte des Gerichtshofs, bei welchem sie ihre Praxis üben. Zu ihren Vorrechten gehören die Befreiung von städtischen und Provinzialämtern, vom Eintritt in die Jury u. s. w. Die Attorneys beim Königsgerichtshof werden Solicitors genannt. Das engl. Publikum hat sich gewöhnt, in allen Lebensbeziehungen sich des geschäftlichen Rats dieser Anwälte zu bedienen. Daher die sehr große Zahl derselben, welche sich auf mehr als 12000 beläuft, darunter fast ein Drittel allein in London ansässig. Die Mißbräuche des Standes bilden häufig den Gegenstand von Klagen im Publikum, ähnlich den Klagen über die Avoués in Frankreich und über die deutschen Advokaten älterer Zeit.

Attorney general (Kronanwalt) heißt der aus den Barristers ernannte Beamte, der in Civilprozessen die Krone vertritt und auch in gewissen Fällen namens derselben Anklage erhebt. Seine Stellung ist von der der Staatsanwälte des franz. Rechts wesentlich verschieden und überwiegt die eines Rechtskonsultanten des zeitigen Ministerrats.

Attractiva, anziehende Mittel, auch ableitende Mittel genannt, s. u. Ableitung (mediz.).

Attraction, s. Anziehung.

Attrape (fr.), die Falle, Schlinge, der Fallstrich, betrügerischer Schein; insbesondere ein zur Täuschung oder Rederei bestimmter Gegenstand, meist hohle Nachbildung eines Gies, Steins, einer Frucht, eines Gebädes, Thiers u. dgl. Attrapieren, jemand ertappen, ertischen.

Attribut (lat., Kennzeichen, Merkmal) heißt jede Eigenschaft, welche einer Person oder Sache beigelegt wird. In den bildenden Künften versteht man unter A. ein Symbol oder Sinnbild, wodurch ein Gegenstand oder ein Begriff verdeutlicht wird, z. B. der Dreizack des Neptun, die Eule der Minerva, die Schlüssel des Petrus, das Schwert des Paulus u. s. w.

Attrition (lat.) heißt im röm. kath. Lehrsystem, im Unterschiede von der Kontrition, die mangelhafte Reue, die an sich zur Absolution nicht genügt, aber im Sakrament durch die Kirche aus ihrem Gnadencharakter ergänzt werden kann. Der Begriff derselben wird dogmatisch durch die Erwägung gerechtfertigt, daß selten ein Mensch so wie er soll bereue, diese unvollkommene Reue aber immerhin der Anfang der Liebe zu Gott sei. Thatsächlich wird aber dieser Begriff auch schon auf jede, wenn auch nicht aus wahrhaft religiös-sittlichen Beweggründen, sondern lediglich aus Furcht vor der Strafe hervorgegangene Betrübniß über die Sünden ausgebeutet. Die Reformation hat diese Lehre verworfen.

Atures, Stadt in Venezuela, mit großartigen Wasserfällen des Orinoco (s. d.).

Atypie (griech.), Unregelmäßigkeit, besonders in Verlauf einer Krankheit; atypisch, ohne Vorbild, regellos, unregelmäßig; atypische Krankheiten, solche, die nicht den gewöhnlichen Verlauf durch mehrere Stadien haben, wie z. B. Weichfieber; atypische Sprache, fehlerhafte, besonders flüsternde Aussprache.

Atys oder **Atys**, f. Attis.

Ammoniakflüssigkeit (Liquor ammoniacus), f. Ammoniak (wässrige).

Asbary, Baryumoxydhydrat, f. um Baryum (s. Verbindungen 2).

Asel, Vogel, f. Elster.

Äthen (fr. graveure chimique, engl. etching) heißt in der Technik das Verfahren, bei welchem auf einer Metalle, Glas- oder Steinfläche bestimmte Teile durch ein Auflösungsmittel weggenommen werden, um entweder vermöge der so entstandenen Vertiefungen oder (seltener) vermöge der zwischen ihnen stehenden Erhöhungen eine Schrift oder Zeichnung zu bilden. Zu diesem Zwecke abzieht man gewöhnlich die ganze Fläche mit einem dünnen Lage Asgarund (Komposition von Asphalt, Wachs und Pech), ritzt oder schabt (radirt) diese überall weg, wo der Stoff angegriffen werden soll, und giebt endlich die auflösend wirkende Flüssigkeit, das Ätzwasser, darauf. Die Befestigung des Asgarundes in den zu vertiefenden Linien geschieht mittels einer feinen Stahlspitze (der Radnadel), während zum Weghaben derselben breiteren Stellen eine kleine, spitze Messertlinge dient. Um die Ätzflüssigkeit (fast ausnahmslos eine verdünnte Säure) auf die entblößten Stellen wirken zu lassen, wird zuvor die Fläche mit einem a Wachs gebildeten Rand umgeben. Sollen in 1 Zeichnung verschiedene Abstufungen oder Töne erreicht und deshalb einzelne Linien mehr oder weniger vertieft werden, so wird auf die zu schärfenden Teile mittels eines Pinsels eine Lösung i Ätgrundes in Terpentinöl aufgetragen und hi nach das Ä. fortgesetzt. Mit einer gleichen Lösung werden öfter bei feinen Stahlwaren die Linien selbst auf die polierte Fläche aufgetragen, um i Schrift oder Zeichnung glänzen aus mattem, etu vertieftem Grund zu erscheinen — ein Verfahren welches man als damazirte Arbeit bezeichnet worauf das Arbeitsstück den durch Salzsäure e wickelten Dämpfen ausgesetzt wird. In der Kupf stecherkunst wird das Ä. als ein wichtiges Mittel großer Ausdehnung angewendet, weshalb ein wasser Zweig derselben vorzugsweise den Nan Ät kunst führt. Das Ätzwasser ist hier im wese lichen Kupferchlorid, welches man für diesen Zn darstellt, indem man Kupfer in Salpetersäure und der Flüssigkeit eine Auflösung von Salmiak Eßig zusetzt; doch sind auch andere Mischunge n bräuchlich. Zum Ä. in Stahl eignet sich eine m ärige Auflösung des Quecksilberublimats mit wenig Weinsäure und Salpetersäure, oder be noch eine Lösung von Jod in Jodlallum. Auf G wird Fluorwasserstoffsäure als Ätzwasser gebrau auf lithographischem Kalkstein verdünnte Salpe säure. Silber und Messing werden, gleichf ach Marmor und Perlmuter, durch Salpe säure, Gold nur durch Königswasser angegriff auf kieselsaltigen Steinen (Bergrutschall, Jasp Adas) kann mit Fluorwasserstoffsäure, auf P stein mit Schwefelsäure geätzt werden, währ für Marmor destilliertes Wasser genügt, t

hume solche Stangen, die nicht zum Abbruch, sondern zu Requirung, namentlich um dem Grabstein ungenügend, angewendet werden, im allgemeinen vor. Wo man die ganze Fläche der letzten Ordnung unterzieht, da ist durch das ungenügende Verhalten der einzelnen Schichten der Masse kein Hilfsmittel gegenüber ein Schluß auf die Beschaffenheit des Materials gestattet. Diese Prüfung wird insbesondere zur Untersuchung von Eisen und Stahl benutzt. Das A. in Kupfer hat schwebendes, oder die Galvanolautsil, ist ein sehr zu entbehrende Methode, deren vorzuziehender schon sogar bestritten wird.

Die Medizin nennt man A. das künstliche Jucken gewisser Gewebe durch chem. Mittel zu bewirken. Je nach der Heftigkeit der Reizung ist das Mittel & erfolgt diese Zerstörung einer entzündlichen oder infolge einer durch das A. verursachten heftigen Entzündung, welche bei fortwährender Einwirkung den brandigen Tod des Gewebes herbeiführt. Stets tritt auch die Umgebung des zerstörten und meist am Kopf vorkommenden Gewebes eine Entzündung an, welche der Schorf abgestoßen und die Heilung der wunden Fläche herbeiführt wird. Das A. wird in der Medizin zu sehr verschiedenen Zwecken angewendet: zum trübsinnig entartete Haut, Schleimhäute der Bronchien zu zerstören; krankhafte Entzündungen (Krebse, Polypen u. s. w.) zu entfernen; das Gift in vergifteten Wunden zu verdrängen; nur zur Eröffnung von Abscessen u. s. w., wenn bei Anwendung des Messers aus irgendwelchen Gründen nicht statthaft ist; zur Erregung einer heftigen Entzündung, beziehentlich einer Eiterung, welche einwirkend auf andere kranke Teile wirken soll; zum heftigen Reiz auf das Nervensystem auszuüben; endlich um durch Herstellung eines Schorfs eine zu heftige Blutungen zu unterdrücken. Je nach der Zweck ist die Wahl, die Art und Stärke der Anwendung des A. zu treffen. Die chem. Mittel werden entweder als feste Masse mit dem empfindlichen Gewebe in Berührung gebracht, oder als flüssig aufgetragen, oder in Lösung aufgelegt. Alle diese Mittel können auch, wenn sie sehr verdünnt oder sehr schwach angewendet werden, als bloße Reizmittel wirken und rufen dann nur eine Rötung oder leichte Entzündung und nachfolgende mäßige Entzündung hervor. Die Hitze wird als A. mittel mittels des Schweißens oder mittels der Rota (s. d.) oder mittels eines durch den galvanischen Strom geleiteten geschmolzenen Platindrahts oder mittels des Desmodermis (s. d.) angewendet. Die hauptsächlichsten chem. A. mittel sind Salpetersäure, weißes Blei, Sublimat, Chloroform, Antimonbutter, Schwefelsäure, schwefelsaures Kupfer, Asmatron, Salp., Ammoniak, A. kalst, Schwefelsäure, Salp. (s. d.).

Akali ist Kalihydrat, s. unter Kalium (Verbindungen).

Akali ist Lösung von Kali oder Natron, s. unter Kalium und Natrium (Verbindungen).

Akali ist Natronhydrat, s. unter Natrium (Verbindungen).

Akali ist geschmolzenes und in Stangen geformtes Kalihydrat, s. unter Kalium (Verbindungen).

Akali ist Quecksilberchlorid, s. unter Quecksilber (Verbindungen).

Akwasser, s. A. gen.

A. U., Abkürzung für Anno urbis (conditae) im Jahre (nach Erbauung oder Gründung) der Stadt (Rom).

Au, chem. Zeichen (Abkürzung von Aurum) für **Gold**, Stadt im franz. Depart. Doubs; an Rhone, 17 km östlich von Marseille, rechts am Fluße Hureaune und an der Eisenbahn Marseille-Nizza gelegen, zählt (1876) 6087 (Gemeinde 8027) E., welche Baumwollweberei, Tuch- und Schwalbfabrikation, Töpferei, Weinbau und Obstzucht treiben. Der hier wachsende rote feurige Aubagneweine, eine Art Muskateller, und die hiesigen Reinetten-äpfel sind berühmt. A. ist Geburtsort des Abbé Barthélemy (des Verfassers des „Anacharsis“), dem 1828 hier ein Denkmal errichtet wurde.

Aubaine (Droit d'), Jus albinagii, von albanus, d. i. fremd, soviel als Fremdenrecht, hieß besonders in Frankreich das Recht des Staates auf den Nachlaß eines kinderlosen Fremden. Durch Gesetz vom 14. Juli 1819 wurde dasselbe aufgehoben. Auf der german. Anschauung von der beschränkten Rechtsfähigkeit der Fremden beruhend, bestand es auch in Deutschland, wurde hier aber schon durch Staatsverträge zwischen einzelnen Territorien beseitigt; allgemein aufgehoben wurde es mit andern Benachteiligungen der Fremden durch Art. 18 der Deutschen Bundesakte. (Vgl. auch Abschoß und Abzugsgeld.)

Aube, rechter Nebenfluß der Seine, entspringt bei Braslay aus dem Plateau von Langres im Depart. Haute-Marne, fließt gegen N. über Rouvres, wo er sifflbar, über La Ferté, Bar und Arcis, wo er schiffbar wird, und mündet bei Pont-sur-Seine, nach einem Laufe von 225 km, wovon 43 km schiffbar sind. Die Zuflüsse der A. sind Auzon, Landion, Poire, Amance und Auxon. Die Hauptartikel des Wassertransports auf der A. sind Kohlen, Brenn- und Bauholz und Getreide.

Das franz. Departement Aube liegt zwischen den Depart. Marne, Obermarne, Côte-d'Or, Yonne und Seine-Marne. Es besteht aus der Südpenninische und einem kleinen Teil von Burgund, hat zur Hauptstadt Troyes (s. d.), zerfällt in die fünf Arrondissements Troyes, Arcis-sur-A., Bar-sur-A., Bar-sur-Seine und Nogent-sur-Seine und zählt auf 6001,20 qkm (1876) 255.217 E. (gegen 255.687 im J. 1872, Abnahme 0,18 Proz.). Der östl. Teil gehört zum Bassin der A. selbst, der westliche zur Seine, die hier noch viele Flüsse aufnimmt. Das Klima ist mild, feucht und veränderlich, aber nicht ungesund. Zwei Drittel der Grundfläche bestehen aus Ackerboden; aber dieser ist sehr ungleich verteilt. Der Norden, zu der wegen der Unfruchtbarkeit und der ihrer einsinnigen baumlosen Ebenen verurteilten Champagne-pouilleuse gehörig, wird meistens nur zu Viehwieiden benutzt. Der Süden hat desto ergiebigeren Ackerboden, gute Wiesen und Waldung und ist reich an Kartoffeln, Getreide, Hanf, Raps, Heu, Holz und selbst an Weinen (unter welchen die von Aizen, Aizen, Valnot-sur-Raigne, Vagnon-la-Fosse, dann von Vac, Vouilly und Vaines-au-Bois die geschätztesten sind), sowie an Rindvieh, Pferden, Schweinen, Schafen und Geflügel. Das Mineralreich bietet nur Kreide, Thonarten zu Fayence, Töpfen und Schmelztiegeln, Ziegelerde, lithographische Steine u. dgl. Die Industrie beschäftigt sich hauptsächlich mit Woll-, Baumwoll- und Leinweberei und Spinnerei;

auch mit Band- und Strumpfwirkerel, mit Zärberei, Leder-, Pergament-, Papier-, Glas- und Darmfaltenfabrikation. Auch Eisenhammer und Messerschmieden gibt es. Die Wurst und der Sped des Departements haben einen gewissen Ruf erlangt. Handel wird mit Manufakturwaren, Getreide, Wein, Heu, Holz und Kohlen getrieben. Die Ostbahn und die Orléans-Épinalsbahn durchschneiden das Departement.

Kubelbruck, ein von Kubel in Lindenhöhe bei Köln erfundenes heliographisches Verfahren zur Reproduktion von Kupferstichen und Blättern in andern Manieren, vergrößert oder verkleinert auf Zint, und zwar sowohl für Hochdruck mittels der Buchdruckpresse oder Maschine wie für Tiefdruck mittels der Stein- und Kupferdruckpresse.

Kubens, Handelsort im franz. Depart. Ardèche, 29 km im S.W. von Privas, am rechten Ufer der Ardèche auf einem 308 m hohen Hügel, welcher den Fluß um 210 m überragt, und am Fuße der Ebenen, in einem überaus fruchtbaren, von erloschenen Vulkanen umgebenen Thale gelegen, Station einer Zweigbahn der Mittelmeerbahn, ist Mittelpunkt von Eisenbergwerken, eines Kohlenbeckens sowie des Wein- und Getreidehandels des Departements, hat berühmte Messen für Seide, liefert Seiden-, Woll- und Baumwollwaren, hat ein Handelsgericht und zählt 5082 (Gemeinde 7781) E.

Huber (Daniel François Esprit), berühmter franz. Operntypograph, geb. 29. Jan. 1782 während einer Reise seiner Eltern zu Caen in der Normandie. Sein Vater, ein ziemlich wohlhabender Kunsthändler in Paris, ließ ihm, da sich gute Anlagen kundgaben, durch Laburner Klavierunterricht erteilen, hatte ihn aber zum Kaufmann bestimmt und schickte ihn auch, nachdem er herangewachsen, nach London in ein Handelshaus. Der junge H. kehrte indes bald wieder nach Paris zurück, wo er sich fortan vorwiegend mit Musik beschäftigte. Sein Kompositionstalent bewiesen besonders die Konzerte, welche er für den Violoncellisten Lamare schrieb und die unter dessen Namen im Druck erschienen, sowie ein Violintonzert für Mayas. Inzwischen machte er auch die ersten Versuche in dramatischer Komposition, welche ihm die Mängel seiner Kunstbildung zum Bewußtsein brachten; infolge dessen begab er sich unter die Leitung Cherubini's und machte Studien in der höhern Komposition. Eine Frucht davon war unter andern eine Messe, aus welcher er später eine Nummer (das Gebet) in seine «Stimme von Portici» herübernahm. Er trat endlich 1813 mit «Le séjour militaire», einer komischen Oper in einem Aufzuge, an die Öffentlichkeit, die aber fast gar nicht gieng. Diese Niederlage, der Tod seines Vaters und materielle Sorgen hemmten seine Produktivität längere Zeit, und erst 1819 trat er wieder mit einer einaktigen komischen Oper, «Le testament et les billets doux», hervor, die noch weniger Beifall fand als die vorige. Dagegen errang 1820 die Oper «La bergère châtelaine» einen vollständigen Erfolg. Ihr folgte 1821 die Oper «Emma ou la promesse imprudente», die ebenfalls Glück machte. H. trat 1822 mit Scribe in Verbindung, der ihm nun die meist äußerst geschickt angelegten Libretti für seine Kompositionen lieferte, und seitdem machte er auch von Jahr zu Jahr Fortschritte in der Kunst des Publizismus. Der ersten aus dieser Verbindung hervorgegangenen Oper «Leicester» (1822), folgten gegen dreißig an-

dere, von denen sich ein Teil, wie «Le maçon» (18 «La muette de Portici» (1828), «Fra Diavol» (1830), «Gustave» (1833), «Le domino noir» (18 «Le lac des fées» (1839), «Les diamants d'outrance» (1841), «Carlo Broschi ou la part diable» (1843) u. f. w., auch außerhalb Frankreichs noch immer auf der Bühne erhalten hat. Die Oper, zu der Scribe das Libretto geliefert, «fiancée du roi de Garbe», wurde im Frühjahr 1842 zur Aufführung vorbereitet, und seine letzten Op. überhaupt sind «Le premier jour de bonhe» (1868) und «Le rêve d'amour» (1869). Nach er von 1842–70 Direktor des pariser Konseratoriums gewesen war und unter Ludwig VIII. sowie unter Napoleon III. das Amt eines Kapellmeisters bekleidete, auch seit einer lang. Reihe von Jahren der pariser Akademie der schönen Künste als Mitglied angehört hatte, starb im 90. Lebensjahre zu Paris 13. Mai 1871 während der Herrschaft der Commune. Seine Leiche wurde erst provisorisch in der Trinitätskirche Paris, dann in ein Mietgewölbe auf dem Kirchhof Montmartre, endlich 29. Jan. 1877 beinaus auf den Père-Lachaise gebracht, wo ihm auch ein Denkmal gesetzt wurde. Das Gebiet, auf welches sich H. mit meißtem Erfolg bewegte, und das er auch mit Vorliebe kultiviert hat, ist die komische Oper. Hier entfaltet er frei und voll die hervorragenden Eigenschaften seines Talents: pitante und lebensvolle Melodien, glänzende und immer angemessene Färbung durch die Instrumentation, treffliche Charakterisierung der Situationen und Individuen und überhaupt sehr feinen scenischen Takt. In seinen großen Opern finden sich diese Eigenschaften nur vereinzelt und weniger ungezwungen wirkend. Nur in «La muette de Portici» ist es ihm gelungen, sich mit vollem Erfolge auf dem Felde der großen Oper zu bewegen. Hier herrschen Begeisterung und Leidenschaft, die H. sonst eigentlich abgelehnt.

Huberlen (Karl August), prot. Theolog, geb. 19. Nov. 1824 zu Zellbach bei Cannstadt, auf den Pädagogium zu Esslingen und dem Seminar zu Blaubeuren vorgebildet, studierte 1841–45 zu Tübingen Theologie, wo besonders Joh. Tod. Hof auf ihn Einfluß gewann, während F. Chr. Baum ihn durch seine Hegelsche Philosophie wie durch seine Kritik des Neuen Testaments gleich sehr beeindruckte. Zeugnis dessen war sein Erstlingswerk «Die Theosophie Friedrich Christoph Oetingers nach ihren Grundzügen» (Tüb. 1847). Nach einigem Jahren praktischer Thätigkeit, unterbrochen (1846–47) durch eine wissenschaftliche Reise, ward H. 1849 Repetent in Tübingen, 1851 Professor der Theologie in Basel, wo er bis zu seinem Tode, 2. Mai 1864, als Lehrer, Schriftsteller und Prediger eine reichsgeehrte Thätigkeit ausübte. Den Grundgedanken seiner Theologie, nämlich die Hauptzüge seiner biblischen Geschichtsphilosophie enthält die Schrift «Der Prophet Daniel und die Offenbarung Johannis» (Bas. 1854), nicht ein Kommentar zu beiden Apokalypsen, sondern eine vergleichende Betrachtung ihrer symbolischen Hauptgehalte. Der Verteidigung des christl. Offenbarungsglaubens dient das letzte, unvollendet gebliebene Werk «Die göttliche Offenbarung. Ein apologetischer Versuch» (Bd. 1, Bas. 1861). Außerdem schrieb er: «Schleiermacher. Ein Charakterbild» (Bas. 1859) und «Die beiden Briefe Pauli an die Thessalonicher» (2. Aufl., Bielef. 1867).

Voltaire (Charles), franz. Schriftsteller, geb. 18. 12. 1694 in St.-Dizier, besuchte die pariser Académie, war dann Lehrer an verschiedenen Universitäten und wurde 1747 Rector der École des Poëtes. Unter seinen Werken sind besonders: *«Étude critique sur les rapports de Sénèque et Saint-Paul»* (1857); *«L'opinion au XVIII^e siècle»* (1872); *«Les origines de la langue et de la poésie française»* (1880); *«Histoire de la langue et de la littérature française au moyen-âge»* (2 Bde., 1876—78).

Reinville (oder **Roite**: Dame des Vertail, nach Vertus), Dorf im franz. Seine-Loire-Dep., 5 km nördlich von Paris, 4 km östl. von St. Denis, in der Ebene von St. Denis, mit 13400 E., hat Fabriken von chem. Produkten, Leinwand, Seide, gefärbtem Leder, Parfüm, Holz, Eisen, sowie Brauereien und Glaserien. In der Nähe eins. der detachierten Forts von Paris, alter Wallfahrtsort der Roite-Dame, der Heil. der Hauptquartier Heinrichs IV. während der Belagerung.

Albano (Theod. Agrippa d'), latinisirt Albano von Weichter und Dichter, geb. 8. Febr. 1568 in dem Schlosse St.-Maurg unweit Pons in Savoye, emigrierte früh ein ausgezeichnetes Gelehrte und Anlauge zum Dichten, namentlich in die Sprache, widmete sich aber, da ihm der Vater nicht unterließ, dem Militärdienste. Er trat 1585 in dem Heere der Protestanten mit der Befreiung und erwarb sich dadurch die Gunst Karls IV., der ihn zum Statthalter der Provence, später zum Viceadmiral von Guenien und Savoye ernannte. A. d. Härte und Unbeugsamkeit seiner feine mehrmalige Verweisung aus Frankreich. Im April 1630 starb. Berühmt ist sein *Discours universelle 1550—1601* (3 Bde., Gen. 1846—20), die in Frankreich vom Hentzen verboten wurde, sowie die *Histoire secrète, écrite par lui-même*, A. d. Selbstbiographie (2 Bde., Gen. 1723—1). Amst. 1731; von Voltaire herausg. 1734; deutsch von Huber, Tab. 1780). Seine Werke durch Read herausgegeben: *Le prince, poème de ses amours, stances et odes* (Par. 1761). Eine Gesamtausgabe seiner Werke von Rader und Gossler haben Reame und de Lamoignon 5 Bänden veranstaltet (Par. 1873 sq.). A. d. war sehr Geist und Charakter gleich ausgeprägt, dabei aber überaus heftig und unbuldsam, und selbst satirisch, wie dies seine *Tragiques* (neue Ausg. von Read, Par. 1872) und die *Aventures de baron de Faeneste* (neue Ausg. von Read, Par. 1855) beweisen. Vgl. Feugère, *Causes de la XVI^e siècle* (Par. 1759); Poissonnière, *Sur les oeuvres et son parti* (Par. 1855). — Seine Söhne, Konstant d'Al., war der Vater der Marquise de Maintenon (s. d.).

St. Germain (v. 67).
St. Germain, Stadt im Arrondissement Bielefeld, im
Departement Angren, an der Zweig-
bahn: Noddy der Orlansbahn, ist der
Stadt ein ergiebigen Kohlengebieten, welches
über 20 Mill. kg vorzüglicher Steintobien
Jahres werden in der Umgebung noch
gefunden von Gual, Schwefel und Alaun,
Jasur, Krysal, Kalkstein und andere Mi-
nerale gewonnen. Die Stadt besitzt eine Kirche
aus dem 12. Jahrh., die Ruinen eines alten

Schloßes und zählt (1876) 2474 (Gemeinde 9864) E. Die in der Umgegend gezüchteten Schafe kommen als Schafe von Eranfac in den Handel und sind sehr gesucht. In 5 km Entfernung liegt der brennende Berg von Fontannes (le Puché qué ard).

Kubrac, eine zum System der Ewennen gehörende, durch prächtige Basaltsäulen ausgezeichnete Gebirgslette vulkanischen Ursprungs, zwischen dem Lot und dessen Zuflüssen Colagne und Truppre, teils im franz. Depart. Isère, größtenteils aber im Depart. Aveyron, mit kleinen Seen, tiefen Schluchten, ausgedehnten Wäldern (6000 h) und Wäfen, auf welchen die Kubrac-Rinder gezüchtet werden. Der Kulminationspunkt dieser Gruppe ist der Maillebiau (1471 m).

Das Dorf Aubrac, ein sehr besuchter Luftkur- und Wintersportort mit 200 E., liegt 20 km ostnordöstlich von Espalion, am Fuße des Signal Mouffour (1405 m), im Depart. Aveyron; hier befinden sich die Ruinen (Kirche und ein Turm) des 1120 erbauten Hofpales der berühmten Abtei oder Domerie der Hospitaliterbrüder von A., einer durch den fland. Grafen Edw. III. 1081 bestätigten Kongregation.

André (Claude Charles Comte de), franz. General, geb. zu Bourg 26. Okt. 1773, diente 1793 als Artillerielieutenant in der franz. Nord- und Rhein-, dann in der Armee von Italien, wurde 1801 Stabs-Offizier und Artilleriedirektor in S. Domingo und stieg 1804 zum Obersten auf. Am Feldzug 1809 nahm er unter Massena als Stabschef des Artilleriekommandeurs teil. In der Schlacht von Alpern wurde er, inzwischen zum Brigadegeneral befördert, schwer verwundet und, wiederhergestellt, zunächst in Ägypten, dann als Artilleriedirektor in Alessandria verwendet. A. nahm am Feldzuge gegen Rußland 1812 teil, kämpfte bei Smolensk und Borodino und fand namentlich in der Schlacht an der Beresina Veranlassung, sich hervorzuzeigen. Seinem Geschick verbannte man vorzugsweise die rasche Herkennung der Brücken, über welche Kaiser Napoleon I. und die Trümmer der Großen Armee ihren Rückzug bewerkstelligen konnten. In Anerkennung der hierbei entfalteten Thätigkeit wurde A. zum Divisionsgeneral befördert und in den Grafenstand erhoben. Er nahm 1813 an den Schlachten von Lützen, Bautzen und Leipzig teil und starb 19. Okt. 1813 infolge einer in letztgenannter Schlacht empfungenen Verwundung.

Murder de Montdidier, ein franz. Ritter zur Zeit König Karls V. wurde, wie die Sage erzählt, 1371 von Richard de Maicaire meuchlings gemordet. Dieses Verbrechen dadurch verdächtig, daß der Hund des Erschlagenen gegen ihn stets die größte Feindseligkeit gelate, mußte Maicaire auf Befehl des Königs mit seinem Ankläger, dem Hunde, zur Herbeiführung eines Gottesurteils kämpfen, wobei er durch die Bisse des Hundes getödtet wurde. Zu einem Drama verarbeitet, kam diese Sage unter dem Titel „Der Hund des A. ober der Wald bei Bondy“ zunächst in Frankreich auf die Bühne. In Deutschland wurde das Stück zuerst auf den Vorstadttheatern Wiens aufgeführt, dann im Sept. 1816 auf der königl. Bühne zu Berlin. Als es auch in Weimar zur Aufführung bestimmt war, legte Goethe, noch ehe es geschah, die Leitung der Bühne nieder.

André-Lecomte (Synarche Louis Victor Jean Baptiste), ausgezeichnete franz. Lithograph, geb. 31. Okt. 1797 in Nizza, studierte unter dem Maler Girodet-Trioson in Paris die Zeichnung und

bildete sich zum Lithographen aus. Ganz besonders glücklich war A. in Nachbildungen von Werken Proudhons, wie die Städte: der Raub der Psyche (1824), der Goldburst (1845), die Weinfeste, die kleinen Spinner, die kleinen Garnhaspeler (1849), der Triumph der Venus (1853), beweisen. Verschiedene Blätter nach Rafael, als die Vierge au longe (1827) und die Heilige Familie (1838), nebst dem Porträt der Mona Lisa nach Leonardo da Vinci, Amor und Psyche nach Gérard, gehören ebenfalls unter die besten Werke des Meisters. A. starb 2. Mai 1858 zu Paris und vermachte an das Kupferstichkabinett der kaiserl. Bibliothek einen vollständigen Druck seiner Werke, 308 Blätter in lauter ausgewählten Exemplaren.

Auburn, Hauptstadt und der Gerichtssitz des County Cayuga im nordamerik. Freistaate Newyork, am nördl. Ende des Onondagoes und an einem Seitenarme der Newyork-Central: sowie an der Southern-Central-Eisenbahn gelegen, mit (1880) 21924 E. Die Stadt ist hauptsächlich bekannt durch das große 1816 gegründete Staatsgefängnis, in welchem ursprünglich ein vollständiges Isolierungssystem eingeführt war. Eine gänzliche Reorganisation desselben wurde 1823 vorgenommen und das sog. Schweigsystem, auch Auburn'sches System genannt, an die Stelle gesetzt. Das Wesentlichste, wodurch sich dasselbe von dem Pennsylvanischen Gefängnisystem unterscheidet, besteht in der Einrichtung, daß die Gefangenen während der Nacht einzeln in isolierten Zellen verwahrt werden, während des Tags aber in gemeinschaftlichen Arbeitszäunen beschäftigt sind, wobei ein vollständiges Stillschweigen mit der größten Strenge aufrecht erhalten wird. (S. unter Gefängniswesen.)

Aubusson, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Creuse, an der Creuse und in der Grafschaft eines Wildbachs gelegen, durch Zweigbahn nach Vuffeay mit der Orleansbahn verbunden, hat ein Kommunkollège, zahlreiche Texpapfabriken (seit dem 15. Jahrh.) von europ. Ruf, Färberei, Wollspinnerei, Fabriken in Tuch, Dedern, Moquettes (Sammet), Baumwollzeugen, sowie Brauerei, Lohgerberei und Handel mit Getreide, Wein und Salz und zählt (1876) 6424 (Gemeinde 6847) E. Auf der Spitze eines eine weite Rundschau gestattenden Hügels sind die Ruinen eines im 11. Jahrh. erbauten, 1632 zerstörten Schlosses. Im J. 1260 kam die Stadt an die Grafen der Marche, die den Titel Vicomte von A. führten. A. ist die Heimat des Johanniter-Großmeisters Pierre d'A. (s. d.).

Aubusson (Pierre d'), Großmeister des Johanniterordens, aus altem franz. Adel, wurde 1423 geboren, nahm, nachdem er bereits, den allerdings unzuverlässigen und miteinander kollidierenden Nachrichten seiner Biographen zufolge, unter König Albrecht II. den Kriegszug gegen die Türken in Ungarn mitgemacht und sodann im engl.-franz. Kriege unter dem Dauphin mit Auszeichnung gedient hatte, an dem Zug der Armagnaten gegen die Schweizer teil. Seine histor. Stellung aber errang er in dem Johanniterorden. Als Komtur von Senlis wählte er nach dem Falle Konstantinopels (1453) Karl VII. von Frankreich zu der Erhebung eines Zehnten von allen Kirchengütern für den Türkenkrieg zu bewegen; auch erhielt er vom Könige eine namhafte Summe (16000 Goldflorin) für den Johanniterorden. Solcher und anderer Verdienste wegen wurde er 1467 in den engern Ausschuss seines Ordens zur

Verwaltung des Schatzes aufgenommen, erhielt Aussicht über den Festungsbau in Rhodus, zum Großprior von Auvergne und 1476 zum Großmeister seines Ordens ernannt. In dieser Stellung zeichnete er sich bei der Verteidigung von Rhodus gegen Mohammed II. im Mai 1480 aus. Die Verteidigung hat A. selbst in einem Bericht Kaiser Friedrich III. dargestellt: «De servata praesidioque suo, et insigni contra Turcas victoria» (Frankf. 1602). A. wurde 1489 zum Cardinal ernannt und starb 13. Juli 1503. Vgl. J. hours, «Histoire de Pierre d'A.» (Haag 18 neue Aufl. 1806).

A. u. c., Abkürzung für Anno urbis cond. (s. A. U.), auch für ab urbe condita.

Auch (spr. Ouch), Elimberrum, Eliberis, (s. Augusta Auscorum), Hauptstadt des franz. Dep. Gers, am Gers, welcher sie in die Ober- und Unterstadt teilt, Knotenpunkt der Südbahn zwischen Toulouse und Tarbes, ist Sitz eines Erzbischofs, der bis 1789 Primas von Novempopulania und zu dessen Diöcese das Depart. Gers und Bistümer von Aire, Tarbes und Bagonne gehörte. Die Stadt ist amphitheatralisch an einen Felsen hinaufgebaut, hat enge, abschüssige, kaum saubere Straßen (eine mit 200 Stufen), aber regelmäßig Plätze, unter denen der oberste mit einer schönen Promenade Aussicht auf die Pyrenäen gewährt. Die schöne Kathedrale hat außerordentlich hohe Wölbe (26,7 m), vortreffliche Glasmalereien: 1513 und schöne Schnitzwerke. Langhaus und Chor (1489—1584) sind im spätgotischen, die Türme italienischen, das Portal (17. Jahrh.) im got. Stil ausgeführt (vgl. Sancelot, «Statues de la cathédrale d'A.», Ep. 1860). Außerdem zu erwähnen der Turm des Gäsar oder ? (15. Jahrh.), welcher für den Rest eines Kapitels gehalten wird; eine Bibliothek von 22000 Bänden in der Karmeliterkapelle; der neue Justizpalast; Hôtel-de-Ville, worin Theater und Museum, Malerei und Geologie; ein großes Hospital; Exerzium; ein Priesterseminar; eine ökonomische Gesellschaft und ein physik. Kabinett. A. zählt (1876) 12145 (Gemeinde 13785) E.; die Bevölkerung erhält Manufaktur in Leinwand und Baumwolle, Gerbereien und Brennereien von Cognac, guten Obstbau und bedeutenden Handel mit Wein, Brantwein, sowie mit Vieh, Getreide, Holz, Mehl, Getreide u. s. w. Zu Cäsars Zeit: A. die Hauptstadt der Auci, dann von Novempopulaniern, später der Grafschaft Armagnac (1144) und von ganz Gasconne, welchen Rang jedoch Lectour streitig machte. Schon im 4. Jahrh. hatte sie einen Bischofsitz, den Elobodwig nach Siegen der Westgoten (507) reichlich dotierte; wurde sie von den Vandalen, 732 von den Franken, 843 von den Normannen verheert, 879, Erzbischof erhoben. Später galt sie als eine wichtige Festung, die 1473 die Truppen Ludwigs XI. 1587 die Katholiken im Kampfe gegen die Calvinisten eroberten. Seine zum ersten mal 1801 dekretierte Municipalverfassung war bis zur Revolution von 1789 in kontinuierlicher Entwicklung geblieben. Nachdem die Festungswerke im 18. J. beseitigt worden, hob sich der Ort mehr und mehr.

Ausland oder Bishop-Ausland, ein Flecken in der engl. Grafschaft Durham am E. mit (1881) 10087 E. und einem alten Bischof von Durham, welcher eine weltliche

Gewaltthaten enthält und von einem großen Reichthum ist.

Audax, Lords- und Grafentitel in der Familie des Sir Robert Eden, aus West-Ä. in der Grafschaft Durham, der 1720 starb, hatte zuerst 1671 in Folge eines Baronet erhalten. Sein Enkel, Sir Robert, hatte vier Söhne, von denen der zweite, Robert, 1766 gleichfalls zum Baronet ernannt wurde. — Der dritte Sohn des letztern, William (dritter) L., berühmter Diplomat, wurde 1745 geboren, besuchte die Schule zu Eton und die Universität Oxford und betrat 1763 die jurist. Laufbahn als Barrister des Middle-Temple in London. Er war 1771 und 1773 Unterstaatssekretär für das Northumberland, 1774–93 Parlamentsmitglied für Northall und 1778 Mitglied einer nach Nordamerika geschickten Kommission, um mit den Kolonisten wegen ihrer Unterwerfung zu unterhandeln. Die Verhandlungen führten jedoch 1779 unverrichteter Sache zurück. Im folgenden Jahre wurde Carlisle zum Gouverneur von Irland ernannt und nahm A. als Oberstsekretär mit. Er blieb in dieser Stellung bis April 1782, als das Ministerium Lord North zurücktrat und Carlisle infolge dessen heimberufen wurde. A. ging 1785 als Gesandter nach Paris und unterhandelte den für England vorteilhaften Handelsvertrag, welcher ihm folgenden Jahr abgeschlossen ward, sowie eine Konvention über den Abbruch von Streitigkeiten zwischen engl. und franz. Unterthanen in Ostindien. Sodann begab er sich 1788 als Gesandter nach Madrid und 1789 nach Holland, wo er 10. Dez. 1790 die Konvention zwischen Kaiser Leopold II. und England, Preußen und Holland zu Stande brachte und 1793 dem Kampfe von Antwerpen beizuohnte. Im Sommer desselben Jahres legte er sein Amt nieder und kehrte nach England zurück. Er bekleidete 1793–1801 das Amt des Generalpostmeisters und starb 28. Mai 1814. Schon 1789 zum Baron A. in der ersten Peerage ernannt, wurde er 1793 mit gleichem Titel auch in die englische aufgenommen. Er hinterließ zahlreiche Schriften, die sich meist auf die polit. Verhältnisse seiner Zeit beziehen, wie die „Principles of penal law“ (Lond. 1771) und „On the population of England“ (Lond. 1786), die bedeutendsten. — Sein zweiter Sohn, George Eden Lord A., geb. 25. Aug. 1784, war 1801 Parlamentsmitglied für Woodstock und wurde 1805 Oberhaupl. eines der Häupter der Whigs. Unter dem Ministerium Grey wurde er 1807 Präsident des Handelsamts und 1836 Generalgouverneur von Ostindien, in welcher Stellung er bei Indien mit Kundschaft-Singh schloß und ein unglücklichen Krieg mit den Affghanen führte. Im Jahr 1839 zum Grafen von A. ernannt, besaß er in London seit 1846 die Ämter eines ersten Lord der Admiralität sowie eines Auditors und Mitglieds des Direktoriums vom Greenwich-Hospital, und nach unermüdetem, den 1. Jan. 1849. in ihm erlosch die Grafenwürde. — Im Titel des Baron A. folgte ihm sein jüngerer Bruder, Robert John, geb. 10. Juli 1799, ein Geistlicher in der anglikanischen Kirche, der 1847 zum Bischof von Exeter und Bath, 1854 zum Bischof von Bath und Wells ernannt wurde. Aus den Papieren des letztern gab er das „Journal and correspondence“ (4 Bde., Lond. 1860–62) desselben heraus, welche schätzbare Beiträge zur Geschichte seiner Zeit enthalten. Nachdem er 1869 sein Amt nieder-

gelegt hatte, starb er 26. April 1870. Ihm folgte in der Baiswürde sein ältester Sohn, William George Eden, geb. 19. Jan. 1829. Derselbe war seit 1847 im diplomatischen Dienste, als Attaché in Stockholm, Washington und Brüssel, als Legationssekretär in Stuttgart und als Geschäftsträger in Karlsruhe beschäftigt, zog sich aber 1861 ins Privatleben zurück.

Audland, bis 1876 Hauptstadt der Provinz A. (68795 qkm mit 86000 E.), seitdem des County Eden auf der Insel Afaamaui, der Nordinsel von Neuseeland, an der vielbuchigen Waitematastraße, welche den Hafen der Stadt bildet, und am Fuße des erloschenen Vulkan Mount Eden, ist Sitz eines engl. und eines röm.-kath. Bischofs, hat gute Schulen und eine 1861 gegründete gelehrte Gesellschaft und zählt (1879) 13731, mit den Vorstädten 24900 E., die meist von Handel und Schifffahrt leben. A. wurde 1840 gegründet und war bis 1864 Sitz des Gouverneurs von Neuseeland.

Audlandinseln, eine austral. Inselgruppe, unter 50° 30' südl. Br., 880 km südwestlich von Neuseeland gelegen, wesentlich vulkanischen Ursprungs, besteht aus der größern gleichnamigen Insel (440 qkm) und mehreren kleinern Inseln, Adams, Enderby, Disappointment u. s. w. (zusammen 510 qkm), welche sämtlich bergig und ab bewaldet sind. Das Klima ist zwar feucht und härmlich, doch gedeihen hier merkwürdigerweise einer subtropischen sowie einer alpinen Zone angehörige Blumen und Pflanzen. Die Inseln sind sehr reich an Seevögeln, Vögeln, Fischen und Muscheln. Die A. wurden 1806 von Briton, Kapitän des Walfischfängers Ocean, entdeckt und 1849, wegen ihrer Wichtigkeit als Hauptstation für den Walfischfang in der Südpol, von den Engländern besetzt; sie gehören zum Gouvernement Neuseeland, zählen aber keine ansässigen Bewohner. Die A. waren eine der 360 Stationen, auf denen 1874 der Vordurchgang der Venus wissenschaftlich beobachtet wurde.

Auktion, f. Auktion.

Auktor, f. Auktor.

Auktorität, f. Auktorität.

Ausoda, Pflanzengattung, f. Aulode.

Aud., bei naturwissenschaftlichen Bezeichnungen Abkürzung für Audomina.

Audacter calumniare, f. unter Audax.

Audax, Audius oder (nach seinem vaterländischen (spr. Namen) Udo, ein strenger Ascet in Mesopotamien. Obgleich Laie, trat er als Prediger auf und geißelte die Sittenlosigkeit der Geistlichen. Deswegen bebrängte, verließ er mit seinen Anhängern die Kirche und ließ sich ordnungswidrig zum Bischof weihen. Nach Syrien verbannt (um 340), wirkte er für Ausbreitung des Christentums und starb um 370. Seine Anhänger, die Audianer, lebten in klösterlichen Gemeinden, beobachteten die jüdischere Osterfeier und dachten sich unter Berufung auf das Alte Testament Gott in menschlicher Gestalt. Anfangs verfolgt, verschwanden sie bereits im 5. Jahrh.

Audax (lat.), wagh. kühn, herrsch. Audacem (audentes) fortuna (adjurat, Stelle aus Virgils Aeneide, X, 284, zum Sprichwort geworden (wörtlich: dem Kühnen hilft das Glück), unserm „frisch gewagt, halb gewonnen“ entsprechend. Audacter calumniare (auch Calumniare audacter), semper aliquid haeret, eine bei Tacitus von Verulam vorkommende, sprichwörtlich

gewordene Stelle: nur led verleumbet; etwas bleibt immer hängen!

Aude (Atax, Narbo, Attagus), Fluß in Südfrankreich, entspringt in den Ostpyrenäen, 8 km nordwestlich von Mont-Louis am Ror d'Aude in 2877 m Höhe, fließt erst gegen N. durch die 500m tiefen Schlünde von Carcanirès, dann durch das Défilé von Pierre-Pis mit steilen Felsenwänden, über Quillan, wo er sßßbar wird, und Limour, wo er in die Ebene tritt, nach Carcassonne und dann, auf dem linken Ufer vom Südlanal begleitet, ostwärts durch den Strandsee Vendres in das Mittelmeer, 18 km jenseit Narbonne, nach einem Laufe von 208 km. Von Quillan an ist die A. auf 143 km schiffbar.

Das franz. Département Aude ist begrenzt im O. vom Mitteländischen Meer, dann von den Depart. Hérault, Tarn, Obergaronne, Ariège und Ostpyrenäen. Es umfaßt die ehemals zu Longuepod gehörigen Grafschaften Lauragais, Carcasséz und Nages nebst der Diöcese von Narbonne und dem Bais de Sault. Es hat zur Hauptstadt Carcassonne, zerfällt in die vier Arrondissements Carcassonne, Castelnaudary, Limoux und Narbonne, und zählt auf 6313,34 qkm (1876) 300065 E. (gegen 285927 im J. 1872, Zunahme 4,9 Proz.). Den südl. Teil erfüllen die Vorgebirgen zu beiden Seiten der odern A. Die östl. Zweige, Les Corbières, steigen im Puy-de-Pugarach 1231 m hoch auf und treten, wie die westlichen, bis an die Bodensenkung des untern Auberthals und des Canal-du-Ribi, dessen größere Hälfte diesem Département zugehört. Jenseit dieser Thalschurke, an der Nordgrenze, erheben sich die Schwarzen Berge, die südlichsten Ausläufer der Cevennen im Pic de Nore 1210 m hoch. Die Küste ist flach, hat keine Buchten und Rbeden, aber mehrere Strandseen, z. B. den von Puges und Sigean, der den Robinclanal (den alten Hauptfluß Robine) von Narbonne aufnimmt und den Hafen La Nouvelle bildet. Das Klima ist warm, aber sehr veränderlich durch den kalten Nordwestwind oder Cers und den oft orkanartigen Seewind Mistral, dessen erstidende Hitze im Sommer an den Sirocco erinnert. Der Boden der Ebene ist vorherrschend saftartig und, außer an der Küste, wo man Cereals und Soda gewinnt, sehr fruchtbar. Das Département hat einen großen Reichtum an Eisen und Steinkohlen; Mineralquellen finden sich in Alet, Campagne u. s. w. In der Ebene baut man alle Cerealien, Obst, Oliven, mittelmäßige Rotweine, aber geschätzte Weißweine (Blanquette de Limoux); 43 Proz. sind aderbarer Boden, 30 Proz. unfruchtbar, fast 13 Proz. Wein, 8 Proz. Gehölz. Sehr ansehnlich ist die Schafzucht, die Gansenmästung und der Gewinn von Honig (von Narbonne). Lebhafteste Industrie zeigen die Tuch- und Seidensabreiter, Brantweinbrennereien, die zahlreichen Hobhöfen und andern Eisenwerke und Sägemühlen. Der Handel mit Getreide, Wein, Brantwein, Badobst, Salz, Eisen ist von Bedeutung. Das Département wird von der Südbahn durchschnitten. Vgl. Joanne, »Géographie du département de l'Aude« (Par. 1879).

Audeb., bei naturwissenschaftlichen Bezeichnungen Abkürzung für Audebert.

Audebert (Jean Baptiste), franz. Kupferstecher, geb. zu Rochefort 1759, gest. zu Paris im Dez. 1800, hatte sich in Paris zu einem geschickten Miniaturmaler ausgebildet, als Gigot d'Arcy, ein

reicher Privatmann, ihn 1789 die seltenste seiner naturhist. Sammlungen malen ließ in der Folge nach England und Holland von wo er eine Menge dergleichen Zeit zurückschickte. Diese Beschäftigungen der A. zur Herausgabe einiger naturhist. Bei mit Kupferstichen, von denen er aber nur 1 toire naturelle des singes, des makis et léopithèques« (Par. 1800, mit 63 Tafeln folio) selbst vollenden konnte; die »Histoire naturelle des grimpeaux et des de paradis« (Par. 1803, mit 104 Tafeln) nach A.s Tode von Deshay beendet. Den lehrern dellen Werken hat Biellot geliefert.

Audenarde, s. Dudenarde.

Audh, Provinz des Indobritischen f. Dube.

Audianer und Audius, s. unter Au **Audiat** (Louis), franz. Schriftsteller, Moulins-sur-Alier 1833, Oberbiblioth Saintes, schrieb unter anderm: »La Révol Froinde en Bourbonnais« (Moulins 186 von der franz. Akademie preisgekrönte En das Leben und die Werke von Bernart (1868); »Les Etats provinciaux de Sa (Nort 1870).

Audiatur et altera pars (lat.): andere Partei werde gehört (d. h. man b den Beschäftigten an, ehe man urteile), Rechtspruch, der erst aus Senecas Troq dea« hergestellt ist und verdeutsch in Ji vorlornmt, im Römer zu Frankfurt a. S. »Guns mans redde eine halbe redde, ma billich verhören bede« und im großen S Rathause zu Nürnberg, als: »Eins man eine halbe red, man soll die tegl verhören!

Audienz (lat.), Gehör, Vorlassung, be und hohen Staatsbeamten. Bei manchen Ir führen die Verhöre, Vorbescheide und w Verhandlungen ebenfalls diesen Namen. nien ist der Ausdruck auf mehrere Verhöret gegangen. Öffentliche A., wie sie früher luten Staaten üblich waren (z. B. unter J) auf dem sog. Kontrollorgange), bei denen e zu dem Regenten Zutritt hatte und ihm uch vorbringen konnte, sind in konstit Staaten, wo der Regent auf solche Gesu selbst und allein resolvierten kann, oielmel Regel die Sache wieder an die Behörden i muh, außer Gebrauch gekommen.

Audierne, kleine Hafenstadt mit (18 (Gemeinde 2145) E. im franz. Depart. I östlich von der Pointe du Raz, auf der b von Douarnenez südlich begrenzenden f an der Mündung des Gogen, mit einer p phischen Schule und Seebädern. Dabei i Ruinen der Schlosser Kermabon und Peli an und an der äußersten Spitze der Pointe de ein Leuchtfeuer. Jenseit des Gogen und t hinet beginnt die breite Bai von A., bere siche Gewässer und wilde und ode Ufer sich bogen bis zu den Felsen von Penmarc'h. Die Umgegend bietet zahlreiche leit. Noi Die Bewohner dieser gefährlichen Küsten, das furchtbare brandende Meer zahlreich dränge veranlaßt, sind alle Fischer, die sic fächlich durch den Handel mit Seegras era

Audiſſredi (Giovanni Battista, eigentlich Giulio Cesare), ital. Gelehrter, geb. 2. Febr. 1714 zu Savigliano bei Nizza, trat sehr jung in den Dominikanerorden, wurde Mönch im Kloster Villa Miravola in Rom und erhielt die Aufsicht über die Bibliothek des Klosters, die nach ihrem Stifter die Casanatense genannt wird. Er starb 3. Juli 1794 zu Rom. A. ist bekannt als Bibliograph sowie als Mann eines geachteten Namens erworben. In erster Hinsicht sind vor allem der musterhafte Katalog der Casanatensischen Bibliothek (4 Bde., Rom 1780–85) und die vorzüglichen Verzeichnisse der von ihm (1788) und der ital. Ausgaben des 15. Jhdts. (Rom 1794) zu nennen. In seinen andern Schriften berichtet er aber von ihm beobachteten Naturveränderungen, Verfinsterungen, den Sonnenflecken 1769 u. s. w.

Audiſſer (Edme Armand Gaston, eigentlich von franz. Staatsmann, geb. zu Paris 20. Okt. 1802 als Sohn eines Grafen Audiſſeret, wurde mit seinem Onkel, dem Herzog von Bassano, in die Politik eingeweiht, studierte die Rechte, wurde 1826 Advokat im Staatsrat, zog sich 1848 vom öffentlichen Leben zurück und gehörte unter dem Namen A. zu orléanistischen Opposition. A. wurde 1851 im Senat. Erne zum Mitglied der Nationalversammlung gewählt, wo er sich dem rechten Centrum anschloß und als bester Gegner des Bonapartes hervortrat. An den Unterhandlungen, welche am Ende der royalistischen und orléanistischen Partei begabte, war A. in hervorragender Weise betheilig. Am 2. Dez. 1874 wurde er zum Abgeordneten, 15. März 1875 zum Präsidenten der Nationalversammlung, 13. März 1876 zum Präsidenten des Senats gewählt. Im Senat war er der Führer der gemäßigten Republikaner und wurde bald wieder bei der Verfassungsreform im Nov. 1877 als Ministerium Broglie zum Rücktritt. Als der Senat am 3. Jan. 1879 eine entscheidende republikanische Majorität in den Senat brachten, erhielt A. bei der Präsidentenwahl nur 81 Stimmen gegen 22, welche auf den Führer des linken Centrums, Carnot, fielen.

Audigier (Charles Louis Alexandre Henri d'), franz. Journalist, geb. zu Paris 24. Dez. 1828, Mitglied der pariser Normalſchule, war Mitarbeiter an mehreren Tagesblättern, besonders an der »Patrie«, wo er 2. Aug. 1872 zu Bourg-Saint-Maurice, wo er sich »La vie de garçon« (1859); »Souvenirs d'un homme de lettres« (1861); »Histoire de Pierre Tournier, chevalier de Bayard« (1862).

Auditor (lat.) ist die Benennung der Militär- und kriegsgerichtlichen Unterbeamten, die bei den Stand- und kriegsgerichtlichen Verhandlungen zu führen und bei den Stand- und kriegsgerichtlichen Verhandlungen zu vertreten, die als jurist. Beirater der Militärbeſehlshaber fungieren haben. Je nach dem Kommando, welchem sie beugegeben sind, heißen sie Gardeauditor, Divisions-, Korpsauditor, während ein Generalauditor die höchste Stelle in der Militärjustiz eines Staates bekleidet.

Auditor (lat., wörtlich: Zuhörer) hieß in der Geschichte des Mittelalters besonders das oberste Gericht eines Staates, dem die Berner, die Lombardeu übertragen war. In Italien sind die Richter der höhern Gerichtshöfe genannt, die Auditors Rotas Romanas, des berühmten röm. Rechtsgelehrten. In einigen deutschen Staaten

werden auch mit diesem Namen die jüngern Beisitzer höherer Gerichts- und Verwaltungsbehörden bezeichnet, die, ohne Stimmrecht oder amtliche Theilnahme, den Verhandlungen derselben zu ihrer Abung beizuwohnen.

Audouin (Jean Victor), franz. Zoolog, geb. 27. April 1797 zu Paris, studierte Medizin und Naturwissenschaften, wurde 1833 Professor der Entomologie am Museum und starb 9. Nov. 1841. Unter seinen Arbeiten, die er teilweise in Gemeinschaft mit Milne-Edwards und Blanchard veröffentlichte, sind, außer zahlreichen Beiträgen zu den von ihm mit begründeten »Annales d'histoire naturelle« und andern periodischen Schriften, besonders hervorzuheben das mit statist. und topogr. Karten versehene Werk: »Recherches pour servir à l'histoire naturelle du littoral de la France« (2 Bde., Par. 1830) und »Histoire des insectes nuisibles à la vigne« (Par. 1842).

Audran (Gérard), berühmter Kupferstecher, geb. zu Lyon 2. Aug. 1640. Aus einer Familie herkommend, die in dem Fache des Kupferstichs vielfach ausgezeichnet ist und von seinem Vater, Claude A. (geb. 1597, gest. 18. Nov. 1677), früh darin angeleitet, verbandte er seine höhere Ausbildung einem dreijährigen Aufenthalt in Rom, wo er unter Carlo Maratti studierte und sich durch ein Bildnis Papst Clemens' IX. berühmt machte. Sein Ruf bewog den Minister Colbert, ihn nach Paris kommen zu lassen, wo er zum königl. Kupferstecher ernannt wurde. Hier stand er die vorzüglichsten Werke des Lebrun, mit dem er in enger Verbindung lebte, und verherrlichte dessen Ruhm hauptsächlich durch die meisterhaften Stiche der Alexanderschlachten. Er verfaßte auch ein Werk über die Proportionen des menschlichen Körpers. A. starb zu Paris 26. Juli 1703. — Sein Bruder, Claude A. (geb. 27. März 1639, gest. 4. Jan. 1684), war ein ziemlich bedeutender Historienmaler. — Seine Neffen, Benoît A. (geb. zu Lyon 3. Nov. 1661, gest. auf seinem Landgut bei Montargis 2. Okt. 1721) und Jean Louis A. (geb. zu Lyon 28. April 1667, gest. zu Paris 17. Juni 1756), bildeten sich in seiner Schule zu vorzüglichen Kupferstechern.

Audſchila oder Udſchila (Aquila), eine Oase in der Libyschen Wüste Nordafrikas, seit den ältesten Zeiten unter demselben Namen bekannt, unter 29° bis 29° 30' nördl. Br. und 39° 2' bis 40° östl. L. (von Ferro), auf der großen Karawanenstraße zwischen Kairo und Murzul, etwa 10 Tagereisen westlich von der Oase Siwah (Ammonium) und 13 Tagereisen im SSO. von Bengasi an der Küste von Barla gelegen, ist eine kleine, von Sandwästen umschlossene Gruppe ebener, grüner Flecke, durch gute Bewässerung reich an Palmen, mit deren in außerordentlicher Menge gewonnenen und durch ihr Aroma höchst ausgezeichneten Datteln ein bedeutender Handel nach allen Gegenden getrieben wird, wie schon zu Herodots Zeit die Najamonen denselben betrieben haben. Die Oase ist dem Paschasit Tripolis tributär. Ihre 11–12000 E. gehören teilweise noch dem Berberstamm an und sprechen ein mit arab. Wörtern sehr verunreinigtes Berber. Sie sind thätige und unerschöpfliche Reisende, die den Handel zwischen Ägypten und Murzul sowie den zwischen Bengasi und Mabal vermitteln. Das Ganze besteht aus drei Oasen: im W. das halbmondbartige, 22 km lange und 2 km breite, 35,6 m unter dem Meeresspiegel gelegene, von rötlichen

er in den ersten Jahren erhoben, 1864 trat er in die Leitung der Staatsdruckerei zurück und fand im Juli 1869 zu Wien. Von seinen Schriften sind zu nennen: »Sprachlehre oder das Vaterunser in 66 Sprachen« (Wien 1844), mit lat. Uebers.; »Der Reimer in 206 Sprachen« (Wien 1847), mit 100 minimalen Schriftzeichen, und die »Typographische Anweisung zum geordneten Gebrauch der Typographischen Künste« (Wien 1845); ferner »Gemeinlicher Atlas oder theoretisch-tabellarische Darstellung aller nach Stämmen geordneten Sprachen des Welttheils« (Wien 1854); »Geschichte der L. u. S. Staatsdruckerei« (Wien 1851); »Der typographische Apparat der L. u. S. und Staatsdruckerei« (Wien 1853); »Die Entdeckung des Naturgesetzes« (Wien 1856). Außerdem hat A. nicht bloß in der graphischen Künste, sondern auch in der typographischen Industrie mit mehreren neuen Erfindungen bereichert. Dahin gehören der »Kunststempel«, die selbstthätige typographische Schreibmaschine, die selbstthätige endlose Kupferdruckmaschine, das Verfahren, die Fasern der Papierseide zu spinnen und Weben, deren Abfälle aber zu Papier zu verwenden; dann die Darstellung aus Holz, welche nach Belieben als selbstthätige Schreibe- oder Druckpresse oder doppelte Schreibmaschine verwendet werden kann. Vgl. »Beiträge zur Geschichte der Künste« (2. Aufl., Wien 1862).

Auer (Leopold), geschätzter Violinist, geb. zu Sopron in Ungarn 8. Juni 1845, Sohn eines angesehenen Zimmermalers, zeigte früh musikalisches Talent, brante daher schon 1849 während der Ferien als Vierjähriger den einziehenden Truppen mit der Trommel voran streiten und dadurch nationalen Enthusiasmus erregen. Er besuchte das Conservatorium in Pest und machte darauf Reisen als Violoncellist. Von 1864—66 war A. Organist in Duffeldorf, 1866—69 in Samson und Stodhausen, und wurde dann an das Conservatorium zu Petersburg an die Stelle von Jean Schmidt berufen und zum Hofkapellmeister ernannt. Einige Violinkompositionen hat er auch publiziert.

Auerbach, Stadt im k. sächs. Regierungskreis Jena, an der Elbe und in den Linien des Orlas und Heringsgrün-Talstern der sächsischen Staatsbahn, ist Sitz einer Amtshauptmannschaft und eines Amtsgerichts, hat zwei Kirchen, einen alten Wirthshaus, ein Lehrerseminar, eine Volksschule, eine Handelsschule, eine landwirthschaftliche Winterschule, Fabrication von Weizen, Spizen, Stidereien, Papier, Pelzwaren, Wäsche u. s. w., chem. Bleichereien, Spinnereien, Japannereien und zählt (1890) 6258 E. In der Nähe sind Lössberge, Backsteinereien und Zieglereien.

Auerbach (Berthold), deutscher Dichter und Journalist, geb. 28. Febr. 1812 zu Nordsteden in der Provinz Westphalen, Schwarzwalddorfe, von jüdischer Herkunft, erhielt seine Schulbildung in Heddin und Berlinschule, wo er auch das Gymnasium besuchte. Den Gymnasialkursus vollendete er in Göttingen und studierte 1832—35 in Tübingen, Bonn und Heidelberg und zwar anfangs Jurisprudenz, später Philosophie und Geschichte. In der Untersuchung, betreffend die burschenschaftlichen Bestrebungen, sah A. 1836 einige Noth auf der Festung Hohenasperg. In diesen Jahren erschien seine erste Schrift: »Das Leben und die neueste Litteratur« (Stuttg.

1836), der eine Reihe von Romanen aus der Geschichte des Judentums unter dem Gesamttitel »Das Ghetto« folgten; es erschienen davon auch besonders »Spinoza« (Rannh. 1837; 6. Aufl., Stuttg. 1871) und »Dichter und Kaufmann« (Rannh. 1839; 7. Aufl., Stuttg. 1871). Hieran schloß sich die mit einer kritischen Lebensbeschreibung begleitete Uebersetzung von »Spinozas sämtlichen Werken« (5 Bde., Stuttg. 1841; 2., neu bearbeitete Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1871). Eine neue Richtung, in deren Verfolgung er seine gelungensten Arbeiten lieferte, schloß A. ein mit der Schrift »Der gebildete Bürger, Buch für den denkenden Mittelstand« (Karlsr. 1842). Dieser folgten die »Schwarzwalder Dorfgeschichten« (2 Bde., Rannh. 1843, neue Folge, 3. u. 4. Bd., 1853—54; 10. Aufl. 1898; Volksausgabe, 8 Bde., Stuttg. 1871), die raschen und verdienten Beifall erhielten und in fast alle europ. Sprachen überetzt wurden. A. gibt in diesen originell und feinsinnig geschriebenen und humorvollen Erzählungen Bilder von Land und Leuten seiner Heimat und erweist sich namentlich als Meister in der Schilderung von Gemüthszuständen und psychologisch interessanten Charakteren. Zu den Dorfgeschichten gehört auch die Novelle »Die Frau Professorin«, die zuerst in dem Taschenbuch »Urania« (Jahrg. 1847) erschien und von Charlotte Birch-Pfeiffer gegen des Dichters Willen zu einem Drama »(Dorf und Stadt)« benutzt wurde. Dieser Richtung schloß sich auch der unter dem Titel »Der Gewattermann« von A. herausgegebene Volkskalender an (Karlsr. 1845 u. 1846; Braunschw. 1847 u. 1848), gesammelt und mit neuen Volkserzählungen vermehrt unter dem Titel: »Schätzlein des Gewattermannes« (6. Aufl., Stuttg. 1875). Diese Schriften entstanden meist in Frankfurt a. M., Mainz und der Rheingegend. Seit Frühjahr 1845 lebte A. abwechselnd in Weimar, Leipzig, Breslau, Wien, Dresden, Berlin und Stuttgart, seit 1859 aber meistens in Berlin. Von den Werken A. seit 1845 sind besonders hervorzuheben: »Schrift und Boll. Grundzüge der volkstümlichen Litteratur, angeschlossen an eine Charakteristik J. V. Hebels« (Epp. 1846), die Erzählungen »Deutsche Aender« (Rannh. 1850; 4. Aufl., Stuttg. 1855, Neue Folge 1867), das Drama aus dem Volksleben, »Der Wahrspruch« (Epp. 1856), die Lehrgeschichte »Neues Leben« (3 Bde., Rannh. 1851; 4. Aufl., Stuttg. 1872), die Erzählungen »Paraselen« (Stuttg. 1856; 16. Aufl., Stuttg. 1873; illustriert von Bantier 1872), »Joseph im Schnee« (Stuttg. 1860; 3. Aufl. 1871, illustriert von Rindler 1867), »Edelweiss« (7. Aufl., Stuttg. 1874), und der geistvolle Roman »Auf der Höhe« (Stuttg. 1871; 10. Aufl., 4 Bde., 1872; vgl. Dalton, »A. s Roman auf der Höhe. Vorträge« [2. Aufl., Petersb. 1870]). Eine interessante kritische Schrift war »Goethe und die Erzählungskunst« (Stuttg. 1861). In den Jahren 1858—69 gab A. einen Volkskalender heraus, dessen Hauptinhalt unter dem Titel: »Zur guten Stunde, gesammelte Volkserzählungen« (2 Bde. mit 334 Bildern, Stuttg. 1872; 2. Aufl. 1874—75) erschien. Seine gesammelten Schriften wurden erst in 20 Bänden (Stuttg. 1857—59), dann in 22 Bänden (Stuttg. 1863—64; 2. Aufl. 1871) veröffentlicht. Auch in den spätern Jahren entwickelte A. noch eine lebhafteste schriftstellerische Thätigkeit. Zeugnis davon legen ab: »Das Landhaus am Rhein« (5 Bde., Stuttg.

1869; 4. Aufl. Stuttg. 1874); «Waldfried, eine waterländische Familiengeschichte» (3 Bde., Stuttg. 1874; 2. Aufl. 1875); «Drei einsige Töchter. Novellen» (Stuttg. 1875; 4. Aufl. 1878); «Tausend Gedanken des Kollaborators» (Berl. 1875); «Nach dreißig Jahren. Neue Dorfgeschichten» (3 Bde., Stuttg. 1876); «Randolin von Reutershöfen» (Berl. 1879); «Unterwegs. Kleine Geschichten und Lustspiele» (Berl. 1879); «Der Dorfmeister» (2 Bde., Berl. 1879; 2. Aufl. 1880); «Brigitta» (Stuttg. 1880; 2. Aufl. 1881). A. starb 8. Febr. 1882 in Cannes. Die Leiche wurde nach seinem Heimatsdorf Rochfletten gebracht und dort 15. Febr. beerdigt.

Auerbachs Keller, ein durch seine Beziehung zur Faustsage berühmter Weinsteller in Auerbachs Hof zu Leipzig. Letzterer, in der Grimmaischen Straße, unweit des Marktplatzes gelegen, ist ein Komplex von Gebäuden, in dessen Räumen früher das Neueste und Schönste aufgeführt war, was die leipziger Feste aufzuweisen hatten. Aus Auerbachs Keller läßt die Sage den Doktor Faust, zum Erstaunen der Gäste, auf einem gefüllten Fasse herabzureiten, das die sog. Weiskittel vergebens herausziehen sich bemüht hatten. Goethe hat in seinem «Faust» diese Sage benutzt. Noch jetzt dient dieser Keller als Weinstube und besitzt zwei auf Holz gemalte Ölbilder mit der Jahreszahl 1525, welche an die Sage erinnern.

Auerberg, eine stark bewaldete Porphyrytuppe des Unterharzes nordöstlich von Stolberg im preuß. Regierungsbezirk Merseburg; aus dem Gipfel, gewöhnlich Josephshöhe genannt (602 m), befindet sich ein Gasthaus zum Übernachten und ein in Form eines Doppelkreuzes erbauter, 33 m hoher Ballenturm (1833 nach Schinkels Entwurf vom Grafen Joseph von Stolberg errichtet) mit schöner Aussicht über den Unterharz und nach Süden bis zur Goldenen Aue. Auf der Ostseite des A. werden die sog. Stolberger Diamanten (sechslantige Bergkristalle) gefunden.

Auerhahn, auch Urhahn (Tetrao Urogallus L.; franz. Coq de bruyère; engl. Wood-grouse), das größte der europ. Waldbühner, gehört zur Familie der Waldbühner, der Ordnung der Hühner (Gallinacei). Es erreicht eine Länge von 1 m bei einer Flugweite von 1,10—1,40 m und einem Durchschnittsgewichte von 5½—6 kg. Sein Gefieder ist auf dem Rücken schwarzgrau, hellgrau gewässert, unten schwarz und weiß gefleckt, die Brust schön stahlgrün; über jedem Auge verlaufen kahle, warzige, rote Flecken; die sehr kräftigen Füße sind bis an die mit stumpfen Nägeln versehenen Zehen befiedert. Die Henne ist bedeutend kleiner und ähnelt in der Farbe des Gefieders der Waldbühne. Das Auerchögel ist im nördl. Europa und Asien, sowie in den Gebirgsgegenden Mitteleuropas heimisch. Es nährt sich von jungen Sprossen der Nadelbäume und Buchen, von Wacholder-, Heidel-, Brom- und Himbeeren, Eichen-, Buchen-, Waldweiden u. dgl. Der A. lebt meist einsam, nur während der Begattungszeit in Gesellschaft mehrerer Hennen; diese fällt in die frühesten Morgenstunden der ersten Frühlingsmonate, wobei der Hahn gewöhnlich von einem einzelfliegenden Baume mit einem höchst eigentümlichen Laute, dem sog. Walzen, die Hennen zur Begattung lockt. Das Weibchen legt in eine ziemlich flache, bloß mit etwas dünnem Reisig umgebene Erdgrube 6—16 gelblichweiße, mit rotgelben Flecken besetzte Eier, die es

in 28—30 Tagen ausbrütet. Das Weibchen jungen Auerchögel ist wohlgeschmeckt, das alte A. kann nur durch langes Liegen oder graben in die Erde genießbar gemacht werden. A. wird zur hohen Jagd gejagt.

Auerchö (Bos Urus bei Linne, Bison e paus der heutigen Naturforscher), der Hirsch der alten Deutschen, im Polnischen Zadr, bei Körpergröße weit über dem zahmen Rindvieh, aber jetzt nicht so groß als in der Vorzeit. Gewöhnlich gibt es keine Individuen, die über 1 hoch, 3½ m lang und 800 kg schwer wären. Haar ist je nach der Jahreszeit veränderlich, Ochsen gewöhnlich etwa 20 cm lang, am Vorderhals, schwarzlich-braun, im Sommer heller; Winter weich; Nacken, Hals und Brust sind mit einer Mähne, das Kinn mit einem 2 der Schwanz mit einer Endquaste besetzt. Die Hirsche sind im Verhältnis zur Größe des Tieres klein, drehrund und halbkreisförmig nach gegen die Mittellinie gebogen; die Stimme ist gegend, nicht brüllend. Das Fleisch, frei von dem schmerzhaften des Felles, am Geschmack wie dem des Hirsches und zahmen Ochsen in der 2 stehend, wurde auf den Felsen der poln. Röm. Delikatessen aufgetragen. Ihr Lebensalter betrug etwa 30 Jahre, da aber viele Kühe unfruchtbar sind, so vermehren sich die A. nur langsam. Sie leben meist an Flüssen, namentlich in schattigen Tälern, welche sie nicht freiwillig verlassen, und in denen von 30—40 Stüd. Ihre Nahrung besteht aus Gräsern, Laubknospen und Baumrinde, besonders lieben sie die Rinde der jungen Eichen; im Winter suchen sie vertrocknete Kräuter unter dem Schnee und werden nur durch Hunger zum Genuß ausgeleiteten Heus gebracht. Sie sind sehr und, selbst Jung eingefangen, schwer zu zähren, verraten unersöhnlichen Haß gegen jedes Vieh und haben wegen ihrer großen Stärke 2 von Bären noch Wölfen etwas zu fürchten. Menschen vermeiden sie gewöhnlich, stürzen sich auf ihn bei plötzlichem Zusammentreffen und zur Zeit der Bremsen, gegen Ende August, wenn die Junge haben, gefährlich. Ehemals 2 sie über ganz Deutschland und die Schweiz verbreitet und werden überall, auch schon im Nibelungenlied als Jagdtiere erwähnt, aber schon im 17. J. auf einen Forst bei Tilsit beschränkt, wo man begte und schützte. Doch unterlagen sie den 2 dieben, und 1775 soll der letzte einem solchen Hände gefallen sein. Jetzt kommen A. nur an dem großen kumpfen Forste von Bialowies 2 taufen vor und sollen sich auf höchstens 1000 2 belaufen. Sie sind dort mehr durch die Natur die sonst sehr strengen Gesetze geschützt. König 2 gust III. von Polen ließ dort am 27. Sept. bei einer großen Jagd 42 Stüd. schießen; die große Jagd wurde 1860 gehalten. Ihre Jagd jetzt um so strenger verboten, da das Aussterben 2 Art überhaupt bevorzustehen scheint. Infolge 2 Nachrichten kommen sie im Kaukasus an den 2 des Kuban noch in Rudeln vor. In Zoologischen Gärten, wo sie sich gut vermehren, finden 2 jetzt ziemlich häufig, und zwar stammen diese 2 plare meist von einem Paare, welches Kaiser 2 laus von Rußland dem Schönbrunner 2 schenkte. Die Annahme, daß der A. der 2 vater unser zahmes Rindvieh sei, ist durch 2 nus widerlegt worden. Seine Knochen finden

Wald in der Thierjagd lagerten Europas, bis nach Italien und Frankreich hinein, mit dem Namen *Wald* bekannt, und andern ausgestorbenen Thierjagd, sowie mit einem andern Wald (s. u. *Wald*), der unzweifelhaft in der Thierjagd fruchtbar. Rasse bildet.

Wald, ein der höchsten Gipfel des sächsischen Erzgebirges, im südlichen von Eibensdorf, 1022 m hoch, und ist der höchsten Aussichtsturm.

Waldgrün, Berggrün, Kupfergrün, ein zu noch wenig gebrauchte grüne Farbe, welche erhalten wird, indem man ein lösliches Kupfersalz, Kupfervitriol in kalter wässriger Lösung mit Soda oder Pottasche fällt und das Niederschlag mit Wasser wäscht. Das nach dem Waschen mit kaltem Wasser nimmt nach dem Trocknen eine grüne Farbe an.

Waldberg, ein altes und vielverzweigtes Geschlecht, das vom Schlosse Auerberg (s. u.) in Schwaben seinen Namen führen, in der ersten Hälfte des 11. Jahrh. nach Krain auswandern und besetzt die Stammburg A. errichten. Diese Stammburg liegt bei dem Schloss von Laibach entfernt. Marktreden A. im 1000 C. zählt. Als Stammvater des Geschlechts von A. (erwähnt 1067) genannt, nach dessen Bruder Oberich in Friaul eine Stammlinie gegründet wurde, deren Glieder später die Herzöge von Cocagna genannt werden und deren Name ist. Familien ihren Ursprung herleiten. Ein Sohn von A. (gest. 1466) wurde 5. Jan. 1466 zum Kaiser Friedrich III. zum Erblandmarschall ernannt, welche Würde der jedesmalige Erbkaiser mit dem Seniorat verwalten. Ein Sohn des letzteren, Pantraz (gest. 1495) teilte sich das Haus in zwei Linien.

Die ältere Pantrazische Linie erwarb 1531 durch den kais. Rat Trajan von A. (gest. 1540) die Herrschaft und 1630 durch Joh. Andreas (gest. 1664) die reichsgräfliche Würde. Der Vater des letzteren (gest. 1618), und dessen zwei Söhne Christoph, des letzteren Pantraz, wurden die Begründer der jüngeren Pantrazischen Linie. Die jüngere Linie zerfiel in fünf Äste, nämlich: 1) Auerberg, gestiftet von Wolfgang (gest. 1696), und noch bestehend mit dem Grafen Maria von A., Freiherrn auf Schönberg, Herrn der Stammburg und Waldgrün; Auerberg u. s. w., geb. 14. März 1711 in Kirchberg am Wald, bestehend mit dem Grafen Maria von A., geb. 5. Jan. 1852, Herr zu Wald in Steiermark; 3) A. Maria, geb. 1800 erloschen mit Graf Gustav Nikol. von A., geb. 7. Juli 1815, Herr der Stammburg und Waldgrün in Krain; 4) Auerberg, erloschen mit dem Grafen Karl Joseph von A., geb. 16. April 1842, einem Verwandten des Dichters unter dem Namen Anton Alexander von A. bekannt; 5) Auerberg, gest. 16. Sept. 1842, einem Verwandten des Dichters unter dem Namen Anton Alexander von A. bekannt, welcher 16. Sept. 1830 die Herrschaft erhielt. Sein Enkel war Graf Karl von A., geb. 11. März 1815, Herr der Stammburg und Waldgrün, gest. 11. Sept. 1863 mit der Grafschaft Waldgrün.

Die jüngere Pantrazische Linie wurde von dem Grafen Maria von A. begründet, welcher 16. Sept. 1830 die Herrschaft erhielt. Sein Enkel war Graf Karl von A., geb. 11. März 1815, Herr der Stammburg und Waldgrün, gest. 11. Sept. 1863 mit der Grafschaft Waldgrün.

Geschichte des Geschlechts. 12. Aufl. 11.

besahnte und zum Reichsfürsten nach dem Rechte der Erstgeburt erhob. Am 28. Febr. 1654 erhielt er die Stimm im reichsfürstl. Kollegium; 30. Juli desselben Jahres übernahm er die Herzogtümer Mährenberg und Frankenstein in Schlesien zu Lehn. Außerdem erkaufte er 1664 die gefürstete Grafschaft Thengen in Schwaben. Als ihm Kaiser Leopold I., den er als Prinz vernachlässigt, ein Gesuch um Beihilfe zur Erlangung der Kardinalwürde abschlägig beantwortet hatte, wendete er sich mit demselben an Ludwig XIV. von Frankreich. Der Papst verriet dies dem Kaiser. A. wurde deshalb zum Tode verurteilt, jedoch begnadigt und auf seine Güter verwiesen, woselbst er 13. Nov. 1677 starb. Der Fürst Karl Joseph (gest. 1800) verkaufte 1791 Mährenberg und Frankenstein; indessen wurde (11. Nov. 1791) die herzogl. Würde auf die Grafschaft Götische, und 21. Dez. 1791 der Fürstenstand auf alle Nachkommen dieses Zweigs übertragen. Die Grafschaft Thengen wurde 1806 zu Gunsten Badens mediatisiert und 1811 vom Fürsten Wilhelm (geb. 1782, gest. 1827) an Baden verkauft. Das gegenwärtige Haupt der jüngeren Pantrazischen Linie ist Fürst Karl Wilhelm von A. (s. u.). Außerdem vielen kleineren Herrschaften bilden dessen Besitz: das Herzogtum Götische in Krain mit 770 qkm, die Herrschaft Czernohora in Mähren mit einer Stadt und 19 Dörfern, die Allodialherrschaft Blaschitz in Böhmen mit 165 qkm und 42 Ortschaften, die Grafschaft Wels, die Herrschaft Schwend in Oberösterreich u. s. w. Auch die Besitzungen der übrigen fürstl. Agnaten sind bedeutend. Ein Bruder des Fürsten Wilhelm war der österr. Feldmarschalllieutenant Prinz Karl von A. (geb. 17. Aug. 1784, gest. 18. Dez. 1847), ein anderer Bruder Prinz Vincenz von A. (gest. 16. Febr. 1812). Der Sohn des letztgenannten, Prinz Vincenz von A., geb. 16. Juli 1812, Besitzer der Allodialherrschaften Rasseberg, Jels und Lupat, Oberstämmerer und Oberst-Erblandmarschall in Tirol, t. l. Wirtl. Geheimrat, widmete sich dem Staatsdienste, kämpfte 1848 als Freiwilliger mit den tiroler Schützen gegen die Piemontesen. Er wurde 1860 als außerordentliches Mitglied in den verstärkten Reichsrat und 1861 als erbliches Mitglied in das Herrenhaus berufen. Nach dem Tode des Grafen Lanckoronski (1863) zum Oberstämmerer erhoben, erhielt er auch die oberste Leitung der kais. Hofbühnen. Auch als Schriftsteller hat sich A. versucht und gilt als Verfasser der Broschüre „Zwischen Stamm und Rinde“ (Wien 1863). Er starb zu Hiebing bei Wien 7. Juli 1867.

Die (jüngere) Voltradsche Linie des Geschlechts, welche 15. Juli 1673 in den Grafenstand erhoben wurde, zerfiel in sechs Äste, und zwar: 1) vormalig zu Allodialherrschaft, bestehend mit Graf Gottfried von A., geb. 19. Dez. 1818, t. l. Geheimrat, Feldzeugmeister a. D. und Inhaber des 40. Infanterieregiments; 2) zu Allodialherrschaft, bestehend mit dem Grafen Ludwig von A. (geb. 29. März 1797, gest. 17. Nov. 1863), dem Bruder des bereits 1867 verstorbenen Grafen Joseph von A., erloschen ist; 3) zu Allodialherrschaft, bestehend mit Graf Maximilian von A., geb. 21. Jan. 1771, welcher sich als Militär in den Feldzügen gegen die Franzosen und nachher als Kommandant in Galizien, Oberösterreich, dem Banat und als Generalkommandant (seit 1842) in der vereinigten Donau- und Waradiner-Karlsstädter Grenze

vielfache Verdienste erwarb, und, seit 1848 nach 62jähriger Dienstzeit in den Ruhestand versetzt, zu Wien 30. Mai 1850 starb; 4) zu Alt- und Neuschloß-Burgthal, welcher Äst mit dem Grafen Karl von A., geb. 20. Aug. 1783, gest. als österr. Feldmarschalllieutenant 19. Juni 1859, ebenfalls im Mannstamm erloschen ist; 5) der Äst zu Weinern, dessen letzter Vertreter Graf Alois von A. (geb. 15. Sept. 1780, gest. 26. März 1858) war; 6) der Äst normals zu Wafen, der mit dem Grafen Franz Xaver von A. (geb. 20. Febr. 1784, gest. 1868) ebenfalls erloschen ist, sodaß von der ganzen jüngern Hauptlinie nur der erste Äst noch fortbesteht.

Außer den Genannten zählt das Geschlecht der A. noch eine ganze Reihe von Männern, die sich in dem öffentlichen Leben hervorgethan haben. Namentlich waren es in den verfloßenen Jahrhunderten die Türkenkriege, in denen sich mehrere Glieder auszeichneten. So Herbard VIII., Freiherr von A., geb. 11. März 1528, welcher als General in den kroat. Grenzen 22. Sept. 1575 in einem hitzigen Gefechte gegen die Türken bei Budatsch fiel, sowie Andreas, Freiherr von A., Sohn Wolfgang Engelberts von A., geb. 1557, der sich besonders durch seinen glänzenden Sieg über die Türken unter Hassan, Pascha von Bosnien, 22. Juni 1593 an der Kulpa Ruhm erschoß und 1594 starb. Vgl. Radics, »Herbard VIII., Freiherr zu A.« (Wien 1862). — Franz Karl, Fürst von A., geb. 22. Nov. 1660, zeichnete sich ebenfalls in den Türkenkriegen aus, wurde 1701 Feldzeugmeister, 1707 in den Fürstenstand erhoben und starb 6. Nov. 1713 zu Wisnend. — Am bekanntesten wurde Karl, Fürst von A., geb. 21. Okt. 1740. Er trat frühzeitig in das Heer, war 1790 bereits Generalmajor und wurde 1793 von den Franzosen in den Niederlanden gefangen genommen, 1795 aber ausgewechselt. Noch dasselbe Jahr zum Feldmarschalllieutenant ernannt, befehligte er im Kriegsjahre 1805 zu Wien und, als die Österreicher weichen mußten, die Nachhut des sich zurückziehenden Heers. Marschall Lannes benutzte (25. Nov.) das allgemein verbreitete Gerücht von einem Waffenstillstande, um A. zu überreden, die Donaubrüde nicht abubrechen. Die Franzosen marschierten hierauf im Sturmschritt hinüber und nahmen jenseits feste Stellung, wobei ihnen noch ein österr. Artilleriepark in die Hände fiel. A. wurde deshalb vor ein Kriegsgericht gestellt, zur Station und Festungsstrafe verurtheilt, später aber begnadigt. Er starb 26. Dec. 1822.

Aueröperg (Ant. Alexander, Graf von), unter dem Schriftstellernamen Anastasius Grün als der hervorragendste neuere Dichter Deutsch-Österreichs bekannt, wurde 11. April 1806 zu Laibach in Krain geboren. Er erhielt seine erste Erziehung im elterlichen Hause, größtenteils auf dem Schlosse Thurn-am-Hart in Unterkrain, und kam 1813 in das Theresianum zu Wien, von wo er in die Ingenieurakademie übertrat. Da ihn jedoch 1818 mit dem Tode seines Vaters als einzigem männlichen Erben die Güter Gurkfeld und Thurn-am-Hart zufielen, ward er dem von Klenowströmischen Privatbildungsinstitut übergeben, um sich zur Universität vorzubereiten. Nachdem er hierauf zu Graz und Wien sich einige Jahre philol. und jurist. Studien gewidmet, übernahm er 1831 die Verwaltung seiner Güter und lebte seitdem, ohne ein öffentliches Amt anzunehmen, mit geringen Unterbrechungen meist zu Graz oder Thurn-am-Hart.

Am 10. Juli 1839 vermählte er sich mit M. Reichsgräfin von Attems. Längst als ein H der liberalen Partei in seinem Vaterlande geworden A. im April 1848 zu dem Deutschen parlament entsandt, dann von dem Kreise Sa zur Nationalversammlung gewählt, aus der doch bereits 26. Sept. desselben Jahres w austrat. Er folgte 1859 einer Berufung in Kommission von Vertrauensmännern zur Ertung eines Gemeindegesezes für Krain sowie der Berufung in den verstärkten Reichsrat. trat er mit Energie für die Reichseinheit und das sogenannte histor. Recht der Feudalen. Nachdem die Reichsverfassung ins Leben getrat wurde er durch kaiserl. Ernennung als lebenslängliches Mitglied in das Herrenhaus berufen. erste Adresse des Oberhauses stoh aus seiner E ebenso diejenige, welche die Ertigung der Beras verurtheilte, endlich auch der Bericht über die zenderverfassung. Zehn Jahre hindurch erne er alljährlich seinen Angriff auf das Konordat. den kirchenpolit. Debatten von 1848 und glänzte er als der erste Kämpfer der Reformgebung. Wiederholt gehörte A. der krainischen heitrischen Landesvertretung an und kämpfte in ersten unerschrocken für Deutschthum und gegen die vereinigten Parteien der Slowenen klerikalen. A. starb 12. Sept. 1876 zu Graz; einziger Sohn, Graf Theodor Janak von geb. 28. Febr. 1859, starb 4. Mai 1881 zu an den Folgen eines Sturzes vom Pferde.

Seine dichterische Thätigkeit begann A. unter pseudonym Anastasius Grün mit den »Bilder der Liebe« (Stuttg. 1830) und »Der letzte W (Stuttg. 1830; neue Ausg., Berl. 1877), e Romanyensklus in Ridelungen Veröms, ischem er das Leben des Kaisers Maximilian I. handelte. Von der Julirevolution beeinflusst, A. um polit. Dichter, als welcher er mit viel Freimut gegen die Metternichsche Politik E machte. Großes Aufsehen erregten die anonym erschienenen, durch Feinsinn und Humor und E vollendung ausgezeichneten »Spaziergänge Wiener Pforten« (Hamb. 1831; 7. Aufl., Berl. 1877). Diefen folgten »Schutt« (Eps. 1835; 13. Aufl., 1877), worin er das Andenken einer freimunft anklündigte, und »Gedichte« (Eps. 1837 Aufl., Berl. 1877). A. zeigt als Dichter liebe für Bilder und Gleichnisse, ohne jedoch in Schwulstige zu verfallen; alle seine Gedichte in edler Form gehalten und von dichterischer Ertung befeelt. Zwei epische Versuche, mit den später austrat, die »Ridelungen im Frod« 1843; 2. Aufl. 1853) und der »Paff vom Ra berg« (Eps. 1850; 3. Aufl., Berl. 1877) (vgl. mann, »Anastasius Grün und sein Paff vom lenda«, Eps. 1877)), sprachen weniger an. gegen enthalten die von ihm verbeuteten »B lieder aus Krain« (Eps. 1850) große Schönheit. Nach der Veröffentlichung des Nachlasses E Freundes Nikolaus Lenau (Stuttg. 1851) m Herausgabe von dessen »Sämtlichen Wn (Stuttg. 1855; 2. Aufl., 1874), welcher A. meisterhaft gearbeitete Biographie und Ekriftist Lenaus beigab, trat A. erst wieder »Robin Hood« (Stuttg. 1864) hervor, einem laderklus, in welchem er die engl. Ballade über jenen Nationalhelden einer treislichen Ertung unterworfen hat. Nach seinem Tode erschi

zu in Jena. Eine biographische Nachlese: (Selbst u. seine „Gesammelten Werke“, herausg. v. L. K. Kuntz (5 Bde., Berl. 1877), dazu ein Nachtrag v. von Rabich: „Anastasiuß von Schöndorf und Bergbüchel aus dessen Leben und Tode“ (Jena 1879); vgl. dessen: „Anastasiuß von Schöndorf und Bergbüchel. Geschichtskritik zum 70jährigen Jubiläum des Fürsten“ (Erlangen 1876); Schöndorf, Baron Graf von A. Sein Leben und Tode (Jena 2. Aufl., Frankfurt 1872).

Kuersperg (Karl Wilh., Fürst), österr. Staatsmann, geb. 1. Jan 1814, wurde noch vor Vollendung des 14. Jahr nach dem Tod seines Vaters das Jura her. Ende des Hauses A. Ausschließung in wissenschaftlichen und literarischen Studien betätigt, ließ er sich von allen öffentlichen Angelegenheiten fern, bis die Februarverfassung von 1848 die konstitutionelle Ära eröffnete. Als erstes Mitglied und Präsident des Herrenhauses zog sich A. gegenüber der reaktionären und monarchischen Partei als ein energischer und energischer Bekämpfer der liberalen Verfassungsbewegung der österr. Staatseinheit. Namentlich im Jahr 1861 in ihm seine feudalen Standesinteressen mit dem böhm. Großgrundbesitz auf dem Landtage einen gefährlichen Gegner.

Als Reichstagspräsident von Böhmen, Graf Zaprund, in Österreichische mit dem Ministerium des Reichspräsidenten des Reichsrats in Wien, ließ A. nicht seinen liberalen Kollegen im Reich für den böhm. Landtag nieder, und nahm in letzterem erst nach der Wahl zum Ministerium des Reichs (7. Febr. 1867) Theil an. Als Präsident des Herrenhauses leitete er die Auslegungspolitik des Grafen Zaprund und im März 1868 als Präsident an die Spitze des Reichsministeriums (Berger, Brecht, v. Schöndorf u. f. m.). In dieser Stellung betätigte er die liberalistischen Tendenzen des Reichs, und ließ er seine Hand mit den Führern der liberalen Partei zu unterhandeln begann, zog sich A. aus der Politik zurück und nahm im Sept. 1868 Theil an der Reichstagswahl, ohne jedoch aufzuhören, seinen Einfluss in verfassungstreuen Sinne geltend zu machen. Der Vermählung des Ministeriums von Reichstagsminister Partei auf dem böhm. Landtag durch Böhmen zu reduzieren, trat er im ganzen Gewicht seiner Überzeugungen ein, welche Befürwortung entgegen. Seit dem Reichstagsminister Hohenwart-Schäfte (30. Okt. 1871), welches in A. gleichfalls einen prinzipiellen Gegner hatte, fand die in volkswirtschaftlicher Beziehung reformatorische Politik des Reichs (Adolf) Kuersperg in ihm seine energische Unterstützung. Von 1871–79 fungierte er als Präsident des Herrenhauses. In der Reichstagswahl 1879–80 beteiligte sich A. lebhaft an der Wahl zum Reichstagsminister und bekämpfte die Reichstagsminister, die durch Zugeständnisse zu gewinnen suchte, als die Reichstagsminister. A. befehlte noch das Amt des Reichstagsministers von Böhmen und Vorsitz des böhm. Landesausschusses.

Kuersperg (Adolf Wilh., Daniel, Fürst), österr. Staatsmann, Bruder des vorigen, geb. 21. Juli 1814, wurde durch die Rechte, trat aber 1841 in die liberalistische Partei, welche er 1860 als Dragonerregiment in die Reichstagsminister des Großgrundbesitzers des böhm. Landtag gewählt, wurde

A. bald darauf zum Oberlandmarschall von Böhmen, 1868 zum Wirkl. Geheimrath und lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses ernannt. Drei Jahre lang leitete er als Präsident die Beratungen des böhm. Landtags und die Geschäfte des Landesausschusses. Während der Ausgleichsperiode hielt er fest zur Verfassungspartei und gab dieser Befürwortung in Prag wie auch als Landespräsident von Salzburg (vom 15. März 1870 bis zum 25. Nov. 1871) energischen Ausdruck. Nach dem Sturz des Ministeriums Hohenwart (30. Okt. 1871) und nach kurzer Dauer des provisorischen Ministeriums Holzgethan wurde A. mit der Bildung eines verfassungstreuen Ministeriums beauftragt. Am 25. Nov. 1871 trat A. an die Spitze des österreichischen Ministeriums, als dessen eigentliche Seele Baron Jaffier galt. Nachdem die Verfassung reaktiviert war, berief das Ministerium Kuersperg den Reichsrath und führte die lange ersehnte Wahlreform durch, auf deren Grundlage zum ersten Male ein direkt gewähltes österr. Parlament im Dez. 1873 zusammentrat, welches an die Stelle des aufgehobenen Konföderats konstitutionelle Reformgesetze beschloß. Außerdem wurden bedeutende Justizreformen eingeführt (Verwaltungsgerichtshof) und die widerstrebenden reichseindlichen Parteien, mit Ausnahme der Czechen in Böhmen, zum Eintritt in das Centralparlament veranlaßt. Am 6. Okt. 1878 erhielt A. die mehrfach erbetene Dimission als Ministerpräsident, führte jedoch provisorisch die Geschäfte weiter, bis 16. Febr. 1879 Stremaier sein Nachfolger und A. zum Präsidenten des obersten Rechnungshofs ernannt wurde.

Kuersstädt, auch Kuersstede, Dorf bei Odersberg im preuss. Regierungsbezirk Merseburg, geschichtlich merkwürdig durch die Schlacht vom 14. Okt. 1806, welche gleichzeitig mit der von Jena geschlagen wurde. Man spricht daher oft von der Doppelschlacht von Jena und A., obgleich beide nur strategisch, nicht unmittelbar taktisch in Verbindung standen. Als der Oberfeldherr der sächs.-preuss. Armee, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, nicht mehr daran zweifeln konnte, daß Napoleon I. längs der Saale den linken Flügel seiner gegen den Thüringerwald genommenen Aufstellung umgangen hatte, beschloß er, links abzumarschieren, die Saale weiter abwärts zu überschreiten und jenseits dem Feinde entgegenzugehen. Fürst Hohenlohe sollte diesen Flankenmarsch in seiner Stellung bei Jena decken. Dieser wurde aber 14. Okt. von Napoleon selbst angegriffen und geschlagen (s. Jena), während die Hauptarmee, die versäumt hatte, rechtzeitig den Paß von Kösen an der Saale zu besetzen, im Vormarsch von A. schon diesseit des Flusses bei Hasenhausen im Nebel auf das napoleonische Korps stieß, von welchem eine Division schon übergegangen war. Die Schlacht begann mit einer unglücklichen Attacke der preuss. Kavallerie; dann folgte ein hartnäckiger Kampf bei Hasenhausen. Da aber die drei preuss. Divisionen hintereinander marschirten und nur sehr allmählich in das Gefecht kamen, so erhielten die Franzosen Zeit, sich zu verstärken, und der mörderische Kampf kam zum Stehen. Da fiel der Herzog, durch beide Augen geschossen, und nun hörte alle Leitung auf. Der König griff zwar persönlich ein, aber die Kavallerie hatte sich, trotz einzelner glänzender Attacken, zersplittert und fehlte im entscheidenden Moment, der linke Flügel war mit Umgehung bedroht, gegen den rechten wendete sich eine sächs. franz. Division. Noch hätte die Schlacht

durch die unberührte stärkere Reserve gewonnen werden können; doch entschied man sich für den Rückzug, um am folgenden Tage in Verbindung mit Hohenlohe den Kampf zu erneuern. Die Niederlage des letztern zog aber auch die bei A. geschlagene Armee in das allgemeine Verderben hinein.

Auerstädt, Herzog von, f. Davoust.

Auerwald (Hans Jak. von), Landhofmeister des Königreichs Preußen, geb. in Ostpreußen 25. Juli 1757, trat 1770 in die Armee, beteiligte sich an dem Bayrischen Erbfolgekriege, nahm 1783 den Abschied und wurde, nachdem er eine Zeitlang als landrätlicher Assistent fungiert hatte, zur westpreuss. Landchaft berufen und nachher zum Landchafts-director des marienburgerischen Departements ernannt. Durch seine Gewissenhaftigkeit und rastlose Thätigkeit insbesondere auf dem Gebiete der Organisation des landchaftlichen Kredit-systems, mit welcher er 1788 als Geheimrat beauftragt worden war, stieg er fortwährend im Vertrauen des Königs, wurde 1797 zum Präsidenten der westpreuss. Kammer befördert und 1802 als Präsident der ostpreuss. und litauischen Kammer nach Königsberg versetzt; 1806 erfolgte seine Ernennung zum Wirkl. Geh. Oberfinanz-, Kriegs- und Domänenrat und Kurator der Universität Königsberg, 1808 zum General-Landchaftspräsidenten und zum Geh. Staatsrat und Oberpräsidenten von Ostpreußen, Westpreußen und Litauen. Bei der Aufhebung der Oberpräsidentenstellen 1810 wurde A. das Präsidium der ostpreuss. Regierung wieder übertragen, wozu er 1811 die Würde eines Landhofmeisters des Königreichs Preußen erhielt. Treue und Anhänglichkeit an den Thron, reine Vaterlandsliebe und rastlose Thätigkeit für das Gemeinwohl des Landes zeichneten ihn in seiner ganzen Wirkungszeit aus. Um die Universität Königsberg hat sich A. während seiner Amtsführung als Kurator derselben (1806—18) durch Vernehmung des Lehrpersonals, Gründung neuer Institute u. s. w. große Verdienste erworben. Nachdem er wegen geschwächter Gesundheit 1824 die erbetene Entlassung aus dem Staatsdienste erhalten hatte, zog er sich auf sein Gut Faulen zurück, wo er 3. April 1833 starb. Vgl. Voigt, »Beiträge zur Geschichte der Familie von A.« (Königsb. 1824).

Auerwald (Hans Adolf Erdmann von), preuss. Generalmajor, ältester Sohn des vorigen, wurde 19. Okt. 1792 auf dem Gute Faulen bei Rosenberg in Preußen geboren und studierte seit 1810 die Staatswissenschaften zu Königsberg. Beim Marsche des Jürlischen Korps durch Königsberg schloß er sich diesem im Jan. 1813 an, trat in das 2. westpreuss. Dragonerregiment und kämpfte bereits als Offizier in den Schlachten von Großbeeren, Dennewitz und Leipzig sowie in dem Feldzuge in Holland unter Bülow. Nach der Schlacht von Waterloo wurde er zum Adjutanten Bülows ernannt und trat 1817 in den Generalstab, wo er bis 1840 verblieb. A. wurde 1841 zum Obersten des litauischen Dragonerregiments, 1846 zum Brigadecommandeur in Reife ernannt und 1848 nach Breslau versetzt. Bei den Wahlen zum Deutschen Parlament 1848 wurde er in Litauen und in Westpreußen zum Abgeordneten, in Reife zum Stellvertreter gewählt. In der Deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt, wo er zur Rechten gehörte, galt seine Hauptthätigkeit den militärischen Angelegenheiten. Von ihm stammte der Entwurf zu einem Gesetze über die deutsche Wehrverfassung, welcher den Beratungen des Par-

lamentes zu Grunde gelegt ward. Als 18. 1848, infolge der Annahme des Wahlm. H. stillstandes durch die Nationalversammlung, fuhr der Schlußplaz eines Straßenkampfes ritt A. in Begleitung des Abgeordneten J. Felix Wichnowski (s. d.) nach dem vor der Sitzgelegenen Landhause des Reichsvermeiers. An Wege begegneten sie einer Schar Aufständel welche Wichnowski, der wegen seines Verhaltes Abgeordneter unbeliebt war, erkannten, und wie auch seinen Begleiter verfolgten. A. fu in ein Haus, wurde aber von den Wüthen bedt, herausgeschleppt und unter Mißhandl erschossen. A. hatte kurz zuvor seine Frau, ei borene von Barbeleben, durch den Tod verlor hinterließ vier Söhne und eine Tochter.

Auerwald (Hud. von), preuss. Staatsmi Bruder des vorigen, geb. 1. Sept. 1795, 1807—10 mit dem Prinzen Wilhelm, nachm. Deutschen Kaiser erzogen, und bezog 1811 die versität Königsberg, trat jedoch ein Jahr spi den Militärdienst bei dem 1. schwarzen Husare ment. Mit diesem wohnte er 1812 im Jm Korps dem Feldzuge nach Rußland bei. Zum jier befördert, zog er 1813 mit dem Regme den Krieg gegen Frankreich, an welchem er in Parijer Frieden teilnahm. Nachdem er 1816 6. Ulanenregiment, später als Brigadenbefehl Münster versetzt worden, erhielt er 1820 des Rittmeisters. In demselben Jahre versetzt Militärdienst, zog sich auf seine Güter in Ostpre und wurde von dem Kreise Heiligenbe Landrat, später zum General-Landchaftsprä Ostpreußen gewählt. Während des poln. A tionakriegs von 1831 kommissarisch zur Verwa des Grenzregiments Memel entliegend, wozu e übertritt des Gieselschischen Korps mit hema und doch zugleich mit Wahrung der preuss. In sen zu leiten. Die Stadt Königsberg wühlte Johann zum Oberbürgermeister, nachdem er sein Amt als Landrat niedergelegt hatte. Seit wohnte er den Landtagen der Provinz Preuss Abgeordneter und Stellvertreter des Landtag schalls bei und 1842 wurde er zum Mitglie Vereinigten ständischen Ausschusses in Berl gewählt. In demselben Jahre erhielt er seine nung zum Regierungspräsidenten in Trier, in der Stellung er bis zur Märzrevolution von verblieb. Ende März erfolgte seine Bestim als Oberpräsident der Provinz Preußen, und Juni 1848, nach Camphausers Abgang, trat die Spitze des neugebildeten Ministeriums (Schmann-Hüßwetter-Schredensheim), in welchem die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten nahm. Gleichzeitig ward er in Frankfurt a. O. Abgeordneter in die Preussische Nationalversamlung gewählt. Infolge der Annahme des 6. sichen Antrags wegen eines Erlasses an die A dimissionierte er mit den übrigen Mitgliedn Kabinetts im September, behielt jedoch seinen in der Versammlung bei, wo er mit der A stimmte. Nach Auflösung der Nationalversamlung lehrte er zur Verwaltung des Oberpräsid nach Königsberg zurück. Im 3. 1849 zum glie der Ersten preuss. Kammer gewählt, leit in der Session von 1849 und 1850 deren Berathungen als Präsident, ebenso im Frühjahr 1850 Verhandlungen des Staatsanwaltes in Erfurt. Juni 1850 wurde ihm das Oberpräsidium

Minister getragen, doch mußte er schon im Juli 1861 von Kleist-Schadowitz weichen. Er übernahm eine ähnliche Stellung, bis er 6. Nov. 1861 nach dem Frey-Regenten zum Minister ohne Portefeuille in Kabinetum der „neuen Union“ ernannt wurde. In Durchführung der Armee-Organisation, wie A., ohne der Zustimmung des Abgeordnetenhauses sich zu sein, mit übernommen hat, liegt ihm. Die Neuwahlen des J. 1861 brachten die Fortschrittspartei die Majorität im Abgeordnetenhaus und die Annahme des Hagen-Plans auf größere Spezialisierung des Militärs hin in März 1862 den Rücktritt des Ministerpräsidenten Schwerin-Kuerswald zur Folge. Nach dem Oberburggrafen von Marienburg wurde, kurz aber ohne weitem polit. Einfluß, bis 15. Jan. 1866 in Berlin.

Kuerswald (Hfr. von), preuß. Staatsminister, geb. 24. 11. 1797 zu Marienwerder, jüngster Bruder des Königs. Lebte seit 1803 in Königsberg und wurde 1815 die dortige Universität, welche noch schon wenige Tage später, als sie wieder ausgebrochenen Kriegs als Preussens in ein preuß. Dragonerregiment eintrat. Nach Beendigung des Kriegs setzte er seine Studien in Königsberg fort und wirkte bei Begründung der Universität mit. A. trat 1819 in den diplomatischen Dienst, verließ denselben aber 1824, um sich der Verwaltung seiner Güter zu widmen, und war 1830–41 Direktor des Kreisess Rosenbergs. Polit. Thematik begann er erst auf der Preussischen Provinzial-Schlesienversammlung zu entwickeln, der er seit 1835 angehörte, und wo er 1840 den Antrag auf Einführung der seit 1815 verprochenen Reichs-Steuer brachte, 1842 wurde er zum Mitgliede der nachherigen Provinzialständischen Ausschüsse, wurde 1844 zum Mitgliede der evang. General-Synode gewählt. In letzterer trat er entschieden gegen die Anwendung der Bekenntnisschriften bei Überzeugung der Geistlichen auf und verlangte eine gleiche Vertretung der Kirche. A. wurde 1847 zum Direktor der General-Landschaft von Ostpreußen ernannt. Fortwährend wirkte er auf dem Vereinigten Landtage von 1847 in konstitutionellem Sinne. Die Resolution von 1848 brachte den gewöhnlichen Systemwechsel, ging aber weiter, als A. es wollte, aus deren Reihen der König die neuen Wahlen, es wünschten. A. trat in den 20. März von Camphausen gebildete Kabinetsrat, zugleich gleichzeitig mit Camphausen, Kruse und Schwerin infolge verschiedener, dem Ministerium verschiedener Abstimmungen der Nationalversammlung 14. Juni 1848 zurück und nahm von da an seinen Platz als Mitgliede der Versammlung in nahem Centrum. Er stimmte beharrlich gegen die demokratische Majorität und verließ 9. Okt. mit den übrigen Mitgliedern der Rechten den Nationalversammlung, als, trotz der königl. Verhandlungen, die Majorität die Sitzungen nicht unterbrechen wollte. Seit 1849 gehörte A. der Zweiten Kammer als Abgeordneter an, in welcher er, nach dem Tode von 1849 zum ersten Vizepräsidenten gewählt wurde. In der auf Grund des veränderten Wahlgesetzes im Aug. 1849 zusammengetretenen Zweiten Kammer, wo das demokratische Element stark fehlte, stimmte A. mit der konstitutionellen Linken und unterstützte die von Radowitz geleitete Unionspolitik. Nach dem Rücktritt des Radowitz bekämpfte er entschieden die Po-

litik Radowitzs. Auch später wurde A. noch mehrmals in das Abgeordnetenhaus gewählt, ohne jedoch wieder eine einflussreiche Rolle zu spielen. Er starb 3. Juli 1870 zu Berlin.

Aufbauen heißt eine Manipulation in den Feuerungen der Dampfschiffstempel, durch welche die Feuer in einen Zustand versetzt werden, daß sich nur sehr geringer Dampf entwickelt. Man bänkt die Feuer aus, um Kohlen zu sparen, wenn man die Maschine augenblicklich nicht gebraucht, aber sie in kurzer Zeit fertig haben will. Durch Ausschütten von Kohlen wird dann so schnell Dampf erzeugt, daß das Schiff in 10–15 Minuten vorwärts gehen kann.

Aufbau nennt man im allgemeinen die Anordnung und Ausführung des über dem Grunde sich erhebenden Teils eines Gebäudes, dem sodann der Ausbau (des Innern) folgt. Im besondern versteht man unter Aufbauen einzelne höher geführte, namentlich über das Hauptgerüst sich erhebende Gebäudeteile, die in das Hauptdach einschneiden oder dasselbe überragen.

Aufbäumen (fr. plier, enrouler, engl. beam- ing, taking-up), in der Weberei das Aufwickeln der gescherten und geschlichteten Kette auf den Kettenbaum des Webstuhls, welche Arbeit in manchen Fällen mit Hilfe einer besondern Vorrichtung (Aufbäumemaschine) ausgeführt wird; bei der Appretur der leinenen Gewebe das Aufrollen des in halber Breite zusammengelegten Gewebes auf die Walzen der Mangle, um eine stärkere Moirierung hervorzubringen. (Vgl. Appretur und Weberei.)

Aufbereitung heißt die Vorarbeit, welche mit bergmännisch gewonnenen Erzen vorgenommen wird, die nicht so rein (d. h. gediegen, wie z. B. Eisenerze) gefunden werden, daß sie direkt verhüttet werden könnten, und deren Nebenbestandteile vor der Zugutemachung, als dieselbe hindernd, so vollständig als möglich beseitigt werden müssen. Diese auf mechan. Wege ausgeführte Trennung der wertvollen Erzteile von den nutzlosen Nebenbestandteilen (Gangarten) ist somit eine Konzentrationsarbeit, welche entweder ohne oder mit Zuhilfenahme von Wasser vorgenommen wird, daher trockene oder nasse A. Die trockene A. beginnt bereits in der Grube, wo zunächst die ganz tauben Massen, Berge, von den haltigen, erzhaltigen Massen geschieden und letztere wieder, soweit dies bei mangelhafter Beleuchtung möglich ist, sortiert werden in Derby, Mittlererze, Pochgänge, je nachdem die einzelnen Stöße (Stufen, Wände) das Erz grob, mittel, oder fein eingesprengt enthalten. Über Tage wird die Trennung durch Ausschlagen und Scheiden weiter fortgeführt, indem Arbeiter mit mehr oder weniger schweren Hämmern (Ausschlag-, Scheidestäuseln) die großen Wände soweit als nötig zer schlagen und die einzelnen Stöße auf das sorgfältigste in die oben erwähnten drei Erzklassen sortieren, nebenbei auch verwertbare Gangarten für sich halten. Die beim Ausschlagen und Scheiden gewonnenen berben Erze, deren Reinheit eine weitere A. unnötig macht, werden dem Hüttenmann entweder in Stößen (Stufen) oder in gepulvertem Zustande übergeben. Das Zerklainern der Derbyerze wird auf Wals, Quetsch-, oder Trodenpochwerken (s. Tafel: Metallurgie I. Fig. 2) vorgenommen.

Mittel- und Derbyerze kommen zur nassen A., bei welcher mittels Maschinen und Wasser eine

Sonderung des Erzes von der Gangart vollzogen wird. Die betreffenden Erze werden zunächst zerkleinert, entweder auf Bälz- oder Quetsch-, oder in Rasppochwerken. Derb eingesprenzte Erze werden gewalzt oder zerquetscht; das zerkleinerte Gut wird sodann auf Plan- oder Trommelsieben nach der Korngröße sortiert, die GröÙe durch Handarbeit (Klauben) möglichst rein in Taubes und Haltiges geschieden, das feine aber auf Sehsieben (Zaf. I, Fig. 3) gewaschen. Letztere sind Siebe, die durch Maschinen oder Menschenkraft in Wasser auf- und niederbewegt werden, wobei durch den Stoß des Wassers das auf dem Siebe liegende Gemenge von Gangart und Erz gehoben wird und die einzelnen Teile sich nach dem spezifischen Gewicht sondern. Das spezifisch schwerere Erz setzt sich auf den Boden, die spezifisch leichtere Gangart obenauf, sodaß sie abgehoben und so vom Erz getrennt werden kann. Fein eingesprenzte Erze, ferner alle die Produkte von der Sieb- und Separarbeit, welche durch diese nicht weiter verarbeitet werden können, werden in Rasppochwerken gepocht. Rasppochwerke, den Trockenpochwerken sehr ähnlich konstruiert, unterscheiden sich von diesen dadurch, daß der Pochtrog, worin die Pochstempel aufschlagen, voll Wasser steht und durch fortwährenden Zufluß von reinem Wasser das klargepochte Erz fortgeführt wird. Das Wasser mit den feingepochten Erzteilen (Pochtrübe) fließt in die sog. Mehlführung, die entweder aus langen, durch Scheidewände abgetheilten Gräben oder nebeneinander liegenden trichterförmigen Kästen (Spillkastenapparate) besteht, in welchen sich nach der Schwere und Korngröße Erz- und Gangarteilechen absetzen, und zwar am Anfang bei schnelllaufendem Wasser die schwersten und größten und schließlich bei fast ruhig stehendem Wasser die leichtesten und feinsten. Das Verwaschen der Schlämme aus der Mehlführung, d. h. das Sondern der Erzteile von der fortzuschaffenden Gangart, erfolgt auf Herden, die entweder beweglich oder feststehend sein können. Zu diesem Zwecke werden die Schlämme aus der Mehlführung genommen und mit Wasser zusammengeführt in Kästen oberhalb der Herde gebracht. Unter Zufluß von frischem Wasser läuft dieses mit dem Schlamm über die Herdfläche, indem eine besondere Vorrichtung, Teiltastel, oben am Herde für gleiche Ausbreitung von Wasser und Trübe sorgt. Die schweren Erzteile legen sich oben an (Stirn des Herdes), die leichteren teils weiter unten, teils werden sie ganz mit fortgewaschen. Die Ablagerung der Erzteile wird bei den beweglichen Herden teils durch Drehung (Drehherd), teils durch Stoß, Stoßherd (Zaf. I, Fig. 1) unterstützt, auf welchem letztem man namentlich grobkörnige »röÙe« Schlämme verwascht. Bei festliegenden Herden, auf denen besonders feine Schlämme konzentriert werden, wird oft durch Mehren mit Rutenbesen ein reineres Waschen der Erzschlämme erzielt. Das Verwaschen wird so oft wiederholt, bis die nötige Konzentration erreicht worden ist, und so lange als nicht der bei der nassen A. unvermeidlich hohe Verlust an Erz eine weitere Reinigung unmöglich macht. Durch genaues Studium der A., namentlich Verbesse rung der Hilfsmaschinen, hat man in neuerer Zeit bedeutende Fortschritte gemacht, sodaß man auch sehr arme Erze noch mit Gewinn aufbereiten und somit schmelzwürdig machen kann. Vgl. Vittinger, »Lehrbuch der Aufbereitungskunde« (Berl. 1867, Nachträge 1871 u. 1873); derselbe, »Taschen-

buch der Aufbereitungskunde« (Berl. 1867, trag 1870); Wälschmann, »Die Aufbere (2 Bde., Lpz. 1860—72). Über A. von Stein s. Steinkohlen.

Aufbewahren der Nahrungsmittel. f. servierung der Nahrungsmittel.

Aufbringen der Stangen und Raan heißt, sie vom Deck eines Schiffs an die L der Bemastung bringen und sie dort befestigen hin sie gehören. Handelschiffe werden aufge wenn ein Kriegsschiff sie fortnimmt.

Aufnehmung oder Dünung. f. Hohe

Aufenthaltsarten heißen Beiseimm welche früher die Polizeibehörden in Deu den an dem betreffenden Orte vorübergeh aufhaltenden Fremden zum Nachweise der erteilten Aufenthaltserlaubnis ausstellten. wurde gewöhnlich nur auf eine bestimmte gegen Innebehaltung der Legitimation (Heimatscheine, Pässe, Führungszugnisse u. des betreffenden Fremden gegeben. Durch G. Befehles über das Bakwesen vom 12. Okt. 1 das Institut der A., das auch sonst nur w einzelt in Europa existiert, ausdrücklich f Deutschland aufgehoben worden; an Stelle werden seitdem zur Kontrolle über die gabe folgte Anmeldung des Fremden nur Im scheine (f. d.) ausgestellt.

Auferstehung (der Toten, des Leibes des Fleisches) bezeichnet die Wiederbeleb toten Menscheleibes und (nach der Rech von Leib und Seele als zwei verschiedener stangen) die Wiedervereinigung der untet Seele mit ihm. Im heidnischen Altertum der Auferstehungsglaube nur sehr vereinzelt. Die griech. Volksreligion wußte nur von freudlosen, traumartigen Aufenthalt der schiedenen Seelen im Schattenreiche, aus we nur Halbgötter und Heroen in die Oberw rückkehrten. Doch war nach der Volksop das Schicksal der Toten von ihrem Leben an den bedingt, und mit dem Glauben an ein irdisches Totengericht verknüpfte sich die G tung, daß die Völen im Tartaros ewige O erdulden würden, während den auserwählten lingen der Götter in den irdischen Seelen immerwährendes seliges Dasein bevorstehe. Hoffnung auf Unsterblichkeit der Seele wunt Philosophen wie Plato auf ihre Übernäh und Einfachheit gegründet, in den sog. Wöl symbolisch dargestellt. Bei den Ägyptern un dern findet sich der Glaube an eine Seelen rung, eine ausgebildete Auferstehungslehre gen nur im Platonismus, nach welchem in Erscheinung des Sokrates als Gestorbener Ormuzds Macht wieder auferstehen. Die m ten Körperteile werden jurädgegeben von de menten, die Gebeine von der Erde, das H Wasser, das Haar von der Pflanze, das vom Feuer. Das Weltgericht und die B nigung wird unmittelbar folgen. Dem A Judentume ist der Glaube an die A. der noch fremd. In den vor dem Erße gelsch Schriften des Alten Testaments herrscht w die dem griech. Volksglauben nahe vermanba stellung vom Schol, dem freudlosen Toten aus welchem keiner jurädkehrt. Eine 9 Psalmstellen, die man für die gegenstellige nung angeführt hat (Ps. 16, 10; 17, 15; 4

10. v. A. u. ist eben so wenig wie Hiob 19, 25–27 mit der Auferstehung zu beziehen. Die Belebung im Leutgebirge findet sich zuerst nach dem Tode des H. Staats als ein Sinnbild der Auferstehung im messianischen Volks. So natürlich ist Hiob Kap. 37; vgl. Jes. 25, 8; 26, 19. Es mag sich hieraus allmählich sich die Vorstellung entwickelt, daß auch die abgechiedenen Seelen in ihren zurückkehren sollten, um Anteil zu nehmen an der neuen Herrlichkeit ihres Volks, als ob die Auferstehungs- (Sohnen) unter pers. Einflüssen auch im Judentum eine Rolle gespielt hat. Jedenfalls ist in der Bibel (12, 1) die Hoffnung auf Wiederbelebung im Jenseits und der Gottlosen in der nächsten Zeit ausgesprochen; doch scheint es sich in der Folgezeit nicht zur herrschenden Vorstellung geworden zu sein. Auch Stellen wie Mat. 11, 1; 16, 18 beweisen nur den Glauben des H. in der Auferstehung der Toten (Kap. 7) gegen die jüdischen Partei an, deren spätere Entwicklung, die Pharisäer, diesen Glauben zur Voraussetzung machten, wogegen die Sadduceer auch in dem Glauben die ältere Volksmeinung, welche diese Lehre nicht kannte, gegen die pharisäischen Neuerungen nicht erhielten.

Im jüdischen Volksglauben ist die Hoffnung auf Leben erst im Christentum geworden. Jesus hat sich mit der Lehre vom Himmlischen Reich nicht nur ein ewiges Leben aller zur Teilnahme an diesem Reiche Berufenen, sondern wesentlich auch mit der Darstellung unserer Evangelien verbunden, daß eine A. der Toten, in Verbindung mit einer neuen herrlichen Wiederkunft, und ein neues Leben über die Toten, bei welchem die Guten zur Seligkeit des messianischen Reiches gelangen werden, während den Bösen das ewige Feuer bleibe. Die symbolischen Bilder seiner Wiederkunft wurden von den ältesten Christen lebhaft verstanden und zum Teil noch mannigfaltig erweitert. Für die älteste Christengemeinde war die A. Jesu die göttliche Legitimation seiner Herrschaft und die sicherste Bürgschaft der bestimmten Auferstehung aller entschlafenen Gläubigen aus den Toten. Als Zeitpunkt der A. der Toten galt die Wiederkunft Christi zur Begründung seines Reichs auf Erden, welche Paulus 1. Kor. 15, 22 ff. und namentlich die Offenbarung des Johannes noch von der sog. zweiten A. beim Wiederkommen, die sich auf alle Menschen erstrecken soll, unterscheidet. Doch scheint Paulus anderwärts wieder nur eine A. der Gläubigen zu lehren, wenn er 1. Kor. 15, 23 ff. die Konsequenz seiner Annahme, daß die Gläubigen in Kraft des ihnen schon vorhandenen geistigen Geistes (des Pneuma) geistige Leiber erhalten sollen, während die „Leber und Blut“ des Reiches Gottes nicht erben können. Er stellt sich daher den Auferstehungsleib als einen himmlischen Leiber vor, welcher bei der Wiederkunft auf dem Wege einer wunderbaren Umwandlung des irdischen Fleischesleibes hergestellt, bei den bereits Verstorbenen aber aus dem Leibe und dem Grab gelegten Leibes gebildet werden soll (1. Kor. 15, 25 ff.; 2. Kor. 5, 1 ff.). Abstrahiert man die ältesten Christen die Wiederkunft in der Weise, daß sie dieselbe noch selbst

zu erleben hofften. Die A. der Toten wird im Neuen Testament nirgends auf „Vermunftgründe“ gestützt, sondern einfach als eine Folge des Glaubens an Christum und der dadurch begründeten unausslöschlichen Lebensgemeinschaft mit ihm, dem Fürsten des Lebens, betrachtet.

Schon in der Apostelzeit stieß diese Lehre in griechisch gebildeten Kreisen auf Widerspruch; daher ließen es sich nach den Andeutungen, welche schon Paulus gegeben, die Kirchenlehrer angelegen sein, dieselbe durch eine Reihe von Beweisen zu stützen. Nicht der A. Jesu selbst worden die von ihm und den Aposteln vollbrachten Totenerweckungen wie auch entsprechende Vorgänge im Leben der Natur, die notwendige Zusammengehörigkeit des Leibes mit der Seele, endlich die Gerechtigkeit, Güte und Allmacht Gottes als Beweismittel benützt. In der Folgezeit ließen sich eine idealistische und eine realistische Ansicht unterscheiden. Während die Gnostiker die Körperauferstehung vermöge ihrer Heringschätzung alles Materiellen leugnen mußten und nur eine Unsterblichkeit der „pneumatischen“ Seelen lehrten, vertraten die meisten Kirchenlehrer des Altertums die mehr oder minder sinnlich ausgestattete Vorstellung, daß der Auferstehungsleib derselbe sein werde wie der ins Grab gesunkene. Dagegen neigte sich die Alexandrinische Schule zu einer geistigern Auffassung, und namentlich Origenes lehrte im Anschlusse an Paulus sowohl wie an Ideen der Platonischen Schule, daß in der A. der nach dem Sündenfalle mit dem gröbsten materiellen Überbleibende „pneumatische“ Leib, von seiner irdischen Hülle befreit, zur vollkommenen Entfaltung komme. Indessen wurde diese „Origenistische“ Ansicht im 6. Jahrh. als ketzerisch verdammt, und trotz des durchs ganze Mittelalter sich hindurchziehenden Widerspruchs spiritualisierter Schulen und pantheistischer Philosophen hielt die Kirche an der Vorstellung fest, daß die verweinten Gliedmaßen am Auferstehungstage bis auf Haut, Haare und Nägel sich wieder zusammenfinden würden.

Erst in neuerer Zeit ist der auch von der Reformation unerschütterlich aufrecht erhaltene Auferstehungsglaube von der theol. Wissenschaft ernstlich angefochten worden. Der Rationalismus, welcher vermöge des ihm eigenen Dualismus zwischen Geist und Leib, die „Unsterblichkeit der Seele“ als einen Hauptartikel seines Katechismus festhielt, hat doch die leibliche A. verworfen und bald für bloße Accommodation an jüd. Vorstellungen, bald für eine symbolische Darstellung der Unsterblichkeit erklärt. Indessen wurde der ältere dualistische Standpunkt, welchem die Seele als eine vom Körper freistehende verschiedene Substanz galt, deren Einfachheit ihre Unzerstörbarkeit in sich schloß, von der neuern philol. Spekulation immer stärker bedroht und bald auch von der Naturforschung immer entschiedener für unhaltbar erklärt. Dabei hat die neuere spekulative Philosophie (Schlegelmacher und die konsequenzen Anhänger der Hegelschen Schule) mit der A. der Leiber zugleich auch die persönliche Fortdauer der Individuen überhaupt aufgegeben, und Strauß bezeichnet sogar den Glauben an ein Jenseits als den letzten Feind, den die Wissenschaft zu überwinden habe. Andererseits hat es auch in neuerer und neuester Zeit nicht an Versuchen gefehlt, die individuelle Fortdauer zwar nicht als fertigen und angeborenen Besitz, sondern als ein durch sittliche Entwicklung

der Persönlichkeit anzuweihnendes Gut zu betrachten, daher man im Anschlusse an die Andeutungen des Paulus und die Origenistische Lehre, von einer pneumatistischen Leiblichkeit sprach, welche, allmählich durch die fortschreitende Ausbildung des geistigen Lebens aus dem grobmateriellen Körper ausgeschieden, der «Seele» bleibend als Organ ihrer Empfänglichkeit und Thätigkeit diene, und auch nach der Zerstörung des sichtbaren Leibes ein persönliches Leben und geistige Gemeinschaft ermögliche (so F. H. Fichte, Weiße, Richard Rothe u. a.). Der moderne Pietismus hat sich mit Vorliebe auf die «Lehre von den letzten Dingen» und «von der himmlischen Leiblichkeit» geworfen. Daß der Materialismus die individuelle Fortdauer bestreiten muß, liegt auf der Hand. Umgekehrt wird sich jedoch der fromme Glaube der Christen, auch wenn er auf die A. der Leiber verzichtet, doch schwer mit einer Lehre befreundet, welche mit der persönlichen Fortwirlsamkeit Christi auch den Glauben an eine unauf löbliche Lebensgemeinschaft des Erlösers mit den Seinigen aufhebt, und auch schon dem religiösen Gottesglauben überhaupt liegt es nahe, in der Lebensgemeinschaft des Frommen mit Gott ein Gut von unbedingtem und eben darum unzerstörbarem Werte zu sehen. Dennoch wird eine unbefangene Betrachtung mit Schleiermacher zugeben müssen, daß, wie es eine unfrome Weise gibt, an die Fortdauer nach dem Tode zu glauben, es auch eine fromme Weise geben kann, auf sie zu verzichten, und jedenfalls ist der geistige Gehalt des Glaubens an ein «ewiges Leben» durch die bloße Erwartung einer entloften persönlichen Fortwirlsamkeit durchaus nicht erschöpft. Auf rein philos. Wege wird sich die Streitfrage schwerlich jemals ausmachen lassen; wenigstens schlagen die philos. Gründe gegen die persönliche Fortdauer ebenso wenig durch, als die vormalis mit Vorliebe gepflegten «Beweise» für sie. Daß zur persönlichen Fortdauer die Identität des persönlichen Selbstbewußtseins gehört, diese aber mit der Aufhebung der organischen Bedingungen des menschlichen Geisteslebens für unser Denken unvollziehbar ist, wird zugestehen sein, ohne daß jedoch damit schon die ganze Frage erledigt wäre.

Die Auferstehung Jesu ist eine Frage, welche für den christl. Glauben mit der Frage nach unserer persönlichen Fortdauer untrennlich zusammenhängt. Die älteste Gemeinde verstand darunter unweifelhaft die Wiederbelebung seines am Kreuze gestorbenen Leibes und dessen Hervorgehen aus dem Grabe als die Haupt- und Grundthatfache des ganzen christl. Glaubens. Ebenso fest steht die Thatfache wiederholter Erscheinungen des Seltenen vor seinen Jüngern, bald vor einzelnen, bald vor mehreren, bald vor einer größeren Menge von Gläubigen zugleich. Die Erklärung dieser Thatfache, auf der das ganze Wesen der christl. Kirche beruht, fällt der histor. Kritik anheim. Der älteste aus uns gekommene Bericht ist das Zeugnis des Paulus, welcher die ihm auf dem Wege nach Damascus geordnete Christusvision auf völlig gleiche Linie mit den übrigen Erscheinungen des Auferstandenen stellt (1 Kor. 15, 4—8). Die Auferstehungsberichte der Evangelien, welche ein lebliches Heroorgehen aus dem Grabe bezeugen, sind zwar ein vollgültiges Zeugnis für den Sinn, in welchem schon die apostolische Zeit das Auferstehungswunder verstanden hat, stimmen aber untereinander wenig überein,

und während das echte Martus-Evangelium über die Erscheinungen des Auferstandenen I nähere Auskunft gibt (der jehige Schluss von f 16, 9—20 ist unecht), so scheint in den übrigen richten die fromme Sage in immer getiefter Rase geschäftig zu sein, namentlich auch in nach Johannes benannten Evangelium. In uns erhaltenen coangelischen Berichten laun I eine ältere (galiläische) und eine jüngere (juddäi Tradition unterscheiden. Jene weiß nichts der Erscheinung Jesu oor den Frauen am Gräber (in der altern Form des Matthäus-Evangeliums) nur von einem den Frauen geworde Engelbefehl an die Jünger in Galiläa, der Ernung des Auferstandenen zu warten, und oon e den Essen, der Engeloertheilung gemäß, auf «Berge» juteil gewordenen Christophanie. B scheinlich war diese Erscheinung, der nach meh andere nach dem Berichte des Paulus oorange und nachfolgten (eine oor Petrus, eine oor Brüdern auf einmal, eine oor Jakobus und eine oor allen Aposteln), ähnlich wie die dem I lus gewordene Vision ein Sichtbarwerden der himmlischen Verklärungsglanze umglossenen Christi in den Wolken. Das Anschauungsbi also wesentlich dasselbe wie bei der «Himmelfahrt» oon welcher Lukas berichtet (Luk. 24, 49 I Apostelgesch. 1, 9 sq.), und dieses trägt wieder selben Züge wie das Bild, welches sich die Hoffnung von der bereinigten sichtbaren Zukunft Jesu, im himmlischen Lichtleib, «an I Himmels Wolken» entworfen hat. Nach I allen wird die Kritik die Erscheinungen des Auferstandenen als Visionen der Jünger erklären mü zu denen die Vorstellung von seinem Kommen des Himmels Wolken, welche durch das Buch niel an die Hand gegeben war, Form und liefert. Die Schwierigkeiten, welche dieser I fassung des Auferstehungswunders im Wege I sind wenigstens nicht größer als bei der oon Rationalismus und selbst oon Schleiermacher pfohlenen, aber jezt mit Recht aufgegebenen I nahme, Christus sei scheintot gewesen, welche I stellung obendrein für das sittlich-religiöse Ben sein immer etwas Anstößiges bebalten wird; oon dem leeren Grabe entlehnten Bedenken I sich auf histor.-kritischem Wege, anderweite wände durch psychol. Erklärung des Wunders I lebigen. (S. Unterbllichkeit.)

Auferstehungsfest Jesu, f. Ostern.

Auferstehungsmänner (Resurrection-men) nannte man in England diejenigen, welche Leichen ausgruben, um sie an die Anatomie zu oerben. Die in England herrschende Abneigung der A börigen gegen die Sektion der Leichen und die durch erwachenden Schwierigkeiten, Leichen anatom. Arbeiten zu erhalten, erhoben diesen I stahl zu einem förmlichen Erwerbszweige; ja I sellen leiteten die Totengräber dabei Weibche. Preis der Leichname stieg mit dem Bedürfnis I anatom. Institute oon 2—16 Pfd. St., und Leichenräuberei nahm immer mehr zu. Leichen plünderten die A. die Gräber der in den A häusern Verstorbenen, weil diese weniger I rten und keine Aufsicht hatten. Ein eigenes I lepte endlich eine 6—12monatliche Gefängnis I auf den Leichentraub. Wirklamer wurde I unterdrückt durch eine Parlamentsakte oon I welche die Ablieferung der in den Armenhäu

und thierischen Verhältnissen an die anatom. Verhältnisse, falls die Thiere nicht von den Verhältnissen entfernt würden.

Auff, auch **Auf**, **Aufwart**, soviel wie **Auf**.

Auffahrt (**Aufahrt**, **Appareille**) heißt in der Bergbaukunst ein sonst ansteigender Weg zur Befahrung solcher verschiedenen hoch liegenden Stollen. In Bezug der **A.** beträgt gewöhnlich die Länge in der Höhe 2–3 m, in Festungen auch das Doppelte, wieweil die **A.** von Geschützen, Fahrzeugen und gewöhnlich Truppenkörpern benutzt werden können. **A.** führt unter andern auf die Wallgänge im Festungsstern, aus den Gräben in die Außenwerke und in den gebildeten Weg, aus dem Hofe eine Straße auf die Geschützplätze. Die Außenwerke sind durch Schützen häufig nur Treppen als Anstiegen, und man bedient sich zum Befahren der Geschütze alsdann der in Holz construirten beweglichen Rampen.

Auffassung der Lebenserfahrungen durch die Sinne im Bezug, welcher mehrere wohl zu unterscheiden die zu erkennen gibt, unter denen die **A.** in **Auffassung**, **Apperception** und **Recognition** zerfällt. **Apperception** oder einfache **Auffassung** ist jede Erfassung eines neuen Empfindungsgehalts durch das geöffnete Sinnesorgan, während **Apperception** (i. d. d.) die Verarbeitung eines **Auffassungs** in Begriffen bezeichnet, welche nicht nur mit der **Perception** als solcher gegeben ist, sondern auch der Mithilfe eines besondern Agens, des Verstandes, der zugehörigen Aufmerksamkeit, abstrahirt. **A.** ist die einfache **Perception** (**Apperception**) aus neuen Empfindungsgehalts auch ohne die Mithilfe des Verstandes, wie z. B. beim Geruch, der nur die Zusammenstellung der Worte, wie die (vielleicht mißrathene) Form jedes neuen **Auffassungs** zum Bewußtsein gelangt. **Recognition**, als die Wiedererkennung eines bereits früher wahrgenommenen Gegenstands in dem neu von ihm gewonnenen Empfindungsgehalte, ebenfalls Bewußtsein und **Auffassung** voraus. Dabei hebt auch erst mit der Wiedererkennung des Gedächtnisses an, jedoch an den **Auffassungs** des Gedächtnisses die Grade des Aufmerksams und der **Apperception** gemessen werden können. **A.** ist die **Perception** oder sinnlichen **A.** **Auffassung** können daher nur Weisen ohne **Auffassung** und folglich auch ohne alles Bewußtsein, absondern mit Sinnesempfindungen verbunden. Der Kantische Gesamtausdruck **Auffassung** bei der **A.** neuer Empfindungsgehalte **Auffassung**.

Auffahrt (Joh., Freiherr von), dramatischer, geb. 25. Aug. 1798 zu Freiburg i. N. **Auffahrt** hat seit 1813 die Rechte, nahm an der Militärbedienstete, machte den Feldzug 1813 als Leutnant mit und trat 1817 in die Artillerie ein, widmete sich aber bald der dramatischen Dichtung. Nachdem er seine Leistungen in „Pizarro“ und „Die Hugenoten“ einigen Erfolge erzielt hatte, schrieb er eine andere Studie, von denen besonders „II. in Veronae“, „Das böse Haus“ und „Die Hugenoten“ Beifall fanden. Sein Drama „von Laion“ (Bugatschew als Pseudo: wurde 1880 von Karl Vesper als Oper in Karlsruhe aus unternahm er eine Reise nach Spanien. Hier wurde er bei einem Ausbruch angefallen und schwer ver-

wundet in das Kloster des Eid zu Valencia aufgenommen, wo er, sorgsam gepflegt, allmählich genes. Eine Beschreibung jener Reise gab er in der „Historischen Pilgerfahrt nach Granada und Cordova“ (Ep. u. Stuttg. 1835). **A.** starb als bad. Hofmarschall 25. Dez. 1857 zu Freiburg. In seinem Testamente setzte er das Kloster des Eid zum Erben seiner Hinterlassenschaft ein. In seinen Dramen zeigt sich **A.** als Romantiker, der in der Wahl der Stoffe meist glücklich ist, sie aber mehr rhetorisch als dramatisch behandelt. Besonders hervorzuheben ist sein großes episch-dramatisches Gedicht „Alhambra“ (3 Bde., Karlsruh. 1829–30). In seiner spätern Lebenszeit veranstaltete er die Herausgabe seiner „Sämtlichen Werke“ (20 Bde., Siegen u. Wiesb. 1843–44, Supplement 1844 [„Sanderbeg“]; 2. Aufl., 21 Bde., 1846; 3. Aufl., 22 Bde., 1855), sowie auch eine Auswahl seiner Schriften (7 Bde., Wiesb. 1850–51).

Aufforderung (zu einem Verbrechen). Der durch die Novelle vom 3. 1876 dem Deutschen Strafgesetzbuch eingefügt §. 49 a erklärt für strafbar die **A.** zur Begehung eines Verbrechens oder zur Teilnahme an einem solchen, sowie die Annahme einer solchen **A.**, auch das Erbieten hierzu und Annahme des Erbietens. Das lediglich mündlich ausgesprochene Auffordern oder Erbieten, sowie die Annahme derselben ist jedoch nur dann strafbar, wenn die **A.** oder das Erbieten an die Gewährung von Vorteilen irgendwelcher Art geknüpft worden ist. Nach einem Erkenntnis des Reichsgerichts, II. Strafsenats, vom 12. Nov. 1880 bleibt indes die mündliche **A.** zur Begehung eines Verbrechens, welche nicht an Gewährung von Vorteilen irgendwelcher Art geknüpft ist, auch dann straflos, wenn die **A.** mit andern die **A.** bekräftigten Handlungen, insbesondere mit der Verabreichung der Mittel zur Ausführung des Verbrechens verbunden gewesen ist.

Das Strafgesetzbuch kennt noch andere strafbare **A.**: zu einem hochverräterischen Unternehmen (§. 85), zum Ungehorsam (§. 110), zu einer strafbaren Handlung (§. 111), sofern dieselben öffentlich erfolgen. Das Preßgesetz vom 7. Mai 1874 bedroht die öffentliche **A.** mittels der Presse zur Ausbringung der wegen einer strafbaren Handlung erlassenen Geldstrafen und Kosten, sowie die öffentliche Bescheinigung mittels der Presse über den Empfang zu solchem Zwecke gezahlter Beiträge (Art. 16 u. 18).

Auffütterung der Kinder, die Ernährung der Neugeborenen ohne Mutter- oder Ammenmilch. Am zweckmäßigsten geschieht die Auffütterung mit guter, abgelochter Kuhmilch, die jedoch zuvor wegen ihres Reichtums an gerinnbarem, dann klumpig und schwerverdaulich werdendem Käsestoff mit abgelochem Wasser, unter Umständen mit Fenchelthee, Haferkleim oder Arrowroot-Abkochung zu verdünnen, sowie wegen ihres Mindergehalts an Zucker durch Milchzucker (etwa eine Messerspitze auf jede Mahlzeit) zu versetzen ist. Die Verdünnung der Milch richtet sich nach dem Alter des Kindes: in den ersten Wochen reicht man 1 Teil Milch und 3 Teile Wasser, bis Ende des dritten Monats 1 Teil Milch und 2 Teile Wasser, von da ab gleiche Teile; vom fünften bis sechsten Monat an gibt man die Milch unverdünnt. Um der Säuerung vorzubeugen, ist, zumal im Sommer, der Zusatz von doppeltsohlenlaurem Natron sehr zweckmäßig; ganz besonders aber ist in dieser Beziehung die sorgsamste

Reinigung aller mit der Milch in Berührung kommenden Gefäße und Gegenstände unumgänglich erforderlich. Die Menge der nötigen Milch läßt sich nicht leicht bestimmen; anfangs genügt eine Tasse auf die Mahlzeit, später rechnet man auf den ganzen Tag etwa 1 l. Endlich reicht man die Flasche nicht öfter als alle zwei bis drei Stunden, weil nach häufigerm Tränken leicht Verdauungsstörungen, selbst Magentarrhe eintreten. Kann man, wie dies in den größten Städten nur zu häufig der Fall ist, gute und unverfälschte Milch nicht erhalten, so ist man genötigt, die verschiedensten Ersatzmittel zu versuchen. Gute Dienste leistet vielfach die kondensierte Milch, d. i. mit Rohrzucker zur Konservierung versetzte, durch Dampfheizung im luftverdünnten Raume eingedickte Kuhmilch, die vor dem Gebrauche mit 6—10 Teilen Wasser vermischt wird. Freilich ruft sie durch ihren reichlichen Gehalt an Zucker, der im Darmkanal in Milchsäure übergeht, bei manchen Kindern leicht Verdauungsstörungen hervor, sobald man in diesem Falle zur Verdünnung Hafer- oder Gerstenschleim benutzen und auch absorbierende Mittel, wie präparierte Kalkstücken u. s. w., hinzusetzen muß. Auch das Biedertische Rahmgemenge ($\frac{1}{4}$ l. süßen Rahm mit $\frac{1}{4}$ l. Wasser und 15 g. Milchzucker versetzt) erweist sich öfters nützlich.

Liebig versuchte in seiner Kinder Suppe (vgl. Liebig, «Suppe für Säuglinge», 3. Aufl., Braunschweig 1877) die in der Milch enthaltenen pflastischen und respiratorischen, d. h. Blut und Wärme bildenden Stoffe durch Weizenmehl zu ersetzen, welches durch Zusatz von Gerstenmehl in höherer Temperatur in Dextrin und Zucker übergeführt ist, wodurch dem Säugling eine Arbeit erspart wird, die er, streng genommen, noch gar nicht leisten kann, da der Mundspeichel erst mit dem Hervorbrechen der Schneidezähne das Vermögen erhält, Stärkemehl in Zucker zu verwandeln. Im allgemeinen wird die Liebig'sche Suppe von den meisten, einige Monate alten Säuglingen gut ertragen, während sie bei Neugeborenen nicht selten Darmtarrhe erzeugt. Dasselbe gilt von der sog. Bismuthischen und Liebeschen Kindernahrung, die im wesentlichen Liebig'sche Suppe in der Form des Extrakts darstellen. Ein vorzügliches Surrogat endlich ist das Nestlé'sche Kindermehl (vgl. Nestlé, «Über die Ernährung der Kinder», Bern 1869), in welchem Weizenstärke durch überhitzten Wasserdampf bei hohem Atmosphärendruck in Dextrin und Zucker übergeführt und darauf mit einer genügenden Menge von Nährsalzen und Milch versetzt ist. Es stellt ein feines, gelbliches Pulver von süßem, zwiebädähnlichem Geschmack dar, welches man vor dem Gebrauche mit 8—10 Teilen Wasser auflöst; nur selten erregt es Verdauungsstörungen, wird von den meisten Kindern gern genommen und verdient für ältere Säuglinge nicht der Kuhmilch am meisten Empfehlung. Nach ähnlichen Prinzipien wie das Nestlé'sche Präparat sind die Kindermehle von Haas und Schuster, Fricke's, Gerber u. a. zusammengesetzt. Im allgemeinen ist die Aufzucht der Kinder mit vielen Schwierigkeiten verknüpft und erfordert in jedem einzelnen Falle außer der größten Sorgfalt ein feines Individualisieren, da man nur zu häufig genötigt ist, mit den verschiedenen Ersatzmitteln der Frauenmilch zu wechseln; unterstützt muß sie werden durch die größte Reinlichkeit, durch tägliches Baden,

frische und reine Luft und die gewissenhafte Befolgung aller jener hygienischen Grundsätze, woran die geistliche Entwicklung des Kindes in Anspruch kommt. (S. Kinb.) Durch die Erfahrung ist zwar hinreichend erwiesen, daß auch künstlich aufgezogene Kinder sich ebenso kräftig entwickeln wie an der Brust gestillte, allein wo es dem nötigen Verständnis der erforderlichen Ernährung und Pflege gebietet, kommt es leicht zu Krankheiten des Darms, zu Blutarmlut, Engländerkrankheit, Skrofuloze u. s. w., sobald in die für das ganze Leben des Kindes so höchwichtige Frage die Einholung ärztlichen Rates nie versäumt werden sollte.

Vgl. Härt, «Die künstliche Ernährung des Kindes» (Epp. 1870); Ammon, «Die ersten Verpflichtungen und die erste Kindespflege» (24. M. Epp. 1881); Biedert, «Die Kinderernährung Säuglingsalter» (Stuttgart 1881).

Aufgabe oder Problem heißt in der Mathematik eine Frage, wie irgendwas Unbekanntes aus gegebenen Größen oder Bestimmungen gefunden werden kann: z. B. wie durch drei gegebene Punkte ein Kreis beschrieben werden kann. Die gesuchte Größe nennt man die Auflösung. Eine A., deren Auflösung möglich ist, so bestimmt oder unbestimmt sein. Bestimmt heißt sie, wenn sie nur eine oder mehrere der Anzahl nach bestimmte Auflösungen zuläßt. Unbestimmt heißt eine A., wenn sie unendliche Auflösungen oder beliebige kleinen Abweichungen zuläßt; dies ist dann der Fall, wenn die zur Auflösung nötigen Bestimmungen in ungenügender Anzahl vorhanden sind. In der Algebra ist eine A. bestimmt, wenn ebensoviele voneinander unabhängige Gleichungen als unbekannte Größen vorhanden sind. Sind weniger solche Gleichungen vorhanden, so ist die A. unbestimmt; sind aber mehr Gleichungen vorhanden, so ist sie überbestimmt und ihre Auflösung unmöglich. Auch in der Geometrie kann der letztere Fall vorkommen: z. B. wenn verlangt wird durch vier gegebene Punkte einen Kreis zu beschreiben, was nur dann möglich ist, wenn auf drei durch drei der gegebenen Punkte gehenden Kreise der vierte Punkt liegt. Daher gehört zur Entscheidung einer A. ihre Determination, welche es gibt, ob und bei welchen Beziehungen zwischen den gegebenen Größen die A. einfach oder mehrfach bestimmt, oder unbestimmt oder unlösbar ist.

Aufgang der Sterne heißt das Hervortreten derselben über den Horizont oder in die uns sichtbare Hälfte des Himmels, was an der Ost- oder Morgenseite des Horizonts stattfindet. Infolge der Kugelgestalt der Erde ist dieser Aufgang an verschiedenen Orten sehr verschieden. Unter dem Äquator gehen alle Sterne, und zwar senkrecht gegen den Horizont, auf und unter. Zwischen dem Äquator und den Polen gehen die Sterne in einer schiefen Lage gegen den Horizont auf und unter; aber ein Teil derselben, und zwar ein desto größerer, je mehr man sich dem einen oder dem anderen Pole nähert, geht gar nicht mehr auf, sondern bleibt immer unter dem Horizonte, während ein anderer Teil immer über dem Horizonte bleibt. Für Bewohner der Pole endlich geht kein Stern mehr auf und unter, sondern sie beschreiben über dem Horizont (in welchen für die Polbewohner der Himmelsäquator fällt) parallele Kreise; aber an jedem Pole ist eben deshalb nur die eine Hälfte

des Himmels (am Nordpol die nördliche, am Südpol die südliche) sichtbar. Ist die Polhöhe eines Sterns fester Entfernung des Sterns von dem Pol des Himmels gleich der geogr. Breite des Ortes, so ist der Stern nicht mehr auf und unter, sondern bleibt immerfort sichtbar oder über dem Horizont und berührt denselben nur in seinem ersten Meridian. Ist die Polhöhe kleiner als die geogr. Breite, so erreicht der Stern den Horizont nie und ist daher immer über demselben zu sehen, wie dies bei uns für die hiesigen sieben Sterne stattfindet. Ist die Polhöhe des Sterns größer als die geogr. Breite, so ist der Stern als die Ergänzung der Polhöhe zu 90 Grad, so geht der Stern auf und unter, aber der desto längere Zeit sichtbar, je näher der Nordpol oder, für die südliche Halbkugel, der Südpol steht. Ein Stern, dessen Entfernung vom sichtbaren Pole (auf der nördl. Halbkugel vom Südpole) der geogr. Breite gleich ist, berührt den Horizont, ohne je über ihn zu kommen. Alle dem unsichtbaren Pole noch näher liegenden Sterne gehen gar nicht mehr auf, sondern sind für diese Breiten immer unsichtbar, wie dies auf der nördl. Halbkugel für die dem Südpol näher liegenden Sterne der Fall ist. Zur Bestimmung des Auf- und Untergangs aller Sterne vgl. man die Tafeln. Vgl. Littrow, „Calendarium siderale“ (1828).

In den alten Schriftstellern kommt das Wort *Aufgebot* zu den Gestirnen (Sternen) oft in einem andern, andern Bedeutung vor, und da dieses Aufgebot namentlich bei Dichtern (Hesiod, Virgil u. a.) vorkommt, so nennt man sie die poetischen Aufgänge der Gestirne. Diese Aufgänge sind die ihnen entsprechenden Unter- und Aufgänge drei verschiedene Erscheinungen, die jedoch durch folgende Benennungen unterschieden werden: 1) Der heliakische Aufgang findet statt, wenn ein Stern zuerst wieder aus dem Sonnenstrahl hervortritt, d. h. zuerst lange genug vor der Sonne aufgeht, um in der Morgenämmerung noch sichtbar zu werden. Ebenso bezeichnet der heliakische Untergang den Zeitpunkt, wo ein Stern in den Sonnenstrahlen verschwindet, d. h. eine Zeit nach der Sonne untergeht, daß die Lämmerung wegen gar nicht mehr gesehen werden kann. Der erstere Fall tritt immer einige Tage vor als der letztere ein, und in der Zwischenzeit ist der Stern ganz unsichtbar, weil er nur so hoch, als zu einer Zeit, wo er des Glanzes der Sonne wegen nicht gesehen werden kann, am Himmel steht. 2) Der kosmische Aufgang findet statt, wenn ein Stern zu der Zeit aufgeht (untergeht), zu welcher die Sonne aufgeht (untergeht). 3) Der akronychische Aufgang (Untergang) tritt ein, wenn ein Stern auf- (untergeht), sobald die Sonne untergeht. Der Auf- und Untergang der beiden letzten Auf- und Untergänge ist nicht, wenigstens ungefähr, für einen bestimmten Ort und Stern mittels eines Himmelskugels gegeben. Die so erhaltenen Bestimmungen sind aber mit den Angaben der Alten, welche nur in der Lage der Himmelspole unter den verschiedenen Veränderungen, nicht mehr übereinstimmen. Für Leipzig findet z. B. der heliakische Auf- und Untergang des Sirius am 1. Aug. und 17. Nov., der heliakische Untergang 23. Aug. und 27. April,

der akronychische Auf- und Untergang 8. Febr. und 17. Mai statt.

Aufgebot, bürgerliches, ist die der Schließung der Civilehe (s. d.) vorhergehende öffentliche Verkündigung der Verlobten, ähnlich wie dies vor der kirchlichen Trauung zu geschehen hat. (S. Aufgebot, kirchliches.) Im Deutschen Reiche ist zur Anordnung des A. nach §. 44 des Gesetzes über die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung vom 6. Febr. 1875 jeder Standesbeamte zuständig, vor welchem nach §. 42.1 die Ehe geschlossen werden kann. Vor Anordnung des A. haben die Verlobten ihre Geburtsurkunden und die zustimmende Erklärung derjenigen, deren Einwilligung nach dem Gesetz erforderlich ist, dem Standesbeamten in beglaubigter Form beizubringen, event. vor denselben die eidesstattliche Versicherung über die Richtigkeit der Thatsachen abzugeben, welche ihm durch die vorliegenden Urkunden oder sonst beigebrachten Beweismittel nicht als hinreichend festgestellt erscheinen (§. 45). Das A. ist in der Gemeinde oder in den Gemeinden, wo die Verlobten ihren Wohnsitz haben, resp. in der Gemeinde des zeitweiligen Aufenthalts derselben bekannt zu machen. Die Bekanntmachung hat die Vor- und Familiennamen, den Stand oder das Gewerbe und den Wohnort der Verlobten und ihrer Eltern zu enthalten; sie ist während zweier Wochen an dem Rath- oder Gemeindebehaufe oder an einer sonstigen, zu Bekanntmachungen der Gemeindebehörden bestimmten Stelle auszuhängen (§. 46). Ist einer der in §. 46 bezeichneten Orte im Auslande gelegen, so ist die Bekanntmachung auf Kosten des Antragstellers in ein Blatt einzurufen, welches an dem ausländischen Orte erscheint oder verbreitet ist. Dieser Einrufung bedarf es nicht, wenn eine Versicherung der betreffenden ausländischen Ortsbehörde beigebracht wird, daß ihr von dem Vorliegen eines Ehehindernisses nichts bekannt sei (§. 47). Die Verweisung zur Dispensation von dem A. steht nur dem Staate zu (§. 50). Das A. verliert seine Kraft, wenn seit dessen Vollziehung sechs Monate verstrichen sind, ohne daß die Ehe geschlossen worden ist (§. 51).

Aufgebot, gerichtliches, s. u. Aufgebotsverfahren.

Aufgebot, kirchliches, ist die öffentliche Verkündigung der Brautleute. Der Ursprung dieses Instituts kann in die ältesten Zeiten nicht zurückgeführt werden. Denn wenn es auch schon im 3. Jahrh. üblich war, die Absicht der Eheschließung dem Priester mitzuteilen, so geschah das doch lediglich um zu erkunden, ob die Verbindung nach den von den Vorschriften des geltenden röm. Rechts abweichenden der christl. Moral zulässig sei; der Gemeinde wurde von diesem sog. professiones keine Mitteilung gemacht. Die A. sind vielmehr erst im fränkischen Reiche zur Entstehung gekommen und auch durch die Ehegesetze Karls d. Gr. direkt angeordnet worden. Aber abgesehen davon, daß nur ein Gesetz vom J. 802 die A. vorschreibt (die andern dafür angeführten sind gefälscht), so erhielt sich auch nur in einzelnen fränk. Diöcesen die öffentliche Proklamation der Brautleute. Allgemein wurde sie aber durch die Kirche vorgeschrieben auf dem vierten Lateranischen Konzil (1215), und zwar so, daß die Namen der Brautleute an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen der Gemeinde verkündigt werden, bestimmte Folgen bei

der Unterlassung eintreten, die Gültigkeit der Ehe aber nicht davon abhängen sollte. Indessen auch in der Folgezeit sind die A. nicht überall verkündet worden, wie denn ja auch eine kirchliche Eheschließung nicht absolut erforderlich war. Erst als die letztere im Concilium Tridentinum vorgeschrieben wurde, ist auch die frühere Vorschrift über A. wieder eingeschränkt worden, und sind diese in allgemeine Aufnahme gekommen. Danach soll in der Regel jeder Trauung eine dreimalige Proklamation an drei aufeinanderfolgenden Sonn- oder Festtagen durch den Pfarrer beider Brautleute während des Gottesdienstes vorhergehen. Kommen durch Einsprüche Gehindernisse zu Tage, so wird die Proklamation aufgeschoben, bis die Hindernisse beseitigt sind. Dauert die Unterbrechung längere Zeit, oder liegt zwischen A. und Trauung ein längerer (von den Gesetzgebungen verschiedenes bestimmter) Zwischenraum, so muß das A. wiederholt werden. Statt des dreimaligen A. kann in gewissen Fällen auf dem Wege des Dispenses ein für allemal aufgeboten werden, und unter ganz besonderen Umständen wird sogar das A. ganz nachgesehen, z. B. bei Trauungen aus dem Tode. Die Unterlassung des A. macht die Ehe nicht ungültig, sondern bewirkt nur die Bestrafung des Geistlichen und der Eheleute. In der evang. Kirche gelten im wesentlichen dieselben Bestimmungen über die Notwendigkeit und Wirkungen des A. Die Regel ist auch hier, daß dieselbe in der oder den Pfarren der Verlobten geschehen soll und daß, falls dieselben ihren Wohnort erst vor kurzem gewechselt haben sollten, auch an den bisherigen die Verkündigung zu erfolgen habe, in welcher Beziehung die Paritularrechte sehr voneinander abweichende Bestimmungen geben. Die Unterlassung des A. bewirkt auch nach evang. Kirchenrechte keine Ungültigkeit der Ehe, und darum ist auch Dispensation vom A. zulässig, die zuweilen, falls alle drei A. erlassen werden sollten, nur durch den Landesherren erfolgen kann. In diesem Falle müssen die Verlobten die Abwesenheit aller Ehehindernisse durch einen Eid (iuramentum integritatis) bestätigen, und dies ist auch da erforderlich, wo die Gesetzgebungen einzelne Personklassen, wie z. B. den Adel, ganz und gar von dem A. befreit haben. Das A. hat in der evang. Kirche keinen rein kirchlichen Charakter. Denn wenn auch mit demselben eine Fürbitte für die Nupturienten verbunden zu sein pflegt, so verkündet die Kirche die Proklamation doch auch wesentlich zu dem Zwecke, um zu erkunden, ob der beabsichtigten Ehe nicht ein staatlich festgestelltes Ehehindernis entgegensteht. Sie handelt also namens und im Auftrage des Staats, wie ihrer Trauung ja auch nur durch Delegation des Staats eine eheverleiende Kraft beizubohnt. Das kirchliche A. hat indessen einen rechtlichen Charakter nur in Staaten, in denen die Civilehe nicht besteht. Wo dagegen, wie seit 1875 im Deutschen Reiche, der Staat die Eheschließung sich reserviert hat und insofern dessen auch das A., durch Anschlag am Gemeindehaufe u. s. w., verkünden läßt (s. unter Aufgebot, bürgerliches), da erhält das kirchliche A. einen rein kirchlichen Charakter, wie es dann ja nur den Charakter einer Fürbitte tragen und als Bedingung der rechtlich indifferent gewordenen kirchlichen Trauung auftritt. Das griech. Kirchenrecht verlangt nicht positiv die Verkündigung von A. Wo das A. jedoch

von der staatlichen Obrigkeit, wie in Griechenland, Rußland, Serbien, Österreich, vorgeschrieben wird, es auch von griech. Geistlichen proklamiert und analog wie in der röm.-kath. Kirche behandelt. Vgl. Friedberg, „Das Recht der Eheschließung seiner geschichtlichen Entwicklung“ (Lpz. 1865), und die Lehrbücher des Kirchenrechts von Richter, Meßschulte, Walter, Friedberg und des Eherechts von Kutschler, Schulte, Hgismann.

Aufgebot in militärischer Beziehung das Ausrufen der ganzen Wehrkraft eines Landes zum Schutze des bedrohten Vaterlandes. Schon den ältesten Zeiten findet man Beispiele von der Erhebung ganzer Völker zum Angriffe gegen ein anderes Volk oder zur Vertreibung der durch andere Völker bedrohten Freiheit. Bei den orient. Völkern, bei den Germanen und Slaven bestand die allgemeine A., auch bei den Kelten und den nordischen Stämmen. Im Mittelalter, wo das Kriegswesen ganz in den Händen der Fürsten und Adels lag und die Kriege meist mittels der Lehnsfolge und geworbener Soldtruppen geführt wurden, kommen A. seltener vor, und nur die Kriege der Lombarden gegen die deutschen Kaiser, die Volkskriege der Schweizer gegen Österreich und Burgund, der Dänen gegen die Dänen sowie die Hussitenkriege führten solche herbei. Mit der Einführung der stehenden Heere verschwanden bei A. der Volksmassen zunächst. In der französischen Revolution trat diese Erscheinung zum ersten Male wieder auf, indem der franz. Nationalkonvent 1793 das ganze Volk zur Rettung des von allen Seiten bedrohten Landes unter die Waffen rief. Der Ausbruch „A. in Masse“ (*levée en masse*) ward bei dieser Gelegenheit in die Sprache aufgenommen. In Österreich wurde 1809 ein A. versucht; die Erhebung der Tiroler gegen die Bogen und Franzosen, die der Spanier in ihrem Kampfe gegen Napoleon können als solche gelten. Grundsätzlich erhob sich 1813 in Preußen das Volk nach dem Auftrage des Königs zum Befreiungskampfe gegen die Fremdherrschaft; doch kam der Landsturm fast nirgends zur Verwendung. Mit dem Landwehristem, welches Preußen nach der Wiederherstellung des Friedens annahm, wurde für künftige Ereignisse die Wehrkraft des Landes ausbildet und für die verschiedenen Wehresfälle u. Bedürfnisse in verschiedene A. (erstes, zweites der Landwehr und Landsturm) eingeteilt. (Landwehr und Landsturm.) Während der zweiten Periode des Deutsch-Französischen Krieges von 1870—71 dekretierte die nach dem Sturze des Kaiserreichs in Paris gebildete provisorische Regierung, den Traktionen des Nationalkonvents folgend, die „*levée en masse*“.

Aufgebotsverfahren. Gerichtliches Aufgebot ist eine öffentliche gerichtliche Aufforderung unbekannte Interessenten zur Anmeldung von Ansprüchen oder Rechten mit der Wirkung, daß Unterlassung der Anmeldung einen Rechtsnachteil (in der Regel den Ausschluß künftiger Geltendmachung dieser Ansprüche oder Rechte) zur Folge hat; ein Aufgebot kann nur in den durch Gesetz oder durch Landesgesetz bestimmten Fällen stattfinden. (Civilprozeßordnung, §. 823.) Das ist durch das neunte Buch der Deutschen Civilprozeßordnung geregelt worden. Dasselbe gehört zur Kompetenz der Amtsgerichte; die örtliche Kompetenz bestimmt sich nach den beschem

Aufgebot. Das Aufgebot, welches auf schriftlich oder mündlich des Gerichtsgreifers gestellten Antrag erfolgt und mündliche Verhandlung nicht voraussetzt, ist zu enthalten die Bezeichnung des Antragsinhalts, die Aufforderung, die Ansprüche und Rechte binnen im Aufgebotsstermin anzumelden, die Bestimmung dieses Termins, die Bezeichnung der Instanzstelle der Rechtsanmeldung; daselbst und hienach bekannt gemacht (Civilproceßordnung, §. 85—827). Wenn vor oder in dem Aufgebotsstermin keine Anmeldung erfolgt, so wird ein Aufschlußurteil erlassen; erfolgt eine Anmeldung, durch welche das vom Antragsteller zur Beendigung des Antrags behauptete Recht bekannt wird, so wird nach Beschaffenheit des Falles entweder bis zur Entscheidung über das eigene Recht das A. ausgesetzt oder im Aufschlußurteil das angemeldete Recht vorbehalten. (Civilproceßordnung, §§. 828—833.) Das Aufschlußurteil kann nur mittelst Klage gegen den Rechtsinhaber angefochten werden aus den durch die Entscheidung (§. 834) bestimmten Gründen, während wenn die Voraussetzungen des A. nur vorliegen oder öffentliche Aufforderung erfolgt, oder ein angemeldeter Anspruch rechtlich unberücksichtigt geblieben ist.

Von den Bestimmungen trifft die Deutsche Civilproceßordnung für die Amortisation von Wechseln, von landwirthschaftlichen Anweisungen und Verpfändungen über die Zahlung einer bestimmten Summe oder die Leistung einer bestimmten Sache anderer vertretbarer Sachen oder Bezugsrechte, von Konnossementen der See-Handel, von den der Frachtführer, Auslieferungsbescheinigungen über Waren oder andere bewegliche Sachen, Feuerreifebriefe und Seeraisuranzpoliceen (Handelsproceß, Art. 301, 302); für sonstige Urkunden geben diese Bestimmungen nur insoweit, als sich besondere Gesetze abweichende Bestimmungen treffen. Antragsberechtigt ist danach derjenige, welcher das Recht aus der Urkunde geltend machen kann, also bei Inhaberpapieren der letzte Inhaber. Zuständig ist das Amtsgericht des Erlassorts; wenn ein solcher in der Urkunde nicht bekannt ist, dasjenige, bei welchem der Aussteller einen allgemeinen Gerichtsstand hat, oder, wenn derselbe eines solchen, zur Zeit der Ausstellung nicht hat; zur Begründung des Antrags bedarf der Antragsteller Abschrift der Urkunde beizubringen, worin deren wesentlichen Inhalt anzugeben, der Inhalt derselben und die seine Berechtigung aus demselben begründenden Thatsachen glaubhaft zu machen und sich zur eideschwörischen Versicherung verpflichtet zu erheben. Im Aufschlußurteil ist die Urkunde für kraftlos zu erklären und dieser Rechtsnachfolge im Aufgebot anzudeuten. Derjenige, welcher im Aufschlußurteil erwirkt hat, wird durch letzteres auch durch die Urkunde Verpflichteten gegenüber berechtigt, die Rechte aus der Urkunde geltend zu machen. (Über das Nähere s. Civilproceßordnung, §§. 837—860.)

Aufkauf. bei Käufen, Mieten u. s. w., s. Arrha. **Aufgang und Abgang** sind technische Bezeichnungen des Reitergefangs zur Bezeichnung der verschiedenen Hiedrungen. Die alldentische Strophe zerfällt in drei Theile, von denen die ersten zwei, einander gleichen, die beiden Stollen, der vierte, der Abgang, der dritte der Abgang genannt wird. Jene müssen im Rhythmus

und der begleitenden Melodie einander vollkommen entsprechen; der Abgang steht gewöhnlich in einem musikalischen und rhythmischen Verwandtschaftsverhältnis zum A.; in der Regel ist er länger als jeder der beiden Stollen, aber kürzer als beide Stollen zusammen.

Aufgetriebenheit des Leibes kann die Folge von Geschwülsten oder von Ansammlung fester, flüssiger oder luftförmiger Stoffe in den natürlichen Höhlen des Bauches sein. Insbesondere kommt hier die übermäßige Anhäufung von Gasen (Tympa-nitis) in Betracht, welche entweder in der Bauchhöhle selbst (nach Zerreißung der Darmwand u. s. w.) oder, wie gewöhnlich, im Magen oder Darms (Meteorismus) eintritt. Gestörte Verdauung, der Gebrauch schwerverdaulicher, blähender Speisen, träger Stuhl und überhaupt alles, was die regelmäßige Fortbewegung des Speisebreies im Magen und Darm oder des Koths in den untern Darmtheilen hemmt, führt leicht zur Gärung oder Zäulnis des Darminhalts und dadurch zu einer starken Ent-wicklung von Gasen, welche sich um so mehr an-häufen, je schlaffer und kraitloser die Muskulatur der Darmwand oder je schwerer das Hindernis zu überwinden ist, welches der Fortbewegung des Darminhalts entgegensteht. Daher sind Enzän-dungen der Därme und des Bauchfells sowie krank-hafte Verengerungen oder Verschließungen des Magens oder Darms meist von einem starken Me-teorismus begleitet. Besonders diese mechan. Hin-dernisse des Darmanals bedingen die hochgrabig-sten und gefährlichsten Formen der akuten oder chronischen Magen- oder Darmaufstreibung. Außer dem schmerzhaften Gefühl von Druck und Span-nung im Leibe kann der Meteorismus noch durch die Beeinträchtigung des Athmens sehr lästig wer-den; nur in seltenen Fällen ist er an sich, meist nur durch das zu Grunde liegende Leiden, gefährlich. Seine Heilung ist vorzugsweise durch Beseitigung der Ursachen zu erreichen. Außerdem leisten die Carminativa (Kamillen, Fenchel, Pfefferminze) meist gute, aber nur vorübergehende Dienste, be-sonders dann, wenn die Ursache des Meteorismus in einer gestörten Innervation der Darmmuskulatur seinen Grund hat, wie dies bei Hysterischen und Hypochondern häufig der Fall ist. (S. Blä-hungen.)

Aufguss (Infusum), s. Infusion.

Aufgussstierchen oder Infusionstierchen, s. Infusorien.

Aufholungsproceß, s. unter Abmeierung.

Aufkauf (tr. accaparement) heißt die massen-hafte künstliche Erwerbung einer Ware in großen Kreisen der sie erzeugenden Gegenden seitens ein-zelner Speculanten. Ein solches Vereinen des Be-sitzes in wenigen Händen bewirkt eine Steige-rung der Preise infolge der bleibenden oder ver-mehrten Nachfrage. Um diese Preissteigerung fern-zuhalten, war früher in vielen Staaten und Orten der A. solcher Artikel, welche zu den unentbehrlichen Lebensbedürfnissen gehören, namentlich des Getrei-des, streng verboten. Man ging dabei von dem Gesichtspunkte aus, der Preis dieser Ware verfälle mit dem A. der vollen Willkür der Speculanten und müsse ein wucherhafter werden. Noch heute hört man von manchem diese Ansicht äußern, daß die Aufkäufer die wahren und einzigen Ursachen aller Theuerungen seien, die sich auf Kosten des gan-zen Volks, und besonders der ärmern Klassen,

bereichern. Eine besonnene Beobachtung der That-
sachen und eine klare volkswirtschaftliche Erkennt-
nis haben indessen solche Schreckbilder im ganzen
verjagt und zur Einsicht geführt, daß der A. der
wichtigern Lebensbedürfnisse nur auf niedern Ent-
wickelungsstufen des Verkehrs in einem wirklich
Beforgnis erregenden Grade stattfinden kann, wäh-
rend bei hinlänglich ausgebildeter und freier Ver-
kehrsbewegung geleistete Preise die Konkurrenz
entfernter Gegenden herbeirufen. Man machte
andererseits die Erfahrung, daß man mit jenen
Verboten den wichtigsten Nerv des Verkehrs, das
Kapital, unterband, und gerade den Verkehr, den
man frei erhalten wollte, systematisch lähmte. Zu-
weilen gelang es allerdings einer Koalition von
Spekulanten, die Preise längere Zeit hindurch un-
gewöhnlich hoch emporzutreiben. So bei Getreide,
z. B. 1879 in Amerika mit Rücksicht auf die Aus-
fuhr nach Europa. Der Erfolg aber war schließ-
lich, daß amerik. Weizen in Antwerpen erheblich
billiger zu haben war als in Amerika. So wird
überhaupt auch bei sehr bedeutender Kapitalkraft
der Aufkäufer (Accapareurs) ein Rückschlag
nicht ausbleiben. Mit dem A. verwannt ist der
Vorkauf (s. d.) von Lebensmitteln.

Aufklärung ist im allgemeinen derjenige Bil-
dungsstand, in welchem Klarheit, Sicherheit und
Unbefangtheit der Überzeugungen den Aberglau-
ben und die Verwirrung der Begriffe fern halten.
Der Ausdruck bezieht sich jedoch vorzugsweise auf
religiöse Bildung, da sich auf dem Gebiete der
Religion zu allen Zeiten Aberglauben und Ver-
wirrung teils vornehmlich geltend machten, teils
besonders empfunden wurden. Insofern die Frei-
heit von Vorurteilen und die Klarheit der Begriffs-
erfassung an sich etwas unleugbar Gutes ist, muß
auch A. sowohl für den Einzelnen als für die Ge-
samtheit eines Volks wünschenswert, ja selbst not-
wendig erscheinen. Deshalb, und weil zugleich die
Wissenschaft nach einer gewissen Reife ihrer im en-
geren Kreise zusammengehaltenen Tätigkeit die
Resultate und wesentlichen Ideen in das Volksle-
ben übergeben läßt, gibt es im strengsten Sinne
des Wortes keine höhere Aufgabe für Staat und
Kirche, als durch Aufwenden aller Mittel, durch
Herbeiziehung der Männer der Wissenschaft und der
aufgeklärten Praxis an Universitäten, Schulen und
verwandten Institutionen, für die Hebung der
Volksebildung und A. zu sorgen. Dennoch ist nicht
zu leugnen, daß hier auch mit Vorsicht zu Werke
gegangen werden muß. Schon die öffentliche Mei-
nung war gegen diejenige A. mit großer Bestimm-
theit eingenommen, welche als sog. Vulgarratio-
nismus von den engl. Freidenkern angeregt und
durch die franz. Encyclopädisten (s. d.) zu einer
allgemeinen Macht in der europ. Litteratur erho-
ben, besonders seit der Mitte des 18. bis in das
erste Viertel des 19. Jahrh. das Volksbewußtsein
zu beherrschen suchte. Diese Richtung war aus dem
Grunde eine verfehlt, weil sie ausschließlich die
Verstandeskultur beförderte, die übrigen, nicht min-
der berechtigten geistigen Funktionen im Menschen
aber, Gemüt und Phantasie, ungebührlich vernach-
lässigte. Die Philosophie selbst hat sich gegen diese
Art der A. ohne Gehalt und Lebensnerv erklärt,
obgleich die Philosophie als Wissenschaft die vollste
Freiheit der Überzeugung prinzipiell für sich in An-
spruch nehmen muß. Andererseits hat sich auch in
den Besten und Verständigsten gleichzeitig die Abes-

zeugung geltend gemacht, daß, so verderblich ein-
seitige Ausbildung des logischen Denkvermögens
ist, ebenso auch blinde Hingabe an ungeprüfte u.
unerlaubte Autorität, mystische Verworrenheit u.
hochmütig-ekklusive Glaubensgrannei zum Ver-
derben gereicht. Es ist vielmehr dahin zu wirken,
daß der ganze Umfang menschlicher Geisteskraft, a-
nicht bloß ausschließlich der Verstand oder ein Teil
dieser, das zur Schwärmerei und zur Willkür geneig-
te Gemüt, ausgebildet werde. Bei dieser Rücksicht
auf den ganzen Menschen nur kann wahre A. er-
reicht und segensreich werden. Vgl. Kant, „Was
ist A.“ im 4. Bande seiner Werke (herausg. v.
Gartenstein, Lpz. 1867), und Ledg, „Geschichte d.
Ursprungs und Einflusses der A. in Europa“ (2 Bd.
deutsch von Zolomicki, Lpz. 1867—68; 2. Aufl. 1872
und von Ritter, Berl. 1874). (Clairéur)

Aufklärungsdiensft (Clairéurdiensft), s. un-
ter **Aufklärung**, s. **Kündigung**.

Auflage nennt man die von der öffentlichen Ge-
walt ausgehende Anordnung zur Entrichtung ge-
wisser Leistungen an den Staat oder die Gemeinde
in Rücksicht auf diese Form der Forderung werden
besonders die Steuern als A. bezeichnet.

Auflage ist im Buchhandel die Bezeichnung für
die von einer Druckschrift mit demselben Typen-
satz gemachten Abdrücke, resp. die Gesamtheit
derselben. Diese Zahl wird in der Regel durch den
Kontrakt bestimmt, welchen der Verfasser mit dem
Verleger abschließt. Von der richtigen Beurteilung
der Höhe der A. nach dem Bedarf des Publikums
hängt zum Teil das Gelingen einer buchhändleri-
schen Unternehmung, auch der für die Schrift ge-
stellende Preis ab. In jurist. Hinsicht ist die Frage
besonders wichtig, inwieweit dem Verleger das
Recht zustehe, eine neue A. des bei ihm erschienenen
Buchs zu veranstalten. Die Lehrer des gemeinen
Rechts machen zum größern Teil dieses Recht vor-
der Einwilligung des Verfassers abhängig, wogegen
sie wiederum den Verfasser für verpflichtet halten,
vor dem Vergriffen der ersten A. keine neue A.
bei einem andern Verleger zu veranstalten. In
gleichem Sinne spricht sich das Gesetz, betreffend
das Urheberrecht an Schriftwerken u. s. w., vom
11. Juni 1870 aus. (S. Urheberrecht.) Eine all-
gemein anerkannte Unterscheidung zwischen A. in
Ausgabe steht nicht fest; das Allgemeine Preu-
ßische Landrecht bezeichnet als eine „neue Auflage“
den unveränderten Abdruck einer Schrift in dem-
selben Format, dagegen als „neue Ausgabe“ in
Neudruck in verändertem Format oder mit Ver-
änderungen im Inhalt. Grimm definiert die
„Deutschen Wörterbuch“ beide Begriffe so: „Au-
lage bezieht sich nur auf den Verleger und drude-
ber das Wort zur Presse auflegt, den Käufern vor-
legt; Ausgabe kann auf Verleger und Verfasser
gehen. Neue Auflage und Ausgabe unterscheiden
sich so, daß jene unverändert sein und vom Verleger
veranstaltet werden kann, diese aber Zuthaten u.
Verbesserungen des Verfassers zu enthalten pflegt.“
Dem gegenüber hat sich eine andere Unterscheidung
ziemlich allgemeine Geltung verschafft, wonach
neuen Auflagen das Wort neu gedruckt wird
gegen bei weitem Ausgaben bloß ein neuer Druck
mit veränderter Jahreszahl vorgelegt wird, um den
betreffende Wert von neuem auf den literarisch
Markt zu bringen. Vgl. O. Wächter, „Das Aus-
recht nach dem gemeinen deutschen Recht system-
atisch dargestellt“ (Stuttg. 1875).

Eintragung ist im ältern deutschen Recht die durch ein Gericht abgegebene und durch Symbole bezeugte Erklärung jemandes, daß er sein Grundeigenthum aufgabe und einem andern übertrage. Diese erging die gerichtliche Bestätigung aus dem Rat. Dieser wurde in Urkunden, später in Verzeichnissen oder Stadtbüchern verzeichnet. Dabei konnte die deutsche Rechtsauffassung, daß nur Immobilien nur durch Eintragung an öffentliche Vöcher übergehe. Dies wurde auch auf andere dingliche Rechte, besonders Pfandrechte angewendet. Gegenüber dem röm. Recht, welches als Grund des Eigentumsübergangs die Verkauft (Traditio) ansieht, haben viele deutsche Staaten z. B. in sächsischen, die deutschrechtliche Theorie beibehalten und die neuere Gesetzgebung demgemäß zu ihr zurückgeführt. Nach dem Gesetz vom 5. Mai 1872 hat man um 1872 nämlich und gleichzeitig vor dem zu demselben Zeitpunkt abzugebenden Erklärungen des abtretenden Eigentümers und des neuen Erwerbers die Eintragung dieses letztern als Pflicht zu schreiben, der Grundbuchrichter hat die Eintragung zu A. und deren Rechtsgültigkeit, worin das drehende zu Grunde liegende Geschäft ist. Inwiefern daran anschließende Eintragung des Eigentums, Übergabe des Grundstücks und Eintragung macht den Erwerber nur nachfolgenden Käufer, nicht zum Eigentümer. Es kommt der Anfechtung nach den allgemeinen Regeln der Anfechtung von Verträgen.

Artikel 2 des Strafgesetzbuch §. 116 das
Gesetz den Zwecken einer auf öffentlichen Be-
wehren der Plagen versammelten Menge,
oder des gefährlichen Beamtens oder Befehls-
habers der besagten Macht dreimal aufgefordert
zu werden, und wird mit Gefängnis
oder Arrest oder Geldstrafe bis zu 1500
Mark. Wird mit vereinten Kräften thät-
liche Gewalt geleistet, so treten die Strafen
des §. 117 ein.

legung der Hände, bei den spätern Ju-
 den genannt, eine alte, weitverweigte
 Sitte, als Symbol göttlicher Weihe, da-
 durch dem Menschen gewöhnlichste Organ
 und ihre gewöhnliche Bewegung
 nach unten, vom Himmel zur Erde herab
 zu Segnenden, eine sehr natürliche und be-
 kannte der Segensprechenden ist. Durch
 die Hände bestellten die Griechen ihre
 Schärden die Römer ihre Sklaven für
 die Patriarchen der Israeliten und
 die Väter ihren Kindern den Segen,
 und den Jesus zu seinem Nachfolger und
 auch die öffentlich bestellten Leh-
 rern die Diakone pflegten sowohl
 auch bei den Heiden durch Handauf-
 legen Gebet und andern Formeln der An-
 fechtung nach dem Zwecke des Opfers, geweiht
 auch diesen Vorangängen ist die Hand-
 legung im Christenthum zur Anwendung
 der Segnung segnete (J. B. die Kinder) und
 die Legung der Hand, und die Apostel
 legten die Hände auf die Kranken zur Heilung derselben
 auch die Auslegung der Hand
 steht bei der Sprechungs-
 legung, bei der Absolut-
 ion, bei der O-
 und in Auslegung der Segnung der Hände

wendung gebracht. Namentlich hat sie in der lath. Kirche im Sakrament der Firmung (f. d.) unter dem Namen der *impositio manuum* (b. h. Auflegung der Hände) eine besondere höhere Bedeutung.

Anfliegen oder Durchfliegen (Decubitus) nennt man das Entzündet-, Wund- und Geschwürwerden solcher Hautstellen, welche bei anhaltender Bettlägerigkeit fortwährend einem Druck der Matratze oder Unterbetten u. s. w. ausgesetzt sind. Diese Stellen sind besonders das Kreuzbein, die Hüftknochen, dann die Schulterblätter, die Ferse und einzelne Wirbel. Ursache des A. ist die Behinderung des Blutzuflusses und Abflusses infolge lokaler Druckeinwirkung, zumal bei solchen Kranken, bei denen die Herzthätigkeit abgeschwächt ist, wie z. B. im Typhus; befördert wird es einerseits durch große Sinnlosigkeit, Unbehilflichkeit, auch Betäubung des Kranken, andererseits durch Verunreinigung seines Lagers (durch Urin, Kot, Schweiß, Speichel u. s. w.), durch im Bettuch sich ansammelnde Krümmen und Körnerchen, durch Falten und Nähte desselben u. dgl. m. Man verhütet das A., indem man für ein gutes Lager, am zweckmäßigsten für eine gutgepolsterte Korbhaarmatratze sorgt, die Matratzen und Betttücher fleißig wechselt, unter dem kaltensten ausgebreiteten Bettuch ein gutes Wolltuch oder Reh- oder Gemüsenfell ausbreitet, besonders aufmerksam die Harn- und Stuhlentleerung überwacht, fleißig am Hüden und Kreuz des Patienten nachsieht und die bedrohten oder schon geröteten Stellen mit kaltem Wasser, Franzbranntwein, Eßigwasser oder frischem Zitronensaft abwäscht u. s. w. Bei höherem Grade des Abfalls sorge man dafür, daß die gedrückte Stelle in einem gepolsterten Ringe oder durchlöcherter Luftkissen (von Kautschuk) völlig frei liege und wundärztlich verbunden werde. Neuerdings empfiehlt man zur Verhütung des A. die Hooperschen Wasserlinsen (von Kautschuk), die Arnottschen Wasserbetten und die Lulekischen Kautschukringsbetten, deren Gurte durch Kautschukringe an den Rahmen befestigt sind.

Ausfließende Mittel oder **Resolventia** nennt man in der Medizin solche Heilmittel, welche bewirken, daß krankhaft abgelagerte Stoffe oder auch unbrauchbar gewordene Gewebe theile des Körpers in flüssigen Zustand und so wieder ins Blut übergehen, um dann den Ausscheidungsorganen zugeführt zu werden. Zu diesem Zweck dienen unter anderm die Bäder (besonders die feuchte in der Form von Bädern und lauwarmen Umschlägen), das Wasser in seinen verschiedenen Gestalten (als kaltes und warmes, als chemisch-reines, Quell- oder Mineralwasser) und der elektrische Strom, von Arzneimitteln die Alkalien, viele Salze derselben, manche Säuren (besonders Essigsäure), einige Metalle (Quecksilber, Jod, Brom und Spießglas mittel), eine große Anzahl Pflanzennittel u. s. w. Durch schmale Diät und geeignete (gymnastische) Körperbewegungen, insbesondere Massage (s. d.), wird die ausfließende Behandlung sehr gefördert.

Auflösung oder **Solution** ist ein Vorgang, durch welchen irgendein Körper, sei er fest, flüssig oder gasförmig, sich mit einer Flüssigkeit in der Art verbindet, daß ein gleichartiges Ganzes gebildet wird. Wird ein fester Körper, z. B. Zucker, Koch-^{salz} oder Glaubersalz, Alaun u. s. w., in Wasser aufgelöst, so verliert sich die Kohäsion seiner kleinsten Theile, er geht in den flüssigen Zustand über. Die Auflösung ist gewissermaßen ein Schmelzen auf nassem Wege.

Wege; und wie bei schmelzenden Körpern Wärme gebunden wird, welche sich dem Gefühl entzieht und seine Wirkung mehr auf das Thermometer äußert, so ist es auch hier der Fall. Löst man ein leichtlösliches Salz, welches nicht eine chem. Verbindung mit Wasser eingeht, in möglichst feine zerriebenen Zustände rasch in Wasser auf, so sinkt die Temperatur der Flüssigkeit bedeutend, weil das Salz, um aus dem festen in den flüssigen Zustand überzugehen, eine große Quantität Wärme bindet (s. Latente Wärme) und diese der Flüssigkeit entzieht. Auf solche Weise kann man eine sehr niedrige Temperatur erzeugen, die oft unter den Gefrierpunkt sinkt, wie bei der A. des salpetersauren Ammoniaks. Man könnte daher dies Salz zur künstlichen Eisbereitung gebrauchen. Löst man dagegen ein Gas in Wasser, so wird es auch flüssig, und da die Gase mehr Wärme gebunden enthalten als die Flüssigkeiten, so muß bei dem Vorgange Wärme frei werden. In der That erhitzt sich Wasser, welches Salzsäuregas absorbiert, außerordentlich. Ebenso wird auch bei der A. der sog. wasserfreien Salze nicht Wärme gebunden, sondern es tritt durch freierwerdende Wärme eine oft bedeutende Erhitzung der Flüssigkeit ein, da hier chem. Affinität sich in Wärme umsetzt. Die Löslichkeit, d. h. die Fähigkeit sich aufzulösen, ist bei verschiedenartigen Körpern sehr verschieden, und ein und derselbe Körper löst sich oft in verschiedenen Flüssigkeiten in sehr verschiedenen Mengen. Im allgemeinen löst sich ein Körper um so mehr, je höher die Temperatur des Lösungsmittels ist. So lösen sich in 100 Teilen Wasser beim Gefrierpunkte etwa 13 Teile Salpeter, beim Siedepunkte aber über 200 Teile. Hat eine Flüssigkeit so viel von einer Substanz aufgelöst, als sie bei der herrschenden Temperatur überhaupt aufzulösen vermag, so nennt man sie gesättigt. Erstaltet eine heiss gesättigte Flüssigkeit allmählich, so muß sich mit sinkender Temperatur eine entsprechende Menge des gelösten Körpers ausscheiden, und dies geschieht, wenn die Substanz überhaupt dazu befähigt ist, unter Bildung von Kristallen. Das Kochsalz löst sich bei allen Temperaturen fast in derselben Menge Wasser auf. Zu den vorzüglichsten Auflösungsmitteln (Menstruen) gehört das Wasser, der Alkohol, der Äther, das Benzin und der Petroleumäther; letztere lösen manche Stoffe, welche in Wasser unlöslich sind; viele in Äther u. f. w. lösliche Stoffe lassen sich ihrer wässrigen Lösung durch Schütteln mit diesem Lösungsmittel entziehen. Das Wasser, das in der Natur verbreitetste Lösungsmittel, löst die meisten Vermittlungsprodukte des Mineralreichs, welche in dieser Lösung den Pflanzen oder den Thieren und Meeren zugeführt werden. Die Lösung in diesem Sinne ist ein physik. Vorgang und wird dadurch bewirkt, daß die Moleküle des Lösungsmittels auf die Moleküle des gelösten Körpers genügend große Anziehungskräfte ausüben, um dadurch die Kraft, durch welche die Moleküle in den festen Zustand verknüpft werden, überwinden zu können. Hiervon zu unterscheiden ist die chem. Lösung, welche eintritt, wenn ein unlöslicher Körper durch Einwirkung einer dritten Substanz chemisch so verändert wird, daß die neu entstehende Verbindung ein löslicher Körper ist. So löst sich Eisen nicht im Wasser; durch Zusatz von Schwefelsäure wird es aber unter Entwicklung von Wasserstoffgas in schwefelsaures Eisenoxyd übergeführt, welches sich leicht auflöst. Die eingehendsten Studien über die

beim Lösen erfolgenden Wärmeerscheinungen s. von Thomsen gemacht; die Resultate derselben sind in zahlreichen Abhandlungen im „Journal für praktische Chemie“ (Neue Folge).

Auflösung heisst in der Musik das Fortschreiten der Intervalle eines Akkords von der Dissonanz zur Konsonanz, und zwar geschieht dieses feinsinnig, je nach Art der dissonierenden Intervalle eine Stufe auf- oder abwärts. Die reguläre A. diejenige, wo die Dissonanz, im schlechten Takte vorbereitet, auch im schlechten Takte wieder aufgelöst wird, und die irreguläre, wo die im Durgang gebrauchte Dissonanz auf der guten Zeit ihre A. findet. In der alten Musik und a Capella-Stil ist dies die allein herrschende Weise. Die neuern Komponisten erklären vielfach die Vorbereitung der Dissonanzen überhaupt für unnötig, was aber in gewissem Maße nur bei der Instrumentalmusik der Fall ist. Der Gesang verliert seinen Halt, wenn er sich nicht an die allbekannten Gesetze der A. hält. (S. Dissonanz.) Man bezeichnet man auch als A., wenn eine durch 2 erhöhte oder durch 7 erniedrigte Note vermindert durch 2 wieder in ihren ursprünglichen Ton zurückkehrt. Deshalb nennt man das 2 auch Auflösungszeichen. — In der Poesie, besonders in der Roman- und noch mehr im Drama, nennt man die Katastrophe oder vielmehr den mit der Katastrophe eintretenden letzten Teil der Handlung, die Entwicklung, zu welcher alles Vorhergegangene nur die notwendige Vorbereitung gewesen ist. Zu 2 muß, soll sie ästhetisch und psychologisch gerechtfertigt werden können, notwendig und naturgemäß sein, ohne sich genau vorhersehen zu lassen; ja, auf die folgerichtigste Weise aus den früheren Handlungen und Charakteren resultieren, ohne daß der Leser oder Hörer durch peinliche Vorbereitungen in Unruhe und Unmuth gesetzt wird. Wo solches nicht der Fall ist, entsteht unmotivirte, gegen Psychologie und Ethik verstoßende Effekte und coups de théâtre, welche die urtheilslose Menge befriedigen. Die französ. Zeichnung d'un nouement, d. h. Knotenlösung, ist in der deutschen Theaterprache gebräuchlich. — In der Mathematik heisst A. die gehörige Benennung eines mathem. Problems. Die A. in Gleichung besteht z. B. in der Bestimmung der Werte, welche die in dieser Gleichung enthalten unbekannte GröÙe (gewöhnlich mit x bezeichnet) dieser Gleichung gemäß, haben kann.

Aufmarsch ist eine Evolution, mittels der eine in geöffneter Kolonne (s. b.) befindliche Truppe in eine Formation von breiterer Front, sei es in der Kolonne oder Linie, übergeht. Das Wort zur Ausführung ist der schräge Vormarsch der betreffenden Unterabteilungen in das neue Alignment. Im weitern Sinne wird jede Entwidlung in die Front oder in die Schlachtlinie A. und taktischer A. genannt, im Gegensatz zum taktischen A., welcher das Versammeln der Streitkräfte aus den Friedensgarationen in bestimmte Aufstellungslinien begreift, in der Absicht, vorzuziehen aus die Operationen zu beginnen. Eine Truppe, welche vor dem taktischen A. oder während desselben vom Gegner überrascht wird, befindet sich im Nachtheil, da sie nur einen Teil ihrer Kräfte unmittelbar verwenden kann. Man sichert sich daher durch vorgegebene geordnete Abtheilungen. (S. Avantgarde.) Auch meist nachtheilig gestaltet sich eine Überraschung vor Vollendung

Aufnehmen **A.**; man führt diesen deshalb entweder in seiner Entfernung vom Gegner oder hinter einer festen Barriere (z. B. einer besetzten Stellung) aus. Im Sommer 1870 hatte es sich im Krieg, als ob es notwendig werden würde, die beiden Armeen hinter der Rheinlinie zu lagern; nachdem sich indes herausgestellt, daß in diesem weder die Fähigkeit noch den Willen zu Initiative zu ergreifen, war man schließlich in Stande, den strategischen A. nach vorne zu ziehen. Die Erste Armee sammelte sich hier als ein Trier, die Zweite zwischen Trier und Aachen, die Dritte zwischen Landau und Trier, wodurch der Weg für die beiderseitigen Operationen wesentlich verläßt wurde.

Aufnehmen (in geodätischem Sinne) heißt, einen kleinen oder größeren Teil der Erdoberfläche nach dem wirklichen Maßstabe so auf einer Ebene zu zeichnen, daß das Bild dem Original möglichst ähnlich und eine vollkommene Ähnlichkeit ist. Wegen der Krümmung der Erdoberfläche, wenigstens in größeren Abständen, nicht möglich. Die Projektion der Fläche beruht stets auf der Entfernung bestimmter Punkte; diese Entfernungen werden auf der Oberfläche, also in einer krummen Linie, gemessen, man bestimmt die sog. geodätische Entfernung, während die geradlinige Entfernung, auch Luftentfernung genannt, die Abstände zwischen beiden Punkten wäre. Bei kleineren Flächen unterscheiden sich der Unterschied zwischen der geodätischen und geradlinigen Entfernung, da letztere um so näher mit der krummen Oberfläche zusammenfällt, je kleiner der Maßstabe die Karte ausgeführt wird. Bei einem ganzen Länder möglichst naturgetreu wiedergeben zu erhalten, dienen die Kartenprojektionen (s. Projektion.) über das Verfahren der geodätischen Aufnahmen (s. Feldmesskunst).

Aufnehmen (in taktischem Sinne), eine feindliche feindliche Truppenabteilung in einer bestimmten Stellung derartig verstärken, daß dieselbe zu einem handhabbaren Vermag. Die bestmögliche Stellung wird dann als Aufnahmestellung bezeichnet.

Aufnehmen und Abproben, in der Militärwissenschaft bedeutet Transportes erforderliche werdende Aufnahmestellung beziehungsweise die behufs des Schießens notwendige Trennung der Lafette und Probe eines Geschüßes. Während der Aufnahmestellung des Geschüßes ein vierräderiges Fahrzeug bedingt, zwingt die Rücksicht auf den Transport der Lafette, beim Schießen hiervon abzuheben und das Geschüß als zweiräderiges Fahrzeug, dessen hinteres Ende gleichzeitig auf dem Boden ruht, zu exponieren. Geschähe das Abproben in der Aufnahmestellung, so genügt für die schußbereite Stellung des Geschüßes ein einfaches Vorfahren der Lafette um das Maß des Nachlaufs. Beim Abproben des Geschüßes muß die Lafette umgedreht werden, damit die Mündung des Geschüßes sich nach vorne richtet, während die Probe leicht machen kann die erforderliche Entfernung hinter das Geschüß zu nehmen, damit der Gebrauch des letzteren ungehindert erfolgen kann. Zum Aufproben findet ein solches Verfahren statt.

Aufrollen (Hess.), deutscher Sprachforscher, geb. 1. Jan. 1811 zu Schöningh im Regierungsbezirk Osnabrück, wurde das Gymnasium zu Osnabrück und studierte 1843 in Berlin dem Studium des Sanskrits und der Sprachvergleichung. Nachdem

er sich 1850 als Privatdocent in Berlin habilitiert hatte, ging er 1852 nach England, um sich mit den dortigen Sanskritforschern bekannt zu machen. In Oxford erhielt er den Auftrag, den Katalog der dortigen Sanskritsammlungen anzufertigen, nach dessen Beendigung er 1862 zu der neugegründeten Professur für Sanskrit und vergleichende Sprachforschung an die Universität nach Edinburgh berufen wurde. Im J. 1875 folgte er einem Rufe als Professor der vergleichenden Sprachkunde nach Bonn. Mit den Sprachen des skandinav. Nordens machte er sich durch Reisen in Norwegen, Schweden und Dänemark vertraut. Außer wertvollen Beiträgen zu der von A. und Ruden gegründeten »Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung«, zur »Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft« und zum »Philological Journal« sind unter den Schriften A.s hervorzuheben: »De accentu compositorum Sanscritorum« (Bonn 1847), »Die umbrischen Sprachdenkmäler« (herausg. mit Kirchhoff, 2 Hef., Bonn 1850—51), »Ujvaladatta's commentary on the Unādisātra« (Bonn 1859), »Catalogus codicum manuscriptorum sanscriticorum postvedicorum quotquot in bibliotheca Bodleiana asservantur« (2 Bde., Oxford 1859—64), »Halāyudha's Abhidhānaratnamālā« (Lond. 1861), »Die Hymnen des Rigveda« (2 Bde., Berl. 1861—63; 2. Aufl., mit Beigaben, Bonn 1877), »A catalogue of Sanskrit manuscripts in the library of Trinity College, Cambridge« (Cambr. 1869), »Über die Pabbati von Sārngadhara« (Lpz. 1872), »Blüten aus Hindostan« (Bonn 1873), »The ancient languages of Italy« (Oxford 1875), »Das Aitareya-Brahmana« (Bonn 1879).

Aufrollen nennt man in der Projektionslehre die Darstellung eines Gegenstandes in der Vertikalebene; er bezieht sich aber lediglich auf die orthographische Projektion, bei welcher man von jedem Punkte des darzustellenden Gegenstandes Senkrechte auf die Bildebene fällt. Solche Darstellungen sind besonders anwendbar bei Zeichnungen, nach denen gearbeitet, der darzustellende Gegenstand angefertigt werden soll. Dann muß man aber zwei A. machen, sodaß die Bildebenen zwar beide vertikal, aber gegeneinander rechtwinklig gedacht werden. In Verbindung mit dem Grundriß (s. d.) sind solche Zeichnungen das sicherste Mittel, die Lage aller Teile, z. B. eines Instruments, Maschinenteils u. s. w., sowie die Größen der Teile und des Ganzen daraus zu entnehmen, mag die Zeichnung in natürlicher Größe oder nach verjüngtem Maßstabe entworfen sein. — In der Baukunst heißt A. die Zeichnung der Fronte oder Fassade eines Gebäudes in senkrechter Projektion und verjüngtem Maßstabe.

Aufrollen heißt in taktischer Hinsicht mittels eines gegen die Flanke des Gegners gerichteten und in der Frontausdehnung seiner Aufstellung fortwährenden Angriffs eine Abtheilung desselben nach der andern schlagen. Ein solcher Angriff ist um so gefährlicher, als vermöge der Richtung desselben jede geschlagene Abtheilung auf die nächste intakte gedrängt wird und diese daher in ihre eigene Niederlage zu verwickeln droht. Das A. verspricht um so weniger Erfolg, je größerer Tiefe der angegriffene Teil aufgestellt ist, eine je größere Front er also dem Flankenangriff entgegenstellen kann, und hat namentlich Bedeutung, wenn es sich um Flankenangriffe gegen dünne Linien handelt.

In strategischem Sinne bedeutet A. soviel als die auf einem Kriegstheater nebeneinander entwickelten selbständigen Korps oder Armeen des Gegners von einer Platte her nach und nach angreifen und einzeln schlagen.

Aufzucht ist im weitesten Sinne jede Zusammenrottung mehrerer Personen, bei welcher gegen die legale Thätigkeit der Träger der öffentlichen Gewalt Selbsthilfe geübt wird. In diesem Sinne fällt nicht nur der eigentliche A. oder die seditio, sondern auch der gegen die öffentliche Autorität gerichtete Aufruhr oder Tumult, die Meuterei oder Emute, die Revolte und die Empörung oder Rebellion unter den Begriff des A., der also auch einen hoch- und landesverrätherischen Charakter haben und mit einer Störung des Landes- und Hausfriedens zusammenhängen kann. Nicht nur die allgemeinen und besondern Strafgesetze, sondern auch die neuern Versammlungs- und Vereinsgesetze suchen den Gefahren aufrührerischer Bewegungen zuvorzukommen und entgegenzutreten. Nach dem Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich §. 115 gilt als A. jede Zusammenrottung, bei welcher mit vereinten Kräften Beamten, die zur Vollstreckung von Gesetzen, von Befehlen und Anordnungen der Verwaltungsbehörden oder von Urteilen und Verfügungen der Gerichte berufen sind, in der rechtmäßigen Ausübung ihres Amtes durch Gewalt oder Bedrohung mit Gewalt Widerstand geleistet oder solche Beamte während der rechtmäßigen Ausübung ihres Amtes thätlich angegriffen werden; ferner Zusammenrottungen gleicher Art gegen Personen, welche zur Unterstützung der Beamten zugezogen waren, oder gegen Mannschaften der bewaffneten Macht oder einer Gemeinde, Schutz- oder Bürgerwehr in Ausübung des Dienstes; endlich Zusammenrottungen, um durch Gewalt oder Drohung eine Behörde oder einen Beamten zur Vornahme oder Unterlassung einer Amtshandlung zu nötigen. Von militärischem A. und Aufwiegelung handelt das Deutsche Militär-Strafgesetzbuch vom 20. Juni 1872, §§. 100 und 106 fg. Die Strafe ist durchschnittlich höhere oder geringere Freiheitsstrafe (Gefängnis, Zuchthaus, Festungsstrafe), eine schwere besonders für die Räubersführer, Anführer und Anstifter. In gewissen Fällen, namentlich auch der militärischen Meuterei, tritt Todesstrafe ein. Bei Bedrohung der öffentlichen Sicherheit in dem Bundesgebiete kann der Kaiser jeden Teil desselben in den Kriegszustand erklären, welchenfalls (abgesehen von der Bestimmung des Militär-Strafgesetzbuchs, §. 9 fg., §. 155 fg.) das betreffende preuß. Gesetz vom 4. Juni 1851 maßgebend ist (Verfassung des Deutschen Reichs, Art. 68). Für die bei Gelegenheit eines A. angerichteten Vermögensbeschädigungen haben, nach dem von den meisten neuern Gesetzen angenommenen engl. Prinzip, subsidiär die Gemeinden aufzukommen. Man nennt solche Gesetze Tumultgesetze. Vgl. Hiller, »Die Rechtmäßigkeit der Amtsausübung im Begriffe der Widerrechtlichkeit« (Würgb. 1873).

Auffach (militärisch), Instrument zum Nichten des Geschüßes, wird in Verbindung mit dem am Geschüßrohr befestigten Korn gebraucht. Der A. hat einen verschiebbaren Richtpunkt von der Form eines Einschnittes oder einer Durchbohrung, Visier genannt. Letzteres und das Korn bilden die Visierlinie des Geschüßrohrs. Dieselbe hat eine bestimmte, der Veränderung unterworfenen Lage zur

Seelenachse und bildet das Mittel, letzterer die Treffen des Ziels günstigste Stellung zu. Infolge der Abweichung der Geschosse nach vermöge der Schwerkraft, muß der A. eine Erhöhung des Visiers gestatten. Der A. hat d. h. statt einer Leiter oder einer Stange und ist weder auf eine bestimmte Fläche an dem Rohrende aufgesetzt oder in eine Öffnung des metalls eingelassen. Im erstern Falle lie Visier in einem Schieber, welcher sich auf d. auf- und niederbewegt, im letztern Falle ist oben Ende des A. angebracht und der gar hat eine Vertikalbewegung. Die eingelassen lassen sich in eine sichere Verbindung mit dem bringen und werden in neuerer Zeit oertern angewendet. Sie sind zugleich Stangenaufsatz aus Metall. Zum Einstellen des Visiers ne jedesmaligen Entfernung des Ziels ist der einer Stala versehen, die häufig direkt die Entfernung selber angibt. Haben die eine konstante Seitenabweichung, wie bei d. gezogenen Geschüßen, so muß der A. auch eine Verschiebung des Visiers gestatten. (S. A. Richtung, Visier.)

Aufsaugung, in physik. und physiol. ff. s. Absorption.

Auffschlagswasser (frz. eau motrice, engl. ring-water), i. unter Wasser motoren.

Aufschließen ist eine Operation der analyt. Chemie, welche man häufig vornimmt, um u. liche Mineralsubstanzen in eine Form zu vereln, in welcher sie durch chem. Agentien anbar werden. So werden unlösliche Silicate Schmelzen mit kohlensaurem Natronkali zerlegt, daß sie nach dieser Behandlung in leicht löslich werden, oder sie werden mit wasserstoffsaure behandelt, wobei die Salze in jersiehbare Fluoride übergeführt werden; e Stoffe schmilzt man mit saurem schwefelsaurem, wobei lösliche schwefelsaure Salze entweder andere, z. B. Chromeiseneisen, sind Schmelzen mit Salpeter aufzuschließen, durch Blasen in einem Strome von Chlorgas. Wahl des Aufschließungsmittels muß nach der Natur des aufzuschließenden Körpers und nach bestimmten Substanz getroffen werden. man z. B. in einem Silicate die Menge der A. bestimmen, so muß man mit Fluorwasserstoff aufschließen, während für die Bestimmung Kieselsäure die Aufschließung durch Schmelzen kohlensaurem Natronkali zu erfolgen hat. E Weg man auch einschlage, so sind die aufschließen Substanzen immer vorher auf das sorgfältigste zu zerleinern, was bei harten nur durch höchst maßfames und geduldes des Zerreiben im Mörser erfolgen kann. wendet man hierauf nicht den erforderlichen so ist meist Mühe und Arbeit vergeblich, weil dann keine vollständige Aufschließung erfolgt.

Aufschrift (grch. ἐνγραφία, latypographia inscriptio) bezeichnet im allgemeinen jede e welche auf der Außenseite eines Gegenstandes auf einem Briefe, Buche, Gebäude, Geräte e angebracht ist. Bezieht sich die Schrift auf Bauwerke, einem Denkmale oder andern werken, so ist der Ausdruck Inschrift geüch. Wegen der Bedeutung, welche die e Inschriften als authentische Urkunden für Altertum und Sprache der alten Völker haben

in Jüdischen Lande oder Epigraphik (s. d.)
 in einer Disziplin der Altertumswissen-
 schaft genannt. — Die Numismatiker machen
 einen Ausbruch, indem sie mit Aufschrift auf
 eine Münze in um das Bild herumlaufenden
 Text, welcher aber das bezeichnen, was
 in dem Innern der Medaille steht.

In Numismatik werden Aufschriften
 in dem Innern der Medaille, die Bezeichnungen der Personen,
 in dem Innern der Urkunde ausgestellt, und der-
 selbe, so wie sie eine besonders gerichtet sind,
 mit der Aufschrift versehen, genannt.

Aufschub der Strafvollstreckung. Voraus-
 setzung für die Vollstreckung einer Strafe ist das
 rechtskräftig gewordene Urteil, also dasjenige Urteil
 eines Gerichts, das mit ordentlichen Rechts-
 mitteln angefochten werden kann. Alle ord-
 nungsgemäßen Schritte des Strafprozesses bedingen
 einen unterbrechenden Suspensiv-Effekt
 eines Aufschubs der Strafvollstreckung. Durch den
 Antrag auf Einnahme des Verfahrens wird,
 wenn das ordnungsgemäße Erkenntnis voraus-
 gesetzt ist, die Vollstreckung von Rechts wegen nicht
 getrieben, und kann das Gericht einen Aufschub an-
 ordnen, was notwendig dann notwendig sein wird,
 wenn die der unmittelbar bevorstehenden Hinrich-
 tung anwesenden Umstände anführen, welche eine
 Einnahme des Verfahrens rechtserwartigen können.
 Die Festlegung solcher Angaben kann selbst dann
 nicht von dem Gericht gemieden werden, wenn die Ver-
 weigerung besteht, daß es dem Delinquenten darum
 zu tun ist, in der Hinrichtung zu verzögern. Obgleich
 ein Aufschub jedes rechtskräftigen Todes-
 urteils durch einen Aufschub, daß eine vorgängige
 Festlegung der höchsten Staatsgewalt über den Ge-
 brauch der Vollstreckung des Urteils zusehender Ver-
 weigerung abgemindert werden muß. Im
 allgemeinen ist die Regel, daß rechtskräftig
 gewordene Urtheile alsbald ohne Säumnis zur
 Vollstreckung gebracht werden müssen. Nur aus-
 nahmsweise und aus besondern Gründen ist ein
 Aufschub möglich. Solche Gründe liegen theils in
 der Beschaffenheit von Hindernissen, die den Gang
 der Vollstreckungsverwaltung hemmen, z. B. zeit-
 weilige überfüllung der Strafanstalten
 durch eine epidemische Gefängnisepidemie,
 theils in Hindernissen der Willigkeit, denen sich der
 Staat an der Staatsanwaltschaft nicht entziehen
 kann. So kann ein Aufschub bis zu einem Zeit-
 raum von drei Monaten auf Antrag des Verurteil-
 ten stattfinden, wenn ihm oder seiner Fa-
 milie ein Verbrechen, außerhalb des Strafweges liegende
 Verbrechen, die Vollstreckung erwachsen wür-
 den, auf deren Umständen auch bei der rücksichts-
 losen Vollstreckung einer Geldstrafe der Fall sein könnte.
 Ferner muß die Strafvollstreckung ausgesetzt
 werden. So kann aus Rechtsgründen an schwan-
 gende oder gebärende Personen ein Todesurteil
 nicht vollzogen werden, was so zu verstehen ist, daß
 die Vollstreckung eines Aufschubs nicht etwa der Ver-
 weigerung der Schwangerschaft oder Geisteskrankheit ge-
 genüber steht, sondern schon die Ungewißheit oder
 die Gefahr in Bezug auf das Vorhandensein
 von solchen Umständen als Hindernis erscheint.
 Die Vollstreckung bewirkt Geisteskrankheit eben-
 falls von Rechts wegen einen Aufschub. Dasselbe
 gilt von einem Kränklichkeit des Verurteilten, von
 dem eine Lebensgefahr im Falle der Voll-
 streckung zu befürchten ist. Ist dagegen der Verur-

theilte mit einer zwar nicht lebensgefährlichen, aber
 doch ansehnlichen Krankheit befallen, so kann von
 der Vollstreckung der Freiheitsstrafe nur im Inter-
 esse der Strafanstaltsverwaltung abgesehen werden.
 Durch die Einreichung eines Begnadigungsgesuchs
 wird der Vollzug von Rechts wegen ebenso wenig
 gehindert, wie durch die Beschwerde gegen eine dem
 Antrag auf Aufschub zurückweisende Verfügung der
 Staatsanwaltschaft. Doch kann das die Beschwerde
 prüfende Gericht auch in solchen Fällen einen Auf-
 schub verordnen. Die Vorschriften über Aufschub
 finden sich in dem von der Strafvollstreckung han-
 delnden Abschnitt der Deutschen Reichs-Strafpro-
 zessordnung (§§. 481—495) verzeichnet.

Aufsehm. (Danz Phil. Werner Christian Gottlob
 Franz, Reichsfreiherr von und zu), Begründer des
 Germanischen Nationalmuseums zu Nürnberg, geb.
 7. Sept. 1801 zu Aufsehm, dem Stammschloß seiner
 Familie im bayer. Regierungsbezirk Oberfranken,
 bezog im Herbst 1817 die Universität Erlangen, wo
 er sich jurist. Studien widmete. Nachdem er zwei
 Jahre an den Landgerichten Bayreuth und Gräfen-
 berg gearbeitet, übernahm er die Verwaltung der
 Familiengüter und wandte sich besonders histor.
 und rechtsgeschichtlichen Studien zu; 1832 siedelte er
 nach Nürnberg über. Hier brachte er es durch Stif-
 tung einer Gesellschaft für Erhaltung der Literatur-,
 Kunst- und Alterthumsdenkmäler Deutschlands da-
 hin, daß ein großer Teil der zu Nürnberg befind-
 lichen antiquarischen Schätze in einem eigenen Lokale
 vereinigt und ausgestellt wurde. Daneben gab A.
 seit Herbst 1832 den „Anzeiger für Kunde der deut-
 schen Vorzeit“ heraus, dessen Fortsetzung er 1835,
 wo er nach seinem Stammsitz zurückkehrte, an
 seinen Mitarbeiter Mone in Karlsruhe überließ.
 Als 1846 die erste Germanistenversammlung zu
 Frankfurt a. M. tagte, legte er derselben den Plan
 eines german. Nationalmuseums in Verbindung
 mit einer Gesamtvereinigung der deutschen histor.
 Vereine vor. Doch wurde die Ausführung durch
 die polit. Bewegungen von 1848 verzögert; erst
 1852 konnte A. auf der Altertumsforscher-versamm-
 lung zu Dresden die Angelegenheit unter günstigeren
 Verhältnissen nochmals anregen. Sein Plan fand
 Annahme, und er sah denselben endlich seit 1853 im
 Germanischen Nationalmuseum (s. d.) zu Nürnberg
 verwirklicht. A. selbst übernahm als erwählter erster
 Vorstand die Organisation des Instituts und brachte
 auch sonst bedeutende Opfer zu dessen allseitiger För-
 derung. Im Aug. 1862 legte er ineb das Amt des
 Vorstehers nieder. Er starb auf der Rückreise von
 den Feierlichkeiten der Eröffnung der städtischen
 Universität in der Nacht vom 6. zum 7. Mai 1872
 zu Münsterlingen bei Konstanz im 71. Lebensjahre.
 Unter seinen zahlreichen histor. und jurist. Schrif-
 ten sind hervorzuheben: „Das Lehnswesen in Be-
 ziehung auf die Anforderungen des Rechts und der
 Zeit“ (Nürnberg. 1828), „Über Leisten der Ritterlehen
 in Bayern“ (München. 1831), „Über den einzig wah-
 ren Scheidungsgrund in der christl. Kirche“ (Bay-
 reuth 1838). Seit 1853 gab er mit von Epe und
 Frommann wiederum den „Anzeiger für Kunde der
 deutschen Vorzeit“ als Organ des Germanischen Mu-
 seums heraus, bis 1863 Nischelien für ihn eintrat.

Aufsehmachine oder Bürstmaschine (frz. ma-
 chine à brosse, engl. brushing machine), eine Vor-
 richtung, um bei Tuchen und tuchartigen Stoffen die
 hervorsteckenden Fasern abzuräumen, damit sie
 von der Schermaschine leichter gefasst werden können.

Auf Sicht, s. unter Sicht.

Aufsichtsrat, auch Verwaltungsrat, heißt eine aus der Zahl der Aktionäre erwählte Behörde, welche bei der Aktiengesellschaft und der Kommanditgesellschaft auf Aktien deren Geschäftsführung kontrolliert und besonders einschneidende Beschlüsse der Direktion mitberät. Bei der letztern Klasse der Handelsgesellschaften muß nach deutschem Recht ein solcher bestellt sein. Das Allgemeine Deutsche Handelsgesetzbuch enthält die einschlägigen Bestimmungen in den Artikeln 225, 226, 231, 175, 177, 185—187, 191—195 und 204. (S. Aktie und Aktiengesellschaft.)

Aufspringen der Haut ist eine Folge von großer Trockenheit oder von östlicher Erkrankung derselben (durch Erfrorensein, Necten, Schälungsprozesse u. s. w.). Man wendet in der Regel geschmeidigmachende fetts Mittel dagegen an, z. B. Glycerin, Lippenpomaden, Coldcream, Baseline, Öl oder Speckeinreibung u. dgl. Seltener sind innere Mittel nötig, z. B. bei den syphilitischen Hautschunden (Rhogades).

Aufstand, s. Aufruhr und Insurrektion.

Aufstechen, Operationsmethode, s. Punktion.

Aufstreckrahmen (frz. râtelier, engl. creel), in den Feinspinnmaschinen für Baumwolle derjenige Teil des Gestells, in welchem die mit dem Vorgepink gefüllten Spulen aufgereicht sind.

Aufsteigung (Ascensio). In der Sternkunde versteht man unter gerader A. (ascensio recta) eines Gestirns denjenigen Bogen des Äquators, welcher zwischen dem Frühlingspunkte und dem Abweichungskreise dieses Gestirns enthalten ist. Der Name rührt daher, weil der die gerade A. eines Gestirns begrenzende Punkt des himmlischen Äquators an jedem Orte des Äquators der Erde mit jenem Gestirn zugleich aufsteht oder mit ihm gerade aufsteigt, wie unter dem Äquator alle Sterne gerade, d. h. senkrecht gegen den Horizont, aufsteigen. Die gerade A. wird vom Frühlingspunkte an in der Richtung von W. nach O. bis 360 Grad fortgezählt. Durch die gerade A. und Abweichung wird der Stand der Gestirne am Himmel ebenso bestimmt wie die Lage der Orte auf der Erde durch die Länge und Breite. Unter schiefer A. (ascensio obliqua) versteht man denjenigen Bogen des Himmelsäquators, welcher zwischen dem Frühlingspunkte und dem mit einem Gestirne zugleich aufgehenden Punkte des Äquators enthalten ist. Der Unterschied zwischen der geraden und schiefer A. eines Gestirns heißt seine Ascensionaldifferenz. Dieselbe ist natürlich für die verschiedenen Breiten sehr verschieden, während die gerade A. für alle Orte der Erde gleichzeitig dieselbe ist.

Aufstellung ist diejenige Ordnung, welche einer Truppe zum Ausgangspunkt für die Bewegung oder für das Geſecht dient; die A. kann in Linie oder in Kolonne, geschlossen oder geöffnet sein und folgt den Lehren der formellen Taktik. Für größere Truppenmassen nennt man A. das Zusammenziehen auf einem engem Raume, in der Absicht, die Operationen zu beginnen. A. mit Benutzung des Terrains, um sich unter dem Schutze des letztern zu schlagen, führt zu dem Begriff »Stellung« (s. d.). — A. von Truppenkörpern wird auch eine Abformation derselben genannt.

Aufstößen (Ructus, Eructatio) bezeichnet ein plötzliches Aufsteigen von Luft aus dem Magen durch die Speiseröhre in den Mund. Ist ist damit

die dem Schlucken eigentümliche schallende Krambewegung des Zwerchfells verbunden. Die aufstößende Luft ist bald geschmacklos, bald führt gasförmige oder fester Stoffe aus dem Magen empor, welche Geschmack oder Geruch haben. A. dem Genuß gasreicher Dinge (z. B. des Selterswassers) oder im Magen viel Gas entwickelnden Speisen (z. B. des Sauertrauts) ist das A. ein Natürliches. Häufiges A. findet sich beim Magenkatarrh sowie bei langsamer und geschwächter Verdauung. Die Behandlung, die sich natürlich gegen das Grundbleiben richten muß, erfordert sorgfältige Regelung der Diät sowie die Darreichung von brannter Magnesia, Kreidepulver, Natriophosphat und ähnlichen, die überflüssige Kohlensäure aufsaugenden Mitteln. Auch der Gebrauch der Selterssäure (5—8 Tropfen in einem Weinglas Weinmittelbar nach der Mahlzeit genommen) erwies sich in vielen Fällen nützlich.

Aufstakt, Aufschlag oder Aufstrich heißt Anfang eines Aufstiegs, wenn er nicht mit einem vollen Takte, sondern nur mit dem letzten und letzten Takteile (Achtel, Viertel u. s. w.) geschieht. Bei einem Wiederholungszeichen muß dem letzten Takte so viel an Zeitwert fehlen, als der A. beträgt, damit die Reprise genau wieder in den Takt hineinfließt.

Auftreibsöhre (frz. ciseaux à étendre, eng. procellos), ein in der Form der Scheren ähnliches, mit schmalen, zugespitzten, nicht schneidenden Blättern versehenes Werkzeug der Glasmacher, welches zusammengeführt in die Öffnung des zu verformenden auszubildenden, rotierenden Glaskörpers eingeführt wird, um durch das allmähliche Auseinanderziehen der Blätter die Hohlung desselben zu erweitern; außerdem dienen die innern Klanten A. dazu, an dem zwischen ihnen gehaltenen Glas durch den Druck gegen die weiche Glasmasse Einschnürung zu bewirken. Dasselbe Werkzeug hat der eisernen Blätter mit cylindrischen Hohlenden versehen, wird dazu benutzt, die Wandungen des Gefäßes beliebig zu krümmen oder auszuschneiden.

Austritt (in der Bühnensprache) ist ein Auftritt, mit welchem die aus dem Erscheinen Personen aus der Bühne oder aus der Entfernung solcher von derselben sich ergebenden Abschnitte Dramas bezeichnet werden. Der A. bezeichnet nach jedesmal einen Wechsel der Situation in dramatischen Handlung. In Deutschland nennt man die Auftritte nach franz. Beispiel auch Scen während die Engländer nur diejenigen dramatischen Abteilungen als Scenen bezeichnen, welche einer Reihe von Auftritten bestehend, bis zur nächsten Ortsveränderung (Scenenwechsel) reichen.

Auflerhammer (frz. marteau à soulever, engl. lift-hammer), ein meist zur Eisenbearbeitung dienender Hammer von 150—600 kg Gewicht, welchem die Daumenwelle parallel zum Hammer und der Angriffspunkt der Hebebaumen zwischen Hammerkopf und Hülse liegt.

Aufzug (frz. elevator, chaine, engl. hoist) heißt in der Mechanik im allgemeinen zum Emporheben und Herablassen von Lasten dienende Maschine, im besondern eine Vorrichtung in Fabriken, Warenlagern, Hotels, Wohnhäusern u. s. w. benutzt wird, um Güter oder Personen in vertikaler Richtung zu befördern (s. Hebevorrichtung). Während zum Betrieb kleiner Aufzüge

Widerstand genügt, wird für größere die Ele-
mentarität, namentlich die Wasserkrast, zu Hilfe
genommen. — In der Weberei bezeichnet man
gewöhnlich die Kette, d. i. die Längsfäden
und bezieht wichen welche die Quersfäden, Ein-
schlag der Stel genannt, eingeschlossen werden.

Aufzug (im Drama), s. Akt.

Auge, i. unter Auge, S. 197.

Auge, sei der griech. Sage eine Tochter des
Atlas und Zeus, wurde dort im Heiligtum
des Atlas in der Mitte des Telephos (s. d.).
Als sie hier bei der Geburt, ward die Mutter nach
einer Zeit in den Händen des Telephos übergeben, der
sie zu ihm ziehen sollte. Nach andern wurde das
Kind aber an den Parthenionengebirge ausgelegt.
Als man hier wieder die Entweibung
des Telephos der Athene oder ein Ausspruch des
Orakels vernahm, daß ein Sohn der A. die Söhne
des Atlas werden. A. ward aber gerettet und
kam zu dem König, Teuthras, der sie zur
Gattin nahm. Nach der einen Darstellung wurde
sie in der Mitte in einem Kasten ins Meer aus-
geworfen und in diesem nach Mysien. Nach an-
dern wird der Kind auf dem Parthenionengebirge
auf, so wie es finden (sügte und Hirten es auf-
zogen und erzog. Hymn erzählt, daß Telephos,
der eine Mutter aufzuziehen, nach Mysien gekom-
men, so wie er den Teuthras von der Gefahr, sein
Kind zu verlieren, befreite. Dafür versprach ihm
Teuthras die Hand seiner Blüthenkinder A. und das
Kind A. der des Hercules eingedenk, weigerte
sich, die Tochter Gattin zu werden und zückte im
Schwermut das Schwert gegen Telephos. Ein
Orakel aber, welches, der nun seinerseits A.
mit dem Schwerte bedrohte. In der Not rief A.
den Namen, ihres Vaters, an und daraus erkannte
Teuthras den Vater und stand von der That ab.
Eras, Sophocles und Euripides haben diese
Sage in mehreren Tragödien behandelt. Auch
die A. in einzelnen Scenen bildliche Darstel-
lung, so kann namentlich die aus dem kleinern
Tempel vor dem großen Altar zu Jerusalem (s. d.)
entnommen sind. Ursprünglich sind A. und Tele-
phos zusammengefallen gewesen.

Auge. Das menschliche A. ist wohl das voll-
ständigste optische Instrument, das überhaupt er-
reicht werden kann. Das nahezu kugelförmige Organ
(s. Tafel: Auge des Menschen, Fig. 1) ist eine
liegende unregelmäßig vierseitige
Kugel, mit der Basis nach vorn und außen,
mit der Spitze nach hinten und innen gerichtet. Tiefe
des A. ist sehr lodern und sehr fettreichen
Masse ausgefüllt, welcher für das A. ein weiches,
dunkel gelblichweißes Lager bildet, das den
Auge mit Ausnahme seines vordern sichtbaren
Theils umschließt und die Wäuche und Sehnen der
Augenmuskeln in ihrer beweglichen Lage erhält.
Die Augapfel selbst (s. Tafel: Auge des Men-
schen, Fig. 1) hat einen Durchmesser von etwa
12 Linien und besitzt als äußerste Hülle eine weiße un-
elastische, sehr Leder oder dünnes Horn biegsame
Haut, die Zehnhaut, die harte Haut (Tunica
albuginea) und welche dünner und aus einem
dunkeln hornartigen Teile durchsichtig wie ein Uhr-
glas, die Durchgang der Lichtstrahlen zu er-
leichtern, haben aber ist sie von so fester Beschaffen-
heit, daß sie nicht kräftigen äußern Einwirkungen

widersteht. Dieser Teil führt den Namen durch-
sichtige Hornhaut oder gemeinhin Hornhaut
(cornea) und ist stärker gewölbt als der übrige Teil
des Augapfels. Hinter der Hornhaut befinden sich
ein ebenes, kreisförmiges und gefärbtes Häutchen,
die Regenbogenhaut oder Iris, welche gleich-
sam die Wölbung der Hornhaut von dem übrigen
Teile des A. abtrennt. In der Mitte ist das kreis-
förmige Scheibchen durchbohrt, und diese gleichfalls
runde Öffnung führt den Namen Stern des A.
(pupilla); betrachtet man die Öffnung von vorn, so
ist sie schwarz, und daher wird sie das Schwarze
im A. genannt. Die Farbe des A. wird durch die
der Iris bedingt. Zwei Muskeln, die in das Iris-
gewebe eingelagert sind, bewirken, daß bei heller Be-
leuchtung die Pupille kleiner wird und sich bei Be-
schattung wiederum erweitert und so unwillkürlich die
Größe des ins A. fallenden Strahlenteils reguliert.

Hinter der Iris und der Pupille befindet sich ein
durchsichtiger Körper von der Gestalt einer kleinen,
doppelt erhabenen Linse, daher die Krystalllinse
genannt. Die übrige Höhlung ist erfüllt von einer
klebrigen Flüssigkeit, die durchsichtigem Eiweiß oder
geschmolzenem Glase ähnlich ist und daher auch
Glaskörper, Glasseuchtigkeit (humor vi-
treus) genannt wird. Ein anderes durchsichtiges
Mittel, die wässrige Feuchtigkeit (humor aqueus),
findet sich zwischen der Linse und der Hornhaut. Die
ganze innere Seite der Lederhaut ist mit einer zarten
bräunlichroten Haut, der Aderhaut (chorioides),
überkleidet. Durch diese dunkle Umkleidung, die
den künstlichen Apparat einer Camera obscura (s. d.)
ähnlich macht, wird eine Undeutlichkeit des Bildes,
die unsehlbar aus den vielen Zurückwerfungen der
Lichtstrahlen im Innern des A. hervorgehen würde,
verhindert. Zwischen der Aderhaut und der glä-
sernen Feuchtigkeit liegt endlich eine feine, zarte,
weiße Haut, die Netzhaut (retina), eine Ausbrei-
tung des Sehnerven, der aus der Rückwand in das
A. etwas von der Seite eintritt, mit dem Gehirn

in Verbindung steht und
die Brücke bildet, über
welche die Eindrücke der
Außenwelt zur Wahrneh-
mung des Geistes über-
gehen. Die Netzhaut be-
steht aus neun verschiede-
nen Schichten, von denen
die innerste (auf beistehen-
der Fig. 1) von den aus-
einander strahlenden Fa-
sern des Sehnerven, die
äußerste von palisaden-
artig dicht nebeneinander
stehenden äußerst feinen
Stäbchen (h) und Zapfen
(a) gebildet wird. Die
Stäbchen und Zapfen sind
als die eigentlichen End-
organe des Sehnerven, als
die lichtempfindenden Ele-
mente des A. zu betrachten,
und bilden mit ihren Auf-
enden ein tierisches Mosaik,
unter welchem eine Schicht
farbstoffhaltiger dunkler Zellen sich ausbreitet. Die
Zwischenschichten (c d e) enthalten feine Nerven-
fasern und Nervenzellen. Am Augapfel sehen sich
die sechs Augenmuskeln an, welche den Augapfel

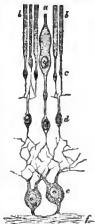


Fig. 1.

bewegen. Außerdem gehören zum A. noch gewisse Schutz- und Hilfsorgane, die Augenlider und der Thränenapparat.

Die Augenlider schließen, gleich zwei beweglichen Deckeln, unser Gesichtsgesicht und schützen es vor äußern, zu heftigen und nachtheiligen Einwirkungen. Die querlaufende Spalte, die Augenlidspalte, welche sie zwischen sich lassen, kann je nach dem Bedürfnisse durch den Augenlidmuskel, der unter der Haut ringförmig um die Augenlidspalte herumläuft, mehr oder weniger verengert oder ganz geschlossen, und wieder durch einen andern Muskel, den Aufheber des obern Augenlides, geöffnet werden. Menschen, deren Augen sich nicht wohl allen Entfernungen anzupassen vermögen, kneifen, wenn sie einen Gegenstand deutlich sehen wollen, die Augenlider so weit zusammen, daß nur eine sehr enge Spalte zurückbleibt, um die peripherischen Lichtstrahlen, welche unter solchen Verhältnissen die Deutlichkeit des Bildes im A. beeinträchtigen, abzuschneiden. Abgesehen haben die Augenlider einen sehr komplizierten Bau, von dem auch der kleinste Teil seinen ganz bestimmten Zweck erfüllt, und können einer großen Reihe von Krankheiten verfallen, von denen eine jede ihre besondere Diagnose und Behandlung erfordert. Von großer Wichtigkeit sind auch die Augenwimpern, die kleinen Härchen, welche auf dem vordern Saume der freien Augenlidränder in einer Reihe sehr nahe nebeneinander und zu zweien bis dreien hintereinander stehen. Sie dienen zum Schutze gegen Staub, gegen zu helles Licht u. s. w. Die Beschattung durch die Wimpern, welche der Wirkung eines vor dem A. ausgebreiteten schwarzen Flosses gleicht, ist dem A. wohlthuernder als das bloße peripherische Abschneiden der Strahlenbündel, welches durch das Zusammenkneifen der Augenlider erzielt wird. Fehlen die Wimpern, so leidet nicht bloß die Schönheit, sondern das A. ist auch lichtschau und zu Entzündungen geneigter. Die Wurzeln der Wimpern sind sehr oft der Sitz einer Entzündung, die bei Vernachlässigung das Absterben und Ausfallen der Härchen zur Folge hat.

Die innere Seite der Augenlider, wie auch die Oberfläche des Augapfels selbst, mit Ausschluß der Hornhaut, ist von einem zarten durchscheinenden Häutchen überzogen (Bindehaut), das von den Thränen fortwährend benetzt und feucht erhalten wird. Dieses sondert etwas Schleim ab, der in Verbindung mit einem von den Meibomischen Drüsen (s. b.) der Lider gelieferten fettigen Sekret (der sog. Augenbutter) dazu dient, die Bewegungen des Auges zu erleichtern und daselbe vor der äußern Luft, Staub u. s. w. zu schützen. Die Thränen bilden eine wässrige, salzige Flüssigkeit und werden unaufhörlich in kleiner Quantität von der Thränenbrüse, welche in der Augenhöhle nach außen und oben über dem Augapfel liegt, abgesondert. Sie befeuchten die Vorderfläche des Augapfels und erhalten die Hornhaut stets glatt und blank. Die überschüssigen Thränen fließen am innern Augenwinkel durch zwei kleine Röhren, die Thränenkanälchen, in den Thränenfad, und von diesem durch den Thränengang nach der Nase ab (s. Tafel: Auge des Menschen, Fig. 5). Die Thränenabsonderung steht unter dem Einflusse eines besondern Nerven. Ist sie vermehrt, wie dies theils bei Gemüthsaffekten, beim Weinen, theils durch Reizung der Empfindungsnerven des A., bei Entzündungen des

selben oder bei eingeflogenen fremden Körpern geschieht, so können die Thränen nicht schnell genug aufgesogen werden und fließen über die Wange her.

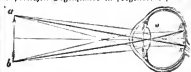
Ganz zweckmäßig vergleicht man den Augapfel mit der Erbkugel, nennt den am stärksten vorspringenden Punkt der Hornhaut den vordern Augenpol (V) auf der beistehenden Fig. 2), den am nächsten nach hinten vorspringenden Punkt den hintern Augenpol (H), die beide Punkte verbindende, durch den Mittelpunkt des A. gehende gerade Linie (aa) die Augenhaxe, den senkrecht auf der letztern



stehenden größten Kreis den Äquator des Augapfels (GG). Da, wo die Augenhaxe die Netzhaut schneidet, findet sich in der letztern eine gelbe Stelle (gelber Fleck), dessen Mitte (fovea centralis) etwas vertieft ist und infolge der Anordnung der nervösen Elemente eine bedeutend höhere Empfindlichkeit für Lichtindrücke besitzt als alle übrigen Punkte der Netzhaut (s. Tafel: Auge des Menschen, Fig. 2). Etwa 4 mm nach hinten von hier befindet sich die Eintrittsstelle des Sehnervens (s. Tafel: Auge des Menschen, Fig. 2). Die Stelle, die mit den zur Lichtperception geeigneten Endapparaten nicht versehen und deshalb für Lichtindrücke völlig unempfindlich. Ihr entspricht daher im Gesichtsfelde eines jeden A. ein sog. blinder Fleck.

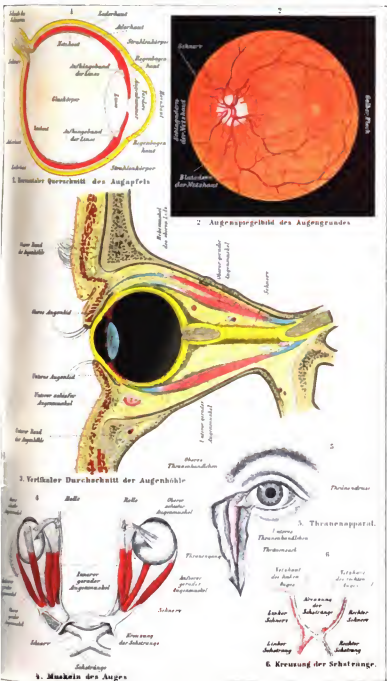
Die A. der übrigen Geschöpfe weichen in der Bauart von dem Auge des Menschen zum Teil wesentlich ab (s. unter Sehen).

Im menschlichen A. stellt sich der Gang der Lichtstrahlen bei der Formierung eines Bildes von einem körperlichen Gegenstande in folgender Gestalt dar:



a b der beistehenden Fig. 3 sei ein Gegenstand, wird die in der Mitte des von a ausgehenden Lichtkegels liegende Richtungslinie a a mit der Richtungslinie des Lichtkegels b b und der aller übrigen Lichtkegel, welche durch die Pupille dringen, b Augenachse an dem Punkte o (dem Kreuzungspunkt der Richtungslinien) schneiden und sich hinter dem Punkte o in gerader Linie bis zur Netzhaut konvergieren. Die zu demselben Lichtkegel gehörigen Strahlen werden dabei so gebrochen, daß, bei richtiger Anpassung des A. für die Entfernung des Gegenstandes, die Richtungslinie (Sehlinie, Projektionslinie) gerade auf der Netzhaut schneiden und dort ein Bild des entsprechenden Punktes des Gegenstandes in umgekehrter Ordnung aufwerfen. So ist z. B. a das Bild von a und b das Bild von b. Das Netzhautbild steht also verkehrt und ist aus einer sehr großen Zahl einzelner leuchtender Punkte zusammengesetzt. Erfahrungsgemäß beweist für die obige Auseinandersetzung lassen uns die Experimente mit einfachen Glaslinsen, mit dem von Huete erfundenen Ophthalmoskop, mit toten Menschenaugen, von denen man hinter

DAS AUGE DES MENSCHEN.



unabhängigen Hände abpräpariert hat, mit aus dem Kopfe genommenen, hinten durchgehenden 2. oder 3. Linien und junger Hunde. Den vollständigen Beweis liefert aber der Augenpiegel (s. h.), mit dem man einem jeden leicht das umgekehrte Bild im lebendigen Menschenauge zeigen kann. Durch dieses umgekehrte Bild auf der Netzhaut wird die Gesichtsempfindung vermittelt. Aber der Lichteindruck ist als solcher noch keine Empfindung, sondern er wird erst durch die Fortpflanzung der durch ihn bewirkten Erregung zum Gehirn u. der Fahn des Sehnerven. Im Gehirn wird eine selbstbewusste Empfindung (Gesichtsvorstellung) geschaffen und vom Geiste auf den äußeren Gegenstand bezogen (nach außen verlegt, projiziert). Die Projektion der Gesichtsvorstellung nach außen geschieht in der Richtung der Projektionslinie (Projektionslinie), d. h. in der Linie, welche aus dem Kreuzungspunkt o gehend, den optischen Hauptpunkt, s. B. a mit dem entsprechenden Punkte a, oder den Punkt β mit o verbindet.

Zu ihrer Projektion nach außen liegt in der Seele eine Aktivität, die sich nicht weiter erklären läßt. Die ursprüngliche Natur unseres Geistes treibt dazu, weitere Empfindungselemente in räumlichen Lagen zu ordnen, und eine spätere Reflexion auf die unendliche Zahl solcher Anordnungen, die wir nicht mehr vorgenommen haben, bringt uns auch die mehr oder minder lebhafteste Anschauung des allumfassenden unendlichen Raums zum Bewußtsein. Es ist das ein besonderer Zug in der Natur der Seele, um sie zu dieser unveränderlichen Form der Auffassung zu befähigen. Die Schwierigkeiten in der Erklärung der Thatfache, daß wir die Gegenstände in der Lage sehen, wie sie wirklich außer uns im Raume gestellt sind, nämlich das Obere oben, das Untere unten u. s. w., obgleich die Bilder von ihnen auf unserer Netzhaut gerade die umgekehrte Lage haben, fallen gänzlich weg, wenn man neben der Lehre von den Richtungs- oder Projektionslinien noch berücksichtigt: 1) daß das Bild auf der Netzhaut des A. aus sehr vielen gesonderten leuchtenden Punkten, die sich wie eine Kaskade aneinander reihen, zusammengesetzt ist; 2) daß die Seele das auf der Netzhaut sich entwerfende Bild nicht als ein objektives (auf der Netzhaut liegendes) anschaut, sondern daß sie nur die zu ihr fortgeleiteten physiol. Erregungen wahrnimmt, welche in den feinsten Teilen der Netzhaut durch die auf ihr sich vereinigen den Lichtstrahlen der einzelnen Lichtpunkte hervorgerufen werden. Diese Erregungen stellen sich unter der Form von Lichteindrücken dem Bewußtsein dar, die in der Richtung der Projektionslinie nach außen verlegt und auf den äußeren leuchtenden Gegenstand bezogen werden.

Breitet man die bisherigen Erörterungen auf das Sehen an, so wird man leicht begreifen, warum wir die Gegenstände in derselben Lage und Richtung wahrnehmen, in welcher sie sich außer uns befinden, obgleich ihr Gesamtbild auf unserer Netzhaut in umgekehrter Lage abbildet. Das Objekt a b wirft sein Bild a β auf der Netzhaut in umgekehrter Ordnung. Jeder einzelne Punkt des Bildes wird von dem Schnittpunkte eines Lichtstrahls getroffen, der einem leuchtenden Punkte des Gegenstandes in umgekehrter Ordnung entspricht. Zu jedem Punkte des Bildes auf der Netzhaut treten Lichtstrahlen in verschiedener Richtung zusammen, und doch sehen wir den leuchtenden Punkt nur in

einer Richtung, und zwar in der des Achsenstrahls des Lichtkegels, s. B. a und β , weil dieser Strahl mit der Projektionslinie zusammenfällt, in welcher der von der Spitze des Lichtkegels getroffene Punkt der Netzhaut die von ihm zum Bewußtsein geleitete Empfindung nach außen verlegt. Der Punkt a des Gegenstandes muß also in der Richtung a— α , und der Punkt b in der Richtung β —b, also in der Lage, wie er sich außer uns befindet, erscheinen. Einen anatom. Grund hat das Aufstehen der auf der Netzhaut verlegt stehenden Bilder nicht, sondern nur einen psychischen.

Um mit gleicher Schärfe in der Nähe wie in der Ferne sehen zu können, besitzt das A. die Fähigkeit, sich für die verschiedene Entfernung der Objekte zu accommodieren (s. Accommodation).

Vermöge ihrer halbflügeligen Form ist die Netzhaut im Stande, auch von weit entfernt liegenden Punkten Lichteindrücke zu empfangen. Das unbewegte A. überseht also gleichzeitig einen großen Teil des vor ihm liegenden Raums (Gesichtsfeld des betreffenden A.). Indessen ist das gesunde A. infolge der bevorzugten Empfindlichkeit des gelben Flecks stets bestrebt, das Bild eines zu sehenden Punktes mit diesem gelben Fleck aufzufangen und richtet deshalb stets die Augenachse, die man deshalb auch Blicklinie nennt, auf den zu fixierenden Punkt. Zu diesem Zwecke besitzt das A. eine große Beweglichkeit, und zwar sind seine Bewegungen sämtlich Krollungen, die um einen Punkt (den Drehpunkt) vor sich gehen, der ziemlich mit dem Mittelpunkt des Augapfels zusammenfällt und selbst bei den Bewegungen seinen Ort nicht ändert. Sechs Muskeln bewirken diese Bewegungen (s. Tafel: Auge des Menschen, Fig. 4), vier gerade, die von der Spitze der Augenhöhle nach vorn laufen und sich in der Nähe der Hornhaut an den Augapfel ansetzen, je einer oben, unten, innen und außen, und zwei schräge. Der obere schräge verläuft mit den vier geraden, seine Sehne schlingt sich um eine an der oberen innern Ecke der Augenhöhlöffnung gelegene Rolle, um nach hinten und außen laufend hinter dem Äquator des Augapfels mit denselben zu verwachsen. Dieselbe Richtung nimmt unterhalb des Augapfels der von der untern innern Ecke der Augenhöhlöffnung entspringende untere schräge. Je zwei dieser Muskeln, nämlich die zwei schrägen, der obere und untere gerade und der innere und äußere gerade sind Antagonisten, wirken sich entgegen und rollen den Augapfel um eine gemeinsame Drehachse, die zur Zugebene der Muskeln im Drehpunkte errichtete Normale. Die meisten Augenbewegungen werden nicht durch eine Aktion nur eines Muskels ermöglicht, sondern durch eine kombinierte Aktion von zwei oder auch drei Muskeln. Den Raum, den ein A. bei unbewegtem Kopfe mit seiner Blicklinie bestreichen kann, nennt man sein Blickfeld.

Das bisher Gesagte bezieht sich auf das einzelne A. ohne Rücksicht auf das Zusammenwirken beider A. Von diesem Zusammenwirken, welches ganz besonders beim stereoskopischen Sehen von Wichtigkeit ist, gilt dagegen das Folgende: Die beiden A. des Menschen sind in Beziehung auf ihre Wirksamkeit als die Auseinanderlegung eines einzigen A. zu betrachten; wenigstens gilt dieses vollständig von beiden Netzhäuten. Diese sind gleichsam zwei Zweige mit einer Wurzel und jedes Zeichen der einfachen Wurzel ist gleichsam in zwei Zweige für beide A. gespalten

(s. Tafel: Auge des Menschen, Fig. 6). Man kann sich gewissermaßen die Flächen beider Netzhäute aufeinandergelegt denken, sobald die rechte Seite der Netzhaut des rechten A. auf die rechte Seite des linken A. zu liegen kommt. Die sich dann bedeckenden Teile sind, was ihre Wirkung anbetrifft, eins und dasselbe und stellen, zugleich angeregt, der Seele nur ein einfaches Bild vor. Daher ist denn auch die Bewegung des einen A. unmöglich ohne eine entsprechende Bewegung des andern; die Muskeln streben stets, beiden Sehachsen dieselbe horizontale und perpendicularäre Neigung, welche der Entfernung der zu betrachtenden Gegenstände angemessen ist, zu geben. Denn würden die beiden A. nicht symmetrisch gestellt, so würden wir einen Gegenstand nicht einfach, sondern doppelt sehen. (Über das sog. Halbsehen s. Hemisopie.)

Das Einfachsehen der beiden A. findet nur dann statt, wenn gleichnamige Stellen beider Netzhäute erregt werden, während sogleich Doppeltsehen eintritt, wenn andere Stellen der Netzhaut beider A. von den Lichtstrahlen getroffen werden. Nur solche Stellen beider Netzhäute haben die Eigenschaft, zugleich erregt, ein einfaches Bild der Seele vorzuhalten, welche gleichnamig (identisch) sind. Identisch sind sowohl die Mittelpunkte beider Netzhäute (der gelbe Fleck) als die Stellen beider Netzhäute, die gleichweit nach rechts, links, oben oder unten vom gelben Flecke entfernt liegen. Alle übrigen Stellen beider Netzhäute sind gegeneinander verschieden (different). Sind sie erregt, so ist es gerade so gut, als ob verschiedene Stellen in einem einzigen A. erregt wären; sie sehen die Gegenstände nicht einfach, sondern doppelt. Wir richten daher unter allen Umständen die Sehachsen beider A. auf den scharf zu sehenden Punkt, sobald sie sich in diesem Punkte schneiden und in beiden A. das Bild auf den gelben Fleck fällt. Fixieren wir nun z. B. einen vor uns liegenden Punkt *a* (s. Fig. 4), so erscheint ein fernerer

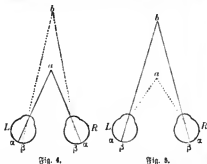


Fig. 4.

Fig. 5.

Punkt *b* doppelt, weil er sich in beiden Augen auf den nicht identischen Stellen $\beta\beta$ abbildet. Ebenso muß beim Fixieren eines fernen Punktes *b* (s. Fig. 5) der nähere Punkt *a*, dessen Bild in beiden A. auf die nicht identischen Stellen $\alpha\alpha$ fällt, doppelt gesehen werden. Bei einer gegebenen Stellung der Sehachsen ist es nur eine bestimmte Reihe von Punkten, die sich auf identischen Stellen abbildet, und daher einfach erscheint. Den geometr. Ort, wo diese Punkte liegen, und der je nach der verschiedenen Stellung der A. ein Kreis, eine ebene Fläche u. s. w. sein kann, nennt man Horopter,

Schleier. Alle außerhalb des Horopters liegenden Punkte müßten streng genommen immer doppelt gesehen werden. Es geschieht dies jedoch wöhnlich nicht, sondern nur bei besonders hier gerichteter Aufmerksamkeit, weil der Einbruch, der gelbe Fleck auf beiden A. erhält, ein so entschiedenes Übergewicht über die Einbrüche der peripherisch liegenden Netzhautstellen hat, daß lechtern Einbrüche zu wenig beachtet werden. So die Bilder, welche unsere beiden A. von einem denselben körperlichen, d. h. nach Höhe, Breite, Tiefe ausgehenden Gegenstande erhalten, sind verschieden und deden sich nicht vollkommen. In Anlogruenz wird gleichfalls nicht als Doppeltsehe empfunden, sondern bringt dem geübten A. die mention der Tiefe, das Körperliche des Objekts scheinbar unmittelbar zur Anschauung.

Wenn dagegen bei fehlerhafter Stellung der wie der Lähmungen der Augenmuskeln und solchen Formen des Schielens, nur die eine Sehachse auf den zu sehenden Punkt gerichtet ist, die and bei demselben vorbeigeht, somit nur im ersten A. gelbe Fleck, im zweiten eine daneben liegende Stelle der Netzhaut von dem Bilde getroffen wird, so immer ein störendes Doppeltsehen (binocul. Diplopie) ein. Von dem Punkte A. in beistehender Fig. 6 erhält das fixierende linke A. ein Bild auf den gelben Fleck *g*, das nicht fixierende rechte A. auf einer nasenwärts von *g* gelegenen Stelle *l*. Das linke A. sieht nun A. an seinem richtigen Orte, das rechte A. dagegen den Punkt A. noch einmal, und zwar in A1, also dort, wo bei richtiger Einstellung des rechten A. der Punkt A. stehen müßte, um sein Bild in *g* zu entwerfen. Ob die Fähigkeit,



Fig. 6.

die Gegenstände mit den identischen Stellen beider Netzhäute einfach zu sehen, auf einer anatom. Organisation beruhe, welche sich in abzuwiegender und unlösbarer Weise geltend machen neuerlich vielfach angezweifelt worden, und die Anschauung gewinnt immer mehr Anhänger, daß der Vorgang des Einfachsehens mit zwei A., eben anatomisch begünstigt, doch nur auf empirischen Wege jene geistliche Gestaltung erringt, in welcher sich im Leben manifestiert. Die Identität bildet mithin gegenwärtig einen Streitpunkt zw. Rationalismus und Empirismus.

Aber die Begriffe über Anordnung, Größe, Stellung, Entfernung der Gegenstände, d. h. die Dimension des Raums, der Durchmesser der A. der Entfernung werden nicht unmittelbar durch Sehorgan gegeben, sondern beruhen auch auf andern Urteilen und Schlüssen, welche die eine oder anderer Sinne zur Grundlage haben. Das Sehorgan ist es ganz besonders, welches von früh Kindheit an die Gesichtseindrücke vervollständigt, lorrigiert, sobald die Eindrücke beider, und untereinander übergehen und wir mit jedem Geistes zugleich ein Urteil über Größe, Entfernung und Beschaffenheit verbinden. Die durch anhaltende Übung verbunden mit wüthlichen Messungen, erhöhten Genauigkeit und Sicherheit des Urteils nennt man Augenmaß (s. d.), welches sonach bei einigen Menschen feiner und sicherer sein muß als bei andern. Auf der Netzhaut bilden sich die Gegenstände

nach drei Durchmesser ab, nach der Höhe und Breite. Die Durchmesser werden also unmittelbar wahrgenommen, während der dritte Durchmesser, der bei der Entfernung, nur durch Schätzungen und vom Geiste in die Anschauung der Höhe und Breite übertragen wird. Das Urtheil über Größe und Entfernung fällt demnach bei einseelen Thieren sehr verschieden aus. Dabei greift bei uns nach so gut nach dem Monde als nach einem nur vor ihm befindlichen Lichte. Blindgeborene, in Jahre mit Blind operiert werden, sehen alle Gegenstände nicht flächenartig gelagert und lernen erst durch sinnliche Übung, daß einige Gegenstände näher, andere ferner liegen. Hat man einmal, namentlich bei Fühl des Tactsinnes, die dritte Durchmesser der Durchmesser der Tiefe (Entfernung), die Erhebungen und Vertiefungen der Körper lernen gelernt, so stellt man sich die Eigentümlichkeiten, und wie sich die Körper von drei Dimensionen (Höhe, Breite, Tiefe), oder die dritte Dimension bei der Entfernung, vor solchen Körpern, die nur zwei Dimensionen haben, also nur hoch und breit ist, oder in einer Fläche nebeneinander liegen, zwischen, und dann erkennt man den Durchmesser der Tiefe (das Relief der Körper) um so leichter und bestimmter, je gesünder beide A. sind und je mehr Übung sie bereits erlangt haben.

Die Farbe der A. hängt ab von der Farbe der Regenbogenhaut (Iris), und die letztere von ihrem Gehalte an einem bestimmten Pigment oder Farbe (ist dem Kinde) von bräunlicher Farbe, der in kleineren Zellen, bei blauen A. in geringerer Quantität auf der hinteren Fläche der Regenbogenhaut, ebenso wie in der Aderhaut, in bestimmten A. sowohl auf der Hinterfläche als in der Epithel, in größerer Quantität, bei sehr dunklen, braunen oder schwarzen A. in sehr großer Quantität vorhanden ist. Das gefleckte Aussehen mancher A. hängt davon ab, daß der Farbstoff in einzelnen Stellen in geringen, an anderen in größeren Quantitäten, und in der vordern Substanz der Regenbogenhaut angeordnet ist. Die Frage, warum viele A. eine blaue Farbe haben, ungeachtet der Farbe der Haut und in allen Fällen bräunlich ist, kann nur mit Hilfe der Beobachtung beantwortet werden. Bei den blauen A. bei denen der braune Farbstoff nur auf der hinteren Fläche der Regenbogenhaut liegt, befindet sich im tieferen Lagen ein dünnes, fast farbloses Gewebe, welches, wenn das Licht darauf kommt, nur die blauen Strahlen zurückwirft, während die übrigen Lichtstrahlen absorbiert. Die A. der Vögel oder Reptilien, d. h. der weißgeborenen Thiere und Tiere, erscheinen deshalb rot, weil ihre Sehnerven im A. besitzen und bei unter solchen Verhältnissen rote Hintergründe der A. durch die Pupille und auch durch die Regenbogenhaut durchscheint. Wird das A. durch Reflexen mit Ausschluß seines Pupillarrings betrachtet, so wird dadurch das durch die Regenbogenhaut einfallende Licht, welches von der Regenbogenhaut des Leuchtens des Augenhintergrundes kommt, abgeschnitten, und man sieht nun die Pupille des Albino ebenfalls schwarz.

Die Farbe der A. geht in der Regel Hand in Hand mit der Farbe der Haare und der Haut. Ist letztere rötlich, so zeigen die A., wenigstens bei reiner Rötlichkeit, bräunlich oder braunschwarzlich zu sein, ist die Farbe der Haare blond, so ist die der A. blau oder blaugrünlich. Hat ein Mensch bei

einer sehr dunkeln Farbe der Haut oder Haare blaue A., oder umgekehrt dunkle A. bei heller Farbe der Haut und Haare, so ist die Rasse eine gemischte. Bei der kaukasischen Rasse ist die Regenbogenhaut verschiedenartig, der Hautfarbe in der Regel entsprechend; dabei sind die A. groß, rundlich geschliffen und stehen weder sehr nahe noch weit auseinander. Die Augenbrauen sind mäßig gebogen und selten sehr buschig. Unter den kaukasischen Völkern erscheinen bei den Germanen die A. groß, meist blau, oft aber auch grünlich und grau, nur bei unreiner Rasse braunschwarz. Die Mongolen haben kleine, weit auseinanderstehende A. mit tiefen, nach oben und außen gerichteten, enggeschliffenen Augenlidern, dabei bräunliche Regenbogenhaut und wenig gebogene, schwach entwickelte Augenbrauen. Die Chinesen scheinen die Repräsentanten dieser Augenbildung zu sein. Die amerindische Rasse hat mäßig auseinanderstehende, länglich erscheinende, oft große, ziemlich weitgeschliffene A., deren Schläg meist nach außen hin schwach emporsteigt. Die Regenbogenhaut ist in der Regel dunkelbraun, feurig, blickend. Bei der äthiopischen Rasse findet man die A. in der Regel ziemlich groß, mäßig weit auseinanderstehend; die Augenlider breit, aber nicht sehr hoch geöffnet; die Regenbogenhaut dunkelbraun, die durchsichtige Hornhaut oft etwas gelb gefärbt, die Augenbrauen mäßig gebogen und meistens nicht sehr stark entwickelt. Übrigens werden alle Kinder (und dies mußte schon Hippokrates) mit blauer Farbe der Regenbogenhaut geboren, und erst früher oder später nach der Geburt, mit der weiteren Entwicklung des Pigments, ändert sich die Färbung.

Die Farbe des A. bezeichnet man auch vielfach als die Ursache des geistigen Ausdrucks der A.; dies ist aber zum wenigsten eine sehr einseitige Annahme. Das A., das nervenreichste Organ, welches gewissermaßen als ein Fortsatz des Gehirns, des Seelenorgans zu betrachten ist, besitzt in der That eine hohe physiognomische Bedeutung, was schon durch die allgemein anerkannte und verständliche Terminologie, die sich in Beziehung auf den seelischen Ausdruck des A. gebildet hat, bewiesen wird. Allgemein weiß und versteht man, was man mit den Ausdrücken: ein seelenvolles, sanftes, verliebtes, schwärmerisches, neidisches, strafendes A. sagen will; aber nur wenige verstehen es, sich klar zu machen, was dem A. gerade das verleiht, wodurch es den bezeichneten eigentümlichen Ausdruck im Blick erhält. Die Bedeutung und Macht des Blicks liegt nicht bloß in der Farbe und Beleuchtung, in dem Glanze, der Größe, dem Abstände beider A. voneinander, nicht bloß in der Form und Stellung der Augenlider, sondern vorzugsweise in der Art der Bewegung der A. selbst, in der Stellung und dem Fortrücken des Konvergenzpunktes der beiden Sehsachsen. Weiteres über diesen Gegenstand vgl. J. Müller, »Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtsinnes« (Bp. 1826); Kueke, »Lehrbuch der Ophthalmologie« (2. Aufl., Bd. 1, Braunschweig 1853); Schmidt-Rimpler, »Der Ausdruck im A. und Blick« (Marb. 1876), und Herfing, »Der Ausdruck des A.« (Stuttg. 1880). Die Eigentümlichkeit des sinnlichen Blicks p. V. liegt einestheils in dem fast konstanten Parallelismus der Sehsachsen und der größern Weite der Pupille, andernteils darin, daß beide A., ohne in der Regel ein Objekt zu fixieren, stets gleiche Abstände eines unendlich weiten Sehfeldes beschreiben, wodurch den A. der Ausdruck

der Gedankenlosigkeit erteilt wird; erst mit zunehmendem Verstande geben die A. aus dem Parallellismus in eine fixierende Stellung über. Der Greis dagegen verliert mit dem Triebe für die nächste Umgebung das Sehen in der Nähe; ihm ist ein relativ deutliches Gesicht, wenn er in der Jugend normale A. hatte, nur für die Ferne gesichert. Der Greis, dessen Sehweite und Reizung seiner Schächeln für die Ferne gestellt sind, geht also dahin zurück, von wo das Kind begann, nur mit dem Unterschiede, daß das Kind aus dem fernern Sehstreife durch eigene Erziehung des Gesichtssinnes in einen nähern übergeht, während der Greis aus einem nähern Gesichtstreife in einen fernern übertritt. Der Blick in die Ferne ist daher der ethische Ausdruck in den A. des Greises. Das A. stirbt im Parallellismus der Schächeln.

Das A. des Menschen ist nicht allein ein Spiegel der Seele, sondern auch des körperlichen Lebens, eine Beobachtung, die schon Hippokrates, der Vater der Medizin, gemacht hat, wie aus seinem Ausspruch hervorgeht: daß so wie das A. sich auch der ganze Körper verhalte. Die krankhaften Affektionen in den Systemen des Körpers wirken daher auf mannigfache Weise auf die A., und diese erkranken wiederum nicht, ohne daß sich der Kiefer davon auf jene verbreitet und Störungen in denselben veranlaßt. Die Semiotik (Zeichenlehre) der A. hat, wie die Geschichte der Heilkunst nachweist, von jeher in der Beurteilung der Krankheiten eine große Rolle gespielt, aber man hat ihren Wert auch vielfach überschätzt, obgleich Hippokrates schon hervorgehoben, daß man sie nur nach dem Inhalte der ganzen Zeichenlehre beurteilen und stets alle übrigen Zeichen mit zu Hilfe nehmen solle. Das Streben der Ärzte ging meistens dahin, für jede besondere Krankheit ein derselben eigentümlich zukommendes und ihre Gegenwart verrathendes Kennzeichen an den A. aufzufinden. Es erging demnach der Semiotik der A. auf gleiche Weise wie der Lehre vom Pulse und vielen andern Hilfsmitteln der Diagnose, von denen wir anerkennen müssen, daß sie bei richtiger Handhabung viel zu Erkennung und Vorhersage beizutragen vermögen, ohne daß sie, für sich allein genommen, ausreichende Zeichen für bestimmte Krankheiten liefern. Vgl. Helmholz, «Handbuch der physiol. Optik» in «Allgemeine Encyclopädie der Physik» (Bd. 9, Sp. 1866). Vgl. ferner die Artikel Augenheilkunde, Augenkrankheiten, Augenpflege.

Auge, künstliches, besteht aus einer aus Email gefertigten Schale, welche die Gestalt der äußern Oberfläche des vordern Drittels des menschlichen A. besitzt, und auf deren Mitte die Regenbogenhaut in entsprechender Farbe und die Hornhaut mit der dem menschlichen A. zukommenden Wölbung angedruckt sind. Das künstliche A. soll, soweit möglich, ein verloren gegangenes natürliches A. ersetzen, und hat nicht bloß einen kosmetischen, sondern auch einen der Heilkunde dienenden Zweck. Zunächst dient das künstliche A., um dem entstellten und für viele Menschen schreckhaften Anblick der Einäugigkeit abzuheben, also dem mit Verlust eines A. Behafteten das Wiedereintreten in alle gesellschaftlichen Beziehungen möglich zu machen. Ein genau angepaßtes und sonst gutgewähltes künstliches A. leistet in dieser Hinsicht so Vollkommenes, daß nicht nur Laien, sondern selbst Ärzte das Kunstprodukt nicht zu erkennen vermögen. Es macht die

innerhalb gewisser Grenzen vom gesunden A. ausgeführten Bewegungen mit und wird beim Schließen der Augenlider von diesen so vollkommen wie das gesunde A. bedeckt. Auch bewirkt ein gut angepaßtes künstliches A. dem Träger keineswegs das Gefühl des Drucks durch einen fremden Körper. Der Augenarzt wendet das künstliche A. aber auch an, um das durch Entzündung verloren gegangene und zum Stumpf zusammengedrumpfte A. zu äußern Schädlichkeiten (Rauch, Staub) sowie vor der oft reizenden Einwirkung der Augenvimpern (beim Einwärtsrollen der Augenlider) zu schützen, und kein anderes Mittel leistet hierin bessere Dienste. Das künstliche A. kann überdies von dem Träger selbst bei nur einiger Übung leicht in die Augenhöhle eingesetzt und aus derselben wieder entfernt werden. Letzteres geschieht natürlich stets für die Nacht, es man sich zur Ruhe begeben. Vgl. Hitterich, «Das künstliche A.» (Sp. 1852). Die Zerbrechlichkeit der Glasaugen, die namentlich die jüngern Kinder ihren Gebrauch bedeutlich macht, hat in neuerer Zeit Anlaß gegeben, künstliche A. von Celluloid und Vulkanit anzufertigen.

Ein anderes künstliches A. ist das für Demonstrationen, d. h. für Lehrzwecke bestimmte sogenannte Ophthalmophantom. Dieses besteht aus einem Modell, aus Holz, Eisenblech oder einem andern Material verfertigt, welches dem anatom. Bau des natürlichen A. in seinen wesentlichen Teilen, sowie die optische Wirksamkeit desselben veranschaulicht. Dasselbe besteht annähernd, wie das natürliche, die Gestalt einer Kugel, welcher vorn ein Segment fehlt, an dessen Stelle die stärker gewölbte, uhrglasförmige Hornhaut aufgesetzt ist. Die verschiedenen Häute des natürlichen A., die Lederhaut (sclerotica), die nach vorn in die Hornhaut (cornea) übergeht, die Aderhaut (chorioides), die nach vorn in die Regenbogenhaut (iris) mit dem Centralloch (pupilla) übergeht und die Netzhaut (retina) werden am Modell durch ebenso viele konzentrisch ineinandergeschachtelte Kugeln vorge stellt. Bei vollständigen Modellen kommen außerdem auf der die Aderhaut vorstellenden Kugel die quersförmigen Gefäße mit ihrem charakteristischen Verlauf, auf der Lage der Netzhaut die Eintrittsstelle des Sehnerven mit den daraus entspringenden Centralgefäßen sowie die Stelle des deutlichen Sehens, der sog. gelbe Fleck (macula lutea), verzeichnet sein. Hinter dem die Regenbogenhaut darstellenden, in der Mitte durchbrochenen Diaphragma folgt eine Glaslinse, welche der natürlichen Kristalllinse entspricht und wie diese an ihrer Hinterfläche stärker gewölbt ist als an ihrer Vorderfläche. Am hinteren Pole des Modells ist in einen kreisförmigen Ausschnitt eine verschiebbare Röhre eingepaßt, in welcher ein mattschimmerndes Glasstückchen steht. Durch diese Vorrichtung können im künstlichen A., wie in einer Camera obscura, umgekehrte kleine Bilder von Objekten auf der Glaslast erzeugt und so die im natürlichen A. in ganz gleicher Weise bestehenden optischen Verhältnisse zur Anschauung gebracht werden. Die Accommodation im menschlichen A. wird dabei durch Verschiebbarkeit der Röhre ersetzt. Ein solches Modell, welches den Bau des A. in all seinen Teilen auf das vollkommenste veranschaulicht, wurde von Ruete angegeben. Von demselben Forscher wurde auch ein anderes Instrument konstruiert, welches hauptsächlich die Funktionen der sechs Augenmuskeln erläutert, und von ihm beschon Ophthalmotrop genannt. Vgl. Ruete, «Ein neues

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

Udding (S. 1857). Ähnliche dem gleichen Jahr in einem Apparate sind in vervollkommneter Hinsicht auch von andern (Wundt, Knapp, Brown u. a.) konstruiert worden.

die Übertragung krankhafter Sekrete von andern Schleimhäuten des Körpers (am häufigsten von der Urethral- und Vaginalschleimhaut bei Tripper und weissem Fluß) auf die des Auges kann die schwersten (sog. gonorrhöischen) Entzündungen der Bindehaut hervorrufen. So wird auch die unter dem Namen der Blennorrhöe der Augenbohren bekannte, oft sehr zerstörend wirkende Augenentzündung lediglich durch den Kontakt des kranken Auges mit den Sekreten der mütterlichen Geburtswege ins Leben gerufen. Die sehr große Bedeutung der Bindehautentzündungen liegt zunächst in der durch dieselben bedingten Bedrohung (Verschwärung) der Hornhaut. Keine Erkrankungsform des Auges liefert zu Schwachsichtigkeit (durch zurückbleibende Hornhautnarben) und Erblindung (durch totale Zerstörung der Hornhaut) ein so großes Kontingent als die schwereren Formen der Bindehautentzündungen. Völlig unheilbare Erkrankungszustände entstehen nicht selten auch durch die infolge derselben entstehenden Schrumpfungsprozesse der Bindehaut (so namentlich nach Trachoma). Prophylaktische Säugungen gegen die Bindehautentzündungen gewähren im allgemeinen: Sorge für reine Luft, daher gute Ventilation in stark gefüllten Räumen, Vermeidung solcher Orte, deren Atmosphäre mit irritierenden Stoffen verunreinigt ist, sorgfältige Fernhaltung aller infektiös einwirkenden Materien, besonders der Sekrete der Bindehaut anderer Augenkranker oder kranker Schleimhäute überhaupt, die durch Schwämme, Watte, Wasser, Handtücher u. s. w. leicht übertragen werden können.

Augenglas, s. **Okular**.

Augengreis, ein Gestein der azoischen Schichtreihe des Erzgebirges, des bayr.-böhm. Grenzgebirges, Scandinaviens und anderer Länder, welches sich von dem normalen Gneis dadurch unterscheidet, daß in ihm zahlreiche große Orthoklas-ausscheidungen von unregelmäßig-linsenförmiger Gestalt auftreten, deren Umfassen sich Glimmerlamellen anschießen, wodurch auf dem Querschnitte augenartige Zeichnungen entstehen.

Augenheilkunde (Ophthalmologie, Ophthalmiatrik) wurde schon vor Celsus' Zeit in Alexandria von einer eigenen Klasse von Ärzten, Ophthalmologen oder Ophthalmiatrischen genannt, kultiviert. Während des Mittelalters war dieser Zweig der Wissenschaft gänzlich vernachlässigt, und wie traurig es mit derselben noch gegen Ende des 16. Jahrh. stand, beweist die aus jener Zeit erhaltene, den damaligen wissenschaftlichen Zustand der Ophthalmologie charakterisierende Bearbeitung der Augenkrankheiten von Bartisch von Königsbrunn, in welcher Zauberei und böse Geister noch eine große Rolle spielen. Welche unklare Vorstellungen zu dieser Zeit über die Begründung der Sehstörungen noch herrschen mußten, dürfte unter anderem schon daraus hervorgehen, daß Scheiner erst Anfang des 17. Jahrh. in der Netzhaut das Licht percipierende Organ, für welches man bis dahin die Kristalline gehalten hatte, erkannte, während fast zu gleicher Zeit Kepler die dioptrische Bedeutung der letztern nachwies. Gegen Ende des genannten und im Laufe des 18. Jahrh. beginnt sich bei engl., franz. und deutschen Ärzten ein neues Interesse für Ophthalmologie zu regen, und namentlich war es der operative Teil derselben, der während dieses Zeitraums eine fruchtbare Begründung erfuhr. In der Gegenwart hat sich die A., begünstigt durch die

weittragenden Forschungen der Physiologen, vor allem eines Helmholtz, und unter der Pflege genialer Ärzte und Chirurgen, die Stellung einer erstatten Wissenschaft zu erobern gewußt. Entleidet von dem geistlosen Empirismus früherer Zeiten zählt sie zu ihren Hilfswissenschaften jetzt Mathematik, Physik, allgemeine Pathologie und pathol. Anatomie. Kaum dürfte in einem andern Fache der ausübenden Medizin die physiol. Erkenntnis die praktische Leistungsfähigkeit so unmittelbar bestimmt haben, als es hier der Fall ist. Die zunehmende Anhäufung des wissenschaftlichen Inhalts der Ophthalmologie, die besondere Methode der Forschung, welche sie verlangt, begründete die Notwendigkeit einer besondern Vertretung derselben an den Universitäten, und wenn anfangs von einigen Seiten befürchtet wurde, daß diese Spezialisierung die Beziehungen der A. zu dem großen mediz. Mutterkörper in bedenklicher Weise lockern könnten, so beweisen vielmehr die Thatfachen, daß seit jener Zeit eine bei weitem fördere Wechselwirkung zwischen beiden stattfindet, als es je früher der Fall war. So hat beispielsweise die Untersuchung der Augen bei Krankheiten des Herzens, der Nieren, der nervösen Centralorgane in diagnost. und prognost. Beziehung eine ungemein wichtige Bedeutung erhalten.

Die feinere Entzündungs- und Gewebsveränderungslehre hat ferner am Auge durch das Mikroskop eine ganz wesentliche Vervollkommenung erfahren und der ophthalmolog. Lehrstuhl ist durch die Darlegung dieser Veränderungen am lebenden Menschenauge zu einem mächtigen Assistenten der innern Medizin wie der Chirurgie im Fache der Entzündungslehre geworden. Die vor dem vollkommen verworrenen und irrigen Ansichten über Brillengebrauch sind mit mathem. Klarheit gelichtet, die optischen Hilfsmittel gegen allerlei Gebrechen der Augen, welche die Träger derselben nicht selten zur Unthätigkeit verurtheilen, wesentlich vermehrt. Dabei ist die gegen eine große Anzahl von Augenerkrankungen zur Verwendung kommende operative Kunst eine immer feinere und leistungsfähigere geworden. Die früher unheilbar zu unheilbarer Erblindung führenden glaucomatösen Erkrankungen sind durch einen von Albr. von Grafe geleiteten operativen Eingriff, falls derselbe rechtzeitig vorgenommen wird, gegenwärtig heilbar.

In Deutschland besitzen, nachdem Berlin, Göttingen, Leipzig, München mit der Errichtung ophthalmolog. Lehrstühle vorausgegangen, jetzt sämtliche Universitäten Professoren der A., an deren Namen: Beder, Coccius, Jörster, Alfr. Grafe, von Hippel, Jacobson, Kuhn, Vaqueur, Weber, Manz, Michel, Nagel, Rothmund, Samisch, Sattler, Schirmer, Schmidt-Wimpler, Schweigger, Völkers, Zehender, sich wesentliche Fortschritte der Wissenschaft knüpfen. Außer den genannten sind die fruchtbarsten Förderer der A. seit dem Anfange des 19. Jahrh. gewesen: Beer, Simly, von Grafe der Ältere, von Walther, Vandenbed, Strohmeyer, Dieffenbach, Jüngken, Kojas, von Jäger der Ältere, Fischer, Ritterich, von Ammon, Kuete, Sichel und Desmaretz (in Frankreich), Madenay, Bowman, Critchett (in England), Donders (in Holland), von Weder, Böhm, Arlt, von Jäger der Jüngere, Söner, Stellmow von Carion, Knapp, Berlin, Mooren, Ad. Weber, Liebreich, Vagenknecht u. a., vor allen aber Albrecht von Grafe. Eine vollständige Geschichte der A. von H. Girsch ist in dem von Alfr.

Grafe und Samisch herausgegebenen »Handbuch gesamten A.« (7 Bde., Ept. 1874—80) ersicht über die weitere Litteratur s. unter Augenkrankheiten.

Augenhöhle, s. unter Auge, S. 197.

Augenkrankheiten. Das Auge ist nicht wie Hippocrates sagt, ein Spiegel der Seele, denn auch des Körpers, indem alle wichtigeren Organabgebilde des Organismus in seiner Zernierung wiederkehren. Daher ist auch das der Sitz sehr zahlreicher Krankheiten, ganz abgesehen davon, daß es durch seine Lage und seine Funktion mehr als andere Organe den äußern Schädlichkeiten ausgesetzt ist, und daher sehr häufig oder weniger eingreifende Verletzungen erleidet. Die mannigfachen Störungen, welche die A. sich bringen: Trübung des Gesichtes bis zur Blindheit, Schmerzen, Thränenfließen, vielfach die Entstellung des Antlitzes bei manchen A., fi die Patienten frühzeitig zum Arzt und erlärte auffällig große Zahl der zur Beobachtung kommenden Augenkranken, die infolge der von unsrer Zeit Lebens- und Erwerbsweise an die Augen höchsten hohen Anforderungen scheinbar immer Steigen begriffen ist. Mit Erfolg hat man nebst besondere Anstalten zur Heilung Augenkrankheiten und auf Universitäten besondere Kliniken für die Fach eingerichtet. Sehr mannigfach sind die Art und Erkrankungen des Auges: Bildungsfehler (z. B. Symplopaugen, gespaltenes Iris); Entzündungen verschiedenen Augengebilde (z. B. der Augenhaut, der Augenhaut, der Hornhaut, der Lederhaut, der Augenhaut u. i. und deren Folgen (Eiterungen, Geschwüre, Abtragungen, Trübungen, Verwachsungen u. i. w.); Erkrankungen (z. B. Augentrebs, Schwamm), Lageänderungen (z. B. Umstellung des Auges), Herausstreiten des Augapfels, Schielen; dann Verkrankungen des Auges (wie Lichtscheu, Augenschmerz, Feuer- und Stenosen, schwarzer Eiter, Blähung und Krampf der Augenhaut), grauer Star, grüner Star u. i. w.

Die Litteratur über die A. ist sehr groß und an tüchtigen Werken. Vgl. Red., »Handbuch Augenheilkunde« (Heidelb. 1832); Kojas, »Handbuch der theoretischen und praktischen Augenheilkunde« (3 Bde., Wien 1830); Stöber, »Manuel pratique d'ophthalmologie« (Par. u. Strassb. 18 Jüngken, »Lehre von der Augenheilkunde« (3 Bde., Berl. 1842); Andrea, »Grundriss der ophth. Augenheilkunde« (2 Bde., Magdeb. 1837); Kuete, »Lehrbuch der Ophthalmologie« (2 Bde., 2 Bde., Braunsch. 1854—55); Arlt, »Die Krankheiten des Auges, für praktische Ärzte« (3 Bde., Prag 1859); Völkers, »Lehrbuch der Augenheilkunde« (Prag 1859); Denal, »Traité théorique et pratique des maladies des yeux« (Par. 1861); Madenay, »Traité pratique des maladies de l'oeil« (dem Englischen, 4. Aufl., Brüssel 1862); »Handbuch der gesamten Augenheilkunde«, bes. von Zehender (Erlangen 1862); Stellmow Carion, »Augenheilkunde« (Wien 1864); »Traité des maladies des yeux« (Par. 1864); Schweigger, »Handbuch der speziellen Augenheilkunde« (3. Aufl., Berl. 1875). Das umfassendste Werk über normale und pathol. Zustände des A. ist das »Handbuch der gesamten Augenheilkunde« (hergibt von Alfr. Grafe und Samisch, 7 Bde., Ept. 1874—80). Eine reformierende Rolle fi

das von Abt. von Gräfe, Kist und Donders 1854 begründet: „Archiv für Ophthalmologie“. Außerdem erschienen in Deutschland noch folgende period. Fachzeitschriften: „Lebender“, „Klinische Monatsblätter für Augenheilkunde“; Knapp und Schweigger, „Archiv für Augenheilkunde“; Nagel, „Jahresbericht über die Leistungen und Fortschritte im Gebiete der Ophthalmologie“ (herausg. von Reichel); Hirschberg, „Centralblatt für praktische Augenheilkunde“.

Augenlider, s. unter Auge, S. 198.

Augenmaß nennt man die Fähigkeit, die Größe einer Entfernung, eines Winkels, einer Menge, eines Raums oder Körpers, oder auch das Gewicht einer Masse durch den bloßen Anblick, ohne Beihilfe beider Händeinstrumente, zu bestimmen. Das A. ist bei Kindern und schärfer, je näher das gewonnene Resultat mit der Wirklichkeit übereinstimmt. Durch andauernde und zweckmäßige Übung kann man ein sehr scharfes A. erlangen, was nicht bloß im praktischen Leben von entschiedenem Nutzen, sondern für viele, besonders für Zeichner, Maler, Bildhauer, Architekten sowie für einzelne Handwerker, z. B. für Feiniker, bei denen die richtige Abschätzung des Gewichts eines Stücks Schlachtvieh fast überall ein Teil des Meisterstücks ausmacht, in den meisten Fällen unerlässlich ist. Ganz unentbehrlich aber war es für den Feldmesser, Ingenieur und Militär zur schnellen Entwerfung von Plänen und Karten, bei der Auerbauung von Truppenmassen, bei der Abschätzung der feindlichen Heeresabteilungen, zur Ermittelung der Abstände zu bestimmter Punkte u. s. w. Man führt die bei den Bestimmungen durch A. zu beobachtenden Umstände auf gewisse Regeln zurück, welche nach der Verschiedenheit der zu messenden Objekte natürlich verschieden sind. Der Fortmann, welcher die Höhe und den Holzgehalt eines Baums durch das bloße A. finden will, hat andere Ermittelungsstoffe zu beobachten als der Militär, welcher die Stärke einer Truppenabteilung u. s. w. ermitteln soll. Jene Fähigkeit, Größen und Entfernungen richtig zu schätzen, ist zum großen Teil eine Funktion des binokularen Sehens. Eingangs beissen sie in viel geringerem Grade.

Augenmuskeln, s. unter Auge, S. 197.

Augennichte (Nihilum album) ist die volkstümliche Bezeichnung für Zinkblättern (Zinkoxyd), als Augenmittel angewandt.

Augenpflege oder Diätetik des Auges. Obgleich das Auge einen hohen Grad von Selbstständigkeit besitzt, bleibt es doch als Teil des Organismus von diesem abhängig. Der Zustand der Augen ist daher vom Zustande der Ernährung im allgemeinen, vom Nerven- und Blutsysteme abhängig. Besondere Beziehungen, welche auf die Gesundheit des Auges Einfluss haben, finden noch mit dem Gehirn, den Verdauungswerkzeugen, den Nieren, den Lungen, der Haut und der Nasenschleimhaut statt. Jede körperliche Schwäche, besonders wenn sie mit Aufregung des Nervensystems verbunden, bedingt erhöhte Empfindlichkeit der Augen gegen Anstrengung, gegen helles Licht und gegen helle Farben. Man vermeide deshalb nach starken Blutverlusten und in der Rekonvaleszenz nach schweren Krankheiten anhaltendes Lesen, Schreiben, Nähen u. s. w., und Sorge für gemäßigtes Licht und sanfte Farben in den Zimmern. Nerven schwache, hysterische, hypochonder müssen besondere Aufmerksamkeit auf die Schonung ihrer Augen verwenden, weil bei ihnen infolge allgemein erhöhter Nervenreizbar-

keit auch die des Auges gesteigert ist und sie nicht selten an andauernden Blendungsbildern und andern transthaften Gesichtsercheinungen zu leiden haben. Erhaltung eines regelmäßigen Blutumlaufs im Körper trägt sehr viel zur Gesundheit der Augen bei. Man vermeide darum alles, was Blutanhäufung im Kopfe hervorrufen könnte, also enge Kleidungsstücke, besonders zu enge Halsbinden. Man halte an leichtverdauliche Kost, auf regelmäßige Leibesöffnung, unterlasse den unmäßigen Genuß geistiger Getränke und des Tabaks, verbinde mit der Sorge für warme Füße die hinreichende Bewegung im Freien und beobachte aufrechte Haltung beim Arbeiten. Ruffische oder Dampfbäder sind bei solchen, welche zu Blutsongektion nach den Augen geneigt sind, zu vermeiden. Die Abhängigkeit der Augen vom Gehirn verbietet geistige Anstrengungen, wenn die Augen schwach sind. Zu langer Schlaf schadet den Augen, noch mehr aber zu kurzer. Übermäßiger oder unzeitiger Geschlechts-genuß schwächt selbst das gesunde Auge, und muß dies selbstverständlich in noch viel höherem Grade bei schwachen Augen thun. Entzündung und Störung der Hautthätigkeit ist als eine der allgemeinsten Schädlichkeiten für das Auge zu betrachten. Kaltes Waschen bei schwachem oder ausdünstendem Gesicht, wie des Morgens unmittelbar nach dem Erwachen, ist deshalb zu vermeiden; auch trage man dafür Sorge, daß zur Gewohnheit gewordene Fußschneise nicht plötzlich durch Entlastung der Füße unterdrückt werden. Ein notwendiges Erfordernis zur Erhaltung gesunder Augen ist es ferner, dieselben von Schmutz und getrocknetem Schleim rein zu erhalten. Leute, welche viel im Rauch oder unreiner Luft, z. B. in Feueröfen, Gerbereien u. s. w., zubringen, sollen sich die Augen öfters mit reinem Wasser auswachen. Man vermeide das Trocknen von Wäsche in Wohnzimmern, das Stehenlassen von Nachtgeschirren, indem sich dabei ammoniakalische Dämpfe entwickeln, welche Augen und Lunge benachteiligen. Ist ein fremder Körper ins Auge eingeklagen, so reize man das Auge nicht zu lange durch Selbstversuche, denselben zu entfernen, sondern lasse dies sobald als möglich von einem Arzte bewerkstelligen. Am dringendsten erscheint das Einfliegen von ähnden Substanzen, wie Kalk, ferner von Glas- oder Eisenplittern, ätzliche Hölse. Kinder bewahre man sorgfältig vor Spielen mit explosierenden Stoffen (Zündbüchsen, Knallbonbons, Pulver u. s. w.). Beim Anwunden eines Streichholzstems gewöhne man sich an, die Augen zuzukneifen, beim Entzünden von Seileiswasser- und Champagnerflaschen u. s. w. richte man letztere so, daß der Pfropf nicht ins Gesicht geschleudert werden kann. Die Führung scheidender Instrumente sei, wenn dieselben größere Widerstände zu überwinden haben, stets derart, daß die Schneide im Fall eines Abgleitens nicht die Gesichtsläche verletzen kann.

Von der größten Wichtigkeit ist die Regelung der Lichteinwirkung auf das Auge, indem das Licht sowohl bei zu starker und zu schwacher als auch bei ungleicher Verteilung nachteilig einwirken kann; ebenso zeigt sich der schnelle Wechsel zwischen starkem und schwachem Lichte nachteilig. Zu starkes Licht reizt, schwächt, ja kann selbst die Sehkraft lähmen. Man arbeite deshalb nie im freien Sonnenlichte. Die schädliche Einwirkung des Anschauens der Sonne ist bekannt und ebenso, daß dadurch schon plötzliche Blindheit entstanden ist. Frauen schützen sich deshalb

zweckmäßig im Freien gegen zu starkes Sonnenlicht durch Sonnenschirme von leichtem grauen, blauen oder braunen Zeuge, durch Hüte mit großen Schirmen, welche innenbig mit glanzlosem Zeuge von brauner, grauer oder blauer Farbe ausgeschlagen sind, oder durch ähnlich gefärbte Schleier; letztere dürfen weder geblümt noch gemustert sein und müssen weit genug vom Gesicht abheben. Gegen Licht sehr empfindliche Augen können sich außerdem sowohl im Freien als auch im Zimmer der schwach grauen oder blaugefärbten Brillen bedienen. Während des Schlafs ist vollständige Dunkelheit den Augen am wohlthätigsten, doch muß man darauf sehen, daß die Dunkelheit nicht plötzlich, sondern allmählich in die Tageshelle überhe. Das Schlafzimmer soll deshalb nicht gegen Morgen liegen; auf jeden Fall aber muß das Bett so stehen, daß das Gesicht der dem Fenster gegenüberliegenden Wand zugekehrt ist. Muß ein Nachtlicht gebrannt werden, so stelle man es so, daß dessen Strahlen das Auge nicht direkt treffen können. Ein starkes Licht wirkt auf die Augen um so nachtheiliger, von je geringerem Umfange und in je dunklerer Umgebung es ist. Es ist auch als eine schädliche Angewohnheit zu betrachten, wenn manche beim Nachdenken absichtslos in eine Lichtflamme starren. Die außerordentlich nachtheilige Einwirkung des schnellen Wechsels von hellem Licht und Dunkelheit zeigt sich am deutlichsten beim Blick. Man vermeide, in den Blick zu schauen, besonders des Nachts, zünde vielmehr bei einem nächtlichen Gewitter Licht an. Ebenso soll sich ein empfindliches Auge des Abends, wenn Licht angebrannt wird, einige Zeit beschatten oder vom Licht abwenden, bis es sich nach und nach an die größere Helligkeit gewöhnt hat. Nicht gleichgültig ist es, von welcher Seite das Auge sein Licht erhält. Am wohlthätigsten ist das von oben kommende, lästiger das horizontal einfallende, am nachtheiligsten das von unten kommende Licht, besonders wenn es von hellfarbigen Körpern reflektiert wird. Ist daher das Wohn- oder Arbeitszimmer durch Sonnenlicht oder durch reflektiertes Licht erleuchtet, so verbunke man die untere Hälfte des Fensters durch graue oder grüne Bänder.

Eine wichtige Frage ist die, auf welche Art künstliche Beleuchtung für das Auge am zweckmäßigsten eingerichtet sei. Als allgemein gültige Grundätze lassen sich folgende aufstellen: Die Lichtquelle muß den zu erleuchtenden Raum möglichst gleichmäßig und intensiv erhellend, und es darf deshalb die Lichtflamme nie durch bleiserne, für das Licht undurchdringliche Schirme überdeckt sein, weil durch diese für das Auge nachtheilige starke Kontraste zwischen hellerleuchteten und ganz verbunkelten Stellen hervorgerufen werden. Intensiv leuchtende Flammen, wie die des Gaslichts, müssen womöglich, des ruhigen Brennens wegen, mit Glaszylindern und, um ihren blendenden Anblick zu vermeiden, mit Gloden oder Cylindern von bläulichem Milchglas überdeckt sein. Blendende Lampengefäße von Messing sind zweckmäßig durch dunkel lackierte, bronzene oder solche von Gußeisen zu ersetzen. Bei aller Art der Beleuchtung, besonders der durch Gas, Sorge man dafür, daß der Kopf des Arbeitenden nicht von der strahlenden Wärme des Beleuchtungskörpers getroffen wird. Für größere Räume, wie öffentliche Lokale, Comptoirs und größere Wohnzimmer, ist jedenfalls die Erleuchtung durch Gaslicht, das dem Sonnenlichte seinen physik. Eigenschaften nach am

nächsten steht, am zweckmäßigsten. Nur muß wegen der fast blendenden Eigenschaft der Flamme, besonders wenn dieselbe nicht hoch angebracht werden kann, darauf sehen, daß direkte Licht der Flamme nicht das Auge treffe, denn daß dasselbe durch Schirme von bläulichem Milchglas gemildert sei. Nach dem Gas verdrängen Photogen, Solaröl, Petroleum und ähr. Ole als Beleuchtungsmaterial den Vorzug, die Helligkeit ihrer Flamme dem Gas am nächsten steht. Da die bisweilen angewandten kugelförmigen Schirme von weißem, mattem Glase für Augen ungemein blendend wirken, so sind sie je falls noch durch einen Schirm von grauem blauem Papier zu überdecken. Bei der Verwendung des elektrischen Lichts müssen die außerordentlich intensiv leuchtenden Brenner natürlich ebenfalls durch Milchglasgloden abgeblendet werden. Kerzenlicht steht dem Lichte einer gutbrennenden Lampe nach, indem erstere viel geringere Leuchte kraft besitzt, unruhig brennt und dabei nicht gleicher Höhe gehalten werden kann. Werden Kerzen angewandt, so verdienen die am ruhigsten brennenden, am hellsten leuchtenden und des Rauches nicht bedürftigen Wach- und Paraffinkerzen den Vorzug. Zweckmäßig ist es, zwei Kerzen, nicht weit voneinander, vor sich oder, beim Sitzen etwas links zu stellen. Nachtheilig für das Sehen mögen ist das Lehen im Gehen und Stehen in der Dämmerung und beim Mondsehen. Man vermeide man bei Auswahl der Bücher möglichst jene mit kleinem scharfen Druck auf blendendem Papier, weil hier das Auge leicht ermüdet und zu Schmerzen anfängt. In Bezug auf weißliche Seiten ist bekannt, daß alle diejenigen, welche unverwandtes Blicken auf die Arbeit erfordern, das Auge mehr anstrengen, als die mehr weichen geblieben. Sehr anstrengend sind seine Stepparbeiten, Haar- und Perlsidereien, andere feine Stichen sowie Nähen in dunklen Stoffen und auf Maschinen. Solche Arbeiten sollten nur bei günstigsten Beleuchtung, d. h. bei Tageslicht, gezogen, nie zu lange hintereinander, am allerwenigsten aber, wie dies oft geschieht, bei künstlicher Beleuchtung bis in die späten Nachtstunden fortgesetzt werden. Ueberhaupt mache man es sich zur Gewohnheit, anstrengende Arbeiten möglichst bei Tageslicht betreiben, und dabei, wenn es angeht, mit wenig anstrengenden abzuwechseln.

Für die Pflege des Auges von großer Wichtigkeit ist auch die rechtzeitige und zweckmäßige Anordnung der Brillen. Als Brillenbedürftige sind Weitsichtige, Kurzsichtige und Astigmatiker zu bezeichnen. Für gesunde und fehlerfreie Augen ist der Gebrauch jeder Brille verwerflich und die Meinung, daß durch den Gebrauch einer solchen das Auge länger konserviert werden könne, eine irrige. Den Bedürftigen dagegen kann man eine passende gewählte Brille in Wahrheit als Konservationsbrille bezeichnen, denn sie bewahrt sein Auge vor Überanstrengung und erhält es dadurch gesund. Der Weitsichtige soll sich dann einer Brille bedienen, wenn er bemerkt, daß er am Tage Drucke nicht mehr so bequem und in derselben Entfernung vom Auge wie sonst zu lesen vermag, und daß der Druck zeitweise zu verschwinden scheint. Gewöhnlich treten diese Zeichen noch früher abends bei künstlicher Beleuchtung ein, weil letztere, weit schwächer als das Tageslicht, eine größere Annäherung

erfordert es das Auge als am Tage erfordert. Man kann daher wohl auch, um die Beobachtung möglichst intensiv zu machen, das Licht nicht direkt und Dach, nahe an letzteres, zu führen. In dieser Zustand eingetreten, so säume man nicht, sich eine passende Konvergenzbrille zu verschaffen, in man sonst Gefahr läuft, das Auge wirklich zu verletzen. Die Unterlassung dieser Vorkehrung aus Nachlässigkeit oder Eitelkeit ist zu vermeiden, als in vielen Fällen ein früheres mit Erscheinungen durchaus nicht mit dem Verlauf des Augenleidens überhaupt Hand in Hand gehen in einem ursprünglich flachen Bau des Auges begründet sein kann. Kurzsichtige haben oft, zu bei schädliche, zu Konvergenzen Veranlassung geben Berührungen des Kopfes zu umgehen, so selbst geschulten Konvergenzbrille beim Lesen zu vermeiden, wenn sie das Buch dem Auge näher als 30 cm bringen müssen, um deutlich sehen zu können. Schwach Kurzsichtige sehen in etwa 30 cm Entfernung und weichen Trud noch lesen, doch auf Stubenlampen nicht mehr deutlich sehen können, bedürfen einer Brille für die Ferne. Überlässigkeit ist ein Fehler, den der Arzt zu erkennen zu können hat. Diefelbe kann indes an Kindern vermuthet werden, wenn deren Augen, wenigstens beim Aussehen, Druckschrift nur zu lesen, aber dennoch nur mühsam und unvollständige Annäherung zu lesen vermögen, oder zu weit der Herrschaft scharferer Sehintensität nach innen zu schielen beginnen. Den Kindern kann durch Verordnung geeigneter Korrektur begegnet werden, deren richtige Wahl aber dem Augenarzte überlassen bleiben muß. In der Anwendung die ganze Sehintensität des Auges abhängt. In jedem Falle muß als in diesem verdient eine Brille (Korrekturbrille). (S. Brille.) In der Anwendung irgend eines der zahlreichen, den Kindern der Reflektoren als Universalmittel zwischen Augenarzt kann nicht genug gethan. Ein Versäumnis die Kranken im Verlaufe der Heilung derselben die Zeit, in welcher sie sich zu noch retten könnten.

Reinisch, »Anweisung zur Erhaltung des Auges« (1852); Arlt, »Die Pflege der Augen« (1865); Heymann, »Schreiber, »Das Auge« (2. Aufl., 1879).

Augenpigment, s. unter Auge, S. 201.

Augenpunkt, s. unter Auge, S. 198.

Augenpunkt oder Hauptpunkt heißt in der Optik derjenige Punkt der Zeichnungstafel, durch welchen durch eine senkrechte Linie gezogen, die man sich aus dem Orte des Auges denken kann. Zuweilen nennt man den Punkt den Abstandspunkt und versteht unter dem A. den Ort, wo das Auge gedacht wird. Letztere wird bei der perspektivischen Darstellung in größerer oder kleinerer Entfernung vom Auge, bei der orthographischen (Vogelperspektive) in unendlich großer Entfernung angenommen.

Augenwahrheit heißt jede amtliche Sinneswahrheit. Von der Deutschen Civilprozessordnung, § 336, wird er unter die Beweismittel, während man sonst jetzt nur das Augengesicht als Beweismittel ansieht. Das

Gesicht kann von Amts wegen A. einnehmen, wenn ihm nach seiner Meinung das richtige Verständnis unbefristeter oder bewiesener Thatsachen ohne solche Einnahme mangelt. Er erstreckt sich übrigens auf alle Wahrnehmungen der fünf äußern Sinne. Die Ansetzung des Beweises durch A. erfolgt durch Festzeichnung des Gegenstandes und Angabe der zu beweisenden Thatsachen. Zuziehung von Sachverständigen kann erforderlich sein. Sind mit der Einnahme des A. bare Auslagen verbunden, so muß der Beweisführer bei der Stellung des Antrags einen hinreichenden Voranschlag zahlen (Gerichtsosten-Gesetz vom 18. Juni 1878, §. 84). Über die Verpflichtung Dritter zur Gestaltung der Einnahme des A. gelten die Vorschriften des bürgerlichen Rechts. Vgl. von Beyer, »Zur Lehre vom gerichtlichen A. im Civilprozeß« (Münch. 1877). Noch wichtiger ist der A. im Strafverfahren. So kann im Falle eigener Wahrnehmung des erkennenden Richters der Thatbestand einer in der Sitzung des Gerichts begangenen strafbaren Handlung zu Protokoll festgestellt werden (Gerichtsverfassungsgesetz, §. 185). Ferner kann A. genommen werden bei gefälschten Münzen und Urkunden sowie bezüglich der bei Verbrechen verwandten Werkzeuge und der mehr oder minder dauernden Spuren der Thatthat. Vielfach wird nur das von amtlichen Personen aufgenommene Protokoll (z. B. bei Brandstiftung, Leichenschau, Wundschau) vorgelegt oder vorgelesen; seltener tritt eine Augenscheineinnahme seitens des erkennenden Gerichts oder etwa auch der Geschworenen (wie z. B. bei dem Morde auf dem Stillsitzer Joch im J. 1876) ein. Der Staatsanwaltschaft, dem Angeklagten oder etwa auch der seinem Verteidiger und den von ihm benannten Sachverständigen, dem Privat- und Nebenkläger ist es gestattet, der Einnahme eines richterlichen A. beizuwohnen (Strafprozeßordnung, §§. 86—93, 191, 223, 224). Vgl. Geyer in Holtendorfs »Handbuch des deutschen Strafprozeßrechts« (Bd. 1, Berl. 1879) und Geyer, »Lehrbuch des gemeinen deutschen Strafprozeßrechts« (Lpz. 1880).

Augenpiegel (Ophthalmoskop, grch.) nennt man einen Apparat, vermittelst dessen man die innern Teile eines Auges, namentlich dessen hinterste Wand (Sehnerven, Retz. und Aderhaut), den das Auge ausfüllenden Glaskörper und die Krystalllinse so zu erleuchten vermag, daß die von diesen Teilen zurückstehenden und durch die Pupille austretenden Strahlen vom Auge eines Beobachters aufgefangen und wieder zu einem deutlichen Bilde vereinigt werden können. Der Erfinder des A. ist Helmholtz (s. d.), der zuerst eine richtige Erklärung des Umstandes gab, warum wir unter gewöhnlichen Verhältnissen die Pupille eines andern schwarz sehen und nichts von den aus dessen Auge austretenden Lichtstrahlen wahrnehmen können. Die Erfindung des für die gesamte Augenheilkunde so wichtigen Instruments, dem man fast allein den Aufschwung zu verdanken hat, welchen diese Disziplin in neuerer Zeit genommen, fällt in das J. 1851.

Der A. besteht im wesentlichen aus einem Saße kleiner, sehr dünner Glasplatten, den man dicht vor das zu untersuchende Auge hält und zwar so, daß die Strahlen einer dicht an der Seite des Auges angebrachten hellen Flamme von der Vorderfläche der Glasplatten in die Pupille des Auges reflektiert werden. Das hinter den Glasplatten befindliche Auge des Beobachters empfängt einen Teil der aus

dem beleuchteten Auge zurückkehrenden Strahlen und sieht dabei, falls nicht Trübungen der brechenden Medien vorhanden sind, den Augengrund (s. Tafel: Auge des Menschen, Fig. 2) mit allen seinen Einzelheiten im virtuellen aufrechten vergrößerten Bilde (Untersuchung im aufrechten Bilde, s. beistehende Fig. 1), vorausgesetzt, daß



Fig. 1.

der Beobachter und der Untersuchte emmetropisch (normalichtig) sind. Ist nur der erstere emmetropisch oder in Bezug auf einen Refraktionsfehler neutralisiert, der Untersuchte aber nicht, so muß dicht vor oder hinter dem Spiegel dasjenige Konvergenz- oder Konvergenzglas eingeschaltet werden, welches die vorhandene Ametropie korrigiert. Durch die Auswahl dieses Korrektionsglases ist der Augenarzt im Stande, völlig objektiv und ohne Zuthun des Untersuchten den Grad der vorhandenen Ametropie zu bestimmen. Zum raschen Vornehmen solcher Bestimmungen dienen sog. Refraktions-Ophthalmoskope, welche später von Loring u. a. konstruiert wurden, und an welchen die Gläser so angeordnet sind, daß sie möglichst rasch gewechselt werden können. Eine bessere Beleuchtung als der sehr lichtschwache Helmholtz'sche A. geben Planspiegel von belegtem Glase oder Stahl mit zentraler Durchbohrung (von Coccius, Wepferstein, Eplens-Ponders), an denen man auch zu einer eventuellen weiteren Steigerung der Helligkeit eine Konvergenzlinse mittels eines Scharniers befestigen kann.



Fig. 2.

Im J. 1852 lehrte Ruete die Untersuchung im umgekehrten Bilde (s. beistehende Fig. 2). Seht man dicht vor das betrachtete Auge eine Konvergenzlinse von kurzer Brennweite (5–8 cm), so entwerfen die aus dem Auge kommenden Strahlen ein umgekehrtes reelles Bild des Augengrundes im

Hauptbrennpunkte der Linse, welches der Beobachter deutlich sieht, wenn er sich mit seinem Auge so weit entfernt, daß dieses Bild in seinem Brennpunkt fällt. Wegen des größeren Abstandes untersuchten Auge ist hierbei der Planspiegel lichtschwach und Ruete benutzte daher einen durchbohrten Hohlspiegel, der seitdem eine Menge Abbildungen erfahren hat. Auch Konvergenzspiegel (Zander), rechtswinklige Glasprismen sowie solche Konvergenzlinse hat man als Beleuchtungsmittel gewandt. Am meisten in Gebrauch von den Jüngern, auf selten Stand berechneten A. sind von Ruete, Liebreich und Eplens-Ponders. In den kleineren portativen Instrumenten, welche des in der Hand des geschulten Augenarztes dieselbe wie die ersten leisten, haben die Instrumente von Coccius, Liebreich, Jäger und Hasner die gemeinte Vergrößerung. Binokuläre A., bei den beiden Augen des Beobachters in Tätigkeit kommen, haben Giroud-Teulon und Coccius konstruiert ein Autophthalmoskop, in welchem das Auge seinen eigenen Hintergrund sieht, Coccius; andererseits, bei welchen das eine Auge des Beobachters den Augengrund seines andern Auges sieht, Giroud und Giroud-Teulon.

Vgl. Coccius, »über die Anwendung des A. (Eps. 1853); Zander, »Der A. Seine Formen und sein Gebrauch« (2. Aufl., Eps. 1862); Schweigger, »Vorlesungen über den Gebrauch des A.« (Berl. 1864); Mauthner, »Lehrbuch der Ophthalmoskopie« (Wien 1868); Liebreich, »Atlas der Ophthalmoskopie« (2. Aufl., Berl. 1870); Magnus, »Ophthalmoskopischer Atlas« (Eps. 1872).

Augentäuschungen, s. Gesichtstäuschungen.
Augentrost, der Vollname der Gattung *Euphrasia*, welche in die Familie der Skrophulariaceen gehört. Die Euphrasien kleine einjährige, selten perennierende Kräuter, deren Mehrzahl noch in Europa auf Wiesen, Grasplätzen und Bergstrichen wachsen, aufrechte, stängelige Stengel, gegenständige Blätter und abwechselnd angeordnete Blüten mit zweilappiger, weißgelber und violettgefleckter Blumenkrone besitzen. Verbreitetste Art ist *Euphrasia officinalis* L., die in vielen Varietäten auf trockenen Wiesen u. s. w. wachsende und im August und September blühende Pflanze. Ihre schwachbalsamisch riechenden Blätter waren sonst unter dem Namen *Herba Euphrasiae officinalis* und galten für ein die Sehkraft des Auges stärkendes Mittel.

Augenwimpern, s. unter Auge, S. 198.

Augenzähne, s. unter Zähne.

Augenzäuber, s. Böser Blick.

Augenstern (*Ostia*, grch.) heißt dann, wenn die beiden Augen nicht im Stande sind einen Punkt zu fixieren, sondern in fortwährend pendelnder oder rotierender Bewegung begriffen sind. A. findet sich hauptsächlich bei Individuen, die in ihrer ersten Kindheit hochgradig schwachsichtig erblindet sind, seltener bei solchen, die erst in späteren Lebensjahren blind wurden. Vergleichen Kohlenbergwerken bekommen ziemlich häufig eigentümliches A., bei sonst völlig intaktem Sehevermögen, das sie namentlich in dunklen Räumen fällt und so störend ist, daß die Betroffenen den Versuch ausgeben müssen.

Auger (Athanasie), franz. Gelehrter, Mitglied der Akademie, geb. zu Paris 12. Dez. 1734, wmete sich dem geistlichen Stande, beschäftigte sich

aber besonders mit dem Studium der klassischen Literatur. Nachdem er 14 Jahre zu Rouen den Fächer der Rhetorik innegehabt, wurde er Gemeinrath des Bischofs von Vesear, lebte aber mehr zu Paris, wo er 7. Febr. 1792 starb. Er lieferte Uebersetzungen des Demosthenes und Aeschines (6 Bde., 1777—94, und 10 Bde., 1819), Thukydides (3 Bde., 1781), Lyfias (1783), Cicero (3 Bde., 1787) und der Homilien des Chrysostomus (4 Bde., 1786). Erwähnung verdient auch die Arbeit «De la constitution des Romains», welche in den ersten drei Bänden seiner «Oeuvres posthumes» (10 Bde., 1792—96) enthalten ist. Als sämtliche Schriften erschienen zu Paris in 29 Bänden.

Kugereau (Pierre François Charles), Herzog von Lezigne, Marschall und Pair von Frankreich, geb. zu Paris 11. Nov. 1757 als Sohn eines Ritters, diente zunächst als Arabier in der franz. Armee, dann, nachdem er aus dieser desertirt, als Soldat in Oesterreich, Spanien, Portugal und Rußland, und ließ sich endlich 1787 in Neapel als Feldmesser nieder. Als er mit seinen Landsleuten 1792 von hier ausgewiesen ward, trat er als Freiwilliger bei der franz. Armee in Italien ein und stieg schnell empor. Schon 1794 wurde er bei der Grenadierarmee Brigadier, und 1796 Divisionalgeneral bei der Armee von Italien unter Bonaparte. Er kämpfte bei Millesimo, bei Ceva, bei Novi, wo er an der Spitze seiner Division die Brücke eroberte, bei Castiglione und in den folgenden Schlachten. (S. Arcole.) Von Bonaparte dem Directorat empfohlen, wurde er 1797 zum Befehlshaber der 17. Militärdivision in Paris ernannt, verließ die Gewaltthat vom 18. Fructidor des J. V (4. Sept. 1797) und ward von dem de-jurirten Geisgebenen Körper als der Retter des Vaterlandes begrüßt. Im Sept. 1797 erhielt er das Kommando der Rheinarmee, wurde aber bald als Kommandant der 10. Militärdivision nach Perpignan versetzt. Im J. 1799 zum Deputirten im Räte der Hundert erwählt, gab er sein Kommando auf. Beim Sturze des Directorats am 18. Brumaire stellte er sich, wenn auch widerwillig, zur Verfügung Bonapartes und erhielt darauf 1800 den Oberbefehl der Armee in Holland. A. führte als franz.-batav. Heer nach dem Niederrhein, um Bonapartes Operationen in Süddeutschland zu unterstützen, rückte aber Frankfurt nach Würzburg und leistete mehrere bedeutungslose Gefechte. Im Okt. 1801 durch den General Victor in Holland abgedrückt, blieb er ohne Anstellung bis 1803, wo er den Befehl über die gegen Portugal bestimmte Armee erhielt. Da dieser Zug unterblieb, ging er nach Paris, wo ihn der Kaiser 1804 zum Marschall, 1806 zum Großoffizier der Ehrenlegion und bald darauf zum Herzog von Castiglione ernannte.

Im Kriege von 1806 befehligte A. ein Korps, das den äußersten rechten Flügel bildete; er drang bei Dornberg ein und zwang am 14. Nov. ein terti. Korps zur Kapitulation. Nach dem Frieden ließ er in Deutschland zur Befestigung von Darmstadt, Wehlar u. s. w., bis der Krieg gegen Preußen ausbrach, und nahm teil an den Schlachten bei Jena und Eylau. Hier wurde sein Korps fast vernichtet; er selbst, an einem heftigen Fieber erkrankt, ließ sich an Sattel festbinden und verließ die Schlacht nicht, obwohl er schwer verwundet wurde. Hieraus schenkte ihm der Kaiser zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Frankreich. Im J. 1809 focht er

als Oberbefehlshaber der franz. Truppen glücklich in Catalonien, mußte jedoch später nach Barcelona zurückgehen und wurde deshalb 1810 durch MacDonald abgelöst. Der Kaiser schätzte ihn zwar wegen seiner Ehrlichkeit und der strengen Ordnung und Mannszucht, die er unter seinen Truppen hielt, hatte aber seine hohe Meinung von seinem Feldherrntalent. Er vertraute ihm daher für den Krieg mit Rußland kein Armeekorps an, sondern ließ ihn mit dem 11. Korps als Gouverneur in Berlin, wo er blieb, bis die Kaiserin 20. Febr. 1813 einen Handstreich auf die Stadt versuchten; dann wurde er als Gouverneur nach Frankfurt a. M. geschickt, um hier ein Reiterkorps zu sammeln, mit welchem er an der Schlacht von Leipzig teilnahm. Im Feldzuge von 1814 war ihm die Organisation der Verteidigung von Süßfrankreich übertragen; er mußte aber Lyon räumen und sich nach Valence zurückziehen. Ludwig XVIII., dem er nach Napoleons Abdankung sich unterwarf, ernannte ihn zum Pair von Frankreich und übertrug ihm ein Kommando in der Normandie. Hier erklärte er sich 1815 bei Napoleons Rückkehr zwar in einer Proklamation wieder für ihn, wurde aber weder vom Kaiser noch später von König Ludwig XVIII. wieder angestellt; nur der Sitz in der Pairskammer blieb ihm. Als Mitglied des Kriegsgerichts über Marschall Ney erklärte er sich für inkompetent und zog sich bald nachher auf sein Landgut La Houffale bei Melun zurück, wo er 11. Juni 1816 starb.

Kughrim, s. Aghrim.

Kugias (arch. Augeias) oder Augeas, der Strahlende (mit strahlenden Augen), Sohn des Helios und der Hyrmine, König in Elis, war berühmt durch den Reichtum an Herden. Nach der Sage hatte sich der Dünger derselben seit vielen Jahren aufgehäuft, und so erhielt Hercules von Eurystheus als eine der von ihm zu leistenden Arbeiten den Auftrag, den Stall des A. in einem Tage zu reinigen. Hercules bedingte sich dafür von A. den sechsten Teil der Herden aus, und vollbrachte die Arbeit, indem er den Menoibach oder den Peneus oder Alpheus durch den Stall leitete. A. aber verweigerte dem Hercules den Lohn, und so überzog dieser den ersten mit Krieg, der erst nach hartem Kampfe durch den Tod des A. beendet wurde. Hercules setzte dessen Sohn Phyleus in die Herrschaft ein. A. ist ursprünglich selbst eine Sonnengottheit, der Unrat im Stalle bedeutet Rebel und Wollen, welche einem Frühlingstage weichen müssen.

Kugler (Emile), franz. Bühnendichter, geb. zu Valence 17. Sept. 1820, wurde von seinem Vater für den Advokatstand bestimmt, aber das Beispiel seines Großvaters, des Romandichters Bigault-Lebrun, und eigener Antrieb bewogen ihn, sich der Schriftstellerei zu widmen. Schon mit seinem ersten Lustspiel in zwei Akten und in Versen: «La ciguë», das 1844 im Odeontheater zur Aufführung kam, feierte der junge Dichter einen glänzenden Triumph; voll Frische, Armut und heiterer Laune, von antitem Geist durchweht, ist es eins der vollendetsten Werke des Dichters. Er erregte damit die größten Erwartungen, welchen jedoch die beiden nachfolgenden, im Théâtre français aufgeführten Lustspiele in Versen: «Un homme de bien» (1845) und «L'aventurier» (1848, umgearbeitet 1860) nicht ganz entsprachen. Mit erneutem Beifall wurde aber 1849 auf derselben Bühne «Gabrielle» aufgeführt, eine

fünfsättige Comédie in Versen, welche die Poesie des Familienlebens feierte und von der Academie den halben Monthyon'schen Preis erhielt. Nach dem mißlungenen Drama «Diane» (1852) wandte sich A. wieder zum Lustspiel und erschien 1853 mit einem großen Stück in fünf Akten und in Prosa: «La pierre de touche», an welchem Jules Sandeau mitgearbeitet hatte. Dieses zugleich sentimentale und burleske Lustspiel, das nur wenig Anklang fand, wurde für A. der Ausgangspunkt einer neuen Richtung, indem er nun an Stelle der Charakterkomödie sich dem Intriguenlustspiel zuwandte. Er gab 1855 im Vaudevilletheater «Le mariage d'Olympe», ein frisch aus dem Leben herausgegriffenes und kräftig gezeichnetes Sittengemälde, sodann im Gymnase 1856, mit Jules Sandeau zusammen: «Le gendre de M. Poirier», ein vieractiges Lustspiel in Prosa, worin er den Abnehmstolz des Adels und die Lächerlichkeiten der bürgerlichen Barone unter der Julimonarchie persifliert; es ist dies eine seiner gediegensten Arbeiten. Hierauf folgte 1858 «Les lions pauvres», ein fünfsättiges Lustspiel in Prosa, gemeinschaftlich mit Fournier gedichtet, über dessen läche, aber durchaus nicht unmoralische Auffassung die Theatercensoren dermaßen erschrafen, daß erst ein Einschreiten des Prinzen Jérôme Napoleon nötig war, um die treffende Satire auf die Bühne zu bringen. Auch drei andere erfolgreiche Prosalustspiele des Dichters: «Les éfrontés» (1861), «Le fils de Giboyer» (1862) und «Maitre Guérin» (1864), wären ohne dieselbe einflussreiche Vermittelung schwerlich auf dem Théâtre français zur Ausführung gekommen. In seinen spätern Stücken, wie in «La Contagion» (1868), «Paul Forestier» (1868), «Lions et Renards» (1871), ist eine Abnahme seiner Kraft zu bemerken. Jedoch haben seine letzten Lustspiele: «Jean de Thommeray» (1873), «Madame Caverlet» (1876), wo er der Ehecheidung das Wort redet, und besonders «Les Fourchambaults» (1878) wieder bedeutenden Erfolg gehabt. A. ist seit 1858 Mitglied der Academie. Gesammelt erschienen seine Dramen in 6 Bänden, 1856–57. Auch veröffentlichte A. Gedichte elegischen und satirischen Charakters («Poésies complètes», 1856).

Augila, Dase in der Libyschen Wüste, s. Audschila.

Augit, ein sehr verbreitetes, dem monoklinen System angehöriges Mineral, welches als Bisilitat im wesentlichen aus Kieselsäure, Kalk, Magnesia, Eisenoxydul besteht, oft auch etwas Thonerde enthält. Die häufigste Krystallgestalt ist eine Combination des Prismas (87°), der beiden vertikalen



Binautoide und der Hemipyramide (wie bestehende Figur); die mehr oder weniger deutliche Spaltbarkeit folgt den Prismenflächen. Das Mineral ist gewöhnlich von schwarzer oder grünlischer Farbe, durchscheinend oder undurchsichtig, von Glas- oder Fettglanz, und von 3,3 spezifischem Gewicht. Es beweist sich ziemlich hart und wird von

Säuren sehr wenig angegriffen. Einen wesentlichen Cementeil bildet der A. in mehreren verbreiteten, meist kieselsäurearmen Gebirgsarten, wie im Basalt, Dolerit, Diabas, Melaphyr und in vielen Laven und vulkanischen Tuffen, in denen er oft in schönen Krystallen ausgesondert vorkommt, wie z. B. am Kaiserstuhl im Breisgau, in Böhmen, am Vesuv, Ätna und in der Auvergne. Häufig findet er sich im Kalk-

stein eingewachsen, mit anscheinend geschmolzener Oberfläche und in körnigen Massen (Kollolithen), welche, wie zu Arendal in Norwegen, Magneitsteinlager begleiten. Aus der Verwitterung A. enttender Gesteine geht ein guter eisenreicher Boden hervor. Eine schöne grüne und durchsichtige, krySTALLisierte Varietät des A., Diopsid genannt, welche sich auf der Weißalpe in Piemont und der Alpe Schwarzenstein im Zillertale in Tirol findet, wird namentlich in Turin und Genua als Schmuckstein verschliffen. Andere Varietäten des A. sind Saitit, Malakolith, Fassait. Ein oft brauchtes Synonym für A. ist Pyroxen. In der Gruppe des A. oder Pyroxens begreift man außer dem eigentlichen A. auch die rhombischen Mineralien Enstatit, Bronzit, Hypersthen, die monoklinen Diallag, Almit und Aegirin, die trichlin Rhodonit, Waddingtonit und Eserboit, welche bei analoger chemischer Zusammensetzung zu Prismenwinkel von etwa 87° aufweisen.

Augitporphyr, ein Gestein, dessen dunkelgrüne bis schwarze, dichte Grundmasse wohlgebildete Krystalle von Augit und oft auch gekleisterten Biotit enthält. Dasselbe gehört nach seinen Verhältnissen jedenfalls zu den eruptiven Gesteinen, welche aus dem Erbinnern emporgehoben worden sind. Gewöhnlich hat man es als ein bedeutend mit Melaphyr betrachtet, hat es jedoch in neuester Zeit scharf davon zu trennen und ganz außerordentlich verbreitet ist dasselbe im Gebiet des Fassaitals in Südtirol, wo es Kalkstein und Dolomite der Trias- und Juraperiode nicht durchsetzt hat und von ausgedehnten Tuffschichten begleitet wird. Im Fassaitale sowie in Norra kommt auch noch eine Varietät desselben vor, welche Uralit statt Augit enthält; diese hatte man früher am Ural aufgefunden und dort Uralitporphyr genannt. Sehr leicht kann A. mit Uralit verwechselt werden, von dem er sich aber durch den Mangel an deutlich hervortretendem Umterchiedet, der im echten Basalt fast nie fehlt.

Augment (lat. Vermehrung, Zuwachs) heißt der Grammatik der indogerman. Sprachen das Element, welches dem Verbum vorgesetzt, zur Bezeichnung der präteritalen Tempora (Imperfect, Aorist, Präteritum, Plusquamperfect) dient. Erhalten dasselbe nur im Sanskrit, Zend und Griechisch. Das A. bestand ursprünglich aus kurzem a, z. B. Sanskrit dharami, «ich trage», Imperfect a-dharam; im Griechischen εφεω (ich trage), perfectum εφερω.

Augsbürg, die Hauptstadt des bayr. Kronbezirks Schwaben und Neuburg, an der Mündung der Wertach in den Lech, wichtiger Anknüpfungspunkt der Eisenbahnen zwischen München, Ingolstadt (Regensburg), Donaueschingen (Nürnberg), Würzburg, Ulm (Stuttgart) und Kempten (Augsburg), ist Sitz der Kreisregierung, eines Oberlandes, eines Landes- und eines Amtsgerichts, anderer Behörden sowie eines lat. Bisthums. Dem Domkapitel und Zuhör., und zählt (1. 1. 1880) 61408 E., darunter 19238 Protestanten. Die Vororte Lechhausen, Oberhausen, Herber, Göggingen haben zusammen etwa 20000 E. Stadt zerfällt in drei Teile, die obere Stadt, untere Stadt und die Jachob Vorstadt, und ist, obgleich altertümlich und unregelmäßig gebaut, doch einige schöne Straßen, mehrere mit Springbrunnen gezierter öffentliche Plätze

nicht ohne merkwürdige Gebäude. Beson-
ders ausgezeichnet sind: die große und breite Raritätensammlung mit dem Herkulesbrunnen (von Adrian
de Brak aus Stenzenberg 1602 errichtet) und dem
Parnassusbrunnen (von demselben Meister 1599); der
Stadtpalais mit dem (1894 von Hubert Ger-
lach entworfen) Augustusbrunnen; der ehemals
Alte Saal, jetzt Philippine-Weller-Straße
genannt lag mit der 1867 von König Ludwig der
Grote gestiftete Statue Joh. Val. Juggers. Auf
dem Platze steht ein Siegesdenkmal zur Er-
innerung an den Deutsch-Französischen Krieg von
1870–71 (1871 von Adolph Jumbusch). Von den
Hofkapellen des Königs Al. verdienen besonders
die Kapelle des heiligen, von Elias Holl 1618
–20 im barockischen Stil erbaut, 51 m hohe Pat-
ronat, in welchem sich der berühmte 36 m lange,
13 m hohe, in Höhe, reichverzierte Goldene Saal
befindet, sowie die am Hauptbock gelegene, ehemals
Königliche, jetz. Kaiserl. Residenz, in der (in einer
seiner letzten Sitzungen) 25. Juni 1890 die prot.
Kirche des Karl V. die »Augsburgische Kon-
fession« beschlossen; sodann das städtische fürstl.
Königliche Palais, welches in einem seiner Hof-
gärten eine prächtige vorgelagerter Fresten von Al-
ten, in welche des Ausdrucks eines Hinterhauses
besteht von Antonio Bonzano enthält, und dessen
Fassade 1899–1901 durch fünf große Gemälde von
Johann Baptist Wagner bemalt worden ist; endlich das
1871 neu erbaute Theater. Die bedeutendste
Kirche ist die Domkirche der Stadt ist die Dom-
kirche, welche seit 1006 geweiht, 1921 –
1871 zu einer protestantischen Kirche mit niedrigem
Turm umgebaut wurde, an dem süd. Fenster
des Chores sehr alte Glasgemälde enthält und
mit einige alte Bronzetüren (von 1070)
und viele Wandmalereien besetzt. Bgl. Braun,
»Beschreibung der Augsburger Domkirche« (Augsb.
1873); Henning, »Die ältesten Glasgemälde im
Saal zu A. u. L.« (Augsb. 1860); Allioi, »Die Bronze-
türen der Domkirche zu A.« (Augsb. 1853). Am süd-
lichen Ende der Domkirche steht die von Burk-
hard 1477–1507 in schönen Verhältnissen
aufgeführt St. Ulrichskirche mit
einzelnen aufwändigen Plastiken sehr reiche
an seinen bekannten Ulrichslocher. Bgl.
v. H., »Geschichte der Kirche und des Stifts
zu A. u. L.« (Augsb. 1817).
Unter dem Namen Gotteshäusern heißt die St.
Annenkirche über von Lukas Kranach, An-
geborene, die Barockkirche verschiedene
Veränderungen des 17. und 18. Jahrh. Die
St. Elisabethskirche gehört zu dem angebanten
Barockbauwerk, welchem 1835 das lat. Gym-
nasium angeschlossen, das österr. Observatorium,
das Observatorium für Söhne höherer Stände
und das Observatorium von St. Joseph übergeben
wurde. Neben der Annenkirche stehen das prot.
Gemeindehaus, das 1800 gegründete Kollegium von
A. u. L. und Erziehungs- und Ausbildungsinsti-
tutionen, primär von Barbara von Stetten
gegründet, und Stadtbibliothek mit 125000
Bänden, vielen Manuskripten und Handschriften.
Es gibt in A. höhere Unterrichtsanstalten
für Mädchen, eine Industrie- und eine
Landwirtschaftsschule und Zeichenkunst, eine
Lehr-, eine Handelsschule und eine Brauerschule, und
eine Gewerkschaft der Englischen Frauen. Die
Hauptkirchen in ehemaligen St. Katharinen

Klostern ist für die Geschichte der altdeutschen Kunst
 von großer Bedeutung; namentlich sind die Schwäb-
 Meister, der ältere Holbein, Hans Burgkmair,
 Zeitbloom, Altorfer u. a. in vorzüglichen Bildern
 und theilweise vollständiger als sonst irgendwo ver-
 treten; aber auch von ital. und niederländ. Mei-
 stern sind vor treffliche Gemälde da. Reichhaltig ist
 das Maximiliansmuseum mit den Sammlungen
 röm., mittelalterlicher und späterer Denkmäler des
 Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg.
 Von dem sprichwörtlich gewordenen Wohlthätig-
 keitsfinne der Augsburger geben zahlreiche, zum
 Theil sehr reich dotierte Wohlthätigkeitsanstalten
 Zeugnis. Zu diesen gehört auch die Fuggerei,
 welche aus 106, von Joh. Zol. Fugger 1519 für
 ärmere kath. Bürger erbauten Wohnungen mit
 Kirche, Straßen und Thoren besteht.

Die Industrie der Stadt war seit Beginn des 16. Jahrh. sehr gesunken, hat sich jedoch in neuester Zeit wieder gehoben. Am bedeutendsten ist die Baumwollindustrie (7 Spinnereien und 5 große Webereien), dann die Wollindustrie und Kammgarnspinnerei, Rattendruckeri, Zärerei, Wachsdruck, Maschinen-, Messing-, Tabakfabrikation u. s. w. Der frühere blühende Betrieb der Kupferstecherei ist völlig erloschen. Dagegen haben in neuester Zeit Buchdruckerei, Lithographie und Buchhandel einen neuen Aufschwung genommen. Die „Allgemeine Zeitung“ wird zu A. redigiert und ausgegeben. A. ist ein Marktplatz für süddeutsche und ital. Waren; auch betreibt es bedeutende Expeditions-Geschäfte und ist noch immer einer der Hauptumschlagplätze für den Süden. Die Stadt ist außerhalb der nur noch teilweise bestehenden altertümlichen Befestigungen von schönen Alleen und freundlichen Spaziergängen umgeben. Gegen W. und S. sind neue Stadtteile entstanden.

Als Grundlage des heutigen A. muß die Kolonie betrachtet werden, welche der Kaiser Augustus um das J. 16 v. Chr. nach Befestigung der Vindelicer unter dem Namen Augusta Vindelicorum, wahrscheinlich an der Stelle eines alten Wohnplatzes der letztern, anlegte und die rasch zur Blüte gelangte, sobald schon Tacitus A. als die glänzendste Stadt Rhätiens bezeichnen konnte. Die zahlreichen röm. Denkmäler, die bei A. aufgefunden wurden, bestätigen diese Ansicht. Nach mancherlei Bedrücknissen und Verwüstungen, welche die Kolonie während der Zeit der Völkerwanderung erfuhr, wurde sie 506 durch Theodorich dem Ostgotischen Reiche einverleibt, doch kam sie schon 80 Jahre darauf unter die Vormäheigkeit der fränk. Könige. Nach der Teilung des fränkischen Reichs fiel die Stadt den Herzögen von Schwaben zu; 1084 und 1088 wurde sie von Herzog Wolf IV. eingenommen und zerstört, blühte jedoch allmählich wieder auf und erscheint im alten Stadtrecht von 1276 (herausgeg. von Chr. Meyer, Augsburg. 1872) als freie Reichsstadt. Von dieser Zeit an stieg A. zu immer größerer Bedeutung und erreichte den höchsten Gipfel seiner Blüte, als 1368 das aristokratische Stadtrecht dem demokratischen weichen mußte. Bis zum Schmalkeldischen Kriege glänzte es durch seinen Handel, Gewerbe und Kunst. Der Schwäbische Bund, dem A. von 1488—1534 angehörte, und dessen Gericht hier seinen Sitz hatte, erhöhte den Glanz und die polit. Bedeutung der Stadt. Ihr Verfall aber wurde noch mehr durch die Lästigkeit ihrer Bürger in Wissenschaft und

Kunst, in Handel und Gewerbe begründet. Neben Nürnberg war A. Hauptstapelplatz für den Handel des nördl. Europa mit dem Süden, bis mit Ende des 15. Jahrh. die Entdeckungen der Spanier und Portugiesen dem Welthandel eine neue Richtung gaben. Ausgebreitete Geschäfte trieben die Fugger (s. d.) und Wesser (s. d.), die ihre Schiffe nach allen damals bekannten Meeren sandten. Zugleich war A. der Mittelpunkt der deutschen Kunst, welche durch die beiden Holbein, Burgkmair, Altorfer, Amberger, Schaufelin, Hagener, Dieneder u. a. vertreten wurde. Seit dem Schmalkaldischen Kriege, wo die patristischen Geschlechter mit Unterstützung Karls V. wieder die Oberhand gewannen, sank A. von seiner Höhe und seinem Wohlstande herab. Viele Reichstage wurden hier gehalten, 1530 der, auf welchem 25. Juni die Augsbургische Konfession übergeben wurde; 26. Sept. 1555 ward der nach der Stadt benannte Religionsfriede (s. d.) geschlossen. Der Dreißigjährige Krieg brachte neue Drangsale über die Stadt. Das Restitutionsedikt wurde 1629 zuerst in A. vollzogen; 1632 hielt Gustav Adolf, 1635 das kaiserl. Heer nach einjähriger Belagerung seinen Einzug. Während A. 1612 noch gegen 45 000 E. zählte, war diese Zahl 1635 auf 16 422 herabgesunken. Im Spanischen Erbfolgekriege wurde 1703 die Stadt vom bayr.-franz. Heere abermals beschossen und nach der Einnahme hart gebrandschatzt. Durch den Preßburger Frieden 1805 verlor sie ihre Reichsfreiheit, worauf sie 4. März 1806 von Bayern in Besitz genommen ward. Die Geschichte A.s haben geschrieben: Wesser (Bened. 1504), von Ertelen der Ältere (2 Bde., Augsb. 1743—58), Gullmann (6 Bde., Augsb. 1818—20), Wagenfeil (4 Bde., Augsb. 1819—22), von Seida (2 Bde., Augsb. 1826), Jäger (Darmst. 1837) und Schöndchen (Münc. 1843). Vgl. auch von Stetten der Jüngere: »Geschichte der adeligen Geschlechter in A.« (Augsb. 1763); derselbe, »Kunst, Gewerbe- und Handwertergeschichte A.s« (2 Bde., Augsb. 1779—88); »Chroniken der deutschen Städte« (Bd. 4 u. 5, Lpz. 1865—67); »Urkundenbuch der Stadt A.« (2 Bde., Augsb. 1874—78); Berner, »Verfassungsgeschichte der Stadt A.« (Weisl. 1879); Roth, »Augsburger Reformationsgeschichte« (Münc. 1881).

Das sonst ebenfalls reichsunmittelbare Bistum Augsburg soll schon im 6. Jahrh. gestiftet worden sein. Der Bischof residierte seit dem 15. Jahrh. in Willingen. Sein Bistum umfaßte 220 qkm, wurde durch den Reichsdeputationshauptschluß 1803 säkularisiert, und der bishöfl. Länderbesitz gelangte ebenfalls an Bayern. Vgl. Braun, »Geschichte der Bischöfe von A.« (4 Bde., Augsb. 1829); Steichele, »Beiträge zur Geschichte des Bistums A.« (Augsb. 1850 fg.); derselbe, »Das Bistum A. historisch und statistisch beschrieben« (Augsb. 1861 fg.).

Augsburger Interim, s. unter Interim.
Augsburger Religionsfriede, s. unter Religionsfriede.

Augsb urgische Konfession, Confessio Augustana, die wichtigste Bekenntnisschrift der luth. Kirche. Nachdem Kaiser Karl V., als Schutzvogt und Schirmherr der Kirche, zur gütlichen Beilegung der seit 1517 in Deutschland entstandenen Kirchenspaltung auf den 8. April 1530 einen Reichstag nach Augsburg ausgesprochen und verordnet hatte, daß beide Parteien, Katholiken und Protestanten, ihre Meinung über die eingetretene Spaltung in deutscher und lat. Sprache schriftlich vorlegen soll-

ten, forderte der Kurfürst Johann von Sachse wittenberger Theologen Luther, Jonas, Hagen und Melanchthon 14. März auf, il zum 20. März in Torgau ein Verzeichniß d. tigen Punkte vorzulegen, beides, im Glauben in äußern Kirchengebräuchen. Dem ersten Z. den Glauben wurden die sog. 15 Marburg 17 Schwabacher Artikel zu Grunde gelegt dem Religionsgespräch zu Marburg (1. bis 1529) zwischen Zwingli und Kolampadius einen, Luther und Melanchthon auf der Seite war in 15 Artikeln zusammengestellt, den Lehren Reformierte und Lutheraner ander übereinstimmend und worin sie beten Abendmahl voneinander abwichen. Die Luther für den Konvent zu Schwabach (1 1529) umgearbeitet zu den 17 Schwabach titeln. Während nämlich dort das Genu hervorgehoben wurde, lehrt Luther hier i streitigen Punkten seine eigentümliche Zehn hervor, in der Absicht, dadurch das B der luth. Fürsten mit den oberdeutschen Stä hintertreiben. Das Schriftstück bildet die lage für den ersten Teil der Konfession. I zweiten, die Gebrauche betreffenden Teil i die genannten Theologen einen gemeinam stellten neuen Entwurf, Torgauer Artl nannt, weil er zu Torgau dem Kurfürsten ab ward. Auf Grund dieser Vorarbeiten war Melanchthon mit Ausarbeitung der verlangte beauftragt. Er begann damit schon auf de und fuhr mit Verbesserungen und Umarbe zu Augsburg fort, zumal das längere Aus des Kaisers (bis 20. Juni) ihm Zeit und i durch seine Veröffentlichung von 404 Bunde den Schriften derer, »welche den Frieden de stören«, ihm Veranlassung dazu gab. Da daß die Schrift, welche ursprünglich nur im und Auftrage des Kurfürsten verfaßt war Wunsch der übrigen Stände als gemeinam lenntnis überreicht werden sollte. Erst als sie nicht mehr »Apologie«, »Sächsischer Vor »Sächsischer Unterricht« oder »Sächsischer Kat fondon allgemein »Konfession« genannt. I teiligten sich an der letzten Feststellung des auch die andern evang. Stände, wie z. B. melle Eingang und Schluß vom Ransler V rührt. Dann wurde der Text an Luther, de der Reichsacht in Koburg zurückgeblieben w geschickt. Der Text wurde zugleich deutsch teinisch ausgearbeitet; an dem lateinischen Melanchthon ununterbrochen bis zum Z übergabe an den Kaiser. Den damaligen I nissen wie dem ausdrücklichen Verlangen d fürsten gemäß ist die Konfession nicht das t symbol einer bereits getrennten Kirchengemei ober theol. Ausdruck der bereits zur voll Thatfache gewordenen Trennung, sondern e demsvorschlag an die Gegner, die evangelis dargebotene Grundlage freundslicher Verstan davorgehoben, die Differenz namentlich in d soweit als möglich zurückgestellt, je demfalls Stände beschränkt, worin man absolut n geben konnte, und auch hier mit größter Ei und Milde ausgesprochen. Der erste Teil der enthalt daher folgende 21 Artikel des Glaub der Lehre: 1) von Gott, 2) von der Erbsünde, Sohne Gottes, 4) von der Rechtfertigung,

Reformierten in Betreff 1) der Abendmahlslehre, 2) der Lehre von der Erbsünde, 3) der Gnadenwirkungen der Sacramente, 4) der communicatio idiomatum, 5) der Prädestination. Von ihnen ist auch im 19. Jahrh. eine erneuerte Betonung der »unveränderten« Augsburger Konfession (invariata) als allein gültigen Ausdrucks des luth. Glaubens ausgegangen. Dagegen hat die Halborthodoxie wiederholt versucht, die Augsburger Konfession zu einem Unions/symbol für alle Evangelische zu erheben (so namentlich auf dem Berliner Kirchentage 1853), was aber immer wieder an dem Proteste der strengen Lutheraner scheiterte. Richtig ist, daß die Konfession mehr als irgendeine andere symbolische Schrift zu einem »Bekenntniß« sich eignet. Das spezifisch Theologische tritt hinter dem großen religiösen Grundgedanken der Reformation zurück, wenn sich auch der dogmatische Vorstellungskreis des 16. Jahrh. nirgends verleugnet. Vgl. Weber, »Historie der Augsburger Konfession« (2 Bde., Frankfurt 1867 u. 1868); Bödler, »Die Augsburger Konfession als symbolische Lehrgrundlage der deutschen Reformationskirche« (Frankf. 1870); Schirrmacher, »Briefe und Akten zu der Geschichte des Religionsgesprächs zu Marburg 1529 und des Reichstags zu Augsburg 1530« (Gotha 1876).

Augurien oder **Auspizien**, s. unter **Augurn**.

Augurieren, weisagen, aus Anzeichen schließen oder vermuthen; augurios, vorbedeutend.

Augurn hießen bei den Römern die Mitglieder eines bis in späte Zeiten hochangesehenen Priesterkollegiums, in welchem die Lehre überliefert wurde, mittels der Augurien oder Auspizien, d. h. der Beobachtung des Flugs und Geschreis der Vögel, womit ihr Name zusammenhängt, des Willens und anderer sog. Vorzeichen, den Willen der Götter, ob diese nämlich einem menschlichen Vorhaben zustimmen oder nicht, und nur insofern das Gelingen oder Mißlingen desselben, also das Zukünftige, zu erforschen.

Die Auspizien zerfielen in solche, welche ausdrücklich in bestimmten Formen und Formeln von den Göttern erbeten wurden, und in solche, durch welche diese ungefragt ihren Willen zu erkennen gaben. Bei letztern war der Einfluß der A. als sachmäßiger Kenner der tiefgreifendste und weittragendste. Namentlich konnten sie die Vertagung jeder Volksversammlung mit ihrer Ankündigung, daß ein ungünstiges Zeichen statgefunden habe, bewirken. Aber es stand auch bei dem Kollegium der A., in Betreff irgendwelcher offiziellen Handlung durch einen Befehl zu erklären, daß störende Auspizien vorgekommen seien, daß dieselbe demnach nach den Regeln ihrer Wissenschaft mit einem Fehler, »vitium«, befaßt, also rückgängig zu machen sei.

Im einzelnen zerfielen die Auspizien in fünf Klassen: 1) Himmelerrscheinungen, wie Donner und Wolk. Man merkte dabei auf den Ort des Entstehens des Blitzstrahls. Zur Linken, für den nach Süden gelehrten Beobachter auf der Seite, wo die Sonne aufsteigt, erschienen die glücklichen, zur Rechten die unglücklichen Anzeichen. 2) Die Stimme und der Flug der Vögel. Die Vögel waren glück- oder unglückverkünndend, entweder ihrer Art nach oder mit Rücksicht auf den Ort und die Umstände

überhaupt, unter denen sie sich zeigten oder liefen. Es zerfielen nämlich die Vögel in 1) die durch ihren Flug etwas anzeigten, und in 2) deren Gesang oder Stimme etwas verkündete. Durch ihr Geschrei gaben ein Anzeichen der 1) die Krähe, die Nachttaube und andere; durch Flug z. B. eine Falkenart, der Adler, der L. Die Krähe verkündete zur Linken Glück, der L. Rechten. 3) Das Treßsen oder Nichttreßsen der Vögel. Jenes bedeutete Glück, dieses Unglück. bediente sich der Hühner vornehmlich im K. daher dem Heere immer ein Pullarius mit fe Hühnerkasten folgen mußte. Außer diesen 2 gab es noch 4) Auspizien von vierfüßigen Th. wozu endlich 5) die aus ungewöhnlichen Vorf. und Unglück bringenden Ereignissen (dirae) benannten Anzeichen kamen. Sie konnten bei Einholung der Auspizien störend dazwischen oder aber selbständig auftreten. So mußte z. B. Volksversammlung sofort aufgelöst werden, wenn jemand von der fallenden Sucht befallen wurd.

In Kriegs- und Friedenszeiten wurde z. Wichtiges unternommen, ohne daß vorher Auspizien eingeholt worden waren. Auch im Alter des Cicero, in welchem der Glaube an alten Götter namentlich in den Kreisen der 1 nehmen sehr geschwunden war, und die Magistrate solche Verrichtungen oblagen, sie dieselben noch als lästige Formlichkeiten betrachteten, wo die Auspizien immer noch wenigstens ein wichtiges Mittel, um polit. Zwecke damit zu erreichen, das Kollegium der A., das die »Wissenschaft« der Auspizien unter seinen Mitgliedern zu den ren hatte, befehlt deshalb großes Ansehen.

Auspizien von Staats wegen anzustellen, ba nicht die A., sondern nur die Magistrats das A. während jene dabei nur als Sachverständige agieren konnten. Ihre Mitwirkung bei denselben stand in erster Linie darin, daß sie für die Beobachtung der Zeichen »das Templum« abgrenzen hatten, d. h. einen engern Raum, von wo aus, einen weitem, innerhalb dessen die Götterzeit beobachtet werden sollten. Der Augur zog d. mit seinem Stabe (lituus) zunächst zwei Linien l. von Süd nach Nord, den Carbo, und eine k kreuzende von Ost nach West, den Decumanus. Gedanken über das zu begrenzende Beobachtungsfeld bis zu bestimmten Endpunkten hin und g. schließlich durch vier Linien, welche durch d. Endpunkte gezogen wurden, das ganze Feld k winkelig ab. Erst wenn dies geschehen war, lau der Magistrat, indem er mit bedecktem Hau gegen Osten oder Süden gelehrt innerhalb engern Templums saß, sodas er Norden k Osten zur Linken hatte, in rechter Weise die A. nien anstellen. In Rom waren für die A. Auspizien, welche regelmäßig stattfanden, in b beider Weise solche Tempel abgegrenzt. Namlich bestand sich ein solcher Beobachtungsort dem Kapitol, ferner auf dem Forum und im A. selbe für Komitien. Die Abhaltung von S. sungen, welche im geschlossenen Raume statua geschah regelmäßig in Gebäuden, welche für A. nien eingerichtet waren, und ebenso waren die n sten Göttertempel auf solchen »templis« errich in denen deshalb dann auch Senatssitzungen geh ten werden konnten. Vgl. Ritsch, »Das Templum« (Berl. 1869); Mommsen, »Das röm. Staatsrec« (Bd. 1, Sp. 1871).

Landes, zur Obstkultur und zur Teilung großer Gemeindegüter; speziell den Ackerbau beförderte er durch das Beispiel der musterhaften Bewirtschaftung der sächs. Domänen. Nicht minder sorgte er für bessere Betreibung der Forstwirtschaft und des Bergbaues. Den Gewerbfleiß erhöhte er durch Aufnahme der ihres Glaubens wegen vertriebenen Niederländer, welche die Tuchmanufaktur hoben und die Anfänge der Baumwollmanufaktur nach Sachsen brachten, so daß sich damals 30 000 Tuchmacher und 60 000 Zeug- und Leinweber in Sachsen befanden. Den Handel förderte er durch Begünstigung der leipziger Messen, durch Verbesserung der Hauptstraßen und durch finanzielle Operationen. Während er in den Ämtern bedeutende Kapitalien niederlegte, um unverschuldet Verarmte durch Darlehen gegen Bücher zu schützen, wurden nicht minder ansehnliche Summen zu großen Bauten in Dresden und andern Städten verwendet, wie er unter andern dem Königtum befestigte und die Schloßer Augustusburg und Annaburg baute. Auch die geistige Bildung des Volks fand Förderung. Die innern Einrichtungen der Schulen wurden geordnet, auf beiden Universitäten neue Lehrstühle errichtet, botan. Gärten angelegt und die Studienpläne bis ins einzelne vorgezeichnet. Die Bibliothek zu Dresden verdankt ihm ihre Grundlage, auch die meisten andern Sammlungen für Wissenschaft und Kunst, namentlich das Grane Gewölbe, stammen aus seiner Zeit. Seine Lieblingsbeschäftigung war neben dem Drechseln die Alchimie. Die Kurfürstin Anna theilte letztere Neigung; als sie 1. Okt. 1585 gestorben war, vermählte sich A. 3. Jan. 1586 wieder mit Hedwig, der 13jährigen Tochter des Fürsten Joachim von Anhalt. Doch schon 12. Febr. 1586 starb er zu Dresden und wurde im Dome zu Freiberg begraben. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Christian I. Seine junge Witwe vermählte sich wieder mit dem Herzoge Johann von Holstein. Vgl. Halle, »Die Geschichte des Kurfürsten A. von Sachsen in volkwirtschaftlicher Beziehung« (Hr. 1868).

August II. (Friedrich), »der Starke«, Kurfürst von Sachsen 1694—1733 und seit 1697 auch König von Polen, der zweite Sohn Johann Georgs III., Kurfürsten von Sachsen, und der bän. Prinzessin Anna Sophia, ward 12. Mai 1670 zu Dresden geboren. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung, welche durch Übung in allen ritterlichen Künsten seine außerordentliche Körperstärke entwickelte. Von 1687—89 bereiste er Deutschland, Frankreich, Holland, England, Spanien, Portugal, Italien und Ungarn. Während auf dieser Reise die üppige Pracht, die er an den Höfen von London und Versailles fand, ihn blendete, ward zugleich durch die Huldigungen, die seine persönlichen Vorträge ernteten, sein Ehrgeiz genährt. Als sein Vater 1691 gestorben war, ging er nach Wien, wo er mit dem röm. König Joseph I. eine Freundschaft schloß, die seine Politik wesentlich beeinflusste. Nachdem er sich 1693 mit Christine Eberhardine von Brandenburg-Kulmbach vermählt hatte, gelangte er durch seines Bruders Johann Georg IV. Tod 27. April 1694 zur Kurwürde und übernahm den Oberbefehl über das österr.-sächs. Heer gegen die Türken in Ungarn, den er aber nach der Schlacht bei Blask, 27. Aug. 1696, wieder niederlegte. Er kehrte nach Wien zurück, wo er den Plan faßte, um den durch den Tod Johann Sobieskis erledigten poln. Thron sich zu bewerben. Nachdem sein Bevollmächtigter, Feldmarschall Flemming, den franz.

Gesandten in Warschau, Abbé von Polignac den Prinzen von Conti auf den poln. Thron bringen suchte, beseitigt und von den seinen die Krone für 10 Mill. poln. Gulden erworben entfernte A. das letzte Hindernis seiner Wahl, d. er 2. Juni 1697 zu Baden bei Wien zur kath. f. überging; doch gewährleistete er seinen Unterth ungeschmälerten Fortbestand der prot. kirchl. Lande. Um die Kaufsumme aufzubringen, verk und verpfändete er mehrere Teile seines Erblas ja sogar an Brandenburg die letzten Ueberreste Besitzungen des Stammhauses Wettin. Am 27. ward A. von dem poln. Reichstage zum König wählt. Da indes eine Partei sich für Prinz k. erklärte, rückte er mit 10 000 Sachsen in Polen und während 15. Sept. seine Krönung in Kr stattfand, mußte Conti nach Frankreich zurück. Bald fühlte jedoch der Kurfürst Sachsen die der neuen Krone seines Fürsten. Bei seiner k. Beseizung hatte A. versprochen, die an Schw abgetretenen poln. Provinzen wieder mit Pole vereinigen. Dessenungeachtet waren die poln. (hen dem Kampfe abgeneigt, und der König m ihn nun meist mit sächs. Truppen auf Kosten se Erblandes führten. (S. Nordischer Krieg.)

A. verband sich mit Dänemark und dem Peter. Doch Karl XII. von Schweden mit Dänemark zum Frieden von Travendal (18. A. 1700), und die Russen besiegte er bei Narva. R dem Karl (19. Juli 1702) bei Klissof auch die S sen völlig besiegt und 1. Mai 1703 die Reth sächs. Heeres bei Pultusk vollends geschlagen b erklärte durch Schwedens Einfluß der poln. Kei rat A. 14. Febr. 1704 der poln. Krone veria worauf 12. Juli 1704 Stanislaus Leszcynski, E mode von Posen, zum König erwählt wurde. I Vorbringen Karls XII. nach Sachsen, infolge Sieges bei Fraustadt (13. Febr. 1706) über I Feldmarschall Graf Schulenburg, nötigte A. I Frieden von Altranstädt (s. b.). Am 18. Dez. I besuchte A. im Lager zu Altranstädt den Ks Karl XII., der ihn demütigend zwang, dem ne Könige von Polen mit einem Glückwunsche die Juwelen und die Archive der poln. Krone überleiden. Unter fremdem Namen wohnte A. I unter dem Prinzen Eugen dem Feldzuge gegen Franzosen bei und ließ zu Eugens Heere in I Niederlanden 9000 Sachsen stoßen. Er rückte einem neuen Zuge nach Polen, als er die Nachr von Karls XII. Niederlage bei Pultama erbi worauf er in einer Bekanntmachung vom 8. A. 1709 sich von dem Vertrage von Altranstädt loslag Mit einem glänzend gerüsteten Heere ging er m Polen und verband sich aufs neue mit dem I Peter. Es begann wieder der Krieg mit Schwed der nach Karls XII. Rückkehr aus der Türkei I größter Erbitterung entbrannte, bis ihm der I des letztern bei Friedriesshall (1718) eine entseu denbe Wendung gab. Die nächste Folge war I Waffenstillstand mit Schweden Dez. 1719, der ab erst 1732 in einen Frieden verwandelt wurde. I wurde darin als König von Polen anerkannt. I Polen hatte sich jedoch gegen die sächs. Truppen I Konföderation gebildet, an deren Spitze Stanisla Ledochowski, nachmaliger Palatin von Poloni stand. Auf allen Punkten wurden die Sachsen dur die Konföderierten angegriffen und mußten sich e geben. Endlich kam es unter russ. Vermittelung I zwischen A. und der Republik Polen zu dem f.

Seiner Verträge, folgte dessen die sächs. Trup-
pen dem Könige nach. So sah sich A. genötigt,
zu bleiben, die poln. Nation mit Gewalt unter-
werfen zu wollen, aufzugeben, und suchte nun durch
andere Mittel seinen Zweck zu erreichen. In der
That gelang es ihm, die Polen durch den Reiz eines
glänzenden und tyrranischen Hofes zu gewinnen. Sach-
sen war das einzige dessen schwere Opfer zu brin-
gen, um sich jenseit der Staatskassendirektoren des ohne-
weil der westlichen Landes vollends in Zerrüttung.
Gefährd. (s. oben Frauen, natürliche Kinder und
andere Schwestern, welche Lebensstinkturen zu be-
stehen mußten, verschlangen ungeheure Sum-
men. Zum wichtigsten A. die Hauptstadt seines
Reichs, so daß der Glanz des Hofes zahlreiche
Personen: aber während 1719 bei der Vermäh-
lung des Sohnes in Dresden 4 Mill. vergeudet
wurde, so Lärmung im Lande und Hungernöth
in Folge. Die Wissenschaften hatten sich seiner
Zunahme wenig zu erfreuen und die Kunst meist
nur, wenn sie seiner Prachtliebe diente. An den
Kunstwerken in der Geseßgebung und Rechts-
pflege, in dem während seiner Regierung ver-
schwand, so daß er persönlich wenig Anteil. Aus einer
Hose mit Verzicht zum Reichstage starb er in
der poln. Hauptstadt 1. Febr. 1733 und ward in
dortselbst beigesetzt. Seine Gemahlin, die luther-
ische Königin und getrennt von ihm lebte, war
Auguste B. von 1707 geboren. Sie hinterließ ihm
einen einzigen Sohn, Friedrich August III. (s. d.),
der ihm folgte in der Regierung folgte. Die Gräfin
von Sagan hatte A. den berühmten Moritz
Hofier von Sachsen, die Gräfin Cosel den Grafen
Hans von Sagan. Vgl. Jaroschowski, »Geschichte
des Königs von Sachsen A. II.« (Joh. 1871).

August II. (Friedrich), Kurfürst von Sachsen
1733–63, Sohn von Polen, Sohn und Nach-
folger des Königs, ward 7. (17.) Okt. 1696 gebo-
ren und war den Augen seiner Mutter und dem
Hofe seiner Gemahlin Anna Sophia im prot.
Glauben erzogen. Im J. 1711 unternahm er eine
Reise nach Schweden, Frankreich und Italien.
Auf der Heimz. war auf den Abtritt des Alberti-
schen Reichs große Hoffnungen baute, bot alles
auf, um den Kaiser zum Glaubenswechsel zu veran-
lassen, der aber am 27. Nov. 1712 sein Glaubens-
bekenntnis in die Hände des Kardinals Eufani zu
Wien zurück schickte, was aber erst 1717 in
offizieller Weise bekannt gemacht wurde. Die
Königin war die poln. Krone und auf eine Verbin-
dung mit der österr. Prinzessin Maria Josephe,
welche 23. Oct. 1712, müde zu dem Entschlusse
war, ihren Wittmann zu haben. Als Kurfürst
wurde er gewöhnlich auf dem Schlosse zu Hubertus-
burg, so wie in der Residenz der Jagd oblag. Nach-
dem er 1720 den Vater in den Erblanden gefolgt,
am 1. Okt. desselben Jahres, obgleich Lub-
litz 27. von Kaiserlich Stanislaus Leszcynski
auf der poln. Thron zu bringen suchte, von
dem Kaiser des poln. Als König gewählt,
am 17. Okt. 1733 auf dem Warschauer Friedenskon-
ferenzen als König anerkannt. Ohne seines
Vaters Bewußtsein, hatte er dessen Prachtliebe
nicht nur in einer Veranstaltung glänzender Feste
sondern in der Hofhaltung ganz dessen Wei-
se, die Einkünfte und auf Unterhaltung seiner
Hofhaltung erhebende Summen, und
seiner Reichen ordnete Dresden treffliche Er-
bauungen. Die Regierung überließ er seinem

ersten Minister und Günstlinge, dem Grafen von
Brühl (s. d.). A. lebte lieber in Dresden als in
Warschau, und so blieb Polen fast ohne Regierung.
Nach dem Tode Kaiser Karls VI. (1740) übernahm
A. das Reichsregiment. Er verband sich im folgen-
den Jahre mit Frankreich, Spanien und Bayern
gegen Maria Theresia, und vereinigte im Febr.
1742 in Mähren seine Truppen mit den preuß.
Streitkräften. Doch durch Friedrichs II. Kriegs-
glück beunruhigt, schloß er schon 20. Dec. 1742 ein
Bündnis mit Maria Theresia und verpflichtete sich
in einem geheimen Traktate zu Leipzig (18. Mai
1745), für die Hilfsgelder, welche England und
Holland zu zahlen versprochen, 30 000 Mann Hilfs-
truppen zu stellen. Diese Truppen rückten in der
That auch in Schlesien ein, vereinigten sich mit dem
österr. Heere, erlitten aber bei Hohenfriedberg
4. Juni 1745 eine gänzliche Niederlage. Sofort
griff Friedrich II. Sachsen selbst an. Der Fürst
Leopold von Dessau schlug bei Kesselsdorf unter
den Mauern von Dresden das sächs. Heer aber-
mals 15. Dec. 1745. Die Preußen nahmen Sach-
sen in Besatz, aber durch den Frieden zu Dres-
den 25. Dec. 1745 erhielt A. sein Land zurück.
Doch schon 1756 sah er sich in Folge seiner geheimen
Verbindung mit Österreich aufs neue in den Krieg
mit Preußen verwickelt. Da A.s Neutralitätsvor-
schläge von Friedrich II. abgelehnt wurden, verließ
er Dresden 10. Sept. und begab sich ins Lager bei
Pirna, wo 17 000 Mann sächs. Truppen versam-
melt waren. Friedrich II. aber schloß diese hier ein,
sodass sie sich 18. Okt. als Gefangene ergeben muß-
ten. A. selbst flüchtete auf den Königstein und spä-
ter nach Polen. Erst nach dem Hubertusbürger
Frieden kehrte er nach Dresden zurück, wo er 6. Okt.
1763 starb. Sein Sohn Friedrich Christian folgte
ihm als Kurfürst von Sachsen und Stanislaus
Boniatowski (s. d.) als König von Polen. Friedrich
Christian starb schon 17. Dec. 1763; unter Vor-
mundschaft des Prinzen Laver folgte sein unmün-
diger Sohn Friedrich August I. (s. d.).

August (Emil Leop.), Herzog zu Sachsen-Gotha
und Altenburg, Sohn Herzog Ernsts II. und der
Prinzessin Charlotte Amalie von Sachsen-Mein-
ingen, geb. 23. Nov. 1772, studierte seit 1788 nebst
seinem jüngern Bruder Friedrich in Genua. Nach
dem Ableben seines Vaters trat er 20. April 1804
die Regierung an. Sein Land nahm unter seiner
Regierung eine gedehliche Entwicklung. Rament-
lich interessierte sich A. für die Vermehrung der
wissenschaftlichen und Kunstsammlungen; unter
andern wurde von ihm das Chinesische Kabinett zu
Gotha begründet. A. starb 17. Mai 1822 und wurde
neben seinem Vater auf einer Insel in dem von
diesem angelegten Park zu Gotha begraben. Von
seinen schriftstellerischen Erzeugnissen ist nur »Kyl-
lenion oder Auch ich war in Arabien« (1806), eine
Reihe mit Liebern vermishter Idyllen, im Druck
erschienen; andere sind Manuscript geblieben. Vgl.
Eichstädt, »Memoria Augusti ducis Saxoniae, prin-
cipis Gothanorum« (2. Aufl., Gotha 1823). Ihm
folgte sein Bruder, Friedrich IV., mit welchem
11. Febr. 1825 die Linie Sachsen-Gotha erlosch.

August (Paul Friedr.), Großherzog von Olden-
burg, der älteste Sohn des Herzogs Peter Friedrich
Ludwig und der Prinzessin Elisabeth von Württem-
berg, wurde 13. Juli 1788 auf dem Schlosse Ras-
tede geboren. Nach der Besetzung Oldenburgs
durch die Franzosen begab er sich 1811 mit seinem

Vater nach Rußland, wo sein jüngerer Bruder, Georg (gest. 1812), mit der Großfürstin Katharina, nachheriger Königin von Württemberg, vermählt, Gouverneur von Nowgorod, Iwer und Jaroslaw war. Gleich diesem nahm er thätigen Anteil an dem Befreiungskriege. Im J. 1816 nach Oldenburg zurückgekehrt, vermählte er sich 1817 mit der Prinzessin Adelhaid von Anhalt-Bernburg-Schaumburg (gest. 1820), 1825 zum zweiten mal mit Ida (gest. 1828), der Schwester seiner ersten Gemahlin, und 1831 zum dritten mal mit Cäcilie, der jüngsten Tochter des ehemaligen Königs von Schweden, Gustav IV. Adolf, welche 1844 starb. Aus erster Ehe stammen die Prinzessinnen Amalie (seit 1836 vermählt mit dem König Otto von Griechenland, seit 1867 Witwe, gest. 20. Mai 1875 in Vamberg) und Friederike (seit 1855 mit Maximilian Freiherrn von Wiedenburg vermählt); aus der zweiten der Großherzog Nikolaus Friedrich Peter; aus der dritten Ehe der Prinz Anton Günther Friedrich Elmar (geb. 23. Jan. 1844), Offizier in russ. Diensten. Schon als Erbprinz unterzog sich A. seit 1821 mit lebhaftem Eifer den Regierungsgeschäften. Bei seinem Regierungsantritt 21. Mai 1829 nahm er den Großherzogt. Titel an, den der oldemb. Regenten durch den Wiener Kongreß zugestanden, von des Großherzogs Vater aber nicht geführt worden war. Zu gleicher Zeit wurde durch ein Familiengesetz den nachgeborenen Söhnen des Großherzogs der herzogl. Titel gesichert. A. sorgte durch Abschluß von Verträgen für die Vertheilung des Landes, begründete (1831) neue Gemeindeordnungen für Stadt und Land und ordnete das Gewerbe- und die kirchlichen Verhältnisse. Infolge der Ereignisse von 1848 kam ein mit dem Landtage vereinbartes Staatsgrundgesetz zu Stande, das er 18. Febr. 1849 vollzog. Er starb 27. Febr. 1853. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn zweiter Ehe, der Großherzog Peter (f. d.).

August (Friedr. Wilh. Heinr.), Prinz von Preußen, General der Infanterie, Generalinspektor und Chef der Artillerie, geb. 19. Sept. 1779 zu Friedrichsfelde, war der jüngste Sohn des 3. Mai 1813 gestorbenen Prinzen August Ferdinand, des Bruders Friedrichs d. Gr., und der Markgräfin Anna Elisabeth Luise von Brandenburg-Schwedt. Er war beim Ausbruch des Kriegs 1806 Chef eines Grenadierbataillons, mit dem er an der Schlacht bei Jena teilnahm und dann nach Prenzlau sich zurückzog. Hier wurde er nach der verweisselten Gegenwehr von den Franzosen gefangen und dann nach Frankreich gebracht. Nach 13monatlicher Gefangenschaft freigegeben, machte er eine Reise durch die Schweiz und Oberitalien und ging dann nach Petersburg. Von dort kehrte er März 1808 nach Königsberg l. Pr. zurück und wurde 8. Aug. zum Generalmajor und Chef der Artillerie ernannt. Nach dem Waffenstillstande von 1813 übernahm er als Generalleutnant das Kommando der 12. Brigade beim 2. (Weißruss.) Armeekorps. In dieser Stellung focht er in den Schlachten von Dresden, Kulm, Leipzig, Montmirail, Laon und Paris. Mehrmals trug er mit seiner Brigade zur Entscheidung des Sieges bei, so namentlich 16. Okt. 1813 bei Markleeberg und 18. Okt. bei Probstheida. Noch bedeutender ward sein Wirken, als er 1815 das Kommando über das 2. norddeutsche Armeekorps erhielt, welches zur Belagerung der Festungen an der Nordgrenze Frankreichs bestimmt war. In kurzer Zeit

bewirkte er die Übergabe von Maubeuge, Philippeville, Landrecy, Longwy, Rocroy, Sieret, Metz, Sedan und Mézières. Nach dem Kr. übernahm er wieder das Kommando der Armee, welche unter seiner Leitung gänzlich umgestaltet wurde und sich zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit entwickelte. A. starb zu Bromberg 19. Sept. 1843. Durch die Erbschaften von seinem Vater, seinem bei Saalfeld 1806 gebliebenen Bruder d. Ferdinand war er der reichste Grundbesitzer preuß. Staate. Der größte Teil seines Vermögens nach dem Hausgesetze an die Krone zurück, er nicht standesgemäß vermählt war, ein Theil fiel an die fürstl. Raskawilsche Familie, welcher der Prinz durch seine vor ihm verstorbene Schwester verchwägert gewesen war.

August (Friedr. Eberhard), Prinz von Württemberg, preuß. Generaloberst von der Kavallerie; Kommandirender General des Gardekorps, war Sohn des Prinzen Paul von Württemberg (f. 19. Jan. 1785, gest. 16. April 1852) und der Prinzessin Charlotte von Sachsen-Altenburg, w. 24. Jan. 1813 zu Stuttgart geboren. Er trat 1 in württemb., 1831 in preuß. Dienste, wo er Rittmeister im Regiment der Gardes-du-Corps gestellt wurde. Nachdem er 1838 zum Obersten ernannt, erhielt er 1840 das Kommando des Kürassierregiments, darauf als General 1844 Brigades, 1854 ein Divisionskommando, 1856 Kommando der Gardelavallerie, 1857 als kommandirender General das 3. Armeekorps und w. 1858 kommandirender General des Gardekorps; im folgenden Jahre General der Kavallerie. In den Deutschen Kriegen von 1866 nahm A. an den Feldzügen von Gernsahora, Soor und Königsberg teil und trug dann zu der siegreichen Wendung: Entscheidung der Schlacht von Königgrätz (f. d.) durch seinen Angriff in der rechten Flanke bei. In der Schlacht von Chlum bei. Im Deutsch-Französischen Kriege war das Gardekorps bis 8. Aug. 1870 der Zweiten deutschen Armee (f. d.) Friedrich Karl von Preußen), dann der Vierten (Prinz von Preußen) zugeteilt. Am 1. Sept. 1870 kam er zur Schlacht bei Gravelotte (f. d.) zum Vorschein, wo es besonders bei St. Privat (f. d.) voll, wenn auch mit schweren Verlusten kämpfte. Ebenfalls zeichnete es sich bei Sedan 1. Sept. 1870 aus. Dann rückte es mit vor Paris, wo es in der Belagerung eine Armee einen Teil der Nordfront besetzte und namentlich 28., 29. und 30. Okt. und 21. Nov. bei Le Bourget seinen alten Ruhm bewährte. Am 1. Sept. 1870 neben der 1. Armee als kommandirender General die Geschäfte des Gouverneurs von Berlin und w. 2. Sept. 1870 zum Generaloberst von der Kavallerie mit dem Range eines Generalfeldmarschalls ernannt, auch gleichzeitig einem Fort von Metz (f. d.) beilegte; 13. Juni 1878 wurde er zu den Altentaten auf den Kaiser mit Wahrnehmung der Geschäfte als Oberbefehlshaber der Truppen in den Marken betraut.

Augusta (Marie Luise Katharina), Deutsche Kaiserin und Königin von Preußen, Tochter des Großherzogs Karl Friedrich von Sachsen-Weimar und der Großfürstin Maria Paulowna, w. 30. Sept. 1811 zu Weimar geboren und eine ausgezeichnete Erziehung. Am 11. Juni 1858 wurde sie mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen spätern König von Preußen und Deutschen Kaiser

Wilhelmsburg, seinen Sohn Friedrich Wilhelm III., nannte; ihre Ältere Schwester Marie war schon seit 1744 die Gemahlin des Prinzen Karl, dritten Sohn des Königs. Durch ihre geistigen Vorzüge, ihre Kunst- und ihre Wohlthätigkeit gewann sie in Preußen A. bald eine gefeierte Stellung, an der sie die Liebe des Volks. Die Erziehung ihrer beiden Kinder, des nachmaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm und der Prinzessin Luise, später Kaiserin von Baden, überwachte die Kaiserin mit sorgfältigster Infolge der Ereignisse des J. 1848 nahm der Prinz als Statthalter der Provinz einen längeren Aufenthalt zu. Die Zeit dieser Zeit datiert die Vorliebe der Kaiserin für die Künste, wofür sie in jedem Sommer einige Zeit zu revidieren pflegt. Eine unermüdete und segensreiche Thätigkeit für Kunst und Wissenschaft und der Pflege verwundeter Krieger entwickelte die Kaiserin nach dem Regierungsantritt ihres Gemahls an der Dänischen Krone. A. wurde der Hauptort der zahlreichen, über ganz Deutschland vertheilten Vereine, welche für die Truppen in Ruhe und für die Verwundeten sorgten. Sie hat sieben Ringe komponiert, darunter den als *Reichsring* Nr. 102 im Druck erschienenen.

Augusta ist der Name zahlreicher von röm. Kaiserin Anna angelegter, neubefestigter und nach ihnen benannter Städte und Kolonien. Die bedeutendsten waren: A. Ausciorum, Stadt bei Aquis in Aquitanien, Hauptstadt der Provinz *Aquitanica*, jetzt Auch im franz. Depart. des; A. Bracara, Stadt der Gallici Provinz *Bracara*, jetzt Braga in der portug. Prov. *Beira-Alta*; Douro; A. Emerita, Stadt in Spanien, jetzt Merida in der span. Prov. *Badajoz*; A. Sessionum, Stadt der Provinz in Gallia Belgica, jetzt Soissons; A. Taurinorum, Stadt der Taurini im cisalpinischen Italien, jetzt Turin; A. Trevirorum, Stadt bei Trier in Gallia Belgica, jetzt Trier; A. Triumvirorum (jetzt Londonium), Stadt in Britannien, jetzt London; A. Veromanduorum, Stadt der Vermanduier in Gallia Belgica, jetzt Verdun; A. Vindelicorum, Stadt der Vindelici in Noricum, jetzt Augsburg.

Augusta, Hauptstadt des nordamerik. Staates Maine und des County Kennebec, zu beiden Seiten des Kennebec und 61 km vom Ocean gelegen, wurde 1771 gegründet und 1797 zur Stadt erhoben. Der Ort ist regelmäßig gebaut, an beiden Ufern des Kennebec, der eine 150 m lange, schöne Brücke überbrückt, liegt und hat ein schönes, von einem hohen, imposanten Stadthaus, ein großes Theater, ein Arsenal der Union, acht Kirchen, zwei öffentliche Bibliotheken, drei Banken und zwei Schulen. Er zählt (1880) 8666 E., welche einige Fabriken unterhalten. Nahe der Stadt ist ein Kanal durch einen mit Schleusen versehenen Fluß zur Gewinnung von Wasserkraft zu einem kleinen See einmündend See aufgestaut.

Augusta, Ort und Hauptstadt des County Richmond im südamerik. Staate Georgia, an dem Atlantischen Ozean, mehrere Eisenbahnen und an der Küste des Atlantischen Ozeans, also sehr vortheilhaft für den Handelsverkehr gelegen. Die Stadt ist der Hauptort für einen weiten District und hat (1880) 3033 E., die starken Handel mit Zucker, Tabak, Baumwolle und andern Producten treiben.

Der regelmäßig angelegte Ort hat das Rathhaus, eine Stadthalle, 21 Kirchen, ein Arsenal, sechs Banken und die 1830 gegründete meßb. Schule des Staats.

Augustodor hieß früher die königl. sächs. Pforte zu 5 Thlr. Gold, im Gehalt und Wert dem preuß. Friedrichsdor gleich. Es gab einfache, doppelte und halbe A. Während des Siebenjährigen Kriegs ließ Friedrich d. Gr. in Leipzig A. mit dem sächs. Stempel von 1758 ausprägen, die jedoch bedeutend weniger Goldwert besaßen als die gewöhnlichen.

Augustenburg, Schloß im mittlern Theile der Insel Alsen (s. d.), an einem Meerarme, dem Augustenburger Fjord, sonst Residenz der Herzoge von Holstein-Sonderburg-A. Einer derselben, Ernst Günther, kaufte 1651 von König Friedrich III. von Dänemark das Amt Stavensböl, welches einen Teil des alten Bistums Schleswig und des Amtes Schwabstedt ausmachte, und erbaute an der Stelle des Dorfes Stavensböl ein nach seiner Gemahlin Auguste benanntes Schloß, von dem er selbst den Namen annahm. Neben dem Schlosse bildete sich allmählich der gleichnamige Flecken. Herzog Friedrich Christian ließ das Schloß abtragen und 1770 — 76 durch den jetzigen ansehnlichen Bau ersetzen. Gegenwärtig befindet sich das gesamte, an 110 qkm große herzogl. Gebiet, zu dem der mittlere Teil der Insel Alsen und noch fünf Güter auf dem Festlande gehörten, im Besitze der königl. preuß. Regierung, nachdem die dän. Regierung 1852 unter engl. und russ. Guttheilung den Herzog Christian August zu einem Verlaufe gezwungen hatte. Das Schloß und sein berühmter Park mit einem zweiten kleinern Palais sind verfallen, und die Stadt A. (im Kreis Sonderburg) zählt (1880) nur noch 626 E.

Augustenburger Linie, ein Zweig des dän. Königs- und des oldenb. Gesamthauses. Graf Christian VIII. von Oldenburg war nach dem Aussterben des Könighauses der Stenbölgers 1448 auf Empfehlung seines Mutterbruders, des Herzogs Adolf VII. von Holstein, als Christian I. von den Dänen und 1460, nach dem Ableben Adolfs, von den schlesw.-holst. Ständen zum Herrn gewählt worden, nachdem er das Versprechen gegeben, die Herzogtümer nicht mit Dänemark zu vereinigen. Christians I. zweiter Sohn, Herzog Friedrich von Holstein, erwarb nach der Entsetzung seines Neffen Christian II. abermals durch Vererbung der Stände die dän. Königskrone. Von dessen Söhnen, welche in den Herzogthümern Holstein und Schleswig eine Art Realtheilung vollzogen, stiftete König Christian III. die Glücksstädte, Adolf die Gottorpfische Linie. Christians III. Sohn und Nachfolger Friedrich II. teilte 1564 wieder mit seinem Bruder Johann dem Jüngern, und die Glücksstädte Linie spaltete sich dadurch in die königl. Haupt- und die Holstein-Sonderburgische Nebenlinie. Diese ist seit 1863 durch den Tod des Königs Friedrich VII. ohne männliche Vertreter. Die Sonderburgische Linie, welche in ihren Besitzungen schon nicht mehr zur Ausübung der Souveränitätsrechte gelangen konnte, sondern von den dän. Betrütern fortgesetzt als apanagiert betrachtet wurde, zerfiel 1622, nach dem Tode des Stifters, wieder in die Linien Sonderburg, Rorborg, Glücksburg und Plön, von denen nur noch Sonderburg blüht. Der Ahn dieser neuern Sonderburger Linie, Herzog Alexander, zweiter Sohn Johanns des Jüngern, hinterließ bei seinem Tode (1627) fünf Söhne, welche aber

Speziallinien bildeten, von denen aber gegenwärtig bloß noch die Linien Sonderburg-Augustenburg (gestiftet von Ernst Günther, geb. 1609, gest. 1689) und Sonderburg-Beck ober, wie sie seit 1825 heißt, Sonderburg-Gladburg (von August Philipp, geb. 1612, gest. 1676) bestehen. Die ältere oder Augustenburger Linie wurde durch den jüngsten Sohn Ernst Günthers, Friedrich Wilhelm (geb. 1668, gest. 1714) fortgesetzt. Dessen Sohn Christian August (geb. 1696, gest. 1754) huldigte 1721, nach Beendigung des Nordischen Kriegs und nach der Vereinigung des gottorpischen Anteils von Schleswig mit dem königlichen, gleich den andern Prinzen des Gluckstädtschen Hauses mittels des vielbesprochenen Eides: «nach Maßgabe des Königsgeſetzes». Sein Nachfolger Friedrich Christian der Ältere (geb. 1721, gest. 1794), der Erbauer des jetzigen augustenburgischen Schlosses, hinterließ mehrere Söhne, von denen der dritte nach der Abſetzung Gustav IV. Adolf durch den kinderlosen Karl XIII. 24. Jan. 1810 mit Zustimmung des Reichstags als Kronprinz von Schweden adoptiert ward, aber wenige Monate nachher starb. Der Erstgeborene, Friedrich Christian der Jüngere, geb. 1765, folgte seinem Vater Christian dem Ältern, ward 1786 Minister und durch die Vermählung mit der Prinzessin Luise Auguste von Dänemark Schwager des Königs Friedrich VI., geriet aber mit dem auf die Nebenlinie eifersüchtigen Könige, der auch seine Erwählung zum schwed. Kronprinzen nach des vorgenannten Karl August Tode hintertrieb, in Fehrwürfnisse. Er starb 1814, nachdem er mittels Testaments seine Nachkommen verpflichtet hatte, unter keinen Umständen auf die Rechte ihres Hauses an Schleswig-Holstein zu verzichten. Der zweite Sohn Friedrich Christians des Ältern, Friedrich Karl Emil, geb. 1767, hatte sich durch seine Ehe mit Sophie von Scheel die herzogl. Familie entfremdet und lebte bis an seinen 1841 erfolgten Tod in Leipzig.

Von der Descendenz des Herzogs Friedrich Christian des Jüngern wurde dessen Tochter Karoline Amalie (geb. 1796, gest. 1881) durch ihre Vermählung mit Christian VIII. (gest. 1848) Königin von Dänemark. Ihr zweiter Bruder, Prinz Friedrich Emil August, geb. 23. Aug. 1800, wurde von Christian VIII. mit der Statthalterſchaft von Schleswig-Holstein und andern nur scheinbar einflußreichen Ehrenposten betraut, entweichte sich aber mit seinem königl. Schwager, als dieser den Offenen Brief vom 8. Juli 1846 erließ, und schloß sich auch der Bewegung des J. 1848 an, weshalb er 1851, als Dänemark in den Herzogtümern wieder zur Macht gelangte, des Landes verwiesen wurde. Der Kaiser von Oesterreich ernannte ihn durch Patent vom 6. Okt. 1864 zum Fürsten von Roer; er starb 2. Juli 1865 zu Beirut in Syrien. Sein Sohn, Prinz Friedrich, geb. 16. Nov. 1830, gest. 25. Dec. 1881, erhielt 1870 vom König von Preußen für sich und seine Descendenz den Titel Graf von Roer. Der älteste Sohn und Nachfolger Friedrichs des Jüngern, Herzog Christian Karl Friedrich August (f. d.), verteidigte, in Vertretung der augustenburgischen Anwartschaften, mit Entschiedenheit die Rechte der Herzogtümer, wurde aber genötigt, mittels Cessionsurkunde vom 30. Dec. 1852, seine Güter an die dän. Krone abzutreten und lebte seitdem, mit seiner Familie des Landes verwiesen, auf dem Schlosse Brimtenau in Schlesien. Den bei jener Cession auch für «seine Familie» ausgesprochenen,

nach dem Privatfürstenrecht ungültigen Verzicht auf alle Ansprüche (gegen welchen sein jünger Bruder sofort Verwahrung eingelegt hatte) nahm er nach dem 1863 erfolgten Tode König Friedrichs VII. von Dänemark zu Gunsten seines ältesten Sohnes, des Herzogs Friedrich (f. d.), zuri und letzterer beanspruchte nun, auf Grund des den Herzogtümern durch Gesetze und Verträge stätigten Rechts der Vererbung nach der Erstgeburt im Mannstamme, die Nachfolge in Schleswig-Holstein. In der That war dieser seit dem Verzicht seines Vaters Primogenitus der Augustenburger Linie, diese aber, als die ältere, vor der Gluckstädtschen zur Ausschließung der die Gluckstädtsche Hauptlinie allein noch vertretenden Agnatin berechtigt. Abweichend hiervon ſetzt das von Friedrich III. von Dänemark eigenmächtig erlassene «Königsgeſetz» vom 14. Nov. 1665 für Dänemark fest, daß die Regierung in Ermangelung männlicher Nachkommen an die nächste Agnatin des letzten Königen oder deren Linie (also im vorliegenden Falle die der Prinzessin Charlotte, geb. 1789, gest. 1841 Tochter des 1805 verstorbenen Erbprinzen Friedrich von Dänemark und somit Schwester Königs Christian VIII., Gemahlin des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel, Mutter des Prinzen Friedrich von Hessen und der Prinzessin Luise, der Gemahlin des sog. Protokollkönigs Christian IX.) fallen soll. Mit Ausschließung dieser weiblichen Verwandten von der Erbfolge in den Herzogtümern mußte letztere von der dän. Königskrone getrennt werden und es widersprachen deshalb dem Rechte der Augustenburger nicht bloß die Vertreter der königl. Linie und die Inselbänen, sondern auch England und Rußland aus dem Grunde, weil das zur Unabhängigkeit gelangte Schleswig-Holstein seinen Mittelpunkt notwendig in Deutschland zu suchen hat. Rußlands Selbstherrſcher, die seit 1762, wo Peter III. von Holstein-Gottorp als Enkel Peters d. Gr. den Kaiserthron bestieg, dem obd. Samthause angehören, bestimmte dabei noch die dynastische Interesse, durch Verdrängung der Augustenburger und Bevorzugung der Sonderburg Linie die Zahl der Zwischenpersonen zu vermindern, welche dem Erbrechte der früher abgetrennten Gottorper Linie im Wege standen. Die Absicht bloß nach der polit. Konvenienz über die Succession in den Herzogtümern wie in Dänemark zu entscheiden, fand ihren Ausdruck in dem Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852, in welchem die Großmächte mit Ausnahme des Deutschen Bundes, nach dem Prinz Friedrich von Hessen auf seine Erbansprüche in Dänemark Verzicht geleistet, dem Prinzen Christian von Glucksburg, wegen seiner Vermählung mit der Prinzessin Luise von Dänemark, die Rechte der dän. Könige nach ihrem bisherigen Samthause zusprachen. Der Wiener Friede v. 1864 und die Ereignisse von 1866, welche die Verleihung Schleswig-Holsteins in die preuß. Monarchie zur Folge hatten, brachten die Frage endlich zu einer ſaltischen Entscheidung. (S. Oldenburg's Haus und Schleswig-Holstein.) Nachdem dem Tode des Herzogs Friedrich 14. Jan. 1870 wurde dessen Sohn Ernst Günther, geb. 11. Nov. 1863, Haupt der Linie Schleswig-Holstein-Sonderburg-A.; die Schwester desselben, Auguste Vilma, geb. 22. Okt. 1858, ist seit 27. Febr. 1881 vermählt mit Prinz Wilhelm, dem ältesten Sohn des deutschen Kronprinzen.

Augusti (Joh. Christian Wilsch.), prot. Theolog, geb. 1. Febr. 1771 zu Hohenberg im Gotha'schen, studirte in Jena Theologie und habilitirte sich daselbst 1794. Im J. 1800 zum außerord. Professor in Jena ernannt, folgte er 1812 einem Ruf als Prof. der Theologie nach Breslau an W. und Bonn, wo er 1828, jedoch mit Ablehnung einer Professur, auch zum Oberkonsistorialrath ernannt und später zum Konsistorialrath ernannt ward. A. starb 28. April 1841 in Berlin. Von seinen Schriften waren ihrerzeit die *Grundzüge einer histor.-kritischen Einleitung in das N. Testament* (Erg. 1806; 2. Aufl. 1827), die *Lehren der christl. Dogmatik* (Erg. 1809; 2. Aufl. 206) und das *Lehrbuch der christl. Dogmatik* (Erg. 1805; 4. Aufl. 1835) geschätzt. Diese haben den Werth der »Denkwürdigkeiten aus der christl. Archäologie« (12 Bde., Erg. 1807–11), die er auch in einem Auszuge unter dem Titel *Handbuch der christl. Archäologie* (4 Bde., Erg. 1836–37) erscheinen ließ. Aus seinen Nachlass wurde von Ritsch herausgegeben: *Handbuch der christl. Kirchengeschichte und Liturgik* (2 Bde., Erg. 1841–46).

Augusta L. Kaiser von Mexiko, s. *Iturbide*.
Augustine (Sainte), Hafenstadt im nordwestl. Frankreich, an der atlantischen Küste, an der Spitze einer Landzunge am Matanzassund, die der Hauptstadt des County St. Johns und zählt 17000–20000 E. Der Ort besitzt einen sichern und geräumigen Hafen, der aber auf der Barre am Eingang zu niedrigem Stande nur 3 m Wasser hat, so daß hier für den überseeischen Handel ohne Bedeutung blieb. Die Stadt ist die älteste, 1565 von den Spaniern angelegte Ansiedelung in dem Gebiet der Antillen und hat ihren alterthümlichen Charakter noch ziemlich bewahrt. Sie ist weitläufig und unregelmäßig gebaut, hat die hübsche, von der Stadt folgende Plaza de la constitution, die auch das Gerichtshaus, die schöne kath. Kathedrale und die in got. Stile gebaute Episcopalkirche haben. In der Nähe liegen ausgedehnte Weiden und das den Hafen verteidigende Fort Matanzas, ein altes span. Kastell. A. hat ein sehr mildes Klima und wird namentlich von Besuchern aus den nördl. Staaten während des Sommers viel besucht, weshalb es auch als *second Nice* genannt wird. Die Umgebung ist eben, trägt aber Getreide, Orangen und Citrusfrüchte. Im Ort ward 1586 von Francis Drake ein Land entdeckt. 1702 und 1744 vergeblich von den Engländern ergriffen und 1785 abermals von letztern zum Lande verwandelt. Am 22. Febr. 1821 ward hier der Vertrag über die Abtretung Floridas an die Vereinigten Staaten unterzeichnet.

Augustiner, der letzte große Bettelorden der heil. Zeit, hat seinen Ursprung aus den heil. Augustin (s. d.) zurück. Nach seiner Täuflingserweisung lebte er in der Gegend von Tagaste in N. Africa zu einem geistlichen Leben. Das wachsende Ansehen des Stifters führte zu dem Aufblühen dieser Genossenschaft. Die Regel hatte anfangs nur das Evangelium, ohne einige Erweiterungen, welche Augustin in dem Buch *De moribus clericorum* und in zwei Briefen an die Mönche zu Hippo (423) gegeben hatte. Erste Gemeinschaften bildeten sich später in Italien, z. B. die Johannaniten, die Ere-

miten von Toscana, die Brittanianer u. a. Diese verband Innocenz IV. zu einer Genossenschaft, gab ihnen den Namen A. und 17. Jan. 1244 die sog. Regel des heil. Augustinus, deren Urtypung unbekannt ist. Unter Alexander IV. ward 1256 ein Generalprior gewählt und vier Provinziale für Italien, Spanien, Frankreich, Deutschland, der Orden ward von der gewöhnlichen Gerichtsbarkeit befreit und erhielt das Privilegium, daß der Sakristan der päpstl. Kapelle stets aus seinen Angehörigen genommen werde. Im J. 1580 ward ihre Regel erweitert; an der Spitze steht ein Generalprior zu Rom, ihm zur Seite sehr einflussreiche Definitorien (Generalräthe), alle sechs Jahre tritt ein allgemeines Generalsapitel zusammen, mit dem Rechte, den Generalprior abzusetzen und neu zu wählen. Die Regel ist ascetisch milde, doch treten zu den allgemeinen Fasten noch besondere hinzu, die Tracht besteht aus weißen wollenen Unterleibern nebst Stapulier, darüber schwarze Kutten mit langen weiten Ärmeln, Kapuzen nebst einem lebernen Gürtel. Papst Pius V. setzte die A. 1567 unter die vier Bettelorden (Dominikaner, Franziskaner, Carmeliter, A.). Als im 14. Jahrh. die ursprüngliche Strenge nachließ, bildeten sich zahlreiche neue Kongregationen, unter ihnen diejenige von Sachsen (1493), der Staupitz (s. d.) und Luther angehörten. Thomas von Jesus in Portugal (gest. 1582) begründete die Augustiner-Barfüßer mit strengen Fasten und Übungen, denen Gregor XV. 1622 eine besondere Verfassung gab und die sich besonders nach Japan, den Philippinen, Peru u. s. w. verbreiteten. Augustinerinnen sammelten sich schon in Hippo unter Augustins Schwester Perpetua. Alexander III. gründete 1177 ein Kloster derselben in Bene dict, dessen erste Äbtissin die Tochter Kaiser Friedrichs I., Julie, ward. Auch barfüßige Augustinerinnen wurden gestiftet und 1603 durch Mariana Manjanebo von St. Joseph Schwestern von der Klosteloth mit noch strengerer Regel. Seit dem 15. Jahrh. haben die A. auch Tertiärer, und zwar für Männer wie für Frauen. Während seiner Blütezeit im Anfang des 16. Jahrh. zählte der Orden, mehr durch praktische Seelsorge als durch wissenschaftliche Studien oder kirchliche Thaten ausgezeichnet, gegen 2000 Mönchs- und 300 Nonnenklöster. Der Reformation schlossen sich in Deutschland viele A. an, doch bestanden im 18. Jahrh. noch 42 Provinzen außer den Kongregationen und den Bisthümern in Indien und Nahrung. Seit der Französischen Revolution ist der Orden in Frankreich, Spanien, Portugal und Deutschland teilweise aufgehoben, in Oesterreich-Ungarn und Italien wenigstens stark beschränkt.

Augustinus (Aurelius), einer der berühmtesten und vielleicht der einflussreichsten unter den Lehrern der christl. Kirche, war zu Tagaste in Afrika 13. Nov. 354 geboren. Den ersten Unterricht erhielt er durch seine Mutter Monica, eine edle, verständige und christlich fromme Frau, deren Einwirkung auf den Sohn jedoch durch den heidnischen Vater Patricius gelähmt wurde. Zur Vollenbung seiner klassischen Studien nach Hadraura und Carthago geschickt, ergab sich der lebenslustige Jüngling den Freuden der Welt. Die Sehnsucht nach Idhorm erwachte erst in ihm, als des Cicero »Hortensius« ihn auf das Studium der Philosophie leitete. Doch diese konnte ihn, den Gefühlsmenschen, nicht lange

seßeln; er trat seit etwa 374 zur Sekte der Manichäer und blieb dieser gegen zehn Jahre lang zugewandt. Als er aber auch bei ihr nicht wahre Befriedigung fand, glaubte er an der Wahrheit zweifeln zu müssen, bis ihm die in lat. Übersetzungen ihm zugänglich geordnete platonische und neuplatonische Philosophie neue Anregung gewährte. Er wandte sich 383 von Afrika nach Rom und von da 384 nach Mailand, um hier als Lehrer der Verehrsamkeit aufzutreten. Durch den dortigen Bischof Ambrosius lernte er das Christentum näher kennen, und das fleißige Lesen der Briefe des Paulus brachte eine völlige Lebens- und Sinnesänderung in ihm hervor, welcher Begehnheit die kath. Kirche ein eigenes Fest (3. Mai) gewidmet hat. Er begab sich hierauf einige Zeit in die Einsamkeit, schrieb dort mehrere Bücher und bereitete sich auf die Taufe vor, die er in der Osternacht 387 mit seinem Sohne Adeodat durch Ambrosius empfing. Hierauf lehrte er nach Afrika zurück. Doch zuvor verkaufte er seine Güter, schenkte den Erlös den Armen und behielt für sich nur so viel, um mäßig leben zu können. Er lebte nun als Haupt eines ascetischen Vereins in strenger Abgeschlossenheit, bis er 391 in den geistlichen Stand trat und, zum Presbyter geweiht, dem Bischof Valerius von Hippo (jetzt Bonna) beigegeben wurde. A. predigte mit großem Erfolg und ward 395 Mitbischop zu Hippo.

Obwohl der Reihe nach nicht der erste Bischof Afrikas, hat A. dennoch dessen kirchliche und dogmatische Geschichte mit fast beispiellosem Einflusse geleitet und den Geist der afrik. Kirche, ja des Occidents überhaupt auf viele Jahrhunderte hin bestimmt. Seine Polemik gegen die Arianer, Priscillianisten, besonders aber gegen die Donatisten, Pelagianer und Semipelagianer bezeugen diese Stellung auch äußerlich vollkommen. Sein Scharfsein, die Tiefe seines Gemüths und die Energie seiner Speculation, die dämonische Kraft seines in einem vielbewegten Leben gewonnenen Glaubens, sowie seine feurige Phantasie spiegeln sich in seinen zahlreichen Schriften wieder, welche unermesslichen Einfluß ausgeübt, und die anthropol. Seite der Lehre, auch im Protestantismus (Luther und Calvin), bestimmt haben. Wichtiger noch als die Weiterbildung der Trinitätslehre sind A.' Untersuchungen über das Verhältnis des Menschen zur göttlichen Heilswirkung oder der Freiheit zur Gnade. A.' Hauptverdienst aber liegt überhaupt nicht so sehr in der Fortbildung einzelner Dogmen, als in der genialen Erfassung der Idee der Religion. Als der Kern der christl. Frömmigkeit erscheint ihm schlechthin die Empfanglichkeit des Menschen gegenüber der allwirksamen göttlichen Liebe. Von hier aus erhält auch seine Auffassung der einzelnen Dogmen erst das rechte Licht. Seinem Eifer für das Mönchsleben setzte er durch die Gründung einiger Klöster in Afrika ein freilich durch die Bandalen bald gestörtes Denkmal. Er starb 28. Aug. 430, während der ersten Belagerung Hippos durch die Bandalen.

Die Gebeine des A. wurden bald darauf durch seine Anhänger, um sie den arianischen Bandalen zu entreißen, nach Sardinien gebracht und, als zu Anfang des 8. Jahrh. diese Insel in die Hände der Sarayenen fiel, durch Vitruvian, den König der Longobarden, mit schwerem Gelde eingelöst. Seitdem in der Peterskirche zu Rom aufbewahrt, lieierte man sie mit Genehmigung des Papstes im Okt.

1842 nach Algier aus, wo sie neben dem a. Ruinen von Hippo durch die franz. Bischöfe teten Denkmale des A. niedergelegt wurden.

Die teils autobiographischen, teils polemisch homiletisch-exegetischen Schriften des A. scheinen zu Paris (11 Tle. in 8 Bdn., 1700), zu Antwerpen (12 Tle. in 9 Bdn., 1717) und von neuem durch die Benedictiner (11 Par. 1835—40). Unter denselben zeichnet sich besonders aus: das Werk »De civitate Dei XXII«, welches von Strange (2 Bde., Köln 1835—51) und Dombart (2. Aufl., 2 Bde., Pp., herausgegeben, von Silbert (2 Bde., Wien überf. wurde, und die »Confessiones« Selbstbiographie, die in neuerer Zeit an A. (Berl. 1823), Bruder (Pp. 1837 u. 1868) Karl von Raumer (2. Aufl., Göttersloh 1871) ausgeben und an Gröninger (4. Aufl., P. 1859), Silbert (5. Aufl., Wien 1860) und (7. Aufl., Götth 1878) überf. wurde gefunden. Sonst sind noch zu nennen die »Meditationes« »Soliloquia« (zusammen herausg. von W. Manst. 1854) und das »Enchiridion« oder »nuale« (herausg. von Krabinger, Tab. 1861) überf. »Ausgewählter Schriften« des A. scheint in der »Bibliothek der Kirchenväter 1—8. Reimpfen 1869 [g.]. Neuerdings fand in der Bibliothek zu Greifswald zwei bisher nicht herausgegebene kleinere Schriften A.' (»tatus de persecutione malorum in bonos vi sanctos« und »Tractatus de omnibus virtutibus«). Literatur: Clotz, »Der heil. Kircher A.« (2 Bde., Nachen 1840); Windemann, »Die A.« (Berl. 1844); Roujoulat, »Vie de Augustin« (2. Aufl., 2 Bde., Par. 1862; 1 von Durter, 2 Bde., Schaffh. 1847); Dornes Sein theol. System und seine religionsphil. schauung« (Berl. 1873).

Augustinus, der Apostel der Engländer Benedictiner, wurde, als Ethelbert, König Kent, sich mit einer fränk. Fürstin Bertha verm. von Papst Gregor I. mit 40 Genossen nach E. gesandt, um dort das Evangelium und die heiligkeit des Papstes zu verständig. Der wurde getauft, A. 597 zum Erzbischof von E. burg eingesezt, die heidnischen Angelfachen i. harter Anbequemung an alte Gebräuche all gewonnen. A. starb 26. Mai 607.

Augustodunum, die Hauptstadt der Abzugbunenschen Gallien, jetzt Autun (s. d.). den Herrschern des alten Königreichs B. (407—684) und bis in die Zeit der Karolinger die umliegende Landschaft Augustodunensis A. wurde lange Zeit irrtümlich für identisch. Vibracte gehalten; doch lag letzteres etwa 1 weiter westlich (s. Neuvray und Vibracte).

Augustow (Augustow), Kreisstadt im russ. Gouvernement Suwalki, am Flüsschen und am fischreichen See Bieloi in niedriger E. gegend, zählt 9382 E. (von denen 4500; ist) und hat berühmte Viehmärkte. Sie ist 156 König Sigismund Augustus gegründet, dem zu sie den Namen trägt. Die Handelsbedeutung beruht auf seiner Lage am Augustowol der hier beginnt, die Weichsel mit dem Niemen bindet und die Beförderung der örtlichen P. nach den Häfen der Ostsee ermöglicht.

Augustowosanal, Kanalverbindung zw. Weichsel und Niemen (s. d.) und Augustow

Augustiast, i. Johannistrieb.

Augustischmitt hat in der Homologie den Zweck, einen Teil der Knochen zu kräftigen, und besteht darin, daß man die während des Sommers gebildeten Tride bis zur Hälfte zurückschneidet. Es ist hierbei unwahrscheinlich, den richtigen Zeitpunkt genau wahrzunehmen, weil, wenn der Schnitt zu früh geschieht, die sich entwickelnden Knochen wieder austreten und dem Bäume dadurch Kräfte entziehen, während bei zu spätem Schnitt die Knochen sich nicht mehr in gehöriger Weise ausbilden. Im allgemeinen schneidet man zuerst das Steinobst und zwar erst die Feigen, dann die Pflaumen, nachher das Kernobst (wie die Birnen, dann die Äpfel). Der N. wird, mit Ausnahme des Pfirsichbaums, bei den niedrigen Bäumen und Spalierbäumen aller Obstsorten gemacht.

Augustus, i. Romulus Augustulus.

Augustus (wahrscheinlich Julius Cäsar Octavianus), der erste röm. Kaiser, ursprünglich Gaius Octavius, der Sohn des Gaius Octavius und der Atia, einer Tochter der Julia, der jüngern Schwester des Julius Cäsar, der also sein Großvater war, wurde im J. 63 v. Chr. geboren. Die Familie der Octavii kannte aus dem volksthümlichen Velitru. Der Jüngling, zu welchem der nachmalige A. gehörte, war noch unangehen. Sein Vater war, nachdem er bei Philippi verstorben, als Statthalter nach Macedonien gegangen, wo er sich in Krieg und Frieden rühmlich auszeichnete. Nach dem frühen Tode des Vaters wurde der erst vierjährige Sohn durch seine Mutter und Lucius Cornutus Philippus, mit dem sich vorher ein Verlobung hatte, sehr sorgfältig erzogen. Seine Talente erwarben ihm die Gunst des Julius Cäsar, der ihn im J. 45 in seinem Testament zum Erben einsetzte und an Kindesstatt annahm. A. besand sich, als Cäsar ermordet wurde (15. Aug. 44), zu Apollonia in Epirus, wo er von seinen Freunden und auf den zum parthischen König abziehenden Cäsar, der ihn mitnehmen wollte, zurück gelassen wurde. Als er Cäsars Tod erfuhr, ging er nach Italien. Bei Brundisium erfuhr er im J. 44 den Inhalt des Testaments und entschloß sich, die Flucht anzutreten und Cäsars Namen anzunehmen, sowie, wenn sich ihm die Gelegenheit bot, die Hoffnungen zu verfolgen, zu welchen die Adoption, insofern deren er sich Julius Cäsar Octavianus nannte, ihn berechtigte, wenn er auch damals noch nicht öffentlich ausgesprochen. Ende April überließ er Brundisium Octavian in Rom. Hier gab es zwei Parteien: die Republikaner, die Cäsar getödteten, und die Partei des Antonius (s. d.) und Brutus, die, wie unter dem Vorwande, jenen zu rächen, ihre eigene Macht zu begründen strebten. Die letztere Partei hatte gestimmt und der Consul Antonius eine sehr beschränkte Gewalt. Von Seiten letzterer Octavian die Auskunft von Gaius Asinius. Die Streitigkeiten, die aus der unentschiedenen Bitterung zwischen beiden entstanden, wurden jedoch nach dem Wunsche der Veteranen, umständlich beendet, ausgeglichen, und Antonius, der den jungen Octavian anfangs übermäßig bewachte, mußte bald sehen, wie dieser das Volk um sich her für sich zu gewinnen wußte. Als Antonius, der im Sept. 44 mit A. offen brach, Rom verlassen hatte, um die von seinem Bruder nach Brundisium gesandten Legionen dort zu übernehmen und so durch das abfallende Gallien dem Ciceronius abzunehmen, begann Octavian sich ein

Heer zu bilden und bewährte hierbei schon die schlaue Politik, durch die er später sich zum Herrn des röm. Staats machte. Er ward in Campanien 10000 Veteranen an, erreichte, daß ein Teil der für Antonius bestimmten Legionen sich ihm anschloß, gewann Senat und Volk durch Cicero, der für die Republik zu wirken und Octavian zu benutzen meinte, während er in der That für diesen wirkte. Octavian war dann seit Anfang 43 an der Leitung der militärischen Operationen in dem von dem Senat gegen Antonius geführten sog. Rutinensischen Kriege beteiligt, nach dessen Beendigung er bald seine wahre Gesinnung offenbarte und den Republikanern feindlich entgegentrat. Er söhnte sich mit Antonius an, als dieser mit Lepidus aus Gallien nach Italien zurückkehrte, und errichtete in Gemeinschaft mit beiden bei Bologna (Ende Okt. 43) ein Triumvirat, worauf sie zusammen, nach den schrecklichsten Blutschüssen in Rom und Italien, das republikanische Heer unter Brutus und Cassius in Macedonien besiegten.

Nach seiner Rückkehr nach Italien erregte 41 v. Chr. Fulvia, des Antonius Gemahlin, in Gemeinschaft mit dessen Bruder Lucius Antonius einen Krieg (den Perusinischen) gegen Octavian. Dieser hatte unter den Veteranen Ländereien zu verteilen und deren bisherige Inhaber mit Geldern zu entschädigen, welche M. Antonius liefern sollte, aber nicht schickte, sobald Octavian jenen wie diesen gegenüber in eine äußerst schwierige Lage geriet. Dies benutzte Lucius Antonius. Aber Agrippa, der Feldherr des Octavian, zwang den anfangs erfolglosen Lucius Antonius, sich nach Perusia zu werfen. Dort wurde er von Agrippa und Salvidienus Rufus sowie von Octavian selbst belagert. Lucius Antonius mußte sich (im Frühjahr 40) ergeben, Perusia ging in Flammen auf und eine größere Anzahl Ritter und Senatoren wurden hingerichtet. Fulvia entwich nach Griechenland. Schon drohte der Krieg zwischen Antonius, der nach Italien zurückkehrte, und Octavian auszubrechen, als der Tod der Fulvia eine Ausöhnung erleichterte. Durch den Brundisiumischen Vergleich im J. 40, der durch die Verbeirathung des Antonius mit Octavia, des Octavian tugendhafter Schwester, befestigt ward, erhielt der letztere den Westen des Reichs, jetzt von Dalmatien an, namentlich nunmehr auch Gallien. Er vermählte sich, nachdem er (39) seine Gemahlin Scribonia verlassen, mit der berühmten Livia Drusilla, der Gemahlin des Claudius Nero (38 v. Chr.), den er nöthigte, sich von ihr scheiden zu lassen. Mit Sextus Pompejus, dem er die im Vertrage von Misenum 39 v. Chr. gemachten Zusagen nicht hielt, kam es in diesem Jahre zu einem Kriege, den sein Feldherr Agrippa, nachdem neue Mißbilligungen zwischen Antonius und Octavian in Tarent 37 beigelegt und das Triumvirat auf weitere fünf Jahre erneuert worden war, im J. 36 durch die Siege bei Nauloch und Nauclaus glücklich für ihn beendete. Lepidus, der Sicilien in Anspruch nahm, verlor, da ihn seine Truppen verließen, jetzt auch Africa, das ihm 40 übergeben worden. Derselbe mußte sich an A. ergeben und lebte fortan, mit der Würde eines Pontifex Maximus beehrt, ohne weitem Anteil an den polit. Ereignissen. So war nun Gewalt und Reich nur noch unter zwei Männern geteilt. Doch während Antonius im Orient allen Genüssen der Liebe und des Luxus sich hingab, verfolgte Octavian unausgesetzt

seinen Plan, sich zum alleinigen Herrscher zu machen. Vor allem strebte er, sich die Liebe des Volks zu erwerben. Er zeigte Milde und Großmuth, ohne den Schein zu haben, als strebe er nach der höchsten Gewalt; vielmehr erklärte er sich bereit, die Herrschaft niederzulegen, sobald Antonius von dem Kriege gegen die Parther zurückgekehrt sein würde, natürlich vorausgesetzt, daß sich Antonius bereden lasse, das Gleiche zu thun. Je mehr er sich dem Volke näherte, um so offener erklärte er sich indessen gegen Antonius. Als dieser durch den unglücklichen Partherkrieg, durch offenen Bruch mit der edeln Octavia und durch Freidgebung aller röm. Interessen an die Kleopatra, in Rom alles Ansehen verloren hatte, ließ Octavian 32 v. Chr. durch den Senat der Königin von Aegypten den Krieg erklären und führte eine bedeutende Kriegsmacht zur See und zu Lande nach dem Ambrasischen Meerbusen, wo sein Feldherr Agrippa die Schlacht bei Actium (s. d.) gewann, die ihn endlich 31 v. Chr. zum alleinigen Beherrscher des Reichs machte. Octavian verfolgte seinen Nebenbuhler nach Aegypten und endigte hier den Krieg. Antonius und Kleopatra gaben sich selbst den Tod. Octavian verweilte zwei Jahre im Orient, um die Angelegenheiten Aegyptens, Griechenlands, Syriens und Kleinasiens zu ordnen. Bei seiner Rückkehr nach Rom im Aug. 29 v. Chr. hielt er einen dreitägigen Triumph, und die Schließung des Januustempels bezeugte die Herstellung eines dauernden Friedens, ein Akt, den er nach immer wieder nötig gewordenen Kriegen noch zweimal während seiner Regierung wiederholt hat.

Befreit von seinen Nebenbuhlern und unbestrittener Herr des Römischen Reichs, legte Octavian 13. Jan. 27 v. Chr. die von ihm bisher geführte außerordentliche Gewalt nieder und erklärte, hinfort eine solche nicht mehr befehlen zu wollen. Zum Dank dafür verließ ihm der Senat die Auszeichnung, daß er Augustus heißen solle, ein Name, den er fortan führte und der mit der Zeit zu einem der kaiserl. Majestät bezeichnenden Titel wurde. Natürlich konnte es nicht die Absicht des A. sein, die alten verrotteten Zustände wiederherzustellen; er wollte vielmehr, indem er in seiner Hand die damals in Wahrheit bedeutungsvollsten ordentlichen Amtsgewalten vereinigte, wodurch er in seiner Person in der Eigenschaft eines „Princeps“, des Ersten im Staat, eine höchst bedeutende Machtfülle concentrirte, die Monarchie in der Art gründen, daß der Apparat der Verfassung mit dem Senat an der Spitze daneben formell forbestand und fortarbeitete. Natürlich aber war dies unmöglich, ohne daß A., wenn auch wieder auf gesetzlichem Wege, von den Schranken entbunden wurde, welche einzelne Befehle jener Concentration von Machtfülle in einer Hand in den Weg stellten. Er übernahm sofort wieder mit einer die gewöhnlichen Grenzen weit überschreitenden, aber an sich nicht außerordentlichen, proconsularischen Gewalt die Regierung über die Provinzen, in welchen Heere standen, und damit zugleich den Oberbefehl über die gesamte Militärgewalt des Reichs. Außerdem besaß er, nachdem er die Rechte der Tribunen schon seit 36 v. Chr. gehabt, seit 23 v. Chr. in der von allen Schranken befreiten „tribunicischen Gewalt“ (s. Tribun) eine Machtvollkommenheit, welche ihrer Natur nach geeignet war, die Rechte des der Verfassung nach unveränderlichen Volks in sich aufzulösen. Überdies er-

hielten nach einer Angabe Dios, welche anwärts ihre authentische Bestätigung zu erlangen scheint, seine Verordnungen die Kraft von Gesetz. Endlich ward er, nach dem Tode des Lepidus 12 v. Chr. als „Pontifex Maximus“, nachdem schon lange vorher alle politisch wichtigen Beamter in sich vereinigt, vollends Oberhaupt aller religiösen Angelegenheiten. So wurde durch diejenige Form der röm. Monarchie festgestellt, im ganzen bis auf Diocletian bestand. Zu diesen Vorrechten fügte man den Titel eines Bei des Vaterlandes.

A. führte mehrere Kriege in Afrika, Asien u. Europa; in Spanien währte der Kampf seit v. Chr. mehrere Jahre, bis A. nach großen Anstrengungen über die Cantabrer und Asturer 19 v. Chr. herrschte. Seine Waffen unterwarfen unter Verius, dem ältern Sohne der Livia, Pannonien und Dalmatien, unter Drusus, seinem jüngsten Stiefsohne, der bis an die Elbe drang, 12 v. Chr. die weisl. Germanen. Von den Parthern erreichte er, daß diese Armenien in Abhängigkeit von Rom zurückkehren ließen und die dem Graus und Antonius genommenen Aelver zurückgab. Am Fuße der Alpen errichtete er Denkmäler für die Triumphe über die Bergvölker, von denen er noch zu Susa und Kofia stolze Überreste sieht. I. schwersten Mißerfolg erlitt A. durch die Niederlage des Varus, der 9 n. Chr. drei Legionen gegen Germanen unter Arminius verlor. Doch wußte die Deutschen am Rhein durch Tiberius in Schack gehalten. Während des Friedens erließ A. seine nützlichen Verordnungen und ordnete die Verwaltung. Er säuberte den Senat von den in ihn gedruckenen unwürdigen Elementen, beschäftigte sich mit der Verbesserung der Sitten, besond. durch Begünstigung der Ehen (die Lex Julia u. Papia Poppaea), war dabei auch bemüht, die Religion wiederherzustellen und zu beleben, u. stellte die Kriegsgerechtigkeit bei den Heeren und die Ordnung in Rom wieder her. Zudem verschönerte Rom: er durfte sich rühmen, daß er die Stadt, er aus Ziegelsteinen erbaut gefunden, aus Marmor erbaut hinterließ. Auch machte er Reisen, allenthalben die Segnungen der neuen Ordnung zu verbreiten. Er besuchte Sicilien und Griechenland, Kleinasien, Syrien und Gallien. In fernern Gegenden gründete er Städte und Kolonien. Die durch Krieg und Parteiwirren erschöpfte Völker errichteten ihm für dieses wohlthätige Wirken, regelmäßig zusammen mit der Göttin Roma Altäre und Tempel, und durch ein Dekret des Senats ward dem Monate Sextilis der Name August gegeben. Die Verschwörungen, die A. Leben drohten, scheiterten sämtlich. Lepidus, der Erbe des Triumvir, Cäsar, Murena, Cagnatius u. mußten dafür mit dem Tode büßen, dem A. verzieh A. großmüthig.

Großen Kummer verursachten A. die Ausfahrungen seiner Tochter (von der Scribonia) Ju (s. d.). In Livia (s. d.) hatte A. eine Gemalin gefunden, wie er sie für seine Person und A. nicht passender hätte finden können; aber freilich lastet auf ihr die Beschuldigung, die nicht zu weichen, aber auch nicht zu widerlegen ist, daß um statt A.'s leiblicher Nachkommenchaft ihrem ältesten Sohne die Nachfolge zuzuwenden, auch d. schlimmsten Mitteln nicht zurückgeschreckt sei. A. sah keine Söhne und verlor auch durch den J.

sonst ihren Schwefelstein Marcellus als seine Lieblingshegung und Lucius, die er zu seinen Nachbarn bestimmt hatte. Drusus, sein Stiefsohn, den er liebte, starb 9 n. Chr. in Deutschland; nur Tiberius, der ältere Bruder desselben, welcher ihm immer einseitig war, blieb ihm übrig. Er beglückte keinen, als er 14 n. Chr. nach Syrien ging, wo Decimus, obgleich ihm ein Unwohlsein befiel, Tiberius nahm auf der Rückreise zu, und er starb zu Br. 12. Aug.

A. hat im durch furchtbare Mittel erlängte Ruhe mit Besorgnis und Mäßigkeit gebraucht und das A. zu den Segnungen des Friedens beigetragen, indem er es durch alle Schrecken des Väterkriegs gelit. Wenn er nicht Cäsars geniale Größe war, so war er doch sehr stark über das, was er erreichen vermochte und über die Mittel, die ihn zu Durchführung eines Plans zu Gebote standen, um seinen Bemühungen eine sichere und geschickte Hand zu geben. Er schätzte die Wissenschaften, die die Natur auch selbst und hat einem Kaiser seinen Namen gegeben, das sich durch seine Tugenden auf geistigen Gebiete hoch auszeichnet. In Überreste seiner prosaischen und poetischen Schriften hat Weichert herausgegeben (Hann. 1841—46). Die berühmtesten Dichter zogen zu ihm her, so Virgil, Horaz und viele andere. Das A. brachte das Reich in tiefe Trauer; man schloß die Tempel und die Göttern bei und errichtete die Tempel und Altäre. Von den Denkschriften, die A. hinterließ, ist die eine, welche in drei Abschnitten sein Werk seines gesamten öffentlichen Lebens enthält, in christlich namentlich an den Kaiser des Impels des A. zu Aeneas fast vollständig bei in lat. Text (gehörte meistentheils griechisch u. griech. Übersetzung) erhalten und in neuerer Zeit nach Perrot von Mommsen wiederholt mit kritischen Kommentar, Berl. 1865) und von Böhl (Bött. 1873) bekannt gemacht worden. A. ist, nach A. M. Geschichte vom Verfall der Republik bis zur Bollenbung der Monarchie unter Augustus (Bd. 1, Braunschweig. 1841); Büchel, «A. und seine Freunde» (deutsch von Böhl, Halle 1873).

Augustusbad, ein bei Radeberg im sächs. Neumarktschen Kreise in einem freundlichen Thal unter A. Bad gelegenes Stahlbad (das älteste deutsche, 1781 Quellen sehr reich an Eisengehalt ist). Früher wurden zu Bädern aller Art benutzt; nach und nach wurde durch Imprägnierung mit Eisenstein verhandlicher gemacht und zur Trinkkur verwandelt. Das Bad hat schöne Anlagen und Einrichtungen und genießt einen besondern Ruf gegen Rheumatismen, Rheumatismen, chronische Nervenleiden. A. bei Radeberg (Dresd. 1880).

Augustsburg, kaiserliches Schloss und Sitz des kaiserlichen und Forstrentamts in der königl. Preuss. Provinz Pommern, Amtshauptmannschaft Zwidau, Amtsbezirk Jähna, wurde 1568—72 unter Kurfürst August von Sachsen, Lotter im Renaissancestil an der Stelle des alten 1547 abgebrannten Schlosses erbaut, liegt auf dem 515 m hohen Schloßberg und hat eine schöne Kirche mit Gewölben am Kirchhof dem Jüngern und einen 170 m hohen Thurm. Am Fuße des Bergs liegt das Schloss Eichenberg an der Elbe, mit (1880) 1200 u. A. B. Harnisch, «Die Schloß A. und Eichenberg» (Eichenberg, 1863); Freyer, «Schloß A.» (Eichenberg, 1882).

Generalstab-Beilage, 12. Aufl. II.

Auhäusen, Dorf in Bayern, i. Auhäusen.

Auktion oder Versteigerung, Verkauf im Auftrich, in Süddeutschland auch Gant, heißt die öffentliche Versteigerung durch Zuschlag an den Meistbietenden. Dieselbe wird angewendet, wo es sich um den sofortigen Verkauf von Waren oder andern Gegenständen handelt, der auf dem Wege des regelmäßigen Abfahes oder des besondern Überkommens weit langsamer und unvollständiger, wenn auch meist zu bessern Preisen stattfinden kann. Versteigerungen erfolgen als freiwillige vorzugsweise, um bei Überfiedelungen das bewegliche Vermögen schnell zu Geld zu machen; dann seitens mancher Fabrikanten, um unmodische Waren oder Ausschussartikel (namentlich Manufakturwaren) vom Lager zu entfernen; seitens einzelner Kaufmännischer oder anderer gewerblicher Geschäfte, um bei deren Auflösung oder bei Trennung der Association die vorhandenen Waren, Geräte u. s. w. sofort zu verwerten und die etwaige Auseinanderlegung zu erleichtern. Als unfreiwillige finden die A. seitens der Leihhäuser und der Privatpfandleiher statt, wenn innerhalb gewisser Termine der Schuldner das verpfändete Gut nicht einlöst. Eine besondere Klasse der unfreiwilligen sind die gerichtlichen A., welche besonders in streitigen Erbschaftsfällen und Konkursen vorkommen. Von der altrom. Sitte, den Ort, wo öffentliche A. gehalten wurden, mit einem Spieß (hasta) zu bezeichnen, nannte man diese Art des Verkaufs überhaupt Subhastation (s. d.), was jedoch jetzt nur noch eine Art gerichtlicher A. bezeichnet. Der den Verkauf leitende Vermittler heißt Auktionator oder Gantmeister; derselbe erhält einen gewissen Prozentsatz vom Ertrage der versteigerten Gegenstände, für welchen hinsichtlich der gerichtlichen A. feste Normen bestehen. Die in einer A. erlauchten Dinge sind gewöhnlich gleich nach ihrer Erwerbung oder der schleunigst zu bewirkenden Empfangnahme zahlbar; wo Waren regelmäßig im Wege der Versteigerung abgesetzt werden, wird auch wohl eine Kreditfrist bewilligt, so z. B. in den Vereinigten Staaten von Amerika. In der neuesten Zeit wird der Weg der A. nicht selten eingeschlagen, um neue Gewerbetwaren, Fabrikate u. s. w. rasch zum Verkauf zu bringen, bei deren Anfertigung dieses Abfahsmittel gleich ins Auge gefaßt ist. Da es sich hierbei um die Ausbeutung eines entsprechend großen Absatzgebietes handelt, so erstrecken sich diese A. über verschiedene Orte, d. h. der Verkäufer versteigert im Umherziehen, reist von Ort zu Ort, um das an dem einen ihm übrig Gebliebene am andern abzusetzen, während er seinen Vorrat fortwährend wieder ergänzt; die verschiedenen gewinnverheißenden Auktionsorte sind für ihn ebenso viele Wartplätze. Diese sog. Wanderauktionen, eine Art des Betriebs der Wanderlager (s. d.), verbreiten oft nur Ausschusswaren und rufen viele Beschwerden von seiten des anständigen Kleinhandels hervor, namentlich seitdem durch die Gewerbeordnung von 1869 die früheren Beschränkungen des Auktionswesens beseitigt worden. Im J. 1876 veranlaßte der Deutsche Bundesrat Erhebungen über diese Frage, welche zu der 1879 erfolgten Entscheidung geführt haben, daß die Wanderlager als Gewerbebetrieb im Umherziehen zu behandeln seien. Das Gewerbe eines Auktionators ist frei; doch können die Staats- und Kommunalbehörden geeignete Personen in dieser Eigenschaft besonders befallen und

vereidigen, wodurch diese in den Augen des Publikums zwar einen Vorzug, aber kein Vorrecht erhalten.

Im großen Handel sind die A. ein vollständig normaler Weg des Verkaufs und als solcher nicht mit der gewöhnlichen Versteigerung zu vergleichen. Sie lehren hier zum Teil periodisch wieder, indem sie insbesondere das regelmäßige Mittel zum Verkauf der ansehnlichen Einfuhren der großen (öffentlichen) Handelskompagnien sind; andernteils aber bebiehen sich auch die einzelnen Handelshäuser ihrer mit Nutzen. Die zur A. kommenden großen Warenposten der öffentlichen Handelsgesellschaften werden dabei in einzelne, immer noch beträchtliche Partien (Vose, holländ. Kavelinge) gesondert. Die Versteigerung hat in diesen Fällen sowohl für den Verkäufer wie für den Käufer ihre großen Vorteile. Der erstere setzt die größten Massen schleunig ab, ohne Kredit gewähren zu müssen und ohne in vielfache, sich oft langsam abwickelnde Geschäftszustände zu treten; der letztere kann sich aus erster Hand nach Maßgabe seines Bedarfs oder der darüber hinausgehenden Spekulation zu angemessenen Preisen versorgen. Als angemessen stellen sich diese Preise durch die Konkurrenz der Käufer selbst fest, und sie sind rücksichtlich vieler Erzeugnisse für die nächste geschäftliche Epoche maßgebend. Hierher gehören z. B. die A. der Niederländischen Handelsgesellschaft (vor allem Javafassee und Rohzucker, dann ostind. Gewürze u. s. w.) in Amsterdam und Rotterdam, in neuerer Zeit auch in Batavia und Padang, die großen periodischen A. von australischer und Kapwolle und von Rauchwaren in London, von Wolle in Havre, Antwerpen, Berlin u. s. w. Auch Spezialitäten einheimischer Produktion sind wohl der Gegenstand von A.; so haben im März und April Leinwandversteigerungen in der Gegend um Trier statt. Abgesehen von den häufigen Versteigerungen konfignierter europ. Manufakturwaren, werden in Neuyork sehr oft Wertpapiere (Obligationen und Aktien) in A. verkauft. Die sog. »holländische A.«, die namentlich bei Fischereifängen vorkommt, besteht darin, daß der Ausbietende von einem höhern Preisfasse rasch immer weiter herabgeht, bis ein Käufer auftritt. Eigentümlich ist auch der alte holländ. Gebrauch der Kerpe: im Beginne des Aushabots wird ein Stüchlein Licht angezündet, und es werden Gebote so lange angenommen, als das selbe brennt; das unmittelbar vor dem Erlöschen abgegebene letzte Gebot ist das gültige, die Sache erwerbende, sobald das Erlöschen der Kerpe dem sonstigen Zuschlage entspricht. In einer japanesischen A. schreibt jeder Bietende seinen Namen und sein Gebot auf ein Stüd Papier, welches er in eine Bäckie steckt; wenn das von allen betreffenden Seiten geschehen, wird die Bäckie geöffnet, das Resultat ermittelt; der Meistbietende wird Eigentümer der Ware. Der absolute Wert des versteigerten Gegenstandes kann nicht als Rechtsmittel zu Ansprüchen wegen außerordentlicher Verletzung dienen, weder für den Käufer noch für den Verkäufer; dieser letztere übernimmt keine Bürgschaft hinsichtlich der vorandern Beschaffenheit der Ware (die der Käufer vorab sehen und prüfen kann) und ihres Werts, wie der erstere keine Verpflichtung hat, eine besondere Vergütung zu leisten, wenn der Wert des erstandenen Dinges weit über den Auktionspreis hinausgehen sollte. Alle Pfandrechte, welche auf der versteigerten Sache (insbesondere also als Hypotheken auf fudhastischen Immobilien) ruhen, er-

löschen mit der Versteigerung, wenn ihre Fortida nicht ausdrücklich vorbehalten worden ist.

Auktor (lat.) bezeichnet denjenigen, von wem eine That oder ein Zustand ausgegangen ist, Urheber. So spricht man bei Verbrechen von ein auctor delicti (s. Urheber) und im Privatre von dem A. eines Rechtsverwerdes. In dem letz Falle besteht häufig eine Verantwortlichkeit der für die Sicherheit des Rechtsverwerdes; wo dies liegt, hat noch nach der Deutschen Civilprozeßordnung, §. 69, der in Prozeß geratende Rechtsfolger das Recht, seinem A. den Streit zu verlegen, und wer im Namen eines andern beist, z. als Pächter, kann sich gleichfalls durch Streittündung an seinen A. aus dem Prozeß zie (Civilprozeßordnung, §. 73), wenn er wegen Besitzobjekts mit einer Realklage belangt wird. In Unterlassung der Streittündung verliert Rechtsnachfolger event. seinen Anspruch gegen A. oder macht sich noch dazu diesem verantwortlich.

Auktorität, s. Autorität.

Aukuba (Aucuba), Pflanzenart aus der Familie der Hartrieglengewächse (Korneen). Ihre den bekannten Arten, A. japonica Thunb. und himalaica Hook., sind immergrüne Sträucher: lederartigen Blättern und kleinen brownroten, ziemlich große Rispe bildenden Blüten, welche im vierjährigen Reich und vier Blumenblätter weiß und zwar sind die Blüten zweifäufig, die männlichen mit vier Staubfäden versehen. Die Art ist eine Beere. A. japonica ist ein in Ost- und Kalthäusern sehr verbreiteter Zierkraut, welcher aus Japan und China nach Europa gekommen. In den genannten Ländern wird der große, glänzende, elliptische oder länglichlanzförmige Blätter tragende, 2—2,5 m hohe Strauch seit Jahrhunderten in einer großen Anzahl von Gärten kultiviert, von denen auch schon viele in Europa gekommen sind. Die zweite Art, vom Himalaja, ist erst in neuester Zeit in die europäischen Gärten eingeführt worden und soll viel zarter; die japanische sein; diese hat korallenrote, orangefarbene Beeren. [Dorf, Dorf.]

Aul, bei den Völkern des Kaukasus kommt **Aula** (grch. αὐλῆ), der offene, von Wohnraum oder bei größeren und prächtigeren Anlagen Säulenhallen umgebene Lichthof, welcher, in sehr dem röm. Atrium mit dem Impluvium entsprechend, den Mittelpunkt des griech. Wohnhauses bildet. Bei den Römern wurde seit der Kaiserzeit das Wort A. für die Paläste der Fürsten sowie die Hofhaltung derselben gebraucht. In den türkischen Sprachgebrauch fand das Wort Aul Eingang als Bezeichnung für den Vorhof der Moschee und später wurde sowohl das Schiff der Aul als die ganze Aulde auch A. genannt. Endlich der Name A. für die großen, zu öffentlichen Sammlungen, Feierlichkeiten, Disputationen, Akten, Prüfungen u. dgl. bestimmten Säle in Universitätsgebäuden, Geklebensschulen u. s. w.

Aulisch (Ludw.), ungar. Revolutionär, geb. 1795 zu Breßburg, war 1848 Oberstleutnant im österr. Infanterieregimente Kaiser Alexander das zu jener Zeit in Ungarn lag und nach St. I. mas gegen die Serben geschickt wurde. A. zeich sich hierbei wiederholt aus und stieg zum Oberst und Kommandanten des genannten Regiments. In den letzten Monaten von 1848 wurde er in dem linken Donauufer entsetzt, um mit d

den lagerten Truppen gegen die vereinigte Schwanberg-Simonsche Armee zu operieren, was ihm damals durch Umsicht und Geschick bewiesen wurde. 7. März 1849 zum General ernannt; er führte fortan das 2. Armeekorps und trug besonders bei zu den Siegen, welche die ungar. Armee im März und April über Windischgrätz erfocht. Anfang Mai ging A. mit seinem Armeekorps aus dem Donau-Ufer hinüber, und nahm an der Belagerung Oden Anteil. Im Juli wurde er mit Götz und Kis nach Komorn zu Görgei geschickt, um ihnen zum Gehorsam gegen die ungar. Regierung zu bewegen, hatte jedoch keinen Erfolg. Als Götz später das Forteseuille niederlegte, um den Heerführer sein Heer fortführen zu können, erhielt A. das Kriegsministerium, stimmte dann, durch Götz's Forderungen gebunden, in Akad für die Unterwerfung mit den Russen, wurde aber nach der Annahme selbst 12 andern Generalen 6. Okt. 1849 in Lub gehängt.

Kauze-Lau, Berg im Kalkschetawischen Kreise des russ. Reichs in Zentralasien, nicht weit von Taschkent, einem linken Nebenflusse des Jek. Im Berg besteht aus Kalkstein und enthält viele Lagerstätten von Kupfer und Malachit, in dem SW. nach NO. erstreckt.

Kauze, algerisch. Landschaft an der Ostküste der Provinz: Bône, auf einer kleinen felsigen Halbinsel und zwischen zwei Inseln gelegen, deren südlichere nennt die geographische Hafen (von den Alten Bathos) waren, der die Oasen, genannt) bildete; in diesem lagerte sich nach der Sage die Flotte der Griechen unter Führung des Agamemnon zum Heerzug gegen Troja, wurde aber infolge des Jorns der Götter durch widrige Winde am Auslaufen verhindert, bis Agamemnon den Jörn der Götter durch die Opferung seiner Tochter Iphigenie zu beseitigen. In späterer Zeit war A. ein zum Gebiet der Stadt Tanagra gehöriges Dorf, zu welchem man nach den angeblich von Agamemnon geführten Truppen der Artemis mit verschiedenen Geschichten aus jener sagenhaften Zeit zeigte.

Kauze, Baron de F., f. Turgot.

Kauze oder Kunoy (Marie Catherine Julie de Bernville, Gräfin von), franz. Schriftstellerin, geb. 1650, gest. 1706, gehörte einem altadeligen Geschlechte der Normandie an und war die Gattin des am Hofe Ludwigs XIII. lebenden geistlichen Herrn Desloges, die sie mit den ausgezeichneten Persönlichkeiten ihrer Zeit bekannt machte. Ihrem literarischen Ruf begründete sie durch die *Contes des fées* (4 Bde., Par. 1710; deutsch 4 Bde., Weim. 1790—96) und die *Contes nouveaux ou les fées à la mode* (4 Bde., Par. 1710).

Die viele Auflagen erlebt haben und noch gelesen werden. In einer Reihe von Romanen (wie die *Rahame* de Lasapette nach, ohne ihr Namen zu erwähnen. Der beste unter denselben ist *l'histoire d'Hippolyte, comte de Douglas* (Par. 1639). Von den übrigen haben nur *Le comte de Warwick*, die *Nouvelles espagnoles* und die *Relation d'un voyage en Espagne* literarisches Verdienst, während die *Mémoires historiques*, die *Mémoires de la cour d'Espagne*, die *Histoire de Jean de Bourbon* u. a. höchstens als Spiegelbilder des galanten Lebens zur Zeit von Interesse sind.

Kauze (im Mittelalter Alibamarla, engl. Almaric), Stadt im franz. Depart. Nieder-

seine, Arrondissement Neufchâtel, an der Bresle und an der Nordbahn, mit (1876) 2052 (Gemeinde 2231) E., welche Fabrikation von Tapeten, Blonden, groben Luchern und Serge betreiben, berührt durch seine Stahlbäder (les Molières), war früher eine Grafschaft, die 1547 zum Herzogtum erhoben wurde, und nach welcher sich mehrere Abkömmlinge des lothring. Fürstenhauses nannten. Im J. 1675 an Ludwig August von Bourbon, Herzog von Maine, veräußert, gelangte es durch Heirat 1769 an das Haus Orléans und bildete während der Justimonarchie die Apanage des vierten Sohnes Ludwig Philipps, der auch davon den Titel führt. Bei A. erlitt im Jan. 1592 König Heinrich IV. durch die Spanier eine Niederlage. Vgl. Semichon, *Histoire de la ville d'A.* (2 Bde., Par. 1862). — **Claude I. de Lorraine**, Herzog von A., fünfter Sohn Herzog René's II. von Lothringen, von Franz I. zur Belohnung für seine zahlreichen Kriegsdienste zum Herzog von Guise ernannt, war das Haupt des berühmten Geschlechts der Guise (f. d.). Er starb 12. April 1550 zu Joinville. — **Claude II. de Lorraine**, Herzog von A., der dritte Sohn des vorigen, geb. 1523, Liebhaber König Heinrichs II., erbt die Grafschaft A., welche Heinrich II. zu einem Herzogtum erhob, erhielt von dem König die Statthalterchaft von Burgund verliehen, verteidigte das von Kaiser Karl V. belagerte Metz, zeichnete sich in den Schlachten von Dreux, St. Denis und Montmorency aus, war einer der Hauptanführer der Bartholomäusnacht und fiel bei der Belagerung von La Rochelle 14. März 1573. — **Charles de Lorraine**, Herzog von A., Sohn und Erbe des vorigen, einer der Hauptanführer der Ligue, geb. 1556, Gouverneur von Paris, wurde bei Sensis von dem Herzog von Longueville geschlagen, verlor mit dem Herzog von Mayenne die Schlachten bei Arques und Jory und zwang Heinrich IV., die Belagerung von Paris aufzuheben. Nach dem Abtritt dieses Fürsten zum Katholizismus wurde A. wegen Auslieferung mehrerer Festungen an die Spanier als Landesverräter zum Tode verurteilt und schütete sich nach Brüssel, wo er 1631 als der letzte seines Zweigs starb.

Numale (Henri Eugène Philippe Louis d'Orléans, Herzog von), vierter Sohn des Königs Ludwig Philipp, geb. zu Paris 16. Jan. 1822, empfing wie seine Brüder seine Schulbildung im Collège Henri IV. und trat 1839 mit Hauptmannsrang in die Armee. In den beiden folgenden Jahren nahm er in Algerien an der Expedition gegen Medeah und den Jügen Bugeauds teil und stieg bis zum Obersten auf. Im Okt. 1842 zum Brigadegeneral befördert und mit dem Oberkommando im Distrikt Medeah in Algerien betraut, zeigte er auf diesem Posten große Thätigkeit, Umsicht und Unerfahrenheit. Eine seiner glänzenden Thaten war die Ueberrumpfung der Smalah Abd-el-Rabers 16. Mai 1843, wobei 3600 Gefangene, 4 Jähren sowie die Korrespondenz und der Schatz des Emirs in die Hände der Franzosen fielen, und für welche er zum Generalleutnant ernannt wurde, damals 22 J. alt. A. übernahm den Befehl in der Provinz Konstantine, leitete die Expeditionen nach Bislara und Ziban und nahm 1847 den Emir Abd-el-Kader gefangen. Er war seit 27. Sept. 1847 Generalgouverneur von Algerien, als 1848 die Februarrevolution ausbrach. A. übergab sein Amt an den General Cavaignac, und schiffte sich, nachdem

und heißt dasselbe 2 (neue) Ellen oder Braces über 4 $\text{ft} = 1,2 \text{ m}$, jedoch sie der franz. aune weichen sich war; in 12 Kantonen hatte sie durch deren Autonomie seit 1840 diese Größe, in Luzern aber im 1808, in Wallis seit 1825, in Waadt seit 1828. Sie ist auch in der Schweiz seit dem 1. Jan. 1873 das metrische System obligatorisch in Kraft getreten.

Aunel (Aune d'), f. Biard (François).

Aunis (Aunis oder Alunensis tractus), die Gegend der ehemaligen Provinzen Frankreichs, zwischen dem Atlantischen Ocean im W., Saintonge im O., der Gironde im S. und der Seine-Normandie im N. liegt, ein flacher, sumpfiger Landstrich, mit der Gironde im N. (siehe f. d.). Dazu gehörten die Joints St. Léon und St. V. Jetzt bildet A. den nördl. Teil des Depart. Nieder-Charente.

Aunus, Aunon.

Aunus, Abfluss der Elbe in Böhmen, entspringt in der Gegend des Riesengebirgs, auf der Grenze zw. Böhmen und Preußen, bildet einen vielbesuchten See im Riesengrunde, tritt, durch seinen Abfluss verstärkt, bei Trautenau in die Elbe und ergießt sich bei Jaromer (Jaroměř) in die Elbe. Das Gasthaus »Pestretischen« oder »Gasthaus« im Aunthal ist ein beliebter Stützpunkt für Ausflüge ins Riesengebirge. Unter den Gesteinen im Thale sind Gneis und Klein-A., Quarzporphyr und insbesondere das freundlich gelbe und weiche Johannit zu nennen. Im nördl. Teile des Thals, im Riesengrunde, befindet sich ein Zinn- und Kupferwerk.

Au pavé (pa.), auf dem Pflaster, auf der Straße, pavé gesetzt, aus dem Hause getrieben, herab gemacht.

Au porteur, ein in Deutschland eingebürgertes franz. Ausdruck, welchem unser »an den Inhaber« entspricht. Man braucht denselben hauptsächlich im Wertpapierwesen. Das Eigentum an solchen ist nämlich entweder durch die darin enthaltene unrichtige Bezeichnung des rechtmäßigen Eigentümers hergeleitet (in welchem Falle sie »auf den Namen« lauten, »Namenpapiere« sind) oder durch den bloßen Besitz, und im letztern Falle eben nur die Papiere »au porteur« gestellt, sind »Inhaberpapiere«. Sofern das Dokument au porteur ein Staats-, Kommunal-, ständischer oder ähnlicher Schulden oder eine Aktie ist, hat mithin der Inhaber das volle Recht auf die Rückerhebung bei der Fälligkeit, auf den Zins- oder Dividendengenuß sowie auf den Verkauf, über welchen kein schriftlicher Bericht (Leistung, Indossament) auf dem Papiere steht, während dies bei Namenpapieren andersherum geschieht. Bei den Zins- und Dividendengenuß sind den Papieren au porteur gewöhnlich besondere Zins- und Dividendenkupons, sog. coupons (f. d.), beigegeben, welche gleichfalls an den Inhaber zahlbar sind. In seltenen Fällen erfolgt die Bezeichnung über Zins- und Dividendengenuß durch Abstempelung des Originalpapiers seitens der zahlenden Behörde. Einem rechtmäßigen Inhaber eines Papiers au porteur nicht nur der förmlichen Beweis des unrichtigen Besitzes führen müssen, was immer schwierig ist; man kann sich aber desselben nicht an den bloßen Inhaber halten, welche das Dokument auf rechtmäßigen Wege erworben haben. Die Papiere au porteur gewähren demnach zwar große Vorteile hinsichtlich der Eigentumsübertragung

durch bloße Übergabe (und der Zinserhebung mittels Coupons) und sind deshalb jetzt fast allgemein bei öffentlichen Anleihen und Aktienunternehmungen üblich, erfordern aber auch sorgfältige Aufbewahrung, da Verluste oder Entwendung das durch sie verbriefte Eigentum in sehr vielen Fällen geradezu aufhebt. Ein Geldokument, welches sachgemäß immer auf den Inhaber lautet, ist das eigentliche Papiergeld, zu welchem auch die Banknoten gehören, die im Grunde eigene Wechsel auf Sicht sind, doch ohne die Verzinsungsfrist dieser letztern. Wechsel au porteur sind namentlich in England und Dänemark erlaubt, in Frankreich wenigstens sog. eigene Wechsel au porteur (billets au porteur). Die Allgemeine deutsche Wechselordnung erkennt derartige Papiere nicht als Wechsel an; doch kann man auch in Deutschland durch Ausstellung des Wechsels an eigene Ordre und offen bleibendes Blancoindossament (f. Indossament) einen gleichartig wirkenden Wechsel schaffen. Auch Connossemente (f. d.) werden au porteur gestellt, jedoch nur sehr selten.

Aurai, f. Auri.

Aurania, ein von Gnehm entdeckter, von der Berliner Aktiengesellschaft für Anilinfarbenfabrikation technisch dargestellter Farbstoff, welcher Seide und Wolle prachtvoll orange färbt. Die Verwendbarkeit dieses Farbstoffs ist jedoch gering, da er höchst nachteilige Wirkung auf die Haut ausübt.

Aurantiaceen (Aurantiaceae), f. Rutaceen.

Auratisch (vom lat. aurum, das Gold), das Gold betreffend; auratil, goldfarben; Auratur, die Vergoldung.

Auray (breton. Atrac), kleine Seehafenstadt im franz. Depart. Morbihan (Bretagne), auf einem Plateau am Flusse Voh, der die Stadt in zwei Teile, St. Gildas (rechts) und St. Goustan (links), teilt, hier den Namen A. annimmt, bei Hochwasser auch für größere Seefahrzeuge von 800 t schiffbar wird, für die hier ein äußerst sicherer Hafen ist, und 13 km weiter abwärts mit einem großen Altiarium in den Meerbusen Morbihan mündet. A. ist Station der Orleansbahn auf deren Linie Nantes-Brest und zählt (1876) 4335 (Gemeinde 4633) E., welche Küstenschiffahrt, Bootbau, Lederfabrikation und Seefischerei (Sardellenfang) sowie Handel mit Getreide, Vieh, Leder, Butter und Honig betreiben und als dampfkraftige, starrköpfige und höchst energische Leute bekannt sind. Der Ort hat enge, steile, gewundene Straßen und interessante Bauwerke, von denen zwei Kirchen ins 13. Jahrh. zurückreichen. Bis Mitte des 17. Jahrh. hatte A. einen blühenden Handelsverkehr, bis Lorient zum seiner ind. Kompagnie denselben großen Abbruch that; doch wirken die Bahn und die Dampfschiffverbindung mit Belle-Ile-Mer wieder günstig. Im J. 1364 brachte hier der Sieg des Grafen Johann von Montfort über Karl von Blois, der im Gefechte fiel, die 20jährige Fehde um die Bretagne zum Abschluss. St. Anne, ein von Bretonen stark besuchter Wallfahrtsort, liegt 4 km nordöstlich von A.

Aurbacher (Aurb.), deutscher Schriftsteller, geb. 26. Aug. 1784 in Lärzheim im bayr. Schwaben, kam 1801 als Novize in das Benediktinerkloster Ottobeuren und später in das Stift Wiblingen, verließ dasselbe aber wieder, wurde Hauslehrer und 1809 Professor des deutschen Stils und der Ästhetik beim Kadettenkorps in München. Seit 1834 in Ruhestand versetzt, starb er 25. Mai 1847. A. hat,

zum Theil anonym, zahlreiche Schriften veröffentlicht, die theils der Pädagogik angehören, z. B. »Pädagogische Phantasien« (Münch. 1838), »Schulblätter« (Münch. 1829—32), theils der Sprachwissenschaft, wie »Späken der deutschen Orthographie« (Münch. 1813), »Kleines Wörterbuch der deutschen Sprache« (Zulzb. 1828), »Lehrbuch des deutschen Stils« (2. Aufl., 2 Bde., Münch. 1822), theils der Poesie, z. B. »Dramatische Versuche« (Münch. 1826), »Novellen«, »Lyrische Gedichte« u. s. w. Am eigentümlichsten und bedeutendsten aber sind seine Volksschriften, die er alle anonym erscheinen ließ. So namentlich die »Abenteuer der Sieben Schwaben« (Reutl. 1846; poetische Bearbeitung von Simrod in dessen »Deutschem Volksbüchern«, Bb. 10), die »Abenteuer der Spiegel-Schwaben« u. a., die auch in den »Volksbüchlein« (2 The., Münch. 1827—29; 2. Aufl., Münch. 1835, Stuttg. 1839) abgedruckt sind. Seine »Gesammelten größern Erzählungen« gab Sarreiter (Freiburg i. Br. 1881) heraus. Rgl. Sarreiter, »Ludwig M.« (Münch. 1880).

Murel (Marc), röm. Kaiser, f. Antoninus.

Aurelia (Civitas Aureliana), der lat. Name von Orléans. A. Aquensis, Baden-Baden.

Aurelianus (Claudius Lucius Valerius Domitianus), einer der fruchtigsten röm. Kaiser, in einer Provinz an der untern Donau als Sohn eines kleinen Bauern (9. Sept. 214) geboren, trat als ein Mann von großer Körperstärke in eine der röm. Legionen und mußte sich rasch emporzuschwingen. Nachdem er sich unter Valerianus am Rhein und an der Donau, und unter Gallienus und Claudius (II.) an der Donau als Feldherr ausgezeichnet, ward er, als letzter zu Anfang des J. 270 in Sirnium starb, von der Armeen in Pannonien zum Kaiser ausgerufen. Der inzwischen in Italien zum Kaiser proklamirte Quintillus, des Claudius Bruder, konnte sich vor ihm nicht behaupten und gab sich selbst den Tod. So war M. noch vor Ende Aug. 270 Alleinherrscher. Er hatte noch vor des Quintillus Tode in Italien die Juthungen geschlagen; nun warf er auch an der untern Donau die Banbolen und Götten zurück, gab aber dann, um mit letztern zum Frieden zu kommen, die Provinz Dacien für immer auf. Dann eilte er nach Italien, vertrieb, wenn auch erst nach einer schweren Niederlage (270) im J. 271 die Alemannen, die verheerend in dieses Land eingebrochen waren, und begann zur Befestigung Roms gegen die Einfälle der deutschen Völker die Ausbesserung einer mächtigen Mauer, die nach ihm Probus beendet. Im J. 273 zog er dann aus, um den Orient der Zenobia (s. d.) zu entreißen, welche ihre Herrschaft von Syrien aus über Kleinasien und Aegypten ausgedehnt hatte. Die Palmyrenen wurden überall geschlagen, Zenobia endlich in ihrer Residenz Palmyra (s. d.) belagert. Nachdem sie bei einem Besuche zu entweichen gesungen worden, ergaben sich die Palmyrenen, empörten sich aber nach M.'s Abzug wieder, worauf er zurückkehrte und (273) ihre Stadt zerstörte. Auch die Aegyptier, die unter M. Firmus den Kampf fortsetzten, wurden von M. unterworfen, und ebenso ergab sich ihm zu Anfang des J. 274 nach einem Kampfe bei Chälons an der Marne Tetricus, der in Gallien regiert hatte. Durch diese glücklichen Kriege, und dadurch, daß er beim Heere Mannszucht und im Innern des Staats Ruhe und Ordnung herstellte, endlich auch der durch große Münzverfälschungen entstandenen Münzkrisis

im Reiche energisch zu begegnen anfang, wonach er den Titel »Wiederhersteller des Römischen Reichs« verbient, mit dem ihn der Senat begrüßte. Bei Byzanz auf einem Zuge gegen die Perser, wurde M. 275 als Opfer einer Verschwörung, die sein heimischer Nachhe, der die Bestrafung Vergehens fürchtete, angestiftet hatte. Vgl. S. 187, 188, 189. »Geschichte Roms von Valerian bis zu Constantian« (Berl. 1867); Brunner, »Vopiscus' Leben und Werke« (Lpz. 1868).

Aurelius Victor (Sextus), röm. Geschichtsschreiber des 4. Jahrh., wurde, obwohl von einer brüderlichen Geburt, vom Kaiser Julianus und von Theodosius d. Gr. zu den höchsten Ehren erhoben. Unter seinem Namen existieren folgende Schriften: »Origo gentis Romanae«, ein Werk des 6. oder 6. Jahrh., vielleicht von dem Historiker der ganzen Sammlung der unter M. stehenden Schriften, voll von erdichteten Quellen; »De viris illustribus urbis Romae«: Abriß der röm. Geschichte bis auf Augustus in graphischen, nicht ohne Wert (herausg. von Br. 3. Aufl., Lpz. 1860; von Neil, Bresl. 1850 u. 1851); »De Caesaribus«, ein kurzer Abriß der Kaisergeschichte bis zum Ausgang des Konstantius, in dem einige nur ein Auszug aus einem etwas ausführlicheren Werke des M.; endlich die »Epitome«, »Libellus de vita et moribus imperatorum Romanorum ab Augusti ex libris Sex. Aurelii Victoris«, bis zum J. 11. Kapitel ein Auszug aus dem Werke des M., mehr in biographischer Anlage, der zugleich aus andern Quellen stammendes enthält, von da ein Auszug aus andern Quellen, der bis auf Theodosius' Tod fortgesetzt ist. Die erste Ausgabe von M.'s Schriften besorgte Schott (Antwerp. 1574), außerdem sind die von Arnken (Amst. 1757), Bruner (Coburg 1757) und Schröder (2 Bde., Lpz. 1829—31) zu erwähnen. Eine deutsche Übersetzung lieferte Closs (Stuttg. 1837).

Murelle de Paladines (Claude Michel Louis), franz. General, Oberbefehlshaber der Laire-Armee im Deutsch-Französischen Kriege, wurde 9. J. 1804 zu Maligny im Depart. Yonne geboren, trat in die Militärschule zu St.-Cyr gebildet, trat 1821 in die Armee, diente 1841—48 mit Auszeichnung in Afrika und wurde 1851 Brigadegeneral, 1854 Orientkriege befehligte er die 2. Brigade der 4. o. Reserve-Division (Nürnberg) der franz. Streitkräfte, zeichnete sich in der Schlacht an der Alma 20. Sept. 1854 sowie in der Schlacht von Solferino 24. Juni 1859 aus. Im J. 1855 erhielt er den Grad eines Divisionsgenerals, übernahm 1857 eine Division der Armee von Lyon und 1858 die Militärdivision Montpelier, 1859 die zu Marseille. Von 1867 befehligte er die Militärdivision zu Metz, und nachdem er 1868 das Großkreuz der Ehrenlegion erhalten, 15. Jan. 1870 zur Reserve über. Beim Ausbruch des Krieges gegen Deutschland berief man ihn jedoch in den aktiven Dienst zurück und schickte ihn nach Marseille. Die provisorische Regierung Tours beauftragte ihn hierauf mit dem Oberbefehl im Westen (15., 16., 18. Militärdivision), übergab ihm 11. Okt. 1870 das Kommando des neu gebildeten 15. Korps und 14. Okt. den Oberbefehl über die Loire-Armee, welche sich zwischen Tours und Orléans formierte. M. kämpfte 9. Nov. glücklich bei Coulmiers gegen die Truppen des Generals Bismarck und besetzte 10. Nov. Orléans. Hier folgte jedoch eine Reihe unglücklicher Gefechte gegen

des Königs des Prinzen Friedrich Karl und die Truppen bei Großberg bei Westenburg: Schwerin und L. der Verlust von Orleans. Die jungen Truppen lösten sich nach diesen Schlägen größtentheils auf und A. wurde 6. Dez. des Oberkommandos entlassen und zum Kommandanten von Cherbourg ernannt, doch lehnte er die Übernahme dieser Stellung ab und begab sich nach der Schweiz. Nach A. Abzug als Botschaftskommisar vom 28. Jan. 1871 in die mit Sachverständigen Nationalversammlung gewählte, erklärte er sich hier gegen die Wiedereröffnung des Kampfes und wurde auch zum Mitgliede der französischen Kommission ernannt, welche über die Dauer des Abzuges des Präliminarfriedens zu Seite setzen sollte. Nach Abzug der deutschen Truppen aus Paris ernannte ihn im März 1871 zu dem Ehrenbürgeramt zum Oberbefehlshaber der Nationalgarde des Seine-Departements und übertrug ihm bald darauf die 14. Territorialdivision (Paris); 1873 wurde ihm das 18. Korps anvertraut, 1874 trat er in den Ruhestand. Seit 1864 war A. lebenslängliches Mitglied des Senats; am 17. Dez. 1877 zu Versailles. A. verließ die Geschichte der Kämpfe an der Loire: *Campagne de 1870—71; la première armée de la Loire* (Par. 1872; deutsch von La Pierre, Braunschweig 1874).

Aurengabad oder **Aurungabad**, d. h. Stadt des Glücks, eine ehemalige Provinz in Vorderindien in westwehl. Delan, früher Ahmednagar und Zuland genannt, bildete seit 1690 eine der sechs Subdiv. oder Provinzen des Großmoguls von Delhi. Sie enthielt das Küstengebiet zwischen dem Bombay Meer, einen Teil der westl. Küste und das obere Gebiet des Godavery mit Kutchi südwärts bis zum Bhima, und bot den Rajpooten (s. d.), die hier ihre Heimat hatten, eine gute Pforte und Schlupfwinkel dar. Vor ihm im 1818 teils mittelbar, teils unmittelbar war die Herrschaft der Engländer. Dieser letztere Teil bildet gegenwärtig hauptsächlich die Subdiv. Ahmednagar, Pune, Solapur, Belgaum, Mirat, Canara oder Honawar, Kutchi oder Kutchi der südl. Division der Präsidien von Bombay. — Die Stadt A., in Hyderabad, der Provinz des Rajam, hieß früher Sur. A. und erhielt den heutigen Namen erst zur Zeit, als Aurang-Zeb Statthalter vom Delan war und vor Ahmednagar A. zur Residenz erhob. Sie liegt an Kreuzungspunkte vieler Heerstraßen und an dem von Godavery südlich abfließenden Bergflusse Darna, der sie von der Vorstadt Begumabad trennt, in einem wasserreichen Bassin. Die Bevölkerung, früher 100 000 E., ist bis auf 60 000 gesunken, welche vortreffliche Seidenstoffe, Gold- und Silberarbeiten fertigen und Gemüsegärtnerei treiben. Brauchvoll ist das Grabgebäude für Aurang-Zeb's Gemahlin Robia Durani, nach dem Tode des kaiserl. Mahal bei Agra erbaut. Umgeben 20 km nordwestlich von A., jenseit der Subdiv. Daulatabad (s. d.), des prächtigen Grabmals Aurang-Zeb's und des Grottenhauses von Aurang (s. d.), liegt auf einer romantischen Tafelhöhe das Dorf Kofah, ausgezeichnet durch sein grandioses Klima und deshalb vielfach von Fremden, die es mit weiter Ferne, besucht.

Aurang-Zeb (richtiger Aurang-Zib, d. i. Herr des Thrones), Großmogul 1658—1707, geb. 20. Okt. 1618, ein Sohn des Großmoguls Schah-

Dschihan, war neun Jahre alt, als sein schwacher und unglücklicher Vater zur Regierung gelangte. Früh schon von Herrschsucht entbrannt, suchte er seine weitgehenden Pläne durch die Pflege religiöser Übungen und durch anscheinende Zurückhaltung zu verbergen. Im 20. Jahre zeichnete er sich im Kriege seines Vaters gegen die Fürsten von Bistapur und Golkonda durch Mut und strategische Einsicht aus und erhielt 1638 die Statthaltertschaft vom Delan. Einen Aufstand der Vasallen dieses Reichs schlug A. 1656 energisch nieder. Nachdem er seine Brüder Dara, Subjah und Murad besiegt und den Vater gefangen genommen hatte, bestieg er 2. Juli 1658 den Thron zu Delhi und nahm den Namen Alam-Akbar, d. i. Überwinder der Welten, an. Obgleich A. seine Brüder ermorden und seinen Vater bis zu dessen Tode in Agra gefangen halten ließ, regierte er doch mit Weisheit und Gerechtigkeit. Einen seiner Söhne, die versucht hatten, sich eine Partei im Staate zu machen, ließ er 1666 vergiften, während der zweite nach Persien floh. Er führte viele glückliche Kriege im Delan (1668), mit den Bergvölkern von Kabul und Kandahar (1669, 1673) und den Rajpooten (1678) und erweiterte 1683—87 durch völlige Einkreisung der Vasallenstaaten Bistapur und Golkonda sein Reich sehr bedeutend. A. war ein großer Freund der Europäer und liebte Pracht und Luxus, wie einfach und mäßig er in seinen eigenen Bedürfnissen auch war, besaß eine umfassende Bildung, begünstigte die Künste, gründete Bibliotheken und Schulen und zog viele Gelehrte an seinen Hof, blieb jedoch bis zu seinem Tode ein fanatischer Anhänger des Islams. A. starb 21. Febr. 1707 zu Ahmednagar; ihm folgte in der Regierung sein Sohn Schah-Aum, unter dem das Reich sehr bald in Verfall geriet.

Aureole, s. Heiligenschein.

Aureus, eine altröm. Goldmünze, welche zuerst 207 v. Chr. und zwar mit demselben Stempel wie der röm. Denar (s. d.) geprägt wurde, weshalb sie auch die Bezeichnung *denarius aureus* trägt. Die ersten derartigen Münzen waren von ganz feinem Golde, 2 Drachmen oder $\frac{1}{2}$ Unze schwer und galten 25 Silberdenar oder 100 Sesterzen. Unter der Republik wurde der A. nur sehr selten ausgeprägt, um so mehr aber in der Kaiserzeit, wo er jedoch nach und nach immer mehr an Gewicht verlor; daher sind die kaiserl. Aurei im Werte sehr verschieden. In den spätern Zeiten wurde der A. als Solidus (s. d.) bezeichnet. (s. d.).

Aureus mons, röm. Name von Semendria **Aurich**, Hauptstadt des ehemaligen Fürstentums Ostfriesland und des gleichnamigen Landdrosteizirks in der preuß. Provinz Hannover, liegt in der Mitte der Landdrostei, 96 km nordwestlich von Bremen und 21 km ostnordöstlich von Emben, mit welcher Stadt sowie mit dem 40 km östlich gelegenen Wilhelmshafen es durch den Ems-Jade-Kanal, welcher den ganzen Frachverkehr vermittelt, verbunden ist. Die Stadt ist Sitz der Landdrostei, eines Landgerichts, Amtsgerichts, Konsistoriums, Staatsarchivs, auch der ostfries. Landtschaft und zählt (1880) 5382 E. Unter den Gebäuden des freundlich gelegenen Städtchens sind hervorzuheben: das 1852 umgebauete alte gräflich-sächs. Schloss, ein stattlicher Bau, groß genug, den sämtlichen Behörden Raum zu gewähren; die luth. Lambertikirche mit einem geschweiften Altarbild des

15. Jahrh. aus dem nahen Eistertienferkloster Hlow, die reform. Kirche, die Synagoge, das Landschaftliche Haus mit den Porträts sämtlicher Regenten von Ostriesland, das Gymnasium, das neue städtische Schullehrerseminar, das Sethe-Stift und das Mausoleum einiger ostfries. Fürsten. Die Industrie ist ohne Bedeutung, wichtig dagegen der Pferde-, Rindvieh- und Butterhandel. Ungefähr 3 km südwestlich der Stadt ist ein ehrwürdiges Denkmal fries. Rechtsgegeschichte, ein Hügel, der Upstallsbom (Obergerichtsbaum), wo sich bis ins 14. Jahrh. hinein die Abgeordneten der sieben fries. Seelande jährlich zu beraten pflegten.

Der jetzige Landdrostebezirk Aurich begreift, historisch genommen, das Fürstentum Ostfriesland und das Harlingerland und hat 3108,75 qkm mit (1880) 211652 E. (gegen 201053 im J. 1875, Zunahme 5,1 Proz.) und zerfällt in drei Kreise: A. (1370,8 qkm mit 81680 E.), Embden und Leer.

Aurichalcom, früher gebräuchliche Bezeichnung für Messing. Plinius gebrauchte die Worte A. und Aes als gleichbedeutend.

Auricular (vom lat. auris, das Ohr), auf das Ohr bezüglich, das Ohr betreffend. Auricular-Konfession, die Ohrenbeichte.

Aurifaber, latinisiert aus Goldschmied, ist der Name mehrerer Theologen der Reformationszeit. Johann A., 1519 in der Grafschaft Mansfeld geboren, studierte 1537–40 zu Wittenberg Theologie, war 1540–44 Erzieher der jungen Grafen von Mansfeld, lehrte 1545 nach Wittenberg zurück, erfreute sich des nähern Umgangs mit Luther als dessen Tischgenosse und Janulus, begleitete ihn auf der letzten Reise nach Eisleben und war bei seinem Tode zugegen. Im Schmalkaldischen Krieg kurfürstl. Feldprediger, ward A. 1551 Hofprediger in Weimar, aber infolge der Placianischen Streitigkeiten 1561 seines Amtes entsetzt. Er fand bei den Grafen von Mansfeld in Eisleben einen Zuflucht und ward 1566 Pfarrer zu Erfurt, wo er 18. Nov. 1575 starb. Das größte Verdienst hat sich A. erworben um die Schriften Luthers, indem er die große jener Ausgabe von Luthers Werken (1556–58) mit leitete, 1564 und 1565 zwei Foliobände bisher ungebrachter deutscher Schriften Luthers, 1556 und 1565 zwei Bände Briefe und 1566 die »Tischreden« herausgab. — Ein zweiter Johann A., geb. 30. Jan. 1517 zu Breslau, studierte seit 1534 in Wittenberg und trat hier 1538 als Dozent in die philos. Fakultät ein. Auf Melancthon's Empfehlung ward A. 1550 als Pfarrer und Professor der Theologie nach Kostod berufen und wirkte hier höchst segensreich durch eine fruchtbringende Kirchenleitung. Weniger erfolgreich war seine Thätigkeit in Königsberg, wohn A. 1554 zur Beilegung der Osiandristischen Streitigkeiten berufen ward. Im Mai 1567 siedelte A. nach Breslau über als Pfarrer an St. Elisabeth und Inspektor der Kirchen und Schulen, doch starb er bereits 19. Okt. 1568.

Aurifamma, f. Driflamme.

Aurignac, Kantonshauptort im franz. Depart. Ober-Garonne, auf einem Plateau (430 m), 2 km von der in die Garonne gehenden Louge, 21 km im N. von St. Gaudens, zählt 1480 E., welche mit Vieh und mit Leber handeln. In der Nähe befindet sich eine Höhle mit 17 menschlichen Skeletten, die 1852 entdeckt und von C.artet 1860 für einen Begräbnisplatz aus der Steinzeit erklärt wurde.

Aurigay, franz. Name von Alderney (s. d.).

Aurifel (*Primula Auricula* L.), beliebte nierende Gartenblume. Ihre Grundfarbe ist auf den deutschen Boralpen und in ganz südl. Europa bis zum Orient wild an ihren kurzen, etwas biden, behaarten farnigen, graulichen Blättern zu erkennen, denen der Schaft mit einem Bouquet an kurz gestielten, gelben, angenehm duftenden Blüten sich erhebt. Ob die zahlreichen Varietäten nur von dieser Art oder noch von abstammen, ist ungewiss. Am frühesten in England kultiviert; im 17. Jahrh. zu Kultur nach Holland hinüber, von wo sie Engländer die Götter ihrer eigenen Götter gebildet zurückbrachten.

Man unterscheidet vier Klassen von A. wohnliche Blumen mit nur einer Farbe um mattweißen Auge; 2) schattierte oder Lüll gefüllte Blumen mit einem gelben, oliven oder auch wohl weißen Auge und zwei verschied. Farben oder einer Farbe, welche aber in Auge hin dunkler, nach dem Rande der Krone hin heller sein muß; 3) englische oder berte, charakterisiert durch den weichen der die Pflanze, selbst die Blumentrone der Blumen haben ein unregelmäßiges, oft für Auge und düstere Farben, sind gewöhnlich selten schattiert, öfter mit einem grünen umsäumt; 4) gefüllte A., wenig geschäftig, aus wenigstens zwei ineinander stehenden Kronen. Die geschäftigsten Farben der Ertteilung sind Blau, Schwarzbraun und die der zweiten samtiges Dunkelbraun, braun, Purpur, samtiges Feuerrot, Ocar Chamois, Amarant, Blau; die der dritte Chamois, Purpurbraun und Olivengrün. t gefüllten A. liebt man vorzugsweise Gelb borte, Purpurbraun und Schwarz. Der einer kulturwürdigen A. soll gerade, kräftig guter Haltung, nicht über 20 cm hoch sein, reiches Bouquet tragen. Die Blumen sollen kurz gestielt sein und sich so halten, daß vorn gesehen werden können. Der Saum der Blumentrone muß verhältnismäßig groß, oval flach, möglichst rund und der Schlund zu Staubbeutel ausgefüllt, das Auge groß, mäßig, mehr rund als eckig sein. Im allgemeinen nimmt man es mit diesen Anforderungen weniger genau als früher, besonders wenn nicht sowohl um eine Kollektion, als um die stattung eines Blumenbeetes handelt.

Die A. blüht im April und Mai, oft a Herbst zum zweiten male. Die Kultur ist einfach; am besten gedeiht die A. in einem konfistenten, dabei durchlässigen frischen, feuchten Boden in halbschattiger, doch lüftig von oben freier Lage, in der sie gegen heiße geschützt ist und nur etwa 3–4 Stunden Sonne hat. Der Boden darf keinen tierischen ger enthalten, sondern wird besser mit guter erde oder sonstigen gut zerkleinten pflanzlichen gemischt. Gegen Frost ist die A. fast gar nicht pfindlich, desto mehr gegen häufigen Frost und Thaumetter, heiße, trockene Luft dauernden Regen im Frühjahr. Es ist viel der Grund, warum Auriselfreunde ihre beher men, ganz besonders die englischen und die ten, in Töpfen kultivieren, so daß sie gegen bilden der Witterung weit leichter geschützt

Aurora musis amica, lat. Sprichwort: »die Morgenröthe ist den Mufen hold«, entspricht unserm »Morgenstunde hat Gold im Munde«.

Auroröl, Petrolin, Safety-oil, Liquid gas, Danforth's oil, American safety gas sind Bezeichnungen für die flüchtigsten Teile des Petroleum's, die bei der Rectifikation des Petroleum's als erster Anteil des Destillats erhalten werden. Dieselben sind im höchsten Grade feuergefährlich, ihr bei gewöhnlicher Temperatur sich bildender Dampf explodiert, mit Luft gemischt, gewaltig; man hat sie zur Carburierung des Leuchtgases benutzt.

Aurum (lat.), das Gold; A. fulminans, Knallgold; A. musivum, Ruffgold; A. potable, s. unter Alchimie. Auri sacra fames, Hungerdürstige Gold- oder Gelbgier. [rengabad.]

Aurungabad, Stadt in Vorderindien, s. A. u. s.

A. u. s., Abkürzung für Actum ut supra (s. d.).

Ausarten, Ausartung, s. unter Abarten.

Ausban, s. Abbau (landwirtschaftlich).

Ausbeute ist gleichbedeutend mit »Ertrag« an unmittelbaren Erzeugnissen einer Stoffproduktion und bezeichnet die bergmännischen Unternehmungen den nach Abzug der Betriebs- und Generalkosten von einem Grubenbetriebe verbleibenden Gewinn, der unter die Teilhaber des Unternehmens (hier die Besitzer von Rugen oder Auzanteilen einer Gewerkschaft) zur Verteilung gebracht wird.

Ausbeutemünzen nennt man eine Art von Schaumünzen, welche in Gold- und Silbergruben geprägt worden sind, namentlich dann, wenn diese eine starke Ausbeute oder auch wenn sie die allererste Ausbeute gaben. Man hat je nach der Erzielbarkeit der Gruben Ausbeute große, Ausbeutegulden, Ausbeutehaler, in Gold Ausbeutebukaten geprägt. Von preussischen A. sind besonders die Thaler mit der Bezeichnung: »Segen des Mansfelder Bergbaues« hervorgehoben.

Ausblasen des Dampfkessels (fr. purger, englisch blowing off), dasjenige Verfahren, mittels dessen durch Öffnen eines an der tiefsten Stelle des Dampfkessels befindlichen Hahns ein Teil des Kesselwassers entfernt wird, um den durch das Speisewasser abgelagerten Schlamm und lockern Kesselstein, sowie (bei Schiffskeßeln) den durch die Seedampfung konzentrierten Salzgehalt desselben zu beseitigen, wobei durch die unter noch vorhandenem Dampfdruck entstehenden lebhaften Strömungen die Ablagerungen mit fortgerissen werden; auch das vollständige Entleeren des Kessels zum Zweck einer gründlichen Reinigung, welches entweder gleichfalls durch Hahne oder Ventile oder durch an leicht zugänglichen Stellen eingetriebene Zapfen geschieht. Endlich nennt man zuweilen Ausblasen, gewöhnlicher jedoch Abblasen, das bei übermäßigem Dampfdruck erfolgende Öffnen der Sicherheitsventile.

Ausblähen, s. Auswintern.

Ausbreitmaschine (fr. élargisseur, engl. spreading-machine), eine häufig mit dem Kalandrier (s. unter Appretur) in Verbindung stehende Vorrichtung, welche den Zwed hat, die infolge der verschiedenen Appreturarbeiten mehr oder weniger verzogenen Gewebe der Breite nach auszubehnen. Derselbe besteht meist in einem System von Stäben, welche in der Breitenrichtung des Stoffs liegen und von der Mitte nach beiden Rändern desselben zu in ihrer Längsrichtung eine derartige schiebende Bewegung erhalten, daß sie sowohl alle Fäden aus-

streichen, als auch eine hinreichende Spannung der Querrichtung bewirken.

Ausbruch heißen in Ungarn, vornehmlich Zolan, Eperies u. s. w., diejenigen Weine, u. aus den Traubenbeeren der Trauben, die man besonders ausgebrochen hat, geteilt werden. In Oesterreich werden hier und da Ausbruchweine reitet, sie heißen »geredet«, von »reden«, ein Beeren ausbrechen. Über dem A. steht die Gabel, welche aus den abgewellten, rosinenartigen Beeren vor der Kelter abläuft. Werden die Trauben welche Gabeln gegeben haben, mit Most von an frischen, guten Trauben begossen und gelindert, so heißt auch diese Sorte oft A. Es geht viel Betrug sowohl mit dem A. als auch mit Esenz vor, und selten bekommt man diese Sorten rein und echt. Auch am Rhein geschieht weilen das Ausbrechen der reifsten Weinbeeren besonders edle Weine zu erzielen; doch dient die Bezeichnung A. öfter nur für einen hohen Wein bester Lage, gewöhnlich Auslese (s. d.).

Ausbürger, s. unter Bürger.

Auscha (böhm. Uschtiak), alte, schon im Jahr. urkundlich erwähnte Stadt in der Hauptmannschaft Leitmeritz in Böhmen, eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 2411 deutscher Junge. Nach der Schlacht am Berge (1620) kam das konfiskierte Gut mit Stadt als Geschenk in Besitz der Jesuiten, die Schloß sowie die Pfarrkirche neu erbauten. Nach Aufhebung des Ordens wurde es von Religionsfonds-Verwaltung übergeben.

Aufschwitz, poln. Osowiec, Stadt im Beszkr. Wiala, 3 km. von der preuss.-schl. Gr. an der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, an welcher hier die Oberschlesische Bahn nach Wroclaw schließt, auf dem rechten Ufer der mehr nördlich die Weichsel fließenden Sola gelegen, zählt (1875) 4754 E. Nur 15 km im Osten, am linken Ufer hier ebenfalls in die Weichsel fallenden Elbe liegt im Beszkr. Wadowice die Stadt Zator. 1218 E. und altertümliches Schloß auf h. Anhöhe. Den ganzen weisl. Grenzstrich Galizien östwärts etwas über die Slawa hinaus, bilden ehemaligen poln. Herzogtümer Aufschwitz, Zator, mit einem Areal von 2478 qkm. 200.000 E. Die Stadt A. gehörte im früheren 17. J. dem Kaiserlichen Beszkr. Wadowice, bis 1779 der p. Herzog Kasimir II. dieselbe seinem Neffen Polaw, Herzog von Kalidob, gab. Ein Nachkomme desselben, Johann, nannte sich nach seinem Vornamen Herzog von Osowiec, bekannte sich aber für die meisten polnisch-schles. Fürsten, für die Basallen des Königs Johann von Böhmen. In seinem ohne Erben erfolgten Tode kam A. an die Herzoge von Teschen und Großglogau, hatte aus diesem Hause eigene Herzoge, bis 1457 das Herzogtum A. und 1494 das Herzogtum A. an Polen verlor. König Sigismund August verband 1564 beide Herzogtümer zu einem Körper und zugleich näher mit Polen. Der ersten Teilung Polens kamen sie 1773 mit den übrigen Galizien an Oesterreich und wurden diesem, weil sie lange Zeit Bestandteile von Teschen gewesen, 1818 für Teile des deutschen Reichs erklärt. Am 27. Juni 1866 wurde Stadt von den Preussen angegriffen, die aber gemieden wurden. Vgl. Biernmann, »Zur Geschichte der Herzogtümer Zator und A.« (Wien 1863).

Kubik..., f. Auscult....

Kubisch (beton), f. Verennierend.

Kubikinhalt ist die Eigenschaft der Körper, einen bestimmten Raum einzunehmen; die Größe dieses Raumes heißt der Rauminhalt (Kubikinhalt) oder das Volumen des betreffenden Körpers. Das Schicksal jedoch der Ausdehnung in den verschiedenen Richtungen oder Dimensionen ergibt die Gestalt des Körpers. Da man drei Haupt- oder Grundrichtungen unterscheidet, die zueinander senkrecht sind, nämlich Länge, Breite und Dike oder Höhe, so schreibt man der mathem. Linie nur zwei λ , der Fläche zwei und dem Körper drei λ . Eine Dimension ist.

In der Physik wird die λ zu den wesentlichen Eigenschaften der Körper gezählt, weil von ihnen die menschlichen Sinne eben nur dadurch wahrnehmbar sind, daß er einen Raum einnimmt, wie nämlich ein Körper ohne dreifache λ nicht gedacht werden kann. Die räumliche Größe der Körper unterliegt Veränderungen durch Kräfte; eine Veränderung der Größe wird ebenfalls λ , eine Verminderung dagegen Zusammenbrückung genannt. Die Eigenschaften der Körper, solche Volumenveränderungen, bei gleichbleibender Menge ihrer Masse, z. B. bei derselben Masse, zuzulassen, wird in dem ersten Theile ihre Ausdehnbarkeit oder Expansibilität, im letztern Falle ihre Zusammenziehbarkeit oder Kompressibilität genannt. Alle Körper stehen in der Regel (die Ausnahmen sind seltener) auf scheinbar oder höchst selten) durch die Wärme ausgedehnt und ziehen sich beim Abkühlen wieder zusammen. Wenn feste Körper sich durch Erwärmung ausdehnen, so kann man entweder nur die λ ihrer Länge (lineare λ) oder die Vermehrung ihres räumlichen Inhalts (λ des Volumens) zu bemessen suchen. Die λ der festen Körper bei der Temperaturerhöhung geringer als die der tropfbar flüssigen, die λ der letztern, unter sonst gleichen Umständen, geringer als die der gasförmigen Körper. Um bei der Erwärmung der festen Körper die λ der festen Körper ersichtlich und messbar zu machen, dient das Hebelapparatometer (Fig. 1). Da zu erwärmende Stab λ steht mit

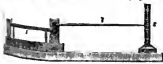


Fig. 1.

an einem Ende gegen einen festen Widerstand ν , der einen andern Ende gegen den kürzern Arm des Hebelstabs, dessen längerer Arm λ auf dem Ende λ des Stabes λ in vergrößertem Maßstab zeigt. Je mehr sich der Stab λ ausdehnt, desto mehr hebt sich der Hebelarm λ . Aus der Hebelstabs abgelesenen Zahl für die Erwärmung λ kann man die λ des Stabes für eine bestimmte Temperaturerhöhung berechnen. Verschiedene Versuche haben gelehrt: 1 m λ ausdehnt sich, wenn seine Temperatur zwischen 0° und 100° C. um 1° C. steigt, um $0,0000124$ m. Man nennt die Zahl, welche angibt, um den wievielten Teil sich die Länge einer Längeneinheit ausdehnt bei der Temperaturerhöhung von 0° zwischen 0° und 100° C.) ausdehnt, den Ausdehnungskoeffizienten des betreffenden

Körpers. Diese Zahl hat man mit n zu multiplizieren, wenn man die λ für die Temperaturerhöhung von n° C. berechnen soll. Der Ausdehnungskoeffizient für 1° C. beträgt bei Messing $0,0000128$, Kupfer $0,0000171$, Eisen $0,0000129$, Platin $0,000008$ und Glas $0,000007$. In der Regel erfolgt die λ der festen amorphen Körper und der hexagonalen Kristalle nach allen Richtungen hin gleichmäßig; bei den andern Kristallen findet dies jedoch nicht statt. Die Zahl, welche angibt, um den wievielten Teil ihres Volumens sich die Volumeneinheit eines Körpers bei der Temperaturerhöhung von 1° C. (zwischen 0° und 100° C.) ausdehnt, heißt kubischer Ausdehnungskoeffizient; er beträgt (wie in Fig. 2 durch den Zuwachsangebeutelt) das Dreifache des linearen Ausdehnungskoeffizienten. Ein Glasgefäß, welches um 1° C. erwärmt wird, erhöht also sein Volumen um 3 mal $0,000007$ des ursprünglichen Volumens. Die λ der festen Körper muß im praktischen Leben, z. B. beim Legen der Eisenbahnschienen, welche für die λ zwischen Räume erhalten müssen, berücksichtigt werden. Die Angaben von Präzisionsmaßstäben müssen nach den Temperaturen korrigiert werden; ihre Normaltemperatur muß angegeben sein.



Fig. 2.

Die λ der tropfbar flüssigen wird dadurch ersichtlich, daß sie sich stärker ausdehnen als ihre Gefäße; man erhält also zunächst nur ihre scheinbare Volumenausdehnung, aus welcher die wahre berechnet wird, indem man zur ersten die λ der Gefäße addiert. Um die λ der Flüssigkeiten zu messen, bedient man sich entweder thermometerartiger Gefäße oder man bestimmt das Gewicht der zu untersuchenden Flüssigkeit, welche ein kleines Glasgefäß bei verschiedenen Temperaturen (z. B. 0° und 100° C.) enthält. Solche Gefäße (Fig. 3 und 4) füllt man bei 0° C. mit der Flüssigkeit (Fig. 4 bis zur Marke a) und bestimmt dann das Gewicht der letztern bei 0° C. Erhöht man hierauf die Temperatur auf 100° C., so tritt ein Teil der Flüssigkeit (Fig. 3) aus dem Gefäß oder (Fig. 4) über die Marke, von wo sie bis zur letztern entfernt wird. Wenn jetzt bei 100° C. wieder das Gewicht der zurückgebliebenen Flüssigkeit bestimmt wird, so läßt sich aus den beiden Wägungen die scheinbare λ der Flüssigkeit für die Temperaturdistanz von 0° bis 100° C. berechnen. Da sich wegen des Widerstandes der Gefäßwände die Flüssigkeiten nur nach einer Richtung, d. i. nach der offenen Seite des Gefäßes hin, ausdehnen können, so leuchtet ein, daß bei flüssigen, und ebenso bei gasförmigen Körpern stets der kubische und nicht der lineare Ausdehnungskoeffizient erhalten wird. Schon zwischen 0° und 100° C., wo sich die festen Körper meist proportional der Temperaturerhöhung ausdehnen, erfolgt meist die λ der Flüssigkeiten nicht proportional der Temperatur; besonders unregelmäßig ist die λ des Wassers und Alkohols. Das Quecksilber jedoch dehnt sich zwischen 0° und 100° C. proportional



Fig. 3.



Fig. 4.

der Temperaturerhöhung aus und dessen kubischer Ausdehnungskoeffizient für 1° C. beträgt $0,0001818 = \frac{1}{5500}$. Wegen der regelmässigen und verhältnismässig starken α des Quecksilbers wird dasselbe häufiger als andere Körper zu Thermometern (s. d.) angewendet; letztere beruhen überhaupt auf der α der Körper durch die Wärme. Beim Erhitzen flüssiger Körper findet meist eine Zusammenziehung, nur bei wenigen, wie z. B. beim Wasser, findet eine α . und zwar um $\frac{1}{10}$ seines Volumens statt, so daß die Dichte des Eises nur 0,9 von jener des Wassers beträgt, daher das Eis auf dem Wasser schwimmt. Die Kraft, mit der sich das Wasser beim Gefrieren ausdehnt, ist so mächtig, daß es die stärksten Gefäße und selbst eiserne Bomben (Fig. 5 und 6), in welche man es eingeschlossen hat



Fig. 5.



Fig. 6.

(Williams in Quebec 1785 und Hagenbach 1879), sprengen kann.

Die Gase und Dünste dehnen sich noch bei weitem stärker aus, als die tropfbaren Flüssigkeiten und zwar alle, sie mögen materiell noch so verschieden sein, in gleicher Stärke. Ihre α beträgt für je 1° C. Temperaturerhöhung $0,00365 = \frac{1}{273}$ jenes Volumens, welches das Gas zu Anfang seiner Temperaturerhöhung besaß. Die α oder Zusammenziehung der Gase wächst proportional mit der Erhöhung oder Herabsetzung der Temperatur (Gay-Lussac'sches Gesetz 1802). Sind die Gase allseitig durch feste Wände abgeperrt, so wächst ihre Spannkraft, also ihr Druck auf die Wände proportional mit der Temperaturzunahme. Die höchst regelmässige α der Gase wird zu wissenschaftlichen Zwecken bei Luft- und Gasbarometern verwendet. (S. unter Thermometer.)

Ausdruck im allgemeineren Sinne bedeutet jedes sichtbare, hörbare oder fühlbare Zeichen einer Vorstellung oder Empfindung. So ist das Wort, als ein sichtbares und hörbares Zeichen, α . einer Vorstellung; so sind selbst bloße Laute doch Ausdrücke von Empfindungen; so wird ein Händedruck zum α . der Freundschaft. In engerer Bedeutung nennt man α . ein natürliches und wesentliches Zeichen für Vorstellungen und Empfindungen, durch welches sich das Innere im Äußeren veranschaulicht, das Geistige im Körperlichen kräftig und lebendig hervortritt. So sagt man von einem menschlichen Antlitz, daß es α . habe oder ausdrucksvoll sei, wenn sich in ihm nicht bloß die allgemeine Form des menschlichen Gesichts überhaupt ausgedrückt findet, sondern die ganze geistige Individualität, die ganze inwohnende Seele in den Fügen des Gesichts ankündigt. Ebenso hat ein Künstler α ., wenn es den Gegenstand, den der Künstler darstellen wollte, in kräftiger Lebendigkeit gleichsam selbst zur Anschauung bringt. Das Wesen und der Zweck des α . ist natürlich bei allen schönen Künsten ein und derselbe und nur nach den verschiedenen Darstellungsmitteln verschieden. Während der Musiker durch Töne, der Tänzer durch Bewegung und Stellung, der Schauspieler durch Mimik und Deklamation, der Maler durch Gestalt und Form die in künstlerischer Imagination aufgeführten Vorstellungen und Empfindungen zum α . zu bringen sucht, so dient bei den poetischen und pro-

saischen Kunstschöpfungen die Sprache, die Wahl der Worte und Bilder, zur ausdrücklichen Mitteilung der Vorstellungen und Empfindungen. In etwas weiterem Sinne ist α . in der Rhetorik und Stilistik als die Darstellung überhaupt, weshalb sogar ein Wort und eine jede Redensart ein α . genannt.

In der Mathematik versteht man unter mathematischem und analytischem α . die Bezeichnung eines Anzahlbegriffs durch eine Verbindungs-Zahlzeichen. So ist $\frac{12-9}{3} + 18$ ein α . für

Ausdünstung nennt man in der Phy- und Medizin die unsichtbare Auscheidung Wasser und andern flüchtigen oder gasförmigen Stoffen durch Haut und Lungen. Haut und Lungen gleichen sich darin, daß beide bedeutende Mengen Wasser in Form von Dampf und außerdem: Säure an die Luft abgeben. Die Menge die sichtbar ausgeflossenen Wassers beläuft in Stunden auf reichlich 1 kg, wovon man ein Drittel auf die Haut und ein Drittel auf die Lungen rechnen kann. Dagegen überwiegt die Abfuhr von Kohlensäure in der Lunge beträchtlich auf der Haut und ist etwa 25—50 mal so viel als letztere. Außer dieser unsichtbaren Auscheidung erfolgt aus der Haut bekanntlich auch eine d. i. der Schweiß (s. d.) und der Hauttalg, enthalten flüchtige Stoffe (Fettsäuren) oder flüchtige, ammoniakalische Zersetzungsprodukte der unsichtbaren Hautausdünstung und derselben einen eigentümlichen Geruch können. Dasselbe gilt von flüchtigen Stoffen vom Blagen aus ins Blut gelangt sind und α . befeuchten können, wie z. B. der Alkohol zum Teil in den Lungen wieder ausgeföhrt und der α . derselben, d. h. dem Atem, so ruch mittelst. Ist die Auscheidung in den Eindrücken so gering, daß von den Schweissporen ebenso viel abkühlt, als in den Schweissporen ausgeschieden wird, so kann es nicht zur Bildung von Schweiß kommen; das Wasser in sonstigen flüchtigen Bestandteile des Schweißes dann vollständig in der unsichtbaren α . während die festen Bestandteile (Salze) auf der Haut zurückbleiben. Alles, was die Ausdünstung im allgemeinen begünstigt, wird Hautausdünstung befördern, also geringer Gehalt der Luft, hohe Temperatur und Weir der Luft an der Oberfläche des Körpers. Es wirkt auch innere Zustände des Organs begünstigend, nämlich Blutüberfüllung der rascherer Blutumlauf (infolge von Körpergungen, Erziehung u. s. w.), sowie reichlicher Gebrauch von Getränken, welche das Blut zu machen.

Auseinanderlaufen (mathem.), s. **Auserwählte** (electi) heißen in der Schrift die von Gott zum Heile Auserwählten Gegenstände zu den «Verworfenen» (reprobati) vom messianischen Heile oder von der ewigen Zeit Ausgeschiedenen. Im Alten Testament sind die Juden als Bevorzugte Gottes α .; die Christengemeinde betrachtete sich selbst als meinende der Gläubigen, zugleich als Gemeinde dagegen sah man sich später genötigt, inner äußeren Kirche selbst wieder zwischen α . u. Verworfenen zu unterscheiden. — α . oder Perfecti nennen sich in mehreren v.

bedürfen die in die Gehirnhäuten Eingeweichten und in treuge Hände Eingetreteten, z. B. bei den Bomben (f. d.).

Ausfall (s. vor) heißt jede Offensivbewegung mit der Bestimmung, heraus zu treten. Besonders kommt Ausfall seitens der Besatzung einer belagerten Stellung zur Anwendung, in der Absicht, die Belagerung fern zu halten, beziehungsweise zu verhindern, den Belagerer in seinen Arbeiten zu stören und aufzuhalten, seine Anlagen und sein Material zu beschädigen und zu vernichten, Hilfsposten zu besetzen und die Verbindungen offen zu halten, seinen Punkte des Borterrains oder besonders niedergewinnen, den Gegner überfallen zu können und den Mut der Besatzung zu heben, y und Umständen auch, um einer Entzifferung zu weichen. Kräftige Ausfälle sind das wirksamste Mittel, um den Gang der Belagerung zu ändern und selbst die Aufhebung derselben herbeizuführen. Man unterscheidet große und kleine Ausfälle; erstere werden durch größere Abteilungen, aus ganzen Bataillonen bestehend, ausgeführt, kommen gewöhnlich in den ersten Stadien der Belagerung zur Anwendung und führen oft zu umfassenden Resultaten, selbst Festbeschlägen, wie 1854/55 in Frankfurt, 1871 bei Paris, während die kleinen Ausfälle Aufgabe schwächerer Abteilungen, aus Jägerbataillonen und technischen Truppen bestehend, haben, welche in den letzten Perioden der Belagerung haben um ihren hauptsächlich Erfolg versprechen, wenn sie nicht blutig und unvermerkt stattfinden.

In der Beschreibung der Festungen wird auf die Beschaffenheit der Ausfälle Bedacht genommen, und meistens Löcher und Überbrückungen des Grabens, kleine Sammelplätze im gedeckten Wege, Schützengraben und vorgeschobene Werke bilden das Material dazu. Die Bauart der gegenwärtigen großen Ausfälle mit ihren weit vorgeschobenen Beschützungsgräben begünstigt Ausfälle in großem Maßstabe außerordentlich. (S. Festungskrieg.)

Der **Ausfall** heißt A. das rasche, mit einem plötzlichen Vorstoß des vordersten Fußes, dem Feinde beim Stoß, um dadurch dem Gegner einen Stoß zu thun und das Gewicht des Körpers mit der Kraft des Stoßes zu verbinden. Beim Hiebe kommt der A. weniger vor.

Ausfallbatterien, die zu den Festungsbesatzungen gehören bekannten Batterien, deren Zweck es ist, die äußeren Unternehmungen der Besatzung zu begleiten und zu unterstützen.

Ausfallen bei der Kavallerie, f. Atta d'e.

Ausfallthore nennt man solche Ausgänge in der Umfassung der Festung, welche lediglich als Ausgänge für Truppen dienen und sonst für andere Zwecke in Betracht kommen.

Ausfall heißt die fortschreitende Bewegung einer tropfbaren oder gasförmigen Flüssigkeit durch einen Behälter. Die hierbei geltenden Gesetze bilden einen Teil der Hydrodynamik oder Aerodynamik (f. d.), je nach dem es sich auf die tropfbare oder ausdehnbaren Flüssigkeiten bezieht. Die Geschwindigkeit, mit der eine Flüssigkeit aus der Oeffnung ihres Behälters ausströmt, nennt man ihre Ausflußgeschwindigkeit.

Die ist für eine tropfbare Flüssigkeit, mit welcher man eine Seiten- oder Seitenwandöffnung ansetzt, grade so groß wie die Geschwindigkeit, welche die Flüssigkeit erwarment hätte, wenn sie vom Flüssigkeitsspiegel bis zur Ausflußöffnung frei her-

abgefallen wäre, vorausgesetzt, daß die Höhe des Flüssigkeitsspiegels, durch irgend ein Mittel konstant erhalten wird. Dieses von Torricelli zuerst (1644) gefundene hydrodynamische Gesetz ist als das Torricellische Theorem bekannt. Bei einem Flüssigkeitsspiegel, der 4, 9, oder 16mal höher als ein anderer liegt, ist die Ausflußgeschwindigkeit 2, 3, oder 4mal größer; die Ausflußgeschwindigkeiten verhalten sich also wie die Quadratwurzeln aus den Druckhöhen. Der experimentale Nachweis für das obige Gesetz kann in verschiedener Weise erfolgen. Zunächst dadurch, daß ein lotrecht aufwärts steigender Wasserstrahl sich nahezu bis zur Höhe des Wasserspiegels im Behälter erhebt. Ferner läßt sich die Ausflußgeschwindigkeit aus der in einer bestimmten Zeit ausgeflossenen Wassermenge, bei gegebener Größe der Ausflußöffnung, berechnen und mit dem Ausflußgesetze vergleichen. Endlich dient auch hierzu die Mariottesche Ausflußflasche (f. Figur).

Dieselbe besteht in dem Seitenrohr rs die Ausflußöffnung o. Oben ist das Gefäß luftdicht verschlossen bis auf die an beiden Enden offene Röhre ba. Die Wasserfülle im Gefäße oberhalb a und die darüber befindliche Luft hält während des Ausfließens stets dem äußeren Luftdruck das Gleichgewicht. Der A. bei o erfolgt also unter der konstanten Druckhöhe der Wasserfülle ao. Steht das Ende a der Röhre ab 1, 2, 3, 4 Decimeter über o, so erfolgt der A. unter der Druckhöhe von 1, 2, 3, 4 Decimeter. Berechnet man hiernach die Ausflußgeschwindigkeit, so läßt sich die Ausflußparabel im voraus konstruieren und mit der wirklichen vergleichen. Die Ausflußgeschwindigkeiten aus kapillaren Ansaugröhren weichen von jenen aus weiten Röhren ab, indem sie sich bei letzteren wie die Quadratwurzeln aus den Druckhöhen, bei erstern dagegen einfach wie die Druckhöhen verhalten. Die Ausflußmenge in einer bestimmten Zeit ist, bei gleichbleibender Ausflußöffnung und konstanter Druckhöhe, proportional der Ausflußgeschwindigkeit. Wegen der Zusammenziehung (Kontraktion) des Ausflußstrahls ist in der Regel die wirklich ausgeflossene Flüssigkeitsmenge kleiner als die theoretisch berechnete, sodas man letztere mit einem Kontraktionscoefficienten, welcher kleiner als 1 ist (z. B. 0,9), multiplizieren muß. Wenn das Ausflußrohr ein nach außen sich erweiterndes ist, so hat der Kontraktionscoefficient einen Wert größer als 1. In diesem Falle fließt durch das erweiterte Ausflußende viel mehr Flüssigkeit aus, als durch das Rohr selbst hinkommt; es würden daher luftleere Stellen entstehen, wenn nicht der auf den Flüssigkeitsspiegel wirkende Luftdruck ein schnelleres Nachfließen bewirken würde (Saugwirkung). Die Konstitution des ausfließenden Wasserstrahls ist anfangs zusammenhängend und kontrahiert, später zerplittert. Durch die Schwingungen des Oeffnungsrandes gerät auch der Ausflußstrahl in Schwingung, insolge



dessen er Anschwellungen (Schwingungsbüchse) und Einschränkungen (Schwingungsnoten) besitzt. Die ausströmenden Gase befolgen ebenfalls das Torricellische Theorem. (S. Aerodynamik.)

Ausfuhr oder Export ist die eine Seite des internationalen Handels, der die Teilung und Vereinigung der Arbeit in der Weltwirtschaft vermittelt. Ein Volk führt Waren aus, entweder weil es sie unter günstigeren Bedingungen und insofern dessen billiger herstellen kann als andere, oder weil es gewisse fremdländische Produkte notwendig bedarf und für diese einen Gegenwert liefern muß. Im letztern Falle kann es vorkommen, daß die Produktionskosten der Ausfuhrartikel im Inlande erheblich höher sind, als die der aus dem Auslande bezogenen Gegenstände, ja es könnten zur letztern möglicherweise sogar Monopolpreise zu zahlen sein. Ein solcher Ausfuhrhandel würde auch wirtschaftlich für das exportierende Land im ganzen ungünstig sein, wenn es auch mit Bezug auf seine konkreten Verhältnisse durch denselben mehr an Gebrauchswert empfinde, als es hingäbe. Im allgemeinen jedoch werden die Fälle der ersterwähnten Art überwiegen, die einzelnen Länder also diejenigen Warengattungen miteinander austauschen, die sie unter besonders vorteilhaften Umständen produzieren können, wobei sich die relativen Begünstigungen auf beiden Seiten mehr oder weniger ausgleichen und beide auf die reichlichste und billigste Weise mit nützlichen Gütern versorgt werden. Als besonders naturgemäße und für beide Teile vorteilhaft erscheint die A. von tropischen Naturerzeugnissen aus der warmen Zone nach den durch Kohlen- und Eisenreichtum und die klimatischen Verhältnisse vorzugsweise für die industrielle Produktion ausgerüsteten Ländern der gemäßigten Zone, die ihrerseits Fabrikate als Gegenwert ausführen. Je mehr eine Nation im Stande ist, die A. ihrer industriellen Produkte auszuwehnen, um so unabhängiger wird sie hinsichtlich ihres Nahrungsbedarfs von ihrem eigenen Territorium und um so höher kann ihre Kopfszahl und die Dichtigkeit ihres Zusammenwohnens steigen. Aber andererseits kann die Notwendigkeit, einen bedeutenden Bruchteil der unentbehrlichen Lebensmittel statt durch eigene Produktion, durch den auswärtigen Handel zu beziehen, auch schlimme Folgen haben, namentlich in Kriegszeiten. Für England ist schon seit längerer Zeit der Ausfuhrhandel in dieser Art ein wesentlicher Existenzfaktor geworden; dabei kommt diesem Staate eben seiner großartigen Seemacht auch besonders die Thatfache zu statten, daß er in seinem ungeheuern Kolonialbesitz stets eine relativ gesicherte Kundenschaft findet. Jedemfalls erscheint eine einseitige künstliche Begünstigung der A., wie sie namentlich früher durch die Vertreter des Merkantilsystems (s. d.) empfohlen wurde, durchaus unzumutbar. Die Merkantilisten hatten hauptsächlich die Vermehrung des Obelmetallvorrats des Landes im Auge, und sie suchten zu diesem Zwecke besonders die A. von Fabrikaten zu fördern, weil diese in der kleinsten Masse den größten Wert repräsentieren und keine bedeutenden Transportkosten bedingen. Inbes kann die A. von rohen Massenprodukten (z. B. Kohlen und Roheisen) ebenso gewinnbringend für ein Land sein, wie die von Manufakturwaren, namentlich wenn es selbst die Verschiffung derselben besorgt.

Da im auswärtigen Handel der Hauptsache nach Produkte mit Produkten bezahlt werden (s. Ab.

sch), so wird durch künstliche Beschränkung Einfuhr auch die A. erschwert; daher sind auch in dem Protektionsystem der neueren das sich von der merkantilistischen Rücksicht Selbstfuhr ziemlich emancipiert hat, man Bemühungen zur Erleichterung der A. In v. stark geschätzten Zweigen der Großindustrie: den Produzenten durch eine förmliche oder schweigende Koalition möglich, ihre Preiselände bedeutend höher zu halten, als die, w. für ihre ausgeführten Erzeugnisse verlangen den letztern können sich die Fabrikanten zu minimalen Gewinnen begnügen, unter Um sogar auf unmittelbaren Gewinn verzichten diese Produktion hauptsächlich nur den In den Großbetrieb in der zweckmäßigsten Weise zu erhalten, während gleichzeitig auf dem Markt die Konkurrenz den erhöhten Preis sprechend beschränkt bleiben soll. In den quanten Schutzsystemen wendet man jedoch direkte Mittel zur Förderung der A. von In erzeugnissen an. (S. Ausfuhrprämien, fuhroerbot, Ausfuhrzölle.) Von die die Bemühungen zu unterscheiden, durch in v. wirtschastliche Initiative, durch Association Veranstaltung handelsgeogr. Expeditionen die A. zu heben. Solche Bestrebungen neuerer Zeit in Deutschland namentlich i. bindung mit der Kolonisationsfrage herv. ten. In Berlin hat sich 1879 ein «Centrum für Handelsgeographie und Förderung d. schen Interessen im Auslande» gebildet, al. Organ ein Wochenblatt mit dem Titel «A. erscheint. Im Jan. 1881 wurde in D. auch ein «Westdeutscher Verein für Kol. und Export» gegründet. Auch von amtlich wird auf die Hebung der deutschen A. in i. higer Weise hingewirkt, indem in Konsul. andern Berichten (die das «Deutsche Handel veröfentlicht) den Exporteuren nützliche A. geben und vorkommende Unstände gerügt.

Ausfuhrhandel, s. unter Handel.

Ausfuhrprämien (primes d'exportation) im engeren Sinne sind Gratifikationen, welche der Staat, sei es aus merkantilistischen, sei es um gewisse Produktionszweige zu fördern, für die Ausfuhr gewisser Lande, gewährt. In den meisten Fällen erscheinen auch diese gratifikatorischen Prämien teilweise als Ausgleichung anderweitiger, welche das bestehende Zoll- oder Steuerlo der Produzenten mit sich bringt. So kann für Weizen, die im 18. Jahrh. in England wurde, wenn der Preis unter eine gewisse Grenze war, oberhalb dieser Grenze ein i. verbot gegenüber. Da indes die int. Grundbesitzer auch noch durch Eingangszölle Weizen geschützt waren, so brachte ihnen i. denfalls einen positiven Vorteil ein. In reich bestehen solche gratifikatorische A. i. für die von franz. Fischern gefangenen S. sowohl wenn sie direkt von Neufundland auch wenn sie aus franz. Spezialentrepôt fahrt werden. Im J. 1866 wurden (a. Ausfuhrprämien) noch 2098000 Fr. dagegen nur 1246000 Fr. an solchen A. häufiger sind noch in der neuern Zeit sol. finden, welche angeblich zur Rückvergütung Rohstoffzölle oder Steuern (Ausfuhrboni.

Ausfuhrverbot (i. d. h., **Verbot**) darstellen sollen, in welchem oder mehr gewöhnlichen und somit ein gewöhnliches Element enthalten. Besonders ausgeprägt war dieses System bis 1861 in Frankreich, bei dem das Verhältnis des im Inlande erzeugten Rohstoffs zu günstig für den Export gewirkt wurde, sondern es wurden auch in vielen andern Ländern, ohne daß eine Beschränkung des Rohstoffs nachzuweisen war. So scheitern z. B. die Tuchwaren die A., auch wenn sie aus inländischer Wolle hergestellt waren, bei der Einfuhr der innern Rübenzucker durch die eingeführte Raffinade, auch wenn sie im Inlande hergekommen, eine nach dem Jahre des Zolltarifjahres sehr reichlich befreit waren. Später allerdings wurde bei jeder andern Exportware die Erteilung der A. zur Befreiung einer Zollquittung über ein bestimmtes Quantum von eingeführtem Rohmaterial nötig, jedoch ohne daß im übrigen die Quittung dem verarbeiteten Material und demnach der Quittung ausgestellt war, sondern zu werden brauchte. Es entstand somit ein Handel mit Zollquittungen, der bei der A. d. d. (i. d. h.) zu vergleichen war, nicht weniger in ebenfalls eine Art indirekter A. wurde. Seit 1864 ist das System der zeitweiligen und kurzfristigen Einlegung in Frankreich auf den Export ausgedehnt worden. Die von inländischen Rübenzucker gewonnene Raffinade wurde aber auch jetzt noch wegen der den Zolltarif zu gleichem Annahme über die Ausfuhr von Rohmaterial (freemovement) aus dem künstlich geschlossenen Zolltarifzucker eine A., die von seit dem Jahre der Zolltarifzucker schon mehrfach erneuerte Maßnahmen hervorgerufen hat. Auch Belgien, Österreich und andere Länder haben mehr oder weniger in Ausfuhrungen bei der Ausfuhr von Rohmaterial zu hoch berechnet und denselben dadurch den Charakter von A. verschafft.

Ausfuhrverbot. Das Merkantilsystem (i. d. h.) hat die Ausfuhr von Fabrikaten dadurch zu fördern, daß die Ausfuhr der entsprechenden Rohstoffe verboten wurde. So war in England bis zum J. 1773 die Ausfuhr von Wolle, früher sogar unter Androhung von Todesstrafe, unterlag. Das Verbot der Ausfuhr von Gold- und Silbermünzen, auch von Edelmetall in Barren, war schon seit der Einführung der konsequenten merkantilistischen Handelspolitik eine sehr gewöhnliche Maßnahme, und war bis zum J. 1825 noch fast allgemein üblich. In Frankreich wurde nach 1726 die Ausfuhr von Edelmetall und Edelmetall ohne besondere Erlaubnis mit Todesstrafe bedroht. Auch die Ausfuhr von Rohmaterial, namentlich Wolle, wurde verboten, teils aus merkantilistischen, teils aus politischen Gründen von der Ausfuhr von Rohmaterial, namentlich Wolle, sobald die inländischen Rohstoffe zu bekannte Höhe überschritten hatten. Seit dem J. 1825 ist nur noch als Ausnahmemaßnahme in Kriegszeiten oder bei Kriegsgefahr vor sich zu nehmen und kann von seit der bedrohten Nachbarländer besonders auf Pferde, Waffen, Munition und anderes Kriegsmaterial. **Ausfuhrverbot** wurden im Mittelalter, wie die Ausfuhr von Rohmaterial im fiskalischen Interesse verboten, um zu zeigen, daß dieselben hauptsächlich zu den inländischen Rohstoffen beitragen würden. Mit dem Fortschreiten der merkantilistischen Prinzipien trat

immer mehr die Tendenz hervor, nur Rohstoffe und Lebensmittel, soweit deren Ausfuhr nicht verboten war, mit A. zu belassen, die Fabrikate dagegen freizulassen. In diesem Sinne ging namentlich Colbert bei der Aufstellung des Tarifs von 1664 vor, aber aus finanziellen Gründen war er noch nicht im Stande, die A. auf Fabrikate gänzlich abzuschaffen. In der ersten Hälfte des 19. Jahrh. waren A. auf Rohstoffe in den Tarifen der meisten Staaten (auch in dem des Zollvereins) noch ziemlich zahlreich zu finden. Erst durch die an den franz.-engl. Handelsvertrag anknüpfende Reform wurden sie fast gänzlich beseitigt. Der Zollverein erhob seit 1865 nur noch einen kleinen A. von Lumpen und andern Abfällen zur Papierfabrikation und dieser letzte Rest ist seit 1. Okt. 1873 ebenfalls weggefallen. In den weniger entwickelten oder halbentwickelten Staaten, namentlich solchen, die überwiegend Passivhandel (i. d. h. Aktivhandel) treiben oder für gewisse Produkte (wie China für Tee, Peru für Guano, Brasilien für Brauchholz u. s. w.) eine Art von natürlichem Monopol haben, spielen die A. als Finanzquelle noch jetzt eine bedeutende Rolle.

Ausgabe nennt man in litterarischer und buchhändlerischer Beziehung eine Befugnis der Vervielfältigung gedruckter Handschrift. Wird ein Werk wiederholt in demselben Formate und ohne Textveränderungen abgedruckt, so unterscheidet man erste, zweite, dritte Ausgabe u. s. w. Allein da in neuerer Zeit oft auch gänzlich unveränderte Abdrücke einer früheren A. als „Auflage“ bezeichnet wurden, so ist der Sprachgebrauch, welcher diese von jener zu unterscheiden suchte, schwankend geworden. (S. Auflage.) Die Verschiedenheit der A. ist besonders bei alten Altschriften und bei denjenigen Werken, bei welchen auf die Lesarten und den Buchstaben etwas ankommt, von hoher Wichtigkeit. Vorzüglich geschätzt sind die A. aus der frühesten Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst, die Gutenberg (i. d. h.) und die ersten Trude eines Altschrifters (editiones principes) wegen der Seltenheit, die A. mancher Druckereien, wie die der Aldus, Giunta und Stephanus wegen der Korrektheit, die der Elzevir wegen der Reinheit und des sauberen Drucks, endlich die A. von Bodinville, Didot, Bodoni u. a. wegen der Pracht ihrer Ausstattung.

Ausgabe, i. d. h. Auszug.
Ausgehendes von Schichten oder Schichtengruppen heißen diejenigen Stellen, wo dieselben zu Tage treten, also von der Erdoberfläche geschnitten werden. Stehen die Schichten senkrecht („auf dem Kopfe“) so nennt man ihr A. „Schichtendäuse“. **Ausgezeichnetes Verbrechen** oder qualifiziertes Verbrechen, i. d. h. Verbrechen.

Ausgiehung des Heiligen Geistes wird namentlich in Beziehung auf Apostelg. 2, 1 fg. die Mitteltung des Heiligen Geistes an die Jünger Christi am ersten Pfingstfeste genannt. (S. Heiliger Geist.)

Ausgleich, österreichisch-ungarischer, wird der am 26. Sept. 1867 zwischen Österreich und Ungarn auf 10 Jahre abgeschlossene Staatsvertrag genannt, welcher 21. Dez. die Kaiserl. Sanction erhielt; er betraf das finanzielle Verhältnis der beiden Reichshälften zu einander, und zwar die Frage über die beiderseitigen Quoten zu den gemeinsamen Ausgaben, die Verteilung der Staatsschuld und das Zoll- und Handelsbündnis. (S. Österreich-ungarische Monarchie und Ungarn.)

Ausglühen heißt einen Körper der Temperatur der Glühpfe aussetzen, um gewisse Bestandtheile desselben zu zerstören oder zu verflüchtigen, oder um seine Eigenschaften zu verändern. In letzterer Beziehung ist z. B. wichtig, daß Metalle und Legierungen, welche durch Hämmern, Walzen u. s. w. hart, steif und spröde geworden sind, durch das A. wieder Weichheit und Geschmeidigkeit erlangen und erneuerte mechan. Bearbeitung wieder gestatten.

Ausgrabungen von Werken der Kunst und überhaupt von Resten der Kultur vergangener Zeiten wurden seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften, besonders aber seit dem Beginn der klassischen Studien vereinzelt theils von Reisenden versucht, theils von kunstliebenden Fürsten veranstaltet. Ganz natürlich war es, daß dieselben auf dem klassischen Boden Italiens ihren Anfang nahmen. Die erste bedeutendere Ausgrabung röm. Alterthümer erfolgte 1515 auf Paphi Leos X. Befehl unter der Leitung von Rafael Santi zu Rom. Doch wurden dieselben weder hier noch überhaupt in den nächstfolgenden Jahrhunderten nachhaltig und planmäßig genug betrieben, sodaß selbst Entdeckungen wie die von Herculanum 1689, trotz der ausgefundenen herrlichen Reste, wieder vergessen werden konnten. Fast alle bis zur Mitte des 18. Jahrh. gemachten Entdeckungen von Alterthümern sind meist zufällige Funde, deren Bedeutung nur von wenigen gewürdigt ward. Erst als in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. durch Winckelmann, dessen Zeitgenossen und Schüler die Wissenschaft der Archäologie und Kunstgeschichte geschaffen, und durch die deutschen Philologen eine vielseitigere und tiefere Alterthumsforschung ermöglicht worden, stellte sich das Bedürfnis zur Auffsuchung und systematischen Ausgrabung alter Denkmäler als notwendig heraus. Namentlich waren es die Franzosen, welche während der wenigen Jahre ihrer Herrschaft in Aegypten, Italien und andernwärts dieselben im großartigen Maßstabe unternahmen. Seitdem auch Griechenland und die ehemals griech. Länder Europas und Asiens, dann der gesamte Orient den Europäern zugänglich geworden, und die Europäer auch das Alterthum der Aegypter, Indier, Vorderasien, Perser sowie der german. und slav. Völker in den Bereich ihrer Studien gezogen und zum Inhalte besonderer histor. Disciplinen erhoben haben, unternahmen allenthalben nicht bloß einzelne reiche Privaten A. in größerem Maßstabe, sondern es sind auch in allen europäischen und vielen außereuropäischen Ländern zahlreiche sog. historische oder antiquarische Vereine und Gesellschaften zusammengetreten, welche sich theils die systematische Durchforschung ihrer Bezirke, theils die Auffammlung des Gefundenen in Museen zur Aufgabe stellen. Am ergebnisreichsten waren die A. auf dem klassischen Boden von Italien und Griechenland, sowie in Aegypten und Assyrien. Ferner wurden interessante und lehrreiche Materialien für die Geschichte der ältesten Germanen, Kelten, Iberer, Ährer u. s. w. an das Licht gebracht. Nicht minder bedeutend sind die Funde von Alterthümern der Etrusker, Slaven, Finnen und anderer slav. Völker, welche einst das östl. Europa und die benachbarten Teile Asiens bewohnten. Durch viele, jedoch meist zufällige A. älterer arabischer, persischer u. s. w. Rassen ist auch die Kenntnis der Geschichte dieser Völker wesentlich gefördert worden. Außer den in Italien und Griechenland auf Kosten der Regierungen fast ununterbrochen fortgeführten A. sind

nach hervorzuheben die Entdeckungen von Lepros und Mariette in Aegypten und Ruier Untersuchungen der Franzosen in Alger, d. Fellows in Syrien, Newtons in Palästina, de Sazards, Blacas, Costus' und Opperts in Asien und Babylonien, Renand in Phönizien, Rassons und anderer in Persien, die neuern Fürstl. Rußland und den Ostseeprovinzen, die der Länder in Ostindien und dem süd. Arabien, e die auf der Stätte des alten Aion und in R durch Schliemann, welche die allgemeinste Aufmerksamkeit erregten, u. s. w. Auch in Amerika einzelne und ganze Gesellschaften, wie die Geological Society, die Smithsonian Institution u. s. w., Squier u. a. ihre Aufmerksamkeit den einer alten Civilisation ihres Welttheils zugewandt.

Mit dem Beginn des 19. Jahrh. brach nämlich für die Erforschung und Ausgrabung der Monumente Griechenlands eine thätige Periode an. Entdeckungen, zufällige Funde und A. d. letzten dieser Zeit: 1811 wurden auf der Akropolis unter den Trümmern von Tempeln u. d. Ruinen bedeutende Funde gemacht, 1812 in Phigalia ein Tempel mit reichen Friessculpten entdeckt, 1820 wurde die berühmte Venus von gefunden, die Franzosen veranfalteten 1829 Olympia, welche außer mehreren Bauresten Sculpturen lieferten. Die günstigen Ergebnisse Griechenland überhaupt und die begründete, zumal auf dem alten Boden Olympia's Kunstschätze zu finden, veranlaßten 1833 i Kof in Halle, eine Geldsammlung unter den A. den des Alterthums anzustellen; allein die Kofen so spärlich, daß die Absicht einer Ausg Olympia's aufgegeben werden mußte; die Summe diente dazu, einige Ausgrabung in Argos zu veranhalten. Der Gedanke, in O nachzugraben, blieb inessen in Preußen tel und Friedrich Wilhelm IV. hoffte denselben v lichen zu können, als der Krimkrieg die wissensche Expedition vereitelte. In neuester Zeit b das Deutsche Reich des Unternehmens mit E genommen und durch Vermittelung von Ernst 13./25. April 1874 einen Ausgrabung mit der griech. Regierung abgeschlossen. J dessen hat die deutsche Reichsregierung vom 4 1875 bis zum 3. 1880 an den wichtigsten S Olympia's mit großem Erfolge nachgraben u gefundenen Monumente abformen lassen. die wertvollsten Funde daselbst gehört die Hüste (s. Tafel: Bildnerei II, 10) des Brar Bgl. über diese A. »Die A. zu Olympia, von C. Curtius, F. Adler, G. Hirschfeld u. Treu« (Berl. 1876 fg.).

In Griechenland hat vor allen Ludwig Kof die systematische Forschung ins Leben gerufen A. auf der Akropolis von Athen, die Ausf von einigen tausend Gräbern in Attika son erste Kunde über die Alterthümer der griech. 1840 gehören zu den wichtigsten Arbeiten auf Felde der Archäologie. Neue Entdeckungen artiger Grabmäler erfolgten 1838 in Rhos i kleinasiat. Küste, später in Syrien; 1857 gr Engländer Newton das berühmte Mausolei Palästina aus. In Athen wurde das Theat südöstl. Fuße der Akropolis im Frühjahr 1862 den Architekten Prof. Strad aus Berlin, wold der von der preuß. Regierung unter der E von C. Curtius und R. Bötticher nach

Aushebung (frz. *recrutement*) heißt aus den der Militärpflicht unterworfenen jungen Leuten nach vorhergegangener Musterung, d. h. Untersuchung und Rangierung, die zum Militärdienst Geeigneten in der zur Deduktion des Ersatzbedarfs notwendigen Anzahl auswählen. Vorausgesetzt wird, daß in dem betreffenden Staate die allgemeine oder beschränkte Wehrpflicht der Staatsangehörigen Gesetz ist. Die A. findet unter regelmäßigen Verhältnissen alljährlich zu bestimmten Terminen statt. Während die Ersatzbehörde niedriger Instanz (im Deutschen Reiche die Ersatzkommission, in Österreich-Ungarn die Stellungskommission) die Musterung besorgt, fällt der nächsthöheren Instanz (im Deutschen Reiche die Ober-Ersatzkommission, in Österreich-Ungarn die Überprüfungskommission) das eigentliche Geschäft der A. zu.

Im Deutschen Reiche ist die A. durch die «Deutsche Wehrordnung» vom 28. Sept. 1875 geregelt. Nicht ausgehoben werden 1) die definitiv Unbrauchbaren, 2) die mit geringern körperlichen Fehlern Befallenen und die wegen häuslicher Verhältnisse Unabkömmlichen, sowie 3) was an brauchbarer Mannschaft über die Ersatzquote hinausreicht (durch das Los zu bestimmen). Für die Kategorien ad 2 und 3 bleibt eine beschränkte Dienstverpflichtung (in der Regel nur für den Kriegsfall) bestehen. Zum freiwilligen Eintritt Angemeldete entgehen der A. Vorübergehend Unbrauchbare und überjährige können auch zu einem spätern Aushebungstermin zurückgestellt werden. In einzelnen Staaten gestattet das Wehrgesetz noch immer den Loskauf oder die Stellvertretung der Ausgehobenen (s. Konstriktion; vgl. ferner Ersatz und Wehrpflicht).

Ausfeilen oder **Ausspizen** nennt man im Bergbau das Ausfeilen einer Lagerstätte, Gebirgsschicht u. s. w. in der Weise, daß deren parallele Begrenzungsflächen (Hangendes und Liegendes oder Dach und Sohle) sich der Streich- oder Fallrichtung der Lagerstätte nacheinander nähern und endlich zusammenlaufen und sich schließen.

Ausflaunen, eine Operation der metallurgischen Technik, durch welche Erze von dem unhaltigen Gestein getrennt werden. Es geschieht meist mittels des Schlägels durch Handarbeit.

Ausfultation (lat.), d. h. kunstgemäßes Horchen, nennt man diejenige ärztliche Untersuchungsmethode, bei welcher der Arzt die im Körper des Kranken entstehenden Töne und Geräusche wahrnimmt und untersucht, um daraus auf den normalen oder krankhaften Zustand der Innern Teile zu schließen. Die A. bildet mit der Perkussion (s. d.) zusammen sowohl einen Hauptfortschritt wie Hauptunterschied der neuern Medizin von der alten, obgleich diese auch schon einzelne wichtige Zeichen (z. B. Röcheln in den Luftwegen, pfeifendes Atmen und bellendes Husten beim Krupps) von weitem durch Gehör unterschied. Laennec erfand zuerst (1816) die Kunst, durch Anlegen des Ohrs an den Körper oder durch ein zwischen beide angebrachtes Hörrohr (Stethoskop, s. d.) Geräusche und Töne im Innern des Körpers zu untersuchen. Erkeres nennt man die unmittelbare A., letzteres die mittelbare oder die Stethoskopie. Man unterscheidet auf diese Weise 1) Töne und Geräusche im Herzen und den großen Gefäßen, 2) Töne und Geräusche in den Atmungsorganen, 3) das Stöhnen oder Reiben fester Körper aneinander, z. B. das Knistern gebrochener Knochenenden, das Klappen der an einen Plattenstein anschlagenden Steinfontäne, das

Reiben rauher Stellen im Herzbeutel oder Ripfell u. s. w. Die vernommenen Töne und Geräusche sind entweder normale (dem gefunden: per eigene) oder krankhafte. In vielen Fällen letztere so bezeichnend, daß sie allerdings an schon eine Diagnose vorhandener Krankheiten gründen können. In andern Fällen, und zu den meisten, ist aber eine genaue Beachtung Benutzung beider Klassen (der normalen wie krankhaften), sowie außerdem aller andern Zeichen und eine Zurückführung derselben auf die Sachpathologie. Anatomie nötig, welche letztere Wissenschaft überhaupt die unentbehrliche Voraussetzung für eine nützliche Anwendung der A. bleibt. gehört zu dieser Kunst ein feines Ohr, eine tüchtige Einschulung und stete Übung. Die A. wurde in Frankreich allgemein; späterhin ist sie aber in die wiener und prager Schule, besonders in Stoda und dessen Schüler sehr vervollständigt den deutschen Ärzten zugänglich geworden. beiden klassischen Werke darüber sind: Van «Von den Krankheiten der Lunge und des Herzens und der mittelbaren A.» (deutsch, Lpz. 1832), Stoda, «Über Perkussion und A.» (6. Aufl., 1864). Die neuern Ergebnisse der A. bekam ausführlich B. Niemeyer im «Handbuch der praktischen und klinischen Perkussion und A.» (Erlangen 1868–71) und «Grundriß der Perkussion und A.» (Erlangen 1871).

Ausfultator (lat.) oder auch **Auditio**, Zuhörer, Titel derjenigen Mitglieder eines Konsultationskollegiums, die den Verhandlungen des Kollegiums zur Ausbildung zwar beiwohnen, aber nicht mitstimmen können. In Preußen ist bis zum Gesetz vom 6. Mai 1869 den Ratsmitgliedern, welche nach abgelegtem ersten Examen richterliche Laufbahn bei irgend einem Konsultationskollegium antraten. Seitdem gibt es in Preußen A. mehr, vielmehr werden diejenigen, welche zurückgelegtem dreijährigen Rechtsstudium auf Universität die erste Prüfung bestanden haben Referendarien (s. d.) ernannt.

Ausfultieren, s. Auskultation.

Ausland bedeutet im Gegenjate zu dem Lande das fremde Staatsgebiet. Der frühere Sprachgebrauch in Deutschland nannte Inländer zu Staatsangehörigen des eigenen Landes. Nach selbem hielt sich ein Preuße, der in Bayern war oder ein Württemberger, der in Sachsen war im Auslande auf. Seit der Gründung des deutschen Reichs hat der Sprachgebrauch eine Aenderung erfahren, indem das Gebiet des Reichs für alle deutschen (Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg u. s. w.) Inland ist. A. heißt daher für die Deutschen auch im Sinne des Strafrechts (s. d.) das nicht zum Deutschen Reich gehörige Gebiet.

Die im A. begangenen Verbrechen werden neuerer Zeit in den Kulturstaaten in immer weitem Umfange bestraft, jedenfalls dann, wenn sie bürgerliche Rechtsgüterwelt gefährden oder verletzten nicht ein unparteiisches, dem Inlande zugewandenes Strafverfahren im A. statt. Vor allem hat der Staat die Aufgabe, seine Sicherheit und Ehre gegen vom A. kommende Angriffe nicht minder die Integrität des Staatsrechts eines der wichtigsten internationalen Rechtsgüter zu schützen; er hat auch das Recht, Verbrechen im A. amtierenden Beamten und solche, die damit dieselben nicht strafflos bleiben, zu bestrafen.

Es in der Thore bis vertheidigten, theils sehr wichtiger Systeme angeordnet worden sind, die sich bereits in vorhergehend noch vielfach maßgebende Ausläuferbeschränkungen (z. B. hinsichtlich der politischen und log. politischen Verbrechen) befinden, theils auch in den einzelnen Gesetzgebungen und in weitestgehenden Vertheilungen. Diese können nur in wenigen Fällen Strafbarkeit in dem Inlande begangenen Verbrechen (in England und Nordamerika); andere jedoch in solchen, wo immer er ein Verbrechen begangen hat, im ausländischen Strafgesetze unterworfen oder nicht nur heimliche Rechtsgüter aus der Empirie auch im A.; wenige (wie China) noch weiter, indem sie das Prinzip der Unverletzlichkeit billigen.

Im Reichsstrafgesetzbuch scheidet zwischen dem Inländer und dem Ausländer. Der Inländer wird bestraft (§. 4): a) wegen eines in der Heimath, wegen Münzverbrechen, wegen einer Handlung als Beamter des Reichs oder eines in der Heimath begangenen Handlung, die nach dem Gesetz des Deutschen Reichs als Verbrechen der Heimath im Sinne anzusehen ist; b) wegen einer in der Heimath begangenen Handlung gegen das Reich, die nach dem Gesetz des Reichs als Verbrechen der Heimath anzusehen ist; c) sonst nach dem Gesetz des Reichs als Verbrechen der Heimath anzusehen und durch die Gesetze des Reichs im Sinne anzusehen ist; d) wenn die Handlung nach dem Gesetz des Reichs als Verbrechen der Heimath anzusehen ist; e) wenn die Handlung nach dem Gesetz des Reichs als Verbrechen der Heimath anzusehen ist; f) wenn die Handlung nach dem Gesetz des Reichs als Verbrechen der Heimath anzusehen ist; g) wenn die Handlung nach dem Gesetz des Reichs als Verbrechen der Heimath anzusehen ist; h) wenn die Handlung nach dem Gesetz des Reichs als Verbrechen der Heimath anzusehen ist; i) wenn die Handlung nach dem Gesetz des Reichs als Verbrechen der Heimath anzusehen ist; j) wenn die Handlung nach dem Gesetz des Reichs als Verbrechen der Heimath anzusehen ist; k) wenn die Handlung nach dem Gesetz des Reichs als Verbrechen der Heimath anzusehen ist; l) wenn die Handlung nach dem Gesetz des Reichs als Verbrechen der Heimath anzusehen ist; m) wenn die Handlung nach dem Gesetz des Reichs als Verbrechen der Heimath anzusehen ist; n) wenn die Handlung nach dem Gesetz des Reichs als Verbrechen der Heimath anzusehen ist; o) wenn die Handlung nach dem Gesetz des Reichs als Verbrechen der Heimath anzusehen ist; p) wenn die Handlung nach dem Gesetz des Reichs als Verbrechen der Heimath anzusehen ist; q) wenn die Handlung nach dem Gesetz des Reichs als Verbrechen der Heimath anzusehen ist; r) wenn die Handlung nach dem Gesetz des Reichs als Verbrechen der Heimath anzusehen ist; s) wenn die Handlung nach dem Gesetz des Reichs als Verbrechen der Heimath anzusehen ist; t) wenn die Handlung nach dem Gesetz des Reichs als Verbrechen der Heimath anzusehen ist; u) wenn die Handlung nach dem Gesetz des Reichs als Verbrechen der Heimath anzusehen ist; v) wenn die Handlung nach dem Gesetz des Reichs als Verbrechen der Heimath anzusehen ist; w) wenn die Handlung nach dem Gesetz des Reichs als Verbrechen der Heimath anzusehen ist; x) wenn die Handlung nach dem Gesetz des Reichs als Verbrechen der Heimath anzusehen ist; y) wenn die Handlung nach dem Gesetz des Reichs als Verbrechen der Heimath anzusehen ist; z) wenn die Handlung nach dem Gesetz des Reichs als Verbrechen der Heimath anzusehen ist.

selben, oder gegen eine auf Anordnung des Kaisers eingesetzte Behörde eine nach den Reichsgesetzen strafbare Handlung begeht. Weitere Bestimmungen finden sich in dem auf den Seeverkehr bezüglichen Gesetze (z. B. Seemannsordnung vom 27. Dez. 1872, §§. 81—100) und in dem Nachdruckgesetze vom 11. Juni 1870 sowie in den Urheberrechtsgesetzen vom 9., 10., 11. Jan. 1876. Im A. begangene Übertretungen sind nur dann strafbar, wenn dies durch besondere Gesetze oder durch Verträge angeordnet ist. Eine im A. vollzogene Strafe ist, wenn wegen derselben Handlung im Inlande abermals eine Verurteilung erfolgt, auf die zu erkennende Strafe in Anrechnung zu bringen. Ist ein Deutscher im A. wegen eines Verbrechens oder Vergehens bestraft worden, welches nach den Reichsgesetzen den Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte überhaupt oder einzelner Ehrenrechte zur Folge hat oder haben kann, so ist (Strafgesetzbuch, §. 37) ein neues Strafverfahren zulässig, um auf jene Folge gegen den in diesem Verfahren für schuldig Erklärten zu erkennen.

Für Frankreich enthält bezügliche Bestimmungen das Gesetz vom 27. Juni 1866; für Belgien die Strafprozessordnung vom 17. April 1878; für Österreich das Strafgesetzbuch vom 27. Mai 1852, §§. 36—41; für Ungarn das Strafgesetzbuch von 1878, §§. 7—16.

Vgl. Berner, »Wirkungskreis des Strafgesetzes nach Zeit, Raum und Personen« (Berl. 1853); Bar, »Das internationale Privat- und Strafrecht« (Hann. 1862); von Rohland, »Das internationale Strafrecht« (Abteil. 1, Lpz. 1877); Giore, »Traité du droit pénal international et de l'extradition« (von Charles Antoine, Par. 1880); »Bulletin de la Société de législation comparée« (Juni 1880); Goddard und Mahiels, »Le droit criminel belge au point de vue international« (Brissl. u. Par. 1880); Wood, »Den danske Strafferet« (Kopenh. 1875).

Ausläufer, von Pflanzen, s. unter A. f.

Auslaugen heißt aus einem Gemenge von Körpern einen bestimmten Gemengtheil durch ein Auflösungsmittel (gewöhnlich Wasser) wegnehmen, wobei die entstehende Auflösung (Lauge) das gewünschte Produkt ist und das übrige bleibende (der Rückstand) meist als wertloser Abfall gilt. So wird die Holzasche ausgelaut, um die darin enthaltene Pottasche zu gewinnen; in den Alaun- und Vitriolfabriken werden die gerösteten und verwitterten Erze, in der Sodafabrikation die Rohschmelzen ausgelaut u. s. w. Als Hauptaufgabe beim A. ist zu betrachten: den Rückstand von allem Löslichen vollständig zu erschöpfen und dabei so wenig, wie irgend möglich später zu verdampendes Lösungsmittel anzuwenden. Beides erreicht man durch systematisches A., bei welchem die entstehenden verdünnten Lauge mit reichhaltigerem Material nach und nach zusammengebracht und schließlich durch frisches paßirt werden, während man reines Wasser nur zur letzten Behandlung des fast vollständig erschöpften Rückstandes verwendet. Ein Apparat, welcher sich vorzüglich zum A. eignet, ist von Schank konstruiert (s. u. Soda). Manche gebrauchen den Ausdruck A. als gleichbedeutend mit Auswaschen. Wenn gleich ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden Operationen nicht besteht, so sollte man den Ausdruck A. doch nur da gebrauchen, wo das Produkt eine Lauge ist. Unter den Gestein zerstörenden Prozessen ist derjenige der Auslaugung einer der wirkungsvollsten. Er beruht auf der auflösenden, zerlegenden und wegführenden Kraft des atmosphärischen

Kohlensäure und Sauerstoff haltenden Wasser. Dieses dringt auf Klüften, Rissen und Haarspalten in das Innere der Gesteine, von denen keins bekannt ist, welches im Stande wäre, den eindringenden Gewässern einen absoluten Widerstand entgegenzusetzen. Auf seinem Wege löst es eine Anzahl der Gesteinsbestandteile direkt auf (Salz, Gips, Kalk, Dolomit), während es andere mit Hilfe seines Sauerstoffgehalts erst in lösliche Oxide (so die Schwefelmetalle in schwefelsaure Metallsalze) umwandelt, noch andere, so gewisse Silikate, mittels seiner Kohlensäure zerlegt und teilweise in Carbonate umgestaltet, welche es dann fortführt. Auf diese Weise werden den Gesteinen enorme Mengen von Mineralsubstanzen entzogen und durch die Quellen an die Erdoberfläche geschafft. Enthalten diese doppeltkohlensauren Kalk, so nennt man sie hart, enthalten sie Kochsalz, so sind es Solquellen, führen sie endlich Carbonate oder Sulfate von Magnesia, Natron, Kalk oder Eisen sowie Jod oder Brom, so sind es unsere zu Heilzwecken benutzten natürlichen Mineralwässer. Infolge dieser Auswaschungen können unter der Erdoberfläche Höhlräume von größeren oder geringeren Dimensionen gebildet werden, die, sobald ihre Wandungen dem Druck der auf ihnen lastenden Schichten nicht mehr zu widerstehen vermögen, durch ihren Zusammenbruch Veranlassung zur Entstehung von oft trichterförmigen, sich mit Wasser füllenden Vertiefungen werden. Manche wollen auch gewisse Formen des Erdbebens auf solche Zusammenbrüche zurückführen.

Ausleerung (Evacuatio, Excretio) nennt man die Entfernung von abgesonderten oder in den Körper gelangten Stoffen durch die natürlichen Öffnungen des Körpers, im engeren Sinne die Stuhlentleerung. Das Aussehen und die physikal.-chem. Beschaffenheit der ausgeschiedenen Stoffe ist für die diagnostische Beurteilung der meisten Krankheiten von der größten Bedeutung.

Ausleerende Mittel oder Evacuantia werden die zur A. benutzten Heilmittel genannt, also besonders Brech- und Abführmittel, harn- und schweißtreibende und auswurfbefördernde Mittel. Diese wirken theils dadurch, daß sie die den Ausleerungsacten vorstehenden Muskelpartien (z. B. die des Darmkanals zum Zweck der Stuhlentleerung) in Thätigkeit versetzen, theils dadurch, daß sie die betreffenden Absonderungen vermehren und flüssiger machen, theils dadurch, daß sie die Kanäle und Röhren schlaffer machen, geschmeidiger und schlaffer machen und so den Widerstand derselben verringern.

Die ausleerende Heilmethode (Evacuatio), welche in der ältern Medicin infolge der herrschenden humoral-pathologischen Anschauungen eine sehr ausgeübte und oft mißbräuchliche Anwendung fand, wird von der modernen Medicin nur noch in einzelnen Fällen benutzt.

Auslegung, s. Exegese und Interpretation. **Auslese** heißt der Wein, der aus den schönsten und reifsten Trauben, welche besonders gelesen und sortiert werden, gekeltert wird. Für Ausleseweine läßt man gewöhnlich die beginnende Gefeule der Beeren eintreten. (S. auch Ausbruch.)

Auslieferung im staats- und völkerrechtlichen Sinne ist die Uebersetzung eines Individuums von seiten des Aufnahmestaats an den verfolgenden Staat zu strafgerichtlicher Beurteilung und Behandlung. Die Frage über Auslieferungspflicht und -losigkeit war früher in der Theorie und in der

Praxis der Gesetzgebung sehr verschieden behandelt und entschieden worden. In neuerer Zeit hat sich aber die Ansichten bedeutend genähert, absolutes Mitspracherecht ist im Widerspruch mit dem gemeinen Interesse aller Völker, daß schwerbrechen gestraft werden, und mit der wechselseitigen Verpflichtung aller Staaten, einander in der habung der Gerechtigkeit beizustehen, zu sein. absolute Auslieferungspflicht ist aber ebenso ausführbar und empfehlenswerth, solange die habung der Gerechtigkeit in den verschiedenen Staaten noch sehr verschieden und die Garantien für gute Rechtspflege noch ungleich und unvollständig sind. Das Institut für Völkerrecht hat in seiner Sitzung zu Oxford 1880 sich meist einstimmig folgende Hauptgrundsätze ausgesprochen, auch der heute geübten Staatenpraxis größtenteils entprechend: Die A. wegen gemeingefährlicher Verbrechen, die in beiden Staaten mit schwerer Strafe bedroht sind, ist auch ohne besondere Staatsverträge völkerrechtliche Pflicht; mit dem Vorbehalt selbständiger Prüfung des Falls durch den liefernden Staat und in der Voraussetzung geordneter und unparteiischer Justiz in dem Staat, welcher die A. begehrt. Die in vielen Gesetzen vorgeschriebene Nichtauslieferung der Inländer wegen genügenden Grund und darf nicht in Strafflosigkeit schwerer Verbrechen mißbraucht werden. Ausnahmeweise findet wegen polit. Verbrechen die A. statt, weil die Verfassungen der Staaten verschieden sind und es Sache jedes Staates ist, selber für sein öffentliches Recht zu sorgen, weil die Garantien für eine unparteiische Rechtspflege während polit. Kämpfe geringer als bei der gewöhnlichen Straffjustiz. Ein Verbrechen, welches mit gemeinen Verbrechen verbunden ist, die Weigerung der A. nicht schon durch die Verbindung gerechtfertigt; wohl aber ist dieselbe bedingungsweise und mit Vorsicht zuzulassen, wenn die A. ist sehr oft durch besondere Staatsverträge geregelt, nicht ohne mancherlei Widerprüche, ein allgemein gültiger Normalvertrag ist noch nicht zu erreichen. Das Deutsche Reich hat Auslieferungsverträge mit den Vereinigten Staaten von America (22. Febr. 1868), Italien (1871), Großbritannien (14. Mai 1872), Belgien (24. Jan. 1874), Bulgarien (9. März 1876), Brasilien (17. Sept. 1876), Schweden und Norwegen (19. Jan. 1878), Spanien (2. Mai 1878). Vgl. Heffter, „Das Völkerrecht“ (7. Ausg., bearb. von Geffert, 1881). über A. der Deserteur s. Kartell.

Auslobung ist die öffentliche Bekanntmachung durch die demjenigen, welcher eine bestimmte Leistung machen werde, eine Gegenleistung zu geben wird, z. B. Auschreibung einer Aufgabe, Aussetzung eines Forderlohn, eine Belohnung für Entdeckung von Verbrechen, Aussetzung einer Prämie öffentlich auftretenden Tätern an den Sieger für ihre eigene Verfolgung oder eine Prämie seitens eines Staates für denjenigen, der die Ungelegenheit nachweisen werde. Das Recht auf eine Belohnung wird nur durch eine mit Bezug auf die A. geschlossene, den festgesetzten Umständen entsprechende Leistung erworben. Der Ruf von seiten des Auslobers muß ebenfalls erfolgen als die A. und verpflichtet zur Ausübung für schon geschlossene Schritte vorzugehen.

Als Antwort, falls nicht der Widerruf innerhalb bestimmter Frist von vornherein vorbehalten oder, wie im preuss. Rechte, gesetzlich festgestellt ist. Grundsatz bei Prüfung seitens mehrerer, so ist die zugleich Einmütigkeit der Regel nach nur an den zuerst Geäußerten zu befragen. Aber A. im Sinne der Abgrenzung Bindung.

Ausnahmsgesetze sind zunächst solche in dem allgemeinen anerkannten Rechte enthaltene Bestimmungen, in eine Ausnahme von sonst gültigen Regeln, als im singuläre, vorbehalten. z. B. das Verbot, in Widerspruch mit dem Eide — was jedoch nicht ist, geantwortet, gegen lästige Veräußerungen Zwangsversteigerung in den vorigen Stand zu bringen. Man versteht unter A. aber auch Bestimmungen der höchsten Gesetzgebung, durch welche auf im Falle eines wirklichen oder vorgeblichen Notfalls verfassungsmäßige Rechte suspendirt werden. Sinec non! Im alten Rom hinaus ist die Ermennung eines Dictators, ingleichen der *Ordines Senatusconsultum extraordinarium*, durch das im Aemilia eine ganz diktatorische Gewalt eingebracht wurde. Aus den neuern Zeiten sind als **Ausnahmsregeln** zunächst die zahlreichen **Rechte** einer offenen oder verdeckten Kabinettsregierung anzuführen, durch welche Ansehensbedingte den höchsten Gerichten entzogen und entweder ohne alle Linie auf bloße Lettres de cachet (s. d.) einzuweisen oder vor ein Ausnahmegericht von eifrigen Anhängern der bestehenden Gewalt gestellt und heimlich abgeurteilt wurden. Solche **Ausnahmsregeln** waren unter den Stuarts die Sternkammer (s. d.), in Frankreich die *Chambres ardentes* (s. d.), unter Napoleon I. die verhassten *Conseils de guerre* (s. d.) zur Unterdrückung des Widerstandes und aller Umreuten. In England erging die Suspension der Habeas corpusacte durch die **Lehnsherrn**. Andere **Ausnahmen** betreffen entweder einzelne Körper, oder Parteien, wie z. B. das Gesetz des Königs Reichs, betreffend den Orden der Gesellschaft vom 4. Juli 1872, das Reichsgesetz vom 18. April 1874, betreffend die unbefugte Ausübung der Kirchenämtern (s. Ausweisung), und das Gesetz gegen die gemeingefährlichen Verbrechen der Sozialdemokratie vom 22. Okt. 1878; oder sie betreffen den gesamten öffentlichen Zustand, so die Gesetze der Freiheit, wie z. B. das Bundesgesetz der deutschen Bundesakte durch den Reichstag vom 18. April 1879, ferner die Verordnungen des Reichsgesetzes mit der Wirkung des Kriegszustandes (über den Kriegszustand und deutschem Reichsrechte vgl. Art. 68 der Verfassung des Deutschen Reichs vom 16. April 1871) und das Reichsgesetz vom 7. Mai 1874), die Aufhebung des Standrechts, die Suspension der Ausübung von rechtlich bestehenden, die Verletzung der Öttopropierung von neuen Verfassungen. Die beratenden Maßregeln sind immer bei der Verfassung und gesetzlich, weil sie die Ohnmacht der Verfassung voraussetzen und leicht zu missbrauchen und zur Tyrannei missbraucht werden können; aber sie sind in Fällen ebenso unerlässlich, wie ungewöhnliche Beschränkungen, welche die Freiheit eines Fieberkranken auferlegt. Die A. ist, durch das Gesetz selber die Ausnahmestellung vorzuziehen und für außerordentliche Verhältnisse durch ein Zusammenwirken der ordentlichen Organe zu sorgen, unter erstem

Verantwortlichkeit derer, welche die Ausnahme-
gewalt ausüben.

Ausöner (Ausöni) war der Name einer Völkerschaft, welche ein Zweig des latin. Stammes der alten Italiier war und im südwestl. Italien und namentlich im nachmaligen Campanien ihre Wohnsitz hatte. Andere halten die A. für einen von der calabrischen Seestadt Ugentum benannten Volksstamm des südl. und mittlern Italien, der sich lange gegen den nachdrängenden latin. Stamm in Campanien hielt und zuletzt als Aurunker den röm. Völkern unterlag.

Aufonia ist zunächst der Name für das Land der Aufoner (s. d.), wird von Dichtern (Virgil, Ovid) aber auch für die ganze Halbinsel Italien gebraucht. — A. ist ferner der Name des 63. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Julianus (Decimus Magnus), der berühmteste röm. Dichter des 4. Jahrh. n. Chr., geb. zu Burdigala (Pauvreux) um 309, ein Sohn des nachmaligen Leibarztes des Kaisers Valentinian I., Julius A., war zuerst Sachwalter in seiner Vaterstadt, später Lehrer der Grammatik und der Beredsamkeit daselbst. Valentinian übertrug ihm die Erziehung seines Sohnes Gratian und ernannte ihn zum Comes und Coadjutor sacri Palatii. Als nach Valerians Tod (375) Gratian der regierende Kaiser des Occidents geworden war, erhielt A. von seinem einflussreichen Schüler die Präfectur und (379) das Konsulat. Wohl seit dem Tode Gratians lebte A. auf einem Landgute bei Burdigala seinen Freunden, den Wissenschaften und ländlichen Freuden, und starb um 392. Einige haben behauptet, daß er Heide gewesen sei; dies läßt sich jedoch mit seiner Stellung zu den Kaisern Valentinian und Gratian nicht vereinigen. Freilich ist sein Christentum ein sehr oberflächliches. Man hat von ihm außer andern Dichtungen namentlich Epigramme, Parentalia (aufgestorbene Verwandte); dann eine Reihe Gedichte auf „professores Burdigalenses“, 20 sog. „Idyllia“, d. h. kleine Gedichte, unter denen die „Mosella“, eine in mancher Hinsicht ansehnliche und sehr reichere Beschreibung und Verrücklichkeit des Thals der Mosel, das berühmteste, der „Cento nuptialis“, aber Schamlosigkeit halber das herabgewürdigte ist, das „Eclogarium“, allerlei in Verse gebrachte Kapitel vorzugsweise altrom. und talenbarischen Inhalts, endlich Briefe in Versen; außerdem einen in Trochäen verfaßten, schwülstigen und mit Schmeicheleien angefüllten „Panegyricus“ auf den Kaiser Gratian. Seine Gedichte tragen die Kennzeichen des gesunkenen Geschmacks jener Zeit, und nur selten tritt ein Zug höherer dichterischer Begabung hervor. Doch verrathen sie große formelle Gewandtheit und sind dabei stofflich höchst interessant, da sie ein reiches Bild seiner Zeit gewähren. Die vorzüglichsten Ausgaben sind von Scaliger (Xyon 1575), Tollins (Amsterd. 1669 u. 1671) und Souchay (Par. 1730). Die „Mosella“ gab besonders, mit deutscher Übersetzung, Troß (Hamm 1821 u. 1824) und Böding (Berl. 1828; Bonn 1845) heraus.

Auspex (lat., Blur. auspices), der Vogel-
schauer, soviel wie Augur (s. d.).

Kuspfenben, f. Pfändung.

Kufstein, Stadt im südl. Böhren, eig. einer Bezirkshauptstadt, liegt unweit der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, 30 km südlich von Brunn, und zählt (1880) 3302 größtenteils benthische G., die Landwirtschaft und Handel mit landwirthschaftlichen Produkten

treiben. Der Wein aus der Umgebung, schon im 14. Jahrh. geschätzt, geht größtenteils nach Böhmen und Schlesien. Die Viehmärkte in A., früher die bedeutendsten in Mähren, sind jetzt in Abnahme gekommen. — Der Bezirk A. umfaßt 747,88 qkm mit 69 710 G.

Auspizien (lat. auspicia) nannten die Römer die Auszüge nach den Anzeichen des Willens der Götter, sowie auch diese selbst, sofern dieselben namentlich aus der Beobachtung der Vögel entnommen wurden; s. unter Augurn. Im allgemeinen bezeichnet man auch mit A. die Ausfichten auf den Erfolg einer Sache überhaupt, mögen dieselben gut oder schlimm sein. Aufspizieren, wahrjagen; aufspießen, vorbedeuten.

Ausrüstung, s. unter Abfindung.

Ausrüstung hat in der militärischen Sprache eine mehrfache Bedeutung. Zur A. des einzelnen Mannes rechnet man entweder die sämtlichen materiellen Gegenstände, mit welchen derselbe ausgestattet ist, oder man trennt Bewaffnung, Bekleidung und A.; letztere umfaßt dann die Kopfbedeckung (als Helm, Käppi, Gajack), Schutzwaflen (Rüstung, Spauletten), Säbelgehent, Tornister, Brotbeutel, Patronenafche, Kochgeschirr, Feldflasche, Schanzzeug, Signalfinstrumente, beim Reiter Mantelfack, Pack-, Hufeisenfaschen u. f. w. Die A. des Pferdes besteht aus dem Zaumzeug, Sattelzeug und eventuell der Beigirung; auch trägt dasselbe einen Teil der A. des Reiters. Die A. einer Truppenabteilung umfaßt das Personal, die Pferde, die A. des Mannes und Pferdes, die Fahrzeuge mit ihrer Beladung, bei der Artillerie die Geschütze, bei den Pontonieren das Brückenmaterial u. f. w.; oft wird aber nur das tote Material als A. bezeichnet. Zur A. einer Armee oder größern Armeearbeitung gehören die Vorkehrungen zur Fortschaffung der Reservemunition, der Vorräte an Lebensmitteln und Fourrage, die Mittel zur Ausübung der Krankenpflege u. f. w. — Die A. eines Schiffs umfaßt alle diejenigen Gegenstände, welche es nötig hat, in See zu gehen und eine längere Reise zu machen; dazu gehören Segel, Lauffer, Anker, Instrumente, Proviant und alles Inventar und Material, dessen ein Schiff, wenn es im Hafen still liegt, nicht bedarf. — Die A. einer Festung wird gewöhnlich als Armierung derselben bezeichnet. (S. Armieren.) A. ist auch der Akt des Ausrüstens selbst.

Ausfaat nennt man die Verbreitung der Pflanzen durch Samen, Sporen und andere zur Fortpflanzung bestimmte Zellen; dieselbe geschieht in sehr verschiedener Art. Eine gewöhnlich als natürliche A. bezeichnete Verbreitung findet bei denjenigen Pflanzen statt, die sich selbst überlassen bleiben, also bei den sog. wildwachsenden, entweder durch zweckmäßige Verbreitungseinrichtungen von der Pflanze selbst oder durch mannigfache Einwirkung der Außenwelt. Bei der großen Mehrzahl der Pflanzen werden die Samen, Sporen u. f. w. nur auf verhältnismäßig geringe Entfernungen hin ausgestreut, indem die Verbreitung durch die Mutterpflanze selbst vollzogen wird. Der einfachste hierher gehörende Fall der natürlichen A. ist das Verabfallen der Früchte, Samen u. f. w. auf den Boden, nachdem durch die Reife ein Ablösen derselben von der Mutterpflanze eingetreten ist; so ist es z. B. bei sehr vielen Gräsern, bei den Buchen, Eichen u. f. w. Hierbei kommen natürlich die Samen direkt unter die Pflanze zu liegen, vorausgesetzt, daß sie nicht

durch die Einwirkung äußerer Kräfte, wie durch starke Winde hinweggeführt werden. Jedoch ist die Pflanze durch zweckmäßige Einrichtungen im Samen auch außerhalb ihrer allernächsten Umgebung ausfäen, indem sie dieselben bei der Reife oft bedeutender Kraft von sich schleudert. Es gehören hierzu die mannigfaltigsten Einrichtungen, so werden z. B. bei verschiedenen Hälften- und Stenfrüchten die Samen bei der Reife durch plötzliches eintretendes uhrfederartiges oder schraubenförmiges Zusammenziehen der Hälften, beziehungsweise Sten herausgeschleudert; ähnliches findet statt bei den Früchten des Rührmichnichten (*Impatiens Nolitangere*). Auch bei vielen Sauerleerarten (*Oxalis*) befehen ziemlich komplizierte Einrichtungen, vermöge deren die Samen bei der leichten Berührung der Früchte mit großer Kraft fortgeschleudert werden. Bei der Spriggurte (*Ecballium Elaeagnum*) findet während der Ablösung der Frucht von der Mutterpflanze ein plötzliches Herauspritzen der darin enthaltenen Samen statt. Auch bei einigen Pilzen wird die Verbreitung der Sporen durch Wegschleudern bewirkt, so z. B. bei dem sehr häufigen Schimmelpilze *Mucor* (s. d.).

Aber nicht bloß das Ausstreuen der Samen fördert die Verbreitung, sondern auch das Eindringen derselben in die Erde, und auch in dieser Beziehung sind bei einigen Pflanzen sehr zweckmäßige Einrichtungen vorhanden; so befehen z. B. die Samen vieler *Erodium*-Arten (s. *Erodium*) ein fortzieherartiges gewundene Grame, die infolge starker hygroskopizität (Eigenschaft, Wasserdampf aus der Luft anzuziehen) bei Witterungswechsel sich aus- und eintrollen kann und so ein Einbohren der Samen in den Boden bewirkt; ganz ähnliche Verhältnisse finden sich bei einer Anzahl Gräser, z. B. bei verschiedenen Haferarten, bei dem Fiebergras (*Stipa*) u. f. w.

Bei der Verbreitung der Samen und Sporen durch das Eingreifen der Außenwelt kommen hauptsächlich die Windströmungen in Betracht. An den Samen und Früchten sehr vieler höherer Pflanzen sind die verschiedenartigen Einrichtungen getroffen, um das Wegföhren derselben durch den Wind möglich zu machen. Man nennt derartige Einrichtungen gewöhnlich »Flugorgane«. Die bekanntesten derselben sind die Haar- und Federkronen vieler Kompositen, die Haarschöpfe an den Samen der Weiden, Pappeln, Anemonen, Waldbreien (*Clematis*), ferner die flügelartigen Ansätze an den Früchten der Ulmen, Eichen, Ahorne und an den Samen der meisten Nadelhölzer. Sehr kleine Samen, wie die der Oräuben, ebenso die große Mehrzahl der Sporen von Pilzen und höhern Kryptogamen sind meist von so geringem Gewichte, daß sie auch ohne derartige »Flugorgane« mit Leichtigkeit vom Winde sehr weit hinweggeführt werden können.

Die Sporen fast sämtlicher Algen, ebenso die Samen und Früchte vieler Wasserpflanzen werden ausschließlich durch Wasserströmungen verbreitet; auch können die Samen mancher Landpflanzen auf den Bächen, Flüssen sowie durch die Meeresströmungen auf weite Strecken fortgeführt werden. Einen nicht minder wichtigen Faktor bei der natürlichen A. bilden die Tiere und zwar vorzugsweise die Vögel. Samen, die durch Tiere verbreitet werden, sind gewöhnlich mit Haken, Borsten u. dgl. versehen. So sind die Früchte vieler Solanaceen (z. B. der Möhren), Rubiaceen (z. B. *Galium*

Aparine), ferner mancher Botagineen (z. B. *Cynoglossum officinale*) mit gekrümmten oder an der Spitze widerhakenartigen Fortsätzen versehen, sodass sie in dem Haar oder Federleide der Tiere hängen bleiben. Die Verbreitung der Mistel (*Viscum album*), die als Schmarotzer auf vielen Bäumen lebt, wird vorzugsweise von den Vögeln besorgt, indem die weichen Samen von denselben gefressen und so die in den Beeren enthaltenen Samen nach einer Wanderung durch den Darmlanal der Vögel auf andere Bäume übergeführt werden. Auf ähnliche Weise werden auch viele andere Samen, die mit klebrigen Hüllen versehen sind und deshalb von Tieren gefressen werden, verbreitet.

Als künstliche A. bezeichnet man die auf rein mechanische Weise durch die Thätigkeit des Menschen erscheinende Verbreitung der Pilzen. Diese wird vorzugsweise bei solchen Gewächsen angewandt, an deren Kultur der Mensch ein besonderes Interesse hat. (S. Säen.)

Ausatz (erst seit dem 14. Jahrh., vorher *Misellus*), auch *Maalzei* oder *Lepra* genannt, bezeichnet bei den ältern Ärzten eine Menge von langwierigen, entstellenden und mit abschredenden Hautgeschlägen oder Geschwüren verbundenen Krankheiten, welche man für ansteckend hielt, sodass man die davon Befallenen von der bürgerlichen Gesellschaft ausschloß, aus den Städten verjagte, also ansteckte, daher der Name *Ansfäzige* oder *Sonderliche* (*Leptoten*). Als im Mittelalter die Zahl solcher Kranken zunahm, gründete man für sie besondere Ausatzhäuser (*Leptoten*), d. h. Hospitäler, in welchen diese Kranken verwahrt und gepflegt wurden. Vieles, was man ehemals zum A. gerechnet hat, mag wohl jetzt zu den syphilitischen oder skrofulösen Krankheitsformen gerechnet werden. Aber auch jetzt bleiben noch Krankheiten übrig, welche man unter den obigen Namen als *leprose* Krankheitsformen begreift. Sie kommen hauptsächlich in Küstenländern unter der ärmern und elendern Volksklasse einheimisch (endemisch) vor. Dahin gehören besonders die tropischen *Ausatzkrankheiten* (in Ost- und Westindien, Brasilien, Surinam u. s. w.), ferner die *Ausatzformen* an der Levante und Arabien, in Südeuropa, z. B. die *Krimische Krankheit*, die *Lepa* in Griechenland, die *Falcabine* in Dalmatien, die *Kurische Rose*, der *Galische Ausatz* in Nordspanien u. s. w. In Rußland sind hierher zu rechnen: das norweg. *Speckste* Sigdom, die *Usttra* in Island, vielleicht auch die *Adelste* Stambinians und die *Dänische* Krankheit Holsteins. Zweifelhafter bleibt, ob das *Elefantenbein* (*Elephantiasis*), das *Knochenbein* von Barbadoes, das *Mal-rouge* von Capenne, das *Pellagra* Italiens u. s. w., und der von den franz. Ärzten *Lepra vulgaris* genannte *Schnuppenausatz* hierher gehören. Die echten *Ausatzformen* unterschied man früher weniger gut in orientalische und occidentallische. Jetzt unterscheidet man besonders den *Knochenausatz* oder *knorrigen A.* (*Lepra nodosa*), bei welchem sich große, entzündete harte Knoten unter der Haut und den Schleimhäuten bilden, die später allmählich erweichen und in zerstörende Geschwüre übergehen, und den *glatten oder verästelmägen A.* (*Lepra anæsthetica* s. *mutilans*), wo erst einzelne Hautstellen misshapig und empfindungslos werden, dann aber ein Glied nach dem andern abstirbt und sich aus dem Gelenke ablöst. Als Vorzeichen (*Ausatzmä-*

ler, *Morphæa*) gelten, seit alten Zeiten bis jetzt, die sich bei solchen Kranken anfangs einzelnstehenden misshapigen, harten, meist schuppigen, auch wohl unempfindlichen Flecke auf der Haut. Die mittlere Dauer des knorrigen A. beträgt etwa 9–10, die des glatten oder verästelmägen A. 18 Jahre. Bisweilen finden sich beide Formen des A. an einem und demselben Kranken gleichzeitig vor. Aber die Ursache dieser verästelmägen Krankheit sind die Kenntnisse der Ärzte trotz den ausgezeichneten Untersuchungen der norweg. Forscher Danielsen und Boeck, sowie von Hebra, Virchow u. a. noch sehr mangelhaft. Ebenso wenig kennt man bis jetzt ein spezifisches Heilverfahren, sondern muß sich auf eine rein symptomatische Behandlung, auf Hebung der Ernährung, Linderung der Schmerzen, örtliche Behandlung und Ausschneidung der Knoten und Geschwüre u. s. w. beschränken. Fast immer führt der A. zu langwierigerem, oft Jahrzehnte dauerndem Siechtum und zu erheblichen Entstellungen, bis endlich der Tod durch Entkräftung oder durch hinzukommende Entzündung innerer lebenswichtiger Organe erfolgt. Vgl. Danielsen und Boeck, *Traité de la Spéculakhod ou Elephantiasis des Grecs* (mit Atlas, Par. 1847); *zur Geschichte des A. und der Spitaler* in Virchows *Archiv für pathol. Anatomie* (Bd. 18–22, Berl. 1860–62); Virchow, *Krankhafte Geschwülste* (Bd. 2, Berl. 1865), auch unter dem Titel: *Voelungen über Pathologie* (Bd. 3); Häser, *Lehrbuch der Geschichte der Medizin und der epidemischen Krankheiten* (Bd. 2, 3. Aufl., Jena 1881).

Ausatz oder *Erant* nennt man diejenigen Hauterkrankungen, bei welchen sich mehr oder minder zahlreiche, umschriebene sog. Hautblüten oder *Effloreszenzen* (Pleken, Knötchen, Knoten, Quaddeln, Bläschen oder Pusteln) auf der Haut bilden. Sofern der Ausbruch derselben von einem Fieber begleitet ist, heißen sie *hitzige Ausatzläge*; das Fieber selbst bezeichnet man als *erantematisches Fieber*, z. B. *Rauern*, *Scharlach*, *Roden*, gewisse *Typhusformen* u. s. w. Die Hauptheilsmittel gegen A. bilden *Äder* und *Abkühlungen*, *Seifen*, *Leberpräparate*, *Pfeilsalben* und *Ätzmittel*. (S. *Hautkrankheiten*.)

Ausschließung der Gerichtspersonen. Ein Richter oder Gerichtsschreiber wird durch gewisse Thatfachen von der Ausübung seines Amtes im einzelnen Falle kraft Gesetzes, auch ohne den Ablehnungswillen eines Beteiligten, ausgeschlossen. Ausschließungsgründe rechtfertigen die Ablehnung (s. d.), sind aber vom Gericht schon von Amts wegen zu beachten. Die Ausschließungsgründe sind für den Zivilprozeß in der Deutschen Zivilprozeßordnung §. 41, für den Strafprozeß in der Deutschen Strafprozeßordnung §. 22 festgesetzt. Ausschließungsgrund ist namentlich, daß der Richter selbst unmittelbar als Partei, als Bezeuher, oder mittelbar z. B. als Regresspflichtiger an dem Rechtsstreit beteiligt ist, oder zu einer Partei in bestimmtem nahen Verwandtschaftsverhältnis steht oder als Vertreter oder Beistand einer Partei in dem Rechtsstreit aufgetreten ist. Etwas weiter gefaßt sind die Ausschließungsgründe des österr. Rechts. Vgl. hinsichtlich der Ausschließung des Gerichtsvolkhebers das Deutsche Gerichtsverfassungsgesetz, §. 156.

Ausschneidekunst oder *Bisagraphe*, eine Technik, welche im Dianuellen mit der Silhouette (s. d.) vollkommen identisch ist, sich indes nicht auf

die Profildarstellung des Kopfes beschränkt, sondern auch Landschaften, Architektur und anderes in ihren Bereich zieht. Vor dem 18. Jahrh. kommen derartige Leistungen bisweilen schon in der Eisenarbeit vor. Seit dem Ausflühen der genannten Porträtbildung bedient man sich vorzugsweise schwarzen Papiers. Einen künstlerischen Wert besitzen namentlich die psaligraphischen Arbeiten des Malers D. Ph. Runge (s. d.). Man besitzt in Hamburg große Sammlungen von ihm, deren Stüde fast alle Blumen und Tiere mit großer Naturtreue wiedergeben. Dortis Lätzens unternahm die Herausgabe einer Auswahl Arbeiten Runges; doch erschien nur ein Heft (Hamb. 1843). Andere Künstler, die diese Fertigkeit nebenbei übten, besonders anbauen und sich darin bekannt machen, sind Fröhlich und Konevka (gest. 1871). Jener lieferte eine Anzahl von Kinderbüchern, zu denen er selbst den verzierten Text schrieb, die seiner Bilder zu deutschen Volksliedern, zu Goethes »Faust«, zu Shakespeares »Sommernachts Traum«, Blätter zu »Faltstift und seine Gefellen« von H. Kurz, sowie »Herzreute Blätter«.

Auschnitt oder Sektor heißt in der Geometrie ein solcher Teil einer krummlinigen Figur, welcher zwischen zwei aus einem Punkte im Innern derselben an den Umfang gezogenen geraden Linien und dem von ihnen abgeschnittenen Bogen des Umfangs enthalten ist. Wenn Kreise ist der A. ein zwischen zwei Halbmessern und einem Bogen liegendes Stück desselben. A. eines geometr. Körpers ist ein solcher Teil des Körpers, welcher von einem Teile seiner Oberfläche und denjenigen geraden Linien begrenzt wird, die von jedem Punkte des Umfangs dieses Teils der Oberfläche nach einem bestimmten Punkte des Innern des Körpers gehen. Ein Kugelausschnitt ist ein kegelförmiges Stück der Kugel, dessen Spitze im Mittelpunkt der Kugel liegt und dessen Grundfläche ein durch einen Kreis begrenztes Stück der Kugeloberfläche bildet.

Ausschuß, ein aus einer größern Vereinigung von Personen (einer Korporation, Versammlung oder Gesellschaft) gewählter und mit besondern Funktionen betrauter engerer Kreis von Mitgliedern. Besonders führen häufig die Deputationen (s. d.), Kommissionen (s. d.) und Komitees (s. d.) in den parlamentarischen Versammlungen den Namen Ausschüsse. Eine eigentümliche Bedeutung hatten die Ausschüsse in dem frühern deutschen Ständewesen; hier waren dieselben nicht bloß vorübergehende Deputationen, die den Ständen vorarbeiteten, sondern sie vertraten geradezu die Gesamtstände und übten eigene Rechte aus.

Ausschwärmen heißt bei der Insanierie der Übergang aus einer geschlossenen Formation in eine Scharenlinie; die letztere bildenden Abteilungen müssen suchen, möglichst schnell die gesamte Front der geschlossenen bleibenden Teile zu decken.

Ausschweifung bezeichnet in der Moral das schädliche Übermaß im Handeln oder Genießen, besonders in sinnlichen Genüssen. In der Rhetorik ist A. gleichbedeutend mit Abschweifung, s. Digression.

Ausschwüfung oder Exsuffation nennt man die krankhafte Absonderung flüssiger Bestandteile aus dem in seinen Gefäßen eingeschlossenen Blute, weiterhin auch die so abgesonderte Masse selbst oder das Exsudat. Die krankhafte A. schließt sich

in unmerklichen Übergängen an die in normal Weise erfolgende A. von Blutbestandteilen in d. Gewebe an, vermittelt welcher die Gewebe ernährt werden. Erstere unterscheidet sich von letzter lediglich durch die Menge und die etwas abweichende Zusammensetzung des Ausgeschwüften. Dieses ist entweder wässrig, dem sog. Blutserum ähnlich, und heißt dann serös, oder es ist dem in Blutplasma ähnlich, und heißt dann fibrinös oder faserstoffig, oder es besteht vorwiegend aus ausgewanderten farblosen Blutkörperchen und heißt dann eiterig oder purulent. (S. Eiter.) Das fibrinöse Exsudat scheidet sich gewöhnlich bei in einen gerinnenden festen und einen wässrigen bleibenden serösen Teil. Weitere Abarten des Exsudats sind das hämorrhagische oder blutige Exsudat, bei welchem, meist infolge schwerer Ernährungsstörungen der Blutgefäße, massenhaft rote Blutkörperchen aus den letztern in die Gewebe austreten, ferner das schleimige Exsudat, welches am häufigsten auf Schleimhäuten vorkommt und den sog. Schleimfluß oder Katarrh (s. d.) verursacht, sowie das trüppöse und das diphteritische Exsudat, welches auf den Schleimhäuten feste, graumeiße, faserstoffähnliche Auflagerungen bildet und zu mehr oder minder schweren Zerstörungen der besetzten Gewebe führt. (S. Krupp und Diphteritis.) Ergießt sich das Exsudat auf eine freie Fläche oder in die natürlichen Höhlen des Körpers, so heißt es ein freies, ergießt es sich zwischen die feinen Einzelteile der Gewebe, so heißt es ein interstitielles oder infiltriertes, wie es in die Elemente der Gewebe, d. h. in die Zellen und Fasern selbst aufgenommen, sodaß diese auquellen und sich vergrößern, so nennt man es parenchymatös. Über die Entstehung, Bedeutung, den weiteren Verlauf und die Folgen der Exsudate in ihren sehr mannigfachen Verchiedenheiten s. Entzündung und Wasser sucht.

Aussee, Marktfleden mit 1369 E. in der hies. Bezirkshauptmannschaft Oröbming an der Vereinigung der Quellbäche der Traun (die Altauffen, Grundelieer, Obenjeer-Traun), 658 m über dem Meere, einer der Centralpunkte des österr. Salzammerquats, der jetzt durch die Salzammerbahn mit Jüßl, Selßthal und Rottenmann verbunden ist. Der nahegelegene Salzberg, schon seit dem frühesten Mittelalter besahren, liefert täglich an 600 Ctr. Salz in die Siedehäuser. Wegen seiner geschützten Lage in einem von Bergen umschlossenen Hochthale und wegen der reizenden Umgebungen ist A. ein beliebter Kurort. Bal. Schreiber, »Solbad A. als klimatischer Kurort« (Wien 1870); Pohl, »Der Kurort A.« (Wien 1871); derselbe, »Die Solbaderprodukte der Saline zu A.« (Wien 1874).

Ausseugung, s. unter Segen.

Augenfisch, s. Hüllfisch.

Augenwerke nennt man diejenigen Werke einer Festung, welche vor dem Hauptwall, aber noch innerhalb des gebetzten Wegs der Hauptumfassung liegen. Ihr Zweck ist es, das Feuer des Hauptwalls zu verstärken, sein Feuerwerk nach außen zu deuten und die Verteidigung in die Länge zu ziehen. Sie dürfen der Feuerwirkung der dahinterliegenden Werke nicht hinderlich werden; der Hauptwall muß daher über die A. hinweg in das Vorterrain wirken können, und beherrscht diese gleichzeitig. Zu den A. rechnet man die Grabenscheere, das Navelin, die Kontregarden,

Courtesanen und Envelappen; auch wird der gedachte Weg selbst mit dazu gezählt. Liegen Wette irgend des gedachten Wegs, aber so nahe, daß ihre Gräben noch mit dem Hauptgraben kommunizieren, so werden sie zu hure Wette genannt. Dieselben sind zum Festhalten nahegelegener wichtiger Punkte, wie z. B. der Vorstädte, Bahnhofe, bestimmt, oder dienen als Brückenköpfe; gebräuchlich waren der äußern Wette sind die Tenailien (Zangen), die Horn- und die Kronenwette. Während man die Stärke einer Festung früherhin in der Anlage zahlreicher A. und äußerer Wette suchte, legt die neuere Verteidigung den Hauptaccent auf weitvordringende selbständige Wette; von A. dagegen, welche den heutigen Geschützen gegenüber ihren Zweck nicht mehr in hinreichendem Maße zu erfüllen vermögen, wird nur noch ein beschränkter Gebrauch gemacht.

Ankerrhoden, s. unter Appenzell.

Aussetzung der Kinder war und ist bei vielen barbarischen Völkern durch das Gesetz oder doch durch die Sitte gestattet. Der Grund davon ist vornehmlich in der Furcht vor Überfüllung zu suchen. Unter den Völkern des Altertums sind es die Juden, die Ägypter, die Inder und die Germanen, bei welchen das Aussetzen der Kinder verboten oder nicht Sitte war; dagegen findet sich die Aussetzung seit den ältesten Zeiten bei den Chinesen, Japanern, Hindus, Griechen, Römern und andern Völkern. Bei den Spartanern wurden die Ungehörigsten von obrigkeitlichen Personen unterzucht und nur die als lebenskräftig anerkannten in die Liste der Bürger eingetragen; die schwächlichen und trüffelhaften dagegen mußten in einen Abgrund bei dem Berge Taygetos geworfen werden. Gleiche Sitte, wie in Sparta, fand sich auch bei den Römern auf Aetna. Seltener war in der Zeit nach Solon das Aussetzen in Athen. Da nach dem strengen röm. Rechte der Vater über die in seiner Gewalt befindlichen Kinder ein Recht über Tod und Leben (*jus vitae et necis*) hatte, so lag darin auch die Befugnis zur Aussetzung. Wie bei den Athenern, so wurde auch bei den Römern das neugeborene Kind vor dem Vater niedergelegt. Nahm dieser es auf, so erklärte er es dadurch als sein Kind an und verpflichtete sich zur Erziehung desselben; nahm er es aber nicht auf, so wurde es ausgelegt, häufig auf dem Gemüsemarkt in der ersten Region der Stadt, auch wohl vor der Thüre kinderloser Leute, oft auch an abgelegenen Orten. Doch wurde diese Befugnis durch die Jüdische Gesetzgebung dahin beschränkt, daß nur monströse und gefährliche Kinder ausgelegt werden sollten. Selbst Philosophen wie Plato und Aristoteles hielten die Aussetzung für erlaubt. Das Christentum trat dieser barbarischen Sitte kräftig entgegen und beeinflusste die spätere röm. Kaisergesetzgebung. Die kirchenväter eifern nachdrücklich dagegen und sehen das Aussetzen für ebenso strafbar an als den Mord der Kinder. Da aber das Aussetzen bei den Heiden nicht sogleich verhindert werden konnte, so wurde hier und da verordnet, die Kinder wenigstens vor den Kirchengebäuden auszuweisen, und zu diesem Zwecke war gewöhnlich vor den Kirchthüren ein weites Becken abgetragen. Das erste ausdrückliche Verbot des Aussetzens scheint in die Regierung der Kaiser Valentinian, Valens und Gratian (374 n. Chr.) zu fallen, obgleich schon Konstantin d. Gr. dem Aussetzen entgegen gewirkt hatte. Die

mittelalterliche Kirche dehnte das Verbot der Aussetzung weiter aus, in der Vorschrift, daß auch Hilfloze überhaupt nicht ausgelegt oder verlassen werden sollten. Dieser veränderte Begriff der Aussetzung ist auch in die neuere Gesetzgebung übergegangen. Aussetzung wird durch das Deutsche Strafgesetzbuch (§. 221) zu den Verbrechen gegen das Leben gerechnet und kann nicht nur gegen Kinder, sondern überhaupt gegen Personen, die wegen jugendlichen Alters, Gebrechlichkeit oder Krankheit hilflos sind, begangen werden. Je nachdem die Aussetzung ohne Nachteile bleibt oder Körperverletzungen und Tod des Ausgesetzten nach sich zieht, hat das Gesetz die Strafe abgestuft, deren Mindestbetrag sechs Monate Gefängnis ist, wenn die Eltern selber es sind, welche die A. begingen, und drei Monate für andere Personen.

Auffig, Hauptstadt einer böhm. Bezirkshauptmannschaft an der Mündung der Vela in die Elbe (linkes Ufer) und an der Prag-Bodenbacher Eisenbahn, von welcher sich hier die Bahn nach Teplitz abzweigt und in welche vom rechten Elbeufer mittels einer Fahr- und Seilbrücke die Nordwestbahn einmündet, liegt 15 km von der sächs. Grenze in einer romantischen, fruchtbaren und gewerblustigen Gegend, zählt (1880) 16506 E. und ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksamts, eines Gerichts sowie eines Steuer-, Zoll-, Post- und Telegraphenamts. Die Stadtkirche, angeblich schon 826 gegründet, enthält ein schönes Radonnenbild von Carlo Dolce, ein Gemälde des Jemael Rengs, dem hier 1728 sein Sohn Rafael geboren ward. Die Stadt ist in raschem Aufblühen begriffen. Unter den industriellen Etablissements sind die großen Wollwarenmanufakturen, eine Maschinenfabrik, eine Lein- und Thermalfabrik, die große Chemikalienfabrik des österr. Vereins für chem. und metallurgische Produktion (mit 800 Arbeitern), eine Glasbläse, eine Paraffin- und Wagenölfabrik, eine Fabrik ätherischer Öle, eine Dampfsaftpapierfabrik und zwei Lackfabriken hervorzuheben. Sehr bedeutend ist der Schiffbau, der jährlich an 600 Jollen liefert, welche samt Ladung zumest in Berlin, Magdeburg und Hamburg veräußert werden. Die vorzüglichste Erwerbsquelle der Bewohner A.s bildet jedoch der Handel mit Obst, das in der ganzen Umgebung unter besonders günstigen Umständen gebaut wird, dann mit Getreide, Mineralwässern, Holz und den Braunkohlen der Umgegend (jährlich an 40 Mill. Ctr.), die meist aus dem Strome und der Eisenbahn ausgeführt werden. A. war einst stark befestigt. Es wurde 1426 von den Hussiten zerstört, die auch 18. Jan. desselben Jahres die Weiskner bei dem nahen Dorfe Bredlin und 15. Juni dieselben auf der 4 km entfernten Wiehanj schlugen. A. brannte 1583 ab; 1639 ward es von den Schweden unter Baner erobert. Ungefähr 5 km entfernt liegt das Schlachtfeld von Kulm. Ein Vergnügungsort ist die Ferdinandshöhe mit reizender Fernsicht; viel besucht werden auch die Ruine Schredenstein und die sog. Woltrai. — Die Bezirkshauptmannschaft A. zählt auf 355,68 qkm 62569 E.

Aussonderung (im Konkurs) ist, nach der Deutschen und österr. Konkursordnung, die Herausgabe eines dem Gemeinkreditor nicht gehörigen Gegenstandes aus der Konkursmasse; der Anspruch auf A. kann sich auf ein dingliches oder persönliches Recht gründen und bestimmt sich nach den

allgemeinen, außerhalb des Konkurses geltenden Rechts; die Deutsche Konkursordnung statuiert aber selber ein Recht des Verkäufers oder Einkaufskommissionärs, von einem andern Orte an den Gemeinschuldner überlandte und von diesem noch nicht vollständig bezahlte Waren zurückzufordern, sofern sie zur Zeit der Konkursöffnung noch auf dem Transport befindlich, oder, wenn schon angekommen, noch nicht in den Gewahrsam des Gemeinschuldners selbst oder einer andern Person für ihn gelangt sind (right of stoppage in transitu, droit de suite). An Stelle der veräußerten Gegenstände kann, nach der Deutschen Konkursordnung, der Aussonderungsberechtigte die Abtretung des Rechts auf die ausstehende Gegenleistung, und die nach der Konkursöffnung eingesogene Gegenleistung aus der Masse beanspruchen; nach der österr. Konkursordnung kann er die ausstehende Gegenleistung unmittelbar, ohne Abtretung des Rechts auf dieselbe, beanspruchen. (Deutsche Konkursordnung, §§. 36—38; österr. Konkursordnung, §§. 26, 27).

Auspielgeschäft heißt die Veräußerung einer Sache an denjenigen, welchen das Los aus einer Mehrheit von Einliegenden bestimmen oder welcher bei einem gemeinschaftlichen Glück- oder Geschicklichkeitsspiele den Preis davontragen wird. Man bedient sich dieses Geschäfts z. B., um für schwerveräußliche Wertgegenstände, wie mühsame Meisterstücke von Handwerkern, einen angemessenen Preis zu erlangen, indem man die Möglichkeit der Erwerbung um eine ganz geringfügige Summe erweist. Es werden dadurch aber auch Grundstücke, Kostbarkeiten, Waren u. s. w. mit Vorteil abgesetzt; meist übernimmt dann ein Bankier gegen Provision oder auch eine Behörde oder ein Ausschuss von Theilhabenden die Garantie, daß nicht mehr als die planmäßige Anzahl Lose ausgegeben und der Spielgegenstand dem endlichen Gewinner ausgeliefert werden solle. Aber die rechtliche Natur des A. sind die Meinungen geteilt. Einige betrachten dasselbe als eine Art Hoffnungskauf, welcher erst durch das Zusammenbringen der erforderlichen Einsätze und den Sieg eines Theilnehmers bei dem endlichen Ausspielen zur Vollendung gelange, dagegen aber, wenn das Ausspielen aus irgend einem Grunde, z. B. wegen Untergangs der Sache, unterbleibe, in sich selbst zusammenfalle, sobald die Einsätze, als ohne Grund gezahlt, zurückverlangt werden können. Andere sehen darin eine Verbindung von Kauf und Spiel, oder es sollen in dem A. zwei Verträge vorliegen, nämlich ein vorbereitendes Geschäft zur Bildung einer Gemeinschaft von Theilnehmern und ein nachfolgender Verkauf der Sache an diese Gemeinschaft, unter der Verpflichtung des ausvielenenden Verkäufers, die Sache dem Gewinner zu überantworten. Hiernach würde die Spielergemeinschaft, wenn nichts anderes bedungen ist, schon vom Augenblicke jenes Verkaufs die Einsätze dem Verkäufer preisgeben und die Gefahr übernehmen. Unbedritten ist jedoch, daß der nach der Ziehung eintretende Untergang der Sache den Gewinnenden trifft. Das A. kann leicht zu Betrugereien gemißbraucht werden, da die Menge in der Hoffnung auf ein großes Glück und bei der Geringfügigkeit der einzelnen Einsätze sich nicht weiter darum zu bekümmern pflegt, ob der in dem Gesamtresultat der Lose bestehende Verkaufspreis kein übertriebener sei und ob der Ausspielende den

Gegenstand auch gewähren werde, und da es sich nur der Gewinnlust der Unternehmer, die auf die kurzfristige Leidenschaft spekulieren, ist es in den meisten Staaten entweder sehr schränkt oder ganz verboten. In Frankreich untersagt, in Preußen, Bayern, Württemberg von einer besondern Erlaubnis der betreffenden Verwaltungsbehörde oder des Ministers abhängig; im Königreich Sachsen ist in gewissen Fällen das Ausspielen beweglicher Sachen unter Genehmigung der Ortspolizeibehörde gestattet, nämlich wenn es erwiesenermaßen einem der Zwecke diene, oder wenn es nur Object geringem Werthe zum Gegenstande hat, wenn Auspielwaren von den Theilnehmern selbst beschafft sind u. s. w. Das Reichsstrafgesetzbuch in §. 286 die ohne obrigkeitliche Erlaubnis öffentlich veranstalteten Auspielungen beweglicher oder unbeweglicher Sachen mit Gefängnis bis 2 Jahren oder mit Geldstrafe bis 3000 Mark.

Ausproben (im Bergbau), s. Aussteiler.
Aussprache heißt die besondere Art und Weise wie die Laute und ihre Verbindungen beim Sprechen hervorgebracht werden. In der Sprachwissenschaft beschäftigt sich mit der Fixierung der Lautphysiologie im allgemeinen, die Lehre für jede Sprache oder jeden Dialekt insbesondere. Im gewöhnlichen Leben wird eine hörte Aussprache z. B. eines Dialekts oder fremden Sprache in der Regel kurz charakterisirt als »hart, weich, singend, voll« u. dgl. W. nungen, die ganz werthlos sind, da man keinen bestimmten Begriff damit verbindet und dieselbe relativ sind: was dem einen hart, erscheint andern weich. Für Schule und Leben kommt meistens der Gegensatz zwischen sog. »reiner« »unreiner« (oder »richtiger« und »falscher«) Betracht. Als »reine«, normale A. des Deutschen (und ähnlich in andern Ländern) gilt die in der Bühne im Trauerspiel und Schauspiel übliche Umgangsprache der Gebildeten nachzuahm. Unreine, verkehrte A. ist, wo nicht ein individueller Fehler vorliegt, in der Regel weiter als die an sich völlig berechtigten, nur in Kreisen der Gebildeten vermißte Aussprache eines Volks- oder Volksdialekts. In meisten Ländern gilt die A. einer besondern oder eines einzelnen Ortes als die rechte und die feinste, so in Frankreich die pariser, in Rußland die moskauer u. a., in Bezug auf Deutschland kann man nur im allgemeinen sagen, die korrekteste A. des Christenthums in den gebildeten Norddeutschlands herrscht.

Aussand, Arbeitseinstellung seitens der Arbeiter, s. Strike.

Ausstattung, s. Aussteuer.

Ausstellung des Sakraments wird in der kath. Kirche die feierliche Ausstellung der geweihten Hostie (s. d.) genannt. Das Sakrament: von mindestens 12 Lichtern umgeben und an einem Orte unter Bedeckung der Bilder des A. auf dem Hochaltare ausgestellt zu werden. Ursprung dieser kath. Sitte erklärt sich aus der Lehre der Transsubstantiation (s. d.). Altpäpstlicher Bestandtheil des kath. Kultus ist sie in der Anordnung des Fronleichnamfestes gegen das 13. Jahrh. ins Leben getreten; sie war ursprünglich sogar nur auf wenige Tage im Jahr beschränkt.

Ausstellung, öffentliche, als Strafe, s. unter Frager.

Ausstellungen sind eine aus dem modernen Kulturleben, insbesondere aus der industriellen Entwicklung der Völker hervorgegangene Institution, deren Ausbildung und Pflege sich als eine charakteristische Erscheinung des 19. Jahrh. darstellt, obwohl die Anfänge derselben bis in die Mitte des 18. Jahrh. zurückreichen. In materiellem Sinne angesehen, beruht das Ausstellungswesen auf demselben Prinzip wie das in der Neuzeit zu enormem Umfang erweiterte Inzeratenwesen und die fast zum Rundweg ausgebildete Dekoration der Schaufenster; vom idealen Gesichtspunkt sollen die A. als Triebfedern der geistigen Regsamkeit, als Förderungsmittel der Kunst, des Gewerbfleißes, der sachmässigen wie der allgemeinen Bildung dienen. In dem Maße, als im staatlichen Leben der Völker die wissenschaftlichen Interessen in den Vordergrund getreten und infolge des durch den Ausbau der Eisenbahnen herbeigeführten Umschwungs in den Verkehrsverhältnissen die alten Märkte und Messen einseitig geworden sind (speziell in Deutschland seit dem Zusammentritt des Zollvereins), ist die dem Ausstellungswesen zu Grunde liegende Idee in das nationale Leben eingedrungen. Durch den heissen Zeitgeist der Gegenwart sind die A. in ein heimliches System gebracht worden. Mit Rücksicht auf sachliche, zeitliche und örtliche Ausdehnung unterscheidet man Privat- und Kollektiv-, Spezial- und allgemeine, Kunst-, Industrie- und landwirtschaftliche, periodische und permanente, lokale, nationale und internationale A. Die Privatausstellung kennzeichnet sich dadurch, daß die eingedekten Gegenstände das Eigentum einzelner oder auch mehrerer solidarisch verpflichteten Personen (Firmen, Gesellschaften u. s. w.) sind, wohingegen die Objekte der Kollektivausstellung einer Vereinigung von Personen, die nicht solidarisch verpflichtet zu sein brauchen, angehören. Während die allgemeine A. das Gesamtgebiet der produktiven Thätigkeit begreift, ist die Spezial- oder Fachausstellung einer bestimmten Branche gewidmet. Die Kunstausstellungen umfassen außer den Werken der bildenden und graphischen Künste häufig auch Erzeugnisse des Kunstgewerbes, namentlich Gold- und Silberarbeiten, Medaillen, Gefäße u. s. w.; durch die Industrieausstellungen werden alle Zweige der gewerblichen Thätigkeit von ihrer künstlerischen wie von ihrer technischen Seite zur Anschauung gebracht; auf den landwirtschaftlichen A. sind die direkten und indirekten Produkte, Geräte und Maschinen des Acker- und Gartenbaues vertreten. Während die periodischen A. in mehr oder minder regelmäßigen Zwischenräumen an dem gleichen Ort oder an verschiedenen Orten wiederkehren, haben die permanenten A. beinahe den Charakter von Sammlungen oder Museen, von denen sie sich im wesentlichen dadurch unterscheiden, daß ihre Gegenstände von Zeit zu Zeit durch andere ersetzt werden. Aus den das lokale Gepräge am deutlichsten zeigenden A. der Städte haben sich die der Bezirke und Provinzen, aus den letztern die Landesausstellungen gebildet. Durch das Zusammenwirken mehrerer Länder sind die internationalen, durch die Gemeinschaft aller Kulturvölker die die weiteste Ausdehnung des Begriffs repräsentierenden Weltausstellungen entstanden. Gegenwärtig haben die A. fast in der ganzen civilisierten Welt die Runde gemacht; selbst das

afrikt. Kapland und die Hauptstädte Australiens sind mit in die Schranken getreten. Die fortschreitende, wenngleich durch politische, kommerzielle und finanzielle Verhältnisse beeinflusste Entwicklung des Ausstellungswesens geht am deutlichsten hervor aus einer vergleichenden Übersicht der Ziffern, welche die sieben größten A. aufweisen.

Die erste Weltausstellung in London im J. 1851 wurde von 13938 Ausstellern besucht und von 6089195 Personen besucht; in Paris erschienen 1855 21779 Aussteller und 6162330 Besucher, in London 1862 28653 Aussteller und 6211108 Besucher, in Paris 1867 42217 Aussteller und 8805391 Besucher, in Wien 1873 39500 Aussteller und 7254687 Besucher, in Philadelphia 1876 26986 Aussteller und 9857625 Besucher, in Paris 1878 über 50000 Aussteller und 12624100 Besucher. Die Weltausstellungen sind es namentlich, durch welche der Charakter der verwichenen Epochen aufs klarste zum Ausdruck gebracht wird. Während früher auf den A. die Maschinen nebensächlich figurierten, treten sie in neuester Zeit geradezu dominierend auf, und zugleich ist diejenige Form gefunden worden, durch welche die Betrachtung derselben für den Laien eigentlich erst nutzbar gemacht wird. Man begnügt sich nicht mehr damit, einzelne kleine Maschinen vor den Augen der Menge funktionieren zu lassen, man setzt vielmehr ganze Fabriken in Betrieb, in denen das Publikum irgend ein Rohprodukt den Prozeß bis zum vollendeten Fabrikat durchmachen sieht. Einige Branchen des Maschinenwesens, die früher kaum für ausstellungsfähig gehalten wurden, wie der Lokomotiv- und Dampfschiffbau, sind jetzt in einer Weise vertreten, daß sie ein allseitiges Interesse und vielfach Bewunderung erregen. Im allgemeinen hat man gelernt, mehr Sorgfalt auf die äußerliche Eintheilung und das gefällige Arrangement der auszustellenden Gegenstände zu verwenden, und wenn man auch heute noch nicht berechtigt ist, von einer vollständig entwickelten Theorie des Ausstellungswesens zu sprechen, so haben sich doch aus den gewonnenen Erfahrungen eine Anzahl wichtiger Gesichtspunkte ergeben, die bei der Inzenerierung künftiger A. maßgebend sein werden. Die Weltausstellung von 1867 war die erste, welche in ihrer Anordnung das retrospektive Prinzip zur vollsten Geltung brachte und damit ein für die Kulturgeschichte höchwichtiges Moment in das System des Ausstellungswesens einführte. Durch die A. seit 1870 sind die kunstgewerbliche Regeneration, der naturwissenschaftliche Fortschritt, die Errungenschaften der Erziehungs- und Gesundheitslehre aufs glanzvollste illustriert worden. An jede größere A. knüpft sich das Auftreten irgendeiner epochenmachenden Erscheinung, die entweder zur Zeit vollständig neu war, oder durch wesentliche Verbesserungen den Charakter der Neuheit erhielt. Es gehören hierher die Kunstarbeiten Inbiens, die zahlreichen Gegenstände in Glas und Thon, an denen die Umbrudtechnik so Großes geleistet hat, die Glas- und Sgraffittomalereien, die Cloisonné-Emaille, das als pseudo-résumé bezeichnete Dekorationsverfahren, die Erzeugnisse des berliner Kunstgusses, die engl. Wertzeugmaschinen u. s. w.

Wiederholt ist die Frage aufgeworfen worden, ob und inwieweit die durch die A. gebotenen Vorteile die Nachteile derselben überwiegen. Sie verursachen einen erheblichen Aufwand an Zeit, Mühe

und Kosten, stören den ruhigen Gang des Geschäftslebens, unterstützen gewissermaßen den Hang zu einer herumziehenden Lebensweise und nähren den falschen Ehrgeiz durch Bräutereien, die nicht immer auf gerechten Urteilen basieren. Dagegen sind die A. die Heiligeren des Fortschritts, die Gradmesser für die Höhe der Produktionsfähigkeit genannt worden. Sie spornen den Wettseiler an, in der Schönheit oder Zweckmäßigkeit der Arbeit das Höchste zu erreichen; sie lehren den Markt kennen, bilden den Geschmack und das Urtheil, indem sie instruktive Vergleiche gestatten, und orientieren über die herrschende Zeitrichtung; sie vermitteln auf allen Gebieten des Könnens einen kosmopolitischen Austausch; sie stellen den Wert der Arbeit in imponierender Weise dar und erzielen dadurch einen dreifachen Gewinn: innerhalb der künstlerischen und gewerblichen Kreise ein erhöhtes Selbstvertrauen, außerhalb derselben einen lehrreichen Einblick in alle Sphären des Schaffens, auf beiden Seiten Überwindung der Vorurteile für oder gegen die vaterländische Industrie. Wenn in Bezug auf die A. gesagt worden ist, daß sie wenig Neues bieten, so trifft dies nur für diejenigen Besucher zu, denen ihr Beruf Gelegenheit gibt, sich durch Fachjournale, Patentschriften u. s. w. über jede Neuheit sofort nach dem Auftauchen derselben zu instruieren; allein selbst für diese ist es von nicht geringer Wichtigkeit, auf den A. in natura zu sehen, was ihnen bisher nur durch Beschreibung und Abbildung bekannt war. Mancher Fachmann erhält hier ganz unerwartete Fingerzeige für seinen Beruf, indem er die Verfahrungsarten anderer Industriezweige kennen lernt, und mancher Erfinder wird davor bewahrt, Zeit und Geld an die Ausführung einer Idee zu wenden, die er hier bereits verlorren sieht.

Die technische Entwicklung der Gewerbe verdannt den A. ihre rasche Förderung; viele Zweige derselben sind durch sie entweder ins Leben gerufen oder weitem Kreisen zugänglich gemacht worden. Durch die A. werden Einblicke in die wirtschaftlichen Verhältnisse aller Industriestaaten eröffnet, wie sie durch das älteste Studium der Ein- und Ausfuhrtabellen, der Konsularberichte u. s. w. nicht gewonnen werden, und zur Beratung mancher wirtschaftlichen Fragen haben die A. Anlaß gegeben. Endlich sind dieselben auch von polit. und humanitärer Bedeutung, indem die civilisierten Nationen der Welt einander näher geführt werden und sich in ihren speziellen wie in ihren gemeinsamen Interessen verstehen und würdigen lernen; sie dienen somit der großen Kulturaufgabe, den Menschen zum Weltbürger zu erziehen und die Völker durch das Band des Friedens zu verbinden. Damit die A. ihrer vielseitigen Bestimmung entsprechen, dürfen sie jedoch nicht in ein bloßes Schaugepränge ausarten; sie müssen die Produktion zeigen, wie sie wirklich ist. Mit Recht ist auch die Forderung aufgetreten, insbesondere die Weltausstellungen nicht so schnell aufeinander folgen zu lassen, wie dies in neuester Zeit geschah, einerseits des bedeutenden Kostenaufwands wegen, andererseits damit man auf allen Seiten Zeit gewinnt, aus den Ergebnissen Nutzen zu ziehen.

Die Resultate der A. werden in offiziellen Berichten zusammengefaßt, die mit den in Büchern und Zeitschriften erscheinenden einschlägigen Arbeiten einen ausgedehnten Spezialzweig der Litteratur bilden. Hervorzuheben sind besonders: »Bericht über die Weltausstellung zu Paris im J. 1867, herausg.

durch das I. I. Österreichische Centralcomité (4 Bde. mit Atlas, Wien 1869); »Offizieller 2. ausstellungsbericht« (95 Hefte, Wien 1873—); »Amtlicher Bericht über die Wiener Weltausstellung« (3 Bde., Braunschw. 1874—77); die »richte über die Weltausstellungen in Philadelphia 1876 und in Paris 1878« (26 u. 9 Hefte, 1877—79); ferner die »Ausstritten Kataloge Weltausstellungen in London 1862, in Paris 1878 (Opz. 1863—64, 1867, 1880); G. »Die Aussteller und die A.« (2. Aufl., Weim. 18 derselbe, »Die neuesten Fortschritte im Ausstellungs« (Weim. 1868). Durch die Strenge Offenheit, mit der sich Reuleaux (s. d.) in seinen die »Nationalausstellung« geschriebenen Berichten sammelt als »Briefe aus Philadelphia«, Braun 1877) über die Mängel der deutschen Industrie der Weltausstellung in Philadelphia ausgesprochen wurde eine umfassende Erörterung des Ausstellungswezens sowohl in der periodischen Presse in zahlreichen Broschüren hervorgerufen.

Aussteuer oder Ausstattung heißt im al meinen dasjenige, was die Töchter bei ihrer Heiratung aus dem elterlichen Vermögen erhalten. Die rechtliche Beurteilung dieses Vermögens richtet sich nach dem Väterrechtssystem, welches für betreffende Ehe gilt oder durch den Ehevertrag geführt ist. Nach deutschen Partikularrechten nicht man aber im besondern unter A. die von Frau zu ihrem eigenen Bedarf oder zur Förm des Hauswesens eingebrachten Gegenstände. Sol sind dann ein von dem Brautpaar und der Frau verschiedener Vermögenssteil, aber welchen wöhnlich der Frau die Verfügung zusteht. (s. auch Lebensversicherung.)

Aussteuerkassen sind in der Regel Anstalt für mit den Lebensversicherungen (s. d.) verbundene Einrichtungen, deren Teilnehmer bei Eintritt eines bestimmten Jahres, bei ihrer Reue nität oder bei ihrer Verheiratung oder End rung ein gewisses Kapital erhalten. Zum E tritt zu dergleichen Kassen werden in der Re nur Kinder zugelassen, vorzugsweise solche, wel die ersten Lebensjahre noch nicht zurückgelegt. Die Beiträge sind entweder einmalige oder stliche. Die letztern müssen bis zur Fälligkeit l Aussteuer, beziehentlich bis zum Todestage l Veigetretenen, fortgezahlt werden. Zuweilen ein Kapital von bestimmter Höhe nicht zugeschi und es bilden alle Veigetretenen, welche in ein und demselben Jahre geboren, eine Jahresgeschi, welcher die eigenen und die Beiträge l Absterbenden oder mindestens die Zinsen der l tern zuzusallen. In diesem Falle wird, sobald l Zahlungstermin der Aussteuer eingetreten, d vorhandene Kapital nebst Zinsen, abzüglich l Verwaltungskosten, auf die Teilhaber verteilt.

Aussteuerversicherung, s. Versicherung.

Ausstopfen der Tiere, s. Taxidermie.

Ausfäulen, s. Auswaschen.

Austen (Jane), engl. Romanschriftstellerin, 16. Dez. 1775 zu Steventon in Hampshire, wo l Vater Geistlicher war. Nach dessen Tode 1793 l die Witwe mit ihren Töchtern nach Southampton und später nach dem neuen Dorfe Chawton, wo hier schrieb Jane A. ihre Romane »Northang Abbey«, »Sense and sensibility«, »Pride u prejudice«, »Mansfield Park« und »Emma über der Ausarbeitung ihres letzten Roman

«Persuasion», überraschte sie 24. Juli 1817 zu Winchester der Tod. Ihre Romane zeichnen sich durch Einfachheit des Stils und treffliche Schilderungen der sozialen Verhältnisse des engl. Mittelstandes aus. Eine Gesamtausgabe ihrer Werke erschien London 1870. Ihr Neffe J. G. Kuster-Leigh veröffentlichte ihre Biographie: «A memoir of Jane A.» (Lond. 1871).

Kuster (*Ostrea*), eine Gattung der Weichtiere oder Mollusken, welche in die Klasse der Blattkriecher oder Muscheln (*Lamellibranchia*) gehört und den Typus einer eigenen Familie in der Gruppe der nur mit einem Schließmuskel versehenen geschlossenen Muscheln bildet. Die zweifelhafte Schale, welche den daran festgewachsenen Weichtierkörper des Tieres schützt, ist entweder einseitig oder aus doppelseitig gewölbt, der Bau blattförmig. Der weiche Leib ist gewöhnlich von weißer oder fleischfarbener Färbung, welche jedoch viele Rassen, bis zum völligen Schwarz durchgeht. Der Schließmuskel ist stets etwas dunkler gefärbt. Ein brauner Saum, der Bart, umgibt den Körper. Dieser Bart besteht aus den vier Kiemenblättern, deren lössigende Wimpern die Aufnahme von Nahrungsmitteln zugleich mit dem Wasser vermitteln. Die A. ist doppelgeschlechtlich, befruchtet sich aber nicht selbst, da die verschiedenen Zeugungsstoffe sich zu verschiedener Zeit entwickeln. Die junge, mikroskopische Brut sammelt sich vom April an bis August in den Kiemenblättern, welche dadurch milchig werden. Ihre Fortpflanzung ist eine unermessliche; man hat gegen 1 Mill. Junge in einer größeren A. berechnet. Die aus den Kiemen entlassene junge Brut schwärmt in dem Meere umher, bis sie ein geeignetes Objekt zum Anhaften findet. Größere Tiefen werden von der A. ungern bewohnt. Sie verlangen einen Salzgehalt des Wassers von mindestens 17 Prom., kommen daher in Binnenmeeren, wie die Ostsee ist, nicht fort. Sonst finden sie sich unter allen Himmelsstrichen. Ihre Nahrung besteht nur aus mikroskopischen, pflanzlichen und tierischen Organismen. Erstere sind es auch, welche in gewissen Lagern ihrem Körper eine von Fleischmehlern geschätzte grüne Färbung verleihen. Die A. hat viele Feinde, besonders unter den Vohrschnecken. Die Familie der A. zählt, außer der gewöhnlichen (*Ostrea edulis*), noch viele Arten, so: *Ostrea cristata* (Hühnerkammmuschel) im Mittelmeere; *Ostrea parvula* (Baummuschel) in Ostindien; *Ostrea folium* (Blattmuschel) in Afrika; *Ostrea virginiana*, *canadensis* und *borealis* in Nordamerika. Außerdem unterscheidet man zahlreiche Varietäten je nach Größe, Geschmack, Form und Färbung. In der Vorzeit gab es zahlreiche Untergattungen (*Gryphaea*; *Exogyra*) und Arten, die namentlich im Jura und in der Kreide oft als Leitmuscheln für bestimmte Schichtengruppen gelten. Die A. siedeln sich gewöhnlich auf felsigem Meeresgrunde an und bilden daselbst die sog. Kusterbänke, welche oft von Milliarden besetzt sind. In Europa sind besonders reich daran die franz. Küste, dann die brit. Küsten; auch Schleswig, Holland, Norwegen, Spanien und Portugal, Italien und Dalmatien besitzen mehr oder minder reiche Kusterbänke. Die im Handel geschätztesten und verbreitetsten Sorten sind: die engl. *Natives*, *Carlinsforde*, *Whitstables*, *Colchester*; die französischen vom *Rocher du Camale* bei *St. Malo*, aus der Bucht von *Arcachon* und *Marannes*; die großen holsteiner (eigentlich schles-

wigisch) aus *Husum*. Die reichsten Kusterbänke besitzt Nordamerika in der Chesapeakebay, an den Küsten von Massachusetts und Virginia.

Der Fang der A. geschieht mit besondern Kusternetzen oder in großen Tiefen mit Scharnnetzen, wird aber so rücksichtslos betrieben, daß schon seit längerer Zeit eine bedeutende Abnahme in der Ausbeute bemerkbar ward. Um diesem Ausfall einer wertvollen Produktion zu begegnen, hat man die künstliche Kusternzucht einzuführen versucht. Thatsächlich bestand dieselbe schon im Altertum mit Erfolg, so namentlich im Tisarofer bei Neapel. Es gilt dabei nur, die junge, von den Kiemenblättern freigelassene Brut, von welcher im freien Meere begreiflich Milliarden zu Grunde gehen, hinreichend zu schützen, indem man ihr Gelegenheit bietet, sich möglichst rasch anzuhaken, alle störenden oder schädlichen Einwirkungen fern hält und für ein nahrungreiches, aber reines Wasser sorgt. Zu diesem Endzweck begann man in Frankreich, namentlich auf Antrieb des Akademikers Coste, vom J. 1858 an künstliche Kusternzuchtparcs (*Parcs producteurs*) anzulegen. Die Regierung unterstützte die Sache großartig. An allen Küsten ahmte man alsbald die Versuche nach, namentlich in England und in Oesterreich. Die Ergebnisse fielen jedoch keineswegs günstig aus. Die österr. Regierung sandte daher 1869 den Prof. Schmarba nach Frankreich zu genauer Untersuchung des Thatsachenstandes. Sein Bericht ergab, daß von den 2000 Kusternzuchtparcs, welche sich 1867 längs der franz. Westküste befanden haben sollten, 1869 keine 10 mehr existierten. Das gleiche Resultat brachte ein etwas später von der preuß. Regierung zu gleichem Zweck entsandter Experte (Prof. Möbius) zurück und infolgedessen wurden auch an den norddeutschen Küsten geplante Versuche wieder ausgegeben. Indessen ist damit keineswegs über die künstliche Aufzucht der A. der Stab gebrochen; im Gegenteil ist dieselbe sehr wohl möglich und durchführbar, nur gehören besonders geeignete Lagen und Gewässer dazu, sowie man auch die Erwartungen nicht allzu hoch spannen darf. Von den Zuchtparcs sind sehr zu unterscheiden die eigentlichen Kusternparcs (*Claires*), die bloß zur Heranzücht und Nahrung der A. dienen, welche aus andern, milder günstigen Gebieten verschleppt, daselbst gepflegt, gereinigt u. s. w. werden. Für solche Parcs eignen sich besonders die Buchten in der Nähe der Flussmündungen, welche stete Zufuhr an reichlicher Nahrung verbürgen. Die bekanntesten, schon seit alter Zeit eingerichteten Kusternparcs befinden sich bei Lütten, Milford-Harbour, Harwich u. s. w. Von den franz. Kusternparcs sind jetzt die erziehtigsten die von Auray und Arcachon. Die deutsche Kusternschifffahrt beschränkt sich auf die im Wattenmeer der Westküste von Schleswig-Holstein bei Spill, Röhrt und Amrum gelegenen 47 Bänke, welche seit 1879 an ein hamburger Haus für 163 000 Mark verpachtet sind. Die ital. Kusternschifffahrt konzentriert sich, seit die Kusternzucht des Tisarofersee ausgehört hat, hauptsächlich im Golf von Tarent.

Die Produktion der A. hat um bedeuenden einen ansehnlichen volkswirtschaftlichen Wert, weil dieselben ein treffliches, leicht verdauliches Nahrungsmittel abgeben. Das Fleisch der A. enthält die Stoffe der Muskein, außerdem Osmapon und Fett. Besonders vorteilhaft aber erscheint ihr Reichthum an Salzen, namentlich an Phosphorsäure. Man

genießt die A. roh sowie in verschiedenen kulinarischen Zusammensetzungen. Verjendet werden die A. in eigenen Kdrben (bourriches). Ihre Schalen werden häufig zur Herstellung von Kalk verwendet. Der Austerhandel weist ungeheure Riesen auf. Die Stadt Venedig verzehrt jährlich 75—132 Mill. Stüd, wovon die meisten aus den Claires stammen. Auf den londoner Markt kommen jährlich 500 Mill. Stüd. Nach Deutschland werden jährlich für etwa 7500000 Mark A. eingeführt. Am großartigsten ist die Austerkonsumtion und der Austerhandel in den Vereinigten Staaten von Amerika entwickelt. Der Hauptstz dieses Handels sind die Städte Richmond, Baltimore, Philadelphia, Newyork, Fairhaven und Providence, zusammen mit einem jährlichen Umsatz von 20 Mill. Bußel oder einem Konsum von 4 Milliarden Stüd A. Die Stadt Newyork allein verbraucht täglich das volle Jahr hindurch 380000 Stüd. In Fairhaven befinden sich Austerparth und künstliche Buchstanstalten, die beide zusammen einer jährlichen Ausfaat von 250000 Bußel bedürfen. Sehr bedeutend ist auch der amerit. Handel mit Austerfleisch, d. i. Austern ohne Schalen. Baltimore beschäftigt 500 Austerboote mit 2—3000 Personen Bemannung für den Fang, 3000 Arbeiter für den Austerhandel, darunter 300 Klempner für die Anfertigung der Risten aus Weißblech und Zink, in welchen die A. in Amerika verjendet zu werden pflegen. Paris befinden sich ferner an der Küste von Connecticut, Newjersey, Staten-Jeland, in der Prince-Vai, am Quinmpiac u. s. w. Die A. ist in Nordamerika ein wirkliches Volksernährungsmittel.

Die A. werden häufig von Krankheiten heimge sucht, die ihr Aussehen verderben und den Genuß schädlich machen. Die Erscheinungen werden von Pilzen verursacht, welche in dem Fleische der Tiere wuchern. Nur in frischem Zustande sind die A. essbar; wenige Stunden nach ihrem Tode, in welchem der Schließmuskel erschlafft und die Schalen sich öffnen, geben sie in Faulniß über. Gut verpackt vertragen sie aber ziemlich lange Transporte, und zwar ohne Meerwasser, wie man gewöhnlich annimmt; es genügt eine Quantität davon im Verschluß der Schalen selbst. Schon die alten Römer verstanden es, die A. lange Zeit vollkommen frisch zu erhalten. Der bekannte Gourmand Apicius fandte sie aus Rom nach Persien an den Kaiser Trajan. Überhaupt waren die A. den Völkern des Altertums als geschätztes Nahrungsmittel wohl bekannt. Der Prokonsul Sergius Orata legte die ersten Austerparth an im Golf von Naja. Plinius beschreibt die Nüstung der A. in den Lucrinischen Zeichen; Horaz und Ausonius bejingen diejenigen der Bucht von Cumä und der Südwestküste Galliens, wo heute noch die vorzüglichsten gewonnen werden. Als besonders schmackhafte A. galten ferner die von Brundisium, Tarent, Cyzicus und die des vulkanischen Sees Achern, des heutigen Fusaro. Die künstliche Austerzucht der Anwohner des Bosporus erwähnt Petrus Gilius, indem er erzählt, daß sie A. säeten wie Getreide.

Die Literatur über die A. und die Meereskultur derselben ist ziemlich umfangreich; außer den Schriften von Coste, Broca, Fraide u. a. sind hervorzuheben: Erico, »Notizen über Austerkultur« (Triest 1869); Schmarda, »Die maritime Produktion der österr. Küstenländer« (Wien 1865); derselbe, »Die Kultur des Meeres in Frankreich. Ver-

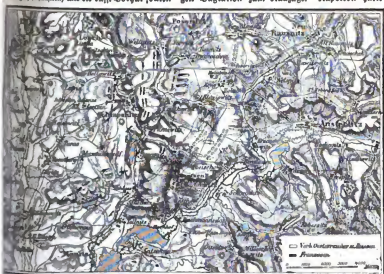
richt an dast. k. Ackerbauministerium« (Wien 1868); Blandière, »Culture des plagues maritimes« (P. 1866); Kämmerer, »Des raches tuilées et de la culture des huîtres sous le rapport commercial« (St.-Martin 1867); Lobb, »Successful oyster culture« (Lond. 1867); Busch, »Der gerechte und kommende Austerneßer« (2. Aufl., Hannov. 1871); Beta, »Die Bewirtschaftung des Meeres und Ernten daraus« (Lpz. 1868); Mous, »Les Huîtres« (4. Aufl., Par. 1868); »Statistique des pèches maritimes« (Par. 1868); Möbius, »Über Auster und Meeresmuscheln und die Hebung derselben an den norddeutschen Küsten« (Berl. 1870); d. selbe, »Die A. und die Austerwirtschaft« (Be 1877); Tölle, »Die Austerzucht und Seefische in Frankreich und England« (Berl. 1871).

Austerlitz, Stadt in Mähren, in der Bezirkshauptmannschaft Wischau, an der Littawa und der Kaiser-Jerbinands-Norrbahn, 18 km östl. von Brünn gelegen, ist Sitz eines Bezirksamts (1880) 3530 E. und besitzt eine schöne Piarische und ein Schloss des Fürsten Kaunitz-Rietze in welchem sich eine Gemälsammlung befindet und wo 1866 der kommandierende General d. preuß. 6. Armeekorps von Rutilius starb.

Geschichtlich bekannt wurde der Ort durch die Dreikaiserlschlacht (s. nebenstehenden Plan) v. 2. Dez. 1805 und den darauf folgenden Waffenstillstand vom 6. Dez. Nachdem die Franzosen 13. in Wien besetzt und sich der Donaubrücke ohne Kampf bemächtigt hatten, schloß sich das österr. Korps d. Fürsten Liechtenstein den Russen auf deren Rückzug nach Mähren an. Napoleon I. ließ v. 2. Korps und die Reiterelavallerie folgen und brach selbst mit den Gardes von Wien nach Brunn auf. Kutusow, zu welchem außer dem Korps d. Fürsten Liechtenstein eine zweite russ. Armee unter Buxhöden gestoßen war, hatte bei Olmütz 22. No halt gemacht, wo am 24. der Großfürst Konstantin mit einem Teile der Gardes eintraf. Kaiser Franz war schon seit dem 18. Nov. im Hauptquartier, ebenso Kaiser Franz. Gegen Kutusow und Schwarzenbergs Rat wurde beschlossen, Napoleon anzugreifen, ohne die Ankunft der Ersten zugezogen Johann und Karl abzuwarten. Das russ. Heer war 85000 Mann und 16000 Pferde stark. Der Vormarsch der Verbündeten geschah fünf Kolonnen, mit einer Vorhut auf jedem Flügel und einer Reserve (Garde), aber äußerst langsam; man legte vom 27. bis 29. Nov. nur 60 km zurück. Napoleon rief noch rechtzeitig sein 1. Korps Bernadotte, von Jolau, sein 3., Davoust, v. Wien, jedes zwei Divisionen stark, herbei und zog seine Truppen aus den Kantonierungen in Brünn in eine Stellung hinter dem Goldbühlbach zusammen. Am 1. Dez. beobachtete er die Bewegungen der feindlichen Kolonnen. Der rechte Flügel, 4. Korps (Soult), besetzte mit einer Division die Übergangspunkte des Baches, Tsch. Solomnis, Kobelnitz, zwei Divisionen (Dandau und Saint-Hilaire) standen in Angriffsmassen (s. zum erstenmal formiert) zu einem Offensivstoß in Buntowitz vereint; den linken Flügel, aber d. Bache vorgeschoben, bildete das 5. Korps (Marmont) aus den Höhen südlich von Bellaritz, rechts daneben die Reiterelavallerie unter Murat und d. 1. Korps (Bernadotte); die Gardes und Kutusows Grenadierdivision blieben hinter Schlager in Reserve.

Am 2. Dez. (gegen 7 Uhr) setzten sich Staffeln vom linken Flügel der Kolonnen der Verbündeten in Bewegung. Jeder war ein bestimmtes Ziel zum Angriff zugewiesen: der Vorhut unter Kienmayer (Österreich) und der ersten Kolonne (Russen unter Doctrow) Telnitz, der zweiten (Russen unter Sangerau) das Dorf und der dritten (Russen unter Degenjewski) das Schloß Solokolniz, der vierten (Österreich und Russen unter Kolowrat) Jantow; bei dieser Kolonne befand sich Kutusow, der Oberbefehlsh. Nach Fortnahme der Detachen sollten die Kolonnen aufeinander warten, dann sich rechts des Bachs entwickeln und durch eine Seitenbewegung mit umfassendem Angriff den Feind einschließen und von seiner Rückzugslinie nach der Duna abdrängen. Der rechte Flügel, der dritte kleine (Bagration), die Reserwetruppe (in drei Schützen) und die russ. Vorhut sollten

Reihe von Leichen vor der Front, nahm und diese gegen die drei Kolonnen des linken Flügels der Verbündeten behauptete, sobald sein Aufrollen möglich war. Unterdessen stieß die eben aus Braken vordrängende vierte Kolonne unter Kolowrat auf den Feind. Es kam hier zu einem langen, heftigen Kampfe, der um 11 Uhr mit der Niederlage der Verbündeten und ihrer vollständigen Auflösung endigte. An der Brunn-Olmützer Straße hatte der Kampf zwischen Lannes, welcher den linken Flügel befehligte, und Bagration mit großer Heftigkeit begonnen. Die Kavallerie der Verbündeten machte zwar einige glückliche Attaken, namentlich ritt das russ. Regiment Garde zu Pferd vier Quarrées unter den Augen Napoleons nieder und warf fünf Schwadronen seiner Garde; aber die Franzosen gewannen auch hier das Übergewicht und zwangen Bagration zum Rückzuge. Napoleon hatte



am Anfang nur beschäftigen und erst, wenn sie zum Flügel jenseit des Bachs vordränge, ansetzen. Die Garde (Großfürst Konstantin) blieb links der Höhen von Blasowitz in Reserve. Die Russen waren gleich stark, und dichter Nebel lagte über der Duna; gegen 8 Uhr brach die Sonne aus. Die Russen nach einigen Wechselfällen genommen, aber hielt die vierte Kolonne noch aus und ließ sie erst auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers eintreten. Diese Zögerung verschuldet die Niederlage; denn sie brachte die Kolonne in eine Verwirrung und gab Napoleon Zeit, die russische Armee in seine Falle zu locken; während Degenjewski seinen frisch ankommenden Truppen und der russ. Division des Generals Sacken eine Planenstellung auf den Höhen zwischen Metnizern und Kobelnitz, eine

während dieses Kampfes seine Reserve, die Garde und Dubinots Grenadiere nach den Höhen von Braken vorgeführt und ließ nun die Truppen, welche dieselben erstürmt hatten, dem noch jenseit des Goldbachs gegen Davoust und bei Schloß Solokolniz kämpfenden Feinde in den Rücken gehen, während Davoust in der Front angriff. Die dritte Kolonne der Verbündeten wurde fast ganz vernichtet, die andern retteten sich teilweise. Dem Siege von Austerlitz, der eine neue Epoche in der Weltgeschichte bezeichnet, folgte unmittelbar der Friede.

Nach am Abend des 2. Dez. trug Fürst Liechtenstein als Unterhändler der Verbündeten auf Waffenstillstand an, der nach einer Unterredung der Kaiser Franz und Napoleon, welche am 4. stattfand, am 6. abgeschlossen wurde, worauf 26. Dez. zwischen Frankreich und Österreich, unter neuen schweren Opfern für letzteres, der Friede von Presburg zu Stande kam. Rußland machte keinen Frieden und trat im folgenden Jahre, mit Preußen verbündet, wieder gegen Napoleon auf.

Austernbänke, s. unter Auster.

Außernißcher (*Haematopus ostralegus*) oder Außernißer nennt man einen schönen Strandvogel von der Größe einer Hausstaube, der unten weiß, am Rücken und den Flügeln schwarz ist, eine weiße Binde über den Flügeln, roten Schnabel und Beine trägt und überall an den Gestaden der Nord- und Ostsee bis nach Sibirien hin, sowie auf den dem Meere benachbarten Binnenseen häufig zu finden ist. Der Schnabel ist etwa kopflang, ziemlich dick und scharf, die Beine kurz und kräftig. Er läuft am Wasser umher, sucht Würmer, Schnecken, Muscheln, dreht Steine um, unter denen er Meertiere sucht, schwimmt und fliegt gut und schnell, und ist scheuer als andere Strandvögel. Stets findet man ihn paarweise, oft zu Hunderten in Gesellschaft. Das Weibchen legt drei vortrefflich schmeckende, große Eier in ein kunstloses Nest und brütet abwechselnd mit dem Männchen. Das Fleisch ist schlecht, thranig, zähe.

Außernuß, Ablagerungen von Muscheln an den Küsten des südl. Norwegen, Schottlands, bei Venedig sowie an der nordamerikan. und chilen. Küste. Die Muscheln sind theils gut erbalten, theils zertrümmert, oft durch Sand und Kalk verbunden.

Außernußwamm (*Buchenpilz*, Drehling, *Agaricus ostreatus* Jacq.), ein Pilz aus der Familie der Hymenomyces, mit saftigem, weichfleischigem Hut, der oft muschel- oder trichterförmig ist und eine graue oder braune Farbe besitzt. Er kommt in größern Büscheln vor und zwar meistens am Grunde alter Bäume, wird in manchen Gegenden gegessen, ist aber nicht sonderlich schmackhaft.

Außernuß, s. unter Kußer.

Austin, Hauptstadt des nordamerikan. Staates Texas, benannt nach Stephen Austin (s. d.), liegt im County Travis am Colorado, 330 km nord-nordwestlich von Galveston, in sehr malerischer Gegend, ist durch die Houston- und Texas-Central-Eisenbahn mit der Seelüste verbunden, hat ein Laubstummeln- und Blinden-Institut und ein Irrenhaus und zählt (1880) 10960 E. (1870 erst 4428). A. wurde 1839 gegründet und ist seit 1844 Hauptstadt von Texas.

Austin (Alfred), engl. Journalist und Dichter, geb. 30. Mai 1835 in Devonshire, erhielt seine Erziehung theils in einer lathol. Schule in Westengland, theils auf dem Festlande. Nach seiner Rückkehr in die Heimat widmete er sich der Journalistik und war längere Zeit Mitarbeiter an der londoner Zeitung „Standard“. Allgemeiner bekannt wurde er zuerst durch die Satire in Versen „The season“ (Lond. 1861), die neben großer Vergewandtheit ein an Pope erinnerndes epigrammatisches Talent zeigte und bedeutendes Aufsehen erregte, aber auch dem Autor manche Angriffe zuzog. Auf diese erwiderte er in einem zweiten Gedicht „My satire and its censors“ (1861). Auch seine spätern Leistungen hielten sich meist auf dem satirischen Gebiet, ohne indes seinen Ruf wesentlich zu vermehren. Es gehören dazu: „The human tragedy, a poem“ (1862), „The poetry of the period“ (1870), „The golden age, a satire“ (1871), „Interludes“ (1872), „Rome or death, a poem“ (1873) und „Madonna's child“ (1873). Seine letzte Dichtung „Leszko the bastard, or a tale of Polish grief“ (1877) wurde durch A.s. Russenbass inspiriert.

Austin (Sarah), engl. Schriftstellerin, gehört der Familie Taylor zu Norwich an und wurde selbst 1793 geboren, erwarb sich eine gründliche Kenntnis der deutschen Sprache und Litteratur

und begann, seit 1820 mit John A., einem gelehrten Rechtsgelehrten in London, vermählt, ihre schriftstellerische Laufbahn mit „The travels of a German Prince“ (Lond. 1832), einer Uebersetzung der „Briefe eines Verstorbenen“ des Jäthen Pöbler-Muslau. Unter ihrem eigenen Namen trafs zuerst mit „Characteristics of Goethe“ (3 Bde., Lond. 1833) aus, welches Werk wesentlich zur Ausbildung des großen Dichters in England beitrug. Sodann folgte eine Uebersetzung von Kantes „Von Pöbler“, die „Collection of fragments from the German prose writers“ und die „Sketches of Germany from 1760 to 1814“ (Lond. 1854). Von ihren übrigen Schriften sind besonders die „Considerations on national education“ geschätzt. Fri. A. hat sich viel in Deutschland aufgehalten, namentlich in Dresden und in Weimar, wo sie, wie spät in England, der nachherigen Herzogin von Saxe-Coburg, deren von der Gräfin d'Harcourt 1846 herausgegebene Biographie sie ins Englische übertrug. Sie starb 8. Aug. 1867 zu Weybridge, nachdem sie die Herausgabe der „Lectures on jurisprudence“ ihres einige Jahre vorher verstorbenen Vaters begonnen hatte. — Ihre Tochter Lucie, eine mahlte Lady Duff-Gordon, führte gleichfalls zahlreiche Werke durch Uebersetzungen in die engl. Literatur ein, darunter Niebuhrs „Griech. Geschichte“ (Lond. 1844), Kantes „Prach. Gesichts“, Reinholds „Bernsteinhexe“, Mollets „Tadelung von 1828–29“ (Lond. 1854) u. a. m.

Austin (Stephen J.), aus Durham im nordamerik. Staate Connecticut, Begründer der nordamerik. Niederlassungen in Texas, starb 14. April 1823 das seinem Vater Moses A. von der mexik. Regierung 17. Jan. 1821 erteilte Privilegium zur Einführung von 300 amerik. Familien in das damals zum Staate Coahuila gehörende Territorium Texas bestätigt und hatte hierin guten Erfolg, das schon nach 10 Jahren die ihm herbeigezogenen Amerikaner sich stark genug fühlten, einen besondern Staat zu konstituieren. Die mexik. Regierung sah darin Landesverrat, ließ A. als Anführer verhaften und gefangen setzen. Nachdem er 1835 die Freiheit zurückbekam, begab er sich wieder nach Texas, schloß sich der inzwischen gebildeten Revolutionspartei an und übernahm den Befehl über das kleine Heer der Aufständischen. Doch trat er das Kommando bei an Houston ab und begab sich als Kommissar zu Texas nach den Vereinigten Staaten, wo er begnadet und verständiges Auftreten die öffentliche Meinung für die Anerkennung des jungen Staats günstig stimmte. Nach seiner Rückkehr zu Texas starb er daselbst 27. Dec. 1836.

Austrägalgericht. Der Mangel einer fest und kraftvollsten Gerichtsverfassung in Deutschland, welcher seinen vornehmsten Grund in der Schwäche der kaiserl. Macht, besonders nach dem Falle des Hohenstaufen hatte, nötigte die Fürsten, Prälaten, Städte und Ritter vorzüglich im südl. Deutschland zu ihrer Sicherheit vielfache Verbindungen zu schließen, deren wesentliches Geschäft es war, für Streitigkeiten untereinander Schiedsrichter aufstellen, durch welche eine gütliche Beilegung oder eine rechtliche Entscheidung eingeleitet werden konnte. Man nannte dies Austräge. Es wurden z. B. 1424 durch die Kurfürsten unterfestgelegt. Als endlich durch die Anerkennung des ewigen Landfriedens 1495 den Feinden und

bestimmten Schlichte ein Ende gemacht werden sollte, der damit die Gründung eines allgemeinen obersten Gerichts für Streitigkeiten unter und mit den verschiedenen Angehörigen des Reichs notwendig erscheint, und das Reichslammergericht im gleichem zu Stande. Doch behielten die Fürsten und ihre bisherigen Austräge und das Reich, insbesondere vertragmäßig zu erhalten. Es gab es geistliche, d. i. durch eine allgemeinen Reichsversammlung bestimmte und gewillkürte, d. i. auf Vertrag gegründete, und es gab privilegierte Fürsten, d. i. solche, welche der Kaiser den meisten Reichsfürsten und andern Angehörigen des Reichs anvertraut hatte. Im Rheinbunde wurde die Entscheidung der Streitigkeiten einer Bundesversammlung übertragen, welche aber nie zu Stande kam. In diesem Bunde ward diese richterliche Gewalt für Streitigkeiten zwischen den Bundesgliedern ausschließlich der Bundesversammlung übertragen, welche die Streitigkeiten durch Kommissionen aus ihren Mitgliedern beilegen, für die nötig werdende richterliche Entscheidung aber eine wohlgeordnete Schlichtungsanstalt aufstellen sollte. Österreich und Preußen bemühten sich schon auf dem Wiener Kongress, ein oberstes Gericht für diese wichtigen Streitigkeiten zu Stande zu bringen; allein andere Staaten zogen eine wechselnde Einrichtung vor, welche durch die Bundesversammlungen vom 14. Juni 1817 und vom 3. Aug. 1820 sowie durch die Wiener-Schluss-Acte ihre weitere Ausbildung erhielt. Im Allgemeinen bestand darin, daß der Streitige bei den klagenden drei unparteiischen Bundesgliedern vorlag, woraus der Kläger einen zu erwählen hatte, welche Wahlen bei Zögerung des klägers den übrigen Teil auf die Bundesversammlung übertrug. Das oberste Gericht des ersten Bundesversammlungs mußte alsdann die rechtliche Entscheidung und Entscheidung des Streits nach dem im geltenden Prozeßnormen im Namen und nach der Bundesversammlung vornehmen und nach dessen Urteil bekannt machen, wogegen nur eine Revision wegen neu aufgefundenen Beweismittel zulässig war. Für die Vollziehung sorgte die Bundesversammlung nach der Exekutionsordnung vom 1. Aug. 1820. Durch die Wiener-Schluss-Acte wurde der Streitigungsgerichtsdarstellung der Bundesversammlung noch die wichtige Ausdehnung gegeben, daß sie auch eintreten sollte, wenn Streitigkeiten von Privatpersonen deshalb nicht beilegen werden konnten, weil die Verpflichtung, einen Schaden zu leisten, zwischen mehreren Bundesgliedern wechselnd oder bestritten wäre. Ein Bundesvertrag vom 19. Juni 1823 bestimmte das Verfahren bei den A. näher, und zwei andere Verträge vom 1. Okt. 1830 und vom 28. Febr. 1833 ergaben die allgemeine prozeßualische Vorschriften, die bis heute bestehen. Ein einstimmiger Beschluß der Bundesversammlung in der Plenarsitzung vom 30. Okt. 1833 war noch ein besonderes Schiedsgericht zur Entscheidung der Streitigkeiten zwischen den Bundesgliedern ein, wozu auch die Streitigkeiten zwischen Streitigkeiten unter sich Gebrauch gemacht wurde. Dasselbe ist aber nie praktisch geworden, weil eine Zusammensetzung den Landesverhältnissen zu wenig Garantie gab für eine unparteiische Entscheidung. Vgl. Leonhardi, „Das Austrägalverfahren des Deutschen Bundes“ (2 Bde., Bonn, 1848–49). Nach der gegenwärtigen Verfassung des Deutschen Reichs (Art. 76) werden Streitigkeiten zwischen verschiedenen Bundesstaaten, sofern dieselben nicht privatrechtlicher Natur und daher von den kompetenten Gerichtsbehörden zu entscheiden sind, auf Anrufen des einen Teils von dem Bundesrat erörtert und wenn es diesem nicht gelinzt, die Sache diplomatisch zu erledigen, durch ein Reichsgesetz geordnet. (Schippel.)

Australasien, s. Asien und Indischer Archipel.
Australien (d. i. Südländ) nannte man früher und im weitern Sinne das Ausgedehnte, im Stillen Ocean von den Grenzen Asiens und dem Indischen Ocean bis zu den Küsten Amerikas zerstreut liegende Inselgebiet. Im engeren Sinne versteht man jetzt indessen allein unter A. das in diesem Naume liegende insulare Festland, den Australkontinent (ehedem Neuholland genannt), sowie die Insel Tasmanien, und bezeichnet die übrige hierher gehörige Inselwelt als Oceanien (s. d.). Während dieser Australkontinent im S. d. Indischen Archipels zu beiden Seiten des südl. Wendekreises noch ganz auf der Osthemisphäre liegt, dehnen sich die Gruppen der austral. Inselwelt (also Oceanien) westlich auf der Westhemisphäre aus, wo sie die mittlern Zonen des Großen Oceans zwischen den beiden Wendekreisen erfüllen, und sich von Asiens Nachbarschaft im W. bis zur Nähe von Amerika im O. erstrecken.

Umfang und Küstengestaltung. A. erstreckt sich vom östlichsten Punkte, dem Kap Vorn (153° 40' östl. L. von Greenwich), bis zum westlichsten, dem Kap Inscription (113° 1' östl. L.) neben der Vort. Hartog-Insel, durch 40 Längengrade (4300 km), und von seinem nördlichsten Punkte, dem Kap York (10° 43' südl. Br.), bis zu seinem südlichsten, dem Kap Willson (39° 9' südl. Br.), etwa durch 28½ Breitengrade (3180 km) weit. Seine Gestalt ist eine ziemlich gerundete. An der Nordküste, zu seinen der Halbinsel Arnhemland, im O., findet sich der tiefste Küsteneinschnitt, der Carpentariagolf, und im W. der zum Cambridgegolf und zum Queen's Channel (in welchen der Victoria mündet) führende Busen. An der Südseite des Kontinents liegt die ausgedehnteste Einbuchtung, die Große Australische Bucht (Australgolf), an deren Ostseite der Spencergolf, der St. Vincentgolf und die Encounterbai eingeschnitten sind. Von andern markierten Einschnitten sind zu erwähnen: an der Südseite die Bai Port-Phillip; an der Westseite die Sharnsdbai und der Ermouthgolf; an der Nordseite der Kingsund, Vandiemengolf, die Bai Port-Georgien an der Coburgthalbinsel; an der Ostseite die Edgumbebai mit Port-Denison, die Herveybai, die Moretonbai, die Shoal, Broten-, Port-Jackson, Botany und Jervisbai. Flach sind nur wenige Küstenstrecken, wie z. B. die im inneren Teile des Carpentariagolfs, während die Ufer selbst an ganzrandigen Strecken, wie längs des Australgolfs, mit 1–200 m hohen Steilwänden zum Meere abstürzen. Hohe, zernagte Felsufer mit vielen Einschnitten zeigt namentlich die Ostküste, an deren nördlichem Teil überdies die sich vor der Küste hinziehende Korallenbank, die Große Barriere genannt, die Annäherung hindert, obwohl zwischen derselben und der Küste eine schmale gefährlose Passage hindurchfährt.

Bodengestaltung. Der austral. Kontinent ist wesentlich ein bis 500 m hohes Tafelland, dessen tiefste Einsenkung die im N. des Spencergolfs liegenden und gleichsam dessen Fortsetzung bildenden

Seen Torrens und Eyre, in 25 m Meereshöhe, bilden. Namentlich erfüllt den ganzen Nordwesten ein mächtiges Tafelland von etwa 500 m Höhe, dessen wasserreichender Rücken etwa 450 km von der Küste entfernt bleibt. Auf der Höhebene erheben sich im Quellgebiete der zur Westseite fließenden Ströme einzelne Höhepunkte, in der Nähe des Wendekreises selbst bis zur doppelten Höhe der Tafelfläche, wie der über 1900 m hohe Mount Bruce und der fast 1200 m hohe Mount Augustus. Auf eine gleiche Höhe schäkte auch Stuart den mitten im Kontinente gelegenen Central Mount Stuart. Kurze Ketten treten überall auf, wo Reisende das Innere unterfucht haben, und zwischen denselben dehnen sich Ebenen von den verschiedensten Dimensionen hin, bald von günstiger Beschaffenheit, mit höherem Graswuchs bedeckt und von Creeks oder kleinen Gewässern durchzogen, bald aus Sandboden bestehend, den überall in ganz A. das harte, fleckende Gras *Triodia irritans* (von den Anfielern Spinifex genannt) in der traurigsten Einformigkeit überzieht. Ober diese Ebenen sind auch aus wasserleeren, steinigen Schichten gebildet, welche der nicht minder einformige Scrub bedeckt, d. i. ein undurchdringliches, dorniges Strauchwerk, meist bestehend aus Zwerg-Eucalypten (*Eucalyptus dumosa*), von den Eingeborenen Walli genannt, oder *Acacia pendula*, die ein Laubvon tot-blaugrüner Farbe tragen. Einen Wechsel dieser einformigen Bodenbildungen mit dazwischen sich erhebenden Höhenreihen bietet das ganze Innere.

Der östl. Teil des Kontinents ist ein Gebirgsland, das sich nach Westen hin allmählich senkt. Das südliche und bedeutendste Glied dieses Gebirgslandes sind die Australischen Alpen oder das Warragonggebirge, in denen sich der Mount Kosciuszko 2190, westlich davon der Mount Hotham 2350 m erhebt. Der erste gewährt eine der prächtigsten Ausichten auf der Welt. Nach der Westseite fällt sein Gipfel steil fast 1000 m herab zu dem tiefen Schlunde, in welchem der Murrumbidgee entspringt, dessen Thal nur mit einem der schweizer Hochthäler verglichen werden kann. Die Kette zieht sich in demselben südl. Charakter, aber an Höhe abnehmend, nach Südwesten und bildet ein fast unübersteigliches, dichtbewachsenes Gebirge. Vom Mount Gisborne auf seinem Kamm blickt man in das schöne, von hohen Gebirgen umgebene, fruchtbare Gipsland am Fuße der Alpen hinab und bis in das Meer hinaus. Vom Westende dieser Ketten bis nach Kap Willson im S. und nach W. bis zum Glenelg reihen sich mehrere andere Gebirgsmassen aneinander, wie die Yarendan und die Grampians, in welchen sich Gipfel von 1700 und 1900 m Höhe finden.

Nördlicher liegt, im W. von Sydney, das Gebirge der Blauen Berge (Blue Mountains), 750—1270 m hoch, durchrissen von gähnenden Schlünden, tiefen, gemundenen Schluchten und schrecklichen Abgründen zwischen riesigen Sandsteinwänden, überall nur mit Lebensgefahr zu durchklettern und fast lautergrünlich. Die nach S.W. ausgehenden granitischen und granitischen Massen leiten zu den Honey-suckle-Ketten, deren Grünkeinsamm im Mittel 1270 m Höhe hat, weiterhin aber noch höher wird und dort seinen Charakter ändert; statt der reichbewaldeten Grünkeinsuppen treten öde, phantastische Eogenitgipfel auf. Weiter nach S.W. werden die Formen wieder runder und bewaldet, ändern sich

aber beim Georgsee, wo ein westl. Serpentin- und Porphyräusläufer die Äuflüsse des Murrumbidgee von denen des Lachlan trennt. Jenseit des Bathurstsees zieht ein anderer Ausläufer nach N. über Camden und Cumberland, der die malerischsten und wildesten Scenen bietet. Im W. der Blauen Berge erheben sich zwischen dem obern Macquarie und Lachlan die fast 1400 m hohen Canbolasberge. Nördlich vom Hunter-River heist in Gebirge die Liverpoollette, ein Granit- und Porphyrgebirge, auf welchem sich Grünkeinsuppen, wie der Mount Orley und Mount Arthur, erheben. Im W. von Port-Macquarie stehende Mount S. Biew hat an 1900 m Höhe. Ein anderes Gebirgsland säumt Queensland im O., tritt bis auf 600 oder 500 km ins Innere westlich hinein bis an die Quellen des Victoria oder Barcoo und zieht sich längs der Küste bis in die Port-Jackson nach S. Zu denselben gehören der 1700 m hohe Mount Linday im S.W. von Brisbane und mehr als 120 und 1700 m hohe Gipfel an der Ostseite der Port-Jackson. Auf der Südseite des Kontinents, westlich von der Mündung des Murrumbidgee, ziehen sich Gebirge nach N. zur Region der Seen, meist niedrig, aber in einzelnen Gipfeln, wie im Mount-Wah am Nordende des Spencergolfs, 1700 m hoch. So diesem nach N.W. zieht das mehr als 300 km lang Zindergebirge hin, in dessen Mitte sich der 950 m hohe Mount Serle erhebt. Auch an der Südseite hat man von der schmalen Küstenebene zu einem laum 700 m hohen Bergwand, die Darling-Herschel- und Victorialette, zur innern Hochfläche hin zu übersteigen. Als höchster Berg in dieser Region gilt der 1000 m hohe Mount Bruce.

Klima. Das austral. Klima ist heiß, in den isolierten Strichen jedoch nicht erschöpfend, u. gleicht in seiner Trockenheit wohl am meisten dem von Spanien. Das nördl. Drittel hat tropisch. Klima, die südl. zwei Drittel dagegen haben ein mäßigtes, so daß das Klima der Kolonien im Süd etwa dem des südl. Europa gleichkommt. Der N. den hat seine Regen im Sommer, vom Rosen bis April, der Süden im Winter, vom März September. Der tropische Regen erstreckt sich nicht bis zum Wendekreis, sondern, wie es schon nur bis zu 19° südl. Br. Zwischen beiden Regimen findet sich eine Übergangszone, in welcher Niederschläge zu allen Zeiten und nur in sehr geringe Maße erfolgen. Offensichtlich gibt es auch große Strecken, in denen jahrelang kein Tropfen regnet. Während der Regenzeit ergießt sich im S. in den Kolonien der Regen in Strömen. In denselben schwellen die Gewässer mächtig an, anlassen Verwüstungen und hemmen die Kommunikation. Doch vergehen auch Monate ohne Regen, so daß A. in der That ein trodenes Land ist. Je weite eintretende Dürren sind für die Kolonien, welche davon etwa alle 10—12 Jahre bettet werden, die schwersten Plagen; Ernten und Vieh gehen ihnen in solchen Zeiten zu Grunde. In Norden Victoria und Südastralien von 10. Leiden nicht heimgesucht. Neusüdwales genießt 1. Monate im Jahre ein höchst angenehmes W. Nur die Sommerhitze ist hier drückend, da 1. Schatten bis 37° C. steigt, zuweilen sogar bis namentlich wenn der heiße Wind von Westen dem Innern weht, der jedoch nur 22—26 St. anhält. Bei diesem Winde ist die ganze Luft dem feinsten Sandstaube erfüllt, der in 1

Sollt man zieht, alle Vegetation zu Grunde richtet und auf die Weiden eine Wirkung äußert ähnlich der bei Sirocco oder des heißen Wüstenwindes. Die Sommerwärme von Sydney kommt etwa der von Kassel oder Algier gleich, die Winterwärme der von Sicilien. Auch Sydneys Jahreswärme ist gleich der von Sicilien. Oft ändert sich der Stand des Thermometers binnen einer halben Stunde um 16–22° C., namentlich im Sommer. Zwar berichtet, daß er auf seiner Reise im Innern im Schatten 55° und in der Sonne 68° C. beobachtet habe. In jedem ist das Klima entschieden gesund. Unangenehmkeiten treten nicht auf, höchst selten Fieber. Dagegen sind Diarrhöe und Ruhr sehr gewöhnlich. Die mittlere Jahres-temperatur beträgt in Sydney 13, in Brisbane 20, in Melbourne 14, in Adelaide und in Perth 18° C.

Gewässer. Infolge der Trockenheit des Klimas ist A. nicht bewässert. Seine Flüsse bestehen während eines großen Theils des Jahres nur aus Reihen von Seerosen und Stempfen. Der größte Teil der Fläche verdunstet in der Sommerhitze, und es bleiben nur Schlamme und Kräuter zurück. Die kleinen Flüsse oder Creeks lösen sich alsdann zu Reihen von Wasserlöchern auf, und ihr Lauf bleibt nur an dem Sande und an den ihre Ufer einsinkenden Gummibäumen erkennbar. So mancher von einem Gebirge in ansehnlicher Größe herabkommende Fluß verliert einige Kilometer weiterhin in einer sandigen Ebene. Ohne diesen Uebelstand wäre ein großer Teil A.s herrliches Weideland. Ein wirklich eingeschnittenes Bett scheint vielen der Flüsse ganz zu fehlen. Das bedeutendste unter den westlichen Stromsystemen ist das des 1300 km langen Murray oder Goulba, welcher in den Alexander-Mündung mündet. Da derselbe durch die Schneeschmelze der Alpen genährt wird, so ist er ein permanenter Strom, ebenso wie die rechts in ihn einmündenden verzweigten Murrumbidgee und Yachlan. Inzwischen ist der ein weit größeres Gebiet umfassende und ebenfalls rechts in den Murray mündende Darling oder Culmatta ein zeitweise versiegender Strom. Zu ihm fließen Barrocco, Condamine, Peel, Macintyre, Bogan. Nächste kommt der M. St. John oder Barrocco Erwähnung, der, mit dem Darling vereinigt, den Cooper bildet. Dieser löst sich in einer Wüste fast auf, und von ihm endet ein mächtiger Arm, der Cooper oder Strzelecki-Fluß, in dem Salpêtre Gregory. Unter den kürzeren Flüssen sind an der Ostseite zu nennen: der nach von Sydney mündende, 67 km lange Hawkesbury, der 150 km lange Hunter, der 230 km lange Clarence, der 145 km lange Brisbane, der von Dawson und Macenzie gebildete Fitzroy, der von Beckwith entdeckt und von Dalrymple 1859 zuerst untersuchte Burdett mit dem Vespanto in Queensland. Im Süden, an der Küste von Victoria, fließt der Glenelg, der 120 km lange Hopkins, der ebenso lange Parangatta, Latrobe, Murrumbidgee, an der Westseite der Gladwood, der Macintyre, der Murrumbidgee, der Macintyre, der Macintyre und Fortescue; an der Nordseite der Victoria, der Cooper, Albert, Hinders, Mitchell u. s. w. Im nördlichen und Ausdehnung nicht unbedeutenden Theile von A.s sind einen großen Teil des Jahres trockene Flüsse. Im Norden des Spencer-Golfs (mit dem A. nicht im Zusammenhange steht) zieht sich fast eine Reihe von trockenen Sandbänken umgebene Längs-Flüsse. Weiter nördlich liegt in 27 m Meeres-

höhe der, wie es scheint, noch größere Eyresee, in dessen Osten sich der vielleicht in Stüde getheilte Gregorysee hinzieht. Im Westen des Torrenssees liegt auf der Hochebene, in 115 m Höhe, der große Gairdnersee. Diese und unzählige kleinere Seen in derselben Region sind überaus salzreich und bilden ein Gebiet, das noch nicht lange vom Meereswasser verlassen zu sein scheint. Überhaupt sind deutliche Kennzeichen vorhanden, daß die Südküste des Continents noch jetzt in langsame Erhebung aus dem Meere begriffen ist. (Hierzu eine Karte: Australien und Neuseeland.)

Pflanzenwelt. Die austral. Flora ist, gemäß den klimatischen Verhältnissen, im nördl. Theile eine tropische, im gemäßigern südl. Theile eine subtropische. Im allgemeinen erscheint sie als eine seltsame, von der aller übrigen Erdtheile sehr abweichende. Der Charakter der Einförmigkeit und Dürre zeigt sich auch in der Vegetation. Nur innerhalb der gebirgigen Küstenlandschaften ist es anders, und es treten hier auch großartige Wälder auf, während solche im Innern durchweg fehlen. Die bekannt gewordenen 7000 Pflanzenarten gehören etwa 120 natürlichen Familien an, aber mehr als die Hälfte aller Arten nur 11 dieser Familien. Die größte Familie ist die der Gummibäume oder Eucalypten, von denen man etwa 100 verschiedene Arten kennt. Der im südl. Tasmanien gewöhnliche Eucalyptus globulus erreicht dort oft eine Höhe von 50 und am Fuße einen Umfang von 8–13 m. Von der Melaleuca finden sich 30 Arten, von denen 28 auf den Continent A.s beschränkt sind. Die Stackhoosia gehört A. allein an. Von den 400 bekannten Proteaceenarten sind diesem Continente mehr als die Hälfte eigen, und namentlich ist darunter die Banksia eine der merkwürdigsten Pflanzen. Ebenso sind die 13 Kasuarinenarten höchst charakteristisch. Die ausgebreitetste Pflanzenfamilie bilden die stiellosen Akazien (Battelfläume), von denen man mehr als 100 Arten kennt. Diese und die Eucalypten machen nach R. Brown wohl die Hälfte der ganzen Vegetationsmasse A.s aus. Beide Familien haben das Eigentümliche, daß die Blätter nicht ihre Flächen gegen den Himmel und die Erde legen, sondern die Ränder derselben. Die Eucalypten werfen außerdem nicht die Blätter ab, sondern die Rinde. Die wegen ihrer starken Gummiaufsonderung als »Gummibäume« bezeichneten Eucalypten kommen gewöhnlich in drei Arten vor, weiße, blaue und rote Gums. In Betreff der eigentlichen Waldregionen lassen sich drei Gruppen unterscheiden. Die erste bilden die lichten Wälder aus meist aklosen Stämmen mit kleiner Krone (gewöhnlich aus den Eucalyptusarten Melaleuca, Metrosideros, Callistemon, Tristania u. s. w. gebildet), die in der Regel kein Gesträuch zwischen sich haben. Diese Wälder finden sich ebenfalls auf dürrer Boden, der aber ganz mit Gesträuch bedeckt ist. Die Bäume haben einen kurzen, verkrüppelten Wuchs, da die Waldbrände alle vier bis fünf Jahre den größten Teil der untern Vegetation versengen. In ihnen finden sich, außer den genannten Arten, die Kasuarinen und Banksien, die Hakea, Monotoca, Ceroptetalum u. s. w. Die dritte Gruppe sind die Nadelwälder, die an der Ostküste eine schmale Zone am Meere bilden und meist die Thalabhänge bedecken und den Flußläufen folgen. Zwischen ihnen

jundet sich eine reiche Abwechselung von Bäumen mit glanzendgrünem, dichtschattendem Laubwerk, zwischen welches sich Schlingengewächse, Moose und Orchideen mischen. Ganz tropischen Charakter erhalten diese Wälder durch vier große Baumfarnarten und die schönen Palmen *Corypha australis* und *Livistona inermis*. Vorzügliches Holz liefern die *Cedrela australis*, *Podocarpus spinulosus* und sehr wirksame Gerberinde die *Acacia dealbata*. Unter den Nadelhölzern befinden sich auch *Araucarien* und die *Maurisichte*. Auch die Zahl der Arten von Laubhölzern ist groß, und manche von ihnen, wie die in der Berührung schon giftige *Urtica gigas* und *Ficus macrophylla*, gehören zu den Riesen der Pflanzenwelt. Zu den merkwürdigen Pflanzenarten gehören ferner der Grasbaum (*Xanthorrhoea*), die *Nepenthes distillatoria*, die *Riesentilie* (*Doryanthemum*), die Stintpflanze (*Hydrocotyle densiflora*).

Die gewöhnlichsten im Innern A.s. vorkommenden Grasarten sind das Kängurugras (*Anthistiria australis*), welches Moß und Reiter übertrag, und das alle unsichtbare Sandtreten überdeckende Stachelschwingengras oder Spinifer der Kolonisten (*Triodia irritans*). Einheimische Früchte und essbare Wurzel gibt es nur sehr wenige, dagegen eignet sich A. für die Einführung fast aller europ. Früchte und Gemüse. An der Moretonbai und an der Nordküste sind die Dattelpalmen, die japanes. Ququat, Baumwolle, Zucker, Kaffee und Tabak naturalisiert, und Bananen, Orangen und Limonen führt man von der Ostküste aus. In Neusüdwales, Victoria und Südaustralien gedeihen alle Getreidearten und Gartenprodukte in Vollkommenheit. Die Menge und Beschaffenheit der gewonnenen Mandeln, Feigen, Aprikosen, Trauben, Quitten, Äpfel, Birnen, Blaueinen u. s. w. lassen nichts zu wünschen übrig.

Tierwelt. Nicht weniger eigentümlich als die Flora ist die Fauna A.s. Das einzige gefährlichere Raubtier ist der in seiner Größe zwischen Fuchs und Wolf stehende Dingo (s. d.), fast der einzige Feind der Schafherden. Die Wiederläufer und Dickhäuter fehlen A. An den Küsten Queenslands von Moretonbai bis Kap York, und nur dort, lebt der 3—5 m lange Dugong oder die Seeuh (Halicore australis), die sich vom Seetang nährt und deren Fleisch eine Delikatesse ist. Besonders eigentümlich aber sind diesem Erdteile die Marsupialien oder Beuteltiere, von denen man auf dem Kontinent und auf Tasmanien mehr als 100 bestimmte Arten kennt. Das größte derselben ist das Känguru (s. d.), das beliebteste Jagdtier, dessen Fleisch wohl schmeckend und gesund und dessen Schwanz als Delikatesse gilt. Das Wallaby ist das kleine Känguru der Ebene. Dann ist zu nennen das Opossum (s. d.) oder die Beutelratte, die auf Bäumen lebt und sich in der Weise der Affen von Zweig zu Zweig schwingt. Der Bettaurus ist ein fliegendes Opossum und der Tasmanus ein fleischfressendes Beuteltier. Der Thyacinus ist ein nächtliches Raubtier von der Größe eines Hundes und der Gestalt eines Wiesel. Es gibt ferner fünf Kager, ähnlich den Ratten und Mäusen, von denen einer, der Hydromys, einigermaßen dem Biber ähnelt. Die sonderbarsten aller Tiere sind das Schnabeltier (s. d.) und die Echidna, ein Ameisenkrebser (s. d.). Zahlreicher sind die Falcken, Adler und Eulen, die in manchen Teilen alle kleinere Vögel vertilgen und auch dem jungen Vieh

viel Schaden thun. Bräutige Papageienarten und zahllose Katadus sind überall häufig, Taubenarten zahlreich. Wilde Enten, Gänse und Schwäne beleben in unermeßlichen Schwärmen die Sümpfe des Innern und die Seeufer. Auch die Vögel sind häufig, dagegen fehlen alle Vögel des Hühnergeschlechts. Zu den merkwürdigen Vögeln gehört der straupartige große Emu, der Pelikan, der Ibis, der Paradiesvogel u. s. w. Die Neptilien sind zwar zahlreich, aber nur wenige schädlich. Der Biß der Diamant-, der Peitschen- und der schwarzen Schlange zeigt sich giftig. Von den Insekten sind eine große Spinne, die sog. Tarantel, und eine rote offenbar giftig, sowie die Skorpion und Tausendfüße. Die Ameisen, über centimetergroß, zeichnen sich durch Stärke und Bösartigkeit aus. Fliegen sind eine Landplage.

Mineralien. Von höchster Bedeutung ist der Mineralreichtum A.s. durch den das Land schnell zu hoher Wichtigkeit aufgestiegen. Namentlich hat das Aufsuchen der Goldlager alle Verhältnisse plötzlich umgestaltet und die Entwicklung des Ganzen reichend beschleunigt. Der Wert des von 1851—80 gefundenen Goldes erreicht die Höhe von 50 Mill. Pfd. St. Vor Auffindung des Goldes hatte sich schon ein bedeutender Kupfervorrat, namentlich bei Burra-Burra (Kuringa) in Südaustralien, gefunden, später bei Kapunda. Nach der 1861 erfolgten Entdeckung der Wallaroo-Minen gehört Südaustralien zu den an Kupfer reichsten Ländern der Erde. Steinkohle findet sich an der Ostküste A.s. im Sandstein, im ganzen Gebiete des Hunter-River. An der Mündung dieses Flusses bei Newcastle ziehen sich 11 flachgelagerte Flöze 45 km weit an der Küste hin, 1—10 m mächtig und bis auf 150 km ins Innere. In der Kolonie Victoria sind die Barabool-Hills bei Geelong reich an Kohlen, die man in der neuesten Zeit abzubauen begonnen hat.

Bevölkerungs- und Kolonialverhältnisse. Die im ganzen ungewöhnlich schwache Bevölkerung A.s. zerfällt in eine unreinheimische (s. Australier) und eine erst jüngst eingewanderte europäische. Je weiter die Entropfer von den Küsten aus nach dem Innern vorbringen und das Land einer regelmäßigen Kultur unterwerfen, desto mehr werden die Urbewohner auf die Wüsteneien beschränkt und ihrem völligen Untergange entgegengeführt. In den besiedelten Teilen A.s. oerfchwanden sie, wie zum Teil auch die Pflanzen- und Tierwelt, allmählich oor der europ. Kultur. Bei der Ankunft der Europäer mochten in den jetzt kolonisierten Teilen von Neusüdwales, Victoria und Südaustralien etwa 50000 Australier herumstreifen. Man zählte 1851 in Neusüdwales 1750, in Victoria 2500, in Südaustralien 3730 Eingeborene; 1872 lebten in Südaustralien noch 3369, in Victoria nur noch 1330 Australier, während ihre Zahl in Neusüdwales auf 983 zusammengeschrumpfen war; 1881 zählte man in Südaustralien 6346, in Victoria 770 Eingeborene. Die Gesamtzahl derselben für den ganzen Kontinent läßt sich nicht mit Sicherheit angeben. Die neuesten Schätzungen haben ergeben, daß ihre Zahl nicht mehr als 30000 beträgt, von denen die meisten in Queensland leben. Die einheimische Bevölkerung Tasmaniens ist jetzt ganz ausgestorben.

Mit Einschluß von Tasmanien und Neuseeland, welche offiziell zu den austral. Kolonien gerechnet werden, gibt es deren jetzt folgende sieben (nach der

Zählung vom 3. April 1881: Neusüdwales 799 139 qkm mit 750 800 E.; Victoria 229 078 qkm mit 862 346 E.; Queensland 1 730 721 qkm mit 218 159 E.; Südastralien (mit dem dazu gehörigen nördlichen Territorium) 2 341 611 qkm mit 286 211 E.; Westaustralien 2 627 283 qkm mit 31 000 E.; Tasmanien 67 894 qkm mit 115 705 E. und Neuseeland 271 680 qkm mit 534 250 E., zusammen 7 967 406 qkm mit 2 798 471 E., wovon 1 627 832 qkm mit 2 148 516 E. (ohne die Eingeborenen) auf das Festland kommen. Auf letztem leben demnach nur 0,5 Menschen auf 1 qkm. Größere Städte sind in Victoria: Melbourne 280 836, Ballarat 34 219, Sandhurst 33 497; in Neusüdwales: Sydney 222 133; in Südastralien: Adelaide 37 892 (mit Vorstädten 60 000); in Queensland: Brisbane 30 955 E. Wie rasch sich die Bevölkerung in diesen Kolonien durch Immigration angelammelt hat, erbellt daraus, daß Neusüdwales 1821 erst 29 783, Victoria 1836 224, Südastralien 1838 6 000, Queensland 1848 2257, Westaustralien 1854 11 743 E. zählte.

Die Hauptbeschäftigung der Kolonisten ist auf die Viehzucht und den Landbau gerichtet. Der Hauptzweig ist gegenwärtig die Schafzucht, welche England fast den ganzen auswärtigen Bedarf an Wolle zuführt. Im Innern der Kolonien ist das Land als Harnis ausgeteilt, an den Grenzen dagegen leben die Kolonisten auf sog. Stationen, welche isolierte Hirtenplätze sind. Am Schluß des J. 1880 waren auf dem Kontinent (Australien excl. Tasmanien und Neuseeland) 2 211 173 ha unter Kultur, wovon 1 215 457 mit Weizen bebaut waren; der Viehstand belief sich auf 1 043 065 Pferde, 7 399 169 Stück Rindvieh und 57 386 394 Schafe. Nächstdem ist die Gewinnung der genannten Metalle und der Steinkohle von hoher Wichtigkeit und die Fischerei nennenswert, namentlich der Walfischfang.

Jede Kolonie hat ihren eigenen Gouverneur, dem ein Ministerium (Executive) und ein Ober- und Unterhaus (Legislative) zur Seite stehen. Das Parlament, in welches die Regierung ein Drittel der Abgeordneten, die Einwohner zwei Drittel wählen, hat das Recht, Gesetze zu geben, soweit sie den englischen nicht widersprechen, und über die Einkünfte der Kolonie zu bestimmen, soweit diese nicht aus den Kronländern fließen. Alle von dem Parlament angenommenen Gesetzesentwürfe hat der Gouverneur, namens der engl. Regierung, zu bestätigen. Alles Land gehört gesetzlich der Krone, welche es in öffentlicher Auktion an die Meistbietenden verkauft. Außerdem wird zur Beförderung der Viehzucht unverkauftes Kranland zu einem geringen Preise verpachtet. Da die engl. Regierung seit neuester Zeit kein Militär mehr in den Kolonien unterhält, so haben sich in denselben Freiwilligenkorps gebildet, in einer Gesamthöhe von etwas über 15 000 Mann. Zur Küstenverteidigung unterhält die engl. Regierung in A. ein Geschwader von 12 Jahrgzeugen und 1100 Mann. Die Kolonialregierung von Victoria hat das Panzerturmgeschiff Cerberus von 2107 t mit 4 Kanonen bauen lassen.

Finanzen und Handel. Die Einnahmen betragen 1880 in den fünf Kolonien des Festlandes 13 345 839 Pfd. St., wovon 4 248 793 durch Steuern einkamen; die Ausgaben betrugen 14 394 228, die Schulden 59 383 318 Pfd. St. Der Wert der Einfuhr (meist Industrieartikel aller Art) belief sich 1880 auf 37 529 431, der der Ausfuhr auf 41 001 545

Pfd. St. Hauptgegenstände der Ausfuhr sind edle Metalle (1879 für 4 505 000 Pfd. St.) und Wolle (294 829 000 engl. Pfd.). In die Häfen der Kolonien liefen 1880 ein 13 921 Schiffe mit 6 840 268 t.

An Eisenbahnen besaßen Ende 1880 die austral. Kolonien 4 851 km. Daon kamen auf Neusüdwales 1150 km, auf Victoria 1492 km, auf Queensland 970 km, auf Südastralien 995 km, auf Westaustralien 344 km. Der Verkehr, der sich auf diesen Bahnen bewegt, ist im täglichen Wachsen. An Ausbau und Verlängerung der Linien wird fortwährend gearbeitet, und schon sind die Kolonien Queensland, Neusüdwales und Victoria durch Schienenstrang miteinander verbunden. Energiisch im Werke ist eine quer durch den Kontinent zur legende Bahn, an welcher namentlich Queensland und Südastralien arbeiten lassen. Seit 21. Okt. 1872 ist A. durch eine Telegraphenleitung mit Europa verbunden. Die Kolonie Südastralien hat die Leitung von Port-Aufla am Spencer-golf mitten durch den Kontinent nach Port-Darwin, an der Küste von Nordaustralien, gelegt, während die engl. Regierung das Kabel von Java nach Port-Darwin hergestellt hat. Die Entfernung dieser Weltverkehrslinie von Adelaide bis Falmouth beträgt 20 000 km, wovon 14 700 auf unterseeische Leitungen kommen. Die wichtigsten Orte in den Kolonien und die Kolonien selbst sind untereinander durch Telegraphenleitungen verbunden. Ende 1879 hatten die sieben Kolonien 43 411 km Telegraphenlinien in Betrieb, wovon 36 219 auf den Kontinent kommen. Seit Jan. 1874 hat A. auch bereits drei verschiedene Postverbindungen mit Europa, und zwar die ältere Linie über Point-de-Galle und Suez (von den Kolonien Victoria, Südastralien, Westaustralien und Tasmanien übernommen), die zweite über San-Francisco und New-York (von den Kolonien Neusüdwales und Neuseeland übernommen), die dritte durch die Torresstraße über Singapur und Suez (von der Kolonie Queensland übernommen).

Entdeckungsgeschichte. Die Westküste des Festlandes findet sich bereits 1542 auf einer Karte als Grothiana bezeichnet, als ein Teil des großen Australandes, das man sich den ganzen Südpol der Erde umgebend dachte. Diese Andeutungen verdankte man den Entdeckungen portug. Seefahrer. Im 17. Jahrh. wurden jedoch die weiten Entdeckungen hauptsächlich durch die Holländer ausgeführt, welche bis 1620 auf den Banda-Inseln den Mittelpunkt ihrer Handelsstationen hatten. Die erste dieser Reisen machte das Schiff Duyffen (Taubchen), das 1603 Europa verließ, 1606 von den Banda-Inseln zur Erforschung der Küsten Neuguineas abging und die Rei- und Aru-Inseln sowie die Torresstraße entdeckte. An der Mündung des Flusses Carpentier schenkt das Schiff 1605 zuerst das Festland von A. berührt zu haben. Bald nachher gelangte der Spanier de Torres von Oten her in diese Küstengegenden. Jan Carstensz geriet 1623 mit den Schiffen Vera und Arnhem von Ambona aus an die Südküste von Neuguinea und südlicher in eine große Bucht, deren Ufer er, um Trinkwasser zu finden, unteruchte. Von dem einen dieser Schiffe rührt der Name Arnhemeland her. Boal und Vinterog erweiterten 1638 die Entdeckungen an der Nordküste um etwas. An der Westküste landete zuerst 1616 zwischen 23 und 27. Juli. Hr. das Schiff Centracht unter dem Kapitän Dirk Hartog, und

1619 kamen die Kaufleute Jakob v'Edel und Frederick de Houtman an den bis 32 $\frac{1}{2}$ ° reichen Küſtenſtrich, wonach ſich auch hier die Namen Genbrachtsland und Edelſland finden. Nach einem 1622 die Küſte berührenden Schiffe heißt ein anderer Küſtenſtrich Neewinland und das Südweſtſap Neewin. Darauf folgte 1627 das Schiff De gulde Zeepaard, auf welchem ſich Peter Nuyts befand, welcher der Küſte öſtlich von jenem Kap den Namen Nuytsland verlieh. Eins der ſieben Schiffe, welche der Generalſtathalter Carpentier bei ſeiner Ureiſe aus Indien nach Europa führte, die Diana, ſcheiterte in 21° ſüdl. Br., und vielleicht nach dem Kapitän deſſelben heißt dieſer Küſtenſtrich De Wittsland. Abel Tasman, der unternehmendſte Seemann ſeines Jahrhunderts, wurde 1642 durch den Generalſtathalter van Diemen ausgeſendet, um zu unterſuchen, ob das große Land, deſſen Küſten man kennen gelernt, eine Inſel ſei. Er berührte 24. Nov. 1642 die Weſtküſte der Inſel Tasmania (früher Bandiemenſland genannt), fuhr an der Öſtküſte hin und berührte die Salomonsinſeln und Neuseeland. Nachdem er 1644 zum zweiten mal ausgeſendet worden, fuhr er an der Südküſte Neuguineas hin, unterſuchte den Golf von Carpentaria (der nun erſt dieſen Namen erhielt) und den Bandiemenſgolf und folgte der Nordweſtküſte des Feſtlandes, bis er De Wittsland und das Kap Northweſt erreichte. Sodann kehrte er nach Java zurück. Ob Neuguinea mit A. zuſammenhänge, ward nicht entſchieden. Die entdedten Küſtenſtrecken reiſten nicht zu weitem Unterſuchungen, und die Holländer hatten überdies auf ihren Inſeln genügend zu thun. So blieb die Kenntnis von den Küſten 125 Jahre lang dieſelbe, obwohl einige Verſuche innerhalb dieſer Zeit unternommen wurden. Namentlich entdedte 1696 die Blauing den von ihm benannten Schwanenfluß, und 1699 erforſchte William Dampier die Weſtküſte und gab dem Hainſunde ſeinen Namen, hielt aber die Küſte weiter im Norden, der er fern blieb, für einen Archipel. Auch von Deſſt machte 1706 am Bandiemenſlande, Gonzal und Aſcheus 1756 an Carpentaria bemerkenswerte Entdeckungen.

Von der brit. Admiralität wurde 1769 der königl. Societät der Wiſſenſchaften das Barkſchiff Endeavour zur Verfügung geſtellt, und dieſe ſendete zur Beobachtung des Durchgangs der Venus durch die Sonne den Kapitän Cook aus, welcher die Expedition führte und auf Tahiti (von Cook mißverſtändenerweiſe Otaheiti genannt) in Gemeinſchaft mit Green die astron. Beobachtung vornehmen ſollte. Cook umſegelte im Jan. 1769 das Kap Horn, kam 13. April nach Tahiti, berührte im Oktober die Öſtküſte von Neuseeland und kam 1770 an die noch unbekannte Öſtküſte des aſtral. Feſtlandes (Neuholland, wie es ſeit Dampier bis in die neuere Zeit genannt wurde), in der Nähe des Kap Howe. Von da nördlich ſegelnd, kam er 1. Mai in die Botanbai, 12. Mai nach Moretonbai und erreichte Ende Auguſt das Nordende des Kontinents. Cook gab dem ganzen öſtl. Küſtenſtrich den Namen New South Wales. Zwiſchen Kap York und Neuguinea hindurchſegelnd, berührte er Batavia und kam im Juli 1771 wieder in England an. In England wurde 1786 beſchloſſen, das von Cook entdedte Küſtenland zu koloniſieren und zunächſt Verbrecher dahin zu deportieren. Unter Führung des Kapitän Arthur Phillip, der zum Gouverneur und Ober-

beſehlshaber von Newſüdwales ernannt worden, langte 18. Jan. 1788 ein Geſchwader mit 778 Verbrechern an der Küſte des aſtral. Kontinents an, welche bei der jetzigen Stadt Sydney angeſiedelt wurden. Am 7. Febr. wurde eine geordnete Regierung für die Kolonie vom Kap York bis zum Sydney und nach dem Innern bis zu 131° öſtl. L., einschließlich der anliegenden Inſeln, eingefegt. Sodann ging 14. Febr. Lieutenant Phillip Gidley King ab, um die Inſel Norfolk zu koloniſieren, welche wiederum Deportationsort für ſolche Verbrecher aus Newſüdwales werden ſollte, die man dort nicht beſtellen konnte.

Im Aug. 1794 drang eine Expedition in die weſtl. Berge ein; im Okt. 1798 unſchifften der Buntarz Kap und Lieutenant Jänder Tasmania und durchkreuzten zugleich auch Teile vom Innern der Inſel. Nachdem Kapitän Murray die an der Südküſte gelegene Port-Phillip-Bai gefunden, entdedte Jänder im Nov. 1799 King-Georges-Sund, Port-Eden, die Kanguru-Inſel und den Spencerſgolf. Im Juli 1802 wandte er ſich nach Norden, wies die ſahrbare Straße zwiſchen dem Kontinent und Neuguinea nach und nahm den Golf von Carpentaria auf. Im Juni 1803 ging die erſte Anſiedlerſchar von Sydney nach den Ufern des Derwent in Tasmania ab. Auch die Kolonie für die ſchlimmſten Verbrecher, die man auf Norfolk gegründet, mußte 1804 nach Tasmania verlegt werden. Die nächſte wichtige Expedition wurde im Mai 1813 unternommen, wo Wentworth, Blagland und Lawſon über die im Weſten gelegenen Blauen Berge bis zur Quelle des Cox-River vordrangen. Schon im November deſſelben Jahres trat der Landvermeſſer Evans mit fünf Begleitern die weitere Erkundung des Landes an, indem er abermals die Blauen Berge überſchritt und, vorgehend, den Macquarie-River unterſuchte. Binnen ſechs Monaten wurde eine Straße über das Gebirge hergeſtellt, und der Gouverneur ſelbſt unternahm eine Reiſe ins Innere und legte dort den Grund zu der Stadt Bathuſt. Eine weitere Expedition Evans' 1815 führte zu der Entdeckung des Fluſſes Laghan. Am 4. Juni 1819 ging der Landvermeſſer Oxley mit Harris und dem Botaniker Frazer von Sydney ab, um den Macquarie bis zu ſeiner Mündung zu erforſchen. Die Reiſe endete 8. Okt. 1819 an einem Hafen der Küſte, den ſie Port Macquarie nannten. Im Okt. 1824 ſandte man Hamilton Hume und Howell aus, die von dem durch Home 1817 entdedten Georgſee einen Weg nach Weſtern-Port an der Baſtſtraße ſuchen ſollten. Sie trafen in 39° ſüdl. Br. an dem Georgſee ein, gelangten an den Murrumbidgee, entdedten noch mehrere Flüſſe und erreichten an Port-Phillip das Meer. Der Botaniker Allen Cunningham ging 1822 das Thal des Hunter aufwärts und entdedte den Pandorapap in der Liverpoolſette, ſowie 1827 das herrliche Taſſeland der Liverpoolſee und nördlicher die grünen Wiefenlandschaften der Darling-Downs. Er ging 1829 nach der Moretonbai und zu den Quellen des Brisbane.

Im Jan. 1830 unternahm Kapitän Sturt mit S. Macleay eine Reiſe, um den Murrumbidgee bis zu ſeiner Mündung zu erforſchen. Sie kamen an den Murrumbidgee und den Darling, endlich im Februar an den Küſtenſee Alexandrina, wo der Murrumbidgee mündet. Danach unternahm im Nov. 1831 der Landvermeſſer Sir Thomas Mitchell eine Expedition

nach Norden, gelangte an den Hunter, den Peel, den Ramsi, den Gwybir und am 23. Jan. 1832 an einen Strom, der größer war als die früheren und den die Eingeborenen Karaula nannten. Hier aber sah er sich genötigt umzukehren. Derselbe Mitchell reiste im März 1835 abermals von Parramatta ab und gelangte im Rai an den Darling, dessen Lauf er folgte. Wegen feindlicher Haltung der Eingeborenen sah man sich indes 10. Juli zur Umkehr genötigt. Zur Vervollständigung der letzten Expedition unternahm Mitchell im März 1836 eine Reise nach den Canoblaebergen, kam im Rai an den Murrumbidgee und sah die Vereinigung des Darling und Murrumbidgee. Von hier trat Mitchell die Rückreise an, folgte dem linken Ufer des Murrumbidgee, erforchte die Grampians und entdeckte den schönen Glenelg mit seiner üppigen, malerischen Vegetation. Im Oktober erreichte die Expedition den Murrumbidgee.

Kapitän Bickham machte 1837 und Kapitän Stiles 1839 ausgedehnte Aufnahmen an der Westküste des Kontinents und beide entdeckten dort die Mündungen mehrerer bedeutender Ströme. Der Herzog Graf Strzelecki unternahm sodann 1840 eine erfolgreiche Zureise vom Murrumbidgee südlich durch die austral. Alpen und durch Gippsland nach Alberton im Cornerbusen. In demselben Jahre entdeckte die neue Kolonie Südaustralien Edward John Eyre von Adelaide aus zu Lande durch Nuytsland nach dem König-Georgs-Bunde. Bei Nuyts-Bay sah er sich genötigt, die nördl. Richtung aufzugeben, und wendete sich nach Westen. Unter den unsäglichsten Beschwerden durchmachte er über 2200 km weit eine der schrecklichsten Regionen der Erde, längs des Randes einer ungeheuren, tafelförmigen Kalbhohebene, und langte nach 12 monatlicher Abwesenheit im Juli 1841 wieder in Adelaide an.

Im J. 1844 wurde nach dem noch ganz unbekannten Nordosten eine Expedition unternommen durch einen unternehmenden Deutschen, Dr. Leichhardt. Derselbe verließ mit 10 Mann und Provianten aus sieben Monaten 13. Aug. Sydney und 1. Okt. die äußerste Station. Sie richteten ihren Weg direkt nach dem Carpentariagolf im Norden des Kontinents und zogen bis an den Unterlauf des in der Northalbinsel fließenden Mitchell, verfolgten dann das ganze Küstenland des Carpentariagolfs, durchzogen die Mitte der Halbinsel Arnhemland und langten 17. Dez. 1845 in Victoria am Port-Geelong an der Nordküste an. Einen Tag nach Leichhardts Abreise, 14. Aug., reiste Stuart von Adelaide aus nach Norden ins Innere ab, begleitet von John MacDouall Stuart. Nach Durchbreitung einer schrecklichen Steinwüste drang Stuart bis 26° 28' südl. Br. vor, sah sich aber dort genötigt, die Rückreise anzutreten. Nach ehe diese Wüstenreise beendet, reiste 17. Nov. 1845 abermals Mitchell, wohl ausgerüstet auf ein Jahr und in zahlreicher Begleitung ab, um einen Weg durch das Innere nach dem Carpentariagolf aufzufinden, entdeckte den Victoria oder Barcoo, kehrte 24. Sept. um und traf 20. Jan. 1847 wieder in Sydney ein. Kennedy, einer seiner Begleiter, wurde nun 13. März 1847 ausgesendet, um Mitchell's neue Entdeckung weiter zu verfolgen, und folgte dem Victoria bis in eine der traurigsten Wüsten hinein. Am 9. Sept. trat er die Rückkehr an und langte Ende Jan. 1848 in Sydney an. Jetzt wurde Kennedy zu dem

Zweck, einen Landweg zum Carpentariagolf zu finden, nach der Northalbinsel gesendet. Doch auf dieser Unternehmung ging der verdiente Mann spurlos zu Grunde. Im April 1848 verließ auch Leichhardt zum zweiten mal Sydney und drang direkt nach Westen ins Innere vor, um womöglich den Kontinent zu durchkreuzen. Aber auch von ihm, so wenig als von seinen Gefährten, hat man je wieder etwas Bestimmtes gehört, so oft auch Spuren seiner Expedition aufgefunden worden sein sollen. Endlich wurden noch 1848 in Westaustralien Entdeckungsreisen nach dem Innern unternommen und durch dieselben das Weidengebiet der Kolonie am Schwammluise ansehnlich nach Osten erweitert. Es waren dies namentlich die Reisen von Ron vom 14. Sept. 1848 bis zum 2. Febr. 1849 und die von A. C. Gregory nach dem in die Haifische (Sharks-) Bai mündenden Gascoyne vom 2. Sept. bis 17. Nov. 1848.

Nachdem infolge des oben Ausgeführten der Reisen Kennedy und Leichhardts auf mehrere Jahre die Forschung gestillt, ging A. C. Gregory 18. Juli 1855 mit zwei Schiffen und einer reichen Ausrüstung nach der Trachemudai an der Nordküste, westlich von Arnhemland, um den dort mündenden Victoriafluß zu erforschen, den Kapitän Stiles 1839 entdeckt hatte. Gregory folgte dem Strome, wendete sich dann nach Südwesten und kehrte im März 1856 in fast 21¹/₂ w. vor einer unüberwindlichen Sandwüste wieder um. Vom Unterlauf des Victoria wendete er sich dann nach Osten, überschritt die Mitte von Arnhemland und durchzog nun dieselben Regionen, welche Leichhardt auf seiner ersten Reise erkundet hatte. Am 25. Febr. langte er wieder in Sydney an. Bald darauf unternahm Gregory eine neue Reise nach Westen, um womöglich die Spuren Leichhardts aufzufinden. Er brach im März 1857 auf und erreichte den Barcoo (Victoria), folgte dem Bette des Thomson, dem Cooper- und Strzelecki-See, traf im Juli in Adelaide ein, ohne sein Ziel erreicht zu haben. In derselben Zeit nahm man den Plan an, das im Norden des Spencer-Golfs gelegene Gebiet der Salzseen näher auszuforschen. Die Männer, die sich um die Erforschung dieser Region Verdienste erworben, waren insbesondere 1857: Stephen Had, Harris, Miller, Dullon, Warburton, G. W. Gogher, Freeling, Swinben, Campbell; 1858: Herschel Babbage, Schöner, Varry u. s. w. A. I. Gregory führte 1858 eine neue Expedition auf der Westküste des Kontinents in die Gegend des Gascoyne aus. Zugleich aber unternahm 1858 und 1859 der genannte MacDouall Stuart drei Reisen im Gebiete jener Seen, auf deren letzter er bis an den in 27° südl. Br. fließenden Neale gelangte.

Durch diese Reisen bereitete sich Stuart in angemessenster Weise auf seinen großen Plan einer Durchkreuzung des ganzen Kontinents von Süden nach Norden vor. Er brach 2. März 1860 auf und drang durch traurige und grasreiche Länderstrecken nordwärts, sodas er 22. April in der Mitte des Kontinents die brit. Kräfte auf dem mehr als 1000 m hohen Central-Mount-Stuart aufpflanzen konnte. Im Juni wurde Stuart am Bishop-Creef durch die feindliche Haltung der Eingeborenen genötigt, seinen Plan aufzugeben. Er traf im September in Adelaide ein. Trotz der großen Beschwerden dieser Reise trat Stuart dieselbe 1. Jan. 1861 zum zweiten mal an. Er gelangte diesmal 1¹/₂°

weiter als das erste mal, mußte aber im Juli wieder, ohne den Zweck erreicht zu haben, umkehren. Obwohl leidend und geschwächt, brach Stuart doch im Nov. 1861 zum dritten mal auf, um wieder dieselbe Straße zu ziehen. Diesmal gelang es in der That. Stuart pflanzte 24. Juli 1862 an der Nordküste von Arnhemland die brit. Flagge auf und ging dann zum Carpentariagolf hinüber. Nach einer außerordentlich schwierigen Rückreise gelangte er, fast sterbend, nach 44wöchentlicher Abwesenheit wieder bei seinen Landsleuten an.

Kurz vor Stuarts Rückkehr von seiner ersten Reise brach von Melbourne aus im Aug. 1860 eine Expedition aus unter Robert O'Hara Burke, in Begleitung des Astronomen Wills, des Arztes Bedler, des Naturforschers Beder u. s. w., gegen 30 Personen, welche 25 Kamele, 25 Pferde u. s. w. mit sich führten. Die Gesellschaft teilte sich in drei Partien, deren jede sich auf ihr andern stützen sollte, wenn sie im Rücken Zuflucht zu suchen genötigt würde. Burke, Wills, King und Gren aber brachen im Dec. 1860 vom Cooper nach Norden auf und waren im Febr. 1861 an der sumphgen Küste des Carpentariagolfs, ohne jedoch das Meer selbst erreichen zu können. Am 21. April langten sie im Lager der zweiten Abteilung wieder an, fanden aber daselbst verlassen. Am Tage zuvor waren die dort Zurückgelassenen zur ersten Abteilung aufgebrochen, weil sie die Hoffnung aufgegeben, daß Burke wieder zurückkehren könne. So kamen Burke und seine Genossen in Elend und Hunger um, mit Ausnahme des King, der von einer unter Howitts Kommando im Juli 1861 von Melbourne ausgesendeten Hülfsexpedition 15. Sept. in einem Lager der Eingeborenen zum Skelett abgekehrt worden wurde. Die Kolonien Victoria und Queensland sandten nun gemeinschaftlich ein Schiff von der Moretonbai aus nach der Küste des Carpentariagolfs, um Burkes Spuren aufzufinden. Von hier ging Landsborough im Febr. 1862 nach Süden den Hinderers-River aufwärts, dann langs des Thomson, Warrego, Darling u. s. w., und traf im Juni 1862 wieder in der Heimat ein, nachdem er somit als weiter nächst Burke den ganzen Erdteil durchkreuzt. Außerdem hatte die Kolonie Südastralien MacKinlay nach dem Cooper-Creek zur Auffindung Burkes gesendet, und dieser fand östlich von Burkes Route ebenfalls den Weg durch den ganzen Kontinent bis zum Carpentariagolf. J. T. Gregory untersuchte vom Mai 1861 an innerhalb fünf Monaten an der Nordwestküste ein Terrassen- und granitisches Plateauland mit Gipfeln von über 1300 m Höhe, und einige unternehmende junge Kolonisten Westaustralien, Dempster, Clarkson und Harper, machten 1861 vom Schwanenfluß aus einen ansehnlichen Ausflug nach Osten in wüsten erfeuchter Regionen.

Major Warburton fand 1866 das Nordende des Eyresee's, des größten und westlichsten der zur Torrensniederung gehörenden Seebeden, und verfolgte ein in dasselbe fallendes Flußbett weit nach Osten, das er für einen Mündungsarm des Barcoo erklärte. Der Strzelecki-Creek, ein südl. Arm des Barcoo, mündet in den Gregorysee, wie Gregory 1838 entdeckte. Einen nördl. Arm verfolgten MacKinlay und Howitt 1862 bis in den Lipsonsee, und 1867 entdeckten die Herrnbutermissionäre Walder, Kramer und Michel einen südwestl. Arm, der dem Eyresee sich zuwendet und einen Zwang zum Hopesee ab-

gibt. Landsborough fand 1861, unter 20° südl. B. und 138° östl. L. die Wasserscheide des Carpentariagolfs überschreitend, einen gegen Süden hinwendenden Flußlauf (Herbert-Creek).

Auf Veranlassung des melbournner Politikers Dr. Ferd. Müller brachte 1865 ein Damenkontingent in der Kolonie Victoria die Geldmittel zu einer Reiseunternehmung auf, dessen nächster Zweck Ausklärung des Schicksals der 1848 im heutigen Queensland verstorbenen Leichhardt'schen Expedition war. Duncan McIntyre, der 1864 am oberen Gindersfluß Spuren dieser Expedition aufgefunden, übernahm die Führung, zog im Juli 1865 von der Kolonie ab, verließ 31. Aug. den Darling ging am Parru hinaus und dann nordwestlich zu Barcoo; es herrschte aber überall im Innern eine so furchtbare Dürrung, daß die Hälfte der Mannschaft nach der Kolonie zurückgeschickt werden mußte. Mit den übrigen Leuten setzte McIntyre Mitte Dezember die Reise am Barcoo aufwärts fort und im 1866 in den Quellgebieten des Burke- und Gindersflusses nordwärts nach der MacKinlaykette und dem Gindersfluß. McIntyre erlag bald (4. Juni 1866) einem bösenartigen Fieber; auch sein Begleiter Elman überlebte ihn nicht lange. Sein Rucksack im Kommando, W. J. Barratt, kehrte im Juli 1867 nach Sydney zurück, ohne weitere Aufklärungen über Leichhardt erzielt zu haben.

Ebenso erfolglos waren die Nachforschungen von Leichhardt und seinen Gefährten, die wiederum Dr. Ferd. Müllers Betrieb von der Kolonie Westaustralien aus angestellt wurden. Als nämlich Hunt 1866 von Port aus auf einer Religionsauswanderungsexpedition die Hamplonebenen (31° südl. B. und 122° östl. L. von Greenwich) erreicht hatte, so seine Begleiter Howe und Monger von dort 80 km weit gegen Norden gegangen waren, erfuhren von Eingeborenen, daß 13 Tagereisen weiter nördlich ein trodenes Seebett sich befände, an welchem vor einer Reihe von Jahren zwei weiße Männer und drei Pferde, aus dem Innern kommend ermordet worden seien. Dasselbe Gerücht kam Leichhardt's Brüdern Monger zu Ohren, als sie im Sept. 1866, nach Weideland suchend, einen bis dahin bekannten Landstrich zwischen 28° 30' und 28° 45' südl. Br. und unter 117° 45' östl. L. von Greenwich, ungefähr 320 km östlich von der Moretonbai, bereisten. Daher wurde im April 1869 eine Expedition unter John Forrest nach dem bezeichneten Seebett ausgesandt, welche zwar ihren Zweck nicht erfüllte, denn das Gerücht bezog sich auf eine Anzahl Pferde, die Austin während seiner Reise im J. 1854 verlor, aber weiter in das Innere vordrang als alle andern Expeditionen in jenen Breiten. Dasselbe hat die Gewißheit gegeben, daß sich das flache, unfruchtbare, von Salzhäufen durchzogene und mit Scrub bewachsene Land, das Gregory 1846 in der Gegend des Mooreesee's, im 1854 dort sowie weiter nördlich von dem Seebett das seinen Namen trägt, Lesroy 1863 und Howitt 1864 unter dem 31. Breitengrad östlich bis 122° östl. L. gefunden haben, auch unter dem 29. Breite mindestens bis gegen den 123. Meridian erstreckt.

Schon seit 1824 hat die brit. Regierung verschiedene Versuche gemacht, die Nordküste von Australien zu besetzen. Dasselbe unterhielt 4 1/2 Jahre einen militärischen Posten (Port Dundas) in der Apollonien an der Westküste der Melville-Insel, 2 Jahre einen andern (Port Wellington) in der Rafflesbai süd-

schmidt Geburt nach 1838—49 die Garnison Vic-toria in Port-Phillip. Da aber der erwartete Handel in Bezug auf die Handelsverbindungen zwischen A. und Ostasien nicht eintrat, wurden diese Verträge aufgegeben. Auf Antrieb der Londoner Geographischen Gesellschaft ließ zwar die brit. Regierung 1855 und 1856 die Gegenden am Victoria-lag durch eine Expedition unter Gregory unter-suchen, aber es blieb dies ohne praktische Folgen. Erst nachdem Stuart 1862 von Südastralien aus über Land die Nordküste von Arnhemland erreicht hatte und das »Northern Territory« unter Verwaltung der Kolonie Südastralien gestellt war, nahm diese die Hebelungsangelegenheit in die Hand. Um eine zur Anlage der neuen Kolonie geeignete Gegend auszuwählen, ging 16. April 1864 eine Ex-pedition aus Melbourne unter Colonel Finnis von Port-Adelaide zu Schiff nach Norden ab und schlug die Hauptstation auf den Escape-Cliffs an der Mündung des Adelaideflusses auf. Man rekonos-trierte die Umgebung einschließlich der Küste, welche dort ganz vorzügliche Häfen, wie namentlich den Port Darwin, besitzt, und Finnis entdeckte auch 1865 den beträchtlichen Dalyfluß, der in die An-limben mündet. Zu Vermessungsarbeiten kam es aber nicht. Als sich mehr und mehr Stimmen gegen die Wahl des Adelaideflusses erhoben, wurde Finnis abberufen und an seiner Stelle Macinlay nach dem Norden abgesandt. Dieser rüdte 15. Jan. 1866 von Escape-Cliffs zur Erforschung des Ar-nhemlandes aus, geriet aber durch die Regenzeit und ihre Überschwemmungen in die allergrößte Not, wobei er nur bis an den Ort Alligatorfluß gelangte. Am 26. Sept. 1866 traf er wieder in Adelaide ein. Darnach sandte die südastral. Regierung im Febr. 1867 den Kapitän Cobell nach der Nordküste ab. Dieser entdeckte den ansehnlichen Blythfluß und fand weiter gegen Osten eine Wasserstraße, die ihn durch ein Intellabergth in die Arnhembai führte. Nachdem er noch an der Westküste des Carpentariagolfs einige Zuflüsse zu diesem sowie einen schö-nen See (12° 23' südl. Br.) entdeckt hatte, kehrte er am Jan. 1868 nach der Ostküste von Queensland zurück. Endlich sandte die Regierung 27. Dez. 1868 den Ober der Südastralischen Landesver-messung, Gogder, mit der erforderlichen Mann-schaft nach Norden ab, der in der Umgebung des Port-Darwin ungefähr 2700 qkm vermaß und 15. Jan. 1869 bereits in Adelaide wieder eintraf.

Ein bessern Verlauf nahm die Ausbreitung der Ansiedlungen im nördl. Queensland, beson-ders nach dem Carpentariagolf hin, indem das Bedürfnis der Viehzucht nach neuen Weideländ-ern zu Stromunternehmungen anregte. Als 1841 Kapitän Stokes das südl. Uferland des Carpen-tariagolfs »die Ebenen der Verbeisung, die Gelob-nis Ebenen« nannte, war vom ganzen heutigen Queensland nur der südlichste Winkel, die Umge-bung der Koroitondai, schwach besiedelt. Seitdem eben die Ansiedlungen in ihrem Fortschreiten nach Norden den Carpentariagolf erreicht. Land-svermessung untersuchte 1867 den Morning-Inlet, der zwischen dem Leichhardt- und dem Hinderfluß mündet, und den Synod, den er als einen Haupt-nährungsarm des Hinderfluß erkannte. Ferner be-richtete 1866 J. G. MacDonald den untern Leichhardt-Inlet und stellte fest, daß er zwischen dem Disaier-Inlet und dem Albert selbständig mündet. Den Norman-by-Inlet mündung unter 17° 26' südl. Br. und

140° 54' östl. L. von Greenwich liegt, untersuchte 1868 Kapitän Hay, und zugleich besuchte Land-sborough einen Nebenfluß des Norman, den Wills. Auch die Anlage einer Station Somerset an der Nordspitze der Halbinsel York und die Landreise der Brüder Jardine haben zur Kenntnis des nordöst-lichen Teils von A. beigetragen.

Seitdem 21. Okt. 1872 die Telegraphenlinie dem Verkehr übergeben worden ist, welche sich von Ade-laide im Süden bis nach Port-Darwin im Norden zieht und welche A. zunächst mit Asien und dadurch mit allen andern Ländern der Erde in Verbindung setzt, hat die Erforschung des Innern einen mächtigen Aufschwung genommen. Schon während des Fortschreitens der Arbeit bildeten sich an der Linie kleine Niederlassungen an günstig gelegenen Stellen, und von diesen aus haben spätere Erforschungsrei-sende zumeth ihre Expeditionen unternommen. So verließ zunächst Ernst Giles 23. Aug. 1872 die Tele-graphenstation Chamberss Billar (eine 72 m hohe Sandsteinpyramide unter 24° 51' südl. Br. und 133° 51' östl. L.) und verfolgte den Zintfluß bis zum Quellgebiet hinauf, woselbst er eine äußerst frucht-bare und liebliche Gegend, das Glen of Palms, auf-fand. Der entfernteste Punkt, welchen Giles er-reichte, war 24° 32' südl. Br. und 129° 28' östl. L.; er kam also nur in geringe Entfernung von der Grenze der Kolonie Westaustralien. Nach großen Beschwerden erreichte der Reiter 16. Nov. den Zintfluß. Von Alice-Springs, einer Telegraphen-station, 80 km südlich von Central-Mount-Stuart, brach 21. April 1873 der Geometer W. C. Gosse auf und entdeckte unter 25° 21' südl. Br. und 131° 14' östl. L. den gegen 370 m hohen Monolithen Agres-Rod. Der westlichste Punkt, den Gosse erreichte, war 26° 32' südl. Br. und 126° 59' östl. L. Am 20. Dez. 1873 kam er auf die Telegraphenstation Charlotte-Waters zurück. Auf einer zweiten Expe-dition, welche fast ein volles Jahr dauerte, durch-suchte Giles 1873 die von ihm im Vorjahre ent-deckten Gegenden und beitätigte das Vorhandensein der großen Wüste im Innern Westaustralien. Der Grenzpunkt des J. 1873 war der Zug Warburtons, dem es gelang, die austral. Westküste zu durch-schneiden. Er verließ im Dez. 1872 Adelaide und im April 1873 Alice-Springs, überschritt die Mac-Donnellberge und erreichte nach unendlichen Müh-seligkeiten und Gefahren im Nov. 1874 Perth in Westaustralien. Am 20. März 1874 zog John Rob von der Telegraphenstation Peel aus, brang unter großen Beschwerden bis 30° 25' südl. Br. und 131° 16' östl. L. vor, ward aber wegen Wassermangel zur Umkehr genötigt und traf Ende April wiederum an der Telegraphenlinie ein. John Forrest brach 1. April 1874 von der Championbai auf, hielt sich anfangs östlich, dann südöstlich und erreichte die Wasserscheide des Durkison unter 25° 50' südl. Br. und 120° 40' östl. L. Von dort zieht sich bis 25° 55' südl. Br. und 126° 30' östl. L. eine trostlose, mit Spinifex bedeckte Wüste hin, die Forrest über 900 km durchzog. Am 30. Sept. erreichte er die Telegraphenstation Peel.

In den J. 1875—78 unternahm Giles drei wei-tere Reisen in die unfruchtbaren Wüsten im In-nern A.s. Im Auftrage der Regierung zog 1876 Hodgkinsons Expedition von Queensland nach dem Innern und verfolgte den Diamantina-Creek bis zu seinem Einfluß in den Eyresee. H. Vere Bar-lay reiste im Aug. 1877 im Auftrage der Kolonie

Südaustralien nach Alice-Springs, um alles zwischen dem Überlandtelegraphen und der westl. Grenze von Queensland nach N.O. zu liegende Land zu erforschen. Namentlich der Lauf des Herbert-River ward von ihm genauer festgestellt, auch trigonometrische Messungen vorgenommen. Ebenso wurde von Thornborough aus, an der Mündung von Queensland eine Expedition über völlig unbekannte Gegenden nach der Meeresküste zu unternehmen. Auf derselben ward der große Fluss Rowbray entdeckt, der in drei Katarakten von über 150 m Höhe herabstürzt. Sergison, der im Nov. 1877 von einer Erkundungstreife nach Port-Darwin zurückkehrte, hat in der Nähe des Victoriaflusses sowie an dem Fitz-Maurice und dem Daly, wo letzterer sich mit dem Katherine vereinigt, vorzüglichen Ackerland entdeckt.

John Forrest beendet im Sept. 1879 eine zu Anfang desselben Jahres unternommene Reise nach dem völlig unbekannten Nordosten der Kolonie Westaustralien, und fand an den Ufern des Fitzroy herrliche Alluvialebenen. Die spätere Reise erwies sich bis zum Schluß als eine schwierige; immerhin aber sind auf westaustral. Gebiete 20 Mill. und auf südaustral. Gebiete gegen 5 Mill. Acres gutes Gras- und wohlbewässertes Ackerland aufgefunden worden, von dem ein guter Teil sich für Zuckerrübe und Reis eignen wird. — Gressley Lufin, der Befehl und Recepteur des in Brisbane erscheinenden „Queenslander“, entsendete vom Barcoo am 25. Juli 1878 auf seine Kosten unter Führung von Ernest Favence eine Expedition, um jene unbekannten Gegenden vom Ausgangspunkte in der Richtung nach Port-Darwin zu erforschen, ob sich dort eine transkontinentale Eisenbahn, von dem Orte Gladall ausgehend und in Port-Darwin endend, ohne besondere Terrain-schwierigkeiten werde anlegen lassen. Die Gegend, welche man passierte, bot keine Schwierigkeiten für den Bau einer Eisenbahn. Die Gesellschaft traf 13. Jan. 1879 auf der Überlandtelegraphenstation Howells-Creek, von den ausgestandenen Strapazen erschöpft, ein. Gleiche Zwecke verfolgten und Gleiche berichten MacDonald und Harding, welche am 16. Okt. 1878, von den Flüssen Nulligan und Herbert ausgehend, bei der Telegraphenstation Charlotte Waters eintrafen. John Forrest hat im Auftrage der westaustral. Regierung eine trigonometrische Vermessung zwischen den Flüssen Abburton und De Grey (mündet in 20° 15' südl. Br.) vorgenommen und berichtet über die Eignetheit des dortigen Bodens zu Ansiedelungen sehr günstig.

Litteratur. Von den neuern Schriften über A. sind hervorzuheben: Trollope, „Australia and New-Zealand“ (2 Bde., Lond. 1873); Ranken, „The dominion of Australia“ (Lond. 1873); Beauvoir, „Australie“ (Par. 1874); Wallace, „Australasia“ (in Stanfords „Compendium of geography and travels“, Lond. 1879); Hayter, „Australasian statistics for the year 1879“ (Melbourne 1880); „The Australian handbook and almanac“ (Lond., jährlich). Ein populäres Werk ist: Oberländer, „Australien. Geschichte der Entdeckung und Kolonisation“ (2. Aufl., Lpz. 1880).

Australier, die Urbewohner des austral. Festlandes, welche nach den neuern Untersuchungen eine eigene, von den Bewohnern der umliegenden Inseln verschiedene Rasse bilden. Die A. haben schlichtes, seidenartiges, leicht zur Verfilzung ge-

neigtes Haar, während das Haar der umliegenden Inselbewohner kraus ist und, wenn gekämmt sorgfältig gepflegt, zu einer aus Büscheln bestehenden großen Beräde sich gestaltet. Die Hautfarbe der A. ist dunkelbraun; die Stirn ist hoch und schmal; die Augen klein, schwarz; das Weib der selben hat einen gelblichen Anflug. Die Männer groß, an der Schellula tief eingedrückt, dagegen unten breit, mit großen Zähnen. Der Mund ist plump und mit starken weißen Zähnen versehen. Das Gesicht des Mannes bedeckt ein schwarz dichter Bart; auch der Körper zeichnet sich in der Regel durch eine reich entwickelte Behaarung aus. Die Schädelform ist dolichocephal, prognath (Menten-Index 71.49 nach Broca). Das Knochengewebe ist fein und gerichtet, die Gliedmaßen mager, dagegen der Bauch, hauptsächlich infolge der ungleich verteilten schlechten Nahrung von großem Umfange. Gleichwie bei den Negern Afrikas ist auch hier der Mangel der Waden hervorzuheben. Die A. sind im ganzen freundlich und gutmütig, dabei heiter und fröhlich, obschon bei der ersten Verührung mit den Europäern sehr scheu und misstrauisch; auch sind sie treu und ehrlich. Bei allen diesen Eigenschaften aber zeigen sie eine große Rohheit ganz nach, höchstens mit einem Tierfelle bedeckt, ziehen sie in Familien oder höchstens in kleinen Horden ohne feste Wohnsitze umher, wenn sie an hier und da elende Hütten aus Zweigen bauen. Ihre Fahrzeuge sind rothartige Röhre, ihre Waffe Speer, Keule, Schild und Bumerang. Sie kennen den Ackerbau nicht, und ihre Nahrung sind Fisch, Muscheln, Burzeln, einige Samen wildwachsender Getreidearten sowie die Erträge der Jagd. Die Kunstfertigkeit hat man am Murray das Flach von Wimperlörben gefunden sowie einzelne erkennbare Zeichnungen an Felsen, wenn diese nicht von lauschem Einflusse zugeschrieben werden mögen. Ihre Religionsbegriffe sind höchst einfach und eine staatliche Verbindung ist ihnen unbekannt. Die Zersplitterung in einzelne Familien erklärt bei einem in jeder Hinsicht so gleichartigen Bestamme auffallende Verschiedenheit unter den Fellestern ihrer Sprache, welche durch einen großen Reichtum der Flexionsformen ausgezeichnet (Vgl. J. Müller, „Grundriß der Sprachwissenschaft“, Bd. 2, Wien 1879.) Alle europäischerseits gemachten Versuche, die A. zu unterrichten sowie zu einem seßhaften Leben zu gewöhnen, sind gescheitert. Man hat sie als Hirten und Schärer angewendet, als welche sie sich sehr brauchbar erwiesen, selbst als nützliche Sicherheitswache für entlegene Weidplätze. Sie ziehen sich vor den europ. Siedlern zurück und gehen raschen Schritts in völligen Untergang entgegen. Daß die natürlichen Fähigkeiten der A., die man infolge ihrer Rohheit und Unbildsamkeit sehr zu unterschätzen pflegt, keine ganz geringen sind, beweist die außerordentliche Schlaueim im Erbschen ihrer Sprache vor allem die Bildung ihrer Sprache, sowie unerschöpfliche Spuren von Poesie und einzelne mytholog. Anschauungen. (Hierzu eine Tafel: Australische Rasse und Kultur.)

Litteratur: Waib, „Anthropologie der Australier“ (Bd. 6, Sp. 1871); J. Müller, „Äthiopische Ethnographie“ (2. Aufl., Wien 1879); „Reise in Osterr. Regatta Novara um die Erde in den J. 1858, 1859“, Anthropol. Zl. 3. Abteil.; „Ethnographie“, bearbeitet von J. Müller (Wien 1865).

AUSTRALISCHE RASSE UND KULTUR.



1. Indianer von Queensland.



2. Anstralierin von Queensland.



3. Australier von Port-Lincoln.



4. Frauen von Nordwest-Australien.



5. Tasmanier.



6. Felsenmalerei aus Nordwest-Australien.



7. Korb aus Netzgeflecht.



8. Speerspitze, 9. Schmuck 10. Lärn-Instrument.



11a. Hölzernes Kriegsmesser, b. Bumerang.



13. Nordaustralisches Dorf.



14. Keule.

Austral.-Inseln, s. Tabuai.-Inseln.

Australische Alpen, s. unter Australien.

Australvögel, auch *Regritos* und (bei Bricham Kelanonefieri, nannte man früher alle diejenigen schwarzen oder dunkelfarbigen Vögelstämme, welche das Festland Australiens und die dazwischen anliegenden Eilandgruppen sowie das Innere der Inseln im Südosten Afriens bewohnen. Man hat sie bis in den Anfang des 19. Jahrh. für Vögel der Regier Afrikas gehalten, von denen sie noch wesentlich abweichen. Auch haben die Zeichnungen der neuern Zeit gelehrt, daß die A. untereinander selbst wiederum wesentliche Verschiedenheiten zeigen und zwar in verschiedenen Rassenstufen eingetheilt, von denen der eine durch die Bewohner des austral. Festlandes, der andere durch die der Inseln vertreten wird. Man pflegt daher gegenwärtig den Namen A. oder richtiger Australier (s. u.) auf die Festlandsbewohner zu beschränken, während man die dunkelfarbigen Bewohner der Inseln, welche Sprachen reden, die zum malaiopolynesischen Stamme gehören, unter dem Namen der Melanesier (s. d.) zusammenfaßt und die ebenfalls dunkelfarbigen Bewohner der Küstenstriche von Neuguinea mit ihren Verwandten im Innern der Inseln als Papuas (s. d.) bezeichnet.

Australocean, s. Südsee.

Austrasien, d. i. Ostreich, nannte man unter den Römern den Teil des spätn. Reichs östlich von Ardennen und Mos, dessen wichtigste Stadt damals Reims war. Gegenüber dem aberwiegend roman. Neustrien hatten viele Landchaften fast ausschließlich rein german. Bevölkerung. Sie bildeten sehr häufig ein Teilkönigreich, zuletzt unter Dagobert II. (gest. 691); auch Karl Martell teilte das Reich noch unter seine Söhne als Hausmeier von A. und Neustrien. Da es aber später nicht wieder geschah, verschwand auch der Name A. Karl. Guenzmer, «Histoire du royaume Mérovingien d'Austrasie» (Par. 1862); Sigot, «Histoire du royaume d'Austrasie» (4 Bde., Nancy 1863); Struik, «Histoire des Francs d'Austrasie» (Brüss. 1864); Bonnell, «Die Anfänge des karolingischen Reiches» (Erg. 1866).

Austrasien des Teufels, s. Groggismus.

Austria, die lat. Bezeichnung für Österreich; auch Name des 136. Merkuriden, s. Planeten.

Austriazismen nennt man die in Deutschland sehr ungebrauchlichen Ausdrücke und Wortbildungen, welche den Deutsch-Österreichern eigenständig sind.

Austritt der Gestrirne, s. Bebedung.

Austrasische Mittel oder *Exsiccantia* nennt man in der Medizin diejenigen Mittel, welche die Flächen und Gewebe des lebenden Körpers leuchtend entziehen. Sie dienen verschiedenen wichtigen Heilzwecken. Besonders wendet man sie an, um Krankheitsprodukte zum Verschleien oder aufzusaugen zu bringen, was oft der natürlichste Weg zur Heilung ist; ferner um Blutflüsse und andere Ausflüsse zu stillen; um die Vernarbung oberflächlich zu fördern u. s. w. Hauptmittel der Austrie sind: Veräugung des Geträns (Turkum), Aufenthalt in trockener Luft (z. B. in Ägypten, im wüstenröm. Bad), Umhüllen des Körpers mit dem trocknen Glied mit ausgetrockneten, pulverigen oder saferigen Stoffen, z. B. mit Watte, Bolle, Kräuterpulvern, Asche, Sand, Asche, Mehl, gepulvertem Salz u. s. w., oder Bestreuen der

nahestehenden Stellen mit Feinstreupulver aus Barlappsaamen, Stärkemehl, Gummi, Kohle, Kalk n. s. w. Zum Teil dienen auch chemisch-logulierende (austinnemachende) Mittel als Exsiccantia, z. B. Zink, Blei, Eichenrinde, Alaun und andere zusammenziehende Stoffe.

Ausverkauf heißt der an eine kurze Frist gebundene freiwillige Verkauf der Reste eines Warenlagers, wie er namentlich bei der freiwilligen oder notgedrungenen Auflösung einer Kleinhandlung, insbesondere eines Manufakturwarengeschäfts oft vorkommt. Bei gerichtlicher Ausschüttung einer Konkursmasse tritt gerichtlicher A. ein. Vielfach zeigen einzelne Manufakturwarenhandlungen einen freiwilligen A. zur Räumung ihres Lagers oder unmodern gewordener Teile eines solchen oder zur Abhebung nicht fortzuführender Artikel an, während sie lediglich reichen Absatz erzielen wollen und eine besonders günstige Kaufgelegenheit, wie sie wohl sonst beim A. eintritt, nicht bieten. In manchen großen Städten sind gewisse Handlungen jener Klasse jahrelang in einem solchen sogenannten A. begriffen, während sie inzwischen immerfort Artikel der betreffenden Art neu anfertigen lassen; es ist dabei häufig nur auf eine Täuschung und Ausbeutung des leichtgläubigen Publikums abgesehen.

Auswachsen des Getreides nennt man die Erscheinung, wenn bei anhaltendem Regenwetter zur Erntezeit die Körner in den Ähren der in Geleise gebreiteten oder schon aufgemachten Feldfrüchte zu keimen beginnen. Eine warme Temperatur begünstigt diesen Vorgang, welcher nicht allein den Ertrag schmälert und den Ausbruch erschwert, sondern auch infolge innerer Umbildungen ein Produkt liefert, dessen Mehl der Gesundheit schädlich sein kann. Es ist daher ratsam, ausgewachsenes Getreide vor dem Vermahlen im Mälserofen oder in Riegen gründlich zu dörrten, das Mehl nicht rein, sondern stets bis zur Hälfte mit gesundem Mehl (auch von Hülsenfrüchten) zu vermischen, und bei der Gärung dem Teige etwas Branntwein zuzusetzen.

Auswanderung wird die Aufgebung des Vaterlandes zum Zwecke des dauernden Aufenthalts in einem andern Lande genannt. Von einer längeren Zeit dauernden Reise unterscheidet sich die A. hauptsächlich dadurch, daß der Auswandernde in der Heimat weder einen Wohnsitz noch eine eigene Wirtschaft behält. Freilich verläßt dieses Merkmal bei einer Beschäftigung, auch im Inlande nomadisierenden Arbeiterbevölkerung seinen Dienst. Im Rechtsinne wird die A., sofern sie nicht nach Kolonien des Mutterlandes geschieht, erst vollendet, wenn der Auswanderer seine bisherige Staatsangehörigkeit verliert. Dieser Verlust tritt aber nicht nur durch förmliche Entlassung aus dem Staatsverbande, sondern auch den verschiedenen Gesetzbildungen auch noch unter andern Bedingungen ein, z. B. durch einen über eine gewisse Grenze hinaus fortgesetzten ununterbrochenen Aufenthalt im Auslande. Da die Erwerbung einer förmlichen Entlassung gegenwärtig, abgesehen von den Militärschlichtigen, in den meisten Fällen nur als Normalität betrachtet wird, so gibt es im Auslande immer viele Personen, die ihre alte Staatsangehörigkeit noch beibehalten, aber doch faktisch als Auswanderer anzusehen sind, sogar wenn sie für die Zukunft ihre Rückkehr in die Heimat in Aussicht nehmen. Denn als das praktisch entscheidende Moment ist anzusehen, daß

der Auswanderer seine Wohnung und den Schwerpunkt seiner wirtschaftlichen Existenz im Auslande hat. Der Statistik ist es freilich immer sehr schwer, Auswanderer und Reisende scharf voneinander zu trennen. Soweit es sich um die überseeische A. handelt, gibt die Zahl der durch Auswandererschiffe beförderten Personen der Statistik eine gute Grundlage. Weitere Anhaltspunkte bieten dann die Entlassungsbücher, die Auslandspässe und besondere Ermittlungen der lokalen Behörden. Zu den letztern gehört auch die Feststellung der ungeseligen A., die namentlich zu dem Zweck der Umgehung der Militärpflicht erfolgt. Das Gegenstück der A. bildet die Einwanderung, die im engeren Sinne von der Erwerbung der Staatsangehörigkeit abhängt, im weiteren Sinne dagegen mit dauernder Niederlassung im Inlande zusammenfällt.

In den ältesten Zeiten erscheint die Massenauswanderung teils in der Gestalt von Eroberungszügen ganzer Völkerstämme, teils als staatliche Kolonisation, wie sie z. B. von den Phöniz. und griech. Städten aus in ausgedehnter Weise unternommen wurde. Im Orient kam es auch nicht selten vor, daß überwundene Volkstämme von dem besiegten Sieger zwangsweise nach neuen Wohnsitzen verlegt wurden. Das bekannteste Beispiel dieser Art bietet das Geschick der Bewohner der Königreiche Israel und Juda dar. Auch die große Völkerwanderung am Anfang des Mittelalters bestand teilweise aus einer Reihe von erzwungenen A., indem eine Völkermasse die andere von Osten nach Westen drängte. Im Beginne der neuern Zeit stellt die Vertreibung der Mauren aus Spanien eine Zwangsauswanderung in großem Maßstabe dar. Im 19. Jahrh. sind Beispiele dieser Kategorie die Vertreibung der Seminolen aus Florida und die der Tschirgis aus Georgien. Auch die Verbrecherkolonien (wie z. B. früher Botanobag) kann man auf eine Art von Zwangsauswanderungen zurückführen.

Mit der erzwungenen hängt sehr nahe diejenige A. zusammen, welche durch polit. oder religiöse Bedrückung oder Verfolgung oder überhaupt durch polit. oder religiöse Motive veranlaßt wird. Als Emigration im engeren Sinne pflegt man die in neutralen Zufluchtsstätten lebenden Gruppen von polit. Flüchtlingen oder Unzufriedenen zu bezeichnen, wie zur Zeit der Französischen Revolution die royalistischen Emigrés in Deutschland und England, später die poln., ital. und ungar. Flüchtlinge in Paris und London, u. s. w. Beispiele von Massenauswanderung aus polit. Gründen aus der neuern Zeit liefern die Wanderungen (das „Trekkern“) der Jüdaskrit. Boers, sowie die A. der Tschirkesen. Auch die mit A. verbundenen „Optionen“ einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Elsak-Lotzbringern beruhen auf polit. Motiven. Jedoch läßt sich keineswegs ohne weiteres das Gleiche sagen in Betreff derjenigen, welche auswandern, um sich dem Militärdienst zu entziehen, da in diesen Fällen häufig nur die Rücksicht auf wirtschaftliche Nachteile und andere Unbequemlichkeiten entscheidend ist.

Sehr häufig wurde seit der Reformation die A. durch religiöse Motive herbeigeführt. Beispiele sind die Ansiedelung der engl. Independenten und Puritaner in den Neuengland-Staaten, die A. der franz. Protestanten infolge der Aufhebung des Edikts von Nantes und deren Aufnahme in Deutschland, namentlich in Brandenburg, die A.

der von dem Erzbischof Firmian verfolgten salsburger Protestanten (1731—32); in der neuesten Zeit sind die Mennoniten wegen der Aufhebung ihrer Freiheit vom Militärdienst zahlreich aus Preußen nach Rußland ausgewandert, durch das neue russ. Militärgesetz aber sind sie auch wieder von dort vertrieben worden und haben sich nun meistens nach Amerika gewandt. Der Auszug der Mennoniten aus Nauwo nach Utah kann wohl kaum noch mit zu der Kategorie der A. aus religiösen Gründen gerechnet werden.

Im allgemeinen richtet sich der Strom der A. aus den Ländern mit hochentwickelter alter Kultur nach den Gebieten mit reichen, aber noch unerschlossenen natürlichen Hilfsquellen und dünner Bevölkerung, und die wirksamste Ursache der A. ist gegenwärtig in den wirtschaftlichen Verhältnissen jener alten Kulturländer zu suchen. Hauptsächlich ist es der durch relative Überbevölkerung erzeugte Notstand, welcher größere Scharen, und zwar vorzugsweise die noch nicht ganz verarmten, energischen Elemente über den Ocean treibt; außerdem aber hat sich in manchen Gegenden ein traditioneller unternehmungslustiger Wandertrieb ausgebildet, dem viele, in der Hoffnung „ihr Glück zu machen“, folgen, ohne daß sie in der Heimat gerade von Not bedroht wären. Die hier in Betracht kommende Überbevölkerung steht jedoch keineswegs in einem direkten Verhältnis zu der Dichtigkeit der Bevölkerung. Eher könnte man sagen, daß, in Deutschland wenigstens, die Größe der A. sich umgekehrt verhalte wie die Volksdichtigkeit der einzelnen Landes-teile. So hat z. B. in Preußen die am dünnsten bevölkerte Provinz Pommern regelmäßig die weitaus stärkste A. Es kommen hier nach der Zählung von 1880 nur 51 Seelen auf 1 qkm, während die Zahl der Auswanderer über Hamburg, Bremen, Stettin und Antwerpen im J. 1879 auf 1000 E. 2,12 betrug. Westpreußen (56 E. auf 1 qkm) lieferte in demselben Jahre 1,88 und Posen (59 E. auf 1 qkm) 1,64 Auswanderer auf 1000 E. Dagegen kamen in der am dichtesten bevölkerten Rheinprovinz (151 E. auf 1 qkm) nur 0,36, in Schlesien (99 E. auf 1 qkm) nur 0,32, und in Westfalen (101 E. auf 1 qkm) 0,54 Auswanderer auf 1000 E. Eine im Gegen-satz zu Westpreußen besonders auffallende Ausnahme macht die Provinz Ostpreußen, die bei einer geringen Volksdichtigkeit (52) sich verhältnismäßig sehr wenig an der A. beteiligt (1879 nur mit 0,24 auf 1000 E.). Im Königreiche Sachsen, in Württemberg und Baden betrug bei einer Volksdichtigkeit von resp. 198, 101 und 104 in dem angeführten Jahre die Ziffer der A. 0,81, 1,06 und 1,07 auf 1000 E., während Bayern mit nur 70 E. auf 1 qkm auch nur die geringe Auswanderungsverhältniszahl 0,54 aufweist.

Aus den angegebenen Zahlen ist zugleich schon erkennbar, was auch die unmittelbaren statistischen Erhebungen beweisen, daß in Preußen die ländliche Bevölkerung sich stärker an der A. beteiligt als die städtische und industrielle. Die starke A. Pommerns hängt ohne Zweifel mit den dortigen ungünstigen agrarischen Verhältnissen, insbesondere mit dem Überwiegen des großen Grundbesitzes zusammen. Abgesehen hat sich in Preußen das Maximum der Intensität der A. allmählich von Westen nach Osten bewegt. Vor 1855 lieferten die beiden westl. Provinzen fast immer eine bedeutend größere absolute Zahl von Auswanderern, als die sechs östl. Provinzen

zusammengenommen, während seitdem das Kontingent der letztern das der erstern mehr und mehr übertraffen hat. Offenbar hängt dieses mit der Entwicklung der rhein.-westfäl. Industrie zusammen, welche vielen, die unter den früheren Verhältnissen ausgewandert sein würden, eine ausreichende Erwerbs Gelegenheit geboten hat. Auch früher schon gab der am dichtesten bevölkerte und zugleich industriereichste Regierungsbezirk Düsseldorf die geringste Zahl von Auswanderern ab, während die geringen, überwiegend landwirtschaftlichen Bezirke Trier und Koblenz am stärksten bei der A. beteiligt waren. Die neuen preuss. Provinzen hatten in den ersten Jahren nach 1866 eine sehr starke A. aufzuweisen und auch jetzt steht der relative Antheil von Hannover und Schleswig-Holstein noch erheblich über dem für den ganzen Staat geltenden Durchschnitt. Doch dürfte auch diese Erscheinung ihre letzten Gründe in wirtschaftlichen und nicht in eigentlich polit. Motiven haben. Auch in den übrigen Provinzen zeigte sich 1867 eine Anschwellung der A., und dasselbe beobachtete man 1872 in noch höherm Grade im ganzen Deutschen Reich. Für viele Schwaben gibt eben die Furcht vor den wirtschaftlichen Folgen weiterer polit. Erschütterungen und Kriege den Ausschlag. Was die übrigen eben erwähnten deutschen Staaten betrifft, so jagt sich in Sachsen wieder die Fähigkeit einer hochentwickelten Industrie, in einer außerordentlich dichten Bevölkerung die A. verhältnismäßig gering zu erhalten; andererseits aber lehrt das Beispiel Bayerns, daß ein mehr aderbautreibendes Land bei günstigen bäuerlichen Besitzverhältnissen ebenfalls im Stande ist, seine Bevölkerung zusammenzuhalten. Die starke A. von Württemberg und Baden dürfte mehr auf Traktion und Unternehmungsgeist, als auf schwere drückende Nothstände zurückzuführen sein. Das merkwürdigste Beispiel einer durch wirtschaftliche Noth unterhaltenen Massenauswanderung bietet jedenfalls Irland dar, dessen Bevölkerung von 8 295 000 Seelen im J. 1845 theils durch große Sterblichkeit, hauptsächlich aber durch A. bis auf 5 160 000 im J. 1881 zurückging.

Die starke Beteiligung der ländlichen Bevölkerung, nicht nur der kleinen Besitzer, sondern auch der an raue Arbeit gewöhnten Tagelöhner und Dienstboten, sowie der ländlichen Handwerker an der A. ist durchaus begreiflich und natürlich, nicht nur weil Leute dieser Klassen zu der wirtschaftlichen Erwerbung der für den Aderbau geeigneten Länder das meiste beizutragen vermögen, sondern auch weil sie von Haus aus das eifrige Streben nach Grundbesitz in sich tragen, das sie in der Heimat gar nicht oder nur in dürftigster Weise befriedigen können, während jenseit des Ozeans das Land noch ganz oder fast unentgeltlich zu haben ist (in den Vereinigten Staaten z. B. auf Grund des Heimstättegesetzes), die gewöhnliche Landarbeit dagegen gut bezahlt wird und daher auch dem Mittellosen die Möglichkeit geboten ist, das nötige kleine Kapital für einen eigenen Betrieb zusammenzubringen. Diejenigen aber, welche den industriellen, kommerziellen und wissenschaftlichen Berufsweisen angehören, haben in noch nicht voll entwickelten Ländern oft weniger günstige Aussichten, als in den Gebieten der alten Kultur. Wenn in den letztern die Schicksalsfrage leidlich günstig ist, so werden die Arbeiter der großen Industrie schwerlich an A. denken; in schlimmen Zeiten bleibt ihnen wenig-

stens die Hoffnung auf eine baldige Änderung zum Bessern, während eine ländliche Bevölkerung in einem Lande mit Besitzverhältnissen, wie sie sich z. B. in Irland finden, auch von der Zukunft nichts zu erwarten hat.

Die A. aus einem relativ überbevölkerten Lande wird die Beteiligten selbst oft zu einem bessern Los führen; weit weniger aber ist darauf zu rechnen, daß die Abrel der überbevölkerung einfach durch Verminderung der Volkszahl mittels A. gemildert werden können. In einem dünn bevölkerten, auf Landwirtschaft angewiesenen Gebiete wird die Verminderung der Arbeitskräfte möglicherweise sehr nachtheilig wirken, indem die Lage der mittlern und größern Landwirte erschwert wird, während von den kleinern viele in das ländliche Proletariat verfallen. Auch in anderer Beziehung ist eine starke A. für das Mutterland eine nicht weniger als erfreuliche Erscheinung. Die Auswanderer gehören vorzugsweise zu den energischeren und frugaleren Bestandtheilen der wirtschaftlich gedrängten Bevölkerung, während die schwächlichen und verkommenen Elemente zurückbleiben. Unter der ungewöhnlich großen Zahl von deutschen Auswanderern (125 650), die 1872 über Hamburg, Bremen und Antwerpen abreisten, waren z. B. 56,3 Proz. männliche und 43,7 weibliche Individuen, 5,7 Proz. Kinder beiderlei Geschlechts unter 1 Jahr, 16,6 Proz. Kinder von 1—10 Jahren, 44,8 Proz. männliche und 32,8 Proz. weibliche Personen über 10 Jahre. Die Zahl der lebigen Männer übertrifft die der lebigen weiblichen Erwachsenen in noch weit stärkerem Verhältnisse; in England beträgt sie etwa das Doppelte der letztern. Durch die A. der jüngern Kräfte geht also gewissermaßen das in denselben angelegte Erziehungskapital dem Mutterlande verloren. Außerdem aber sind die meisten Auswanderer nicht gänzlich mittellos, es sind ja meistens entweder solche, die zwar den Ruin herannahen sahen, aber vor dem vollen Ausbruch desselben sich zur A. ausgerafft haben, oder auch solche, die durch längeres Sparen (z. B. als Diensthoten) ein kleines Kapital zusammengebracht haben. Wenn nun jeder Auswanderer auch nur einige hundert Mark mit sich führt, so macht das auf die Gesamtheit derselben jährlich schon eine sehr große Summe. Indes darf die wirtschaftliche Bedeutung dieser Verluste doch nicht überschätzt werden. Wenn die betreffenden Personen nicht ausgewandert wären, sondern ihr kleines Vermögen wegen mangelnder Erwerbs Gelegenheit unproduktiv im Lande verzehrt hätten, so wäre der Verlust an Nationalvermögen ebenso groß gewesen; dasselbe gilt für den Fall, daß sie zwar selbst Verwendung für ihre Arbeitskraft gefunden, aber durch ihre Konkurrenz andere zu unproduktiver Verzeehrung, z. B. zur Beanspruchung von Armenunterstützung genöthigt hätten. Tak in diesen letztern Fällen — das Geld im Lande geblieben wäre —, ist volkswirtschaftlich von keinem Belange; überdies werden die Auswanderer den größten Theil ihres Vermögens nicht in klingender Münze, namentlich nicht in einheimischer, sondern in Wechseln, fremden Banknoten u. s. w. mitnehmen. Kurz, die A. ist häufig das Symptom eines wirtschaftlichen Übels im Mutterlande, aber weder ein Heilmittel desselben, noch auch an sich ein Übel, da bei tief wurzelnden, z. B. durch die Besitzvertheilung bedingten Miskständen durch das Unterbleiben der A. ebenfalls nichts verbessert würde, während dieselbe

wenigstens den Auswanderern selbst die Möglichkeit einer bessern Zukunft eröffnet.

Aber auch wenn die Nachteile der A. größer wären, als sie sind, wäre der auf den Prinzipien der bürgerlichen Freiheit bestehende Staat nicht berechtigt, die A. seiner Angehörigen zu verbieten oder wesentlich zu beschränken. Die früheren Restriktionen dieser Art hingen entweder (wie das Verbot der Nachtsteuer) mit der Minderjährigkeit zusammen, oder waren Ausflüsse der Willkür des absoluten Polizeistaats. Ein drakonisches Verbot der A. wurde z. B. für das Deutsche Reich (am 7. Juli 1768) von Joseph II. erlassen: »Wer sich heimlich fortzumachen unternehme«, solle auf Betreten angehalten und dieses Trevels halber nach Befund mit gemessenen Strafen belegt werden; Anwerber und Unterhändler aber sollten »dem Befinden nach mit Leib- und allenfallsiger Lebensstrafe« getroffen werden. In der neuern Zeit ist das Prinzip der Freiheit der A. in den Kulturstaaten zur allgemeinen Anerkennung gelangt. Nach dem Reichsgesetz vom 1. Juni 1870 über die Reichs- (Bundes-) und Staatsangehörigkeit darf die Entlassung aus dem Staatsverbande zur A. in Friedenszeiten nicht verweigert werden, sofern nicht die Bestimmungen des §. 15 zur Anwendung kommen, nach welchen Angehörigen der aktiven Armee und zum aktiven Dienst eingezogenen Reservisten und Landwehrmännern vor der Auflösung dieses Verhältnisses die Entlassung zu verweigern ist, ebenso denjenigen, welche in dem Alter von 17 bis vollen 25 Jahren stehen, sofern sie nicht ein Zeugnis der Kreisverfassungskommission darüber beibringen, daß sie die Entlassung nicht bloß in der Absicht nachsuchen, sich dem Militärdienst zu entziehen. Die Militärpflichtigen, die unbesugterweise auswandern, werden durch das Reichsstrafgesetzbuch mit einer Geldstrafe von 150 — 3000 Mark oder mit Gefängnis von einem Monat bis zu einem Jahr bedroht, während beurlaubte Reservisten und Landwehrmänner bei unerlaubter A. zu einer Geldstrafe bis zu 150 Mark oder zu Haft verurteilt werden. Militärpflichtige, die ohne Erlaubnis ausgewandert, aber in den Vereinigten Staaten naturalisirt sind und sich fünf Jahre ununterbrochen dort aufgehalten haben, sind nach dem deutsch-amerik. Vertrage vom 22. Febr. 1868 straflos. Jedoch verliert ein naturalisierter Deutsch-Amerikaner durch mehr als zweijährigen Aufenthalt in Deutschland wieder sein amerik. Bürgerrecht. Die ursprünglich vereinbarte Dauer dieses Vertrags ist übrigens 1878 abgelaufen und es scheinen Modifikationen dieser Bestimmungen in Aussicht zu stehen. Wer von allen militärischen Verpflichtungen frei ist, kann ohne Paß oder Entlassungsurkunde frei außer Landes gehen; seine deutsche Staatsangehörigkeit verliert er dann durch zehnjährigen Aufenthalt im Auslande, falls er sich nicht bei einem Konsulat hat immatriculieren lassen. Die Mehrzahl der Auswanderer verläßt die Heimat ohne Entlassungsurkunde. In dieser Lage befanden sich z. B. 1872 (soweit der Nachweis möglich ist) von den preuß. Auswanderern 42107 (mit Einschluß von 10690 vermischten Militärpflichtigen), während nur 22404 eine förmliche Entlassung erhalten hatten.

Die Auswanderungsagenten sind noch besondern gesetzlichen Bestimmungen unterworfen, jedoch gegenwärtig vorwiegend nur im Interesse der Auswanderer, nicht mehr wie früher, um die A. zu beschränken. Nach der Gewerbeordnung bleibt diese

Materie den Landbesitzern vorbehalten, Preußen ist daher in Betreff der Konzeßion dieser Unternehmer und Agenten noch da, vom 7. Mai 1853 maßgebend. Jedoch hebt Reichsstrafgesetz allgemein diejenigen mit Ge- von einem Monat bis zu zwei Jahren, wech zum Geschäft machen, Deutsche unter Vorpi falscher Thatfachen oder wissentlich mit un beten Angaben zur A. zu verleiten. Die bei Partikularstaaten haben auch in Betreff d richtung der Auswandererschiffe, der Herbe den Häfen u. s. w. eingehende polizeiliche Be ten zum Schutze der Auswanderer erlassen 1869 ist außerdem ein Bundes-, fest Re missar mit der Beaufsichtigung des Aus rungswesens in den deutschen Seerägen tragt. So gibt der Staat den Ausziehend ein vorzügliches Geleit bis in ihre neue; in den Ankunftsstätten aber finden sie viel weisung und Beihilfe durch die gemeinnützi einthätigkeit deutscher Landdeute. In dem Landungsstätten der meisten Auswande steht zum Schutze derselben eine Einwand kommission, die aus sechs vom Gouvern Staats ernannten Mitgliedern, dem Prä den Vorsitzenden der Deutschen und der Jüd Gesellschaft zusammengesetzt ist.

Daß sich unter den obwaltenden Verh die deutsche A. durch wirtschafts- oder soj Natregeln des Staats wirksam zurückha ist wenig wahrscheinlich. Das einzig wirke tel zur Bekämpfung derselben ist der Auf der Industrie und der Landwirtschaft; die kann der Staat wohl durch Begrenzung v vernissen und positiv in Nebensachen förder die eigentlich treibenden Kräfte sowie die den Konjunkturen vermag er nicht zu Auch die Versuche, eine bessere Verteilung des besitzes herbeizuführen und namentlich die bäuerlichen Stellen zu vermehren, werden juviel zur Verminderung der A. vermögen da das bestehende Privateigentum nicht a werden kann und eine Verschenkung von T ebenfalls nicht angeht, so werden die ne sieder durch Pacht- und Amortisationsk schwer belastet, daß ihre Lage eine sehr p bleibt, während sie mit denselben Opfern i neuen Lande mit noch geringfügigem Bod weit günstigere Erfolge hätten erzielen. Wenn man aber der A. ihren Lauf lassen e erhebt sich die Frage, ob dieselbe denn nicht stens so geleitet werden könnte, daß die A den in einem nähern Zusammenhange mi Vaterlande blieben und daß ihr Gedeihen a günstige Rückwirkung auf das letztere i Neun Zehntel der deutschen Auswanderer sich nach den Vereinigten Staaten, und b schon die zweite Generation nahezu und v vollständig in die fremde Nationalität auf dem erwähnten Gesichtspunkt hängt dem Auswanderungsfrage zunächst mit der Ir Kolonisation (s. v.) zusammen. Bemerkend daß die brit. Unterthanen trotz des Aufslü Australiens und Neuseelands noch immer v weise nach den Vereinigten Staaten ausw Im J. 1879 z. B. wandten sich von 1642 weniger als 91806 diesem Lande zu. Bei Gröndung von politischen, mit dem Reiche den Kolonien könnte aber auch die Auf-

positen Bemühungen von deutschen Auswanderern in überseeischen Staaten in Betracht kommen, deshalb, daß dieselben ihre deutsche Nationalität bewahren und mit dem Mutterlande fruchtbare wirtschaftliche Beziehungen unterhalten könnten. Mit Recht betrachtet man die La-Plata-Länder und namentlich das südl. Brasilien als besonders geeignet zu solchen Versuchen mit Massenansiedelungen, da natürlich nur in gemäßigten oder höchstens subtropischen Klimaten Erfolg haben könnten. In Südamerika ist jetzt schon eine ansehnliche deutsche Bevölkerung, zum Teil in gesonderten Kolonien, aus der das deutsche Element erweist sich hier als das wirtschaftlich thätigere, während es in Nordamerika vor Brasilien gegenüber im Nachtheile ist. Seit Ost. 1880 ist in Brasilien auch die Gleichberechtigung der Ausländer sowie die Gleichstellung der Naturalisirten und der Eingeborenen gewährleistet und dadurch ein weitestgehendes Bedenken weggeräumt worden, das früher (neben den Barriereverträgen) gegen die A. nach Brasilien geltend gemacht wurde. Eine 1849 in Hamburg gegründete Kolonisationsgesellschaft hat gute Erfolge erzielt und schon 14 000 Kolonisten in Südbrasilien ansässig gemacht. Daß dies die einzige Gesellschaft, die unter mehreren Versuchen ähnlicher Art Bestand gewonnen hat. Das Mißlingen der übrigen (meistens ebenfalls aus den jüngsten Jahren stammend) sollte in der von neuen Unternehmungen nicht zurückhalten. Die Angelegenheit ist denn auch in der jüngsten Zeit wieder an die Tagesordnung gebracht und ein erster weiterer Schritt durch die Gründung des Westdeutschen Vereins für Kolonisation und Export (1881 in Düsseldorf) gethan worden. Eine direkte Unternehmung solcher Unternehmungen durch die Regierung ist nicht zu empfehlen, damit nicht das Mißtrauen der Staaten, in deren Gebiet die Ansiedelungen erfolgen sollen, wachgerufen werde. Zuhilfenahme würde von Staats wegen immerhin manches in Förderung der hier besprochenen Pläne geschehen können, auch ohne daß ein besonderes Auswanderungs- und Kolonisationsamt geschaffen würde, wie die preuss. Regierung 1850 in Erfurt vorschlug. Eine Auswanderungsgesellschaft dürfte nicht den Charakter einer Wohltätigkeitsgesellschaft tragen, sondern dadurch gerade die besten Elemente der Auswanderer vor ihr fern gehalten würden; doch dürfte es auch nicht das Land für sich behalten wollen, so auf die künftige Steigerung der Grundrente zu rechnen, denn auch dann würden die thätigsten nicht ganz mittellosen Auswanderer nichts von der Sache wollen. Das Wünschenswerthe wäre daher, daß die Gesellschaft einen mäßigen Gewinn erzielte, die Ansiedler aber möglichst bald zu unabhängigen Grundbesitzern machte. Der Verein hätte das Land im Großen anzukaufen und im Kleinen verkaufen, nötigenfalls gegen jährliche Ratenzahlungen. Eine weitere Kreditgewährung an Auswanderer ist nicht zu empfehlen. Die neue Zeit unter dem Druck einer Schuldenlast zu belegen, ist für den Auswanderer ein lästiges und schweres Gefühl, wenn auch die Mißbräuche der fern Zeit, als die Auswanderer zur Abarbeitung der Pflanzenvorstöße in eine Art von Leibeigenschaft waren mußten, unter der Voraussetzung einer festen Organisation der A. nicht mehr zu beklagen wären. Wohl aber würde es oft zwecklos sein, zur A. tauglichen Personen, die in ihrer Heimat der Armenpflege zur Last fallen oder zu

fallen drohen, die Möglichkeit einer überseeischen Ansiedelung zu verschaffen, indem die Gemeinden oder Wohltätigkeitsvereine mit einer die nötigen Garantien bietenden Auswanderungsgesellschaft Verträge in Betreff der Beförderung und der Unterbringung in einer deutschen, wenn auch nicht dem Deutschen Reiche gehörenden Kolonie abschließen.

Die Statistik der A. läßt sich zwar für kein Land mit genügender Vollständigkeit und Zuverlässigkeit aufstellen, da die Unterscheidung zwischen Auswanderern und Reisenden nie ganz scharf durchgeführt werden kann; indes reichen die vorliegenden Daten immerhin aus, um ein Urtheil über die numerische Bedeutung der A. möglich zu machen. Da die Vereinigten Staaten den größten Teil der europäischen A. aufnehmen, so erhält man schon ein ungefähres Bild der letzteren aus der Statistik der Einwanderung in die Union. Die Zahl der dort angekommenen «fremden Passagiere» von 1789 bis 1820 wird im ganzen nur auf 250 000 geschätzt; 1820–30 betrug die Zahl der fremden Ankömmlinge aus Europa allein schon 106 507; 1831–40: 415 688, 1841–50: 1 597 502, 1851–60: 2 452 660, 1861–70: 2 180 407, im ganzen also 1820–70: 6 832 764; die Zahl der sämtlichen fremden Passagiere mit Einschluß der aus Amerika und andern Welttheilen angekommenen, belief sich auf 7 533 865. In jenem halben Jahrhundert kamen aus Großbritannien und Irland allein 3 857 850 Personen; Deutschland mit Preußen und Oesterreich (letzteres nur wenig beteiligt) stand in zweiter Linie mit 2 377 881 Angekommenen, dann folgten Frankreich mit nur 245 812 und Schweden und Norwegen mit der verhältnismäßig hohen Ziffer 153 928. Übrigens befanden sich unter jenen fremden Passagieren auch solche, die nicht in den Vereinigten Staaten zu bleiben gedachten. Die Zahl derselben wird zu 60 829 angegeben. Die Ergebnisse des Censüs von 1870 in Betreff des Geburtslandes der damals gezählten Bevölkerung (unter welcher sich auch Fremde befanden, die wieder in ihr Vaterland zurückzukehren gedachten) stimmt mit dieser Einwanderungsstatistik in den allgemeinsten Umrissen überein; mit Rücksicht auf die mutmaßliche Sterblichkeit der Einwanderer möchte man nach jenen Zählungsergebnissen die ursprüngliche Zahl derselben wohl noch höher schätzen, als sie sich nach der obigen Statistik ergibt. Im ganzen betrug die Anzahl der im Auslande Geborenen 5 567 229; von diesen kamen aus Europa 4 936 618 und zwar 2 626 241 aus Großbritannien, 1 690 533 aus Deutschland und 619 844 aus die der übrigen europ. Länder. Im Jahrzehnt 1870–80 sind die offiziellen Zahlen der Einwanderer (immigrants, mit Ausschluß der bloßen Reisenden) insgesamt (I) und untergeschrieben nach der Herkunft aus Europa (II), aus Großbritannien und Irland (III) und aus Deutschland (IV):

| Jahr | (I) | (II) | (III) | (IV) |
|------|---------|---------|---------|---------|
| 1871 | 346 938 | 296 756 | 143 937 | 107 901 |
| 1872 | 437 750 | 381 460 | 157 905 | 155 596 |
| 1873 | 422 545 | 369 487 | 159 355 | 133 141 |
| 1874 | 260 814 | 208 069 | 100 422 | 56 927 |
| 1875 | 191 231 | 144 179 | 66 179 | 36 565 |
| 1876 | 157 440 | 114 549 | 42 243 | 31 823 |
| 1877 | 130 526 | 94 795 | 35 566 | 27 419 |
| 1878 | 153 207 | 111 383 | 40 706 | 31 968 |
| 1879 | 250 565 | 184 211 | 78 424 | 43 531. |

In dem am 30. Juni 1880 endenden Jahresjahre 1879/80 stieg die Gesamtzahl der Einwanderer

nieder auf 457 257, von denen 347 747 aus Europa kamen, und im Fiskaljahre 1880/81 finden wir sogar die früher noch nie erreichte Ziffer von 669 431 eigentlichen Einwanderern. Von diesen kamen aus Europa 527 441, aus Großbritannien und Irland 153 718, aus Deutschland 210 485, aus Schweden 49 760, aus Norwegen 22 705, aus Österreich 21 109, aus Italien 15 387. Bei der Einwanderung aus außereurop. Ländern in die Union steht die aus dem brit. Nordamerika obenan: sie erreichte in dem Fiskaljahre 1880/81 die Ziffer 125 391. Aus China wanderten 11 890, aus Asien überhaupt nur 11 982 Personen ein. Nach dem Censüs von 1880 waren bei einer Gesamtbevölkerung von 50 438 960 Seelen 6 677 360 Personen im Auslande geboren. Die absolut größte Zahl von Deutschen findet man im Staate Newport (1870: 316 882), das Hauptziel der deutschen Einwanderer bilden jedoch die Centralstaaten Illinois, Ohio, Wisconsin, Missouri, Indiana, Iowa, Michigan, Minnesota.

Die Auswanderungstatistik der europ. Völker kann natürlich auch im besten Falle nur annähernd mit den amerik. Angaben über die Einwanderung übereinstimmen. Was Deutschland betrifft, so können die offiziellen Veröffentlichungen über die Zahl der förmlichen Entlassungen keinen Anhalt für die Größe der A. bieten, und auch die sonstigen Ermittlungen der binnenländischen Behörden über die A. bleiben notwendigerweise unvollständig und ungenau. Die besten statist. Grundlagen, wenigstens für die überseeische A., gewähren die Erhebungen in den deutschen Einschiffungshäfen, namentlich in Bremen und Hamburg, neben denen Stettin nur in untergeordneter Weise in Betracht kommt. Auch aus Antwerpen hat man seit einer Reihe von Jahren Nachrichten über die deutsche A. eingezo-gen. Bis zum J. 1850 gingen 80—90 Proz. der Auswanderer über Bremen, und erst in den folgenden Jahrzehnten kam Hamburg allmählich in dieser Beziehung der Schwesterstadt gleich. Die durchschnittliche jährliche Zahl der Auswanderer über die beiden Hansestädte betrug 1836—39: 14 692, 1840—44: 14 615, 1845—49: 36 706, 1850—54: 77 165, 1855—59: 54 433, 1860—64: 41 665, 1865—69: 107 672, 1870: 79 337. Für die neueste Zeit sind die offiziellen Ziffern der über Hamburg, Bremen, Stettin und Antwerpen beförderten deutschen Auswanderer folgende: 1871: 75 912, 1872: 125 650, 1873: 108 638, 1874: 45 112, 1875: 30 773, 1876: 28 368, 1877: 21 964, 1878: 24 217, 1879: 33 327, 1880: 106 191. Auch diese Zahlen sind nicht vollständig; es fehlt namentlich die A. über Havre, wo sich i. B. im J. 1872: 25 993, 1873 sogar 6776 und in den J. 1874—76 im ganzen 5258 deutsche Auswanderer einschifften. Auch Rotterdam nimmt einigen Antheil an der Beförderung.

Die über die Landsgrenzen, namentlich nach Rußland gehende A. ist natürlich ebenfalls unerschöpflich geblieben. Die Zahl der mit Entlassungsurkunden versehenen Auswanderer aus Preußen nach außerdeutschen europ. Staaten betrug beispielsweise 1862—71 im ganzen 21 939, von denen 7144 nach Rußland gingen. Was die Richtung der deutlichen A. über die obengenannten Seeglähe betrifft, so wandten sich in dem Zeitraume von 1871 bis 1878 im ganzen nach den Vereinigten Staaten 422 219, nach Brasilien 17 155, nach den Argentinischen Staaten 1137, nach Britisch-Amerika 1035, nach den übrigen Ländern Amerikas 4280, nach

Äfrica 1228, nach Asien 214, nach Austra-
lie Die Nordamerikanische Union hat also 92,1 %
Gesamtzahl an sich gezogen. Im J. 1879 hat
33 327 deutschen Auswanderern 30 806 in
einigen Staaten, 1630 Brasilien, 126 die
timischen Staaten und 274 Australien als

Die A. aus den brit. Inseln ist nicht nur die stärkste von allen Völkern, sondern auch die am wenigsten einseitige, indem sie stets nicht so durchaus überwiegend, wie die nach den Vereinigten Staaten gerichtet ist, einen immerhin beträchtlichen Bruchtheil in verschiedenen brit. Besitztümern entsendet. Die sammtl. der auswandernden brit. Unterth. betrug 1870: 202 511, 1871: 192 751, 1872: 187 318, 1873: 238 345, 1874: 197 972, 1875: 187 318, 1876: 109 469, 1877: 95 195, 1878: 112 905, 1879: 164 274, 1880: 226 542. Von der Auswanderung des J. 1880 waren 111 845 Engländer, Schotten und 93 641 Irländer. Das Bestimml. land war für 166 570 die Nordamerikanische für 24 184 Australien und Neuseeland, für das brit. Nordamerika, während 15 886 nach Völkern gingen. Der Anteil der Vereinigten: an der brit. A. betrug also in diesen 74 Pro., noch etwas mehr als 1873, weil in den wirtschaftlich ungünstigen Jahren 1874 und unter 50 Pro. gesunken war und nur 56 Pro. erreichte. Die Gesammtzahl der Großbritannier in dem Zeitraume von 1815—1880 lief sich auf 9 242 033, mit Einschluß der J. die etwa ein Sechstel dieser Zahl ausmachend.

Bedeutend ist auch die A. aus Italien, nämlich wenn man die von der ital. Statistik benutzene »temporäre« A. hinzurechnet. Zuletzt den diejenigen gerechnet, welche bei der Erhebung eines Passes erklären, daß sie vor Ablauf eines Jahres zurückkehren gedenken. Es gehören hienichtlich die Arbeiter, die nach andern europäischen Ländern wandern, um bei Eisenbahnbauten, Anlagen u. s. w. Beschäftigung zu finden. Es wurde auch noch die »geheime A.« als 3. Kategorie angeführt; seitdem ist aber diese A. bei beiden übrigen verteilt worden. Das A. der A. fällt auch in Italien in das J. 1873: samstziffer stellte sich damals auf 151 781, im 11 921 heimlich ausgewandert waren. Die Angaben sind folgende: 1876: permanente A. 89 015; 1877: perm. A. 21 068, temp. A. 78 126; 1878: perm. A. 18 535, temp. A. 1879: perm. A. 40 824, temp. A. 79 000. Zahlen für die permanente und die temporäre fallen ziemlich genau zusammen mit der Bildung der A. nach außereurop. und nach Ländern. Was die erstere betrifft, so ist bemerkt, daß die Vereinigten Staaten auf die I. nur eine geringe Anziehungskraft ausüben, mehr der Hauptstrom der ital. Übersee nach Südamerika fließt. So verteilt sich J. 1879 die A. so: Vereinigte Staaten 3, Plata-Staaten 14 166, Brasilien 7999, andern Südamerika 6945, Mexico und Central 4757, Nordafrika 2523.

Auch die Sibirianische Halbinsel stellt verhältnismäßig großes Kontingent von T. dar, das fast ausschließlich für Nordamerika bestimmt ist. Die durchschnittliche jährliche schwedischen A. betrug 1856 — 60 nur 83 — 65 schon 1963, in der Periode 1866 —

hing sie auf 20,566 (mit 39,064 im J. 1869 als Maxi-
mum; 1871 belief sie sich auf 17,450 und 1872 auf
15,914. In den Vereinigten Staaten kamen von
1871–74 in ganzen 64,388 schwed. Einwanderer
an. Jährlicher betrug die jährliche Durchschnitts-
zahl von 1864–69 3,500, von 1861–65 5,200, von
1862–74 die 15,575 (Maximum 18,762 im J.
1869. In den folgenden Jahren stellte sich die
Zahl auf den norweg. Quellen: 1871
auf 12,173; 1872 auf 13,965, 1873 auf 10,352, 1874
auf 6,667, 1875 auf 3,944, 1876 auf 4,355, 1877 auf
2,228, 1878 auf etwa 5,000. Die nordamerik. Quel-
len geben zu Gesamtzahl der von 1871–78 einge-
wanderten Norweger auf 66,388 an. Die statistisch
nachgewiesene Z. aus der Schweiz war in den letz-
ten Jahren folgende: 1875: 1772, 1876: 1741,
1877: 1691, 1878: 2608 Personen. Diese Zahlen
sind noch sehr gering vollständig. Eine merkwürdig
geringe Bewegung aus der überseeischen A. weist
sich auf; die Ziffer derselben belief sich z. B.
1875 auf 4138, 1876 auf 8173, 1877 auf 3936.

Bezüglich der Auswanderungsbewegung aus
China verdient besonders die der
Chinesen Erwähnung, die früher schon in ziem-
lich hoher Zahl in dem ostind. Archipel zu finden
waren und in neuerer Zeit sich immer mehr über
Indien und Ceylonen verbreitet haben. In
den letzten Jahre hat diese Einwanderung, die
auch dort Beschäftigten unterhalten wird, be-
sondere in industriellen wirtschaftlichen und sozialen
Erscheinungen geführt, indem die weiße Arbeiter-
schaft sich dagegen auflehnt, daß ihre Lebens-
haltung durch die Konkurrenz eines halbbarbari-
schen, der Kolonialen der europ. Civilisation frem-
den Elementes auf das Niveau des letztern herab-
gezogen werde. Abgesehen suchen die Chinesen mei-
stens nicht die möglich mit einem ersparten Kapi-
tal in die Heimat zurückzukehren. Nach dem
Zensus von 1860 lebten in den Vereinigten Staaten
125,000 Chinesen. Die Einwanderung aus Asien,
die nur aus Chinesen besteht, wird für die J.
1871–74 auf 112,582 Personen angegeben, jedoch
ist sie nicht gleich, im J. 1875 ihren Höhepunkt
erreicht und ist seitdem in Abnahme be-
griffen. In Australien ergab der Census von 1871
eine dort. Bevölkerung von 31,036 Seelen.

Interessant Barpauß, »Deutsche A. und Ko-
lonien« (Erg. 1846, mit Nachtrag über Süd-
amerika 1847; Leipzig, Kolonialpolitisch
L. u. L. u. L., Erg. u. Heideck. 1856); »Berichte
über die Vertheilung der Deputation für Auswan-
derung« (Hamb. 1856 fg.); Fröbel, »Die
A. und ihre kulturhist. Bedeutung« (Erg.
1. Erg., »L'émigration européenne, son
origine, ses causes, ses effets« (Par. 1861);
»Die A. der deutschen A. und ihre Be-
deutung« (Erg. 1862); J.
»L'Europe et l'émigration européenne,
son origine au XIX^e siècle« (Par. 1862);
»Studien über agrarische und physik.
in Südbrasilien in Hinblick auf die Ko-
lonien und die freie Einwanderung« (Erg. 1865);
»Auswanderung und Kulturstudien über Südame-
rika« (Erg. 1866); »Studien über die Vertheilung
der Auswanderungsfrage« (Dresd. 1868);
»Die A. der deutschen Einwanderung in
Brasilien« (Erg. 1868); Sammers, »Die
A. unter Bundesbesatz« (Berl. 1869); G.
»Special report on immigration; accom-

panying information for immigrants etc.« (Wash-
ingt. 1871; deutsch ebenda 1872); Rusch, »Rio
Grande do Sul and its German colonies« (Lond.
1873); Bödiker, »Die A. und die Einwanderung
des preuss. Staates« («Zeitschrift des preuss. Statist.
Bureaus», Berl. 1873); derselbe, »Die preussische A.
und Einwanderung seit dem J. 1844« (Düsseldorf.
1879); Kugel, »Die chinesische A.« (Dresd. 1876);
Fabri, »Bedarf Deutschland der Kolonien?« (Götta
1879); G. von Weber, »Die Erweiterung des deut-
schen Wirtschaftsgebietes und die Grundlegung zu
überseeischen deutschen Staaten« (Erg. 1879).

Auswaschen heißt in der Chemie und chem.
Fabrikindustrie aus einem pulverförmigen Körper
(besonders den in Flüssigkeiten gebildeten Nieder-
schlägen) die zwischen dessen Theilen befindlichen
auflöselichen fremden Teile durch Waschen mit Was-
ser (geeignetenfalls auch wohl mit Alkohol, Äther
u. s. w.) abwaschen. Es wird auf verschiedenste
Weise ausgeführt, z. B. durch Delantation, wobei
man den Niederschlag abheben läßt und die klare
Flüssigkeit abgießt oder mit dem Heber abgießt,
worauf man reines Wasser zusetzt, von neuem ab-
gießt und dies so oft wiederholt, bis der
Niederschlag völlig ausgewaschen ist. Diese Me-
thode wird technisch nur befolgt, wenn die Flüssig-
keit ohne Wert ist oder verloren gegeben werden
muß. Ein anderes Verfahren besteht darin, daß
man den auszuwaschenden Körper auf einem Filter
sammelt, die Flüssigkeit abfließen läßt und das Fil-
ter, nach jedesmaligem Abtropfen, von neuem mit
Wasser füllt, bis alles Lösliche entfernt ist; zweck-
mäßig befestigt man den Trichter luftdicht auf einem
Gefäß, in welchem man die Luft durch eine entspre-
chende Vorrichtung verdünnt (s. Aspirator), um
durch den Druck der auf dem Filter lastenden At-
mosphäre die Filtration zu beschleunigen. Statt
des gewöhnlichen Filters bedient man sich beim tech-
nischen Betriebe zweckmäßig der Filterpresse (s. d.),
in welcher die zu filtrierende Masse unter hohem
Druck in ein Filter von großer Oberfläche getrieben
und dann durch nachgepreßtes Wasser gewaschen
wird. Krystallinische oder überhaupt nicht zu fei-
nörnige Körper lassen sich in der hebelartigen Trom-
mel einer Centrifugalmaschine vorteilhaft waschen.
(S. Auslaugen.) Es gleichbedeutend mit A.
werden von manchen die wenig passenden Aus-
drücke Ausfäßen oder Abfäßen gebraucht.

Auswechselung der Gefangenen, s. unter
Kriegsgefangene.

Ausweichung (in der Musik). Das Fortschrei-
ten der Harmonie von einem Accord zum andern
überhaupt nennt man im weitern Sinne Modulation.
Überschreitet dieselbe die Grenzen der Grundtonart,
so wird sie zur A., Modulation im engern Sinne;
zum Übergange aber, wenn sie in einer andern Ton-
art schließt, als von der sie ausging. Drei Haupt-
wege namentlich stehen für die A. offen, die jedoch
der Willkür den freiesten Spielraum lassen zu zahl-
losen Modifikationen. Der erste führt durch den
Quinten- oder Quartencircel. So bequem als dieser,
ist er überall ausreichend, wo es bloß gilt, eine
Pause auszufüllen, und hat somit keinen praktischen
Wert, z. B. für Organisten. Einen andern Weg
bahnt der Umstand, daß jeder Accord in mehr als
einer Tonart leitert (s. d.) sein kann, mit deren
übrigen Accorden er sich leicht verbindet. So kann
der D-moll-Accord der Vermittler zwischen dem
F-dur. und E-dur. Accord und deren Tonarten

werden, da er mit dem Letztern in A-moll, mit dem Erstern in mehr als einer Tonart leitereigen ist. Bei der dritten Gattung der A. endlich ist es immer auf eine Überraschung oder Täuschung des Gehörs abgesehen, und die Vieldeutigkeit gewisser abgeleiteter Accorde ist dabei ein Haupthebel. Die bedeutendste Rolle spielen namentlich hier die Accorde der oerminierten Septime und der übermäßigen Sexte.

Ausweisung ist die seitens der höhern Landespolizeibehörde verfügte Wegweisung von Ausländern oder des Staatsrechts Verluftigen aus dem Staats- (Bundes- oder Reichs-) Gebiete oder von Inländern aus bestimmten Orten, Bezirken, Reichsteilen. In gewissen Fällen kann das Recht der A. oder der Aufenthaltsverweigerung auch den Gemeinben für ihre Marlung zustehen. Abgesehen von letztern Falle, ist die A. entweder eine rein polizeiliche Maßregel für die innere und äußere Sicherheit des Staats, oder sie erfolgt, besonders bei Inländern, auf Grund ausdrücklicher, allgemeiner oder besonderer strafgesetzlicher Bestimmung, namentlich als Wirkung der Stellung eines wegen Verbrechens oder Vergehens Bestraften unter Polizeiaufsicht. Die unbefugte Rückkehr eines Ausgewiesenen wird bestraft (Deutsches Strafgesetzbuch, §§. 39 und 361, Nr. 2; Gesetz über die Freizügigkeit vom 1. Nov. 1867, §§. 4, 5 und 6; Gesetz über den Unterfückungswohnsitz vom 6. Juni 1870, §§. 55 fg.). Die A. gegen Fremde kann auch in Masse (A. der Deutschen aus Frankreich 1870) oder nach bestimmten Kategorien (Jesuiten) stattfinden; das den Gemeinben zustehende Recht der A. aber muß immer gesetzlich normiert sein und kann nie gegen solche gehen, welche in ihnen das Recht der Armenversorgung (Heimatsrecht, Unterfückungswohnsitz) besitzen. Im Deutschen Reiche, dem namentlich alle die gesamte Fremdenpolizei in Deutschland zusteht (Reichsverfassung Art. 4, Nr. 1), gibt es seit neuerer Zeit drei besondere gesetzliche Gründe der A., und zwar 1) das Gesetz über den Orden der Gesellschaft Jesu vom 4. Juli 1872. Nach demselben ist dieser Orden samt den ihm verwandten Orden und ordensähnlichen Kongregationen vom Gebiete des Deutschen Reichs ausgeschlossen und können die Angehörigen derselben, wenn sie Ausländer sind, aus dem Bundesgebiete ausgewiesen werden. Wenn sie Inländer, so kann ihnen der Aufenthalt in bestimmten Orten versagt oder angewiesen werden. 2) Das Gesetz über Verhinderung der unbefugten Ausübung von Kirchenämtern, vom 4. Mai 1874. Ihm zufolge kann einem Geistlichen oder andern Religionsdiener, welcher durch gerichtliches Urteil aus seinem Amte entlassen worden ist und hierauf eine Handlung vornimmt, aus welcher hervorgeht, daß er die Fortbauer des ihm entzogenen Amtes beansprucht, durch Verfügung der Landespolizeibehörde der Aufenthalt in bestimmten Orten oder Bezirken versagt oder angewiesen werden. Besteht die Handlung desselben in der ausdrücklichen Annahme des Amtes oder in der tatsächlichen Ausübung desselben, oder handelt er gegen ihn ergangenen Verfügung der Landespolizeibehörde zuwider, so kann er seiner Staatsangehörigkeit durch Verfügung der Centralbehörde seines Heimatsstaats verlustig erklärt und aus dem Bundesgebiete ausgewiesen werden. Beides gilt auch von denjenigen Personen, welche wegen Vornahme von Amtshandlungen in einem Kirchenamte, das den Vorschriften der Staatsgesetze zuwider ihnen übertragen oder von ihnen übernommen ist, rechts-

kräftig zur Strafe verurteilt sind. Im Ja hat jedoch der Reichstag einen Antrag Bin auf Aufhebung dieses Gesetzes angenommen selbe ist überhaupt nur sehr selten zur Ann gekommen, und wenn auch regierungsei ausdrückliche Zustimmung zu dem Antrage horst nicht erfolgt ist, so kann doch das Gesächlich als erloschen gelten. 3) Das Gei die gemeingefährlichen Bestrebungen der demokratie, vom 21. Okt. 1878. Nach de kann gegen Personen, welche sich die Agiti sozialdemokratische Zwecke zum Geschäft ma Falle einer Verurteilung neben der Frei auf die Zulässigkeit der Einschränkung ih enthaltis erkannt werden. Außerdem la sonen, von denen eine Gefährdung der öf Sicherheit oder Ordnung zu befürchten ist, enthalt in den Bezirken oder Ortshaften, ab der sog. Kleine Belagerungszustand verth versagt werden.

Auswintern nennt man die Zerstörn Tieren und Pflanzen durch den Winter wirkt oft nützlich gegen das Ungeziefer; s. z. B. der Landwirt der Feldmäuse nicht h den, wenn strenge Winterfröste nicht diese nichten. Von Ruzpflanzen sind in Mit dem A. am meisten der Raps und der Weu worfen, weil sie gewöhnlich in schwerem B baut werden. Die Pflanzen werden dabei den Frost selbst, sondern vielmehr durch teibare Wirkung zerstört. Die in die Sp Ackerfrume gedrungene Fruchtbarkeit zerst Eis werben, den Boden in viele Risse, l mit den Stand der Pflanzen, legt deren bloß und zerreiht dieselben, sodas sie zu gehen müssen. Man kann diesem Ubel t bei guter Witterung einigermaßen boburd daß man die Saaten mit einer schweren W führt und so die Erde wieder an die Wu brückt. Als Schutz gegen das A. ist die Dre des Bodens, sowie in ebenen, dem Nordz gelegenen Gegenden die Beseßung in schönl zu empfehlen.

Auswintern, Ausblühen, Efflore ist eine Erscheinung, die sich durch Kryta auf Erde, Steinen, Mauern, in Höhlen u wenn Salzlösungen in denselben durch Ra in die Höhe steigen. So wittert Soda in l ten Ungarns aus, Salpeter in Indien, au in Ungarn u. s. w. Der sog. Mauer: o peterfag gehört gleichfalls hierher. Das steigen von Krytallen aus den Lösungen Salze an den Wänden der Gefäße (Schale gläser) wird auch Effloreszieren genannt.

Auswüchse oder Effreszenzen sind Hervorragungen an lebenden Geschöpfen, t aus deren Geweben hervorentwisdeln. Siu an Pflanzen und Tieren vor. Höher u sind sie nach ihrem Bau und Wesen sehr bener Art, z. B. bald nur Vergrößerungen ganen, deren normale Abnähung fehlt (die Schneidezähne der Nagel unförmlich sen, wenn man sie nur mit weichen Stoffen bald Verdickungen der Oberhäute (wie bei jen der menschlichen Haut und den warzige rinden auswüchsen), bald Wucherungen zu (wie die sog. Blutmäler), bald Aufstreibu Zellgewebes oder der Knochen (die sog. E bald böartige Akerisbildungen (z. B. Krebs

(Knochen), sehr scharfsinnige Pflanzen, Tiere oder vom Verstehe (s. B. die durch die Brut der Gallwespen hervorgerufenen Galläpfel). Immer beruhen sie auf einer Veränderung der organischen Substanz, die durch einen Reiz hervorgerufen ist, der entweder von außen herzukommt oder mit einer inneren Auswurfkrankheit zusammenhängt. Bei den gewöhnlichen sind die Gewebe selbst nur vermehrt und nicht verändert, wie z. B. bei den Oberhautveränderungen, die man auch als Hörner und Warzen bezeichnet. Bei den bösartigen dagegen finden sich Krebszellen. Nur uneigentlich kann man Veränderungen der Teile als A. bezeichnen, wie z. B. die Knochenfrag in den Wirbelsäule, wo durch Schmelzen einzelner Wirbel die anderen eine schiefe Stellung erhalten und zuweilen einen Buebel erzeugen.

Auswurf (Spasmus) nennt man die aus den Lungen austretenden festen oder flüssigen Stoffe. Die A. des Hustens heißt Auswurf oder Expectorantia. Derselbe kommt mittels eigentlicher Hustenbewegungen, des Hustens und Stimmens, p. Stunde; doch wirken auch die unwillkürlichen Bewegungen der Kehlkopf- und Rachenmuskeln mit zur Herausförderung der Auswurfstoffe. Im gesunden Zustande hat der Mensch keine A. In der Jugend findet sich in unserm Organismus, namentlich in den Staubreichen großen Städten, nach Feuchtigkeits, Rauch u. s. w., oder durch gewisse Krankheiten (Pleur, Equeur, fette Speisen, Gewichte u. s. w.) verursacht, bei vielen Menschen eine heftige Schleimabsonderung des Gaumens und bei alten Menschen ohne eigentliches Kranksein, welche auch durch ihre Hartnäckigkeit oft eine Cerebrale wie hypochondrische Veranfassung wird. Die A. des Hustens besteht aus Schleim, der von den Schleimhäuten der Luftröhre abstammt und oft Speichel, Schleim, eingetrocknete Staubteilchen, Kohlen, Sand und andere anorganische Beimischungen, sowie auch Epithelzellen der Mundhöhle enthält. Die A. ist meistens flüssig, ist die Zusammensetzung bei A. in den krankhaften Zuständen der Lunge und der Lunge selbst, deren genaue Untersuchung für den Arzt hinsichtlich der pathologischen Beurteilung von der größten Wichtigkeit ist; es finden sich da im A. mehr oder weniger viel Blut, Fett, bisweilen Blut, häutige oder faserige Faserstoffgerinnsel sowie zu Eiter, Schleim, Lungenprodukten (s. B. nach Lungenentzündung, Tuberkeln u. dgl.), Reste zerstörter Gewebe (elastische Fasern, Pigment) sowie auch kleine Schmelze, Hämatoidein u. s. w. Endlich enthält der A. unter gewissen Umständen tieferen oder flüssigen Parafasien; so werden z. B. bei Tuberkeln die von Schinococcusbläsen ausgehultet; bei Eiterungen sieht man in dem zerfallenen, aus dem A. regelmäßig reiche Mengen von Eiter (s. d.) und andern Bildungen. Die A. ist also ein beigemischtes trüben, fäuligen, schleimigen Protoplasma, welche vielen hypochondrischen Zuständen die größte Besorgnis und Angst einflößt, und wie oft irrtümlich geglaubt wird, dass die Lunge, sondern nur das eingeatmete, in den Lungen und den Lungen, und infolge der feuchten Wärme der Lunge die größte Gefahr dieser Drüsen, das ohne die Bedeutung ist und fast stets bei chronischen Lungenerkrankungen vorkommt.

Die auswurfsbefördernden Mittel oder Expectorantia sind sehr verschiedener Art. Zum Teil reizen sie zu Husten und Häuspern, auch wohl zum Würgen und Erbrechen, welches letztere das kräftigste auswurfsbefördernde Mittel ist; zum Teil kräftigen sie die zum Auswerfen nötigen Muskelfasern, oder sie fördern die Schleimabsonderung auf den Schleimhäuten der Luftröhre und Schlingewege; zum Teil endlich machen sie letztere nur schlaff und lindern deren Reizungszustand sowie den heftigen Hustenreiz und den dadurch bedingten Krampf in den Luftröhren. Zu den Expectorantien gehören: Brechweinstein, Goldschwefel, Ispeltuanha, Senega, Arnika, balsamische Mittel, Fenchel, Anis, Salvia, ätherisches und tolenlaures Ammoniak, Emulsionen, Schleime, Sirupe und andere Flüssigkeiten, warme Milch, heiße Getränke, Einatmung feuchter Dämpfe, tolenlaure Wasser.

Auswürflinge sind Produkte vulkanischer Thätigkeit, welche durch Zerstäubung der Lavamasse entstanden, sobald diese bei ihrem Emporsteigen in dem Eruptionskanale mit Wasser in Berührung kam. Hierher gehören Lavablöße, Bomben, Lapilli, vulkanischer Sand und Asche. Häufig sind diese rings um die Mündung ihres Eruptionskanals an, so bildet sich ein Aufschüttungskegel, s. B. der eigentliche Vesuvius und die Vulkane der Lander Gegenden.

Ausgehrung (Phthisis) bezeichnet diejenige Art der Konsumtion oder Schwindsucht (s. d.), bei welcher der Körper durch zu große Ausgaben, durch abnorme Abgänge, Eiterungen, Schleimflüsse u. s. w. verzehrt wird, trotzdem vielleicht die Nahrungszufuhr noch normal blieb, im Gegensatz zur Abgehrung oder Darrsucht (Tabes, Marasmus), bei welcher sich der Körper infolge zu geringer Einnahme und verminderter Ernährung gewissermaßen selbst verzehrt. Von den Laien wird der Ausdruck A. oft irrtümlich für Lungenschwindsucht (s. d.) gebraucht, während er nur ein Symptom bezeichnet, welches den verschiedensten Krankheitszuständen zukommen kann.

Auszug, Ausgebinde, Altenteil, Grob, vaterrecht, Leibzucht, Verpfändung (reservatum rusticum) ist der Vorbehalt, durch welchen der Besitzer eines Bauernguts bei dessen Abtretung an den Sohn oder bei anderweitiger Veräußerung sich oder auch dritten Personen eine Wohnung in dem abgetretenen Hause und gewöhnlich noch bestimmte Leistungen für den Unterhalt ausbedingt. Es wird dadurch ein höchst persönlicher, mit dem Tode des Auszugsberechtigten erlöschender, durch keine Unfälle (wie Mißwachs) zu schmalernder Anspruch gegen den Erwerber des Grundstücks und seine Erben, ingleichen, wenn das Landesgesetz dem A. die Eigenschaft einer in die Grund- und Hypothekensbücher einzutragenden Reallast beilegt, auch gegen die Singularsuccessoren des ersten Auszugspflichtigen begründet, welche nicht einmal durch Zwangsversteigerung des Guts erlischt. Zur Vollständigkeit des Geschäfts wird dessen Abschluß vor Gericht erforderlich. Über das dem Auszügler Gebührende entscheidet der Vertrag oder, bei Unbestimmtheit des darin gebrauchten Ausdrucks, s. B. wenn ganz allgemein der Unterhalt bedungen ist, die Rücksicht auf die Kräfte des Guts sowie auf die Persönlichkeit und die Lebensart des Berechtigten. Wenn ihm nicht bloß die Mitbenutzung der Wohnung des Eigentümers, sondern der Besitz getrennter Räume zugesichert ist, so kann der Auszügler solche Veränderungen treffen, welche das Bedürfnis

des Gebrauchs erheischt, auch sich wieder verheirathen und die neue Frau samt den mit ihr erzeugten Kindern in die Wohnung aufnehmen. Zu Diensten gegen den Gutsbesitzer ist der Auszügler nicht verpflichtet, wohl aber zur Unterlassung solcher Handlungen, welche den Besitz des Pächters stören oder gefährden. Sind mehrere zugleich auszugsberechtigt, z. B. der Vorbesitzer und seine Ehefrau, so wächst nach Wegfall der einen Person deren Gehalt dem Überlebenden keineswegs zu, sondern der Verpflichtete wird, dafern nicht ausdrücklich ein Anderes bedungen ist, zu diesem Theile frei.

Auszug oder **Bundesauszug** (frz. *Elite*) heißt in der Schweiz die im Alter von 20 bis 32 Jahren stehende weisfähige Mannschaft des Bundesheeres, aus welcher die Feldtruppen ausschließlich zusammengefaßt sind. Die Truppen des A. bilden 8 Divisionen und bestanden am 1. Jan. 1880 aus 119,678 Mann, nämlich 87,253 Infanterie (98 Bataillone), 7360 Schützen (8 Bataillone), 2438 Dragonern (24 Schwadronen), 468 berittenen Gwiden (12 Kompagnien Stabsordonnanzen), 9908 Feldartillerie (48 Batterien), 405 Gebirgsartillerie (2 Batterien), 1426 Positionartillerie (10 Kompagnien), 2700 Artillerietrain (16 Paraskolonnen), 2090 Armeetrain (8 Bataillone), 317 Feuerwerker (2 Kompagnien), 3287 Genietruppen (8 Bataillone à 393 Mann in 1 Sappeur-, 1 Pontonier- und 1 Pionierkompagnie), 1442 Medizinalpersonen (8 Feldlazarette), 573 Verwaltungstruppen (8 Kompagnien) und 611 vom Personal der Divisionen, Brigaden und Regimentsstäbe. Alle im A. ausgeübten Mannschaften sind bis zur Vollendung des 44. Lebensjahres in der Landwehr dienstpflichtig. Die Fußtruppen des A. sind durchweg mit Repetiergewehren bewaffnet, die Artillerie führt gezogenen Hinterladungs-Stahlgeschütze. Die Mobilmachung des A. kann infolge verschiedener, seit dem J. 1874 eingeführter Verbesserungen binnen wenigen Tagen bewirkt werden.

Aut — aut (lat.), entweder — oder.

Aut Caesar aut nihil (lat., d. h. entweder Cäsar oder nichts) lautete die unter einem Kopie Julius Cäsars angebrachte Devise Cäsar Borgia; jetzt Sprichwort für: «Entweder alles oder nichts.»

Autenrieth (Hoh. Heinr. Ferd. von), mediz. Schriftsteller, geb. 20. Okt. 1772 zu Stuttgart, widmete sich mediz. und naturwissenschaftlichen Studien und ließ sich 1794 als Arzt in Stuttgart nieder. Im J. 1797 wurde er Professor der Arzneykunde zu Tübingen, 1819 Vizekanzler und 1822 Kanzler der Universität, auf deren Organisation er bedeutend eingewirkt hat. Er starb 2. Mai 1835. Unter seinen Werken sind hervorzuheben: «*Supplementa ad historiam embryonis humani*» (Tüb. 1797) und das «*Handbuch der empirischen menschlichen Physiologie*» (3 Bde., Tüb. 1801–2). Auch war A. Herausgeber von Reil's «*Archiv für Physiologie*».

Auteroche (Jean C.), f. Chappe d'Auteroche.

Auteuil, früher ein schönes Dorf im Arrondissement St. Denis des franz. Depart. Seine am rechten Ufer der Seine und am Eingange des Boulogner Baches, jetzt ein Teil des 16. Arrondissements von Paris; Station der pariser Gürtelbahn und von alters her beliebter Sommeraufenthalt der Pariser. Schon Boileau und Molière hatten Landhäuser in A., wo sich ihre Freunde Racine, Lafontaine, Chapelle u. a. verammelten. Der Salon der Madame Helvétius war der Sammelplatz der philos. Gesellschaft von Schriftstellern und Gelehrten, deren in

den franz. Memoiren des 18. Jahrh. oft Erwähnung geschieht unter dem Namen «*Société d'Auteuil*». Später war A. der Lieblingsaufenthaltsort Talleyrands, Tiers', des Ralers Gérard, Dubouffons und des Zeichners Gavarni. In der Kirche sind die Grabmäler von Aguesseau und Helvétius; ferner befindet sich zu A. eine Mineralquelle und eine Wasserleitung. A. litt ungemein beim Kampfe der verfallenen Regierungstruppen mit der pariser Commune von 1871.

Authenticität, Authentie, f. Authentizität.

Authentiken (Authenticae, d. h. die echten, nämlich leges, Gesetze) sind kurze Auszüge aus denjenigen Stellen der Novellen (f. d.), welche Abänderungen einzelner im Eodem Justinians sich findenden Bestimmungen enthalten. Um diese Abänderungen bei den betreffenden Stellen leichter zu übersehen, verfaßten die Glossatoren solche Auszüge, die sie *ex authentica* bezeichneten, weil sie die Novellen selbst *Authenticae* nannten. Diese A. sind zwar mit dem *Corpus juris* aufgenommen, haben aber als bloße Privatarbeit keine Gesetzeskraft. Andere A. sind die dem Justinianischen Eodem einverleichten *Authenticae Fridericianae*, d. h. 13 Verordnungen, welche die deutschen Kaiser Friedrich I. und Friedrich II. in Italien erließen und an die Juristen in Bologna mit dem Befehle schickten, sie gleich bei obengenannten A. an passenden Orten in den Justinianischen Eodem einzufügen. Diese haben Gesetzeskraft. Nicht zu verwechseln mit A. endlich das *Authenticum* (Liber authenticarum), eine Sammlung von 134 Novellen, die lateinisch im Original, die griechisch in lat. Übersetzung enthalten, welche bei den Glossatoren in Gebrauch war.

Authentisch (grch., d. h. verbürgt, zuverlässig) heißt speziell in der Literatur eine Schrift oder Urkunde, insofern sie unter dem Volle und unter den Umständen geschrieben ist, wie der Verfasser oder die Überlieferung dies behauptet. Sie bezeugt das Authentie oder Authentizität, d. h. Gehen im Gegensatz zu untergeschobenen Schriften oder Urkunden. Die Feststellung der Authentie gehört zu höherer Kritik an und erfolgt durch die Prüfung von Inhalt und Form (der innern Kriterien) sowie der Zeugnisse anderer (äußerer Kriterien).

Authentische Interpretation heißt eine Gesetzeserklärung, wenn sie von dem Gesetzgeber selbst gegeben wird, daher z. B. in konstitutionellen Staaten eine solche nur unter Mitwirkung der Volksvertretung erfolgen kann.

Authizamp, Titel mehrerer Mitglieder der altfranz. Adelsfamilie Beaumont. — Jean Thérèse Louis de Beaumont, Marquis d'A., geb. 1738 zu Angers, war im Siebenjährigen Kriege Adjutant des Marshalls Broglie und fiel 1759 zum Marschall-de-Camp. Beim Ausbruch der Revolution stand er auf royalistischer Seite, emigrierte mit Condé, befehligte 1792 ein Reitercorps im Dienst der Emigration und trat 1797 in russ. Dienste; 1799 sollte er Smorow ein russ. Reitercorps von 3000 Mann in die Schweiz zuführen, wurde aber durch Massena an der Vereinigung mit dem russ. Feldherrn gehindert. Er blieb in russ. Diensten bis 1815. Nach der Restauration erhob ihn Ludwig XVIII. in den Grafenstand und machte ihn zum Gouverneur des Louvre, als welcher er 12. Jan. 1831 starb. — Sein Stiefbruder, Antoine Joseph Eulalie de Beaumont, Marquis d'A., geb. zu Angers 10. Dec. 1744, gleichfalls Adjutant Broglie,

Am 1769 lagte in Corfica, begleitete Lafayette und kam, erhielt 1789 als Maréchal-de-Camp bei dem Marsch auf E. Domingo, von wo er 1788 nach Frankreich zurückkehrte, um sich bald darauf in Spanien zu engagieren, in deren Reihen er 1790 bis 1791 sich 1799 aus den Emigranten-Listen löschen und privatisierte in Frankreich, bis 1803 zum Gouverneur von St. Germain ernannt wurde in welcher Stellung er 10. April 1802 starb. — In Sohn des vorigen, Charles de Bismarck, Graf d'A., geb. 8. Aug. 1770 zu Paris, Major in der Garde, gehörte von 1792—99 zu den kühnsten Jährlingen der Vendée, unterwarf sich aber nie und trat in die Dienste Napoleons. Nach dem Aufstand der ersten Restauration General-Lieutenant mit Pair und suchte während der Hundstags-Lip einen republikanischen Aufstand in Anjou zu erregen. Er befehligte 1823 die erste Division der span. Interventionsarmee in Spanien. Nach der Julirevolution wollte er die Vendée zum Aufstand erregen, wurde 1833 dafür in contumaciam zum Tode verurtheilt, erhielt jedoch Amnestie und zog sich ins Privatleben zurück. Er starb 6. Okt. 1859.

Aut (gr., vom lat. actus), der Akt, die Handlung. **Autist**.

Aut (gr., vom gr. Pronomen αὐτός, d. i. selbst) ist ein sehr prägnanter Ausdruck in der griech. Sprache, welcher der wissenschaftlichen Sprache angelehnt, und aus dem Griechischen entlehnt, zum Teil jedoch in einer neuen Bedeutung verwendet oder auch es in neuer Zeit aus dem Griechischen gelehrt ist. In vielen Fällen lassen sich die griech. Wörter und in Deutschen durch Komposita mit dem Präfix **aut** wiedergeben, welches dann teils das Subjekt, teils wie in Autotritik, Autotomie, Autonomie, Autopsie, Autopsie, teils das Object, wie in Autotritik, Autotomie, Autopsie; teils einen bloßen Bezug auf das Subjekt, wie in Autodidakt. Dieser verhältnismäßig Wert des **Aut** ist die Ursache, daß in vielen Fällen ein und dasselbe Kompositum in verschiedenen Bedeutungen vorkommt oder auch in verschiedenen Verwendungen historisch so verwendet ist. So gebraucht man Autograph auch für eine Handschrift, die von selbst geschrieben, nicht bloß für eine Handschrift, die von selbst geschrieben hat.

Autobiographie (gr.), d. i. Selbstbiographie, Biographie.

Autodidakt (gr.), d. i. in dem Lande selbst gelehrt, werden diejenigen genannt, welche entweder ihr ganzes Wissen oder doch den größten Teil desselben ohne Vermittelung von Lehrern, bloß durch Selbstunterricht erworben haben.

Autographen (gr.) heißen wörtlich im all-berthommlichen Sinne Schriftstücke, welche von ihren Verfassern mit eigener Hand niedergeschrieben worden sind. Als Urchriften oder Originalhandschriften, im Gegensatz zu den Abschriften oder Kopien, haben dieselben für den Philologen und Diplomatiker die vollgültigste urkundliche Beweiskraft. Die Originalhandschriften oder **Aut** bedeutender Gelehrter, Schriftsteller und Dichter zählen daher zu den eigentlichen Gemälden oder Kleinodien der Bibliotheken. Etwa seit Mitte des 18. Jahrh. gebraucht man jedoch den Namen **Aut** in etwas andern Sinne für Handschriften, welche von historisch berühmten Persönlichkeiten, ausgezeichneten Gelehrten und Künstlern, durch außerordentliche Geistesgaben oder ungewöhnliche Schicksale namhaft gewordenen Männern und Frauen herrühren, und bei denen für den Sammler die Frage nach der Wichtigkeit des Inhalts erst in zweiter, die nach der Echtheit der Handschrift in erster Linie steht. Schon im Altertum sammelte man **Aut** berühmter Personen; zur Liebhaberei wurden die **Autographen** sammlungen seit Ende des 16. Jahrh. zunächst in Frankreich. Die erste größere Sammlung dieser Art legte Comte de Brienne (gest. 1638), der Staatssekretär Heinrich IV., an. Andere veranstalteten die Historiker Pierre und Jacques Dupuy

heiligen Berichte sich gefällig zu erweisen. Den Zug eröffneten die Dominikaner mit der Fahne der Inquisition. Zunächst folgten die Reuigen, denen nur Buße auferlegt war, hinter ihnen, durch ein großes Kreuz, welches vorgetragen ward, getrennt, barfuß, mit dem Sandenito, d. h. einem mit Zerkeln und Flammen bemalten Gewande, angethan und mit einer spitzen Nadel aus dem Kopfe, die zum Tode Verurtheilten, dann die Bildnisse der Entflohenen und endlich die Gebeine verstorbener Angellagerter in schwarzen, mit Flammen und höllischen Sinnbildern bemalten Särgen. Den Zug schloß das Heer der Priester und Mönche. Durch die Hauptstraßen ging es zur Kirche, wo nach der Glaubenspredigt das Urteil verkündet wurde. Inzwischen fanden die Angellagten mit ausgelöschter Kerze in der Hand vor einem Kreuzer. Nachdem das Urteil ihnen vorgelesen worden, gab ein Inquisitionsbeamter jedem der Verurtheilten mit der Hand einen Schlag auf die Brust, zum Zeichen, daß sie von der Inquisition dem weltlichen Gericht überantwortet wären, worauf ein weltlicher Beamter die Verurtheilten übernahm, setzen und nach dem Gefängnis bringen ließ. Wenige Stunden darauf wurden sie zum Richtplatz geführt. Bekannten sie sich schließlich noch zum laß. Gläubigen, so wurden sie erst erdroßelt und dann verbrannt, andernfalls aber lebendig verbrannt und mit ihnen auch die Bildnisse und Gebeine der entflohenen oder verstorbenen Angellagten. Der König wohnte in der Regel selbst seinem ganzen Hof der Feierlichkeit bei. Das glänzendste **Aut** de Fe fand 1680 unter Karl II. zu Madrid statt; die letzten wurden gegen Ende des 18. Jahrh. abgehalten. Doch ward noch 1826 zu Valencia ein Schullehrer Ripoll wegen Deismus unter den Formen eines **Aut** de Fe hingerichtet. Vgl. Florent, « Kritische Geschichte der span. Inquisition » (überf. von Höd, 4 Bde., Gmünd 1820—22).

Autodidakt (gr.), d. h. wörtlich Selbstgelehrte, werden diejenigen genannt, welche entweder ihr ganzes Wissen oder doch den größten Teil desselben ohne Vermittelung von Lehrern, bloß durch Selbstunterricht erworben haben.

Autographen (gr.) heißen wörtlich im all-berthommlichen Sinne Schriftstücke, welche von ihren Verfassern mit eigener Hand niedergeschrieben worden sind. Als Urchriften oder Originalhandschriften, im Gegensatz zu den Abschriften oder Kopien, haben dieselben für den Philologen und Diplomatiker die vollgültigste urkundliche Beweiskraft. Die Originalhandschriften oder **Aut** bedeutender Gelehrter, Schriftsteller und Dichter zählen daher zu den eigentlichen Gemälden oder Kleinodien der Bibliotheken. Etwa seit Mitte des 18. Jahrh. gebraucht man jedoch den Namen **Aut** in etwas andern Sinne für Handschriften, welche von historisch berühmten Persönlichkeiten, ausgezeichneten Gelehrten und Künstlern, durch außerordentliche Geistesgaben oder ungewöhnliche Schicksale namhaft gewordenen Männern und Frauen herrühren, und bei denen für den Sammler die Frage nach der Wichtigkeit des Inhalts erst in zweiter, die nach der Echtheit der Handschrift in erster Linie steht. Schon im Altertum sammelte man **Aut** berühmter Personen; zur Liebhaberei wurden die **Autographen** sammlungen seit Ende des 16. Jahrh. zunächst in Frankreich. Die erste größere Sammlung dieser Art legte Comte de Brienne (gest. 1638), der Staatssekretär Heinrich IV., an. Andere veranstalteten die Historiker Pierre und Jacques Dupuy

(gest. 1651 und 1656), Hippolyt Graf von Bethune (gest. 1665), De Saignettes (gest. 1715), Baluze (gest. 1718), De Meimes (gest. 1723), Colbert, Huet u. a. Diese Autographensammlungen umfassen namentlich histor. Altkunst, Memoiren, Gesandtschaftsberichte, Urkunden und Briefe berühmter Männer, und waren noch vorzugsweise im wissenschaftlichen Interesse angelegt. Als reiche Schätze histor. Materials wurden sie meist von der öffentlichen Bibliothek in Paris erworben, die überhaupt das großartigste autographische Material besitzt. Von den Franzosen gelangte die Liebhaberei, *A.* zu sammeln, zunächst nach England. Von da ging sie seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. auch nach Deutschland über, wo sie besonders während der letzten Jahrzehnte in Aufnahme kam. An die Stelle des anfänglich überwiegenden wissenschaftlichen Interesses trat mehr und mehr das psychol. Interesse, welches sich an die Handschrift jeder ausgezeichneten Individualität knüpft.

Mit dem Wachsen des Sammeleifers wurden die *A.* auch Gegenstand des geschäftlichen Verkehrs; der Autographenhandel ist in der Regel mit dem Antiquar- oder Kunsthandel verbunden. Der erste Versuch, eine Autographensammlung öffentlich zu verkaufen, wurde 1801 zu Paris mit einer von Richelieu herrührenden gemacht. Seit 1820 folgten dasebst die Auktionen immer rascher. Die erste Autographenversteigerung in Deutschland fand 1833 in Wien statt. Der erste Autographencatalog (die Sammlung von Viretrecount) erschien 1822 zu Paris. Der Preis der *A.* wird durch das Interesse an der schreibenden Person, die Seltenheit der von ihr herrührenden *A.* sowie durch Inhalt und Umfang der Handschrift bestimmt und kann für *A.* einer und derselben Persönlichkeit sehr variieren. Die große Nachfrage nach *A.* hat häufig zu Fälschungen geführt, wie unter andern der Prozeß gegen den Archibeten von Gerstenberg (zu Weimar 27. und 28. Febr. 1856) darthut, welcher in großer Anzahl *A.* von Schiller gefertigt und verkauft hatte. Zur Vergleichung zweifelhafter oder ihm noch unbekannter Handschriften dienen dem Sammler die Faksimiles, die teils Porträts und biographischen Werken beigegeben, teils in einer Reihe von Werken in Lithographie, Kupferstich und Holzschnitt zusammengestellt worden sind. Dahin gehören für England die Werke von Smith (Lond. 1829), für die Niederlande von Nathan (Utr. 1837), für Frankreich von Delpech (2 Bde., Par. 1832), sowie die allgemeinen von Dorow (Berl. 1836—38) und »Isographie des hommes célèbres« (4 Bde., Par. 1843), über 700 Faksimiles enthaltend. In Paris wird von Charavay seit 1862 eine Zeitschrift unter dem Titel »L'amateur d'autographes« herausgegeben. Anweisungen für Sammler enthalten Fontaines »Manuel de l'amateur d'autographes« (Par. 1836) und Günthers »Schulz' »Handbuch für Autographensammler« (Lpz. 1856), welches letzteres auch Preise der gezeichneten *A.*, wie dieselben in deutschen, franz. und engl. Auktionen gezahlt sind, angibt.

Autographie (grch.), ein wohlfeiles und doch korrektes mechanisches Vervielfältigungsverfahren, welches für Circulare, Preiscouverts u. a. vielfach angewendet und auch für sliizhastige Illustrationen benutzt wird, bei denen es sich um schnelle, billige und getreue Wiedergabe handelt. Die Schrift oder Zeichnung wird mit besonders präparierter Tusche oder Tinte vermittelt der Schreibfeder auf Papier ge-

tragen, welches durch Umdruck auf lithographischen Stein oder auf polierte Zinkplatten gebracht und dann auf dem Wege des Steinbruchs oder Zinkbruchs vervielfältigt wird. Auch kann man einen solchen Umdruck zu einer Druckplatte für die Buchdruckpresse umgestalten. (S. Autotypographie.) Neuere Methoden der *A.* basieren auf Benutzung einer in Tafeln geformten Gelatinemasse, ähnlich der, welche zu Buchdruckwalzen verwendet wird. Das mit einer Anilintinte auf gewöhnliches Papier Geschriebene wird durch Überstreichen der Rückseite des auf die Tafel gelegten Papiers auf dieselbe übertragen und dann jede weitere Kopie auf gleiche Weise von diesem Überdruck abgezogen.

Der beliebteste derartige Apparat führt den Namen Hellograph. Da aber derartige Kopien anfangs seitens der Post nicht als Drucke zu dem niedrigen Portofache befördert wurden, so vervollkommnete man dieses Verfahren so weit, daß das mit einer Mischung von Galläpfeltinte und Tannin geschriebene Original zwar in oben beschriebener Weise übertragen, dann aber für jeden Abdruck mit einer Federfarbe eingeschwärzt und abgezogen werden kann. Bei andern Methoden kommt eine der Schriftzüge entsprechende durchlöchernte Matrize oder das Original selbst zur Verwendung. Die letztern Methoden sind die Erfindungen Zuccatos. Seit neuerer Zeit befördert die Post hellographische Kopien, wenn mindestens 20 vollkommen gleichlautende Exemplare an den Postämtern eingeliefert werden, zu ermäßigtem (sog. Streifband-) Porto.

Autoflas nennt man ein luft- und dampficht verschließbares, stromwandiges Gefäß, welches dazu bestimmt ist, Substanzen einer höheren Temperatur und stärkerm Druck, als dem normalen Siedepunkt der gleichzeitig anwesenden Flüssigkeit entspricht, auszuweichen. Ein *A.* einfachster Form ist eine nach dem Füllen beiderseitig zugeschmolzene, stromwandige Glasröhre, in welcher man, behufs Einleitung chem. Reaktionen, Flüssigkeiten auf sehr hohe Temperaturen erhitzt. In der Kochkunst verwendet man mit Vorteil als *A.* einen Kessel mit abgedrehtem Rande, auf welchen dicht schließend ein mit Sicherheitsventil versehenes Dedel paßt und mittels Bügelverschluß festgehalten wird. Das Sicherheitsventil in der Wandstärke entsprechend belastet, es darf nie durch Niederdrücken oder Verschiebung des Gewichts in seiner Funktion behindert werden, da sonst durch die Spannung des Dampfes lebensgefährliche Explosionen eintreten könnten. In der Technik finden *A.* vielfach Verwendung, so z. B. bei der Verwitterung des Knochenleims, der Stearinsäure, namentlich aber bei der Darstellung des Holzstoffs oder der Cellulose für die Papierfabrikation.

Autokratie (grch.), Selbst- oder Alleinherrschaft, nennt man die Staatsform, vermöge welcher das Oberhaupt des Staats die gesetzgebende und die vollziehende Staatsgewalt in sich vereinigt, also unbeschränkt regiert. Ein solches Oberhaupt heißt darum auch Autokrat oder Autokrat. Diese Art der Staatsform haben fast alle morgenländ. Staaten. Unter den europ. Regenten führt den Titel Selbstherrlicher (Samoderzec) nur der russ. Kaiser. — Von Kant wird in der Philosophie durch *A.* die Herrschaft der Vernunft über die widerstrebenden Neigungen bezeichnet.

Autokritik (grch.), Selbstbeurteilung, besonders Besprechungen von Schriften durch deren Verfasser.

Autonommünzen nennt man in des a'ten Rasmatism diejenigen außerordentlichen Münzen, welche die Städte eigenmächtig, d. h. nach ihrer eigenen Willkür prägen ließen, ohne durch Bildner oder Aufschreibern ihre Abhängigkeit von Kaisern oder Königen zu erkennen zu geben.

Autoplastik, s. Plastische Chirurgie.

Autopsie (grch.), d. i. Augenschein, heißt die eigene Wahrnehmung irgendeines Gegenstandes durch den Gesichtssinn im Gegensatz zu der durch Berichte anderer erlangten Kenntnis von demselben. In der mediz. Sprache heißt A. eine Art der Krankheitsuntersuchung, wobei bloß durch Besichtigung des Kranken, ohne daß derselbe befragt oder angehört wird, das vorhandene Uebel erkannt werden muß.

Autor (lat.), im engeren Sinne der Urheber einer Schrift, soviel als Schriftsteller, daher man z. B. von klassischen Autoren spricht. In weiterer Bedeutung heißt A. der Urheber jedes literarischen, musikalischen oder durch das Mittel der bildenden Kunst vermittelten geistigen Produkts, dessen eigenmächtige Hervorbringung und Verbreitung dritten Personen unterliegt. Das Recht des A. (Autorecht) bezeichnete man früher nicht zureichend als geistiges Eigentum; durch das Reichsgesetz vom 11. Juni 1870 ist der Ausdruck Urheberrecht eingebürgert. (S. Geistiges Eigentum und Urheberrecht.)

Autorität (lat.), im weitesten Sinne Ansehen und auf Ansehen begründete oder mit Ansehen verbundene Macht; spezieller der Ehrfurcht erweckende geistige Einfluß, den der Besitz überlegener und berechtigter Macht oder anerkannt hervorragender Weisheit, Kenntnisse, Tugend gibt. Die Römer nannten die berechnete Gewalt ihrer Magistratsanimatoras. In der Wissenschaft nennt man solche Männer Autoritäten, deren Ruf in ihrem Fache so begründet ist, daß man schon darin einen Beweis für die Wahrheit und Sicherheit einer Angabe findet, wenn sie von ihnen herrührt. Deshalb spricht man auch von Autoritätsglauben, der eben auf dem Vertrauen beruht, das man in das Urteil oder die Wissenschaft eines andern setzt.

Autos, d. h. Autos, hießen in Spanien ursprünglich sowohl gerichtliche Handlungen als auch öffentliche Darstellungen, später auch alle Gattungen dramatischer Vorstellungen, besonders geistliche Schauspiele, und noch später, gegen die Zeit des Lope de Vega, ausschließlich jene geistlichen Dramen, die zur Verherrlichung bestimmter religiöser Feste öffentlich, meist mit Prozessionen verbunden, aufgeführt wurden und in der Regel in allegorischen oder mystisch-symbolischen Darstellungen von geringem Umfange als die Comedias bestanden. Durch diesen symbolischen oder allegorischen Charakter, mit bestimmter Beziehung auf ein Mysterium des Glaubens, unterschieden sich die A. im engeren Sinne von den Comedias divinas; und wie diese aus den kirchlichen Mysterien und Mirotekspielen, so sind die A. aus den Moralitäten hervorgegangen. In dieser charakteristischen Gestalt erscheinen die A. schon seit der ersten Hälfte des 16. Jahrh.; ihren höchsten Glanz erhielten sie zur Zeit des Lope de Vega und vorzüglich durch ihn, der allein gegen 400 geschrieben haben soll. In dieser ausgebildeten Gestalt gingen auch der Ausführung der A. wie der der Comedias ein Vorbild (Loa) und ein Zwischenstück (Entremes) voraus, die meist poffenartig waren. Dann folgte die eigentliche religiös-allegorische Handlung (auto), der es aber oft ebenfalls an so-

mischen Elementen nicht fehlte, ja die nicht selten nur geistliche Parodien (& lo divino) betonen weltlicher Stoffe waren.

Die Hauptarten der A. sind erstens die Autos sacramentales, zur Verherrlichung des Fronleichnamsfestes (Fiesta del corpus). Dieselben wurden nicht in Akte oder Jornadas abgeteilt, w ihre Länge überstieg selten die einer Jornada de Comedias. Ihre Aufführung fand auf dem Straßen und öffentlichen Plätzen auf eigens zu diese Zwecke erbauten Gerüsten statt, bei welchen die in großem Pomp abgehaltenen Fronleichnamsprozessionen Stationen mochten. Diese Art der A. h vorzüglich Calderon (s. d.) zur höchsten Vollendung gebracht, der während eines Zeitraums von 37 Jahren sie für die Feste des Fronleichnamsfestes in Madrid und eine Zeitlang auch für Toledo, Sevilla und Granada verfaßte und gerade in dieser Gattung des Dramas seine größte Meisterchaft wahrte. Calderons A. sind in einer besondern Sammlung (2. Aufl., 6 Bde., Madr. 1759—60) erschienen. Eine Sammlung von 50 andern A. veröffentlichte Gonzalez Pedrosio im 58. Bande d. «Biblioteca de autores españoles». Eine ganz and Art waren die Autos al naciemento, zur Feier der Geburt Christi und zur Darstellung von Weihnachtstagen bestimmt. Ihr Ursprung ist in den alten Weihnachtsspielen (ludi natales) der Römer zu suchen, und mit ihnen begannen in den Weihnachtstagen des Eneida und Gil Vicente die ersten mäßigern Versuche des Dramas überhaupt in Spanien und Portugal. Sie haben die Anfänge der Hirten, die Flucht nach Ägypten oder sonst ein Moment dieses Festes zum Gegenstand; das in ihnen die Mutter Gottes und der heil. Jesus gewöhnlich die Hauptpersonen sind, und die allegorischen Personen eine weniger wesentliche Rolle spielen als in den Autos sacramentales. Die and Art bilden die A. für verschiedene spezielle Feste wie z. B. das des Landespatrons, des heil. Jolo. Ja selbst zu polit. Festen wurden manchmal diese A. verfaßt, wie zur Feier der Vermählung Philipp III. mit der Erzherzogin Margaretha, zur Verherrlichung eines Friedensschlusses zwischen Spanien und Frankreich u. s. w. Die metrische Bildung der A. überhaupt ist jener der Comedias ganz analog. Seit der Mitte des 18. Jahrh. sind die A. auf Gebrauch gekommen.

Über die als Autos de Fé bekannten Prozessionen mit den von der Inquisition zum Tode verurteilten Kerkern s. Auto de Fé.

Autos epha (grch. ἄντρος ἐφ' αὐτοῖς, er selbst (h. Pythagoras) hat es gesagt), eine Formel, mit welcher bei den Pythagoräern jeder Streit über die Meinung niedergeschlagen wurde. Kein zur Sache Gehöriger durfte widersprechen, sobald das h hauptes als der Ausdruck des Pythagoras sel nachgemessen werden konnte. Sprichwörtlich w Autos epha, gleich dem lat. «Ipse dixit», wold Cicero («De natura deorum», I 5. 16) als d Wort aufbewahrt hat, womit die Schüler des Pythas seinen Anspruch priesen, noch oft, sowohl ironisch als nicht ironisch, gebraucht, um irgendwem den unumschließlichen Anspruch eines überlegenen Geistes zu bezeichnen.

Autotypographie (grch.), ein Verfahren zur Übertragung von Autographen auf Zink und so ähn dertellen für Buchdruck auf dem gewöhnlichen Wege der Zinkographie. Die Übertragung sel

steht auch ein jeder Umbruch des mit autogra-
phischer Handschrift geschriebenen Originals.

(Paris), franz. Dichter, geb. zu Nar-
 rai (1751), starb zuerst 1832 als 19jähriger
 Jüngling mit einer Dte an Varnartine (Le dé-
 pouillé Orient) als Dichter auf. Später gab
 er seinen Schicksal heraus: «La mer» (1833)
 mit andern Werken (1838), in denen er sich noch
 als Dichter kühner Vorbilder zeigt. Es folgte
 in Frankreich «L'italie et la Semaine Sainte à
 Rome» (1841) und ein Soldatenepos
 «Monsieur Marcell» (1842), welches auf dem Bo-
 den von Kien liegt. Im März 1848 ließ er auf
 dem ersten Donnerstag eine Tragödie: «La fille
 d'Asie», auführen, die beim Publikum nicht
 ankam, der in der Akademie Anerkennung
 fand. Er hat den großen Renthonyschen Preis
 mit «Poèmes» theilte. Man hat von A. noch
 mehrere Gedichtsammlungen, als: «Les Poèmes
 de la mer» (1852), «Laboureurs et soldats» (1854),
 «La mer» (1856), «Épîtres rustiques» (1861),
 «La Poésie des beaux jours» (1862) u. f. m. A.
 Gedichte zeichnen sich durch warme Empfindung,
 reines Bild und lebendiges Naturgefühl aus; 1869
 wurde er als Grandofficier Académie aufgenommen.
 S. auch 6. März 1877 in Marseille. Eine
 biographie seiner künftigen Werke erschien in acht
 Bänden (1874–78); der letzte Band enthält die
 vollständige Selbstbiographie.

[illegible]

und von noch gut erhaltenen röm. Stadtmauern. Zu A. wurden 670, 1055, 1077 und 1094 Könige abgehalbt, durch das letzte wurde der franz. König Philipp I. erkomuniziert wegen Verloftung seiner Gemahlin Bertha. Auch war A. der Bischofshof Tallegrand's. Ungefähr 1 km entfernt, im Dorfe Couhard, an dem einen Ende des Urnenfeldes, liegt der Couhardstein, eine 24 m hohe, an der Basis 20 und 18 m messende Steingramide galloroman. Ursprungs, das einzige noch erhaltene Grabdenkmal dieser Art in Frankreich. Vgl. Thomas, «Histoire de l'ancienne cité d'A.» (1846).

Auvergne, eine südl. Centrallandschaft Frankreichs, zwischen Bourbonnais, Marche, Limousin, Guyenne, Ranguedoc und Lyonnais, führte früher den Titel einer Grafschaft und war vor der Revolution ein besonderes Gouvernement, aus welchem dann die beiden Depart. Cantal (s. d.) und Puy-de-Dôme (s. d.) und das Arrondissement Triouhe im Depart. Oberloire gebildet wurden, die jetzt zusammen 14000 qkm mit (1876) 880 900 E. umfassen. Zwischen dem Allier und dem obren Lauf der Dordogne und des Lot erhebt sich die A. als ein Hochland, zu dem man über die Vorterrassen von Bourbonnais, Limousin und Rouergue aus den westl. Tiefenbenen aufsteigt, während es im Osten an die Cevennen und die Centrallandschaft des südl. Hochfrankreich gelagert ist. Nicht allein der plateauartige Charakter der lichten Oberfläche und die regel- und domförmige Gestaltung der Gipfel verrät die vulkanische Bildung, sondern auch die mächtigen, aus einer Granit- und Gneissplatte hervorbrechenden Basalt- und Trachytmassen, wie andere Schladengesteine lassen hier einen Hauptherd der plutonischen Hehungen suchen. Unter den Gipfeln, die früher Bullane waren, sind am bedeutendsten der Plomb du Cantal (1856 m), der Puy-de-Sauçy der Gruppe Mont-Dore (1886 m) und der Puy-de-Dôme (1465 m). Nach einer natürlichen Einteilung zerfällt die A. in die südl. Ober-Auvergne (Haute-Auvergne) und die nördl. Nieder-Auvergne (Basse-Auvergne), in welcher letztern am linken Ufer des Allier die Thallandschaft Limagne durch besondere Fruchtbarkeit ausgezeichnet ist, während das erstere, von vulkanischen Felsmassen bedeckt und von tiefen Schluchten durchzogen, eine großartige, aber unfruchtbare Landschaft darstellt. Mit der fast das ganze gleichnamige Departement erfüllenden Basaltmasse des Cantal beginnt im Süden die höchste und rauheste Landschaft des innern Frankreich mit mehr als 600 erloschenen Bullanen. Das Klima ist in den Berggegenden kälter, als man für die südl. Lage bei geringerer Höhe erwarten darf, und wüthende Stürme sowie heftige Gewittererscheinungen sind häufig; in den tiefern Thälern aber macht sich der Sommer oft durch dröhnende Hitze geltend. Die mit vulkanischem Gestein bedeckten Plateaus sind öde, in den Hüllern und Thälern aber ist der aus verwittertem vulkanischen Gestein bestehende Boden sehr fruchtbar und bringt viel Getreide, Gartenfrüchte, schönes Obst, Wein, im Süden die Kastanie und nördlich die Walnuss im Ueberschuss hervor, wie auch ausgedehnte, kräftige Waldungen neben den Hanf- und Flachseldern und Weidenflächen der ärmern Gegenden. Der Ackerbau ist theilweise vernachlässigt, die Viehzucht dagegen gut und besonders die Raulschafzucht ausgezeichnet. Außer den gewöhnlichen Hausthieren ist die A. reich an Wild. Geflügel,

Fischen und Bienen. Neben reichlichen und guten Bau- und Mahlsteinen finden sich auch nützliche Metalle, wie Eisen, Blei, Kupfer, Spiegelglas u. s. w., ebenso ergiebige Steintohlenlager und eine Menge fruchtbarer Mineralwässer.

Die Auvignaten, ein Rest der alten gallischen Bevölkerung, sind roh in ihren Sitten, arm und unwissend, aber rechtshaffen und fleißig. Sie leben als Hirten und Ackerbauer und wandern nach Paris als Arbeiter aus. Der heimische Fabrikleiß bleibt daher nur auf die Erzeugnisse der Weberei, Gerberei und Papierfabrikation beschränkt. Die beiden Hauptstädte der A. sind südl. Aurillac (s. d.), nördl. Clermont (s. d.). Das Land hat den Namen von den alten Auvigni, die ihre Gebirgshäute unter Bercingetoris lange gegen Ähran verteidigten, wie später gegen die Goten, Burgunden und Franken, mit welchen sie sich endlich vermischten. Unter den Karolingern hatte die A. Grafen, die 928 erloschen. Die Grafschaft ward später ein Auerlehn von Guyenne, von dessen Herzog sich die Nachkommen des Grafen Raymond unabhängig machten. Eine Zeitlang spaltete sich die Familie in Dauphins und Grafen von A., die sich in das Land teilten, bis 1128 Ludwig von Montpensier beide Anteile durch Heirat vereinigte. Guido II. verlor das Lehn 1209 an König Philipp August, der es den Dampierres verließ, von denen es 1225 aus wieder an die Krone fiel. Wilhelm von Poitou, zweiter Sohn Ludwigs VIII., erhielt die A. als Apanage, und Ludwig XI. gab Wilhelm de la Tour die Anwartschaft darauf. Bei dem Tode Alfreds von Poitou fiel aber nur ein kleiner Teil der A. an die La Tour, die sich seitdem De la Tour d'A. nannten. Wiederholt war dann noch die Grafschaft A. Apanage oder Mitgift von Prinzen und Prinzessinnen des königl. Hauses, bis sie endlich, nach dem Übertritt des Connetable von Bourbon zu Kaiser Karl V. 1532 für immer an die Krone kam. Der kleine Anteil der La Tour ging durch Erbschaft an Katharina von Medici über und ward von ihrer Tochter, Margarete von Valois, der Krone abgetreten. Vgl. Belsampli, „Histoire de la comté d'A.“ (Clerm. 1868); Imberdis, „Histoire générale de l'A.“ (Clerm. 1868); Bouillet, „Histoire des communautés, des arts et métiers de l'A.“ (Clerm. 1857); Scrope, „Geology of Central France“ (Lond. 1858); Rivière, „Histoire des institutions de l'A.“ (Par. 1874); Joanne, „Itinéraire général de la France: Auvergne“ (Par. 1874); Mathieu, „L'A. anté-historique“ (Par. 1875).

Auviers (Arthur), hervorragender Astronom, geb. zu Göttingen 12. Sept. 1838, war 1859–62 Assistent an der königsberger Sternwarte, dann auf der Sternwarte zu Gotha thätig und wurde 1866 als Mitglied und Astronom der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften nach Berlin berufen. Seit 1878 ist er diensthabiger Sekretär der physik.-mathem. Klasse der Akademie. A. begann bereits 1853 astron. Beobachtungen und vollendete 1857 seine Bearbeitung der Nebelbeobachtungen Wilhelm Herschels. In Königsberg führte er die von Vessel mit dem Heliometer begonnenen, die Stellarastronomie betreffenden Untersuchungen weiter. Unter seinen späteren Arbeiten sind die „Untersuchungen über veränderliche Eigenbewegungen der Fixsterne“ (Vys. 1868) und die neue Bearbeitung der greenwicher Fixsternbeobachtungen von 1750–62, vermittelt welcher Vessel die „Fundamenta astronomiae“

herstellte, hervorzuheben. Außerdem war A. I. der internationalen Durchbeobachtung aller Ster der ersten neun Größtenklassen am nördl. Himm auf Grundründe der Argelanberischen Durchmusterung thätig, ferner bei der Organisation der deutsch Beobachtungen des Venusdurchganges von 1874 ben er selbst in Lufzoo beobachtete, und bei der Richtung, dann (1876–81) in der Direction Astrophysikalischen Observatoriums in Potsdam.

Auzerre, Hauptstadt des franz. Depart. Aube in Burgund, in weinreicher Gegend, an der Par Yonner Eisenbahn und am linken Ufer der Yonne die hier einen sehr besuchten Flußhafen bildet, 181 (1876) 15656 (Gemeinde 16239) E. Die Stadt unregelmäßig gebaut, besitzt eine der schönsten Kathedralen Frankreichs, St.-Etienne, 1035 erbaut, 1216 begonnen und im Laufe des 16. Jahr vollendet, eine Bibliothek von 30000 Bänden u ein Museum, einen alten bischöf. Palaß (jezt Felschur), das 1730 gebaute Hôtel-de-Ville, den Palaß (Civil- und Handelsgericht) in griech. St. die Getreidehalle mit einer Statue des hier gebornen Fourrier, ein Kommunal-College, ein Lehrseminar, eine Normalschule, eine Ackerbauschule und einen öffentlichen Garten. In den bei Ägypten der Kirche St.-Germain sind die Gräber der Bischöfe von Auzerre. Die alten Mäße sind Brommenaden vermandelt. Auf der Cesplande l Temple steht die Statue von Davoust. Die Belterung betreibt Holz-, Jagerei-, Darmfabrikation, Gerberei, Strumpfwirerei, Weberei, Baumwollspinnerei, Kerzen- und Chemikalienfabrikation und lebhaften Handel mit Stabholz, Fäße, Rohlen, Wolle und den geschätzten Weinen des Landes (der Chourette und der Nigraime gehören zu den besten Burgunderweinen). Von dem als Antisiodorum, einer Stadt der Senonen, sind sich noch Ruinen und andere Altertümer aus d Römerzeit vor. Schon im 3. Jahrh. ist A. eines dem Erzbischof Sens untergebenen Bischofs, 4 ward es durch die Hunnen zerstört, 486 den Aume durch König Chlodwig entrissen. Die Grafschaft Auzerois ward im Beginn des 11. Jahrh. a lich und ging bei den Bischöfen von A. zu 24 Sie gelangte nacheinander an die Häuser Rons Courtemay, Donzo, Chatillon, Bourbon, Surze und Challon, 1370 käuflich an die Krone, 14 durch den Vertrag zu Arras an Herzog Philipp d Guten von Burgund, aber nach Karls des Kühn Tod 1477 definitiv an die Krone. Zwar mußte im Frieden von Madrid (1526) an Kaiser Karl abgetreten werden, kam jedoch in den Frieden schlüssen von Cambrai (1529) und Cressay (154 wieder an Frankreich jurid. In den J. 584, 10 und 1147 fanden zu A. Konile statt; 1184 b die Stadt einen Freibrief erhalten, der ihr 1221 fähig und erweitert wurde.

Auzillarois heißen nach Art. 36 unbes. franz. Beeres-Organisationsgesetzes vom 1 Juli 1873 und mehreren Stellen des Adreßes vom 13. März 1875 in der franz. Armee diejenigen Offiziere des Heerlaubtenlandes, d. h. der Arme welche dazu bestimmt sind, im Falle einer Mob machung in Truppenteile des stehenden Heeres e gerückt zu werden. A. sind also eine bestimm Gruppe der Reserveoffiziere.

Auzois, Landschaft (Grafschaft) im alten frz Herzogtum Burgund, unter den Karolingern Pag Alsensis (später Alesensis; nach der alten seit b

9. Jahrh. verdrängt Randubierstadt Alesia, (s. d., s. bekannt), zwischen den Landschaften Autunois, Dijonnais, Montagne, Tonnerre, Auxerrois und Reims, mit der Hauptstadt Semur, bildet jetzt das Arrondissement Auxois im Depart. Yonne und das Arrondissement Semur im Depart. Côte-d'Or. A. war im 9. Jahrh. Grafschaft und fiel nach dem Aussterben einer eigenen Dynastie 1082 an Burgund und mit diesem 1477 an die franz. Krone.

Augometer (grch.), unrichtig auch als **Auzo-** meter bezeichnet, nannte ein londoner Mechaniker und Optiker Adams ein von ihm (1783) erfundenes Instrumentchen, mit welchem sich die Vergrößerung der Fernrohre messen läßt. Das Prinzip, welches diesen und ähnlichen Instrumenten zu Grunde liegt, geht von dem Maße der Vergrößerung aus, welches durch den Quotienten aus der Brennweite des Objectivs durch jene des Okulars gegeben ist. Da jedoch dieses Verhältnis proportional zu jenem ist, welches durch den Quotienten ausgedrückt wird, wenn man den Öffnungsdurchmesser des Objectivs dividirt durch den Durchmesser des in der Okularöffnung erscheinenden Bildes der Objectivöffnung, so kann auch die Vermessung dieses letzten Verhältnisses zur Ermittlung der Vergrößerungszahl des Fernrohrs führen. Zu diesem Behufe wird das Fernrohr auf seinen Brennpunkt eingestellt, d. h. so, daß das Bild eines sehr entfernten Gegenstandes am äussersten erscheint. Wenn dann das Fernrohr nach dem Lagesichte gerichtet wird, so fällt in die Okularöffnung das Bildchen der Objectivöffnung. Mit man nun mittels eines mikrometrischen Maßstabes (s. Mikrometer) den Durchmesser dieses Bildchens und drückt man in demselben Maße die Länge des Durchmessers der Objectivöffnung aus, dividirt hierauf das Maß der letztern durch jenes des erstern, so gibt die erhaltene Zahl den Wert für die lineare Vergrößerung des Fernrohrs.

Es kommt nun vorzüglich darauf an, den kleinen Durchmesser jenes Bildchens im Okular genau zu messen, und zu diesem Zwecke hat man verschiedene Instrumenten erdacht, welche je nach den Umständen andere Namen erhalten haben. Adams nannte sein Instrumentchen **Augometer**. Ramsden, ebenfalls ein londoner Mechaniker und Optiker, und zwar der ausgezeichnetste seiner Zeit, hat um dieselbe Zeit wie jener ein auf denselben Grundsätzen beruhendes, jedoch vorzüglicheres Instrument konstruirt, welches er **Dynamometer** (optisches) nannte. Die Ramsdenschen **Dynamometer** (optische Maßmesser, bildlich) gehören noch heute zu den besten Reizinstrumenten dieser Art, und auch der **Walders** (optisches) **Dynamometer** hat noch, besonders in England, die ihm von Ramsden erteilte Bedeutung. Dagegen sind die A. Adams' nicht mehr in Gebrauch und wurden gleich anfangs von den **Dynamometern** Ramsdens in Schatten gestellt. Das Wesentlichste beiderlei Instrumenten bestand aus einem okularähnlichen, dreifachen, regulirbaren, mit Linse versehenen Röhrchen, in welchem ein mikrometrischer Maßstab angebracht war. Sobald auf diesen durch Verchiebung des obersten Leitzählens scharf eingestellt war, wurde das Instrument an das Okular des auf die Brennweite, oder auf einen sehr weiten Gegenstand eingestellten Fernrohrs gebracht und die unterste Hälfte des Instrumentens so lange eingeschoben, bis der Mikrometermaßstab mit dem scharfen Bilde der Objectivöffnung oder jenes Gegenstandes zusammenfiel.

Sobald dies der Fall war, wurden die vorher besprochenen Messungen vorgenommen und der Quotient gebildet, welcher die lineare Vergrößerung ausdrückt. Beim A. Adams' war der Mikrometermaßstab auf einer möglichst durchsichtigen Hornlamelle, beim **Dynamometer** Ramsdens auf zarten Glasscheibchen geritzt. Dieses letztere Verfahren hat sich bis heute erhalten. Auch noch andere mikrometrische Methoden lassen sich auf die Messung der linearen Vergrößerung anwenden.

Auxonne, Stadt und Festung dritter Klasse im franz. Depart. Côte-d'Or, am linken Ufer der Saône, ist Knotenpunkt der Paris-Dooner Eisenbahn zwischen Dijon, Beaune und Gray und zählt (1876) 4964 (Gemeinde 6532) A. Die Stadt hat eine schöne Kathedrale aus der ersten Hälfte des 14. Jahrh., während Thürme und Portal aus 1516 und das rechte Seitenschiff aus dem 10. oder 11. Jahrh. stammen, eine schöne Brücke, ein von Ludwig XII. und Franz I. erbautes Schloß aus dem 16. Jahrh. (in Renaissance), ein Collège, Handelsgericht, Bildergalerie, Bibliothek (7000 Bände), eine Artillerieschule, eine Städtische, Kalernen, eine eiserne Statue Napoleons I. von Jouffroy, 1867 gefertigt, und große Proviant- und Pulvermagazine. Sie unterhält Luch-, Serge- und Musselinfabriken, Nagelgeschmieden, Olsfabrikation und Brauereien und treibt Handel mit Getreide, Wehl, Wein und Branntwein, Melonen, Holz und Kohlen sowie mit Marmor, der in der Nähe gebrochen wird. Ganz bedeutend ist die Gemütsausfuhr. — A., an der Grenze des Herzogtums und der Freigrafschaft Burgund, kam 1237 durch Tausch an Herzog Hugo IV. von Burgund, der Auxonnois indessen nicht unmittelbar mit seinem Herzogtum verband, und gelangte 1477 an Frankreich, doch nicht ohne tapfern Widerstand gegen Ludwig XI. Die Stadt wurde 1526 von Valnoir für Karl V. und später im Hugonottenkriege vom Herzog von Guise belagert, erhielt seit 1673 verstärkte Werke durch Bauban und widerstand unter General Andréossy 1815 den Österreichern, an die es erst 28. Aug. kapitulierte, wobei diesen ein ungeheures Kriegsmaterial in die Hände fiel.

Augometer, s. **Augometer**.

Ava oder **Aw-a**, große Trammerstadt im hinterind. Reiche Birma, welche, wie schon 1364 und 1761, so auch 1822—37 Haupt- und Residenzstadt war, liegt im Westen der spätern Hauptstadt Amarapura (s. d.) in einer reichbewässerten, sehr fruchtbaren Kulturrebene am Südostrufer des daselbst ungefähr 1200 m breiten Iramadistroms, der hier zwei durch einen Kanal verbundene Zuflüsse aufnimmt, von denen der Mit-Ta (der andere heißt Mit-Nge) den Stadthafen bildet und Schiffe von 50—60 t trägt, somit die Umschiffung der ganzen Stadt ermöglicht. Der Name A. ist eine Verämelung von Angwa oder An-ua, d. h. Reichtum (nach dem sieben, jetzt noch fünf großen Tischen), und im Lande selbst nicht gebräuchlich, wo die Stadt offiziell Ratnapura, d. i. Juwelsteinstadt, genannt wird. Sie ist durch Erdbeben größtenteils zerstört, die prächtigen Pagoden sind zusammengefallen, aber einige Klöster noch bewohnt. Ehemalig war A., im Umfange von 10—12 km, von einer 5 m hohen und 3 m dicken Mauer, einem innern Wall und äußern Graben umgeben und hatte 21 Thore. Die Mauern sind noch vorhanden, und ein umfangreicher, weißer Tempel, umgeben von einem weitläufigen Kloster mit vielen marmornen

Buddhabildern, ragt aus dem Grün hervor; aber die meisten andern Gebäude, auch die der Palast- oder Königsstadt (Mandau), sind in Trümmer verfallen. A. gegenüber liegt Sagaing (s. d.).

Ava, Dichterin am Anfang des 12. Jahrh., die als Reclusa in der Nähe des österr. Klosters Göttweig lebte und 8. Febr. 1127 starb. Sie verfaßte eine poetische Bearbeitung der Evangelien, an welche sich die Erzählung vom Antichrist und die Darstellung des jüngsten Gerichts anschließt. Wie sie selbst sagt, gaben ihr ihre zwei Söhne »den Sinn an«, d. h. sie verstand kein Latein und ließ sich den Stoff, den sie bearbeitete, von ihren des Lateins kundigen Söhnen, die also wohl Geistliche waren, vermitteln. Das Gedicht ist in der Vorauer Handschrift erhalten und in Diemers »Gedichte des 11. und 12. Jahrh.« (Wien 1849) herausgegeben. Vgl. Langguth, »Untersuchungen über die Gedichte der A.« (Budapest 1880).

Avagoo, alter Name der Abhasen (s. d.).

Aval, der in Deutschland eingebürgerte franz. Name für Wechselbürgschaft. Diese Bürgschaft kann sowohl für den Aussteller eines eigenen Wechsels wie für den Aussteller, den Acceptanten oder Inossantanten einer Tratte statthaben. Der Bürge tritt durch seine Gewährleistung vollkommen in die Verpflichtung dessen, für den er sich verbürgt, und muß für diesen auskommen, falls derselbe seiner Verbindlichkeit nicht pünktlich nachkommt. Wer die Wechselbürgschaft leistet, schreibt seinen Namen zu dem Namen des eigentlichen Schuldners, allenfalls unter dem Zusatz »als Bürge« (per aval); nur dann oder auch, wenn der Bürge in einem besondern Sahe sagt, daß er sich »nach Wechselrecht« verpflichtet, ist die Bürgschaft eine wechselfähige.

Avallon, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Yonne, am rechten Ufer des Cousin auf einem die Umgebung beherrschenden Granitfelsen, an der Paris-Bozon Eisenbahn und am Ausgange eines malerischen, von weinreichen Hängen begrenzten Thals, besitzt eine 1106 geweihte roman. Stiftskirche St. Ladre (St. Lazare), welche eine sehr reiche Fassade und übrigens in der Ornamentik den speziell burgund. Stil des 12. Jahrh. aufweist, ein Museum, eine Bibliothek, ein Kommunal-College und ein 1873 enthülltes Denkmal des Marschalls Dauban, ferner ein Civil- und ein Handelsgericht, liefert geschähte Böttcherarbeiten, hat Leder-, Strumpfwaren- und Fußfabriken und Seilerbahnen, treibt Handel mit Wein, Getreide, Wolle, Holz und Vieh und zählt (1876) 5337 (Gemeinde 5930) E. In der Nähe der Stadt befinden sich bemerkenswerte Tropfsteinhöhlen. Der Avallonwein, ein guter roter Burgunder, wird in vorzüglichster Qualität auf der Anhöhe von Annay gewonnen. A. ist das alte gallische Aballo im Lande der Äduer und war als Avalo unter den Karolingern Hauptort des Pagus Avalensis in Burgund.

Avallon, die südöstl. Halbinsel der brit.-nordamerik. Insel Neufundland in Amerika. Dieselbe hängt mit der Insel nur durch einen ganz schmalen Isthmus zwischen der Placentiabel im S. und der Trinitybai im N. zusammen, zerteilt sich aber selbst wieder in drei kleinere Halbinseln und hat eine Menge vortrefflicher Baien, Buchten und Häfen, unter welchen die St. Mary- und die Conceptionsbai sowie der Hafen von St. Johns, der Hauptstadt der Insel, die wichtigsten sind. In der Conceptionsbai befinden sich der Brigadeshafen und die kleine Bai

de Grase; auf dem Landvorsprung zwischen beiden wurde im Sept. 1890 goldhaltiger Quarz gefunden. Auf A. wurde, der großen Bank von Neufundland gegenüber, 1621 die erste engl. Kolonie gegründet, deren Stockfischfang sich rasch entwickelte. In der Südostspitze der Halbinsel, dem Cape Race (s. d.), wurde im Sommer 1858 nach dem Valentiahafen in Irland das erste submarine Kabel gelegt, das indessen seine Thätigkeit bald wieder einstellte.

Avance (frz.), Vorsprung, Vorteil, Gewinn, dann im Handelsverkehr der Geldvorschuß. In A. oder (ital.) Avanzio stehen, ist demnach gleichbedeutend mit: in Voransch. stehen, an einen Geschäftsfreund, mit welchem man in gegenseitiger Abrechnung steht, noch zu fordern haben. Einen Betrag avancieren heißt, ihn im voraus bezahlen, so man den Gegenwert (die Ware) bezogen hat. Eine Ware mit A. verkaufen, bedeutet: sie mit Gewinn verlaufen, und in diesem Sinne ist z. B. von einem A. von 12 Proz. die Rede. A. heißt auch der Profit oder Kurs, welchen eine Wochsels- oder Geldbörse über Pari hat; das Wort ist dann gleichbedeutend mit Gewinn oder Agio. Der Kurs wird nämlich bisweilen in Prozenten Gewinn oder Verlust gegen das Pari notiert und die Bezeichnung der Prozent- oder des Prozentkuchens Gewinn häufig (wie in Frankreich und Belgien) durch den Zusatz A. (wie auch Prime, Prämie, Aufschlag) erklärt.

Avancement (frz.) bezeichnet das Aufsteigen in eine höhere Stellung, die Beförderung, namentlich bei Militärs. Das A. erfolgt nach der Anciennität (s. d.), A. in der Tour genannt, oder im Befreier Auswähl, wobei Befähigung und Würdigkeit die Entscheidungsgründe bilden sollen, und bei dann A. außer der Tour. Für die Auswähl zu leichten sind die persönlichen Urteile der speziell Vorgesetzten maßgebend. Trotz der damit verbundenen Missethände ist das A. außer der Tour nicht notwendig, um den höhern Stellen jüngere Mann zuzuführen und den Eifer zur Fortbildung in den Offizierskorps rege zu erhalten. In der engl. Armee waren bis 1871 die höhern Stellen durch Kauf zugänglich. Das A. in den niederen Offizierskorps erfolgt in der Regel innerhalb der Truppendienst (Regimenter), in den höhern innerhalb einer ganzen Waffengattung und in den höchsten durch die ganze Armee. — Avancierte nennt man diejenigen Armeen alle zwischen dem Gemeinen und dem Offizier liegenden Chargen. — Avanciert heißt auch soviel wie in Schlachtordnung gegen den Feind vorrücken.

Avantage (frz.), Vorteil (besonders beim Spiel und Zweikampf); avantagieren, sich selbst einen andern in Vorteil bringen.

Avantageur (frz.) nennt man in der deutschen Armee, im Gegensatz zu den auf Kadettenbildung vorbereiteten Offiziersaspiranten, junge Mann, welche entweder im Besitz eines Abituriertenzeugnisses eines Gymnasiums, resp. einer Realschule erster Ordnung, oder nach juradgelegter Berufsfähigkeitsprüfung als Gemeine in die Armee eintreten, um hier nach sechsmonatlicher Dienstzeit dann, nach einem Kurus auf einer Kriegsschule, nach absolvierter Offiziersprüfung, zum Offizier befördert zu werden. Junge Männer, welche Grund eines Abituriertenzeugnisses mindestens ein Jahr auf einer deutschen Universität studiert haben können dagegen nach sechsmonatlicher Dienstzeit ohne Besuch einer Kriegsschule und ohne

Ronate als Fortsetzungsbild zu haben, zur Offenbarung zugelassen werden.

Avantgarde (Vorhut, Vortrab) heißt diejenige Abteilung, welche eine gegen den Feind marschierende Truppe auf eine gewisse Entfernung vorschickt, um sich gegen die Erkundung durch den Gegner und seine überraschenden Angriffe zu sichern, sich selbst aber Nachrichten über denselben zu verschaffen. Die Stärke und Zusammenfassung einer A. muß derjenigen der marschierenden Truppe und den Terrainverhältnissen entsprechen. Infanterie bildet in der Regel den Hauptbestandteil, Feldartillerie wird nur härteren A. beigegeben; Kavallerie ist unentschieden und gewinnt um so höhere Bedeutung, je freier das Terrain ist. Die Stärke der A. ist etwa ein Viertel der Gesamtzahl; ihre Entfernung von der zu führenden Abteilung (dem Gros) wächst mit der Stärke der letztern. Die A. sichert sich ihrerseits durch vorwärts und seitwärts vorgetriebene kleinere Abteilungen (Vor-, Seitentrupps), welche selber wieder einzelne Leute als Spitze vor sich oder als Seitenflügel neben sich haben, sowie durch Patrouillen. Wo es erforderlich ist, hat die A. für das Aufnehmen der Straßen Sorge zu tragen. In der Schlachtabordnung (ordre de bataille) heißt A. *avance*, in der Regel aus allen drei Waffen gebildet, deren Aufgabe es ist, das Gewicht anzulegen und die Entwicklung der Hauptmacht (des Gros) zum Kampfe zu bedingen. Sie stellt gleichzeitig die zur Anknüpfung des Sicherheitsdienstes notwendigen Kräfte. Im besondern Verhältnis gebraucht man statt A. in diesem Sinne lieber die Bezeichnung Vortreffen. Die A. einer Division besteht in der Regel aus einem Infanterieregiment, dem eine Artilleriekompanie beigegeben wird, in beiden Fällen mit beigegebener Kavallerie und Feldartillerie; für eine Armee bestimmt man eine Division und mehr als A. Der Führer der A. vermag auf den Gang der Ereignisse einen entscheidenden Einfluß zu üben, da durch seine Initiative Engagements (Avantgardengefechte) entstehen, in welche mit seinen übrigen Kräften einzugreifen der Höchstkommandierende häufig nicht vermögen kann, selbst wenn der Kampf gegen seine Absichten eingegangen worden ist. Deshalb ist die Wahl auf solche Führer zu richten, welche durch klaren Blick, Umsicht und Kaltblütigkeit ausgezeichnet sind. Im Falle des Rückzugs wird die A. zur *Arrièregarde* (s. d.).

Avant la lettre, f. unter Abdruck und Vorarbeit.

Avantsein (fr.), die Vorhand (bei Kartenspielen).

Avanturin, f. Aventurin.

Avanzo (Jacopo), ital. Maler in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh., wahrscheinlich nach seinem Geburtsort Veronesi genannt, ist der jüngere und hervorragendere unter den beiden bedeutenden Malern, welchen die malerische Dekoration der San-Julius und Giorgiotapelle in Padua, Grundriss der altital. Historienmalerei, zugeschrieben werden. Sein Genosse war Albighiero de Ravio (s. d.). Der Fortschritt A.s gegenüber seinem Mitgenossen sowie der Schule Giotto's überhaupt besteht in den deutlichen Symptomen eines kräftig werdenden realistischen Sinnes, der den bevorstehenden Umwälzung in der Kunst des 15. Jahrh. vorüberblickt. Genauere Beachtung des Details, strenger Lebensigkeit, genrebaste Motive treten als die Spuren dieses Übergangs auf. Die Gemälde,

in welchen man A.s Pinsel vorzugsweise erkennen will, sind an den genannten Orten die Darstellungen aus der Jakobslgende, der Jugendgeschichte Christi, der Legenden des heil. Georg, der heil. Katharina u. s. w. Vgl. Förster, »Die Wandgemälde der St. Georgskapelle zu Padua« (Berl. 1841).

Awaren, eine den Hunnen verwandte Völkerschaft ural-altaiischen Stammes, welche nach dem Sturze der hunn. Macht in den Gegenden um den Don und das Kaspische Meer nördlich vom Kaukasus erschien, um 555 an die Donau vordrang und sich in Thracien niederließ. Hier dienten sie in Justinians Heeren; nach dessen Tod mit Justin II. entzweit, halfen sie den Longobarden das Reich der Gepiden zerstören und besetzten nach dem Abzuge der Longobarden (568) Pannonien. Später bemächtigten sie sich Dalmatiens (630), drangen in verheerenden Zügen in Deutschland bis Thüringen und ebenso in Italien ein, wo sie die Franken und Longobarden bekriegten, und erstreckten nach der andern Seite ihre Raubzüge bis nach Konstantinopel. Die Westgrenze ihres Reichs ward die Enns. Das Vordringen der Chomaten und Serben und der Abfall der Bulgaren scheinen ihre Herrschaft auf das heutige Ungarn beschränkt zu haben; Kärnten entzog sich im 7. Jahrh. ihrer Herrschaft. Tassilo rief sie 787 gegen Karl d. Gr. zu Hilfe. Erst 796 wurden sie durch den Grafen Erich von Friaul und Karls Sohn Pipin überwältigt, und ihre jenseit der Theiß gelegene Hauptstette, der »Kings«, genommen. Hiernach geschwächt, erlagen sie nach und nach den vorbringenden Mähren, werden nur noch als jenseitige Horige genannt und verschwinden nach dem Einbruch der Ungarn völlig. Biemeilen ist ihr Name irrthümlich auf die frühern Hunnen und die spätern Ungarn übertragen worden. Vgl. Hunfalvy, »Ethnographie von Ungarn« (überetzt von Schneider, Budapest 1877). — In seinem Zusammenhange mit diesen A. stehen die Awaren am Kaukasus, eine Völkerschaft lesgischen Stammes, welche im Gebirge von Taghestan ein Gebiet (Awarien) von ungefähr 820 qkm bewohnt. Ihre Zahl wird auf 165 000 angegeben. Sie standen bis 1863 unter einem eigenen Chan. Hauptort ist das feste Dorf Chumag. Die A. sprechen einen Dialekt der lesgischen Sprache, welcher von Schiefner in »Versuch über das Awarische« (Petersb. 1862) und »Ausführlicher Bericht über V. von Uslars awarische Studien« in den »Mémoires de l'Académie« (Petersb. 1872) sowie »Awarische Texte« (Petersb. 1873) bearbeitet worden ist.

Awari, f. Hawerei.

Awafaga, Awafakia oder Aswa-Saga, Berg, 172 m hoch, f. unter Torna.

Awatara (sanestr.), die Herabkunft, das Herabsteigen, besonders nach der religiösen Anschauung der Bishnuiten das Herabsteigen der Götter (namentlich Bishnu's) vom Himmel, ihre Verkörperung oder körperliche Erscheinung in der Welt (s. unter Indische Religion).

Aw oder **Haw** (lat., d. i. Besegnet seist du, lebe wohl) war der gewöhnliche Gruß der alten Römer sowohl beim Begegnen wie beim Abschied. **Havo pia anima** (d. i. lebe wohl, fromme Seele) ist noch jetzt eine häufige Inschrift auf Gräbern. Über das latth. Gebet **Ave** f. **Ave Maria**.

Weiburg, Aburg, kleines Dorf von 725 E. bei Warldorough in der engl. Grafschaft Wiltshire, bekannt durch die gigantischen Reste eines fog.

druidischen megalithischen Steinendtmals, ähnlich dem von Stonehenge (s. d.). Der mit einem Erdwall umgebene Kreis, dessen Durchmesser etwa 455 m beträgt, enthielt in seiner Vollständigkeit wohl 100 Steine von etwa 5,5 m Höhe und 800—1000 Ctr. Schwere; unter Karl II. waren noch 63, 1802 nur noch 17 vorhanden, und ihre Zahl hat sich seitdem noch vermindert. Innerhalb dieses großen Kreises befanden sich zwei kleinere, jeder aus zwei konzentrischen Steinreihen bestehend; in der Mitte des einen stand ein einzelner Stein, in der Mitte des andern eine Gruppe von drei Steinen. Einige der Steine (Grünstein) der kleineren Kreise waren von ungeheurer Größe. Von dem Kreise aus liefen zwei Alleen von Doppeltreihen riesiger, aufrechtstehender Steine, jede über 1 1/2 km lang, die eine in südöstl. Richtung nach Overton, wo sie mit einer kleinen elliptischen Aufstellung ähnlicher Steine endigte; die andere lief nach Westen und endigte mit einem einzelnen Steine. Das Dorf A., welches innerhalb des großen Kreises liegt, ist zum Teil aus den zertrümmerten Steinen dieser Kreise gebaut. Nur 1 km südlich von dem großen Kreise erhebt sich der sog. Silburyhügel, eine künstliche Erderhöhung; dieselbe mißt an der Basis im Umfange 650 m, ist 54 m hoch, hat eine Scheitelfläche von 39 m Durchmesser und bedeckt über 2 ha. Vielleicht gehört dieser künstliche Berg zu den Steintreihen; doch ist seine Bestimmung, wie die der Steintreise selbst, noch nicht enträthelt. [Kupferstich.]

Avec lettre grise, s. unter **Abdrud** und **Aveiro**, der nordwestlichste Distrikt der portug. Provinz Beira, zählt auf 2925 qkm (1874) 255 1266, ist fast ganz eben, waldreich, vom Boga durchflossen, nur zum Teil bevölkert und angebaut, und zerfällt in 59 Concelhos (Kantone).

Die Hauptstadt Aveiro (Talabriga in Lusitania), Ciudad und Bischofssitz von (1878) 7167 E., an der Eisenbahn Oporto-Coimbra, ist ein wichtiger Hafen- und Handelsplatz an der Mündung der Boga, welche einen großen, von sumphigen Inseln und Bänken erfüllten Strandsee bildet, in dessen Morästen ungeheure Massen Sersals gewonnen werden. Die Stadt besitzt vier Pfarrkirchen, ein großes Armenhaus mit einer schönen Kirche und ein Hospital. Der Exporthandel des Places mit Salz, Öl, Wein und Orangen ist lebhaft. An der Küste befinden sich sechs große Establishments für den hier stark betriebenen Sardinenfang. Die Umgegend erzeugt vortreffliche starke Weine, Getreide, Öl und Gartenfrüchte im Überflus.

A. wurde nebst der Umgegend von dem König Johann III. im 16. Jahrh. zu einem Herzogtum erhoben, das bis 1720 dem Hause Vancastro, zuletzt dem Dom José Mascarenhas, Herzog von A. (geb. 1708), gehörte. Derselbe war unter Johann V. Oberhofmeister des königl. Hauses und sehr einflußreich bei Hofe gewesen, unter König Joseph Emanuel aber durch Bombal zurückgedrängt worden. A. galt nun für einen Führer Mißvergnügter, und die gleichfalls unzufriedenen Jesuiten schlossen sich an ihn an. In der Nacht vom 3. zum 4. Sept. 1758 wurde auf den von seiner Maitresse zurückkehrenden König geschossen und derselbe, jedoch nicht gefährlich, verwundet. Ein niedergelegtes Ausnahmegericht erklärte den Herzog von A., den Marquis von Tavora und einige andere Personen, meistens Glieder dieser Familien, für schuldig, die Jesuiten aber für die Anstifter des Attentats. Mehrere,

darunter auch A. nebst seinen Söhnen und seinem Schwiegersohne, wurden 13. Jan. 1759 vollzählig hingerichtet, ihre Güter eingezogen, ihre Frauen in Klöster gesteckt, die Jesuiten verbannt. Der Versuch ist, nach der gründlichen Untersuchung von Cavers (über den Mordversuch gegen den König Joseph von Portugal, Berl. 1839), äußerst ungenügend geführt worden und der größere Teil der Verurtheilten höchst wahrscheinlich vollkommen unschuldig gewesen. Unter der Regierung Maria I. hat eine Revision des Processes stattgefunden, und ein Erkenntnis vom 23. Mai 1781 das frühere Urteil in Bezug auf sechs Personen widerrufen und deren Rehabilitierung verfügt. Dieser Rechtspruch ist aber wahrscheinlich die königl. Befähigung nicht erlangt und ist nicht in Ausführung gebracht worden; es hat keine Rehabilitation stattgefunden, und ein Abkömmling der damaligen Opfer, der eine solche nachsuchte, wurde mit einer Pension abgefunden.

Adv.-Lallemand (Friedr. Christian Benedikt), ein um das Polizeiwesen verdienster Schriftsteller, geb. 23. Mai 1809 zu Lübeck, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte 1830–31 zu Jena Jurisprudenz. Nach Lübeck zurückgekehrt wurde A. Advokat und 1843 zum Obergerichtskurator ernannt. Die Herausgabe einer Polizeiordnung für den Freistaat Lübeck hatte 1851 seine Berufung an das neuangelegte Polizeiamt zur Folge, an welchem er dann lange mit Erfolg wirkte. Als Ergebnis seiner kriminalistischen, kulturhist. und linguistischen Studien sowie seiner reichen praktischen Erfahrungen veröffentlichte er ein Buch: „Das deutsche Gaunertum“ (4 Tle., 1854–55), dessen beide erste Teile eine Darstellung des Gaunertums nach seiner allmählichen Entwicklung und in seinen gegenwärtigen Zuständen gewähren, während die beiden andern einer eingehenden linguistischen Untersuchung der Gaunersprache gewidmet sind. Als ergänzende Beiträge dazu erschienen: „Der Meraner Bodreiter des 18. und 19. Jahrh.“ (1880) und „Der Magnetismus mit seinen mystischen Verirrungen“ (1881). Von seinen sonstigen literarischen Arbeiten sind noch die kleinen Schriften: „Die Krisis der deutschen Polizei“ (1861), „Reform der Polizei in Hamburg“ (Hamb. 1861) und „Die norddeutsche Bundespolizei“ (Berl. 1861) hervorzuheben, in welchem letztern Werke er danken einer einheitlichen deutschen Polizei ohne welche ihm eine erspriehliche Strafrechtsreform nicht möglich erscheint. Wegen eines Augenleidens trat A. 1868 aus dem Staatsdienst und verlebte seitdem eine Reihe von Polizeiromanen, von denen „Die Nechulle-Leut“ (2 Bde., 1870), „Der Erb- und Gerichtsherr“ (3 Bde., Hannov. 1870), „Derz und Geld“ (3 Bde., Hann. 1871), „Jaba“ (3 Bde., Dresd. 1878) besonders hervorzuheben sind; auch verfasste er eine „Volllogie der deutschen Polizei“ (1882). Im 1880 erhielt er vom Großherzog von Sachsen-Weimar das Prädikat eines Hofrats; 1882 kam er nach Berlin über.

Adv.-Lallemand (Robert Christian Berthel), Bruder des vorigen, geb. 25. Juli 1812, studierte 1833–37 zu Berlin, Heidelberg und Paris Recht und ging darauf nach Rio-Janeiro, wo er sich Arzt niederließ. Obgleich später zum Mitgliede obersten Gesundheitsrats für Brasilien ernannt, lehrte er doch 1855 nach Deutschland zurück. Auf Humboldts Empfehlung wurde A. Mitglied

1847. Amerik-Expedition, von welcher er sich jedoch in Rio wiederum trennte. Nachdem er hierauf 1858 und 1859 Reisen durch ganz Brasilien gemacht, ließ er sich in Lissabon nieder. Außer einer Anzahl medic. Schriften (s. B. über das Gelbe Fieber) und belletrischer Arbeiten veröffentlichte A. »Reise durch Südbrasilien« (2 Tle., Pp. 1859) und »Reise durch Nordbrasilien« (2 Tle., Pp. 1860). Auch lieferte er zu der von R. Bruchin herausgegebenen Biographie Alexander von Humboldts (Lpz. 1872) den dritten Theil: »Humboldts Aufenthalt in Paris« (1808—26). Von seinen weiteren Schriften sind zu nennen: »Enderungen durch Brasilien aus alter und neuer Zeit« (Rio de Janeiro 1877), »Luiz de Camoens, Portugals größter Dichter« (Lpz. 1879) und »Veränderungen durch die Mangroven der Tropen« (Bresl. 1880). — John Edward A. (geb. 1803, gest. 17. Mai 1867 in Lissabon), einem Vetter der vorigen, der sich der Botanik widmete und lange Zeit am Botanischen Garten in Petersburg angestellt war, ist die Pflanzengattung *Lallemantia* benannt worden.

Avellaneda (Doña Gertrudis Gomez de), span. Dichterin, geb. 1816 zu Puerto-Principe auf Cuba, kam 1836 nach Europa, lebte seit 1840 in Madrid und lernte bei der Aufführung ihres Dramas »Leonora« den ersten öffentlichen Triumph; darauf erschienen ihre »Poesias liricas«, die Romellen »Sabas« (1841), »Espatolina«, »La baronesa de Joux« (1842), »Guatimocin« und »Dolores« (1843) und die Tragödien »Alfonso Munio« und »El principe de Viana« (1844). Als das madrilider Linceo artistico y literario 1845 ein poetisches Turnier eröffnete und zwei Preise für zwei Gedichte aussetzte, welche die Nichte der Königin Isabella, die einen polit. Verbrochen beging, hatte, das eine in margirter, das andere in jarter Weise befehlen sollten, erhielt A. den Preis für die innig-sauste Ode. Der Preis für das zweite Gedicht wurde einem pseudonymen Dichter, Don Felix Okalabo, zuerkannt, welcher sich später ebenfalls als A. ergab. Unter großem Enthusiasmus von ganz Madrid wurde die Dichterin in Gegenwart der Königin mit einem goldenen Lorbeerkränze gekrönt. Beide Gedichte erschienen unter dem Titel »Composiciones poeticas en elogio de la augusta clemencia de nuestra reina doña Isabel II.« (Madrid. 1845). A. vermählte sich 1846 mit Don Pedro Sabater, Jefe-Politico von Madrid; vorher warb noch in demselben Jahre im Foretollorier von Bordeaux, worauf A. nach Madrid zurückkehrte. Ihre spätern Werke tragen ein schmerzlich kühleres Gepräge, ohne jedoch den frühern an Reinheit der Sprache und an Ideenreife nachzulassen. Folgt der Novelle »Ondina del lago azul« veröffentlichte sie nach die Dramen: »Saul« und »Baltazar« (1849), »Errores del corazon«, »La hija de las flores«, »Los tres amores«, »La hija del Rey Remo«, »Simpatia y antipatia«, »Oraculos de Talia«, »Recuerdo« (1851), »La verdad vence apariciones«, »El donativo del diablo« (1852), »La manambula«, »La aventurera« (1853). Einige neue Blüten lyrischer Poesie fügte sie einer zweiten Ausgabe ihrer »Poesias liricas« (1852) ein. Nachdem sie sich 1854 zum zweiten male mit dem Oberst und Deputierten Don Domingo Berdugo Blasco vermählte hatte und auch dieser 1860 gestorben war, lebte sie bis zu ihrem 1. Febr. 1873 erfolgten Tode in Sevilla. Ihr letztes dichterisches Produkt war das im Foretollorier von ihr verfasste »Devocionario« (Madrid. 1867) und eine Uebersetzung des Du-

masschen »Castilina«. Ihre Werke füllen zwei Bände mit Poeten und acht mit Prosaerwerken; dazu kommen 16 Dramen, von denen der größere Teil sich auf der Bühne erhalten hat.

Avellaneda (Nicolas), Staatsmann der Argentinischen Konfederation, geb. 1. Okt. 1836, studierte in Cordoba und Buenos-Ayres die Rechte, leitete dann mehrere Jahre hindurch die Redaction des »Nacional« und erhielt 1861 die Professur der Staatswirtschaft an der Universität zu Buenos-Ayres. Bereits seit 1860 mehrmals in die Legislatur gewählt, übernahm er bei dem Regierungsantritt des Präsidenten Sarmiento 1868 das Ministerium der Justiz, des Kultus und des Unterrichts. Unter seiner Leitung nahm das ganze Unterrichtswesen einen außerordentlichen Aufschwung. Als die Präsidentschaft Sarmientos ihrem Ende nahte und sein Vorgänger, der Unitarier Mitre, die Gewalt wieder an sich zu reißen suchte, stellten die Föderalisten im Frühjahr 1874 A. als Präsidentschaftskandidaten für die Amtsperiode 1874—78 auf. Er erhielt auch bei der Wahl die Majorität und wurde 6. Aug. 1874 vom Kongress zum Präsidenten proklamiert, am 12. Okt. sein Amt anzutreten. Trotz eines bald nach der Wahl ausbrechenden Militäraufstandes erfolgte 12. Okt. A.s Inauguration als Präsident, welches Amt er bis zum 12. Okt. 1880 bekleidete. (S. Argentinische Konfederation.)

Avellino (ehemals Principato ulteriore), Provinz des Königreichs Italien, im Osten der Campagna-Felice gelegen und Teile vom alten Samnium, Lucanien und Campanien umfassend, zählt (1876) 383.662 E. auf 3649 qkm und zerfällt in die Distrikte A. Ariano di Puglia und San Angelo de' Lombardi. Die Provinz ist durchaus gebirgiges Apenninenland, aber der Boden überall sehr fruchtbar, das Klima gesund, die Bodenproduktion reichlich und vortreflich. Der Hauptfluß ist der Calore mit dem Ufite, an der Ostgrenze der Ofanto. Die Hauptprodukte sind Kohlen und Vieh, Salamis und Cerealiawürste. Man fabriziert Filz, Leinen und Leder, und die Gold- und Silberschläger in Solofra sind weit berühmt.

Die Hauptstadt Avellino (das Abellinum der Alten) liegt 48 km östlich von Neapel, 357 m über dem Meere, am Fuße des 1309 m hohen Monte-Bergine in der Quellgegend des Sabbato in anmutiger Umgebung und ist durch eine Eisenbahn über Cancelli mit Neapel verbunden. Die Stadt, 887 gegründet, zeitweilige Residenz Kaiser Friedrichs II., Bischofsitz und dem Fürsten Carraccioli gehörig, hat ein Exceum, ein Theater, zählt als Gemeinde (1880) 21.782 E., ist schön gebaut und hat durch die Erdbeben von 1694, 1731 und 1805 sehr viel gelitten. Den Marktplatzziert ein schöner Obelisk. Die Bevölkerung betreibt Färberei und fabriziert Hüte, Tuch und Stühle, unterhält auch einen starken Zwischenhandel. Berühmt ist A. wegen der in der Umgegend wachsenden guten Kastanien und großen Haselnüsse (*Nucos aballinae*), die dem Landmann oft das Brot ergeben. Früher betrug der Unsoß in frischen und gerösteten Nüssen jährlich 60000 Ducati. Nahe westlich von A. liegt die als Wallfahrtsort berühmte Abtei di Monte-Bergine. Das alte Avellino, eine Stadt der Sipriner in Samnium, lag etwas weiter unterhalb bei der Ortschaft Nisipalza, wurde aber von den Longobarden zerstört.

Avellino (Francesco Maria), namhafter ital. Archäolog, geb. zu Neapel 14. Aug. 1788, studierte die Rechte zu Neapel, dann in Rom Archäologie. Nach Neapel zurückgekehrt, übernahm er den Lehrstuhl der griech. Literatur an der Universität und leitete 1809—15 die Erziehung der Kinder Murats. Nach des letztern Sturze wirkte er als Advokat, ohne sein Lehramt aufzugeben, und erhielt 1820 den Lehrstuhl der polit. Öconomie, später den der Institutionen und der Pandekten. Im J. 1820 wurde er mit der Katalogisirung der ungemein reichen Sammlung des «Museo Borbonico» beauftragt. Außer den Beiträgen zu dem 1824 begonnenen Prachtwerke «Real Museo Borbonico» lieferte er für die «Accademia Ercolanese», deren beständiger Sekretär er 1832 geworden war, sowie für die «Accademia delle scienze» und seit 1815 für die «Società Pontaniana» zahlreiche Abhandlungen; 1839 wurde er nach Arbibis Tode Direktor des Bourbonnischen Museums und erhielt zugleich die Oberaufsicht über die Ausgrabungen. A. starb 9. Jan. 1850. Mehreres von seinen vielen Schriften sammelte er selbst in den «Opuscoli diversi» (3 Theile, Neap. 1831—36). Er begründete 1808 eine numismatische Zeitschrift, welche jedoch bald wieder erlosch. Ebenso wurde das von ihm geleitete «Bullettino archeologico Napoletano» (6 Bde., Neap. 1843—48) durch die Ereignisse von 1848 unterbrochen.

Ave Maria (lat.), oder Englischer Gruß, angelica salutatio, d. h. Gruß des Engels Gabriel an Maria (nach Luk. 1, 28), wird von den Katholiken ein Gebet zur Jungfrau Maria genannt nach dem (lat.) Anfangsworten: «Gegrüßt seist du, Maria (Ave Maria) voll der Gnade; der Herr ist mit dir; du bist gesegnet unter den Weibern, und gesegnet ist die Frucht deines Leibes.» In dieser Weise wurde das Gebet nach einer Verordnung Gregors I. (590—604) zunächst von den Priestern am vierten Adventsonntage unter der Messe als Offertorium gesprochen. Als dem Vaterunser ebenfallsiges Paten-gebet erscheint das Ave Maria mit dem erweiterten Kultus der Maria seit dem 11. Jahrh., und wird als solches durch Odo, Bischof von Paris, 1196 empfohlen. Urban IV. setzte daher nicht allein (1261) die abschließenden Worte: «Jesus Christus, Amen», zu dem Obigen, sondern seit der ersten Hälfte des 16. Jahrh. fand das Gebet durch die Franziskaner immer allgemeiner den die heutige Form bildenden Abschluß als Zusatz zu der ältern Formel: «Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sündler, jetzt und in der Stunde unser Todes, Amen.» Unter Anschlägen der Gloden, welches auch in prot. Ländern als Morgens- und Nachmittags- und Abendgebet teilweise beibehalten ist und ebenfalls Ave Maria genannt wird, soll, einer Verordnung Johanns XXII. von 1326 gemäß, jeder Katholik diesen Engelsgruß morgens, mittags und abends jedesmal dreimal beten. Es geschieht dies nach den kleinen Regeln des Rosenkranzes, die deshalb gleichfalls Ave Maria heißen, während die Großen Regeln dem Vaterunser gewidmet sind. 150 Ave Maria bilden (nach den 150 Psalmen) ein Psalterium Mariae und haben nach dem gläubigen Gefeühle der Katholiken hohe Gebetskraft.

Avena, s. Hafer.

Avenara, s. Aven. Cera.

Avenches, deutsch Willisburg, lat. Aventicum, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks im Schweiz. Kanton Waadt, liegt 463 m über dem

Meere, 7,5 km südwestlich von Murten, auf einer Anhöhe über der sumpfigen Niederung, welche die Broie vor ihrer Mündung in den Murtensee bildet, an der Eisenbahn Lys-Payerne-Louisaune, besteht ein altes Schloß, eine aus röm. Quadern erbaute Kirche und ein Museum mit zahlreichen röm. Antiquitäten und zählt (1880) 1783 E., wovon etwa 5 Proz. katholischer, 14 Proz. jüdischer Confession sind. A. ist eine der ältesten Städte der Schweiz. Das alte Aventicum, von dem das heutige A. nur die südwestliche Ecke, etwa den 10. Teil des Ganzen, ausmacht, war schon vor Cäsar Hauptstadt Helvetiens und stand unter Vespasian und Titus, die es zur röm. Kolonie erhoben, in seiner höchsten Blüte. Von seiner damaligen Ausdehnung und Bedeutung zeugen die Überreste der alten Ringmauer, von deren zahlreichen Wachttürmen sich noch einer an der Ostseite erhalten hat, das jetzt noch erkennbare regelmäßig angelegte Straßennetz, die Wasserleitung, die Substruktionen eines Theaters und eines Amphitheaters, das Forum, von dessen Halle noch ein Mauerpfeiler, genannt le Cigognier, steht, sowie zahlreiche Inschriften, Mosaikböden und Ruinen aller Art, die zum Teil in dem Museum der Stadt, zum Teil in den Sammlungen von Bern und Lausanne aufbewahrt werden. Die Mauer Aventicums wurde durch die Alamannen zerstört, die 264 auf dem Wege von Gallien nach Italien die Stadt eroberten und verheerten. Fast Jahrhunderte später wurde dieselbe von den Hunen nochmals zerstört. Seitdem erhob sich Aventicum nie mehr zur frühern Größe und Bedeutung, und als im 6. Jahrh. der Bischofssitz von A. nach Lausanne verlegt wurde, sank die alte Hauptstadt Helvetiens zum Landstädtchen herab.

Avenel (Denis Louis Martial), franz. Schriftsteller, geb. zu Orbec 28. Mai 1782, gest. zu Paris 19. Aug. 1875, fungierte als Bibliothekar an der Bibliothek Sainte-Geneviève und gab in der «Collection des documents inédits sur l'histoire de France» eine Sammlung der «Lettres, papiers d'état et instructions diplomatiques du Cardinal de Richelieu» (4 Bde., 1863) heraus. — Georges A., geb. zu Beaumont (Oise) 31. Dez. 1828, gest. zu Bougival 1. Juli 1876, vornehmliche «Anacharsis Clootz, l'orateur du genre humain» (2 Bde., 1868) und die «Landis révolutionnaires», eine Sammlung von historischen, in der «République française» erschienenen Artikeln (1875). — Paul A., Bruder des vorigen, franz. Schriftsteller, geb. zu Chaux (Oise) 9. Okt. 1823, verfasste viele Lustspiele, Romane und Lieder; letztere erschienen als «Chansons politiques» (1869).

Avenitum, derjenige unter den sieben Hügel Roms, dessen topographische Bestimmungen uns vielfach in Dunkel gehüllt liegen. Südwestlich des Palatin, durch die Thalvertiefung des Circus Maximus von diesem getrennt, erhebt sich lang des Tiberflusses die eigentliche Höhe des A., welcher sich gegenwärtig neben antiken und mittelalterlichen Bauwerken die Kirchen und Klöster St. Sabina, San-Messio, Sta.-Maria-Aventina, St. del Priorato, Sta.-Prisca und einige Weingärten befinden. Früher wurde, doch mit Unrecht, h. Name A. auch auf einen zweiten Hügel mit h. Kirchen Sta.-Valtina und San-Saba ausgedehnt, welcher sich südöstlich davon, durch eine schwache Thalensung geschieden, erhebt. Über den Ursprung des Namens Aventinus, welcher früher March

schien jeder soll, war man bereits im Altertum
bekannt: unter den mancherlei Ablei-
tungen war diejenige die verbreitetste, daß der Hü-
gel vom Namen von einem auf denselben bestan-
denen Krieger Aventinus erhalten habe. An-
geschuldigt erscheint der A. in der Folge-
zeit als Stätte latinischer Ansiedelung, und bis zu
heute bei Rom wohnt auf ihm der Stand der
Priester. Servius Tullius erbaute auf demselben
den Tempel der Diana, der als latinisches
Dachgebäude weithin berühmt war. Auch sonst
war der A. ein Tempel: dort errichtete Sem-
pronius den Tempel der Freiheit, dort
war der Tempel der Dea Bona, einer der ältesten
und heiligsten Roms, und derjenige der Juno
regum, der seitdem nach der Eroberung von Veji
übernommen, nicht minder reich war der A. an mythi-
schen Sagen, denn eine die Höhle des Cacus am
Fuße des Berges war, und die Remuria
oder die Grotte, wo Remus die Entscheidung des
Schicksals erwartete. Auf dem A. wohnte einst der
Dämon (Faunus), auch einige der bedeutendsten
plebeischen Geschlechter, wie die Gracchen, hatten
hier ihr Wohnungen.

Aventinus (Johannes), bayr. Geschichtschrei-
ber, s. Averttholz.

Aventure, **Aventure** (in der mittelhochdeut-
schen Poesie), s. unter Abenteuer.

Aventurstein, s. unter Abenteuer.

Aventurier (s. g., wörtlich Abenteuerer) oder
Aventuriersleute hießen seit dem 16. Jahrh.

Handel, welche, ohne eigene Mittel zu besitzen,
mit fremden Kapitalen Waren einkauften, die an
ihnen selbst gekauft und dort mit reichem Gewinn
verkauft wurden. (S. G. R. haben venturkontrakt.)

Der Name ist Anfang des 3. Jahrhunderts des
N. A. auch die Helden einer lan-
gen Reise, welche die meist berühmtesten
und berühmtesten weitgereisten Personen in
der Geschichte schilderten. Das älteste Buch, wel-
ches die Reise erzählt, ist: „Des seltsamen Aven-
turiers Begebenheiten, oder Corn. Paul-
sen's Geschichte“ (Epp. 1724). Die meisten er-
zählen die Reise des 18. Jahrh. Ein Vergleich
ist in „Trésor de livres etc.“ (Bd. 1,
1844).

Aventurin heißt in der Mi-
neralogie eine rötlich-braune Varietät des Quar-
zes, welche durch yafte, mit Eisenoxider er-
füllte Spalten durchzogen ist, welche durch
den Einwirkung der Lichtstrahlen mannigfaltig
gefärbt werden, einen Goldschimmer erhält. Sel-
ten kommt sie in der Natur vor, sondern wird
künstlich durch Erhitzen erhalten, welche durch Zu-
sammenpressen dargestellt wurden. Man findet
sie in der Steiermark, in der Gegend von
L. u. und er wird zu Ringsteinen, Ohr-
gehör, u. dgl. verarbeitet. Der Aven-
turstein oder Sonnenstein, welcher von
L. u. und L. u. kommt, auch in der Nähe
von L. u. und L. u. gefunden wird, ist
ein Oligoklas (einer Art trillinen
Silicate) gelblich-rote Tafeln von
verschiedenen Größen enthält und deshalb gold-
schimmernd.

Aventurin, eine dem Aventurin an Ansehen
gleichende, bei deren Fabrication unter
Zusatz von etwas Goldglimmer gemischt wird.

Averttholz (bisweilen Goldfluß genannt)
ist der Name einer Glasorte, welche auf dem
Berge und auf geschliffenen Flächen an unzähligen
vielen Punkten einen starken und eigentümlichen
Lichteffekt zeigt, wie es bei dem natürlichen Aven-
turin (s. d.) der Fall ist. Die kleinen, das Licht re-
flectierenden Flitterchen liegen in einer anscheinend
hellbraunen Glasmasse, die nach einer Untersuchung
von H. Ebell eine Lösung von metallischem Kupfer
in Glas ist, aus welcher sich beim Abkühlen kry-
stallinische Abscheidungen von Kupfer gebildet haben.
Das A. wurde früher nur in den Glasfabriken
der Insel Murano bei Venedig dargestellt und zu
Schmuckgegenständen der verschiedensten Art verarbeitet.
In neuerer Zeit wird es in England, Frankreich
und Deutschland fabrikt und ist als Bier- und
Decorationsgegenstand wieder in verdiente Auf-
nahme gekommen, nachdem Bettendorfer die Dar-
stellungsmethode beschrieben hat. Diese besteht im
wesentlichen darin, daß man eine Hämatinmasse
(s. Hämatin) mit Eisenfeile vermischt und nach
dem Schmelzen möglichst langsam erkalten läßt.
Ein dem A. ähnliches Glas ist das von Bettendorfer
dargestellte Averttholz (s. d.). Vgl. die „Handbücher
der chem. Technologie“ von R. Wagner (Epp. 1875),
F. Knapp (Braunsch. 1874); Rell u. Stohmann
(Münch. 1874); „Encyclopädie. Handbuch der techni-
schen Chemie“ (3. Aufl., Bd. 3. Braunsch. 1875).

Averno (s. g. Aornos, b. i. der Hölle),
ital. See in der Nähe von Cumä, Puteoli und
Bajä (jetzt Lago d'Averno), ist bis 66 m tief
und fast ganz von steilen und waldigen Höhen ein-
geschlossen. Seine mephitischen Dünste tödten an-
geblich die darüberfliegenden Vögel. Hierher ver-
legte man Homers Eingang in die Unterwelt. Hier
waren der Hain der Fekate und die Grotte der be-
rühmten cumaischen Sibylle, welchen Namen auch
jetzt eine der Grotten am süd. Ufer des Sees führt.
Agrippa ließ zur Zeit des Augustus die dichten
Wälder lichten und durch Cocceus einen Tunnel
nach Cumä führen, welcher die Verbindung mit
dem Lucrinensee und dem Meere herstellte, aber
durch die Entstehung eines Vulkans in der Nähe,
des Monte nuovo, fast völlig verschüttet wurde.

Averttholz, Pflanzengattung aus der Fa-
milie der Urticaceen. Man kennt nur zwei Arten,
welche beide in Ostindien und China wachsen und
nicht selten in den Warmhäusern ihrer merkwür-
digen Früchte halber gezogen werden: A. Bilimbi
L. und A. Carambola L. Beide sind Sträucher
mit gestielten Blättern und in Trauben gestellten
purpurnen Blüten, welche aus einem kleinen, fünf-
blättrigen Kelch und einer fünfblätterigen Blü-
menkrone bestehen. Aus dem fünfzähligen Frucht-
knoten entwickelt sich eine eiförmige, tiefergürte,
fünftächerige Beere, deren Fächer zwei Samen ent-
halten und mit einem sauren Brei erfüllt sind. Die
Früchte der kultivierten A. Carambola werden ein-
gemacht und gegessen; sie haben einen weinfräu-
lichen Geschmack; die Früchte des wild wachsenden
Baums sind so sauer, daß man sich in Ostindien
derselben zum Einpökeln des Fleisches bedient.

Averttholz oder **Averttholz**, eigentlich Jbn-
Kosch (Abul-Basid Mohammed Jbn-Ahmed Jbn
Mohammed Jbn-Kosch), der berühmteste Philo-
soph der Araber, wurde 1126 (520 d. H.) zu Cor-
doba in Spanien geboren, wo sein Vater das Amt
eines Oberrichters und Kustodi besetzte. Er genoß
den Unterricht der ausgezeichnetsten Gelehrten

der Cordoba, wo er sich in der Philosophie, Logik,
Metaphysik, Mathematik, Astronomie, Geographie,
Geschichte, Poesie, etc. auszeichnete. Er war ein
eifriger Anhänger der Sunniten und hat viele
Bücher über die Religion geschrieben. Er starb im
Jahre 1198 (604 d. H.) zu Cordoba.

Averttholz, eine dem Aventurin an Ansehen
gleichende, bei deren Fabrication unter
Zusatz von etwas Goldglimmer gemischt wird.

Averttholz, eine dem Aventurin an Ansehen
gleichende, bei deren Fabrication unter
Zusatz von etwas Goldglimmer gemischt wird.

Averttholz, eine dem Aventurin an Ansehen
gleichende, bei deren Fabrication unter
Zusatz von etwas Goldglimmer gemischt wird.

Averttholz, eine dem Aventurin an Ansehen
gleichende, bei deren Fabrication unter
Zusatz von etwas Goldglimmer gemischt wird.

Averttholz, eine dem Aventurin an Ansehen
gleichende, bei deren Fabrication unter
Zusatz von etwas Goldglimmer gemischt wird.

Averttholz, eine dem Aventurin an Ansehen
gleichende, bei deren Fabrication unter
Zusatz von etwas Goldglimmer gemischt wird.

Averttholz, eine dem Aventurin an Ansehen
gleichende, bei deren Fabrication unter
Zusatz von etwas Goldglimmer gemischt wird.

Averttholz, eine dem Aventurin an Ansehen
gleichende, bei deren Fabrication unter
Zusatz von etwas Goldglimmer gemischt wird.

Averttholz, eine dem Aventurin an Ansehen
gleichende, bei deren Fabrication unter
Zusatz von etwas Goldglimmer gemischt wird.

Averttholz, eine dem Aventurin an Ansehen
gleichende, bei deren Fabrication unter
Zusatz von etwas Goldglimmer gemischt wird.

Averttholz, eine dem Aventurin an Ansehen
gleichende, bei deren Fabrication unter
Zusatz von etwas Goldglimmer gemischt wird.

Averttholz, eine dem Aventurin an Ansehen
gleichende, bei deren Fabrication unter
Zusatz von etwas Goldglimmer gemischt wird.

Zeit und stand in vertrautem Verkehr mit dem Theosophen Ibn-el-Arabi und den berühmten Gelehrten Ibn-Tosail (Abubaces) und Ibn-Johr (Avanzoar). Wegen seiner Talente und Kenntnisse erhielt er unter dem almoraviden Sultan Jussuf (1163—84) die höchsten Ehrenämter und wirkte bald in Marokko, bald in Sevilla oder Cordova. Auch bei dessen Nachfolger Almansur-Billah stand A. anfangs in hoher Gunst, doch wurde er von seinen Rädern der Abweichung von den Lehren des Koran beschuldigt. A. fiel deshalb bei Almansur in Ungnade, wurde seiner Ämter entticht und lebte verbannt zu Elisea oder Lucena bei Cordova. Nach einigen Jahren, als der Sultan selbst an den philos. Studien Interesse gefunden, ward er wieder an den Hof nach Marokko berufen und mit Gunstbezeugungen überhäuft; allein er starb bald darauf 12. Dec. 1198 zu Marokko. A. übersehte (aus dem Syrischen) und erläuterte die Schriften des Aristoteles mit tiefer Einsicht; doch löst sich in seinen Arbeiten, wie bei den meisten der arab. Philosophen, der Einfluß der alexandrinischen Ansichten, wie sie in den Commentaren des Ammonius, Theophrastus u. a. niedergelegt sind, nicht verkennen. Wegen die arab. Orthodoxen, besonders gegen Agazali, trat er als rationalistischer Verteidiger der Philosophie auf. Die meisten seiner Schriften (Vened. 1489) sind nur in lat. Übersetzungen erschienen. Seine Commentarien zum Aristoteles erschienen lateinisch in einer Ausgabe des Aristoteles (11 Bde., Vened. 1560). Auch schrieb er eine Art metaph. System, welches unter dem Namen „Colligat“ (eine Verstümmelung des arab. Titels „Stuligat“, d. i. das Ganze, System) in das Lateinische übertr. und öfters gedruckt wurde (Vened. 1482 und 1514). Viele seiner Schriften sind auch ins Hebräische übertr. worden. In der christl. Kirche erlangte die Philosophie des A. bereits im 13. Jahrh. Bedeutung, wiewohl namentlich seine pantheistische Lehre von der Einheit des wirksamen Prinzips im Universum von den Scholastikern oft als Irrtum verworfen, auch die Astrologie als Avershois, 2133 m bezeichnet wurde. Außerdem hat sich A. auch durch astron. Beobachtungen, wie z. B. über Sonnenflecke, verdient gemacht. Vgl. Renan, „A. et l'Averroïsme“ (Par. 1852; 2. Aufl. 1861); H. Ritter, „Geschichte der Philosophie“ (2. Aufl., Bd. 8, Hamb. 1845); Rafinio, „Studi sopra Averro“ (Flor. 1875). Die wesentlichsten Verdienste um die genauere Kenntnis der philos. Schriften des A. hat sich M. J. Müller erworben, welcher die Publication des arab. Textes der „Philosophie und Theologie von A.“ (Münch. 1859) unternahm, deren treffliche Übersetzung (Münch. 1875) noch Müllers Tode von der Bayerischen Akademie veröffentlicht wurde.

Avers (fr. effigie, engl. obverse) heißt die Vorder- oder Hauptseite einer Münze. Gleichbedeutend sind die Bezeichnungen Kopf- und Bildseite, weil die Anwesenheit des Bildes des Regenten, resp. des Namenszugs desselben, oder ein allegorisches Bild (z. B. der Freiheit) das Charakteristische ist. Die Rück- oder Rehrseite der Münze heißt **Revers**.

Avers, ein Hochthal im Bezirk Hinterthier des schweiz. Kantons Graubünden, liegt nördlich vom Bergell, westlich vom Oberhalbstein und öffnet sich mit seiner untern Stufe, dem Ferrerathal, unterhalb der Felsenge Hofna gegen das von der Spilgenstraße durchzogene Schanjerthal. Rings von

teilweise vergletscherten, über 3000 m hohen Bergmauern (Bj. Platta 3386 m, Gletscherhorn 3106 m, Vleseborn 3043 m) umgeben, mit den benachbarten Thälern nur durch rauhe Bergpfade (Passo della Tuana 2800 m, Jorcellina 2673 m, Stallenberg 2584 m) verbunden, ist das A. ein stilles, wenig besuchtes Wiesenthal, ziemlich einseitig, im obern Teile baumlos, ohne Feldbau, aber mit üppigem Graswuchs, reich an Gemsen, Murmeltieren, Schnee- und Steinhühnern, hier und da auch von Bören heimgesucht. Der Thalbach, der Averserbach oder der Konnerthrin, ein wildes Bergwasser, entspringt mit zwei Quellen im Iner- und im Bregalgrahle, durchfließt in tiefer Rinne zwischen den steilen Grashängen der Thalsoiten das A., empfängt links den Madriserbach und an der Grenze von A. und Ferrera den Leibach aus dem ital. Val di Lei, durchbricht dann die Felskette des Ferrerathals, in welchen er eine Reihe prächtiger Stromschnellen und Wasserfälle bildet, und mündet nach 30 km langem Laufe 2,5 km oberhalb Ander in den Hinterrhein. Der Weg, welcher hier von der Splügenstraße in südöstl. Richtung gegen das A. abseigt, ist anfangs einleuchtliches Fahrsträßchen, verwandelt sich aber bald in einen beschwerlichen steinigen Fußpfad, der, mehrmals das Ufer wechselnd, bald hoch über dem Fluße, bald dicht an demselben hin, an Wasserfällen, verlassenem Hüttenwerfen und verfallenen Höfen vorbei, durch die waldige und felsige Schlucht des Ferrerathals über Außer-Ferrera 1321 m und Canicul 1480 m hinaufsteigt, um die offeneren und zahnere Oberfläche des A. zu gewinnen. Mit seinem Seitenthale Madris zählt das A. in mehreren Dörfern, Weilern und einzelnen Höfen 259 E. deutscher Junge und reform. Konfession, deren einzige Erwerbsquelle die Alpmutter ist. Der Hauptort Cresta mit der Thal- kirche liegt 1949 m über dem Meere auf der rechten Thalsoite am Fuße des Weißbergs, 2933 m, und ist das höchste Pfarrdorf der Alpen, wie bei 6,5 km südöstlich von Cresta gelegene Weiler Juf, 2133 m, das höchste Winterdorf Europas ist. Im S. von den Italienern des Bergell, im O. von den Italienern und Romanen des Oberhalbsteinthals, im N. von den Romanen des Ferrerathals und im W. von den Italienern des Val di Lei umgeben, bilden die Averser oder Konnerthrin deutsche Sprachinseln, deren Ursprung von den einen auf Einwanderung freier Völker, von den andern auf eine höhenstoufische Kolonie zum Schutz der Vasse zurückgeführt wird.

Aversa, im Altertum Atella, Stadt in der ital. Provinz Caserta (ehemals Terra di Lanzo), 15 km nördlich von Neapel, an der Eisenbahn nach Caserta (Joggia), in einer orangen- und weinreichen, mit schönen Willen bedeckten Gegend, ist gut gebaut, Sitz eines Bischofs, hat als Gemeinde (1880) 20832 E., eine Kathedrale mit Kuppel in normann. Stil, neun Pfarrkirchen und viele Klöster, eine treffliche Irrenanstalt (Morotrofi) und ein ausgezeichnetes Waisen- und Findelhaus (San Lorenzo). Die Stadt ist berühmt durch ihren mildernden Weißwein (Alprino), ihre vorzüglichsten Früchte, Melonen und Mandelfrüchte, auch Elben und Seidenwurm. Das alte Atella, früher von Oskern, dann von Campanern bewohnt, mußte seinen Abfall zu Hannibal schwer büßen, indem an der Stelle der nach Calatia verwiesenen Bewohner

Neubürger aus Nuceria kamen. Später wurde es im Municipium. Der an sich unbedeutende Ort verdankte seine Berühmtheit den Atellanen (s. d.). Die Barbaren der Völkerwanderung zerstörten die Stadt. An ihrer Stelle wurde das jetzige A. 1027 von den Normannen auf einem ihnen vom Herzog Sergius III. von Neapel geschenkten Gebiet erbaut; Kaiser Konrad II. bestätigte ihrem Führer Rainulf, der ihn als Lehnsherrn anerkannte, 1033 den Titel eines Grafen von A. Die Grafschaft wurde 1061 mit dem beim Papste zu Lehn gehenden Fürstentum Capua vereinigt. Im J. 1345 wurde zu A. Andreas von Ungarn, Gemahl der Königin Johanna I. von Neapel, ermordet.

Aversen der Jollausschlüsse (s. d.) heißen die Beiträge, welche die außerhalb der gemeinschaftlichen Zollgrenze liegenden Gebiete des Deutschen Reichs an Stelle der Zölle und Verbrauchssteuern nach Art. 38 der Reichsverfassung zu den Ausgaben des Reichs zu leisten haben. Die Berechnung der A. erfolgt nach dem Verhältnisse der ortsanwesenden Bevölkerung zu den Nettoeinnahmen des Reichs an Zöllen und Verbrauchssteuern, jedoch berechnet, daß zur Ausgleichung der höhern Verbrauchsfähigkeit der städtischen Bevölkerung der Jollausschlüsse für diese noch ein Zuschlag in Ansatz kommt, welcher z. B. in Bremen und Hamburg 5 Mark, in Altona, Wandsbeck, Bremerhaven, Cuxembünde und Brake 3 Mark für den Kopf beträgt. An dem in den Reichshaushalts-Etat unter den Einnahmen einzuführenden Ertragsverhältnis der A. haben, insofern dieselben die Steuern von Branntwein und Bier ersetzen sollen, Bayern, Württemberg und Baden, insofern sie zum Ertrage der Steuern von Bier dienen, Elsaß-Lothringen keinen Teil, weil diese Staaten in Bezug auf die genannten Objekte sich nicht in der Steuergemeinschaft befinden.

Aversion (lat.), das Sidabwenden von etwas; Abneigung, Widerwille, Ekel; auch eine rhetorische Figur (Art der Apostrophe), wodurch man den Angeredeten vom vorliegenden Gegenstand ablenkt.

Aversionalequantum nennt man eine als Inhalt einer Gegenleistung bei Verträgen gedachte Geldsumme, welche ohne nach den einzelnen Bestandteilen des dafür zu Empfangenden gemessen zu werden (per aversionem = abgewandten Gedächtnis), in Sach und Bogen, in runder Summe bewilligt wird. Besonders wichtig ist der Kauf in Sach und Bogen, da für diesen hinsichtlich der Gewährleistung des Verkäufers besondere Grundsätze gelten, während im übrigen noch die Partikularrechte des Aversionalkaufs nicht anders als den gewöhnlichen Kauf, behandeln.

Avvertieren (fr.), benachrichtigen, aufmerksam machen, einen Wink geben.

Avvertissement (fr.), Benachrichtigung, Ankündigung, bildet bei den militärischen Kommandos denjenigen in der Regel gehöhrten Teil, welcher dem eigentlichen Ausführungskommando, meist einem kurzen Worte oder einer Silbe, vorausgeht und auf dieses vorbereitet. Beim Kommandieren wird zwischen dem A. und dem Ausführungskommando eine kurze Pause gemacht, z. B. «Bataillon — halt». «Mit Sägen rechts schwenkt — Marsch». Höhere Befehlshaber, wie Brigade- und Regimentskommandeure, geben nur Avvertissementskommandos, welche von den Führern der taktischen Einheiten, wie Bataillone, Eskadronskommandeuren, aufgenommen werden. A. können auch durch Sig-

nale gegeben werden. — Über das A. in der franz. Preßpolizei s. Preße und Preßgesetzgebung.

Avvertissementsposten sind die im Sicherheits- und Rundschuttsdienst vorgeschobenen Posten; sie stehen ohne Rücksicht auf die eigentliche Postenlinie auf Punkten, von denen aus eine besonders gute Beobachtung möglich ist (wie hohe Berge, Türme u. s. w.), sind mit Fernrohren ausgerüstet und verfügen behufs rascher Mitteilung ihrer Nachrichten an den Kommandierenden über berittene Ordnonnzen, ein Signalfystem oder eine Telegraphenlinie. Im kleinern Maßstabe heißen A. diejenigen Posten, welche die Feldwachen in weniger übersichtlichem Terrain aufsuchen, um einen Überblick über die eigentliche Postenlinie zu erhalten und über deren Vorhaben rasch informiert zu werden. In Belagerungsabteilungen und Festungswerken stellt man A. auf, um das Einschlagen feindlicher Geschosse rechtzeitig zu erfassen.

Avesnes, bis 1867 befestigte Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Nord, an der Helpe und der Nordbahn, zählt (1876) 4636 E. und besitzt eine im 16. Jahrh. restaurierte, mit einem 60 m hohen, vieredigen, trellierten Turme und achtziger Kuppel verbundene Kirche, ein Museum, eine Bibliothek, ein Kommunal-College, eine Archologische und eine Aderbaugesellschaft. Die Bevölkerung unterhält Fabriken für Öl, Seife, Met, Nägel, Quincaillerie, Salzfabrikation, desgleichen Brauerei und Lohgerberei, und betreibt Handel mit Holz, Karmor, Schiefer, Kalk, Leinen, Hopfen, Leder, Steintöbelen, Wein und Branntwein. Der Ort ist im 11. Jahrh. entstanden, bildete früher eine eigene Herrschaft im Hennegau, wechselte aber mehrfach den Herrn und kam 1432 an Burgund. Nach Karls des Kühnen Tode wurde A. 1477 von Ludwig XI. erobert und zerstört, gelangte jedoch an das Haus Habsburg; 1559 nahmen es die Spanier, 1590 die Holländer ein. Im Preussischen Frieden wurde es 1659 an Frankreich abgetreten und dann von Bauban neu befestigt. Am 21. Juni 1815 von den Preußen besetzt, mußte es sich infolge der Explosion des Hauptpulvermagazins und der Zerstörung der Wäurnen an demselben Tage ergeben.

Avesta (die heiligen Schriften der Parsen), s. Zend-Avesta.

Avesta, Kirchspiel und bedeutendes Eisenwerk im südsüd. Teil der schwed. Landschaft Dalarna (Van Kopparberg), an dem Land-Elf; öfters als Heden genannt. Nach A. ward seit alter Zeit das Kupfer von Ralum geführt, um hier gereinigt zu werden; 1644–1831 wurden zu A. sämtliche Kupfermünzen Schwedens geprägt.

Avebron, Fluß im südl. Frankreich, entspringt am Fuße des Kastells Tour de Sermeillets, im SO. von Evreux, durchfließt in vorderrückend westl. Richtung das nach ihm benannte Departement und fällt unterhalb Montauban im Depart. Tarn-Garonne, nachdem er durch den Biaur verstärkt und 45 km vor der Mündung bei Regrepsse schiffbar geworden, nach einem 215 km langen Laufe, auf welchem er Robeg, Villefranche, St. Antonin und Monticour berührt, in den Tarn und mit diesem in die Garonne.

Das Departement Avebron, von den Depart. Hérault, Gard, Lozère, Cantal, Lot, Tarn-Garonne und Tarn umgrenzt, umfaßt die alte Landschaft Rouergue mit 8743,33 qkm Areal und

(1876) 413 826 E. (gegen 402 474 im J. 1872, Zunahme 2,5 Proj.) und bildet einen der gebirgigten Teile Frankreichs. Zwischen dem Hochlande der Auvergne und den Ebenen gelegen, neigt sich die Vorterrasse der Rouergue nach S.W. zur Garonne hin, deren Stromgebiet das Département zugehört. Zwischen den von D. nach W. strömenden Flüssen Lot mit Trugère und Dourbou, A. mit Biaur, und Tarn mit Jonte, Dourbie, Cernon, Dourbou und Rancé sehen vielarmige Verzweigungen des Gewässersystems quer durch das Land, von denen im N. des Lot das Aubracgebirge bis 1451 m hoch ist, zwischen Biaur und Tarn das wildgeriffene Plateau Lézou 1100 m erreicht. Wertwürdige pyramidale Felsbildungen zeigen sich zwischen Tarn, Jonte und Dourbie im S.O. des Départements, während im S. die Hochebene durch zahlreiche Grotten, z. B. bei Rochefort, charakterisiert wird. Den typischen Charakter des Landes bilden die Causses (s. d.), die ausgebehten hohen Kalkplateaus, ohne Wald, ohne Wasser und ohne Menschen, nur reich an aromatischen Kräutern, die vortreffliches Schaffutter sind. 21 Proj. des Bodens sind unfruchtbar, 40 Proj. aderbar, 15 Proj. Wiesen. Das Klima ist zwar gesund, doch, namentlich im O. und N., kalt und rauh. Nur im mildern W. liefert der Weinstock einen mittelmäßigen Wein, während nördlich des Lot nur Roggen und Hafer, in den übrigen Thälern auch andere Cerealien, Obst, Kastanien, Kartoffeln und Trüffeln gedeihen. Zwei Drittel des Bodens sind ungebaut; dennoch reicht die Ernte aus, und das unbebaute Land bietet Weiden für die zahlreichen Herden von Rindern, Ziegen und Schafen, welche nebst der Schweißerei die Hauptnahrungsquelle der Gebirgsbewohner ausmachen. Die Schafe liefern jährlich nicht nur an 2 Mill. kg Wolle zur Ausfuhr, sondern auch Milch zur Bereitung von Käse, welche als Käse von Roquefort in den Handel kommen und einen jährlichen Umsatz von 1 Mill. Frs. erzielen. Bedeutend ist der Reichtum des Landes an Mineralien und Mineralquellen; doch ist die Ausbeutung von Metallen jetzt geringer als in früheren Zeiten. Neben Steinkohlenlagern, welche 1873 über 7 Mill. Ctr. lieferten, und großen Kalkflözen findet sich vornehmlich Eisen und Alaunschiefer, sowie auch Blei, Kupfer, Zink, Vitriol, Antimon. Ein beträchtlicher Teil der Einwohner ist mit dem Bergwerks- und Hüttenbetrieb beschäftigt. Außerdem finden sich vorzüglich Papiermühlen, Seiden- und Baumwollspinnereien, Gerbereien, Wollzeug- und Leppichwebereien u. s. w. In dem Département, welches in die fünf Arrondissements Rodez, Millau, Villefranche, Ste.-Affrique und Espalion zerfällt, verzweigen sich die Orléansbahn und die Südbahn. Sitz der Departementalbehörden sowie eines Bischofs ist Rodez.

Avezzano, Stadt in der ital. Provinz Aquila (ehemals Abruzzo ulteriore II), Bezirkshauptort, 35 km von Aquila, am Nordende des fast ausgetrockneten Fucinersees, zählt (1880) als Gemeinde 6556 E. Zwischen A. und dem südlicher gelegenen Luco liegt der Emislar des Kaisers Claudius, der 6 km lange, 3 m breite, bis 3,2 m hohe unterirdische Kanal, der mit einem 19,5 m hohen Thor gegen das 13 m tiefer gelegene Flußbett des Ari mündet; seit 1862 ist derselbe geräumt und der Boden des Sees der Kultur übergeben.

Aviānus, richtiger als **Avienus**, lat. Fabeldichter, lebte wahrscheinlich zu Ende des 4. Jahrh. n. Chr. Es wird ihm eine Sammlung von 42 Aposiphischen Fabeln in lat. Sprache und elegischem Versmaße beigelegt, die aber der ältern, unter dem Namen des Phädrus (s. d.) bekannten Sammlung sowohl in Hinsicht der Sprache als der Darstellung weit nachsteht. Herausgegeben wurde die Sammlung von Rozelet in der *«Mythologia Aesopica»* (Heidelb. 1610), Cannegietter (Amst. 1751), Nachmann (Berl. 1845) und Fröhner (Epi. 1862). Vgl. L. Müller, *«De Phaedri et Aviani fabulis»* (Epi. 1875).

Avicenna, eigentlich Abu Ali al-Husain Ibn Abd-Allah Ibn-Sina, berühmter arab. Philosoph und Arzt, wurde zu Asschemä, einem Flecken in der Nähe der zu Bokhara gehörenden Stadt Charmatia, 980 geboren und studierte zu Bokhara Mathematik, Astronomie, Philosophie und Medizin. Er war Leibarzt bei mehreren Herrschern der samanidischen und dailamitischen Dynastien, auch eine Zeit lang Begier in Hamadan, zog sich aber dann nach Isfahan zurück und starb auf einem Zuge des Emir Ala-ed-Daula gegen Hamadan 1037. A. hinterließ eine Menge Schriften, unter denen sein im wesentlichen an Galen sich anschließendes System der Medizin *«Kanzun il-Tibb»* den größten Ruf erlangte. Dasselbe zeichnet sich weniger durch Originalität aus als durch die zweckmäßige Anordnung und Auswahl aus den Schriften der griech. Ärzte zu einer Zeit, wo die Kenntnis des Griechischen noch wenig verbreitet war. Auch dem A. waren die griech. Ärzte nur durch arab. Übersetzungen zugänglich. Der arab. Text jenes *«Kanzun»* ist vollständig nur einmal (4 Bde., Rom 1598) in Druck erschienen. Sehr zahlreich sind aber die lat. Übersetzungen. Die älteste derselben ist die von Gerardus Cremonensis, welche mehrfach (mit Verbesserungen von Alpagus, 2 Bde., Bened. 1595) gedruckt wurde. Für die sorgfältigste gilt die von Plempius (Wien 1658). Außerdem sind noch einige andere seiner mediz. Schriften sowie auch mehrere philosophische in lat. Übersetzungen (unter andern von Alpagus) erschienen. Ein *«Poema de Logica»* hat Schmölbers in den *«Documenta philosophica Arabum»* (Bonn 1836) herausgegeben. Besonders hat A.s Schrift über Metaphysik (eigentlich ein Kommentar zur Metaphysik des Aristoteles) die Aufmerksamkeit der Scholastiker auf sich gezogen. A. erweist sich in derselben als ein durchaus selbständiger Denker. Von denselben Grundfäden über die ursprünglichen Begriffe des menschlichen Verstandes ausgehend, die schon sein Vorgänger Al-Farabi angenommen, setzt er den Begriff der Möglichkeit als einen angeborenen Begriff vor aus und fordert ein Subjekt für dieselbe, weil es nicht als Substantz gedacht werden könne; das Subjekt der Möglichkeit ist aber die Materie. Weil ein solches Subjekt für die Möglichkeit ohne Form nicht sein kann, so folgt daraus die Ewigkeit der Welt. A. gibt also im Gegensatz gegen seinen Vorgänger die Lehre von der Emanation der Materie aus Gott auf und steht in der Herordnung der sinnlichen Welt nur eine Gestaltigung des ursprünglichen Stoffs. Vgl. Häser, *«Lehrbuch der Geschichte der Medizin»* (3. Aufl., Bd. 1, Jena 1875).

Avicenna, von Linné zu Ehren des berühmten arab. Arztes Avicenna benannte Pflanzengattung aus der Familie der Berberaceen, besteht aus

immergrünen Bäumen der Tropengegend mit gegenständigen, verwachsenen, ganzen, unterseits weissen Blättern, gestielten, achsel- und endständigen Blüten, welche einen tief fünfspaltigen Kelch und eine kleine, glockenförmig-zweilippige Blumenkrone besitzen. Die lederartigen, zusammengebrühten, einjährigen Früchtchen sind vom Kelch und den Deckblättern umgeben. Einige Arten, namentlich *A. nitida* Jacq. und *officinalis* L., beide mit glänzenden Blättern und roten Blüten, sind Ziergewächse in Warmhäusern. Die Rinde der ersten Art wird in Brasilien als Gerbmittel benutzt.

Avienus (Aulus Jellus), röm. Dichter und Schriftsteller in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. n. Chr. aus Boskonia in Etrurien, verfasste außer einigen andern jetzt größtenteils verlorenen Dichtungen und den Paraphrasen der *«Quintus»* des Krates, welche J. B. in den Ausgaben des Krates (J. d.) von Buhle und Matthia mit abgedruckt sind, zwei geogr. Gedichte, von denen die *«Descriptio orbis terrarum»* in einer Paraphrase des geogr. Gedichtes des Dionysius Periegetes in lat. Hexametern besteht, die *«Ora maritima»* in Jamben nur zum Teil aus uns gekommen ist. Sie enthält wertvolles, aus alten Quellen stammendes, aber mehrfach durch spätere Futhaten entstelltes Material. Vgl. Christ in den *«Abhandlungen der Bayerischen Akademie»* (Bd. 11). Sämtliche Dichtungen sind von Kammer de Prado (Madrid 1834) herausgegeben und finden sich, mit Ausnahme der Paraphrasen des Krates, auch in Bernhardt's Sammlung der *«Poetae Latini minores»* (Bd. 5). Von den beiden geogr. Dichtungen wurde die erstere von Friesemann (Amsterd. 1786), sowie von Bernhardt und von Müller in den *«Geographi Graeci minores»* (2 Bde., Par. 1855–61) herausgegeben.

Avigliana, Flecken bei Isola (J. d.).

Avigliana, Stadt in der ital. Provinz Potenza (Compartimento Basilicata), auf einem Hügel an dem in die See gehenden Bianco, 15 km nord-östlich von Potenza, ist von Lösswänden umgeben und zählt (1880) als Gemeinde 17248 E., die Weinbau treiben und Marmorbrüche bearbeiten.

Avignon (lat. Avenio), Hauptstadt des franz. Depart. Vaucluse in der Provence, am linken Ufer des Rhône, über welchen eine Kettenbrücke führt, und welcher hier die Sorgues ausnimmt, an einem Kanal der Durance und an der sich hier mehrfach verzweigenden Eisenbahn nach Lyon und Marseille, in herrlicher Ebene, ist durch ihre anmutige Lage sowie durch ihre histor. Erinnerungen eine der interessantesten Städte Frankreichs. Durch die Festung des kalten Alpenwindes ist der Ort berüchtigt. A. hatgewaltige, 1349–68 aufgeführte, meist 3,5 m starke Mauern mit zwölf Zinnen, 39 mächtigen Türmen und schönen Thoren und ist von prächtigen Baumgängen umgeben. Eine Platanenallee führt zu den Rats des Rhône. Hierwohlt die Kaiserzeit gebaut, ist doch das Innere der Stadt unregelmäßig, winkelig, düster und schmugig. Von den öffentlichen Gebäuden sind das Stadthaus mit got. Turme aus dem 14. Jahrh., das Hôtel Crillon in got. Stile, der erzbischöf. Palast, das Hospital, das Theater (1846) bemerkenswert, ferner das Ständehaus Crillon, eines Feldherrn Heimrich IV., und eine 1874 errichtete Statue Petrarca's. Außer einer Menge von Kirchen hatte A. früher 20 Klöster und 15 Nonnenklöster, sodaß es von Katakomben wegen des häufigen Glotengeläutes

tes *«la ville sonnante»* genannt wurde. Noch 1762 zählte es 900 Geistliche. In der Revolutionszeit wurden viele der geistlichen Gebäude teils andern Zwecken zugewendet, teils zerstört, wie J. B. 1791 die Franziskanerkirche mit dem Grabe der vielgeliebten Geliebten Petrarca's, Laura de Sade, die hier 1348 an der Pest starb. Die schöne Synagoge brannte 1845 ab. Die Cistercienserkirche enthält das Grabmal des Papstes Clemens VII. und des heil. Venerat, des Erbauers der großartigen Steinbrücke, welche das gegenüber im Depart. Gard liegende Städtchen Villeneuve-lès-Avignon mit (1876) 2652 (Gemeinde 2910) E. (gekrönt durch die von betürmten Mauern umgebene Abtei St. André), zu einer Vorstadt A.'s macht. Die Brücke ward 1188 vollendet, aber 1669 durch den Rhône bis auf 4 ihrer 19 Bögen und eine Kapelle des Heiligen zerstört. Jetzt führt eine Hängebrücke hinüber. Den Glanzpunkt der Stadt bilden die großartigen Bauten auf dem Roc-des-Doms, einem 58 m über den Rhône aufragenden Kalkfelsen, der sich gegen S. und O. allmählich zur Stadt hinabsenkt, während auf der steilen Nordseite die Patertreppe von 100 Stufen hinaufführt. Den Felsen krönt die große, aber unregelmäßig gebaute got. Kathedrale Notre-Dame-des-Doms, ein wahres Bollwerk von mächtigen Türmen, dessen Vortal für den Rest eines Herculestempels gilt, mit dem merkwürdigen byzant. päpstlichen Stühle aus weißem Marmor, Fresken und zahlreichen Gemälden, den Mausoleen der Päpste Benedikt XII. und Johann XXII., und dem Grabe Crillon's. Etwas tiefer, am Südbahnhof, steht das alte, kolossale päpstl. Residenzschloß, 1339–64 aufgeführt, eine Festung von Steinblöcken, mit starken fremdesten Mauern, Türmen, Schießscharten, weiten got. Hallen, ohne Symmetrie; sie war später Sitz des päpstl. Vizelegaten, dient seit 1815 als Gefängnis und Kaserne, und hat in zwei Sälen schöne Fresken aus dem 14. Jahrh. Die Plattform des Felsen gewährt einen großartigen Rundblick, der die Ebenen der Provence mit den dunkeln, scharfgeadeten Gebirgsausläufern, den rötlichen Gipfeln des Mont-Ventoux u. s. w., den Betten der Flüsse Durance, Sorgues und Gardon bis an die Cevennenkette umfaßt, am Rhône abwärts bis an die öde Camargue reicht. Die Stadt hatte im 14. Jahrh. 100000, nach den Stürmen der Revolution 17000 E., 1876 wieder 33189 (Gemeinde 38008) E. Sie ist Sitz der Departementsbehörden, eines Erzbischofs (bis 1475 eines Bischofs), dessen Diocese das Depart. Vaucluse umfaßt, und unter dem die Bischöfe von Nîmes, Viviers, Valence und Montpellier stehen. A. hat ein Lyceum, ein großes und ein kleines theol. Seminar, eine Gewerbe-, eine Zeichen- und eine Realschule, die Académie de Vaucluse, einen botan. Garten, ein Museum, nach seinem Stifter, dem Arzte Calvoet benannt, mit einer Gemäldegalerie, einer archäol. Sammlung, einer Galerie von Sculpturen und Architekturkünden des Altertums, Mittelalters und der neuen Zeit; ferner eine Porträtgalerie, ein Münz- und Naturalienkabinett, eine öffentliche Bibliothek von 85000 Bänden und 2500 Manuskripten; das naturhist. Museum «Requin» mit großer Bibliothek, eine Ader- und Gartenbaugesellschaft und einen Verein für Kunstfreunde. Die 1303 gestiftete Universität wurde 1794 aufgehoben. Seit 1857 besitzt die Stadt ein prot. Bethaus und eine prot. Schule.

Die Bevölkerung unterhält Seiden- und Baumwollspinnereien, Samt-, Florence-, Taffet-, Zinnenn- und andere Fabrics, bedeutende Färbereien und Gerbereien, Krappmühlen, Kanonen- und Eisengießereien, Maschinenbauanstalten, Buchdruckerien u. s. w., liefert Papier, Adergeräthe, Blech, Kupfer- und andere Metallwaren, geschähte Herren- und Damenhüte, Posaumentrompeten u. s. w., und treibt starken Garten-, Agrum-, Krapp-, Obst-, Wein- und Seidenbau sowie Viehzucht und sehr lebhaften Handel mit Seide, Wein, Brantwein, Olivenöl, Getreide und Mehl. Die Seidenindustrie beschäftigt 12–14 000 Arbeiter und liefert jährlich Waren im Wert von 1½ Mill. Frs. Für Getreide ist A. das Entrepôt für die Provence, Nieder-Languedoc und Languedoc; auch werden daselbst die Ladungen der zur Ausfuhr kommenden Weine des Departements gemacht. Von großer Wichtigkeit für die Färbereien der Stadt ist die Kultur der Gelbbeeren oder Avignonkörner (*Graines d'Avignon*) und insbesondere des Krapp (*Garance*), den man teils in den Handel bringt, teils zur Färbung der roten Hofenstoffe der franz. Armee verwendet. Dieses wichtige Produkt, das dem Departement jährlich über 15 Mill. Frs. einbringt, verdankt A. einem landesflüchtigen Perier, Jean Alben, dessen Vater Gesandter des Schah Thamas Ruli-Chan war, und der 1765 in Arruit starb; sein Standbild steht in den Gartenanlagen beim Dom. Die Armut und Schönheit der Frauen von A. wird allgemein gerühmt.

A. war die Hauptstadt der gallischen Cavares und bietet nebst der Umgegend noch viele Überreste aus der Römerzeit dar. Im Mittelalter war es mit seinem Gebiete eine Grafschaft, welche die Päpste, die bereits die Grafschaft Benaisien 1273 von König Philipp III. zum Geschenk erhalten hatten, von Johanna, Königin von Neapel und Gräfin von Provence, 1348 aufkauften. Beide Länder regierte der Papst durch einen Bischofen und besaß sie bis 1790, wo nach mehreren stürmischen und blutigen Auftritten (zuletzt 16. Okt. 1791) die Stadt mit ihrem Gebiete sich an Frankreich angeschlossen. Im Frieden von Tolentino (19. Febr. 1797) leistete dann der Papst auf A. und Benaisien förmlich Verzicht. Merkwürdig ist A. in der Kirchengeschichte, indem auf Anordnung König Philipps IV. von Frankreich Papst Clemens V. und dessen sechs Nachfolger bis Gregor XI. von 1305–78 ihren Sitz daselbst nehmen mußten. Später residirten bis 1409 in A. noch mehrere nichtanerkannte Päpste. Auch wurden in A. zwei Kirchenversammlungen, 1326 und 1337, gehalten. Am 2. Aug. 1815 wurde in Avignon der Marischall Prune ermordet. Vgl. Benjon, „A., la ville et le palais des papes“ (Besancon 1878).

Avignonbeere, s. Gelbbeere.

Avila, Hauptstadt der gleichnamigen span. Provinz, welche die südlichste Ede Alcaasiliens umfaßt und auf 7722 qkm (1877) 180 457 E. zählt. Die Stadt, eine Ciudad von (1877) 9199 E., Sitz eines Bischofs, liegt zwischen den Ketten des Scheidegebirgs, am Fuße der Sierra de A. und an der Noaja 1144 m über dem Meere, und ist mit Madrid durch die Nordbahn verbunden, welche von hier aus die Sierra Guadarrama ersteigt. A. ist von alten wohlgehaltenen, 13 m hohen, 4 m hohen Mauern mit 86 Thürmen und 10 Thoren umgeben, hat gutgepflasterte, aber trumme Straßen und, wegen der

schwarzen Farbe des Gesteins, aus dem die stattlichen Häuser erbaut, ein düsteres Ansehen. Der Ort besitzt ein Instituto, ein Seminar, ein Spital und eine sehenswerte Kathedrale mit einer unterirdischen Kapelle und viele andere Kirchen. Es besteht hier eine königl. Wollspinnerei; im übrigen ist die Industrie ohne Bedeutung. Merkwürdigkeiten sind ein Quemadero oder Verbrennungsort der Inquisition und große, von Menschenhand in Form von Tiergestalten bearbeitete Granitblöcke. Der gleichen seltsame Denkmäler uralter Bildhauerkunst finden sich auch im SW. der Provinz, in der Nähe der Sierra de Gredos. Die berühmtesten sind die Stiere bei Guisando, einem Städtchen von 852 E. mit malerisch gelegenen Kloster. A. kommt seit dem 4. Jahrh. unter dem Namen Abela oder Abula (Abula) als Bistum des Erzbischofs Emerita (Merida) vor. Priscillianus war daselbst Bischof. Hier wurde 1465 die Verjüngung des castil. Adels zur Enthronung Heinrichs IV. und zur Wahl seines Bruders Alfonso und 29. Juli 1520 die Junta des Heiligen Bundes unter Leitung von Juan Vabilla gehalten. Die 1482 gestiftete und 1638 erweiterte Universität im Collegio des heil. Thomas ist 1807 eingegangen.

Avila (Gil Gonzales de), span. Geschichtsschreiber, geb. um 1577 in Alcastilien, war Jesuit und Kanonikus zu Salamanca, auch königl. Chronograph in Castilien und Indien und starb 25. April 1658. A. hat sich als Verfasser mehrerer histor. Werke einen Namen erworben, unter denen die „Historia de la vida y hechos del rey Don Henrique III. de Castilla“ (Madrid 1638) sowie die „Historia de la vida y hechos del monarca D. Felipe III.“ (in Mendozas „Monarquia de España“, Bd. 3, Madrid 1770), die „Historia de Salamanca“ (Salam. 1606) und das „Teatro eclesiastico de la primitiva iglesia de las Indias Occidentales“ (2 Bde., Madrid 1649–56) viele schätzbare Nachrichten enthalten.

Avila (Juan de), span. Kanzlerredner, geb. 1500 zu Almodovar-del-Campo, predigte über 40 Jahre in Andalusien, weshalb er den Beinamen des Apostels von Andalusien erhielt, und starb 10. Mai 1569. Unter seinen Schriften sind vorzüglich das „Epistolario espiritual“ (Madrid 1578 u. öfter, auch in Bd. 13 der „Biblioteca de autores españoles“) sowie die Abhandlungen über Selbstkenntnis, über das Gebet und andere religiöse Gegenstände voll Verehrlichkeit und in reiner Prosa geschrieben. Seine „Obras“ wurden von Diaz (2 Bde., Madrid 1595 u. öfter) gesammelt und von Schermer ins Deutsche übertragen (Bd. 1–5, Regensburg 1856 fg.).

Avila y Jüniga (Don Luis de), span. Diplomat, General und Geschichtsschreiber, geb. zu Placencia um 1490, genoß das Vertrauen Karls V., der ihn mit Gesandtschaften an die Päpste Paul IV. und Pius IV. betraute und zum Großmeister des Alcantaraordens ernannte. Er begleitete den Kaiser auf seinen Kriegszügen nach Afrika und gegen den Schmalkaldischen Bund, und befehligte 1552 die Kavallerie bei der Belagerung von Mex. Sein Ruf als Historiker gründet sich auf seine Geschichte des Schmalkaldischen Kriegs, den er zwar nicht unparteiisch, aber geistreich und bündig in einfacher, kräftiger und lebendiger Sprache beschrieb. Das Werk wurde unter dem Titel „Comentarios de la guerra de Alemania, hecha por Carlos V. en 1546 y 1547“ zuerst 1547 in Spanien, dann sehr oft

(Amsterd. 1550 u. f. w.) in span. Sprache gedruckt, vom Verfasser selbst auch italienisch bearbeitet (Vened. 1548 u. öfter) und mehrfach in das Lateinische, Französische und andere Sprachen übersetzt, ins Deutsche vom Herzog Philipp Magnus von Braunschweig (Holsieb. 1552) und neuerdings von einem Ungenannten (Berl. 1853).

Avisés, Küstenstadt in der span. Provinz Oviedo (Asturien), 28 km im Norden von Oviedo, nächst Gijón der bedeutendste Hafenplatz der Provinz, liegt malerisch in einem Hügellande im Hintergrunde und am westl. Ufer der Ria (Bucht) von A., über welche eine lange, prächtige Steinbrücke führt. Die Stadt zählt (1877) 8979 E., hat zwei Pfarrkirchen, drei Klöster, ein Spital, ein Kastell, eine mathem.-nautische Schule, mehrere schöne Gebäude und Gärten. Die Industrie besteht in Weberei, Töpferei und Kupferschmiedearbeiten. Im Städtgebiet, bei Villalegre, liegt eine große Kupferhütte. Im 9. Jahrh. wird hier das Kloster Abelia genannt, in dem König Alfons II. gefangen saß.

Avis (frz.), **Avvis**, Bericht, bezeichnet im Handel die Berichte über Waren und Geldsendungen an deren Empfänger sowie über Wechselanweisungen an den Bezogenen, über Ausstellungen von Anweisungen und Kreditbriefen an den zur Zahlung Aufgeforderten. Über die meisten und alle irgend beträchtlichen Wechsel gibt man im allseitigen Interesse der Beteiligten dem Bezogenen zugleich nach der Ausstellung einen brieflichen Bericht oder A. aus dem Postwege, damit jener sofort im Stande ist, bei der vielleicht schnell erfolgenden Vorlegung des Wechsels zur Einholung der Acceptation sich entscheidend erklären zu können, zugleich auch rechtzeitig die für die Zahlung nötigen Geldmittel herbeizuschaffen. Es ist allgemein Brauch, im Wechsel selbst den Bericht oder A. zu geben, was mit den Worten »laut Bericht« geschieht und von einigen Wechselgebern (dem niederländischen und portugiesischen, aber nicht von der Allgemeinen deutschen Wechselordnung und ebenso wenig von der französischen und englischen) ausdrücklich gefordert wird. Bei kleineren Summen behält man sich bisweilen zur Zeit der Ausstellung eine Entscheidung über den A. oder dessen Unterlassung noch vor und erteilt ihn dann etwa im nächsten, ohnedies erforderlichen Briefe an den Bezogenen, also gelegentlich. In diesem Falle sagt man im Wechsel: »laut oder ohne Bericht«. Nur bei ganz kleinen Beträgen unterläßt man häufig den A. und schreibt dann im Wechsel: »ohne Bericht«. Es geschieht dies sehr oft bei Anweisungen. Wenn der Wechsel »laut Bericht« gezogen ist, so muß der A. unbedingt und möglichst schnell erfolgen, da sonst der Aussteller Gefahr läuft, daß seine Forderung vom Bezogenen juristisch verworfen werde. Der A. über Sendung von Waren, Geld oder Wertpapieren und über Ausstellung von Wechseln u. f. w. muß die betreffenden Objekte hinlänglich genau bezeichnen, und ebenso je nach Umständen die besondere Bestimmung, bei Waren die Art und die Bedingungen des Transports u. f. w. Das Schreiben, welches den A. enthält, heißt **Avvisbrief**. **Avvisatio** (neulat.), die Verwarnung; insbesondere **Avvisatio** (oder **Admonitio**) do perjurio vitando, die Verwarnung vor Meineid, welche der Richter dem Schwurpflichtigen vor der Leistung eines Eides zu erteilen hat, entsprechend der Hinweisung von Seiten des Richters auf die

Bedeutung des Eides, wie solche jetzt §. 442 der Deutschen Civilprozeßordnung vorschreibt.

Avviso, Klub im Kasinohal, s. **Asso**.

Aviso, Aviso-Schiff, ist ein leichtes Kriegsschiff, welches besondere Schnelligkeit besitzt und dazu vermannt wird, Nachrichten oder Befehle von einem Hafen oder einem Schiffe zum andern zu bringen. Die A. waren früher meistens kleinere Raddampfer; in der neuesten Zeit ist es jedoch gelungen, die Schraubenmaschine so zu verbessern, daß sie den Schiffen auch auf kürzeren Strecken, wo bis dahin die Räder die Oberhand hatten, unbedingt größere Schnelligkeit geben als letztere. Man baut deshalb nur noch Schraubenavisos, denen man jetzt eine Schnelligkeit von 18–20 Knoten, d. h. 32–37 km in der Stunde, zu geben vermocht hat. Die A. werden nur mit einem oder zwei Geschützen armiert, da sie für den eigentlichen Kampf zu leicht gebaut sind.

A vista (ital., bei Sicht) entspricht auf ital. Wechseln dem deutschen »auf Sicht«, s. unter **Sicht**. — In der Wust ist es gleichbedeutend mit **A prima vista** (s. d.).

Avitaillement, **Avitailierung** (frz.), Versorgung mit Lebensmitteln, Zufuhr, besonders von Schlachtvieh; **avitailieren**, damit versorgen.

Avivieren, s. unter **Färberei**.

Avlona oder **Avlona**, ital. **Valona** oder **Balona**, albanes. **Blonës**, Seestadt im türk. Vilajet Jannina, Sandjak Berat, an dem zum Adriatischen Meere gehörigen Golf von A., welchen im S. und SW. die mit dem grotesken Kap Glosa oder Linguetta (türk. Karaburnu) weithin vorspringende Halbinsel des Tschigagebirgs, die **Altoreraunische Halbinsel** der Alten, begrenzt. Die Stadt ist ein eines t. Sandjaks und eines griech. Metropolitens, hat eine sichere Reede und einen geräumigen, aber nicht ganz sichern Hafen, der von den im Eingange zum Adriatischen Meere von Winterstürmen überfallenen Schiffen als Zufluchtsstätte benutzt wird. A. liegt in einem schmalen Thale voller Obstbäume, hat sieben zum Teil verfallene Moscheen, eine Straße im ital. Charakter und bietet das Bild trauriger Verkommenheit. Infolge der ungesunden Umgebung grassieren hier im Sommer arge Fieber. A. zählt 6000 E., welche Waffen fabrizieren, Weberei und Salzklemmerei, Web- und Leinwandweberei treiben. Der Handelsverkehr umfaßt Öl, Wolle, Lammfelle, Salz, Weizen und Leinwand, Getreide, Bohnen und Schildkröten, deren oft 40000 Stück zum Verkauf kommen. Gegenüber liegt die Insel **Sasena** (Sason der Alten), im A. dehnt sich gegen die Mündung der Bojaka (Nöos) ein früherer Strandsee aus, und 15 km im S. liegt die fast unabhängige Albanesenstadt **Duta** d. h. A. ist das alte **Avlona** in Griechisch-Algien. Dasselbe spielte im Mittelalter eine Rolle in den normannisch-byzantin. Kriegen, war stark besetzt, wurde 1464 von den Osmanen und 1690 von den Venetianern erobert, 1691 aber an jene juristisch gegeben, nachdem die Citadelle gesprengt worden.

Avocat (frz.), s. unter **Rechtsanwalt**.

Avocate, Baum des tropischen Amerika, s. **Agave**.

Avocatori, s. **Avolatori**.

Avogadro's Gesetz, ein wichtiger Fundamentalsatz der Chemie, welcher lautet: »Gleiche Volumina verschiedener Gase oder Dämpfe enthalten eine gleiche Zahl von Molekülen.« Dieser

bereits 1811 (von Amadeo Avogadro, geb. 1776, gest. 1856 als Professor der Physik in Turin) formulierte Satz ist für die Entwidlung der Chemie von größter Bedeutung geworden, insofern er gestattet, das Molekulargewicht sämtlicher in Gas oder Dampf zu verwandelnden Körper festzustellen. Es sei das Molekulargewicht eines Körpers m , sein spezifisches Gewicht in Dampfform d , so muß der Quotient $\frac{m}{d}$ eine für alle Körper konstante Zahl

sein. Die Beobachtung hat nun ergeben, daß bei allen wohlbekannten und unzerseht flüchtigen Körpern diese Konstante = 28,9 ist, wenn man bei der Bestimmung des Molekulargewichts vom Wasserstoff als Einheit und bei der des spezifischen Gewichts von der atmosphärischen Luft als Einheit ausgeht, während die Konstante = 2 wird, wenn man das spezifische Gewicht vom Wasserstoff als Einheit ableitet. Bezeichnet man die Konstante oder das allen Dämpfen gemeinsame Molekularvolum mit c , so ist andererseits $m = d \cdot c$. Da nun das spezifische Gewicht des Dampfes mit Leichtigkeit zu ermitteln ist, so ergibt sich aus diesem auch das unbekannte Molekulargewicht eines Körpers. Die Analyse hat z. B. für das Äthyl ergeben, daß dasselbe besteht aus Kohlenstoff und Wasserstoff, und zwar in dem Verhältnis, daß auf 2 Kohlenstoffatome 5 Wasserstoffatome kommen, demnach kann das Molekulargewicht durch die Formel C_2H_5 , aber auch durch C_4H_{10} , C_6H_{15} , $C_{2n}H_{5n}$ ausgedrückt sein. Welches dieser Molekulargewichte das richtige sei, ergibt sich nach dem Avogadro'schen Gesetz sofort, wenn man das spezifische Gewicht des Dampfes kennt. Dieses ist für das Äthyl von Frankreich zu 2,04 (Luft als Einheit) ermittelt. Es ist demnach auch $2,04 \times 28,9 = 58,956$. Der Formel C_2H_5 entspricht das Molekulargewicht 29, der Formel C_4H_{10} das Molekulargewicht 58, der Formel C_6H_{15} das Molekulargewicht 87. Die Formel C_4H_{10} stimmt daher so nahe mit der beobachteten Größe überein, daß diese das wahre Molekulargewicht repräsentieren muß.

Avoirdupois ist der Beiname des engl. Handelsgewichts. Das Pfund (Pound) desselben wird in 16 Unzen (Ounces) zu 16 Drachmen (Drams) eingeteilt und zerfällt in 7680 Avoirdupoisgrän. Es hat eine Schwere von 7000 engl. Troggrän oder 453,59985 Gramm = 0,9072 deutsche Pfund. Der Stein (Stone) hat 14 solche Pfund, der Quentner 28, der Centner (Hundredweight) 112, das Ton 2240 Pfd. Das A. ist auch das Handelsgewicht der Vereinigten Staaten von Amerika, wo aber in vielen Plätzen (z. B. New York) der Centner nur 100 Pfd., das Ton 2000 Pfd. hat. Neben diesem Handelsgewichte bedient man sich für die Wägung der Edelmetalle, Gold- und Silbermünzen und Edelsteine, sowie als Meßsignalgewicht und für wissenschaftliche Zwecke des Troggewichts (i. d.). Der Ursprung des Namens A. ist nicht aufgeklärt: Averdupois oder Averdupois (leichtere Schreibart kommt noch in neuerer Zeit vor) scheint ehemals gleichbedeutend gewesen zu sein mit „average poise“ und das „gemeinhin übliche“, das „gewöhnliche“ Gewicht bezeichnet zu haben; Avoirdupoiswaren hießen die gewöhnlichen, gemeinen, gröberen Waren. Diese Ableitung erscheint als die ungewungenste.

Avofatorien (décrets de rappel), auch Déportatorien, sind öffentliche Proklamationen, durch welche eine Staatsregierung ihre Angehörigen

oder gewisse Klassen derselben aus einem fremden Staate oder Lande zurückerst. Die Gründe dafür sind ein feindseliges Verhältnis oder beginnender Krieg mit diesem Staate, auch, weil man fürchtet, diese Angehörigen könnten in dem fremden Staate gewissen polit. Verfassungen unterliegen. Aus letztem Grunde rief Rußland seine Unterthanen nach der Julirevolution aus Frankreich. Preußen seine sämtlichen Studierenden von den ausländischen Universitäten zurück, geboten die deutschen Regierungen den ihnen angehörigen Handwerksgehilfen das Verlassen der Schweiz. Gewöhnlich sind Rückberufungen dieser Art mit schweren Strafanordnungen verbunden gewesen. Eine besondere Art der A. kennt das Gesetz über Erwerb und Verlust der Bundes- und Staatsangehörigkeit vom 1. Juni 1870 (§. 20) und das Militärstrafgesetzbuch für das Deutsche Reich vom 20. Juni 1872 (§. 68).

Avola, Hafenstadt in der sicilian. Provinz Siracusa, hat Mandel- und Juckerobrubau, Juckerassinerie, Strohmattenfabrikation und zählt (1880) als Gemeinde 12 830 E.

Avob (Saint-), Kantonshauptort im Kreise Forbach, reichsständischer Bezirk Lothringen, an der Eisenbahn Saarbrücken-Metz, 43 km östlich von Metz gelegen, zählt (1880) einschließlich der Kanalliegengarnison 3110 meist lathol. E., und ist Sitz eines Amtsgerichts. Die Stadt ist sehr gewerbreich, hat eine Eisengießerei, eine Porzellanfabrik und eine Ziegelbrennerei. In der Nähe befinden sich Silber-, Kupfer- und Bleiminen.

Avon (spr. Avonn) oder Aſon (altengl. = Fluß) ist der Name von sechs Flüssen in Großbritannien, von denen drei wichtig sind. Der Upper-A., auch Stratford-A., der einzige schiffbare Fluß in der Grafschaft Warwick, entspringt bei Naseby in Northampton, fließt gegen SW. über Warwick und Stratford, wo er schiffbar wird, dann über Evesham in die Grafschaft Worcester, und mündet nach einem Laufe von 155 km bei Tewkesbury in der Grafschaft Gloucester in den Severn. Nach ihm wird Shalfpeare, der in Stratford geboren und daselbst seine letzten Jahre verlebte, oft „der Schwan vom A.“ genannt. — Der Lower-A. entspringt bei Narnesbury und Wootton-Basset in Wiltshire, fließt durch die Grafschaft Wilts gegen S. über Chippenham und Bradford, dann gegen NW. über Bath in die Grafschaft Somerset und über Bristol bis wohin die größten Seeschiffe gelangen, in die Grafschaft Gloucester, und mündet 12 km unterhalb Bristol nach einem Laufe von 110 km in das Ästuarium des Severn oder den Bristolkanal. E. ist durch den Kennet- und Avonkanal, von Newbury nach Bath, mit der Themse verbunden. — Der A. von Hampshire oder Salisbury-A. entspringt mitten in der Grafschaft Wilts bei Devizes, an der Nordseite der Salisbury-Ebene und fließt gegen S., erst in dieser Grafschaft über Amesbury, Salisbury und Downton, dann durch die Grafschaft Wilt über Ringwood, und mündet nach einem Laufe von ungefähr 80 km in die verlandete Bucht von Christchurch. Von Tazalgarhouse aus ist der Fluß an 37 km weit schiffbar; bei Salisbury nimmt er den Wilty und Bourne auf.

Avont (Pieter van den), niederländ. Landschaftsmaler, geb. 1600 zu Mecheln, gest. 1. Nov. 1652 zu Deurne bei Antwerpen. Seine Landschaften sind geschmackvoll behandelt und mit hübschen Staffage

ausgestattet, häufig mit Figuren aus der Heiligen-
geschichte. Eine solche Landschaft mit der Madonna,
Johannes und dem kleinen Johannes, eine andere
mit der von Engeln umgebenen heil. Familie, sowie
eine Flora mit Genien besitzt das Besondere in Wien,
ähnliches die Richtensteinsche Galerie daselbst. A.
werden auch einige sehr geistvoll rabinerte Blätter zu-
geschrieben. Wenzel Hollar soll nach ihm gestochen
haben. A. lebte zu Antwerpen und Brüssel.

Aboué (frz.), Schirmvogt, Schirmherr über
Kirchengüter; dann Sachwalter, Anwalt in Civil-
sachen, i. unter Rechtsanwält.

Abouieren (frz.), bekennen, zugestehen, aner-
kennen; das Gegentheil ist Desavouieren (s. d.).

Abvoer (frz.), in der Französischen Schweiz
früher der Titel des Stadtschultheißen.

Abranches, Hauptstadt eines Arrondissements
im franz. Depart. Manche und der alten Landschaft
Normandie in der Normandie, liegt auf einem
Bergkette über der See (auf deren linkem Ufer),
welche westlich in die nahe Meeresbucht von Mont
St. Michel mündet. Der Ort zählt (1876) 7754 (Ge-
meinde 8157) E., die Aergern, Spigen, Rattun- und
Reisefabrikation, Weberei und Spinnerei betreiben,
und handel mit Eider, Getreide, Salz, Butter und
Wich treiben, hat ein Kommunal-College im alten
bischof. Palais (aus dem 14. und 15. Jahrh.), ein
Kreuz und im Garten derselben eine Statue des
A. geborenen und bei Austerlitz gefallenen Gene-
rals Balhubert, einen botan. Garten und eine öffent-
liche Bibliothek von 12000 Bänden mit wichtigen
Handschriften. Von der 1121 geweihten Kathedrale
sind nur noch spärliche Trümmer vorhanden.

A. ist das *l'gena* der Abriacatur, das Abriacatur
der spätröm. Kaiserzeit (im Mittelalter Abriaca
oder Abriacae), und war seit dem 5. Jahrh. bis
1791 ein Bischofsst., seit Karl d. Gr. eine wichtige
Festung. Die Stadt kam 933 an Herzog Wilhelm
Burgund von der Normandie und ward bald
darauf Eig. eigener Grafen, von denen Hugo der
Wolf als Lehnsmann und Kämpfer Wilhelms
des Eroberers nach Eroberung Englands (1066)
die engl. Grafschaft Chester erhielt. Unter diesem
erhielt A. durch den berühmten Scholastiker Lanfranc
1040 eine wichtige Schule und hatte unter seinen
Bischöfen mehrere Beförderer gelehrter Studien
aufzuweisen. Später wurde A. mit der Grafschaft
Norman vereinigt und gehörte dem Hause Navarra.
Der Sohn Karls des Bösen von Navarra trat 1404
die Stadt und seine übrigen Besitzungen in der
Normandie für das Herzogtum Nemours an Karl VI.
ab. In den engl.-franz. Kriegen mehrfach belagert
und erobert, nahm es endlich Ludwig XI. In den
hundertjährigen wurde es wiederholt von beiden
Parteien erobert, und erst 1594 unterwarf es sich
Heinrich IV. nach längerem Widerstande; 1639 brach
hier der Aufstand der normann. Bauern (der Bar-
süper) aus, der mit der Eroberung der Stadt durch
die „Blitz des Adels“ blutig bestraft wurde. Im
J. 1793 fiel A. zweimal in die Hände der aufstau-
tischen Regalisten der Bretagne.

Abulion (lat.) nennt man, im Gegensatz zu der
unmerklichen Landanpflanzung: Abulion (s. d.), die
Thatsache, daß an Ufergrundstücke Stüde eines
fremden Ufergrundstücks durch Wasserkraft an-
getrieben werden. Juristisch ist diese Thatsache in-
sofern von Bedeutung, als das angeschlossen
Stück (Abulion) nach gewisser Zeit (sobald es
nämlich mit dem fremden Ufer verwachsen ist) das

Eigentum desjenigen Grundbesizers übergeht, an
dessen Grundstück die A. stattgefunden hat. (S.
Accession.) [Lafus].

Awaren und **Awarien**, s. Awaren (am Kau-
kasus).
Awatscha, Bai an der Ostküste Kamtschatkas
unter dem 52. nördl. Br., in welche das fließende
A. fällt und an welcher die früher wichtige, 1855
aber ausgegebene Zeitung A. oder Peter-Pauls-
hafen (s. Petropawlowsk), der Hauptort von
Kamtschatka, liegt. Im Norden derselben erhebt
sich der 2716 m hohe Vulkan A. oder Awatschins-
taja Sopka, auch Boradaja Sopka genannt.
Derselbe raucht unausgesetzt und ist einer der thä-
tigsten und der bekannteste Vulkan des Landes. Bei
dem furchtbaren Ausbruch von 1737 bedeckte er die
Umgegend mit Asche bis zu 0,5 m Höhe; ein an-
derer Ausbruch wird 1779 erwähnt. Bestiegen wurde
der Vulkan zuerst 1787 auf der Expedition von Pa-
perouze durch Ronay und Bernier, dann 1824 bei
der Kopelewischen Weltumsegelung durch den Geo-
logen Ernst Hofmann, 1828 bei der Expedition des
Admirals Lütke durch Boltsch und Lens, und 1829
durch Erman. In neuerer Zeit hatte der A. einen
schwachen Ausbruch 1828, einen furchtbaren 1837,
einen ziemlich starken 1855. Der große Erbebe-
benstrater, aus dem sich der dampfende Eruption. oder
Aschenkegel erhebt, ist dem Vesuv mit der Somma
sehr ähnlich. Die engl. Seefahrer nennen gewöhn-
lich A. den nahe im A. gelegenen Vulkan Kor-
jatskaja oder Strjelofskaja Sopka, der
3417 m hoch und reich an Obsidian ist.

Aweel, Aweel, Aweel, Brassica Napus L.,
eine dem Raps und Rübsen zunächst verwandte
Cispflanze, welche mit dem Raps die blaublaustigen
Blätter, mit dem Rübsen die in eine Ebene gestell-
ten Blumen gemein hat. Die unteren Blätter sind
mit einzelnen steifen Haaren besetzt; die Samen hal-
ten hinsichtlich der Größe die Mitte zwischen den
Raps- und Rübsensamen. Der A. wird ebenso hoch
wie der Rübsen und blüht gleich diesem gelblich.
Sein Anbau als Winter- wie als Sommerfrucht
hat sich seit etwa 1815 von Sachsen aus über Nord-
deutschland verbreitet, da er sich durch größere Un-
empfindlichkeit gegen das Klima vor dem Raps,
durch höheren Ertrag vor dem Rübsen auszeichnet.
Sein Öl ist von derselben Güte wie das der bei-
den genannten Pflanzen.

Az, Azs, Städtchen und Badeort im franz.
Depart. Ariège, mit 1700 E., 42 km im Südosten
von Foix, liegt am Fuße der Pyrenäen 716 m hoch,
am rechten Ufer des Ariège und an der Verein-
igung von drei malerischen Thälern, welche die
Hilfsstädte Azou, Orgeix und Merens durchfließen.
Der Ort hat 61 zum Teil sehr stark strömende Sch-
nellhermen von 27—77° C., die gegen chronische
Hautkrankheiten und Rheumatismen, katarrhalische
und nervöse Leiden u. s. w. empfohlen werden; sie
sind in die Etablissements Leich-St.-Roch, Breilh
und Couloubret verteilt. Die Ronnenquelle ist die
heißeste. Schon König Philipp II. August ließ hier
1200 eine noch bestehende Heilanstalt für Auswä-
ndige errichten; aber erst seit 1780 ist A. als Badeort in
Aufnahme gekommen.

Aze, s. Aze.

Azel oder richtiger Abalon, Erzbischof in Lund
und Bischof in Roskilde, zugleich Minister und
Feldherr des dän. Königs Waldemar I., geb. 1128,
gest. zu Sorde 21. März 1201, studierte in Paris
und gewann das Vertrauen und die Freundschaft

des Königs Waldemar; diese Freundschaft dauerte bis zum Tode des Königs und ging auf dessen Sohn, König Knud VI., über. A. zeichnete sich durch Weisheit und Rechtlichkeit im Frieden sowie durch Mut und Klugheit im Kriege aus. Die wendischen Seeräuber wurden nicht nur von den Küsten Dänemarks entfernt, sondern in ihrer Heimat besiegt und überwunden; ferner schlug er den pommerischen Fürsten Bogislaw und machte ihn Dänemark lehnspflichtig. An den weissen Befehlen Waldemars und seines Sohnes hatte er vielen Anteil. Auch förderte A. gelehrte Studien, und seiner Aufmunterung verbandt man die erste im Zusammenhang geschriebene Geschichte Dänemarks von Svend Agelston, sowie die des Sago Grammaticus. Durch den Bau eines besetzten Schlosses (Arelhus) zur Verteidigung gegen die Seeräuber legte er (1167) den Grund zur künftigen Gröze Kopenhagens, das damals ein Fischerdorf war und welches zu Ehren A.s zuweilen Arelstad genannt wurde. In der Kirche zu Sorø, dessen Königsloster er stiftete, liegt A. begraben. Die Biographie A.s schrieb Estrup (deutsch von Mohs in *Jahreszeitung für histor. Theologie*, Bd. 2, Sp. 1832).

Arenberg oder **Aren**, ein 1022 m hoher Bergvorsprung der Kaiserthod-Kette in den Schwyzalpen, im Schweiz. Kanton Uri, am östl. Ufer des Urnersees, des südl. Arms des Vierwaldstättersees. Der A. besteht aus Kalkstein der mittlern Jura- und der untern Kreideformation; sein Abstieg gegen den See ist schroff und felsig und zeigt merkwürdige Umbiegung der Schichten. Über den A. führte früher von Brunnen im Kanton Schwyz nach Kläfen im Kanton Uri ein rauber, gefährlicher Fußweg, den im Herbst 1799 der franz. General Lecourbe mit seinen Truppen bei der Verfolgung Sumorows nach bei Fädelstein zurücklegte. Jetzt führt von Brunnen nach Kläfen die 1863—64 erbaute Arenstraße, eine der schönsten und interessantesten Militärstraßen der Schweiz, 12 km lang, und dieser folgt, dicht dem See nach, meist durch Tunneln geföhrt, die Stredie Kläfen-Brunnen der Gottthardbahn. Unter denselben, hart am Seeufer, erhebt sich auf einem Felsvorsprunge des A., der Telsplatte, die Telskapelle, 1880 neu hergestellt, an der Stelle, wo, der Sage nach, Tell sich durch einen Sprung aus dem Schiffe aus der Gewalt des Landvogts Gessler rettete. Oberhalb der Straße liegen unweit Brunnen (s. d.) auf aussichtreicher Bergterasse die Hühneraufer Arenstein (750 m) und Arenfels (654 m).

Arenie (griech.), Ungastlichkeit, Unwirtlichkeit, Mangel an Gastfreundschaft; *arēnisch*, ungastlich, unwirtlich, daher *Pontos arēnos*, d. i. ungastliches Meer, der früheste Name des Schwarzen Meeres (s. d.).

Axillär (lat.) heißt in der Anatomie das, was sich auf die Achsel (axilla) bezieht; daher *arteria axillaris*, die Achselpulsader, *vena axillaris*, die Achselblutader. — In der Botanik bezeichnet man dagegen damit das, was sich auf den Achsel (ebenfalls Achsel, axilla, genannt) bezieht, also soviel wie achselständig; daher *folium axillare*, ein achselständiges Blatt.

Axim, Fort im Regerland Achantia (s. d.).

Axin, s. Age.

Axinif, Thumerstein, nennt man ein im trillinen System mit sehr scharfen Kanten in einer

durch nachstehende Figur dargestellten Formtrahallierendes Mineral, welches aber auch doch in isoligen und breitstrahligen Aggregaten vorkommt. Es ist ziemlich sohart wie Quarz, hat ein spezifisches Gewicht = 3,0 bis 3,5 und eine nestelbraune bis rauchgraue und pfauenblaue Farbe. Seiner chem. Zusammensetzung nach besteht er aus Kieselsäure, Thonerde, Kalk, Magnesia mit Eisen, Mangan- und Borsaure. Man findet ihn namentlich in den Alpen, wo die schönsten zu Oisans im Dauphiné und zu Scopi am Valaisan brechen, ferner zu Rhum in Sachsen, im Harz, zu Botallad in Cornwall u. s. w. Da der A. in reinen, durchsichtigen Stücken oft sehr schöne Färbung hat und auch eine gute Politur annimmt, so wird er zu Ring- und Nadelsteinen und andern kleinen Juweliergegenständen verarbeitet.



Axiom (griech.) heißt im engeren und wissenschaftlichen Sinne ein allgemeiner Satz, den der Verstand als richtig erkennen muß, sobald er nur den Sinn und die Worte desselben versteht, der also unmittelbar gewis und aus keinem andern abzuleiten ist. Jedem Vernunftwissenschaft verlangt solche Grundsätze aus welchen alles, was zu ihr gehört, abgeleitet wird; wie z. B. die ganze Geometrie auf verhältnismäßig sehr wenig A. beruht. Ob es ein angemessenes, für die gesamte menschliche Erkenntnis abzuheben, aus welchem alles übrige Wissen abgeleitet werden könne, ist noch eine durch die Philosophie zu lösende Frage. In formeller Beziehung müssen die logischen Grundsätze, der Satz des Widerspruches, der Identität, des ausgeschlossenen Dritten für solche A. erklärt werden, welche nicht bloß für das menschliche, sondern für jedes Denken, welches fähig ist, sich nach dem Inhalte des Gedachten zu richten, gültig sind. Die kritische Philosophie nimmt das Wort A. in einer beschränkten Bedeutung und versteht darunter ihre sog. synthetischen Sätze a priori von unmittelbarer, d. i. anschaulicher Gewisheit. Sie behauptet, daß nur die thematisch verglichen habe, und nennt die A. 1. Philosophie nur discursive Grundsätze, deren Gültigkeit für uns durch die Form unserer Anschauung bedingt sei, wie z. B. den Satz: Jede sinnliche Empfindung hat einen gewissen Grad. Die 2. thematisch nennen ihre theoretisch unmittelbaren Sätze A., z. B. den Satz: Jede Größe sich selbst gleich.

Axinsterleppich (frz. moquette velour engl. Axminster carpet), eine Art Samtteeppich mit langem, aufgeschüttetem Flor.

Axiolotl, s. Molche.

Axonometrie, Messung der Achse von 1

Axi, ein Werkzeug, welches beim Fällen Bäume, zum Holzspalten und von den Zimmerleuten zum Bebauen des Holzes gebraucht wird. Die ersten beiden Zwecke eignet sich ganz besond. die amerikanische A., deren breite Flächen so gebildet sind, sobald das Werkzeug sich nicht sehr in dem Holze einfließen kann. Die Zimmermannsarten sind dreierlei: die Zimmer- oder Wagt zum Bebauen großer, freistehender Holzstäbe die Quer- oder Zwerhart, welche zu beiden Seiten über den Stiel hinausragt, also mit dieser Form eines T darstellt und an jedem Ende Schneide hat, zum Aushauen schmaler Verti

an; die hiesige Stoff- oder Stichtart zum Nachpußen ist aus sehr gebildeten Japanesen oder Japanen.

Art (Moritz Karl August), Philolog, geb. 7. Jan. 1811 zu Raberkau bei Wittenberg, studierte 1831–35 in Halle Philologie, wurde dann Oberlehrer in Altona, 1834 Professor und 1841 Direktor in Bayreuth, 1842 Direktor in Kreuznach, wo er am 24. Juli 1863 starb. Unter den Programmen, die er veröffentlichte, verdient Erwähnung: „Die Heilige Schrift, das Buch der Bücher auch in kulturhistorischer als gemein wissenschaftlicher Hinsicht“ (Kreuznach 1862).

Akun, einst die Hauptstadt des Äthiopischen Reichs, liegt in der abessin. Landschaft Tigre, 16 km nördlich von deren gegenwärtiger Hauptstadt Abomea, auf einer Höheebene inmitten einer von vulkanischen Felsen umkränzten Fläche, ist aber, indem sie umschlossen ist, sonigl. Residenz zu sein, und noch mehr seit ihrer Verwüstung (1535) durch Gremse, den König von Adal, völlig in Verfall geraten. Die neue Stadt, die übrigens von fern her einen solchen Anblick gewährt, hat jetzt nur etwa 200 Häuser, aber doch eine ziemliche Ausdehnung, da die Wohnungen, Gehöfte und Gärten nicht selten durch Felder und Trümmerstätten unterbrochen sind. Für alle christl. Abessinier ist A. noch immer eine heilige Stadt, wo alle Verstorbenen ruhen müssen. Inmitten des ummauerten Raums, welcher das Akun bildet, befindet sich die Hauptkirche der Stadt, welche nach der Zerstörung durch Gremse unter portug. Einfluss neu aufgebaut worden ist. Die Reste von Alt-A. finden sich in noch stehenden oder umgemauerten Gräbern oder kleinern Obelisken, steinernen Stufen, Trümmern von steinernen Säulen, Ratsecken, Steinernen Gefäßen, Steintafeln mit Inschriften u. s. w. Unter den letztern befindet sich auch eine griechische, die unter König Arijanes in der Mitte des 4. Jahrh. abgefaßt wurde. Auch Münzen abessin. Könige hat man dort gefunden und Nachgrabungen darüber noch weitere Denkmale zu Tage gefördert. Von A. hat das Äthiopische Reich seinen frühern Namen Ägumitisches Reich erhalten. (S. Äthiopien.)

Ak oder **Ki**, altes Städtchen im franz. Depart. Marne, in der Champagne, nahe nördlich der Marne und an der Linie Epervan-Eaon der Franz. Eisenbahn, 3 km nordöstlich von Epervan, hat 4007 E. und lieft wie der 4 km östlich gelegene Flecken Rezeuil Champagner erster Klasse. Die beste Weinlage umfaßt einen 2,70 ha großen Landstrich.

Akakus, f. Aka.

Akakus, Hauptstadt des gleichnamigen Departements des Staates Peru in Südamerica, zählt (1876) 9387 E. Die Stadt liegt 2560 m über dem Meere im Südosten von Lima und Huancaavelica, ist regelmäßig gebaut, besitzt eine Kathedrale und 23 andere Kirchen, eine Universität, gegründet 1677, und ein Hospital und ist Sitz eines Bischofs, dessen Sprengel auch das Departamento Huancaavelica umfaßt. Die Stadt wurde 1539 von Francisco Pizarro unter dem Namen San Juan de la Victoria de Huamanga gegründet und empfing ihren jetzigen Namen 1825 zur Erinnerung an die große Schlacht in der Ebene von A., in welcher 9. Dez. 1824 Bolívar durch seinen General Le Sucre einen entscheidenden Sieg über den span. Bischof König La Cerda und mit diesem die Unabhängigkeit Perus errichtete. Diese Ebene liegt mit dem gleichnamigen Bailer (Alben) liegt etwa 20 km im Osten von

der Stadt am Fuße des schroffen Jochs von Conborcanqui, und ihr Name bedeutet in der Indianersprache Todtenschlucht.

Seit jener Zeit führten die damals in America thätigen span. Generale (Rodrig. Maroto, Espartaco u. s. w.) den Namen Ayacuchos, welcher auch auf die von diesen geleitete polit. Faktion überging. Während der Regierenszeit Espartacos bezeichnete man die Mitglieder der von England aus unterstützten Militärpartei des letztern als Ayacuchos oder Anglo-Ayacuchos.

Das Departamento Ayacuchos, vom Huamanga und andern Zuflüssen des Apurimac bewässert, zählt (1876) auf 38692 qkm 12205 E., gehört gänzlich zum Gebiete des Amazonas und ist trotz seiner hohen Lage in seinen meisten Gegenden vorzüglich für Ackerbau und Viehzucht geeignet und unterhält in Erzeugnissen dieser Gattung einen ziemlich lebhaften Handel nach Lima.

Akaja (Pedro Lopez de), span. Staatsmann und Historiker, zum Unterschiede von seinem gleichnamigen Sohne el Viejo genannt, geb. 1332 zu Murcia, stammte aus einem der ersten Häuser des kastil. Adels, stand in hohem Ansehen bei mehreren Königen von Castilien und bekleidete unter Heinrich II., Johann I. und Heinrich III. die Würde eines Großkanzlers und Oberkammerherrn von Castilien. Er wurde 1367 in der Schlacht von Navera von den mit Peter dem Graufamen verbündeten Engländern gefangen genommen und nach England geführt, in schwerer Fesseln gehalten und fiel 1385 in der Schlacht von Aljubarota in die Hände der Portugiesen. A. starb zu Calaborra 1407. Unter seinen schriftstellerischen Arbeiten ist am bekanntesten sein Geschichtswerk „Crónicas de los reyes de Castilla D. Pedro, D. Enrique II., D. Juan I., D. Enrique III.“, die Zeit von 1350–96 behandelnd (2 Bde., Madr. 1780; die ältern Ausgaben sind unvollständig). Obgleich lat. und ital. Schriftsteller, deren er mehrere übersehte, und vorzüglich Livius, den er zuerst ins Castilische übertrug (Solamanca 1497 und 1552), Einfluß auf Stil und Darstellung hatten, bleibt das Werk doch immer ein beachtenswertes. Erst in neuerer Zeit sind die poetischen Werke A.s wieder aufgefunden worden, darunter das bedeutendste, der in den J. 1398–1401 geschriebene „Rimado de palacio“ („Reimbuch vom Hofleben“), in der alten Form der vierzeiligen, einreimigen Alexandrinerstrophen (herausg. 1619; Ausgabe daraus in Bouvierwelt „Historia de la literatura Española“, Bd. 1, Madr. 1829). Es enthält Ratsschlüsse über die Einrichtung eines wohlgeordneten Hofstaats, Lehren der Regierungskunst für die Großen des Reichs, satirische Schilderungen der damaligen Zustände in Staat und Kirche sowie der Vaster und Thorheiten der verschiedenen Stände. Außerdem verfaßte er noch ein Buch „De Cotreria“ und lyrische Poesien (Cantares und Decires), die moralische Betrachtungen und Witt- und Lobesgesänge enthalten und teils in den ältern nationalen, teils in den der proenz. Hofpoesie nachgebildeten Normen abgefaßt sind. A. erscheint als ein Repräsentant der Übergangsperiode der span. Nationalliteratur aus einer mehr volksthümlichen, originalen in eine kunstmäßige, nachahmende.

Ayamonte, Hafenstadt und Waffenplatz in der span. Provinz Huelva (Andalusien), am linken Ufer des Guadiana unweit von dessen Mündung, malerisch am Fuße und an den Abhängen eines

mit einem großen, modernen Kastell gekrönten Hügel gelegen, außer welchem es auch noch andere Festungswerke besitzt, gegenüber den portug. Orten Villa-Real und Castro-Marim. Die Stadt ist Sitz eines Marinekommandanten, zählt (1877) 5862 E., hat eine Werft und treibt regen Küstenhandel, Fischerei und Schiffbau, zu welchem die Viniengewässer der Küste das Material liefern. Als Hafen dient einer der Seearme, welche die an der Guadianamündung liegenden Sumpfinselfen trennen. Auf einer dieser Inseln, auf denen viel Seefisch gewonnen wird, liegt die von catalon. Fischern gegründete Kolonie Isla-Cristina oder La Higuera, ein rasch emporblühender Ort mit 4478 E. und großartigem Sardinenfang. Eingefasene und geräucherte Sardinen bilden einen wichtigen Ausfuhrartikel von A.

Ayaslugh, Dorf von 350 E., mit acht griech. Kirchen, im türk. Vilajet Aidin (Kleinasiens), im alten Lydien, 60 km südlich von Smyrna, nahe der Mündung des Kütschül-Flusses, des alten Kaystros, in den Golf von Scalanova, und an der Eisenbahn Smyrna-Aidin. Die auf einem Berge gelegene Karagen. Feste A. ist die Residenz des Distrikts-Mutbir. In der daneben gelegenen sumpfigen Ebene, die nach A. bis zum Fuße des Jaleffus, nach S. bis an den Koresius reicht, erhebt sich der Berg Prion oder Prion mit den Ruinen von Ephesus (s. d.). Das ziemlich gut erhaltene Theater von 183 m Durchmesser muß 56 700 Personen gefaßt haben, das Stadium 76 000 Personen; das 6 ha einnehmende Gymnasium ist 282 m lang und 168 m breit. Bedeutende Trümmer des berühmten, sieben mal abgebrannten Artemistempels sind erst seit 1870 durch den Engländer J. T. Wood aus der Tiefe von 6 m zu Tage gefördert worden, vor allem Fragmente der 36 Relieffäulen. Den Namen A. hält man für eine Korruption von Aphios Theologos, heil. Theologe, wie die Griechen den Evangelisten Johannes nannten, dem im christl. Ephesus eine Kirche geweiht war. Neben den großen Marmorbildern des Prion befindet sich die Stalaktitenhöhle der Sieben schläfer, sowie die, in welcher der von Patmos hierher übergeführte Johannes begraben sein soll. Vgl. Wood, »Discoveries at Ephesus« (Lond. 1877).

Ayass, Kleinasien. Stadt, s. Ajjass.

Aye-Aye oder Fingertier, s. Halbaffen.

Aylesbury, Hauptort der engl. Grafschaft Buckingham und Parlamentssteden, mitten im reichen Thale der nahe dabei fließenden und sich in die Themse ergießenden Thame, 69 km im NW. von London, ist eine schon 571 erwähnte, unregelmäßig gebaute Stadt und Mittelpunkt des landwirtschaftlichen Produktenshandels der Grafschaft. A. zählt (1881) 7795 E., welche Enten- und Strohflößerei treiben. In der Nähe liegt Schloß Hartwell, Aufenthalts des erlittenen Ludwig XVIII.

Aymar, s. Saint-Germain (Graf).

Aymara, ursprünglich ein Quichuastamm, wahrscheinlich im oberen Thale des Alencay im perubolivian. Hochlande. Dadurch, daß der größte Teil dieses Stammes von dem Inka Capac-Tupacqui in die Region der Collas (im Norden des Titicacasees) als Kolonisten verpflanzt wurde und dort die Sprache dieser annahm, ging der Name der A. auf die von den Quichuas verschiedenen Collas über und wurde von den Jesuiten ausschließlich in dem letztern Sinne gebraucht. Daher ist die sog. Ays-

marasprache richtiger als die Collasprache (speziell als Dialekt der Yupacas und Bacasas) zu bezeichnen. Sie steht zur Inkasprache (dem Quichua) in einem nahen Verwandtschaftsverhältnisse, übertrifft sie aber, wegen Vorwalten der Reklut, an Reinheit. Gegenwärtig herrscht die Aymarasprache auf dem Andenhochplateau von Peru und in Bolivia mit Ausschluß der Provinz Cochabamba (wo das Quichua gesprochen wird). Die Ansicht, bei der A. die peruan. Kultur vorbereitet hätten, erhebt nach C. Warham jeder histor. Begründung. Vgl. von Tschudi, »Die Rechuasprache« (Wien 1853); Warham, »Cuzco and Lima« (Lond. 1856); Forbes, »On the Aymara Indians of Bolivia and Peru« (in »The ethnological journal«, neue Serie, Bd. 2); Bertoni, »Arte de la lengua Aymara«, herausg. von J. Blagmann (Lpz. 1879); derselbe, »Vocabulario de la lengua Aymara«, herausg. von J. Blagmann (2 Bde., Lpz. 1879).

Aymores, s. Botoluden.

Ayo, s. Ajo.

Ayr, eine Grafschaft in Süd-Schottland, an der Westküste, wo der Elbebusen sechs Häfen bildet, begrenzt von Renfrew im N., Lanark und Dumfries im O., Kirkcubright und Wigton im S., zählt auf 2975,39 qkm (1881) 217 604 E. Die Grafschaft zerfällt von alters her in drei Hälften: Carril oder Carril im Süden, zwischen den Doonfluß und Cree-River, ein tiefes, im Nord bis zu 806 m hohes Gebirgsland mit ausgedehnten Moorstreden und wenigen fruchtbaren Thälern; Kyle, der mittlere Teil, zwischen Doon und Irvine, im West-Larg und Cairn-Table 591 m, im Cairn-Ruir of Deugh 792 m hoch, im Innern ebenfalls von großen Heide- und Moorstreden erfüllt, an der Küste aber meistens Ebene; Cunningham, der nördlichste Teil, ein fruchtbares Hochland, im Mitty-Law 378 m hoch. Etwa 41 km der Oberfläche sind angebaut, und in neuerer Zeit sind große Streden mit Bäumen bepflanzt worden. Die Produkte des Bergbaues, hauptsächlich in mittlern und nördl. Randstrich, sind Eisen, Steinkohlen, Blei und Kupfer, sowie auch Antimon, Graphit und guter Kalkstein. An die Küste, wo auch die Fischerei nicht unerheblich, wird viel Seegras gepflügt, aus welchem man Wickenfisch bereitet. Viele Steinkohlen werden nach Irland und den Hebriden ausgeführt. Die Randstrich Kyle ist wegen ihrer reichen Dunlopflüsse und wegen guter Käse, die in Dunlop und Umgegend bereitet werden, berühmt. Zu beiden Seiten des Irvines herrscht rege Industrie; dort ist das Gebiet der Dampfmaschinen, Kohlen- und Eisengruben. Eisen produzierten Muirkirk, Hurlford u. s. w.; zahlreiche Wollmanufakturen sind zu Kilmarnock; Baumwollspinnereien hat Gairne. Die wichtigsten Städte sind Kilmarnock, Ayr, Napthale und Irvine. Viele Weber arbeiten zu Hause. Zu A. gehört die 334 m hohe Basaltfelseninsel Ailsa-Craig im Firth of Clyde, 15 km von Girvan, ein sicherer, weil unzugänglicher Brutort unzähliger Seevögel. Die Grafschaft sendet einen Abgeordneten in das Parlament, einen zweiten die Hauptstadt und Irvine nebst den Städten in Argyle.

Die Haupt- und Hafenstadt Ayr, eine der schönsten Städte Schottlands, 48 km im Südwesten von Glasgow, nahe der Mündung des Ayr an dessen linkem Ufer und an der Glasgow-Ayr-Dumbarton-Eisenbahn schön gelegen, ist eine

Municipalstadt mit (1881) einschließlich Newton-upon-Ayr 30 821 E. und von Gärten mit Villen umgeben. Zwei Brücken verbinden die Stadt mit den Vorstädten Bellislawtown und Newton-upon-Ayr, letzteres mit Erntestram, Schiffahrt und Fischfang. Der Ort besitzt ein großartiges Stadthaus mit einem 68 m hohen Turme, eine Akademie, ein Asyl, ein Armen-, ein Kranken- und ein Waisenhaus und ein Theater. Die Bevölkerung unterhält Schiffsbauplätze, Seilerbahnen, Segeltuch-, Eisen-, Schuh-, Baumwoll-, Woll-, Leinwand- und Nagelfabriken, Kalkbrennerei und eine Salzsiederei. In der Umgegend werden Schleifsteine gefertigt. In den Häfen zwischen zwei Kanälen laufen Schiffe von 200 t ein. Kohlen sind der Hauptausfuhrartikel A.s. 4 km von A. liegt das Dorf Alloa, der Geburtsort A. Burns', mit einem Denkmal des Dichters in der Nähe.

Aprenhoff (Corn. Herm. von), dramatischer Dichter, geb. 28. Mai 1733 zu Wien, wurde 1756 Offizier, 1794 Feldmarschalllieutenant, 1803 pensioniert und starb 15. Aug. 1819. Seine nach dem Tode der Frau klassifizierte Tragödie geschriebenen Theaterstücke sind unbedeutend, höher stehen seine Epikspiele. Von letztern wurden »Der Postzug oder die sieben Passanten« (1769) und »Die große Batterie« (1770) mehrere Jahre lang auf allen Bühnen Deutschlands gegeben. Der »Postzug« gehörte zu den wenigen Produkten deutscher Dichtkunst, welche der Friedrichs d. Gr. Augen Gnade fanden. Neben seinen dramatischen Werken und einer Anzahl Gedichte hat man von ihm »Briefe über Italien« und einige altdeutsche und histor. Aufsätze. Seine »Sämtlichen Werke« (4 Bde., Wien und Lpz. 1799; 6 Bde., Wien 1803) wurden in der dritten Auflage von Freiherrn von Kehler herausgegeben (6 Bde., Wien 1814). Vgl. Bernadt, »Corn. Herm. von A., eine literarische Skizze« (Wien 1858).

Apere (Jel.), nächst Hans Sachs der fruchtbarste und bedeutendste dramatische Dichter Deutschlands im 16. Jahrh., war wahrscheinlich aus Franken gebürtig und kam als armer Knabe nach Nürnberg, wo er in einem Eisenram diente und später selbst einen solchen mit geringen Mitteln gründete. Er wurde dann in Bamberg Gerichtsschreiber und Hof- und Stadtgerichtspräsident. Des ewang. Bekenntnisses wegen kehrte er nach Nürnberg zurück, wo er 1594 vom Räte das Bürgerrecht und das Amt eines Gerichtspräsidenten erhielt. Er wurde auch kaiserl. Roter und starb 26. März 1606. A.s dramatische Dichtungen sind bei seinen Lebzeiten nicht gedruckt worden, erst seine Erben und Freunde haben einen Teil derselben unter dem Titel »Opus theatricum, 30 ausständige schöne Comedien und Tragedien, samt noch andern 36 schönen lustigen und kurzweiligen Fastnacht- oder Possenspielen« (Nürnberg. 1618) veröffentlicht. Drei in dem »Opus theatricum« nicht gedruckte Dramen sind handschriftlich erhalten und von A. von Keller in seine neue Ausgabe von »A.s Dramen« (Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart, Bd. 76–80, Stuttgart. 1865) mit aufgenommen worden. In Bg. Gemüth, Gewandtheit der Sprache steht A. dem Hans Sachs nach, dagegen ist er ihm an Reichtum der Charakteristik und der dramatischen Entwicklung einigermaßen überlegen. Mehrere Stücke A.s sind Bearbeitungen engl. Stücke. Engl. Einfluß zeigt sich besonders auch in seinen Karren und in der Form der unter seinen Fastnachtspielen mit-

begriffenen neun Singspiele, der ersten in deutscher Sprache. Außer seinen dramatischen Dichtungen hat A. eine gereimte Übersetzung der Bialmen (1574) und eine bis zum J. 1599 reichende Reimchronik der Stadt und des Stiftes Bamberg (herausg. von Heller, Hamb. 1838) handschriftlich hinterlassen. Vgl. Lied, »Deutsches Theater« (Bd. 1, Berl. 1817); Schmidt, »Jakob A.« (Nürnberg 1851) und Littmann, »Schauspiele aus dem 16. Jahrh.« (Al. 2, Lpz. 1868).

Aytoun (William Edmonstone), schott. Dichter, wurde 1813 zu Edinburgh geboren, studierte ebenda und trat bereits 1831 mit einem Bündchen Gedichte: »Poland, and other poems«, hervor, das jedoch wenig Beachtung fand. Seit 1840 war er Advokat in Edinburgh. Anfangs der liberalen Partei zugehörig, wandte er sich später dem Toriesmus zu und beteiligte sich an »Blackwood's Magazine«. Seinen Ruf als Dichter begründete A. durch die »Lays of the Scottish cavaliers« (Lond. u. Edinb. 1849; 22. Aufl. 1873), in welchen er die treuen Kämpen der Stuarts verherrlichte. In ganz anderm Stil sind seine Beiträge zu den »Bon Gaultier ballads« (11. Aufl., Edinb. u. Lond. 1861) geschrieben, die zuerst im »Punch« erschienen und durch ihren geistreichen Spott und ihre satirische Ironie an Heine erinnern. Eine ähnliche satirische Tendenz hat »Firmilian, a spasmodic tragedy, by T. Percy Jones« (Edinb. u. Lond. 1854), in der er die Überspanntheiten der neuesten engl. Dichterschule verpörrt. Ferner sind von ihm zu erwähnen: die histor. Skizze »Life and times of Richard I., king of England« (Lond. 1840); das Gedicht »Boothwell« (3. Aufl., Edinb. 1856) und der Roman »Norman Sinclair« (3 Bde., Edinb. u. Lond. 1862). Durch die von ihm herausgegebenen »Ballads of Scotland« (4. Aufl., 2 Bde., Edinb. u. Lond. 1858), eine kritisch geordnete Sammlung altschott. Volkslieder, hat er sich ein nicht geringes Verdienst um seine vaterländische Poesie erworben. Dagegen ist die in Gemeinschaft mit Th. Martin unternommene Übersetzung der »Poems and ballads of Goethe« (2. Aufl., Lond. 1859) weniger gelungen. A. wurde 1845 Professor der Rhetorik und Belletristik an der Universität Edinburgh und übernahm nach dem Tode seines Schwiegervaters, 1854, die Redaction von »Blackwood's Magazine«. A. starb zu Edinburgh 4. Aug. 1865. Vgl. Martin, »Memoirs of A.« (Edinb. u. Lond. 1867); Al. Schmidt, »Ein Denkstein gesetzt dem Namen des Dichters W. Edmonstone A.« (Königsb. 1866).

Ayuntamiento heißt in Spanien die Municipalverwaltung. Erwachsen aus den Einrichtungen der Römer und befestigt während der Kämpfe mit den Mauren, erlangten die A. bald einen bedeutenden Einfluß. Obgleich durch den unglücklichen Aufstand Juan de Padillas 1521 und durch die rücksichtslose Härte, mit welcher Karl V. alle ständischen Gerechtsame unterdrückte, die städtische Freiheit für die nächsten drei Jahrhunderte verloren ging, blieb doch die Erinnerung an dieselbe im Volke lebendig. Ein interessanter Beweis dafür ist Calderons Schauspiel »Der Alcalde von Zalamea«. Auch die Erhebung von 1808 stützte sich vielfach auf die A. Daher nahmen die Cortes von Cadix 1812 die Grundzüge des frühern Systems wieder auf und pochten sie durch mehrere demokratische Einrichtungen dem Zeitbedürfnisse an. Von Ferdinand VII. nach seiner Rückkehr abgeschafft,

von den Cortes aber in dem Gesetz vom 3. Febr. 1823 wiederhergestellt, ward die Selbständigkeit der A. nach der franz. Inoaktion abermals beseitigt, dagegen durch die Verfassung von 1837 wieder bestätigt. Diefem Gesetz zufolge gehen die A. mit dem Alcalde als ihrem Vorstehenden aus der allgemeinen indirekten Wahl der Gemeinden hervor und sind zu den wichtigsten Funktionen in ihrem Bezirke berechtigt. Die Regierung kann zwar die Verordnungen eines A. provisorisch einkellen, muß aber später die Genehmigung der Cortes einholen, durch welche allein ein A. aufgelöst werden kann. Die A. selbst sind berechtigt, die Listen der Wähler und Geschworenen zu entwerfen, die Rationalgarben zu organisieren, die Polizei zu verwalten, die Verteilung und Erhebung der Abgaben zu besorgen und das Gemeindevermögen zu verwalten. Im J. 1840 ward in den Cortes der Entwurf zu einem neuen, nach franz. Vorbild gemodelten Gesetze angenommen, durch welches die A. ihrer polit. Gewalt enteignet wurden, während ihre Tätigkeit auf rein städtische Angelegenheiten, sowie das Wahlrecht auf die Höchstbesteuerten beschränkt blieb. Doch der Aufstand, welcher die Vertreibung der Königin Marie Christine zur Folge hatte, ließ es nicht zur Ausführung kommen. Von 1840—43 war das Gesetz von 1823 wieder in Kraft. Nach der Kontre-revolution wurde 1845 von den Cortes eine unter franz. Einflusse entworfene Überarbeitung des Gesetzes von 1840 angenommen. Dasselbe blieb in Geltung bis zur Septemberrevolution 1868, welche das Gesetz von 1823 abermals erneuerte und in dem Municipalgesetz von 1870 modifizierte. Nach diesem Gesetz werden die Mitglieder des A. (concejales) vom Bezirk auf Grund des allgemeinen direkten Wahlrechts, der Alcalde und seine Stellvertreter (tenientes) von den Concejales gewählt.

Die A. sind als »ökonomisch-administrative Körper« von polit. Gebiet ausgeschlossen; nur der Alcalde hat polit. Charakter, und die Wählerlisten werden von den A. angelegt. Die administrative Amtssphäre der A. ist dieselbe wie im Gesetz vom 3. Febr. 1823. Die Verwaltung des Gemeindevermögens und der Wohltätigkeitsanstalten ist in einzelnen Fällen durch die Provinzhörbe, das Finanzgebaren durch die Mitwirkung, beziehungsweise Kontrolle eines Gemeindevorstandes beschränkt. Außer der Polizeimannschaft hat das A. keine bewaffnete Macht unter sich. Bei Gesetzesüberschreitungen haben der Gouverneur der Provinz und die Regierung das Recht, die A. zu suspendieren; das letzte Wort sprechen die Gerichte. Das allgemeine Municipalgesetz erleidet in den baskischen Provinzen und in geringerem Maße in Navarra die Modifikationen, welche die Zueros dieser Provinzen bedingen. Als mit dem Regierungsantritt Alfons' XII. im Dez. 1874 die reaktionäre Partei der Liberalconservativen (Ministerium Cánovas) aus Kuben gelangte, hob sie das Gesetz von 1870 aber die A. wieder auf, um sich die Municipalgewalt unmittelbar dienstbar zu machen. Die Wahl der Alcalden wurde nur in beschränktem Maßstabe und in kleineren Orten gestattet; die A. von den Gouverneuren, besonders in der Zeit der Parlamentswahlen, aufs willkürlichste suspendiert. Das Ministerium Sagasta (seit Febr. 1881) benutzte die von den Konservativen geschaffenen Verhältnisse zur Befestigung seiner Partei, versprach indes, 1882 ein Reformprojekt über bessere Organisation der A. den Cortes

vorzulegen, worin die von der öffentlichen Meinung in Spanien längst geforderte Reform der A. zur Rückkehr zu größerer Selbständigkeit vorgeschlagen werden soll. [von Siam, f. Bangkok]

Mythia oder **Myddia**, frühere Hauptzahl **Az.**, bei naturwissenschaftlichen Bezeichnungen Abkürzung für **Myra**.

Myagaj, f. **Myagaj**.

Myais (Pierre Hyacinthe), franz. Philosoph, geb. zu Sorreze 1. März 1766, gest. zu Paris 21. Jan. 1845, ist besonders durch sein Werk »Des compensations dans les destinées humaines« (1809) berühmt geworden, in welchem er die Freuden und Schmerzen des menschlichen Daseins stellt und zu zeigen versucht, daß der glückliche Mensch zuletzt der unglücklichste werden muß, da durch die Wirkung des Gesetzes der Kompensation und wegen des Gleichgewichts der sittlichen Welt, eine schmerzvolle Zerstörung seines Glücks nicht zu vermeiden ist.

Myale nennen Gerber und Dollfus ein in westlichen aus unreinem Myagajin (f. d.) bestehendes Krapppräparat, welches sie darstellen durch Extraktion von Krappblumen (f. Krapp) mit siedendem Holzgeist und Fällen der Flüssigkeit durch Zusatz von Wasser; es besitzt etwa das 40fache Färbemögen des Krapps.

Azalea, **Azalee**, **Felsenstrauch**, eine Pflanzen-gattung, welche zur Familie der Ericaceen (Heidekrautgewächse), von einigen zur Familie der Rhododaceen (Hosenrosen) gerechnet wird. Sie umfaßt schon blühende niedrige oder höhere Sträucher mit etwas behaarten, entweder abfallenden oder dauernden Blättern und an der Spitze der Zweige geordneten Blüten. Von den Gewächsen dieser Gattung kommen in der modernen Blumenkultur nur wenige Arten in Betracht.

A. indica und andere immergrüne Arten, wie A. laterrita, liliflora, punicea, vittata, narcissiflora, amoena u. a., haben alle ihre ursprüngliche Heimat im östlichen Asien, vielleicht ausschließlich in China, wo mehrere seit alter Zeit kultiviert und von wo sie nach andern Ländern Asiens verbreitet wurden. Hieraus erklärt sich auch der von Linne der ersten genannten Art irrtümlich beigelegte Name A. indica, von der jetzt Tausende von Spielarten und Blendlingen die Gewächshäuser füllen, unter denen aber höchst wahrscheinlich vier ursprüngliche Arten sich verbergen. Der Gärtner aber faßt sie alle unter dem Namen A. indica zusammen. Die Azaleen sind reizende ästige, im allgemeinen reich belaubte kleine Sträucher, welche sich von April bis Juni mit einer Blumenfülle bedecken, die sich durch Frische und Glanz auszeichnet. Die Blütenfarben stellen alle Nuancen zwischen reinem Weiß und Dunkelrot und feurigem Scharlach dar und neudings sind auch nicht wenige gefüllte blühende Varietäten erzeugt worden. Gegen direkte Sonnenstrahlen geschützt hält sich der Flor einen Monat länger und auch in Wohnräumen läßt er sich lange Zeit konservieren. Die Kultur ist zwar nicht besonders schwierig, erfordert aber doch große Aufmerksamkeit. Die hauptsächlichsten Bedingungen des Gedeihens sind folgende: Nach der Blüte Umtopfen in Heideerde bester Qualität; Einsenken der Löss in freie Land in sonniger Lage, vollkommene Sicherung des Abzugs des Wassers, Vermeidung zu großer und zu geringer Wassergaben, Benutzung von Fluß- oder Regenwasser zum Gießen und

Spüren, im Winter ein niedriges, fruchttes, aber helles Haus, in dem eine Temperatur von + 4–5° C. unterhalten wird. Lüftung so oft und so reichlich wie möglich. Die Kaleen lassen sich durch Schnitt und Zwang leicht zu Kugeln, Pyramiden, Schirmen u. s. w. erziehen und werden durch Ausseet, Erdlinge und Ableger leicht vermehrt.

Früchtige Blütensträucher des freien Landes sind die laubabwerfenden Arten. *A. pontica* und *chionensis* sind asiatischen, *A. nudiflora* und *calendulacea* nordamerik. Ursprungs. Die zuerst genannte hat eine gewisse Berühmtheit durch ein von Xenophon berichtetes Ereignis erhalten. Beim Rückzug der Zehntausend wurden nämlich die am Ufer des Pontus Eurinus lagernden Soldaten durch den Geruch von Honig vergiftet, den die Pflanzten von jener Kalemart gesammelt hatten. Die vier genannten Sträucher erreichen eine Höhe von 1–2 m. Ihre in allen Nuancen des Gelb und Rot stehenden Blumen sind in Dolbentrauben gesammelt. Diese vier Arten haben nicht nur für sich viele Spielarten erzeugt, sondern es sind auch durch Kreuzung miteinander zahlreiche Blendlinge mit Blumen in allen Schattierungen von Weiß durch Violett zu Purpur oder durch Gelb und Orange zu Dunkelblau entstanden, welche, da ihr Umriss schwerig festzustellen ist, einfach zu *A. pontica* gerechnet oder auch wohl Genter Freiland-Kaleen genannt werden. Die für sie bestimmte Pflanzstelle muß mit Moerde bereitet werden. Man vermehrt sie durch Ausfaat unter Glas, die besten Formen auch durch Veredlung auf die gewöhnliche *A. pontica*. Biewohl diese Sträucher den mitteleurop. Winter gewöhnlich ohne Nachteil ertragen, so ist es doch geraten, sie zum Schutz gegen kalten Frost etwas zu bedecken.

Kalein, ein roter Farbstoff, im wesentlichen salpetersaures Kalium, erhalten durch Einwirkung von trockenem salpetersauren Quecksilberoxyd auf Anilin. *K.* ist gleichwertig mit Fuchsin.

Kajanon und Kajantid, s. *Kajan*.

Kajan (José Ricaldo b'), span. Diplomat und Kunstsammler, geb. 1731 zu Barbunales in Aragonien, studierte auf den Universitäten zu Huesca und Salamanca und trat seit 1765, wo er zum span. Gesandtschaftsträger in Rom ernannt wurde, dort mit Gelehrten und Künstlern, besonders aber mit Mengs, der in die Dienste des Königs von Spanien getreten war, und mit seinem gelehrten Landsmann Arteaga in vertraute Verbindung. In seiner diplomatischen Stellung bewies er viele Gewandtheit und behauptete fortwährend großen Einfluß auf die wichtigsten Verhältnisse seines Hofes am päpstl. Stuhle, namentlich unter Clemens XIV. Er trug zu den Beschlüssen in Betreff der Aufhebung des Jesuitenordens am meisten bei; auch hatte er den größten Einfluß auf die Wahl Pius' VI. In diplomatischen Aufträgen ward er 1798 nach Paris gesandt, 1801 zur Übersee und nach Barcelona verwiesen, 1802 wieder als Botschafter nach Paris geschickt, jedoch 1803 von neuem als Botschafter verlustig erklärt. Er starb zu Paris am 1. Jan. 1804. Er gab die Werke seines Freundes Mengs (s. d.) heraus, dessen Leben er auch bestritten hat. — Sein Bruder, Don Felix d'A., geb. Mai 1746, gest. 1811, war als Naturforscher und Reisender namhaft; sein Hauptwerk ist die *« Voyage dans l'Amérique méridionale »* (4 Bde., Par. 1808, mit Atlas).

Kjersolbaum, s. *Crataegus*.

Kjeglio (Massimo Laparelli, Marchese b'), ital. Publizist, Romandichter und Staatsmann, stammte aus einer altadeligen piemont. Familie und wurde 2. Okt. 1798 zu Turin geboren. Ein Streik mit seinem Erzieher, einem Hausgeistlichen, zog dem kaum 14 Jahre alten *K.* die kirchliche Ercommunication zu; erst nach langen Bähungen nahm ihn der Erzbischof von Turin wieder in den Schoß der lath. Kirche auf. In seinem 15. Jahre kam *K.* nach Rom, wohin sein Vater als sardin. Gesandter versetzt war. Nachdem er kurze Zeit als Offizier in einem piemont. Kavallerieregiment gebient hatte, nahm er seinen Abschied und lehrte nach einem Aufenthalt von acht Jahren in Rom, wo er neben der Malerei das Studium der Geschichte mit Vorliebe betrieb, nach Turin zurück. Nach dem Tode seines Vaters (1830) ging er nach Mailand, wo er Manon's Freundschaft sich erwarb und dessen Tochter heiratete. Seine ersten größern Romane: *« Ettore Fieramosca »* (1833) und *« Nicolo de' Lapi »* (1841) trugen zur Erwedung des Nationalgefühls der Italiener mächtig bei. Die polit. Angelegenheiten Italiens beschäftigten *K.* bald ausschließlich. Er bereiste die Provinzen, Städte, Flecken Italiens, um die Gemüther in patriotischem Sinne anzuheben. In Florenz schrieb er dann seine berühmte Schrift *« Degli ultimi casi di Romagna »*, worin er die päpstl. Regierung geißelte, die erfolglosen Insurrektionsversuche bekämpfte und den ital. Fürsten die Notwendigkeit einer nationalen Politik darthat. Nach der Erwählung Pius' IX. zum Papste lehrte *K.* nach Rom zurück, und seinem Einflusse sind, zum Teil wenigstens, die Reformen zu verdanken, mit welchen Pius seine Regierung begann.

Als Karl Albert nach der Erhebung der Lombardien bei den Ticino überschritt, verließ *K.* Rom mit den päpstl. Truppen, die zur Unterstützung Karl Alberts bestimmt waren. In Venedig diente er als Oberst, in der Schlacht bei Vicenza kommandierte er eine Legion, an deren Spitze er schwer verwundet wurde. Kaum genesen, trat er in Florenz als Gemählter der Partei der Republikaner entgegen. Bei der Eröffnung des sardin. Parlamentes wurde er zum Mitgliede der Deputiertenkammer erwählt. Nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Novara berief Viktor Emanuel II. im Mai 1849 *K.* zum Minister des Auswärtigen und Präsidenten des Kabinetts. Bei der unsichern Lage der Dinge trug seine Politik mehr den Charakter des Zuhaltens und der Vermittelung, und die Nachgiebigkeit, welche er der auswärtigen Diplomatie gegenüber zeigte, gab in der Kammer zu heftigen Angriffen von seiten der Liberalen Veranlassung. Als nach dem Tode Vinellis im April 1852 Rattazzi zum Kammerpräsidenten gewählt wurde, reichte *K.* seine Entlassung ein. Der König nahm dieselbe nicht an, beauftragte ihn vielmehr mit der Bildung eines neuen Kabinetts. Dieses trug aber einen noch konservativern Charakter als das vorige, und schon 30. Okt. 1852 sah sich *K.* in Folge der Krisis, welche die Verhandlungen über das Ehegesetz herbeiführten, veranlaßt, aus neue um seine Entlassung zu bitten. Nach Ausbruch des Kriegs von 1859 wurde *K.* als Bevollmächtigter Sardiniens in die Romagna geschickt, wo es ihm gelang, die Ordnung herzustellen. Nachdem er hierauf einige Zeit das Amt eines Gouverneurs von Mailand bekleidete, zog er sich ins Privatleben zurück. *K.* starb zu Turin 15. Jan.

1866. Nach seinem Tode erschien seine Selbstbiographie, herausgegeben von seiner Tochter: «I miei ricordi» (2. Aufl., 2 Bde., Flor. 1867; deutsch, Frankfurt, a. M. 1869). Ergänzungen hierzu bilden die von Cesare Paoli herausgegebenen «Lettere a Giuseppe Forelli con frammenti dello stesso in continuazione dei miei ricordi» (Mail. 1870), ferner die von Carcano veröffentlichten «Lettere a sua moglie Louisa Blondel» (Mail. 1870). Seine «Correspondance politique» wurde von Nenda (Par. 1867), die «Scritti postumi» von Ricci (Flor. 1871) und die «Scritti politici e letterari» von Tabarrini (2 Bde., Flor. 1872) herausgegeben. Vgl. die Biographien A.s von Massari (Vare 1866), Giuliani (Flor. 1866); ferner hat Torelli in den von Paoli herausgegebenen «Ricordi politici» (Mail. 1873) interessante Mittheilungen über das Leben A.s gegeben. Am 9. Nov. 1873 wurde A.s Denkmal zu Turin enthüllt.

Aeglio (Roberto Zaparelli, Marchese d'), der ältere Bruder des vorigen, wurde 24. Sept. 1790 zu Turin geboren, begünstigte ebenfalls die ital. Politik Karl Alberts und war vor 1847 sehr populär. Später zog er sich jedoch in das Privatleben zurück, um sich ganz den schönen Künsten, besonders der Malerei, zu widmen. Er starb als Senator und Direktor der königl. Gemäldegalerie zu Turin 24. Dez. 1862. Seine «Studi storici e archeologici sulle arti del disegno» (Flor. 1862) enthalten wichtige Beiträge zur Geschichte der Malerei. Ein anderes Werk, die «Ritratti d'uomini illustri dipinti da illustri artefici estratti dall'antica raccolta dei Reali di Savoia», erschien nach seinem Tode (Flor. 1863). Sein Sohn Vittorio Emanuele Zaparelli, Marchese d'A., geb. 1815, war seit Nov. 1850 Gesandter des turiner Kabinetts und später des Königreichs Italien in London. Derselbe wurde 1869 abberufen. — Ein anderer Bruder Massimo d'A.s, der Vater Luigi Zaparelli, geb. 24. Sept. 1862 zu Rom, war Jesuit und hat sich besonders durch seine Leistung der «Civiltà cattolica» als gewandter Kämpfer für Kirche und Papsttum namhaft gemacht.

Azimuth (aus dem arab. as-sumut, d. i. die Wege, Pfade) eines Gestirns nennt man den zwischen dem Höhenkreise dieses Gestirns und dem Meridian enthaltenen Bogen des Horizonts. Das A. ist östlich oder westlich, je nachdem ein Stern östlich oder westlich vom Meridian steht, aber = 0, wenn er im (südlichen) Meridian selbst steht oder im Augenblicke der (obern) Kulmination beobachtet wird. In der Astronomie wird das A. eines Sterns meist von Süd durch West, Nord, Ost bis Süd, von 0° bis 360°, gezählt, jedoch die Unterscheidung des westlichen und östlichen A. unnötig ist.

Azincourt oder Agincourt, Schloss und Dorf im Arrondissement St.-Pol des franz. Depart. Pas-de-Calais, an der von Hesdin über St.-Omer nach Calais führenden Straße, berühmt durch die blutige Schlacht zwischen den Engländern und Franzosen 25. Okt. 1415. Die innere Verrücktheit Frankreichs unter dem geisteskranken König Karl VI. (s. d.) hatte England ermutigt, seinen alten Ansprüchen auf Frankreich Geltung zu verschaffen. König Heinrich V. (s. d.) von England war im August jenes Jahres bei Honfleur gelandet, hatte diese Festung 22. Sept. erstimt und wollte 8. Okt. durch die Vickers nach Calais marschieren, um dort Winterquartiere zu beziehen; er hatte die

Somme zwischen Beconne und St.-Quentin überschritten und lagerte 24. Okt. bei Mailencl. Mit einer großen Nacht rückte ihm der Dauphin entgegen, und bei A. kam es zur Schlacht, in der die unter Führung des Connétable d'Albret stehenden und an Zahl weit überlegenen Franzosen (50 000 Mann, darunter 14 000 Ritterknechte) von den Engländern (10 000) gänzlich geschlagen wurden. Gegen 10 000 getödete Franzosen bedeckten das Schlachtfeld, darunter der Connétable nebst sechs Herzogen und Prinzen, dem Herzog von Bourbon, dem Grafen von Nevers, dem Herzog von Alençon, dem Herzog von Bar und seinen beiden Brüdern. Fünf Prinzen, unter ihnen die Herzoge von Orléans und Bourbon, waren gefangen. Die Engländer verloren 1600 Tote, unter ihnen den Herzog von York, welchen der Herzog von Alençon tödtete. Heinrich war zwar Sieger, aber zu schwach, um noch etwas zu unternehmen; daher fohr er seinen Marsch nach Calais fort, wo er sich nach England einschiffte.

Azoische oder **Archaische Formationsgruppe** nennt man eine über 30 000 m mächtige Schichtenreihe, welche aus einem untern Komplex von Gneisen, Hornblendeschiefern und trachytischen Kalksteinen und einem obern aus Glimmer, Chlorit, Quarzit- und Thonschiefern besteht. Erstes ist die Urgneisformation, letzteres die Urtrachyformation. Sie repräsentieren die Ablagerungen des ältesten irdischen Meeres und werden von der untersten versteinungsreichen Formation, dem Silur, überlagert. Da man sie früher für versteinungsleer hielt, ihren Ursprung also in eine Zeit verlegte, wo organische Leben auf Erden noch nicht existieren konnte, nannte man sie azoisch. Neudings haben sich jedoch in ihren oberen Horizonten einzelne Reste niedriger Tiere gefunden, ja manche Geologen glauben innerhalb der laurentischen Kalk Versteinungen einer Foraminifere (Gorona) zu erkennen, eine Anschauung, welche sich wenig zu Ungunsten der tierischen Abstammung von Geyser gewandt hat. (S. Geyser.)

Azoren, portug. Ilhas Açores, engl. Azores, franz. Açores, d. h. Habichtinseln, auch Ilhas Terceiras und Westinseln, engl. Western Islands, eine als Provinz, nicht als Kolonie zum Königreich Portugal gehörige und von dem Festlande 1700 km entfernte Gruppe von neun Inseln und mehreren Klippen im Atlantischen Ocean, zwischen 37—40° nördl. Br. und 7—14° westl. L. (von Ferro) gelegen, früher unpassienderweise zu Afrika, jetzt zu Europa gerechnet. Die Inseln umfassen einen Raum von 2388 qkm und zählten (1878) 264 352 E., wovon 110 Seelen auf 1 qkm entfielen. Sie bilden einen über 650 km langen, von OSD. nach NWS gerichteten Zug, der mit Sta.-Maria beginnt, mit Flores und Corvo in der Nähe der berühmten Ficusbank oder des Kräutermeeres (Mar de Sargassos) endet und durch Zwischenräume von etwa 150 km in drei Gruppen geschieden wird: 1) die östl. Gruppe mit São-Riguel, der größten, bevölkerten und reichsten Insel (777 qkm), Sta.-Maria (97 qkm) und zwischen beiden die 45 qkm große Ponta da Formigas nebst 7—8 Felsen; 2) die mittlere Gruppe mit Pico (447 qkm), Terceira (421 qkm), São Jorge (244 qkm), Faial (179 qkm), Graciosa (63 qkm); 3) die westl. Gruppe mit Flores (141 qkm) und Corvo (19 qkm). Administrativ zerfällt der Archipel in drei nach ihren Hauptstädten benannte Distrikte: Angra do Heroísmo (Hauptstadt der

genen Archipels, auf Terceira, 818 qkm mit (1872) 28300 E.; Ponta (auf Fayal), 847 qkm mit (1872) 62779 E.; Ponta-Delgada (auf São-Miguel), 864 qkm mit (1872) 124463 E. Zu Angra gehören außer Terceira noch Graciosa und São-Jorge, Ponta-Delgada umfasst die östl. Gruppe, São-Miguel und Sta.-Maria, der District Ponta die übrigen Inseln. Die A. haben im ganzen keine guten Häfen; der sicherste ist Angra auf Terceira, dem Fayal und Ponta-Delgada (auf São-Miguel) noch am nächsten kommen.

Die einzelnen Inseln sind sämtlich in Südost- bis Nordwestrichtung langgezogen, schwer zugänglich und durchaus vulkanischer Natur. Die Oberfläche ist bei allen bergig, durch wilde Schluchten zerfurcht, höchst pittoresk. Unter den Vulkankegeln ist der Pico-Alto (2222 m) auf Pico der bedeutendste. Der Pico de Barra auf São-Miguel ist 1089, die Caldeira de Sta.-Barbara auf Terceira 1067, der Pico de Esperanza auf São-Jorge 1067, die Caldeira de Fayal 1021, der Morro-Grande auf Azores 942, die Caldeira de Corvo 777 m hoch. Der Pico-Alto de Sta.-Maria erreicht nur 570, Graciosa nur 396 m. Wirkliche Tafellächen sind selten, und auch diese sind durch parasitische Vulkankegel unterbrochen. Die dem vulkanischen Terrain eigentümliche Form der Kraterkefelle (Caldeiras) wiederholt sich hier außerordentlich häufig, der Boden derselben ist meist von Seen erfüllt. So bilden namentlich auf São-Miguel die Lagoa do Zogo, die Caldeira das Furnas und vor allen die Caldeira das Sete-Labados mit ihren herrlichen Seen und der üppigen Vegetation im Gegensaatz zu den wilden Felsjaden die schönsten Landschaften des Archipels. Der Boden besteht ausschließlich aus neuere vulkanischen Massen, Lavas, Luff, Bimsstein, Schlacken und Agglomeraten. Die ältesten Schichten sind trachytische Lavas, nur auf Sta.-Maria finden sich versteinerte Gießbrenne, submarine Kalkfelsen. Zahlreich sind heiße Quellen vorhanden, auf São-Miguel führt das Bad das Furnas, welches von der gleichnamigen Caldeira zum Meere durchbricht, seinen Namen von der außerordentlichen Menge heißer Quellen, die teilweise sogar unter dem Wasser des Sees hervorbrechen. Auf Terceira hauchen Solfataren Schwefeldämpfe aus. Die vulkanischen Kräfte, denen die Inselgruppe ihr Dasein verdankt, sind bis in die neueste Zeit in kräftiger Thätigkeit gewesen. Von Erdbeben und Ausbrüchen sind die A. seit ihrer Entdeckung (1444) 21mal heimgesucht worden, am meisten die Insel São-Miguel (s. v. Miguel), nämlich 12mal. Unter diesen Erdbeben war das stärkste das von 1522, welches mit mächtigen Erdstößen und Stämmen einen großen Teil der Insel zerstörte und namentlich die damalige Hauptstadt Villa-Francia vollständig zerstörte. Einige von den Ausbrüchen fanden nicht unmittelbar auf den Inseln, sondern in der Nähe derselben unterseich statt, wie 1638, 1720 und 1811 bei São-Miguel, 1691 und 1757 bei São-Jorge; ganz unberührt blieben Sta.-Maria, Graciosa, Flores und Corvo. Bei Gelegenheit der unterseichlichen Ausbrüche entstanden jedoch Inseln, die nach kurzer Zeit unter dem Meere verschwanden. Am interessantesten sind am besten bekannt ist der von 1811, bei welchem die Insel Sabrina entstand. Nachdem São-Miguel schon längere Zeit von wiederholten Erdbeben heimgesucht worden war, brach am 1. Febr.

1811 etwa 4 km von der Westspitze der Insel Feuer und Asche aus dem Meere hervor; nachdem der Ausbruch acht Tage gewährt hatte, hinterließ er an der Stelle eine Bank. Im Juni begann abermals nach mehrstündigem Erdbeben ein Ausbruch, etwas näher an São-Miguel, welcher 17. und 18. Juni seinen Höhepunkt erreichte, und bis zum 21. bildete sich ein Krater, dessen höchste Umwallung etwa 80 m über dem Meere aufragte. Nachdem 1. Juli Kapitän Lillard von der engl. Fregatte Sabrina auf der Insel gelandet war, verschwand dieselbe bis gegen Ende Oktober, und jetzt finden sich an ihrer Stelle Tiefen von 27 m. Sie bestand aus Asche und porphyrischem Gestein, unter welchen gelegentlich Lavas zu Tage traten. Noch 25. Nov. 1857 beobachtete ein engl. Schoner unweit der A. ein Seebeben, wobei eine halbe Stunde lang warme Dämpfe aus dem Meere stiegen, das in lebender Bewegung gerieth.

Die A. sind gut bewässert. Mineralquellen von wirksamen Eigenschaften gibt es besonders auf Terceira, São-Miguel, Pico und Flores. Im Winter sind die Inseln heftigen Stürmen ausgesetzt, und auch im Sommer weht der Wind meist ziemlich heftig; sonst ist das Klima gleichmäßig milde und gesund und wird daher Lungenerkrankungen empfohlen. Zu Ponta-Delgada beträgt die mittlere Jahres-temperatur 17,7° C. (Sommer 20,7, Winter 13,1). Auch begünstigt dieses Klima den üppigsten Pflanzenwuchs auf dem vulkanisch zerstückten Boden. Es gedeihen hier alle Produkte Portugals, namentlich vorzügliche Orangen in Menge, Wein, namentlich am Westabhange des Pico-Alto; er wird gewöhnlich unter dem Namen Fayalwein, zuweilen auch als Madeira in den Handel gebracht. Ferner Cerealle, Ananas, Mandeln, Getreide, hauptsächlich Mais, Gemüse, Kartoffeln, Arzneipflanzen in Fülle, selbst Datteln und Bananen, auf mehreren Inseln Palmen. Der Elbaum gedeiht nur auf Terceira; Kaffee und Tabak wird nur in ganz verschwindenden Mengen gebaut, wie früher auch Zuckerrohr. Wie an Schiffbauholz ist auch Mangel an Metallen. Die Viehzucht ist sehr bedeutend und liefert vorzügliches Schlachtvieh in Menge; die Pferde, in geringer Zahl gehalten, sind klein und schlecht. Eigentümlich ist auch eine auf Corvo gezeigte Rasse von Rühn, die nur 1 m Höhe erreichen. Wild finden sich nur Kaninchen, Wiesel, Ratten und Mäuse. Unter den Vögeln gibt es viele Sänger und schon gefederte Arten. Der Große Batara oder Baratra (*Manophila magna*), eine Speis der Vögel, ist ausschließlich auf den A. heimisch. Geflügel, Fische, Austern und Schildkröten sind reichlich vorhanden. Die Hauptmasse der Bevölkerung ist portug. Abstamm. Daneben leben Neger, Mulatten und, besonders auf Fayal, auch Engländer, Schotten und Irländer. Landwirtschaft wird nur auf São-Miguel, Fayal und Graciosa mit einiger Einsicht betrieben. Bedeutend ist der Handel, besonders mit Portugal, England, Brasilien und Nordamerika. Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Wein und Branntwein, Cerealle, Orangen, Getreide, Getreidefrüchte, Rindvieh, Schweine, Salzfleisch, Häse, Ei, Harbermoos, Vogelfedern und aus solchen verfertigte kostbare Blumen, Stroh zu Hüten. Unter den Ausfuhrgegenständen spielen die Orangen die Hauptrolle, sie gehen fast ausschließlich nach England, da sie den Transport nicht so gut vertragen wie die italienischen. Der Wert der ausgeführten Orangen betrug 1872 80705 Pfd. St. Bodenkultur wie

Export sind beeinträchtigt durch das bis indieneueste Zeit bestandene Verhältnis, daß der bei weitem größere Teil des Areal's großen Landbesitzern (Mogados) gehört, von denen Zeitpächter kleine Teile erhalten. Armut herrscht daher allgemein, und die Auswanderung nach Britisch-Guiana, Westindien und Brasilien ist anhaltend. Industrie fehlt gänzlich; die Inseln werden meist von England aus mit Manufakturwaren versehen, außerdem werden Rum, Zucker, Thee, Kaffee und Fische importiert.

Geschichtliches. Daß die A. schon den Karthagern bekannt gewesen, beweisen die auf Corvo gefundenen punischen Münzen. Auch den Normannen und Arabern waren sie bekannt. Indessen erst seit der Entdeckung oder vielmehr Wiederauffindung und Besetzung durch die Portugiesen wurden die Inseln genauer bekannt. Der Komtur Gonçalo Velho Cabral fand 1431 die Klippen der Formigas und 1432 Sta. Maria. Schon auf der Weltkarte des Venetianers Andreas Bianco von 1436 und auf der catalonischen Karte des Gabriel de Balisecca von 1439 sind die A. angegeben als von Diego von Sevilla 1427 gesehen, und sogar aus dem medicetischen Portulano von 1351 ist bereits der ganze Archipel genau und im einzelnen merkwürdig richtig angegeben. Im J. 1444 wurde São-Miguel, 1449 Terceira, São-Jorge, Faial, Flores und (wenn nicht erst 1460) Corvo, 1453 Graciosa entdeckt. Sämtliche Inseln waren bei ihrer Besitznahme unbewohnt, reich an Wald und Vögeln. Die ersten portug. Kolonien erhielten Sta. Maria und São-Miguel gleich nach ihrer Auffindung. Der Volksglaube hielt die A. für die Inseln der Serevidades oder Sieben Städte, das Azil von sieben Bischöfen, die nach der Eroberung der Iberischen Halbinsel durch die Araber sich geflüchtet und sieben Städte gegründet haben sollten. Columbus hielt den Archipel für die Atlantis (s. d.). König Alfons V. trat 1466 die Insel Faial an seine Tante Isabella, Herzogin von Burgund (Mutter Karls des Kühnen), auf Lebenszeit ab, worauf sich viele Ansiedler aus Flandern auf derselben einfanden. Daher auch der Name der Flandrischen, Flamländischen oder Flämischen Inseln (Ribas Flamenças), den freilich manche davon ableiten, daß ein Kaufmann Wanderborg aus Brügge die Inseln 1439 zuerst aufgefunden haben soll. Infolge jener Schenkung wurde Jobst von Hürter aus Moerskirchen mit einer flamländ. Kolonie als Lehnsmann und erblicher Statthalter nach Faial und Pico geschickt. Dessen Tochter Johanna heiratete 1486 den berühmten Kosmographen Martin Behaim (s. d.), der sich 1486–90 und wieder 1494–1506 in Faial aufhielt. Mit dem Tode der Herzogin Isabella kam Faial wieder an Portugal, und gleich diesem standen die A. 1580–1640 (Terceira erst seit 1583) unter span. Herrschaft. In neuerer Zeit wurden die Inseln dadurch wichtig, daß der Angriff gegen Dom Miguel 1833 von hier ausging.

Vgl. Sebbes, »Nachrichten von den A., besonders der Insel Faial« (deutsch von Kabs, Weim. 1806); Bod, »Description of the Azores« (Lond. 1835); Kerschallet, »Description nautique des Açores« (1858); G. Hartung, »Die A. in ihrer äußern Erscheinung und nach ihrer geognost. Natur geschildert« (Lpz. 1860); Morelet, »Les Açores. Notice sur l'histoire naturelle des Açores« (Par. 1860); Seemann, »Natural history of the Azores« (Lond. 1870).

Azot, s. Stidkoff.

Azteken, die Bewohner Mexicos (s. d.) zur Zeit der Ankunft der Europäer in America. Als um die Mitte des 11. Jahrh. n. Chr. das Volk der Azteken (s. d.) von dem Schauplatz abgetreten war, zogen zahlreiche rohe Stämme der Chichimeken in das Anahuac, denen bald die gestifteten Azteken um 1200 folgten, welche, die erstehenden Reste der toltekischen Kultur aufs neue belebend, zu ihrer Hauptstadt Tezcucio aus durch Eroberungen in nördl. Anahuac ein blühendes Reich, Azcolhuac, gründeten. Zu Anfang des 13. Jahrh. erreichten die von Norden her vordringenden wilden A. die Thäler von Mexiko, welche sie aber ein Jahrhundert hindurch in unstem Wanderleben, eine Zeit lang von den Azcolhuacern unterjocht, durchzogen, bis sie endlich 1325 die Stadt Tenochtitlan, bei Mexiko (so genannt von dem Kriegsgotte Mexi) der Europäer, gründeten. Trotz des Zwiespalts in Innern und fortwährender Kämpfe mit den Azcolhuacern, nahm doch die Bevölkerung und die Festigkeit ihres Staats zu. Die A. sicherten sich den Ruf mutiger Krieger. Da wendete sich zu Anfang des 15. Jahrh. Reialhuatozotli, ein begabter Fürst von Tezcucio, an Itzcoatl, den König (1423–36) der A., um Hilfe gegen die Tepaneken, welche die erstern unterworfen und Tezcucio in Besitz genommen hatten. Die Hilfe wurde gewährt, die Tepaneken vernichtet, das Reich von Tezcucio wiederhergestellt und alles den Tepaneken abgenommen. Bald den A. zugeteilt. Zwischen Mexiko, Tezcucio und dem kleinen Tlacopan ward ein Bündnis geschlossen, welches bis zur Ankunft der Spanier gehalten wurde, und in dem Mexiko den ersten Rang behauptete. Es folgte ein Jahrhundert immerwährender Kriegsführung. Zuerst fanden die Waffen der A. Beschäftigung in ihren eigenen Thälern, später auch trugen sie dieselben über die Gebirgswälle des Anahuac hinaus; unter dem ersten Montezuma (1469–64) hatten sie ihre Herrschaft schon bis zu den Ufern des Mexikanischen Meerbusens ausgedehnt. Regiert durch eine Reihe fähiger Fürsten, die vermehrten Hilfsquellen und den kriegerischen Geist des Volks zu nutzen verstanden, reichte bei der Ankunft der Europäer das Reich Montezumas II. den Küsten des Atlantischen Oceans von 18° an denen der Südsee von 14–19° nördl. Br. G. einige Fürsten, wie Ahuitzotl (1482–1502), noch weiter, bis zu den entferntesten Regionen Caraguas und Guatemalas, vorgebrungen.

Der Staat der A. war ein Wahlkönigreich. Könige wurden durch vier von ihrer eigenen Person ausgetretene Beileute aus den Nachkommen des verstorbenen Herrschers gewählt; mit vielem Brunk religiöser Feierlichkeit in Würde eingeführt. In rohem Gepränge lehrten sie unumschränkt, unter Mitwirkung einer Art geheimen Staatsrats und unter dem Schein aus dem vornehmsten Adel ausgehoben Leibwache. Den höchsten Adel, welchem die Beamten des Hofes und Staats entnommen waren, bildeten etwa 30 mit großem Vornehmheit kleidete Beileute, welche größtenteils in der Hauptstadt zu leben gezwungen waren. Die gesetzte Macht ruhte gänzlich im Herrscher. Ein Gewicht gegen etwaige Willkür bildeten jedoch völlig unabhängig von der Krone bestehende Gerichtshöfe. Das Gerichtswesen war vollständig organisiert. Die Prozesse wurden ohne Anwalt

Im Verlaufe geführt und die Verhandlungen, welche z. B. durch Reichsrichtreiber in Schriftbildung angingen. Die Besuche waren ebenfalls geschehen und sehr fruchtbar. Gelegenheitlichkeiten entstanden in eigener Reichthum. Die Verhältnisse der Glanz waren durch spezielle Besuche zu deren Vorteil gewandt. Die kaiserliche Einkünfte floßen aus verschiedenen Quellen: Kronlandbereinen, Personaldiensten und Anwesenheiten für den Haushalt. Die Beamten zahlten einen Teil des Ertrags der Güter, welcher durch das selbst überlieferten Ländchen in der Kirche, wovon selbst die Lehnsmänner bei dem Reich nicht ausgeschlossen waren. Reichthum und ein noch Aufstiegen auf die verschiedensten Anwesenheiten. Um die Zahlung der Beiträge zu empfangen, waren in den meisten größeren Städten lokale Beisetzungen eingerichtet. Verschiedene Häuser und großer Heerstrassen, welche von 12 bis 30 km mit Stationshäusern versehen waren, waren eine bewährte Verbindung zwischen der Hauptstadt und den entferntesten Landestheilen. Der letzte Zweck aller häuslichen Erziehung und öffentlichen Anstalten der A. war die Ausbildung. Einem jeden Kriege ging eine Aufklärung zur Unternehmung und eine feierliche Anwesenheit voraus. An der Spitze des Heers stand der Kaiser selbst. Der Anblick eines adelichen Heers war glänzend, die Kriegsbucht gut, das Kriegsgeschick klug. Der Kaiser.

der mit Hilfe mit der bürgerlichen Verfassung
 1. und der Religion verschmolzen. Schon der
 Tempel in antikerem innern Zusammenhang in
 dem ersten Gebäude rechtfertigt die Annahme,
 es bestände aus einer Verpflanzung der den Geist
 annehmenden Arbeit stammenden eigentlich antel.
 der Arbeit, die der mildern, für edlere Ein-
 richtungen der Tugend erwachsen war. Die
 Gebäude zu des Daseins eines höchsten, unsicht-
 baren Schöpfers und Herrn des Weltalls, des
 höchsten, der ihnen 13 Hauptgottheiten
 und 30 untergeordnete, von denen einer jeden
 bestimmten Tag der eine eigene Festlichkeit ge-
 widmet war. In ihrer Spitze stand der Schutzgott
 des ganzen Volks, der schreckliche Huishilosophotli,
 der Herr über die Erde. Seine Tempel waren die prächtis-
 ten und ehrwürdigsten; seine Altäre rauchten vom
 Opfer der verwunden Kriegesgefangenen in jeder
 Zeit im Land. Rächst ihm finden die hervor-
 ragenden Gottheiten des altmexic. Pantheons Que-
 zacoatl, der Nationalgott der Tolteken, der
 Herr über den H. namentlich als Gott der Luft
 und des Lichts, und Texcatlipoca, der für
 die Nacht, als Schöpfer des Himmels und
 der Erde, als Verrüger des Guten und Bösen
 galt. Im Innern ein dreifaches Dasein nach
 der Idee des Himmels, wo die Krieger in par-
 ticularer Ehre schwebten, einen Ort der em-
 pfindlichen Freudezeit für die auf gewöhn-
 liche Tugenden, eine Hölle mit ewiger
 Strafe für die Verworfenen, den größten Teil des
 Lebens. Die Verbrennung der Toten
 nach der ersten Feierlichkeiten, bei Vornehmen
 nach 40 Tagen. Der jährliche Priester-
 cultus war in öffentlichen und Privatleben einen
 wesentlichen Theil. Die verschiedenen Kasten
 der Gesellschaft verhielten waren genau getrennt.
 Die oberste Klasse besorgte die Menschenopfer,
 die unterste, die Erziehung, die christlichen
 Missionen, bei Rinderweiden. An der Spitze

Handen zwei Hohepriester. Nach der Bauart der Teocallis (d. i. Gotteshäuser), welche in großer Anzahl die steinernen Wohngebäude der Städte weit überragten, waren alle die zahlreichen und vielfachen religiösen Feiertlichkeiten öffentlich. Letztere bestanden teils in Umzügen der Priester, Frauen, Männer, Kinder, sowie in Opfern von Blumen, Früchten und Tieren, teils in Menschenopfern. Anfangs nur selten, wurden die Opfer mit der Erweiterung des Reichs häufiger, bis endlich fast jede größere Festfeier mit denselben beschloffen ward. Die Leichname der Geopfertten wurden bei schwelgerischen Gelagen verzehrt.

Die wichtigste Beschäftigung der Priester bildete jedoch die Erziehung der Kinder, zu welchem Zwecke bei allen Tempeln bestimmte Gebäude eingerichtet waren. Frühzeitige Gewöhnung an Ehrfurcht vor der Religion und deren Dienern war der Endzweck dieser Priestererziehung. In höhern Lehranstalten Calmeac genannt, wurde die dem Priesterstande bestimmte Jugend in der Sternkunde, Götterlehre, Geschichte u. s. w. unterrichtet, wobei Aufzeichnungen in einer Bilderschrift als Hilfsmittel dienten. Auch Gesetze, Verträge der Beamten, Landkarten wurden in solcher Schrift mit Farben auf baumwollene Tuche, sauber zubereitete Häute und eine Art von Pflanzpapier aufgeschrieben. Zur Zeit der Ankunft der Spanier war eine große Anzahl solcher Handschriften des verschiedenartigsten Inhalts vorhanden, doch die fanatische Wut der christl. Priester und Soldaten hat nur wenig von diesen Resten des Heidenthums auf uns kommen lassen. Einiges findet sich in verschiedenen europ. Bibliotheken (z. B. in Wien ein prachtvoller Kodex auf Hirschhaut) zerstreut und wurde zum größten Theil in des Lord Kingsboroughs Prachtwerk *«The antiquities of Mexico»* (6 Bde., Lond. 1830, Großfol.) herausgegeben. (Vgl. Aubin, *«Mémoire sur l'écriture figurative et la peinture didactique des anciens Mexicains»*, Par. 1849.) Das Rechnensystem, das Kalenderwesen und die Chronologie der Mexikaner setzen bedeutende Kenntnisse in Mathematik und Astronomie voraus. Ihr Sonnenjahr mit 18 Monaten zu je 20 Tagen, wozu noch 5 Schalttage kommen, war genauer berechnet als das der Griechen und Römer. Auch scheinen die A. die Ursache der Sonnenfinsternisse gekannt zu haben.

Der Aderbau war ebenso weit vorgerückt als die andern Künste. Er stand in der höchsten Achtung, war mit den religiösen Einrichtungen des Volks eng verbunden und bildete die Grundlage des gesamten Nationalwohlstandes. Silber, Blei, Zinn zogen sie durch regelmäßigen Bergbau aus den Gruben von Tasco, Kupfer aus den Gebirgen von Jacotollan. Gold wurde aus Sand und Fläßen gewonnen. Den Gebrauch des Eisens kannten die Azteken nicht; anstatt dessen bediente man sich zu Werkzeugen einer Mischung von Kupfer und Zinn sowie fester Steinarten, wie des Itzili oder Obsidianporphyrs. In gewissen Gold- und Silberarbeiten machten die Goldschmiede der A. den spanischen den Vorrang streitig. Die irdenen und hölzernen Gefäße, die dauerhaftesten und glänzendsten Farben, die fiederartigen Gewebe, die Schmuckstücke aus Federn u. s. w. liefern Beweise von großer Kunstfertigkeit. Denkmäler ihrer Bildhauer und Baumeister sind noch in großer Zahl vorhanden. (S. Amerikanische Altertümer.) Der Handel wurde theils durch Tausch, theils durch

bestimmte Ausgleichungsmittel von verschiedenem Werte (Federfelle mit Goldstaub, Stüchchen Zinn, Kakaobohnen) geführt. Die Beschäftigung des Kaufmanns war vorzüglich geachtet. Unter unmittelbarem Schutze der Regierung, oft mit Aufträgen von dieser versehen, wanderten sie mit ihren Karawanen bis zu den entferntesten Gegenden Anahuacs und der Nachbarländer. Der Sklavenhandel war ein ehrbarer Beruf; regelmäßige Sklavenmärkte wurden zu Axcapotalco abgehalten. Vielweiberei war erlaubt, beschränkte sich aber nur auf die reichen Klassen. Die Weiber wurden mit Achtung behandelt und nahmen an den gesellschaftlichen Festen und Unterhaltungen teil.

Der Staat der A. stand auf dem Glanzpunkte seines Gedeihens, als die Spanier die A. für immer aus der Liste der Völker strichen. Zwar leben noch ihre Nachkommen, mit den Europäern vermischt, in den Bergen und Thälern des Anahuac; aber alles, was ihre Eigentümlichkeit als Nation ausmachte, ist auf immer verwichen. Auch der A. hat, gleich allen andern Stämmen der roten Rasse, eine eigentümliche Empfindlichkeit der Natur. Er bebt vor der rauhen Verührung des europ. Fremdlinges zurück; selbst wenn sich der fremde Einfluß in der Form höherer Civilisation ihm naht, erliegt er demselben und schwindet dahin. Wer den heutigen Indianer Merilos kennt, kann kaum begreifen, daß dieses Volk jemals sähig gewesen sei, einen staatlichen Organismus zu schaffen, wie der der A. oder gar der der Tolteken war.

Litteratur. Außer den Werken von Veytia, Clavigero, Sahagun und Torquemada über die Geschichte Merilos vgl.: Prescott, «History of the conquest of Mexico» (2 Bde., Boston 1843; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1845); Brasseur de Bourbourg, «Histoire des nations civilisées du Mexique» (4 Bde., Par. 1856—58); Müller, «Geschichte der amer. Urreligionen» (Basel 1855); Baid, «Anthropologie der Naturvölker» (Bd. 4, Lpz. 1864); Salis, «Études historiques et philosophiques sur les civilisations Aztèque etc.» (2 Bde., Par. 1869—74); Bancroft, «The native races of the Pacific States of North-America» (5 Bde., San-Francisco u. Lpz. 1875); Bastian, «Die Kulturländer des alten Amerika» (2 Bde., Berl. 1878).

Azuay, auch **Aziuay**, eine der südlichsten Provinzen der südamer. Republik Ecuador, grenzt an folgende Provinzen dieses Freistaats: im N. an Guayas, im N. an Chimborazo, im O. an Los Rios und Tungurahua, im S. an Loja und an Peru. A. umfaßt 29288 qkm und zählt (1878) etwa 100000 E. (zum größten Teile civilisierte Indianer), welche Viehzucht, Ackerbau und einige Industrie treiben, deren Erzeugnisse, Gewebe aus Wolle und Baumwolle, sowie feine Töpferwaren, sehr geschätzt sind. Die Provinz ist überwiegend Gebirgsland, die Fortsetzung des großen Hochthals von Quito, welches im W. und O. von den beiden Hauptketten der Cordilleren begrenzt wird. Die Ostabhänge der letztern weisen einen außerordentlich großen Reichtum an Chinarindenbäumen (Cinchona) auf. Die mittlere Jahrestemperatur des Hochthals ist 16° C. Hier finden sich noch Überreste der 1850 km langen Reichstraße von Cuzco nach Quito aus der Zeit der Inkas. Hauptstadt der Provinz ist Cuenca (s. d.).

Der Bull Namen gab.

Azuni (Do geb. 3. Aug. 1 anfangs Advocat Handelsgericht heere Riza aber jurad, wo er sein del diritto marit 1795) veröffentlicht arbeitung unter l'Europa» (2 B Nach der Bereis er nach Paris, er sich beteiligt des Appellhofs zu sehgebenden Körper Sturze des Kaiser Amt, bis er unter Karl Felix als Ri nal nach Cagliari 23. Jan. 1837. U nennen: «Dictionar giurisprudenza m —88; 2. Aufl., Lio phique, politique (2 Bde., Par. 1802; «Mémoires pour maritimes des ancies (Genue 1813), «R stoire de la pirateri universel des arme saires en temps de gu l'origine de la boussol

Azurblau heißt die (s. d.), wird auch als (s. d.) gebraucht.

Azurin, Azulin, ein Erbsen von Nofsäure

Axyga vena (unpaar der rechten Seite der Bru untere Hohlvene miteinan avulae (unpaariger Zapf mußel zum Heben des Bap

Aygge (grch.), Ungerpa sein; auch Ehelosigkeit.

nicht paarweise (resp. nicht dern nur einmal vorhanden;

Azymiten (grch.; lat. Int Spottname, den auf Grund ein

von Konstantinopel, Michael Ge den Bezeichnung seit dem 11. J. Griechen den röm. Christen (Lat. und Moniten) beilegte, weil 9. Jahrh.) bei dem Abendmahl beim Fasten, ungesäuertes Brod genossen. Die Griechen wurden Lateinern als Prozymiten (Fert net, weil sie sich beim Abendmahl Brotes bedienen. (S. unter Hosti

Azymon (grch., d. i. ungesäu teig, hebr. Mazzoth), das ungesäu ber Azyma (Festum azymorum Hammatoth), das jüd. Fest des unge tes, das Fasten (s. d.), unser Ostern.

Aziso, s. Ebel.

Azizo Sincero, s. Sannazaro.

bedeutete. Eine andere, früher
de Nebenform Bacularius oder
an das lat. baculus, Stod,
en) an. Nach Littré stammt
Keltischen und geht entweder
Klein, hung (Chevallet, Gachet)
Etymologie mit Basall.
mit (1876) 5128 (Gemeinde
epart, Meurthe-Moselle an
stbahn, 25 km im Südosten
Nähe eines großen Waldes
ne Brücke von neun Bogen,
bestehende Glashütte und
bedeutendste in ganz Frank-
reiter und Künstler beschäftigt
Hrs. Kristallgefäße liefert.
mit Bau- und Wagenholz,
nicht unbedeutend.
verbreitetste Karten-Blatts.

hervorragender ital. Arzt
Nov. 1832, wurde im Alter
der gerichtlichen Medizin
ität, an der er bald darauf,
den Lehrstuhl für pathol.
den für allgemeine Klinik
jahrelang Präsident des
s. Seit Nov. 1874 ver-
Wahlkreis in der Kammer.
er Unterrichtsminister.
Schriften sind hervorgu-
cuore e dell' aorta»
e sulla Malaria», «Dell'
nuovo metodo di cura
l' aorta», «La Malaria
splenis carcinomate»,
oni attraverso i liquidi
i un nuovo segno per
ci».

annten die Römer die
n Seite des Gottes
Großgriechenland aus-
reitet hatten und im
hr. in einem groben
elbst begangen wur-
ttlichsten Auschwei-
brechen verbunden
Senat 186 v. Chr.
nete die schärfsten
ch durch das sog.
libus ein Verbot
ung der damali-
noch inschriftlich
en) erhalten ist.
eleitet, die sich
ab die Hinrich-
Doch blieb
Erinnerung,
diese aus-
rotten. So
in Ausdrud
ch jezt.
die Teil-
Im 14.,
ig auf die
iner Ge-
urch die
n wurde
Schüler

3.3 älterer Bruder, Clement Alois B., be-
kannt als Herausgeber des «Beichten Bayern»,
geb. 8. April 1762, nach als bayr. Regierungsrath,
Schulrat 23. März 1809. — Sein dritter Bruder,

bestimmte Ausgleichungsmittel von verschiedenem Werte (Fедertiele mit Goldstaub, Stückchen Zinn, Kakaobohnen) geführt. Die Beschäftigung des Kaufmanns war vorzüglich geachtet. Unter unmittelbarem Schutze der Regierung, oft mit Aufträgen von dieser versehen, wanderten sie mit ihren Karawanen bis zu den entferntesten Gegenden Anahuacs und der Nachbarländer. Der Sklavenhandel war ein ehrbarer Beruf; regelmäßige Sklavenmarkte wurden zu Acapulcalco abgehalten. Vielweiberei war erlaubt, beschränkte sich aber nur auf die reichen Klassen. Die Weiber wurden mit Achtung behandelt und nahmen an den gesellschaftlichen Festen und Unterhaltungen teil.

Der Staat der A. stand auf dem Glanzpunkte seines Gedeihens, als die Spanier die A. für immer aus der Liste der Völker strichen. Zwar leben noch ihre Nachkommen, mit den Europäern vermischt, in den Bergen und Thälern des Anahuac; aber alles, was ihre Eigentümlichkeit als Nation ausmachte, ist auf immer verwichen. Auch der A. hat, gleich allen andern Stämmen der roten Rasse, eine eigentümliche Empfindlichkeit der Natur. Er bebt vor der rauhen Verahrung des europ. Fremdlinges zurück; selbst wenn sich der fremde Einfluß in der Form höherer Civilisation ihm naht, erliegt er demselben und schwindet dahin. Wer den heutigen Indianer Merikos kennt, kann kaum begreifen, daß dieses Volk jemals fähig gewesen sei, einen staatlichen Organismus zu schaffen, wie der der A. oder gar der der Tolteken war.

Litteratur. Außer den Werken von Veytia, Clavigero, Sahagun und Torquemada über die Geschichte Merikos vgl.: Prescott, «History of the conquest of Mexico» (2 Bde., Boston 1843; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1845); Brasseur de Bourbourg, «Histoire des nations civilises du Mexique» (4 Bde., Par. 1866—68); Müller, «Geschichte der amer. Urreligionen» (Basel 1856); Wailly, «Anthropologie der Naturvölker» (Bd. 4, Lpz. 1864); Salis, «Etudes historiques et philosophiques sur les civilisations Aztequa etc.» (2 Bde., Par. 1869—74); Bancroft, «The native races of the Pacific States of North-America» (5 Bde., San-Francisco u. Lpz. 1875); Bastian, «Die Kulturländer des alten Amerikas» (2 Bde., Berl. 1878).

Azuay, auch **Azsuay**, eine der südlichsten Provinzen der südamerik. Republik Ecuador, grenzt an folgende Provinzen dieses Freistaats: im W. an Guayas, im N. an Chimborazo, im O. an Dos Rios und Tunguragua, im S. an Loja und an Peru. A. umfaßt 29288 qkm und zählt (1878) etwa 100000 E. (zum größten Teile civilisirte Indianer), welche Viehzucht, Ackerbau und einige Industrie treiben, deren Erzeugnisse, Gewebe aus Wolle und Baumwolle, sowie seine Töpferwaren, sehr geschäft sind. Die Provinz ist überwiegend Gebirgsland, die Fortsetzung des großen Hochthals von Quito, welches im W. und O. von den beiden Hauptketten der Cordilleren begrenzt wird. Die Ostabhange der letztern weisen einen außerordentlich großen Reichtum an Chinarindenbumen (Cinchona) auf. Die mittlere Jahresstemperatur des Hochthals ist 15° C. Hier finden sich noch Überreste der 1850 km langen Reichsstraße von Cuzco nach Quito aus der Zeit der Inkas. Hauptstadt der Provinz ist Cuenca (s. d.).

Der Sultan **Azuay**, welcher der Provinz den Namen gab, liegt 300 km südlich von Quito.

Azzuni (Dominico Alberto), ital. Schriftsteller, geb. 3. Aug. 1749 zu Saffari aus Sardinien, war anfangs Advokat zu Cagliari, dann Richter am Handelsgericht zu Nizza. Als franz. Revolutionsheerre Nizza uberhimmten zog er sich nach Florenz zurück, wo er sein «Sistema universale del principio del diritto marittimo dell' Europa» (4 Bde., Florenz 1795) veröffentlichte, das er später in franz. Bearbeitung unter dem Titel «Droit marittime de l'Europe» (2 Bde., Par. 1806) erscheinen ließ. Nach der Vereinigung Nizzas mit Frankreich ging er nach Paris, wo er am Entwurf des Handelsvertrags sich beteiligte. Im J. 1807 zum Präsidenten des Appellhofs zu Genua ernannt, 1808 in den Gesetzgebenden Körper berufen, lebte A. nach dem Sturze des Kaiserreichs einige Zeit zu Genua ohne Amt, bis er unter Protection des späteren Königs Karl Felix als Richter an das Oberkonsulatstribunal nach Cagliari berufen wurde. Er starb daselbst 23. Jan. 1827. Unter A.s Schriften sind noch zu nennen: «Dizionario universale ragionato della giurisprudenza mercantile» (4 Bde., Nizza 1786—88; 2. Aufl., Vercino 1822), «Histoire géographique, politique et naturelle de Sardaigne» (2 Bde., Par. 1802; deutsch von Breba, Lpz. 1803), «Mémoires pour servir à l'histoire des voyages maritimes des anciens navigateurs de Marseille» (Genua 1813), «Recherches pour servir à l'histoire de la piraterie» (Genua 1816), «Système universel des armements en course et des corsaires en temps de guerre» (Genua 1817), «Sur l'origine de la boussole» (Par. 1805 u. 1809).

Azurbau heit die dunkelste Sorte der Emailt (s. d.), wird auch als Bezeichnung für Ultramarin (s. d.) gebraucht.

Azurin, Azulin, ein blauer Farbstoff, der durch Erhitzen von Nisolsure mit Anilin erhalten wird.

Azzya vona (unpaarige Vene), die Vene i. der rechten Seite der Brust, welche die obere u. untere Hohlvene miteinander verbindet. **Azygonvulae** (unpaarige Zapfenmuskeln), ein Gaumenmuskeln zum Heben des Zäpfchens.

Azyle (gr.), Ungepaartheit, Unverbundenheit; auch Eheloseigkeit. Azygisch. ungepaart nicht paarweise (resp. nicht links und rechts), sondern nur einmal vorhanden; auch ehelos.

Azymiten (gr.; lat. Infermentarii) war Spottname, den auf Grund einer vom Patriarchen von Konstantinopel, Michael Cerularius, ausgehenden Bezeichnung seit dem 11. Jahrh. die orthodoxen Griechen den röm. Christen (Lateinern, Armeniern und Maroniten) beileigten, weil letztere (seit dem 9. Jahrh.) bei dem Abendmahl, wie die Juden beim Passah, ungefermentes Brot (**Azymon**, s. i.) genossen. Die Griechen wurden dagegen von den Lateinern als **Prozymiten** (Fermentarii) bezeichnet, weil sie sich beim Abendmahl des gesäuerten Brotes bedienen. (S. unter **Yokie**.)

Azymon (gr., d. i. ungefermt, ohne Sauerteig, hebr. Mazzoth), das ungefermentete Brot: daher **Azymma** (Festum azymorum; hebr. Ch. Hamazoth), das jüd. Fest des ungefermentierten Brotes, das Passah (s. d.), unser Ostern. (S. **Maz**.)

Azzio, s. Ghel.

Azzio Sincero, s. Sannazaro (Jacopo).

B.

B, der zweite Buchstabe unsers Alphabets, be-
zeichnet einen Laut, der mit p, f, v (w), m zu der
Klasse der Nasallaute (labiales) gehört; von p, dem
dem ersten ähnelnden Laute, unterscheidet b sich
dadurch, daß bei seiner Hervorbringung die Stimm-
bänder des Kehlkopfes mitleiden, während dieses
Nasens laus nicht; da her b tönenber Laut, media;
p kommt laut, tenuis; im gewöhnlichen Sprach-
gebrauch bezeichnet man diesen Unterschied durch
«basso p» und «weich» (b). Die vergleichende Gram-
matik will noch, daß in den indogerman. Spra-
chen bei b ursprünglich ein sehr seltener Laut war;
bei manchen der einzelnen Sprachen sind also aus
einem Laut hervorgegangen, das deutsche b ent-
spricht einem ursprünglichen bh (aspiriertem b),
z. B. p. h. ist. baira (ich frage), grch. ερω, lat.
fieri. Im phöniz. Alphabet heißt dieser Buchstabe
beth, h. b. das heißt, das Zelt, wahrscheinlich nach
der ältern hieroglyphischen Gestalt desselben; dar-
auf deutet die griech. Form beta.

Als Kürzungszeichen steht B auf lat. In-
scrip. a. f. w. für Baldus und Brutus, b für bene,
von latein. bene für vixit), bonus und (auf christl.
Inscrip. f. w.) für beatus (d. i. selig, verstorben),
b. i. b. ist. beatorum (d. i. wohlvollender
Geist). In der Rhetorik bezeichnet B Basso, während
b als Kürzung die Note um einen halben Ton
bedeutet, bei B selbst aber (ital. si bemolle;
fig. si bene; engl. b flat) das um einen hal-
ben Ton erniedrigte h st. Über B als Grundton
in der musikalischen Scala f. Ton und Ton-
arten. Als dem Zeichen steht B für Vor; als
physiologische Abkürzung auf ältern Rezepten gilt
B für Balsam und für Balsamum, b. m. für bene
miserere f. i. e. werde dich gemisere. Bei Ardo-
re bezeichnet B die Scala von Baume.
Bei Kasperlein steht B oder B für Brief (d. h. zu
einem großen Preise zum Verkauf angeboten, im
Oppositum zu G oder G, d. i. Geld, d. h. bezahlt).
Bei Kasperlein bezeichnet B von 1750 bis 1822
die Königl. Preuss. seit 1866 aber, sowie seit
1871 die Königl. Reichsmünzen Hannover; auf
den Königl. Preuss. bezeichnet B Bismarck, auf franz.
den Kaiser, Bd Straßburg. In der Poesie
bezeichnet B das Prädikat, während A das Sub-
jekt bedeutet. (d. i. Baccalaureus).

B. A. und **B. A.** Abkürzung für Bachelor of arts
A. A. Abkürzung für bonis avibus oder bonis

avibus lat. welches: unter guter Vorbedeutung).

B. Abkürzung (chem. Zeichen) für Baryum.

Baden (Jung Xaver von), namhafter deutscher
Kaiser, geb. 27. März 1765 zu München, wido-

witwe ist bei 1781 zu Ingolstadt und Wien mediz.

studium in Jönderg unter Werner und seit 1792 in

Wien und Schottland allgemeinem naturwissen-

schaftlichen und technischen Studien und begann

damit sich eine eingehende Beschäftigung mit

der Naturkunde. Er wurde dann 1797 zu München

als Mediz. und Bergarzt angestellt, 1807 zum Ober-

bergsch. und blieb in dieser Stellung bis

1811. Bei der Rückkehr von einer 1822 unternom-

men Reise nach Rußland verweilte B. acht Mo-

nate in Berlin, wo er zu Hegel, Schleiermacher,
Herbart, Barmhagen und andern Berühmtheiten in
Beziehung trat. Bei Eröffnung der Universität
München 1826 ward ihm eine Honorarprofessur für
Philosophie und spekulative Theologie übertragen.
Bei Gelegenheit der Kölner Wirren sprach er sich
gegen den kirchlichen Absolutismus des Papal-
systems in schneidender Weise aus, weshalb ihm
1838 unter dem Ministerium Abel unterzogen wurde,
fernerhin über Religionsphilosophie zu lesen. Er
starb zu München 23. Mai 1841.

B.s literarische Thätigkeit beschränkte sich an-
fangs auf das naturwissenschaftliche und techni-
sche Gebiet. Dahin gehören die Schriften «Vom
Wärmekost» (Wien 1786), «Versuch einer Theorie
der Sprengarbeit» (Freiburg 1802), «Anleitung zum
Gebrauche der schwefelsauren Soda oder des Glau-
berfalzes zur Glaszerzeugung» (Wien 1815) u. f. w.
Als Philosoph machte sich B. zuerst durch seine
«Beiträge zur dynamischen Philosophie» (Wien
1809) bekannt. Eine vollständige Sammlung seiner
philos. Schriften (16 Bde., 1850—60) wurde
von Franz Hoffmann veranfaßt. Wenn auch die
Philosophie B.s in manchen Punkten mit Fichte,
Schelling und Hegel einerseits zusammengeht und
andererseits Ideen Jakob Böhm's und anderer
Theosophen aufnimmt und umgestaltet, so bleibt
dieselbe doch von allen andern philos. Systemen
wesentlich unterschieden. Die Prinzipien, aus denen
B. alles ableitet, sind: der Urwille, der zugleich als
Urbewußtsein Urgeist und Urpersönlichkeit ist, und
dessen Attribute: die ewige Idee und die ewige Na-
tur. Die Idee ist als Grund der Form, die Natur
 dagegen als die Quelle des Stoffs anzusehen. Vom
Willen aber wird das Verhältnis bestimmt, in wel-
chem jene beiden zueinander stehen. Der theoso-
phische Charakter seines Denkens zeigt sich vor allem
darin, daß er einen Parallelismus zwischen der
ewigen Selbsterzeugung Gottes und der zeitlichen
Geschichte des sündigen und erlöst werdenden Men-
schen darstellen will. In diesem mystischen Sinne
erklärt er sich für die Identität des Wissens und
des Glaubens als des wahren «Innwohnens» der
Gottheit im Menschen, und er hat dadurch eine
höhere Bedeutung gewonnen, daß er in die starre
Scholastik des Katholicismus eine Anzahl frucht-
barer, freilich von diesem selbst dogmatisch zurück-
gewiesener Gedanken hineingeworfen hat. Der be-
deutendste Schüler B.s ist Franz Hoffmann (f. d.) in
Würzburg, der auch die meist nur in aphoristischer
Form ausgesprochenen Ideen des Meisters systema-
tisch darzustellen versucht hat. Dahin gehören unter
andern von dessen Schriften: «Vorhalle zur spekula-
tiven Lehre B.s» (München 1837), «Über das Ver-
hältnis B.s zu Hegel und Schelling» (Würzb. 1850),
«Grundzüge der Societätsphilosophie B.s» (Würzb.
1837) und «Die Weltalter. Lichtstrahlen aus Franz
von B.s Werken» (Erlangen 1868).

B.s älterer Bruder, Elementar Alois B., be-
kannt als Herausgeber des «Gelehrten Bagern»,
geb. 8. April 1762, starb als bayer. Regierungs- und
Schulrat 23. März 1838. — Sein dritter Bruder,

Joseph von B., Ingenieur, geb. zu München 30. Sept. 1763, gest. daselbst 20. Nov. 1835, wurde 1798 Direktor der Maschinen und des Bergbaues, 1808 Geheimrat bei der Generaldirektion des Bergbaues und der Salinen von Bayern, später Oberbergtrat, und erwarb sich große Verdienste um die Anlegung von Eisenbahnen in Bayern. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen: »Beschreibung eines neuerfundnen Gebläses« (das sog. »Baaderische Gebläse«, Bayr. 1794), »Theorie der Saug- und Hebeumpen« (Bayr. 1797; 2. Aufl., Hof 1820), »Neue Vorschläge und Erfindungen zur Verbesserung der Wasserläufe bei dem Bergbau und Salinnemessen« (Bayr. 1800; 2. Aufl., Hof 1820), »Über ein neues System der fortzuschaffen des Mechanik« (Münch. 1817) und »Husshon und die Eisenbahnen« (Münch. 1830).

Baalen (im Schiffsweesen), f. Bale.

Baal (d. i. Herr) ist die männliche Hauptgotttheit in den Religionsystemen der altsemit. Völker, die namentlich bei den Babyloniern (wo die Namensform Bel lautet), Phöniziern und Hebräern verehrt wurde. Sein mytholog. Wesen ist mannigfach entwickelt und nach Ort und Zeit verschiedenartig ausgebildet worden. Ursprünglich ist B. als Personifikation der befruchtenden Naturkraft der Gott der Sonne nach allen ihren wohlthätigen und verderblichen Wirkungen. Dem B. stand als weibliche Gottheit eine Baaltis (Aschera) zur Seite, die jedoch gewöhnlicher Astarte (f. d.) genannt wird. Der Dienst des B. war prachtvoll und lärmend; Tempel mit Bildsäulen des Gottes wurden auf Anhöhen errichtet und blutige Opfer ihm dargebracht. Auch Kuhhände wurden dem Sonnengotte zugeworfen. Die Vergleichen des B. mit einer höhern oder niedern Gottheit der Griechen sind meist sehr willkürlich; doch haben die Sagen von Hercules und dessen Verehrung manches mit dem Baaltdienste übereinstimmende. Insbesondere ist der tyrische Hercules (Melkart), der zu Tyrus und Karthago verehrt wurde, ein B. gewesen. Auch das Alte Testament erwähnt den B. in sehr verschiedenen Arten und Formen, daher mit allerlei Beinamen, unter denen Baalsebub oder Beelzebub (f. d.) der bekannteste ist. Viele babylon., phöniz. und karthag., auch israel. Namen sind mit B. zusammengesetzt, so Hannibal, Hasdrubal u. s. w. Auch tragen Städte, wo B. besondere Verehrung genoss, von diesem Gotte ihre Namen, z. B. Baal-Gab (Gott des Glüds), Baal-Hermon, Baal-Zephon (Agathon) u. a. Die Einführung des sinnlichen Kultus dieser Gottheit bei den Israeliten und unter den spätern jüd. Königen erregte den gerechten Zorn der Propheten, die in kräftigen Worten dagegen eiferten. Dadurch sind die Worte Baaltdienst und Baaltpasse identisch geworden mit »falschem Gottesdienst« und »heuchlerischem Diener der Gottheit«.

Baalbel (Balbel), auch Baalath genannt, wie schon der Name (Stadt des Baal) besagt, der Mittelpunkt des Kultus des Baal, des sog. Sonnengottes (daher die Stadt von den Griechen Heliopolis genannt wurde), lag in der Mitte der von den Griechen Koile Syria (Eufesgrien), d. i. das hohe Syrien, genannten Landschaft am westl. Fuße des Antilibanon, gegenwärtig ein kleiner, unter einem besondern Emir stehender Ort im Vilajet Syrien, auf einem der niedern Ausläufer des Gebirgs in die Thalebene El-Bekaa, nur wegen der

großartigen, einen Raum von 4—5 km bedeckenden Ruinen seiner alten Prachtbauten merkwürdig. Am bedeutendsten und imposantesten sind die Überbleibsel des großen Sonnentempels, der aus dem eigentlichen Tempelgebäude und zwei großen Vorhöfen bestand. Letztere waren mit Säulengängen und galerieartigen Gebäuden umgeben und hatten eine prächtige Vorhalle zum Eingang. Das eigentliche Tempelgebäude im Hintergrunde des zweiten größern Vorhofs bildete ein längliches Viereck von 89 m Länge, 49 m Breite, dessen Dach von einem Peristyl von 44 ionith. Säulen getragen war, von denen sechs noch stehen, die im Umfange umgäblich 7 m, der Länge nach im Schiffe 19 m und mit dem Fußgestell und dem darauf ruhenden Gebälk gegen 24 m messen. Alles übrige liegt meist in Trümmern umher, von denen der ganze Boden bedeckt ist. Merkwürdig ist die Größe der zu den Substruktionen verwandten Steine, von denen einige gegen 20 m lang sind bei einer Dike von 4 m. Südlich von diesem großen Tempel steht noch ein kleinerer, ebenfalls in länglichem Viereck gebaut, von welchem das Peristyl und die Umfassungsmauern der Cella größtentheils noch stehen. Beide Tempel, die der Grundform nach den griechischen sich anschließen, sind, sowie die Vorhöfe, in dem reichverzierten, prunkhaften, in der Formbehandlung und Gliederbildung zu Willkür und Phantastik entarteten ionith. Stile der spätern röm. Kaiserzeit aus Kalkstein gebaut. Außer ihnen findet man noch in einiger Entfernung von der Stadt ein achtseitiges, von acht Granitssäulen getragenes Gebäude. Die älteste Geschichte B.s liegt in völliger Dunkel. Unter Kaiser Augustus wurde die Stadt zu einer röm. Kolonie (Colonia Julia Augusta Felix) gemacht und erhielt eine röm. Besatzung. Antoninus Pius baute den großen Tempel, den die unter den jetzigen Bewohnern der Stadt herrschende Sage für ein Werk des Königs Salomo hält. Septimius Severus gab den Bewohnern der Stadt das Privilegium des vollen rechtlichen Eigentums an Grund und Boden, das sog. ius italicum. Durch Theodosius ward der Tempel in eine christl. Kirche umgewandelt. Mit der Einnahme der Stadt durch die Araber beginnt der Verfall des Tempels. In den darauffolgenden Kriegen ward er mit den kleinen Tempel in eine Festung umgewandelt, woher man noch die Zinnen sieht, und weshalb die Pflanz, auf dem beide stehen, den Namen Raste führt. Auch die Stadt sank immer mehr herab und wurde 1759 von einem furchtbaren Erdbeben zerstört. Vgl. Wood und Dawkins, »The ruins of B. (Lond. 1757); Caissas, »Voyage pittoresque de l. Syrie« (3 Bde., Par. 1799); E. Renan, »Mission de Phénicie« (Par. 1864).

Baalzebub, f. Beelzebub.

Baaltdis, weibliche Gottheit, f. unter Baal.

Baan oder Baen (Jan van der), tüchtiger Porträtmaler zu Harlem, geb. daselbst 20. Febr. 1638 hatte seinen Oheim Firmans und J. Bader zu Lehrern. Von den beiden zu seiner Zeit herrschenden Richtungen in der Porträtmalerei, der van Dycken und der Rembrandtschen, verfolgte er die letztere und erwarb sich damit während eines kurz. Aufenthalts in England Beifall. Der Kurfürst von Brandenburg ernannte ihn 1676 zu seinem erst. Maler. B. starb 1702 in Amsterdam. — J. A. de B., des vorst. Sohn, geb. im März 1671 in Haag, malte schon sehr früh Porträts, die d.

Reisen bei Dalm nicht nachstanden. Auch er be-
suchte sich in England, wohin er mit dem Ge-
sells. bei König Wilhelm III. gekommen war.
Später malte er am Hofe zu Florenz und in Rom
mit vielen Beifall. Er starb schon im April 1700
in Rom in den Folgen des ausschweifenden Lebens,
welches er in Rom geführt hatte.

Baar, Bergfeld u. s. w., f. Bar u. s. w.

Baar, als Samenland Ausdruck soviel wie noch
unbekannte Kataste, Handlanger.

Baar ist, eine ehemals reichsummittelbare
Landgrafschaft in Schwaben, im jetzigen bad. Ge-
biet und zu geringem Teile im württemb.
Stammesgebiet, umfasst die Plateau- und Berg-
landschaft, welche den Schwarzwald mit dem Heu-
berg, im nördlichsten Teile der Rauhen Alp,
nördlich der Gassen des Neckar und den
Quellen der Donau (Brege und Brigach) ge-
langt, liegt in ein Areal von etwa 550 qkm,
doch mit nur wenig mehr als 30.000 E. Das Land
erhebt sich bis über 700 m und ist besonders im
nördl. Teil auf der Baar-bergig, rauh und un-
fruchtbar. Bergbau und Uhrmacherei bilden die
Hauptgewerbe der Bevölkerung. Politisch
bildet es den Hauptbestandteil des mediatisir-
ten Fürstentums Jülich-Berg, dessen Haupt-
und Residenzstadt Bonnweiler zugleich als ihre
Landstadt ist. Die heutige Landschaft B. ist nur
noch im alten Verh. zu B. a. r. (althochdeutsch
Bairach, Baire), welche urkundlich schon im
11. Jahrh. zur Zeit der Karolinger erwähnt wird.
Die Baaren althochdeutsch para, ein eingegie-
ßtes oder eingegrenztes Land, eine Gausland-
schaft bei Rätien, war auch diese nach ihrem
Namen bekannt, dem Gau- und Landgrafen Ver-
trag, den verschiedenen Altherrn der Herzoge von
Jülich-Berg, zu mit seinen Nachkommen diesen Baar-
en, welche nach dessen Familiengliedern
wieder in Unterabteilungen desselben benannt
wurden, wie die Wehrtal-Baar und die Birchtal-
Baar. Es umschloß die damalige B. die jetzigen bad.
Landgrafschaften Hünningen, Hünningen, Hünningen
und die jetzigen Oberamt Tutlingen, Spaichingen,
Hünningen, Oberndorf, Freudenstadt, Hün-
ningen, Hünningen, endlich die hohenzoll.
Landgrafschaften und Hünningen. Nach der Grafschaft
B. der jetzigen Landgrafschaft B. in
der Zeit der Grafen von Sulz, jedoch bedeutend
weniger, wesentlich um die Ämter, welche die Gra-
fen zu Hünningen, die nachmaligen Herzoge von
Jülich-Berg, wählten. Im 13. Jahrh. traten die
Grafen zu Sulz die Landgrafschaft freiwillig an
den Herzog zu Jülich-Berg ab, welche auch 1283
von Herzog L. damit belehnt wurden. Die
Landgrafschaft Landgrafschaft B. zerfiel Ende des
14. Jahrh. in drei Oberämter Hünningen (mit Donau-
graben, Hünningen, Weisingen und Neubingen),
Hünningen unter Hünningen, Blumberg,
Hünningen und Hünningen (mit Hünningen). Ihre
Landgrafschaft verlor die Grafschaft 1803.
Bairach (nordl., holländ. Dichter, f. Barlaam u. s.
Bairach (nordl.), Brothert, Prinzpal,
Bairach, der Meister jedes zum Seewesen
gehörig, holländ. Dichter, f. Barlaam u. s.
Bairach (nordl.), Thür, Thor; auch Meerenge.
Bairach, Bairach (eigentlich alte Frauen,
Bairach, Seewetter), Wesen des slav. Volks-
Bairach; in Böhmen werden schwere Regen-
fälle als Bairach bezeichnet, man sagt, »die Alt-

mütter (báby) erheben sich, es wird ein Gewitter
kommen«, die nordöstl. Himmelsstrecke heißt, weil
aus ihr häufig das Unwetter kommt, báby kont
(der Winkel der Altmütter). Im russ. Volksglaube-
den spielt eine besondere Rolle die Baba-jaga, ein
dämonisches Wesen, das im schlafenden Walde
wohnt in einer Hütte, die auf Säbnerfüßen steht;
die Baba-jaga fliegt durch die Luft, fährt am
Hegensabbat in einem eisernen (glühenden) Mörtel,
den sie mit dem Stößel antreibt, und vermischt die
Spur hinter sich mit einem (feurigen) Ofendiesel.

Baba bedeutet im Türkischen »Vater«, ein Wort
des ersten kindlichen Lallens, wie unser »Papa«.
Dieses Wort wird in Persien und der Türkei (mög-
licherweise in Nachahmung der gleichen bei den
orient. Christen üblichen Sitte) als Ehrentitel den
Namen angesehener Geistlicher, besonders solcher,
die dem asketischen Leben sich widmen, vorgesetzt,
z. B. Baba Nasibi (Name eines pers. Dichters, der
1537 starb), und aus Artigkeit oft auch an den Na-
men anderer Personen angehängt, z. B. Ali-Baba.

Bababag, Stadt in Rumänien, in der Do-
brudscha, war bis 1878 türkisch und hat, seitdem es
von Rumänien annektiert wurde, von seiner Bedeu-
tung verloren. Es liegt 30 km südlich von Tulcea
an der Donau, zwischen Bergen in einer fruchtbaren,
aber sumpfigen Gegend, hat 7000 E., darunter
nur noch wenige Türken, welche meist Handel nach
dem Schwarzen Meere treiben, der durch den Ha-
fenort Rara-Cerman (60 km südlich von B.) ver-
mittelt wird, ist Sitz einer Unterpräfektur und
zweier rumän. Elementarschulen. In früheren russ.-
türk. Kriegen war B. Sammelplatz und Stützpunkt
des türk. Heeres und wurde 1771 und 1854
von den Russen erobert.

Babbage (Benjamin Herschel), austral. For-
schungsreisender, geb. 1815, war nach Vollendung
seiner Studien als Ingenieur einige Jahre in Ita-
lien mit Eisenbahnbauten beschäftigt, trat dann im
Nov. 1851 in Südaustralien ein, vollendete dort
21. April 1856 die erste Eisenbahn der Kolonie von
Adelaide nach Port Adelaide und leitete 1858 eine
Expedition, welche die Gegend zwischen dem Tor-
rens, Gairdner- und Eyresee untersuchte. Auch
war er 1870—71 an der Herstellung des Telegra-
phen durch ganz Australien thätig. A. Barb 22. Okt.
1878 in St. Marks bei Adelaide.

Babbage (Charles), engl. Mathematiker, geb.
26. Dez. 1792 zu Teignmouth in Devonshire, stu-
dierte in Cambridge, wo er 1814 promovierte.
Unter seinen literarischen Leistungen sind zunächst
die äußerst korrekten, zweckmäßig und bequem ein-
gerichteten Logarithmentafeln: »A table of the lo-
garithms of the natural numbers from 1 to
108.000« (1826 u. öfter) zu erwähnen. Bei der
Schwierigkeit, größere Tabellennwerte korrekt zu
fertigen, geriet B. auf den »Letter to Sir H.
Davy on the application of machinery to mathe-
matical tables« (1822) entwickelten Gedanken, die
Vollendung derselben einer Maschine anzuvertrauen.
Von der Regierung mit dem Bau einer solchen be-
auftragt, beschäftigte er, um sich zu informieren, viele
mechan. Werkstätten im In- und Auslande. Diese
Umschau war Veranlassung zu dem Werke »Eco-
nomy of manufactures and machinery« (1832;
deutsch von Friedberg, »Über Maschinen und Fa-
brikwesen«, Berl. 1833). Seine Rechenmaschine
sollte zufolge ihres Zweckes, mathem. und fern-
mathem. Tafeln zu berechnen und zu drucken, aus zwei

wesentlich verschiedenen Teilen, einem rechnenden und einem druckenden, bestehend. Der erste wurde 1828 zu bauen angefangen und war 1833 zum größten Teil in bewundernswürdiger Schönheit und Vollkommenheit vollendet, als eine Unterbrechung im Bau der Maschine eintrat. Der druckende Teil war damals noch nicht halb fertig, und dennoch war der Gesamtaufwand beim Bau bis auf 17000 Pfd. St. gestiegen. Da die vollständige Ausführung noch auf doppelt so viel veranschlagt wurde, so ließ man die Sache liegen. Während dieser Zeit übersehte B., im Verein mit Herschel und Bencod, den «Traité du calcul différentiel et du calcul intégral» von Lacroix ins Englische und lieferte, außer der Schrift «Comparative view of the different institutions for the assurance of life» (1826; deutsch, Weim. 1827), eine Menge wichtiger Abhandlungen für die «Philosophical Transactions», Brewsters «Journal of Science» und andere Zeitschriften. Er wurde 1828 Professor der Mathematik in Cambridge, trat aber 1839 juräd. Über die wissenschaftlichen Zustände Englands überhaupt sprach er in den «Reflections on the decline of science in England» (1830) sehr trübe Ansichten aus, auf die er in seinem Werke über die große Industrieausstellung: «The Exposition of 1851, or views of the industry, science and government of England» (1851), jurädkam. Autobiographische Reminiscenzen enthalten die «Passages from the life of a philosopher» (1864). Er starb zu London 20. Okt. 1871.

Babbitt-Metall, ein nach dem Erfinder benanntes Antifrictionmetall, welches aus 25 Teilen Zinn, 2 Teilen Antimon und 0,5 Teilen Kupfer besteht.

Babel, f. unter Babylonien.

Bäb-el-Mandeb oder el-Mendeb (Thor der Trauer) heißt die 26 km breite Meerenge zwischen Arabien und Afrika, durch welche das Rote Meer mit dem Golf von Aden und so mit dem Indischen Ocean verbunden wird. Zwei spitzige vulkanische Inseln, Dschebel-Rendelli, welche fast senkrecht ins Meer abfallen, bilden hier die äußerste Südwestspitze Arabiens, das Vorgebirge oder Ras-el-Rendelli, welches etwa 10 km lang, über 7 km breit und 264 m hoch ist. Unmittelbar hinter demselben im N. erhebt sich ein 165 m höher erscheinender Vulkan. An der engsten Stelle tritt diesem im SSW., auf der sonst flachen afrikan. Küste, ein 160 m hohes Vorgebirge gegenüber, Ras-Schöjan oder Hemmar-el-Seän genannt, ein kaum 4 km langer, hornförmiger, vulkanischer Fels, welcher durch eine schmale, 450 m lange Junge mit dem Festlande verbunden ist und mit diesem eine gegen N. sich öffnende kleine, aber durchschnittlich 18,5 m tiefe und durch einen Korallenfels gegen Nordwinde gedeckte Bucht, einen in strategischer Beziehung wichtigen Hafenplatz, begrenzt. Zwischen beiden Fels-türmen der gleichmaßen öden und wüsten Gegenden befindet sich der durch eingestruete Eilande noch mehr verengte Eingang der Meerestraße. Kaum 4 km von dem arab. Kap liegt das größte derselben, die Insel Berim, arab. Meim (Meim), 11,5 qkm groß, welche die Meerenge in zwei Kanäle teilt, den östl. oder Kleinen, kaum 3 1/4 km breiten Bäb-el-Rendelli oder Bäb-Jöten, der (an dem Alexander d. Gr. nach arab. Sage eine Stadt erbaut haben soll), der 13–26 m Tiefe hat, und den westl. oder Großen Kanal, der über 20 km breit und 340 m tief ist und Dacht-el-

Meim heißt. Nur 1 km vor dem arab. Kap liegt ein kleines Felsbeiland, Dscheifret Roban, die Piloten, Fischer oder Kutterinsel der engl. Meeren. Von dieser zieht längs der Ostküste des Kleinen Kanals ein Korallenriff hin; doch hat der Strand hier auf reichliche 2 km nirgends weniger als 13–23 m Tiefe. Etwa 14 km im S. von Berim ragen sieben hohe vulkanische Klippen, die Höhen Berid, arab. Sauab, aus der Tiefe empor, welche bei ihrer bedeutenden Höhe von 76–108 m und ihrer eigentümlichen Form weithin sichtbar, als Orientierungspunkte dienen. Die arab. Schiffe wählen wegen der kurzen Lauer ihrer Anker gewöhnlich den schmälern und weniger tiefen Kanal. Die Strömung geht längs der afrikan. Küste nach N., längs der asiatischen, in dem Kleinen Kanal, südwärts. Letztere Straße ist die der engl. Postschiffe. Auch die Schiffe, welche den Großen Kanal passieren, halten sich möglichst dicht an die Insel Berim, die somit beide Straßen beherrscht. Diese Insel selbst ist ein alter Krater aus trachytischer Lava von unregelmäßiger Form, 5,5 km lang, 1800 m breit und bis 165 m hoch. Die mächtige Caldera (Kraterfelsen) bildet jetzt einen vorzüglichen Hafen, beim Eingang auf der Südwestseite liegt. Oben ist so breit und rein, daß bei jedem Winde die Schiffe ein- und auslaufen können. Das Innere des Hafens ist fast bis 18 m tief und geräumig genug, eine ganze Flotte Platz und Schutz zu bieten. Ras N. hin sind die Ufer ziemlich flach, die übrigen Seiten bestehen aus wildgerissenen, über 60 m hohen Klippen. Von Vegetation ist sowohl an diesen als in der Sand- und Konglomeratebene kaum ein Spur vorhanden; auch Wasser findet sich nicht.

Die Meerenge B. nebst ihren Kap und Inseln war schon den Alten bekannt. Um den Seeweg und dadurch die Schifffahrt von Ägypten und Arabien her zu beherrschen, eroberten die Portugiesen im Anfang des 16. Jahrh. unter Tristão d'Auxes die Insel Sokotora, die aber zu diesem Zweck doch nicht hinreichte. Erst die Engländer erkannten die strategische Wichtigkeit der Insel Berim für die Beherrschung des Rots und des ganzen Roten Meeres. Schon 1799–1801 hatten sie diesen Schlüsselpunkt besetzt, um einer möglichen Unternehmung der Franzosen gegen Indien zu begegnen. Die zweite Kriegsergreifung 1. Febr. 1857 während des pers. Krieges hing mit der möglichen Durchsetzung des Nizam von Suez zusammen, welche die Engländer für ihre ind. Besitzungen und ihren Handel dadurch gefährlos zu machen suchten, daß sie gleich nach der Occupation der Insel bedeutende Befestigungswerke errichten begannen, die ein zweites Gibraltar bilden sollten. Diesem Unternehmen widersetzten sich jedoch die übrigen seefahrenden Nationen. Fundstüch wurde bei Straits-Point, der Ostspitze der Insel, eine Festung und 1861 ein Leuchtturm mit Drehlicht erbaut. Dagegen blieb bei der Legung des unterseeischen Telegraphenbabels von Suez nach Aden die vom 2. bis 24. Mai 1859 ausgeführt wurde Berim ohne Station. Der Ursprung des Namens der Straße geht nach der Sage der Ufer-Anwohner auf eine gewaltige Flut zurück (vielleicht die durch Erdbeben bewirkte Öffnung des Roten Meeres vorhior. Zeiten), bei welcher zahllose Meeresumfassen Leben gekommen sind.

Babelsberg, königl. preuß. Schloß mit Park einer der schönsten Punkte in der Umgebung von Potsdam, am linken Ufer der Havel, unweit d.

dem Fürsten Karl von Preußen gehörenden Dorfes Glende. Der Park ist von Lenz angelegt, vom Fürsten Pückler verschönert und später nach den Spezialangaben des Kaisers Wilhelm I. noch sehr bedeutend erweitert worden. Der Bau des Schlosses wurde 1834 nach Schinkels Plänen begonnen, unter ganz veränderten Bedürfnissen nach neuen Projekten von Persius, Strack und Gottgetreu 1843—49 fertiggestellt und vollendet. Die lehrnswürdigen Räume des Innern sind hinreichend bemutet, auf das geschmackvolle ausgestattet mit altständlichen Möbeln, Erzfiguren, Erinnerungen aus den Feldzügen von 1849, 1864 und 1870—71 und andern Gegenständen. Die mittels zweier Dampfmaschinen zu Wasserfällen und Bewässerungsanlagen nach Hochdruckverfahren geförderten Wassermassen werden zu Fontänen am Schloß und zu einer Hauptfontäne in der Höhe von 40 m Höhe benützt. Ostlich vom Schloß befindet sich in einem Denkmalbau ein Engel Michael, ein Geschenk Friedrich Wilhelms IV., auch das Küchengelände, welches durch einen Tunnelbau mit dem Schloß verbunden ist; westlich an dem früheren Mühlenberge ragt seit 1856 ein hoher Rundbau aus dem biden Walde, ein in armierten Bewässerungsbassin mit Zugbrücke angetrieben. In der Nähe davon sieht man die restaurierte alte Berliner Gerichtslaube, während auf der nicht zu entfernten Friedrich-Wilhelmshöhe eine imposante Friedenssäule mit Viktoria und reizender Farnschmuck steht. Erwähnenswert sind auch das schöne Hofgärtner-Etablissement mit Treibhäusern u. s. w., das Natronhaus und die den Park abschließenden Portierhäuser-Anlagen mit Umgebungen von künstlichen mit Inseln besetzten Teichen, ferner verschiedene Theatralische im Freien mit Rosenlauben, Blumenparterres und Fontänen, auch der kleine Hafen mit an Hoffesttagen besagtem Schallplan und Böten.

Babenberg (Grafen von), eins der ältesten deutschen Geschlechter, welches seinen Namen von dem Stammsitz B. in den Werten von Bamberg, entlehnte und sich von den fränk. Königen abkettete. Die Babenberger scheinen schon im 9. Jahrh. im heutigen Oberfranken reich begütert und namentlich auch im Besitz der Gegend um Bamberg, das nach ihrer Burg so nannte, gewesen zu sein, bis Adalbert von B. wegen Landfriedensbruch 906 hingerichtet wurde. Polit. Bedeutung erhielten die Babenberger wieder, als aus denselben Leopold I. 976 Markgraf von Österreich wurde. Ihr Stamm erlosch mit dem Herzoge von Österreich Friedrich dem Streiberer 1246.

Babenhausen, Hauptstadt einer ehemaligen Reichsherrschaft, früher eine Stadt, jetzt ein Flecken im Bezirksamte Jülichstein des bayer. Regierungsbezirks Schwaben und Neuburg, rechts an der Mühl gelegen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat 1900 E., ein altes und ein neues Schloß als Residenz der Fürsten Jünger-Babenhausen, mit schönen Gärten und Wirtschaftsgeländen, einem Armen- und Krankenhaus, einer luth. Pfarrkirche, eine mechanische Spinnerei, eine Zündholzfabrik, bedeutende Brauereien, Frucht- und Viehzucht, Viehzucht und mehrere Mühlen. Im J. 1236 war Graf Ulrich von Tübingen Eigentümer, am Ende des 13. Jahrh. waren die von Schöndel, im Anfang des 14. Jahrh. durch Kauf die von Rotenstein Besitzer von B. Von den letztern kam Stadt und Herrschaft 1363 an die Familie von Neuhberg, 1639 durch Kauf an Anton

Jünger, welcher die württemb. Lehnbarkeit ablöste. Die damalige Stadt hatte 1337 ulmer Recht, 1456 ein eigenes Wappen bekommen, sank aber zum Markte herab und verlor 1688 zur Strafe eines Aufruhrs wegen ihre Jurisdiktion. Im J. 1711 wurden die Grafen Jünger zu Kirchberg und Weiskenhorn, die in der Folge hier ein Herrschaftsgericht hatten, vom Kaiser Joseph I. mit dem Forst- und Wildbann zu B. belehnt. Die Mediatisierung der Reichsherrschaft erfolgte 1806; die Auflösung der fürstl. Jüngerischen Gerichtsbarkeit 1848.

Babenhausen, Stadt im Kreise Dieburg der großherzogl. Hess. Provinz Starkenburg, an der Oespreng und der Linie Rairg-Wischaffenburg der Hessischen Ludwigsbahn (von welcher hier Zweigbahnen nach Wiebelsbach-Heubach und nach Hanau abgehen), zählt (1880) 2670 W., hat eine Kirche mit schönen Holzschnitzwerken und Glasmalereien, ein Hospital und ein Schloß, welches einst die Residenz der Grafen von Hanau-Eichenberg war, in dem sich jetzt aber eine Kaserne befindet.

Baber (d. h. Tiger) oder **Babur** (s. b.), Beiname des Großmoguls Jehir-Eddin-Mohammed.

Babeuf (François Noël), Haupt einer kommunistischen Verschwörung unter der Direktorialregierung in Frankreich, genannt Cyprien Babeuf, wurde 1764 zu St.-Quentin geboren. Im Alter von 16 J. Waise, kam er zu einem Feldmesser in die Lehre und wurde später, nach mehrjährigem Umherstreifen, als Mitglied einer Katasterkommission angestellt. Als 1789 die Revolution ausbrach, gab er dieses Amt auf und wandte sich mit Fanatismus der Bewegung zu. Er wurde zum Distriktsverwalter in Montdidier ernannt, dort aber einer Fälschung angeklagt und 1793 in contumaciam zu einer mehrjährigen Gefängnisstrafe verurteilt. Dieses Urteil wurde jedoch vernichtet und B. konnte frei nach Paris zurückkehren. Obwohl ursprünglich Jakobiner, war er mit dem Sturze Robespierres einverstanden; doch trat er sofort in heftige Opposition gegen die zur Herrschaft gelangte Gruppe der Thermidoristen, was ihn bald ins Gefängnis führte. Hier erst scheint er durch Mitgefangene zum Kommunismus bekehrt worden zu sein. Nach der Amnestie vom J. IV begann er in seinem Blatte «Le tribunal du peuple» eine rücksichtslose Propaganda für die soziale Revolution. Zugleich gründete er in Verbindung mit Buonarrotti, Sylvain Maréchal, Antonello Darthe u. a. ein geheimes Direktorium, das allmählich mittels einer sehr geschickten Organisation 17 000 kriegsfertige Verschwörer, namentlich auch unzufriedene Soldaten und Gendarmen, um sich sammelte. Man wollte sich der Ministerien, der Magazine u. s. w. bemächtigen, die Güter der «Verschwörer», d. h. der Gegner, konfiszieren und unter das Volk verteilen und eine «nationale Muttergemeinschaft» organisieren. Im entscheidenden Augenblick wurde die Verschwörung im Mai 1796 durch einen Eingeweihten verraten. Die Führer derselben wurden vor einen Spezialgerichtshof zu Vendôme gestellt, der B. und Darthe am 23. Mai 1797 zum Tode verurteilte. Bei der Verlesung des Urteils riefen beide sich einen Dolch in die Brust, doch gelang es ihnen nicht, sich zu töten, und sie wurden am folgenden Tage guillotiniert. Die übrigen Mitgeschulbigen wurden teils zur Deportation verurteilt, teils freigesprochen. Filippo Buonarrotti (s. b.), einer der Mitgeschulbigen, schrieb «Conspiration pour l'égalité, dite du Babeuf, suivie du

procès, auquel elle donna lieu etc.» (2 Bde., Brüss. 1828). Die wichtigsten der bei B. gefundenen Papiere, die seine Projekte enthalten, sind abgedruckt im Anhang von L. Reybauds «Études sur les réformateurs ou socialistes modernes» (Bd. 2, 7. Aufl., Par. 1864).

Babi oder Babisen, eine mohammed. Sekte in Persien, deren Stifter der aus einer Seidenfamilie stammende 19jährige Habschi Ali-Mohammed aus Schiraz war. Seine Jugend, der schwärmerische Charakter, die Verehrsamkeit, der klassische arab. Stil seiner Abhandlungen (dayan), seine Predigten und gelehrten Disputationen mit Priestern gewannen ihm bald einen weiten Kreis von Anhängern im ganzen Lande, besonders unter Priestern, Seiden und selbst unter Juden. Den Neophyten suchte er den Glauben beizubringen, daß er der Prophet sei, auf welchen der Geist der früheren Propheten durch Seelenwanderung übergegangen, und daß er der «Báb», d. h. die «Pforte» (der Erkenntnis) sei, daher auch der Name der Sekte Babi. Nach ihm ist Gott das einzige, ewige, unwandelbare Utleben (hai), und das dieses Wort nach arab. Buchstabenzahl (hi) 18 bedeutet, so ist hiermit die Zahl 19 (mit Zugabe der Einheit des Trägers) die heilige Zahl, nach welcher alle Staatseinrichtungen (19 Monate, 19 Hohepriester u. s. w.) zu organisieren sind. Gott konnte seine Attribute nur durch die Schöpfung kundgeben; diese als Emanation von ihm konnte nur gut sein, das Böse ist nichts als eine Abweichung von der heiligen Zahl, gleichsam ein Rechnungsfehler, vorübergehend, weil zu korrigieren. Den Staat will er auf theokratisch-demokratisch-sozialer Grundlage eingerichtet wissen; der König wird von den 19 Priestern zum Guten angehalten; die Steuern fließen aus freiwilligen Beiträgen. Báb verbietet den Frauen den Gebrauch des Schleiers, läßt sie selbst am Apostolat teilnehmen; er beschränkt aufs äußerste die Polygamie, erschwert die Scheidung, hebt den Ehebzwang der Muslime auf. In Bezug auf Verbreitung des neuen Glaubens befiehlt er den Proselytismus und verspricht den Märtyrern Wiederaufleben durch Wanderung ihres Geistes. Von den 18 eingekerkerten Aposteln zeichneten sich besonders drei durch ihren Eifer, ihre Energie und Organisationstalent aus: Nulla Hussein aus Chorasán, Nulla Mohammed-Ali aus Balasrusch und die schöne und gelehrte Frau Kurret-el-ayn aus Kaswin. Anfangs ließ die Regierung sie gewähren, als jedoch Unruhen in Meshed entstanden und Nass'r-ebdin auf den Thron kam (1848), wurden strengere Mobsregeln ergriffen. Die B. unter Führung des Nulla Hussein bauten ein Fort bei Akasch-Scheid-Labery in Masanderan. Es kostete der Regierung viele Anstrengung und große Verluste, ehe sie durch Kapitulation das Fort nehmen konnte. Einige Monate später entbrannte ein noch heftigerer Kampf in Jendishan, welcher vielen Regierungstruppen das Leben kostete; Báb selbst wurde gefangen nach Gilan in die Feste Ischeri und später zur Hinrichtung nach Tabriz geführt (1849). Ein Attentat der B. auf den Schah 1852 führte zu einer furchtbaren Katastrophe, wobei alle Exzessiven unter qualvollen Martern den Tod erlitten. Der Rest der noch immer zahlreichen Sekte war gezwungen, äußerlich den Glauben zu verleugnen oder sich in die Türkei oder nach Indien zu flüchten. Vgl. Polak, «Persien» (2 Bde., Lpz. 1865); Gobineau, «Les religions et les philosophies dans l'Asie centrale» (Par. 1866).

Babia-Gura, Bába-Gura, Margas oder Arvaer Gruppe, Gebirgszug im nördl. Teile der Karpaten, südlich vor den Beshken, besteht aus dichtem Höhlenkalkstein, in einem Teile der Ausläufer aus Groumade und wird vom Jaskunpasse, der Baag und der Krva eingeschlossen. Die B. ist im allgemeinen niedriger als die Beshken; aber einige Gipfel, wie die Babin-Gura oder der Altemweiberberg erreichen 1722, der Barania 1391 n. Auf der Nordseite tritt der freistehende, 1267 m hohe Lubenberg besonders hervor; von ihm an werden die Berge niedriger und mit dem Calvarienberg beginnt das zum Teil bis zur Weichsel reichende Hügelland.

Babiche (fr.), Schoßhündchen.

Babillage (fr.), Geschwätz; Babillard, Schwätzer; babillieren, schwatzen.

Babine (russ.), braunes Kakenfell als Pelzwerk.

Babinet (Jacques), ausgezeichnete franz. Physiker, geb. 6. März 1794 zu Lagnan im Depart. Bienne, besuchte das Lycée Napoleon (Colège Henri IV.) und von 1811 ab die Polytechnische Schule, die er indes 1813 mit der Artillerie zu Rhez vertauschte. Dann trat er als Offizier in die Artillerie, verließ aber 1814 für immer die militärische Laufbahn und wurde Professor der Mathematik in Fontenay-le-Comte, hierauf Professor der Physik zu Poitiers und endlich am Collège St.-Louis in Paris; 1840 nahm ihn die Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede auf; auch war er Hilfsastronom am Längsbureau. B. starb zu Paris 21. Okt. 1872. Die mineralog. und meteorolog. Optik verbandt ihm viel; auch um die Astronomie, die Meteorologie, die Lehre vom Magnetismus und die Theorie der Wärme hat er sich Verdienste erworben. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen und Beobachtungen finden sich in Sammelwerken und Zeitschriften zerstreut; das meiste jedoch in dem «Compte-rendu» der Akademie der Wissenschaften enthalten. Beiträge B. s. zu der «Revue des deux Mondes» und dem «Journal des Débats» erschienen gesammelt in dem «Études et lectures sur les sciences d'observation» (8 Bde., Par. 1855—68). Zu erwähnen ist auch sein «Traité élémentaire de la géométrie descriptive» (Par. 1851).

Babington (Anthony), ein engl. Edelmann, der Haupt einer Verschwörung zur Befreiung Mary Stuarts (s. d.) aus der Haft, in der sie von ihrer Nebenbuhlerin, Königin Elisabeth von England, gehalten wurde, und zur Ermordung dieser selbst. B. ein junger Mann von Bildung und Energie, früher Katholik, ward von einem Priester des Seminars in Rheims, gleich seinem Mitverschworenen Sasso zu dem Attentat gewonnen, in das Philipp II. von Spanien und Maria Stuart selbst eingeweiht wurden. Letztere trat mit B. in eine Correspondenz worin alle Mite des Unternehmens, und darunter die Ermordung Elisabeths selbst besprochen und von Maria gebilligt wurden. Indessen gelang es dem Minister Walsingham, diese Briefe und damit die Fäden des Komplotts in seine Hände zu bekommen, sobald er, im Besitz aller Beweismittel, die über raschten Verschworenen festnehmen und hängen lassen konnte. B. s. Haupt fiel 20. Sept. 1586; die Hinrichtung der Maria Stuart aber, fünf Wochen danach, ward besonders auf Grund jenes Briefwechsels gerechtfertigt.

Babinische Republik, ein humoristischer Roman, den 1568 ein poln. Edelmann, Bizonka, zu seinem Gute Babin bei Lublin stiftete und in weld

nur diejenigen aufgenommen wurden, welche sich durch irgend eine Tüchtigkeit auszeichneten. Wie-wohl dem Verein jeder polit. Zweck fern lag, so übte er doch bald einen gewissen Einfluss auf das gesellschaftliche Leben in Polen. Er schickte jedermann, der sich durch unkluges Betragen, einfältige Streiche oder unangemessene Lebensweise bemerkbar machte, ein Exilium zu, in welchem derselbe in die Republik der Karren aufgenommen und gewöhnlich mit einem entsprechenden Amte beladen wurde. So ernannte man z. B. Verchwender zu Odonomen, Streitsüchtige zu Friedensrichtern in dem närrischen Staate. Die Gesellschaft dauerte bis 1677 fort.

Babiolo (frz.), Kinderespielszeug, Tändelei.

Babrisse, f. Hircheber.

Babstzuber, Reerenge zwischen dem Roten Meer und dem Golf von Aden, f. unter Bab-el Mandeb.

Babstern, mohammed. Sekte, f. Babil.

Babiol (Bambolab, Indischer Gallus) ist die Bezeichnung für die kleinen, unreif gesammelten Fruchtstadien mehrerer der Gattung *Acacia* angehöriger Bäume, insbesondere von *A. arabica*, *A. bambolab* und *A. vera*. Sie werden wegen ihres bedeutenden Gehalts an Gerbsäure und Gallobitter zu allen den Zwecken angewendet, wozu die Gallenfrucht tauglich sind, also zur Tintebereitung, in der Färberei (zu Schwarz, Braun und Runkelbraun) und Gerberei. Man unterscheidet zwei Sorten: die eine kommt aus Ostindien (von *A. arabica* und *A. bambolab*), die andere, auch Rebneß genannt, vom Senegal (von *A. vera* oder *nilotica*).

Babo (Joh. Marius von), deutscher Bühnendichter, geb. 14. Jan. 1756 zu Ehrenbreitstein, kam von Mannheim, wo er Theatersekretär war, 1773 als Professor der schönen Wissenschaften nach Rindern, wurde später daselbst Geheimsekretär, Studienrath der Militärakademie und Theaterintendant und starb 5. Febr. 1822. Er war ein gewandter und talentvoller Bühnendichter, und namentlich beehrte sein Trauerspiel »Otto von Brühl« (1781) unter allen Ritterstücken, die sich zu Goethes »Götter von Verlichingen« angeschlossen, den ersten Rang. Außerdem schrieb er die Trauerspiele »Die Römer in Deutschland«, »Oda«, »Der König der Frankenköpfe«, »Genua und die Rache«, ein Schauspiel »Die Streifen«, das Melodrama »Gara und Alongo« und mehrere Lustspiele, unter denen »Bürgerglück« und »Der Puls« auf der Bühne Glück machten.

Babo (Lambert Jos. Leop., Freiherr von), namhafter deutscher Landwirth und Oenolog, geb. 26. Okt. 50 zu Mannheim, hörte Baer in Berlin und lagte, bewirtschaftete sodann seine Güter zu Bensheim und wußte sich bald Geltung als einer der wichtigsten Praktiker, zugleich aber auch als Mann der Wissenschaft zu verschaffen. Einen ebenso deutschen Namen, wie als Landwirt, hat sich B. durch seine Verdienste um die deutsche Weinbaukultur erworben, und die deutsche Weinbauwissenschaft ihm eine ganze Reihe der wichtigsten Verbesserungen. B. wurde 1831 zum Vorstand der städtischen des Badischen landwirtschaftlichen Vereins für den Unterbrennstein erwählt. Er starb 1. Juni 1862 zu Bensheim, wo ihm 1869 ein Denkmal errichtet wurde. Unter seinen vielen Verdiensten hervorzuheben: »Anleitung zur Anpflanzung und Behandlung der Weiden« (Heidelberg, 1836), »Der Weinbau nach der Reihenfolge der vorkommenden Arbeiten« (2. Aufl., Frankfurt, 1855; 4. Aufl.

1879), »Der Weinstock und seine Varietäten« (Frankf. 1843), »Anleitung zur chem. Untersuchung des Bodens« (Frankf. 1843), »Ackerbauchemie für den Landmann« (Frankf. 1845; 2. Aufl. 1862), »Die Erzeugung und Behandlung des Traubenweins« (Frankf. 1846), »Die Hauptgrundzüge des Ackerbaues« (Frankf. 1851; 4. Aufl. 1874); mit Rehger zusamment »Die Wein- und Tafeltrauben« (Mannh. 1836—38; 2. Aufl. 1855), »Der Ackerbau nach seinen monatlichen Verrichtungen« (Frankf. 1852; 2. Aufl. 1862), »Anleitung zur Bereitung und Pflege des Weins« (mit Änderungen und Zusätzen von H. von Babo, Frankfurt, a. M. 1872; 2. Aufl. 1879), »Spaziergänge eines Lehrers mit seinen Schülern« (2 Bde., Frankfurt, 1857—58; 3. Aufl., 3 Bde., 1878). — Sein Sohn, Freiherr Element Heinrich Lambert von B., geb. 25. Nov. 1818 zu Ladenburg, Professor zu Freiburg i. Br., hat sich als Chemiker einen Namen erworben. — Ein jüngerer Sohn, Freiherr August Wilhelm von B., geb. 28. Jan. 1827, Direktor der niederrösterreich. Landes-, Obst- und Weinbauakademie zu Klosterneuburg bei Wien, schrieb unter anderem »Natur und Landbau. Ein Lehrbuch der Landwirtschaft und ihrer Hilfswissenschaften« (2 Bde., Jahr 1870—74) und ein »Handbuch des Weinbaues und der Kellerwirtschaft« (Berl. 1881); ferner gibt er seit 1869 eine Zeitschrift für Weinbau unter dem Titel »Die Weinlaube« und den »Weinbaualenander« heraus. [Sümege (f. d.).]

Baböcsa, Marktsiedlung im ungar. Komitat **Babolna**, berühmtes königl. Gestüt in Ungarn, 8 km südwestlich von Komorn, mit einem von wasserreichen Auen, Gebüsch und Wäldungen eingenommenen Flächeninhalt von mehr als 4000 ha, ist besonders durch seine echt arab. Pferde von seltener Schönheit und reinsten Abstammung ausgezeichnet. B. wurde 1807 errichtet, bildet eine Filiale des Militärgepöts zu Rejzöbegg und beschäftigt 300—400 Menschen.

Babolna, Dorf im hungar. Komitat in Siebenbürgen, nahe an der Baros, mit etwa 1120 griech.-orient. Rumänen, die ehemals magyar. Nationalität waren, aber inmitten von rumän. Umgebung romanisiert wurden. Das Dorf betreibt großen Obstbau und Viehzucht.

Babrins (grch. Babrios), griech. Fabeldichter, der nach einigen im alexandrinischen Zeitalter, nach andern erst im 3. Jahrh. n. Chr. lebte, veranstaltete eine größere Sammlung äsopischer Fabeln, welche er in srischer und vollständiger Sprache in Choliamben niederschrieb. Im Mittelalter wurden dieselben mehrmals umgedichtet und in Prosa umgearbeitet, und so unter dem Namen von äsopischen Fabeln überliefert. Erst Bentley und nach ihm Tyrwhitt in seiner »Dissertation de Babrio« (Lond. 1776; Erlangen 1785) erkannten in letztern Reste der Verse des B., suchten einzelne choliambische Bruchstücke herzustellen und andere Fragmente des echten B. anderwärts nachzuweisen. Einzelne Fabeln wurden aus Handschriften von Juria, Korais, Schneider hinzugefügt und alles bis dahin Bekannte von Knoche (Halle 1836) gesammelt. Endlich (1844) entdeckte der Griech. Minobes Ninos auf dem Berge Athos eine Handschrift mit 123 bisher unbekannten Fabeln des B., welche zuerst von Voisinade (Par. 1844), dann von Orelli und Walter (Zür. 1845) und mit den bereits vorher bekannten am besten von Lachmann (Berl. 1845), Lewis (Oxf.

1846), Schneidewin (Lpz. 1853) und mit deutscher Übersetzung von Hartung (Lpz. 1858) herausgegeben wurden. Zugleich mit einer 1859 von Lewis publizierten weitem Sammlung von 95 Zabeln wurden die Zabeln des B. ferner von Bergl in der „Anthologia Graeca“ (2. Aufl., Lpz. 1863) und mit neuen Bereicherungen aus der Boblesianischen und Vatikanischen Handschrift von Gittlbauer (Wien 1882) veröffentlicht. Übersetzungen der Zabeln des B. gaben auch Ribbed (Berl. 1846) und Herberg (Halle 1848). Vgl. außer der Literatur bei „Alopus“: Mantels, „Über die Zabeln des B.“ (Zübe 1846); Geselestan du Métil, „Poésies inédites du moyen-âge“ (Par. 1854).

Bābā (nicht Bābu) bedeutet im Neuindischen „Fürst“ und wird im gewöhnlichen Leben als Titel gebraucht wie unser „Herr“.

Babatur, ein den Momwu verwandtes Völkchen im Innern Afrikas. Ihr Gebiet liegt zwischen den Flüssen Juba und Suah unter 5–6° nördl. Br. und 29° östl. Länge (von Ferro). Die B. treiben Ziegenzucht und bauen Regerhirse (*Sorghum vulgare*), sind aber Anthropophagen.

Babur (Zehir-eddin-Mohammed), erster Großmogul in Indien, ein Urenkel Timur's, geb. 14. Febr. 1483, erbt, kaum 12 J. alt, von seinem Vater Omar-Scheit 1494 die Herrschaft über die Länder zwischen Samarkand und dem Indus. In der Absicht, Indien zu unterwerfen, bemächtigte er sich, obgleich er viel mit Aufständen in allen Teilen seines Reichs zu kämpfen hatte, durch List und Gewalt der Gebiete von Kaschgar, Khotan, Kunduz, Kandahar und Kabul. Nachdem er sich so den Weg nach Indien eröffnet hatte, benutzte er die schwache Regierung des Ibrahim Lody und überschritt gegen Ende 1525 mit einer ausgewählten Schar von nur 10000 Mann bei Attock den Indus, trieb einige Heeresabteilungen, welche im Peshwar sein weiteres Vordringen hemmen wollten, zurück und lieferte 27. April 1526 in der Ebene von Panipat unweit Delhi seinem Gegner eine entscheidende Schlacht. Ibrahim floh und B. hielt seinen Einzug in Delhi. Am 11. Mai ergab sich auch Agra, die zweite Stadt des Reichs. Doch schon 28. Dez. 1530 starb B., nachdem er während seiner fünfjährigen Regierung in Indien vielfach mit Verschwörungen und Aufständen zu kämpfen gehabt hatte. B. vereinigte mit den Talenten eines Feldherrn und Staatsmanns Sinn für Wissenschaft und Kunst. Er selbst beschrieb die Geschichte seines Lebens und seiner Eroberungen in tatar. Sprache (herausg. von Aliminski, Kasan 1857), welche von Abdulkachim ins Persische und aus diesem auch ins Englische (von Waddington, Lond. 1826) übertragen wurde. B., welchem zunächst der älteste seiner vier Söhne, Humayun, aus dem Throne von Delhi folgte, war der Begründer der Dynastie der sog. Großmoguls.

Babusche (türk.), Hausschuh, Morgen Schuh.

Babuyanen, ein im N. der Philippinischen Inseln in Südostasien gelegener, in polit. Hinsicht zu ihnen gehörender, unter span. Hoheit stehender Archipel. Derselbe breitet sich in der Mitte zwischen den Batanesinseln im N. und dem Nordende der Philippinischen Insel Luzon im S., von 18° 40' bis 19° 55' nördl. Br., sowie von 120° bis 122° östl. L. (von Greenwich) aus. Durch die Straße von Balangting werden die B. von den Batanes getrennt. Die größte von ihnen ist die nördlichste, Babuyan oder Claso Babuyan genannt. Auf sie

folgt südlicher und mehr westlich gelegen Calayan und noch südlicher die viel kleinere Insel Tegu Westlich von diesen beiden, ungefähr in ihrer Mitte liegt Delapiri. Die östlichste dieser Inseln ist Guiguin. Die Erzeugnisse aus dem Pflanzen- und Tierreich sind die von Luzon, die Bevölkerung besteht hauptsächlich aus Tagalen und chines. Köstlern. Mit den Batanes (s. d.) zählen die B. (1871) auf 620 qkm 8250 E.

Babyl (engl., spr. Bēbi), kleines Kind, Puppe.
Babylon, die Hauptstadt des alten Babylonien eine der prächtigsten und umfangreichsten Städte der alten Welt. Die Berichte über Ursprung, Größe und Verfall der Stadt, welche sich bei den Alten finden, sind höchst verworren und erst von Oppert's zweijährige Untersuchungen auf den Ruinen selbst in Einklang gebracht worden. Als ihr Erbauer wird der Gott Belus, daneben (was eben wenig erklärt) die Königin Semiramis genannt, welche nach der Erzählung des Diodor 2 Mill. Arbeiter aus allen Teilen ihres Reichs zusammen berufen habe. Mit der Hauptstadt des alten Reichs haben im allgemeinen die Berichte der Alten, in bis jetzt bekannt sind, nichts zu thun: sie betreffen sämtlich auf die wiedererbaute und ungemein schönere Residenz des Nebukadnezar zu beziehen. Herodot gibt, aus eigener Ansicht, eine Beschreibung der Stadt. Sie lag auf beiden Ufern des Euphrat in Form eines Vierecks, jede Seite 120 Stadien lang, zusammen 480 Stadien oder 91 km. Sie war von zwei Mauern umgeben, von denen die äußere 60 m hoch und 80 m breit war; die innere war nur 360 Stadien lang, und diese bestand aus noch zur Zeit Alexanders; 100 eiserne Thore führten durch die äußere Mauer, die zwischen zwei Thoren stand, und diesem Umfange ist auch von der Zerstörung derselben zu gedenken. Die Teile der Stadt, welche außerordentlich regelmäßig gebaut und von breiten und geraden Straßen winkelig durchschnitten war, verband eine die dichte, aus Quadersteinen erbaute Brücke, die von Herodot der Nitokris zugeschrieben wird. Im westl. Stadtheile lag nahe der südwestl. Ecke die äußere Mauer, außerhalb der innern, die von Nebukadnezar und seit Darius vom eigentlichen B. abhängige Stadt Borsippa, und in ihr der von Herodot beschriebene achtstüdtige Turm, der von Nebukadnezar auf der Stelle und dem Grunde des Sumerischen Turms errichtet war; heute heißt die gewaltige Ruine Birs-Nimrud. Im nördl. Teile lag die von drei Mauern umgebene Königsstadt, vor Nebukadnezar das eigentliche Babel. Auf dem Westufer der kleine ältere Palast, wo auch Alexander wohnte, von diesem südlich legte Nebukadnezar die Gärten der Gärten (heute Tel-Amran-ibn-Nil) an. Südlich von diesen lag die große Burg (Tel-Bab), in der Alexander starb. Die nördlichste Spitze der Stadt bildete die Pyramide, das älteste Denkmal „an das sich das Gedächtnis B. knüpfte“, der heilige Ort der Orakel, Merodach's Aufenthalt, in von Strabo, Diodor und Philostrat beschriebener Grab des Belus, nicht zu verwechseln mit der 17 km davon entfernten, auf der andern Seite des Euphrat gelegenen Turme Herodots.

Die Ruine dieser Pyramide, der sich „Schellib“, von den Bewohnern und nach ihnen von Layard und Oppert „Babil“ genannt, ist die Nordseite der Königsmauer und war noch im 19. J. eine Zeite. Der Römische Babil pflanzt noch heute

des zweiten Heiligtums Namen fort. Die eigentliche bewohnte Stadt (בבל) lag südlich von der Mäandrit, auf der Stelle des heutigen Hillaah. Die ganze südöstl. Ecke des Quadrats war mit bewachsenen Feldern bedeckt, im Nordwesten lag die Stadt Gusha mit dem Tempel des Kergal, heute El-Dhermir. Der Euphrat trat in die Stadt in der Nordwestecke, aus derselben in der Südoekede. Außerhalb der letztern befindet sich die noch heute so genannte, erst dem Daniel bekannte Ebene Dura, und in ihr der Kasbatat, augenscheinlich ein Postament einer riesigen Statue. Die Stadt litt bedeutend durch die pers. Eroberung; die äußern Mauern wurden zerstört, besonders als Darius I. das empörte B. nach einer zweijährigen Belagerung durch die List des Jazartes wiedergewonnen hatte. Kerges plünderte das bis dahin verfallene Grab des Belus, wie Ktesias berichtet. Obgleich die pers. Könige auch hier residirten, so geschah dennoch nichts für die Wiederherstellung der Stadt, und Alexander d. Gr., welcher bei seinem Einzuge 330 den Belagerer die Wiederaufbauung des zerstörten Belustempels verbot, vermochte nicht einmal durch 10000 Arbeiter in zwei Monaten den Schutt von der Pyramide wegräumen zu lassen. Nachdem er selbst in dem Palast des Nebuchadnezzar geblieben und Seleucia am Tigris durch Seleucus Nikator bald darauf gegründet worden war, verfiel das alte B. unaufhaltsam. Theils wurde die neue Stadt aus dem Material der alten erbaut, theils hatte es an dauerhaftem Material zu monumentalen Bauten gefehlt. Die größern Steine mußten bis auf den armen. Gebirgen beschafft werden; gewöhnlich verwandte man zwar vorzügliche Basaltsteine. Schon zur Zeit des Pausanias beschränkten sich alle Ruinen auf die Mauern; die ältern arab. Geographen wissen wohl noch von einem Fleden Babil, reden aber mehr von den großen Ruinenmassen. Seit Pietro della Valle, welcher (wie später noch Kennel) in der Ruine Rubischellibe mit Unrecht im Belustempel erkennen wollte, ist das alte B. der Gegenstand vieler Reisen und Untersuchungen gewesen. Die Mehrzahl der Forscher, unter denen sich jetzt Rich ausgezeichnete, sehen in dem Orte Hillaah (mit 7000 E.) an der Ostseite des Euphrat den Restantanten des alten B. Die großen Ruinenmassen, von denen man nicht mit Kennel den Belustempel ausschließen darf, geben zwar eine ungeheure Ausdehnung, passen aber in ihrer quadratischen Lage vollkommen zu den Angaben der Alten. Keuttings hatte noch Rawlinson, der übrigens häufig seine Meinung geändert, die Lage des alten B. bis Aker geiegt; doch haben die Untersuchungen der franz. Expedition unter Oppert eine neue Ära in dieser Frage begründet.

Nach der reichen Litteratur sind hervorzuheben: Rich, *Memoirs on the ruins of Babylon* (3. Aufl., Lond. 1818); derselbe, *Personal narrative of a journey to England, by Bussorah, Bagdad, the ruins of Babylon* (Lond. 1826); Mignan, *Travels in Chaldaea* (Lond. 1829); Frazer, *Travels in Koordistan, Mesopotamia* (Lond. 1840); Wellstedt, *Travels to the city of the Khaliphs etc.* (Zürh. 1840); die geschichte Compilation von Baur, *Sinaceh and Persepolis* (Lond. 1850); vor allem aber Oppert, *Expédition scientifique en Mesopotamie* (Par. 1863), nebst Plänen und Skizzen, die viele der frühern Daten als antiquiert hinstellen.

Babylonica nannte man nach dem Lande ihres Ursprungs früher hiezuwilen die *Palda chine* (s. d.).

Babylonien hieß im klassischen Altertum das Tiefland am untern Laufe des Euphrat, welches jetzt den Namen Irak-Arabi trägt, im Alten Testament gewöhnlich Sinear (noch auch Babel), bei den spätern griech.-röm. Schriftstellern namentlich auch Chaldäa heißt. Seine eigentlichen Grenzen bildeten im N. gegen Mesopotamien der Euphrat und, von dem Einfluß des Chabar in denselben nordöstlich bis an den Tigris, die sog. Arabische Mauer, im O. der Tigris gegen Assyrien und Susiana, im S. der Persische Meerbusen, im W. die Wüste Arabien. Bei der spätern Ausbreitung der babylon. Herrschaft jedoch umfaßte dieser Name auch das südl. Mesopotamien. Der einheimische Name für dieses Land ist jedoch B. nicht; dieser blieb auf die Stadt beschränkt, wenn auch in späterer Zeit das ganze Reich sich nach der Metropole benannte. Die Reilichristen bezeichnen das nördl. Chaldäa durch den Namen Alfab oder Kald; das dem Persischen Meerbusen nahegelegene Tiefland hieß Kar-Tunigas. Die Ausdehnung des Namens auf das Land scheint erst durch die Perser aufgefunden zu sein. B. bildet eine vollständige Ebene, welche eine Fortsetzung der assyrischen ist; die beiden Ströme Euphrat und Tigris treten hier am nächsten zusammen, bis sie, die Landtschaft Mesene gemeinsam umfließend, einst geteilt in den Persischen Meerbusen mündeten. Es mußte das Land vor Überschwemmungen durch viele Kanäle und Dämme und mehrere künstliche Seen geschützt werden, welche jetzt zum größten Teil verodnet sind. Der bedeutendste Kanal war der noch jetzt als Nahrl.-Relik bekannte, gewiß uralte Königskanal (Nahar malla) zwischen den beiden Hauptströmen, der, von den röm. Kaisern gepflegt, noch im 7. Jahrh. bestand, bis die Mosammedaner das Land eroberten. Der Boden, schon an und für sich fruchtbar, lieferte, durch die sorgfältige gartenmäßige Bestellung gehoben, einen bedeutenden Ertrag, besonders an Weizen, Gerste und Tatteln. An Bäumen und Steinen litt das Land freilich noch mehr Mangel als Assyrien. Als Baumaterial mußte die reichlich vorhandene Ziegelerde dienen, welche, an der Sonne gedörrt oder im Ofen gebrannt, dauerhaftere Steine gab, die in den vorhandenen Ruinen noch jetzt der Witterung widerstehen; zum Mörtel benutzte man das mit Rohr vermengte Erdbhar, das allenthalben reichlich hervorquoll.

Geschichte. In dem begünstigten Tieflande B. kam es früh zu einer staatlichen Entwidlung. An die Babylonier, ein Volk entschieden semit., speziell assyr., von dem aramäischen durchaus verschiedenen Stammes, wie jetzt durch die Reilichristforschungen erwiesen wird, und welches sich mit einem Stamme verschiedenen Ursprungs, Sumer genannt, vermischt, knüpft sich der Ursprung des assyr. Staates. Die mosaikchen Nachrichten berichten, daß ein uraltes, mächtiges, eroberndes Jägervolk kuschit. Stammes, Nimrod genannt, ein Reich gründete, dessen Ausgangspunkt Babel, Gsch (Warka), Alfab und Chalnech im Lande Sinear war. Dieses steht keineswegs mit der einheimischen Sage im Widerspruch, daß Babel schon vor der Sintflut bestand. Die alte sumerische Sprache nennt die Stadt Raaura, Götterthron, semitisch Babil; später wurde dieser Name durch eine schon den Ägyptern angehörige Etymologie mit der Sprachverwirrung in Verbindung gebracht. Der Nationalgott Bel wurde

von den Griechen als Gründer des Reichs aufgeführt; es hieß allerdings ganz Assyro-Babylonien das Reich des Bel.

Nach den durch Keilschriften überlieferten Legenden herrschten 10 Könige vor der Sintflut während 432000 Jahren. Der letzte derselben, Kischtrus (Abrahahis oder Hahis-abra), war Zeuge der Sintflut. Der Kanon des Berossus setzt dieses Ereignis in das J. 41 697 v. Chr. Dann folgte eine heroische Zeit, die, in Epylen gerechnet, 39 180 Jahre oder 658 Sassen zu 60 Jahren umfaßte. Diese Zahl 658 findet sich wieder in der Genesis, die von der Sintflut bis zum Ende des ersten Buches Nochs 658 Jahre annimmt. Die Fragmente des Berossus reden von 86 Königen; doch mag die Zahl korrupt sein, da Sargon von seinen 350 Vorgängern spricht. Diese mythischen Könige, von denen die letzten indes historisch sind, endigen mit dem J. 2517 v. Chr. Von hier ab rechnete man eine Periode von 1805 Jahren, die 712 v. Chr., nach Sargons Angabe, zu Ende ging. Die berossischen Nachrichten nennen bestimmt die Meder, und zwar den Zoroaster, als Sieger über B., woher sich auch magische Einklässe erklären können. Nachdem acht Meder geherrscht (2517—2283), wurde B. von den Elamiten eingenommen (2283); diese schleppten Heiligtümer nach Susa, woher Assurbanabal (Sardanapal VI.) sie 1635 Jahre später wieder holte. Die Elamiten, das Volk Nimrod, herrschten 224 Jahre (2283—2059); 49 chaldäische, d. h. einheimische Könige, herrschten über B. 458 Jahre (2059—1601). Ihnen folgten, nach Berossus, neun Araber, 245 Jahre (1601—1356); diesen Semiramis, nach allen Angaben 42 Jahre (1356—1314), und endlich die assyr. Dynastie während 526 Jahre bis 788, wo die assyr. Herrschaft durch den Abfall der Meder während 41 Jahre auf B. überging, bis Teglatphalasar (745) Assyrien von B. unabhängig machte. Während dieser Zwischenperiode hatten Belais (Balay) und Phul von B. aus über Assyrien geherrscht. Während des Aufstandes Teglatphalassars herrschte in B. Nabonassar (747—733), berührt durch die von Ptolemäus angenommene Ära, die indessen nicht, was fälschlich angenommen, aber durch klassische Zeugnisse widerlegt ist, einem polit. Ereignis entspricht.

Unter den nachfolgenden Königen zeichnete sich namentlich Nerodachbalaban aus (721—709), ein heldenmüthiger Verteidiger der Unabhängigkeit B.s, welcher jedoch nach zweijähriger Gegenwehr dem Assyrer Sargon erlag. Doch nach vier Jahren, nach Sargons Tode, erhob sich Nerodachbalaban wieder. Sanherib nahm B. ein, setzte zu wiederholten malen mehrere Könige ein und hatte während seiner 24jährigen Herrschaft fortwährend gegen B. zu kämpfen. Erst Assarhaddon brachte es den Sargoniden wieder, die es bis 625 behielten; Assarhaddons Sohn, Sadobuchin (Samsamukin), unterstützte Ninives Erbfeind, Elam, endete aber damit, daß er, seines siegreichen Bruders Sardanapal VI. Nachfolger, sich 647 mit seinem Palast selbst verbrannte. Nabopallassar (Nabuhabsur) machte sich 628 unabhängig; vereint mit dem Meder Cyaxares machte er der Herrschaft Assyriens durch die Zerstörung Ninives ein Ende. Ihm folgte sein Sohn Nebuchadnezzar (assyr. Nabuchodonosor, altper. Nabuchdrachara), der zunächst den Angriff des Ägypters Necho bei Karlema (Karkesum) zurückschlug und die ägypt. Herrschaft in Äken für

immer vernichtete. Er unterwarf darauf Jo von Juda 599, setzte den Zedekia zum König insolge wiederholter Empörungen zog er Juda, zerstörte 587 Jerusalem und den salomonischen Tempel und versetzte die gefangenen Sinner nach B. Die Bönigier unterwarfen sich willig, mit Ausnahme von Tyrus, welches erst 13jähriger Belagerung genommen wurde, gegen Ägypten zog Nebuchadnezzar, und nach Sage soll er bis an die Säulen des Herkules gekommen sein und sogar einen Teil von Spanien erobert haben. Er ist der eigentliche Begründer des Glanzes der Stadt Babylon, den der wohl Angabe gemäß Semiramis und nach ihr Chaddon begründet hatten. Manche der großartigen Werke, namentlich die Mauern und die Hänggärten, sind ein Werk des gewaltigen Königs, die Griechen selbst mit Herakles und Dionysos gleich. Leider sind bis jetzt keine histor. Doku. von ihm aufgefunden worden. Sein Sohn merodach (561—559), sein Schwiegersohn Nechor (Nergalsurur, 559—555), dessen Sohn Marbus (neun Monate), waren die Vorgänger des babylon. Königs Nabonid (assyr. Nabid, altper. Nabunita), des letzten Labynetobots, welcher 17 Jahre herrschte. Dieser versuchte sich mit Krösus von Lydien gegen Persien. Nibids Sohn, der Velsazar des Daniel, der Belusur in den Inschriften Nebuchadnezzars, noch eine Art Mitregent genannt wird, scheint ein von Chaldäa beherrscht zu haben, und von Empörung eines Meders Darius dieses Theils und des Lebens verlustig geworden zu sein. Die Gewalt des Meders scheint ihre Endzeit erreicht zu haben, als 538 Cyrus der Perser B. belagerte und nahm und der ganzen chaldäischen Herrschaft ein Ziel setzte. Nach dem Tode des byztes empörte Babylon sich wieder. Nibid gab sich 521 für einen Sohn des Nabonid auf auch Nebuchadnezzar geheissen hatte, wie die Inschrift in der Inschrift von Behistun erzählt. Schatzkammern mußten geliebert werden, und waren sechs Tagen (Dez. 521), bis Darius vorrücken konnte. Nach den Daten der Inschrift hat Herodot recht, wenn er von einer natürlichen Belagerung spricht. Endlich war Stadt genommen (Juli 519) und ihrer großem mauer beraubt. Eine andere Empörung gegen Pseudo-Nebuchadnezzar, Krass, wurde unterdrückt. Von spätem Erhebungen ist nichts bekannt; Babylon wurde Residenz der pers. und auf vielen Privatkontrakten aus der Achaemenidenzeit wird immer nach Jahren der Achaemeniden datiert. Alexander nahm Babylon ein, erhob es zur Hauptstadt seines Reichs und starb hier 323. Seleucus I. bekam es durch die Verteilung des Reichs auf der Versammlung Triparadisus; er konnte jedoch den Antigonus seinen Sohn Demetrius erst 312 aus der Stadt Chaldäas vertreiben; dieses Ereignis den Anfang der Seleucidischen Ära (v. Chr.). Die Parther entrißen Babylon und das ganze Land 133 den Seleuciden; die Jüge des Zoroaster (114 v. Chr.), des Septimius Severus (193) des Julianus (363) konnten es weder den Parthern noch den Sasaniden abhandeln. Nach den Siegen Omars I. des Sasaniden über den Sasaniden gerd III. kam B. unter die Gewalt des Zoroaster.

Raffer erbaute 762–766 Bagdad, 94 km nördlich von Babylon. Nach der Zerstörung der Stadt der Abassiden durch Hulagu-Chan (1258) kam es unter die Mongolen, später unter die Perser, denen es **Rasid IV.**, Sultan der Osmanen, 1648 entriß. Seit dieser Zeit ist es, trotz mehrfacher Versuche von Seiten der Perser, in den Händen der Türken, und gehört mit den Paschalikern Bagdad und Basra (s. h.) zur Provinz Irak.

Kultur. Die Babylonier waren ein uraltes Volk, aus mehreren ethnolog. Elementen zusammenge setzt. Es ist kein Zweifel, daß in grauer Vorzeit die ägypt. Kultur auch hier einen Boden gefunden hat. Man kann aber auch neben den semitischen bzw. Elemente nachweisen. Die Babylonier waren ein vorwiegend praktisches Volk; wir verdanken ihnen die Hochentage, die Einteilung des Tages in Stunden, Minuten und Sekunden, die Erfindung der Waage und Gewichte. Die Staatsverfassung war so despotisch, wie sie die gedrängte, äppige, weiche Bevölkerung haben mußte und errug. Bei den Alten finden sich Spuren von Satrapienverwaltung. Die Rechtspflege soll drei großen Gerichtshöfen anvertraut gewesen sein. Kunstfleiß und Handel blühten außerordentlich; der letztere wurde besonders, besonders nach Babilonien, Persien und Medien, durch Karawanen vielleicht bis Indien betrieben. Häutereien, Webereien und Stickerien, besonders die Fabrikation von kostbaren Teppichen mit eingebunden Tierfiguren und Arabesken (wie man sie noch auf den Denkmälern von Ninive dargestellt sieht) zeichneten B. aus. Der Wohlstand hob sich im allgemeinen so sehr, daß B. mit Assyrien an Persien einen jährlichen Tribut von 1000 Talenten zahlen konnte. Dadurch erscheint aber auch zugleich der Nationalcharakter der Babylonier beeinträchtigt, welche durch ihre Weichlichkeit, Schwelgerei und Eitelkeit verächtlich waren. Die Religion der Babylonier und Assyrer stand in nahem Zusammenhang mit dem altägypt. und phöniz. Kulten. Vgl. **Ritter**, „Die Religion der Babylonier“ (Kopenh. 1827). Den Kern derselben bildete die Anbetung der in den größten Gestirnen und der Fruchtbarkeit der Erde besonders hervortretenden Naturkräfte. An der Spitze ihres Glaubenssystems stand der durch das ganze kanaanit. und mesopotam. Tiefland verstreute **Bel** (Baal), welcher ganz allgemein die Naturkraft ohne alle sittlichen Momente repräsentiert. Neben ihm steht als weibliche Ergänzung **Beltis** („die Herrin“), die empfängnisfähige Erde, an deren Verehrung sich allerlei sittenlose Gebräuche knüpften. Sie erscheint hauptsächlich als **Militta** (ähnlich wie in Assyrien), d. i. „die gebärende Wärende“. In den Inschriften erscheinen namentlich **Bel-Dagon**, der Vater der Götter; **Beltis-Lamach**, die Mutter der Götter; **Os-kin**, der Abgrund (**Chaos**); **Bin**, Gott der Naturkräfte; **Samos**, der Sonnengott; **Nerobach**, Gott der Orakel, Schutzgott Babilons, und **Zarpanit**; **Nebo**, der Herrscher der himmlischen Scharen, und **Rana**, die **Persephat**; **Mor**, die Göttin des Kriegs; **Sin**, **Mondgott**; **Sandan**, der **Hercules**, und sein **Wagen** **Kargal**, der Kriegsgott. In Ninive stand an der Spitze des Pantheons **Assur**. Kultur und Wohlstand pflanzte die Rasse der Chaldäer, welche jedoch nicht arisch war, sondern aus dem Volke überhaupt entsprang, wie denn sogar der ausländische Prophet **Daniel** in dieselbe aufgenommen wurde. Zu beschäftigt waren sie sich mit **Astronomie** und

Astrologie und verzeichneten seit uralter Zeit ihre Himmelsbeobachtungen und die an sie chronologisch gereichte Königsgeschichte. Es geschah das sicher kollektional, denn man findet den Kollektionsnamen „die Chaldäer“ genannt. Doch finden sich in den Inschriften auch von einem Astronomen unterzeichnete Beobachtungen. Nach dem Sturze des Babylonischen Reichs sank natürlich ihr Ansehen und ihre Bedeutung, und infolge dessen mag die Verbreitung der Astrologie nach dem Occident stattgefunden haben, wo man sie schon 400 v. Chr. bei den Griechen und als ihre Vertreter fortan die Chaldäer genannt findet. Ihre wissenschaftlichen Leistungen dürfen sicher nicht zu gering angeschlagen werden. Vgl. **Delers**, „Über die Sternkunde der Chaldäer“ (in den Abhandlungen der berliner Akademie, histor.-philol. Klasse, 1814–15). Sie erkannten zuerst die Zyklenperiode von 223 synodischen Monaten, oder 18 Jahren 11 Tagen, den **Saros**, den sie, nach **Geminus**, als dreifache Periode von 19 756 Tagen angaben. Die christlich-mythische Chronologie der Babylonier erhebt zur mathem. Gewissheit, daß sie aus dem **Saros** eine hundertfache, viel genauere Zyklenperiode von 1806 Jahren oder 22325 synodischen Monaten entwidelten. Auch mußten sie, wie die Ägypter, daß das tropische Jahr um etwas länger sei als 365 Tage, und bedienten sich der sog. **Sothisperiode** von 1460 Jahren. Die mythische Zeit, zwischen der Sintflut und der histor. Periode, gaben sie auf 12 Mondperioden und 12 Sothisperioden, d. i. 39 180 Jahre, an; diese zu 653 Sothisen, zu je 60 Jahre berechnete Periode findet sich in den 653 nachhinkultischen Jahren der Genesis wieder. Die bildende Kunst, von der, außer geschnittenen Zylindern und Steinen, keine bedeutenden Denkmäler vorliegen, läßt sich nicht hinlänglich beurteilen. Dagegen verdient die Architektur nach Zeugnissen der Alten und den übrigen gebliebenen Ruinen volle Anerkennung. Was hierbei gehört, konzentriert sich, abgesehen von Kanälen, Brücken, Dämmen, Schleusenwerken, wesentlich in den Ruinen der alten Hauptstadt Babylon (s. d.). Über die Literatur vgl. ebenfalls Babylon.

Babylonisches Exil oder Babylonische Gefangenschaft ist die Bezeichnung für den Aufenthalt eines großen Teils der Israeliten in Babylonien nach ihrer Besiegung durch **Neubab. negar**. In der despotischen Politik des alten Orients herrschte der Grundsatz, die angesehenen und reichen Bewohner einer eroberten Provinz in eine andere entferntere des Reichs zu verbannen, wo sie, durch Nationalität, Sprache, Sitte und Religion von der Masse der übrigen Bewohner verschieden, politisch unschädlich wurden, während dem zurückgebliebenen Volke seine einflussreichen Bürger genommen waren. Solche Exilierungen trafen auch öfters die Bewohner **Kanaans**, seitdem sie namentlich mit dem mächtigen **Ägyptischen** Reiche in feindliche Verührung gekommen waren. So ward das Reich **Israel** unter dem Könige **Joia** durch den assyr. König **Salmannassar** 722 v. Chr. vernichtet, indem die vornehmsten Einwohner nach der Eroberung der sechsten Hauptstadt **Samaria** in die Gefangenschaft nach **Assyrien** geführt, hingegen assyr. Kolonisten nach **Israel** verpflanzt wurden, welche mit den dort zurückgebliebenen Israeliten späterhin das gemischte Volk der Samaritaner bildeten.

Die bedeutendste derartige Exilierung aber traf das jüd. Volk unter **Neubab. negar**. Nachdem

nämlich schon der König Jechonja (Jojachin) nebst seinen hervorragenden Kriegsführern und Unterthanen, darunter auch der Prophet Gesehial, ins innere Mesopotamien deportiert worden waren, verband sich gleichwohl Jechalia, König von Juda, vergebens durch das Schicksal seines Vorgängers und den Propheten Jeremia gewarnt, wieder mit dem Könige von Ägypten gegen die babylonisch-chaldäische Oberherrschaft. Nebuladnegar erschien abermals mit einem mächtigen Heere vor Jerusalem, welches er 588 v. Chr. eroberte. Der König Jechalia wurde geblendet und mit ihm der angesehene Theil der Einwohner Judas nach Babylon in die Verbannung geführt. Dieses Exil nun, dessen Dauer gewöhnlich zu 70 Jahren gerechnet wird, obgleich es genau nur 50 Jahre währte, nennt man vorzugsweise das Babylonische Exil. Die Lage der Verbannten war im allgemeinen unbefriedigend und drückend. Viele jedoch fiedelten sich an und erwarben Güter, selbst Wohlstand und Reichtum. Ihre Stamm- und Gemeinbewerfassung wurde ihnen gelassen, sie lebten unter sich wesentlich nach den Gesetzen Moses und freie Religionsübung war ihnen gestattet. An kräftiger Tröstung und Zusprache fehlte es ihnen auch nicht; namentlich erhob Gesehial unter ihnen seine mächtige prophetische Stimme, und jener große Unbekannte, von welchem der zweite Theil des Buches Jesaja (Kap. 40—66) herrührt, verkündigte am Schluß des Exils seinen Landsleuten eine herrliche Zukunft in der Heimat, in die er sie aufforderte zurückzukehren. Denn als Cyrus 538 v. Chr. das Babylonische Reich zerstört hatte, erlaubte er den Juden die Heimkehr nach Palästina. Allein nur drei Stämme, Juda, Levi und Benjamin, und diese lange nicht vollständig, benutzten diese Erlaubnis; die Exilierten der andern Stämme verschwanden seit ihrer Deportation gänzlich aus der Geschichte. Wahrscheinlich hatten sie sich mit den Bevölkerungszug ihrer neuen Heimat am Tigris und jenseit desselben bereits so vermischt, daß selbst die Erinnerung an die Stammheimat erloschen war. Vergänglich hat man in neuerer Zeit diese verlorenen 10 Stämme in Asien wieder aufzufinden gesucht. Einige Ethnographen haben sie in Indien und China gesucht, andere erklärten die Askanen für deren Abkömmlinge.

Babylonischer Turm, ein durch die Sage berühmter Turm in Babylon. Die Bibel erzählt im ersten Buch Moses: Es herrschte auf der ganzen Erde nur Eine Sprache. Nach der Sintflut jagen die Söhne Nochs nach der Ebene von Mesopotamien, brannten Ziegel und wollten dort eine Stadt und in deren Mitte einen Turm erbauen, dessen Spitze bis in den Himmel reichen sollte. Aber Jehovah störte das übermäßige Unternehmen, indem er zur Strafe die Sprache verwirrte, so daß der eine den andern nicht mehr verstand, und indem er die Menschen über die ganze Erde zerstreute. Die Stadt aber nannte man deshalb Babel, d. h. Verwirrung. Die Sage ist in allen Eigenschaften babylon. Ursprungs und man wird vielleicht einmal das Gedicht auffinden, das sie verewigte. Nach der Sintflut ließen sich die Gefährten des Nothus (babylon. Adrahasis oder Hasis-adra) auf babylon. Boden nieder, weshalb auch die Stadt durch das Ideogramm »Stadt der geretteten Schar« ausgedrückt wird. Nach der babylon. Sage befand Babylon allerdings schon in der vorhistorischen Zeit, doch machte die an die Sintflut und den Sprachenturm

sich knüpfende Legende sie zur ersten unter den heiligen, uralten Städten Chaldäas. In dem Turm von Babel ist der große Belustempel in Borsippa (Birs-Nimrud) nicht zu verlernen. Vor den Eingängen der franz. Expedition hatte man auf den Birs-Nimrud oder den Turm mehrere Daten Dubois, Arriens und Strabos angewandt, welche sich nur auf die nicht minder impotente, ebenso geklügelte Pyramide oder das Belustgrab (Babil) in der nördl. Königsstadt beziehen; die beiden Gebäude liegen über 17 km voneinander entfernt. Der Sauturm Herodots war von Nebuladnegar auf der Stelle erbaut, wo einst der Sprachenturm (Borsippa) sich erhob. Die von Rawlinson entdeckte, von Oppert zuerst übersetzte und erklärte Inschrift von Borsippa nennt die Pyramide (Babil) das »Urmal« (Stätte des ältesten Andenkens) Borsips und den Turm (Birs-Nimrud) das Urmal Borsippa. Das Gebäude bestand aus einem großen Unterbau und sieben den Planeten geweihten Stütztürmen, von denen jeder wahrscheinlich die planetarische Farbe hatte, in der Reihe der Wochentage, Saturn, Venus, Jupiter, Merkur, Mars, Mond und Sonne. Dieses Stodwerk enthielt noch oben den Tempel des Nebu, des Wächters der himmlischen Heerscharen. Unten befand sich ein Heiligtum des Monatsgottes (Lunus) Sin, mit einer goldenen Statue. Der Turm, dessen kolossale Ruine noch in jenes uralte Denkmal mächtig erinnert, gebietet an den größten Gebäuden jener an Wunderbau so reichen Stadt. Herodot hat aus eigener Anschauung eine Beschreibung dieses Tempels überliefert; er bezeichnet das Gebäude als ein Viereck von 4 Stadien Umfang, welches in acht Absätzen erhob; die Höhe gibt er nicht an. Eine große Wendeltreppe führte um den Turm, auf dessen Spitze sich das Heiligtum des Gottes befand, der auch im unteren Stodwerk eine goldene Statue hatte; man war durch die Inschriften, daß diese nicht dem Nebu, sondern einem andern Gotte, dem Sin, geweiht war. Der Turm diente auch als astron. Observatorium. In Borsippa war der Sitz einer berühmten Schule oder Sekte. Wann der Sprachenturm zerstört ward, sei es durch Menschenhand, sei es durch himmlische Feuer, was nicht unwahrscheinlich, ist nicht bekannt; zur Zeit des Septimius Severus scheint er noch erhalten gewesen zu sein. Zugleich gibt jene Sage eine Erklärung über die Entstehung der Verschiedenheit der Sprachen trotz der Abstammung von einem einzigen Menschenpaar. Die Sage findet in dieser Mannigfaltigkeit ein Uebel, denn sie hemmt den leichten Verkehr der Völker untereinander, und erklärt sie daher für eine unmittelbare Strafe Gottes, eine Ansicht, in der der Befürworter der Genesis auch mit andern Philosophen des Altertums, z. B. mit Plato, übereinstimmt. Ist man gerade Babylon zum Sitz der Sage von der Sprachverwirrung wählte, läßt sich leicht aus dem Grunde erklären, weil hier, als an einem der reichsten und besuchtesten Emporien der Alten Welt, eine Menge der verschiedensten Völker mit den es weitestenden Sprachen zusammentrafen, und daher die Verschiedenheit der Sprachen am größten hervortrat. Das dritte Moment in der Sage, die etymolog. Deutung des Namens der Stadt Babel, als »Verwirrung«, beruht allerdings auf einer nach den Regeln der assyr. Sprache vollständig gerechtfertigten Form (babil von balal, verwirren). Auch ist Babylon häufig durch das Ideogramm

«Sprachst» ausgedrückt. Die gewöhnlichste Schreibung des Namens ist jedoch der Ausdruck einer andern Ableitung von «Gattesthor» oder «Gattesthor» (Bab-il oder Bab-ili).

Bacca, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises in Rumänien (Balkan), an der Bistritza und der Eisenbahn Bukarest-Roman, ist Sitz der Präfektur, eines Landesgerichts und eines Gymnasiums und zählt 15.000 E., die starken Holzhandel treiben.

Bacca (lat.), Beere.

Baccalarius, ein Titel von zweifelhafter Bedeutung, welcher seine Bedeutung im Laufe der Zeit mehrfach verändert hat. Im Mittelalter bezeichnete das neulat. Baccalarius sowie das franz. Bachelier (provenzal. Bacular), woraus nicht nur das engl. Bachelor, sondern auch das ital. Baccelliere, das span. Bachiller und das portug. Bacharel entlehnt sind, seit etwa dem 9. Jahrh. den Inhaber einer Baccalaria, d. h. eines ländlichen, vorwiegend als Eigentum zugehörigen Grundstücks, bei demselben gegen Grundzins besaß, also etwa eines Vasallen untergeordneten Ranges. Später nahm das Wort eine militärische Bedeutung an; es lagen so junge Knapen, die den Ritterstand noch nicht erhalten hatten, aber Edelleute, die unermüdet waren, ein eigenes Banner zu führen, und so daher einem mächtigen Bannerherrn anzuhaften. Allmählich fand das Wort auch in der Gliederung der übrigen Stände zur Bezeichnung ähnlicher Verhältnisse Eingang. So gab es Bacheliers (Bacheliers, d. i. Geistliche, welche die niedrigsten Stände bekleideten, während in den Künsten und wissenschaftlichen Gemeinschaften diejenigen jüngeren Mitglieder, welchen die Beforgung der untergeordneten Geschäfte oblag, ebenfalls Bacheliers oder Juniores hießen. Als akademischer Titel wurde das Wort B. im 13. Jahrh. durch Papst Gregor IX. (1227–41) auf der Universität zu Paris eingeführt zur Bezeichnung derjenigen Studenten, welche nach vorübergegangener Prüfung auch die Disputation während der Fastenzeit (determinatio) bestanden hatten und als solche eine rote Kappe tragen und gewisse Vorlesungen halten durften. Unter den Baccalarien gab es drei Klassen. Später wurde das Baccalaureat auch bei den andern Fakultäten als niedriger akademischer Grad eingeführt, dessen Erlangung stets der Doktor- oder Magisterwürde vorhergehen mußte. Aus Paris gelangte diese Einrichtung auch auf die übrigen Universitäten Europas. Das Institut in seiner Ältestenform hat England bewahrt, wo man zwischen Formed bachelors (Baccalarii formati), den versassungsmäßig ernannten, und Current bachelors (Baccalarii currentes), den durch ein Diplom außerordentlich zum B. erhabenen jungen Männern, untersteht. Auch werden in England Baccalarien der Kunst ernannt. In Frankreich hat die Revolution die ursprüngliche Einrichtung des Baccalaureats aufgehoben. Doch ist noch gegenwärtig Bachelier der niedrigste der drei akademischen Grade in jeder der fünf Fakultäten. Bacheliers des lettres muß übrigens ein jeder werden, der den Grad eines Bacheliers in der naturwissenschaftlichen, jurist., mediz. oder theol. Fakultät erlangen kann. Auf mehreren deutschen Universitäten hat sich das Baccalaureat noch als erster Grad für die zu Doktoren zu Promovierenden erhalten. Seit das Wort Baccalarius eine akademische Würde bezeichnet, hat es auch die Form B. angenommen, weil man es etymologisch als bacca

laurea, d. i. Lorbeer, deutete. Eine andere, früher nicht selten auftretende Nebenform Bacularius oder Bacillarius lehnt sich an das lat. baculus, Stab, Stab (als Ehrenzeichen) an. Nach Littré stammt das Wort aus dem Keltschen und geht entweder auf das kelt. bacchan, klein, jung (Ebevallet, Gachet) zurück, oder hat gleiche Etymologie mit Bacall.

Baccarat, Stadt mit (1876) 5128 (Gemeinde 5764) E. im franz. Depart. Meurthe-Moselle an der Meurthe und der Ostbahn, 25 km im Südosten von Lunéville, in der Nähe eines großen Waldes (du Clos), hat eine schöne Brücke von neun Bögen, eine große, seit 1766 bestehende Glashütte und Kristallwarenfabrik, die bedeutendste in ganz Frankreich, welche 1700 Arbeiter und Künstler beschäftigt und jährlich für 5 Mill. Frs. Kristallgefäße liefert. Außerdem ist der Handel mit Bau- und Wagenholz, Brettern und Holzfäbren nicht unbedeutend.

Baccarat, das verbreitetste Karten-Spielspiel der Franzosen.

Bacelli (Guida), hervorragender ital. Arzt und Politiker, geb. 25. Nov. 1832, wurde im Alter von 24 Jahren Professor der gerichtlichen Medizin an der römischen Universität, an der er bald darauf, aber nur für kürzere Zeit, den Lehrstuhl für pathol. Anatomie und schließlich den für allgemeine Klinik übernahm. Auch war B. jahrelang Präsident des Obermedizinal-Kollegiums. Seit Nov. 1874 vertritt er den dritten röm. Wahlkreis in der Kammer. Am 1. Jan. 1881 wurde er Unterrichtsminister. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: «Patologia del cuore e dell' aorta» (4 Bde.), «Lezioni cliniche sulla Malaria», «Dell' empiema vero», «Di un nuovo metodo di cura per taluni aneurismi dell' aorta», «La Malaria di Roma», «De primitivo splenis carcinomate», «Della trasmissione dei suoni attraverso i liquidi di differente natura», «Di un nuovo segno per la diagnosi di tumori ovarici».

Bacchanalien (lat.) nannten die Römer die orgiastischen und mystischen Feste des Gottes Bacchus (s. d.), welche von Graubünden aus sich im übrigen Italien verbreitet hatten und im Anfang des 2. Jahrh. v. Chr. in einem großen Teile Italiens und in Rom selbst begangen wurden und vielfach mit den unsittlichsten Ausschweifungen, ja mit schweren Verbrechen verbunden waren. Durch Zufall erhielt der Senat 186 v. Chr. von diesem Treiben Kunde, ordnete die schärfsten Maßregeln dagegen an und erließ durch das sog. Senatusconsultum de Bacchanalibus ein Verbot der B., welches in einer Verärgerung der damaligen Konsuln an einen Magistrat nach inoffiziell auf einer Bronzetafel (jetzt in Wien) erhalten ist. Auch wurde eine Untersuchung eingeleitet, die sich bald über ganz Italien ausdehnte und die Hinrichtung von Tausenden zur Folge hatte. Doch blieb nicht bloß Name und Sache in der Erinnerung, sondern es war auch nicht gelungen, diese ausschweifenden Scheinfeiern völlig auszurotten. So wurde das Wort schon im Altertum ein Ausdruck für ausschweifende Beläge und ist es noch jetzt.

Bacchanten hießen im Altertum die Teilnehmer an den nächtlichen Bacchusfesten. Im 14., 15. und 16. Jahrh. wurde die Bezeichnung auf die fahrenden Schüler angewandt, die von einer Gelehrtenschule zur andern wanderten. Durch die Wohlthätigkeit der Kirche wie der Privaten wurde die herumziehende Lebensart dieser Schüler

begünstigt; in größern Städten befanden oft *senae* Verpflegungsanstalten für sie. Noch im 16. J. war es für eine Schule rühmlich, viele B. zu haben. Die B., auch verächtlich «*Beani*» (*béjaune*, *becjaune*), Geldschnäbel genannt, hatten jüngere sehende Schüler, Schützen genannt, bei sich, die Schutz und Unterricht von ihnen erhalten sollten; dafür mußten aber die Schützen ihnen aufwarten, für sie betteln, ja stehlen, und wurden meist sehr tyrannisch behandelt. Ost blieben die B. bis in ihr 30. Lebensjahr in den Schulen und erhielten dann jeweilen Unterlehrerstellen. Merkwürdige Beispiele von B. sind Burtard Jingg und Thomas Plater, die ihr Leben selbst beschrieben haben.

Baccharis, von Linné benannte Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, Abtheilung *Corymbiferae*. Man kennt gegen 250 Arten, die sämlich in Amerika einheimisch sind und zwar zum großen Theile den Tropengegenden angehören. Es sind Sträucher oder Halbsträucher mit einsachen, meist lanzett- oder leiförmigen, oft ledrigen Blättern und halbkugeligen Köpfchen, welche viele röhrige männliche und am Rande zwelflippige weibliche Blüten enthalten und von einer Hülle dachziegelförmig übereinanderliegender Schuppen umgeben sind. Verschiedene Arten findet man in Gewächshäusern; eine Art *B. halimifolia* L., aus Carolina, ein über 1 m hoher, schöner Strauch mit bläulich bestäubten Zweigen und Blättern, gedeiht auch im freien Lande.

Bacchiglione, ein 130 km langer Fluß Venetiens, entspringt als *Timonchio* am Piano delle Zugazze (1164 m), tritt bei Schio in die Ebene, wird bei Vicenza schiffbar, nimmt hier den Namen B. an, vereinigt sich dann mit dem links aus Nordosten vom Monte Gioverna kommenden *Alfice* und theilt sich bei Padua in zwei Arme, von denen der nördliche in die Brenta, der südliche, kanalisierte, bei Bronzolo, südlich von Chioggia, in den Golf von Venedig mündet.

Bacchius, ein dreißilbiger Versfuß, aus einer kurzen und zwei langen Silben (— —) bestehend; nach ihm benannt ist der *Bacchische Vers*, meist in akatalektischen Tetrametern, untermischt mit Dimetern und andern kürzern Versen, und mit einem iambischen oder anapästischen Schlussvers vorkommend. Das Schema des bacchischen Verses ist:

3. B. *Negōti | sibi quī | volēt vīm | — —*.
Er gestattet auch die Auflösung einer Länge in zwei Kürzen und hat seinen Namen von dem Gebrauch in Bacchushymnen. Besonders häufig wurde er von den röm. Komikern gebraucht.

Bacchus (griech. *Bakchos*), von den Griechen gewöhnlicher *Dionysos*, von den Römern auch *Liber* genannt, entweder ein ursprünglich theoz. oder phryg. Gott, dessen Kult und Sage frühzeitig von den Griechen aufgenommen und hauptsächlich im Gefolge des Weinbaues über ganz Griechenland, besonders unter der ländlichen Bevölkerung, verbreitet worden ist, oder ein von Haus aus griech. Gott, in dessen Mythen und Festgebräuche früh theoz., phryg., mit der Zeit überhaupt vorderasiat., ja auch ägypt. Elemente eingedrungen sind. Er ist der Gott des himmlischen und irdischen Laßes und des durch dießes und die Wärme der Sonne bewingten äppigen Naturlebens, insbesondere des feurigen Laßes des Weins, sowie der Wirkungen desselben auf Geist und Gemüth. Daher knüpft sich

auch ein großer Theil der ihm zu Ehren gefeierten Feste, namentlich in Attika, an Weinbau und bereitung. So an den Genuß des neuen nach Vollendung der Weinlese und des Laßes die ländlichen Dionysien in den attischen im attischen Monat *Boedromion* (der ungefähr dem December entspricht); dann in der Athen das Fest *Lenäa*, d. h. das Kelterfest Monat *Gamelion* (unserm Januar); an den 2. des Vergapsens des (ausgezogenen) Weins in das Fest *Anthestēria*, d. i. Blumenfest, an bis 13. des Monats *Anthestēria* (vom 7. bis 8. März). Auch die Sagen von der Gabe Gottes bei *Dionysos* in Aetolien und bei *Phanias* in Attika, denen er den Weinstock schenkte, denbau lehrte, die Aufzählung des Gottes als Sorgenbrechers und Befreiers überhaupt, die Sagen von seinen sonstigen Wanderjahren, denen er, umgeben von Satyrn, Silenen, schwärmerisch begeisterten weiblichen Weinmädchen und Thyaden), alle Länder, in den Weinstock gedeiht, als Eroberer durchzieht, an die spezielle Bedeutung des B. als Weinan. Diese Sagen wurden besonders seit der Eroberung des Orients durch Alexander d. Gr. ausgebildet, indem man den Gott als Erbe des von Vorbildes des großen Eroberers.

Dionysos ist ein Sohn des Himmelsgottes der Gewitterwolke oder der von ihrem Genuß Gewitterregen befruchteten Erbgöttin. Die umgebildete Sage machte ihn dann zum Erben. Königssohn *Semele*, welche der Götterkönig *Zeus* empfing, aber, da sie, zu hinterlistigen Rath der *Hera* verleitet, die veranlaßt, in seiner göttlichen Majestät, *Bly* und Donner, sich ihr zu nahen, noch Geburt des Kindes den Tod fand. *Zeus* hierauf die noch unreife Frucht in seine Hüfte schloß und nach dem erlangten H. wissensmäßig zum zweiten Male geboren zu von man dann auch den Beinamen des *Dithyrambos* (h. d.), ableiten wollte) die Götterwelt des Hermes den Nymphen zur Erziehung übergeben haben. Dann aber auch Sohn des *Zeus* und der *Demeter* (d. *Persephone* genannt, in deren Geheimnisse sog. *Mysterien*) in *Cleusis* er als Knabe als wüchsiger Jüngling erscheint und unter dem *Jalchos* angerufen wird. Insbesondere in Einflüsse der Orphiker ist die dortige Darstellung der Mythen von *Demeter*, dem ihnen beigeordneten *Jalchos* in der *Attika* bildet worden, daß fortan tiefere Ideen mündlich die Hoffnungen der Eingeweihten zu besserem Dasein im Jenseits sich daran knüpfen. Die Orphiker nannten *Dionysos Zagreus* deuten auch die Mythen vom Tode des G. seiner Rückkehr ins Leben in mystischer Weise und um. Sie erzählten, daß *Zagreus* von titanen zerrissen, dann aber *Dionysos*, der Herz verheilungen oder der *Semele* gegeben von neuem zur Welt gekommen sei.

Ursprünglich liegt den Sagen vom Tode Sterben des Gottes und seiner Rückkehr zunächst das Werden und Vergehen der Welt im Laufe des Jahres zu Grunde. In dem man im Allerheiligsten (*Adyton*) des *Apollon* das Grab des *Dionysos*, aber zur Zeit des Tages, von dem an die Lage wieder

genommen, wurde bei Nachtzeit von den auf dem Berg schwebenden Chören der Thyiaden der tote König wieder zum Leben zurückgerufen. Ähnliche nächtliche Feste wurden alle zwei Jahre auch in andern Theilen Griechenlands dem Gotte zu Ehren durch Frauen gefeiert, so in Orchomenos die *Agriaia* (s. d.) und auf dem böot. Gebirge *Kithäron*. Hier sollte der theban. König Pentheus zur Strafe dafür, daß er den Gott verfolgt, von den von bacchischen Raimen ergriffenen Weibern, die ihn für ein Tier hielten, darunter seiner eigenen Mutter, zerrissen worden sein. Solche Sagen knüpfen offenbar daran, daß es vorkam, daß die bis zur höchsten Stufe emporstiegen und daher Ränades, d. i. Ränade, genannten Frauen bisweilen lebende Thiere, wie Ziegen u. dgl., zerrissen, und daß dem Dionysos in den ältesten Zeiten, an manchen Orten wenigstens, sogar Menschenopfer fielen, wie denn der Gott auch den Beinamen *Omeistes*, der rohes Fleisch Verschleckt, führt. Doch scheint es, daß die von Vergagen und Ithyagien heringebungenen, dem griech. Wein eigentlich fremde orgiastische Kaserie in Griechenland schon früh in ein abgemessenes Bett eingezeichnet worden ist. In Griechenland flärte sich der bacchische Zaumel zu dem schönen künstlerischen *Enchikismos* ab, in welchem sich die Vereinerung des Dionysos zuletzt mit der apollinischen Vereinerung begabete, und der gleich dieser ein Cultus sowohl etwas anders gearteter, mehr leidenschaftlich empfindlicher künstlerischer und poetischer Schöpfungen wurde.

Hier, wo die Feste des Gottes zwar auch in ausgesetzter, aber doch nicht sanftmüthig erregter Weise abgehalten wurden, entwickelte sich aus Bräuchen, an denen ein mächtiger Ballus (das männliche Knie) als Symbol der Zeugungskraft der wiederwachen Natur in Profection einhergetragen und dabei voll heiterer Obscönität und lustigem, ungeheuerem Götter gesungen wurden, allmählich die Form der Komödie, während die andere Gattung der dramatischen Poesie, die Tragödie mit ihrem heitern Nachspiele, dem Satyrdramma, aus dem die der Gott selbst Dithyramben genannten hervorgingen, in welchen als Satyrn verkleidete Krieger des Gottes Thaten und Leiden feierten, hervorgingen ist. Es geschah dies in Attika, und dem namentlich auch das Frühlingsfest des attischen in Athen unter dem Namen der großen oder höchsten Dionysien etwa vom 9. bis 14. des Monats Elaphebolion (März) außer mit festlichen Spielen, Gesängen u. s. w. mit dramatischen Aufzügen gefeiert wurde. Auf der durch ihren hohen berühmten Insel Karos, wo der Sage nach Dionysos die von ihrem früheren Geliebten heim verlassene Ariadne, während sie am See schlief (eine Personifikation der gleichsam im untersten liegenden Erde), überraschte und in unter lautem Jubel des ihn begleitenden als ihre Gattin heimführte, wurde in beiden Festen einmal die verlassene Ariadne besetzt, dann ihre Vereinigung mit Dionysos geteilt. Letzteres geschah auch an andern Orten, allem auf Areta, wo das Fest die Form eines *Enchikismos* und den Namen *Theobaisia* (Enchikismos) erhalten hatte.

So kam dann der Kult des B. oder, wie man in Italien zuerst nannte, Liber, indem man ihn dem italischen Liber (auch Liber Pater) vergabte, frühzeitig von den Griechen Unter-

italiens, in Verbindung mit dem der Demeter und Persephone (ital. Ceres und Libera). Schon 496 v. Chr. wurde den drei Gottheiten ein gemeinsamer Tempel am Circus Maximus errichtet und dieselben seitdem sowohl in der Stadt Rom (wo man jährlich am 17. März das Fest der *Liberalia* feierte) als auch auf dem Lande (wo man insbesondere das Fest der Weinlese in ausgelassener Lustigkeit beging) verehrt. Erst weit später ward auch der ekstatisch-mystische Bacchusdienst mit seiner wilden Kaserie über Italien verbreitet und gewannen auch in Rom zahlreiche Anhänger, nahm aber bald den Charakter der ärgsten Unsitlichkeit und Zügellosigkeit an. (S. Bacchanalien.) Ter in den Staatskultus aufgenommen und der vom Staate gestattete private Bacchusdienst dauerte daneben ungeändert fort.

Die bildende Kunst stellte in der ältern Zeit dem Dionysos als Mann in reiferem Alter dar, mit majestätischer Gestalt, reichem Haupt- und Barthaar, langer, manchmal fast weiblicher Bekleidung, einer Binde ums Haupt, in der Hand ein Trinkgefäß oder eine Weinrebe oder auch den Thyrsos haltend, öfters bequem gelagert. Daneben kam hauptsächlich durch die jüngere attische Bilderschule eine andere Darstellungsweise auf, welche den Gott, der gewöhnlich in lässiger Haltung bequem sich anlehnend dastand, in jugendlichem Alter, mit weichen, gleichsam stehenden Körperformen und dem Ausdruck trunkenen Schwärmerei oder einer unbestimmten Sehnsucht im Antlitz bildete. Bei dieser Körperbildung ist er gewöhnlich unbekleidet, ganz nackt oder hat auch Dirich- oder Kehfellen, die sog. *Rebriß*, um die Brust und manchmal trägt er an den Hüften Jagdstiefel (*Rothurne*), während das Haupt regelmäßig mit einer Binde oder einem Epheukranz umgürtet ist. In der Rechten trägt er den Thyrsos mit dem Viniensapfel und lehnt sich häufig auf die Schultern eines Satyrs. Doch wurde auch in der spätern Kunst noch oft B. als reifer, vollbärtiger Mann dargestellt. Vgl. O. Müller, »Denkmäler der alten Kunst« (2. Bearbeitung durch Wieseler, Bd. 2, Gött. 1860, Taf. 31—45); Conze, »Herosen und Göttergestalten der griech. Kunst« (Wien 1874—75, Taf. 73 fg.).

Bacchylides, griech. Dichter, geb. zu Julius auf der Insel Keos, lebte um die Mitte des 5. Jahrh. v. Chr. Er verließ frühzeitig seine Vaterstadt und brachte den größten Theil seines Lebens zuerst in Sicilien und später im Peloponnes zu. Er war ein Neffe des Simonides und Zeitgenosse des Pindar. Hiero von Syrakus, an dessen Hofe er lebte, schätzte ihn sehr hoch. Von seinen Dichtungen, Dithyramben, Hymnen, erotischen Liedern, Parthenien und andern Chorgesängen sind nur wenige Bruchstücke übriggeblieben, darunter namentlich ein größeres, worin B. die Wirkungen des Weins preist, und ein solches von einem Hymnus an die Friedensgöttin. Seine Gedichte zeichneten sich aus durch Reinheit und Glätte des Ausdrucks wie durch Zartheit der Empfindung und anmutige Darstellung; dagegen kann er sich an Tiefe und Originalität mit Pindar nicht messen. Die gesammelten Bruchstücke stehen in Bergk's »Poetae lyrici graeci« (3. Aufl., Lpz. 1867); für sich allein gab sie Neue heraus (Berl. 1823) und mit deutscher Uebersetzung Hartung in den »Griech. Lyrikern« (Bd. 6, Lpz. 1857).

Bacciocchi (Felice Pasquale), Fürst von Lucca, Piombino, Massa, Carrara und Garfagnana, 1805 —14, geb. auf Corsica 18. Mai 1762, stammte aus armer, aber adeliger Familie, trat als Kadett in Militärdienste und war Offizier, als Bonaparte das Heer von Italien befehligte. Nachdem er dessen Schwester Elisa geheiratet, ward er Oberst des 26. leichten Infanterieregiments, 1804 Senator und erhielt 1806 durch das seiner Gemahlin zugetheilte Fürstentum Lucca und Piombino den Fürstentitel. Den Titel eines Großherzogs von Toscana, welches 1809 seiner Gemahlin verliehen ward, führte er nicht. Er folgte 1815 seiner Gattin in die Verbannung und lebte mit ihr, seinem Sohne und seiner Tochter unter Aufsicht der österr. Regierung. Nach dem Tode seiner Gemahlin hielt er sich meist in Bologna auf, wo er den schönen, nach ihm benannten Palast bewohnte. Er starb 27. April 1841. — Seine Gemahlin Maria Anna (später Elisa) Bonaparte, geb. zu Ajaccio 3. Jan. 1777, wurde in der altadeligen Erziehungsanstalt zu St.-Euprozogen und lebte während der Revolution mit ihrer Mutter zu Marseille. Nach dem Wunsch der letztern, jedoch ohne Zustimmung ihres Bruders Napoleon, vermählte sie sich 5. Mai 1797 mit B. In Paris, wo sie sich seit 1799 bei ihrem Bruder Lucian aufhielt, versammelte sie die literarischen Berühmtheiten der Hauptstadt um sich. Im Gefühl ihrer geistigen Vorzüge hielt sie ihren Gemahl in untergeordneter Stellung. Sie selbst regierte die Fürstentümer Lucca und Piombino, und als Großherzogin von Toscana seit 1809 trat sie auf wie eine Königin. Sie zog sich 1814 nach Bologna zurück, mußte aber im folgenden Jahre ihren Aufenthalt in Österreich nehmen. Auf ihrem Landgute Villa-Vicentina, unweit Triest, starb sie 7. Aug. 1820. — Ihr Sohn Friedrich Napoleon B., geb. in Godoirpo bei Udine 15. Aug. 1814, starb zu Rom 7. April 1833 infolge eines Sturzes vom Pferde. — Ihre Tochter Napoleone Elisa B., 3. Juni 1806 in Italien geboren und am Hofe des Kaisers in Paris erzogen, heiratete 1825 den Grafen Camerata, einen der reichsten Gellente der Mail-Ancona, lebte aber seit 1830, von diesem getrennt, auf ihren illir. Gütern und machte sich bekannt durch die vielen Erbschaftsprozesse, in welche sie ihre Oheime verwickelte. Sie starb auf Schloß Lour el Duet in der Bretagne 3. Febr. 1869. — Ihr Neffe, der Graf Felice B., geb. 2. März 1803 in Ajaccio, war seit 1852 erster Kammerherr Napoleons III., seit 1863 Generalintendant der Theater. Er starb 23. Sept. 1866.

Baccio della Porta, Florentin. Maler, s. Bartolomeo (Fra, di San-Marco).

Bach nennt man ein kleineres fließendes Gewässer, welches durch den unmittelbaren Abfluß einer wasserreichen Quelle oder den Zusammenfluß mehrerer Bäche gebildet wird. Man unterscheidet folgende Arten Bäche: 1) Raufbäche, die den Niederungen angehören. Diese haben oft ein so geringes Gefälle, daß sie zu stehen scheinen, und vereinen oft mit tiefem Bett weiche Uferländer, so daß sie schwer zu passieren sind. 2) Regensläche, die erst nach anhaltendem Regen mit Wasser gefüllt erscheinen und im lodern Sandboden am häufigsten vorkommen. 3) Wild- oder Regenbäche, welche ebenfalls nur periodisch, infolge der Schneeschmelze und heftiger Regen, Wasser enthalten. Man findet sie aber nur im Gebirge, durch felsige

steile und wilde Betten ausgezeichnet, zur Zeit d. Trockenheit oft zu Wegen nach sonst unzugänglichen Gegenden benutzt. So die Babis im nördl. Rh. und südwestl. Afien. 4) Gieß- und Waldbäche, die fast nie versiegen, da sie aus Quellen entspringen. 5) Gletscherbäche, die den Gletschern ihr Dasein danken und daher nie ausbleiben. Diese sind wie die vorher angeführten bei vermehrtem Niederschlag nicht selten zu tiefen Flüssen an und gel wie diese, den meisten großen Flüssen ihre Entstehung. 6) Raufsch, Sturz- und Staubbäche, d. h. solche, welche mit heftigem Geräusch stark geneigte oder senkrechte Felswände hinabstürzen, dann Wasserfälle bilden oder durch den Bestand der Luft bei hohem Fall in Staubaugen gelöst werden. 7) Steppenbäche, die sich Sande ohne eine bestimmte Mündung verlieren.

Bach (Alexander, Freiherr von), österr. Euzmann, geb. 4. Jan. 1813 zu Loosdorf in Niederösterreich als Sohn eines Justizamtmanns, im Advokaten in Wien, wo auch der junge B. öffentliche Thätigkeit im Dienste der Kammerjuratur begann. In dieser Zeit unternahm B. eine gekehrte Reise, die ihn über einen großen Theil Europas und, in Gemeinschaft mit seinem Bruder August, 1847 auch nach dem Orient führte. Nach dem Tode des Vaters übernahm er als Nachfolger dessen Geschäftslänge, eine der bedeutendsten in Wien, und trat in Opposition gegen das bürgerliche System, die sich in dem juristisch-polit. Verein einen Sammelplatz geschaffen hatte. Am 13. Febr. 1848 erschien er, einer der vielen Deputierten, Tags sich anschließend, in der Hofburg und unterstützte hier kräftig die Forderungen des Volks. Sehr er sich aber im Beginn der Bewegung gedrängt hatte, hielt er sich doch im weiteren Laufe derselben flug im Hintergrunde. Er betrieb zwar als Vertreter des Advokatenstandes an den neu gebildeten provisorischen Gemeindeversammlungen in Wien und gelangte in den durch Bürgerliche verstärkten Ausschuss niederösterreich. Stände, aber Verbalten war sehr referiert. In dem Reichstagswahlbezirk Dobbohoff-Bessenberg, das vom Kaiser 19. Juli definitiv genehmigt ward, erhielt B. die Stellung Justizministeriums. Von einem Wahlbezirk in den konstituierenden Reichstag gewählt, betrieb er die Parteistellung der demokratischen Linken der ungar. Frage, bezüglich welcher er, wie bei deutschen Frage, nahezu die gleiche Überzeugung und Tendenz mit der slaw. Rechten vertrat. Stimmung gegen B. wurde infolge seiner antiliberalen Wendung eine so aufgeregte, daß 8. Okt. zugleich mit Dobbohoff sein Amt niedergestellt wurde. Am 21. Nov. in dem neu gebildeten binett Schwarzenberg-Stabion das Parteistellungsamt Justiz wieder an. Nach Stabions Ausscheiden Mai 1849 trat er für diesen zunächst provisorisch an die Spitze der innern Verwaltung, die er seit 28. Juli 1849, bleibend als Minister der innern Leitung, und übergab das Parteistellungsamt an Schmerling. Er setzte mit Energie das von ihm Vorgänger eingeleitete Werk der Centralisation durch. Monarchie fort. Unter den von ihm eingeführten Reformen sind die wichtigsten: die Hebung der Patrimonialgerichte, die Durchbildung der Grundentlastung, das Gemeindegesetz, neue und in Österreich und Ungarn ganz neue Organisation der Verwaltung, die Manifestation der östl. Länder. Hingegen war

Regierungsthem streng absolutistisch und begünstigte die Herrschaft des Klerus auf allen Gebieten, wie er denn auch an dem Abbruch des Konföderats mit dem päpstl. Stuhle vom 18. Aug. 1855 eifrigen Antheil nahm. Die von ihm vertretene Politik brach indes mit dem ital. Kriege von 1859 zusammen und B.s Ministerlausbahn nahm am 21. Aug. 1859 ihr Ende; darauf wurde ihm die Postkammerstelle in Rom übertragen, wo er als eine Stütze der Ultramontanen wirkte und bis 1867 verweilte. Mit seinem Bruder Eduard unternahm B. in den J. 1870–71 wiederholt große Reisen. B. wurde 1854 vom Kaiser in den Freiherrnstand erhoben, in Oest. Rath, Großkreuz des Leopolds- und Franz-Josephs-Ordens, Ehrenbürger vieler österr. Städte und war bis zu seinem Rüdritze Kurator der Akademie der Wissenschaften. — Sein Bruder Eduard, Freiherr von B., geb. zu Wien 21. Dez. 1814, machte seine Beamtenlaufbahn in Galizien, war 1848 Kreishauptmann in Czernowitz, 1849–50 Civilkommissar in Siebenbürgen, 1852 Statthalter von Oberösterreich, 1854 Civilkommissar in den Donauflusstaats, 1855–63 wieder Statthalter von Oberösterreich und eine der Stützen der konservativen Partei, und lebt seitdem im Ruhestande. Im J. 1854 wurde er vom Kaiser ebenfalls in den Freiherrnstand erhoben.

Bach (Joh. Sebastian), der größte prot. Kirchenmusiker und Orgelspieler Deutschlands, wurde als Sohn Joh. Ambrosius B.s (geb. 1645, gest. 1695), Hof- und Kamermusikus zu Eisenach, 21. März 1685 zu Arnshausen geboren. Nach dem Tode des Vaters (die Mutter war schon früher gestorben) kam er, noch nicht zehn Jahre alt, zu einem ältern Bruder (gest. 1721), Johann Christoph, Organist in Ohrdruf, wo er das Orgelstudium und von seinem Bruder Unterricht im Klavierspiel empfing. Durch Vermittelung des späteren Kantors Herda wurde er im 15. Jahre als Violoncellist in den Kirchenmusikchor der Michaeliskirche in Eisenach aufgenommen. Von Eisenach aus besuchte B. öfters Hamburg, Lübeck und Celle, welche Städte für Orgel- und Orchesterspiel, für Oper- und Konzertgesang ausgezeichnete Kräfte besaßen. Im J. 1703 wurde B. Hofmusikus (Violoncellist) in Weimar, 1704 Organist in Arnshausen, von wo aus er Ende 1705 eine Studienreise zu dem Orgelmeister Burtebude nach Lübeck unternahm, 1707 Organist zu Mühlhausen, 1708 Hoforganist in Weimar und 1714 zugleich auch Konzertmeister wurde. Seine überragende Meisterschaft auf Instrumenten bewies er 1717 in Dresden bei einer vortheilhaften Gelegenheit. Es galt nämlich einen musikalischen Wettstreit mit dem weitberühmten franz. Klavier- und Orgelvirtuosen Händel als herausfordernd. Auf Veranlassung des sächs. Koncerthofes Hofmeister wurde B. aus Weimar herbeigeführt. Nachdem sich aber beide Gegner gegenseitig schätzten, entzog sich Händel dem Kampfspreise in eiliger heimlicher Flucht. Kaum nach Weimar zurückgekehrt, wurde B. noch 1717 vom sächsischen Leopold von Anhalt-Köthen als Kapellmeister berufen, und 1723 erhielt er die Musikdirektor- und Kantorstelle zu Leipzig, in welcher er bis zu seinem Tode unter durchaus nicht glänzenden Verhältnissen verblieb. Ferner war er Zitherspielermeister des Herzogs von Weisenfeld, und vom kaiserlichen Hofe erhielt er 1736 die Würde eines Kammerpöten und kurfürstl. sächs. Hofkompositurs. Eine besondere Auszeichnung ward ihm durch Fried-

rich d. Gr. zuteil. Dem öfters ausgesprochenen Wunsche folgte 1747 die förmliche Einladung zu einem Besuche nach Potsdam, wo B. vom König mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen wurde. Ein von diesem aufgegebene Thema zum Phantasieren arbeitete B. alsbald kunstmäßig weiter aus und übersandte es ihm als »Russisches Opfer« gedruckt. B. starb 28. Juli 1750 zu Leipzig.

Durch Lehre und Vorbild erzog B. einen Stamm vortrefflicher Komponisten, Orgel- und Klavierspieler, der sich über ganz Norddeutschland, zunächst durch Sachsen und Thüringen verbreitete und unter denen mehrere seiner Söhne hervorragten. So bedeutend indessen der Einfluß B.s in Theorie und Praxis auf den Gang der musikalischen Kunst und Wissenschaft war, so ist es doch noch mehr der reiche Schatz seiner Kompositionen an sich, wodurch er sich das Andenken der Nachwelt gesichert hat. Wegen der hohen contrapunktischen Kunst, des edeln Gehalts und des erhabenen Ernstes derselben ist das Studium dieser allerdings nicht leicht faßlichen Werke höchst lohnend und bildend. Sie gehören zum Grundstamme des musikalischen Schazes unserer Nation. In diesem Sinne veranstaltete seit 1850 die Bach-Gesellschaft in Leipzig (in ähnlicher Weise wie die Händel-Gesellschaft daselbst) eine vollständige prächtige Ausgabe derselben, durch welche die erstaunliche Produktivkraft B.s erst recht zur Anschauung gelangt ist, namentlich sind seine Passionen, Messen und Kirchenkantaten dadurch allgemeiner bekannt geworden. Von den einzelnen Klavier- und Orgelwerken B.s erschienen bereits früher mehrfache Ausgaben. Vollständigere Sammlungen veranstalteten zuerst Peters in Leipzig (durch Czerny, Griepenkerl und Dehn) und Haslinger in Wien. Die in der neuesten Zeit wachsende Teilnahme an B.s Musik ist besonders durch die Bemühungen Mendelssohns angeregt worden. Durch des letztern Vermittelung wurde B. 1812 vor der ehemaligen Thomasschule zu Leipzig ein Monument errichtet. Die erste ausführlichere Biographie findet sich in Nitzlers »Russischer Bibliothek« von 1754 (Bd. 4, II. 1). Die Verfassers derselben sind Ariicola, ein Schüler B.s, und des letztern Sohn A. Ph. Emanuel. Diese Schrift ist eine zuverlässige Quelle, namentlich in Hinsicht auf das Verzeichnis von B.s Werken. Von diesen Werken erschienen bei seinen Lebzeiten im Druck: 1) Eine Sammlung der verschiedenartigen Kompositionen für Klavier mit und ohne Pedal, unter dem Titel: »Klavierübung« (II. 1–4, herausg. 1726–42). 2) »Russisches Opfer«, ein Werk über ein von Friedrich d. Gr. erfundenes Thema, letztem debitiert (gestochen 1747). 3) »Die Kunst der Fuge« (gestochen und nach seinem Tode 1752 herausg.). Sämtliche Kirchenkompositionen für Gesang und Orchester und die meisten Instrumentalwerke hinterließ er ungedruckt. Dabin gehören: 1) Fünf Jahrgänge von Kirchenstücken auf alle Sonn- und Festtage, darunter Oratorien auf Weihnachten, Oitern, Himmelfahrt und fünf Passionen. 2) Viele Messen, Magnificat, einzelne Cantatas, Tränen, Serenaden, Geburts-, Namenstags- und Trauermusiken, Brautmessen, auch einige lommische Eingänge. 3) Einige zweistimmige Motetten. 4) »Das wohltemperirte Klavier« (I. II., 1722; 2. II., um 1740). 5) Präludien und Fugen für Orgel, Choralvorspiele u. s. w. Außerdem eine Menge anderer Instrumentalsachen von allerlei Art und für verschiedene Instrumente. Eingehende

Biographien sind geschrieben von Fortel (Eps. 1803), Hilgenfeld (Eps. 1850), Bitter (2. Aufl., 4 Bde., Berl. 1881) und Spitta (2 Bde., Eps. 1873—80).

Die Familie B. kommt aus Preshburg in Ungarn und hat, außer den Söhnen des großen leipziger Kantors, noch mehrere in der Geschichte der Musik ausgezeichnete Mitglieder aufzuweisen.

Heinrich B., geb. 16. Sept. 1615 zu Wechmar, seit 1681 Organist in Arnstadt, gest. daselbst 10. Juli 1691, war ein tüchtiger Orgelspieler, wozu er auch seine beiden Söhne erzog. Der eine, Joh. Michael B., wurde Joh. Sebastian's erster Schwiegervater.

Johann Christoph B., der andere der Brüder, geb. 8. Dez. 1642 in Arnstadt, seit 1665 Organist zu Eisenach, ist einer der größten Orgelspieler und Kontrapunktisten des 17. Jahrh. Er starb 31. März 1703. Seine Söhne Joh. Nikolaus und Joh. Christoph bildete er ebenfalls als Kantanten aus.

Von den 11 Söhnen Joh. Sebastian B.'s haben besonders Bedeutung: Wilhelm Friedemann B., geb. 1710 zu Weimar, vielleicht der begabteste, war erst Organist an der Sophienkirche in Dresden, hierauf in Halle. Dann lebte er abwechselnd in Leipzig, Braunschweig, Göttingen und Berlin, wo er 1. Juli 1784 kümmerlich sein Leben beschloß. Seine nicht zahlreichen Kompositionen, Sonaten und Konzerte für Klavier, Orgelstücke und Kirchenmusik sind selten geworden. — Karl Philipp Emanuel B., geb. zu Weimar 14. März 1714, studierte in Leipzig die Rechte, ging dann nach Frankfurt und Berlin, wo er 1740 Kammermusikus Friedrichs d. Gr. wurde und den König beim Klavierspiel auf dem Klavier begleitete; von hier kam er 1767 als Musikdirektor nach Hamburg, wo er 14. Dez. 1788 starb. Eine Lebensbeschreibung, von ihm selbst verfaßt, findet sich in Burney's "Zagebuch einer musikalischen Reise" (3 Bde., Eps. 1772). Sein Hauptberuf besteht in seinem Einfluß auf das Klavierspiel durch den "Versuch über die wahre Art, das Klavier zu spielen" (2 Bde., Eps. 1787—97), sowie durch seine eigene hohe Meisterschaft und seine Kompositionen. Die letztern, bestehend in Phantasien, Sonaten und Sonatas, haben durch Originalität und Frische in Stoff und Form einen bleibenden Wert. Von geringerer Bedeutung sind seine kirchlichen Kompositionen, worunter namentlich ein zweifacher "Heilig" und ein Oratorium "Die Israeliten in der Wüste" Berühmtheit erlangten. Vgl. Bitter, "Karl Phil. Emanuel und Wilh. Friedemann B. und deren Brüder" (2 Bde., Berl. 1868). — Johann Christian B., der mairländer oder englische B. genannt, geb. im Sept. 1735, erhielt seine musikalische Ausbildung in Italien und schrieb Opern und Gesangstücke. Er war seit 1754 Organist in Mailand, seit 1759 Kapellmeister in London, wo er 1. Jan. 1782 starb. — Johann Christoph Friedrich B., der badeburger B. genannt, geb. 23. Juni 1732, gest. 26. Jan. 1795 als Kapellmeister des Grafen Wilhelm von Schaumburg zu Bückeburg, lieferte mehrere Kompositionen für das Klavier und verschiedene Gesangwerke, darunter ein großes: "Die Amerikanerin". — Wilhelm Friedrich Ernst B., ältester Sohn des badeburger B. und letzter Sproßling der Familie, geb. 27. Mai 1759, hielt sich eine Zeit lang bei seinem Onkel Christian B. in London auf. Nach dessen Tode nahm er 1798 die Stelle eines Kapellmeisters bei der Kapelle der Königin von Preußen an und wurde Musiklehrer der Kinder Friedrich Wil-

helms III. Nach dem Tode der Königin zog er sich zurück; er starb 25. Dez. 1845. Von einem wenig umfangreichen Kompositionen ist meistens im Druck erschienen.

Bach (Aug. Wilh.), deutscher Kirchenkomponist, geb. 4. Okt. 1796 zu Berlin, erhielt den ersten Unterricht in der Musik von seinem Vater, der Organist an der Dreifaltigkeitskirche war, dann von Jelinek und Berger; 1816 wurde er Organist an der Marienkirche, dann Lehrer des neuerrichteten Königl. Musikinstituts und, nachdem Zelter 1832 gestorben war, Direktor desselben. B. starb 15. April 1889 zu Berlin. Außer einzelnen Fugen, Trios, Präludien und Postludien hat B. eine Sammlung veredelterartiger Kompositionen unter dem Titel "Der praktische Organist" herausgegeben; auch hat man von ihm ein "Choralbuch", ferner Lieder und Solos.

Bachanten, s. Bacchanten.

Bacharach, Stadt im Kreise St. Goar bei preuß. Regierungsbezirk Koblenz am linken Rheinufer, Station der Rheinischen Eisenbahn und Lokalisation der Rheinbundsboote, 48 km oberhalb Koblenz und 16 km unterhalb Bingen, gegenüber den Inseln Bördt, sehr romantisch in eine enge, zum Rhein geöffnete Thalschlucht hineingelagert, trägt ein altertümliches Gepräge, gemischt mit noch nach dem Brande von 1872 mit seinen alten Kirchen, seinen zahlreichen verfallenen Häusern an den Stadtmauern, dem wunderlichen Bau ihrer mit Wein umrankten Häuser (zum Teil Holzelemente) einen höchst eigentümlichen Anblick und zählt 1880 1865 E. Die Peterskirche oder sog. Tempelkirche ist eine spätroman. Pfeilerbasilika aus dem 12. Jahrh. mit schönem Chorumgang. Von der 1287—1438 erbauten, im Dreißigjährigen Kriege teilweise zerstörten Wernerkirche, einem der schönsten got. Wandmalereien des Rheinlandes, sind nur noch die Umfassungsmauern erhalten, die einen Begräbnisplatz einschließen; dagegen wurde der von dem alten Tempelhaushaus noch übriggebliebene Turm im Jahr der Postkellerei 1872 bei einem größten Brande zerstört. B. ist der Sitz eines lebhaften Handelsverkehrs, fabriziert seine Stahlbögen für Ufermauern, hat starken Weinbau und soll, wiewohl der Ort im Mittelalter genannt wird, nach einer Sage seinen Namen von einem Altare des Bacchus (Bacharach) erhalten haben. Der Bacharachener Berg "Stählchen" genannt, gehört jedoch keineswegs zu den besten Rheinweinen, wohl aber war hier bis zum 16. Jahrh. eine Hauptniederlage und Stapelplatz aller edeln Rheinweine. Im Verein mit den weinreichen Thälern Mannbach, Diebach und Elz bildet B. den Bezirk der sog. Vierthäler, welche die Wiege der bis über Heidelberg hinausreichenden Pfalz ausmachten, eigentlich zu Köln gehörten und von da aus einem Grafen Gohwin von Stiehl auf der Burg bei B. zu Lehn gegeben wurde. Durch des letztern Sohn Hermann kam zwar die Grafschaft Stiehl an Konrad, den Halbbruder Friedrich Barbarossas; sie verfiel jedoch nicht den Vierthälern fortan bei der Pfalzgrafschaft, dem Herren mit den Erzbischöfen von Köln vielerlei rechtliche und finanzielle teilen mußten. Die Burg Stiehl, zuerst 1190 genannt, war einst ein sehr festes Schloß, die Wiege der Pfalzgrafen und im 1253 Sitz und Eigentum derselben. Hier wurde die Vermählung des Sohns Heinrich des Pfalzgrafen mit Agnes von Hohenstaufen gefeiert. Im Dreißigjährigen Kriege wurde die Burg nebst der Stadt

von 1680–40 öftmal von den Spaniern, Schweden und Franzosen belagert und erobert, von letzteren unter Kaiser 1689 bei der Palmyrenbesetzung gelitten. Der ansehnlichen Trümmer gehörten ehemals Ruinen der Rheinufer, waren früher Eigentum der Königin Birne Elisabeth von Preußen der Kaiserin (Erfeld) und fielen nach dem Jahr 1813 an Kaiser Wilhelm.

Bachste (Theze von), deutsche Schriftstellerin (1790).

Bachstein, eine in der Sahara (f. d.).

Bachstein nennt man zwei Arten der Pflanzenfamilie Veronicea (Ehrenpreis), welche man als kleine B. (V. Baccharis L.) und große B. (V. Anagallis L.) unterscheidet. Beide wachsen in Gärten, Feldern, an quelligen Orten, Flußufern, häufig an der Brunnenkette zusammen. Es sind kleine, glänzende, leuchtige Kräuter mit hohlen, zertheilten Stängeln, gegenständigen, bei V. Baccharis einzeln, bei V. Anagallis länglich-lanzettförmigen Blättern und kleinen oder klaffenden Blüten. In letzteren, gestielten, blattwinkelständigen Früchten, welche etwas bitterlich und scharf schmeckend sind, die früher gegen Unterleibsbeschwerden gebraucht wurden. Im April, vor der Blüte abgeschnitten, liefern diese Kräuter einen angenehmen, gewürzhaften Salat.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachstein, ein Bachstein, f. Schweine.

Bachelor (engl., spr. Bätſchél'r), f. unter Ba ca laureus.

Bachergebirge, eine Berggruppe am südöstl. Ende der Ostalpen, bildet die östl. Fortsetzung der Karawanken und liegt im südl. Steiermark zwischen der Drau, dem Riesling, der Sann und der Enns, welcher die Linie Warburg-Gülden folgt. Aus einem Kerne von Granit, umgeben von Gneis und Schiefer, bestehend durchschnittlich kaum 1200 m hoch, dicht bewaldet und am südl. Abhänge mit Kiefern bewachsen, trägt das Gebirge durchaus den Charakter der Boralpen. Seine höchsten Gipfel liegen in der nördlichsten, das Drauthal südlich begrenzenden Kette, wo sich die Vella-Rappa östlich von Winbischgrätz zu 1637 m und der Bachberg zu 1344 m erheben.

Bachmann (Gottlob Ludw. Ernst), Philolog, geb. 1. Jan. 1792 zu Leipzig, erhielt seine Gymnasialbildung in Schulportia und studierte 1812–16 in Leipzig, Göttingen und Jena. Hierauf nahm er eine Lehrstelle am Pädagogium in Halle, einige Monate später an dem Gymnasium zu Wertheim in Baden an, wo er zugleich Erzieher des Erbprinzen von Löwenstein-Wertheim wurde; 1824 legte er sein Amt nieder, um eine größere wissenschaftliche Reise unternehmen zu können. Drei Jahre lang benutzte B. nun die Bibliotheken zu Wien, Rom, Neapel und Paris für wissenschaftliche Zwecke und veröffentlichte hierauf während seines Aufenthalts zu Leipzig als Früchte seiner Forschungen: „Die ägypt. Papyrus der vatikanischen Bibliothek“ (Lpz. 1828), die „Anecdota graeca e codicibus bibliothecae regiae Parisiensis“ (2 Bde., Lpz. 1828), und den ersten Band von Lyophron's „Alexandra“ (Lpz. 1830), welcher den griech. Text nebst kritischem Apparat enthält. Als Vorläufer zu dem zweiten Bande des letztern Werks, welcher den griech. Kommentar des Theophrast nebst ältern Scholien enthalten sollte, erschienen die „Scholia vetusta in Lycophronis Alexandram“ (Rost. 1848) und „Joannis Tzetze opusculum etc.“ (Rost. 1851). Im J. 1832 wurde er als Direktor des Gymnasiums und der Realschule nach Rostock berufen und 1833 ordentlicher Professor der klassischen Philologie an der Universität daselbst. Im J. 1843 besuchte er die Bibliotheken zu Stockholm und Upsala, reiste 1848 zum zweiten mal nach Paris und legte 1865 sein Amt nieder. Er starb 15. April 1881. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen: „Scholia in Homeri Iliadem“ (Lpz. 1835–38) und „Zur Handschriftenkunde“ (3 Hefte, Rost. 1850–61).

Bachmatten, langmähnige, hartkugige pöbel.

Bachmut, Kreisstadt im russ. Gouvernement Jekaterinoslaw, an beiden Seiten des Jäskens B., hat Brau-, Tabak- und Eisenfabrikation mit einem Umfah von 130 000 Rub. und zählt 18 000 E. Die Stadt verdankt ihr Entstehen (in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh.) der Entdeckung der Salzquellen am Flusse B., in Folge deren hier 1703 eine hölzerne Brücke zum Schutze gegen die räuberischen Einfälle der Tataren erbaut wurde. Früher war B. durch seine Salzquellen und Salziedereien berühmt, die jedoch 1782 eingingen. Ungefähr 4 km von der Stadt finden sich Salzbrüche, die ein ausgezeichnetes Material liefern.

Bachot (frz.), kleine Fähr, Rachen; Bachot e ur.

Bachstelze (Motacilla), eine der Alten Welt angehörende Gattung aus der Familie der zu den Sperlingsvögeln gehörenden Stelzen (Motacillidae),

welche sich durch den dünnen, geraden, oben kantigen und pfriemenförmigen Schnabel, die hohen, langgezogenen, meist mit langem Hinterhorn versehenen Füße und den langen, geraden, schmalfederigen Schwanz, dessen zwei mittlere Federn etwas länger sind, auszeichnet. Sie sind die schlauesten Singvögel, klein, lebhaft, gewandt, fliegen und laufen schnell, wippen mit dem Schwänze, halten sich gern in der Nähe des Wassers auf und leben von Insekten. Ihre Nester bauen sie in natürlichen Höhlungen des Bodens oder niedriger Uferänder. Deutschland besitzt drei Arten, welche Zugvögel sind. Die bekannteste Art ist die weiße B. (M. alba), das Adermännchen, der Wasser- oder Wipfsterz, welche sich in ganz Europa, in Nordafrika und einem ansehnlichen Teile von Asien findet. Sie ist oberher aschgrau; Stirn, Unterseite und die Hälfte der äußeren Schwanzfedern sind weiß, Rücken, Kehle, Brust und Schwanz schwarz. Schon sehr zeitig im Frühjahr kehrt sie zu uns zurück und folgt gern den Feldarbeitern, um Insekten und deren Larven aufzulesen. Ihr Nest bereitet sie in einer Höhlung aus Grasschalen, Blättern und fast jeder Art von Pflanzenteilen, die sie kunstlos übereinander schichtet. Sie legt sechs bis acht bläuliche oder grünlich-weiße, graupunktierte Eier und erzieht in jedem Sommer zwei Brutten. Die graue oder Gebirgsstelze (M. sulphurea), vorzüglich im mittlern und südl. Europa einheimisch, ist grau, an Brust und Bauch gelb, die Kehle im Winter und Frühjahr schwarz, bei den Weibchen rötlich-weiß. Die gelbe B. oder Schafstelze (Budytes flava), ebenfalls in Europa weitverbreitet, ist oberher olivengrünlich, unten gelb und besonders durch den langen, schwach gebogenen Nagel der Hinterzehe ausgezeichnet. Sie sucht sumpfige Orte und die Nähe von Viehherden auf. Die schwarzrückige B. (M. lugubris) gehört im nördl. und mittlern Asien zu den gemeinsten Vögeln, findet sich aber sonst nur im östl. Europa, und zwar selten.

Bachtegan, ein Salzsee in der pers. Provinz Farsistan, 66 km östlich von Schiras, erstreckt sich nördlich vom Gushnagangebirge in der Richtung von NW. nach SO., bei einer Breite von 7—22 km, gegen 120 km weit, nimmt den Bolmarfluß auf, ist aber ohne Abfluß. Während des Sommers trocknet er meist aus; alsdann wird das den Boden des Sees inkrustierende sehr feine Salz gesammelt.

Bachtijari, ein unter eigenen Häuptlingen stehendes Nomadenvolk des wekl. Persien von etwa $\frac{1}{2}$ Mill. Seelen, in den östl. Thälern der Provinzen Luristan und Chusistan, teils pers., teils kurdischer Abstammung, ursprünglich wohl ein Hauptteil der den Kurden nahe verwandten Luris. Die B. sprechen einen Dialekt des Kurdischen und sind nach Z. Nicht reine Kurden; sie sind ein überaus kräftiger, abgehärteter, dunkelgefärbter, schwarzhaariger Menschenschlag. Durch die zurücktretende Stirn und den hohen Hinterkopf unterscheiden sich die B. von den übrigen Persern. Sie zerfallen in drei große Horden, diese wieder in Tirs und die letztern wieder in Familien. Den Sommer verbringen sie in Zelten, den Winter aber in den Thälern in Dörfern zu 20—30 Hütten oder in Höhlen. Ein Stamm, die Dichamits, baut Tabak und versorgt damit ganz Chusistan. Die Hammel des Marktes in Isfahan werden im Sommer von den B. geliefert. Die B. sind kaum mehr als dem Namen nach Unterthanen des Schah; nur zum

Teil sind sie zum Militärdienste herangezogen. bekennen sich zum Islam und sind ein unruhiger, kampfs- und handelsfüchtiges Volk, das gern die ravanen beraubt; aber ihre offene und freie Freundschaft steht schroff gegen das hösliche, feil Wesen der eigentlichen Perser ab. Im wekl. Asien nennt sich B. auch ein Stamm der Hsya-mongol. Abstammung. — Von dem 1500 km gen. die Südwestseite des iran. Plateau begrenzen Gebirgszüge bildet der im Westen von Isfahan gelegene Teil das Bachtijarigebirge, im N. tum Zagros genannt, mit dem zu 4267 m gehöhten Alibachul. Hier sollen die schmalen hohen Plateaulandschaften die besten Sommerweiden in ganz Persien bilden.

Bachtischirai, d. h. Gartenpalast, die malige Residenz des Tataren-Chans der Stadt im russ. Gouvernement Taurien, an Eisenbahn von Isfahan nach Semowopol, 32 km SW. der jetzigen Hauptstadt Simferopol, liegt einer ungefähr 7 km langen, engen, aber bewässerten Kalkflucht, teils an den Ufern des Kalkflusses, teils im Bachtischirai, teils den schroffen Felswänden seines Thals, meist für eine lange, schmale Hauptstraße Raum lasset. Obwohl die alte Stadt größtenteils verschwunden und nur der dritte Teil der Stadt zerstört ist, so ist doch das Bild einer Tatarenstadt. Ihr Ursprung ist unbekannt; Residenz des Chans erscheint sie seit dem 14. Viertel des 15. Jahrh. Die Häuser der Stadt stehen gruppenweise an und über den Wänden des Thals. Dazwischen liegen terrassierte Gärten und Weinberge, Baumgruppen von pfeifen und Schwarzpappeln, 110 Brunnen, welche das Wasser durch unterirdische Abzweigungen der Quellen geleitet wird. Ungefähr in Mitte steht der ehemalige Residenzpalast des Chans: Serai, mit seinen Gärten und Weinbergen, luftigen Galerien, Marmorfontänen, Brunnen, allem in phantastischer Pracht buntestem Glanze. Eine hohe Mauer und die an der Außenseite Front machenden Gebäude selbst bilden das Ganze klosterartig ab. Der Palast, in wärtig die Residenz des russ. Kommandanten, von dem Chan Abdul-Sahal Serai erbaut, ward Befehl der russ. Regierung durch den Architekten restauriert und soll in seiner orient. erhalten bleiben. Im Krimkrieg diente der Palast als Militärhospital.

B. zählt 11015 E., hauptsächlich Tataren, von Katharina II., nachdem sich Chan Sahin II. 1783 unter russ. Schutz gestellt, das Vorrecht hielt, ausschließlich von Tataren bewohnt zu werden. Früher gab es in B. Kolonien von Griechen und Armeniern, die aber auf Einladung Peter 1779 an das Asowsche Meer und den Don siedelten und dort Mariupol und Achaisch gründeten. Jetzt leben nur wenige Griechen, Armenier, Aigeuner und Juden der Karaitenstamm. B. hat 2800 Häuser, 35 Moscheen, worunter Tschuma-Tschami, vom Chan Selamit Serai 1—43 erbaut, die bedeutendste ist, 3 christl. Kirchen, 1 Synagoge und Pestschule der Mosaik und 2 mohammed. Schulen. In der langen Zeit entwickelt sich aller Handel und Gewerbebetrieb fleißigen Bevölkerung. Man fertigt in 32 Fabriken berühmten roten und gelben Cassian, B.

und Felle, Kleiderstoffen, Schafpelze, Mäntel und Schürzen, Schuhe, Messerschmiedewaren u. s. w. und hat sein Lager für Früchte, Tabak, Glas und Eisen bei den Russen sowie tatarischer Kunstzeugen. Hier liegt Ischusut-Kale oder Dschikali, d. h. die Judenburg, die früher bewohnt von jüdischen Juden in der Krim, ein Ort auf dem Halbinsel von B. aus zu erreichender Ort, wo heute, größtentheils aus dem Felsen gebauene Häuser umgeben, in dem jetzt nur fünf Menschen leben. Berühmt ist die alte Synagoge, in der mit der ältesten Manuskripte des Pentateuch aufbewahrt worden ist. Gegenüber liegt in der Mitte des hohen Bergs das Kloster der Himmelfahrten, wo die Kirche aus Felsen gehauen und auf Stufen geführt. Bemerkenswert sind auch die Ruinen von B. die Ruinen der früheren Entdeckung der Ebene, Chani-El, Nischania und Nischani, die Vorstadt Geli-Jurt mit alten Häusern und Tempeln mit seinen Höhlen.

Badjur der Köcher (hebr., Mehrzahl Badjurim, im engeren Sinne: ein des Badjurim Schiffener.

Badjurien, Diatomaceen, Stäbchen, Spaltalgen, Gruppe der Algen (s. d.).

Badjurien, Diatomeen.

Badjur, Stäbchen, besonders die Kepperschalen in Apotheken: etwas in Stäbchenform, d. h. Stäbchen.

Badjur, Spaltalge.

Badjur (engl. vat), der eiserne, kleinerne oder hölzerne Behälter des Holländers (s. unter Lagerhaltung); auch der Wasserbehälter der Badjur.

Badjur ist der fernöstlichen Terminologie verschiedene Bedeutungen. Man legt ein Segel „badjur“ an, um die Fahrt der Maas so stellt, daß die Maas so weit darauf fällt, und fährt die Fahrt zu den Gewässern aus, um die Fahrt des Schiffes zu lassen, es zum Stillstand zu bringen, es zu lassen zu lassen. Die B. (als Substantiv) heißt jedoch das hölzerne oder metallene Gefäß, in dem die Speisen aufgetragen werden, es ist der Tisch selbst, an dem die Matrosen, die Badjurien vereinigt, essen. Die eine Badjurien einer solchen Badjurmannschaft ist die Badjurien genannt. Ferner wird der Badjurien der Badjurien Teil des Oberbegriffs eines Badjurien genannt.

Badjur (engl. Entdeckungsfahrer, d. h. Entdeckungsfahrer, trat schon 1808 in die Maas. Er begleitete Franklin und Nischania auf seiner Expeditionen nach der Nordküste, wo er sich durch seine Unternehmungen auszeichnete, ward 1821 Lieutenant, d. h. Kommandeur und erbot sich 1832 der brit. Regierung, bei der verunglückten gehaltenen Kapitän Nischania. Er verließ London 17. Febr. 1833 auf dem Kommando, einer Station der Hudson-Bay-Kompagnie, 28. Juni die Reise nach dem Nordpol. Er entdeckte er, nachdem er die Küsten des arktischen Ozeans einen furchtbaren Winter überstanden, 1834 den mächtigen Badjur oder Badjur, welchen er, obgleich er von der Küste der Nordpol erhalten, die Reise verfolgte. Nach der Rückkehr nach London erhielt er 1835 den Rang eines Postkapitän und wurde mit dem Schiffe Terror auf eine

neue Entdeckungsfahrt ausgesandt, die aber vollständig mißglückte und auf welcher er, vom Sept. 1836 bis Juli 1837 zwischen Eisfeldern eingeschlossen war und fast den Tod gefunden hätte. Seine Reiseberichte enthalten die Worte »Narrative of the Arctic land expedition to the mouth of the Great Fish or Back River, and along the shores of the Arctic Ocean« (Lond. 1836; deutsch von R. Andre, 1836) und »Narrative of the expedition in H. M. S. Terror« (Lond. 1838). Die geogr. Gesellschaften in London und Paris verliehen ihm in Anerkennung seiner Leistungen ihre goldenen Medaillen, die engl. Regierung 1839 die Ritterwürde. Durch Anciennität avancierte er 1857 zum Contreadmiral, 1863 zum Vizeadmiral, 1867 zum Admiral. B. starb in London 23. Juni 1878.

Badjur heißt die linke Seite des Schiffes, unter der Voraussetzung, daß das Gesicht nach dessen Vordertheil gerichtet ist. Die entgegengesetzte rechte Seite heißt Steuerbord. Die Worte dienen gleichzeitig zur nähern Bezeichnung aller derjenigen Schiffs-, Ausrüstungs- und Takelageteile, welche sich an den beiden Seiten für beständig oder gewöhnlich befinden. So spricht man vom Badjur-Buganker, Steuerbord-Großwanz u. s. w. Ebenso werden die beiden Wachen, in welche jede Schiffsbesatzung geteilt ist, und die vierhändig abwechseln, mit Steuerbord- und Badjurwache benannt.

Bade (bucca) ist die zwischen Ober- und Unterkieferknochen ausgespannte Lage von Weichteilen, welche, rechts und links, die Seitenwand der Mundhöhle bildet. Dieselbe besteht im wesentlichen aus drei Schichten. Zu äußerst liegt die hier ziemlich zarte äußere Haut, welche das Rot der Blutgefäße mehr oder weniger deutlich durchschimmern läßt und beim Manne meist durch reichlichen Bartwuchs ausgezeichnet ist; zu innerst die Schleimhaut der Mundhöhle; dazwischen eine Schicht platter Muskeln nebst Gefäßen, Nerven und mehr oder minder reichlichem Fettgewebe, von dessen Menge die Rundung der Wange abhängt. Auf der Innenfläche der B. mündet jederseits in der Gegend des zweiten obren Backzahns der Ausführungsgang der Ohrspeicheldrüse. Krankhafte Anschwellungen der B. (sog. bide B.) beruhen am häufigsten auf eitriger Entzündung einer erkrankten Zahnwurzel und machen zumeist die Entfernung des kranken Zahns unumgänglich erforderlich. — Die Mundhöhle nennt man denjenigen Teil der Mundhöhle, welcher zwischen den geschlossenen Zahnreihen und den B. liegt, im Gegensatz zur Mundhöhle im engeren Sinn, welche von den Zahnreihen umschlossen wird; hinter dem letzten Backzahn hängen beide Höhlen zusammen und gehen gemeinschaftlich durch den sog. Racheneingang in die Rachenhöhle über. Die unverlehrte Beschaffenheit der B. ist für die Bewegungen des Unterliefers unumgänglich erforderlich; erfolgt durch Verschlucken ähnelnder Flüssigkeiten, durch geschwürige Prozesse u. s. w. eine Verwundung der Badentonsillen oder eine Verwundung der Badenschleimhaut mit dem Zahnfleisch, so kommt es leicht zur sog. nachbigen Kiefer-Heilung, durch welche die Fähigkeit, den Mund zu öffnen, mehr oder weniger beschränkt wird, sobald mitunter zuletzt nur noch durch eine vorhandene oder künstlich angelegte Zahnlücke das Leben gestiftet werden kann. Natürlich läßt sich dieser qualvolle Zustand nur auf operativem Wege, und auch so nicht immer mit dauerndem Erfolge, beseitigen.

Baackea, eine von Linné zu Ehren des schwed. Physikers Bäck benannte Gattung austral. Sträucher aus der Familie der Myrtaceen, deren Arten schmale, oft nadelförmige, gegenständige Blätter und weisse, aromatische, einzeln, paarweise oder doldenförmig in den Blattwinkeln stehende Blüten mit unterständigem Fruchtknoten und fünfblätteriger Blumentrone besitzen. Einige Arten (*B. virgata*, *camphorata*, *saxicola* u. a.) finden sich häufig als Ziersträucher in den Orangeriehäusern. Sie verlangen dieselbe Behandlung wie die austral. Myrtaceen überhaupt.

Baden im weitesten Sinne des Wortes umfaßt die gesamte Zubereitung des Brotes und zahlreicher anderer Mehlspeisen, welche unter dem Kollektivbegriff Gebäck zusammengefaßt werden; im engeren Sinne bezeichnet man damit die durch trodne Erhitzung bewirkte Umwandlung des Teiges in Brot. (Das Nähere s. im Artikel Brot.)

Hiervon abgeleitet überträgt man die Bezeichnung B. auch auf Operationen, bei welchen durch trodne Erhitzung gewisse Halbfabrikate oder Naturprodukte für die Gebrauchszwecke geeignet gemacht werden; Thonpfisen, Thoniegel werden im Ofen gebacken oder gebrannt (Backsteine), frisches Obst wird im Ofen gebacken, b. i. getrodnet oder gedörft (Backobst). Außerdem gebraucht man den Ausdruck B. als gleichbedeutend mit Zusammenpressen; frisch gefallener Schnee backt beim Zusammenbräuen, gewisse Sorten von Steinlohlen backen bei starkem Erhitzen und werden danach Backlohlen genannt.

Baden (frz. coussinets, mächolres, conduit du fût, engl. dies, jaws, fence), derjenige Bestandteil eines Werkzeuges, der entweder, wie bei Schraubstöß und Schneidklappe, unmittelbar zum Festhalten des zu bearbeitenden Gegenstandes dient oder durch welchen, wie bei einigen Arten der Säge und des Hobels, das betreffende Werkzeug Führung erhält.

Badenbohrer (frz. taraud-mère, engl. plug-tap), s. unter Bohrer.

Badenfeile (frz. lime à plaques, engl. scale-file), s. unter Feile.

Badenfistel, s. unter Zahn.

Badenhobel (frz. rabot à youe, engl. fence-plane), s. unter Hobel.

Badenhöhle, s. unter Bade.

Bäderbein (Knidbein, X-Bein, genu valgum) nennt man diejenige Verkrümmung des Knies, bei welcher das Knie nach innen, der Fuß nach außen gewandt ist, so daß sich am Knie ein mehr oder weniger hochgradiger, nach außen offener Winkel findet. Zeigt sich das Übel, wie gewöhnlich, an beiden Beinen, so stellen dieselben beim Gerabestehen die Figur eines X dar. Die Deformität entsteht entweder bei Kindern im 2. bis 3. Lebensjahre infolge von Engländer Krankheit (Nachtitis), oder erst zwischen dem 10. und 20. Lebensjahre infolge zu großer Anstrengung der Beine bei relativ schwachem Körper, so namentlich bei Bädern und Tischlerlehrlingen, bei Schlossern, Kellnern. Das Übel ist nicht nur eine häßliche Verunstaltung, sondern vermindert auch die Kraft und Ausdauer der Beine. Eine Heilung ist bei geringerem Grade des B. möglich durch orthopädische Apparate und Gipsverbände, bei höhern Graden durch eine in der Durchtrennung des Oberschenkelknorpels oder des Schienbeins bestehende, nicht besonders gefährliche Operation. — Seltener kommt die umgekehrte Verkrümmung vor,

bei welcher das Knie einen nach innen offenen Winkel bildet, und welche als S-beflein, O-Beflein genau varum bezeichnet wird.

Badergandha oder Badargandji, ein 9448 qkm zwischen 22° 2' und 23° 13' nördl. B. sowie 89° 49' und 91° östl. L. von Greenwood gelegener Distrikt, der zu der Lieutenant-Gouverneurshaft der „Untern Provinzen“ (Lower Provinces) der indobrit. Präsidentschaft Bengalen gehörenden Division Dacca. B. wird nördlich von den Divisionen Dacca und Faridpur, östlich von dem Rajshah genannten untersten Teile der Brahmaputra, südlich von der Bai von Bengalen und westlich von dem Distrikte Jersore, der sog. Präsidentschaftsdivision (Presidency-Division) begrenzt. Der ganze Distrikt besteht in einem sehr niedrigen, summe Alluviallande von ähnlicher Beschaffenheit wie die sog. Sunderbunds. Zwischen Ganges und Brahmaputra liegend und durch zahlreiche kleiner Arme derselben bewässert, ist B. häufigen Überschwemmungen ausgesetzt, weshalb die Wohnstätten auf künstlichen Erderhebungen errichtet sind. Hierdurch entstehenden Bodenvertiefungen bilden Süßwasserseiche, aus denen der Bedarf an Trinkwasser gewonnen wird, da das Wasser der nahe genannten großen Ströme und ihrer Verästelungen brackisch ist. Der Boden ist allenthalben, wo es nicht Dschungelgebüsch bedeckt, überaus fruchtbar. Kulturgewächse sind Reis, Judderrohr, Baumwolle, Cichorien, Hülsenfrüchte, namentlich Erbsen. In Dschungelgebüsch enthalten von wilden Tieren Zier, Panther, Rhinocerosse, Hirsche, wilde Schoten Affen und eine zahllose Menge von Vögeln. Das Klima gilt für nicht ungesund und die Hitze wird durch die Nähe der See und die Ausdehnung der zahlreichen Flußarme vermindert. Sie übersteigt Schatten selten 30° C. Die Bevölkerung betrug (1872) 1878144 E., der Mehrzahl nach Hindu. Ihr gehört auch eine nicht sehr beträchtliche Anzahl eingeborener, röm.-kath. Christen. Es sind die Kolonnen von Halbblutindern, erzeugt von portug. Vätern mit Hindumüttern. Sie besitzen eine Stadt zu Sibpur. Der Ort B., früher der Sitz der Distriktsbehörden, bis Barrisot (7684 E.) u. Hauptort des Distrikts gemählt wurde, liegt am 22° 33' nördl. Br. und 90° 22' östl. L. von Greenwich am Ursprung der sog. Badergandha-Canal aus dem Ganges, 172 km östlich von Kalkutta.

Baderi, Hebevorrichtung, s. Bagger.

Badshichisch, s. Badshichisch.

Badhuyzen oder Badhuyzen (Ludolf), ein berühmtester Maler der Niederländischen Schule ein Meister in Seestücken, geb. 18. Dez. 1681 in Emden, arbeitete bis in sein 18. Jahr bei seinem Vater, der Sekretär der Generalstaaten war, als Schreiber und kam 1699 in ein Handelshaus in Amsterdam. Entschlossen, sich der Malerei zu widmen, nahm er Unterricht bei Everdingen und langte in kurzem eine außerordentliche Fertigkeit an, meiste wurden seine Fortschritte durch den Beförderung, womit er die Natur selbst studierte. Peter d. Gr. zeichnete er Modelle von allen Entwürfen von Schiffen, wonach der Zar baute. Als dem arbeitete er für den König von Preußen, für Kurfürsten von Sachsen und den Großherzog von Toskana. In allen seinen Bildern herrscht die größtmögliche Wahrheit, zugleich aber auch die ganze Poetie bewegten Elements. Erst in seinem 71. Jahre starb er an, in Kupfer zu ähen. Auch versuchte er sich

be Lehrtuch und gab Unterricht in der Schreibkunst, zu deren Vervollkommen er vieles beibrachte. Er starb in Kusterham 17. Nov. 1708.

Sein Sohn Rudolf B., geb. 29. Aug. 1717, geb. 6. April 1782, war zuerst Kaufmann, dann Schatz und wirkte sich später ebenfalls der Malerkunst zu. Er hat treffliche Kriegsbilder geliefert.

Bading (engl.), die Holzfütterung bei Panzerfischen.

Badingen, Stadt und Oberamtsf. im württemb. Ackerkreise, liegt malerisch am linken und mit zwei Vorhöfen am rechten Ufer der Rurr und an der Rurbahn, die hier nach Bietigheim abzweigt, und ist teilweise noch ummauert. Auf einer Anhöhe in der Stadt steht das ehemalige reiche Kloster, zu welchem Markgraf Hermann von Baden um 1116 die St. Pancratiuskirche erbaute, und das dann 1477 in ein weltliches Stift umgewandelt wurde und 1626—48 im Besitz der Jesuiten war. Die juchststehende, angeblich schon 911 gegründete Stiftkirche enthält manche interessante Reste ihrer ursprünglich roman. Bauart, wie Grabmäler und Wappenschilde alter Bischöfe. B. hat eine Latein- und eine Realschule und zählt (1880) 5736 E., die neben ergiebiger Landwirtschaft und Viehzucht namentlich Getreide, Kucheln- und Tuchmacherei, Wollspinnerei und Weberei sowie Schuhfabrikation zum Handel in Stoffen treiben. Die Viehmärkte von Badingen sind den bedeutendsten des Landes. Die Stadt 1667 zuerst erwähnt, gehörte mit der Burg Riedenberg vormals zu Baden. Graf Eberhard der Erlauchte von Württemberg (gest. 1325) erhielt beide teils an Bezahlung, teils als Lehen. Im Dreißigjährigen Kriege (1633) und 1633 von den Franzosen wurde B. ganz niedergebrannt.

Badingen, s. unter Brot.

Badpulver sind Mischungen von doppeltkohlensaurem Natron und sauren Salzen, welche man dem Teige beim Baden zusetzt, um die Anwendung von nicht immer gut und frisch zu beschaffender Seife oder sonstigem Ferment zu vermeiden. Die Seife greift sich, indem sie in dem seuchten Teige mit Wasser in Berührung kommen, unter Entwicklung von Kohlenensäure, die dann das Aufgehen des Teiges bewirkt. Zweckmäßig verfährt man bei der Verwendung so, daß man das zu verwendende Mehl in zwei gleiche Hälften teilt, die eine Hälfte mit dem einen, die andere mit dem zweiten Salz mischt, beide getrennt zu Teig verwandelt und endlich erst die beiden Teige durch Kneten innig vereinigt. In Amerika ist Horsford's B. in ziemlich allgemeinem Gebrauch. Dasselbe besteht einerseits aus saurem phosphorsaurem Kalk (Säurepulver) und andererseits aus einem Gemenge von 500 g doppeltkohlensaurem Natron und 443 g Chloralium (Alkalipulver); auf 100 kg Mehl kommen 1,5 kg Säurepulver und 1,5 kg Alkalipulver. Bei der Badingmethode werden auf 100 kg Schwarzweizen 1 kg doppelt kohlensaures Natron und 4,5 kg Säurepulver von 1,045 spez. Gew. angewandt. Für einen Schüssel nimmt man auf 1 kg Weizenmehl 10 g doppeltkohlensaures Natron und 40 g Weizen. Das engl. Lustbrot oder Grahambrot, aerated bread, wird bereitet, indem das Mehl in geschlossenen Knetmaschinen mit gesättigter kohlensaurem Wasser in einer Atmosphäre von komprimierter Kohlenensäure in Teig verwandelt wird; beim Her-

ausnehmen des Teiges dehnt sich die eingeschlossene Kohlenensäure dem verminderten Trud entsprechend aus und veranlaßt so das Aufgehen. [B. d.]

Badmanten und Badmannschaft, s. unter Badfelle (frz. brique cuite, engl. burned brick), s. unter Tonwaren.

Badwoods, d. i. Hinterwälder, nannten die ersten Ansiedler in den Vereinigten Staaten von Amerika die in ihrem Rücken sich ausdehnenden unermesslichen Urwälder. Ursprünglich fast bis an den Saum des Atlantischen Ozeans reichend, traten diese Wälder immer mehr in den Westen zurück, je weiter die europ.-amerik. Niederlassungen vom Meere aus ins Innere vordrangen. Jetzt bedeutet B. soviel wie eine unangebaute, uncivilisierte Waldgegend. Diejenigen Weisen, welche, gleichsam die Vorposten der nachdrängenden Zivilisation, vereinzelt in den Urwäldern oder der Kultur noch nicht erschlossenen Gegenden, überhaupt in der Wildnis sich niederlassen, heißen Badwoodsmen oder Hinterwälder, auch Pioneers und Squatters. Im gewöhnlichen Leben nennt man Badwoodsmen auch wohl einen ungebildeten, rohen Menschen.

Badzähne, s. unter Zähne.

Bader d'Albe (Louis Albert Ghislain, Baron), franz. Landschaftsmaler, Zeichner und Kartograph, geb. 21. Okt. 1762 zu St.-Pol (Bas-de-Calais), ließ sich in seinem 20. Jahre zu Salanches am Fuße des Montblanc nieder und malte hier zahlreiche landschaftliche Bilder, welche viel Anerkennung fanden. Als Bonaparte 1796 das Kommando der ital. Armee erhielt, trat B. als Artillerieutenant in dieselbe ein und nahm teil an allen Schlachten und Kämpfen des ersten Feldzugs. Wegen der Gefährlichkeit, welche er bei topogr. Aufnahmen befuhrte, nahm ihn Bonaparte als Direktor des topogr. Bureau in seinen Stab auf. Als Frucht seiner Arbeiten in Italien erschien die schöne «Carte du théâtre de la guerre en Italie» (54 Blatt, Par. 1802). B. begleitete Napoleon auf allen Feldzügen und trat 1814 als Brigadegeneral aus dem aktiven Dienst. Er zog sich dann nach Stora zurück, wo er sich wiederum der künstlerischen Tätigkeit wandte und 12. Sept. 1824 starb. Unter seinen Gemälden gilt «Die Schlacht von Arcole» (1804), ein Bild von großer Ausdehnung, für sein bedeutendstes Stück. Außer den «Souvenirs pittoresques de Paris et ses environs» (48 lithogr. Blätter) hat man von B. noch «Souvenirs pittoresques ou vues lithographiées de la Suisse, du Valais etc.» (102 Blatt, Par. 1818), «Souvenirs pittoresques, contenant la campagne d'Espagne» (102 Blatt, Par. 1824) u. s. w.

Barmeister (Georg Heinr. Jul. Karl Friedr. Justus), hannov. Staatsmann, geb. zu Lüneburg 1805, erhielt seine Vorbildung auf dem Lyceum in Hannover und studierte seit 1824 in Heidelberg, später in Göttingen die Rechte. Seit 1828 im hannov. Justizdienst, zeichnete er sich durch gewandte Dialektik und jurist. Scharfsinn aus, verstand es, den herrschenden Ansichten sich zu accommodieren, und machte schnell Karriere. Im J. 1851 Oberstaatsanwalt, dann im Ministerium des Kultus, später Finanzminister, nahm B. 1853 seine Dimission und trat erst 1856 wieder in den Staatsdienst, wurde nach verschiedenen Stellen 1862 Landdrost von Schlesien und 21. Okt. 1865 der letzte hannov. Staatsminister des Innern. Seit 1866 lebt B. zurückgezogen in Göttingen.

Baco oder **Bacon** (Roger), ein engl. Mönch, der durch mehrere Entdeckungen zur Erweiterung der bürgerlichen Kenntnisse seiner Zeit viel beitrug und in seiner realistischen Richtung auf wirkliches Wissen der Natur innerhalb der Scholastik so gut wie einzig dasteht, so daß seine Lehre mit Recht unter die vorbereitenden Elemente ihrer Zerkleinerung gerechnet worden ist, stammte aus einer alten, angesehenen Familie und wurde 1214 zu Melchester in der Grafschaft Somerset geboren. Er studierte in Oxford, dann in Paris, wo er die theol. Doktorwürde erhielt. Wenn nicht schon in Frankreich, so doch bald nach seiner Rückkehr in die Heimat, 1240, trat er in den Franziskanerorden und ließ sich zu Oxford nieder. Die Physik scheint damals der Hauptgegenstand seiner Arbeiten gewesen zu sein. Aber die Entdeckungen und Erfindungen, welche er dabei machte, galten den unwissenden Zeitgenossen als Werke höllischer Zauberkunst. Zudem tabelte er laut das Sittenverderbniß der Geistlichen, besonders der Mönche, und schrieb einen Brief an den Papst, worin er ihm die Notwendigkeit einer Reform der Geistlichkeit darstellte. Dies führte zunächst zu einem Verbote seiner Lehrthätigkeit an der Universität und zu einer Anklage. Zur Verteidigung schrieb er infolge einer Aufforderung Clements' IV. sein „Opus majus“ (herausg. von Jebb, Lond. 1733), das er ihm durch seinen Lieblingsjünger, Johann von Paris, 1267 überreichte, und in welchem er die Notwendigkeit einer Reform der Wissenschaften auf Grundlage des Studiums der Sprachen und der Natur darstellte. Nach Clements' IV. Tode, unter Nikolaus III., erklärte sich der General des Franziskanerordens, Hieronymus von Esculo, gegen B., verbot das Lesen seiner Schriften und erließ einen Befehl, ihn einzukerkern, den der Papst auch bestätigte. Diese Gefangenschaft währte 10 Jahre; umsonst versuchte B., als Hieronymus von Esculo unter dem Namen Nikolaus IV. Papst geworden war, denselben durch eine „Abhandlung über die Mittel, die Krankheiten des Alters zu verhüten“ (lat. Orf. 1590; engl. von Brown 1683), von der Unschuld und Nützlichkeit seiner Arbeiten zu überzeugen. Erst nach dem Tode Nikolaus' IV. erlangte er auf Verwendung einiger vornehmer Engländer seine Freiheit wieder, kehrte dann nach Oxford zurück, schrieb einen Abriß der Theologie und starb bald darauf 11. Juni 1294 (nach andern schon 1292).

Obgleich ein außerordentlicher Geist und von der Notwendigkeit einer mathem. Grundlage der Naturforschung überzeugt, blieb B. doch in vielen Vorurteilen seiner Zeit stehen; so z. B. glaubte er an den Stein der Weisen, an die Alchimie und Alchimie. Seine Haupterfindung sind die Vergrößerungsgläser. Außerdem finden sich in seinen Schriften neue und sinnreiche Ansichten von der Optik, z. B. über die Strahlenbrechung, über die scheinbare Größe der Gegenstände, der Sonne und des Mondes. Das Verständnis seiner chem. Arbeiten wird durch den Gebrauch räthselhafter Bezeichnungen sehr erschwert. Er zeigte, daß die bis zu seiner Zeit als identisch geltenden Alaune und Vitriole verschiedene Körper seien; er verstand es, Schwefelarsen durch Erhitzen mit Eisen zu zerlegen; auch erkannte er das Verlorenen brennender Körper in verschlossenen Gefäßen; ferner wußte er schon, daß man mit Schwefel, Salpeter und Kohle den Blitz nachmachen und Explosionen erzeugen könne. Er studierte meh-

tere Sprachen und schrieb lateinisch mit großer Eleganz und Klarheit. Erwähnung verdienen seine Entdeckungen der im Kalender obwaltenden Irrtümer und seine Vorschläge, denselben abzuheben, wobei er der Wahrheit sehr nahe kam; auch verfertigte er selbst einen berichtigten Kalender, von dem eine Abschrift auf der oxford. Bibliothek aufbewahrt wird. Wegen seiner ausgebreiteten Kenntnisse erhielt er den Beinamen Doctor mirabilis. Sein Abriß der Theologie ist noch ungedruckt. Mehrere seiner Schriften sind früher in Deutschland herausgegeben worden, wie die „Alchemie“ (Klun 1541), „Epistola de secretis artis et naturae operibus atque nullitate magiae“ (Par. 1542), die „Mathematic und Perspective“ durch Joh. Combach (Frankf. 1614). Sein „Opus minus“ mit „Opus tertium“ nebst andern seiner Schriften hat herausgegeben durch Bremer (Lond. 1859). H. Siebert, „Roger B., sein Leben und seine Philosophie“ (Marb. 1861); Charles, „Roger B., sa vie ses ouvrages, ses doctrines“ (Brüss. 1861); Schneider, „Roger Bacon Ord. min.“ (Augsb. 1873).

Bacon (Francis), Baron von Verulam, Viscount Saint-Alban, Begründer der neuern Erklärungsphilosophie, wurde 22. Jan. 1561 zu London geboren. Sein Vater, Nicholas B., war Siegelbewahrer unter Elisabeth, seine Mutter, Anna Cooke, eine fromme und gelehrte Frau, dem älteren Schwestern an William Cecil, Lord Burleigh, den ersten Staatsmann Englands unter Elisabeth, verheiratet war. Im Frühjahr 1573 kam B. mit seinem ältern Bruder Anthony nach Cambridge und verließ das Kollegium Ende 1575 mit grünlichem Widerwillen gegen die scholastische Philosophie und der schon gefassten Überzeugung, daß die Wissenschaft einer gänzlichen Erneuerung bedürfte. In Begleitung des engl. Gesandten Sir Amias Paulet ging er im September des folgenden Jahres nach Frankreich, lernte die Zustände des Landes, Paris, Blois, Tours, Poitiers kennen und lehrte nach dem plöthlichen, am 20. Febr. 1579 erfolgten Tode des Vaters nach England zurück (März 1579). Da er von der väterlichen Erbschaft nicht leben konnte, griff er die jurist. Laufbahn, machte seine Studien in Gray's Inn (1580—86), wurde Advokat und später unbezahlter Rat der Königin. Einen andern Dienst hat B. unter Elisabeth nicht gehabt. Sein Oheim Burleigh war ihm nicht abgeneigt, auch keineswegs eifersüchtig auf seine Talente, aber er ließ diese für unpraktisch und that deshalb nichts zu seiner Beförderung, obgleich es B. an Bitten nicht fehlte. Ähnlich dachte die Königin. Zur seine parlamentarische Thätigkeit erwartete er sich kein polit. Auf; er war ein thätiges Mitglied der Parlamente von 1581, 1586, 1588 und zeigte sich in den großen Zeitfragen, die den Prozeß der Königin Stuart und den Krieg gegen Spanien betrafen, als ein Mann von durchaus nationaler Gesinnung. Im Parlament von 1593 vertrat er Middlesex und erregte durch seine Opposition in der Subsidienfrage den Unwillen der Königin. Seine Bewerbungen um höhere Staatsämter blieben erfolglos und in seinen ökonomischen Verhältnissen war es wohl bestellt. Auch die worme Jurisprudence des Grafen Essex erklärten Gunstlings der Königin, vermochte nichts zu seinen Gunsten. Nach dem durch eigenen schuld mitleidigen Feldzuge in Irland (1599) herbeigeführten Tode der Königin in Ungnade, die er vermeiden hätte, wenn er B.'s Rathschläge gefolgt wäre. Starb

leben machte er ein sinn- und planloses Komplott, das 8. Febr. 1601 in einer Straßenmeute ausbrach und mit der Gefangennehmung des Grafen endete. Er wurde auf Hochverrat angeklagt, verurteilt und 25. Febr. 1601 hingerichtet. In dem Prozeß hat Bacon Essig plaidirt, auf den Wunsch der Königin die Hinzuziehung öffentlich verteidigt und nach dem Tode Elisabeths dieses sein Verfahren in einer „*Exordium*“ zu rechtfertigen gesucht. Unter König Jakob I. hing er schnell empor. Er wurde 24. Juli 1603, dem Tage nach der Krönung, zum Ritter geschlagen, 1604 befohlener Rat, 25. Juni 1607 Solicitor-General, 27. Okt. 1613 Generalfiskal, 9. Juni 1616 Mitglied des Geheimen Raths, 7. März 1617 Gesandter, 4. Jan. 1618 Großkanzler, in demselben Jahr Baron von Verulam und im Febr. 1621 Vicomte Saint-Alban. Den letzten und höchsten Teil seiner Laufbahn (1616—21) verdankt er dem Einfluß, den Buckingham, der Günstling des Königs, in ihm geltend machte.

Am 1. Febr., die er eben erreicht, folgte der jährliche Sitz der Parlamente unter Jakob I. bildeten bei Beginn zu der offenen Empörung, die unter dem Adeligen ausbrach; das erste (1604—7) hatte nicht angedacht, die beiden folgenden (1610 und 1614) waren aufgelöst und der Streit zwischen Krone und Barons ohne Ausgleichung geführt worden. Der König forderte Geld, das Unterhaus Abweisung der Forderungen. Die Geldnot zwang den König, ein neues Parlament zu berufen, das 9. Febr. 1621 eröffnet wurde. An der Spitze der Opposition stand einer der ersten Juristen Englands, Eduard Coke, der sich als Feind; es wurden Ausschüsse gewählt zur Untersuchung der Mißbräuche; einer davon setzte sich mit den Gerichtshöfen zu thun, mit der Exekution der Justiz, und 15. März 1621 beriefen Robert Phillips, der Vorsitzende des Komitees, den beide der Gemeinen, daß man den Lordkanzler wegen der Forderung anklagen müsse. Der angeklagte war waren einige zwanzig. B. führte 11. März zum letzten male den Vorfall im Oberhaus; er schaltete und bekannte sich 22. April öffentlich für schuldig. Die Lords waren seine Richter. Das einstimmige Urteil erfolgte 3. Mai: 1000 Pf. St. Geldbuße, Gefangenhaft im Tower, solange es dem König gefalle, Verlust der Ehrenrechte, des Sitzes im Parlament, des Auftritts bei Hofe. Nach zwei Tagen erfolgte die Entlassung, dann die Erlassung der Geldbuße, dann die Rückkehr der Rüdkehr nach London (1622); der König gab ihm eine Pension von 1200 Pf. St. und ließ ihn sogar wieder ins Oberhaus (1624), wo er 2. nicht wieder erschien. Er lebte zurückgezogen in wissenschaftlicher Ruhe teils auf seinem Gut zu Northampton, teils in Gray's Inn zu London. Von hier aus machte er in den ersten Jahren 1626 einen Ausflug aufs Land und erkrankte bei einem mit Schnee angefüllten Berge so sehr, daß er nicht mehr nach London zurückkehren konnte; er wurde in das Landhaus des Herrn Arundel gebracht und starb hier 9. April 1626. Seine (1606 geschlossene und, wie es scheint, nach der Wuttraue der Frau getriebene) Ehe blieb kinderlos. Sein Verhalten gegen Esser und die Ursachen seines Sturzes haben den Charakter B.s als Mann und Nachwelt in den schlimmsten Aufstellungen, in welchen selbst seine Bewunderer einräumen. Eine genaue und unverblendete Würdigung der Zeitumstände wird das strenge Urteil

nicht aufheben, aber beträchtlich mildern. Sein Verhältnis zu Esser war nicht das einer reinen Freundschaft und ist außerdem durch Esser's tollkühnes Unternehmen auf eine zu harte Probe gestellt worden. Sein Sturz war die Folge eines polit. Tendenzprozesses, der ein Opfer haben wollte und keineswegs das schuldige trug; die Volkspartei hat ihn gestürzt, die Hofpartei geopfert. Er selbst hat erklärt, daß er seit 50 Jahren der gerechteste Kanzler Englands gewesen und in seinem richterlichen Amte wohl Geschenke, aber nie Bestechungen (d. h. Geschenke während schwebender Streitfachen) angenommen habe. Solche Belohnungsgeschenke waren damals bei den Staatsbeamten Englands, hoch und niedrig, eine herrschende, durch die Gehaltsverhältnisse verschuldete Sitte. Und B.s Charakterschwäche, seine Liebe zu Pracht und Verschwendung hat ihn solcher Geschenke bedürftig und für deren Annahme empfänglich gemacht.

B.s große und fortwirkende Geistesthat ist die Erneuerung der Wissenschaft, die er schon früh als seine Lebensaufgabe ansah. Um der neuen, mit Entdeckung und Erfindung beschäftigten Zeit zu entsprechen, mußte die Wissenschaft an das methodische Entdecken und Erfinden, das menschliche Denken an die völlig unbefangene, methodische, experimentelle Erfahrung gewöhnt werden, als den einzigen Weg, der zur Einsicht in die Gehege der Natur, in die wirksamen Ursachen der Erscheinungen führe: es mußte vor allem die syllogistische Wortweisheit aufgegeben und ein thatigliches Wissen durch die induktive Methode ersetzt werden. Das ist der Grundgedanke und die Aufgabe der Baconischen Lehre. Der Plan seines Gesamtwerks, das er „*Instauratio magna*“ nannte, zerfiel in 4 Teile: 1) vollständige Übersicht und Einteilung des gesamten Gebietes der Wissenschaften (Encyclopädie); 2) Methodenlehre, d. i. die neue induktive, erfinderische Logik, die B. in seinem „*Neuen Organon*“ gab; 3) Naturgeschichte; 4) Naturphilosophie. Als Anhang des 1. Teils sollten seine moralischen, polit. und histor. Schriften gelten; dahin gehören seine berühmten „*Essays*“, die Abhandlung über die Weisheit der Alten (ein Versuch allegorischer Mythenerklärung) und die Geschichte Heinrichs VII. Die beiden ersten Teile sind B.s Hauptwerke; aber nur das erste hat er vollständig ausgeführt, das zweite ist Bruchstück geblieben. Zu dem 3. Teil (Naturgeschichte) hat er eine Sammlung von Thatfachen und Versuchen in 10 Centurien geschrieben, die nach seinem Tode unter dem Titel „*Silva silvarum*“ erschienen, und außerdem 6 Beiträge versprochen, aber nur 3 davon ausgeführt. Zwischen dem 3. und 4. Teile sollten noch 2 Mittelglieder eingeschoben werden, die unausgeführt blieben. Selbst herausgegeben hat B. 1) die „*Essays*“, ein Meisterstück engl. Prosa, das erste seiner Art, in 3 Auflagen; die erste (1597) enthielt 10 Abhandlungen, die zweite 38 (1612), die dritte 58 (1625); die lat. Übersetzung von Rawley (1638) heißt „*Sermones fideles*“; 2) „*The advancement of learning*“ in 2 Büchern (1605), dieses Werk wurde später zu 9 Büchern erweitert und erschien lateinisch (1623) unter dem Titel „*De dignitate et augmentis scientiarum*“; 3) „*De sapientia veterum*“ (1609); 4) „*Novum organon*“ in 2 Teilen (1620), die ersten Entwürfe fallen in die Jahre 1606 und 1607, die erste Abfassung in das Jahr 1608, seitdem hat es B. 12mal umgeschrieben (1608—20); der Entwurf von 1607 heißt „*Cogitata et visa*“. In's Deutsche

wurde das Werk überseht von Bartholdy (Berl. 1793) und von Julius von Kirchmann (Berl. 1870); 5) die »Historia regni Henrici VII.« (1621), gleich nach dem Sturze in 4—5 Monaten geschrieben; es war der erste allein ausgeführte Teil der Geschichte Englands von Heinrich VII. bis Jakob I.; 6) drei naturgeschichtliche Abhandlungen: »Historia ventorum, vitae et mortis, densi et rari« (1623). Nachgelassene Schriften wurden herausgegeben von Rawley (B. & Sekretär): »Silva silvarum« und »Nova Atlantis« (1626), »Certain miscellany works« (1629), »Resuscitatio« (mit B. Lebensbeschreibung, 1637), »Opuscula philosophica« (1638); von Jaan Gruter: »Fr. Baconi scripta in philosophia naturali et universalis« (1653); von Tenison: »Baconiana« (1679); von Stephens: »Letters and remains« (1734). Gesamtausgaben der Werke erschienen: bei Schönmetzer zu Frankfurt a. M. (lateinisch 1665), von Bladbourne (englisch, 4 Bde., Lond. 1730), von Birch (Lond. 1763), von Basil Montagu (16 Bde., Lond. 1825—34), von Bouillet (französisch, Par. 1834). Die beste und vollständigste Ausgabe ist die von J. Spedding, L. Ellis und Heath in Cambridge: »The works of Fr. B.« (14 Bde., Lond. 1862—74), von denen die ersten 7 Bände die Werke, die folgenden Briefe und Leben umfassen.

Vgl. Macaulays »Essays« (deutsch von Balau, Lpz. 1850); Rémusat, »B., sa vie, son temps et sa philosophie« (Par. 1856); J. von Liebig, »über B. und die Methode der Naturforschung« (Münch. 1863); Dörner, »De Baconis baronis de Verulamio philosophia« (Berl. 1867). Das ausführlichste Werk über B. ist Kuno Fischers »Francis B. und seine Nachfolger. Entwicklungsgeschichte der Erfahrungswissenschaften« (2. Aufl., Lpz. 1875).

Bacon (John), engl. Bildhauer, geb. 24. Nov. 1740 zu Southwark, kam zu einem Porzellanfabrikanten in die Lehre, wo er bald durch sein Talent für die Porzellanmalerei und durch seine Kunstfertigkeit, Figuren aus Thon herzustellen, die Aufmerksamkeit einiger Bildhauer auf sich zog. Nachdem er von einer Gesellschaft, welche die Ermunterung junger Talente bezweckte, je einmal einen Preis erhalten, begann er in seinem 23. Jahre in Marmor zu arbeiten und erhielt schon 1768 die goldene Medaille der königl. Akademie, deren Mitglied er 1770 wurde. Eine Statue des Mars vollendete seinen allgemeinen Ruf. Zu seinen vorzüglichsten Werken gehören die Denkmäler des Lord Chatham und des Lord Halifax in der Westminsterabtei; ferner die Statuen Blackstones zu Orford, Howards und Johnsons in der Paulskirche, sowie auch zwei Büsten Georgs III. im Christ Church College zu Orford und in der Universitätsbibliothek zu Göttingen. B. besaß eine große technische Geschicklichkeit in Marmor- und Bronzebehandlung und war auch als Fabeldichter und Dichtkünstler nicht ohne Verdienst. Er starb 7. Aug. 1799 zu London.

Bács (spr. Bachtich) oder **Bácska**, offiziell **Bács-Bodrog**, ein ungar. Komitat, das zwischen der Donau und Theiß liegt, auf drei Seiten von diesen Flüssen, nördlich aber von den Komitatn Pest-Meiohumänien und von Sengräd begrenzt wird und auf einem Flächenraume von 10285 qkm (1880) 511 881 E. zählt (gegen 576 149 im J. 1869, Abnahme 11 Proz.). Der Landstrich ist einer der gesegnetsten, nicht nur durch seine natürliche Fruchtbarkeit, sondern auch durch die Lage

an den beiden Hauptflüssen Ungarns. Die Einwohner betreiben darum auch einen sehr lebhaften Handel, namentlich mit Getreide. Die Bevölkerung des Komitats ist jedoch eine sehr gemischte; sie besteht etwa aus 214 990 Ungarn, 150 000 Deutschen, 135 000 Slawen, und zwar: 76 782 griech. orient. Serben, etwa 20 470 röm. kath. Erben, d. i. Pungpöcken oder Scholaken, 40 000 ruth. Slawen; ferner etwa 12 000 Juden, in geringer Anzahl Ruthenen (Rusniaten), Griechen, Rumänen, Zigeuner. Die Ungarn sind römisch-katholisch und Protestanten; die Deutschen ebenfalls katholisch oder Protestanten lutherischer Konfession. B. zählt 3 königl. Freistädte: Szabadba oder Maria-Theresiopel, Zombor und Neufah, 24 Marktflecken, 102 Dörfer und 31 Pustken oder Weiereten, somit insgesamt 160 Wohnplätze. Der Sitz der Komitalsehöre ist Zombor. — Der Marktflecken Bács, woher das Komitat seinen Namen führt, zählt 3000 E., die guten Weizen und viel Obst bauen.

Bacsanyi (spr. Batschaanj, János [Johann], ungar. Schriftsteller und Dichter, geb. 11. Mai 1783 zu Zapolica im Szalader Komitat, studierte zu Beshprim, Ödenburg und Pest, wurde hierauf zuerst im Hause des Generals Orczy, in welcher Zeit er seine erste Arbeit: »A magyarok vitézsége« (»Die Tapferkeit der Ungarn«), Pest 1785), veröffentlicht. Noch in demselben Jahre in Komos zum Kameralverwaltungsbeamten ernannt, gründete er baldesim im Verein mit Baróti und Rajnay die einflussreiche Zeitschrift »Magyar Museum« (Aachen u. Pest 1788—95). B. ward 1793 infolge eines freiwilligen Gedächtnisses seines Amtes entsetzt und 1794 wegen Teilnahme an der Verschwörung Maximilians nach dem Spielberg abgeführt, auf dem es bis 1796 saß. Nachdem er die Freiheit wiedererlangt, trat er der Redaktion der Zeitschrift »Magyar Műveltség« bei und kam dann nach Wien als Kommissar zum Banddirektorium. Als die Franzosen 1809 Wien einnahmen, überlegte B. Napoleons Proklamation an die Ungarn, weshalb er später sich genötigt sah, nach Paris zu fliehen. Infolge des Pariser Friedens wurde er ausgeliefert und im März zum Aufenthalt angewiesen; doch durfte er bis an sein Lebensende die franz. Pension beziehen. Er starb in Pest 12. Mai 1845. B. gab, nebst andern Arbeiten, in der letzten Zeit seine »Gedachten« (Pest 1827; 2. Aufl., Ofen 1835) heraus. Er ist einer der ersten begeisterten Vertreter der franz. Revolutionsideen in Ungarn. Hierdurch wurde durch seine ästhetischen Arbeiten wirkte er auf seine Zeitgenossen. — Seine Gattin, Gabriele B., geborene Baumberg, geb. 1775 zu Wien, geb. 24. Juli 1839 zu Pest, hat sich durch »Gedichte« (Wien 1800) und das Gedicht »Amor und Psyche« (Wien 1800) bekannt gemacht.

Bacterianal, f. unter Theiß.

Bácska (spr. Bachtich), ungar. Komitat, f.

Bacterien nennt man im weitern Sinne in der Botanik eine größere Abteilung der Pilze, deren Vertreter wohl die kleinsten vegetabilischen Organismen sind, die man überhaupt kennt; sie spielen als Gärungs-, Fäulnis- und Krankheitsorganismen eine sehr wichtige Rolle in dem Gesamthausstand der Natur. Man bezeichnet diese Pilzgruppe jetzt meist als Spaltpilze oder Schizomyceten (f. d.).

Im engern Sinne versteht man dagegen unter B. meist nur die verschiedenen Arten der Gattung *Bacterium*. Die hierzu gehörigen Pilze sind sehr

kleine ellipsoide oder kurz cylindrische Stäbchen, die etwa 0,002 mm lang werden, nicht fadenförmig zusammenhängen, sondern einzeln oder paarweise leben oder auch in größeren Massen in einer Schleimhülle eingebettet liegen. Die einzelnen Zellen haben meist eine lebhaft Eigebewegung. Hierher gehört unter andern das bei fast allen Säulnisproessen häufiger oder pflanzlicher Substanzen massenhaft auftretende Bacterium *Terro Ehrh.*, welches während der Säulnis sich ungeheuer vermehrt und wohl als das eigentliche Ferment derselben zu betrachten ist. Ferner gehört hierher der gewöhnlich als *Myoderma aceti* Pasteur bezeichnete Pilz, der den größten Bestandteil der sog. Essigmutter (s. d.) ausmacht und durch dessen Einwirkung die Essigsäure, d. h. die Umwandlung von Alkohol in Essig, vor sich geht. (S. Essigsäurefabrikation.)

Auch die Ercheinungen des Blaus und Gelbwerdens der Milch werden durch Arten der Gattung Bacterium hervorgerufen. Eine Krankheit der Seidenraupen, die als Gattine oder Bebrine bekannt ist, wird ebenfalls durch einen hierher gehörenden Pilz, *Nosema bombycis* Nag., verursacht.

In der Gattungsnamen *Amylobacter* (Amylbacterien) sind neuerdings eine Anzahl B. bezeichnet worden, die im Milchsäure säulender milchsaurehaltigen Pflanzen vorkommen und die sich von den übrigen B. dadurch unterscheiden, daß sie sich ähnlich wie Stärkemehl (*Amylum*) bei Einwirkung von Iod blau färben, daher auch der Name.

Bacterium, Pilzgattung, s. u. Bacterien.

Bactris Jacq., Pflanzengattung aus der Familie der Palmen, deren Vertreter meist niedrige Bäume sind und größtenteils dem tropischen Amerika angehören. Sie haben ausgebreitete, gefiederte Blätter, einhäufige Blüten und meist fleischige Früchte. Aus dem Samengewebe einiger Arten, hauptsächlich *B. minor Gaert.*, einer auf den westind. Inseln und in Brasilien häufigen Palme, wird ein gelbliches nach Reichen riechendes Fett gewonnen, das in Ostindien sehr verbreitet ist und auch in Europa als Palmfett oder Palmöl im Handel vorkommt. Aus den Blattstielen der *B. minor* und einiger anderer Arten, die ebenfalls auf den westind. Inseln vorkommen, werden sehr feste Spaziersäbke verfertigt, die unter dem Namen Tabagoröhre nach Europa kommen.

Baculometrie, das Messen mit Stäben, ist zwar, dem gewöhnlichen Sinne nach, nur ein sehr unvollkommenes, vielen Fehlern unterworfenes Verfahren, und findet daher auch nur da Anwendung, wo es auf die äußerste Genauigkeit des Endresultates nicht ankommt. Da es aber ohne Instrumente, mit leicht beschaffbaren Hilfsmitteln, auszuführen ist, so findet es doch für den augenblicklichen Bedarf häufig Anwendung. Um z. B. den Flächeninhalt eines dreieckigen Feldes zu bestimmen, bezeichne man die Endpunkte mit Stäben, messe alle drei Seiten mittels eines Maßstabes und berechne daraus nach einem bekannten geometr. Satz den Inhalt. In vielen Fällen vereinfacht sich das Verfahren. Die Geometrie gibt für besonders gestaltete Figuren die Mittel an die Hand, mit den wenigsten Messungen zum Ziele zu gelangen, z. B. Dreiecke und Parallelogramme aus Grundlinie und Höhe zu berechnen. Auch einige einfache Höhenmessungen lassen sich mit Stäben ausführen, z. B. die Höhe des Baumes oder Turmes. Ist AB (s. Fig. 1) ein solcher Gegenstand, so steckt man vom Fuße A

auf eine gerade Linie AG nach solcher Richtung ab, nach welcher der Boden, wenn auch gerade nicht horizontal, doch ohne wesentliche Unebenheiten ist, messe die Strecke AG aus ihr, stecke in G einen senkrechten Stab GD von der Augenhöhe des Messenden ein und innerhalb der Linie AG einen andern FE, der so hoch ist, daß sein oberes Ende E in die Gerade DB zwischen dem Auge D und dem obern Ende B des zu messenden Gegenstandes fällt, messe GF, so ist die durch das Auge gelegte Horizontale DC als Grundlinie zu betrachten, und es verhält sich GF : AG = HE : BC,



Fig. 1.

also $BC = \frac{AG \cdot HE}{GF}$ und die wirkliche Höhe $AB = BC + AC$.

Das Messen mit Maßstäben wird jedoch andererseits auch gerade zu den feinsten, die größte Genauigkeit erfordernden Messungen verwendet. Größere geodätische Aufnahmen werden nämlich mittels eines Dreieckes (durch Triangulation) ausgeführt; zu dem Zwecke wird eine Linie mit der äußersten Genauigkeit gemessen, welche der ganzen Operation zur Basis dient; weitere Linienmessungen kommen dann nicht vor. In solchen Fällen muß man die Wäke des ganzen Dreieckes mit genauen Maßstäben. In solchen Messungen sind dann aber noch besondere Vorrichtungen nötig. Starke vierkantige Stangen AB (s. Fig. 2), die unten mit

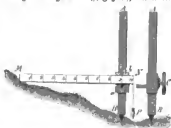


Fig. 2.

einer eisernen Spitze versehen sind, um sie fest in den Boden zu stecken, und auf denen Hülsen a b mit vorstehenden Trägern d verschiebbar sind, die mit Druckdrahten C in jeder Höhe befestigt werden können, entsprechen allen Anforderungen. Man wendet drei solcher Tragstangen und zwei Maßstäbe an, welche dicht an- und hintereinander gelegt werden, worauf man den hintersten vor den vorderen bringt, in die gerade Linie einvoiert und horizontal stellt. Dieses Verfahren wird bis ans Ende der abgelesenen Linie fortgesetzt. Um den vertical unter dem Stabende liegenden Punkt zu bestimmen, legt man ein Lot NP an.

Es ist nicht möglich, zwei Stäbe mit ihren Endflächen genau aneinander zu legen; die zuerst ebenen Grenzflächen werden durch längern Gebrauch uneben werden, sobald keine vollständige Berührung der Endflächen mehr möglich ist. Rag der hierdurch entstehende Fehler für eine Stablänge noch so gering sein, so wird er doch bei einer längern Linie bedeutend werden, weil er stets in demselben Sinne wirkt, nämlich allemal das Resultat der Messung vermindert. Zur Beseitigung dieses Fehlers

schneidet man die Enden der Maßstäbe leiförmig ab, wie nachstehende Fig. 3 zeigt, und legt zwei aneinander grenzende Stäbe so, daß die



geraden Kanten sich rechtwinklig kreuzen: die Kante a rechtwinklig gegen bc, d parallel mit a, es mit bc.

Baczo (Ludw. von), deutscher Schriftsteller, geb. 8. Juni 1756 zu Eyl in Ostpreußen, besuchte das Gymnasium zu Königsberg, studierte daselbst Jurisprudenz, beschäftigte sich jedoch daneben vielfach mit Philosophie, Geschichte, schönen Künsten und selbst Medizin. Von Jugend auf war er an der rechten Seite teilweise gelähmt, in seinem 21. Jahre traf ihn auch noch das Unglück, infolge der Blattern zu erblinden. Seit 1816 Vorsteher des Palom-Dennewitzschen Blindeninstituts zu Königsberg, starb er 27. März 1823. Unter seinen zahlreichen Schriften befinden sich mehrere Schauspiele und viele Romane, von denen namentlich die histor. und kleinern Erzählungen zu den bessern Erscheinungen ihrer Zeit gehören. Nicht ohne Wert ist noch jetzt seine «Geschichte Preußens» (6 Bde., Königsb. 1792–1800) und ein «Handbuch der Geschichte Preußens» (3 Bde., Königsb. 1802). Auch schrieb er die «Geschichte der Französischen Revolution» (2. Aufl., 2 Bde., Halle 1818) und «Über mich selbst und meine Unglücksgefahren, die Blinden» (Lpz. 1807). Seine Selbstbiographie: «Geschichte meines Lebens», gab sein ältester Sohn (3 Bde., Königsb. 1824) heraus.

Bad nennt man im engeren Sinne die Eintauchung des Körpers oder einzelner Teile desselben in eine tropfbare Flüssigkeit; im weitern auch das Eintauchen in dichte und dampfförmige Flüssigkeiten. Nicht minder gibt man der Anwendung strömender oder fallender Flüssigkeiten auf den Körper den Namen eines Bades. Endlich werden auch solche Orte, in denen die nötigen Vorrichtungen und Anstalten zum Gebrauch des Bades getroffen oder von der Natur dargeboten sind, Bäder genannt.

Bei den alten Völkern des Orients war das Bad eng mit dem Kultus verknüpft, indem man durch die körperliche Reinigung auch eine moralische Reinheit anbeuten wollte. Die alten Juden waren durch religiöse Vorschriften verpflichtet, vor dem Gebete und nach dem Opfern zu baden, und sie betrachteten das Baden der Neugeborenen, die Reinigungsäder nach gewissen körperlichen Funktionen und Krankheiten als wichtige symbolische Handlungen. Was die Griechen betrifft, so werden schon bei Homer den ankommenden Freunden und Gästen vor allem warme Bäder bereitet. Der Grieche lagerte sich nicht zum Mahle, bevor er sich nicht gebadet, und sein Hausbad befand sich im Innern des Hauses. Auch mit religiösen Handlungen stand bei den Griechen das Bad in Verbindung, so mit den Vorbereitungen zum Opfern, zum Empfang der Orakelsprüche, zur Hochzeit u. s. w. Ebenso war der Gebrauch von Schwitz- und Dampfbädern in Griechenland schon frühzeitig heimisch. Das Schwitzbad oder Kalonion bestand aus einem Gemach mit Bänken, das mittels Röhren mit dem Hypokauston, einem großen Ofen, in Verbindung stand. In Athen namentlich gab es zu Alexanders d. Gr. Zeit sowie

später unter den röm. Kaisern, insbesondere zu Hadrian, elegante und bequeme Bädereinstellungen, diesen öffentlichen Anstalten sowie auch in den Bädern der Reichen befanden sich außer jenem kalonion und Hypokauston auch Ankleidekammern (apodyteria), dann trodene Schwitzkammern (pyteria), wo das Schwitzen bloß durch Erhitzung der Luft bewirkt wurde, und Zimmer, die zur Einbung mit Öl (elasothesia) dienten. Um die Bädereinstellungen herum hatte man Plätze für gymnastische Übungen nach dem Bade, und auf dem platze der Dache des Hauses konnte man Sonnenbäder nehmen. Auch benutzten schon die Griechen die hei Quellen oder Thermen als Heilbäder. Das h. Bad nannten die Griechen Lutron. Die Bäder badeten in Griechenland gemeinschaftlich; das für Frauen öffentliche Bäder gab, ist wahrscheinlich.

Bei den Römern kamen die warmen Bäder (thmae) erst später in Aufnahme, wurden aber de außerordentlich beliebt, obschon zuletzt der eluxus den eigentlichen Zweck des Bades mehr und mehr in den Hintergrund drängte, ist die öffentlichen Bäder wesentlich als allgemeine Vergnügungsorte betrachtet wurden. Die derselben wurden zur Zeit vor und unter den kaisern Nero, Vespasian, Titus, Trajan, Commodus, Diocletian u. s. w. erbaut. In Rom gab es über 800, und in den Provinzialstädten war es sprechende Anzahl. Ihrer Einrichtung nach theilten sie dem heutigen türk. und russ. Bade. Sienlich gehörte zu einem Bade: 1) Das Hypocaustum oder Heizkammer im Kellergehoß zur Erwärme sowohl der Baderkammer als auch des Baderkessels; 2) das Apodyterium oder Auskleidekammer; 3) das Frigidarium, ein Zimmer mit einem Bassin für kalten Bader; 4) das Tepidarium mit mächtig warmer Wärme, dessen Bestimmung sich zwar nicht genau ermitteln läßt, das aber sowohl zum Bad in lauwarmen Wasser wie zur Vorbereitung die höhere Temperatur des nächsten Zimmers wohl auch zum Einreiben des Körpers ge haben mag; 5) das Caldarium (auch Balneum oder Sudatorium genannt), in welchem teils das Schwitzbad (sudatio), teils das witzige Wasserbad stattfand. Dieser Raum, dessen Boden aus kleinen Fliesen ruhte, welche teils mit Ziegeln überdeckten Hypocaustum waren, war so eingerichtet, daß sich in ihm die Luft vom Hypocaustum aus nach allen Richtungen verbreiten konnte, denn sowohl der Fußboden auch die Seitenwände waren hohl und ließen Luft durch. In den Baderkammern befanden Bassins zur Aufnahme des Wassers, an den Bden liefen Bänke herum, die im Caldarium theilweise erhöht waren, um den Bader den Wahl zwischen der höheren Temperatur des Zimmers teils und der mäßigeren des unteren Raumes zu gestatten. Letzteres Zimmer enthielt auch ein Becken (labrum) von mehreren Meter im Durchmesser, welches mit dem kalten Wasser gefüllt war in das man sich nach dem heißen Bader und mit diesen weentlichen Teilen eines Bades gewöhnlich noch in Verbindung ein Ankleidezimmer d. h. ein Zimmer zum Salben des Körpers, aus dem oft Gärten, bedeckte Spaziergänge, Säle spielen u. s. w. Durch eine leichte Bewegung das Bader vorbereitet, ging man zuerst in das Apodyterium, dann in das Tepidarium, wo man sich Öl salbte, und dies ward auch während des Bades

Die Haut. Demnachst wurde der Körper mit Strigil (strigilis) behandelt, worauf man sich in lauwarmes Wasser begab, um entweder nur zu schwimmen, oder auch das heiße Wasserbad, welches einen bestimmten Temperaturgrad hatte, zu gebrauchen. Das letztere überdauerte, so ließ man sich mit kaltem Wasser übergießen und ging dann sogleich in das Frigidarium, um durch das kalte Bad die erschlaffte Haut wieder zu stärken, worauf der Körper nochmals mit Öl gesalbt wurde. Die öffentlichen Bäder für Frauen waren von gleicher Einrichtung und wurden zeitig auch von den vornehmsten Frauen besucht. Übrigens badeten diese wie die Männer gemeinschaftlich. Der Unfitt, daß Männer und Frauen zusammen badeten, wird auch von den alten Schriftstellern gedacht, wie denn überhaupt in späterer Zeit die Bäder Orte der Schamlosigkeit jeder Art wurden. Den röm. Legionen wurden in den von ihnen eroberten Ländern Bäder gebaut; man findet ihnen derselben bei Aachen, Neuwied, Wiesbaden, Badenweiler und Baden-Baden. Vgl. Wiedemann, »Über die Bäder des Altertums« (Mannh. u. Heidelberg. 1851); Conself, »Das altröm. Bad und seine Bedeutung für die Heilkunde« (Darmst. 1853); Gohl und Römer, »Das Leben der Griechen und Römer« (3. Aufl., Berl. 1873).

Die Völker des Islam haben das Bad vollständig in ihre Sitten und Gebräuche aufgenommen. Der Islam schreibt seinen Befehlern sorgfältige Beobachtung der körperlichen Reinlichkeit und zu diesem Zwecke wiederholte tägliche Waschung vor. Gewisse Umstände und Zeiten veranlassen noch außerdem vorchristlichmäßig sowohl Männer wie Frauen zum Gebrauch des Bades. Zu diesem Besuche haben nicht bloß die Reichen prachtvolle Bäder in ihren Häusern und Gärten, auch für das Volk sind in jeder Stadt Badehäuser angelegt. Die Araber brachten die Fortschritte für luxuriöse Bäder mit nach Spanien. Die christl. Spanier verurteilten aber diese ihnen fremde Sitte und perskürten nach Vertreibung der Araber die maurischen Bäder.

Die Einrichtung der Bäder ist bei den Völkern des Orients, bei den Persern, Ägyptern, in Syrien, Ägypten u. s. w., mit geringen Modifikationen eine solche. Die Gebäude, die dazu dienen, sind aus Stein gebaut, die Badezimmer haben Fußböden von Marmor, der von unten erhitzt wird, und Röhren in den Wänden leiten die Wärme nach allen Seiten. Der Bader entkleidet sich, wäscht sich in warmen Oelen, zieht, um sich gegen die Hitze des Sonnenlichts zu schützen, hölzerne Pantoffeln an und tritt sich in das Badezimmer. Hier bringt bald ein allgemeiner Schweiß durch die Haut, welcher im kaltem Wasser abgewaschen wird. Hierauf reibt der Körper mit wässrigen Lössen gerieben ab mit einer der Haut zuträglich Seife oder selbst bestrichen. Gewöhnlich wird damit noch die Reibung des Aetens (Rasierens) verbunden. Der Badewärter streckt den Badenden auf einer Matze aus, begießt ihn mit warmem Wasser und reibt darauf den ganzen Körper derselben zu schälen, zu pressen und zu reiben. Alle Glieder werden gekehrt und ausgedrückt, bald kniet er auf dem Baderen, bald setzt er ihn bei den Schultern, und führt er sanfte Schläge auf die fleischigsten und muskulösesten Teile. Darauf reibt er mit einem Löss von großer Wollse den ganzen Körper, und mit Hirschkorn die harte Haut auf den Füßen, und schließlich den Baderen mit Seife und Wohlger-

üchen, und endigt damit, daß er ihm den Bart und die Haare abschert. Diese Behandlung dauert etwa 1/2 Stunden, und man säßt sich nach derselben wie neu geboren. Nach dem Bade ruht man, in einem kühlen Zimmer auf Lager gestreckt, und genießt endlich Kaffee, Sorbet oder Limonade. Große Freunde vom Baden jeder Art, von Dampf-, See- und warmen Bädern sind die Japanesen, bei welchen sich beide Geschlechter jeden Alters in öffentlichen Badeanstalten zusammen baden.

In Deutschland, Frankreich und England waren öffentliche Badeanstalten lange Zeit unbekannt. Erst als während der Kreuzzüge die Abendländer mit den Sitten der Morgenländer näher bekannt wurden, begann man in Europa den Mangel von dergleichen Anstalten lebhafter zu empfinden. So entstanden denn im Mittelalter in Deutschland öffentliche Badestuben, und diese wurden gar bald so sehr beliebt, daß das Baden in ihnen zu den Hauptfrölichkeiten des gemeinen Lebens gehörte. Es war herkömmlich, am Vorabend hoher Kirchenseite ein Bad zu nehmen; auch jagen vor der Hochzeit Bräutigam und Braut unter zahlreichem Gefolge nach der Badestube. Die Ritter mußten baden, ehe sie den Ritterschlag erhielten; Handwerker wurden jeden Sonnabend von einem Badungengescho durch Bedenmusik zum Baden eingeladen. Die Fürsten machten die Badestuben zu einträglichen Regalien und verliehen den Städten das Recht, städtische Badestuben einzurichten, welche verpachtet oder in Erbpacht gegeben wurden. In ihnen fand man Schweißbäder, in denen der Körper des Badenden durch Bedienter kunstgemäß mit Badequasten, Seife u. s. w. gereinigt wurde. Nach und nach bildete sich die Junst und das Gewerbe der Bader und Barbier aus, welche ihre Badestuben zugleich zu Kurplätzen für das Volk einrichteten, wo sie neben dem Baden auch das Schröpfen, Aderlassen und Verbinden besorgten. Sie galten als unehrlich, bis König Bengel 1406 durch einen Freibrief ihr Handwerk in allen Erb- und Reichsländern den besten der andern Handwerke völlig gleich gemacht und als mangellos ehrlich und rein überall anerkannt wissen wollte. Der deutsche Bürger und selbst die Bauern legten sich auch in ihren eigenen Häusern ein »Badestäblein« an, das gewissermaßen den Salon des Hauses bildete; hier badete und trank man mit guten Freunden. Im 12. Jahrh. kamen in Deutschland auch jene Schweißbäder, in welchen man den Schweiß durch heiße Dämpfe hervorruft, wahrscheinlich aus den slav. Ländern her in Aufnahme. Noch mehr aber hob sich der allgemeine Badergebrauch im Mittelalter bei dem Umsichgreifen des Aussages. Wildwüthige Personen stifteten zu jener Zeit für Arme Freibäder, sog. »Seelenbäder«. Allein die größere Ausbreitung des Aussages und der Syphilis mit der vermehrten Gefahr der Ansteckung, der mehr und mehr ins Volk übergehende Gebrauch der leinenen Leibwäsche und verschiedene andere Veränderungen in den Sitten und Gewohnheiten, besonders auch die vielfach mit ihnen verknüpfte Lieberlichkeit durch die Bademäße und fahrenden Weiber, verursachten, daß sich der Besuch der öffentlichen Badestuben allmählich verminderte. Ärzte, Geistliche und Regierungen traten schon im Anfang des 17. Jahrh. gegen dieselben auf, und das Volk entwöhnte sich der Sitte des häufigen Badens. Dagegen kam dann der Besuch der Wildbäder und der Mineralwässer

als Vergnügungsorte, die sog. »Badesfahrten«, in Deutschland in Aufnahme. In Frankreich fand das Baden in öffentlichen Anstalten sowie in Heilquellen oder Thermen schon mit der Herrschaft der Römer Eingang, und blieb daselbst mehr oder weniger heimisch. Im Mittelalter wurden hier Dampfbäder (*étuves*, lat. *stufa*) von der Kunst der Bäder (*estuveurs*) gehalten. Karl d. Gr. brachte seinerzeit besonders die warmen Bäder in Aachen in Aufnahme. Später war Baden im Aargau einer der berühmtesten Badeorte. Der Humanist Johann Franz Bozzio Bracciolini aus Florenz (1380—1459) stellt in einem Briefe die geselligen Freuden Badens weit über jene der antiken Bäder von Bauteoli. Das Leben in den Bädern war im Mittelalter und in den nächsten Zeiten darauf ein sehr freies, unbefangenes und zum Teil höchst lockeres. Beide Geschlechter besuchten einander in den Bädern, man trank, sang und musizierte darin und tanzte nachher. Nachdem in Deutschland, und zum großen Teil auch anderwärts, das Baden als Volksgebrauch fast ganz aufgehört, kamen zu Anfang des 18. Jahrh. von England aus kalte und Seebäder wiederum in Aufnahme. Reisende Ärzte machten auf die dortigen Badeanstalten aufmerksam, und so entstanden namentlich infolge der Ermahnung der Ärzte Halm, Marcard, Ferro, Husefeld u. s. w. in den civilisirten Ländern Europas wiederum zahlreiche Badeanstalten.

Nach erst im 19. Jahrh. begann das Badewesen durch Einführung öffentlicher Badeanstalten wieder einen wirklichen Aufschwung zu nehmen. Einestheils wurden Bäder und Schwimmanstalten in den Städten eingerichtet (in Preußen vor allem durch General Pfuel beauftragt), andernteils Anstalten gegründet, in welchen auch den ärmeren Klassen Gelegenheit gegeben wird, für geringen Preis ein warmes Bad zu nehmen. Neuerdings hat man sogar diese letzteren Anstalten dahin ausgedehnt, daß der Badende während des kurzen Aufenthalts in der Anstalt zugleich seine Wäsche gereinigt erhält. Außer den gewöhnlichen Badeanstalten mancherlei Art, je nach den Verhältnissen, auf die sie berechnet, finden sich in den größeren Städten Europas schon seit längerer Zeit Nachahmungen russ. Dampfbäder (s. Dampfbad), zu denen neuerdings auch noch die in ihren Methoden einander sehr ähnlichen altröm. und orient. Bäder hinzugekommen sind. Viele Bäder führten Rich. Barter und Urquhart seit 1856 zuerst in Irland ein, weshalb man sie auch »Irische Bäder« zu nennen pflegt. In denselben kommt nicht Wasserdampf, sondern nur heiße Luft zur Anwendung. (S. Frisch-römi-sches Bad.)

Ebenso war es erst dem 19. Jahrh. vorbehalten, Wert und Bedeutung der Mineralbäder für die Heilkunde in wissenschaftlichem Sinne zu bearbeiten. Seit dem 15. Jahrh. waren allerdings die Mineralbäder, namentlich natürliche Thermen, Stahl- und Schwefelbäder vielfach gegen Krankheitsformen in Gebrauch, allein man schrieb doch nur den im Wasser befindlichen Mineralstoffen eine lediglich auf ziemlich ungenaue Beobachtung gegründete Wirkung zu. Dagegen gelang es nun erst der fortschreitenden Chemie, vor allem den epochemachenden Arbeiten von Berzelius und Struve, die chem. rüstigen Bestandteile der Wasser in ihrer Menge und Beschaffenheit mit größerer Sicherheit zu bestimmen. Hieran schlossen sich die Untersuchun-

gen der Ärzte über physiol. Wirkung derselben den Körper. (S. Mineralwasser.)

Für die Gesundheitspflege und Hygiene sind die Bäder von der größten Bedeutung. Man hat sie hinsichtlich ihres Zwecks in Heilbäder und Heilbäder eingeteilt. Ihre Wirkungen auf menschlichen Körper hängen ab von den Bestandteilen des Bades und deren Menge, der Dauer Gebrauchsweise, vorzugsweise aber von dem Grad der Wärme oder Kälte. Die Wasserbäder üben die Haut vom Schmutz und Hauttalg, sind durch Aufweichen die Ablösung der obersten Schichten und hierdurch die Verjüngung der Haut selbst. Ferner kommt der Effekt der vermehrte Ausbünstung und der Verschiedenheit des Drucks von außen zur Geltung, da das Wasser 700 dichter ist als das Medium der Luft. Die so ob im Wasserbade eine Aufsaugung und Abfuhr des Wassers in den Körper stattfindet, ist immer als eine offene zu betrachten; die Abfuhr kann gewiß nur eine geringe sein, da man beobachtet hat, daß nach dem Bade nicht eine Vermehrung sondern eine Verminderung des Körpergewichts eintritt, sei es durch Abgabe von Stoffen durch Haut, sei es durch Vermehrung der Expiration. Man unterscheidet hinsichtlich der Temperatur das kalte Bad bis 15° R., das lauwarme Bad 23—27° R. und das warme Bad 27—32° R.

Das kalte Bad vermindert je nach der Zeit und Mäßigkeit der Abkühlung die Blutmenge, vermehrt die Kohlensäureausscheidung, verlangsamt den Puls- und Herzschlag sowie die Atmung, vermindert die Reizbarkeit der Haut zwar anfangs etwas, dann aber vermindert und nach beendeter Wiederholung gehoben wird; die Haut verliert ihr Blutreichtum, indem sich die kleinen Blutgefäße zusammenziehen, die innern Organe mehr mit Blut füllen. Bald nach dem kalten Bade tritt eine erhöhte Körpertemperatur, verjüngter Blut nach der Haut, im Nerven- und Muskelreichthum Gefühl der Erfrischung, der Elasticität und Kraft ein; mit der erhöhten Wärmeproduktion eine allgemeine Reaktion und eine nicht geringe Anregung des Stoffwechsels verbunden. Später Wiederholung ist das kalte Bad das wirksamste Mittel, durch welches die Haut geübt und lann, Temperaturwechsel zu ertragen. Es wird es vorzugsweise solchen Personen angewandt, welche an einer Neigung zu Erkältungskrankheiten, zu Rheumatismen und Kataracten leiden. Nach jedem kalten Bade der Umfang der Stoffe, die der Ernährung des Körpers zu verbessern, fehlerhafte Blutmischungen und sogar die häufigsten Veränderungen einzelner Organe zu beheben. Am häufigsten benutzt man die kalten Bäder in Form der Fußbäder, die stets von kurzer Zeit d. h. höchstens 5, 10 bis 15 Minuten, und Schwimmbewegungen verbunden sein sollen; vorher lasse man den Körper abtrocknen und abkühlen nach dem Bade reibe man den Körper trocken, lasse sich reich an und mache sich alsbald Bewegung; beste Zeit für Fußbäder ist etwas vor dem Aufgange der Sonne, oder vor Sonnenuntergang. Kurze Zeit nach dem Essen, insbesondere nach einer reichlichen Mahlzeit, zu haben, vermeide man, Bäder aber auch des Morgens, ohne etwas gegessen zu haben. (S. Seebäder (s. b.) wirken ebenfalls als b

Warmwasserbäder angewendet, bei welchen der Kranke tage-, ja wochenlang im Wannenbade zubringen muß zur Linderung der Schmerzen, Verminderung des Fiebers und Förderung des Heilungsprozesses. Dieselben scheinen insbesondere bei ausgebreiteten Verbrennungen und manchen hartnäckigen Hautkrankheiten nützlich zu sein. Auch örtlich, d. h. nur für einzelne Körperteile, wendet man solche permanente Bäder insbesondere bei eingewachsenen Nägeln, Fußgeschwüren, nach Operationen u. s. w. an. Vgl. Heis, «Die permanenten oder prolongierten Lofalbäder bei verschiedenen örtlichen Krankheiten» (Lpz. u. Heidelb. 1860).

Die medizinischen Bäder, denen man mineralische oder vegetabilische Stoffe beigemischt hat, standen früher bei den Ärzten in größerem Ansehen als jetzt, wo die physiol. Schule ihre Kraft und Wirkungsweise genauer geprüft und auf ein richtigeres Maß zurückgeführt hat. Die Haut ist für das Eindringen fremder Körper allerdings nur in sehr beschränktem Grade zugänglich. Zwar noch bis vor kurzem hielt man dieses Organ für dasjenige, durch welches man Arzneimittel in größerer Menge dem Körper bequem einzuverleiben im Stande sei, indem es zur Aufnahme dieser Stoffe eine verhältnismäßig große Oberfläche darbietet. Allein die jüngsten Untersuchungen haben gelehrt, daß eine Absorption salziger, im Bade aufgelöster Stoffe, wenn sie stattfindet, nur gering sein kann; viele Ärzte sind jetzt sogar der Meinung, daß die Wirkung salzhaltiger Bäder sich besser auf mechan. als auf chem. Weise erklären lasse; sie behaupten, daß der Reiz des Salzwassers auf die Haut ein mächtigerer Faktor dieser Wirkung sei als die chemische, durch die ausgenommenen Salzbestandteile bedingte Umwandlung des Bluts. Dies betrifft die Würdigung der Bäder hinsichtlich ihres Gehalts an Eisen, Kalk, Glaubers-, Bittersalz, Natron, Jod, Brom, Arsenik und Kochsalz. Dagegen steht die Aufsaugung der im Bade befindlichen Gase unzweifelhaft fest, indem beispielsweise Schwefelwasserstoffgas, Kohlensäure, überhaupt flüchtige Stoffe durch die Haut in das Blut übergehen, somit auch in demselben eine chem. Wirkung entfalten können. Die arzneilichen Bäder sind teils Nachahmungen der natürlichen Mineralwässer, teils enthalten sie andere, noch ziemlich allgemein für heilkräftig gehaltene Mischungen. Von mineralischen Substanzen mischt man unter das Wasser: Koch-, Stein- und Seesalz, Salzsäure, ätzendes Quecksilbersublimat, ätzendes oder kohlensaures Kali oder Natron, Asche, Seife, Jod, Schwefel, Eisen u. s. w.; von vegetabilischen: Wein, Essig, Auflösungen ätherischer Öle, Aufgüsse von Thymian, Rosmarin, Lavendel, Berrnut, Kalnuz, Weizenkleien, Gerstenmalz, Weiden-, Eichen-, Chinarinde, Nictennabel- extrakt u. s. w.; von animalischen: Milch, Blut, Fleischbrühe u. s. w. Ob von letztern (den sog. nährenden) viel in den Körper aufgenommen wird, ist freilich mehr als zweifelhaft. Kochsalzhaltige Bäder wirken außerordentlich belebend und kräftigend auf die Haut und namentlich auf das Drüsen-system und bilden deshalb ein souveränes Heilmittel gegen alle Atrophischen Haut- und Drüsenkrankheiten. (S. Solbäder.) Auch dem Wasser, welches man als Dampf auf den Körper einwirken läßt, hat man mit gutem Erfolg Arzneistoffe zugesetzt, die natürlich flüchtiger Natur sein müssen. Hieran schließen sich die sog. Rauchbäder oder medikamentö-

sen Räucherungen, in denen der ganze Körper einzelne Teile deselben, mit Auschluss des mit Dämpfen in Berührung gebracht wor- man durch vollständige oder teilweise Verflüchtigung der Arzneistoffe erzeugt. Angewendet hierzu vorzuziege aromatische Substanzen, die Myrrhe, Benzoe, Bernstein, auch Schwefelber und Quecksilber. Die größte Vorsicht ist bei Räucherbädern von Schwefel und Quecksilber, weil sie leicht gefährliche Zufälle herbeiführen. Anwendung muß in einem sog. Räucher- geschloß, in welchem nur der bestimmte mit den Dämpfen eingeschlossen wird, d. Respirationorgane nicht belästigt werden. liebtesten sind jetzt die Nichten- oder die Dampf- bader (bei Rheumatismen u. s. w. früher Zeit benutzt man zu ähnlichem Zweck manchen Gegenstand aus vulkanischem Gestein, die heißen Dämpfe, z. B. in der Pugguoli bei Neapel).

Ein eigentümliches Dampfbad ist das i- malische Bad (i. d.), welches schon den- kannt war und besonders bei Lähmungen auf hatte. Von Gasbädern sind hier von Schwefelwasserstoffgas (Schwefel und die von kohlensaurem Gas gebildet- mentlich an gewissen Heilquellen. Das E- wasserstoffgas, in geringer Quantität verat- rischen Luft beigemischt, stimmt die At- lungstege herab und mäßigt die Reiz- manchen Atmungskrankheiten. In stür- tität mit der Haut in Berührung gebr- es bei Hautkrankheiten, Rheumatismen, Lähmungen und chronischen Metaller- treffliche Dienste. Das kohlensaure Gas- halt erregend auf die Haut und das Her- fördert den Monatsfluß und wird bei- form von Halbbädern an manchen Kur- in Gms und Wisp, häufig gebraucht. festweichen Substanzen sind die Sals (i. d.), auch Moorbäder genannt. Un- der in festen Stoffen rechnet man das E- das Erdbad, das Sandbad, das Algen- und das Laubbad. Das Schneebad m- an, um Erfrorene wieder ins Leben zur- man umgibt den ganzen Körper mit S- bringt diesen durch äußere Wärme zum E- Das Erdbad, das Eingraben oder Be- ganzen Körpers, ausschließlich des Kopf- scher Erde, wird bei Scheintod nach dem 1- angewendet. Bei den nassen warmen (der n- Arenationen) wird der Badende eingegraben; man gebraucht sie ehemals- mittel bei Wiederbelebung Ertrunkener. Sandbäder, mäßig erwärmt, gebraucht- Schwißkur bei Gicht, Rheumatismen, 2- Nierenkrankheit, Metallvergiftung u. i- Anstalten zu Dresden (Dr. Flemming), 2- Sturm), Berlin; hier gibt man Sandb- —50° C. oder 38–40° R. und von der- 25–45 Minuten. Der trockene Sand- heißen Eisenplatten erwärmt, und eine E- von 10–12 cm auf die Extremitäten- Bedengegend und 1 cm stark auf den U- deckt. Allgemeine oder örtliche Laub- den bereitet aus trockenen Birken-, Eichen- und andern Blättern, mit denen man E- Teil überschüttet. Sie sind ein bekann- mittel gegen Wasserjucken und wief

schmerztreibend. Angewandt werden schließlich ein kalte Luft- und Sonnenbäder, wobei sich der an allgemeiner Husten und Schwäche leidende Kranke in einer hängematten entleidet der vollen Einwirkung der atmosphärischen (Berg-) Luft und des Sonnenlichts aussetzt. Über Mineralbäder (Mineralwasser und Balneographie).

Litteratur. Unter den Schriften, welche sich im allgemeinen über Baden und Bäder (mit Ausschluß der Mineralquellen und Kaltwasserheilanstalten) verbreiten, sind hervorzuheben: Naccard, «Über die Natur und Gebrauch der Bäder» (Hannov. 1799); Speier, «Neben über die Natur und Anwendung natürlicher und künstlicher Bäder» (Berl. 1808); Kuntz, «Über die Bäder» (Lpz. 1806); Weiss, «Neben das Bedürfnis von Bädern» (Bonn 1843); Reimer, «Abhandlung über die Bäder» (Lpz. 1832); Bell, «A treatise on baths» (2. Aufl. Lond. 1839); Versh, «Geschichte der Balneologie u. s. w.» (Würzb. 1863); derselbe, «Vollständige Balneologie; eine Abhandlung über Sand-, Stein-, Schlamm- und Nierenbäder u. s. w.» (Gießen 1871); Williams, «Moderna hydropathy» (5. Aufl., Lond. 1872); Rahn, «Bädertunde und Schwimmkunde» (Sangerh. 1874).

Badachschán, Alpenland in Turkestan, östlich von Kaschgar, liegt zwischen dem Hindukusch und der Krimmang, welche der Amu-Darja mit seinem östl. Ausflusse, dem Panjshu, bildet, erstreckt sich von 36–38° nördl. Br. und 69° 30'–72° östl. L. (von Greenwich) und wird vom Kokscha und seinen zahlreichen Zuflüssen durchströmt. Im O. grenzt es an die Wüstenlandschaften Badshan (oberes Thal des Semirache, eigensamisch), Schugnan und Katschan, im E. an Kaschgar und Tarasch (Die letztern vier Länder gehören zu Persien), im S. an Kaschistan. B. ist reichlich durch grünes Klima, liebliche Thäler und hohe, durch Früchte, Blumen und Nachtigallen, einstens oder ehemals durch seine Rubingruben, reichlich liegen in den niedrigen Bergen nahe am Fuß, und die Rubine finden sich in einer weissen Erde keimartig in Krystallmassen eingelagert. Das höhere Gebirge liefert Eisen, Salz, Schwefel und viel Lapid-Lazuli. Letzterer bildet Nieren von bedeutender Nützlichkeit in einem grauen Mutterstein. Die Einwohner des Landes sind persisch-reichliche Schiiten, Tadschiken, Ozbeghen und sunnitische Krieger, gelten als ungemein gefellig und strotzen und werden auf 100,000 Seelen geschätzt. Der wichtigste Industriezweig ist Eisengießerei; der mehrest wird namentlich von den Afghanen betrieben. — Die Hauptstadt Kalschabad am Kokscha war durch die Eroberungsjüge des Chans Kumbus sehr verödet und durch Erdbeben 1832 zerstört worden, hat sich aber wieder erholt. Die Bevölkerung treibt Eisenindustrie und Waffenfabrication, namentlich auch Handel mit geraubten Sklaven. Im SO. von ihr liegt der Ort Tscherm, mit 90 E., früher Hauptstadt. Der weislich von Kaim gelegene Ort Kuskal ist der Haupthandelsort des Landes und Knotenpunkt der Straßen nach Kaschgar, Tschitral, Kalschabad, Schulin, Balch und Kabul. Vgl. «General report of the great geographical survey of India» (Dehra-Doon 71); Wood, «A journey to the source of the Amu» (Lond. 1872). Bei den Bewohnern von B. wie bei den südlicher wohnenden Afgh. hat sich die Sage von ihrer Abstammung von den bei

Alexanders d. Gr. Zuge hier zurückgebliebenen Macedoniern erhalten.

Badajoz, feste Hauptstadt der gleichnamigen span. Provinz (22,500 qkm mit (1877) 432,809 E.) sowie der ganzen Landschaft Estremadura, eine Einöde von 22,500 E., Wappenplatz ersten Mannes, Sitz des Generalkapitans und eines Bischofs, liegt 9 km von der portug. Grenze, an der Eisenbahn von Madrid nach Lissabon und am linken Ufer der Guadiana, welche von einer 522 m langen Brücke von 28 Bögen überspannt wird. Außer dem mit acht Bastionen versehenen Wall wird der Platz durch einen sehr starken Brückentopf, das Fort San-Christoval, das Kronenwerk Badaleras und die geschlossene Schanze Picurina verteidigt; in dem Winkel zwischen Guadiana und dem flachen Rio-villas liegt auf hohem Felsfelsen ein bestigtes Schloss. Die Stadt zerfällt in die obere und untere, ist regelmäßig gebaut, aber finster und schmucklos, hat eine merkwürdige Kathedrale mit prachtvoller Orgel und Gemälden von Mateo Cerezo und Morales, 6 Pfarrkirchen, 12 Klöster, 6 Spitäler, Fabriken für Hüte, Leder und Tapisserie und unterhalb lebhaften Grenzhandel, aber auch starke Schmuggelerei. Die wenig bevölkerte Umgegend ist meist Weideland und leidet Mangel an Trinkwasser.

B. ist die von den Römern neuerbaute Stadt Pax Augusta in Lusitania. Von den Mauren Badalio, Badalioth oder Bathalio genannt, war dieselbe seit Auflösung des Kalifat von Cordova (1030) Sitz des Königreichs der Beni Alafas, bis 1094 die Stadt von den Almoraviden erobert ward. Nachdem B. 1087 durch Alfons VI. von Castilien erobert, dann wieder in den Besitz der Mauren gekommen, 1168 denselben durch Alfons I. von Portugal, diesem aber wieder durch Ferdinand von Leon entrissen worden, wurde es 1228 durch Alfons IX. von Leon den Mörlern für immer abgenommen. Als ein Schlüssel zu Portugal ist die Stadt auch in der neuern Geschichte vielfach wichtig geworden. Sie wurde 1658 von den Portugiesen vergeblich belagert, dann 1705 im Spanischen Erbfolgekrieg von den Allirten, welche hier 20. Mai 1705 unter Wallway und Fronteira durch die Spanier und Franzosen unter Du Bay eine Niederlage erlitten. Zu B. wurde 6. Juni 1801 zwischen Spanien und Portugal Friede geschlossen und 31. Mai 1808 brach daselbst der Aufstand gegen Napoleon I. aus. Im Französischen Kriege wurde B. 28. Jan. 1811 durch 17,000 Franzosen unter Soult belagert, 11. Febr. das Kronenwerk Badaleras durch Überfall genommen, 19. Febr. ein Entlasser an der Gebora geschlagen, worauf 9. März die Festung kapitulierte. Hierauf wurde es dreimal durch die Engländer, das letzte mal unter Wellington, belagert, zum ersten mal nach der Erobrerung von Olivença 16. April 1811, doch mußte, da Soult zum Entzug anrückte, die Belagerung 14. Mai aufgehoben werden; zum zweiten mal, nach den Schlachten von Fuentes de Oñore und bei Albuera, am 25. Mai bis 16. Juni 1811, doch ebenfalls vergebens. Die dritte Einschließung seit 17. März 1812 endete mit der Erobrerung der Stadt durch Erstürmung des alten Schlosses am 6. April die Picurina war schon am 25. März erobert worden, nach einem mörderischen Kampfe. **Badalochio** (Santo), genannt Rosa, geschiedener Kupferstecher und Maler, geb. 1581 zu Parma, gest. 1647 zu Bologna, hatte Annibale Caracci zum

Lehrer. Mit Lanfranco zusammen stach er die Bibel Moses in 23 Blättern. V. d. Leichtigkeit im Zeichnen war außerordentlich, doch wurde er in der Erfindung von andern Schülern des Caracci übertriften. Arbeiten von ihm finden sich in Reggio (die Kuppel St. Johannis), ferner im herzogl. Palaste zu Gualtiero (die Thaten des Hercules), dann in Parma (der heil. Franz bei den Kapuzinern).

Badaud (frz.), Tropf, Pinsel, Maulaffe; **Badaudage**, Badauderie, Pfaffen und Thun eines B.; **Badaudieren**, unsrer Maulaffen feil halten.

Baderstiesel, s. Etzelm.

Baderer (Kar.), bekannt durch Begründung der seinen Namen führenden Reisehandbücher, geb. 3. Nov. 1801 zu Offen als ältester Sohn des Buchhändlers und Buchbruders Gottschalk Diederich B. (geb. 13. Juli 1778, gest. 23. März 1841), erlernte seit 1817 in Heidelberg die Buchhandlung und ließ sich nach beendiger Lehrzeit daselbst als Student inskribieren. Nachdem er später noch in Berlin konditioniert, eröffnete er 1827 zu Koblenz ein eigenes buchhändlerisches Geschäft. Durch den Ankauf der Koblingschen Buchhandlung war Kleinschmidts Reise in seinen Verlag übergegangen. Mit der dritten, von B. selbst umgearbeiteten Auflage dieses Werks, das den Titel «Rheinlande» (21. Aufl. 1881) erhielt, trat er 1839 zum ersten mal als Reisechriftsteller auf. Ermutigt durch den Erfolg, ließ er noch daselbe Jahr Reisehandbücher für Belgien und für Holland erscheinen, welche später in eins («Belgien und Holland», 15. Aufl. 1880) verschmolzen wurden. Diefen folgte das «Handbuch für Reisende durch Deutschland und den österr. Kaiserstaat» (2. Aufl., Kobl. 1842), welches später in zwei Theile ausgetheilt wurde: «Mittel- und Norddeutschland» (19. Aufl. 1880) und «Süddeutschland und Oesterreich» (18. Aufl. 1879). Im J. 1844 schloß sich «Die Schweiz» (19. Aufl. 1881) an. Als Vorbild nahm sich B. bei Abfassung dieser Bücher Murray's berühmte «Handbooks», doch ist der Inhalt seine eigene Arbeit. Er durchkreuzte Jahr für Jahr die von ihm beschriebenen Länder und vermochte so seinen Angaben und Mittheilungen die größte Zuverlässigkeit zu verleihen. Diese Eigenschaft gewissenhafter Forschung, verbunden mit tatkräftiger Auswahl des Stoffs, gewannen den Reisebüchern bald die Gunst des Publikums in solchem Grade, daß der Name «Baderer» sogar als Ausdrucksweise für andere derartige Unternehmungen benutzt wurde. Nachdem B. noch das Handbuch über «Paris und Umgebungen» (1855; 10. Aufl. 1881) veröffentlicht, starb er 4. Okt. 1859. Seine Söhne (Ernst, geb. 26. Okt. 1833, gest. 23. Juli 1861; Karl, geb. 25. Jan. 1837; Fritz, geb. 4. Dez. 1841) setzten die Bekräftigung des Vaters gemeinsamt mit mehreren Mitarbeitern fort. Im Okt. 1872 besetzte die Firma von Koblenz nach Leipzig über. Die Sammlung der B.'schen Reisehandbücher umfaßt außer den bereits genannten Bänden noch «London, Südenland, Wales und Schottland» (1862, 7. Aufl. 1881), «Italien» (3 Bde.: «Oberitalien», 1861, 9. Aufl. 1879; «Mittelitalien und Rom», 1866, 6. Aufl. 1880; «Unteritalien, Sicilien, Malta, Sardinien und Athen», 1866, 6. Aufl. 1880), «Palästina und Syrien» (Lpz. 1875, 2. Aufl. 1880), «Ägypten» (1. Teil, Lpz. 1877), «Schweden und Norwegen» (Lpz. 1879), sowie engl. und franz. Bearbeitungen fast aller dieser Werke, die im Auslande weite Verbreitung gefunden haben.

Bad-Eister, Badeort in der sächs. Kreishausmannschaft Ruidau, s. Eister.

Baden, ein zum Deutschen Reiche gehöriges Südwesten des deutschen Großherzogthums, welches seinem Flächengehalt nach die vierte, je Einwohnerzahl nach die fünfte Stelle unter den Bundesstaaten einnimmt. Das Großherzogthum wird im O. und N. von Bayern und Württemberg, im S. von Baden und Hessen begrenzt und im W. von der Rheinlinie, welche von der bayr. Pfalz und Elßas wie südlich von der Schweiz getrennt. Die gesammte Grenzlinie beträgt etwa 1300 km, wovon auf die Rheinlinie 415 kommen. Die größtentheils des Landes von Süden, der Rh. bei Basel, in nordöstl. Richtung bis Breiten Main beträgt 290 km. Die Breite ist sehr verschieden und liegt im S. 80—122, im N. 82 km, während sie in der Mitte, in gerader Linie über Reims bis auf 15 km abnimmt. Der Flächeninhalt des Landes beträgt 15.086,73 qkm, ohne den Amtsbereich (182,38 qkm). In Bezug auf Beschaffenheit zerfällt B. in das westl., am R. Rheinsufer gelegene Tiefland und in das östl. birgig- und hügelig, und zwar in solchem Verhältnis, daß von der gesammten Oberfläche im birgig- und hügelig 44 Proz., dem Tieflande 40 Proz., dem Flachlande 16 Proz. zukommen.

Das Gebirge. Das Hauptgebirge ist der Schwarzwald (s. d.), ein waldbereiches Kettengebirge, in der Rheinlinie zwischen Basel und Säckingen, hebt und in seiner nordöstl. Längenerstreckung 180 km bis Pforzheim und an die Eng seinen Namen bewahrt. Das Gebirge fällt im W. nach ab und umschließt mit den ihm parallel stehenden Bergketten die gesammte, ausgebreitete Thalebene Oberrheins, deren ganze östl. Hälfte die bis über 255 km lange und durchschnittlich 9—10 km breite Rheinebene bildet. Der Schwarzwald durch das Querthal der Kinzig in eine obere, süd., und eine untere oder nordl. Hälfte getheilt, jene mit einer mittlern Erhebung von 975 m, von 650 m. Der Hauptstod des obern Schwarzwaldes ist der Feldberg, der eine Höhe von 1416 m erreicht. Von den höchsten Gruppen der Gebirge fast strahlenförmig auslaufenden Rücken sind der 1416 m hohe Belchen, wegen seiner pyramidalen Form, und der tief ins Thal hineinragende, 1167 m hohe Wannen, die schöne Aussicht über die Oberrhein und die Thäler bietet, besonders zu bemerken. Eigentümlich dem obern Schwarzwald die vielen Plateaus, ausgebreiteten Hochflächen, von zahlreichen kleinen Dörfern und kleinen Städten erfüllt. Die gelegene Dorf, Säckingen, liegt bei St. Blasien, 970 m, die höchstgelegene Stadt, Vöhringen, liegt über dem Meeresspiegel. Der Hauptstod des obern Schwarzwaldes ist die 1166 m hohe Wannen, südöstlich mit dem Fuß des Feldbergs und nordlich mit der 975 m hohen Wannen. Die Ausläufer des Schwarzwaldes nach der Eng bis an den Neckar, die keinen geographischen Namen tragen, bilden ein hügeliges, von mittlerer Höhe; ihre höchste Erhebung ist die Königsstuhl (567 m) bei Heidelberg. Der Schwarzwald wird von vielen, zum Teil tief, und in geschnittenen Querthälern mannigfaltig getrennt von denen mehrere zu den malerisch schönsten Thälern Deutschlands gehören. Die meisten von der Westseite des Gebirges, unter denen am R.

[illegible]

derer Gesellschaften. Bei dem Vorbruche, den die Eisenbahnen an beiden Ufern des Rheins vor den Dampfschiffen voraus haben, gehen letztere jedoch nur bis Mannheim, dem wichtigsten Stapelplatz des Oberrheins.

Der Rhein erhält auf bad. Gebiet zahlreiche gro-
ßere und kleinere Zuflüsse, die sämtlich dem Schwarz-
walde entspringen. Die bedeutendsten darunter sind
von Süd nach Nord: Bittach, Biele, Elz, Aargau,
Murg und Ardar. Sie sind für die Holzflößerei
wichtig. Schiffsahrt ist nur der Ardar, einer der an-
sehnlichsten Binnenseen Deutschlands. Er trägt
Segelgeschiffe bis von 1000 Etern. Auch wurde er
längere Zeit auf der Strecke zwischen Heidelberg
und Heilbronn von württemb. Dampfbooten be-
fahren. Der Main bildet nur auf eine Strecke von
67 km die Nordgrenze des Großherzogthums, Bayern
gegenüber. Die aus Würtemberg kommende Tau-
ber durchfließt auf bad. Gebiet den fruchtbaren Tau-
bergrund und mündet bei Wertheim in den Main.
Vom Bodensee gehören zu B. 182, m qkm. Eigen-
thümlich sind dem Schwarzwaldgebirge viele kleine
Seen von 2—5 km Umfang auf einer Höhe von 785
bis über 1000 m. Die bedeutendsten sind der Tit-
und der Seibsee am Seibberge, der Wildsee auf dem
Kniesb., der Rummelsee auf der Hornisgrinde, der
Berrenwiesensee auf der Bohner Höhe u. a.

Klima. Bei der großen Verschiedenheit der Höhenverhältnisse (die Differenz zwischen dem höchsten Punkte, dem Feldberge, 1495 m, und dem niedrigsten bei Mannheim, 98 m, beträgt fast 1400 m) findet in B. natürlich auch ein großer klimatischer Wechsel, namentlich in der Wärmeverteilung, statt. Es läßt sich die mittlere Temperatur der Obere zu 10° und die des Oberringlandes zu 7° C. annehmen, und es gehört danach die ob. Terebene zu den wärmsten Gegenden ganz Deutschlands. Diese glücklichen Klimaverhältnisse machen B. im allgemeinen zu einem der fruchtbarsten Länder Deutschlands und des mittlern Europa. Neben reichen Roggen-, Weizen- und Weizenfeldern erblüht man Rapsfelder, die 340—350 Grad tropen; sie wechseln ab mit den schönsten Obsthainen des Apf., Kirsch-, Pflaumen-, Apfel- und Birnbaums und dem die weilt. Terrassen des Schwarzwalds schmückenden Weinstock. An diesen reizenden Vorbergen steigt der Rappbaum bis zur Höhe von 400, die Rebe bis zu 440 m, die übrigen Obstsorten begleiten die höhern Regionen bis zu 630, der milde Kirschbaum sogar bis 780 m, immer noch in Gesellschaft der ergebigsten Kultur der Cerealien. Unter diesen steigt der Hafer noch bis 1100 m auf, von wo an er durch Futterkräuter vertreten wird, welche die aussehendste Zone der Viehzucht bezeichnen.

Bevölkerung. Die erste genauere Zählung seit Bildung des Reichspogams erfolgte 1812 und ergab rund 1 Mill. G., folglich durchschnittlich 66 auf 1 qkm. Die offizielle Zählung vom 1. Dez. 1880 ergab 1 570 196 G. (also 104 auf 1 qkm), wovon 765 279 männliche und 804 917 weibliche. Die Zunahme seit 1875 beträgt 4,3 Proz. Nach der Konfession sind 63,3 Proz. katholisch, 34,3 Proz. protestantisch, 1,7 Proz. Juden. Es zählt im ganzen 1584 polit. Gemeinden, darunter 114 städtische, und 32 Kolonien. In den Städten wohnen 31,3 Proz. der Bevölkerung. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung ist schwäb. Stammes und gehört zum größten Teil dem alainand. Zweig derselben an. Dieser nimmt das soa. Oberland südwestlich der Rurg ein.

und wird heute noch von den Bewohnern des Unterlandes, abwärts der Murg, mit dem Namen »Schwaben« bezeichnet. Nördlich der Murg folgt anfangs eine gemischte Bevölkerung, bis sie in der Pfalz in den rein fränk. Stamm übergeht.

Bodenproduktion. B. gehört durch Fruchtbarkeit des Bodens, namentlich in der Rheinebene und dem Hügellande, überall aber durch sorgfältigen Anbau zu den ergiebigsten Ländern Europas. Von der Gesamtfläche des Bodens sind 40,5 Proz. Acker, 1,5 Proz. Garten, 1,5 Proz. Weinberge, 12,5 Proz. Wiesen, 2,5 Proz. Weide, 38 Proz. Forstland. Das gebaute Getreide aller Art bedt nicht nur das eigene Bedürfnis, sondern es wird noch ein großer Teil davon, hauptsächlich nach der Schweiz und nach Frankreich, ausgeführt. Die Weinkultur hat in B. in neuerer Zeit eine hohe Stufe erreicht; sie wird (1878) auf 20508 ha betrieben. Die Weine zeichnen sich größtenteils durch ungedöhnliche Süßigkeit und angenehme Milde aus. Mehrere Sorten, insbesondere der milde Neckgräfler, der würzige Klingelberger und Durbacher, vorzüglich aber die trefflichen Rotweine Rientbaler, Zeller u. a., die neben den besten franz. Rotweinen mit Ehren bestehen, sind in ganz Deutschland und in der Schweiz beliebt und gesucht, und haben sich selbst nach England und Amerika steigenden Absatz erworben. Auch der Tabaksbau hat sich sehr gehoben, namentlich in der Pfalz, dessen Erzeugnis sich eines besonders guten Rufes erfreut und einen Haupthandelsartikel des Großherzogtums bildet; 1878 wurden auf 5515 ha 7943 000 kg Tabak erzeugt. Dem Tabak an Umfang und an Bedeutung am nächsten kommt der Anbau von Hopfen (auf 2402 ha) und Hanf (auf 6104 ha). Jener wird hauptsächlich im Unterlande, namentlich in der Pfalz, dieser im Oberlande, im Breisgau und vorzüglich im sog. Hanauerlande zwischen Rehl und Kistatt gewonnen. Jährlich Hopfen zählt zu der besten Sorte in Deutschland.

Hierzu kommt der Ertrag an Waldungen, der einen Hauptreichtum des Landes bildet. Der Bestand der Waldfläche von 1877 beträgt 525 696 ha, darunter Staatswaldungen 92 977 ha, Gemeindeforestungen 246 696 ha; im Bes. von Stiftungen sind 12 986, von Privaten 173 038 ha. B. besitzt im Verhältnis zu seinem Flächenraume die größte Waldfläche (ein Drittel des Großherzogtums) unter den süddeutschen Staaten; zugleich ist die Beforstung als musterhaft anerkannt. Namentlich gehört der untere Schwarzwald, das Gebiet der Rinia, Murg, bis zur Enz, zu den ausgezeichneten deutschen Nadelholzwaldungen; in ihm erblidet man ganze Bestände herrlicher Weisstannen von 50—56 m Höhe, die als sog. »Holländer« zum Schiffbau in die Niederlande ausgeführt werden. Der Wert des jährlichen Ertrags sämtlicher Waldungen wird auf 14—17 Mill. Mark berechnet. Mindestens ein Drittel des jährlichen Holzablasses kommt in den Handel für das Ausland. Dieser sehr umfangreiche Holzhandel, von alters her durch sog. »Schweizerhasten« betrieben und durch die stößbaren Flüsse des Schwarzwaldes, insbesondere aber durch den Rhein befördert, erstreckt sich hauptsächlich nach Holland. Die Viehzucht ist zwar ausnähmlich, doch steht B. in diesem Zweige der Landwirtschaft hinter Württemberg zurück. Der Viehstand war nach der Aufnahme im J. 1878 folgender: Pferde 65 260, Rindvieh überhaupt 648 782, Schafe 137 658, Schweine 272 333, Bienenstöcke 84 204 u. s. w.

Der Mineralreichtum des Landes erstreckt sich beträchtlich, daher der Bergbau bis jetzt umfangreich noch gewinnbringend war. In bedeutendster ist die Eisenproduktion. Rase werden gewonnen: Braun- und Steinkohlen, erze, Zinkerze, Silber und Gold aus dem Sande. Doch nehmen die Goldwäschereien in der Zeit als wenig lohnend mehr und mehr ab. Ebenso haben die in älterer Zeit betriebenen neuerdings wieder entdeckten Salzwasserbrunnen die Erwartungen nicht enttäuscht. Wert aller Bergwerksprodukte belief sich 1877 99 635 Mark. B. bezog früher seinen Salz größtenteils aus Frankreich, besitzt aber seit 1871 der zwanziger Jahre zwei sehr ergiebige Salzwerke die eine zu Dürkheim, in der Nähe von Dürkheim auf dem östl. Schwarzwalde, die andere zu Rappennau am Neckar, die 1879 auf 28 263 000 kg Kochsalz im Werte von 851 207 Mark produzierten. Einen großen Reichtum besitzt Baden Mineralquellen, deren etwa 60 gezählt werden gibt eine Menge vielbesuchter Badeorte, so Baden-Baden, Badenweiler, Antipass, Gries, Freiersbach, Petersthal, Rippoldskau, Ebrillen und Überlingen.

Industrie und Handel. Vor dem 18. folgten Anschluss an den Deutschen Zollverein. B. hauptsächlich nur ein ackerbauender Staat, dem ist die Gewerthätigkeit und insbesondere Fabrikindustrie des Großherzogtums in späterer Zeit eine stetige Zunahme fortgeschritten, dass dieselbe der industriellen Gesamtproduktion der Deutschen Zollvereinsstaaten einen namhaften und in neuen Zweigen sehr ehrenvollen Anteil hat. B. Gesamtzahl der Familien des Landes betrug sich 1875 mit Gewerben (Klein- und Großherzog 34, mit Handel 9 Proz. Vor dem Anschluss. Zollverein waren in B. 152 Fabriken vorhanden gegenwärtig etwa 800 mit einem Arbeits-Ausschusspersonal von etwa 500 000 (Klein-Familie). Hervorzuheben sind die Baumwollen (Spinnerei, Weberei und Druckerei) in Lingen, Offenburg, St. Blasien, Schönau, Schopfheim, Wiesthal, worunter fast 60 000 Spinneln; die Bijouteriefabriken in Heimbach, die gegen 8000 Arbeiter beschäftigten Waren im Werte bis 40 Mill. Mark liefern. diesen ersten Zweigen der bad. Industrie folgte Tabak- und Cigaretten, die Papier-, die Drucken insbesondere für lackiertes Leder, sehr tendente mechan. Handspinnereien und Webereien (Emmeningen und Lahr), eine Seidenfabrik (Reutlingen), Spiegelmanufaktur (zu Heimbach), Maschinenfabriken zu Karlsruhe, Elz und Mannheim. B. besitzt auch zwei Zuckerfabriken, unter denen die zu Waghäusel eine Rang im ganzen Zollverein einnimmt; ferner Holzglasfabrik zu Waghäusel und eine Zementfabrik zu Waghäusel. Eine eigenartige Industrie hat das Land an den sog. Schwarzwald Uhren, deren Herstellung hauptsächlich der Schwarzwald (Furtwangen, Böhrenbach, 2. Lenzkirch) angehört und gegenwärtig an 4000 Stücken, darunter 14—1500 Gremelmeister, tätig. Es werden jährlich über 700 000 Uhr gefertigt und von mehr als 1000 Händlern in Länder abgesetzt. Der jährliche Arbeiterlohn wird auf ungefähr 2 1/2 Mill. Mark geschätzt. dem bilden die Wärfen- und Holzwarenfabrik

Einzelne, letztere als häusliche Industrie, die größte und bedeutendste Erzeugnisse des Landes sind feinen und feinsten Schwarzwalders. Der Handel wird durch den Rhein, den Bodensee und den Oberrhein, die durch das sehr verzweigte Eisenbahnnetz gefördert, namentlich ist der Transithandel sehr lebhaft. Der wichtigste Handelsplatz des Landes ist Mannheim; außerdem sind noch zu nennen Konstanz, Rastatt, Pforzheim, Freiburg und Wertheim. Verkehrsmittel. Außer den erwähnten Bahnen auf Bodensee, Rhein, Main und Neckar sind zahlreichen, gut unterhaltenen Staatsstraßen (781 km) besitzt B. (1881) 1325 km Eisenbahnen (von dem Anteil an der Main-Neckar-Bahn), wovon 1200 km Staatsbahnen, 106 km Privatbahnen unter Staatsverwaltung sind. Nächste dem Herzogtum Straßburg war B. der erste deutsche Staat, in dem Eisenbahnen auf Staatskosten gebaut wurden und mit wenigen unbedeutenden Ausnahmen hier das System des Staatsbaues bis auf die neueste Zeit beibehalten worden. Das Gesetz vom 3. März 1838 verfügte bereits den Bau einer Eisenbahn von Mannheim bis zur Schweizergrenze bei Basel, von welcher die erste Strecke (von Mannheim bis Heidelberg) 12. März 1840, die letzte (von Offingen bis Basel) 20. Febr. 1855 in Betrieb gesetzt wurde. Die Fortsetzung der Bahn bis nach Offingen wurde 15. Juni 1863 in ihrer ganzen Länge eröffnet. An diese Hauptbahn schließen sich als Nebenbahnen an, worunter die wichtigsten sind: die Rheinthalbahn von Mannheim nach Karlsruhe, die Oberrheinbahn von Heidelberg nach Würzburg, die Elmsenbahn, Rastatt, Offenburg, Offenburg-Singen (Schwarzwaldbahn) und Rastatt-Mengen. Aus dem Gebiete des Unterrichts wesentl. kommt A. unter den Ländern Deutschlands einen vortrefflichen Platz ein. Es besitzt zwei Universitäten (Heidelberg und Freiburg), eine musterhaft organisierte und vielbesuchte Polytechnische Schule zu Karlsruhe, eine Kunstschule für Malerei ebenfalls in Karlsruhe, Sternwarten zu Mannheim, Karlsruhe, Heidelberg, Freiburg, 5 größere öffentliche Bibliotheken, 7 Gymnasien, 6 Realgymnasien, 6 Progymnasien, 4 Lehrerseminarien, aber 30 höhere Bürger- und 8 höhere Töchterschulen; ferner eine Blindenanstalt zu Freiburg, ein Taubstummeninstitut zu Würzburg. Die Zahl der Volksschulen beträgt 18000, wovon etwa zwei Drittel katholische, ein Drittel evangelische und 28 jüdische.

Staatsverfassung und Verwaltung. B. ist unter den deutschen Staaten der zweite, welcher eine landständische Verfassung erhalten hat (s. Aug. 1818). Die Regentenschaft des in allen seinen Teilen unteilbaren und unveräußerlichen Landes ist nach dem Rechte der Erstgeburt in männlicher Linie erblich; nach deren Aussterben folgt die männliche Nachkommenschaft bad. Prinzenhäuser. Der Herzog ist in der Ausübung seiner Regierungsgewalt an die Verfassung gebunden. Die Ständekammer, welche alle zwei Jahre zu einer öffentlichen Sitzung berufen wird, besteht aus zwei Häusern. Die Erste Kammer setzt sich zusammen aus den Prinzen des großherzogl. Hauses, den Häuptern der landesherrlichen Familien (sämtl. Fürsten und Grafen), acht Abgeordneten des großherzogl. Adels, welche dieser aus seiner Mitte auf vier Jahre erwählt, dem kath. Landesbischof (Erzbischof von Freiburg), einem evang. Prälaten, zwei

Abgeordneten der Landesuniversitäten und acht vom Großherzog ohne Rücksicht auf Stand und Geburt erwählten Mitgliedern. Die Zweite Kammer besteht aus 63 für vier Jahre gewählten Abgeordneten, welche nach dem Gesetz von 1870 in 56 Wahlbezirken gewählt werden, und zwar in der Weise, daß die Wahlbezirke der zwei größten Städte, Karlsruhe und Mannheim, je drei, die Wahlbezirke der drei nächstgrößten Städte, Freiburg, Heidelberg, Pforzheim, je zwei, alle übrigen Wahlbezirke je einen Abgeordneten zu wählen haben. Bei den Landtagswahlen ist der Grundsatz des allgemeinen Wahlrechts und der geheimen Abstimmung eingeführt, aber die indirekte Wahl beibehalten. Die höchste vollziehende und beratende Landesbehörde ist das Staatsministerium. Der Großherzog führt in ihm den Vorsitz, und es zerfällt in die Ministerien des großherzogl. Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, der Justiz, des Innern, der Finanzen und des Handels. Die Finanzen sind gut geordnet. Das Budget für die beiden Jahre 1880 und 1881 betrug in Ausgabe und Einnahme 76 182 283 Mark; die Staatsschuld belief sich 1. Jan. 1881 auf 38 264 638 Mark, die reine Staatsschuld (nach Abzug der Aktivposten in Geld, Wertpapieren und Hauspfanddarlehen) 11 328 606 Mark; die Eisenbahnschuld, welche vom allgemeinen Staatshaushalt getrennt ist und einer besondern Verwaltung unterliegt, betrug 335 063 057, nach Abzug der Aktivposten 329 007 798 Mark.

Nach der Reichsverfassung von 1877 hat B. jetzt ein Oberlandesgericht in Karlsruhe und sieben Landgerichte in Konstanz, Waldshut, Freiburg, Offenburg, Karlsruhe, Mannheim und Mosbach. Eingeteilt wird das Land nach dem Ministerialbeschluss vom 9. Jan. 1864 in 11 Kreise, welche wiederum 4 Landeskommissarien unterstellt sind. Die Landeskommissariatsbezirke sind: Konstanz (die Kreise Konstanz, Balingen und Waldshut, 4168,9 qkm mit 282 338 E.), Freiburg (die Kreise Freiburg, Lörrach und Offenburg, 4739,7 qkm mit 464 202 E.), Karlsruhe (die Kreise Baden und Karlsruhe, 2572,4 qkm mit 406 938 E.), Mannheim (die Kreise Mannheim, Heidelberg und Mosbach, 3605,4 qkm mit 426 718 E.). Die Residenz des Großherzogs, Hauptstadt des Landes, Sitz der Centralbehörde u. s. w. ist Karlsruhe mit (1880) 49 283 E., die volkreichste Stadt aber Mannheim (53 465 E.), nachdem Freiburg (36 382 E.), Heidelberg (24 417 E.), Pforzheim (24 037 E.).

Im Militärwesen ist durch die Landtagsbeschlüsse von 1868 allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Durch die Militärkonvention vom 25. Nov. 1870 ist das bad. Kontingent ein unmittelbarer Bestandteil der preuß. Armee, in welche dasselbe 1. Juli 1871 übergang. Die bad. Truppen bilden nebst 2 preuß. Infanterieregimentern und 1 preuß. Kavallerieregiment das 14. deutsche Armeekorps (mit dem Generalkommando in Karlsruhe und den Divisionskommandos in Karlsruhe und Freiburg). Die bad. Truppen selbst umfassen 6 Infanterieregimenter (Nr. 109–114), 3 Dragonerregimenter (Nr. 20–22), 1 Feldartilleriebataillon (Regiment Nr. 14 und 80), das Infanteriebataillon Nr. 14, das Bionierbataillon Nr. 14 und das Trainbataillon Nr. 14. Festung ist Rastatt. Es bestehen drei Ritterorden: 1) der 1715 gestiftete Hausorden der Treue, 2) der 1807 gegründete und mit einer jährlichen Rente verbundene Karl-Friedrichs-Verdienst-

orden, 3) der 1812 gestiftete Jährlinger-Löwen-Orden und 4) der 1877 als höhere Klasse des Jährlinger-Löwen-Ordens gestiftete Orden Bertholds von Jähringen. Die bad. Haus- und Landesfarbe ist gelb und purpurrot. Das bad. Wappen ist ein schräger rechter purpurroter Balken im goldenen Felde; der Schild wird von der Königskrone bedeckt und von zwei Greifen gehalten.

Litteratur. Heunisch und Schreiber, »B., geogr. und malerisch beschrieben« (2. Aufl., Stuttg. 1838); Waber, »Badenia oder das bad. Land und Volk« (3 Bde., Karlsru. 1839–44; Neue Folge, Bb. 1 u. 2, Heidelberg. 1853–62); Waber, »Das malerische und romantische B.« (3 Bde., Karlsru. 1844–46); Fuhs, »Das Großherzogtum B. in alphabetischer Folge« (Karlsru. 1841–44); Heunisch, »Das Großherzogtum B.« (Heidelb. 1857); »Beiträge zur Statistik der innern Verwaltung B.« (Heft 1–35, Karlsru. 1855–73); Wed, »Das bad. Land oder bad. Heimathskunde« (Karlsru. 1873); Dieb, »Die Gewerbe im Großherzogtum B.« (Karlsru. 1863); Wölfl und Waber, »Geographie und Statistik des Großherzogthums B.« (7. Aufl., Freiburg 1880); Segelitz, »Touristen-Führer für den Schwarzwald nebst Odenwald, Hohenau, Bodensee und Kaiserstuhl« (5. Aufl., Mey. 1881). Ausführliche Nachweise über die Litteratur enthält Binger, »Litteratur über das Großherzogtum B. von 1750–1854« (Karlsru. 1854).

Ältere Geschichte, bis 1819. Nachdem die Alamannen in B. unter die Suprematie der Franken gekommen waren, wurde auch unter ihnen das Christenthum verbreitet. Wiederholte Versuche zur Herstellung ihrer Unabhängigkeit, namentlich unter ihrem Herzog Gottfried, aus dessen Hause die jetzigen Regenten ihren Ursprung ableiten, hatten keinen Erfolg. Durch Pipin den Kleinen wurde 748 das Herzogtum Alamannen aufgelöst; doch blieben die Abkömmlinge Gottfrieds, unter diesen ein Gerold und dessen Sohn Berthold, Gau- oder Landgrafen in der Baar (s. d.). Später kommt ein Gebhard, der von einem Berthold in der Baar abstammen soll, als Graf im Breisgau vor. Er ist Vater des Herzogs Berthold, der das Schloß Jähringen im Breisgau erbaute und mit dem die ununterbrochene Reihe der Fürsten aus dem Hause Jähringen beginnt. Dieser Berthold, der von Kaiser Heinrich III., für den Todesfall des bejahrten Herzogs Otto von Schweinfurt, die Anwartschaft auf das Herzogtum Schwaben bekam, nahm noch bei dessen Lebzeiten den herzogl. Titel an, den er nach mannigfachen Wechseln von Erwerb und Verlust nebst seinen Söhnen im Breisgau, in der Ortenau, im Schwarzwald und Neckargau 1078 auf seinen ältesten Sohn Berthold II. vererbte. Die männlichen Nachkommen desselben erhielten das Herzogtum Burgund, konnten es aber nur zum Teil behaupten und starben 1218 mit Berthold V. aus. Diesen letzteren überlebten zwei Töchter, von denen Agnes, des Grafen von Urach Gemahlin, die meisten jährlichen Güter in Schwaben nebst Freiburg im Breisgau, und Anna, des Grafen von Hohenberg Gemahlin, die schwarz- und burgund. Reichthümer erhielt. Das übrige fiel dem Reiche zu. Bertholds I. zweiter Sohn, Hermann I., besaß schon bei seines Vaters Lebzeiten Hochberg im Breisgau, wozu auch Baden gehörte, und nannte sich Markgraf von Hochberg, welcher Titel seitdem bei dem bad. Fürstenthume geblieben ist. Später zog er sich in das Kloster zu Clugny zurück

und starb hier noch vor seinem Vater 1074. Sein Erbe war sein Sohn Hermann II. (gest. 1130), der sich zuerst Markgraf von B. nannte und Stammvater des jetzt noch blühenden Hauses B. war. Seine Enkel Hermann IV. und Heinrich teilten Baden um 1190 und stifteten zwei Linien, jener die Badijche, dieser die Hochbergische. Hermann I. erhielt vom Kaiser Friedrich II. für die durch ihn Gemahlin ererbte Hälfte der Stadt Bräunlingen die Stadt Durlach, ein ehemaliges Eigenthum der Herzoge von Jähringen, als Freigut und Gering als Lehn. Von seinen beiden Söhnen pflanzte der ältere den bad. Stamm fort. Der ältere aber, Hermann V., erhielt durch seine Gemahlin Gertrud Herzogin von Österreich, ein Recht auf dieses Herzogtum, kam auch in den Besitz desselben, nach doch zwei Jahre darauf vergiftet, und sein Sohn Friedrich mit Konradin von Schwaben 1268 Neapel entthront, daher das Haus die reiche Schatzkammer verlor. Hermanns VI. Sohn Friedrich und Rudolf IV. stifteten abermals zwei Linien Friedrichs Linie starb bald aus; Rudolf hingegen pflanzte seinen Stamm fort. Die weitere Theilung von B. enthält fortgesetzte Theilungen, die dem Land sehr schädlich waren.

Markgraf Christoph I., gest. 1527, der ebenfalls bad. Lande vereinigte, theilte dieselben ausser unter seine drei Söhne, von denen der eine bald auf die beiden andern, die Linien Baden-Baden und Baden-Durlach stifteten. Bernhard, gest. 1531, der Stifter des Hauses Baden-Baden, führte die Reformation in seinen Landen ein. Sein Enkel Philipp kam unter die Vormundschaft des Herzogs von Bayern, welcher während derselben die Lehen wieder abschaffte. Philipp starb 1588, und sein Land fiel an seinen Vetter Eduard, der zur kathol. Kirche überging. Eduard, gest. 1600, bekümmerte sich wenig um die Regierung, lebte in der Prunk und machte bedeutende Schulden. Kaiser Rudolf übertrug daher die Verwaltung des Landes an die Herzogen von Bayern und Lothringen. Daraus schloß sich der Markgraf Ernst Friedrich an und nahm das Land 1599 in Besitz; erst 1629 war es dem Markgrafen Wilhelm (gest. 1677), Ernsts Sohn, wieder eingeräumt. Sein Enkel und Nachfolger war der berühmte Feldherr Ludwig Wilhelm (s. d.). Die Linie Baden-Baden starb 1771 an Markgraf August Georg aus, und alle bad. Lande wurden nun wieder vereinigt. Christophs I. junger Sohn, Ernst, gest. 1553, war der Stifter der Linie Baden-Durlach. Er nahm die prot. Lehre, welche von seinem Sohne Karl II., gest. 1577, in ganzen Lande eingeführt ward. Der Sohn des letztern, Ernst Friedrich, theilte 1581 aus neue mit seinen Brüdern Jakob und Georg Friedrich. Der letztere trat von der luth. Kirche zur reformirten über und verkaufte 1590 die Ämter Besigheim und Mandheim und 1603 auch die Ämter Altensteig und Brenzell an Württemberg, und starb 1604 ohne Kinder. Sein Bruder, Georg Friedrich, der ihm folgte, trat seinem ältesten Sohne Friedrich V., der Regierung ab, während er selbst mit einem neuem benen Kriegsbeere gegen Kaiser Ferdinand II. die Weichung des Markgrafen von der Pfalz, Friedrich V., zu Hilfe zog, aber 7. Mai 1622 bei der Schlacht von Tilly geschlagen wurde. Auf Friedrich V. folgte 1659 Friedrich VI., dessen Sohn Friedrich August 1677 die Regierung übernahm. Wegen des Ausfalls der Franzosen mußte sich dieser im 1807

beizubehalten. Nach dem Ryswicker Frieden lagte er den Wohlstand des Landes herzustellen. Im Jahr 1798. Ihm folgte sein Sohn Karl III., der 1795 die neue Residenz Karlsruhe erbaute, und zum Kaiserthum den Orden der Treue stiftete. Im Jahr 1798, worauf sein Enkel Karl Friedrich (f. d.) zur Regierung kam. Unter diesem musterhaften Regenten, dem die trefflichen Minister von Schar und von Oelshausen zur Seite standen, gewann B. bedeutend an Größe. Durch den Preßburger Frieden 1806 kam der Breisgau, das alte Stammland der Herzoge von Zähringen, an B. Den Beirath zum Rheinbunde verbandt es den großherzoglichen Titel, die Souveränität über den größten Theil der süddeutschen Länder, die Landgrafschaft Hohenlohe, das Fürstenthum Sigmaringen u. s. w. Der Großherzog Karl Friedrich starb 1811, und da sein ältester Sohn auf einer Reise in Schweden durch einen Sturz mit dem Wagen 15. Dez. 1801 mit Leben gekommen war, so fiel die Regierung an seinen Enkel Karl Ludwig Friedrich, geb. 1786, der sich 1806 mit Stephanie (f. d.), einer Adoptivtochter Napoleons I., vermählte. Nach der Schlacht bei Wagram verließ derselbe den Rheinbund und trat 1815 dem Deutschen Bunde bei.

Durch die Erklärung des Kurfürsten Karl Friedrich zum unumschränkten Souverän 5. Mai 1806 war die kaiserliche Verfassung des Breisgaues erloschen und auf dem Wiener Kongresse gehörte B. zu den Regierungen, die sich gegen eine allgemeine Verfassung zur Einführung des Repräsentativsystems erklärten. Allein die Bewohner verlangten kaiserliche Garantien, und gleichzeitig erhob Bayern, auf den Rieder Vertrag und eine alte spon- sanische Absehung gestützt, teils unbedingte, teils nur mittelbare Ansprüche auf einen großen Theil des Landes. Der Großherzog Karl Ludwig Friedrich war hier entschieden zurück und versetzte im Jahr seines Todes 8. Dez. 1818 als neues Band der Verfassung für alle Bewohner die Verfassung vom 22. Aug. 1818, worin auch der Grundriß der kaiserlichen des Landes ausgesprochen wurde. Karl Ludwig Friedrich starb ohne männliche Nachkommen und hatte seines Vaters Bruder, Markgraf Wilhelm August, geb. 9. Febr. 1763, zum nächsten. Unter demselben wurde durch Reichsdecret vom 10. Juli 1819 die Integrität B.s unter den deutschen Ländern, Österreichs, Englands und Preussens gesichert und das Erbfolgerecht der Halbbrüder des Großherzogs, der Markgrafen von Hohenlohe, welche, weil jedoch Bayern nicht hinderte, 3. Juli 1819 einen Entschädigungsanspruch für den von ihnen freiwillig abgetretenen Theil der Grafschaft Sigmaringen zu erneuern. Vgl. «über die Ansprüche der Markgrafen an den Besttheil des Großherzogthums B.» (Rastatt. 1828).

Die Stände traten zum ersten Mal am 22. April 1819 zusammen, wurden aber durch das ausbrechende Meidungen mit dem Reichsminister für die Angelegenheiten des Innern am 28. Juli entlassen, so daß die gestellte Verfassung auf Preßfreiheit, Einführung der allgemeinen Wahlrecht der Frauen und Jünglinge nur zum Theil kam. Die Rechte der Ständeherren und das darüber ergangene Verordnungen waren ein hauptsächliches Hindernis der Einführung. Während der zweiten Versammlung, im Jahr 1820, schon die gegenseitige Stimmung im Lande nicht günstiger; mehreren Deputierten

wurde der Urlaub versagt und der Abgeordnete Winter verhaftet. Beide Kammern näherten sich einander indes sehr bald in wichtigen Dingen, z. B. hinsichtlich der Aufhebung der Überbleibsel der Leibeigenschaft, des Gesekentwurfs über die Verantwortlichkeit der Minister, der Vorstellung gegen die Strenge des Censuredikts und der Gemeindeverfassung, und die Regierung kam gleichfalls versöhnend entgegen. Die Namen Duttlinger, Winter, Liebenstein, Rottke, Wessenberg u. a. waren durch diese Verhandlungen allgemein bekannt geworden. Der Großherzog Ludwig starb kinderlos 30. März 1830, und ihm folgte Großherzog Leopold (f. d.), der älteste Sohn aus der morganatischen Ehe des Großherzogs Karl Friedrich mit der Gräfin von Hochberg, aus dem alten reichsritterschaftlichen Geschlechte Geper von Geperberg.

Mit Leopolds Regierungsantritt schien ein frischeres Leben zu beginnen. Die Regierung hatte die Wahlen zu dem am 17. März 1831 eröffneten sechsten Landtage ihrem freien Gange überlassen. Von ihrer Seite waren Gesekentwürfe über eine Gemeindeordnung, eine bürgerliche Prozeßordnung mit Öffentlichkeit und die Aufhebung der Staatsfronen vorbereitet, welche angenommen wurden. Die zweite Kammer drang besonders, nach Leopolds Antrag, auf Vollendung der Gesetze über Ministerverantwortlichkeit, auf Erleichterung der Fronablösung nach dem Gesek von 1820, auf Absehung der Zehnten u. s. w. Mit besonderm Nachdruck und mit großer Übereinstimmung hatte die zweite Kammer, nach Welfers Antrag, die Sache der Pressefreiheit betrieben und endlich die wichtigsten Bedenken der ersten Kammer sowie der Regierung zu beseitigen gesucht. Das Gesek kam 24. Dez. 1831 zu Stande und wurde in B. wie in ganz Deutschland mit lautem Jubel begrüßt. Die Regierung, von dem seit dem Falle Warschau wieder mächtig gewordenen Strom der Reaktion ergriffen, erklärte indes schon 28. Juli 1832 das neue Gesek für unwirksam, weil es mit der Bundesgesetzgebung über die Presse unvereinbar sei.

Damit war ein abermaliger Wendepunkt im öffentlichen Leben gekommen, und schon auf dem Landtag vom 20. Mai bis 13. Nov. 1833 zeigte sich die auf den nachfolgenden Versammlungen noch sichtbar werdende Ermattung des polit. Geistes. Die Stände beschränkten sich auf rechtsverwährende Klagen wegen der einseitig erfolgten Aufhebung des Preßgesetzes und wegen unmaßlicher Absichten des Bundestags. Der Anschluß B.s an den Deutschen Zollverein, der schon von den Abgeordneten von 1831 bebingungsweise gutgeheißen war, erfolgte 12. Mai 1835. Auf dem Landtage von 1837 erhielt die Regierung die Genehmigung der Stände zu einer wesentlichen Veränderung der in echt freisinnigem Geiste abgefaßten Gemeindeordnung von 1831. Der Verfassungsunsinn in Hannover, die veränderte Stellung des Ministeriums zur zweiten Kammer seit dem Tode des beliebten Staatsministers Winter (f. d.) sowie der nun gesteigerte Einfluß Wittersdorffs (f. d.), alles dies blieb nicht ohne Rückwirkung auf den Geist des Volks und seiner Vertreter. Die Zustimmung trat schon bei der Versammlung der Stände von 1839 und 1840 hervor, obgleich sich deren Verhandlungen hauptsächlich um die noch nicht zum völligen Schluß gekommene Beratung über ein neues Strafgesekbuch drehten. Zur Erfüllung eines

seit Jahren gegebenen Versprechens erließ die Regierung im Jan. 1840 die Verordnung zur bessern Sicherung der Schriftsteller gegen Censurwillkür. Nach verfassungsmäßiger partieller Erneuerung der Abgeordneten und Eröffnung eines neuen Landtags 17. April 1841 erhob sich ein lebhafter Streit über das vom Ministerium behauptete Recht der Verweigerung des Urlaubs für die zu Deputierten erwählten Staatsdiener. Als sich dieser Prinzipienkampf nach längerer Vertagung erneuerte, ward die Kammer 19. Febr. 1842 aufgelöst. Infolge der neuen Wahl behielt die Opposition der Zweiten Kammer das Übergewicht. Der Antrag Welders, über Erleichterung materieller Lasten und gleichzeitige Förderung der geistigen Interessen, Errichtung einer Landwehr und deren organische Verbindung mit dem zu vermindern strebenden Heere, Aufhebung aller Ausnahmemaßregeln des Deutschen Bundes und dessen Jurisdiktion auf die Grundlagen und Vertheilungen der Bundeslaste, sowie der Antrag Sanders über den Zustand der Presse hatten ungemein lebhaften Angriffen gegen das Institut der Censur und heftige Debatten zur Folge. Ganz besonders war dies der Fall in Folge des Antrags Isenks in Betreff der Einmischung der Regierung in die Wahlen und der von den Ministerialräthen zu diesem Zwecke erlassenen Rundschreiben, wodurch im ganzen Lande große Aufregung erzeugt worden war. Ungeachtet einer Protestation des Ministeriums beschloß die Zweite Kammer mit 34 gegen 24 Stimmen, den Ausdruck der Mißbilligung wegen Beschränkung der Wahlfreiheit in ihre Protokolle niederzulegen. Am 9. Sept. 1842 wurde der in der Geschichte des konstitutionellen Großherzogthums epochemachende Landtag im Auftrage des Großherzogs mit einer Rede geschlossen, die der Zweiten Kammer keine Hoffnung auf eine Veränderung des Ministeriums ließ.

Die Nachwirkungen dieser Kämpfe machten sich nach oben wie nach unten hin fühlbar. Die Regierung beharrte in ihrer Stellung, die Entfremdung zwischen Beamten und Volk nahm zu, und in der Bevölkerung dauerte die Aufregung fort. Der Landtag von 1843, der sich bis Febr. 1845 ausdehnte, war größtentheils mit Beratung der Gesetzesentwürfe eines Strafgesetzbuchs, einer Strafprozeßordnung und einer Gerichtsverfassung ausgefüllt, die nach mannigfaltigen Schicksalen und Modificationen erst 1851 in Wirksamkeit traten. Unersöhnt sah man dem neuen ordentlichen Landtag von 1845 entgegen. Zwar war indessen der freisinnige Nebenius (s. d.) an die Spitze des Ministeriums des Innern gerufen worden, doch wollte es ihm nicht gelingen, das frühere feindliche Verhältnis herzustellen, zumal seit die deutschslav. Bewegung auch B. ergriff und die Thätigkeit der Censur und Polizei gegen sich herausforderte. So kam der neue Landtag im Nov. 1845 zusammen, auf dem sich gleich anfangs die Symptome der Verbitterung und Aufregung zeigten. Mitten in dem Streite der Parteien ward das Land durch die plötzliche Auflösung der Kammern (9. Febr. 1846) überrascht und dadurch die Agitation im Lande auf eine ungewöhnliche Höhe gesteigert. In der aufgeregtesten Stimmung wurden die Wahlen vorgenommen; sie sicherten der Opposition ein entschiedenes Übergewicht. Der konstitutionell gesinnte Voss (s. d.) ward nun zunächst als Minister ohne Portefeuille in die Ver-

waltung berufen, und der wiedereröffnete Landtag, wenn auch nicht ohne lebhaften Kampf, doch ohne gewaltsamen Bruch, im Sept. 1846 zu Ende. Zwei Monate später ward Voss Minister des Innern und damit der konstitutionelle Liberalismus an die Spitze der Geschäfte getreten. Die neue Regierung schlug einen freisinnigern und verlässlicheren Weg ein als ihre Vorgänger: innere Reformen wurden vorbereitet, bei dem Bundeslag Schritte für die Abschaffung der Censur gethan.

In diese Anfänge eines freundlichen Einvernehmens fiel die Nachricht von der franz. Februarrevolution, die natürlich Baden, das weitvorwärtigste Grenzland, zunächst am stärksten betraf. Aus alten Zeiten des Landes kamen Petitionen mit den vier Forderungen: Pressefreiheit, Schwurgerichte, Volksbewaffnung und Nationalvertretung, die nachher ihren Weg durch Deutschland nahmen. Die Regierung erklärte sich sowohl mit diesen Forderungen einverstanden als mit den Forderungen, welche einige Tage später von der äußersten Linken der Zweiten Kammer eingebracht und von der Versammlung selbst fast einstimmig adoptiert wurden. Die Aufhebung der Ausnahmegerichte des Bundes, die Vereidigung des Militärs auf die Verfassung, die polit. Gleichstellung aller Religionsbekenntnisse, Verantwortlichkeit der Minister, Rechtsgleichheit im Mißbrauch der Amtsgewalt, Aufhebung der Rechte des Feudalwesens, Reformen im Steuern, Aufhebung der privilegierten Gerichtsstände, vollständige Freiwerdung, Einwirkung auf Berufung eines deutschen Parlaments, Unabhängigkeit der Richter, Entfernung des Bundesstaatspräsidenten (Blittersdorf) und dreier Minister (Treut, v. Genauer, von Freydoerf): das waren die damals als weitesten gehenden Forderungen, die von der Regierung entweder sofort erwährt oder durch Gesetzesvorlagen erledigt wurden. Die ausgedehnten Minister wurden durch Brunner, Finanzant Hofmann und Oberst Hoffmann, drei anerkannt liberalen Männer, ersetzt. Stand die Mehrheit der Kammer wie die Gemäßigten im Lande nun aufrecht auf Seiten der Regierung, so zeigte sich bald, daß der radikalste Teil der Opposition bei jenen Forderungen nicht stehen bleiben werde. Auf einer großen Volksversammlung in Offenburg (19. Aug. 1848) wurde zum ersten mal von dieser Partei, deren Führer nun Heder (s. d.) und Struve (s. d.) hervortraten, die Stimmung der Masse für eine republikanische Bewegung sondiert und das Land mit einem Ruch von Clubs überzogen, während Heder in der Umkleidekabine für die Republik agitirte und jenseit des Rheins sich Freischaren sammelten, dem unverheilten Zweck die Republikanisierung Deutschlands war. Das Scheitern der republikanischen Partei in Deutschen Vorparlament brachte den Plan einer gewaltthätigen Schilderhebung zur Armee, die Verhaftung Heders durch Blücher (8. Nov.) beschleunigte den Ausbruch. Am 12. April erließ Heder und Struve von Konstanz aus die erste Aufforderung zur bewaffneten Erhebung und Sammlung in Donaueschingen; auch die Regierung war indessen thätig gewesen und hatte, da schon damals die Zuverlässigkeit der bad. Truppen zweifelhaft war, sich durch Truppen aus den Nachbarkantonen verstärkt. So scheiterte der Versuch erst in Donaueschingen, hierauf in dem Zusammenstoß zwischen Kantonern und Schlegelshaus, wo der Führer der Bundestruppen, Friedrich von Gagern, fiel.

Erster seines Stutes ward (20. April), dann durch die Einnahme von Striburg (24. April), dessen sich die Verbündeten bemächtigt hatten, endlich in dem Gebiet bei Deßensbach, wo Herweghs Legion deutscher Kräfte aufgelöst ward (27. April).

Nach auch nach dem Wipfeln dieses Aufstandes hat keine dauernde Beruhigung ein, solange der baltische Aufruhr nicht endgültig geregelt werden kann. Die Regierung und die Kammer haben ununterbrochen fort neue Organisationsversuche und eine Reihe von Gesetzen zu verordnen, welche die Verwaltung, das Gerichtswesen u. s. w. im Sinne demokratischer Freiheit umgestalten. Ein zweiter Aufstandsversuch, den die Kaiserin der Schwägerengrenze machte (21. Sept.), wurde von herbed. Truppen in dem Geseft bei Euxine (21. Sept.) niedergeschlagen, wobei Struwe den größten Wund; aber die rührige Thätigkeit der rechten Partei, die Schwäche der Regierung und die Energiepolitik der Gemäßigten vereinfachen ihren künftigen Erfolg.

... waren mit der Vollendung der Reichs-
 versammlung vom 28. März 1849 die deutschen An-
 schlusssländer in eine entscheidende Krisis getreten.
 In der Regierung wie die Zweite Kammer hat-
 te sich im Anfang an auf Seiten der Deutschen
 Unterabstimmung gehalten. Vom Großher-
 zog war die erste Erklärung ausgegangen (Jan.
 1848), welche die Bereitschaft zu Opfern für die
 deutsche Sache ausdrückte, und als die Verfassung
 des Bundesstaat und dem preuß. Kaiserthum
 zugunsten, gab wieder W. das Beispiel der freige-
 baren Ausrückung und Unterordnung unter die
 Reichsautorität. Bei der Durchführung der Grundrechte, so-
 wohl in Preußen als in den anderen Staaten, war
 die Haltung nicht einheitlich, blieb B. bei der Verfassung
 des Reichs. Am 28. März erfolgte der Bruch zwischen
 Preußen und dem Deutschen Parlament; die Be-
 schlüsse für die Reichsverfassung schlugen an der
 Reichsversammlung in offene Aufstände um; alle re-
 volutionären Elemente im Inlande und Auslande
 schlossen sich seit Anfang März zu einer gewaltthätigen
 Bewegung. Damals brachen die Meutereien unter
 andern in Berlin aus. In Rastatt gab sich der
 Reichsarmee entgegen; aber überall (in Lör-
 schen, Bruchsal, Karlsruhe) garte es fast
 gegen die Reichsarmee. Unter dem Einbruche dieser Ereignisse
 trat die revolutionäre Bewegung rasch weitere
 Entwicklung. Ein Landesauschuß, bestehend aus
 Mitgliedern der demokratischen Klubs, unter denen
 auch die Demokraten und Jüdler noch als die ge-
 meinsamen Feinde sahen, nahm die Leitung der Re-
 gierung in die Hand. Inzwischen hatte ein auch in
 Baden durchgeführter Soldatenaufstand in der
 Nacht vom 12. auf den 14. Mai den Hof und
 die Regierung veranlaßt, die Residenz zu ver-
 lassen und sich über Gernersheim nach Lauterburg
 zu begeben. So gelangte die revolutionäre
 Bewegung ohne Kampf in Besitz der Regierung.
 Am 28. Mai dem Landesauschuß hervorge-
 gangen, trat an die Stelle der verschie-
 denen

Der Herzog hatte unterdessen Breußen um
geben, da die Reichsgewalt nicht im Stande
war, die kaiserliche Truppenmassen aufzubieten, und
es bald um B. ein Kreis von Streitkräften,
die alt hinreichend waren, den Aufstand zu

erdrücken. Gegen den Redar war ein aus verschiedenen Kontingenten zusammengefügtes Armeekorps unter Peuder aufgestellt, dem eine preuß. Division unter Gröben nachrückte, während auf dem linken Rheinufer große Massen sich den rheinpfälz. Grenzen näherten. Die Berufung Wieraslawskis (s. d.) an die Spitze der Revolutionsarmee konnte bei dem Zwiespalt der Führer der Volkspartei und der Unthätigkeit der Bevölkerung wenig helfen, obwohl dieselbe unleugbar mehr militärischen Zusammenhang in die Truppen und mehr Einheit in die strategischen Bewegungen zu bringen mußte. So verteidigte er 15. und 16. Juni nicht ohne Geschick und Erfolg die Redarlinie gegen die Reichsarmee, konnte aber nicht hindern, daß in dessen die Pfalz von den Preußen besetzt und am 20. bei Germersheim von diesen der Rhein überschritten ward. Er versuchte mit Übermacht bei Wanghaüsel eine der übergegangenen preuß. Kolonnen (21. Juni) zu schlagen, warf sie auch nach Philippsburg zurück, stieß aber am Nachmittag auf eine andere Division, die nach kurzem Kampfe der Revolutionsarmee eine völlige Niederlage brachte. Inzwischen war Peuder mit der Reichsarmee durch den Odenwald nach dem obern Redar vorgerückt, doch entkam ihm die flüchtige Armee bei Sinheim; die preuß. Division unter Gröben hatte den untern Redar überschritten. Am 25. zogen die Preußen in Karlsruhe ein, 29. und 30. Juni wurde nach heftigstem Kampfe die Murglinie von der Volksarmee verlassen. Am 10. und 11. Juli zogen die letzten flüchtigen Kolonnen auf Schweizergebiet; am 23. ward Konstanz übergeben.

Unterdessen hatte der Großherzog noch während der Emigration das Ministerium Welt entlassen und Klüber, Marischall, Regenauer, Stabel, Hogenbach zur Verwaltung berufen. Das erste traurige Geschäft der neuen Regierung war, den Kriegszustand im Lande zu verkündigen, die am meisten Beteiligten vor Standgerichte zu stellen und den Riesenprozeß gegen die Urheber und Teilnehmer der Revolution einzuleiten. Etwa dreißig standgerichtliche Todesurtheile wurden ausgesprochen und vollzogen. Die Mitglieder des Restaurationsministeriums befaßen Besonnenheit genug, um den Zumuthungen dieser, welche die sicherste Begründung des neuen Rechtszustandes in der Aufhebung der Verfassung sahen, zu widerstehen. Nacheher, als man erwarten durfte, erholte sich das Land von den Wunden, die ihm die Revolution und ihre Nachwehen geschlagen. Im März 1850 traten die Kammern wieder zusammen, nach dem unveränderten Wahlgesetze ergänzt. Mit ihnen vereinbarte die Regierung eine Reihe von Gesetzen, welche die bestehende Gemeindeordnung, das Strafgesetz, die Prozeßordnung, die Preßpolizei, das Vereinswesen u. s. w. betrafen und der Regierung größeren Einfluß sicherten.

Großherzog Leopold starb 24. April 1852. Ihm folgte in der Regierung sein zweiter Sohn Friedrich (f. d.), da der älteste, der Erbgroßherzog Ludwig, durch schwere leibliche und geistige Erkrankung an der Thronfolge behindert war. Letzterer starb 22. Jan. 1858. Der gute Geist, der die Zähringer Regentenfamilie in vielen ihrer Glieder auszeichnet, sollte sich in dem jugendlichen Fürsten besonders lebendig erweisen. Den nächsten Anstoß zu einer freisinnlichen Wendung der Dinge nach mehrjähriger, wenn auch milder Reaktionszeit gab der baski-

nach der Thronbesteigung des Großherzogs Friedrich ausgebrochene Kirchenstreit. Mit Württemberg, den beiden Hessen, Nassau und Frankfurt zusammen bildet B. die sog. Oberrheinische Kirchenprovinz, deren Metropolit der Erzbischof von Freiburg ist. Das Verhältnis zwischen Staat und Kirche war in diesem kirchlichen Gebiete durch frühere Vereinbarungen mit dem päpstlichen Stuhle und durch eine gleichlautende landesherrliche Verordnung, welche jene Staaten 1830 nach gemeinsamer Verabredung erlassen hatten, fast gleichförmig geregelt. In B. zumal, dessen Bevölkerung zu mehr als zwei Dritttheilen der lath. Konfession angehört, war der Kirche jede mit dem Gesamtproble des Staats vereinbarliche freie Bewegung gestattet gewesen.

Eine erwünschte Gelegenheit zur Erweiterung ihrer Macht fand in Deutschland die röm. Hierarchie in der Bewegung von 1848. Die frankfurter Versammlung hatte in die Grundrechte des deutschen Volks ausdrücklich die Stellung der Kirchen zum Staate die Bestimmung aufgenommen, daß jene ihre Angelegenheiten »selbständig ordnen und verwalten« dürften. Diesen allgemeinen Satz über die sog. »freie Kirche im freien Staate« wußten die Führer der Hierarchie alsbald im Interesse ihrer Machterweiterung zu benutzen. Die von der Konferenz der deutschen Bischöfe in Würzburg getroffenen Verabredungen wurden in einer Denkschrift (vom 14. Nov. 1848) niedergelegt, in welcher die Prälaten ihre Ansichten über die Selbständigkeit der Kirche und ihren Willen, die verloren gegangenen Rechte der Hierarchie zurückzuerobern, bekannnt machten. Die Oberrheinische Kirchenprovinz, insbesondere B., schien nach den Ereignissen von 1849 besonders günstig für die hieratischen Angriffe zu sein. In einer Eingabe vom 7. Sept. 1849 an die großherzogl. Regierung verlangte der Erzbischof von Freiburg, auf Grundlage der würzburger Denkschrift, die Wiederherstellung der allkirchlichen Rechte, namentlich freie Besetzung der kirchlichen Pfründen, freie Verwaltung des kirchlichen Vermögens (im ganzen mindestens 50—60 Mill.) und anderes. Bald darauf erschien eine Denkschrift der vereinigten Bischöfe der Oberrheinischen Kirchenprovinz an ihre Regierungen (Febr. 1851), worin die Forderungen der Hierarchie noch näher präzisirt und begründet wurden. Schon vorher (1850) waren auf Einladung des Erzbischofs die Jesuiten und Ignoranten im Großherzogtum eingetroffen. Die damalige bad. Regierung zeigte diesen Vorgängen gegenüber mehr Schwäche als Energie und Mangel an klarer Einsicht in die Erfordernisse der Lage. Gleiches war auch bei den übrigen Regierungen der Oberrheinischen Kirchenprovinz der Fall. Diese Regierungen, in der Mehrzahl ihrer Mitglieder der reaktionären Richtung zugehörig, würden sich gern mit der Hierarchie gegen den freieren Volksgeist oerunden haben, hätten die Ansprüche der Hierarchie nicht allzu einschneidend in die Machtphäre des Staates eingegriffen. Als die Regierungen nach gemeinschaftlich zu Karlsruhe geschlossenen Verabredungen im März 1853 ziemlich gleichlautende Verordnungen zu Gunsten des kirchlichen Regiments bekannt machten, erlebten die Bischöfe der Oberrheinischen Kirchenprovinz eine kollektive Antwort an ihre Regierungen, worin sie sich mit den Konfessionen für nicht zufrieden gestellt erklärten, mit dem Beifügen: sie fanden sich nun auf den Standpunkt unaußweichlich hingetrieben, wo sie ihr Ver-

halten nach dem apostolischen Ausspruche stimmen hätten: man müsse Gott mehr gehn als den Menschen. Sie würden in Zukunft noch das Dogma und das darauf beruhende säsungsrecht ihrer heiligen Kirche als norm für ihre Amtsverwaltung betrachten; dagegen den sie den Vorschriften und Anordnungen, die die Regierungen in Bezug auf die lath. Kirche geltend gemacht hätten oder auch fernertend machen würden, auf das entschiedenste gegenzutreten.

Mit dieser Verkennung der früher eidsch nommenen Verpflichtungen war der Krieg die staatliche Ordnung erklärt. Der Erzbischof Freiburg, welcher sich auch den Anordnungen Regierung bezüglich des Trauergottesdienles Großherzog Leopold widersetzte, weigerte sich bei Besetzung der Pfründen in bisheriger mitzuwirken; er stellte der Regierung amem Erledigung von Pfarreien ein einziges Pat recht geltend zu machen; wo sie dieses nicht halte er sich im Gewissen für verpflichtet und sich befugt, das Besetzungsrecht ganz in Anspruch nehmen. Zugleich wurden die Mitglieder des Oberkirchenrats in Karlsruhe erinnert, daß j tholischen seien und als solche in Übereinstimmung mit dem Episkopat, das einzig nur das law Recht zur Abschnürung seines Handelns zu habe, ihr fernerer Verhalten zu regeln hätten. Der lath. Oberkirchenrat gegen eine solche Protest erhob und man sich auf den geschä Dienstheft berief, wurde 14. Nov. 1853 16 Mitglieder jener Staatsbehörde und über den direktor Burger in Freiburg, der als groß Spezialkommissar das landesherrliche Plac den Erlassen der erzbischöf. Kurie zu wahr auftrug war, die große Erkommunikation (sprochen und feierlich in den Kirchen vor der sammelten Volks verkündet. Den Geistlichen die Fortsetzung der geschäftlichen Verbindun dem Oberkirchenrat, den Gläubigen der W mit den Erkommunikirten unterjagt. Es nun eine Reihe von Handlungen, die den Ge die Tendenz der erzbischöf. Kurie unerhöht barten. Bezüglich der Verwaltung des kirch mögens wurden die Stiftungsvorstände as sen, fernerhin nur den erzbischöf. Anordn Folge zu leisten.

Die bad. Regierung zeigte gegenüber die sechlosen Vorgehen große Schwäche. Sie c zwar die geschwindigen Schritte des Erzbischof null und nichtig, aber statt die Folge ges oder die wohlbekannten Urthebe in Anwen bringen, verzweifelte sie sich an den Willen r zeln Pfarren, welche sie mit Geld- und t strafen belegte, weil sie den Wünschen ihre lichen Oberhauptes Gehorsam leisteten, w nach aller Form Rechtens sich verpflichtet i ba die erzbischöf. Gewalt nicht wegen- Rühn suspendiert wurde. Als der Erzbischof das t Regierung geschlossene Kommit zu Freiburg ernannte, eigenmächtig Pfarreien besetzte un haupt um die Staatsregierung und den sprache sich nicht mehr zu bestimmen schien, er man sich endlich, ihn vor Gericht zu stellen 1871. Jedes wurde der Prozeß auf Ant Komit als bald wieder aufgegeben. Schon hatte man badischerseits die Vermittelung de Stuhls angerufen und eine Gesandtschaft

Annahme lassen. Dort wurde vor allem die Verhängung des Prozesses und vollkommene Freiheit für den Erzbischof gefordert. Erst als diesem entgegen war, kam ein sog. »Interim« zu Stande, das die Regierung 14. Nov. 1864 bekannt machte. Nach demselben sollten vorerst keine Pfarreien des Reichs in der Verwirklichung des Kirchenvermögens im bisherigen Stand belassen, alle Prozesse gegen Geistliche zurückgeschlagen werden u. s. w. Von Aufhebung der Erbschickerei ausgesprochenen Strafen, namentlich der Exkommunikationen, schied das Interim. Aberdies knüpfte die röm. Kurie an die Annahme des Interims die Bedingung weiterer Verhandlungen. Diese Verhandlungen in Rom schied gegen sich durch das spröde Verhalten der Kurie mehr und mehr in die Länge, und erst 28. Juni 1869, ohne Zweifel nicht ohne den Druck der Ereignisse in Italien, wurde die Konvention (vier Tage nach der Schlacht von Solferino) in Rom abgeschlossen. Die Hierarchie hatte in derselben den vollständigen Sieg davongetragen.

Die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten, namentlich aber die Unterhandlungen mit Rom waren bald nach Ausbruch des bad. Kirchenstreits dem Ministerium des Innern abgenommen und ausschließlich dem auswärtigen Amte übertragen worden, welches in den Händen von Männern lag, die in Österreich hingerichtet. Als der Landtag gegen Ende 1869 wieder zusammentrat, enthielt die Thronrede bezüglich der abgeschlossenen Konvention, wodurch die Leitung der Kirche dem Erzbischof überlassen war, die lauten Worte: »Die mit dem päpstl. Stuhle gepflogenen Verhandlungen, worüber den Ständen die Aktenstücke vorgelegt werden sollen, sind zu dem gewünschten Abschlusse gelangt.« Eine entgegengegesetzte Überzeugung über den Wert des Konkordats hatte indes in allen Kreisen des bad. Volks platzgegriffen und gab sich in Versammlungen, Flugchriften und Petitionen in ungewöhnlicher Weise kund. Der moralische Druck der öffentlichen Meinung auf die bisher der Regierung gegenüber in der Mehrheit sehr gefügige Zweite Kammer wurde allmählich so stark, daß die Kammer den Beschluß faßte, über die Aktenstücke durch eine Spezialkommission sich Bericht erstatten zu lassen. Eine Woche dieses Berichts war der Antrag, »daß die Konvention nicht in Wirksamkeit zu treten habe.« In zweitägigen lebhaften Debatten schloß sich die Erste Kammer 30. März 1860 mit großer Mehrheit dem gestellten Antrage an und verlangte die Geltung der kirchlichen Angelegenheiten durch die Regierung. Dieser im ganzen Lande freudig begrüßte Beschluß hatte 2. April den Sturz des Ministeriums und einen Wechsel des bisherigen Regierungssystems zur Folge. Zwei der hervorragenden Mitglieder der liberalen Opposition, Lang und Stäbel, jener der Ersten, dieser der Zweiten Kammer angehörend, traten in das neu gebildete Ministerium und wurden die Seele desselben. Ein landesherrliches Patent vom 7. April 1860 erteilte dem Lande die Grundzüge der neuen Verfassung bekannt, die ein zeitgemäßes Fortschreiten ihrem Boden der Verfassung verliehen. Das liberale Ministerium, in welches später (Mai 1861) Robert von Roggenbach als Minister des Auswärtigen eintrat, wußte seitdem durch eine Reihe von Gesetzen und Reformen, sowie nach außen hin, durch abgenommene Aufgabe in befriedigender Weise zu. Der kirchliche Konflikt wurde durch die

22. Mai 1860 der Zweiten Kammer vorgelegten sechs Gesetzentwürfe und durch endliche Vereinbarung mit dem Erzbischof (20. Nov. 1861), hinsichtlich der Befegung der Kirchenpräbenden, Verwaltung des Kirchenvermögens und Einsetzung eines lath. Oberkirchenrats, geregelt. Daran reihte sich eine Umgestaltung der Verfassung der prot. Landeskirche in liberalem Sinne und die Emanzipation der Juden. Auch auf allen andern Gebieten des öffentlichen Lebens wurde der bad. Staat einer Umgestaltung entgegengeführt. Diese weitgreifenden Reformen waren: Einführung der Gewerbefreiheit, eine neue Gerichtsorganisation (nach dem Muster der hannoverschen), ein Polizeistrafgesetzbuch und insbesondere eine neue Organisation der innern Verwaltung, welche das Volk zur Theilnahme beruht und dem Grundfasse der Selbstregierung in einer Ausdehnung huldigt, wie dies in keinem andern Staate der Fall gewesen war. Mit diesen neuen Organisationen, mit deren Durchführung man sich 1864 beschäftigte, hörte die bisherige polit. Einteilung des Großherzogthums in vier Provinzen mit ebenso viel Mittelregierungen auf. Das Land zerfiel seitdem in 11 Verwaltungskreise.

Die Energie, mit welcher der Minister des Auswärtigen, Freiherr von Roggenbach, bei jeder Gelegenheit dem nationalen Verlangen nach einer gründlichen Bundesreform Ausdruck gab, belebte auch außerhalb B. die nationalen Hoffnungen und Verlangen um so mehr, als es kein Geheimnis war, daß der Großherzog in diesem Gedanken mit seinem Minister einig war. Die eifrige Verwendung B. für das kurfürstl. Verfassungsrecht im J. 1862 auf dem Bundesstage, wo R. von Noth als bad. Gesandter wirkte, forberte die endliche Herstellung jenes Rechts durch Preußen. Der rasche Entschluß, dem von Preußen beantragten französischen-Deutschen Handelsvertrage beizutreten, stellte dem österr. Plane, die süddeutschen Staaten von dem Zollverein mit dem Norden loszureißen, ein unüberwindliches Hindernis entgegen und forberte die Erneuerung des Zollvereins im J. 1865. Als der Kaiser von Österreich 1863 auf dem Fürstentagessitz zu Frankfurt den Versuch machte, eine Bundesreform ohne wirkliche Vollvertretung durch Verstarlung der Präsidialmacht sogar ohne Preußen durchzuführen, nahm der Großherzog Friedrich zwar an den Verhandlungen teil, hielt aber ganz allein an dem Widerspruche gegen diesen Versuch fest, dem deutschen Volke statt des erlöschten Brotes nationaler Einigung die harten Steine dynastischer Hoheitsrechte zu bieten. Schon 1864 wurde das Land durch eine neue liberale Agitation beunruhigt. Der lath. Klerus war unzufrieden mit der staatlichen Einrichtung von Ortschulräthen, an denen auch Familienväter theilhaben sollten, und von Bezirkschulinspektoren, und die lath. Pfarren erhielten von der erzbischöfl. Kurie den Befehl, die ihnen vorbehaltenen Stelle in den Ortschulräthen nicht anzunehmen. Gleichseitig machte ein erheblicher Teil der prot. Geistlichen den Versuch, die freiere kritische Richtung in der prot. Theologie zu unterdrücken. Das »Leben Jesu« von Ehenkel gab den Anlaß. Durch die Vesteitigung des Seminar Direktors Ehenkel in Heidelberg sollte diese Richtung aufs Haupt geschlagen und der Anstich auf die Orthodorie hergeleitet werden. Der Versuch scheiterte aber an dem Widerstande der Liberalen, die bald darauf zur Gründung des Deutschen Protestantenvereins

fortschritten und die freie Forschung, die Versöhnung des Christentums mit der modernen Kultur und seine Erneuerung der Kirche auf der Grundlage des Gemeindeprinzips auf ihre Fahne schrieben. Der Oberkirchenrat erkannte die Gleichberechtigung der verschiedenen Richtungen innerhalb des Protestantismus an und verwies die Vertreter der orthodoxen Richtung zur Ruhe.

Zwischen wirkte der Konflikt zwischen Preußens Regierung und Abgeordnetenhaus ersäufend auf die Hoffnungen, die sich Preußen zuwenden hatten, und der Verlauf des schles.-holst. Streites machte die bad. Volksvertretung zu Gegnern Preußens. Der Minister von Roggenbach trat 19. Okt. 1865 zurück und von Edelsheim kam an seine Stelle, der es unternahm, B. allmählich in das mittelstaatliche Lager überzuführen und schließlich an Österreich anzuschließen. Die entscheidende Krisis von 1866 trieb B., im Widerspruche mit der Haltung von 1860—65, nach einigen Schwankungen und Zögerungen in das Lager des alten Bundes, der dynastisch-mittelstaatlichen und österr.-großdeutschen Politik. Mit den Demokraten verbündet und der Ultramontanen sicher, nahm Edelsheim an den mittelstaatlichen Konferenzen in Augsburg und Bamberg teil und brachte die Kammer, welche sich 14. April noch für den bismarckschen Antrag (Einberufung eines deutschen Parlaments zum Zweck einer Neugestaltung der Bundesverfassung) mit allen gegen drei Stimmen ausgesprochen hatte, nach und nach zu dem Entschlusse, durch inniges Zusammengehen mit den andern süddeutschen Staaten Heil für B. zu suchen, was tatsächlich gleichbedeutend war mit Krieg gegen Preußen. Der Großherzog, welcher mit dem 1863 wieder in den bad. Staatsdienst getretenen Mathy auf preuß. Seite stand, mußte, als ihm auf eine Anfrage in Berlin die Antwort erteilt wurde, Preußen sei nicht im Stande, B. militärisch zu schützen, dem Andrängen der Mehrheit des Ministeriums und des Landes nachgeben. So wurden die Kreditforderungen zur Mobilisierung des Kontingents von den Kammern bewilligt, in Volksversammlungen Preußen wegen seines Einmarsches in Holstein als Friedensbrecher und Vergewaltiger deutscher Volkshäute, Österreich als Hort des deutschen Bundesrechts bezeichnet und in der Bundestagsitzung vom 16. Juni dem bedrohten Sachsen die angerufene Bundeshilfe auch vom bad. Bevollmächtigten zugesagt. Damit war der Krieg gegen Preußen entschieden und die bad. Felddivision machte den unglücklichen Feldzug am Main unter dem Befehl des Prinzen Wilhelm mit. Die preussisch gesinnten Mitglieder des Ministeriums wurden verdrängt; die Ministerialräte Jolly und Fregendorf wurden 26. Juni ihrer Stellen enthoben; Mathy, Präsident des Handelsministeriums, mußte 30. Juni seine Entlassung nehmen.

Nach den preuß. Siegen in Böhmen und am Main schlug die öffentliche Meinung in B. rasch um. Schon 22. Juli hatten 39 Abgeordnete in einer Adresse den Großherzog, den kühnsten Krieg auszusprechen und den Anschluß an Preußen zu bewerkstelligen. In gleichem Sinne sprachen sich Adressen von Gemeindebehörden, Handelskammern und Volksversammlungen aus. Am 23. Juli Edelsheim, 26. Juli Stabel, Kamen, Bogelmann ihre Entlassung ein und 27. Juli erhielt Mathy den Auftrag, ein neues Ministerium zu bilden. Daselbe kam 28. Juli zu Stande; Mathy wurde

Staatsminister und übernahm wieder das des Ministerium, vorläufig auch das Finanzministerium; Fregendorf wurde Präsident des Riums des Auswärtigen, Jolly Präsident des Ministeriums des Innern; General Ludwig, Entlassung nicht angenommen wurde, blieb Kriegsminister, und Staatsrat Rühl ein Mitglied des Ministeriums ohne Portefeuille. Truppen wurden 29. Juli zurückgerufen, in Burg 3. Aug. Waffenstillstand und 17. Aug. Fregendorf in Berlin definitiven Frieden und einen Vertrag mit Preußen geschlossen. Eine Kriegscontribution von 6 Mill. Gold Preußen zu bezahlen. Der Friedensvertrag: von beiden Kammern genehmigt, und Am 2. Sept. B. an Preußen und den Norddeutschen Bundes, die Vereinigung Süddeutschlands demselben zu einem Deutschen Reiche als 6 der bad. Politik bezeichnet. Regierung und mer steuerten von nun an diesem Ziele mit Entschiedenheit zu. Bei der Eröffnung des tags 5. Sept. 1867 sprach der Großherzog Thronrede seinen ersten Entschlusse aus, „nationalen Einigung unausgesetzt nachzustreben jedes Opfer zu diesem Zwecke zu bringen. Allianz- und Zollverträge, für welche letztere Mathy bei den Konferenzen der K. und der Reichskammer in Berlin thätig gewesen, wurden von beiden Kammern genehmigt. nahmen die Kammern das an die norddeutsche Kriegsverfassung sich anschließende Wehrpflichtkontingentgesetz, ein Ministerverantwortungsgesetz, ein Pressegesetz und ein Schulgesetz an. letzteres wurde die allgemeine Schulpflicht führt und den kirchlichen Korporationen die Leitung von Schulen verboten. Der Landtag 15. Febr. 1868 geschlossen.

Am 3. Febr. 1868 starb Mathy. Infolge wurde das Ministerium 12. Febr. neue Jolly übernahm das Staatsministerium und Innere, Fregendorf das Auswärtige, Rühl Finanzen, Dufsch den Handel, Oblicher (geb. 21. Okt.) die Justiz, der bisherige preuß. Bevollmächtigte in Karlsruhe, General Bey Kriegsweisen. Rühl blieb in seiner bisherigen Stellung. Stabel, welcher 1867 das Justizministerium wieder übernommen hatte, und schied aus. Das bad. Rabatteninstitut aufgehoben und einem mit Preußen abgefolgten Verträge gemäß die bad. Rabatten in die Militäranstalten aufgenommen, 1869 auch Norddeutschen Bunde ein die militärische Freiheit bezweckender Vertrag geschlossen. Die Organisation war 1868 vollendet und beauftragte der Division wurde Beyer übertrug den Beratungen der süddeutschen Festungsfunktion vertrat B., den particularistischen Forderungen Bayerns und Württembergs gegenüber nationalen Standpunkt. Bei den Reichswahlen im Febr. 1868 siegte die Nationalen in acht, die Liberalen in sechs Wahlkreisen. Mit der freiburger Kurie kamen neue Nationalen vor. Die Regierung verordnete, daß die Theologen beider Konfessionen nach den Universitätsstudien vor einer staatlichen Prüfungskommission eine Prüfung über ihre allgemeinen wissenschaftliche Vorbildung zu bestehen haben. Dagegen protestierte der Erzbischof 17. Apr. und untertrugte in einem Erlasse vom 18.

len kath. Theologen, sich dieser Prüfung, welche nur Eingriff in die Rechte der Kirche enthalte, zu unterziehen. Darauf erklärte die Regierung das episcopale Verbot für ungültig und verweigerte also denjenigen Theologen, welche sich der Prüfung nicht unterwerfen, die definitive Anstellung und die Auszahlung des Gehalts. Der Tod des Bischofs Sauri (14. April 1868) veranlaßte eine Interim. Domdekan und Generalvikar traten interimistisch die Stelle des Erzbischofs interimistisch gewöhlt.

Der in Oberrhein am 8. Nov. und 27. Dez. 1868 abgehaltenen Versammlungen, auf welchen die Führer der liberalen Partei dem Ministerium Jolly Vorwürfe machten, veranlaßte die Liberalen, in Verbindung mit den Großdeutschen und Demokraten, einen Aufruf an das Volk ergehen zu lassen und einen Aufruf an den Großherzog zu adressieren. Auflösung der jetzigen Ständeversammlung, Einberufung eines außerordentlichen Landtags zur Schaffung eines neuen Wahlsystems auf Grundlage des direkten geheimen Wahlverfahrens und ein Mißtrauensvotum gegen das Ministerium war der Hauptinhalt der Adresse. Der Reichsbescheid den zwischen den Liberalen und dem Ministerium obwaltenden Streit, die neue Ständeverammlung vom 23. Mai 1869 beschloß eine Gegenadresse an den Großherzog, die die wesentlichen Subjekte des Landes folgten diesem Bescheid und der Großherzog wies die liberalen Beschwerden ab. Bei den Reichswahlen vom 1. Juli 1869 siegten die Liberalen in 18, die Liberalen in 4 Wahlkreisen. Die Reichswahlen wurden am 24. Sept. eröffnet. Die Regierung legte einen Entwurf über Veränderung der Reichsversammlungsbestimmungen vor: die Zweite Kammer sollte die selbstständige Wahl der Reichswahlen, die Selbstbestimmung hinsichtlich der Reichsordnung, die Initiative in der Gesetzgebung erhalten und der Grundhals des allgemeinen Wahlrechts und der geheimen Abstimmung sollte in der Reichsversammlung aufgenommen werden. Dieses Verfassungsgesetz wurde von der Zweiten Kammer am 18. Nov. angenommen. Die Liberalen gewünschte Einführung der Reichswahlen, statt der bisherigen indirekten, wurde von der Zweiten Kammer mit allen gegen 14 Stimmen verworfen. Das Gesetz über Einführung der Reichswahlen und der bürgerlichen Reichswahlordnung wurde unter fortwährendem Druck mit den Liberalen beraten und von der Zweiten Kammer am 17. Nov. mit allen gegen 6 Stimmen, von der Ersten 4. Dez. gleichfalls mit allen gegen 6 Stimmen angenommen. Ebenso wurde die Verfassung des Kontingentgesetzes und das Gesetz über das Militärbudget von beiden Kammern mit Beifall angenommen. Das Gesetz über die neue Einteilung des Reichs in 36 Landtagswahlbezirke und der Anzahl der Landtagsdauer der Abgeordneten von 1 auf zwei Jahre herabzusetzen und alle zwei Jahre die eine Hälfte austreten zu lassen, von der Zweiten Kammer angenommen. Das Stichtungsgesetz, wonach diejenigen Stiftungen, welche nicht kirchlichen Zwecken gewidmet waren, sondern in der Verwaltung der Schule und des Armenwesens getrieben, in kirchlichen Verwaltung entzogen und in weltliche Verwaltung gestellt werden sollten, wurde am 1. Sept. über Ausdehnung der Kompetenz der Verwaltungsgerichte bei politischen und Preßver-

gehen, über das an die norddeutschen Bestimmungen sich anschließende Militärstrafgesetzbuch und über die Unterstützung des Gottfardbahnunternehmens mit 3 Mill. Gulden wurden vom Landtag genehmigt. Der Schluß desselben erfolgte 7. April 1870. Der Protest des Bistumsverwesers gegen das Stichtungsgesetz wurde nicht beachtet. Derselbe ließ 14. Sept. 1870 die vatikanischen Beschlüsse vom 18. Juli öffentlich verurteilen. Darauf erklärte die Regierung, daß diese Beschlüsse, sofern sie mittelbar oder unmittelbar in bürgerliche Verhältnisse eingreifen, als rechtlich unverbindlich anzusehen seien.

Die Kriegserklärung Frankreichs beschleunigte die Erfüllung der nationalen Bestrebungen B. Die Division wurde unter den Oberbefehl des Generals von Werder gestellt, beteiligte sich zuerst an der Belagerung Straßburgs, sodann dann bei Dijon und Nuits und nahm in den entscheidenden Tagen vom 15. bis 17. Jan. 1871 an den siegreichen Kämpfen vor Belfort der Bourbaischen Armee gegenüber ruhmvollen Anteil. Die Regierung suchte die Siege für den Ausbau des nationalen Staats zu verwerten. In einem Schreiben an Bismarck vom 2. Sept. 1870 forderte sie die Wiedererwerbung des Elsaß und die Erweiterung des Norddeutschen Bundes zum Deutschen Bund und beantragte für letztern eine Verstärkung der Centralgewalt auf militärischem und diplomatischem Gebiete. Nach den Münchener Verhandlungen, an welchen B. sich nicht beteiligt hatte, beantragte B. 2. Okt. seinen Eintritt in den Norddeutschen Bund. Minister Jolly und Freytag begaben sich auf Bismarcks Einladung 20. Okt. nach Versailles. Dort wurde der Verfassungsvertrag mit dem Norddeutschen Bunde 15. Nov., die Militärkonvention mit Preußen 25. Nov. abgeschlossen. Die letztere bestimmte, daß das bad. Kontingent ein unmittelbarer Bestandteil der preuß. Armee sein, der König von Preußen als Bundesoberherr alle Rechte und Pflichten des Kontingents- und Kriegsherrn übernehmen und B. die dasselbe verfassungsmäßig treffende Summe für das Bundeslandheer der preuß. Kriegsverwaltung zur freien Verfügung überlassen solle. Die bad. Truppen ergänzen sich aus einem besonders ersatzbezirk und bilden, vereint mit einigen preuß. Regimentern, das 14. preuß. Armeekorps, welches während des Friedens in B. und dem Bezirk Oberelsaß steht. Der 13. Dez. 1870 zusammentretende Landtag genehmigte die beiden Verträge und eine die nationalen Gefinnungen und Bestrebungen des Großherzogs anerkennende Dankadresse an denselben. Das Ministerium des Auswärtigen und das des Kriegswesens wurden 1. Juli und 17. Dez. 1871 aufgelöst, sämtliche Gesandtschaften 24. Okt. aufgehoben. Bei den Reichstagswahlen vom 3. März 1871 wurden 12 Nationalliberale und 2 Liberalen gewählt. Der 21. Nov. 1871 wiedereröffnete Landtag beschäftigte sich vorzugsweise mit finanziellen und Verwaltungsfragen und wurde 21. März 1872 wieder geschlossen. Zu erwähnen ist noch die Annahme der Gesandtschaften über Ausschließung religiöser Ordensmitglieder vom Elementarunterricht und von der Ausbildung in der Seelsorge und über das Verbot von Missionen, sowie die Interpellation des Abgeordneten Eckhard über den von der Regierung den altkath. Priestern, Gemeinden und Eltern zu gewährenden Rechtschutz, worauf Staatsminister

Jolly eine die Altkatholiken durchaus befriedigende Antwort gab. Die erste altkath. Gemeinde wurde in Konstanz gegründet und in der derselben zugewiesenen Augustinerkirche 28. Febr. 1873 der erste altkath. Gottesdienst gehalten. Es folgte bald die Gründung weiterer altkath. Gemeinden in Freiburg, Pforzheim, Karlsruhe, Heidelberg und andern Orten. Der altkath. Bischof Reinkens wurde von der Regierung als Bischof anerkannt und erhielt 8. Juni 1873 von dem Staatsminister Jolly, welcher demselben den Eid abnahm, die Anerkennungsurkunde. An sämtliche Mitglieder religiöser Orden und Kongregationen erließ die Regierung 1. Nov. 1872 den Befehl, ihre bisherige Lehrtätigkeit binnen vier Wochen einzustellen. An die Stelle des freiwillig austretenden von Tusch wurde Ministerialrat Turban 28. Okt. 1872 zum Präsidenten des Handelsministeriums ernannt.

Die Landtagswahlen vom 22. und 23. Okt. 1873 hatten das Ergebnis, daß 50 Nationalliberale, 10 Klerikale und 3 Demokraten gewählt wurden. Die Eröffnung des Landtags erfolgte 20. Nov. Aus den Verhandlungen desselben ist Folgendes hervorzuheben: die Interpellation des Abgeordneten Busch (2. Dez.) wegen Anerkennung des Bischofs Reinkens und die Erwidrerung des Staatsministers Jolly, welche dahin lautete, daß die Regierung, welche die Beschlüsse des Vatikanischen Konzils nicht anerkenne, die Altkatholiken fortwährend noch als Katholiken anzusehen habe und denselben die Möglichkeit einer kirchlichen Organisation ebenso gut gewähren müsse wie den inkonsolidistischen Katholiken, und daß die rechtliche Bedeutung der Anerkennung des Bischofs Reinkens darin bestehe, daß derselbe in B. alle die Rechte ausübe, welche einem kath. Bischof zukünden. Es war zeitgemäß, daß die Regierung ein die Rechtsverhältnisse der Altkatholiken vollständig regelndes Gesetz vortrage. Dasselbe wurde von der Zweiten Kammer 13. Mai 1874, von der Ersten 2. Juni angenommen. Die Kirchengesetze von 1860 fanden eine Ergänzung in einem Gesetzentwurfe, welcher bestimmte, daß für die Zulassung zu einem Kirchenamte oder zur öffentlichen Ausübung kirchlicher Funktionen der Nachweis einer allgemein wissenschaftlichen Vorbildung (dreijähriger Besuch einer deutschen Universität und besondere Prüfung in Philosophie, Geschichte und deutscher Literatur) gefordert und vom Besuche einer solchen Universität derjenige nicht dispensiert werde, welcher seine Studien an einer Anstalt gemacht habe, an der Jesuiten oder Mitglieder anderer verbotener Orden lehren; daß die Knabenseminare und Konvikte für Theologie Studierende mit Ende des laufenden Schuljahrs zu schließen seien; daß Strafen von 60—1500 Mark und Gefängnisstrafen von 3—12 Monaten einzutreten hätten bei Mißbrauch des geistl. Amts. Dieser die Stellung des Klerus zum Staate wesentlich ändernde, die Macht des letztern stärkende Gesetzentwurf wurde von der Zweiten Kammer 21. Jan. 1874 mit allen gegen 10 Stimmen angenommen und ein Einverständnis hierüber mit der Ersten Kammer 14. Febr. erzielt. Der Städteordnungsentswurf, wonach in den sieben größten Städten (Karlsruhe, Mannheim, Freiburg, Heidelberg, Pforzheim, Konstanz, Baden) die Einwohnergemeinden an die Stelle der Bürgergemeinden gesetzt, die Wahl der Bürgermeister, Beigeordneten und Stadträte dem Bürgerausschusse übertragen und letzterer von den wahlberechtigten Ein-

wohnern nach drei Steuerklassen gewählt werden sollte, wurde von der Zweiten Kammer 21. Jan. 1874 angenommen, mit der Bestimmung, daß dieses Gesetz ins Leben treten solle, sobald das erlassende Gesetz über die Gemeindebesteuerung in Wirksamkeit trete. Die Erste Kammer nahm das Gesetz mit einigen Abänderungen 27. Mai an. Die Frage einer allgemeinen Verfassungsrevision ist mehrmals zur Sprache. Bei der Debatte vom 22. Dez. 1873, wo es sich um Einführung des Einkammersystems, der einjährigen Budget- und Wahlenperioden und der von den Klerikalen immer wieder geforderten direkten Wahlen handelte, wurde beschlossen, behufs Herstellung einer dem heutig Rechtseinstimmigkeit entsprechenden Verfassung die Initiative der Regierung zu überlassen, eine Kommission für einjährige Budget- und Wahlenperioden zu ernennen und den Antrag auf Einführung direkter Wahlen abzulehnen. Am 26. Febr. wurde der Landtag, welcher wegen der Reichstagsungen vom 16. Febr. bis 8. Mai vertagt gewesen war, geschlossen. Dem Kammerbeschlusse gemäß wurde das erzbischöflich. Konvikt in Straßburg und die dortigen Knabenseminarien durch die Ministerialverfügung vom 1. Aug. geschlossen. Bei den Reichstagswahlen vom 10. Jan. 1874 wurde 12 Nationalliberale und nur 2 Klerikale gewählt. Die Erneuerungswahlen zum Landtag, wozu 15. Okt. 1875 stattfanden, ergaben die Wahl 22 Nationalliberalen, 6 Ultramontanen und 2 Demokraten. Die Zahl der ultramontanen Abgeordneten stieg dadurch von 10 auf 13. Der Landtag wurde 23. Nov. eröffnet, jedoch bald darauf vertagt, kam 21. Febr. 1876 wieder zusammen und dauerte bis zum 15. Juli. Der Eröffnung wohnte der Erbgroßherzog Friedrich, welcher 9. Juli 1875 jährl. geworden war, zum ersten mal als Präsident der Ersten Kammer bei. Gesetzentwürfe über Verbesserung des ungenügenden Einkommens der Geistlichen beider Kirchen, über Vereinigung der Konfessionen getrennten Volksschulen unter Einsetzung der Erteilung des konfessionellen Religionsunterrichts, über Einrichtung und Befugnisse der Oberrechnungskammer im Sinne einer selbständigen Kontrolle der Staatsverwaltung und eine Reform der Steuergesetzgebung wurden in der Thronrede angelündigt. Der von den Klerikalen gestellte Antrag, die Regierung solle die für den erzbischöflich. Stuhl ausgesetzte Dotation, auch mit dieser Stuhl nicht besetzt sei, der Kirche ausbezahlen wurde 29. März verworfen und gab dem Staatsminister Jolly Anlaß, über den Stand der Verhandlungen mit dem Vatikan zu berichten und Erklärung abzugeben, daß die Regierung bei den Geistlichen den erzbischöflich. Stuhl beiseite lasse, sich nicht den Staatsgeheimen unterwerfe. Die Dotation der evang. und kath. Geistlichkeit mit 6 Staatszuschuß von je 200 000 M. wurde 28. und 5. Juli von beiden Kammern bewilligt, jedoch mit der Bestimmung, daß im Rahmen der Geistlichkeit der Erzbischofsverwalter und der kath. Bischof die Gehorsamserklärung gegen den Staat abzugeben haben, daß der Kurie die Disposition über die Pfändenerträge entzogen und diese Dotation zunächst nur auf sechs Jahre bewilligt werde. Das Gesetz über Einführungsmittler Volksschulen wurde von der Kammer 22. Juni und 3. Juli angenommen und den Beschlüssen der Klerikalen durch die Bestimmung, daß

getragen, daß in denjenigen Gemeinden, welche bisher lousionell getrennte Schulen hatten, auch ein Lehrer von dem Befenntnisse der Minderheit angestellt werden solle, falls ein Gemeindebeschluß hierzu vorliege und die Zahl der Schulkinder des in der Minderheit befindlichen Bekenntnisses nach dem Durchschnitt der letzten drei Jahre wenigstens 20 betragen habe. Das Gesetz über Einrichtung und Befugnisse der Oberrechnungskammer wurde von beiden Kammern 17. Juni und 12. Juli, das Gesetz über Einführung einer Erwerbsteuer, welches die Reform der Steuergesetzgebung weiter führen sollte, 20. Juni und 14. Juli angenommen. Der Landtag wurde 15. Juli geschlossen.

Das größte Aufsehen erregte die Nachricht, daß Staatsminister Jolly, welcher seit 12. Febr. 1868 an der Spitze des Ministeriums stand und zugleich als Ministerium des Innern leitete, 21. Sept. seine Entlassung erbeten und erhalten, und daß infolge dessen das ganze Ministerium ein Entlassungsgesuch eingebracht habe. Der mit der Bildung eines neuen Kabinetts beauftragte Handelsminister Turban wurde 24. Sept. unter Beibehaltung seines Ministeriums zum Präsidenten des Ministeriums, Ministerialrat und Landeskommissar Stöcker zum Präsidenten des Ministeriums des Innern, Hölzner zum Präsidenten des Ministeriums des Großherzogth. Hauses und der Justiz ernannt; der Präsident des Finanzministeriums Eilshäuser und Geheimrat Rüßlin blieben in ihren Stellungen. Geheimrat von Herzdorf wurde in den Ruhestand versetzt, Jolly 4. Okt. zum Präsidenten der Oberrechnungskammer ernannt. Daß dieser Ministerwechsel mehr eine Aenderung des bisherigen liberalen Systems, als eine Aenderung der Regierungsmethode bedeute, betonte 31. Okt. der Großherzog ausdrücklich. Die Ehrlichkeit und Schneidigkeit, mit der Jolly seinen liberalen Gegnern jederzeit entgegentrat, führte, da von manchen Seiten ein milderer Verfahren gewünscht wurde, die Entlassung Jollys herbei. Bei den Landtagswahlen vom 10. Jan. 1877 wurden 11 Nationalliberale, 2 Klerikale und 1 Deutschkonserervative gewählt. Das 25jährige Regierungsjubiläum des Großherzogs wurde 19. April unter allgemeiner Theilnahme des Landes gefeiert. Der Landtag wurde 22. Sept. vom Kaiser zum Generalkommissar der neuorganisirten Armeeinspektion (14. und 15. Armeekorps) ernannt. Bei den Erwerbswahlen zur Abgeordnetenversammlung wurden 2. Okt. für die 32 Ausgetretenen 26 Nationaldemokraten, 5 Klerikale und 1 Demokrat gewählt. In der Kammer hatten die Klerikalen noch 12 Mitglieder. Bei der Eröffnung des Landtags 5. Nov. führte die Thronrede Vorlagen zu den Landessteuern, zur Gemeindebesteuerung, zum Budget an. Die Abgeordnetenversammlung wählte, nachdem in Langenbrunn Präsident, Kirsner, gestorben war, 7. Nov. den Staatsrat Lamey zu ihrem Präsidenten. Die Klerikalen Anträge, wonach das direkte Wahlrecht sowohl bei den Wahlen zur Abgeordnetenversammlung als bei den Wahlen der Kreisabgeordneten und der Bezirksräthe eingeführt und der Umfang einer Unterstützung zu Schulzwecken nicht auf eine das Wahlrecht entziehende Armenunterstützung angedehnt werden sollte, wurden 22. Jan. 1877 und der Antrag auf Abschaffung der staatlichen Prüfung der Theologen 25. Jan. abgelehnt. Der Landtag wurde vom 9. Febr. bis 29. Okt. vertagt. Bei seiner Wiedereröffnung wurden Vorlagen

über ein neues Forst- und Forststrafgesetz, über die Rechtsverhältnisse der Richter, über die Ausbringung des Gemeindeaufwands in den Städten, in welchen die Städteordnung gelte, und über die Rechtsverhältnisse der bei den Mittelschulen für die weibliche Jugend angestellten Lehrerinnen angehängt. Bei den Reichstagswahlen vom 30. Juli verloren die Nationalliberalen drei Wahlkreise; gewählt wurden 8 Nationalliberale, 3 Klerikale, 2 Deutschkonserervative, 1 Demokrat. Auch bei der Erneuerung der 32 Ergänzung- und 4 Ersatzwahlen in die Abgeordnetenversammlung 23. Okt. 1879 erlitten die Nationalliberalen Verluste. Gewählt wurden 21 Nationalliberale, 10 Klerikale, 3 Konserervative und 2 Demokraten. Die Abgeordnetenversammlung war nun zusammengesetzt aus 39 Nationalliberalen, 16 Klerikalen, 3 Demokraten, 2 Konservativen.

Die bei der Eröffnung des Landtags 18. Nov. gehaltenen Thronrede betonte den schlimmen Stand der Finanzen, welcher die Folge des Ausfalls im Eisenbahnertrag und in den übrigen ordentlichen Einnahmen sei und eine Steuererhöhung notwendig mache. Die zum Eisenbahnbau erforderlichen Mittel sollten durch Anleihen aufgebracht werden. Zum Präsidenten der Abgeordnetenversammlung wurde 20. Nov. einstimmig Lamey wiedergewählt. Der in klerikalem Sinne gestellte Antrag, wonach das Gesetz über den Elementarunterricht dahin abgeändert werden sollte, daß den Gemeinden das Recht einzuräumen sei, auf die Erhebung des Schulgeldes zu verzichten, wurde, da der Kern des Antrags darin bestand, daß die Entziehung des Wahlrechts für denjenigen Vater, der das Schulgeld nicht bezahlen konnte, ebendamit wegfallen sollte, abgelehnt. Nach kurzer Vertagung trat der Landtag 12. Jan. 1880 wieder zusammen und hatte sofort eine Kulturkampfvorlage zu beraten. Um dem Streit, welcher seit dem Erlaß des Gesetzes vom 19. Jan. 1874 zwischen Regierung und Kirche wegen der Examenstrafe bestand, ein Ende zu machen, setzte erstere 17. Jan. einen Geleitzentwurf vor, wonach von der allgemein wissenschaftlichen Staatsprüfung diejenigen Theologen frei sein sollten, welche eine theol. Fachprüfung abgelegt hatten, sofern dieser Prüfung ein landesherrlicher Kommissar angewohnt und das Ergebnis der Prüfung der Staatsbehörde nicht Anlaß zur Beanstandung der Kandidaten wegen Mangel an hinlänglicher allgemein wissenschaftlicher Bildung gegeben hätte. Denjenigen Geistlichen aber, welche vor Verkündung dieses neuen Gesetzes bereits die theol. Fachprüfung bestanden hatten, beziehungsweise zu Priestern geweiht worden waren, sollte auf eingereichte Bitte und gelieferter Nachweis der bestandenen Abiturientenprüfung und des dreijährigen Besuchs einer deutschen Universität, die Staatsprüfung zum Nachweis der allgemein wissenschaftlichen Vorbildung erlassen werden. Die Kommission, an welche diese Vorlage verwiesen wurde, erklärte, zumal da sie erfuhr, daß der Bistumsverweiger Mühl zwar seine Zustimmung zu diesem Entwurf gegeben, zugleich aber alle Rechte, welche durch das Konkordat der kath. Kirche erteilt worden waren, für dieselbe aufs neue in Anspruch nehme, mit 10 gegen 3 Stimmen, daß sie an die Kammer den Antrag auf Nichtintreten in die Beratung der Vorlage richten werde, solange nicht die erzbischöflich. Kurie ihren Erlaß von 1874 zurückgenommen, worin sie den Klerikern verbot, um Dispensation von der

allgemein wissenschaftlichen Staatsprüfung einzutreten. Daraus fragte der Bistumsverweser im Vatikan an, ob das von ihm erlassene Dispensverbot zurückgenommen werden dürfe, und nahm, auf die bejahende Antwort hin, die Verbote zurück. Nun zog die Regierung 13. Febr. den ersten Gesetzentwurf zurück und legte einen neuen vor, welcher den Intentionen der Kommission entsprach, die allgemein wissenschaftliche Staatsprüfung einfach aufhob und auch vom Anwohnen eines staatlichen Prüfungskommissars bei der theol. Fachprüfung Abstand nahm. Dieser Entwurf wurde 25. Febr. von der Abgeordnetenkammer einstimmig, 2. März von der Ersten Kammer mit allen gegen 1 Stimme genehmigt. Da aber bei diesen Verhandlungen Stöcker den Liberalen die Würde des Staats nicht gehörig gewahrt zu haben schien, so nahm die Abgeordnetenkammer 10. März mit 28 gegen 19 Stimmen den Antrag an, daß etwa stattfindende Verhandlungen über die Wiederbefestigung des erzbischöflichen Stuhls vom Staatsministerium selbst geführt werden sollten. Auf dieses Mißtrauensvotum hin reichte Stöcker ein Entlassungsgesuch ein, das aber vom Großherzog nicht angenommen wurde. Der Landtag wurde 18. März geschlossen. Doch war der liberalen Kammermehrheit gegenüber die Stellung Stöckers nicht länger haltbar. Durch Verordnung vom 20. April 1881 wurde eine neue Teilung der Ministerien vorgenommen: das Handelsministerium wurde aufgehoben und die Geschäfte desselben teils dem Ministerium der Finanzen, teils dem des Innern übertragen; das Ministerium des großherzogl. Hauses wurde vom Justizministerium getrennt und mit dem Präsidium des Staatsministeriums verbunden; das Kultus- und Unterrichtswesen wurde aus dem Ministerium des Innern ausgegliedert und dem Justizministerium zugeteilt. Stöcker, Grimm und Nüßlin erhielten die erbetene Entlassung; Turban behielt das Präsidium des Staatsministeriums und übernahm zugleich das Ministerium des Innern, Ellstätter behielt das Präsidium des Ministeriums der Finanzen, Oberschulratsdirektor Rott wurde zum Präsidenten des Ministeriums der Justiz, des Kultus und des Unterrichts ernannt. Stöcker erhielt die Stelle eines Präsidenten des evang. Oberkirchenrats. Weibischof und Erzbistumsverweser Lothar Rübel starb 3. Aug. Das Domkapitel wählte 10. Aug. den Kapitular Dr. Orbin zum Erzbistumsverweser. Ein freudiges Ereignis im Regenten Hause und im Lande war 12. März 1881 die Verlobung der Prinzessin Viktoria (geb. 7. Aug. 1862) mit dem Kronprinzen Gustav Adolf von Schweden (geb. 16. Juni 1858). Die Vermählung fand 24. Sept. in Karlsruhe statt.

Litteratur. Sachs, »Geschichte der Markgrafschaft B.« (5 Bde., Karlsruh. 1764—78); Rader, »Bad. Landesgeschichte« (Karlsruh. 1896); über den bad. Zustand die Schriften von Bell und Häufiger; über die Verfassungs- und innere Entwicklung B.s bis 1848 die Monographie Bede: »Carl Friedrich Rebenius« in »Unsere Zeit« (Bd. 8, Sp. 1864); Vierordt, »Bad. Geschichte bis zum Ende des Mittelalters« (Tub. 1865); W. Müller, »B. im letzten Jahrzehnt« in »Unsere Zeit« (Neue Folge, Jahrg. 8, Sp. 1872); von Weech, »B. in den J. 1852—77« (Karlsruh. 1877).

Baden, auch Baden-Baden genannt, einer der glänzendsten und besuchtesten Badeorte Euro-

pas, Kreisstadt des bad. Landeskommunikationszirks Karlsruhe, liegt 189 m über dem Meer i dem reizenden, durch mildes Klima ausgezeichneten Thale des Oosbaches, das sich in das Rurghäus öffnet, und ist durch eine Zweigbahn nach Oos in der Hauptlinie Mannheim-Konstanz, der Badische Staatsbahn, verbunden. B. ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat ein Gymnasium (mit Realgymnasium verbunden), eine höhere Lehrerschule, eine Gewerbeschule, ein Krankenhaus und mehrere andere Wohltätigkeitsanstalten, Fabrik von Holzschnitz- und Chinasilberwaren und 18 (1880) 12 008 meist lath. E. Der Ort ist in seine ältern Teile amphitheatralisch an einem Hügel, i seinem neuern, ganz modern angelegten, an wohl vollen Hotels, eleganten Villen und Privatwohnungen reichen größern Teile am Fuße desselben erbaut und hat drei lath. und eine neuerbauten Kirche in got. Stile, eine griech. Kapelle mit ionischer Kuppel, eine russ. Kirche und eine Kirche in den anglikan. Ritus in normann. Stile. Im 16. Jhd. im 15. Jahrh. aufgeführten Pfarr- oder Stadtkirche finden sich die Grabmäler der lath. Fürsten von Baden seit 1431. Auf einem Hügel über der Stadt liegt malerisch das 1479 auf den Fundamenten angelegte, aber 1689 mit der Zeit von den Franzosen zerstörte, dann teilweise wieder hergestellte sog. Neue Schloß, welches vom Großherzog zur Sommerwohnung benutzt wird.

Die Römer, welche die Heilquellen schon kannten, nannten den Ort dem Kaiser Aurelius Severus Alexander zu Ehren Civitas Aurelia aquensis und legten Bäder an, von denen später Stadt und Bäder den Namen erhielten, nachdem B. im 12. Jhd. in Besitz der Grafen aus dem Hause Jähring gelangt war. Letztere hatten seit Anfang d. 13. Jahrh. auf dem sog. Alten Schlosse nördlich der Stadt ihren Sitz, bis sie gegen Ende d. 15. Jahrh. nach dem Neuen Schloß bei der Stadt überziedelten. Als später die bad. Lande wurden, blieb B. bis 1689 die Residenz des bad. Badenschen Zweigs, welcher in diesem Jahr u. Kaiserin überließ und 1771 ausstarb. Die beiden Quellen, denen B. seine Blüte und seinen Ruf als Kurort verdankt, sind sehr zahlreich (über 20) und liefern täglich ungefähr 800 000 l Wasser von 44—67° C. Sie entspringen aus dem Felsen der Salztal-terrasse hinter der Pfarrkirche und werden durch Röhren in die Bäder der Stadt geleitet. Hauptquell ist der »Ursprung«, mit einem Röm. überdeckt, über welchem sich die großartige Statue des neuen Friedrichsbades erhebt. Dieselbe, ein Entwurf von Bernini, aufgeführt und 1877 eröffnet, ist heute die eleganteste, auch den höchsten Ansprüchen entsprechende derartige Anstalt in Europa. Die Quellen gehören zu den erdigen natrium-sulfidischen. Ihr spezifischer Gewicht bleibt sich jedoch nicht gleich, ebenso wenig ihre Temperatur, die in den verschiedenen Brunnen zwischen 44—67° C. variiert. Man benutzt das Wasser zu Bädern, zu Douchen, Einsprinkungen, aber auch zu Trinken. Es hat besonders Ruf gegen Hautleiderkrankheiten, Menstruationsstörungen, Gelenks-, also rheumatische und gichtische Affekte, Krankheiten, Störungen der Nieren und der Harnorgane, chronische Katarrhe, Lähmungen u. s. w. In der Falkenbade (Stephanienbad und St. Elisabeth) und in Lichtenthal befinden sich drei schwefelhaltige Quellen.

Der Ruf bei Cries als Bad nahm besonders gegen Ende des 18. Jahrh. durch den Besuch einer großen Zahl franz. Emigranten seinen Aufschwung, und seit 1804 hat die bad. Regierung alles gethan, um behufs der in die Höhe zu bringen. Bereits 1815 zählte man 2460 Badegäste. Seit dieser Zeit ist es ein Kurbad geworden, in welchem sich, bei einer Frequenz von jährlich gegen 50000 Gästen aus allen Theilen der Erde, während des Sommers ein Leben entfaltet, das an Reichthum, Glanz und Luxus mit dem der größten Hauptstädte zu vergleichen vermag. Die (Sommer-) Saison dauert vom 1. Mai bis 1. Okt. und erreicht im Juli und Aug. ihren Höhepunkt; die 1872 eingerichtete Winterraison geht jedoch ebenfalls eine nicht unbeträchtliche Zahl Kurgäste herbei. Von großem Einfluß auf die Frequenz war früher die (1872 aufgehobene) und heutige Spielbank, welche nicht nur eine jährliche Einnahme von 500000 Fl. zahlte, sondern auch Vermittelung einer gleichen Summe für Verschönerung der Promenade wie für Konzerte und andere Unterhaltungen vermittelte. Vereinigungspunkt der Kurgesellschaften ist das Konversationshaus, 1824 von Weinmann in Renaissancestil erbaut, mit prächtig ausgestatteten Speise-, Konzert- und Ballsälen, und von Alleen und Anlagen umgeben, die sich jetzt über 85 m langen neuen Trinkhalle hingiehen. Seit 1803—42 von Süßbald ausgeführt, ist mit 14 Säulen des Oberrberger geschmückt, welche Szenen des Schwarzwaldes darstellen. Am Eingange zur Oberrberger Allee erhebt sich das nach dem Namen von Countau erbaute und 1862 eröffnete neue Theater, daneben die Kunsthalle mit permanenter Ausstellung. Auf dem Leopoldplatz befindet sich seit 1861 das eiserne Standbild des kaiserlichen Leopold. Seit 1857 werden alljährlich Ende August dreitägige und Anfang Oktober zweitägige große Wälderrennen in dem 2 Stunden entfernten Maderim gehalten. Die interessantesten Gänge der Umgebung sind: das 3 km entfernte G. des Schloß (Hohenbaden, 491 m über dem Meer, 1809 ebenfalls von den Franzosen zerstört), dessen Ruinen eine prächtige Aussicht über das Oberrberger bis gegen Straburg gewährt; die Trümmer der Ebersteinburg (511 m), ebenfalls mit schöner Aussicht; das 1243 gestiftete Klostermönchslocher Richtensthal, in dessen Kirche sich Gemälder baden-burlacher Maler befinden; ferner der 672 m hohe Mercuriusberg, das mittelalt. gotische neue Schloß Eberstein (in welchem eine Gemächer mit Fresken von Jöhr) und das 175 von der Markgräfin Sibylle Auguste erbaute schloß Favorita, welches während der Belagerung von Kollats im J. 1849 preuß. Besatzung war.

Literatur. Klübe, »Beschreibung von B.« (B. Tab. 1810); Guinot, »Ein Sommer in Baden-Baden« (Ers. 1858); Jersch, »Der Kurort B.« (Ers. 1870); Biermann, »Baden-Baden als Kurort« (Schönb. 1872); Heiligenthal, »Die heißen Quellen in Baden-Baden« (Bad. 1879); derselbe, »Geschichte der Stadt B. und ihrer Bäder« (Karlsr. 1881); »Das Friedrichsbad in Baden-Baden« (Bad. 1881); Baden-Baden. Wegweiser durch Stadt und Umgebung (A. Koll., Bad. 1880); Schnars, »B. und Umgebung« (2. Aufl., Bad. 1880).

Der Kreis Baden bildet das südl. Drittel des Verwaltungsbezirks Karlsruhe, bestehend aus Teilen der alten Markgrafschaft Baden, der

Markgrafschaft Eberstein und der Ortenau, und umfaßt 1045,38 qkm mit (1880) 134562 E.

Baden, auch **Baden bei Wien** genannt, Stadt und schönster Badeort in Niederösterreich, liegt 27 km von Wien an der Südbahn und am Ausgange eines der reizendsten Thäler des Wienerwaldes, 203 m über dem Meere und zählt (1880) 9645 E. Zu den vorzüglichsten Gebäuden der Stadt gehören das Kaiserhaus, das Rathhaus, die Stadtpfarrkirche, das Theater, und Redoutengebäude, das Militärhospital und der großartige Aquadukt der Hochquellenleitung, der unmittelbar hinter der Stadt in riesigen Bögen das Thal überschreitet. Von den Bädern sind zu erwähnen das 1877 vollständig umgebaute Frauen- und Karolinenbad, eines der elegantesten und schönsten Bäder der Welt, das Herzogs- und Antonbad, das Johannsbad und die Mineralschwimmhalle. Für Winterkurgäste ist das Herzogs- und Antonbad eingerichtet, die übrigen Bäder sind während der Wintersaison geschlossen. B. ist während der Römerherrschaft als öffentliches Heilbad (ad aquas) und als Stationsplatz der von Bindobona (Wien) nach Scarabantia (Obenbura) führenden Reserverstraße durch zahlreiche Funde (Überreste eines großen röm. Bädgebäudes, röm. Münzen bis auf Valerius Maximus) festgestellt. Seine berühmten Heilquellen entspringen zu beiden Seiten des Schwefelbades, der die Stadt von West nach Ost durchfließt, zum Teil unmittelbar aus den Spalten des dolomitischen Kalks, zum Teil aus dem Gerölle der Fläche. Man zählt 13 selbständige Quellen, deren Temperatur zwischen 27—34° C. differiert und deren Wasser zu den erdalkalischen Schwefelquellen gehört. Es kommt in seiner Wirkung dem von Nahe sehr nahe, erhitst aber weniger und ist ärmer an festen hautreizenden Bestandteilen. Die Hauptquelle, der »Ursprung«, liefert täglich 8710 hl. Die Quellen werden alle zum Baden, die Römer- oder Ursprungsquelle auch zum Trinken benutzt. Die Bäder sind fast durchgehends Vollbäder, in denen an 150 Personen beiderlei Geschlechts zusammen baden. Doch bestehen auch Separatbäder, und es sind Einrichtungen zum Schwimmen (im Mineral- wie im Flußwasser), für Schlamm- und für Ziegen- und Schafmollenturen getroffen. Eine Pferdebahn vom Bahnhof bis zur Ruine Raubenstein im Helenenthal erleichtert den Verkehr mit der nächsten Umgebung. Man zählt gegen 10000 Kurgäste jährlich.

B. hat schöne Parkanlagen, mit der Trinkhalle und den Dampf- und Warmenbädern; in seiner Umgebung wachsen gute Weine. Die Bergstraße, mit einer Reihe eleganter Villen besetzt, zieht sich am linken Thalarande bis gegen die Ruine Raubenstein hinauf. Ihr gegenüber am rechten Thalarande unter der Schloßruine Raubenstein steht die vom Sieger bei Aspern 1820—23 erbaute und zu Ehren seiner Gemahlin, einer Prinzessin von Nassau-Weilburg, benannte Weilburg, ein mit schönen Gartenanlagen gegliedertes Schloß, die Sommerwohnung des Erzherzogs Albrecht. Unmittelbar an die Weilburg schließt sich die Villa des Erzherzogs Wilhelm an, dessen alljährlichen Sommeraufenthalt. Die Umgebung von B. bietet eine Fülle von reizenden Ausflügen, unter denen das waldige Helenenthal mit den Krainerhöhen am häufigsten besucht wird. Über die Thalmündung fährt der große Aquadukt der wiener Wasserleitung; 700 m lang, an der höchsten Stelle 22 m hoch, mit 14 Pfeilern. Die

Ruinen der Burgen Raufenstein und Raubened zu beiden Seiten des Thals beleben das landschaftliche Bild. Der lohnendste Aussichtspunkt aber ist der Gipfel des »Hohen Lindtogens« (im Volksmund das »Eiserne Thor« genannt), 830 m hoch und auf genau reichen Waldwegen in 2½ Stunden erreichbar. Oben findet man einen 13 m hohen Aussichtsturm, durch den Freiherrn von Sina errichtet, welcher eine großartige Rundschau bis in die steirischen Berge, über den größten Teil des Wienerwaldes und über das Wienerbecken bis in die Niederung von Ungarn gestattet. Im Turm findet sich eine Orientierungsplatte für die von hier aus sichtbaren Punkte des Panoramas. Vgl. R. Mollett, »B. in Österreich« (Wien 1838); H. Mollett, »Beiträge zur Chronik der Stadt B. bei Wien« (Bad. 1880); Verich, »Der Kurort B. in Niederösterreich« (5. Aufl., Bad. 1880).

Baden in der Schweiz, zum Unterschied von Baden-Baden bisweilen auch Oberbaden, in der Schweiz zum Unterschiede von Baden im Wallis (Vaud) meist Niederbaden genannt, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks des Schweiz. Kantons Aargau, liegt 383 m über dem Meere auf dem linken Ufer der Limmat, zählt (1880) 3692 E. (worunter 996 Protestanten und 177 Israeliten) und besitzt eine luth. und eine prot. Kirche, eine Synagoge, ein reiches Spital, ein großes Schulhaus, ein Rathaus, eine alte gedeckte Brücke über die Limmat und zwei Bahnhöfe der hier sich kreuzenden Nordostbahnen Linien Aarau-Brugg-Jülich und Aarau-Benzburg-B. Balach. In der engen Klus, mit welcher hier die Limmat den südlichen Kamm des ostschweiz. Jura, die Lagern 862 m, durchbricht, zwischen Klus und Berg eingezwängt, vom Schloßberg 459 m mit der Ruine der Burg Stein überragt, bietet die Altstadt mit ihren zahlreichen Türmen einen malerischen, altertümlichen Anblick dar. Durch eine prächtige Plataneallee, zu beiden Seiten mit freundlichen Wohnhäusern und Villen belegt, wird sie mit den etwa 700 m entfernten Bädern verbunden, denen B. seinen Namen verdankt. Dieselben liegen nördlich von der Stadt, 350 m über dem Meere zu beiden Seiten der Limmat, und zwar auf dem linken Ufer die großen, auf dem rechten in Ennetbaden, durch eine Gitterbrücke mit jenen verbunden, die kleinen Bäder. Die 21 Quellen, welche hier teils am Limmatufer, teils im Flußbette entspringen, liefern in der Minute durchschnittlich 720 l Wasser von eigentümlich salzigem Geschmack, leichtem Geruch nach Schwefelwasserstoff und einer Temperatur von 46—48° C. Schon den Römern als Aquae Verbigenae bekannt, werden die mineralischen Schwefelthermen von B. seit alter Zeit mit Erfolg namentlich gegen gichtische, rheumatische und strophische Leiden angewendet. Die Zahl der jährlichen Kurgäste beträgt durchschnittlich 13000. Zu ihrer Aufnahme stehen 20 meist vorzüglich eingerichtet Gasthöfe mit über 500 Bädern bereit. Das Kurhaus (Kasino), ein 1873 errichteter Renaissancebau mit Kursaal, Festsaal, Theater, Park u. s. w., ist der Mittelpunkt des geselligen Lebens. Die anmutige, wald- und rebenreiche Umgebung bietet Gelegenheit zu hübschen Spaziergängen und Ausflügen (Schönberg, Waldegg, Lagern).

Wie die hier gefundenen röm. Altertümer beweisen, war B. schon im Altertum ein ansehnlicher Platz, welchen Tacitus als einen sein. Heilquellen wegen vielbesuchten Kurort bezeichnet. Die röm.

Thermopolis lag aber nicht an der Stelle der jetzigen Stadt, sondern bei den Quellen, und erst nach dem dieselbe um 260 von den Alamannen zerstört worden, wurde die Ansiedelung aus dem offenen Thaltessel in die Klus der Limmat zwischen der Lagern und dem Schloßberge verlegt und an der Stelle des röm. Kastells auf dem letzten der »Stein zu B.« erbaut, der, zuerst Sitz der Grafen von B., nacheinander in den Besitz der Grafen von Zuzburg, Kyburg und Habsburg überging und im 13. und 14. Jahrh. den Herzogen von Österreich öfters als Waffenplatz und Hoflager diente. Die Eidgenossen eroberten 1415 mit dem übrigen Aargau auch B., der Stein wurde verbrannt, die Stadt und Grafschaft kamen als Vogtei unter gemeineidgenössische Herrschaft, und von 1424—1712 hielten die Eidgenossen hier ihre Tagungen. In diese Periode fällt die Blütezeit B.s als Kurort; es war damals das bekannteste und reichste Bad Europas und nach den Schilderungen des gelehrten Florentiners Voggio im 15. und des Franzosen Merveilleux im 17. Jahrh. war der Baderleben ebenso glänzend wie ungebunden und üppig. Auf Betrieb der luth. Orte wurde 1661 der Stein wieder als Festung hergestellt, doch schon 1712 im Toggenburger Kriege von den Protestanten eingenommen und geschleift. Zwei Jahre später, 17. Sept. 1714, wurde auf dem Rathschloß von B. der Badener Friede zur Beendigung des Spanischen Erbfolgekriegs und Befestigung des Utrechter Friedens abgeschlossen. Durch den Verlust der alten Eidgenossenschaft 1798 wurde B. aus seinem Untertanenverhältnis befreit und von nun bis 1805, wo Stadt und Grafschaft dem Kanton Aargau einverleibt wurden, Hauptort des Kantons B. der Helvetischen Republik. Vgl. Debold, »Der Kurort B. in der Schweiz« (Winterthur 1861); Winnich, »B. in der Schweiz und seine warmen Heilquellen« (3. Aufl., Bad. 1873); Frider, »Geschichte der Stadt und Bäder zu B.« (Aarau 1880).

Baden, eine dän. Familie, aus welcher mehrere namhafte Schriftsteller und Gelehrte hervorgegangen sind. — Jakob B., geb. 4. Mai 1735 zu Bordingborg, gest. zu Kopenhagen 5. Juli 1804, namentlich als Kritiker und Philolog bekannt, lebte zu Kopenhagen, dann seit 1756 zu Göttingen und Leipzig und hielt seit 1760 Vorlesungen zu Kopenhagen. Nachher ward er Rektor am Polytechnicum zu Altona, 1766 an der Gelehrtenschule zu Helsingör und 1780 Professor der Eloquenz an der lat. Sprache zu Kopenhagen. Er gründete das sog. »Kritisch Journal« (1768—69), das in Dänemark viel zur Bildung des Geschmacks beitrug. Auch war er der erste, der über dän. Sprache Vorlesungen hielt. Seine lat. Grammatik und sein lat. Wörterbuch für die Dänen wurden noch lange nach seinem Tode in den Schulen gebraucht; auch besorgte er verschiedene Schulausgaben und Übersetzungen röm. Klassiker. Seine »Opuscula« erschienen 1793. — Sein ältester Sohn, Gustav Ludwig B., geb. 29. Febr. 1764 zu Altona, gest. zu Kopenhagen 25. Aug. 1840, hat sich als Wissenschaftler und Rechtsgelehrter einen Namen erworben. Mehrere seiner histor. Monographien z. B. über Handel und Gewerbe im Norden, über die Geschichte der dän.-norm. Gesetze, von Erbadel im Norden, bieten ein ziemlich reiches Material. Als Geschichtschreiber fehlt es ihm

jedoch gleich an Objektivität und Darstellungsvermögen, an denen auch sein umfangreiches Werk, »Denmark's Riges Historie« (5 Bde., Kopenhagen 1829—32), leidet. — Sein Bruder, Torleif B., als Archäolog ausgearbeitet, wurde 27. Juli 1855 zu Frederiksborg geboren und brachte nach vollendeten Universitätsstudien mehrere Jahre auf Reisen in Deutschland und Italien zu. Er ward 1874 Professor der Beredsamkeit und Philosophie zu Kiel, 1884 Sekretär an der Kunstakademie zu Kopenhagen, welches Amt er 1893 aufgab. B. starb zu Kopenhagen 9. Febr. 1849. Seine Schriften über die alte Kunst, besonders über die griech. Malerei, brachten ihn in Verbindung mit den gelehrtesten Archäologen und Kunstfreunden des Auslandes. Eine Frucht davon war die von ihm veranstaltete Sammlung der »Briefe über die Kunst von und an Chr. L. von Hagedorn« (Cp. 1. 1871). Seine Ausgabe der Tragödien Senecas (2 Bde., Cp. 1819—21) ist das Werk vieljähriger mühsamer Bemühung.

Badenweiler, Pfarrdorf mit (1880) 575 E., berühmten klimatischen Kurort und geschätztes Thermalbad (jährlich über 3600 Kurgäste) im bad. Kreise Strass, 1 km östlich vom Bahnhof Mühlheim (Station der großherzogl. Badischen Staatsseisenbahn), in herrlicher Gegend, 422 m über dem Meere am westl. Abhange des (1167 m hohen) durch seine Kimmeshöhe bekannten Blauen, eines der höchsten Berge bei Schwarzwaldes. Unmittelbar über dem Orte entspringt die mächtige Quelle, welche durch ihre Temperatur (26,° C.) und chem. Zusammensetzung in die Klasse der indifferenten Thermen gehört. (Krit. Analyse von v. Bunsen 1869.) Der Ort war schon zu Römervzeiten als Bad in Gebrauch, wie aus den Ruinen eines röm. Bades, welches zu den prächtigsten und besterhaltenen Denkmälern röm. Baukunst dieses Theils der Alpen gehört, hervorgeht. Seine Länge beträgt 66 m, seine Breite 19,5 m; es enthält nebst einer Menge kleinerer Räume, wie Saalzimmer, Dampf-, Schwitz- und Ingebäder, vier große Piscinen (Schwimmbäder) und zwei Frigidarien und zwei Lepidarien. Nach den aufgefundenen Münzen und sonstigen Merkmalen hat das Bad von 124—361 n. Chr. existirt, bis es nach der Zerstörung (um 368 n. Chr.) in solche in Vergessenheit gerieth. Erst im 16. Jahrh. wieder wird B. von mediz. Autoren als Bad genannt. Doch erst 1784 wurden die Ruinen des röm. Bades durch glücklichen Zufall aufgedeckt und der Bart begonnen, der, überragt von so alten, im 12. Jahrh. erbauten, 1678 von den napoleon zerstörten Burg der Zähringer, durch Anordnung, innere Mannigfaltigkeit und Wechsel reichlicher Jersichten zu den schönsten Deutschlands zählt. Derselbe wird südlich durch das Kurhaus begrenzt, welches, 1852 von Eisenlohr in leichter reichlicher Bauarchitektur errichtet, dem Charakter u. Bauart des Schwarzwaldes entspricht. Vor m Gebäude befindet sich ein kaltes Wasser (aus z 1870 hergestellten Wasserleitung) spendender Brunnen mit zwei schönen Reliefs, von Klammer u. Karschke: Moses in der Wüste, Wasser aus m Felsen schlagend, und Christus im Gespräch mit m Samaritanerin am Brunnen.

Innerhalb der Parkanlagen, dicht bei dem Kurhaus am östl. Abhange des von der Burggrüne gebirgten Regelbergs, steht die in leichter Eisenkonstruktion aufgeführte 45,5 m lange, 4,4 m breite ge-

deckte Wandelbahn (1882 vollendet). Gegenüber dem Kurhaus befindet sich das unscheinbare großherzogl. Schloss (der frühere, 1546 erbaute »Kunthof«), umgeben von ausgedehnten Parkanlagen. Die prot. Kirche mit dem aus dem 15. Jahrh. herrührenden Glockenturm hat ein Wandgemälde (Totentanz und Heilige vorstellend) aus dem 16. Jahrh.; die latth. Kapelle ist neu und im byzant. Stile gebaut. Von großer Bedeutung sind die (1875 vollendeten) mit größter Eleganz ausgestatteten Baisinbäder (Marmorbad in monumentalem Renaissancebau und offenes Bad), eine den neuern Anforderungen entsprechende Nachahmung der Frigidarien des alten röm. Bades; die Größe der Baisins, durch die das Thermalwasser (725 l in der Minute) fließt zu- und abfließt, übertrifft die alten um das Dreifache. Das Klima von B., welches unter die subalpinen Kurorte mit mehr sedativer als anregender Luftbeschaffenheit zu rechnen ist, zeichnet sich aus durch Gleichmäßigkeit der Temperatur bei Schutz vor rauhen Winden, große Reinheit und mäßigen Feuchtigkeitgehalt der Luft. Val. Leibniz, »Die röm. Bader bei B.« (Cp. 1856); Weyer, »Chronik von B.« (Badenw. 1869) und »B. mit seinen Umgebungen« (5. Aufl., Badenw. 1880); Thomae, »B. und seine Heilmittel« (2. Aufl., Mühlheim 1878); Siegel, »Die neuen Baisinbäder in B.« (Badenw. 1878).

Bader hießen ursprünglich die Inhaber von Badstuben. Das warme Baden war im Mittelalter eine in Deutschland allgemein verbreitete Sitte, und man benutzte, wie jetzt noch im Orient, den Besuch einer Badstube, um überhaupt mancherlei körperliche Säuberungen, Abnehmen oder Stützen des Bartes, Beschneiden der Haare und der Nägel u. dgl. vornehmen zu lassen. Es geschah dies in den Städten ein- bis zweimal die Woche, meist des Sonnabends. Die Badknechte reinigten den Körper ihrer Gäste in jeder Begleitung. Sie griffen auch in das ärztliche Gebiet ein, indem sie wenigstens Hautkrankheiten und offene Schäden behandelten. Sodann jagten diese Badknechte mit ins Feld, wo sie sich mit dem Bartscheren (daher Feldscherer) und der Pflege der Verwundeten abgaben, und diese beiden Beschäftigungen pflegten sie nun auch nach der Rückkehr in die friedlichen Verhältnisse zu betreiben. Aus ihnen entwickelte sich die besondere Kunst der Barbieri (von Barbarius, Bartscherer), welche mit den eigentlichen Bädern in Bezug auf die Pflege des Bartes in Konkurrenz trat und sich das Vorrecht errang, auch außer der Barbierstube badieren zu dürfen, während die B. damit auf ihre Badstube beschränkt blieben. Nach und nach aber schmolzen beide Gewerbe zusammen. Das Badwesen aus früherer Zeit hörte auf, namentlich seit der Gebrauch der leinenen Hemden aufkam, und die B. wurden zu Barbieren. Beide Gewerbe galten im Mittelalter und noch lange nachher als anrüchig, weil man die Dienste, die sie für Geld an dem Körper anderer Menschen verrichteten, für unehrenhaft und flüchtig anah. Schon König Wenzel suchte sie durch ein Privileg vom J. 1406 ehrlich zu machen, indeß ohne viel Erfolg. Desgleichen die Reichspolizeiorbungen von 1548 und 1577, ja noch 1731 wurden Reichstagsverordnungen gegen diese Anrüchigkeit erlassen, welche sich verlor, seit die Barbieri mehr und mehr zugleich als Chirurgen auftraten und sich der Behandlung von Wunden und äußern Schäden, sowie dem

Schröpen und Aberlaſſen unterzogen, woneben immer noch das Barbieren, ſowohl in den eigenen Barbierſtuben als in den Wohnungen der Kunden, eine einträgliche Seite ihres Gewerbes blieb. Die neuere Zeit hat unter dem Einfluſſe der Medizinalpolizei dieſen Gewerbskreis abermals beſchränkt; Barbieri und Chirurgen wurden voneinander getrennt, den letztern beſtimmte Vorbildung und Prüfungen vorgeſchrieben und den Barbieren nur dann die Ausübung einer niedern Chirurgie verſtattet, wenn ſie den Beſitz der nöthigen Kenntniſſe und Fertigkeiten nachweiſen.

Bader (Joſeph), bad. Landeshiſtoriker, geb. 21. Febr. 1805 zu Thengen im Klettgau, beſuchte das Gymnaſium zu Freiburg i. Br. und ſtudierte daſelbſt ſeit 1822 Philoſophie, Theologie, Jurisprudenz und Geſchichte. Nach Ausbruch der Zuli-revolution ſchloß ſich B. der Buſchengeſandtschaft an, gab die Zeitung „Der Schwarzwälder“ heraus und wurde wegen einer auf dem Wallfahrtsorte Ottilien bei Freiburg gehaltenen Rede auf zwei Jahre von der Univerſität relegiert. Sein erſtes größeres Werk war die „Bad. Landesgeſchichte“ (2 Bde., Freiburg 1834—36). B. erhielt hierauf eine Anſtellung am Generallandesarchiv zu Karlsruhe, wurde 1854 Archivrat und 1872 pensioniert. Von 1839—64 gab B. die Zeiſchrift „Badenia“ heraus (6 Bde., erſt zu Karlsruhe, dann zu Heidelberg erſchienen); außerdem veröffentlichte er unter anderm eine Fortſetzung von Vahls „Hertha. Erzählungen und Gemälde aus der deutſchen Vorzeit“ (Freiburg 1841), „Das maleriſche und romantiſche Baden“ (3 Bde., Karler. 1843—45), „Die ehemaligen breiſgauſchen Stände“ (Karler. 1846), „Meine Fahrten und Wanderungen im Heimatlande“ (1. u. 2. Reihe, Freiburg 1855—56), Beiträge zu dem Werke von Heunisch „Das Großherzogtum Baden, hiſtoriſch-geographiſch-ſtatistiſch-topographiſch beſchrieben“ (5 Bde., Heidelb. 1855—57), „Bad. Landesgeſchichte für Jung und Alt“ (3. Aufl., Freiburg 1864), „Das ehemalige Kloſter St. Blasien auf dem Schwarzwald und ſeine Gelehrtenalademie“ (Freiburg 1874).

Bader (Karl Adam), Tenorist, geb. 10. Jan. 1789 zu Bamberg, wurde 1808 Organist und Chorregent an der dortigen Domkirche. Im J. 1811 betrat er in ſeiner Vaterſtadt als Sänger das Theater, geſiel ſehr und erhielt 1812 ein Engagement in München. Hier verweilte er vier Jahre, ſang dann in Bremen, Hamburg und Braunſchweig und trat 1820 zur berliner Hofbühne, der er, unter ſteter Günst des Publikums, bis zu ſeiner Pensionierung 1849 angehörte. Seine in tiefer Tenorlage befindliche Stimme war von ebenſo ſchmelzendem Reiz als erſtaunlicher Kraft und Ausdauer. Zu ſeinen gelungenſten Partien gehörten Raſaniello, Piccini und Cortez, wie überhaupt die Epoche der Spontiniſchen Opern in Berlin weſentlich auf B.s Leiſtungen beruhte. B. ſtarb zu Berlin 14. April 1870.

Vadeſchwamm (*Eospongia officinalis*) oder Waſchſchwamm entſteht durch die Vereitung gewiſſer, im Meere excluſivlich vorkommender Schwämme, die zu der Ordnung der Hornſchwämme (*Halichondrea*) gehören. Die Schwämme, wie ſie im Handel und in Sammlungen zu finden, ſind eigentlich nur Skelette, welche bei den Hornſchwämmen aus ſehr feinen, hornigen und elastiſchen Faſern zuſammengewebt, aberaus porös er-

ſcheinen, während die Kieſel- und Kalkſchwämme ſeine und nadelförmige Körper von höchſt zierlicher Form (Kugeln, Sterne, Nadeln, Stäbchen) enthalten, die aus Kieſel- oder Kalkerde beſtehen, in jeder Art eine eigentümliche und ſich gleichbleibende Bildung zeigen und bei mäßiger Vergrößerung ſichtbar werden. Im friſchen Zuſtande ſind viele überaus mannigfaltig geſtalteten Skelette mit einem leicht zerſtörbaren ſchleimigen Überzuge verſehen, der den eigentlich lebenden, mit einem ſehr geringen Grade von Beweglichkeit verſehenen tieriſchen Teil darſtellt. Neuere Forſchungen haben ergeben, daß die Schwämme eigentümliche ſelbſtändige Tiere oder größtentheils wirkliche, meiſt aber miteinander innig verſchmolzene Tierkolonien ſind. Alle Schwämme ſind feſtgemachten an andere Körper. Ihre Lebensäußerungen ſind ſehr gering und beſchränken ſich auf die Hervorbringung kleiner Strömungen im umgebenden Waſſer, welches durch die kleinern Poren aufgeſaugt, durch die größern im fortwährenden Strome ausgeſchoben wird und bei ſeinem Durchgange ausgeſchüttelte organiſche Stoffe zur Nahrung zurüchläßt. Herceopetriz wird dieſe Strömung durch neuerdings entdeckte, aber nur bei ſtarker Vergrößerung ſichtbare innere Wimpern (Cilien), welche in anhaltend breiter Bewegung ſind und die einzigen bis jetzt entdeckten Organe ausmachen. Dieſe mikroſtopiſchen Wimpern bilden Überzüge an den innern Wänden der kleinen, zellenartigen Hohlräume, welche ſich innerhalb der erwähnten ſchleimigen Maſſe befinden. Die neuereſten Forſchungen haben Eier und Eymatozoen (Samentierehen) im Innern mancher Spongien nachgewieſen. Erſtere entſtehen in ſehr loſer Menge in kugelförmigen Kapſeln, letztere ſelten. Dagegen hat man häufig in der gallertartigen tieriſchen Maſſe unentwickelte Embryonen, welche dem unbewaffneten Auge als weißliche Punkte erſcheinen, beobachtet. Dieſe Embryonen löſen ſich ſpäter los, bekommen eine Wimperhaarſchwimmman davon, ſehen ſich ſpäter ſelt und veranlaſſen die Entſtehung neuer Schwämme. I. tieriſche Natur dieſer Geſchöpfe, über welche lan Zeit geſtritten worden, indem viele Naturforſcher dieſelben für pflanzliche Gebilde erklärten, iſt nun unwiderleglich dargeſtan.

Der gemeine Schwamm oder B., auch der kleinſte Schwamm genannt, der in den griechiſchen Meeren, inbeſondere um Rhodus, durch Land geſammelt wird, iſt der Gegenſtand eines reſmäſigen und ſehr bedeutenden Betriebes, kommt nach Deutſchland ſaſt nur über Trieſt, Adriatiſchen Meere, wo der B. ebenfalls geſam wird, werden die Schwämme mit einer vierfüßigen, an langer Stange befindlichen Gabel geſſen. Sie erſcheinen glänzend ſchwarz von einem feigenartigen Überzuge. Man ſnetet ſie friſch, am beſten in ſüßem Waſſer aus, bis aller klebrige organiſche Stoff vollkommen entfernt iſt, und trodnet dann. Jetzt färbt man ſie häufig gelblich. Verlaufe. Die verſchiedenen Sorten, welche Handel unterſchieden werden, die feinen, beſſeren, ſehr weichen Vadeſchwämme von Trien, die etwas feſtern und plattieren Zimorſchwämme aus Griechenland, die groben, ſchwarzen, laibförmigen Verdeſchwämme aus Dalmatien und Algerien ſcheinen nur lokale Varietäten einer und derſelben Art zu ſein. O Schmidt hat in neuereſter Zeit verſucht, di

haben Seidestoff künstlich zu vermehren, und zwar mit ganzem Erfolg. Man zerschneidet mit einem kleinen Messer frisch aus dem Meere genommene kleine Seidenschwämme in mehrere Stücke und befeuchtet dieselben mittelst kleiner Holzspinde am Boden hundertwärtiger Holzstäben, welche, geschlossen mit mit Seinen beschwert, auf den Grund des Meeres 2½–3 m tief versenkt werden. Schon nach einer Woche sind solche Schwammstücke angewachsen und in voller Fortentwicklung begriffen, wenn jeder Stiel sich zu einem neuen Schwamme ausbreitet. Ein Versuch, diese einfache Methode künstlicher Schwammzucht an den Küsten der baltischen Meere zu betreiben, ist theils durch die Unkenntnis der Fischer gänzlich vernachlässigt und aufgegeben worden. Der B. war schon im Alter bekannt. Man hat lange den wie hochgehenden gebrannten Schwamm (Schwamm: *Spongia tosta*, *Carbo spongiae*) innerlich als Krampfmittel gegeben. Infolge der Entdeckung, daß das Jod der wichtigste Bestandteil darin sei, ist dieser Schwamm abgekommen.

Babia (Bab) ist der Name mehrerer Orte in Italien. Die bedeutendsten sind: B. Polesine, liegt in der Provinz Rovigo, 22 km westlich von Chioggia, einem linken Seitenarme des Adriatischen Meeres, und an der Eisenbahn Verona-Adria, an der Seidenweberei und zählt 1889 4008 E. — B. Calavina, Markt von 242 E., 24 km nordöstlich von Verona, Hauptstadt des Distrikts der »Dreizehn Gemeinden« (*treccine comuni*), die unter venet. Herrschaft eine der reichsten mit deutlich steigender Bevölkerung ist. Die deutsche Sprache herrscht nur noch in einem einzigen Dörfchen. — B. oder Abtei Cassian, die aus drei Dörfern (Abtei, Stern, St. Cassian) bestehende Gemeinde von (1880) 1501 E. in der ital. Bezirkshauptmannschaft Brunico, welche sich in der obersten Thalsohle des Gailthales an den südöstlichen Dolomitischen Ausbreiten, liegt überaus von dem 2915 m hohen Kreuzberg. Die Abtei, namentlich bei St. Cassian, ist berühmt durch ihre zahlreichen und schönen Berggärten. Die Bewohner, Babisten genannt, sprechen einen ostbairischen Dialekt. — B. di Cassan, ein von Roger I. im normann. 11. Jhd. erbauter Kloster, 3 km nördlich von Cassan, bei welchem am zweiten Pfingstfest ein großes Volksfest stattfindet. Etwa 3 km von B. liegt sich ein Schlammvulkan, ähnlich wie in Neapel.

Babin (Bj.), Schäfer, Postenreifer; Babin, Babinerie, Schäferlei, Scherz; Babin, kleines Rohrflöschchen, seine Zange; Babin, Schäfer, Scherzen.

Babington hieß der Maurer, in dessen Kleiderkammer unter dessen Namen der Prinz Ludwig (nachmaliger Kaiser Napoleon III.) am 26. Juli 1846 aus der Citadelle von Ham flüchtete. Er wurde mit B., als Spottname, Napoleon bezeichnet.

Babington ist ein roter Farbstoff, der aus zerhackten Stengelstücken der chines. Zuckerhirse (*Syntherisma chinensis*) dargestellt wird, indem man dieselbe in kaltes Wasser zerlegt, bis sie durch Erhitzen gelblich wird, was unter Gährung nach etwa 14 Tagen eintritt; die Flüssigkeit wird darauf mit Wasser vollständig ausge-

waschen, gepreßt und der Rückstand mit alkalischem Wasser behandelt, wobei der Farbstoff sich löst; die vom Unlöslichen getrennte Flüssigkeit läßt bei vorsichtigem Neutralisiren mit Säure den Farbstoff in roten Flocken fallen. Im trockenen Zustande löst der Farbstoff sich leicht in Alkohol und gibt auf mit Zinnkalz gebeizter Wolle und Seide schöne rote, echte Farben. Über die chem. Zusammensetzung desselben ist nichts bekannt.

Babos (Bj.), ein roter Bordeauxwein.

Badrinath, Stadt im Distrikt Sharnal, Division Kamaun der indobrit. Nordwestprovinzen, auf dem rechten Ufer des Vishnuganga, an der von Sirinagar nach dem Ranapasse des Himalaja führenden Straße. Der Ort ist berühmt durch einen sehr alten, aber auch reichen Vishnutempel und einen in seiner Nähe gelegenen heilig gehaltenen Badesee, Tapta Kund, in welchen sich zugleich eine eiskalte und eine fast kochendheiße, schwefelwasserstoffhaltige Quelle ergießen. Jedes 12. Jahr wird in dem Tempel, zu dessen Unterhalte 226 Ortshäupter von Sharnal beitragen, das Fest Ramab-Nela gefeiert, zu welchem 45–50 000 Wallfahrer zusammenströmen. In der Nähe von B. erheben sich die sechs Badrinath-Pils genannten Spitzen des Himalaja von 6672–7143 m über das Meer.

Baen (B. van der), niederländ. Porträtmaler, f. Baan.

Baerle (van), holländ. Dichter, f. Barlaeus.

Baeyer (Joh. Jak.), preuß. Generalleutnant und ausgezeichnetes Beobacht., geb. 5. Nov. 1794 zu Rügelsheim bei Köpenick, besuchte das Joachimsthalische Gymnasium zu Berlin, trat 1813 als freiwilliger Jäger bei dem 8. ostpreuß. Infanterieregiment ein und nahm an den Feldzügen von 1813 und 1814 teil. Nach dem Frieden kehrte er auf das Gymnasium zurück, ging jedoch beim Ausbruch des Krieges von 1815 abermals zur Armee, wurde als Offizier dem 4. rhein. Landwehrregiment zugetheilt, blieb nun Soldat, besuchte die von Gneisenau in Koblenz improvisierte Kriegsschule, wurde dann von dem General von Mülling seit Mai 1816 in Koblenz und seit 1819 in Struth zu topogr. Arbeiten verwandt und 1821 zur Dienstleistung in den Generalstab gezogen. Als 1823 auf den Vorschlag der russ. Regierung eine Gradmessung bei Memel zur Verbindung der preuß. und russ. Dreiecke angeordnet ward, ordnete man B. dem Astronomen Bessel, welcher diese Operationen leitete, als Kommissarius des Generalstabs bei. Diese Arbeiten dauerten 1831–36, und B. erwarb sich dabei das Vertrauen Bessels in dem Maße, daß dieser auf den Titel des Werks über die Gradmessung in Ostpreußen (Berl. 1833) neben seinen Namen auch den B.'s setzte. Schon seit 1826 hatte B. an der Kriegsschule Vorlesungen übernommen, die er auch während seiner Beschäftigung in Ostpreußen in den Winterhalbjahren fortsetzte. Im J. 1835 wurde B. zum Mitgliede der Studienkommission ernannt. In seiner militärischen Laufbahn stieg B. im Generalstabe bis zum Obersten und Abteilungschef und wurde 1852 zum Generalmajor ernannt.

Nachdem er die Werke: »Nidellement zwischen Swinemünde und Berlin« (Berl. 1840), »Die Küstenerhebung und ihre Verbindung mit der Berliner Grundlinie« (Berl. 1849) und »Die Verbindungen der preuß. und russ. Dreiecksketten« (Berl. 1857), herausgegeben, versetzte ihn der König Friedrich Wilhelm IV., damit er sich ganz seinen

Arbeiten widmen könnte, zu den Offizieren der Armee und stellte ihn dem Chef des Generalstabs zur Disposition, der ihm die Leitung der trigonometr. Abteilung wie bisher überließ. Im J. 1858 wurde B. als Generalleutnant zur Disposition gestellt und ihm die Ausführung des von Preußen übernommenen Anteils einer europ. Längengradmessung unter dem 52. Parallel übertragen. Als B. 1861 den Vorschlag zu einer »mitteleurop. Gradmessung« machte, traten sämtliche mitteleurop. Staaten auf Preußens Aufforderung dem Unternehmen bei. Ein Centralbureau dafür wurde 1864 in Berlin errichtet und B. zum Präsidenten desselben ernannt. Bis 1867 waren alle europ. Staaten außer England beigetreten, weshalb der Name der Gradmessung nun in »europäische« abgeändert wurde. In Erweiterung ihrer Organisation errichtete man 1869 ein permanentes Geodätisches Institut zu Berlin und ernannte B. 1870 auch zu dessen Präsidenten. Von B.s Schriften sind noch hervorzuheben: »Über die Größe und Figur der Erde« (Berl. 1861), »Das Messen auf der sphäroidischen Erdoberfläche« (Berl. 1862), sowie der »Entwurf zur Anfertigung einer guten Karte von den östl. Provinzen des preuß. Staats«. Außerdem erschienen von ihm, als Manuscript gedruckt: »Wissenschaftliche Begründung der Rechnungsmethode des Centralbureaus der europ. Gradmessung« (3 Hefte, Berl. 1869—71), »Vergleichung einiger Hauptreductionsarten der königl. Landestriangulation mit der Besselschen Methode« (Berl. 1879), »Über die Nivellementsarbeiten im preuß. Staate und die Darstellung ihrer Resultate in richtigen Meereshöhen« (Berl. 1881).

Das Geodätische Institut veröffentlicht seit 1863 unter B.s Leitung jährlich einen »Generalbericht über die europ. Gradmessung«, sowie auch die Verhandlungen der alle drei Jahre wiederkehrenden Konferenzen der Kommissare der verschiedenen Staaten, und »Publicationen des Geodätischen Instituts« in einzelnen Hefen.

Bayer (Adolf), Chemiker, Sohn des vorigen, geb. 31. Okt. 1835 zu Berlin, besuchte das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium daselbst, studierte 1853—59 in Berlin, Heidelberg und Göttingen Physik und Chemie, habilitierte sich 1860 in Berlin als Privatdocent, wurde darauf Lehrer der organischen Chemie an der Berliner Gewerbsakademie, 1866 außerord. Professor, 1869 Lehrer der Chemie an der Kriegsakademie, 1872 ord. Professor der Chemie in Straßburg; 1875 siedelte er als Nachfolger Liebig's nach München über, wo unter seiner Leitung ein neues großartiges Laboratorium errichtet wurde. B. hat sich durch mehrere wichtige Entdeckungen auf dem Gebiete der organischen Chemie einen Namen gemacht. Seine Beschäftigung mit den Kondensationsprodukten, welche durch Einwirkung von Aldehyden auf Kohlenwasserstoffe und Phenole und besonders von Äthylaldehyd auf Phenole und Oxyphenole entstehen, führte zur Entdeckung eines grünen Farbstoffs, des Cöroleins, und eines schönen roten Farbstoffs, des Eosin (s. d.), welches eine große Bedeutung für die Färberei erlangt hat. Ferner gelang ihm die künstliche Synthese des Indigoblau, und zwar in solcher Form, daß dieselbe praktisch im großen ausgeführt werden kann. Endlich entdeckte B. bei der Reduktion von Indigo durch Zinkstaub das Indol, welches als Zerlegungsprodukt von Eiweißkörpern auch im menschlichen Organismus

gebildet wird. Auch wurde in B.s Laboratorium 1868 von Graebe und Liebermann die künstliche Darstellung des Krapprotts aus Eriosein und 1877 von Otto Fischer das Nitrobenzol grün entdeckt.

Baiza, Ciudad von (1877) 14377 E. in Spanien, Provinz Jaen in Andalusien, auf dem jenseitigen dem Guadalquivir und Guadalimar bespülten Plateau Loma de Ubeda, in einer mit Wein- und Weinpflanzungen, Gemüsegärten und Weizenfeldern bedeckten Ebene, 5 km westlich von Ubeda gelegen. Die Stadt war unter dem Namen Barchin von Römerzeit ein ansehnlicher Ort, von dem noch viele Inschriften zeugen. Unter den Gothen war sie Bischofssitz (Beata) und stand unter maurischer Herrschaft als Hauptstadt und Residenz eines eigenen Königreichs der Zeiriden, Buz oder Buzafah (Abulpharati), in großer Blüte, wurde aber 1244 von den Castiliern erobert und in diesen gänzlich zerstört, später nach neuem Plan wieder aufgebaut. B. besaß eine 1533 gegründete Universität, die in neuerer Zeit eingegangen ist. Noch jetzt hat die im ganzen finstere und verödete Stadt einen bedeutenden Umfang, viele altmodische, zum Teil sehr schöne got. Kirchen und Klöster sowie manche andere stattliche Baubauwerke, die von dem früheren Glanze zeugen. Sehr schön ist das Oratorium San-Felipe-Neri und die Kapelle der Kirche von Sta. Maria del Alcazar. Die gleichnamige Station der Bahn Manzanarez-Estacion ist 14 km westlich von B.

Bafel oder Babel (vom ital. bavella), schlechtes, schlechtes Ware.

Bäffchen oder Überschlängelchen, der spaltene Loh, welchen kath. sowohl wie prot. liche vorn über das Halstuch schlagen, aus ehemaligen Hausstracht bei erkennbar trachten, lekttern ganz in die Amtstracht übergegangen. B. sind der letzte Rest des großen Spargen, welcher um die Mitte des Dreißigjährigen K. die früher übliche gefaltete Halskraute verdrängte. Nach der Mitte des 17. Jahrh. verlor dieser Loh die Spizen, zog sich zusammen und wurde endlich als breiter Loh nur noch den oberen Teil der Brust. Während die Laien ihn bald ganz gaben und mit dem Halstuche vertauschten, hielten die Geistlichen denselben zuerst als altstehwürdiger Rode, dann als aushaltend Standestracht, und zwar in immer abnehmender Größe bei. Bei den Protestanten werden sie weiß, bei den Katholiken schwarz mit weissen Bändern getragen.

Baffetas, Baffas (frz. basetas, engl. buff), oftind, weiße Ratune von sehr zarter Feinheit, die zum Teil in Europa bedruckt sind; die besten Gewebe dieser Art liefert Gen.

Baffin (William), engl. Seefahrer, geb. 1584, nahm als Steuermann unter den Kapitänen Hall (1612), Hudson, Button, Gibbins und (1615 und 1616) an mehreren Reisen zur Entdeckung einer nordwestl. Durchfahrt durch die Nordsee teil und drang hier 1616 bis zum Ende unter 77° 30' nördl. Br. vor. B. brishte beiden Reisen mit Blyot wie auch die mit B. welcher Gelegenheit er zum ersten male die thode angab, auf See die geogr. Länge zu beobachten von Himmelskörpern zu bestimmen. Sein Schiffsjournal wurde vollständig von B. als »Voyages towards the North-West«

1649) herausgegeben. Die erwünschte Durchfahrt hat er jedoch nicht, und man nahm daher, auf seine Karte hin, nördlich von der Davisstraße eine große Bai an, die nach ihm Baffinsbai (f. d.) genannt wird. Nachdem er 1618 eine Reise nach Surt und Kocha unternommen, wurde er 1622 getötet, als er in Verbindung mit den Persern verfuhr, die Portugiesen aus Ormus zu vertreiben.

Baffinsbai (auch Sylots, oder Vilettbai) liegt der breite Meeresteil auf der Westseite von Grönland, zwischen diesem und dem großen Arktischen Archipel; sie ist eine nördl. Erweiterung der Davisstraße zwischen 68 und 78½° nördl. Br., nimmt oben ungefähr anderthalbmal so großen Flächenraum als die Ostsee ein und hat eine mittlere Breite von 550 km sowie eine Länge von 1100 km. Das Meer innerhalb derselben hat meistens erhebliche Tiefe; so fand Barry unter 72° 25' nördl. Br. den schlammigen Boden in 190 m Tiefe (wovon wohl 100—200 wegen Krümmung des Landes abzugeben sein mögen), aber schon 30 km weiter nördlich in 225 m Tiefe. Die Flutmarke liegt in die B., indes hat die Flut, nach Hosi, nur 1,5—2 m Höhe über dem mittlern Stande, im N. und weniger. Die Beschaffenheit des Wassers, seine Farbe und sein Salzgehalt, ändert sich häufig der zeitweise eintretenden Eis- und Schneeschichten entsprechend oft. Durch die Davisstraße geht eine starke Strömung nach S., woraus der Entdecker schloß, daß das Meer nach N. hin nicht geschlossen sei; indes fand Barry, daß diese Strömung weiter im N. an Stärke abnimmt und endlich sogar nach N. gerichtet ist. Innerhalb der Bai liegen wenige Inseln, und zwar nur nahe der Küste. Die, an der Ostküste, in 70° nördl. Br., ist eine halbfischfängerstation, und die etwas nördlicher gelegene Hales- oder Waigatt-Insel ist durch die vorgenommene Pendelbeobachtung bekannt, aus welchen die Abplattung der Erde zu berechnen worden ist. Die B. wurde bereits 1616 von Davis entdeckt, aber nach Baffin benannt, der sie 1616 besah; 1818 unternahm J. Ross die erste gründliche Untersuchung derselben.

Baffinsland nannten die frühern Geographen das in W. der Baffinsbai, zwischen der Hudsons- und dem Lancasterund, ein System von nicht völlig bekannten Inseln, deren Gesamtfläche 600 000 qkm berechnet wird.

Baffinmet. f. Baphomet.

Bais (fr.) auch panne, bisera, engl. breadth, heißt bei Tapeten und Geweben eine einzelne Seite des Stoffs; bei Maschinenteilen und Wertstoffen die ebene, erhabene oder vertiefte Seite, die bei der bearbeitenden Arbeit zur Wirkung kommt, so wie die Fläche, mit welcher derselbe das Metall, beim Amboss die, welche dem Schmied unmittelbar Unterlage dient.

Bais (engl.), Sod, Beutel, speziell ein Ballen = 120 kg.

Bais (fr.) nennt man das Gepäd der Truppen nicht von der Infanterie auf dem Fuß, sondern von den Berittenen auf dem Pferde, somit Bestieren (Pardpferde, Sauntiere) oder Fahrzeuge (Bagage, Rad-, Gepädwagen) oder deren fortgeschafft wird. Im weitem Sinne auch andere Heeresbedürfnisse, die nachgefahren werden müssen, zur B. werden (Lebensmittel, Munition, Medizin u. s. w.). Man spricht von kleiner und

großer B. und zählt zu ersterer alles, was die Truppen unmittelbar im Gefecht bedürfen (im Deutschen Reiche Munitions- und Reibzinwagen sowie die Handpferde der Truppen), zu letzterer die B. im engeren Sinne, namentlich die Gepäd- und Vorspannwagen. Die kleine B. folgt auf dem Marsche den Truppen unmittelbar, die große in größeren Abständen. Einteilung und Verhalten der B. wird durch die Bagageordnung geregelt.

Im 17. und 18. Jahrh., wo die Bagagewerksung und die Lagerung unter Zelten herrschend waren und die Offiziere in ausgedehnter Weise für ihre Bequemlichkeit sorgen durften, hatte die B. einen sehr großen Umfang, dessen Verminderung insbesondere durch die Kriegsführung Napoleons I. veranlaßt und durch Wegfall der Zelte sowie Verringerung der mitgeführten Verpflegungsvorräte und des Offiziergepäds ermöglicht wurde. Auf Kriegsmärschen folgt die B. in der Regel nicht den einzelnen Truppenteilen, sondern brigaden- oder divisionsweise gesammelt in einem gewissen Abstände von der Queue der betreffenden Heereskörper oder überhaupt rückwärts der fechtenden Truppen und unter besonderer Bedeckung; beim Rückmarsch wird die B. vorangeschickt. Je geringer der Umfang der B., desto unbehinderter ist die Bewegung der Truppen. Für die deutsche Armee ist eine „Dienstanzweisung für die Infanteriebagage im Kriege“ (Berl. 1875) erschienen.

Bagamojo, Dorf an der Ostküste Mittelafricas, gegenüber der Insel Sansibar, in 6° 17' südl. Br., der gewöhnliche Ausgangsplatz für die Karawanen, welche ins Innere Africas von Osten her gehen. Französische Missionare haben dort ein Erziehungsinstitut für befreite Sklaven gegründet.

Bagasse nennt man die ausgepreßten Stengel des Zuckerrohrs, welche in den Zuckerfabriken meist als Heizmaterial verwandt werden.

Bagatelle (fr.), Kleinigkeit, unbedeutende Sache. **Bagatellfachen** heißen Streitigkeiten von geringem Werte. Für solche haben sich überall in den deutschen wie auch in den roman. Ländern vereinfachte Prozeßformen ausgebildet. (S. unter Mahnverfahren und Summarischer Prozeß.) Nach §. 23.1 des Gerichtsverfassungsgesetzes von 1877 besteht jetzt im Deutschen Reich für Sachen im Werte von nicht über 300 M. das amtsgerichtliche Verfahren.

Bagatto oder Bagattino (ital.), veraltete oenet. Scheidemünze; daher der kleinste Taler, so genannt, weil das betreffende Kartenblatt einen Schussfider mit einem B. in der Hand darstellte.

Bagdad, im Mittelalter in der arabisch-länd. Form auch Balдах genannt, die Hauptstadt des gleichnamigen arab.-türk. Vilajets (nach Abtrennung der in neuerer Zeit eigene Bilajets gewordenen, früher zu B. gehörigen Limes Mossul und Basra nur noch 1200 000 Q.) im mittlern Mesopotamien, liegt zu zwei Dritteln auf dem linken Ufer, d. h. der Ostseite des in der Landesprache Schatt genannten Tigris, aber welchen zwei je auf 17—19 Pontons ruhende, 200—220 m lange Schiffbrücken führen, während das alte B., die Residenz der Kalifen und einst die größte Stadt der mohammed. Welt, an der Westseite des Flusses lag. Die isl. Stadt ist von einer jetzt ganz verfallenen Mauer nebst vorgelegtem Graben umgeben, die Weststadt wird nur durch einen verfallenen Erdwall gedeckt. Die türk. Regierung hat

indessen eine vollständige Erneuerung der Befestigungen B.'s projektiert. Die in der nordwestl. Stromede der Ostflaß gelegene, vierseitige, ebenfalls aus Ziegelsteinen erbaute Citadelle ist halb verfallen und, weil sie auf zwei Fronten nicht von den Häusern der Stadt umgeben wird, um so weniger von irgendeiner Bedeutung. Die Straßen beider Stadthälften sind nicht enger und schlechter gepflastert als diejenigen der meisten andern türk. Ortschaften; das Baumaterial der nur aus einem Souterrain und einem Erdgeschos mit darüber gelegener Terrasse bestehenden Häuser sind Backsteine. Fast alle Fenster öffnen sich nach der Seite des Hofes, der in den Wohnungen der Vornehmen mit Springbrunnen verziert und mit Ziegelsteinen gepflastert ist. Im Sommer, bei der alsdann herrschenden großen Hitze, bewohnen die Hausinsassen meistens nur das Souterrain, dessen der Einwirkung der Sonne entzogenen Gemächer (Serbas genannt) vergleichsweise kühl sind, und breiten nachts ihre Betten auf der Terrasse (dem flachen Dach) des Hauses aus. Dagegen ist es im Winter so kühl, daß man beßers Erwärmung der Zimmer der Kohlenbeden (Mangal genannt) bedarf. Eisen sind nicht im Gebrauch. Die Bevölkerung schätzt man auf 60 000 Seelen. Sie ist gemischt aus Arabern, Osmanlis, Kurden, Juden, Armeniern, Syern, Nestorianern, zahlreichen Persern und wenigen Hindus. Die Mohammebaner zerfallen zu ziemlich gleichen Teilen in Sunniten und Schiiten, die sich scharf gegenüberstehen. Bis 1831, wo die Bevölkerung durch die Pest und Überschwemmungen sehr vermindert wurde, war die Bewohnerzahl über 100 000 angestiegen. Die Perser treiben unter dem Schutze der türk. Regierung einen ausgebreiteten Handel. Die Juden (20 000) sind auf einen abgesonderten Stadtbezirk beschränkt. Unter den Gebäuden der Stadt sind der Konak (der „Palast“ des Generalgouverneurs) und das engl. Konsulat, letzteres mit schönem Garten, zu nennen. Unter der kurzen Statthalterchaft Midhat-Paschas wurde zwar viel für Erleichterung des Verkehrs gethan: enge Gassen wurden erweitert, die sehr unheimlichen Straßen gesäubert, Aus- und Einladungen am Stromufer angelegt. Aber seit seiner Abberufung ist alles wieder in den früheren Zustand verfallen. Auch das Projekt einer Eisenbahn nach Kerbella (einem vielbesuchten Wallfahrtsort mit dem Grabe des Imams Hussein) wurde aufgegeben.

Im Zeitalter der Kalifen war B. der Sitz hoher Bildung und Gelehrsamkeit. Heute überwiegt das Handelsinteresse, und die von dem Kalifen Mohtasir 1233 gegründete berühmte Medresse (Hochschule) ist längst in ein Karawanenrai verwandelt worden. Nicht den Handeltreibenden, deren Geschäfte, in Hinsicht auf Ausdehnung und Sicherheit, stark durch die Zeitumstände bedingt werden und namentlich von dem momentanen Verhältnis der Regierung zu den räuberischen Beduinenstämmen abhängen, streuen aus religiösem Anlaß, um die Gräber der von den Muselmanen verehrten Heiligen, unter denen sich nicht nur der Schutzpatron der Stadt, Scheich Abdel-Kader Ghilani, sondern auch der jüd. Prophet Eschiel befindet, zu besuchen, viele Fremde, namentlich Perser und selbst Befenner des Islams aus Hindostan zusammen.

Die Eröffnung des Suezkanals war für die Handelsstellung B.'s von einer großen Bedeutung, insofern für die Stadt dadurch ein kommerzieller

Frontwechsel bedingt wurde, dessen Folgen noch nicht als abgeschlossen angesehen werden können. Bis zum Jahre 1869 liefen die Verbindungslinien B.'s für den Verkehr mit Europa ausschließlich durch die Arabische Wüste und das armen. Hochland. Seitdem kommt der Weg durch den Persien und Arabischen Meerbusen in zunehmenden Betrachtn. Endlich steht in Aussicht, daß, nachdem die seit lange projektierte Kupfrahisenbahn hergestellt worden sein wird, diese zur Vermittlerin namentlich des Personenverkehrs in der Richtung auf den Westen werden würde. Als ein Vermittlungspunkt zwischen Europa und Indien hat B. dadurch, daß ein abgekürzter Seeweg nach Hindostan geschaffen wurde, augenscheinlich verloren; andererseits ist es, insofern der Aufschließung ebenjener Route dem Abendlande näher getreten. B. war seither eine Hauptniederlage für arab., ind. und pers. Erzeugnisse sowie für europ. Manufakturwaren, und verlor Kleinasien, Syrien und einen Teil Europas mit ind. Waren, die zu Bagra eingeführt, im ganzen Orient ausgezeichneten Bazar mit ihren 1200 Läden, gefüllt mit allen Gattungen orient. Waren. Die Hauptfabrikate bestehen in rotem und gelbem Leder, das in großem Ruße steht, auch in seidenen, baumwollenen und wollenen Zeugen, besonders Russischen, Last, Teppichen und Schamis. Die Stadt ward 763 vom abbasid. Kalifen Almanjur an einer Stelle, wo nach den arab. Geographen vorher kein Haus stand, gegründet, und der Bau so rasch betrieben, daß schon nach einem Jahre der Kalif dort seinen Sitz aufschlagen konnte. Im 9. Jahrh. erhob sie Harun-al-Raschid, welcher hier einen Palast baute und seiner Lieblingsgemahlin Zobeide ein Grabmal errichtete, zu hohem Glanze. Im 3. 1258 eroberte sie Dschingis-Chan's Onkel, Hulaku, der den regierenden Kalifen ums Leben bringen ließ und das Kalifat vernichtete. Die Nachkommen des Eroberers vertrieb Timur aus dem Besitze der Stadt, der sie 1393 eroberte. Zu Anfang des 16. Jahrh. bemächtigte sich ihrer Schah Ismael, der erste Regent Persiens aus dem Hause Sofi, und fortan blieb sie ein Janlapfel zwischen den Türken und Persern. Nach einer denkwürdigen Belagerung ward sie 1638 vom Sultan Murad IV. erobert, und vergebens versuchte im 18. Jahrh. Schah Rabil, sie den Türken zu entreißen. Als der Schauplatz eines großen Teils der Kärden in „Tausendundeine Nacht“ erlangte B. auch romantische Berühmtheit. Vgl. Wellstedt, „Travels to the city of Calips“ (Lond. 1840; deutsch von Künzel, 2 Tle., Borsig. 1841); Eschlässi, „Reisen in den Orient“, als zweites Heft der „Mitteilungen schweiz. Reisender“ (Winterth. 1864); J. Braun, „Gemälde der mohammed. Welt“ (Eys. 1870).

Bagdalin, buntgemusterter baumwollener Stoff, ähnlich den Bagdabibans.

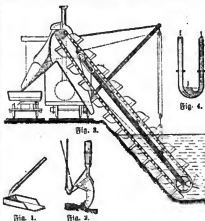
Bagehot (spr. Bädshott, Walter), engl. nationalökonomischer und polit. Schriftsteller, geb. 3. Febr. 1826 in Langport in Somersetshire, besuchte in Bristol die Schule und studierte im University College in London; 1852 als Barrister in die Gesellschaft von Lincoln's Inn aufgenommen,

wende B. seine Aufmerksamkeit besonders volkswirtschaftlichen Interessen zu, beteiligte sich zugleich als Director einer der größten engl. Provinzialbanken an kommerziellen Unternehmungen und übernahm 1859 die Redaction der Wochenschrift „The Economist“. Er starb in London 24. März 1871. Als Nationalökonom und Politiker gehört B. der Schule Cobdens und Stuart Mills an. Als Schriftsteller ist er gleich ausgezeichnet durch Kraft und Klarheit des Stils, Scharfsinn des Raisonnements und Selbstständigkeit des Urtheils. Außer zahlreichen Beiträgen zu der „National Review“ und „Fortnightly Review“ veröffentlichte er: „Parliamentary reform. An essay“ (Lond. 1859), „The English constitution“ (Lond. 1867; 2. Aufl. 1872), „A practical plan for assimilating English and American money“ (Lond. 1869), „Physics and politics“ (Lond. 1873; deutsch Ept. 1874), „Notes on Darwin's Selections“ und „Bereicherungssphäre und die Bildung polit. Gemeinwesen an der City, und Lombard Street, or a description of the money markets“ (4. Aufl., Lond. 1873; deutsch von Ben. Ept. 1874). Nach seinem Tode erschienen die Sammlungen seiner verstreuten Essays: „Literary studies“ (2 Bde., Lond. 1879), „Economic studies“ (Lond. 1878) und „Biographical studies“ (Lond. 1881).

Bagelen, Residentenschaft der niederländ. Insel Java u. Sumatra, bildet mit 3430 qkm einen Teil des mittleren Drittels der Insel und wird nördlich durch das Gebirge von Minoreh von der Residentenschaft Rebo, östlich durch den Fluß Progo von dem niederländ. ind. Basallenstaate Djohjarta getrennt, während es westlich von der Residentenschaft Surabaja und südlich von dem Meere begrenzt ist. B. ist einer der schönsten und zugleich fruchtbarsten Teile von Java. Haupterzeugnisse sind Reis, Pfeffer, Zucker, Indigo, Tabak, Simt u. s. w. Die wichtigsten Vorrückte sind eine beträchtliche Anzahl indischer und europ. Gemüsearten werden in Menge erzeugt. An der Südküste, bei Samangie wird Eisen in Menge gewonnen; auch befinden sich Leinwand, in dem Vorgebirge Karang-Volung, welche Hunderttausende der die eßbaren Insekten Schwalben (Collocolia esculenta) züchten. Die in diesen Höhlen gesammelten Insekten bilden ein Monopol der Regierung. Sie werden, namentlich auf dem chines. Markte, für die sehr geschätzt und stehen am höchsten im Preise. Das Klima von B. ist überall gesund und durch die Nähe des Meeres abgemildert. Die Bevölkerung bestand 1879 aus 118592 E., nämlich 1182835 Javanern, 488 Europäern, 259 Chinesen, 9 Arabern und 61 and. Völkern. Die Residentenschaft B. besteht aus fünf Abteilungen (Nisistentendentschaften) Burworebio, Kutuarbio, Bedol, Kebumen u. Samangie, welche wieder in 23 Distrikte mit 100 Leuten (Desas) zerfallen. Der Hauptort ist B. der Provinzialbehörden, Burworebio, an dem Ufer des kleinen Flusses Bogomonto, an dessen Ufern, nämlich Burworebio, hauptsächlich aus Europäern und Javanern, Brenkelan, hauptsächlich von Chinesen und Javanern bewohnt, ist ein großer Bazar befindet, und dem Truppenlager Rebo-Babo.

Bagger (an aus dem Niederländischen in die deutsche Sprache gekommenes Wort) oder Baggert, ist eine Vorrichtung zum zweckmäßigen Heben und Senken von unter Wasser liegendem

Erdbreiche. Durch das Baggern vertieft man Flüsse, Kanäle und Häfen, entfernt man Ablagerungen im Fahrwasser der Schiffe, beseitigt Unfluthen, hebt Brunnen aus u. s. w. Man unterscheidet Handbagger und Maschinenbagger. Der Handbagger ist eine breite, aus Holz oder Eisen gefertigte, mit Rädern und Seitenwänden versehene Schaufel, die von dem am Ufer auf einem Gerüste oder einem Rahne stehenden Arbeiter mittels eines langen hölzernen Stieles gehandhabt wird (s. Fig. 1). Die Handbaggerung wird erfolgreich nur bei losem und leichtem Material, wie z. B. Sand und Schlamm, bei nicht allzu großen Tiefen und kleinen zu hebenden Massen, zur Anwendung gebracht. Bei größeren Arbeiten kommen fast ausschließlich Maschinenbagger in Betracht. Diese bestehen aus dem eigentlichen Schöpfwerke, mit welchem man die Sohle des Flusses, Kanals, Hafens u. s. w. angreift, das Material derselben über



Wasser hebt und in ein zu diesem Zwecke bereitstehendes Schiff oder in einen am Ufer befindlichen Wagen auszufüllen, in welchem man es sodann nach irgendeiner beliebigen Verwendungsstelle transportiert. Die Maschine selbst wird durch Menschen oder Tiere, in neuerer Zeit meist durch Dampf in Betrieb gesetzt und heißt im letztern Falle Dampf bagger.

Nach der Gestalt der Baggermaschinen unterscheidet man hauptsächlich: 1) Stielbagger. Hier besteht das eigentliche Instrument entweder aus einem eisernen Rechen (Baggerrechen, Krahler) für festen Boden, oder für leichtere Bodengattungen aus einem eisernen großen Löffel (Löffelbagger) oder einem Sad (Sadbagger), welcher mit einem langen Stiele verbunden ist, der bei der Arbeit entsprechend erfährt und bewegt wird. Hierher gehört auch die indische Baggerschaufel (s. Fig. 2). 2) Radbagger. Sie bestehen aus einem Rade, an dessen Peripherie unmittelbar die Schöpfwerke oder Schöpfkörbe befestigt sind. 3) Paternosterwerke (s. d.). Wird ein solches von einem Schiffe getragen, so geht die Baggerleiter mit dem Eimerwerkzeug beifolgendes Schlot in das Wasser hinab (einfache Baggermaschinen) oder es liegt auf jeder Seite des Fahrzeugs eine derartige Baggervorrichtung

(doppelte Baggermaſchinen). Die erſtere Art wendet man beſonders in Häfen an, wo bis zu größern Tiefen gebaggert wird, während Baggermaſchinen der letztern Art vorherrſchend auf ſeichten Kläſſen Verwendung finden, da ſie die Möglichkeit bieten, ſtache Hänge ſteilſich anzugreifen. An der Sülmarmündung wurde mit einem großen Paternosterbagger in günſtigem Erdreich eine tägliche Leiſtung von 1500 cbm Erdaushebung erzielt. Der in Fig. 3 dargeſtellte Ambulante Bagger ſand ſeine Verwendung bei den Hafenbauten von Calais. In groſartigem Maſſe ſamen Baggararbeiten bei der Erbauung des Suezkanals und der wiener Donau-regulierung in Verwendung. Man wendete hierbei auch baggerartige Vorrichtungen zu Aushebungen im Troden, „Cravatateur“, Trodenbagger, an. Die Baggermaſchine ſah in dieſem Falle ſeitwärts an einer Lokomotive und entleerte das Material in auf einem Parallelgleiſe allmählich vorrückende Waggons, in denen dasſelbe weiter befördert ward. Bagger nach dem Eimersyſtem, bei denen die Leiter vertikal ſteht, und welche zum Ausheben tiefer Brunnen für Waſſervorſorgung, oder Fundierungszwecke benutzt werden, pflegt man Vertikalbagger zu nennen. 4) Saugbagger. Sie beſtehen aus einer Röhre, die in den Boden geſtedt und durch eine Centrifugal- oder Saugpumpe luſtſteer gemacht wird. Der äußere Druck preſſt das lockere Material in die Röhre und hebt es dadurch empor. Hierher gehört die Sandpumpe von Gill, welche beim Verſetzen von Brunnen und zur Fundierung von Brückenſteuern mit Erfolg benutzt wurde. Das in Fig. 4 dargeſtellte Injektorprinzip liegt der Robertsonſchen Sandpumpe zu Grunde. Es wird durch den einen Schenkel des gebogenen Rohrs Waſſer unter Druck geleitet; dieſes ſteigt in dem andern Schenkel empor und reißt den Sand von der Brunnenſohle durch eine entſprechende Öffnung mit ſich. Der groſe Pumpenbagger für den bremer Hafen beſitzt ein Saugrohr von 46 cm Durchmeſſer, durch welches ſtündlich 450 cbm Schluff, der beſteht aus ein treifliches Düngemittel für die umliegenden Felder abgibt, gefördert werden. Die Koſten für die Förderung betragen hierbei nur 0,28 Mark für den Kubikmeter.

Eine intereſſante Maſchine dieſer Art iſt der Pneumatiſche Bagger von Reeves, wobei die Saugröhre mit einem außerhalb der Baugrube auf einem nahen Ufer oder einem Schiffe ſtehenden Behälter in Verbindung gebracht iſt. Indem man in letzterm eine Luſtverdünnung erzeugt, wird ein Aufſteigen des Materials im Rohre und eine allmähliche Füllung des Behälters bewirkt. Mit dieſer erfolgt, ſo wird das Rohr geſchloſſen, in den Behälter Luſt einlaſſen und das Material aus demſelben entfernen. Um einen ununterbrochenen Arbeitsfortgang zu erzielen, ſind vier ſolcher Behälter nebeneinander angeordnet. Dieſer Apparat, bei welchem das Material mit ſeinem Ventil in Berührung kommt, wurde beim Bau der Zugbrücke mit Erfolg verwendet.

Die älteſte Nachricht über Baggermaſchinen ſtammt aus dem Jahre 1561, wo Verantius ein Werk über dieſen Gegenſtand veröffentlichte. Einen Vorläufer der Paternosterbagger, als holländiſchen Hafenräumer die Mobber Role genannt, beſchreibt 1724 Leupold im „Theatrum Machinarum Hydro-technicarum“; die erſte Dampfbaggermaſchine wurde 1796 bei der Firma Boulton u. Watt von

einem Ingenieur Grimshaw ausgeführt. In Deutſchland ſcheint der erſte Dampfseimerbagger 1841 für den elbinger Hafen ausgeführt worden zu ſein.

Baggeruſch, ein an einem langen Stabe beſestigtes Reß, mit welchem die Holländer aus den Kläſſen ſeinen Thon oder zu vorzüglichem Zertrodenbaren Schlamm (Bagger torf) ſchöpfen.

Baggeſen (Nens), dän. Dichter, der zugleich bei deutſchen Litteratur angehört, geb. 15. Febr. 1764 zu Koſſor, beſuchte 1778—82 die Schule zu Slagelse und kam 1785 auf die Uniuerſität Kopenhagen. Noch Student, machte er ſich zuerſt durch ſtroph. Gedichte und die „Comiſſe Fortſtällinger“ (Kopenh. 1785; deutſch 1792) einen Namen. Mit Umſchließung des Prinzen von Augustenburg unternahm er 1789 eine Reiſe nach Deutſchland, der Schweiz und Frankreich. Seitdem betrachtete er die deutſche Sprache als ſeine zweite Mutterſprache. In Bern vermahnte er ſich 1790 mit einer Entſlein Haller. Im J. 1793 machte er auf neue eine Reiſe nach Deutſchland, der Schweiz, Italien und Frankreich. Nach ſeiner Rückkehr erhielt er 1796 eine Anſtellung in Kopenhagen, verſtandete aber auf dieſelbe, im 1797 mit ſeiner leidenden Gattin nach Italien zu reiſen; dieſe ſtarb jedoch ſchon in Neapel. In Venedig verheiratete er ſich dann mit einer Geſeſin, mit der er 1799 nach Kopenhagen zurückkehrte, reiste 1800 wieder nach Paris, wo er 1803 von Dänemark eine Penſion erhielt, wurde 1811 zum Profeſſor der dän. Sprache und Litteratur zu Kiel ernannt, erhielt 1812 den Titel eines Wiſſ. Juſtizes, nahm aber 1814 ſeine Entlaſſung und ging nach Kopenhagen. Hier begann er einen mehrere Jahre fortgeſetzten Streit mit Chlenſchläger und ſeinen Anhängern, begab ſich 1820 wieder ins Ausland und ſtarb 3. Okt. 1826 zu Hamburg auf der Rückreiſe nach Dänemark.

Die Dichtungen B.s laſſen oft ein inniges Gefühl und eine außerordentlich rege Phantaſie erkennen, verraten aber ſtets den Mangel an Klarheit und harmoniſcher Durdbildung, der B.s perſonl. Weſen charakteriſt. Klopſtod, Wieland und Goethe waren die Muſter, nach denen er ſich bildete. Der Einfluß zeigte ſich ſchon in der erſten Sammlung ſeiner deutſchen „Gedichte“ (2 Bde., Hamb. 1800) und in den „Heideblumen“ (Amſterd. 1808). Sein idylliſches Epos „Parthenais oder die Alpenſtute“ (1804, neue Aufl., 2 Bde., Eps. 1819) zeichnet ſich beſonders in der letzten Umarbeitung, durch wohlgeſetzten Bau der Hexameter wie durch einzelne Schönheiten aus. Am bedeutendſten zeigt ſich B. in den humoristiſchen Produktionen, obſchon auch ihr Wert ungleich iſt. In dem Drama „Der vollkommene Nauch“ (Eps. 1836) verpöſſelt er mit Witz und Satire wiſſenſchaftliche und polit. Schwächen der Zeit. (Vgl. dem „Karfunkel oder Alinſtlingel-Almanach“ (1810) verjuchte er den Mißbrauch ital. und franz. Dichtformen lächerlich zu machen. Sein letzter Wert in deutſcher Sprache, „Adam und Eva oder die Geſchichte des Sündenfalls“ (Eps. 1827), iſt in gereimten Jamben verfaſſet, weſenſchweigend verworrenes Epos. B.s „Poetiſche Werke in deutſcher Sprache“ (5 Bde., Eps. 1836), „Aus J. R. V. Briefwechſel mit H. L. Reinhold und J. H. Jacobson“ (2 Bde., Eps. 1831), „Fragmente aus ſeinem literariſchen Nachlaß“ (Kopenh. 1855) und ſein „Poetiſ. Nachlaß“ (2 Bde., Jär. 1854—63) wurden von ſeinen Söhnen Karl und Auguſt B. heraus-

gehen. Seine dramatischen Dichtungen in dän. Sprache sind unbedeutend, aber als Lyriker und Dichter lyrischer Epen nimmt er in der dän. Literatur eine hohe Stelle ein. Unter seinen prosaischen Schriften in dän. Sprache ist »Labyrinth; Nymphenwälder« (4 Bde.) die bedeutendste. Geleitet wurden die dän. Schriften ebenfalls von seinen Söhnen herausgegeben (12 Bde., Kopenh. 1847–52; neue Aufl. 1845–48). Vgl. A. Bagner, »Jens B. Biographie« (in dän. Sprache, 1 Bde., Kopenh. 1849–56); Krenken, »B. og Udenblikken. Literaturhistorisk Studie« (4 Bde., Kopenh. 1870–74).

Bagheria, Stadt auf der Nordküste Siciliens, Provinz Palermo, in herrlicher, reich angebauter Gegend südlich von Palermo an der Eisenbahn von da nach Termini, zählt (1880) als Gemeinde 13772 E. Unter den vielen Gärten, theilweise verfallener Villen palermitanischer Großen ist namentlich die Villa Bagliuana durch Goethes Schilderung bekannt; von der Villa Bagliuana genießt man eine der schönsten Rundsichten in Sicilien. Nördlich von B. erhebt sich der Monte Catalano mit dem beiden hohen Berggipfeln Mongerino und Jaffarone; südlich von der Stadt befinden sich Ruinen des alten Solas oder Solumm, heute Solanto.

Bagirmi, ein mohammed. Negerkönig in Centralafrika, zwischen Korno und Wadai, südöstlich vom Tschadsee am Schari und dessen rechtem Uferarm, dem Tschikilam, von einem Umfang von etwa 183 004 km. Die Bevölkerung scheint keine der Zahl von 1½ Mill. zu übersteigen, doch wechelt die Bevölkerung häufig mit den Grenzen, die bei den Kämpfen mit den mohammed. Nachbarkönigen aus den südlich angrenzenden Heidenvölkern sich ändern, bald enger zusammenzuleben. Die Sprache des ersten, Tar Bagrima genannt, ist mit dem Dialekt der Bongo von da aus dem südwestl. Rande des Tieflandes vom Tschad-See bis nahe verbandet, während die Sprachen der unterworfenen Stämme eine isolierte Stellung einnehmen scheinen. Das ganze Land ist eine Ebene, etwa 310 m über dem Meere; nur an den Rändern scheinen gebirgig zu sein. Der Boden ist theils Sand, theils Sandboden und bringt wenigstens Regenfrucht oder Sorghum hervor. Außer wenig Viehzucht werden Sesam und Indigo, die Haupterzeugnisse, auch Baumwolle und Indigo. Die Bevölkerung ist die absolute Monarchie, der Herrscher ist »Banga«. Die Heeresmacht beträgt 1000 Mann Fußvolk und 3000 Mann Reiter. Die Hauptstadt heißt Nassienja.

B. hat bis gegen Ende des 16. Jahrh. einen Teil der Unabhängigkeit, welches außer ihm Wadai der Letzte erfasste, und gelangte durch den heidnischen Fürst Doffenge aus Nanga (östlich von Bagirmi) zur polit. Selbständigkeit. Nachdem der Herrscher nach ihm, Abd-Allah, Witte des 1. Jahrs, den Islam eingeführt hatte, fiel es ihm den nachfolgenden 14 Königen zu betrachten der Unterwerfung und Macht, namentlich unter Sultan al-Amin; doch übte Borna schon damals ein Art Oberherrlichkeit über B. aus. Mohammed al-Amin Nachfolger, Burtomanda, konnte B. nur mit Hilfe Wadais seines ausländischen Vaters der Kriegshauptmanns entledigen und wurde so wieder zur Abgabe eines Tributs (Zila-

ven, Pferde und Henden) an Wadai verthehen. Othman regierte unter beständigen Kämpfen bis 1844; sein Sohn Mohammed ben Abdel-Rader war Sultan zur Zeit von Dr. Barth's Aufenthalt im Lande (1852) und vor Nachtigals Aufenthalt (1870). Dieser, gedrückt von der Tributpflichtigkeit, reizte den jungen Herrscher Ali von Wadai so lange, bis derselbe ihn 1871 aus seiner Hauptstadt vertrieb und einen Onkel desselben, Abdel-Rahman, an seine Stelle setzte. Seitdem residirt der entthronte Herrscher in den sichern Ufern des Schari, bald zu Manjafa, bald zu Bugoman, von wo er Züge nach den südl. Heidenländern unternimmt, um sich Getreide und Sklaven zu verschaffen; in diese Länder hat er 1872 dem Dr. Nachtigal Reisen zu unternehmen gestattet.

Vgl. S. Barth, »Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika in den J. 1849–55« (5 Bde., Gotha 1857–59); Nachtigal, »Reise in die südl. Heidenländer B.« (im 8. Bde. der »Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde«, Berl. 1873); derselbe, »Sahara und Suden« (Bd. 1 und 2, Berl. 1879–82); Rohlf's, »Quer durch Afrika« (2 Bde., Lpz. 1874–75).

Bagna (Vejna), Elf, der wichtigste Quellenstrom der Drammen-Elf in Norwegen, entspringt auf dem Hilefeld und durchfließt in südwestl. Richtung das Thal Balvers und dessen südl. Fortsetzung Adalen. B. bildet in ihrem Laufe die bedeutenden Seen Bangsmjøsen, Silversjøen, Strandsejøen und Spirillen. Nach einem Laufe von 204 km und nachdem sie die Rands-Elf aufgenommen, fällt sie in den Tyrisjø. Der Rands-Elf, »Quer durch Afrika« (2 Bde., Lpz. 1874–75).

Bagnacavallo, Stadt in der ital. Provinz Ravenna an der Zweigbahn Castell-Bolognese-Ravenna der Italienischen Südbahn, hat eine schöne Pfarrkirche, ein Lyceumgymnasium und eine Technische Schule und zählt 3885 (Gemeinde 14 865) E. B. ist das alte Tibericum Gadeum und Geburtsort des Malers Bartolommeo Ramenghi, welcher danach Bagnacavallo (s. d.) genannt wurde.

Bagnacavallo, eigentlich Bartolommeo Ramenghi, geb. zu Bagnacavallo 1484, gest. 1542, ein Schüler Rafaels, früher Francias, malte zuerst mehrere Gemälde in den Zimmern des Vatican. Später lebte er zu Bologna. Gemälde von ihm, die weniger maniert sind als die der meisten Schüler Rafaels, wiewohl der Erhabenheit der Auffassung die Ausführung nicht immer entspricht, finden sich in Bologna, Dresden und Berlin.

Bagne oder Bagnes (Val de), Thal im Bezirk Entremont des Schweiz. Kantons Valais, bewässert von der Dranse, erstreckt sich vom Col de Fenêtre bis Sembrander. Das 30 km lange Thal ist reich an den großartigsten Alpenescenerien; im obersten Teile ein wildes, baumloses Hochthal, eingeschlossen von hohen Felswänden und vergletscherten Gipfeln, weist es im mittlern Teile, unterhalb der Bräde von Rauvoisin, neben den Alpweiden auch Nadelwälder auf, die unterhalb Courtyer, des obersten Winterdorfs, allmählich Laub- und Obstbäumen und Getreidefeldern Platz machen. Die Dranse entspringt im Hintergrunde des Thals, wo sich vom Grand-Combin, 4317 m, Mont-Gelé, Vignas d'Arrola, 3801 m, u. s. w. zahlreiche mächtige Gletscher, wie die Gletscher des Mont-Turand, von Dremma und von Brenay fast bis in die Thalsohle hinabstrecken. Sie

durchfließt das Thal in nordnordwestl. Richtung, oft tief in Schluchten eingegraben, Stromschnellen und Wasserfälle bildend, in wildem stürmischen Laufe, empfängt die Abflüsse der großen Gletscher von Gétroz und Corbassière, mündet sich bei dem Hauptorte des Thals, Chabale, sonst auch Bagne genannt, nach W. und nimmt bei Sembrander die vom Großen St. Bernhard kommende Dranse d'Entremont auf; nach einer nördl. Wendung mündet sie 2 km unterhalb Martigny in den Rhône. Durch ihre Hochwasser wurde das Thal oft verwüstet, namentlich 1595, 1795 und 1818, wo der Gétrozgletscher die Dranse zu einem See aufgestaut hatte, der, den Eisdamm mit einem male durchbrechend, sich plötzlich entleerte, das ganze Thal bis Martigny verwüstete und 34 Menschen und über 500 Gebäude in den Wellen begrub. Das Bagnethal zählt in zahlreichen Dörfern (Chabale, Berjégère, Champsec, Courtier u. f. w.), die zusammen die Gemeinde Bagnes bilden, (1880) 4246 kath. E., meist mit Alpwirtschaft und Ackerbau beschäftigt. Von Martigny führt eine gute Fahrstraße über Sembrander thalauflwärts bis Champsec. Von der Alp Obermontane im Hintergrunde des Thals führt ein rauber Paß über den Col de Fenêtre, 2768 m, zwischen Mont-Avil, 3341 m, und Mont-Gel, 3517 m, nach Valpelline und Nosta.

Bagnères-de-Bigorre oder Bagnères d'Adour, Hauptstadt eines Arrondissements im Depart. Hochpyrenäen am linken Ufer des Adour, am Eingange des romantischen Campanerthals, 567 m hoch am Fuße des Montalibert und an der Südbahn gelegen, mit (1876) 7598 (Gemeinde 9508) E., ist schön und geräumig gebaut und besitzt außer den großen Badeeinrichtungen ein Civil- und ein Handelsgesetz, ein Theater, eine Kaufhalle, ein Collège, eine Normalischeule für Lehrerinnen, ein interessantes Pyrenäenmuseum nebst Bibliothek von 9000 Bänden, Marmorwerkstätten, mehrere Fabriken in Wolle (»Barège«), Leder, Tannenzug und Papier, auch mehrere Holzschmiedereien, Marmor- und Schieferbrüche. Schon die Römer kannten B., das noch jetzt viele Überreste aus jener Zeit aufweist, unter dem Namen Vicus Aquensis oder Aquae Bigerrionum. Die Goten zerstörten die Stadt mit ihren Häusern, die sich jedoch bald wieder erhoben und gegenwärtig oft über 20000 Fremde jährlich herbeiziehen. Die Quellen sind erdigsalzinisch, lau, warm und heiß (von 18—51° C.); außerdem finden sich eine vorzügliche Schwefelquelle und Stahlwasser, zusammen mehr als 50 Quellen. Sie werden zum Baden wie zum Trinken benutzt und sind besonders gegen Krankheiten der Haut, der Nieren, des Kreislaufsystems u. f. w. wirksam. Unter den 17 Bade-Etablissements ist das der Thermes, 70 m lang, mit Marmorwannen und Marmorböden das bedeutendste. Das Etablissement Thés hat das Haupttrinkgemach. Die Bains du Salut liegen in einem hübschen Thale. Das Klima ist sogar im Winter mild, daher auch in dieser Jahreszeit Kurgäste hier verkehren. Unter den Höhen in der Umgebung, welche als Ziele für Exkursionen dienen, sind zu nennen der 1258 m hohe Mont-Rey oder Mounié, der Bédat mit seinen drei Grotten, der 2341 m hohe Mont-Aigu, der 1593 m hohe Pène de l'Hérès, die Marmorbrüche von Campan, das reizende Lacponnetthal und der in 1968 m Höhe gelegene Blaue See.

Bagnères-de-Luchon, auch wohl nur Luchon genannt, die Aquae Onesia der Römer, aus der Zeit sich noch viele Reste finden, liegt im Dep. Ober-Garonne 628 m hoch in den Pyrenäen, an der reizenden, von der Bique (mit der sich der Cère vereinigt) durchflossenen Thale von Luchon, mit der sich hier das Thal l'Arboust oder das G. vereinigt und an der Südbahn, 6 km von der span. Grenz über welche die Bewohner des Ortes, (1876) 33 (Gemeinde 4012), lebhaften Handel mit Gemüsen, Wein, Mineralpflanzen und Schiefer treiben. B. hat 54 Quellen, kalte, laue und heiße (von 40—60° C.) 49 derselben sind Schwefelquellen, an keiner andern Stelle der Erde übertroffen. Die Quellen liefern 24 Stunden 1165088 l., hinreichend zu 1200 Bädern und 450 Douchen pro Tag. Man nennt die Wasser besonders bei Rheumatismen, Gicht, Nervenschmerzen, Hautleiden, Lähmungen u. f. w. e. doch eignet es sich seiner aufregenden Eigenschaften wegen mehr für veraltete, torpide Fälle. Die Zahl der Badegäste beträgt jährlich mehr als 10000. Das Badegebäude hat 97 m Länge und 33 m Breite und ein Peristyl von 28 Marmormosaiksteinen; befindet sich das 5,75 m lange schöne Hotel Centralpyrenäen u. f. w. Der Ort hat drei Kirchen und ein Pyrenäenmuseum. Ausgezeichnete Alleen bilden die nächsten Spaziergänge; in einiger Entfernung befinden sich die Wasserfälle von Junc und die von Montauban. Im Thale des Adour fließt O. und daneben der 69 m messende See, ein steil aufsteigenden Felsen umgeben und von 273 m hohen Wasserfall (Seculajo) gespeist. 7 m 13 km entfernt findet man die Kasernen des 2. moisselles, du Barisien, im Episthale die d'Uster u. du Coeur, nebst dem Höllenschlunde. Zu den besten Aussichtspunkten gehören: der hinter dem Badegebäude sich erhebende, 1797 m hohe Superbagin der entferntere und höhere Eclair, der 2195 m bei Baganère und der 2147 m hohe Montant, der ein prächtvollstes Pyrenäenpanorama bietet. Auf dem Fremdenverkehr, Brauerei und Colonialfabrikation gewährt der Bevölkerung auch die Bedeutung der nahen Minen von Manganes, Kupfer, Wismut und silberhaltigem Bleierz Erwerb.

Bagno (spr. Bänjo), in der Mehrzahl Bagno bezeichnet im Italienischen Bad, Bäder, und ist daher der Name verschiedener Badeorte in Italien, die man gewöhnlich durch einen Zusatz unterscheidet. Die berühmtesten Bäder dieses Namens gehören die in der Gemeinde Bagno di San-Giuliano (1880 mit 20596 E.), 7 km nordöstlich von Florenz an der Bahn nach Lucca gelegenen, deren erdigsalzinische, lauwarme und heiße Quellen (30—40° C.) schon von den Römern mit Erfolg benutzt und neuerer Zeit für Kranke sehr bequem eingerichtet worden sind. — Bagno di Lucca, 27 km nordöstlich von der Stadt Lucca, an der Elsa, 100 hundert erdigsalzinische, eisenhaltige Thermen zu 31—54° C., waren bereits im Mittelalter sehr berühmt, gehören noch gegenwärtig zu den berühmtesten Badeorten Italiens und zählen (1880) 9764 E. Ferner sind zu nennen: in der Provinz Florenz Bagno a Ripoli mit 14179 E., 4 km östlich von Florenz am Arno; Bagno in Romagna, 8267 E., am Nordostabhange des Apennin, in 450 Höhe, 107 km östlich von Florenz im Saviothal endlich das Bagno di Roselle, 5 km nördlich von Grosseto (mit einer Quelle von 36° C.), in der Nähe der Ruinen der alten etrusk. Stadt Rusell.

Bagno (fr. Bain, ital., d. b. Bad; frz. Baigne), hies früher die Strafanstalten für schwere Verbrecher in Frankreich, welche gegen Ende der Regierungszeit Ludwigs XIV. an die Stelle der bis dahin gewöhnlichen Galeeren (s. d.) traten. Das dort hauptsächlich ursprünglich die Bänder des Serails zu Ankerkapseln, bei denen sich ein Gefängnis für einen befand. Seit man die Galeerensträflinge in Frankreich zu Hofen- und Arsenalarbeiten verurtheilte, übertrug man den Namen B. auf die großen neuen Gebäude in der Nähe der Häfen, welche die Ankerplätze für jene Sträflinge bildeten. Zu ähnlichen Strafanstalten wurden die B. durch Dekret vom 1749 g. gemacht. Bereits 1749 ward der B. von London eingerichtet, welchem 1750 der in Paris, 1761 der in Rochefort, zuletzt der von London für Küstensträflinge folgte. Der Code pénal vom 1791 änderte den Namen der Strafe in "Travaux des fers", der von 1810 brachte die mildere Bezeichnung "Travaux forcés" (Zwangsarbeiten). Während der französischen Revolution in Bezug auf Behandlung der Sträflinge wiederholt Milde- rungen eingebracht waren, blieb doch die Hand- lungen im Disziplin noch äußerst hart, und jeder Sträfling ward, soweit die Art der Arbeit dies gestattete, mit einer Kette an einen Schiffs- kranz angehängt. An den Füßen schleppten sie eine angestrichelte Kugel. Nachdem bereits 1832 die bei der Bagnestraße verbundene Brandmarkung (s. d.) auf die rechte Schulter abgepfählt worden war, wurde unter der Regierung Napoleons III. endlich die Zwangsarbeit in den B. mit dem System der Entlohnungen vertauscht und die B., zuletzt Lagers, allmählich geräumt. Bal. Bertaub, *Code de la peine*. (4. Aufl., Paris 1873); *Revue de législation*, *Les établissements pénitentiaires en France et aux colonies*. (Paris 1873); *von Drissac*, *Souvenirs de prison et de bagne*. (Ber. 1881).

Baignes, Weiler mit 40 E. im franz. Depart. Aude, in der südöstlich von Domsfont, in einem romantischen Thale, wo die Bée einen Bach bildet, hat zwei Eisenquellen und als Haupt- ansehung eine Schwefeltherme von 27° C. Das Wasser wird zum Baden und, erwärmt, zum Baden benutzt und gegen Frauenkrankheiten empfohlen.

Baignes-les-Bains, Dorf mit 400 E. im franz. Depart. Lotre, am linken Ufer des Lot, 10 km südlich von Rodez, in einem engen Thale, 943 m über dem Meere gelegen, hat vier jährlich von 1800—1800 Kurgästen besuchte Schwefelther- men (23—47° C.), die große Gasblasen aufsteigen und zum Baden und Trinken bei Rheuma- gmat, Gicht, Leukorrhöe, Stimmlosigkeit und anderen Krankheiten benutzt werden, ferner eine Eisen- Quelle von 18° C. Die Quellen liefern täg- lich 30000 l, welche in ein sehr altes, achtziges Jahrhundert hergeleitet werden, aus dem das Wasser durch das Badegebäude geleitet wird. In der Nähe befinden sich zahlreiche Grotten, unter andern die verschönernde Quelle, ferner auf der rechten Seite, welchen die Straße von Rodez zum Tunnels durchbricht, das Schlosses Tourneil.

Baignes-sur-Ègze, Stadt im franz. Depart. Gers, am rechten Ufer der Ègze und auf einer Höhe von 50 km im N.W. von Rimes gelegen, an der Eisenbahn der Paris-Tour-Mittelmeer- Linie, ist ein Steinbrunn, zählt

(1876) 3868 (Gemeinde 4980) E., hat ein Kommu- nal-College und betreibt Seidenpinnerie (jährlich für 600000 Frs.), sowie Handel mit Getreide, Seide und moussierenden Weinen. Desgleichen kultiviert die Bevölkerung gute Weinberge.

Bago, Stadt in der brit. Provinz Birma, s. unter Pegu.

Vagrations (Peter, Fürst), einer der ausgezeich- netsten russ. Generale, dem georgischen Fürsten- geschlecht der Vagratiden entsprossen, geb. 1765 in Kisliar, trat 1783 in russ. Dienste und diente unter Suworow. Er nahm 1788 an der Erstür- mung Otschakows teil, focht 1792 und 1794 mit ge- gen die Polen und wurde 1798 Generalmajor. Mit Auszeichnung kämpfte er 1799 in Italien und in der Schweiz, wo er zweimal gefährlich verwundet wurde und in den Schlachten von Lecco (26. April) und bei Cassano (27. April) die siegreiche Entscheidung herbeiführte. Noch höhere Auszeichnung erwarb er sich im österr.-russ. Kriege von 1805. Der russ. Obergeneral Kutusow war 13. Nov. nach Naim aufgedrungen und mußte besorgen, als er den Do- nauübergang der Franzosen bei Wien erfahren hatte, daß diese Naim vor ihm erreichen und ihn dann aufreiben würden. In dieser misslichen Lage sendete er 8000 Mann unter B. dem Prinzen Ru- rat entgegen, um den March der russ. Armee zu beden. Am 16. Nov. hatte B. bei Hollabrunn gegen Rurat und eine große Übermacht einen blutigen Kampf zu bestehen. Sechs Stunden lang hielt er sich gegen den vielfach überlegenen Feind und räumte erst am Abend das Schlachtfeld, welches 3000 todt verwundete, teils tote Russen bedeckten, während Kutusow unterdes mit der Hauptarmee Naim erreichte. Thätigen Anteil nahm B. auch gleich darauf an der Schlacht von Austerlitz. Er führte hier als Generalleutnant die 6000 Mann starke Vorhut der Kolonne des Fürsten Johann von Liechtenstein. Ebenso tapfer focht er 1807 in den Schlachten bei Eylau (7. und 8. Febr.), Heilsberg (10. Juni) und Friedland (14. Juni). Als darauf Rußland durch den Beitritt zum Kontinentalsystem in Krieg mit England und Schweden verwickelt ward, erhielt B. 1808 das Kommando einer Divi- sion in Finland, mit welcher er mehrere glückliche Gefechte bestand und 1809 die Alandinseln besetzte. Zum General der Infanterie und Oberbefehlshaber des Heers in der Türkei ernannt, schlug er den Serassier Chodrew Pascha 16. Sept. 1809 bei Affo- wat, eroberte Matschin, Hirsowa, Ismail und Brailow und unternahm die Belagerung von Silistria, wurde aber bei Tatarika (3. Nov.) geschla- gen, ging über die Donau zurück und wurde im fol- genden Jahre durch General Kamenskoi im Ober- kommando ersetzt. In dem Feldzuge von 1812 be- fehlte er die zweite Division, focht unglücklich bei Mohilew (25. Juli) und mußte sich dann bei Smolensk mit der ersten Armee Barclays vereinigen. An der Schlacht bei Smolensk hatte er nur am ersten Tage (16. Aug.) einigen Anteil. Als sa- natinischer Feind war B. im Verein mit dem Großfürsten Konstantin und Jermolof die Seele aller Umtriebe gegen Barclay. Bei Borodino wurde er (7. Sept.) tödtlich verwundet. Er starb 7. Okt. 1812. Seine Witwe, Katharina, geb. 1783, Tochter des Grafen Stawronski, von väter- licher Seite Großnichte Katharinas I., von mütter- licher Potemkins, spielte unter den diplomatischen Damen auf dem Kongresse von Wien eine Rolle. —

Fürst Peter Romanowitsch B., ein Neffe des vorigen, russ. Generalmajor, gest. 28. Jan. 1876 zu Petersburg, hat sich viel mit geol. Untersuchungen beschäftigt und entdeckte in der Schmatower Mineralgrube bei Slatoust ein neues Fossil, das nach ihm den Namen Bagrationit erhielt.

Bagrejow-Speransky (Elisabeth von), russ. Schriftstellerin, ist die Tochter des russ. Ministers Michael Graf Speransky (s. d.).

Baguette (frz.), Gerte, Wünschelrute; Trommel-Zackenhod; hochstielige Tulpe, leicht auflartend. **Bahamaholz**, auch Bahiaholz oder Rot-holz genannt, s. Brasilienholz.

Bahama-Inseln oder Lucayasche Inseln, span. Lucayos (von los cayos, d. h. die Klippen oder Riffe), eine den Briten gehörige Inselreihe Westindiens, welche, durch den Neuen Bahama-Kanal oder die Floridastraße mit dem Golfstrom von der Südküste der Halbinsel Florida, durch den für die Schifffahrt gefährlichen Alten Bahama-Kanal von Cuba getrennt, sich zu beiden Seiten des Wendekreises über 1100 km weit im Südböhl. Richtung bis gegen Haiti hin zwischen 21° und 27° 31' nördl. Br. erstreckt und mit dem Gürtel der kleinen Antillen den großen, gegen Nordwesten geträumelten Inselbogen Westindiens vollendet. Die B. sind die höchsten aus dem Wasser aufragenden Spitzen einer Anzahl von Korallen- und Sandplateaus, die aus bedeutender Tiefe scharf aufsteigen und durchschnittlich nur 5—10 m unter Wasser liegen, selten 20—30 m, während einige wenige zur Ebbezeit zu Tage treten. Unmittelbar außerhalb der Ränke findet man Tiefen von 3—4000 m. Die Inseln selbst bestehen der Hauptsache nach aus jüngern Kalkschichten mit Muschellagern, auf welchen eine Mergel- und Thonlage ruht, bedeckt von einer reichen Humusschicht. Sie sind im ganzen flach, ihre höchsten Hügel erheben sich 40—60 m über den Meeresspiegel, nur Klein-Salvador erhebt sich bis zu 125 m, andere hingegen werden teilweise von der Flut überflutet. Man zählt 29 größere Inseln, von denen 10 unbewohnt sind, 661 Felseninseln und 2387 Felsen und Riffe, welche aus dem Meere aufragen, außer einer großen Anzahl von verborgenen Rissen und Klippen. Diese Beschaffenheit des Meeres gibt Anlaß zu einer bedeutenden Anzahl von Schiffbrüchen, weshalb ein Teil der Bewohner seinen Unterhalt durch Bergen von Bruchgütern gewinnt. Die B. zählten (1871) auf 13960 qkm 39 162 E., darunter 29 287 Schwarze, wozu noch die Caicosinseln (550 qkm mit 1878 E.) und die Turksinseln (25 qkm mit 2845 E.) kommen.

Nach den Bänken, auf denen sie ruhen, zerfallen die B. in eine Anzahl natürlicher Gruppen, von denen die nördlichste, die der eigentlichen B. sich auf der kleinen Bahamabank (über 14 000 qkm groß) erhebt. Die beiden größten unter ihnen sind Groß-Bahama (1542 qkm) und Groß-Abaco oder Lucaya (mit Klein-Abaco 2313 qkm). Südlich von diesen, durch den Providencialkanal getrennt, liegt die Große Bahamabank mit einer Fläche von über 96 000 qkm, in welche das tiefe Meer von Norden mit dem Providencialgolf, von Osten mit dem Grumalund und der Zimientosbai einschneidet. Hier liegt die größte der B., Andros oder St.-Andrews (3524 qkm), an welche sich südlich die beiden Heiligen-Geistinseln (440 und 1100 qkm) anschließen. Südlich von Andros liegt die nur 218,5 qkm große Hauptinsel New-Providenc

mit dem besten Hafen und der Stadt Nassau, i. Hauptstadt der ganzen Gruppe. Unter den übrigen Inseln der Großen Bahamabank sind noch zu nennen: Eleuthera, Great-Exuma und Long-Jule (Juma), und, nur durch eine schmale unterseeische Lunge mit der Bank verbunden, Klein-Salvador und Cat-Jelands. Ostlich und südöstlich hin liegen noch Rum-Tag und die Wallingsinseln; westlich von der Großen Bahamabank und ziemlich bedeutende Sal-Exambank aufragt, auf der aber keine größeren Inseln liegen. Die südliche Fortsetzung der Inselreihe besteht aus einer Anzahl kleinerer Gruppen, Adlin, den Crooked-Inseln, einen großen Atoll mit 2—3 m Wassertiefe in der Mitte, nördlich Mariquana, Groß- und Klein-Juan den Caicosinseln und den Turksinseln. Weiter östlich treten noch drei Bänke, Mouchoir-La-Bank, Silber-Bank und Navidab-Bank, auf, die letzte schon 20—40 m unter dem Meeresspiegel.

Da die Inseln an Trinkwasser Mangel leiden, sind nur wenige Brunnen vorhanden; dagegen sind sie mit vielen wertvollen Salzwasserseen, die teilweise mit dem Meere im Zusammenhange sind und mit der Ebbe und Flut sinken und steigen. Das Klima der B. ist gemäßig heiß und auch für Europäer gesund, die Mitteltemperatur beträgt im Sommer etwa 28° C., im Winter 18° C.; der N. E. der Gruppe wird das ganze Jahr hindurch von Nordostpassat erfrischt, während im w. W. häufig kalte West- und Nordwestwinde wehen. Regen fällt in genügender Menge. Das Seeklima erzeugt einen üppigen Pflanzenwuchs. Bei d. tropischen und europ. Gewächsen und Früchten, die mehrere vortrefflich. Ananas und Cocos bilden ein Hauptkapitalprodukt, ebenso Baumwolle. Außerdem baut man Reis zur Ausfuhr, Reis u. a. ausreichend anderes Getreide, sowie Rohwolle, Kartoffeln, Hülsenfrüchte u. s. w., dagegen nur wenig Kaffee und Zuckerröhre. Einige Inseln sind holzreich und liefern namentlich Nagelholz, Sassafras, Ligum vitae, Eder, Zistil u. s. w. Auch die Zucht, besonders die Schaf- und Geflügelzucht, einträglich, die Fischerei von großer Wichtigkeit. Der Schildkrötenfang liefert einen erheblichen Exportartikel. Von Bedeutung ist auch die Gewinnung eines Badeschwammes, welcher frühzeitig den des Mittelmeeres zurücksteht. Einen Hauptexportartikel bildet das Salz, hauptsächlich von Exuma und den Turksinseln; sieben Zehntel des Salz gehen nach den Vereinigten Staaten. Die Turksinseln liefern auch Guano, etwa 700 Tonnen werden jährlich ausgeführt. Andere Produkte sind Muschelpat und Perlmutter. Der Wert der Exporte der B. belief sich 1878 auf 143 000 Pf. S. der der Einfuhr auf 191 000 Pf. St. Seit 1. J. 1880 sind die B. dem Weltverkehr in Bezug auf den Handel und die Schifffahrt und die wichtigsten Nahrungszweige. Es gibt auf den B. 21 Häfen, die aber meist nur für kleinere Fahrzeuge zugänglich sind. Bebaut ist etwa ein Fünftel der Bodenschätze; nur 20 Inseln (nicht gerade die größten) sind meist den nächsten Inseln spärlich bewohnt. Eine Anzahl von Ortschaften liegt nicht auf den größeren Inseln, sondern auf kleinen Nebeninseln, während die Felder auf der Hauptinsel liegen.

Die Engländer haben den Archipel in zwei Verwaltungsbereiche geteilt: 1) das Gouvernementsgebiet der B., mit einer Regierungsverfassung nach dem Vorbild der brit.-nordamerik. Verfassung. 2) das

heit, die des Generalgouverneurs und Mittel- und des Handels ist die feste Stadt Nassau auf der Providence, mit gutem Hafen, einer kolossalen leeren Wülstule des Columbus vor dem Gouvernementshause und 8000 G.; 2) die Turk- und Laysinseln. Diese stehen unter einem besondern Kapitanat, der in Verwaltungssachen dem Gouverneur von Jamaica untergeordnet ist. Die einzige, die Eingänge zum Golf von Mexiko beherrschende Lage gibt dem Archipel seinen Hauptwert. Die I. sind in der Geschichte der Entdeckung von hervorragender Bedeutung, weil zu ihnen die Insel Guanahani oder San-Salvador gehört, auf welcher Columbus am 12. Okt. 1492 zum ersten Male amer. Boden betrat. Die Spanier wurden durch eine Entdeckung des Columbus Herren der Bahama-Archipels und fanden bei dem friedlichen Volk land. Stammes die freundlichste Aufnahme. Als sie jedoch auf den oben Inseln ihre Besatzungen geseht fanden, verließen sie, nachdem sie die Einwohner größtentheils in die Vergewaltigung von San-Salvador, Peru und Mexiko gebracht und nur 1629 auf San-Providence angelegte engl. Kolonie 1641 zerstört hatten, den ganzen Archipel, der aus der Südwesten und andern Korallen als Schiffsanland dient. Letztere vernichtete 1718 der brit. Seelaplaner Woods Rogers, der hierauf die Inseln für England in Besitz nahm. Nicht erst nach dem Kriege unterstügt, wurden sie 1776 von den Amerikanern geplündert und 1781 von den Spaniern von neuem erobert, jedoch 1783 im Frieden von Versailles den Briten wieder abgetreten. Vgl. Baker, *Die Bahamas* (2. Aufl., Lond. 1871).

Bahari, der arab. Name für Unterägypten.
Bahawalpur, auch Daudputra genannt, ein Distrikt von Britisch-Indien, jetzt nur noch 1650 qkm groß mit 500 000 G., gehört als Tributland zur Residenten-Gouverneurschaft Pendschab, liegt nördlich von Radschputana und ist durch den Seelich (Ghara), den Radschnab (Jhelum), sein Grenz gegen W. und NW., von dem nördlichen Pendschab getrennt, während es gegen O. und SO. von Diodsalmit und Bilanir begrenzt wird. Das sehr niedrig gelegene, aus Ebenen bestehende Land ist nur in der Mitte, nördlich, in einer Breite von 10 km, halbfähig und erzeugt daselbst Baumwolle, Jute, Zucker, einige Farbstoffe und Arznei. Viehzucht findet nur auf diesem schmalen Streifen des Landes statt. Für Sechstel des Landes ist gütlich angebaut. Die Einwohner sind Hindu, Sikhs und Baluttschen, insgesamt 100 000. Die höhern Stände sprechen und schreiben Persisch. Der Beherrscher und eine große Anzahl der Bevölkerung bekennen den Islam, jedoch der Brahmanismus große Duldbarkeit. Der Herrscher ist der Hindu Ramesh der Daudputri, der Kaiser David, der Gründer des Staats (1769), dessen nachkommener Name an der Webersäule, die seiner Reiterstadt Schilapur in Sind verleiht, sich zum Beherrscher des Landes aufschwang. Nachkommen erkannten nacheinander die Herrschaft der Sikhs, der Sikh und seit 1837 die der Briten an. Der Fürst Bahawal oder Bahäl, der 1843, erbaute die nach ihm genannte Stadt, deren Name auf das Land überging. Seit 1848 leistete Hilfe von der Ostindischen Regierung einen lebenslänglichen Jahresgehalt von

10000 Pf. St., auch hatte er 1843 für die Unterstützung der Engländer bei ihren Kriegen gegen Sindh und Afghanistan einen fruchtbaren Landstrich im nördl. Sind erhalten. Der Landesfürst Ehan betitelt, hat 140 000 Pf. St. Einkünfte und braucht kein Schutzgeld zu zahlen. — Die Haupt- und Residenzstadt Bahawalpur, an einem Arme des Seelichs, hat einen fürstl. Palast, sonst unansehnliche Badsteinhäuser, die nebst vielen Baumgruppen von einem Erdwall von 8 km Umfang umschlossen werden, zählt 20 000 G., hat berühmte Manufakturen und betreibt, von ihrer Lage am Vereinigungspunkt dreier Straßen begünstigt, lebhaften Handel. Die andern wichtigsten Städte des Landes sind Ahmedpur, auch Ahmedpur-Barra, oder hies Barra, 52 km im SW. von B., mit 30 000 G., welche Gewehre, Schießpulver, Baumwoll- und Seidengewebe verfertigen, und Ehanpur, weiter im SW., an einem schiffbaren Radschnabkanale, in äußerst fruchtbarer und vollreicher Gegend, ein blühender Handelsplatz mit 10 000 G.

Bahia oder São-Salvador da Bahia (vollständig: Cidade São-Salvador da Bahia de todos os Santos), Hauptstadt der brasil. Provinz B. und bis 1763 Hauptstadt von Brasilien, noch jetzt die erste Festung, die zweite Handelsstadt und Sitz des Erzbischofs und Primas von ganz Brasilien, liegt an der Ostseite der Allerheiligenbai (Bahia de todos os Santos), die eine Menge Inseln umfaßt und einen gesicherten Hafen bildet, der alle Flotten der Erde bergen könnte. Die Stadt B. liegt am Westabhange einer von N. nach S. gerichteten, allmählich schmaler werdenden Landzunge, welche mit dem Kap San-Antonio endet, und bietet einen Anblick von imponierender Schönheit. Das Innere entspricht indes dieser Lage nicht. Die Stadt ist sehr unregelmäßig gebaut und besteht aus zwei sehr verschiedenen Theilen: der Praga oder Cidade-Baixa, d. h. Unterstadt, und der Cidade-alta oder Oberstadt. Die Praga besteht hauptsächlich aus einer fast 7 km langen, am Ufer hinziehenden Straße, welche von mehreren kleinen und engen Gäßchen durchschnitten wird. In ihr finden sich die Comptoirs und Magazine der Kaufleute, die Börse, das Zollamt (Alfandega), das Marinearsenal, im N. das Kriegarsenal, der Bahnhof der Bahia-San-Francisco-Bahn, die Gasfabrik, eine Fabrik für Pferdebahnenwagen u. s. w. An Kirchen enthält sie die Dreieinigkeits-, Bomfim- und Conceição-Kirche. Während die Praga durch den in ihr herrschenden Schmutz und die oft sehr drückende Hitze einen unangenehmen Eindruck macht, ist die Cidade-alta, 60–80 m höher, luftig und gesund, von Orangen- und Bananengärten umgeben, die sich nördlich in den Urwald verlieren. Unter ihren Gebäuden zeichnet sich das jetzt als Hospital dienende Jesuitenkollegium, ganz besonders aber die ehemalige Jesuitenkirche, die gegenwärtige Kathedrale, aus, die, meist aus Marmor errichtet, als die schönste Kirche Brasiliens gilt. Hier steht auch der Palast des Erzbischofs, die weitläufige Statthalterei, die Münze, die Citadelle, das Stadthaus, die Kammer, der Appellationshof, das Waisenhaus, das Getreidemagazin, das Theater, viele Klöster und Kirchen; eine Pferdebahn durchkreuzt die Stadt in ihrer ganzen Länge. Den herrlichsten Durchblick auf den Hafen und die Segenflüsse gewährt der die ganze Stadt beherrschende Passaio-publico, eine der schönsten Promenaden Amerikas.

B. wird durch eine Menge Festungswerke, Batterien und Forts gedeckt, unter denen das auf einem isolierten Felsen mitten im Hafen gelegene kreisförmige Gefest das stärkste ist. Außer verschiedenen Spezialschulen besitzt die Stadt ein Lyceum, ein theol. Seminar, eine mediz. Akademie, ein Museum, eine öffentliche Bibliothek, mehrere Druckereien. Ihre Umgebungen wie das ganze Gestade der Bai sind reizend, das Klima außerordentlich gesund.

B. zählt (1872) 128929 E. und hat drei Vorstädte: Bomfim im N., Victoria im S. und die Altstadt. Die gegenüberliegende, 35 km lange und bis 10 km breite, fruchtbare Insel Itaparica oder Taparica, deren östl. und westl. Ende mit dem Festlande die beiden Eingänge zur Bai begrenzen, zählt 18000 E., wovon 7000 auf die Stadt San Gonzalo kommen, deren Einwohner hauptsächlich vom Walfischfang leben. Zwischen dieser Insel und der Stadt liegt der eigentliche Hafen von B.; er ist sehr bequem, geräumig und leicht anzulaufen. Die Südspitze San-Antonio trägt einen Leuchtturm. Der Handel von B. ist durch die vielen Hemmnisse, denen er durch die Eifersucht der Hauptstadt Rio de Janeiro unterworfen war, nicht zu der Blüte gelangt, deren er fähig ist. Alle Waren müssen durch die Alfanega einpassieren und die auszuführenden gehen durch das Consulado. Die Einfuhr besteht namentlich aus Eisenwaren, baumwollenen, wollenen, leinenen und seidenen Manufakturen, Drogen und Wein, die Ausfuhr aus Zucker, Baumwolle, Kaffee, Tabak, Cigarren, Häuten und Holz. Hierin ist der Küstenhandel nicht einbegriffen, dessen Wert etwa zwei Drittel des überseeischen ausmacht. B. steht mit den übrigen brasil. Häfen in regelmäßiger Dampferverbindung, ebenso mit Neuport; mit Europa verbinden es sechs monatliche Postdampfer (Hamburg 2, Bordeaux 2, Liverpool 1, Southampton 1), welche ihre Fahrten bis Rio und zum La-Plata ausdehnen. Den Verkehr auf der Bahia vermitteln zwei Dampfschiffahrtsgesellschaften. Die Industrie der Stadt B. ist am bedeutendsten in Tabak-, Cigarren-, Zucker- und Alumabereitung, wozu noch Baumwollweberei, seit 1867 die bedeutendste Spinnerei Brasiliens, Papiersabritation und Schiffbau kommen. Der Handel zur See liegt fast ganz in den Händen der Ausländer, besonders der Engländer. B. wurde 1510 von dem Portugiesen Correa als San-Salvador gegründet und erhielt 1549 seinen jetzigen Namen.

Die Provinz Bahia umfaßt 426427 qkm mit 1379616 E., darunter 167824 Negerflaven und außerdem etwa 8000 umherziehende Indianer. Im N. von Sergipe durch den Rio-Real und von Pernambuco durch den Rio San-Francisco geschieden, grenzt sie weiter an Piauhg, Gogay und Minas-Geraes und reicht an der Küste südlich bis zum Rio Mucury, der die Grenze gegen Espiritu-Santo bildet. Der 40–60 km breite Küstenstrich ist ziemlich bergig, aber auch mit weiten Thalflächen versehen, sehr fruchtbar und gut bewässert, während der zur Provinz gehörige Teil des San-Francisco-thales weniger wasserreich ist. Getrennt werden beide Niederungen im N. durch die Plateaus des Sertão, welches südlicher in Kettengebirge übergeht, eine kalkige und granitische Fläche, welche an großem Wassermangel leidet und deswegen mit spärlicher Vegetation besanden und zum Ackerbau ungeeignet ist. Am fruchtbarsten ist das Land an der Allerheiligenbai (der Reconcano), wo auch im

ganzen Brasilien die dichteste Bevölkerung neben der ganze Küstenstrich der Provinz ist berührt und seine herrlichen Urwälder (den Mato-virgem d. Küste), und wo dieser dem Anbau weichen muß hinterließ er einen Boden von unerhofftlich Fruchtbarkeit. Man baut Zucker und Tabak, den Baumwolle, Reis, Maniok in großer Menge, auch dem Kaffee und Süßfrüchte. Auf den Plateaus Innern ist nur die Viehzucht lohnend, doch ist sie reich an edeln Metallen zu sein. In der Serra Sincora wurden 1844 reiche Diamantenlager in einem Sklaven aufgefunden. Die Bahia-Eisenbahn, 1868 begonnen, wird nach Juazeiro an rechten Ufer des San-Francisco geführt, welche eröffnet ist die 145 km lange Strecke von B. zu Inhambupe. Die sonstigen Verkehrswegen der Provinz sind sehr ungenügend.

Bahiaholz oder Rothholz, f. Brasilienholz.

Bahlingen, Stadt in Württemberg, f. Balingen. **Bahman** (im Zend Vohu-mand, altper. Bahmanis, d. h. mächtiger Geist, wobei die neu Form) ist in der Religion Zoroastres der zweite Amschaspsands (f. d.) oder Unsterblich-Heiligen. Er ist der erste nach Ormuzd und repräsentiert namentlich den Ormuzdgeborenen reinen Verstand. Seit Plutarch (*De Iside et Osiride*, Kap. 47) schilde ihn als Hauptvertreter der *eterna* (d. h. Bahmanen) Er ist der Fürst des Friedens, des fruchtbaren Segens, der reichen Herden und der reinen Tiere des Himmels, Oberster des Paradieses (Valak-neuperf. Beheschat) empfängt er die Seelen der Seligen. Als einer der Amschaspsands sitzt er auf einem goldenen Throne und befragt die Seelen derer, die von Altbordj heraufkommen, um über die Welt Achinnat zu gehen. Ihm ist der 11. Monat der zweite Tag jedes Monats geweiht; unter 12 Pflanzen ist die weiße Lilie und unter den Bäu der sabelhafte Asopist ihm geweiht. Sein Gegen als zweiter Ahirman ist Ahomano, der Schöpfer des Reides und des Kriegs.

Bahnhotel, f. Hotel.

Bahusen (Zul. Friedr. Aug.), Philosoph * 30. März 1830 zu Zornberg in Schleswig-Holstein besuchte das Gymnasium zu Schleswig, trat seit 1847 zu Kiel Philosophie und Philologie kämpfte 1849 als Freiwilliger gegen die Dänen setzte dann seine Studien in Tübingen fort. wurde 1858 Lehrer am Gymnasium zu Kehl und 1862 an der höhern Bürger Schule (seit 18 Progymnasium) zu Lauenburg, wo er 7. Dez. 18 starb. B. ist ein Jünger und Fortbildner Schopenhauers, dessen Lehre er teils individualistisch gestaltete, teils mit einer dialektischen Kritik zu kombinieren versuchte u. s. w. Seine Hauptwerke sind: *«Beiträge zur Charakterologie»* (2 Bde. 1867), *«Mosaiken und Silhouetten»* (Erg. 1867), *«Das Tragische als Weltgesetz und der humoristisch-ästhetische Gehalt des Metaphysischen»* (Erg. 1867), *«Der Widerspruch im Wissen und Wesen der Welt»* (Erg. 1880).

Bahr und Bahri heißt im Arabischen der große oder große Gewässer. Daher Bahr-el-Kel der Meerbusen am Nordostende des roten Meeres Bahr-el-Fuleh, der See Merom in Palästina Bahr-el-Kulzum, der Meerbusen von Suez. Mittelalter auch das ganze Rote Meer; Bahr-Jemen, das Rote Meer; Bahr-bela-mat, der Fluss ohne Wasser; Bahr-el-Khiab, der

Bähr-el-Akrab, der Blaue Nil: Bähr-el-Bajel, der Gazeelstuf; Bähr-Lut, das Tote Meer. — Bahri-Tabarijeh, der See von Tizias oder Galiläa in Palästina; Bahri-Bene-el, das Adriatische Meer; Bahri-Jussuf, der niphilanal genannte Arm des Nil im mittlern Nubien, von Jarschut bis Djibeh.

Bähr (Joh. Christian Felix), namhafter deutscher Philolog und Altertumsforscher, geb. 13. Juni 1760 in Darmstadt, als Sohn des nachmaligen bad. ersten, Kirchen- und Ministerialrats Johann es B. (geb. 28. Aug. 1767 zu Heidelberg, gest. April 1828 zu Karlsruhe). B. besuchte das Gymnasium und die Universität zu Heidelberg, habilitierte sich daselbst 1819 und erhielt 1821 eine extraord., 1826 eine ord. Professur. Seit 1833 und B. auch an der Spitze der Universitätsbibliothek. Er starb zu Heidelberg in der Nacht vom 28. am 29. Nov. 1872. B. machte sich zunächst bekannt durch die mit Kommentaren versehenen Ausgaben der Plutarchischen Biographien: »Atheniens« (Heidelb. 1822) und »Philosophen, Historiker, Juristen« (Erg. 1826). Außerdem sammelte und erläuterte B. die Bruchstücke des »Atheniens« (Zusatz. 1825). Seine Hauptwerke sind die »Geschichte der röm. Literatur« (Karlsr. 1828; 2. Aufl., 4 Bde., 1868—73), woran sich drei Supplemente: »Die christl. Dichter und Geschichtsschreiber Roms« (Karlsr. 1836), »Die christl.-röm. Theologie« (Karlsr. 1837) und »Geschichte der röm. Literatur im karolingischen Zeitalter« (Karlsr. 1840) anschließen, und die Bearbeitung des »Herodot« (4 Bde., Erg. 1832—35; 2. umgearbeitete Aufl., 4 Bde., Erg. 1855—61), in welcher namentlich die Quellenklärung ausgezeichnet behandelt ist. Außerdem hat B. noch eine Anzahl kleinerer Schriften und zahlreiche Beiträge zu Zeitschriften und Nachschlagewerken geleistet. Seit 1821 nahm er ständigen Anteil an den »Heidelberger Jahrbüchern«, von 1834 mit Schloffer und Runde, seit 1847 von derbiete.

Bährdt (Karl Friedr.), berühmter Theolog der Aufklärungsperiode, wurde geboren zu Bischofsheim in Sachsen 25. Aug. 1741 als Sohn des als Professor der Theologie zu Leipzig gestorbenen Joh. Friedr. B. Zu Leipzig und Schulporta angestellt, studierte B. seit 1756 zu Leipzig Theologie, wurde 1762 als Katechet an der Peterskirche in 1766 als außerord. Professor der biblischen Theologie zu Leipzig angestellt. B. lehrte und predigte mit Beifall, ward aber wegen lieberlichen Leugnens aus Leipzig entfernt und 1768 Professor der biblischen Altertümer zu Erfurt. Hier wandte er sich gegen den Rationalismus zu und schrieb seine Abhandlung über die systematische Theologie. (2 Bde., Erfurt 1770—72) und die »Wünsche eines frommen Patrioten« (Erfurt 1770). Im J. 1771 als Professor der Theologie und Prediger nach Osnabrück, veröffentlichte B. die »Neuesten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen« (1773), ward aber wegen anstößigen Lebenswandels nach Osnabrück entlassen. B. wirkte nun 14 Monate lang als Prediger eines Philanthropins zu Marbach in der Gegend von Osnabrück und wurde dann Generalsuperintendent und erster Prediger zu Dürheim an der Weser, welches ihn zur Verwaltung eines geistlichen Amtes für unfähig erklärte und ihm verbot, zu predigen zu lassen; 1779 floh B. nach Halle,

wo er Vorlesungen hielt über Philosophie und alte Sprachen. Hier erschienen B.s »Briefe über die Bibel im Volkston«, »System der moralischen Religion« und andere Schriften. Ein anonymes Pasquill auf Wöllners (s. d.) Religionskritik brachte ihm 1789 ein Jahr Zerknirschung zu Magdeburg, wo er die »Geschichte seines Lebens, seiner Meinungen und Schicksale« (4 Bde., Braunschw. 1790) schrieb. Hernach lebte B. als Schenkwirt in einem Weinberg bei Halle, bis er 23. April 1792 starb. B. hat Bedeutung nur als das äußerste Extrem des vulgären Rationalismus. Reich beanlagt, hatte er ein ausgebreitetes Wissen sich angeeignet, aber ohne jeden sittlichen Halt, versank er in tiefste Gemeinheit, ohne für die Wissenschaft Bleibendes zu leisten. Vgl. G. Franz in Kaumers »Histor. Taschenbuch« (Erg., Jahrg. 1866); Leyser, »Karl Friedrich B.« (2. Aufl., Neustadt a. d. E. 1870).

Bährdt mit der eisernen Stirne, der Titel einer Schmähschrift, welche August Friedr. Ferd. von Roehne (s. d.) unter Anignos Namen (1790) erscheinen ließ.

Bahrein-Inseln oder Kval-Inseln heißt eine Gruppe von Inseln auf der arab. Seite des Persischen Meerbusens, innerhalb einer Bai, welche im SO. die mit dem Räs (Kap) Mellan oder Kufir auslaufende Halbinsel El-Bahrein und im NW. das Räs Lannara bei El-Katif begrenzen. Die bedeutendsten dieser Inseln sind Samal, Bahrein oder Kval im SO. nebst Menama und Baharat. Nordöstlich von ihr liegt das viel kleinere Giland Arab mit gleichnamiger Stadt (Arabisches des Plinius). Beide sind die fruchtbarsten, wasserreichsten und gesündesten Inseln des Persischen Golfs und liegen inmitten einer reichen Perlensbank. Die Insel Samal erstreckt sich 50 km von N. nach S., mit einer größten Breite von 17 km, ist im Innern etwas gebirgig, an den Küsten aber sehr flach und von vielen Sandbänken umgeben, welche bei niedrigem Wasserstande trocken liegen, und zählt etwa 60 Dörfer mit 60—70 000 E. Der von vielen süßen Quellen getränkte Boden ist außerordentlich ergiebig, wenngleich nur teilweise gut angebaut, und liefert viel Datteln, Mandeln, Limonen, Granatapfel, Wein, Feigen, Weizen und Gerste. Bemerkenswert ist, daß am Samal auf dem Meerestrande süßes Wasser stark hervorquillt, welches Taucher in Schläuchen schöpfen, um damit Schiffe zu verproviantieren. Menama, die Hauptstadt, am nordöstl. Ende der Insel, zählt etwa 25 000 E. Sie ist gut gebaut, besitzt einen reichen Bazar und große Karawanenserais zur Aufnahme der zahlreichen Kaufleute, welche zur Zeit der Perlscherei sich hier einfänden. Nordlich von ihr liegt ein guter Hafen, der jedoch schwer zugänglich ist; sicherer ist der kleinere, südlichlich liegende. Beide werden zum Teil durch Arab, die zweite Insel, gebildet, welche so flach ist, daß sie bei hohem Wasserstande als in zwei geteilt erscheint. Ihren Ruhm und ihre große Bedeutung verdanken die Inseln dem gewinnreichen Betriebe der Perlscherei, deren Mittelpunkt sie sind. Die Perlensbänke erstrecken sich jedoch in einer Ausdehnung von 300 km von den Bibulfsinseln südöstlich bis Schardscha. Die Perlscherei wird von der Bevölkerung in den Monaten April bis Oktober betrieben, wo das Wasser hinlänglich warm ist. Die Insel Samal schickt 3500 Boote aus, von denen 2500—3000 auf die Hauptstadt allein kommen; die pers. Küste schickt 100 und etwa 700 die Piraten-

küste, samt den Ortschaften zwischen Bahrein und dem Ras Mesandun. Der Handel mit den Muscheln wird füglich an Ort und Stelle gemacht; gegen drei Viertel laufen die Hindubändler; der Rest geht nach Bagdad, Syrien, der Türkei u. s. w. Der Ertrag beläuft sich nach Schätzung der Engländer auf 250000 Pfd. St., nach Abzug der mancherlei Gebühren (20 Proz. vom Werte), welche den beaufsichtigenden Scheichs und Gouvernementschiffen zu entrichten sind. Auch der übrige Handel ist nicht gering, da Menama der Mittelpunkt des ganzen Handels dieser Ostküste Arabiens ist. Die Inseln waren schon den Alten bekannt. Die Portugiesen, von deren Herrschaft einige Ruinen am Hafen zeugen, besetzten die Insel Bahrein 1507 bald nach der Eroberung von Ormus und trieben die einträgliche Perlenfischerei auf eigene Rechnung. Nachdem ihnen Schah Abbas I. 1622 Ormus entziffen, mußten sie auch Bahrein aufgeben, um dessen Besitz nun Perser (Schah Nadir eroberte sie 1735) und Araber stritten, bis ein Stamm der letztern, die Athubis, sich 1784 der Insel bemächtigten. Vgl. Wästenfeld, „Bahrein und Jamama, nach arab. Geographen beschrieben“ (Göttingen 1874).

Vahrrecht (Blutprobe, *ius forotrii*), im Mittelalter eine Art der Gottesurteile oder Ordbalien (s. d.) zur Erforschung eines Mörders.

Vähung nennt man sowohl den Akt der Anwendung von feuchter Wärme auf irgend einen äußern Teil des erkrankten Körpers zur Erreichung eines Heilzwecks (fomentatio), als auch die besondere Form oder Gestalt, in welcher die feuchte Wärme angewendet wird (fomentum). Diese Begriffe werden aber weder im gemeinen Leben noch auch von den Ärzten festgehalten, vielmehr der Ausdruck V. auf die örtliche Anwendung von Wärme und Kälte überhaupt übertragen, und so spricht man von feuchten und trockenen, warmen und kalten V. Bei den feuchten V. wird die Flüssigkeit nicht unmittelbar angewendet, sondern man tränkt damit Lächer, Leinwand, Flanell, Schwamm, Filz und legt diese auf. Dies nennt man im engeren Sinne baden, zum Unterschied von Umschlägen, d. h. feucht gemachten breiigen Substanzen (Kataplasmen). Zur trockenen V. bedient man sich erwärmter Lächer, eingehüllten warmen Sandes, warmer Fische und verschiedener Kräuter in Gestalt der Kräuterkissen. Die feuchtwarmen V. wendet man vorzugsweise als Zerteilungs- oder Zeitigungsmittel bei Entzündungen des Unterhautzellgewebes und der oberflächlich gelegenen Drüsen an, indem durch die von ihnen bewirkte Gefäßerweiterung entzündliche Stafen und Infiltrationen zertheilt oder ihr Übergang in Eiterung befördert wird. Auch als Ableitungsmittel bei Entzündungen innerer Organe (Bauchfellentzündung, Lungenentzündung u. s. w.) bedient man sich ihrer häufig mit gutem Erfolg; doch muß gerade hier ihre Anwendung mit Vorsicht geschehen, weil bei dauernder Einwirkung leicht allgemeine Aufregung, Kongestion nach dem Kopfe u. s. w. hervorgerufen werden. Bei Blutungen aus Blutgefäßen und Einschnitten wendet man feuchtwarme V. als Beförderungsmittel der Blutentleerung an. Wismitten erhöht man die Wirkung der feuchtwarmen V. durch Zusatz von zusammenziehenden Heilmitteln (Gerbsäure, gepulverter Eichen- oder Chinarinde), von schmerzstillenden Kräutern (Schierling, Wilsentkraut, Mohrküpfen) oder aromatischen Substanzen (Kampfer, Wein, Salmiakgeist).

Die kalten V. sind von verschiedener Wirk- je nachdem sie kürzere oder längere Zeit mit Körper in Berührung bleiben; bei häufigem U- sel bewirken sie durch Zusammenziehung der Gefäße eine oft nicht unbeträchtliche Verminderung der Cirkulation in dem betreffenden Körper und entstehen demselben gleichzeitig Wärme, durch sie bei den verschiedenen entzündlichen tionen peripherischer Körperteile, bei Knochen, bei Reizungs- und Entzündungszuständen Gehirns, des Herzens, des Unterleibs u. s. w. wie bei allen fieberhaften Krankheiten vornehm- Dienste leisten, bei denen die Anwendung k- Bäder nicht thunlich erscheint. Von nicht mi- hohem Werte sind die kalten Umschläge als U- stillungsmittel bei chirurgischen Operationen, i- bei innern Blutungen, wie bei Bluthur, b- brechen u. s. w.; doch bedient man sich in neu- Zeit an Stelle des Umschlags, der durch die- wendigkeit des häufigen Wechselns leicht i- fieber der trockenen Kälte in der Form der i- sen und Eisbeutel. Bleibt ein kalter Umschl- gere Zeit liegen, so wandelt er sich in einen- warmen um, indem bald eine Ausgleichung i- schen der Temperatur des Wassers und der i- oberfläche stattfindet und somit die i- Wärmeausstrahlung des betreffenden i- verhindert wird, und wirkt dadurch g- der erweichenden warmen V. In biele- (Prießnitzscher Umschlag) bedient man- häufig der kalten V. bei Hals-, Nachen, i- entzündungen u. s. w. Um bei den i- den Umschlägen die Verdunstung des i- Wasserdampfes zu verhüten und dadurch i- folgende Wärmebildung zu steigern, i- aufgelegten Kompressen mit Flanell, i- oder Guttaperchapapier zu bedecken.

Vai (jrz. baie, engl. bay, span. bahia) wirt- Einbiegung des Meeres in das Land genannt. V. unterscheidet sich durch geringere Umfang v- Reerbusen und Golf und durch größere i- der Bucht. Am häufigsten trifft man die i- dung an den Küsten, welche von einem Land- gebirge begleitet werden, dessen Seitendüste i- gebirgen ins Meer springen.

Vaisburt, Stadt im asiat.-Asien. Vilajet E- rum, nächst Erzerum die größte Stadt in d- Hocharmenien, liegt 1638 m über dem Me- 105 km nordwestlich von Erzerum, unmittelbar- der für den Verkehr mit Persien wichtigen i- ten Handelsstraße, am Rassef, einem Neben- des Tscharuk, hatte vor dem Russisch-Türk- Kriege 1877 etwa 10000 E. und war in allem- ten mit Mauern umgeben, von denen sich i- die der alten verfallenen Citadelle erhalten i- Letztere wurde mutmaßlich von den Osmanen- gelegt, welche hier eine Handelsstationgehi- Die strategische wie kommerzielle Bedeutung v- V. beruht darauf, daß es auf der das i- (asi- nische) Hochland von der nördl. (russischen) i- region scheidenden Grenze gelegen, der wichtig- Binde- und Vermittlungspunkt zwischen beider- Diejem Verhältniß Rechnung tragend, i- seit 1878 Befestigungsbauten für den Ort g- worden, der auch als Hauptdurchgangs- oder i- tionspunkt für eine Trassen- mit Erzerum- bindende Eisenbahn ins Auge gefaßt worden i- Die heutige Handelsstätigkeit v- besteht i- neben der Anteilnahme am pers. Transit auf d-

Landes der Produkte der Hochebene (Getreide) und des Berglandes (Holz).

Baidat (russ.), Flußgipfel mit großem Steuer.

Baidat, Tatarenhof mit zwei Rosen und 200 E. auf der halbinseligen Strömung, im Streifen Talta bei russ. Gouvernements Taurien, 28 km im S. O. von Semakow und 28 km im S. O. von Bala-kan, an dem Baidat, welcher der in den Hinter-land der Kette von Semakowpol mündenden Tschirna zugeht, ist der Hauptort des fruchtbaren Baidatthals. Dieses bildet einen unregelmäßig ovalen, 11 km langen und 8—10 km breiten, über- all von hohen und buchenbewachsenen Bergen ein- geschlossen und von den Quellbächen der Tschir- na umschlossenen Kessel. Im S. steigt das hohe, bis zum Meer abfallende Küstengebirge auf, bei dem dann die von dem Fürsten Woronow angelegte Landstraße durch das Baidatthor im Thale der Umgebungen entlang bis Talta und von da über Talta über den 1600 m hohen Tschir- nach Semakowpol führt. Im N. erheben sich die hohen Berge der Talta (Alp) von Ustundsch- ni an den Ufern der Tschirna; im R. unzugäng- liche Berge, jenseit deren die Täler von Ustun- schni an den Ufern liegen, im N. das zerfetzte Gebirge, durch welches die Tschirna in den Aus- fluß in das Land findet. In dem Kesseltale stehen die edlern Obstbäume des Südens. Im Baidatthale liegen zwölf Tatarenhöfe immit- ten unter hohen und Weingärten, schöner Laub- bäume und hohen Matten, die eine treffliche Weide für das Vieh abgeben. Während der Belagerung von Semakow hatten die Russen dieses Thal mit einem hohen Längenspalisade besetzt, um von hier aus die Kette und die Verbindung der Verbünde- ten mit Baidat zu bedrohen.

Seier (Joh. Bapt.), ein Vertreter der gemäßig- ten, geb. 11. Nov. 1647 zu Arn- heim, wurde in Altorf und in Jena, ward hier- nach der Kirchengeschichte und schloß sich an seinen Schwiegervater Ruffus an. 1684 kam er als Professor nach Halle, 1695 als Professor und Generalsuperintendent nach Braunschweig, wo er 19. Okt. 1695 starb. Er war ein rastloser Eiferer und bedeutender Gelehr- ter und als Lehrer hoch geschätzt. Sein „Com- mentarius theologiae positivae“ (Jena 1686) ward sehr beliebt und noch 1757 von Reusch mit An- merkungen herausgegeben. Sein Lehrbuch der Theo- logie ist noch in Gebrauch.

Baidat, i. Dageb.

Baidat (russ.), Badender, Bademeister, Be- rater am Badeanstalt; Baigneuse, Badende, Baigneur; Baignoire, Badewanne; vorprin- zipale Unterlage in Baderform.

Baidat (russ.), Baidat, der reiche See; russ. Baidat Rot und mongol. Dalai Rot, das Hei- ligste Meer, der größte Gebirgssee und, nach den Angaben, der größte Süßwassersee der Erde, der dem Kaiserlichen Reiche und dem Kaiser der Mongolen China und des Russischen Reichs, des russ. Reichs Ostasiens und der Grenze des russ. Reichs Ostasiens und des 1851 von diesem Reichs Transbaikalien, auf der großen Grenze zwischen Ostasien, Asien, den bairischen Gebirgen von Rensschin und dem Amurlande liegt 40° bis 55° 50' nördl. Br. und 121° 30' bis 124° 2' (von Ferro). Von S. W. nach N. O. erstreckt, erfüllt der See ein zwischen hohen

Gebirgen tief eingesenktes Längenthal von fast schifförmiger Gestalt. Seine Länge beträgt 624 km, die Breite 32—90 km, sein Areal mit Einschluß der Inseln 31 932 km, sein Umfang ungefähr 2000 km. Zwischen dem Delta der Selenga, der einzigen niedrigen Gegend seiner Umgebung, und der Mündung der Bogulbeicha verengt sich der B. auf 30 km, sodas er gleichsam aus zwei durch einen breiten Sund vereinigten Seen besteht. Auf der nördl. Küste streckt sich die Halbinsel Swjatos Ros weit in den See hinaus. Die größte der wenigen Inseln, Olchon, enthält ein Areal von 694 qkm., ist selbst und durch einen schmalen Kanal von der Nordwest- küste getrennt, hat keinen Fluß und wird im Sommer von Burjaten besucht, die hier ihre Herden weiden. Der See ist von oben, fast menschenleeren Ufern, wilden vulkanischen, oft dicht bewaldeten Gebirgen umgeben, die in vielen Vorgebirgen in den Wasserspiegel hervorspringen und zahllose Flüsse und Bäche herabsenden. Schiffbar sind von diesen nur drei: die in der Mongolei entspringende, zwi- schen malerischen Ufern rasch dahinströmende Se- lenga, der von den Burjaten umwohnene Bargusin und die breite, an Schnellen reiche Angara, die weiterhin den Namen der Oberr Tunguska erhält. Durch diese ergießt sich die Wassermasse, das Gebirge durchbrechend und über Irkutsk strömend, in den Jenissei. Die Ufer des Sees sind reich an heißen Mineralquellen, von denen die Luninsinische und Bargusinsinische die bekanntesten, wenn auch nur wenig frequentiert sind.

Die Ufergebirge steigen im allgemeinen 1000—1200 m steil über den Spiegel des Sees, haben also etwa 1230—1430 m absolute Höhe. Das Gebirge östlich vom Angarabuchbruch bis zum Nord- ostende des Sees heißt das Dailalgebirge, wel- ches eine Länge von 620 km und eine mittlere Höhe von 15—1600 m hat. Die von zahlreichen bewäss- erten Schluchten unterbrochenen Steilwände des- selben, aus Granit und Gneis bestehend, stehen dem Seerufer näher als die südlichen. Auf dem süd- östl. Abhänge findet man auch Marienglas, Horn- stein, Thonschiefer, Kalksteinformationen und Schie- ferschiefer. Das Dailalgebirge ist reich an Edel- holzwaldungen, besonders an Larix sibirica und Pinus silvestris, die von zahlreichen Rentkieren, Hirschen, Wölfen, Dachsen, Luchsen, Bismantieren, Vielfraßen u. s. w. belebt werden. Vom Durch- bruch der Angara gegen Westen zieht das malerische Gebirge der Lunla: Alpen, aus kristallinischen Schiefer gebildet. Südlich von der Lunla erhebt sich neben dem Südwestende des Sees der schnee- tragende Chamar-Daban zu ungefähr 2000 m ab- soluter Höhe. Von ihm aus umgibt der nach ihm benannte Gebirgszug, ebenfalls aus kristallinischen und Massengestein bestehend, den See bis zur Se- lenga, östlich dieses Flusses ein anderer Zug bis ans Nordostende, wo er mit dem Dailalgebirge ver- wächst. Die vulkanische Umgebung des Sees bedeckt sich durch häufige Erdbeben, deren berühm- testes das vom Ende 1861 und Anfang 1862 war. In Selenginsk fanden von 1847—56 alljährlich Erdbeben statt. Das Wasser des B. ist hellgrün, süß und außerordentlich klar; aus der Ferne gesehen, hat es eine lasurartige Farbe. Im Monat Juli zeigt das in eine Tiefe von 4 m hinabgelassene Thermometer eine Temperatur von 4° R. Im Frühjahr steigt das Wasser um 2 m, weil dann die in den B. sich ergießenden Flüsse von Regen und

geschmolzenem Eise angefröhen sind. Die Tiefe des B. ist sehr bedeutend; die mittlere Tiefe übersteigt 210 m; in der Nähe des Vorgebirges Sütai hat man sogar eine Tiefe von 1700 m gefunden.

Außer vielen andern ausgezeichneten Fischarten finden sich im B. in unzähliger Menge fünf Arten von Fischen, namentlich der Omul oder Wanderlachs, der durch den Jenissei und die Angara aus dem Eismeer heraufkommt. Man fängt davon jährlich 500 000 Stüd, die einen Wert von 200 000 Rubel repräsentieren. Eine dem B. ganz eigentümliche Fischart ist der Spinnenfisch (*Comephorus Baicalensis*). An Muscheln und Krustaceen ist der B. sehr arm, desto reicher aber an Wassergefäßen. Störche werden besonders in der Selenga gefangen, wo sie laichen. Eine bestimmte Strömung ist auf dem B. nicht zu bemerken; dieselbe richtet sich vielmehr nach den Winden. Der Gang der Wellen ist sehr hoch, besonders bei Nordwestwinden. Die Schifffahrt beginnt Ende Mai und ist lebhaft bis Mitte November. Richtig ist im Sommer, gewöhnlich bis zum 20. Juli, der namentlich morgens sehr stark regnet. Im Januar belegt sich der See mit Eis von 1—1,5 m Dicke; dann findet der lebhafteste Verkehr statt. Im Frühjahr und Herbst geht der Warentransport auf Landwegen um den See und über die Berge. Die Zahl der Segelschiffe, teils zur Fischerei, teils zur Überfahrt bestimmt, ist ungefähr 50. Außerdem sind zwischen den Häfen Vostok und Ostwanitschinsk seit 1846 zwei Dampfer in Thätigkeit. Eine russ. Ansiedelung findet sich nur am südwestl. Ende des Sees, das Dorf Kukul, 220 km von dem Kloster Vostok, mit dem einzigen Hafen des Sees und einem Leuchtturm. Die nomadisierenden Burjaten- und Tungusenstämme, welche die Ufer des B. von Zeit zu Zeit des Fischfangs wegen besuchen, sind seit 1856 militärisch organisiert und verrichten unter dem Namen Baital-Kosaken den Dienst als Grenzwaecher. Der Ursprung des B. ist wahrscheinlich der vulkanische Thätigkeit zuzuschreiben, wofür die steilen Ufer, die heißen Quellen, das Auswerfen von Asphal und andern brennbaren Stoffen sprechen. Der hohe Berg Chamar-Daban, über welchen die Poststraße führt, ist ein erloschener Vulkan, dessen Gipfel, sowie die vieler anderer den B. umgebenden Berge, ganz die Form eines Kraters haben.

Baital-Kosaken, richtiger Sabaital-Kosaken, heißen die östlich vom Baitalsee in Ostibirien zunächst der chines. Grenze angesiedelten Kosaken, deren Nakasni-Ntaman in Tschita im Zablonskoi-gebirge an der großen, vom Amur zum Baitalsee und nach Irkutsk führenden Straße seinen Sitz hat. Das Baital-Kosakenheer stellt im Frieden 1 berittenes Regiment zu 6 Sotnien, 2 Fußbataillone (Platunen, d. h. Schützen, genannt) und 2 reitende Batterien zu je 4 Geschützen, im Kriege drei berittene Regimenter, 6 Fußbataillone und 2 reitende Batterien zu je 6 Geschützen auf. Die B. versehen im Frieden den Sicherheitsdienst längs der chines. Grenze von der Mündung der Schilla in den Amur bis zum westl. Ende des Baitalsees, wo das Heer der sibir. Kosaken seine äußersten Posten unterhält; insbesondere ist ihnen der Schutz der reichen Ergruben von Nerchinsk und die Bewachung der großen Karawanenstraße übertragen, welche von Peking über Kalgang durch die Mongolenmüste und bei Kiachta auf russ. Gebiet führt. Der eigentliche Grenzlorden besteht aus einem System besetzter

Dörfer, von denen die größeren einen meist nach dem Polygonalsystem besetzten Wachenplatz, *Kam* genannt, besitzen. Zwischen diesen festen Posten liegen kleinere Werke, meist vierseitige Schanzen, zwischen den letztern wird die Verbindung durch Pilets aufrecht erhalten. Diese Pilets, auch *Kam* genannt, haben teils ständige, in der Nähe angestellte Besatzung oder werden durch Wachmannschaften besetzt. Die Dörfer sind in der äußeren Befestigung durch Spanische Reiter gegen Überfälle angemessen gesichert. In der Nähe jedes Dorfs (*Kam*), jeder Schanze und jedes Pilets befindet sich eine Wiskla, d. i. eine aus drei pyramidenförmig zusammengeführten Baumstämmen mit darauf stehendem Sprossenzäuber bestehende Beobachtungsstation, auf welcher ein Kam angebracht ist. Während des Tags ist jede Wiskla ständig mit einem Wachposten besetzt, welcher bei Annäherung feindlicher Abteilungen oder bei dem Überfall eines Grenzpostens durch russ. Flüchtlinge das Kam anzeigt und dadurch die Besatzung der nächsten Posten alarmiert. Außerdem wird täglich früh am Morgen die ganze Grenze beritten, um Spuren eines möglichen Übertritts zu ermitteln und die chines. Grenzbehörden gegebenen Falls von demselben behufs Auslieferung zu benachrichtigen. In dem Grenzposten der B. gegenüber befindet sich ein chines. Wachposten.

Baillie (William Baillie), engl. Aristokrat, geb. 1824 zu Abernethy in Schottland, studierte Medizin und wurde als Marinearzt der Expedition des Dampfers Pleiad beigegeben, die unter Lord Beccroft 1854 den Vinus, einen Nebenfluß des Niger, hinaufgehen und die damals in jenen Gegenden befindlichen Reisenden Barth und Vogel untersuchen sollte. Da Beccroft noch vor Beginn der Expedition starb, übernahm B. die Führung und verließ den Vinus von der Mündung in den Niger ca. 100 km weit aufwärts. Er beschrieb die Expedition dem Werke „Narrative of an exploring voyage up the rivers Kwara and Binue in 1854“ (Lond. 1856) und ging 1857 wiederum nach dem Niger, dessen Uferländern er sieben Jahre lang für die Herstellung eines geordneten Handelsverkehrs und die Bereicherung der geogr. Wissenschaft thätig war. Von Zuloja, gegenüber der Mündung des Niger in den Niger, der von ihm gegründeten und noch stehenden Handelsstation, aus bereiste er die Hausa und andere Länder bis nach Kano und sammelte Nachrichten über weite Strecken des Sahel (= Correspondence with British ministers & agents in foreign countries and with foreign ministers in England, relating to the slave trade 1862. Presented to parliament, Lond. 1863). In seinen Feinr. Barth das geographische Wichtigkeit der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde“ (Lond. 1863) zusammengestellt hat. B. starb, 30. Nov. 1864, in Sierra Leone.

Bailan, Städtchen bei Alexandrette (s. d.).
Bailey (Philip James), engl. Dichter, geb. Sohn Thomas B. (geb. 1785, gest. 23. Okt. 1856), des langjährigen Reaktors des „Northham Mercury“, der sich auch durch seine „Annals of Nottinghamshire“ und „Records of longport“ bekannt gemacht hat. B. wurde 22. April 1816 in Nottingham geboren, erhielt seine Bildung in den Schulen seiner Vaterstadt und auf der Universität Glasgow, begann 1833 das Studium der Rechtswissenschaften.

bach's Jm und wurde 1840 zur Barre berufen. Erwidert vorher (1839) war er mit seinem «Festus» (H. Kall. Lond. 1877) aufgetreten, einem dramatischen Gedicht, in welchem sich der Einfluß vom Antiken «Festus» nicht verkennt läßt, und das sich bei seinen Erscheinungen aufsehen erregte. Bei seinen Fehlern und jugendlicher Unreife gibt sich ein nehmender philosophischer Geist, seltener Gedankentiefe und poetische Begabung kund, die seinen idealen Erwartungen berechneten. Doch ist d. v. zu verstehen seinen Vater in der Redaction des «Mercury» unterstützt hatte, erst nach einer langen Zeit die Dichtung «Angel world» (1850) folgen, die, wie «The mystic» (1855), an Korrektheit im Stil und Wert übertrifft, aber an dichterischen Geist hinter demselben zurückbleibt. Auch das Gedicht «The ages» (1858) ist, trotz einzelner gelungener Stellen, als Ganzes verfehlt zu nennen. Die «Universal hymn» (1867) folgte seinem noch immer wesentlich auf den «Festus» gegründeten Stil nicht hinzu.

Baillet, Stadt im franz. Depart. Nord, Arrondissement Valenciennes, am Meterbeque, einem kleinen Nebenflusse der Eys und an der Eisenbahn von Lille nach Dunkerque, zählt (1876) 8180 (Gemeinde 1296) E., welche Bier, Leder, Spitzen, Woll-, Baumwoll- und Seife fabrizieren und mit Wolle und Lese Handel treiben. Der Ort, welcher von Ursprungs ist, hat ein Kommunal-College, ein Observatorium, ein Bauplanhaus und andere Wohlthätigkeitsanstalten.

Baillet (Jacques Charles), Abgeordneter in der französischen Revolution von 1789, geb. 12. Febr. 1752 zu Verteville bei Havre, war Abbe und 1791 in das Parlament, als die Bewegung ausbrach. Durch dieses inaktiv geworden, ließ er sich 1793 zum Mitglied des Konvents wählen, in dem er sich wenig hervortrat. Im Prozeß des Louis wurde er für die Appellation ans Volk gewählt und gegen die Verdamnung der Girondins. Er weigerte sich nicht dem Janatismus zu schweigen, ward auf der Flucht in Provinz gefangen und nur der Sturz der Montagnards rettete ihn die Freiheit. Später in dem Räte der Konvention trat er mehr hervor als Gegner der Girondins und eifriger Verteidiger des Direktoriums und auch Bonapartes; 1799—1808 war er Mitglied des Tribunats, nahm dann seine advocatische Praxis wieder auf und redigierte seit 1816 die «Constitutionnel» Journal «Le Constitutionnel». Er starb zu Paris 1843.

Baillet in Französischen, Bailiff im Englischen, Bailivus im Lateinischen, Batio im Italischen und Baialas im Griechischen bezeichnet einen Vorsteher. Am griech. Kaiserhofe bezeichnete dieser den Oberaufseher der kaiserlichen Beamten. Denselben Titel scheint in Konstantinopel auch der Vorsteher der fremden Kaufleute zu haben, den die Venetianer zu erheben hatten, und von diesem mag der Titel Batio seinen Ursprung haben, welcher auf den heiligen Johannes übergegangen ist. Durch den Johanniterorden verbreitete sich der Name Bailivus auch nach dem westl. Europa. In acht Mitglieder des Kapitels dieses Ordens hießen die Bailivi conventuales, was dann in Italien Bailie (s. d.) bei der Einteilung der Kommunen des Ordens in Kreise verwendet wurde. In Frankreich waren die königl. B. früher Vorsteher des Heerbanns (Bailli d'épée),

Domänenverwalter und Richter des ihnen anvertrauten Bezirks. Im J. 1770 aber enthielt man die königlichen B. ihrer Funktionen und setzte an ihre Stelle die triennaux de première instance. In England fand der Name Bailiff unter Wilhelm I. Eingang für die Vorsteher der Grafschaften, die Ballivae genannt wurden. Die jetzigen engl. Bailiffs sind aber nur eine Art Gerichtsbediener, ähnlich den franz. Huissiers. Nur in einigen Städten heißt der oberste Beamte noch Bailiff, womit man auch den Rentmeister großer Landbesitzer bezeichnet. In schott. Städten ist Bailie der Titel der Mitglieder des Gemeinderats.

Baillie (Joanna), engl. Dichterin, geb. 1762 zu Bothwell bei Glasgow, jüngere Schwester des berühmten Anatomen Matthew B., verriet schon in ihrem ersten, anonym erschienenen Werke «A series of plays, in which it is attempted to delineate the stronger passions of the mind, each passion being the subject of a tragedy and a comedy» (Lond. 1798), welches schnell mehrere Auflagen erlebte und von K. F. Cramer (8 Bde., Amsterd. u. Leipzig 1806) ins Deutsche übersetzt wurde, einen mehr zum Reflektieren als zum Empfinden und dichterischen Bilden geschaffenen Geist. Ihre Dramen, meist in einfacher, edler, jedoch an Archaismen reicher Diction geschrieben, sind nur dialogisierte Darstellungen von Beispielen, bestimmt zur Erläuterung einer moralischen Maxime. Dennoch erregte ihr Werk Aufsehen, und durch den Beifall aufgemuntert, ließ sie 1802 einen zweiten Band folgen, wozu 1812 noch ein dritter kam. Außerdem veröffentlichte sie «Miscellaneous plays» (1804), «Metrical legends of exalted characters» (1821), eine neue Reihe «Dramas» (3 Bde., 1836), «Fugitive verses» (1841) u. a. Auf der Bühne konnte sich kein ihrer Dramen nachhaltigen Beifall erwerben. Eine Gesamtausgabe ihrer «Dramatic and poetical works» ward 1851 veranstaltet. Sie starb zu Hampstead bei London 22. Febr. 1851.

Baillie (Matthew), berühmter engl. Arzt und Anatom, geb. 27. Okt. 1761 zu Shotts in der schott. Grafschaft Lanark, studierte in London Medizin und wurde bereits in seinem 20. Jahre als Demonstrator der Anatomie angestellt. Er eröffnete 1785 mit Cruikshank den ersten anatom. Kursus, welcher bald von zahlreichen Schülern besucht ward. Mit nicht weniger glänzendem Erfolge wirkte B. als praktischer Arzt, so daß man ihn 1787 das Amt eines Arztes am St. George's Hospital übertrug. Nachdem er 1789 zu London promoviert hatte, begann er die Bearbeitung seines pathol. anat. Handbuchs, welches seinen Ruf auch im Auslande begründete. Er war auch Leibarzt der Prinzessin Charlotte und konsultierender Arzt des Königs Georg III. B. starb 23. Sept. 1823. Von seinen Werken sind zu erwähnen: «The morbid anatomy of some of the most important parts of the human body» (Lond. 1793; neue Aufl. von Wardrop, Lond. 1833; deutsch von Hohnbaum, Berl. 1820); «A series of engravings to illustrate the morbid anatomy of the human body» (10 Hefte, Lond. 1799—1812); «Lectures and observations on medicine» (Lond. 1825). Von Wardrop wurden herausgegeben «The works of Mr. B.» (2 Bde., Lond. 1825; deutsch von Zeussfeld, Halberst. 1829).

Baillet (Pierre), berühmter franz. Violinpieler, geb. zu Bayly bei Paris 1. Okt. 1771, bildete sich in Rom in seiner Kunst aus und

lebte seit 1785 in verschiedenen Städten des südl. Frankreich, bis er 1791 nach Paris ging, wo er durch Biotti eine Stelle im Orchester des Théâtre Feytaud erhielt, die er aber bald mit einer im Finanzministerium vertauschte. Er bekleidete dieselbe mehrere Jahre, wurde dann nach Gründung des pariser Konservatoriums (1795) als Professor bei dieser Anstalt angestellt und machte 1805 in Gesellschaft des Violoncellisten Lamare eine Kunstreise nach Rußland, die über drei Jahre währte; 1815 folgten Reisen nach den Niederlanden und England. Im J. 1814 richtete er seine berühmt gewordenen Quartettproduktionen ein; 1821—31 war er erster Violinist an der Großen Oper; seit 1825 nahm er dieselbe Stellung in der königl. Kapelle ein. Er starb 15. Sept. 1842. V. s. Spiel war höchst ausgezeichnet durch großen Ton und durch eble Vortragsmanner. Eine bedeutende Stelle in der Violinlitteratur behaupten sein Lehrbuch des Violinspiels «Art da violon» (Par. 1833), sowie seine Etuden, Capricen, Sonjette und Duetten. Außerdem hat er im Verein mit Rodé und Kreuer die Violinschule des Konservatoriums, und mit Gail, Zavaiseur und Baudiot die Violoncellschule derselben Anstalt bearbeitet.

Baillly (Jean Sylvain), Präsident der ersten franz. Nationalversammlung im J. 1789 und Maire von Paris, geb. ebenda 15. Sept. 1736, ward von seinem Vater zum Maler bestimmt, folgte aber seiner Neigung zu litterarischen Beschäftigungen, bis ihn Lacaille ganz für die Astronomie gewann. An des letztern Stelle wurde er 1763 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Seine «Histoire de l'astronomie» (3 Bde., Par. 1775—87), der eine Reihe anderer hervorragender Arbeiten vorangingen und folgten, fand allgemeinen Beifall. Das Interesse daran wurde noch vermehrt durch die Streitigkeiten, in welche durch dieses Werk B. mit Voltaire geriet und die ihn zu den «Lettres sur l'origine des sciences» (Par. 1777) und den «Lettres sur l'Atlantide de Platon» (Par. 1779) veranlaßten. B. wurde nun auch in die Akademie der Inschriften und 1784 in die französische Akademie aufgenommen, sobald er Mitglied aller drei Akademien war. Die Revolution riß ihn aus seiner friedlichen Laufbahn. Zum Deputierten der Stadt Paris für den Tiers État erwählt, ward er 3. Juni 1789 dessen Vorsitzender und damit nach der Konstituierung zur Nationalversammlung erster Präsident in dieser. Nach der Erstürmung der Bastille zum Maire von Paris ernannt (16. Juli), verwaltete er dieses Amt mit unbedinglicher Rechtsschaffenheit bis Anfang Nov. 1791, wo er, den Extremen längst verhasst, daselbst in die Hand Veto's (s. b.) niederlegte, sich ganz von den öffentlichen Angelegenheiten zurückzog und anfangs auf dem Lande in der Gegend von Nantes lebte, dann bei seinem Freunde Laplace zu Melun. Hier wurde er aber alsbald verhaftet, nach Paris gebracht, 11. Nov. 1793 zum Tode verurteilt und am 12. hingerichtet. Aus seinem Nachlasse wurden herausgegeben: «Essai sur l'origine des fables et des religions anciennes» (2 Bde., Par. 1799) und seine Memoiren als «Mémoires d'un témoin de la Révolution» (3 Bde., Par. 1804; deutsch von Weiland, Epy. 1805).

Baillly (Edward Hodges), engl. Bildhauer, geb. 10. März 1788 zu Bristol, erhielt seine künstlerische Ausbildung in dem Atelier Flagmans. Er gewann nacheinander die silberne und goldene Medaille der

königl. Akademie sowie einen Preis von 50 Guineen für die Gruppe, «Hercules, der dem Alcides die Alceste zurückführt», und brachte 1813 bei Exa an der Quelle zur Ausstellung, die seinen J. begründete und später für das Kunstinstitut in Vaterstadt erworben wurde. Hierauf lieferte Statuen von Lord Egremont, dem James O'Ford, dem Dandary Hiley Cooper, dem Herrn von Suffer für die Freimaurerhalle in London, dem Grafen Grey für die Stadt Newcast. Kolossale Standbild Nelsons, welches die brit. Säule in Trafalgar-Square schmückt, das Denkmal Lord Hollands in der Westminsterabtei und die Wilsäule Sir Robert Peel's in Manchester sind gleichfalls von seiner Hand. Zu seinen schön. Arbeiten gehören: Exa, der Stimme hörend, Pendant zur Exa an der Quelle, die Vorberu zum Bade, die Grazien und die schlafende Nymphe. B. war 1817 Associate der königl. Akademie, 1821 wirkliches Mitglied derselben geworden; starb 22. Mai 1867 zu London.

Bain (Alexander), engl. Philosoph, geb. 18 in Aberdeen, studierte an dem Marischal College Aberdeen, lehrte ebenfalls dort 1841—44 Mathematik, dann 1844—45 Physik und erhielt 1845 eine Professur der Physik an der Universität in Glasgow, die er 1848 mit dem Amt eines Sekretärs in dem Obergesundheitssamt in London vertauschte. Dem letztern entging er 1851 und blieb dann ohne Amt, bis er 1860 zum Professor der Logik an der Universität Aberdeen ernannt wurde, welchen Posten er seitdem bekleidete. Seine schriftstellerische Thätigkeit begann B. 18 mit Beiträgen zu der «Westminster Review» 1847—48 erschienen von ihm Lehrbücher für Astronomie, Electricität und Meteorologie in Davies' Schulserie und Artikel über Sprache, den menschlichen Geist und Rhetorik in Davies' «Information for the people». Die in jener Schulbücher vervollständigte er später zu einer engl. Grammatik (Lond. 1863) und ein Manual of English composition and rhetoric (Lond. 1866); 1852 gab er Baileys Werk über Kosmologie mit Erläuterungen und Anmerkungen heraus. Sein philos. System entwickelte er in ausföhrlicher in den Werken «The senses and intellect» (Lond. 1855) und «The emotions and the will» (Lond. 1859), denen dann «The study character, including an estimate of phrenology» (1861), «Mental and moral sciences» (1863, 3. Aufl. 1872), «Logic, inductive and deductive» (1870), «Mind and body. The theories of the relation» (Lond. 1873; deutsch als «Geist und Körper» den 3. Band der «Internationalen wissenschaftl. Bibliothek» [Epy. 1874] bildend), «Education as a science» (Lond. 1879; deutsch als «Erziehung als Wissenschaft» den 45. Band der «Internationalen wissenschaftl. Bibliothek» [Epy. 1880] bildend), folgten. B. betheilte sich auch an der neuen Ausgabe von James Mills «Analysis of the phenomena of the human mind» (Lond. 1869) sowie an der Herausgabe des von George Grote hinterlassenen Werks über Aristoteles (Lond. 1874) und der «Minor works of Grote» (Lond. 1874). B. ist einer der Hauptvertreter der engl. Erfahrungphilosophie, welche ihr System auf der Grundlegung der Naturwissenschaften, vor allem der Psychologie, auf diese nach dem Prinzip der ältern Associationpsychologie gegründeten Psychologie, auf

Bain (Alexander), Uhrmacher und Mechaniker, geb. zu Thurso in Schottland, gest. im Jan. 1877 zu Decemhill bei Kirkintilloch (Grafschaft Perthshire), hat sich Verdienste um die Anwendungen der Elektricitätslehre erworben. V. patentierte in England 21. Dec. 1841 einen vielsachen und 21. Mai 1843 einen ausgebildeten Tintenstrich-Telegraphen; im J. 1848 eine eigenthümliche Art Nabeltelegraphen, welche nach Österreich übertragen wurde und nach Erhebungen von Kling und andern lange in Betrieb gewesen ist. Auch machte er sich sehr verdient um die Verbesserung der chem. Telegraphen, die er theils zum telegraphischen Kopieren von Buchdruckern (Patent von 1843), theils als wichtigste Instrumente (Patent von 1850), theils als Schreibtelegraphen zur Erzeugung von zweizeiliger Schrift (Patent von 1846), zum Teil bei zusammenhängender Stromleitung benutzbar zu machen lernte. Ferner hat ihm die Erfindung und Verbesserung der elektrischen Uhren viel zu verdanken.

Bain (Edward), engl. Publizist, geb. 1774 zu Wigan in Lancashire, fand als Druckerhelfer in Leeds Beschäftigung, erwarb 1801 das Eigentumsrecht bei „*London Mercury*“ und erlangte bald als einer der Hauptvertreter des Liberalismus im westl. England einen bedeutenden Namen. Durch den Enkel B. wurden Brougham und Macaulay im Parlament gewählt, und als letzterer 1833 nach London kam, trat B. selbst für Leeds ins Unterhaus, wo er als ein Haupt der prot. Dissenters galt für glänzliche Trennung von Kirche und Staat kämpfte. Sträflichkeithalber zog er sich 1841 vom Parlament zurück und starb 3. Aug. 1848. Von seinen literarischen Arbeiten sind die „*History of the wars of the French Revolution*“ (1814), welche er später zu einer „*History of the reign of George III.*“ erweiterte, „*History and annals of the county of York*“ (1822–23) und „*History and gazetteer of Lancashire*“ (1825; vollständiger 2 Bde., 1836) zu nennen. Sein Leben beschreibt sein jüngerer Sohn Edward („*Life of E. B.*“, Lond. 1861).

Bain (Rathbone Talbot), engl. Staatsmann, jüngerer Sohn des vorigen, geb. 1799, erhielt seine Ausbildung an der Schule zu Richmond und auf der Universität Cambridge, war seit 1825 als Sachwalter mit glänzendem Erfolg thätig und erlangte 1836 das Titel eines Queen's Counsel. Die Stadt Leeds, die ihn bereits 1837 zu ihrem Syndikus ernannt hatte, wählte ihn 1847 zu ihrem Vertreter im Parlament, wo ihm das Ministerium Russell im J. 1848 das Amt eines Präsidenten der Armenkommission mit dem Geheimratsratel übertrug. Nachdem B. seinen Posten beendete, er 1852 zum Ehrenbürger für seine Vaterstadt Leeds ernannt worden, auch im Ministerium Aberdeen. Unter Palmerston wurde er endlich Kanzler des High Court of Chancery, und war als solcher der erste, dem ein Sitz im Kabinett eingeräumt wurde. Wegen gestörter Gesundheit trat er 1859 von dem Amte zurück und starb 13. Jan. 1860.

Bain (Edward), engl. Politiker und Schriftsteller, Bruder des vorigen, geb. 1800, nahm noch während des Vaters an der Redaction des „*London Mercury*“ teil, die er nach dem Tode desselben ganz übernahm. In weiten Kreisen ward er bekannt durch seine „*History of the cotton manufacture in Great Britain*“ (Lond. 1835; deutsch von Berner, Stuttgart. 1836), der er „*The woollen*

manufacture of England“ und andere Werke über Handel und Industrie folgen ließ. Im J. 1859 trat er an seines Bruders Stelle für Leeds ins Unterhaus und brachte in der Session von 1861 wie in der von 1864 eine Bill zur Reform des Parlaments durch Herabsetzung des Wahlcensus ein, die aber nicht die Stimmenmehrheit erlangte. Als einer der Führer der Dissenters befürwortete er nach Kräften die Maßregeln zur Abschaffung der Kirchensteuer und der University Tests, sowie die Entlastung der irischen Kirche. Ebenso fand die Temperanzbewegung an ihm einen eifrigen Vorkämpfer. Bei den Neuwahlen 1874 durch einen konservativen Gegenkandidaten besiegt, lebte B. seitdem zurückgezogen von den öffentlichen Geschäften.

Baini (Giuseppe), ausgezeichnet ital. Kirchenmusiker, geb. zu Rom 21. Okt. 1775, widmete sich dem geistlichen Stande und der Musik. Sein Lehrer in der Kunst des Sings war sein Oheim Lorenzo B., später noch Giul. Zannacconi. Wegen seiner Kenntnisse und seiner schönen Bassstimme wurde er, nachdem er die Weihen empfangen, 1802 oder 1808 als Abbate in das Kollegium der päpstl. Kapellkinder aufgenommen und 1814 Direktor dieses Instituts. B. starb in dieser Stellung 10. Mai 1844. Von seinen Kirchenkompositionen ist nichts veröffentlicht. Doch wurde einem 1821 komponierten Miserere die Ehre zuteil, unter die in der Sixtinischen Kapelle während der Eucharistie alljährlich aufgeführten Musikstücke aufgenommen zu werden. Den Mittelpunkt seiner ganzen Kunst bildete Palestrina, welchem er ein unablässiges Studium widmete. Das größte Verdienst, welches B. sich um die Musik erworben hat, besteht in der ausführlichen Lebensbeschreibung des von ihm abgöttisch verehrten Meisters („*Memorie storico-critiche della vita e delle opere di Giov. Pierluigi da Palestrina*“, 2 Bde., Rom 1828). Das gelehrte Werk ist trotz seiner Reichthümlichkeit und Einseitigkeit ein reicher Schatz der wichtigsten histor. und musikalisch-literarischen Nachrichten über röm. kath. Kirchenmusik. Eine verlässliche deutsche Übersetzung, mit Verichtigungen und Erläuterungen, von Kanbler verfertigt, gab Rietzsch (Lps. 1884) heraus.

Bains (frz., d. h. Bäder) ist der Name von zahlreichen Ortschaften in Frankreich, welche Mineralquellen oder Bäder haben. Einige führen jedoch auch den Namen, ohne Thermalquellen zu besitzen. Berühmt ist: Bains-en-Bosges, ein Städtchen mit (1876) 1544 (Gemeinde 2631) E., im Depart. Vosges, 28 km im SSW. von Epinal, in dem schönen Thale des Baignerot und an der Ostbahn, 300 m über dem Meere gelegen. Der Ort hat 11 Quellen, darunter La Grosse Source mit 50° C., auf welcher Dampfbad errichtet sind. Die nächste wasserfreie Quelle zeigt nur 30° C., die übrigen jedoch zwischen 32 und 49° C. Das Römerbad oder sog. Neubad, 1715 neu gebaut, besitzt drei Bassins, jedes von drei Quellen gespeist, mit Douchen, und eine Trinkquelle von 45° C. Ebenso hat das Promenadenbad, in einem Saale, ebenfalls drei Bassins. Die Bade-Quelle von 45° C. wird zum Trinken benutzt. Die Quellen enthalten viel Natron, und ihr Wasser wird auch zu gewöhnlichen häuslichen Zwecken (Kochen u. s. w.) verwendet. Der Ort gewährt einen sehr ruhigen Aufenthalt und ist am häufigsten von Kranken Frauen besucht. Männer und Frauen haben in denselben Bassins. — Außerdem sind noch als Thermalen bemerkenswert:

Celles-les-Bains, Dorf im Depart. Ardèche, 26 km von Valence; **Vain Lohéac** in der Bretagne, und 9 km östlicher **Vain de Bretagne** (1876) 1601 (Gemeinde 4229) G., 30 km im SDO. von Rennes, beide im Depart. Ille-et-Vilaine; **Les Bains du Mont-Dore**, Bäder mit 1195 G. im Depart. Puy-de-Dôme, in 1046 m Höhe, nahe den Quellen der Dordogne; **Les Bains des Rennes**, Dorf mit 483 G. im Depart. Aude, 52 km von Carcassonne am Sals, mit besuchten Mineralquellen, drei heißen von 39–51° C. und zwei kalten. — Bei einigen Bädern ist B. dem Ortsnamen nachgesetzt, z. B. **Arz-les-Bains**, **Bagnols-les-Bains**.

Baiocco oder **Bajocco**, in der Mehrzahl **Baiocchi**, war der Name einer Silber- und Kupfermünze im ehemaligen Kirchenstaat, welche den 10. Teil eines Paolo oder den 100. Teil eines Scudo bildete und demgemäß den Wert von etwa 4 Pfennigen deutscher Währung hatte. Die Rechnung nach Scudi und **Baiocchi** hörte mit dem J. 1867 auf und machte der franz. Francs. oder jehigen ital. Währung Platz. Man hatte in Kupfer Städte zu 1 B., zu 2 **Baiocchi**, zu $\frac{1}{2}$ B. und zu $\frac{1}{4}$ B. oder 1 Quattrino, einige Jahre lang (um 1860) auch Städte zu 5 **Baiocchi**. Auf der Insel Sicilien führte früher der neapolit. Grano, der 100. Teil des Ducato, gleichfalls eine Kupfermünze, den Namen B.; derselbe galt 2 sicil. Grana und entsprach 3 Pfennigen deutscher Reichswährung. Mit der Einführung der neuen ital. Währung hörte die Prägung dieser Münze ebenfalls auf.

Balpur, Stadt im Distrikt Malabar (s. d.).

Balkatár oder genauer **Bairat-dar**, d. h. der Fahnenträger, ist der Ehrenname des energischen Großveziers **Rustafa**. Derselbe wurde 1755 von armen Eltern geboren, trat früh in Militärdienste und zeichnete sich durch Tapferkeit aus. Als **Balka** von **Rustischul** kämpfte er 1806 nicht ohne Gluk gegen die russ. Armee. Nach der Janitscharenrevolution von 1807, durch welche Sultan **Selim III.** zu Gunsten **Rustafas IV.** vom Throne gestoßen wurde, ergriff er die Partei **Selims**, setzte nach Ermordung des letztern durch die Janitscharen **Rustafa IV.** ab und proklamierte 28. Juli 1808 dessen Bruder **Mahmud II.** als Sultan. B. wurde nun zum Großvezier ernannt. Als solcher setzte er den Großmufti, den Anführer der Janitscharen und alle Aleanas ab, die irgendwie teil an der letzten Revolution genommen hatten; zugleich aber sorgte er kräftig für die Ruhe der Hauptstadt und verstärkte die regelunfähige Armee. Sein Hauptziel war die Vernichtung der Janitscharen, die sich endlich, von dem fanatischen Pöbel begünstigt, empörten, 15. Nov. 1808 das Serail angriffen und die Wiedereinführung **Rustafas IV.** verlangten. Tapfer verteidigte sich B. dort. Als er aber sah, daß die Flammen dem Palast drohten, ließ er den gefangenen Sultan **Rustafa** erdrosseln, warf den Stürmenden dessen Kopf zu und sprengte sich in die Luft.

Bairám oder **Beirám** ist in der Türkei vornehmlich die Bezeichnung der beiden nach den Mondjahren gegen unsere Zeitrechnung jährlich um 11 Tage vorrückenden islamit. Hauptfeste, nämlich des nach Beendigung des Fastenmonats **Ramsan** auf die ersten Tage des Monats **Schewwál** fallenden sog. Großen B. und des 60 Tage später auf den 10. Silhiddische und folgende fallenden Kleinen B. oder Opfer-(Kurban-)B., des Opfer-

festes der Wallfahrt nach Mekka, welches in allen mohammed. Ländern von den Wohlhabenden durch Abschachtung von Schafen und Verteilen des Fleisches unter die Armen gefeiert wird. Unter den christl. Festen wird Ostern in der Türkei als B. bezeichnet.

Baird (Spencer Fullerton), amerik. Naturforscher, geb. 3. Febr. 1823 in Reading in Pennsylvania, studierte auf dem Dickinson-Kollegium, war er 1846 eine Professur für Naturwissenschaften erhielt, und wurde 1850 zum Hilfssekretär der Smithsonian Institution (s. d.) in Washington ernannt, welche Stellung er seitdem ununterbrochen beibehielt. B. machte sich zuerst durch Übersetzung und Herausgabe der 1. Auflage des **Großbritann. Bilders-Atlas zum Conversations-Lexikon** unter dem Titel: **Iconographic Encyclopaedia** (4 Bde., Newyork 1849–51) bekannt. Sein erstes selbständiges Werk war der **Catalogue of North American Mamals** (1857), welchem der **Catalogue of North American Birds** (1858) folgte; beide bildeten Band 8 und 9 des **Pacific Railroad Reports**. Später bearbeitete er ein größeres Werk über die amerik. Vögel überhaupt unter dem Titel: **Birds of North America** (4 Bde., mit Atlas, Washingt. 1870–74). Im J. 1871 ernannte ihn Präsident Grant zum Vereinigten-Staaten-Kommissar für Fische und Fischereien, um die Ursache der Abnahme der erbsaren Fische und die Mittel zu ihrer Vermehrung zu erforschen.

Baireuth, s. Bayreuth.

Bairat, Stadt in Syrien, s. Beirút.

Baisalz oder **Bayfals** (Seefalz), das aus dem Meerwasser gewonnene Salz (s. d.).

Baise oder **Bagse**, ein linker Nebenfluß der Garonne, entspringt in einer Höhe von 560 m, auf dem Plateau von Lannemejan im franz. Dept. Oberpyrenäen, fließt als Große B. oder B. Amierre nach N. über Trie und tritt in das Gers-Departement, wo sie alsbald die aus dem Münsenthal kommende Bagfalle, darauf die Klone B. oder B. Devant aufnimmt. Hieraus durchfließt sie, wenig wasserreich, aber klar, ein enges Thal. Unterhalb Condom, von wo die B. auf 56 km mittels Schleusen schiffbar ist, tritt sie in das Dept. Lot-et-Garonne, durchfließt die Hügel von Montbeau, Nérac und Lavardac und erreicht bei Solignac 3 km oberhalb der Loimündung, nach einem Lauf von 180 km, die Garonne, nachdem sie nur noch die Gelse links unterhalb Lavardac aufgenommen.

Baisemain (fr.), Sandstuh; Baisement, Fustich (beim Papste); in der Mathematik Bezeichnung zweier krummer Linien von innen.

Baiser (fr.), Kuß; schaumgefülltes Zundergefäß.

Baisou (Jean Baptiste), deutscher Schauspieler und Theaterdirektor, geb. 24. Okt. 1812 zu Gutsheim bei Mainz, wurde 1831 Mitglied einer wandernden Schauspielgesellschaft und war später an verschiedenen Bühnen, unter andern am hannoverschen Stadttheater, am Hoftheater zu Dresden und am wiener Burgtheater thätig, bis er 1847 in Gemeinschaft mit Ch. Maurice (s. d.) die Direction des hannoverschen Stadttheaters übernahm und bis zu seinem Tode fortführte. Er starb 13. Jan. 1849 in Hamburg. Rollen wie **Emont**, **Pösa**, **Samlet u. c.** gelangen ihm am besten, aber er spielte auch mit Erfolg in **Salon**- und humoristischen Rollen. Seit 1836 war B. mit der in lyrischen Charakteren thätigen Schauspielerin **Karoline Sutorius** (geb. 1810 zu Berlin, gest. 14. Febr. 1875 zu München) verheiratet.

Baiffe (fr.) heißt das Sinken des Kurses der Staatspapiere, Aktien und anderer Wertpapiere. Je mehr gerichtet Speculation wird Speculation ist la baisse genannt. Derjenige Speculant, in dessen Vorteil jenes Sinken liegt, und welcher zu möglichst daselbe herbeizuführen sucht, heißt *baissier*, *contremineur* oder auch *figer*. Das Wort, welches zu diesem Zwecke angewendet wird, bezieht hauptsächlich in der Beeinflussung der Börse, jedoch auch auf das Bestreben des Baissiers darauf gerichtet, die Börse in Täuschung über den wirklichen augenblicklichen oder wahrscheinlichen späteren Wert der fraglichen Papiere zu setzen. In diesem Ende bedient man sich ebenso wohl geheimer und mit Gelat ins Werk gesetzter Schmeichelei, als fog. flauer Berichte, selbst des Aufwands von Gerüchten über angebliche polit. Ereignisse u. s. w. Selbstverständlich besteht die Speculation à la baisse darin, das Geschäft einzukaufen, welches nur dann rentieren, wenn die in der Überzeugung des Speculanten begründeten Vermuthungen, daß nämlich die Preise des fraglichen Artikels fallen werden, zutreffen. Unkennlich ein technischer Ausdruck des Bankeffekts, wird jetzt das Wort B. auch vielfach in anderen Geschäftszweigen angewendet, und man spricht z. B. von einer Baiffe-Speculation im Getreide-, Baumwoll-, Leinwandgeschäft u. s. w. Das Gegenstück von B. ist die *haussé* (s. d.).

Beier (Joh. Georg), Philolog, geb. 31. Mai 1801 zu Jena, besuchte das dortige Gymnasium und studierte in Rünchen, Göttingen und Königsberg Philosophie. Später wurde er Oberlehrer am jülicher Gymnasium und erhielt eine außerordentliche Professur an der Universität, die er jedoch 1849 niederlegte. Das Prorectorat am dem jülicher Gymnasium bekleidete B. 1849—65. Er starb 10. Okt. 1877. Von seinen philol. Arbeiten ist zunächst eine Ausgabe des *„Panegyricus“* des Isokrates (Eps. 1831) zu erwähnen; auch wirkte er als Mitarbeiter an *Terentii* Ausgabe desselben Redners (Bd. 1, Götting 1831) sowie bei Orellii *„Ciceronis scholastica“* (Jhr. 1833), *„Onomasticon Tullianum“* (2 Bde., Jhr. 1836—38) und dessen zweiter Ausgabe des Cicero (Jhr. 1845—62). Für Orellii *„Recension des Luciani“* (2 Bde., Jhr. 1846—48) verglich B. die reichsten Handschriften zu Florenz und arbeitete für die zweite Ausgabe die *Annalen* um (Jhr. 1858). Mit Gruppe verband er sich zu der Ausgabe der *„Oratores attici“* (2 Bde., Jhr. 1839—67, der 2te auch in 8 Th., Jhr. 1838—43), welcher eine Bearbeitung der Reden des Lykurg voranging (Jhr. 1834). Daneben lieferte er den *Isokrates* für die Didotische Sammlung der griech. Redner (Jhr. 1846) und veranstaltete mit Orellii und Badermann eine Gesamtausgabe der Werke des Plato (2 Th., Jhr. 1839—42). Eine Ausgabe derselben in kleinerem Format (21 Bchn., Jhr. 1850 fg.) wurde größtentheils mehrfach aufgelegt. Das unentbehrliche *„Fabellae iambicae“* des Valerius Max. u. B. Orellii (Jhr. 1845) heraus, wie es nach der dritte Auflage von des letztern vortrefflichen Bearbeitung des Horaz (2 Bde., Jhr. 1850—51) ist. In der Tauchnitzschen Ausgabe des Cicero (11 Bde., Eps. 1850—69) besorgte er die philol. Schriften. (unter *Alto Douro*.

Beize-Douro, ein Weinbegirt in Portugal, s. Douro. Der Beize heißt der Jagdbetrieb, bei dem mittels abgerichteter Raubvögel, vorzüglich

Falken, Habichte und Sperber, verschiedene Arten von Feder- und Haarmwild erlegt werden. Diese Jagd bildete im Mittelalter und bis zu Anfang des 18. Jahrh. eins der vornehmsten ritterlichen Vergnügen, dem auch die Edelfrauen mit Vorliebe huldigten. B. ist eine der ältesten Jagdarten, sie wurde nachweislich zuerst von mittelalt. Romadenstämmen betrieben und steht bei ihnen bis auf die Gegenwart in hohem Ansehen. Im 7. Jahrh. v. Chr. kannte man sie schon in China, von wo aus sie nach Japan Eingang fand. Durch die Turkomanen wurde sie den Persern bekannt, und durch diese im 7. Jahrh. n. Chr. den Arabern. Nach den Kreuzzügen verbreitete sie sich ziemlich allgemein über Europa, war aber, in Deutschland wenigstens, fast stets ein Privilegium des Adels. Das allmähliche Erlöschen der feudalen Vorrechte und die Verbesserung der Feuerwaffen brängten in Europa die B. gänzlich in den Hintergrund und gegenwärtig zählt sie bei uns nur noch zu den seltensten Jagdvergnügen. In Asien, insbesondere in Persien, wird sie hingegen noch häufig ausgeübt, ebenso im Sudan in Afrika. Während in Europa mit den Beizevögeln fast nur auf Reiher, Enten, Feldhühner, Kaninchen und Hasen gejagt wurde, werden dieselben in Asien hauptsächlich zur Jagd auf Gazellen, selbst Antilopen benutzt. Die Angriffe der Beizevögel werden dort durch Windhunde unterstützt, im Sudan durch syr. und tunel. Fanghunde. In Deutschland brauchte man die Beizehunde nur zum Auffspüren des Wildes.

Baja, großer Marktflecken im ungar. Komitat Vács, unweit vom linken Ufer der Donau, hat ein schönes Schloß des Fürsten Grassalkowich, eine Kaserne, ein kath. Obergymnasium, eine Staats-Schullehrerpräparandie, bedeutende Schuhmacherei, lebhaften Getreide-, Wein- und Schweinehandel und zählt (1880) 19241 E. Zum Markte, der übrigens städtische Verfassung besitzt, gehört die bevölkerte Pujsta Máteháza.

Baja, altrom. Stadt an der Küste Campaniens, in der Nähe von Neapel, wo sich jetzt das Kastell Baja, ein Werk des Bischofs Peter von Toledo, erhebt, war lange unbedeutend, bis es in der glänzendsten Zeit des Römerreichs wegen seiner herrlichen Lage, der Fruchtbarkeit der Umgebung und der reichen Mineralquellen der prachtvolle Lieblingsaufenthalt der röm. Großen wurde. Marius, Piso, Pompejus, Julius Cäsar, Julia Rammada u. a. hatten hier Landhäuser, welche den Sitz des prächtigen Luxus und mehrfach den Schauplatz wichtiger Ereignisse bildeten. Horaz zog B. allen Orten der Welt vor; Seneca warnt vor diesem Badeorte, wenn man Herr seiner Leidenschaften bleiben wolle; Cicero fand es nötig, sich darüber zu rechtfertigen, daß er den Marcus Caelius, einen Mann, welcher B. öfters besucht habe, verteidige. Denn öfters wird B. als eine Heimat der Wollust und Aппigheit geschildert; Seneca nennt es geradezu eine Herberge des Lasters. Jetzt sind nur noch wenige Trümmer vorhanden, unter denen die Reste der sog. Tempel der Venus, des Merkur und der Diana hervorragen. Außer einigen Häusern ist nur noch das hoch auf einem Felsen gelegene Kastell bewohnt. Der Hafen, einer der besten der Römer, ist jetzt verwüstet; die Aussicht über denselben ist von begaunder Schönheit. Trümmer von röm. Villen, von Grabmälern und andern röm. Bauwerken bedecken die Umgegend. Da dieselbe schon zu den Zeiten des Horaz mit Landhäusern überfüllt war, baute man

ersten B. u.
zu den Zeiten E. m.
war, baute und z.

selbst in das Meer hinein, wie die noch jezt sichtbaren Reste bezeugen. Das alte B. schildern Zell in den »Journalschriften« (Freiburg 1826), Peder im »Gallus« (3. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1863) und Friebländer, »Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms« (3. Aufl., Bd. 2, Lpz. 1874).

Bajada del Paraná, jezt nur Paraná genannt, Villa von 10000 E. in der Argentinischen Republik, am linken Ufer des Paraná, Sta.-Fe gegenüber, auf einem Hügel, welcher sich etwa 40 m über dem Flusse erhebt, hat schöne öffentliche Gebäude und gerade, aber ungepflasterte Straßen. Obgleich B. etwa 600 km vom Meere entfernt ist, können doch die größten Schiffe bis zu ihr gelangen; dessenungeachtet ist bei der ungünstigen Beschaffenheit des umliegenden Landes der Handel gering. Seit 1819 war B. die Hauptstadt der Provinz Entre-Ríos, und wurde 1852 Bundeshauptstadt der ganzen Republik, wodurch sie außerordentlich schnell emporblühte, um ebenso schnell wieder zu sinken, nachdem Buenos-Ayres wieder Hauptstadt der Republik geworden war, und überdies der Sitz der Provinzialregierung nach Concepcion del Uruguay verlegt wurde.

Bajadären (aus dem portug. bailadeira, d. i. Tänzerin) nennen die Europäer die öffentlichen Tänzerinnen und Sängerinnen in Indien, die in zwei große Klassen zerfallen, deren jede mehrere Unterabteilungen zählt. Zu der ersten Klasse gehören die dem Dienste der Tempel und Götter geweihten, zu der zweiten die im Lande umherziehenden Tänzerinnen. Die ersten, Devadāsī, d. i. Götterflavinnen genannt, unterscheiden sich nach dem Range der Familie, aus der sie stammen, nach der Würde der Gottheit, der sie sich weihen, und nach dem Ansehen und Reichthum des Tempels, dem sie angehören, in zwei Rangklassen. Die des ersten Ranges werden aus den angesehensten Familien der Baisyalaste, wozu die reichen Landeigentümer, Grundbesitzer und Kaufleute gehören, gewählt, die des zweiten aus den vornehmsten Sudrasfamilien, die unsern Handwerklern entsprechen. Nur Mädchen, noch im Alter der Kindheit und frei von allen körperlichen Gebrechen, werden als Devadāsī aufgenommen, und die Eltern müssen durch feierlichen Vertrag auf alle Rechte an ihnen verzichten, worauf dieselben zunächst den nötigen Unterricht erhalten. Die Devadāsī haben bei Festen und feierlichen Umzügen ihres Gottes das Lob desselben zu singen, seine Thaten und Siege zu preisen und vor demselben herzutanzten, die Blumenkränze zu stecken, mit welchen die Götterbilder vergiert werden, überhaupt alle niederen Dienste im Tempel und für die Priester zu verrichten. Die Devadāsī ersten Ranges wohnen innerhalb der Ringmauern des Tempels, und dürfen diesen ohne besondere Erlaubnis des Oberpriesters nicht verlassen. Sie können ihr ganzes Leben hindurch im jungfräulichen Stande bleiben. Doch steht es ihnen auch frei, sich einen Liebhaber innerhalb oder außerhalb des Tempels zu wählen, wenn er nur den obern Rasten angehört; ein Liebesverhältnis aber mit einem Raste niedern Standes wird mit großer Härte bestraft. Erhalten sie Kinder, so werden die Mädchen in dem Gewerbe der Mutter erzogen, die Knaben aber zu Musikern geübt. Die Devadāsī zweiten Ranges unterscheiden sich im ganzen wenig von denen des ersten Ranges, nur daß sie nicht so gebunden sind, weil sie außerhalb der Tempel wohnen. Täglich

muß eine bestimmte Zahl derselben der Reihe nach den Dienst im Tempel versehen; bei öffentlichen Projectionen aber müssen alle erscheinen. Sie tanzen und singen nicht allein vor den Götterbildern, wofür sie ein bestimmtes Einkommen an Reis und Geld erhalten, sondern werden zu gleichen Zeit auch bei andern Festlichkeiten, wie Hochzeiten, Gastereien u. s. w., von den Vornehmern berufen.

Wesentlich verschieden von den Devadāsī sind die Tänzerinnen, die, frei im Lande umhergehend und nur bei Privatfestlichkeiten herbeigerufen, die Tschultris (öffentlichen Herbergen) die Fremden unterhalten und bald Rati, oder in der gewöhnlichen Form Ratsch, bald Ruttani, bald Sutradhars, je nach der verschiedenen Kunst, in der sie sich gewöhnlich auszeichnen, benannt werden. Einige derselben leben unabhängig beissamen in Truppen von 10–12 Köpfen, sieben im Lande umher und teilen den Gewinn mit den Musikanten, die sie begleiten. Andere stehen unter der Aufsicht von Dapās oder den Tänzerinnen, die allein allen Gewinn ziehen und diesen Mädchen dafür nur Kost und Kleidung geben. Noch andere sind wirkliche Slavinnen solcher die Weiber, welche sie in ihren jüngern Jahren zum Kauf oder Annahme an Kindesstatt an sich gebracht und in ihrer Kunst unterrichtet haben.

Die Tracht der B. ist originell und sehr dem verführerischen Reiz. Ihre Tänze entstehen jedoch nicht dem, was man gewöhnlich unter Kunst versteht, sondern sind vielmehr Pantomimen, deren Erklärung in den Gesängen liegt, die von begleitenden Musikern recitirt werden. Die Gesänge enthalten meist die Thematika der glücklichen oder verzweifelnden Liebe, der Eifersucht, der Erwartung des Geliebten u. s. w.

Bajafid, Bajesid, Bajazet, Stadt in Osttürk. Vilajet Erzerum, nahe der russ. und pers. Grenze, an der großen Straße nach Tabriz in Aserbeidschan, 22 km im SSW. des Karakum geleg. ist auf der Vorhöhe des Ala-Daghs amphitheatrisch erbaut, aber elend und sehr heruntergekommen, besonders durch den Russisch-Türkischen Krieg 1877–78, zählt laum noch 1500 E., meist Kurden. Der Ort beherrscht eine alte Citadelle. Infolge der Lage, wodurch B. die Hauptstraße von Karakum nach Aserbeidschan beherrscht, ist es häufig Schauplatz geworden. Am 8. Sept. 1828 besetzte es an die Russen, die sodann 29. Sept. in Nähe ein Gefecht bestanden und 3. Juli 1829 Bascha von Wan mit Verlust zurückschlügen. 31. Juli 1854 wurde B. von den Russen in Brangel nach Fortierung der Karakumhöhen (Karabulak) eingenommen und die Festwerke beim Abzuge zerstört. Am 29. April 1877 besetzten die Russen ohne Kampf Stadt und Citadelle, mußten zwar die Stadt im Juni wieder räumen, behaupteten sich aber in der Citadelle, die Türken seit 14. Juni belagerten, bis sie Tergulassow 10. Juli entsetzte und die Belagerung mit sich fortführte. Zum zweitenmal wurde Stadt 29. Okt. 1877 von den Russen besetzt. Präliminarfrieden von San-Stefano (3. 12. 1878) wurde die Abtretung von B. an Russland gestanden, durch die Beschlässe des Berliner Congresses (13. Juli 1878) verblieb es jedoch bei den Türken.

Bajazet oder Bajesid I., genannt Bajez (d. h. Blühe), türk. Sultan, geb. 1347, folgte seinem Vater Murad I., der in der Schlacht

hoben gegen die Serben geblieben war. Den
 10. Jan. 1396 hatte er sich durch die Erdbeben-
 erbeben jenseits jenseits Bruders Jakob gebahnt. In
 1396 eroberte er die Bulgarei, einen Teil
 von Racedoniens und Thessaliens und die
 umliegenden Staaten Kleinasien. Selbst Konstanti-
 nopol ergriff er gegen 10 Jahre hindurch ein, um es
 nach langer zu bewahren. Die Stadt zu retten,
 wurde König Sigismund von Ungarn, der nach-
 malige Deutsche Kaiser, ein großes Heer zusammen,
 bei welchem sich auch franz. und burgund. Edelleute
 befanden, und griff die an der Donau gelegene
 Stadt Varna in der Bulgarei an. Allein B.
 nicht herbei und erlang über die verbündeten Un-
 garn, Polen und Franzosen 28. Sept. 1396 einen
 entscheidenden Sieg. Sigismund entging verkleidet
 der Gefangenschaft; die Franzosen aber, durch deren
 Anführer die Schlacht verloren ging, wurden
 gänzlich gefangen und fast alle hingerichtet.
 1397 wurde B. das griech. Kaiserthum gekrönt ha-
 ben, wenn er nicht durch Timur (s. d.), der seine
 Truppen in Kleinasien angriff, im Juli 1402 bei
 Varna in Galatien eine gänzliche Niederlage er-
 litten hätte. Er wurde er mit Großmut be-
 handelt, bis er auf einem Fluchtversuche betroffen
 wurde. Seitdem bewachte man ihn aus strengster
 Wache. Am 2. März 1403 in Timur's Lager, und ihm
 folgte in der Regierung sein Sohn Soliman I.

Bajazet II. türk. Sultan, der Sohn des Sul-
 tan Bajazet I., des Eroberers von Konstan-
 tinopel, geb. 1417, bestieg nach seines Vaters Tode
 1459 den Thron der Osmanen. Seine Regierung
 war erfüllt mit ununterbrochenen Kriegen ge-
 gen Kaper, Polen, Venedig, Ägypten und Per-
 sien, die eine besonders hervorragende Momente
 und mit wichtigem Glücke geführt, doch im gan-
 zen zu Verschönerung der osman. Macht dienten.
 Auch gegen seinen Bruder Dschem, der ihm den
 Thron streitig machte und von Ägypten unterstüzt
 wurde, wies B. das Schwert gegen. Schließlich
 ließ er Dschem in Rom vergiften (Febr. 1495). Die
 letzten Jahre von B.'s Regierung wurden durch die
 Kämpfe seiner Söhne um die Nachfolge im Reiche
 unruhig getrübt. Von den Janitscharen, die
 seinen jenseits Söhne Selim zum Sultan erheben
 wollten, gewungen, dankte B. zu Gunsten desselben
 ab, wurde aber vergiftet und starb in der Nähe von
 Constantinopel 18. April 1512. B. war ein Freund der
 Wissenschaft und liebte Klang und Pracht. Mehrere
 berühmte Kämpfer in Konstantinopel und Adria-
 nopel wurden von ihm erbaut und ausgestattet.

Bajazet (ital.) heißt bei Seldschüken, Atro-
 taten u. i. n. der Spasmacher und Pöbelscheiter.
 Bajazet hat seinen Ursprung wie den der ver-
 wandten Wörter, Pulcinella, Kapferls, Pöbel-
 schen, Jod Pöbelings u. s. w. auf die Atellanen
 (s. d.) zurück. Sein Kostüm nähert sich dem des
 Sultans. Er trägt ein weisses weisses, gegürtetes,
 mit einem aufgesetzten Band, ähnliche Beinkleider,
 die er tragen, haben Hut und eine große gefaltete
 Schärpe. Dem B. verwendet ist der Clo von im
 Hute der Atellanen.

Bajazet (Stadt), s. Bajasid.

Bajazet (Sultan), s. Bajazet.

Bajazet, s. Baiocco.

Bajazet, eigentlich Baisolre (frz.), Auf-
 stieg, die Bezeichnung für diejenigen Rängen
 und Stufen, welche auf einer Seite zwei Brust-
 stücke tragen, von denen das eine das andere zur

Rechte bedeckt, wie sie von kaiserl. Ehepaaren, bei Ver-
 mählungsfeierlichkeiten u. s. w. häufig geschlagen
 wurden. Insbesondere ward eine Silbermünze
 (Ducaton) so genannt, welche Erzherzog Albert mit
 seiner Gemahlin Isabella von Spanien als Statt-
 halter in den Niederlanden seit 1598 prägen ließ.
 Auch eine gemessene Silbermünze führte diesen Namen.

Bajonett (frz. Baïonnette) ist eine mächtige lange
 Klinge, welche am Lauf des Feuergewehrs so be-
 festigt wird, daß dieses in eine zum Angriff und zur
 Verteidigung geeignete, in der Anwendung der
 Lanze ähnliche Stoßwaffe sich verwandelt. Der Ge-
 brauch dieser Waffe tritt zuerst gegen die Mitte des
 17. Jahrh. in der franz. Armee auf, und geht aus
 dem Bestreben hervor, die mit dem Feuergewehr
 bewaffneten Schützen zur selbständigen Verteidigung
 gegen Reiterei geschikt und somit von dem Schutze
 der Pioniere unabhängig zu machen, die deshalb
 zu Anfang des 18. Jahrh. aus der Infanterie ver-
 schwinden. Das B., so genannt, weil man es zu
 Bayonne in Frankreich erfand, war anfänglich ein
 30 cm langes, 25 mm breites zweischneidiges Messer,
 welches mittels eines 20 cm langen hölzernen Stiels
 in den Lauf gesteckt wurde. Erst später erfand man
 statt dieses Stiels die den Lauf umfassende Tülle
 und machte die Klinge drei- oder vierschneidig, wo-
 durch das B. erst seine Vollendung erhielt. Doch
 selbst nach dieser Erfindung verging eine geraume
 Zeit, ehe man sich von der Möglichkeit überzeugte,
 auch mit aufgestecktem B. laden und feuern zu kön-
 nen. Das B. beständig auf dem Gewehr zu lassen,
 war zuerst in Preußen Gebrauch, in andern Ar-
 meen (s. B. in der französischen, österreichischen
 u. s. w.) war es üblich, das B. nur für das Gesicht
 aufzupflanzen, für gewöhnlich aber in einer leder-
 nen Scheide, an Stelle des Seitengewehrs oder ne-
 ben diesem zu tragen. Zum Festhalten der Tülle
 am Lauf dient entweder eine an letztem befestigte,
 in erstere einschnappende Bajonettfeder oder ein
 beide umfassender, an einen Faust des Laufs oder
 auch an das Korn sich anlehnender Bajonett-
 ring. Für solche Infanterieabteilungen (Jäger
 und Scharfschützen), deren Bestimmung nicht der
 Kampf in geschlossenen Massen, sondern vielmehr
 die Führung eines besonders wirksamen Feuerge-
 wehrs in zerstreuter Ordnung war, bei denen es
 also hauptsächlich auf Sicherheit des Schusses an-
 kam, die durch das vom B. ausgeübte Vorderge-
 wicht leidet, war die Notwendigkeit einer bestän-
 digen Verbindung des B. mit dem Gewehr nicht
 vorhanden. Um für Ausnahmefälle (s. B. bei Ver-
 teidigung gegen einzelne Reiter) das Gewehr der
 Scharfschützen zu einer blanken Waffe zu machen,
 richtete man bei den deutschen Jägern das alt-
 gebrachte Seitengewehr, den »Dirichthänger«, zum
 Aufpflanzen auf die Wache ein oder gab denselben
 (s. B. den österr. Jägern) ein Haubajonett, das
 eine Tülle zur Befestigung, aber statt der Stoß-
 eine längere, mit einer Schneide versehene Ridentlinge
 hat und für gewöhnlich an der Seite getragen wird.
 Bei den preuss. Jägern war eine Zeillang (1854—
 65) der zum Laden nicht mehr nötige Ladestock
 (eigentlich Entladestock) der Zündnadelbüchse als
 herausziehbarer Hülse eingerichtet; der geringen So-
 libilität dieser Einrichtung halber ging man von der-
 selben später wieder ab.

Das ältere oder
 Zeit in den mess
 bajonett vorwärts

It ist in neuerer
 das Säbel.
 t ein gewöhn-

liches Seitengewehr, dessen Griff eine Einrichtung zum Aufpflanzen auf die Feuerwaffe besitzt, das aber in der Regel an der Seite getragen wird. Hat die Klinge eine Ausbauchung nach der scharfen Seite hin, ähnlich wie die im Orient gebräuchlichen kurzen Baumesser, so wird das Säbelbajonett auch *Natagan* (*sabre-poignard*) genannt. Durch das Säbelbajonett wird das besondere Seitengewehr des Infanteristen entbehrlich gemacht und somit die Ausrüstung desselben vereinfacht; er besitzt darin zugleich ein zu wirtschaftlichen Zwecken (wie Holzkleinen im Vimal) brauchbares Instrument, zu welchem Zweck man in neuerer Zeit auch Sägezähne auf dem Rücken der Klinge anbringt. Der Nachteil des Säbelbajonetts ist seine große Schwere, wodurch die Feuerwaffe eine das Schießen beeinträchtigende Vorderwichtigkeit erhält. Dieser Nachteil ist aber von nur geringer Bedeutung, denn seit die Infanteriegewehre eine so große Feuergefechtswichtigkeit besitzen, liegt in dieser die größte Sicherheit gegen den Nahangriff und ist das Aufpflanzen des B. beim Schießen nur selten nötig.

Das B. war anfangs als Angriffs- und Verteidigungswaffe nur im Einzelgefecht im Gebrauch. Karl XII. von Schweden bediente sich desselben zuerst in der Schlacht bei Narva beim geschlossenen Massenangriff, ebenso die Franzosen 1704 bei Speier. Friedrich d. Gr. und später Suworow, das Gewicht dieser Angriffsart wohl erkennend, wußten dieselbe zu ihrem Vortheile auszunutzen. In den franz. Kriegen wurde die Anwendung der Bajonettattade allgemein und diese findet seitdem immer statt, sobald der Feind aus seiner Position geworfen werden soll. Letzteres wird trotz aller Verbesserung der Handfeuerwaffen durch stehendes Feuergefecht nie oder selten erreicht. In den meisten Fällen wird der erschütterte Gegner der Bajonettattade ausweichen, sobald diese nur selten zum Handgemenge führt. Wenn auch die Kolonne an sich die beste Form der Bajonettattade ist, so wird man doch dieselbe der mörderischen Wirkung der Feuerwaffen gegenüber in Zukunft meist nur in Linie und in geöffneter Form zur Ausführung bringen können. Um den Infanteristen Geheiß zu machen, das Bajonettgewehr im Handgemenge mit Infanterie und Kavallerie erfolgreich zu stoßen und Paraden zu verwenden, ist das um 1830 vom sächs. Hauptmann Selmann erfundene und in Vorschlag gebrachte Bajonettfechten oder Bajonettieren als ein besonderer Zweig der militärischen Ausbildung in allen Armeen Europas eingeführt worden. Gelangt auch diese Fertigkeit weniger im Gefecht selbst zur praktischen Anwendung, so macht sie doch jedenfalls den Soldaten kräftiger und gewandter und erhöht das Vertrauen desselben zu seiner Waffe.

Bajonettverschluß (fr. *fermeture à la baïonnette*, engl. *bayonet-closure*),



Fig. 1.



Fig. 2.

ein zur selten, doch leicht lösbaren Verbindung von Rohren u. s. w. in vertikaler Richtung angewandter Verschluß (so genannt, weil in ähnlicher Weise die Bajonettbüchse mit dem Gewehrriß verbunden wird), dessen Herstellung im wesentlichen aus Folgendem besteht. Der eine Teil, der über den andern geschoben wird, erhält einen kurzen Einschnitt in

der Längsrichtung (s. Fig. 1), an welchen sich in rechten Winkel ein Quereinschnitt anschließt; der andere Teil ist mit einem kleinen Knopf versehen, wie in Fig. 2 der Querschnitt zeigt. Beim Aufsteigen führt man den Längeneinschnitt über den Knopf herab, bis der letztere den Winkel berührt, und dreht hierauf so weit, daß der Knopf sich in den Quereinschnitt legt.

Bajulos, griech. Titel, s. *Bailii*.

Bajus (Michael), eigentlich de Bay, einer der bedeutendsten Theologen der luth. Kirche im 16. Jahrh., geb. 1513 zu Melin im Hennegau, studierte zu Löwen und war seit 1540 Professor in der philos., seit 1550 in der theol. Fakultät zu Bonn. Durch eifriges Studium der Schriften Augustins war B. zu der Ueberzeugung gekommen, daß die röm. Kirche nur äußerlich Augustin als höchste Autorität feiere, in Wahrheit aber dem Semipelagianismus verfallen sei. Seine aus Augustin entlehnte Lehre von der Erbsünde und der Unmöglichkeit des menschlichen Willens erregte bei den Jesuiten die heftigsten Widerspruch, daß Papst Sixt. V. auf deren Betrieb 1567 in der Bulle *Ex omnino afflictionibus* 76 Sätze aus den Schriften des B. verdammt. B. widerrief, blieb aber bei seiner Lehre, auch die Fakultät stand zu ihm und wählte ihn 1575 zum Dekan zu St. Peter und 1578 zum Kanzler der Universität. Der König von Spanien übertrug ihm sogar das Amt eines Generalvikars in den Niederlanden. Er starb 16. Dez. 1586. Seine augustinischen Ansichten, die man damals *Bajanismus* nannte, erbten auf die Jansemiten fort, als deren Vorläufer er angesehen ist. Von Schriften, meist polemischen Inhalts, wurden von Verberon (2 Bde., Köln 1696) herausg. vgl. Linsenmann, *Michael B. und die Verurteilung des Jansemitismus* (Tab. 1867).

Bajza (Ipr. Bojza, Jos.), ungar. Dichter und Schriftsteller, geb. 31. Jan. 1804 zu Spach in der v. Komitat, war seit 1823 Mitarbeiter an der *saludus Taschenbuch* „*Aurora*“, das er 1827 selbst redigierte. Seine *Gedichte* (2. Aufl. 1835) stellten ihn unter die besten ungar. Dichter. Im Verein mit den ersten bellettrischen Autoren gab er 1831–36 die *Kritischen Blätter*, 1837–38 das *Athenaeum* und den *Figyelmezo* („*Beobachter*“) heraus. Durch Veröffentlichung des *Ausländischen Bühnen* (Best 1830) und als Direktor des 22. Aug. 1837 zu Pest eröffneten Nationaltheaters leistete er dem jungen ungar. Drama bedeutenden Vorstoß. Später wendete er sich histor. Studien zu und bereicherte die ungar. Literatur mit der *Történeti Könyvtár* („*Historische Bibliothek*“, 6 Bde., Pest 1843–45), welche eine Übersetzung vorzüglich ausländischer Geschichtswerke enthält, sowie mit einem nach dem bearbeiteten *Uj Plutarch* („*Neuer Plutarch*“, Best 1845–47). Seine *Világtörténet* („*Weltgeschichte*“, von der nur *Das Altertum* (Best 1847) war inbessen nur eine wenig kompilation aus deutschen Historikern. In der Edition betraute ihn 1847 mit der Herausgabe ihres polit. Taschenbuchs („*Kontrollleur*“, 2 Bde., 1847). Nach dem Tode ernannte ihn Kossuth zum Redakteur seines offiziellen Organs, des *Kossuth's Hirilapja* bis Dez. 1848). Seit 1850 einer Gemüthskrankheit verfallen, starb er 3. März 1858. B. war seit 1847 Mitglied der Ungarischen Akademie und

den Dender zum Blauen Nil und ging 11. Juni 1862 an diesem abwärts nach Chartum. Hier mietete er drei Schiffe nebst Bemannung, mit denen er 18. Dez. 1862 unter Segel ging. Nach 45tägiger Fahrt traf er in Gondoloro ein, wo 15. Febr. 1863 Spele und Grant mit ihm zusammentrafen, denen er nun zur Rückkehr nach Europa beihilflich war. Am 26. März 1863 verließ B. Gondoloro, überschritt 9. Jan. 1864 den Nuaßfluß, kam 23. Jan. an die Karumafälle des Somerset und 10. Febr. zu Kamrasi, dem König von Ungoro, in dessen Residenz R'uli. Von hier ging er westlich und erblickte 14. März bei Vacovia (1° 14' nördl. Br.) den zweiten Nilquellsee, der hier Moutan heißt, und dem B. den Namen Albert-Nyanza gegeben hat. Er fuhr in einem Boote 13 Tage lang an der Ostküste nordwärts bis zur Mündung des Somerset bei Magungo (2° 16' nördl. Br.), wo er von einer Höhe aus deutlich den Ausfluß des Moutan erkennen und weithin verfolgen konnte. Da er später auf seiner Rückreise nach Gondoloro den Nil unter 3° 32' nördl. Br. wieder berührte und von dort weit aufwärts in der Richtung nach dem Moutan zu überblicken vermochte, so bleibt am obern Weißen Nil nur noch eine Lücke von wenigen Kilometern, wo der Flußlauf nicht wirklich gesehen wurde, und es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß der Weiße Nil seinen Ursprung zunächst aus dem Moutansees nimmt. Den Somerset aufwärts verfolgend, entdeckte B. in ihm, 30 km von der Mündung, einen 40 m hohen Wasserfall, den er Murchisonfall benannte und indem er bis Karuma den Fluß entlang ging, stellte er auch die Verbindung des Letzteren mit dem Moutan durch den Somerset außer Zweifel. Am Okt. 1865 traf B. wieder in England ein. Die Königin erhob ihn zum Baronet; die geogr. Gesellschaften in London und Paris verliehen ihm ihre Medaillen. Hierauf erhielt B. 1869 vom Vizekönig in Ägypten den Auftrag, an der Spitze einer großen militärischen Expedition die Länder am Weißen Nil und seinen Quellen zu erobern und dem Handel zu eröffnen. Zum Pacha und Generalgouverneur der zu erobernden Länder ernannt, fuhr er im Febr. 1870 von Chartum mit 1100 Mann den Weißen Nil hinauf, brachte die Regenzeit an der Mündung des Giraffenflusses zu, gelangte durch diesen mit 59 Schiffen 15. April 1871 nach Gondoloro, das er Jemallia benannte, und drang unter Kämpfen mit den Eingeborenen und Sklavenhändlern bis Ungoro vor. Am 1. April 1873 kam er nach Gondoloro und im August nach Ägypten zurück. Sein Eroberungswerk wird seit 1874 von Oberst Gordon fortgesetzt. B. brachte 1879 ein halbes Jahr in Cypern zu. Über Cypern schrieb er *«The ride and the haunts»* und *«Eight years' wanderings in Ceylon»* (Lond. 1855); über Afrika *«The Albert Nyanza, great basin of the Nile, and explorations of the Nile sources»* (Lond. 1866; deutsch von Martin, 3. Aufl., Gera 1875), *«The Niletributaries of Abyssinia»* (Lond. 1867; deutsch, Jena 1868) und *«Ismailia»* (2 Bde., Lond. 1874); über Cypern *«Cyprus as I saw it in 1879»* (Lond. 1879; deutsch von Oberländer, Lpz. 1880).

Bafewell, Stadt in der engl. Grafschaft Derby, am linken Ufer des Wye, nahe der Mündung des letzteren in den Derwent, hat eine lat. Schule und zählt (1881) 2502 E., die sich größtentheils mit Baumwollweberei und Marmorschleiferei (berühmte Mosaikarbeiten aus Marmor, Achat und Jaspis) und

in den Bleibergwerken, Steinkohlengruben und morbrüchen beschäftigen. Auch ist dieselbe ein Badegastort viel besuchte Mineralquelle. Die östlichen Teil noch schiff., im übrigen get. 1 telstur verschiedener Perioden zeigt, enthält effante Grabdenkmäler. Am andern Ufer befinden sich noch Spuren eines von König Edward dem 924 gebauten Schlosses. Nur 3 km nordwärts von B. liegt am Derwent, in romantischer Gegend das berühmte Chatsworth-House, das berühmte Schloss Herzogs von Devonshire, mit einem großen von 382 ha, drei Türmen und Wasserwerken, nächst denen von Versailles für die Größe und besten gelten. Der Kaiserbrunnen springt hoch. Das Schloss selbst, der Palace of the nach E. Wren's Entwurf 1688–1706 im barock gebaut, imponiert durch seine Größe. Das J ist mit verschwenderischer Pracht ausgestattet, hält eine schöne Kapelle, reiche Gemälde- und turen Sammlungen u. s. w. Bemerkenswert ist das umfangreiche Treibhaus. Chatsworth war Jahre lang der Residenz der Maria Stuart. Schloss steht höher als der uralte, bis auf eine edige, von Bäumen umgebene Park mit gebrochene Familiensitz und ist gegen Ende des 19. Jahrh. vom vierten Grafen, später ersten Herzog von Devonshire umgeschaffen und in seiner Gestaltung nicht vor 1706 vollendet worden. Etwa 3 km im Süden der Stadt liegt ein Hügel Haddon-Hall, der Sitz des Herzogs Rutland, die am besten erhaltene mittelalterliche Burg des ganzen Königreichs.

Bafewell (Robert), berühmter engl. Zoolog und Viehzüchter, geb. 1726 zu Dibley in der Grafschaft Leicesters, gest. 1795, erwarb sich besonders die Verehrung der Hausvaterberuf. Da Beobachtung gemacht, daß bei den Tieren diekommen den Ältern oder Vorfahren in ihren Eigenschaften fast ganz gleichen, so schloß er, daß Paarung der ausgezeichnetsten Individuen einer Rasse miteinander oder mit andern von einer tüchtigen Rasse Tiere vom vollkommensten Nut wert erzüchtet werden müßten. Mit großem E wurden d. s. Bemühungen in der Zucht der Dibley-Schafstämme, des langhörnigen Rindvieh der großen, starken Pferde gefördert. Hauptan bei der Zucht war, einen Schlag herauszu geben, der von einer gegebenen Rasse die meiste und beste Fleisch ansehe. Seine Erträge legte er in der *«Domestic Encyclopedia»* (Bd. 1) nieder.

Bathisch bedeutet im Persischen ein G. überhaupt, besonders aber ein Trankg. 3 terer Bedeutung ist es sowohl von der ar. auch von der arab. Sprache aufgenommen.

Bathungen, niederländ. Wasser, f. bungen.

Bafony-Bel (d. i. Bafony-Innere), 1 Dor in Innern des Bafonyerwaldes, in der ersten Geispannschaft, am Fuße des Somber höchsten Punktes im Bafonyerwald (800 m). 1600 E. und ist bekannt durch seine Benediktiner abtei von St. Moriz, die zu den ältesten B. Ungarns (gestiftet von König Stephan den ersten im J. 1030) gehört und schon im 13. Jahrh. sowohl durch ihren ausgezeichneten E beß, durch die vorzügliche Bewirtschaftung selbst als auch durch die dortige Klosterkirche rühmt war.

Bakonperwald in Ungarn wird der südl. Teil des Höhenzugs genannt, welcher von Gran und Buda an der Donau in südwestl. Richtung sich bis zum Jajhel erstreckt. Die Thalfäche von Buda, welche die Raaber Ebene mit der Stuhlweißenburger verbindet, teilt diesen Höhenzug in zwei Hauptgruppen. Die nördlich bis Gran und den hiesigen Gebirgsgruppe wird Bértesgebirge genannt, die südliche bildet den B. Dieser hat eine Länge von 80–90 km, eine Breite von 30–40 km, bedeckt einen großen Teil der Komitate Békéscs und Jász und läuft das nordwestl. Ufer des Plattensees mit umgebenen Weingeländen und höchst malerischen Ausbungen ein. Die höchsten Berge des B. liegen an der westl. Seite der Wassertheide, nördlich von Bakony-Bél, wo der Köröscheng eine Höhe von 707 m und der Somberg eine solche von 800 m erreichen. Früher war der B. die Heimath der primitiven Ränderbanden; seitdem aber breite Waldungen durch die frühere Wildnis zichen, sind diese jetzt ganz verschwunden. Nur die Mitte des B. ist mit Wäldern, besonders von Buchen und Föhren bedeckt, in welche große Schweineherden zur Weiden gebracht werden; die niedrigeren Landschaften sind in Ackerland verwandelt, die Abhänge nehmen Korn- und Obstgärten ein, die Thäler sind von vielen Dörfern bevölkert. Die geognost. Verhältnisse des B. bieten viel Interessantes dar. Besonders merkwürdig sind die vielen Basaltberge, von denen der sich unmittelbar am Ufer des Plattensees erhebt Babarson, an dessen nördl. Seite ein großer Basaltkeil eine steile Wand bildet. Die Abhänge dieses Bergs sind mit Weinreben bepflanzt, und es wird hier der beste Wein der Plattenseegegend erzeugt. Auch der berühmte Schömberg bei Buda liegt auf einem Basaltberge der westl. Seite des B.

Baktria, Baktra, Baktria oder Baktriane) ist ein Name des Land zwischen dem weatl. Ufer des Indus (Hindus-Ruch), dem Paropamisus und dem Flusse Oxus (Amu oder Gihon), und ist von dem nördlich davon gelegenen Sogdiana durch die jetzige Balkh (s. d.). Die Baktrier bildeten mit den Persern und Medern einen Zweig des indischen Völkerstammes, den arischen oder persischen, und sprechen höchst wahrscheinlich die sog. indische Sprache, welche deshalb auch die altbactrische Sprache genannt worden ist. In urolter Zeit, deren älteste Geschichte ganz in den Sage gehüllt ist, der Schöpfung der Theogonie und der großen Religionsstifters und Gesetzgebers oder Zoroaster (s. d.). Mit dem Medern, zu dem es später gehörte, ward es ein Teil des von diesem gegründeten Reichs, indem die Baktrier mit den übrigen abhängigen Bewohnern von Sogdiana dem Persern freiwillig den Cyrus als Herrscher anerkennen. B. war schon früh ein Sitz der Kultur und deren Hauptstadt Baktra (das jetzige B.) ein wichtiger Platz für den Handel des indischen Reichs. Mit dem übrigen Persischen Reich wurde Baktra B. von Alexander d. Gr. unterworfen, welches 12 Städte gründete und 14000 Einwohner hatte, welche eine neue Civilisation in Baktra vermittelten. Nach Alexanders Tode auf der Versammlung von Triparadisos, d. h. E. Stojanor aus Soli sowohl B. als auch E. waren beide Länder mit dem

Grichischen Reich vereinigt. Unabhängig von diesem machte sich in B. unter Antiochus II. Theos der Statthalter Theobotos oder Diobotos I. um 255. Derselbe ward so der Begründer eines griech. Reichs in Binnenasien, des Neubaktrischen, das sich unter mannigfachen Schicksalen anderthalbhundert Jahre erhielt. Euthydemus, der auf Diobotos II. folgte, um 230–190, ward von Antiochus d. Gr. bei dessen Zuge gegen Indien besiegt, aber zum Schutze gegen die nördl. Nomaden, die über Sogdiana sich ausgebreitet hatten, im Besitze des Königthums gelassen. Sein Sohn Demetrius und dessen Nachfolger Eukratides, gest. 147, dehnten das Reich gegen Süden über den Paropamisus aus, und hier am Kabulfluß und Indus erhielt sich, obwohl von Westen her durch die Parther bedrängt, die griech. Herrschaft, nachdem das eigentliche B. um 139 von dem Partherkönig Mithridates I. erobert und bald darauf (127) von den Saken überschwemmt worden war. Vornehmlich scheint Menander, nach 126, die griech. Herrschaft am Indus wieder befestigt und ausgebreitet zu haben. Nach seinem Tode erlag sie, wahrscheinlich unter dem König Hermias um 90, ebenfalls jenen Saken, die nun längs des Indus bis zu seiner Mündung ein indo-stytl. Reich gründeten. Für die Geschichte des Neubaktrischen Reichs waren lange Zeit spärliche Notizen bei den alten Schriftstellern die fast alleinige, höchst ungenügende Quelle; erst in neuerer Zeit ist eine zusammenhängendere und genauere Kenntnis der einzelnen Regenten möglich gemacht worden durch eine große Anzahl griech.-bactr. Münzen, die zugleich mit indo-stytlischen in Afghanistan aufgefunden worden sind. Sie liefern eine Reihe Königsnamen und geben durch ihre Zeichen und Inschriften auch mannigfache andere Aufschlüsse über die polit. und die Kulturgeschichte jenes griech. Reichs. Auf den Münzen des Eukratides erscheint zuerst neben der griech. eine fremde Sprache, die sich als ein Dialekt des Sanskrit erweist, deren Schrift aber Alphabeten phöniz. Ursprungs angehört. Der Engländer Prinsep hat diese Schrift glücklich entziffert. Dessenungeachtet erhielt sich aber das Griechische noch lange auf den Münzen der stytl. Herrscher, unter welchen demnach die griech. Kultur nicht sofort untergegangen zu sein scheint. Vgl. Wilson, „Arinna antiqua“ (Lond. 1841) und besonders Lassen in der „Indischen Alterthumskunde“ (Bd. 2 Bonn 1849).

Baktrier, s. Battidrud.

Baktischisaral, Stadt, s. Bachtischisaral.

Batu, Hauptstadt sowie fester Kriegszug und Handelsort des russ. Gouvernements B. in Transkaukasien, liegt an der Südküste der Halbinsel Apsheron am Kaspischen Meere. B. hat vier griechische und eine armen. Kirche, 23 Moscheen, ein Posthaus, Quarantäne und zählt 15604 E., welche hauptsächlich vom Handel, vom Schiffbau, vom Naphthagraben, Hafenarbeit und Schiffdienst leben; Fabriken gibt es nicht. B. trägt einen echt orient. Charakter, und seine steinernen Häuser sind am Abhange eines Hügelis so steil durch- und übereinandergebaut, daß die flachen asphaltbedeckten Dächer der vordern oft den Hofraum der hintern bilden. Den Gipfel dieser Häuserpyramide krönt das prächtige, von Abbas II. gebaute Schloß und die große, wohlhaltene Moschee von Schah Abbas I., jetzt ein Artilleriearsenal. Der südl. Wall stößt an das Meer, an welches von den Quais Treppen hinab zum Landungsplatz der

Schiffe führen, und an die Quais schlichen sich die wohlgefüllten Vagars. Hier wie in den engen Gassen der Stadt drängt sich ein buntes Völkergemisch. Die größte Tätigkeit aber herrscht im Hafen, dessen geräumige, wohlgeschützte Reede, die beste an der ganzen Westküste des Kaspischen Meeres, 6–8 m Tiefe hat und dessen natürliche Leuchtfeuer die Feuerfäulen entzündeter Naphtha bilden, die auch als Brenn- und Erleuchtungsmaterial benutzt wird. (S. Apšcheron.) Der Hafen ist eine Hauptstation der russ. Kriegsflotte, hat aber auch für den Seehandel große Bedeutung. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Naphtha, Eisen, Leinwand und Wollzeugen, die Einfuhr in Baumwolle und Baumwollzeugen, Getreide und Früchten. Weit bedeutender ist der inländische Seehandel mit Astrachan, von wo für ganz Transkaukasien, besonders für das Heer, das Getreide bezogen wird. Dazu kommt, daß in B. der Handelsweg aus Transkaukasien von Tiflis über Schemacha, sowie der aus Gisslaurien längs der Küste von Staljar durch den Paß von Terkent zusammenstreffen. Wegen der Menge von Naphthaquellen und der aus der Erde aufsteigenden Feuerfäulen der phlegmatischen Felder um B. wird die Stadt von den Persen oder Buchern und den Hindu für eine heilige Stätte gehalten und wohl auch nach dem herrlichen Blumenstreu der Umgebung das Rosenparadies genannt. Die Stadt, der Tradition nach bereits von Alexander d. Gr. erbaut, wurde zur Zeit der Sassaniden im 6. Jahrh. n. Chr. gegründet, kam dann in die Hände der Araber, nach dem Verfall des Kalifats in die Gewalt der Chane von Schirwan und litt viel im Kriege mit Tschamysh von Kaptischal im 14. und mit Ismael Safi im 15. Jahrh. B. wurde 1509 dem Persischen Reiche einverleibt, später von den Türken eingenommen, aber von Schah Abbas I. wieder erobert. Am 21. Juli 1723 kapitulierte die Stadt an die Russen unter Matuschin, kam aber im Frieden 1735 wieder an Persien und stand seitdem unter eigenen pers. Erbprinzen. Später eroberten sie die Russen. Vergewaltigt, und 1806, nach Abdankung des Chans, nahmen sie die Russen unter General Bulgakow ein, worauf sie 1807 zur Kreis- und 1859 zur Gouvernementsstadt erhoben wurde.

Das Gouvernement Baku (39 017 qkm mit [1879] 539 383 E.), bis 1859 Schemacha genannt, nimmt den ganzen südlichen Transkaukasien oder Schirwan im weitern Sinne und einen Teil von Dagestan ein. Es zerfällt in die sechs Kreise: B. (die alte Provinz Bakin), Lenkoran (Talysh), Schemacha (das eigentliche Schirwan), Kuba (Mabn), Tschawat, Gotschaj.

Bakulometrie, i. Bakulometrie.

Bakunin (Michael), russ. Agitator, stammte aus einer attabelligen Familie Rußlands und wurde 1814 als der Sohn eines Gutseigners aus Torschow (Gouvernement Iwer) geboren. Er erhielt seine Erziehung im Adettenhause zu Petersburg, trat als Fähnrich in die Artillerie der Armee, nahm aber bald seinen Abschied und kehrte ins väterliche Haus zurück, wo er sich 1838–40 mit vielem Erfolge wissenschaftlichen Studien widmete. Damals schrieb er einige philos. Abhandlungen in Hegels Sinne und trat in enge Beziehungen zu dem literarischen Kreise, welcher einen großen Einfluß in der russ. kritisch-publizistischen Literatur erlangte und unter dem Namen der «Männer der

vierziger Jahre» bekannt ist. B. verließ 1841 Rußland und ging nach Berlin, wo er zu verschiedenen Koryphäen des «Jungen Deutschland» in Verkehr trat. Im Frühjahr 1842 wandte er sich nach London und reiste 1843 nach Paris, wo er in langsame mit der poln. Emigration lebte. Sodann begab er sich in die Schweiz und verweilte hier in das Treiben der kommunistisch-sozialistischen Vereine. Zu Paris hielt er 1847 beim Sozialisten eine Rede, in welcher er die Verbindungen zwischen Rußen und Polen für die gemeinsame Revolutionierung Rußlands vorschlug. Die 1. machte großes Aufsehen, und B. wurde auf langen der russ. Regierung im Jan. 1848 Frankreich ausgewiesen. Nach der Februarrevolution kehrte er nach Paris zurück. Im Juni erschien er jedoch in Prag und nahm an den Internationalen sowie an den Unruhen, welche daran knüpften, einen bedeutenden Anteil.

In den ersten Märztagen 1849 ging B. nach Dresden und ward in der Märzrevolution Mitglied der revolutionären Regierung. Nach der Flucht aus Dresden ward er mit Heubner in der Nacht vom 9. zum 10. Mai in Chemnitz verhaftet und zunächst in die Kavalleriekaserne nach Dessau von da 28. Aug. nach dem Königl. Gefängnis nachdem er Anfang Mai 1850 zum Tode verurteilt, aber zu lebenslänglicher Haft begnadigt worden war, lieferte man ihn im Juni nach Stuttgart aus. Hier ward er im Mai 1851 vom Kriegsricht ebenfalls als Hochverräter zum Tode verurteilt, doch wurde diese Strafe in lebenslängliche Kerker verwandelt. Nach darauf lieferte ihn österr. Regierung an Rußland aus, wo er eine neue wegen seiner polit. Verbrechen im Auslande in Untersuchung gezogen werden sollte. B. brach nun einige Jahre in den Kojennatten der polenburger Knechtschaft zu und wurde später nach Sibirien transportiert. Hier lebte er mehrere Jahre als Strafkolonist, doch wegen seiner Verwandschaftsbeziehungen zu einigen Beamten ziemlich heftig, bis ihm der Generalgouverneur Kutsch die Erlaubnis erteilte, in das russ. Kaiserreich überzusiedeln. Von da aus gelang es ihm 1863 nach Japan zu entfliehen, wo er Mittel fand, in Californien nach London zu gelangen. B. seine propagandistische Tätigkeit wieder auf, dem er das russ. und das poln. Volk in zahllosen Ansprachen zum Freiheitskampfe gegen die Herrschaft und Adel und zur Herstellung einer gesunden Föderationsrepublik aufrief. Er trat mit Alexander Herzen und Ogarew in Verbindung, an der Herausgabe der Zeitschrift «Kolokol» entwarf den Plan zu einer Revolutionierung russ. abhängigen Sektoren, wurde aber durch Maßlosigkeit seines Radikalismus bald den eigenen Parteigenossen unbequem. Auch nahm er längere Zeit an den Bestrebungen der Internationalen teil. Sein Versuch, innerhalb dieses Arbeiterbundes einen revolutionären Geheimbund zu begründen, der systematisch auf die Herstellung einer allgemeinen Anarchie hinarbeiten sollte, verurteilte ihn dessen bald mit den andern Führern der Internationalen; auf dem Wiener Kongresse (1872) wurde B. mit einer großen Anzahl seiner Freunde schließlich ausgeschlossen und seitdem in der sozialistischen Presse lebhaft angefeindet. In der Folge schrieb er noch einige Bücher und Broschüren in radikalsten revolutionären Richtung: *besond-*

Idmet s. **Gossudarstvennost' i Anarchija** »(Das Staatsthum und die Anarchie). Im Sommer 1873 genehmigte mit Recht in ernstlichen Zweifelsfall, stellte im September seine Thätigkeit für die Internationale wie ein und zog sich ins Privatleben zurück. Er lebte 1. Juli 1876 in Bern. B. ist der eigentliche Begründer und Vertreter des sog. Ribisismus. Von drei seiner Schriften galt und gilt in Rußland als ein Staatsverbrechen und ist mehrfach mit Verurteilung nach Sibirien bestraft worden.

Bala, keine Stadt mit (1881) 1653 E. im nördl. Balot, Kienoneth-Schire, 88 km im NO. von Dalgat, am Nordende des Balasees, mitten in einem Lande voll herrlicher Landschaft, hat Seminare der Jesuiten und Methodisten, Handel mit Felle, Strümpfen, Butter und Käse. Bei ihnen allgemein besuchte Jahresversammlungen der christlichen Geistlichen statt. — Der höchste See S. Lago oder Vemblersee, ist der größte in Balot, hat etwa 20 km Umfang, 6,5 km Länge und 1200 m Breite.

Balada, Insel, i. Neuzelanden.
Balada (fr.), vom provenzal. balada, Tanz; Lied, Beschützer, Rosenreißer; Baladinage, altere Bg; Baladine, Tänzerin.

Balade (fr.), Siebwunde (im Gesicht); **Balade** (fr.), mit einer Schmarre im Gesicht; **Le Balade** ist der Name von François von Lothringen, Herzog von Guise (s. d.); **Balafrieren**, durch eine Schmarre beibringen.

Balaga (russ.), Bude, Schaubude, besonders die für die Soldaten in der Butterwoche.

Balagast, Kreisstadt mit 917 E., im sibir. Gouvernement Irkutsk, am linken Ufer der Angara, 150 km nordwestlich von Irkutsk, in einer der Ufer des geeigneten und an Eisenwegen reich. Ungefähr 8 km oberhalb der Mündung der Angara liegt die merkwürdige **Balagast** in einem Gipfelfeld, in einer Höhe von 22 m langer Gang, die in der Angara fließt, ist sehr geräumig, die untere im Sommer mit Eisrücken bedeckt. In der Angara befinden sich, 17 km unterhalb der Mündung, die Ruinen einer alten Festung.

Balaguer (Bilior), catalon. Dichter, Geschichtschreiber und Literarchistoriker, geb. 11. Dez. 1824 in Barcelona, studierte daselbst die Rechte; doch schon frühzeitig während seiner Studienzeit in Verbindung der Geschichte Cataloniens, indem er sich mit den Verfassungen der Chronik von Barcelona, von Manresa, von Cardona, von L. w., und wurde 1854 zum Chronisten ernannt von Barcelona, bald darauf auch Leiter der Geschichte daselbst ernannt. Auch später erstattete er eine fruchtbare und erfolgreiche Tätigkeit; er schrieb eine große Reihe von Werken, zum Teil der catalon. Geschichte entnommen ist, z. B. **»Ausils March»**, **»La Padilla»**, zum Teil dem klassischen Altertum entnommen, z. B. **»Saffo»**, **»Coreolano»**, **»Cecilio»**, **»Neron»** u. s. w. B. s. **»Tragedien»** 1874 (Barcel. u. Madr.) gesammelte lyrische Dichtungen sind von großer Kraft und Originalität. Sie erschienen in **»Poesías completas»** in catalon. und kastellan. (Madr. 1874), als **»Obras poeticas»** (Madr. 1880). Das verbreitetste von seinen Werken ist der **»Trovarador de Montserrat»** (Madr. 1874, Madr. 1874). Eine Samm-

lung von Legenden und Balladen gab er unter dem Titel **»Primavera del ultimo trovador catalan»** heraus. Von seinen Novellen ist die bedeutendste **»Don Juan de Serrallonga»** (5. Aufl., Barcel. 1875). Spätere wichtige Arbeiten sind: **»Estudios historicos y politicos»** (Madr. 1876) und vor allen eine Geschichte der catalon. Troubadours **»Historia politica y literaria de los trovadores»** (6 Bde., Madr. 1878—80). B. gehört seit 1875 der königl. Akademie von Madrid an.

Balakhisar (Balluhissar) heißen die schönen Ruinen im asiat.-türk. Vilajet Angora, unweit links vom obern Salaria (Sangarius), etwa 12 km südlich von Simri-Hissar. Man hält dieselben für die Reste von Vessinus, einer uralten, durch ihre große Fruchtbarkeit und die Verehrung der altphryg. Cybele berühmten Stadt Galatien. Antropolis, Theater, Hippodrom und Cybeletempel stammen aus röm. Zeit.

Balakhisar, s. **Valikisri**.

Balaklaw, kleiner Hafenplatz von 700 E. im russ. Gouvernement Taurien, an der hohen Südküste der Krim, 13 km südöstlich von Sewastopol, wohin eine Straße geht, während eine andere östwärts nach dem Balaklaw und von da nach Jalta führt. Der Ort liegt am Fuße hoch aufragender Höhen, im Hintergrunde einer nordwärts in das Land eindringenden Bucht, die einen gegen alle Winde geschützten Hafen bildet; doch finden die Schiffe wenig Raum zum Anlegen, und die Einfahrt ist sehr beengt. Der Kriegshafen, den hier Rußland unterhielt, ging 1860 ein, und die Bucht wird nur noch von Küstenfahrern benutzt. Im Altertum hieß die Bucht **»Hafen der Balaklaw»** (Symbolon portus) und war nach Strabo der Hauptstapelplatz der taurischen Räuber. An ihr hatten der röm. König Sklarius und seine Söhne die Festung Palation angelegt, deren sie sich als Waffenplatz gegen die Feinde des Mithridates bedienten. Im Mittelalter bestand hier 1365—1475 unter dem Namen **Cembalo** (aus Symbolon portus) oder **Cembaro** (auch Zibano) eine blühende Niederlassung der Genuesen, von deren weitläufigen Festungswerken an der Ostseite des Hafeneingangs noch Reste vorhanden sind. Als die Krim an Rußland kam, war der Ort von Taurien bewohnt. Katharina II. siedelte daselbst Griechen an, aus denen man 1795 das **balaklawisch-griech. Bataillon** errichtete, welches bis 1859 bestand. Im Orientkriege nahmen 26. Sept. 1854 die Engländer den Hafen und Stadt, deren schwache russ. Besatzung sich ergab, und machten die Bucht zur Hauptstation ihrer Flotte. Es wurde eine Eisenbahn nach dem Plateau von Sewastopol angelegt und durch einen unterseeischen Telegraphendraht zwischen B. und Varna die direkte Verbindung der Alliierten mit dem Westen Europas hergestellt. B. war der Depotplatz des russ.-franz. Heeres, welches Sewastopol belagerte, und wurde durch eine Reihe starker Schanzen gegen Handstreich geschützt. Am 25. Okt. 1854 erstürmten die Russen unter Eprandi die vorgeschobenen Werke, gaben dieselben jedoch bald wieder auf. Während dieses Gefechts fand eine denkwürdige Attade des Lord Cardigan mit der leichten Kavalleriebrigade, der sog. Totenritt, statt. Nach dem Friedensschlusse wurde im Juni 1856 B. von den Engländern wieder geräumt. In der Nähe von B. befinden sich reiche Marmorbrüche. Ungefähr 7 km westlich von B. liegt auf 140—200 m

hohem Felsen am Meere das alte Georgskloster (St. Georgien) mit einer neuen Kathedrale und dem sog. Flottenkloster, dessen Mönche früher den Gottesdienst auf den Schiffen verrichteten. Entweder hier oder westlich vom Kloster über dem Vorgebirge Ziolente stand das Barthemon, der berühmte Tempel der jungfräulichen Artemis (Diana), bei welchem nach der Sage Iphigenia Priesterin war. Allermächtig finden sich hier Ruine aus dem Altertum; die wertvollsten in denselben aufgefundenen Stücke sind in einem besondern Museum zu Petersburg niedergelegt.

Balalaika, ein zitherartiges russ. Nationalinstrument mit flacher Resonanzdecke und zwei, auch drei Saiten, die mit den Fingern gerissen werden. Es dient als Accompanement bei Gesang und Tanz. Unter dem Titel «Balalaika» sind von Zupkocourt Übersetzungen russ. Gedichte (Par. 1837) in franz. Sprache und von Altmann eine Sammlung russ. Volkslieder (Berl. 1863) in deutscher Übersetzung herausgegeben worden.

Balanea (lat.), der Balisch.

Balance (frz.), Wage, Gleichgewicht; im Handel sowohl wie Bilanz; im Seewesen Angabe der Kausfahrtschiffe über ihre Ladung. Balance, Schwebeschild (beim Tange).

Balancier (frz. balancier, engl. working-beam, side-lever), eigentlich Wagebalken, eine mechanische Vorrichtung, mittels deren eine Bewegung aufgenommen, übertragen und in eine andere Bewegungsform umgesetzt oder auch eine in auf- und absteigender Bewegung befindliche Masse im Gleichgewicht erhalten wird, seine Grundform kann man sich aus der des gewöhnlichen Wagebalkens (s. Fig. 1)



Fig. 1.

entstanden denken. In der Balanciermaschine (s. Dampfmaschinen), bei welcher der B. dazu dient, die auf- und niedergehende Bewegung des Kolbens in die rotierende der Schwungradwelle umzuwandeln, ist derselbe ein gleicharmiger Hebel (s. Fig. 2),

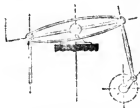


Fig. 2.

der Kolbenstange in Verbindung steht, während der andere mittels der Pleuellstange die Kurbel des Schwungrads in Umdrehung versetzt. Beim Cylindegebläse (s. Gebläse) bewirkt der B. im Gegentheil die Umkehrung der drehenden Bewegung der Schwungradwelle in die auf- und niedergehende des Gebläsekolbens. Der B. der einfachwirkenden Wasserfahnenmaschine, auch Kontrebalancier genannt, erfüllt den Zweck, das für den gleichmäßigen Gang der Maschine nachtheilige Übergewicht des

direkt an der Kolbenstange hängenden Pleuellstanges auszugleichen, indem er auf die Pleuellstange des Pleuellstanges beim Ausgang unterhalb den Pleuellstange hemmend wirkt. Bei den zweifachen Maschinen dieser Art ist der B. stets ein armiger Hebel, der die beiden in einander entgegengesetzten Richtungen sich bewegenden Pleuellstange verbindet; bei den einseitigen Maschinen scheidet man zwischen mechanischen, hydraulischen und pneumatischen B., je nachdem die zu erzielende Wirkung durch Gewichte, durch eine in vertikalen Röhre angesammelte Wasserfahne durch den Luftdruck ausgeübt wird. In den Prägemaschinen der Münzwertstätten nennt man B. die an den Enden bleierne Schwinghaken eiserne Stange, durch welche die den hervorbringende Schraube in Bewegung wird; nach derselben wird oft das ganze Pleuell so bezeichnet. B. heißt endlich auch die Pleuell in der Taschenuhr.

Balancieren (vom frz. balance, d. h. gewicht) nennt man das Bestreben eines an Gleichgewicht gebracht Körpers, sich mit denselben zu verhalten. Eine auf beiden Seiten belastete Wage balanciert, solange ihre Schalen abwechselnd auf- und niedergehen. Der Balancier balanciert auf dem Seile, indem er seinen Schwerpunkt durch geschickte Veränderung in der Stellung der schweren Masse seines Körpers, Aufheben der Arme oder Verschieben der Balancierstange immer so zu stellen sucht, daß das Pleuell, das von dem Schwerpunkte seines Körpers nach durch das Seil selbst gehen würde. Das Pleuell Erhöhen oder ähnlichen Gegenständen benutzt man geschickten Nachgieben des Unterpunktes unter den Schwerpunkt, jedoch auch die Bedingung, wonach das vom Schwerpunkt fällt Pleuell durch den Unterstützungspunkt oder die Basis des Körpers gehen muß, erfüllt wird. verschiedenen Gegenständen kommt der Zustand dem Künstler zu Hilfe: so beim Balancier auf der Spitze des Kiels u. s. w. Bei den Kunsttänzen benutzt man die Wirkung der fugaltraf rotirenden Körper und die Stellung des Schwerpunktes auf einen Kreis oder Ellipse um den Unterstützungspunkt herum.

2. B. in dem bekannten Zellerspiele, wonach auf der Spitze eines Stabes rotierend in Pleuell erhalten werden. [fabrilat]

Balancierbaue (bewegliche Bau), s. B.

Balancierfäße (frz. scie à chariot occul engl. radius cross-cut-saw), s. Säge.

Baländer, holländ. einmattiges plattes Zeug.

Balanen, Meeresheln oder Seeperle heißt eine Ordnung der Mantelfüßer (Cirripes) welche von einem aus mehreren Stücken bestehenden Gehäuse umschlossen sind, das die Form eines gestülpten Kegels (Balanus), eines Turbans (Idoma, Coronula) oder einer Röhre (Tubicola) hat und mit seiner Grundfläche andern fest aufsitzt. Die obere Öffnung kann durch dreieckige, zu einer Pyramide sich zusammenstellende Kalkstücke hermetisch verschlossen werden. Die Gehäuse, aus denen beim Cymen die Perlen hervorspielen, sitzen an allen im Meere lebenden Gegenständen fest, oft in ungeheurer Menge bis über die Höhe der Flutgrenze hinauf, wo Tiere nur von dem Uebersicht der Pleuell beim

weisen Kissen. Einige Arten finden sich in Brad-
nester. *Coronula* legen nicht nur an Felsen, Mus-
scheln, sondern auch hienusweise an Schiffshel-
len, was sehr für große Reisen machen, auf
treiben, und einige Vellungen nur auf Walffischen,
wie oder wieder in die Haut eingegraben, fest;
in *Diadema* auf dem grünländ. Budelwal, *Coro-*
nula und *Tubicollella* auf dem Blattmal der Süd-
see. Die *Turbo* leben in der Jugend die beiden
bezeichneten der Rautenfächer.

Scorpius (gr. Σ , Entzündung der Eichel; Ba-
lanorrhoea, Schleimfluß der Eichel.

Scrophulariaceae (Balanophoraceae), Pflanzenfamilie in der Gruppe der Dicotyledonen, deren Stellung und Verwandtschaft sehr zweifelhaft ist; man hält sie jetzt gewöhnlich mit einigen andern Familien der ebenfalls zweifelhafter Verwandtschaft in der Reihe der Euphorbiaceen. Sie umfaßt nur gegen 25 Arten, die fast ausschließlich den Tropenländern angehören; es sind fleischige, aus Wurzeln bestehende Gewächse von brauner oder roter Farbe und enthalten kein Chlorophyll. Die Blüten sind meist zweigeschlechtlich, so kolbenartigen Stöhrchen eingebettet; Blumenkrone und Kelch fallen abfällig. Einige Arten enthalten sehr viel Gift. (S. *Langsdorffia*.)

Solard (Antoine Jérôme), franz. Chemiker, wurde als Schüler des Drom, wurde 30. Sept. 1791 in Montpellier geboren, war anfangs Pharmazeut, wurde dann Präparator der Chemie an der Faculté in Montpellier und später Professor der Chemie an der Faculté des Sciences und am Collège de France in Paris, in welcher Stellung er am 1. Aug. 1876 in Paris starb. Er schrieb mehrere Abhandlungen theils rein chemischen, theils technischer Natur für Fachjournale.

Salmes-les-Bains, (franz.) Dorf und Bade-
ort. Bekannt. Arrondissement Mont-
lieu, nordwestlich von Frontignan, am
Rhein, zählt 780 E. Die seit den Römer-
zeiten, 60° C. heißen Quellen werden
empfohlen, chronische Rheumatismen und

Kalkutta oder **Kalafur**, Distrikt in der Division der indobrit. Präsidenschaft Bengalen, südlich von den Meerbusen von Bengalen, südlich von dem Distrikt Cuttack, nördlich von der Division und westlich von den Distrikten von Kanchupore begrenzt und zählt (1872) 256 qm 770232 E. — Die Hauptstadt ist mit 21° 30' nördl. Br. und 87° östl. L. östlich von der Mündung des sich von Bengalen ergießenden kleinen Flusses an der See und zählt (1872) 18263 E., zu ihrer Zeit ein wichtiger Hafen- und Handelsplatz für die Portugiesen, Holländer und Dänen, die hierüberassungen besaßen. Die der letztern im Jahr 1585 an die Engländer verkauft. Mit dem Jahr von Kalkutta ist B. gekunt, wozu die Gründung der Seebe beitrug. Jetzt wird B. durch den Landeshof, hauptsächlich nur von den von den Ralediven besetzt, sowie von der Aris und Salz nach Kalkutta bringen. (Baltin, b. i. Valentin), Baron von Kalkutta und Kalkutta, ungar. Zyriler, geb. 1551, wurde zum Kriegsdienst erzogen und wurde schließlich für den Präsidenten Kaspar von Stefan Baltin, trat dann in königl. Armee, verließ aber 1589 die Heimat. lebte meh-

Balassa-Charvat, Hauptort des ungar. Komitats Neográd (f. d.).

Balasur, Stadt in der Präsidentschaft Bengalen, s. unter Orissa.

Salata, ein der Guttapercha äußerst ähnlicher Stoff, der in Guiana aus dem Milchsaft des dort Bally-trees genannten Baumes, Sapota Mulleri Bleck, gewonnen wird, indem man Einschnitte in die Rinde macht und den ausfließenden Saft in Holzgefäßen sammelt. Beim Stehen verwandelt sich der Saft in eine weiche oder rötliche Masse, die durch Aneiten homogen gemacht wird. Im Handel findet sich B. in Form großer, rötlichweißer bis bräunlichroter Klumpen, geschmacklos, riecht beim Erwärmen wie Guttapercha, wird bereits bei 45° plastisch, löst sich in Schwefellohstoff und läßt sich durch Verreiben der filtrirten Lösung reinigen. Im gereinigten Zustande enthält sie nach Speylich 88,5 Proz. Kohlenstoff und 11,5 Proz. Wasserstoff. Sie findet Verwendung wie Guttapercha.

Salaton, ungar. Name des Plattenfisches (f. d.).

Balaton-Fürdő, ungar. Badeort, f. Füred.

Balătro (lat.), Schmaroger.

Balawat, Trümmergruppe auf assyr. Boden, ungefähr 15 km nordöstlich von Nimrud und 28 km südlich von Mossul, im Osten des Tigris und umfassen des Zab. Die Trümmer sind die Überbleibsel mehrerer Paläste, namentlich aber eines bedeutenden, den Salmanassar III. (gegen 900 v. Chr.), Sohn Assur-nasir-habal's, hier aufführen ließ. Merkwürdig sind diese Ruinen durch die getriebenen Kupferplatten, die der von der engl. Regierung beauftragte Armenier Hormuzd Rassam 1878 hier aufsand; sie befinden sich jetzt im Britischen Museum. Die Platten, ungefähr $2\frac{1}{2}$ m lang und 30 cm hoch, stellen auf zwei Registern die Wappenthaten des assyr. Königs dar. Die beiden Reihen sind durch eine Linie von Rosaceen getrennt, in denen die Nägel eingeschlagen wurden. Die Darstellungen sind mannigfaltiger Art; sie sind im Stile und in der Größe der Bildwerke des von demselben Salmanassar herrührenden schwarzen Obelisken von Nimrud. Wozu diese Bronzetafeln gedient, ist nicht klar; wahrscheinlich haben sie die Palastthore geziert, wie der Titel der englischen, noch unvollendeten Publication: «The bronze ornaments of the Palace Gates from Balawat» (Lond. 1890 fg.), es voraussetzt. Die auf diesen Platten befindlichen Inschriften sind für die Geschichte ziemlich unbedeutend.

Balbän, aus Jilly u. dgl. nachgemachtes Virlubn zum Anlocken der Virlubhane. — **Balbänen** (Balban, eigentlich der Name eines altslaw. Höhenbundes), regelmäßig geformte Städte von Steinfaß aus Bielezia, wie sie in den Handel kommen.

Balbes, Ruinenstadt in Syrien, f. Baalbel.

Balbes Verton, franz. Adelsfamilie, f. Cril.

Balbi (Adriano), bekannt durch seine geogr. und statist. Arbeiten, geb. 25. April 1782 zu Venedig, wurde 1808 Lehrer der Geographie am Collegium San-Michele zu Murano, 1811 Lehrer der Physik am Lyceum zu Fermo. Von der päpstl. Regierung 1815 als Ausländer seines Amtes entsetzt, fand er nun bei der Jaldirektion in Venedig eine Anstellung. Bei Gelegenheit eines Aufenthalts in Portugal sammelte er die Materialien zu seinem «Essai statistique sur le royaume de Portugal» (2 Bde., Par. 1822) und den «Variétés politiques et statistiques de la monarchie portugaise» (Par. 1822). Nachdem er das Jahr 1832 zu Paris zugebracht, wandte er sich nach Wien, wo er den Titel eines kais. Rath und ein Jahrgehalt erhielt. Seit 1847 Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften, starb er 14. März 1848 zu Venedig. Außer zahlreichen statist. Schriften veröffentlichte B. den «Atlas ethnographique du globe» (Par. 1826) und den «Abrégé de géographie» (2 Bde., Par. 1832; 3. Aufl. 1850), seine beiden Hauptwerke. Namentlich fand letzteres Werk, das fast in alle europ. Sprachen (deutsch, 6. Aufl. von Trendelenburg, 2 Bde., Wien 1875—78) übersetzt wurde, die allgemeinste Verbreitung. Eine Sammlung von B.s «Scritti geografici» (5 Bde., Tur. 1841—42) veranstaltete sein Sohn Eugenio B., der sich ebenfalls durch geogr. Arbeiten bekannt gemacht hat.

Balbo (Cesare, Graf), ital. Staatsmann und Schriftsteller, geb. zu Turin 21. Nov. 1789, wurde 1807 Auditor beim Staatsrath zu Paris, 1808 Generalsekretär der Regierungskommission, welche Toskana in eine franz. Provinz umschuf, dann in ähnlicher Stellung in Rom, Paris und 1813 in Deutschland verwendet und ging 1815 als Gesandtschaftssekretär mit seinem Vater nach Madrid. Obwohl allen Umsturzbestrebungen abhold, wurde er 1820 wegen seiner Beziehungen zum Prinzen von Corignani (Karl Albert) mit zur Untersuchung gezogen und mußte infolge dessen nach Frankreich ins Exil gehen. Im J. 1824 lehrte er nach Italien zurück, ließ sich im Schloß Camerano in Montserrat nieder und widmete sich gänzlich dem Studium der Geschichte. Erst 1848 trat er wieder in das öffentliche Leben ein. Nach der Bekanntmachung der Verfassung erhielt er 8. März vom König Karl Albert die Präsidenschaft des neuen Ministeriums, von der er jedoch nach der Schlacht von Custozza zurücktrat. Nach dem Tode Karl Alberts zog er sich vom öffentlichen Leben zurück. Er starb 3. Juni 1863 in Turin, wo ihm 1866 ein Standbild (von Bela) errichtet wurde. Unter seinen zahlreichen, zum Theil tief eingreifenden Schriften sind besonders hervorzuheben: «Storia d'Italia» (1830 u. öfter, bis auf Karl d. Gr.), «Vita di Dante» (Turin 1839; neue Ausg., Flor. 1853), «Meditazioni storiche» (1842, unvollendet), «Delle speranze d'Italia» (Par. 1844), «Della monarchia rappresentativa in Italia» (Flor. 1857). Vgl. Nicotti, «Della vita e degli scritti di Cesare B.» (Flor. 1856). — Sein

Vater, Prospero B., geb. 2. Juli 1762, war Zeit des Direktoriums sardin. Gesandter in P. nach der Restauration Gesandter in Madrid, h. Großmeister der turiner Universität und Minister; er starb 4. März 1837.

Balbda (Balcó Ruiz del, span. Konquistador, geb. 1475 zu Xerez de los Caballeros (En Badajoz), führte in seiner Jugend ein priesterliches Leben, ging nach San-Domingo und sich dort, um seinen Gläubigern zu ergehen, einem Jasse in das Schiff eingeschmuggelt, de peditation an, welche Francisco de Enciso 1511 gen Darien führte. Ein Aufstand verschaffte den Oberbefehl über die neue Kolonie. Nach Nachrichten von einem großen weibl. Ocean gen ihn 1513, auf Entdeckung auszugehen. 26. Sept. dieses Jahres erlitt er ein wüthl. Alter von einer Bergspitze des Jismus von nama. Intriguen am span. Hofe verschafften dem Pedrarias Davila den Befehl über die B. eroberten Landstriche. B. unterwarf sich dem neuen Gouverneur, einem englischen grausamen Manne, und unternahm in unterer Stellung noch mehrere glückliche Eroberungen. Doch diese Verdienste vermehrten nur den Haß des Königs gegen ihn. Die span. Regierung suchte ihn zu vermittel, und B. heiratete sogar die Tochter seines Feindes, wurde aber 1517 bei Aufstand der Rebellen angefaßt und, mit Verletzung aller Rechte, in Castilla d'Uro eingeworfen.

Balbuena (Don Bernardo del, einer der vorragenden epischen Dichter der Spanien, 1568 zu Balboreña, kam noch sehr jung nach Spanien, wo er in einem Kollegium theol. Studien vollendete. Schon mit 17 J. zeichnete er sich als Dichter aus. Nachdem er nach Spanien zurückgekehrt, wurde er kurz nachher zum Prospekt aus Jamaica, 1620 zum Hof von Portorico ernannt und starb 1627. Von seinen Werken haben sich nur die erhalten: «La granadera mejicana» (Madrid 1829), eine poetische Beschreibung der Hauptstadt; «El siglo de oro en las siete Erifiles» (Madrid 1608), eine Schöpfung des Prosas mit eingestreuten epischen Gedichten in Manier, darunter neun zum Theil sehr schön. Uebrigens einfache «Eglogas»; «El Bernardo o la gloria de Rancesvalles», ein zu breit angelegtes Gedicht in 24 Büchern, von 45000 Versen (Madrid 1624, 1808 und am besten neuerd. 19. Bande der «Biblioteca de los autores Españoles»). Die beiden erstgenannten Werke sind auch von der Akademie in Madrid 1821 neu ausgegeben. Erst in neuerer Zeit sind B.s literar. Verdienste wieder anerkannt worden. Um seines «Bernardo» willen verdient er die Geschichte der span. Poesie und der epischen Haupt genannt zu werden. Zwar fehlt ihm die Originalität des Plans und der Auffassung, doch hat sich B. in demselben durch Schmaus Phantasie und stellenweise durch große Gabe als edler Dichter bewährt.

Balbus (lat., d. h. der Stammelnde), Be mehrerer berühmter Römer, 1. B. des C. J. B., Consul 245 und 235 v. Chr., unter dem Tempel des Janus zum zweiten mal nach der Rom geschlossen wurde; ferner des L. C. B. aus Cades, welchen, als ihm das röm. Bürgerrecht streitig gemacht wurde, Cicero in

Öl destilliert und den ersten Theil, bis die Temperatur auf 200° gestiegen ist, für sich aufhängt, mit Kalilauge schüttelt, um die beigemengte Valeriansäure zu entfernen, und rektifiziert; es bildet ein farbloses Öl, welches bei 160° siedet, von der Zusammensetzung $C_{10}H_{18}$. Der nach dem Abdestillieren des Valerens verbleibende Rückstand liefert nach dem Abkühlen bis 0° C. Krystalle in farblosen Säulen; diese sind nach Gerhardt ein einheitlicher Körper von der Zusammensetzung $C_8H_{14}O$, das Valeröl, welches in der Kälte krystallisiert, bei 20° schmilzt und einen an Heu erinnernden Geruch hat. Nach Pierlot soll jedoch das Valeröl ein Gemenge von Harz, Stearopten und Wasser sein.

Valdrianssäure (gewöhnliche Valeriansäure), $C_8H_{14}O$, oder $C_8H_{12}COOH$, eine flüchtige organische Säure, welche sich als Zfivaleriansäure fertig gebildet im Baldrian und dem daraus gewonnenen Valdriandl findet und aus dem sauren wässrigen Destillat durch Neutralisieren mit tohlensaurem Natron, Verdampfen der Lösung und Abscheiden mit Schwefelsäure gewinnen läßt. Letzter erhält man sie durch Oxydation des Gärungsamplasfobols, wo neben Valeriansäure, Ampläther Valeriansäure entsteht. Der erstere ist Hauptbestandtheil des Apfelsols (s. d.). Das dabei gewonnene Natronsalz der Valeriansäure verdampft man zum geringen Volumen und fügt Schwefelsäure hinzu, wobei sich die Valeriansäure als Öl abscheidet. Dieses wird von der wässrigen Flüssigkeit getrennt und rektifiziert. Die reine Säure bildet eine farblose, ölige Flüssigkeit von 0,90 spec. Gew., welche in 30 Theilen Wasser löslich ist, einen höchst unangenehmen Geruch hat und bei 175° C. siedet. Sie verbindet sich leicht mit Basen und bildet damit meist gut krystallisierende Salze, von denen das valeriansaure Zink officinell ist. Außer der gewöhnlichen B. sind noch zwei isomere Valeriansäuren bekannt, und zwar die normale Valeriansäure oder Butyrcarbonsäure, ölige Flüssigkeit, riecht der Buttersäure ähnlich, schwer in Wasser löslich, siedet bei 185°, und die Trimethylglessäure, fest, krystallinisch, in 40 Theilen Wasser löslich, schmilzt bei 34° und siedet bei 164°. Die gewöhnliche B. ist als Acidum valerianicum in die Deutsche Pharmacopöe aufgenommen.

Baldun I., König von Jerusalem von 1100—18, jüngster Bruder des Herzogs Gottfried von Bouillon (s. d.), nahm teil an dem ersten Kreuzzuge, entzweite sich aber mit den übrigen Heerführern und zog nach Oessa, wo er von dem dortigen Herrscher adoptiert und, nachdem dieser von seinen aufrührerischen Unterthanen ermordet war, selbst Fürst ward. Nach seines Bruders Gottfried Tode, 1100, übernahm er trotz des Widerstandes, der von Tancred und dem Patriarchen ausging, die Nachfolge und ließ sich nach einem siegreichen Feldzuge auch als König krönen. In unabhängigen Kämpfen gewann er die Seestädte mit den wichtigsten Städten, wodurch die Verbindung mit dem Abendlande gesichert war; vgl. darüber H. von Engel in Schmidts Zeitschrift für Geschichte* (Bd. 3: „Über das Königreich Jerusalem 1100—31“). Auf einem abenteuerlichen Feldzuge gegen Ägypten starb er im März 1118. — Ihm folgte als König von Jerusalem, von 1118—31, sein Vetter B. II. (B. du Bourg), bisher Graf von Oessa, unter dem, mit Hilfe einer venet. Flotte, Tyrus 1124 erobert und die Orden der Johanniter und der Tempelherren

gestiftet wurden. Von den Tärken gefangen, er eine halbjährige Haft auszuhalten. Er starb Aug. 1131 mit Hinterlassung von vier Söhnen. Ihm folgte sein Schwiegersohn Josko, der Anjou, der bis 1142 regierte. — B. III. von Jerusalem von 1143—62, der Sohn des Nachfolger Joskos, geb. 1129, ein Muster des Muths, besetzte sich 1152 von der Vormauer der Mutter Melisenda und gewann in dem Jahre einen Sieg bei Jerusalem, erlitt aber durch Rureddin, den Sultan von Mesopotamien, eine Niederlage bei der Jakobskirche. Der Sieg am See Tiberias 1158 brachte ihm Ansehen seines Reichs her, worauf er eine regierte und sein Reich im Innern und nach außen zu festigen suchte. Durch seine Vermählung mit Theobora, der Tochter des griech. Kaisers, gewann er an demselben einen Bund. Doch war dessen Feldzug gegen Rureddin, der bleibenden Erfolg und das Reich von Jerusalem durch den unglücklichen zweiten Zug, auch durch die unaufhörliche innere Zwietracht erschüttert, um zu gesicherter Erhaltung zu können, um so mehr, da auch B. IV. Blüte seiner Jahre zu Tripolis in Syrien, 1162 starb, wie man glaubt an Gift. — Sein Bruder Amalrich in der Regierung, starb. — B. IV., der Sohn und Nachfolger, regierte, gewöhnlich der Ausfällige genannt, bis 1183, wo der fünfjährige B. V., ein Grafen Wilhelm von Montferrat und des Schwefers B. IV., zum König ausgerufen, der 1186 starb, ein Jahr vor Jerusalem erobert durch Saladin.

Baldun, Graf von Flandern, bei dem vierten Kreuzzuge den Venetianern half, eroberte und gründete 1204 das Lateinertum (S. Lateinisches Kaiserthum).

Baldung (Hans), genannt Grün oder einer der vorzüglichsten Künstler der deutschen Schule, bekannt sowohl als Maler als Kupferstecher und Zeichner für den Schnitt, geb. 1470 oder 1476 zu Osnabrück, arbeitete im Preisgau, in der Schwäbischen. Zu Straßburg, wo er seit 1533 ward er bischof. Hofmaler und Mitglied des hiesigen Rats. Er starb daselbst 1545. Baldung zeigt den drastischen Naturalismus der deutschen Schule, daneben aber auch in seinen Kompositionen eine wahrhaft schöpferische. Bemerkenswert ist die schöne Annahme des Heilbundes bei mehreren Werken. Baldung arbeitete als Maler in der bad. Rom. Lichtenthal, vom J. 1496, und der hochdeutsche Künstler zu Freiburg, 1516 vollendet, Mittelbild eine prachtvolle Krönung der Maria, enthält und unter dessen Seitenbildern eine mein liebliche Flucht nach Ägypten für die Arbeit gehalten wird. Der Altar des Klosters zu Jfenheim (Museum in Coblenz) ihm mit Wahrscheinlichkeit zugeschrieben.

Baldur (Baldr), ein german. Gott, nach biblischen Quellen Sohn Odins und der Freyja, mahl der Anna und Vater Forseti. Nach den Skandinavien ist seine Existenz in der sächs. und deutschen Mythologie verbürgt, und in deutschen Selbstenge von den Hartungen ist seinem Bruder Wali als Baltram (und Bald fort. Schön und glänzend, weshalb nach ihm

weibliche Name den Namen « Baldräbraue » führte, war er nicht minder kühn und tapfer, wie Woden, und Sago's Erzählung von seinem Kampfe mit Höfners und die schone Nanna bezeugen. Seine Herabkunft erhielt er als Bürge des Bestandes der Obdinschen Göttergastrie, wie sie die nordischen Carlen schätzten. Nach diesem mußten die Götter der Zeit an U. s. Leben gebunden und suchten, durch seine Leiden gewarnt, ihn zu schützen. Frigg nahm allen, was in der Welt ist, den Eid ab, U. nicht zu verletzen. Die Götter machten hierauf die Probe, Höfners und Schlangen nach ihm, und er zeigte sich unverwundbar. Das verdroß den Loki, der als altes Weib zu Frigg ging, um zu erlauschen, ob wirklich alles jenen Schwur geleistet habe. Er erfuhr, daß die kleine Nanna nicht verzeiht wurde. Da riß Loki die Nanna aus und gab sie dem Höfners, der wegen einer Schandthat an jenem Burfspiel nicht theilgenommen hatte. Höfners warf, und U. fiel tot nieder. Die Götter legten die Leiche auf einen Scheiterhaufen auf das Schiff Hringhorni, welches die Nanna herab in vom Strande schieden mußte. Nach U. lag seine Gattin Nanna, die der Schmerz getödtet hatte. Das Schiff fuhr, von Thor geweiht, verloren in die See. Zugleich mit ihm wurde sein Hof verzerzt und Obdin legte sein theuerstes Kleinod, das Ring Draupnis, das Symbol der Sonne, auf den Scheiterhaufen. Unterdes ritt Hermobdhr zu der Nannet, um seinen Bruder zu erlösen. Er fand sie, ihm zurückgegeben, wenn er von allem Verbrechen kehrte. Da gingen Boten aus, um die Leiche zu bitten, und alles weinte, Lebendes und Verstorbenen. Nur die Riesen Thod verweigerte es Nanna, und so mußte U. bei Hel bleiben. Die Nannet nahm sein Bruder Bali auf sich. Dem U. s. folgte bald der Untergang der Götter im Apokal. K. A. verschiedenes gedeutet worden, physisch und ethisch. Upland und Einrod sehen den Zusammenhang in ihm, der durch den lichtlosen Winter (den Nannet Höfners) fälle. Nanna sei das Licht, das mit dem Sommer dahingehe. In Apokal. U. s. und Höfners nach Sago sei der ewige schwarze Sommer und Winter. Schwarz war U. als Gewittergott. Weinhild dagegen verleiht eine ethische Deutung, wobei die Namen ihn unterstützen. Er sagte U. als Friedensgott, aber es war, der durch Tapferkeit den Frieden hütet. U. s. in seiner spätern Ausbildung das vernichtende Element, wozu die blinde Kriegsgewalt, durch welche U. sein Ende findet. Alle Bemühungen, ihn herzustellen, schlugen. Wahrscheinlich hat U. s. Wehen eine physische Grundlage; er ist nur eine Erscheinung im Dämon, der in seiner ursprünglichen Erscheinung nichts anderes als der Sonnengott gewesen war.

Baldus de Ubaldis (Petruß), Baldi degli Ubaldis (Petruß), aus Baldeßi genannt, ein berühmter Lehrer des röm. Rechts, geb. um 1327 in Perugia, Schüler des Bartolus, lehrte zu Bologna, Perugia, Florenz und schrieb Commentarien in Corpus juris civilis sowie Consilia (« Opera omnia », Florenz, Bened. 1596). Er starb 28. April 1400 in Perugia.

Baldus (Ernold), engl. Schriftsteller, Pleuonius in William Godwin's (f. d.).

Balearen, eine aus den drei Hauptinseln Mallorca, Menorca und Cabrera bestehende span. Inselgruppe im Mittelmeer, welche, der Küste von Valencia gegenüber gelegen, im Verein mit den Pi-

tpußen ehemals das Königreich Mallorca bildete, jetzt aber die Provinz der Balearenischen Inseln ausmacht, die 4817,4 qkm mit (1877) 289035 E. umfaßt, von denen 4149 qkm mit 264569 E. auf die B., 668,4 qkm mit 24466 E. auf die Pitpußen kommen. Hauptstadt ist Palma auf Mallorca. Obgleich untereinander und vom Festlande nur durch mäßige Zwischenräume getrennt, unterscheiden die B. sich doch ziemlich auffällig voneinander, sowohl in der Pflanzen- und Thierwelt, als auch in Hinsicht der Bewohner. Meist gebirgig (nur auf Mallorca und Menorca gibt es größere Ebenen), zeigen sie einen fruchtbaren Boden, dem nur etwas mehr Feuchtigkeit fehlt, um die Provinz zu einer der ergiebigsten in Spanien zu machen. Nur Cabrera (Capraria) ist unbedaut, weil mit Ziegen überfällt und dient bloß als Verbannungsort. Das Klima ist mild, feuchtwarmer, obgleich es namentlich im Sommer selten regnet, und empfiehlt sich daher zum Winteraufenthalt. In sieben Jahren war die Mitteltemperatur 18° C. Die Bewohner treiben Garten-, Acker- und Weinbau (Ol-, Wein-, Mandeln und Feigen sind die Hauptprodukte), Viehzucht, namentlich Schweinezucht, Fischfang und Handel und sprechen einen Dialekt, welcher, dem catalanischen nahe verwandt, sich durch Wohlklang und Kraft vorteilhaft auszeichnet und Mallorquino genannt wird; er besitzt auch eine reich poetische Literatur. Die zwei Pitpußen (d. h. Binien-Riesern-Inseln) sind: Foja mit der gleichnamigen festen Haupt- und Hafenstadt, und Formentera, d. h. Weizeninsel, mit einzelnen Weilerhöfen. Sie sind ebenfalls fruchtbar an Getreide, Flachs, Hanf, Wein, Oliven, Mandeln, Süßfrüchten, besonders aber an Feigen, und führen viel Salz aus.

Schon frühzeitig wurden die B. von Phöniziern und den Griechen aus Rhodus besucht. Sie erhielten ihren Namen von den Griechen wegen der Geschicklichkeit der Bewohner im Schleudern (βάλλειν, werfen, schleudern), wodurch diese sich auch in Hannibals und später im röm. Heer besonders Ruhm erworben. Die Inseln standen längere Zeit unter karthag. Herrschaft, kamen aber 123 v. Chr. durch Gaius Lucius Metellus (Balearicus) unter Rom; 426 n. Chr. wurden sie vandalisch, dann westgotisch, unter Justinian I. oströmisch, durch Karl d. Gr. auf kurze Zeit fränkisch, 798 arabisch, und zwar 1208–20 unter den Almohaden. Nachdem sie von Jakob I. von Aragonien 1228–32 unterworfen worden, bildeten sie unter Nachkommen desselben seit 1276 ein eigenes Königreich (El Regno de Mallorca), welches 1343 mit der Krone Aragonien vereinigt ward. Menorca war 1708–82 mit einer kurzen Unterbrechung (1756–63) im Besitze der Engländer. Eine erschöpfende Beschreibung der B. enthält das Prachtwerk (anonym von Erzherzog Ludwig Salvator) « Die B. In Wort und Bild geschildert » (Bd. 1–3, Leipzig, 1869–81; nicht im Buchhandel).

Balearen (frz.), Fischbeinfische. [Bel.]
Balen (Seint. von), Maler aus Antwerpen, geb. 1560, bildete sich anfangs in der Schule Adams van Ort und studierte dann in Italien die Antike. Sein Stil ist beinahe wirklich, das Rokokoit blühend, seine religiösen Darstellungen sind ohne tiefen Ernst; dagegen haben seine mytholog. Darstellungen, deren landschaftlichen Hintergrund oft Jan Brueghel malte, mehr Anspredendes. B. war der Lehrer van Dyck's und starb zu Antwerpen 17. Juli 1632.

Balester (mittelalt.), Armbrust, welche Kugeln wirft; Balestarius, Armbrustschütz.

Balle (Michael William), engl. Operntoponist, dessen Familienname eigentlich Balph lautet, geb. 15. Mal 1808 zu Vimerid in Irland, trat schon als siebenjähriger Knabe öffentlich und mit Beifall als Violinpieler auf, kam mit 16 Jahren nach London, fand hier ein Engagement als Sänger (Baritonist) und wirkte dann als Musikdirektor an einem der kleinern Theater, bis er 1825 mit einer reichen Familie nach Italien ging. Hier lieferte er 1826 für das Scalatheater in Mailand das Ballet «La Peyrouse». Nach einem kurzen Aufenthalt in Paris setzte er nach Italien zurück, sang bis 1835 an verschiedenen Bühnen und schrieb daneben Opern. Nachdem er sich mit der Sängerin Rofe verheiratet, ging er 1835 nach London, wo er noch in demselben Jahre mit der Oper «L'assedio di La-Rochelle» auftrat. Seitdem wirkte er an mehreren Theatern und Konzerten als Dirigent und komponierte viele Opern, von denen die bekanntesten sind: «Falstaff» (1838), «Jeanne d'Arc» (1839), «The Bohemian girl» («Die Zigeunerin», 1844), «Les quatre fils Aymon» (1844 für Paris), «L'étoile de Séville» (1846 für Paris), «The bondman» (1846), «Satuella» (1859), «The Puritan's daughter» (1862). Einige derselben, wie die «Naimon'sinder» und die «Zigeunerin», sind mit Beifall auch auf deutschen Bühnen zur Aufführung gelangt. Er starb 21. Okt. 1870 zu Romney Abbey in Hertfordshire. Den kompositionellen B.S. fehlt es an Schöpferkraft und künstlerischem Ernst; er ist ein tüchtiger Nachahmer meist franz. und ital. Muster und hat wesentlich zur Verflüchtung der engl. Bühnenmusik beigetragen. — Seine Tochter Victoria, geb. 1837, betrat 1859 in London als Sängerin die Bühne, wirkte dann als solche in England, Italien und in Petersburg, vermählte sich 1860 mit Sir John Crampton, ließ sich aber bereits 1863 scheiden und heiratete bald darauf den Herzog von Frias, einen span. Grafen. Sie starb zu Madrid 21. Jan. 1871.

Balkusch oder **Barferusch**, eigentlich Bal-furisch, d. h. Labungsmarkt, eine bedeutende Handelsstadt in der pers. Provinz Masenderan, 13 km vom kaspischen Meere entfernt, am schiffbaren Rownl oder Vobut, über welchen unweit eine schöne Brücke führt, liegt in einer fruchtbaren Gegend, von Wald, Feldern, Gärten und Weiden umgeben. Die Stadt hat gutgebauete Häuser, breite und reinliche Straßen, und ihr Ansehen verrät den Wohlstand und die Thätigkeit der Bevölkerung. B. ist der große Markt russischen Rußland und Persien, hat daher einen äußerst lebhaften Fremdenverkehr, 11 Karawanenserais, und jein 1,5 km langer Bazar enthält Waren aller Art. Auch betreibt der Ort Seidenzucht. Neben einer Zuckerrfabrik liegen die Trümmer des kufischloßes Bahrat-Nrem (Garten des Paradieses) aus des Schah Abbas Zeit. Das Wasser in B. ist nur aus Ziehbrunnen zu gewinnen und schmeckt salzig; das Klima ist sehr ungesund. Die Zahl der Bevölkerung ist 1826 und 1832 — 36 durch Pest und Cholera auf 10000 vermindert worden. Durch eine mit Gärten und Zuckerpflanzen bedeckte Gegend führt eine Straße nach dem Hafenorte Meshed-Ser an der Mündung des Rownl, wo der russ. Seehandel mit Persien sich konsentriert. Die Hauptnahrung der Russen besteht in Eisen und

Naphtha; zur Ausfuhr kommen hauptsächlich Zed und Seide. In der Umgegend wohnen die Zehristaner (von Taber, Holzart), im Altertum Typoren genannt. Daher hieß das kaspische Meer in der Kaiserzeit auch «das Meer von Tabanien».

Balgfrucht oder **Balgapfel** heißt in d. beschreibenden Botanik eine mehrsamige Frucht häufiger oder lederartiger Schale, die nur einem Fruchtblatte oder Carpell bezieht und von einer Seite, in einer vertieften Linie (der Naht) der Länge nach aufspringt und innerhalb den beiden wulstig verdickten Rändern jener die Samen reihenweise gestellt trägt. Eine B. haben z. B. die Böonien, der Ristisopon, h. Sturmbut, die Akelei und andere Namahulen; ferner die Arten der Gattung Sedum (Maunpfl. und Zettlennae) und die Heckepladen (z. B. h. Seidenpflanze, Asclepias syriaca).

Balggebläse (frz. soufflets, engl. bellows), Gebläse.

Balggeschwulst (Cyste) nennt man in d. Heilkunde häufig vorkommende, meist rundliche Geschwülste, welche aus einem geschlossenen Sack (Balg) bestehen, der einen mehr oder weniger flüssigen Inhalt einschließt. Hinsichtlich ihrer Entstehung, der Beschaffenheit ihres Inhalts und ihrer Bedeutung für den Organismus bieten dieselben sehr große Verschiedenheiten dar. Die wahren Balgeschwülste gehen aus der Umwandlung von malar, ganz oder größtenteils geschlossener Hohlräume hervor; so können sich Cysten bilden von übermäßige Ansammlung von Flüssigkeit in d. Schleimbeuteln, in den Sehnenscheiden u. dgl. (bei n) oder durch Ausdehnung der sog. Gewebsbläschen der Eierstöcke, ferner durch Ausweilen von Schleimhauthöhlen, deren Mündung von eingedicktem Schleim, durch Steine oder Karze verschlossen ist (so entstehen z. B. die sog. Eiwasserfuchsen der Gallenblase, des Harnsackes, des Nierenbeckens u. s. w.), weiterhin durch Verschließung gewisser Tränenaußführungsgänge zu Anhäufung des Sekrets innerhalb der angetasteten Drüsen (so bilden sich die Balgeschwülste der Haut, die Milcheier, manche Cysten der Schilddrüse, Hoden, Nieren u. s. w.). Endlich entstehen manche Balgeschwülste durch Wiederung einer tragender Haut, wie dies für gewisse Cysten des Eierstocks, der Schilddrüse und einen Teil der n. Neubildungen vorkommenden Cysten angenommen ist. Im Gehirn (seltener in andern Organen) findet man Balge, die Blut oder dessen Rinde enthalten und aus einer früheren Blutaustretung (von Schlagfluß) entstanden sind; die sog. apoplektischen Cysten. Verschieden von den Cysten sind die Hydraden, im Körper entstehende Wasserwürmer (s. w). Der Inhalt der B. ist entweder eine seröse, wässrige Flüssigkeit, der bisweilen Gerinnungsspezial beigemischt sind, oder ein eigentümliches dickflüssiges, gallertartiges Sekret (Honiggewulst), wie in den Überbeinen und manchen Cysten des Eierstocks und der Schilddrüse (s. Rropy), oder eine breiartige Masse wie bei den Atheromen oder Gristbeulen. Die fast immer angehörten sog. Dermocysten, die besonders im Eierstock vorkommen, besitzen in der Innenschale des Sacks eine Haut, welche fast ganz der äußeren Haut gleicht, mitunter Haare, Drüsen, ja selbst zahnartige Gebilde trägt und den Inhalt der Cyste befeuchtend, Epidermiszellen und Haare beimgt. Die Balgeschwülste

Allen im allgemeinen zu den gutartigen Geschwülsten, die gewöhnlich nur langsam wachsen; ihre Größe ist sehr verschieden, es finden sich alle Übergänge von mikroskopischen Cysten bis zu solchen, welche die ganze Bauchhöhle ausfüllen. Ihre Folgen für den Organismus sind gleichfalls sehr verschieden; während sehr viele Cysten ohne alle Bedeutung sind und lediglich aus kosmetischen Rücksichten der Entfernung gewürdigt werden, vermögen andere, wie z. B. große Cysten des Eierstocks, durch Druck auf lebenswichtige Organe das Leben direkt zu gefährden. Heilung ist nur von einer Operation zu erwarten, und zwar verdient hier die Ausstülpung und Entfernung des ganzen Balgs oder die reine Entleerung desselben entschieden den Vorzug vor der bloßen Punktion mit darauffolgender Einbringung einer reizenden Flüssigkeit, weil die durch das letztere Verfahren beobachtigte Entzündung durchaus nicht immer ausreicht, um eine Verheilung des Sacks herbeizuführen.

Balgtafel, f. Balgfrucht.

Balgtafel, f. Balghorn.

Bali, die westlichste der kleinen Sundainseln, an der Südküste von Java gelegen und von ihr durch die hellenweiße sehr schmale Bali-Strasse getrennt, mit der kleinen Insel Pandita 5396 qkm groß. Die Landstrecke scheidet sie von der gleichnamigen Insel. In geolog. Beziehung zeigt B. die gleiche Uebereinstimmung mit dem östl. Java. Die Insel B. erhebt sich in dem Vulkan Gunung Agung im 300 m über das Meer, enthält aber zugleich unbeschränkte Strecken höchst fruchtbarer, für den Anbau von Reis besonders geeigneten und in vorzüglichem Kulturstande befindlichen Landes. Reis, Zucker, Bananen, Palmzucker, Kaffee, Tabak und andere Früchte sind die Haupterzeugnisse. Den Hauptzweig der Ackerbau bildet Reis. Auch wird auf B. viel Vieh in der Kindvieh in beträchtlicher Menge gehalten. Die Bevölkerung von B. ist mit der von Java immer verwandt, hat sich auch in früheren Jahrhunderten massenhaft mit ihr vermischelt, unterworfen ist aber von derselben durch einen höhern Kulturgrad überboten sowie durch einen stark hervortretenden Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit. Insofern hat die Insel leicht gereicht, dem Völkern mit der Nachsucht ergeben. Ihre Sprache ist eine Dialektverschiedenheit der javanischen. Besonders merkwürdig erscheint die Insel B. dadurch, daß der Hinduismus und speziell der Siwaismus auf ihr aus sehr alter Zeit bis in die Gegenwart lebenskräftig erhalten hat, während derselbe auf Java nur bei äußerst wenigen Fragmenten der Siedlung noch fortbesteht. Als der mächtige Sultan Radjapahit in Ostjava 1478 vor dem sich nicht verbündenden Islam zusammenstürzte, haben die Niederländer der neuen Lehre auf B. eine feste Wurzel geworfen. Diese Insel ist daher von größter Wichtigkeit für die Kenntnis und Erforschung der indonesischen Zustände auf Java. Die Bevölkerung von B. zerfällt in die vier sog. wiedergeborenen Kasten der Brahmana, der Ksatrija, der Waisya, der Sudra. Die Fürsten der einzelnen kleinen Reiche gehören meistens der ersten Kaste an. Auch von Brahmanen hat sich auch noch eine eigene, wenn auch auf Java sehr nahe verwandte, wiewohl von ihnen Schriftsprache erhalten.

B. war früher in zwei kleine, in einem Bundesverhältnis stehende Reiche, nämlich Poleling, Djember, Batang-Kiam, Klontong, Gianjar, Bangli,

Badong, Mengami und Tabanan, zertheilt. Von ihnen bestehen jetzt aber nur noch sieben, indem Poleling und Djembrana Abteilungen der niederländ. Residentchaft Banjuwangi auf Java geworden und unter einen Residentenpräsidenten gestellt sind, während der Resident von Banjuwangi als Kommissar der Regierung für die Angelegenheiten von Bali und Lombok überhaupt ernannt ist. Über auch die übrigen Reiche haben einen großen Teil ihrer Selbständigkeit an die niederländ. Regierung abtreten müssen. Die Bevölkerung von B. kann auf 280—300 000 Seelen geschätzt werden. Genaue bekannt ist sie allein von Poleling und Djembrana, wo sie (1879) aus 27 Europäern, 69516 Balieren, 385 Chinesen, 162 Arabern und 1655 andern afrikan. Fremdlingen bestand. Der Haupt-, Küsten- und Handelsort ist Poleling in der früheren selbständigen, jetzt niederländ. Landtschaft gleichen Namens. Die Fürsten der Insel wurden erst 1849, nach hartnäckigem und verzweifelter Widerstande, bei Djana-Radjah, bei Klumban und an andern Orten durch die Gewalt der Waffen von den Niederländern unterworfen. Frühere Expeditionen gegen sie (1846 und 1848) waren ohne nachhaltige Wirkung geblieben. Spätere Versuche (1858 und 1868), sich wieder frei zu machen, hatten keinen Erfolg.

Balikesir (Balathissar), Stadt mit 12500 G. im asiatisch-türk. Kleinasien, im Vilajet Chodamenbikar, südlich von der ins Marmarameer ragenden Halbinsel Exizus (heute Kapubagh), in einer gut angebauten Gegend, an einem linken Zuflusse des Euphrat (Macehus), welche wegen ihres milden Klimas bekannt ist. Im August jeden Jahres wird zu B. einer der bedeutendsten Märkte des Orients gehalten, zu welchem sich an 30 000 Personen versammeln. In der Nähe entspringen Mineralquellen von 60° C.

Balingen (ehemals Balgingen), fälschlich Bahlingen, Stadt und Oberamtsst. im württemb. Schwarzwaldkreise, an der Eisenbahn Tübingen-Sigmaringen und an der Spah in einem weitgeöffneten Thale am Fuße des Heubergs gelegen, ist seit dem Brande von 1809 durchaus regelmäßig erbaut, hat eine Latein- und Realschule, eine ansehnliche Kirche aus dem Jahre 1440, eine bedeutende Trittsfabrik und zählt (1880) 3252 G., welche Schuh- und Handwerksmacherei, Wollstofffabrikation und Handel mit Getreide und Vieh treiben. In der Nähe liegt eine 1724 entdeckte schwache Schwefelquelle mit einer Badeanstalt. Die Umgegend ist, wie der ganze Amtsbezirk, reich an Vertiefungen. B. gehörte zur Herrschaft Schallburg, welche mit ihren Ortschaften 1403 von den Holfen an Württemberg verkauft wurde. Eine Linie der Holfen nannte sich von Schallburg und hatte abwechselnd auf dem Schlosse in der Stadt und auf der nun bei dem Dorfe Lauffen in Ruinen liegenden Schallburg ihren Sitz. B. ist der Geburtsort des Nod. Frischlin, des Historienmalers Oberh. von Wächter und des Theologen Tobias Red.

Balls, Titel des venet. Gesandten in Konstantinopel, f. Bailli.

Balige, Balize, von den Engländern Britisch Honduras genannt, ist der Name eines Landstrichs auf der Ostküste der Halbinsel von Yucatan, auf welchem England im 18. Jahrh. von Spanien das Recht erhielt, Farbe- und Rohstoffe zu fällen, und welchen es erst 1853 zu einer förmlichen Kolonie zu machen vermochte. Wodurch befähigt

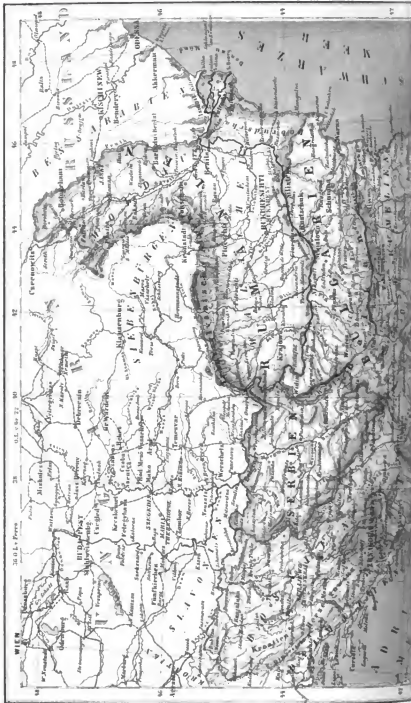
es indes bis 1859 nicht mehr als ein Servitut auf B., keineswegs aber ein territoriales oder Souveränitätsrecht, das vielmehr der Republik Guatemala und teilweise dem mexil. Staate Yucatan gehörte. In amtlichen Dokumenten ward daher B. bis dahin nicht als Kolonie, sondern als »Ihrer Majestät Niederlassung (settlement) in der Bai von Honduras« bezeichnet. Der Ursprung dieser Niederlassung gründet sich auf den Verfall des Silberhandels zu Anfang des 18. Jahrh. Der schott. Abenteurer Wallis (in span. Schreibweise Valiz), dem das Seeräuberhandwerk zu gefährlich ward, benutzte seine genaue Kenntnis der Festlandküste, um in der an lothbaren Farbehölzern reichen Gegend zwischen dem Valize- und Hondoflusse ein anscheinend ehrliches Gewerbe zu beginnen. Ein Versuch der Spanier, sie zu verjagen, ward durch ihren tapfern Widerstand vereitelt (1754). Durch Vertrag mit Spanien von 1786 ward die Grenze des Bezirks vom Hondobis an den Sibunkfluß gerückt, so daß er eine Küstenlinie von etwa 150 km umfaßte, aber auch bestimmt, daß die Ansiedler nur Holz fallen oder andern, ohne Zutun von Kultur hervorgebrachte Naturerzeugnisse sammeln und ausführen, auf keinen Fall aber Zucker-, Kaffee- u. i. w. Plantagen anlegen oder irgendeine bürgerliche oder militärische Regierung einrichten dürften. Ohne äußere Betanlagung dehnte England 1836 seine Besitzansprüche auf die ganze Küste bis zum Sarikunfluß hinab und landwärts bis zu dem Meridian von Sarbutts-Falls am Valizefluß aus. Die mittelamerik. Staaten waren zu schwach, mit Erfolg Einsprüche dagegen zu erheben. Nachdem England längere Zeit mit Guatemala über die Anerkennung seiner Besitzansprüche unterhandelt hatte, kam es endlich durch die Konvention vom 30. April 1859 zu einem für beide Teile befriedigenden Arrangement. Doch war die Niederlassung (settlement) britischerseits bereits durch die Akte vom 17. Sept. 1853 zur Kolonie Honduras erhoben worden.

Das Areal der Kolonie Honduras wird zu 19585 qkm berechnet. Der Zugang in der flachen, sumpfigen, von einem breiten Urwaldsgürtel gesäumten Küste ist durch zahllose Klippen und Korallenriffe sehr erschwert. Einige Kilometer oberhalb der Flussmündungen finden sich fruchtbare Thäler, abwechselnd mit dünnen, tannenbewachsenen Streifen, noch weiter hinaus herrliche Palmenwälder, breite Savannen und endlich, parallel mit der Küste laufend, Bergketten, die sich bis zu 1300 m erheben. Das Klima ist heiß und feucht, erträglicher gemacht durch die Passatwinde. Das Jahresmittel beträgt 28,7° C.; Sommer 28,8°, Winter 24,4° C. Das Gelbe Fieber kommt häufig, doch nicht in endemischer Form vor. Für die den Hauptteil der Bevölkerung bildenden Neger und Mischlinge scheint das Klima sehr günstig zu sein. Die Gesamtzahl der Einwohner wurde 1871 auf 24710 geschätzt, worunter nur 377 Weiße waren. Der Gouverneur der Kolonie wird von der Krone ernannt, die gesetzgebende Gewalt durch sieben, jährlich vom Volke erwählte Magistrate ausgeübt. Die Ackerbauprodukte der Kolonie bestehen aus Mais, Reis, Yamswurzeln, Bananen und Pfeilwurz. Mit dem Anbau von Kaffee, Zuckerröhre, Baumwolle und Indigo sind erst unbedeutende Anfänge gemacht worden. Alle Steuern und Gefälle werden nach Maßgabe der Anordnungen des

Magistrats und des Gouverneurs erhoben. Der Wert der Gesamtanfuhr belief sich 1879 auf 188000 Pfd. St., der der Einfuhr auf 16000 Pfd. St.; die Einnahmen auf 40000 Pfd. St., Ausgaben auf 51000 Pfd. St., die öffentliche Schuld auf 1000 Pfd. St. Der Export nach Island war 1877 mit 94458 Pfd. St., der aus dem dort mit 84540 Pfd. St. berechnet. Der der Mündung des gleichnamigen Flusses gelegene Stadt B. mit dem Fort St. Georges hatte in der großen Feuersbrunst, von welcher es beimgesucht ward, über 5000 E. Sie ist der Hauptausfuhrhafen für Yucatan, Guatemala und Honduras. Die wichtigsten Ausfuhrartikel sind Mahagoni- und Kajouholz, Campecheholz, Essparille, Kaffee, Gummi, Muscheln und Corallen.

Balkan oder, wie schon im Altertum, **Häma** heißt der östl. Flügel des Gebirgssystems, welches im N. der griech.-türk. Halbinsel von der Kummündung bis zum Schwarzen Meere den östl. Grenzwall des Donaugebietes bildet und sich nach N. besonders gegen S. hin überaus zahlreiche Verzweigungen auch wol als Häma- oder Balkansystem, wie die ganze Halbinsel selbst als Häma- oder Balkanhalbinsel bezeichnet wird. Die eigentliche B. zieht in vorwiegend östl. Richtung von den Quellen des zur Donau fließenden Dniepr in einer Ausdehnung von 5% Länge nach W. (unter 42½° nördl. Br.) etwa 444 km bis zum Kap Eminich als Grenzgebirge der Rumänien (Dni-) Rumelien im S. und Bulgarien im N. wie als Wasserscheide zwischen Maritsa und Danau. Seine Höhe nimmt nach O. hin ab, ist Breite zu. Durch die Einjüngung der Thrakische und das Thal des obern Jelder, welche Philippopol und Sofia, von dem Rhodopegebirge trennt, von welchem der Despot-Dag der Rhodopegebirge sich südöstlich abweist, zieht sich östl. Richtung als ein dichtemaltes Gebirge in der Gesamthöhe von 1460 m. Durchbrüche des Jelder durch die Kette der Dniepr-B., etwa 66 km lang, östlich beim 1900 hohen Vabaniapasse übergehend in den Kisei- oder Delik-B. (d. h. Altes Gebirge), welcher 1700 lang, bis in die Gegend von Simnau, herab von Karlowo auch Trojan-B. (beim 1434 hohen Trojanpasse) und im N. von Relian-B. (beim 1308 m hohen Schiplapasse) S. (beim 1534 m) genannt wird. Der letztere ist im SO. von Ochroma eine weit alle Basaltruden überlagernde, vollkommen nade Steinmaße. Im N. der B. befinden sich die höchsten Gipfel des Gebirges der Humrutschal 2390 m, der Rabmetia 2280 m und der Andaripa 2170 m. Östlich von Simnau erhebt sich unmittelbar aus der Ebene 1100 m hoher Borphyrlof des Tschatalasse oder Tschatal-Dag. Der Nordabfall dieser Kette, welcher durch zahlreiche von dem Haupttruden auslaufende Thäler zerfällt, eine allmähliche Senkung gegen die Diluviallegenden der Donau hin, ist überaus ebe Gebirgsgegend Hochbalkan. Der Sübabfall nach Rumelien verläuft rasch, ohne steile Wände, Schluchten und wasserreiche Flüsse. Vom Schwarzen Meere bis zum Euxin sind es Glieder der Kreidformation, welche im Porphyren durchbrochen, den steilen Fels des Gebirges bilden. Westlich von Simnau bilden Granit und Gneis, vom Schipla anfangen bis Karlowo bis Slatina Glimmerchiefer und Kalk.

BALKANHALBINSEL.



führt, und endlich am Nordrande des Bedens von Sofia triasische Sandsteine und Kasse den Abhang des Gebirgs. Den Südfuß begleitet eine Reihe herrlicher milder Thalbeden. Das ausgezeichnete derselben ist das Beden von Kefanlyt an der obern Tundschä, im S. des Schiplapasses. Während im höhern Gebirge noch Schnee liegt, mählet sich bereits im Thale eine reiche und herrliche Vegetation, welche die landschaftlichen Reize erhöht. Dieses Thal der obern Tundschä und bei der obern Gypsja scheiden vom B. die südlich vorgelagerten Mittelgebirge Sredna-Gora, Karadag und Bair-Dag, welche Massen wahrnehmlich erst in tertiärer Zeit, in der Periode der grossen Trichteroperation im südl. Thrazien, aus B. in die Tiefe gesunken sind.

Nördlich von Slivno, jenseit des tiefen Thals der Betschern, zieht sich die Hügelkette des Vahar-B. und wo diese sich abjweigt, beim Vasse des Ezeren Thores oder Demir-Kapu, streicht im N. die Hauptkette die längere Kette des der obern Kette angehörenden Proslav-B., die östlich bis zum Thale des Jahnna Kamtschyl reicht. Eine vierte, gekrümmte Kette ist noch weiter nördlich die des Pramadg-B. Der südöstlichste Teil der Hauptkette heisst Eminch-Dag, d. h. Gebirge der Vertreibung, der, höchstens 650 m hoch, mit dem kal. Ezerach am Schwarzen Meere ausläuft. So zieht sich der östl. Teil des B., an welchen sich im N. das Plateau der Dobrudschä (s. d.) schließt, im Gegenstich zu dem massiven westl. Teile, vielfach gegliedert und, wenigstens mit wenigen Ausnahmen, sich bei 500—650 m abflachend, von besonderer Wichtigkeit. Die angebauten Thäler der Mündungs- des Schwarzen Meeres furchen mit ihren Einschnitten in diesen plötzlich von 30—100 km zu 90—112 km verbreiterten Hüfslagen des Gebirgs so ein, daß der Hauptgebirgskamm zum Theile eines aus Paralleletiten und wilden Bergkuppen bestehendes Gebirgslandes wird, das eine hohe polit. und ethnogr. Bedeutung hat. Auf den Hoch. Höben befindet sich Schumna und Pramadg, im südl. Theile die Städte Karnabab und Nidos (4 m hoch), an der Küste im N. Varna, im S. Burgas, kamtschyl Orte, die an den Pforten der Meeressengen liegen.

Diese Pforten sind nicht sowohl wegen der Höhe des Gebirgs als wegen der Eigentümlichkeit ihrer Terrainbildung und Bekleidung, wegen der Unmöglichkeit und Ode für den Verkehr wie für Heerzüge mit großen Schwierigkeiten verbunden. Im den 13 prattisabeln Pforten, welche der B. durchschneidet, sind folgende vier Hauptpässe (von D. nach B.): 1) der bekannteste: 1) der Radir-Verdend bei der Eminch-Dag von Nidos, 224 m hoch, 2) der Pramadg und Silistria; 2) der 445 m hohe Karmabab, der von Karnabab nordwärts über Karnabab nach Ruschikuf führt; 3) das Eisernen Th. Demir-Kapu (1098 m hoch), von Slivno (4 m hoch) über Lirnowa nach Sifadow und Sifadow; 4) 60 km westlicher der 1304 m hohe Karmabab (s. d.) von Kefanlyt nach Lirnowa, 5) der russisch-Türkischen Kriege von 1877—78 (s. d.) Diese Reisen ohne militärische Begleitung sehr ungesährlich. Die beiden östlichsten Pässe, der von Radir und Karnabab, sind, während die von dem Baumstraßen und Karamanwege des. Diejenigen, durch welche die Hauptstraßen von der unteren Donau, aus der Moskwa und Wa-

lachei nach Konstantinopel führen. Darum wurde, wie seit den ältesten Zeiten, so auch in dem russisch-Türkischen Kriege von 1829 der Übergang auf diesen Straßen versucht. Im Juli 1829 überschritt der Feldmarschall Diebitsch mit der russ. Armee das von den Türken nur noch schwach verteidigte Terrain in so kurzer Zeit, daß er bereits 26. Juli Karnabab erreicht hatte und gegen Adrianopel vordringen konnte, nachdem er noch durch siegreiche Gefechte 17., 18. und 19. Juli auf vulgar. Boden die türk. Armee des Großwesiers eingeschüchtert und in die nördl. Festungen verschlagen hatte. Dieser glücklichen und höchst folgenreichen Operation verdankte Feldmarschall Diebitsch den Beinamen Sabalkanski, d. h. Balkanbezwinger. Auch im russisch-Türkischen Kriege von 1877—78 (s. d.) war der B. der Schauplatz heftiger Kämpfe. Vgl. Kaniz, „Donau-Bulgarien und der B.“ (2. Aufl., 3 Bde., Bp. 1880).

Balkanhalbinsel, Hämushalbinsel, auch Türkisch-Griechische Halbinsel, ist in geogr. Hinsicht die Bezeichnung für die südöstl. Halbinsel Europas, vom rechten Ufer der Sau und der Donau an gerechnet; in polit. Hinsicht versteht man dagegen insgemein darunter: die europ. Türkei (ohne die Inseln), die Königreiche Griechenland (ohne Morea und die Inseln), Rumänien und Serbien, und die Fürstentümer Montenegro und Bulgarien. (S. die betreffenden Artikel.) Vgl. Röscher, „Die Balkanhalbinsel und ihre Völker vor der Lösung der orient. Frage“ (Bauhen 1869). (Hierzu eine Karte: Balkanhalbinsel.)

Baskaschsee, richtiger Baskaschsee, bei den Anwohnern Dengis, M-Dengis (Weisses Meer) oder Ala-Dengis (Buntes Meer) genannt, ein See auf der Grenze der russ. centralasiat. Gebiete Semipalatinsk und Semirjetischensk, nach dem Kaspij, Aral- und Baskaschsee der größte im russischen Reiche, erstreckt sich, zwischen 45 und 48° nördl. Br., von 91—97° östl. L. (von Ferro) erst in der Richtung von S. gegen N., dann von N. nach O. Der See ist 525 km lang, im WSW-Teile 87 km, im östl. Teile der Mündung der Flüsse Karatal und Lepsa gegenüber 9—17 km breit, bedeckt eine Fläche von 20 616 qkm und liegt 238 m über dem Meere. Die Tiefe ist nirgends über 25 m, größer auf der Nord-, geringer auf der Südseite. Die nördl. und westl. Ufer mit ihren scharfbegrenzten Contouren sind terrassenartig, abschüssig, das Plateau des Randes, bedeckt mit Wüstenland, mit wenig Flüssen, die sich wie der Totrau im Sande verlieren. Anders ist der Charakter der Südseite. Hier hat der Meeresspiegel keine scharfen Umriffe, dagegen eine Menge Ein- und Ausbiegungen, halbinselartige Vorsprünge, und geht ganz allmählich über in eine große niedrige Steppe, welche sich an 260 km weit bis zu den Vorbergen des Alatau erstreckt, von Sandhügeln durchzogen und von einer sehr dürftigen Vegetation von Sandpflanzen bedeckt, unter denen die Anabasis ammodendron die vorherrschende ist. Dieses Gebiet bildet den größten Theil des russ. Gebiets Semirjetischensk, auch das Siebenstromland genannt von den Steppenvälfen, wie der große Ili, der Karatal oder Karal, Afu, Lepsa u. s. w., die teils mit weitreichenden Felten in den See gehen, teils denselben nicht erreichen oder vom See aus nicht besafahren werden können; nur ein Arm des Ili ist vom See aus besafahrbar. Denselben Steppencharakter hat das Land im O. des B. Hier liegen

die Reste seiner ehemaligen Fortsetzung: der Cassyl-Kul und der Ala-Kul oder Ara-Kul, letzterer mit der kleinen, früher irrthümlich für vulkanisch gehaltenen Insel Aral-Tube. Die ganze Steppe hat das Ansehen eines noch nicht lange vom Wasser befreiten Seebodens. Die zahlreichen Buchten des B. sind alle mit Schiffswallungen bewachsen, die oft 7 m Höhe erreichen. Unter den zahlreichen Inseln des Sees, die sämtlich in der Nähe des Ufers liegen, ist die größte Utsch-Aral, die 16 km lang und auf der Nordwestseite eine gute Hafenbucht hat. Das Wasser des Sees ist sehr klar, aber, besonders an den Rändern und in den Buchten, salzig und ungenießbar. Vom Ende November bis April ist der See mit Eis belegt. Fische nährt er nur von kleiner Art. Auf Befehl des Generalgouverneurs Hasfort ging 1852 eine topogr. Expedition zunächst von der Nordseite bis zu den Mündungen des Karatal und Lepsa, 1853 bis zu der Mündung des Ili. Ein von Kusnezow und Ballesli ausgerüstetes russ. Schiff ging 1853 im Ili über 520 km aufwärts bis zum Utschikischen Bilet, doch hat diese Fahrt kein praktisches Resultat gehabt.

Balken (Bälken, Balzpfähle), diejenige Art des Aderens der Erde, bei welcher zwischen je zwei Pfählsurthen ein zwei Furchen breiter Raum ungepflegt gelassen wird. Das B. dient zur Auslockerung und Austrocknung des Bodens.

Balken und Balkenlage. Während man unter einem Balken ein vierkantig behauenes Stück Holz versteht, welches wagerecht freiliegend mit seinen Endpunkten aufricht und zum Tragen von Lasten bestimmt ist, bildet eine Balkenlage (s. Fig. 1) ein System parallelliegender Balken,

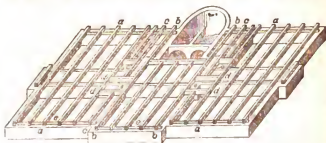


Fig. 1.

welches meist zum Tragen der Decke eines untern sowie des Fußbodens eines obren Raums dient. In der Regel werden die Balken nach der Tiefe des Gebäudes zu gelegt, als der längeren Dimension, welche eine größere Ausnutzung der Tragfähigkeit der Balken gestattet, doch sind Ausnahmen hieron nicht selten. Da die Tragfähigkeit der Balken mit dem Quadrate ihrer Höhe wächst, so legt man die Balken stets auf die hohe Seite, d. h. gibt ihrem Querschnitt eine größere Höhe als Breite, z. B. bei beschlagenem Holze ein Fünftel, bei geschnittenem zwei Fünftel mehr. Das Maximum der Tragfähigkeit eines Balkens erreicht man bei dem Verhältnis der Breite zur Höhe, etwa wie 5 zu 7 (genauer wie $\sqrt{1} : \sqrt{2}$). Da die Stärke der Balken an natürliche Grenzen gebunden ist, so wird durch letztere auch die freiliegende Länge der Balken oder die Zimmerhöhe bedingt. Bei Belastungen, wie sie in Wohn-

gebäuden vorkommen, dürfte diese Tiefe, schon a Grundens der Beleuchtung u. s. f., das Maß 6—6,5 m selten überschreiten. Wegen des weiten Buchses der Stämme erhält man bei der Bearbeitung derselben zu rechtwinkeligen Durchschnitten ein starkes und schwaches Balkenende und legt daher die Balken, wenn sie über mehrere Zimmer tiefen hinwegreichen sollen, zweckmäßig mit dem starken Ende über die größere, mit dem schwachen über die geringere Tiefe. Macht sich wegen großer freiliegender Länge oder Belastung der Balken Unterstützung der Balkenlagen notwendig, so folgt dieselbe, wenn sie nicht durch Pfeiler behaftet ist, entweder von unten oder oben oder, zwar im erstern Falle durch Unterzüge, im letztern durch Säulen oder Stützwerke, im letztern Falle durch Überzüge, Träger oder Hängewerke. Einen hervorragenden Bestandteil der Balkenlagen bilden die unter den Balkenkörpern und auf der freiliegenden Mauerlatten (s. Fig. 2, e); bei schwächeren Holzern, über welche die Balken gelammt werden und die teils zum genauen und wagerechten Verlegen der Balken, teils zur gleichmäßigen Übertragung des Drucks derselben auf die Mauern dienen, sodas ein ungleiches Setzen der einzelnen Balken verhindert wird.

Die Balkenlagen bilden zugleich die Träger der Zwischenbeden, d. h. der zwischen der Decke und der Fußboden befindlichen dichten Zwischenlagen (s. schub), welche zur Isolierung der Wärme und Schalls der übereinanderliegenden Räume dienen. Sie werden aber auch gleichzeitig zur Brüstung der Mauern benutzt, sich besonders bei den Fensterhöhen. Mauerpfähle eignen sich für Balkenlagen. Bei hölzernen Balken werden, wo es Holz gel, größere Spanne oder Festigkeit und Sicherheit erfordert, Balkenlagen (wie in Fig. 1) angewendet. In der Ortlage werden sie man zwischen den Stützwerken der Dach, Dachstuhl, Balkenlagen u. s. f.

Die obenstehende Fig. 1 zeigt eine Stodsbalkenlage. In derselben sind: a ganz kleine Balken, welche durch die ganze Gebäudebreite hindurchgehen; b Streichbalken, welche zu beiden Seiten des durchgehenden Querschnitts gelegt sind; c Stichbalken, welche eines entgegengekehrten Hindernisses, z. B. eines Schornsteins, einer Kuppelöffnung, eines Oberlichts u. wegen abgefallen und hier durch einen Querbalken d, welche genannt, unterstützt werden müssen. Solche d, an einer darauf stehenden Wand oder Fußmauer, Schwelle oder einer darunter befindlichen Mauerlatten (s. auch Fig. 2, e).

Balken oder Balz, Landschaft im Südwesten, zu Afghanistan gehörig, im nördlichen Teile desselben, sich südlich vom Amu-Darya behnend. Im Bereich des alten Balkans liegt

land auf den Vorstufen, welche im südl. Gebiete des oberen Amu die hohen Ketten des Hindu-Kusch mit den Tieflüssen Balkasch vermitteln, eine Lage, welche für den Verkehr zwischen Indien und Asien von hoher Bedeutung ist und in erstem Grade es sein mußte, als die ind. und pers. Waren noch nicht den Seeweg um Afrika verfolgten. Der Charakter der Wäse herrscht vor; der künstliche Bewässerungsplan erschaffen fruchtbaren Boden. Wo im Sommer Traube und Aprikose reifen und der Maulbeerbaum die Seidenkultur unterstützt, da erscheint oft ein strenger Winter mit hohem Schneefall. Die Bewohner übelbüchsiges Stammes folgen dem veränderlichen Wille ihrer Landesnatur; sie sind friedliche Nomaden oder räuberische Krieger, Karawanenwanderer oder Ackerbauer und Handwerker in Dörfern und Städten.

Die Stadt Balkh liegt in einer von Kanälen und Gräben vielfach durchschnittenen Ebene, welche das dadurch zerstückelte Wasser des vom Auh-Baba kommenden Balkh-Ab oder Dehds oder Driax umfließt und die Einmündung in den Amu verwehrt. Die Stadt hat noch den stolzen Titel Ommei-Dubban, d. h. die Mutter der Städte, beibehalten; sie hat aus der Nordseite eine nicht eben feste Citadelle, in welcher ein weißer Marmorblock als der Thron des Egrus geehrt wird, und besitzt drei vornehme Schulen; sie liegt neben dem weiten Umrain eines mühen Trümmerfeldes von 6—7 Stunden Umfang, welches das einst glänzende Balkh des Zariaspa, den Geburtsort Zoroasters und des Egrus, bezeichnet. Die Stadt wurde 1220 von den Mongolen völlig zerstört. Gegenwärtig bewohnen die Stadt B. kaum 15000 Menschen, zum Teil Eingeborene von Kabul, deren Hauptindustrie in Webereien, besonders in Seide, besteht; die Ruinenstätte, in welcher noch Karawanenstation, ein großer Bazar und eine Moschee stehen, bewohnen noch 2000 Afghanen. Im Frühjahr ziehen die letzten nach dem östlichen und höher gelegenen Mesar, Hauptstadt des afghan. Turkestan, mit 25000 G.

Balkon, f. unter Alton.

Balle (ein erst seit dem 17. Jahrh. in Deutschland gebräuchliches, aus dem frz. bal, ital. ballo, vom mittellat. ballare, tanzen, gebildetes Wort) nennt man gegenwärtig die Vermählung einer zahlreichen Gesellschaft beiderlei Geschlechts zum Zwecke des Tanzes. Die Bälle unterscheiden sich von andern Tanzveranstaltungen durch einen gewissen Glanz, strengere Etikette und bestimmte Ordnung. Ihr Ursprung ist in den Festlichkeiten der Höfe von Frankreich und Burgund zu suchen. Der erste B., den die Geschichte erwähnt, wurde 1385 zu Paris bei Gelegenheit der Vermählung Karls VI. mit Isabella von Bayern veranstaltet. Doch bleibt es zweifelhaft, ob sich damals schon die Fürsten und der eingeladenen hohe Adel persönlich am Tanze beteiligten. Im 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. scheinen solenne Tanzfeste an den Höfen und auf den Schlössern des Adels nur einzeln und gelegentlich vorgekommen zu sein. Auch Katharina von Medici, welche auch die Asienbälle nach Frankreich verpflanzte, mehr noch unter dem galanten Heinrich IV. gelangten die Festlichkeiten dieser Art in Aufnahme. Ihre gegenwärtige Form erhielten die Bälle unter Ludwig XIV., seit dessen Zeit sie auch in allen deutschen Residenzen nach franz. Muster eingeführt wurden. Die Hofbälle gehörten seitdem zu einem wesentlichen

Bestandteil der meisten Hofgesellschaften. Es bildete sich für sie, zunächst in Frankreich, ein bestimmtes Ceremoniell aus, welches, trotz seiner Feinheit und Stetigkeit, mit geringer Abänderung auch anderwärts Aufnahme fand und erst in neuerer Zeit vereinfacht worden ist. In Paris ward 1715 der Bal de l'Opéra begründet und dadurch auch den Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaften Gelegenheit gegeben, gegen ein Eintrittsgeld sich an solchen, ausschließlich dem Tanze gewidmeten Festlichkeiten zu beteiligen. Erst dieser Zeit sind die Bälle allmählich zu gesellschaftlichen Vergnügungen für alle Stände geworden. Wie in allen Sachen des Luxus und der Mode, ist Paris für das Arrangement der Bälle und der Balloisletten noch immer tonangebend. Auch die franz. Balshampêtres, die im Freien, bei Tage oder auch bei Nacht abgehaltenen Sommerbälle, haben in Deutschland und anderwärts Nachahmung gefunden.

Ball (Spiel mit dem B.), f. Ballspiel.

Ballaarat, Stadt in Australien, f. Ballarat.

Ballade (frz., ital. ballata, von ballare, tanzen; B. also eigentlich soviel wie Tanzlied) bezeichnet bei den lateinischen Völkern seit etwa dem 12. Jahrh. ein längeres lyrisches Gedicht, welches aus drei oder vier, meist 8, 10, oder 12zeiligen Strophen nebst Refrain bestand, in der Regel Liebesklagen zum Inhalt hatte und ursprünglich zur Begleitung des Tanzes gesungen wurde. In Italien haben unter andern auch Petrarca und Dante derartige B. gedichtet. Auch in Frankreich waren unter dem Namen B. ähnliche kleine lyrische Dichtungen, die in der Regel aus drei Strophen mit Refrain bestanden, bis zur Zeit Ludwigs XIV. sehr beliebt. Von Frankreich aus kam das Wort nach England und Schottland, erhielt aber hier eine ganz andere Bedeutung, indem dasselbe als Bezeichnung für die lyrisch-epischen Volkslieder verwendet wurde, die von Percy in den »Reliques of ancient English poetry« (1765) gesammelt wurden und außer auf die engl. auch auf die Entwicklung der deutschen Literatur einen tiefgehenden Einfluss ausübten. Infolge dessen wird das Wort B. in Deutschland in demselben Sinne von Dichtungen gebraucht, die in dem Tone der alten engl. und schott. Volkslieder gehalten sind. In der B. überwiegt im Gegensatz zu der mehr epischen Romanze (s. d.) das lyrische Element. Die B. ist ursprünglich ausschließlich für den Gesang bestimmt; die Handlung trägt einen düster-schauerlichen Charakter und schreitet oft sprunghaft vor, sobald die Ergänzung der schwebenden Mittelglieder der Phantasie des Hörers überlassen bleibt. In Deutschland sind vor allen Bürger, Goethe, Uhland und Heine als Balladenichter zu nennen.

Ballagi (Ror.), ursprünglich Bloch, ungar. Sprachforscher und theolog. Schriftsteller, geb. 18. März 1815 zu Inöcs im zempliner Komitate von jüd. Eltern, besuchte das reform. Kollegium zu Vápa und die pester Universität. Nachdem er sich noch 1839 in Paris mit orient. Studien beschäftigt, veröffentlichte er im Interesse seiner Glaubensgenossen das Schriftchen »A zsidókról« (»Über die Juden«, Pest 1840). In der seitdem von ihm verfolgten Absicht, die letztern zu magyarisieren, begann B. eine ungar. Bibelübersetzung mit kritischen und exegetischen Anmerkungen, von welcher aber nur die Bücher Josias und Josua erschienen sind (Pest 1840—43). B. wurde 1840 Mitglied der Ungarischen Akademie, ging dann 1843 nach Deutschland,

trat hier zum Protestantismus über und studierte ein Jahr lang in Tübingen Theologie. Im J. 1844 als Professor an das evang. Lyceum zu Szarvas berufen, wirkte er daselbst bis zur Revolution, während welcher er erst als Generalstabssekretär unter Görgei, dann als Sekretär im Kriegsministerium diente. Im J. 1851 kehrte er in seine frühere Stellung nach Szarvas zurück, wandte sich aber einige Zeit darauf nach Kecskemet und von hier nach Pest, wo er an der reform. evang.-theol. Anstalt wirkte. Er wurde 1858 ordentliches Mitglied der Akademie und trat 1878 vom Lehramte zurück. Als Aufgründer sich in erster Linie auf seine Arbeiten über die magyar. Sprache. Dierher gehören: »Ausführliche theoretisch-praktische Grammatik der ungar. Sprache« (Pest 1843; 8. Aufl. 1881), »Vollständiges Wörterbuch der ungar. und deutschen Sprache« (2 Bde., Pest 1843; 5. Aufl. 1881), »Magy. nyelv teljes szótára« (»Vollständiges Wörterbuch der magyar. Sprache«, 2 Bde., Pest 1873), welche lehren die besten lexicographischen Darstellungen des magyar. Sprachschatzes sind; die Sammlung der magyar. Sprichwörter (2 Bde., Pest 1850; 2. Aufl. 1855) und die hebr. Sprachlehre in ungar. Sprache (Pest 1856; 2. Aufl. 1872). Als Theologe gründete B. 1858 das »Protestant egyházi iskola lap« (»Prot. Kirchen- und Schulzeitung«), das Organ der freien prot. Kirchenrichtung. Ferner veranfaßte er die Schriften: »Die Protestantensfrage in Ungarn und die Politik Österreichs« (Hamb. 1860), »Tájékoztató« (»Orientierung auf dem Felde der Theologie«, Pest 1862; 2. Aufl. 1863), »Könyvtári« (1864), »Der Kampf des Protestantismus gegen den Ultramontanismus« (1864), »Biblische Studien« (2 Hefte, 1865, 1868) und andere ungar. Schriften. — Seine Söhne Gyula (geb. 1851, Professor an der Rechtsakademie in Szarvaspat) und Aladár (geb. 1853, Professor der neuern Geschichte an der Universität Pest) haben sich auch bereits durch histor. und litterarhistor. Arbeiten hervorgethan.

Ballanche (Pierre Simon), franz. histor.-philos. Schriftsteller und Dichter, geb. 4. Aug. 1776 zu Lyon, wurde frühzeitig infolge von Araklichkeit zu einem kontemplativen Leben geführt. Sein Vater war Besitzer einer Buchdruckerei und Buchhandlung, und er selbst stand diesem Geschäft lange Zeit vor. Von seinen ersten schriftstellerischen Berufen ist die gegen die Berapartei gerichtete Schrift »Du sentiment considéré dans ses rapports avec la littérature et les arts« (Lyon 1801) hervorzuheben. Aber erst mit der »Antigone« (1814), einer symbolisch-epischen, in einer trefflichen Prosa geschriebenen Dichtung lenkte B. die Aufmerksamkeit auf sich. Das Gedicht kann gewissermaßen als Einleitung zu B.'s histor.-philos. Werken gelten, da es bereits seine Lehre von der Sühne (un Reine) enthält, welche die Basis seiner ganzen Philosophie bildet. Die Rückkehr der Bourbonen, deren Anhänger B. stets geblieben war, veranlaßte ihn, seinen festen Wohnsitz in Paris zu nehmen. Er veröffentlichte darauf seinen »Essai sur les institutions sociales« (Par. 1818), in welchem er die sich bekämpfenden Ansichten der Ultras und der Liberalen zu versöhnen suchte. Sein Hauptwerk war eine unvollendet gebliebene Philosophie der Geschichte: »Essai de palinogénésie sociale«, welches neben manchen mystischen Partien viel tiefinnige Speculationen enthält. B. starb 12. Juni 1847. Er stand mit keinem seiner Landesleute in philos. Zusammen-

hange und blieb lange unbeachtet. Erst bei der Gesamtausgabe seiner Werke (4 Bde., Par. 1880) begann er einigen Einfluß zu gewinnen. Seit 18 war er Mitglied der Akademie.

Ballantyne (James R.), ausgezeichnetes Orientalist, geb. 13. Dez. 1813 zu Kello in der Grafschaft Norburgh, widmete sich am Kollo der Hindischen Gesellschaft zu Ballenberg mehr Jahre der Erlernung orient. Sprachen und war nach seiner Rückkehr nach Edinburgh als Lehrer derselben an der Naval and Military Academy gestellt. Später ging er nach Indien, wo er 1841 die Stellung eines Directors (Principal) College zu Benares und seit 1856 zugleich die Professur der Moralphilosophie bekleidete; 1861 in Europa zurückgekehrt, wurde er Bibliothekar der East-India Office, starb aber schon 16. Febr. 1864. Seine ersten Schriften waren meist Hülfsbücher für den Unterricht im Sanskrit und den neuen Sprachen. Dazwischen gehören: »Catechism of Sanskrit grammar« (Lond. 1843; 2. Aufl. 1868), »Elements of Hindi Braj-Bakha grammar« (Lond. 1858; Aufl. 1862), »Grammar of Hindostanee language« (Lond. 1838 u. 1842), »Grammar of the Marathi language« (Edinb. 1839) u. f. w. Im Jahre 1846 gab die Sanskritgrammatik »Laghu-Kaustubha« Übersetzung und Kommentar (3 Bde., Kopen. 1849—52; 2. Aufl., Benares 1867), das die Vedas »Mahābhāṣya« oder des Kommentars des Vatsyānaka über die Grammatik des Pāṇini und den Anfang einer Übersetzung des »Sāhityadarpan« heraus. Von besonderem Werte sind jedoch seine Übersetzungen der Grundwerke der Vedānta-Philosophie und der übrigen ind. Philosophenschulen. Eine Vermittelung der ind. mit europ. Wissenschaft suchte er unter andern »Synopsis of science, in Sanskrit and English« (Benares 1856) und »Christianity contrasted with Hindu philosophy« (Benares 1859).

Ballarat, Ballaarat, Stadt, Vizekönigreich Victoria, eine der wichtigsten Zingings- oder Goldlager dem Goldbistrit der engl. Kolonie Victoria in Australien, liegt im County Grenville, 100 km WNW. von Melbourne, 82 km im NW. von Melbourne, mit beiden durch eine Eisenbahn verbunden. Außerdem führt auch eine Eisenbahn von Ballarat nach Horsham (110 km), eine andere nach Maryborough (65 km). B. zerfällt in zwei verschiedene Städte mit getrennter Municipalverwaltung, in B. East mit (1881) 16044 E. u. B. West mit 22425 E. Im Okt. 1851 wurde hier reiche Goldlager entdeckt und B. ist seit dieser Zeit zu einer der schönsten Städte aufgeführt. Die erste Besiedelung begann am Anfang an durch Finden von Gold aus, so daß es für das feinste von Gold bis jetzt auf der Erde gefundenen gilt. Ebenfalls als Fundort der größten Goldklumpen (von 175 kg Schwere) berühmt. Bald nach seiner Entdeckung hatten sich nicht weniger als 7000 Goldsucher eingefunden, welche vorläufig eine Zeitlang emporstiegen. Anfangs fand man das Gold an der Oberfläche, später in einer Tiefe von 1—30 m; jetzt wird die Verarbeitung rein bergmännisch mit Maschinen betrieben durch Aktiengesellschaften mit bedeutendem Betriebstapital. Ende 1880 waren im Ort im ganzen 2218 Goldgräber beschäftigt mit 2000 Chinesen; der bearbeitete Grund und Boden bedeckt einen Flächenraum von 416 qkm. ☉

1853 habet sich in B. eine von der Regierung subventionirte Bergakademie zur theoretischen und praktischen Ausbildung, mit einer bedeutenden Bibliothek und einem Museum. Mehrere Vollenen, Gerberien, Seisensiedereien und andere Fabriken tragen von der steigenden Gewerthätigkeit der Einwohner. Außer dem Goldblager besitzt B. einen großen Schatz in dem besten Ackerboden im ganzen Lothien, auch eignet sich der Distrikt besonders zur Schafzucht und produziert die beste Wolle in Australien.

Ballast nennt man diejenigen wertlosen oder wenigstens fast wertlosen, aber schweren Massen, z. B. Sand, Strich, schwere Hölzer, die man in den meisten Fällen von der Seeschiffe bringt, um den geringen Lärm und ein stabiles Gleichgewicht des Schiffes beim Einnehmen in aufrechter Stellung zu ermöglichen. Man bedient sich gern solcher Gegenstände als B., die am Anlaufsorte noch einigen Nutzen haben. Auch hat die Venernung auf der Seefahrt u. dgl. übergetragen, welche Lusthaftigkeit mit in die Höhe nehmen, um das Steigen und Sinken zu regulieren; je höher man steigen will, desto mehr Ballast wird ausgeworfen. Endlich bezeichnet man jede unnütze Belastung als B. oder auch als Ballast.

Ballen vom mittellat. ballivus) nannten die Lateiner, die Deutschen Ritter und die Johanniter in einzelnen Provinzen ihrer Territorialverwaltungen oder auch die Unterabteilungen der Komtureien, und es scheint dieser Name früher mit Komturei der Komturei ganz gleichbedeutend gebraucht zu sein. Die meisten B., namentlich in Frankreich, hatten die Tempel; die Johanniter der Johanniter waren zunächst in Brionnais und sind in B. geteilt. Die Deutschen Komtureien in Deutschland in der späteren Zeit waren zur Auflösung des Deutschen Reichs 11 B., welche in verschiedene Komtureien zerfielen; z. B. 1) die elsaßische, 2) die ober- und niederrheinische, 3) die tirolische, 4) die zu Koblenz, 5) die zu Bielefeld, 6) die zu Bielefeld, 7) die westfälische, 8) die holländische, 9) die hessische, 10) die thüringische und 11) die sächsische. Früher gehörte zu B. auch die Komturei zu Bielefeld, welche aber nach dem Ausbruch des Aufstandes von 1820 von Ferdinand VII. zurückgerufen, wußte er den König zur Annahme der Konstitution von 1812 zu bestimmen. Ferdinand VII. ernannte ihn zum Vizepräsidenten der provisorischen Regierung. B. ließ alsbald die Staatsgefängnisse und Kerker der Inquisition öffnen und gab der Stadtbehörde zu Madrid wieder die 1812 von den Cortes geschaffene Einrichtung. Als im Juli 1822 die Feinde der Konstitution mit Hilfe der Garde die Verfassung umstürzen suchten, unterstützte er die Auführer an der Spitze der Milizen. Im Kriege von 1823 gegen die Franzosen befehligte er die zur Verteidigung von Navarra und Aragonien bestimmte Heeresabteilung, wußte sich aber unter unglücklichen Umständen in den Süden zurückziehen und an der Grenze Granadas 14. Aug. eine Übereinkunft mit dem franz. Heerführer eingehen. Nachdem der König durch Verfügung vom 1. Okt. alle Befehle der konstitutionellen Regierung für ungültig erklärt hatte, sprach B. in einem Schreiben an den Herzog von Angoulême seine Verwahrung gegen diesen Befehl und die dadurch hergestellte unumschränkte Gewalt aus. Da er von der Amnestie ausgeschlossen war, flüchtete er 1824 nach Paris, wo er 29. Juni 1832 starb. — Luis Lopez B., sein Bruder, geb.

1793, war ein berühmter Schriftsteller, der sich besonders durch seine Reisebeschreibungen auszeichnete. Er war Mitglied der Académie des sciences und der Académie des lettres. Er starb 1832 in Paris.

gelegenen, durch eine Zweigbahn nach Frose mit der Staatsbahn Halle-Leipzig verbunden, ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Kreisdirektion und zählt (1880) 4811 E., welche sich hauptsächlich mit Land-, Garten- und sehr ergiebigem Obstbau, mit Bierbrauerei u. s. w. beschäftigen. B. war seit 1765 Residenz der Herzoge von Anhalt-Bernburg und ist seit 1863 Witwenhof der Herzogin Friederike. Das Schloss war ursprünglich ein Benediktinerkloster, dessen Abt 1525 seine Rechte an den Fürsten Volkmar abtrat, welcher dasselbe zur kaiserl. Residenz einrichtete. Es liegt auf einem Felsenberge, hat einen sehr schönen Park und enthält die herzogliche Bibliothek, verschiedene Sammlungen und mehrere gute Bildhauerwerkstätten. In der Schlosskirche sind die Gebeine Albrechts des Bären neuerdings aufgefunden. Umweit des Schlosses liegt das Erziehungsinstitut des Prof. Dr. Brindmeier, welches reale und gymnastische Bildung erzielt und die Berechtigung zum einjährigen Freiwilligendienst gewährt. In der Nähe des Ortes sind der Ziegenberg, das Jagdhaus auf dem Köhrlkopf und die Gesteine bemerkeenswert.

Ballerina (ital.), Tänzerin; **Ballerino**, **Ballesteros** (Don Francisco), (span. General und Staatsmann, geb. 1770 zu Saragossa, trat früh in Kriegsdienste und schon 1793 gegen die Franzosen. Auf eine ungerechte Anklage verlor er 1804 seine Hauptmannsstelle, ward jedoch bald nachher bei einem Pöbelschlag in Asturien angestellt. Von der Junta dieser Provinz ermächtigt, beim Einbruch der Franzosen 1808 ein Regiment zu bilden, vereinigte er sich mit Castaños und kämpfte unter der Regenschaft von Cadix mehrere Jahre ruhmvoll im Süden des Reichs. Nach Ernennung des Herzogs von Wellington zum Oberbefehlshaber weigerte er sich, unter einem Fremden zu dienen, wurde verhaftet und nach Ceuta verbannt. Bald aber erhielt er wieder den Befehl über ein Armeekorps. Nach Ferdinands VII. Rückkehr ward er 1815 Kriegsminister, verlor jedoch schon 23. Okt. durch die Intrigen der Hofdamen diese Stellung wieder und lebte mehrere Jahre zu Valladolid außer Thätigkeit. Beim Ausbruch des Aufstandes von 1820 von Ferdinand VII. zurückgerufen, wußte er den König zur Annahme der Konstitution von 1812 zu bestimmen. Ferdinand VII. ernannte ihn zum Vizepräsidenten der provisorischen Regierung. B. ließ alsbald die Staatsgefängnisse und Kerker der Inquisition öffnen und gab der Stadtbehörde zu Madrid wieder die 1812 von den Cortes geschaffene Einrichtung. Als im Juli 1822 die Feinde der Konstitution mit Hilfe der Garde die Verfassung umstürzen suchten, unterstützte er die Auführer an der Spitze der Milizen. Im Kriege von 1823 gegen die Franzosen befehligte er die zur Verteidigung von Navarra und Aragonien bestimmte Heeresabteilung, wußte sich aber unter unglücklichen Umständen in den Süden zurückziehen und an der Grenze Granadas 14. Aug. eine Übereinkunft mit dem franz. Heerführer eingehen. Nachdem der König durch Verfügung vom 1. Okt. alle Befehle der konstitutionellen Regierung für ungültig erklärt hatte, sprach B. in einem Schreiben an den Herzog von Angoulême seine Verwahrung gegen diesen Befehl und die dadurch hergestellte unumschränkte Gewalt aus. Da er von der Amnestie ausgeschlossen war, flüchtete er 1824 nach Paris, wo er 29. Juni 1832 starb. — Luis Lopez B., sein Bruder, geb.

1778 in Galicien, seit 1808 Kriegskommissar, war Generaldirektor der Staatseinkünfte, als ihm 1825 durch Ugarte's Einfluß das Finanzministerium in einer Periode der tiefsten finanziellen Zerrüttung übertragen wurde. Vielen Schwierigkeiten zum Trotz verwaltete er dieses Amt bis 1833, wo er, der absolutistischen Partei zuneigend, unter den veränderten Verhältnissen seinen Abschied nahm. Im Besitze eines großen Vermögens, lebte er fortan von öffentlichen Angelegenheiten zurückgezogen bis an seinen Tod 12. Okt. 1853.

Ballestre di Castellengo (Eufemia, Gräfin von), beliebte deutsche Romanschriftstellerin, geb. 18. Aug. 1854 zu Kattibor in Oberösterreich, seit 1872 Mitarbeiterin verschiedener belletristischer Zeitschriften, sammelte ihre in denselben veröffentlichten und von Kritik und Publikum günstig aufgenommenen Arbeiten unter den Titeln: »Blätter im Winde. Novellen« (Wien 1876), »Gesammelte Novellen« (Wien 1876) und »Verschlungene Fäden« (Wien 1877). Diesen folgten die Romane »Lady Melusine« (1878), »Das Erbe der zweiten Frau« (1878) und »Heideröflein« (1880). Ihre Gedichtsammlung »Tropfen im Ocean« (1878) verrät nicht gewöhnliches lyrisches Talent. Auch schrieb sie das Drama »Ein Meteor« (1880) und gab eine Reihe von Anthologien deutscher und engl. Dichter heraus.

Ballet, von gleicher Abstammung mit dem Worte Ball (s. d.), ist eine durch kunstvollen Tanz und Pantomime unter Musikbegleitung dargestellte Handlung. Die pantomimischen Overtänze des Alterthums, aus welchen die attische Tragödie hervorgegangen sein soll, sowie die theatralischen Tänze, die dem antiken Chorus eigen blieben, sind nicht als die unmittelbaren Ausgangspunkte des modernen B. zu betrachten. Das B. unserer Zeit ist vielmehr im Dienste und zum Vergnügen der Höfe entstanden und erhielt in Italien seine erste Ausbildung. Zu Anfang des 16. Jahrh. kultivierte man es besonders am turiner Hofe, wo die Prinzen und Prinzessinnen selbst durch Gesang, Deklamation und Tanz mitwirkten. Balletgerini, Musikdirektor der Katharina von Medici, führte das B. zuerst in Frankreich ein, wo es bald so beliebt wurde, daß Ludwig XII. auf einem dieser B. mittanzte, welches Beispiel Ludwig XIV. in seiner Jugend nachahmte. Noch 1699 betrat dieser im B. »Flora« die Bühne. Das B. erschien bis dahin stets in Verbindung mit Elementen der Oper, ja der Komödie; so in den von Vully komponierten Werken Quinaults und in Mollièreschen Lustspielen. Das B. hatte noch wenig dramatischen Ausbruch und bedurfte noch der Erklärung durch Gesang und Recitation. Erst von 1697 an wurde Antoine Houdart de la Motte Reformator des B., indem er die dramatische Handlung und leidenschaftliche Zustände durch das B. selbst ausdrücken ließ. Um dieselbe Zeit traten zuerst Frauen als Tänzerinnen im B. auf, ungefähr gleichzeitig wie in Oper und Schauspiel, während bis dahin nur Männer in denselben getanzt hatten. Doch findet man Ballettänzerinnen von Bedeutung nicht vor 1790. Noverre (s. d.) war es, der um die Mitte des 18. Jahrh. das B. von der Oper ablöste und zu dramatischer Selbstständigkeit erhob, auch eine Theorie desselben begründete. Das mytholog. B., der überrest der verfallenen Herrlichkeit, fand zur Zeit des Konfultats seinen Untergang, indem es von den neuerfindenen komischen B. »Dausomanie«, »La fille mal gardée« und den »Arlequinades«

verdrängt wurde. Vincenzo Galeotti in Aogen ging in der von Noverre eingeschlagenen Richtung weiter, indem er das B. im antiken Sinne auf rein dramatisch-plastische Prinzipien zurückführte diesem den Tanz unterordnete, statt ihm das Gewicht zu gestatten; dasselbe erhielt hiedurch den Charakter großer rhythmisch-plastischer Formen. Diese glänzenden und genialen Versuche sind am längsten auf dem mailänder Theater geübt worden, wo das B. die lebensvollsten großartigsten Tableau's, im pantomimischen Ausdruck aber die größten Wagnisse unternommen, die sogar weit über die Grenzen der Pantomime hinausliegen; unter mehreren Tragödien, die man dort sogar den »Hamlet« als B. aufgeführt. Im allgemeinen ist jedoch das B. seiner Bedeutung und echt künstlerischen Bedeutung unter worden und erschöpft sich in Schaukellerei körperlicher Fertigkeiten und Reize. Da es sich darauf angewiesen ist, bloß die Sinne beschäftigen und zu fesseln, so macht sich auch der größte Aufwand von Dekorationen und Repräsentation in mannigfaltiger Abwechslung nötig. Vgl. Menckner, »Des ballets anciens et modernes« (Paris 1862); Caffuor, »Tratado de danço antiguo y moderno« (3 Bde., Madrid 1808); »Der Tanz und seine Geschichte« (Berlin 1808).

Balkhammer (frz. chasne en bois, i. chausseur set-hammer), schräger System hammerähnliches Werkzeug, das, auf das Holzstück gestellt, unter dem Schlag des Schlägers mehr ein spitzwinkliges Ansehen erhält.

Balkhorn oder Balhorn (Job.), Buch zu Lübeck, welcher 1531—99 daselbst lebte und den Ausbruch balkhornisieren oder balkhornen, d. i. soviel als geschmacklos ändern in einem Schriftwerke machen, so solche verschlechtern statt verbessern, verurteilt wird. Nach der gewöhnlichen Annahme brach schon damals Jideln, auf deren letzter Seite eines an den Füßen geschnittenen Halses auch B. soll eine solche gedruckt, dabei die Weggelassen, dafür aber dem Hahn zwei (oder andern einen ganzen Storch) vier vier und auf Grund dieser Veränderung auf der die Worte »verbessert durch Job. B.« gesetzt. Dies ist jedoch insofern unannehmlich, als Bild des Halses auf der letzten Seite der erst im 18. Jahrh. aufkam. Nach neueren Forschungen bezieht sich jener Ausdruck vielmehr eine vorzugweise vom Senator von Emden biete Ausgabe des Lübecker Stadtrechts, 1586 von B. gedruckt wurde, aber allort eine verfehlte Arbeit Tadel erfährt. Vgl. »Historische Schriften« (Bd. 3, Lübeck 1806).

Ballina, Hafenstadt in Irland, Provinz naught, Grafschaft Mayo, am Mon, 11 km halb seiner Mündung in die Killalady, zählt 5843 E., welche nicht unbedeutenden Handel mit Ackerbauprodukten und Lachs treiben. Die Hafen ist für Schiffe von 200 t profitabel. Bränden führen zur Vorstadt Ardarae, wo rechts am Fluße, in der Grafschaft Sligo, in B. ist der einzige Ort Großbritanniens und Irlands während der Revolutionen den Vorübergehenden in die Hände fiel (August 1798).

Ballinasloe, Stadt in Irland, Provinz naught, am Sud, der sich hier in mehrere Theile und schließlich in den Shannon fließt,

Glenahol Dublin-Athlone-Galway, 57 km von **Wexford** entfernt. Die Stadt wird durch den **Sud** in zwei Teile geteilt, von denen der größere auf dem rechten Ufer zur Grafschaft **Galway**, der kleinere auf dem linken Ufer zur Grafschaft **Koncomou** gehört; sie zählt (1871) 5052 E., treibt Färberei und Tannbau, bearbeitet Steinbrüche, und hält im **Kilbeg-Kloster** den größten Viehmarkt Irlands (über 6000 Schafe und 13000 Rinder).

Balling (Karl Joseph Napoleon), Chemiker, geb. 21. April 1805 zu **Gabrielshütte** im böhm. Kreis **Saaz**, wo sein Vater damals Hüttenkontrollleur an dem **Hüttenwerk** des Grafen **Rottenhan** war. Der junge B. erhielt seit 1813 seinen Unterricht in **Prag** und bezog zu seiner weiteren Ausbildung 1820 die **polytechn. Lehranstalt** zu **Prag**. Nach seiner Rückkehr in das elterliche Haus (Sept. 1823) wurde B. gleich praktisch im Bergbau und in **Eisenhütten** beschäftigt, erhielt aber schon im Nov. 1824, erst noch als Praktikant, seit April 1826 definitiv eine Anstellung als Adjunkt für das Fach der Chemie an der **höchsch. techn. Lehranstalt** zu **Prag** und nach **Seimanns** Tode im Juli 1835 den Lehrstuhl für Chemie. B. starb 17. März 1868 zu **Prag**. Schon im 1834 hatte er sich vorzugsweise **Verfahrenen** über **Wärmeschemie** zugewandt, deren Ergebnisse er später in seinem Hauptwerke: „Die Gärungschemie wissenschaftlich begründet und in ihrer Anwendung auf Weinbereitung, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei und Feuerzeugung praktisch dargestellt“ (4 Bde., **Prag** 1845—47; 3. Aufl. 1865) zusammenfaßte. Die landwirtschaftlich-technischen Gewerbe zählten durch die Resultate dieser Forschungen eine **bedeutende Förderung**. Namentlich gehörte B. auch als **Verfeinerer** des **Saccharometers** bei der **Brauerei** und **Branntweinbrennerei** eingeführt zu haben. Unter verschiedenen Anleitungen zur Anwendung des **Saccharometers** sind von seinen übrigen **Schriften** noch hervorzuheben: „Über einige der wichtigsten Eigenschaften des **Eisenhüttenwesens**“ (Wp. 1829) und „Die **Feuerzeugung** in **Wäldern**“ (**Prag** 1849).

Ballingier, im Mittelalter eine Art Kriegsfahrzeug der **Engländer** und **Franzosen**.

Ballismus (grch.), Hüpfen, Tanzen; in der **Physik** der **Wissenschaft**.

Balliste (vom lat. ballista, dieses vom griech. βολή, d. h. werfen) bezeichnete im Altertum **Wurfgeschütze**, welche zum Werfen von **Steinen** oder **steinernen Kugeln** im **stark gekrümmten Bogen** bestimmt waren. Sie gleichen im Gebrauch unsern heutigen **katapulten**, während eine andere Gattung der **Wurfgeschütze**, die **Katapulten** (s. d.), zum **Schießen** der **Steile** in mehr horizontaler Richtung dienen; also unsern heutigen **Kanonen** entsprechen. Bei **Griechen** dienten im Sinne der B. die **Polin** (s. d.) (s. d.) (s. d.), gebildet aus **starken Holzgeräten**, bei denen zur **Führung** des zu **schleudernden Geschosses**, ähnlich wie bei der **Armbrust**, eine **Kinne** verwendet war, welche oft unter einem **Winkel** bis 45° stand. Als **bewegende Kraft** für das **Geschöf** dienten zwei voneinander unabhängige **Arme**, die **hintere** angebracht, aus **starken**, **zusammengefügten Sehnen** gebildeten **Cylindern** bestanden, und an ihre Enden durch eine **starke Sehne** verbunden waren. Spannte man letztere, unmittelbar auf das **Geschöf** wirkende **Sehne** an, zog man also die **Arme** ab, so drehten diese natürlich die **sechseckigen Cylindern** zusammen, so daß, wenn man zum **Abschießen** des **Geschosses** die **Verbindungssehne**

losliß, deren natürliche **Schnellkraft** sich mit der **Gewalt** der beim **Vorschießen** der **Arme** sich **zurückdrehenden** **sechseckigen Cylindern** vereinigte.

Eine den **Römern** eigentümliche Konstruktion von B. war der **Onager**, der ebenfalls zum **Werfen** von **Steinen** und **Steinfügeln**, öfters auch von **verwunden tierischen Körpern** benutzt wurde, welche die **Kraft** in den **belagerten Städten** verpesten und somit **Krankheiten** erzeugen sollten. Der **Onager** (s. beistehende Abbildung) hatte nur einen **Arm**, der



mit dem einen Ende zwischen **starken**, **zusammengefügten**, **horizontal** im **Gerüst** liegenden **Sehnen** steckte, während das andere freie Ende in **Form** eines **kolossalen Löffels**, zur **Aufnahme** des **Geschosses**, gestaltet war. Zum **Waden** des **Geschosses** zog man das freie Ende des in einer **vertikalen Ebene** sich **bewegenden Arms** mittels eines **Winckels** wieder, hielt den **Arm** mit einem **Haken** fest und **belastete** den **Löffel**. Der **horizontale Sehnenstrang** war durch das **Niederziehen** des **Arms** gespannt, also zur **Kraftentwidelung** bereit. Wollte man **schleudern**, so **schlug** man den **Haken** heraus; der **Arm** wurde nun von der sich **aufdrehenden Sehne** in die **Höhe** gerissen und **schleuderte** dabei den **Inhalt** des **Löffels** im **hohen Bogen** fort.

Die B. wurden den **Römern** durch die **Griechen** bekannt. Erstere bedienten sich derselben bereits in den **Punischen Kriegen**, und diese **Maschinen** bildeten wahrscheinlich bis in das 3. Jahrh. n. Chr. die einzigen **Wurfgeschütze** der **Römer**. Von da ab ward der **Onager** als **Wurfgeschütz** und neben ihm ein **Bogengeschütz** mit einem **eisernen Bogen**, welches nun den **Namen B.** erhielt, als **horizontalgeschütz** im Sinne der **Katapulten** verwendet. Anfangs gebrauchten die **Römer** die B. nur beim **Angriff** und zur **Verteidigung** **sehrer Plätze** sowie auf **Schiffen**; im **Feldzuge** nur bei der **Verteidigung** **sehrer Positionen**. Erst in der **späteren Kaiserzeit** kommen **vierräderige B.**, auch **Carroballista** genannt, als **horizontalgeschütze** im **Feldzuge** vor. Die **schwersten B.** warfen **Körper** von 2—6 Ctr. **Gewicht** auf **Entfernungen** von circa 1000 **Schritt**. Im **Mittelalter** wurden ähnliche Konstruktionen wie die **alten Schleudergeschütze** unter den **Namen Mangen**, **Steinbliden**, **Ankerwer** verwendet.

Vgl. Dufour, „Mémoire sur l'artillerie des anciens et sur celle du moyen âge“ (**Paris** und **Genf** 1840); **Rüstow** und **Rösch**, „Geschichte des griech. Kriegswesens“ (**Moskau** 1852); **Jahné**, „Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens“ (**Berlin** 1880).

Ballistik ist die auf die **Mathematik** und **Physik** als **Hilfswissenschaften** basierte **Lehre** von der **Bewegung** **geworfener** oder **geschossener Körper**, namentlich der **mittels** des **Schickpulvers** aus **Feuerwaffen** **fortgetriebenen Geschosse**, im **luftgefüllten Raum**. Soweit die **Bewegung** des **Geschosses** im

Feuerrohr erfolgt, spricht man auch von innerer B., im Gegenfah zur äußern, welche die Bewegung außerhalb des Rohrs betrachtet. Praktische B. oder Schießkunst umfaßt den rationellen Betrieb des praktischen Schießens. Das Hauptproblem der wissenschaftlichen B. ist die Entwicklung der Abhängigkeit der Flugbahnkurve, welche auch die ballistische Linie genannt wird, von ihren Faktoren (Pulverkraft, Schwerkraft, Luftwiderstand, Rotation) in mathematisch begründeter Form. Hierzu ist das Verständnis der höhern Mathematik erforderlich, und die gewonnenen Resultate haben nur für Männer der Wissenschaft und Waffenkonstrukturen Wert. Annähernd lassen sich einzelne Gesetze auch mittels der Elementarmathematik darstellen. Für den praktischen Soldaten ist das Schießen aber ein Probieren, das durch aus der Erfahrung hergeleitete Lehren geregelt werden kann.

Die ersten Untersuchungen über die Form der Flugbahn der Geschosse (aus Feuerwaffen) rühren von Tartaglia (1546) her. Galilei stellte mittels der Gesetze der Schwerkraft die parabolische Theorie auf, welche die Einwirkung des Luftwiderstandes auf die Geschosse zwar außer Acht läßt, auf die Bahn von Geschossen mit geringem Luftwiderstande aber ohne großen Fehler angewendet werden kann. Die Erkenntnis der Gesetze des Luftwiderstandes verdankt man Newton, welcher 1687 nachwies, daß die Flugbahnkurve keine Parabel sein könne. Robins (1742) beschäftigte sich mit der Bestimmung der Anfangsgeschwindigkeit der Geschosse und ist der Erfinder des noch heute gebräuchlichen ballistischen Pendels. Mittels desselben mißt man die Geschwindigkeit des Geschosses kurz vor der Mündung des Rohrs, indem man gegen einen hier pendelartig aufgehängten Holzblock schießt, aus dessen Ausschlagwinkel sich jene Geschwindigkeit annähernd berechnen läßt.

Die erste wirkliche Auflösung des ballistischen Problems verdankt man dem Mathematiker Euler. Weitere Verdienste um die B. haben Hutton, Lombard (1797), Obenheim (1814). Seit 1820 wurde der Einfluß der Rotation mehr und mehr erkannt, und in dieser Hinsicht haben namentlich der preuß. Oberst Otto, der Physiker Magnus, die Franzosen Poisson und Diction gearbeitet. Eine neue Anregung zur Fortbildung der B. gab die allgemeinere Anwendung der gezogenen Feuerwaffen und der Langgeschosse, und sind hier namentlich die Preußen von Neumann und Prehn und der Russe Majewitz zu nennen. Vollkommenere Apparate zur experimentellen B. mit Benutzung des Elektromagnetismus haben die Belgier Navet (elektroballistisches Pendel) und Lebonleug (Chronograph und Klyptor) in neuerer Zeit geliefert.

Val. von Sinner, „Neues vollständiges Lehrbuch der B.“ (Wien 1834); Poisson, „Recherches sur le mouvement des projectiles dans l'air etc.“ (Par. 1839); Diction, „Traité de balistique“ (3. Aufl., Par. 1859); Otto, „Vermuthungen über den Einfluß der Umdrehung der Artilleriegeschosse“ (1840—48); Prehn, „Die B. der gezogenen Geschosse“ (Berl. 1864); Haupt, „Mathematische Theorie der Flugbahn gezogenen Geschosse“ (Berl. 1876); Hentsch, „Ballistik der Handfeuerwaffen“ (Berl. 1876).

Ballistische Linie und Ballistisches Pendel, s. unter Ballistik.

Ballistisches Problem, s. unter Flugbahn.

Ballon (zur Luftschiffahrt), s. Luftballon. **Ballon**, ein großer mit Luft gefüllter Ball, welcher mit dem Ballonschuh, Art Handschuh, geschlagen wird. Der B. b. aus einer mit Leder überzogenen Tierblase.

Ballon ist in der Technik die Bezeichnung, die großen bauchigen Glasflaschen von etwa 50 l Inhalt, deren man sich zum Aufbewahren zum Transport der starken Säuren u. dgl. bedient, sie werden allgemein, um sie vor Beschädigung zu schützen, durch Strohkleeht in starken, aus ungeölteten Weiden angefertigten Körben befestigt. Beim Gebrauch setzt man sie zweckmäßig in ein eisernes Gefäß, welches an zwei Zapfen in einem Lagerbode ruht (s. beistehende Figur); mittels eines an dem Gefäß befestigten langen Hebelarms kann man diesem, und damit dem Ballon, leicht jede beliebige Neigung geben, wodurch das Ausgießen der Flüssigkeit sehr erleichtert wird.



Mit B., oder dem franz. technischen Ball Bombonne, bezeichnet man auch die aus gebranntem Steingut angefertigten, mit Wein und einem engen Halse und auch wohl einem dicht über dem Boden befindlichen kleinen Ablasshahn versehenen flaschenförmigen Apparate, welche in der Fabrication der Salpeterminerale Salzsäure (bei letzterer haben sie in der Regel deren Apparaten weichen müssen) zur Vermeidung der Säuredämpfe dienen.

Ballon (frz.), deutsch Welchen oder Bald heißen wegen ihrer kuppel- oder domartigen Gestalt mehrere der höchsten Gipfel der Bogen Oberelsaß und an dessen Grenzen, die den Feind gegenüberliegenden Schwarzwaldes umfassen. Die wichtigsten sind: der B. d'Alsace oder jasser Welchen bei Giromagny, über den Gien der Mosel, auch B. von Giromagny genannt 1071 m hoch. Über denselben führt eine Bundesstraße von Belfort nach Epinal. Der B. Gewweiler (Guehwiler), auch B. von Gels, als höchster Gipfel der Vogesen auch schlechten oder B. des Bosses genannt, erhebt sich 14 zwischen Thann und Gebweiler, am Anjunge Mummens- oder Murbacherthales. Dieser B. Welchen ist, wie mehrere der höchsten Vogesen, von dem höchsten Grat und der Wasserscheide des Gebirgs etwas nach D., dem Rheinthale zu gerückt, wodurch die Steilheit des Abfalls nach Rheinseite hin vergrößert wird. Besuch man von Gebweiler, so gelangt man nach drei Stunden durch dichte Buchenwälder zu einer Bergspitze, welche das Morfeld genannt wird, weil nach Sage hier die Hunnen den Abt Martinus morden. Von dort erreicht man in 1/2 Stunden den Gipfel, der mit mächtigen Felsblöcken bedeckt, herrliche Aussicht über den Elsaß, den Rhein und die Welchen des Schwarzwaldes, südlich den Jura und die Alpen und westlich nach London gewährt. Auf dem Gipfel befindet sich von dem Vogesenklub erbaute Unterhänge-Welchenhaus genannt. Im N. schaut man auf in das Mummens, im S. ins Amarinthal. In diesem Gebirge und dem westlicher liegen

Gorchelst liegt der Belchensee (Lac du B.) in dem tiefen Kessel, dessen Wände sich 254 m über die Oberfläche des Wassers erheben, 801 m über (scharf, mit klarem Wasser und reich an Fossilien. Derselbe ist 30 m tief und steht durch einen 3,25 m hohen Kanal mit der Saach in Verbindung. In den Jahren 1740 und 1778 fanden bedeutende Wasserausstriche aus diesem See statt, welche den Ortschaften Schenker und Mersheim großen Schaden zufügten.

Ballot (fr.), ein Ballen (von Waren); im Glas. Einmal ein Stückmaß für Tafelglas = 25 Bund zu 6 Loten, bei gefärbtem Glas 12 1/2 Bund zu 3 Loten.

Ballot (fr. Wahlzettel) und **Ballotage** (die Wahl durch Angelung) bezeichnet in England die geheime Abstimmung, im Gegensatz zu der dort altbekannten öffentlichen bei den Wahlen fürs Parlament. Die Einführung des Ballot (zur Verhütung von Einflüssen der Regierung oder der wohlhabenden Klassen auf die Wähler) war das beabsichtigte Ziel einer polit. Partei, welche ihr Ziel in der Ballot Act 1872 erreicht hat, wodurch eine neue Weise der geheimen Abstimmung durch Zettel eingeführt wurde. Sonst versteht man, auch außerhalb Englands, unter Ballotage gewöhnlich jedoch die durch Angelung vollzogene geheime Abstimmung, wie sie i. B. bei der Aufnahme neuer Mitglieder in geschlossene Gesellschaften oder Korporationen oder auch bei Beschlüssen vorzunehmen. Eine schwarze Kugel, in ein verschlossenes Gefäß gegeben, gilt für Verneinung, eine weiße für Bejahung. Man sagt daher wohl, es sei jemand entballotiert worden, wenn durch eine entsprechende Zahl von schwarzen Kugeln die Frage negativ ihrer Aufnahme verneint worden ist.

Ballota L., Pflanzengattung aus der Familie der Euphorbiaceen, wird charakterisiert durch einen walrigen, regelmäßig fünfährigen Kelch, dessen Blätter unpaarig mit einem Haarring versehen ist, und durch lockere, ausgebreitete Oberlippe der Blüthenhülle und aus deren Schlunde hervorragende Staubfäden. Die Gattung umfasst gegen 2 Arten, die vorzugsweise der subeurop. Flora angehören, es sind perennierende Pflanzen mit meist laubwechselnden Blättern. Eine Art, die in Deutschland sehr häufig ist, *B. nigra L.*, die schwarze oder schwarze Laubhauss, auch Gottesvergeß und schwarzer Indorn genannt, hat weiche, haarige, glatte, großgefugte Blätter und rote in blattstehenden Büscheln stehende Blüten; sie hat einen unangenehm aromatischen Geruch. Ihre Blätter sind gewürzhaft bitter schmeckenden Blätter werden aber als Herba Marrubii nigri officinell.

Balsam (fr.), Sprung eines Pferdes mit geschlossenen Füßen.

Bal war schon im Altertum eine der besten gymnastischen Übungen, die von Erwachsenen wie von der Jugend, von den vornehmsten wie von den Niedrigsten im Volke, zu allen Zeiten fast täglich, getrieben wurde. In den Gymnasien der Griechen und den Bädern der Römer war eine eigene Abteilung für das B. (Sphærodrachma) vorhanden, wo auch besondere Vorrichtungen und Abstufungen nach dem Gesundheitszustand des Spielenden beobachtet werden mußten. Die Arten der Bälle waren sehr verschieden; manche waren sie von Leder und mit Luft aufgeblasen, oder mit Federn ausgefüllt. Plato im

schiedenen farbigen Segmenten zusammengekehrt waren. Beim Spiele warf man den Ball teils in die Höhe, teils auf die Erde und lief danach; auch warfen mehrere Personen kleine Bälle einander zu, entweder um einander zu treffen oder um sie aufzufangen oder zurückzuschlagen. Vgl. Vöttgers «Kleine Schriften» (Bd. 3, Dresd. 1838), Krause «Gymnastik und Agonistik der Hellenen» (Bd. 1, Leipzig, 1841) und Grassberger, «Die leibliche Erziehung bei den Griechen und Römern» (Würzburg, 1864). Auch im Mittelalter blieb das B. für die reifere Jugend eine beliebte Belustigung. Man teilte sich dabei in zwei Parteien, die eine warf den Ball oder trieb ihn mit einem Schlägel, die andere suchte ihn zu fangen oder zu haften und dann ein Glied der Gegenpartei im Wurf damit zu treffen; gelang dies, so trat sie an die Stelle der Gegnerin, bis auch einer der ihrigen wieder getroffen wurde. Dieses Spiel wird noch jetzt mit dem Gummiball als «deutsches Ballspiel» von der norddeutschen Jugend geübt. Seit dem 16. Jahrh. wurde das B. (jeu de paumes) an den Höfen in Italien, Frankreich und Deutschland in besonders dazu erbauten Ballhäusern sowie in den langen Baumgängen der Maillebahnen mit Vorliebe geübt und in letztern der Ball auf der Erde bis an's Ziel getrieben. Fischart schildert im «Gargantua» die Ballhäuser als gewaltige Gebäude, aber ohne Stodwerk und Zimmer, von welchen einzelne, z. B. das zu Ingolstadt, zu Bern und Paris, jetzt noch stehen. Am Ausgang des 18. Jahrh. kam das Spiel in Frankreich und Deutschland bei Erwachsenen aus der Mode und blieb hier vorzugsweise Belustigung der Jugend. In England und Amerika (s. Base ball) wird es noch immer, insbesondere mit dem Fußball, geübt. Schon zur Zeit der Entdeckung war das B. in Amerika verbreitet; namentlich hatten die Kulturvölker in Mexiko und Centralamerika ihre eigenen Ballhäuser und trieben das Spiel mit ebenso viel Eifer als Geschick. Auch in Spanien und Italien blieb das B. vollständig und in Rom ist man es noch auf öffentlichen Plätzen. Wegen seiner den Körper stärkenden und gelenkig machenden, Anmut der Bewegung verleihenden Wirkungen ist das B. als gymnastische Übung für Gesunde und manche (z. B. Nerven-) Kranke, insbesondere aber für die Jugend angelegentlich zu empfehlen. In neuerer Zeit ver-schafft sich auch von den Turnplätzen aus das B. immer mehr und mehr in weiten Kreisen Eingang und Verbreitung. Über die Arten der Ballspiele vgl. Guts Muths, «Spiele zur Übung und Erhaltung des Körpers und Geistes» (5. Aufl. von D. Schettler, Hof 1878).

Baluhiffar, s. Balahiffar.

Ballyshannon, Marktflecken in der irländ. Provinz Ulster, Grafschaft Donegal (s. d.).

Balme, ein ärmliches Dorf im franz. Depart. Hochsavoyen, liegt 3,5 km oberhalb Cluses in dem hier schluchtartigen Thale der Arve in 435 m Höhe. Auf dem rechten Ufer des Flusses, 228 m über dem Dorfe befindet sich an der steilen blaugelben Kalkfelswand der Eingang zur Grotte de Balme, einer Höhle mit Tropfsteineingebilden.

Balme (Col de), ein Alpenpaß auf der Grenze von Savoyen und Wallis, 2204 m über dem Meer, an der Quelle der Arve, etwa auf der Mitte des 45 km langen, sehr begangenen Saumpwegs zwischen Martigny im Rhodanthal im N. und Chamouni im Aroethal im S. Nördlich

von der Baskhohe (Wirtshaus) erhebt sich die Aguille de la V. oder Croix de Fer zu 2340 m. Die Schweiz bietet wenige so überraschende Aussichtspunkte wie diesen berühmten Übergang. Man übersteigt die ganze Breite des Chamontithals, den Montblanc mit seinen Granitnadeln und seinen Schneeböden, das Ballis bis Sitten, die Berner Alpen bis zur Grimsel und Furca, rechts die Scherhaube des Buet, die Aguilles Rouges und den Brevent.

Balmes (Jaime Luciano), span. Philosoph und Publizist, geb. 28. Aug. 1810 zu Rich in Catalonien, besuchte das Seminar seiner Vaterstadt und widmete sich dann auf der Universität Cervera der Theologie, wo vier Jahre lang die »Summa« des Thomas von Aquino sein Hauptstudium blieb. Er erwarb sich 1835 den Doktorgrad und benutzte die folgenden Jahre in seiner Vaterstadt, wo er Lehrer der Mathematik war, zur weiteren Ausbildung. Seine literarische Thätigkeit begann er mit den »Observaciones sociales, politicas y economicas sobre los bienes del clero« (Barcel. 1840), welchen bald unter anderem die »Consideraciones politicas sobre los bienes del clero« (Barcel. 1840) und die in vielen Auflagen verbreitete Schrift »La religion demostrada al alcance de los niños« (Barcel. 1841, dann öfters zu Madrid; deutsch, Freiburg 1863) folgten. Nachdem er 1841 nach Barcelona übergesiedelt, erschien sein großes Werk: »El Protestantismo comparado con el Catolicismo en sus relaciones con la civilizacion europea« (4 Bde., Barcel. 1842–44; 6. Aufl., Madr. 1879), in welchem er mit großer Beredsamkeit, Gewandtheit und Gelehrsamkeit den Katholizismus verteidigte. Das Buch wurde alsbald ins Italienische, Französische und Englische und auch von Sohn (2 Bde., Regensb. 1861–62) ins Deutsche übersetzt und begründete V. Ruf in der ganzen kath. Welt. Die von ihm ganz allein geschriebene politische, religiöse und literarische Zeitschrift »La Sociedad« (3 Bde., Barcel. 1843) nahm 1843 seine ganze Thätigkeit in Anspruch. Nachdem V. 1844 Frankreich und England bereist hatte, nahm er seinen Wohnsitz zu Madrid, gründete das polit. Journal »El pensamiento de la nacion«, dessen einziger Zweck der war, einen dauernden Frieden zwischen den Karlisten und den Christinos herzustellen durch eine Heirat zwischen Isabella und Don Carlos; als dieser Zweck 1846 fehlgeschlagen, ging es ein. Neben dieser publizistischen Thätigkeit lehte er jedoch seine wissenschaftlichen Arbeiten eifrig fort und veröffentlichte zunächst das Werk »El criterio« (Madr. 1845; deutsch von Rissl, Regensb. 1852; franz. als »L'Art d'arriver au vrai«, Par. 1852), dann die mit großer Begeisterung und Beredsamkeit geschriebenen »Cartas a un esceptico en materias de religion« (Madr. 1845; deutsch von Lorinser, Regensb. 1852; 2. Aufl. 1856). Tiefen Schriften folgten streng wissenschaftliche philos. Lehrbücher, die »Filosofia fundamental« (4 Bde., Barcel. 1846; deutsch von Lorinser, 4 Bde., Regensb. 1855–56; 2. Aufl. 1861) und der »Curso de filosofia elemental« (4 Bde., Madr. 1847; deutsch von Lorinser, 4 Tle., Regensb. 1852–53), Werke, die ihm einen Platz in der span. Akademie verschafften. Sein letztes Werk »Pio IX.« (Madr. 1847) glorifiziert diesen Papst. V. starb 9. Juli 1818 zu Rich. Eine Sammlung seiner polit. Schriften hat V. selbst veranstaltet (Madr. 1847); eine deutsche Übersetzung seiner »Vers-

mischten Schriften« (3 Bde., Regensb. 1855–56) hat Voricht geleistet. Biographien von ihm haben geschrieben Buenaventura de Cordoba (Bd. 1, Rom 1850) und Garcia de los Santos (Barcel. 1861).

Balmoral-Castle, die schott. Sommerresidenz der Königin von England, liegt in einem Thale der Grafschaft Aberdeen, 282 m über d. Meere. Die Herrschaft V. gehörte früher d. Haupte des Clan Farquharson und ging von h. selbst an den Grafen von Fife über, der sie 1846 Sir Robert Gordon, Bruder Lord Abercrombys, 38 Jahre als Jagdrevier verpachtete. Nach d. Tode Gordons wurde 1848 der Pachtvertrag dem Prinzen Albert abgenommen, welcher d. die Herrschaft durch Kauf an sich brachte. Er ließ unter Aufsicht des Architekten William En aus Aberdeen ein fastellartiges Gebäude aufführen, in welchem er seitdem alljährlich mit der Königin und ihren Kindern den Spätsommer verbringt. Das Schloß ist von Granit im altthot. got. E. erbaut und steht am Rande des Flusses Dee, n. d. hier, sich um die Berglette des Craig-an-Bow ziehend, eine große Halbinsel bildet. Von d. 32 m hohen Turme hat man eine prächtige A. sich auf die Hochlande. Die Herrschaft V. hat Areal von etwa 40000 ha, welchen King W. durch fernere Ankäufe noch bedeutende Strecken Landes hinzugesetzt, die in einen Wildpark von 12000 ha Flächenraum verwandelt wurden, w. enthält die Ruinen der Burg Kinod und den B. Muid. Unweit V. erhebt sich die Bergspitze B. Abour, in deren Nähe die Königin Victoria im verstorbenen Gemahl 1863 ein Denkmal errichten ließ.

Balmung, im Nibelungenliede Name von Siegfrieds Schwert.

Balneographie (grch.) heißt diejenige med. Disziplin, welche sich mit Beschreibung und Untersuchung der Mineralwässer (s. d.) in Bezug auf ihre chem. Zusammenfassung wie ihre Wirkung auf den Organismus der Menschen und Thiere beschäftigt und im System der med. Wissen. einen Teil der Heilmittelkunde bildet. In gleich Bedeutung wird vielfach auch Balneologie gebraucht, doch bezeichnet man mit diesem eigentlich die Lehre von den Wädern überhaupt, ihren Arten und deren therapeutischen Anwendungen. Einen besondern Teil der B. oder Balneologie bildet die Balneotherapie, die Lehre von der Anwendung der Mineralwäder oder der B. im allgemeinen bei den verschiedenen Krankheiten und Gesundheitszuständen; die Balneodiatetik dagegen beschäftigt sich mit dem diätetischen Verhalten beim Gebrauche der Brunnen- und Bäduren. Zum gegenseitigen Austausch ihrer Erfahrungen pflegen seit 1879 die deutschen Balneologen sich in Berlin alljährlich zu einem Balneologischen Kongreß zu versammeln.

Aus der reichhaltigen Litteratur der B. h. besonders hervorzuheben: Diann, »Zur Kenntnis der bekannten Heilquellen Europas« (2. Aufl. 2 Bde., Berl. 1832–39); Wetter, »Handbuch der allgemeinen Heilquellenlehre« (2. Aufl., Berl. 1842); Versh, »Einleitung in die Mineralquellenkunde« (2 Bde., Erlangen 1857–60); derselbe, »Geschichte der Balneologie« (Bürzb. 1863); derselbe, »Polymorphe Balneologie« (Erlangen 1871); Kell, »Zusammenhang für Badereisende« (5. Aufl., Zü. 1873); derselbe, »Wassereiser durch die Natur u. Kurorte« (Dresd. 1869); Helfft, »Balneobehand-

1. Kalk von Blaschke, Berl. 1874; Klende, »Zeichens für Baderreisen und Ausgänge« (Eyz. 761); Kuhn, »Bäderkunde« (Sangerh. 1874); Reichel und Richter, »Die Bäder, Quellen und kurze Europas« (2 Bde., Stuttg. 1875—76); Umdt, »Balneologische Tafeln« (Berl. 1872); Reichenow, »Handbuch der allgemeinen und speziellen Balneotherapie« (2. Aufl., Berl. 1876); Kunz, »Systematisches Lehrbuch der Balneotherapie« (4. Aufl., herausg. von Tromm, Berl. 1880); Lehmann, »Bader- und Brunnennlehre« (Dona 1877); Her: Sächtings »Bibliotheca balneologica et hydrotherapeutica, Verzeichniß aller auf dem Gebiet der Baderlehre und Wasserheilunde von 1847 bis erschienenen Bücher und Zeitschriften« (Nordh. 1878); Bremmüller's »Baderbibliothek« (Wien); Segen, »Handbuch der allgemeinen und speziellen Baderheilkunde« (2 Bde., Wien 1857—58; 2. Aufl. 1862); Seiffert, »Handbuch der Balneotherapie« (1. Aufl., von Thilenius, Berl. 1874); Zitterich, »Allgemeine Balneologie« (2 Bde., Münd. 1861; 2. Aufl. 1867); Haude, »Die Kurorte, Gesundbrunnen und Sommerfrischen Deutschlands« (Berl. 1866); von Ammon, »Brunnen- und Baderheilkunde, nebst Fähr- und durch die Kurorte Mitteleuropas« (7. Aufl., zertheilt von Reimer, Eyz. 1880); »Bader und Sommerfrischen, Lebens- und Landchaftsblätter aus den berühmtesten Kurorten Deutschlands, Österreichs und der Schweiz« (Eyz. 1882). Spengler gab 1855—60 im Seylar eine »Balneologische Zeitung« heraus und verband sich mit Löschnert zur Herausgabe eines »Archiv für Balneologie« (4 Bde., Neu- und 1862—63. Auch erscheint unter der Redaction von Aich ein »Jahrbuch für Balneologie, Hydrologie und Klimatologie« (Wien 1871 fg.).

Balsamum (lat.), 246b.

Valnet (fr.), ein Burgunderwein.

Beton, mit Schnitzwerk verzierte flammeförmige
Gabel.

Balorda (ital.), eine stehende Wasse der ital. Romste; Balourd (frz.), Tropf, Tölpel, Balourdise (frz.), Tölpelrei.

Salza, eine Art Glas, besonders in Südamerika.

Balsambäume nennt man verschiedene Bäume der Tropen, welche harzartige Stoffe, sog. Balsame, ausschütten; es gehören hieher besonders Arten der Gattungen Balsamodendron, Clusia, Myrcylon (s. die betreffenden Artikel).

Balsame nennt man natürliche Gemische von Harz mit ätherischen Oelen und aromatischen Säuren, welche dickflüssig und meist von starkem, theilweis angenehmem Geruche sind. An der Luft und bei Wärme der Zeit werden sie theilweise fest und in Harze umgewandelt. Sie stammen aus den Pflanzenreiche und fließen theils freiwillig, theils durch Einschnitten aus den Stämmen mehrerer Baumarten (Balsambäume), oder werden durch Abkochen, auch Auspressen, aromatischer Pflanzentheile gewonnen. Die aromatischen B. dienen zur Bereitung von Parfümieren, andere zu technischen Zwecken, mehrere derselben spielen auch eine große Rolle in der Medicin. Die bekanntesten B. sind: 1) der B. von Canaba (s. Canadabalsam), eine kanadische Terpentin, welcher von der Balsambuche (*Abies balsamea*), die in Canada und Virginien wächst, gewonnen wird; 2) der Mayapobalsam, der vom dem im Norden Brasiliens einheimischen Balsampopahubäume (von *Copaifera mul-* *ti* *sp.*) an andern Arten derselben Gattung) ge-

sammelt wird; 3) der Karpatische B., auch B. von Libanon, von der Zernbratanne, welche auf den karpatischen Gebirgen, in Ungarn, in der Schweiz, Tirol u. wächst; 4) der kostbare B. von Mellis oder Gilead (s. Mellisabalsam), von dem echten Balsambaum (Balsamodendron gileadense) in Arabien und Ägypten; 5) der Verubalsam (s. b.), sowohl von weisser als schwarzer Farbe, von Myrsylon sonsonatense in Sudamerica; 6) der flüssige Storax (s. b.), auch flüssiger Amber, aus dem Ambrabaume (Liquidambar orientale) in Virginien, der aber auch in Ostindien bereitet wird; 7) der B. von Tolu (Tolubalsam), vom Balsambaume (Myrsylon toluiferum), der bei Tolu, einer Stadt nicht weit von Cartagena in Columbia, wächst; 8) der Terpentini (s. b.). Uneigentlich legt man den Namen B. mancherlei künstlichen Zusammensetzungen bei, welche in früherer Zeit als Arzenei oder Wundmittel großes Ansehen genossen, jezt aber größtentheils veraltet sind. Es gehört hierzu der Schwefels Balsam (Auflösung von Schwefel in Leinöl), der Hoffmannsche Lebensbalsam (aus Weingeist und verschiedenen ätherischen Olen), der Wundbalsam (aus Weingeist, Eßig, Thymianöl, Myrrhe u. s. w.), der Muskatbalsam oder die Muskatbutter u. a. m. Über den werthenvollsten Theil der B. vgl. Wiesner, »Die Rohstoffe des Pflanzenreichs« (Lpz. 1873), und Kerl u. Stohmann (Muskatpratt), »Encyclopädisches Handbuch der technischen Chemie« (3. Aufl., Bd. 3. Braunsch. 1875).

Walsamerland, Gau der ehemaligen Nordmark
(f. Klismar).

Balsambholz, das Holz des in Arabien heimischen Balsamodendron gileadense, welches dort wegen seines Gehalts an Harz und ätherischem Öl, das den Meckabalsam (s. d.) bildet, vielfach als Räucher mittel ver wandt wird.

Balsamieren oder Einbalsamieren nennt man das Verfahren, welches angewendet wird, um Leichname vor Verwesung zu schützen, namentlich wenn man zu diesem Behufe die Weichteile mit saftmildeudrigen (antiseptischen) Stoffen trinkt. Vergleichende Versuchsarten waren schon die Ägypter, Sclthen und Perser bekannt; am berühmtesten aber haben sich darin die Ägypter gemacht, bei denen alle Leichen und viele Thiere einbalsamirt wurden. Die ägypt. Methode des B. ist von Dioscor. beschrieben; doch bleibt seine Beschreibung in manchen Stücken unbestimmt. Jedoch hatten die Ägypter mehrere Methoden. Die vollkommenste bestand in Entleerung der Kopfhöhle und Ertrag des Gehirns durch aromatische Substanzen, Herausnahme der Eingeweide, Imprägnirung derselben mit aromatischen Stoffen und Ausfüllung der Brusthöhle mit wohlriechenden Harzen oder Asphalt; ferner in Einweichen des ganzen Kadavers in Aufschlägen von Natronsalzen, und endlich in luftdichter Einwickelung des ganzen Leichnams in aromatisirte Binden. Daß die ägypt. Einbalsamirung die Leichname nicht unverändert erhielt, zeigt die Ansicht jeder Mumie (s. d.). Alle Weichteile sind in ihrer Structur vollständig zerstört und verändert und selbst die äußere Form nur höchst unvollkommen beibehalten. Es wurde also auch hier nur eine Verwandelung der Leichnis in langsame Veränderung und Verwesung erzielt, theils durch Anwendung antiseptischer Stoffe, theils durch Abhaltung der Luft, theils endlich durch Beförderung des Austrocknens. Die neuere Zeit macht

nur in seltenen Fällen vom Einbalsamieren Gebrauch. Das einfachste Verfahren, wobei aber die Form der Weichteile verloren geht, ist das auch bei den alten Chinesen und manchen Südamerik. Völkern übliche Austrocknen der Leiche, das der von selbst eintretenden Mumifizierung in gewissen, sehr trockenen Grabgewölben gleichkommt. Unter die künstlichen Verfahrensweise gehört die Behandlung mit feuchtigkeitziehenden und die Eingeweide zum Gerinnen bringenden, die gallertartigen Bestandteile aber gerbenden Stoffen: mit Kreosot, Holzessig, mit gewissen Salzen, besonders Sublimat, mit Arsenit und andern mineralischen Substanzen. Man verteilt diese Substanzen am besten dadurch im ganzen Körper, daß man die Auflösung in die Adern injiziert. Am häufigsten scheint man gegenwärtig noch in England die Konserverierung der Leichen vorzunehmen; in mehreren Hospitälern wendet man dort Injektionen mit sog. Garstinscher Flüssigkeit (Glycerin, Arsen, Karbolsäure) an und verwendet auf jeden Kadaver 6 Pinten (à 0,57 l) Flüssigkeit; in andern engl. Krankenhäusern nimmt man 3 Pinten Glycerin, in welchem vorher 1 1/2 Pfd. arseniger Säure gelöst waren, und nachher 2 Gallonen (à 4,54 l) reines Glycerin; hierauf wird der Leichnam in Zücher eingewickelt, die in Karbolsäure getränkt sind; schließlich brennt man die in einigen Hospitälern sog. Stirlingsche Flüssigkeit, bestehend aus Kreosot, Holzessig und Sublimat. Die großen Eingeweidehöhlen werden mit Karbolsäure ausgepült und schließlich mit frisch ausgeglühter Holzasche angefüllt.

Die Anwendung von Baryen und Speereiten zum Zwecke des Einbalsamierens ist namentlich, abgesehen von Erzeugung eines Wohlgeruchs, gegen die Thätigkeit des Ungeziefers gerichtet; auf den anatom. Sälen werden hierzu oft Terpentinöl oder andere balsamische Lösungen benutzt. Obgleich die angeführten Methoden für die Einbalsamierung solcher Leichen, die in Särge gelegt werden sollen, immerhin die besten sein mögen, so erweisen sie sich doch nicht zweckmäßig, wo man Leichen behufs fortgesetzter anat. Untersuchungen, besonders im Sommer, längere Zeit zu erhalten sucht. Auch dann sind sie nicht entprechend, wenn Leichen öffentlich exponiert werden sollen. Hier gilt es weniger eine absolute Dauer zu erlangen, als vielmehr eine Verzögerung der Zersetzung, die aber die Formen ganz erhalten soll. Die Behandlung mit Weingeist und Aufbewahrung in Spiritus ist ein bekanntes Mittel der Anatomen, welches bei längerer Einwirkung aber die Gewebe sehr verändert und entfärbt. Gannal hat gezeigt, daß Thonerdesalze, in die Gefäße injiziert, eine solche Verbindung der Thonerde mit den Geweben des Körpers bewirken, wodurch der natürliche Turgor und die Form aller Teile ziemlich lange unverändert bleibt und die Fäulnis lange hinausgeschoben wird. Das von Gannal gewöhnlich angewendete Salz ist schwefelsaure und salzsaure Thonerde. Mehr noch als das Verfahren von Gannal bewährte sich die von Succi: angegebene Methode, wonach eine Auflösung von Chlorzink in die Adern eingespritzt wird. Neuerdings bedient man sich zu diesem Zwecke mit Vorliebe der Wädräckerischen Flüssigkeit (s. d.). Vgl. Gannal, «Histoire des embauvements» (Par. 1841).

Balsamine, *Balsamina*, nannte Decandolle eine Gattung der nach derselben benannten Familie der Balsamineen. Sie ist charakterisiert durch fünf

oder drei Kelchblätter, von denen das unpaarige blumenblattartig, größer und gespornt ist. 5 fünf unterständigen Staubblätter hängen an der Spitze mehr oder weniger zusammen. Die Krone ist eine ovale, kaumig behaarte Kapfel, welche der Krone mit fünf elastischen Klappen aufliegt, die sich nach innen aufröhlen. Die B. sind meist mit strotzenden, saftigen Stengeln und mehr oder weniger losen Blättern. Eine bekannte und gebräuchlichste Pflanze ist die Gartenbalsamine, *Balsamin hortensis*, von Linné *Impatiens Balsamina* genannt. Sie ist eine einjährige Pflanze und in Indien einheimisch. Ihre ursprüngliche Schönheit hat durch die Kultur bedeutend gewonnen. Sie pflanzt sich nur durch Samen fort und hat in dem umfangreichen Einflusse dieser Fortpflanzungsweise mehrere Varietäten erzeugt. Anfangs verdoppelten sich die Blumenblätter, dann wurden die Blumen gefüllt, gemann nach und nach eine regelmäßige Form und wurden endlich so groß, voll und so regelmäßig, daß man sie mit Rosen und Kamellen (Rosen- und Kamellenminen) vergleichen konnte. Zugleich nahmen die ursprünglich roten Blumen die verschiedensten Farben an, Weiß, gelbliches Weiß, Rosa, Karmin, Schieferfarbe, Chamöis, Violett, Schwarz u. s. w. Es wurden sogar gestüpfelte und netzförmig gestreifte und gestrichelte Blumen (Netzhäutchen) erzeugt. Aus einer Fortzuegung des Samen entstanden die Zwergbalsamineen.

Wegen ihres unterleichten, geraden und schnellen Wuchses, ihres reichen Floes und der Mann ihrer Farben ist die B. vorzugsweise zur Kultivierung von Rabatten und Blumenbeeten und Gruppenbildung geeignet, läßt sich aber auch die Kultur in Töpfen und für das Blumenbenutzen. Der Wert dieser vortrefflichen Pflanze wird durch die Leichtigkeit erhöht, mit der sie kultivieren läßt. Sie gedeiht in jedem Milieu, mit einigem versehenen Dünger vermehrt sie sich, öfters bewässerten und durchläßt den Boden. Die Ansaat zwei- bis dreijährigen Samen geschieht im März oder April in ein lauwarmes Mistbeet; so oft es die Witterung erlaubt, nach Lüftung der jungen Pflanzen, bei starkem Sonnenschein für Beschattung gesorgt werden. Bei noch die ersten Laubblätter entwickelt haben, pflanzt man die Pflänzchen in ein kühles Beet und setzt sie dabei bis an die Keimblätter ein; im Mai oder später pflanzt man sie mit einem Kollen mit 40–50 cm, die Zwergvarietäten 25–30 cm Abstand an die für sie bestimmten Stellen. Man kann ihnen aber auch ein Kleines anweisen, um sie, wenn sie der Blüte nahe sind, mit dem Ballen in Gruppen zu pflanzen. Bei immer trockener Witterung muß die B. reichlich gegossen werden. Eine interessante Balsamine ist auch die *Impatiens Noli tangere*. (S. u. *Impatiens*.)

Balsamineen (*Balsaminaceae*), *dicotyledonae* Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Grünsäugler meist einjährige, saftige Kräuter mit mehr oder weniger gegenständigen, einfachen, ganzen, gefäßlosen, sehr nervigen Blättern ohne Nebenblätter; in den Achseln der obern Blätter stehen die ansehnlichen Blüten, die oft traubenartig geordnet sind. Die meisten Arten sind in der tropischen und subtropischen Zone heimisch, einige wenige in Afrika, Europa und Asien. Die wichtigste Art ist die Balsamine (s. d.).

Balsamküste, f. unter San-Salvador.

Balsamodendron, eine von Ranthus ausgehende Pflanzengattung aus der Familie der Burseraceen. Die Vertreter derselben sind kleine Bäume oder Sträucher, die vorzugsweise dem tropischen Klima und der ostind. Flora angehören. Sie haben palmige Blüten mit vierblättriger Blumentrone, verblättrigen Kelch, acht Staubfäden und einen aus unzerfallenden Fruchtknoten, aus welchem eine eiförmige Steinfrucht hervorgeht. Die Blätter sind meist unpaarig gefiedert. Die Arten der Gattung B. enthalten sämtlich harzige Stoffe in reichlicher Menge, die bei Verwundungen der Pflanze fließen und verschiedene Verwendungen finden. So liefert z. B. eine arab. Art B. Myrrha, aus deren zerriebener mit dem Namen Myrrhe bezeichneten Harz; von einer andern ebenfalls in Indien einheimischen Art B. gilendense Kith, welche der im Orient als wunderkräftiges Heilmittel hochgeschätzte Melibalsam oder Balsam von Sile ab. In den europ. Handel kommen nur aus diesem Sorten dieses Balsams und werden wegen ihres Gehalts an wohlriechendem ätherischen Oel in der Parfümerie benutzt. [balsam.]

Balsamum Copalvae, f. Kopalva.
Balsamum Peruvianum oder Balsamum adianum, f. Perubalsam.

Balta, Kreisstadt im russ. Gouvernement Posen, an der Rodyma und an der Eisenbahn Virovitz-Münstergrad am Abhange eines Hügels gelegen, hat eine griech. und eine lat. Kirche, eine Synagoge, ein Theater, zwei Schulen und zählt 1842 4, welche Fabrication von Lichten, Seife, Holz z. s., sowie lebhaften Handel mit Rindvieh, Fischen, Häuten, Wolle und Getreide treiben. B. liegt wegen der Nähe der Grenze und der großen Erwerbsverbindung mit Kiew und Odessa an wichtiger Handelspunkt. Die zwei Jahrmärkte im August (der wichtigste) und 29. Juni bis 1. Juli umfassen einen Umsatz von 300,000 Rubel. Wichtigste merkwürdig ist B. dadurch, daß es hier es der damals poln.-türk. Grenze vornehmlich Gelegenheiten zwischen saporogischen Kosaken und Tataren die türk. Regierung im Okt. 1790 zur Kriegserklärung an Rußland veranlaßte. Der Ort wurde 1780 von den Russen unter dem General S. zerstört.

Balta-alse, Badeort im rumän. Kreise Rimnicul Vilcea (Balaschei), an einem See von etwa 1 Meile Länge, dessen Wasser neben dem Ufer rötlich-braun und abfärbend, in größerer Entfernung milchweiß und schwefelsauer, in der Mitte klar und durchsichtig, salzhaltig und allalisch ist. Der See hinterläßt 15 g Salz, dessen chem. Analyse bedeutende Quantitäten von Sodakohl, Sodasulfat und -Carbonat, ein kleines Quantum Kalicarbonat und Spuren von Eisen nachweisen ergibt. Mit Erfolg wird das Baden an der See in allen Fällen angewendet, in denen eine solche empfohlen werden.

Baltaschi (türk.), Holzhauer; als Truppenführer und wie Bismarck.

Baltimore, Dorf auf der europ. Seite des Meeres zwischen Konstantinopel und Byzanz gelegen, an einer Bucht und am Hafenbassin in der Gestalt einer Art Insel. Die Bucht hieß im Altertum Malleus (lat. Malleus) oder Portus Malleus (lat. Malleus). Mohammed II. ließ hier die

platten Schiffe und Boote bauen, welche zur Belagerung von Konstantinopel (1453) zu Lande bis an das Ende des Hafens der Stadt, Eub gegenüber, geschafft wurden. Die Bucht war früher oft Sammelplatz türk. Flotten und ist in der neuern Geschichte denkwürdig geworden durch den am 1. Mai 1849 zwischen Rußland und der Pforte abgeschlossenen Vertrag von B., welcher Rußland auf 7 Jahre gleiches Interventionsrecht mit den Türken in den Donaufürstentümern stipulierte.

Baltard (Victor), franz. Architekt, geb. zu Paris 19. Juni 1806, einer der drei Söhne des durch Herausgabe vieler Prachtwerke bekannten Baumeisters und Kupferstechers Pierre Louis B. (geb. 9. Juli 1765 zu Paris, gest. 22. Jan. 1846), erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater und erwarb 1833 den ersten großen Preis in der Architektur und damit das Staatsstipendium für weitere Studien in Rom. Bei seiner Rückkehr zum Baumeister der Staatsbehörde und des pariser Stadtmagistrats ernannt, besorgte er die Ausbesserung oder Ausschmückung der Kirchen St.-Germain des Prés, St.-Steuerin und St.-Eustache wie auch die Vollenbung des von Delong begonnenen neuen Stempelhauses. Später leitete er den Neubau der pariser Markthallen, seine bedeutendste Schöpfung. Das auf Kosten des Herzogs von Lugnes gedruckte Prachtwerk «Recherches sur les monuments de l'histoire des Normands et de la maison de Souabe dans l'Italie méridionale» enthält von ihm viele nach der Natur ausgenommene Platten. Auch sind alle Kupfer der beiden Monographien «La Villa Médicis» (1847—48) und «Les Halles centrales de Paris» (1863—64) nach seinen Zeichnungen gestochen. Er starb 14. Jan. 1874.

Balthibe oder Balthide (die Heilige) war eine angelsächs. Skavin, welche Gemahlin des fränk. Königs Hlobwin II. wurde, nach seinem Tode 656 unter dem Namen ihrer Söhne großen Einfluß hatte, aber 664 durch die fränk. Großen geädigt wurde, sich in das von ihr gestiftete Kloster Chelles bei Paris zurückziehen, wo sie 680 starb, nachdem auf ihre Veranlassung noch von Dureuil aus das bald hochberühmte Kloster Corbie in der Picardie gegründet worden war. Ihr Gedächtnistag ist der 30. Januar.

Balti, f. Baltistān.

Baltia (vom litauischen baltas, weiß), bei Plinius Name einer großen Insel im nördl. Europa, Fundort von Bernstein, wahrscheinlich die ostpreuss. Küste. Daher die zuerst bei Adam von Bremen vorkommende Bezeichnung Baltisches Meer (mare balticum) für Ostsee.

Baltimore, Stadt mit Hafen im County Baltimore im nordamerik. Staate Maryland, eine der größten Städte der Vereinigten Staaten, mit 332,313 E. (1880), an der Nordseite des Flusses Patapiscus, der 22 km von da in die Chesapeakebay fällt, ward 1729 angelegt und zu Ehren des Lord Baltimore, des Gründers von Maryland, benannt. B. bestand 1765 aus nur etwa 50 Häusern; 1796 wurde es zur Stadt erhoben und stieg hierauf durch den Handel sehr rasch; 1790 hatte es 13,503, 1810 aber 35,538, 1830 schon 80,625, 1850 bereits 169,054 und 1870 endlich 267,854 E. Im J. 1880 waren 278,584 Weiße und 53,716 Farbige; 276,177 waren Eingeborene der Vereinigten Staaten und 56,136 aus fremden Ländern Eingewanderte. B. wird in die Alte Stadt, Neue Stadt, French-Town

und Jell's Point eingeteilt, die durch ein Fläshen Jones' Falls getrennt sind. Unter den vielen ansehnlichen Gebäuden sind hervorzuheben die Bank von Maryland, die große Börse, das Athenäum mit der Bibliothek der Historischen Gesellschaft, das von dem londoner Bankier George Peabody der Stadt geschenkte und von ihm mit 1 Mill. Doll. ausgestattete Peabody-Institut, die Verkaufshallen und mehrere der 189 Kirchen und Gotteshäuser für alle Konfessionen, namentlich die luth. St.-Paulskirche. Unter den zahlreichen Monumenten, welche B. den Namen Monumental-City geben, befindet sich das zu Ehren Washingtons errichtete, 50 m hohe Denkmal und das Monument zum Andenken der Schlacht, in welcher 1814 der Angriff der Engländer unter General Ross abgeschlagen wurde. Die neuen Straßen sind regelmäßig; die Baltimorestraße ist 1,6 km lang und 25 m breit. Der ältere Stadtteil, teilweise hügelig und uneben, zeichnet sich durch aristokratische Abgeschlossenheit und in seinem Stil gebaute Häuser aus.

B. ist der Sitz des amerik. Tabakshandels; auch das Weizenmehl aus den Dampfmühlen bei B. wird wegen seiner besondern Güte sehr weit versandt. In der Stadt und Umgegend gibt es viele Baumwoll- und Leinenfabriken. In der ganzen Welt berühmt ist sie als Schiffbauort; ihre Klipper sind die besten Schiffe der amerik. Handelsmarine. Die Schifffahrt B.s ist sehr bedeutend. Die Stadt hat (1878) eine Handelsflotte von 884 Segelschiffen von 72 789 t und 131 Dampfern mit 37 503 t; 1878 liefen 1732 Schiffe (609 britische, 375 amerikanische, 140 deutsche) mit 1 231 701 t ein, 1706 mit 1 225 172 t aus; der Gesamtwert der Einfuhr betrug 66,7, der der Ausfuhr 232,3 Mill. Mart. Hauptgegenstände der Einfuhr sind Kaffee, Zucker und Salz, der Ausfuhr Getreide, Schmalz, Speck und Petroleum. Die Stadtschuld belief sich 1880 auf 27 092 690 Doll.; 14 National- und 8 Staatsbanken vermitteln die Geschäfte, außerdem gibt es 7 Sparbanken und 23 Versicherungsgesellschaften. Unter den Wohltätigkeits- und höheren Unterrichtsanstalten sind mehrere reiche katholische, wie das Loyola-Collegium, St.-Mary-College. Eine Eisenbahn führt von hier nach Washington, eine andere nach Philadelphia und eine dritte, die Baltimore- und Ohio-Eisenbahn, über Cumberland bis nach Wheeling an den Ohio. Letztere ist eine der großartigsten Bahnen in Amerika, zeichnet sich durch ihre schönen Brücken, Tunnel und Bergübergänge aus und vermittelt den Verkehr B.s mit den Kohlenbergwerken Marylands und Virginien sowie mit dem Westen. Der Eingang des Hafens ist schmal und durch das Fort MacHenry gesichert. Schiffe von 500—600 t liegen unterhalb der Stadt; nur mit 200 t können sie an diese gelangen. B.s Lage ist eine der schönsten der nordamerik. Seestädte. Es erhebt sich terrassenförmig um den Hafen, und namentlich bieten der Federal-Hill und Leutenichlagersbügel einen entzückenden Blick auf die zu ihren Füßen sich ausbreitende Stadt und den Hafen. Die Frauen B.s gelten als die schönsten in den Vereinigten Staaten, keine Kommode als der robuste, verwahrloste und blutdürstigste Pöbel des Landes und seine höhern Gesellschaftskreise als die reaktionärsten, weil ihre Interessen bisher unbedingt in der Sklaverei wurzeln und sich stets abwehrend gegen den freieren, vom Norden her eindringenden Geist verhielten.

Erst seit dem Ausbruche des Secessionskriegs 1861, in welchem sich die Behörden von B. anfänglich neutral zu erklären wagten, macht sich ein Schwung geltend.

Baltisch (Franz), Pseudonym des Schriftstellers Franz Hermann Hegewisch (s. d.).

Baltisches Meer, s. Ostsee.

Baltische Provinzen, s. Ostseeprovinz. **Baltischport**, russ. Baltiskij-Port, h. Rogermiel genannt, ein kleines Hafenstädtchen im Kreise Reval des russ. Gouvernementsland, an der Baltischen Eisenbahn, 50 km von Reval, auf nattem, unfruchtbarem Felsen an der Ostseite der Bucht Rogermiel erbaut, 3200 E. und hat eine griech. und eine luth. K. Der Ort treibt einen nicht unbedeutenden Handel mit Kalkstoffschlacken, die hier in großer Menge verarbeitet werden. Die Bucht Rogermiel hat tiefen Ankergrund und bildet eine sehr gute Reede für eine große Flotte. Dieselbe fruet in den Wintern nicht zu, und auch sonst ist die Schifffahrt nur 2—3 Monate unterbrochen. Peter war 1715 persönlich dort und ließ 1722 durch ihn einen großartigen Kriegshafen projektieren, die Arbeiten waren unter Elisabeth noch nicht beendet und wurden 1768 ganz eingestellt.

Baltikan, d. h. das Land Balti, auch B oder Kleintibet genannt, früher ein eigenartiges gegenwärtig eine Provinz im Reiche Sikkim brit. Oberhoheit, am oberen Indus gelegen, Ostturkistan im N. und NO. durch die mähr. Karakorumkette getrennt, im SO. von Ladak S. von Kaschmir, im W. von Dardistan (s. Dardistan u. s. w.) begrenzt, umfaßt einen Raum von etwa 33 700 qkm. Es besteht hauptsächlich aus dem Thale des in 2200 m hohe, NW. fließenden, an der Grenze von Gilgit ab nach SW. wendenden Indus, den unteren Abflüssen von dessen Zuflüssen Schangol, Schigar, Gilgit u. a. und den zwischen denselben liegenden Bergketten und Hochflächen. Von NO. her über die Karakorumkette zur Hauptstadt, die hohe Mustaghpas, ein für Pferde ganz ungenutztes Gletscherpaß. An der Nordseite, 110 km NW. von der Hauptstadt, steht der gewaltige Berg der Erde, der Dapsang von 8619 m und fast ebenso weit im W. von ihr der Daps oder Nanda-Parbat, 8117 m hoch. Dem eigentümlich sind die hohen, steilen felsigen Thäler und die große Kahlheit der Abhänge große Trockenheit des Sommers und die kalten felsigen Thälern lassen die Baumvegetation auf den Thalseiten nicht aufkommen, oben 1000 m größerer Höhe, wo die Luft seichter eine reiche Strauchvegetation findet. Es regnet nicht ungewöhnlich, Regen selten und ist das Industal ist wenigstens streckenweise barter als in Ladak. Man baut Weizen, (einigen Reis, Buchweizen, Hirse, Rüben, Melgewinn ausgetrocknete Trauben und Apfel. Art kleiner Trauben kommt unter dem Namen riel als Korinthen in den Handel. Die Ähnlichkeit der tibetischen. Eine Besonderheit wie in Gilgit und dem westlich gelegenen Tschital die wilde Ziege des Pamir, mit sam gewundenen, aber 1 m langen Hörn. Die Einwohner, etwa 60 000, sind tibetischen Stammes, bekennen sich aber sämtlich zum tibetischen Jeldm.

In Hauptstadt Jaskardo, auch Skardo oder Sardo, ein unbedeutender Ort von etwa 150 zerstreuten Häusern, liegt 2111 m hoch in einer von mächtigen Bergen eingeschlossenen Thalausweitung, die nur 140 m breiten, reißenden Jambus am Einfluß des Schigar. Die sehr starke Feste steht 260 m über der Stadt auf einer steilen Felsabhö. Die übrigen Wohnorte des Landes sind nur Dörfer. Bei der Eroberung durch die Sitts unter Choloab-Sing 1835 wurde B. von einem eigenen Fürsten oder Raitso regiert. Durch den Vertrag zu Lathor 2. März 1846 erhielt es Choloab-Sing nebst den übrigen Provinzen Kaschmir und Ladak. *Bal. Cunningham*, »Historical and statistical account of Ladak« (Lond. 1854).

Baltſchil (Dionysopolis), Rastenstadt im Fürstentum Valagaria, 34 km im Nordosten von Barna, an dem fährtesten Hafen am Schwarzen Meere, zählte 4000 E., hat ein Sanitäts- und Zollamt, große Warenmagazine und anselnslichen Handel. Von Bedeutung ist auch der jährlich im Juni acht Tage dauernde Pferde-, Rindvieh- und Schafmarkt, wo der Wein, Obst- und Gemüsebau und die auf betriebene Bienenzucht, deren vortrefflicher Honig meist nach Konstantinopel geht. Vom 4. bis 6. Sept. 1854 ging von B. und Barna aus die brit.-engl.-türk. Armee unter Marſchall St. Arnaud nach der Krim ab.

Balzer (Joh. Baptista), bedeutender kath. Dogmatiker, geb. 16. Juli 1803 zu Andernach, studierte 1823—27 Theologie zu Bonn unter Hermes, ward 1829 Priester, 1830 außerord., 1831 ord. Professor der Theologie zu Breslau, 1843 geistlicher Rat des Königsrunds für Obelachen, 1844 Professor am Gymnasium, 1846 Mitglied des Domkapitels, 1860 Domkapitular. Als entschiedener Anhänger und Verteidiger des Hermesianismus (s. d.) schrieb B. »Hinweisungen auf den Grundcharakter des Hermesianischen Systems« (Bonn 1832) und »Über die Entstehung religiöser Gegenstände im Katholizismus und Protestantismus« (Bonn 1833). Später zu der Überzeugung gelangt, daß Hermes den Rationalismus wohl verbessert, aber nicht überwunden habe, schloß sich B. an die Spekulationen Anton Günthers (s. d.) an. Zu deren Verteidigung schrieb B. die »Theol. Briefe« (1. Serie, Mainz 1844; 2. Serie, Bresl. 1845) und die »Neuen theol. Briefe« (1. u. 2. Serie, Bresl. 1846) und reiste 1853 mit Gangolf und Ansoodt nach Rom, unterwarf sich jedoch dem päpstlichen Exkommunikationsdekret vom 8. Jan. 1857. Wegen seiner Richtung verdächtigt, ward B. 1860 durch den Kaiserlichen Hofmeister in Breslau von seiner Professur suspendiert, aber durch Urteil des königl. Disziplinarraths vom 9. Jan. 1864 restituirt. Während des Vatikanischen Konzils zählte B. zu den Gegnern der Unfehlbarkeit, unterzeichnete auch gegen dasselbe die nürnberg. Erklärung vom 26. Aug. 1870. Deswegen ab ordine et beneficio suspendirt, starb B. 1. Okt. 1871 zu Bonn. In Breslau auf die Streitfrage zwischen Bibel und Naturwissenschaften schrieb B. »Die biblische Schöpfungsgeschichte, insbesondere die darin enthaltene Kosmogonie und Geologie in ihrer Abereinſtimmung mit den Naturwissenschaften« (2 Bde., Lpz. 1867—73) und »Über die Anfänge der Organismen und die Urgeschichte der Menschen« (Jahrb. 1869; 4. Aufl. 1873). *Bal. Mejer*, »B. s. Leben, Wirken und wissenschaftliche Bedeutung« (Bonn 1877).

Balzer (Wilh. Eduard), bekannt als Vertreter der freien Gemeinden und Vorkämpfer des Vegetarianismus, geb. 24. Okt. 1814 in dem im Regierungsbezirk Merseburg gelegenen Dorfe Hohenleina, erhielt seine Bildung seit 1826 in Schulpforta, widmete sich seit 1834 zu Leipzig, seit 1836 zu Halle philol., theol. und mathem. Studien, war darauf bei seinem Bruder, Friedrich B., Pfarrer in Zwoschau (seit 1849 als polit. Flüchtling in Zürich, dann in Dresden, Verfasser von »Trugschuldigkeit. Lieber aus der Heimat«, Chemn. 1881), Hauslehrer und nahm 1841 einen Ruf als Diakon und Hospitalprediger in Teltſch an, wo er sechs Jahre hindurch thätig war. In diese Zeit fielen die Kämpfe wegen des Abendmangels, welche zur Gründung freier Gemeinden führten. B. nahm an diesen lebhaften Anteil und gründete 5. Jan. 1847 zu Nordhausen eine freie Gemeinde, nachdem ihm die Bestätigung der Wahl zum Pfarrer der dortigen Nikolaitische verweigert worden war. B. war fobann Mitglied des Vorparlaments in Frankfurt und wurde 1848 vom Kreise Nordhausen in die preuß. Nationalversammlung gesendet, in welcher er zur Partei Waldeck gehörte und Mitglied der Verfassungscommission war. Seitdem lebte er in seiner Gemeinde zu Nordhausen, auf welche er einen tiefgreifenden Einfluß ausübte. Die bedeutendsten seiner frühern Schriften sind: »Das sog. Apostolische Glaubensbekenntnis« (Lpz. 1847), »Alte und neue Weltanschauung« (4 Bde., Nordb. 1850—59; 2. Aufl. 1859—81), »Das Leben Jesu« (2. Aufl., Nordb. 1861), »Allgemeine Religionsgeschichte« (Nordb. 1864), »Die neuen Fatalisten des Rationalismus« (Gotha 1859). Außerdem veröffentlichte er eine Uebersetzung (Nordb. 1860) und eine Erklärung der vier Evangelien (Nordb. 1863).

Im J. 1863 begründete B. zu Nordhausen einen »Verein von Freunden der natürlichen Lebensweise«, welcher auf dem von Mitgliedern aus allen Gegenden Deutschlands besuchten Vereinstage vom 19. Mai 1869 zu Nordhausen Statuten erhielt. Seine vegetarischen Grundsätze sprach B. in der Schrift »Die natürliche Lebensweise« (4 Bde., Nordb. 1867—72; 2. Aufl. 1871 fa.) aus. Mit dem J. 1868 begann er die Herausgabe eines »Vereinsblattes«, von welchem seitdem alljährlich 10 Nummern erscheinen. Ferner gab er heraus: »Empedocles. Eine Studie zur Philosophie der Griechen« (Nordb. 1879), »Fünf Bücher vom wahren Menschentum« (Nordb. 1880), »Vegetarianisches Kochbuch« (6. Aufl., Nordb. 1880), »Gott, Welt und Mensch. Grundlinien der Religionswissenschaft in ihrer neuen Stellung und Gestaltung« (Nordb. 1869), »Ideen zur sozialen Reform« (1873), ein »Viederbuch für freie religiöse Gemeinden« (Nordb. 1863), ein »Religionslehrbuch für Schule und Haus freier Gemeinden« (3 Abteil., Nordb. 1870), »Aus der Edda. Deutsche Nachkänge in neuen Liedern« (2. Aufl., Lpz. 1879) und viele andere Schriften.

Ein zweiter Bruder B. s., Theodor B., war Prediger in Naumburg und wurde wegen dogmatischen Diffenſus emeritirt; er verteidigte sich in der Schrift »Ein Glaubensbekenntnis«. — Eduard B. s. Sohn, Leonhard Vollmar, prakt. Arzt in Nordhausen, huldigt auch dem Vegetarianismus; er schrieb »Die Nahrungsmittel und Genußmittel des Menschen in ihrer chem. Zusammenſetzung und physiol. Bedeutung« (Nordb. 1874), »Das Kyffhäusergebirge in mineral., geognost. und botan. Beziehung« (Nordb. 1880).

Balustrade (fr.), Döden- und Geländer, Dödenbrüstung, ein Brüstungsgeländer, welches im wesentlichen aus Balustern, d. h. säulenartigen, reich profilierten, meist gedrehten Stützen zwischen starken Pfeilern besteht und vorzüglich zum seitlichen Abschluß erhöhter Plätze, Terrassen, Ballons, Treppen, oder auch als Attika über dem Hauptgesimse von Gebäuden angewendet wird. Sie wird aus Stein und dessen Surrogaten, aus Holz und Metall hergestellt, und kann in ihren Einzelformen, je dem Baustile entsprechend, sehr verschiedenartig sein. — Im weitern Sinn, jedoch nicht ganz richtig, bezeichnet man mit B. auch jede Brustwehr, die möge aus massivem oder durchbrochenem Mauerwerk, metallern Gitter oder hölzernem Stabwerk bestehen.

Balutschistan oder Belutschistan (engl. Beloochistan), das Gedrosia der Alten, ist das südöstlichste Fürstentum des Hochlandes Iran, welches erst 1739, als einer der Hordenführer der Balutschen, Nasir Chan, als Haupt der vereinigten Landschaften vom Verkerfing Nadir Schah bestätigt ward, unter diesem Namen in die Reihe der asiat. Staaten trat. Sehr bald gelangte das Land zur Selbstständigkeit, die jedoch nicht kräftig genug war, 1771 die Abtrennung von Sindh (s. d.) zu verhindern. B. zählt auf 276515 qkm nur etwa 350000 E., wird im S. vom Indischen Ocean begrenzt und umfaßt die Landschaften Katscha, Gandawa, Kclät, Sarawan im N., Dschalawan in der Mitte, und Arbu und Kus (in Mekran) im S. Der Osten ist ein flaches, und plateauartiges Grenzgebirgsland, welches seine wilden Ränne (Hala- und Kurletgebirge) und Gipfel in die Region des ewigen Eises erhebt und in steilen Terrassen ost- wie westwärts abfällt, welche die äppigen Landschaften des Indusbals von einer bis zu den Westgrenzen B.s ausgedehnten Sandwüste scheiden. Wie im N., so begrenzt die Wüste auch im S. ein noch fast ganz unbekanntes System langgestreckter Gebirgsketten mit eingeschlossenen, stufenartig zueinander liegenden Kongentialern. Die höchste der östl. Grenzketten ist das mit dem Kop Kong oder Murwar aus dem Meere aufsteigende Hala- oder Brahogebirge, dessen nördl. Fortsetzung sich dem asghon. Systeme anschließt und noch auf balutschistan. Gebiete von zwei Hauptpässen durchschnitten ist, nämlich vom Kholaupaf (s. d.) und dem Gandawa- oder Kula-, richtiger Kilopafie, d. h. Blauer Paß, 96 km lang und pro km 8 m ansteigend. An den Westabhäng des Grenzgebirgs legen sich die kleinen Kulturreichen Wab, Suhrab und Chosbor in Dschalawan, und als nördlichste und höchste Stufe die von Kclät in einer durchschnittlichen Höhe von 2000 m, mit kalten Wintern, aber im Sommer durchwegs Garten und Feld. Südlich von Kclät liegt Suhrab, ein bevölkertes, sehr fruchtbares und durch zahlreiche Gebirgsbäche gut bewässertes Thal. Nur mit der äußersten Nordküste, der heißen, wohlbewässerten und fruchtbarsten Landschaft Kotija, Gandawa, reicht B. in das Tiefland des Indus. Der Küstenstreich ist meist flach, zum Teil klippig, sehr heiß und vegetationlos, ebenso das 15–22 km dahinter aufsteigende Kallgebirge. Eigentliche gute Höfen fehlen längs der ganzen Küste, nicht aber gute Rechen, unter denen die von Suamiam die beste ist. Schiffbare Flüsse gibt es in B. nicht; außer den ihre Tasse ostlich durchfließenden Flüssen Wolan und Wilo sind nur längs der Südküste etwa acht fließende Bäche bekannt, die aber nur in der Regen-

zeit anschwellen und als reißende Bergströme jährlich werden, sonst aber trocken liegen. Der bedeutendste ist der Purali.

Mit der Beschaffenheit und Höhe des Bodens wechselt auch das Klima. Die brennende Hitze und die tiefen, feuchten und warmen Thäler bilden scharfe Gegensätze zu den Hochlandsklimate, wo im Winter in aller Strenge herrscht und, wie in Sindh, der Reisbau durch die Kultur mitteleurop. Getreide ersetzt wird, die Bäume ihr Laub wechseln trotz der Lage unterm 23.° nördl. Br., vier Zeiten einander ablösen. Im S. sind zwei mal eine kalte und, vom März bis Oktober, eine heisse Jahreszeit. In der Wüste jieren schlanke Zypressen die Oasen, in den tiefen Thälern gewöhnlich Reis, Baumwolle und Indigo, auf den hohen Gebirgen die gewöhnlichen Getreide- und Obstarten Europas, und über alle Berggipfel in die Aca foetida-Pflanze reichlich verbreitet. Auch Pflanzen und Kropf werden gebaut. Von Baum finden sich außer der Dattelpalme mehrere, die in trefflicher Holzart abgeben, darunter Tamarind und außerordentlich große Maulbeerbäume; mit dem Tamarisken, Babul (eine Art Mimosa), Sitonen, Walnuß- und Mangobäume, Euphorbia Weiden, wilde Feigen und Oliven, alle europ. Obstbäume. Der größte Teil des Bodens ist Wüste und die Bevölkerung besteht daher hauptsächlich aus wandernden Schaf- und Rinderhirten. Bauern Weizen, Gerste, Reis, Sorgum, Sesam, auch Baumwolle, Indigo und Hülsenfrüchte. Vieh den europ. Haustieren und dem Kamel, den Eseln, Ziegen und Büffeln sind die wilden, ungenutzten Gegenden von wilden Tieren verschieden. Art bewohnt, namentlich von Löwen und Tigern die freilich selten sind, Hyänen, Schakals und Wölfe. Leoparden, wilde Hühner u. s. w., Katzen u. d. Dschangeln; allgemein finden sich wilde Gänse, Antilopen, Hirsche, Bergziegen u. s. w.; Schildkröten häufig, ebenso Fische an der Meeresküste, wo sie in Menichen und Tiere die Hauptnahrung ausmachen. Das Mineralreich liefert Eisen, Blei, Kupfer, Zinn, Steinsalz, Alaun, Salpater, Salpeter und Schwefel in Menge, Gold und Silber in Dschalawan, Antimon im Süden von Kclät.

Das Land wird von verschiedenen Völkern bewohnt. Der Hauptstod der Bevölkerung nennt sich selbst Balutschen, ohne von ein und derselben Abstammung zu sein. Man unterteilt drei Hauptstämme: die eigentlichen Balutschen, Brahui und die Zamri. Die ersten zerfallen in drei Abteilungen: die Nharues oder Nharus, die der großen Wüste im W., mit 7, die Kind mit 21 die Nethi oder Maghazai, hauptsächlich in Katscha Gandawa, mit 16 Stämmen, von denen jede eine Anzahl von Kheils (Gesellschaften von vier oder fünf Zelten) zerfallen ist. An der Spitze der Kheils steht ein Häuptling oder Sirbar, nach dem er sich benennt. Sie sprechen eine dem Persischen nahe verwandte Sprache und sind ein arabisches, graufames Hirtenvolk mohammed. Religion, bei dem Blutradie allgemein verbreitet ist. Sie führen Flinte, Schwerter, Speer, Dolch und Schild, meist vom Auslande eingeführte Waffen. Die Brahui (s. d.) sind ebenfalls in viele Stämme geteilt. Die Zamri oder Namwari im Kus spielen in der Gesichtsbildung mehr den Kadschques und Dichtat und haben eine dem Sindh ähnliche Sprache. Auch sie zerfallen in viele Stämme, führen ein

Novellen, die «*Scènes de la vie privée*», «*Scènes de la vie de campagne*», «*Scènes de la vie de province*», «*Scènes de la vie parisienne*» u. s. w. B. faßte nun den Plan zu einer Art von Epos, in dem sich seine Romane miteinander verbinden und zu einem Ganzen abschließen sollten, und welches er «*La comédie humaine*» betitelte. Er schuf eine bunte Reihe typischer Charakterfiguren, die in dieser Romdödie alle möglichen Rollen des Lebens spielen, und die Menge der 3—4000 Personen, die in seinen Novellen und Romanen auftreten, wäre gewiß noch angewachsen, wenn nicht der Tod einen plötzlichen Abschluß dieser «*Menschenomödie*» herbeigeführt hätte. B. starb zu Paris 19. Aug. 1850. Seine Schwester, Madame Surville, schrieb seine Biographie: «*B., sa vie et ses œuvres d'après sa correspondance*» (Par. 1858). Als Romane geben ein getreues Bild der franz. Gesellschaft seiner Zeit; sie zeichnen sich aus durch Schärfe der Beobachtung, wenn auch zuweilen eine allzu peinliche Genauigkeit in Detailschilderungen ermüdend wirkt, den Fortgang der Erzählung hemmt und das Interesse von den Hauptpersonen ablenkt. Sein Darstellungstalent steht mit seiner wirklich bedeutenden Erzählungsgabe nicht auf gleicher Höhe. Die Schreibart, obschon voll überraschender seiner Wendungen und Gleichnisse, ist andererseits oft schwülstig, ja cynisch; sie erinnert an den Stil der Vertreter der sog. «*realistischen Schule*» in Frankreich. Seine besten Romane sind «*La recherche de l'absolu*», «*Le médecin de campagne*», «*Eugénie Grandet*» und «*Les parents pauvres*». Vgl. Goylan, «*B. chez lui*» (1862); «*Correspondance de B. 1819—50*» (Par. 1877).

Balzen oder **Falzen** nennt man den eigentlichen Lockruf der Männchen verschiedener hühnerartiger Vögel während der Begattungszeit, vorzüglich der Auer-, Wirt-, Schner-, Stein- und Haselhühner und der Fasanen. Von besonderer Wichtigkeit für den Jäger ist das B. der Auer- und Wirtshühner, weil dieselben fast ausschließlich während der Balzzeit (März und April) geschossen werden. Der Wirtshahn wählt zum B. einen lichten Waldplatz, auf dem sich die Hähne und Hühner versammeln; mit vorstierlichen Geberden und gespreizten Geflügeln schreiten die Rivale auf dem Platze herum; die Sieger in dem nun folgenden Kampfe schwingen sich auf Wirteln oder andere nahegelegene Bäume und balzen in kurzen, hellen, steigenden und fallenden Tönen mit gurgelndem und tollern-dem Schlusse. Der Auerhahn dagegen bäumt abends in den Gipfel oder auch auf einen starken Seitenast eines geraden Nadelholzbaums auf, macht einige Schlundbewegungen mit dem Hals, wobei er einen grunzenden Laut von sich gibt (das Kröpfen oder Worgen) und beginnt beim ersten Morgengrauen in drei verschiedenen, rasch sich folgenden Abtheilungen zu balzen. Die erste ist ein doppelt schallender, trockener Laut (Knappen oder Aieppen), dann folgt ein klaffendes Schnalzen (Hauptschlag); den Schluß macht ein dem sanften Wehen einer Sense ähnliches Geschwirre (Schleifen, Wehen). Während des letztern ist der Auerhahn wie taub und blind und kann dann von den Jäger angegriffen werden. Diese drei Balzlaute wiederholen sich auf der Höhe der Brunnzeit oft und rasch. Nach der eigentlichen Begattungszeit balzen die Auerhähne noch wochenlang (bis Juni) fast jeden Morgen.

Bambara, ein Negertönigreich im innern Niger zu beiden Seiten des Tscholiba (obern Niger). Bambaku abwärts bis Seila; es erstreckt sich 10 bis 15° nördl. Br. und nimmt ein Areal von ungefähr 55000 qkm ein. Nur in seinem nördlichen Theile erheben sich niedrige Granitgebirge, die Fortsetzungen der Quellengebirge des Tscholiba; seiner Zuflüsse sind; im übrigen ist das Land wenig bewaldet, besonders im Süden von mehreren Flüssen durchzogen und sehr fruchtbar, obwohl der Theil auch sumpfig. Große Strecken werden zur Zeit vom Tscholiba überschwemmt. Der Jähr ein halbes Jahr, von Juni bis November, stehende befruchtende Regen mildert die Hitze während. Ohne viele Mühe werden Getreide, Reis, Mais, Yamswurzel u. s. w., biemeilen in kurzer Ernte gewonnen. Von Mineralien haben unter andern Eisen und Gold. Die Bewohner hören dem Mandingostamme an, sind ein kriegerisches Volk und standen bis 1861, wo sie durch seine Kämpfe mit den Franzosen an dem bekannten El-Hadj Omar des Landes unter eigenen Königen, die in Segu, einer 20 Meilen von der Stadt am Tscholiba, unter Segu und andere Orte treiben bedeutenden Handel mit Getreide, Baumwollstoffen, Gold und dergleichen, welches letztere aus der Sahara dahin gebracht wird. Besonders bemerkenswert ist der Handel mit gewebten Baumwollzeugen, welche in der besten Weise von den Frauen des Landes gefertigt werden und wegen ihrer schönen blauen Färbung Indigo ist hier heimisch) und Damerhülsen bekannt sind. Alle Gerätschaften, Leder, Samenfächer und Waffen, mit Ausnahme der Schusswaffen, doch aber das Pulver werden im Lande selbst hergestellt. Polygamie ist allgemein, der Brauch wird aber hart bestraft. Todesstrafe ist selten. In neuester Zeit hat sich der Handel sehr verbreitet, doch gibt es auch noch viele Bettelanten. Die Zahl der Bewohner schätzte man auf 2 Mill. Vgl. Vignon, «*Le royaume de Bambara*» in «*Noav. Annales des Voyages*» (Nov. 1857); Steinthal, «*Die Rasse-Negeren*» (Berl. 1867); J. Müller, «*Grundriss der Sprachwissenschaft*» (Bd. 1, 2. Abteil., Bantoid).

Bamberg, Stadt im bayr. Reg.-Bezirk Oberfranken, vormals die Haupt- und Residenz eines reichsunmittelbaren Hochstifts, liegt am Ufer des Main in einer reizenden und fruchtbaren Thalschlucht, durchschnitten von der sich hier in drei Richtungen und schiffbaren Regnitz, etwa 5 km von deren Mündung in den Main und an der Eisenbahnlinie Nürnberg-Hof, von welcher Ludwigs-Westbahn über Schweinfurt nach Bamberg u. s. w. abzweigt. Die Stadt hat 29587 E., darunter nur etwa 2900 Protestanten und 850 Juden, und ist der Sitz eines Bischofs mit Domkapitel, eines Oberlandesgerichts, eines Landgerichts, des Appellationsgerichts für Franken und seit 1873 auch für Unterfranken, des Bezirksgerichts, eines Stadtgerichts und einer Bankeinrichtungsstelle. Außerdem befinden sich an der Stadt ein Lyceum, ein Gymnasium, ein Alterthumsmuseum, seit 1873 paritätisches Schullehrerseminar, ein großes, 1572—73 erbauten Schauspielhaus wie eine Gewerbs- und Handelsschule. Das Lyceum ist aus der 1585 als ein Gymnasium micum gestifteten, 1647 von Bischof Otto von Bamberg verwandelten, 1648 eingeweihten,

am Bischof Friedrich Karl durch die jurist. und med. Fakultät erweitert, 1803 aber aufgehobenen Universitätsbibliothek hervorgegangen. Unter den Sammlungen ihr Wissen, Kunst und Kunst steht oben die ehemalige Bischof-, jetzt königl. Bibliothek von über 20000 Bänden mit einem großen Schatz von Handschriften und alten Drucken und den Heiligen Gemälden für Kunstgeschichte im ehemaligen Universitätsbibliothek. (Vgl. Jüd., Beschreibung der Bibliothek in B., 4 Bde., Nürnberg. 1831—34.) Auch die physik. Sammlung und das bayerische Naturalienkabinett in demselben Gebäude sind beachtenswert. Die jährliche Gemäldegalerie auf dem Michaelsberg umfasst 200 Bilder untergeordneten Rangs. In der Lebenswirklichkeit gehört vor allem zu dem Kaiser Heinrich II. 1004 begründete, 10. Dez. 1073 gestiftete, durch Bischof Otto den Heiligen (1102—49) nach dem Brande von 1081 in ihrer gegenwärtigen Gestalt neu aufgebaute Domkirche mit vier Türmen, welche bis auf den letzten Thurm erhalten ist und zu den schönsten Denkmälern der Übergangsperiode vom roman. zum got. Stil gehört. Sie ist 108 m lang, 31,5 m breit und enthält außer zahlreichen älteren und neuere Kunst, besonders der Plastik, die Grabdenkmäler Heinrich II. und seiner Gemahlin Kunigunde III., des Papstes Clemens' II. und des Bischofs. (Vgl. Beschreibung der bischöflichen Kirche im Dome zu B., Bamberg. 1827.) Auch von merkwürdigen Gebäuden noch zu erwähnen ist das ehemalige Fürstbischöfliche Residenzschloß von Bamberg, welches 1698—1708 von Lothar Otto von Schönborn erbaut wurde und seit 1803 von König Otto von Griechenland und dann von der Bayer. bewohnt wurde, mit öffentlicher Bibliothek, Archiv und naturhist. Sammlung; auch ein kleiner Lieben Frau oder Oberpfarrkirche. 1707—87 erbaut, aber nicht ganz vollendet, enthält Gemälden und Skulpturen und einem der schönsten verguldeten Altar; die St. Michaelskirche, welche dem 1073 vom Bischof Heinrich II. gestifteten, 1803 aufgelösten St. Jakobskloster, die schöne ehemalige Universitätskirche, 1696—1720 von den Jesuiten im neoröm. Stil erbaut wurde und jetzt der Pfarrei St. Marien gehört. Andere Kirchen sind die zu St. Stephan, die St. Stephan. Letztere wurde 1808 den Jesuiten überlassen. Die reiche ehemalige Klosterkirche St. Michaelsberg mit der St. Michaelskirche, in welcher das Grabmal Ottos des Heiligen 1803 zum Versorgungshaus für das Ludwigs-Hospital) und die dazu gehörige St. Othmar zur Irrenanstalt umgewandelt wurde. Aufgehobene Klöster sind als Ruinen zu erbauen Zwecken benutzt worden. 1803 wurde 1874—75 erbaut. Nur die der Englischen Fräulein mit weiblicher Leitung, dem in neuerer Zeit auch die St. Michaelskirche und die Häuser für verarmte Knaben und Mädchen überlassen wurden, aus früherer Zeit erhalten. Auf dem Michaelsberg steht das ehemalige Kloster des Fürstbischöfs Franz Anton (gest. 1795) und auf dem Schloß Michaelsberg (gest. 1795) auf dem Schloß Michaelsberg in Bamberg gestiftete, 1794 erbaute Kloster der Joh. Lukas (geb. in B. 1793). Auch J. Camera, welche hier geboren. Eine 1874 neu erbaute Kirche mit zwei Hochreservoirs ver-

steht die ganze Stadt mit Wasser. Der linke Arm der Regnitz wird durch eine steinerne und drei erst in neuerer Zeit erbaute eiserne Brücken überbrückt; über den rechten Arm führt die Sophienbrücke und seit 1829 eine stählerne, 70 m lange Kettenbrücke. Industrie und Handel haben sich bei der Lage der Stadt an der schiffbaren Regnitz und an dem hier ausmündenden Ludwigskanal sowie infolge der Eisenbahnverbindungen sehr gehoben. Namentlich gilt dies vom Transit, der schon früher nicht ohne Bedeutung war. Unter den größten Fabriketablissemments ist eine Baumwollspinnerei mit 1500 Arbeitern hervorzuheben; ferner 2 Zuckerraffinerien, 2 Eisengießereien, 2 Holzgalanteriewarenfabriken, 1 Seidenweberei, 1 große Färberei, Bleicherei und Appreturanstalt. Leinwandfabrikation und Bierbrauerei werden stark betrieben. Einen Hauptnahrungsweig der Stadt bildet aber die blühende Gärtnerei, welche besonders Saffol (in sehr bedeutender Quantität), weiße und gelbe Rüben, Anis, Obst, Koriander und Samen für die Ausfuhr liefert. Die Umgebung von B. gleicht einem großen Frucht- und Gemüsegarten. Die Parkanlagen des Theresienhains, südlich von der Stadt, am Ludwigskanal, bieten angenehme Spaziergänge. Die 2 km oberhalb der Stadt gelegene Altenburg, deren Turm eine der schönsten Ausichten in Franken gewährt, gilt für das Schloß der alten Grafen von Bamberg, wo 1208 König Philipp von Schwaben von Otto von Wittelsbach ermordet wurde. Durch jene Burg der Babenberge ward im 9. Jahrh. die Erbauung der Stadt B. und deren Name veranlaßt.

Das Bistum Bamberg wurde 1. Nov. 1007 von Kaiser Heinrich II. gestiftet; dessen Kanzler Eberhard ward als erster Bischof eingesetzt. Kaiser Heinrich hatte B. 996 von seinem Vater, dem Herzog Heinrich von Bayern, geerbt, welchen lehtern der Kaiser damit beliehen. Damals wie später übten die Kaiser und Päpste längere Zeit bedeutenden Einfluß auf die Wahl der Bischöfe von B., bis 1398 das Kapitel gänzliche Wahlfreiheit erlangte. Die Regierung der Bischöfe zu B. wurde nur einmal gestört, als 1435 die Bürger der Stadt sich zusammenrotteten und mit Gewalt den Bischof Anton von Rotenhahn vertrieben. Durch die Reformation, welche der Bischof Weigand von Redwitz (1522—56) vergebens zu hindern sich bemühte, verlor das Bistum mehr als die Hälfte seiner Besitzungen und war seitdem sehr oft mit Würzburg unter einem Bischofe vereinigt. Große Verdienste um B. erwarben sich in den letzten Zeiten die Bischöfe Lothar Franz, Graf von Schönborn, gest. 1729; Friedr. Karl, Graf von Schönborn, gest. 1746; Phil. Ant. von Frankenstein, gest. 1753; Adam Friedr., Graf von Seinsheim, gest. 1779; vor allen Franz Ludw. von Erthal, gest. 1796. Infolge des Luneviller Friedens wurde auch das Bistum B., das damals 65 Q. M. mit 20000 E. umfaßte, säkularisiert, Pfalzbayern zugeteilt, und der letzte, der Bischof nach 61. Fürst-Bischof, Christoph Franz von Dusek (gest. 5. Okt. 1805), mit 40000 Fl. pensioniert. Infolge des zwischen Bayern und dem röm. Stuhle 1817 abgeschlossenen Konkordats wurde B. zum Erzbistum erhoben und ihm die Bistümer Bamberg, Eichstätt und Speier untergeordnet. Im Mai 1854 sanden zu B. Vertretungen der Vertreter der deutschen Mittelstaaten wegen des Anschlusses an das österr.-preuß.

Bänbnis vom 20. April 1854, die sog. Bamberger Konferenzen, statt. Vgl. Jätk. »Geschichte B.s« (4 Bde., Hamb. 1806—9); desselben »Lehrbuch der allgemeinen Geschichte B.s« (2. Aufl., Hamb. 1820); desselben »Bambergerische Jahrbücher von 1741—1833« (5 Bde., Hamb. 1829—34); Eisenmann, »Geogr. Beschreibung des Erzbisdoms B.« (Hamb. 1833); »Monumenta Bambergensia« (herausg. von Jasse, Berl. 1869); »B., zuverlässiger Führer durch die Stadt« (Hamb. 1879).

Bamberger (Heint. von), ausgezeichneter Mediziner, geb. 27. Dez. 1822 zu Zwonart bei Prag, studierte Medizin in Prag und Wien, trat dann in den Dienst des Allgemeinen Krankenhauses zu Prag und war seit 1850 klinischer Assistent Oppolzers in Wien, bis er 1854 als Professor der mediz. Klinik und Oberarzt des Julius-Hospitals nach Würzburg ging. Nach dem Tode Oppolzers wurde B. im Frühjahr 1872 zum Direktor der mediz. Klinik in Wien ernannt. Von den Arbeiten B.s sind zu nennen: »Krankheiten des dyslopetischen Systems« (2. Aufl., Erlangen 1864, Abteil. 1 des 6. Bds. von Kirchows »Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie« bildend), »Lehrbuch der Krankheiten des Herzens« (Wien 1857) und »Über Bacon von Verulam, besonders vom mediz. Standpunkte« (Würzb. 1865). Ferner enthalten die bedeutendsten mediz. Zeitschriften Deutschlands wertvolle Beiträge B.s.

Bamberger (Rubm.), hervorragender polit. und volkswirtschaftlicher Schriftsteller und Abgeordneter, geb. zu Mainz 22. Juli 1823, studierte 1842—45 zu Gießen, Heidelberg und Göttingen die Rechte und arbeitete dann zwei Jahre bei den mainzer Gerichten. Im J. 1848 als Redakteur der »Mainzer Zeitung« in die Bewegung vermischt, nahm er an der Erhebung teil, welche 1849 in der Bayerischen Pfalz und Baden zu Gunsten der Reichsverfassung stattfand. Nach der Unterdrückung der Revolution ging B. als Flüchtling nach der Schweiz, nachdem ihn die mainzer Gerichte in contumaciam zu schwerem Gefängnis verurteilt und die rheinbayer. Assisen dieses Urteil in Todesstrafe verwandelt hatten. Von der Schweiz ging B. nach England, Belgien und Holland und von hier nach Paris, wo er sich 1853—67 der Leitung eines großen Bankhauses widmete. Nach der Amnestie von 1866 lehrte er nach Mainz zurück, wo er 1868 ins Deutsche Zollparlament, 1871 in den Deutschen Reichstag gewählt wurde. Beim Beginn des Deutsch-Französischen Kriegs wurde B. von Bismarck nach dem Hauptquartier berufen, wo er im deutsch-nationalen Interesse publizistisch tätig war. Auch nahm er später eine Mission nach Bagenau an, um im Elsaß die polit. Verwaltungsmaßnahmen zu fördern. Seit 1873 vertritt B. im Deutschen Reichstage, wo er bis 1880 der nationalliberalen Partei als hervorragendes Mitglied angehörte, den Wahlkreis Alzei-Bingen und übte darin auf die finanzielle und volkswirtschaftliche Gesetzgebung, insbesondere auf die Verhandlungen über das Münzgesetz, die Reichssteuergesetze, das Banknotengesetz, die Reichsbank u. a., einen vielfach entscheidenden Einfluß aus. Einer der eifrigsten Vorlämpfer der Freihandelspartei, Begründer und Vorsitzender des Vereins zur Förderung der Handelsfreiheit, bekämpfte er lebhaft den Kathedersozialismus und die Zoll- und Wirtschaftspolitik, welcher Fürst Bismarck seit 1879 sich zugewandt hatte. Diese Oppo-

sition drängte B. mehr und mehr nach links brachte ihn zu der Mehrheit der nationalliberalen Partei in einen Gegensatz, welcher ihn schließlich anlastete, mit einer Anzahl von Gefinnungsgenossen dieser Fraktion auszuscheiden und die sozialistische Gruppe (später »Liberaler Verein« genannt) zu bilden. Zur Motivierung dieses verdienstlichen er anonym die Schrift »Izession« (Berl. 1881). Von den übrigen politisch-ökonomischen Schriften B.s sind hier zu erwähnen: »Die Hitterwochen der Preß« (Mainz 1848), »Erebnisse aus der pfälz. Erh« (Frankf. a. M. 1849), »Suche nach Italia« (1859), eine anonym erschienene Flugchrift, in der B. die Deutschen aufforderte, den Aemtern gegen Österreich zu benutzen, um durch Verdrängung Österreichs zu einigen, sieur de Bismarck« (Par. 1863, deutsch, 1868), »Vertrauliche Briefe aus dem Judentum« (Bresl. 1870), »Zur Naturgeschichte franz. Kriegs« (Epp. 1871), »Die Aufhebung direkten Gemeindefiskalgebühren« (Berl. 1871), »2 Milliarden« (Berl. 1873), »Die Arbeiterbewegung dem Gesichtspunkte des Vereinismus« (1873), eine gegen den Kathedersozialismus gerichtete Streitschrift, welche eine Entgegnung des hervortritt: »Die wissenschaftliche Kritik des Ludwig Bambergers« (Berl. 1873). B.s besten B.s sind: »Die Bettelbank vor dem Reich« (Epp. 1874), »Reichsgeld« (1. bis 3. Aufl. 1876), »Deutschland und der Sozialismus« (1878), »Deutschum und Judentum« (1878). Außerdem schrieb er für die von Bakrode gegebenen »Demokratischen Studien« (1871), »Deutschen Jahrbücher« (1861—63) und auch für die »Deutsche Rundschau«, die »All. Zeitung«, »Unsere Zeit«, »Die Gegenwart« (1878) u. i. m.

Bambino (ital.), kleines Kind; bezeichnend so ein kleines, hölzernes, reichgekleidetes G in der Kirche Ara coeli zu Rom, das für thätig gehalten wird.

Bambocciaden werden in der Malerei genannt, welche Gegenstände und Szenen meinen Lebens auf grotesk-komische Stellen, wie Jahrmärkte, Bauernfeste u. d. Bezeichnung entnahmen zuerst die Italiener niederländ. Maler Pieter van Laar, den seines kindlichen Wesens Bamboccio (d. pelmann) nannten. Dieser war zwar nicht der der Gattung (denn schon vor ihm h. ältere Breughel, die beiden Teniers u. a. d. d. Stoffe behandelt), verschaffte der in Italien zuerst Eingang.

Bambos (eigentlich die engl. Bezeichnung Bambus), roh- oder strohgelb gefärbt, u. Thonwaren, die in Indien von den Eingefertigt werden.

Bamboulbutter (Shea- oder Gales) ist ein Fett, welches aus den ölreichen verschiedenen Baktia-Arten, die an der Westküste und in Indien wachsen, durch Ausschmelzen aus Wasser gewonnen wird. Als Stammpflanze Bassia butyracea Roxb. und Bassia Dom., von andern wird Elais guineensis aus was aber aus einer mehrfach vorgekommene Wechselung mit Palmfett beruht. In Indiensländern wird das frische Fett zum

und Amygdalifloration. Es ist butterweich, weiß, geruchlos, auch einzeln röslich gefärbt, schmilzt bei 50°. Es ist ziemlich gleich und ebenfalls von 3 Arten kammen sind die Zettarten, welche in Indien die Namen *Ramwah*, *Eboore* und *Bhulam* (wetter, *Jilpe*, *Djave* und *Reoungon*) führen.

Bambus, eine Plateaulandschaft Afrikas im West zwischen dem Senegal und dessen linkem Nebenflusse Senegal, westlich von Bondou und östlich von Kauri begrenzt. Das Heile, gleich einer nur an einigen Stellen durchbrochenen Mauer zu 300 m ansehnliche Lambourageberge durchzieht das Land von NW. nach SO. und entsendet westlich von Senegal, östlich zum Bafing und Senegal eine Range, in der ersten Hälfte des Jahres fast ganz unbedeckt Regenberge und kleiner Flüsse. Die Höhe ist unter 12° 30' bis 14° 15' nördl. Br. liegende Landschaft ist sehr bedeutend. Zur Regenzeit, welche vom Juli oder August ab vier Monate währt, treten Überschwemmungen ein, die zwar die dort verwehrend nagesund machen, den Boden aber an Fruchtbarkeit dem Niltale gleichstellen.

Die Bäume, hier, Wassermelonen gedeihen äppig oder kleinerer Pflanze, daneben Palmen, *Bambus* und wilder Wein. Die mit 1,5–2 m hohem Baumstamm bewachsenen Ebenen begünstigen die Jagd, und neben den wilden Tieren des tropischen Afrika gehen Kinder und in den dergleichen wachsende Geirde. Die reichliche Vegetation gibt zahllosen Menschenwärmern Nahrung, aus deren wenig betriebsende Getränke bereitet werden.

Der Hauptbaum B. s. besteht aber in seinem Inneren aus Goldwärmern. Alle Regenbetten, das Schwermelans längs des Heile, ganz besonders die Hügel, Ebenen und Flussbetten am Fuße der Lambourageberge sind reich an Goldsand, und der Dorf hat seine Goldwärmern in Gruben oder natürlichen Wasserläufen. Am bekanntesten sind die zu Katscha (Katalen); bei Kenieba betreiben die Einwohner selbst das Goldwaschen. Die schwarzen Einwohner gehören zum Plantingostamme und sind meist noch Heiden. Die einzige friedliche Bevölkerung, welche sie neben der Jagd betreiben, sind die Gold zu suchen, das sie, nebst dem Eisenstein in den zahlreichen hier einheimischen Elefanten, an Karawanen an die Europäer verhandeln.

Der wird selbständig von erblichen Hauptleuten regiert. Das Land ward schon von den Portugiesen im 15. Jahrh. besetzt, welche aber von den schwarzen vertrieben wurden. Ein Gleiches geschah auch den mohammed. Marabuts. Die geogr. Entdeckung B. s. ging zuerst von der franz.-afrikan. Gesellschaft des 18. Jahrh. aus, welche Entdeckungen in Galam gründete. Von hier aus brachen 1716 der Baumeister Compagnon eine Expedition gegen die Mitte des 18. Jahrh. waren an mehreren Orten B. s. kleine Comptoirs errichtet, die allmählich verloren gingen, aber in neuerer Zeit, wie das zu Farabana-Lahubi, wiederhergestellt worden sind. Im 19. Jahrh. trugen Wango und besonders der Major Houghton viel zur Entdeckung von B. bei. Seit 1858 schloßen die Franzosen Handelsverbindungen mit den meisten Hauptorten ab, die zum Teil die franz. Oberhoheit anerkannten. Vgl. Raffeneil, „Voyage dans l'Afrique occidentale“ (Par. 1846).

Bambusa (Bambus), eine von Schreber aufgeführte Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen. Die Arten vorzugsweise den Tropengegenden

angehören. Es sind ausdauernde holzige Pflanzen von baumartigem Wuchs, die in den Gegenden, wo sie einheimisch sind, oft förmliche Waldungen bilden. Die knötigen hohlen und sehr schlanken Stämme dieser baumartigen Gräser überrreffen an Höhe die in Deutschland wachsenden Laub- und Nadelhölzer. Die Blüten sind in Ähren gestellt, welche in großer Anzahl zu einer Rispe von oft bedeutender Größe vereinigt sind, sie haben sechs Staubgefäße und einen breiten Griffel mit jederigen Narben. Die wichtigste und bekannteste Art ist die vorzugsweise in Ostindien wachsende *B. arundinacea* Willd.; die Stämme derselben werden bis zu 25 m hoch und am Grunde etwa 20–30 cm dick und finden in der verschiedenartigsten Weise Anwendung; die ältern werden zum Bauen der Häuser, die jüngern zur Anfertigung von Wirtschaftsgeschäften, zu Waffen u. s. w. verwendet. Ferner werden die hohlen ältern Stämme zu allerlei Gefäßen, Trögen, Rinnen umgearbeitet; auch benutzt man sie zur Verfertigung des sog. Rohrgummiguttis (s. Gummigutt). In Europa dienen die dünnern etwa 2–4 cm dicken Stämme als Spazierstöcke. In China wird aus den Bastfasern der jüngern Triebe ein sehr festes unter dem Namen „Chinesisches Seidenpapier“ auch in Deutschland zum Abdruck von Holzschnitten, Lithographien u. s. w. benutztes feines Papier hergestellt.

An den Knoten älterer Halme der *B. arundinacea* finden sich eigenthümliche Auswüchse, die hauptsächlich (86 Proj.) aus Kieseläure bestehen und an der Luft verhartet; sie haben einen zuckerartigen Geschmack, weshalb man sie auch *Bambuszucker* nennt; bekannt sind sie als *Tabascheer*, *Tabaschir*, *Tabagir*, unter welchem Namen sie in Europa beim Polieren und in der Porzellanfabrikation Anwendung finden. Ähnlich wie die *B. arundinacea* werden zahlreiche andere Arten benutzt, so die *B. Guadua* Humb. et Bonpl. und die *B. Tagoara* Mart. in Südamerika; bei einigen Arten, z. B. bei der letztern, befindet sich in den ältern Stengelgliedern eine süße, klare, wässrige Flüssigkeit, die getrunken werden kann. Von vielen Arten werden die jungen Triebe als Gemüse gegessen, so z. B. von den in Java wachsenden *B. Apas* Schlecht. und *B. verticillata* Willd.

Bamian, Bāmijān, Fleden und Vahort in Kabulistan, 87 km im NW von Kabul, an der Scheide der hohen Schnergebirge des Hindu-Kusch und des an den Hilmendquellen aufsteigenden Ruzi-Baba gelegen, sowie an der Hauptstraße und dem alten Karawanenwege von Kabul nach Turkistan, deren Schlüssel der Ort ist. Das sehr fruchtbare Thal von B. liegt nördlich von dem Hadschialpasse, der, bis 3700 m hoch, von steilen, fast senkrechten Felswänden eingeschlossen, 14 km lang und kaum 2,5 km breit, den einzigen, für schweres Fuhrwerk und Artillerie gangbaren, sicher schon von Alexander d. Gr. benutzten Weg über den Hindu-Kusch bildet, und ist besonders auch merkwürdig wegen der Altstädter, die er umfaßt. Das Thal war ein Hauptort des Buddhismus, wovon noch heute die verstreutesten tiefenbaften Idole zeugen. B. wird samt den in Felsen gebauenen Idolen schon von den buddhistischen Mönchen beschrieben, die im 4. und 5. Jahrh. von China über Mittelasien nach Indien pilgerten. Die Bildsäulen befinden sich auf einem Hügel von ungefähr 90 m Höhe, in welchem ringsum, in unregelmäßigen

Stadwerken übereinandergetürmt, auf 11 km hin, eine große Menge Aushöhlungen oder Zellen angebracht sind, mit mancherlei Schnitzwerk versehen. Die männliche Bildsäule, Gang-Kal genannt, ragt 52, die weibliche, Schah Nuna, 37 m empor. Beide haben eine natürliche Stellung und sind mit einer leichten Draperie überzogen. Von der männlichen Figur ist der wohlgeformte Mund noch vollkommen erhalten; bei der weiblichen fehlt der ganze obere Teil des Gesichts. Jede Bildsäule ist in einer tiefen Nische ausgehauen, die ebenfalls Schnitzwerk besitzt, auf welchem Fürsten und Fürstinnen und eine Menge symbolischer Darstellungen angebracht sind. Man steigt im Innern der Bildsäulen vermittelt einer in den massiven Stein gehauenen Wendeltreppe bis zum Haupte empor. Die beiden Thälwände sind von unzähligen (angeblich 12000) Grottenwerken durchlöchert und das ganze Thal außerdem übersät mit sehr gut gebauten schlanken Türmen und Ruinen von Gräbern, Moscheen und andern Gebäuden oder hier gelegenen spätern mohammed. Stadt Galsaleh, welche von Dschingis-Chan 1221 zerstört wurde, 15 km westlich von B. liegen die Ruinen der sog. Burg Johal (aus schön gebrannten Ziegeln, frisch erhalten, von 25 m hohen Wällen umgeben), deren Erbauung dem sabellastigen Schlangenkönig Persiens gleiches Namens zugeschrieben wird. Die Burg diente zur Bewachung des wichtigen Passes. Man fand hier und im Thale B. in neuester Zeit eine große Anzahl Münzen, Ringe und andere Antiquitäten, die von Prinsep, Rasson, Wilson, Wood u. a. beschrieben wurden.

Bamo, B'hamo oder B'han-mo, die bedeutendste Handelsstadt im Reiche Birma in Hinterindien, liegt am östl. Ufer des Irawadi unterhalb der Einmündung des Laining-Kiang-Lang-Hong und zählt 12—15000 G. Der sehr belebte Ort ist Hauptst. des birman.-chines. Handels. Alljährlich treffen hier vom Oktober bis Mai (zur die Regenzeit unterdrückt den Verkehr) die mit Seide, Manufaktur- und andern Waren beladenen Karamanen chines. Kaufleute, zunächst aus der Provinz Yunnan (deren Grenze fünf Tagemärsche ostwärts entfernt ist) und die flachen Boote der Birmanen mit ihren Baumwollballen und andern Produkten zusammen. Der Wert der Baumwollausfuhr sowie der Wert des übrigen Exports findet seine Ausgleichung zum Teil durch Einfuhr von Quecksilber, Zink, Zinnober, Samt- und Seidenzeuge, Oplum, russ. Luch u. s. w., teils durch Zahlung in chines. Silber (Si-Si-Silber) und Blattgold. Neben der Baumwolle kommen für den Export nach China noch in Betracht: Schmuckseiden, Serpentinsteine oder Ju, Bernstein, fleischfarbener Feldspat zu Rangknochen, außerdem edlere Vogelnester, Aretanüsse, Elfenbein, Rhinoceros- und Hirschhorn. Die Gesamtausfuhr wird auf 6—7 Mill. Mark, die Gesamteinfuhr an Waren auf 5—6 Mill. Mark geschätzt. Engl. Dampfer mit flachen Schleppschiffen vermitteln den Verkehr mit Rangun. Vgl. Bowers, »Bhamo-Expedition, deutsch von Meyrdorf« (Berl. 1871).

Ban (fr.), soviel wie Bann; besonders das Aufgebot der Lehnsleute zur Heerfolge, entsprechend dem deutschen Heerbann (s. d.). Am meisten in Gebrauch war derselbe unter den Capetingern; das letztemal wurde er von Ludwig XIV. im Jahre 1674 angeordnet.

Bân oder Banus, entstanden aus dem slaw. Worte Ban, d. i. Herr (andere leiten es vom avas-

rischen »Bohan« ab), war in frühern Zeiten Ti und Würde der Befehlshaber mehrerer Grenzgebieten des ungar. Reichs, demnach ungefähr gleichbedeutend mit dem deutschen Markgraf. Der Ban besaß vom Könige, aber nicht auf Lebenszeit erhalten und auf dem Reichstage besetzten die Banen ausgedehnte, indem derselbe in den polit., militär. und militärischen Angelegenheiten die oberste Gewalt fast unumschränkt übte. Der Ban galt in sein Bezirke, gleich dem Palatin in Ungarn, als nächster nach dem Könige und hatte in Bezug auf Verwaltung und Gerichtsbarkeit dieselben Rechte und Pflichten wie jener. In Kriegzeiten führte die Truppen seines Banats. Die bedeutendsten Banate waren die von Dalmatien, Kroatien, Serbien, Bosnien, Macow und Syrmien. Die Banen der einzelnen Banate wechselten häufig, bald wurde mehrere Banate vereinigt, bald Teil des Banats zu einem andern geschlagen wurden, vordringende türk. Macht verschlang allmählich Banate bis auf das von Kroatien. Erst nach der Macht dieses einzigen übriggebliebenen Banats beschränkt, da einen Teil seines Banats bis zur Einnahme, einen andern die türk. Militärkommandanten besetzten. Deste militärische Macht der B. in dem kleinen ihm gebliebenen Teil, endlich im Anfang des 17. Jahrh. unter dem Ban Joh. Draskovich der Umfang der Banatsmacht einen reichhaltigen Gesepartitel nahe bekam wurde. Der preßburger Reichstag von 1723 setzte auch dieses Banat dem damals errichteten ungar. Statthalterat unter, und durch die Maria Theresia 1746 bei Errichtung der Grenzlinie vorgenommene Trennung der Militärverhältnisse wurden auch die Banen Angelegenheiten desselben unmittelbar dem Hofkriegsrat untergeordnet. Dasther aber von Maria Theresia (1751) die von Leopold I. eroberten ungar. Komitate Bosnien, Serbien, Syrmien ebenfalls unter die Verwaltung gestellt, doch sollten diese drei Komitate auch Legaten in den ungar. Landtag entsenden als ungar. Statthalterei untergeordnet bleiben. In diesen mannigfachen Umwandlungen blieb zu neuerer Zeit die Macht und Würde der Banen folgendem: Er war der dritte Reichswirtheil Ungarns, ordentlicher Landesrichter, Vorsitz der königl. Tafel in Ungarn gleichgeachtet, nur der Septemviratstafel untergeordnet, Statthalter, Führer der Abelsinurrektion und Inhaber ersten und zweiten Banalgrenzregiments; außerdem nach eingeholter königl. Bewilligung Landtage einzuberufen, bei denen ihm als Präsidium zustand, vollzog in seinem Bezirk Statthaltereierlasse und trug bei der Krönung ungar. Könige den goldenen Reichsapfel vor, die oktroierte österr. Reichsverfassung vom 1849, welche Kroatien, Slawonien und Dalmatien zu einem eigenen Kronlande umschuf, war ganz unabhängig von Ungarn und selbst Statthalter in seinem Bezirke geworden, und derselben Machtbefugnis wie die Statthalter übrigen Kronländer, mit Beibehaltung jedoch alten Namens B. Seit dem Ausgleich mit reich 1868 trat auch Kroatien in ein Verhältnis mit Ungarn, und unter der Zeichnung des ungar. Ministerpräsidenten ernannt. Er ist Chef der kroat. Armee.

Vanauffisch (vom griech. *πανωφισ*, das Handwert) bedeutet eigentlich handwerksmäßig, im Gegensatz zur freien und schönen Kunst; dann auf die Befinnung übertragen: philistischer, engherzig, kurz alles dem Edeln und Freisinnigen Entgegengefehte.

Baue Abegg, eine nach ihrem Erfinder benannte, in der Baumwollspinnerei beim sog. Schweißerstern zur Anwendung kommende Vorspinnmaschine.

Banco (ital.) war sonst im Handelsverkehr zunächst gleichbedeutend mit Bank (das neuere ital. Banca); dann bezeichnete das Wort aber auch die Bankvaluta, die Geldwährung, in welcher eine Bank ihre Rechnungen führte und Zahlungen leistete, namentlich wenn dieselbe von der gewöhnlichen Landeswährung verschieden war. In Deutschland verstand man unter B. zumist das hamburger Bankgeld, eine nicht durch Münzen vertretene Valuta, in welcher ursprünglich $27\frac{1}{2}$ Mark (Bankmark, Mark Banco) eine kölnner Mark fein Silber betrug, seit 1. Juli 1868 aber 59 $\frac{1}{2}$ Mark ein deutsches Pfund oder ein halbes Kilogramm fein Silber (was fast genau das Römische war), so daß die Bankmark = 1 Mark 51,888 Pf. deutsche Reichswährung (die neue deutsche Goldmark zu $\frac{1}{2}$ Thlr. vorherige norddeutsche Währung gerechnet) oder ziemlich genau $15\frac{1}{2}$ Silberggr. vorherige norddeutsche Währung = 53 $\frac{1}{2}$ Kr. frühere süddeutsche Währung = 75 $\frac{1}{2}$ Kreuzer österr. Silberwährung = 1,244 Mark oder 1 Mark 4 Schill. $2\frac{1}{2}$ Pf. früheres hamburger Courantgeld (geprägtes hamburger und lübeder Münze, das frühere Geld des hamburger Kleinverkehrs und die vorige lübeder Währung) ist. Die Bankmark wurde in 16 Schill. zu 12 Pf. eingeteilt, wie die Mark des hamburger Courantgeldes. Die hamburger und altonaer Kaufleute führten alle ihre Rechnungen in dieser Banco-Valuta, welche gegen hamburger Courant ein veränderliches Aufgeld von 20—25 Proz. genoh. Sie hat mit Einführung der jetzigen deutschen Reichswährung zu bestehen aufgehört, und 15. Febr. 1873 ist gesehlich diese letztere in Hamburg an ihre Stelle getreten. Ein besonderes Bankgeld hatte früher auch Schweden, wo 8 Thlr. Banco = 3 Thlr. Silber oder Specie = 12 Thlr. Reichsmünze der andern vorigen Währungen waren, der Thaler Banco = 1 Mark $72\frac{1}{2}$ Pf. deutsche Reichswährung, und der Thaler (Reichsthaler) aller dieser Währungen in 48 Schill. zu 4 Stübren (vor Mai 1845 der Schilling in 12 Rundstücke) geteilt wurde. Die gedachten schwed. Valuten haben 1874 der neuen skandinav. Goldwährung Platz gemacht, der Rechnung nach Kronen (s. d.) zu 100 Ore. Ferner hatte Genua früher ein eigentümliches Bankgeld, und man nannte die daneben im gemeinen Verkehr übliche Rechnungswährung ehemals «fuori di banco», d. h. «außerhalb der Bank».

Bancroft (George), hervorragender amerikt. Geschichtschreiber und Diplomat, geb. 3. Okt. 1800 zu Worcester in Massachusetts als Sohn des auch als Schriftsteller bekannten Predigers Aaron B., bezog im Alter von 13 J. die Universität Cambridge (Harvard-College) und begab sich 1818 nach Deutschland, um zunächst in Göttingen seine Studien fortzusetzen, promovierte 1820 als Doktor der Philosophie, wandte sich dann nach Berlin und unternahm 1821 eine größere Reise durch Deutschland, Frankreich, die Schweiz und Italien, auf welcher er unter andern Goethe in Weimar besuchte.

Nach achtmonatlichem Aufenthalt in Italien B. über Marseille nach Amerika zuri. Er jetzt die Stelle eines Lehrers der griech. Spr. der Universität zu Cambridge an, gründete bald darauf in Gemeinschaft mit Cogswell in Northampton eine eigene Lehranstalt, die Hillschule. Um diese Zeit veröffentlichte er eine Abhandlung über die Verfassung der Vereinigten Staaten, in welcher er, seine bisherige Stellung von Heeren's Ideen über Politik, Verfassung und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt. Schon nach einigen Jahren indes seine Schule auf und widmete sich ausschließlich der Geschichte der Vereinigten Staaten der Politik, in welcher er, seine bisherige Stellung mit den Whigs aufgebend, sich der jetzt demokratischen Partei anschloß. Er erhielt zur Belohnung 1838 vom Präsidenten von 1 die wichtige Stelle eines Collectors of Customs (Oberzolldirektors) des Hafens von Boston.

Als Volk 1845 den Präsidentenwahl betrug nannte er B. zum Marineminister, als solcher eine Sternwarte in Washington und eine Anstalt in Annapolis gründete. Im Febr. wurde er von Volk als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister nach England schickt, wo er bis 1849 verblieb. Seinen Aufenthalt in London benutzte er zu umfassender Durchsicht der archivalischen Quellen für die Geschichte Amerikas und namentlich der amerikt. Revolution. Von London wandte er sich auch mehrmals nach Paris, wo er, von Guizot, Rignet und Lacaze unterstützt, seine Forschungen in den Archiven setzte und reiche Ausbeute fand. Seit 1850 in Stadt Newport und im Sommer in dem nahe Newport wohnend, widmete B. sich ausschließlich der Vervollendung seiner «History of the United States» (Bd. 1—10, Boston 1834—74; deutsch Kreßmar und Bartels, Bp. 1845—75), wofür er Mai 1867 vom Präsidenten Johnson zum Gesandten für Preußen und den Norddeutschen Bundes ernannt wurde. Durch B.'s Vermittelung kam der Vertrag vom 22. Febr. 1848 zwischen den Vereinigten Staaten und dem Norddeutschen Bundes zu Stande, durch welchen die Staatsangehörigkeit Auswanderer geregelt wurde. Während der letzten Sommer schloß er im Auftrag seiner Regierung ähnliche Verträge mit Bayern, Württemberg, Baden und Hessen ab. Nach Wiederaufrichtung des Deutschen Kaiserreichs verließ B. in seiner Stellung bis 1. Juli 1874, lehrte hierauf in seine Heimat zurück und lebt seitdem in Washington. B. der bedeutendste Darsteller der amerikt. Geschichte Das obengenannte Werk ist die Arbeit und die Frucht seines Lebens; es führt die Ereignisse bis zum Ende des Unabhängigkeitskriegs 1782, die Jubelansgabe desselben erschien zur hundertjährigen Feier der Unabhängigkeitserklärung 1876 in 10 Bänden ohne Anmerkungen.

Band (gebildet), s. Bandfabrikation.

Band heißt in der Architektur ein kleines, meist breites und nur wenig vorladendes, aber festes stehendes Glied, welches zwei größere Glieder miteinander verbindet. Es findet sich ursprünglich an Säulen, kommt aber auch auf Säulengliedern und in der Vor- — Ein fliegendes Band, Gewandband, Nachbildung eines wirklichen verschlungenen Gewebes V., wird oft ornamental in der Plastik und Malerei verwendet und hat dann mehr den Zweck der Aufnahme einer Inschrift.

Bandage, s. Binde und Verband.

Banda-Inseln, ein kleiner, zwischen 3° 50' und 4° 30' N. gelegener, zu den Molukken gehörender Archipel, welcher seit 1866 mit dem östlichen Theile der Insel Ceram, den Ru-Inseln, dem Molukken- und Timor-Laut- und der Baber-Gruppe eine zu der niederländ.-ostind. Residentur Amboina gehörende Assistent-Residentchaft ist. Der Banda-Archipel enthält die beiden Inseln Lonthoir oder Großbanda und Ra, häufig auch nur Banda genannt, sowie die 12 und unbedeutenden, teilweise unbewohnten Inseln: Pulo-Run, Pulo-Rij, Pulo-Royinghain u. a., zusammen 44 qkm. Alle bestehen aus plutonem und vulkanischem Eruptionsgestein, erheben sich meist sehr hoch, haben ein steil und schroff abfallendes, nur an einzelnen Stellen zugängliches Land, aber mit dem schönsten und üppigsten Bewuchs. Den Mittelpunkt des Archipels bildet 8 km lange und 4 km breite Neira; das 4 von diesem gelegene, nicht breitere, aber 15 km lange, bogenförmig gekrümmte Lonthoir; sowie der vom Westende Neiras nur durch sehr schmale und tiefe, kanalartige Straße, sog. Zonnegat getrennte, sich unmittelbar und südwestlich, in regelmäßiger Kegelform bis 23 m über das Meer erhebende, sehr häufig und stets Rauchwolken ausstößende Vulkanus-Api (d. h. Feuerberg). Neira und Lonthoir haben ein unregelmäßig ovales Seeboden ein, in dem weilscher schmalerer und ein östlicher breiter Eingang führen. Die Lage beider Inseln wie ganzen Archipels ist von großer malerischer Schönheit. Früherden kommen daselbst häufig vor haben nicht selten große Verwüstungen angerichtet; eine der bestigsten war das 1862, wo die vom Nov. bis Jan. 1863 nicht zur Ruhe kamen. Den Stößen am 26. Nov. stürzten fast alle Häuser ab und fanden hunderte von Menschen den Tod. Neira der B. ist auffallend arm, namentlich mangelnd. Außer einigen Fledermausarten finden keine Säugetiere vor und auch weniger Vögel als anderswo in den Molukken. Die Inseln sind gleichfalls nicht sehr reich an Arten. Wichtige Kulturpflanzen sind der Muskatnussbaum, die kleine Canarie, die Kokos- und Sagopalme. Die Bevölkerung besteht aus etwa 500, der überwiegenden Mehrzahl nach daselbst geborenen Europäern, Nachkommen von Europäern mit Malaien, 5900 theils von eingeführten Sklaven aus allen Theilen des Indischen Archipels abstammenden, theils ebenfalls christl. Eingeborenen, 150 Chinesen und wenigen Arabern. Hauptort ist die an südliche von Neira gelegene Stadt Banda, der niederländ. Behörden, mit einem Freihafen, holländ. Mission und Belgica, einer prot. Kirche, Schule, Regierungsmagazinen u. s. w.

Im J. 17 wurden 1511 von den Portugiesen unter Vasco da Gama entdeckt. Später (1521) knüpfte sich dort unter Garcia Henriques und Antonio da Brito Handelsbeziehungen an. Ihnen folgten die Holländer (1599) unter J. van Heemskerk und W. van Waerwyk. Die Ermordung ihres Abgesandten durch einen mit 45 seiner Mannschaft (1609) von Holländern die Veranlassung, die ursprünglich auf 15 000 Seelen belaufende, aus Alindische Bevölkerung dieser Inseln systematisch zu vernichten. Seit 1626 in den vollkommenen Besitz mehr besitzenen Besitz derselben gekommen, machten sie die Gewinnung und den Verkauf

der Muskatnüsse zu einem Monopol der Regierung. Zu diesem Zwecke wurden auf Neira 3, auf Lonthoir 25 und auf Pulo-Rij 6 großartige Plantagen (holländ. Perken) von Muskatnussbäumen angelegt und an gewisse Personen (holländ. Perkeniers) in einer Art von unter Zustimmung der Regierung auch an nicht Erbberechtigte übertragbaren und selbst veräußerlichen Erbpacht zur Verwaltung übergeben. Jedem einzelnen Perle wurde eine bestimmte Anzahl zu demselben gehöriger und von ihm nicht zu trennender Sklaven der Regierung zugesagt. Die Perkeniers aber waren verpflichtet, den ganzen Ertrag ihrer Ernte an Muskatnüssen und Muskatblüthen gegen festgesetzte Preise an die Regierung abzuliefern. In diesem Verhältnisse trat zuerst seit 1. Jan. 1860 wo die Sklaverei in Niederländisch-Indien und somit auch das Institut der Perkeniers auf Banda aufhörte, eine wesentliche Veränderung ein. Wenige Jahre später aber (1864) wurden Übergangsmaßregeln getroffen, um das Regierungsmonopol der Gewinnung und des Verkaufs der Muskatnüsse gänzlich aufheben zu lassen. Dieses letztere findet seit 1. Okt. 1873 statt. Die Produktion belief sich 1877 auf 210 175 kg Nüsse und 38 487 kg Blüthen; der Wert der Ausfuhr wurde auf 4336 067 fl. berechnet.

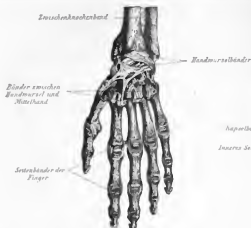
Bandanadrud, Bandanasdrud, Bandanendrud (franz. bandanos, bandannes, engl. bandanas, bandannas), ein Verfahren des Zeugdrucks (s. d.), welchem dasselbe Prinzip zu Grunde liegt, das seit langer Zeit im Orient zur Herstellung weißer Muster auf gefärbten Zeugen angewendet wird und darin besteht, daß diejenigen Stellen des Zeugs, welche die Farbe nicht annehmen sollen, vor dem Einbringen in die Farbbädre mit Schnüren fest zusammengebunden und nachher gepreßt werden. Von dieser primitiven Methode unterscheidet sich das neuere, die Nachahmung der berühmten ostindischen Bandanastücker bezeichnende Verfahren dadurch, daß weiße oder hellfarbige Muster auf dunklem, meist türkisrotem Grunde durch stellenweise Zerkörnung des Farbstoffs mittels bleichend wirkender Agentien hervorgebracht werden. Gewöhnlich wird der Stoff in 10—14facher Lage zwischen zwei genau sich deckende Bleiplatten gelegt, die an bestimmten Stellen, den farblosen Stellen des Musters entsprechend, mit Punkten oder Linien durchbohrt, resp. durchschnitten sind. Man preßt die Platten unter einer hydraulischen Presse stark gegeneinander und läßt dann eine mit Schwefelsäure angesäuerte Lösung von Chloralkali hindurchfließen, wodurch der Farbstoff in den freiliegenden Partien zerstört und ein scharf abgegrenztes Muster erzeugt wird.

Banda-Oriental, s. Uruguay.

Bande nennt man im Gegensatz zu Komplot die Vereinigung mehrerer Personen zur Verübung einer noch ungewissen Zahl von Verbrechen überhaupt oder einer gewissen Art. Während andere Gesetze Strafanordnungen gegen B. als solche enthalten (z. B. das französische und italienische in dem Begriff der Association de malfaiteurs), berücksichtigt das deutsche Reichs-Strafgesetzbuch die B. nur insoweit, als die »bandenmäßige« Verübung von Raub und Diebstahl nach den §§. 250^a und 253^a als qualifizierter Fall aufgeführt wird.

Wandel (Joh. Ernst von), deutscher Bildhauer, bekannt als der Schöpfer des Hermanns-Denkmals, geb. 17. Mai 1800 zu Ansbach, besuchte die höhere

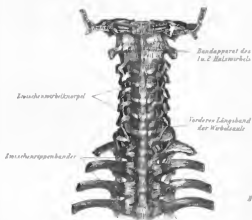
DIE BÄNDER



1. Bänder der linken Hand, Handrücken.



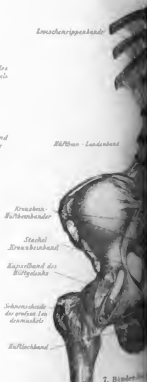
2. Äußere Bänder des linken Wrist von vorn.



5. Bänder des oberen Teils der Wirbelsäule.



6. Bänder des Kopfes, von innen.



7. Bänder des



3. Innere Bänder des linken Kniegelenks,
VON VORN.



4. Bänder des linken Fußes, Sohlenseite.



8. Bänder des rechten Schultergelenks,
VON VORN.



9. Bänder des linken Fußes, äußerer Fußrand.

ni seiner Zeit, wurden in Italien viel gelesen und in mehrere fremde Sprachen übersezt, es ist aber weder durch Erfindung noch durch Aus- und vielfach durch Obseuritäten ver-
letzt. Noch mehrere verstreut erschienen z. B. 18. Jahrh. wieder vollständige Ausgaben v. P. V. 1740; 9 Bde., V. 1791—93; z. B. Mail. 1813—14; 4 Bde., Turin 1853. 2. deutsche Übersetzung von Adrian (8 Bde., 1818—19) ist nur das Unanstößige gegeben, andern Werken v. S. sind »Canti delle lodi S. Lucrezia Gonzaga« (Vgen 1545), »Rime« v. G. C. C. Turin 1816) und eine Nach-
g. der »Folade« des Euripides (herausg. von i. Rom 1815) gedruckt.

bande noire, d. i. schwarze Bande, nannte man ersten französischen Revolution Gesellschaft Kapitalisten und Bauunternehmern, welche Nationalisierum in Beschlag genommenen der Güter, die Beschlagnahme der Emigrierten die durch Aufhebung der Zehelkommission und zum Verkauf gestellten Gebäude an sich zu. Jenen schimpflichen Namen empfingen sie, weil sie gewöhnlich die alten, oft historisch wertigen Baulichkeiten ohne alle Rücksicht auf den und Geschichte abbrechen ließen, um die neuen sowie den Grund und Boden in Kleinstücken wieder zu verkaufen.

bandenmangel nennt man im Zollstraf-
die Banden (s. d.) und die Defraudation in dem Falle, wenn drei oder mehrere Per-
sonen u. d. Ein- u. Aus- oder Durchfuhr von
oder einen in der Einfuhr zollpflichtigen
durch wechselseitige Unterstützung ver-
drängen, aus- oder durchzuführen (zu kontren-
ten) oder unterzollt einzuführen (zu defrau-
den) vereinbaren und zu diesem Zwecke han-
deln. Vgl. Lobe, »Deutsches Zollstraf-
Gesetz« (Berl. 1881).

bande (ligamenta) nennt man in der Ana-
tomie häutige oder sehnige Gebilde, welche
entweder die Verbindung der Knochen und An-
knüpfungen, sie aneinander befestigen und ihnen
u. sich in bestimmten Richtungen bald mehr,
bald weniger frei aneinander hin- und herzubewe-
gen. Die Lehre davon heißt Bänderlehre oder
Bänderologie. Die B. bestehen aus sehnigen,
dicken, oft silberglänzenden Faserbündeln,
die geringe Elastizität besitzen, daher nur
sich ausdehnen lassen, während sie bei plötz-
licher Ausdehnung leicht zerreißen. Ihre
Funktion für den Mechanismus der Gelenke ist
vielfach. Entweder heften sie als platte,
streifenartige gewisse Knochen fest aneinan-
der, sie dienen der Abschiebung der Gelenk-
flächen als solide Säde (sog. Kapsel-
bänder, *ligamenta capsularia*) die Gelenkenden
benachbarter Knochen miteinander verbind-
en. In dem Hohlraum der Gelenke (s. d.) bestimmen
sie durch innere Fläche die sog. Synovialhaut
welche die Gelenkflächen mit einer zähen,
schmierigen Flüssigkeit, der Gelenkschmiere oder
Synovia, zu versehen hat; andere B. streifen außer-
halb der Gelenkflächen in verschiedenen Richtungen
über Gelenkflächen hinweg, teils zur Verstärkung
der Verbindung (sog. Hilfsbänder, *ligamenta
accessoria*), teils um die Beweglichkeit des
Gelenks in einer bestimmten Richtung zu beschrän-
ken. B. dienen auch zahlreichen Muskeln

als Anheftungspunkt, wie namentlich die sog. Zwi-
schenknochenbänder (*ligamenta interossea*) des
Vorberarms und des Unterarms. Eine nicht
mindest wichtige Funktion kommt den sog. Mus-
kelbändern oder Sehnenbändern zu, welche
teils die verschiedenen Muskeln und Muskelgrup-
pen als starke glänzende Faserhäute überziehen und
durch Scheidewände voneinander isolieren, teils ge-
meinschaftlich mit den Knochen, an welche sie sich
anheften, die einzelnen Muskelsehnern dicht umhül-
len und dadurch in ihrer Lage fixieren. Die Fer-
tigung der B. durch Zell, Stoß u. f. w. bedingt
oft langdauernde Funktionsstörung des betreffenden
Gelenks und erfordert immer eine sorgfältige Be-
handlung. (S. Versuchen.) (Vergl. Tafel: Die
Bänder des Menschen.)

Bänderen wurden vormalig in Ungarn die vom
Adel zu stellenden berittenen Abteilungen genannt;
jedes Stammgeschlecht folgte unter eigener Fahne
(lat. *banderia*) dabei seinem Oberhaupt. Die Fer-
tigung der Bänderen Stephanus des Heiligen verpflich-
tete alle großen Grundbesitzer, auch die geistlichen,
zur Stellung eines ihrem Besitze entsprechenden
Bänderen. Ladislaus II. erneuerte 1492 die
Bänderenverfassung und bestimmte die gewöhnliche
Stärke der B. auf 400 Reiter, die zur Hälfte Hu-
saren, zur Hälfte schwere Reiter sein sollten. Man
unterschied folgende B.: das königliche (die Leib-
wache), die B. der ungar. Krone (B. des höchsten
Beamten, z. B. des Palatins, des Banus von Kroatien,
der Wojwoden, des Oberkapitans der Syeller),
die B. der Adminalen, der B. der weltlichen
Herren, der Komitate und der königl. Freistädte.
Nach der Schlacht von Mohács (1526) waren die
B. fast vernichtet; es traten B. von 10—12 Reitern
auf. Seit 1601 muhten deshalb alle Herren, deren
B. schwächer waren als 50 Reiter, in die Komita-
tebarbarien eintreten. Die Adminalen
machte schließlich der Bänderenverfassung ein Ende;
doch werden noch jetzt die bei festlichen Anlässen
(z. B. zur Krönung, zum Empfange hochgeachteter
Personen u. f. w.) von den Komitaten entsendeten
berittenen Deputationen B. genannt.

Bänderilla (span.), Fädnchen, sohn die bei
Stierkämpfen gebrauchte und mit Fäden ver-
zierte Lanze; *Banderillo*, der mit Bänderillas
versehene Stierkämpfer.

Bänderole, aus dem Französischen entnom-
mene Bezeichnung für Flagge, Lanzenfächer,
Trompetenquaste, zuweilen auch für Gewehrriemen.

Bandfabrikation (frz. *rubanerie*, engl. *ribbon-
weaving*), derjenige Zweig der Weberei, bei der
Herstellung aller Arten von Bändern (Gewebe von
2 mm bis 20 cm Breite) umfasst. Die Haupt-
materialien, welche zur Herstellung breiter Gewebe
dienen, finden auch in der B. Verwendung; man
begreift daher unter derselben insbesondere die Er-
zeugung leinener, baumwollener, wollenen und
seidener Bänder. Leinene Bänder werden in ge-
wöhnlicher Breite, die schmalsten nicht mehr als 6 mm
breit, glatt, leinwandartig, seltener geföpert, ent-
weder aus einfachem Leinwand (Leinwandband)
oder aus meist zweifachtem Leinwand (Zwirn-
band) jetzt nur noch einfachartig hergestellt; bei den
Zwirnbändern ist öfters nur die Reihe Zwirn, wäh-
rend der Einschlag aus Garn besteht. Geföperte
Leinwandbänder der feineren Art bezeichnet man als
Niederländer Band; Strippenbänder, eigentlich grobe
geföperte Zwirnbänder, sind häufig

ganz aus Baumwolle. Schmale leinene Bänder, die eine besondere Festigkeit erhalten sollen, werden doppelt, schlauchartig, ähnlich den Lampenböcken, gewebt. Die baumwollenen Bänder stehen an Festigkeit den leinenen, an Schönheit den seidenen (welche beide Arten sie oft bis zu großer Vollkommenheit imitieren) bedeutend nach, doch werden sie der Wahlheiligkeit des Materials wegen in außerordentlicher Menge, und zwar sowohl glatt als gekörpert, einfarbig wie gemustert, fabrikt. Feines leinwandartig gewebtes Baumwollband wird *Perkalband* genannt, baumwollenes Samtband, in der Art des Manchester gewebt und der Länge nach gerissen, kommt als unechtes Samtband, meist in schwarzer Farbe, vor. Wollene Bänder (*Harasband*) werden teils glatt, teils gekörpert und verschiedenartig gemustert aus Rammgarn erzeugt; in den halbwoollenen ist nur der Einschlag reine Walle, während die Kette entweder ganz aus Leinwand oder aus Leinen, resp. Baumwolle mit Woll gemischt besteht.

Am ausgedehntesten und mannigfaltigsten ist die Fabrikation der seidenen Bänder; die verschiedenen Arten der letztern sind in der Regel nach den Seidenstoffen benannt, denen sie in der Beschaffenheit des Gewebes gleichen. Die schönste Art der gekörperten Seidenbänder sind die Atlasbänder, welche durch die auf der rechten Seite meist freiliegende Kette aus feiner Seide eine samtartig glatte, glänzende Oberfläche erhalten und in Breiten von 6 mm bis 15 cm vorkommen. Für die bessern Sorten der taftartig gewebten Bänder nimmt man zum Einschlag doppelte und mehrfache, doch nicht zusammengebrochte Fäden; Renforcés sind auch Taftbänder, bei welchen die Einschlagfäden besonders dicht aneinander liegen. Die schwerste Sorte der Taftbänder sind die Ordensbänder, die eine starke Moirierung erhalten und bei denen die Kette (eine zweifarbige Organzine) vermöge der gebrängten Lage der Fäden den Einschlag (einfarbige Trama) auf beiden Seiten vollständig bedeckt. Außer diesen sind die schwersten die Gras de Naples, auch Gros de Tours oder französische Taftbänder genannt, die in Breiten von 1 cm und darüber vorkommen und bei denen die Kette aus doppelten, der Einschlag aus zwei-, drei- und selbst vierfachen Fäden besteht. Für die verschiedenen Sorten der eigentlichen Taftbänder gelten im Handel allerlei Benennungen, wie: Doubles, Fins Doubles, Basselin, Marcellin, Fortband u. s. w. Gekörperte Seidenbänder aus geringer Seide sind die Floret- und Frisoletbänder, deren Kette öfters sogar ganz oder teilweise aus Baumwolle besteht. Gazeband wird aus roher Seide, zuweilen mit Randstreifen aus gekochter Seide oder auch aus Baumwolle so lose gewebt, daß es wie fein gegittert erscheint; eine Sorte starken, schmalen Gazebandes, die in der Kette doppelte Fäden und an jeder Seite einen dünnen, ausgeglähnten Eisendraht enthält, führt den Namen Drahtband und wird zu Puhsarbeit verwendet. Neben zahllose Variationen zeigt die Ausführung der gemusterten Seidenbänder, in welchen auf einem Grunde von Atlas, Gros de Naples oder Gaze Streifen oder Figuren teils nur durch die Art der Fadenverbindung, teils auch durch den Wechsel der Farben hervortreten. Eine eigene Gattung der seidenen Bänder bilden die Samtbänder, die teils geschnitten, teils ungeschnitten in Breiten von 5–75 mm vorkommen. Zuweilen wird bei den-

selben ein Muster in der Art hervorgebracht, durch teilweises Aufschneiden der Koppeln eine in ungeschnittenem Grunde entsteht. Bei den ringern Sorten der Samtbänder ist der Feinbaumwolle. Elastische Bänder werden er indem zu einzelnen Kettenfäden Kautschuk gemen wird. Einige Arten von Bändern, unter seidenen besonders die sog. Robebänder, w auf gewöhnlichen Webstühlen hergestellt, inde Stoff in voller Breite, mit aus starken ober pelteten Kettenfäden gebildeten Längsstreifen, u und dann zu Bändern zerschnitten wird, deren zu beiden Seiten statt der Sahlseile eines ie Streifen erhält. Derartige Bänder sind inde sehr haltbar, da sie besonders beim Waschen Ausfasern unterliegen.

Das Weben der feinsten Bänder geht meist auf der Bandmühle, auch Kett genannt, die sich von dem gewöhnlichen Beh für Baumwoll- und Seidengewebe nenn dadurch unterscheidet, daß sämtliche Beweg durch die Umrehung einer im hintern Teile Stuhls gelagerten, ein Schwungrad tragenden rizontalen Welle bewirkt werden, und zwar weber durch Handbetrieb, mittels der von findlichen Treibstange, oder durch Wassr, s Dampfkraft. Auf diesem Stuhle können je nach Breite der Bänder 8–40 oder noch mehr ad einander gewebt werden. Die Kettenfäden hier auf Spulen gewickelt, deren ebensoviele handen sind, als Bänder gleichzeitig gewet werden sollen, zuweilen sogar mehr, da es bei lebe Bändern nötig wird, die zu einem Bande behö Kette aus zwei, selbst drei Spulen zu verteiln. Dem schnellen Gange dieser Bandwebemaschine mag ein einziger Arbeiter je nach der Art der der bis zu 450 m pro Tag fertig zu bringen. Kleinern Werkstätten oder auch für Häuser, l Herstellung eine Gargalt der Behandlung de wie sie bei dem schnellen Gange der Banden nicht gefordert werden kann, ist noch jetzt der B macherstuhl sowie der Handstuhl in Ue. Der erstere (auch Schubstuhl genannt, weil h Schützen bewegende Treiberlatte mit der hant schaben wird) ist meist nur für Samtband geie lich und liefert gleichzeitig 2–20 Bänder der die doppelte Anzahl, wenn die Ketten in zwei te untereinander derart angeordnet sind, de i Band der untern Reihe sich unterhalb der zwischenden zwei Bändern der obern Reihe bef Der mit dem Posamentierstuhl fast gleiche d Stuhl, auf dem die Schläge aus freier hant worfen und stets nur ein Band aus einmal h stellt wird, dient jetzt nur noch zur Erzeugn breiter und schwerer Atlasbänder oder von dern mit sehr künstlichen und vielfarbigen Raj Beide Arten — Schubstuhl und Handst stimmen namentlich insofern mit dem gewöhn Webstuhl überein, als beide durch Treten in wegung gesetzt werden. Zur Verstellung gemä Bänder kann jede der drei besprochenen Arten Bandwebstühlen mit dem Jacquard-Mechani in Verbindung gebracht werden, dessen Bedo dann in ganz derselben Weise wie die aller üh Teile erfolgt. Samtbänder werden zuweilen auf der Bandmühle als Doppelband erzeugt, m man die den Flor bildenden Fäden zwisch Ketten hin- und hergehen läßt und dann das webe zu zwei Bändern zerschneidet, deren

einander gefügt ist. Atlasbändern und leichten Faltbändern pflegt man eine Appretur durch Schüttern und Eglinbrieren zu geben. Das erstere besteht in dem Betreiben mit einer schwachen Lösung von arabischem Gummi, Hausenblase, Gummischleim oder Beizenstärke, die auf der Rückseite mittels eines Schwammes aufgetragen wird, während das Band, um schnell zu trocknen, auf einem horizontalen, rotirenden Haspel (Streichschiff oder Schüttrahmen) läuft. Zum Eglinbrieren benutzt ein kleines Walzwerk (Bandtallander), dessen untere Walze aus Papiermasse besteht, während die obere aus Messing oder Weisenblech hergestellt ist und durch einen eingelegten Bolzen gebeugt wird. Zudem die Metallwalze mittels einer Handturbel in Drehung versetzt wird, geben zwei Bänder nebeneinander zwischen den Walzen hindurch. Große Leinwand und schwere Leinwand werden öfters nur, gewöhnlich auch mit aufgetrockneten Fäden versehen (gauriert). Manche Samtbänder erhalten eine leichte Appretur, indem sie mittels hölzerner oder metallener Formen derartig gepreßt werden, daß sie nur an einzelnen Stellen niedergedrückt und in einem Winkel gebildet wird. Seiden- sowohl als Samtbänder werden nach ihrer Breite durch Messen bemessen (die gebräuchlichsten sind Nr. 0, 1 bis Nr. 200, 75 mm breit); die Qualität wird nach der Zahl der Ketten- oder Schützen bestimmt.

Seidenbänder werden an den Hauptorten der Seidenzucht, Lyon, St.-Etienne, Paris sowie in den Fabriken des Niederrheins, Samtbänder meistens zu Aachen, Basel und Wien, feine, seidene und wollenen namentlich in und um Wien und Barmen, im sächsischen Erzgebirge, in Böhmen und im übrigen Österreich erzeugt.

Bandgras, Pflanzenart, s. unter Phalaris.

Bandhake, Bundayt, Zimmerast, s. u. Ast.

Bandhobel (fr. racloire, engl. hoop shave),

Bandiera (Atilio und Emilio), zwei durch ihren mutmässigen Handstreich gegen Neapel sowie durch die Schicksale bekannter Brüder, die aus einer angesehenen Familie in Venedig stammten. Ihr Vater Francesco B., gest. 1847, ein entschiedener Anhänger Österreichs und Kontreadmiral in laiblicher Flotte, hatte sich durch die Gefangenennahme der Kaiserin von Ancona nach den Unruhen von 1831 in Venedig verhaften gemacht. Seine beiden Söhne, als Schiffsfähnrichen in österr. Diensten dem Kaiser treu folgend, begaben jedoch ganz entgegengelegte politische Gesinnungen. Atilio (geb. 1817) und Emilio (geb. 1819) schwärmten für die freie italienische Republik, traten 1842 mit Mazzini in einen Briefwechsel, und glaubten 1843 die Freiheit durch eine gewaltsame Umwälzung bekommen zu können. In Venedig zwischen der Aufmerksamkeit der Polizei auf sich gezogen, schickten sie im März 1844 nach Neapel. Ihre Flucht verursachte Unruhe unter den Seiten von Mailand und Wien; man fürchtete die Nachahmung des Beispiels. Wiederholte Berichte über die Thaten, denen die neapolit. Polizei schweres Verbrechen war, ließen sie glauben, die ganze Provinz würde sich im Aufstande. So wagten sie am 1. Juni 1844 mit 20 Gefährten eine Landung an der Küste des Flusses Rieto in Calabrien, in der Überzeugung, ihr bloßes Erscheinen würde das Volk zu den Waffen rufen. Die neapolit. Regierung ergriffte sie; einer ihrer Gefährten, ein ge-

wisser Vocherclampe, hatte sie verraten. Bei dem Morden San-Giorgio in Florenz von einer überlegenen Anzahl angegriffen, wurden sie fast sämtlich zu Gefangenen gemacht. Am 25. Juli 1844 wurden Atilio und Emilio B. nebst sieben ihrer Genossen auf öffentlichem Plage in Cosenza erschossen. Sie starben freudigen Mutes unter dem Rufe: Viva l'Italia! Ein Jahr später wurden die noch übrigen Gefährten begnadigt. Vgl. Ricciardi, «Storia dei fratelli B. e consorti» (Flor. 1863).

Bandinelli (Baccio), ital. Bildhauer, Sohn des berühmten Goldschmieds Michel Agnolo di Viviano, wurde 12. Nov. 1493 zu Florenz geboren, wo er auch 7. Febr. 1560 starb. Nach dem ersten Unterrichte in der Zeichenschule der Goldarbeiter zu Florenz übte er die Bildhauerei und ward Michel Angelos eifriger Nebenbuhler, dessen Großartigkeit er anstrebte. Auf dem Hauptaltare im Dome zu Florenz sieht man von ihm Christi Leichnam von einem Engel gehalten, darüber Gott Vater. Vor dem Palazzo delle Signoria errichtete er die Statue des Hercules, den Cacus tödtend, ein schwallstiges Werk voll Prätenzion und theatralischer Affekt. Auch die Basreliefs an den Säulenbasen des Chors im Dome sind von seiner Arbeit. In der Galerie befindet sich eine Kopie der Gruppe des Laocoon, welche als ein Meisterwerk moderner Kopien nach antiker Sculptur gelten muß. B. stand bei Clemens VII. und Karl V. in Gunst. — Sein bedeutendster Schüler war Giorgio Bandini (geb. 1540, gest. 1600) genannt Benedetto da Castello oder dell'Opera.

Bandit (ital. bandito, fr. assassin), ein geburgenener Mordmörder, besonders wenn er aus der Tödtung ihm bezeichneter Personen ein Gewerbe macht. Die Verführung, in welche die Kreuzfahrer mit den Assassinen (s. d.) kamen, scheint den Gedanken einer Organisation, welche die Ausführung verbrecherischer Aufträge gewerbmäßig betrieb, nach dem römischen Europa verpflanzt zu haben. Einen günstigen Boden und eine bleibende Stätte fand das Banditentum vorzüglich in Italien. In den größern Städten, wie Rom, Neapel, Venedig bestanden förmliche Genossenschaften von B., die eusemitisch Bravi, d. i. Tapfere, genannt wurden und gegen Bezahlung für die unfehlbare Erbschaft des ihnen bezeichneter Opfer mit ihrer Geschäftsfähigkeit bürgten. Die Vervollkommenheit der gerichtlichen Polizei ist zwar der Fortdauer dieser Bruderschaften nicht günstig gewesen; indes beweist doch das Beispiel der Camorra (s. d.) und des Brigantenwesens in Neapel und auf Sicilien, ferner die Leichtigkeit, mit welcher die polit. Ultra untergeordnete Werkzeuge zur Ermordung z. B. Rossis, des Herzogs von Parma u. a. fanden, daß die Elemente für solche Auswüchse immer noch vorhanden sind.

Bandjermassing, eine niederländ.-ostind. Residentenschaft in Borneo, auch Zuyder- und Oosterscheeling (d. h. Süd- und Ostabteilung) genannt. Dieselbe umfaßt, von W. nach O. gezählt, das Stromgebiet des Kahajan, des Murung, des an seinem untersten Teile Bandjer, weiter aufwärts Barito und noch weiter nach oben Rumpel genannten Flusses und sämtlicher Nebenflüsse derselben, in einem Gesamtareal von 375 094 qkm mit einer Bevölkerung von 636 737 Eingeborenen, 422 Europäern, 2670 Chinesen, 331 Arabern und 35 andern asiat. Fremdlingen. Die Eingeborenen sind Dajaks und Malaien. Zu dieser Residentenschaft gehört jetzt das frühere Sultanat B., welches, seinem

größten Teile nach, von dem Stromgebiete der Nagara, dem beträchtlichsten der linken (östlichen) Nebenflüsse des Barito, gebildet, einen Flächenraum von 15400 qkm, mit der Hauptstadt Martapura und gegen 130000 E. enthielt.

Das Reich Bandjermassing erscheint in der Geschichte zuerst gegen Ende des 14. Jahrh. als Vasallenstaat des Hinbureichs Modjopahit im östl. Java, und gelangte erst nach dem Zusammensturz des letztern (1478) zu polit. Unabhängigkeit unter dem javan. Prinzen Suriya Nata. Der siebente Nachfolger des letztern, Sultan Suriya Angro, führte 1600 zuerst in B. den Islam ein. Ihm folgten 12 mohammed. Fürsten, deren letzter Sultan Adam (1825—57) war. Die Holländer stifteten schon 1606 und 1608 in B. Handelsniederlassungen, zogen diese aber 1669 wieder ein. Ihnen folgten daselbst (1698) die Engländer, deren Faktorei aber (1707) von der malaiischen Bevölkerung von B. ausgemordet wurde. Die Holländer schlossen erst 1733 wieder neue Handelsverbindungen mit B., wo sie später (1746 und 1756) durch neue Traktate mit den Sultanen zu immer größerem Einfluß gelangten, bis der Panumbahan Batu, den sie in einem Streite um die Erbfolge unterstützt hatten, aus Dank hierfür sich (1787) zu ihrem Vasallen erklärte, die Investitur als Sultan von ihnen empfing, ihnen zugleich auch einen nicht unbeträchtlichen Teil seines Grundbesitzes als unmittelbares Eigentum abtrat. Seitdem befanden sich die Sultane von B. in stets zunehmender Abhängigkeit von der niederländ. Regierung. Endlich, nach dem Tode von Sultan Adam (1857) gaben Streit um die Erbfolge, Aufstände der Bevölkerung, die Ermordung einer Anzahl von Europäern zu Kalangan und andere Umstände die Veranlassung, daß die Niederländer das Reich B. annektierten und 1860 eine neue, ihre Besitzungen im Süden und Osten Bornos umfassende Residentchaft bildeten.

Letztere zerfällt in die sechs Abteilungen B. und Umgegend, Amuntai, Martapura, Dusun und Dajak-Länder, Samprit und Kutai mit der Ostküste von Borneo. Die Abteilung B. besteht, ihren südlichsten Teil, die Halbinsel Tanah-Samut abgerechnet, aus sehr niedrig gelegenen, teilweise unfruchtbaren, häufig überfluteten, größtenteils mit Urwald bedecktem Flachlande, aus welchem sich nur hin und wieder kurze, isolierte Hügel- und Bergketten inselständig erheben. Die Bewohner des Innern sind Dajaks, die der Flußufer hauptsächlich Malaien und Bugis. Die Hauptstadt B., auf dem linken Ufer des Barito, 38 km oberhalb seiner Mündung in die See gelegen, ist Sitz des Residenten und Militärkommandanten. Es befinden sich daselbst das Fort van Duyn, das befestigte Campement Tatah, eine Schule, die Gouvernementsmagazine u. s. w. Die Zahl der Einwohner beträgt 25—30000, von denen 217 Europäer, 1580 Chinesen, 291 Araber, der Rest aber Malaien, Bugis und Dajaks sind. Der Handel, hauptsächlich durch Araber und Chinesen betrieben, ist nicht unbedeutend. Die Einfuhr besteht hauptsächlich in Salz, europ. Rattunstoffen, Gerätschaften aus Eisen und andern Metallen, Glasgeschirr, grobem chin. Porzellan und vielen Artikeln des Luxus und Bedarfs für Europäer; die Ausfuhr in Steinkohlen, Diamanten, Goldstaub, Rotang, Zimmerholz, Wachs, Getah Bertjah, verschiedenen Harzen und einigen inländischen Arzneistoffen, wie die Rinde von

Guru und Sintof. Außer der Hauptstadt B. ist in dieser Residentchaft erwähnenswert: Amuntai, der an der Nagara gelegene Hauptort der gleichnamigen Assistent-Residentchaft mit indischen Waffensniedereien; Martapura, Hauptstadt des früheren Reichs B., jetzt der Abtheilung Martapura, in welcher die Kohlenminen Oer Nassau zu Bengarron und Bessi, zu Samendol in der Nähe von Karang-intam gelegen sind.

Bandfalanter, f. unter Bandfabrikation.
Bandfrage (frz. ruban de cardes, engl. file cards), f. unter Karten.

Bandmacherstuhl, f. Bandfabrikation.
Bandmann (Daniel Edward), deutsch-m. Schauspieler, geb. 1. Nov. 1837 zu Beimenbach bei Kassel, debütierte 1857 am Stadttheater Neuport, wurde 1858 als jugendlicher Held am Theater in Neustrelitz engagiert und trat in den nächsten Jahren in Prag, Marburg, Zwickau, Pest und Wien auf, bis er 1862 nach Neuport zurückkehrte. Der engl. Sprache vollkommen mächtig bereiste B. seitdem mit einem aus den Hauptrollen der Shakspeare'schen Werke zusammengewürzten repertoire die Vereinigten Staaten Nordamerikas, spielte auch in London, Australien, Honolulu, 1877 in Berlin, meist mit ungetheiltem Erfolg, de ihm allein in der deutschen Reichshauptstadt vor enthalten wurde. B.'s Spiel leidet unter der großen Färbung, die er seiner Darstellung zu geben liebt und nicht minder unter ermüdender Bern.

Bandmänner (Bandgesellschaft, Bandmen Ribbon-Men, Ribboa-Society), eine geheime Gesellschaft in Irland zum Zwecke der Beseitigung der Mißstände im Pachtwesen. Sie wurde 1817 geteilt, bestand anfangs meist aus unbemittelten Bauern, vermehrte sich aber in den spätern Jahren, wo die ärmern Volksschichten unter dem Mißstand der Pachtfrächte litten, außerordentlich, wuchs sich bis über 60000 Mitglieder. Die B. betraf die Grundherren mit Mord und Mord und wurde der Mord auch bald danach auf eine Strafe ausgeführt; der Terrorismus der Bandung war so stark, daß gegen die zur Zeit getödteten Mörder und Wegelagerer niemand der Mord zu zeugen wagte. Seit den fünfziger Jahren nahen die B. allmählich erloschen zu sein. Ihre Namen führte die Gesellschaft von einem grünen Band, welches die Mitglieder trugen.

Bandmannsatur, f. Bandfabrikation.
Bandmaß, Meßband (frz. mesure en ruban, engl. measuring-tape), ein mit Maßtheilung versehenes Band aus gestrichelter Leinwand, Seide, u. s. w., öfters mit zu beiden Seiten eingerichteten Drähten, das in einer scheibenförmigen Rolle aus Holz oder Messing, aus welcher es durch den Umfang derselben befindliche Öffnung nach Bedarf herausgezogen werden kann, auf eine Rolle aufgerollt und jetzt meist zu eingerichteter, wo es sich mittels einer im Innern der Rolle befindlichen Spiralfeder selbstthätig ab- und wieder einwickelnde Instrument ist, insofern der Teilbarkeit des Bandes, nur für solche Fälle geeignet, in welchen, wie beim Messen großer Gegenstände, Maschinen u. s. w., kein hoher Grad der Genauigkeit verlangt wird. Zweckmäßiger in dieser Hinsicht ist die Stahlbandmaß, 8—10 mm breite, 1—1½ lange Streifen aus sehr dünnem, hartem Stahlblech, auf deren beiden Flächen Ziffern

Leitende gewöhnlich glänzend in mattem Grund glanzend und die in vorzüglicher Güte in England und in der Schweiz erzeugt werden.

Bandmühle, f. unter Bandfabrikation.

Bandola (ital., fran. Bandolon), lautenartiges, mit Metallsaiten besetztes Instrument, das mit einem vielsaitigen Horngriffel gespielt wird.

Bandoline, ein Toilettenmittel, welches zum Reinigen von Haarladen u. dgl. angewendet wird. Es bildet eine dicke Flüssigkeit, welche ihre Klebkraft dem feinen Pflanzenfaser, ihren Geruch beliebigen Parfüm verdankt. Zur Darstellung läßt man ein Quinterlörner mit 40 Theilen Rosenwasser kochen, bis sich nach häufigem Umschütteln eine leimige Flüssigkeit gebildet hat, die nach dem Abkühlen durch Zusatz von Eau de Cologne parfümirt wird; oder man übergießt 100 g Tragant mit 2 l Rosenwasser, schüttelt häufig um, seibet die Flüssigkeit durch und verstärkt das Parfüm beliebig nach Belieben.

Banols, kleine Seestadt im franz. Depart. der. Krebissement Loulon, 17 km westlich von Nîmes und an der Eisenbahn von Marseille nach Nîmes, zählt etwa 2000 E., welche ansehnliche Weinhandlung, Handel mit Weinen, Orangen und Zitrus und beträchtliche Immortellenzucht treiben.

Banbury oder Bandonbridge, Stadt in Ir., am River Banbury, Grafschaft Cork, am Banbury, 11 km im S.W. von Cork, zählt (1871) 6131 E. und hat einen wichtigen Markt.

Banbury, eine nach dem Erfinder, Band in Zürich, genannte, verbesserte und komplizierte Art Ziehmaschine.

Banbo (Roboa), musikalisches Instrument in Japan, bestehend aus einem mit Wasser gefüllten Blasbalg, über dem ein Stück Leder mit einigen kleinen Kugeln gespannt ist. Der Ton ist dem der Bassgeige ähnlich.

Banbige, f. unter Säge.

Banbium, bandartig gezeichnete Mineralien, f. unter Banb, Bandjaspis.

Banbender Band (Georg Samuel), poln. Sprachschreiber, Sprachforscher und Bibliograph, geb. 1768 zu Lublin als Sohn eines deutschen Kaufmanns, besuchte das Elisabeth-Gymnasium in Breslau, studierte auf den Universitäten zu Jena und Jena und lebte hierauf als Hauslehrer bei Jm in Petersburg, wo er sich viel mit der russ. Litteratur beschäftigte. Nachdem 1798 nach Breslau zurückgekehrt, wurde er dann Lehrer der poln. Sprache am Elisabeth-Gymnasium und 1804 Rektor der Heiligengeistschule, bis 1811 einem Ruße als Bibliothekar und später nach Krakau, wo er 11. Juni 1835 starb. Er hat durch sein „Poln.-deutsches Wörterbuch“, Bresl. 1806) und die „Poln. Grammatik Deutsch“ (Bresl. 1808 u. öfter) als einen der besten Slavisten seiner Zeit beehret. Seine Werke sind: „Geschichte des poln. Volkes“, 2 Bde., Bresl. 1820; 3. Aufl., Bresl. 1835; „Zu den gründlichsten Arbeiten über die Geschichte Polens. Die Ergebnisse seiner bibliogr. Forschungen über die poln. Litteratur hat er in „Dziennik drukarni krakowskich“ („Geschichte der Druckerei in Krakau“, Krak. 1815) und „Historia drukarni w Polsce“ („Geschichte der Buchdruckerei in Polen“, 3 Bde., Krak. 1826) niedergelegt. Aufbelebte B. den Abdruck der 1651 von H. Bogdan abgefaßten „Kronika“ der evang. Ge-

meinde in Krakau (1817, deutsch von Rittmann, Bresl. 1880) und erwarb sich mannigfache Verdienste um diese Gemeinde. — B. s. jüngerer Bruder, Johann Vincenz B., geb. 1783 zu Lublin, war bis 1830 Professor der Rechte an der Universität zu Warschau und starb daselbst 1846. Er hat sich durch mehrere Werke, besonders um die Geschichte des poln. Rechts verdient gemacht. Zu letztem zählen die Ausgaben des „Jus Culmense“ (Warsch. 1814) und des „Jus Polonicum“ (Bresl. 1831), sowie die „Historia prawa polskiego“ („Geschichte des poln. Rechts“, Warsch. 1850).

Banbusia (fons Bandusiae, der bandusische Quell), ein von Horaz besungener Quell in der Nähe seines Landgutes Sabinum.

Banbweberet, f. Bandfabrikation.

Banbwurm ist eine allgemeine Bezeichnung für Tiere (oder richtiger Tierleiten), welche in der Klasse der Plattwürmer (Platyhelmin), und zwar



Fig. 1.



Fig. 2.

unter den als Schmarotzer lebenden Plattwürmern, eine besondere Gruppe, die Cestoden, bilden, deren Bau und Fortpflanzungsweise zu den merkwürdigsten, erst mit Entdeckung des Generationswechsels (f. d.) aufgehellten Erscheinungen in der Natur gehört. Der B. besteht nämlich aus einem Kopfe, dem Scolex (f. Fig. 1. a), welcher dem Muttertier (der sog. Amme) angehört und die Fortorgane, Saugnapfe oder Hakenrüssel trägt, und den sog. Gliedern (f. Fig. 1. b), welche sich durch immerfort wiederholte Sprossungen und quere Abschnürungen des Halses bilden und, sobald sie völlig entwickelt sind, ganz neue Tiere (die Sprossenbrut des Muttertiers) darstellen und den wissenschaftl. Namen Proglottiden führen. Jedes einzelne dieser Glieder ist ein selbstständiges Individuum, ein besonderes Geschlechtstier, mit Geschlechtsorganen, Drüsen, Gefäßkanälen u. s. w. versehen, und pflanzt sich durch befruchtete Eier (f. Fig. 2, stark vergrößertes Bandwurmei) a äußere, b mittlere, c innere Eihülle, d sechsblättriger Embryo) fort, während das ganz anders gebaute geschlechtlose Muttertier sich nur durch Kapselung vervielfältigt. Es gibt viele Arten der Bandwürmer. Sie finden sich im Darmkanal, besonders im Dünndarm einer Menge von Tieren, vorzugsweise der fleischfressenden, und nähren sich von den darin befindlichen Speise- und Darmsäften

brach er dann plötzlich auf und überraschte Jan. 1641 mit den Franzosen unter Guebriant Regensburg, wo der Reichstag versammelt war. Schon waren seine Reiter über das Eis der Donau gegangen, als der Strom aufging und B. so zum Rückzuge gezwungen wurde. Von Krankheit ausgeleitet, erreichte er unter hieten Kämpfen Halberstadt, wo er 10./20. Mai 1641 starb, der Sage nach an Gift, wahrscheinlich infolge seiner sinnlichen Ausschweifungen.

Banff, Grafschaft in Nordschottland, ein schmaler, von N. nach S.W. gestreckter Streifen zwischen den Grafschaften Aberdeen im O., Elgin oder Moray und Inverness im W., im N. vom Meere begrenzt, im S. das Grampiangebirge ansteigend, mit (1881) 62731 E. auf 1777,4 qkm. Das Land ist von Hügeln, Wäldungen und Gewässern angenehm durchschnitten. Der Boden besteht 48 km an der Küste hin meist aus Sand und Lehm, liefert aber die schwerste Weizenfrucht. Die Küste selbst ist felsig, der Süden meist bergig, mehr Weiden- als Ackerland, doch durchsetzt von vielen schönen, zum Teil fruchtreichen Thälern. Man zieht hauptsächlich Kinder, wenig Schafe. Nur 27 Brod. der Oberfläche sind angebaut. Der See, der reichste und einer der größten Flüsse Schottlands, mit ergiebiger Lachserei, fließt eine Strecke weit an der Westgrenze hin. Der Doveran fällt bei der Nordostseite der Grafschaft ins Meer. Einige der Berge von B. gehören zu den höchsten Schottlands. So an der Südgrenze der Muich-Dhui (1312 m über Meer) im Cairngormgebirge, der zweithöchste Berg in ganz Großbritannien. In diesem Gebirge findet man Bergkristalle und Topase, Cairngorms genannt; auch werden Marmor, Granit, Basalte u. s. w. gedrohen. Der bedeutendste Ort ist die Hauptstadt B. (ehemals Boineffe) im Distrikt Bogue, ein königl. Burgheden am Westufer des Doveran, nahe dessen Ausmündung in die Bucht Moray-Firth, halb auf dem Lande an der Eisenbahn von Aberdeen nach Inverness, halb am Meere gelegen. Die beiden Stadthälften sind durch ein Stüd Tafelland getrennt, auf welchem die Ringmauer des ehemaligen Schlosses steht. Der Hafen der Stadt befindet sich am Westende der halbkreisförmigen Bucht, an deren Ostseite die Stadt und der ausgezeichnete Hafen Macduff (3407 E.) liegen. Eine schöne Brücke von sieben Bogen verbindet beide Städte. Hauptausfuhrartikel von B. sind Korn, Vieh, Lachs und Feringe. Die Fischenerei hat in neuester Zeit sehr bedeutende Ausdehnung gewonnen. Die Industrie von B. beschränkt sich auf eine Brauerei, eine Eisengießerei, eine Destillation und eine kleine Tau- und Segeltuchmanufaktur. B. zählt 8841 E., hat sechs Kirchen, ein schönes Stadthaus, ein Gefängnis und eine 1786 gegründete Akademie, eine Lateinschule vom J. 1544, eine Handelsschule u. s. w. sowie mehrere Bibliotheken. Das Schloß Duff (Duff-House), ein Landsitz des Grafen von Fife, hat einen großen Park, enthält auch wertvolle Gemälde.

Bang oder Guaja ist der Handelsname einer Sorte der getrockneten, von den Stengeln befreiten Blütenäste des ind. Hanfs, charakterisiert durch bräunliche Farbe der Äste, graugrüne Blätter, deren Deckblättchen mit rotbraunen Drüsen besetzt sind; sie zeigen geringe Harzausschwümmung und kleben infolgedessen wenig zusammen. Eine andere, harzreichere Sorte wird mit dem Namen Gumjah oder Hajdjisch belegt; diese ist von der Deutschen Pharmacopöe als

Herba Cannabis Indicae aufgenommen und so demnach beschrieben: Die blühenden, sorgfältig behaarten, scharf anzufühlenden, durch eine abgedickte harzige Masse zu dichten, beblätterten, zusammengebrückten Blütenbüscheln zusammenklebten, zum Teil schon fruchttragenden Äste der weiblichen Pflanze; mit meist einfachen, leinienförmigen, gefäugten, blütenständigen Ästen mit scheidenartigen, die weibliche Blüte oder das sehr charakteristische Köpfchen einschließenden braunroten drüsigten Deckblättchen; von narbentem Geruch, der namentlich beim Erwärmen heron. Der ind. Hanf, von welchem diese Droge le untercheidet sich von unserm europäischen durch nicht, in physiol. Beziehung ist er aber durch Kultur und das tropische Klima wesentlich verschieden worden. Während der europ. Hanf ein harmloses Gewächs ist, enthält der in Ostindien wachsende stark narbentisch wirkende Stoff, der noch wenig untersucht sind, deren sich aber in von der Pflanze ausgehenden Harze gesucht. Von den Orientalen werden die verschmittenen Bogen geraucht oder es werden Getränke daraus reitet, in dem einen wie in dem anderen Falle stehen nach dem Genuße Betäubungszustände, den durch Opium hervorgerufenen ähnlich. Die Deutsche Pharmacopöe kennt außer der Droge ein eingedicktes alkoholisches Extrakt der Pflanze und eine Tinktur, bestehend aus einer Weingeist 1 Teil Extrakt in 19 Teilen Weingeist.

Bang (Peter Georg), namhafter dän. J und Staatsmann, geb. 7. Okt. 1797 zu Kopenhagen, studierte daselbst Jurisprudenz, wurde 1821 Gerichtsassessor, 1830 außerord., 1834 ord. Professor der Rechte an der Universität seiner Stadt, und 1836 Direktor der Nationalbank. Der Berufung des ersten Ständeversammlungs (1834) ist sein Name mit der polst. Geschichte stark eng verbunden. Er war einer der Anführer der Hauptstadt (1834–46) und 1846 als Kommissar bei den Roskilde Ständen, später Mitglied der grundgesetzgebenden Reichsversammlung, bis er nach einer kurzen Anstellung als Kammersekretär am 16. Nov. 1848 das Vorzeissel übernahm, das er jedoch 21. Sept. 1849 niederlegte. B. wurde hierauf zum Landesdirektor ernannt, übernahm aber schon 7. Febr. 1850 wieder interimistisch das Ministerium der Finanzen bis 3. Juni 1852 und das des Innern, der 27. Jan. 1852 bis 21. April 1853 verwaltete. 12. Dez. 1854 trat er an die Spitze des Reichs, welches 2. Okt. 1855 das Verfassungsgesetz für Gesamtstaat durchführte. Bei seinem Rücktritt (18. Okt. 1856) wurde er Geh. Konferenzrat, Justiziarus beim Höchstengericht und starb in Stellung 2. April 1861. B.s Hauptwerke: »Lærebog i de til den Rømerste private Retshørende Discipliner« (2 Bde., Kopenh. 1833–34) und »Systematisk Fremstilling af den dansk retsmaade« (mit Larsen, 5 Bde., Kopenh. 1841–42). Außerdem hat er eine große Anzahl sehr wichtiger Monographien, besonders über Gegenstände dän. Civilrechts, sowie mehrere finanzielle und lit. Abhandlungen geschrieben. — Ein Oberl. Frederik Ludwig B., geb. 5. Jan. 1747 zu Jertgaard in Seeland, seit 1782 Professor zu Kopenhagen, gest. 26. Dez. 1820, war der namhafte dän. Arzt seiner Zeit. Dessen Sohn, Oluf Ludw. B., geb. 27. Juli 1788 zu Kopenhagen, seit 1

1821 als Professor der Medizin zu Kopenhagen. 12. Okt. 1877, verfaßte mehrere gelehrte Werke, darunter ein »Handbog i Anatomien« (Kopenh. 1852), »Saggebiartitel« (Kopenh. 1862), »Index morborum syphiliticorum« (Kopenh. 1855), »Mineralvandene ude« (Kopenh. 1855; 2. Aufl. 1857).

Bangalore, Bangalur, die in sehr fruchtbarer, gutbewässerter und wohlgebauter Gegend Hauptstadt eines gleichnamigen Distrikts unter unmittelbarer Aufsicht des Vizekönigs Indiens stehenden Vasallenstaats Mysore. Die Stadt (1871) 142513 E., welche Ackerbau, Handel und sonstigen Gewerbe betreiben und sich auch mit dem Weben feiner, aus baumwollener Stoffe sowie der Fabrikation von Kien- und Eisenwaren beschäftigen. Die Stadt ist durch Mauern, Gräben und Beden umgeben, besitzt auch ein ausserordentlich wertvolles mit runden Türmen versehenes Fort als militärischer Pollen für die Regierung von sehr großer Wichtigkeit. Die Stadt selbst eine 1874 aus 1797 Eingeborenen mit 138 engl. Offizieren, zu der Madrasarmee gehörende Garnison umgeben. Die Stadt liegt in einem umgeben der Stadt gelegenen Bergkette unterhalb. Die Stadt ist sehr schön. Hier befindet sich das Fort, das hier 16. Jahrh. von den Portugiesen, in dessen Besitz B. 1687 von den Engländern aus Seringapatam nach B. zurück und besetzte sich unter seinem Sohne Tippu-Sahib. Die Stadt ist von den Engländern unter Lord Cornwallis 1791 B. und wenig später die 33 km von B. in einem dichten Urwald, auf einem Berg, fast unzugänglichen Granitfelsen, der durch große Ungesundheiten wegen aber sehr fruchtbar ist. Savandrug.

Bangalor ist in Britisch-Indien der allgemeine Name für die meistens isoliert auf dem Wohnhause und Nebengebäuden, Remisen, Bedientenzimmern, u. s. w.) gebildeten Wohnungen der Offiziere. Die Stadt bildet eine Abteilung des betreffenden Kommandos.

Bangalor, Insel, f. Banta.
Bangtuf oder Bantol, die wichtigste Hafenstadt der Provinz hinterind. Reichs, liegt 30 km oberhalb der Mündung des Bengales in den Golf von Siam gelegen. Die Stadt liegt an beiden Ufern in der Länge von 7 km ausbreitend. Noch zu Ende des 17. Jahrh. eine ganz unbedeutender Ort, wurde B. durch die Errichtung der 75 km nördlicher gelegenen Hauptstadt Ayuthia oder Nudhia zu einer der wichtigsten Hauptstädte und Residenzen der Provinz Siam. B. liegt auf mehreren von dem Meer, von einer Menge von Kanälen durchschnittenen Inseln, in einem niedrigen, das, teilweise sumpfig, sich nur durch niedrige Hügel erhebt, außerordentlich und entweder in Reisfelder umgeben oder mit Kokos- und andern Palmen, so wie andern Anpflanzungen der edelsten Früchte bedeckt, zugleich aber häufigen Überschwemmungen ausgesetzt ist. Infolge dieser Bodenbeschaffenheit wird die Stadt entweder aus Holz oder, bei

den Ärmern, nur aus Bambus bestehenden Häuser und Hütten der Eingeborenen auf 2–3 m hohen Pfählen errichtet und eine außen angelegte leiterförmige Treppe führt in ihr Inneres. Nur die zur königl. Residenz gehörenden, sowie die öffentlichen Gebäude, die zahlreichen buddhistischen Tempel, die Wohnhäuser der fremden Konsuln und Chefs der nordamerik. und europ. Handelshäuser, die Warenlager derselben u. s. w., entweder ganz oder teilweise aus Stein erbaut, befinden sich auf höher und trockener liegenden, meistens noch künstlich erhöhten Stellen. Die Stadt, zum Teil mit einer 10 m hohen und gegen 3 m dicken Mauer umgeben, besteht aus drei Stadtteilen. Den innersten nimmt die aus einer Menge von Gebäuden, Höfen und Gärten bestehende, von einer Mauer umgebene Residenz ein. Es befinden sich daselbst die Wohnungen des ersten und zweiten Königs von Siam, deren Harem, die Kaserne der Leibgarde, die reichgeschmückten Ställe der weißen Elefanten, die Schatzkammer, das Arsenal, der Tempel, in welchem der König bei seinem Regierungsantritt den Eid ablegt, mit einem 2 m hohen, stehenden, vergoldeten, mit Edelsteinen verzierten Buddhahilde, sowie einem kleineren, 45 cm hohen, aus einem kostbaren grünen Stein geschnittenen, das Mahaprasat genannte Gebäude mit dem prachtvoll verzierten Thron- und Residenzsaal, sowie einem zweiten Saale, in welchem die Leiche jedes verstorbenen Königs ein Jahr lang, bis zum Augenblicke ihrer Verbrennung, in einem goldenen Sarge aufbewahrt wird; Magazine aller Art u. s. w. Der am meisten von Kanälen und kleinen Wasserleitungen durchzogene mittlere Stadtteil hat nur wenige, sehr schmale Straßen sowie eine breitere als Bazar dienende. Es findet daher der äußerst lebhafteste Verkehr hier fast nur zu Wasser statt. Ein nicht unbeträchtlicher Teil der Bevölkerung wohnt und lebt fortwährend in Booten und auf Pfählen auf dem Flusse, ähnlich wie in Siam. Der äußere Stadtteil geht allmählich in die Vorstädte über, wo sich die europ. und nordamerik. Handelsniederlassungen, die fremden Konsulate u. s. w. befinden.

Eine ganz eigentümliche Physiognomie erhält B. durch seine überaus zahlreichen buddhistischen Tempel mit ihren vielgestalteten, sich in mehreren, gewöhnlich drei terrassenförmigen Absätzen, pyramidenartig, mitunter bis zur Höhe von 30–40 m erhebenden Türmen, zumal deren Giebel und hervorstehende Dachspitzen mit reichvergoldetem Schnitz- und Bildhauerwerk verziert, die Dachziegel aber mit grüner oder gelber Glasur überzogen sind. Die bemerkenswertesten sind die Watt Saket, Watt Nun und Watt Suthat genannten. Jeder derselben besteht aus dem eigentlichen Tempel, dem dazu gehörenden Turme, einem Klostergebäude für die nach Art der Mönche gemeinschaftlich lebenden Priester, Talapoin, deren Anzahl mitunter 2–300 beträgt, sowie aus einer diese Gebäude umgebenden, nach innen offenen, von Säulen getragenen, bedeckten Galerie, und liegt innerhalb weitausger, in einer Stille angelegter und ausgemauert, von einer Ringmauer umgebener Gartenpartien. Von B. 15 km nördlich liegt auf einem Berge der berühmte Wallfahrtsort Phra Prang mit einem 1602 gegründeten, von Mauern umschlossenen Kloster. Innerhalb desselben gelangt man über eine Marmortreppe mit vergoldetem Geländer auf eine Terrasse, auf welcher sich in einem auswendig vergoldeten Turme, dessen Fußboden mit Silberplatten belegt

ist, hinter einem silbernen Gitter eine Fußspur von Buddha, im Hintergrunde aber, unter einem goldenen, mit Edelsteinen besetzten Thronhimmel ein 2 m hohes silbernes Standbild desselben befindet. Die Bevölkerung von V. beträgt 4 — 600 000 Seelen. Mehr als ein Drittel davon besteht aus Chinesen, ein zweites Drittel aus Thais oder Siamesen, der Rest aber aus Birmanen, Malaien und Einwanderern aus Laos, Pegu, Annam, Kambodscha, sowie aus einigen Tausenden von Nischlingen dieser verschiedenen Völkerschaften. Die Chinesen, der thätigste und intelligenteste Teil der Bevölkerung, beschäftigen sich hauptsächlich mit Ackerbau und Handel, außerdem aber auch mit verschiedenen Handwerken und Gewerben. In V. befinden sich, unter dem Sanglerat, dem höchsten Priester des Landes, gegen 50 000 Talapoinen oder buddhistische Geistliche. Der Handel von V. mit dem Auslande ist sehr beträchtlich, da der Me-nam, welcher auf der vor seiner Mündung in die See gelegenen Bank während der Ebbe noch eine Tiefe von 4 m besitzt, bis oberhalb der Hauptstadt für größere Schiffe befahrbar ist. Der Handel ist fast ganz in den Händen der Chinesen. In den Hafen liefen 1879 ein: 563 Schiffe mit 230 086 t, und aus: 566 Schiffe mit 237 813 t. Artikel der Ausfuhr sind: Reis, Zucker, Seide, Baumwolle, Tabak, verschiedene Harze, Kardamom, Pfeffer, Eisenstein, gefärbte und getrocknete Fische, Arctanisse, Sappanholz, Rosenholz, Tealholz, Adlerholz, Häute von Ochsen, Büffeln, Elefanten, Rhinocerosen, Hirschen, Tigern und Leoparden, eßbare Schwalbennester, Sesam, etwas Jinn u. s. w. Auf den europ. und nordamerik. Markt kommen hieron hauptsächlich Reis, Zucker, Sappanholz und verschiedene Harze. Die Einfuhr aus Europa und Nordamerika besteht größtenteils in Baumwollstoffen, Glas, Eisen und Metallgerätschaften der verschiedensten Art. Aus China werden Irdene und Porzellangeschirre, Seide, Thee sowie eine Menge Gegenstände des chines. Haushaltes, Lebensbedürfnisse und Luxus eingeführt. Seit dem 1861 zwischen Siam und Preußen geschlossenen, später auf Deutschland übertragenen Handelsvertrag ist die deutsche Flagge zu V. eine immer häufiger werdende Erscheinung. [(f. d.).

Bangla, Stadt der indobrit. Provinz Oude **Bangor**, Marktstadt, Bischofsitz und Badeort in der Grafschaft Carnarvon des engl. Fürstentums Wales, an der Anglesey-Eisenbahn und dem nördl. Eingange zum Menai-Straße, über welchen seit 1850 die Britannia-Brücke (f. d.) nach der Insel Anglesey führt, liegt in dem engen Thale des Ogwen am Fuße steiler Felsmassen und zählt (1881) 8240 E. Der Ort ist uralt, die einzige Straße eng und trumm, die alte Kathedrale (125 gestiftet) unansehnlich. Die wichtigsten öffentlichen Gebäude sind die Versammlungshalle, die lat. Schule, das Krankenhaus und Versorgungshaus. In V. wird der in der Nähe gedrochene Schiefer zu Billardtischen, Grabsteinen, Kamineinfassungen, Fliesen, Schreibtiseln u. s. w. verarbeitet und aus den beiden Häfen der Stadt, Penrhyn und Garth, ausgeführt. Ungefähr 8 km oberhalb der Stadt liegt am Ogwen das neuangelegte Dorf Bethesda mit großen Schieferbrücken und 6890 E. Sehr bedeutend und schon seit 300 Jahren in Betrieb sind die Schieferbrücken von Penrhyn, im Süden von V., an dem vom Snowdon zur Küste ziehenden Bergast. Diese sind die größten und wertvollsten in Großbritannien und

liefern jährlich 60 000 Tonnen (120 Mill. Pf. Schiefer, der nach London, dem Kontinent oder in Amerika geht. Der jährliche Reinertrag soll sich auf 60 000 Pf. St. belaufen. Die Brücke geht dem Lord Penrhyn. — V. besitzt ferner eine Kirche in der irischen Grafschaft Down, Provinz Ulster am Südufer der Carrickfergus-Bai, 18 km südlich von Belfast. Es hat den Namen von einem berühmten Kloster, Beanchair oder der Bär, das die Dänen um 820 zerstörten, wobei mehr 900 Mönche ermordet wurden. V. wird nördlich von Seebad besucht, hat eine Kirche, vier Schulkapellen, zwei Baumwollfabriken, Fische und Kalfang und zählt (1871) 2560 E.

Bangor, Stadt im County Penobscot in n. amerik. Staate Maine, am Zusammenflusse des Penobscot und des Kennebec, etwa 30 km in Meere, mit einem der größten Seefahrts-häfen, trefflichen und geräumigen Hafen. Die Stadt liegt auf beiden Ufern des Kennebec und eine über 400 m lange Brücke über den Kennebec verbindet sie mit der Vorstadt Brewer. Die Straßen sind breit, mit herrlichen, schattigen Almen bepflanzt, die Wohnhäuser und die öffentlichen Gebäude geschmackvoll. In der Stadt hören 17 Kirchen, das aus massiven Stein erbaute führte Zollgebäude, die große Markthalle und die auf einer der Stadt überragenden Höhe errichtete theol. Seminar, welches indessen bei einem Lehrpersonal nur wenig Studenten und nach Abschluß des Zollvertrags zwischen den Vereinigten Staaten und Canada (1854) war V. bestimmt für Bretter-, Schindeln- und Lattenexport. Es liegt es in diesem Artikel nur hinter Chicago zahlreiche Zuflüsse des Penobscot werden die Erzeugnisse der Waldbäume. Gegen 2000 Fahrzeuge vermitteln während über neun Monate des Jahres, während der Hafen eisfrei, den Handelsverkehr der Eisenbahnen verbinden V. mit Portland, Bath, Belfast und Waterville. Mit dem Land und den Ortsschaften am oberen Penobscot findet ein regelmäßiger Dampfschiffverkehr statt. Neben dem Holzgeschäft bestehen noch viele Eisengießereien, Möbelfabriken und andere. Die Stadt besitzt einen Depositen- und Sparbank. Ihre 53 öffentlichen Schulen zu den besten im Staate.

Bangweolo oder Bembafee, ein Livingstone entdeckter See im Innern Afrikas, zwischen 11° — 12° südl. Br. und 10° östl. L. (von Ferro), 1124 m hoch, der Hauptstadt des Tazembereichs und am See gelegen. Seine Länge beträgt von N. über 200 km, seine Breite von N. nach S. 110 km. Die östl. Hälfte des Sees ist am Ufer versumpft; zum Ostende mündet d. herkommende Tschambesi (nicht zu mit dem Zambezi); an der Nordwestseite N. hin der Kuapula aus, zum See fließt aus diesem weiter als Qualaba und sich dann mit dem Abflusse des Tazemba im nordwestl. Teile des Sees gelegen hat Livingstone schon 1868 besucht; in dem dem See nahegelegenen Orte Tschitambo, des Flusses Lilimala, starb er im Mai

Banjan (Ant.), **ojerr.** Staatsmann, geb. 1. Febr. 1825 zu Mischelup in Böhmen, studierte in Prag, trat 1848 beim Steueramt in Prag in den Staatsdienst und wurde später als Grundbesitzwissenschaftler in Karlsbad, dann als Finanzminister-Minist in Prag verwendet. Er verließ den Staatsdienst, trat als Centralgüterdirektor in die Dienste des Grafen Ernst Waldstein und war wichtig bei Gründung mehrerer Eisenbahnen, Kreditvereine und des Deutsch-böhmischen Vereins in Prag. Im März 1867 von den Städten Prag, Pilsen und Oberleutensdorf in den böhm. Landtag, von diesem in den Reichsrat entsendet, nahm an hervorragenden Anteil an der Gesetzgebung und an den Verfassungskämpfen. Bald darauf als Sekretär im Ministerium des Innern wurde er 1870, 1870 Minister (bis 12. April 1870), nach dem im Landtag und Reichsrat als Abgeordneter und wurde 25. Nov. 1871 Handelsminister. In seine Amtstätigkeit fällt die Wiener Währungsreform von 1873. Am 20. Mai 1878 trat er aus dem Amte, verblieb aber im Reichsrat, nahm an dem Vertrag in direkter Wahl 1873 und 1879 theilnehmend. Seit 1881 ist B. Präsident des österreich. Gewerbevereins in Wien.

Banl, i. Bann.

Banjan, Banianenbaum, wird der ind. Ficus (Ficus indica L.) genannt, welcher theils wegschneidet ist, dahaus den Ästen seiner ungetragenen Krone harte, tauförmige Luftwurzel auswachsen, welche senkrecht abwärts und hin zu den Boden hineindringen und dem Baume ein Kränzen geben, als ruhe seine Krone auf einer Menge kleiner, schlanker Säulen. (S. Ficus.)

Bann (John), berühmter irischer Novellist, geb. 1798 zu Kilkenny, begann seine Laufbahn als Verleger, wendete sich aber bald der Literatur zu. Der Scott angeregt, suchte er das, was in Schottland war, für Irland zu werden, und in einer Reihe von Lebensbildern Land und Leute darzustellen mit kräftigen Farben und in einer anregenden Darstellung geschildert. Er schrieb in Anlehnung an die Vertheidigung, die sich doch zu sehr in der Uebertreibung des

Den «Tales of the O'Hara family» folgte 1827 eine zweite Serie derselben, welche «Peter aus der alten Burg» (2 The., 1828), «Das Haus Nowlan» (2 The., 2 Bde., 1835) und in das Deutsche überetzt wurde. Demerschen «Boyne Water» (1828), eine Schilderung der großen Kriese von 1690, in der das kathol. König; dann «The Croppy» (1828), Gedicht über den letzten Bürgerkrieg während der französischen Revolution; «The denounced» (1830), und der Zeit der härtesten Verdrückung, unter Wilhelm III.; «The smugglers» (1831), «The story of Windgap» und «Father Connell» (1831), ein Roman zum «Landprediger von Baskin» (1831), in der in ziemlichster Dürftigkeit 1. Aug. 1831 in London-Cottage bei Kilkenny. Vgl. Murray «Life and correspondence of B.» (Lond. 1857).
Bann, Richard B. (geb. 1796), der Verfasser der «Tales of the O'Hara family» war, auch der «The town of the cascades» (2 Bde., 1844), eine Reihe von Szenen aus dem irischen Leben, die sich gleichfalls durch warmes und originelles Humor auszeichnen.

Banjaluka oder Be n a l ū t a, Stadt mit einer schönen Felseninsel, Hauptort des gleichnamigen

Kreises und Bezirks in Bosnien, Sitz des Stabes einer österr. Infanterie-Truppendivision und zweier Brigadeführer, liegt am schiffbaren, aber reichenden Verbas (Vrbas), am Fuße des Osmašica, Kopfstation der Eisenbahn, welche durch das Thal der Sanna nach Kroatien fährt, hat 42 Moscheen, darunter die schönste in ganz Bosnien, berühmte warme Bäder (Banja), röm. Altertümer, Pulver- und Tuchfabrikation und zählt (1879) 9560 E. In der Nähe wird Silber gefunden und sind mehrere Berg- und Hüttenwerke im Gang. Die Stadt, lange Zeit der Sitz des Paschas von Bosnien, wurde 4. Sept. 1688 durch die Kaiserlichen unter Markgraf Ludwig von Baden erobert. Dagegen erlitten dieselben hier 4. Aug. 1737 eine Niederlage unter Prinz Johann von Hildburghausen, der die Festung seit dem 18. Juli belagert hatte. Bei der Besetzung Bosniens durch die Österreicher fand bei B. 14. Aug. 1878 ein größeres Gefecht statt. (S. Bosnien.)

Banjan heißt im Indischen im allgemeinen ein Kaufmann (aus dem Sanskritwort banik abgeleitet). Speziell versteht man aber darunter die Großhändler im westl. Indien, namentlich in den Seehäfen Bombay, Surat, Cambay u. s. w., welche einen sehr ausgedehnten Karawanenhandel in das Innere Asiens bis an die Grenzen Russlands und Chinas treiben und, gegen die sonstige Gewohnheit des ind. Volks, viel reisen, daher man auch Etablissements und Kontors indischer B. fast in jeder bedeutenden Handelsstadt Asiens antrifft.

Banjos, obrigkeitliche Personen in Japan.

Banl (Gefäßbahn), i. Banen.

Banl (militärisch), i. Gefäßbahn.

Banl nennt man in der Geographie jede Erhöhung des Bodens in geringer Höhengimensionen, aber gewöhnlich größerer Länge als Breite, gleichviel ob über oder unter dem Meeresspiegel. Von den Bänken des festen Landes verdienen die einzelnen Felsplatten in den weiten Ebenen des Amazonasstroms und des Orinoco in Südamerika einer besondern Erwähnung. Dieselben gleichen zur Zeit der großartigen Regenüberschwemmungen langen Inseln, auf denen alles Lebende eine Zuflucht vor dem Tode des Ertrinkens sucht. Die Bänke in Flüssen und Seen entstehen durch Anhäufung von Geschiebe oder Gerölle, von Schlamm, Sand, Kies und Steinen, die der Strom in seinem Bette oder vor seiner Mündung in einen Landsee oder in das Meer ablagert. Im letztern Falle heißen sie Varen, welche die Schifffahrt erschweren und sogar oft die Einfahrt in größere Flüsse verhindern. Bänke im Meere sind gewissermaßen submarine Tafelländer, die sich dem Meeresspiegel nähern, ohne über ihn hervorzufragen, sei es, daß sie untergehoben oder noch nicht bis über denselben emporgehoben sind. Steht über ihnen das Meer so leicht, daß sie der Schifffahrt gefährlich werden können, so nennt man sie Untiefen (engl. shoals). Je nach der Bedeckung ihrer Oberfläche unterscheidet man Korallen-, Sand- und Muschelbänke, zu welchen letztern die Aultern- und die Perlenbänke gehören.

Unter den Korallenbänken sind die ausgedehntesten im Indischen Ocean, wie die Sapa de Malha- oder Panzerbank im NO. von Madagaskar, unter 78°—79° 50' östl. L. (von Ferro) und 8° 18'—11° 30' südl. Br., dann weiter südlich die ungefähr 400 km lange Nazarethbank, deren Südennde durch die Eilandgruppe von A Corda dos Garais von 13° 30'—16° 47' südl. Br. und von 78°—78°

30° östl. L. (von Ferro) bezeichnet wird. Auch die Große und die Kleine Bahamabank, auf welchen die Bahama-Inseln ruhen, scheinen der Korallenformation anzugehören.

Sandbänke entstehen überall da, wo sich zwei Wasserströme begegnen und einander in ihrer Bewegung, also auch in der Fähigkeit, den mitgeführten Sand und Schlamm weiter zu tragen, hemmen, so daß derselbe niedersinkt. Hervorragende Uferspitzen und Meerengen sind daher ganz besonders geeignet, Sandbänke zu veranlassen, und in manche Meerengen sind durch solche allmählich verschlossen worden. Eine enge Durchfahrt zwischen zwei Sandbänken nennen die Seeleute Priel, Kil oder Kille. Die bedeutendsten Bänke dieser Art sind: die Agulhasbank (s. d.) am Südende Afrikas; ferner die Abrolhosbank (abrolhos, d. h. »Thue die Augen auf«) im Atlantischen Ocean, etwa 300 km von der Küste Brasiliens, unter 18° 36' westl. L. zwischen 16 und 19° südl. Br. Am berühmtesten ist die Große oder Neufundlandbank nebst der Outer- (äußeren) oder Falschen B. (S. Neufundland.) Auf diese folgen der Reihe nach von O. gegen W. die Whale- oder Walfischbank, die Green- oder Grüne B., die Banqueray- und die Mizenbank, die beiden letztern vor dem südl. Eingang des St. Lorenz-Busens. Sodann die Sable-Insel- (Sand-Insel-) B., Le Havre- und endlich die St. Georges- oder Rantoutetbänke, die sich in verhältnismäßig geringer Entfernung vom Festland bis zur Südspitze von Florida und jenseit derselben in den Golf von Mexiko hinein bis zur Mündung des Mississippi fortziehen. Gefährlich sind auf dieser langen Reihe von Bänken nur zwei Stellen: die Virgin-Kodds (Zungenfelsen) auf der Großen B., etwa 150 km vom Kap Race, und einige Shoals oder Untiefen auf der St. Georgesbank. Diese nordamerik. Bänke sind Sammelplätze zahlloser Fische, welche alljährlich die Fischer verschiedener Nationen namentlich zur Neufundlandbank heranziehen. Als Sandbänke sind außerdem noch bemerkenswert die Campechebank, die sich nördlich der Halbinsel Yucatan und an der Küste der Campechebay hinzieht, und die großen Bänke in der Nordsee, namentlich die Doggerbank und die Langbank zwischen Großbritannien und Dänemark.

Muschelbänke, d. h. felsige Erhöhungen des Meeresbodens, welche Sammelplätze für See-muscheln geworden, finden sich in allen Meeren, sind aber im ganzen noch nicht genügend untersucht. Von besonderer Wichtigkeit sind die Kusternbänke und die Perlenbänke, unter welchen letztern die der Bahrein-Inseln (s. d.) die bedeutendsten sind. Auf ein großes unterseeisches Hochland, das man auch als Jucosbank oder Sargassobank bezeichnet hat, schloß A. von Humboldt aus der ungeheuren Ausdehnung, in welcher schwinmender Seetang (s. Sargassomeer) mitten im Atlantischen Ocean sich angeammelt findet.

Banta, eine von den Inseln des Niederländisch-Ostindischen Reichs, liegt östlich von dem südlichen Teile von Sumatra, der zu letztem gehörenden Residentenschaft Palembang gegenüber. Die 11–27 km breite, für die Schifffahrt höchst wichtige Bantastraße trennt beide Inseln. B. bildet mit einer Anzahl in ihrer Nähe gelegener kleiner Inseln die Residentenschaft gleichen Namens. Hauptort, wichtigster Hafen- und Handelsplatz, zugleich Sitz des Residenten und Militärkommandanten ist Muntol, unter 2° 3' südl. Br. und 105° 9' westl. L. (von Green-

wich), an der nordwestl. Spitze der Insel. B. enthält 12681 qkm und besteht hauptsächlich niedriggelegenen, teilweise selbst sumphgen Lande, aus welchem sich jedoch mehrere, isolierte Berge bis zu 6–700 m Höhe erheben auf B. vorherrschende Gebirgsart ist Granit mehr oder weniger beträchtlichem Einschlag Binnoryd. Das letztere ist außerdem in allen rungen und überhaupt allenthalben auf B., oder weniger tief unter der Oberfläche, in 6 von Binnensand massenhaft abgelagert. Dieser ordentliche Reichtum an Zinnerz ergibt ein großes den großen Wert, welchen B. für hat; 1877 wurden 4282010 kg Zinn gewannen. Die Erzeugung ist Monopol der Regierung wird für Rechnung derselben ausschließlich chines. Minenarbeitern nach altem System sehr eigentümliche Weise betrieben. Kupfer kommt auf B. auch noch in viel geringerer Magneteisen vor; in älterer Zeit soll daselbst bisweilen Gold gefunden worden sein. So arm an Metallschätzen ist, so arm ist es an Erzeugnissen aus dem Tier- und Pflanzenreiche. Von Säugetieren finden sich daselbst wenige außer von zahmen Tieren weder das Pferd noch der B. Von Fruchtbäumen gibt es nur einige wenige namentlich den Durianbaum (*Durio zibethi*). Der Reissbau ist ganz unbedeutend und erst lange nicht dem Bedürfnis, sodaß hierzu von der Regierung, durch Anfuhr von Reis, wird. Schon jetzt macht sich Mangel an holbar, da die früher ausgedehnten Wälder, die Anlagen der Minen und für den Bau der nur von Holzstößen befaßt der Arbeit des Zinnerzes, bis auf die neuere Zeit fast verwüstet wurden. Der Handel und die Schifffahrt von B. sind ganz unbedeutend. Die Schifffahrt schränkt sich auf das Zinn für Rechnung der Regierung, außer Reis und Salz, eine geringe Anzahl europ. und chines. Handel. Die Bevölkerung bestand 1879 aus 290 Chinesen, 51282 Malaien, 19875 Chinesen, 96 Araber 11 andern asiat. Fremdlingen. Die eigentliche malaische Bevölkerung ist körperlich schwach, energisch und wenig intelligent, ohne allen Fleiß und Neigung für den Ackerbau. Bis zum 19. Jahrh., wo die Regierung sie aus Dörfern (malaische Kampong) setzen ließ, nahmen und Reisfelder anzulegen, führten Wäldern umherstreifend, ein elendes, nomadenartiges Leben. Viele Eingeborene kleiden aus weichgeklopfter Baumrinde. Die bedecktes Zinnerzes auf B. geschah 1710 teilweise. Die Insel gehörte damals zu dem Palembang auf Sumatra. Von dem Sultan med Radja-muebbin mußte sie 1812 an die holländ. abgetreten werden, von denen sie seitdem folge des Traktats zwischen England und holl. vom 13. Aug. 1814, an letzteres Reich überging. Auch auf der östlich von B. gelegenen, großen Insel Billiton, welche früher zu der Residentenschaft B. gehörte, aber 1852 davon getrennt wurde und jetzt eine eigene Residentenschaft bildet, kommt Zinnerz in beträchtlicher Menge vor. Die niederländ.-ind. Regierung trat die Ansprüche auf dieser Insel, unter Vorbehalt der Rechte und Vorteile, an eine Gesellschaft ab, welche 1878 in 98 Bergwerken 397 t Zinn gewann. Die Bevölkerung von Billiton

in 1872 aus 53 Europäern, 21 254 eingeborenen Malin, 5720 Chinesen und 5 Einmünderern aus allen Inseln des Indischen Archipels. Vgl. *Monatsh. f. d. Kolonialw.* (Minister 1874).

Banknote, Becksche. nennt man das engl. Geldstück vom 19. Juli 1844, welches noch immer in der Bank von England (i. d. Banken) und für die Kreditbankwesen Englands überhaupt maßgebend ist. Die B. bezeichnet im ganzen einen Scheck der Kassenkassule (i. d. B.), die eine möglichst große Bekräftigung der nicht metallisch gebildeten Noten erhält. Die Hauptbestimmungen sind folgende: Die Bank von England wird in zwei gänzlich getrennte Abteilungen, die eine für die Notenausgabe, die andere für die eigentlichen Bankgeschäfte (Issue und Banking Department) zerlegt. Der Emissionsteil wird überwiesen einerseits der Reservekassa der Bank (bis auf einen kleinen Rest für den unmittelbaren laufenden Bedürfnis) und andererseits ein Betrag von 14 Mill. Pfd. St. Wertpapieren (securities), zu dem auch die permanente Schuld des Staats an die Bank gehört. Dafür erhält das Bankdepartment 14 Mill. Pfd. St. in Noten, die zur Deckung seiner Betriebsfonds bilden. Bei dem Bankdepartment, das auch die präsentierten Noten empfangen hat, sind fortan Noten nur gegen Goldbarren und Gold- oder Silberbarren zu haben. Goldbarren muß dasselbe jederzeit zu dem festen Preise von 77 Schill. 9 Pence für die Unze (von 120 Scherben) gegen Noten eintauschen. Wenn man einen Banknote die Befugnis zur Notenausgabe verleiht, so heißt die Bank von England zwei Drittel der dabei frei werdenden Notenmenge in der Art zu beschaffen, daß sie nur durch Wertpapiere beim Bankdepartment gedeckt sind. Dadurch und durch gewisse andere Operationen ist das nicht gedeckte Notenkontingent des Bankdepartmentes und der freie Bestand an Wertpapieren beim Bankdepartment auf 15 Mill. und in neuester Zeit auf 15 1/2 Mill. gebracht worden. Außer den Banknoten, die am 6. Mai 1844 bestanden, wurden keine andern mehr gegründet, und die Banknoten (außer der Bank von England) dürfen jetzt im ganzen nur so viel Noten ausgeben, als sie durchschnittlich in den 12 Wochen vor dem April 1844 im Umlauf hatten. Der Wochenbestand der Bank von England nach der Banknotenform lautete z. B. am 24. Juni 1844 unter Banknoten die ältere Form für den Tag: 1. Emissionsdepartment. Passiva: 63 121 060 Pfd. St.; Aktiva: Feste Staatsanleihen 11 015 100, andere Wertpapiere 3 984 900, 2. Münzen und Barren 28 121 060 Pfd. St. Bankdepartment. Passiva: Kapital 14 553 000 Pfd. St., Res. 3 088 862, Staatsdepotiten 8 933 000, Staatsanleihen 25 325 658, Siebentage-Wechsel 17 870 Pfd. St. Aktiva: Staatsanleihen 15 804 318 Pfd. St., Wechsel und Vorschüsse 18 311 636, Notendruck 16 771 600, bare Kasse 1 260 883 Pfd. St. Der Urheber der B. glaubten in derselben ein Mittel zur Verhinderung von Krisen gefunden zu haben, eine Meinung, die schon 1847 durch die Bankkrise widerlegt wurde. Die Wirkung dieser Banknote auf den Geldmarkt ist ohne Zweifel eine bloß mechanische. Eine äußerliche Kritik findet sich bei Ab. Wagner, *Die Geldtheorie* (Leipzig 1861). Die Banknote oder der Banus Vant ist bekannt, daß an der Gemahlin des ungar. Königs

Andreas II. (1205—35) verübte Attentat. Die Königin Gertrud, Tochter des Herzogs von Ansbach-Meran, welche der Sage nach die Gelegenheitsmacherin bei den Ausschweifungen ihres Bruders Berthold, Erzbischofs von Kalocsa (eine andere Version nennt Elbert, Bischof von Bamberg, ebenfalls Gertruds Bruder), spielte, hatte diesem angeblich auch Gelegenheit verschafft, die Gemahlin des Banus Vant zu verführen. Letzterer stellte sich nun an die Spitze der zahlreichen Unzufriedenen im Lande und stürzte das königl. Schloß, wobei die Königin in Stücke gehauen wurde, während Berthold mit genauer Not entkam. Der Banus büßte die That mit dem Leben. Der Stoff der Banknote-Sage wurde von mehreren Dichtern dramatisch bearbeitet. *Katonas »Banknote«* (Kaiserslautern 1827; Pest 1843 u. öfter; deutsch von Dür, Lpz. 1858) gilt mit Recht als das beste Drama der ungar. Literatur. Auch Grillparzer bearbeitete diesen Stoff in dem Trauerspiel *»Ein treuer Diener seines Herrn«* (Wien 1830).

Bankdeckung oder bankmäßige Dedung nennt man, im Gegenjah zur vollen Bardeckung, diejenige Art der Sicherstellung der Einlöslichkeit der Banknoten, bei welcher die emittierende Anstalt nur einen Teil der ausgegebenen Notenmenge durch Barvorrat deckt, während sie als Äquivalent der andern leicht realisierbare, sichere Werte besitzt. Als solche empfehlen sich namentlich gute Wechsel und Lombardforderungen, die in einer kurzen (höchstens dreimonatlichen) Frist fällig werden. In normalen Zeiten ist es erfahrungsmäßig ausreichend, wenn der erstere Bestandteil der Dedung ein Drittel, der letztere zwei Drittel der Circulation beträgt. Droht eine ungünstige Wendung, so muß die Bank die Barquote erhöhen, indem sie die eingehenden Wechsel- und Schuldzahlungen nicht vollständig wieder zu neuen Kreditbewilligungen verwendet. Staatspapiere eignen sich weniger für die B., weil sie bei ungünstiger Gestaltung der Verhältnisse nur mit Verlust zu veräußern sind. (S. Banknoten und Banknoten.)

Bankdurchschlag (frz. emporte-pièce, engl. punch), ein Werkzeug, mittels dessen durch Heraus schlagen entsprechender Teile Löcher von verschiedener Form gebildet werden, die öfters zur Zusammenstellung größerer durchbrochener Muster dienen (i. d. Durchschlag), von den Durchschlägen der Schmiede insofern verschieden, als er an der Werkbank auf kaltem Metall angewendet wird.

Bankisen (frz. patte, engl. cramp-iron), ein Stück Flacheisen, an einem Ende mit einer starken, oft gezähnten oder aufgebauenen Spitze, die an der einen Seite einen Anschlag hat, damit das Eisen eingeschlagen werden kann, am andern Ende breit und mit mehreren Löchern versehen. Man schlägt das B. am ersten Ende in die Wand oder in irgendeinen unbeweglichen Gegenstand ein und befestigt dann die breite Seite mit Nägeln an einen Schranke, Pfosten u. f. w., damit derselbe feststeht.

Bänkelfänger, herumziehende Personen, welche bei Jahrmärkten und andern Anlässen auf öffentlichen Plätzen Räuber- und Mordgeschichten u. f. w. singend vortragen und dazu, um von allen gesehen und vernommen zu werden, auf eine kleine Bank (Bänke) treten. Sie pilgern große Bilder vor ihren Zuschauern aufzurollen, auf denen der Inhalt dessen, was sie besingen, in grellen Farben dargestellt ist.

Banken sind in ihrer heutigen Gestalt Unternehmungen, die gewerbmäßig die Vermittelung des Kreditus betreiben und damit meistens auch noch andere Geld- und Effekten-Geschäfte verbinden. Im Unterschiede von den Bankiers (s. d.) bezeichnet man als B. in der Regel nur solche Unternehmungen dieser Art, welche für Rechnung von Korporationen oder größeren Gesellschaften, namentlich Aktien- oder Kommanditgesellschaften, betrieben werden, oder die in einer engeren Beziehung zum Staate stehen. Die Bezeichnung B. bringt man gewöhnlich in Zusammenhang mit den »Bänken« der mittelalterlichen Geldwechsler, richtiger ist aber wohl die Ableitung von »banco« im Sinne von Hausen, gleichbedeutend mit »monte«, dem im mittelalterlichen Italien üblichen Ausdruck für gewisse Zwangsaneihen, von denen die erste im 12. Jahrh. in Venedig vorkam. Die Gläubiger des Staats wurden zu einer Körperschaft vereinigt, sie erhielten zuweilen, wie die St. Georgs-Bank in Genua, die unmittelbare Verwaltung gewisser ihnen verschriebener staatlicher Einnahmequellen, und an eine solche finanzielle Organisation schloß sich in vielen Fällen leicht der Betrieb eigentlicher Bankgeschäfte, namentlich des Depositen- und Wechselgeschäfts an.

Eine besondere Klasse der ältern B. hielt sich von allen Kreditgeschäften fern und beschränkte ihre Thätigkeit auf eine eigentümliche Art der Zahlungsvermittlung. Es sind dies die Hinterlege- und Girobanken im engeren Sinne. Das von diesen betriebene Umschreibeverfahren scheint schon im Altertum bekannt und üblich gewesen zu sein. Im Mittelalter war die Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit desselben im großen Verlehr allgemein anerkannt, und es wurde z. B. in Venedig lange Zeit durch Vermittelung von privaten Bankiers in großem Umfange betrieben. Die Bank oder der Bankier erscheint bei diesem Verfahren nur als Kassensführer der beteiligten Kaufleute. Jeder der letztern hat auf Grund barer Einzahlung ein Conto bei der Bank, und er leistet seine Zahlungen an einen andern Girokunden, indem er die betreffende Summe von seinem Conto ab- und dem des andern zuschreiben läßt. Bei der reinen Girobank mußte die Summe der Aktiva der Kunden stets voll und bar vorhanden sein, die Bank konnte also mit den bei ihr eingezahlten Geldern in keiner Weise selbst Geschäfte machen. Die Verwaltungskosten mußten durch eine besondere Gebühr gedeckt werden. Durch eine solche Einrichtung wurde in einem großen Handelsplatze offenbar ein beträchtliches an Arbeit und Kosten erspart, indem sie das öftere Zählen und Transportieren des Bargeldes überflüssig machte und dadurch auch die Abnutzung desselben verminderte. Zugleich bot sie ein Mittel, den bis in das 18. Jahrh. hinreichenden höchst schädlichen Münzwirren und Geldverschlechterungen zu entgehen, indem nur gewisse gute Geldsorten von der Bank angenommen und gezahlt wurden oder auch ein ideales Bargeld geschaffen wurde, wie die seit 1770 nur durch Silberbarren repräsentierte Bank Banco in Hamburg.

Die erste reine Girobank mit öffentlichem Charakter wurde 1587 in Venedig errichtet, nachdem 1584 die schon seit langer Zeit bestehenden Privatbanken verboten worden waren. Eine besondere Wichtigkeit erhielt dieses Institut dadurch, daß seit 1593 alle Wechselzahlungen durch dessen Vermittelung erfolgen mußten. Neben dieser ersten Bank, dem Banco di Rialto, entstand 1619 noch eine

zweite, der Banco Giro. Auch in Amsterdam gegen Ende des 16. Jahrh. ein privater Banksehr durch Vermittelung gemeinschaftlicher Kassenführer im Großverlehr bereits allgemein üblich. Da aber die Behörden darin eine Beschränkung sog. Münzsteuerung zu sehen glaubten, so war 1609 hier eine öffentliche Girobank gegründet, der sollte Münzen und Barren in Summen wenigstens 300 Gulden einzahlen und wieder auszahlen und Zahlungen und Umschreibungen seinem Conto anweisen können, und alle Geld von größerem Betrage als 600 Gulden sollten der Bank eingezahlt werden. Die Amsterdamer Bank ist später durch geheime Vorschläge an die Regierung in Zerrüttung geraten und 1830 aufgelöst worden. Infolge des Beispiels von Amsterdam wurde 1619 die Girobank zu Hamburg gegründet, wo sich ebenfalls bereits eine private ähnliche Organisation ausgebildet hatte. Auch hier ist fortan alle Wechselzahlungen von mehr als 1 Mark Lübsch durch die Bank erfolgen und die Kassieren außerhalb derselben war verboten. Die Stadt übernahm die Verwaltung der Bank, mit der auch eine sog. Lehnbank verbunden war, die aber nur gegen volle Deckung durch Silber oder Gold Vorschüsse gab. Dies war ursprünglich mehr ein Ummecheln von gewissen Geldsorten und Gold in Bankgeld als ein wirklicher Kreditgeben. Die Belehnung von Juden, was damals gestattet war, wurde 1697 beseitigt, und die Verwaltung der Bank stand unter dem Einfluß, den sog. Bankbürgern. Der Bankstand ursprünglich hauptsächlich aus Hamburger, Lübscher, die gleich 1 Mark Banco geist waren; deren Einzahlung man besonders begünstigte. Etwas aber ging man zu einer Silberbarren-Bank über, indem man die Gewichtsmark (Münze) Einleger mit 27 Mark 10 Schill. Banco als Solium gutdachte, während man sie bei Herausnahme zu 27 Mark 12 Schill. in Bank brachte. Bei Gelegenheit der Reichsreform wurden die Silberconten der hamburger Bank im Febr. 1873 geschlossen und der Ummecheln in Reichswährung begonnen. Doch wurde schon 31. Dez. 1875 aufgelöst und durch die in Hamburg errichtete Hauptvereinsbank der Bank ersetzt. Von andern ältern Girobanken ist nur 1621 in Nürnberg gegründete zu erwähnen. Giroverkehr hat in der neuern Zeit eine noch größere Bedeutung gewonnen als früher, er aber jetzt nicht mehr von bloßen Kaufleuten und Zahlungsanstalten, sondern von öffentlichen, nämlich Kredit geben und nehmen Instituten betrieben.

Solche Kreditinstitute finden sich, abgesehen von den privaten Bankergeschäften, am Anfang des Mittelalters bereits zahlreich in Italien. In Anknüpfung an die oben erwähnten Anleihen teils in der Form von Wohlthätigkeitsvereinen (montes pietatis). Als besonders wichtig derselben bildeten sich seit der zweiten Hälfte 17. Jahrh. die Rentenbanken aus. Die Bank unterscheidet sich nach der Art der Geschäften, die sie gewährt. Geht derselbe in der Regel auf kurze Fristen, wie sie im industriellen und mannigfachen Verlehr üblich, dient der Bank hauptsächlich dazu, das umlaufende Kapital in Industrie- und Handelsstandes durch Kredit zu ergänzen, so kann man sie als Handelsbank

suchen, und in diese Klasse gehören fast alle gewöhnlich kurzweg B. genannten Anstalten. Solche Institute dagegen, die Darlehne auf lange Fristen gegen hypothetische Sicherheit gewähren, nennt man hypothetischen oder Bodenkreditbanken.

Der Vermittelung des kurzfristigen laufmännlichen Kredits dienenden Institute teilen sich in *Sparkassen* und *Notendanken*. Eine Bank bedarf zum eigenen Kapitals, um dem Publikum eine Summe bieten und ihre Geschäfte eröffnen zu können. Sie wird aber natürlich ihre Kreditbewilligung nicht auf die Höhe dieses Kapitals beschränken, sondern sie sieht ihre eigentliche Aufgabe und besteht in der Möglichkeit eines größeren Gewinns darin, daß sie überseits in irgend einer Form Kredit geben, um dann die entliehene Summe gegen eine sichere Begründung den Kreditgebern zur Verfügung zu stellen. Die zunächst sich anbietende Art, die eine Bank Kredit nimmt, ist nun die Annahme von *loq. Depositen*. Es handelt sich hier nicht um Depositen im eigentlichen Sinne, d. h. Wertpapiere, die der Bank zur Aufbewahrung anvertraut werden und unverändert wieder zurückzugeben sind. Solche Dienste pflegen die B. allerdings ebenfalls als Nebengeschäfte zu leisten, da sie die zu diesen Zwecken nötigen Sicherheitseinrichtungen besitzen. In längerer Zeit hat sich übrigens in Amerika bereits selbständig abgezeigt, inwieweit im Abentheuerlichen große Gebäude angesetzt werden, in denen man Feuer- und diebstahlversicherungsräume mieten kann. Die Depositen bei den älteren Girobanken waren schon nicht mehr Depositen im strengsten Sinne, es waren vielmehr *zur Verwaltung*. Die Depositen dagegen, welche die B. ihre Betriebsmittel vertreiben, sind eigentliche (irreguläre) Depositen *zur Verwaltung*. Es werden der Bank unter gegebenen Geldsummen zur freien Verfügung überlassen und der Einleger erwirbt dafür eine Forderung an die Bank. Dem nichtlaufmännlichen Kapital gegenüber wird die Bank durch diese von Depositen zu einer Art von Sparbank, indem sie zugleich der Volkswirtschaft den Kredit, auch die kleinern, auf kürzere Zeit durch die Geschäftswelt disponibel werden. Kapitalien heranzuziehen und dem Verkehr zu führen. Solche Depositen werden immer, wenn sie nur nach einer bestimmten Frist zurückgezogen werden können, und wenn Jns. um so höher, je länger diese Frist ist (on call) Depositen dagegen bei den großen Centralbanken keine Zinsen, wohl bei denselben in neuerer Zeit seitens der B. verzinst, wenn auch natürlich nur zu einem niedrigen Satze. Nicht nur zur Beurfundung sondern auch zu eventueller Übertragung werden manche B. auf runde Summen veranschlagte *«Kassenscheine»* aus.

Der eigentlichen Geschäftsvorkehr ist das *Depot*, welches aus enge mit dem Giro oder dem *«Correntgeschäft»* der B. verschmolzen. Das eigentliche Girogeschäft im modernen Sinne ist die Bank passiv, sie gibt keinen Kredit, sondern kein Risiko, verlangt vielmehr oft von dem Inhaber des Giroconto, daß stets ein bestimmtes Minimum als Saldo bei ihr stehen bleibe. Es werden für die eigentlichen Girodepositen keine Zinsen bezahlt, aber die Bank leistet den Depositen andere nicht zu unterschätzende

Dienste. Zunächst nimmt sie auf Giroconto nicht nur bare Einzahlungen an, sondern auch am Platze zahlbare *Coupons*, *Checks* und bald fällige Wechsel, auch wohl Kassewechsel auf andere Plätze; sie besorgt kostenfrei die Einlassierung (*Incasso*) dieser Effekten und schreibt den Betrag nach dem Eingange dem Kunden gut. Eine Discontierung der Wechsel findet also nicht statt. Der Contoinhaber kann über sein Guthaben verfügen, indem er Summen auf das Folium eines andern umschreiben läßt, wie auch seine eigenen *Altiva* durch solche Umschreibungen vermehrt werden können, ferner indem er seine Wechsel bei der Bank zahlbar macht und indem er *Checks* (s. d.), d. h. auf Sicht zahlbare Anweisungen auf sein Giroguthaben ausstellt. Um allen Anforderungen gerecht werden zu können, muß die Bank natürlich einen größeren Vorrat dorrätig haben; die Erfahrung zeigte aber bald, daß dieser Vorrat nur einen Bruchteil der von der Bank angenommenen Depositensumme zu bilden brauchte, daß man also den Rest, natürlich mit der nötigen Vorsicht, in kurzfristigen Kreditgeschäften oder leicht realisierbaren Papieren anlegen konnte. In dieser teilweisen Benützung der Depositen liegt eben der hauptsächlichste Unterschied des gegenwärtigen Verfahrens von dem der älteren Girobanken. Je größer der Kreis der Girokunden einer Bank ist, um so häufiger werden Zahlungen bloß durch Umschreiben von einem Conto auf das andere erfolgen, um so seltener wird wirklich *«Kasse abgehoben»* und um so größer ist daher die Summe, die durchschnittlich der Bank (zinsfrei) zur Verfügung bleibt. Die Deutsche Reichsbank hat nun dem Giroverkehr eine neue vielversprechende Entwicklung eröffnet, indem sie denselben durch das ganze Reich ihrer Zweiganstalten einheitlich organisiert hat, so daß das ganze Reich gewissermaßen ein Giroplatz geworden, auf dem auch zwischen den an verschiedenen Orten wohnenden Kunden der Bank Zahlungen ohne Kosten und Umstände durch bloße Umschreibungen geleistet werden können. Bei den meisten Bankstellen können sogar von allen Personen ohne Ausnahme Zahlungen für Girokunden angenommen werden. Zur Übertragung einer Summe von einem Giroconto auf das andere innerhalb des ganzen Reiches der Bankstellen dient der sog. *«rote Check»*, während der *«weiße»* oder gewöhnliche Check auf dritte Personen übertragbar ist und gegen Bar eingelöst werden kann. Diese letztere Form hat besonders in England ihre Ausbildung und eine ausgebreitete Anwendung erlangt. (S. Clearinghaus.)

Bei dem eigentlichen *Contocorrentgeschäft* tritt die Bank aktiv auf, indem sie von dem Kunden nicht nur Depositen und sonstige Einlagen wie im Girogeschäft annimmt, sondern ihm auch, meist gegen besondere Sicherheit, einen Kredit eröffnet, sobald er über seine Einzahlungen hinaus Wechsel oder Checks auf die Bank ziehen oder auch direkte *Barvorschüsse* von derselben erlangen kann. Die Bank nimmt ferner genügend sichere Wechsel auf Dritte nicht nur zum *Incasso* an, sondern sie discontiert sie auch, indem sie dieselben vor der Fälligkeit auf ihren Namen indossieren läßt und den Betrag unter Abzug eines Zinses dem Kunden auszahlt oder ihm gutschreibt. Auf diese letztere Art entstehen namentlich in England die großen Summen von Depositen, die in den Bilanzen der B. aufgeführt werden. Die direkte Verwendung von barem Gelde und selbst von Banknoten ist dort im

größern Verkehr aufs äußerste beschränkt, da selbst die wohlhabenden Privatpersonen bei einer Bank oder einem Bankier ihr Giroconto zu haben pflegen und ihre Zahlungen mittels Cheques leisten. Daher lassen sich auch die Contocorrentkunden die von der Bank discountierten Wechsel nicht auszahlen, sondern sie lassen den Betrag zur Vermehrung ihres Actiocoonto stehen und eröffnen über denselben nach Bedarf durch Cheques oder auf andere Art. Im Contocorrentgeschäft werden gewöhnlich sowohl für den Kunden wie für die Bank Zinsen berechnet, sei es nach einem gleichen Prozentsatz für beide Teile, sei es so, daß die Bank, wenn sie im Vordruck ist, nach einem höhern Zinssatz rechnet, als wenn der Kunde einen Actiofaldo besitzt. Außerdem berechnet die Bank von allen nicht ausdrücklich freigegebenen Kosten eine Provision, die zwischen $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{3}$ Proz. schwankt. Zur Sicherstellung ihrer Contocorrentvorrisse verlangt die Bank gewöhnlich Hinterlegung von Wertpapieren oder Bestellung einer Hypothek. Doch geben gewisse B. (z. B. die schottischen) auch bis zu einem gewissen Grade Kredit gegen Bürgschaft eines Dritten, und es kommen auch sogar ungedeckte oder Blankokredite vor, die mit Rücksicht auf die als unzuverlässig geltende Zahlungsfähigkeit des Kunden bewilligt werden.

Die gewöhnlichen Geschäfte der Depositenbanken konzentrieren sich demnach hauptsächlich im Contocorrentverkehr, dem sich namentlich auch das Lombard- und das Wechselgeschäft meistens direkt einfügt. Doch kommen auch isolierte größere Operationen dieser Gattungen vor. Das Lombardgeschäft besteht in einem Darlehen mit Sicherung durch ein bewegliches Pfand in Waren oder Wertpapieren, gewöhnlich auch noch durch einen eigenen Wechsel des Schuldners. Eine Depositenbank, die beträchtliche, stets fällige Verbindlichkeiten hat, darf solche Darlehne nur auf die üblichen kurzen laufmännischen Fristen, höchstens auf drei Monate gewähren. Auch wird sie dieselben nie bis zum vollen Kurswerte der Pfandobjekte bewilligen und bei Waren einen noch weitem Spielraum für eine etwaige Wertminderung lassen als bei Wertpapieren. B., die sich mit der Warenlombardierung in großem Umfange befassen, müssen nötigenfalls besondere Lagerräume für die verpfändeten Güter beschaffen. Weit bequemer aber ist es, wenn die Waren in andern bereits vorhandenen öffentlichen oder privaten Lagerhäusern, z. B. in Zollniederlagen, bleiben können und nur die auf die betreffenden Colli speziell ausgestellten Lagerscheine (Warehants, s. d.) als Pfand gegeben werden. Auch Lagerscheine eines Frachtführers, namentlich eines Schiffers (Konnossemente, s. d.) werden häufig anstatt der Ware selbst lombardiert. Was die Beleihung von Wertpapieren betrifft, so sind den großen Centralbanken in der Auswahl derselben enge Schranken gezogen; andere B. aber sind in dieser Beziehung oft weniger vorsichtig, und es ist nicht selten der Vorkurschwandel wesentlich durch die Leichtigkeit gefördert worden, mit welcher neu geschaffene Aktien von zweifelhaftem Werte seitens gewisser unter dem Einfluß der Gründer der neuen Unternehmungen stehender B. beliehen wurden. Eine besondere Art des Lombardierens ist das an der Börse übliche Reportieren (s. Report), an dem sich indes die eigentlichen Handelsbanken wenig oder gar nicht beteiligen. Auch Gold und Silber in Barren oder fremden Münzsorten werden von den größten B.

beliehen. In solchen Fällen kann jedoch nur ein niedriger Zins beansprucht werden, da die Objekte gegen einheimisches Geld nur kleine Schwankungen erleiden.

Das Wechselgeschäft der B. (s. Wechsel) steht in der Erteilung von Accepten und im Discountieren von Platzwechseln oder überbauplandischen Wechseln (Rimessewechseln) im Kauf und Verkauf von ausländischen Wechseln. Von besonderer Wichtigkeit ist das Discountieren. Der von den großen Centralbanken genommene Prozentsatz der abzuziehenden Vergütung, der Discontosatz, ist jederzeit ein kaufmännischer Zinssatz überhaupt maßgebend. Allerdings bleibt der Privatverkehr meistens unter der offiziell bekannt gemachten Discoton der Hauptbank, aber er geht doch immer in Bewegungen der letztern parallel. Der Discounto ist übrigens regelmäßig niedriger als Lombardzinssatz. Mit Rücksicht auf ihre heiligen Depositen darf eine Bank auch nur mit kurzer, höchstens dreimonatlicher Verzinsung contieren. Den B. mit mehr oder weniger lichem Charakter ist vorgeschrieben, daß sie Regel nur Wechsel mit drei, nur ausnahmsweise mit zwei anerkannt guten Unterzeichneten contieren sollen. Das Depositengeschäft der B. hängt meistens eng mit dem von ihnen betriebenen Edelmetallhandel zusammen. Vorzüglich in der neuen Zeit üben diese Institute einen wesentlichen Einfluß auf das Ab- und Zutrauen des Goldes aus und ein Bestand an Wechseln anderer Länder mit Goldprägung ist daher eine mögliche Reserve für alle Fälle. Bloße Bankgeschäfte in Wechseln, Edelmetall oder Münze, also Operationen zur internationalen Ausgleichung der Kurse, werden von den großen Aktienbanken wohl seltener unternommen. Auch eigentliche Wechselgeschäfte werden höchstens gelegentlich ihnen betrieben und bleiben größtenteils den kleinen Bankiers und Wechseln überlassen. Die Ausgabe von Staatsanleihen, Obligationen u. s. w. gegen bestimmte Mission hat auch für solide Handelsbanken ein Bedenken, ebenso der bloße technische Verdienst bei der Zeichnung von Aktien. Auch die Lösung von Coupons und die Beförderung des Ab- oder Verkaufs von Wertpapieren für Kunden hören zu den unbedenklichen Nebengeschäften der Bank. Jede eigene Teilnahme aber an Grundbesitz, an Vorverspekulationen, vollends aber an Discontogeschäften ist mit dem Wesen einer Depositenbank, einer Notenbank unvereinbar und daher den meisten soliden Anstalten dieser Art auch gesetzlich verboten. Dagegen sind namentlich seit dem 19. J. besondere bankartige Institute entstanden, die sich speziell damit befassen, neue Unternehmungen zu gründen, die gegründeten durch ihren Kredit stützen, namentlich die Kurse der betreffenden Aktien an der Börse durch Beleihung derselben zu halten oder zu treiben, überhaupt in speculativen Absicht Wertpapiere in großem Maßstabe auf Rechnung zu kaufen und zu verkaufen (s. d. s. s. mit statutenmäßiger Ausschließung der Bankgeschäfte), Anleihen zu übernehmen, auf die durch Zuzufuhr oder Zurückziehung von Geld in portgeworden einzuwirken u. s. w. Solche Grund- und Speculationsbanken (in England „Finance Companies“) nennt man oft nach ihrem bekannt-

den Vortheile Credits mobiliars. Die Form der Aktiengesellschaft ist, wenigstens soweit die Interessen der Aktionäre in Frage kommen, für dieselben jedenfalls wenig geeignet.

Alle im Obigen angeführten Geschäfte können nicht nur von den Depositenbanken, sondern auch von den Noten- oder Zettelbanken betrieben werden. Diese letztern nehmen auch Depositen an, aber sie besorgen in der Emission von Banknoten (s. d.) noch ein weiteres, eigentümliches Mittel, um Credit zu nehmen. Ursprünglich ist die Banknote als besetzbarer Depositenschein entstanden. Solche Banknote, die eine volle Bardeckung besaßen, gab z. B. schon die ansehbare Girobank aus. Wie man aber bald fand, daß allen Anforderungen nach Rückzahlung der stets fälligen Depositen seitens einer Bank entsprochen werden konnte, ohne daß der volle Betrag der von ihr angenommenen Summe bar vorzulegen zu werden brauchte, so ergab sich auch, daß eine nur partielle Bardeckung der ausgegebenen, stets sofort einlösblichen Zettel genüge, um den unter normalen Verhältnissen vorzukommenden Creditbedürfnissen zu entsprechen. So entstanden die metallisch unvollständig gedeckten Noten, von z. B. seit der Mitte des 17. Jahrh. von den holländ. Solidbankiers, den damaligen Privatbankiers, und seit 1661 von der Schwedischen Bank ausgegeben wurden. Wenn aber auch ein Bruchtheil der Notenemission metallisch ungedeckt bleiben darf, so bedeutet dies doch nicht, daß er überhaupt ausgeben werden dürfte. Die Bank muß jedenfalls auch für den einen Teil ein volles Äquivalent in sicheren, leicht realisierbaren Werten besitzen, am besten in Depositen und Lombardforderungen mit kurzer, hochzuweisender Verfallzeit. In der Praxis wird danach die Notenemission in der Weise, daß z. B. drei Viertel mit barem Gelde, sondern mit ihrem vollen Betrage discountiert und Lombardvorschüsse erhalten, und zwar in solchem Umfange, als es das vorhandene des Publikums einerseits und die Rückzahlungen auf die in Reserve gehaltenen Vorräte andererseits gestatten. Nach ein bis drei Monaten werden die erworbenen Wechsel oder Forderungen wieder in Noten oder in Bar bezahlt; es findet so eine natürliche Rückströmung der ersten oder in Veräußerung des Vorraths statt. Treten kritische Zeiten ein und werden ungewöhnlich viel Noten zur Umlaufung präsentiert, so muß die Bank ihre Vorräthe und Vorbehalte beschränken, indem sie die zurückströmenden Summen in Noten oder in Bar teilweise wieder ausgibt und dadurch das Maximum der Bardeckung zur Notenemission geringhält. Das natürliche Mittel zu diesem Zwecke ist die Erhöhung des Discountfußes. Abnimmt bei der Beurteilung der Lage der Bank und der etwa gebotenen Vorsichtsmaßregeln nicht nur die Aussicht auf die Notenausgabe zu nehmen, sondern auch die Gesamtsumme der stets fälligen Verbindlichkeiten, also auch auf die Depositenkassul.

Der Gewinn, den die Bank aus der Ausgabe der gedeckten Noten zieht, ist einleuchtend; für die Bankwirtschaft aber besteht der Vortheil dieser Ausgabe eines Geldsurrogats in einer Ermäßigung des Zinsfußes. Aber freilich kann bei unbeschränkter Ausdehnung der Notenemission dieser vortheilhafte Nutzen leicht in einen Schaden umschlagen, indem vielleicht eine ungelungene Speculation genährt und schließlich eine Krisis herbeigeführt wird, in der sich vielleicht auch die Bank

selbst nicht behaupten kann, sobald sie bei einem allgemeinen „run“ zur Einlösung ihrer Noten ihre Zahlungen einstellen muß. Allerdings können auch Depositenbanken durch leichtsinnige Creditbewilligung ebenso großes Unheil stiften, aber ihre Einwirkung reicht nicht so weit in das an ihren Geschäften unbeteiligte Publikum hinein wie die der Notenbanken. Wenn die Wechsel gegen Guthrift discountieren und die darauf ausgestellten Cheques mittels eines Clearinghauses ausgleichen, so bleiben diese Operationen in einem engeren Kreise oder unter Beteiligten. Werden dagegen die Wechsel durch Banknoten discountiert und als Geldsurrogat in den Verkehr gebracht, so nimmt die Bank gewissermaßen bei der ganzen Creditbewilligung und zieht dieselbe ungünstigenfalls auch in Mitleidenschaft. Die berechtigten Forderungen nach Erleichterung der Circulation und des Credits können durch die Depositenbanken in Verbindung mit einem genügend ausgebildeten Cheque- und Clearinghausystem ebenso gut, wenn nicht besser, als durch die Notenausgabe befriedigt werden. In England und Amerika ist die letztere in der That mehr und mehr neben dem Depositenbankensystem zurückgedrängt worden, sobald die Bank von England oft Monate hindurch keine ungedeckten Noten im Umlauf, ja oft im ganzen mehr Barvorrat als Noten aufzuweisen hatte. Vollends verwerflich ist es natürlich, wenn eine Bank durch künstliche Mittel, z. B. durch Kartell mit einer andern an einem entfernten Orte, ihre Noten in Circulation bringt und erhält, indem sie dieselben dem Publikum gleichsam aufzwingt. Depositen- und Notenbanken dürfen mit Rücksicht auf ihre stets fälligen Verbindlichkeiten keinen irgendwie beträchtlichen Teil ihrer Mittel auf längere Zeit festlegen. Man hat wohl ganz streng die Forderung aufgestellt, daß sie nur solchen Credit geben sollen, wie sie ihn selbst nehmen; das heißt aber nichts anderes, als daß sie für ihre stets fälligen Depositen und Noten volle Bardeckung vorrätig halten müssen, ein durch die Praxis nicht gerechtfertigtes Verlangen. Für die Sicherheit der Bank ist es ausreichend, wenn sie den stets fälligen Verbindlichkeiten teilweise und neben einem angemessenen Barvorrat kurzfristige Forderungen gegenüberstellt. Daraus aber folgt, daß eine Handelsbank weder dem Staate größere Darlehen auf längere oder unbestimmte Zeit, noch Privaten derartigen hypothekarischen Credit gewähren darf, es sei denn, daß sie über die zur vorzeitigen Bedienung ihrer stets fälligen Verbindlichkeiten erforderlichen Mittel hinaus noch überschüssiges Kapital zur Verfügung hatte. Die großen Centralbanken haben sich freilich den Creditforderungen der Staaten in kritischen Zeiten nicht entziehen können; die Folge dieser Immobilisierung ihres Kapitals war aber regelmäßig die Einstellung der Einlösung der Noten und die thatsächliche Umwandlung derselben in Papiergeld. Einige größere B. haben auch besondere Hypothekeneinrichtungen. Zweckmäßiger aber ist es, wenn das Hypothekengeschäft von dem Wirkungskreise der eigentlichen Handelsbanken getrennt und besonders Anstalten vorbehalten bleibt.

Das Charakteristische der Hypotheken- oder Bodenkreditbanken liegt darin, daß sie den langfristigen Credit vermitteln, also solchen einerseits nehmen und andererseits gegen hypothekarische Sicherheit weiter geben. Das eigene Kapital dient wieder nur als Garantiefonds und zur Einleitung der Geschäfte. B. dieser Art entsprechen dem

Kreditbedürfnisse der Grundbesitzer, der städtischen Bauunternehmer, der Meliorationsgenossenschaften und liefern auch der Industrie vielfach eine Ergänzung ihres stehenden Kapitals. Auch den Gemeinden und andern öffentlichen Korporationen gewähren sie häufig Darlehne. Zeitweise verfügbare Summen können sie natürlich in Wechseln oder kurzfristigen Lombarddarlehen anlegen und auch andere Geschäfte der Handelsbanken sind nicht ausgeschlossen, wenn sie nur als Nebenoperationen und mit der nötigen Beschränkung und Vorsicht betrieben werden. Die Mittel zu ihren Kreditgewährungen verschaffen sich diese B. hauptsächlich durch die Ausgabe von Obligationen oder Pfandbriefen, die für den langfristigen Kredit eine ähnliche Bedeutung haben, wie die Banknoten für den kurzfristigen. Es sind meistens auf den Inhaber lautende Wertpapiere, die vollständig gedeckt sein müssen durch von der Bank erworbene gute Hypotheken. Sie sind fast verzinslich und werden nach einem bestimmten Amortisationsplane meistens durch Auslosung und auch wohl mit Prämien und Lotteriegewinnen zurückgezahlt. In andern Fällen haben sich die B. ihrerseits das Kündigungsrecht vorbehalten, um bei günstigen Gelegenheiten ihre Schuldverschreibungen zu einem niedrigeren Zinssfuß konvertieren zu können. Häufig geben die B. ihre Darlehne nicht in bar, sondern in Pfandbriefen, für deren Verwertung der Schuldner selbst zu sorgen hat, die aber auch von der B. stets zum Nominalwert an Zahlungsstatt angenommen werden. Die Rückzahlung der Darlehne seitens der Schuldner erfolgt meistens mittels einer Amortisationsquote, die jährlich neben den Zinsen entrichtet wird. Die erste auf Aktien gegründete Bodenkreditanstalt ist der *Crédit foncier* in Paris, der 1852, anfangs allerdings unter einem andern Namen und mit beschränktem Wirkungsbereich, ins Leben trat. Nach dem Umfange seines Kapitals (60 Mill. Frs.) und seiner Befugnisse zur Ausgabe von Obligationen steht er unter den ähnlichen Instituten noch obenan, jedoch hat er den Hoffnungen der Landwirthschaft im ganzen ungenügend entsprochen und mehr der städtischen, namentlich der pariser Baupetulation, gebient. In Deutschland entstanden einige ähnliche Unternehmungen schon 1856 und 1857, und in der Folgezeit sind noch mehrere, zum Teil in sehr großem Maßstabe angelegt, hinzutreten.

Eine andere Klasse von landwirthschaftlichen Kreditinstituten ist auf dem Prinzip der Gegenseitigkeit begründet: eine Anzahl von Gutsbesitzern vereinigt sich, um einerseits jedem kreditbedürftigen Teilnehmer Darlehne (etwa bis zur Hälfte des Taxwerts seines Gutes) durch Ausgabe von Pfandbriefen zu verschaffen und andererseits dem Inhaber der letztern die richtige Verzinsung und Rückzahlung zu garantieren. Als Vorbild dieser Kreditverbände haben die sog. „Landschaften“ in Preußen gebient, von denen die erste, die schlesische, 1770 gegründet wurde. Eine eigentümliche Art von landwirthschaftlichen Kreditvereinen bilden die in neuerer Zeit am Rheine entstandenen Darlehnsvereine nach dem Raiffeisenschen System. (S. Kreditgenossenschaften.) Andere den Hypothekenbanken nahe stehende Institute sind die *Kontenbanken*, welche vielfach von Staats wegen zur Erleichterung der Ablösung der Grundlasten organisiert worden sind; ebenso die *Landes- und Provinzial-Kontenbanken*, wie sie nach dem preuß. Gesetz vom 13. Mai 1879 durch

die Provinzial- und Kommunalverbände errichtet werden können, um für die Entlohnung sonstigen Meliorationsanlagen den Interzess durch Ausgabe von Rentenbriefen die Mittel verschaffen. Die sog. *Baubanken* haben mehr sowohl die Kreditvermittlung, als die Spekulation in städtischen Grundstücken und Baugut zum Zweck. Die Hypothekenversicherung, die erst ziemlich vereinzelt auftritt, namentlich die Beleihung von Grundstücken über die erste Hypotheken übliche Grenze hinaus, indem gegen feste Prämien die Sicherheit der Darlehensgeber garantieren. Im übrigen ist es ungenau, Versicherungsbanken zu sprechen, da zwar die Versicherungsgesellschaften, namentlich die Lebensversicherungen, ebenfalls gewisse Arten von Banktätigkeiten betreiben, aber doch einen wesentlich andern Hauptzweck haben, als die Vermittelung von Kredit, sei es auf kurze oder auf lange Fristen.

Bankpolitik. Die meisten Bankgesellschaften einen so durchaus privatwirthschaftlichen Charakter, daß ein bevormundendes oder kontrolirendes Eingreifen des Staates in dieselben wenig gerechtfertigt erscheint, wie bei irgend andern kaufmännischen Betrieben. Als kein geartetes und über das gewöhnliche wirthschaftliche Gebiet hinausgehendes Geschäft ist die Notenemission anzusehen. Zwar ist es nach niemand zur Annahme einer Zwangsbefugnis, thätig in dieses Gebiet einzutreten, mittelst oft tief in den Verkehr eingedrungen, daß es von den weitem Kreisen des Publikums gewünscht wurde. Es spielt fast die Rolle des Geldes, und im Falle der Zahlungsmittel der Bank kommen daher sehr viele Vortheile zu Schaden, die in keinerlei Beziehung zu den Geschäften derselben gestanden haben. Die leitenden Prinzipien einer rationalen Bankpolitik müßten daher dahin zu formulieren, daß den Depositen Hypothekenbanken die normale Gewerbetreibenden zugestehen sei und die Unternehmungen dieser nur den Bedingungen zu genügen haben, die das Gesetz für die betreffende Gesellschaften, also namentlich für die Aktiengesellschaften, vorschreibt; daß dagegen hinsichtlich der Kontenbanken besondere staatliche Vorkehrungen zu treffen, um das Publikum, das sich der Kontenbanken oft gar nicht zu erwehren weiß, nicht Schaden zu bewahren. Der erste dieser Grundsätze ist selbst in der neuern Zeit noch nicht überall befolgt worden. Solange die Gründung einer Bankgesellschaft von einer staatlichen Erlaubnis abhängig war, konnte die Verwaltungspolitik, die sich um die Konfessionierung einer Bankgesellschaft handelte, besondere strengere Normen festsetzen. So wurde die Berliner Diskontogesellschaft in einer eigentümlichen Form auf Gegenseitigkeit gegründet, weil ihr die Genehmigung als Bankgesellschaft verweigert wurde, und erst 1856 durfte sie sich in eine Kommanditgesellschaft umwandeln. In England verhinderte das Monopol der Bank von England bis 1826 überhaupt und bis 1826 London und Umgebung die Bildung von Depositenbanken mit mehr als sechs Teilhabern; es blieb dann für die größern Depositenbanken (Joint-Stock-Banken) im Londoner Gebiet noch gewisse Geschäftsbefchränkungen und erst wurde gestattet, daß sich solche B. nach dem Prinzip der beschränkten Haftbarkeit, also als eigen-

Bankgesellschaften konstituierten, während für andere Unternehmungen diese Gesellschaftsform schon aus nach gewissen Normativbestimmungen freigegeben worden war. Hat eine Bank, wie manche Staaten zu halten, besondere Privilegien, so ist sie sich natürlich auch besondere Vorschriften, hinsichtlich der Art und Höhe ihrer Pfandbeschlüsse, gefallen lassen müssen. Daß die im Großen einen mehr oder weniger öffentlichen Charakter besaßen, ist bereits oben hervorzuheben worden.

Die Notenemission begann in England als freies Recht der Goldschmiede und Privatbankiers, obwohl die rechtliche Stellung dieser Goldschmiede bis 1706 eine sehr präcläre war. Auch nach Gründung der Bank von England blieb den Privatbankiers, d. h. den Bankhäusern, mit wenigsten sieben Teilnehmern die Notenausgabe noch bis zum Jahr (bis 1844) unbestritten. Auch in Schottland blieb bis 1845 Freiheit der Notenemission ohne Bindung von Zettelbanken, freilich nur für Goldschmiede mit unbeschränkter Haftbarkeit, was nicht im Besitze eines besonders Privilegiums waren. In den Vereinigten Staaten Amerika ist ebenfalls wie mit verschiedenen andern Ländern so auch mit dem der Zettelbankfreiheit nicht gemacht worden. In Schottland hat die Notenausgabe infolge besonders günstiger und nach Verhältnissen bis 1845 sich befriedigend bewährt; mit derselben aber kann man in Bezug auf engl. Banknoten und die amerikanischen V. g. So hatten in England bei der Krisis von 1847 in wenigen Wochen 70 Provinzialbanken ihre Notenausgabe, und das Gleiche geschah 1837 seitens der Vereinigten Staaten. Abgesehen von solchen Katastrophen befürchtet wenigstens eine berühmte Schule der Theoretiker (die „Manchester-Schule“, s. d.) von der Notenfreiheit auch die Überflutung des Landes mit Circulationsmitteln, welche davon Preissteigerung und Überproduktion. Daher findet man gegenwärtig in allen Ländern gewisse staatliche Beschränkungen des Notenausgebens, jedoch in sehr verschiedener Gestaltung. Die extremste Lösung der Frage im Sinne der Beschränkung ist die Monopolisierung der Notenausgabe durch eine reine Staatsbank. Dieses ist, abgesehen von einigen kantonalen Verbänden der Schweiz, bisher nur durch die Bank von Frankreich verwirklicht, deren Noten aber nicht, also reines Papiergeld sind. Manche Staaten haben aber auch für Länder mit noch unentwickelten Verhältnissen, indem sie glauben, daß die Verstaatlichung der Notenemission am besten allen Mißbräuchen vorbeugt werden könne, auch zulässig der Gewinn aus den ungedeckten Noten dem Staate zufalle, der schon als Inhaber der Notenausgabe das größte Anrecht darauf besitze. Im übrigen ist nicht zu leugnen, daß eine solche Notenausgabe in kritischen Zeiten den Übergang zur Notendruckung wesentlich erleichtert, daß sie den Mißbräuchen des Verkehrs möglichst weit einen Vorzug vor dem formalistischen Formalismus gegenüber. Auch das ihre wirtschaftliche Macht sogar zu einem gewissen Ausdehnung werden kann. In den Vereinigten Staaten ist ein anderes System im Umlauf, nach welchem zwar ebenfalls nur eine Bank ausschließlich zur Notenemission berechtigt ist, diese aber nicht eine staatliche, sondern eine mit privaten Mitteln gegründete Un-

ternehmung darstellt, die auch im wesentlichen als Privatanstalt verfaßt wird, wenn sie auch, schon infolge ihrer Privilegierung, sich gewissen besondern statutarischen Bedingungen und staatlichen Kontrollen unterwerfen muß. Das wichtigste Beispiel dieser Art bietet Frankreich, dessen große Centralbank 1848 die bis dahin noch gebildeten Departementalbanken in sich aufgenommen hat und seitdem sich im alleinigen Besitze des Notenemissionsrechts befindet. Auch die Österreichisch-Ungarische Bank ist hierher zu rechnen, aber ihre Stellung ist wegen des Zwangskurses ihrer Noten eine abnorme. Man wendet gegen diese Privilegierung einer Privatbank hauptsächlich ein, daß dadurch den Aktionären ein unverblenderter Vorteil zugewandt werde. Dieser Uebelstand ist indes leicht zu heben, wenn man der Bank angemessene Verpflichtungen im Interesse des Gemeinwohls auferlegt und dem Staate einen zweckmäßig bestimmten Anteil am Gewinn vorbehält. Zu jenen Verpflichtungen ist namentlich auch die zu rechnen, daß die privilegierte Bank an allen einigermassen bedeutenden Plätzen des Landes Zweigstellen anlege. Bei Krisen wird sich ein solches mächtiges Institut im allgemeinen besser bewähren als eine Vielheit von kleinern. Andererseits kann es sich allerdings, wie die Erfahrung lehrt, bei Krisen oder finanziellen Erschütterungen des Staates den Kreditforderungen des letztern nicht entziehen, und wenn es dann eine größere Summe durch Beschüsse an den Staat immobilisiert hat, so wird der Zwangskurs der Noten leicht unvermeidlich. Aber in solchen Fällen würde der Staat auch ohnehin der Papiergeldwirtschaft verfallen sein; wenn diese aber durch eine in bar oder in Noten kontrahierte Bankschuld begründet ist, so wird nach mehrfachen Erfahrungen der Staat größere Anstrengungen zur baldigen Wiederherstellung des Barumlaufts machen, als wenn er unmittelbar eigenes Papiergeld ausgegeben hat. Natürlich darf die Bank für solche außergewöhnliche Darlehne in Noten mit Zwangskurs vom Staate leihen oder nur einen sehr geringen Zins erhalten. In andern Ländern finden sich neben einer großen, mit dem Staate in näherer Beziehung stehenden, im übrigen aber als Privatanstalt begründeten Centralbank mit ihren Filialen noch andere gesetzlich anerkannte Notenbanken von geringerer Bedeutung, deren Anzahl und Wirksamkeit ebenfalls durch Gesetz festgestellt ist, sodaß also zur Gründung einer neuen nicht etwa bloß eine Koncession der Regierung, sondern ein besonderes Gesetz erforderlich wäre. Dies ist die seit 1844 in England bestehende Einrichtung. Nach der Intention der Gesetzgebung soll sie übrigens dort allmählich zu der Monopolisierung der Bank von England überführen, indem dieser das Notenemissionsrecht, das andere B. durch Verzicht, Auflösung u. s. w. verlieren, teilweise als Erbschaft zugewiesen ist. Auch im Deutschen Reich ist dieses System durch das Bankgesetz vom 14. März 1875 zur Geltung gelangt. In Italien gibt es ebenfalls mehrere (sechs) privilegierte Notenbanken, von denen die 1860 gegründete Nationalbank die bedeutendste ist. Dieselben haben seit dem Kriege von 1866 gemeinschaftlich für Rechnung des Staates 940 Mill. Frs. in sog. Konförmalnoten ausgegeben, welche bis zum Erlaß des Gesetzes von 1881 über die Wiederherstellung der Valuta Zwangskurs besaßen. Es steht nun auch eine neue gesetzliche Regelung des ital. Banknotensystems in Aussicht. In Schottland sind

die Notenbanken seit 1846 ebenfalls in beschränkter Zahl gesetzlich privilegiert, jedoch hat hier keine ein so großes Übergewicht über alle übrigen wie die Centralbank in England. In Preußen bestand bis 1875 ein von dem eben erwähnten einigermaßen verschiedenes System. Die 1846 reorganisierte Preussische Bank hatte ein Kapital, das zwar größtenteils aus Privatanteilen, teilweise aber aus einer Einlage des Staates bestand, der auch die Verwaltung fast ganz in Händen hatte. Ein Monopol der Notenausgabe aber besaß die Bank nicht, es konnten vielmehr auch andere Notenbanken vermöge einer bloßen Konzession der Regierung, also ohne besonderes Gesetz, gegründet werden, freilich nur in dem sehr engen Rahmen, den die 1848 durch Ministerialerlaß aufgestellten Normativbestimmungen barboten.

Im Gegensatz zu allen bisher skizzierten Systemen steht dasjenige, welches keine staatlich begünstigte Centralbank aufweist und innerhalb gewisser gesetzlicher Schranken und mit ernstlichen Vorsichts- und Sicherheitsmaßregeln die Gründung von Zettelbanken freiläßt und eine direkt oder indirekt begrenzte Notenausgabe seitens derselben gestattet. Auf diesen Prinzipien fußen die amerik. Nationalbanken, die, durch ein Bundesgesetz geschaffen, seit 1863 rasch die sog. Staatenbanken, deren Notenausgabe durch die einseitigstaatliche Gesetzgebung geregelt war, verdrängt haben, weil die Noten der letztern mit einer unerwünschten Steuer belastet wurden. Dieses System der Decentralisation hat ebenfalls seine Vorzüge, aber bei schweren Krisen dürfte der Handel doch in einer großen Centralbank eine sicherere Stütze und wirksamere Hilfe finden.

Ist nun aber die Frage in Betreff der Beteiligung des Staats an der Hauptbank und der Einheit oder Vielheit der B. in der einen oder der andern Weise erledigt, so sind weiter die allgemeinen Normen aufzustellen, nach denen die zugelassenen Zettelbanken ihren Geschäftsbetrieb zu richten haben, damit die Einlöslichkeit der Noten möglichst gesichert und alle schädlichen Einwirkungen derselben auf den Verkehr möglichst verhindert werden. Als solche Normativbestimmungen, wie sie in den verschiedenen Ländern vorkommen, sind namentlich zu nennen: 1) Festsetzung einer Maximalsumme für die von jeder Bank überhaupt auszugebende Notenmenge. So war z. B. in den Vereinigten Staaten ursprünglich nach dem Gesetze von 1863 die Gesamtsumme der zulässigen Circulation auf 300 Mill. Doll. limitiert. 2) Vorschriften über die Art der Notenbedruckung, in denen wieder verschiedene Systeme versucht worden sind. (S. Banknoten.) 3) Vorschriften über die Stüdlung der Banknoten. Auf je kleinere Nominalwerte dieselben hinabgehen, um so mehr bringen sie auch in den Kleinverkehr ein und um so größer wird die Gefahr, daß bei einer Zahlungseinstellung der Bank auch die unbemittelte Masse der Bevölkerung geschädigt werde. Daher beträgt der kleinste zulässige Notenapparat nach dem deutschen Bankgesetz 100 Mark, in England 5 Pfd. St. In Frankreich wurde das Minimum von 500 auf 200, dann auf 100 und zuletzt auf 50 Frs. herabgesetzt; die Papiergeldwirtschaft von 1870 machte sogar die Ausgabe von Stücken zu 25, 20 und 5 Frs. nötig, doch wurden diese bald wieder eingezogen. 4) Vorschriften über die gegenseitige Annahme und Einlösung der Noten seitens der verschiedenen B. desselben Landes, wodurch die Aus-

strömung derselben wesentlich gefördert wird. 5) Bestimmungen über das Minimum des Aktiva und die Ansammlung eines Reservesfonds. 6) Bestimmungen über die Haftbarkeit der Bankmitglieder. In England ist es den Notenbanken Joint-Stock-Banken noch immer nicht gelöst nach dem Prinzip der beschränkten Haftung zu substituieren. 7) Vorschriften über die Ein- und die Verantwortlichkeit der leitenden C. der B. sowie über die staatliche Beaufsichtigung derselben. Die oberste Aufsicht über die Deutsche Bank z. B. wird von einem Kuratorium, dessen Vorsitz dem Reichskanzler zusteht; die Verwaltungsbehörde bildet ein Direktorium, Mitglieder vom Kaiser ernannt werden. Zu übrigen Beamten der Reichsbank haben die Leitung von Reichsbeamten. In Frankreich: der Gouverneur und die beiden Intendanten der Bank vom Staatsoberhaupt ernannt. In Italien stehen die Nationalbanken unter der Aufsicht des Comptroller of the currency. 8) Bestimmungen über die den Zettelbanken gestatteten Geschäfte, also namentlich den Ausschluß von Discontogeschäften, von Kapitalanlagen, welche forderliche Liquidität der Mittel der B. erfordern u. s. w. 9) Vorschriften über die Art der B. darlegenden Veröffentlichungen, z. B. durchweg wöchentliche Übersichten der aktiv- und passivposten. In Ländern, wo die Bank von Aktiengesellschaften noch an eine Konzession geknüpft ist, wird consequentermaßen auch die Ausgabe von auf den Inhaber lauter Bankbriefen von einer solchen Genehmigung abhängig gemacht. Ist dagegen die Aktienform gegeben, so ist nicht abzusehen, weshalb das anders behandelt werden sollten. Dieselben gelten ja nicht als Circulationsmittel in belugum ein, sondern sie sind Mittel zu einer den Kapitalanlage.

Geschichtliches und Statistisches über die wichtigsten Notenbanken. In von England ist für die Gestaltung der neuen Zettelbankwesens das wichtigste Vorbild gewesen. Dieselbe wurde 1694 nach einem Patentrecht entworfenen Pläne gegründet, ähnlich wie die ital. Montes, als eine Gesellschaft von Staatsgläubigern, die für die Regier. Anleihe von 1200000 Pfd. St. (gegen 1 Proz.) ausbrachten und dafür unter der Reg. Governor and Company of the Bank of England Korporationsrechte sowie das Recht Bank zu treiben erhielt. Doch durfte die Gesellschaft ursprünglich nicht über jenen Kapitalbetrag, sei es durch Noten oder auf andere Art, Lichtseiten eingehen, und im Falle der Ver dieser Bestimmung sollten die einzelnen B. persönlich für den Mehrbetrag an Schulden zu den ersten Jahren ihres Bestehens die Bank mehrfach in Verlegenheit, sobald ihm die damals noch wie Wechsel indosolvent 1696 über 20 Proz. im Kurse verloren. Kapital der Bank wurde mehrfach erhöht, immer um der Regierung neue Darlehen zu ren. Andererseits wurde auch das Privileg des Instituts immer wieder verlängert und auch erweitert. Besonders wichtig war die rung desselben im J. 1708: der fräherungsgüterin für die Bankcharte wurde b 1732 hinausgeschoben, zugleich aber erl

Es ist ein wichtiges Monopol, indem fortan keine andere Gesellschaft von mehr als sechs Mitgliedern in England berechtigt sein sollte, Geld auszugeben oder zu schenken gegen Noten oder Wechsel, die auf Ende oder in weniger als sechs Monaten nach dem Zahlungstermin zu laufen. Im J. 1710 war das Kapital der Bank schon auf über 5 1/2 Mill. und 1720 auf nahezu 9 Mill. Pfd. St. gestiegen. Bei der Erneuerung des Privilegiums 1742 (auf 22 Jahre) wurde der Bank der Regierung eine weitere Summe von 100000 Pfd. St. und zwar zinsfrei vorstehend, was wieder eine Erhöhung des Kapitals zu 960000 Pfd. St. veranlaßte. Im ganzen betrug die Darlehens an die Regierung von 1694–1745 auf 15962999 Pfd. St., während in derselben Zeit nur 4276199 Pfd. St. zurückerstattet wurden. So entstand eine permanente Schuld des Staates an die Bank von 11686800 Pfd. St., die bis 1816 ungeändert blieb. Das Bankkapital dagegen wurde 1782 nochmals um 862400 Pfd. St. vermehrt und dadurch auf 11642400 Pfd. St. gebracht. Nachdem Ausbruch des Kriegs mit Frankreich veranlaßte die Regierung, abgesehen von ihrer permanenten Schuld, immer größere Vorschüsse an die Bank, sobald die Einlöslichkeit der Noten durchgehend geblieben und im Febr. 1797 wirklich suspendiert wurde (s. Bankrestriktion). Die Bank wies nun tatsächlich zu Papiergeld und während der ganzen Kriegszeit wurde die Bank in der Beside eines solchen, bis durch die Bank von 1819 die hufenweise Wiederaufnahme der Zahlungen innerhalb der J. 1820–21 suspendiert wurde. Mittlerweile war 1816 das Bankkapital auf 14563000 Pfd. St. (seine Höhe) und die permanente Schuld des Staates auf 11686800 Pfd. St. gesteigert worden. Im J. 1825, bei der jährliche Provinzialbank ihre Zahlungen einstellen und auch die Bank von England einen gefährlichen „run“ zu bedrohen, durch den ihr Barvorrat auf 1260890 Pfd. St. sank, führte 1826 zu einem neuen Bankgesetz, welches die Bestimmung die war, daß die Bankgesellschaften mit mehr als sechs Mitgliedern, aber mit unbeschränkter Haftbarkeit (unlimited liability), außerhalb eines Bereichs von 25 Meilen um London, in dem das Monopol der Bank von England erhalten blieb, Noten ausgeben. Wertwürdigerweise hatte bis dahin die Ansicht bestanden, das Privilegium der Bank von England mache auch die Gründung von Provinzialbanken mit mehr als sechs Teilhabern unmöglich. Daß dieses nicht der Fall sei, wurde durch die Erneuerung des Privilegiums 1833 ausgedrückt: Joint-Stock-Bankgesellschaften mit großer Mitgliederzahl, jedoch mit unbeschränkter Haftung, sollten auch in dem Londoner Bankgeschäft machen dürfen, nur daß der Ausgabe von Noten und anderen Zahlungen mit einer Fälligkeit von weniger als sechs Monaten. Schon 1834 wurde dann das Vorschlagsrecht der Bank von England und Westminster Bank als erste Joint-Stock-Bank in London durch eine Parlamentsakte bestätigt. Im J. 1833 hatten übrigens die Noten der Bank von England noch die weitere Voraussetzung, daß sie als gesetzliches Zahlungsmittel (legal tender) anerkannt wurden, solange sie nicht ihrer Einlösungspflicht nachgekommen. Außerdem wurde bei dieser Gelegenheit

die permanente Staatsschuld bei der Bank um ein Viertel, nämlich auf ihren gegenwärtigen Betrag von 11015100 Pfd. St., reduziert. Von der Erlaubnis, ihr Kapital ebenfalls um ein Viertel zu vermindern, machte die Bank keinen Gebrauch. Die Krisen 1837 und 1839 veranlaßten 1844 eine wesentliche Umgestaltung sowohl der Bank von England wie des engl. Banknotenwesens überhaupt durch ein grundlegendes neues Gesetz, die Peel'sche Bankakte (s. d.), die noch gegenwärtig in Kraft steht. Bis dahin war der Bank sowohl hinsichtlich der Menge ihrer Noten wie auch der Art der Deckung derselben vollkommen freie Hand gelassen worden. Sie hatte sich nur selbst die praktische Norm gegeben, daß ein Drittel der ausgegebenen Noten durch den Barvorrat gedeckt sein müsse. Nach dem Gesetz von 1844 ist für das von der Emissionsabteilung getrennte Bankdepartement der Anstalt nicht mehr der Barvorrat, sondern die sog. Notenreserve, die noch ohne Metalldeckung ausgegeben werden kann, der entscheidende Faktor. Bei der Krisis von 1847 kam diese Reserve der Erschöpfung nahe, obwohl der Barvorrat noch beinahe 8 1/2 Mill. Pfd. St. betrug. Die Bank hätte daher ihre Discontierungen und Kreditbewilligungen zum großen Nachteil des soliden Handels, der nur liquider Zahlungsmittel bedurfte, einstellen müssen, wenn nicht die Regierung zeitweise die Bankakte suspendiert und die Überschreitung des festen Maximums der ungedeckten Notenemission erlaubt hätte, die sich übrigens nun, nachdem das Vertrauen zurückgekehrt war, in Wirklichkeit als gar nicht nötig erwies.

Bei den Krisen von 1857 und 1866 wurden ebenfalls Suspensionen der Bankakte unumgänglich, was jedenfalls nicht für die Zweckmäßigkeit dieser Organisation spricht. Die Bank von England ist übrigens auch jetzt noch in ihrer Verwaltung von der Regierung durchaus unabhängig und ihre Beziehungen zu der letzteren sind nur geschäftlicher Art. Sie ist der Bankier des Staates und hat namentlich die Verwaltung der Staatsschuld in Händen, wofür sie eine beträchtliche Vergütung erhält. Infolge der fortwährenden Ausdehnung des Depositen- und Clearinghaus-Systems hat sich die ungedeckte Notenausgabe der Bank immer mehr vermehrt und in den letzten Jahren trat sogar häufig Überdeckung, d. h. eine den Gesamtbarvorrat nicht erreichende Notencirculation, ein. Es zeigt sich dies bei der gegenwärtigen Form der Bankausweise darin, daß die Reserve des Bankdepartements 15 Mill. Pfd. St. übersteigt. Man betrachtet daher jetzt eine Reserve von 11–12 Mill. bereits als Zeichen eines etwas knappen Geldstandes, während man früher 8–9 Mill. noch für eine befriedigende Höhe des Notenvorrats hielt. Die Hauptposten der Gesamtbilanz der Bank von England (ohne Rücksicht auf die Teilung in zwei Departements) waren in Millionen Pfund Sterling am Jahresanfang (I. öffentliche und Privatdepósitos, II. Notencirculation ohne Postbills, III. Barvorrat):

| Jahr | I. Dep. | II. Noten. | III. Bar. |
|------|---------|------------|-----------|
| 1877 | 32,1 | 23,6 | 23,3 |
| 1878 | 28,0 | 27,3 | 24,4 |
| 1879 | 36,1 | 32,8 | 28,1 |
| 1880 | 36,3 | 27,4 | 27,7 |
| 1881 | 33,8 | 27,0 | 21,3 |

Als Beispiel einer vollständigen Wochenübersicht in der ältern Form (ohne Trennung der Departements) und zugleich einer ungewöhnlich starken

Überdeckung der Noten möge die folgende vom 24. Juni 1880 dienen:

| Pf. St. | Pf. St. | Wtr. St. | Pf. St. |
|-------------------|------------|------------------|------------|
| Gesamthaltkapital | 14 533 000 | Vermehrte Schuld | |
| Noten | 3 698 862 | des Staats | 11 015 100 |
| Noten im Umlauf | 26 349 460 | Staatspapiere | 19 789 218 |
| Siebentage-Noten | 247 917 | Wechsel und Ber- | |
| Staatsdep. Not. 1 | 8 923 000 | schüsse | 18 311 638 |
| Privatdep. Not. 2 | 23 323 656 | Barvorrat | 29 381 943 |

Der Barvorrat übersteigt also in diesem Falle den Notenumlauf um mehr als 3 Mill. Gleichwohl repräsentiert er mit Rücksicht auf die Depositionen noch nicht ganz 50 Proz. der stets fälligen Verbindlichkeiten. Der oben mit aufgeführte «Rest» ist der Reservefonds der Bank nebst dem jeweilig angeammelten Gewinn. Die Siebentage-Noten sind die sog. Postbills, eigene Wechsel der Bank, auf mindestens 5 Pf. St. lautend und sieben Tage nach Sicht zahlbar, die ursprünglich zur Erleichterung der Geldverordnungen der Post eingeführt wurden. Die Staatspapiere (public securities) im Besitze der Bank bestehen teils aus Konsols, teils aus Schatzscheinen, also einer Art von Wechseln der Regierung. Die nach dem bestehenden Gesetze vorgeschriebene Form der Veröffentlichung des Wochenausweises s. unter Bankakte.

Was die übrigen engl. Zettelbanken betrifft, so hatten Anfang September 1881 noch 103 Privatbanken (mit höchstens je sechs Teilnehmern) eine Notensumme von 1 545 369 Pf. St. im Umlauf, während sie nach der Bankakte zu einer Emission von 3 548 166 Pf. St. autorisiert waren. Gleichzeitig betrug die wirkliche Cirkulation von 47 Joint-Stock-Banken 1 507 351 Pf. St., die zulässige aber 2 400 556 Pf. St. Die schottischen B., für die 1845 ebenfalls die Kontingentierung der ungedeckten Noten eingeführt wurde, hatten, 10 an der Zahl, im Monat August 1881 einen mittlern Notenumlauf von 5 350 000 Pf. St. und einen mittlern Barvorrat von 3 742 000 Pf. St., während die autorisierte ungedeckte Notensumme 2 676 350 Pf. St. beträgt. Bei den sechs irischen B., deren autorisiertes Kontingent 6 354 494 Pf. St. beträgt, stellte sich in demselben Monat der mittlere Notenumlauf auf 5 963 000 Pf. St. und der Barvorrat auf 2 569 000 Pf. St.

In Frankreich hatten die Erfahrungen, die man mit der 1716 von Law (s. d.) gegründeten Banque générale (später «royale») gemacht, das Banknotenwesen auf lange Zeit in Miskredit gebracht. Die gegenwärtig bestehende Bank von Frankreich wurde durch die Initiative der Konföderation 1800 ins Leben gerufen und alsbald mit einem 1796 gegründeten Privatunternehmen, der Caisse des comptes courants, verschmolzen. Es existierten damals in Paris noch einige kleinere notenausgebende Anstalten, aber durch ein Gesetz von 1803 wurde das Emissionsrecht diesen entzogen und ausschließlich der neuen Bank übertragen. Auch in den Départements sollte keine Bank Noten ausgeben dürfen, es sei denn auf Grund eines besondern Privilegiums in einer von der Regierung geschehenen Summe. Nach einer Krise im J. 1805, bei welcher die B. die Einföhrung ihrer Noten teilweise einstellen mußte, wurde sie 1806 in noch engere Beziehungen zum Staate gebracht, der sich namentlich jetzt die Ernennung des Gouverneurs und der beiden Untergouverneure vorbehielt. Zugleich wurde das Kapital der Bank durch Verdoppelung auf 90 Mill.

Fr. gebracht, bald nachher jedoch wieder 67 900 000 Fr. herabgesetzt. Unter der Konfession der Banknoten lenkte man eine Anzahl Noten in den Départements, die aber, wie bereits erwähnt, 1848 mit der Bank von Frankreich verschmolzen wurden, deren Kapital dadurch 93 250 000 Fr. stieg. Die Februarrevolution, in ihren finanziellen Verlegenheiten der Bank, die die Bank nehmen mußte, betrieht Zwangsläufig der Noten, deren Kapitalismus für die Dauer der Uneinlösbarkeit auf 100 Mill., nach der Aufhebung der Departementbanken aber auf 452 Mill. und 1849 auf 625 Fr. fixiert wurde. Die Bank bestand die Anprobe sehr gut; nur während weniger Tage stand ein erhebliches Agio (bis 12 Proz.) für Münzen, nicht aber für Silbergeld. Die Bank nahm die Zahlungen tatsächlich schon in der zweiten Hälfte des Jahres wieder auf, wenn die gesetzliche Wiederherstellung der Einlösbarkeit erst im August 1850 erfolgte. Damit beging die Beschränkung der Notenausgabe auf. Durch das Gesetz vom 9. Juni 1857 wurde das Privilegium der Bank bis 1859 ausgedehnt und ihr Kapital auf 182 500 000 Fr. erhöht, doch mußte sie andererseits dem Staat die Übernahme von 5 Prozenten Rente im Laufe von 100 Mill. Fr. gewähren. Nach der Niederlagen der Franzosen im J. 1870 brachte das Gesetz vom 12. Aug. abermals den Zwang der Noten, und der Staat ließ sich einen Anstieg bis zu 1500 Mill. Fr. bei der Bank aus. Das Maximum der zulässigen Notensumme war anfangs auf 1800 im Dez. 1871 aber auf 2 Mill. Fr. gesetzt. Auch dieses mal hat sich der Anstieg der Bank glänzend bewährt. Das Goldagio nur ganz vorübergehend (im Nov. 1871) auf 3 Fr. und verschwand in den folgenden Jahren beständig, obwohl die Zahlungen vielfach auf 10 wiederhergestellt wurde, nachdem der Staat die Bankauszahlung, die auf über 1300 Mill. Fr. gestiegen war, bis auf 300 Mill. zurückgezahlt hatte.

Auch die Bank von Frankreich hat in den letzten Jahren, obwohl sie hinsichtlich der Emission der Deckung ihrer Noten völlige Freiheit hat, nur einen kleinen Prozentsatz ungedeckter Noten im Umlauf halten können, während die absolute Höhe sowohl ihrer Emission wie ihres Barvorrats außerordentlich beträchtlich war. Es hing dies zusammen, daß sich das dem Verkehr und besonders aber immer mehr in den Gewölben der Bank angelagerte Geld und nun in der Cirkulation durch Banknoten treten wird, die gewissermaßen den Charakter vollgedeckten Wunscheins haben. In der neueren Zeit hat sich übrigens die Lage der Bank durch den Rückgang ihres Goldvorrats bei einer entsprechenden Ausdehnung der Notensumme ungünstiger gestaltet. Der Barvorrat (I.), die Notensumme (II.), die Privatdep. (III.) und die Staatsdep. (IV.) der Bank von Frankreich betrug 30. Juni 1870 und zu Anfang der neueren Jahre in Millionen Francs:

| Jahr | I. Bar. | II. Noten. | III. Priv. | IV. St. |
|------|---------|------------|------------|---------|
| 1870 | 1268,4 | 1438,9 | 395,8 | 169,4 |
| 1877 | 2160,5 | 2661,0 | 402,0 | 78,8 |
| 1878 | 2024,0 | 2545,8 | 474,0 | 173,8 |
| 1879 | 2041,8 | 2298,7 | 389,8 | 196,8 |
| 1880 | 1961,3 | 2335,3 | 413,7 | 257,8 |
| 1881 | 1771,4 | 2516,8 | 471,8 | 117,8 |

Am 1. Jan. 1878 hatte die Bank noch 1164 Mill. Gold auf 860 Mill. Silber. Seitdem aber wurde immer mehr das erstere Metall durch das letztere ersetzt, so daß 2. Dez. 1880 nur noch 538,7 Mill. Gold auf 1229,3 Mill. Silber lagen. Das künftige Mittel unter Beihilfe der Regierung wurde später der Goldvorrat wieder etwas vermindert, jedoch fand er 6. Okt. 1881 immerhin noch auf 607,3 Mill., bei einem Silberbestande von 1222,3 Mill. und einer Rotencirculation von 2626,3 Mill. Der Reservefonds der Bank betrug gegenwärtig 34 Mill. Frs. außer dem Specialreservec von 10 Mill.

In Deutschland hatte das Zettelbankwesen zu dem Ende des Bankgesetzes von 1875 eine sehr beschränkte Geltung. Das weitaus bedeutendste Institut war die Preussische Bank, die, ursprünglich 1785 als reines Staatsinstitut gegründet, erst 1846 zu einer Notenbank im heutigen Sinne umgestaltet wurde. Der Staat blieb mit einem Einlage von anfangs 1260000 Thlrn. beteiligt, er allmählich weiter anwuchs, der Hauptanteil aber, 10 Mill. Thlr., wurde nunmehr durch Aktien (Anteilscheine) zu 1000 Thlrn. abgegeben. Doch behielt sich der Staat auch noch einen besondern Gewinnanteil vor. Die Verwaltung der Bank lag in den Händen von staatlichen Beamten; die Aktionäre waren vertreten durch die Kommission der 200 Reissbeteiligten und den von ihnen zu wählenden Centralausschuß nebst den Provinzialausschüssen. Ein besonderes Privilegium der Bank bestand darin, daß ihr unter Aufsicht des Staats alle Depositionen der Barmund- und Gerichtsbehörden, Kirchen, Stiftungen u. s. w. zu einem Zinssatze von 2–2½ Proz. überlassen wurden. Die Summe der auszugebenden Noten betrug auf 21 Mill. Thlr. beschränkt, und zwar von dem circulierenden Betrage stets nicht über, wenigstens die Hälfte in disponiblen Geldes und der Rest in Lombardforderungen zu sein. Die Noten sollten von allen Banken angenommen werden. Im J. 1875 erhielt die Bank eine wesentliche Erweiterung, die Begrenzung der Notensumme aufgehoben wurde und zwei Dritteln in Wechseln befristet wurde. Außerdem wurde eine Erhöhung des Kapitals um 5 Mill. Thlr. angeordnet, die eine weitere in demselben Betrage folgte. Die Preussische Bank waren von 1848–66 der oben erwähnten sehr beschränkten Bestimmungen neun Provinzialbanken entgegen, von denen aber jede nur höchstens 1 Mill. ausgeben durfte. Von größerer Bedeutung war die Frankfurter Bank (1854 gegründet), innerhalb Preussens die erst von 1865 datierende Hessische Bank. In Rünchen bestand 1864 die Hypotheken- und Wechselbank, eine große Mannigfaltigkeit anderer auch die Notenausgabe (früher auf 8 Mill. beschränkt) betrieb. In den kleinern Staaten wurde in der Gründerperiode eine größere Anzahl von Zettelbanken gesehen, die für die Bedeutung ihrer Noten zu groß angelegt waren. Für den Handel und die Notensumme rechneten sie daher hauptsächlich auf das „deutsche Ausland“, was von seinen Banken und mehrerer anderer Staaten Verordnungen und Noten zur Folge hatte. Diese

Mahregeln hatten freilich wenig praktischen Erfolg; dem Publikum wurden die mißliebigen Noten durch allerlei Kunstgriffe immer noch in mehr als wünschenswerter Zahl aufgebracht.

Um so unabwieslicher war für das neugegründete Deutsche Reich die einheitliche gesetzliche Regelung des Zettelbankwesens. Freilich konnte man den kleinstaatlichen B., die noch auf 80 oder 90 Jahre eine landesherrliche Konzeption zur unbegrenzten Notenemission besaßen, diese nicht einfach entziehen; aber man durfte mit Recht darauf rechnen, daß bei einer einheitlichen Reichsgesetzgebung sich eine wirksame Absperrung der etwa unsüßgarnen Territorialbanken auf ihr engstes Vaterland durchführen lassen werde. Demnach bestimmt das Bankgesetz vom 14. März 1875, daß fortan die Befugnis zur Ausgabe von Banknoten (Minimalabschnitt 100 Mark) nur durch Reichsgesetz erworben oder ausgedehnt werden könne; es setzt für jede Zettelbank ein bestimmtes Kontingent metallisch ungedeckter Noten fest, dessen Überschreitung eine Steuer von 5 Proz. des Überschusses nach sich zieht; es verbietet allgemein den Zettelbanken, Wechsel zu acceptieren und Zeitgeschäfte zu machen, und es gibt Vorschriften über die Veröffentlichung der Wochenausweise und der Jahresbilanzen. Die bestehenden, im Besitze des Notenrechts befindlichen B. bezeichnet das Gesetz neben der zu gründenden Reichsbank als Privatnotenbanken. Es verbietet ihnen zunächst prinzipiell, außerhalb ihres Partikularstaats Bankgeschäfte durch Zweiganstalten oder Agenten zu betreiben oder sich an andern Bankhäusern als Gesellschafter zu beteiligen, und untersagt auch die Circulation ihrer Noten außerhalb ihres Konzeptionsgebietes. Doch wird diese letztere Bestimmung wieder aufgehoben für diejenigen B., welche die in §. 44 aufgeführten Bedingungen erfüllen. Dieselben enthalten namentlich eine ziemlich enge Begrenzung der den B. gestatteten Geschäfte, Vorschriften über die Bildung eines Reservefonds, ferner die Forderung, daß die ausgegebenen Noten stets zu einem Drittel in Metall und zu zwei Dritteln in guten Wechseln zu bedecken seien, daß jede Bank auch außerhalb ihres Hauptzuges entweder in Berlin oder in Frankfurt eine Einlösungskasse halte und daß sie die Noten aller übrigen annehme und (abgesehen von den Reichsbanknoten) dieselben entweder zur Einlösung präsentiere oder nur zu Zahlungen an dem Hauptsitze der Emissionsbank verwende. Diejenigen B., welche nachweisen, daß ihre Notenemission statutenmäßig höchstens nur bis zu dem Betrage ihres Kapitals gehen könne, werden für den ganzen Umfang des Reichs auch von der erst erwähnten Beschränkung in Betreff der Zweiganstalten befreit. Das Recht der Notenausgabe geht verloren durch Ablauf der Zeit, für welche es verliehen worden, durch Verzicht, durch Konkursöffnung gegen die B., durch richterliches Urteil und durch Verfügung der Landesregierung nach Maßgabe der Statuten und Privilegien.

Zugleich organisierte das Gesetz unter dem Namen Reichsbank eine unter der Aufsicht und Leitung des Reichs stehende große Centralbank, die an die Stelle der Preussischen Bank tritt. Dieselbe hat vor den übrigen Notenbanken hinsichtlich ihres Geschäftskreises namentlich das wichtige Recht voraus, daß sie verzinsliche und unverzinsliche Depositionen annehmen und das Giro- und Incassogeschäft

betreiben kann. Hinsichtlich der Kontingentierung, Besteuerung und Deduktion ihrer Noten und der Annahme und Verwendung der Noten der andern B. gelten für sie ebenfalls die oben angegebenen Bestimmungen; außerdem ist sie verpflichtet, Barrengold zu dem festen Satze von 1392 Mark für das Pfund fein gegen ihre Noten einzutauschen. Sie ist frei von allen staatlichen Einkommen- und Gewerbesteuern, hat gegenüber ihren Lombardschuldnern besondere Privilegien und hat die Anwartschaft auf das steuerfreie Notenkontingent derjenigen B., deren Emissionsrecht erlischt. Andererseits ist sie verpflichtet, unentgeltlich für das Conto des Reichs Zahlungen anzunehmen und bis zur Höhe des Guthabens solche zu leisten. Das Reich, obwohl es mit keinerlei Einlage an der B. beteiligt ist, hat einen gewissen Anteil an dem Überschusse des Gewinns, der sich nach Auszahlung einer Dividende von $4\frac{1}{2}$ Proz. und der vorgeschriebenen Dotierung des Reservefonds ergibt. Die Verwaltung der Reichsbank ist ähnlich organisiert, wie früher die der Preussischen Bank. Das Aktienkapital beläuft sich auf 120 Mill. Mark in Anteilen von je 3000 Mark. Preußen trat gegen Auszahlung seines Einschusses (von 1906800 Thlrn.) und seines Anteils am Reservefonds und eine weitere Entschädigung von 15 Mill. Mark seine eigene Bank an das Reich ab, und die Aktionäre der letztern erhielten das Recht, ihre Anteile (60 Mill. Mark repräsentierend) gegen solche des neuen Instituts zum Nominalwerte umzutauschen. Die Reichsbank hatte 1881 im ganzen 214 Zweiganstalten, darunter 17 Reichsbank-Hauptstellen.

Das steuerfreie Notenkontingent, das auf die sämtlichen Zettelbanken verteilt wurde, beträgt 383 Mill. Mark, von denen der Reichsbank ursprünglich 250 Mill. überwiesen wurden. Mittlerweile aber hat sich die Zahl dieser B., hauptsächlich durch Verzicht, von 33 auf 18 vermindert, wodurch das steuerfreie Kontingent der Reichsbank auf 273875000 Mark gestiegen ist. Bei den übrigen 1881 noch bestehenden B. mit mehr als 3 Mill. Mark Kapital beträgt die Größe des eingezahlten Kapitals (I.), das Notenumarium (II.) und das steuerfreie Kontingent der nicht bar gedeckten Noten (III.) in Millionen Mark:

| Banken | I. Kap. | II. Not. | III. Steuerf. |
|------------------------|---------|------------|---------------|
| Preussische Bank. | 9,0 | 27,0 | 10,0 |
| Bank f. Süddeutschland | 15,7 | 31,3 | 10,0 |
| Bayerische Notenbank. | 7,5 | 70,0 | 32,0 |
| Braunschweig. Bank. . | 10,5 | 13,5 | 2,0 |
| Bremer Bank. | 16,6 | 16,6 | 4,5 |
| Frankfurter Bank. . . | 17,1 | 34,3 | 10,0 |
| Hannoversche Bank. . | 12,0 | 12,0 | 6,0 |
| Sächsische Bank. | 30,0 | unbestimmt | 16,5 |
| Württemberg. Bank. . | 9,0 | 25,7 | 10,0 |

Die Braunschweiger Bank ist die einzige, welche sich den Bedingungen des §. 44 nicht unterworfen hat und für welche daher sowohl das Verbot hinsichtlich der Circulation der Noten als auch der Anlage von Zweiganstalten in Kraft steht. In Bezug auf die Berechnung der jeweilig noch übrigen steuerfreien Notenreserve ist zu bemerken, daß bei derselben die Reichsstaatskassenscheine und die Noten anderer B. mit als Barvorrat angesehen werden. Die Hauptgrößen zur Charakterisierung der Geschäftstätigkeit der Reichsbank waren in Millionen Mark:

| Jahr. | Ge-
samtl.
Umlauf. | Durch-
schnittl. Not.
Umlauf. | Durch-
schnittl. Not.
Umlauf. | Girover-
kehr. | Ein-
nahme. | Ab-
gabe. |
|-------|--------------------------|-------------------------------------|-------------------------------------|-------------------|----------------|--------------|
| 1876 | 36 685 | 634,9 | 510,6 | 8 392 | 8 319 | 4151 |
| 1877 | 47 542 | 694,9 | 523,1 | 13 518 | 13 504 | 3011 |
| 1878 | 44 255 | 627,8 | 494,1 | 13 645 | 13 647 | 3406 |
| 1879 | 47 452 | 667,7 | 534,2 | 15 217 | 15 194 | 3416 |
| 1880 | 52 194 | 735,0 | 542,1 | 17 618 | 17 616 | 3540 |

Besonders bemerkenswert ist der große Schwung des Giroverkehrs, der 1875 bei der Preussischen Bank nur 406 Mill. in der Einnahme 428 Mill. in der Ausgabe aufwies. Dagegen die sonstigen Depositionen (sicht nur umgerechnet auf einen geringfügigen Betrag herabgezinkt) betrugen z. B. am 1. Jan. 1881 nur 542511! Wie der Metallbestand der Bank aus Gold Silber zusammengesetzt ist, wird nicht bekannt. Es ist jedenfalls in demselben noch trübseliger Vorrat an Thalern mit eingeschlossen.

Die seit 1878 als Oesterreichisch-Ungarische Bank konstituierte privilegierte Anstalt, 1816 als Oesterreichische Nationalbank gegründet, um die Geldverhältnisse des Reiches durch Einziehung des stark entwerteten Papiergeldes (Wiener Währung) wieder zu ordnen. Einziehung sollte teilweise erfolgen durch Einlösung des Aktienkapitals von 100 Mill. fl. und 10 Mill. fl. Konventionsmünzen, deren Aktie anfangs 2000 fl. Papier und 200 fl. Konventionsmünzen, seit 1817 aber nur die Hälfte der Beträge repräsentierte. Für das so entstandene Papiergeld erhielt die Bank $2\frac{1}{2}$ prozentige Dividenden. Außerdem konnte man für 140 fl. Papier 40 fl. Konventionsmünzen in bar erhalten. Banknoten und 100 fl. in einer Prege, in Konventionsmünzen verzinssenden Dividenden erhalten. Die Methode der Einlösung: übrigen verschiedene Male abgeändert, nach dem einen Vertrag von 1820 dahin, daß die die noch im Umlauf befindlichen 450 fl. Wiener Währung nach dem festen Verhältnis 250 fl. Wiener Währung gegen 100 fl. Konventionsmünzen (in einlöslichen Banknoten) ein solle, während der Staat sich verpflichtete, die Rückgabe der Einlösung 40 Mill. fl. Konventionsmünzen bar und 140 Mill. fl. in 4 prozentig veräußerlichen Obligationen zu übernehmen, letztern noch durch eine Subsidiarhypothek in zwei veräußerlichen 5 prozentigen Obligationen zum Kurse 70 gedeckt wurden. Diese über die Schuld des Staats an die Bank ist bis vollständig getilgt worden, aber die Bank kontrahierte wieder in anderer Gestalt neuen bei der Bank, die im Anfang 1848 60 Mill. fl. gestiegen waren. Am 5. März genannten Jahres hatte die Bank bei einem Umlaufe von 214 Mill. fl. einen Vorrat 65 Mill. fl., aber nur 54 Mill. fl. in Gold und Lombardforderungen, während die des Staates im ganzen 126 Mill. fl. betrug. Ausfüllung ihrer Mittel war also durchaus genügend, wenn auch bis dahin die Einlösbarkeit der Banknoten aufrecht erhalten war. Nun aber verlangte der Staat noch 2 Vorschüsse, während der Barvorrat infolge beschlagnahmten Vertrauens immer mehr abnahm, mußte denn 12. Mai 1848 der Zwangsnotenschein dekretiert werden, und seitdem ist reich in der Papierwirtschaft geblieben, die auf den Banknoten, teils auf einem be-
Druck von L. W. Meyer

Staatspapiergeld beruht. Im J. 1859 war man der Meinung, der Saluta nahe gekommen, aber der Krieg brachte eine neue Störung. Das alte Papiergeld hatte man 1866.

Die neue Organisation erhielt die Österreichische Nationalbank 1862 bei der Erneuerung ihres Notenmonopols (bis 1876) durch die sog. Plenerische Bank. Dieselbe entspricht insofern dem System der festen Bankakte (s. b.), als sie nur eine bestimmte Summe, nämlich 200 Mill. Fl., nicht mehr als gesetzter Noten zulässt, die aber eine Deckung durch Wechsel oder gewisse andere Wertpapiere beizubringen. Von den Schulden des Staats bei der Bank, welche damals auf 221 1/2 Mill. Fl. beliefen, wurden 30 Mill. Fl. als ein für die Dauer des Bankmonopols unfähbares und unverzinsliches Darlehen angesehen, das übrige aber sollte abgetragen werden, was seitdem wirklich geschehen ist. Das Kapital der Bank betrug 1862 noch 110 215 000 Fl., wozu sich 1869 auf 90 Mill. Fl. vergrößerte. Bei der letzten Erneuerung des Privilegiums erwuchs aus den großen Schwierigkeiten aus der Notwendigkeit, das Verhältnis der Bank zu den beiden Reichshälfte der österr.-ungar. Monarchie neu, namentlich bei dem Ausgleich mit Ungarn, zu beschreiben von 80 Mill. Fl. nichts verbleiben. Schließlich kam jedoch durch das Gesetz vom 27. Juni 1878 eine Einigung dahin zu, dass die Nationalbank in eine gemeinsame österreichisch-ungarische Bank mit Hauptanstalten in Wien und Budapest umgewandelt wurde und welche das ausschließliche Emissionsrecht bis zum 1. Jan. 1887 erhielt. Die Schuld von 80 Mill. Fl. durch den beiden Reichshälften zu gleichen Theilen allmählich vermindert werden sollte, aber der Rest den Reichsrathländern zu stellen, während Ungarn dann 30 Proz. zu zahlen in 50 gleichen, unverzinslichen Jahren durch die Bank vergütet hat. Die Grundbesitz der Bank bleiben übrigens im wesentlichen in Wien. Auch behält sie die besondere Abtheilung für Staatsanleihen und somit das Recht der Ausgabe von Handelsbriefen. Die Hauptposten der Bilanz der Bank waren am Jahresende 1878:

| | 1877 | 1878 | 1879 | 1880 |
|--|------|------|------|------|
| Kapital der Bank ist auf 90 Mill. Fl. stehen und der Reservefonds beträgt 18 Mill. Fl. | 137 | 137 | 154 | 164 |
| italienischen Notenbanken (Nationalbank, Neapolitanische, Römische, Sicilianische) | 20,3 | 11 | 12 | 20 |
| toscanische Nationalbank und toscanische | 136 | 113 | 109 | 118 |
| haben auf eigene Rechnung (L.) und für Staatsrechnung (L.) an Noten | 296 | 282 | 289 | 317 |
| und befragen bar in Gold und Silber | 101 | 103 | 106 | 107 |
| Francs am Jahresanfang: | 100 | 103 | 105 | 104 |
| I. Bogen Noten. II. Rost. Noten. III. Bar. | | | | |
| 702 | 880 | 202 | | |
| 667 | 940 | 143 | | |
| 702 | 940 | 149 | | |
| 690 | 940 | 149 | | |
| 672 | 940 | 151 | | |

Grund des Gesetzes von 1881 über die Ausgabe der Saluta werden 600 Mill. Frs. begeben. 13. Aufl. II.

Konfortialnoten mit Hilfe der neuen Anleihe entzogen, der Rest von 340 Mill. Frs. aber wird in Staatspapiergeld umgewandelt.

In der Schweiz war das Bankwesen bisher nur durch die kantonale Gesetzgebung geregelt und es entwickelte sich daher in bunter Mannigfaltigkeit und großer Freiheit und Decentralisation, die übrigens nicht hinderte, dass vier kantonale reine Staatsbanken entstanden und bei mehreren andern der betreffende Kanton sich mit einer Kapitaleinsparung beteiligt hat. Als Aktiengesellschaften bedurften die B. einer staatlichen Konzeption, hinsichtlich der Notenausgabe aber enthalten die meisten Kantonalgesetzgebungen keine prinzipiell beschränkenden Bestimmungen. Gleichwohl wurde die erste Notenbank, die von St. Gallen, erst 1836 gegründet. Es folgten ihr von 1840—48 ähnliche Unternehmungen in Zürich, Lausanne, Basel und Genf, wo sogar zwei B. dieser Art entstanden. Später vermehrte sich die Zahl noch rascher, sodass sie 1870 auf 22 gestiegen war, neben einer großen Anzahl anderer B. mit den verschiedensten Charakteren und Geschäftskreisen. Seitdem aber gewonnen die Bestrebungen, wenigstens das Bankwesen einheitlich durch die Bundesgesetzgebung zu regeln, immer mehr Boden, und es kam auch wirklich ein Gesetzesentwurf zur Annahme, der aber durch das Referendum 23. April 1876 verworfen wurde. Dasselbe Schicksal hatte ein Bundesbeschluss in Betreff der Revision der Bundesverfassung und der Einführung des Notenmonopols 31. Okt. 1880. Unter dem 8. März 1881 ist endlich ein Bundesgesetz zu Stande gekommen, gegen welches das Referendum nicht ins Feld geführt worden. Das System der Decentralisation bleibt hiernach bestehen. Die Ermächtigung zur Ausgabe von Banknoten muss jeder Bank erteilt werden, wenn sie die gesetzlichen Bedingungen erfüllt. Die Notenausgabe darf höchstens das Doppelte des eingezahlten Kapitals erreichen und muss durch einen gesicherten, den Noteninhabern speziell haftenden Fonds stets zu wenigstens 40 Proz. gedeckt sein. Für die übrigen 60 Proz. der Noten sind entweder Wertpapiere zu hinterlegen, oder es ist eine Garantie des Kantons zu stellen, oder es kann auch Deckung durch discountierte Wechsel gestellt werden, wenn die Bank auf gewisse im Art. 16 aufgeführte Geschäfte verzichtet.

Zur Charakterisierung der Verhältnisse der Nationalbanken der Vereinigten Staaten dient die folgende Übersicht, die sich auf den Anfang des Oktober (nur 1873 auf den 12. Sept.) bezieht. Wertangaben in Millionen Dollars:

| | 1871 | 1873 | 1877 | 1879 |
|----------------------|-------|-------|-------|-------|
| Zahl der Banken .. | 1767 | 1976 | 2080 | 2048 |
| Kapital | 458,9 | 491,9 | 479,5 | 454,1 |
| Reservefonds | 101,1 | 120,2 | 122,9 | 114,5 |
| Notencirculation .. | 317,4 | 340,9 | 291,9 | 313,9 |
| Depositen | 631,4 | 640,9 | 630,4 | 736,5 |
| Darlehen | 831,5 | 944,9 | 891,9 | 878,5 |
| Ver. St.-Bonds .. | 410,3 | 411,9 | 381,9 | 428,5 |
| Anderer Effecten ... | 24,5 | 23,9 | 34,5 | 39,7 |
| Metallvorrat | 13,2 | 19,9 | 22,7 | 42,9 |
| Papiergeld | 107,9 | 92,4 | 66,9 | 69,9 |
| Conto beim | | | | |
| Clearinghaus ... | 115,9 | 100,9 | 74,5 | 113,9 |

Anderer Aktiv- und Passivposten sind übergangen, weil sie entweder nicht sehr bedeutend sind, wie der Besitz an Noten anderer B. (14—18 Mill. Doll.), oder sich größtenteils gegeneinander ausgleichen,

wie die Forderungen und Schulden anderer B. In Betreff der Deckungsverhältnisse der Noten der Nationalbanken s. Banknoten.

Litteratur. Vösch, »Abhandlung von den B.« (Bd. 6 der »Sämtlichen Schriften«, Wien 1815); Häbner, »Die B.« (2 Tle., Pp. 1854); Soetbeer, »Beiträge und Materialien zur Beurteilung von Geld- und Bankfragen« (Hamb. 1855); Ad. Wagner, »Beiträge zur Lehre von den B.« (Pp. 1857); derselbe, »Die Geld- und Kredittheorie der Festschen Bankakt« (Wien 1862); derselbe, »System der Fettelbankpolitik« (Freiburg i. Br. 1873); Max Wirth, »Handbuch des Bankwesens« (Köln 1870); Newirth, »Bank und Valuta in Oesterreich-Ungarn« (2 Bde., Pp. 1873—74); Seyer, »Theorie und Praxis des Fettelbankwesens« (2. Ausg., Rind. 1874); Soetbeer, »Deutsche Bankverfassung« (Erlangen 1875); H. von Posching, »Die B. im Deutschen Reich, Oesterreich und der Schweiz« (Bd. 1, Erlangen 1876; Bd. 2, Jena 1877); derselbe, »Bankwesen und Bankpolitik in Preußen« (3 Bde., Berl. 1878—79); Francis, »History of the Bank of England« (2 Bde., Lond. 1847); Toole und Newmarch, »A history of prices and of the state of circulation from 1797—1837« (2 Bde., Lond. 1838, nebst Fortsetzungen bis 1856; deutsch von Aher unter dem Titel: »Die Geschichte und Bestimmung der Preise während der J. 1797—1857«, 2 Bde., Dresd. 1858—59); Silbart, »A practical treatise on banking« (2 Bde., Lond. 1865); Racleob, »The theory and practice of banking« (2. Aufl., 2 Bde., Lond. 1866); Bagehot, »Lombardstreet. A description of the money market« (Lond. 1874; deutsch von Beta, Pp. 1874); Coquelin, »Le crédit et les banques« (2. Aufl., Par. 1859); Courcelle-Seneuil, »Traité théorique et pratique des opérations de banque« (5. Aufl., Par. 1871); »Statistique internationale des banques d'émission« (Bd. 1—2, Rom 1880—81).

Bankert, (sod. wie Bankarb (s. d.).

Bankett (frz. banquet), Gastmahl, Festmahls; bankettieren, ein Bankett halten, daran teilnehmen.

Bankett (frz. Banquette) ist ein an der innern Böschung einer zur Infanterieverteidigung bestimmten Brustwehr angebrachter Austritt zur Aufstellung der Verteidiger beim Säcken. Das B. ist 30 oder 60 cm breit und liegt auf Anschlagshöhe unter der Feuerlinie der Brustwehr (s. d.).

Bankhaken, auch Bankheisen, Bankhaken, Banknagel genannt, große hölzerne Schraube oder eiserner Bolzen an der Fohelbank (s. d.).

Bankier (frz. banquier) ist ein Kaufmann (auch im handelsrechtlichen Sinne), der auf alleinige Rechnung oder als unbeschränkt haftbarer Teilnehmer an einer Handelsgesellschaft Geld-, Kredit- und Effektengeschäfte macht. Die Geschäfte des B. sind im ganzen gleichartig mit denen der Aktienbankgesellschaften (s. Banken), doch bleiben manche Zweige noch immer vorzugsweise für den Einzelbetrieb geeignet und daher überwiegend den B. vorbehalten. So liegt z. B. das eigentliche Geldwechselgeschäft vorzugsweise in den Händen kleinerer Bankfirmen. Früher hatte dasselbe eine weit größere Bedeutung als gegenwärtig; es wurde im Mittelalter von privilegierten »campores« betrieben, die dann in Italien den Namen »bancherii« erhielten und Wechsel- und andere Kredit-

geschäfte ihrer ursprünglichen Hauptthätigkeit fügten. Die kleinen B. haben ferner die die Spezialität der Kreditvermittlung in so Maßstabe für wenig bemittelte Schuldner, gegen Untersand oder Bürgschaft. Die Geschäften werden relativ hohe, oft auch mäßige Zinsen berechnet. Die mittleren und kleinen B. leisten dem gewerblichen und kleinen Mittelstande einen nicht zu unterschätzenden Dienst, indem sie dessen Wechsel circulieren machen und die Discontierung derselben den großen Banken, namentlich durch die Fohelbanken möglich machen. Diese Banken agieren statutenmäßig nur Wechsel mit in der Regel mindestens aber mit zwei anerkannt guten B. in Schriften, und die Kaufleute mittlerer Städte können daher mit denselben nicht leicht in Verbindung treten. Daher kann ein accreditierter B. seine Unterschrift verwenden, wobei durch sog. Aval (Wechselbürgschaft) Provision, oder in der Art, daß er die des Mittelstandes discontiert und sie bei eigenen bedarf an eine größere Bank weiter discontiert. Die großen B. endlich, deren Bank in einzelnen Fällen das Kapital der größten Banken übersteigt, befassen sich hauptsächlich mit den großen Operationen in Wertpapieren, Emissionen von Anleihen, Gründungen von Gesellschaften u. s. w. Sie sind häufig in Verbindung mit ihren gewaltigen konzentrierten Börsen zeitweise förmlich zu beherrschend und fast mit absoluter Sicherheit zu operieren, während die kleinen Speculanten nur blinde Ströme folgen. Häufig treten auch zu einem »Konfession« oder »Syndikat« zusammen, um mit vereinten Kräften ein Unternehmen zu beginnen und bis zu den gewünschten Ziele zu fördern. In der neueren Zeit sind zwar auch Aktiengesellschaften (s. d.) in der Emission, Gründungs- oder Emissionen Operationen dieser Art entstanden, aber die Gesellschaften befinden sich gegenüber der Bankten Macht der über Millionen verfügbaren Bankiers entschieden im Nachteil. Auch ihre Leiter selbst große B., die sie für ihre eigenen Operationen zu verwenden.

Bankmeißel, Hartmeißel, Kaltmeißel (s. d.).

Banknoten sind Anweisungen einer Bank (s. Banken) auf sich selbst, auf runde lautend, deren Betrag dem Abdrucker auf Sicht seitens der Bank bar ausbezahlt soll. Die B. sind somit einem in Wechseln, auf Sicht zahlbaren eigenen Bank auf vergleichbar, unterscheiden sich aber einem solchen wesentlich dadurch, daß sie nicht dem Wechselrecht, sondern unter einem Gesetzgebung stehen. Als Anweisung auf Geld hat sie selbst kein Geld, sondern ein Geldfurrogat, das allerdings tatsächlich in sehr die Geldfunktion sehrbar selbständig und daher von der öffentlichen Meinung als eigentlichen Papiergelde gleichgestellt wird. Wirklichkeit aber erlangen sie den Charakter solchen erst dann, wenn sie durch staatliche unbedingte gesetzliche Zahlungskraft und zugleich ihre Einlösung eingeleitet wird. Die Bank von England haben eine solche Zahlungskraft, aber nur unter der

in ihrer Einlöslichkeit, und eben deswegen sind sie auch kein selbständiges Geld. Die Noten derjenigen banknotalen Banken aber, die ihre Barzahlungen nicht eingestellt haben, sind überhaupt nicht Zahlungsmittel; niemand außer der Bank selbst ist zu ihrer Annahme verpflichtet.

Selbst die Einlöslichkeit der B. vollständig gegeben ist, werden sie ihren vollen Nominalwert behalten, und es kann kein Metallagio auftreten; und es kann eine Verdrängung des baren Geldes auf den Bank nicht zu befürchten, wie sie durch unentbehrliches Papiergeld meistens bald hervorgerufen wird. Bei der Organisation des Bankwesens muß daher die Sicherstellung der Einlöslichkeit der B. als die Hauptaufgabe betrachtet werden. In aller Strenge läßt sich dieselbe nur dadurch erreichen, daß die ganze Summe der ausgetragenen B. von der Bank stets in barem Gelde zurück gegeben wird. In diesem Falle aber ist die Bank nur ein einfaches Kreditinstitut, indem nur ein Depositum oder Münzdepot verlangt selbst die Gegner aller Banknoten gedeckten B. nicht die volle Deckung des geprägten Geld, sondern sie geben zu, daß die Banknoten teilweise aus Barren des betreffenden Zahlungsmetalls bestehen dürfe. Einige Banknoten sogar eine ausschließliche Barrendeckung, welche dann die B. nicht in Münzen, sondern nur in bestimmten Gewichtsmengen Edelmetall zu decken würden. Man würde auf diese Art die Deckung des Metallgeldes im Inlande ersparen, und nur die durch Barren vollgedeckten B. im Ausland werden, während Einlösungen von Banknoten nur für Zwecke des auswärtigen Handels zu rechnen wären.

Die Bank hat aber gelehrt, daß auch ohne Rückführung die Einlöslichkeit der B. vollständig gewahrt werden kann, und daß die schädlichen Folgen für die Volkswirtschaft bei Verneuerung der Circulationsmittel ohne Metalldeckung nicht erwachsen, die vielmehr durch Erleichterung des Kredits entstehen. Freilich darf die Emission solcher Banknoten gewissen Beschränkungen und Vorbedingungen unterliegen. (S. Banken.) Die bestehenden Systeme der bloß partiellen Deckung der B. sind folgende: 1) Das engl. Banknote, (Peelsche), die direkte Kontingierung der zulässigen Notenemission ohne Deckung, aber mit steter Deckung durch den ganzen Betrag des Kontingents. Das System der amerik. Nationalbanknoten. Die Banknoten werden von einer banknotalen Behörde in gleichförmiger Gestalt ausgetrieben, wofür diese einen gleichen Wechsel zu Staatspapieren zu hinterlegen haben, die 50 Proz. ihres Kurswerts berechnet. Die Banknoten bilden ein spezielles Papier in den Händen der Regierung für die Emission. Ferner müssen die Banken an den Banknoten wenigstens 25 Proz., an den Banknoten 15 Proz. des Betrags ihrer Banknoten und ihrer Depositen in gesetzlicher Verfassung halten. Früher war auch die Emission von sämtlichen Nationalbanken ausgedehnt, beschränkt (anfangs auf 300 Millionen), durch ein Gesetz von 1875 aber ist die Emission aufgehoben worden. 3) Das System der bankmäßigen Deckung oder Bank-

deckung (f. d.), nach welchem ein Teil des Notenumschlages durch Metalle, der andere durch kurzfristige Wechsel oder Lombardsforderungen gedeckt ist. Mit diesem Prinzip sind häufig auch noch weitere Beschränkungen verbunden, namentlich die Festsetzung eines Maximums der zulässigen Notenemission überhaupt (wie bei der Preussischen Bank bis 1856 und jetzt bei den meisten deutschen Privatnotenbanken); oder auch die sog. indirekte Kontingierung der nicht metallisch gedeckten Noten durch Besteuerung der Emission oberhalb einer gewissen Maximalgrenze, wie bei der Deutschen Reichsbank und allen übrigen deutschen Notenbanken. (S. Bankschule, Currencyschule.)

Bankportugallöser, eine hamburger goldene Schaumünze, seit 1667 auf Errichtung der Bank geschlagen, von verschiedenem Gepräge und im Werte von 10 Dukat; es gab auch halbe und viertel B.

Bankrestriktion nennt man die Suspension der Barzahlungen der Bank von England von 1797 bis zur Ausführung der Peelschen Bill von 1819. (S. Banken, geschichtlich.) Der erste »Bankrestriction act« datiert vom 3. Mai 1797, nachdem das Ministerium schon 26. Febr. provisorisch eine ähnliche Maßregel getroffen hatte. Durch dieses Gesetz wird den Direktoren der Bank verboten, Metallgeld auszugeben außer in Beträgen von weniger als 20 Schilling, und die Bank wird gegen alle Angriffe wegen ihres Zahlungsmodus geschützt. Kein Schuldner sollte belangt werden können, der ein Zahlungsangebot in Banknoten gemacht hätte. Die Wirksamkeit dieser Bestimmungen wurde 30. Nov. 1797 bis »sechs Monate nach dem Friedensschluß« verlängert; doch erfolgte auch nach dem Frieden von Amiens eine weitere Verlängerung. Eine Entwertung der Banknoten gegen Gold trat bis Sept. 1799 nicht ein; dann aber entwiderte sie sich rasch und wurde sowohl in den ungünstigen Wechselkursen als in dem hohen Preise des Bankengoldes (in Banknoten ausgedrückt) unzweifelhaft erkennbar. Während früher die Unze Standardgold 77 Schill. 6 Pence kostete, stieg ihr Preis im Febr. 1801 auf 84 Schill., 1809 auf 90 Schill., 1814 auf 108 Schill. Im J. 1817 war er Ende Februar auf 78 Schill. 6 Pence zurückgegangen, aber im August stieg er wieder auf 80 Schill. 6 Pence. Nach dem Gesetze von 1819 traten bald wieder normale Verhältnisse ein, schneller als in den Übergangsbestimmungen des Gesetzes angenommen war, und schon im Febr. 1821 stand der Goldpreis auf dem nunmehr geschlichen Parawerte von 77 Schill. 10¹/₄ Pence. Eine parlamentarische Untersuchung über die Ursachen des hohen Goldpreises lief 1810 den berühmten »Bullion reports« (f. d.) hervor.

Bankrott oder Bankerutt (vom ital. banco rotto, d. h. zerbrochener Zahlstisch), auch Bankbruch, frz. failliment, faillite, engl. bankruptcy, ist im weitesten Sinne das Unvermögen, seine Schulden zu bezahlen. Die gemeinrechtliche Doktrin hielt hier nur dann eine Strafe für angemessen, wenn dieser Zustand betrügerisch herbeigeführt war und der Schuldner entflohen. Später sagte man, nach Vorgang des franz. Rechts, den B. als Verbrechen der Kaufleute, was auch noch das Deutsche Reichsstrafgesetzbuch §§. 281 sq. that. Durch die Reichs-Konkursordnung vom 10. Febr. 1877, §§. 209—214, sind an Stelle jener Bestimmungen andere getreten, welche 1) den B. bei Kaufleuten wie

Nichtklauteuten bedrohen; 2) ebenso Gesellschaftsvorsteher, welche die mit Strafe bedrohten Handlungen eines Gemeinschuldners begehen, den Strafvorschriften unterwerfen; 3) den Schuldner wegen Begünstigung einzelner Gläubiger und andererseits den Gläubiger wegen Stimmenverkauf bei Abstimmungen strafbar erklären. Zum strafbaren V. setzt die Konkursordnung voraus: Zahlungseinstellung (verschieden von Zahlungsunfähigkeit und Vermögensunzulänglichkeit) oder Konkursöffnung und ferner Handlungen des Leichtsinns oder der Völlwilligkeit. Hiernach wird der V. in einfachen und betrüglischen V. geschieden (§§. 203, 210). Dem V. verwandte Fälle werden in den §§. 211—214 behandelt. Betrüglicher V. wird, mit der Absicht die Gläubiger zu benachtheiligen, begangenen durch ganz bestimmte Handlungen, nämlich: Verheimlichen oder Versteckenlassen von Vermögensstücken, Auerkennen oder Aufstellen erdichteter Schulden oder Rechtsgeschäfte, unterlassene Führung gesetzlich vorgeschriebener Handelsbücher, beziehungsweise Vernichtung, Verheimlichung oder derartige Führung derselben, daß man den Vermögensstand nicht erkennen kann. Liegt eine dieser Handlungen und Zahlungseinstellung oder Konkursöffnung vor, dann ist der Thatbestand des betrüglischen V. erfüllt, welcher mit Zuchthaus, bei milderen Umständen mit Gefängnis nicht unter 3 Monaten bestraft wird. Wer die im §. 210 der Konkursordnung genannten Handlungen begangen hat, ist dagegen des einfachen V. schuldig. Vgl. Merkel in Holtendorfs „Handbuch des deutschen Strafrechts“ (Vd. 3 u. 4, Berl. 1874—77); die Kommentare zum Reichs-Strafgesetzbuch von Oppenhoff (8. Aufl., Berl. 1881), Rudorff-Stenglein (3. Aufl., Berl. 1881), von Schwarze (4. Aufl., Pp. 1879) und Olshausen (Berl. 1879 fg.); Ritting. „Das Reichs-Konkursrecht und Konkursverfahren“ (Berl. 1882); von Wilimowski, „Deutsche Reichs-Konkursordnung“ (2. Aufl., Berl. 1881).

Banks (Edward), Syndikus der Freien und Hansestadt Hamburg, geb. daselbst 28. Febr. 1796, machte 1813—15 die Befreiungskriege gegen Frankreich unter den hanseatischen Truppen mit, studierte dann die Rechts- und Staatswissenschaften in Göttingen, Berlin und Jena und praktizierte in Hamburg als Advokat, bis er 1821 zum Amts- und Gerichtskammerrat in Altona ernannt wurde. Als Staatssekretär 1826 wiederum nach Hamburg versetzt, ward er 1837 zum Syndikus erwählt. In diesem Amte machte er sich vorzüglich auf dem Gebiete der Handelspolitik, des Post- und Eisenbahnwesens, sowie durch Förderung der Seelhäuten und Wasserleitungsanlagen verdient. Er übernahm 1847 die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Hamburgs, ging noch in demselben Jahre als Bundes- tagesdeputierter der Freien Städte nach Frankfurt und ward 1848 Bundesdeputierter in London. Nachdem er im Spätherbst 1848 in gleicher Eigenschaft in Kopenhagen gewesen, wirkte er hierauf als Bevollmächtigter Hamburgs in Frankfurt fort und vertrat seine Vaterstadt im Verwaltungsrate und im Juristenkollegium zu Berlin, sowie im Erfurter Parlament und bei den Dresdener Konferenzen. Nach Herstellung der Bundesversammlung nahm er in dieser seinen Sitz wieder ein. Doch starb er schon 17. Dez. 1851 zu Ventau bei Rügen am Genesersee. Sein Sohn, Edward Bartels B., geb. 1. Jan. 1836 in Hamburg, Rechtsanwalt daselbst, war

1871—74 als Vertreter des zweiten hamb. Wahlkreises Mitglied des Deutschen Reichstages der Fortschrittspartei angehörte.

Banks (Sir Joseph), Baronet, ein eifriger Förderer der Naturforschung, geb. 4. Jan. 11. Decemb. 1746 in Lincolnshire, stammte aus ursprünglich schweb. Familie, welcher am Trauerspieldichter John B., der in der Hälfte des 17. Jahrh. sich einen Namen erlangte, angehörte. In Eton und Orford gebildet, er 1765 eine Reise nach Newfoundland und L. dor, begleitete 1769—71 Cook auf seiner Reise um die Welt und besuchte 1772 die lichen schott. Inseln und Island, die ihm Ausbeute für die Naturgeschichte gewährte. reit 1771 in Orford zum Doktor der Rechtswiss., wurde er 1777 Präsident der Royal Society, 1781 Baronet und 1797 Königl. Geheimen Rath. Das französische Stütz nahm ihn 1802 unter seine militärischen Befehle. Besonders machte er sich verdient durch Gründung und Leitung der African-Arsenal. Viele Naturforscher und Reisende, wie Althoff, Hornemann, Burdhardt u. a., verdankten ihm eifrige und uneigennützig Unterstützung Bemühungen. Er starb 19. Juni 1820. sehen von Aufsätzen in Zeitschriften und Beiträgen zu den „Philosophical transactions“, worin veröffentlicht als „A short account of the of the diseases in corn etc.“ (Lond. 1836) „Circumstances relative to Merino sheep“ (1809). Vgl. „Sir Joseph B. and the Royal Soc.“ (1844).

Banks (Nathaniel Prentiss), ameril. B. geb. 30. Jan. 1816 zu Waltham in Mass. arbeitete als Knabe in einer Baumzucht und erlernte dann die Maschinenbauerei, ständigte aber durch fleißiges Selbststudium Bildung, so daß er die Redaction einer Zeitung nehmen konnte. Im J. 1849 zum Richter Staatsgerichtsbeamter erwählt, ward er im Jahre Richter des Appellats, 1851 Präsident der Gesetzgebung. Im J. 1852 in den Bundesrat gewählt, wirkte er gegen die Abtreibung des nach gegen die weitere Ausbreitung der 30. Im nächsten Kongress wurde er von der laß jener Will ins Leben getretenen republikanischen Partei im Frühjahr 1856 bei der 133. Abstimmung zum Sprecher gewählt. Nachdem er seit 1860 Gouverneur von Massachusetts gewirkt, ward 1860 Betriebsdirektor der Illinois-Eisenbahn aber beim Ausbruch des Bürgerkriegs als Divisiongeneral in das Bundesheer. Er wurde dem 5. Armeekorps überwiesen, mit welchem obern Potomac und im Shenandoahthal Anfangs erfolgreich, mußte er sich, vom General J. E. Jackson 24. Mai 1862 bei Gettysburg, an den Potomac zurückziehen. Im Sommer 1862 kommandierte er unter Pope mit welchem er bei Cedar Mountain ein 1. Lage erlitt. Für eine kurze Zeit Kommandant Washington, folgte B. im Dez. 1862 dem 6. Butler als Befehlshaber des Corps in New Orleans. Im April 1863 nahm er an der und im Juli Port-Hudson, wodurch der Mississippi frei wurde. Im Frühjahr 1864 nahm er eine erfolglose Expedition an den River, so daß er, als er sich auch in der Schlacht

in niederösterreichs Lande durchaus unfähig
picht, in Mai abgerufen wurde. Im Nov. 1864
in den Kriegsgewähl, gehörte er diesem bis 1873
an und war Vorſtander des Ausſchusses für aus-
wärtige Angelegenheiten. Seitdem lebt er als Pri-
vatmann in seinem Geburtsstaate.

Bankſchule (banking school) nennt man die
Lehrer der Anſicht, daß die volle Einlöſlichkeit
der Banknoten (ſ. d.) genüge, um ſchädliche Einwir-
kungen zu vermeiden, wie namentlich allgemeine Preis-
erhöhungen und Austreibung des Metallgeldes, zu
verhindern. Namentlich in einem Lande mit hoch
entwickeltem Depositenſyſtem, wie in England, bil-
den die Banknoten nur einen mäßigen Teil des durch
die Anleihe erzeugten Zuwachſes der Cirkulation;
daher die Noten vermehrt, ſo werden nach der
Anſicht der B. dafür andere Kreditmittel über-
nommen und der Stand der Cirkulation im ganzen
nicht merklich ungewöhnt. Überhaupt ſind nach
dieser Theorie die Banken nicht im Stande, die
Cirkulation der Notenemiffion nach Belieben zu regu-
lieren; der Bedarf bei jedem Grade ſeiner
Entwicklung nur einer gewiſſen Menge Noten; tritt
Ueberſchuß ein, ſo ſinken die Noten, ſei es als
Bausche, ſei es durch Bezahlung von Wechſeln
und Leihen, an die Banken jurid. und können
nicht weiter in gleichem Betrage ausgegeben wer-
den, weil das Bedürfnis nach Discontierungen und
Krediten abgenommen hat. Die Erfahrungen,
die in neuer Zeit hiſtoriſch der koſtoſalen, die
Banken ſelt erreichenden oder gar überſtei-
genden Beſtellungen bei den großen Banken
gemacht worden ſind, ſprechen im ganzen zu Gun-
ſten der B. Jedoch wird dieſe Theorie um ſo
mehr geſtärkt, je mehr neben den Banknoten
Leihen, Chek. und Giroweſen ausgebildet
ſind. Vertreter der B. ſind zu nennen Toole,
Courcelle-Seneuil, und in Deutſchland
Bayer. Den entgegengeſetzten Standpunkt
der Currenſchule (ſ. d.) ein.

Banſia, eine von Linné zu Ehren des engl.
und Naturforſchers Sir Joſeph Banks
geſchaffte Pflanze. Stäucher aus der Fa-
milie der Proteaceen. Die Banſien haben immer-
grüne, einfache, bisweilen nadelartige,
oder ſeidenhaarige Blätter und paarweiſe
an drei gefärbten Deckblättern um-
geordnete, walzenförmige Köpfe bilden
aus verteilte Blütenbüſche beſitzen, deren
jede vier Staubbeutel einſchließen. Der
Fruchtknoten ſo lang wie die Blume oder
etwas länger hervorstechend. Die hol-
zerne Frucht enthält viele geflügelte
Samen. Die Banſien ſind ſchon ſeit langer Zeit
in der Gewächshäuſer geworden, in denen
ſie kultiviert werden. Die gewöhnlich-
ſten ſind: *B. ericacea* L. fil., mit nabel-
förmigen Blättern, *B. australis* R. Br., mit linen-
förmigen Blättern, *B. speciosa* R. Br., mit
nadelartigen Blättern, unterſchieden ſchneeweiß-
blühend, u. a. m. Alle verlangen Hei-
ße und eine ſorgfältige Pflege.

Bann (ſp.), Bannmeiße, Weichbild.
mittelalt. bannus, bannum; fr. ban;
ital. und portug. bando; ſämtliche Formen
bedeuten dem got. bandrjan = bezeichnen,
nachmachen, entſprechen bedeutete in der äl-
teren der fränk. Zeit die dem weltlichen
Richter (König, Herzog, Graf, Bi-

ſchof) zugehörige Gewalt und Gerichtsbarkeit, das
Recht, bei Strafe zu gebieten und zu verbieten. Am
höchſten ſtand der Königsbann, durch den die
Übertretung eines königl. Befehls mit 60 Solidi
gebußt wurde. Den Grafen ermächtigte der K. nur
zur Verhängung einer geringeren Buße. Bann
bedeutete daher zunächſt ſowohl als befehlen, auf-
erlegen, z. B. das Erſcheinen vor Gericht (bannitio,
Vorladung) oder bei kriegeriſchem Aufgebote (Heer-
bann). Seit der Ausbildung eines öffentlichen
Strafrechts ſprach man von einem Blutbanne
oder der Gerichtsbarkeit über Leben und Tod (judi-
cium capitale), welche in der ältern Zeit dem In-
haber vom Könige verliehen ſein mußte. B. be-
deutet ferner den Bezirk, durch welchen die Gewalt
des Bannherrn ſich erſtreckt, ſowie den Befehl oder
das Verbot ſelbſt, auch die durch denſelben feſtge-
ſetzte Strafe. Außerdem iſt B. gleichbedeutend mit
Nacht (ſ. d.) im Sinne von Ausſchluß aus der Rechts-
gemeinschaft. In einer engeren Bedeutung gehört
dann B. (ſ. Kirchenbann) dem geiſtlichen Rechte
an, die Nacht dem weltlichen. Danach erklären ſich
die Bezeichnungen Gerichtsbanne, Bannbann
(die einem Bannherrn zuſtehende Gerichtsbarkeit
über deren Bezirk), Bannmeiße (der räumliche
Umfang der Gewalt). Im Ausbruche Bannrecht
(ſ. d.) iſt B. zur Bezeichnung einer gemeinlichen
Ausschließungsbeſugnis abgeſchwächt.

Banner, auch Panier genannt, war eine große
vieredrige Fahne, deren ſich im Mittelalter Kaiſer
und Könige bedienten, wenn ſie in den Krieg zogen.
Hiervon unterſchieden war eine andere vieredrige
Fahne, ebenfalls ein B. (franz. bannière, ital. ban-
diera, ſpan. bandera), aber um ein Drittel länger
als breit, welche ſolche Lehnsherrn führten und
davon Banner- oder Bannerherren hießen,
die zum Kriegsgefolge bis zu 100 ſtreitbare eigene
Männer hatten. Nach einem alten franz. Ceremo-
niell mußten ſie deren wenigſtens 50 haben; dann
erſt war ihnen die bannière erlaubt, indem man
aus ihrer ſpäter, bei einem geringern Kriegsge-
folge führten, in eine Spize ausgehenden Fahne,
Spizfahne, pennon, durch Abſchneidung der Spize
die bannière machte. In Deutſchland zeigte das
Reichsbanner in ältester Zeit in Wimpelform das
Bild des Erzengels Michael, ſpäter den Adler, deſſen
heraldiſche Form ſich aber erſt unter Kaiſer Sigi-
mund herausbildete. Die Reichsturmſahne
führten die Herzöge von Schwaben, ſpäter die Her-
zöge von Württemberg. In der Schweiz war das
Bannerherrenamt in den Kantonen eine hohe Ehren-
ſtelle. — Im Deutſchen Befreiungskriege nannte ſich
eine nach der Schlacht bei Leipzig unter dem ruſſ.
Gouvernement gegen die Franzoſen ausgerückte
Schar »Banner der freiwilligen Sachſen«, ging
aber ſchon 1814 wieder auseinander, nachdem ſie
zur Blockade von Mainz verwendet worden war.

Banner (Joh.), ſchwed. General, f. Banér.

Bannertruppen heißen die ſekſhaften laſſet.
Soldatruppen Chinas, welche die ſog. Tatarenviertel
der chineſ. Städte bewohnen und die Pekin-Armee
(Tſin-lü) bilden. Die Bannerleute (Tſchi-ſchin) blei-
ben lebenslänglich Soldat und treiben bürgerliche
Gewerbe, wenn ſie nicht zum wirtſchaftlichen Kriegs-
dienſte aufgeboden ſind, dürfen jedoch die Garniſon
nicht ohne Urlaub verlaſſen; die Söhne erben ihre
Rechte und Pflichten. Im Gegenſatze zu der Pekin-
Armee werden die B. in den Provinzialstädten un-
ter dem Namen Tſchu-fang zuſammengefaßt. Die

Tsin-lä bestehen aus 1165½ Kompanien (Miu-lu), von denen 678½ Mantschu-, 221 Mongolen- und 266 Chinesenkompanien sind; die Tschu-fang zählen 840 gemischte Kompanien und die Kompanien sind durchschnittlich 100 Mann stark. Die militärische Ausbildung der Mannschaft und der niederen Offiziere beschränkt sich auf die Handhabung der Waffen. Das Mantschulwieser, welches 1601 in China eindrang, war in vier, durch die Farbe ihrer Drachensbanner (gelb, weiß, rot, blau) unterschiedene Korps geteilt. Später wurden noch vier Korps errichtet, deren Drachensbanner dieselben Farben, aber rot eingefärbt, zeigten. So entstanden die 8 Banner (Pantschi) der Mantschutruppen. Kaiser Tien-fong errichtete aus mongol. Hilfsstruppen 8 Mongolenbanner und aus chines. Aufständischen, welche sich den Mantschu angeschlossen hatten, 8 Chinesenbanner. Es gibt also eigentlich 24 Banner (Tschü), von denen die der Mantschu und Chinesen 5 Brigaden, die der Mongolen 2 Brigaden (Tschä-len) stark sind. Nur die Jäger führen Feuerwaffen, die übrigen Lanzen oder Säbel sowie Pfeil und Bogen, dazu die Gardebavallerie Banner aus Baumwollstoff. An Feldartillerie sind 300 Mann nebst 800 Schildträgern (Teng-pai-ping), ferner 900 Mann mit Wallbüchsen ausgerüstete Festungsartillerie und 2000 Mann Pioniere, welche Spanische Reiter mitführen, vorhanden, und der Rest der Peking-Armee besteht aus mit Luntensinten und Säbeln bewaffneter Infanterie (Wu-shün).

Baunmeile, der Bezirk von einer Meile im Umkreis um einen Ort (Stadt, Kloster, Burg), innerhalb dessen denselben gewisse Baunrechte (s. d.) zustanden.

Bannodburn, Dorf in Schottland, Stirlingshire, am Fluße Bannod, der in den Forth mündet. Am dem Fluße besiegte 24. Juni 1314 Robert Bruce den engl. König Edward II. Bei B. wurde auch 11. Juni 1488 der schott. König Jakob III. von dem Wolcheere geschlagen. Auf der Flucht stürzte er bei dem übersehen über den Bannod mit dem Pferde, ward in eine Mühle gebracht und dort von einem unbekannten Kriegerinanne getödtet.

Baunrechte (Baungerechtigkeiten oder Zwangsrechte) sind Befugnisse, deren Inhaber gewisse Verpflichtete nötigen kann, bestimmte wirtschaftliche Bedürfnisse nur durch ihn befriedigen zu lassen. Die B. sind direkte, wenn auch meist räumlich begrenzte Monopole. Meistens sind sie an den Besitz eines Grundstücks geknüpft (Realberechtigungen). Am häufigsten war der Mähl- oder Mahlzwang, wonach der Berechtigte fordern konnte, daß die Verpflichteten ihr Getreide in seiner Mühle mahlen ließen. Außerdem gab es einen Bier- und Branntweinzwang, den meist die Städte übten, einen Backofenzwang, einen Weinzwang, einen Ackerzwang, wonach die in der Baunmeile gewachsenen Trauben nur auf der Kelter des Baunberechtigten gepreßt werden durften, einen Brot- und Fleischzwang, einen Schmiebezwang. Nicht minder erhielten die Jünste ihre B., sofern es den Bewohnern einer Stadt nicht gestattet ward, auswärtig Kunstartikel anfertigen zu lassen. Auch vieles andere, bis auf das Wüsthalten, Schweinefüttern, Abkochen und Lumpenfammeln, ward Gegenstand von B. Sie sind entstanden entweder aus dem gutherrlichen Verhältnis (so besonders der Mähzwang) oder beruhen auf unrechtmäßigen Zwang, auf staatlicher Vertreibung oder auch auf Einräumung seitens der

Verpflichteten. Juristisch hat man sie früher als deutschrechtliche Servituten aufgefaßt, in neuer Zeit als besondere gewerbliche Verhältnisse. Die völlige Auflösung dieses Verhältnisses ist in neuerer Zeit meist im Wege der Ablösung eingeleitet worden. Schon 1789 wurde in Österreich der Mahlzwang aufgehoben, Preußen beschränkte B. nach und nach durch die Edikte vom 28. Okt. 1801 und 7. Sept. 1811, ferner durch die Gemeindegewinnung vom 17. Jan. 1845. Im Anschluß an die letztere hat die Deutsche Reichsgewerbeordnung vom 1. Jan. 1873 ab teils für aufgehoben, teils nach näherer Bestimmung der Landesregierungen, für a. l. o. b. erklärt. Künftig können sie nicht mehr errichtet werden.

Bañoz, d. i. Bäder, heißen in Spanien jene in den ehemaligen und den gegenwärtigen Kolonien eine Menge Ortschaften, von denen jene die meisten keine Mineralquellen oder Bäder haben. Am berühmtesten ist B. de Bejar, ein Dorf am Babel mit 1640 E. in der span. Provinz Cáceres, 15 km südwestl. von Bejar, nahe der Gegendgrenze des Estremadura und am Basse Puerto de Bañoz, wo sich eine Straße und die Eisenbahn von Salamanca nach Cáceres führt. Der Ort liegt etwas malerisch und anmutig im Thale von Antares, am Eingange einer engen, felsigen und röhrenartigen Schlucht, und hat allseitig Schiefergebirge von 42° C. Das Thal des Ambros, der in den Babel fließt, ist mit Olivenbäumen erfüllt, die Bergabhänge sind mit Weinreben, weiter hinauf mit Kastanienwaldung bedeckt. Der Ort kommt schon im Mittelalter unter dem Namen Balneus vor.

Banquet und **Banquette**, s. Banlett.

Banfüg, s. Banat.

Bansen, Teil einer Scheune (s. d.).

Bantam, die westlichste Residentchaft der Insel Java mit 8803 qkm Flächeninhalt. Die Küste von B. ist im N. flach, voller Strandmoräne und sehr ungesund; im W., an der Sundastraße, sowie auch im S. hoch, häufig mit gebirgigen Meeresschiffen und von Klippen umgeben. Das Land steigt von der Küste in zunehmender Höhe an; das Innere, namentlich der südlichen Hälfte, ist gebirgig. Höchste Punkte sind der Merapi, 1900 m, und der Pulao Sari, 1275 m hoch, beides unbewohnte Vulkanen. Haupterzeugnisse im Reis, Indigo, Kaffee, Zucker und in viel geringerer Menge auch noch Thee, Rint und Lederwaren. Die früher hochst bedeutende Kultur des Pfeffer ist so gut wie ganz zu Grunde gegangen. Ferner wird zu Tanara in nicht unbeträchtlicher Menge Siamgewonnen und die Bänder liefern viele vorzüglich Holzarten, wiewohl ihnen der Distelholz fehlt. Es finden sich auch an verschiedenen Stellen die scharfen Vogelnester. Die Bevölkerung von B. bestand 1879 aus 321 Europäern, 746974 Eingeborenen, 1609 Chinesen, 6 Arabern und 2 anderen asiatischen Fremdlingen. Die Eingeborenen, die wohl gebauert, kräftiger, nicht unschöner Menschenstamm, treiben Acker, namentlich Reisbau, betreiben Fischfang, Küstenschiffahrt und beträchtlichen Handel, besonders mit Batavia. Auch das Brennen von Kalk, sowie die Bereitung von Zementsteinen, Manersteinen und Dachziegeln beschäftigt viele. Die Eingeborenen gehören dem sog. Sundawaldstamme an, der sich von den eigentlichen Javanen in der Osthälfte der Insel durch Sprache und Sitten wesentlich unterscheidet. Sie sind unabhängig

als die letzten und dulden die Herrschaft der Holländer nur ungern; daher häufige Aufstände in die neueste Zeit. Hauptort und Sitz des Königs ist Serang, in der Volkssprache auch *Sanrang*, an der schönsten, sich von Auser demengi über die ganze Insel erstreckenden Küste gelegen. Andere nennenswerte Orte sind Bantam und Bantam, an der Bai von B., am Fuß des frühern Reichs B. und im 16. und 17. Jahrh. als Handelsplatz, besonders für den Pfeffer, berühmt, jetzt aber nur ein ganz unbedeutender, beschauer, äußerst ungeeigneter Ort.

Bantam entstand auf den Trümmern des Reichs der Einföhrung des Islam im westl. 1480 zu Grunde gegangenen Hindureichs Majapahit. Es gelangte sehr bald zur Blüte und wurde im 16. Jahrh. die Hauptstadt des südl. Theils von Sumatra sowie auch auf Java von Borneo aus. Mit B. schlossen sich die Portugiesen von Malakka aus 1522 durch einen Vertrag, später (1596) die Holländer unter Jan Pieterszoon Coen und 1602 die Engländer unter John Hamaker Handelsverträge. Beide letzteren räumten dasselbst Handelsfactoren auf; die Engländer behandelte bis 1683, die der Holländer 1690 geordnet, wurde 1610 durch ihren Generalkonsul, Pieter Booth, nach Jacatra, im Königreich von B., verlegt. Diese Niederlassung erhielt 1619 den Namen Batavia. Die Sultane von B. kamen immer mehr in den Einfluss der Niederländer, wurden von ihnen abhängig und endlich deren Vasallen, bis 1813 das Reich B. zu bestehen aufhörte. Der Sultan von B. starb 1843 als Pensionär der holländ. Regierung zu Sourabaya.

Banteng (Bos Banteng), wilde Ochsenart auf Java, siehe, s. unter Ochse.

Banteng, im Altertum Stadt in Apulien, jetzt Banteng in Bengi. Die Bantengische Tafel (Tabula Banteng), das Stadtrecht von B., enthaltend, das älteste Denkmal in ostlicher Sprache. Banteng wird, nach dem Engländer William Jones, eine gegen die Zettelsucht gerichtete Kur genannt, welche die mannigfachen Beschwerden, welche die übermäßige Zettelbildung verursacht, zu beseitigen sucht, das aus der Nahrung, jüder, und stärkehaltigen Speise bestehend bekannt wird. Bei der Bantengkur erhält der Patient vorzugsweise Fleisch, das aus nur wenig Brot oder Zwieback, etwas grünes Gemüse oder Kompott, verdaut, Reis, Kartoffeln, Milch, Jüder, und Getreide, ebenso Bier, Portwein und Wein, während gewöhnlicher Wein, namentlich, gestattet ist. Es ist keinem Zweifel unterworfen, dass die B. im allgemeinen auf richtige Ernährungsweise sich stützt, wie sie sich denn auch schon als wirksam erwiesen hat. Das Bantengkur ist nämlich nach Liebig's Unter- suchung vorzugsweise theils aus den Fetten der Getreide, theils aus den stärkehaltigen und zuckerhaltigen Nahrungsmitteln besteht. Nichts desto weniger ist es niemandem heil in der B. suchen zu wollen, ohne zuvor über seinen Lebenszustand nachzudenken und beschwerten Personen kann ein plötzlicher Wechsel der Diät geradezu gefährlich werden. Die Bantengkur ist eine übertriebene Anwendung der Bantengkur, also die strengste Ausschließung von

allem Jüder, Stärke, und Fetthaltigen aus der Nahrung, durchaus zu widerrathen, da jene Substanzen, in mäßigen Mengen zugeführt, ebenso notwendige Nahrungsmittel für den Menschen sind wie die das Fleisch vorzugsweise zusammensetzenden Eiweißkörper. Wohl aber kann es jedem, der zur Zettelbildung eine Neigung hat, nur nützlich sein, wenn er sich in dem Gemisch jener »Zettelbildner« eine weisse Beschränkung auferlegt. J. Vogel schlägt folgende Modification der B. vor: als Frühstück Kaffee ohne Milch und Jüder mit wenig trockenem, geröstetem Brot oder Zwieback; als zweites Frühstück ein paar weiche Eier oder etwas kaltes Fleisch, auch roher, magerer Schinken mit etwas Thee oder leichtem Wein; als Mittagessen dünne Fleischbrühsuppe, mageres Fleisch gebraten oder gebacken, leichtes Gemüse oder Kompott, einige Kartoffeln und etwas Brot; nachmittags schwarzer Kaffee; abends Fleischbrühsuppe oder Thee mit kaltem Fleisch, magerem Schinken, weichen Eiern, Salat und etwas Brot. Der Erfinder der B. ist nicht Banteng selbst, sondern dieser, ein Kaufmann in Kensington, hat sie nur auf den Rat seines Arztes, des Dr. William Harvey (gest. Januar 1877 in London), mit großem Erfolge an sich erprobt. Bestrebt, seinen Lebensgefahrten hilfreich zu sein, hat dann Banteng die Kurmethode in einem offenen Briefe (»Letter on corpulence, addressed to the public«, Lond. 1864) näher beschrieben. Dieser Brief erlebte in kurzer Zeit mehrere Auflagen und machte den Namen Bantings und die B. schnell berühmt. Eine neue Kurmethode ist die B. übrigens keineswegs; denn da sie sich auf längst bewährte physiol. Prinzipien stützt, so ist ein ähnliches diätetisches Verfahren schon längst von vielen Ärzten befolgt worden. Vgl. Vogel, »Korpulenz. Ihre Ursachen, Verhütung und Heilung« (18. Aufl., Lpz. 1881), worin sich zugleich eine Uebersetzung des offenen Briefes Bantings findet.

Bantuvölker, ein Gesamtname, unter welchem die neuere Ethnologie und Sprachwissenschaft alle diejenigen Völker zusammenfasst, welche Südasien von den Sigen der Hottentotten bis hinauf zum Äquator und über denselben bewohnen. Sie gehören sämtlich zur sog. Kafirrasse und bilden ethnologisch-linguistisch eine Einheit. Der Name Bantu selbst ist dem in allen hierher gehörigen Sprachen wiederkehrenden Ausdrücke für »Volk« entnommen, der im Singular *omu-utu*, »Mensch«, im Plural *aba-utu*, »Menschen, Volk«, lautet. Sämtliche hierher gehörenden Sprachen hängen untereinander so innig zusammen, dass sie als Tochter einer jetzt nicht mehr existierenden, in ihnen aufgegangenen Ursprache gelten müssen. Ihr wesentlichstes Merkmal ist die sog. Präfixbildung. Sie bilden die fertigen Sprachformen, welche wir durch Suffixe herstellen, stets durch Präfixe. Nach ihren Traditionen sind die B. von Nordosten nach Südasien eingewandert. Man teilt die B. nach den von ihnen gesprochenen Sprachen in drei Abteilungen, nämlich eine östliche, eine westliche und eine mittlere. In die östl. Abteilung fallen die Kafirstämmen, unter denen namentlich der Erobererstamm der Zulu in neuerer Zeit berühmt geworden ist, und alle jene Völker, welche längs der Küste und im Innern bis gegen Zanzibar sich hinziehen, wie die Suahili, Manika, Wamamba u. a. Die mittlere Abteilung umfasst die Betschuana (Bosuto, Barolong, Bahlapi u. a.) mit andern kleinen Völkern, wie Amatonga, Mahlonga. In die westl. Abteilung fallen die Bewohner der Westküste Südasien's von den

Baphia, Pflanzengattung aus der Familie Leguminosae, die nur wenige im tropischen und in Madagaskar einheimische Arten hat. Es sind Bäume oder Sträucher mit oder gelben, meist in endständige Trauben an Blüten. Die wichtigste Art ist die vorzugsweise in Sierra Leone vorkommende *B. nitida*, die liefert ein rotes Harzholz, das unter dem Namen Camboholz, Camwood, bekannt ist und sowohl in der Färberei als der Kunsttischlerei Verwendung findet.

Bomet oder **Bassometti**, auch **Figura et**, ist der, wie es scheint, labballistische in der Beziehung noch nicht sicher erklärten Sonnentempelherren (s. d.), welches man schon sehr früher Zeit, aber augenscheinlich ohne Grund, für eine Entstellung des Namens gehalten hat, weil man die Mitglieder aus einer Hinnegung zum Islam beschuldete es lautlich unmöglich ist, daß Mahomed gesehen kann, und da es historisch ganz unmöglich ist, daß die Tempelherren das Bild eines Propheten jemals zum Gegenstande religiöser Verehrung gemacht haben, so muß von einer ihm beider Namen völlig abgehen werden. Jos. von Hamers Ansicht (in dessen „Mysterium Baphometi revelatum“ in den „Gruben des Orients“, Bd. 6) waren die in den Antiquitäten-Sammlungen sich findenden die heiler Art von Stein, mannweiblich mit einem oder zwei Gesichtern, übrigens von der Bildung, größtentheils mit Schlangen, und Rond und andern Attributen und mit röm. Inschriften umgeben; nach der Auslage des Bildes waren es metallene Köpfe oder platten umwundene weibliche Bilder mit ägyptischen Gesichtern und Sternensymbolen. Die B. soll demnach soviel als Feuertauferische Täufer (vom *βαπτισ*, Täufer, und *πῦρ*, Feuer) bedeuten. Andere glauben, man habe dem geformte Hakenkapsel, welche die T. gekleid hätten, für den B. ausgegeben. Die Erklärung des Wortes anlangt, so ist die B. (in der „Zeitschrift für histor. Theol.“ 1855) aufgestellte Vermutung die wahrste, daß das Wort das Produkt einer zum keinen Sinnes unternehmenen willkürlichen Verflechtung, d. h. daß der Ausdruck gar kein wirkliches Wort der Sprache, sondern durch das labballistische Verfahren des Bildes labballistisches Kunstwort sei und Kosmopoliten-Gruppe dphmti, wenn man sie auch die durch hebr. *maptoah* bet jehova sein, da die Abkürzung für *bet* und *j* Abkürzung jehova sei. Die B. ist a, o, e, enthielt die Vokale von jehova nur in umgekehrter Ordnung, so daß der Sinn des Wortes wäre: *ich bin Gottes jehova*.

Baphia, eine von Bentenat benannte Pflanzengattung aus der Familie der Schmetterlingsblühtigen Arten in Nordamerika wachsend. Es sind Stauden mit dreijährigen, selten einjährigen, in den Blattwinkeln oder in endständigen Trauben gestellten und aufblasenden, kurzgestielten, mehrfachen Blüten. Eine Art, *B. australis* Rob. Br., nennt man *Podalyria* gerechnet, mit fahlen, in Stielen, dreijährigen Blättern und laubigen großen, blauen Blüten, ist eine der

liebte Pflanze der Gärten, die gleich andern, ebenfalls im Freien ausdauernden Arten durch Zerteilung der Wurzelstöcke vermehrt werden kann. In den Blättern und Stielen der in Nordamerika häufigen *B. tinctoria* Rob. Br. findet sich ein blauer Farbstoff, aus dem eine Art Indigo bereitet wird.

Baptisma (griech.), Täufer; baptisieren, taufen.

Baptisten, d. h. Täufer (vom griech. *βαπτίζω*, taufen), nennt sich eine vielverzweigte christl. Sekte, welche die in den großen christl. Kirchengemeinschaften übliche Taufe als ungültig verwirft und, im Gegensatz zu jenen, allein die wahre schriftgemäße Taufe zu haben behauptet. Mit den deutschen Wiedertäufern (s. d.) der Reformationszeit stehen sie ebenso wenig wie mit den Mennoniten oder Taufgesinnten (s. d.) in Zusammenhang, obwohl sich eine innere Verwandtschaft mit den letztern nicht verkennen läßt und namentlich in der neuesten Entwicklung des Baptismus immer mehr hervortritt.

Eine allgemeine Charakteristik des Baptismus ist bei dem unaussprechlichen Aussehen immer neuer Gestalten desselben schwierig, ja fast unmöglich. Die Verwerfung der Kindertaufe, als nicht begründet in heiliger Schrift, ist nichts den B. Eigentümliches. Die Forderung, die Taufe nicht durch Besprengung, sondern durch Untertauchen in fließendes Wasser zu vollziehen, war wenigstens nicht von vornherein allen baptistischen Parteien gemeinsam und wird noch jetzt von einem Teile der amerikanischen B. nicht anerkannt. Die Gewohnheit, solche, die zu der Sekte übertreten, noch einmal zu taufen, scheint dagegen bei allen B. (im Unterschiede von den Mennoniten) sich vorzufinden, daher sie nach kirchlicher Anschauung allerdings wirkliche Wiedertäufer sind, obwohl sie ebenso wie die Wiedertäufer der Reformationszeit diesen Namen von sich ablehnen und alle, die nicht nach ihrem Ritus getauft sind, überhaupt als Untertaufte betrachten. Zur leichtern Übersicht kann man den alten und den neuen Baptismus unterscheiden. Der erstere hat seinen Ursprung in England genommen und behauptet, in ununterbrochener Tradition die von der alten brit. Kirche und nachmals bis auf Willkür im geheimen fortgepflanzten Grundsätze der apostolischen Zeit bewahrt zu haben. Geschichtlich nachweisbar sind jedoch die Anfänge des engl. Baptismus erst seit 1618. Derselbe ist als eine vorgeschrittene Reformpartei aus den engl. Puritanen und Independents hervorgegangen. Er teilt mit den übrigen Denominationen des engl. Protestantismus das vorherrschend reformierte Gepräge und bildet nur das der engl. Orthodorie überhaupt eigentümliche starre Festhalten des Bibelsbuchstaben, namentlich auch die Vermischung der Unterschiede zwischen Altem und Neuem Testament, bis zum Extrem aus. Einzelne aus dem Zusammenhange gerissene, meist mißverständliche Bibelstellen werden in einseitiger Weise in den Vordergrund des religiösen Bewusstseins gehoben und zu immer neuen Sekten-gestalten benutzt.

Im Zusammenhange damit steht die Geringschätzung der theol. Wissenschaft und der neuerdings immer entschiedener hervortretende pietistische Widerwille gegen jede seit der äußeren Glaubensnorm als eine Beeinträchtigung des allgemeinen Priestertums und der freien Schriftforschung aller Gläubigen. Infolge dieses, allen Formen des Baptismus

gemeinsamen religiösen Subjectivismus, der am Bibelbuchstaben nur eine scheinbare Schranke seiner Willkür findet, ist Lehre und Sitte der B. fortwährend im Fluße begriffen, und namentlich in dem an religiösen Absonderlichkeiten überreichen Amerika kommen fast jedes Jahr neue baptistische Sektengestalten zum Vorschein. Die erste baptistische Gemeinde in England wurde 1639 gegründet. Schon sechs Jahre später verpflanzte Roger Williams den Baptismus nach Amerika und stiftete dort den kleinen Staat Rhode-Island, der von Haus aus baptistisch gestaltet wurde. In England nach vorübergehender Duldung durch Cromwell als eifrige Revolutionäre verfolgt, wurden sie erst unter Wilhelm III. zugleich mit den übrigen Dissenters in die Toleranzliste von 1689 mit einbegriffen. Sie genießen seitdem gleiche Rechte mit den Kongregationalisten und Presbyterianern. Nach offiziellen Angaben besaßen 1872 die englischen B. 2612 Kirchen und 243396 Mitglieder. In Amerika blieb sie lange Zeit hindurch fast nur aus Rhode-Island beschränkt und zählte noch 1707 erst 17 Gemeinden. Seit dem Unabhängigkeitskriege, an dem sie mit besonderer Eifer sich beteiligten, erfolgten massenhafte Übertritte in ihrer Gemeinschaft, so daß sie jetzt nächst den Methodisten die zahlreichste prot. Denomination in Nordamerika bilden.

Die innere Entwicklung des Baptismus spiegelt die verschiedenen in der episcopalen und presbyterianischen Kirche Englands hervorgetretenen Richtungen in der Form von ebenso viel selbständigen baptistischen Sekten ab. Die beiden Hauptparteien, welche bis in die Ursprünge des engl. Baptismus hinaufreichen, sind die Particular-Baptists und die General-Baptists (Universal-Baptists oder Free-Will-Baptists, auch arminianische B. genannt), von denen die erstern an der calvin. Prädestinationslehre festhalten, die letztern dieselbe ebenso wie die Arminianer (s. d.) verwerfen. Erstere sind bei weitem die zahlreicheren. In England bilden sie 12—1300, in Amerika an 8000 Gemeinden, während die Free-Will-Baptists in England nur 120, in Amerika gegen 1100 Gemeinden zählen sollen. Unter den Free-Will-Baptists haben ebenso wie unter den Arminianern liberale theol. Meinungen Eingang gefunden, und die Unitarier (s. d.) pflegen dieselben den Anhängern ihrer Grundsätze zuzuwählen; auch die Abneigung gegen die wissenschaftliche Theologie ist bei den Universalbaptisten längst überwunden. Dafür trennte sich aber 1770 der orthodoxe Teil und bildete als General-Baptists New-Connexion eine selbständige Kirchengemeinschaft mit einem eigenen, 1798 gegründeten theol. Seminar (Evangelical academy), jetzt zu Longborough. Auch die Particularbaptisten haben jetzt viel von der alten Schroffheit ausgegeben und besitzen blühende theol. Schulen und einige namhafte Gelehrte. Früher verwarfen diese B. jede Beteiligung an Staatsämtern und Kriegsdiensten, doch sind sie längst davon zurückgekommen; auch in ihren gottesdienstlichen Einrichtungen unterscheiden sie sich seit der Einführung des Kirchengesangs in nichts von den Presbyterianern. Dafür haben aber nach und nach eine ganze Menge kleiner Partien sich abgespalten, in welchen die ganze Schroffheit des altbaptistischen Buchstabenwesens zum Ausdruck kommt. Dabin gehören die Sabbatarier oder Seventh-Day-Baptists, 1731 von Franz Bauphield gestiftet, welche statt des

Sonntags den Sonnabend feiern, und die 1708 in Deutschland (Schwarzenau) gestifteten, seit 1715 nach Pennsylvanien übergesiedelten Tunkers, welche nur das Untertauchen der Täuflinge in einen Fluß oder Teich für christgemäß halten und daher selbst die an Erwachsenen vollzogene Taufe, wenn sie nur durch Beisprenzung erfolgte, wiederholen. Namentlich die letztere Partei, welche in Nordamerika über 50 Gemeinden zählt und sich für Ausbreitung ihrer Grundsätze sehr eifrig zeigt, hat die geistesbeirrante Bibliolatrie, verbunden mit pietistischer Selbstsucht, aufs äußerste getrieben. Dem Bibelbuchstaben gehorham, ziehen sie in apostolischer Tracht, in groben Röden ohne Knöpfe, umher und fordern von den «Vollkommenen» die Enthaltung von allen «unelbigen» Genüssen oder Beschäftigungen. Nach der Taufe und dem Abendmahle, das sie nicht als Abschluß ihrer Liebesinnahme feiern, betrachten sie die Zukunftsung, die letzte Ölung und den Brauttag als Sacramente. Die Anhänger des Tunkers rekrutieren sich fast nur aus den ungebildeten Klassen. Den Tunkers nahe verwandt sind die Weidenrenerianer (nach ihrem Stifter Weinremer genannt) oder Church of God und die Beggeliaser (von Konrad Beggel, einem Deutschen, 1741 gestiftet), welche ebenfalls den Sabbat feiern, wo an «Vollkommenen» die Gelofigkeit fordert auf u. Neu-Ephrata am Fluße Coalsdio ein großes Bedenkhaus errichtet haben. Ferner sind zu nennen die Harb-Spell-Baptists oder last Mission-Baptists, eine Fraktion der Particularbaptisten, welche alle kirchlichen Zeremonien, Traktatgesellschaften u. s. w. verwerfen, weil der dem göttlichen Ratsschlusse mit menschlichen Gesetzen vorgehen heiße; die Seed-Baptists (Seedbaptisten) oder Snake-Baptists (Schlangentauflisten), welche die Nichtprädestinierten für Kinder des Teufels und der Eva halten, und die zu einem Wälfertnachts Albrecht 1803 gestifteten Junipers (Springer), eine Mischung von B. und Methodisten, welche ihren Namen von den heiligen Judungen der methodistischen Wiedergeburt haben und sich ihrer vollkommenen Sündlosigkeit rühmen. Wiederum beruhen andere Partien den Bibeldoktrinen, um sich das Joch der reformierten Orthodoxie möglichst zu erleichtern. So die Reformed-Baptists oder «Jünger Christi» (Disciples), nach ihrem Stifter auch Campbelliten genannt, welche nicht als Glaubensvorschrift anerkennen, worin sich ein ausdrückliches «So spricht der Herr» anfindet, und statt dessen Bekenntnisse nur zu Lasten fordern zur Sündenvergebung und Wiedergeburt. Ferner die sehr zahlreichen, aus B. und Presbyterianern hervorgegangenen «Christen» (Christians), welche die Lehren von der Dräunigkeit, Hölle und Teufel, die Pest- und Sonntagsschrifttwirg verwerfen, weder in der Taufe noch in der Ehe eine göttliche Anordnung sehen und allen Gemeindegliedern das Predigen gestatten. Endlich die Six-Principles-Baptists, welche in Glaubensbekenntnis in den Febr. 6, 1. 2. 3. 4. 5. 6. sechs Punkten ausgesprochen finden.

Die Gesamtzahl der amerikanischen B. betrug 1. Juni 1870 rund 4 Mill.; doch sind in diese Zahl wohl alle mit eingerechnet, die sich, auch ohne formale Gemeindeglieder zu sein, zu den baptistischen Gottesdiensten halten. Wirkliche Gemeindeglieder waren 1872 nach dem «National Baptists» etwa 1 1/2 Mill. Die Zahl der «Associations» betrug um

neue Zeit 820, die der Kirchen 18397, die der
 werten Geschlichen 12013. Die Kirchenverfah-
 ren ist bei allen die langregionalistische oder in-
 der, nach welcher jede Einzelgemeinde
 souverän ist und nur zu freien Ver-
 bindungen mit den andern, dem Bunde angehörigen
 und zeitweilig die Bundesversammlungen
 als Gegengewicht gegen die allem In-
 teresse eigene Richtung auf fortwährende
 Missionierung wurde schon 1818 in England
 Baptisten-Union gegründet, um alle Partikular-
 baptisten, welche sich zu den gewöhnlich
 bekennen, Glaubensartikeln bekennen,
 brüderlichen Verkehr und zu ge-
 meinsamer Arbeit an der Förderung des Reichs
 zu vereinigen. Eine ähnliche, nur noch um-
 fassendere hat die hauptsächlich unter bap-
 tisten entstandene Evangelical-Alliance,
 auf Grund von neun Artikeln die „Kinder
 aller evang. Denominationen umfassen will
 und sich auch über Deutschland, Frank-
 reich, die Schweiz und die Niederlande aus-
 dehnt. Mit Ausnahme der kleinen, bereits
 in Aktion haben die engl. und amerika-
 nischen in Unterdrückung des Sklavenhandels,
 in innerer Mission, Bibelverbreitung u. s. w.
 eine besonders regen Eifer an den Tag
 und selbst unter den Genossen einer und der-
 selben Denomination bilden diese christl. Liebeswerke
 die wichtigsten Hilfsmittel. In dem Maße, als in
 den letzten Jahren auf die persönliche Gläubigkeit
 die „Kindschaft bei Gott“ Gewicht gelegt
 hat, hat die kirchliche Engbergigkeit des Alters
 gemindert, und namentlich unter dem
 Namen der „offenen“, eines der angesehensten Par-
 tisanen, hat neuerdings die Abendmahl-
 scheidung mit gläubigen Gliedern anderer Kir-
 chen (open communion) bei einem
 Theile der B. Eingang gefunden. Freilich ist
 die Communion einer der Hauptstreitpunkte
 zwischen dem ältern anglo-amerik. Baptismus und
 dem von Deutschland ausgegangenen
 Baptismus, welche auf der geschlossenen Abend-
 mahlstheorie (closed communion) bestehen,
 die durch die baptistische Tauspraxis
 Weltlicher durch das Abendmahl
 der Heiligen hineinkommen.
 Die evangelische Richtung ist überhaupt sehr
 von dem ältern Baptismus zu unterschei-
 den, ein Kind der jüngsten Vergangenheit
 und aus der kirchlichen Reaktionsstim-
 mung hervorgegangen. Ihre
 in Deutschland, und zwar fast mehr noch
 als als reformierte, namentlich aber
 durch pietistisch erregten Gegenden West-
 preussens und einzelne Striche von
 Ostpreussen, Pommern, Schlesien und Ost.
 Die erste Baptistenmission in Deutsch-
 land 1834 vom Kaufmann Onden in Ham-
 burg, der sich mit einigen ihm verbunde-
 nen von der Berwerflichkeit der Kin-
 dererregung hatte und von einem zufällig
 gekommenen amerikanischen B. die
 Mission. Aber erst seit dem J. 1851 begann
 sich weiter zu verbreiten. Altkath.
 und pietistische Konventikel,
 zu Elberfeld gegründete Brüdervereine,
 aus denen neue baptistische Gemeinlein
 wuchs durch ihre unermüdeten thätigen

„Missionare“ neue Anhänger um sich scharten. Ein-
 zelne Geistliche der Landeskirche traten zu ihnen über.
 Vornehmlich fanden sie jedoch Anklang unter den
 niedern Volksklassen. Die meisten deutschen Bap-
 tistenmissionare sind Handwerker, welche traktat
 des allgemeinen Priesterthums predigen, taufen und das
 Abendmahl reichen und durch Bibel- und Traktat-
 verteilung, Sänglingsvereine, Sonntagsschulen und
 erbauliches Bibellezen unter dem religiös erregbaren
 Theile ihrer Standesgenossen zahlreiche Anhänger
 werben. Der Grundzug dieses deutschen Baptis-
 mus ist der Gegensatz gegen die „Erbskirche“ oder
 „Allerweltskirche“, in welcher Wiedergeborene und
 Unwiedergeborene unterschiedslos durcheinander-
 gewürfelt sind, gegen die vollständig privilegierte
 Staatskirche, welche von ihnen als Babel bezeichnet
 wird. Dafür wollen sie die sichtbare Gemeinde der
 Heiligen bilden, in welche nur Gläubige oder „Kin-
 der Gottes“ aufgenommen werden. Aus diesem
 Grunde vornehmlich verwerfen sie die Kindertaufe
 und taufen keinen, von dessen persönlicher Gläubi-
 gkeit sie sich nicht durch sorgfältige Prüfung über-
 zeugt haben. Obwohl sie nicht leugnen, daß auch
 außerhalb ihres Bundes Gläubige anzutreffen seien,
 so betrachten sie doch sich selbst als das auserwählte
 Volk Gottes, als die auch leiblich sichtbare Gottes-
 gemeinde. Für eine ihrer Hauptaufgaben halten sie
 es daher, die Landeskirchen von allen gläubigen
 Gliedern nach und nach zu entleeren, damit jene
 dann völlig als Werk des Teufels offenbar werden.
 Schon ihr offizieller Name Gemeinde der ge-
 taufsten Christen und die Unterscheidung zwischen
 „Christen“ und „Welt“ oder gar zwischen Christen
 und Gottlosen, womit sie ihren Gegensatz zur Staats-
 kirche andeuten wollen, beweist, daß der Mittelpunkt
 dieses Neubaptismus nicht die Taufe, sondern der
 pietistisch-individualistische Kirchenbegriff ist.

In den Reaktionsjahren schritt namentlich in
 lutherischen Ländern die von der den B. gegenüber
 geistig wehrlosen protestantischen Orthodoxie ange-
 stachelte Staatsgewalt mit Verfolgungsmaßregeln
 gegen sie ein. In Mecklenburg wurden sie mit Geld-
 strafen belegt, im Gefängnis geworfen und mit
 Gensdarmen über die Grenze gebracht, in Schaum-
 burg-Lippe die Teilnahme an baptistischen Versam-
 mlungen mit einem bis zwei Monaten, geistliche Amt-
 handlungen mit sechs Monaten Kerker bestraft.
 Ähnliches geschah in Preußen, Kurhessen und Nassau.
 Während von allen Seiten Nachrichten einliefen von
 nächtlichen Fluchttaufen bei Mondenschein, von Laien-
 predigten und Abendmahlsfeiern, bei welchen die
 Teilnehmer sich gegenseitig das Sakrament reichten,
 ließen die Behörden die baptistischen Versammlungen
 schließen und auseinanderjagen, baptistischen Ältern
 ihre Kinder gewaltsam entreißen und zum Tauf-
 betten tragen. Seit 1854 nahm sich die Evangelische
 Allianz der Segualten an und erwirkte von König
 Friedrich Wilhelm IV. die Zusage milderer Behand-
 lung. Wirkliche Duldung wurde ihnen aber in Preu-
 ßen erst seit der Regentschaft (1858) zuteil, und selb-
 dem schlug man auch ansonsten ein milderes Ver-
 fahren ein. Trotz aller Verfolgungen durch die
 Staatsgewalt hatte indes der Anhang der Täufer
 immer mehr zugenommen. Die Anzahl der B.
 wurde 1854 auf ungefähr 5000 angegeben, sechs
 Jahre später schon auf nahe an 8000. Im J.
 1862 zählten sie 47 Gemeinden in Deutschland;
 im ganzen etwa 760 „Stationen“ auf dem europ.
 Kontinent.

In Deutschland sind, außer in Westfalen und dem Wuppertal, Hamburg, Schleswig, Berlin, Remei, Lillit, Hildesheim, Gimbde, Warburg die wichtigsten Missionsplätze. Hauptmittelpunkt ist noch immer die hamburger Gemeinde. In Hamburg versammelt sich auch alle drei Jahre die Bundeskonferenz der deutschen Vereinigung. Sie zerfällt wieder in vier kleinere Kreise, die preuß. Vereinigung, die nordwestliche, mitteldeutsche und süddeutsche. Die von dem Prediger Lehmann (gest. 1882) begründete berliner Gemeinde trägt mehr den ältern anglo-amerik. Charakter. In Westfalen und dem Wuppertale hat der Baptismus dagegen besonders durch Köbner in Elberfeld, Naupfenbusch und Klingsdorf ein ziemlich ausgeprägtes schwärmerisches Gepräge erhalten. Mit der süddeutschen Vereinigung stehen die schwäbischen B. in Verbindung, deren Mittelpunkt, wie zu Zwimalis Zeiten, Jülich ist. Dagegen wird die Mission in Dänemark und Schweden von Hamburg aus geleitet. In Schweden rekrutiert sich der Baptismus besonders aus den schon seit 1850 aus der Landeskirche massenhaft ausgestretenen Läsaren (s. d.). Daß die baptistische Propaganda in Deutschland und Skandinavien fortwährend an Boden gewinnt, zeigen namentlich ihre Fortschritte im Königreich Preußen; hier zählte man 1861 erst 5452 Anhänger der Sekte; 1875 betrug ihre Zahl über 12000 in 47 Gemeinden. Davon kommen fast 6000 auf die Provinz Preußen, 2000 auf Brandenburg, die übrigen auf Pommern, Schlesien und die Rheinprovinz. Mit dem engl. und amerik. Baptismus steht der deutsche, trotz der ursprünglich verschiedenen Grundstimmung, in engem Verkehr, und namentlich jenseit des Ozeans hat letzterer den Charakter einer schwärmerisch-reformatorischen Richtung innerhalb der ältern baptistischen Gemeinschaften angenommen, denen er den Vorrang macht, daß sie den Bund mit Gott vielfach nicht innegehalten und die Weltlichkeit wieder eingeführt hätten in die Gemeinde der Heiligen. Umgekehrt scheint aber auch der engl. und amerik. Einfluß hier und da auf die deutschen B. ermäßigend einzuwirken. Mit den Mennoniten, welche «alle besprengen», wollen die B., und zumal die deutschen, nichts zu schaffen haben: sie gehören ihnen gar nicht zu dem getauften Gottesvolk, sondern haben es ebenso wie die Lutheraner und Reformierten nur zu einer «babelhaften» Allernweltskirche gebracht.

Aus der Litteratur über die B. sind hervorzuheben: Choddy, «History of the English Baptists» (4 Bde., Lond. 1738—40); Badus, «The history of the English-American Baptists» (2 Bde., Boston 1777); Triney, «History of the English Baptists» (Lond. 1811); Cox u. Hobg, «The Baptists in America» (Newport 1836); Eramp, «Geschichte des Baptismus» (deutsch von Walmer-Hind, Hamb. 1873).

Baptisterium oder Taufhaus heißt seit dem 4. Jahrh. ein Gebäude, in welchem der Taufsatz vollzogen wurde. Vor der Zeit Konstantins gab es keine eigenen Taufhäuser; man taufte in Flüssen, Bächen und Quellen. Die Baptisterien waren ursprünglich getrennt von den Kirchen, doch mit diesen meist durch einen bedeckten Gang verbunden. Anfänglich fanden sie sich, da nur die Bischöfe taufen durften, nur bei den Kathedralen. Gewöhnlich war ihre Grundform rund oder achteckig, wie auch die namentlich in Italien noch erhaltenen Bauwerke dieser Art (zu Parma, Pisa, Ravenna, Florenz u. s. w.) beweisen. In der Mitte der regelmäßig Johannes dem Täufer ge-

widmeten Taufhäuser befand sich das Baptis an dessen Stelle seit dem 9. Jahrh. der Thron trat. Die Baptisterien waren sehr umfänglich wegen der seltenen Taufzeiten (anfangs in Ostern und Pfingsten) eine Menge Tauffling sammelten. Im 18. Jahrh. erhielten alle schon das Taufrecht. Seitdem wurde der Thron in den Eingang der Kirche und endlich in die selbst verlegt.

Bar. (auch Bart. und Bt.), Abkürzung für **Bar** (syr. und chald.), der Sohn, entspr. dem hebr. Ben.

Bar bezeichnet zunächst das Metallgeld, Bargetz, dann herkömmlich die Erfüllung einer Zahlungsverbindlichkeit bei Übernahme des Kaufgegenstandes, bei Barungen von auswärts die Zahlungseinführung nach Empfang der Rechnung, und zwar ursprünglich durch Gewährung von B. An die Stelle der letztern kann aber auch B. geld treten, und selbst wenn die Abgabe Wechseln oder Anweisungen erfolgt, denn wer die Forderung tilgt, wird gewöhnlich in Bindungbarer Zahlung als erfüllt dem Gleichbedeutend mit «bar» im zweiten Satz «Zug um Zug», sowie «per Casus», dem «contante», welche letztere Bezeichnung aber erstlich an vielen Orten eine modifizierte Bedeutung genommen hat. Der Kauf gegen Bar (syr. fortige Zahlung) oder Barverkauf wird auch Barverkauf genannt. (s. Art. B.)

Bar hieß in der Dichtkunst der Rhetor.

Bar (in der Gerichtssprache), s. Parre.

Bar, Stadt im Kreise Mohilew des russ. vormaligen Podolien, am Dnepr, einem Nebenfluß des Bug, zählt 7789 E., worunter über 400 den, hat eine latth. und drei griech. Kirchen Synagoge, ein jüd. Bethaus, vier Pfarren, zwei Elsenriegelrien und hält seit Jahrzehnten Die Stadt hieß ursprünglich Row und wurde von den Tataren zerstört, im 16. Jahrh. ab einem Schlosse von Sigismund I. von Pol. Ehren seiner zu Bari in Apulien geborene mahlin Dona Sforza (gest. 1558), neu aus und B. benannt. Die Kosaken eroberten 1648 und 1651, die Türken 1672, doch 1699 Polen 1699 zurück. Besonders bekannt ist worden durch die sog. Barer Konföderation eine Verbindung, die hier ein Teil des poln. einging, um die Vorrechte des Adels zu behaupten sowie dem russ. Einflusse, in welchem der Stanislaus August befangen war, und die Dissidenten gewährten Religionsfreiheit zu zutreten. Der Gedanke zu dieser Verbindung sprang dem Bischof von Kamieniec, Adam Sinski, und der Starost Joseph Pulawski in ins Werk. Acht Oberleute unterschrieben die Konföderationsakte 29. Febr. 1768; bald fanden sich reiche Teilnehmer in ganz Polen und es entstand ein allgemeiner Bürgerkrieg. Die Konföderation kämpften mit abwechselnder Glücke mit dem poln. Senat gegen die «Rebellen» heranzogen Russen, und als diese unter Apraxin 28. Mai B. erstickten, zogen die Konföderierten aus Gebiet. Anfangs begünstigte sie der Papst, so franz. Minister Choiseul sandte zur Unterstützung des Heeres des General Dumouriez Polen. Zeitweise niedergeworfen, erhob sich Konföderation immer wieder, sie erklärte den.

für abgesetzt und entführte denselben 1771 aus Berlin. Besondere Kräftigung erhielt sie, als die Türken ihr Beistand leisteten und den Russen den Krieg erklärten. Erst als dieser ungünstig für die Türken ausfiel, ward die Konföderation durch die Russen gänzlich unterdrückt. Sie löste sich nach dem aus der Schweiz erlassenen Manifest 1772 auf. Bei der zweiten Teilung Polens (1793) kam es in Ausland.

Bar oder **Antivari** (s. d.), Stadt in Montenegro, zwischen der Westküste von Afrika, s. Barra.

Bar-sur-Aube, Hauptstadt eines Arrondissements im Depart. Aube, am rechten Ufer der Aube und an der Elsbahn (Paris-Nahehausen) in der Champagne gelegen, hat ein Civiltribunal, ein Gymnasium-College und (1876) 4495 (Gemeinde 611) E., die Weinbau, Gerberei, Baumvollweberei, Zimmerei und lebhaften Wein-, Brauereiwesen, Hefe-, Holz-, Woll- und Holzhandel treiben. Im 21. Jan. 1814 lieferten umweit B. die Verbündeten dem Marschall Mortier ein Gefecht, infolge dessen letzter zur Fortsetzung seines Rückzugs gezwungen war. Ein noch bedeutenderes Gefecht fand hier am 2. Febr. 1814 statt. Nachdem die Verbündeten am 2. Febr. von Troyes aus eine rückgängige Bewegung gemacht, sammelte Napoleon seine Hauptmacht bei Arcy, um der schiefen Armee nach der Aube zu folgen und Blücher vereinzelt zu schlagen. Als der Plan Napoleons sichtbar ward und die Gefahr drohte, daß Blücher glänzend die Aube überlassen, während die Verbündeten, ihren Rückzug antraten. Während Napoleon 27. Febr. gegen die Aube ausbrach, ließ Schwarzenberg am 28. Febr. zwischen dem Tag des von MacDonald nach Arcy abgezogen, durch Dubinot befehligte Franzosen angriffen. Nach mehreren hitzigen Gefechten am 28. Febr. am 1. März nach Dubinot weichen, wo MacDonald seine Stellung zu Malepin halten konnte. Hierwohl die Verbündeten ihren Angriff verweigerten, war doch, zum großen Nachtheil Napoleons, hiermit die Offensive wieder eröffnet.

Bar-sur-Ornain oder **Bar-sur-Ornain**, Hauptstadt des franz. Depart. Aube, wie ehemals des Depart. Bar, an dem Marnefluß Ornain und an der Elsbahn (Paris-Strasbourg), liegt 77 km von Nancy. Sie ist an und auf einem Hügel und zerfällt in die ältere Ober- und die neuere Unterstadt. Erstere enthält noch Reste des Schlosses der Herzöge von Lothringen, welches eine Ruine der Vergangenheit. Die Unterstadt, mit vier Kirchen, liegt über den Fluß, ist gut gebaut und geräumig. Ihre Kirchen stammen die St. Antoine aus dem 14. Jahrh., wie die von St. Pierre in der Unterstadt. Sie ist Sitz eines Civil- und eines Handelsgerichts, hat ein Exceum, eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, ein Theater und Statuen der Könige Louis XIV. und Louis XV. in der Gemarkung (1876) 16 643 (Gemeinde 16 728) E., darunter 10 000 E. (Strumpf-, Woll-, Hut- und Lederfabrikation, Zimmereien, Brauereien und große Wein- und Weinereien unterhalten. Auch bereitet man hier ausgezeichnete Konfitüren, die einen Handelsartikel abgeben. In der Nähe befinden sich Eisen- und Glasfabriken. Bei der Stadt baut man die besten Rotweine.

Bar-sur-Seine, Hauptstadt eines Arrondissements im Depart. Aube, am linken Ufer der Seine, in der Nähe einer schönen feineren Brücke führt, und

an der Elsbahn (Paris-Chatillon), hat (1876) 2512 (Gemeinde 2803) E., ein Kommunal-College und eine Ackerbaugesellschaft. Die gewerthätige Stadt unterhält Destillationen, Zückerereien, Gerbereien, Wollzeug-, Drogett- und Papierfabrikation, Weinbau und Gärtnerei und betreibt auch einen lebhaften Handel mit Holz, Hanf, Wolle, Getreide u. s. w., besonders aber mit Wein aus den eigenen Weinbergen. Sie wird schon im 11. Jahrh. genannt.

Bar (Karl Ludw. von), namhafter Jurist, geb. 21. Juli 1836 zu Hannover, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studierte in Göttingen und Berlin 1853—57 die Rechte und war hierauf als Auditor, dann mehrere Jahre als Richter, zuletzt beim Obergericht zu Göttingen beschäftigt. Nachdem er an der dortigen Universität von 1863—66 als Privatdozent Vorlesungen gehalten, folgte er 1866 einem Rufe als ord. Professor des Strafrechts und des Civilprozeßes nach Rostock; 1868 wurde er nach Breslau, 1879 nach Göttingen berufen. B. hat sich in hervorragender Weise an den Vortragsreden für Einführung eines mündlichen Verfahrens in Civil- und Strafsachen beteiligt und in diesem Sinne eine Reihe von Aufsätzen in jurist. Fachzeitschriften veröffentlicht. Von seinen größeren wissenschaftlichen Werken sind zu nennen: «Das internationale Privatrecht und Strafrecht» (Hannov. 1862), «Recht und Beweis im Geschworenengericht» (Hannov. 1865), «Das Beweisurteil des german. Prozeßes» (Hannov. 1866), «Recht und Beweis im Civilprozeß» (Lpz. 1867), «Die Grundlagen des Strafrechts» (Lpz. 1869), «Die Lehre vom Kaufzusammenhange im Rechte» (Lpz. 1871), «Das hannov. Hypothekenrecht nach dem Gesetze von 1864» (Lpz. 1871), «Strafrechtsfälle. Zum akademischen Gebrauch und zum Selbststudium» (Berl. 1876). Von B.s sonstigen Schriften sind hervorzuheben: «Zur Lehre vom Versuch und Teilnahme am Verbrechen» (Hannov. 1859), «Die Redefreiheit der Mitglieder gesetzgebender Versammlungen» (Lpz. 1868), «Geschichte und Reform der deutschen Civiljustiz» (Lpz. 1871), «Zur Frage der Geschworenengerichte und Schöffengerichte» (Berl. 1873), «Das Deutsche Reichsgericht» (Berl. 1878). Für Holtenauer ist «Encyclopädie der Rechtswissenschaft» hat B. die Lehre vom Civilprozeß bearbeitet. Hiervon ist eine mit Rücksicht auf die Reichsjustizgesetze umgearbeitete Ausgabe separat erschienen («Das deutsche Civilprozeßrecht», Lpz. 1880).

Bär (**Ursus**) heißt die typische Gattung einer ziemlich zahlreichen Familie der Raubtiere, der Bären (**Ursida**), deren Gehör sich durch die großen, zuweilen lappig eingelerbten Schneidezähne, die biden, kurzkrönigen, aber langbewurzelten Eckzähne, die kleinen, oft ausfallenden Backenzähne, den schwachen Reißzahn und die stumpfen, höckerigen Backenzähne auszeichnet. Mit Ausnahme der Eisbären sind auch alle Arten mehr oder minder pflanzenfressend. Die meisten B. sind plumpebaute Tiere, mit langhaarigem Pelz, fänsförmigen, mit harten Krallen bewaffneten Füßen, stumper Schnauze und verlängerten, beweglichem Nasenthorpe. Von den meisten übrigen Raubtieren unterscheiden sich die B. und ihre Verwandten dadurch, daß sie mit der ganzen Sohle auftreten, sobald ihre Sohlen und Fußstapfen einige Ähnlichkeit mit denjenigen des Menschen darbieten. Man betrachtet sie deshalb als die typischen Formen der Sohlengänger (**Plantigrada**) und teilt sie in zwei Gruppen, die eigent-

lichen B. oder Großbären (Ursina), mit kurzem Schwanz, meist von beträchtlicher Größe, und die Kleinbären (Subursina), meist kleinere Tiere mit langem Schwanz. Die meisten Arten sind geschlechtlich. Die bekannteste Art unter den Großbären ist der braune oder gemeine B. (*Ursus arctos*, s. Tafel: Bären, Fig. 6) mit sonnenfarbener Stirn, braunem, so lange er jung ist sehr wolligem Pelze, und heimisch in verschiedenen Ländern von Europa und Asien. Seine Nahrung besteht in der Jugend in Vegetabilien, nachher in Fleisch, doch frisst er auch mit Vorliebe Honig. Er wird 1,5–2 m lang und wiegt oft gegen 400 Pfd. Die Bärin wirft in der Regel im Januar zwei Junge, die an Größe etwa einem Eichhorn gleichkommen. Man jagt den B. vorzüglich des Felzes und Fettes wegen; doch ist auch sein Fleisch essbar, ja die Tapan und Schinken gelten als Lederbissen. Jung kann man ihn zu allerlei Künsten abrichten; dem Menschen wird er nur gefährlich, wenn er gestört oder verunmündet ist. Die Bärin wehrt sich mit ausdauerndem Blut für ihre Jungen. Die gelblichgefärbten heißen Honigbären, die silbergrauen Silberbären. Varietäten des braunen B. scheinen der Habelbär in Syrien und der Halsbandbär in Nordasien zu sein. Dagegen ist der Grizzlybär (*U. ferrox*) in den Felsengebirgen Nordamerikas entschieden eine besondere Art, die dem ausgekorkbenden Höhlenbären am nächsten steht, weit größer und stärker als der braune B. ist und den Menschen wie den Bison mit Mut angreift. Der ebenfalls in Nordamerika heimische Barbier (*U. americanus*), mit platter Stirn, schwarzem Pelz und gelber Schnauze, dessen Nahrung meist in Früchten besteht und der ein sehr friedfertiges, gutmütiges Tier ist, wird häufig in Menagerien getrossen. Der schlankste japan. und tibetan. Kragenbär (*U. tibetanus*) mit einem Y-förmigen weißen Fleck kommt ihm am nächsten. Ähnliche weiße Halskragen besitzen die kleinen, wie Affen kletternden südasiat. Sonnenbären (*Heliarctos*). Eigene Gattungen bilden ferner der in Ostindien und Ceylon einheimische Lippenbär (*Prochilus labiatus*, Fig. 4) mit langer, sehr beweglicher, rüsselartiger Schnauze, zottiger Mähne und ungeheuren Sichelkrallen (Ours jongleur der Franzosen), der im Alter leicht die Schmelzbähne verliert und wegen dieses Mangels lange für ein Faultier gehalten wurde, sowie der Eisbär (*Thalassarctos maritimus*, Fig. 5), der längste aller B., mit verlängertem, abgeplattetem Kopf, schlichten, weißem Pelz und heimisch im Norden, wird bis über 2,5 m lang und ist wegen seiner Stärke, zumal wenn ihm Nahrung mangelt, sehr gefährlich. Derselbe nährt sich nur von Fleisch, besonders Robben und Fischen. Der Höhlenbär (*U. spelaeus*), eine untergegangene Bärenart der Vorwelt, die noch größer war als der braune B., ist nur noch aus den Knochen bekannt, die sich von ihm in der Gailenreuther und vielen andern Höhlen Deutschlands finden. Ihm gesellen sich noch andere ausgestorbene Arten zu. Zu den Kleinbären gehören der Wasch-, Warber-, Kaben-, Rassenbär (Fig. 1, 2, 3, 7), Rüssel- und Frettbär, die sich weiter als die angeführten von der typischen Gattung entfernen und in Amerika und Asien heimisch sind.

Als Wappentier spielt der B. namentlich in der deutschen Heraldik eine Rolle und ist häufig ein lag. lebendes Wappen, z. B. bei den Familien von Beyer, von Bar und den Städten Berlin, Bern, Bernburg u. s. w. Er erscheint meist schwarz, häufig

auch silbern, seltener rot oder andersfarbig, treu aufgerichtet, schreitend und fangbereit vor und ist bisweilen gekrönt, mit Kette oder Halsband umgeben. Oft hält er auch eine Art wie ein Tambor, eine Hellebarde wie ein Landsknecht, oder einen andern Gegenstand. Im Wappen der Stadt Jering ist er mit einem Bündel besetzt und in dem der Familie Lutz mit einem Rod angethan. Holte Bärenköpfe und Bärenfüße, letztere einzeln, besetzt nebeneinander oder über das Kreuz gelegt, sind auch dreifach zusammengestellt, finden sich auf Schild und Helm fast ebenso häufig vor wie die ganze Figur.

Bär (*Aretia*), Name mehrerer Schmetterlinge, deren Raupen dicht mit langen Haaren bedeckt sind, s. unter Raupenfalter.

Bär heißen zwei Sternbilder am nördl. Himmel. Der Große B. (oder eigentlich Bärin, lat. *Ursus major*) ist am augenfälligsten charakterisiert durch die sieben Sterne, welche Konstellation auch der himmelwogen heißt und die in Europa nicht untergehen. Vier derselben stellen in Form eines länglichen, ungleichseitigen Vierecks den hintern Leib des B., über die Käder des Wagens vor, während die drei übrigen in einer trummen Linie die Reichel oder den Schwanz des B. bilden. Durch die beiden Hinterräder des Wagens kann man leicht den Polarstern finden, indem man die Linie, welche die beiden Sterne bezeichnen, im Gedanken um ungefähr das Sechsfache verlängert, wo sie dann nahe an den Polarstern trifft. Der mittlere Stern der Reichel des Wagens ist ein schöner und heller Doppeltstern. An anderer, noch interessanterer Doppeltstern *U. Ursae*, unterhalb des südl. Hinterrads und von hiesiger Größe, also noch dem bloßen Auge sichtbar. In schwächerer vollendet seine elliptische Bahn um den hellern in 61 Jahren 7 Monaten, jedoch er ist seiner ersten Entdeckung durch W. Herschel schon mehr als einen ganzen Umlauf zurückgelegt hat. Nun bei ihm steht noch ein anderer Doppeltstern, *U. Ursae*, bei welchem man jedoch noch keine bestimmte Bedeutung einer Umlaufbewegung wahrgenommen hat. Von den Sternen des Kleinen B., der über den Nordpol hinausreicht, sind sieben in ähnlicher Weise gestellt wie beim Großen B. Der kleinste bildet den äußersten Schwanzstern desselben. Die Seefahrer haben sich schon in den ältesten Zeiten nach dem B. gerichtet, und er spielt eine Hauptrolle in den Dichtungen der Alten. Nach der griech. Mythologie wurde Kallisto, die Tochter des griechischen Königs, nachdem sie vom Zeus den Arktos gezeugt, von der eifersüchtigen Here in eine Bärin verwandelt, welche Zeus, als Arktos dieselbe einst auf der Jagd erlegen wollte, samt ihrem Sohne den kleinen B. an den Himmel verlegte.

Bär (frz. *mouton*, pilon, engl. *ram*, *stamp*) ist eine eiserne oder hölzerne Klotz der Rammmaschine: auch der mit stählerner Bahn versehene eiserne Klotz eines Vertikal- oder Fallhammers, der, zwischen zwei senkrecht emporgehobenen, in der gleichen Richtung herabfallend die Schlagwirkung ausübt.

Baer (Karl Ernst von), einer der vielseitigsten und geistreichsten Naturforscher der neueren Zeit, geb. 17. 28. Febr. 1792 auf dem östlichen Ufer des Pjep in Estland, besuchte das Gymnasium zu Riga, studierte 1810–14 in Dorpat Medizin und nahm dann in einem großen Militärarztamt zu Riga im Winter 1812–13 Gelegenheit, sich praktisch zu üben. Zu seiner weiteren wissenschaftlichen Ausbildung wandte er sich nach Deutschland, wo er 1814

1. Waschbär (*Procyon lotor*).4. Lippenbär (*Ursus Prochilus Inbiatus*).5. Eisbär (*Ursus Thalarctus*).7. Nasenbär oder Coati (*Nasua socialis*).

8. Vorderfuß des Bären.



9. Hinterfuß des Bären.



10. Schädel



1. Binturong (Atila binturong).



3. Katzenbär (Helarctos ussuricus).



5. Polarbär (Ursus arctos).



6. Brauner Bär (Ursus arctos).

Zu Artikel: Bär.

Böfinger in Würzburg sich mit vergleichender Anatomie beschäftigte und die Bekanntschaft mit Rees zum Stiebel auf seine geistige Richtung von großem Einfluß wurde. Seit 1817 unter Burdach Professor in Königsberg, wurde B. 1819 zum außerord., nachher zum ord. Professor der Zoologie ernannt, übernahm 1826 an Burdachs Stelle die Leitung der anatom. Anstalt, folgte 1829 einem Rufe nach Petersburg, gab aber, durch Familienverhältnisse bewogen, seine Stellung als Akademiker schon 1830 wieder auf und lehrte nach Königsberg zurück. Von neuem berufen, ging er einige Jahre später wieder nach Petersburg und blieb indem eine der thätigsten Mitglieder der Akademie. Bei Antritt der Regierung unternahm er mehrere Reisen zur Erforschung Russlands, deren Ergebnisse teils in den *«Mémoires»*, teils in den *«Bulletins»* der petersburger Akademie mitgeteilt sind. Im J. 1851—56 widmete er sich im Auftrage der Regierung der Untersuchung der Fischeereien in Kasan, an den russ. Küsten der Ostsee und im baltischen Meere, worüber er in einem russ. Werk 4 Bde., Petersb. 1857—59, (nebst Atlas) berichtete; 1862 nahm er zwar seinen Abschied als Akademiker, wurde aber zum Ehrenmitglied erwählt. Er lebte 28. Nov. 1876 zu Dorpat. B.s Schriften zeichnen sich aus durch philos. Tiefe und sind vorzüglich klar und geordneter Darstellung ebenso anziehend wie allgemein verständlich. Er beschäftigte sich vorzugsweise mit der schwierigen Lehre von der Zeugung und die Wissenschaft verdankt seinen Untersuchungen die wichtigsten Aufschlüsse über die Entwicklung organischer Körper. Mit einer *«Epistola de vi mammae et hominis genesis»* (Lpz. 1827) beginnend, setzte er den Gegenstand in zwei Bänden, der *«Entwickelungs-geschichte der Menschheit»* 2 Bde., Königsb. 1828—37 und *«Untersuchungen über die Entwicklung der Fische»* (Lpz. 1835), fort. Später gab er eine Schrift *«Über die wichtigsten Mißgeburten»* (Petersb. 1845) heraus. In der Folge gab er außer einer Reihe von Schriften über anthropol., insbesondere traumatische Gegenstände noch eine *«Selbstbiographie»* (Petersb. 1866) sowie *«Reden, gehalten in wissenschaftlichen Versammlungen und kleine Aufsätze vermischten Inhalts»* (3 Bde., 1864—75) heraus. In den von ihm und Helmersen geleiteten *«Berichten zur Kenntnis des Russischen Reichs»* (Bd. 1—26, Petersb. 1839—68) sind viele Arbeiten enthalten, namentlich hat er darin überfischliche Studien über die wissenschaftlichen Reisen zur Erkundung Russlands (Bd. 9, Petersb. 1845—55) geleitet. Aus seinem Nachlasse veröffentlichte Stiebel die Schrift: *«Über die homerischen Lokalitäten in der Gegend von Trapezus»* (Braunschw. 1877). Bol. Stiebel, *«R. G. B. Eine biograph. Skizze»* (Braunschw. 1877). Bara (Jules), belg. Staatsmann, geb. zu Tournai 31. Aug. 1835, studierte Jurisprudenz und wurde, nachdem er kurze Zeit als Advokat fungiert hatte, als Professor an die Universität zu Brüssel berufen. Nachdem er im Nov. 1862 vom Bezirk Tournai zum Deputierten gewählt worden war, schloß er sich zur liberalen Partei, in der er bald einer der glänzendsten Redner der Kammer wurde. Im Ministerium Frère-Orban erhielt B. 12. Nov. 1868 das Portefeuille der Justiz und schloß sich nach dem Sturz dieses Ministeriums (1870) als Deputierter wiederum der mittlern zur Minorität zugehörigen liberalen Fraktion an, als deren eigent-

licher Parteiführer er von nun an galt. Als solcher griff er bei Gelegenheit der Verhandlungen über die Affaire Langrand-Dumonceau das liberale Ministerium d'Anethan so heftig an, daß letzteres 1. Dec. 1871 seine Entlassung erhielt und dem Kabinett Ralou das Ruder abtreten mußte. Die Juniwahlen 1878 erhoben die Liberalen abermals zur Mehrheit und B. wurde aufs neue mit dem Portefeuille der Justiz und des Kultus betraut, aus welchem Posten er seitdem, als eifriger Gegner der ultramontanen Bestrebungen, eine rührige und erfolgreiche Thätigkeit entwickelt hat.

Baraba oder Barabinskische Steppe heißt die große niedrige Steppe in den westsibir. Gouvernements Tomsk, Almolinsk und Tobolsk, welche sich zwischen dem Ob und seinen Nebenflüssen Irtysh und Kley im W. und NW. des Altäischen Berggebietes (s. d.) ausdehnt, und mit der Irtysh- und Schimsteppe im S. und W. ein Ganzes bildet. Der nördl. Teil vom Ob bis zum Ob heißt auch die Wasjuganische, der südliche die Kulundinskische und der mittlere im engeren Sinne die Barabinskische Steppe. Die Stadt Kainak, die in der Mitte der Steppe liegt, hat eine absolute Höhe von 94 m über dem Meeresspiegel. Der am Ob und Tara gelegene Teil gehört der bis gegen Tobolsk hinziehenden fruchtbaren Ackerbauregion an. Die Wasjuganische Steppe, der am höchsten gelegene Teil der Steppe (158 m), benannt nach dem Ob-Zufluß Wasjugan, ist 670 km lang und 218 km breit, enthält aber nur 500 C., Ostfalten und Lungwien. Sie gibt einer Menge von kleinen Flüssen den Ursprung, wie dem Tschulym, Kargat, Omi, Karasul, Tartas, Wasjugan, der Tara, Temjanja, die teils dem Ob, teils dem Irtysh zufließen und viele kleine Seen bilden, welche im Frühjahr und Herbst durch Übertritt der Flüsse sich in einen großen Sumpfsee von 330 km Umfang verwandeln. Der Boden der ganzen Wasjugansteppe ist sumpfig und in der nassen Jahreszeit unzugänglich. Die Zwischengräben zwischen den Seen und Sümpfen sind mit einer 0,5 m mächtigen fruchtbaren Mulmerde bedeckt, die sich vortrefflich zum Getreidebau eignet. Der ganze nördl. Teil des Wasjugan ist mit dichten Wäldern bedeckt, die ein gutes Bauholz liefern. Die B. im engeren Sinne und die Kulundinskische Steppe bilden das Gebiet der sibir. Salzseen. Der Boden ist völlig flach und steinlos, auch in den Thalfurden ohne festes Gestein. Unter den Salzseen ist der 100—110 km lange Tschan der größte. Derselbe steht im W. mit andern großen Seen in Verbindung, enthält gegen 100 niedrige, unbewohnte Inseln und zeichnet sich durch Fischreichtum aus. Das stetig fortschreitende Austrocknen der Seen rechtfertigt die Vermutung, daß die ganze B. früher ein großer Binnensee gewesen sei. Überall ist die B. mit Gehölzen von Espen und Birken überkräut; weite Strecken sind dünn mit Rohr bewachsen. Seit 1730 hat man die Kolonisation begonnen; russ. Ansiedlungen befinden sich besonders zahlreich längs den Ufern des Flusses Omi. Die Vieh- und Pferdezucht ist bereits ziemlich beträchtlich, leidet aber sehr durch die hier häufig vorkommende sibir. Krimpepest, als deren Hauptursache die aus den Salzflüssen sich erhebenden Miasmen angesehen werden. Das Klima zeigt sich indes excessiv. Ein anhaltend strenger Winter beginnt im Oktober und verwandelt die Steppe vom Dezember an in ein eisabloses Schneefeld. Mit der Vegetation im Frühjahr entwickeln

sich Myriaden von Mosquitos, welche Menschen und Tiere auf das furchtbarste belästigen. Der Sommer bringt selten Regen, noch seltener Gewitter, wohl aber eine Art Hohenrauch, der die Atmosphäre trübt. Die Sommerhitze verengt die Vegetation, und alles bedeckt sich mit einem feinen, schwärzlichen Staube. Die ursprünglichen Einwohner, die Varrabinger, gehören zum Tatarenstamme der Turaninen, sind nur noch ungefähr 1800 Köpfe stark und haben im Winter feste Ansiedelungen; im Sommer ziehen sie mit ihren Herden in der Steppe herum. Seit 1595 unter russ. Vortragsigkeit, sind sie durch die Flüsse Wasjugan und Demjanla von den Bewohnern der Wasjuganischen Steppe, den Ostjaken und Samojeden, getrennt.

Varabás (Nikolaus), ungar. Maler, geb. 22. Febr. 1810 zu Martosfalva im Zellerlande in Siebenbürgen, kam in seinem 19. Jahre nach Wien und wurde in die Kunstakademie aufgenommen. Von Wien begab er sich 1831 nach Klausenburg zurück und lebte hier vom Unterrichtegeben und Porträtzeichnen. Dann reiste er nach Bukarest, erwarb sich daselbst durch Porträtmalerei die Kosten zu einem längern Aufenthalte in Rom, und wandte sich hierauf nach Pest, wo er allgemeine Anerkennung fand und 1836 zum Mitgliede der ungarischen Akademie ernannt wurde. Hauptsächlich zeichnet er sich als Porträtmaler aus. Seine in Lebensgröße ausgeführten Bilder der Palatine Joseph und Stephan, des Baron Wesselszsi, des Bischofs Pyrker u. a. sind Meisterwerke. Zu dem »Divatlap« (d. i. »Modellblatt«) lieferte er eine Galerie ungar. Notabilitäten auf polit. und litterarischem Gebiete. Unter seine spätern Arbeiten gehören ein sehr gelungenes Tableau, das erste ungar. Ministerium darstellend, ferner die Bildnisse von Görgei, Klapka u. s. w. Auch seine neuern Gemmebilder fanden großen Beifall.

Varabisten, 1823 eine geheime Gesellschaft in Reapel, welche die Leiden des Ertrösers als Sinnbild hatte und die Regierung zu stürzen beabsichtigte; sie wurde aber entdeckt und aufgehoben.

Varabra oder Verrabra (arab. Varabirah, Plural von Barbari) werden die echten Arabier genannt, welche das schmale Nilthal von dem ersten Catarakt des Nils bei Assuan bis zum zweiten am Wadihalla bewohnen. Ihre Gesamtzahl beträgt etwa 40000 Individuen, die in 80 kleinen Dörfern und einem größern Dorfe, Derr, welches als Hauptort des Landes gilt, angesiedelt sind. Die V. sind von rötlich-brauner Hautfarbe, mittlerer Gestalt, schwach entwickelter Muskulatur und langen feinen Extremitäten. Ihre Physiognomie ist durchaus nicht negerartig und das Haar nicht wollig. Dasselbe hängt bei den Frauen und Mädchen in vielen dünnen Flechten um Hals und Wangen und ringelt sich, wenn aufgeschoben, zu spiralförmigen Locken zusammen. Die V. sind mäßige und ehrliche Leute, die namentlich in Aegypten wegen ihrer Treue und Verlässlichkeit zu häuslichen Dienstleistungen gern verwendet werden. Wegen der Armut ihres Landes wandern die V. zahlreich in die Fremde, um sich dort Geld zu verdienen und die Ersparnisse schließlich in der geliebten Heimat zu verzehren. Die Sprache der V., zu welcher die Sprache Dongola sich als Seitendialekt verhält, ist ein isoliertes, mit keiner Sprache Afrikas in näherem Zusammenhange stehendes Idiom. Sie wird auch außerhalb des Landes verstanden, indem sie im östl. Darfur als lingua franca unter den Kaufleuten kursiert. Als Vor-

fahren der Rubier werden von Lepsius die seit d. 3. Jahrtausend v. Chr. auf den ägypt. Denkmälern wiederholt vorkommenden Larva betrachtet. Hartmann, »Reise des Freiherrn Kallert von Dalmatien durch Nordafrika 1858–60« (Berl. 1861) derselbe, »Naturgeschichte mediz. Skizze der Länder« (Berl. 1865); Reinisch, »Die Araber-Sprache« (2 Bde., Wien 1879); Lepsius, »Arabische Grammatik« (Berl. 1880).

Varad (Karl Aug.), Germanist, geb. 21. Okt. 1827 zu Oberndorf am Neckar in Württemberg, suchte die lateinische Schule seiner Vaterstadt, das Gymnasium zu Rottweil, studierte zu Tübingen und wurde 1855 Konservator und Schulbibliothek des Germanischen Museums in Tübingen. Im J. 1860 übernahm er sodann die Verwaltung der Hofbibliothek des Fürsten zu Hohenberg in Donaueschingen und erließ 30. Okt. 1861 einen Aufruf zur Wiedererrichtung einer Bibliothek in Straßburg, der großen Erfolg hatte. Er wurde dann im Juli 1871 zur Einrichtung und Verwaltung dieser Bibliothek nach Straßburg berufen und im Juni 1872 zum Oberbibliothekar mit dem eines ord. Professors ernannt. Besonders in energischer Thätigkeit ist es zu verzeichnen, daß Straßburg jetzt wieder eine Bibliothek von 500000 Bänden besitzt. Von seinen literarischen Publikationen, die meist dem deutschen Publikum angehören, sind zu nennen: »Die Werke des Virgils« (Rürnb. 1858), »Hans Böhm und die Fahrt nach Rillaushausen im J. 1476, ein Gedicht des großen Bauernkriegs« (Würzh. 1858), »Lobgedicht auf Rürnberg aus dem J. 1490, dem Meisterfänger Kunk Huf« (Rürnb. 1858), »Spinnstube nach Geschichte und Sage« (1861), »Nachrichten zur Geschichte der Kirche von Hohenberg an der Begnitz« (Rürnb. 1859), »Der Leier. Satirisch-didaktisches Gedicht aus der ersten Hälfte des 15. Jahrh.« (Stuttg. 1863), »Die Handschriften der Fürstlich-Fürstenerbücherei in der theol. zu Donaueschingen«, geordnet und beschrieben (Tab. 1865), »Gallus Oheim's Chronik von Oberndorf« (Stuttg. 1866), »Bruchstücke aus der von Rürnberg Reimchronik« (Wien 1867), »Die deutsche Chronik« (4 Bde., Stuttg. 1869), »Die deutsche Kunde« (»Gygo-Leich« und »Memoria« in »Zeitschrift für deutsches Altertum«, 1879, und in phototyp. Faksimile, Straßburg »Zimmerische Chronik« (2. Aufl., 4 Bde., Tübingen u. Tab. 1881).

Varade und **Varadensystem**. Unter Varade versteht man ein vom leichtesten Material von Stroh, Reisig und Brettern, errichtetes improvisiertes Unterkunst von Truppen in Kraden und Beruwendungen bestimmtes Lager. Der Ausdruck Varade stammt aus dem Sanskrit, wo barraka eine Fischerhütte bedeutet, und nach Frankreich durch gascogn. Truppen kommen. Bis zum Ende des 17. Jahrh. bezeichnet aber hiermit nur die Unterkunst der Armee, während die Infanterie hütten bewohnte. Erst dieser Zeit wurde der Ausdruck Varade auf Lagerhütten aller Truppen ausgedehnt. Der Varade mit einem Flugdach aus Flechtwerk oder Stroh bedeuten die ganze Konstruktion. Seitdem haben Anlagen den verschiedenartigen Charakter angenommen. Die Bedeutung einer nur temporären und vorübergehend benutzten Lagerstätte, die sich namentlich bei der engl. Armee, indem

Der unter barracks getadezu Kasernen versteht, die in dauernder Benutzung nicht bloß von Holz u. s. w., sondern auch von Stein errichtet wurden.

Als Wohnbaracken der Armeen werden sie für das Feldlager, teils für die Garnisonen in jetzigen Baracken von sehr mannigfacher Art umgewandelt. Den meisten Gebrauch machte man im krieglichen Anlegen für das Heer in Frankreich (Barracks von Châlons, Sathonay u. s. w.), und es ist sowohl dort wie auch in Preußen, Österreich u. s. w. für die Ausführung derselben besondere Anordnungen und Reglements erlassen worden. Ihre Einrichtung und Ausstattung ist, mehr oder weniger primitiv, immerhin aber nach gewissen hygienischen Gesichtspunkten getroffen. Die preuss. Baracken beruhen aus einem steinernen Fundament, sind 60 cm über den Erdboden hervorragend, auswendig übergeführten Ständerwände von etwa 1 m Höhe, welches entweder ausgemauert oder mit Ziegeln bedeckt wird, und aus einem in der Regel aus Brettern bestehenden Dach. Für den Winter geschieht bei den Winterbaracken die Holzbekleidung aus beiden Seiten, und der Zwischenraum wird mit schlechtem Stroh ausgefüllt. Dieelung des Bodens ist aus Holzbohlen, meist gibt es auch wirkliche Fenster, und verstellbare Rufen in den Haupttheilen des Gebäudes, die innere Einrichtung besteht in Britzen und Kochvorrichtungen. Auch die für die Unterbringung von 82500 franz. Kriegsgefangenen in Belg., Lütt., Aachen, Mainz, und andern Städten 1870-71 umgewandelten Baracken waren nach diesen Grundsätzen konstruirt.

Als Krankenbaraden kamen vielfach ganz neue Anlagen zur Verwendbung, indem man nicht bloß die Schnelligkeit, mit welcher sie verhältnißmäßig geringen Kosten zur Ausföhrung im Kriege gebracht werden konnten, sondern auch alle die sanitären Vorteile im Auge faßte, welche sie den in ihnen untergebrachten französischen verwundeten Kriegern gegenüber den an Feldwärdern darboten. Auf diese Weise ist während des Krimkriegs (durch Professor Zupm) und während des Amerikanischen Kriegs für den Baradenbau in Aufnahme gekommen, und in dem Deutsch-Französischen Kriege hat die große Dienste geleistet. In ihrer gewöhnlichen Form ist die Hospitalbarade ein langer, niedriger Bau, dessen Boden aus Balken oder Steinplatten 0,25—1,2 m Höhe ruht. Die zum Einströmen von Licht und Luft bestimmten Fensteröffnungen sind entweder durch Glasfenster oder auch bloß durch Vorhänge geschützt. Zur Verrichtung der gehörigen Ventilation sind im Fußboden und an den Dache Klappen angebracht, die beliebig geöffnet werden können. Um hierbei das Innere der Barade vor dem Regen zu schützen, trägt jede Barade einen Vordeckel, d. h. ein kleines schmales Dach, auf dem Firste des eigentlichen Dachs angesetzt, und in dessen vertikalen Seitenwänden die Ventilationsklappen befinden. Eine jede Barade ist in ihren räumlichen Verhältnissen als ein einziger großer Krankensaal, welcher je nach 60 Patienten aufnehmen kann und auf Geräumigkeit, Lüftung, Heintlichkeit, Ordnung und Pflege allen Ansprüchen entspricht.

weisen Erfahrungen, welche man während
Deutsch-Französischen Kriege 1870—71 in den
größern Städten Deutschlands mit den Pa-

radenlajarettten machte, haben ergeben, daß die Verwendung dieses Systems überhaupt für Krankenanstalten, auch selbst für Civilhospitäler von ganz besonderer Bedeutung ist, da die Varaden insbesondere eine gute Ventilation, eine schnelle Beseitigung von Infektionsstoffen und eine leicht aufzuführende Isolierung anstehender Krankheitsformen ermöglichen. Nachdem sich die in einzelnen Civilhospitälern (Greifswald, Berlin, Leipzig) veruchswelie errichteten Varaden hinlänglich bewährt haben, befiht jetzt fast jedes größere Krankenhaus eine Anzahl derartiger gut ventilierter Varadenbauten. Als abschließendes System dürfte jedoch das Varadensystem in Deutschland wenigstens schmerzlich zur Geltung kommen, weil die ausreidende Heizung der Varaden in der kalten Jahreszeit immerhin mit Schwierigkeiten verbunden ist. Eine allen Erfordernissen entsprechende umfängliche Krankenbellanstalt sollte nach Ansicht der Autoritäten stets die drei Lajarettformen in sich schließen, die je nach Verschiedenheit der Krankheits nach den bisherigen Erfahrungen sich als die geeignetsten erwiesen haben, nämlich ein Korridorlajarett, ein Pavillonlajarett und Varaden, welche letztere aber, wenn für die Friedenszeit und für die Dauer bestimmt, nicht bloß aus Holz, sondern massiv, aus Stein, zu errichten wären. (S. Krankenhäuser.)

Litteratur: Esfe, »Die Aramlenhäuser, ihre Einrichtung und Verwaltung« (2. Aufl., Berl. 1868); und »Das Paradenlazarett der Königl. Charité zu Berlin« (Berl. 1868); Billings, »Report on the barracks and hospitals« (Bofhing. 1870); Friedrich, »Die heidelberger Paraden für Kriegsepidemien« (Heidelb. 1871); Birchow, »Über Lazarette und Paraden« (Berl. 1871); Steinberg, »Die Kriegslazarette und Paraden für Berlin« (Berl. 1872); Oppert, »Hospitälcr und Wohlthätigkeitsanstalten« (4. Aufl., Hamb. 1872); Landberger, »Handbuch der kriegsärztlichen Technik« (Tab. 1875).

Baradaſ oder Baradaſi, ein ſyr. Kön. ge-
bürtig aus dem Dorfe Hanua beim Berge Jſla,
dann Abteſter im Kloſter Uſſiſta, ward 541 von
einigen gefangen gehaltenen monophyſitiſchen Bi-
ſchöfen zum Biſchof von Obeſa geweiht. Während
einer 37jährigen Amteſührung hat er durch unab-
läſſige Reiſen in Syrien, Aegypten und Abſſinien,
durch unermüdbliche Salbung von Streitſeitigen
und Ausföhnung von Parteien, durch Einführung
einer neuen Kirchordnung und Beſtellung zahl-
reicher Geiſtlicher, vor allem durch Wiederauf-
richtung des Patriarchats in Alexandria die Kirchen-
gemeinſchaft der Monophyſiten (ſ. d.), welche durch
die Bedrückungen unter Juſtinian I. dem Untergang
nahe gebracht war, zu neuer Blüte erhoben. Er
wird deshalb als zweiter Begründer der Monophy-
ſiten geehrt und viele derſelben nannten ſich Iſo-
biten (ſ. d.) nach ſeinem eigentlichen Namen Jakob.
Baradaſi, richtiger Albaradaſi, iſt arab. Beiname
und heißt: der mit angereibten Stüden von Tier-
häuten als Bettler Belledite. Die Griechen nan-
nten ihn Janualos. V. ſtarb 587.

Barádia, Tropfsteinhöhle bei Matefel (f. d.).

Saraguch d'Odilliers (Louis), General des
ersten franz. Kaiserreichs, geb. 13. Aug. 1764 in
Paris, stammte aus einer angesehenen Familie und
war beim Ausbruch der Revolution Lieutenant.
Nachdem er als Adjutant der Generale Grillon und
Labourdonnaie fungiert, ging er als Oberst zur
Aheimarmee und trat dann mit dem Range eines

Brigadiers an die Spitze des Generalstabs Custines. In die Anklage seines Chefs verwickelt, wurde er zwar freigesprochen, aber erst nach dem Sturze der Schreckensherrschaft aus der Haft entlassen. B., von Bonaparte in der Armee von Italien wieder angestellt, nahm dann teil an allen Erfolgen der Feldzüge von 1796 und 1797 und wurde hierauf Divisionsgeneral und Kommandant von Venedig. Bei der Expedition nach Ägypten besetzte er 1798 die Westküste der Insel Malta, worauf ihn Bonaparte mit den Trophäen nach Paris schickte, doch fiel B. unterwegs in engl. Gefangenschaft. B. kämpfte im Winterfeldzuge von 1799 unter Macdonald mit Glück in Graubünden, führte 1806 die Reservecavallerie und erhielt 1808 abermals das Kommando in Venedig. Im Kriege von 1809 focht B. unter Biszönig Eugen bei Raab und übernahm dann den Oberbefehl in Tirol. Im folgenden Jahre befehligte er in Obercatalonien und siegte bei Figueras, führte im russ. Feldzuge von 1812 eine Division, genügte jedoch nicht den Anforderungen Napoleons und wurde sehr bald als Gouverneur nach Berlin geschickt, wo er schon 6. Jan. 1813 starb. B. gilt für den Verfasser der »Memoiren Custines« (Hamb. u. Frankfurt. 1794).

Baraguay d'Hilliers (Achille), franz. Marschall, Sohn des vorigen, geb. 6. Sept. 1795 zu Paris, trat 1812 in das 9. Dragonerregiment, verslor bei Leipzig die linke Hand, wurde 1815 Kapitän, zeichnete sich 1823 als Bataillonskommandeur in Spanien aus, nahm 1830 als Oberlieutenant an der Expedition nach Algerien teil, wurde hier zum Obersten und 1833 zum Gouverneur der Kriegsschule von St. Cyr ernannt, wo er eine republikanische Verschwörung unterdrückte und wegen seiner unbesonnenen Strenge sehr gefürchtet war. Im J. 1841 wurde er nach Algerien gesandt, und 6. Aug. 1843 zum Divisionsgeneral und Gouverneur von Konstantine ernannt. Von 1844—47 war er Generalinspekteur der Infanterie, befehligte nach der Februarrevolution zu Besançon, wo er sich der Revolution sehr abgeneigt zeigte und den pariser Kommisaren wie überhaupt der roten Republik heftigen Widerstand leistete. Dennoch wählte ihn das Depart. Doubs zum Abgeordneten der Konstituierenden wie der Gesetzgebenden Nationalversammlung. In beiden gehörte er zu den Moryphäen der Reaktion; auch war er längere Zeit Präsident des Boitiers-Klubs. Anfang Nov. 1849 wurde B. als Oberbefehlshaber der franz. Expedition nach Rom geschickt und erhielt im Jan. 1851 an Ehengarniers Stelle den Oberbefehl über die Armee von Paris. Am 2. Dez. zog er sich zunächst ins Privatleben zurück, trat aber nach dem Staatsstreich bald wieder in den Dienst und wurde, als die Orientalische Frage sich verwickelte, Okt. 1853 als Gesandter nach Konstantinopel geschickt. Nach seiner Rückkehr 1854 erhielt er den Befehl über das nach der Ostsee bestimmte Landungsorts und nach der Einnahme von Bomarsund 28. Aug. 1854 den Marschallstab. Zugleich wurde er Senator und bald auch Vizepräsident des Senats. Im ital. Kriege von 1859 führte er das 1. Armeekorps. Bei Errichtung der neuen Korpskommandos erhielt B. das 5. in Tours und kommandierte 1863 das Lager von Châlons. Beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs wurde B. Gouverneur von Paris, jedoch auf Veranlassung des Kriegsministers Grafen von Palisao schon 12. Aug. 1870 dieser Stellung enthoben. Nach

Beendigung des Kriegs wurde er von Thiers als Präsidenten der Untersuchungskommission über Kapitulationen der Festungen ernannt. B. st. 6. Juni 1878 zu Amelie-les-Bains (Département Sarthe), Stadt in der indobur. Prov. Dube (s. d.).

Barafan oder **Barralan**, Insel, s. d.

Baranula, kleiner Ort mit einem unbedeutenden Fort an der Westseite Kaschmirs, der am Dilaun, dem westlichsten der fünf Ströme des Kaschab, im hohen Gebirge in der Pandischallengebiet aus dem See Sessa-Nag in Kaschmir mündet und als Rida das Kaschmirthal durchfließende Strom gelangt nach 244 km seinen Lauf nach B., wo er 100—124 m breit ist und wo eine Brücke von fünf Bögen über ihn führt; 40 km weiter unterhalb, bei Uri, beginnt die Baranulagebiet eines der großartigsten Felschen der Welt, in welchem der auf 23 m Breite eingeschnürte Strom zwischen 2300 m hohen, steilen Felswänden hinreichend dahinschießt; Eichenwälder finden sich hier in diesem noch jetzt nach Alexander d. Gr. in der Baranulagebiet genannten Distrikte ein.

Baranzen oder **Baranten**, s. Kärnten.

Baranow, eine zum Territorium Alask gehörende Insel, s. unter Sitka.

Barante (Annable Guillaume Baron de; geb. 10. Juni 1782 zu Paris), franz. Staatsmann, Schriftsteller und Publizist, geb. 10. Juni 1782 zu Paris in der Auvergne, verwaltete unter dem ersten Kaiser verschiedene Präfecturenstellen im westl. Frankreich und wurde 1815 zum Staatsrath, 1816 zum Obersteuereinsnehmer und 1819 zum Kapellmeister ernannt. Nach dem Sturz des Freundes Decazes vereinte er sich mit den Liberalen und machte 1823—25 eine lebhafte Opposition gegen die innere und auswärtige Politik der Restauration. Gleichzeitig begann B. auch eine bedeutende literarische Thätigkeit zu entwickeln; veröffentlichte das Werk »Des communes et l'aristocratie« (Par. 1821; 3. Aufl. 1829) und vollständige Übersetzung von Schillers dramatischen Werken (6 Bde., Par. 1821; neue Ausg. 1824). Großes Aufsehen erregte Johann B. mit der »Histoire des ducs de Bourgogne de la maison de Valois« (13 Bde., Par. 1824—26). Diese Werke wegen der angeblichen chronikartigen Darstellung eine äußerst enthusiastische Teilnahme. Es folgten hintereinander viele Auflagen und wurde 1828 die Aufnahme B.s in die Academie. Nach 1830 eifriger Anhänger der Julirevolution, treuer Vertreter der persönlichen Freiheit, belleidete er die Gesandtenposten in London und Petersburg. Die Februarrevolution von 1848 fernete ihn aus dem Staatsdienst und bewog seine Rückkehr zur Schriftstellerei. Unter seinen Werken, die seitdem von ihm erschienen sind, sind besonders genannt zu werden: »Histoire de la Convention nationale« (6 Bde., Par. 1851—53), »Histoire du directoire de la République française« (3 Bde., Par. 1855), und »Le parlement de France« (Par. 1859). B. starb auf seinem Gut Barante im Depart. Vaucluse 23. Jan. 1861.

Baranya (spr. Baranja), ungar. Komitat, einseitigen Donaukreises, an der slowen. Grenze, ein der fruchtbarsten Komitate, südlich der Donau, südlich von der Drau, westlich von Mogy, nördlich von Tolna begrenzt und mit Ausläufern der Steirischen Alpen durchzogen.

ist an andern Weinen, von denen der Villinger be-
kannt. Außerdem liefert es Holz, Getreide, Obst,
und s. w. Das Klima gestattet selbst die An-
zucht des Feigen- und Olivenbaums. Die
bei- und Schweinezucht wird im großen Maß-
stabe betrieben. Das Mineralreich liefert ausgezeich-
nete Eisenstein (namentlich in der Nähe von Jän-
firchen). Warme Quellen finden sich zu Tapolca,
bei und Harking. Der Nischeninhalt v. s. be-
trägt 5992 qkm, die Civilbevölkerung (1880)
123 E. (gegen 283506 im J. 1869, Abnahme
Proz.); von diesen sind der Nationalität nach
nicht 45 Proz. oder 118 940 Negeren, 89 Proz.
17006 Deutsche, 16 Proz. oder 28 000 Kroa-
ten und 1400 Serben. Konfessionell teilt sich die
Bevölkerung des Komitats in 174 400 Katholiken
1 einem Bischof zu Jänfirchen), 71 800 Prote-
stanten, 1000 Griechisch-Orientalische und 4000
et. Das Komitat treibt lebhaften Handelsver-
kehr mit Serbien und zählt 1 königl. Freistadt,
Kaschau, 341 Dörfer und 84 Pösten. Sie
Kaschau gehört ist Jänfirchen (s. d.).
Barat (mittelalt.), kingerter Inselname in
der: Barataria, Name einer Bai im
st. Teile des nordamerik. Staates Louisiana,
4 km lang und 1 km breit.

Barat, d. i. Abgrund, hieß in Athen eine
rühmte Stadt in der Nähe der westl. Stadt-
gegend, zur Gemeinde (Demos) Akriada
gehörig; eine tiefe Grube (Organa), in
e in älterer Zeit zum Tode verurteilte Per-
sonen lebendig hinabgestürzt, später die Leichen der
toten hineingeworfen wurden.

Baratteria (ital. baratteria, Betrügerei) heißt
Seemannssprache jede betrügerische oder ge-
ringere Handlung des Schiffskapitäns oder der
besitz zum Nachteil des Reeders oder der
eines Kaufschiffes, wie z. B. das Ent-
lassen des Schiffes, die unrichtige Abweichung
e vorgeschriebenen Route (Deviation), eigen-
e Verschönerung der Reise, Veruntreuung an
Waren, Schleichhandel, Umgehung der Zölle
in den Vereinigten Staaten von Amerika
sind einer Kongressakte von 1804 die B. mit
bestraft; auch die engl. Gesetze ahnden sie
un. Manche verstehen unter B. auch jeden
sehr Nachlässigkeit des Kapitäns oder der
besitz verursachten Schaden. Nach dem
im Handelsgesetzbuch Art. 824, auch dem
in dem Handelsgesetzbuch Art. 184, haften
sicher für B. im Seegesetz zum franz.
e Recht, welches diese Haftung ausschließt,
e engl., holländ. und nordamerik. Recht,
beschränkt. Vgl. Lewis, „Das
Seerecht“ (Bd. 2, S. 1878); Courcy,
de droit maritime“ (Bd. 2, Bar. 1879);
„Das deutsche Handelsrecht“ (Berl. 1880);
des assurances maritimes et des avaries“
1891. — Ältere Kriminalisten bezeichneten
es baratteriae oder barattariae die Rechts-
e durch betrogene Beamte.

Barat (vom ital. baratto, abgeleitet
grch. barattō, handeln, Geschäfte treiben,
namentlich) ist gleichbedeutend mit Tausch-
e bezieht diejenigen Geschäfte, bei denen
e einen Art gegen Waren der andern, ohne
e: des Geldes ausgetauscht werden.
e: war aller Handel Tauschhandel; mit

der Einführung des Geldes aber hört dieser auf und
wird zum Kaufe. Tauschgeschäfte kommen noch im
Verkehr mit uncivilisierten Völkern, namentlich in
Afrika (so z. B. beim Sklavenhandel) vor, dann
z. B. im Handel mit den Lungen am untern
Amur (Baumwollzeug gegen Zobelkelle), aber ver-
einzelt auch noch bei den gebildeten Nationen. Man
barattiert oder troquiert hier vorzüglich solche
Artikel, welche die sie besitzende Partei weniger gut
zu verwerten weiß als die sie im Tausch annehmende.
Allein dieser Tausch ist insofern kein direkter, als
man sich beiderseits zunächst über einen Geldpreis
einigt, zu welchem die zu tausenden Artikel gekauft
werden sollen, sodas die Ware einer jeden Partei
einen gleichen Geldbetrag repräsentiert. Der Barat
ist daher eigentlich ein doppelter Kauf.

Baratynskij (Eugenij Abramowitsch), russ. ro-
mantischer Dichter, geb. 1800 im Gouvernement
Tambow, trat in die Armee und diente als Offizier
eine Reihe von Jahren in einem finländ. Regiment,
lebte später aus einem Landgute bei Moskau und
starb im Sept. 1844 in Neapel. Er war ein Freund
Pushkins und ein Verehrer Goethes, dem er einen
poetischen Nachruf gewidmet hat. Unter seinen
Dichtungen sind hervorzuheben: „Eos“, ein Spiegel-
bild finländ. Wesens und der großartigen finländ.
Natur, „Der Ball“ und „Die Jägerin“, ein
Sittengemälde der höhern russ. Gesellschaft. Seine
gesammelten Schriften (Moskau 1869) enthalten
eine Biographie und bibliogr. Notizen.

Barba (lat.) Bart.

Barba, Landschaft in Euboa, s. unter Börgu.
Barbacane (frz.), in der alten Befestigungs-
kunst ein mit Schießscharten versehenes Außen-
werk; auch Abzugskanal in der Belvederemauer.
Barbacena da Natividade, Stadt in der brasil.
Provinz Minas Geraes, 200 km nordwestlich von
Rio de Janeiro auf einem Hügel in 1137 m Höhe
gelegen, nördlich von dem aus der Serra da Man-
tiquera kommenden und zum Paraná gehenden
Rio das Mortes. Der aus einer Jesuitenstation
hervorgegangene aufblühende Ort zählt etwa 3600
meist weiße Bewohner, welche ansehnlichen Handel
mit Salz treiben.

Barbadoes, die östlichste der Kleinen Antillen
oder Karibischen Inseln, mit einem Flächeninhalt
von 430 qkm, zählt (1878) 177 639 E. (darunter
etwa 10 Proz. Weiße, 25 Proz. Farbige, der Rest
Neger) und ist, wie die kultivierteste, so auch die
vollständigste und nach Jamaica die wichtigste Insel
des brit. Westindien. Das Klima erweist sich im
ganz gemäßigter und gesünder als das des übrigen
Westindien. Die Mitteltemperatur beträgt 22° R.
Die Oberfläche der Insel besteht aus mehreren über-
einander aufsteigenden Terrassen, deren höchste,
250 m hoch, von einzelnen Gipfeln überragt wird,
von denen der Hillaby 354 m erreicht. Die Insel
ist fast ganz von Korallenriffen umgeben. Obgleich
fast ohne Spuren vulkanischen Ursprungs, hat B.
doch eine Anzahl bituminöser Quellen, deren Ab-
fluß, Grüner Meer genannt, statt Teer und Lampen-
öl verbraucht wird. Auch eine mineralische und
etliche Salzquellen sowie Kohlen sind vorhanden.
Den Erdboden scheint B. weniger ausgeleert; da-
gegen wird es von periodischen Erlen aus fürcht-
bar heimgesucht. Die Fruchtbarkeit des Bodens be-
günstigt den Anbau, 94 Proz. von der Fläche sind
in Kultur und meist in kleine Pflanzungen eingeteilt. B.
baut den besten Zucker in ganz Westindien; außerdem

Baumwolle, Tabak, Kaffee, Indigo, Arrowroot, aber nur wenig Getreide. Der Wert der gesamten Ausfuhr belief sich 1878 auf 1078000 Pfd. St., der der Einfuhr auf 1103000 Pfd. St. Die Kolonialerinnahmen betrugen (1878) 131000 Pfd. St., die Ausgaben dagegen nur 124000 Pfd. St., die öffentliche Schuld 25000 Pfd. St. Die feste Hauptstadt Bridgetown an der Bai von Carlisle, auf der Südwestseite der Insel, zählt (1871) 21384 E. und ist Sitz des Generalgouverneurs der brit. Windward-Inseln, eines anglisan. Bischofs, des aus 12 von der Krone ernannten Mitgliedern bestehenden Rats und der von den Grundeigentümern erwählten General-Assembly. Nördlicher liegt Speightstown mit zwei Kastellen und einer Reede; auf der Ostküste Codrington-College, das wichtigste Erziehungsinstitut Westindiens. Auch befinden sich auf B. vier Stationen der Brüdergemeine. Das Generalgouvernement von B. oder der Windward-Inseln umfaßt V., Sta.-Lucia, St.-Vincent, Grenada mit den Grenadinen und Tobago, zusammen 2150 qkm mit 309686 E.

Zum ersten mal wird B. 1518 erwähnt und während des 17. Jahrh. von Portugiesen besucht und benannt, die erste regelmäßige Ansiedelung erfolgte erst 1625 durch engl. Abenteurer unter Sanction eines von Jakob I. an den Herzog von Marlborough ausgetheilten Patents. Nach Jakobs I. Tode gelang es dem Herzoge von Carlisle, an den Marlborough die Insel 1627 verkauft hatte, von Karl I. ein Patent auf alle Antillen zu erhalten. Am 17. Jan. 1652 wurden die Inseln für die engl. Krone in Besitz genommen durch eine Kapitulation, die alle Gesetze und Freiheiten der Bewohner bestätigte. Seit der Thronbesteigung Karls II., welcher den Antillen eine Charte gewährte, zugleich aber eine erst 1818 aufgehobene drückende Abgabe auf die Ausfuhr legte, begann auf B. eine enbloße Reihe innerer Kämpfe zwischen den Gouverneuren und der Assembly. Hierzu gesellten sich große Vermüthungen durch Orkane, wie 1675 und 1694, und das Gelbe Fieber (1692), wodurch der Wohlstand der Kolonie oft auf harte Proben gestellt ward. Doch trugen diese Gefahren und Beschwerden auch viel dazu bei, die Volkseigenthümlichkeit zu entwickeln und eine kräftigere Partei gegen die Regierung herzustellen, als in irgendeiner andern brit. Kolonie. Seit dem 17. Jahrh. nahm im allgemeinen die Bedeutung der Kolonie in hohem Grade zu, wenn auch wiederholte Orkane (namentlich 1780 und 1831), Erdbeben und Sklavensaufstände sie heimsuchten und die plötzliche Freilassung der Sklaven (1834) einen zeitweiligen Rückgang verursachte. Vgl. Schomburgk, »The history of B.« (Lond. 1848).

Barba Jovis (Jupitersbart), Pflanzenart, s. unter Hauserwurz.

Barbar (griech. βάρβαρος) hieß eigentlich bei den Griechen jeder, der nicht griechisch redete, also ein Ausländer. Nach Plato war das ganze Menschengeschlecht in zwei ungleiche Hälften geteilt, in Hellenen und B. Besonders seit den Perserkriegen erhielt das Wort den gebührenden Nebenbegriff, der noch jetzt mit demselben verbunden ist. Man gebrauchte seitdem das Wort hauptsächlich zur Bezeichnung aller Untugenden und Laster, welche die Griechen bei fremden Völkern wahrnahmen und von denen sie sich frei glaubten, so von tyrannischer Gewaltherrschaft und knechtischem Gehorsam, von Feigheit, Lüge, Rohheit und Grausamkeit, von Mangel

an freier Ausbildung des Körpers und Geistes, Verachtung geistiger Bildung und von niedriger meiner Meinung. Auch bildete von jener Zeit die Idee sich bei den Griechen aus, daß die B., unter vorzugsweise Perser verstanden wurden, böse Feinde der Hellenen und diese zu Zug Herrschaft über jene berufen seien. Als Sprache und Sitte bei den Römern heimisch wurden, und namentlich seit den Zeiten des Augustus nannten auch die Römer alle Völker, denen sie und röm. Bildung noch mangelte, B., allein aber gaben sie den german. Stämmen, die am nächsten dem Einfluß Roms Widerstand leisteten diesen Namen. Insofern die Sprache die eigentliche Schiedswand zwischen Griechen und B. wurde das Wort barbarisch mit besonderer Beziehung auf die Sprache angewendet und bedeutet dann das Fehlerhafte im mündlichen und schriftlichen Ausdruck. Diesen Sinn sowie die Bedeutung von Rohheit und Grausamkeit haben die Lateiner barbarisch und Barbarismus auch jetzt. Vgl. Noth, »Bemerkungen über Sinn und Gehalt des Wortes B.« (Münch. 1813).

Barbára (lat.), in der Logik der erste Modus in der ersten Figur, mit altem Namen dem Ober-, Unter- und Schlussatz.

Barbára, die heilige, ward nach der Sage um 240 oder 306 zu Nikomedien in Bithynien ihres Bekenntnisses zum Christentum von dem eigenen Vater Dioskur enthauptet, nachdem sie Abtreibungskünsten und grausamen Künsten Vandalpflügers Martianus standhaft Widerstand leistet hatte. Der Vater ward unmittelbar nach Unthat vom Blic erschlagen. Deshalb war heilige B. bei Christen angerechnet; auch als die Schutzheilige der Artillerie, und ihr wurde sonst häufig auf artillerischen Elementen, Pulvermagazinen u. s. w. angebracht. franz. Kriegsschiffen heißt die Pulverkammer jetzt Sainte-Barbe. Gedächtnistag der heiligen der 4. Dez. [Eckstein]

Barbarelli, ital. Maler, f. Giorgione.

Barbarossen, s. Berberei.

Barbarisch und **Barbarismus**, s.

Barbar. [Friedrich L.]

Barbarossa (Rothbart), Beiname des k.

Barbarossa (Seeräuber und Eroberer) s.

Barbar.

Barbarou (Charles), einer der berühmtesten Girondisten, geb. 6. März 1767 in Metz wurde Advokat in seiner Vaterstadt und z. Begleiter der Revolution das Journal »L'observateur marseillais« heraus, das zum Aufschwung der Bewegung in Marseille mächtig beitrug. B. Stadtgemeinde zum Sekretär erwählt, wiewohl er sein Amt mit großer Hingebung. Nach konstituierende Nationalversammlung wählten, trat er vor, wurde er als Agent der Nationalversammlung Paris geschickt, wo er gegen den Hof austrat sich später dem in Ungnade gefallenen Frankreich anschloß. Nach dem Sturm auf die Bastille 10. Aug. 1792, an dem er als Führer der heiligen Patrioten teilnahm, ging er in seine Stadt zurück, wo er mit Enthusiasmus empfangen und bald darauf zum Deputierten des Konvents gewählt wurde. Im Konvent hielt er sich in der ersten und gehörte zu denen, welche im Namen des Königs für den Tod mit Appellation an den Volk stimmten. Da er sich jetzt der Partei an-

an Robespierre widersteht und den letztern gegen die beschuldigte, nach der Diktatur zu streben, so wurde er als Royalist und Feind der Republik h. Mai 1793 ebenfalls proskribiert. (S. Girou: Nîmes.) Mit andern Schicksalsgefährten floh er zuhause nach Gagn, wo er Charlotte Corday sah, dann am Ort zu Ort in das Depart. Gironde. Doch hier schon die Schredensmänner die Oberhand gewannen, und nur mit Mühe konnten die Flüchtlinge nach St. Emilion gelangen. Indessen mußte auch dieser Hof verlassen, wurde ergriffen, vor ein Revolutionargericht nach Bordeaux gebracht, am 25. Juni 1794 guillotiniert.

Barbastro, Stadt in der span. Provinz Huesca (ehemals Aragonien), am rechten Ufer des Jero, an demselben Zusammenfluß mit der Cinca, 10 Meilen südlich von Huesca, in fruchtbarer, an Wein und Eichenpflanzungen reicher Gegend, ist Sitz eines Bisthums, hat eine schöne Kathedrale mit Giebeln von Antonio Gualeron, Gerbereien und seit 1844 C. Bei B. fand 2. Juni 1837 ein blutiger Zusammenstoß zwischen Karlisten und Regierungstruppen statt, der ohne Entscheidung blieb.

Barbatus (lat.), bärtig, der Bärtige.

Barbauld (Anna Letitia), engl. Dichterin und Schriftstellerin, geb. 20. Juni 1743 zu Kibworth-leonard in Leicestershire, veröffentlichte (Lond. 1769) ihr erst religiös gefärbtes „Poems“, welche viel Beifall fanden, ebenso wie die mit ihrem Bruder James „Miscellaneous pieces in prose“ (Lond. 1770). Im folgenden Jahre verheiratete sie sich mit William B. Gifford, der Dissentergemeinde zu Glasgow in Suffolk, und begründete mit diesem eine Privatschule, wodurch sie zur Herausgabe eines Jugendbuchs geführt wurde. So verfaßte sie die „Hymns in prose“, die nicht bloß in England, sondern auch in viele andere Sprachen (z. B. ital., Lond. 1890; span., Lond. 1891; russ., Lond. 1828; deutsch, Bromb. 1869) übersetzt wurden. Bald darauf erschienen die „Early lessons for children im zarten Alter. B. starb am 22. März 1806. Von ihren Gedichten verdienen noch die „poetische Epistel an Wilberforce: „On the reception of the bill for abolishing the slave-trade“ (Lond. 1791) und die Ode „Eighteen hundred and eighty-one“ (Lond. 1811) Erwähnung. Außerdem veröffentlichte sie 1804 die Korrespondenz Richardson's mit der Biographie dieses Romanschreibers und veröffentlichte eine Ausgabe der „British novelists“ (Lond. 1810). Ihren poetischen Schöpfungen fehlt die Wärme und Kraft des Ausdrucks, aber sie sind reich empfunden, wohlklingend und oft glänzend in ihrer Sprache. Ihr Leben beschrieb sie selbst, die auch sonst als Schriftstellerin der „Early Ailin“ (geb. 6. Nov. 1781, gest. 29. März 1844), in der Gesamtausgabe der „Works of Anna Letitia B.“ (2 Bde., Lond. 1825). Vgl. Leveson, „Memoir of Mrs. B., including letters and a history of her family and friends“ (Lond. 1874).

Barbe, eine Gattung der Fische, welche zu den Fischen mit Aufstieg der Schwimmblase, und zur Ordnung der Bauchflosser und zu der Familie der Karpfen oder Weißfische (Cyprinidae) und sich durch vier Bartfäden am Oberkiefer in gleichlange Nadeln und Afterflosse unterscheiden, von denen die erstere mit einem starken, am Ende gebogenen vordern Stachelstrahl versehen ist. Die Schlundzähne sind kegelförmig, am Ende gekrümmt und stehen in drei Reihen; die

Schwimmblase ist groß und geteilt. Von dieser Gattung finden sich die meisten Arten in Indien, dagegen kommt in Deutschland, Frankreich und England nur eine Art derselben vor, die gemeine B. (*Barbus fluviatilis*), welche in den meisten mit etwas steinigem Boden versehenen Flüssen des mittlern Europa lebt und sich durch den weitvorstehenden Oberkiefer auszeichnet. Ihr Körper ist schmal, gestreckt, olivengrün, an den Seiten grüngelb, die Seitenlinie schwarz punktiert, der Schwanz gabelig. Sie wird 40—60 cm lang und 1—12 Pfd. schwer, wächst schnell, wird im dritten Jahre fortpflanzungsfähig und laicht im Mai und Juni. In schlammigen, ganz offenen Teichen gedeiht sie nicht. Sie gräbt gern in den Boden ein und lebt in Haufen gesellig. Um sie an der Angel zu fangen, wird sie mit Würmern oder sehr kleinen Fischen gelodert, wo sie, wie z. B. im Oberrhein, sehr häufig ist, fängt man sie mit Netzen. Ihr Fleisch ist weich, weiß, aber voller Gräten und nicht eben geschäftig, gilt aber für leicht verdaulich. In England wird die B. nur von der ärmeren Volksklasse gegessen. Die schmackhaftesten B. soll die Weser liefern. Der Kogen ist, wenigstens zu gewissen Zeiten, schädlich.

Barbe, Geistlicher bei den Waldensern.

Barbe (frz., eigentlich „Bart“), Streif von Spigen in Frauenhauben, Frauenhüten u. dgl.

Barbecue (engl., torrumpiert vom frz. barbe à queue, „vom Maul bis zum Schwanz“), in den Südstaaten von Nordamerika ein Fest im Freien, bei welchem ganze Ochsen, Kälber, Schweine u. s. w. gebraten und verzehrt werden.

Barbello, bei den Gnostikern, namentlich den Nikolaiten und Bardorianern, einer ihrer weiblichen Hauptäonen, die Mutter alles Lebendigen, wohnt mit dem Vater des Alles und dem durch sich selbst erzeugten Christus im achten Himmel. Nach B. wurden die Gnostiker Barbeliten oder Barbeliten genannt.

Barbentraut, *Barbarea vulgaris*, ist eine zweijährige, zu der Familie der Crucifere gehörige Pflanze, welche fast überall in Deutschland an feuchten, sonnigen Orten, an Gräben, auf Wiesen, Wäldern, Heiden u. s. w. wächst und im April und Mai blüht. Sie hat leierförmige, in eine Rosette gestellte Wurzelblätter, unregelmäßig gewinkelte Stengelblätter und goldgelbe, süßduftende Blüten in rispig gruppierten Doldeentrauben, welche sich in lange Trauben kurzer, absteigender Schoten verwandeln. Diese auch als Winterkresse bekannte Pflanze war früher officinell.

Barberio St. Eupice, Dorf im franz. Depart. Aube, an der Seine und an der Elsbahn, 6 km von Troyes gelegen, hat eine Kirche aus dem 12. und 16., sowie ein schönes Schloss aus dem 17. Jahrh. und zählt 315 E., welche die berühmten „Käse von Troyes“ fabricieren.

Barberini, berühmtes rom. Fürstengeschlecht. Dasselbe stammt aus dem Ortchen Barberino im Elsthal in Toskana, nach welchem es sich nannte, während es ursprünglich Tasani hieß. Der Dichter und Philosoph Francesco da B. (geb. 1264, gest. 1348), der die „Documenti d'amore“ schrieb, wird diesem Geschlechte zugezählt, das früh nach Florenz kam. — Antonio B. (gest. in Florenz 1571) hatte drei Söhne, Carlo, Masseo (geb. 1568), der 1623 unter dem Namen Urban VIII. (s. d.) Papst wurde, und Antonio (geb. 1569, gest. 1646), Kapuziner, Mönch und Kardinal-Bibliothekar der Kirche. Die

Größe und der Glanz des Hauses wurden durch den Papst begründet, welcher während seines beinahe 21jährigen Pontifikats keine Gelegenheit vorbegehen ließ, seine Angehörigen zu begünstigen. Von den drei Söhnen seines Bruders Carlo wurde der älteste, Francesco (geb. 1597), 1623 Kardinal und höchst einflußreich unter der Regierung des Rheims, und starb 1679 als Dekan des Heiligen Kollegiums. Derselbe gründete unter Beistand des gelehrten Leo Mazzi von Ghios die wertvolle Bibliothek, welche noch jetzt, nach mancherlei Verlusten, die an Handschriften reichste Privatsammlung Roms ist. Der zweite Sohn von Carlo, Taddeo, General der Kirche und seit dem Aussterben der Della Rovere, Herzog von Urbino, Präfect von Rom, heiratete Anna Colonna von Baliano, Urenkelin des Siegers von Lepanto, und kaufte von der ältern röm. Linie der Colonna das Fürstentum Palestrina (Präneste) nebst andern Besitzungen. Die steigende Macht und hochliegenden Pläne der B. erregten jedoch den Reiz der Medici, Ciste und Farnese. Dies veranlaßte den berühmten Krieg um das letztere gehörige päpstl. Lehn Castro-Ronciiglione (1641—44), welcher mit Schleifung Castros und Eingiehung des Lehns durch die päpstl. Kammer endigte. Unter dem aus Urban folgenden Papste Innocenz X. (Pamphili) gerieten die B. in arge politische Verwickelungen. Taddeo, nebst seinen Brüdern zur Flucht nach Frankreich genötigt, starb 1647 zu Paris in der Verbannung.

Antonio, dritter Sohn von Carlo B. (geb. 1608), ein unruhiger Charakter, Brunt und Turniere liebend, Förderer der Wissenschaft und lat. wie ital. Dichtung, seit 1628 Kardinal, nahm 1631, im Auftrage des apostolischen Stuhls, Besitz von dem erledigten Herzogtum Urbino und erhielt von Ludwig XIII. das Protektorat über Frankreich, durch Mazarin die Würde eines Großalmoseniers und (1657) das Erzbistum Rheims. Mit Innocenz X. ausgesöhnt, kehrte er nach Italien zurück und starb 4. Aug. 1671 zu Rom. Durch ihn kamen auch die Güter der röm. Linie der Frangipani, deren letzter, Mario, ihn zum Erben einsetzte, an das Haus B. Raum 100 Jahre nach Urbans VIII. Tode erlosch der Mannstamm. Taddeo und Annas Enkelin, Cornelia B., seit 1728 vermählt mit Giulio Cesare Colonna, Fürst von Carboagnano (gest. 1787), dem Urenkel dessen, der Palestrina verkauft hatte, brachte diesem sämtliche Barberinische Familiengüter zu, unter Bedingung der Annahme von Namen und Wappen (drei Vienen). Eine Tochter dieser Ehe, Olimpia B., an den neapolit. Duca di Girifalco, Don Gennaro Caracciolo, verheiratet und 1800 gestorben, wurde durch ihr tragisch-romantisches Schicksal als Lebendigbegrabene merkwürdig. Von den Söhnen Cornelias wurde der ältere, Urban (geb. 1733), Fürst von Carboagnano und Stifter der Linie Colonna di Sciarra, apamagiert, während der jüngere, Carlo, durch Bevorzugung der durch Urbans VIII. Testament zur Wahl ihres Erben berechtigten Mutter, Palestrina und die übrigen Erbgüter erhielt und auch, als er sich nach einem erst 1810 auf Napoleons Befehl ausgelegenen Prozeß mit seinem Brudersohn Rasseo (geb. 1771, gest. 23. Dez. 1849) zu mehrfachen Abtretungen an das Haus Sciarra hatte verstehen müssen, bei seinem 1819 erfolgten Tode auf seinen ältesten Sohn Francesco (geb. 5. Nov. 1772) vererbte. Letzterer starb 8. Nov. 1853 und hatte

infolge der Verzichtleistung seines ältesten Sohns zum Nachfolger den zweiten, Don Enrico (geb. 26. März 1823), gegenwärtigen Fürsten von Palestrina, vermählt mit Teresa Orsini. Die Colonna di Sciarra wird jetzt repräsentiert durch den oben genannten Rasseo gleichnamigen Fürsten (geb. 10. Sept. 1850).

Außer einer reizenden Villa zwischen Albano und Castel Gandolfo, welche die prächtigen Trümmer der Domitianischen Villa in sich schließt, besaß die B. den unter Papst Urban VIII. von den Architekt. Carlo Maderno, Borromini und Bernini errichteten Palast Barberini, nach dem vatikanischen größten in Rom. In einem Nebengebäude befinden sich sonst Thorwaldsens Künstlerwerkstätten. In Deckengemälden im Hauptsaal des Palastes Pietro da Cortona bestes Werk. Die Galerie hält unter andern Rafaels Fornarina, die capricieuse Beatrice Cenci, den heil. Andrea Gritti u. Guido Reni und das 7. April 1655 in Grotto des Palastes aufgefundenen alte Gemälde des pyrenäischen Jägers (schlafende Satyr). In der römischen Glyptothek, die berühmte Portland-Stein in die römische Museen. Die in der Bibliothek aufgestellten Altertümer wurden neuerdings durch neue effiziente Gegenstände (Bronze-Ephe) auf Kosten vermehrt. Der Palast in Palestrina, ein Bauwerk von Colonnese, enthält das berühmte antike Relief der Darstellung Ägyptens. Vgl. Armand, *«Trésors de l'ital. Geschichte»* (Bd. 5, Berl. 1857).

Barbès (Armand), franz. Revolutionär, geb. 18. Sept. 1809 zu Pointe-à-Pitre auf der Guadeloupe, studierte in Paris die Rechte und gab hier in das Treiben der geheimen Gesellschaften, sich aus den aufgelösten Volksgesellschaften bildeten, dem Insurrektionsversuch vom 12. Mai 1830 griffen, wurde er als Anführer und Anführer Auffandes von der Pairskammer zum Tode verurteilt, jedoch auf Fürbitten des Herzogs von Orleans und Victor Hugos vom König Ludwig Philipp zu lebenslänglicher Haft begnadigt, aus der er die Februarrevolution 1848 befreite. B. wurde neuernt des Regierungspalastes, Oberst der Legion der pariser Nationalgarde und Abgeordneter des Rude-Departements in der Konstituante Versammlung. Anfangs schien er die neue Gewalt unterstützen zu wollen, aber bald zeigte sich unzufrieden mit dem gemäßigten Gang der Majorität. Er beteiligte sich demnach 15. Mai an dem Attentat gegen die Nationalversammlung wurde verhaftet, in Bourges vor Gericht gestellt und zu lebenslänglicher Haft in Belle-Isle verurteilt, 1854 aber freigelassen. Seitdem B. in Belgien, Spanien und den Niederlanden starb im Haag 26. Juni 1870. Durch die Energie seines Charakters und die Aufrichtigkeit in seinen Gesinnungen hatte er sich die Achtung seiner Gegner zu erwerben gewußt. Er schrieb die politische Flugblätter, wie *«Deux jours de damnation à mort»* (2. Aufl., 1849).

Barbezienx, Arrondissements: Gaspard, franz. Depart. Charente, an der Dronne. 4 Zweigbahnen nach Chateaufort mit der Station Saintes-Vimoges verbunden, zählt (1856) 1 (Gemeinde 4007) G., welche Weinanbau und Kapuzenmönche und Trüffelhändler treiben.

Barbié du Bocage (Jean Denis), franz. Geograph, geb. zu Paris 28. April 1760, gest. daselbst 2. Dez. 1825, studierte unter d'Auvilles Leitung Geographie und gründete seinen Ruhm durch den *«Voyage du jeune Anaëdarnis»* (1789 und 1799). Auch später schenkte er sich vorzüglich mit der Geographie Ansehen, wie seine Pläne und Karten zu *«Journ. Gouffier's* malerischer Reise durch Griechenland und seine durch eine Denkschrift erläuterte Karte über den Nahrung der Zehntausend (Par. 1796) zeigen. Mit Sainte-Croix arbeitete er die *«Mémoires historiques et géographiques sur les pays situés entre la mer Noire et la mer Caspienne»* (1797); sein Atlas für das Studium der ältern Welt erschien 1816. Er wurde 1780 als Geograph bei dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, 1786 beim Kabinettsrath angestellt, im 1791 Aufscher der Kartenammlung bei der Acad. des Sciences. Später lebte er ganz seinen mus. Studien, deren Frucht eine Reihe von Abhandlungen über Gegenstände aus der alten Geographie u. Geschichte bildet, wurde 1809 Professor an der Faculté des lettres zu Paris, eben- daselbst geogr. Arbeiten geliefert.

Barbier, f. Baber.
Barbier (Antoine Alexandre), namhafter franz. Geograph, geb. 11. Jan. 1765 zu Coulommiers, trat bei Ausbruch der Revolution in's Exil, ging 1794 nach Paris, wo man ihn zum Mitglied der Académie ernannte, welche mit der Sammlung der aufgehobenen Klöster beauftragt war. Das bahnte ihm den Weg zu der Stelle Bibliothekars der von ihm selbst gebildeten Bibliothek des Staatsraths (1798), und als diese bei des Schloß Fontainebleau gebracht wurde, da Napoleon zu seinem Bibliothekar ernannt wurde, erhielt er die Aufsicht über die Bibliothek des Königs. Er starb 6. Dec. 1825. Von seinen bibliogr. Arbeiten ist als Hauptwerk das *«Dictionnaire des ouvrages imprimés et pseudonymes»* (4 Bde., Par. 1806—8; 1872 (2. Aufl.) zu welchem Derranne im *«Nouvel. Suppl.»* (Par. 1834) ein Supplement lieferte. Auch Ermahnung seine *«Nouvelle bibliographie ou sommaire de ce qu'on a écrit sur l'histoire et l'examen critique et complément des manuscrits historiques»* (Par. 1820).

Barbier (Henri Auguste), franz. Dichter, geb. 1805 zu Paris, wo er als vermögender Kaufmann Unabhängigkeit lebte, wurde nach der Revolution durch seine in der *«Revue de Paris»* erschienenen Gedichte bekannt, die später gesammelt unter dem Titel *«Les larmes»* (Par. 1831; deutsch 1878; deutsch von Förster, Quedlinb. 1878) herauskamen und den Zustand der franz. Ge-
sellschaft mit poetischer Glut, aber auch mit jugendlicher Ueberspannung schilderten. Seine rauhen und im Epischen verben Verse fanden ungemein großen Beifall, und manche Kraftstellen wurden lange nachher angeführt. Repr. Glätte und Feile zeigten seine *«Il Pianto»* und *«Lazare»*, welche zuerst in der *«Revue des deux Mondes»* 1832—33, nachher mit den *«Larmes»* zu einem Bande vereinigt,

erschienen und seitdem mehrmals wieder aufgelegt worden sind. Es sind dies zwei poetische Gemälde nach dem Leben, von welchen das eine auf die damalige Erniedrigung Italiens, das andere auf die elende Lage des gemeinen Volks in England Bezug hat. B. gab 1837 noch zwei Satiren: *«Krostrate»* und *«Pot-de-vin»* heraus, die eine ziemlich fähle Aufnahme fanden. Auch seine *«Chants civils et religieux»* (1841) und die *«Rimes héroïques»* (1843), eine Reihenfolge von Sonetten mit histor. Anmerkungen, zogen nicht besonders die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich. Später ließ B. *«Silves, poésies diverses»* (1864) und *«Satires»* (1865) erscheinen. Seine Novellenammlung: *«Trois passions»* (1867), hat wenig Wert. Im J. 1869 wurde er Mitglied der Académie française. Er starb 14. Febr. 1882 zu Nizza.

Barbier (Paul Jules), franz. dramatischer Dichter, geb. 1822 zu Paris, trat 1847 mit dem Drama *«Le poète»* auf, das, in Versen geschrieben, einen ziemlich großen Erfolg hatte. Dies ermutigte ihn zu weiterer dramatischer Schaffen, als dessen Frucht *«L'Ombre de Molière»*, *«Amour et bergerie»* (1848), *«André Chénier»* (1849) und das in Prosa geschriebene Lustspiel *«Bon gré mal gré»* (1849) erschienen. Bei seinen spätern Productionen, die dem Gebiete des ersten Dramas wie des heitern Vandeville angehören, bediente er sich meist der Mitarbeiterschaft Michel Carrés. Aus dieser Zusammenwirkung gingen folgende Theaterstücke hervor, die meist einen bedeutenden Bühnenerfolg erzielt haben: *«Les amoureux sans le savoir»* (1850), *«Graziella»* (1849), *«Jenny l'ouvrière»* (1850), *«Les marionnettes du docteur»*, *«Voyage autour d'une jolie femme»* (1852), *«Princesse et favorite»* (1865), *«Cora ou l'esclavage»* (1866), ein auch in Deutschland vielfach aufgeführtes wirksames Drama; *«La loterie du mariage»* (1868). B. gehört auch im Verein mit Carré zu den beliebtesten Librettisten der neuern franz. komischen Oper, für welche er zuerst Stoffe aus dem griech. Altertum in parodistischer Tendenz schrieb. Hierher gehören: *«Galatée»* (1852), *«Les noces de Jeannette»*, *«Le roman de la Rose»*, *«Les sabots de la marquise»* (1854), *«Deucalion et Pyrrha»* (1856), *«Valentine d'Aubigny»* (1856), *«Le pardon de Floormel»* (1859), *«La statue»* (1861), *«La reine de Saba»* (1862), *«Peines d'amour perdues»* (1863), *«Le mariage de Don Lope»* (1865), *«La Colombe»* (1866), *«Roméo et Juliette»* (1867), *«Don Quichotte»* (1869), *«Jeanno d'Arc»* (1873), *«Les amoureux de Catherine»*, *«Sylvia»*, *«Paul et Virginie»*, *«Le timbre d'argent»* (sämtlich 1876). Nicolais komische Oper *«Die lustigen Weiber von Windsor»* hat B. ins Französische übertragen (1868); nach dem Deutschfranzösischen Kriege von 1870—71 gab er eine Sammlung patriotischer Gedichte heraus: *«Le franc-tireur, chants de guerre»* (1871).

Barbieri da Cento (ital. Maler), f. Guer-
cino.

Barbiton oder **Barbitos** war bei den Griechen der Name eines der Lyra ähnlichen Saiteninstrumentes, das von den Lydern entlehnt zu sein scheint. Es war namentlich bei den Persern der Insel Lesbos und den an diese sich anschließenden Dichtern im Gebrauch, und so wurde Erfindung oder vielmehr Einführung desselben bald Terpander, bald Alkaios oder auch Anaktreon zugeschrieben.

Bardon (frz.), Graubart, Rurrtopf; Bardonage, mütterliches Wesen.

Bardouan, Badeort im franz. Depart. Gers, zur Gemeinde Cazaubon gehörig, nahe der Douze, zählt über 250 E. und hat eine Kirche aus dem 11. Jahrh. sowie die Ruinen eines Schlosses. Seine sechs schwefelhaltigen salinischen Thermen (26—38° C.) werden in Gestalt von Wasser oder Moorbädern gegen Gicht, Rheumatismus, Hautkrankheiten und Lähmungen angewendet.

Bardouillage (frz.), Endelei, albern es Geschwäh; Bardouillieur, Subler, verworrenen Schwächer; bardouillieren, besudeln, verworren sprechen.

Bardour (John), der älteste Nationaldichter der Schotten, wurde zwischen 1316 und 1330 geboren. Als Archidiaconus zu Aberdeen ward er 1357 von dem Bischofe seines Sprengels nach England gefendet, um wegen des Lösegeldes für den gefangenen König David II. zu unterhandeln. Um 1375 schrieb er seine poetische Chronik »The Bruce«, welche die Geschichte König Roberts I. Bruce erzählt und um 1570 zuerst in Edinburgh und seitdem ungefähr zwanzigmal gedruckt worden ist (beste Ausgabe von Sleat, in den Publicationen der »Early English Text Society«, 1870 fg.). Neben seinem sprachlichen Wert als eins der ältesten Denkmäler des schott. Dialects ist dieses Gedicht auch als histor. Quelle wichtig. Es atmet Freiheits- und Vaterlandsliebe. Das Vorbild B.s ist der lat. Dichter Statius, aus dessen »Thebais« er kurze Epikoden einschiebt. Noch ungedruckt sind von B. ein Heiligenleben und Bruchstücke eines die Sage von dem brit. König Brutus von Troja behandelnden Gedichts »Brute«. B. starb 1396.

Barbuda, eine der kleinen Antillen, liegt da, wo diese Inselreihe eine entschieden südl. Richtung annimmt, und gehört zu den Inseln über dem Winde (Leeward Islands). Sie ist eine ganz flache, nur im Osten terrassenförmig etwas ansteigende Koralleninsel von 189 qkm, mit fruchtbarem Boden, prächtigem Walde und mildem, vorzüglich gesundem Klima, sodaß Kranke von den andern Inseln zur Erholung hierher gebracht werden. B. hat keinen Hafen, und ihre Küsten sind gefährlich wie die Meerreize, durch welche sie von der südlichen Insel Antigua getrennt ist. Nur ein kleiner Teil wird kultiviert (Baumwolle), Zucker gar nicht gewonnen. Die (1871) 813 E., meist Schwarze, treiben hauptsächlich Viehzucht. Die Insel, 1628 von den Briten in Besitz genommen, seit 1632 bebaut, wurde 1680 ein Kronlehn der Familie Codrington, deren Privatbesitz sie noch bildet, und steht unter der Gerichtsbarkeit von Antigua. Die einzige Niederlassung ist Codrington-Village.

Barby, Stadt und ehemals Hauptort einer Grafschaft, am linken Elbufer unweit unterhalb der Saalemündung, im Kreise Halbe des preuß. Regierungsbezirks Magdeburg gelegen, an der Staatsbahn Berlin-Blankenheim, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat zwei evang. Kirchen und ein Schloß, in das 1855 ein (1823 ein zu Magdeburg gegründetes) Schullehrerseminar verlegt wurde, und zählt (1880) 5540 E., zu welchen noch 296 E. der Domäne B. hinzukommen, welche Kunkelrödenzucker-Fabrikation, Bierbrauerei und besonders Landwirtschaft treiben. Letztere war, wie verschiedene andere Industrien, früher größtenteils im Betrieb der hier 1749 gegründeten Herrnhuterkolonie, die das Amt B. in

Erbpacht genommen, im Schloß ein Pädagogium auch Druderei und Verlagehandlung hatte, all diese Anstalten 1809 nach Riesa in der Oberlausitz verlegt. B. wurde 1635 von den Schweden im Banner ertrümt. In der Stadt liegt das Rittergut B. (ein Klosterhof) und 10 km entfernt die herrschaftliche Gutsanlage. Das Schloß im 11. Jh. im Basallenerhältnis zu der Abtei Camburg auftretende, nachmals selbständige, dann Kurfürstens Lehnshoheit unterworfen und 1497 in Grafenstand erhobene Geschlecht der edlen von B. starb im Mannesstamme 1659 mit Grafen August Ludwig aus. Die Besitzungen standen damals aus der eigentlichen Grafschaft und den nach und nach erworbenen Ämtern Wittenburg, Walternienburg (seit 1238), Mühlberg (1318) und Egeln (seit 1410). Doch war ihm seit 1417 dem Erbkiste Magdeburg verpfändet wegen der verschiedenen Lehnansprüche aus die Besitzungen verteilt, und zwar so, daß Wittenburg und Mühlberg an Anhalt, B. an Stifter der Linie Sachsen-Weissenfels, August, Herzog von Sachsen-Saale, Hohenburg und Egeln das Domstift Magdeburg fielen. Nach dem Tode Augusts 1680 fiel das Stift Magdeburg nach laut Bestimmung des Westfälischen Friedens an Brandenburg, die Grafschaft B. aber erhielt dritter Sohn Heinrich, der 1689 zur Welt kam, überging und die Linie Sachsen-Vorderhans. Es folgte sein Sohn Georg Albrecht, welcher 1738 Erblos starb, daher B. an Weissenfels zurückfiel, dann 1746, als mit Johann Adolf II. auch weissenfelscher Zweig erlosch, nebst Weissenfels an Sachsen zurückkam. Mit diesem blieb es bis 1806 vereinigt, wo es an das neue Königreich Preußen abgetreten werden mußte. Nach der Annexion beschloß es 1815 an Preußen.

Barcarole nennt man die Gesänge der Barcaroli (barcaruoli oder gondolieri) in Venedig. Diese Gesänge zeichnen sich durch einfache, melodische, mit sanfter, regelmäßiger, aber nicht übermäßig beschleunigter Bewegung, meist in der 3/4- oder 6/8-Taktart, und tragen das echte venezian. Melodie an sich. Eine der ältesten aber im Zweivierteltakt, das bekannte »Venezianer Lied« (»Venezianer Lied«) u. s. m. Anderer hat die Barcarole in der Oper aufgenommen, nach dem Vorbild in der Oper »Zampa« und andere Komponisten. Die kleine, elegante, aber auch nachzunehmende Weise der B. kam überhaupt in der Mitte des 19. Jh. in Mode. Aus dem Gesange wurde sie in der Instrumentale, vorzüglich auf Piano forte übertrugen. Bekannteste Tonstücke dieser Art lieferten Chopin in den »Liedern ohne Worte« und Chopin.

Barcelona, Stadt an der Nordküste der iber. Halbinsel, Provinz Katalonien, liegt am Golf von Girona (1871) 13917 (1880) als Gemeinde mit 21 924 E., nahe dem Ort Pozo di Girona 21 924 E., mit Hafen und Fischerei treiben, und hat viele Schwefelthermen.

Barcelona, Hauptstadt (Ciudad) der autonomen Provinz (1871) 833 qkm mit (1877) 833 qkm und von ganz Katalonien, ist eine der größten Städte nach Madrid die vollstündigste Stadt Spaniens, Hafen, Handels- und Fabrikstadt, Eisenbahnsystem im nordöstl. Spanien, Generalgouvernement von Katalonien, eines der höchsten Obergerichte. Die Stadt liegt am

in Richtung des Nohregat und Besöz an der Gießerstraße, die hier mit einer vorspringenden Halbinsel eine geräumige Hafenbucht bildet, in einer peripherischen, gut angebauten, mit Landhäusern (Torres) dicht besetzten, im weiten Umkreise von einer malerischen, mit Wein und Wald bedeckten, felsigen und schroffen Ebene, am nördl. Fuße des mit dem hohen und großen, Stadt und Hafen überragenden Port Noujich (Mons Jovis) gekrönten, 291 m hohen, schroffen Felsenbergs. Die mittlere Temperatur ist 17° C., das Maximum 31, das Minimum 2° C. Die Wasserleitungen führen aus dem Berg eine Fülle von Wasser herzu. Sie zählte 1877: 24106 E. B. gehört zu den wenigen Städten in Spanien, die an Bevölkerung und Wohlstand mit Frankreich pariren. Doch hat der Gürtel um Barcelona, der sie bis in die neueste Zeit umgab, ihre unmittelbare Vergrößerung verhindert, und die Bevölkerung konnte sich nur in Vorstädten ausbreiten. San Martin de Provençals, San Andrés del Palomar, Sant Francesc, Barceloneta u. s. w.) umgeben. Nach Madrid und Cadix ist B. die schönste Stadt Spaniens und hat ein modernes Ansehen. Die innere Stadt ist ziemlich regelmäßig gebaut, hat nur bis fünf Stockwerk hohe Häuser mit gelbem Zerkos, gut gepflasterte Straßen und nur durch Gas erleuchtet. Sie zerfällt in 10 Parishes, besitzt viele schöne und große Gebäude, 5 Bahnhöfe, eine Dom-, eine Kollegiat-, 82 Pfarr- und 18 Nonnenklöster. Die meisten der ehemaligen 28 Mönchsklöster sind teils niedergefallen, teils zu Unterrichtsanstalten, Spitälern, Kasernen u. s. w. verwendet worden. Außer einer großen Anzahl Humanitätsanstalten hat die Stadt 3 städtisch eingerichtete Zucht- und Korrektionshäuser, mehrere kleine und zwei Haupttheater, von denen das Opernhaus, welches 4000 Personen faßt, die schönste Schauspielhaus Spaniens ist, und ein Tiergarten.

Nach Madrid besitzt B. auch die meisten Unternehmungen. Es befindet sich hier die 1596 von Philipp II. gegründete Universität mit vier Fakultäten (durchschnittlich 1600 Studenten), ein botan. Garten, eine Handelsschule mit 2000 Schülern (gegründet von der Junta de Comercio, mit verschiedenen reichen Mitteln ausgestattet), eine Universität, eine Notariats- und Schiffahrtsschule, ein Priesterseminar. Ferner vier Akademien, eine große Bibliothek (die Biblioteca de San Juan mit 40000, die bischöfliche mit 15000 Bänden, das große königl. Archiv der Krone mit 1500 Bänden und 80000 Briefen). Unter den Straßen ist die 1120 m lange sog. Rambla, welche die ganze Stadt von NW. gegen S. unter verschiedenen Beinamen als eine Art Hauptdurchschnitt, eine der schönsten der Stadt, zugleich die Hauptader des Verkehrs. Der Platz vor den Plätzen ist die Plaza del Palacio, zwischen der Börse und das imposante Zollhaus liegen. Außer der Rambla hat B. noch mehrere andere Promenaden, darunter die, welche durch 2 km entfernten Gracia führt, einer der schönsten Städte Spaniens. Des Sommeraufenthalts der Spanier. Die wichtigsten Gebäude sind die got. Kathedrale (la Seu) aus dem 12. Jahrh. mit drei Schiffen und vielen Kunstwerken; die noch ältere got. Kirche Sta. Maria del Mar mit drei von fünf Reihen schlanker Säulen getragenen Schiffen (eine eigentümliche Verjüngung

der Kirchen hier sind die vielen Rohrenköpfe); der Palast der alten Grafen von B., die Börse (Lonja) u. s. w. Die Kaufhäuser und Cafés weitest in Glanz und Luxus mit denen zu Paris. Außer dem für uneinnehmbar geltenden Fort Noujich, das durch eine Esplanade von der Stadt getrennt ist, wird diese noch durch die befestigte Artajanas (ehemals Arsenal) am Süderende der Rambla verteidigt.

B. ist der Mittelpunkt der Industrie Cataloniens. Schon 1854 gab es innerhalb der Stadt 67, in der Umgebung 25 mit Dampfmaschinen arbeitende Fabriken, von denen 66 mit Verarbeitung von Baumwolle beschäftigt waren; ferner 1400 Webstühle für Seide und etwa 2000 für Schafwolle. Außerdem bestehen große Maschinenfabriken, Eisengießereien, Fabriken für Papier, Glas, Steingut, Seilen, chem. Präparate u. s. w., Mähi- und Schneidmähnen, Färbereien, Trudereien und Gerbereien. Die Gewerbe sind sehr zahlreich und die Innungen mit vielen Privilegien versehen. Noch bedeutender als die Industrie ist der Handel. Die 1752 unter dem Marquis Rina angelegte Hafenstadt Barceloneta, mit schnurgeraden, sich rechtwinklig schneidenden Straßen, zwei großen Kasernen, vielen Magazinen und einer schönen Kirche, bewohnen größtenteils Schiffsmatrosen, Matrosen, Fischer und Soldaten. Schon im Mittelalter war B. ein Hauptplatz für den Handel im Mittelmeere. Hier wurde 1258 das älteste Handels- und Seerechenschaft verfaßt. Vgl. Capmany, «Memorias historicas sobre la marina, comercio y artes de B.» (4 Bde., Madr. 1792), und «Codigo de las costumbres maritimas de B.» (Madr. 1791). Jetzt ist es der wichtigste Hafen und Handelsplatz von ganz Spanien, der in regelmäßiger Dampfschiffverbindung steht mit Genua, Marseille, Cadix, Lissabon, Liverpool, Rio de Janeiro und Buenos Aires. Der geräumige Hafen wird durch die Halbinsel von Barceloneta gebildet. Im J. 1879 liefen 4543 Schiffe mit einem Gehalte von 1210051 t ein, 5168 Schiffe von 1333821 t liefen aus. Der Küstenhandel beschäftigt 7577 Schiffe von 613955 t. Die Ausfuhr besteht, außer den Manufakturartikeln, besonders in Wein und Branntwein, die Einfuhr in franz., engl. und ital. Fabrikwaren, Getreide, Reis, Bauholz aus der Ostsee, schwed. Eisen, Stahl aus Steiermark, Hanf aus Riga und Petersburg, Leinen, Kupfer- und Eisendraht aus Deutschland, aus transatlantischen Häfen besonders Rohstoffe, Baumwolle, Häute, Kaffee und Skizzen. Der Wert der Einfuhr 1877 betrug 116 Mill., der der Ausfuhr 92 Mill. Mart. B. besitzt nach Madrid die wichtigste Bank Spaniens und 11 Versicherungsgesellschaften.

Die Stadt Barcino, eine latharg. Gründung, angeblich des Samillar Barcas, als röm. Kolonie Colonia Faventia Julia Augusta Pia Barcino genannt, kommt schon im 4. Jahrh. unter dem Namen B. vor, hieß aber im Mittelalter gewöhnlich Barcinona (Barthinona), bei den Arabern Barshaluna. Es wurden daselbst 13 Kirchenversammlungen gehalten, deren letzte die got. Kirchenversammlungen aushob. Im frühern Mittelalter hatte die Stadt namentlich durch die Araber arg zu leiden. Nach der Eroberung durch Ludwig den Frommen 801 wurde sie Hauptstadt der span. Mark, gelangte unter erbliche Grafen, die seit dem 11. Jahrh. durch Privilegien und gute Gesetze die Entwicklung B.s mächtig förderten. Durch die Vermählung

des Grafen Raimund Berengar IV. mit der Erbtochter Ramiro II. von Aragonien wurde 1137 B. und ganz Catalonien mit diesem Königreiche vereinigt. Der span. Herrschaft mäde, unterwarf sich die Stadt mit Catalonien 1610 dem König von Frankreich. Gezwungen lehrte sie 1652 zum Gehorsam gegen Spanien zurück, ward indes 1697 von den Franzosen wiedererobert, jedoch im Auswärtigen Frieden an Spanien zurückgegeben. Im Spanischen Erbfolgekriege schlug sich B. auf die Seite des Erbherzogs Karl. Von Philipp V. Truppen unter dem Herzog von Verwid 1714 belagert, mußte es sich indes nach hartnäckigem Widerstande ergeben. Am 16. Febr. 1809 ward es von den Franzosen unter dem General Duhesme durch Ueberrumpelung genommen und blieb im Besitze derselben bis 1814. Große Verheerungen richtete 1821 in B. das Gelbe Fieber an. Nach Unterdrückung des karlistischen Aufstandes der Agriavados hatte es gleich Catalonien seit 1827 die blutige Strenge des Grafen D'España zu erdulden. Der span. Bürgerkrieg der folgenden Zeit zog auch B. in seine Gruel durch Volksaufstände und Empörungen; namentlich 1835 und 1836, wobei eine republikanische Richtung hervortrat.

Auch 1840 war die Stadt der Schauplatz einer bedeutenden Krisis, die mit der Regimentsübernahme durch Espartero endete; 1841 und 1842 kam es zu neuen Aufständen, teilweise wegen Einführung der Konstitution (Quinta). In letztern wurden die Truppen vorübergehend auf das Fort Monjuich beschränkt, und erst ein Bombardement konnte die Insurgenten zur Übergabe zwingen. Derselben Verlauf nahm der Aufstand von 1843. Im J. 1854 wurde die Revolution O'Donnells in Madrid durch eine gleichzeitige Bewegung in B. unterstützt, die aber ohne Blutvergießen verlief, da sich Truppen und Behörden derselben angeschlossen. Dagegen mußte ein Progressivenaufstand, der infolge des O'Donnellschen Staatsstreichs ausbrach, 1856 blutig niedergeworfen werden. Seitdem wurde die Ruhe B.s nicht mehr dauernd gestört; bei den neuern Bewegungen in Spanien stand die Bevölkerung durchweg auf liberaler Seite. Im Jan. 1874 traten föderalistische Reigungen stark hervor und veranlaßten Unruhen, die aber mit Waffengewalt sehr bald unterdrückt wurden; ein im Frühjahr 1882 ausgebrochener sozialistischer Aufstand wurde ebenfalls bald unterdrückt.

Barcelona, früher Rueva-Barcelona, Hauptstadt des gleichnamigen Einzelstaats der Vereinigten Staaten von Venezuela in Südamerika, liegt 240 km östlich von Caracas und 8 km von der Küste des Antillenmeers, am schiffbaren Neveri und am Eingange zu der großen Ebene, welche sich südwärts bis zum Orinoco ausdehnt. Die Stadt wurde 1671 auf ihre jetzige Stelle verlegt, 33 Jahre nach der Gründung der ersten Stadt dieses Namens am Fuße des östlicher gelegenen Cerro-Santo. Sie hob sich bedeutend gegen Ende des 18. Jahrh. als Ausfuhrhafen für Vieh und Fleisch nach den Antillen, besonders nach Cuba, und durch Schmuggelhandel mit den engl., dän. und holländ. Inseln Westindiens, sodas sie 1800 an 16000 E. zählte. Die Revolutionskriege brachten sie jedoch herab, obas ihre Bevölkerung auf 5000 Seelen sank; '73 betrug sie 7674 E. Sie ist regelmäßig, aber schlecht gebaut und wegen des Schmutzes der ungepflasterten Straßen in der heißen Jahreszeit unge-

sund. Ihr Handelsgebiet nach dem Innern ist ein beschränktes; zur See steht sie mit St. Thomé Curacao, Trinidad, La-Guaira und Cumana Verbindung. Ihr Hafen für größere Schiffe die Ensenada de B., die Mündungsbaucht des Neveri, die zugleich den Haupthafen des ganzen Staates bildet. — Der Staat Barcelona zählte 18 auf 39490 qkm nur 101396 E.

Barcelona, Hauptstadt eines Kreises im franz. Depart. Niederelpe, inmitten nach ihr benannten, überaus weiden- und bereichen Thals, 1134 m über dem Meere am nördl. Ufer der Ubaye vor dem Col de l'Argentan liegen. Die Stadt zählt (1876) 1921 (Gemeinde 2082) E., hat ein Kommunal-College, ein Lyceum, ein Seminar, eine Ackerbaugesellschaft und trägt ad. Viehzucht besonders Viehwirtschaft und Weinbau unterhält aber auch Manufakturen in Häuten, Seidenwaren und Leder. Der Ort wurde im 8. Jahrh. des 12. Jahrh. gegründet, dann zerstört, 1231 wieder aufgebaut und vom Grafen Raimund Berengar von Provence Barcino genannt, nach dem span. Stammt. (Barcelo) seiner Ahnen. Die Stadt wurde 1388 von Ludw. von Savoyen eingenommen und im 15. Jahrh. Zeit als Grenzort sehr oft erobert und wieder durch den Utrecht'schen Frieden 1713 kam es an Frankreich, wurde jedoch 1760 an Savoyen zurückgegeben. Im franz. Revolutionskriege nahmen die Franzosen wieder und besetzten es seitdem.

Barchent oder Barchent (fr. fustain, n. fustian), ein dichtes, ein- oder zweifach gefärbtes Baumwollgewebe, entweder ganz aus Baumwolle oder öfter mit leinener Kette. Man unterteilt glatten und rauhen B. Zu der erstern Art gehören vierfache, einseitig gefärbte, besonders fein gearbeitete Bettbarchent (Jedertleimwand), einbleichem Garn, blau oder rot gefärbt, bei dem der aus größerem Garn bestehende Einlag zu drei Vierteln auf der rechten Seite steht, sowie der roh gefärbte oder schwarz gefärbte Bettbarchent. Der rauhe B. hat auf derjenigen Seite auf welcher der grobe und weiche Einlag eine mehr oder minder langfasrige, kaum wollähnliche Oberfläche, die bei den kalten Winterkleidern dienenden Stoffen huckbar wird. Diese haarige Oberfläche wird je nach schließlich mit Hilfe von Maschinen bereinigt, den zum Rauhen des Tuchs gebrauchlichen ähnlich sind. Der gewöhnliche rauhe B. ist dreifach oder fünffach gefärbt und in der Art gefärbt, das auf der einen Seite $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$ oder $\frac{1}{4}$ des Schlages, auf der andern $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$ oder $\frac{1}{4}$ beliegen. Der vierfache Körper wird auch durch eine andere Art des Einlagens der Kette der Anknüpfung in der Weise abgeändert, das der rechten Seite nur der Einlag sichtbar während die linke das Aussehen eines leinenartigen Gewebes mit schmalen, flachen Rippen zeigt (gefärbter B.). Jeweils 6 B., sowohl der glatte als der rauhe, auf gefärbte (fünffachfärbiger Atlasbarchent). Der Barchentstuhl, auf welchem die meisten Sorten werden, ist eine dem Leinwandstuhl ähnliche Richtung. Die Barchentweberei war fruhzeitigender als jetzt, wo für Unterkleider, Futter, Hüte u. s. w. mehr gewirte und leicht gebaumwollene und halbwoollene Stoffe in Gebrauch sind. Am meisten verbreitet ist sie in Deutschland.

in Sachsen, Bayern, Böhmen, Mähren, Nieder-
sachsen und Sachsen. (Vgl. die Artikel: Biber,
Beverstein, Bolton, Molestin, Piquet.)
Varthes (Hebr.), Segensbrot zum Sabbat.

Varthes, Jaden mit 1846 G. im Kreise
Schmalen des preuß. Regierungsbezirks Kassel
an der Mündung der Schweina in die Werra, in
der den fischen-meinung. Gebiete umschlossenen
flüsse, hat zwei Schlösser und vier Rittergüter.
Es kam zur Hälfte 1837 durch Kauf, zur Hälfte
1846 durch Erbschaft von dem gräf. Henneberg-
schen Hause an Hessen und wurde, als die von
Hessen begründete hessen-lasseische Nebenlinie
des Philippsthal sich 1721 wieder in zwei Li-
nen teilte, der Sitz des Landgrafen Wilhelm, des
Regenten der Linie Hessen-Philippsthal-
„welche gegenwärtig noch besteht. (S. unter
Hessen-Philippsthal.) Infolge der Ereignisse
im 1866 kam B. an Preußen.

Varthes (Alexander), engl. Dichter und Pro-
sist, geb. um 1480, höchst wahrscheinlich in Schott-
land, lebte in Oxford und erhielt dann eine
Bereitschaft am Collegium zu St. Mary Ottery in
Dorset. In dieser Stellung verfasste er 1508,
auch lat. und franz. Bearbeitungen von Brants
Narrenschiff, sein „Ship of fools“, das von Wyn-
ken und 1509 gedruckt wurde. Schon früher
hatte er eine allegorische Dichtung, eine Bearbeitung
des franz. Gedichts von Pierre Gringore
unter dem Titel „The castle of labour“ (Lond.
1497) verfasst. Er trat in das Kloster von Ely,
in welchem er 1510 das Gedicht „De quatuor virtutibus“
unter dem Titel „Mirror of good manners“ (ge-
geben von Person in London) in die englische über-
setzte, wurde er Franziskanermonch in
London. Seine „Eclogues“, die ersten in engl.
Sprache, wurden öfter gedruckt. Diese Eklogen
sind satirisch und satirisch, die ersten drei sind
in der Misericordia Carialium des Aeneas
domini. Durch Reisen in Holland,
Frankreich und Italien war B. mit
dieser Länder vertraut geworden und
schickte ein dem Herzog von Norfolk gewid-
metes „Lecturodictory to write and to pronounce“
(Lond. 1521). Nach Aufhebung der Ab-
tei zu Boleyn in Somerset, später
in Essex, endigte 1552 zu „Aber-
deen in London. Er starb im Juni 1552 in
London, wo er auch begraben ist.

Varthes (John), geistreicher Dichter und sati-
rischer Schriftsteller, wurde 28. Jan. 1582 zu
London in Lothringen geboren, wo sein
Vater die Schotte William B. (geb. 1546 in
Aberdeen, gest. 1605 als Profes-
sor), der besonders durch seine Schrift
„De regali potestate“ bekannt ist, als
Rechts angeheilt war. Er studierte im
Trinity-Collegium und ging 1603 nach
Paris, wo er die Aufmerksamkeit Jakobs I. auf
den ersten Teil seines „Euphoralio-
nis“ (Lond. 1603), einen polit.-satiri-
schen, widmete, welcher hauptsächlich wider
den Papst gerichtet war. Nachdem er seine
anglicana“ (Lond. 1605) und das
„Euphoralion“ (Lond. 1614). Nach dem Tode
Jakobs ging er nach Paris, wo er die gelehrte
Frau Debonnaire heiratete und 1615
in Paris, wo er 12. Aug. 1621 farb. In dem-
selben Jahr erschien sein Hauptwerk: „Argenis“

(Lond. 1621; 2 Bde., Leid. 1630; Nürnberg. 1769),
eine polit. Allegorie in Form eines Romans, mit
geistreichen Anspielungen auf die Lage Europas,
besonders Frankreichs zur Zeit der Ligue. Dasselbe
wurde in die meisten Sprachen Europas (deutsch
von Talandier, Lpz. 1701; von Haken, 2 Bde.,
Berl. 1794) übersetzt und gehörte zu den gelese-
nen Büchern seiner Zeit.

Barclay (Rob.), der bedeutendste Dogmatiker
der Quäker, geb. 23. Dez. 1648 zu Gordenstown
in Elginshire, stammte aus einem alten schott.
Adelsgeschlecht, ward in Paris für die kath. Reli-
gion gewonnen, folgte aber nach der Rückkehr in
die Heimat seinem Vater im Beitritt zur Gemein-
schaft der Quäker. Er wirkte dann mit William
Penn (s. d.) erfolgreich durch ausgedehnte Reisen
in England, Holland und Deutschland für die Aus-
breitung ihrer Anschauungen. Sein Hauptver-
dienst jedoch besteht darin, daß er dieselben soviel
als möglich auf einen systematisch-wissenschaftlichen
Ausdruck gebracht hat; seine „Theologiae verae
christianae apologia“ (1676), die 1878 englisch
unter dem Titel „An apology for the true Christian
divinity etc.“ erschien, steht noch jetzt in hohem An-
sehen. Er starb zu Lyr in Kintardine 13. Okt.
1690. — Sein Urenkel, Robert B., geb. 1750,
gest. 1830, kaufte 1781 die große, gegen Ende des
17. Jahrh. von Halsey gegründete Bierbrauerei in
London in Verbindung mit Vertins, dem Dispo-
nenten des letzten Eigentümers, für die Summe
von 125 000 Pfd. St. und führte sie seitdem unter
der weitberühmten Firma Barclay, Vertins u.
Comp. bis zu seinem Tode fort, wo sie von seinem
Sohne, Charles B., geb. 1781, gest. 5. Dez. 1865,
übernommen wurde.

Barclay de Tolly (Michael Andreas, Fürst),
einer der berühmtesten russ. Feldherren, stammte aus
einem nach Medlenburg und Livland übergesiedelten
Zweige derselben schott. Familie, welcher die vori-
gen, der Dichter und der Quäker B., angehörten.
Er war der zweite von drei Brüdern, geb. 16. (27.)
Dez. 1761 zu Lubbe-Großhof bei Woll in Livland,
wo sein Vater, Gottlieb B. de Tolly, ein Gut besaß.
Von seinem Onkel, General von Bermeulen, wurde
er in die Militärschule nach Petersburg gebracht;
schon 1778 wurde er Offizier in einem Kürassier-
regiment. In dem Türkenkriege von 1788 und 1789,
1790 im Kriege gegen Schweden und 1792 und 1794
gegen Polen kämpfte er mit Auszeichnung, avancierte
1789 zum Major, 1798 zum Obersten und 1799 zum
Generalmajor. Bei Pultuskommandierte er 1806
die Avantgarde Bennigsens, bei Eylau wurde er
1807 am Arm so schwer verwundet, daß fast eine
Amputation desselben notwendig geworden wäre.
Zum Generalleutnant befördert, nahm er an den
Operationen in Finland 1808 hervorragenden An-
teil und setzte im März 1809 an der Spitze von
6000 Mann über das Eis des Botnischen Meer-
busens nach der Küste von Schweden. Obwohl von
der nationalruss. Partei vielfach angefeindet, weil
man ihn als Deutschen betrachtete, wurde er vom
Kaiser Alexander 1810 zum Kriegsminister an
Kratstschews Stelle ernannt und 1812 zum Ober-
befehl über die erste Westarmee im Kriege gegen
Napoleon berufen. Als er Smolensk nach der blutigen
Schlacht vom 17. Aug. aufgeben mußte, traten
die Anfeindungen der nationalruss. Partei heftig
hervor, sodas der Kaiser sich gegen seinen Willen
genötigt sah, ihn durch Kutusow zu ersetzen. Doch

blieb B. bei der Armee, zeigte bei Borodino hohe Tapferkeit und Geistesgegenwart und hatte im Kriegsrat zuerst den Mut, für die Räumung Moskaus zu stimmen. Im Jan. 1813 übernahm er das Kommando des Tschischagowschen Armeekorps, eroberte 4. April Thorn, schlug Lauriston 19. Mai bei Königswartha und wurde nach der Schlacht von Bautzen von neuem zum Oberbefehlshaber der ganzen russ. Streitmacht ernannt. Er kämpfte an deren Spitze in den Schlachten von Dresden, Kulm und Leipzig, nach der er in den Grafenstand erhoben wurde, endlich bei Paris, wo er den Feldmarschallstab erhielt. Nach dem Feldzuge von 1815 verlieh ihm Alexander den Fürstentitel. Nach dem Frieden war B. Oberbefehlshaber der ersten Armee in Mohilew; er starb auf einer Reise nach den böhm. Bädern 26. Mai 1818 zu Jasterburg. Ihm wurde 1834 vor der Kaiserin Kirche in Petersburg ein ehernes Standbild errichtet und 1849 in Dorpat ein Denkmal gesetzt.

Varco, Dorf bei Asolo (s. d.).

Var-Cocha (Simon), der Anführer der Juden in dem großen Aufstand derselben gegen die Römer unter Kaiser Hadrian 131–135 n. Chr. Dreimal hatten sich bereits die unterdrückten Juden in den J. 115–118 ohne Erfolg erhoben, als 130, bald nach Hadrians Abreise aus Syrien, im stillen vorbereitet, eine neue Empörung ausbrach, an deren Spitze B. stand. Er hatte sich den Namen Var-Cocha, d. i. Sohn des Weistirs, beigelegt, insofern die alte Weissagung 14 Mos. 24, 17) von dem aus Jakob Weissagung Stern durch ihn erfüllt werden sollte. Mit großem Erfolg kämpfte er anfangs gegen die Römer, die sogar Jerusalem verlassen mußten, sodas er zum König proklamiert wurde und selbst Münzen schlagen ließ. Der Krieg verbreitete sich über das Gebiet des eigentlichen Palästina hinaus, und 50 Städte nebst vielen Flecken und Dörfern kamen in den Befehl der Juden. Als aber Hadrians Feldherr Julius Severus anrückte, ward Jerusalem genommen und im Aug. 135 die letzte Festung, Bethar, auch B. fiel am Tage dieser Eroberung. Hunderttausende von Juden waren in diesem Kriege umgekommen, viele, unter andern Aliba (s. d.), wurden hingerichtet, und grausame Gesetze folgten diesem letzten Versuch der Juden, polit. Unabhängigkeit zu erlangen. Val. Münter, „Der jüd. Krieg unter den Kaisern Trajan und Hadrian“ (Altona 1821).

Varcone, Varcane (ital.; abgeleitet von barca, Barke), eine Art poel oder dreimastiger Fischereifische auf dem Mittelmeere.

Vard, ital. Vardo, kleine Gemeinde im Kreise Aosta der ital. Provinz Turin mit 442 E., in einem Thale zwischen steilen Alpenhöhen, 311 m über dem Meere, links am reißenden Flusse Dora Baltea gelegen. Dabei erhebt sich auf einem isolierten Felsen das berühmte gleichnamige Fort, welches der Sage nach schon von Hannibal erbaut worden sein soll. Es beherricht die Straße über den Großen und Kleinen St. Bernhard in die piemont. Ebene und ist somit durch seine Lage als Schlüssel von Italien wichtig. Im Spanischen Erbfolgekriege wurde es 1701 von den Franzosen eingenommen. Bei Bonapartes Übergang über die Alpen (1800) konnte das Fort den Franzosen noch nicht große Schwierigkeiten in den Weg. Bonaparte ließ das Fort mit der Stadt von den Anhängen von Albard besetzen und jagte die Be-

satzung zur Übergabe. Das Fort wurde jedoch demolirt, aber später vom König Karl Alib wiederhergestellt.

Vardele (felt.), Perche, s. unter Baeden.

Bardeleben (Heinr. Adolf), einer der besten deutschen Chirurgen, geb. 1. März 1819 in Frankfurt a. O., besuchte das dortige Gymnasium studierte 1837–43 in Berlin, Heidelberg und Paris Medizin und folgte 1843 einem Rufe nach Gießen, um an der dortigen Universität die Stelle eines physiol. Assistenten und demnächst des Sekretorats zu übernehmen; 1844 wurde ihm in Gießen die venia docendi, 1848 eine ankerord. Professur erteilt. Im J. 1849 wurde er ord. Professor der Chirurgie und Direktor der chirurgischen Klinik in Greifswald. Beim Ausbruch des Deutschen Kriegs von 1866 zum Generalarzt ernannt übernahm er die Funktionen eines konsultirenden Chirurgen in den Feldlazaretten des Bezirks Ostpreußen. Im Herbst 1868 folgte er einem Rufe an die Universität Berlin als ord. Professor der Chirurgie und Direktor der chirurgischen Klinik im königl. Charitékrankenhaus. Im J. 1870 wurde er als konsultirender Chirurg zu der ersten Armee im mandirt und 1872 zum Generalarzt à la suite der Sanitätskorps ernannt. B. (sitterischer Arzt gründet sich auf sein „Lehrbuch der Chirurgie und Operationslehre“ (8. Aufl., 4 Bde., Berl. 1875), welches im In- und Auslande allgemeine Anerkennung gefunden hat. Seine übrigen literarischen Arbeiten finden sich zerstreut in Müller und Schow's „Archiven“, im „Archiv für physiol. Heilunde“ u. s. w. Die Referate über die Fortschritte der Chirurgie, welche er seit 1851 für den Centralschen „Jahresbericht“ und dessen von Viehwitz und Hirsch redigirte Fortsetzung liefert, werden besonders geschätzt. Bereits seit 1869 hat B. in seiner Klinik die antiseptische Methode Lister's besonders nachdrücklich vertreten. Das von ihm für die Durchführung derselben angegebene vereinfachte Verfahren hat, nach den in der Berliner Charité erzielten Resultaten, vielen Beifall erhalten.

Bardeleben (Kurt von), angesehenes Mitglied der konstitutionellen Partei in Preußen, geb. 24. Febr. 1796 auf dem väterlichen Gute Rinow in Cisterke, besuchte das Gymnasium in Königsberg, verließ aber im Alter von 17 J., um an den Befreiungskriegen von 1813–15 teilzunehmen. Einige Zeit nach dem Frieden nahm er seinen Abschied, wählte sich mit der Tochter des Oberpräsidenten von Kuerswald in Königsberg und lebte fort auf seinem Gute. Er wurde 1834 als Abgeordneter der Mitternacht in den preuß. Provinzialtag gewählt und nahm seit dieser Zeit an allen Provinziallandtagen teil. Auf dem Huldigungslandtage von 1840 gehörte er zu denjenigen, die an Petition um Einführung einer Reichsverfassung an den König richteten. Auf dem ersten Provinziallandtage von 1847 zeigte er eine liberale, abgemessene Haltung. Der Kreis Königsberg wählte ihn zum Abgeordneten für das Frankfurter Parlament, in dem er seinen Sitz im rechten Centrum nahm. Nach der Ermordung seines Schwagers des Generals von Kuerswald (18. Sept. 1848) verließ er Frankfurt. Bald darauf wurde er in den Nachwahlen für die preuß. Nationalversammlung in diese gewählt. B. hielt sich dort zur Partei der Rechten und unterzeichnete das Manifest derselben gegen die Faktion Unruh. Nach Auflösung

bei Verarmung begab er sich auf sein Gut zurück. Der preuss. Kammer von 1849 gehörte er nicht an. Erst nach Auflösung derselben erfolgte in dem königlichen Wahlkreise seine Wahl in die Zweite Kammer, in welcher er zur altliberalen Opposition gehörte. Seit 1852 nahm er sein Mandat wieder an. Unter dem Ministerium Monteußel-Westphalen als Landrat aus dem Kreise Nijssbausen, in welchem er begütert war, nach dem Kreise Strassburg an die poln. Grenze versetzt, nahm er deshalb 1853 seinen Abschied und starb 13. Febr. 1854 in Königsberg.

Barden (wisch bard, kymrisch bardh) nannten sich die schon seit dem 2. Jahrh. v. Chr. den Römern bekannten Sänger der Gallier und anderer Völker, wie der Britannier, Kymren (Waliser), Iren und Schotten. Gleich den Schöpn der Angelsachsen und den Skalden der alten Scandinavien, besungen sie die Thaten der Götter und Helden beim Kultus und bei Festlichkeiten der Fürsten und Vornehmen unter Begleitung der Harfe, entflammten das Heer zur Tapferkeit, schritten demselben in Kämpfe voran und bildeten die Herolde der Armeen und die Vermittler des Friedens. Bei den Römern ging das Bardentum frühzeitig unter; länger erhielt es sich in Wales, Irland und Schottland. Die B. bildeten überall eine erbliche Juri, welche nach Art eines Ordens geregelt war und bedeutenden Einfluss auf Volk und Fürsten hatte. Da Sänger war bei den Kelten wie bei den Germanen das Organ des Volks, der Träger aller ihrer Überlieferung. In Wales wurden ihre Privilegien und Freiheiten um 940 durch den kaiserlichen König Howell-Dda fest begrenzt und ausgezeichnet, der ganze Orden aber von Rhys ap Iwan 1078 reformiert und neu gegest. Von Zeit zu Zeit hielt man große Wettbewerbe in Gesang und Poesie, die sog. Eisteddfods, bei denen die Krone die Kampfrichter ernannte. Ihm verloren mit der Eroberung von Wales durch Edward I. (1282) die B. ihre Vorrechte und waren selbst verfolgt, doch erhielten sie sich noch lange, und Eisteddfods wurden unter Einwilligung der engl. Könige bis auf Elisabeth herab gehalten. In der Folge ward jedoch keine Erlaubnis mehr solchen poetischen Wettlämpfen erteilt, bis sich in neuerer Zeit zur Wiederbelebung der altnationalen Dichtung mehrere Vereine bildeten, die die Eisteddfods erneuerten. Dem Eifer der Barden für dem Patriotismus einzelner sind nicht die gründlichen Aufklärungen über das Innere der kymrischen B., sondern auch Sammlungen von den Resten ihrer Lieder zu verdanken. Vgl. Haller, *Das alte Wales* (Bonn 1859).

Irland jenseit die erbliche Juri der B. in ihrem Berufe in drei verschiedene Haupttheile. Durch viele Privilegien geschützt, hatten die B. mit der Zeit so viel Landbesitz erworben, daß ein so ungebührliches Ansehen anwachst, daß sie mehrmals zur Auflehnung des Volks gegen den König, ja selbst zu teilweiser Vertreibung kam. In Anerkennung der Iren im Harfenspiel zu der Zeit war allgemein anerkannt. Noch sind manche Reste irischer Bardendoesie (z. B. die kymrischen Lieder) vorhanden. Nach der Eroberung Irlands durch Heinrich II. begann das Bardentum zu sinken. Doch erhielten sich B. in aristokratischen Familien. Ihre Lieder und geschichtlichen Erzählungen dienten zur Erhaltung der Vater-

landsiebe der Iren. Dieser Umstand namentlich veranlaßte mehrfache Verordnungen der engl. Herrscher gegen die irischen B. und Sänger, wie z. B. die Heinrichs VI. und Heinrichs VII.; ja Elisabeth gebot sogar, die eingefangenen Rinstreife zu hängen, weil ihre Lieder zu Rebellion und andern Verbrechen anreizten. Durch die Schlacht am Boyne wurde auch das Bardentum vollständig vernichtet. Für den letzten irischen B. gilt Turrough O'Carolan, geb. 1670, gest. 1738. Vgl. Joseph Cooper Walker, *«Memoirs of the Irish bards»* (Lond. 1786). In ähnlicher Weise gestaltete sich das Bardentum in Schottland oder Caledonien. Auch hier waren die B. erbliche Diener der Fürsten und Vornehmen, bis der Orden 1748 mit Aufhebung der Erbrechtsbarkeit aufhörte.

Den alten Germanen war der Name Barde unbekannt, obgleich man irrthümlicherweise bis in die neuere Zeit herab und in der höhern poetischen Sprache noch jetzt von Barden der alten Deutschen spricht und Klopstock und seine Anhänger diese Fiktion sogar zum Anknüpfungspunkte reformatorischer Vertheilungen in der deutschen Dichtkunst machten. So benannte Klopstock ein vorzugsweise religiöses und kriegerisches Lied, gebichtet in dem fingierten Charakter eines Bardengesangs, oder einen Schlachtgesang in dem wildkräftigen Tone der german. Urzeit, ein Bardiet oder Bardit, und zwar mit Rücksicht auf eine einzige Stelle in der *«Germania»* des Tacitus, wo einige Handschriften unrichtig für baritus (d. i. das Erbeben des Schlachtgeschreies) barditus lesen, welchem Worte man die Bedeutung von Schlachtgesang fälschlich beilegte. Die deutschen Dichter, welche zu Klopstocks Zeit das Bardiet mit Vorliebe pflegten, ahmten in demselben meist die empfindsame Weichheit Ossians nach, oder ihre Gesänge arteten in kunstlosen Wortschwall aus, welchen schon Richter, Hölty u. a. verspotteten. Auch seine drei Hermannsdramen, *«Die Hermannschlacht»*, *«Hermann und die Fürsten»* und *«Hermanns Tod»*, nannte Klopstock Bardiete. Denis und Gervin: berg behandelten das Bardiet in lyrischer Form, Kretschmann in epischer. Ebenso brachte Klopstock das kelt. Wort Bardale für Lieder wieder in Aufnahme, welches auch später noch Baumstark und Waldbühl zum Titel für eine Volksliederammlung gewählt haben.

Bardera oder Verdera, Stadt im südl. Somali-Lande (Südostafrika) am linken Ufer des Jubalusses, ungefähr 300 km nördlich von dessen Mündung in den Indischen Ocean, in 109 m Höhe auf einem Felsenplateau gelegen. Der schlecht gebaute Ort von 130 Hütten nimmt nur noch den achten Teil des von einer 5 m hohen Lehmmauer nebst Graben umzogenen Raums der ehemaligen, 1819 gegründeten, kurze Zeit sehr blühenden Stadt ein, welche 1843 zerstört wurde. Die Einwohner, wilde, raubgierige und treulose Somalis, sind durch die Ermordung des Entdeckungsreisenden von der Feden mit sechs seiner Gefährten (2. Okt. 1845) verächtigt worden.

Bardesanes, der Syrer, eigentlich Bar-Taijan, ein Gnostiker um das Ende des 2. Jahrh. Sein Geburtsort ist Ebesa, sein Geburtsjahr nach der edessenischen Chronik 154 u. Chr. Er war mit einem edessenischen Königssohn erzogen, fand bei König Abgar VIII. (176—213) in hoher Gunst und scheint bis gegen das J. 230 gelebt zu haben.

Seine Lehre war eine eigentümliche Weiterbildung der ältern syr. Gnosis, in welche das Element der vorderasiat. Naturreligion stark hereinspielt. Doch scheint er ebenso wenig wie seine Anhänger, die Bardesaniten, sich von der rechthabigen Kirche getrennt zu haben. Seine Ansichten verbreitete er durch Hymnen und wurde so der erste syr. Hymnenbildner. Noch im 5. Jahrh. wurden diese Hymnen undenklich von den lat. Christen gesungen, bis der Kirchenlehrer Ephrem sie durch rechthabige verdrängte. Bruchstücke derselben sind bei Ephrem erhalten und bilden die sicherste Quelle für die Kenntnis seines Systems; außerdem sind vielleicht mehrere in den apokryphen Akten des Thomas enthaltene sechsheilige Hymnen in syr. Sprache, vor allem der schöne Hymnus von der Seele, von V. verfaßt. Der von den Kirchenvätern häufig erwähnte Dialog über das Schicksal, der neuerdings im syr. Original als »Buch über die Gehege der Länder« wieder aufgefunden worden ist, rührt nicht von V. selbst, sondern von einem seiner Schüler her, und darf zur Darstellung des eigentümlichen bardesanischen Systems nur mit Vorsicht benutzt werden. Vgl., außer den allgemeinen Schriften über den Gnosticismus von Renan, Baur und Lipsius, besonders Hahn, »B. gnosticus Syrorum primus hymnologus« (Lpz. 1810); Rerz, »V. von Edessa« (Halle 1863); Hilgenfeld, »B. der letzte Gnostiker« (Lpz. 1864).

Vardiet, Alopheos Bezeichnung für ein religiös-kriegerisches Lied, f. unter Varden.

Vardiglio (ital.), ein sehr harter, weiß und rötlicher Marmor, welcher im Florentinischen gebrochen wird.

Vardili (Christoph Gottfried), deutscher Philosoph, geb. 28. Mai 1761 in Maudenren in Württemberg, gest. in Stuttgart 5. Juni 1808, wo er seit 1795 Professor der Philosophie am Gymnasium war, erregte zuerst allgemeines Aufsehen durch die Schrift: »Grundriß der ersten Logik, gereinigt von den Irrtümern bisheriger Logiken überhaupt, der Kantischen insbesondere; keine Kritik, sondern eine medicina mentis, brauchbar hauptsächlich für Deutschlands kritische Philosophen« (Stuttg. 1800). In ihr suchte er den Satz durchzuführen, daß das Denken wesentlich die Wiederholung des Einen in der unendlichen Mannigfaltigkeit des Gedachten, also an sich reine Identität, bloße Möglichkeit sei, welche die Wirklichkeit oder die Materialität, wie es V. nannte, aus sich erzeuge. Alles Wirkliche sei somit im eigentlichen Sinne nichts anderes als Gedanke. Hierdurch stellte sich V. in den schroffen Gegensatz zu dem Kantischen System und wurde in gewissem Sinne der Vorläufer der Identitätsphilosophie. Doch ward er bald von dieser überflügelt, zumal da seine Anschauungen, wegen der Dunkelheit, in welcher er sie darstellte, anfangs unbeachtet blieben, bis Reinhold in ihr den Grundgedanken entdeckt zu haben meinte. Ferner schrieb V. »Über die Gehege der Ideenassociation« (Züb. 1796), »Philos. Elementarlehre« (2 Hefte, Landsh. 1802—6); »Beiträge zu Beurteilung des gegenwärtigen Zustandes der Vernunftlehre« (Landsh. 1803). Vgl. Vardilis und Reinholds »Briefwechsel über das Wesen der Philosophie und das Uuweisen der Spekulation« (Münch. 1804).

Vardis, Stadt in Ägypten, f. unter This.

Vardit, f. unter Varden.

Barbo (arab., d. h. Palast), die Hauptresidenz des Beis von Tunis, in nächster Nähe der Zitadelle (s. d.); zugleich Sitz der Regierung.

Barbo, ital. Alpenort, s. Bard.

Bardonecchia (frz. Bardonnèche), Ort in 1000 F. in der ital. Provinz Turin, 11 km nördlich von Aulx, 1258 m über dem Meer, an der Vereinigungsstelle von vier Tälern wohlgelegen, ist Station der Mont-Cenislinie (Zuni-Rodane), deren großer Tunnel hier beginnt, und besitzt eine Pfarrkirche mit interessanten, aus d. Abtei Novalesse stammenden Chorstühlen, d. Burgruine und einen Römerturm. Hier vereinigen sich die Bäche von Rodemolle, vom Col de la Roca und vom Col de Trejus mit dem aus Baltrud hervordrehenden Riesel zum Flusse D., der bei Urt in die Dora Riparia ergießt.

Bardot (frz., ital. bardotto), Pökelei, fahrlässige Sündenbock, die Hellscheibe fremden Missethats.

Bardowick, Flecken in der Landeshauptstadt der preuss. Provinz Hannover, 5 km nördlich der Stadt Lüneburg an der schiffbaren Elbe und der Hannover-Harburger Eisenbahn. Die Stadt zählt (1880) 1762 E. und ist besonders bekannt durch Gemäusbau und Sämereihandel sowie seine schöne alte got. Domkirche. B. ist auch historisch merkwürdig, vielleicht auch der alte Ort Norddeutschlands. Seiner wird zum mindesten Karl d. Gr. gedacht, der daselbst nicht nur eine Bischofskirche gründete, sondern B. auch 806 als Handelsplatz mit den nördl. Slaven (s. unter Otto I.) kam der Ort an die Wälder. In dem B. über drei Jahrhunderte die angeordnete reichste Stadt des nördl. Deutschlands gewesen, es seinen Untergang durch Heinrich d. Löwen seinen früheren Herrn, dem es bei seiner Rückkehr aus England die Thore verschlossen hatte. Von 1287 erkaufte die Stadt 29. Okt. 1189, zerstörte sie von Grund aus und ließ nur den Dom stehen. Die Zölle von B. veranlaßte Hamburg sein Aussehen.

Bardsey, kleine Insel gegenüber dem 5 km entfernten Kap Braich-y-pwll, der Nordwestküste von Wales (Grafschaft Carnarvon), am Nordende der Cardiganbai, ist etwa 3 km lang und 0,5 km breit, zählt 85 E. und besitzt ein Leuchtturms-Reste einer Abtei aus dem 8. Jahrh. Hier wuchsen die Bardeninsel. Nach ihm setzten sich die Mönche nach dem Ausbruch der Bangor-Sanatorium, weshalb B. den Insula Sanctorum erhielt. Die Wasserwerke sie Jungs Gulli, d. h. Insel der Strömung.

Bardwan (engl. Burdwan), Provinz in indobrit. Präsidienstaat Bengalen, zählt (1881) 33073 qkm 7286957 E. und enthält die Distrikte Bardham, B. Banura, Hughli und Midnapur. Der Distrikt Bardwan zählt 2034745 E. auf 10 qkm niedrig gelegenen, reich bewässerten, außerordentlich fruchtbaren und wohlbedauten B. wird von vielen Flüssen durchströmt, von der Hadji, Damudra, Jellinghi, Bhaggruti, Dalkijore die wichtigsten. Hierzu kommt noch die östl. Grenze von B. bildende Hughli. Die Hadji und Damudra sind in jeder Jahreszeit schiffbar. Sie dienen zur Abfuhr der hauptsächlich in Reis, Juter, Indigo, Tabak, Erdbeeren, Diamanten, grober Seide, etc., Pfefferkörnern, Sandholz, etc. u. f. m. den Landeserzeugnisse nach Kalkutta. Das

und die Steinkohlen, deren Ausfuhr aus B. gleichfalls stattfindet, werden nur zum kleinsten Theile selbst, hauptsächlich in dem benachbarten Districte Banca gewonnen. Die Flüsse treten in der Regenzeit häufig über ihre Ufer und richten große Verwüstung an, so namentlich 1823. Unter der anwachsenden Bevölkerung sind viele große Grundbesitzer, von welchen der Titular-Nadiva von B., mit einem Einkommen von 150 000 Pfd. St., der mächtigste B. wird von der East-Indian-Eisenbahn und der großen Militärstraße, welche beide von Calcutta nach den nordwestl. Provinzen führen, und indem herumweg durchschnitten. Es wurde 1760 von dem Nadiva Meer Cossim durch Vertrag an die britisch-Indische Compagnie abgetreten. Der Maharajah Schah Alam gab 1765 hierzu seine Zustimmung. — Die Stadt Barhwan, auf dem linken Ufer des Damuda, zählt 32 321 E. und ist Sitz der engl. Districts-Beamten. Es befinden sich hier zwei engl. Schulen, die umfangreiche, aber unansehnliche und unschöne Residenz des Titular-Nadiva mit weitläufigen Gärten. Die erwähnte Militärstraße geht durch B. und die East-Indian-Eisenbahn berührt dieselbe.

Barea, ein kleiner, sehr noch etwa 10—20 000 Seelen starker, in dem röthl. Vorlande Abyssiniens an der Agareb (seinen südl. Zufluss des Baria) etwa unter 16° nördl. Br. und 55° östl. L. (von dem) nördlicher Volksstamm, der südlich an die Galla von den Bajan, nördlich an die Beni Amer angrenzt. Obwohl schwarz oder wenigstens dunkelbraun, hat er keine Neger, aber auch keine Semiten, sondern wie die (an Zahl zehnmal so starken) Araber wahrscheinlich Reste einer Urbevölkerung, von den abessin. Semiten nordwärts gedrängt, zum Teil religiös, zum Teil äußerlich Islam bekehrt, mit rein demokratischer Verfassung höchst merkwürdigen Rechtsbräuchen und von denen zuerst B. Runinger in seinen „Studien“ (Schriff. 1864) eine sehr interessante Beschreibung gegeben hat. Feldbau treibend, verstehen sie gleichwohl sehr gut den Handel. Die Beni-Amer ihre Plunderungszüge mit den Känge zu vergelten. An der Grenze des Reichthums liegt ihre Lage ziemlich unglücklich.

Bareilly-Parlament wurde das von Cromwell 1653 zusammenberufene pietistische Parlament, das der am meisten hervortretenden Mitglieder, dem Lederhändler Barebone, genannt George oder Bareges, ein leichter, durchsichtiger Stoff von gazartigem Gewebe, das zuerst aus den Bareges (am Fuße der Pyrenäen) Erzeugnis der Hausindustrie für bauerlichen oder wohlernem Handgepfeist hergestellt, so in Paris mit Hilfe von seiner Hofseide und als Folge der Ausbildung der Maschinenindustrie, auch andwärts als Alceiderstoff wurde. Am häufigsten wird jetzt die aus gewirnter Baumwolle, der Einschlag aus einem Kammgarn, zuweilen aus Seide, jezt entweder aus reiner Seide oder, um zu bilden, aus Seide und Baumwolle, streng, doch werden auch ganz aus Baumwolle bestehende Gewebe als B. in den Handel gebracht. In Deutschland wird die Fabrication vorzüglich in Elberfeld, Chemnitz, Plauen betrieb.

Bareges oder Bareges-les-Bains, bei Sadeort im franz. Depart. Hochpyrenäen

in der alten Grafschaft Bigorre, 38 km im Süden von Tarbes und 20 km von Bagneres, liegt in dem engen und pittoresken Thale des Bastan 1232 m über dem Meere und besteht nur aus einer Straße. Das Bastanthal ist eng, wild und rauh, von tiefen Schluchten und hohen, meist kahlen und fast immer in Nebel gehüllten Bergen umgeben, vom braunen Bastan beunruhigt, ohne Grün und Schatten, von furchtbaren Kaminen heimgesucht. Die Saison dauert von Mai bis Oktober, und auch in dieser Sommerzeit ist das Wetter unbest. Die übrige Zeit, wo der Ort bis zu 5 m Höhe eingeschnitten oder überschwemmt ist, bringen die Einwohner zu Fuß zu, einem Städtchen von 1671 E. mit wichtigen Fabriken von sog. Baregesköffen. Aus dem Granit von B. springen acht alkalisch-salinische Schwefelthermen von 31—45° C., welche besonders bei Hautkrankheiten und hartnäckigen Rheumatismen gebraucht werden. Von den vorhandenen Bädern anstalten ist das Große Bad in verfallenem Zustande. Das Militärbad (seit 1760) kann 350 Kranke aufnehmen. Eine kleinere Anstalt mit Trinkhalle (30° C.) und Douche ist neuerdings in der Nähe zu Barzun errichtet worden, deren viel milder Wirkung des Wassers zur Vorbereitung auf die Thermen von B. benutzt wird. Der Zufluss an Wasser ist in B. nicht ausreichend für eine Frequenz von 7—800 Badegästen; viele müssen ihr Bad in der Nähe nehmen. Dazu bietet der Ort wenig Bequemlichkeiten, und der Anblick vieler Krüppel ist abschreckend. Zu B. war schon 1550 ein Wildbad-Bassin, und 1630 wurden hier zwei Badeanstalten errichtet. Seitdem 1677 der Herzog von Maine in Begleitung der Maintenon die Thermen benutzt hatte, wurde B. ein Kurbad. Das Baregesthal, sonst eins der sieben Thäler des Lavedan, ist eins der längsten in den Pyrenäen. Der südlichste und höchste Teil, La Bimene genannt, ist im W. vom Mont-Réonville, im S. vom Mont-Perdou (3352 m) und Marboré (3327 m), im W. vom preisgekrönten Vignemale (3290 m) umstellt. Am nördl. Fuße der beiden mittlern Berge liegt der Cirlus oder das Kesseltal von Gavarnie (Dorf in 1109 m Höhe), halbkreisförmig von 4—500 m hohen Steilwänden gebildet, von denen 12 Giebfälle in Kaskaden herabstürzen, darunter die 422 m hohe der Gave de Pau, wohl der schönste Wasserfall Europas. Nach S. führt die 90 m breite, 2804 m hohe Gebirgsscharte der Rolandabreche und gegen W. der Pass oder Port de Bouchero ins Prototthal nach Spanien.

Baregine, eine gallertförmige organische Substanz, welche sich in manchen Thermalquellen, namentlich Schwefelwasser, findet und höchst wahrscheinlich aus kleinen Organismen mit gallertförmiger Hülle, Beggatoa, Nostoc u. dgl., gebildet wird.

Bareilly, ein District der Division Mohilhand der Lieutenant-Gouverneurshaft der nordwestl. Provinzen von Britisch-Indien, umfasst auf dem östl. Gangesufer 7723 qkm eines reichbewässerten, sehr fruchtbaren, größtentheils vorzüglich kultivierten Flachlandes. Haupterzeugnisse sind Weizen, Reis, Mais, Hirse, Gerste, Tabak, Zucker, Baumwolle, Datteln, Weintrauben, Walnüsse, Erdbeeren, Äpfel und Birnen. Das Klima ist angenehm und im Winter kälter, als man von seiner geogr. Lage und seiner geringen Erhebung über das Meer (125—150 m) erwarten sollte. Die Bevölkerung, hauptsächlich aus Rohilla-Patanen, einem kräftigen, wohlgebauten, dabei selbstbewussten Volksstamme bestehend,

beläuft sich (1872) auf 1507139, von denen drei Viertel Hindu, ein Viertel Mohomedaner sind. Der Distrikt B. in seiner gegenwärtigen Ausdehnung entstand 1842 aus der Vereinigung von B. mit dem Distrikte Pilibhit. Beide wurden 1801 von den Mohillas an die Englisch-Ostindische Kompagnie abgetreten und 1846 den nordwestl. Provinzen einverleibt.

Die gleichnamige Hauptstadt des Distrikts B., auf dem linken Ufer des Joon, eines Nebenflusses der Kamanga, gelegen, ist eine beträchtliche, wie wohl etwas versallene Stadt mit (1881) 101688 E., welche bedeutenden Handel treiben. B. ist durch seine Lage von großer militärischer Wichtigkeit, weshalb sich dieselbst in einem beständigen Lager eine starke Garnison von 2000 engl. und 2640 eingeborenen Truppen befindet. B. war während des Aufstandes der Sipahis, 1857–58, in die Hände derselben gefallen, wurde ihnen aber nach hohnwürdigem Widerstande 6. und 7. Mai 1858 von General Sir Colin Campbell entziffen. — Pilibhit, Hauptort des frühern Distrikts gleichen Namens, etwa 8 km nordöstlich von B. gelegen, mit 29840 E., ist eine Handelsstadt von Wichtigkeit. Hauptartikel der Ausfuhr sind Pech, Zimmerholz, Wachs, Honig, Wolle, Borax und verschiedene Metalle.

Bärenfluß (Bear-River) ist der Name dreier Flüsse in Nordamerika. Der eine entspringt in den Felsengebirgen, etwa 112 km östlich von der Salzsee, und fließt durch das Unions-Territorium Utah erst gegen NW., Idaho, wendet sich dann plötzlich, in einer Gegen, wo man in 1614 m absolute Höhe eine Sodaquelle und westlich davon einen alten Krater entdeckt hat, gegen SW. und mündet, nachdem er 337 km weit ein malerisches und fruchtbares Thal durchströmt, auf der Nordostseite des Großen Salzsees von Utah. — Der zweite ist ein Fluß in Californien, der an dem westl. Abhange der Sierra Nevada entspringt, zuerst westlich, dann südlich läuft und eine Zeit lang die Grenze zwischen den Counties Yuba und Placer bildet, sich aber etwa 45 km von Marysville mit dem Featherfluß vereinigt. — Der dritte dieser Flüsse ist der westliche, 120 m breite, in den Madenzyklon fallende Abfluß des Großen Bärensees (Great Bear-Lake), im nordwestlichsten Teile von Britisch-Nordamerika. Dieser See, welcher seinen Hauptzufluß aus dem Deasefluß erhält, liegt zwischen 64 1/2 bis 67° nördl. Br. und 99 1/2 bis 105 1/2 westl. L. (von Ferro) in etwa 150 m absoluter Höhe auf dem Gebiete der arktischen Eisplatte, die mit steilen Abfällen seine Ufer umgibt. Derselbe hat eine sehr unregelmäßige Gestalt und bedeckt eine Fläche von 17–20000 qkm. Sein Wasser ist sehr klar und hellblau. Der Eisgang beginnt selten vor dem 1. Aug., und 1837 war er nur 50 Tage offen. Nahe der Ausmündung liegt am B. das Fort Franklin, am Nordostende des Sees das Fort Confidence. Ersteres hat mittlere Jährestemperatur 6°, letzteres 8° R. unter dem Gefrierpunkte.

Bärenfüßig heißen Pferde, deren Köthen (unteren Fußgelenk) beim Gehen den Boden berühren.

Bäreninsel, auch Cheryn, und wohl richtiger Beereninsel genannt, ein gewöhnlich zur Gruppe von Spitzbergen gerechnetes Eiland, welches ganz aus sekundärem Sandstein und Kalk gebildet ist und auch Steinkohlen enthält. Die Insel liegt ungefähr 225 km südlich vom Südlap Spitzbergens und umfaßt 68 qkm. Sie wurde 1596 von Barents entdeckt.

Bäreninsel, eine Gruppe von sechs Inseln der Nordküste Sibiriens, unter 71° nördl. Br. 179° östl. L. (von Ferro), nördlich von der Ibung der Kolyma gelegen. Die Inseln sind bergig, baumlos, nur mit Moos und Gras reich an Treibholz und nur von Bären bewohnt.

Bäreninsel, der deutsche Name der zu J. lie der Doldengewässer gehörigen Einnistung Heracleum (s. d.).

Bärenohr, Pflanzengattung, s. Arel.

Bärensee (Großer), s. unter Bären.

Bärenstapel, Bilyart, s. unter Ziegen.

Bärentraube, Pflanzengattung, s. Arstaphylos.

Barents (Wilh.), ein holländ. Seefahrer, Amsterdam, verstarb schon zu Ende des 16. J. den Weg nördlich um Asien herum nach Ostindien. Unter dem Befehle von Cornelis ließen vier Schiffe, deren eins B., der Führer des ganzen Unternehmens, führte, am 6. 1594 Leref. B. war der erste, welcher am nördl. die Westküste von Nowaja-Semlja erreichte, bis auf 6 Grad ihrer Erstreckung unter suchte im Nordküste bis zum äußersten Nordwesten, den Koffau, kennen lernte. Zwei der Schiffe währenddessen durch die Waigotischtröme ins Karische Meer gesegelt, durch die Küste desselben gebrungen, und fanden weinlich, bei Küste sich nach Südosten hinbiege. In der folgenden Zeit, nach Blinius Kap Tobias gefunden, hielten sie ihr Vorhaben für gelungen, da nun den Handelsweg nach China offen und nach Amsterdam zurück. Die Expedition war 77 oder 78° nördl. Br. gelangt. Bald darauf unter B. eine neue Expedition von sechs Schiffe aus, die sich wieder nach Nowaja-Semlja in Diesmal fanden sie die Waigotischtröme eingeschlossen und sie sehrten enttäuscht in die zurück. Aber 1596 wurde noch ein neuer unternommen; am 16. Mai verließ B. Amsterdam; die Bäreninsel und Spitzbergen entdeckte und man gelangte bis in 80° 11' nördl. Während die Begleiter Heemskerk und Ryp nach Holland zurückkehrten, suchte B. geschlossen wieder das Kap Raskou an. Das Eise eingeschlossen, mußte er mit seinen Schiffen den Winter zubringen, also die erste nordische Winterung durchmachen. Unfähig zu arbeiten, sie aus Treibholz ein Haus und verbrachten liche Monate. Auch mit dem kommenden ward das Schiff nicht vom Eise frei, und B. mit ihren gedrückten Booten sich 14. Juni auf die gefrorene Küste begeben. Am 20. Juni in der Eiswüste, die Meer erreichte nach großer Not endlich glücklich. Sie Cornelis antraten, der sie nach Holland führte. Fast 300 Jahre später (Sept. 1872) der norweg. Kapitän Eiling Karlsen dieses Quartier von B. und die unverletzte Fährte in Inventar wieder aufgefunden, zugleich die schlichten Erzählung Gerrit de Weers überlebte. Dem kühnen Bahnbrecher am nördl. der Nordfahrer zu Ehren heißt das Kap, dem Nordlap und Spitzbergen das Barentsmeer und die nördliche der beiden, die Spitzbergens bildenden Inseln die Barents- und Petermanns «Mittelungen» (Bd. 18: regionen», Nr. 63, Gotha 1872).

Barent von Brüssel, Maler, s. Orléans.

Barère de Vieuzac (Bertrand), Mitglied des Nationalkonvents, geb. zu Tarbes 10. Sept. 1753, war erst Avokat am Gerichtshof zu Toulouse und erhielt später das Amt eines Rats des Konsults zu Nîmes, das ihn 1789 als Deputierten in die Generalstände schickte. Nach Auflösung der Konstituante kam er als Richter an das Justiztribunal und wurde 1792 vom Departement in den Nationalkonvent gewählt. Er schied el. B., wie sein zweiter, mit dem revolutionären Strome zu schwimmen. Er war Präsident des Konvents während des Prozesses Ludwigs XVI. und stimmte für den Tod des Königs. In der Appellation an das Volk und ohne Aufschub, im Jahr des Schreckens war er zweimal im Nationalkonvent. Er half die Royalisten und die in allen Schattierungen stützen: die Aristokraten, Phil. Egalité, die Königin, die Königin, schließlich selbst Robespierre, wenige Wochen er dessen Bürgerthugenden gepriesen. Er folgte der Macht und wußte mit ihr zu hantieren. Er ließ den Augenblick zu, in dem er die Macht wechselte. Dabei war er nicht feige, für die er sprach, mit blutigen Besen zu drapieren. Den «Anakreon» hat man ihn darum genannt. Nach dem Robespierres ward endlich auch B. mit Louis und Villard-Barennes vor den Gesetzgeber und vom Konvent zur Deportation in die Drôme imbes in die allgemeine Verhaftung geschloffen. B. lebte fortan literarisch. Als man ihn 1815 während der Restauration zum Deputierten in die Kammer ernannte er die gemäßigten Grundzüge von Louis und der zweiten Restauration wurde er mit Louis, der die Julirevolution die Rückkehr der Regierung ernannte ihn zum Mitgliede der Kammer im Dep. Gers. Er starb 14. Jan. 1840. Er hatte eine Tochter, die seine Memoiren Carnot hatte er seine Memoiren, welche von diesem mit einem Vorwort und (2 Bde., Par. 1834; 2. Aufl., 1840) veröffentlicht wurden.

Barer (spr. Bäreischeg), ein in Polen bekannt aus Gerstenmehl, das man in Wasser kocht und dann mit Fleischbrühe und Buttergewürzen zusammen kocht.

Barret gewöhnlich Biret; ital. berreta, span. birreta; vom spätlat. birrus, lat. von Rodigem Stoffe heißt eine Kopfbedeckung nach der Nähe und breiter Krämpfe Stoff, welche mit dem Anfang des 16. Jahrhunderts in Italien und Frauen die gewöhnliche Kopfbedeckung wurde. Zu Anfang war das B. mannigfaltig und verziert, geschliffen und mit bunten Stoffen durchzogen, oft auch mit einer Haarschleife, in Verbindung gebracht. Ritter und Adelige, Fürsten und Grafen trugen es in Gold, Perlen, Edelsteinen, auch wohl mit Schmucksteinen, vom kostbaren Stoff. Sehr lebhaft war der Schmuck. Um die Mitte des 16. Jahrh. wurde das B. in der bunten Farben und es behielt nur ein schwarzes, feines B. Bis Ende des Jahrhunderts verschwand das B. als allgemeine Tracht und blieb seitdem nur noch in der Form als Bestandteil der Tracht für Gelehrte, hier und da auch für

Richter und Professoren, insbesondere für Dekane und Rektoren der Universitäten. In Deutschland ist das B. in neuester Zeit wieder als Bestandteil der richterlichen Amtstracht zu Ehren gekommen.

Barotti (Giuseppe), ital. Schriftsteller und Dichter, geb. zu Turin 25. April 1719, entließ als sechzehnjähriger Jüngling dem elterlichen Hause, trat zu Quastalla als Schreiber in ein Handlungshaus, wandte sich 1740 nach Venedig und wurde 1742 zu Cuneo als Magazininspektor angestellt. Von 1745—51 lebte er abwechselnd zu Turin und Venedig und begab sich dann nach London, wo er als Lehrer der ital. Sprache wirkte. Nach einem neunjährigen Aufenthalt daselbst lehrte er nach Italien zurück, gab zu Mailand die «Lettere famigliari» (1762) heraus, mußte sich aber, wegen derselben verfolgt, nach Venedig wenden, wo er 1763 den zweiten Band veröffentlichte und das kritisch-literarische Journal «Frusta letteraria» begründete, das von 1763—65 erschien und wiederholt (Carpi 1799; Mail. 1804; in den «Classici italiani», 2 Bde., Mail. 1838—39) neu aufgelegt wurde. B. wendete sich später wieder nach London, wo er zum Sekretär der königl. Akademie der Künste ernannt wurde und 6. Mai 1789 starb. Sein «Dictionary of the English and Italian languages» (2 Bde., Lond. 1760 u. öfter; zuletzt Lond. 1854) und «Spanish and English dictionary» (Lond. 1778 u. öfter; zuletzt 2 Bde., Lond. 1837) wurden lange geschätzt. Außerdem erregte auch sein «Account of the manners and customs of Italy» (Lond. 1768; 2. Aufl. 1769; deutsch von Schummel, Bresl. 1781). Gesamtausgaben seiner «Opere italiane» sind zu Mailand (zuletzt 4 Bde., 1838) erschienen.

Barst, kleine Hafenstadt im franz. Depart. La Manche, Arrondissement Valognes, 26 km östlich von Cherbourg und 2 km südlich von der Barstspitze, der Nordspitze der Halbinsel Cotentin, zählt 1220 E., welche ansehnliche Schiffsahrt treiben, Barken bauen und ein Seebad unterhalten. Auf dem Kap B. steht der herrliche Leuchtturm von B. oder Gatteville; ferner sind zwei kleinere Leuchttürme in der Nähe der Stadt, deren kleiner Hafen Schiffe von 3—400 t aufnehmen vermag. Im J. 1850 entdeckte man eine 8 km lange, gewaltige Austerbank hiersebst. B. war bis auf Heinrich IV. eine starke Festung und ein wichtiger Hafen, von welchem sich 1042 Eduard der Bekenner nach England einschiffte und von wo Wilhelm der Eroberer zur Invasion in England 1066 auslief.

Barst (Poul Frederik), dän. Politiker und Historiker, ein eifriger Vertreter der «skandinavischen Idee» und «Grundtvigianer», geb. 7. April 1811 zu Lyngby in Jütland, war 1849—69 Reichstagsabgeordneter und wurde später Assistent an der königl. Bibliothek in Kopenhagen. Aus seiner literarischen Thätigkeit sind hervorzuheben die international-nordische Zeitschrift «Frage og Svar» (1839—41), «Fortællinger af Jædelandets Historie» (4. Aufl., Kopenh. 1874) und «En Reise i Danmark» (Kopenh. 1863).

Barfuß (Hans Albr., Graf von), preuß. Generalfeldmarschall, geb. 1635, entstammte einer altbrandenb. Familie, und bildete sich in den Kriegen des Großen Kurfürsten und seines Nachfolgers, des ersten Königs, zu einem der tüchtigsten brandenb.-preuß. Offiziere aus. Sein erstes größeres Kommando als Oberst erhielt er im Kriege Friedrich Wilhelms gegen die Schweden um den Besitz

Neuvorpommerns 1678, wo er im Herbst an der Expedition nach Rügen und der Eroberung Stralsunds teilnahm. Im J. 1683 führte er als Generalmajor ein kleines Korps gegen die Türken und kämpfte mit Sobieski bei Gran. Größere Erfolge noch erlangte er 1686 in dem Korps, das unter dem Oberbefehl des Generalleutenants von Schöning bei der Belagerung Ofens mitwirkte. B. führte bei dem Hauptsturm am 12. Sept., dem die Festung erlag, den linken Flügel der Sturmkolonne. In dem zweiten Koalitionskriege gegen Ludwig XIV. kämpfte B. unter den Augen Kurfürst Friedrichs III. selbst am Rhein; die Erstürmung Bonn's (Okt. 1689) ward nach seinen Dispositionen ausgeführt. Im J. 1691 führte er als Oberbefehlshaber ein neues Hilfscorps von 6000 Mann dem Kaiser gegen die Türken zu, das den Sieg bei Salanternen (Aug. 1691) entschied half; ein Erfolg, der ihm die Würde eines Generals der Infanterie verschaffte. Er ward noch Oberkriegspräsident, Feldmarischall, Reichsgraf und einer der ersten Ritter des Ordens vom Schwarzen Adler, aber seine kriegerische Thätigkeit war wesentlich zu Ende. Um so lebhafter betheiligte er sich an den Cabalen und Intriguen, die das Hofleben unter dem Sohne des Großen Kurfürsten erfüllten. B. hat neben andern den allmächtigen Minister von Danneberg 1697 zu Fall gebracht. Er hatte gehofft, selbst dadurch an die Spitze der Geschäfte zu kommen, mußte aber bald neben dem gewandten Höfling Kollb von Hartenberg zurücktreten, dem es sogar gelang, ihn schließlich (1702) ganz vom Hofe und aus der Armee zu verdrängen. B. starb auf seiner Besetzung Kossienblatt bei Weeslow 27. Dec. 1704. Vgl. von Barfuß: Jallenberg, «Hans Albrecht, Graf von B.» (Berl. 1854).

Barfüßer (lat. discalceati, d. h. Unbeschuhte) heißen Mönche und Nonnen (Barfüßerinnen), welche sich entweder gänzlich (wie die 1540 in Plaisencia in Spanien begründeten und nach Italien, gegenwärtig besonders in Neapel verbreiteten Alcantariner) oder für eine gewisse Zeit des Jahres (wie die Nonnen Unserer lieben Frauen von Calvaria, vom 1. Mai bis Kreuzerhöhung) der Fußbekleidung enthalten, oder endlich bloß Sandalen, mit Riemen befestigte Sohlen (von Holz, Leder, Striden, Gemis) statt der Schuhe tragen. Sie bilden keinen besondern Orden, sondern höhere Grade der Askese in verschiedenen Orden, z. B. der Franziskaner, Augustiner, Mercenarier, Carmaliten u. a. Besonders die heil. Theresa, Stifterin des unbeschuhten Karmeliterordens in Spanien 1560, hat diese Art ascetischer Übung weit verbreitet. Für dieselbe beruft man sich auf Matth. 10, 10, wo Jesus den Jüngern verbietet, auf ihren Missionsreisen Schuhe zu tragen. Bei Juden und Römern galt das Ablegen der Schuhe als Zeichen der Trauer und Erniedrigung, unter welchem die Götter um Abwendung öffentlicher Unglücksfälle angefleht wurden.

Barge (engl.), die 8–12ruderige Staatsschaluppe eines engl. Admirals oder Kapitäns. — B. (frz.), ein plattes, 7–10 m langes Fußschiff mit Segel und Ruder. [oder Sbirren.]

Bargell (ital.), der Hauptmann der Häcker **Bargello**, früher der Palast des Podesta in Florenz, jetzt Museum. (S. unter Florenz.)

Bargiel (Woldemar), deutscher Komponist, geb. 3. Okt. 1828 in Berlin, Sohn des dortigen Musiklehrers Adolf B. (gest. 1841), erhielt den ersten

Unterricht von seinem Vater, sang als Knabe in berliner Domchor, besuchte von 1846 an das Leipziger Konservatorium, privatisierte darauf in Berlin, wurde dann Lehrer an der rhein. Musikschule in Köln und ging 1865 als Dirigent der Kapelle der holländ. Musikgesellschaft nach Rotterdam, wo er 1874 als Lehrer für Instrumentalmusik an der Musikschule der königl. Akademie nach Brüssel berufen wurde; 1875 erhielt er einen Sitz in dieser Akademie und 1876 den Professortitel. Als Komponist hat B. besonders durch Instrumentalwerke (Ouverturen, Symphonien, Trios u. s. w.) in denen er sich der Weise Schumanns verweist, Bedeutung erlangt.

Barham (Richard Harris), engl. Dichter u. Humorist, geb. 6. Dec. 1788 in Canterbury, wo seine Erziehung in der Pauschule in London begann 1806 nach Oxford, wo er den Grad eines Bachelor of Arts erlangte. Hierauf widmete er theol. Studien und wurde 1813 Harris in der lutherischen Städtchen Hilsford. Während einer gern Krautzeit schrieb er 1819 den Roman «Barwin», und da dieser Beifall fand, bald darauf dreibändige Roman «My cousin Nicholas», jedoch erst 1834, und zwar anonym, in «Blackwood's Magazine» erschien. Im J. 1821 gab B. als Kanonikus der Bouleskirche nach London über. Bei mannigfachen Berufswechseln betrieb er seine schriftstellerischen Arbeiten fast unausgesetzt auf Artikel in Zeitchriften und auf die Arbeit an Gordons «Biographical Dictionary Allgemeine bekannt wurde B. erst durch ein Cyclus erzählender Gedichte, die er seit 1837 dem Titel «The Ingoldsby legends» unter Pseudonym Thomas Ingoldsby in «Beetle's Miscellany» erscheinen ließ. Die originale Misch von Burleske, Wit, Pathos und Alerthum, womit die «Ingoldsby legends» eine Reihe samer geschichtlicher und sagenhafter Begebenheiten in vielfach wechselnden poetischen Formen darstellte, wies ihnen eine eigentümliche Stelle in der populären Poesie an. In mehreren Serien erschienen sie zuerst von 1837–42 in «Beetle's Magazine», dann von 1842–45 in «Godey's Monthly Magazine». Später wurden sie in vertheilten Ausgaben mit Illustrationen von G. Shank und Leach veröffentlicht. B. starb 12. 1845 zu London. — Sein Sohn, Bolton B. schrieb sein Leben in «The life and letters of Richard Harris B.» (2 Bde., Lond. 1870).

Barhampur, Barhampur oder Barpur, Hauptstadt des Distrikts Murshedabad in der indobrit. Präsidentschaft Kalkutta gehörend, Presidency-Division, liegt auf dem linken Ufer Bagharatti, eines Ausflusses des Ganges, u. Heerstraße zwischen Murshedabad und Kalkutta von ersterer Stadt 8, von letzterer etwas mehr als 190 km entfernt. B. ist Sitz der Behörde ein nicht unbedeutender Garnisonort (1872) 27110 E.

Barhebräus oder Bar Ebrai (Hebräer oder mit arab. Namen Abul-Farab' u. Farab' u. s. w.), einer der bedeutendsten jüd. u. christl. Schriftsteller, ward 1226 zu Malatja in Armenien geboren. Wegen seiner ausgezeichneten Kenntnisse allen Fächern wurde er von seinen Zeitgenossen «Zierde der Zeit» (Farid al-zaman) genannt; in seinem 20. Jahre wurde er zum Richter von Guba ernannt und gelangte 1264 durch

Patriarch Ignatius zur Würde eines iakobitischen
 Metropolitans (s. *Maifreiana*, eigentlich einer der
 die Gelehrten befruchtete, d. h. ordinierte), die er bis
 zu seinem 1286 erfolgten Tode bekleidete. Seine
 Knüttelrührung fiel in eine der für die Christen des
 Nordanlandes verhängnisvollsten Zeiten, in wel-
 che die unter Hülfs in den vordern Orient einge-
 drungenen Mongolen die griech. Kultur ernstlich ge-
 fährdeten. Durch sein konsiliatorisches Talent, durch
 die ihm eigene Würde und eine seltene Charakter-
 festigkeit und Ausdauer, die ihm selbst bei seinen
 vielen Feinden die größte Achtung erzwang, gelang
 ihm, den Christen ihre geachtete Stellung zu er-
 halten. Er war einer der fruchtbarsten und bedeu-
 tendsten Schriftsteller der Syrer. Er zeigt sich
 überall als gewissenhafter und kritisch richtender
 Forscher, der bestrebt ist, in den ursächlichen Zu-
 sammenhang der Thatigkeiten tiefer einzudringen.
 Sein größtes Geschichtswerk, die «*Chronik*», dessen
 Inhalt, wie polit. Geschichte enthaltenen Teil bereits
 1859 von A. J. Brunns und G. H. Kirchs unter
 dem Titel «*Bar Hebraei Chronicon syriacum*» ver-
 öffenlicht worden war, ist erst in der neuesten Zeit
 (S. 20, Wien 1872—74) von J. B. Abbelos
 und L. J. Lang durch Veröffentlichung des zweiten
 ungeschichtlichen Teils vollständig bekannt ge-
 worden. Von seinem großen exegetischen Werte,
 der «*Schau der Geheimnisse*» (Zusatz rufe) sind nur
 einzelne Blätter bekannt, die namentlich durch
 Deutsche Anregungen in Breslau veröffentlicht
 wurden. Eine Gesamtausgabe (seiner grammati-
 schen Werk ist der Abbe Martin («*Oeuvres gram-
 maticales d'Aboul-Faradj dit Bar Hebraeus*»,
 II, 1 u. 2, Par. 1873) und eine Ausgabe (seiner
 geistl. u. s. r. Grammatik Bertheau (Gött. 1843)
 erschienen. Eine Selbstbiographie des A. ver-
 öffentlichte Assemani in der «*Bibliotheca orienta-*
 lis» (Bd. 2), wo sich zugleich ein vollständiges Ver-
 zeichnis der Schriften des A. findet. Den arab.
 Auszug aus seinem größtem Geschichtswerke, wel-
 chen A. in den letzten Monaten seines Lebens aus
 dem einer Freunde verfertigte, gab G. Vocode
 als «*Abulpharagii historia dynastiarum*» (Ori.
 183) heraus (deutsch von Bauer, Pdm. 1793).

Peri, ein Regervoir am Weißen Nil, zwischen 10° und 6° nördl. Br. und 28° 50' bis 30° 17' (vom Ferro), das nach seinen Überlieferungen 12 Generationen von Söhnen der eingewanderten A. an die Peri vertrieben hat. Sie grenzt gegen N. an die Tinfastämme Bor und Eliab, gegen E. an die Aggag-Para und den Tinfastamm der Nubari, gegen S. an die Nubi und Kofchi, gegen O. an die Beri und zerfallen in mehrere Stämme: die eigentlichen B. am Weißen Nil, die B. im N. und die Lauda im S. von denselben. Sprache ist einfach, aber bildsam und von der angrenzenden Völkerschaften verschieden. Die B. sind, ungleich den meisten Nilanwohnern, nicht Nomaden, sondern haben feste Wohnsitze, treiben Ackerbau und Viehzucht, die Ärmern auch Fischerei. Sie beschäftigen sich zum Theil mit Leder- und Lederarbeiten aus dem im Lande vorkommenden Büffel, leben in patriarchalischer Verfassung in Familien und haben Vielweiberei. Wahrscheinlich haben die Männer ganz nackt. Die B. sind Nomaden und liegen oft in blutigem Streit unter sich. Ihr Land ist dügelig und annähernd; es besteht aus Ebenen mit Wäldern; zahlreiche Dörfer und runden Strohhöhlen liegen im Schatten

riefiger Pflanze. Volk und Land der B. wurden zuerst durch die ägypt. Nilexpedition 1839–42 bekannt, genauer aber erst durch die lat. Missionare, welche dieselbst 1849–60 zu Gondokoro eine Station hatten, deren Wirksamkeit jedoch durch die Elfenbein- und Sklavenhändler des Weißen Flusses gelähmt wurde. Vgl. Kaufmann, »Schilderungen aus Centralafrika« (Briren 1862); Friedr. Müller, »Die Sprache der B.« (Wien 1864); derselbe, »Grundriß der Sprachwissenschaft« (Bd. 1, 2. Abteil, Wien 1877); Ritterhupner, »Die Sprache der B.« (Briren 1867).

Bari, auch Terra di Bari, eine der neapolitan. Provinzen des Königreichs Italien, 5937 qkm groß mit (1876) 641604 E., von denen ein kleiner Theil dem arnaut. Volkstamme angehört. Die Provinz wird im Norden der apul. Halbinsel von Adriatischen Meere bespült, ist im Innern von einzelnen Berggruppen erfüllt, unter denen der San-Angelino die bedeutendste, und liegt zum großen Theile im Bereiche der wenig bewässerten Apulischen Ebene. Außer einigen kleinen Binnenseen hat das Land nur ganz unbedeutende Röhrenflüsse auszuweisen, die bei anhaltender Trockenheit oft ganz wasserlos sind; der einzige bedeutendere ist der Ofanto, welcher die Grenze gegen die Provinz Foggia bildet. Trotz der Wasserarmut, welche durch anhaltende Sonnenhitze noch mehr erhöht wird, gehört doch die Provinz zu einer der fruchtbarsten des Königreichs. Sie ist berühmt durch ihren Wein, ihre Baumwollkultur und Seidenzucht, den Reichtum an Öl und Südkräutern, eine vortreffliche Frucht von Schafen, deren 250 000 aus den ausgedehnten unbesäeten Ebenen weiden, berühmten Pferden, großen Herden von Rindern, Gelsen, Ziegen und Schweinen, durch lebhaften Fischerei- und Salinenbetrieb an den Küsten und die Kühnheit der Baraker zur See, auf der sie in eigenen Schiffen bedeutenden Handel mit ihrem Korn, Öl und Wein betreiben. Die Provinz zerfällt in die Kreise A. Parletta und Altamura.

Die Hauptstadt Bari delfe Buglie, an der Linie Joggia-Otranto der Italienifchen Südbahn, die hier nach Taranto abweicht, liegt in fchöner Umgebung, ift Sitz eines Erzbifchofs und des Präfecten, hat ein Decum und treibt mit den Landprodukten, namentlich mit Getreide, Olivenöl, Mandeln, Feigen, Agramen, Safran, Wein, Baumwolle und Wolle bedeutenden Handel und zählt (1880) 56298 E. Der Hafen von B. ift in neuerer Zeit durch Molenbauten fo verbessert worden, daß die größten Handelsdampfer in ihm liegen können. Röm. Alterthümer erinnern an das alte Barium im Diftrikte Buccetium, und die Altstadt hat bis in die Gegenwart ihr mittelalterliches Ausfehen bewahrt. Sie befitzt ein Atheneum für Kunft, ein Theater und zwei namentlich in architektonifcher Hinficht fehr bedeutende Kirchen: die Kathedrale von 1034, bei der Renoverung im 18. Jahrh. verunkfaltet, und die Kirche San-Nicola, 1087 zu Ehren des heil. Nikolaus (Bifchofs in Lycien) erbaut, deffen Gebeine in der fchönen Krypta aufbewahrt werden und durch ihre Wunderthaten (Manna-fchweigen) zahlreiche Wallfahrer herbeiziehen. B. war im Mittelalter (Barum, Baris) in alle Kämpfe verwickelt, die in Unteritalien fpielten. Von 848—875 war B. im Befitz der Sarazenen, denen es die griech. Kaifer abnahmen, unter welchen die Stadt zum freien Chriftenthum wurde. Es kam 1059 in die Gewalt der Normannen, wurde nach 1060 von der

Wieder genommen, allein schon 1071 von neuem durch die Normannen unter Robert Guiscard erobert und 1156 wegen byzant. Sympathien gänzlich zerstört. Robert von Anjou schenkte 1324 die Stadt mit Umgebung als Fürstentum einem seiner Vassallen, und dies blieb selbständig (seit dem 15. Jahrh. unter den Sforza), bis sie endlich 1558 mit Neapel vereinigt wurde. Zu V. wurde 1098 ein Konzilium abgehalten.

Baria rident, Bargeld laßt; Baria ist eine scherzhafte lat. Ausrufbildung vom deutschen Bar (Bargeld).

Variatinsky, f. Varjatinsky.

Varibal, eine nordamerik. Varenart, f. Vär.

Varile (ital.), b. i. Faß, Fäßchen, der Name eines ältern ital. Flüssigkeitsmaßes von sehr verschiedener Größe, zwischen 33 und 140 l an Inhalt wechselnd. Auch in Griechenland und auf den Ionischen Inseln ist dasselbe gebräuchlich. Die alte franz. Barrique (f. d.) wird in manchen Gegenden ebenfalls Varil genannt; ferner kommen Maße unter dem Namen Varil im franz. Westindien für flüssige und trockne Waren vor. In Malaga begreift der Varil (Rorb) Weintrauben 24 kg Gewicht. Diefelbe Bedeutung hat das engl. Barrel, welches ein engl. Biermaß von 36 Gallons oder 163,6 l und auch ein Gewichtsbegriff bei Mehl, Seife, Butter u. s. w. ist. Besonders wichtig ist das Barrel als Gewichtsmäß im Verkehr mit Weizenmehl, da in England wie in ganz Amerika dieses Mehl im größten Handel stets nach dem Barrel (frz. Baril, span. und portug. Barril) verkauft wird, welches 196 engl. Pfd. Handbellschwert beträgt.

Varilla, früher ein wichtiger Handelsartikel, jetzt im Handel kaum mehr gekannt, ist die an der span. Küste durch Verbrennen von Meerespflanzen dargestellte Asche, welche wegen ihres Gehalts an tothensaurem Natron, Soda, vielfache Verwendung fand. [america].

Varillakupfer, gebiegenes Kupfer in Süd-

Värin (slaw., b. h. Herr), f. unter Vojar.

Variand, f. Varinas.

Varing, eine nach England eingewanderte deutsche Familie, welche zu London eins der größten Handelshäuser der Welt (die Firma Varing Brothers u. Comp.) begründete und deren Mitglieder sich vielfach als Parlamentsabgeordnete und als Inhaber höherer Staatsämter bekannt gemacht haben. Begründet wurde dieselbe durch Johann V., einen Sohn Franz V.s, Pastors von St. Ansgar in Bremen, der sich in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. zu Creter in der Grafschaft Devon niederließ und dort ein kleines Geschäft begann. Von seinen vier Söhnen John (geb. 1730), Thomas (gest. 1757), Francis und Charles (geb. 1742, gest. 13. Jan. 1829) etablierten Francis und John 1770 ein Haus in London, welches die Grundlage des noch jetzt bestehenden bildet. — Francis V., der dritte Sohn Johann V.s, geb. 18. April 1740 zu Creter, sah im Räte der Ostindischen Compagnie, vertrat mit Eifer die britische Politik und ward 29. Mai 1793 zum Baronet erhoben. Durch seine «Observations on the establishment of the Bank of England» (Lond. 1797) nahm er an den Erörterungen über die Bankrestriktionsmaßregel von 1797 wesentlichen Anteil. Sir Francis starb 21. Sept. 1810. Er hinterließ, außer fünf Töchtern, fünf Söhne: Thomas, Alexander, Henry,

William und George. Die drei ältesten von denselben waren eine Zeit lang Teilhaber des Geschäfts in Mitgliedern des Unterhauses.

Thomas V., ältester Sohn Sir Francis', geb. 12. Juni 1772, erbte 1810 den Titel seines Vaters und starb 3. April 1848. Der zweite Sohn, Alexander V., Lord Ashburton, geb. 27. Oct. 1774, arbeitete von Jugend auf im Geschäft des Hauses, in seinen Jünglingsjahren in den Contours desselben in den Vereinigten Staaten in Canada, und wurde nach dem Tode seines Vaters 1810 Chef des Hauses. Um den Krieg mit Amerika abzuwenden, schrieb er eine «Liquor in the causes and consequences of the orders Council» (Lond. 1808), war 1818 auf dem Kongress zu Aachen, wo er die große franz. Reiznegotiierte und sah seit 1812 (in London) gewöhnlich im Parlament. Im Dec. 1834 ernannte ihn der zum Münzmeister und zum Präsidenten des Board of Trade, welche Ämter er 1835 niederlegte. 2. 10. April 1835 wurde er unter dem Titel Lord Ashburton von Ashburton in den Peerstand erhoben. Obwohl anfänglich dem Freihandelsprincip zugethan, stand doch V. als Politiker stets auf Seiten der Tories. Nachdem er Lord und Granville früher geworden, änderte er übrigens seine Anhaltspunkte. Anschauungen, und ging sogar 1846, als Peel die Schutzzölle fallen ließ, zu Protection über. Mit glücklichen Erfolge löste er 1842 an einer Spezialmission nach Amerika die Differenzen zwischen England und den Vereinigten Staaten in Bezug auf das Gebiet von Maine. Er ward 1. Mai 1848 zu Longleath, dem Sitz seines Onkels des Marquis von Bath. Ihm folgte als zweiter Lord Ashburton sein Sohn William Sinclair V., geb. 1. Juni 1799. Derselbe gehörte im Unterhaus zu den Anhängern Peels, in dessen Kabinet er die Stellen eines Secretärs des Indus Amtes und des Kriegszahlmeisters versah. Er starb 23. März 1864, worauf ihm in der Peerage in Bruder Francis V., geb. 20. Mai 1800, am 6. Sept. 1868, folgte, nach dessen Tode die Peerage auf seinen ältesten Sohn, Alexander Hugh V., geb. 1835, den gegenwärtigen Lord Ashburton, überging. Derselbe hatte seit 1855 Thetford im Parlament vertreten.

Sir Francis Thornhill V., seit dem Tode seines Vaters Thomas V. Erbe der Baronie, geb. 20. April 1796, erhielt seine Bildung in Cambridge, habilitierte sich 1823 als Barrister und vertrat 1826—65 die Stadt Portsmouth im Parlament. In seiner Politik schloß er sich den Whigs an. 1830—34 war er Lord des Schatzes und unter dem Ministerium Melbourne bis 1839 Schatzkanzler. Hierauf erhielt er den Posten des Schatzkanzlers, dem er sich jedoch wenig gewachsen zeigte, und vertrat er im Aug. 1841 bei Auflösung des Ministeriums die Peerage. Später bekleidete er 1849—51 das Amt eines ersten Lords der Admiralität. Bei Gelegenheit der Bildung des Ministeriums Russell Gladstone 4. Jan. 1866 mit dem Titel eines Viscounts Northbrooke zur Peerage erhoben, starb er 6. Febr. 1866. Ihm folgte als zweiter Lord Northbrooke sein einziger Sohn Thomas George V. (s. Northbrooke). — Thomas V., ein Bruder des ersten Lord Northbrooke, beteiligte sich mit Fortius an den großen kommerziellen Unternehmungen, denen seine Familie ihre Größe verdankt. Gestorben 1800 vertrat er 1835—37 den Norden West-Devonshire im

berlebens, und später von 1844—73 den Fleden
Lancaster als entschiedener Konservativer. Er
war Vorkämmerer und mehrere mal Gouverneur der
Stadt von England, Deputy-Lieutenant von Lon-
don und Präsident des Londoner Lloyd. Hauptchef
in Handelsangelegenheiten blieb er bis zu seinem Tode,
am 1. Jan. 1873. — Das Haus B. ist in allen Haupt-
städten Europas stark interessiert, in Negoziation
an Seantendeleiten, in Wechsel- und Geldhandel,
Kornhandels, eigener Kolonialproduktion (s. B.
in England), Importation und Exportation auf
eigene und fremde Rechnung u. s. w.

Baring-Gould (Sabine), engl. Schriftsteller,
(1813).

Bariolage (fr.), Buntschiedigkeit (namentlich
im Violoncello); bariolieren, buntschiedig fä-
rben; Bariolen; in figürlicher Bedeutung: den Stils.

Barișta (fr. Baris; Georg), rumän. Publizist,
geb. 1812 im Kloster Komitat Siebenbürgens, der
Ecke nach griech.-kath. Ritters, besuchte das
Gymnasium zu Blasendorf, dann das zu Klausen-
burg, erhielt eine theol. Bildung auf dem bischöf-
lichen Seminar zu Blasendorf, und wurde 1836 nach
Klausenburg versetzt, wo er eine Gemeinde- und Han-
delschule für die rumän. Kirchengemeinde organi-
sierte. Dort begründete er bereits 1838 die „Ga-
zeta în Transilvania“, die erste Zeitung in rumän.
Sprache in Österreich. In den J. 1848 und 1849
war er ein aktiver. Seit lebhaften Anteil an den
politischen Angelegenheiten. Nach der Rückkehr in die Heim-
stadt begann er 1. Dez. 1849 wieder die Rebat-
tion seiner Zeitung, mußte dieselbe aber im Febr.
1850 aufgeben. Seitdem wirkte B. als Mit-
arbeiter an den übrigen rumän. Blättern, hat aber
1855 wieder ein eigenes Blatt gegründet, den
„Lucea în Hermannstadt“. Seit 1863 Mit-
arbeiter des siebenbürg. Landtags, ward er durch letz-
teren im Jahre zum Reichsratsabgeordneten
gewählt. Seit 1867 ist er Mitglied der rumän. Akade-
mie der Wissenschaften. Außer seinen journa-
listischen und publizistischen Arbeiten sind von
ihm einige Schriften hervorgebracht: ein deutsch-
rumanisches Wörterbuch von Polly und
ihm redigiert: „Calendariu pentru popo-
lul românesc“ (11 Jahrg., Kronst. 1851—62).
Seine Frau, geb. Bardon, Viola di Bardone) hieß ein-
mal sehr gebräuchliches, mit sieben Saiten
versehene, der Viola di Gamba ähnliches Instru-
ment. Die sieben Saiten auf dem Griffbrette wur-
den in Bogen gestrichen; die unter dem Griff-
brette liegenden 16 Drahtsaiten hingegen von
oben herab mit der Spitze des Daumens der
rechten Hand gestrichen. Das Instrument ward gegen
Ende des 18. und später durch Viol und Franz in
Vergessenheit.

Baritone (ital.) heißt B. (Baritono, Bar-
itone, Bass, Bass, Concordant) diejenigen
Stimmen, welche nicht die Tiefe und Fülle
des Basses, aber auch nicht die Höhe und Weich-
heit des Tenors erreicht. Je nachdem sie an Klang
mehr dem Tenor oder Bass sich
nähern, unterteilt man sie in Tenor- oder
Bass-Baritone. Der B. stellt nicht nur in der
Musik schon in seinem physischen Organ
eine Mittelsstufe dar, sondern auch in der
Stimmführung, zu welchem sich Bass (s. d.) und Tenor
nach dem Umstande oder dem Zweck verhalten.

Mit dem Aufhören der Kastaten, also seit Mozart,
wurden die wichtigsten Partien in der Oper mehr
und mehr für diese Stimmklasse geschrieben; in
neuerer Zeit überwiegt der Tenor.

Barium, s. Barium.

Barjatskij (Fürst Alexander Iwanowitsch),
russ. Feldmarschall, Nachkomme der früher souve-
ränen Fürsten von Tschernigow (1054—1246), die
ihre Abstammung von den Kurilen herleiteten,
wurde 1814 geboren und mit dem damaligen
Thronfolger, spätem Kaiser Alexander II., erzogen,
dessen Zuneigung er sich in hohem Grade zu er-
werben wußte. Er trat früh als Offizier in das
Gardehusarenregiment, machte 1835 als Freiwilliger
einen Feldzug im Kaukasus mit und wurde in
einem Gefecht verwundet. Mehrere Jahre später
zum kaukas. Korps versetzt, bald zum Obersten und
kaiserl. Flügeladjutanten befördert, nahm er 1845
an dem Zuge nach Dargo teil, ward Kommandeur
des Jägerregiments Kabarda und 1848 General-
major. In den Feldzügen von 1850 und 1851 er-
langte er bedeutende Vorteile über Schamyl, und
nach seiner 1852 erfolgten Ernennung zum Gene-
ralleutnant und Chef des linken Flügels der
kaukas. Division setzte er seine Unternehmungen mit
Energie fort. Nach Ausbruch des orient. Konflikts
1853 zum Generalstabschef der kaukas. Armee er-
nannt, kommandierte er unter Bebutow in der
Schlacht von Kizil-Dere (5. Aug. 1854) und trug
sehr viel zum Siege bei. Er wurde 1856 zum Gene-
ral der Infanterie ernannt und lehrte darauf als
Statthalter und Oberbefehlshaber der Armee nach
dem Kaukasus zurück. Nach drei beschwerlichen Feld-
zügen, in welchen er den Feind aus einer Stellung
nach der andern verdrängte und ihn in einen immer
engern Kreis einschloß, wurde auch Weden, die
Hauptfestung Schamyls, von dem General Endo-
schin erobert. B. stellte sich hierauf persönlich an
die Spitze des Operationskorps gegen das Berg-
schloß Ghunib, den letzten Schlupfwinkel des hel-
denmütigen Imam, und stürmte dasselbe 6. Sept.
1859 nach verweigerter Gegenwehr. Schamyl
selbst fiel in die Hände des Siegers, dem sich alle
Völker des östl. Kaukasus unterwarfen. Ihrem
Beispiel folgten mehrere Stämme des Westens mit
ihrem Anführer Ruhamet-Emin. In Anerken-
nung solcher Erfolge ward B. zum Feldmarschall
erhoben. Eine schwere Krankheit nötigte ihn, 1862
seinen Statthalterposten niederzulegen. Seitdem
lebte er meist auf Reisen im Auslande und auf sei-
nen in Polen besessenen Gütern, wo er bemüht war,
den hohen poln. Adel mit dem russischen auszuföh-
nen und beide in einer gemeinsamen aristokratischen
Partei zu verbinden. Die gegen das System des
Kriegsministers Miljutin gerichteten Schriften des
General Fadschew werden auf B.s Einfluß zurück-
geführt, mit dem Fadschew schon seit der Zeit der
kaukas. Feldzüge in enger Verbindung stand. Im
Winter 1872—73 nahm B. zu Petersburg teil an
den Arbeiten der Kommission zur Reorganisation
der Armee und zur allgemeinen Wehrpflicht. Er
starb 9. März 1879 zu Genf.

Bar Jesu (nach einigen Handschriften Bar
Jesu, Elmas), nach Apostels. 13, 6—12 ein jüdi-
scher Zauberer und falscher Prophet, wollte den
Protonotar Sergius Paulus zu Paphos auf Cypern
von den Bekehrungen des Apostels Paulus abhal-
ten, weshalb ihn, nach des Apostels Ankündigung,
Blintheit traf.

Barjesu, Religionsfeste in Nepaul, welche mōnchisch lebt und zum Teil jüd. Dogmen hat.

Barjols, Stadt im Arrondissement Brignoles des franz. Depart. Var, 45 km nördlich von Toulon, am Zusammenflusse des Jovary und der Crevoises, ist amphitheatralisch an einem Hügel gebaut und wird seiner schönen Umgebungen und prächtigen Kasernen wegen das «Livoli der Provence» genannt. Die Stadt zählt (1876) 2541 (Gemeinde 2746) E., welche Kassaroni u. s. w., Töpferwaren, Leder (18 Gerbereien), Brantwein, Papier, Spielarten, Olivenöl u. s. w. verfertigen. In der Nähe von B. befindet sich eine in drei Abteilungen zerfallende merkwürdige Höhle mit Stalaktiten.

Barfa heißt das nordafri. Hochland zwischen der Großen Syrte (dem jetzigen Meerbusen von Sidra) und Ägypten. Der Name hat sich aus dem Altertum erhalten, ist aber von der alten Hauptstadt auf das ganze Land übertragen worden. Die Grenzen sind im N. das Mittelmeer, im W. die Große Syrte, im S. die tiefliegende Libysche Wüste mit den Oasen Kufschila und Dschalo, im O. gegen Ägypten ohne scharfe Abgrenzung eine Zahl umherwandernder unabhängiger Stämme, sodaß B. ziemlich genau dem alten Cyrenaisa entspricht. Seiner Gestalt nach ist es ein 500 m hohes von Schluchten und Thälern durchschnittenes Felsplateau, welches mit seinem nördlichsten Kap Sem unmittelbar ins Meer abfällt, meist aber von einem schönbewaldeten Küstenbaum, im S. von der Wüste umgeben ist. Den westl. Teil dieses Plateau bildet der über Bengasi aufsteigende Dschebl-el-Achbar, d. h. das Grüne Gebirge, und gegen O. hin verbindet es sich mit der 160 m hohen Nabahöhebene. Nach Koblfs wohnen 302 000 Seelen auf dem 159 000 qkm betragenden Flächenraume. Das Gebiet südlich von Bengasi heißt Barfa el-hamra, d. h. das rote B., noch südlicher Barfa el-beida, das weiße B. Das Klima ist bei der hohen Lage und an dem kühnenden Meere gesund und angenehm, wie das schönste Italiens (im Winter 12—21° C.), und die Küstengebiete, obwohl es nur kleine Flüsse gibt, außerordentlich fruchtbar an Reis, Datteln, Oliven, Safran u. s. w. Die schönen Weiden begünstigen Rindvieh- und Schafzucht; die Pferde sind noch jetzt wie im Altertum ausgezeichnet. Aber dieser treffliche Boden (die Alten nannten ihn den Garten der Hesperiden) umfaßt nur etwa ein Viertel des ganzen unter dem Namen B. begriffenen Gebiets und hört mit dem Südrande des Dschebl-el-Achbar gegen die Libysche Wüste hin auf, ist auch lange nicht so kultiviert, wie er es im Altertume war, wovon die vielen, meist an griech.-ägypt. Charakter erinnernden Ruinen an der Nordküste zeugen. Der Osten hat nur nackte Felsen und hoch mit Flugand bedeckten Boden.

Als Mittelglied zwischen Ägypten und Afrika hat B. immer große Bedeutung gehabt. Bereits zur Zeit des Cyrus erhoben sich die Bewohner des Distrikts von B. zu einem für das benachbarte Cyrene gefährlichen Staate, der aber schon nach einem Jahrhundert sank und in ägypt. Botmäßigkeit gerieth. Im röm. Zeitalter waren sie durch ihre Raubzüge und ihre Pferdezucht bekannt. Nachher bildete B. eine Provinz des griech. Kaiserthums, welche unter dem Statthalter Gregorius sich eben unabhängig erklärt hatte, als die Araber 642 siegreich hereinbrachen. Die jetzigen Einwohner bestehen aus Arabern und wenigen Berbern, welche sich zum

Islam bekennen und dem Pascha von Tripoli untergeordnet waren; am 8. Juni 1879 hat eben d. Regierung B. wieder vom Vilajet Tripoli getrennt und als selbständiges Vilajet konstituiert. Unter den Städten sind die bedeutendsten: Bengasi (s. d.), im nördlichen Theile des B. (s. d.). Im zweiten Viertel des 19. J. wollten die Vereinigten Staaten von Nordam. in B. Kolonien gründen und entrißen dem P. Derna, wurden aber vertrieben und ganz auf. Vgl. Pascha, «Relation d'un voyage dans la Marmarique, la Cyrenaïque etc.» (1827); Barth, «Wanderungen durch die Küsten der des Mittelmeers» (Vb. 1, Berl. 1849); «Notice sur les îles de Bomba et Plate» (feille 1863); Koblfs, «Von Tripoli nach Libyen» (2 Bde., Brem. 1871).

Barfa (abessin. Barala), Gebirgsland 11 000 qkm im nordöstl. Afrika, zwischen N. nien und Rubien, im Quellgebiete des n. ganz bekannten, temporären gleichnamigen Fl. welcher in Nordabessinien entspringt und einem periodischen Laufe von ungefähr 500 südlich von Suakin unter 18° 40' nördl. Br. in Rote Meer mündet. Das während der Regen gutbewässerte Land, welches beide Gesammten ansprechen, wird nur von wenigen Stämmen Beni-Amer bewohnt und ist reich an wilden Th.

Barfal, Berg und gleichnamiges Thal an d. Nil, jenfeit der Provinz Dongola. Der Berg ringsum steilem Abfall erhebt sich einen in großen Sandebene und ist der Rest eines ehem. weit ausgebreiteten, ringsum ausgewaschenen Felsplateau. Er liegt in einiger Entfernung rechten Ufer des hier östlich vorüberfließenden. Zahlreiche Ruinen von Tempeln, die zum Theil selbst gehöhlt waren, liegen an F. Ruine und sind mit Hieroglyphen bedeckt. Der Tempel war von Rameses II. gebaut. Später dieser Ort der Mittelpunkt des Äthiopischen und hier lag das Herodotische Berce, welches später auf die zur Zeit der Ptolemäer noch verlegte Hauptstadt übertragen wurde. In Schriften nennen diesen Namen nicht, sondern die Stadt, wie die spätern griech. u. Autoren, Napata. Eine halbe Stunde n. liegt aber jetzt ein Dorf Metraul, das dieselben alten Namen noch erhalten hat. Der Berg in den hieroglyphischen Inschriften immer der Berg genannt.

Barfasse heißt das größte Boot auf d. schiffen. Dasselbe steht für gewöhnlich mit der nasse auf dem Oberdeck zwischen Rod und Mast, und wird nur in das Wasser geholt, wenn es für schwere Lasten ausgebracht oder gehoben, d. geholt oder Landungen gemacht werden sollen. B. einer Fregatte oder schweren Korvette 10 lang, hat 14—16 Ruderer, fährt zwei Masten auf, ein 8-Centimetergeschütz mit 1000 Schuss, sodaß dasselbe im Boot und an Lande gebraucht werden kann, und fast 1000 Mann Landungstruppen. In der Neuzeit sind es mit Dampfmaschinen versehen.

Barke, Barkschiff, ist der Name eines mäßigen Schiffs, dessen hinterer Mast klein (s. d.) hat. Bis zu einer gewissen Größe (300 nen) sind die Barkschiffe in der Handelsfahrt sehr beliebt, da sich der hintere Mast weit

anliegenden Raan viel leichter bedienen läßt als auf einem Vollschiffe (Fregattschiffe) und die Besatzung an einige Mann geringer sein kann. Bei größern Schiffen gibt man jedoch nicht gern Bartelatelage, weil dadurch die Segelfläche am hintersten Masten in Vergleich zu den beiden andern Masten zu klein ist und das Schiff nicht gut manöuvrieren und segeln würde. Die Zahl der Bartschiffe macht im Verhältnis zu den sämtlichen übrigen Schiffsklassen, Ketschschiffen, Briggs, Schonern, Galeassen, durchschneidend die Hälfte aus.

Barter (Edmond Henry), engl. Philolog, geb. 2. Febr. 1788 zu Hoxham in Northshire, erhielt seine erste Erziehung in London, dann zu Louth in Lincolnshire, und seine Universitätsbildung im Trinity-Collegium zu Cambridge. Außer verschiednen Ausgaben von Autoren, wie J. B. des Cicero «De officiis» und des Tacitus «Agricola», sowie zahlreichern Beiträgen zu Zeitschriften, besonders zum «Classical Journal», unternahm er eine neue Bearbeitung von des Stephani «Thesaurus linguae graecae» (3 Bde., 1816—28). In seinen vorher erschienenen «Classical recreations» (2 Bde., 1. Lond. 1827) ist er als einer der ersten auf, die in England die Geschichte der Altertumsforschung, statt in lat., u. engl. Sprache behandeln. In den «Parthenon» (2 Bde., Lond. 1828—29) errichtete er einen kleinen Bart ein Denkmal. B. kam durch diese wegen einer bedeutenden Erbschaft zum sein ganz Vermögen, sodas er im tiefsten Elend zu Grunde gi. März 1839 starb.

Barter (John), berühmter Obstzüchter, geb. 17. u. Salzwell in Derby, wurde 1799 Agent der britischen Compagnie zu Aleppo, 1826 brit. Konsul zu Alexandria und nach Salt's Tode Generalagent in Ägypten. Aus dieser Stellung zog er sich 1841 in die Einsamkeit des schönen Thals Suebia (jetzt die Salencia Viera) am Orontes, 18 km von Aleppo, zurück, wo er sich anbaute und seine Ziele in einer Schule für die erlesenen Obstarten des Ostens und Europas machte. Vortrefflich kultivierte Apfels- und Aprikosenarten; die berühmte Hamamelis kam durch B. nach Europa. Auch wirkte er sich, bei dem guten Einvernehmen, in das mit Ross und Regierung im Oriente stand, sehr um europ. Reisen, wie um Burchardts, Ross und Rangles, Lee, die Euphrat-Expedition u. s. w. verdient. Er starb 5. Okt. 1849 zu Suebia.

Barter (Matthew Henry), engl. Novellist, bekannt unter dem Namen «The Old Sailors», geb. 1790 zu Deptford, trat in den königl. Seesdienst und kommandierte unter anderem 1813 den Kriegsschiff «The Briton». Nach Beendigung des Krieges kam B. nach Demerara in Guiana, wo er die «Demerara Gazette» herausgab. Nach London zurückgekehrt, schrieb er 1823 die «Greenwich Review» für die «Literary Gazette». Von 1826 bis 1841 leitete er die Redaktion des wöchentlichen «Nottingham Mercury» und veröffentlichte außerdem eine Reihe seiner anspendenden Seeschilderungen in verschiednen Zeitschriften und Sammelwerken. Dabin gehören «Land and sea tales», «Tough Yarns», «Hamilton Kings», «Jem and the Jolly-boat», «The life of Nelson», «Ship at sea» und vieles andere in Prosa und Vers. Außerdem erschienen von ihm noch «The old Club, or reminiscences of service» (3 Bde., Lond. 1843) und «The Victory, or the wardroom» (3 Bde., Lond. 1844). Trotz des Weils,

mit dem seine Schriften aufgenommen wurden, starb B. zu London 29. Juni 1846 in großer Vorfichtigkeit.

Barterole (ital.), kleines Fahrzeug ohne Mast; auch soviel wie Barcarole (s. d.).

Barthäne (pers.), Reisezelt, bestehend aus einer über vier Pfähle ausgebreiteten Decke; dann Padsattel und Reisegerät überhaupt.

Barkhausia, eine von Roemch aufgestellte Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, Abteilung der Liguliflorae, welche diejenigen Arten der Linneischen Gattung Crepis enthält, die eine gestielte Samentrone besitzen. Außer mehreren in Deutschland wildwachsenden Arten (B. foetida DC., taraxacifolia DC. u. s. w.) gehört zu dieser Gattung eine hübsche, doch nicht eben häufig kultivierte Zierpflanze, B. rubra Moench, mit ästigen, sonst unbedecktem Stengel und hellpurpurroten Zungenblüten. Sie wächst wild in Südfrankreich und Italien, ist einjährig und gedeiht im freien Lande. Auch die ausdauernde, in Sicilien heimische B. purpurea Bion. wird als Zierpflanze kultiviert.

Barling, Stadt in der engl. Grafschaft Essex, 11 km östlich von London, an dem in die Themse unterhalb Woolwich mündenden Roding, zählt (1881) 9155 E. Die Kirche der ehemaligen Abtei, einer der reichsten und ältesten in England, welche 677 für Benediktinerinnen gegründet worden war, wurde 870 von den Dänen zerstört, aber im 10. Jahrh. wieder aufgebaut. Etwa 3 km südlich von B. liegen die großen Dampfmaschinen, welche den Unrat eines Teils von London in die Themse pumpen, die ihn dann mit dem Flutwasser in das Meer schwemmt.

Barlaam und Josaphat, einer der verbreitetsten geistlichen Romane des Mittelalters, in welchem die Bekehrungsgeschichte des ind. Prinzen Josaphat durch den asiat. Eremiten Barlaam erzählt, die Kraft des Christentums gegen sündige Versuchungen am Beispiel des Josaphat nachgewiesen und der höhere Wert des Christentums andern Glaubensformen gegenüber, durch den belehrten Nachor dargelegt wird. Liebrecht (im «Jahrbuch für roman. Literatur», 1862) hat die interessante Entdeckung gemacht, das die Grundlage des Romans auf buddhistischen Quellen beruht, und das die Geschichte Josaphats, des Sohnes Abenners, welche beide nie gelebt, nichts anderes ist als eine christianisierte, sehr genaue Schilderung des Lebens Buddhas. Als Verfasser des griech. Originals dieses Werks wird fälschlich der berühmte Kirchenlehrer Johannes Damascenus, von einigen auch der Kirchenhistoriker Anastasius Bibliothecarius angegeben; jedenfalls war es ein morgenländ., vielleicht ein äthiop. Christ. Der griech. Grundtext wurde zuerst von Boissonade in dessen «Anecdota» (Bd. 4) herausgegeben und von Liebrecht (Wunst. 1847) ins Deutsche überf. Doch bereits im Mittelalter war der Roman in einer lat. Übersetzung vielfach verbreitet, welche auch zu Ende des 15. Jahrh. einmal einzeln sowie später in den Werken des Johannes Damascenus (J. B. Par. 1609) und anderwärts gedruckt wurde. Vincenz von Beauvais verwebte die Geschichte in sein «Speculum historiale» hinein. Aus jener lat. Übersetzung flossen nun zunächst drei franz. Bearbeitungen in Versen, vom anglonormann. Trouvère Charbry im 13. Jahrh. (herausg. von Koch, Heilbr. 1879), von Gui de Cambrai (herausg. von Jotenberg und Neger, Stuttgart. 1864) und von Herbert, sowie einige voneinander unabhängige Prosa-Übersetzungen, welche

unter dem Titel: «Histoire de B. et J.» (Bar. 1514; eine andere Bar. 1574, 1592) erschienen, und eine Bearbeitung von Girard (Bar. 1642). Aus einem nordfranz. oder provençal. Original ging im Anfang des 14. Jahrh. die ital. «Storia de S. Barlaam» (zuletzt Rom 1816) hervor. Auch in Deutschland ward das lat. Buch, und zwar noch im 13. Jahrh., dreimal bearbeitet, zuerst von Rudolf von Ems (herausg. von Köpke, Königsb. 1818, von Pfeiffer, Epp. 1845). Eine zweite dichterische Bearbeitung von unbekanntem Verfasser ist bloß aus Bruchstücken bekannt, welche Pfeiffer in Haupts «Zeitschrift für deutsches Altertum» (1841) und in seiner «Forschung und Kritik auf dem Gebiete des deutschen Alterthums» (Bd. 1, Wien 1863) hat abdrucken lassen. Eine dritte noch ungedruckte Bearbeitung von einem nicht näher bekannten Bischof Otto befindet sich vollständig auf der größt. Bibliothek zu Solms-Laubach. Daneben besteht noch eine deutsche Prosa-Übersetzung des alten lat. Textes, welche in einigen undatierten augsburger Truden aus den letzten Decennien des 15. Jahrh. enthalten ist. Während eine isländ. «Barlaams-Saga» sowie das schwed. Volksbuch «Barlaam och Josaphat» aus dem Deutschen geflossen sind, ist Juan de Arte Sotomayor «Historia de B. y J.» (Madr. 1608) aus dem Lateinischen übertragen. Dieselbe Quelle haben auch eine um 1470 verfaßte böhm. Bearbeitung (z. B. Prag 1593) und eine polnische in Versen von Kujawski (Krat. 1688). Das Buch wurde von Antonio de Borgia selbst in die Tagalaspache auf den Philippinischen Inseln übersetzt und daselbst (Manila 1712) gedruckt.

Barlapp, Pflanzengattung, s. *Lycopodium*.

Barlaam (Kafpar), eigentlich van Barle oder Baarle, holländ. Dichter und Historiker, geb. 12. Febr. 1584 zu Antwerpen, von wo ihn sein Vater, welcher der Religion wegen ausgewanderte, mit nach Holland nahm, wurde 1609 Prediger zu Nieuwe Tonge und 1617 Professor der Logik an der Universität zu Leiden. Wegen seiner Theilnahme für die Remonstranten seines Amtes entsetzt, studierte er Medizin und beschäftigte sich hauptsächlich mit Privatunterricht, bis er 1631 als Professor der Philosophie und Beredsamkeit an das neuerrichtete Athenäum zu Amsterdam berufen wurde, wo er 14. Jan. 1648 starb. Seine lat. «Poemata» (Leid. 1631, vollständiger 2 Bde., Amsterb. 1645—46) und seine holländ. Gedichte (gesammelt von Schull. Hierlitz 1835) sind größtenteils voll Geist und Anmut. Als Geschichtschreiber hat er mannigfache Verdienste, wie sein Werk «Rerum per octennium in Brasilia gestarum historia» (Amsterb. 1647) bezeugt. Auch seine Beschreibung des glänzenden Empfangs der Maria de' Medici im Sept. 1638 zu Amsterdam («Medicea hospes», Amsterb. 1639) ist von vielem Interesse.

Barlaumont (Charles, Baron, dann Graf von), aus altfranz. Geschlecht, einer der verhaßtesten Minister Philipps II. von Spanien in den Niederlanden, war mit dem jüngern Stranella und Viglius in der «Consulta» der Statthalterin Margarethe von Parma (s. d.), durch welche diese die Macht des Reichsrats zu lähmen suchte. Als die Fürstin dem Andrängen des Abels sich und eine populäre und tolerante Richtung einflüßte, trat B. als Anhänger des streng katholischen und monarchischen Systems zurück, kam aber mit dem Wiederannehmen desselben zu neuem Ansehen. Bei der

Überreichung der Kompromißabelle April 1 soll er gesagt haben: «die Margaria werde sich nicht von einer Bande von Bettlern (genua) schüchtern lassen». Das Wort ward den Übergebern bei dem auf jenen Alt folgenden Rath getragen und von ihnen zum Parteiwort gegen Als Alba ins Land kam, erließ B. die harte Einkreisung. Mit Viglius, Vargas u. s. folgten dem «Rat der Unruhen», dem «Ratrat», wie die Niederländer bezeichneten. B. erhielt bei dem Staatsrat bis nach dem Tode von Regent wo er mit den übrigen Mitgliedern derselben der oranischen Partei gefangen und eine Zeit lang gefangen wurde. Die «Brüsseler Union», von Don Juan d'Autria 1577 angenommen, ward auch ihm unterzeichnet; die neue kaiserliche Real hielt ihn dann wieder auf der Seite des Halters fest. Er starb 1579.

Barleria, eine von Linné benannte Pflanzengattung aus der Familie der Acanthaceen, hat zahlreiche Arten, schönblühende Stauden, Kräuter, in den Tropengegenden wachsend. haben längliche, eiförmige oder elliptische Blätter, trauben- oder rispenförmig angeordnete Blüten mit vierteiligem Kelch und großer, röhrenförmiger, blauer, weißer oder gelblicher Krone und kegelförmige, zugespitzte, zerfallende Kapselfrüchte. Mehrere Arten gehören zu den Bäumen der Warmhäuser.

Barletta (Bardoli der Römer, im Mittel Barotum), Hauptstadt eines Arcives in der Provinz Bari, unfern der Mündung des Flusses Goggia-Bari der Italienischen Südbahn. (1880) 31,567 E., die sich mit Handel, Fischerei und der Arbeit in den reichen Säainen der Landschaft beschäftigen. Der durch ein Meeresbassin ist nur für kleine Fahrzeuge zugänglich, größere ist aber guter Ankergrund 2—3 km. Der Export besteht hauptsächlich in Weizen, Getreide, Mandeln u. s. w. Außer der wertvollen Domkirche Sta. Maria Maggiore sind die kolossale, 1,5 m hohe Erztribüne des Kaiser Heraklius (nach andern des Konstantin oder Konstantin) auf dem großen Platz Erwähnung, das schöne Stadthaus, welches zum Hafen südwestlich von der Stadt, am Flusse Ciano das alte Cannò gestanden haben.

Barlow (Noel), amer. Dichter und Poet, geb. 1755 zu Reading in Connecticut, studierte Dartmouth und Yalecollege die Rechte, war als Student im Unabhängigkeitskriege und nahm später eine Stelle als Feldprediger, welcher er durch seine Predigten und von ihm verfassten patriotischen Lieder die Truppen begeisterte. dem Kriege gab er in Hartford eine Zeitung heraus und veröffentlichte 1787 die «Vision of Columbus» ein Gedicht, das, von glühender Freiheitssucht, großen Beifall, auch in Frankreich und England, fand. Im J. 1788 ging er nach England, Agent einer Landkompagnie, gab aber, als er sah, daß er es mit einer Gesellschaft von Schwätzern zu thun hatte, diesen Posten auf und wandte nach Paris, wo er zu den Girondinen in Beziehung trat. Im J. 1791 veröffentlichte London den ersten Teil der Schrift «Advice to privileged orders» und 1792 das Gedicht «conspiracy of kings», veranlaßt durch den Kampf der Kontinentalmächte gegen Frankreich. Im J. sandte er ein Schreiben an den franz. Nationalkon-

sein er zur Abschaffung des Königtums auf-
behielt; gleichzeitig trat er mit den engl. Reform-
ern in Verbindung. Nach Paris zurückgekehrt,
wurde er zu einem der Kommissare für Organisier-
ung des neuverordneten Senats ernannt und
richtete von Chambery aus eine enthusiastische Auf-
forderung an das Volk von Piemont, die Prinzipien
der französischen Revolution zu adoptieren; auch
schrieb er dort sein humoristisches Heldengedicht
«*Harry Pudding*». Nachdem B. in Frankreich durch
ähnliche Spekulationen ein Vermögen erworben
habe, kehrte er 1805 nach Amerika zurück, ließ
sich in Washington nieder und veröffentlichte 1807
ein Gedicht «*Columbiad*», eine Erweiterung der
«*Vision of Columbus*». Dasselbe enthält schöne
Fiktionen, ist aber mit polit. und philol. Erörte-
rungen überladen und durch seltsame Wortbildungen
entstellt. Im J. 1811 vom Präsidenten Madison
zum Gesandten in Paris ernannt, starb B. 22. Febr.
1812 zu Jarmawitz bei Krakau auf einer Reise
nach Wars, wohin er von Napoleon I. zu einer
Festung eingeladen war.

Barmatiden oder Barmeliden heißen die
Nachkommen Barmats, eines Knytes und Priesters
aus Kish in Khorasan, welche bis zur Zeit Harun
Ar-Raschid im Besitze der höchsten Ämter unter den
Kalifen waren. Es wird erzählt, Barmats Gattin
in von Knechten, dem berühmten Feldherrn der
Umayyaden gefangen, und jenem erst wieder zurück-
gegeben worden, als sie (um 794) mit ihrem Sohne
Abbas zusammengekommen, der dann schon unter
dem Kalifen des ersten Abbasiden Abd Allah Abu-
Jafar als Saffah Beizier wurde. Der Zweck dieser
Erzählung ist augenscheinlich kein anderer als der,
das Geschlecht der B. als ein hohes und edles dar-
zustellen. Unter Almansur war Chasid zuerst Finanz-
minister, dann Statthalter von Mossul, während
an sein Sohn Jafar Statthalter von Khorasan und
Kerman war. Unter dem Kalifen Almahdi ver-
ließ letzterer auch das Amt eines Staatssekretärs
und übertrug Harun Al-Raschids. Seiner Zäh-
lung nach seinem Räte verdankte Harun den Thron,
an welchem diesen ein älterer Bruder Jafar
verherrscht hätte, und aus Dankbarkeit ernannte ihn
zu Kalif bald nach seinem Regierungsantritte (786)
an Bazar. Jafar zog sich jedoch bald von den
Hauptgeschäften zurück, und seine Stelle nahmen
zunehmend seine beiden Söhne Jafar und Dscha-
far ein, die zugleich Erzieher der Söhne Haruns
als leitende Statthalter von Ägypten und Khoras-
an waren. Auch die übrigen Söhne Jafars ge-
wannen zu hohen Ämtern und Reichthum.

Nachdem alle B. aber stand Dschafar dem Kali-
fen am nächsten. Harun fand seine Gesellschaft so
angenehm, daß er ihn selbst in den Abendstunden
zu sich haben wollte, die er mit seinen Frauen und
Knechten bei Wein, Musik, Gesang und Tanz zu-
brachte. Auch wenn der Kalif von seiner geliebten
Frau Abbasah besucht wurde, sollte Dschafar
bei der Nähe bleiben. Um die orient. Sitten nicht
verlieren, kam Harun auf den unglücklichen Ge-
danken, sie formell miteinander zu vermählen, ba-
de jedoch dem Gerüchte zu bedeuten, daß er nur
zu Namen eines Gatten seiner Schwester tragen,
um nicht auf die Rechte eines solchen Anspruch
erheben dürfte. Abbasah begnugte sich jedoch mit
den Schmeicheleien, und Dschafar wollte oder
konnte ihrer Liebe nicht lange widerstehen. Ihr Ver-
hältnis blieb dem Kalifen einige Jahre verborgen,

bis es endlich eine Sklavin verriet. Dschafar wurde
auf Haruns Befehl enthauptet und seine Schwester
samt ihren Kindern lebendig begraben. Ihr Sturz
fällt mit einer Pilgerfahrt Haruns nach Mekka zu-
sammen, wo er das von seiner Schwester geborene
Zwillingspaar sich zeigen ließ und durch die Ähn-
lichkeit von ihrem vertrauten Umgange mit Dscha-
far sich überzeugete. Nach der am besten beglaubig-
ten Überlieferung hörte Harun, daß die Kinder sei-
ner Schwester heimlich nach Mekka geschafft worden
seien und dort erzogen würden. Harun ließ sich nun
in Mekka, wohin er zum Besuche der Kaaba ging,
die Kinder zeigen und erkannte in ihrer Ähnlichkeit
mit Dschafar die Richtigkeit der Angabe der Skla-
vin. Da beschloß er den Untergang aller B. Auf
der Reise, als er in die Nähe von Anbar kam, ließ
er Dschafar, den er noch den Tag vorher mit Ehren-
kleidern beschenkt hatte, enthaupten, ohne ihn nur
angehört zu haben, seine Leiche verstümmeln und
auf dem Thore von Bagdad den Kopf desselben
aufhängen. Jafar und dessen übrige Söhne endeten
ihr Leben im Gefängnisse (803 n. Chr.). Natürlich
suchte man das Schicksal der B. noch durch manche
andere Vergehen zu rechtfertigen, und es ist nicht
zu zweifeln, daß sich am Hofe des Kalifen eine Partei
befand, welche die Macht und das Ansehen eines
pers. Geschlechts mit Unwillen betrachtete. Die
einen erklärten die B. für Freigeister, die andern
für ehrgeizige Menschen, die durch ihre Freigei-
sterei und Prachtliebe den Kalifen selbst verdunkelten
und ihn schließlich ganz verdrängen würden. Vgl.
die «*Geschichte der B.*» in Weils «*Geschichte der Ka-
lifen*» (Bd. 2, Mannh. 1848).

Barmbeck, ein hamburgisches Dorf, 3 km im
NO. von Hamburg, an der Osterbed, mit 8500 G.,
enthält schöne Landhäuser und Gärten, sowie das
große hamburgische Arbeitshaus auf dem Rühner-
lamp und die Irrenanstalt auf dem Friedriehsberg.

Bärme, s. Bese.

Barmen, Stadt und Stadtkreis im preuß. Re-
gierungsbezirk Düsseldorf, hat einen Flächeninhalt
von 2172 ha, zieht sich im Thale der Wupper neben
der Bergisch-Märkischen und Rheinischen Eisenbahn
in einer Ausdehnung von ungefähr 6 km von Elber-
feld bis zum weßfäl. Orte Langerfeld hin und zer-
fällt in drei Hauptabtheile, Oberbarmen (Wich-
linghausen, Rittershausen, Hedingshausen und Wup-
perfeld), Mittelbarmen (mit dem ältesten Stadt-
teil Gernard) und Unterbarmen, deren jeder
zum großen Teil aus früher räumlich getrennt ge-
wesen und besonders benannten Hofgruppen
besteht. Nördlich und östlich grenzt der Kreis an
den Kreis Hagen im Regierungsbezirk Arnsberg,
südlich an den Kreis Lennep und westlich an den
Kreis Elberfeld. Die Formation der Oberfläche des
dem Kreise angehörigen Terrains trägt ganz den
Charakter einer Gebirgsgegend. Der Wupper ent-
lang, welche den Kreis in seiner ganzen Länge von
Osten nach Westen durchfließt und ihn in zwei un-
gefähr gleiche Teile theilt, zieht sich eine 500—1000 m
breite Thalebene, in welcher der bei weitem größte
Teil der Stadt liegt. In beiden Seiten der Wup-
per steigt das Terrain von der gegen 150 m über
dem Meerespiegel liegenden Thalsohle zu einer
Höhe von 186—200 m empor und ebnet sich dann
zu einem Hochplateau, auf welchem südlich und
nördlich die Grenzen des Stadtkreises sich hinziehen.
Die höchsten Punkte sind nördlich das Hagfeld und
südlich der Richtenplan; letzterer erhebt sich bis zu

einer absoluten Höhe von 352 m. Die Bevölkerung belief sich 1880 auf 95 951 E., darunter 79 854 Evangelische, 14 808 Katholische und 237 Juden.

Die Stadt ist Sitz eines Amtsgerichts in fünf Abteilungen und einer Handelskammer sowie einer Reichsbankniederstelle, hat vier luth., zwei reform., zwei unierte evang., eine Baptistenkirche, eine Kirche der Freien Gemeinde, eine Kapelle der Apostolischen (Irvingianer) Gemeinde, eine luth. Kirche, ein Gymnasium, eine Realschule erster und eine zweiter Ordnung, eine niedere und höhere Gewerkschule, eine Webeschule, zwei höhere Töchterschulen, drei Handwerkerfortbildungsschulen, eine Schulamts-Präparandenanstalt und 38 Volks-(Elementar-) Schulen. B. ist Sitz der Rheinischen Missionsgesellschaft mit großem Missionshaule und einem Missionsseminar. Es besteht ein städtisches Krankenhaus, sechs Armen- und Waisenhäuser, eine Anstalt für verwahrloste Kinder, eine Augenheilkunst, eine städtische Badeanstalt, Turnhalle, Theater, großes evang. Vereinshaus, Diakonissen- und Wägebauhaus, sieben Personenbahnhöfe, fünf Postanstalten, viele gemeinnützige wissenschaftliche Vereine, wie Kunstverein mit Gemäldesammlung, Leseverein mit städtischer Bibliothek, Verschönerungsverein mit dem am südl. Vergabhang romantisch gelegenen Anlagen (in welchen das Kriegerdenkmal 1864—66 sowie ein solches für 1870—71); ferner ein Denkmal Friedrich Wilhelms III. Auch befindet sich hier das Bezirkskommando des Reserve-Landwehrbataillons Barmen Nr. 39 mit Zeughaus.

Bis zum Ende des 17. Jahrh. standen hier nur Bauernhöfe, deren Bewohner sich aber seit dem 15. Jahrh. schon mit der Bleicherei, dem ersten Anfang industrieller Betriebsamkeit im Thale, beschäftigten (1611 bestanden in B. schon 88 Bleichen). Band-, Leinwand- und Zwirnbereitung fand nachweislich schon im Anfang des 16. Jahrh. statt. Seit dem Anfang des 18. Jahrh. kam Färberei und Verwendung von Wolle hinzu, später 1750 folgte Spinnerei und Kantweberei, Seidenfabrikation u. s. w. Der größte Aufschwung aber erfolgte im 19. Jahrh. durch die Revolutionsbewegung der Eisen- und Stahlmaschinen. Eine Hauptepoche für B. beginnt mit der Gründung der reform. Gemeinde zu Germarkte (1702) und dem dadurch hervorgerufenen ersten geregelten Anbau in Straßen. In ähnlicher Weise bezeichnen die Gründungen der andern evang. Gemeinden: lutherisch Wichlinghausen 1744, lutherisch Wupperfeld 1778 und evangelisch-uniert Unterbarmen 1822, wichtige Epochen der Entwicklung B.s. Die erste Schule B.s wurde 1579 gegründet, damals zählte es 1500, 1698 2132 E., 1767 6339, 1804 13 822, 1855 41 442, 1870 73 564. B. erhielt erst durch Einführung der franz. Municipalverwaltung 1808 und die Ernennung eines Maire 1809 städtische Verwaltung und damit Stadtrechte. Die Truchsessische Fehde, der Dreißigjährige Krieg, der Siebenjährige Krieg sowie die Kriege der Französischen Republik u. s. w. machten sich allerdings für die Industrie sehr fühlbar, dennoch wuchs die Zahl und Mannigfaltigkeit der Fabriken von Jahr zu Jahr und ist noch im Steigen begriffen. Man zählt eine Menge Band-, Korbel-, Eisenfabriken, Färbereien (wovon zehn das bekannte türkisch-rote Garn liefern), ausgebreitete Fabriken für plattierte und metallene Waren, Rindhäuten, Ändpfe, chem. Produkte, Eisen- und Stridgarn, Maschinen, Pianofortes, Orgeln, Seife, Stearinkerzen, Gummi-

waren, Wagen, Metallwalzereien, Spinnereien u. Drudereien für Zeuge, zahlreiche Web- und Bastfähle für baumwollene, halbwollene, wollene, feine und halbfeine Waren. Der äußere Rath B.s und seines regen Treibens macht einen ganzartigen Eindruck. Die Opferwilligkeit der Barmener für christl. und wohlthätige Zwecke wird nicht gerühmt.

Barmherzige Brüder (in Frankreich Frères de la charité, in Italien Fate ben fratelli, Spanien Brüder der Gattfreiheit), ein religiöser Orden, gestiftet von dem Portugiesischen Johann 6. da, der, 1495 geboren, nach einem abenteuerlichen Leben durch die Buspredigt des John d'Avila so sehr in Betrübnis geriet, daß er seit 1540 der Pflege armer Kranker widmete, deren Unterhalt er bestellte. Von allen Seiten unterstützt, hinterließ er bei seinem Tode 1550 bereits einen festgegründeten Verein, der, 1572 Pius V. als Kongregation von Hospitalitern nach der Regel des heil. Augustin anerkannt ward. Sein Stifter ward 1630 von Urban VI. selig, 1690 von Alexander VIII. heilig gesprochen. Seit 1592 in eine span. Kongregation für Spanien und Amerika in brauner und eine italienische für das übrige Europa mit schwarzer Tracht geschieden unter einem Generalcapitel: Granada und Rom, hat der Orden, welchem seit ihm 1624 sämtliche Privilegien der Hospitalitern verliehen sind, sich über sämtliche Länder Europas und Amerikas verbreitet. Außer den ihm zu diesem Gebührenden nehmen sie noch dasjenige Krankenendienst auf sich und pflegen in ihremartigen Hospitälern mit wahrhaft christl. Barmherzigkeit und Toleranz Angehörige aller Konfessionen diesem humanen, segensreichen Werke auch der Orden, daß er bisher noch alle Jungen des kirchlichen und staatlichen Lebens dauert hat. Vgl. Heib., »Geschichte der Heiligkeit der Barmherzigen Brüder in Prag, nach Aufstuf der Entstehung und Schicksale dieses Ordens überhaupt« (Prag 1823).

Barmherzige Schwestern (Sœurs de la charité oder de la miséricorde, hiesig auch wegen ihrer grauen Kleidung »Graue Schwestern«, »Sœurs grises« genannt) sind unter abhängige Vereine christl. Jungfrauen zur Förderung menschlichen Glucks, besonders zur Kunst und Armenpflege, welche 1631 in Frankreich von der Paula ins Leben rief, hierbei vornehmlich unterstützt durch die edelherzige aufsehernde Schwester Ursula, geb. von Marillac. Der Verein wurde 1655 vom Papst anerkannt und zählte 1685 224 Klöster der segensreichsten Wirksamkeit. Französische Revolution unterbrach ihre Thätigkeit, stellte Napoleon dieselben 1807 durch die Stiftung eines Generalcapitels der verkürzten Schwestern unter dem Vorhinein seiner Mutter und der Bewilligung der notwendigen Gelder wieder gegenwärtig bestehen wieder mehr als 300 konfessionellen dieser Art in Frankreich. Des Hauptstabs des Ordens, St.-Charles zu Paris, auch nach Saarlouis, Trier, Koblenz und and. deutschen Städten Mitglieder abgeben. Als Nebenweig dieser Konnen bilden die Barmherzigen Schwestern des heil. Vortomes in Lüttich Gleiche Zwecke verfolgend übrigens in Deutschland die Elisabethinerinnen, deren Vorbild die heil. Elisabeth, Landgräfin von Thüringen und spätere

wurde die Ursulinerinnen, Salesianerinnen und Lazaristen. Vgl. «Die Barmherzigen Schwestern in Beziehung auf Armen- und Krankenpflege» (Kobl. 1881). Gleichmann, «Das Wirken der Barmherzigen Schwestern in Wien» (Wien 1839). Auch in der evang. Kirche ist eine Nachbildung des Ordens der Barmherzigen Schwestern durch das Institut der Diakonissen (s. d.) versucht worden.

Barmouth, Küstenstadt im engl. Fürstentum Wales, Grafschaft Merioneth, am Nordufer der schmalen kleinen Bai, 16 km westlich von Bala, Dekonation, mit Seebädern und (1881) 3000 E. Der walisische Name ist Abermawddach; der Fluss mündet in dieselbe Bai.

Barnabas, eigentlich Josef, ein Levit von Lyonen, einer der ersten apostolischen Missionare am Vorüber der Christengemeinde zu Antiochia. In seiner Überlieferung macht ihn zu einem der 12 Apostel Jesu. In der Apostelgeschichte wird er häufig als Schüler des Paulus genannt, den er nach dem Tode zu seinem Beistande herbeigerufen hat. Später trennten sich beide, da P., obwohl er sich vor dem Auftreten des Paulus das Ansehen der Heiden gepredigt hatte, doch der alten jüdischen Lehre des Paulus von der Aufnahme der jüdischen Gesetze im Christentum seine Zustimmung verweigerte und in dem hierüber zu Antiochia zwischen Paulus und Petrus ausgebrochenen Streit auf der Seite des letzteren trat. Zu seinem persönlichen Erwähnen er den Markus, der durch einige Beziehungen zu Petrus gebracht wurde. Von den weiteren Schicksalen des B. sind nur wenige Sagen auf uns gekommen. Dargestellt ist er in Alexandria und Rom gepredigt worden und auf der Insel Cypern den Märtyrertod erlitten haben. Eine andere Tradition macht ihn gar zum ersten Bischof von Mailand. Der unter dem Namen des B. erhaltene Brief, welcher durch alle seine Lehren des alttestamentlichen Eerebrenes dem buchstäblichen Verständnis des B. und damit zugleich der Gesetzebeobachtung im Christentum entgegenzutreten will, gehört zuverlässig ihm an; er ist wahrscheinlich in der Zeit Hadrian's (117–138) herausgegeben wurde der Brief in der Zeit von Hilgenfeld (Jah. 1866 und 1877) in der Schrift und Harnack in den «Patrum apostolorum opera» (Bd. 1, Abteil. 2, 2. Aufl., 1882). Sal. Weisäcker, «Zur Kritik des Barnabasbriefs» (Lüb. 1863); Rigganbach, «Der sogenannte Barnabasbrief» (Bai. 1873); Heyde, «Barnabas quae Barnabae epistola interpolata est» (Braunschw. 1874).

Barnabiten werden die 1530 von drei mailändischen Mönchen, Zaccaria, Ferrari und Moriconi, zur Abwendung von Kriegsnot gestifteten, 1533 durch Clemens VII. bestätigten regulierten Mönche des heil. Paulus (Paulaner), nach dem sie in Mailand 1545 eingeräumten Kirche des Barnabas, genannt. Ihre Tracht ist das schwarze Gewand der Weltgeistlichen und ein runder Hut. Außer der Krankenpflege widmen sie der Pflege, der Predigt, der Seelsorge und Schulunterricht. Zu den drei gewöhnlichen Klosterbädern haben sie noch ein viertes hinzugefügt, das nicht um höhere kirchliche Würden zu streben. Sie fanden in Italien, wo sie an den Universitäten von Mailand und Pavia Theologie lehrten, in Frankreich und Oesterreich, wo man sie zur Abwendung der Protestanten benutzte, sowie in Spa-

nien Eingang. Jetzt besitzen sie etwa noch 20 Häuser (Kollegien) in Italien, Spanien und Oesterreich, mit dem Hauptstift zu Rom. Mit den B. von der Paulaner-Kongregation ist durch Karl Borromäus (1579) auch die Ältere, 1441 unter Eugen IV. vereinigte Eremiten-Kongregation des heil. Barnabas verschmolzen worden (bestätigt 1606 durch Paul V.). Bald nach ihrer Gründung verband sich mit ihnen ein weiblicher Orden, die Angelisten, in Deutschland unter dem Namen Englische Fräule in bekannt.

Barnard (Daniel Dewey), amerik. Rechtsgelahrter und Diplomat, geb. 1797 im County Berkshire in Massachusetts, wurde 1821 Advokat in der Stadt Newport und war 1827–29 und 1839–45 Mitglied des Kongresses. Präsident Fillmore ernannte ihn zum Gesandten in Berlin (1850–53), in welcher Stellung er mit großem Takt und Verständnis einige Verstimmungen beseitigte, die infolge der Ansprüche der preuß. Regierung gegen die ohne Erlaubnis ausgewanderten Militärschlichtigen entstanden waren. B. starb 24. April 1861 in Albany.

Barnard (Henry), amerik. Pädagog, geb. zu Hartford in Connecticut 24. Jan. 1811, studierte im Yale-College, wurde 1832 Advokat, praktizierte aber nicht, sondern trat als Mitglied der Legislatur seines Heimatstaats energisch für die Reform der öffentlichen Schulen ein. Von 1838–42 und wieder von 1850–54 war er Superintendent derselben, wirkte in gleicher Stellung 1843–49 in Rhode-Island, war 1857–59 Präsident der Staatsuniversität in Wisconsin und 1865–66 des St. Johns-College in Annapolis in Maryland. Als Unterrichtskommissar der Vereinigten Staaten, d. h. Chef des neugeschaffenen Erziehungsbureau 1867–69 hatte er Gelegenheit, seine wohlthätigen Reformen im ganzen Lande einzuführen. Von seinen zahlreichen Werken, welche mehrere Auflagen erlebt haben, sind zu nennen: «School architecture» (1839), «National education» (4 Bde., 1840), «Normal schools and teachers institutes» (1850), «Educational biography» (3 Bde., 1857), «Papers for teachers» (8 Bde.), «Military schools» und «Technical and scientific education». Außerdem ist er Herausgeber der pädagogischen Zeitschriften: «Common school journal» (1838–42), «Rhode Island school journal» (1845–49) und «American journal of education» (1856 ff.).

Barnard (John Gros), amerik. Militäringenieur, geb. 19. Mai 1815 in der Grafschaft Berkshire in Massachusetts, wurde in Westpoint zum Offizier herangebildet und trat 1833 als Lieutenant in die Armee. Bis 1846 war B. an der Küstenfortifikation um New Orleans und Newport beschäftigt, im mexikanischen Kriege besetzte er Tampico und 1850–51 vermaß er die beabsichtigte Tehuantepec-Eisenbahn. Nachdem er 1855 und 1856 Gouverneur der Militärakademie von Westpoint gewesen war, erhielt er von 1856–60 die Aufsicht über die Vertiefungswerke um Newport. Im Bürgerkriege wurden ihm die Befestigungen um Washington übertragen; gegen Ende desselben war er Generalmajor in der freiwilligen Armee und Chef des Geniecorps sämtlicher im Felde befindlichen Armeen. Nach dem Frieden trat er als Oberst im Ingenieurcorps in das reguläre Heer zurück und wurde dann Mitglied der Kommission, welche die Festungen sowie die Hafen- und Flußverkopungen der Vereinigten Staaten unter sich hat. Von seinen Werken sind zu nennen: «The gyroscope» (1857),

«Problems of rotary motion» (1872), «Dangers and defences of New York» (1859), «Notes on seacoast defence» (1862), «The battle of Bull Run» (1862) und «Artillery operations of the army of the Potomac» (1863).

Barnard-Castle, Stadt in der engl. Grafschaft Durham, links am Tees, 35 km südwestlich von Durham, zählt (1881) 4544 E., welche Hüte, Blais, Strümpfe und Leinwand fabrizieren, und hat einen der bedeutendsten Getreidemärkte im Norden Englands. Auf einer felsigen Anhöhe über dem Fluß liegen die Ruinen eines um 1180 vom Normannen Barnard Baliol gegründeten festen Schlosses, woselbst Johann Baliol, König von Schottland, ein Nachkomme des Erbauers, geboren wurde.

Barnaül, Kreisstadt Rußlands im westsibir. Gouvernement Tomsk, am beiden Ufern der Barnaula und am linken des Ob, 420 km südwestlich von Tomsk in gutangebauter Gegend gelegen, ist der Mittelpunkt und Hauptort des westsibir. Berg- und Hüttenwesens. Demidow legte hier 1738 ein Dorf und 1739 ein Hüttenwerk an, welches, 1744 dem Betrieb übergeben, den Namen B. erhielt. B. wurde 1771 zur Stadt erhoben und die Verwaltung des Berg- und Hüttenwesens hierhin verlegt; 1822 wurde B. Kreisstadt. Die Stadt zählt 14070 E., fünf Kirchen, ein Salzmagazin, zwei Arinenhäuser, zwei Gefängnisse, ist Sitz eines Oberbergamts und hat eine 1789 gegründete Bergwerkschule, eine Bibliothek, ein Museum für Mineralogie, Zoologie und Ethnographie, ein Modellhaus, ein meteorolog. Observatorium, ein Theater und ein Denkmal Demidows. Die Fabriken von Privaten zur Leder-, Wachs- und Elbereitung, nebst einigen Talgschmelzereien, einer Seifenfabrik und zwei Lichtziehereien sind ohne Bedeutung, wichtig dagegen der kais. Schmelzhoß für die Gold- und Silbererze der Bergwerke von Smjelnogorsk, Arzulow, Solol, Sgrjanow, Semenow und Salaisel, sowie für die Bleierze von Sgrjanow und Nidderst. Jeden Winter gehen von hier die großen Gold- und Silbertransporte nach Petersburg und alljährlich versammelt sich in B. der Bergat. Die Gebäude der großartigen Schmelzhütten des ganzen Altai stehen auf einem Damme von 750 m Länge und 68 m Breite. Dazu gehören ein Probierhaus, das Magazin der edeln Metalle, die Regierungsapotheke, ein Hospital und einige Getreidemagazine. Die meisten Einwohner von B. sind bei dem Hüttenbetriebe beschäftigt; «freie» Arbeiter gibt es aber nur ungefähr 90. Handwerker sind nicht vorhanden. Der Handel, zumal die Expedition von Moskau und die Messe von Irbit, befriedigt alle Bedürfnisse.

Der Kreis Barnaul hat mit dem jetzt davon getrennten Kolywanischen ein Areal von 125541 qkm, ist reich an Seen (etwa 460), worunter viele Salzseen (die größten der Rußlandnischen und Kutschuknischen), und zählt 175926 E., von denen 131957 zum Betrieb der Bergwerke und Hütten gehören, darunter nur 1308 Einheimische. Das rechte, sanftge Ufer des Ob ist mit großen Kiefernwäldungen bestanden, die unter dem Namen der Sukhinskischen, Sleskanskischen und Inskischen Wälder bekannt sind.

Barnave (Antoine Pierre Joseph Marie), Mitglied der franz. Nationalversammlung von 1789, geb. 22. Okt. 1761 zu Grenoble, wurde 1783 Advokat beim dortigen Parlament. Als sich 1789 die Generalstände versammelten, ward er von seiner Provinz, insolge einer Schrift gegen das Feudal-

wesen, zum Deputierten ernannt als glänzender Redner an allen Nationalversammlungen, welche den alten Staat umstürzten der Flucht des Königs Lafayette derselben beschuldigte, verteidigte wurde hierauf nebst Latour-Mau abgeschickt, die Rückkehr des Königs dieser Zeit ging in B., den die Revolution erschreckte, ein U. der ihn zu den Gemäßigten führt, den König ein und half die Ernennung durchsetzen, welches die konstitution. monarchischen Interesse revidierte Aufhebung der Nationalversammlung Grenoble zurück, wo er sehr ein hatte dem Könige einige ernannte und war mit dem Hofe in Verbindung. 1792 wurde er nebst Lameth Dupont-Duterte wegen einer mit ten und ausgefundenen Korrespondenz, zuerst zu Grenoble im O. dann nach Paris vor das Revolutionsgericht, zum Tode verurteilt und guillotiniert. B.s Leben ist von Jules Janin geschildert worden. In Form eines biographischen Rommellen Werke sind von Béranger (4 Bde., Par. 1843) herausgegeben.

Barnab (Rubwig), deutscher 11. Febr. 1842 zu Pest, kam durch bereitet zur Bühne, die er 1860 erst betrat. Zunächst spielte B. wurde aber 1861 in Pest engagiert. Graz, 1863 als erster Heidenlieb gastierte 1864 auf dem Wiener B. Prag und nahm im selben Jahr an das Stadttheater in Riga an. er nach Rating zurück, wandte sich 1868 nach Weimar und 1870 nach wo er das Stadttheater bis 1871 der Folge war er bis 1880 Ritzger Stadttheaters, an dem er als Spielfeldrektor fungierte. Seitdem Gastspiele, die ihn unter anderem gliedern des meiningen Hoftheaters führten. Seine Glanzrollen waren, Tell, Acofia, Antonius u. der eigentliche Urheber der Genoss Bühnengedächtnisse. — B.s Gast Kreutzer, geb. 1841 zu Wien, war Bühnensängerin.

Barnburners (Scheunewerke der Parteisprache der Vereinigten genst zu den alten Demokraten jenen jüngern, namentlich in New York und Ohio, zahlreichen Elementen der Partei, welche 1846 als ein solches (Freibodenmänner, s. d.) der Sklaverei in die Territorien ein 1856 in der großen republikan. gingen. Man nannte sie B., weil gab, die ganze Scheune mit dem brennen zu wollen. Sie sich best. ein weniger ra. (s. d.) zu en.

Barnes, Sprachforscher, geb. 1841 zu Berlin, bet. Sturmi. war zu

um Absolventen in Dorchester, vertauschte sie Beschäftigung 1827 mit dem Lehrfach und zuerst einer Privatschule in Wiltshire, ab 1835 einer andern in Dorchester vor. 38. lebte er im St. Johns-College in Dorchester, wo er 1850 den Grad eines Bachelors erlangte. B. wurde 1847 zum Pfarrer in Whitcombe, 1862 zum Pfarrer in Wincame ernannt. Seinen Ruf begründeten er als *author of rural life*, in *National English* (1844, 4. Aufl. 1866), deren Naturwahrheit und Vollständigkeit dem Verfasser sofort vorragende Stelle unter den Dialektdichtern. Eine zweite Sammlung von Poems in *Southshire dialect* erschien 1859 (2. Aufl. im Jahre 1863 (2. Aufl. 1869)). Besonders nach dem Dichter das Liebeslied und die aber auch die Sagen und der Volkshumor römischen Gesellschaft haben einen Darsteller gefunden. Außer den genannten Gedichtensammlungen von B.: *The song of Salome in Dorset dialect* (Lond. 1859) und *of rural life in common English* (Lond. 1869) haben seinen übrigen Schriften verdienen: *„Gefylsta, an Anglo-Saxon delectable“* (1849; 2. Aufl. 1863), *„A grammar of the Dorset dialect, with the hisopred and bearings of Southwestern“* (Lond. 1854), *„A philological grammar, upon English and formed from a comel more than sixty languages“* (Lond. 1862) und *„Early English and the English“* (Lond. 1869) u. a. Als Anerkennung Verdienste erhielt er 1861 eine Titulierung aus der Königl. Zivilliste.

B. (Shipping: Barnet), Stadt in der Grafschaft Hertford, 18 km nordnordwestlich von, an der Great-Northern-Bahn hoch liegt (1881) 4096 E. und hat wichtige Viehzucht. Ein Obelisk erinnert hier an den Sieg IV. 14. April 1471 über den Grafen von der „kingmakers“, das Haupt der Partei, welcher in dieser Schlacht fiel.

Barn, Ort mit 3500 E. in der niederländ. Provinz, 16 km östlich von Amersfoort, Eisenbahn von Amsterdam nach Rötten, zwischen Dörfern der Veluwe, bekannt durch das Johan van Schaffelaar, der 1482, des Bürgerkriegs zwischen den Hoekschen und den Kapersen gebracht, von dem Turme an. Das Stannumturm seines Geschlechts, das Schloss Schaffelaar, erhebt sich in der Dorfs. Die Gemeinde B., wozu Umgebungen gehören, hat 6600 E. Der Ort nicht unfruchtbare Boden liefert hauptsächlich und Buchweizen, weniger Hafer und; die Viehzucht ist beträchtlich. Die Umgebungen sind ein reicher Fundort von german. Altertümer, Grabstätten, Urnengräbern, Waffen u. dgl., wovon eine Sammlung sich in dem Rathaus befindet.

Barn (Jan van Olden.), f. Olden.

Barnes (Romain), frant. Philosoph und geb. 1. Juni 1818 zu Lille, besuchte das

Gymnasium in Amiens und die Normalschule, wurde später Dozent der Philosophie in Reims, Paris und Rouen, reichte aber nach dem Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 seine Entlassung ein, wurde Lehrer an der Akademie zu Genf und gehörte zu den Organisatoren der internationalen Friedensgerichte. Im J. 1870 ging B. nach Frankreich zurück, war eine Zeit lang Generalinspektor des Sekundarunterrichts und redigierte das *„Bulletin de la République“*. Im J. 1872 trat er als Abgeordneter für das Depart. Somme in die Kammer; er wurde 1876 wiedergewählt, starb aber 4. Juli 1878 zu Paris (Somme). Durch Übersetzungen, durch klar geschriebene Abhandlungen machte er die Franzosen mit der Kantischen Philosophie bekannt. Außerdem verfasste er die Werke: *„Les martyrs de la libre pensée“* (1862), *„Napoléon I et son histoire M. Thiers“* (1865), *„Histoire des idées morales et politiques en France au XVIII^e siècle“* (2 Bde., 1866), *„Les moralistes français au XVIII^e siècle“* (1873), und auf dem polit. Gebiet eine sehr beachtenswerte Schrift: *„La morale dans la démocratie“* (1868) und *„Le manuel républicain“* (1870). Nichtes Wert über die französische Revolution hatte er unter dem Titel *„Considérations sur la Révolution française“* (1859) überfetzt.

Barnim, der alte Name einer Landschaft in der brandenb. Mittelmark des Königreichs Preußen, in Urkunden Terra Barnym genannt, zerfiel einst in den Olden Barnem oder Alten B., und den Neuen Barnem oder Neuen B. Der erstere reichte nördlich der Finow bis zur Südgrenze der spätern Uckermark und umfasste die Gegend von Liebenwalde und Jechowien an der Havel ostwärts bis Parstein und Oberberg a. O. Der Neue B. umfasste das Land nördlich der Spree bis zur Finow zwischen der Havel und Lodnig und bildete mit dem Teltow (dem Lande südlich der Spree zwischen Havel, Nuthe und Dahme bis zum Teltowischen Bruche) den Pagus Sprewa oder den Sprengau. Albrechts II. Söhne, Johann II. und Otto III., brachten beide Länder (Neu-B. und Teltow) zwischen 1225 und 1232 von einem gewissen Warwin oder Barnem, der ohne weitere Bezeichnung als Herr derselben genannt wird, durch Kauf an sich. Die jetzigen Kreise B. im preuß. Regierungsbezirk Potsdam sind größtenteils aus dem ehemaligen Lande B. gebildet. — Der Kreis Nieder-Barnim, der westlichere, von Berlin und der Spree bis 63^o nördl. Br. gelegen, hat sein Landratsamt zu Berlin und zählt (1880) auf 1740,4 qkm 126977 E. in 419 Wohnplätzen, wovon vier Städte sind. — Der Kreis Ober-Barnim liegt im NO. und O. vom vorigen, hat zur Kreisstadt Liebenwalde und zählt (1880) auf 1215,78 qkm 79011 E. in 351 Wohnplätzen, wovon sechs Städte sind.

Barnim (Abalbert, Frhr. von), Sohn des Prinzen Abalbert (f. d.) von Preußen.

Barnim (Therese, Freifrau von), f. unter Elisabeth (Jenny).

Barnsley, ehemals Barnesley, Stadt im Westriding der engl. Grafschaft York, am Dearne und an der Eisenbahn London-Leeds, 53 km südwestlich von York, hat zwei bischöfliche Kirchen, Disfenterkapellen, eine Lateinschule, ein Handwerkerinstitut, ansehnliche Leinwandfabrikation, Stahldrahtziehereien, Eisengießereien, Glashütten, Dampfmaschinenbauanstalten, Bleichen und Färbereien und zählt (1881) 29789 E. Ringsum liegen Kohlengruben, deren Ausbeute meist nach London geht.

Durch die Stadt läuft ein Kanal, welcher den Don und Calber verbindet.

Barnstable, Stadt im nordamerik. Staate Massachusetts, Hauptstadt des gleichnamigen County, welches die ganze halbförmige Halbinsel vom Kap Cod umfaßt und so unfruchtbar ist, daß die Bevölkerung fast nur auf Fischfang und Seefahrt angewiesen ist. An der Südküste der Barnstablebai liegt die Stadt, 112 km südöstlich von Boston, ein Seehafen mit (1880) 4250 E., bedeutender Seefischerei und Seefalzbereitung.

Barnstable, Municipalsstadt und Parlamentsborough an der Nordküste der engl. Grafschaft Devon, 60 km nordwestlich von Exeter, mit diesem durch Eisenbahn verbunden, in einem grünen, fruchtbaren Thale am rechten Ufer des von einer 183 m langen Brücke mit 16 Bogen überspannten Taw, am Anfange des Ästuars und der Mündung des Neo gelegen. Der sehr alte, aus der Zeit Athelkanes stammende, früher besetzte Ort mit steinernen Häusern und reinlichen Straßen zählt (1881) 12283 E. und hat eine Kirche und drei Kapellen, eine altberühmte lat. Schule, ein Handwerkerinstitut u. s. w. B. betreibt die Fabrikation von Serge, grobem Tuch und Spitzen, aber die Fabrikation von Wollwaaren und der früher blühende Handel mit Wolle hat abgenommen. In der nächsten Umgegend befinden sich Gerbereien, eine Papiermühle, eine Eisengießerei, Ziegelbrennereien und Thonwarenfabriken. Auch werden Schiffswerfte unterhalten. Wegen Versandung des Taw können indes nur kleine Seeschiffe zur Stadt selbst gelangen.

Barntrup, kleine Stadt im Fürstentum Lippe, an der Bega, 11 km von Birmont, mit 1116 E.

Barium (Phineas Taylor), vielgenannter amerik. Spekulant, geb. 6. Juli 1810 in Bethel im Staate Connecticut, kam nach verschiedenen Kreuz- und Querfahrten 1840 nach Newyork und kaufte hier Scubbers Amerikanisches Ruscum, eine Sammlung aller möglichen Kuriositäten. Er begründete seinen Ruf durch Ausstellung der angeblichen Amme Washingtons, einer alten Schworzen, des sog. Meerweibchens, einer Büffeljagd durch Indianer und des Zwerges Tom Thumb. Seine berühmteste Spekulation jedoch, die ihn auch in Europa bekannt machte, war das Engagement der Jenny Lind, welche er im Herbst 1850 nach den Vereinigten Staaten brachte. Diese gab hier 93 Konzerte für ihn und erhielt dafür (nach seiner eigenen Erzählung), außer freier Reise, 208 675 Doll., während B. selbst 535 486 Doll. für sich einnahm. Später hielt B. in seinem Museum eine Kinderchau (Baby show) ab, bei welcher das schönste und gesündeste Kind mit einem Preise gekrönt wurde, dann eine Hundschau, die auch in Europa Nachahmung fand. Doch verwickelte er sich in unglückliche Spekulationen, so daß er sein ganzes Vermögen verlor. Erst neuerdings ist er wieder vor die Öffentlichkeit getreten. B. ist auch Rührgeistsapokel und hat Vorlesungen über die Kunst reich zu werden und über den Humbug (f. d.) gehalten. B. hat eine »Autobiography« (Newyork 1855) veröffentlicht, von der auch deutsche Übersetzungen erschienen sind; derselben folgten »The humbugs of the world« (Newyork 1865) und »Struggles and triumphs« (Hartford 1869).

Baro (vom grch. βάρος, d. i. Schwere, Last, Gewicht), in Zusammensetzungen mit griech. Worten: Schwer ..., Drud ...

Barocci oder Barocci (Fetters), geb. 1528 zu Urbino, gest. daselbst 1612, nachspräniglicher Schüler des Battista Franco und dann in seinem 20. Jahre nach Rom, von wo er aber später, da ihn von seinen Gegnern nicht nachgestellt wurde, wieder in seine Heimat kehrte. Sein Stil ist eine Fortbildung der vorreggio begonnenen Richtung, den er in der Folgezeit des Kolorits und in der Weichheit des Drucks überbietet. Zu seinen Hauptwerken sind die kolossale Kreuzabnahme in dem Dom Perugia und Christus mit Magdalena in der Lerie Corsini zu Rom. Für Clement X. war die Einföhrung des Sakraments, in Rom Rineroa befindlich. Urbino besitzt außer das große Bild die »Verzeihung«, woran 2 Jahre arbeitete.

Barocci (ital.), ein zweirädriger Landseute. (S. Barutsche.)

Barodie (Pierre Jules), fronz. Staatsgeb. zu La Rochelle 18. Nov. 1802, habte Rechte und schwang sich in Paris zu einem geübten Advokaten empor. Er wurde dann tonnier Vorsteher des Advokatenstandes, langte 1847 als Abgeordneter des La Rochefort in die Kammer, wo er sich unter Barrot in die Reihen der dynamischen stellte und an der Reformbewegung theilnahm. Nach der Februarrevolution von 1848 er als Repräsentant des Depart. Charente Konstituierende Nationalversammlung energische Art, wie er hier allen demagogischen strebungen entgegentrat, machte ihn auch Ludwig Napoleons zum Präsidenten dinstlich, der ihn zum obersten Staatspräsidenten pariser Appellhofe berief. Der Schmeichelei sozialistischen Wahlen zu Paris im März anlaßte seine Ernennung zum Minister des und als solcher bezeichnete er seine Wünsche mit, daß er die Einschränkung des Stimmrechts, die Veränderung der Wahlkreisziehung der Klubs und die Auflösung vereine durchsetzte. Als aber der Kaiser Napoleon seinen Ministern zumutete, nahme diese neuen Wahlgesetzes vom 31. Kammer zu beantragen, gab B. 14. Okt. Entlassung. Unter dem Kaiserreich, für standbekommen er wesentlich mitwirkte, als Vorteseuille, Johann (1863) Justizminister, auf auch Kultusminister und (1864) Senatrat B. im Senat wie im Gesetzgebende die absolutistische Regierungspolitik Napoleons durch sein bedeutendes Redner talent, im Juli 1869, als der Kaiser konstitutionellen in Aussicht stellte und zu deren schung das Ministerium Olivier bildete, pellen Ministerposten niederlegen. Beim zweiten Kaiserreich flüchtete sich B. nach Jersey, wo er 29. Okt. 1870 starb.

Barock (ursprünglich der Architekt bezeichnet den Baustil, welcher vom Renaissance in Italien zunächst als ein des Stils bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts (1540—1780). Die Ableitung dieses zweifelhaft; manche leiten es von dem roccio ab, manche vom portug. barroco, ungleiche Perle, noch andere ebenso wandte Wort Rococo (f. d.) von Roc, Haupteigentümlichkeit des Barockstils, bei

inzwischen hindern zu etwas verschiedenen Umständen, sagt in der übermäßigen Veto-
der Ausbreitung aller tragenden Glieder
in der Krümmung aller festen und durch die
bei Secas geforderten geraden Linien in
verehene und verschönste Linienbewe-
und das Wasser; an die Stelle strenger Ge-
mit launenhafter Willkür, die oft zwar
und led ist und darum sehr malerisch
der nichtschönemiger mit unumstößlichen
in Widerspruch tritt. Aberall zeigt sich
und dem Selsamen, Aberfassenden und
der Sprachgebrauch hat diesen architel-
denn auch auf andere künstlerische For-
bei ihnen übertragen und bezeichnet mit
das Wort (f. d.) und Verschönerung.

Es wird in der Logik der vierte Schluss-
des zweiten Figur, mit allgemein bejahen-
und besonders verneinendem Unter-

hauptstadt des gleichnamigen, in der
gegründeten, zu der Präsidenten-
geborenen maharattischen Basallen-
des Britischen Reichs, an dem Flusse
über welchen eine aus Stein er-
auf einandergestellten Bogenreihen
führt. B. ist befestigt, regelmäßig
breit; breite, lustige Straßen. Die Häu-
sereien hoch, aber aus Holz. Aus diesem
sehen auch der umfangreiche, aber un-
besitz des Fürsten sowie die Wohnung
besitzen. Der geräumige Marktplatz
Ankernpunkt der Stadt. Auf ihm befin-
den sich, offene, an jeder Seite von drei
getragen, mit einem platten Dache,
Springbrunnen und Sitzbänken ver-
sehen.

Die Bevölkerung beträgt (1872)
1.000.000. Sie betreibt hauptsächlich Manu-
facturen und Baumwollseide. Die Eisenbahn
von Ahmedabad berührt B. Der
Markt ist größer und bildet einen Teil
des Maharattischen Reichs. Er umfasst jetzt
1.000 km mit (1881) 2.154.469 E. Die
Bevölkerung hat 1872 auf 1.420.000 Pfd. St.
den Titel Quicowar. Er unterhält
eine Armee von über 6000 Mann (5 Re-
gimenter, 2 Regimenter Kavallerie und
Artillerie), welche er stets zur Ver-
fügung der engl. Regierung bereit halten muß.
In der letzten außerdem noch auf Bes-
sungen völlig ausgerüsteter Kavallerie
wurde 1870 auf den Thron gekommene
Maharao Rao, wurde, weil er Versuche
machte, den engl. Residenten, Oberst (später
Baron, zu vergiften, 1875 seiner Stel-
lung und sein Reich, Gopal Rao, zum
Regent.

Barometer (grch., Schwere- und Längen-
einheit), ein Instrument, welches dazu dient,
die Länge der neugeborenen Kinder
zu messen. Das B. wird nur selten angewendet,
gewöhnlich: Abwägen und Messen so ein-
fach sind, daß es zu jener Bestimmung
eines besondern Apparats bedarf.

Barometer (grch., d. i. Druck- oder Schwere-
einheit), ein physik. Instrument, mittels dessen
der Druck der atmosphärischen Luft bestimmt.
Erfindung gab eine Beobachtung floren-
tinischer Barometer die Veranlassung. Die-

selben versuchten das Wasser in einer ungewöhnlich
langen Saugpumpe auf eine größere Höhe, als
früher gebräuchlich, zu heben. Das Wasser stieg
aber in der Saugröhre, ungeachtet des fortgesetzten
Pumpens, nicht über 10 m (etwa 32 pariser Fuß).
Diese Beobachtung wurde Galilei mitgeteilt, dessen
Schüler Torricelli bald nachher (1643) den wahren
Grund der erwähnten Erscheinung in dem Druck
der atmosphärischen Luft nachwies. Torricelli wie-
derholte jenen Versuch der Brunnenmeister mit einer
schwereren Flüssigkeit als Wasser, nämlich mit Que-
cksilber. Er füllte zu diesem Behufe, nach einem zu-
erst von Viviani angegebenen Gedanken, Quecksilber
in eine an dem einen Ende zugeschmolzene Glas-
röhre (Fig. 1) von etwa 800 mm (ziemlich 30 pariser
Zoll) Länge, schloß dieselbe mit dem Finger,

lehrte sie um und tauchte sie mit dem offe-
nen Ende in ein mit Quecksilber gefülltes
Gefäß. Nach dem Hinzuziehen des Fingers
sank das Quecksilber bis auf eine Höhe von
etwa 760 mm (etwa 29 pariser Zoll) herab,
während der oberhalb der Quecksilbersäule
gelegene Teil der Glasröhre leer wurde.
Torricelli erkannte nun, daß das Gewicht
dieser 760 mm langen Quecksilbersäule gleich
wäre dem Gewicht einer 10 m langen
Wassersäule von gleichem Querschnitte. Er
schloß daraus, daß durch eine Quecksilber-
säule von 760 mm Höhe nicht nur einer
10 m hohen Wassersäule, sondern auch dem
Druck des Gleichgewichts gehalten werde,
welchen die Atmosphäre auf die freie Flüs-
sigkeitsoberfläche des Gefäßes ausübt, in
welche das Glasrohr eingetaucht ist. War
bied in der That der Fall, so mußte auf
hohen Bergen das Quecksilber in der eben
beschriebenen Röhre niedriger stehen als in
der Ebene, weil die unterhalb gelegene Luft auf das
auf der Berghöhe befindliche Quecksilber nicht mehr
drücken konnte. Pascal erhielt durch Versuche nach-
richt von dem erwähnten Versuche Torricellis und
veranlaßte (1648) infolge dessen seinen Schwager
Perrier zu Clermont in der Auvergne, den Versuch
auf dem gegen 1610 m hohen Puy-de-Dôme zu
wiederholen. Die Beobachtung ergab, daß in dieser
Höhe die Länge der in der Röhre gehobenen Que-
cksilbersäule um ungefähr 80 mm (etwa 3 Zoll) kürzer
war als in der Ebene: ein Beweis, daß allein der
äußere Druck der atmosphärischen Luft die Que-
cksilbersäule (und ebenso auch die Wassersäule in den
Saugröhren des Brunnens) in der angegebenen
Höhe hält.

In den jetzigen B. sieht man nur eine Anwendung
des Torricellis'schen Versuchs. Ein solches B. besteht
aus einer an dem einen Ende zugeschmolzenen Glas-
röhre von ungefähr 800 mm Länge, welche mit
Quecksilber gefüllt und mit ihrem offenen Ende in
ein Gefäß mit Quecksilber eingetaucht ist. Um den
Raum in der Glasröhre oberhalb des Quecksilbers
luftleer zu machen, wird das Quecksilber in der
Röhre ausgeleert und dann erst in das Gefäß mit
Quecksilber eingelegt. Zur genaueren Abmessung der
Höhe der durch den Druck der Luft im Gleichgewicht
gehaltenen Quecksilbersäule dient ein neben der Röhre
angebrachter Maßstab, dessen Nullpunkt stets auf das
Niveau des Quecksilbers im Gefäß eingestellt wird,
während derjenige Punkt desselben, welcher dem
Niveau des Quecksilbers in der Röhre entspricht,
die Länge der durch den Luftdruck getragenen Que-



Fig. 1.

silberfäule oder den Barometerstand angibt. Um den Nullpunkt der Stala immer an die Oberfläche des Quecksilbers im Gefäß bringen zu können, macht man bei genauen Gefäßbarometern (Fig. 2) den



Fig. 2.

nur den oberen Teil; es wird daher auch nur dieser gewöhnlich angebracht. Von dem genauen Gefäßbarometer verschieden ist das gewöhnliche Gefäßbarometer (Fig. 3), welches man zum Unter-



Fig. 3.



Fig. 4.

schied von jenem lieber als Hausbarometer bezeichnet. Bei demselben ist das Rohr unten ausgebogen und es endigt 25—50 mm über der Biegung mit einem oben offenen, kugelförmigen oder birnförmigen Gefäß. Von diesem Haus- oder Zimmerbarometer unterscheidet sich das Heberbarometer (Fig. 4) dadurch, daß das unten beherfürmig (also in Form eines U) ausgebogene Rohr nicht in einem erweiterten Gefäß, sondern in einer kürzern, oben offenen Röhre endet, welche dieselbe Weite wie das längere Rohr besitzt.

Auch bei dem Heberbarometer muß ein Maßstab so angebracht sein, daß sich sein Nullpunkt stets genau auf das Niveau des Quecksilbers im kürzern Schenkel einstellen läßt; den Barometerstand erhält man dann wie vorhin durch die Bestimmung desjenigen Punktes des Maßstabes, welcher mit dem Niveau des Quecksilbers im verschlossenen Schenkel in gleicher Höhe liegt. Das Heberbarometer stammt von Boyle (1694) und ist seitdem mannigfach verbessert worden. Die gewöhnlichen B. (Zimmerbarometer) dienen nur dazu, die Variationen des Luftdrucks beiläufig zu erfahren, nicht aber die Höhe der Barometerfäule mit Genauigkeit zu messen, wie es bei meteorologischen Beobachtungen des Luftdrucks und bei barometrischen Höhenmessungen nötig ist. Zum Behufe solcher Höhenmessungen wendet man in

der Regel Heber- oder auch genaue Gefäßbarometer an, welche so eingerichtet sind, daß man sie ohne Gefahr des Zerbrechens der Röhre transportieren kann (Reisebarometer). Man hat auch sehr empfindliche Heberbarometer (von Gay-Lussac, 1805), bei welchen der Nullpunkt der Stala höher als der Quecksilberspiegel im kürzern Schenkel liegt und bei welchen die Verjüngung nach oben und nach unten fortgeschritten. Um den Barometerstand zu erfahren hat man dann nur die an beiden Schenkeln abgelesenen Zahlen zu summieren.

Eine eigentümliche sinnreiche Verwendung fand das Heberbarometer in dem von Wolff konstruierten Mikrobrometer (so genannt, weil man damit auf sehr kleine Schwankungen im Luftdruck mit rotem Auge erkennen kann). Dasselbe untercheidet sich von den gewöhnlichen Instrumenten dieser Art dadurch die beiderseitigen Erweiterungen der Röhre. Auf der untern Quecksilberfläche liegt ein Schwimmer aus Hartgummi, welcher mit einer Platte unbeweglich verbunden und durch diese aber mit einem System von Platten, Stäben und Zeiger an einer Kreiselscheibe vereinigt ist. Die Weitere s. unter Mikrobrometer.

Gänzlich verschieden von den Quecksilberbarometern sind die Aneroidbarometer (s. d.). Das zuerst (1847) von Biot erfundene Aneroid besteht aus einer ungefähr 8 cm im Durchmesser haltenden und 6 mm tiefen Metallbüchse, welche luftleer gemacht und dann luftdicht verschlossen wird. Der eine Boden ist gefertigt aus einer dünnen, zur Vergrößerung in Elastizität mit konzentrisch eingebrachten Rinnen versehenen Metallplatte, deren Mittelpunkt mit einem Arme eines in der erwähnten Büchse befindlichen Hebelwerks verbunden ist. Letzteres überträgt die jenem Arme mitgeteilte Bewegung 6—7mal vergrößert auf einen Zeiger, der über eine Skala mit einer Teilung geht. Wenn der Luftdruck sich so wird der elastische Boden etwas nach innen gedrückt, während er beim Nachlassen desselben nach außen zurückkehrt; hierdurch wird das Hebelwerk und der Zeiger in Bewegung gesetzt. Die Teilung, über welcher der Zeiger sich bewegt, ist empirisch gefunden worden, indem man sein Bild mit dem Stande eines guten B. vergleicht. Bei dem Aneroid von Bourdon (1853) ist die Büchse luftleere Kapsel durch eine luftleere Röhre ersetzt, welche sich beim Steigen des Luftdrucks noch stärker krümmt, bei abnehmendem Luftdruck gegen in der Krümmung nachläßt. Diese Krümmung der Krümmröhre wird durch einen Mechanismus vergrößert und auf einen Zeiger übertragen, welcher an einer Millimeter-Skala spielt. In neuer Zeit ist man jedoch wieder zur Konstruktion von Biot zurückgekehrt. Die Aneroiden sind in der Genauigkeit als die Quecksilberbarometer zu nennen sich, bei Einhaltung gewisser Vorrichtungen, besonders als Reisebarometer. Sie lassen sich auch barometrischen Höhenmessungen verwenden, so z. B. bei Luftschiffahrten und beim vorläufigen Anordnen um schnell ein beiläufiges Bild von dem Land zu erhalten.

Da einerseits viele B. noch immer eine Skala nach pariser Zoll und Linien haben, andererseits aber Angaben über den Barometerstand meist nach Millimeter mitgeteilt werden, so wird in solchen Fällen eine Reduktion der einen Skala auf die andere erforderlich, zu deren Erleichterung die nachstehende Tabelle dient:

Tabelle

zur Verwandlung von pariser Zoll und Linien in Millimeter.

| par. Zoll. | par. Lin. | Millim. | par. Zoll. | par. Lin. | Millim. | par. Zoll. | par. Lin. | Millim. | par. Zoll. | par. Lin. | Millim. | par. Zoll. | par. Lin. | Millim. |
|------------|-----------|---------|------------|-----------|---------|------------|-----------|---------|------------|-----------|---------|------------|-----------|---------|
| 1 | 2,6 | 61 | 137,61 | 121 | 272,96 | 181 | 408,31 | 241 | 543,66 | 301 | 679,00 | | | |
| 2 | 4,2 | 62 | 139,96 | 122 | 275,91 | 182 | 410,56 | 242 | 545,91 | 302 | 681,96 | | | |
| 3 | 6,7 | 63 | 142,13 | 123 | 277,47 | 183 | 412,83 | 243 | 548,17 | 303 | 683,93 | | | |
| 4 | 9,0 | 64 | 144,37 | 124 | 279,73 | 184 | 415,07 | 244 | 550,43 | 304 | 685,77 | | | |
| 5 | 11,3 | 65 | 146,63 | 125 | 281,98 | 185 | 417,38 | 245 | 552,68 | 305 | 688,08 | | | |
| 6 | 13,6 | 66 | 148,88 | 126 | 284,23 | 186 | 419,58 | 246 | 554,93 | 306 | 690,38 | | | |
| 7 | 15,7 | 67 | 151,14 | 127 | 286,49 | 187 | 421,84 | 247 | 557,19 | 307 | 692,54 | | | |
| 8 | 18,0 | 68 | 153,40 | 128 | 288,75 | 188 | 424,10 | 248 | 559,45 | 308 | 694,80 | | | |
| 9 | 20,3 | 69 | 155,65 | 129 | 291,00 | 189 | 426,35 | 249 | 561,70 | 309 | 697,05 | | | |
| 10 | 22,6 | 70 | 157,91 | 130 | 293,26 | 190 | 428,61 | 250 | 563,96 | 310 | 699,31 | | | |
| 11 | 24,8 | 71 | 160,16 | 131 | 295,51 | 191 | 430,86 | 251 | 566,21 | 311 | 701,56 | | | |
| 12 | 27,1 | 72 | 162,48 | 132 | 297,77 | 192 | 433,12 | 252 | 568,47 | 312 | 703,82 | | | |
| 13 | 29,3 | 73 | 164,68 | 133 | 300,03 | 193 | 435,37 | 253 | 570,73 | 313 | 706,07 | | | |
| 14 | 31,5 | 74 | 166,93 | 134 | 302,28 | 194 | 437,63 | 254 | 572,98 | 314 | 708,33 | | | |
| 15 | 33,8 | 75 | 169,19 | 135 | 304,54 | 195 | 439,89 | 255 | 575,24 | 315 | 710,59 | | | |
| 16 | 36,0 | 76 | 171,44 | 136 | 306,79 | 196 | 442,14 | 256 | 577,49 | 316 | 712,84 | | | |
| 17 | 38,3 | 77 | 173,70 | 137 | 309,06 | 197 | 444,40 | 257 | 579,75 | 317 | 715,10 | | | |
| 18 | 40,6 | 78 | 175,95 | 138 | 311,30 | 198 | 446,65 | 258 | 582,00 | 318 | 717,35 | | | |
| 19 | 42,8 | 79 | 178,21 | 139 | 313,56 | 199 | 448,91 | 259 | 584,26 | 319 | 719,61 | | | |
| 20 | 45,1 | 80 | 180,47 | 140 | 315,81 | 200 | 451,17 | 260 | 586,52 | 320 | 721,87 | | | |
| 21 | 47,3 | 81 | 182,73 | 141 | 318,07 | 201 | 453,43 | 261 | 588,77 | 321 | 724,13 | | | |
| 22 | 49,6 | 82 | 184,98 | 142 | 320,33 | 202 | 455,68 | 262 | 591,03 | 322 | 726,38 | | | |
| 23 | 51,8 | 83 | 187,23 | 143 | 322,58 | 203 | 457,93 | 263 | 593,28 | 323 | 728,63 | | | |
| 24 | 54,1 | 84 | 189,49 | 144 | 324,84 | 204 | 460,19 | 264 | 595,54 | 324 | 730,89 | | | |
| 25 | 56,4 | 85 | 191,75 | 145 | 327,10 | 205 | 462,44 | 265 | 597,79 | 325 | 733,14 | | | |
| 26 | 58,6 | 86 | 194,00 | 146 | 329,35 | 206 | 464,70 | 266 | 600,05 | 326 | 735,40 | | | |
| 27 | 60,9 | 87 | 196,26 | 147 | 331,61 | 207 | 466,95 | 267 | 602,31 | 327 | 737,66 | | | |
| 28 | 63,1 | 88 | 198,51 | 148 | 333,86 | 208 | 469,21 | 268 | 604,56 | 328 | 739,91 | | | |
| 29 | 65,4 | 89 | 200,77 | 149 | 336,12 | 209 | 471,47 | 269 | 606,82 | 329 | 742,17 | | | |
| 30 | 67,6 | 90 | 203,03 | 150 | 338,37 | 210 | 473,72 | 270 | 609,07 | 330 | 744,43 | | | |
| 31 | 69,9 | 91 | 205,28 | 151 | 340,63 | 211 | 475,98 | 271 | 611,33 | 331 | 746,68 | | | |
| 32 | 72,1 | 92 | 207,54 | 152 | 342,89 | 212 | 478,24 | 272 | 613,58 | 332 | 748,94 | | | |
| 33 | 74,4 | 93 | 209,79 | 153 | 345,14 | 213 | 480,49 | 273 | 615,84 | 333 | 751,19 | | | |
| 34 | 76,7 | 94 | 212,05 | 154 | 347,40 | 214 | 482,75 | 274 | 618,10 | 334 | 753,45 | | | |
| 35 | 78,9 | 95 | 214,30 | 155 | 349,65 | 215 | 485,00 | 275 | 620,36 | 335 | 755,70 | | | |
| 36 | 81,2 | 96 | 216,56 | 156 | 351,91 | 216 | 487,26 | 276 | 622,61 | 336 | 757,96 | | | |
| 37 | 83,4 | 97 | 218,82 | 157 | 354,16 | 217 | 489,51 | 277 | 624,87 | 337 | 760,21 | | | |
| 38 | 85,7 | 98 | 221,07 | 158 | 356,42 | 218 | 491,77 | 278 | 627,13 | 338 | 762,47 | | | |
| 39 | 87,9 | 99 | 223,33 | 159 | 358,68 | 219 | 494,03 | 279 | 629,38 | 339 | 764,73 | | | |
| 40 | 90,2 | 100 | 225,58 | 160 | 360,93 | 220 | 496,28 | 280 | 631,64 | 340 | 766,98 | | | |
| 41 | 92,4 | 101 | 227,84 | 161 | 363,19 | 221 | 498,54 | 281 | 633,89 | 341 | 769,24 | | | |
| 42 | 94,7 | 102 | 230,09 | 162 | 365,44 | 222 | 500,79 | 282 | 636,14 | 342 | 771,50 | | | |
| 43 | 97,0 | 103 | 232,35 | 163 | 367,70 | 223 | 503,05 | 283 | 638,40 | 343 | 773,75 | | | |
| 44 | 99,2 | 104 | 234,61 | 164 | 369,96 | 224 | 505,31 | 284 | 640,66 | 344 | 776,01 | | | |
| 45 | 101,5 | 105 | 236,86 | 165 | 372,21 | 225 | 507,56 | 285 | 642,91 | 345 | 778,26 | | | |
| 46 | 103,7 | 106 | 239,12 | 166 | 374,47 | 226 | 509,82 | 286 | 645,17 | 346 | 780,52 | | | |
| 47 | 106,0 | 107 | 241,37 | 167 | 376,73 | 227 | 512,07 | 287 | 647,43 | 347 | 782,77 | | | |
| 48 | 108,3 | 108 | 243,63 | 168 | 378,98 | 228 | 514,33 | 288 | 649,68 | 348 | 785,03 | | | |
| 49 | 110,5 | 109 | 245,88 | 169 | 381,23 | 229 | 516,58 | 289 | 651,94 | 349 | 787,29 | | | |
| 50 | 112,7 | 110 | 248,14 | 170 | 383,49 | 230 | 518,84 | 290 | 654,19 | 350 | 789,54 | | | |
| 51 | 115,0 | 111 | 250,40 | 171 | 385,75 | 231 | 521,10 | 291 | 656,45 | 351 | 791,80 | | | |
| 52 | 117,3 | 112 | 252,65 | 172 | 388,00 | 232 | 523,36 | 292 | 658,70 | 352 | 794,05 | | | |
| 53 | 119,5 | 113 | 254,91 | 173 | 390,26 | 233 | 525,61 | 293 | 660,96 | 353 | 796,31 | | | |
| 54 | 121,8 | 114 | 257,16 | 174 | 392,51 | 234 | 527,87 | 294 | 663,21 | 354 | 798,56 | | | |
| 55 | 124,0 | 115 | 259,42 | 175 | 394,77 | 235 | 530,12 | 295 | 665,47 | 355 | 800,82 | | | |
| 56 | 126,3 | 116 | 261,68 | 176 | 397,03 | 236 | 532,38 | 296 | 667,73 | 356 | 803,07 | | | |
| 57 | 128,5 | 117 | 263,93 | 177 | 399,28 | 237 | 534,63 | 297 | 669,98 | 357 | 805,33 | | | |
| 58 | 130,8 | 118 | 266,19 | 178 | 401,54 | 238 | 536,89 | 298 | 672,24 | 358 | 807,58 | | | |
| 59 | 133,0 | 119 | 268,44 | 179 | 403,79 | 239 | 539,14 | 299 | 674,49 | 359 | 809,84 | | | |
| 60 | 135,3 | 120 | 270,70 | 180 | 406,05 | 240 | 541,40 | 300 | 676,75 | 360 | 812,10 | | | |

Schon zur Zeit der Erfindung des B. bemerkte Torricelli, daß der Barometerstand an einem und demselben Orte bald steige, bald falle. Um das Geseh dieser Barometerchwankungen zu ermitteln, müssen die Barometerbeobachtungen in regelmäßigen Zeitintervallen geschehen. In neuerer Zeit läßt man die B. ihren Stand selbst registrieren; derartige B. nennt man Barometrographen. Das erste Instrument dieser Art wurde von Chaugeur (1780) erfunden. Die Barometrographen kamen jedoch erst in jüngerer Zeit unter mannigfachen Formen zur Anwendung. Bei einfachen Barometrographen läßt man im offenen Schenkel eines Heberbarometers einen Eisen- oder Stahlschwimmer schwimmen, welcher die Schwankungen des B. in entgegengesetztem Sinne mitmacht. Mittels eines einfachen Mechanismus werden die Hebungen und Senkungen jenes Schwimmers auf einer von einem Uhrwerk regelmäßig bewegten Papierfläche selbstthätig so notiert, daß auf der letztern eine Kurve entsteht, welche dem täglichen Gange des B. entspricht. Die jedem Punkte dieser Kurve entsprechende Zeit ist auf der zugehörigen Abtheilung angemerkt. Einen sehr empfindlichen Barometrographen gibt das Wagbarometer. Dieses besteht aus einem eisernen, mit Quecksilber gefüllten Barometerrohr, welches an dem einen Arme eines Wagebalkens hängt, während demselben am andern Arme eine Gegenlast Gleichgewicht hält. Das untere, offene Ende des Rohrs taucht wie gewöhnlich in das Quecksilber eines Gefäßes. Wächst der Luftdruck, so steigt aus letzterem Quecksilber in das Rohr, welches sich infolge dessen mit seinem Wagarme etwas herabsenkt. Beim Fallen des Luftdrucks geschieht das Gegenteil. Dieses Schwanen des Wagarms wird mittels eines am Wagbalken befestigten Stifts auf einer gleichmäßig von einem Uhrwerk bewegten Schreibtafel ersichtlich gemacht. Das Wagbarometer wurde von Morland erfunden (1670) und schon frühzeitig als Barograph verwendet. In letzterer Eigenschaft brachte es Sechi (1857) wieder zur Geltung. Auch die Erhebungen und Senkungen der Bödischen Kapsel des Aneroids können auf einen Schreibhebel übertragen werden, welcher auf einer regelmäßig bewegten Schreibfläche den Barometerstand automatisch notiert.

Sowohl mittels regelmäßiger Beobachtungen als auch mittels der Barometrographen hat sich ergeben, daß die Schwankungen des Luftdrucks ihre tägliche und jährliche Periode haben. Im allgemeinen verändert sich der Luftdruck bei Tage am stärksten, in der Nacht am schwächsten. In den großen Kontinenten ist durchschnittlich der Luftdruck im Winter höher als im Sommer. In der Regel ist der durchschnittliche oder mittlere Gang des B. jenem des Thermometers entgegengesetzt. Als mittlerer Barometerstand oder als normale Barometerhöhe am Niveau des Meers bei 0° C. werden 760 mm allgemein angenommen, obgleich man sehr weiß, daß diese Größe je nach den Breitengraden etwas verschieden ist. Die Linien, welche die Orte von gleichem mittleren Barometerstande verbinden, heißen Isobaren. Ihre Kenntnis ist für die Meteorologie und Klimatologie von hoher Wichtigkeit. Nach der neuen Theorie des Windes (s. d.) von Buys-Ballot (1857–60) strömt die Luft von den Orten höhern nach denen niedern Luftdrucks, also von der Isobare mit höherem nach der mit tieferem Barometerstande. Je größer der Unterschied zweier einander näher

liegender Isobaren ist, desto stärker bläst der Wind. Die Winde übertragen den Zustand der Atmosphäre von den bereits durchstrichenen auf die noch zu streichenden Orte. Da nun die Richtung und Güte der Winde von der Verschiedenheit im Laufe der betreffenden Orte abhängen, so ist die Kenntniss der Veränderungen des Barometerstandes für Witterungskunde von der größten Bedeutung. periodischen Barometerchwankungen sind also den regelmäßigen Gang der Winde maßgebend, es jedoch außer den regelrechten Variationen B. auch unregelmäßige gibt, so sind letztere für Umschlag des Wetters von Vorbedeutung. Die letztere gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man B. auch des W. noch jeue der Thermo-, Hygro- und Anemometer, der Wolken und anderer Witterungszeichen hinzunimmt.

Im allgemeinen läßt sich bei tiefem Stande B. eher schlechtes als gutes Wetter erwarten. Schnelles und starkes Sinken des B. bringt in Regel Sturm. Das Gegentheil kann als eine große für schönes Wetter angesehen werden. B. scheintliche, für einen Tag bestimmte Voraussagen des Wetters lassen sich von den Meteorologen den teleg. Witterungsberichten konstruieren. Es auf beruhet die warnenden Sturmsignale, wie Buys-Ballot in den Niederlanden (1860) empfahl hat; diesem Beispiel folgten England (1861), Preußen (1863) u. a. m.

Barometerblumen, s. unter Zinte.

Barometrie (grch.), Lehre vom Barometer. **Barometrische Höhenmessung** heißt die Bestimmung der Höhen mittels des Barometers. Aneroids, dessen Stand mit der Erhebung um mehr sinkt (s. Barometer). Wenn die Luft oben hin stets gleich dicht bliebe, so würde einer einfachen Berechnung, für je 10 m Höhe Barometer je um 1 mm fallen. Da jedoch die D. der Luft nach oben hin immer mehr abnimmt, bedarf es stets wachsender Höhen, damit der B. meterstand je um 1 mm sinke. Auf Grund des riottischen Gesetzes (s. unter Aërostatik) hat Formeln abgeleitet, nach welchen sich die Höhen rechnen lassen, wenn man den gleichzeitigen Stand des Barometers am Fuße und an der Höhe betreffenden Berg u. dgl. aus Beobachtungen. Für sehr genaue barometrische Höhenbestimmung muß auch die Temperatur und der Feuchtigkeit der beiden Stationen, ferner die geogr. B. des Ortes in die Rechnung einbezogen werden. Nowak. »Das barometrische Höhenmessen« (2. Aufl. Wien 1869); Rühlmann. »Die barometrischen Höhenmessungen« (Lpz. 1870); Wälderstorff-Ullrich. »Wissenschaftliche Verwertung des Aneroids« (Lpz. 1871); Holtzsch. »Die Aneroids« (Wien 1873); J. J. »Praktische Anleitung zum Höhenmessen mit Dosenbarometern« (2. Aufl., Lpz. 1874).

Barometrograph, s. unter Barometer. **Baron** oder Freiherr, im Mittelalter der Herr genannt (lat. baro, liber baro), war nach deutschen Reichsverfassung eigentlich ein Adel der für sich und sein Geschlecht die unmittelbare Freiheit unter dem Reiche behauptet hatte, so fürkl. Landeshoheit erworben zu haben. Erhebungen der Reichsbarone gingen gewöhnlich Kaiser und Reich zu Lehn, wiewohl manchen Adelsleigenschaften zukam. Auf die Reichsangelegenheiten konnten solche Freiherren späterhin nur einwirken, wenn sie wenigstens die Reichsacht

er als Mitglied der Reichsritterschaft eine be-
stimmte Reichsstandschaft behauptet oder erlangt
hat. Seit dem 15. Jahrh. nahmen viele Reichs-
ritter den größ. Titel an, um sich von dem nie-
dern Adel zu unterscheiden, und dafür verliehen
leider die Kaiser den Reichsfreiherrntitel an Per-
sonen selbst des landläufigen oder mittelbaren (b. h.
Landeshoheit eines Territorialherrn untergebo-
ren) Adels, die dadurch, ohne daß an ihren Ständes-
hältnissen etwas Wesentliches geändert wurde,
den Rang nach den Grafen erhielten. Seit der Auf-
lösung des Deutschen Reichs triffen auch die sou-
veränen Bundesfürsten Freiherren, wiewohl nur
in der Wirkung, daß die so Beittelten den unbe-
zweifelten Vorkleuten in der Gesellschaft vorangehen
zu können über dem Schilde ihres Wappens
in sieben Spitzen ausgehende, mit Perlen be-
setzte Krone führen. Die wirklich reichsfreiherrlichen
nur bloß so präbilitierten Familien zählen jetzt mit
den landesherrlichen Geschlechtern.

Nach engl. und allfranz. Staatsrechte, das die
Unterscheidung genauer durchführte und die königl.
Krone gegen fürstl. Landeshoheitsgefühle mit Er-
folg verteidigte, sind B. eigentlich Kronvasallen, die
sich unmittelbar vom Könige empfangen und
den als Lords oder Peers zur Seite stehen. Noch
genauig ist in England der Übergang in das
höhere und die Aufnahme unter den hohen Adel
mit der Erlangung der Baronie bedingt, wiewohl
in der Fiktion verschiedene Klassen der „No-
bility“ die hohen B. noch die Viscounts, Carls,
Marquis und Herzöge sowie sämtliche Söhne der
als aus den zwei letztgenannten Klassen und die
Söhne der Carls im Range über sich haben.
Die B. führen ferner in England die Richter
des obersten, von denen vier in England unter
dem Chief-B. und fünf in Schottland Revenuen-
rathen zwischen König und Unterthanen entscheiden.
Es stehen vor dem B. die Notabeln der Bürger-
schaft von London, York und einigen andern großen,
den Privilegien ausgezeichneten Städten, insbe-
sondere bis zu den Wahlbezirksänderungen der Mitte
1832 die meisten Parlamentmitglieder, welche
den fünf Häfen Dover, Hastings, Hull, Rom-
ney und Sandwich in das Unterhaus gesandt wur-
den. Solche nicht dem hohen Adel zugehörige B.
heißt (Wichter) Baron tituliert. (S. Baronet.)
In Frankreich, wo sich die Montmorency als pre-
mier, die Esquignas als seconds barons chrétiens
franz. betrachteten, kam die Baronie allmählich
ab und ab, daß auch Astorvasallen, die Lehn-
herren der hants barons oder des Königs in seiner
eigenschaft als bloßer Herzog von Francien (Zele
france), den Titel B. erlangten, und daß die
Wiederherstellung des souveränen Königtums die Schran-
ken des alten Lehnsoberherrschaft durchbrach. Die Mit-
glieder des hohen Adels wurden seitdem zu Her-
zögen, Prinzen, Grafen und Marquis, und die B.
nahmen in der Rangfolge erst die fünfte Stelle ein.
In Preußen. Bortform B. kam erst im 17. Jahrh.
in Frankreich und Italien nach Deutschland.
Baron (Michel), eigentlich Boyron, bedeutun-
gen. Schauspieler, geb. 8. Okt. 1663 zu Paris,
Sohn eines Lederhändlers, ging sehr jung zur
See und wurde unter Rollières Leitung ein vor-
züglicher Darsteller tragischer sowohl wie komischer
Rollen und der Liebling des pariser Publikums.
Für eine Pension von 3000 Livres verließ er 1691
Paris, betrat aber dieselbe 1720 im Alter von

68 Jahren aufs neue und fand selbst noch in jugend-
lichen Rollen Beifall. B. starb 22. Dez. 1729 zu
Paris. Von seinen eigenen Lustspielen (gesammelt
unter dem Titel: „Théâtre de M. Baron“, 2 Bde.,
Par. 1736; 3 Bde., 1759) hat sich besonders
„L'homme à bonnes fortunes“ (1686), in das er
einen Teil seiner zahlreichen Liebesabenteuer ver-
webte, lange auf der Bühne gehalten.

Baronet (engl. Abkürzungen: Bar., Bart. und
Bt.) heißt in England das Ritterschild einer von
Jakob I. 22. Mai 1611 gegründeten, zwischen
Adel und Gentry eingeschobenen Ritterklasse. Die
Neubeit des Prinzips bestand in der Einführung
eines erblichen niederen Adels, welcher an Rang und
Titel über der Gentry stehen sollte, ohne jedoch die
Privilegien des Adels (der Nobilität) zu teilen, in-
dem er keinen Sitz im Oberhause haben, sondern
gleich allen Ritters dem Stande der Gemeinen an-
gehörig bleiben soll. Die B. rangieren vor den mei-
sten sonstigen Stufen der Ritterwürde, jedoch hinter
den Söhnen der höhern Lords und hinter den Rit-
tern des Hofenbandordens. Ihre Frauen, Söhne
und Töchter genießen einen dem Range ihres Gat-
ten und Vaters entsprechenden Vortritt. Der Rang
des B. wird durch das Wort Baronet (meist ab-
gekürzt Bart.) hinter dem Namen, und der Titel
(style) durch das Präfix Sir vor dem Namen und
zwar vor dem Vornamen, nie vor dem Familien-
namen allein) bezeichnet, also Sir Robert Peel (auch
bloß Sir Robert), aber nie Sir Peel. Die Frau
eines B. erhält den Titel Lady als Courtoisietitel.

Die Veranlassung zur Stiftung dieser in England
sonst unbekannten erblichen Ritterwürde beruhte auf
dem lebhaften Wunsch des Königs Jakob I., der
Provinz Ulster in Irland aufzubauen. Es sollten
Kolonisten hinübergeschickt und diesen dort Land
und Mittel zur Ansiedelung gewährt werden. Um
reiche Engländer zum Aufwenden bedeutender Sum-
men zu bewegen, nahm man die Sucht nach Rang-
erhöhung in Anspruch. Die neue Würde, zuerst nur
einer Anzahl von 200 Personen zugebacht, wurde
denjenigen reichsten Grundbesitzern angeboten, welche
30 Mann zu Fuß zur Kolonisation stellen oder die
Summe von 1095 Pf. St. für die Zwecke der Ko-
lonisation zahlen würden. Es wurden sogleich 75 B.
ernannt; voll ward die Zahl von 200 erst kurz vor
Jakobs Tode. Der Orden sollte mit der Zeit wie-
der eingehehen, indem das erste Statut verordnete,
daß an Stelle einer aussterbenden Baronetie nie
eine andere geschaffen werden solle. Sowohl von
dieser Bestimmung als von der Beschränkung auf
200 ging man später ab, und die Könige von Eng-
land betrachteten ihr Recht, B. zu kreieren (mittels
Patentbriefs, welcher meist die Würde als vererbend
in männlicher Linie erteilt), schon lange als ein un-
beschränktes. Karl I. hat auch für Schotten zum
Zweck der Kolonisation von Neuschottland einen
Baronetorden (1625) gestiftet, welcher jedoch seit
dem Eintritt der schott. Union (1707) nicht mehr
verliehen wird. Auch irische B. hat nach Jakob I.
selbst kreiert, und zwar seit 1620; die irischen Kreie-
rungen fanden jedoch ebenfalls ihr Ende in der Union
mit England zu Anfang des 19. Jahrh. Die be-
stehende Gesamtzahl der engl., schott. und irischen
B. übersteigt 1100, unter welchen aber mehr als
150 inzwischen zu der erblichen Peerswürde auf-
gestiegen sind. Premier-B. von England sind jetzt
die Bacon, die noch zu der ersten Kreation von 1611
gehören.

Baronie, Bestimmung eines Barons, an welche das Baronat, d. h. der Stand eines Barons, geknüpft ist. Im Mittelalter verstand man unter B. ein freies Reichslehn.

Baronius (Cäsar), röm.-kath. Kirchenhistoriker, geb. 30. Okt. 1538 bei Sora in Campanien, kam 1557 nach Rom, schloß sich hier dem von Philipp von Neri gegründeten Oratorium an und widmete sich dem Studium der kirchlichen Schriftsteller. Er ward Beichtvater des Papstes, apostolischer Protokollar, 1596 Kardinal, ferner Bibliothekar der vatikanischen Bibliothek, Mitglied der Congregatio ecclesiasticorum rituum sowie der Typographia Vaticana und starb 30. Juni 1607. Sein bedeutendstes Werk sind die *«Annales ecclesiastici a Christo nato ad annum 1198»* (12 Bde., Rom 1588, öfter nachgedruckt, am besten in der mainzer Ausgabe 12 Bde., 1601—5), in denen B. den Nachweis versucht, daß die ewigen Rechte Roms, besonders die hierarchische Weltstellung der Kurie, in der Entwicklung des Christentums urkundlich begründet seien. Er verfährt dabei jedoch teils völlig kritiklos, ja befangen in kirchlich-kath. Vorurteilen, teils nur annalistisch, sodaß sein Werk, so sehr es als Materialiensammlung zu schätzen ist, doch nur mit Vorsicht und steter Kritik gebraucht werden darf; dieser Kritik wird erleichtert durch Bagis *«Critica in Annales ecclesiasticos Baronii»* (4 Bde., Amsterd. 1705; verbessert von Franz Bagi, Antw. 1724), die nebst der Fortsetzung (1198—1565) der *«Annales»* von Rainaldi (10 Bde., Rom 1646—77) in die mit weitläufigem Apparat versehene Ausgabe von Ranfi (43 Bde., Lucca 1738—59) aufgenommen sind. Weitere Fortsetzungen der Annalen liefern de Laberdis (für 1565—71, 3 Bde., Rom 1728) und Theiner (für 1572—85, 3 Bde., Rom 1856—57). Von den übrigen Werken des B. verdienen besonders Erwähnung das *«Martyrologium Romanum»* (Rom 1586) und die Schrift *«De Monarchia Siciliae»*, in welcher er die Berechtigung der sicil. Krone, besonders ihre Kirchengewalt, heftig angreift. Vgl. Barnabeus, *«Vita Baronii»* (Rom 1651), Alberici Ausgabe der *«Epistolae nunc primum editae»* (3 Bde., Rom 1759) und Sponbanus' Ausgabe der Annalen (Rains 1614).

Baröflop (grch., Druckanzeiger) ist der ältere Name für das Barometer (s. d.). Man bezeichnet mit diesem Worte auch ungefahr 15 cm lange, 2 cm weite, oben und unten zugeschmolzene Glasröhren, welche eine Auflösung von tohlenjaurem Kali oder von Kampfer in Weingeist enthalten. Bei größerer oder geringerer Temperaturemiedrigung scheiden sich aus diesen Auflösungen die aufgelösten Stoffe mehr oder weniger in Kristallknoten aus, welche sich bei zunehmender Temperatur wieder auflösen. Solche Apparate können keine Veränderungen des Luftdrucks anzeigen, ihr Name ist also unrichtig gewählt; sie zeigen vielmehr in sehr unvollkommener Weise Veränderungen der Lufttemperatur an. Ihre Bezeichnung mit Thermoskop wäre zutreffender als mit B. Die Annahme, aus ihrer Beobachtung Wind, Regen u. s. w. vorherzusagen zu können, entsbehrt der physik. Begründung.

Barosma, eine von Willdenow benannte Pflanzengattung aus der Familie der Diosmeen, deren Arten, lauter Sträucher, am Vorgebirge der Guten Hoffnung wachsen und die früher offizinellen *Bardolblätter* liefern. Die meist blattwinkelständigen Blüten besitzen einen fünfteiligen Kelch, fünf Blü-

men- und ebensoviel Nebentronenblätter, Staubgefäße und fünf um einen centralen gestellten Fruchtknoten, aus denen eine fünfköpfige Kapselfrucht entsteht. Die besten Drogenblätter von *B. crenata* Kze. Ihre blauen, brünnlichen, ätherischen Blätter, welche frisch sehr stark, ab anzeihlich riechen, enthalten ein heilgähliges ätherisches Öl vom Geruch der Blätter und eigentümlichen Stoff, das Diosmin, ein Wasser unlösliches, in Weingeist und Äther, in ätherischen Ölen lösliches kristallisierbares. Der wirksame Bestandteil ist das äther. Öl. Mehrere Arten dieser Gattung findet man als Fiersträucher in Gewächshäusern.

Barothermometer (Thermobarometer oder Thermohypsometer) ist ein für Messungen bestimmtes Thermometer. Es ist darauf, daß der Siedepunkt des Wassers als Größe des Luftdrucks abhängt. Je tiefer die Luft, desto niedriger liegt auch der Siedepunkt. Kann daher aus der Siedetemperatur auf den meterstand und mithin auf die Höhe des Ortes geschlossen werden. Einer Änderung von 1 mm Barometereinstellung entspricht erst 0,04° C. An einem B. müßte also noch sehr kleine Druckteile von Graden abgelesen werden. Zu diesem Zwecke erfüllt beim B. das Quecksilber bei gewöhnlichen Temperaturen den ganzen Raum des Gefäßes (Kugel oder Cylinders). Bei etwa 93° C. tritt das Quecksilber auf dem Siedepunkt der Thermometerröhre, deren ganze Länge Spielraum für nur 8 Grade, d. h. von 93—101° C. bleibt. Infolge dessen stellt jeder Thermometer so lang aus, daß man denselben in weite feste Abteilungen zerlegen kann. Dem B. wird ein pendelloses Siedecapillare beigegeben. Die Thermometrie wurde von Fahrenheit (1724) und von vielen weiter geführt. Ein entsprechendes B. hat schon Wallaston (1816) gegeben.

Barditsch, s. unter Tretwerk.
Barditsch oder Brötsch (engl. Bardas Broach), Hauptstadt des gleichnamigen, Teil des früheren Reichs Guzerat bildenden Distrikts der Indobrit. Präsidenschaft Bombay am rechten Ufer des, mit Ausnahme eines kleinen Kanals, nur für Schiffe von höchstens 50 t befahrbaren Nerbubda, ungefahr 52 km östlich von der Mündung desselben. B. war in älterer Zeit ein großer, stark bevölkerter, durch Handel und Gewerbe blühender Ort, welcher später verfiel und sich erst in neuerer Zeit wieder mehr erhebt. Die Bevölkerung der von einer Mauer umgebenen Stadt und ihrer ausgedehnten Vorstädte beläuft sich (1872) auf 36 932 Seelen, wozu noch einige indische und einige mohammedane Parshi. Die letzteren, nachweislich schon seit Jahrhunderten in B. ansässig, waren von hauptsächlichen Webern und versierten in verschiedenen feinen und schönen, damastartigen und wolstoffigen, wegen welcher B. lange Zeit berühmt war. Durch die zunehmende Einfuhr englischer Stoffe ist dieser Zweig der Industrie aber fast ganz eingegangen. Unter den Parshi gibt es auch eine Anzahl von Schiffreedern und Kalkern. Die indischen und mohammedanen treiben hauptsächlich Handel, Schiffahrt, Fischfang und die verschiedenartigen Handwerke. B. zeichnet sich durch Überfluth an Lebensmitteln sowie durch die Sauberkeit und Wohlfeilheit derselben aus. Es besteht

bildet eine engl. Gouvernementschule, ein von
Hindus unterhaltenes Krankenhaus für die ver-
wundeten Tiere bis hinab zu den Insekten, sowie
ein alterthümlicher Kirchhof, aus der Zeit, wo B.
in Hollandern gehörte, mit Grabsteinen von 1685—
1710. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß B. das
Herzoge von Volemans und Arrian ist. Den
Hindern im Mittelalter war B. unter dem Namen
durch als Handelsplatz wohlbekannt. Nach der
Eroberung von Gujarat durch die Mohammedaner
nahm B. einen Theil des neugebildeten Staates
an, bis es der Großmogul Akbar 1583
in seine einverleibte. Im J. 1685 ward es
von den Marathas erobert, denen es 1772 die
Herrschaft abnahmen. Dieselben traten es jedoch
an den Marathafürsten Madadj Scindia
im J. 1803, bei dem Kriege zwischen den
Franzosen und Engländern, eroberten diese B.
zurück. Bei dem hierauf folgenden Frie-
den von Serji Angengaum ward es von
den Engländern an die Engländer abgetreten. —
Der Distrikt Bardisch enthält 4300 qkm mit
1,2 meist Hindu, 60000 Mohammedaner
und 2000 Parsi.

Seguy (Giacomo), Baumeister, f. Vignôla.
Segués, Hauptstadt des gleichnamigen
 in der Südamerik. Föderationspublik Venez.
 ein gleichnamigen Zuflusses des Cojebe, 541 m
 über der Meeres, auf einer fruchtbaren, gesunden
 paludierten Hochebene gelegen, auf welcher
 mit europ. Gemüsen neben Kaffee, Zucker-
 und tropischen Früchten gedeihen. Auch ist die
 die Stadt vortreflich für den Handel, indem
 die Straßen aus den westl. Provinzen des
 perennant treffen. Schon 1552 von Juan
 vorzüglich zur Ausbeutung vermeint-
 Goldminen der Nachbarschaft gegründet und
 nach der Vaterstadt Neu-Segovia genannt, hatte
 bereits 15000 E., wurde aber 26. März
 durch das Erdbeben, welches Caracas zer-
 störte, fast gänzlich vernichtet, später auch
 die Revolutionskriege sehr entvölkert. Jetzt
 Stadt wieder gut und mit regelmäßigen Stra-
 ßen und zählt (1873) 25.664 E., welche
 und Rauschtiere züchten. Sie hat ein Kol-
 und mehrere Schulen. In ihr fand 1562
 die Lope de Aguirre, el Tirano genannt,
 Südamerika von dem Mutterlande
 befreite, sein tragisches Ende. Seit
 die Hauptstadt des Staates (damals Pro-
 vinz) von welcher aber neuerdings der nordöstl.
 unter dem Namen Paracuy als besonderer
 abgetrennt worden ist. — Der Staat Bar-
 acuy zählt auf 19.110 qkm (1873) 143.818 E.
 und, bei paläontolog. Namen Abtätzung für
 Vorränge

342. Hauptort eines Kantons im Kreise
des Elsaß-Lothring. Bezirks Unterelsaß.
Zabern-Schlettstadt der Elsaß-Lothring.
31 km südwestlich von Straßburg,
nördlich von Schlettstadt, am Fuße der Bo-
den- und Engenage des Ulrichsthal, mitten
in einer hübschen Landschaft, ist die Stadt
eines Amtsgerichts, befiht seit 1872
eine katholische Kirche, 2498 Katholiken. Die sehr in-
dustrielle Stadt hat Woll- und Baumwollspinn-
ereien und Färbereien, Handel in Por-
zellan, Kristallwaren, Seife, Wein, Brannt-

Brag 1862 fg.), von welchem einzelne Abſchnitte auch geſondert erſchienen ſind.

Barraſ (Paul Jean François Nicolaſ, Graf von), eine der einflußreichſten Perſönlichkeiten der erſten franzöſiſchen Revolution, geb. zu Fay in der Provence 30. Juni 1755, kam als Lieutenant im Regiment Vanguedoc nach Oſtindien, wo er gegen die Engländer kämpfte, wandte ſich nach dem Frieden (1783) nach Paris und vergeubete hier ſein Vermögen. Am 3. 1789 wurde er von dem revolutionären Strome erfaßt, als Deputirter des dritten Standes in die Generalſtände gewählt und geſellte ſich gleich den Extremen zu. Nach der Erſtürmung der Tuilerien 10. Aug. 1792 erhielt er die Verwaltung des Depart. Var; ſpäter ging er als Kommiſſar der Armee nach Italien, wo er die Generalverwaltung der Graſſchaft Nizza übernahm. Zum Deputirten des Konvents erwählt, ſtimmte er für die Hinrichtung des Königs ohne Aufſchub und Appellation; auch erklärte er ſich 31. Mai 1793 gegen die Girondiften. Als er bei der Rückkehr zur Armee nach Italien in Erfahrung brachte, daß ſeine Kollegen, die Repräſentanten Bazle und Beauvais, in Toulon verhaftet ſeien und man einen Preis auf ſeinen Kopf geſetzt, erſchloß er mit den zu Nizza ſtehenden Truppen in aller Eile die Belagerung von Toulon, ſommandierte dann unter Dugommier beim Angriff auf die Stadt eine Diviſion und nahm nach dem Siege an allen blutigen Maßregeln Theil, die über den Süden Frankreichs verhängt wurden. Am 9. Thermidor, beim Sturze Robespierres, der ihn als einen weniger Entſchiedenen haßte, ſpielte B. eine Hauptrolle. Als die ſog. Garde Henriots den Konvent bedrohte, wurde B. von der Verſammlung zum Obergeneral ernannt; er zerſtörte die Truppe Henriots, ermächtigte ſich Robespierres und hielt ſo die Macht des Konvents aufrecht. Nachdem B. im Nov. 1794 erſt Sekretär, dann Präſident des Konvents und Mitglied des Wohlfahrtsauſchuſſes geweſen, zog er ſich von den Männern zurück, welche das Schredensſyſtem unterſtützt hatten, trat aber mit gleicher Entſchiedenheit gegen die Umtriebe der Royaliſten wie gegen die Ausſchreitungen der pariſer Sektionen auf. Am 13. Vendémiaire (5. Okt. 1795) wurde er vom Konvent auf neue zum Obergeneral ernannt. Als ſolcher nahm er Bonaparte zu ſeinem Gehilfen an und brachte deſſen Ernennung zum General der Armee des Innern zu Stande. Als hierauf das Direktorium gebildet und B. Mitglied der exekutiven Gewalt wurde, ſchlug er dem Direktorium ſeinen jungen Freund Bonaparte als Obergeneral der Armee in Italien vor und vermittelte auch deſſen Heirat mit der Witwe von Beauharnais.

Am 18. Fructidor (4. Sept. 1797) wurde er zum dritten mal zur Rettung der Regierung mit der Diktatur beſetzt und blieb auch diesmal Sieger. Er eröfnete nun im Palaſt Luxembourgo eine Reihe außerordentlich glänzender Feſte und wußte ſich zwei Jahre hindurch ein großes Übergewicht im Direktorium und einen entſchiedenen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten zu bewahren. Als das Anſehen des Direktoriums immer mehr ſank, verband er ſich mit Sieyès, um die Kataſtrophe vom 30. Prairial des J. VII herbeizuführen, nach welcher er mit Sieyès die exekutive Gewalt theilſächlich allein in Händen beſaß. In dieſer Zeit, wie auch ſpäter, ſoll er mit Ludwig XVIII. über die Herſtellung des Throns zu Gunſten der Bourbonen in Unterhandlung geſtanden haben. Inzwiſchen leitete Sieyès

im Einverſtändniſſe mit Bonaparte die Revokation des 18. Brumaire ein, und B. mußte der Konſulregierung weichen. Er wählte ſein Gut Gressy zum Aufenthalt. Man beſchuldigte ihn, bald er die Jakobiner begünstige, bald daß er die Bonaparten zurückführen wolle, und Bonaparte, der fürchtete, trieb ihn trotz des früheren Verhältniſſes durch allerlei Schikanen nach Brüssel. Seit 1811 durfte ſich B. in Marſeille, dann in Rom, ſpäter Montpellier unter poliſeierlicher Aufſicht auf der Rückkehr Ludwigs XVIII. ſehen. Er blieb in Paris zurück, wo er auch während der Hundst 1815 blieb, doch ohne allen Anteil an den Ereigniſſen. Später ſuchte er in der Nähe von Paris das Gut Chailot und machte von dem großen Vermögen das er in der Revolution erworben, ein glänzendes Haus. Hier ſtarb er 29. Jan. 1829. Sein moiren ließ die Regierung in Beſchlag nehmen.

Barre iſt eine Bezeichnung für Sandſchlammabänke, welche ſich bereit oder ſich bilden gebildet haben oder noch bilden, bei dem Eingang vom Meere in die Flußmündung vorren. Sie entſtehen durch Ablagerung des Sediments welches die Flüſſe mit ſich führen, und geben den Deſtillationsformen, ſtehen aber eine beſondere derſelben dar. Beſitzt nämlich die Sediment Flüſſe hinreichende Kraft, um den Schlamm Sand, den ſie mit ſich führen, bis in das Meer auszutragen, und iſt dieſes hier nicht möglich, oder ſchiebt es die Schlammfluten auf eine ſtarke Strömung ſeitwärts, ſo entſteht eine Unterbrechung der Flußſtrömung im ruhigen oft in einiger Entfernung vor der Mündung, ſogenannte B., die entweder als Sandbank oder als Düne bleibt, oder als Düne ſich über den Meeresspiegel erhebt und Graswuchs oder Bäume trägt. Von dieſer Art ſind die Bänke vor den Mündungen aller Flüſſe und größten an der Weſtküſte des Schwarzen Meeres am Donau bis zum Dniepr. Alle dieſe Bänke ſehen ſich durch ſtarke Strömung aus, während Schwarze Meer weber Ebbe und Flut noch Strömungen hat, inſofern alſo ſehr ruhig. In der dieſer Bereich umſchließen die Mündungen ſtändig, von einem Ufer zum andern; es geht in der ſeethlichen Mündung gleichwohl einſchießt, oder das Waſſer ſiedet durch den Meer; andere beſitzen einen oder mehrere Brüche oder Gänge, durch welche das Meer ſich entleert und mit dem Meer ins Meer. Auch in der Dniepr ſind dergleichen B. an den Küſten ſehr häufig, wo ſie ſog. Halbinseln. Dieſes Meer hat beſonders ebenfalls einen Flut und bemerkswerte innere Strömungen bilden ſich B. auch an Meeresküſten keine Flüſſe einmünden, durch die bloße Flut und es entſtehen dann dahinter die ſog. B. an den Küſten von Frankreich und von Dniepr.

Das Wort B. wird aber auch noch in einem andern Bedeutung angewendet. In mehreren Mündungen hat nämlich das Einbringen der welle vom Meere aus eine eigentümliche Bewegung zur Folge, die am Ausfluß der Elbe und das Ratten, an der Gironde le Mascaret andern Flüſſen Frankreichs le Barre, le Borgebänke, die Bore, am Kaiſer Amajonenflusses die Pororoca genannt. Wo die Erſcheinung in ſchwächerem Grade ſich beſteht ſie in einem von ſtarkem Geräusch be-

hüchlenen des Wassers, während zugleich drei oder vier größer Wellen schnell hintereinander den Fuß erschüttern. An der Mündung größerer Flüsse ist das Gestein meist härter, die Wellen erreichen eine Höhe von 2–5 m und treten häufig über die Ufer, alles, was im Wege steht, zerstörend und zerstörend. Es ist dieses Phänomen vorzugsweise mit den hohen Reesessfluten verbunden und wiederholt sich dann mehrere Tage nacheinander. Die Ursache scheint fast dieselbe wie die der Brandung: die Erhöhung der Flutwelle durch ihre Zusammenströmungen in einen engeren Raum und eine verstärkte Wirkung an der Oberfläche über feichten Stellen nach eine Unterdrückung der Bewegung in der Tiefe.

Barre, ein echt deutsches Wort, bezeichnet einen engen, Mann Körper, durch welchen etwas verpackt werden kann, also Pfahl, Stange, Schlagbaum, Kegel u. s. w. Abgeleitet davon ist das franz. Barrière, d. h. ein absperrendes Pfahlwerk, ein Verschlag u. dgl. Weiter heißt im Französischen die in England bar, soviel als Gerichtsbarkeit, diejenige Brustwehr, durch welche bei den öffentlichen Verfahren die Nichterbank von der Jury getrennt ist. Da die Advokaten der Anklage und Ratgeber der Parteien ihren Platz an der B. erhalten, so ist dieses Wort sowie auch davon abgeleitet franz. Ausdruch Barreau auch auf den ganzen Stand der Advokaten übertragen worden. In England führt die höhere Klasse der Advokaten (s. Rechtsanwalt) den Namen Barrister. Außerdem nennt man in Frankreich und England auch die Schranken, welche die Sitzgelegenheiten der Versammlungen einschließen, die in beiden Häusern des brit. Parlaments trennt die Mitglieder und die Sekretäre des Hauses von einem kleinen Raum an der Eingangstür, in welchen nur andere Personen eintreten, um mit der B. zu stehen – oder – als Rat – vor der B. zu stehen zu werden. Es sind dies im Unterhause die Bänke, welche das Haus zu Gefängnisstrafe machen – die Bänke der Privilegien des Hauses – und über die in Prozessen vor dem Hause als Sachwalter erscheinen sollen; dann die Bänke der Deputationen der City von London. Im Oberhause nehmen vor der B. die Mitglieder des Unterhauses während der Thronrede Platz, sowie diejenigen Deputationen des Unterhauses, welche eine Bill überbringen.

Barre (frz.), s. u. Barre (Gerichtsschranke).

Barre, ein engl. Biermaß, s. Barile.

Barre, (frz. barres, lingots, engl. bars, ingots), ein an Größe und Gewicht sehr verschiedenen Gold und Silber, in welche diese Metalle zur Verarbeit (Münzprägung) amöndlich gemacht werden. Sie sind von abweichender Feinheit, was wird durch den Stempel eines Barrens bezeichnet. Die dünnern V. nennt man auch wohl Platten (frz. planches, d. i. Platten), legel (frz. lingots). In England wird das Barren auch als ungeprägtes Edelmetall überhaupt bezeichnet. Das feine Gold in bandförmigen oder Streifen (or en bandelettes), wie es bei der Feingoldschläger brauchen, nennt man Goldband (Augsburg, Frankfurt a. M.) oder Scheingold. Die Barrenform ist es, in dem im großen Gold- und Silberhandel die Rathe (in neuerer Zeit auch das Kupfer) Es werden in solchen V. sehr ansehnliche Summen geleitet; auch die Deposita der gro-

ßen Banken, z. B. derjenigen von England und Hamburg, bestehen größtenteils in ihnen. In China, welches keine Gold- und Silbermünzen prägt, dienen sie allgemein als Geld, und die Chinesen sind in Ermittlung ihrer Feinheit sehr geübt. Der Preis des Barrengoldes und Barrensilbers wird an den Hauptgoldhandelsplätzen regelmäßig im Kursblatt notiert. Die Münzkassen der Vereinigten Staaten von Amerika verwandeln auf Verlangen eingebrachtes Gold oder Silber in V. von gänzlicher Feinheit, oder von $\frac{1}{10}$ Feinheit (Feinheit der Staatsmünzen), oder von der Feinheit der eingebrachten Regierung, und versehen diese V. mit einem Stempel, der ihr Gewicht, ihre Feinheit und besondere Marken zur Verhinderung betrügerischer Nachahmung enthält. Jedes Golddepositum muß aber mindestens 100 Doll. betragen und für die Operationen der Münzstätte genügend fein sein. Die Gebühr dafür wird von Zeit zu Zeit festgestellt und darf die wirklichen Kosten an Material, Arbeit und Maschinenabnutzung nicht überschreiten. Man kann in jeder Münzkasse der Vereinigten Staaten auch gegen eingeliefertes Edelmetall unter Entrichtung einer gewissen Gebühr seine V. im Laufschiff erhalten. — In Senegambien bildet südlich vom Senegalfluß, landeinwärts von der Seeküste, häufig der V. (ursprünglich ein V. Eisen) die Geldeinheit, jetzt eine ideale, aus einer Kollektion gewisser Mengen verschiedener Waren zusammengesetzt und im Werte von 4 franz. Franken.

Barren, ein durch F. L. Jahn eingeführtes Turngerät, welches aus zwei wagerechten, gleichlaufenden, rund und glatt gearbeiteten Holzriegeln (Holmen) besteht, deren jeder aus zwei Ständern ruht, die entweder fest in oder an dem Boden angebracht sind oder auf Holzschwellen stehen und dadurch transportabel werden. Jetzt benutzt man vorwiegend transportable B., die meist eine Vorrichtung zum Höher- und Tieferstellen der Holme haben. Früher fertigte man die B. ausschließlich aus Holz, wobei in der Regel die Holme von gutem, astfreiem Eichenholz waren; neuerdings hat man begonnen, die B. ganz aus Eisen herzustellen, wodurch auch gleichzeitig die Möglichkeit zum Enger- und Weiterstellen gegeben war. Die Konstruktion des B. hat der Größe und der Körperbeschaffenheit der Turnenden zu entsprechen, daher dürfen die Holme nur sehr wenig über die Schulterbreite derselben voneinander entfernt sein. Für Anfänger ist die Barrenhöhe nach der Brusthöhe bis zur Achselgrube zu bemessen; für Geübte kann sie Schulter- bis Kopfhöhe erreichen. Die Übungen am B. sind geeignet, einen günstigen Einfluß auf die Gesundheit der Abenden durch Kräftigung des Brust- und Herzenssystems, durch Erweiterung der Brust und durch Belebung der Respiration und des Blutkreislaufes zu erwirken. Wegen der starken Einwirkung der Barrenübungen auf die Brustorgane ist eine vorstichtige Benutzung derselben dringend geboten. Es sind deshalb alle Übungen für Kinder nur mit Maß und Verständnis auszuwählen. Erst dann, wenn die Schultern gehörig gekräftigt sind, kann im Jünglings- und Mannesalter alleseitige Benutzung des Geräts eintreten.

Wenn der B. ursprünglich erfunden zu sein schien, um daran Vorübungen zum Vollstigen zu treiben, so hat sich mit der Zeit ein eigenes Barrenvollstigen, das Barrenspringen, entwickelt, das allerlei Springweisen sowohl auf als über die Barrenholme umfaßt. Das vorwiegende und einseitige Turnen am B. erzeugt allmählich eine unschöne, auffallend

gedrungen und gebückte Haltung mit vierfchrötiger Entmüdung der Schultern bei unverbältnismäßig zurückbleibender Formation der Beine; es ist deshalb ein regelmäßiger Wechsel mit Gang- und Sprungübungen ein ärztliches Erfordernis, ganz abgesehen von den hierbei mit in die Waagschale fallenden sanitären Gründen, nach welchen beim Turnen die allseitige Ausbildung des ganzen Körpers nicht außer Acht zu lassen ist. Der B. hat bereits seine eigene Geschichte und Litteratur. Als die preuß. Regierung im J. 1862 das Turnen bei allen Volksschulen einführen wollte, ging man damit um, statt des B.s ein Turngerät der schwed. Gymnastik, den Duerbaum (ein hoch und tief zu stellender bider, oben abgerundeter und unten lantiger Barrenholm) einzuführen. Die deutschen Turner erhoben dagegen Widerspruch, insofern dessen die Barrenübungen Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen wurden, die in den Schriften von Du Bois-Reymond, »Über das Barrenturnen und über die sog. rationelle Gymnastik« (Berl. 1862), Kloss, »Die Barrenübungen der deutschen Turnschule vor dem Richterstuhl der Kritik« (Dresd. 1862), und Du Bois-Reymond, »Herr Rothstein und der B. Eine Entgegnung« (Berl. 1863) niedergelegt sind. Infolge dieses Barrenstreits unterbreitete die preuß. Regierung die Frage: »ob B. oder nicht?« der wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen, welche ein ausführliches »Gutachten über die Barrenübungen vom mediz. Standpunkte« im »Centralblatt für die Unterrichtsverwaltung« (Berl. 1862) mit dem endgültigen Votum abgab: »dass die Übungen am B. vom mediz. Standpunkte aus zu rechtfertigen, nicht aber zu verwerfen sind.« Auf diese Weise legitimiert, ist der B. ein bevorzugtes Turngerät der deutschen Turnschule geworden.

Barren-Insel, kleine unbewohnte Insel im Bengalischen Meerbusen, ungefähr 50–60 km östlich von der Großen Andaman-Insel. Sie besteht aus einem fortwährend thätigen, ungefähr 300 m hohen Eruptionstege, den ein fast ebenso hoher, steil aus dem Meere aufsteigender Erhebungsstrater ringförmig umschließt. Durch eine schmale Öffnung in der Wand des letztern dringt das Meer ein und füllt ein inneres Becken. Die Eruptionsercheinungen, hauptsächlich in dem Ausstoßen heißer Wasser- und Schwefeldämpfe bestehend, finden sehr regelmäßig in periodischen Zwischenräumen von 10 Minuten statt. Es bildet mit der noch kleinern, nördlich von ihr gelegenen Insel Narcondam-Rod und den Schlammvulkanen unweit der Küste von Birma das weßl. Ende der langen, sich von Kamtschatka und den Aleuten über Japan, die Philippinen, Molukken, Kleinen Sundainfeln, Java und Sumatra, um das östl. und südöstl. Asien herum schlingenden Kette von Vulkanen.

Barrière, f. Barre.

Barricade hieß zunächst der Vertrag, wodurch England im Spanischen Erbfolgekriege 28. Okt. 1709 den holländ. Generalstaaten zu ihrer künftigen Sicherheit den Besitz einer Reihe von festen Plätzen in den span. Niederlanden gewährleistete. Dieser Vertrag wurde 29. Jan. 1713 durch einen zweiten ersetzt, der die engl. Garantie auf das Besatzungsrecht in Turnes, Fort Knode, Ypern, Menin, Tournay, Ronc, Charleroi und Namur beschränkte. Nachdem die Friedensschlüsse zu Utrecht und Rastatt die span. Niederlande auf Osterreich übertragen hatten, wurde zwischen diesem und den Generalstaaten ein dritter

definitiver B. 15. Nov. 1713 abgeschlossen, wonach den letztern in den fünf erstgenannten Orten (und in Namur und Barmeton das ausschließliche Besatzungsrecht, in Dendermonde und Rocromont ein mit Osterreich gemeinschaftliches zugesprochen ward. Zur Instandhaltung dieser sog. Sicherungs- oder Barrièreplätze sollte Osterreich jährlich eine Summe von 600 000 Rthlrn. beitragen. Im Osterreichischen Erbfolgekriege wurden dieselben von den Franzosen erobert und größtenteils zerstört. J. 1781 wurde der B. vom Kaiser Joseph II. die Vorstellungen der Generalstaaten ungescheit, unmöglich aufgehoben. Im zweiten Pariser Frieden (1815) mußte jedoch Frankreich die Zahlung von namhaften Summe zur Herstellung dieser Plätze im Interesse des nummehrigen Königreichs der Niederlande übernehmen. Nach der Teilung der Rhein- und der Errichtung des Königreichs Belgien hat diesem die Barrièreplätze zu.

Barrier-Riff (Großes), eine der größten Korallenbänke, zieht sich längs der Nordostküste Australiens, an der Küste von Queensland, von der nördl. Spitze in 24° 30' südl. Br. bis Westl.-Inseln 9° 15', bei der Südküste von Neuguinea hin, und es in gerader Linie eine Länge von 1725 km. Von der Küste Australiens trennt es ein 25–100 m breiter Kanal, der den nach der Torresstraße gehenden Schiffen eine sichere, gefahrlose Passage über Querschnitte zerteilen das Riff, jedoch die Gefahr entstehen, die aber freilich große Gefahren macht die hauptsächlichste dieser Passagen, durch den Leuchtturm bezeichnet, ist die in 11° 30' südl. gelegene sog. Raines Inlet. — Die Barriere-Inseln liegen an der nordöstl. Küste der Neuseelands vor dem Hauraki-Golf.

Barrifaden (vom franz. barrique, d. i. Zinn nicht von barre) nennt man Berrammelungen, an engen Stellen, z. B. in einer Straße, an Hohlwege, auf einer Brücke angelegt werden, woder um diese Punkte selbst zu verteidigen, oder um dieselben zu sperren und den Feind bei den Wegräumen der B. wirksam beschließen zu lassen. Man benutzte dazu Wagen, Tonnen, Kisten, Balken, Säulen, Steinmauern, Mauer, kurz alles, was Hand ist. Besondere Wichtigkeit haben diese provisorischen Werke dadurch erlangt, daß sie die Bevölkerung in Straßenkämpfen bedient. Geschah schon häufig im Mittelalter. In Paris aber war es Paris, das die B. in den Kriegen brachte. Bereits 1358 ließ der Prévôt des marchands, Etienne Marcel, die Straßen von Paris gegen den Dauphin, den nachmaligen König Karl durch Ketten sperren, welche zugleich als Schutz für die Anhäufung von Materialien diente. 1436 lieferte das über die engl. Fremdherrschaft bittende Volk in den Straßen von Paris eine tüchtige Barrifadenkampfe. Als Heinrich III. 1588 in Paris 4000 Schweizer einrücken ließ, damit den Rat der Sechzehn und den Kampf Guise in Schranken zu halten, eröffneten die Bürger hinter schützenden B. einen heftigen, in den »Les barricades« (Par. 1826; neuer Abdruck »La Ligue, scènes historiques«, 2. Aufl. 1861) geschilderten Kampf, der nur durch Unterhandlungen beendet wurde. In den Unruhen der Revolutionszeit 26. Aug. 1648 und die folgenden Tage 100 000 bewaffnete Pariser hinter 2000 B. In den neuern Kriegen sind Barrifadenkampfe vorgekommen, so 1808 bei der Verteidigung von

gasse, sowie 1863 bei der Belagerung von La Rochelle und 1870 bei der Verteidigung von Paris im Deutsch-Französischen Kriege. Sehr wichtig für die ganze Geschichte der neuesten Zeit der große Barricadenkampf, welcher im Juli zu Paris den Sturz der älteren Bourbonen und die Errichtung des Bürgerkönigtums in der Person Ludwigs Philipp herbeiführte. Alle späteren Kämpfe und Revolutionen sowie auch die Revolution von 1848 wurden mit Errichtung von B. eröffnet.

Im Febr. 1848 die Erhebung gegen den Kaiser, entstanden in der Nacht vom 23. H. Febr. in den Straßen von Paris plötzlich als 1500 B. Doch entschied sich das Schicksal dieses Mal durch andere Umstände. Den den und verzweigten Straßen- und Barricadenkampf, den Paris je sah, eröffnete im Juni das Proletariat gegen die provisorische Regierung, die jedoch durch die Energie Cavaignacs zu bestehen blieb. Auch in den übrigen europ. Revolutionen seit dem Frühjahr 1848 spielen die B. eine wichtige Rolle, ebenso in den Kämpfen der Commune 1871. In den Ereignissen von Wien und Berlin, namentlich aber zu Paris im Mai 1849, bildeten sie wesentlich die Basis des Kampfes. Außerdem figurieren sie in der deutschen Bewegung seit 1848 fast in allen Kämpfen und Revolutionen. Ihre Höhe und Bedeutung zeigt sich gewöhnlich nach den Umständen und gegen die Wirkungen derselben wurden oft außerordentliche Bollwerke errichtet.

Eine besondere Geschicklichkeit im Barricadenkampf ist die Bevölkerung von Paris entwickelt, auch an andern Orten zeigte die Schnelligkeit, mit der die B. errichtet wurden, oft außerordentlich. Der Grund dieser Erfindung liegt darin, daß sich meist Handwerker und Arbeiter bei der Ausführung beteiligten. Der franz. Julirevolution von 1830 dachte man, den Straßen- und Barricadenkampf eines berechneten militärischen Systems entbehren, und namentlich ließ die Regierung Ludwigs Philipp zu diesem Zwecke um Paris drei Forts, die jetzigen inneren Forts, errichten. Folgt hat man zu Berlin, im pariser Juni von 1848, zu Wien und zu Dresden sowie der Vertheidigung des Kaiserthums der Pariser Commune 1871 den Angriff der B. in der Fronte auf, dagegen die Häuser der anliegenden Straßen zerstört, um so die Barricadenkämpfe im Innern zu führen.

Barrique ist das dem deutschen Orbstock entsprechende Weinmaß in Frankreich. Am wichtigsten B. von Bordeaux, auch von Belaisie, die auf allen Handelsplätzen vorkommt. 1 Barrique enthält 30 alte Besten (Velles) = 228 l. 1 Tonneau (Fass).

Barros (engl.), f. Rechtsanwält.
Barros (João de), berühmter portug. Geschichtschreiber, geb. zu Viseu 1496, war erst Page bei König Emanuel, dann Garabarra des Königs D. João. Witten unter den Verfolgungen des Königs schrieb er für letzteren die Hittoromanza do emperador Clarimundo. (Coimbra 1791 und 1843). Sobald der König D. III. den Thron bestiegen hatte, machte er ihn Kapitän der Festung San-Jorge de Mina, am Gouverneur der ganzen portug. Niederlande in Guinea und 1533 zum Schatzmeister

von Indien sowie zum Generalagenten dieser Länder, in welcher Stellung er sich durch die größte Redlichkeit auszeichnete. Im J. 1539 ward er vom Könige mit der Provinz Maranhão in Brasilien beauftragt, um dort eine Niederlassung zu gründen, sah sich aber, nachdem er bei diesem Unternehmen einen großen Teil seines Vermögens eingebüßt hatte, genöthigt, dieselbe dem Könige zurückzugeben. In der Zurückgezogenheit starb er in seinem Landhause Alitem in Vombal 20. Okt. 1570. Im J. 1541 wurde ihm der Auftrag, die Geschichte Indiens zu schreiben. Er unterzog sich auch demselben, doch hat er von dem Werke, das den Titel „Asia“ führt, nur die drei ersten Theile (3 Bde., Lissab. 1552—63; 3 Bde., 1736) selbst abgefaßt und herausgegeben; die vierte, von ihm handschriftlich hinterlassene Theil gab J. B. Lacerda erst 1615 heraus. Die Fortsetzung bis zur 12. Theil lieferte Diego do Couto (Lissab. 1602—45). Eine neue Ausgabe des Ganzen in 24 Theilen erschien zu Lissabon 1778—88. Eine abgekürzte deutsche Bearbeitung lieferte Soltau (5 Bde., Braunschweig 1821), eine deutsche Uebersetzung begann auch Faust (Bd. 1, Nürnberg 1844). Außerdem hat B. eine portug. Grammatik geschrieben (Lissab. 1540), die bald nach der ersten und ältesten von Fernando de Oliveira (1536) erschien; ferner eine Lesebibel „Cartilha“ (1539); einen allegorischen Dialog über Moral „Rhopica pueuma“ (1532), der von der Inquisition verboten ward; einen Dialog über die portug. Sprache „Dialogo em louvor da nossa linguagem“; einen über falsche Scham („Viciosa Vergonha“, 1540); einen „Sobre Preceptos Moraes“ (1540); zwei in hohem Grade interessante Lobreden „Panegyricos“ auf Johann III. und dessen Schwester, die gelehrte D. Maria (Lissab. 1593 und 1791). Die kleineren Werke, mit Auschluss der „Panegyricos“, erschienen 1785 in Lissabon als „Compilação de varias obras do insigne Portuguez Joao de B.“, und der zweite Band dazu 1869 in Porto.

Barrot (Camille Hyacinthe Obillon), franz. Staatsmann, geb. 19. Juli 1791 zu Billesfort im Depart. Lozère, war vor der Revolution von 1830 ein namhafter Advokat am pariser Kassationshofe und seit 1827 Mitglied, später Präsident des berühmten und einflussreichen Vereins Aide-toi et le ciel t'aidera. In den Julitagen nahm er lebhaften Anteil an den Beratungen der Volkspartei, stimmte jedoch ausschließlich für den geordneten Widerstand und wirkte mit allen Kräften für die Einsetzung der jüngeren Dynastie. Ludwig Philipp übertrug ihm das wichtige Amt des Seinepräfecten, das er aber nur sechs Monate verwaltete und zu derselben Zeit niederlegte, als seine Freunde Cassitte und Dupont de l'Eure (19. Febr. 1831) aus dem Ministerium schieden. Von nun an concentrirte sich seine polit. Wirksamkeit ganz und gar in der Ausübung seines Kammermandats. Abwechselnd Deputirter von Paris und den Depart. Eure, Niederbhein und Mosne, theilte er sich als Oberhaupt der Opposition an allen großen parlamentarischen Verhandlungen bis 1848, wo seine Gegenwart und Beredsamkeit bei den sog. Reformanträgen nicht wenig dazu beitrug, der angeblich auf die Erweiterung des Stimmrechts hingehenden Bewegung einen für ihn selbst sehr unerwarteten Aufschlag zu geben; denn kaum war B. 24. Febr. zum Präsidenten eines neuen Ministeriums ernannt, so wurde er durch die Revolution und durch die Errichtung

der Republik wieder von diesem Posten verdrängt. Doch zog sich B. nicht zurück, sondern setzte als Mitglied der Konstituierenden und der Gesetzgebenden Nationalversammlung seine parlamentarische Opposition fort. Bei der Bildung des ersten Ministeriums Ludwig Napoleons wurde er 20. Dez. 1848 Präsident und Minister der Justiz, beschränkte die Pressfreiheit und das Vereinsrecht und unterdrückte die Klubs. Nachdem er bereits 31. Okt. 1849 notgedrungen seine Entlassung genommen, vernichtete der Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 auch seine letzten Hoffnungen, denn B. war zwar ein ehrenwerther Charakter, aber kein scharfsichtiger Politiker. Seitdem lebte er vom polit. Schauplatz zurückgezogen. Jedoch wurde er bei der 22. Juli 1872 durch die Nationalversammlung erfolgten Wahl eines neuen Staatsrats zum Mitglied und durch Dekret vom 27. Juli zum Vizepräsidenten desselben ernannt. B. starb zu Bougival bei Paris 6. Aug. 1873 und wurde auf dem Kirchhofe Père-Lachaise beerdigt. Außer kleinern polit. Schriften veröffentlichte er: «De la centralisation et de ses effets» (Par. 1861). Nach seinem Tode erschienen «Mémoires posthumes» (4 Bde., Par. 1875—77).

Adolph B., Bruder des vorigen, geb. 15. Okt. 1801, betrat unter Ludwig Philipp die diplomatische Laufbahn und wirkte zunächst als Agent und Handelskonsul auf den Sandwichinseln und in Neugranada, in China und auf den Philippinen, in Haiti und Ägypten. Im J. 1849 war er Gesandter der franz. Republik zu Vissalon, wurde Febr. 1851 in gleicher Eigenschaft nach Neapel geschickt und ging Okt. 1853 als außerordentlicher Bevollmächtigter und Minister des kaiserl. Frankreich nach Brüssel. Im Dez. 1858 erfolgte seine Ernennung zum franz. Gesandten in Madrid. Kurze Zeit darauf verließ er den diplomatischen Dienst. Durch kaiserl. Dekret vom 5. Okt. 1864 in den Senat aufgenommen, zeigte sich B. hier als einsichtsvoller Politiker. Er starb 16. Juni 1870.

Victorin Ferdinand B., jüngerer Bruder der vorigen, geb. zu Paris 10. Jan. 1806, wurde gegen Ende der Restauration Avocat und 1842 vom Depart. Indre-et-Loire in die Deputiertenkammer gewählt. Er schloß sich hier der Partei seines Bruders an, trat nach der Februarrevolution für Algier in die Konstituierende Nationalversammlung und hielt sich in dieser zu den Gemäßigten. Nachdem Ludwig Napoleon zum Präsidenten der Republik erwählt worden, wandte er sich diesem zu und wurde rasch nacheinander Generalsekretär des Präsidenten, Minister des Innern, Gesandter in Turin, Staatsrat, im März 1853 Senator des Kaiserreichs und 1854 Mitglied der Kommission für öffentliche Arbeiten, Ackerbau und Gewerbe. Seit 1877 ist B. lebenslangliches Mitglied des Senats, wo er der Gruppe der Bonapartisten angehört.

Barrow (Jsaac), engl. Theolog und Mathematiker, geb. 1630 in London, studierte zu Cambridge, durchreiste 1655—59 Frankreich und Italien und lehrte über Konstantinopel nach England zurück. In Cambridge, wo er zuerst Lehrer der griech. Sprache, dann 1663 Professor der Mathematik wurde, lernte er den jungen Newton kennen, und trat dem Schüler, um der Universität ein solches Talent zu erhalten, sein Katheder ab. B. gab sich nun ganz den theol. Studien hin, ward 1670 Doktor und bei Karl II. Kaplan, 1675 Bischof von Cambridge und starb 4. Mai 1677 zu London.

Seine wegen Schönheit des Stils und Hülle i Gedanken bemerkenswerten theol. Schriften: Tilloston (3 Bde., Lond. 1685, auch 1741; 4te 9 Bde., Lond. 1859) heraus. Durch seine Erörterung des Differentialdreiecks erlangte B. europ. Ruhm; bahnte den Weg zur Anwendung der Differentialrechnung auf die Geometrie. B. s. bekannteste them. Schriften sind «Lectiones geometricae» (Lond. 1669) und «Lectiones opticae» (Lond. 1674); die neueste Ausgabe derselben besorgte Howell (Lond. 1861).

Barrow (Sir John), engl. Reisender und Geograph, geb. 19. Juni 1764 zu Dradegden in Lincolnshire, besuchte anfänglich einen Posten in einer liverpooler Eisengießerei, besuchte mit einem Hofsänger Grönländ und erteilte nach seiner Heirat mathem. Unterricht in einer Lehranstalt Greenwich. Hierauf erhielt B. eine Stelle als Vatikelsretär und Rechnungsführer bei Lord Macartney, welcher 1792 als Gesandter nach China zu seinen Aufenthalt in China benutzte er zur Erlernung der chines. Sprache und Sammlung verschiedener Materialien für die Kunde Chinas, welche später teils in Aufsätzen in der «Quarterly Review» teils in seinen «Travels to China» (Lond. 1804 deutsch von Hüttner, 2 Bde., Weim. 1804—5) veröffentlichte. Als später Lord Macartney General des Kaplandes wurde, benutzte B. seinen Aufenthalt in Südafrika zu ausgedehnten Wanderungen in das Innere des Landes, welche er in den immer brauchbaren «Travels in the interior of Southern Africa» (2 Bde., Lond. 1801—3; deutsch von Sprengel, 2 Bde., Weim. 1801—5) bekannt machte. Im J. 1803 nach London zurückgekehrt, wurde 1804 von Lord Melville zum Sekretär der Admiralität ernannt, welchen Posten er, abgesehen eine kleine Unterbrechung 1806, bis 1845 inne hatte. B. veröffentlichte noch «A voyage to Cock China in the years 1792 and 1793» (Lond. 1806 franz. von Walte-Brun, Par. 1807; deutsch von Schumann, Weim. 1808), «The life of Macartney's voyages into the Arctic regions» (Lond. 1806) ferner eine Reihe von Biographien engl. Seefahrer wie Humes (Lond. 1838), Ansons (Lond. 1839) Drales (Lond. 1843; 2. abgekurzte Aufl. 1844) Sidney Smiths (2 Bde., Lond. 1848), worin B. die «Memoirs of naval worthies of Queen Elizabeth's reign» (Lond. 1845) schloß. Unter B. wurde 1835 zum Baronet erhoben. Er starb 1845 aus dem Staatsdienste zurück, gab noch «autobiographical memoir» (Lond. 1847) an «Sketches of the Royal Society» (Lond. 1859), deren thätigsten Mitgliedern er gehörte, heraus und starb zu London 23. Nov. 1848. Um die Wissensch. hat sich B. vielfach durch Anregung und Beförderung wissenschaftlicher Expeditionen namentlich zur Entdeckung einer nordwestl. Durchfahrt, verdient gemacht; auch ging von ihm die erste Gedanke zu der 1830 begründeten Geographischen Gesellschaft aus, deren Vizepräsident er bis zu seinem Tode war. Sein zweiter Sohn, John B., geb. 28. Juni 1808, war ebenfalls als Seemann bei der Admiralität angestellt und hat sich als Leutnant und Reisebeschreiber bekannt gemacht. Er schrieb «Excursions in the North of Europe» (Lond. 1834), «A visit to Iceland» (Lond. 1835), «A tour in Austrian Lombardy and the Northern Tyrol» (Lond. 1841), «Summer tours in Central Europe»

(Lond. 1867) und veröffentlichte eine neue Ausgabe von Cook's «Voyages of discovery» (Edinh. 1860).

Barrow, Fluß im Südosten Irlands, in der Provinz Leinster, nächst dem Shannon der wichtigste Seelauf dieser Insel, entspringt im nördlichen Teile der Queens-Grasschaft, an der Nordseite der Slieve-Doom-Berge, fließt zunächst östlich zur Mündung der Grasschaft Kildare, wendet dann im rechten Winkel nach Süden und bildet, nach der Richtung in unveränderter Weise fließend, die Grenzen zwischen den Grasschaften Wicklow, Kilkenny und Waterford auf der einen und Kildare, Carlow und Wexford auf der andern Seite des Flusses, berührt dabei die Städte Carlow und New-Ross und ergießt sich nach einer Länge von 160 km durch das große und tiefe 14 km lange Ästuarium Waterford-Hafen in St. George's Kanal, nachdem er, nahe seiner Mündung, 13 km östlich von Waterford, auf seiner südlichen Ufer den Suir und weiter aufwärts den Liffey von der Seite, nahe New-Ross, den Rore aufgenommen hat. Der B. ist 40 km aufwärts bis zu den Schiffen bis zu 300 Tonnengehalt, und fließt weitere 64 km bis Athy hinauf schiffbar. Der große Kanal den B. ostwärts mit sich verbindet. Der V. wird auch mit seinen Nebenflüssen Rore und Suir bisweilen als «Barrow» bezeichnet, weil sie alle drei in den verschiedenen Richtungen auseinanderfließen, um sich am Meer zu vereinigen.

Barrow, (engl. Grasschaft Lancaster, an der Südseite der Halbinsel Lower-Yorkshire, gegenüber dem Solway, am nordwestl. Ende der More-Cape, 80 km nordnordwestlich von Liverpool), die wichtigste der Eisenbahnen, zählt (1881) 16, hat ein schönes Stadthaus, die schönsten geschichtlichen Parks in Lancashire und bezieht Eisen- und Stahlwerke, für welche die Quantitäten Kohlen von Wales importiert werden. Noch 1847 zählte der Ort nur 300 E., jetzt hat er den gewaltigen Aufschwung, den die Eisen- und Stahlindustrie zu veranlassen. Barrow hat eine iron and steel company, die größten Establishments dieser Art; der Export von Eisen wird auf 600,000 t geschätzt, der Export von Stahl auf 100,000 t geschätzt. Barrow verarbeitet wöchentlich über 100,000 t Stahlfabrikat.

Barrow (Henry) und **Barrowiten**, s. unter Barrow.

Barrow (engl. Point-Barrow) ober auch Barrow, heißt das früher für den nördlichsten Teil Irlands von Amerika gehaltene Kap (das unpassend North Cape genannt), welche unter 71° 23' 31" nördl. Br. und 15° 45' westl. L. (von Br.) in die Polarsee mündet. Das «Nordkap» wurde 1826 durch den Lieutenant G. Backen abgefahren, 1827 durch den Lieutenant G. Backen, 1837 von Simpson, zwei Offizieren der Hudson's Bay Company, vom Radziwiłł-Strome erreicht. Der nördlichste Punkt der Halbinsel Boothia an der Spitze, von Kane «Kap Murchison» genannt, liegt unter 75° nördl. Br. und 75° westl. L. Der nördlichste Punkt der Halbinsel Boothia an der Spitze, von Kane «Kap Murchison» genannt, liegt unter 75° nördl. Br. und 75° westl. L. Der nördlichste Punkt der Halbinsel Boothia an der Spitze, von Kane «Kap Murchison» genannt, liegt unter 75° nördl. Br. und 75° westl. L. Der nördlichste Punkt der Halbinsel Boothia an der Spitze, von Kane «Kap Murchison» genannt, liegt unter 75° nördl. Br. und 75° westl. L.

188 km breite und 520 km lange Sund in der nordamerik. Polarsee, welcher den aus der Baffin-Bai seitwärts abgehenden, bereits 1616 von Baffin entdeckten, aber für eine im B. geschlossene Bai gehaltenen Lancasterfjord fortsetzt und in den Melvillefjord übergeht, aus welchem dann die Banks-Straße weiter westwärts in das iselfreie Polarmeer führt. Die B. ist von Parry 1819 entdeckt und zu Ehren J. Barrows, des brit. Admiralsitätssekretärs und großen Beförderers geogr. Entdeckungen, benannt. Derselbe fand auch die im Norden der Straße gelegene Inselgruppe auf, die man Nord-George-Inseln nannte, jetzt aber dem Entdecker zu Ehren Parry-Inseln heißt, nämlich Cornwallis, Bathurst-Insel und Melville, sowie den im Osten der ersten hindurchführenden Wellingtonkanal, und andererseits die Prinz-Regent-Straße, welche nach Süden hin östlich der Insel Nord-Somerset in den später erst bekannt gewordenen Boothiafjord mündet.

Barry (Marie Jeanne, Gräfin von), f. Dubarry. **Barry** (Sir Charles), engl. Architekt, geb. 23. Mai 1795 zu Westminster, arbeitete einige Jahre bei einem londoner Baumeister und unternahm dann 1817 eine Reise nach Italien und dem Orient. Er durchwanderte Griechenland, Ägypten, Syrien, und kehrte 1821 mit einem Portefeuille voll Skizzen nach England zurück. Seine ersten bedeutendsten Arbeiten waren die St. Peter'skirche in Brighton, die gleichnamige Kirche in Manchester und das dortige Athenäum, sodann die Grammar-School in Birmingham, in der er den mittelalterlichen Baustil mit glücklichem Erfolge reproduzierte. Allgemeiner bekannt wurde er jedoch durch das 1832 von ihm im ital. Geschmack erbaute Hotel des Travellers-Club, das lange für das schönste Gebäude dieser Art in London galt, bis es von dem gleichfalls unter seiner Leitung errichteten und 1847 vollendeten Reform-Club übertrifft wurde. Außerdem baute er das prächtige Bridgewater-House für Lord Ellesmere, Trenton-House und Elbow-House für den Herzog von Sutherland und Stridland-Hall für Sir W. Riddell. Sein Hauptwerk aber war der Bau der neuen Parlamentshäuser (des Westminsterpalastes) in London, zu welchen 27. April 1840 der Grund gelegt wurde. Nachdem die Peers 1847 ihre erste Sitzung in den für sie bestimmten Räumen gehalten hatten, fand 1852 die Einweihung des im reichsten spätgotischen Stile errichteten Gebäudes statt, bei welcher Gelegenheit B. zum Ritter geschlagen wurde. B. starb in Clapham 12. Mai 1860. Sein Sohn, der Kanonikus B., veröffentlichte «Sir Charles Barry's life and works» (2. Aufl., Lond. 1870).

Barry Cornwall, engl. Dichter, Pseudonym für Bryan Waller Procter (s. d.).

Bars (spr. Barsch), ungar. Komitat, nördlich von Neutra und Turóc, östlich von Székely und Bont, südlich von Gran und Komorn begrenzt, westlich ebenfalls von Neutra, hat zwar nur einen Flächenraum von 2672 qkm, ist aber berühmt durch seine ergiebigen Bergwerke, von welchen die krumphauer ausgiebigsten. Namentlich der nördl. Teil des Komitats ist reich an Gold- und Silberbergwerken; der Süden besteht aus weissem Lande. Hauptflüsse sind: die Gran, die Neutra und die Tisza. Der Boden ist im Süden ergiebiger, im Norden weniger ertragsfähig; vorzügliche Produkte sind: Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Kartoffeln, Mais, Weintrauben, viel Obst, Tabak und Holz.

Im N. des Komitats treibt man starke Viehzucht. Unter den vielen Mineralquellen sind die von Vihny und Sillena die wichtigsten. Die Industrie besteht vorwiegend im Bergbaubetrieb. Dieser liefert außer Gold und Silber noch Kupfer, Eisen und Blei. Auch bestehen Zuck-, Papier-, Glas-, Porzellan-, Steinzeug-, Gut- und Leinwandfabriken. In Kremnik befindet sich eine Münzstätte; die Kremniker Dukaten sind allbekannt. Der Segen des Bergbaues, namentlich aus Edelmetalle, hat seit dem 18. Jahrh. bedeutend abgenommen. Die Bevölkerung zählt (1880) 135392 E. (gegen 137191 im J. 1869 Abnahme 1,3 Proz.). Sie besteht vorwiegend aus Slowaken (60 Proz.), ferner aus Rumänen (27,3 Proz.) und Deutschen (12,3 Proz.). Die Deutschen leben hauptsächlich in der Bergstadt Kremnik und Umgebung; sie gehören zu den ältesten deutschen Bewohnern in Ungarn; die ersten Ansiedelungen werden bis in das 12. Jahrh. und weiter zurückgeführt. Der Konfession nach sind die Einwohner etwa 117000 Katholiken, 18000 Protestanten (15000 Reformierte und 3000 Evangelische) und 800 Juden. Das Komitat hat zwei Marktstellen mit städtischem Magistrat, 13 Märkte, 206 Dörfer und 24 Pustken. Sitz der Komitatsbehörde ist Aranyos-Marot.

Barjabas (Joseph, genannt Jukna), wahrscheinlich einer der 70 Jünger Jesu, wurde neben Matthias an Stelle Judas Iskariots als Apostel vorgeschlagen; das Los entschied für Matthias. B. soll, zum Giftrichter verurteilt, denselben ohne Rachteil getrunken haben. — Judas B., nach einigen Brüdern des vorigen, nach andern Bruder des Thaddäus, war Lehrer der Gemeinde zu Jerusalem und ging nebst Paulus und Barnabas als Abgesandter der Urapostel nach Antiochien.

Barjac, Stadt im franz. Depart. Girond., Arrondissement Bordeaux, 30 km südöstlich von letzterer Stadt, am linken Ufer der Garonne und an der Linie Bordeaux-Sette der Südbahn, zählt (1876) 1246 (Gemeinde 2876) E. und ist berühmt durch ihren Weinbau. Die weißen Bordeauxweine der Gemeinde B., welche zum Weingebiete Graves gehört, erhalten, wenn sie alt werden, eine Ambrosiafarbe, die jedoch ihrer Güte nicht schadet. Die vorzüglichsten Gewächse sind Haut-Barjac, Contet, Climent, Dolsy und Caillau, zweiten Ranges die Weingärten Pernaud, Mirat u. a. Die Weine der nahen Gemeinde Breignac sind weniger geistig, haben aber noch mehr Feinheit als die Barjacweine.

Barisch, eine Gattung der Süßwasserfische, welche unter die Stachelflosser gehört, den Typus einer eigenen, sehr zahlreichen Familie von Meer- und Süßwasserfischen bildet und sich dadurch, daß die Bauchflossen gerade unter den Brustflossen stehen und zwei gesonderte Rückenflossen vorhanden sind, leicht von den übrigen Fischen dieser Familie in den deutschen Gewässern unterscheidet. Der Atembeutel ist schuppenlos, am Rande mit zwei bis drei spitzen Stacheln besetzt, die Kiemenhaut mit sieben Strahlen versehen, das Maul sehr weit, oben nur vom Zwischenkiefer begrenzt, die Zunge glatt, Kiefer und Gaumen mit Hartzähnen besetzt. Die bekannteste Art ist der Flussbarsch (*Percia fluviatilis*), welcher fast in allen Flüssen, Seen und Teichen Europas und des nördl. Asien lebt. Er ist prunkliebend, am Rücken mit sechs bis sieben schwarzen, undeutlichen Querbinden gezeichnet; After-, Brust- und Bauchflossen sind rot. Er wird etwa

42—48 cm lang und 1—1½ kg schwer. Da er meist nahe an der Oberfläche des Wassers aufsteht und sehr gefräßig ist, so ist er leicht zu fangen. 3 Leichen duldet man ihn nicht gern, weil er sehr räuberisch und ein Zerstörer fremder Bruten ist. Seine Fruchtbarkeit ist außerordentlich groß; bei Fleisch weiß, ziemlich hart, aber sehr schmackhaft. Zu einer andern Gattung derselben Familie gehört der Nilbarsch (*Lates niloticus*), der größtenteils im Nil; dieser ist silberfarbig und wasserschmeckend. Sehr nahe steht dem Nilbarsch der Seebarsch (*Labrax lupus*), mit beschuppter Kiemenbedeckung und bezahnter Zunge, ein schöner, silberglänzender Fisch, der an den Küsten d. Nordsee wie des Mittelmeers häufig ist, gern in die Flußmündungen hinausgeht und zu den besten Tafelfischen gehört.

Barismit, eine in Blöden von verschiedener Größe im Goldlande des Seisenwerks Barismit bei der Stätte Ryschtimäl südlich Rasthennau im Ural vorkommende dichte bis feinschmelzige Mineralmasse, worin Korund, Leonit und weiß glimmer oft eingewachsen sind, von geringerem Bruch, schneeweiße Farbe und 2,84 spezif. Gewicht. Die reine Substanz besteht nach der neuesten Analyse von Friederici gerade aus 42,3 Kieselsäure, 38,1 Thonerde, 1,5 Kalk, 0,3 Magnesia, 1,3 Alkali, und da nach B. auch die einzelnen Körner rhombisch (oder monoklin) sind, so scheint hier ein Beispiel von Quarz mit vorzuliegen.

Bart, (auch Bar. und Bt.), Abkürzung für Bart. **Bart** nennt man den dem männlichen Geschlechte eigentümlichen Haarwuchs um den Mund, das Kinn und an den Wangen. Die Barthaare gleichen den übrigen Haaren, außer daß sie gewöhnlich einen dornigen Schaft haben, länger und härter als das Haupthaar und länger als die Haare des übrigen Körpers sind, und daß ihre eigentliche Entwicklung erst um die Zeit der Pubertät beginnt. Gewöhnlich entwickelt sich der B. beim Pubertät zuerst an der Oberlippe (Schnurrbart oder Schnurbart), wo er überhaupt den regelmäßigsten Wuchs zeigt. Später breitet der Wadenbart aus. Die Haare die Richtung von vorn nach hinten. Während bei den behaarten Tieren die Haare als Tastorgane bestimmt sind, ist beim Menschen die Entwicklung des B. und seine vollständige Ausbildung eines der vorzüglichsten äußeren Zeichen der Geschlechtsreife des Mannes; er fehlt er auch dem vor der vollendeten Pubertät Kastrierten und erreicht selbst bei denen, welche später ihre Testikel verloren, nur unvollkommen die Ausbildung. Dennoch ist der B. keineswegs ein allgemein gültiger Beweis der Zeugungsfähigkeit und wirklicher Reife, wenigstens nicht in der gegenwärtigen Zeit und unter den Völkern, wo die Zeit ihrer verwechslenden Einfluss gehabt hat. Bei Frauen findet sich ein Wärtchen öfters in ihrem Lebensjahre, nach Erlösung der Zeugungsfähigkeit, sowie bei den (gewöhnlich auch unfruchtbaren) Mannweibern. Die Ärzte empfehlen das Rasieren des B. unter dem Kinn und am Hals, um zu denken, welche an transitorischer Anlage zu Veränderungen des Kehlkopfs und der Rachenorgane, sowie bei der Anlage zu nervösen Gefühls- und Zahnschmerzen das Wachslaffen vom Mund und Wangen. Auch hat ein dichter B. um Mund und Nase als Schutzmittel gegen kalte Luft und Staub.

hat die Wirkung eines Respirators. Die Farbe des B. kommt gewöhnlich mit der des Haupthaars überein, doch gibt es hier eine Menge Nuancen. Auf die Länge, Dichtigkeit u. s. w. hat Klima und Nationalität wesentlichen Einfluß. Der B. findet sich am spärlichsten bei den Völkern Slaw. und felt. Simmes, und bekannt waren im Altertum schon die bärtigen Styrhen. Dagegen haben die Urbevölkerer Amerikas meist nur schwachen Bartwuchs, und ihr dünner B. erscheint spät; zum Teil raufen sie sich jedoch auch die Bartthaare aus. Aberhaupt ist der Bartwuchs äußerst mangelhaft bei allen Völkern mit krauem, grobem Haar, also außer bei Amerikanern der Nord- und Ostasien, sowie bei Polakern; kümmerlich entwickelt ist er bei den Hotentotten, reichlicher und häufiger kommt er bei Weiss- und Sclaviten. Regern vor. Die Australier tragen einen mäßigen, die Papuas hingegen üppigen Bartwuchs. In der Nachbarschaft der barten Chinesen und Japanesen leben Völker, wie die Kina, bei welchen der B. stark entwickelt ist.

Ursprünglich wurde bei allen bärtigen Nationen der B. als ein Zeichen der Kraft und als eine Fierde der Männlichkeit betrachtet, daher auch sorgfältig gepflegt und für heilig gehalten; seine unerbittliche Bekämpfung wie das Entfernen desselben galt als gilt noch als ein Schimpf und eine Strafe. Der Ort ist der Gebrauch des Rasierens uralte; in Ägypten läßt er sich bis in die ältesten Zeiten verfolgen; in Assyrien rasierte man den B. zu Zeit Sardanapals und Nebukadnezars, aber nur bei einem schmalen keilförmigen Kinnbart, bestehend aus einem breiten Vollbart künstlich an. Dagegen trugen die Babylonier, sowie die alten Ägypter außerordentlich sorgfältig gepflegte Bärte. Als ganz Mittel- und Nordeuropa findet man in den mit der Metallzeit stammenden Gräbern und Hüden ausgedehnte Bronzemeßer, die vielleicht als Rasirer dienten, wiewohl solche Instrumente auch in Frauengräbern gefunden werden. In Deutschland kam erst zu Alexanders Zeit das Rasiren des B. auf. Die Römer gingen ungeschoren bis etwa 300 v. Chr.; der erste Varier kam nach Rom angeblich durch V. Vicinius Mānas aus Gallien. Unter Hadrian ließ man jedoch den B. nicht wachsen, und dies dauerte bis auf die Zeit Maximilian d. Gr., wo wenigstens die langen Kinnbärte in Europa zum großen Teil verschwanden. In Holland begann dann Peter d. Gr. die Kultivierung seiner Nation mit Entfernung der großen Bärte. Der Jar drang anfangs mit dem einfachen Bart nicht durch, jedoch er sich bezogen fühlte, die Bartkultur einzuführen. Jeder, der durch die Bärte einer Stadt mit einem V. ging, mußte denselben verstoßen. Die Sclawen, eine distinkte Seite der Russen, welche ihren B. noch länger halten als die Noorweger, behielten zwischen Peter's Verfolgungen bei. Seit den Zeiten Ludwigs XIII. und XIV. begann im Abendlande die Mode, dann die Militärdisciplin sich des B. zu bemächtigen, und seine Form und Gestalt wurde seitdem zahllosen Veränderungen unterworfen. Seit der Eroberung von Algier (1830) wurden auch in Frankreich, dann im übrigen Europa wieder die vollen Bärte Mode; sie galten eine Zeit lang als Zeichen demokratischer Gesinnung, und einzelne Abgerungen setzten sich deshalb in Kampf gegen die Bärte, wenigstens bei Beamten. Die Mode hat sich

fort und fort in häufigem Wechsel mit Form und Tracht des B. beschäftigt; bald war mehr der Schnurr- oder der Ankelbart, bald der sog. Henri-quatre, bald auch nur der Vadenbart beliebt; bei einzelnen Völkern bürgerte sich eine ganz besondere Bartform ein, z. B. bei den Ungarn.

Der B. hat, außer den mit dem Kopshaare gemeinsamen Krankheiten (z. B. Schuppen- und Kleienflechten, Wabengrind, Ausfallen oder Ergrauen der Haare u. s. w.), noch einige eigentümliche Krankheiten, namentlich die Bartfinne oder den Bartgrind (Mentagra, Syccosis), eine schmerzhaft, tiefergreifende Entzündung der Haartalgdrüsen, welche leicht zu ausgedehnter Vorleibung, zu Geschwüren und Wucherungen führt, meist durch Anhäufung von Schmutz an den Wurzeln des Haars, oft aber auch nur durch das Klaffen hervorgerufen oder unterhalten wird. Ein eigentümlicher mikroskopischer Pilz (Trichophyton tonsurans) findet sich bei der Bartfinne an und in den erkrankten Haaren. Diese parasitäre Form der Bartfinne, welche Köhner als «knottige Trichomycofide» bezeichnet, ist durch Ansteckung von einer Person auf die andere übertragbar. Dieselbe kann gewöhnlich schon durch vollständiges Befestigen (Ausraufen) der kranken Haare und durch Bekleiden der erkrankten Stelle mit Auflösung von Quecksilber- oder Kupferlösungen, mit Schmierseife oder Schwefelpaste, gründlich geheilt werden. Vgl. De laure, «Pogonologie ou histoire philosophique de la barbe» (Par. 1786); Schelle, «Geschichte des männlichen B.» (Op. 1787).

Bart oder **Bartb** (Jean), ein franz. Seeheld, Sohn eines Fischers, wurde 1651 zu Dänkirchen, nach andern aber in den Niederlanden geboren. Er trat früh in die holländ. Marine, ging jedoch im Beginn der Kriege gegen Holland in franz. Dienste über. Da Bürgerliche damals auch im Seewesen keinen Offiziersrang bekleiden durften, machte sich B. selbst zum Kapitän eines Korsarschiffs. Als solcher bewies er so außerordentliche Kühnheit, daß ihm Ludwig XIV. eine spezielle Mission im Mittelmeere zuwies. Seine Thaten bewogen endlich den König, ihn zum würdigen Schiffslieutenant zu ernennen. In einer Aktion gegen engl. Übermacht, der auch der Admiral Jorbin beizumohnte, ward B. 1695 gefangen genommen und nach Plymouth gebracht. Hier entwich er auf einem einfachen Fischerkahn nach Frankreich, wo ihn der König nun zum Kapitän erhob. Bei der Blotade des Hafens von Dänkirchen durch die Engländer 1696 unternahm B. eine Kreuzfahrt, auf der er sich mit Ruhm bedekte, worauf ihn Ludwig XIV. zum Kommandeur eines Geschwaders ernannte. Der Friede zu Ryswilt setzte seiner Wirksamkeit ein Ziel. Er starb 27. April 1702 zu Dänkirchen. Seine raube Freimütigkeit und der berbe Witz, womit er weder Hohe noch Niedrige verschonte, machten ihn nicht weniger populär als seine Kühnheit und Schlachtfertigkeit. Vgl. De la Landelle, «Études marines. Jean B. et son fils» (Par. 1874); Werner, «Berühmte Seeleute» (1. Abteil.: «B., Du Quésne, De Ruiter», Berl. 1882).

Barten, die langen hornartigen, nicht wie Zähne nebeneinander gestellten Blatten im Oberkiefer des Walfisches (daher auch Bartenwal genannt), die das Fischbein liefern.

Bartenland oder **Barterland** (Bartlionia im Mittelalter) heißt ein Teil der Provinz Ostpreußen, und umfaßt die heutigen Kreise Rastenburg,

Friedland und Kössel des Regierungsbezirks Königsberg, eine Landschaft im S.O. Ratangens, von welchem es die Alle trennte, im R. bis an den Pregel, im O. bis an die Angerap, im S. unterhalb Rastenburg an Galindien grenzend. Dies Bartenland zerfiel in das eigentliche Barten und in Blica-Barten, später Groß- und Klein-Barten genannt. Am wichtigsten ist in dieser Landschaft die Gegend, wo der Guber in die Alle fließt und früher zwei Burgen lagen: Waistote-Bil, „die Burg des Vorposten der ganzen Landschaft“, und Ballawona, später Wisenburg genannt. Alte Urkunden erwähnen eines heiligen Waldes unsern von Schippenbeil, ohne Zweifel südlich von der Stadt im Gute Brantkal, jetzt Burgwald genannt, der eine vom Guber gebildete Halbinsel ausmacht, auf der wohl Ballawona stand. An diesem Walde liegt eine zweite aufgeschüttete steile Anhöhe, wo Waistote-Bil gestanden haben mag. Die Bewohner waren bis zu Anfang des 13. Jahrh. Heiden; seitdem wurden sie vom Deutschorden unterworfen und damit allmählich dem Christentum gewonnen.

Bartenstein, Stadt im Kreise Friedland der preuß. Provinz Ostpreußen, Regierungsbezirk Königsberg, auf dem rechten Ufer der Alle und an der Ostpreussischen Südbahn, 55 km von Königsberg, in 42 m Höhe, ist Sitz eines Land- und eines Amtsgerichts, hat ein königl. Gymnasium, eine öffentliche Krankenanstalt (Kreis-Johanniterstift), zwei Kasernen, eine große Dampfschneidemühle, Ziegelei, eine Eisengießerei und Maschinenbauanstalt, lebhaften Getreidehandel, eine große Wagnfabrik, Oelmühle, Bagrisch-Bierbrauerei, Gerberei, Töpferei, und zählt (1880) 7136 E. Im J. 1807 war B. vom April bis Juni das Hauptquartier der verbündeten Preußen und Russen. — V., Städtchen im württemb. Jagstkreise, Oberamt Gerabronn, an der Elte, rechtem Nebenfluß der Jagst, hat das Residenzschloß der Fürsten von Hohenlohe-Bartenstein und zählt (1880) 922 E.

Bartenstein (Joh. Christoph, Freiherr von), österr. Staatsmann, geb. 1689 zu Straßburg, stammte aus einer bürgerlichen Familie und war der Sohn eines prot. Schuldirectors. Den Grund zu seiner Berühmtheit legte er 1709 durch eine rechtshistorische Schrift über den Krieg des Kurfürsten Moriz gegen Karl V., in der er das Recht der Kriegsführung seitens der Reichstände gegen den Kaiser verfocht, ein Grundsatz, den er in seiner eigenen politischen Thätigkeit aufs schärfste bekämpfte hat. Er trat 1715 in den Dienst des österr. Staates und zum Katholizismus über. Seine große Karriere begann 1727, als er den erkrankten geheimen Staatssekretär Buol als Substitut, dann als Nachfolger ersetzte. Diese Stellung brachte ihn in den vertrautesten Verkehr mit Kaiser Karl VI., der sich allmählich völlig von dem Minister leiten ließ. Der Einfluß B.s dauerte auch unter Maria Theresia ungebrochen fort, bis ihn 1753 Kaunitz in der Leitung der Auswärtigen Angelegenheiten ablöste. B.s langjährige Bemühungen, Karl VI. die Anerkennung seiner pragmatischen Sanction von Europa zu verschaffen, erwiesen sich unmittelbar mit dem Tode dieses Fürsten als vergeblich, und die Politik, die er unter Maria Theresia verfolgte und die in dem Anschluß an Frankreich zur Vernichtung Preussens und in der Repression der englischen Allianz gipfelte, führte zu dem für Österreich so demütigenden Friedensschlusse von Breslau, Dresden und

Nachen. Trotzdem bewahrte sich B. auch nach dem Austritt von dem Auswärtigen Ministerium die Zuneigung der Kaiserin, die ihn neben andern Aemtern und Ehren mit der Erziehung ihres Sohns Joseph betraute. B. starb zu Wien 6. Aug. 1761. Vgl. Arneht, „B. und seine Zeit“ (Wien 1871).

Bartfeld (ungar. Bártfa), Stadt im öst. ungar. Komitat Száros, an der Tapola (Zapla), standen aus einer zu Anfang des 13. Jahrh. gründeten Cistercienser-Abtei, um die sich Dörfer ansiedelten, wurde von Ludwig d. Er. 1376 königl. Freistadt erhoben und erklärte sich 1514 1525 für die Reformation. Die Stadt hat a 1878 niedergebrannte und seitdem restaurierte Kirche; ferner ein im 15. Jahrh. erbautes Kloster mit wichtigem Archiv, ein kath. Untergerichtsamt und Kloster, Tapfergelehrtsfabrikation und Wandhandel und 5403 E. (mehr Slowen als Deutsche). B. hat 1876 seine municipale Selbständigkeit eingekauft. — Etwa 2 km von der Einmündung in einen von schönen Tannenwäldern umgebenen Thale liegt das Bad Bartfeld mit heil. Heilquellen, die gegen Blutarumt, Rheumatische Rheumatismen, gekörnte Verdauung und Krankheiten des Athmungsapparats empfohlen werden. Der früher hier getriebene Bergbau auf Gold und Silber ist jetzt ganz eingestellt.

Bartflecke, Krankheit des Bartes (s. d.).

Bartflechten oder Bartmoose werden in Arten verschiedener Flechten mit schiefem, kriechendem, wurzelartig verzweigtem Thallus genannt, welche an Baumstämmen wachsen und oft lichte abhängende Barte von grauweißer oder grauer Farbe bilden. Sie treten namentlich in hochgelegenen Gebirgsnadelwäldern massenhaft auf. Es sind Arten der Gattungen *Usnea* Drill. und *Bryopogon* Link. Die gewöhnlichsten Arten sind *Usnea barbata* und *Bryopogon jubatum*; beide kommen in ganz Deutschland sowohl in ebenen wie in gebirgigen Gegenden vor. Auf die höhere Gebirgsgegend ist die *Usnea longissima* beschränkt, sie findet sich hauptsächlich im Riesengebirge und im böhmischen Hochgebirge, die Fäden derselben werden oft selten gegen 5 m lang. Manche Arten werden als Verzierungen an hölzernen Pfeisendrüpfen und Garganipfen angebracht.

Bartgeier, eine Gattung der Raubvögel, welche den Übergang von den Geiern zu den Adlern bildet und sich von den erstern durch den hochgehobenen Kopf und Hals, von den letztern durch die an der Wurzel geraden, vorn gewölbten und an der Spitze stark halbkugelig gebogenen Schnäbel unterscheidet. Die spaltförmigen Nasenlöcher sind mit steifen, vorwärts gerichteten Vorstößen überdeckt, so am Grunde des Unterkefers steht ein Fächer mit Federborsten (Bart). Der gewöhnliche B. (Harpagus adler oder Admerger) (Cypaetus barbutus), welcher in allen höchsten Gebirgen der Alten Welt, in den Alpen und Pyrenäen, dem Balkan und Kaukasus, dem Sinai, Atlas und Himalaya, dem Altai, den Kures und in Abyssinien lebt, ist der größte Raubvogel der Alten Welt. Er ist 1 m hoch und hat eine Flugbreite von über 3 m. Die Oberseite des Körpers ist glänzend braunschwarz, mit weichen Schaftstreifen an jeder Feder, der Kopf weißlich mit schwarzem Augenflecken; Hals und Unterseite hell rostgelb. Seine Krallen sind weit schwächer als an manchem ungleich kleineren Raubvogel; nur sehr selten geht er auf größere Beute aus, und ist

Vogelfischen von Bögghören von Lämmern und
 andern scheinen sich wesentlich auf den Steinabler zu
 beziehen, wenn auch einzelne Fälle von ihm beglau-
 bigt sind. In der Gefangenschaft wird er sehr zahm.
 Er lebt von frischgetriebenen kleinen Säugetieren, im
 Winter auch von Schildkröten, rührt Vogel nicht
 an, nährt sich aber hauptsächlich von Aas. Die
 Haut verfaulen ungeheuer Knochenstücke und
 können die Knochen größerer Tiere aus der Höhe
 herabfallen zu lassen, um sie zu zerbrechen
 und zu verschlingen. Das aus den unzugänglichsten
 Höhlen angelagte Roth enthält zwei bis vier schmutzig-
 gelbe, braungefleckte, rauhe Eier. Die Legezeit
 ist im März. Die Jungen bleiben bis gegen
 den Herbst im Neste und werden mit frischer Beute
 ernährt.

Bartgras, f. *Andropogon*.

Bartgrandel, Fischart, f. u. Schmerlen.

Barth, Stadt im Regierungsbezirk Stralsund
 im Kreis Pommern, im Franzburger
 Kreis, westlich der Mündung der Barthe an dem
 Bodden gelegen, welcher den Seehafen der
 Stadt bildet. Der alte, aber ziemlich gut gebaute
 Ort zählt (1880) 6050 E., ist Sitz eines Amtsge-
 richts mit zwei Richtern und hat ein 1733 auf dem
 Platz des ehemaligen herzogl. Schlosses errichtetes
 Rathaus, drei Hospitäler, eine höhere Bürger-
 schule, sowie eine aus drei Klassen bestehende Na-
 tionalchule. Die wichtigsten Erwerbszweige der
 Bevölkerung sind Schiffsahrt, Reederei und Schiff-
 bau. Es hat 4 Werften; seine Reederei umfaßt
 25 Schiffe von 43 673 t, jedoch es unter den
 Schiffen bezüglich der Zahl der Schiffe nur
 ein Stahlschiff, bezüglich der Lastenzahl nur von
 1 und 2 Stahlschiffen übertrifft wurde. Außerdem
 hat Barth, Baprisch, Bierbrauerei, Mari-
 nerie und wässon versandten Olfseeheringe und
 Fischerei betrieben; auch hat B. eine land-
 wirthschaftliche Maschinenbauanstalt und eine Dampf-
 mühle. Ungefähr 4 km südlich von der
 Stadt liegt der im Mittelalter weit berühmte Ball-
 see mit einer schwachen Schwefelquelle
 im Saale Herzog Barnims VI. Ursprüng-
 lich ein wendischer Burgfried, wurde dann
 die Stadt und erhielt 1255 das lübische
 Recht. Im 15. Jahrh. galt sie als bedeutende
 Stadt und war durch ihre Bierbrauereien
 bekannt. Durch Feuersbrünste 1495 und 1562
 zerstört, hob sie sich unter Herzog Bogis-
 law IV. hier residierte und 1582 eine wichtige
 Festung, wieder. — Nach der Stadt ist das
 Barth benannt, das auch unter dem Namen
 Rügen dieses des Wassers» und »der
 Teil des Fürstentums Rügen» vorkommt.
 Der Franzburger Kreis, gehörte zuerst
 zum 1148 an Pommern, 1185 wieder
 an den Herzog von Rügen. Nach dem Aussterben
 der Pommern fiel es durch Erbvertrag an den
 Herzog von Pommern IV. von Pommern, Wolgast
 wurde seit 1457 von einer Seitenlinie des
 Herzogs, welche sich die Barthische nannte;
 wurden es die Schweden, denen es auch im
 Jahr 1648 blieb, bis es 1815 an Preußen
 fiel. Das Barth'sche Binnenwasser, das
 in zwei Jünger und die Salbinfel Dars von
 getrennt wird, fährt im Osten ein Schma-
 les aus dem von dem Festlande und der
 begrenzt Prohner Viel. Dieses
 erweitert sich zur Bucht Grabow,

dann vor B. zum Barth'schen Bodden, weiter west-
 lich zum Bodden des Bodden und zum Saaler Bod-
 den, dessen westl. Hälfte zu Mecklenburg gehört.

Barth (Heinr.), einer der berühmtesten Reisen-
 den der neuesten Zeit, geb. 16. Febr. 1821 in Ham-
 burg, besuchte das dortige Johanneum und widmete
 sich 1839—44 zu Berlin dem Studium der klassi-
 schen Philologie und Altertumswissenschaft. Aus
 einer Reise nach Rom und Sicilien 1840 hatte sich
 bei ihm der Plan ausgebildet, das Beden des Mittel-
 meers womöglich seinem ganzen Umfang nach aus
 eigener Anschauung kennen zu lernen; er ging daher
 1845 über Gibraltar nach Tanger und wandte sich,
 da er in das Innere von Marokko nicht einzudrin-
 gen vermochte, nach Alger und Tunis. Nachdem
 er Anfang 1846 einen kurzen Besuch in Malta ge-
 macht, begab er sich auf neue nach Tunis, von hier
 über Gabès nach Tripolis, zog um die Syrte nach
 Bengasi, erforste das alte Cyrenaika und wandte
 sich hierauf durch Narmarika dem Nilthal zu. Nahe
 der ägypt. Grenze von Räubern ausgeplündert und
 schwer verwundet, langte er endlich in Kairo an.
 In Ägypten machte er eine Nilfahrt bis zum zweiten
 Cataract von Wadi-Halfa, durchschritt die Wüste
 von Assuan bis Berenice und setzte hierauf seine
 Forschungen auf der Sinhalbinsel und in Pala-
 estina fort. Das nordogr. Küstenland, Cilicien, Cy-
 pern und die einst blühenden hellenischen Kolonien
 an den Küsten Kleinasiens berührend, erreichte er
 Konstantinopel, von wo er nach dreijähriger Ab-
 wesenheit über Griechenland nach seiner Heimat
 zurückkehrte. Im Winter 1848/49 habilitierte sich
 B. als Privatdozent zu Berlin, las im Sommer
 darauf über die Topographie einiger berühmter
 Stätten des Altertums und begann die Bearbeitung
 seiner »Wanderungen durch die Küstenländer des
 Mittelmeers« (Bd. 1, Berl. 1849). Im Nov. 1849
 begab er sich mit Overweg über Tunis nach Tri-
 polis, um sich der Unternehmung Richardsons nach
 Centralafrika anzuschließen.

Am 23. März 1850 brach die Karawane nach
 Murzul auf und wandte sich durch die Sahara nach
 Timbuktu, von wo B. einen Ausflug nach Agades
 unternahm. Erst im Dezember konnten die Reisen-
 den ihren Weg nach Süden fortsetzen und erreichten
 im Jan. 1851 Damerghu, wo sie sich trennten. B.
 wandte sich südwestlich nach Hausfa, um Katsina
 und Kano im Reich Soloto zu erreichen. Richard-
 son wollte mit Overweg über Sinder nach Kala
 gehen, starb aber in der Nacht vom 3. zum 4. März
 zu Ungurutua, während Overweg glücklich Kala,
 die Hauptstadt von Bornu, erreichte, wo er 6. Mai
 mit B. zusammentraf. Von hier aus machte B.
 alsbald eine Exkursion nach Adamaua, wobei er
 18. Juni den Vinuë entdeckte und von welcher er
 22. Juli nach Kala zurückkehrte. Beide vereint
 unternahmen nun eine Reise nach Kano und, vom
 25. Nov. 1851 bis Ende Jan. 1852, eine andere
 nach dem Lande der Kussa. Nach ihrer Rückkehr
 reiste B. Ende März nach Baghirmi im Südoften
 des Tschadsee, am 20. Aug. traf er zu Kala wiederum
 mit Overweg zusammen, der inzwischen Isakha be-
 suchte hatte, aber bald darauf (27. Sept.) zu Maduari
 am Tschadsee dem Malariafieber erlag. Wenige Monate
 darauf trat B. eine Reise nach dem Westen an und
 ging nach Soloto, von wo aus er seinen Weg über
 Gando nach Say am Niger fortsetzte. Nachdem er
 bei Say 12. Juni 1853 den Strom überschritten,
 durchwanderte er die noch von keinem Europäer

betretenen Landschaften Gurma, Libala und Dalla und kam am 7. Sept. nach Limbuku. Nach einem siebenmonatlichen Aufenthalt verließ er 8. April 1854 die Wästenstadt, mußte aber noch einmal dahin zurückkehren und konnte erst 8. Mai die Reise wieder aufnehmen. Über Garo oder Gago, die einstige glänzende Hauptstadt des Songhayreichs, Burno und Kano langte er 12. Dez. wiederum in Kufa an, wo er vier Wochen mit Eduard Vogel (s. d.), dem er bereits 1. Dez. zu Bindi, zwischen Kano und Kula, begegnet war, zusammenlebte. Anfang Mai 1855 trat B. den Rückweg nach Europa an, erreichte über Wilma und Murzul 21. Aug. Tripolis und betrat nach fast sechsjähriger Abwesenheit 8. Sept. zu Marseille den europ. Boden wieder.

Die Reisen B.s und seiner Begleiter sind epochemachend für die Entdeckungsgeschichte Afrikas geworden. Dieselben haben zu völlig neuen Anschauungen über die geogr. Verhältnisse, Geschichte und Ethnographie dieses Weltteils geführt und zu zahlreichen andern Unternehmungen im wissenschaftlichen wie merkantilen Interesse angereizt. Als Frucht derselben veröffentlichte B. während eines mehrjährigen Aufenthalts in London seine »Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika« (5 Bde., Gotha 1855—56; Auszug, 2 Bde., 1859—60), welchem Hauptwerke sich »Sammlung und Verarbeitung centralafrik. Vocabularien« (Abt. 1 u. 2, Gotha 1862—64) angeschlossen. Nach Berlin übergesiedelt, wurde er 1863 Professor an der Universität und zugleich Präsident der Geographischen Gesellschaft. Daneben setzte er auch seine Studien über die Mittelmeerländer fort und unternahm zu diesem Zwecke größere Reisen; so im Herbst 1858 von Trapezunt über Kara-Hisar, Tolat, Amasia, Bogasloi, Kasisarie und Angora nach Konstantinopel (»Reise von Trapezunt durch die nördl. Hälfte Kleinasiens nach Sütari im Herbst 1858«, Gotha 1860); 1861 nach Spanien; im Herbst 1862 durch die Centralalpen, das ungar. Erzgebirge und Siebenbürgen nach der Donau, dem Balkan, dem Hil.-Dagh und über Monastir zum thessal. Olymp (»Reise quer durch das Innere der europ. Türkei, in der »Zeitschrift für allgem. Erdkunde«, Bd. 15, 1863, und Bd. 16, 1864); 1863 in die bayerischen, Graubündner, Tiroler, Cadortischen und Cottischen Alpen; 1864 durch Italien und 1865 durch die nordöstl. Teile von Montenegro nach der Mitte der Balkanhalbinsel. Wenige Wochen nach der Rückkehr von dieser Reise starb B. 25. Nov. 1865 zu Berlin. Vgl. Koner, »Heinrich B.« in der »Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin« (Berl. 1866).

Barth (B.-Harmating, Hermann, Freiherr von), Naturforscher und Entdeckungsfreisender, geb. 15. Mai 1845 auf Schloß Eurasburg in Oberbayern, studierte in München die Rechte, widmete sich dann als Rechtspraktikant mit Eifer naturwissenschaftlichen Studien, durchforschte gründlich die bayerischen Alpen und erhielt 1876 von der portug. Regierung den Auftrag, die portug. Kolonien Angola und Benguela an der westafrik. Küste geologisch zu erforschen. Im Juni 1876 in São Paulo de Loanda angekommen, trat B. Ende Juli seine Reise ins Innere an, gelangte nach achttägigem Marsch durch das Bengothal nach Solongo Alto und erreichte Ende August die äußerste östl. Station der Portugiesen, Duque de Braganza. Hier erkrankte er heftig und kehrte nach São Paulo de Loanda

zurück, wo er in einem Fieberanfall seinem 7. Dez. 1876 ein Ende machte. Er veröffentlichte »Aus den nördl. Kalkalpen« (Gera 1874) und »Ursingstone, der Africareisende« (Epp. 1876).

Barth (Karl), Zeichner und Kupferstecher, zu Giesfeld 12. Okt. 1787, lernte amfangs als Schmied, ging aber seit 1806 unter Joh. B. Müller in Stuttgart zum Fache des Kupferstechers über. Seit 1814 in München thätig, machte er Jahre darauf seine ital. Reise, wo er in den Verein mit S. Ameller die Stiche nach Gern Nibelungen begann. In Frankfurt a. M., 1. berg, Heidelberg, Darmstadt und Gießen verweilte der Künstler längere Zeit, dann in das Ende seines Lebens war durch Gichtgeißeln getrübt. Er starb zu Kassel 12. Sept. 1853.

Barth (Kaspar von), namhafter Philolog, 21. Juni 1587 zu Rültrin, besuchte die Schul Göttingen und Eisenach, studierte zu Wittenberg, Jena, unternahm nachher eine wissenschaftliche durch Holland, England, Frankreich und und lebte später abwechselnd in Leipzig und G. Er starb zu Leipzig 17. Sept. 1658. B. hat alle griech. und röm. Schriftsteller durch vielfach verbessert und erläutert, wobei ihm treffliches Gedächtnis sehr zu Hilfe kam. Doch seine Kritik, da er weder Zeit noch Gelegenheit rüchichtigte, oft mangeln, und seine Kritik fehlt es an Geschmack und Urteil. Die höchsten Veleiten enthalten seine noch jetzt nicht entbehrlichen »Adversaria« in 60 Bänden (1624; 2. Aufl. 1648). Nach seinem Tode noch 120 Bänder solcher Adversaria in vorhanden. Auch hat B. Ausgaben des (Frankf. 1650), Aeneas Gorgias (Epp. 1650), Statius (4 Bde., Wiedau 1664—65) geleitet.

Barth (Marquard Adolf), bayer. Staatsrath, geb. 1. Sept. 1809 in Eichstätt, studierte wurde 1837 Advokat in Kaufbeuren und 1870 in gleicher Eigenschaft nach Kaufbeuren 1848 zum Abgeordneten in die konstituierende Nationalversammlung gehörte B. dort zur erblassert. Barth, glied der Deputation, welche Friedrich die Deutsche Reichsverfassung übernahm an der gothaer Versammlung von 1819 teil. Seit 1855 Mitglied der bay. Kammern, wußte er bald solchen Einfluß zu gewinnen, daß er seit 1861 Führer der Linken selbst, 1855—65 Sekretär und 1857 stand des Ausschusses für die Gesetzgebung wirkte im Verein mit seinen Gesammten Volf, Buhl, Brater, Jordan, Sturmer, unangesehnt im freiherrlichen und deutschen Sinne. In den 3. 1862—66 betheiligte an den Abgeordnetenversammlungen in Weimar und a. M. und leitete 1866 und 1867 die Verber der süddeutschen Nationalpartei in St. eiriger Gegner der bundesständlichen Ministeriums von der Pförden, war B. warmer Förderer der deutsch-nationalen gen des Kabinetts des Fürsten von Hohenzollern. Barth wurde 1871 zum Reichstagsmitglied gewählt, wo er sich für die Reichspartei hielt. Im Juli 1871 wurde er Reichs-Oberhandelsgerichtsrat in Leipzig. Im Herbst 1879 trat er in den Ruhestand.

schickte nach Würzburg über. B. veröffentlichte einen *Commentaire sur la nouvelle Civilprozeßordnung für das Königreich Bayern* (Möhl. 1869—72).

Barthe (Zürich), franz. Justizbeamter und Staatsmann, geb. 28. Juli 1795 zu Narbonne im Aude-Departement, studierte in Toulouse die Rechte und ging als Advokat nach Paris, wo er von 1820 an polit. Processen sehr tüchtig und meist erfolgreich als Gegner der Regierung auftrat und unter der popularen Verteidiger der öffentlichen Freiheiten stand. Nach der Julirevolution schlug er eine energiegeladene Richtung ein und erhielt das Amt des Generalprokurators am pariser Appellhofe. Ende 1830 wurde er Minister des öffentlichen Unterrichts, 1831 Justizminister, 1834 Präsident des Rechnungsraths und Mitglied der Pairskammer. Die Ereignisse von 1848 entzweiten ihn von seiner Präsidentenstellung, doch erhielt er dieselbe im Aug. 1849 wieder. Im Dez. 1852 wurde B. zum Senator ernannt und 1855 in die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften aufgenommen. Er starb am 1. Jan. 1863.

Barthe (Karl), Litteraturhistoriker, geb. 21. Febr. 1811 zu Gommersheim, studierte in Göttingen Theologie und Philologie, war dann Lehrer an einer Erziehungsanstalt in Weinheim, später Hauslehrer, und emigrierte seit 1845 in Braunschweig, wo er am 1. März 1868 starb. Er schrieb: *Die deutsche Litteratur der Neuzeit* (Braunschweig. 1850; 2. Aufl. unvollendet und fortgeführt von E. Barthelemy u. A. Röpe, Gütersloh 1879). Aus seinen Vorlesungen erschien: *Erbauliches und Beschauliches* (Gommersheim, von Hanne, Halle 1858), *Leben und Werke Hartmanns von Aue* (Berl. 1854) und *Die klassische Periode der deutschen Nationaldichtung im Mittelalter* (herausg. von Fintel, Leipzig. 1857).

Barthélemy (S a i n t), kleine Antille in Westindien, zur der nördlichsten Leeward- oder Inseln der Karibischen See, etwa 95 km im NNW. von Barbados, hat eine Fläche von nur 21,1 qkm und ist von hohen und tiefen Ufern umgeben. Die Insel ist unregelmäßig gestaltet und ziemlich hoch, die höchsten Punkte sind vulkanischen Ursprungs, teils Kalksteine; der höchste ist 306 m über dem Meere. Es sind nicht vorhanden, und bei dem spärlichen Regen ist die Vegetation arm. Erzeugt wird Baumwolle (600 Etr. jährlich) und geringe Mengen Kaka, Tabak, Maniok u. s. w. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf (1875) 2374 Köpfe, unter drei Dritteln Neger, die seit 1847 frei sind. Die wenigen Bewohner sind in der Mehrzahl Nachkommen von Franzosen, außerdem einige Zürländer und Schweden. Sie treiben Plantagenwirtschaft und sind des bei der Hauptstadt Gustavia gelegenen Freihafens Carénage einen Hafen, besonders mit Baumwolle. Nach dem Zusammenstoß trat Frankreich, welches die Insel 1648 besaß, dieselbe durch einen Vertrag vom 18. Okt. 1793 gegen Entlassung aller Schulden an Schweden, das nun beabsichtigt war, den gestürzten Zürländer Kolonien zu geben. Zwar fand der Anbau der Insel viele Hindernisse, doch gelang es allmählich, die Insel zum Mittelpunkt eines großen Verkehrs zu machen, da Schweden in den Kriegen von 1793—1802 neutral blieb. Als in ganz Westindien der Handel eingeführt wurde, sank B. und Schweden musste jährlich noch 28 000

Mark zur Verwaltung zuschicken. Schweden hat sie deshalb in Ausführung eines am 10. Aug. 1877 zu Paris geschlossenen Vertrags am 16. März 1878 gegen Zahlung von 80 000 Frs. wieder an Frankreich zurückgegeben, und sie ist nun eine Dependenz von Guadeloupe.

Barthélemy (Auguste Marcellin), franz. Dichter, geb. zu Marseille 1796, Zögling des Jesuitenkollegiums in Jussily, schrieb gemeinschaftlich mit seinem Landsmann und Studiengenossen Méry 1826 *«La Villéclade»*, ein komisches Heldengedicht, welches solchen Erfolg hatte, daß 15 Auflagen in einem Jahre vergriffen wurden. Der leichte, spielende und dabei treffende Witz, die heitere, lausliche Laune, wodurch sich dieses Meisterstück der polit. Oppositionspoetik auszeichnet, findet sich auch in vielen andern Gedichten, die B. vor der Revolution von 1830 veröffentlichte. Hierher gehören: *«Les Jésuites»* (1827), *«Rome à Paris»*, *«La Corbièreide»*, ein Gegenstück zur Villéclade, *«Étrennes à M. de Villèle»* (1827), *«Napoléon en Égypte»* (Par. 1828; deutsch von Schwab, Stuttg. 1829), ein histor. Gedicht in acht Gesängen, das sich durch außerordentliche Fülle und Pracht poetischer Schilderungen auszeichnet, *«Waterloo»* und *«La Satire politique»*. Die Julirevolution befreite ihn aus der Haft, die er sich durch sein Gedicht *«Le fils de l'homme»* (1829) zugezogen hatte, und er besang nun, mit Méry zusammen, den Sieg des Volks in dem Gedicht *«L'insurrection»*, das zu den gelungensten Stücken der beiden Dichter gehört. Obgleich B. von Ludwig Philipp einen Jahrgehalt angenommen hatte, verfolgte er doch in der Zeitschrift *«La Némésis»* (1831—32) die Minister des Bürgerkönigs mit ebenso argem Spott als deren Vorgänger. Später wandte er sich von der Politik ab und veröffentlichte eine metrische Uebersetzung der *«Aeneide»* (4 Bde., 1835—38). Die *«Nouvelle Némésis»* (1844—45), in welcher er wiederum die Regierung angriff, hatte ebenso wenig Erfolg wie der *«Zodiaque»* (1846), eine neue Sammlung polit. Satiren. In der spätern Zeit ließ B. seine wichtige Staatsbegegnung vorbeigehen, ohne sie mit einer Dithyrambe zu begleiten. Dahin gehören die Gedichte: *«Louis Napoléon Bonaparte»* (1848), *«Le 2 Décembre»* und *«Vox populi»* (1852), *«L'exposition universelle»* und *«La reine Victoria»* (1855), *«Les deux Marseilles»* (1856). B. starb zu Marseille 23. Aug. 1867.

Barthélemy (François, Marquis de), namhafter franz. Diplomat, geb. zu Aubagne 20. Okt. 1747, verdankte der Sorgfalt seines Oheims, des berühmten Schriftstellers Abbé Jean Jacques B., seine Erziehung und die Eröffnung seiner Laufbahn im Staatsdienste. Er begleitete als Sekretär mehrere Gesandtschaften an auswärtige Höfe, war lange Zeit am schwed. Hofe und in der Schweiz und wurde beim Ausbruche der Revolution erst als Legationssekretär, dann als Chargé d'affaires nach London, im Dez. 1791 als bevollmächtigter Minister nach der Schweiz geschickt, wo er mit Eifer und Erfolg die Interessen Frankreichs vertrat. Er schloß 1795 in Basel den Frieden mit Preußen und bald darauf mit Spanien und dem Landgrafen von Hessen-Kassel. Doch gelang es ihm nicht, auch England zum Frieden zu bewegen. Im Räte der Alten an Stelle Letourneurs zum Mitgliede des Direktoriums gewählt, kehrte er 1796 nach Paris zurück. Alle Parteien waren mit seiner Wahl zufrieden;

doch wurde er durch die Ereignisse des 18. Fructidor gestört, 4. Sept. 1797 verhaftet und mit Bachegegnern andern nach Sinamari in Guiana geschickt; es gelang ihm jedoch bald, von hier nebst sechs andern nach England zu entkommen. Nach der Revolution vom 18. Brumaire (9. Nov. 1799) war er einer der ersten, die vom Ersten Konsul zurückerufen wurden, der ihn, nachdem B. in den Senat getreten, zum Vizepräsidenten desselben und zum Reichsgrafen ernannte. Er war 1802 an der Spitze der Deputation des Senats, welche Bonaparte das Konsulat auf Lebenszeit übertrug; doch blieb er unter Napoleons Regierung ohne Einfluss und Bedeutung. Im April 1814 führte er den Vorsitz im Senat, der des Kaisers Abdikation ansprach. Da er sich nach der Restauration zum Pair und Großoffizier der Ehrenlegion hatte ernennen lassen, so strich ihm Napoleon nach seiner Rückkehr 1815 von der Pairsliste; die zweite Restauration entschädigte ihn dafür durch Ernennung zum Staatsminister und Marquis. B. machte sich 1819 durch den Antrag verhasst, wonach das Wahlrecht im Sinne der Ultraparthei noch mehr beschränkt werden sollte, und zog sich seitdem aus dem öffentlichen Leben zurück; er starb 3. April 1830.

Bartbélemy (Jean Jacques), franz. Altertumsforscher, geb. 20. Jan. 1716 zu Cassis bei Aubagne in der Provence, bereitete sich zu Marseille für den geistlichen Stand vor, gab jedoch bald die gewählte Laufbahn auf und widmete sich archäol. Studien. Seit 1744 bei dem königl. Medaillenkabinett in Paris angestellt, wurde er 1747 Mitglied der Akademie der Inschriften und 1753 Direktor jenes Kabinetts. Auf einer Reise nach Italien, die er 1754 mit Unterstützung des Königs antrat, und aus welcher er die 1757 das ganze Land im Interesse der Altertumswissenschaft durchwanderte, erwarb er sich die Gunst des Grafen Stainville, des nachmaligen Ministers Choiseul, der ihn später durch ein Jahrgeld und andere Begünstigungen in den Stand setzte, sich ganz seinen gelehrten Arbeiten zu widmen. B. starb 30. April 1795. Unter seinen Werken zeichnet sich vor allem die »Voyage de jeune Anacharsis en Grèce« (3 Bde., 1788 u. öfter) aus, die in alle europ. Sprachen übersezt wurde (deutsch von Viefter, 7 Bde., Berl. 1792–1804). Hat auch die Kritik diesem Werke manche Mängel nachgewiesen, so bleibt B. doch der unbestrittene Ruhm, seine mühsamen und gründlichen Untersuchungen über das gesamte häusliche und öffentliche Leben der alten Griechen in einem ebensovollständigen wie im ganzen auch treuen Gemälde dem großen gebildeten Publikum vor Augen geführt zu haben. Seine »Oeuvres diverses« (2 Bde., Par. 1798) wurden ebenfalls ins Deutsche übertragen (2 Bde., Epp. 1799). Als Romandichter versuchte er sich in den angeblich aus dem Griechischen übersezten »Amours de Polydore« (Par. 1760; 1796). Nach B.s Tode gab Seriers dessen »Voyage en Italie« (Par. 1801; deutsch, Mainz 1802) heraus. Die erste Gesamtausgabe seiner Werke besorgte Villenave (mit Biographie, 4 Bde., Par. 1821).

Bartbélemy Saint-Hilaire (Jules), namhafter franz. Gelehrter und Staatsmann, geb. 19. Aug. 1805 zu Paris, wurde nach vollendeten Studien Beamter im Finanzministerium, widmete sich aber gleichzeitig der Journalistik und arbeitete 1827–30 am »Globe«. Nach der Julirevolution begründete er mit Rodde und Cauchois-Lemaire den »Bon Sens«

und schrieb für den »National«, den »Constitutionnel« und andere oppositionelle Blätter. (Schluß des J. 1833 entlagte er jedoch der Red. und wandte sich ausschließlich wissenschaftlich betheiligen zu. Seine Übersetzung des Aristoteles welcher seit 1832 die Politik, die Poetik, die Logik, die Ethik, die Poetik und die Metaphysik umfaßt, veranlaßte ihm die Professur der und röm. Philosophie am Collège de France, nach Niederlegung seines Amtes im Finanzministerium im Jan. 1838 antrat. Im März 1839 er zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften erwählt. Nach der Februarrevolution 1848 Depart. Seine-Dise in die Konstituante und latroce gewählt, hielt er sich zu den Gemäßigten. Bei dem Staatsstreich von 1851 nach einige Zeit nach Nazas abgeführt, 1852 ogerie er Napoleon III. den Eid mit letztem festur nieder. Mit Vespess machte B. 1856–7 die Ausführung des Suezkanals. Seit 1867 er Konservator der von Cousin der Sorbonne machten Bibliothek. Im J. 1871 in die Nationalversammlung zu Bordeaux gewählt, wirkte er für die Ernennung Thiers' zum Chef der Exekutive, denn er bis zu seinem Tode als Sekretär und treuer Freund zur Seite stand. J. 1876 wurde er zum Senator auf Lebenszeit erwählt und gehörte, wie vorher in der Nationalversammlung, zum linken Centrum. In dem 3ten Kabinett vom 23. Sept. 1880 übernahm er Ministerium des Auswärtigen und war in Stellung bemüht, in den orient. Fragen im Klang mit der Bismarckischen Politik zu bleiben; er in einem Briefe vom 12. Mai vollen Auster sollte, was von der Redaktionspartei nicht g. aufgenommen wurde. Als im Nov. 1881 das Ministerium Ferry zurücktrat, nahm auch B. Entlassung. (S. Frankreich.)

Außer der erwähnten Übersetzung des Aristoteles seinem Hauptwerke, und verschiedenen Beiträgen zur Geschichte der griech. Philosophie verfaßte B. die Ergebnisse seiner Forschungen über die Philosophie und die Religionen des Ostens in 12 Bänden Abhandlungen, die in den »Mémoires de l'Académie«, meist aber im »Journal des savants« enthalten, zum Teil auch als besondere Bände erschienen sind. Dabin gehören: »Sur les Vies des Anciens« (Par. 1864), »Le Bouddhisme« (Par. 1866), »Les religions de l'Egypte« (1866), »Bouddha et le christianisme« (Par. 1869), »La vie de Mahomet« (1863), »Mahomet et le Coran« (1865) und »L'histoire des deux Empires« (1866).

Barthéj (Paul Jos.), berühmter franz. geb. 11. Dez. 1784 in Montpeller, studierte — 53 zu Montpeller Medizin und ging 1794 Paris. Er wurde 1796 Feldarzt, erkrankte als Wundarzt, lehrte 1797 nach Paris zurück und im 1799 an die Universität nach Montpeller, wo seine Vorlesungen bald einen bedeutenden Erfolg erlangten. Seine »Nouveaux éléments de sciences de l'homme« (Montpell. 1778; 2. u. 3. Bde., Par. 1808), worin er sein auf dynamischen Grundrissen beruhendes System ausführt, war in die meisten europ. Sprachen übersezt. B. lebte 1781 nach Paris zurück, wo ihn der König zum ersten berathenden Feldarzt und der Herzog von Orléans zu seinem ersten Leibarzt ernannte. Nach Tode Napoleons wurde er 1785 Titulararzt der Universität zu Montpeller. Aus allen Zeiten

schätzten Welt wurden von ihm über wichtige lateinische Konfultationen beigeht. Die Revolution brachte ihm den größten Teil seines Vermögens und die Exil; er mußte Paris verlassen und lebte als Arzt und Schriftsteller an verschiedenen Orten. Erst Napoleon versetzte ihn in neue Thätigkeit und überkaufte ihn in seinem späteren Alter mit Ehren und Würden. Anfangs in Montpellier sich aufhaltend, ging er 1806 nach Paris, wo er, am Fiebern leidend, im Spät sich der Operation unternahm und 15. Okt. 1806 starb. Unter seinen lateinischen Schriften verdienen noch besondere Erwähnung: *«Nouvelle mécanique des mouvements de l'homme et des animaux»* (Carcassonne 1798; nach von Sprengel, Halle 1800), sein *«Traité sur les maladies gouteuses»* (2 Bde., Montpellier. 1802; nebst, 1820; deutsch von Bischof, Berl. 1803) und *«Consultations de médecine»* (2 Bde., Par. 1804, 1809).

Barthold (Friedr. Wilh.), deutscher Geschichtsforscher, geb. 4. Sept. 1799 zu Berlin, besuchte das Friedrichswerder'sche Gymnasium, studierte seit 1817 in Berlin und Breslau erst Theologie, dann Rechte, war hierauf einige Jahre Hauslehrer, wurde 1826 Lehrer am Collegium Fridericianum in Hildesheim, 1831 außerord. Professor der Geschichte in Greifswald und 1834 ord. Professor d. d. u. u. 14. Jan. 1858. Die Reihe seiner Schriften eröffnete B. mit der Biographie Johann von Werth im nächsten Zusammenhang mit einer Zeit (Berl. 1826). Seine Hauptwerke sind: *«Der Absterben König Heinrichs von Böhmen»* 2 Bde., Königsb. 1830—31), *«Geschichte von Preußen und Venedig»* (5 Bde., Hamb. 1839—45), *«Geschichte des großen deutschen Kriegs vom Tode des Kaisers ab»* (2 Tle., Stuttg. 1843) und *«Geschichte der deutschen Städte und des deutschen Reichs»* (4 Bde., Ept. 1850—52). Außerdem sind zu erwähnen: *«Die geschichtlichen Persönlichkeiten in Julius Casanovas Memoiren»* (2 Bde., Berl. 1847), *«Georg von Trundberg über das Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation»* (Hamb. 1833), *«Die fruchtbringende Gesellschaft»* (Hamb. 1848), *«Deutschland und die Hugenotten»* (1. Bdm. 1848) und *«Soest, die Stadt der Entschlossenheit»* (Soest 1855). Auch hat B. eine Reihe wertvoller Aufsätze für das *«Histor. Taschenbuch»* geschrieben. Seine Schriften B. zeichnen sich bei oft einfacher Form durch Fleiß der Forschung und treffliche Kombination sowie durch eine Fülle interessanter Details aus.

Bartholdy (Joh. Sal.), preuß. Diplomat, geb. 12. Mai 1779 als Sohn jüd. Eltern, studierte 1796 in Königsberg die Rechte, ging 1801 nach Wien und später nach Italien und Griechenland. Nach seiner Rückkehr trat er 1806 zur prot. Kirche über, 1809 wandte er sich nach Wien und wurde als Sekretär in einer Abteilung der Wiener Hofkanzlei den Feldzug gegen die Franzosen mit. Im 1813 wurde er in der Kanzlei des Fürsten Metternich angestellt, nahm am Wiener Kongress teil und ging 1815 als preuß. Generalkonsul für Italien nach Rom. B. wurde 1818 zum Konsul nach Neapel berufen, auch zum Geschäftsträger in Neapel, Hofe und zum Geh. Legationsrath in Rom. Kurze Zeit vor seinem Tode erfolgte seine Ernennung. Er starb zu Rom 27. Juli 1825. Seine Werke: *«Der Krieg der tiroler Landleute»* (Berl. 1814) und *«Jahre aus dem Leben des Kardinals*

Hercules Consalvi» (Stuttg. 1825). Für Förderung der Kunst war B. mit dem glücklichsten Erfolg thätig. So hat er namentlich die Freskomalerei wieder ins Leben gerufen, indem er durch deutsche Künstler seine Wohnung in Rom, die sog. Casa Bartholdy oder Casa Baccari, al fresco malen ließ, welches Beispiel die vielseitigste Nachahmung fand. Seine größern Kunstsammlungen, namentlich die Bronzen, Vasen und Terracotten, wurden für das Museum in Berlin angekauft.

Bartholin, Name eines dän. Geschlechts, aus welchem eine Reihe tüchtiger Gelehrter hervorgegangen ist. — Kaspar B., geb. 12. Febr. 1585 zu Ralsb., studierte zuerst Theologie und Philosophie zu Rostock und Wittenberg, dann Medizin; 1610 ward er zu Basel Doktor der Medizin, praktizierte hierauf eine Zeit lang in Wittenberg und folgte 1611 dem Rufe als Professor der Medicin, seit nach Kopenhagen, wo er 1615 auch Professor der Medizin und 1624 Professor der Theologie wurde. Er starb 18. Juli 1629. Seine *«Institutiones anatomicae»* (Wittenb. 1611 u. öfter), die ins Deutsche, Französische, Englische und Indische überfetzt wurden, dienten im 17. Jahrh. an vielen Universitäten als Handbuch der Vorlesungen. Auch seine Söhne haben sich in der gelehrten Welt bekannt gemacht. — Kaspar B., der sechste Sohn Kaspar B., geb. 13. Aug. 1625, war 1646—56 Professor der Mathematik, dann seit 1657 Professor der Medizin zu Kopenhagen und starb daselbst 4. Febr. 1698. Derselbe nahm unter den Naturforschern seiner Zeit eine hervorragende Stellung ein und hat eine große Anzahl mathem., astron. und physik. Schriften veröffentlicht. — Thomas B., des vorigen älterer Bruder, ein berühmter Philolog, Naturforscher und Arzt, geb. 20. Okt. 1616, wurde 1645 Doktor der Medizin zu Basel, 1646 Professor der Mathematik zu Kopenhagen und 1647 der Anatomie daselbst, legte aber 1661 diese Stelle nieder und privatisterte hierauf auf seinem Landgute Hagested. Der König ernannte ihn 1670 zum Leibarzt und 1671 wurde er zum Universitätsbibliothekar, 1675 zum Beisitzer des höchsten Gerichts ernannt. Er starb zu Hagested 4. Dez. 1680. Die neue Ausgabe der Anatomie seines Vaters (Leid. 1641 u. öfter) vermehrte er mit vielen neuen Beobachtungen. Außer andern wertvollen anatom. und mediz. Werken sind besonders seine bibliograph., antiquarischen und naturphilos. Schriften von Belang. — Sein Sohn Kaspar B., geb. 10. Sept. 1655, gest. 11. Juni 1738, war gleichfalls ein gründlicher Anatom und Naturforscher, und dessen Bruder Thomas B., geb. 8. April 1659, gest. 15. Nov. 1690, ist der Verfasser eines Hauptwerks für die nordischen Altertümer, der *«Antiquitatum Danicarum libri tres»* (Kopenh. 1689).

Bartholomäus, d. h. der Sohn des Tolmai, einer der zwölf Apostel Jesu Christi, soll nach einer schon von Eusebius bezeugten Legende des Christentums in Indien, d. i. wahrscheinlich in dem südl. Arabien, gelebt und dahin auch das Evangelium des Matthäus in hebr. Sprache gebracht haben. Die noch lateinisch und griechisch erhaltene *«Passio Bartholomaei»* verlegt seinen Märtyrertod nach dem eigentlichen Indien. Andere Sagen verlegen seine Wirkksamkeit nach Parthien (so die noch bruchstückweise erhaltenen topt. Akten) und nach Mesopotamien; nach der Tradition der armen. Kirche, welche auch zu den Syrern und Griechen gekommen

ist, soll er zu Urbanopolis oder Urbanopolis (Ero-wandashat) durch Keulenschläge getödtet worden sein (so namentlich die »Vita Bartholomaei« im armen. Martyrologium). Andere lassen ihn enthäutet oder gekreuzigt werden. — Von dem Apostel B. unterscheiden alle Legenden einen gleichnamigen Mann, der den 70 Jüngern angehört, mit Philippus zu Hierapolis in Berggien gewirkt und in Lykaonien den Kreuzestod erlitten haben soll. Eine namentlich in der lat. Kirche verbreitete Sage macht den Apostel B. zu einem Sprössling aus königl. Geschlecht, dem Jesus auch nach der Aufnahme unter seine Jünger gestattet habe, den Purpur zu tragen. Seine Reliquien sollen nach der einen Nachricht zuerst von dem heil. Maruthas nach Repergerd in Mesopotamien, später durch Kaiser Anastasius I. (491—518) nach Dara transloziert worden sein. Nach der im Abendlande herrschenden Sage sollen sie nach der Insel Lipari geschwommen sein, wo sie 680 aufgefunden wurden. Im J. 838 sollen sie von da nach Benevent, 983 nach Rom gekommen sein. Die lath. Kirche feiert den Gedächtnistag des Apostels 24. Aug., die griechische 11. Juni.

Bartholomäusnacht oder die Pariser Bluthochzeit nennt man die Niedermetzelung der Hugenotten (s. d.) zu Paris in der Nacht zum 24. Aug. (dem Bartholomäustage) 1572. Seit dem Pacificationstractat von St. Germain-en-Laye 8. Aug. 1570 schien es, als ob eine Versöhnung der Reformierten und Katholiken und eine Umwandlung der auswärtigen Politik Frankreichs zu erwarten wäre. Mit Elisabeth von England ward über eine Ehe zwischen ihr und dem Herzoge von Anjou, Bruder König Karls, verhandelt, die Niederländer erhielten Unterstützung im Kampfe gegen Alba, und es schien im Sommer 1572 zu einem offenen Kriege gegen das bis dahin verbündete Spanien kommen zu sollen. Dazu kam im Innern das Versöhnungsfest der Parteien auf der Hochzeit Heinrichs von Navarre, des jungen Hauptes der Reformierten, mit Margarethe, der Schwester König Karls, am 18. Aug. Um daran teilzunehmen, waren die vornehmsten Hugenotten des Reichs nach Paris gekommen, an ihrer Spitze der Admiral Coligny, sein Schwiegersohn Teliigny, La Rochefoucauld mit seinem Sohne und viele andere, im ganzen an 2000; von der Königin Witwe Katharina von Medicis, ihrem Sohne, König Karl, und dem Hofe aus das liebenswürdigste empfangen und bewirtet, gingen sie alle in ihr Verderben. Das Vorspiel des Treuels war ein Attentat auf Coligny (s. d.) am 22. Aug., das auf Anstiften Katharinas und der Guisen ausgeführt wurde; er kam mit einer Verwundung davon. Nach einem Con-seil am 23. Aug., an dem der König teilnahm, ward dann die Ermordung aller Hugenotten beschlossen, und in der Nacht um 3 Uhr stürzte sich die lath. Bevölkerung von Paris, an die noch am Abend die Waffen verteilt waren, beim Läuten der Sturmglocken auf die ahnungslos in ihren Betten ruhenden Glaubensfeinde. Zuerst Coligny und seine Angehörigen, dann alle Freunde und Anhänger fielen der entfesselten Wut zum Opfer; ein Entinnen war kaum möglich, da die Thore geschlossen waren; die Hefe der Bevölkerung, die Bürger und die Gelernten, und die Vornehmsten im Staate weiteiserten im Norden; der König selbst soll aus die Flüchtenden geschossen haben. Am 2000 kamen in Paris um. In den Provinzen setzten sich die Verfolgungen fort; noch 20000 sollen hier ermordet sein. In der

lath. Welt, namentlich in Rom, rief dies alles höchsten Jubel hervor; das Resultat aber war ein neuer Bürgerkrieg, der nach neuen Strömen Blutes wieder mit einem Duldungsdekret für die Hugenotten endigte, 24. Juni 1578.

Die große Frage der Geschichtsforschung über B. ist, ob der Schlag lange vorbereitet oder plötzlich erbrach und ausgeführt, ob im ersten Falle auf Katharina, der Hauptanführerin, ihr Sohn, König eingeweiht, oder ob dieser nur zugeht, dem Attentat auf Coligny, durch die Furcht vor Rache der Reformierten zu dem Rassenmord angetrieben worden ist. Eine große Zahl von Schriftst. haben das Für und Wider besprochen, z. B. Schö «Geschichte der Unruhen in Frankreich» (z. 1. Wächler, »Die Pariser Bluthochzeit« (Zy. 11. 2. Aufl. 1828); Aubin, »Histoire de la St-Barthelemy« (Par. 1829); Solban, »France et le B.« (im »Hist. Taschenbuch«, Jahrg. 1854). In »Nochmalige Erörterung der Motive der« (in der »Hist. polit. Zeitschrift«, Jahrg. 1855) in seiner »Franz. Geschichte« (Bd. 1. Stuttg. 1. 1852) nimmt bei Katharina an, sie habe den Schlag überdacht und wohl vorbereitet, den König ihn auszuführen, aber doch erst nach dem Mord vom 22. Aug. gefaßt; Karl sei dann erst Mörder in den Plan eingeweiht und fortgesetzt. Dagegen hat sich Buttle («Zur Vorgeschichte des Lps. 1879) nach eingehender Prüfung aller Zeugnisse für eine lange Vorbereitung des Verbrechens, die volle Mitwissenschaft des Königs angenommen, während Baumgarten sich im wesentlichen bei der Auffassung Rantes angeschlossen hat.

Bartholomäussee, s. Königssee.

Bartholomiten oder Bartholomäer ist der Name zweier verschiedener religiöser Gemeinden. Im J. 1307 kamen flüchtige armen. Mönche nach Genua, gründeten dort eine Kirche bei Bartholomäus und bildeten eine Kongregation der Regel des heil. Benedikt. Clement V. gest. ihnen den Gottesdienst nach armen. Ritus, bald vertauschten sie die Regel des Benedikt mit jenen des Augustin, gründeten in mehreren Städten Klöster ihrer Kongregation und starb von Bonifacius IX. die Privilegien der Valanzer. Innocenz X. löste 1650 diese B. auf. In ihrer Kirche in Genua ward der Christ gezeigt, welches dieser an Abgar (s. d.) sandt haben soll. Von ihren Mitgliedern ward allem Eberubini, Cerebelloni, Paul Costa d'Azeggar bedeutenden Auf erworden. — Im J. 1670 gründete Bartholomäus Holzhausen (geb. in Longau in Schwaben, seit 1640 Kanoniker Pfarrer in Salzburg, seit 1655 Dechant in Bingen bei Mainz, gest. 20. Mai 1688) eine einigung gemeinschaftlich lebender Bediensteten, welche sich zum Zweck setzten die Aufzucht der Weltgeistlichen zu Sitteneinheit und die Erziehung junger Theologen zu thätigen, rern und gegenseitigen Unterstützung der Kirche. Für jede Diocese ward ein Präsident be- st. der mit der Bereinigung dem Bischof unterwar; der Präsident der ganzen Gemeinschaft freilich unmittelbar unter dem Papst, stand nur im Einverständnis mit den Bischöfen und Stiftern. Die B., wie sie sich nach Stiftern nannten, sandten besonders Bediensteten in Bayern und Oesterreich, vereinigten auch in Spanien, doch erlittete der Cistercienser

Ende des 17. Jahrh. und bis ins 18. Jahrh. haben sie sich nur in einigen bayer. und schwäb. Bibliotheken erhalten.

Bärtierchen, f. Archanden.

Bartl, bei naturwissenschaftlichen Bezeichnungen die Abkürzung für Friede. Gottlieb Baetling.

Bartlett (John Russell), amerik. Schriftsteller, geb. 23. Okt. 1805 in Providence, Rhode-Island, war erst Kaufmann, Bankier und Buchhändler, wurde aber keinen Erfolg und gründete 1850 die American Geographical Society. In demselben Jahre ernannte ihn Präsident Taylor zum Senator für die auf Grund des Vertrags von Guadalupe-Hidalgo angeordnete Vermessung und Abgrenzung der Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko. Er blieb in dieser Stellung bis Jan. 1853, führte aber, da der Kongreß die erforderlichen Mittel zumwerfen verweigerte, seine Aufgabe nicht zu Ende. Im Mai 1855 wurde er Gouverneur seiner Heimat Rhode-Island. Seine bekanntesten Schriften sind: „Personal narrative of explorations and incidents in Texas, New Mexico, California, Sonora and Chihuahua“ (New York 1854) und „A dictionary of Americanisms“ (New York 1855; 3. Aufl., erweitert 1871). Außerdem gab er die histoe. Urkunden aus dem Rhode-Island Staatsarchiv heraus.

Bartling (Friedr. Gottlieb), Botaniker, geb. 1778 in Hannover, widmete sich auf der Universität Göttingen den Naturwissenschaften und wurde 1818 eine botan. Forschungsreise durch Frankreich und Kroatien bis zum Adriatischen Meere. Diese lieferte ihm auch das Thema zu seiner Dissertation: „De littoribus ac insulis Maris Litoris“ (Hann. 1820), mit der er 1820 in Göttingen promovierte. Im J. 1822 habilitierte er sich als Dozent der Botanik; 1836 wurde er ordentlicher, 1837 oed. Professor an der Universität und Direktor des Botanischen Gartens, als welcher er 19. Nov. 1875 starb. Seine wissenschaftl. Arbeiten beziehen sich hauptsächlich auf botan. Epithemata; hervorzuheben sind: „Über die Herr. Küstländer“ (Gött. 1825); „Nomenclatura plantarum“ (Gött. 1830).

Bartolae, f. Bartolischen.

Bartoli (Adolfo), ital. Schriftsteller, geb. 19. Nov. 1835 in Vigevano, studierte die Rechtswissenschaften in Pavia, wurde 1856—59 als Bibliothekar des „Archivio storico“ thätig, ward 1859 Gymnasialbibliothekar in Lodi, hierauf Direktor der „Biblioteca di Torino“ und ist seit 1874 Professor am „Liceo superiore“ in Florenz. Außer zahlreichen Arbeiten, welche in verschiedenen Zeitschriften erschienen sind, besorgte er die 3. schule Ausgaben altital. Schriftwerke, z. B.: „I primi due secoli della letteratura italiana“ (Mail. 1870—79), „L'evoluzione del libro“ (Flor. 1877), „I precursori del Boccaccio“ (Flor. 1878), „I manoscritti italiani della Biblioteca nazionale di Firenze“ (Flor. 1879 fg.) und die großartig angelegte „Storia della letteratura italiana“ (Flor. 1878 fg.; deutsch von Reinhold, Bd. 1, 1881).

Bartoli (Domenico), ital. Gelehrter und Schriftsteller, geb. 12. Febr. 1608 in Ferrara, trat 1623 in den Jesuitenorden, wirkte als Prediger in seiner Heimat, ward aber 1650 als Jesuitenschreiber des Ordens nach Rom berufen, wo er das Mel. des Jesuitenkollegiums erhielt und 13. Jan.

1685 starb. Sein Hauptwerk ist die „Istoria della compagnia di Gesù“, von welcher die ersten drei Bände (Rom 1653—63) die Geschichte des Ordens in Asien, Japan und China, der vierte und fünfte (Rom 1667—73) die Geschichte desselben in England und Italien enthalten. Der erste Hauptteil des Werks sowie auch seine ascetischen und moralischen Schriften wurden im ganzen wie in einzelnen Teilen bis auf die neuere Zeit herab (J. B. 9 Bde., Vercenza 1821; 3 Bde., Mail. 1831) wiederholt gedruckt. Unter seinen physik. Arbeiten machten die Abhandlungen „Del ghiaccio e della coagulazione“ (Rom 1681), „Del suono“ (Bologna 1680) und „Della tensione e pressione“ (Rom 1677) Aufsehen. Seine sprachlichen Arbeiten waren zum Teil gegen die Crusca gerichtet. Seine „Opere complete“ erschienen in 34 Bänden (Tur. 1823—44).

Bartoli (Pietro Santi, eigentlich Pietro Santesi), mit dem (unerklärt) Beinamen Perugino, Maler und Kupferstecher aus Bortola, geb. 1635, gest. zu Rom 7. Nov. 1700. Er war ein Schüler von Poussin. Man kennt größtenteils nur Kopien von ihm, unter denen die nach Poussin's Bilden bis zur Fälschung genau waren. Größten Ruhm hat B. als Kupferstecher. Als solcher machte er vorzüglich die plastischen Denkmale des Altertums zum Gegenstande seiner Darstellungen, dann aber auch diejenigen Raffael'schen Werke, die im Basreliefstil gedacht sind. Sein berühmtestes Werk ist die Anbetung des Kindes durch die heil. drei Könige, nach den Tapeten Raffael's.

Bartoli oder Bartolo (Taddeo di), Maler, 1603 in Siena geboren. Seine ersten Arbeiten entstanden für mehrere Kirchen in Viterbo um 1400, dann schmückte er Dom und Signoria seiner Vaterstadt mit (jetzt oedorenen) Fresken; 1408 war er in Perugia thätig. Am bedeutendsten sind die Wandgemälde, welche er 1407 in der Kapelle des öffentlichen Palastes zu Siena ausführte. Sie stellen Szenen aus dem Leben der Jungfrau Maria dar. Später, um 1414, malte B. noch den Boesael zu dieser Kapelle, eine Galerie von den Bildnissen berühmter Redner, Staatsmänner und Kriegshelden des klassischen Altertums, welche Arbeit indes von geringerm Werte ist. B. malte auch in Padua und Viterbo. Er starb 1422. Er setzte die Richtung der ältern Sienesischen Schule, insbesondere des Pietro Lorenzetti, fort, jedoch mit weniger Kraft, als dieser befolgte.

Bartolini (Lorenzo), ital. Bildhauer, geb. 7. Jan. 1777 zu Vernio in Toscana, ging aus Handwerkerleiden hervor und begann mit der Herstellung kleiner Marmorarbeiten, erst in Viterbo, dann in Florenz. Im J. 1797 ging er nach Paris, wo er unter anderm ein Relief an der Vendôme'ssäule fertigte. Auf Napoleons Befehl gründete er 1808 in Carrara eine Akademie der Bildhauerkunst, wurde aber 1814 als Napoleonist vertrieben. Später erhielt er die Leitung der Skulpturschule an der Akademie zu Florenz, wo er 20. Jan. 1850 starb. B. ist ein Vertreter des kalten, kalten und bei weiblichen Gestalten südlichen Stils des Kaiserreichs, Canova gegenüber durch Abstreifung alles Konventionellen in dessen Stil sich kennzeichnend, ohne seine Vorzüge zu besitzen.

Bartolich, f. unter Bartolus.

Bartolo (Taddeo), Maler, f. Bartoli.

Bartolo, mittelalterlicher Jurist, f. Bartolus

Bartolommeo (Fra), bi San Marco, eigentlich Baccio della Porta, einer der vorzüglichsten Meister der florentiner Malerschule, geb. 1469 zu Savignano in Toscana. Sein ursprünglicher Lehrer war Cosimo Rosselli; seine höhere Ausbildung verband er dem Studium der Werke des Lionardo da Vinci. Er war ein eifriger Anhänger des Savonarola, nahm nach dem tragischen Ende des letztern 1500 das klösterliche Gewand in San Marco in Florenz und entlagte für längere Zeit der Kunst, der er sich jedoch später wieder zuwandte. Vorzüglich anregend wirkte auf ihn der Verkehr mit dem jungen Rujael, der 1504 nach Florenz kam; er beeinflusste die gleichzeitige Produktion des jungen Meisters namentlich hinsichtlich des Kolorits sehr kräftig. Beide blieben einander fortwährend befreundet. B. starb in Florenz 3. Aug. 1517. Die Mehrzahl seiner Bilder sieht man dort, namentlich in der Galerie des Palastes Pitti, woselbst sich ein erhabener gedachter St. Marius und eine herrliche Auferstehung befinden; die Akademie daselbst enthält Proben seiner Freskotechnik, anderes die Uffizien. In Florenz befindet sich seine Madonna della Misericordia, eine schöne Madonna in Befancon und eins seiner würdevollsten Werke, Darstellung im Tempel, im Belvedere zu Wien. Seine Empfindung, andachtsvolle Stimmung und leidenschaftliche Großartigkeit, gepaart mit lieblicher Naivität in den weiblichen Köpfen, charakterisiren den Meister.

Bartolozzi (Francesco), berühmter Kupferstecher, geb. zu Florenz 21. Sept. 1728, arbeitete in Venedig längere Zeit als Kupferstecher unter Jos. Wagners Leitung, dann in Florenz und Mailand. Im J. 1764 ging er nach London. Hier accommodierte er sich ganz dem engl. Rationalgeschmack, arbeitete vielerlei in der damals beliebten weichen Punktiermanier, indes meistens nach alten Handzeichnungen, und ward einer ihrer thätigsten Verbreiter. Später erhielt B. in London die Stelle eines königl. Kupferstechers und einen Platz in der königl. Akademie der Künste. Er ging 1805 nach Lissabon, um das Direktorat der dortigen Maler- und Kupferstecher-Akademie zu übernehmen. Dort starb er April 1813. B. war ein Meister in der Nadelnadel und bediente sich des Grabstichels nur zur Vollendung seiner sehr zahlreichen Blätter.

Bartolus, auch Bartolo, einer der hervorragenden, mittelalterlichen Lehrer des röm. Rechts und das Haupt der sog. Postglossatoren, die nach ihm auch Bartolisten genannt wurden, geb. 1314 zu Gossolerrato im Herzogtum Urbino, lehrte zu Bologna, Pisa, Perugia und schrieb umfassende Kommentarien zum Corpus juris civilis, die bei der Aufnahme des röm. Rechts in Deutschland viel gebraucht wurden (*«Opera omnia»*, 11 Bde., Bas. 1588–89). Er starb im Juli 1357 zu Perugia.

Barton (Bernard), der Quäker-Voet genannt, geb. 31. Jan. 1784 zu London, wurde dem Handelsstande bestimmt und eröfnete in Woodbridge einen Korn- und Kohlenhandel, den er jedoch später ausgab. Einer kleinen Gedichtsammlung, die er 1812 unter dem Titel *«Metrical effusions»* veröffentlichte, ließ er *«Poems by an amateur»* (1818) und 1820 ein neues Bändchen *«Poems»* (4. Aufl. 1825) folgen. Später erschienen: *«Napoleon and other poems»* (Lond. 1822), *«Verses on the death of Shelley»* (Lond. 1822), *«Minor poems»* (nebst *«Napoleon»*, Lond. 1824), *«Poetic vigils»* (Lond.

1824), *«Devotional verses»* (Lond. 1826), *«A widow's tale and other poems»* (Lond. 1827), *«A new-year's eve and other poems»* (Lond. 1827), *«Fisher's juvenile scrap-book»* (1836), *«The quarry»* (1836), und sein letztes Werk, die *«Behold verses»* (1845). Durch alle Dichtungen geht der religiöse Ton des Quäkers; die Gedichte sind mit großer Leichtigkeit und Einfachheit in mutigen, janischleichen Versen ausgedrückt. Zu Beel erhielt er eine Pension von 100 Pfd. St. In seinem Tode (19. Febr. 1849) wurden *«Selections from the poems and letters of Bernard B.»* (Lond. 1849) von seiner Tochter, Lucy B., veröffentlicht, die sich, wie ihre Tante, Maria B., verheiratet hat, als Verfasserin vieler Kinderchriften bekannt gemacht hat.

Barton (Elizabeth), gewöhnlich das heil. Mädchen von Kent genannt, kam um 1555, sie in einem Wirtshause zu Alldington in der schott. Kent diente, durch die merkwürdigen Krankheiten, die ausgebreitet war, bei dem Volke in Ruf einer begeisterten Seherin. Richard B. der Bischof des Dorfs, und Boding, ein Kanonik von Canterbury, erlarmten in ihr sehr bald Werkzeug, die künftige Sache des alten Königs zu klären, und unter ihrer Leitung spielte sie die Rolle so gut, daß selbst Thomas Howard, der Erzbischof von Durham von Canterbury, außerordentliche Ercheinung in ihr zu sehen meinten. Boding beredete sie, Königin Maria II. Heinrich VIII. mit dem röm. Hofe zu vertragen, verleietete man sie, ihren lauten Reden des Königs Scheidung von seiner ersten Gemalin und gegen die Vermählung mit Anna Boleyn zu sprechen, ja seinen Tod als nahe bevorstehend prophezeien. Auf des Königs Befehl mit ihm schuldigen verhaftet, legte sie vor der Schwärze das nachher öffentlich vor dem Volke mündlich Geständnis des gespielten Betrugs ab und zu Kirchenbuße und Gefangenschaft verurteilt. Jedoch die röm. Partei sie zum Widerruf zu zwingen, ward sie des Hochverrats angeklagt und einen Mitschuldigen 20. April 1534 hingerichtet.

Bartonia Lindl., Pflanzengattung aus der Familie der Rosaceen, deren Arten, ein- und zweijährige Kräuter, in Chile und im Südwesten Amerikas wachsen und als Zierpflanzen in Gärten häuften kultiviert werden. Sie haben viele Blätter, einzeln endständige Blüten mit fünfstähligen Kelch, einer großen weichen oder fleischigen, sehnblättrigen Blumenkrone, vielen Stempelchen und einem einzigen Stempel mit eiförmigen Griffel. B. aurea Lindl. ist eine der schönsten neuern Sommerzierpflanzen mit gelb-goldgelben, pomeranzfarbigen Blüten; sie kommt aus Californien, wird 60–80 cm hoch, ist in England nur in sehr geschützter Lage, mit Sicherheit nur in Töpfen unter Glas zu ziehen, da sie feuchte, kühle Bitterluft äußerst empfindlich ist.

Bartisch, ein rechter Nebenfluß der Oder, entspringt südlich von Ostrowo in der preuss. Provinz Posen, nahe der russ. Grenze, fließt in südliche Richtung immer in einem breiten sumpfigen Thale an Abelnau und, nach Überschreitung der russ. Grenze, an Miliusch vorüber, wo er wieder umwendet sich bei Trachenberg nordwärts, nach rechts die ebenfalls in Polen entspringende Ost auf und mündet nach einem Laufe von 12 km 14 km oberhalb von Groß-Glogau in die Oder.

auf dem Gebiete der german. Philologie, die auch in besondern Abdrücken erscheinen. Durch seine Übersetzungen von Robert Burns (Hildburgh. 1865), des «Nibelungenliedes» (Lpz. 1867; 2. Aufl. 1880), Dantes «Göttlicher Komödie» (3 Bde., Lpz. 1877) und «Älter franz. Volkslieder» (Heidelb. 1882) hat sich B. auch als Übersetzer, wie durch eigene formgewandte Dichtungen («Wanderung und Heimkehr», Lpz. 1874) einen Namen gemacht.

Bartsia, eine von Linne zur Erinnerung an seinen frühzeitig in Surinam verstorbenen Freund Bartsch, einen königsberger Arzt, benannte Pflanzengattung aus der Familie der Strobilaceen, hat einen röhrigen, vierteiligen, meist nicht grün, sondern anders gefärbten Kelch, eine röhrige, zweilippige Blumenkrone mit ungeteilter, gewölbter Oberlippe, und dreilappiger Unterlippe, und eine vielsamige, zweifächerige Kapself. In Deutschland kommt eine einzige Art, *B. alpina* L., vor, eine sehr häufige auf Wiesen der Alpen, der Vogesen, des Schwarzwaldes, des Riesengebirgs und anderer höherer Gebirge wachsende Pflanze mit kreuzweis gegenständigen, eis- oder herzförmigen, gesägten Blättern und großen violetten, behaarten Blumen in einständiger Ähre.

Baruch (d. h. der Gesegnete), der Sohn des Acheria, der Freund und Gefährte des Propheten Jeremia, der ihm seine Orakel zu diktieren pflegte, wurde während der Belagerung Jerusalems durch Nebukadnezar mit Jeremia selbst von seinen Landsleuten in einem engen Gefängnisse gehalten, bekam aber mit diesem von dem Sieger die Freiheit und die Erlaubnis, seinen Aufenthalt beliebig zu wählen. Er blieb mit Jeremia zuerst in Babel, wanderte aber bald im Gefolge desselben nach Ägypten aus. Aber seine fernern Schicksale gibt es nur widersprechende Nachrichten. Die eine Sage läßt ihn in Ägypten sterben, während die andere berichtet, daß er von dort nach Babylonien gegangen und daselbst 12 Jahre nach der Zerstörung Jerusalems gestorben sei. Unter seinem Namen ist ein apokryphisches Werk in griech. (ursprünglich hebr.) Sprache erhalten, das «Buch Baruch», das eine Trostrede an die Israeliten enthält und den Wiederaufbau Jerusalems verheißt. In den Bibelausgaben wird gewöhnlich als Kapitel 8 ein ebenfalls apokrypher Brief des Propheten Jeremia an die verbannten Israeliten in Babylonien angefügt. Außerdem ist noch ein Buch apokalyptischen Inhalts mit einem «Brieft» an die 9½ Stämme Israels jenseit des Euphrat am Schlusse, ursprünglich in griech. Sprache und verwandt mit einer (griech.) äthiop. Schrift, unter B.s Namen vorhanden: alle pseudepigraphischen Ursprungs. Vgl. Kneuder, «Das Buch B.» (Lpz. 1879).

Barusch, f. Barotsch.

Baruth, kleine Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Jüterbog-Luderswalde, Station der Berlin-Dresdener Eisenbahn, in waldiger, zum Teil sumphiger Gegend am Fuße des Höhenzugs Fläming, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 2183 E. und ist der Hauptort einer Standesherrschaft, welche seit 1596 den Grafen zu Solms-Baruth gehört. In der Nähe liegen die berühmten Glashütten, sowie Schloß mit Park der Grafen zu Solms-Baruth.

Baruschke (Pirutschke, wienerisch Pirutsch, vom ital. baroccio), weiträderiger leichter offener Wagen; Pirutschade, noch gegenwärtig in der

östr. Hofsprache angewandter Ausdruck für Speisefahrten der kaiserl. Familie und ihrer Gäste in den Parks von Schönbrunn oder Beerenburg.

Barwalde in der Neumark (früher Deerswald, auch Beerenwalde), Stadt im Kreis Königsberg des preuß. Regierungsbezirks Jauer a. O., an der Eisenbahn Breslau-Stettin an zwei Seen, ist mit einer festen Mauer umgeben und zählt (1880) 3904 E., welche vorzugsweise Landwirtschaft treiben. B., eine Gründung Albrechts des Bären, ist merkwürdig durch den Subsidienvertrag, welchen Gustav Adolf 13./23. Jan. 1631 mit dem franz. Bevollmächtigten Charnac auf 5 Jahre abschloß. Schweden verpflichtete sich, ein Heer von 96 000 Mann zu halten, während Frankreich jährlich 400 000 Thlr. zahlen sollte. — A. Pomern, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Köslin, Kreis Neustettin, im Gebiete der Ferie an zwei Bächen, zählt (1880) 2402 E.

Barwurz (*Meum athamanticum* L.), ein perennirende, zu den Doldengewächsen gehörende Pflanze, welche auf Wiesen in Gebirgsgegenden Mitteleuropas wächst, und deren aromatischer, angenehm sähligbitter und scharf schmeckender Saft als Ingrebient von Kräuterlikuren benutzt wird. Die B. hat sehr fein zerteilte, dreifach lehn schnittige Blätter mit schmal-linealen, zugespitzten, blattlose, einfache oder ästige Stengel, unregelmäßigige Dolben, kleine weiße Blüten und länglich gerippte Früchtchen. Die Wurzel war früher als *Radix Meum officinale*.

Bary (Heinr. Ant. de), namhafter deutscher Botaniker, geb. 26. Jan. 1831 zu Frankfurt a. M., studierte zu Heidelberg, Marburg und Berlin, ließ sich 1853 in seiner Vaterstadt als Arzt nieder, entlagte aber noch in demselben Jahre als Laufbahn, um sich dem Studium der Naturwissenschaften und speziell dem der Botanik zu widmen. Er habilitierte sich 1854 zu Tübingen als außerord. Professor der Botanik, ward 1855 nach Freiburg i. B. berufen, wo er anfänglich als außerord., seit 1856 ord. Professor der Botanik wirkte und 1856 öffentliche Botanische Laboratorien im Leben ging dann 1867 als ord. Professor der Botanik nach Halle und 1872 in gleicher Eigenschaft an die Universität Straßburg, zu deren zweitem Rektor im Herbst 1872 gewählt wurde. Seine wissenschaftlichen Arbeiten betreffen vorzugsweise die Geschichte der Algen und Pilze. Dahin gehören seine Erstlingschriften «Beitrag zur Kenntnis der Achlya prolifera» (Berl. 1852) und die wichtigen «Untersuchungen über die Brandpilze» (1853). Diesen schlossen sich außer vielen anderen zu Zeitschriften an: «Untersuchungen über die Familie der Konjugaten» (Lpz. 1858), «Die tojoen» (Lpz. 1859; 2. Aufl. 1864), «Recherches sur le développement de quelques champignons parasites» (Par. 1863), «Handbuch der Algologie und Phylogenie der Pilze, Flechten und Myceten» (Lpz. 1866), «Beiträge zur Kenntnis der Familie der Pilze» (zum Teil gemeinlich mit Woronin; 4 Tle., Frankfurt a. M. 1867). Andere Zweige der Botanik behandelte B. in seinen Schriften: «Über die Keimung der Zygosporen» (1858), «Prosopanche Burmeisteri, eine neue Pflanze aus Südamerika» (1868), «Fragen der Anatomie der Vegetationsorgane der Phanerogamen und Farnen» (Lpz. 1877) u. s. w. Seit 1878 Wirklichkeit in Halle redigiert B. auch die

gleichenmal begründete »Botan. Zeitung«, von 77–79 in Verbindung mit Prof. G. Kraus, seit 80 mit Prof. L. Juhl.

Bary... (v. grch. βαρύς), in Zusammenfassungen (rich. und lat. Worten: Schwer..., schwer... **Barycentrifisch** (grch., lat.), auf den Schwerpunkt bezüglich. Als barycentrische Regel bezeichnet man die mathem. Regel, daß das Volumen der Oberfläche eines Rotationskörpers gefunden werden, wenn man die Größe der rotierenden Läng., resp. die Länge der rotierenden Linie, mit dem π multipliziert, welchen der Schwerpunkt dieses Körpers beschreibt. Diese Regel wird auch **Guldin'sche Regel** genannt, weil sie der Jesuit Paul Guldin (geb. 12. Juni 1577 zu St. Gallen, gest. 1643) Erfinder der Mathematik zu Graz 3. Nov. 1643 in seinem Werke »Centrobaryca seu de centro gravitatis etc.« (Wien 1635) erläutert. Dieselbe wird indes auch schon bei dem grch. Mathematiker Archimedes (s. d.) vor.

Barycentrum (grch., lat.), der Schwerpunkt. **Barye** (Antoine Louis), franz. Bildhauer, geb. 1. Sept. 1795, bei dem Bildhauer Josio Bouchard, bei dem Maler Gros im Zeichenbuche, erwarb zuerst seinen Unterhalt mit Verfertigen von Modellen für Juweliere und Goldschmiede, später widmete er sich vorzugsweise der feinen Darstellung von Tieren. Seit 1854 war er in der Académie des Beaux-Arts als Zeichner angestellt. Seine Werke sind überaus zahlreich und bestehen aus in kleinen Darstellungen einzelner Typen Gruppen von Tieren, die mit lebendiger Auffassung und geistreicher Erfindung überraschende Details und sehr sorgfältige Ausführung vereinigen. Von seinen größern Bronzen sind vorzüglich die beiden stehenden Löwen, Rundwerke, die Zwillingsarten, jetzt auf dem Quai an der Brücke des Zwillerthofes, und der liegende Löwe, am Fiebelhof der Julisäule auf dem Place de la Concorde in Paris. Auch verfertigte er 1864 das große Relief Napoleons I. für Ajaccio. Seit 1870 ist er Mitglied der Académie der schönen Künste. Er starb 26. Juni 1875 in Paris.

Barygasse, im Altertum eine blühende Handelsstadt an der Westküste von Indien, am Ausfluß des Kamabai (heut Kambodja) in den Sinus Indicus (heut Bai von Cambog); der Eingang in den Sinus war sehr schwierig. B. ist das heutige Phnom Penh (s. d.).

Baryglossie (grch.), wörtlich Schwerzungigkeit, also wie Barylaie, erschwerte undeutliche Sprache.

Barymetrie (grch.), Lehre vom Messen der Dichte der Luft. [wie Baryglossie.]

Barystomie (grch.), Baßstimme; auch foecile **Barystomie** (grch.), Schwerfälligkeit des Hörvermögens.

Baryterde oder **Baryterde** ist Baryumoxyd, s. Baryum (= Verbindungen 1).

Baryt, s. unter Chrom.

Barytstein oder **Baryumoxydhydrat**, s. Baryum (= Verbindungen 2).

Barytstein (grch.), Schmermut.

Barytstein (grch.) heißt im Gegensatz zu **Oxybaryt**, dessen Endsilbe nicht betont ist.

Barytstein oder **Blancifex**, s. unter Baryum (= Verbindungen 8).

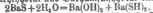
Baryum oder **Barium** (chem. Zeichen = Ba; Atomgewicht = 137), ein der Gruppe der alkali-

ischen Erden angehöriges Metall, welches in seinen Eigenschaften dem Calcium und Strontium sehr nahe steht. Seine metallische Natur wurde von Berzelius durch Darstellung eines Quecksilberamalgams nachgewiesen; rein erhalten wurde es von Davy 1808. In der Natur findet es sich im freien Zustande nie; einzelne Verbindungen kommen als wichtige Mineralkörper vor, von denen vor allen der Schwefelspat oder schwefelsaure Baryt und der Witherit oder kohlensaure Baryt zu erwähnen sind. Man erhält das Metall entweder nach Davy durch elektrolytische Zersetzung eines mit wenig Salzsäure angemischten und auf 100° erwärmten Breies von zerriebenem Chlorbaryum mittels eines Stroms von großer Dichtigkeit, wobei man am negativen Pol einen amalgamierten Platinendraht anwendet und dann das gebildete Amalgam sofort im Wasserstoffstrome destilliert, oder nach Crookes durch Zersetzung einer 99° warmen gesättigten Chlorbaryumlösung mit Natriumamalgam, wobei Baryumamalgam entsteht, welches man durch Pressen zwischen Reinen zunächst von überschüssigem Quecksilber befreit und dann im Wasserstoffstrome schwach glüht, um das Quecksilber zu verflüchtigen. Das Amalgam ist sofort nach seiner Darstellung weiter zu verarbeiten, da es in feuchter Luft sich rasch unter Bildung von Barythydrat oxydirt. Das Baryummetail bildet eine poröse, aufgeblähte, dunkel angelauene Masse, in deren Blasenräumen oft eine silberweiße, metallglänzende Oberfläche sichtbar ist; an der Luft erhitzt, verbrennt es mit Flamme, Wasser zerlegt es schon bei gewöhnlicher Temperatur, es schmilzt bei Rotglut und ist nicht flüchtig. Eine technische Verwendung hat das B. bisher noch nicht gefunden.

Bezüglich der Baryum-Verbindungen ist zunächst zu bemerken, daß das B. ein zweiwertiges Metall ist und sich daher mit 1 Atom zweiwertiger oder mit 2 Atomen einwertiger Körper vercinert. Die wichtigsten seiner Verbindungen, die auch als Baryt-Verbindungen bezeichnet werden, sind:

1) Baryumoxyd, Baryt, Baryterde BaO , von Scheele 1774 entdeckt, wird erhalten, indem man salpetersauren Baryt in einem zur Hälfte gefüllten hessischen Tiegel anfangs gelinde erhitzt, bis das schmelzende Salz durch vortheilhaftende Zersetzung wieder fest wird, und dann scharf glüht, bildet eine lockere, scheinbar geschmolzen gewesene graue Masse, die mit Wasser, unter Bildung von Barythydrat, sich sehr stark erhitzt; verbindet sich mit Alkoholen zu Alkoholatzen; in seinen Eigenschaften dem Calciumoxyd sehr ähnlich.

2) Baryumoxydhydrat, Barythydrat, Baryumhydrat, Baryt $Ba(OH)_2$, krystallisiert $Ba(OH)_2 \cdot 8H_2O$, entsteht beim Versetzen von Baryumoxyd mit Wasser; zu seiner Darstellung behandelt man Baryumsulfid (s. 5) mit Wasser, wobei Barythydrat und Baryumsulfhydrat entstehen:



Nocht man dann die Lösung, welche beide Verbindungen enthält, mit Kupferoxyd (Sammerschlag oder gediegene Kupferasche), so wird das Baryumsulfhydrat unter Abscheidung von unlöslichem Schwefelkupfer in Barythydrat verwandelt:



Die vom Schwefelkupfer abfiltrirte Flüssigkeit liefert beim Erkalten eine reichliche Krystallisation von Barythydrat. Statt des Kupferoxyds läßt sich zu gleichem Zweck Eisenoxyd, Zinkoxyd, Mangan-

orgd anwenden; man fñgt von diesen Orgden solange zu der lodenden Flñssigkeit, bis eine filtrirte Probe derselben auf Zusatz eines Tropfens Bleilñsung nicht mehr dunkel gefñrbt wird, sondern einen rein weissen Niederschlag gibt. Das Baryhydrat krystallisirt in wasserhellen Sñulen. Es absorbiert mit grober Begierde Kohlensñure aus der Luft, die Lñsungen wie die Krystalle sind daher vor dem Zutritt der Luft zu bewahren. Beim Trocknen in von Kohlensñure befreiter Luft bleibt bei 100° ein Hydrat von der Zusammensetzung $\text{Ba}(\text{OH})_2 \cdot \text{H}_2\text{O}$ zurñck, das letzte Krystallwasser entweicht bei schwacher Rotglut, das Hydratwasser bleibt aber auch bei starkem Glñhen gebunden. In Wasser ist es verhñltnismñssig leicht lñslich, es erfordert 2 Theile siedendes, 20 Theile kaltes Wasser, die kalt gñttigte Lñsung bezeichnet man als Barytwasser. Barythdrat findet namentlich in der analytischen Chemie Verwendung, wurde frñher auch benutzt, um aus den Relassen der Rñbenzuckerfabriken den Zucker abzuscheiden, gestñtzt auf die Eigenschaft des Kohlenzuckers, mit Baryt eine schwer lñsliche krystallisirte Verbindung einzugehen, jedoch ist dieses von Dabrumsaut eingefñhrte Verfahren durch bessere Methoden verdrñngt.

3) Baryumsuperoxyd oder Baryumhyperoxyd BaO_2 entsteht, indem man ùber schwach glñhendes Baryumoxyd reinen Sauerstoff oder Luft leitet. Es bildet eine auerlich vom Baryumoxyd nicht unterscheidbare Masse. Bei stñrkerer Hitze zerfñllt es in freien Sauerstoff und Baryumoxyd. Man hat diese Eigenschaft zur Darstellung des Sauerstoffs benutzt; in dem Baryumoxyd in liegenden Retorten schwach glñht und einen Luftstrom darùber leitet, wird der Sauerstoff absorbiert, wñhrend der Sticksstoff entweicht; bei stñrkeren Erhizen wird der ausgenommene Sauerstoff ausgetrieben und kann in Gasbehaltern aufgefunden werden, wñhrend der verbleibende Rñckstand dann immer wieder fñr den gleichen Zweck verwannt werden kann.

4) Baryumsuperoxydhydrat $\text{BaO}_2 \cdot 6\text{H}_2\text{O}$ entsteht, wenn Baryumsuperoxyd mit Wasser zusammengebracht wird. Im reinen Zustande erhñlt man es, indem man selt zerriebenes Baryumsuperoxyd in Wasser suspendirt und verdñnnte Salzsñure bis zur erfolgten Lñsung zusetzt; die Lñsung enthñlt dann Wasserstoffsuperoxyd und Chlorbaryum. Diese versetzt man mit Barytwasser, bis eine bleibende Trñbung entsteht, filtrirt, um abgeschiedene Verunreinigungen (Thonerde, Eisenoxyd, Magnesia) zu entfernen, und fñgt dann mehr Barytwasser zu, wodurch das Baryumsuperoxydhydrat in seinen Blñtten gefñllt wird. Es ist in Wasser unlñslich, verliert sein Krystallwasser schon beim Trocknen im Vacuum, beim Kochen mit Wasser gibt es Sauerstoff ab, durch Sñuren wird es in Barytsalz und Wasserstoffsuperoxyd verwannt.

5) Baryumulsid, Schwefelbaryum BaS . Schwefelsaurer Baryt wird durch Glñhen mit Kohle reduziert. Zur Darstellung mischt man 4 Theile hñchst fein gepulverten Schwerpat mit 1 Theil Holzholenpulver und 1 Theil Leintuchemebl und fñgt so viel warmes Wasser hinzu, bis beim Durchkneten eine plastische Masse entsteht. Aus dieser formt man Kugeln von 3—5 cm Durchmesser, welche nach dem Trocknen in einem kleinen Schachtelofen mit abwechselnden Schichten von Holzholen zum starken Glñhen gebracht werden. Nach dem Erkalten bilden die Kugeln eine graue, leicht zerreibliche, zum grñsten Theil

aus Schwefelbaryum bestehende Masse, welche in diesem Zustande fñr alle technischen Zwecke, in Darstellung von Barythdrat und Barytsalz verwendbar ist.

6) Baryumchlorid, Chlorbaryum BaCl_2 entsteht beim Lñsen von natñrlich vorkommendem kohlensaurem Baryt, Witherit, in verdñnnter Salzsñure, ferner durch Zersetzung von Schwefelbaryt mit Salzsñure oder durch Schmelzen von kohlensaurem Baryt mit einem Metallchlorid und der letztere Methode wird in der Technik meist angewandt, da sie im Grofsbetriebe leichter auszufñhren ist als eine der andern. Als Metallchlorid verwende man entweder Chlorcalcium, welches ein wertvolles Nebenprodukt bei verschiedenen Bergbau gewonnen wird, oder Manganchlorid, ein Produkt der Chlorkalkfabrikation. Die bei dieser stattfindende Reaction zwischen schwefelsaurem Baryt, Chlorcalcium und Kohle verlñuft so, dass Chlorbaryum, in Wasser unlñsliches Chlorcalcium und Kohlenoxyd entsteht, nach folgender Gleichung: $\text{BaSO}_4 + \text{CaCl}_2 + 4\text{C} = \text{BaCl}_2 + \text{CaS} + 4\text{CO}$.

Die Mischung der Materialien wird in einem Flammofen, dessen Bett schwach schalenfñrmig tief ist, bis zum Schmelzen erhñt und solange im Blut erhalten, bis keine Flammchen von dem kochendem Kohlenoxyd mehr aus der trichterfñrmig schmolzenen Masse entweichen. Die Schmelze wird dann aus dem Ofen gezogen, in eisernen Kùbeln Erkalten ùberlassen und mit Wasser gewaschen, wobei das Chlorbaryum in Lñsung geht, das Chlorcalcium zurñckbleibt. Die Lñsung des Chlorbaryums wird durch Verdampfen in einem kùhlen conzentriert und liefert dann beim Erkalten reichliche Krystallisation. Die Krystalle werden in der Mutterlauge getrennt und getrocknet. Die krystallisirte Chlorbaryum $\text{BaCl}_2 \cdot 2\text{H}_2\text{O}$ bildet weisse Tafeln von bitter-salzigem Geschmack, alle Barytsalze giftig, lñst sich sehr leicht in Wasser in Alkohol unlñslich, wird aus conzentrierten wässrigen Lñsungen durch Zusatz stñrker Salzsñure gefñllt; bei 100° verliert es sein Krystallwasser, wasserfreie Salz schmilzt bei Rotglut. Chlorbaryum findet Verwendung zur Darstellung anderer Barytsalze, auerdem in der analytischen Chemie, in der Technik zur Reinigung des Wassers, zum Speisen von Dampfesseln dienen. Im letztem Zweck wird das Wasser mit einer kleinen Menge Chlorkalk versetzt, um das Chlorkalk in Chlorbaryum und darauf mit Kalilauge versetzt, der Gips wird durch das Chlorbaryum doppelkohlen-sauren Erden durch die Chlorkalk gebildet.

7) Baryumcarbonat, Kohlensaurer Baryt BaCO_3 , kommt als Mineral Witherit in der Natur vor, wird dargestellt durch Lñsung von Chlorbaryum mit Kohlensñure und Auswaschen des schweren weissen Niederschlages. Das Mineral wird, wenn man es zu niedrigen Preisen erhalten kann, zur Darstellung von Barytsalzen, das kñnstlich dargestellte Salz in der analytischen und wissenschaftlichen Chemie.

8) Baryumulsulfat, Schwefelsaurer Baryt BaSO_4 , als Mineral Schwerpat (s. d.). Dieses in den meisten Fñllen den Erden, bei der fabrikmñssigen Gewinnung der Erdenverbindungen bildet. Im feingemahlten Zustande wird es als Zusatz zu

schon vermehrt, teils um deren Substanz zu verändern, so beim Bleiweiß, teils um deren Farben abzuheben, so beim Chromgelb, um durch seine Verbindung hellere Farben zu erzielen. Künstlich erzielt man kohlensaures Baryt durch Zersetzung einer verdünnten heißen Lösung von Chlorbaryum mit verdünnter Schwefelsäure und Auswaschen des so reich abgehenden Niederschlags, bis das Bleischwefel keine freie Säure mehr enthält. Der Niederschlag wird entweder im feuchten Zustande oder nach dem Trocknen als weiße Farbe unter dem Namen Barytweiß, Permanentweiß oder blanc fix in den Handel gebracht. Der schwefelsaure Baryt ist in allen Lösungsmitteln völlig unlöslich, kann daher auch im Organismus nicht giftig wirken. Auf der Unlöslichkeit desselben beruht bei der quantitativen Analyse angewendete Verfahren zur Bestimmung sowohl der Schwefelsäure als auch des Baryts.

Baryumnitrat, Salpetersaurer Baryt $\text{Ba(NO}_3)_2$, entsteht beim Lösen von kohlensaurem Baryt in verdünnter Salpetersäure, wird am zweckmäßigsten dargestellt durch Vermischen einer heißen Lösung von 4 Teilen Chlorbaryum in 8 Teilen Wasser mit einer ebenfalls heißen Lösung von 8 Teilen kohlensaurem Natrium in 3 Teilen Wasser. Beim Abkühlen scheidet sich das schwer lösliche Salz fast vollständig als feines Kristallmehl ab, welches durch öftermaliges Auswaschen mit möglichst kaltem Wasser aus dem bei der Zersetzung entstandenen Chlorbaryum befreit wird. Der salpetersaure Baryt dient zur Färbung des Baryumoxyds, sowie in der Feuerwerkrei.

Baryumchlorat, Chlorsaurer Baryt $\text{Ba(ClO}_4)_2$, wird erhalten durch Sättigen von wässriger Chlorsäure mit kohlensaurem Baryt und Krystallisieren der Lösung. Findet Verwendung in der Feuerwerkrei zur Erzeugung von schön grünen Farben.

Baryumchromat, Chromsaurer Baryt BaCrO_4 , entsteht als schöner gelber Niederschlag beim Fällen einer Lösung von Chlorbaryum mit einer chromsauren Kalil. Findet unter dem Namen gelbes Ultramarin, Barytgelb, Paris, Jaune de Steinbühl Verwendung in der Malerei.

Baryummanganat, Mangansaurer Baryt Ba, Mn, O_4 (?), wird erhalten durch Lösen von Mangansuperoxyd mit salpetersaurem Baryt. Grünliche Farbe, bekannt unter dem Namen Eisenkiesels Grün, Raffeler Grün, Baryengrün.

Baryumcarbonat oder kohlensaures Baryum, f. unter Baryum (Verbindungen 7).

Baryumchlorid oder chlorsaurer Baryt, f. unter Baryum (Verbindungen 10).

Baryumchlorid oder Chlorbaryum, f. unter Baryum (Verbindungen 6).

Baryumchromat oder chromsaurer Baryt, f. unter Baryum (Verbindungen 11).

Baryummanganat oder mangansaurer Baryt, f. unter Baryum (Verbindungen 12).

Baryumnitrat oder salpetersaurer Baryt, f. unter Baryum (Verbindungen 9).

Baryumoxyd und **Baryumoxydhydrat**, f. unter Baryum (Verbindungen 1 und 2).

Baryumsulfat oder schwefelsaurer Baryt, f. unter Baryum (Verbindungen 8).

Baryumsulfid oder Schwefelbaryum, f. unter Baryum (Verbindungen 5).

Baryumsuperoxydhydrat, f. unter Baryum (Verbindungen 4).

Baryumverbindungen, f. unter Baryum.

Baryxylon (Schwerholz), eine der Familie der Euphorbiaceen angehörige Baumgattung, wovon eine Art (*B. rufum* Lour.) in Cochinchina ein röthliches, sehr hartes Holz liefert. Dieses Holz wird in seiner Heimat als das vorzüglichste Bauholz geschätzt, auch nach Europa gebracht und zu Maschinenteilen (Walzen u. s. w.) verarbeitet.

Bargellette (ital., *spasshafter Einsatz*), ein scherzhaftes Volkslied, namentlich ein Karnevalslied.

Bargun, Babelort bei Barezg (s. d.).

Bargu-námeh (Buch von Bargu), pers. Heldengedicht von etwa 65000 Distichen (Beit), welches noch nicht gedruckt ist, sondern sich handschriftlich in Paris und London vorfindet. Nur ein kurzes Bruchstück gab Rosgarten mit Übersetzung heraus in den »Hundgruben des Orients« (Bd. 6, Wien 1818), woraus es Vuller in seiner »Chrestomathia Schahnámiana« (Vonn 1833) wiederholte. Das Gedicht, zu jenen epischen Produkten gehörig, welche das »Schahnámeh« des Firdusi nachahmen und von diesem nicht behandelte Theile der Heldensage versifizieren, erzählt, wie Sohrab, der Sohn des Rostam, auf seiner Fahrt nach Iran (auf welcher er von seinem Vater getödtet wird) sich mit der Tochter des Burgvogts von Segnan, Schahrub, vermählt und letztere dem Bargu das Leben gibt, der am Hof des turanischen Astrafat aufwächst, später auf einem Zug gegen Iran gefangen wird und in der iranischen Armee bleibt, worauf er viele ritterliche Abenteuer besteht. Die Sage ist eine Variante der Sohrablage und der Dichter hatte die Absicht, sie dem »Schahnámeh« hinter der Geschichte von Sohrab einzuverleiben. Es gibt in der That im »Schahnámeh« Interpolationen aus dem B. Als Verfasser des B. wird von Anquetil du Perron, der die pariser Handschrift erwarb, Káti genannt, der sonst unbekannt ist. Ein Auszug aus dem B. ist das »Eusen-námeh« (Buch der Sängerin), gleichfalls handschriftlich zu Paris, worin eine turanische Sängerin iranische Helden an sich lockt und gesehnt nach Turan sendet. Bgl. Mohl, »Le livre des rois« (Bd. 1; 2. Aufl., Par. 1876).

Bas (frz.), tief, niedrig, leise; als Substantivum: der Strumpf; à bas, nieder damit; de haut en bas, von oben herunter, geringschäßig; Bas-Empire, das spätere Oströmische Reich (zur Zeit seines Verfalls); bas lien, Blauschiff.

Bas (Bas), kleine Insel an der Nordküste der Bretagne, zum franz. Depart. Finistère, Arrondissement Morlaix, gehörig, 4 km lang und 8 km breit, hat drei Dörfer, den schönen und sichern Hafen Kernoc, welchen vier Strandbatterien und zwei Forts verteidigen, und ein Leuchtfeuer. Der männliche Teil der etwa 1200 Seelen betragenden Bevölkerung betreibt Schiffsahrt und Fischeerei, während die Frauen das Feld bestellen.

Basalt ist ein schwarzes, sichtbar dichtes Gestein mit mattem, splittigem, im großen nach muscheligen Brüche, welches zu der Gruppe der kieselzurearmen jüngeren Eruptivmassen gehört. Anscheinend vollkommen homogen, erweist es sich, ganz abgesehen von mit unverbäfftem Auge

sichtbaren porphyrischen Aufschreibungen, bei starker mikroskopischer Vergrößerung der Dünnschliffe aus einzelnen verschiedenartigen Mineralindividuen zusammengesetzt, zwischen denen häufig noch eine glasartige Masse beobachtet wird, welche ihrerseits einen Rest des ursprünglichen Schmelzflusses darstellt, aus dem der B. erstarrte. Die erwähnten mikroskopischen Mineralindividuen bestehen bei allen B. aus Augit, Olivin und Magnetit, zu denen sich entweder trilliner Feldspat (Nagioskias), oder Nephelin, oder endlich Leucit gesellt. Man unterseheidet deshalb Nagioskiasbasalt, Nephelinbasalt und Leucitbasalt, zugleich aber ergibt es sich, daß die B. nichts sind als apbanitische (d. h. nicht erscheinende) Varietäten der Dolerite und Leucitophyre. In diesen dichten B. sind größere Partien von Olivin, Augit und Hornblende ausgehoben, sodas porphyrtartige Varietäten entstehen. Noch häufiger ist die Erscheinung, daß der B. reich ist an ursprünglich hohlen, jetzt durch Imprägnation mit Kalkspat, Aragonit, Quarz und Zeolithen ausgefüllten Blasenräumen, wodurch Mandelsstein oder amgabaloidischer B. erzeugt wird. Unter dem Einflusse kohlenstoffreicher atmosphärischer Wasser versallen die B. einem Zersetzungs- und Auslaugungsprozesse, dessen Rückstand die Wadenthone (wasserhaltige Thonerdesilikate) bilden. Die B. sind vulkanischen Ursprungs und zum großen Teile während der Tertiärzeit emporgebracht, jedoch bestehen auch die Ergüsse mancher unserer heutigen Vulkane (z. B. des Ätna, des Vesuv) aus basaltischen Laven. Während letztere Ströme und Gänge bilden, treten die tertiären B. meist in Form von Ruppen, Kegeln (Gisel, Siebengebirge, Hesse, Erzgebirge, böhm. Mittelgebirge) und sich vielfach übereinander wiederholenden Decken auf (Island, Schott. Inseln). Aus Nagioskiasbasalt besteht z. B. der Weißberg und Elberg im Siebengebirge, der Haukeberg im Havelthamwald, aus Nephelinbasalt der Scheibenberg im Erzgebirge, die Pfäfersaule im Thüringerwald, aus Leucitbasalt der Pöhlberg im Erzgebirge, die Stoppelstuppe im Thüringerwald. Höchst charakteristisch ist für alle B. die Tendenz zu säulenförmiger, bei manchen auch die zu kugelförmiger Absonderung. Die vier-, fünf- oder sechsseitigen Säulen stehen meist senkrecht zur Abblüßungsfläche der Basaltmasse, also bei Decken, Lagern und Strömen vertikal, bei Ruppen oft radial, bei Gängen horizontal. Der B. dient als treffliches Bau- und Schaffmaterial. Vgl. Zirkel, »Untersuchungen über die mikroskopische Zusammensetzung und Struktur der Basaltgesteine« (Bonn 1870).

Basaltjaspis, f. Jaspis.

Basaltconglomerat nennt man eine Zusammenhäufung von edigen, meistens aber etwas abgerundeten Bruchstücken basaltischen Gesteine von verschiedener Größe, welche durch ein erdiges und zertrübbeltes, bald aus seinem Basaltschutt, bald aus mergeligem, thonigem oder kalkigem Material bestehendes Bindemittel miteinander verklebt sind. Ablagerungen von B., welche gewöhnlich deutliche Schichtung zeigen, fehlen wohl in keiner basaltischen Region und erweisen sich teils als Reibungsprodukte beim Emporbringen der Basalte, teils als zusammengefügtematter Schutt von zerstörten festen Basaltmassen.

Basaltuff ist eine feinförmige, dichte oder erdige Zusammenhäufung kleiner basaltischer Partikel von gewöhnlich schmutzgrauer oder gelblichbrauner

Farbe, welche Körner und aufgroße Bruchstücke auch Fragmente anderer Gesteine (z. B. Kalk oder Kristalle und Kristallbruchstücke (von Hornblende, Augit, Glimmer) enthält. B. befindet sich das Material in einem vorge Stadium der Zersetzung, weshalb es auch Adern und Resten von Kalkspat, Aragonit, Zeolithen durchzogen erscheint. Stellenweise sich darin Überreste von Süßwasser- und Spongylien, Blattabdrücke, verteilte oder w. Höhlen. Der B. ist stets mehr oder weniger geschichtet und scheint teils zerklüfteter Schichten Basaltmassen, teils das Produkt zerörter vulkanischer Eruptionen zu sein, ähnl. Lapidari und dem vulkanischen Sande. Er tritt in allen basaltischen Gegenden auf, vergleicht mit basaltischen Conglomeraten, wechsellagerung massigen Basaltbeden oder eine äußere massive Hülle um Basaltgruppen darstellend.

Basament (ital.), Silber-, Säulenfundament; auch Grund eines Gebäudes.

Basan (biblisch), später Batanaea (hebräisch), der nördl. und fruchtreichste Teil des jordanlandes, vom Hermon (Djebel Schäb) bis zum Jabbokflusse (Zerka) und vom See Tiberias über die wasser- und weidende Ebenen (Djebels) und die weingefegnete Ebenen sich erstreckend, berühmt durch seine Eisen (im heutigen Djebel Achschän), war zu Zeit von Amoritern (s. d.), dann von den des Stammes Manasse bewohnt und trug die Schicksale des Reichs der zehn Israel.

Basan (Pierre François), franz. Kunst- und Kunstschriftsteller, geb. zu Paris 17. Okt. war ein Schüler von Etienne Jeaurat in Daulle und führte seine Stiche mit sehr sicherer Hand aus. B. gründete in Paris großen Verlag von Kupferstichen, aus welchem tausend Stiche nach ital., niederländ. und Römern hervorgingen. Als Kunstschriftsteller sich einen Namen durch sein »Dictionnaire graveurs anciens et modernes« (3 Bde., Bd. 2. Aufl., 2 Bde., 1789, neue Aufl., 2 Bde. B. starb zu Paris 12. Jan. 1797.

Basane (frz.), kalbslederartig zubereitete melle, namentlich zu Wähereinbänden davon abgeleitet das Zeitwort basanieren.

Basantello (Basentello), Ort in der Provinz Terra di Otranto, bei Tarant. Nach Annahmen erlitt hier Kaiser Otto II. 13. Juli 982 eine entscheidende Niederlage die Griechen und Saragenen; neuere Forschungen indes ergeben, daß die Schlacht nicht sondern südlich von Cotrone an einer Stelle unweit der Meeresküste stattgefunden.

Basardschil, Bazarbail, d. h. B. ist der Name von mehreren Orten an der Halbinsel. — B. oder Bardschi-Oglan im Fürstentum Bulgarien, 37 km nördlich Batschka, hat (1881) 9545 E., eine Moschee und Kirchen und hält jährlich im April bedeutende Messe. Die Stadt wurde 2. Jan. von den Russen unter Kommandeur L. von T. nach Schumla zurückgedrückt, und 2. Jan. abermals erlitten unter Kommandeur II. von hartnäckigen Verteidigung, wobei 8000 fielen. — B., auch Bazar-B. genannt, S. Ostrumien, an der obern Marica und der

den Eisenbahn, 45 km westlich von Philippopol, ist 13000 q. und ist seit dem Russisch-Türkischen Kriege von 1877—78 im raschen Aufblühen begriffen. Der Ort hat warme Quellen und Bäder, ist bedeutenden Reisbau und hält jährlich eine große Messe, Naresha genannt, die vom Anfang bis in die Mitte August dauert. Von B. führt ein Eisenfeld gebauener Saumpfad zwischen den auf hohen felsigen Ruinen der antiken Trajansbrücke über den Balkan nach Sophia.

Bas bleu, s. Blaustrompf.

Bas-Breton (frz.), die in der Bretagne gesprochene keltische Mundart, s. Bretonische Sprache u. Literatur.

Basch (türk., d. h. Kopf, Haupt, Befehlshaber) kommt in vielen Verbindungen vor, z. B. B. bog Befehlshaber eines Christenheeres), B. tschir (Befehlshaber der Trains, welcher die Zelte mitführt u. beschützt), B. tschansch (erster Feldwebel einer Brigade, Schwadron oder Batterie).

Basch-Gesah heißen in den türk. Heeren die ersten Fußtruppen, welche aus den kriegerischen Stämmen des Osmanischen Reichs, besonders aus denen in Kleinasien, geworben werden. Der Name B. bedeutet Wirtz- oder Strubellöcher. Die Truppen erhalten vom Staate nur Waffen und Nahrung sowie die Protverpflegung, aber keine Besoldung. Die B. führen eine etwa 3 m lange und einen Säbel, in der Regel auch einen Dolch und einen Dösch. Im Orient eignen sie sich völlig unbrauchbar. Weder General Jusuf, welcher aus Afrika dazu wurde, noch dem engl. General Beaumont, die sie zu organisieren und zu disciplinieren. Sie mußten mehrmals, um ihren Greuel in Lande Einhalt zu thun, durch Vinientruppen vernichtet werden. Auch im Russisch-Türkischen Kriege von 1877—78 haben sie sich durch ihre Verwüsthungen verächtlich gemacht.

Basch-Büdü (türk., d. h. Oberfrau), Titel der ersten Frauen des Sultans.

Baschiren, eigentlich Baschkurt, ein gewöhnlicher turk-tatar. Stämmen gerechnet, aber ursprünglich finnisch, doch durch Sprache und Sitte wie in Gesichtsbildung fast tatarisch gewordenen Volk, von dem die Kirgisen (Dschirg) genannt. Sie wohnen in den Gebirgen, hauptsächlich auf dessen West- und anstehenden Ebenen des Wolgagebietes, auf den Seiten der Wolaja in den Gouvernements Orenburg, Perm, Samara und einem Theile. Der Name Baschkurt, den man ihnen als Viehzüchter oder als Erzwolf, Erzgerman aber als Kopfscherer, Köhlschäfer zuschreibt, kommt zum ersten mal im Anfang des 13. Jahrhunderts bei dem Araber Ibn Fojlan in dem Bericht von dessen Gesandtschaft zu den Wolga-Baschkiren vor. Von abendländ. Schriftstellern werden sie im 13. Jahrh. von den Reisenden Plano Carpini und Rubruquis erwähnt. Diese bezeichnen den Namen Bascatir als ein am obern Uralstrom wohnendes Volk, das dieselbe Sprache wie die Ungarn (daher Major Hunn) sprache. Bis zur Ankunft der Mongolen und Tataren war die B. ein selbständiges, großes Volk, während sie die benachbarten Weissen Bulgaren unterworfen. Kurz vor der Mitte des 13. Jahrhunderts wurden sie jedoch von den Tataren unterworfen und standen nun unter einer dreifachen

Herrschaft: die Sauralskije (jenseit des Ural) gehörten zum Sibirischen, die Bjalalskije (am Flusse Bjalaja) zum Kasanischen, die Gorskije (Bergbewohner) zum Nogaischen Chanat. Sie selbst leiten sich von den turk-tatar. Nogaiern ab, welche im 14. und 15. Jahrh. den südl. Ural beherrschten und von denen die anstehenden Steppenniederungen die große Kagal hießen. Zur Zeit, als Kasan durch den russ. Großfürsten Iwan I. 1487 erobert wurde und durch Iwan II. 1552 das Kasanische Chanat ein Ende nahm, waren die B. bereits ohne Macht. Sie unterwarfen sich dem russ. Cæsar und erhielten das Land zwischen der Kama und Bjalaja angewiesen; an letzterer wurde 1573 Ufa als Hauptstadt des Baschkirenlandes zum Schutze gegen die Kirgisen gegründet. Die B. empörten sich indes wiederholt gegen die russ. Herrschaft: so 1672—76 unter Seit, 1707—8 unter Adar und Kusjum, zuletzt zur Zeit der Gründung Orenburgs 1735—41 unter Abys Rilmjat, wodurch sie in Wohlstand und Volksmenge sehr herunterkamen. Nach ihrer Unterwerfung (1741) erhielten sie eine militärische Organisation. Im J. 1786 wurden sie von Steuern befreit und seit 1798 sind sie zum Dienste der unregelmäßigen Reiterei herangezogen. Noch jetzt zahlen sie keine Steuern; jeder muß aber vom 17. bis 40. Jahre Kriegsdienst leisten.

Die B. zerfallen gewöhnlich in 13 Kantone und jeder derselben in eine Anzahl Jurten. Sie stehen unter dem Gouverneur von Orenburg, militärisch unter einem eigenen Kaman; jeder Jurt wählt seinen Staroschin oder Anführer selbst. Pfeil und Bogen, mit denen sie in den Befreiungskriegen im westl. Europa erschienen, sind jetzt mit Lanze und Pike vertauscht. Sie bilden, mit übergesiedelten Don-Kosaken gemischt, den Uralfluß entlang den Grenzfordern gegen Asien oder die Linie der Uralischen Kosaken. Auch werden sie zur Begleitung der Karawanen in die Kirgisensteppe und zu mancherlei andern Diensten gebraucht. Sie sind roh und kriegerisch, vortreffliche Reiter und wissen ihre Waffen geschickt zu gebrauchen. Die B. bewohnen, etwa 750 000 Köpfe stark, ein Gebiet von ungefähr 140 000 qkm, das halb mit Wald bedeckt ist. Man teilt sie in anlässige und wandernde B. Die ersten wohnen in Dörfern und treiben Viehzucht, Ackerbau und Viehzucht. Die nomadisierenden, wiederum in Gebirgs- und Steppenbaschkiren zerfallend, leben teils von der Jagd, größtenteils von Viehzucht, aber mit solcher Sorglosigkeit, daß im Winter manchmal das Futter fehlt. Die B. haben große, runde Köpfe, ein plattes Gesicht mit großen Ohren und schwachem Bart, dunkle Hautfarbe, schmalgeschlittene Augen, eine gerade, kurze Stirn, schwarze Haare, breite Brust und breite Schultern, sind überhaupt stark und muskulös und zu jeder Beschwerde und Arbeit tüchtig. Sie bekennen sich seit alter Zeit zum Jslam. Für ihre Kinder sind jetzt 360 Schulen eingerichtet, in denen 7000 Kinder unterrichtet werden. Die Kleidung der B. besteht in einem blauen Hemde oder einem langen, asiatischen Oberkleide nebst Gürtel und einem großen Schafpelz, die Kopfbedeckung aus einer spitzen Filzmütze. Sie zeigen sich gaffel, sind aber misstrauisch, träge und diebisch, besonders zum Verbeibehalt geneigt. Ihr Lieblingsgetränk ist saurer Met, nächst dem Thee und der Rumik, ein aus gepopelter Stenmilch bereitetes berauschendes Getränk.

Die Reiterregimenter des Baschkirenheeres, welche sich im Siebenjährigen Kriege sowie in den Kriegen

von 1812—15 durch barbarisches Auftreten berichtigt gemacht haben, bilden noch gegenwärtig ein eigenes **Boisko** (Heer), das bis Ende 1881 dem Generalgouverneur des Militärbezirks Orenburg, seitdem jedoch dem Generalgouverneur des Militärbezirks Kasan unterstellt ist. Im J. 1874 wurde bei den B. wie bei einigen andern, der russ. Herrschaft unterworfenen Fremdvölkern die allgemeine Wehrpflicht eingeführt und 6. Juli 1874 wurde, zunächst versuchsweise, in Orenburg eine Schwadron B. für die Dienstpflichtigen errichtet. Der Generalgouverneur Kryschanowski förderte erfolgreich die Entwicklung dieser Truppe, durch welche die B. allmählich mit dem Dienste der regulären Reiterei bekannt gemacht werden sollen, errichtete 1876 bereits eine zweite Schwadron und 1876 ein Baschfilzregiment von vier Schwadronen. Diese Lehrtruppe besitzt einen Stamm von 17 Offizieren und 84 Beamten, Unteroffizieren und Mannschaften der regulären Kavallerie, ist neuerdings mit gezogenen Gewehren bewaffnet, jedoch bisher noch nicht uniformiert worden. Unter den Offizieren befinden sich einige eingeborene Fürsten, denen verschiedene Vergünstigungen gewährt worden sind, um sie für den russ. Militärdienst zu gewinnen.

Baschfilz (türk.), eigentlich die stoffliche Nähe der Offiziere; danach auch eine Kapuze für Damen.

Baschmasil (türk., Sandbalengelb), eine Art Rabelgelb der Sultaninnen, bestehend in dem Verträge, welchen die Verpachtung der Strafgelehrer für Waldvergehen liefert.

Baschtan (russ.), Melonen- oder Arbusengarten; **Baschtanil**, Besitzer eines solchen.

Baschtärbe (türk.), Galeere des Kapudan-Bascha oder des Sultans, von 26—36 Ruderbänken.

Bascho, die größte der Admiralitätsverfälschungen (s. d.).

Bascule (frz.), Schaufel, Schwenkel, Schnepper (am Schloß); **Basculsystem**, Schaufelsystem.

Basculschloß, auch **Basquillverschluß** (frz. serrure à bascule, serrure à passquille, engl. basquill-lock), ein bei Thüren und Fenstern häufig

Schloß. Das in der Mitte des Schloßes liegende kleine Zahnrad **a** kann durch einen Handgriff (Fig. 2) gedreht werden und bewegt so die in kurzen Zahnstangen endenden Riegel **b**, **c**. Bei einer andern Anordnung erfolgt die Bewegung der Riegel durch zwei sich diametral gegenüberstehende Stifte **a**, **a**, die in entsprechende Löcher der halbkreisförmig gebogenen Riegel fassen. Fig. 3 zeigt ein deraartiges

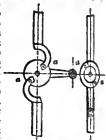


Fig. 1.

Schloß im geöffneten und geschlossenen Zustand in Fig. 2 ist die äußere Ansicht beider Arten gezeichnet.

Base oder **Muhme** bezeichnet in der Familienwandtschaft zunächst die Tante (des Vaters oder der Mutter Schwester), aber auch umgedreht die Nichte (des Bruders oder der Schwester Tochter) oder weibliche Geschwisterkinder (Cousine männliche Verwandte dieser Art bezeichnet man als **Better** (resp. **Cousin**). Endlich pflegt man auch alle entfernteren weiblichen Verwandten, wenn es nicht Blutsverwandte sind, **B.** zu nennen.

Baseball (spr. Bész Bohl), amer. Nationalspiel, welches mit einem harten, mit Leder bezogenen Ball und einer hölzernen Keule von neun Personen zählenden Parteien (clubs) gespielt wird. In den Vereinigten Staaten bestehen nationale Gesellschaften für dieses Spiel, die sich ihrer Versammlungen abhalten und von Vertretern sämtlicher Staaten besichtigt werden. In diesen Versammlungen werden die Spielregeln abgeändert und Streitfragen entschieden.

Basjedow, ein dem Grafen von Hahn gehörig Dorf im östl. Teile des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin, im Kreise Wenden, Amt Sienhagen, am Ostende des Ralschinersees und an Linie Ralschin-Baren der Friedrichs-Franz-Bahn mit 430 E. und schöner altgot. Kirche. Der Baron von Hahn, Erblandmarschall, hat hier ein Schloß mit schönen Gartenanlagen und Park, viel reichem Tiergarten und gutem Bestatz.

Basjedow (Zob. Bernh.), eigentlich Joh. Bernd Basjedow, auch Bernhard von Nordstagen, wie er sich oft nannte, wurde zu Hamburg, 1. Sept. 1741 geboren. Nachdem er erst das Johanneum und 1741—44 das Gymnasium besucht hatte, wo er in Meimar, dem wittenbutterischen Fragmentisten, eine Anweisung erhielt, bezog er 1744—46 die Universität Leipzig, um Philosophie und Theologie zu studieren, ohne jedoch daselbst die akademischen Befreiungen regelmäßig zu besuchen, indem er sich viel durch häuslichen Fleiß, durch Bücherlesen und durch den persönlichen Umgang mit gelehrten Männern ausbeutete. Im J. 1755 wurde er Lehrer an der Literarischen Akademie zu Göttingen, von wo er 1761 wegen politischer Ansichten an das Gymnasium zu Altona versetzt wurde. Hier schrieb er „Philaletes“ (2 Bde. Altona 1763), „System der gesunden Vernunft“ (1765) und wurde als Privatlehrer erklärt und sein Abendmahle ausgegeschlossen. Der Druck seiner Intoleranz, besonders aber das Erscheinen von

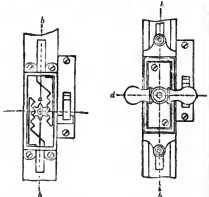


Fig. 2.

Fig. 2.

angewandeter Verschluß, bei welchem mittels eines drehbaren Handgriffs meist von einem in der Mitte liegenden Getriebe aus zwei Riegel gleichzeitig nach oben und unten verschoben werden können. Die vorstehende Fig. 1 zeigt die innere Einrichtung des

seus «Anle» (1762) brachte ihn auf den Gedanken, der Reformator des Erziehungswesens in England, namentlich von ganz Europa zu werben. Begeistert von Rousseaus Gedanken und mit Anschauungen des Comenius vertraut, schrieb er «Methodebuch für Väter und Mütter der alten und neuen» (Epp. 1773) und trat 1768 seiner «Vorstellung an Menschenfreunde und andere Männer, über Schulen, Studien und Einfluss in die öffentliche Wohlfahrt» hervor, in der zugleich den Plan eines pädagogischen entwerft vorlegte, das «ein A. b. c. Buch der neuen und nominalen menschlichen Erkenntnis» sollte. Die in dem Plane entwickelten Ideen fanden lebendiges Interesse und eine Widerantwort von 15000 Eltern. Im J. 1774 erschien «Elementarwerk» (4 Bde. mit 100 meist Chodor'schen Kupfern) mit einer franz. Übersetzung (Guber) und einer lateinischen (von Rangels). Leopold Friedrich Franz betraf ihn 1771 nach u. wo er 1774 das Philanthropin (s. Philanthropie) errichtete, das aus einer Pensionat für Zöglinge vom 6. bis zum 18. Jahre bestand, in deutscher, franz., lat. und griech. Sprache, in allen Studien der geistlichen Stände, in allen schulumäßigen und gymnasienmäßigen, bis an die Geschicklichkeiten zu den höhern Wissenschaften unterwiesen wurden. Der Entfuss für B. S. Unternehmen, «das nicht katholisch, nicht aber reformiert, aber christlich» sein sollte, bei dem «die Lehrbücher frei von theologischen Forderungen für das Christliche wider Juden, Mohammedaner, Deisten und wider die sog. Dissidenten, welche an einigen Orten Keher heißen», war Adam, Kambach, Hellen, Kant, Euler, der Minister u. s. w. sprachen sich aus vorteilhaft für die Sache aus, und ähnliche Philanthropine in gegründet (s. B. das Philanthropin zu Gießen von Uffkes von Salis, das Philanthropin in Heidelberg, die Rudolphi'sche Mädchenschule in Gießen und die Salzmännische Stiftung in Frankfurt). Bald jedoch wurde durch B. S. einseitige Freundschaften und durch seine eifrige, einseitige Herabwürdigung des Alten und Neuen gemindert. Er lebte seit 1778 in Dessau, bald in Leipzig, Halle und Magdeburg, bald in Berlin, bis er 1790 in Magdeburg mit dem sein Streben beschreibenden Worten starb: «Ich will sepiet am besten meiner Mitmenschen.»

Er war ein lebenskräftiger Geist, energisch und in Reden und Schreiben, mehr angelegt zum Reden als zum Aufbauen. Seine Erziehungssätze waren extrem; er hatte ein blindes Vertrauen auf seine alleinigmächtige Unterrichtsmethode, die weder die Individualität des Zöglings noch die Persönlichkeit des Lehrers allseitig berücksichtigte. Auch verkannte er den tiefen Inhalt des Altertums und den wissenschaftlichen Gehalt der antiken Literatur für die Erziehung. Er hat jedoch unbestreitbar Verdienst, daß er die Mängel der alten Erziehung, welche die körperliche Entwicklung ganz vernachlässigte, die Muttersprache zu vernachlässigen nicht als Unterrichtsgegenstände betrachtete und sich überhaupt nicht mit dem Wesen des jugendgemäßen methodischen Grundgesetzes beschäftigte, sondern in einem traditionellen Unterricht verloren hatte, ohne Schöpfung aufzuweisen. Ebenso ist es sein Verdienst, daß durch seine

Wirksamkeit neben den alten auch die neuere Sprachen Lehrgegenstände in den Schulen wurden und damit das Vorurteil verschwand, wonach wahre Bildung einzig durch Aneignung der lat. und griech. Sprache möglich sein sollte. Große Verdienste hat B. sich aber um die deutsche Schule dadurch erworben, daß er die Anschauung (Sachkenntnis vor der Wortkenntnis) bei allen Schülern gefördert, die Härte und Pein der alten Schulen (das Memorieren u. s. w.) gemildert und überhaupt darauf gedrungen hat, dem Kinde die Schule lieb zu machen.

Vgl. Rathmann, «Beiträge zur Lebensgeschichte B. S. aus seinen Schriften und andern echten Quellen» (Magdeb. 1791); Meyer, «Charakter und Schriften B. S.» (2 Bde., Hamb. 1791—92).

Baseldom'sche Krankheit (Glaucomatose Krankheit) nennt man eine zuerst von dem merseburger Arzt Baseldom 1840 beschriebene eigenartige Krankheit, welche sich durch Herzklappen, Beschleunigung der Herzthätigkeit mit verstärkter Pulsation der Kopf- und Halsgefäße, ferner durch Anschwellung der Schilddrüse (Kropf) sowie durch stärkeres Hervortreten der Augäpfel (Glaucom, Exophthalmos) charakterisiert und hauptsächlich in einem lähmungsartigen Zustande der im sympathischen Nervensystem des Halses verlaufenden Hals- und Kopfgefäßnerven begründet ist. Das Leiden findet sich überwiegend bei Frauen, besonders im jugendlichen Alter, und zieht sich oft monate- und jahrelang hin; bisweilen entsteht es ganz plötzlich nach einer Kopfverletzung, nach einem heftigen Schreck oder anhaltenden psychischen Aufregungen. Die Behandlung besteht hauptsächlich in kräftigender Diät, Darreichung von Eisen- und Chinapräparaten, Veränderung des Klimas, Anwendung von Seebädern und Elektrizität.

Vaseltät, Baseltät oder Basität, das Wesen dem. Basen im Gegensatz zu dem der Säuren, der Acidität.

Basel (frz. Bâle), der 11. Kanton der Schweiz, an der Nordgrenze derselben zwischen Elsass, Baden und den Kantonen Aargau, Solothurn und Bern gelegen, zerfällt seit 1833 in die Halbkantone Basel-Stadt (Bâle-Ville) mit 35,5 qkm und (1880) 65 101 E. und Basel-Land (Bâle-Campagne) mit 421,5 qkm und 69 271 E. Mit Ausnahme der unmittelbaren Umgebung der Stadt B., die am Anfang der Oberrheinischen Tiefebene liegt, besteht der Kanton aus einem von mehreren Querthälern zerteilten Juraplateau, das nach S. und SO. allmählich zu den Grenzletten des Hauens (s. d.). Höhenfluß 1100 m) und der Schaffmatt 767 m ansteigt. Das ganze Ländchen gehört dem Gebiete des Rheins an, dem hier die Orpölz, die Birs und der Birsig aus dem Jura, die Biese aus dem Schwarzwald zufließen. Der Boden ist im ganzen fruchtbar und wohlangebaut, das Klima in den oberen Juragegenden ziemlich rau, in den untern Thälern dagegen und besonders im Rheinthale sehr mild, so daß Ackerbau und Obstbäume trefflich gedeihen.

Die Bevölkerung ist alemann. Stammes und deutscher Zunge; in B.-Stadt sprechen 96,5 Proz. der Einwohner deutsch, 2,5 Proz. französisch, 0,5 Proz. italienisch, 0,5 Proz. begeben sich anderer Sprachen; für B.-Land sind die entsprechenden Zahlen: 99,5 Proz., 0,5 Proz., 0,1 Proz. und 0,1 Proz. Die Haupterwerbsquellen sind der Landbau, die Viehzucht, der Bergbau, die Seidenweberei

und der Handel. Der Landbau liefert nicht genug Getreide und Feldfrüchte für den Bedarf der sehr dichten Bevölkerung (in beiden Halbkantonen zusammen 265 E. auf 1 qkm). Wein wird namentlich im Rheintal, im untern Birsthal und bei Malspach gebaut, der Obstbau liefert Kirschchen und Kirchwasser zur Ausfuhr. Von dem Gesamtareal entfallen etwa 30 Proz. auf Waldungen, 2 Proz. auf Weinberge, 60 Proz. auf Acker, Gärten, Wiesen und Waideland, 2 Proz. auf Wohnplätze, Straßen u. dgl., 3 Proz. sind unproduktiv. Die Viehzucht, in den untersten Stufen mit dem Landbau verbunden, wird im Jura als Alpwirtschaft betrieben. Nach der Viehzählung von 1876 zählten beide Halbkantone zusammen 3298 Pferde, 16700 Rinder, 4498 Schweine, 3050 Schafe, 5110 Ziegen, 5380 Bienenstöcke. Der Bergbau liefert jährlich 130000 metr. Etr. Salz aus der Saline Schwyzerhall. Die Jura-gebenden haben Kalkstein- und Gipsbrüche. Von Mineralquellen besitzt der Kanton außer den Solwässern von Schwyzerhall nur wenige unbedeutende Eisen-, Kalk- und Gipsquellen. Die Seidenbandweberei, die in B.-Stadt und den angrenzenden Teilen von Bern, Solothurn und Baden etwa 40000 Menschen beschäftigt, bringt Seidenbänder im Werte von etwa 50 Mill. Frs. jährlich zur Ausfuhr. Der Handel ist sehr lebhaft und wird durch ein reich entwickeltes Netz von Fahrstraßen und Schienenwegen begünstigt. Von B. aus, wo drei ausländische Eisenbahnen sich an das schweiz. Bahnnetz anknüpfen, folgen drei Linien den Hauptthälern: die Bernische Juraabahn steigt durch das Birsthal hinaus und verbindet B. mit der Westschweiz; die Centralbahn, von welcher bei Viehich die schmalspurige Straßenbahn nach Waldenburg abzweigt, folgt dem Thal der Ergolz, durchbricht den Unteren Hauenstein (s. d.) und gelangt über Olten nach Luzern und Bern; den Verkehr mit der Ostschweiz vermittelt die Wägernbahn, welche zunächst das baslerische und das aargauische Rheintal durchzieht, dann sich nach SO. wendet, den Wägern durchbricht und bei Brugg an die Nordostbahn sich anschließt. Unter den Poststraßen ist zu nennen diejenige des Oberen Hauenstein.

Die Verfassung, in B.-Stadt von 1875, in B.-Land von 1863, ist in beiden Halbkantonen rein demokratisch. In B.-Stadt ist der Große Rat, 130 Mitglieder, vom Volk in elf Wahlkreisen gewählt, gesetzgebend, der Regierungsrat mit sieben Mitgliedern, vom Großen Rat gewählt, vollziehende Behörde. Gesetze und Beschlüsse der Behörden unterliegen dem fakultativen Referendum (s. d.), für welches, sowie auch für die Initiative zu Gesetzen u. f. w. das Begehren von 1000 stimmberechtigten Bürgern erforderlich ist. In B.-Land ist der Landrat, je ein Mitglied auf 800 E., vom Volk in 39 Wahlkreisen gewählt, gesetzgebend, der Regierungsrat mit 5 ebenfalls direkt vom Volk erwählten Mitgliedern, vollziehende Behörde. Die Amtsdauer beträgt, wie in B.-Stadt, drei Jahre. Das Referendum ist obligatorisch; für die Initiative sind 1500 stimmberechtigten Bürger notwendig. In administrativer Hinsicht zerfällt B.-Stadt in die Stadt und die drei Landgemeinden Niehen, Bettingen und Kleinbünzlen, B.-Land in vier nach den Hauptorten benannte Bezirke mit je einem Statthalteramt. Gerichtsstellen hat B.-Stadt, abgesehen von den Einzelrichtern der Landgemein-

den für Bagatellsachen, zwei: nämlich ein Civilgericht und ein Strafgericht als erste, und ein Appellationsgericht von neun Mitgliedern als zweite Instanz. B.-Land hat 17 Friedensrichterkreise, 5 Bezirksgerichte, ein correctionelles Gericht und ein Kriminalgericht und als letzte Instanz das Civilgericht mit sieben Mitgliedern. Beide Halbkantone sind paritätisch. B.-Stadt zählte (1880) 41 (63 Proz.) reformierte, 19288 (29,6 Proz.) lat. 830 Jersaeliten und 747 Angehörige anderer Konfessionen; in B.-Land beträgt die Zahl der Reformierten 46670 (78,7 Proz.), die der Katholiken welche hauptsächlich im Bezirk Alesheim wohnen: 12109 (20,4 Proz.); Jersaeliten gibt es 223, dergläubige 269. Für die reform. Kirche hat in beiden Halbkantonen je eine Synode; die katholischen stehen unter dem Bischof von dessen Sitz gegenwärtig Luzern ist, die Christen unter dem schweiz. Nationalbischof in B. Im Erziehungsweien nimmt B.-Stadt den ersten Rang in der ganzen Schweiz ein. An die Schule, welche obligatorisch und unentgeltlich ist, den Unterricht auf vier Elementar- und vier Sekundarstufen verteilt, reihen sich die Gewerbeschule (oberes Realgymnasium), das Pädagogium (oberes Litterargymnasium) und eine höhere Lehranstalt die 1460 gegründete Universität an. B.-Land, das bei den Rekrutenprüfungen im 16. den 15. Rang einnahm, besitzet neben den elementarischen und unentgeltlichen Primarschulen: Sekundar- oder Bezirkschulen. Die Finanzkraft ist in B.-Stadt infolge großer außerordentlichen Ausgaben im Bauwesen für den Lagerbau günstig; die Staaterechnung von 1880 weist 3918657 Frs. Einnahmen, 4738706 Frs. Ausgaben auf, und die Vermögensbilanz schließt einem Passivsaldo von 8752776 Frs. ab, wovon das dem Kredit des ungemein florierenden blühenden Gemeinweins keinen Eintrag hat. B.-Land betrug 1880 die Einnahmen 732 Frs., die Ausgaben 803652 Frs. und das Staatsvermögen 1925120 Frs. In militärischer Beziehung gehören beide Halbkantone zum Bezirke der 5. Division. Als Wappen führen B.-Stadt und Land den sog. Baslerstab, die Stadt schwarz, Land schwarz rot, im weißen Felde.

Geschichte. Die Stadt B. erwuchs allmählich aus dem röm. Lagerposten Basilica (s. d.). (erwähnt), der etwa 9 km von der wichtigen Augusta Mauracorum entfernt lag, bereits noch in den beiden Törfern Kaiser Augustus und Augustus fortlebt. Nachdem B. seit 406 untermann. Herrschaft gestanden, kam es mit germanen um 500 unter die Herrschaft der Hunnen und bei der Teilung des Fränkischen Reichs an Lothar, 870 dann an Ludwig den Frommen Kaiser Heinrich I. baute die 917 von den Hunnen heerte Stadt wieder auf, welche hierauf zu Burg gehörte, jedoch 1032 wieder dem Deutschen Reich zufiel. Um die Mitte des 11. Jahrh. erlangte das Reichsummittelbarkeit. B. wurde früh der eines Bischofs, der sich seit dem 11. Jahrh. dem Reichsummittelbarkeit mit mehreren adeligen Geschlechtern und der Bürgerchaft in die oberste Gewalt unter manchen innern und äußern Wirren aber die Macht des Adels allmählich gebrochen, Bischof in seinen Rechten beschränkt und damit Gewalt der Bürgerchaft immer mehr ausgeübt. Zugleich zerstörte oder erkaufte man die umliegenden

hingen, so daß sich die Herrschaft der Stadt über die Landschaft erweiterte. In zahlreiche Fehden mit den habsburg. Dynastien verwickelt, schloß sich B. nach Gründung des Schweizerbundes diesem an, besonders 1444 nach der ruhmvollen Schlacht bei St. Jakob an der Aare. Endlich trat 1 nach dem Frieden zwischen Kaiser Maximilian I. und der Eidgenossenschaft dieser 1501 förmlich bei. Seit 1519 wurden in B. die Schriften Luthers gedruckt, und schon 1529 war die reform. Lehre allgemein eingeführt. Das Domkapitel wanderte ab und die Klöster wurden eingezogen. Seit der Verbindung mit der Schweiz gewann das bürger-demokratische Element noch entscheidender die Oberhand, so daß 1516 ein Teil des Adels auswanderte und die Zurückgebliebenen den Jüngsten allg. gleichgesetzt wurden. Die Gewalt lag nunmehr in den Händen der Bürgerchaft und wurde in einem Großen und einem Kleinen Rat unter der Vorherrschaft wechselnder Bürgermeister und Ober- und Untermeister ausgeübt. Beide Räte ergänzten sich so, daß durch das Loß bestimmten Genossen der Große der Großen Stadt und der drei Quartiere der Kleinen Stadt, nach und nach ganz in die Hand des Regiments fast ganz an den Kleinen Rat überging, so daß es hier nicht, wie in den andern Städten der Kantone, zur Bildung einer eigentlichen Demokratie kam. Der Landschaft gegenüber war die Stadt souverän und beherrschte dieselbe trotz wechseliger Aufstände (1525, 1594, 1598, 1653) bis zum 20. Jan. 1798, wo unter dem Einflusse der Franzosen, wenige Wochen vor dem Untergang der Eidgenossenschaft, die Staatsverfassung von neuem geändert, das Unterthanenverhältnis beseitigt und die Rechtsgleichheit aller Bürger anerkannt wurde. Der Kanton nahm an teil an den Schicksalen der Helvetischen Republik und an der Mediation, und erhielt in der letztern Periode eine Verfassung, die das Recht der Rechtsgleichheit unangetastet ließ, aber doch auf indirektem Wege der Stadt das Übergewicht sicherte. Damit nicht zufrieden, schrieb der Große Rat unter dem Einflusse der Restauration am 4. März 1814 eine neue Verfassung vor, die durch die Verteilung der Repräsentation und die Befestigung der für lebenslänglich bestimmten Ratsstellen die Rechtsgleichheit der Landschaft zum Schattenbilde machte. Derselben Verfassung wurde 1815 der zum frühern Bistum B. gehörende nun dem Kanton einverleibte Bezirk wieder unterworfen. Dieses Übergewicht der Stadt bewirkte immer mehr die Unzufriedenheit der Landschaft. Als 1830 viele Kantone zur Verfassungsreform schritten, trat auch in B. 18. Okt. 1830 in Dabendorf eine Versammlung aus mehr als 1000 Gemeindegliedern zusammen und richtete unter Bezug auf die Freiheitsurkunde von 1798 eine Adresse an den Großen Rat. Der Große Rat ging dem Vorschlag der Reform ein, wollte aber den Entwurf einer Kommission aus seiner Mitte überlassen, worüber sich Streit erhob. Die Landschaft schloß sich, und in Diestal ward 6. Jan. 1831 eine provisorische Regierung gewählt. Die städtischen Räte und Militärsoldaten zerstreuten jedoch die versammelten Häuser der Landleute, befehlten die Räte, veranlagten die provisorische Regierung, und unter dem Einflusse des Schreckens ward nun die provisorische Verfassung 16. Jan. mit Mehrheit angenommen. Unzeitige Strenge der Gewaltthäter

und Ausschereien von der einen und der andern Seite machten alsbald den Bürgerkrieg von neuem an. Die Landschaft, die militärischen Versuche der Städte abschlagend, konstituierte sich als besonderer Staatskörper durch ein 27. April 1832 vom Verfassungsrat in Diestal entworfenes Grundgesetz. Die städtische Partei trat jetzt dem reaktionären Sarnerbunde bei und überfiel 3. Aug. 1833, ungeachtet des von der Tagsatzung gebotenen Landfriedens, mit bewaffneter Macht die Landschaft. Doch in einem blutigen Gefecht bei Prattelen wurden die städtischen Truppen mit starkem Verluste zurückgeschlagen. Nunmehr besetzten eidgenössische Truppen den Kanton, und 26. Aug. erkannte die Tagsatzung die Trennung der beiden Kantonssteile an, wodurch B.-Stadt auf das Stadtgebiet und drei Dörfer auf der rechten Rheinfeste beschränkt wurde. Von da an gingen Stadt und Landschaft jede ihren eigenen Weg.

In Basel-Stadt kam 3. Okt. 1833 eine Verfassung zu Stande, welche staatsbürgerliche Rechtsgleichheit, Trennung der Gewalten, Öffentlichkeit, Beschränkung der Amtsdauer auf sechs Jahre, Pressefreiheit u. s. w. aussprach und sich hiernach den Verfassungen der regenerierten Kantone angeschlossen. Die gesetzgebende Behörde war der Große Rat; die Wählbarkeit für denselben war von der Beseizung eines Amtes im Kanton oder von einem bestimmten Census abhängig. Aus dem Großen Rat ging die höchste Verwaltungsbehörde, der Kleine Rat, hervor, in welchem zwei jährlich wechselnde Bürgermeister den Vorsitz hatten. In Sachen der eidgenössischen Politik, wie namentlich in der aargauer Klosterfrage und zum Teil auch in Sachen des Sonderbundes, hielt sich B.-Stadt seit Errichtung jener Verfassung auf Seiten der sog. konservativen Stände. Doch gewann unter dem Einflusse der verschiedenen polit. Ereignisse, welche die Schweiz bewegten, auch hier allmählich die Partei des Fortschritts eine wachsende Bedeutung. Nach der Revolution in Genf 1846 wurde 8. April 1847 eine neue Verfassung angenommen. Die wichtigsten Veränderungen betrafen die Abschaffung des Census und die Ausdehnung der Wahlbarkeit auf alle mindestens 20jährigen Bürger. Die Revision, welche diese Verfassung 1858 erlitt, betraf nur einige untergeordnete Punkte, dagegen enthält die jetzt bestehende Verfassung vom 9. Mai 1875 durch Einführung des fakultativen Referendums und der Initiative und Übernahme der städtischen Verwaltung durch den Staat eine durchgreifende Änderung des Regierungssystems im Sinne der reinen Demokratie.

Der Halbkanton Basel-Landschaft gab sich schon 1832 eine rein demokratisch-republikanische Verfassung, welche aber 1839, 1850 und 1863 Revisionen erfahren hat. Alles steht hier unter dem Willen «des souveränen Volks», in dessen Namen die Gesetze und Verordnungen erlassen werden und das nicht nur den Landrat, sondern auch den Regierungsrat und sämtliche Bezirksbeamte direkt wählt. In den sechziger Jahren von leidenschaftlichen Parteikämpfen zerrissen, die aus der Demokratie eine Oligarchie zu machen drohten, ist der Kanton seitdem in ruhigerer Fahrwasser gekommen. Aber wie an andern Orten hat sich auch hier das Referendum als zweischneidiges Schwert erwiesen, das zwar jedes Überwiegen der Regierungsgewalt, aber auch manchen Fortschritt hindert, besonders

da das Volk eben solchen, der etwa die Einführung direkter Steuern mit sich bringen würde, konsequent verwirft. Bei den allgemeinen Volksabstimmungen, welche 1872 und 1874 über die revidierte Bundesverfassung der Schweiz stattfanden, stimmten beide Halbkantone beide male mit großer Majorität zu Gunsten der Revision (und zwar B.-Stadt 12. Mai 1872 mit 5419 Ja gegen 1244 Nein, 19. April 1874 mit 6801 Ja gegen 1071 Nein; B.-Land 1872 mit 8287 Ja gegen 1618 Nein, 1874 mit 9236 Ja gegen 1428 Nein).

Litteratur: Ochs, »Geschichte der Stadt und Landschaft B.« (8 Bde., Basel 1796—1822); Köllner, »Statist.-geogr. Beschreibung des Kantons B.« (Basel 1833); Burdhardt, »Statist. Gemälde von B.-Stadt« (St. Gallen 1841); die »Mitteilungen« der Gesellschaft für vaterländische Altertümer zu B. (Basel 1843 fg.).

Basel, Hauptstadt des Schweiz. Kantons B.-Stadt, die vollreichste und wohlhabendste Stadt der Schweiz, liegt 248 m über dem Meere (Rheinpegel) zu beiden Seiten des Rheins, der hier nach N. umbiegt, um bald darauf die Schweiz zu verlassen, und zählt (1880) 61399 E., worunter 41308 Protestanten, 18556 Katholiken, 801 Israeliten und 734 Angehörige anderer Konfessionen. Etwa ein Drittel der Bevölkerung sind Ausländer, meist Elsässer und Badenjer. Die Stadt besteht aus Groß-B. auf dem erhöhten linken und Klein-B. auf dem rechten Rheinufer; beide Stadtteile sind durch zwei Brücken verbunden, von denen die obere, eine monumentale Eisenbrücke mit zwei mächtigen Stein Pfeilern, 1879 vollendet wurde, während die untere, ein Holzbau, zum Teil auf Steinfesseln ruhend, seit 1226 besteht. Eine dritte Brücke noch weiter unten ist im Bau und soll 1883 dem Verkehr übergeben werden, und etwas oberhalb der Stadt spannt sich die Brücke der Verbindungsbahn zwischen dem gemeinschaftlichen Bahnhof der Central-, der Jura- und der Elässischen Reichsbahn und dem Nidbischen Bahnhof über den Strom. Die Mauern und Gräben, welche früher beide Stadtteile umgaben, sind in Promenaden verwandelt, welche als grüner Gürtel die innere Stadt von der äußeren scheiden. Jene ist altertümlich gebaut, mit engen, trunnen Gassen und trägt ganz den Charakter der alten deutschen Reichsstädte; diese ist modern angelegt mit regelmäßigen Quartieren und reichen, geschmackvollen Villen, umgeben von Gärten und Parkanlagen, von welchen der Park der Langen Erlen bei Klein-B., die Anlagen des St. Jakobdenkmal und der Zoologische Garten bei Groß-B. zu nennen sind.

Unter den ältern Bauwerken steht das Münster obenan, ein gewaltiger, in den ältesten Teilen romanischer, in den neuern got. Bau aus weißem und rotem Sandstein mit zwei schönen, 67 m hohen Türmen mit durchbrochenen Helmen, bis 1529 die Kathedrale des Bistums B. Dasselbe wurde 1010—19 von Kaiser Heinrich II. an der Stelle des altröm. Kastells erbaut, 1135 und 1186 teilweise erneuert, 1356 von dem suchtbaren Erbbeben, welches B. und die nördl. Zuragenden beheimlichte, größtenteils zerstört und dann in got. Stil wieder aufgebaut, in neuester Zeit endlich in glücklicher Weise restauriert und mit wertvollen Glasgemälden und einer großartigen Orgel ausgestattet. Im Chor der Kirche wurden 1431—48 die feierlichen Sitzungen des Konzils von B. ge-

halten; der Konziliensaal, der sich in einem Neubau befindet und jetzt die reichhaltige mittelaltliche Sammlung enthält, diente nur für die Sitzungen einer Konzilienskommission. Der prächtige Kreuzgang an der Südseite des Chors enthält viel Grabdenkmäler; die Terrasse hinter dem Münster die hoch über dem Rhein gelegene Pfalz, bietet reizende Aussicht auf den breiten Strom und die Schwarzwald. Außerdem verdienen Erwähnung das Rathaus, 1508—27 im burgund. Stil ausgeführt, die Barfüßerkirche aus dem 13. Jahrh. (Lagerhaus), die St. Martinskirche, die lat. u. Klaralirche in Klein-B., alle drei gotisch; die Zeughaus, das Spalenthor, 1370 errichtet; der Fischmarktbrunnen aus dem 14. und der Spalbrunnen aus dem 16. Jahrh. Von neuem Bauwerken sind zu nennen die got. St. Elisabethkirche von Christoph Merian (gest. 1858) gemäß der neuen Synagoge in orient. Stil, das 1849 entworfene Museum, welches die wertvollen naturhistor., ethnogr. und antiquarischen Sammlungen, die öffentliche Bibliothek mit 100 000 Bänden u. 4000 Manuscripten und die reiche Kunst- und Gemäldesammlung enthält, die Kunsthalle (1872) u. permanente Ausstellung, das Theater (1873), die Musiksaal, das Post- und Börsengebäude, das die große Kaserne im Klingenthal, das Gerichtshaus, das Korrektionshaus, der Centralbahnhof und das Denkmal zum Andenken an die Schlacht von St. Jakob.

Von den Unterrichtsanstalten der Stadt, welche von jeher eines vorzüglichen Rufes genießen, ist die älteste und wichtigste die 1460 von Papst Sixtus gestiftete Universität mit (1880) etwa 80 Lehrenden und 250 Studenten; außer den oben erwähnten Sammlungen und der Bibliothek sind mit denselben verbunden der Botanische Garten, die Anstalt für Physik und Chemie (das Bernoullianum, 1780 eröffnet), die Anatomie und die Kliniken der artigen städtischen Spitals, des Kinderospitals u. der Augenhilfsanstalt. Im 16. Jahrh. war hier dieser altertümlichen Stätte der Wissenschaft ein Museum von Rotterdam und die Reformatoren Erasmus, Lampadius und Ortmann, im 17. die Naturforscher Kaspar und Joh. Kaspar Bäumlin, im 18. der thematischer Bernoulli, Euler, Merian. Aus neuer Zeit sind zu nennen die Theologen der Bernhagenbach, der Germanist Wadernagel, der Historiker Gerlach, der Kunsthistoriker Jakob Burckhardt, der Naturforscher B. Merian und E. Rüchli u. f. w. Im 15. und 16. Jahrh. blühte in B. Buchdruckerkunst, die durch Namen wie Konrad Frobenius, Oporn vertreten war, und auch noch jetzt sowohl die Buchdruckerlei wie der Buchhandel nicht unbedeutend. In der Geschichte der deutschen Kunst wird B. als Wohnort der Kunstfamilie Holbein mit Auszeichnung genannt, sein Museum ist reich an Handzeichnungen und Gemälden der beiden Holbein, Niklaus Remold, Baldung und Martin Schön. Unter den Malern der neuesten Zeit sind die Ruler Schö (f. d.) und E. Stadelberger, der Bildhauer Schö und der Kupferstecher Weber die bekanntesten. In den wissenschaftlichen Vereinen sind zu nennen der Naturforschende und die Historische Gesellschaft, der Verein für vaterländische Altertümer. Im Haupt wird für die Pflege der Wissenschaften Künste, namentlich der Musik, viel gethan. In den zahlreichen andern Vereinen steht stehen

1777 begründete Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnütigen, welche in edelster und erfolgreichster Weise eine sehr vielseitige Thätigkeit anwidet, Schulen und Rettungsanstalten, Kirchen- und Taubstummenanstalten u. s. m. leitet und unterstützt. Die Zahl der Wohlthätigkeitsanstalten war von jeher bedeutend; besondere Hervorhebung nehmen neben dem städtischen Spital namentlich das Frauenhaus, die allgemeine Armenpflege und die allgemeine Krankenpflege. Berühmt ist das seit 1816 bestehende Seminar für Missionare, ebenso die Bibelanstalt (seit 1804), die älteste des Kantons. Beide verdanken ihre Existenz der werthvollen, allerdings stark pietistisch gefärbten Förderung der Bürger, die ebenso sprichwörtlich geworden ist wie der Reichtum derselben.

B. ist seit Jahrhunderten eine der wichtigsten Handelsstädte und die erste Handelsstadt der Schweiz. Die Seidenweberei, die seit etwa 900 Jahren im Wesen und fabrikmäßig betrieben wird, beschäftigt in der Stadt allein 8000 Arbeiter und 1600 Handtöchter und in B.-Land und den angrenzenden Thälern von Bern, Solothurn und Baden 20000 Arbeiter mit 5000 Stühlen und liefert Baumwolle in Bette von 50 Mül. Frs. jährlich. Von anderen Industriezweigen sind zu erwähnen die Weberei, die Papierfabrikation, die Seidenfärberei, die Färberei von Anilinfarben, die Bierbrauerei und als besonders baskerisch die Fabrikation der unter dem Namen Baseler Lederli bekannten Hosenknöpfe. Im ganzen ernährt die Industrie 49 Proz. der Bevölkerung. Für den Handel ist die Lage der Stadt an der Grenze von Glarus, Baden und der Schweiz, am Rhein, der hier schiffbar wird, und an der Vereinigung dreier Thäler ungemein günstig. Mehr als die Hälfte der Schweiz (Einfuhrwerth) bildet die „goldene Florde“ der Schweiz. In B. vereinigen sich die Linien Rannheim-Karlsruhe und Konstanz-B., der päpstlichen Staatsbahn, der Rheinthalbahn und die Reichsbahn von Glarus-Münster mit den schweiz. Linien der Jurabahn, der Centralbahn und der Aargauerbahn, von denen B. erreicht durch die Linie B.-Desfontaines-Telle auch ein direkten Verkehr mit Frankreich vermittelt und B. wurde die wichtigste Zufahrtslinie zum St. Gothard bildet. Nicht unbedeutend ist auch die Schiffsahrt. Raum weniger wichtig als der Waren- und Expeditionshandel sind der Waren- und namentlich mit den Produkten der einheimischen Industrie und der Geldhandel, dem eine Kassa- und Notenbank, drei Handelsbanken, eine Hypothekbank und mehrere Privatbankhäuser dienen. B. ist der bedeutendste Wechselplatz der Schweiz.

Literatur: Strenber, „Die Stadt B.“ (Basel 50); Seraphin, „B. und seine Umgebungen“ (Basel 1869); „Baseler Chroniken“ (Bd. 1, herausg. v. Rüch. u. Stern, Ept. 1872; Bd. 2, herausg. v. Rüch. u. Boos, 1880); Deuser, „Verfassungsgeschichte der Stadt B. im Mittelalter“ (Basel 1870); Boos, „Geschichte der Stadt B.“ (Bd. 1, 1878); Rüch., „Geschichte der Universität B.“ (Basel 1885); Rüch., „Geschichte der Universität“ (Basel 1882).

Baseler Friede heißen die beiden, am 5. April 1796 in Basel abgeschlossenen Friedensverträge; der erstere zwischen der Französischen Republik und Preußen, der andere zwischen ebendiesen und Spanien. Preußen, durch die feindselige

haltung Russlands und Oesterreichs beedrängt, die sich am 5. Jan. 1796 zu einem eventuell durch einen Ostenkrieg zu erzwingenden Ausbruch jener Nacht von der poln. Teilung vereinigt hatten, trat von der Koalition gegen Frankreich zurück und sagte sich selbst als deutscher Reichsstand vom Reichsloose los. Es nahm durch eine Demarkationslinie alle norddeutschen Reichsstände, die sich gleich ihm innerhalb drei Monate vom Kriege loszogen würden, in seinen Schutz und übergab seine übrigen Besitzungen, vorbehaltlich einer endgültigen Übereinkunft im Reichsfrieden, der siegreichen Französischen Republik. Ein geheimer Artikel verbieth für Preußen, falls beim allgemeinen Friedensschlusse das linke Rheinufer der Frankreich verbleibe, eine entsprechende Entschädigung. Am 28. Aug. schloß sich der Landgraf von Hessen-Kassel durch einen besondern Vertrag an. Spanien seinestheils verlor zwar in dem Vertrage vom 22. Juli nur seinen Anteil an der Insel San-Domingo, dahnte aber damit die ihm später so unheilvolle Allianz mit Frankreich an. Pal. Bivenot, Herzog Albrecht von Sachsen-Teichen als Reichsfeldmarschall. Ein Beitrag zur Geschichte des Reichsverfalls und des Baseler Friedens. (2 Bde., Wien 1864—66).

Baseler Konzil, die letzte der allgemeinen Kirchenversammlungen des 15. Jahrh., auf welcher eine Kirchenreform angestrebt wurde; sie dauerte vom 27. Aug. 1431 bis 7. Mai 1449. Das Konzil zu Konstanz hatte, um die Kirche an Haupt und Gliedern zu reformieren, die altkirchliche Anschauung von den allgemeinen Kirchenversammlungen als oberster richterlicher und gesetzgebender Macht in der Kirche erneuert und durch das Dekret Frequens den periodischen Zusammentritt solcher Kirchenparlamente verordnet. Obgleich unzufrieden mit dieser Beschränkung der päpstl. Gewalt, berief Martin V., durch polit. Bedrängnisse und durch die Unbeugsamkeit der hussitischen Ketzer in Verlegenheit gebracht, ein neues Konzil nach Basel. Sein Nachfolger Eugen IV. bestätigte die Berufung und übertrug die Leitung des Konzils dem Kardinallegaten Giuliano Cesarini von St.-Angelo. Vom 27. Aug. 1431, wo die Beratungen durch Bevollmächtigte des Kardinallegaten eröffnet wurden, bis zu dessen persönlichem Erscheinen in der Versammlung 14. Dez. versammelten sich allmählich die Prälaten, Äbte, Doktoren und Abgeordneten der Fürsten. Bereits 18. Dez. löste der Papst durch die Bulle Quoniam alto das Konzil auf, um ein anderes nach Bologna einzuberufen, aber Kaiser Sigismund und die auch der Kardinallegat machten die lebhaftesten Gegenvorstellungen, und das Konzil selbst erklärte sich 15. Febr. 1432 für eine Fortsetzung des Konstanzer Konzils, das als ökumenisches seine Gewalt unmittelbar von Gott habe und auch über dem Papste stehe. Der Papst wurde wiederholt nach Basel eingeladen und als er nicht erschien, des Ungehorsams angeklagt und mit Absetzung bedroht. Durch Empörungen im Kirchenstaate bedrängt, gab der Papst den Vorstellungen Kaiser Sigismunds nach und erkannte am 1. Aug. 1433 das Konzil und dessen bisher gefasste Beschlüsse an. Dieses hatte unterdessen sein Ansehen sehr gehoben durch die wenigstens teilweise Beseitigung der hussitischen Keterei. Durch ein Schreiben vom 15. Okt. 1431, dann durch mehrere Deputationen eingeladen, erschien nach langen Verhandlungen, besonders wegen des freien Geleites, erst am 4. Jan. 1433 eine große Deputation der

Hussiten, Prokop und Rokycana an der Spitze von mehr als 300 Reitern, in Basel. Auf Grund der hier gepflogenen Verhandlungen kamen 30. Nov. 1433 die sog. Prager Kompakaten zu Stande, nach welchen gegen Einräumung des Laienlehns und einiger anderer Punkte die gemäßigtere Partei der Hussiten sich mit Rom versöhnte. Bei der andern Aufgabe, eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern durchzuführen, ließ das Konzil sich allzusehr von seiner Feindschaft gegen die Kurie leiten. Seit dem Jan. 1435 wurden eine Reihe von Beschlüssen zur Hebung der Sittenucht und Reform des Klerus gefaßt, wie gegen das Konkubinat der Priester, gegen Mißbräuche des Bannes, des Interdikts und des Appellationsrechts, gegen Vernachlässigung der klostertlichen und priesterlichen Pflichten, gegen Karrenfeste und allerlei Störungen des Gottesdienstes. Die Tendenz ging auf eine Einschränkung der päpstl. Monarchie zu Gunsten der geistlichen Aristokratie und der Universitäten. Zu dem Ende wurde die freie Wahl der Kapitel wiederhergestellt, die päpstl. Disposition über die Pründen an Kathedral- und Kollegiatkirchen beinahe völlig aufgehoben, die Appellationen nach Rom beschränkt und durch Abschaffung der Annaten, Balingelber und Lizen bei Bekräftigung oder Verleihung geistlicher Würden und Pründen ohne Gewährung einer Entschädigung, der röm. Kurie die reichste Quelle ihrer Einkünfte gerade in dem Augenblicke verstopft, wo der Papst der Geldmittel zur Wiedereroberung des Kirchenstaats am dringendsten bedurfte. Den Schluß der Reformen bildete, laut Beschluß vom 25. März 1436, ein neues Papstwahlgesetz und eine völlige Umgestaltung des Kardinalkollegiums. Der Papst sollte hiernach beim Antritte seines Amtes eidlich geloben, die Beschlüsse des Konzils aufrecht zu erhalten und dasselbe alljährlich zusammenberufen. Das Kardinalkollegium wurde auf 24 Mitglieder beschränkt, die aus allen Nationen in der Weise zu wählen sein sollten, daß keiner mehr als ein Drittel angehören, und die sich selbst ergänzen und als eine Art von permanentem Ausschuss alle Amtshandlungen des Papstes überwachen, seine Bullen konstatieren und dafür die Hälfte der Einkünfte des Kirchenstaats beziehen sollten.

Diese Beschlüsse, die selbst von der mildern Minorität des Konzils gemißbilligt wurden, erneuerten den Streit mit dem Papste, der dann anlässlich der Unionsverhandlungen mit den Griechen zum völligen Bruch führte. Schon 1430, nachdem die Türken die Stadt Thessalonich eingenommen hatten, schickte der griech. Kaiser Joh. Palaeologus, um das Abendland zur Hilfeleistung gegen die Türken zu veranlassen, eine Gesandtschaft an den Papst mit Vorschlägen betrefis einer kirchlichen Union. In einem Schreiben vom 15. Okt. 1433 maubten sich dann der Kaiser wie der Patriarch von Konstantinopel, ohne des Streits zwischen Papst und Konzil Erwähnung zu thun, sowohl an dieses als an jenen, um Unionsverhandlungen einzuleiten. Beide Parteien, Papst und Konzil, suchten nun durch die argsten Intriguen die Griechen auf ihre Seite zu ziehen. In einer stürmischen Sitzung, 7. Mai 1437, in der nur das Einschreiten bewaffneter baseler Bürger das Blutvergießen hinderte, beriet das Konzil über den Ort der Unionsversammlung mit den Griechen; die Majorität beschloß, dieselbe in Basel, Avignon oder einer Stadt Savogens abzuhalten, während

die dem Papste mehr geneigte Minorität eine Stadt Italiens bestimmte. Darüber trennte sich das Konzil, Cefarini und die dem Papste günstigen Mitglieder verließen Basel, die feindliche Mehrheit, geleitet von Louis d'Allemant, Kardinal und Erzbischof von Arles, einem geistvollen, sittenreinen Manne, blieb zurück und ging jetzt noch immer weiter in ihre Opposition gegen den Papst. Am 31. Juli 1437 wurde derselbe nebst seinen Kardinalen wegen Ungehorsams gegen die Dekrete binnen 60 Tagen nach Basel geladen, am 24. Jan. 1438 von seinem Amte suspendiert, und als er nicht erschien, auf Grund der acht lath. Wahrheiten als rüdfälliger Ketzer 25. Juni 1439 abgesetzt. An seiner Stelle ward Herzog Amadeus von Savogen, welcher die Regierung seines Landes niedergelegt hatte, 5. Nov. 1439 als Jesus V. zum Papste gewählt.

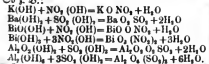
Zur Zeit dieser Wahl wütete in Basel die Pest und bot den Zaghaften und Abergläubigen willkommenen Vorwand, das immer mehr zusammenzuwühlende Konzil zu verlassen. Der neue Papst ward nur von seinem Sohne, den Schweizern und den Herzogen von Bayern anerkannt, während Eugen, nach der Verjüngung der Römer in Italien wieder angesehen, überdies geehrt wegen der 1439 in Florenz erreichten Glaubenseinigung zwischen dem berrg. und röm. Kirche, den meisten Mächten Europas nach wie vor als das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche galt. Die Franzosen und Deutschen hielten aus dem Schiffsbruche des Konzils wenigstens die vor dem Prozesse gegen Eugen erlassenen Reformdekrete desselben zu retten. Karl VII. von Frankreich erhob dieselben durch die pragmatische Sanction von Bourges zu Reichsgesetzen; als aber die Versammlung zur Ablehnung des Papstes schritt, ließ er sie im Stiche. Die deutschen Kurfürsten nahmen auf dem Tage zu Mainz 26. März 1439 ebenfalls die Reformedikte an; in dem Kompetenzstreit zwischen Eugen und dem Konzil erklärten sie sich neutral. Aber der neue Kaiser Friedrich III. war dem Konzil nicht geneigt. Sein Geheimfischer Aneas Sylvius, früher eins der Häupter der Opposition auf dem Konzil und Geheimfischer des Gegenpapstes, hatte der Kirchenversammlung, als das Blut sie vertief, den Rücken gewendet und lebte insgeheim die jahrelangen Verhandlungen des Kaisers mit Rom. Die Erzbischöfe von Trier und Köln, wegen ihres mutigen Festhaltens an den Baseler Schlüssen von Eugen IV. entsetzt (1445), vereinigten noch einmal die deutschen Kurfürsten zu einer Art von Ultimatum an Eugen (21. März 1446), worin sie die Genehmigung der Baseler Dekrete und die Einberufung eines neuen Konzils von einer deutschen Stadt auf den 1. Mai 1447 verlangten und im Weigerungsfalle sich förmlich der Seite der baseler Versammlung zu schlagen drohten. Aber Friedrich III. sah in dem Kurfürstenbunde eine Schmälerung seiner kaiserl. Macht, und ließ durch Aneas Sylvius hinter dem Rücken der Kurfürsten mit dem Papste und den übrigen Reichsfürsten unterhandeln. Gegen halb, überdies noch deutige Zugewandnisse und gegen die Zurücknahme der Dekrete, welche die beiden Erzbischöfe entgegengesetzt, ließ sich die Mehrheit der Reichsfürsten zur Anerkennung Eugens IV. herbei (Sept. 1446), und der Papst empfing auf dem Sterbette die Erbkönigin der deutschen Nation (7. Febr. 1447). Die Schlauheit des neuen Papstes Nikolaus V. und die Trübsaligkeit des Aneas Sylvius wußten bald darauf

auch noch die wenigen Zugeständnisse Eugens dem Deutschen größtenteils zu entwenden (Wiener Konordat vom 17. Febr. 1448). Der Kaiser ging mit einem Separatvertrage voran, die Reichsfürsten traten einer nach dem andern bei, die Mächtigen durch besondere Bewilligungen gewonnen. Die Reste des Konjils, denen die Reichsstadt Basel ihren Schutz entzog, überließen nach Zaufanne (25. Juni 1448). Aber als ihr eigener Papst auf ehrenvolle Bedingungen hin sich Niklaus V. unterworfen, blieb ihnen nichts übrig, als dem kirchlichen Parlamentsspiel ein Ende zu machen. Die Versammlung wählte Niklaus V. zum Nachfolger von Felix und befreite dann 7. Mai 1449 ihre eigene Auflösung. Die Baseler Bischöfe sind in keine röm. Konzilienammlung aufgenommen und von den röm. Kuralisten für nichtig erklärt worden. Dennoch sind sie eine Quelle des kanonischen Rechts für Frankreich und Deutschland, da sie in die pragmatische Sanction von Bourges und teilweise auch in die Rainer Acceptation übergegangen, auch nachmals, wenigstens soweit sie die Kirchengesetz betreffen, nicht völlig aufgehoben worden sind. Die handschriftlich in Paris und Basel aufbewahrten Akten des Konjils sind gedruckt in der Sammlung von Manfi und öfter. Vgl. auch Wessenberg, »Die allgemeinen Konzilien des 15. und 16. Jahrh.« (Bd. 2, Konstantz 1840); Winterim, »Pragmatische Geschichte der deutschen National-, Provinzial- und vorträglich die Diözesanynoden« (3 Bde., 1835); Boigt, »Cnea Silvio de Piacentini, als Papst Pius II., und sein Zeitalter« (Bd. 1, Berl. 1856); Hefele, »Konziliengeschichte« (Bd. 7, Freiburg i. Br. 1874).

Bajement (frz.), sowie wie Bajament (s. d.).

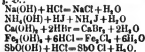
Bafem nennt man in der Chemie diejenigen Körper, welche durch ihre Verbindung mit Säuren Salze bilden. Soweit sie in Wasser oder in indifferenten Lösungsmitteln löslich sind, charakterisieren sie sich durch alkalische Reaktion, d. h. sie haben die Eigenschaften, gewisse Farbtöne vegetabilischer oder tierischer Farbstoffe zu verändern, so verändern sie durch Säuren rot gefärbtes Indumspigment in einen blauen Farbstoff, färben gelbe Curcumainfärbung braun, den Aufguss von rotem Kohl, von Beilchen grün; mit verdünnter Nofolssäurelösung, welche bei genügendem Wasserzusaß farblos ist, erzeugen sie intensive rote Färbung.

Man unterscheidet zwischen anorganischen und organischen B. Die ersten sind die Oxydhydrate oder Hydroxylverbindungen der eigentlichen Metalle, und diesen ist auch das Ammoniumoxydhydrat zuzurechnen. In den meisten Fällen erfolgt die Verbindung mit Säuren dergestalt, daß die Hydroxylgruppe OH der Base austritt und sich mit einem Wasserstoffatom der Hydroxylgruppe der Säure zu Wasser vereint, während das Metall durch Vermittelung des Sauerstoffatoms der Hydroxylgruppe der Säure an das Sauerstoffatom kopuliert wird. So z. B.:



Bei den sog. Wasserstoffsäuren, Chlornasserstoff, HCl, HBr, HI, HF, HCN, erfolgt die Vereinigung mit B. auf ähnliche Weise, nur mit dem Unterschied,

daß das Metall der Base und das Radikal der Säure sich unter Abspaltung von Wasser direkt, ohne Vermittelung eines Sauerstoffatoms, verbinden; so z. B.:



Aus den angeführten Beispielen erhellt, daß 1 Molekül einer Basis sich scheinbar mit einer wechselnden Zahl mit Säuremolekülen zu verbinden im Stande ist, bei genauerer Betrachtung erblickt man aber, daß hierin eine ganz regelmäßige Gesetzmäßigkeit stattfindet, nämlich daß der Säurewert oder die Säurigkeit der B. immer bebingt ist durch die Zahl der in ihr enthaltenen Hydroxylgruppen. So ist in unsern Beispielen das Kalihydrat $\text{K}(\text{OH})$, das Natriumhydrat $\text{Na}(\text{OH})$, das Ammoniumoxydhydrat $\text{NH}_4(\text{OH})$, das Bismutanhydrat $\text{BiO}(\text{OH})$, das Antimonanhydrat $\text{SbO}(\text{OH})$ einbasisch; das Barythydrat $\text{Ba}(\text{OH})_2$, das Kalihydrat $\text{Ca}(\text{OH})_2$, das Aluminiumanhydrat $\text{Al}_2\text{O}_3(\text{OH})_3$ ist zweibasisch, sie vereinen sich mit 2 Molekülen einer einbasischen oder mit 1 Molekül einer zweibasischen Säure; das normale Bismutoxydhydrat $\text{Bi}(\text{OH})_3$ ist dreibasisch, es bindet 3 Moleküle einer einbasischen Säure; das normale Aluminiumhydrat $\text{Al}(\text{OH})_3$, das normale Eisenoxydhydrat $\text{Fe}_2(\text{OH})_6$ ist sechsbasisch, sie binden 6 Moleküle einbasische, resp. 3 Moleküle zweibasische Säure.

In der Reihe der organischen Chemie existieren ebenfalls zahlreiche Verbindungen, die sich ähnlich wie die anorganischen Bafen verhalten. Diefelben kommen zum Teil fertig gebildet im Pflanzenkörper vor oder werden künstlich erzeugt. Erstere bedingen in vielen Fällen die medizinische Wirkung der Pflanzstoffe, sie sind in reinem Zustande oder in Form von Salzen meist giftig, in geringen Mengen bringen sie vielfach im tranten Organismus heilkräftige Wirkungen hervor, so das Chinin, das Morphin, das Strgchin; ferner gehört hierher das Conin der Schierlingspflanze, das Nicotin des Tabaks, das Thein im Thee und Kaffee u. a. m. Diese vom Pflanzenreich gelieferten B. faßt man gewöhnlich mit dem Namen Alkaloide zusammen. Die nähere Konstitution der meisten derselben ist noch nicht erforscht. Sie verbinden sich mit Säuren zu Salzen, manche sind einbasisch, wie z. B. das Morphin $\text{C}_{17}\text{H}_{19}\text{NO}_2$, andere sind zweibasisch, so z. B. das Chinin $\text{C}_{20}\text{H}_{21}\text{N}_3\text{O}_5$. Ihre Salze betrachtet man meist als molekulare Verbindungen von Säure und Basis, so das neutrale Chlornasserstoffsäure Chinin als $\text{C}_{20}\text{H}_{21}\text{N}_3\text{O}_5 \text{HCl}$, das saure Salz $\text{C}_{20}\text{H}_{21}\text{N}_3\text{O}_5 \cdot 2\text{HCl}$.

Die Zahl der künstlich dargestellten organischen Bafen ist außerordentlich groß, ihre Kenntnis verdankt man meistens den Arbeiten von A. W. Hofmann und Würtz. Die meisten leiten sich auf einfachste Weise vom Ammoniak ab, und zwar dadurch, daß die Wasserstoffatome desselben durch Alkoholaradiale ersetzt werden, und sie werden meist erhalten, indem man Ammoniak auf die Jodverbindung eines Alkoholaradials einwirken läßt, so z. B.:

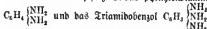


Indem hier auf 1 Molekül Ammoniak 1 Molekül Jodmethyl wirkt, entsteht das jodwasserstoffsäure Salz eines Ammonials, in welchem 1 Atom Wasser

stoff durch Methyl vertreten ist, oder ein Jodammonium, in welchem 1 Atom Wasserstoff durch Methyl ersetzt ist. Behandelt man dieses Salz mit Kalihydrat, so spaltet es sich ebenso, wie die Ammoniumsalze es thun, in ein substituiertes Ammoniak, das Methylamin, und liefert ferner Jodkalium und Wasser:



Auf gleiche Weise, wie hier die Methylgruppe in das Ammoniak eingeführt ist, können alle andern Alkoholradikale für ein Wasserstoffatom substituiert werden, und die Körper, welche ein einwertiges Alkoholradikal an Stelle eines Wasserstoffatoms des Ammoniaks enthalten, bezeichnet man als primäre Basen, Amidobasen oder Monamine. Zu diesen Verbindungen gehören auch verschiedene Körper, die aus zwei oder drei Ammoniakmolekülen hervorgehen dadurch, daß ein zweiwertiges oder dreiwertiges Radikal substituierend auf je 1 Wasserstoffatom von zwei oder drei Ammoniakmolekülen wirkt, so z. B. das Phenylendiamin



Letztere sind primäre Diamido-, resp. Triamidobasen.

Löst man auf eine primäre Base wieder die Jodverbindung eines Alkoholradikals wirken, so erhält man ein Ammoniumsalz, in welchem zwei Wasserstoffatome durch Alkoholradikale ersetzt sind, und dieses Salz liefert bei der Zersetzung ein Ammoniak, in welches an Stelle von zwei Wasserstoffatomen zwei Radikale eingeführt sind. So gibt das Methylamin NH_4CH_3 mit Jodäthyl $\text{C}_2\text{H}_5\text{J}$ das jodwasserstoffsaure Salz des Methyl-äthyl-Amin oder $\text{NHCH}_3\text{C}_2\text{H}_5$. Die diesem entsprechenden Basen werden sekundäre oder Imidbasen genannt.

Ferner läßt sich auch das dritte Wasserstoffatom des Ammoniaks substituieren, wodurch tertiäre oder Nitrilbasen entstehen; hierher gehört z. B. das Triäthylamin $(\text{C}_2\text{H}_5)_3\text{N}$, das Phenylmethyläthylamin $\text{C}_6\text{H}_5\text{C}_2\text{H}_5\text{C}_2\text{H}_5\text{N}$.

Löst man endlich noch auf eine tertiäre Base wieder eine Jodverbindung eines Radikals wirken, so erhält man ein Ammoniumsalz, in welchem alle vier Wasserstoffatome durch Radikale ersetzt sind; aus diesen Salzen läßt sich die Basis nicht mehr durch Alkali, wohl aber durch Behandlung mit Silberoxyd frei machen, man erhält dabei aber dann nicht mehr eine dem Ammoniak entsprechende Verbindung, sondern ein Ammoniumoxydhydrat, in welchem an Stelle der vier Wasserstoffatome der Ammoniumgruppe vier Radikale getreten sind; so z. B. das Tetraäthyl-Ammoniumoxydhydrat $(\text{C}_2\text{H}_5)_4\text{N.OH}$.

Wie alle diese Basen sich vom Ammoniak NH_3 ableiten, so kennt man auch analoge Verbindungen, die sich aus den Phosphorwasserstoff PH_3 , Arsenwasserstoff AsH_3 , Antimonwasserstoff beziehen lassen, indem in diesen die Wasserstoffatome durch Radikale vertreten werden; man bezeichnet dieselben als Phosphine, Arsine und Stibine. Dieser Hinweis genügt, um anzudeuten, daß die Zahl der hierher gehörenden Verbindungen außerordentlich **Basenteile**, s. Basantello. [groß ist.]

Basento (Basiento, Basente, bei den Römern Casuentus), ein Fluß im Compartmento Basilicata in Unteritalien, entspringt südlich von

Potenza am Monte-Arcosa in den Mabbalenschergen, durchfließt eine einsörmige Gegend, nimmt rechts den Camastra auf und ergießt sich nach einem Laufe von 130 km ziemlich wasserreich in den Fluß von Tarent. Nahe seiner Mündung lag das schon zu der Zeit des Pausanias zerstörte Metapontum, im 6. Jahrh. v. Chr. gegründet. Von einem 16 m langen Tempel ragen noch 15 kannelierte dor. Säulen aus den Sandhügeln hervor.

Basileologie (grch.), Lehre von den Grundlagen, Fundamentalphilosophie; auch die chem. Theorie von den Basen.

Basford, Stadt in der engl. Grafschaft Nottingham, 4 km von diesem Orte, an der in den Trent gehenden Ene und der Midland-Eisenbahn, Mittelpunkt der Spinnerei- und Strumpfabrikation aus Baumwolle, hat Spinnerei und Weberei und zählt (1881) 23327 E.

Basiasch (Basias), Ort in der frühern Serbisch-Banatischen Militärgrenze, jetzt zum Temeser Komitat in Ungarn gehörig, auf dem linken Ufer der Donau, 11 km südsüdwestlich von Weiskirchen, erhielt in neuerer Zeit Bedeutung als Lokalisation für die Donaukammer und mehr noch als Station der von Wien über Pest, Siegebin und Temesvár nach der untern Donau führenden Eisenbahn, hat aber seit der Eröffnung der Eisenbahnlinie Temesvár-Orsova von seiner Bedeutung nicht vieles eingebüßt.

Basiliat, s. Baselit.

Basidien nennt man bei der Pilzgruppe der Basidiomyceten (s. d.) die meist keulenförmig angeschwollenen Mycelstäben, an denen die Sporen gebildet werden.

Basidiomyceten, artreiche Gruppe der Pilze, charakterisiert durch die Art der Sporenbildung. Von einem fädig verzweigten Mycelium, dessen Hyphen mit Querschließwänden versehen sind, werden sehr mannigfaltig gestaltete Fruchtkörper gebildet, und auf diesen findet die Sporenentwicklung statt; es werden dabei von einzelnen Mycelstäben, die an der Spitze meist etwas keulenförmig angeschwollen sind und die man mit dem Namen Basidien bezeichnet, einzeln oder kettenförmig Sporen, sog. Basidio-sporen, abgeknüpft. Je nach der Anzahl der abgeknüpften Sporen und auch nach der Lebensweise der hierher gehörigen Pilze teilt man die Basidiomyceten in vier größere Familien ein: 1) Uredineen oder Rostpilze, schmarogende Pilze, die auf den verschiedenartigsten Pflanzen leben. Der Mycel derselben lebt endophyt und bildet Fruchtschläuche, die aus der Oberhaut der von dem Pilze befallenen Pflanzenteile hervordringen und aus einer großen Anzahl dicht nebeneinander stehender Basidien erzeugt werden; die Sporen werden einzeln oder reihenweise von den Basidien abgeknüpft. Hierher gehören unter andern eine große Anzahl Rostpilzarten, welche sehr schädliche Parasiten (s. Rostpilze) sind. 2) Hymenomyceten, meist nicht schmarogende Pilze, bei denen an jeder Basidio vier Sporen gebildet werden. Die Basidien stehen an bestimmten Stellen, und zwar meist auf der Außenfläche der sehr verschiedenartig gestalteten Fruchtkörper; sie bilden an ihrem Scheitel vier pfriemenartige kurze Ästchen, die den Namen Sterigmen tragen, von denen jedes eine Spore abknüpft. Die Stellen, an denen die Basidien gebildet werden, sind mit einem hautartigen Überzuge versehen, von dem aus sich die Basidien erheben

der den Namen Fruchtkörper oder Hymenium hat. In diese Familie gehören die große Mehrzahl derjenigen Pilze, die man im gewöhnlichen Leben als »Schwämme« bezeichnet, z. B. die Familie der Agaricini. (Das Nähere s. unter Hymenomyceten.) 3) Tremellinae oder Zitterpilze, unterscheiden sich von den Hymenomyceten durch die knorpel- oder gallertartige Beschaffenheit der Fruchtkörper. Sie wachsen meist an abgestorbenen Holze. Die hierher gehörigen Arten haben ein geringeres Interesse. 4) Gasteromyceten oder Stachpilze; bei diesen befindet sich das Hymenium niemals an der Außenseite, sondern stets innerhalb des Fruchtkörpers, der meist eine kugelige, knospenartige Gestalt hat. Die keulenförmig auswachsenden Basidien bilden an ihrem Scheitel kleine Sporen. Hierher gehören unter andern die unter dem Namen »Bovist« (s. d.) bekannten Pilze. (Das Nähere s. unter Gasteromyceten.)

Vasidiosporen nennt man die auf den Vasidien ruhenden Sporen (s. unter Basidiosporen).

Vasid (von Basis, d. h. Grundlage), den Boden, das Feststehen, Stützen.

Vasid (arch.), falscher, abelwollender Leiter einer Leitung eines Zirkels.

Vasid, Insel im südöstl. Asien unter 12° Br. und 121° 5' östl. L. (von Greenwich) zwischen Mindanao und den Sulu-Inseln. Die Straße von V. wird dieselbe von Mindanao durch den Kanal von Pilas von der westlich Gruppe der Pilas-Inseln und durch den Kanal von Zepantana von der südlichen Gruppe der Sulu-Inseln getrennt. V., 66 km lang und 10 km breit, erstreckt sich mit etwa 1275 qkm gegen O. In dieser Richtung wird dasselbe von einer Gebirgskette durchzogen, aus der im N. und S. der Insel höhere Fels erheben. Die Lage ist nicht sehr zahlreich und besteht aus Korallen, welche den Lagunen auf den Philippinen und den Bewohnern der Sulu-Inseln sehr nützlich sind. Die Erzeugnisse aus dem Innern sind die der Philippinen. V. ist Maloja an der Südwest- und V. ist die Insel. Beide liegen an Bächen, die Stürme gestört und für Schiffe von großer Wichtigkeit sind. Dort findet auch eine beträchtliche Handelsverehr mit V. von Manila aus, statt.

Vasid (arch.), König; auch Bezeichnung des Königs in Athen: Vasid V.; Vasileia, die, das Königthum.

Vasid (Ordnung der), s. u. Basilus d. Gr. (Ordnung der), s. u. Basilus d. Gr.

Vasid, neapolit. Provinz, s. Potenza.

Vasid, Basilienraut (Ocimum), Gattung der Labiaten, in Indien einheimisch.

Vasid, wenige kleinen Arten, deren Hauptart, wenn nicht einiges Verdienst in dem Duft des aromatischen Oeles besteht, so in ihren Teiten reichlich enthalten ist. In

ihren Teiten reichlich enthalten ist. In ihren Teiten reichlich enthalten ist. In ihren Teiten reichlich enthalten ist.

ihren Teiten reichlich enthalten ist. In ihren Teiten reichlich enthalten ist. In ihren Teiten reichlich enthalten ist.

ihren Teiten reichlich enthalten ist. In ihren Teiten reichlich enthalten ist. In ihren Teiten reichlich enthalten ist.

ihren Teiten reichlich enthalten ist. In ihren Teiten reichlich enthalten ist. In ihren Teiten reichlich enthalten ist.

ihren Teiten reichlich enthalten ist. In ihren Teiten reichlich enthalten ist. In ihren Teiten reichlich enthalten ist.

ihren Teiten reichlich enthalten ist. In ihren Teiten reichlich enthalten ist. In ihren Teiten reichlich enthalten ist.

messer darstellend, mit karmin- oder rosenroten Blüten, dieses viel niedriger, in der Regel mit weißen Blumen. Diese beiden Arten, oder wenigstens eine derselben, scheinen in Alt-Ägypten kultiviert worden zu sein, da man in Totenkammern der Pyramiden aus V. gebundene Kränze gefunden hat. Von der erkannten Art hat man mehrere ganz interessante Varietäten, unter diesen var. bullatum mit großen blasig aufgetriebenen Blättern und weißen Blumen, var. crispum mit großen, krausblättrigen, oft bräunlich gefleckten Blättern und rötlichen Blüten, und var. violaceum, welches sich von der Stammart nur durch die violett-purpurne Färbung aller ihrer Teile unterscheidet.

Vasid, ein aus Syrien stammender, aber erst seit seiner Übersiedelung nach Alexandria zu größerem Einflusse gelangter Gnostiker aus der Zeit des Kaisers Hadrian. Sein System ist eine Weiterbildung der Lehre seines älteren Zeitgenossen Saturnin, die Grundanschauung dualistisch, aber durch ihren fälschlichen Ernst vor vielen verwandten Theorien sich auszeichnend, zugleich aber auch in ihrem wunderlichen mythologischen Eklekticismus und ihrer phantastischen Zahlenmystik vollständig von dem Grundzuge ihrer Zeit beherrscht. Um den Ursprung des Bösen zu erklären, nahm er eine anfängliche Mischung geistiger und materieller Elemente in der von untergeordneten Geistern herrührenden Schöpfung an, deren allmähliche Scheidung die Aufgabe der Erlösung ist. Besonders merkwürdig erschien den älteren Kirchenlehrern seine Annahme von 365 aus dem obern Lichtreize (der Ogdoad) stufenweise emanirten Geisterreihen, deren Zahl durch den Geheimnamen des unbekannten Gottes, Abraxas, angedeutet wurde. Von den Schriften des V. und seines Sohnes Isidor, meist ethischen Inhalts, sind noch Fragmente vorhanden. Seine Schule hat eine sehr reiche Entwicklung erlebt, und aus dem ältern basilidianischen System ging frühzeitig eine unter dem Einflusse stoischer Philosophie wesentlich modifizierte Lehre hervor, welche der Verfasser der sog. »Philosophumena« nach einer basilidianischen Schrift ausführlich geschildert hat. Vgl. Jacobi, »Basilidianer philosophi sententiae« (Berl. 1852); Uhlhorn, »Das basilidianische System« (Göttingen 1855); Hilgenfeld im Anhang zu seiner »Jüdischen Apokalypse« (Jena 1857).

Vasid, ursprünglich königl. Halle, Antike des Archon Vasileus der alten Athener, ist der Name einer Gebäudegattung, die besonders bei den antiken Römern zu eigentümlicher Ausbildung gekommen und dann auf eine besondere Art der christl. Kirche übertragen worden ist. Die Basiliken des Altertums dienten gleichzeitig dem kaufmännischen Verkehr und der bürgerlichen Rechtspflege; sie bestanden aus zwei Hauptteilen, dem Tribunal (Apsis), welches, mit halbkreisförmiger Grundform, die Spitze der Richter enthielt, und dem Raume für das Publikum, der meist eine oblonge Grundfläche hatte und mit Säulenhallen umgeben war. Der Haupteingang befand sich meist gegenüber der Apsis. Solche Gebäude waren im Römischen Reich sehr häufig; doch haben sich nur geringe Reste davon (am besten zu Pompeji und Rom) erhalten.

Vasidiken hießen auch gewisse Säle in den größten Privatpalästen, welche eine den Gerichtsbasiliken ähnliche Anlage hatten. Dieselben wurden von den ältesten Christen zu ihren heimlichen Versammlungen benutzt, und dienten dann, weil zur Aufnahme

von Versammlungen im hohen Grade geeignet, als Vorbild für die Anlage der ersten christl. Kirchen. Im Laufe der Jahrhunderte wurde diese ursprüngliche Form dann natürlich, den erweiterten Bedürfnissen entsprechend, vielfach umgestaltet und künstlerisch weiter ausgebildet. Die charakteristischen Grundzüge einer christlichen B. sind: Einteilung des Raums für die Gemeinde in mehrere Schiffe durch Säulen, resp. Pfeilerreihen, überhöhtes Mittelschiff mit Oberfenstern und besonderer Raum für den Altar und die Priesterchaft (Apstis, Chor). Dazu kam dann oft noch ein mit Säulenhallen umgebener Vorhof mit Brunnen und eine Vorhalle. Später wurde neben der B. oft auch ein Glockenturm erbaut. Die Deden waren von Holz und ließen meist die Dachkonstruktion sichtbar. Die ältesten christl. Basiliken befinden sich in Rom und Ravenna; die interessantesten sind San-Clemente, San-Paolo fuori le mura, San-Lorenzo fuori le mura, Sta., Bubenziana, Sta.-Maria Maggiore, Sta.-Sabina, Sant'-Agnese und Sta.-Prassede, sämtlich zu Rom.

Aus der altchristlichen B. entwickelte sich durch weitere architektonische Ausbildung, besonders des Chorbauwes, die romanische B., deren Deden ebenfalls anfangs von Holz waren, aber bald durch Kreuzgewölbe ersetzt wurden, und die gotische B. Das charakteristische Merkmal einer mittelalterlichen B. ist das überhöhte Mittelschiff mit Oberfenstern. Im 19. Jahrh. haben König Ludwig I. von Bayern und König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen die Form der altchristl. Basiliken für Kirchen wieder aufgenommen. Die B. des heil. Basilacius zu Nisibis, die Kirche St. Jakob zu Berlin, die Friedenskirche zu Potsdam sind die wichtigsten Beispiele. Bgl. von Quast, »Die Basiliken der Alten« (Berl. 1845); Meier, »Die Urform der röm. Basiliken« in den »Mitteilungen des Österreichischen Central-Komm. mission für Baudenkmale« (14. Jahrg., Wien 1869); Zeisermann, »Die antiken und christl. Basiliken« (Erg. 1847); Weingärtner, »Ursprung und Entwicklung des christl. Kirchengebäudes« (Erg. 1858); Morhes, »Die Basilikenform bei den Christen der ersten Jahrhunderte« (Erg. 1863); Canina, »Ricerche sull' architettura più propria dei templi cristiani« (Rom 1846); von Quast, »über Form, Einrichtung und Ausschmückung der ältesten christl. Kirchen« (Berl. 1863); Meier, »über Ursprung, Entwicklung und Bedeutung der B.« (Erg. 1864); Häbich, »Die altchristl. Kirchen« (Karlst. 1863); von Quast, »Die altchristl. Bauwerke von Ravenna« (Berl. 1842).

Basilika, b. h. Königsseize, nennt man das unter dem griech. Kaiser Basilus Macedo (gest. 886) vorbereitete Gesezbuch des griech. Kaiserreichs, welches sein Sohn Leo der Weise (886—911) vollendete. Es besteht aus 60 Büchern und ist eine Umarbeitung des Justinianischen Gesezbuchs mit Berücksichtigung mancher unterdes geänderter Verhältnisse. Die Basiliken haben großen Wert für die Auslegung des Corpus juris, sind aber nicht mehr vollständig erhalten. Die Hauptausgaben sind von Jabrot (7 Bde., Par. 1847; ergänzt durch Kublen und Reih, »Supplementum operis Basiliei Fabrotiani«, Leid. 1765) und neuerlich von E. B. G. Heimbach (Bd. 1—5, Erg. 1833—50; ergänzt durch »Supplementum« von E. C. Zacharia von Lingenthal, Erg. 1846, Bd. 6, enthaltend »Prolegomena« und »Mannale« 1870). Das Gesezbuch wurde schon bald nach seiner Redaction mit Scholien ver-

sehen, die besonders als Reste der griech. Uebersetzungen der Justinianischen Rechtsbücher von Bedeutung sind. Später wurden diese Scholien in Handschriften vermehrt, verändert und zusammengefasst, und andere Arbeiten zur Erleichterung des Gebrauchs entstanden: so alphabetisch geordnet Auszüge aus den Basiliken (sog. Synopsen u. Ektoges). Noch im 14. Jahrh. bringt der »Prochoron« des Konstantinus Harmenopolus Auszüge aus den Basiliken (herausg. von Heimbach, Erg. 1838).

Basilisk, eine Gattung Eidechsen mit sehr Hautlappen auf Rücken und Schwanz, terge bitem Kopfe, kleinem Rumpfe und peitschenartigen dünnem Schwanz, welche im allgemeinen dem Iguan gleich, von Insekten lebt und sich auf B. Waldböden des südl. Amerika in der Höhe 1 Fäße aufhält. Der gemeine B. (*Basiliscus natus*) wird höchstens 1 m lang und ist durch eine große, dreieckige Kopfplatte aus. be. ausblähen kann. Er schwimmt gern und läuft bei Gefahr in das Wasser. Der indische B. (*L. phura tigrina*) gehört einer andern Gattung s. wird über 1 m lang, lebt wie die erste und ist sich in Amboina auf. — In der schon bei Vorn. vorkommenden Fabel tritt der B., der mit den gegenwärtigen Zoologie nichts gemein hat, als ungeheuerer Schlange auf, die durch den B. (*Basiliscus*) tödtet und durch ihre furchterliche Stimme alles Lebende aus ihrer Felle treibt. Die Schriftsteller des Mittelalters sahen dieses Wesen noch abenteuerlicher ausgemalt, oft abgebildet, z. B. Aldrovandi, und legen es auf dem Ei eines Hahns durch Kröten und Schlangen ausgebrütet werden. Die morgenländ. Fabel den ihrem B. eine Gestalt, die aus Hahn, Kröte Schlange zusammengesetzt und sich auch in ein Zeichnendes angedeutet findet.

Basilus I., byzant. Kaiser, Stifter der macedon. Dynastie, geb. 813 in der Gegend s. Thessalonien oder Adrianopol, entstammte der Familie griechischer Slaven. Im jungen Alter längere Zeit Sklave in bulgar. Gefangenicht, langte er 838 nach Konstantinopol, wo er, als ein Jüngling von riesenhafter Stärke, zum Hofmeister am Hofe des Kaisers Theophilus u. s. Stallmeister des Kaisers Michael III. wurde. Im 865 zum Oberkammerherrn ernannt, wurde er vertrautester polit. Ratgeber Michaels. Es gab ihm, seinen Hauptgegner, des Kaisers mächtig aber unpopulären Onkel Bardas, aus dem Kaiserthron (21. April 866), worauf er zum Kaiser und zum Präfecten der Hauptstadt, und am 26. 866 zum Cäsar und Mitregenten erhoben wurde. Bald aber entzweite sich B. mit Michael und letztern am 23. Sept. 867 aus dem Wege räumte.

B. führte nun eine tätige und thatkräftige Regierung, nur daß er, auch als Kaiser kein höherer Bildung, dem Aberglauben seiner Zeit geben blieb und zuweilen Züge despotischer Samtheit nicht zu unterdrücken vermochte. Deshalb einen scharfen praktischen Verstand, gewisshellig und unermüdete Thätigkeit. Das ihm große Klugheit vermied er es, sich mit den Feinden der Kirche zu verfeinden. Persönlich orthodox, ließ er sich mit der rechtsläubigen Kirche gut; lieber in dieser Richtung auch die Überwältigung der Paulicianer in Aken. Dagegen förderte er die Christianisierung der Slaven in Griechenland stellte Ordnung in allen Zweigen der Verwaltung.

und trug für tüchtige Rechtspflege Sorge. Die Verhältnisse zu der röm. Kurie, die namentlich durch den Streit zwischen Rom und Byzanz um die geistliche Herrschaft über die Bulgaren sehr gespannt worden waren, wußte B. wenigstens erträglich zu gestalten, er verstand es auch trotz vieler Schwierigkeiten, sich mit den deutschen und ital. Herrschern hinl. Stammes zu vertragen. Sehr wechselvoll waren die langwierigen Kämpfe mit den Arabern auf der langen Linie von Cilicien bis nach Italien und Sicilien. Während 878 mit dem Fall von Syrakus letztere Insel völlig in die Hände der Araber gerieth, wurde andererseits 875 ihnen Bari abgenommen, auch gelang es, die Araber aus Calabrien zu vertreiben, und die griechische Flotte ersocht 881 in den peloponnes. Gewässern große Erfolge. Im J. 877 wurde auch die byzant. Hoheit über die Iulianin und troat. Slawen hergestellt. B. starb am 29. Aug. 886 n. Chr.

Basilus II., byzant. Kaiser, war ein Sohn des Kaisers Romanus II. und der Theophano. Geboren 957, kam B. zur Herrschaft erst nach Ablauf der trübsaligen Regierungen der Kaiser Nikophoros Phokas und Johannes Tzimiskes, die sich aber nur als seine Vertreter angesehen hatten. Als letzterer am 10. Jan. 976 gestorben war, hatte B. lange gegen die Bevormundung des mächtigen und herrschsüchtigen Staatsratspräsidenten Basilus anzu kämpfen. Ein Aufstand des Generals Bardas Skleros, der aus Abneigung gegen den regierenden Kaiser als Präbident in Asien auftrat, wurde mit Hilfe 979 überwältigt. Inzwischen hatten die ital. Kaiser Angriffe auf Mittelitalien gemacht und namentlich hatte der bulgar. Held Samuel den größten Teil der innern Landschaften der Balkanhalbinsel erobert. Prespa zu seiner Hauptstadt gemacht und Ansbühe bis zum Peloponnes unternommen. Erst 981 konnte B. gegen ihn zu Felde ziehen. Aber eine schlimme Niederlage bei Triadiba nötigte B. zu langen reorganisatorischen Arbeiten. Die Energie und Strenge des Kaisers machte ihm viele Feinde, und noch 987 empörte sich der General Ducas Phokas in Asien. Nachdem dessen plötzlicher Tod (April 989) bei Anphos dem Bürgerkriege ein Ende gemacht hatte, entthob der Kaiser Basilus seines Amtes und trat nun mit voller Kraft als Alleinherrscher auf. Während er in Italien nur durch seinen General die Kämpfe mit Arabern und mit den sächsl. Kaisern führen ließ, während seine Heerführer (und er selbst persönlich 991 und 995) andauernd mit Erfolg auf der Linie von Karien bis Damaskus fochten, war seine Hauptaufgabe die Zerrüttung des bulgar. Reiches. Seit 990 währte dieser furchtbare Kampf. Im J. 96 war das Schicksal der Bulgaren entschieden und 1018 war das bulgar. Reich vollständig zu Grunde gerichtet und wurde in eine griech. Provinz umgewandelt. Im J. 1019 feierte B. in Athen ein solches Siegesfest und zog dann triumphierend in Konstantinopel ein. Er starb Dez. 1025.

Basilus, der Große genannt, geb. 330 zu Caesarea in Kappadocien, studierte zu Konstantinopel auch in den Schulen heidnischer Philosophen, trat auch in seiner Vaterstadt zuerst als Rhetor auf, ward dann aber durch das Beispiel seiner Mutter Ammilia und seiner Schwester Matriona auf Weltacht und asketisches Leben hingewiesen. Dieser asketischen Zurückgezogenheit ward B. jedoch 364 itzogen durch die Weihe zum Presbyter in Caesarea.

Im J. 370 ward er Bischof von Caesarea und starb 1. Jan. 379. Ein geistvoller Prediger und gelehrter Theolog, aber noch größer als Kirchenfürst, genoss er unter den griech. Kirchenvätern das größte kirchliche Ansehen, nicht bloß wegen seines hervorragenden Antheils an dem Kampfe wider die Arianer und an der theol. Verständigung zwischen Morgenländern und Abendländern (Homousiasten und Homousiasten), sondern namentlich in Anerkennung seiner Verdienste um die Regelung der Kirchenucht, des Gottesdienstes und der Verhältnisse der Geistlichkeit, und vor allem wegen seiner erfolgreichen Bemühungen zur Beförderung des Mönchsebens. Die griech. Kirche verehrt ihn als einen ihrer vorzüglichsten Schutzheiligen und feiert sein Fest den 1. Jan. Die Mönche und Nonnen sowohl dieser als auch der übrigen orient. nicht unierten Kirchen folgen fast durchaus der nach B. benannten Regel. Auch in Italien gab es sonst, und in Sicilien und Amerika gibt es noch jetzt Klöster dieser Gattung, welche den Orden der Basilianer bilden. Die auf B. zurückgeführten Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit und der Armut sind die Regeln aller Ordensgeistlichen der Christenheit, obgleich er eigentlich nur Stammvater der morgenländ. Ordensgeistlichen ist. Unter seinen Schriften, die am besten von Garnier (3 Bde., 1721—30) und von den Benedictinern (3 Bde., Par. 1739) herausgegeben wurden, besonders unter den moralischen und ascetischen, sind viele, deren Echtheit bezweifelt wird. Bp. Klose, »B. der Große, nach seinem Leben und seiner Lehre« (Straßl. 1835); Wöhlinger, »Die Kirchengeschichte in Biographien« (1. Bd., 2. Abteil, Jür. 1842). — B., Bischof von Ancona, das Haupt der Semarianer, deren Lehren er gegen Eudorus mit großem Eifer verteidigte, wurde, ungeachtet er beim Kaiser Konstantinus hohe Gunst genoss, 360 durch das Komilj zu Konstantinopel abgesetzt und nach Illyrien verwiesen.

Basilus (Valentinus), bedeutender Schriftsteller und Forscher aus der letzten Zeit der Alchimisten, soll angeblich am Oberrhein geboren sein, in seiner Jugend große Reisen durch Spanien, die Niederlande und England gemacht und 1413 im Peterskloster in Erfurt gelebt haben. In seinen zahlreichen Schriften findet sich ein wunderbares Gemisch von mystischer Schwärmerei und wahrem Forschungsdrang, der sich in letzter Instanz zwar immer auf die Auffindung des Steins der Weisen richtet, aber außerdem eine Fülle von naturwissenschaftlichen Kenntnissen verrät, wie sie zu seiner Zeit bei keinem andern gefunden wird. Er kannte das metallische Arsen genau, wußte, daß es mit Schwefel eine rote Verbindung eingebe, er erwähnt zuerst des Wismuts, des Zinks. Das Quecksilber stellte er durch Destillation von Sublimat mit Kalt in reiner Form dar, er beschrieb die Darstellung des Kalisgoldes und kannte seine explosive Wirkung. Quecksilberalcali und Bleisulfer stellte B. zuerst dar; er erhielt Eisenvitriol durch Lösen von Eisen in Schwefelsäure und beschreibt die Verwitterung des Grünspans. Aus dem Schwefelspießglanz schied er metallisches Antimon ab und bereitete eine ganze Reihe von Antimonverbindungen: das Antimonas, die Spießglanzblumen, Goldschwefel, Spießglanzbutter u. s. w. Er führte die Antimonpräparate in die Medizin ein und glaubte damit auf gleiche Weise den kranken Körper heilen zu können, wie nach seiner Beobachtung unreines Gold durch Schmeln:

mit Spiegelflanz von seiner Krankheit befreit und gekläutert wird. Von größter Bedeutung für die Chemie ist seine Entdeckung der Salzfäure geworden, die er durch Destillation von Kochsalz mit Vitriolöl erhielt. In der Untersuchung der Metalle bewies er große Geschicklichkeit. Seine Schriften sind erst lange nach seinem Tode gesammelt und dann später mehrfach herausgegeben worden, es ist bislang noch ungewiß, ob die Originale in deutscher oder lat. Sprache verfaßt waren. Die wichtigsten derselben sind: «*Currus triumphalis Antimonii*» («Der Triumphwagen des Antimon»); «*De magno lapide antiquorum Sapientum*» («Vom großen Stein der uralten Weisen»); «*Repetitio de etc.*» («Wiederholung u. s. w.»); «*Apocalypsis chemica*» («Offenbarung der verborgenen Handgriffe»); «*Testamentum ultimum*» («Letztes Testament»); «*Conclusiones*» («Schlußreden»). Gesammelt wurden seine Schriften am vollständigsten von Petrus (3 Tle., Hamb. 1717). Vgl. Kopp, «Geschichte der Chemie» (4 Bde., Braunschw. 1843—47).

Bafin (frz.), gefaspter Vorchent.

Basingstoke, Stadt in der engl. Grafschaft Hampshire, nordöstlich von Winchester, 77 km südwestlich von London, inmitten einer fruchtbaren, gut angebauten und zum Teil bewaldeten Gegend, zählt (1881) 6681 E., ist Eisenbahnknotenpunkt und betreibt Handel mit Getreide und Vieh. B. ist durch den 68 km langen Basingstokekanal mit der Themse und damit mit London verbunden.

Basis (grch.) nennt man im allgemeinen die Grundlage einer Sache. — In der Geometrie versteht man unter B. diejenige Seite einer geradlinigen Figur oder diejenige ebene Grenzfläche eines Körpers, welche als die untere gedacht wird, sodas die ganze Figur oder der ganze Körper darauf ruht. Es ist häufig willkürlich, welche Seite oder Seitenfläche man als B. ansehen will. Im gleichseitigen Dreieck nimmt man gewöhnlich die ungleiche Seite zur B., im Prisma immer eine von zwei parallelen und kongruenten Grenzflächen, sodas also im Parallelepipedum jede Grenzfläche zur Grundfläche genommen werden kann. Die Pyramide und der Kegel haben eine bestimmte B. — In der Geodäsie ist die B. eine gerade Linie von beträchtlicher Länge, die auf der Oberfläche der Erde mit größter Sorgfalt, meist mit Meßlangen, gemessen, und auf welche dann durch Winkelmessung und Rechnung ein weitläufiges geodätisches Netz von Dreiecken begründet wird. Der Zweck dieser Operationen ist entweder die Vermessung eines ganzen Landes oder die Bestimmung der Größe eines Meridianbogens und somit zugleich der Größe und Gestalt der Erde. Beim Potenzieren ist B. diejenige Zahl, welche so oft mit sich selbst multipliziert werden soll, als der Exponent angibt. Beim Logarithmieren wird B. die Zahl genannt, welche, mit dem Logarithmus potenziert, den Numerus ergibt. Beim Briggschen Logarithmensystem ist die B. 10, beim natürlichen oder Perpetuum System ist sie nur annähernd ausdrückbar $2,71828 \dots$ — In der Kriegskunst versteht man unter B. die Grundlage der Operationen, welche durch einen Landstrich mit festen Punkten oder eine besetzte Stromlinie gebildet wird, sodas nicht allein die Zufuhr von Verpflegung, der Ersatz an Munition und Material gesichert ist, sondern auch die Operationen eine kräftige Stütze daran finden. In dieser Hinsicht unterscheidet man die ökonomische und strate-

gische B., welche meist, aber nicht immer, zumeist fallen. Die ökonomische B. enthält die Bedürfnisse des im Felde operierenden Heers, welche in Magazinen, Depots u. s. w. an bestimmten Plätzen in Bereitschaft gehalten werden. Solche Plaz, Wasserplaz genannt, müssen gegen Unterbrechnen des Feindes vollständig gesichert, d. h. es müssen Festungen sein. Die strategische B. gibt der Armee durch günstige Terrainverhältnisse oder feste Punkte den sichern Ausgang für die Offensiv- und, falls eines Rückzugs, den Rückhalt für die Verteidigung. Von der B. gehen die Operationslinien, d. h. die Richtungen aus, nach welchen die Armee den Operationspläne gemäß sich bewegt, nach demjenigen Punkte (Objekte) hin, auf welchen die Operationen gerichtet sind. Man sagt, Operationen seien wohl basiert, wenn die Lage und Beschaffenheit der Magazine und Depots eingerichteten Plätzen die der Subjekte den Verlauf der Operationen der Wahrscheinlichkeit nach sicherstellen. Von guten Werte ist es, wenn die Verbindungslinie der Subjekte ein größerer, von Eisenbahnlinien begünstigter Strom bildet, der die Kommunikation der Regimenter untereinander auf eine sichere und bequeme Weise vermittelt und zugleich den Rückzug einer geschlagenen Armee unter den Schutz der Artillerie deckt. In der Regel wird sich die B. im Rücken einer operierenden Armee befinden und um so günstiger sein, je näher sie ist und je näher sie sich der Armee befindet. Entfernt sich eine Armee so weit von der B., das der Nachschub der Bedürfnisse ungenügend und unbequem wird, so muß sie Bedacht nehmen, eine neue B. anzulegen. Deutschland hatte bis 1870 für einen Offensivkrieg gegen Frankreich in der Richtung Rheinlinie seine natürliche B. Die territorialen Umgestaltungen, welche der Krieg von 1870/71 im Gefolge hatte, werden künftighin gestalten, die Operationen auf Neck und Straßburg zu basieren.

Basis, in der Chemie, s. Basen.

Basische Salze, s. unter Salze.

Basistat, s. Vaseistat.

Basite nannte Verruc. von Cotta im Gegenatz zu den Alciditen (s. d.) diejenigen Eruptivsteine, welche sich durch einen geringen Gehalt an Kieselsäure charakterisieren. Wie bei den Alciditen unterschied Cotta, je nachdem dieselben an der Oberfläche oder in der Tiefe zur Erstarrung gelangten, vulkanische B. (Basalte, Dolerite) und plutonische B. (Diabas, Gabbro, Melaphyr, Vorphyr).

Basken, bei den Spaniern *Bascos* oder *Bascones*, in ihrer eigenen Sprache *Euzkaldunak*, ein merkwürdiger Volkstamm, welcher um den Winkel des Golfes von Biscaya zu beiden Seiten des Baskenlandes der Pyrenäen, in der südwestlichen Ecke Frankreichs und einem Teile des nördl. Spaniens wohnt und den letzten Rest des einst über die ganze Pyrenäische Halbinsel und das südl. Gallien, u. vorhistor. Zeit wahrscheinlich noch viel weiter nach Norden verbreiteten Volkes der Iberer (s. d.) bildet. Die Aquitanier Cäsars und der röm. Kaiserzeit im südwestl. Gallien zwischen Garonne und Pyrenäen, von denen zum Teil die französischen B. abstammen, waren nur ein mit einem besondern Namen belegter Zweig der Iberer, der feinerseits in zahlreichere kleinere Völkernschaften zerfiel. Obgleich zu B. selbst gern die durch ihre Kämpfe mit den Römern berühmten Cantabrer für ihre Eroberungen erklären, so sind doch nur die Cantabrer, Karabrer und Autrigonen, welche das Gebiet der heutigen

Baschischen Provinzen, und die Basconen, welche zur Römerzeit Navarra bewohnten, als solche zu betrachten. Als später die Basconen ihre Herrschaft auch über die verwandten Stämme in Alava, Guipuzcoa und Biscaya ausdehnten, wurde ihr Name zugleich auf diese übertragen, und als noch später, im 6. Jahrh., die Basconen auch die Herrschaft über einen Teil von Aquitanien erlangten, machte sich deren Name in der Form Gasconier auch nördlich der Pyrenäen heimisch. Als Spanien von den Arabern unterworfen wurde, hielten sich die B. unabhängig; auch unter den Karolingern hatten sie ihre eigenen Herzöge. Nur Navarra war von den Mauren bis 806 teilweise besetzt; nach der Eroberung durch Ludwig den Frommen wurde es zum Königreich unter den Familien Bigorre und seit 1494 d'Albret. Ferdinand der Katholische eroberte den südlich von den Pyrenäen gelegenen Teil (Obernavarra), und Nierbarnarra kam durch Vermählung der Erbin Jeanne d'Albret mit Anton, dem Vater Heinrichs IV., an das Haus Bourbon. Die bascl. Landstädte Labourd und Soule schlossen sich zu Guianne an, kamen mit denselben an England und wurden erst 1453 bauernd mit Frankreich vereinigt. Die eigentlichen bascl. Provinzen Guipuzcoa, Alava, Biscaya vereinigten sich schon 1202 mit Gascillen durch Vertrag mit Alfons VIII., durch welchen sie sich ihre Rechte (Fueros) wahrten. In neueren Zeiten haben sie sich wiederholt gegen die absolutistische Regierung in Madrid und für die baskische Partei erhoben.

Das französische Baskenland (Pays Basque) erstreckt sich gegenwärtig nur noch über einen Teil des franz. Depart. Niederpyrenäen und begreift etwa 600 qkm mit 145.000 E., welche sich in die drei Kantone Labourd oder das Labourdais bascl. Lapurta, bei den Römern Lapurbum mit 60.000, Soule (bascl. Zuberna) mit 34.000 und Nierbarnarra (Eize, Nhabaret und Nixe) mit 45.000 E. verteilen. Die bedeutendsten Städte sind Bayonne, das jedoch jetzt fast ganz französisch ist, und St. Jean-de-Luz, welches gegenwärtig als der Hauptort des franz. Baskenlandes gelten kann. Der frühere Mittelpunkt der bascl. Bevölkerung war Haris (d. i. Gerichtssitze), wo die Ältesten in ihrem Bicar (d. i. Rat der Älten) unter einer (in der französischen Revolution zerstörten) Eide zusammentraten und über die Angelegenheiten des Volks beschloffen. Die Industrie der französischen B. ist unbedeutend. Getreide-, Obst- und Weinbau, letzterer jedoch nur mittelmäßig, sowie Viehzucht, namentlich (besonders auf Sardellen und Thunfische), auch etwas Bergbau sind die Nahrungsquellen der Bewohner. Die Höhen sind mit dichten Wäldungen von Eichen und Kastanien bedeckt.

Das spanische Baskenland begreift einestheils das Königreich (Provins) Navarra, welches auf 104.78 qkm (1877) 304.184 E. zählt, die größtenteils, besonders in den nördlichen und gebirgigen Teilen B. sind, anbernteils die drei sog. Baschischen Provinzen oder Bascongada's Biscaya oder Bilbao, Guipuzcoa und Alava oder Bittoria), welche zusammen auf 7204 qkm (1877) 450.359 E. zählen. Die Gesamtsumme der B. in Spanien mag etwa 600.000 betragen. Die spanischen B. haben mehr noch als die französischen ihre Rationalität bewahrt. Sie sind gläubende Patrioten, stolz auf die Vorrechte ihres Landes, auf das Alter und den Ruhm ihrer Nation. Ihre Sit-

ten sind einfach, ihr ganzes Leben hat noch einen patriarchalischen Anstrich. Alles, was die B. kufsfälliges und Eigentümliches haben, stammt aus alter über. Zeit. Es ist noch dieselbe Unerfrodenheit, Abhärtung und Ausdauer, dieselbe Freiheitsliebe und Tapferkeit, aber auch Leidenschaftlichkeit und Rachsucht, wie sie schon Hannibal zu schätzen wußte. Ihr Körperbau ist schon und hart, die Sitten sind einfach, die Trachten der Landbewohner noch altertümlich. Ein gewisser Wohlstand ist gleichmäßig verbreitet. Von feudalem Wesen hat das Land nie etwas gekannt; die zahlreichen Wohlhabenden hausen zum großen Teil noch in halbfestenen Burgen und viereckigen Türmen, Casas solas genannt. Die B. sind verschmielte Schmuggler, tüchtige Soldaten, fleißige Ackerbauer, industrieöse Werkleute, tüchtige Matrosen und Jäger. Mit den übrigen Bewohnern der Iberischen Halbinsel teilen sie den Hang zu ausgelassener Fröhlichkeit und die leichte Erregbarkeit, doch kommt es bei ihnen fast nie zu blutigen excessen. Sie sind fleißig und gewissenhafte Arbeiter; besonders zeichnen sich die bascl. Frauen vor den übrigen Spanierinnen durch Hauslichkeit und Thätigkeit vortreflich aus. Ihre alten bürgerlichen und polit. Gebräuche, Rechte und Freiheiten wußten die B. Jahrhunderte hindurch gegen den königl. Absolutismus zu behaupten, und ebenso hartnäckig widersetzten sie sich später dem modernen Konstitutionalismus. Nach dem Tode Ferdinands VII. schloffen sie sich Don Carlos an, weil sie in diesem den Beschützer ihrer alten Volkfreiheiten erblickten, und Navarra und die drei Baschischen Provinzen bildeten den eigentlichen Herd des karlistischen Aufstandes. Erst mit dem Vertrage zu Bergara (1839) erfolgte ihre Unterwerfung unter die konstitutionelle Regierung und im Juli 1876 wurden die letzten der in den Baschischen Provinzen bisher noch geltenden Sonderrechte (s. Fueros) aufgehoben. Neuerdings waren die Baschischen Provinzen mit Navarra wiederum der Haupttheater und Schauplatz des Karlistenkriegs. (S. Spanien.) Vgl. B. von Humboldt, »Prüfung der Untersuchungen über die Urdwohner Hispaniens« (Berl. 1821); Majure, »Histoire du Béarn et du Pays Basque« (Bau 1839); Jizuela, »Guipuzcoaco Provinciarum condaira edo historia« (San-Sebast. 1847); Michel, »Le Pays Basque« (Par. 1857); Garat, »Origine des Basques de France et d'Espagne« (Par. 1869); Bladé, »Etudes sur l'origine des Basques« (Toul. 1869); Cénac Moncaut, »Histoire des peuples Pyrénéens« (3. Aufl., 4 Bde., Par. 1874).

Die Sprache, welche das Volk der B. spricht, wird von ihnen selbst Euscara, Eskuara oder Eskuera genannt. Sie ist nach B. von Humboldt's »Untersuchungen über die Urdwohner Hispaniens«, abgesehen von den Veränderungen, welche dieselbe im Laufe der Jahrhunderte erfahren, im allgemeinen die der alten über. Bewohner Spaniens und Aquitanien's. Die Turdetaner in Batica, die Lusitanier, die Cantaber, Autrigonen, Barduler, Vasconen und Aquitanier sprachen nur Dialekte ein und derselben Sprache, welche ebenso wie das heutige Basclische mit den Sprachen der benachbarten Völker in ihrem ganzen Organismus nicht die geringste Verwandtschaft zeigt. Es werden drei Dialekte unterschieden: der labortianische, guipuzcoanische und vizcainische, in dieser Ordnung von Osten nach Westen im bascl. Sprachgebiete folgend. Doch ist überall das Basclische zu einer Volksumdant

herabgesunken. Die Gebildeten sprechen seit langer Zeit im Norden der Pyrenäen französisch und in den Baskischen Provinzen spanisch. Ein eigenes Schriftthum hat sich in dieser Sprache nie entwickelt. Nur aus älterer Zeit kennt man einige Bruchstücke von Volksliedern, deren angebliches hohes Alter aber zweifelhaft ist. Doch singt noch jetzt das Volk zu seinen Nationaltänzen Lieder in Euscara, welche *Jizuetas* in den «Guipuzcoaco dantza gogoangarrien condaira» (San-Sebast. 1824) aufgezeichnet hat. Andere bask. Lieder sind gesammelt in «Euscaldun ancikaco ta ara ledabieico etorquien» (San-Sebast. 1826) und einiges in deutscher Übersetzung in Ellisens «Versuch einer Polyglotte der europ. Poesie» (Tl. 1, Pys. 1846). In der franz. Seele finden von alters her an gewissen Festtagen dramatische Vorstellungen statt, welche ihre Stoffe, ähnlich den Mysterien, theils der Bibel oder Heiligenlegende, theils den mittelalterlichen epischen Sagentreisen, theils wohl auch alten nationalen Überlieferungen entlehnen. Eine Analyse von 34 solchen Stücken gibt Richel in «Le Pays Basque, sa population, sa langue, ses mœurs, sa littérature et sa musique» (Par. 1857), der auch in «Le Romancero du Pays Basque» (Par. 1859) eine Anzahl vollständiger Erzählungen mitgeteilt hat. Was sonst in bask. Sprache gedruckt ist, besteht fast nur in Religionsbüchern, mit wenigen Ausnahmen nur Übersetzungen. Originalwerke sind jedoch *Jizuetas* Geschichte von Guipuzcoa und Gibraltars Geschichte der B., beide der neuern Zeit angehörig. Unter den ebenfalls erst seit dem 18. Jahrh. von patriotischen B. unternommenen, wenn auch noch unritischen Versuchen, die Sprache grammatisch zu konstruieren und etymologisch-lexikalisch zu verzeichnen, sind zu nennen: die Grammatik des Jesuiten Varamendi «El imposible vacido» (Salamanca 1729); dessen «Diccionario trilingue castellano, bascuence y latia» (2 Bde., San-Sebast. 1745; neue Aufl. 1853); Astarloa, «Apologia de la lengua bascongada» (Madr. 1803); Erro y Népiroz, «Alfabeto de la lengua primitiva de España» (Madr. 1806) und dessen «El mundo primitivo» (Madr. 1815). Vgl. Lecluse, «Grammaire basque» (Toulouse 1826); Abbadié und Chaho, «Études grammaticales de la langue euskariacae» (Par. 1836); Adelson im 2. Bande (Berl. 1809) und B. von Humboldt im 4. Bande (Berl. 1817) des «Mithridates». In neuerer Zeit haben sich namentlich Chaho, der auch ein großes «Dictionnaire basque» (Lef. 1 u. 2, Bayonne 1856) begonnen, Prinz Louis Lucian Bonaparte («La langue basque et langues celtiques», Lond. 1862) und in Deutschland Rahn («Bask. Sprachdenkmäler», Berl. 1857) um das Baskische verdient gemacht. Zu nennen ist noch aus neuerer Zeit: J. Binjon, «Documents pour servir à l'étude historique de la langue Basque» (Bayonne 1874); van Esp, «Essai de grammaire de la langue basque» (Amsterd. 1867); derselbe, «Dictionnaire basque-français» (Par. 1873); derselbe, «Grammaire comparée des dialectes Basques» (Par. 1879); Ribary, «Essai sur la langue Basque» (aus dem Ungarischen, Par. 1877).

Baskerville (John), berühmter engl. Buchdrucker und Schriftgießer, geb. in Wolverley in der Grafschaft Worcester 1706, war anfangs Schreiblehrer in Birmingham und trieb nachher selbst mit großem Erfolg ein bedeutendes Radier-

geschäft, neben welchem er sich seit 1750 auf bei Schriftschneiden und Buchdrucken legte. Nach mühsamen und kostbaren Versuchen wurde er der Schöpfer schöner Typen, worin nach ihm nur Bodoni und Didot noch Vortrefflicheres leisteten. Er druckte mit denselben zu Birmingham 1756 den Virgil in Medianquart, dem die Ausgaben mehrerer anderer lat. Klassiker und einiger englischer (J. B. Wilson) und ital. Schriftsteller folgten, unter denen besonders der Aristos Herocypaden u. Auch sein Neues Testament (Drf. 1763) wird in typographischer Hinsicht besonders geschätzt. Sein ganzes Druckgerät, Schwärze, ja sogar das Papier verfertigte er sich selbst. Er starb 8. Jan. 1781. Beaumarchais kaufte 1779 die von ihm nachgelassenen Lettern für 3700 Pfd. St. und druckte damit zu Rehl die Prachtausgabe von Voltaires Werken in 70 Bänden.

Basnage ist der Name einer berühmten protest. Gelehrtenfamilie der Normandie, welcher mehrere namhafte Theologen angehören. — Benjamin B., geb. 1580, gest. 1652, war Prior in Carentan in der Normandie und wohnte als Deputierter seiner Provinz den Synoden des franz. Hugenotten bei. Im J. 1637 war er Präsident der Nationalsynode zu Alençon, 1644 Bischof von der zu Carentan. Seiner Ruhe und lehrnenen Milde ist es besonders zu danken, daß die Anglikanischen Streitigkeiten (s. Anglikanisch) nicht zu einer Spaltung innerhalb der reform. Kirche führten. Sein bedeutendstes polemisch. Werk ist der «Traité de l'église». — Samuel B., Enkel des vorigen, geb. 1638 zu Bayeux und Prediger daselbst bis 1685, floh nach Aufhebung des Edikts von Nantes nach Holland. Hier gab er eine Anstellung als Prediger zu Zutphen, wo er 1721 starb. Als Schriftsteller that er sich hauptsächlich auf dem Gebiete der histor. Kritik hervor. Seine Hauptschriften sind die «Exercitationes historico-criticae de rebus sacris et ecclesiasticis» (Utr. 1692 u. öfter), eine geschichtliche Kritik der Annalen des Baronius für die J. 35–44, und die «Annales politico-ecclesiastici» (3 Bde., Rotterd. 1706), welche von Augustus bis zu dem gegenw. Kaiser Phocas reichen. Außerdem schrieb er ein «Morale théologique et politique», wichtig als einer der ersten Versuche, die Moral absonderlich von der Dogmatik zu behandeln. — Jacques B., des vorigen Vetter, geb. 8. Aug. 1653 zu Amiens, erst Pfarrer daselbst, nach Aufhebung des Edikts von Nantes flüchtig, wirkte seit 1691 als Prediger in Rotterdam, seit 1705 im Haag, wo er 22. Febr. 1723 starb. Er genoss als Prediger und Geschichtsschreiber, aber auch als Diplomat eines ausgezeichneten Rufes und wurde sogar von dem Herzog von Orléans, dem damaligen Regenten von Frankreich, zu verschiedenen Unterhandlungen eingeladen. Die Generalstaaten ernannten ihn zu dem Historiographen. Unter seinen zahlreichen Werken sind die «Histoire des églises réformées» (2 Bde., Rotterd. 1690) und die «Histoire de l'église depuis Jésus-Christ jusqu'à présent» (2 Bde., Rotterd. 1699) die wichtigsten. Ihre Tendenz ist eine Widerlegung der «Histoire des variations des églises protestantes» von Bossuet. Ferner sind zu erwähnen seine «Histoire des Juifs» (5 Bde., Rotterd. 1706) und zahlreiche gegen Bossuet gerichtete Streitchriften.

Basquine (fr.), bask. Frauenmantel, Oberrock.

Basra oder **Bassora**, in ältern Schriften auch **Bassora** genannt, Hauptstadt des ahist. tärk. Vilajets B., das 1875 von Bagdad abgetrennt wurde und außer dem alten Sandhsat B. auch die Gebiete der Muntest-Kraber und des 1871 unterworfenen Küstenlandes von Redschd umfaßt, liegt unmittelbar am rechten Ufer des Schatt-el-Arab (der Vereinigung des Euphrat und Tigris) und ist im Norden durch ein enges Strombajenbassin begrenzt, dessen Längsachse senkrecht zum Flußlaufe fällt. B. ist der wichtigste See- und Handelsplatz jener Gegend und war zur Zeit einer Blüte, wo er ein Centrum des Weltverkehrs zwischen Indien, der Levante und Europa bildete, eine große, reiche Stadt, die von Portugiesen, Holländern und Engländern häufig besucht wurde. B. soll in der Mitte des 18. Jahrh. 150000 E. gezählt haben, sank aber seitdem so, daß die Bevölkerung 1860 nur noch 4000 E. betrug. In neuester Zeit, namentlich unter der Verwaltung Midhat-Paschas (1868—72 Generalgouverneur von Bagdad und nachmaliger Großvezier) hat sich die Stadt wieder gehoben, so daß die Zahl ihrer Einwohner jetzt auf 10000 geschätzt wird. Unter dem Patronat Midhats wurde die tärk. Dampfschiffahrtsgesellschaft Oman gegründet und nahm B. ihren Sitz. Der Schiffsverkehr von B. aus Stromabwärts hat seit Eröffnung des Suezkanals (Nov. 1869) eine erhöhte Bedeutung gewonnen. Auch ist die zunehmende Verlandung des Stroms ein Hindernis seiner röschen Ausdehnung. B. ist auch als die am weitesten gegen Ostarabien vorgeschobene größere tärk. Ortsschaft ein wichtiger Ausgangspunkt für eine Erweiterung der osman. unmittelbaren Herrschaft nach dieser Richtung hin. Seit Sommer 1874 ist daher auch die Befestigung der Strommündung (Jau-Boas) mittels dreier auf dem rechten Ufer stufenweise angulegender Küstenbatterien beabsichtigt. Das beste Gebäude ist Mar-phil oder Anti-Jengli, das engl. Konsulat am Hauptstrome, wo die Dampfschiffe anlegen. Die beispiellose Unreinlichkeit der Straßen, in Verbindung mit den Miasmen, die sich in der sumpfigen Umgebung und den stagnierenden Gewässern der Kanäle erzeugen, haben B. zu einem abscheulichen Fieberherde gemacht. Der Boden der Landschaft würde bei geringer Kultur die mannigfaltigsten Produkte in Fülle hervorbringen. Man pflanzt indes fast ausschließlich nur die Dattelpalme, die hier eine sehr reichliche und beliebte Frucht liefert, wovon große Mengen nach den Hafenplätzen des Persischen und Indischen Meeres ausgeführt werden. Außer den Datteln bilden in B. noch die Pferde einen Ausuhrartikel, deren jährlich einige hundert nach Indien gehen. Die früher beträchtliche Ausfuhr von Kupfer hat sich in Einfuhr verandelt. Der Import aus Indien beschränkt sich auf Kasse, Zinnober, Reis, Gewürze und Bauholz zur Herstellung der Euphrat und Tigris fahrenden Barken. Die tärk. Regierung besitzt zu B. ein Arsenal mit armer Artillerie. Den Verkehr mit Bagdad vermitteln zwei englische und sieben tärk. Dampfer. Die Legung eines Telegraphenbalkens nach Aamandhi in Indien wurde im April 1864 englisch-orientalisch ausgeführt. Nach Bombay fahren außerdem arab. Bagla, die zur Zeit der Dattelernte (im Oktober) nach B. kommen und den Handel mit ihrer Heimat und bis zur Somali-see vermitteln.

Die Gegend am untern Schatt-el-Arab hatte einst eine große Handelsbedeutung. Das gegenwärtige B. entstand erst im 17. Jahrh. nach dem Verfall von Alt-Basra, dessen Ruinen 15 km im S.W. an dem jetzt troden liegenden großen Flußarme Schärrī Zaaba sich befinden. Diese Stadt wurde 635 angelegt, um den Persern die Verbindung mit dem Meere abzuschneiden, sowie um einen Hafenort und Schlüßel zum Euphrat und Tigris zu gewinnen. Die Entwicklung von Alt-B. gründete sich aber wieder erst auf den Verfall des an der frühern südwestl. Mündung des Euphrat gelegenen, seit Nedubabnezar bis auf die macedon. Zeit blühenden, durch Rearchs Einfahrt mit Alexanders Flotte bekannten Handelsplatzes Terodon oder Tiribotis, der wegen seiner mit Dattelpflanzungen, Obstgärten und Wohnungen bedeckten Gegend noch bis ins 14. Jahrh. von den Arabern als ein Lustrevier bezeichnet und zu den vier Paradiesen der Moslems gerechnet ward. Alt-B., nach welchem man den Persischen Golf auch «Meer von B.» nannte, gelangte als Emporium ind. und arab. Waren für die Kalifenstadt Bagdad zu großem Wohlstande und gewann auch durch seine Dichter und Gelehrten in der moslem. Literatur einen hohen Ruhm. Im 4. Jahrh. der Hedjra stiftete hier Ibn-Risaa eine der ersten mohammed. Gelehrtsakademien des Mittelalters, und die Stadt erhielt den Ehrennamen Kubbet el-Jolam (Kuppel des Jolam). Nach Bagdad spielt Alt-B. die bedeutendste Rolle in den Märchen der Tausendundeinen Nacht. In späterer Zeit kam Alt-B. in die Gewalt arab. Scheichs und sonst herab. Mit der Eroberung Bagdads durch Murad IV. 1638 fiel die ganze Gegend in die Hände der Türken, und das jetzige B. wurde nun der Sitz eines wichtigen Pashaliks. Am Ende des 17. Jahrh. fiel letzteres in die Gewalt der Perser, wurde aber 1701 zurückerobert, dann 1771 abermals von den Persern, 1778 von den Türken, 1787 von den Arabern und dann wieder von den Türken eingenommen. Die Mahabiten, welche seit 1810 die Stadt wiederholt bedroht und blockiert hatten, erlitten hier 1815 eine entscheidende Niederlage durch die ägypt. Truppen unter Ibrahim-Pascha. Von 1832—40 war B. in den Händen Mehmed-Alis.

Badrelief (spr. Bareliëff), s. Relief.

Bass (ital. basso, tief) bedeutet in der Musik die unterste oder tiefste Stimme mehrstimmiger Gesang- und Instrumentalstücke. Weil nach akustischen Gesetzen die Harmonie oder musikalische Mehrstimmigkeit als Akkord von der tiefsten Note aufsteigend sich bildet, ist der B. das wirkliche Fundament der ganzen Harmonie, welcher er gleichsam trägt. Darauf beruht die große Bedeutung, welche er in der Musik einnimmt. Derselbe bezieht sich mehr auf die Harmonie als auf die Melodie, während es bei den drei obern Stimmen (Sopran, Alt und Tenor) umgekehrt ist. Wie sehr von dem B. die gesamte Harmonielehre abhängt, ist am besten daraus zu ersehen, daß «Harmonielehre» und «Generalbass» gleichbedeutend sind. Für die praktische Musik ergibt sich hieraus die Forderung, bei Aufführungen den B. durch hinreichend starke Besetzung genügend hervortreten zu lassen. Weil solches im Gesang allein schwierig ist, hat man besondere Bassinstrumente (s. d.) und Begleitungsarten (s. Basso continuo) erfunden, welche dem Sänger zu Hilfe

kommen. Aus dieser Bedeutung als Fundament erklärt sich auch, daß in vollbesetzten Musikstuden mehrere Stimmen und Instrumente dieselben Bassnoten haben. Ein guter Bassist besitzt einen Umfang von zwei Oktaven (vom großen F bis zum eingestrichenen E) und darüber. Die tiefsten Stimmen findet man in Rußland; Deutschland hat ebenfalls schöne Bässe probuirt, besonders aber vereinigen die ital. Bassisten Umfang, Stärke, Wohlklang und Beweglichkeit in einem bei andern Völkern selten erreichten Grade.

Der B. hat einen besondern Rotenschlüssel, welcher Bassschlüssel oder auch F-Schlüssel genannt wird, weil er auf der vierten Linie steht, deren Note dann das kleine F ist.

Baß, kleine Felseninsel an der Ostküste Schottlands und an der Südküste des Eingangs zum Firth of Forth, zur Grafschaft Haddington gehörig; die Ufer haben einen Umfang von etwa 1,5 km, sind steil und, außer auf der Südküste, unzugänglich und steigen bis 120 m auf. B. ist nur von einer außerordentlichen Menge von Seeröseln bewohnt. Eine merkwürdige Höhle durchzieht sie von SO. nach NW. Ehemals stand hier eine jetzt abgebrochene Feste, welche unter den Schott. Königen als Staatsgefängnis benutzt ward.

Bassa, soviel wie Bassa (s. d.).

Bassa, eine kleine, zum Gebiete der im südwestl. Teile Arabiens, bei dem jetzigen Baviha, gelegenen Stadt Phigalia gehörige Ortschaft (Rome), ist bekannt durch das dazu gehörige, auf einem 1131 m hohen Plateau des Berges Kotilion stehenden Tempel des Apollon Epitourios, dessen Überreste noch jetzt eine der schönsten Tempelruinen Griechenlands sind. Der Tempel, von dem attischen Baumeister Iktinos um den Beginn des Peloponnesischen Kriegs aus seinem bläulichweißen Kalkstein erbaut, war ein dor. Peripteros von 42 m Länge bei 16 m Breite, mit 6 Säulen auf den Schmalseiten und 15 Säulen auf den Langseiten (die Säulen doppelt gerechnet). Das Dach der hypäthralen Cella, in welcher das Kultbild, ein 4 m hoher Ergoloth (an dessen Stelle später ein Akrolith, d. h. ein Holzbild, an welchem Kopf, Hände und Füße aus Marmor angefügt waren, getreten zu sein scheint), stand, wurde durch eine Doppelreihe von je 5 durch Wandpfeiler mit den Seitenwänden verbundenen ion. Halbsäulen gestützt; über denselben zog sich an allen vier Wänden der Cella ein aus 23 Marmorplatten zusammengefügter, 31 m langer, 0,7 m hoher Fries hin, auf welchem in Hochrelief die Kämpfe der Lapithen gegen die Centauren und der Athener gegen die Amazonen unter dem Beistande des Apollon und der Artemis, welche auf einem von Hirschen gezogenen Wagen erscheinen, dargestellt sind. Die sämtlichen Blatten dieses Frieses sind, wenn auch zum Teil stark beschädigt, 1812 durch eine Gesellschaft von Architekten und Archäologen verschiedener Nationen, welche eine Ausgrabung in den Ruinen des Tempels vornahm, aufgefunden worden und jetzt im Britischen Museum ausgestellt. Vgl. O. R. von Stadelberg, »Der Apollotempel zu B. in Arabien und die darselbst ausgegrabenen Bildwerke« (Rom 1826); Coderrell, »The temples of Jupiter Panhelleneus at Aegina and of Apollo Epicurius at Bassae near Phigalia in Arcadia« (Lond. 1860).

Bassam oder Groß-Bassam, Ort auf der afrik. Guineaküste (Bahr. oder Eisenbeinküste), am

Alfa oder Gossa, 4 km von dessen Mündung in das Meer. Die Franzosen besaßen hier ein Handelscomptoir, das sie 1871 aufgaben.

Bassano, Stadt in der ital. Provinz Vercim im Compartimento Venetien mit (1880 als Gemeinde) 14 704 E., 28 km nordnordöstlich von Vicenza, liegt auf einer Anhöhe in weiter Gemarkung am linken Ufer der Brenta, über welche eine hölzerne Holzbrücke auf steinernen Pfeilern führt, von Palladio erbaut und mit Hochwasser versetzt wurde, und ist durch Zweigbahn nach Padua und der Oberitalienischen Eisenbahn verbunden. In ihren alten hohen Mauern und der hochgelegenen von Gjelino da Romano erbauten Burg genießt sie einen höchst malerischen Anblick, der durch Lage unmittelbar am Fuße der Alpen noch erhöht wird. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs, eines Gymnasiums, mehrere Irdenwaren- und Tabakfabriken, viele Gerbereien, bedeutenden Wein-, Oliven- und Spargelbau, lebhaften Handel in Seide, Tuch und Leder und in Freimeffe. Die Druckerei von Remondini ist eine der größten dergleichen Anstalten in Oberitalien. In den 30 Kirchen sowie in dem Palast der Grafen Roberti finden sich schöne Gemälde. B. ist der Geburtsort der Philologen Anton Rantius und Roberti sowie der Malerfamilie, aus der sich deshalb Bassano nannte. Im 16. Jahrh. war B. fast immer den benachbarten Städten Vicenza, Verona und Padua unterworfen (zuerst Vicenza, dann Padua, seit 1604 Venedig); nur eine Zeit lang hatte es eigene Herrschaft. Einen berühmten Namen erlangte B. durch die Siege Bonapartes. Bei B. schlug selbst 8. Sept. 1796 den österr. Feldmarschall Bismarck, welcher von Trient aufgebracht war, um Mantua zu entsetzen und den Weg zu weiteren Vordringen in Tirol abzuschneiden. Der schlug fehl, denn mit Kraft warfen die Österreicher und Augereau links des Flusses die österr. Artillerie zurück und rüdten nach Erstürmung der Brücke in B. ein. Bismarck aber zog sich mit Verluste von 6000 Gefangenen, 8 Fahnen, 10 Kanonen und einigen hundert Wagen nach Mantua zurück. Auch 6. Nov. 1796, 11. Nov. 1805, 5. Nov. 1805 und 31. Okt. 1813 kam es zu Kämpfen zwischen Franzosen und Österreichern in B. ten. Durch Napoleon ward B. 1809 an das Herzogtum mit 15 000 Eln. jährlich an Österreich übergeben und 1811 der Minister-Staatkanzler Metax (s. d.) damit beliehen, der sich nun Herzog von B. nannte.

Bassano, Herzog von, s. Metax.

Bassano, eigentlich Jacopo da Ponte seiner Vaterstadt Bassano zugehörig, ein Schüler der Venetianischen Schule, geb. 1610, gest. 1682. Er malte anfangs in der Weise von Veronese und Bonifacio, aus welcher Zeit seine histor.-religiösen Bilder herrühren. Rasch aber wendete er seine Aufmerksamkeit auf die Landschaften und lehrte in seine Vaterstadt wurde er aber einer ganz neuen Richtung, des Genres, zuwenden, sowohl reine Genrebilder, meistens Darstellungen von Landeuten mit ihren Geräten und Tieren, als auch die dem Rahmen der ernstlichen tiefenartigen seiner Heimat, als auch Bilder aus der Geschichte, denen er genretreues Interesse beilegte.

Seine vier Söhne, unter denen Francesco (1548—91) und Leandro (1560—1630) am meisten trugen, betrieben mit dem Vater eine

Bilderfabrik, welche fast in allen Galerien zahlreich vertreten ist. Eins der besten Werke Francescos ist ein Deckengemälde im Dogenpalast zu Venedig, die Einnahme von Padua bei Nachtzeit vorstellend. Das Berliner Museum besitzt von ihm eine Darstellung des barmherzigen Samariters, die dreideckner Galerie eine Himmelfahrt der Maria, eine Anbetung der Hirten u. s. w., auch ein Genrebild. Von Zandaro hat man ein tüchtiges Bild der Dreieinigkeit in der Kirche San-Giovanni e Paolo zu Venedig, wo er sich überhaupt die längste Zeit aufhielt.

Bassareus (grch.), Beiname des phryg.-thrac. Bacchus, von dem Fuchsfell (παρσάρη), welches Bacchus und die Bacchopriester trugen; Bassariden, Beiname der Bacchantinnen; bassarisch, fuchsig, bacchantisch.

Basse (holländ.), Drehbasse (s. d.). Kleine, runde und senkrecht drehbare Kanone auf Schiffen.

Basse (Pa.), kleine Stadt im franz. Nord-Departement, 23 km im SW. von Lille, an den Kanälen der Aisne-à-la-Basse und der Deule und an der Eisenbahn von Lille nach Bethune. Die alte Feste, welche 1489 der Erzherzog Maximilian, 1641 die Franzosen eroberten, wurde 1668 geschnitten. B. zählt (1876) 3063 (Gemeinde 3415) E., welche Ole, Seifen, Leder, gefärbtes Papier, Tuch, Wein und Eigarie bereiten und mit Korn, Weizen, Stroh und Leinen handeln.

Bassein, Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts der Unionen Pegu von Britisch-Birma, auf dem linken Ufer des Megrais oder Basseinkusses, der westlich von der zahlreichen, Ausharten Mündungen des Irrawadi. B. zählt (1872) 20648 E.; es beherrscht den auch für die schwersten Seeschiffe behelfbaren Megrais vollkommen und bildet daher einen Punkt von großer Wichtigkeit für die militärische Okkupation dieser Provinz. Es wurde von den Engländern 19. Mai 1852 gleich zu Anfang ihres zweiten Kriegs mit den Birmanen erobert. In neuerer Zeit besuchen Handelschiffe der meisten fahrenden Nationen diesen Ort in zunehmender Menge. — Der Distrikt Bassein umfaßt 16878 qkm mit (1872) 322 689 E.

Bassien, kleine, zu der brit.-ind. Präsidenschaft Bombay gehörende Insel, ungefähr 18 km lang und 5 km breit, durch einen schmalen Kanal von dem Festlande getrennt. Sie gelangte zuerst 1534 von Bahadur Schah, dem Beherrscher des Gujarat, an die Portugiesen, ging von diesen 1765 durch Kasualisation an die Maharatten über und ward 1780 von den Engländern unter General Goddard erobert, die sie jedoch später wieder an die Maharatten abtraten, und erst 1818, nach Unterwerfung der Maharatten, bleibend in Besitz nahmen. Der gleichnamige Hauptort der Insel ist unbedeutend und in zunehmendem Verfall.

Basselin (Olivier), franz. Volksdichter, s. Le.

Basselschubel (frz. métier de basse-lisse, engl. low warp loom), im weiteren Sinne ein Webstuhl mit nahezu horizontaler Kette, im Gegensatz zum Bauteischstuhl (s. d.), bei welchem die Kette in vertikaler Richtung aufgespannt ist; im engeren Sinne ein zur Herstellung von Teppichen und Tapeten, namentlich der Gobelins oder Niederländer Tapeten gebrauchlicher Webstuhl; daher Basse-lisse (niederländische) Weberei im Gegensatz zum Bauteischlisse (hochschäftigen) Weberei.

Bassermann (Friedr. Daniel), bad. Abgeordneter und Politiker, geb. 24. Febr. 1811 zu Mann-

heim, kam zu einem Kaufmann in die Lehre, konditionierte dann als Kommit in Druggengeschäften zu Haare und zu Paris, besuchte 1829—31 die Universität Heidelberg und gründete hierauf in Mannheim ein kaufmännisches Geschäft. Seine Mitbürger wählten ihn 1841 in die bad. Kammer, in welcher B. als energischer und gewandter Gegner des ministeriellen Systems auftrat und bald unter den Führern der Opposition eine hervorragende Stellung erlangte. Auf dem Landtage 1847—48 stellte er einen Antrag auf deutsche Nationalvertretung, der der franz. Februarrevolution nur wenige Tage voranging und als ein jändender Funke in die Stimmung der Zeit hereinfiel. Nachdem die Regierung die vollständigen Forderungen gewährt hatte, gehörte B. zu ihren eifrigsten Verteidigern. Er ward von der bad. Regierung im März 1848 als Vertrauensmann an den Bundestag nach Frankfurt geschickt und trat, als Vertreter eines dadr. Wahlbezirks in die Nationalversammlung gewählt, mit Eifer der äußersten Linken entgegen. Im Aug. 1848 trat B. ins deutsche Reichsministerium als Unterstaatssekretär des Innern ein, welche Stellung er bis zur Entlassung des Ministeriums Gagern behielt. Auch ward er im Nov. 1848 und Mai 1849 nach Berlin geschickt, um ein Verständnis mit der preuß. Regierung anzubahnen, was ihm jedoch nicht gelang. In einer Schilderung der berliner Zustände, welche B. 18. Nov. 1848 im Frankfurter Parlament entwarf, erwähnte er auch die verdächtigen «Gesalten» auf den Straßen Berlins, welche dann als «Bassermännische Gesalten» zum gesägten Wort geworden sind. In dem Verfassungsstreite stand er eifrig auf der Seite der preussischen erbkais. Partei, und nach der Ablehnung der Kaiserkrone war er der erste, der zu einer Verständigung mit Preußen riet, wie sie später in der Versammlung zu Gotha von dem größten Teile seiner Partei als Programm aufgenommen worden ist. Als Vertreter eines rheinpreuß. Wahlbezirks nahm er an dem Unionsparlament zu Erfurt teil. Schon im Beginne seiner ständischen Wirksamkeit hatte B. sein einträgliches kaufmännisches Geschäft aufgegeben und zu Mannheim in Gemeinschaft mit A. Wathy (s. d.) eine Verlagbuchhandlung begründet, deren Unternehmungen zum großen Teil der deutschen Reform gewidmet waren. Unter andern erschienen in diesem Verlage seit 1. Juli 1847 die «Deutsche Zeitung». Seit 1850 durch ein Nervenleiden, zu dem sich bald auch ein Augenübel gesellte, an polit. Thätigkeit behindert, nahm sich B. 29. Juli 1855 durch einen Bistolschuß das Leben.

Basseffe (frz.), Niedrigkeit, Gemeinheit.

Basse-tallo, b. l. mittlerer oder höherer Bass, heißt in der Russl. soviel als tiefer Tenor, Bariton (s. d.), die Tenorgeige und Tenorsfide. In der bildenden Kunst bezeichnet man mit dem Ausdruck die etwas erhabene oder halberhabene Arbeit, gleichbedeutend mit Basrelief. (S. Relief.)

Basse-Terre, Hauptstadt der franz. Insel Guadeloupe (Westindien), auf deren Westküste, zu beiden Seiten der Mündung der Rivière-aux-Herbes, zählt (1877) 8242 E., von denen der vierte Teil Neger. B. ist Sitz des Gouverneurs, eines Bischofs (seit 1850), hat ein Arsenal, einen Justizpalast, aber einen schlechten Hafen und wird durch das Fort Kidepante und einige Batterien geschützt. — B., der Hauptstadt der brit.-westind. Insel St. Christoph (St. Kitts), zählt etwa 8500 E., wird

durch drei Harts verteidigt und exportiert bedeutend in der Nähe gewonnenes Salz, ferner Zuder, Ingwer und Baumwolle.

Bassetthorn (Corao di basotto), ein tonreiches weiches Blasinstrument, wegen seiner Biegung auch Krummhorn genannt, wurde 1770 zu Passau erfunden und durch Th. Loh in Bresburg (um 1782) verbessert. Das B. ist eigentlich eine größere Klarinette, indem es derselben, die Biegung abgerechnet, sowohl hinsichtlich der Form als der Applikatur und der technischen Behandlung gleicht. Das B. wird mit dem Schnabel angeblasen und besteht, außer diesem, wie die Klarinette, aus Birne, zwei Mittelstücken und Stürze, welche, abweichend von der Klarinette, aus einem Windkasten hervorspringt. Neben den 15 Tonlöchern der Klarinette besitzt das B. auch alle durch die neuere Technik an jenen angebrachten offenen und verdeckten Klappen, wozu noch zwei außerordentliche für F und G kommen. Sein Umfang erstreckt sich von F bis zum dreimal gestrichenen C in chromatischer Folge, der Ton erklingt aber jedesmal eine Quinte tiefer, als er geschrieben ist, sodas also seine Notierung vom kleinen C bis zum dreimal gestrichenen G geschehen muß. Von Mozart ward das Instrument sehr wirkungsvoll benutzt, später weniger. Anweisungen für das B. schrieben Badoen und Müller.

Bassewig (Wagnus Friedr. von), verdienter preuss. Staatsbeamter, geb. 17. Jan. 1773 zu Schönhoff, dem Stammgute seiner Familie in Mecklenburg-Schwerin, besuchte das Pädagogium zu Halle, studierte 1791–94 Rechte und Kameralia zu Rostock und Jena und wurde 1795 Referendarius, 1800 Kriegs- und Domänenrat bei der Iurnark. Kammer, 1809 erster Direktor und Vizepräsident, 1810 Gesprächsident des Regierungskollegiums zu Potsdam und 1824 Oberpräsident der Provinz Brandenburg sowie Präsident des Konsistoriums, Schul- und Medizinalkollegiums dieser Provinz. Auch ward er 24. Dez. desselben Jahres in den Staatsrat aufgenommen. Nachdem B. im März 1842 seine Entlassung genommen, lebte er zu Berlin, wo er 14. Jan. 1858 starb. B. schrieb: „Die Kurmark Brandenburg, ihr Zustand und ihre Verwaltung unmittelbar vor dem Ausbruche des franz. Kriegs im Okt. 1806“ (Epp. 1847); „Die Kurmark Brandenburg in der Zeit vom 22. Okt. 1806 bis zu Ende des J. 1808“ (2 Bde., Epp. 1851–52); „Die Kurmark Brandenburg im Zusammenhange mit den Schicksalen des Gesamtstaates Preußen während der J. 1809 und 1810“ (herausg. von H. von Reinhard, Epp. 1860).

Basseige, s. Violon und Violoncello.

Bassia L., Pflanzengattung aus der Familie der Sapotaceen. Die etwa 30 Arten derselben, Ostindien und den Inseln des Indischen Archipels angehörig, sind Bäume mit blattwinkelständigen, in Büschel gestellten Blüten, die einen vierteiligen Kelch, eine acht- bis zwölfbliedrige Blumenkrone und zahlreiche Staubgefäße haben. Die Früchte sind kugelige oder eiförmige fleischige große Beeren, in deren Innern die sehr viel Fett enthaltenden Samen liegen. In den Blättern und Stämmen finden sich reichliche Mengen von Milchsaft. Aus den Samen einiger Arten wird ein butterartiges Fett gewonnen, indem man dieselben zerleinert und auspresst oder auskocht; dasselbe bildet für die Eingeborenen ein wichtiges Nahrungsmittel und findet a. a. o. technische Verwendung, hauptsächlich seitdem

die europ. Kolonisten darauf aufmerksam wurden. B. butyracea Roxb. liefert die Shea-Butter, longifolia L. und B. latifolia Willd. das Illi; Ol oder die Mamah-Butter. In den von Handel kommen große Quantitäten dieser Beseite und werden vorzugsweise zur Seifenfabrikation verwendet und auch wegen ihres bedeutenden Gehalts an Stearinsäure bei der Herstellung von Kerzen benutzt. Die Shea-Butter wird als die beste Sorte, die Mamah-Butter oder das Illi als die geringere angesehen. Eine der Gattung B. ist falls nahe verwandte Art, die jedoch botanisch nicht genau beschrieben ist, der sog. Kirilans Butterbaum, ein hauptsächlich an der West- und im Innern Kirilas vorkommender Baum, fertigt die Galam-Butter, die ebenfalls für Eingeborenen ein wichtiges Nahrungsmittel ist. Galam-Butter soll sich lange Zeit ohne Salz halten und auch weicher, fetter und schmackhafter sein als die Butter aus Kuhmilch. Diese Pflanze wurde erst von Mungo Park als die Stammpflanze Galam-Butter angeführt und von einigen Forschern zur Gattung B. gezogen, doch ist es wahrscheinlicher, daß sie der mit B. nahe verwandten B. Lucuma angehört.

Bassiguana, Stadt in der ital. Provinz Sardinia, am Po, mit (1880) 3864 Q., war mal befestigt. Hier siegten 1745 die Spanier über Sardinier.

Bassigay, franz. Landschaft, s. unter Laage.

Bassiu, geologisches, s. Baden.

Bassinet, s. unter Seidenindustrie.

Basinstrumente heißen in der Musik Instrumente, welche dem Singbas an Tonklangart ähnlich sind, sich daher leicht mit ihm schmelzen und teils zu seiner Untergründung, allein das harmonische Fundament eines Orchesters bilden. Die B. sind dreierlei Art: Saiteninstrumente, nämlich Kontrabaß und das eine O höher stehende Violoncell; Blasinstrumente, denen das Jagott den ersten Platz einnimmt, nämlich Schlaginstrumente, wie Pauke und Trommel. Auch Klavier und Orgel werden als B. bezeichnet, namentlich übertrifft eine starke Orgel mit vielen Registern an Gewalt alle andern B. Das wichtigste B. bleibt aber der Saitenkontrabaß, welcher der Saiteninstrumente wegen seiner Doppelgestalt als Kontrabaß und Bassist.

Bassist, s. unter Bass (musikalisch).

Bassklause heißt in der Musik der Dominante zur Tonika fortgeschreitende Note durch der vollkommene Tonstufschluß bewirkt.

Basso continuo (ital.) wird in der Bassstimme genannt, die als Grundbaß durch den ganzen Tonstufschluß geht; Name. Der Basso continuo ist nicht für eine bestimmte Pflanzengattung, sondern nur für Orgel und Klavier und seine Bedeutung liegt darin, daß er den Ton bezeichnet, zu welchem diese Instrumente harmonische Begleitung abgeben. Er ist eigentlich als eine selbständige einzelne Stimme zu denken, sondern als der harmonische Grund eines mehrstimmigen Tonsatzes. In diesem wurde derselbe auch im 16. Jahrh. zuerst von Viadana um 1600 in ein Buch gebracht. In der Tonkunst der Klassiker (bis 18. Jahrh.) ist seine Bedeutung eine andere.

Bassompierre (François, Baron von), schall von Frankreich, aus dem Hause von geb. 12. April 1579 zu Harouel in Picardien.

im Alter von 20 J. an den franz. Hof, wo er die kais. Heinrich IV. erlangte. Im J. 1610 wurde Mitglied des Staatsrats und Befehlshaber eines legation. Nach der Ermordung Heinrichs IV. ließ sich B. zur Partei der Königin, die ihn zum Kommandeur der Schweizer ernannte. Doch nach der Ermordung Concinis suchte er sich bei dem neuen König in Gunst zu setzen und trug, als es seinen Mütter und Sohn zum Kampfe kam, viel zur Niederlage der ersten bei. Im J. 1622 zum Varschall von Frankreich erhoben, mußte er Gesandtschaften nach Spanien, der Schweiz und England übernehmen. Später war er bei der Belagerung von La Rochelle thätig, erklärte 1629 den Hof von Sufa und besetzte einige Zeit das in ansehnlicher gegen die Hugenotten aufgestellte Arsenal. Seine Verbindungen mit dem Herzog von Guise, der Prinzessin von Conti und andern Anhängern der Königin hatten ihn indessen Richelieu verdächtig gemacht. Derselbe schickte ihn 1631 in die Bastille, aus der ihn erst nach 12jähriger Gefangenschaft der Tod Richelieus erlöste. Er erhielt einen Titel und Würden wieder, starb aber schon 2. Okt. 1646. B. war ein vollendeter Hofmann, dessen Beredsamkeit, die ihn in Schanden brachte, und ein großer Verehrer und Liebhaber der Kunst. Seine *„Mémoires“* (2 Bde., Köln 1665; 1 Bde., Amst. 1723), in der Bastille geschrieben, enthalten eine Fülle interessanter Mittheilungen. Derselbe veröffentlichte später *„Nouveaux mémoires du maréchal de B.“* (Par. 1802), deren Echtheit angezweifelt wird.

Bassora, s. Basra.

Bassoragummi, eine zu den Gummipflanzen-Gleichen gehörende Kautschukpflanze einer *Acacia*, wahrscheinlich *Acacia leucophloea*, besteht aus unregelmäßigen, rissigen, edigen, durchsichtigen und länglichen Stücken von gelber und bräunlicher Farbe, von milchigem, mattem Bruch, geruchlos, schmeckt sehr schleimig. Löst sich nur theilweise in Wasser, der Rest quillt zum schlüpfrigen, gallertigen Schleim. Der in Wasser lösliche Teil ist Harz, das unlösliche ist als Bassorin bezeichnet, letzteres wohl identisch mit Metarabinsäure. In fast allen Eigenschaften ist das B. dem Tragant sehr und wird auch wie dieses verwendet.

Bassora, s. unter Bassoragummi.

Bassotti (ital.), eine Art Raccaroni.

Bassstängel, s. unter Bas (musikalisch).

Baststraße, die Reerenge zwischen Tasmanien und Australien, 297 km lang und 111 km breit, genannt nach dem Wundarzt George Bast, der in J. 1797 entdachte und 1798 mit Jüttersen durchfuhr.

Bastus, Beischuanenstamm, s. Basuto.

Bast, ägypt. Göttin, s. unter Dubastus.

Bast war früher in der Anatomie der Pflanzen die gewöhnliche Bezeichnung für denjenigen Teil des Stängels oder des Stängelbündelrings, in welchem die Gewebsstoffe oder Plasma leitenden Elemente, die sog. Siebröhren (s. d.) liegen, und zwar wurde der Ausdruck Bast deshalb für diese Partien gewählt, weil in sehr vielen Fällen die Siebzellen, welche wegen ihrer Festigkeit den Namen Bastzellen verdienen und von denen auch ein großer Teil technisch als Bast die mannigfachen Verwendungen findet, die Begleiter jener Siebröhren sind. Bei Abstrich also den Namen B. von einzelnen Zellen auf die ganze Region, in der sie sich vor-

zugsweise finden. Da indessen diese Art der Benennung zu großen Verwirrungen Anlaß gab, so bezeichnen jetzt viele Botaniker nur diejenigen Zellen oder Zellgruppen als B., welche eine bedeutendere Festigkeit besitzen und dazu dienen, den übrigen partien Gemebepartien den nötigen Halt zu gewähren, die also, ähnlich wie die Knochen, Bänder und andere Einrichtungen bei den Tieren, das Stelen der Pflanzen bilden. Die Anordnung der festen Zellen ist dabei gleichgültig; sie können sowohl als Begleiter der Siebröhren wie auch anderer partier Gemebelemente auftreten.

Im gewöhnlichen Leben versteht man unter B. biegsame, zähe, zu Flechtwerk geeignete Pflanzenfasern oder Fasergerüste von Pflanzen. Technische Verwendung zu dergleichen Zwecken finden hauptsächlich die Bastzellgruppen der Lindenbäume, bekannt als Lindenbast. Dieser wird in Deutschland, Frankreich, Italien, Oesterreich, namentlich aber in Rußland zu verschiedenen Fabrikaten verarbeitet. Außer zum Reinigen holzerner und metallener Gefäße und zum Binden in der Büttenerei wendet man denselben zur Verfertigung von Seilen, Matten und Taschen an. Die Matten bilden in Rußland, wo sie auf einfachen Stäben gewebt werden, einen nicht unbedeutenden Handelsartikel. Dort fertigt man auch Schuhe und Hüte aus B. Die unter dem Namen Basthüte in Südeuropa, namentlich in Italien erzeugten Hüte werden jedoch mit Unrecht so genannt, da sie nicht aus B., sondern aus Streifen von Eichen- oder Weidenholz bestehen. Die größte Bedeutung hat die Verwendung einzelner Arten des B. als Spinnstoff. (S. Flach und Hans.) In Ostindien liefert der wie Flach bearbeitete B. verdienstlicher Baum seine Gewebe, die einen seidenähnlichen Glanz zeigen, häufig auch Seidenfäden enthalten und meist mit braunem, rotem, gelbem oder orangefarbigem Grunde mit andersfarbigen Längs- und Quersreifen unter allerlei Namen (Cherquemolles, Fontalongs, Foulas, Nillas, Biambonnes, Pinasses, Romales) in den Handel gebracht werden. Seidener (eigentlich halbleidener) B. heißt ein gestreiftes oder gemustertes Zeug, bei welchem die Kette aus Seide, der Einschlag aus Baumwolle besteht. Außerdem kommt unter der Benennung B. ein gelöppter, sehr glanzreich appretierter Baumwollstoff vor, auf dessen rechter Seite die Kette zu drei Vierteln über dem viel gröbren Einschlag freiliegt.

Bast, Abkürzung für B. Basterot, einen franz. Paläontologen, welcher die Fauna des Tertiärs besonders von Bordeaux bearbeitet hat.

Basta (ital.), es ist genug, genug davon; B. oder Baste, im Vombire und Solospiele der dritte Matador; bastant, hinreichend.

Bastagge (türk.), Gebäude für Pestkrante, Quarantänhaus.

Bastanthal (Bastanthan), in den westl. Pyrenäen, von der Bibassoa durchflossen, gehört zur span. Provinz Navarra, ist 35 km lang und 20 km breit, hat zum Hauptort Elizondo und besteht aus 14 Gemeinden mit 7—8000 E., welche einen Haupt Alcalde und ihre Juecos oder Privilegien besitzen. Die zahlreichen Wiesen ernähren einen starken Viehstand; man gewinnt Korn, Weiz, Lein, Kastanien und Subirats in Menge. Wegen ihrer Verdienste um die Krone Spaniens besitzen fast alle Bewohner Adelsrechte.

Bastard nennt man im physiol. und zoolog. Sinne die Nachkommen von Eltern, welche verschiedenen Arten angehören. Da sich die Eigenschaften der Eltern auf die Nachkommen vererben, so bieten diese Mischlinge mehr oder minder in ihrer Organisation die Eigenschaften der beiden Eltern in Mischung dar, doch stets so, daß ein oder der andere Charakter überwiegt; ja selbst auch in dem Sinne, daß bei einem Wurf mehrerer Jungen, z. B. von Wolf und Hündin, jedes Junge die Charaktere der Eltern in besonderer Weise gemischt zeigt. Nur nahe verwandte Arten können sich fruchtbar miteinander begatten, wie z. B. Pferd und Esel, Wolf und Hund, Fuchs und Hund, Löwe und Tiger, Gase und Kaninchen, Stieglitz und Kanarienvogel u. s. w. Die meisten dieser B. sind mit ihren Eltern, viele auch unter sich fruchtbar; die Inzucht einiger, wie z. B. des Kaninchen-Hasen, ist sogar Gegenstand der Industrie geworden. Einige freilich, wie gerade die am häufigsten gezüchteten Maultiere und Maultesel, sind unfruchtbar. Die meisten B. werden absichtlich gezüchtet; doch kennt man auch im Freien erzeugte B., wie den Kadelhahn (B. von Auer- und Birchhuhn), und neuerdings hat von Siebold in München von mehreren als besondere Arten beschriebenen Säbmauerfischen nachgewiesen, daß sie nur B. sind. Nachkommen verschiedener Rassen hat man auch zum Unterschiede Blendlinge genannt. Da jedoch die Begriffe von Art und Rasse nicht streng voneinander geschieden werden können, so laufen auch diese Unterschiede ineinander. — Im bürgerlichen Leben bezeichnet man mit B. das Kind einer unehelichen Verbindung. Unter dem Namen Bastardus kommt zuerst der Normannensherzog Wilhelm der Eroberer vor. Nach J. Grimm kommt das Wort wahrscheinlich aus dem Altnordischen (B. = hart wie Bast, in übertragener Bedeutung sowie wie unecht).

Bastardfelle (frz. lime bâtarde, engl. bastard-bastardierung, s. Bastard).

Bastard-Indigo, ein blauer Farbstoff, welcher aus den jungen Trieben von *Amorpha fruticosa* gewonnen wird.

Bastardise, s. Bastardise.

Bastardpflanzen (Hybriden, Pflanzenmischlinge) ist in der Botanik die Bezeichnung für Pflanzensorten, welche durch geschlechtliche oder andere Vermischung zweier verschiedener Arten entstanden sind. Man nennt diesen Vorgang der Vermischung auch Bastardierung, Hybridation, Kreuzung. Der weitaus größte Teil der B. ist durch geschlechtliche Vermischung entstanden; es besteht diese darin, daß die weiblichen Organe der einen Art durch die männlichen Organe einer andern Art befruchtet werden; aus dem dadurch gebildeten Samen geht die Bastardpflanze hervor. Die geschlechtliche Kreuzung kann auf zweierlei Weise vor sich gehen, sie kann in der freien Natur durch Vermischung von Tieren oder des Windes (s. Bestäubung), oder sie kann künstlich bewirkt werden. Die letztere Art der Kreuzung wird sehr häufig von den Gärtnern angewendet, um Hybriden zu erzeugen, die die Vorzüge sowohl der väterlichen wie der mütterlichen Stammpflanzen besitzen. Man verfährt dabei folgendermaßen: Man schneidet, wenn mittlere Blüten gekreuzt werden sollen, die Staubfäden, ehe ihre Antberen aufspringen, weg, was man Kastrieren nennt, und bringt nun den Samenstaub einer andern Pflanze, die als Vaterpflanze dienen soll, am

besten mit Hilfe eines zarten Pinsels auf die Kaiserin damit zu befruchtenden Blanze (der Mutterpflanze); außerdem muß selbstverständlich Sorge getragen werden, daß Pollenträger anderer Pflanzen als derjenigen, welche man als Vaterpflanze benützt hat, vollständig fern bleiben. Aus den Samen der auf diese Weise befruchteten Mutterpflanze entstehen nun B., Formen, die weder der Mutter- noch der Vaterpflanze gleich sind, beiden aber in ihren Beziehungen ähneln. Ob die Kreuzung künstlich geschieht, oder ob sie ohne Mitwirkung des Menschen in der freien Natur sich vollzieht, ist für das Resultat derselben gleichgültig.

Die Kreuzung ist in den meisten Fällen eine zwischen zwei Arten ein und derselben Gattung, möglich, nur sehr selten findet Vermischung von Arten nahe verwandter Gattungen statt. Niemals aber kommen Bastarde zwischen Arten von entfernt stehenden Gattungen vor. Die durch geschlechtliche Vermischung erzeugten B., die sog. sexual Bastarde, sind durch mehrere merkwürdige Eigenschaften charakterisiert. Zunächst lassen sich die Merkmale der Eltern stets an den Hybriden entdecken, aber nur so, daß man den Einfluss beider Eltern dabei wahrnimmt; so hat z. B. der Bastard der zwei Eucaryeararten *Medicago sativa* und *M. sativa* Blüten, deren Farbe zwischen Blau und Weiß den Blütenfarben der Eltern, schwach hervortritt. Ferner macht sich bei den B. ziemlich allgemein eine Schwächung der Sexualität geltend, es wird ein Teil der Pollenträger und ebenso ein Teil der Keimknospen mangelhafter ausgebildet, und diese sexuelle Schwäche in der Regel mehr bei männlichen als bei den weiblichen Organen zu merken. Hingegen besitzen die B., zumal die zwischen sehr nahe verwandten Arten, ein viel kräftigeres Wachstum, daß sich in einer reicheren Verzweigung, in den zahlreichen und mit Aktivität der Sexualorgane, besser ausgebildeten Blüten der längeren Lebensdauer und mehreren andern äußert. Gerade dieser letztere Umstand, der kräftigere Wachsstum in fast allen Teilen ist es, die Hybriden für die Gärtner und Blumenzüchter wichtig macht. Die B. sind fast immer, ohne Teil der Sexualzellen mangelhaft ausgebildet, fortpflanzungsfähig; man kann sie also nicht durch Stedlinge, Ableger u. s. w., sondern nur durch Samen vermehren; nach mehreren Generationen jedoch, und vorzüglich dann, wenn die Stammpflanzen sehr nahe verwandt sind, findet ein Zurückschlagen zu einer der beiden letztern statt. Die B. können nun ebenfalls wieder aus einer mit einer der Stammpflanzen, oder mit einem Eltern nahe verwandten Form, oder auch mit andern B. gekreuzt werden, und man erhält dann abgeleitete B. In letztem Falle trägt aber die mehr vorhandene Bastard eine Vermischung von vier Stammpflanzen an sich, man auf diese Weise fort, so kann man eine Anzahl aus einer noch größeren Anzahl Stammpflanzen. Die Kreuzung bietet also ein Mittel, um einigen nahe verwandten Arten einer Gattung eine Anzahl der mannigfaltigsten Formen zu erzeugen. Durch derartige Prozesse sind zum großen Teil zahllosen Abänderungen vieler Pflanzenarten, Auroren, Kamellen, Georginen, Rosen, Nelken, Pelargonien u. s. w. hervorgerufen worden. Doch sind nicht alle Familien gleichmäßig für Bastarde zu bilden; es gibt einige robustere Arten,

in die Hybridation sich sehr leicht vollzieht, so Familien der Geraniaceen, Rosaceen, Compositen, Solanaceen, Salicaceen und viele andere; bei uns hingegen, wie z. B. bei den Tolbengewächsen, B. eine Seltenheit. Unter den höhern Kryptogamen sind bis jetzt nur wenige Bastarde, und auch zum Teil nur ungenau bekannt geworden.

Anders können B. außer auf sexuellem Wege auch durch einen andern Vorgang entstehen, nämlich durch das von den Gärtnern sehr häufig angewandte Veredeln oder Pfropfen (s. d.); allerdings sind bis jetzt nur wenige Fälle dieser Art bekannt geworden. Man hat z. B. durch Veredeln mit gekleckten (panachirten) Blättern veredelter Art der Gattung *Abutilon* auf eine andere eben Gattung angehörige Art eine Hybridform insofern erzielt, als die Sprossen, die an dem stehenden Stamme sowohl aber als unter der Schlangenspitze hervorbrachen, ebenfalls gekleckte Blätter zeigten; man hat ferner ähnliche Resultate an blauen und weißen Kartoffeln erzielt; bei Veredlung einer blauen Kartoffelsorte durch die in einer weißen Sorte wurden nicht rein weiße Knollen gebildet, sondern es entstanden blau und gekleckte Knollen. Man muß dabei annehmen, die Unterlagen, auf welche Reiser oder Augen einer nahe verwandter Arten gepfropft werden, ein Einfluß auf die Ausbildung der betreffenden in der Augen haben, und auch umgekehrt, daß letztere, wie in dem Falle bei *Abutilon*, ihre Eigenschaften der Unterlage mittheilen können.

Die Literatur über die B. ist ziemlich umgränzt; die wichtigsten Schriften darüber sind: *Recherches*, »Vorläufige Bemerkungen von einigen Eigenschaften der Pflanzen betreffenden Versuchen Beobachtungen« (Erg. 1761); Gärtner, »Versuche und Beobachtungen über die Bastardzeugung Pflanzenreiche« (Stuttg. 1849); *Wichura*, »Die Veredlung im Pflanzenreiche erläutert an Bastarden der Weiden« (Bresl. 1865); *Herbert*, *Mythiacaene etc.* (Lond. 1873); *Jode*, »Die Mythenlinge« (Berl. 1884).

bastard, Volkstamm, f. unter Hotten.

bastardschloß (frz. serrure bâtarde, engl. lock-and), an manchen Orten Schnüppapp genannt, eine meist nur für eintourige Thier der Einfachheit wegen angewendete Konstruktion, die indes infolge der Art der Niegellung weniger haltbar ist und dem unbefugten in geringem Widerstand entgegensteht als ein richtiges Schloß der gewöhnlichen Art. Am einfach zu diesem befähigt das B. seine eigentliche Stellung, sondern der Riegel liegt in zurückgezogenem Zustande mit einem an ihm befindlichen Schnitt auf einem kleinen, auf dem Schloßblech eingelegten Eisenstück. Beim Auf- oder Zukommen hebt der Schlüsselbart den Riegel über seine Bewegung entgegenstehende Hemmung weg, verschiebt ihn entsprechend und läßt ihn in seine normale Lage zurückkehren, was eine am Riegel angebrachte Feder geschieht.

bastarner, wohl ein german. Stamm, der er als die übrigen deutschen Völker mit der griech. Welt des Altertums in Verbindung. Bei dem Vordringen der Germanen aus Ost nach der Mitte unserer Erde scheinen B. zuerst den Weg nach dem Südwesten gefunden haben. An der Theiß, den Karpaten und

am untern Donaudelta in ziemlich weiter Linie ausgedehnt, erschienen sie zuerst seit 182 v. Chr., zur Zeit der macedon. Könige Philipp V. und Perseus, in der Geschichte. Es waren riesige Gestalten, blaudäugig, Krieger von stämmiger, gefürchteter Tapferkeit, aber noch lange in sehr primitiven Zuständen verharrend. Wiederholt in den Kämpfen der späteren Römer an der untern Donau und an den Karpaten auftretend, erhielten sie sich als ein harter Stamm bis tief in das 3. Jahrh. n. Chr. hinein, wo die Goten als das herrschende deutsche Volk im südl. Osteuropa auftraten. Sie verschwanden aus der Geschichte, als auf Veranlassung des röm. Kaisers Probus 279 n. Chr. 100000 ihres Volks als neue Ansiedler in dem röm. Thracien Wohnsitz unter der roman. Bevölkerung angenommen hatten.

Bastel, Befestigung, f. unter Bastion.

Bastel, eine auf dem rechten Elbufer zwischen Rathen und Wehlen in der sächs. Amtshauptmannschaft Birna 230 m steil aufsteigende Felsmaße, einer der besuchtesten Punkte der sog. Sächsischen Schweiz, mit Hotel und (im Sommer) Post- und Telegraphenagentur. In der Nähe ist der Uttewalder Grund.

Basterne (frz., vom lat. *basterna*, Bezeichnung für eine von Maultieren getragene Sänfte), bedeckter Ochsenwagen.

Bastelauer, im Altertum ein weitverbreiteter Volk an der Südküste Spaniens.

Bastia, die ehemalige Hauptstadt der Insel Corfica und Bischofsitz, jetzt Hauptort eines franz. Arrondissements und Sitz des Militärgouverneurs, eines Gerichtshofs, eines Civil- und Handelsgerichts und mehrerer Konsulate. Die Stadt, im nordöstl. Theile der Insel gelegen, ist amphitheatralisch am Abhange eines Bergs im genues. Geschnitten erbaut, hat enge und winkelige Straßen, kein irgend ausgezeichnetes Gebäude und einen wenig sichern Hafen, der durch eine starke Citadelle und einige kleine; in neuerer Zeit angelegte Forts verteidigt wird. Sie zählt (1876) 16544 (Gemeinde 17572) E. und besteht ein Collège, eine Handelskammer, eine Curiale der Paul von Frankreich, eine öffentliche Bibliothek von 25000 Bänden, ein Naturalienkabinett, ein Theater, ein Militär- und ein Civilhospital und seit 1854 eine Statue Napoleons I. von weißem Marmor (von Bartolini). Die Bevölkerung baut Reis, fabriziert Wachs, Liqueure, Macarons und Seifen, unterhält Gerbereien, bedeutende Eisengießerei und Schmieden für die Marine, Zärberien und Oelmühlen und treibt Antimonergewinnung, Marmorbrüche, Fischfang und Korallenfischerei. Der Handel mit Öl, Wein, Feigen, Hülsenfrüchten, Häuten, Leder und Korallen ist nicht unbedeutend. Die Stadt wurde 1380 durch den Genueser Leonel Comellino an der Stelle des alten Nantium gegründet. Im J. 1745 nahmen sie die Engländer, die sie im folgenden Jahre an die Genueser zurückgeben mußten. Vergeblich belagerten B. 1748 Oesterreicher und Piemontesen. Nach der Vereinigung der Insel mit Frankreich (1768) war B. 1791—1811 die Hauptstadt des Depart. Corfica. Als Paoli 1794 die Franzosen mit Hilfe der Engländer fast ganz aus Corfica vertrieb, war B. die einzige Stadt, die sich noch zwei Monate lang hielt; 1796 wurden die Engländer wieder aus B. vertrieben.

Bastian, Abkürzung von Sebastian.

Bastian (Adolf), berühmter Reisender und Ethnograph, geb. 26. Juni 1826 zu Bremen, besuchte das dortige Gymnasium und studierte in Berlin, Heidelberg, Prag, Jena und Würzburg erst Jurisprudenz, dann Medizin und Naturwissenschaften. Im J. 1851 ging er als Schiffsarzt nach Australien, besuchte dort die Goldbistritze und einen Teil des Innern und reiste dann über Neuseeland nach Peru. Im weiteren Verlaufe seiner Reise kam B. nach Westindien, Mexiko und Californien, begab sich von hier nach China und Ostindien, besichtigte hierauf die Ruinenstätten von Babylon und Ninive, durchreiste Syrien, Palästina und Aegypten und kehrte nach einem Aufenthalt im Kaplande und in den portug. Besitzungen an der Westküste Afrikas nach Europa zurück. Nachdem er auch diesen Weltteil nach allen Richtungen hin durchstreift, langte er 1859 wiederum in Bremen an und veröffentlichte: »Ein Besuch in San-Salvador, der Hauptstadt des Königreichs Congo« (Brem. 1859), und »Der Mensch in der Geschichte, zur Begründung einer psychol. Weltanschauung« (3 Bde., Lpz. 1860). Im Jan. 1861 trat sodann B. seine zweite Weltreise an. Zunächst die noch wenig erforschte hinterind. Halbinsel ins Auge fassend, wandte er sich nach Nangun und fuhr den Irrawadi hinaus nach der Hauptstadt des Birmanenreichs, wo er sich ein ganzes Jahr dem Studium der Sprache und Litteratur der Birmanen widmete. Dann reiste er zu Lande von Maulmain aus nach Bangol, wo er wiederum eine Zeit lang die Sprache und Litteratur der Siamesen studierte, und begab sich von dort nach Java, besuchte hierauf Ragaseli und Jotuhama in Japan, von wo er sich über Shanghai und Tientsin nach Peking wendte. Mit einem mongol. Führer wurde die Wüste Gobi durchkreuzt, der Baikalsee auf einem Dampfschiffe; eine Schlittenreise führte im Winter zum Ural, worauf B. über den Kaukasus und die Länder am Kaspischen und Schwarzen Meere, durch Galizien die Rückreise nach Deutschland antrat (1865). Er habilitierte sich 1866 als Privatdocent in Berlin bei der philos. Fakultät, wurde dann zum außerord. Professor der Ethnologie ernannt und mit der Verwaltung des Ethnologischen Museums betraut. Abwechselnd mit Prof. Dore führte er mehrere Jahre den Vorsitz in der Gesellschaft für Erdkunde und wirkte mit zur Begründung der Anthropologischen Gesellschaft, bei der er Virchow im Vorsitz folgte. Als sich aus der Verbindung der Geographischen Gesellschaften Deutschlands die Afrikanische Gesellschaft bildete, leitete B. diese als Vorsitzender und begab sich zur Einrichtung der Station Chingoro nach der Loangolüste, um mit Dr. Giffels die weitem Pläne zu besprechen. Bei der Rückreise wurden Reisen in den Opowailändern und eine unter Leitung des Hauptmann von Homeyer gestellte Expedition nach Angola angeregt (1874). Außer einer Reihe von Aufsätzen in verschiedenen Zeitschriften und Broschüren und Vorträgen veröffentlichte er noch: »Die Völker des östl. Asien« (6 Bde., Jena 1866—71), »Das Beständige in den Menschenrassen« (Berl. 1868), »Beiträge zur vergleichenden Psychologie« (Berl. 1868), »Sprachvergleichende Studien« (Lpz. 1870), »Ethnolog. Forschungen« (2 Bde., Jena 1871—73), »Geogr. und ethnolog. Bilder« (Jena 1873), »Die deutsche Expedition an die

Loangolüste« (Jena 1874), »Schöpfung oder Entstehung« (Jena 1875). In Verbindung mit Ach. Hartmann begründete B. 1869 die »Zeitschrift für Ethnologie«, in welcher auch die Verhandlungen der Anthropologischen Gesellschaft in Betreff der Veröffentlichung finden.

Im Interesse der ethnolog. Sammlungen im königlichen Museum zu Berlin unternahm B. den J. 1875—76 eine Reise, auf der er selbst Peru, Ecuador, das Magdalena- und Cauca in Columbien, sowie Guatemala besuchte. In Ergebnisse finden sich veröffentlicht in dem Bde. »Die Kulturländer des alten Amerika« (Berl. 1878 fg.). Eine zweite Reise, gleichfalls für die ethnolog. Zwecke dieses Museums, wurde 1880 angetreten. Sie führte durch Persien nach Indien, zu den Hügelländern Assams, dann durch die Inseln des Indischen Archipels, über Lakadiven, Jiddsch, Neuseeland, Hawaii nach Oregon und mit Verührung Jucatis zurück (Aug. 1881). Darüber ist als erste Mitteilung erschienen: »Die heilige Sage der Polynesier« (Lpz. 1881). Weitere Veröffentlichungen B. sind zu nennen: »Vorgeschichte der Ethnologie« (Berl. 1881), »Die Völkergedanken im Aufbau einer Wissenschaft des Menschen« (Berl. 1881).

Bastiat (Henry Charles), engl. Aristokrat, geb. 26. April 1837 zu Turro, studierte Jura, war 1860—63 Assistent am anatom. und physiol. Museum der Universität zu London, dann Assistent an einer Irrenanstalt, 1867 Professor der physiol. Anatomie zu London, 1868 Assistent am hospital für Gelähmte und Epileptische, und 1871 Arzt am Hospital der Universität. B. gilt hauptsächlich als Autorität für Pathologie des Nervensystems. In seinen Schriften sind hervorzuheben: »The nature of origin of lowest organisms« (1871), »The beginnings of life« (2 Bde., 1872), »Clinical lectures on the common forms of Paralysis« (1875), »The brain as an organ of mind« (1880), deutsch auf dem Titel »Das Gehirn als Organ des Geistes« (Bd. 52 und 53 der »Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek«, Lpz. 1882).

Bastiat (Frédéric), einer der bekanntesten franz. Nationalökonomien, geb. 29. Juni 1801 zu Bagoune, widmete sich anfangs dem Handwerke, wurde 1831 Friedensrichter zu Rugon im Dep. Landes und bald darauf auch Generalrat des Departements. Die schriftstellerische Thätigkeit trat er erst 1844 mit einer Abhandlung »De l'influence des tarifs français et anglais sur l'union des deux peuples« im »Journal des économistes« von einer Reise nach England zurückgekehrt, er die von ihm in den engl. Freihandelskreisen gehaltenen Reden unter dem Titel: »Cobden's league ou l'agitation anglaise pour la libre-échange« (Par. 1845) erschienen. B. ging nach Paris, wo er zunächst die »Sophismes économiques« (Par. 1846; deutsch von Rabat dem Titel »Die Trugschlüsse des Socialismus« Berl. 1847) herausgab. Unter der Februarrevolution veröffentlichte er eine Reihe von Broschüren: »Fugitives zur Bekämpfung des Socialismus und Kommunismus« (»Protectionisme et communisme«, »Capital et rente«, »Mandats armés«, »Propriété et spoliation« u. s. w.). Besonders Proudhon geriet er in eine hitzige Polemik über von diesem für möglich gehaltenen Unmöglichkeit des Streiks. Sein Hauptwerk sind die

1949 erschienenen »Harmonies économiques« (deutsch in Prince-Smiths »Nationalökonomischer Lexikon«, Bd. 1, Berl. 1860). Er huldigt in dieser Schrift, wie auch in seinen übrigen, einem realistischen Optimismus. Vom Depart. Landes wurde V. in die Konstituierende und Legislative Nationalversammlung gewählt, wo er jedoch wegen Schwäche seines Organs nur selten sprach. Kräftigkeitshalber ging er nach Italien und starb 24. Dez. 1840 zu Rom. Eine Gesamtausgabe seiner Schriften veranstaltete Baillet (2. Aufl., 7 Bde., Par. 1864). Sein Todestag wurde im April 1878 zu Rouen (Depart. Landes) enthüllt.

Vastide (frz.), Landhaus in der Nähe größerer Städte Südfraukreichs, besonders der Maricelle; im älteren Kriegswesen ein Hofhaus.

Vastide (Jules), franz. Publizist und Historiker, geb. zu Paris 22. Nov. 1800, besuchte das College Jean IV. und widmete sich dann der Rechtswissenschaft. Als Teilnehmer an der Emigration vom 5. Juni 1830 verwundet und ins Gefängnis geworfen, trat d. 1831 der Carbonarierverbindung bei und beteiligte sich an allen Unternehmungen gegen die Restauration. Als Artilleriecapitän der Nationalgarde wurde V. in die December-Emigration von 1830 hineingezogen. Damals gehörte V. zu einer geheimen Gesellschaft unter Buonarrotti's Hauptleitung. Die- sen Enen beauftragte ihn mit der Organisation der republikanischen Partei im Süden von Frankreich, und er begab sich deshalb Anfang 1832 nach Lyon und Grenoble. Nachdem er wegen republikanischer Rhetorik verhaftet und vor Gericht gestellt war, erklärte er sich noch seiner Freilassung gegen Louis Napoléon als einer der Führer am Aufstande, welcher d. 5. Juni 1832 bei Gelegenheit der Beisetzung d. Generals Lamarque zu Paris ausbrach. Er wurde zum Tode verurteilt, entfloß aber aus dem Gefängnis und lebte nun zwei Jahre in England. Als Publizist war er am »National« und an der am ihm begründeten radikalen »Revue nationale« tätig. Nach der Februarrevolution von 1848 summierte V. als Delegierter für das Ministerium des Innern, dann als Generaldirektor dieses Ministeriums, war Mitglied der Konstituierenden Nationalversammlung und vom 10. Mai 1848 bis zum 4. Dez. Minister der auswärtigen Angelegenheiten, hatte aber eine unbedeutende Rolle. Viel Aufsehen erregten seine Schriften »La République française et l'Italie en 1848« (Brüssel 1848) und »Guerres de religion en France« (2 Bde., Par. 1851). Von seiner »Histoire de l'Assemblée législative« erschien nur der erste Band (1847). V. starb 3. März 1879 zu Paris.

Vastide, ursprünglich eine für befestigte Türme oder Burgen in Frankreich viel gebrauchte Bezeichnung, späterhin beibehalten als Name des zu Paris an Thore St. Antoine gelegenen festen Schlosses, welches Karl V. 1370 bis 1383 zum Schutze gegen England hatte erbauen lassen und welches als Staatsgefängnis, teils als Zwangsbürgerschaftsversuche der pariser Bevölkerung diente. Die V. hatte im allgemeinen die Form eines Rechtecks, dessen Ecken durch starke, auf der oberen Plattform mit Geschütz besetzte Türme flankiert wurden; außerdem befanden sich jeder der beiden langen Seiten noch zwei Türme. Als ganze umschloß ein tiefer Graben, dessen Wälle in Mauerwerk bestanden; Außenwände waren nicht vorhanden. Die Türme enthielten 40

finstere Kerker und 40 unterirdische Vertiefen (cachots), welche zur Aufnahme von Staatsgefangenen dienten. Ludwig XI. ließ in den cachots etwene Käfige anbringen, um die Strafvollziehung noch mehr zu verschärfen. Am 14. Juli 1789 morgens griffen bewaffnete Volkshäufen, welche das Innere überhand genommen hatten, die V. an, sprengten durch das Feuer einiger mitgebrachter Geschütze die Kette der Zugbrücke und erzwangen den Eingang. Das Schloß war nur von 32 Schweizern und 82 Invaliden unter Befehl des Gouverneurs, Morquid de Launay, besetzt, von denen 8, darunter der Gouverneur, 4 andere Offiziere und 3 Schweizer ermordet wurden. Am folgenden Tage wurde die V. zerstört, wobei der größte Teil der jetzt vorhandenen Alten, Aufzeichnungen der Gefangenen u. s. w. verloren gegangen ist. Die geretteten Schriftstücke wurden alsbald veröffentlicht (deutsch 1789 und 1790 in Frankfurt a. M. als »Beiträge zur Geschichte der V.«). Auf dem Platze, wo früher die V. stand, erhebt sich jetzt die Julisäule, 1840 zum Andenken an die in den Julitagen von 1830 gefallenen Volksheldkämpfer errichtet. Vgl. »La B. dévoilée« (Par. 1789); Delaure, »Histoire de Paris« (Par. 1821); Ringuet, »Mémoire sur la B.« (Yverd. 1783); »Remarques historiques sur le château de B.« (Par. 1789).

Vastion oder Bollwerk nennt man ein aus der Umfassungslinie einer Festung vorspringendes, aus vier Linien bestehendes, hinten offenes Werk, das zur Vertheidigung des Forterrains und zur Verstärkung des Hauptgrabens dient. Seine beiden vordern und zugleich längeren Linien, die Acan, stoßen in einem auspringenden Winkel, Saillant oder Bollwerkswinkel, zusammen, der nicht unter 60° sein darf, in der Regel 90—120° beträgt, und dessen Spitze der Bollwerkspunkt oder die Platte heißt. Die beiden kürzeren Linien, die Alanten, schließen sich mit einem stumpfen Winkel, dem Schulterwinkel, an die Acan an, und dieser Punkt heißt der Schulterpunkt. Das andere Ende der Alanten stoßt mittels eines eingehenden Winkels, welcher Courtinenwinkel genannt wird, an die Courtine oder den Zwischenwall, der je zwei und zwei V. miteinander verbindet; der Punkt, wo Alanten und Courtine zusammenstoßen, heißt der Courtinenpunkt. Die Verlängerung der Acan nach rückwärts auf den gegenüberliegenden Courtinenpunkt heißt die Streich- oder Defenslinie, und der dadurch mit der Alante entstehende Winkel der Streichwinkel, der in der Regel 90° beträgt. Die hintere Einnahme eines V. heißt die Achse. Innerhalb der vier Wälle, auf denen die Brustwehrlinien des V. ruhen, und der Achse des V. entsteht ein fächerförmiger Raum, in welchem früherhin gewöhnlich ein gemauertes Pulvermagazin stand; ein solches V. heißt ein hohles; ist dieser Raum aber mit Erde ausgefüllt, so heißt das V. ein volles. Wenn das V. durch einen Kehlgraben von etwa rückwärts liegenden Vertheidigungslinien getrennt ist, so entsteht ein detachirtes V. Die V. sind im Anfange des 16. Jahrh. an die Stelle der halbrunden Vasteten oder Mondels getreten, welche nach Einföhrung der Feuerwaffen an Stelle der alten Mauerwerke traten und diesen nachgebildet waren, aber in größerer Entfernung voneinander lagen. (S. unter Befestigungsmanieren.)

Västling, Västling (frz. chanvre à fruit, engl. female hemp), die weibliche Hanfpflanze (Späthans), die der Samengewinnung wegen später als

die männliche ausgezogen wird und, weil die Güte der Bastfaser hierdurch verliert, für den Spinnprozeß weniger als diese geschätzt ist. (S. Hans.)

Bastonnade (von dem frz. baston oder baton, der Stod) heißt bei den Europäern die im Orient gebräuchliche Prügelstrafe, welche namentlich in Schlägen auf die Fußsohlen oder auf den Rücken besteht.

Bastuler oder **Bastetaner** war der Name eines iberischen, frühzeitig stark mit phöniz. Kolonisten gemischten Volks im alten Hispanien; dasselbe hatte seine Sitze auf dem Küstenraume des südl. Päkta, von der Meerenge von Gibraltar an ostwärts bis zu den südsüdl. Ausläufern der Sierra Nevada.

Basuto (im Singular Mosuto), der bekannteste Stamm der Betschuane (s. d.) in Südafrika oder richtiger eine polit. Vereinigung von Bruchteilen verschiedener Betschuanstämme, deren regierendes Haus dem Stamme der Batuena angehört. Ihre Sprache, das Sesuto, ist ein besonderer Dialekt des Setschuana. Sie wohnen am südsüdl. Ufer des Kalahar. Vereinzelte Tafelberge, die Malutikette oder Blauen Berge steigen dort 5—600 m hoch aus den Thälern empor. In letztern schießt der Graswuchs äppig empor, sobald man ihn jeden Winter durch Feuer niederlegen muß. Da vom Oktober bis April reichliche Regen fallen, so tritt fast nie Miswachs ein. Die Säaten der B. liegen stets in einem Kreise, dessen innern Raum die Herden einnehmen. Von den Handwerken ist das der Schmiede das angesehenste. Als Feldfrucht wird hauptsächlich Sorghum gebaut, neuerdings auch Mais und Weizen, ferner Melonen, schwarze Bohnen, Erbsen und Tabak. Die Kleidung der B. besteht in einem Lendenschurz aus weichem Leder, bei den Weibern in einem bis an die Knie reichenden Hüftenröschchen. Die B. sind höflich und gastfreundlich, aber an kriegerischer Thätigkeit den benachbarten Kaffern bei weitem nicht gewachsen. Infolge früherer Bürgerkriege unter den Betschuanstämmen hatten sich zwei Drittel der B. in der Kapkolonie niedergelassen und gingen erst unter dem König Moschesh (gest. 1870) wieder in ihre Heimat zurück. Auch wanderte 1824 eine starke Abteilung unter dem Häuptling Sebotoane nach dem obern Zambesi aus, wo sie Livingston unter dem Namen Malololo kennen lernte. Das Gebiet der B., das auf 21 794 qkm (1875) 127 701 E. (darunter 378 Weiße) zählt, wurde 12. März 1868 mit den brit. Besitzungen vereinigt. Als aber die Regierung der Kapkolonie 1880 allen Eingeborenen die Waffen auszuliefern befahl, erfolgte ein Aufstand eines Stammes der B. unter Masupha, der nach einigen Siegen der Kolonialtruppen mit einem Waffenstillstand 18. Febr. 1881 endete. (S. Vantuvölker.) Vgl. Calais, „Les Basoutos“ (Par. 1859).

Bäte, Marktfleden, im Tolnaer Komitat in Ungarn, mit 3450 E., die trefflichen Weinbau treiben.

Batalle (frz.), Schlacht.

Bataillon (frz.) hieß im 15. und 16. Jahrh. jeder selbständige Schlachthaufen der Infanterie vom ital. battaglia und battaglia, der in verschiedener Stärke in der Form eines Vierecks auftrat und daher in Deutschland auch Geviert oder Gewalthaube genannt wurde. Im 17. Jahrh. übertrug man den Namen auf eine Abteilung der Infanterie von bestimmter Stärke. Das heutige B. muß Selbständigkeit besitzen und seine Kom-

pagnien nach den Gefechtsverhältnissen einzeln verwenden können, gleichzeitig aber eine leichte Führung gestalten; man giebt ihm daher eine Stärke von 600—1000 Mann. Die B. wurden bisher den verschiedenen Armeen verschieden eingeteilt, 4, 5, 6, 8, ja selbst 10 Kompagnien; da aber die Gliederung in starke Kompagnien eine Berückichtigung für die in neuerer Zeit überall abgesehene Kompagnielosentzucht bildet, so ist die preuß. Heere schon seit den Befreiungskriegen eigentümliche Einteilung in 4 Kompagnien von den meisten Armeen, namentlich Österreich, Frankreich, Italien, Belgien, Schweden-Norwegen, Dänemark und Rußland, angenommen worden, gegen wird das englische B. noch in 8 Kompagnien eingeteilt; 2—4 B. bilden ein Regiment, meist aber auch besondere Grenadiere, Jäger, Schützen, Jäger, und Volksgrenadiere, die jeweils ihrem Regimentsverbande stehen. Bei der Infanterie, den Genietruppen, dem Train ist doch nur Verwaltungseinheit, während es bei der Artillerie auch die taktische Einheit darstellt.

Batalha, Städtchen (Villa) mit (1878) 3000 im Distrikt Leiria der portug. Provinz Estremadura 135 km nordnordöstlich von Lissabon, an dem Ufer des Küstenflusses Eis, hat großen Reichtum an das prächtige Dominikanerkloster *Santa Maria da Sta. Maria da B.* erlangt, welches 1535 von I. von Portugal zum Andenken des Sieges über Johann I. von Castilien bei dem berühmten Fleden Aljubarrota (14. Aug. 1385) errichtet wurde. Die Kirche, überaus prachtvoll, mit vielen schönen Gemälden, neuerdings restauriert, gilt als schönste und wertvollste Bauwerk Portugals. In ihr ruhen die Gebeine der vier ersten Könige des Hauses Aviz, Johanns I., Eduards, Alfons und Johanns II., sowie des Infanten Heinrich Sechsherrn. Das Kloster ist von weithin durch Gärten umgeben. Die Stadt hat den Namen der siegreichen Schlacht (Batalha). Vgl. „Memoria sobre as obras do monasterio de Santa da Vittoria“ (Lissab. 1827).

Batane, ein kleiner Archipel, unter 15° 15' Br. und 124° östl. Länge (von Greenwich) von den Philippinen in Ostasien gelegen, in geol. und polit. Hinsicht zu denselben gehörig, wie sie unter span. Hoheit stehen. Die Inseln sind Bagal oder Orange im Norden, Hafenplaz San-José d'Ybano an seiner Spitze südlich von dieser Insel Batan oder Orange westlich von dieser Saptang oder Normand der kleinen, westlich ihr nahe gelegenen Inseln und der von beiden südlich gelegenen Inseln.

Batang oder **Battam**, Insel im indischen Archipel, liegt unter 1° nördl. Br. und 101° östl. L. (von Greenwich), östlich von Sumatra, südlich von der Halbinsel Malakka; westlich in geringer Entfernung, von der Insel Pontang, ist 413 qkm groß und bildet gleich dieser eine Abteilung der niederländ. Residentchaft Koon. Ihre Spitze ist ein Kontrollort gestellt. Die Bevölkerung der Bevölkerung, namentlich die der reichen chine. Ansiedler dazwischen, besteht in der Kultur der Uncaria Gambir und der Gewinnung von diesem Baume gewonnenen Guttapercha für Handel und die Ausfuhr.

Batarde (vom frz. *bâtard*, unehelich, unecht, zwitter...), halbtierische franz. Schrift, die zwischen der stehenden (Reihe) und der liegenden (Angabe) die Mitte hält; ferner ein bebedeter leichter Reiterwagen, der hoch in den Fibern hängt, besonders in Ländern üblich.

Batardeau (frz.; deutsch Wār), gemauerter Zaun quer durch den Festungsgraben, um das Feuer in denselben aufzustauen.

Batazbiere (frz.) Baumshule von gepropften Bäumen. (Geburt.)

Batardise (frz.) oder Bastardise, uneheliche **Batate** (nicht *Patote* [patata], unter welchem Namen die Hollen span. Junge die Kartoffel verstehen) wird bei uns tropischen Amerika einheimische und ist in allen Tropenländern und auch bisweilen in der warmen gemäßigten Zone (z. B. um Mexiko) in großen Knollen (Ipomaea Batatas Lam.) sowie deren Knollen genannt. Die zu den Juncaceen der Konvolvulaceen gehörende Pflanze ist perennierend und entwickelt aus ihrem an und unter dem Boden hinführenden und wurzelnden Stängel wohl langgestielte, pfrielförmige oder herzförmige Blätter und auf langen Stielen einzeln oder in Köpfchen stehende Blüten mit großen, purpurfarbenen oder auswendig weißen Trichterblumen, die sich unter der Erde hängende, röhrenförmige Früchte, welche oft bis zu 30 cm lang und bis zu 4 kg schwer werden, bald weiß, bald gelb, rosensüß oder rot gefärbt, inwendig sehr reichlich und mit einem angenehmen süßen Geschmack versehen. Am liebsten werden sie in heißer Asche gebraten. Man kennt eine große Anzahl von Spielarten, welche im Laufe der Zeit durch die Kultur entstanden sind. In den Tropenländern dienen die Knollen auch als Nahrung, die Blätter als Gemüse. Auch läßt man aus dem Mehl der B. Brot backen und Spiritus bereiten. Dennoch vermag die B. die Kartoffel zu ersetzen. Auch würde sie sich in Deutschland wohl deshalb nicht zum Anbau eignen, weil zur Erzeugung mehrerer Knollen durchaus ein warmer Boden notwendig ist.

Batara castra, altröm. Kastell an der Stelle heutigen Bassau.

Batavia ist der Name eines deutschen Volks, das einen Teil des heutigen Holland, namentlich auch den genannten Insel Batavia (ursprünglich nach den Batavoren) bewohnte, diejenige Arm des Rheins, bei sich bei Leiden in das Meer ergießt, und der Waal mit der Maas bildet; doch erstreckte sich das Land auch noch darüber hinaus. Nach Tacitus waren sie ursprünglich ein Stamm der Ratten (Batavi), der durch innere Unruhen aus der Heimat vertrieben, nach dem Rheindeelta hinabzog. Als die röm. Kaiser Augustus sich 13 v. Chr. anschickten, die Niederlande bis zur Elbe zu erobern, gewann ihre Flotte die B. für ein Bündnis mit Rom, sobald sie seine Nachfolger ihre Forderungen gegen die übermüdeten Germanen unterließen von den B. zu unterstützen konnten. Sie leisteten so den Römern schon in das vierte Jahrh. n. Chr. gute Dienste und standen unter deren Oberherrschaft nur in der Form der sog. Bundesgenossenschaft. Man konnte sie mit Schatzungen und Steuern und hatte von ihnen nur die Stellung von Mannschaff, nicht den sonstigen Teil des Reichs zu verwenden. Besonders war ihre Reiterei vorzüglich. Während des Vespasianischen und Vespasianischen Krieges (69 und 70 n. Chr.) empörten sie

sich unter des Claudius Civilis Anführung gegen die Römer, lehrten jedoch endlich zu dem alten Bündnis wieder zurück. Zu Ende des 3. Jahrh. nahmen die salischen Franken die Bataverinseln größtenteils in Besitz. Vgl. Dederich, »Geschichte der Römer und der Deutschen am Niederrhein« (Gmüder 1854).

Batavia, ursprünglich die von den alten Batavern besetzte Insel, dann überhaupt das Land der Bataver (s. d.), wurde in neuerer Zeit der lat. Name für Holland und das gesammte Königreich der Niederlande. Daher auch der Name Batavische Republik, mit welchem die Niederlande nach der Flucht des Erbstatthalters Wilhelm V. nach England in ihrer neuen, nach franz. Muster erfolgten Organisation vom 16. Mai 1795 bis zu ihrer Verwandlung in ein Königreich Holland (unter Ludwig Bonaparte, s. d.), 5. Juni 1806, belegt waren.

Batavia, Hauptstadt des Niederländisch-Ostindischen Reichs, liegt auf der Nordküste der Insel Java unter 6° 7' südl. Br. und 106° 48' östl. L. (von Greenwich) an der breiten und geräumigen, die See bildenden, gegen Norden durch 17 sehr kleine Koralleninseln geschützten Bai gleichen Namens, in sehr niedriger, größtenteils selbst morastigen Gegend. B. wird in seiner ganzen Länge von dem Tiliwung, einem schmalen und tiefen, nur für Boote und Braumen befahrbaren Fluße durchschnitten. Derselbe wird nur durch Eindeichung und fortwährende Ausbaggerung befahrbar erhalten, und seine Mündung mußte immer weiter über die sich vor derselben bildenden Morastbänke in die See hinausgeführt werden, sobald sie sich jetzt schon 4 km unterhalb der Stadt befindet. Den Grund zu B. legte der erste niederländ. Generalgouverneur, Pieter Booth, als er die von Houtman 1600 zu Batam (s. d.) gestiftete Faktorei von dort nach Jacatra, der 70 km östlicher gelegenen Hauptstadt des mohammed. Reichs gleichen Namens, überlegte. Der vierte Generalgouverneur, Jan Pieterz. Coen, erhob 1618 diese Faktorei zur Hauptniederlassung für den niederländ. ostind. Handel, dessen Mittelpunkt bis dahin die Molukken gewesen waren und wo auch die drei ersten Generalgouverneure ihren Sitz gehabt hatten. Die kleine auf der See gelegene, später Bulo Kapal, d. h. Schiffsinel oder holländisch Druks genannt Insel bot zugleich gute Gelegenheit für die Ausbesserung der Schiffe. Die Faktorei zu Jacatra wurde erweitert und mit Festungswerken versehen. Die letztern waren aber kaum fertig, als die Fürsten von Bantam und Jacatra, unter Beistand der auf die zunehmende Macht der Holländer eifersüchtigen Engländer zu Bantam, sich Rache gaben, die erstern daraus zu vertreiben. Die kleine Garnison hielt die Belagerung fünf Monate mit größter Tapferkeit aus, stand aber endlich auf dem Punkte zu kapitulieren, als Coen 28. Mai 1619 ihr von Amboina mit Schiffen und Truppen zu Hilfe kam. Die Faktorei wurde entsetzt, der Fürst von Jacatra vertrieben, seine Hauptstadt vernichtet und sein Reich Besitztum der Holländer. Ihre früher Jacatra genannte Niederlassung erhielt jetzt den Namen Batavia. Coen legte zugleich den Grund zu einer Stadt und zum Schutze derselben ein neues großartiges Fort an. Der Bau des letztern war aber kaum halb beendet, als dasselbe (1628 und 1629) wiederholte Belagerungen von der ganzen Seemacht des Sufuhunans (Kaisers) von Mataram, des Beherrschers von Central- und Ostjava, auszuhalten hatte. Von dem Augenblicke an, wo

der letzte Sturm der Javaner abgeschlagen war, entwickelte B. sich sehr schnell und gelangte, als Mittelpunkt für den Handel der Niederländisch-Ostindischen Kompanie in Ostasien und als Stapelplatz für die Ausfuhr nach Holland von allen Erzeugnissen Vorder- und Hinterindiens, von China, Japan und vornehmlich den ind. Inseln, bald zu außerordentlicher Blüte. Die Stadt wurde immer größer, prächtiger und reicher, jedoch sie noch vor Ende des 17. Jahrh. Königin des Orients genannt werden konnte.

Seit dem Beginn des 18. Jahrh. fing B. aber an ungesund zu werden. Daß diese große, stets zunehmende Ungeundheit und Sterblichkeit, wegen welcher B. während des ganzen 18. Jahrh. so verächtlich gewesen ist, durch das heftige Erdbeben am 5. Jan. 1699 verursacht wurde, erscheint mehr als zweifelhaft. Wahrscheinlicher wurde sie schon durch die erste Anlage der Stadt ganz nach altholländ. Weise, mit Grachten und Alleen dichtbebaute Bäume in allen Straßen, bedingt. Diese Bauweise war allen örtlichen Verhältnissen gänzlich unangemessen. Die vielen Grachten und Kanäle verschlammten allmählich, wurden sumpsig und entwickelten in stets zunehmendem Maße, gleichwie die ganz in der Nähe gelegenen Strandmoräste, welche schon damals immer mehr an Ausdehnung gewannen, wie sie sich auch jetzt noch fortwährend mehr ausbreiten, das bödsartigste, die gefährlichsten Fieber erzeugende Miasma. Fessungsachtet hatte B. im 18. Jahrh. in der Regel zwischen 150—170000 G., unter welchen viele Chinesen. Die große Anzahl derselben gab dem Generalgouverneur Valdenier die Veranlassung, 7. Okt. 1740 mehr als 10000 derselben ermdorden zu lassen — eine Schandthat, welche durch keine polit. Notwendigkeit geboten oder gerechtfertigt erscheint. Schon im Beginn des 19. Jahrh. hatten die europ. Bewohner von B. angefangen, sich südlich von der Stadt, auf nur wenig höher gelegnem, aber doch trodenerm und gesunderm Boden anzubauen. Hierzu gaben der Generalgouverneur H. B. Daendels (f. d.) 1808—11, der die Festungswerke von B. abtragen und einen Teil der Grachten und Kanäle zuschütteten ließ, sowie später der Generalgouverneur Baron van der Capellen (1816—26), ganz besondere Anregung. So entstanden nacheinander die innern Stadtteile Noordwyl, Rydwyl, Lana-Wbang, Weltevreden, Gunong Sabari, Vasser Baru, Parapatan, Kramat, Kedong-Siri u. f. w. Die fast 4 km lang, nur mit einer Häuserreihe besetzt, auf dem linken Ufer des Tjiluwung verlaufende, Rolenvliet genannte Straße verbindet das alte B. mit dem neuen. Die alte Stadt wird gegenwärtig nur noch von Mischlingen, hauptsächlich portug. Abkunft, Chinesen, Malaien und Javanern bewohnt. Sie enthält die Gebäude des Hafen- und Zolldepartements, das nicht unschöne Stadthaus, in welchem verschiedene Behörden Sitzung halten, die Javabank, alle Magazine des Gouvernements und der Niederländischen Handelsgesellschaft, die Büreaus und Warenlager aller größern Handelshäuser, eine Kirche, ein für Chinesen und ein anderes für Eingeborene bestimmtes Hospital, die Gefängnisse für lektäre u. f. w. Europäer halten sich daselbst nur während der Geschäftsstunden, von 9 Uhr morgens bis 4 Uhr nachmittags, auf. Eine einzige daselbst angebrachte Nacht ist genug, um bei ihnen ein bödsartiges Fieber zu erzeugen.

Die neuen Stadtteile sind sehr weitläufig und mit größter Rücksicht auf die Gesundheit angeordnet, nehmen daher einen sehr großen Raum ein. Es machen dadurch, daß jedes Haus von den nicht stehenden isoliert, inmitten wohlunterhaltenen Gartenpartien liegt, einen sehr freundlichen und ermutigen Eindruck. Auch die allenthalben herrschende Ordnung und Keinlichkeit trägt hierzu bei. Die Bauart und Einrichtung der meistentheils europäischen, im modernen Stil aufgeführten Häuser entspricht ganz den Anforderungen des Klimas. Von öffentlichen Plätzen sind das Königsplein, eines sehr großen Umfangs und das Waterlooplein seiner Schönheit wegen bemerkenswert. Auf letztem befinden sich eine einen Löwen tragende Statue zur Erinnerung an die Schlacht von Waterloo und ein ehernes Monument für die 1849 auf Bali gefallenen Krieger. Die öffentlichen Gebäude fallen im allgemeinen weder durch Großartigkeit noch durch architektonische Schönheit auf. Das bedeutendste ist das am Waterloo-Platz gelegene Regierungsgebäude mit den Sitzungs- und Empfangsalen des Rathes von Indien und den Büreaus der mehr Civil- und Militärbehörden. Weder die prot. St. Helmskirche am Königsplein, noch die röm.-kath. Kirche am Waterloo-plein sind Gebäude von Bedeutung. Auch das Hotel des Generalgouverneurs in Rydwyl ist ziemlich anspruchslos. Schätzwerthmähig schöner und großartiger ist das unter beliebigem gelegene, für gesellschaftliche Zwecke bestimmte Gebäude der Harmonie. In Weltevreden befinden sich die auffallend kleine Citadelle Prinz Frederik, die Arsenal, die Kasernen, das große Militärdepot, worin aber auch Civilpersonen Aufnahme finden, die Artillerieschule, das Gefängnis für Europäer, das Theater, die Freimaureerloge u. f. w. In öffentlichen Anstalten sind die 1778 gegründete Bataviaische Gesellschaft für Künste und Wissenschaften, die Gesellschaft für ind. Völker, Sprach- und Naturkunde, die seit 1850 bestehende Königlich-historische Vereinigung, die Gesellschaft für Land- und Industrie, die Handelsgesellschaft und die Versicherungsanstalten zu erwähnen. Lehranstalten sind das Gymnasium Wilhelm III., die Batavian.-Wissenschaften, fünf Gouvernements- und Privatschulen. Mit dem Militärhospital in Weltevreden ist auch eine Bildungsanstalt für europäer Ärzte (Doctors Djawa) verbunden. Das alte B. ist der Sitz aller höchsten Civil- und Militärbehörden. Auch der Generalgouverneur wohnt in der Lage jedes Monats daselbst zu bringen. Daselbst ist nur wenig (5 m) höher als die alte Stadt liegt und die mittlere Wärme beider (26° C.) gleich ist, so ist seine Lage doch eine ungleichsündere. Die alte und die neue Stadt haben zusammen (1879) 121 647 G., unter denen 5433 europäer, 29 237 Chinesen, 812 Araber, 138 afrikan. Ausländer und die übrigen Javaner und Malaien sind. Obgleich B. seit lange nicht mehr ein so hohen Standpunkt einnimmt als in der ersten Hälfte des 18. Jahrh., so ist es noch immer ein sehr bedeutender Handelsplatz und die bedeutendste afrikan. Inselwelt. Ausfuhrartikel sind alle Erzeugnisse des Indischen Archipels, während die Einfuhr in europ. Manufakturwaren, Eisen, alle nöthigen Luxusartikel, Weinen, Oel, Zucker, Lebensmitteln in Blechbüchsen u. f. w., sowie u. a. aus Nordamerika besteht. Die meisten ankommenden Schiffe sind niederländische, durch die Kom-

sche Handelsgesellschaft gecharterte und befrachtete, 9½ km südlich von Weltevreden liegt Meester veld, wo 26. Aug. 1811 ein blutiges Treffen zwischen den engl. Ostindienstruppen und der holländ. Armee stattfand und seit 1857 sich eine Ruine befindet. Meester Cornelis liegt an der Mündung und der Eisenbahn, welche B. mit 62 km südlicher gelegenen Buitenzorg, dem jetzigen Aufenthaltsorte des Generalgouverneurs, verbindet. B. liegt 265 m über dem Meere hoher Berg, am Fuße der Vulkanen Salath Gede. Der Botanische Garten daselbst ist berühmt. Auf der Kede von B. liegt die Insel Enrust, malaisisch Pulo Kapal, in ein schwimmendes Dorf und andere große, für Rechnung des Gouvernements betriebene Anlagen für den Bau und die Ausbesserung der Schiffe befinden. — Die Umgegend B. bildet die gleichnamige Residentenschaft mit einer Fläche von 6453 qkm und einer Bevölkerung von 914 Europäern, 43 278 Chinesen, 91 Arabern, 233 Malaien und Javanern.

batiste, leinwandartig gewebtes, seidenes, leichtes oder wollenes Zeug, nach der Hauptstadt von Java genannt.

batobium, Stadt der Bataver im Belgien, zwischen Raas und Baal; hier wurde während des Kriegs mit Civilis die Secunda, stehen. Nach einigen ist es spätere Noviomagus (jetzt Nimwegen), nach andern die jetzige Byst in der Provinz Guelders.

batte (Kufelme Polycarpe), franz. Rechtsgelehrter und Politiker, geb. 31. Mai 1828 zu Geisenheim. Er trat, nachdem er 1848 sich als Republikaner bekannt gemacht hatte, an der Nationalversammlung als entschiedener Republikaner auf, griff Thiers mit größter Heftigkeit an und predigte ein System des Widerstands gegen die Regierung des Kampfes (gouvernement de combat); ein Wort, welches berühmt wurde. Er trug zum Sturz Thiers' viel bei, wurde im Ministerium Broglie Minister des öffentlichen Unterrichts (25. Mai bis 16. Nov. 1873). Er war er Statthalter Mac Mahons, welchen er am 16. Mai 1877, dem Willen des Landes nachfolgend, aufmunterte. Von dem Departement der Seine wurde er zum Senator ernannt. Er hat folgende Schriften verfaßt: *Étude sur la jurisprudence en matière d'appel de police* (1852); *«Turgot, philosophe, économiste et administrateur»* (1860); *«Précis du droit public et administratif»* (4. Aufl., 1865); *«Nouveaux cours d'économie politique»* (1865); *«Mélanges d'économie politique»* (1866); *«Grèves et coalitions»* (1867); *«Le crédit agricole»*; *«Le prêt à intérêt»* u. s. w.

batjan oder Batjan, eine zu den Molukken gehörende Insel, eine der unter der Herrschaft der Niederländer stehenden ostind. Archipels, große Insel, zwischen 0° 37'—0° 48' südl. Br. 107° 36'—128° 3' 30" östl. L. (von Greenwich), liegt von der südl. Halbinsel der größten Insel Sumatra durch die Sundastraße getrennt. Dieselbe bildet mit ihrer Nähe gelegenen Inselgruppen, unter denen die Inseln Kariruta oder Sawali, Pantang und Mandioli die bemerkenswertesten, das Inselreich B. von 2643 qkm, eine Abteilung der Inselwelt des niederländ. Gouvernements der Mo-

lukken gehörenden, seit 1866 aber von letztem getrennten niederländ. Residentenschaft Ternate (s. d.). Das Reich B. steht unter einem eingeborenen, den Titel Sultan führenden Fürsten, einem Vassallen der niederländ.-ind. Regierung. Unmittelbar der letztern angehörend, ist auf der Hauptinsel B. allein der hauptsächlich von eingeborenen Christen bewohnte Ort Labuha und das angrenzende Fort Varnveld mit unliegendem Terrain. Die Bevölkerung von B. besteht aus 12—13 000 Eingeborenen, hauptsächlich Alfuren (s. Harafora s.), wozu noch wenige Hunderte von Europäern, Chinesen, Arabern und andern fremden Orientalen kommen. Die Flora von B., außerordentlich reich und üppig, ist die der Molukken überhaupt. B. ist mit Ternate, Tidore, Masjan u. a. auch die ursprüngliche Heimat des Gewürznelkenbaums. Die Fauna von B. dagegen ist, was Säugetiere betrifft, arm an Arten; an Vögeln sowie Insekten dagegen, wie die der Molukken überhaupt, reich und schön. Auffallend in zoolog.-geogr. Hinsicht ist das Vorkommen des *Cynocephalus nigrescens*, der einzigen Affenart der Molukken und des einzigen außerafrikanischen echten Vavians, der nur auf B. und Celebes lebt.

Bateau (frz.), Flußschiff, großer Kahn, Aufschwimmschiff; B. à vapeur, Dampfschiff.

Bateleur (frz.), Zaichenspieler, Gaukler, Marktbesitzer; Bateleur, Gaukler, Zaichenspieler.

Bateman (Kate Josephine), namhafte amerikanische Schauspielerin, geb. 7. Okt. 1842 zu Baltimore als die Tochter eines Schauspielers, der mit seinen Kindern theatrale Vorstellungen veranstaltete. Bei dieser Truppe der *«Bateman Children»* kam auch sie zum ersten Mal 1846 in Louisville zur Bühne. Im J. 1851 wurde sie von Barnum nach Europa geführt, lehrte im folgenden Jahre nach Amerika zurück und entsagte später auf längere Zeit den Brettern, um sich schauspielerischen Studien hinzugeben. So vorbereitet erschien sie 1860 von neuem auf der Bühne des Winter Garden zu New York und errang bald die glänzendsten Erfolge, wohl am meisten mit der Molentalschen Deborah, die für sie ins Englische übertragen worden war. Im J. 1866 vermählte sie sich mit George Crowe, dem Bruder des amerikanischen Historikers, und blieb bis 1868 der Bühne fern. Seitdem aber spielte sie wieder in ihrer Heimat wie in England. Lady Macbeth ist eine ihrer besten Leistungen.

Batembn, s. Kaffern.

Bates (Henry Walter), engl. Naturforscher und Reisender, geb. 18. Febr. 1825 in Leicester, trat früh in ein kaufmännisches Geschäft ein, widmete sich aber nebenbei eifrig dem Studium der Naturwissenschaften, besonders der Zoologie und Botanik und unternahm nach sorgfältigen Vorbereitungen mit seinem Freunde Wallace eine Reise nach Südamerika. Im April 1848 fuhren die Freunde von Liverpool ab, und erst im Juni 1859 kehrte B., nachdem Wallace sich schon 1852 von ihm getrennt, nach England zurück. Während der 11 Jahre seiner Abwesenheit hatte er fast die ganze Länge des Amazonasstroms, sowie mehrere der bedeutendsten Nebenflüsse desselben befahren und brachte nicht nur eine Fülle neuer geogr. Thatsachen, sondern auch bedeutende zoolog., botan. und ethnogr. Sammlungen in die Heimat. Die Hauptbegebenheiten seiner Reise beschrieb er in dem interessanten Werke: *«The naturalist on the River Amazonas»* (2 Bde., Lond. 1863; 3. Aufl. 1873; deutsch, Epp. 1866). Außer

diesem Hauptwerke erschien von ihm: «Contributions to the insect fauna of the Amazon valley» (Lond. 1867) und «Illustrated travels: A magazine of Travel, Geography and Adventure» (4 Bde., Lond. 1869); auch gab er die engl. Übersetzung des Werks der deutschen Nordpol-Expedition unter dem Titel «The German Arctic Expedition of 1869—70» (Lond. 1874) und Warburton's «Journey across the western interior of Australia» (Lond. 1875) heraus. Seit 1864 ist B. Assistenzsekretär der Geographischen Gesellschaft zu London.

Bath, eine der schönsten Städte Englands, Bischofsitz und Hauptstadt der engl. Grafschaft Somerset, an der Großen Westbahn und dem von einer schönen steinernen Hauptbrücke in einem Bogen überspannten Avon gelegen, ist besonders als Badeort berühmt und zählt (1884) 6: 790 E. Die Stadt ist amphitheatralisch von 6 waldeten Hügeln umschlossen und steigt an deren südl. Abhange aus dem Avonthal nordwärts in einer Reihenfolge von breiten, geraden und reißenden Straßen, Terrassen, Plätzen und Promenaden zu einer Höhe von fast 100 m empor. Die Bauart der Häuser ist gefällig und zum Teil geschmackvoll. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnen sich ganz besonders der Circus, der Paradeplatz mit schönen Terrassen auf Bogengängen, der Royal Crescent oder Halbmond, Kingston-Square und Queens-Square (Königinsplatz), als Promenaden Victoria-Parl und Sidneys-Gardens aus. Von den Kirchen gehört die Abotheische oder Kathedrale mit ihrem 52 m hohen Turme, 1436—1582 erbaut, zu Englands herrlichsten, im reinsten Stil aufgeführten Gebäuden. Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden sind hervorzuheben das 1789 erbaute Rathaus (Guildhall) mit großen Sälen und einer Sammlung röm. Altertümer, die große Markthalle, das Klubhaus, das 1806 eröffnete Schauspielhaus, das 1864 erbaute neue Theater, zwei großartige Altbauwerke, und unter den sieben Hospitälern das Bath-Hospital mit 131 Betten für arme Kranke aus allen Teilen des Landes. Außerdem besitzt B. eine lateinische Schule, ein Wesleyaner-Seminar (New-Kingswood), ein litterarisch-wissenschaftliches Institut mit Bibliothek, Museum und Laboratorium, ein litterarisches Institut für Kaufleute mit Bibliothek und Atrienraum, eine Kunstschule und eine lönigl. Schule für Töchter von Offizieren der Marine und der Landarmee. Zahlreich sind die Anstalten für die Badegäste, die sich durchschnittlich für die Saison immer noch auf 35 000 Individuen belaufen, obwohl die neuen Badebäder Cheltenham und Brighton dem Besuche Abbruch gethan haben. Außer zahlreichen Papierfabriken hat B. nur noch wenige Manufakturen in Mode- und Galanteriewaren. Der Handel der Stadt ist nicht bedeutend. Die heißen Quellen, denen B. vielleicht sein Dasein verdankt, wurden wahrscheinlich schon vor der Ankunft der röm. Legion im J. 44 benutzt. Ruinen von Römerbädern wurden 1775 entdeckt. Die Thermen springen in vier Quellen von durchschnittlich 46° C. Wärme. Sie sind sehr wirksam gegen Gicht, rheumatische Affekte, Lähmungen und gallige Verstopfungen. Ihr Wasser wird zum Trinken, Baden und Douchen gebraucht. Die Hauptsaison ist von November bis April. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 10,7° C., ist also höher als in den meisten Städten Englands. Der Sommer zeigt sich sehr warm, der Winter regnerisch, aber mild. Die Rö-

mer nannten B. Aquas Solis, auch Aquae Calidae, die Sächsen hieß Bathum (Heißbad) oder Aemmaner Ceaster (Stadt der Kranken). Vgl. Trenchard, «Bath-Waters, their uses and effects» (Lond. 1868).

Bath, Stadt im nordamerik. Staate Maine, am Kennebec, 20 km vom Meer, hat bedeutenden Schiffsbau und Handel mit Zucker, Eisen, Hafer und Salz, und zählt (1870) 3731 E.

Bat-ha, der Hauptfluß des Königreichs Soudan im mittlern Sudan, östlich vom Tschadsee, und westlich von Darfor; aus dem letztern Lande kommend, fließt er nach SW., südlich von Abbeir, der Hauptstadt von Wadai, wendet sich dann westlich und ergießt sich in den Fitritsee. In der heißen Jahreszeit hört er auf zu fließen, dann ist sein Bett ein fast eine halbe Stunde breites, mit Blumen angefülltes Thal.

Bath Rai (hebr. «Tochter der Stimme»), bei den Babynern die göttliche Offenbarung, gegeben durch eine Stimme aus den Wolken, seitdem die Offenbarungen durch die Propheten ausgehen.

Bathmetal (Prinzmetal), eine geistliche Regierung von 66 Kupfer und 45 Zint, und 12 Knöpfen, Leuchtern, Theelampen verarbeitet.

Bathometer oder **Bathymeter** (griech. b. i. Tiefmesser) heißt ein Instrument, mit welchem große Tiefen im Meere gemessen werden. (S. 21.)

Bath-Orden (Order of the Bath), ein engl. Ritterorden, jetzt der fünfte in der Rangfolge der brit. Orden. Nach den Ermittlungen Semers und Seldens kommt die Benennung des «Ritters vom Bade» zuerst 1399, bei Gelegenheit der Krönung Heinrichs IV. vor, und man kann annehmen, daß bei dieser Gelegenheit der Orden gestiftet worden. Seinen Namen erhielt er von der Sitze, das neuauftretenden Ritter zu baden. In spätern Zeiten war es Praxis der engl. Könige, Bathritter zu ernennen: 1) vor ihrem Krönungstage; 2) bei der Inauguration des Prinzen von Wales; 3) bei ihrer eigenen oder einer Vermählung in der lönigl. Familie; 4) bei sonstigen ganz besonders feierlich-leitern. Bei der Krönung Karls II. wurden 6 Bathritter kreiert. Seitdem erfolg der Orden ward ein wiederbelebt durch Georg I. am 18. Febr. 1725. Die neuen Statuten waren vom 26. Febr. 1725. Nach der neuen Einrichtung gab es zwei Großkreuzer und 36 Genossen (Companions), nachdem nur noch die Offizianten des Ordens: Dekan, Registrator, Wappentönig und Genealog, Sekretär, Hauswart und Vot. Der Prinzregent gestiftet den Orden 2. Jan. 1815 abermals um, und um zu einem vorzugsweise militärischen Verdienstorden in drei Klassen, der aber seit 1847 auch an Beruamen verliehen wird, welche hohe Posten im Civilstand oder in der Diplomatie bekleiden, oder sich in andern Weise auszeichnen haben. Die drei Klassen sind: 1) Ritter-Groß-Kreuz (statt der frühern Companions), nicht über 72, ungerichtet Prinzen von lönigl. Geblüte und vornehme ausländische Statthälter; 2) Ritter-Kommandeure, deren Zahl auf 180 bestimmt ist, ungerichtet fremde Offiziere, die als Ehrenritter aufgenommen werden können; 3) Genossen (Companions), eine Klasse für Offiziere und Civilisten, die aber nicht, wie die Mitglieder der beiden ersten Klassen, das Ritterprädikat genießen und deren Zahl sich auf 725 belaufen darf. Das Ordenszeichen ist von gebogenem Golde von ovaler Form und stellt ein Scepter zwischen drei Krönen dar, nebst Rose, Distel und Kleeblatt, umgeben von

der Deuße «*Tria juncta in uno*» aus karmesinroten Bande, nebst Halskette und Kreuz.

Báthori, ein berühmtes ungar. Geschlecht, dessen ununterbrochene Genealogie mit Andreas de Rákomag (Ende des 13. Jahrh.) beginnt. Der Sohn dieses Andreas, Briccus, erhielt für seine getreuen Dienste von König Ladislaus IV. (1272—90) die Erbschaften Ábram, Batur und Ás-Bala; von Batur (magyar. bátor = kühn, tapfer) nahm Briccus nun seinen Geschlechtsnamen. Um die Mitte des 14. Jahrh. verfiel das Geschlecht in zwei Zweige, den zu Gies und den zu Somlyó. Stephan B. (gest. 1493), aus der Familie zu Gies, ist vorzüglich bekannt durch den Sieg, den er unter König Matthias I. 1479 bei Kesztemész in Siebenbürgen über die Türken ersocht. Ein anderer Stephan B., ebenfalls aus der Gieser Linie, wurde 1519 Palatinus, im J. 1525 jedoch von niedern Adel (der Partei Zápolga) dieser Würde enthoben, aber schon im nächsten Jahre in dieselbe wieder eingesetzt. Nach der Schlacht bei Mohács beförderte er als ein Hauptgegner Zápolgas vorzüglich die Wahl des österr. Erzherzogs Ferdinand zum König von Ungarn. Er starb 1535 in Theben bei Breßburg. — Stephan B. von Somlyó war unter dem eben erwähnten Zápolga (als König Johann I.) Baiba oder Wojwode (Statthalter) von Siebenbürgen. Sein Sohn Stephan B., geb. 1522, erst am Hofe Ferdinand I., dann im Dienste der Königin Isabella (Zápolga), wurde 1571 zum Fürsten von Siebenbürgen gewählt; fünf Jahre später bestieg er den poln. Königsthron und wurde 1576 in Krakau gekrönt. Er regierte in Polen bis 1586. Des letztern jüngerer Bruder, Christoph B. von Somlyó, war 1576—81 Fürst von Siebenbürgen. Er rief die Jesuiten ins Land und ließ auch seinen Sohn Sigismund durch dieselben erziehen. Dieser Sigismund B., schon zu Lebzeiten seines Vaters zu dessen Nachfolger bestimmt, vermählte sich 1595 mit einer Tochter des Erzherzogs Karl von Steiermark, des Oheims von Rudolf II., vernachlässigte aber alsbald seine Gemahlin und übergab Siebenbürgen dem Kaiser Rudolf (1598). Er selber zog nach Oppeln, um in dem geistlichen Stand zu treten, bereute aber bald wieder die Abtretung seines Fürstentums. Während die kaiserr. Kommissare noch in der Übernahme des Landes begriffen waren, erschien er wieder verkleidet in Klausenburg, nahm dieselben gefangen und schickte den nachher berühmten Bocskai nach Prag zur Beschwichtigung des Kaisers. Mithin übertrug er die Regierung seinem Vetter, dem Cardinal Andreas B., der sich aber gegen den kaiserr. General Batta und den ehrgeizigen macedonischen Wojwoden Michael nicht halten konnte und 1599 ums Leben kam. Sigismund nahm nun selbst den Fürstenthron wieder ein, mußte jedoch, von allen verlassen, 1602 abdanken. Er starb in Prag 27. März 1613. Der letzte B. war Gabriel (Gabor), ein Sohn Stephans, Königs von Polen, welcher als Fürst von Siebenbürgen 1608—13 regierte. Wegen seiner Grausamkeit empörten sich gegen ihn viele Großen sowie die siebenbürg. Sachsen, so daß es zum Kriege kam, in welchem Gabriel unterlag. Er mußte nach Großwardein entweichen, wo er 11. Okt. 1613 ermordet wurde. Der ungar. Romanhistoriker Jókai hat den letzten B. zum Gegenstande eines vielgelesenen Romans gemacht. — Elisabeth B. (aus dem Gieser Zweige), die berühmte Ge-

maßin des Grafen Franz Rádasdy, glaubte die Entdeckung gemacht zu haben, daß das Blut junger Mädchen die Haut verschöne. Sie bemog deshalb mehrere ihrer Diensthofen, ihr fort und fort junge Mädchen zu verschaffen, denen man zu den Wädern der Gräfin das Blut abzapfte. Nachdem Elisabeth 1604 Witwe geworden, setzte sie diesen Trevel auf dem Schlosse Ecséi im Reutraer Komitat fort. Das Verbrechen wurde erst ruckbar, nachdem mehr als 80 Mädchen von der Gräfin und ihren Helfershelfern ermordet worden waren. Der Palatin Georg Thurzó überraschte plötzlich die Gräfin in ihrem Schlosse und ertappte die Mörder auf frischer That. Während man Elisabeth zu ewiger Gefangenschaft verurteilte, wurden ihre Helfershelfer 7. Jan. 1611 lebendig verbrannt. Elisabeth B. starb 21. Aug. 1614, wahrscheinlich an Gift.

Bathos (grch.), die Lücke, aber auch die Höhe, je nach dem Standpunkte des Betrachtenden.

Bathrium (grch. Bathrion), Sitzbank; wundärztliches Lager zum Zweck der Einrichtung verrenter Glieder.

Bathscha, eine Tochter des Oham und Gattin des Hetjäters Uria (s. d.), erregte das Wohlgefallen des Königs David (s. d.), welcher sie nach dem Tode ihres Gatten heiratete. Sie war die Mutter des Königs Salomo.

Bathurst, die Hauptstadt der brit. Gambia-Kolonie in Senegambien, unweit der Mündung des Gambia am Oufende der sumphgen Flussinsel St. Mary 1816 gegründet, mit 2825 E., ist Sitz des Gouverneurs und Mittelpunkt des brit. Handels der Kolonie. Der gutgebaute, durch ein Fort gedeckte Ort hat große Magazine und wird von zahlreichen Schiffen besucht. Der Wert der Einfuhr belief sich 1876 auf 89356, der des Exports auf 86216 Pfd. St. In der Stadt halten sich nur 200 Europäer auf. Die Ausfuhr besteht in Senegalgummi, Wachs, Häuten, Eisenblech, Gold, Schildkrot, Reis, Baumwolle, afrik. Holz, Palmöl. Die Insel selbst zählt 3—4000 E., Neger, teils dem Alo-, teils dem Jolof-Stamme angehörig, die in Bienenkörben ähnlichen, von Gärten umgebenen Hütten leben. Nur in B. und dem östlich stromaufwärts gelegenen Albreba dürfen sich nach dem Verträge vom 7. März 1857 Franzosen niederlassen, während sie in Betreff der Schifffahrt gleiche Rechte mit den Engländern haben.

Bathurst, Distrikt in der Südspitze der brit. Kapkolonie, ein schmaler Küstenstrich von 1735 qkm mit (1875) 5855 E., worunter 1711 Weiße, hat blühenden Ackerbau, Viehzucht und Strauchzucht. Hauptort ist Port Alfred mit 987 E.

Bathurst, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks in der brit. Kolonie Neusüdwales in Australien, 170 km im WNW. von Sydney jenseit der Blauen Berge am linken Ufer des obern Macquarie schon gelegen. Dieselbe wurde 1815 gegründet und hat sich zur bedeutendsten Ortschaft im Innern der Kolonie emporgeschwungen. Mit Sydney ist B. durch eine kunstvoll über das Gebirge geführte Straße verbunden. Die große Westbahn, an welcher B. gelegen ist, führt von Sydney nach Dubbo (420 km). Die Stadt hat ein sehr gesundes Klima, zählt 7391 E. (3. Apr. 1881), ist Sitz eines römisch-kathol. und eines anglikan. Bischofs, besitzt eine gelehrte Schule, einen literarischen Verein, ein Theater, ein Hospital, Gerbereien, eine Wagenfabrik, fünf Dampfmühlmühlen, Seifenfabriken, Lichterfabriken, Leim-

fiereleben u. s. w. und ist von reichen Landgütern und vielen Stationen umgeben. Sie bildet den Mittelpunkt des bedeutendsten Goldbuddistritts von Neufälwales, dessen Ausbeutung 1851 am Summerville-Greaf begann.

Bathurst, eine engl. Familie, von der mehrere Mitglieder sich in den drei letzten Jahrhunderten einen Namen erworben haben. — **Ralph B.**, Theolog, Arzt und Dichter, geb. 1620 zu Howthorpe in Northamptonshire, studierte zu Capentry und Orford, wurde 1644 zum Priester ordiniert und begann theol. Vorlesungen, wendete sich aber dann zu dem Studium der Medizin. In Verbindung mit Boyle, Petty, Evelyn, Wren u. a. gründete er 1658 die Royal Society. Nach der Restauration lehrte er zum geistlichen Stande zurück und wurde 1664 vom Trinity-College zu Orford zum Rektorem ernannt. B. starb 14. Juni 1704. Außer lat. Gedichten hat er einige theol. und mediz. Schriften hinterlassen. Sein Leben beschrieb Barton in „The life and literary remains of R. B.“ (Lond. 1761). Von den vielen Söhnen seines Bruders George B. wurde der jüngste, Benjamin B., unter der Königin Anna zum Ritter geschlagen. Er bekleidete am Hofe das Amt eines Kofferers (Zahlmeisters) und starb 1704. — **Allen, Graf B.**, der älteste Sohn desselben, geb. 16. Nov. 1684 zu Westminster, studierte zu Orford und wurde 1705 für Cirencester ins Unterhaus gewählt. Als einer der von Anna ernannten 12 Peers ging er 1711 in das Haus der Lords über, wo er später als eifriger Tory oft Führer der Opposition gegen Walpole war. Nach des letztern Abtritt kam B. 1742 in den Geheimen Rat. Im J. 1757 wurde er Schatzmeister des Prinzen von Wales. Nach dessen Regierungsantritt zog er sich auf seinen Landitz bei Cirencester zurück, wurde 1772 zum Grafen erhoben und starb 16. Sept. 1775. Er war ein Freund Voltaire's, Swift's und Pope's, welcher letztere ihm seine „Moral essays“ widmete. — **Henry B.**, Sohn Benjamin B.'s, des jüngern Bruders des vorigen, geb. zu Bradley in Northampton 16. Okt. 1744, studierte zu Winchester und Orford, ward Doktor der Rechte, 1775 Kanonikus von Christchurch in Orford, 1795 Präbendar der Kathedrale von Durham und 1806 Bischof von Norwich. Er starb 5. April 1837. Sein Sohn, **Henry B.**, geb. 4. Mai 1781, gest. 10. Sept. 1844 als Archidiacon zu Norwich, beschrieb das Leben seines Vaters in den „Memoirs of Dr. H. B.“ (2 Bde., Lond. 1837; mit einem Nachtrag 1842).

Henry, Baron Apsley und zweiter Graf B., Sohn von Allen B., geb. 2. Mai 1714, ward, zu Orford gebildet, 1735 Barrister von Lincoln's Inn. Für Cirencester ins Unterhaus gewählt, stimmte er anfangs mit der Opposition, unterwarf aber nach Walpole's Abtritt das Ministerium Pelham und trat 1745 als Solicitor-General des Prinzen Friedrich von Wales wieder zur Opposition über. Nach des letztern Tode (1751) wendete er sich abermals auf die Regierungsseite und wurde 1754 zum Richter des Hofes der Common pleas ernannt. Im J. 1770 wurde er sogar Lord-Kanzler, der unwissendste, charakterloseste und unfähigste Mann, der je in England einen solchen Posten bekleidete, und zugleich als Baron Apsley von Apsley in der Peerage erhoben. Die Grafenwürde erbt er 1775 von seinem Vater. Nachdem er 1778 seinen Posten als Lord-Kanzler niedergelegt, wurde er 1779 Präsident des

Geheimen Rats, was er bis zur Auflösung des Ministeriums North blieb, und starb 6. Aug. 1794. — **Henry B.**, Sohn und Erbe der Titel des vorigen, geb. 22. Mai 1762, trat nach erlangter Volljährigkeit für Cirencester in das Unterhaus, begann als Lord-Commissar der Admiralität die Staatslausbahn, stand 1789 — 91 im Schatzamt, wurde 1793 königl. Geheimrat und Mitglied, 1807 Präsident des ostind. Kontrollamts und 1808 Sekretär für die auswärtigen Angelegenheiten. Von 1812 — 27 war er Kalamialminister, ohne sich durch besondere staatsmännische Tüchtigkeit auszuzeichnen; hierauf wurde er 1828 zum Präsidenten des Geheimen Rats ernannt, in welcher Stellung er bis 1830 verblieb. Er starb 27. Juli 1834. — **Henry George, Graf B.**, Sohn des vorigen, geb. 24. Febr. 1790, sah 1812 — 34 für Cirencester im Unterhaus und war Mitglied des ostind. Kontrollamts und Verfasser der Schrift „The rational tendency of auctioneering“ (Lond. 1812; 2. Aufl. 1848). Er folgte seinem Vater in der Peerage und starb unverheiratet 25. Mai 1866. Die Peerwürde erbte sein Bruder, **William Lennox B.**, geb. 14. Febr. 1791, früher Sekretär des Geheimrats, und als auch dieser 24. Febr. 1878 unversehrt starb, dessen Nefte **Allen Alexander B.**, Sohn Thomas Seymour B.'s, des dritten Sohnes des dritten Grafen; geboren 1832 und in Eton und Cambridge gebildet, sah dieser als Lord-Lieutenant Mitglied für Cirencester seit 1857 im Unterhaus, ohne sich besonders auszuzeichnen. — **Sir James B.**, zweiter Sohn Henry B.'s, Lord-Bischof von Norwich, geb. 3. Mai 1782, trat 1794 in die Armee, führte ein engl. Soldatenleben in allen Weltteilen, wurde 1813 Oberst, 1819 Generalmajor, 1837 Generalleutnant und starb als Gouverneur von Bermuda 13. April 1850. — **Perceval B.**, ein Bruder des vorigen, geb. 14. Aug. 1784 zu London, widmete sich der diplomatischen Laufbahn und wurde 1807 mit Depeschen nach Wien gesandt. Auf der Rückreise, abermals zwischen fahrend, verschwand er in Norddeutschland; wahrscheinlich wurde er ermordet.

Bathylus (Tiefenweien) hat **Hygie** seinen genannt, von welchem man glaubte, daß in den Tiefen des Meers in so bedeutender Menge da sei, um an vielen Orten Schichten von 10 und mehr Meilen Mächtigkeit zu bilden. Durch die Forschungen am Bord des Challenger, die von Möbius u. a. bestritten wurden, hat sich indessen herausgestellt, daß diese als einfachste Lebewesen besonders von faedel dargestellte Substanz nichts anderes ist, als in gallertartigem Zustande aus dem Meeresschlamm durch Zufuhr von Weingeist ausgefallter Eip.

Bathylus, aus Alexandria gebürtig, ein ungelassener und Sankling des Platon in Rom, war der Erfinder einer eigenen Art pantomimischer Vorstellungen und wurde durch seine außerordentlichen Leistungen auf dem Theater ein Liebling des röm. Volks. Einen Nebenbuhler in seiner Kunst fand er an dem Ellicier Plutades, der beständig immer mit B. zugleich genannt wird. — B. sah auch der Liebling des Anakreon, der dessen Schönheit in seinen Liedern befangt. Auf Samos, wo er geboren war, ward ihm eine Statue errichtet.

Bathymeter, s. Bathométer. (mont.)
Bathypyon (grch.), »tiefendennendes« **Blas-Insekt**.
Bathy (grch.), tief, aber auch hoch, je nach dem Standpunkte des Betrachtenden.

Batilde, Heilige, f. Balthilde.

Bâtiment (frz.), Gebäude; Fahrzeug, Schiff.

Batist (frz. batiste, engl. cambric), nach einigen von dem ind. Wort *Bastā* (f. d.), nach andern von dem Namen des angeblichen Erfinders *Bast*, d. h. Chambray, eines flandr. Leinwebers im 13. Jahrh., benannt, ist ein feiner, leinwandartiger Stoff von losem Gewebe als Leinwand, bei welchem der Einschlag gewöhnlich noch etwas feiner als die Kette ist. Zu demselben wird nur der längste und schönste Faden verwendet, der unter dem Namen *Kamē* bekannt ist und am besten im franz. Hennegau gedeiht. Nachdem dieser möglichst fein und gleichmäßig mit der Hand gesponnen ist, wird er umgeleitet auf gewöhnlichen Leinwebertischen verarbeitet. Das letztere pflegte früher in fahlen, schwachen Räumen zu geschehen, um den Faden geschmeidig zu erhalten; neuerlich wird jedoch durch die Karpination des Schlichtens das gleiche Resultat mit Vermeidung jeder gesundheitsgefährlichen Wirkung erreicht. Das fertige Gewebe, welches einer gründlichen Reinigung unterworfen wird, stellt in seinen besten Sorten das kostbarste Erzeugnis der Flachwebindustrie dar. Man unterscheidet flane, halbfleine und dichte (holländischen) B.; eine verwandte Art ist die sog. Batistleinwand, welche durch härtere Fäden und geringere Porenbreite den Übergang zur gewöhnlichen Leinwand bildet. Seit Jahrhunderten wird die eigentliche Batistweberei in Frankreich und im heutigen Belgien betrieben. Die schönsten B. von außerordentlicher Feinheit und Weisheit liefern noch heute die franz. Städte Arras, Baume, Cambrai, Lille, Yveronne, Et-Camille, Tournai, Valenciennes sowie die Provinz Brabant, besonders Nivelles; indes haben die andern B. durch die zunehmende Fabrikation ähnlicher Gewebe in Baumwolle sehr an Bedeutung verloren, während die Batistleinwand größern Absatz findet und außer in Frankreich und Belgien auch in England und Irland, Böhmen, Schlesien, Ostpreußen und Westfalen (Düsseldorf) produziert wird. Der schottische B. (*Batist moffelin*), so genannt, weil die Fabrikation desselben von Schottland ausging, ist ein feiner, batistartig gewebter Baumwollstoff, jetzt vorzüglich in England, Frankreich, der Schweiz, in Böhmen und im sächsl. Vogtland erzeugt, der infolge der Gleichmäßigkeit des Maschenengpinnens ein schöneres Aussehen als selbst der echte B. hat, weniger haltbar, aber auch weit wohlfeiler als dieser, daher sehr beliebt ist und als Kleiderstoff mit seinen Feinheiten beehrt wird.

Batistka (russ.), Bäterchen.

Batjan, ostind. Insel, f. Batjanan.

Batjaskow (Konstantin Nikolajewitsch, russ. Dichter, geb. 29. Mai 1787 zu Wologda, erhielt in einer Pensionatsanstalt zu Petersburg seine Erziehung, trat beim Ausbruch des Kriegs von 1806 in die Armee ein, wurde bei Heilsberg verwundet und machte 1809 den Feldzug in Finnland mit. Nach seiner Rückkehr ward er (1810) Bibliothekar bei der öffentlichen Bibliothek zu Petersburg, nahm 1812 wieder Kriegsdienste, wohnte als Stabskapitän und Adjutant des Generals Bachmetjew den Feldzügen von 1813 und 1814 bei und wurde 1816 beim Kollegium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt. Seine in Zeitschriften zerstreuten „Poesien und prosaischen Versuche“ wurden von R. J. Osejebitsch gesammelt (2 Bde. Petersb. 1817). B. hatte sich vorzüglich nach ital. Dichtern, besonders

nach Tasso gebildet; seine Dichtungen zeichnen sich durch Formvollendung und Wohlklang der Sprache aus. Er wurde 1818 als Dozent der russ. Geandtschaft in Neapel beigegeben, verließ jedoch bald in unheilbare Schwermut und lehrte nach Rußland zurück, wo er auf einem Landgute bei Moskau lebte; er starb zu Wologda 29. Juli 1866. Eine vollständige Sammlung seiner Gedichte erschien 1834 in Petersburg und in der von Smirnin veranstalteten Ausgabe russ. Klassiker.

Batley, Fabrikstadt im West-Riding der engl. Grafschaft York, 65 km im SW. von York, 10 km von Leeds, an der Leeds-Manchester-Eisenbahn, zählt (1881) 27514 E., hat eine lateinische Schule, ein technisches Institut und ist Hauptsitz der Shoddy- oder Wollumpenmanufaktur; vorzügliche Maschinen zur Herstellung der Fabrikate dieser Industrie werden ebenfalls hier angefertigt.

Bat-el-Hadjar, Landstrich Rubiens zwischen 20° und 22° nördl. Br., auf 22 Stunden weit längs des Rils hinziehend, von Dal und Ome bis Wadi-Hatja, in 128 m Höhe. Es ist das unwirthbare, Steinbauch genannte Felsenthal des zweiten Nilatarates. Das Flußbett ist meist breit, wird aber an einigen Stellen schmaler, bis zur Steinhöhe; es ist düster, wie belastet mit schwarzen Felsen, granitischen und ignitischen, die hier und da mit Sandstein überdeckt sind; das Wasser voller grünlischer Wirbel, murrend von steinernen und giftigen Pflanzen, ist nur, seit Nehemeh-Nil das Jahrwasser verbessert hat, während einiger Monate mit Hilfe großer Menschenkräfte befahrbar. Die Ufer sind ohne Häuser und Dörfer. An manchen Stellen sind die Felszaden so gebauert, daß sich das Wasser nur schwämmend hindurcharbeiten kann. Solche Schellal oder Wasserfälle finden sich namentlich bei Semneh; hier, wie bei Dal, Santur, Ombohol u. s. w. sind die schlimmsten Stellen, die aber freilich durch die 37 km langen und 5,5 km breiten von Bat-el-Hadjar abtrottenen werden, wo das Wasser an manchen Stellen 0,5 bis 1,1 m hoch herabfällt und an andern die Stromschnellen eine glatte, ununterbrochene Wasserfläche von 275—335 m Länge bilden. Die bei Ome entspringende, 56° C. warme Quelle ist die einzige in Rubien.

Batocan, richtiger Badoggen, Schläge mit dünnen Stöcken aus den bloßen Rinden, oder auch aus Bruch und Querschnitt, eine Prügelform, welche früher in Rußland, namentlich im Militär und in der Marine, gebräuchlich war, bis sie durch Katharina II. offiziell abgelehnt wurde.

Baton (frz.), der Stab, beim franz. Militär der Marschallstab; in der Musik bei den Franzosen die Bezeichnung der größern Pauke (von zwei und mehr Tacten). *Bâton de mesure*, Taktierstab, Taktierrolle. *B. sénéstro*, in der Heraldik ein schmaler Querschnitt im Wappen, als Zeichen der unehelichen Geburt (Wastardise) des ersten Empfängers des Wappens.

Batoni (Giovanni Battista). Ital. Maler, geb. zu Lucca 5. Febr. 1708, geht zu Rom 4. Febr. 1787, verbindet mit mancherlei Elementen des barocken Stils bereits ein mehr akademisches Streben. Ihm gelangen besonders anmutig-jarte Darstellungen, wie seine berühmte stehende Magdalena in Dresden. Sein Hauptwerk ist der Sturz des Jägers Simon; es befindet sich in Sta. Maria degli Angeli zu Rom. Als Porträtmaler genoss B. großen Ruhm.

Batonnier (frz., d. i. Stabhalter), der aus ein Jahr gewählte Präsident des Conseil de discipline oder des Ausschusses, welchen die franz. Abvokaten zur Aufrechterhaltung der Disciplin unter sich selbst ernennen.

Batonnieren (frz.), mit dem Stod schlagen; batonniertes Papier, liniirtes Papier.

Baton-Rouge, Hauptstadt der Parish East Baton-Rouge, früher Hauptstadt (heut New-Orleans) des nordamerik. Staates Louisiana, auf dem linken Ufer des Mississippi, 207 km oberhalb New-Orleans gelegen, eine der ersten von dem franz. Kolonisten angelegten Niederlassungen, hat ihren Namen von dem Häuptling eines Indianerstammes. Die Stadt ist schon gebaut und zählt (1880) 7217 E. Die Bundesregierung der Vereinigten Staaten besitzt dort eine große Wassenniederlage, eine Kaserne und ein Militärhospital. Zugleich ist die Stadt der Sitz der Staatsuniversität von Louisiana, welche eine nur untergeordnete Stellung unter den höhern Lehranstalten der Union einnimmt.

Bátanya, Marktleden und Sitz eines Bezirksgerichts im Eranaber Komitat in Ungarn, mit 5700 E., Magyaren, Rumänen und Serben. Zu B. gehört die große Buksa Tompa.

Batrachier (Froschlurche), die höchste Ordnung der Amphibien, die sich im erwachsenen Zustande durch völligen Mangel des Schwanzes auszeichnen. Der Körper ist breit, plump, der Kopf groß, mit sehr weitem Maule, die Augen mit Lidern versehen und zurückziehbar, das Trommelfell der Ohren frei, die Zunge meist vorn angeheftet, hinten frei, jedoch sie aus dem Maule hervorgeklappt werden kann, die Hinterbeine sehr stark, zum Springen entwickelt, die Vorderbeine meist kurz, gekrümmt, die Zehen meist nagellos, aber gewöhnlich an den Hinterfüßen durch Schwimmhäute verbunden. Alle legen Eier, die im Moment des Austritts vom Männchen befruchtet werden und mit geringen Ausnahmen sich im Wasser entwickeln. Bei einigen aber tritt eine eigentümliche Brutpflege ein, indem das Männchen selbst die Eierknäule um die Weine wickelt und sich damit in feuchten Mergel vergräbt (Geburtsbelfertröte, *Alytes obstetricans*) oder dem Weibchen auf den Rücken in offene Zellen (Pipa) oder in besondere Taschen (Notodermis, *Gastrotheca*) einstreicht. Die Eier gehen eine bekannte Metamorphose durch, indem sich zuerst aus dem Dottter Kaulquappen, Badden, Kofnägeln bilden, ohne Gliedmaßen, mit langem, flossenförmigem Fischschwanz, äußern und innern Kiemen und ohne Füße. Im Laufe der Entwicklung werden die Kiemen durch Lungen ersetzt, die Füße sprossen hervor und der Schwanz wird rückgebildet. Die Badden leben im Wasser, meist von vegetabilischer Nahrung; die erwachsenen Tiere an feuchten Orten, in Sümpfen und Teichen, auf Gebüsch und Bäumen, von tierischer Nahrung, besonders Insekten. Die meisten haben eine weißfallende Stimme, die besonders zur Paarungszeit ertönt. Man unterscheidet die Baumsfrösche (*Alytes*) mit besondern Haftapparaten an den langen Zehen, sehr langen Hinterbeinen und Zähnen in dem Oberkiefer und Gaumen; die Frösche (*Ranae*) ebenso bezahnt, ohne Haftapparate der Zehen und mit glatter Haut; die Froschlurche (*Alytes*) mit warziger Haut und Zähnen im Oberkiefer; die Kröten (*Bufo*) mit warziger Haut und unbezahnten Kiefern, und die Zungenlosen (*Aglona*) ohne

Zähne und mit ringum angewachsener Zunge, zu welchen nur die Pipa aus Surinam und die Dactylethra aus Afrika gehören.

Batrachium (grch.), Froschgeschwulst unter der **Batrachomachia** (grch.), d. h. der Froschmäuserei, ist der Titel eines dem Homer ähnlich beigelegten komischen Heldengedichts, als dessen Verfasser ein gewisser Pigres aus Karion, der zu den Zeiten der Perserkriege lebte, genannt wird. Das Ganze ist keine Tierfabel, wie J. A. Grimm meinte, sondern eine Parodie der *„Iliad“*, worin die Kämpfe und Kämpfe der Tiere bis ins einzelne, selbst bis zur Einmischung der Götter mit heiterer Laune geschildert und ausgemalt werden. Das Gedicht, welches in sehr verderbter und durch Zufälle entstellter Gestalt überliefert ist, befindet sich in vielen Ausgaben der Homerischen Dichtungen; außerdem wurde es öfters zusammen mit homerischen Hymnen herausgegeben, z. B. von Nathl. (frz. 1805), ohne dieselben namentlich von Bannier (Gött. 1852) und Draheim (Verl. 1874). Im Deutsche wurde es überf. von Kern (Bresl. 1848), Uffner (Verl. 1864) und Nisich (Berl. 1877) und zusammen mit den andern kleinen, Homer zugeschriebenen Dichtungen von Zschütz (Stuttg. 1871).

Batfch (Karl Ferd.), deutscher Vizeadmiral, geb. 10. Jan. 1831 zu Eisenach, besuchte bis zum 14. Jahre die Schule seiner Vaterstadt, spär das Gymnasium zu Erfurt und ging 1846 als Lehrling Sekundaner zur See. Von seiner ehen gen Reise, die er auf der preuß. Batfch nach Ostindien und China machte, zurückgekehrt, trat er 1848 als Matrose zweiter Klasse beim Marinebataillon zu Stettin ein, wurde dann als Midshipman in die Flotte der Vereinigten Staaten kommandiert, besuchte später nach mehrfachen Abgangsfahrten am Bord der nordamerik. Fregatte Lawrence, des Adler und des Rarba die Marineschule zu Stettin und wurde, nachdem er sich auf seinen weiten Reisen als ein sehr umsichtiger als unersetzlicher Offizier bewiesen hatte, 1856 zum Lieutenant zur See ernannt. Nach einer zweijährigen (1860–61) Dienstleistung in der engl. Flotte wurde er 1862–64 als Adjutant beim Oberkommando der Marine verwendet und fand im April 1864 wiederholt Gelegenheit, am Bord der Grille an Gefechten gegen die dän. Flotte teilzunehmen. Im Mai desselben Jahres wurde er zum Korvettenkapitän befördert, kommandierte 1864–65 die Victoria und 1865–67 das Kadettenschiff, bis er zum Chef des Stabes beim Oberkommando der Marine ernannt wurde. Er begleitete 1870, zum Kapitän zur See ernannt, als Chef des Stabes das Geschwader des Prinzen Adalbert von Preußen nach dem Meer, mußte jedoch wegen des Ausbruchs des Deutsch-Französischen Kriegs die Reise unterbrechen und nahm wieder seine Stellung im Oberkommando an, das zu einer Kommandoabteilung des Marineministeriums umgeformt wurde. Am 3. 1871 wurde er zum Vizeadmiral ernannt, kommandierte 1873–78 als Geschwaderchef mehrere Expeditionen auf dem Mittelmeer, von denen die letzte durch den Untergang des Großen Kurfürsten bei Heligoland 31. Mai 1878 ein trauriges Ende fand. Von nicht

er wurde B. als Hauptſchulbiger für die große vernehmlich gemacht, weil man die je des Zusammenſtoßes der beiden Panzer-ſchiffen in der von ihm befohlenen zu ge-
wöhnung derſelben finden zu müſſen glaubte, bei der Admiralität von Stoß verteidigte am Reichstage das Verhalten B.s auf das rechte und ſchön die Schuld des Unglücks aus-
ſchließlich die mangelhafte Ausführung der ge-
richtlichen Beſche. Trotzdem wurde B. wegen Nicht-
erfüllung der Vorſchriften über die einzubaltende
für ſchuldig erklärt und im Juli 1879 zu
konkret ſeltung verurteilt. Der Kaiſer be-
trug Urtheil, begnadigte aber B., nachdem
er ſich zwei Wochen ſeiner Haft aus der Fe-
ſtungsburg verſetzt hatte, und ernannte ihn
am 1. März darauf zum Departementsdirek-
tor der Admiralität, 1880 zum Vizeadmiral und
am 1. Mai der Marineſtation der Oſſee.

Batta oder richtiger **Battal**, ein merkwürdi-
ger malaiſchen Raſſe angehörender Volks-
ſtamme Sumatra, in welchem ſich die früheſten
merkwürdigen Inſeln, durch fremde Kulturelemente
hundertmal wenig oder nicht beeinflusst und
entw. bis in die Gegenwart erhalten haben.
nehmen in ältester Zeit den ganzen nördl.
Sumatra bis zum 1. nördl. Br. ein,
aber ſchon ſeit einem Jahrtausend, zuerſt
in Ost- und Nordoſtſtücke durch eine Anzahl
von, ſpäterlich mohammed. Staaten, ſpäter
Kand- und Nordweſtſtücke durch das baſijſche
Zuſammenhang, gleichfalls mohammed. Reich
und endlich von der Weſtſtücke hauptſäch-
lich die Ausbreitung der Niederländer vor-
wiegend gingen baſijſch in der ſich ausbreiten-
den malaiſchen Bevölkerung der Küſten-
ſtücke auf. Die noch gegenwärtig ihre
Unabhängigkeit und zugleich ihre polit. Unabhän-
gigkeitsbewußten B. ſind, allenthalben vom
holländiſchen, auf die Thäler und Bergebe-
Sumatra in ſeiner ganzen Länge und be-
ſonders Teil mit mehreren parallelen Ketten
von Vorhängegebirges beſchränkt. Sie
in ihrer Körper- und Geſichtsbildung den
malaiſchen Raſſentypus, ſind aber
zu ſpäter geſchult als die Bewohner der
ſie ſehen auch in moralischer Hinſicht höher
ſtehen und gelten für ehrlich, treu und zu-
verläßlich. Sie ſind in Stämme geteilt unter mei-
ſten Hauptlingen (Adipati), welche aber
ſeit eines Kriegs eine beſondere Macht
haben. Alle Stämme bilden eine Bundesgenoſ-
ſenſchaft. Ihre Gemeindevorſtandung iſt im allge-
meinen verſtändig geordnet. Ihre Körper
werden an den wenigſt jugendlichen
theils und durch Gräben, Palisaden-
ſtellen von Stachelbambus beſetzt. Sie
ſind alte und ſteife Landbauer, betreiben die
von Weizen und Weizen, ſie ſind auch in
Handwerken, wie z. B. in der Verfertigung
von Waffen und andern Geräthſchaften aus
hölzernen Schnitzereien aus Holz und
z. f. w., nicht unerfahren und ſehen
ſie auf ſeiner ganz niedrigen Stufe der
ſie eine eigenthümliche Buchſtabenſchrift
ſie ſchiedene Literatur beſitzen. Ihre Sagen-
ſagen beſtehen aus ſächerartig zuſammen-
geſtellt, in horizontalen Reilen von links nach
rechts beſchriebener Baumrinde zuſam-

geſetzt zwei waſſrigen Deckeln, deren oberer in der
Regel mit einer darauf ruhenden geſchnittenen Figur
verſehen iſt. Dieſelben handeln über Astrologie,
Zauberei, Geiſterbeſchwörungen, Medizin, die
Kunst, Krieg zu führen u. ſ. w. Für kleinere Mit-
theilungen, Briefe u. ſ. w. ripen die B. ihre
Schriftzeichen in dünne Bambusſtäbe von unten
nach oben ein.

Die Sprache der B. iſt als eine der älteſten ma-
laiſchen, polynesiſchen Idiome zu betrachten und ſteht
ſomit den Idiomen der weſtlichen kleinern Inſeln
mit der Hova-Sprache von Madagaſkar im enge-
ſten Zuſammenhange. Ihre Religion iſt ein in
dem Glauben an gute und böſe Geiſter beſtehes
Heidentum. Die Geſetzesbeſtimmungen der B. (Hos-
bat) ſind nicht geſchrieben, ſondern werden münd-
lich überliefert. In dieſem Gemeinſchaftsrechte ge-
hört, daß in einzelnen ſchweren Fällen die Ver-
brecher lebend verzehrt werden. Unter beſonderen
Umſtänden kann jedoch die Todesſtrafe durch Geld
abgelöst werden. In ältester Zeit beſand bei
den B. ſelbſt der Gebrauch, ihre hochbetagten und
altersſchwachen Eltern zu verſehen. Der Anthro-
pophagie der B. gedenkt ſchon Raſſabé 944, Gdrifi
1150, Marco Polo 1298 und Nicolo di Conti 1449,
der ſie zuerſt Bateh, d. h. Battal, nennt. Daß in
vorſichtiger Zeit die B. wie überhaupt die Bevölker-
ung Sumatras Beziehungen zu Vorderindien ge-
habt haben müſſen, geht daraus hervor, daß ihre
Sprache einige dem Sanskrit angehörnde Wörter
enthält, daß ihre Schrift ſich auf die altindische zu-
rückführen läßt und daß ſich in ihren religiöſen
Vorſtellungen gewiſſe, wenngleich nur ſchwache
Übereinkünfte mit denen der Hindu nicht ver-
kennen laſſen. Die für die Ausfuhr geeigneten Er-
zeugniſſe ihres Landes, hauptſächlich Pfeffer, Kam-
pher, Benzoe, verſchiedene andere Harze, Elfenbein,
Kotang, und von Tieren Pferde, werden von den
B. nach den früher ihnen, jetzt den Niederländern
gehörenden Küſtenorten Singel, Baros, Lifous
und Zapamul gebracht und baſijſch verkauft oder
gegen Salz, Eiſen, Meſſingdraht, grobes ſchines.
Porzellan, europ. Mattenstoffe u. ſ. w. veräußert.
Außer den Mittheilungen von Marſden, Raſſel,
Crawford und Junguhn aber ſie ſind verſchiedene
neuere in der «Tijdschrift voor Nederlandſch In-
dië» (Batavia), namentlich die Arbeiten von Reu-
bronner van der Tuul, ſehr beachtenswerth. Vgl.
Schreiber, «Die B. in ihrem Verhältniſſe zu den
Malaien auf Sumatra» (Worm. 1874); Reubronner
van der Tuul, «Battaſch-Niederländiſch Woorden-
boek» (Amſterd. 1861).

Battaglia, Markſteden in der ital. Provinz
Padua (Venetien) mit (1890) 3863 E., 15 km im
S.W. von Padua, an der Verbindung des Bat-
taglia- und Ronſelietkanals, Station der Eigen-
bahn Benedig-Venedig, nächſt Albano die größte
Kurort der Euganeen. Auf dem Hügel Santa
Glena, aus welchem die zahlreich 69° C. warmen
Schwefelthermen, mit reichlichem Schlammabſatz,
entſpringen, ſteht die paläſtattige Badeanſtalt. Die
Hauptquelle befindet ſich neben dem Schloſſe der
Gräfin Wimpfen.

Battak, Malaienſtamme, ſ. Batta.

Battarismus (griech.), das Stammeln, Stottern.

Battaſzél, Markſteden im Toſcaner Komitat
an der Etr.-Bz. und an der Ungariſchen Staats-
bahn, mit 5900 E.; der hier gebaute Rotwein ge-
nießt guten Ruf.

Battement (fr.), das Aufschlagen der Geschosse an die Seitenwände des Feuerrohrs, welches durch den Spielraum herbeigeführt wird und hauptsächlich bei den Rundlugeln der glatten Feuerwaffen vorkommt, gefährdet die Treuefähigkeit wie die Dauerhaftigkeit der Feuerrohre. — In der Fechtkunst ist **B.** oder **Battieren** ein kurzer kräftiger Schlag gegen die Klinge des Gegners, der diesen aus der Auslage bringt und dadurch veranlaßt, eine Wölbe zu geben.

Battenberg, alte Stadt in dem bis 1866 zum Großherzogtum Hessen, seitdem zum preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden gehörigen Kreise Wiesbaden, auf einer Anhöhe am rechten Ufer der Eder, hat ein schönes Schloß, Eisenwerke, bedeutenden Holzhandel und (1880) 1014 meist evang. G., dabei auf dem nahe gelegenen Kellerberg das verfallene Schloß Kellersburg, ehemals Sitz der Grafen von B. Der Ort hieß im Altertum Mons priscus Batavae gentis und soll schon 134 v. Chr. von Battone, König der Ratten, gegründet worden sein. Im Dreißigjährigen Kriege wurde Ort und Schloß B. sowie die Kellersburg zerstört. Die Grafen von B. wurden 1227 Vasallen der Landgrafen von Hessen und starben während der ersten Französischen Revolution aus. In neuerer Zeit wurde die Gräfin Julie von Hauke bei ihrer morganatischen Vermählung mit dem Prinzen Alexander (s. d.) von Hessen (1851) zur Gräfin (später zur Fürstin) von B. erhoben. Die aus dieser Ehe entsprossenen Kinder führen den Titel Prinzen und Prinzessin von B. Der zweite Sohn Alexander (s. d.) wurde 1879 zum Fürsten von Bulgarien erwählt.

B. heißt auch ein Dorf mit 300 G. unweit Türkheim in der bayer. Rheinpfalz; dabei die Ruinen der Battenburg mit einem in neuerer Zeit restaurierten Turme, welcher eine sehr schöne Aussicht über die Gegend bietet.

Batterie (militärisch) heißt eine dauernde oder nur vorübergehende Zusammenstellung mehrerer Geschütze zu einem bestimmten einheitlichen Geschützgew. Dedit man die Geschütze einer B. durch einen kunstmäßig in Erde, Stein oder Eisen ausgeführten Bau, so nennt man diesen, für sich sowohl als mit den Geschützen besetzt gedacht, ebenfalls B., während eine nur flüchtig in Erde ausgeführte Geschützaufstellung, wie sie namentlich im Feldkrieg vorkommt, als Geschützemplacement oder Geschützeinschnitt bezeichnet wird. Bei Kriegsschiffen bilden die in einem Deck aufgestellten Geschütze eine B. Dient das Schiff, ohne eine besondere Manövrierfähigkeit zu besitzen, lediglich als Artillerieaufstellung, so wird es Schwimmende B. (s. d.) genannt. Eine dauernde Vereinigung von Geschützen mit ihrem Personal zu B. findet nur in der Feldartillerie statt (Platz der Geschütze einer Feldbatterie 6—8). (3. Artillerie.) Diejenigen schweren Feldbatterien, welche eine nur geringe Manövrierfähigkeit besitzen, pflegt man Positions-batterien zu nennen; solche kommen noch in der engl. Artillerie vor. Belagerungs- oder Angriffsbatterien heißen die zur Beschließung von Festungen angelegten, in Erde gebauten B., welche je nach der Geschützhart in Kanonen- und Mörser-, je nach dem Zwecke in Bombardement-, Enfilier- und Ricochet-, Demontier-, Demolitions-, Breche-, Kontre-, Flägelbatterien zerfallen. Sie zählen 4, 6, 8, selten bis 12 Geschütze. (S. Belagerung.) In Festungen kommen Kasemattierte und Pan-

zerbatterien vor. Zur Größenbestimmung bestimmte B. werden Plankenbatterien genannt. Erdbatterien, welche im Anschluß an bestehende Forts und zu deren Unterstützung angelegt sind, führen den Namen Anstich-, Zwischenbatterien. Zur Unterstützung der Infanterie beim Kampf ums Vorterrain einer Festung werden Minirungsbatterien angelegt. B. zur Rückwärtsbewegung heißen Rüst- oder Strandbatterien; liegen sie mit dem Wasserspiegel in fast gleichem Niveau, so nennt man sie auch B. à fleur d'eau.

Eine Belagerungsbatterie hat eine Brustwehr, hinter welcher die Geschütze so aufgestellt sind, daß sie entweder durch Scharten oder über Bank feuern. Der Geschützstand ist meistens unter den Horizont versenkt und eine solche B. heißt gesenkte B. Nur selten steigt er auf dem Horizont oder erhöht, und man spricht alldem von horizontalen, beziehungsweise erhöhten B. Die Geschütze selbst stehen auf Holzunterlagen, die man Bettungen nennt. Die innere Bedeckung der Brustwehr ist gewöhnlich mit Strauchwerk bedeckt. Zur Aufnahme der Munition dienen Feldmagazine und Geschützkäume, zum Schutz der Mannschaft Unterstände. Nur selten kommen belebte, d. i. von oben her eingedeckte und gegen Brandgeschützte Belagerungsbatterien vor. Rüstbatterien sind vollkommener ausgeführt und haben häufig die Form eines nach hinten geschlossenen Werks. Kasemattierte B. können in einer oder in mehreren Etagen gebaut sein; die Geschütze ruhen hier durch rings umschlossene Scharten. Panzerbatterien sind entweder ganz in Eisen ausgeführt und dann mit sehr engen, sog. Rindmatten versehen, oder die Panzerung dient nur zum Schutz einer mit Scharten versehenen Stimmwand.

Batterie (elektrische) ist die Bezeichnung für eine Vereinigung von mehreren elektrischen Zellen (s. d.) zum Zwecke der Verstärkung ihrer Wirkung. Diese Vereinigung wird in der Weise ausgeführt, daß einerseits alle innern, andererseits alle äußern Belegungen leitend miteinander verbunden werden (s. Fig. 1). Die Ladung der B. erfolgt durch Drehung der Elektrisiermaschine, deren Konduktor mit der innern Belegung leitend verbunden ist, während die äußere Belegung mit dem Boden in leitender Verbindung steht. Die geladene B. kann dadurch entladen werden, daß man die innere Belegung mit der äußern in leitende Verbindung bringt. Dabei muß man sich jedoch, besonders bei starken B., deren Schläge sogar lebensgefährlich werden können, hüten, die Leitungen mit bloßer Hand anzuassen. Man bedient sich deshalb gewisser Vorrichtungen, der sog. Entlader oder Auslade (Fig. 2), die mit isolierenden, gewöhnlich gläsernen Handgriffen versehen sind. Die Wirkungen be-



Fig. 1.

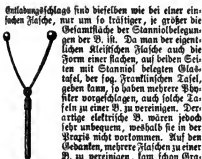


Fig. 2.

B. röhrt von Franklin her. Sehr große V. konstruierte van Marum. Über die Galvanische Batterie s. unter Galvanismus.

Batteriemagazin, Handmagazin, Verbrauchspulvermagazin, auch Pulvermagazin schlechweg, heißt ein den unmittelbaren Bedarf einer Angriffs- oder Zwischenbatterie an Pulvermunition für etwa 24 Stunden sicherstellender, gegen Horizontal- wie Vertikalfire gebodt angelegter Bau. (S. Batterie.)

Battersea, Kirchspiel, jetzt Vorstadt von London, in der engl. Grafschaft Surrey, am rechten Ufer der Themse, gegenüber von Chelsea, 6,5 km im SW. von der St. Pauls-Kathedrale mit (1881) 107.248 E., hat eine Lehrerbildungsanstalt und besitzt einen der schönsten öffentlichen Parks von London, den Battersea-Park, 75 ha groß, 1852–58 als Parlamentsbesitz mit einem Kaufwande von 30.000 Pfd. St. angelegt, in welchem der Subtropische Garten besondere Aufmerksamkeit verdient. B. ist Geburtsort des Lord Balmfoulx, dem in der dortigen Kirche ein Denkmal errichtet ist.

Batteur (frz.), fockiel wie Schlagmaschine, f. u. Baumwollindriele.

Batteux (Abbe Charles), franz. Ästhetiker, geb. 6. Mai 1713 im Dorfe Allandub bei Boulogne, habitierte in Rheims, ließ sich darauf zum Priester weihen und ging nach Paris, wo er wissenschaftlichen Unterricht an verschiedenen Kollegien erteilte. Er wurde 1754 als Mitglied der Akademie der Wissenschaften, 1761 auch in die Academie française aufgenommen. Er starb 14. Juli 1780. Sein Hauptwerk ist: „Cours de belles-lettres“ (5 Bde., Par. 1763; deutsch von Namer, 4 Bde., Lpz. 1774, und 1802), eine Erweiterung und Umarbeitung einer 1746 erschienenen Schrift „Les beaux-arts réduits à un même principe“ (deutsch von Bernoulli, Götta 1751; im Auszuge von Gottschalk, Lpz. 1751; mit einem Anhang und vielen Anmerkungen von J. E. Schlegel, Lpz. 1752; vermehrt von Bernoulli, Lpz. 1770). Das Grundprinzip, auf welches alle Künste zurückführt, ist die Nachahmung der schönen Natur. B.s Theorie fand auch in Deutschland Eingang und blieb in Geltung, bis Wieland und Lessing und später Herder, Schiller u. a. höhere ästhetische Prinzipien verbreiteten.

Battthányi, berühmte ungar. Magnatenfamilie, deren Stammbaum auf Görs, einen der stammsführer Arpads beim Einfall der Magyaren in Bannanien, zurückführt. Das Geschlecht wurde in den deutschen Freiherrenstand, 1603 in den

Reichsgrafenstand, und in seiner jüngeren Linie 1764 in den Reichsfürstenstand erhoben und zeichnete sich gegen Österreich stets durch Anhänglichkeit und Loyalität aus. Gregorius von Görs (gest. 1401) war 1389 Kastellan zu Gran und erhielt vom König Sigmund das Gut Battthányi, von dem die ganze Familie fortan den Namen führte. Balthasar I. von B., gest. 1520, war Rat und Kammerer Ladislaus' I., dann Donau, Kapitän der Jaggen und Bischof in Bosnien, welches er gegen die Türken handhaft verteidigte, später Feldhauptmann und Kommandant von Güns. Sein Sohn, Balthasar II. von B., geb. 1493, unter König Ludwig erster Kammerer, 1518 Vizebanus von Kroatien und Slavonien, foht tapfer in der mohacser Schlacht und starb 1542. Der Bruder desselben, Franz I. von B., geb. 1497, Erbherr von Güssing (Nemet-Ujvár), königl. Schatzmeister, Kammerer und Obermundschent, Obergespan des Eisenburger Komitats, Ban von Slavonien und Kroatien, foht 1514 unter Stephan Bathori gegen die emporstehenden Bauern (Kuruzen), nahm als Befehlshaber 1526 thätigen Anteil an der Schlacht bei Mohacs, hielt es dann bald mit Zapolya, bald mit Ferdinand und erhielt lehterm durch seinen Rat 1546–57 das bedrohte Slavonien und Kroatien. Er starb 28. Nov. 1566. Balthasar III. von B., geb. 1538, gest. 1590, Sohn Christoph B.s, war ein berühmter General und kämpfte mit Auszeichnung in den Türkenkriegen, besonders 1580 gegen Sanderbeg, Pascha von Bosnien. Aus eigenen Mitteln unterhielt er beständig 1200 Mann Fußvolk und 500 Reiter. Auf dem Reichstage von Preßburg wurde er 1582 zum Stellvertreter des Palatins zur Regulierung der Kriegsanangelegenheiten erwählt. Sein Sohn, Adam I. von B., ward 1603 in den Reichsgrafenstand erhoben. Die beiden Söhne des lehtern, Paul I. (geb. 1629, gest. 1689) und Christoph II. (geb. 1632, gest. 1665) wurden die Begründer zweier Linien, einer ältern und einer jüngern.

Die ältere Hauptlinie zerfiel durch die Enkel ihres Stiefers Paul, die Söhne des Grafen Sigmund I., in drei Speziallinien: die Scharfensteiner, die Sigismundische und die Pinkafelder. a) Die Scharfensteiner Linie ward durch Graf Adam III. von B. (geb. 1697, gest. 1782) begründet. Derselbe war Vater des Grafen Joseph von B., geb. zu Wien 30. Jan. 1727. Dieser, ein für Kirche und Staat höchst thätiger und von Kaiser Joseph II. sehr geschätzter ungar. Pralat, wurde 1752 Domherr zu Gran, 1759 Bischof von Siebenbürgen, 1760 Erzbischof von Kolocza, 1776 Fürst-Primas von Ungarn und Erzbischof von Gran, 1778 Kardinalpriester und starb 23. Okt. 1799 zu Preßburg. Mit seinem Bruder, dem Grafen Joh. Nepomuk von B., Herr auf Scharfenstein (geb. 16. Nov. 1747, gest. 6. Juni 1831), erfolgte die Linie zu Scharfenstein im Mannsstamme. b) Die Sigismundische Linie, benannt nach ihrem Begründer, dem Grafen Sigismund II. von B. (geb. 1698, gest. 1768), blüht noch jetzt und wird durch den Grafen Christoph von B. (geb. 1792) repräsentiert. Des lehtern Großvaterbruders Sohn war Graf Ludwig von Battthányi (f. d. b.). c) Die Pinkafelder Linie wurde von Graf Emerich I. (geb. 1701, gest. 1774) gestiftet. Derselbe hinterließ mehrere Söhne, von denen vier die Stammväter von ebenso vielen Nebenweigen wurden, während der zweite Sohn,

Graf Ignaz von B. (geb. 30. Juni 1741, seit 1781 Bischof von Karlsburg, gest. 17. Nov. 1798), ein eifriger Beförderer und Förderer der Wissenschaften in Siebenbürgen war. Er vermachte seine reiche Bibliothek nebst einer ansehnlichen Gelbsumme der von ihm 1796 zu Karlsburg errichteten Sternwarte und hat mehrere schöne Schriften hinterlassen. Die erwähnten vier Brüder waren: 1) Graf Joseph Georg (geb. 1738), welcher drei Söhne hinterließ, die Grafen Joseph (geb. 23. Dez. 1770, gest. 25. März 1861), Vincenz (geb. 28. Febr. 1771, gest. 3. Dez. 1827 als Vizepräsident der Allgemeinen Hofkammer und Obergespan des Honter Komitats) und Nikolaus (geb. 24. Juni 1778, gest. 14. April 1842). Der Graf Vincenz von B. hat sich seinerzeit als Reiseschriftsteller bekannt gemacht. Der einzige Sohn Josephs, Graf Joseph von B., geb. 25. Juni 1806, ist jetzt Repräsentant dieses Zweigs der Linie Pálafeld. 2) Graf Emerich II. von B., geb. 17. Aug. 1742, dessen Urenkel Géza (Victor), geb. 1. Juni 1838, jetzt diesen Zweig vertritt. 3) Graf Alois von B., geb. 10. Okt. 1743, trat 1767 in den Jesuitenorden, vermählte sich aber nach dessen Aufhebung und sprach 1790 auf dem Reichstage zu Ofen für die Protestanten. Er starb 1821 ohne männliche Nachkommen. 4) Graf Johann Nepomuk von B., geb. 1754, gest. 1822, dessen Zweig gegenwärtig durch den Enkel, den Grafen Guido von B., geb. 1824, vertreten wird.

Die jüngere Hauptlinie wurde durch den Sohn ihres Stiefvaters (Christoph II.), den Grafen Adam II. von B. fortgesetzt. Derselbe erhielt im Kampfe gegen Rakoczy Kroaten und das rechte Donauufer dem österr. Hause und starb als Ban von Kroatien 1703. Sein Sohn, Fürst Karl von B., eins der ausgezeichnetsten Glieder des Geschlechts, geb. 1697, diente zuerst im Türkenkriege und ging dann mit einer österr. Gesandtschaft 1719 nach Konstantinopel. Als Feldmarschalllieutenant mochte er den Feldzügen des Prinzen Eugen am Rhein und dem letzten Türkenkriege unter Kaiser Karl VI. bei. Namentlich aber zeichnete er sich im Österreichischen Erbfolgekriege aus und bewirkte durch den Sieg bei Pálafeld über die Franzosen und Bayern (15. April 1745) und die Eroberung Bayerns den Frieden zu Füssen. Später befehligte er als Feldmarschall am Rhein und in den Niederlanden, wenn auch nicht immer mit Glück, doch von Freund und Feind geachtet. Nach dem Nachener Frieden wurde B. Oberhofmeister des nachmaligen Kaisers Joseph II., legte aber diese Würde 1763 nieder und starb 15. April 1772, nachdem er 3. Jan. 1764 zum Reichsfürsten nach dem Rechte der Erstgeburt erhoben worden. Da ihm ein einziger Sohn bereits gestorben war, ging die Fürstenwürde an den Sohn seines Bruders, den Fürsten Adam Wenzel von B., geb. 17. März 1722, über. Letzterer war erst Bischof von Kroatien, wurde 1767 Feldzeugmeister und starb 25. Okt. 1787 zu Sacco auf einer Reise in Tirol. Dessen Sohn, Fürst Ludwig von B., gest. 15. Juli 1806, war der Vater des Fürsten Philipp von B., geb. 13. Nov. 1781, Erbobergespan des Eisenburger Komitats, gest. 22. Juli 1870, und des Grafen Johann Baptist von B., geb. 7. April 1784, gest. 26. März 1865, die jedoch beide ohne männliche Nachkommen starben. Ein Bruderssohn des Fürsten Adam Wenzel, Graf Anton von B. (geb. 14. Dez. 1762, gest. 20. Sept. 1826), hinterließ zwei Söhne,

die Grafen Gustav, geb. 8. Dez. 1806, und Kasimir von Batthyányi (s. d.), von denen der erstere 1870 dem Fürsten Philipp succedirte.

Batthyányi (Kasimir, Graf), ungar. Richter des Auswärtigen während der Insurrektion von 1848—49, geb. 4. Juni 1807, bereiste nach Beendigung seiner Studien die meisten Länder Europas und schloß sich nach seiner Rückkehr der liberalen Partei an. Mit großer Freigebigkeit unterstützte er alle nationalen Unternehmungen und beschäftigte namentlich den Druck ungar. liberaler Schriften im Auslande, wie er auch selbst einige von ihm gestiftete Heften (Lpz. 1847) veröffentlichte. Im Sommer 1848 zum Obergespan und Regierungskommissar für das Baranjer Komitat ernannt, richtete er die Festung Eszék mit ungar. Truppen, führte die Schiffsahrt auf der Donau und Drau und erlangte 18. Nov. bei Szarnas und 19. Dez. bei Eger nicht unbedeutende Siege. Als sich Eger im Jan. 1849 an die Österreicher ergeben mußte, rettete sich B. nach Debreczin und wurde von der dort weilenden ungar. Regierung zum Civil- und Kriegergouverneur für Molemanien, Syegeden, Theresopol und Zombor ernannt, in welcher Stellung er schon an Párgels Forderung in der Westka Anteil nahm. Nach der Unabhängigkeitserklärung vom 14. April 1849 wurde er zum Minister des Auswärtigen ernannt, folgte Kossuth auf dem Rückzuge nach Szegedin und Arad und schloßte nach der Kapitulation von Budaörs (14. Aug. 1849) nach Eötvös. In hier wurde er dann mit Kossuth und den übrigen Hauptern der Revolution zuerst nach Schumla und von da nach Kutahia gebracht. Aus der Fäuf wandte er sich später nach Paris, wo er 13. Juli 1864 starb.

Batthyányi (Ludwig, Graf), ungar. Staatsmann, geb. 9. April 1809 zu Breßburg, und am 16. Jahre als Kabett in die Armer, entliehe aber nach erlangter Volljährigkeit dem Militärdienst und trat seit 1838 an der Magnatenliste als Senator der Opposition auf. Als die Kämpfe mit der Opposition den Sieg und Ungarn ein neues Ministerium verschafften, ward B. 17. März 1848 Präsidenten desselben ernannt. Lokalität und Verhinderung des Verbands zwischen Ungarn und Österreich waren die Grundzüge, welche B. in seiner höchst schwierigen Stellung geltend zu machen suchte. Unbesiegt steigerten sich die Vermehrungen von allen Seiten, und unter vergeblichen Verhandlungen mit dem österr. Ministerium und dem Kaiser brach der Varns Fellauf in Ungarn los. B. der den Schwierigkeiten seiner Lage nicht gewachsen war, 15. Sept. sein Portefeuille nieder. Doch ließ er sich vom Palatin abermals zur Übernahme des Ministerpräsidenten bewegen und wurde mit der Bildung des neuen Kabinetts beauftragt, das, obwohl aus sehr gemäßigten Männern bestehend, in förmlicher Vertikung nicht erhielt. Nach Auflösung des ungar. Reichstags und der Ermordung des zum Landeskommissar ernannten Grafen Eötvös (28. Sept.) ging B. nach Wien, teils um die Folgen jenes blutigen Ereignisses abzumildern, teils um zur Bildung eines neuen Ministeriums mitzuwirken. Da er aber nichts anzurichten vermochte, lehrte er 6. Okt. auf sein Gut Hlavor zurück. Dort bewachte er seine Einsamkeit und wurde mit derselben nach Ausbruch der Feindschaft im Bidoschen Streiftorp, wurde aber bald einen Sturz von ferneres kriegertischer Ereignisse

erschallen. Im Nov. 1848 ging er nach Pest, um beim Reichstage seinen Sitz zu nehmen, hielt sich hier jedoch vom Landesverteidigungsausschuß ganz fern. Als der ungar. revolutionäre Reichstag und dessen Regierung nach Tebezerin überfleckten, blieb B. in Pest und wurde nach Windischgrätz Einzug 8. Jan. 1849 verhaftet. Man brachte ihn nach Wien, dann nach Freiburg, Salzburg, Olmütz, endlich im Juli 1849 wieder nach Pest, wo er 6. Okt. durch einen Spruch des Kriegesgerichts zum Strang verurteilt wurde. B. brachte sich jedoch während der Nacht mittels eines Dolchs mehrere Wunden am Halse bei, so daß die Hinrichtung am Abend des 6. Okt. nur durch Pulver und Blei vollzogen werden konnte. Seine Güter wurden konfisziert; seine Familie ging ins Exil. Die Leiche des Grafen wurde in der folgenden Nacht von Freunden und Verwandten entnommen und heimlich in der Gruft der Franziskaner in Pest beigesetzt (7. Okt.). Hier blieb der Leichnam bis zum 3. 1870, dann wurde er in feierlicher Weise in ein Mausoleum auf dem Kerepeser Friedhofe in Pest übergeführt. Vgl. »Aufzeichnungen eines Honvéd« (2. Abt., Eps. 1850); Horváth, »Ludwig B., ein polit. Märtyrer« (Hamb. 1850); derselbe, »Hundertwanzig Jahre aus der Geschichte Ungarns 1823—48« (deutsch von Novelli, 2. Soc., Eps. 1867).

Battidrud (Battinieren), ein in mehreren andern Oskasien gebräuchliches Verfahren zur Herstellung farbigter Muster auf baumwollenen Geweben, welches darin besteht, daß das Gewebe vor dem Einbringen in den Farbestoff mittels eines kleinen, kegelförmigen Werkzeugs unter Aussparung der Zeichnung mit einer dünnen Wachsschicht überzogen wird, so daß die Farbe nur an den unbedeckten Stellen erscheint, worauf das Wachs durch Auskochen entfernt wird.

Battieren, s. unter Battement.

Battle, Stadt in der engl. Grafschaft Sussex, 1 km nordwestlich von Hastings, besteht aus einer kleinen Straße, welche sich in einem Längsthal zwischen zwei Hügeln nach S. hinzieht, zählt (1881) 3319 E. Sie hat in der Nachbarschaft Pulvermühlen (Battle-works). Der Ort hieß in angelsächsl. Zeit Hethenode oder Epiton und erhielt seinen jetzigen Namen nach der am 14. Okt. 1066 auf den Höhen zwischen ihm und Hastings geschlagenen Schlacht, in welcher der Rormannenherzog Wilhelm der Eroberer den König Harold besiegte, welcher letzterer hier Krone und Leben verlor. Von der glänzenden Abtei, welche König Wilhelm I. 1067 zum Andenken an seinen Sieg an der Stelle errichtete, wo das Banner Harold's den Angelsachsen entrissen worden war, stehen noch umfangreiche Ruinen.

Battologie (griech.), flammelnde oder stotternde Rede, leeres Geschwätz, Salbaderei; Battolieren, salbadern.

Batture (franz.), der Untergrund der Vergoldung. **Battuta** (ital.), Schlag, Lätzschlag, Lätzbewegung. In der Architektur heißt B. ein kleiner pfeilförmiger Vorsprung; in der Reitsport ein Satz des Pferdes, bei dem es mit dem Fuß nur wenig Erde tut; beim Stoßfechten ein harter Schlag längs der einen Seite des Degens des Gegners, um diesem Waffe aus der Hand zu schlagen oder um eine Wunde in einem flüchtigen Stoß zu bekommen.

Batuecas (Lad.), zwei im südli. Teile der span. Provinz Salamanca, an der Straße zwischen Plazuela und Ciudad Rodrigo gelegene, durch alpine

Großartigkeit ausgezeichnete Thäler, deren Gewässer an der Sierra de Peña de Francia zum Alagón, einem rechten Nebenflusse des Tago, strömen. Früher glaubte man sie von bösen Dämonen bewohnt, und 1599 gab deshalb der Bischof Garcia Gelazja die Erlaubnis zur Anlage eines Karmeliterklosters, um welches sich allmählich ein kleiner Ort gruppierte, das das Kloster ein Wallfahrtsort wurde. Seit Aufhebung der Klöster ist B. verlassen und verfallen. In Spanien sagt man von einem großen Menschen, »er sei in den B. erregt«.

Batu-Inseln, eine zu dem Niederländischen Inselreiche in Ostindien gehörende Inselgruppe, erstreckt sich von 1° 12' südli. Br. bis zum Äquator und wird von dem 98. östl. Meridian durchschnitten; sie besteht aus einer größeren und einer Anzahl kleinerer Inseln. Die B., malaiisch Puló Batu, bilden ein Glied der Inselreihe, welche sich zwischen 4° südli. und 3° nördl. Br., von Puló Engano bis Puló Babi, der Hog-Insel engl. Karten, fast immer in gleicher Entfernung von der Westküste von Sumatra hinzieht, und als eine Parallelette des Barisangebirges anzusehen ist, von dem ganz Sumatra von Nord nach Süd durchzogen wird. Die genannten Inseln sind als hervorragende Punkte dieser submarinen Gebirgskette anzusehen. In politisch-administrativer Hinsicht bilden die B. eine unter einen Residentenresidenten gestellte Unterabteilung der Abteilung Nierbangsi und Ran, einem Teil der zu dem Gouvernement »Westküste von Sumatra« gehörenden Residentenschaft der »Padangschen Unterlande« (»Padangische Niederlande«).

Die B., zusammen 1117 qkm groß, sind sehr gering bevölkert (etwa 3000 E.), die Hauptinsel (Rasja mit 413 qkm) und andere größere fast gar nicht. Die Bewohner sind Malaien, stehen aber auf einer sehr niedrigen Stufe der Kultur und haben teilweise noch nicht den Jellam angenommen. Die Fauna und Flora sind die der Westküste von Sumatra, wiewohl viel ärmer als die der letztern. Haupterzeugnis und wichtigster Artikel der Ausfuhr ist Kolobol. Der Vizepräsident hat seinen Sitz auf Puló Jello, einer kleineren Insel dieser Gruppe.

Batum oder Bathumi, Seehafen und Handelsplatz im russ. Transkaukasien, an der Küste von Kaschian, unweit östlich der Mündung des Tschurul und im Hintergrunde einer Bai gelegen, die den besten Ankerplatz an der Ostküste des Schwarzen Meeres bildet. B. kam durch den Berliner Vertrag 1878 aus türk. in russ. Besitz und wurde seitdem durch eine Zweigbahn mit der Linie Poti-Tiflis verbunden. Auch die Ausbuchtung der nahe gelegenen Sümpfe, die bereits unter türk. Herrschaft begonnen hatte, ist seitdem fortgeschritten. Der Ort, welcher 1878 kaum 6000 E. zählte, hat jetzt 10000 und ist der Haupthandelshafen Transkaukasien geworden. Die Ausfuhr besteht in Säuren, Wachs, Honig, vor allem in Schiffsbauholz, welches die Wälder der benachbarten Berge in unerschöpflicher Menge liefern. Die gewöhnlichen Einfuhrartikel sind Salz, russ. Eisen, deutscher Stahl, Wolle aus der Krim, Zwirn, Salmiak, engl. Baumwollstoffe und türk. Manufaktur. Zu Justinians I. Zeit lag hier der Ort Petra, welcher im 14. Jahrh. unter dem Namen Bati erscheint. Die in der Nähe befindlichen Ruinen griech. Kirchen und anderer Bauwerke sind Reste aus dem Mittelalter. Etwa 7 km entfernt befindet sich in tiefer Waldesstille ein Badeort (Schwefeltherme von 16° R.). Der durch den

Berliner Vertrag an Rußland gekommene Teil von Laskan bildet jetzt das Gebiet von Batum, welches in militärischer und civiler Beziehung dem Oberkommandierenden der kaukas. Armee unterstellt ist und in die drei Kreise B., Artwin und Adjar zerfällt.

Baturin, fieden im Isnotopischen Kreise des europ.-russ. Gouvernements Tschernigow am linken Ufer des Seim, an der Poststraße von Kiew nach Moskau, hat zwei Kirchen, eine Tuchfabrik, eine Wachstercienfabrik und 6850 E. Dreimal im Jahre finden hier Jahrmärkte von geringer Bedeutung statt. B. wurde 1576 von dem poln. Könige Stephan Bathori gegründet; 1663 wurde hier ein Vertrag zwischen dem moskowiter Hofe und Kleinrußland geschlossen, infolge dessen B. vom Zaren Alexei Michailowitsch als Residenz der kleinruss. Hetmane befestigt wurde. Im J. 1708 wurde B. von Mazepa besetzt, in demselben Jahre jedoch vom Fürsten Menschikow erstickt und zerstört. Seit 1764 ist B. im Besitz des Fürstenhauses Rasumowski.

Bäylien (grch.), vom Himmel gefallene Steine (Meteore), die den Göttern geweiht waren oder selbst göttlich verehrt wurden. Kleine Exemplare trug man als Amulette.

Bah (Bourg de Bah), Küstenort in der Bretagne, nördlich vom Ausfluß der Loire in den Atlantischen Ocean, im franz. Depart. Nieder-Loire, Arrondissement St.-Nazaire (21 km westlich von dieser Stadt), 82 km westlich von Nantes, zählt (1876) 1132 (Gemeinde 2689) E., welche mit Ausbeutung der nahen Salzflümpfe beschäftigt sind (jährlich 17000000 kg) und die Tracht aus der Zeit Heinrichs IV. sowie sonstige charakteristische Eigentümlichkeiten bewahrt haben. Die Kirche des Orts mit einem 60 m hohen Turm aus Granit dient den Schiffen als Landmarke. Am Meere steht ein felt. Steinnunament (Menhir). — B., Insel an der Nordküste der Bretagne, im franz. Depart. Finistère, s. Bas.

Bahen, eine Münze, soll zuerst gegen Ende des 15. Jahrh. in Bern geprägt und nach dem Bär oder Bäh im Wappen dieses Kantons den Namen erhalten haben. Die B. fanden schnell Verbreitung in der Schweiz und im südl. Deutschland, wurden aber später nur noch in dem erstern Lande, und zwar in den verschiedenen Kantonen nach verschiedenem Werte, geprägt. Man rechnete auf den Gulden 15 B., und auch in den süddeutschen Staaten, welche Guldenrechnung hatten, blieb die Benennung bis auf die neuere Zeit im Gebrauch. Das frühere österr. Drittelguldin- oder Zwanzigkreuzerküß hieß Schillingbäuer, weil es im ehemaligen 24-Guldenfuß 6 B. = 24 Kreuzer wert war und galt. Der ältere schweiz. Franken wurde in 10 B. eingeteilt; das Münzgesetz von 1850, welches den franz. Münzfuß für die ganze Schweiz einführt, hat die Bezeichnung B. nicht adoptiert.

Bau (bän. Baw), Kirchdorf im Kreise Hlensburg der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, zählt gegen 2000 E. und liegt 7,5 km im Nordwesten der Stadt Hlensburg, der Kreuzung der Straßen von Tondern, Apenrade und Sonderburg und unweit der Bahn Altona-Hlensburg-Wamdrup. In der Kriegsgeschichte bekannt geworden ist der Ort durch das Treffen vom 9. April 1848, dem ersten in dem damaligen Kriege zwischen den Schleswig-Holsteinern und den Dänen, in welchem die letztern unter General von Hedemann Sieger blieben.

Bauakademie, höhere Lehranstalt zur Bildung von Baumeistern. Unterricht in der Baukunst und ihren Hilfswissenschaften wird an den meisten Kunstakademien und Polytechnischen Schulen erteilt, an jenen gewöhnlich mit mehr Rücksichtnahme auf den Charakter als schöne Kunst, an diesen mit größter Berücksichtigung des Nützlichkeitsbaues. Nur in Berlin bestand eine eigene B., welche aber 1870 mit der Technischen Hochschule verbunden wurde. Ebenso nannte man B. die, z. B. früher in München und Dresden, mit den Kunstakademien verbundenen Bauhörsen (s. d.), von denen nur noch einzelne Aeltern hervorragender Architekten und Professoren fortbestehen. Die erhöhten wissenschaftlichen Anforderungen der Neuzeit an die Architekten ließen es notwendig erscheinen, die einseitig künstlerische Ausbildung derselben durch Verbindung der B. mit Technischen Hochschulen oder Polytechnischen Schulen (s. d.) in eine mehr wissenschaftliche umzuformen. In der Ecole des Beaux-Arts zu Paris wird ebenfalls Baukunst gelehrt, doch hauptsächlich nur Schönbau; nicht verteilt alljährlich die «Prix de Rome»; in Bezug auf Ingenieurwesen ist hier der Unterricht nicht von Belang. Auch finden sich in Frankreich neben den Staatsinstituten Privatunternehmungen dieser Art, unter denen die Ecole Centrale zu nennen ist.

Bauamt heißt die zur Leitung und Aufsichtigung von öffentlichen Bauten bestimmte städt. oder städtische Behörde (Land- oder Stadtbauamt). Letzterer liegt in der Regel auch die Baupolizei von Privatbauten in baupolizeilicher Hinsicht ob. Während in kleinen Städten und auf dem Lande meist ein Regierungsbeamter (Landbau- oder Bauverwaltungsinspektor) die Baubehörde für die Privatbau vertritt, haben größere Städte in der Regel ihr eigenes B., dessen Einrichtung, Obliegenheiten und Befugnisse sehr verschieden sein können. Die städtischen Bauämter gliedern sich gewöhnlich in die Bauverwaltung (in größeren Städten trennt in die Abteilungen für Hochbau- und Tiefbauverwaltung) und die Baupolizei, und in Personal wird aus einem Stadtbaurat oder Stadtbauinspektor, einem Stadtbaumeister, Baupolizeihelfern u. s. w. gebildet. Auch die verschiedenen Ministerien eines Staates und ihre Abteilungen (Militär-, Land-, Wasser-, Straßen-, Eisenbahnen u. s. w.) haben gewöhnlich ihre eigenen Bauämter, welche die Ausführung und Instandhaltung der in ihr Ressort einschlagenden Baulichkeiten zu beauftragen. (S. Baupolizei, Bauordnung.)

Bauanschlag heißt die durch den Baumeister oder Architekten ausgeführte schriftliche Zusammenstellung aller derjenigen Arbeiten und Kosten, welche durch die Ausführung eines Baues unmittelbar erwachsen werden. Es sind dabei hauptsächlich folgende Punkte ins Auge zu fassen: 1) die Arbeiten, d. h. diejenigen Arbeiten, welche vorgenommen werden müssen, ehe der Bauplan entworfen werden kann, z. B. Grundstücksaufnahme, Nivellements, Untersuchungen des Baugrundes u. s. w., sowie die darauf sich gründende Ausarbeitung der generellen und speziellen Baupläne. Es auf Grund der letztern ist eine genaue Preisberechnung möglich; 2) die Erarbeiten; 3) die Argen und Kosten der Baumaterialien, z. B. Steine, Ziegel, Mörtel, Holz, Eisen u. s. w.; 4) die Transportkosten dieser Materialien; 5) ihre Bearbeitung durch Steinmetzen, Maurer, Zimmerleute, Schmiede

DIE BAUCHEINGEW

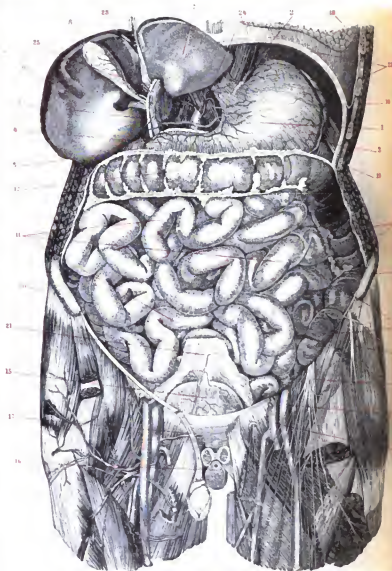


Fig. I.

Der Unterleib nach Entfernung der Bauchdecken und des Netzes.

- 1 Magen. 2. Mageneingang. 3. Magenfundus. 4. Pfortnertheil des Magens. 5. Zwölffingerdarm. 6. Leberlappen. 7. Linker Leberlappen. 8. Gallenblase. 9. Gallengang. 10. Milz. 11. Dünndarm. 12. Aufsteigender Grimmdarm. 13. Absteigender Grimmdarm. 14. S-förmige Krümmung des Dickdarms. 15. Harnblase. 16. Samenstrang mit Hoden. 17. Samenstrang mit Hoden. 18. Siebente Rippe. 19. Zwölfte Rippe. 20. Rückenbauchfell mit den Harnblasenbändern. 21. Zwerchfell. 22. Aufhängeband der. 23. Pfortader. 24. Schenkelblutader. 25. Schenkelblutader. 26. Schenkelblutader. 27. Schenkelblutader. 28. Schenkelblutader. 29. Äußerer Hautnerv des Oberschenkels.

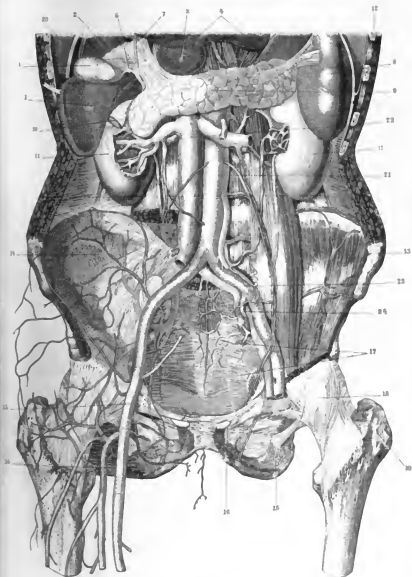


Fig. 11.

Der Unterleib nach Entfernung des Magens und der Darms.

Rechter Leberlappen. 2. Viereckiger Leberlappen. 3. Spigelscher Leberlappen. 4. Linker Leberlappen. Gallenblase. 6. Gallenblasengang. 7. Lebergang. 8. Milz. 9. Bauchspeicheldrüse. 10. Abgeschnittener Hungerdarm. 11. Nieren. 12. Achte Rippe. 13. Darmbeinkamm. 14. Darmbein. 15. Sitzbein. 16. Schambein. 17. Beckenmuskulatur. 18. Kapselband des Hüftgelenks. 19. Rollhügel des Oberschenkels. 20. Zweisch. 21. Bauchpulsader. 22. Untere Hohlvene. 23. Gemeinschaftliche Hüftpulsader. 24. Beckenpulsader. 25. Schenkelpulsader. 26. Tiefe Scheukelpulsader.

u. f. w.; 6) die Arbeiten der übrigen Handwerker, wie Tischler, Blaser, Schlosser, Klempner u. f. w.; 7) die Kosten für provisorische Vorrichtungen, z. B. Planen, Gerüste, Bauhütten, Fangdämme u. f. w.; 8) die Kosten für Wasserkröpfen, künstliche Gründungen u. f. w.; 9) die Kosten der Vaulleitung und Aufsichtsführung; endlich 10) die unvorhergesehenen Kosten und Nebenausgaben (gewöhnlich mit „Zusammen bezeichnet), die man in der Regel zu einem gewissen Prozentsatz (beispielsweise 5 Proz.) der hier angegebenen annimmt. Die Erwerbung des Baugrundes durch Kauf oder Expropriation macht außerdem noch einen besondern Posten aus. Je nach der Art des zu veranschlagenden Baues erleidet die angeführte Zusammenstellung mannigfache Abänderungen und Vereinfachungen.

Baubegnadigungen sind Vorteile und Unterstützungen, welche der Staat denjenigen angedeihen läßt, die sich in neuangebauten Gegenden, in Substien, die man in Aufnahme bringen will, an neuen Plätzen alter Städte, gute neue Gebäude errichten, an Stelle hölzerner Häuser steinerne bauen u. f. w. Die B. bestehen in Freiheit von Abgaben und Zinsen auf gewisse Zeit, unentgeltlichem Bezug von Baumaterial, oft auch in Selbstunterstützungen, Darlehen zu niedrigem Zinsfuß u. dgl.

Bauch oder **Unterleib** (abdomen) ist die größte der drei Eingeweidehöhlen des tierischen und menschlichen Körpers, welche zwischen der Brust und dem Becken liegt und die Baucheingeweide (Bauchorgane, Urin- und Geschlechtsorgane) enthält. Ihre vordere und seitliche Wand bilden die Bauchmuskeln; ihre hintere die Wirbelsäule und die Bauch- und Lendenmuskeln. Nach oben wird die Höhle durch das Zwerchfell von der Brusthöhle getrennt, wird nach unten ruht sie auf dem Becken und geht in die Beckenhöhle über. Äußerlich unterscheidet man am B. drei Hauptgegenden: die Oberbauchgegend (regio epigastrica), welche von den Knorpeln der sechs untern Rippen begrenzt wird; ihre Mitte bildet die Magenruhe, unmittelbar hergrube, ihre Seiten das rechte und linke Hypochondrium. Die Mittelbauchgegend (regio mesogastrica), die von den Lendenwirbeln und Bauchmuskeln eingeschlossen ist; ihre Mitte bildet die Nabelgegend mit dem Nabel, an den Seiten liegen die Hüftengenden und nach hinten die Lendenengenden zu beiden Seiten. Die Unterbauchgegend (regio hypogastrica), die von dem Becken und den an dasselbe gehefteten Bauchmuskeln gebildet wird; den seitlichen untern Teil bilden die Leistengenden, den mittlern die Schamgegend, die untere Ge- gend der Damm (perineum) und den hintern Teil die Kreuzgegend. Von besonderm Interesse ist die Anordnung der Bauchmuskeln, welche als eine weils fleischige, teils sehnige Decke zum Schutze und zur Unterstützung der Baucheingeweide dienen und eine Reihe wichtiger physiol. Funktionen zu verrichten haben. In der Mittellinie des B. verlaufen als breite bandförmige Streifen die beiden geraden Bauchmuskeln vom untern Ende des Brustbeins nach dem obern Schambeinrand; nach außen von diesen die beiden äußern schiefen Bauchmuskeln, die von den acht untern Rippen entspringen und nach abwärts verlaufend sich an eine in der Mitte des B. befindliche sehnige Haut, die sog. Lines alba, ansetzen; unter ihnen verlaufen die beiden innern schiefen Bauchmuskeln vom Brustbeinrand entspringend, aufwärts gegen die

Mittellinie des B. zu; die unterste Schicht endlich bilden die beiden queren Bauchmuskeln, welche von den sieben untern Rippen entspringen und quer nach der Mittellinie des B. zu verlaufen, wo sie sich mit einer sehnigen Fortsetzung an die Lines alba anheften. Durch die kräftige Zusammenziehung dieser Bauchmuskeln sowie durch den Verschluss der Stimmritze nach einer vorausgegangenen tiefen Einatmung (sog. Bauchpresse) wird ein starker Trud auf die Baucheingeweide ausgeübt, der als ein wichtiges Ausstreibungsmoment bei der Stuhlentleerung, dem Harnlassen und dem Geburtsmechanismus in Betracht kommt und auch beim Erbrechen und bei forcierter Ausatmung wirksam ist. Die Bauchhöhle ist beim Weibe größer als beim Manne, befaßt der Empfangnis und Austragung des Kindes; sie wird inwendig ausgekleidet durch das Bauchfell (s. d.). Die Lagerung der Eingeweide in der Bauchhöhle ist im allgemeinen folgende: in der Mitte der Oberbauchgegend liegt der Magen, im rechten Hypochondrium die Leber, im linken die Milz; in der Nabelgegend der Dünndarm, in der Hüft- und Lendengegend der Dickdarm, in der Nähe der Lendenwirbel die Nieren; in der Unterbauchgegend in der Mitte die Blase und dahinter bei Frauen der Uterus sowie der Mastdarm auf dem Kreuzbein. (S. Tafel: Die Baucheingeweide des Menschen.) Die Bauchhöhle ist nicht allenthalben vollkommen geschlossen, sondern ihre Wanden besitzen eine Anzahl von Durchtrittsöffnungen für verschiedene Organe; im Zwerchfell Öffnungen für die großen Blutgefäße und die Speiseröhre, in der vordern Bauchwand den Leistenanal für den Samenstrang, durch welchen die Leistenbrüche hervortreten, und den Schenkelanal, der Veranlassung zu den Schenkelbrüchen geben kann, endlich am Boden der Beckenhöhle verschiedene Öffnungen für Gefäße und Nerven sowie für den After und die Harnröhre.

Bänden, **Bälen**, nennt man die zum Zweck der Reinigung mit heißen, alkalischen Flüssigkeiten ausgeführte Behandlung der baumwollenen und leinenen Zeuge und Gewebe. Bei der Hauswirtschaft pflegt man die gröbren Gegenstände, nachdem sie in kaltem Wasser eingeweicht sind, in dem Bauchsaß zu schichten, sie darin mit einer schwachen alkalischen Lauge, Lösung von Soda oder Holzasche, welche vorher lochenbeiß gemacht ist, zu übergießen und wohlbedeckt über Nacht stehen zu lassen, um sie am folgenden Tage durch Waschen vollends zu reinigen. Durch die Einwirkung des Alkali werden fettige und schweißige Materien gelöst, und da diese es sind, welche Staub und Schmutz an den Geweben befestigen, so lassen sich letztere nach der Lösung jener mit Leichtigkeit beseitigen. In der Technik kommt das B. besonders als vorbereitende Operation beim Färben der baumwollenen Gewebe, welche entweder als Weißware oder farblich bedruckt in den Handel gebracht werden sollen, in Betracht. Hier handelt es sich darum, allen durch die vorhergehenden Manipulationen, beim Spinnen und Weben auf die Faser gebrachten Schmutz zu beseitigen, außerdem müssen aber auch noch die der Faser im Naturzustande anhaftenden fettigen, harigen und wachartigen Materien so entfernt werden, daß die Faser völlig freigelegt, von jedem Überzuge befreit wird, weil diese Substanzen, wenn sie auf der Faser verbleiben, den natürlichen Farbstoff so umhüllen, daß er in der später folgenden Chlorbleiche

Baucher (François), franz. Hippolog, geb. 1796 zu Versailles, widmete sich daselbst der Reitkunst und übernahm später die Leitung einer Privatreitbahn in Paris. Er veröffentlichte hier ein neues System der Abrichtung des Pferdes und der Reitkunst, welches, die bis dahin festgehaltenen Grundsätze verworfen, das Pferd zu einem völlig willkürlichen Werkzeug in der Hand des Reiters machte. B. wurde infolge dessen 1842 zur Kavallerieschule nach Saumur geschickt, um Pferde und Reiter auszubilden. Jedoch wurde sein System für die Kavallerie nicht adoptiert. Unter Napoleon III. gewann B. wieder größern Einfluss und erhielt eine Anstellung am kais. R. Rath. Er starb zu Paris 14. März 1873. Von seinen zum Theil mit Geist geschriebenen Werken sind hervorzuheben: «Dictionnaire raisonné d'équitation» (2. Aufl., Par. 1851; deutsch, Bp. 1854), «Dialogues sur l'équitation» (Par. 1843), «Passetemps équestres» (Par. 1849) und «Méthode d'équitation basée sur de nouveaux principes» (11. Aufl., Par. 1859; deutsch von Willen, 4. Aufl., Berl. 1852), sein Hauptwerk, das auch ins Englische, Spanische, Italienische und Russische übersetzt ward. Von den Schriften für und gegen das System B. sind in Frankreich die von Hure, Aubert und Kul, in Deutschland die von Köster und Seeger zu nennen.

Bauchfell (Peritoneum), eine dünne, glänzende, feuchte, seröse Haut, welche das Innere der Bauchhöhle auskleidet und die meisten darin gelegenen Organe theils vollständig (Magen, Darm, Leber, Milz), theils unvollständig (Harnblase, Gebärmutter) überzieht, sodass sie leicht beweglich und hoch gefaltet nebeneinanderliegen. Von sämtlichen Unterleibsorganen befinden sich nur die Nieren ganz außerhalb des B. Denkt man diese Organe hinweggenommen, so bildet das Bauchfell einen groben, völlig geschlossenen Sack mit nach innen vorspringenden Falten, welche, indem sie sich aneinanderlegen, das Reiz (f. d.) und das Gelfe bilden, durch welches letztere die Gebärmutter nach hinten beugt (gleichsam an einem Tuche aufgehängt) hat. Für gewöhnlich sondert das B. eine geringe Menge wässriger Flüssigkeit ab, welche eben hinreicht, es feucht und schlüpfrig zu erhalten und dadurch den von ihm überzogenen Organen einen gewissen Grad von Beweglichkeit zu gewähren. Nimmt die Absonderung dieser Flüssigkeit krankhafterweise zu, so entstehen bisweilen Ansammlungen einer großen Flüssigkeitsmenge in der Bauchhöhle, welcher Zustand als Bauch- oder Bauchhöhlenwasser bezeichnet wird und meist die Folge anderer Krankheiten, insbesondere von Störungen des Blutlaufs in Herz und Leber ist. Bei den Entzündungen des B., welche entweder nur auf einen kleinen Teil desselben beschränkt sind oder sich schnell über seine ganze Ausdehnung ausbreiten, ist die Oberfläche desselben stark geröthet, glanzlos und mit einer dünnen, gelblichen Lage geronnenen Faserstoffes bedeckt, durch welche die einzelnen Darmabschnitte miteinander verflochten sind; in der Bauchhöhle selbst findet sich eine mehr oder weniger reichliche, oft sehr bedeutende Menge einer trüben, fädigen, bisweilen rein eiterigen Flüssigkeit.

Nur selten, und fast nie bei vorher gefundenen Ursachen, tritt die Bauchfell- oder Unterleibs-entzündung (Peritonitis) infolge von Ertötung oder unbedeutenden atmosphärischen Einflüssen auf (phlogistische Bauchfellentzündung); häufiger ent-

steht sie nach schweren Kontusionen und Verwundungen des Unterleibs, ferner durch Fortpflanzung von Entzündungen und geschwürigen Processen der Unterleibsorgane auf das B., wie dies bei eingeklemmten Brüchen, bei Rottungen, Darmver-schlungen, Entzündungen der weiblichen Geschlechtsorgane, der Leber, Milz u. s. w. nicht selten vorkommt, sowie durch Eindringen fremdartiger Substanzen (Darminhalt, Blut, Eiter, Luft u. s. w.) in die Bauchhöhle bei Zerreißung und Perforation der vom B. überzogenen Organe, wie z. B. bei perforirenden Magen- und Darmgeschwüren, beim Durchbruch von Leber- und Milzabscessen und ähnlichen Vorgängen. Die im Wochenbett auftretende Bauchfellentzündung nimmt ihren Ausgang von der verletzten Gebärmutterfleischhaut und beruht auf dem Eindringen zahlloser Bacterien und anderer mikroskopischer Pilze in die entzündete Gewebe des Genitalapparats. (S. Kindbettfieber.)

Die Bauchfellentzündung gehört in den meisten Fällen zu den gefährlichsten Entzündungen; sie beginnt meist mit mehr oder weniger hoher Temperatursteigerung und mit heftigen, schon durch leisen Druck auf das Äußerste gesteigerten Schmerzen, die sich nicht selten über den ganzen Unterleib ausbreiten; bald stellt sich hierzu infolge der Lähmung der Darmmuskulatur hartnäckige Stuhlverstopfung und hochgradige Aufstrebung des Unterleibs sowie durch Hinausdrängen des Zwerchfells eine oft gefährliche Behinderung der Atmung. Häufig finden sich auch Abfälle, Erbrechen und Drang zum Urinlassen. Unter Steigerung dieser Beschwerden tritt, bisweilen schon nach drei bis vier Tagen, der Tod ein; erfolgt Heilung, so bleiben nicht selten für das ganze Leben, infolge der stattgefundenen Verwachsungen und Knüdelungen der Gedärme, die mannigfachen Störungen im Unterleib, habituelle Verstopfung und kolikartige Zustände zurück. Die Behandlung besteht hauptsächlich in ruhiger Lagerung, in möglichster Beschränkung der Darmbewegungen durch häufig wiederholte Gaben von Opium oder Morphium, sowie durch Beschränkung der Nahrungszufuhr, in örtlichen Blutentziehungen und Anwendung der Kälte vermittelst Eisbeutel und kalter Kompressen; bei anämischen Kranken, welche die Kälte nicht vertragen, sieht man oft gute Erfolge von warmen Umschlägen, welche durch Erschlaffung der Hautgefäße eine günstige Ableitung von den Därmen hervorrufen. Gegen das Erbrechen und den Durst ist das Darreichen von Eisstücken sehr zweckmäßig, gegen den quälenden Meteorismus das Ausaugen der Darmgase durch ein eingeführtes Nasendarmrohr. In der Rekonvaleszenz ist die Diät auf das strengste zu überwachen.

Bauchflosser (Abdominales) hat man eine große Abteilung der Fische mit weichen Strahlen in der Rückenflöße genannt, bei welchen außerdem eine offene Verbindung zwischen dem Schlunde und der Schwimmflöße besteht, und deren Bauchflosse unter dem Bauche zwischen den Brustflossen und der Afterflosse steht. Es gehören hierher die Welse, Karpfen oder Weißfische, die Lache, Hechte und Serrinen sowie einige ausländische, weniger bekannte Familien.

Bauchföhler, f. unter Mollusken.

Bauchkrebs, f. unter Cirrhipeden.

Bauchpilze, f. Oosporomyceten.

Bauchpredner oder Ventriloquist (vom lat. venter, der Bauch, und loqui, reden) nennt man Personen, welche nicht sowohl durch eine

besondere Organisation der Stimmwerkzeuge, als durch eingeübte Fertigkeit Töne und Worte hervorbringen können, ohne daß sie den Mund wirklich bewegen, und zwar so, daß der Zuhörer glauben muß, die Stimme komme irgendwo anders her. Der Name entstand aus der irrigen Voraussetzung, daß die Stimme im Bauche gebildet werde. Es besteht aber diese Kunst lediglich darin, daß der V., nachdem er tief eingeatmet, langsam und graduiert auszuatmen, und dabei die Luft einzuteilen, den Ton der Stimme aber mittels der Muskeln des Kehlkopfs und besonders des Gaumensegels so abzuändern versteht, daß die Töne bald aus größerer, bald aus geringerer Ferne zu kommen scheinen. Abriens trägt auch Haltung und Richtung des Kopfes sowie die mimische Darstellung vieles zur Täuschung bei. Diese Kunst ist sehr alt; schon Jesaias gedächte eines V. Die Griechen, die sie für ein Werk der Dämonen hielten, nannten die V. Engastrimantes (Bauchwahrer) oder auch Eurysibiden, nach Eurysiles, der zu Athen die Bauchrednerei trieb. Ophindien hat die geschicktesten V. Eine Geschichte der Bauchrednerei ist in Albert de la Chapelles Werk: „Le ventriloque ou l'engastrimythie“ (2 Bde., Lond. 1772), enthalten. Vgl. Hardy, „Ventriloquism made easy“ (neue Ausg., Lond. 1866).

Bauchfäße, Walsfäße, Zugfäße (fr. scie ventree, engl. selling-saw), s. Säge.

Bauchschnitt (Laparotomia) ist die operative Eröffnung der Bauchhöhle, wobei die Bauchdecken und das Bauchfell mit dem Messer durchgeschnitten werden, um entweder Verschlingungen der Gedärme zu lösen oder fremde in dieselbe oder in andere Räume der Bauchhöhle gedrungene Körper daraus zu entfernen, Geschwülste, namentlich größere Geschwülste des Eierstocks, zu exstirpieren oder andere Operationen, z. B. den Kaiserschnitt (s. d.), in der Bauchhöhle vornehmen zu können. Unter allen Umständen zählt der Bauchschnitt zu den schwierigsten und gefährlichsten Operationen, weil durch das leichte Vorfallen der Gedärme durch die Wunde hindurch, ferner durch den Zutritt von Luft und Blut in die Bauchhöhle sowie durch die Schwierigkeit eines genügenden Abflusses der Wundsekrete der Kranke in großer Gefahr schwelgt; doch sind in der neuesten Zeit infolge der sog. antiseptischen Verbände, durch welche die in der Luft enthaltenen faulniserregenden Substanzen von der Wunde fern gehalten werden, sowie durch die ausgedehnte Anwendung der sog. Drainage, welche die Verhaltung des Wundsekrets verhindert, eine Reihe der glücklichsten Erfolge bekannt geworden. Um die Ausbildung und Vervollkommenheit der Operationsmethoden haben sich in England Balfour und Spencer Wells, in Deutschland Hegar, Reitz, Olshausen und Schröder, in Amerika Marion Sims große Verdienste erworben.

Bauchschwangerschaft (Graviditas extrauterina) heißt derjenige regelmäßige Zustand der Schwangerschaft, wo die Frucht statt in der zu ihrer Entwicklung bestimmten Gebärmutter in der Bauchhöhle sich entwickelt, indem das befruchtete Ei entweder unmittelbar aus dem sog. Graafischen Follikel des Eierstocks oder erst nach Zerreißung der Muttertrompete in die Bauchhöhle gelangte. In der Mehrzahl der Fälle kommt die Frucht nicht zur vollständigen Ausbildung. Dieselbe stirbt ab und wird von Kalksalzen umlagert und imprägniert (sog. Steinförmigkeit, Lithopædion, welches oft

viele Jahre lang ohne Beschwerden im Leibe der Mutter getragen wird) oder die Frucht löst sich auf und wird mittels Abstoßbildung durch die Bauchwandungen oder die Gebärmutter nach außen geschleudert. Bisweilen wird es aber auch nötig, die Frucht durch den Bauchschnitt (s. d.) zu entfernen.

Bauchspeicheldrüse oder Pancreas ist eine durchschnittlich etwa 23 cm lange und 8 cm breite in der Bauchhöhle hinter dem Magen quer oder der Wirbelsäule liegende Drüse von länglich-platter Gestalt und 90—120 g Gewicht, deren rechtes, breiteres Ende der Kopf, und deren linkes, schmäleres der Schwanz genannt wird. Diese Drüse sonderet einen speichelfähnlichen, stark klebrigen, alkalischen Saft, den sog. Bauchspeichel (Succus pancreaticus) ab, welcher sich durch einen eigenen Ausführgang (ductus pancreaticus s. Wirsungianus) in den Zwölffingerdarm ergießt und für die Verdauung des aus dem Magen dahin gelangten Speisebreies sehr wichtig ist; hauptsächlich manuell er, wie der Mundspeichel, das mit der Nahrung aufgenommene Stärkemehl in Dextrin und Zucker um und bereitet die Fette durch Verseifung zur Aufnahme in die Chylusgefäße vor; ferner löst er geronnene Eiweißkörper sowie leimgebende Substanzen auf und führt sie in leicht diffundierende Verbindungen, die sog. Peptone, über. (S. Berda u. u. g.) Die Krankheiten des Pancreas sind selten und ziemlich dunkel; sie bringen Abmagerung und scheinbare Magenbeschwerden mit sich, rühren aber oft von benachbarten Krankheitsprozessen, z. B. Magen- oder Lumbartrebs, her.

Bauchstich (Paracentesis abdominis) nennt man in der Chirurgie die Luntgenmäßige, schon von den Ältern ausgeführte Durchbohrung der Bauchwandung mittels eines stehenden Instruments (Trocari), um verschiedene in der Bauchhöhle oder in den darin gelagerten Organen krankhaft sich ausbildenden Flüssigkeiten den Ausgang zu verschaffen. Am häufigsten wird der V. zur Beseitigung der Bauch- und Eierstockswasserfucht gemacht; doch ist er stets nur ein sog. Palliativmittel, da er die Wasserbildung nicht entfernen kann. Man hat Beispiele, daß er an einem und demselben Kranken 20, 30, ja mehrere hundert mal vorgenommen wurde. (S. Punktura.)

Bauchwasserfucht (Ascites) heißt die krankhafte, bisweilen enorme (bis 20 l und darüber betragende) Ansammlung von klarer seröser Flüssigkeit in der Bauchhöhle, die sich entweder frei im Bauchfellraum befindet oder durch Verwachsungen an einem bestimmten Teil desselben in cystenartigen Räumen abgegeschlossen ist (abgekapselte V.). Dieselbe ist durchaus nicht als eine eigenartige Krankheit aufzufassen, sondern nur als ein Symptom, welches zu den verschiedensten Krankheiten hinzutreten kann, dessen Ursache nur durch die genaueste Untersuchung zu ergründen ist. Zunächst findet sich die V. häufig als Zeileerscheinung einer allgemeinen Wasserfucht (s. d.), wie sie bei Herz- und Lungenkrankheiten, bei Entartungen der Nieren, Milz und bei erschöpften Krankheiten vorkommt; ist die Wasseransammlung auf die Bauchhöhle allein beschränkt, so hat sie ihren Grund meistens in Hämorrhagien der Blutströmung im Pfortadergebiet, durch Entzündungen der Leber sowie durch Geschwülste aller Art im Unterleib, welche einen starken Druck auf die Pfortader ausüben und dadurch Veranlassung zum Austritt des Blutes in die Bauchhöhle bieten. Endlich gefüllt sich Bauch-

meistest mitunter zu ausgebreiteten Entartungen (Krebs, Tuberkulose u. s. w.) des Bauchfells. Sie verursacht meist durch die hochgradige Ausdehnung des Unterleibes und die Kompression der Brust- und Bauchgewebe große Beschwerden: Behinderung der Atmung, Stuhlverstopfung, Harnrang u. s. w. Seilung ist natürlich nur dann möglich, wenn die zu Grunde liegende Störung beseitigt werden kann. Die Behandlung richtet sich nach der ursprünglichen Erkrankung und besteht im allgemeinen in dem Bestreben, durch Anregung der Riehnthätigkeit oder durch starke wässrige Stuhlentleerungen oder durch Erregung starker Schweißse eine Auslösung des Wassers in der Bauchhöhle herbeizuführen. Gelingt dies nicht, nehmen die Schmerzen zu, so versucht man durch den unter Umständen wiederholt auszuführenden Bauchstich (s. h.) dem Kranken Erleichterung zu verschaffen.

Bauchzange, Ziegelzange (frz. tenaille à creuser, engl. crucible-tongs, lifting-tongs), die bei metallurgischen und chem. Operationen (Schmelzen, Zerschneiden zum Fassen der Schmelztiegel gebräuchlich Zange, deren greifende Teile an den Vorderenden halbkreisförmig gegeneinander gebogen sind, sodass sie beim Schließen der Zange einen Ring bilden, mit welchem man die Ziegel von außen leicht umfassen und sicher halten kann.

Bauisch, s. Bilsen und Bauels.

Bauze nennt man in den höhern Theilen des Kiederganges ein einzelnes Haus, aus übereinander gestellten Balken und einem Strohdach oder Schindeldach bestehend, das Hirten und Holzbauern zur Wohnung und Reisenden als Quartier dient.

Baudelaire (Pierre Charles), franz. Dichter, geb. zu Paris 9. April 1821, machte sich bekannt durch einen Band Gedichte: «Fleurs du mal» (1857), wegen deren B. gerichtlich belangt wurde und von denen er in der zweiten Auflage (1861) mehrere als moralverleidend weglassen mußte. Außerdem veröffentlichte B.: «Theophile Gautier» (1859), Les paradis artificiels, opium et haschisch» (1860), Richard Wagner et Tannhäuser» (1861) u. s. w., 2. wie seine übrigen Dichtungen, eine überreizte Phantasie zeigen, sowie eine Übersetzung der Schriften 3. amerl. Dichters Edgar Poe, eines Geistesverwandten von B. (3 Bde., Par. 1856—58). Er starb zu Paris 31. Aug. 1867. Nach seinem Tode schienen von ihm: «Souvenirs, correspondances etc.» (Par. 1869) und seine «Oeuvres complètes» (Bde., Par. 1869). Bgl. A. de la Jizelière und Decour, «Charles B.» (Par. 1868).

Baudens (Jean Baptiste Lucien), ausgezeichnet. franz. Chirurg, geb. 3. April 1804 zu Aire (part. Bas-de-Calais), besuchte das Collège zu Reims, studierte in Paris Medizin und wirkte seit 1823 in den Hospitälern zu Lille und Metzburg und seit 1826 an dem großartigen Militärhospital zu Paris. Seit 1830 zeichnete er sich als Militärarzt bei der franz. Armee in Algerien aus. errichtete in dieser Stellung zu Algier ein Infanteriehospital, in welchem er neun Jahre hindurch als Professor der Anatomie und Chirurgie tüchtige Schüler bildete. Horace Vernet hat in zwei seiner großen Gemälde verewigt, die sich in der Galerie von Versailles befinden. 3. seiner Rückkehr nach Paris 1841 stellte man an die Spitze des Instruktions-Militärhospitals de Orde, das unter ihm trefflich geleitet ward. Mitglied des Conseil de Santé für das franz.

Heer leistete er auch während des Kriegs in der Armee ausgezeichnete Dienste. B. starb 3. Dez. 1867 zu Paris. Unter seinen Schriften sind besonders hervorzuheben: «Clinique des plaies d'armes à feu» (Par. 1836), «Leçons sur le strabisme» (Par. 1841), «Nouvelle méthode des amputations» (Par. 1842), «La guerre de Crimée, les campements, les abris, les ambulances etc.» (Par. 1857; 2. Aufl. 1862; deutsch von Rende, Kiel 1864).

Baudin (Charles), franz. Admiral, geb. zu Sedan 1792, wohnte 1808 als Marinesögling auf der Fregatte La Biémontaise im Indischen Meere einem Kampfe gegen die Engländer bei und verlor hierbei einen Arm. Im J. 1812 wurde er Schiffsteuergewand und befehligte die Brigg Renard. In dieser Stellung erhielt er zu Genoa im Juni 1812 den Befehl, einen Zug von 14 Fahrzeugen, die mit Munition beladen waren, nach Toulon zu begleiten. Unterwegs von engl. Kreuzern unausgeseht verfolgt, rettete er sein Geschwader glücklich in den Hafen von St. Tropez und griff hierauf mit seinem Kommandantenschiffe eine vereinzelt engl. Brigg an, die er in einem harten Kampfe stark beschädigte. Bei dieser Gelegenheit stieg er zum Kapitän. Nach der Restauration in den Ruhestand versetzt, trat B. 1816 in die Handelsmarine, übernahm jedoch später unter der Juliregierung wieder Dienste. Nachdem er 1838 zum Kontrabandiral ernannt worden, erhielt er den Oberbefehl über das gegen Mexiko bestimmte Geschwader. An der Spitze von 23 Schiffen verhandelte er lange vergeblich mit der mexik. Regierung und eröffnete dann 27. Nov. 1838 das Feuer gegen das Veracruz schützende Fort San Juan d'Ulloa, welches sich am andern Tage ergab. Im Jan. 1839 erhielt er den Rang eines Viceadmirals, und 1840 vertraute man ihm eine militärische und diplomatische Sendung nach Buenos Aires und den Oberbefehl über die Flotte in den Meeren von Südamerika. Nach seiner Rückkehr 1841 übernahm er das Marineministerium, zog sich aber alsbald wieder zurück und verließ fortan das Amt des Seepflichteten zu Toulon. Nach der Februarrevolution von 1848 erhielt er im März den Oberbefehl über die Flotte im Mittelmeere. In dieser schwierigen Stellung intervenierte er in offizieller Weise 15. Mai in dem Kampfe der Kazaroni und Truppen gegen das Volk zu Neapel, dann in Sicilien, wo er 18. Sept. in Gemeinschaft mit dem engl. Admiral Messina gegen die Gewaltthätigkeit Nisanzieris schätzte. Nachdem B. im Juli 1849 den Oberbefehl an Parfaval-Deshônes abgetreten, zog er sich mit seiner Familie nach Aschia bei Neapel zurück, wo er 9. Juni 1854 starb, nachdem er kurz vorher zum Admiral ernannt worden war.

Baudissin, eine alte schles. lausitzische Familie, welche sich früher Baudis schrieb. Dieselbe wird in Schlesien, wo sie Groß- und Klein-Baudis im Breslauischen und Baudis im Pommerschen erbaute, schon 1326 genannt. In der Lausitz, wo Schmollen und Luppau zu ihren Gütern gehörten, erlosch sie schon 1682 mit Wolf Sigmund von B. (auf Schmollen) im Mannstamme. Wolf Heinrich von B., aus dem lausitzer Hause Luppau (geb. 1579, gest. 1646), war schwed. Feldmarschall, ging aber nach Holstein, wo er unter die Ritterschaft aufgenommen ward. Ein Enkel von ihm, Wolf Heinrich von B., geb. 1. Sept. 1671, gest. 24. Juli 1748, war königl. poln. und kurfürstl. kächs. General der Kavallerie sowie Kabinettsminister und wurde 28. Febr. 1741 im

türsch. Reichsoberarzt in den Reichsgrafenstand erhoben. Seine beiden Enkel, die Söhne des Grafen Heinrich Christoph von B. (geb. 12. Juli 1709, gest. 4. Juni 1786), türsch. Generale der Infanterie und Gouverneur von Dresden, pflanzten das Geschlecht in Holstein fort. Der eine, Graf Heinrich Friedrich von B. (geb. 1. Dez. 1753, gest. 17. Mai 1818), wirkte als dän. Gesandter am preuß. Hofe, der andere, Karl Ludwig von B. (geb. 21. Aug. 1756, gest. 1. März 1814), war dän. Generalleutnant, Gouverneur von Kopenhagen und Ordensmarschall. Sein Sohn Heinrich August (geb. 1793, gest. 1834) beerbte seinen Großvater, den letzten Grafen Zinzendorf in Österreich, und nahm dessen Namen und Wappen an. Dieser Zweig wird jetzt durch den Grafen Karl Ludwig von B., Zinzendorf, geb. 3. März 1862, vertreten. Des Grafen Karl Ludwig ältester Sohn war der als Schriftsteller bekannte Graf Wolf von B. (f. d.). Die Gemahlin von Heinrich Friedrich, Gräfin Karoline Adelheid von B., geb. Gräfin von Schimmelmann, geb. 21. Jan. 1760 zu Dresden, vermählt seit 1776, lernte 1791 Herder in Karlsbad kennen, dessen einzige Freundin sie wurde. Sie machte sich durch die »Dorfgesellschaft, ein unterrichtendes Lesebuch für das Volk« (2 Bde., Kiel 1792; dän. von Hase, 1793) als Schriftstellerin bekannt und starb 17. Jan. 1826 zu Knoop bei Kiel. Der älteste Sohn aus ihrer Ehe war Graf Friedrich Karl von B., geb. 3. Nov. 1786, gest. 26. März 1866, Herr auf Knoop und Friedrichshof u. s. w. Sein jüngerer Bruder, Graf Karl Christian von B., geb. 4. März 1790, gest. 9. April 1868, war Vater einer sehr zahlreichen Familie. Einer seiner Söhne, Graf Ulrich von B., geb. 22. Febr. 1816, früher Major in dän. Diensten, bat sich als Lustspielbichter und Romanist als Schriftsteller bekannt gemacht (s. B. »Das Damentisch«, 4 Bde., Stuttg. 1875); ein anderer, Graf Adalbert von B., geb. 25. Jan. 1820, war 1849 und 1850 Oberleutnant in der schlesw.-holst. Armee und veröffentlichte, außer einer »Geschichte des schlesw.-holst. Kriegs« (Hannov. 1862), auch verschiedene novellistische Arbeiten und histor. Romane, z. B. »Christian VII. und sein Hof« (Hannov. 1863). Er starb zu Wiesbaden 26. März 1871. Gegenwärtiges Familienhaupt ist Graf Roderich von B., geb. 15. Dez. 1819, Sohn des Grafen Friedrich Karl von B., wohnhaft in Kiel.

Baudissin (Wolf Heinr. Friedr. Karl, Graf von), deutscher Schriftsteller, geb. 30. Jan. 1789 zu Rappau, trat nach Ablauf seiner Universitätsstudien als Leigenschaftssekretär in dän. Staatsdienst, der ihn von 1810–14 nach Stockholm, Wien und Paris und im Sommer 1813 wegen seiner deutschen Gesinnung ein halbes Jahr auf die Festung Friedrichsort führte. Später machte B. mehrjährige Reisen nach Italien, Frankreich und Griechenland und hielt sich seit 1827 hauptsächlich in Dresden auf, wo er an Schlegel-Tieds Shakespeare-Übersetzung teilnahm. »Heinrich VIII.«, »Die Räuber um Nichts«, »Die Wunderspenden«, »Die Irrungen«, »Mach für Mach«, »Gut geht, Alles gut«, »Antonius und Kleopatra«, »Troilus und Cressida«, »Die lustigen Weiber von Windsor«, »Verlorene Liebesmühen«, »Titus Andronicus«, »Orbello« und »Zear« wurden von B. übersetzt, von Tied revidiert und mit Anmerkungen versehen. Auch übertrug B. die vier von Tied herausgegebenen Jugendarbeiten Shakespeares: »Guard III.«,

»Thomas Cromwell«, »Othello« und »Der Londoner Verschwörer« (Stuttg. 1836). Dem Tieds Mitwirkung veröffentlichte B. unter dem Titel: »Ben Jonson und seine Schule« (2 Bde., Gp. 1836), eine Reihe Übersetzungen älterer engl. Dramen. Seitdem wandte sich B. auch dem Gebiete der mittelhochdeutschen Literatur zu, indem er Übertragungen des »Jwein mit dem Löwen« von Hartmann von der Aue (Verl. 1845) und des »Sigol« Birnt von Gravenbergs (Eps. 1849) herausgab. Später ließ er eine Übersetzung der Euphrosyne Molitres (4 Bde., Eps. 1865–67) erscheinen, in welcher er die in Alexandrinern gezeichneten Stüde, um sie der deutschen Bühne zugänglicher zu machen, in flüssigen Jamben wiedergab. Auch überfegte er das Werk von Gernstedt und Th. Leclercq: »Dramatische Sprachmittel« (2 Bde., Eps. 1875). Er starb 4. April 1878 in Dresden.

Baudissin (Otto Friedr. Magnus, Graf von), schlesw.-holst. General, Bruder des Vorigen, geb. zu Rappau 5. Juli 1792, bat sich im Kriege nach der Erhebung Schlesw.-Holsteins 1848 hervorzugethan. Er trat, damals Major in der 1. Armee, beim Beginn des Widerstandes gegen die Inkorporation von Schleswig und die dadurch verletzten Landesrechte in die schlesw.-holst. Landwehr ein, und sein Beispiel war von entscheidendem Einfluß. In dem unglücklichen Gefecht bei Düppel am 18. April 1864, in dem er sich zwei Stunden lang gegen eine überzahl und erleichterte dadurch den Rückzug der Hauptarmee. Im Sommer 1864 ward er an der Schlacht von Rolding und 1866 bei Jöhst gewundlich verwundet. Sein ritterliches Wesen, seine persönliche Tapferkeit und seine warme Herzensbeziehung zu seinen Untergebenen verschafften ihm große Popularität. Nach Willens Rücktritt ward er als Oberbefehlshaber der Armee angetreten. Er lehnte ihn jedoch ab, weil er unter den bestehenden Umständen einen Ausländer für geeigneter hielt. Am 3. Febr. 1851 verließ er seine Heimat und lebte in der Zurückgezogenheit, meist in Hamburg, bis er 26. Juni 1865 zu Leipzig starb.

Baudissin (Auguste), Schauspielerin, Tochter des Schriftstellers Adolph Wilbrandt (f. d.).

Baudouin (Jean Nagloire), franz. Gelehrter, geb. 15. Sept. 1819 zu St. Benoît-sur-Loire, Depart. Loiret, besuchte das Seminar zu Orléans und später, nachdem er kurze Zeit Lehrer an der Schule zu Orléans gewesen, die Polytechnische Schule zu Paris. Hier veröffentlichte er mehrere Abhandlungen mathemat., physikal. und astronom. Inhalts. Als Erzieher der Söhne des Königs von Orléans 1851–57 machte er mehrere Reisen in Deutschland, Belgien und der Schweiz. Nach seiner Rückkehr studierte er noch zwei Jahre an der Universität zu Paris, wo er 1858 als Unterrichtsminister Duruy beauftragt, mehrere Reisen in Deutschland, Belgien und der Schweiz zu machen, um das Schulwesen in diesen Ländern zu untersuchen und die besten Einrichtungen zu ermitteln. Er veröffentlichte nach seiner Rückkehr ein »Rapport«, infolge dessen er zum Generalinspektor des Elementarunterrichts ernannt wurde. Im Jahr 1866 wurde er nach Konstantinopel geschickt, um die unter franz. Patronat zu errichtenden Spezialschulen Vor schläge zu machen, die auf eine gewisse Weise zur Ausführung kamen. B. hat auch eine Übersetzung des Nibelungenliedes (1856) herausgegeben. Er starb 13. März 1882 zu Paris.

Baudrier (Frz.), Wehrgelehrter.

Baudrillart (Henri Joseph Léon), franz. Publistik und Nationalökonom, geb. 28. Nov. 1821 zu Paris, war Lehrer der Nationalökonomie am Collège de France, leistete einige Zeit den »Constitutionnel« und übernahm dann die Chefredaction des »Journal des Economistes«. Unter seinen zahlreichen Werken sind hervorzuheben: »Manuel d'économie politique« (1857), »Des rapports de la morale et de l'économie politique« (1860), »Publicistes modernes« (1862), »La liberté du travail, l'association et la démocratie« (1865), »La famille et l'éducation en France dans leurs rapports avec l'état de la société« (1874), »Histoire la luxe« (4 Bde., 1878—80).

Baudry (Paul Jacques Aimé), franz. Maler, geb. zu Bourdon-Bendée 7. Nov. 1828, Schüler von Delacroix, erhielt 1850 den ersten großen Preis der Malerei und damit das dreijährige Stipendium für weitere Studien in Rom. Unter seinen Arbeiten wurden 1857 die Einrichtung einer Bestallung und Fortuna mit dem Rinde (beide Bilder jetzt im Louvre) wohlwollend aufgenommen. Sein nächstes Werk war Charlotte Corday, das gefeierte Bild auf der Ausstellung von 1861. Später wandte sich B. vorzugsweise zur Behandlung mytholog. und allegorischer Gegenstände, Gelungene Dekorationsmalereien im Hôtel Salva und Hôtel Galliera zu Paris verschafften ihm den Auftrag, das Foyer der neuen Großen Oper auszumalen. Er vollendete diese Malerei 1874. An der Fede, auf dem mittleren rechtwinkligen Felde, sind dargestellt die Melodie und Harmonie als zwei schöne Frauen, die ein Bündnis schließen und die Poesie und Jemina zu Begleiterinnen haben; die beiden Ovale neben diesem Rechte zeigen die Tragödie, mit ihrem Odem drei weibliche Figuren besiegend, welche die von ihr eingesetzten Gefühle, Mitleiden, Schrecken und Wut, symbolisieren, und die Komödie, deren Faun peitschend, welchem sie die Kömerlarve breißt. Der Grund- und Gesamtgedanke der Komposition entwickelt sich weiter in den zwölf vertieften Skulpturen des Deckbalkens; die zwei größten Figuren an den Schmalseiten des Saals enthalten die Natur- und Künstlercoramulierung vor einem dor. Tempelbau (Homer, Hesiod, Orpheus, Pindar, Pöet, Bolognot, Amphion u. f. w.) und den Barnak, »die Wäsen die Hauptrepräsentanten der Tonkunst empfangen (Mozart, Haydn, Glud, Beethoven, aineau, Lully, Mchul, Boieldien, Rossini, Meyerer, Herold, Kuber). In den zehn kleinern Feldern an den Langseiten des Saals sind die magischen Wirkungen der Ton- und Kunst und die von den Dichtung, Sage und Geschichte in den berühmtesten Traditionen beigelegte Wäse abildet.

Bauer, Bauergut, Bauernstand. Alle diejenigen, welche das platte Land bewohnen, faßt man, ohne Rücksicht darauf, ob sie Ackerbau, Viehzucht, Kleingewerbe u. s. w. betreiben, in der Bezeichnung »ländliche Bevölkerung« zusammen, und fast überall gleichen Inhalts ist der Begriff des »Landes«. Wesentlich und zum größten Teil besteht ländliche Bevölkerung aus den Landwirten, d. h. aus, welche dem Ackerbau und den ihm verwandten und mit ihm zusammenhängenden Betrieben (Ackerbau, Viehzucht u. s. w.) obliegen. Die Landbevölkerung zerfällt wieder in mehrere Klassen. Die erste ist aus den Besitzern großer Güter, namentlich der, welche bevorzugt waren und das Recht

der Landherrschaft, der Steuerfreiheit, der Gerichts- und Polizeiverwaltung besaßen. Diesen, welche als Rittergutsbesitzer den Landadel bildeten, pflegten sich die Pächter der Staatsdomänen und großer Güterkomplexe anzuschließen. Eine zweite, zahlreichere Klasse umfaßt alle diejenigen, welche zwar ebenfalls für eigene Rechnung auf eigenem Grund und Boden die Landwirtschaft betreiben, aber nur kleinere, doch für den Lebensunterhalt ausreichende Güter innehaben. Diesen stehen die selbstständigen Pächter mittlerer Güter nahe. Endlich zur dritten Klasse gehören alle diejenigen, welche ganz kleine Güter eigentümlich oder pachtweise besitzen und sich auf denselben tätlich fortbringen oder auch auf Nebengewerbe oder Arbeit für andere angewiesen sind. Die Glieder der beiden letzten Klassen pflegt man gewöhnlich Bauern zu nennen. Im engeren Sinne sind indes Bauern nur die Besitzer ganzer Höfe und mindestens solcher Güter, welche den Besitzer vollständig zu ernähren vermögen und Gespanne zu halten gestatten. Nach der Ausdehnung des Besitzums pflegte man früher Vollbauern (Vollerben, Vollspanner, Husner) und Halbbauern (Halbspanner, Halbhufner), welche nur eine halbe Hufe besaßen, zu unterscheiden, und stellte diesen als Nichtbauern die Kossäten (mit Häuschen und kleiner Ackerwirtschaft), die Wäner oder Häuslinge (welche zwar ein Häuschen besaßen, aber von Tagelohn oder Gewerbebetrieb lebten) und die nichtansässigen Glinieger gegenüber.

Gesichtlich verbindet sich mit den Begriffen Bauer und Bauergut auch die Erinnerung an mannigfaltige Formen der Unfreiheit und Abhängigkeit. Es hat zwar auch im Mittelalter stets freie Bauern gegeben; aber je größer die Zahl derjenigen wurde, die als Unfreie, Hörige oder Zinspflichtige das von ihnen bebaute Land nicht in vollem Eigentum besaßen oder die wenigstens dem Schutze eines Grundherrn unterworfen waren, um so allgemeiner wurde die Anschauung, daß der Ausdruck Bauer einen nicht mehr Vollfreien bezeichne. Im 16. Jahrh. entwickelte sich in Deutschland und den Ostseeprovinzen die bäuerliche Unfreiheit zu einem neuen Verhältnis, dem der Leibeigenschaft (s. d.), das sich bis ins 19. Jahrh. hinein erhielt und in Preußen, wo es schließlich Erbunterthanigkeit hieß, erst durch die Reformen der Stein-Hardenbergischen Periode, in andern Staaten aber noch später beseitigt wurde. Die Abhängigkeit des unfreien Bauern gegenüber seinem Grundherrn zeigte sich in seiner Verpflichtung zu Frondiensten, zur Entrichtung von Leib- oder Kopfgeld, in dem Zwangsdienste, vermöge dessen die Kinder des Leibeigenen unentgeltlich, in andern Fällen auch gegen Lohn, eine Zeit lang Gefindebediente thun mußten, in der Verbindung des Leibeigenen mit dem Gute, so daß er mit demselben verkauft werden konnte, in der Unterwerfung unter ein »mächtiges Rächigungsrecht«, in der Notwendigkeit einer Heiratsurlaubnis von seiten des Herrn und andern Beschränkungen. Ferner ging nicht nur aus der Leibeigenschaft, sondern vielfach auch aus andern Hof- und Schutzverhältnissen die Verpflichtung hervor, daß die Erben eines Bauern von seinem Nachlasse einen gewissen Teil an den Herrn entrichten oder diesem die Wahl eines beweglichen Vermögensstücks überlassen mußten (Vetthaupt, Butteil, Baulebung, Mortuarium, Lote Hand u. s. w.). Die Güter der nicht vollfreien Bauern standen auch nicht im vollen Eigentum derselben,

sondern es hatten sich für sie sehr mannigfaltige und eigenthümliche Besitzverhältnisse gebildet. Abgesehen von den durchaus widerwärtlich, nur auf Herrengunst verliehenen Gütern gab es solche, die auf Lebenszeit oder zwei oder drei Leben verliehen waren (Leibbestände, Schupf- oder Falllehne, Leibeigengüter, Behabigungsgüter u. f. w.), ferner erbliche Kolonate, die zum Teil aus den Verleihungen der lehnbarsten Art hervorgegangen waren (Meiergüter, Schillinggüter, Laten- oder Hobsgüter u. f. w.), sowie andere erbpachtartige Verhältnisse (Erbleihe, Erbbestände, Erbzinsgüter). Auch findet man Bauerengüter in einem dem eigentlichen Lehen nachgebildeten Verbands (Bauerlehne, Schulzlehne).

Zu den völlig freien Bauerengütern gehörten die Sattelhöfe (Sedelhöfe), welche Bezeichnung auch für gewisse Rittergüter vorkommt, die ludeigenen Güter in Bayern, die Freizinsgüter im Erfurthischen u. f. w. Zu dieser Klasse sind auch noch diejenigen zu rechnen, die nur unter einer Vogtei, einer Schutzherrschaft standen und einen Vogtszins und auch wohl noch andere Lasten tragen mußten, wie die Güter der Wetterfreien in Osnabrück, die Erbzinsen im Bremischen, die Erbhöfe in Venedig u. f. w. Im allgemeinen verknüpfte sich demnach bis in die neueste Zeit mit dem Ausdruck Bauerngut der Begriff eines Gutes, das außer den allgemeinen öffentlichen noch besondere sog. bäuerliche Lasten zu tragen hatte. Die Reformen aber ließen in Deutschland darauf hinaus, daß den Bauern ein größerer oder geringerer Teil des nach einem der älteren Rechtsverhältnisse von ihnen besessenen Landes als volles Eigentum zugesprochen wurde, oder daß die übernommenen Leistungen der Bauerengüter in ablösbare Reallasten umgewandelt wurden. (S. Grundlasten.) Von einer besondern Rechtsstellung, d. h. rechtlichen Zurücksetzung des Bauernstandes als solchen kann gegenwärtig in Deutschland keine Rede mehr sein, es müßten denn etwa die Bestrebungen zur Wiederaufhebung der Beschäftigung desselben Erfolg haben, die übrigens diese Beschränkung auch für andere Gesellschaftsklassen verlangen. In Russland bilden die Bauern auch nach der Aufhebung der Leibeigenschaft einen besondern Stand, und zwar den untersten, neben dem die übrigen, z. B. begünstigt der Krongenossenschaft, bevorrechtet erscheinen.

Die Bauerengüter haben auch in manchen Gegenden Deutschlands hinsichtlich ihrer Vererbung noch besondere Eigentümlichkeiten beibehalten. Unter den früheren erbpachtartigen Besitzverhältnissen waren dieselben theilbar, und wenn auch jetzt z. B. sowohl in den neuen wie in den alten Provinzen Preussens die Teilung gesetzlich freigegeben ist, so wird doch in Hannover und Westfalen das Zusammenhalten der Höfe mittels lehtwilliger Verfügung durch besondere Gesetze begünstigt. Das Badische Landrecht erkennt trotz seiner sonstigen Übereinstimmung mit dem Code Napoléon den Bestand geschlossener Hofgüter ausdrücklich an und bestimmt, daß, wenn Ortsgebrauch oder einzelne Rechtsmittel einem der Erben eine Vorteilgerechtigkeit geben, ihm auf Verlangen das Gut in einem künftigen Anschlag überlassen werden muß. Manche empfehlen zur Erhaltung eines lebenskräftigen Bauernstandes wieder die Bildung von Erbpachtgütern. Dieser Vorschlag konnte indes nur dann allenfalls in Erwägung gezogen werden, wenn es sich um die Verwendung von Domänen zu diesem Zwecke handelte, wenn nur der Staat als Grundherr auftrat. Daß

die gegenwärtige Lage der bäuerlichen Grundbesitzer keine günstige ist, zeigt sich schon in der harten Theilung derselben an der Auswanderung. Eine Besserung derselben wird indes nicht von künftigen äußern Mitteln, sondern wesentlich nur von erhöhten wirtschaftlichen Anstrengungen zu erwarten sein. Es gehört dahin namentlich die Erwerbung einer besseren Fachbildung, die Anwendung von Maschinen und andern Hilfsmitteln des Großbetriebes durch Vermittelung genossenschaftlicher Verbindungen und die Beschaffung von Kredit auf demselben Weg. Auch darf selbst der größere Bauer sich nicht scheuen, mit seiner Familie ein möglichst großes Arbeitsquantum selbst zu übernehmen, da gerade in dieser Verwertung der eigenen Arbeitskraft ein nach Lage der steigenden ländlichen Arbeitslöhne zunehmender Vorteil liegt. Vgl. von Bauer, »Geschichte der Fronhöfe, der Bauernhöfe und der Hofverfassung in Deutschland« (4 Bde., Erlangen 1862—63); derselbe, »Geschichte der Dorfverfassung in Deutschland« (2 Bde., Erlangen 1865—66); Völkner, »Systems of Land Tenure in various countries« (Lond. 1881); Bonnemère, »Histoire des paysans« (2. Aufl., 2 Bde., Par. 1874).

Bauer (Andreas Friedr.), Rechtsanwalt, inhaber der Firma König u. Bauer, in Marburg (Friedr.).

Bauer (Ant.), namhafter Strafrechtswissenschaftler, 16. Aug. 1772 zu Marburg, studierte und promovierte an der Universität seines Geburtsortes, wo er seit 1793 Vorlesungen hielt und 1797 Professor wurde; 1813 in gleicher Eigenschaft an Göttingen versetzt, seit 1819 Senior des Strafrechtss Collegiums, ward er auch vielfach mit legislativen Arbeiten beschäftigt und zum Hofrat, 1840 zum Geh. Justizrat ernannt. Er starb in Marburg 1. Juni 1843. Seine »Grundzüge des Strafrechtsprojekts« (Marb. 1805) waren das erste vollständige Lehrbuch dieser Wissenschaft, welches in ganz umgearbeitet, als »Lehrbuch des Strafrechtsprojekts« (Gött. 1835; 2. Aufl., von Rönne, 1848) erscheinen ließ. Die Philosophie des Strafrechts behandelte er bereits in seinem »Lehrbuch des Naturrechts« (Marb. 1808; 3. Aufl., Göt. 1827) dann in den »Grundzügen des philos. Strafrechts« (Gött. 1825) ausführlicher. Nachmals ging er in der Feuerbach'schen Theorie, zu der er sich früherhin abweichende, die sog. Warnungstheorie, auf, und zwar zuerst in dem »Lehrbuch des Strafrechtsprojekts« (2. Aufl. 1833), sodann in einer besondern Schrift: »Die Warnungstheorie, nebst einer Stellung und Beurteilung aller Strafrechtssysteme« (Gött. 1830). Diesen Werken reihen sich an: »Anleitung zur Kriminalpraxis« (Gött. 1837); »Sammlung von Strafrechtssätzen« (4 Bde., 1835—39), die »Abhandlungen aus dem Strafrecht und Strafrechtsprojekte« (3 Bde., Gött. 1840—41) und einige Schriften über die Entwurf des bayerischen Strafrechtsbuchs und der Strafrechtsreform, deren Abfassung und Redaction er theilhaftig war. Vorübergehend hat sich B. auch mit dem fremden Recht beschäftigt und ein »Lehrbuch« (2. Aufl., 1812) desselben veröffentlicht. Seit Beginn des Deutschen Bundes mit der Ausarbeitung von Debatten und Privatgutachten in sog. Reichsrechtssachen beauftragt, fand er Veranlassung, die Herausgabe von »Beiträge zum deutschen Staatsrecht« (Gött. 1839).

Bauer (Bruno), Philosoph der Hegelschen Schule, 6. Sept. 1809 zu Eilenberg im Herzogtum Altenburg geboren, studierte zu Berlin und erteilte sich 1834 als Privatdozent in der theol. Lit. In seinen ersten Schriften: »Zeitschrift für die Theologie« (Berl. 1836—38) und »Die Darstellung der Religion des Alten Testaments« (2 Bde., Berl. 1838), zeigte sich B. als entsch. Anhänger der spekulativ-orthodoxen Richtung der sog. Rechten der Hegelschen Schule. 39, in welchem Jahre er als Privatdozent von überfiedelte, wandte er sich jedoch der kritischen Richtung der sog. Jung-Hegelianer zu, in der »Kritik der evang. Geschichte Johannes« (Brem. 1840) und »Kritik der Synoptiker« (2 Bde., Lpz. 1840; 2. Aufl. am Nachweis zu führen, daß die Evangelien nicht freier schriftstellerischer Reflexion auf Grund des damaligen Gemeindebewußtseins, sondern dieser Ansichten 1842 seiner Stellung an, lehnte B. nach Berlin zurück und schrieb »Die Sache der Freiheit und meine eigene Freiheit« (Zür. 1843) sowie »Das entdeckte Geheimnis« (Zür. 1843), welches Werk vor der censur vernichtet ward. Alsdann begründete B. »Allgemeine Literaturzeitung« (Charlottenb. 44) und wandte sich besonders histor. Arbeiten die Geschichte des 18. und 19. Jahrh. denen er das Scheitern aller »Massenbeiträge« der neuern Zeit aus der innern Schwäche der Führung des 18. Jahrh. zu erklären suchte. gehören: »Geschichte der Französischen Revolution bis zur Erißung der Republik« (3 Bde., 17), »Geschichte Deutschlands unter der Französischen Revolution und der Herrschaft Napoleons« (Charlottenb. 1846), »Geschichte der Politik und Aufklärung des 18. Jahrh.« (4 Bde., 1843—45), »Vollständige Geschichte der Kämpfe in Deutschland während der J. 16—3« (3 Bde., Charlottenb. 1847). Auch die Geschichte des J. 1848 besprach er in mehreren kleineren. Dann wandte sich B. wieder seinen Untersuchungen der Entstehung des Christentums zu: »Kritik der Evangelien« (Berl. 1850—51), »Die Apostelgeschichte« (50) und »Kritik der Paulinischen Briefe« (50). Aber noch einmal vollzog sich in B.s Leben eine Wandlung; der bisherige Wortlaut polit. und philos. Radikalismus wurde der Vertreter des preuß. Konservatismus. sehen war B. als gewandter Publizist thätig als Mitarbeiter an Wagner's »Staats- und Gesellschafts«. Die Schriften aus B.s letzten Jahren beziehen sich teils auf das Urchristentum: »Jesus, Strauß, Renan und das Urchristentum« (Berl. 1874), »Christus und die Götterwelt« (1877), teils auf polit. Tagesfragen, wie »Die engl. Qualifikation auf die deutsche und das engl.-russ. Projekt einer Weltkirche« (1878), »Zur Orientierung über die Visitation« (Bern 1880), »Die religiös-romantischen und sozialistische Imperialismus« (1882). B. starb 13. April 1882 in Berlin.

Bauer (Karoline), Publizist, Bruder des vorigen, 31. zu Charlottenburg geboren, studierte zu Charlottenburg, später die Rechte, und warb zur Verteidigung seines Bruders: »Bauer und seine Gegner« (Berl. 1842).

Eine zweite Schrift: »Der Streit der Kritik mit Kirche und Staat«, ward in Preußen konfisziert und trug ihrem Verfasser vier Jahre Festungshaft ein. Während derselben erschien sie zu Bern 1843, außerdem »Die Censurinstruktion vom 31. Jan. 1843« (Lpz. 1843) und die Akten seines Prozesses unter dem Titel »Prozessprotokoll« (Bern 1844). Zusammen mit seinem Bruder Bruno verfaßte B. die »Denkwürdigkeiten zur Geschichte der neuern Zeit seit der Französischen Revolution« (12 Hefte, Charlottenb. 1843—44), ferner allein »Die liberalen Bestrebungen in Deutschland« (Zür. 1843), »Die Geschichte der konstitutionellen Bewegungen im südl. Deutschland während der J. 1831—34« (3 Bde., Charlottenb. 1845), »Die Kunst der Geschichtsschreibung und Herrn Dahlmann's Geschichte der Französischen Revolution« (Magdeb. 1846), »Die Geschichte des Lutherthums« im fünften Bande der von ihm unter dem Namen Martin von Götzmann herausgegebenen »Bibliothek der deutschen Aufklärer« (Lpz. 1846—47) und »Die Ehe« (Lpz. 1848). Infolge der Amnestie vom 18. März 1848 aus seiner Haft zu Magdeburg entlassen, gab B. in Altona eine polit. Revue, »Die Parteien« (3 Hefte, Hamb. 1849), heraus und darauf mit Th. Olshausen die »Norddeutsche Freie Presse«. Später lebte er vorübergehend in London, wo er »Reflections on the integrity of the Danish monarchy« (Lond. 1857) und die Schriften »Slesvig« (Lond. 1861) und »Englische Freiheiten« (Lpz. 1857) veröffentlichte. Nach Altona zurückgekehrt, verfaßte er zunächst an polit. Schriften: »Die Rechte des Herzogtums Holstein« (Berl. 1863), »Die Deutschen und ihre Nachbarn« (Hamb. 1870), dann gab er im Bunde mit dem streng orthodoxen Bischof Koogmann die »Kirchlichen Blätter« und die »Christlich-politische Vierteljahrsschrift« heraus. Außerdem schrieb er: »Die Wahrheit über die Internationale« (Altona 1872), »Artitel V. Der deutsche Gedanke und die dänische Monarchie« (Altona 1873), »Die orientalische Frage« (Altona 1877), »Der Freimaurerbund und das Licht« (Hannov. 1877).

Bauer (Karoline), namhafte deutsche Schauspielerin, geb. 29. März 1807 in Heßelberg als Tochter eines bad. Hofmeisters, der in der Schlacht bei Aspern fiel. Früh schon zeigten sich bei ihr Sinn und Neigung für das Theater, und bereits im Dez. 1822 machte sie am Hoftheater zu Karlsruhe einen ersten Versuch als Margaretha in »Jfflands« »Hagestolzen«; der Erfolg desselben war ein glänzender und sie blieb seitdem bei jener Bühne. Im J. 1824 nahm sie ein Engagement bei dem neuerrichteten Königsstädtischen Theater in Berlin an, ging aber bald zum Hoftheater über, dem sie fünf Jahre lang angehörte. Im Mai 1829 verließ sie das Theater und lebte bis 1831 in geheimgehaltener morganatischer Ehe mit dem Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg als Gräfin Montgomerie in London, Paris und auf ihrem Landsitze in England. Als der Prinz dem belg. Thron bestieg, kehrte sie aus Liebe zur Kunst auf die Bühne zurück, nahm zuerst ein dreijähriges Engagement in Petersburg an, unternahm 1833 und 1834 eine Kunstreise, auf welcher sie in den deutschen und österr. Hauptstädten reiche Vorbeeren erntete, und trat 1835 in ein Engagement am bresdener Hoftheater. Im J. 1844 schied sie für immer von der Bühne und heiratete den poln. Emigranten Grafen Adalbert von Broel-Plater. Seitdem lebte sie zurückgezogen in der Schweiz und starb 18. Okt.

1877 auf ihrer Villa Broelberg bei Zürich; sie wurde auf dem Friedhof zu Wappertswyl begraben. Karoline B. zeichnete sich namentlich in scholastischen, pilantenen und toletten Rollen des Konversationsstücks und Lustspiels aus; doch auch in der Tragödie hat sie Treffliches geleistet. Die Gabe lebendiger Auffassung und Darstellung bewährte sie auch als Schriftstellerin in den Werken, in denen sie ihre reichen Erlebnisse und Erinnerungen aufzeichnete. »Aus meinem Bühnenleben. Erinnerungen von Karoline B.« (herausg. von A. Wellmer, Berl. 1871; 2. Aufl., 2 Bde., 1876—77) und »Komödiensfahrten. Erinnerungen und Studien von Karoline B.« (herausg. von A. Wellmer, Berl. 1875 u. 1877) sind Theatermemoiren von fesselndem Inhalt und enthalten wertvolle Beiträge zur deutschen Theatergeschichte des 19. Jahrh. Nach ihrem Tode veröffentlichte A. Wellmer unter dem Titel »Aus dem Leben einer Verstorbenen. Verschollene Herzengeschichten« (4 Bde., Berl. 1878—80) noch drei Bände Memoiren und einen Band fälschlich geschriebener Briefe. Hieran knüpfte sich später ein mehrjähriger Prozeß Wellmers gegen den Grafen von Broel-Plater, in welchem die Forderungen des erstern vom Gericht weitestlich zurückgewiesen wurden.

Bauer (Klara), Roman- und Dramatikerin unter dem Pseudonym Karl Tetzel, wurde 23. Juni 1836 zu Söwimünde geboren, ging 1860 als Klavierlehrerin nach Petersburg, lebte später einige Jahre im innern Rußland und lehrte 1866 nach Deutschland zurück, wo sie dann ihre ersten Novellen: »Unlösliche Bande« (Stuttg. 1869; 3. Aufl. 1877) und »Bis in die Steppe« (Stuttg. 1869; 2. Aufl. 1871) veröffentlichte, welche die Eigentümlichkeiten des russ. Lebens behandeln. Im J. 1872 bereiste sie Italien, lehrte aber lungenleidend zurück und starb 29. Juni 1876 zu Breslau. Von ihren spätern Romanen sind hervorzuheben: »Ein Dokument« (4 Bde., 2. Aufl. 1878), »Rora« (2 Bde., 3. Aufl. 1876), »Schuld und Sühne« (2 Bde., 2. Aufl. 1877), »Auf Capri« (2 Bde., 2. Aufl. 1877), »Mußt es sein?« (2 Bde., 2. Aufl. 1875), »Die geheimnisvolle Sängerin« (2. Aufl. 1878), »Venedig« (3 Bde., 1876), »Ruf. Idyllen. Nachgelassene Novellen« (1878).

Bauer (Wilh.), ein durch mehrere Erfindungen bekannter Ingenieur, geb. 23. Dez. 1822 zu Dillingen, erlernte das Drechslerhandwerk, trat zu München in den Militärdienst und wurde nach einiger Zeit wegen seiner technischen Begabung als Unteroffizier zur Artillerie versetzt. Der bän. Krieg von 1848 führte B. mit dem bayr. Armeekorps nach Schleswig-Holstein, wo ihn die Schutlosigkeit der Kämpfe auf die Idee brachte, die feindlichen Schiffe durch Brandbatterien zu vernichten. Er konstruierte einen »Brandtaucher«, welcher indes aus Mangel an Mitteln nur ungenügend ausgeführt werden konnte und bei dem ersten Versuche im hiesigen Hafen 1. Febr. 1851 verunglückte. Trotzdem setzte er, von der Möglichkeit der unterseischen Schiffsahrt und dem hohen Werte der Erfindung überzeugt, fortan all sein Streben an die Ausführung derselben. Nachdem er in seiner bayr. Heimat Modelle zu Taucherschiffen hergestellt, wandte er sich 1852 nach Österreich, dann nach Frankreich, später nach England, vermochte jedoch nirgends die Mittel zur Ausführung seiner Entwürfe zu erlangen. Bessern Erfolg hatten seine Bemühungen in Rußland, wo er 1855 den Schutz des Großfürsten-Admiral Konstantin gewann, der ihn auf Kosten des Staats einen Brandtaucher ge-

nau nach seinen Plänen bauen ließ, welcher jedoch bei öfter wiederholten Versuchen im allgemeinen bewährte. Im J. 1858 lehrte B. nach München zurück, nachdem er inzwischen die Erfindung der unterseischen »Kamelen« und der »Taucherkammern« gemacht hatte. Der Untergang des bayr. Lokomotiv-Ludwig (März 1861) im Bodensee gab ihm Gelegenheit, mit seinen »Kamelen« die ersten politischen Versuche anzustellen, indem er die Fahrt dieses Schiffs unternahm, was jedoch erst nach Abwendung mannigfacher Hindernisse im Juli 1863 gelang. Er ging hierauf nach Bremen, um von dort aus für die weitere Ausbreitung seiner Erfindung zu wirken. Doch wurden seine Absichten durch den Ausbruch des Deutsch-Dänischen Kriegs ebenfalls vereitelt. Dagegen führten ihn die trügerischen Ereignisse auf das Projekt der Herstellung von »Wasserbrandern«, für dessen Ausführung 1864 in Brag ein Verein (Wilhelm-Bauer-Verein) sich bildete. Später lebte B. zu München von einer Pension, die ihm König Ludwig II. bewilligt hatte, und starb selbst 20. Juni 1875.

Bauerbach, Pfarrdorf mit Rittergut und ungefähr 300 E. (darunter ein Drittel Juden in einem eigenen Bezirke) im Verwaltungsbzirkel Reichenau. Besonders bekannt wurde B. durch den Kaiserlich-Schillerer, welcher nach seiner Flucht aus Stetten unter dem Namen Dr. Ritter hier auf dem Hof der Frau von Wolgogen von Dez. 1792 bis Juli 1793 in strengster Zurückgezogenheit lebte, welche die »Verschwörung des Fiesco« vollendete, »Liebe« schrieb und den Plan zum »Don Carlos« entwarf. Das »Schiller-Jünger« ist noch in seinem damaligen Zustande erhalten.

Bauergut, f. Bauer.

Bäuerle (Adolf), ein seinerzeit in Österreich sehr geschätzter Theaterdichter und Romanist, geb. 9. April 1786 zu Wien, trat bereits 1802 mit einem Ritterroman als Schriftsteller auf und wurde 1809 Sekretär am Leopoldstädter Theater, welches Amt er bis 1828 bekleidete. Während dieser Zeit widmete er sich mit vielem Eifer dem wien. Volkstheater und der Kolossalpoetik. Er wirkte in dem Stück »Die Bürger in Wien« (1813) die Figur des »Stablers« auf, und von seinen reichsten Stücken, die nur zum Teil in seinen deutschen Theatern (6 Bde., Pest 1820—26) Aufnahme fanden, wurden »Die falsche Primadonna« (1818) und »Der Freund in der Not« auf deutschen Bühnen heimisch. Auch »Der verlorene Prinz« (1818), »Der Taufensbald« (1818), »Der Leopoldstag« (1818) und einige andere wurden außerhalb Wiens mit vielem Beifall gegeben. Während B. seit vielen Jahren nur noch als Bühnendichter aufgetreten war, entwickelte sich seit 1852 auf dem Gebiete des Romans eine gemeine Produktivität. Doch gewannen nur die beiden ersten, unter dem Pseudonym Otto erschienenen Romane: »Therese Krone« (1. Aufl., 2. Aufl., 5 Bde., Wien 1854—55) und »Arbuthnot Raimund« (3 Bde., Wien 1855), wegen der Fülle des Persönlichen und Anekdotischen ein großes Interesse, während die spätern sich nicht über den Niveau des Gewöhnlichen erheben. Von dem »Memoiren« ward nur der erste Band geschrieben (Wien 1858). Die von ihm 1806 begründete »Wiener Theaterzeitung« war 1820—47 das verbreitetste Blatt der österr. Monarchie. B. starb 19. Dez. 1859 zu Basel.

ermiete, Summe, gleichbedeutend mit **Wenzengroschen**, **Schürjengeld**, **Frauenf. m.**, hieß im deutschen Recht die Abgabe, die unfreie Bauer dem Gutsherrn für dessen Heirat zu seiner Heirat entrichten mußte. Es trug sich später aus dem Dasein einer solchen Summe ohne weiteres, daß der Herr die Zahlung verweigern konnte; auch konnte die Summe ergänzt werden.

eremangipation nennt man im allgemeinen Befreiung der Bauern (s. d.) von der persönlichen Unfreiheit, die sich in der Form der Leibeigenschaft (s. d.) oder Erbunterthänigkeit bis in die Jetzt erhalten hatte. Vorzugsweise aber ist es durch gebräuchlich in Bezug auf die Befreiung russ. Bauern, die durch das Manifest vom 19. Febr. 1861 vollzogen wurde. Nicht weniger als 23 Mill. Leibeigene erlangten durch diesen Akt ihre persönliche Freiheit, und noch während eines Übergangs in einer temporären Pflichtigkeit verblieben ihnen zwei Jahren sollten die Grundherren die Häuser nebst angemessenen Landanteilen und der Arbeitsleistungen zur Aufnahme in den Besitz und die Befreiung dann die Befreiung, die Häuser nebst Zubehör, so die Zustimmung der Gutsherrn auch das Eigentum zu erwerben. Die Ablösung der Befreiung, daß die Leistungen des Bauern im Jahres von 6 Proz. kapitalisiert werden (der so berechneten Summe 20 Proz. so den Grundherren zu bezahlen sind, während demselben den Rest von 80 Proz. in kleinen Schenkungen oder Loskaufsummen und von den Bauern diesen Voranschlag von 49 Jahren in Gehalt einer Zins und einen repräsentierenden Quoten von 6 Proz. beträgt. Als Käufer können sowohl Einzelne als auch Gemeinden auftreten, außerdem dann solidarisches für die Loskaufsumme für die übrigen Abgaben haften. Im Jahre ungefähr ein Drittel der abeligen Land, nämlich 35 779 014 Desjatinen, an Bauern überwiesen. So unabwiesbar die Land auch geworden war, so konnte sie nicht Eingriff in das bestehende Wirtschaft, auch nicht ohne manche mißliche Folgen, deren Tragweite durch den geringen Stand und die zunehmende Trunksucht der Bauern auch das mit landwirtschaftlichem nicht vereinbare System der Selbstgemeinschaft wurde. Während der Bodenpreis in einigen Gouvernements 50 und noch höher gestiegen ist als der Ablösungssumme, ist er in andern Landesteilen mehrmals erheblich unter den letzten zurück. Eine amtliche Untersuchung der landwirtschaftlichen Verhältnisse seit der B. wurde 1872 eine Kommission veranstaltet, die einen ausführlichen Bericht mit vielen Anlagen (5 Bde., Russisch) veröffentlicht hat. Ein kurzes Verzeichnis gibt Walder: „Die russ. Agrarstatistik“ (1874). Vgl. Barthhausen, „Die landwirtschaftliche Entwicklung“ (Lpz. 1866). In Betreff des allgemeinen vgl. Eugenheim, „Geschichte der Leibeigenschaft und Botschaft in“ (Betracht. 1861).

Bauernfeld (Karl Maximilian von), namhafter Geodät und Ingenieur, geb. 18. Nov. 1818 zu Arzberg im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, widmete sich 1836—41 zu Nürnberg und München technischen Studien, war bis 1844 an den Bauleitungsarbeiten für die Frischgebirgsbahn beteiligt und wurde hierauf an die Ingenieurschule zu München als Hilfslehrer berufen. An derselben wurde er 1846 außerordentlicher, 1851 ord. Professor der Geodäsie und Ingenieurwissenschaften. Von 1858—68 war B. außerdem auch als Rat und Referent bei der Obersten Baubehörde im Ministerium des Innern tätig, 1868 wurde er zum Direktor der nach seinem Plane aus der münchener Polytechnischen Schule umgewandelten Technischen Hochschule ernannt, welchen Posten er von 1868—74 bekleidete und zu dem er von neuem für die Amtsperiode 1880—83 berufen wurde. Seit 1865 ist B. Mitglied der europ. Gradmessung, 1873 wurde er vom König von Bayern in den persönlichen Adelsstand erhoben. Zu B.s geodätischen Schriften gehören: „Theorie und Gebrauch des Prismenkreuzes“ (Münch. 1851). Die Erfindung dieses in der Vermessungspraxis allgemein angewendeten Instrumentes beruht auf der Entdeckung des Verfassers, daß durch totale Reflexion breiterer Glasprismen von bestimmter Gestalt einfallende Lichtstrahlen um konstante Winkel von gegebener Größe abgelenkt werden. Mit dieser Entdeckung war auch das zum Messen von Entfernungen dienende „Bauernfeldsche Distanzprisma“ erfunden. Hierauf folgte B.s Hauptwerk: „Elemente der Vermessungskunde“ (2 Bde., Stuttg. 1856—58; 6. Aufl. 1879). Durch seine „Beobachtungen und Untersuchungen über die Genauigkeit barometrischer Höhenmessungen“ (Münch. 1862) brachte B. endlich Klarheit in die vielumstrittene Frage über den Wert der Barometermessungen, indem er zeigte, wann, wie viel und warum die auf diesem Wege gefundenen Höhen von den durch Nivellementen erhaltenen abweichen. Anknüpfend an diese Arbeit liefert die Abhandlung über „Die atmosphärische Strahlenbrechung“ u. s. w. (2 Abschnitte, Münch. 1864—67) eine Theorie dieser Erscheinung. Mit derselben im Zusammenhange stehen die „Ergebnisse aus Beobachtungen der terrestrischen Refraktion“ (Münch. 1880). Andere Schriften geodätischen Inhalts sind: „Beobachtungen und Untersuchungen über die Eigenschaften und praktische Verwendung der kaudatischen Aneroidbarometer“ (Münch. 1874). „Das bayr. Präzisionsnivelllement“ (5 Hefte, Münch. 1870—79). Von den ingenieurwissenschaftlichen Arbeiten B.s sind anzuführen: „Beitrag zur Theorie der Brückengewölbe“ (1846). „Vorlegeblätter zur Brückenbaukunde“ (3. Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1875). „Vorlegeblätter zur Straßen- und Eisenbahnbaukunde“ (Münch. 1856). „Vorlegeblätter zur Wasserbaukunde mit erläuterndem Text“ (Münch. 1866). „Grundriss der Vorlesungen über Erd- und Straßenbau“ (Münch. 1875).

Bauernfeld (Eduard von), namhafter Lustspiel-dichter, geb. zu Wien 13. Jan. 1802, studierte daselbst die Rechte, wurde 1826 Konzeptspraktikant bei der niederöstr. Regierung, erhielt 1827 eine Stelle bei dem Kreisamte Unter dem Wiener Wald, 1830 bei der Hofkammer und 1843 bei der Lotteriedirektion. Diese Stellungen ließen ihm hinreichende Zeit zu dichterischen Arbeiten. Von seinen Lustspielen haben namentlich „Die Befennniss“ (1834),

«Bürgerlich und romantisch» (1835) und «Großjährig» (1846) Erfolg gehabt. Nächst diesen sind noch hervorzuheben: «Leichtsin aus Liebe» (1831), «Das Liebesprotokoll» (1831), «Das letzte Abenteuer» (1832), «Helene» (1833), «Das Tagebuch» (1836) und «Ein deutscher Krieger» (1844). Diese gesellschaftlichen Gemälde zeigen das anerkanntswürdige Bestreben, das moderne Leben selbst und zwar nicht bloß in der Beschränktheit bürgerlicher Familienkreise auf die Bretter zu bringen und den geistigen Hauch der Zeit wiederzugeben. Die Charaktere sind lebendig geschildert und die Situationen geschickt durchgeführt; seine Lieblingshelden sind geistreiche, blühende Junggesellen, die nach manchen Liebesabenteuern spät in den Hafen einer glücklichen Ehe einlaufen. Der Dialog ist gewandt, geistvoll und von ungezwungenem Witz. In seinen «Gedichten» (Lpz. 1852; 2. Aufl. 1856) wiegt die Reflexion vor. Von B.'s zahlreichen dramatischen Arbeiten sind die frühesten in den «Lustspielen» (Wien 1833) und «Theater» (2 Bde., Mannh. 1836—37) gesammelt. Später veröffentlichte B. noch folgende Lust- und Schauspiele: «Aus Versailles» (1849), «Franz von Sickingen» (1850), «Der lateinische Imperator» (1851), «Zu Hause», «Krisen» (1852), «Die Jugendgötze», «Die Virtuosen» (1855), «Frauenfreundschaft», «Excellenz» (1865), «Aus der Gesellschaft» (1867), «Moderne Jugend» (1869), «Landfrieden» (1870). Diese Stücke wie auch die früheren sind in B.'s «Gesammelten Schriften» (12 Bde., Wien 1871—73) enthalten; der 12. Band enthält auch Memoiren unter dem Titel «Aus Alt- und Neu-Wien». Seitdem schrieb er noch den Roman «Die Freigeistlichen. Bildungsgeschichte aus Österreich» (2 Bde., Berl. 1875) und das satirische Gedicht «Aus der Kasse des alten Fabulisten» (Wien 1879) sowie die Lustspiele «Die Verlassenen» und «Mädchenrache oder die Studenten von Salamanca» (1881) und die Tragikomödie «Des Alcibiades Ausgang» (1882).

Bauerngelben (Bauerngälben, Gältebauern) hießen im Mittelalter Unfreie in Mitteldeutschland, welche dem Oberherrn oder Richter jährliche Jinsen (Gälten) entrichten mußten.

Bauerngerichte waren im Mittelalter in einigen Gegenden auf dem Lande Gerichte, welche von einem Bauernrichter (Vogt) als Vorsitzendem, fünf bis sechs Bauerngeoffenen als Beisitzern und einem Gerichtsschreiber abgehalten wurden; dieselben entschieden über geringfügige Streitigkeiten, besonders den Besitzstand betreffend, Grenzdifferenzen, unbedeutende Vergehen u. s. w. Das Verfahren war summarisch, die Entscheidung hieß Bauernsprache.

Bauerngut, f. Bauer.

Bauernkrieg wird im Gegensatz zu kleinern frühern Erhebungen verwandter Art besonders die große Revolution vom J. 1525 genannt, welche im Gefolge, aber nicht als Folge von Luthers Weisruf zur Wiederherstellung des Evangeliums fast das ganze obere und mittlere Deutschland überzog, nicht bloß die Bauernschaften, sondern auch die Masse der bürgerlichen Bevölkerung und zum Teil den Adel ergriß und einige Monate hindurch den ganzen Körper des Deutschen Reichs in chaotische Verwirrung stürzte. Schon 1476 trat im Stifte Würzburg ein Hirte, der «Pfeifer von Nillashausen», unter ungebüßtem Zulauf mit dem kommunistischen Evangelium und der Predigt gegen den Druck des geist-

lichen Standes auf; er ward gefangenommen und als Ketzer verbrannt. Im J. 1492 erhoben sich die Bauern des Abts von Reippen, im denselben Jahr in den Niederlanden die «Käsbrüder» (sie führten einen Käse und ein Brot in der Fahne); im Elsaß ward 1493 eine Verschwörung entdeckt; 1502 und 1506 brach am Oberrhein der Aufstand des «Habschuh» aus, von dem Bauernschuh in der Folge genannt; 1513 brach er hier wieder aus, 1514 in Württemberg gegen Herzog Ulrich der «Bund der armen Künz». «Paffen und Adel» bedrohte die Bewegung, die kirchlich-feudale Ordnung, unter der die Bauern standen; soziale Ursachen waren in erster Reihe für die Erhebung bestimmend. Es bedurfte jedoch noch sehr der Unterdrückung, ob viele Lasten wirklich so unerträglich gewesen sind, wie besonders die demokratische Geschichtsschreibung sie früher darstellte. In neuerer Zeit sind gewichtige Stimmen laut geworden, welche die Lage der Bauern keineswegs für so trostlos halten. Jedenfalls war eine völlige Lösung derselben von ihren Lasten gleichbedeutend gewesen mit der Zerstörung von alter staatlichen Unterordnung überhaupt. In ihren sozialen Verpflichtungen gegen die nächstgestellten Herren und großen Herren, von denen sie ihre Güter zur Nahrung und den Schutz ihrer Existenz hatten, in den Frondiensten und Naturalleistungen, mit denen sie dafür deren Interessen, ihre Bauten, Kriegen, Jagden, besonders ihre Felder und Besitzungen gegen das Reich zu fördern mußten, gegen größtentheils die Dienste der Bauern für die Gesellschaft, das ganze öffentliche Leben auf. Wären diese von ihnen genommen worden, so hätte eben der Staat, wie er damals bestand, ein Ende gehabt. Die Bauern wären geworden, was sie sein wollten, «Herren», aber losgerissen von den friedlichen Ordnungen; der Stärkere hätte der Herr werden müssen, Anarchie das Ende. Schwer oder gering, jedenfalls war der Druck der Lasten, durch die große Preisrevolution erhöht, und der Haß der Bauern der stärkste Hebel zu der Empörung. Dazu kamen begleitende Momente: die Forderung der geistlichen Autorität durch Luthers Reformen, die Unzufriedenheit über die Unbilligkeit des Klerus, Populäre der evang. Predigt, das Gefühl der eigenen Wehrhaftigkeit (jeder Bauer trug noch ein Schwert und Waffen); ferner in den Gebieten, wo der Stand ausbrach, um den Bodensee, die Räder meist evang., republikanischen Eidgenossenschaft, luth.-strenge Haltung der vorderösterreich. Bauern und des Schwäbischen Bundes, endlich die Umtriebe Herzog Ulrichs, der vor Jahren in jenen beiden Gewalten aus Württemberg verbannt, von Hohentwiel her mit Hälfte der Bauern Schweizer sein Land wiederzuerobern hoffte.

Der Aufstand brach zunächst im Sommer 1525 in Württemberg aus. Aber die Glut blieb brennen und schien fast erstickt, als endlich Ende März der Losbruch Ulrichs die zurückgehaltenen Bauern zu vollem Ausbruch brachte. Zwar blieb der Kriegszug resultatlos, da die Schweizer, durch die große Niederlage bei Ravio 24. Febr. ihre Truppen von Ulrich abriefen und nicht mehr durchsahm legten. Aber die Weister, einmal entfesselt, waren nicht mehr zu halten. Im März schienen die «Jmolli Artikel», um über die Ursachen entstanden, die mit rätselhafter Schnelligkeit verbreitet, zum allgemeinen Programm der Freiheit der Jagd, des Fischfangs, der

hebung der Erbschaft und des kleinen Zehnteilsrecht zwang. Freilich waren die Hauptfortschritte in wenigen Tagen stand ganz Ober- und Unterland in Aufruhr. Und nicht bloß die Bauern, sondern zum Teil auch die Bürger ließen sich betreiben. Eine Reihe kleinerer Städte schlossen sich, in größern erlangten die Ränke gegen die kaiserliche Regimenter Erfolg. Besonders bedeutend wurde der Übertritt Rothenburgs a. d. Tauber, wo Karlstadt (s. d.) sein Wesen hatte, Würzburg, das seinen Bischof verjagte, Mühlhausen, wo der gewaltige Schwärmer Thöniß (s. d.) die Vernichtung jeder Herrschaft, die »Freiheit aller Kreatur«, d. h. den kommunistischen Gottesstaat unter dem Terrorismus des Prophetentums konstituierte. Der Anblick, den man bietet, ist in allen Gauen der gleiche: Hier von den Männern verlassene Weib und Kinder liefern sie der Gnade oder Ungnade der Obrigkeit; kleinere Häufen schwollen zu größeren an, in Eberhausen, der Waldringer, der Oberollingen, in Oberschwaben, in Franken der Schwarzenau und der Oberrheinländer Häufen; bei den Bauern, die zuerst dem Verderben geweiht sind, versammelten sich die Bauern. Dann geht es gegen die Burgen, Städte, und so wälzt sich die wilde Zerstörung von Ort zu Ort. Wer widersteht, geht unter, wer sich ergibt, muß in den Bund treten und sich der Kritik beschreiben oder verfallen trostlos, wie der Graf von Helfenstein, der vor Würzburg durch die Spiege gejagt wurde. Und so haben sich die Herren, selbst Bischöfe und Bischöfe, in Vertrag ergeben müssen, z. B. die Bischöfe von Speyer und Würzburg, der Kurfürst von Mainz und der Truchseß von Waldburg. An der Spitze der Häufen, so hoch von Würzburg, der freilich in der Katastrophe davonkam, von Speyer, der als Führer des Schwarzen einen Heldentod fand. Die Grafen von Wertheim, von Henneberg u. a. waren eigenmächtiger Interessen halber unter den Empörern. In dem Chaos der Leidenschaften taucht einmal auf ein vernünftiger Gedanke auf: der Entwurf einer Reichsordnung von Wendel Hipler, kaiserlichem Kanzler, deren Hauptzüge Sakularisation der geistlichen Güter, Verstaatlichung des Klerus auf die Seelsorge, Reform der Verwaltung, Einheit der Münze, Periodisierung der Besteuerung der Zölle, Aufrichtung der Reichsarmee. Aber kaum ausgetauscht, verfiel der Entwurf wieder.

Es folgten die Entscheidungsschlagen auf der Leipziger und Wörlinger Schlagen Georg von Bayern und Wörlingen schlug Georg von Bayern, der schwäbischen Bauern wenige Tage darauf, am 15., erstickten von Sachsen und Philipp von Hessen Ränke bei Frankenhäusen; Tausende fielen ohne Hegenwehr erschlagen, Münzer wurden. Am selben Tage rannten die Bauern in Würzburg vergebens gegen den Bischof von Würzburg an. Im Elßach bei Würzburg 17. Mai Herzog Anton von Lothringen 17 000 Bauern nieder, entgegen dem Verbot des Kaisers. Bei Sindelfingen schlug 12. Mai die württembergischen Empörer, dann mit dem Kurfürsten von der Pfalz bei Frankenhäusen; bei Rönigsheim 2. Juni, bei Würzburg 4. Juni, wo Florian Geyer fiel, bei Würzburg 12. Juni.

wurden auch diese vernichtet; 7. Juni mußte sich Würzburg ergeben. Zuletzt wandte sich Truchseß in das Allgäu und erstickte auch hier die letzten Häufen mit Georg von Frundsbergs (s. d.) Hilfe durch wohl berechnete Grausamkeiten, Verrat und Gewalt der Wäffen. Dann kamen fürchterliche, erbarmungslose Exekutionen. Die Rache der Sieger war in der That so furchtbar wie die Wut der Empörer. Vergeltens erhob Luther, der, nachdem er vor der Erhebung zu Gunsten der Bauern gesprochen, nach ihrem Ausbruch sie aber als Aufruhr gebrandmarkt und rücksichtslos Niederwerfung desselben empfohlen hatte, jetzt seine Stimme um Erbarmen. Im ganzen mögen an 100 000 Menschen in wenigen Monaten ihren Tod gefunden haben. Erreicht aber wurde nichts als unheiliges Elend; die Lage der Bauern war bald schlechter als vormehr.

Die Literatur über den B. ist sehr zahlreich, aber eine Gesamtdarstellung fehlt, da Zimmermanns »Allgemeine Geschichte des großen B.« (3 Bde., Stuttg. 1841—43; 2. Ausg. 1854) in Forschung und Auffassung veraltet ist. Vorbereitend sind viele Einzeluntersuchungen und Altpublikationen, z. B. Baumann, »Alten zur Geschichte des deutschen B. aus Oberschwaben« (Freiburg 1877); Fries, »Die Geschichte des B. in Ostfranken« (herausg. von Schäffer u. Henner, Würzburg 1877 ff.).

Bauernmiete, s. Bauernmiete.

Bauernregeln nennt man die meist gereimten, sich auf die Witterung und die Landwirtschaft beziehenden Sprüche des Volks.

Bauernrichter, s. unter Bauerngerichte.

Bauernspiele werden die mittelalterlichen Schauspiele genannt, welche unter den Bauern der südl. Hälfte Deutschlands, besonders der Alpenländer, bis in das 18. Jahrh. sehr verbreitet waren, in unsern Tagen aber bis auf vereinzelte Reste untergegangen sind. Die Aufführungen der Kirchenschauspiele, der Mythen (s. d.), welche im Mittelalter als gottesdienstliche Feier galten, hatten die Landleute zur Nachahmung gereizt. Schon im 15. Jahrh. wurden viele solcher Spiele gehalten, teils unvollkommen der dramatischen Form nach, bloße Wechselreden und Gesänge bei Prozessionen, wie die Marienklagen, teils vollkommen theatralische Vorstellungen mit kostspieligem Pompe auf den Kirchhöfen der Dörfer aufgeführt. Die Weichte dazu waren zum Teil ebenfalls auf den Dörfern entstanden, von Geistlichen, oft von den Kantoren verfaßt, welche lehrten, weil diese Schauspiele immer musikalische Bestandteile hatten, sich vornehmlich mit Einrichtung und Leitung derselben abgaben. In neuen Schwung kamen die heiligen Schauspiele durch die Jesuiten. Diese stellten nicht nur in ihren Schulklassen die Mythen in neuen Formen und großer Pracht wieder her, sondern sorgten auch eifrig für Erhaltung und Verbreitung der B., und zeigten sich, um die Spiele populär zu erhalten, dem rohen Bauerngeschmack willfährig. So gerieten die Aufführungen bis in die Mitte des 18. Jahrh. in den ärgsten Unfinn und die größte Unhöflichkeit hinein, wie Leopold von Bucher in seinem »Spottspiele von der Sündflut« und Seb. Seyler in seinem »Adam und Eva« sie schildern. In Tirol und Oberbayern, wo die B. mit wahrer Leidenschaft betrieben wurden, und man sich nicht mehr mit Aufführungen an hohen Kirchenfesten begnügte, sondern fast alle Sonntage in den Schenken heiligengelehrten und Ritterkomödien aufführte, wurden sie

baher in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrh. unterdrückt, und auch anderwärts verschwanden sie um diese Zeit. Von den unzähligen Dorfschauspielen, die in der Schweiz, in Tirol, Salzburg, Steiermark, Oberbayern und Schwaben förmlich eingekehrt waren, hat sich nur ein einziges, das Passionspiel in Oberammergau (s. d.) in Oberbayern durch eine rechtzeitige Selbstreform und durch den religiösen Kunstgeist der Gemeinde in vollem Glanz und Ansehen erhalten. (S. Passionsspiele.)

Bauernstand, s. Bauer.

Bauernzwang oder Dienstzwang hieß zur Zeit der Leibeigenschaft das Recht des Gutsherrn, ohne Zuziehung des Gerichts den mit seinen Verpflichtungen rüchhaltigen Leibeigenen zur Leistung derselben, etwa durch Anspöndeln, zu zwingen, woraus übrigens keine Gerichtsbarkeit des Herrn zu folgern ist.

Bauerohrhehl, Ziegenpeter oder Rump's (Parotitis, frz. Oreillons) nennt man die entzündliche Anschwellung der Ohrspeicheldrüse (Parotis) und des dieselbe umgebenden Zellgewebes. Sie bildet eine härtliche, blasse, meist schmerzlose Geschwulst der Ohr- und Wangengegend, welche zuweilen die ganze Gesichtshälfte einnimmt und sogar den Kranken hindert, den Mund zu öffnen und zu kauen. Seltener werden beide Ohrspeicheldrüsen ergriffen. Gewöhnlich verläuft die Krankheit unter leichten Fiebererscheinungen in 7—12 Tagen, indem sich die Geschwulst nach und nach verliert. Zuweilen erfolgt aber auch Übergang in Eiterung und Abscessbildung, oder auch nach plötzlichem Verschwinden bei Männern Anschwellung der Hoden (sog. metastatische Parotitis). Auch kann die Krankheit in Verhärtung übergehen. Fast immer liegt ihr Entstehung unter epidemischem Einfluß zu Grunde, weshalb meist mehrere Menschen gleichzeitig von ihr befallen werden. Das jugendliche Alter zeigt vorzugsweise Prädisposition zu dieser Krankheit, welche hier und da, besonders in feuchten Gegenden, epidemisch zu herrschen scheint. Zu ihrer Beseitigung reicht oft einfaches Heben der Geschwulst mit wärmenden Einwicklungen und ein leichter Theeausguss aus; plötzliches Verschwinden aber verlangt kräftigere innere (s. B. Brech-) Mittel und Senfpflaster auf die Wange. Bössartigerer Natur sind die zu typhösen Fiebern sowie zum Scharlachfieber bisweilen hinzutretenden Parotidengeschwülste, indem es hier meist zu gefährlichen Eiterungen, mitunter zu tiefen Eiterfisteln längs des Halses und brandiger Zerstörung wichtiger Blutgefäße und Nerven kommt.

Bange (bouc, d. i. Gebogenes), ein Geschmeide der alten Germanen, s. unter Armbänder und Ring.

Bange, Stadt im franz. Depart. Maine-et-Loire, Hauptort eines Arrondissements, am rechten Ufer des Couesnon, über welchen eine schöne Brücke führt, 36 km im NNO. von Angers, zählt (1876) 3318 (Gemeinde 3448) E., hat einen Gerichtshof erster Instanz, ein Collège, mehrere Hospitäler, eine Kirche aus dem 11. und 12. Jahrh., Woll- und Leinwandfabrikation, Vieh- und Holzhandel. Hier besiegte 1421 der franz. Marschall de la Fayette die Engländer. Jollo von Nera gründete im 10. Jahrh. das nahegelegene Baugele-Viel, unweit davon erbaute im 15. Jahrh. König René ein Schloss (heute Mairie), um welches sich bald die heutige Stadt erhob. Das fläcshen Altäre verliert sich bei V. und ergießt sich unterirdisch in den Couesnon.

Baugefangene war früher die Bezeichnung für alle zu schwerer Zwangsarbeit verurtheilten Straflinge, insofern sie entweder nach Bestimmung des Gesetzes (wo eine besondere Strafe der Baugefangenschaft unter eigenem Titel bestand) oder nach dem Ermessen der Verwaltung mit Bauten beschäftigt wurden. Essentielle Zwangsarbeit vertheilte Sträflinge bestand lange Zeit bevor die neuern Gefängniseinrichtungen geschaffen wurden. Unter diesen öffentlich im Freien zu verrichtenden Arbeiten nahmen die Bauten zu allen Zeiten einen hervorragenden Platz ein. Schon die Römer konnten Verurtheilung zum Bergbau (damnatio in metalla), die noch heute in Sibirien gehandhabt wird. Anderweitige Anwendungen sind: Holzernten (Galeerenstrafe) und Festungsbauten, welche besonders in Deutschland den zu Ketten oder Kettenstrafe Verurtheilten auferlegt wurden. Der Anteil der Baugefangenschaft ist aus den neuen Strafsystemen verschwunden; doch können auch heute noch Straflinge mit Bauarbeiten im Freien beschäftigt werden. Dies geschieht regelmäßig in England bei Gefängnisplätzen, wenn sich an denselben Zuchtstätten befinden (Portland, Chatham, Cork). Auch die neue Strafanstalt zu Rendsburg wurde durch Gefangene selbst errichtet.

Banges (Lez), ein im franz. Depart. Saône-gelegenes Plateau, Arrondissement Chalon, zwischen der Yère und dem Arc, den See von Annecy und Le Bourget, durchflossen von dem Cheran, 20 km lang, 12 km breit, im Mittel 1000 m hoch, kulminiert im 2174 m hohen Trélat bei Châtellard und hat 13 Gemeinden, welche bilden eine Art von kleiner Föderativrepublik bilden, wegen ihrer steilen Berge und schlimmen Wege ein Asyl gewesen sind.

Baugesellschaften und Baugenossenschaften. In den modernen Großstädten, die während einer starken Anziehungskraft auf die übrige Bevölkerung ausüben, erzeugt die Beschränkung des Platzes gegenüber der steigenden Nachfrage eine Steigerung des Bodenwerts, die sich auch in der Erhöhung der Wohnungsmieten ausdrückt. Wenn auch die Aufführung vielschöner Häuser lehren einigermaßen entgegenwirkt. Wird man in Zeiten eines reichen wirtschaftlichen Aufschwungs, der ohnehin eine allgemeine Preissteigerung mit sich bringen pflegt, der Zubrang zu den Städten sich ungewöhnlich groß, so entsteht oft eine solche Ätiologie in Häusern, durch welche die denselben wie die Mieten zeitweise zu ganz exorbitanten Sätzen emporgetrieben werden, so daß nur für die untern, sondern auch für die mittlern Klassen eine höchst drückende Wohnungsmietens wird. (S. Wohnungsfrage.) Zu den diesen Nothstand zu bekämpfen, gehört nun die neuer Häuser entweder durch gemeinnützige, auf ungewöhnlichen Spekulationsgewinnen beruhende Vereinstätigkeit oder auch durch Anwendung des Prinzips der genossenschaftlichen Bauweise. Die gemeinnützigen Baugesellschaften halten stets, wenigstens teilweise, den Charakter Wohlthätigkeitsunternehmungen. Sie bezwecken zwar eine Verzinsung ihres Kapitals, aber nur einem sehr mäßigen Maße, ihre Verwaltung manches Opfer an Zeit und Mühe ohne Abgeltung und sie verzichten freiwillig auf den hohen Konjunkturergewinn, der unter den gegenwärtigen Umständen vielleicht leicht zu erzielen

Nach haben die Baugesellschaften dieser Gattung meistens den philanthropischen und sozialpolit. Zweck, die Hebung der arbeitenden Klassen zu wirken, welche von der richtigen Einsicht ausgehen, daß Verbesserung der Wohnungsverhältnisse der eine der wichtigsten Vorbedingungen zu geistlichen, materiellen und sittlichen Fortschritten ist. Besonders ist es als ein großer Vortheil anzusehen, wenn, wie dies in England der Fall ist, den armen Arbeitern durch angemessene Organisationen der Ankauf eigener kleiner Häuser ermöglicht wird. Die älteste deutsche Gesellschaft dieser Art ist die 1848 gegründete Gemeinnützige bayerische Baugesellschaft, deren Beispiel seitdem in vielen andern Städten Nachfolge gefunden hat.

Ungewöhnlich anders liegen die Verhältnisse, wenn in einem Industrie- oder Bergwerksorte die Arbeiter vorzuziehen oder in Vereinen die Herstellung von Arbeiterwohnungen übernehmen. Auch in diesen Fällen ist eine wohlthätige und gemeinnützige Thätigkeit vorhanden, zugleich aber wirkt auch die Abhängigkeit, größerer Einfluß auf die Arbeiter zu erlangen und namentlich einen soliden Stamm der Arbeiterklasse zu erhalten. Der Ankauf der Häuser zu Wohnzwecken wird den Arbeitern oft durch besondere Zugeständnisse oder Prämien erleichtert; es gibt es auch Arbeitgeber, welche die Häuser nicht nur vermieten und nur Herabsetzung der Miete als Prämie gewähren. Die bekannteste der zahlreichen Baugesellschaften ist die der „City of London“ in Rülhausen im Elbthale, die 1853 von Königin Victoria mit einem Capital von 300 000 Thlr. gegründet wurde und von Napoleon III. einen Zuschuß von gleichem Betrage erhielt. Ihre Häuser sind nach verschiedenen Modellen gebaut und werden zu sehr verschiedenen Preisen von 2—3500 Thlr. jährlich abzulassen ist, an Arbeiter vermietet und ausnahmsweise vermietet. Zu der ältesten noch eine neue gekommen und beide zusammen im J. 1876 bereits 920 Häuser mit Bewohnern.

Die genossenschaftlichen Baugesellschaften verfolgen keinerlei politische, sondern wollen theils eigene Mittel, theils mit Hilfe ihres durch die Staatserweiterten Kredit entweder selbst Häuser kaufen oder zur Vermietung an ihre Mitglieder leihen oder die letztern durch langsame Amortisation der Darlehen in den Stand setzen, ihrerseits zu bauen. Nachdem schon früher in Schottland und in England eine raschere Entwicklung solcher Baugesellschaften in eigenthümlichen Formen stattgefunden war „Benefit-building societies“, sind aber keineswegs Wohlthätigkeitseingriffe, sondern beruhen lediglich auf der Selbstthätigkeit der Arbeiter. Ihre erste privatrechtliche Grundlage erhielt die durch ein allerdings sehr unvollkommenes Gesetz von 1836. Ursprünglich traten sie meistens als terminable Gesellschaften auf, nämlich mit bestimmter Dauer und einer geschlossenen Zahl von Mitgliedern. Die letztern verpflichteten sich zu bestimmten Raten bestimmte Jahresbeiträge zu zahlen, und erhielten dafür das Anrecht auf die Liquidation der Gesellschaft zahlbare Theile (gewöhnlich 160 Pf. St.), welche die Gesellschaft ihren Beiträgen mit Zinsen und Zinseszinsen vergütete. Jedes Mitglied konnte aber auch vorher

den gegenwärtigen Wert seiner künftigen Beiträge als Vorschuß zum Zwecke des Bauens erhalten, wobei die Gesellschaft durch das Haus selbst hypothetische Sicherheit erhielt. Außerdem konnte dem Mitgliede der zur Zeit der Vorschußnahme bereits accumulierte Betrag seiner Einlagen nebst Zinsen ausbezahlt werden. Tatsächlich entschlossen sich nicht alle Mitglieder wirklich zum Bauen, viele blieben nur als Einleger bei der Gesellschaft, die für sie nur die Bedeutung einer guten Zinsen gebenden Sparkasse hatte. Allmählich gingen die Gesellschaften auch dazu über, von Nichtmitgliedern Darlehen und sogar nach Art der Banken verzinsliche Depositionen mit kurzer Kündigungsfrist anzunehmen. Es entstanden dann auch Baugesellschaften von unbeschränkter Dauer, die aber mehr und mehr den ursprünglichen Charakter der Institution verloren und einfach zu Realcreditanstalten wurden, durch welche kleine Einleger Vorrang aus den Mittelklassen große und ziemlich hoch verzinsten Hypothekendarlehen gewähren. Eine 1870 niedergesetzte parlamentarische Untersuchungskommission schätzte die Zahl der in England bestehenden terminablen und permanenten Baugesellschaften auf 2000 mit 800 000 Mitgliedern.

In Deutschland ist die Zahl der nach den Grundsätzen von Schulze-Delitzsch gebildeten Genossenschaften in neuester Zeit stetig zurückgegangen, was sich durch die ungünstige Geschäftslage und den an vielen Orten an die Stelle der Wohnungsnot getretenen Wohnungsmangel leicht erklärt. Während der Anwartschaft der Genossenschaften 1876 außer 10 österreichischen 64 deutsche Baugenossenschaften bekannt waren, betrug die Zahl der letztern Ende 1880 nur noch 36. Schulze-Delitzsch machte mit Recht stets darauf aufmerksam, daß weder die Einlagen der Genossenschafter, die ja durch den Austritt der letztern zurückgezogen werden können, noch kündbare Darlehen als genügende Basis für die Operationen einer Baugenossenschaft anzusehen sind, daß eine solche vielmehr dahin streben muß, größere Summen aufzunehmen, die auf längere Fristen unfällbar oder langsam amortisierbar sind. Andernfalls wird man genötigt sein, von den Mitgliedern die Ansammlung unfällbarer „Hausanteile“ zu verlangen. Die meisten deutschen Baugenossenschaften dauern selbst, und zwar in großen Städten wegen der hohen Bodenpreise meistens größere Häuser mit mehreren Wohnungen, die sie an ihre Mitglieder vermieten. Nur wenige beschränken sich, wie die Breslauer Bau-Spargenossenschaft, grundsätzlich darauf, ihren Mitgliedern Kredit zum Bauen zu gewähren. — Mit dem Namen Baugesellschaft werden zuweilen auch die Bauhütten (s. d.) bezeichnet.

Vgl. E. von Wlener, „Engh. Baugenossenschaften“ (Wien 1873); Schall, „Das Arbeiterquartier in Rülhausen“ (Berl. 1877); Schneider, „Mittelungen über deutsche Baugenossenschaften nebst einem Statut und Motiven“ (Lpz. 1876).

Baugewerbe im allgemeinen ist der Inbegriff aller die Ausführung von Bauten bezweckenden Thätigkeiten, mögen sie direct oder indirect dabei betheiligt sein. Es gehört hierher die Gewinnung und Lieferung der Rohmaterialien, die Bearbeitung und Verbindung derselben, die Fabrication künstlicher Baustoffe, die Unternehmung, Ausführung und Leitung von Bauten oder einzelner Bauarbeiten u. s. w. Im besondern versteht man unter B.

die Ausübung eines Berufs, der mit der Ausübung von Bauten in Verbindung steht (Baugewerk). Bei dem vielseitigen Charakter der Bauten geht natürlich das B. oftmals mit dem Kunstgewerbe Hand in Hand und das niedere Handwerk in die eigentliche Baukunst über. In neuerer Zeit ist man bemüht, wie überall, so auch im B. durch das Vereinfachen Verbesserungen und Vervollkommen herbeizuführen, und es bleibt auf dem Gebiete des Lehrlingswesens, der Lohn- und Arbeitsverhältnisse, der Verhütung von Massen-Arbeitsunfällen (Strikes), der Einführung von Einigungsämtern, Schiedsgerichten, Unfallversicherungen u. a. m. noch manches zu thun übrig, was durch den Weg der Vereinigung zu erstreben und zu regeln ist. Infolge der Deutschen Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869, welche zwar die bestehenden Innungen nicht aufhob, aber eine freie Konkurrenz im B. zuließ, trat neben einer frischer Bewegung im B. mancher Auswuchs, insbesondere das auf gewinnfüchtige Spekulation ausgehende Unternehmertum in Frage, das indes mit dem Eintreten des Geschäftsverfalls in ruhigere Bahnen wieder zu verschwinden begann. Neuerdings ist man wieder bestrebt, durch schärfere Handhabung des Lehrlingswesens, durch Errichtung von Baugewerkschulen und durch Wiedereinführung der Meisterprüfungen im Baugewerbe eine Besserung der gesunkenen Verhältnisse herbeizuführen und das Ansehen der Baugewerke zu heben.

Baugewerkschulen, s. unter *Vaushulen*.

Baugl, nach der in der Snorra Edda überlieferten Götterfabel ein Niese, zu welchem Obhin kam, als er den Dichtern weiterzulangem wollte, welcher im Besitz Suttangs, des Bruders, war. Nachdem Obhin den Suttang über die Arbeit von neun Stücken verrichtet, verlangt er von B. den als Lohn ausbedungenen Met. Da Suttang denselben nicht herausgeben will, bemächtigt er sich desselben durch List, bei welcher B. dem sich Böloerfr nennenden Obhin beihilft ist.

Bauh., bei naturwissenschaftlichen Bezeichnungen Abkürzung für *Bauhin* (Kaspar).

Bauhin (Kaspar), schweiz. Anatom und Botaniker, wurde 17. Jan. 1560 in Basel geboren, studierte in Basel, Padua und Montpellier, wurde in seiner Vaterstadt 1588 Professor der Anatomie und Botanik und 1614 erster Professor der Medizin und oberster Physikus und starb daselbst 5. Dez. 1624. Unter seinen anatom. Werken gibt das »Theatrum anatomicum« (Zürich. 1605; vermehrte Aufl. 1621) eine genaue Übersicht über den damaligen Stand der Anatomie. Außerdem schrieb er: »Phytopynx« (Basel 1596), ein Verzeichnis von 2460 Pflanzen, wovon jedoch nur der erste Teil erschien; »Prodromus theatri botanici« (Zürich. 1620; 2. Aufl., Basel 1671) und »Pinax theatri botanici« (Basel 1623), sein berühmtestes Werk, das 1671 und 1735 neu aufgelegt wurde. Das erste Buch seines »Theatrum botanicum« wurde von seinem Sohne Johannes Kaspar B. (Basel 1658) herausgegeben, welcher ebenfalls Professor der Medizin und oberster Physikus in Basel war. Vgl. Hufsch., »Kaspar B.s Leben und Charakter« (Basel 1860).

Bauhinia, eine von Linné zu Ehren der beiden Naturforscher Bauhin benannte Pflanzengattung aus der Familie der Cäsalpinien, die aus lauter Bäumen und Sträuchern der Tropengegenden besteht, die teils aufrechte, teils kletternde, zum Teil

nacktelige Stämme haben und in der Vegetation aller Tropenländer eine hervorragende Rolle spielen. Sie haben aus zwei am Grunde zusammenhängenden oder verwachsenen Blättern bestehende Blätter, meist traubig angeordnete Blüten mit röhrigem, fünfteiligem Kelch und fünf langgezogenen Blumentronenblättern von ungleicher Größe; ihre Frucht ist eine gefiederte, lineale, zusammengehende, zweiflappige, vielkammerige Hölse. Die Bauhinien, unter denen es prächtig blühende Arten gibt, so denen im mittlern Europa nur im Warmhaus, wohlst sie viel Wärme, reichliche Bewässerung und einen zu drei Vierteln aus guter, zu einem Viertel aus Heideerde bestehenden Boden verlangen. Man vermehrt sie durch Ableger. Die Bauhinien mehrerer zu der Gattung B. gehörenden Arten werden in Indien seit langer Zeit zur Herstellung von Tauen, Fischernetzen und verschiedenen Geweben benutzt, sie zeichnen sich durch eine ganz bedeutende Festigkeit aus und sind sehr widerstandsfähig gegen Wasser. In den europ. Handel scheinen jedoch die Bauhiniaarten noch keinen Eingang gefunden zu haben. Diejenigen Arten, welche hauptsächlich zur Gewinnung von Bastfasern dienen, sind: *B. racemosa* Lam., *B. scandens* L., *B. reticulata* DC. Von einigen Arten wird auch das Holz wegen seiner großen Härte zur Herstellung von Waffen, Schößen, Handgriffen u. s. w. benutzt, hauptsächlich von *B. acuminata* L. und *B. tomentosa* L.

Bauhütten, Bauleute oder Baugewerkschaften hießen die alten Korporationen der Zimmerleute und Bauleute. Die Baukunst, die während der ersten Hälfte des Mittelalters in den Händen der Geistlichen und Laienbrüder war, ging seit dem 12. Jahrh. in die Hände weltlicher Meister über, teils infolge des wachsenden Umfangs der Arbeit, namentlich nach Eintritt der bürgerlichen Architektur in den Bereich der Kunst, teils infolge der wachsenden Selbständigkeit der Stadtgemeinden. Diese weltlichen Meister organisierten sich in Zünfte, mit mancherlei Privilegien, mit eigener Gerichtsbarkeit u. s. w. Zu Regensburg kam 1459 eine Vereinigung aller Bauleute und Steinmetzen in Deutschland zu Stande, und ein Statut für die allgemeine Zunfterschaft ward festgesetzt, das Kaiser Maximilian 1498 bestätigte. Hier und da entstanden besondere Zünfte ihre eigenen Ordnungen (s. die Torgauer Urkunde). Die Hauptorte waren Straßburg, Wien, Köln, später auch Bern. Ihre Statuten stellen die Disciplin in der Werkstatt, bringen auf Sittenreinheit, ordnen die Befugnisse der Bauleuten, Meister, Parlierer (erst später Verlierer), Gesellen und Lehrlinge, und den Ausbruch der Aufnahme, Losprechung u. s. w. Bestimmte Erkennungszeichen mußten verschwiegen bleiben, hatten aber keine tiefere symbolische Bedeutung. In Versammlungen zu Basel und Straßburg wurde eine neue Redaction der alten Ordnung beraten, die als Steinmetzrecht oder Bruderspruch bekannt ward; doch fand dieselbe bereits Widerstand bei den Reichsfürsten. Kurfürst August von Sachsen verbot damals den Baugewerke in seinen Ländern, den von Straßburg an sie ergehenden Anforderungen Folge zu leisten, da nur ihm allein die Gerichtsbarkeit im Kurfürstentum zustehe. Straßburgs Loslösung vom Deutschen Reich hatte 1793 einen Reichstagsbeschluß zur Folge, der die deutschen Bauleute von dieser Hauptkette trennte. Bis ins 19. Jahrh. bestanden aber zu Köln, Weid-

Reich, Hamburg und Danzig Steinmehrbäuer-
schaften, welche die Ordnung von 1563 aufrecht er-
hielten. Die Zeit ihres Entstehens und ihres Auf-
flerens fällt mit der Geschichte der übrigen Ränste
zusammen. Diese einfachen sichern histor. That-
sachen sind indessen von den Freimaurern vielfach
verwirrt worden. Es scheint unzweifelhaft, daß
die moderne Freimaurerei ihre Formen von den
kunstmäßigen Vereinigungen der engl. Wertmurer
entlehnt hat. Den Inhalt der philantropischen
Lehren der Freimaurerei findet man in den echten
Urkunden jener kunstmäßigen Vereine nirgends,
und die sog. Forter Konstitution von 1726, die Ed-
munda seinen Schülern gegeben haben soll, ist ent-
weder ganz unecht oder doch verfälscht. Was in
den echten Gesetzen der B. an freimaurerische Leh-
ren erinnert, ist der Ausdruck des allgemeinen reli-
giösen Gefühls, das hier nur härter hervortritt,
weil der Zweck, der die Gemeinschaft vereinigte, für
heiliger galt als die Zwecke der übrigen Ränste.

Vgl. Schnaafes »Geschichte der bildenden Künste«
(2. Aufl., Bd. 4, Düsseldorf. 1872); Heideffoß, »Die
B. des Mittelalters in Deutschland« (Münch. 1844);
Janner, »Die B. des deutschen Mittelalters«
(Weg. 1876).

Baufunde, f. Bauwissenschaft.

Baufunft, im weitern Sinne die Kunst, welche
das ganze weite Gebiet des Bauens begreift, soweit
es nicht dem einfachsten Zweck in anspruchsloser
Weise dient. Die B. umfaßt demnach nicht nur
künstlerisch ausgestattete Bauwerke, wie Tempel,
Kirchen, Museen, Paläste, sondern zu ihr ge-
hören auch die herorragenden bürgerlichen Ge-
bäude, sowie die Kriegs- und Festungsbauten, die
Straßen-, Brücken-, Wasser-, Mühlen- und Schiff-
bauten. Im engern Sinne versteht man unter B.
die Summe der Baustile der verschiedenen Völker.
(S. Baustile.)

Bausand, das getreidereiche Hügelland an der
Laufer im nordöstlichen Teil von Babeln.

Bausatz (kirchliche), die zur baulichen Unter-
haltung der Kirchengebäude erforderlichen Mittel.
Das kirchliche Vermögen wurde ursprünglich ein-
heitlich in der Diöcese vom Bischof verwaltet und
schon ziemlich früh eine Quote (ein Viertel oder
ein Drittel) für die Vertheilung der kirchlichen B.
ausgegeben (fabrica ecclesiarum). Dasselbe ge-
schah, als die einzelnen Kirchen Eigentümer ihres
Kirchenvermögens wurden, doch wurde schon im
fränkischen Reiche die Verbindlichkeit der Ge-
meinde, subsidär einzutreten, anerkannt. Das
Konzil von Trient schreibt vor, ohne indessen wohl-
begründetes Herkommen und partikulares Recht zu
beruhen, daß bei Pfarrkirchen und Pfarrhäusern,
die keinem Patronat unterliegen, die B. zunächst
aus dem Kirchenvermögen (Fabriz) zu bestreiten sei,
ohne indessen das Kapital anzugreifen oder die Ren-
ten zu erschöpfen; subsidär haften alle, welche von
der betreffenden Kirche herrührende Früchte bezie-
hen, also auch der Pfarrer und endlich die Para-
ochianen. Bei den Patronatskirchen tritt zu den sub-
sidär verpflichteten Personen noch der Patron hinzu.
Für die Kathedralkirchen ist der etwa existierende
Pausfonds zu benutzen, eventuell sind Bischof und
Kapitel heranzuziehen, eventuell der Kathedralst-
tus und zuletzt der Diöcesanerklerus. In der evang.
Kirche ist zunächst die Fabriz, subsidär die Gemeinde-
verfassung, und die Verpflichtung ist hier häufig eine
dingliche geworden.

Bauleistung (mortuarium, Abgabe von der
Toten Hand), Abgabe der Erben eines Unfreien an
die Herrschaft, f. unter Tote Hand.

Bauweisen hieß unter den frühern bäuerlichen
Verhältnissen ein Grundstück, das einem Bauer zu
Kolonsatrecht verliehen war unter der Bedingung,
daß er dem Eigentümer eine bestimmte Quote des
Ertrags abgab.

Baulagen, f. Bauhütten.

Baum, Bezeichnung derjenigen Holzgewächse,
welche einen einfachen Stamm mit einer Krone von
Ästen besitzen. Durch das Merkmal des einfachen
Stammes unterscheiden sich die Bäume allein von
den Sträuchern, unter denen man solche Holzge-
wächse versteht, deren Stamm sich von der Wurzel
an in mehrere starke Äste, welche als Einzelstämme
erscheinen, teilt. Demgemäß unterscheidet man bei
den Holzgewächsen den baum- und krauchartigen
Wuchs. Beide Formen der Holzgewächse gehen
häufig ineinander über, d. h. eine Baumart kann
unter Umständen als Strauch, eine Strauchart als
B. auftreten. Letzteres wird häufiger beobachtet
als ersteres. In allen Formen der Erde findet die
Bäume, besonders die waldbildenden, diejenigen
Gewächse, welche den Charakter der Vegetation,
sowohl auch den der Landschaft bestimmen. Man
kann vier Hauptformen von Bäumen unterscheiden:
die Baumfarn, die monokotylen Bäume, die Nadel-
holzgewächse und die Laubholzgewächse. Die Baum-
farn finden sich nur in den Tropengegenden, wo
sie zu den schönsten Zierden der Wälder gehören.
Ihr schlanker, einfacher Stamm trägt eine lustige
Krone großer, hartgeädelter Blätter (Nadeln), welche
beim leichten Lufthauch hin- und herhängen.
Unter den monokotylen Bäumen zeichnet sich vor
allen die große Gruppe der Palmen aus. Auf oft
sehr hohem, meist unverzweigtem Stamme prangt
hier eine stolze Krone riesiger gefiederter oder fächer-
förmiger Blätter mit holzigem Stiel und hartem,
immergrünem Laub. An diese Form schließen sich
die Lilienbäume (wie Fourcroya, Yucca, Veloxia)
an, mit einfachem Stamm und einer Krone langer,
ungegliederter Blätter, während die Dracheneichen
und Pandanen mit ihren gabelförmig verzweigten
Stämmen gewissermaßen den Übergang zu den
Laubholzgewächsen vermitteln. Eine palmenartige
Gestalt haben auch die mit einer Krone gefiederter,
holziger, immergrüner Blätter versehenen Cycas-
teen, welche mit den Nadelblättern zur Pflan-
zengruppe der nachstammigen Gewächse oder Gym-
nospermen gehören. Die in der großen Abtei-
lung der dikotylen Gewächse vorkommenden Baum-
arten sind sämtlich sog. Laubholzgewächse. Sie
verschaffen nach der Lebensdauer ihrer Blätter in
blattwechselnde und immergrüne. Zu erstern ge-
hören die bei weitem meisten Laubholzgewächse der
kältern gemäßigten und kalten Zone, zu letztern un-
ter andern die Orangeriebäume, die Myrten, die
immergrünen Eichen (z. B. die Korleiche), die Lor-
beerbäume u. s. w. Sie charakterisieren die wär-
mere gemäßigte und subtropische Zone beider Hemis-
phären. Die Struktur- und Wachstumsverhält-
nisse dieser vier Gruppen von Bäumen oder richtiger
Holzgewächsen sind sehr verschiedenartig. Das Leben
der Bäume ist von unbestimmter, aber stets langer
Dauer, vorausgesetzt, daß demselben nicht durch
Krankheiten oder gewaltame äußere Einwirkungen
(Sturm, Feuer, Dürre, Frost, Beschädigungen durch
Menschen, Tiere, namentlich Insektenfraß) plötzlich

ein Ziel gesetzt wird. Wenn man auch für eine jede Baumart ein gewisses Alter, welches sie zu erreichen vermag, annimmt, so sind diese Zahlen doch immer nur Durchschnittszahlen. Bäume also, denen ein 100- oder 200jähriges Alter zugeschrieben wird, sind solche, die in der Regel ein solches Alter erreichen, bevor sie absterben. Dies schließt aber keineswegs aus, daß dieselben unter besonders günstigen Standortverhältnissen viel älter werden, ja ein Jahrtausend und länger fortvegetieren können, während unter ungünstigen Verhältnissen ein solcher B. schon nach fünfzig und weniger Jahren das Ende seines Lebens erreicht haben kann. Die ältesten bekannten Bäume sind verschiedene Affenbrodbaume (*Besafritas*), denen ein circa 6000jähriges Alter zugeschrieben wird. An diese schließen sich die mexik. Ceber (*Taxodium distichum*) bei Oaxaca in Mexiko und die in neuester Zeit berühmt gewordenen, ebenfalls zu den Nadelhölzern gehörigen Mammutbäume Californiens (*Wollingtonia gigantea*), deren Alter zwischen 3000 und 4000 Jahre betragen mag. Ein 200jähriges und höheres Alter erreichen die Ceber, der gemeine Eibenbaum (*Taxus baccata*) und verschiedene Eichen, desgleichen der Eibbaum. Auch kennt man 1000jährige Tannen, Fichten und Linden. — Aber die in Mittel- und Nordeuropa im Freien kultivierten Bäume und Sträucher vgl. Koch, *„Dendrologie“* (2 Bde., Erlangen 1869—73).

Die Baumkrankheiten lassen sich in solche einteilen, welche von innern Ursachen oder Standortverhältnissen herrühren, und in solche, welche durch äußere schädliche Einwirkungen hervorgerufen werden. Zu letztern gehören die Wurmtodnis, d. h. das durch den Fraß unter der Rinde oder im Holz lebender Insekten (Worfenläser, Kästelsäfer, Wollkäfer- und Prachtkäferlarven u. s. w.) herbeigeführte Absterben (Zrodenwerden) der Nadel- und Laubhölzbäume, das Erkranken und Absterben derselben Bäume infolge von Raupenfraß oder der Zoderung der Wurzeln durch Sturm, die häufig durch plötzliche Freistellung (Wegnahme der Nachbärbäume in Wäldern) hervorgerufene Wipfelschärre (Absterben, Zrodenwerden der Wipfel) und der Rindenbrand (ein Ausblättern der Rinde infolge des direkten Einfalls der Sonnenstrahlen nach geschehener plötzlicher Freistellung, namentlich bei der Rotbuche häufig), das Erkranken oder Absterben durch Frost u. a. m. Krankhafte abnorme Bildungen der Knospen, Blätter, Blüten und Früchte werden durch zahlreiche Insekten, Gallen bildende Wespen (Cynipiden), Fliegen (Cecidomyia, Hormomyia u. s. w.) und Milben (Phytoptus), verschiedene Blattläuse u. s. w. verursacht.

Unter den innern Krankheiten sind am häufigsten und am meisten beachtenswerth die durch verschiedene mikroskopische Pilze in den Wurzeln, im Stamm, in den Blättern hervorgerufenen Störungen des Baumlebens. So der Wurzelpilz (*Agaricus melleus* Vahl), welcher nicht bloß allen Nadelhölzern sehr verderblich wird, indem er das sog. Harthiden am Wurzelnknoten verursacht, sondern auch an verschiedenen Laubhölzern bereits beobachtet wurde; die sehr ansteckende Wurzelsäule der Laub- und Nadelhölzer, bewirkt durch *Trametes radiciperda* Hartig; die ungemein mannigfachen Arten der Stammsäule, Kernsäule, Rotsäule u. s. w. Die Krankheiten der Rinde und des Bastkörpers haben gewöhnlich auch krankhafte Erscheinungen im Holzkörper zur Folge, z. B.

der Riefernblasenrost (*Peridermium Fui Wallr. corticola*), dessen Mycelium den sog. Rimpf, Riefernkrebs erzeugt; dieser Pilz ist die Keimform, welche zu dem auf *Senecio* vorkommenden Rostpilz (*Colosporium Senecionia*) gehört; Fegenbejen und Krebs der Weisstannen, erzeugt durch *Peridermium elatum* Ksa. et Scha.; Lärchenkrebs, erzeugt durch *Penia Willkommii Hartig*; Buchenkrebs, sowie andere bruchartige Erscheinungen an Eichen, Eichen und andern Laubhölzern sind meist auf Einwirkung von Pilzen zurückgeführt worden.

Zahlreich sind die Rostpilze und andern Pilzformen, welche die Blätter der Bäume befallen, zum Teil recht empfindliche Krankheiten, die sogar auch den Tod der befallenen Pflanzen bewirken. Hierher gehören z. B. der Fichtenadelrost (*Chrysomya Abietis Ung.*); der Fichten- und Riefern-Nadelrost (*Hysterium Pinastri Schroed.*), welcher eine der Ursachen der sog. Schütte der Riefern ist. Die höchst verderbliche Krankheit, welche im Eichenen und Abfällen der Nadeln, namentlich jüngeren Eichen besteht, ist ein Kollektivbegriff, da sie durch vielerlei Ursachen hervorgerufen wird, außer durch den Pilz auch durch Frost, durch zu starke Beschattung und durch den Nadeln bei noch getrocknetem Boden u. s. w. Der den meisten Weidenarten sehr verderbliche Weidenrost (*Melampsora salicis L.*) hat schon ganze Weidenpflanzungen getödtet. Demnach nachteilig wirken andere Formen, wie z. B. *Botrytis aceris* Fr., welcher Jungholzer die großen runden schwarzen Flecken auf den Blättern des Ahorns verursacht. Auch die Früchte der Bäume werden oft von Pilzen heimgesucht; bekannt ist unter andern die Laichen oder Karren der Pflaumen, verursacht durch *Exoascus Pruni Focke*.

Andere, zum Teil noch nicht hinreichend erklärte Krankheiten sind die Bleich- und Gelbsucht, bedingt durch ein Unterbleiben der Chlorophyllbildung infolge Dunkelheit, ungeeigneter Temperatur, Eisenmangels u. s. w., und der Holztaub, welcher durchaus nicht bloß von Blattläusen herrührt. Vgl. Franz, *„Die Krankheiten der Pflanzen“* (Wresl. 1880).

Baum, im Raschinenwesen (sowie wie Spindel, Welle (franz. cylindre, arbre, engl. spindle, arbor); in der Weberei eine Walze, auf welche der Stoff aufgewickelt wird (franz. déchargeoir, engl. beam on which the stuff is rolled), f. Raschinenwesen und Weberei.

Baum (Wih.), namhafter deutscher Chirurg, geb. 10. Nov. 1799 zu Elbing, studierte seit 1818 in Königsberg, Göttingen und Berlin Medizin, ließ sich 1826 nach einer zweijährigen Reise durch Italien, Frankreich und England als Arzt in Berlin nieder, wurde 1830 dirigirender Arzt des Städtischen Krankenhauses in Danzig, 1842 Professor der Chirurgie in Greifswald, 1849 in Göttingen; 1875 trat er in den Ruhestand.

Baumnagamen, Gidehnen, f. u. Nagamen.
Baumann (Alexander), österr. Dialektforscher und Lieberkomponist, geb. 7. Febr. 1814 zu Wien, studierte baselst, trat dann in den österr. Staatsdienst, ward 1866 Archivoffizial des Reichsrats und starb 26. Dez. 1887. Er gab heraus: *„Beiträge zur das deutsche Theater“* (Wien 1849); *„Singspiel aus den österr. Bergen“* (Wien 1850), darunter das beliebte *„Verprechen hinterm Herd“*, und die neuesten Gesichtsammlungen *„Gebirgsabläufe“*.

(Hofen) und «Aus der Heimat. Pieder und Ge-
der in der «Hart. Mundart» (Berl. 1857).

Baumannshöhle, eine natürliche Höhle im
geringsteine des Unterharzes, im braunschwei-
gischen Hainburg, am linken Ufer der Wobe,
östlich von Hainburg, in der Nähe des
Hainburg. Sie besteht aus sechs Haupt-
wehren keinen Abteilungen, die eine Länge
30 m haben und überall mit Tropfstein oder
alten überzogen sind. Der Eingang liegt
über der Höhe des Bodethals. In allen
n, namentlich aber in der dritten, findet man
Tropfstein gebildete Figuren und Säulen. Die
Höhle der Sage nach den Namen von dem Berg-
Baumann haben, welcher sie in der Absicht,
sein zu finden, 1672 zuerst besuchte und, da er
keinen mußte, um den Ausgang wieder-
zu, nach darauf starb. Sie war indes schon
unter dem Namen Baumannshöhl be-
kannt, hat sich bereits 1588 in der Hainburg
erwähnt und 1664 in Merians «To-
pographia von Braunschweig-Lüneburg» beschrie-
ben, 1 km davon entfernt, am rechten Wobe-
thale sich die Hainshöhle (s. b.). Vgl. Seppe,
«Der Kenntnis des Harzes» (Niedersieb-
burg, «Die B.» (Hainburg. 1863).

Baustoffe nennt man alle zur Ausfüh-
rung des Baues notwendigen Stoffe. Das große
Verhältnis gliedert man gewöhnlich in Kon-
struktiv- und Ausbaumaterialien, oder in Haupt-,
Zusatz- und Nebenmaterialien. Zu erstern
zählen alle zu den Hauptteilen der Gebäude
benutzten Stoffe, wie Steine, Hölzer, beziehungs-
weise, während zu den zweiten oder Neben-
stoffen Zerst- und Wassermörtel, Ritte, Leim,
und zu den letzten alle übrigen Stoffe ge-
hören. Die Steine werden wieder in natür-
lich vorkommende unterschieden; erstere je nach
Zusammensetzung in Kiesel-, Kalk-, thon-
haltige Gesteine oder je nach ihrer Form in
quader- und Werkstätten, letztere in geformte,
z. B. geformte u. s. w. Steine, eingeteilt. —
Hölzer werden hauptsächlich die Kadel-
hölzer, Tanne, Kiefer) zu Konstruktions-
arbeiten verwendet. Die B. müssen
ihnen speziellen Eigenschaften entsprechende
haben. Da, wo eine besonders starke
Nutzung der B. auf Festigkeit erfolgen
soll, und Dauerhaftigkeit derselben erprobt
ist, findet in den zu diesem Zwecke errich-
teten Anstalten oder Versuchsstationen für
Festigkeit und Ermittlung der Festigkeits-
verhältnisse hat. Derartige Anstalten gibt es in
Berlin, Straßburg, Chemnitz, Dresden.
Baumwolle, eine der ältesten ritterchaftlichen
in Karthagen, welche in fünf Linien blüht,
von der zu Kenterhausen und Kirchheim
des ursprünglichen Familienguts gebil-
deten gehören die Brüder Moritz und
in B. an, welche besonders im ständischen
Leben eine hervorragende Rolle spielt
— Moritz von B., geb. 23. Febr. 1789
starb, war 1831 bei der Einführung der
Verfassung Mitglied des Oberappellations-
hofes. Er begann seine öffentliche Wirksamkeit
an der Ritterschaft zum ersten ver-
ordneten Landtage (April 1831 bis Juli
1832), dann die eines Präsidenten belei-

bete und sich als ein treuer Anhänger der Verfas-
sung zeigte. Als der Landtag 1832 plötzlich durch
den Minister Hasenpflug aufgelöst wurde, verblieb
B. in dem erwähnten ständischen Ausschusse, der
ohne Erfolg eine Anklage gegen Hasenpflug einlei-
tete. Nachdem B. abermals zum Landtagsabge-
ordneten gewählt worden, versagte ihm Hasenpflug
den Urlaub und versetzte ihn 1834 als Obergerichts-
direktor nach Kinteln. Erst 1839 gestattete man
ihm wieder den Eintritt in den Landtag, der ihn
aufs neue zum Präsidenten wählte. Im März
1848 wurde ihm das Justizministerium übertragen.
Eine Reihe der wichtigsten Gesetze bezeichneten sein
Wirken bis zum 23. Febr. 1850, an welchem Tage
Hasenpflug die oberste Leitung des kurbess. Staats
wieder in seine Hand nahm. Durch letztern er-
hielt B. eine Stellung als Obergerichtspräsident zu
Marburg, schloß sich aber bald veranlaßt, seinen
Abschied zu nehmen. B. starb zu Kassel 15. Juni
1871. — Louis von B., des vorigen Bruder, geb.
22. April 1799, früher Hauptmann in Hess. Dien-
sten, trat 1833 in die Ständeverammlung, in
welcher er in Militärangelegenheiten maßgebend
wurde. Im März 1848 trat er als Bevollmächtigter
des Landgrafen von Philippssthal-Barchfeld in die
Ständeverammlung, in der er zum Präsidenten
gewählt wurde. Als Mitglied des frankfurter
Parlaments schloß er sich derjenigen Abteilung des
Centrums an, die ihre Vorberatungen im Augs-
burger Hof hielt. Später siedelte B. nach Milwaukee
im nordamerik. Staate Wisconsin über, wo er als
Konsul für Bayern, Württemberg, Baden, Nassau,
Weimar und Mecklenburg wirkte. Er schrieb «Briefe
aus den Vereinigten Staaten in die Heimat»
(Kassel 1851; Fortsetzung 1856).

Baume (frz.), Dörfchen.

Baume-les-Dames, Stadt im franz. Depart.
Doubs, Hauptort eines Arrondissements, am rech-
ten Ufer des Doubs und an der Linie Besançon-
Belfort der Lgoner Eisenbahn, 29 km nördlich
von Besançon, zählt (1876) 2497 (Gemeinde 2762)
E., hat ein Tribunal erster Instanz, ein Kommu-
nal-College, eine Bibliothek von 3000 Bänden, ein
großes Hospital und beudet rote Marmor- und
Gipsbrüche aus, hat auch Gerberei, Uhren- und
Eisenfabrikation. Den Namen hat B. von einer Be-
nediktinerinnenabtei, deren einst sehr reiche Kirche,
während der großen Revolution zerstört, jetzt als
Getreidehalle dient.

Baume-les-Messieurs, Ort im franz. Depart.
Jura, Arrondissement Dole-le-Saunier, nahe der
Quelle der in die Saône fließenden Seille, in dem
von 280—500 m hohen Bergen beherrschten engen
Thale derselben, zählt 620 E., hat am Zusammenfluß
des Dard und der Seille die ziemlich gut erhaltene Ab-
tei B. mit interessanter Kirche, eine Stataltiten-
grube im Vallon-de-Rogge und Gipsbrüche.

Baumé (Antoine), einer der namhaftesten franz.
Chemiker des 18. Jahrh., geb. 26. Febr. 1728 zu
Senlis, bildete sich zum Apotheker und widmete sich
mit Eifer dem Studium der Chemie, sodas er 1752
eine Professur an der Pharmaceutischen Schule zu
Paris erhielt. Gleichzeitig legte er eine Fabrik für
Chemikalien an und erwarb sich ansehnliche Mittel,
weßhalb er sich 1780 entschloß, diese praktische Thä-
tigkeit aufzugeben. Doch raubte ihm die Revolution
die Früchte seines Fleißes, und um sein Leben zu
fristen, eröffnete er abermals ein chem. Laborato-
rium. Er starb 16. Okt. 1804. Seit 1773 war er

Mitglied der Academie der Wissenschaften. B. hat die technische Chemie mit vielen nützlichen Entdeckungen bereichert. Das nach ihm benannte Aërometer ist noch gegenwärtig in Gebrauch. Seine Schriften, unter denen das *«Manuel de chimie»* (Par. 1763 u. öfter), die *«Éléments de pharmacie»* (Par. 1762 u. öfter), die *«Chimie expérimentale et raisonnée»* (3 Bde., Par. 1773 u. öfter; deutsch von Gehler, Lpz. 1775—76) ihrerzeit Aufsehen erregten, enthalten einen Schatz von Beobachtungen.

Baumeister, f. unter Architekt.

Baumeister (Bernh.), deutscher Schauspieler, geb. 28. Sept. 1828 zu Hofen, besuchte ein Berliner Gymnasium und kam 1847 als Chorist in Schwerin zum Theater. Im J. 1849 wurde er für das hannov., 1850 für das oöbnd. Hoftheater engagiert und trat 1852 in den Mitgliederverband des wienener Hoftheaters ein, an dem er seit 1857 als t. t. Schauspieler wirkt. Während B. früher das Fach der Bouffons und Naturburlesken beherrschte, gab er später meist alte humoristische Rollen, Lebemannern u. s. w. B. ist ein vortrefflicher Darsteller von Partien wie Falstaff, Oth., Hans Lange, Perin u. s. w. Auch als Lehrer des wienener Konservatoriums entfaltet B. eine verdienstliche Thätigkeit. — Wilhelm B., Bruder des vorigen, früher preuß. Offizier, später ebenfalls Schauspieler, war geb. 17. Nov. 1815 zu Berlin und hat sich als Bouffon und Konversationsliebhaber bewährt. Er gehörte nacheinander den Bühnen zu Oldenburg, Leipzig, Nürnberg, Frankfurt a. M., Hamburg, Schwerin und Berlin an, war 1856/57 Oberregisseur in Kassel und folgte 1857 einer Berufung an das Berliner Hoftheater für das Fach der ersten und humoristischen Räter. Im J. 1870 entlagte er der Bühne und starb 6. April 1875 zu Görlitz. Seine Gattin Theresie, geb. Ringelhardt (geb. 1819 in Bremen), gehörte als Vertreterin von Soubretten und ältern Rollen 1836—57 dem Theater an. — Die Schwester der Brüder B., Marie, geb. 1. Febr. 1820 in Berlin, debütierte in Danzig, spielte dann in Riga, Leipzig und Hannover, heiratete 1856 den Direktor Hofmann und zog sich dann von der Bühne zurück, auf der sie 1875 wieder auf kurze Zeit am hamburger Thalia-theater in ältern Rollen erschien. Früher zeichnete sie sich in naiven und sentimentalen Viehhäuerinnen durch lebensvolle Wahrheit des Spiels aus.

Baumeister (Joh. Wilh.), einer der bedeutendsten Tierärzte, Tiermaler und Züchtungslehrer Deutschlands, geb. 27. April 1804 zu Augsburg, wo sein Vater, ein geschätzter Miniaturmaler, Zeichenlehrer war, bildete sich unter dessen Leitung und später in Augsburg und München zum Tiermaler aus. Seine Tierstudien führten ihn zur Tierarzneiwissenschaft. Er bezog 1825 die Tierarzneischule zu Stuttgart und ließ sich dann 1827 in Gmünd als Tierarzt nieder. Nachdem er hierauf seit 1831 als Lehrer am landwirtschaftlichen Institut Hohenheim gewirkt, folgte er 1839 einem Rufe als Professor und Hauptlehrer an die Tierarzneischule zu Stuttgart, wo er schon 3. Febr. 1846 starb. Als praktischer Tierarzt sehr geschätzt, hat sich B. auch durch eine Reihe von Schriften über Gegenstände der Veterinärkunde, welche Schriften er selbst mit korrekten, instruktiven und genial aufgefaßten Zeichnungen ver sah, einen geachteten Namen erworben. Unter B.'s Schriften ist namentlich hervorzuheben: •Das Handbuch der landwirtschaftlichen Tierkunde

und Tierzucht» (mit Holzschnitten, 3 Bde., Stuttg. 1843—47). Einzelne Teile dieses Handbuchs sind auch besonders erschienen, so die *«Anleitung zur Kenntnis des Auhens des Pferdes»* (Stuttg. 1845; 6. Aufl., bearbeitet von Ruesf, Stuttg. 1870), *«Anleitung zum Betrieb der Pferdezucht»* (Stuttg. 1845; 4. Aufl., bearbeitet von Ruesf, Stuttg. 1874), *«Die tierärztliche Geburtshilfe»* (Stuttg. 1844, 6. Aufl., bearbeitet von Ruesf, Stuttg. 1878). Die besten künstlerischen Produkte von B. sind die 1846 in Stuttgart erschienenen Radierungen, die von seinen Freunden nach hinterlassenen Zeichnungen herausgegeben wurden.

Baumfeldwirtschaft ist eine Art des Feldbaues (f. d.), bei welcher eine Verbindung der Holz- oder Baumzucht mit landwirtschaftlicher Benutzung des Bodens stattfindet. Zum Zweck der B. wird die geeignete Fläche mit Bäumen je nach häufig bepflanzt, daß die landwirtschaftliche Nutzung entweder unausgeseht oder wenigstens viele Jahre lang erfolgen kann. Erstere Form wendet man mit Erfolg für den Obstbau besonders in Süddeutschland, Wehmen u. s. w. an. Auch die weithäufige mit Eichen, Koppweiden, Lärchen u. s. w. bepflanzen ständigen Hutweiden, wie sie sich namentlich in nordwestl. Deutschland, in Osterreich u. s. w. finden, können hierbei gerechnet werden. Die zweite Form, die eigentliche B., wurde vorzüglich von H. Cotta (1819) in Vorschlag gebracht: die geringe Fläche wird mit Laub- oder Nadelholz reibarm mit um so größerem Abstand der Reihen bepflanzt, je mehr man Gewicht auf Feld- oder Grasnutzung gegenüber der Holznutzung legt. Der Feldbau erfordert den weithäufigsten Stand der Bäume; erstere stärkere Beschattung verträgt die Weide, noch kleinere die Weide. Der Abstand der Reihen beträgt 4—20 m, die Entfernung der Pflanzen in den Reihen 1—1,5 m. Fruchtbau oder Grasnutzung werden so lange fortgesetzt, als es der Holzstand gestattet, ungefähr 20—30 Jahre. Hierauf findet von Zeit zu Zeit wiederholte Verminderung der Stämme statt, zuletzt kahler Abtrieb zur Zeit der Hausarbeit. Darauf folgt der Beginn der neuen Wirtschaft durch neuen Anbau. Dieser Stand kann zahlreiche Modifikationen erleiden, hat jedoch im großen keine Anwendung gefunden und ist eine starke Düngung unmöglich. Überdies vermag der stärkere Zuwachs freistehender einzelner Bäume mit den gröhern und wertvollern Massenzuwachs zu mischen, der bei voller Beschattung der von ersteren beschirmten Fläche durch die größere Anzahl der Stämme erzielt werden kann.

Baumfrevell ist die vorläufige und rechtswidrige Beschädigung oder Zerstörung von Bäumen oder Sträuchern, die Eigentum eines andern ist, ohne die Absicht der Aneignung. Sie wird entweder nach den Feldpolizeigesetzen (L. v. Preuss. Feld- und Forstpolizeigesetz vom 1. April 1862, §. 30, Abs. 5) oder, namentlich wenn sie aus Furcht oder Nothzeit verübt wurde, als Sachbeschädigung nach Art. 303 und 304 des Reichs-Strafgesetzbuchs mit Gefängnis oder Geldstrafe geahndet. Nach dem letztern Artikel ist bei Bäumen und Sträuchern, welche zur Verschönerung öffentlicher Wege, Plätze oder Anlagen dienen, Gefängnis bis zu drei Jahren oder Geldstrafe bis 1500 Mark angedroht.

Baumgarten (Alexander Gottlieb), ein sinniger und klarer Denker aus Wolffs Schule, der von Sigmund Jakob B., geb. 17. Juli 1714

in Berlin, studierte zu Halle und wurde, nachdem eine Zeit lang an der dortigen Universität gelehrt, 1740 ord. Professor der Philosophie zu Frankfurt a. O., wo er 26. Mai 1762 starb. Er ist der Begründer der Ästhetik (s. d.) als einer systematischen Wissenschaft des Schönen, obgleich er dabei noch in sehr trockener und schematischer Weise handelte. Sie war ihm nur ein einzelner Teil der Theorie der Sinnlichkeit oder des sog. niederen Erkenntnisvermögens, während die Logik sich auf das höhere Erkenntnisvermögen beziehen sollte. In der inneren solchen Wissenschaft stellte er zuerst in der Schrift *«De nonnullis ad poema pertinentibus»* (Halle 1736). Aus seinen Vorträgen entstand *«Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften»* (3 Bde., Halle 1748—50), worauf er seine *«Aesthetica acroamatica»* (2 Bde., Halle 1750—58) erscheinen ließ, deren Vollendung sein Tod verhinderte. Übrigens hatte er überall bei Aufstellung seiner Regeln bloß die üblichen Ränke vor Augen. Seine Schriften haben in andern Teile der Philosophie zeichnend auf Klarheit und Bestimmtheit aus. So ist sein *«Metaphysica»* (Halle 1739; 7. Aufl. durch von Meier, 1783) noch jetzt ein gutes Buch für das Studium der Metaphysik der Wolffschule. Vgl. Meier, *«Leben H.»* (Halle 1763); *«Lebens- und V.»* (Halle 1875).

Baumgarten (Herm.), Historiker, geb. 28. April 1786, in einem Dorfe in Braunschweig, besuchte 1804—12 das Gymnasium in Wolfenbüttel, lebte 1842—48 in Jena, Halle, Leipzig, und Göttingen Philosophie und Geschichte. 1858 beehrte er einige Jahre die *«Deutsche Literatur»* in Braunschweig, hielt sich dann zu Studien in Heidelberg, München und Berlin und wurde 1861 als Professor der Geschichte an das Polytechnikum in Karlsruhe, an die Universität 1872 an die Universität zu Gießen berufen. Von seinen histor. Arbeiten verdienen: *«Geschichte Spaniens zur Zeit der spanischen Revolution»* (Berl. 1861), *«Geschichte Spaniens vom Ausbruch der französischen Revolution bis auf unsere Tage»* (3 Bde., Lpz. 1865), *«Über Sleibans Leben und Briefwechsel»* (Halle 1878), *«Sleibans Briefwechsel»* (Strassb. 1878), *«Der heilige Hieronymus»* (Strassb. 1878). Auf dem Gebiete der Publizistik hat sich B. folgende Schriften bekannt gemacht: *«Über die politische Überzeugungen»* (Lpz. 1853), *«Verhandlungen zwischen Süd und Nord»* (Halle 1859), *«Partei oder Vaterland?»* (Frankf. 1867), *«Der deutsche Liberalismus. Eine Selbstkritik»* (Berl. 1867), *«Wie wir wieder ein Volk geworden»* (Lpz. 1870). Ferner veröffentlichte er von histor. Aufsätzen in Engel's *«Histor. Zeitschrift»*, *«Preuss. Jahrbüchern»* und in anderen Zeitschriften.

Baumgarten (Konrad), ein Landmann zu Alt- und Neuwalde, soll, der Telljagd zufolge, 1307 den ersten Burgvogt Wolfenbüttels erschossen und dadurch mit zu der Erhebung der Stadt gegen die Habsburg. Vögte Veranlassung gegeben haben.

Baumgarten (Michael), protestantischer Theolog, geb. 25. März 1812 zu Habelsdorf in Holstein, lebte seit 1832 zu Kiel theol. und orient. studierte sich dort 1839, ward 1846 an der Michaeliskirche zu Schleswig, als

welcher er 1848 für die Erhebung der Herzogtümer eintrat, und ging 1850 als ord. Professor der Theologie nach Rostock. B. steht durchaus auf dem Boden des positiven Lutherthums, wie auch seine wissenschaftlichen Schriften beweisen: *«Die Echtheit der Pastoralbriefe»* (Berl. 1837), *«Theol. Commentar zum Alten Testament»* (Zl. 1, Kiel 1843—44); *«Apostelgeschichte oder Entwicklungsgang der Kirche von Jerusalem bis Rom»* (2 Theile, Braunschweig 1852; 2. Aufl. 1859) und *«Nachgeschichte des Scharja»* (Braunschweig 1854). Dennoch geriet B. bald wegen abweichender Lehrmeinungen mit dem medlenburgischen Oberkirchenrat in Streit und ward 6. Jan. 1858, weil er in seinen Schriften und Lehrvorträgen ein den wichtigsten Punkten von den Lehren und Grundsätzen der Symbolischen Bücher der evang.-luth. Landeskirche abwich, kurzerhand seiner Professur enthoben. Seine Schrift *«Eine kirchliche Krise in Medlenburg»* (Braunschweig 1858), welche das Verfahren der kirchlichen Behörde einer scharfen Kritik unterzieht, vermittelte ihn in einen Preßprozeß, der 1859 mit der Absolvierung von der Instanz endete. Auch eine von 600 röstlicher Bürgern im Okt. 1859 eingereichte Adresse an den Konsistorialrat Krabbe hatte für B. wie für die Unterzeichner eine Untersuchung zur Folge, welche erst in letzter Instanz mit Freisprechung der Angeklagten endete. Dennoch ließ B. mehrere Broschüren ausgehen: *«Der kirchliche Nihilismus in Medlenburg»* (Lpz. 1861), *«Soll die medlenburgische Landeskirche zu Grunde gehen?»* (Lpz. 1861), *«An die Freunde aus dem Gefängnis»* (Berl. 1862), welche ihm Geld- und Gefängnisstrafen eintrugen. Dies energische Eintreten für kirchliche Lehrsicherheit war auch der Grund, weshalb B. trotz seines ausgesprochenen Festhaltens am streng luth. Bekenntnis 1865 an der Gründung des Deutschen Protestantenvereins (s. d.) teilnahm. B. wurde 1874, 1877 und 1878 im fünften medlenb. Wahlkreise (Rostock-Dobbertin) zum Reichstagsabgeordneten gewählt, wo er sich zunächst der Fortschrittspartei, seit den Verhandlungen über das Militärgesetz (Frühjahr 1874) der Gruppe Löwe-Anschloß angeschlossen. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen: *«Zwölf kirchenpolit. Vorträge zur Beleuchtung der kirchlichen Gegenwart»* (Bremen 1869), *«Der Deutsche Protestantenverein»* (Berl. 1871), *«Kirchliche Zeitschriften in Vorträgen»* (Rostock 1874).

Baumgarten (Sigmund Jak.), einflußreicher Theolog des 18. Jahrh., geb. 14. März 1706 zu Wolmirstedt, besuchte das Gymnasium und die Universität zu Halle, wo er sich 1728 habilitierte, 1730 außerord., 1743 ord. Professor wurde und 4. Juli 1757 starb. In der Schule des Pietismus gebildet, aber zugleich von der Wolffschen Philosophie beeinflusst, ist B., obgleich selbst noch auf dem Boden der orthodoxen Kirchenlehre stehend und der Philosophie nur formale Anwendung zugestehend, der Vorläufer des durch seinen Schüler Semler (s. d.) begründeten Rationalismus. Von B.'s kirchenhistor. Schriften waren für ihre Zeit von Bedeutung: *«Ausguss der Kirchengeschichte»* (3 Bde., Halle 1743—46), *«Primae lineae brevissimi antiquitatum christianarum»* (Halle 1747) und *«Geschichte der Religionsparteien»* (Halle 1760). Außerdem veröffentlichte er *«Nachrichten von einer hallischen Bibliothek»* (8 Bde., Halle 1748—51) und *«Nachrichten von merkwürdigen Büchern»* (12 Bde., Halle 1752—57). Eine Biographie B.'s lieferte Semler (Halle 1758).

Mitglied der Akademie der Wissenschaften. B. hat die technische Chemie mit vielen nützlichen Entdeckungen bereichert. Das nach ihm benannte Aräometer ist noch gegenwärtig in Gebrauch. Seine Schriften, unter denen das «Manuel de chimie» (Par. 1763 u. öfter), die «*Eléments de pharmacie*» (Par. 1762 u. öfter), die «*Chimie expérimentale et raisonnée*» (3 Bde., Par. 1773 u. öfter; deutsch von Gehler, Pp. 1775—76) ihrerzeit Aufsehen erregten, enthalten einen Schatz von Beobachtungen.

Baummeister, s. unter Architekt.

Baumelster (Bernh.), deutscher Schauspieler, geb. 28. Sept. 1828 zu Posen, besuchte ein berliner Gymnasium und kam 1847 als Elocist in Schwern zum Theater. Im J. 1849 wurde er für das hannov., 1850 für das oldemb. Hoftheater engagiert und trat 1852 in den Mitgliedsverband des wienener Hoftheaters ein, an dem er seit 1857 als I. f. Schauspieler wirkt. Während B. früher das Fach der Nonnivant und Naturburschen beherrschte, gab er später meist alte humoristische Rollen, Lebensmänner u. s. w. B. ist ein vortrefflicher Darsteller von Partien wie Falstaff, Oth., Hans Ränge, Berin u. s. w. Auch als Lehrer des wienener Konversationsinstituts hat B. eine verdienstliche Thätigkeit. — Wilhelm B., Bruder des vorigen, früher preuß. Offizier, später ebenfalls Schauspieler, war geb. 17. Nov. 1815 zu Berlin und hat sich als Nonnivant und Konversationsliebhaber bewährt. Er gehörte nacheinander den Bühnen zu Oldenburg, Leipzig, Nürnberg, Frankfurt a. M., Hamburg, Schwern und Berlin an, war 1856/57 Oberregisseur in Rassel und folgte 1857 einer Berufung an das berliner Hoftheater für das Fach der ersten und humoristischen Väter. Im J. 1870 entlagte er der Bühne und starb 6. April 1875 zu Götting. Seine Gattin Therese, geb. Ringelhardt (geb. 1819 in Bremen), gebürtig als Bertheuerin von Soubretten und ältern Rollen 1836—57 dem Theater an. — Die Schwester der Brüder B., Marie, geb. 1. Febr. 1820 in Berlin, debütierte in Danzig, spielte dann in Riga, Leipzig und Hannover, heiratete 1856 den Direktor Hoffmann und zog sich dann von der Bühne zurück, auf der sie 1875 wieder auf kurze Zeit am hamburger Thalia-theater in ältern Rollen erschien. Früher zeichnete sie sich in naiven und sentimentalen Liebhaberinnen durch lebensvolle Wahrheit des Spiels aus.

Baummeister (Joh. Wilh.), einer der bedeutendsten Tierärzte, Tiermaler und Züchtungslehrer Deutschlands, geb. 27. April 1804 zu Augsburg, wo sein Vater, ein geistlicher Miniaturmaler, Zeichenlehrer war, bildete sich unter dessen Leitung und später in Augsburg und München zum Tiermaler aus. Seine Tierstudien führten ihn zur Tierarzneiwissenschaft. Er bezog 1825 die Tierarzneischule zu Stuttgart und ließ sich dann 1827 in Gmünd als Tierarzt nieder. Nachdem er hierauf seit 1831 als Lehrer am landwirthschaftlichen Institut Hohenheim gewirkt, folgte er 1837 einem Rufe als Professor und Hauptlehrer der Tierarzneischule zu Stuttgart, wo er schon 1846 starb. Als praktischer Tierarzt hat sich B. auch durch seine Reisen in die verschiedensten Gegenden der Welt hervorgethan und er selbst mit korrekten anatomischen Zeichnungen versehenen Thieranatomien erworben. Unter seinen Werken sind folgende hervorzuheben: *Die landwirthschaftlichen Thierkunde*.

und Tierzucht« (mit Holsch 1843-47). Einzelne Teile, auch besonders erschienen, Kenntnis des Aupern des P. 6. Aufl., bearbeitet von Kuef- leitung zum Betrieb der W- 4. Aufl., bearbeitet von Kuef- tierärztliche Geburtshilfe« (S- bearbeitet von Kuef, Stuttg- künstlerischen Produkte von B- Stuttgart erschienenen Radierun- Freunden nach hinterlassenen gegeben wurden.

Baumfeldwirtschaft ist ein Feldbaues (s. b.), bei welcher ein Holz- oder Baumwuchs mit Landnutzung des Bodens stattfindet. B. wird die geeignete Fläche in Läufe bespizt, daß die Landw. entweder unausgeseht oder w. lang erfolgen kann. Erstere Erfolg für den Obstbau besond. in land. Böhmen u. s. f. m. an. A. Eichen, Kopfweiden, Lärchen ständigen Hntweiden, wie in nordwestl. Deutschland, in C. den, können hierder gerechn. Form, die eigentliche B., m. Gotta (1819) in Vorkschlag Fläche wird mit Laub- oder mit um so größerm Abstand je mehr man Gewicht auf gegenüber der Holznutzung fordert den weitausfängstn stärkere Beschattung vert. lere die Weide. Der A. 4–20 m, die Entfern. Reihen 1–1,5 m. Fr. werden so lange fortge. gestattet, ungefähr 20 von Zeit zu Zeit w. Stämme statt, zuleh. Haubarkeit. Darauf Wirtschaft durch n. kann zahlreiche Rob. im großen keine A. starke Düngung u. stärkere Zuwachs i. den größern und legen, der bel vo schirnten Holz Stämme erzielt.

Hersteller

brige Beschäft-
 iger Sträucher
 ohne die A!
 weber nach
 Feld- und
 §. 30, Abf
 oder Hof
 nach Art
 mit Gef
 lethern
 weiche
 oder?
 oder
 f
 in
 de

lyn die Stürme der Sonber-
aus der Regierung, sondern
trieben. Im Frühjahr 1848
den jurisd. und nahm wieder
Bollst. den Großen Räte ein,
Staatsmann 1857—60 als
dehoersammlung sandte und
ie Regierung und zum Lan-
1864 gelang es der radikalen
ber obersten Landesbehörde
zahlreichen politischen und
den B.s hat besonders sein
ihren Kämpfen und Umge-
(4 Bde., Jär. 1853—66)
ung. An der Vollendung
erks, der „Geschichte des
Kantons St. Gallen“, hin-
er 12. Juli 1869 den zuletzt
hinwegnahm. Bgl. Gmür,
1869).

1803.) Mediziner, na-
t. Physiolog, geb. 21. Okt.
lernte zu Tübingen und Hei-
legimentsarzt zu Rastatt,
er der mediz. Klinik zu Frei-
er erfolgreicher Wirksamkeit
Seine Schriften sind theils
therapeutischen Inhalts. Zu
ndern die Werke: »Über die
der Fieber« (Freiburg 1827),
er Medicin« (2 Hc., Stuttg.
zwei Abtheilungen: »Grund-
nd zur allgemeinen Krankheits-
1837; 3. Aufl. 1854) und
en Krankheiten« und »Heilungs-
4. Aufl. 1842) besteht; ferner
4. (Stuttg. 1839, mit Atlas
Porträts), »Neue Untersuchun-
der Physiologie und praktischen
2, 1845), »Neue Behandlungs-
rhandlungen« (Stuttg. 1850 u. fg.).
ol. Untersuchungen gewidmet
ngen über die Nerven und das
530) und das »Lehrbuch der
1863, mit Atlas). Besondere
B. durch seine Beobachtungs-
ungsgeschichte der Tiere und
er den Kreislauf des Bluts er-
80 suchte er darzutun, daß die
otterst tugellose Rassen zu ihrem
nd welchem sich die Einzeltheile
und er beschrieb die stufenweise
der Augen zu Blutkörperchen.
theorie war sonach der Vorläu-
dann aufgestellten Zellentheorie.
hierte auch zur Erläuterung der
organischen Natur anzuwenden
andern in den Schriften: »Die
durch Keimपालtungen« (Stuttg.
e zu einer physiol. Schöpfungsg-
1865), »Schöpfungsgedanken«
nisch«, Freiburg 1866; Abteil. 2:
Freiburg 1859). Bei seinem
rofessur veröffentlichte er »Ver-
nifers« (Freiburg 1862). Außer-
theiltem erschienen: »Die Natur-
2; 2. Aufl. 1865) und »Dra-
und Studien über das Leben«
55—66). Als das wichtigste

wichtig.

Baumgarten-Crusius (Dietrich Karl Wilh.), verdienter Philolog und Schulmann, geb. 24. Jan. 1786 zu Dresden, wo sein Vater, Gottlob August B. (geb. 1. April 1762, gest. 18. Dec. 1816 als Stifts-Superintendent zu Merseburg), damals Diakonus an der Kreuzkirche war. Der Sohn erhielt seine höhere Schulbildung zu Grimma und widmete sich hierauf zu Leipzig theol. und philol. Studien. Nachdem er einige Zeit als Choralist an der Domkirche zu Merseburg functionirt hatte, bekleidete er 1810—17 das Konrektorat an der dortigen Domschule und nahm durch Wort und Schrift den warmsten Anteil an der Befreiung Deutschlands von der Fremdherrschaft. Für diesen Zweck war er unter andern ein eifriger Mitarbeiter an den „Deutschen Blättern“, schrieb auch „Vier Neben an die deutsche Jugend über Vaterland, Freiheit, deutsche Bildung und das Kreuz“ (Klitenb. v. J. 1814). Nachdem er seit 1817 als Konrektor der Kreuzschule zu Dresden nicht bloß für das Gedeihen der Anstalt, sondern auch für die Verbesserung des städtischen Schulwesens überhaupt gewirkt, erhielt er 1833 das Rektorat der Landesschule zu Reichen, in welchem er sich ebenfalls die größten Verdienste erwarb. B. starb 12. Mai 1845. Seine schriftstellerische Thätigkeit begann mit der Bearbeitung des „Agesilaus“ von Plutarch und Xenophon (Bp. 1812) und des Sueton (3 Bde., Lpz. 1816—18), von dem er sowie auch von Ovids „Metamorphosen“, Livius und Tacitus Handausgaben besorgte. Dann gab er Homers Odyssee mit Auszügen aus Gellius und andern Scholasten heraus (3 Bde., Lpz. 1822—24), besorgte später eine neue Auflage von W. Müllers „Griechischer Vorschule“ (Lpz. 1836) und veröffentlichte eine Biographie von Georg Fabricius (Lpz. 1839). Außerdem schrieb er: „Die unsichtbare Kirche“ (Lpz. 1816), „Reise aus dem Herzen in das Herz“ (Dresd. 1818), „Reise auf der Post von Dresden nach Leipzig“ (Dresd. 1819) und „Licht und Schatten“ (Dresd. 1821). Eine Biographie von ihm schrieb sein Sohn Arthur B. (Olgas 1853).

Baumgarten-Crusius (Eduard Friedr. Otto), Theolog, Bruder des vorigen, geb. 31. Juli 1788 zu Merseburg, besuchte das Gymnasium zu Merseburg und die Fürstenschule zu Grimma, und bezog 1806 die Universität zu Leipzig, wo er Theologie studierte, sich 1809 in der philol. Fakultät habilitierte und 1810 Baccalaureus der Theologie und Mitglied des Prediger-Kollegiums der Universitätskirche wurde. Er folgte 1812 einem Rufe nach Jena, wo er 1817 eine ord. Professur erhielt und nach langjährigem Wirken 31. Mai 1843 starb. Als gelehrter Forscher hat sich B. vor allem um die Dogmengeschichte verdient gemacht. Die Ergebnisse seiner Studien legte er im „Lehrbuch der Dogmengeschichte“ (2 Ae., Jena 1831—32) und in dem „Kompendium der Dogmengeschichte“ (herausg. von Hase, 2 Bde., Lpz. 1840—46) nieder. Außerdem verfasste B. namentlich eine „Einleitung in das Studium der Dogmatik“ (Lpz. 1820), ein „Handbuch der christl. Sittenlehre“ (Lpz. 1827), „Grundzüge der biblischen Theologie“ (Jena 1828) und einen „Grundriß der evang.-kirchlichen Dogmatik“ (Jena 1830). In diesen Schriften betundet er sich als einen kühnen Schleiermacher, den er auch in der Schrift „Über Schleiermacher, seine Denkart und sein Verdienst“ (Jena 1834) zu würdigen suchte. B.s „Apogetische Schriften zum Neuen Testament“ (3 Bde., Jena 1844—48) wurden nach seinem Tode

von Otto, Kimmel und Schauer herausgegeben. Eine Sammlung seiner kleinern Schriften enthält die „Opuscula theologica“ (Jena 1836).

Baumgartner (Baumgärtner), reichsadeliger Patriciergeschlecht, besonders ansehnlich in der Reformationszeit, wo es der kaiserl. Partei anheimgab. Hans und David B. führten die Verhandlungen mit Karl V. über die Unterwerfung Ulms im Schmalkalb. Kriege, Dec. 1546. Nach der Kapitulation Augsburgs kamen sie zu den Stadtrat, den der Kaiser einsetzte. Ein David B. war später in die Grumbach'schen Handel verwickelt und wurde 1567 nach der Einnahme Goeths durch Kurfürst August von Sachsen entthronet. Augustin B. vertrat Bayern 1562 auf dem Löwenberger Konzil, wo er durch seine freimüthigen Reden bei den päpstlichen Legaten großen Ansehens erlangte.

Verhümter ist Hieronymus B. aus dem Nürnberger Zweige der Familie, geb. 9. März 1499 zu Nürnberg, humanist. und Reformator, ein einer der angesehensten Vertreter der Politik seiner Zeit unter Karl V. Anfangs in Ingolstadt, dann in Wittenberg (seit 1518) gebildet, durchdrungen er sich hier mit den Ideen Luthers und Melanchthons, mit welchen ihn fortan eine innige und durch die besonders mit Melanchthon gepflegte Korrespondenz sehr reger gehaltene Freundschaft verband. Schon bald zum Senator in seiner Vaterstadt erhoben, erhielt B. im Laufe der Jahre deren höchste Ämter und vertrat sie auf einer Reihe von Reichstagen und auf dem Tage zu Schmalkalben, 1536. Im J. 1544 geriet er in die Gefangenschaft des Ritters Albrecht von Rosenberg, welcher für einen alten Feind zu Nürnberg Genugthuung erlangen wollte. Erst im Sommer 1545 wurde B. nach langer Unterdrückung befreit. An der Reformation Nürnberg's hat B. großen Anteil; die Gründung des dortigen Gymnasiums und der Stadtbibliothek war wesentlich sein Werk. Luthers nachmalige Gattin, Katharina von Bora, war ursprünglich ihm bestimmt. B. starb zu Nürnberg 8. Dec. 1566.

Baumgartner (Andreas, Freiherr von), k. k. Staatsmann und namhafter Gelehrter, geb. 23. März 1793 zu Friedberg in Böhmen, als der Sohn eines Bäckers, erhielt seine Vorbildung auf der Schule zu Linz und widmete sich seit 1810 auf der Universität zu Wien vorzugsweise den mathem. Wissenschaften, ward 1815 Assistent bei der Lehrkanzel der Philosophie, 1816 bei der Lehrkanzel der Mathematik und Physik am Lyceum zu Olmütz. Hier schrieb er sein erstes Werk: die „Aräometrie“ (Wien 1820). Im J. 1823 übernahm er die Professur der Physik an der Universität zu Wien und schrieb „Rechnung in ihrer Anwendung auf Kunst und Gewerbe“ (2. Aufl. Wien 1823), „Naturlehre“ (Wien 1828; 3. Aufl. 1844—45), welches Werk viel zur Popularisirung der Naturwissenschaften beitrug, „Anfangsgründe der Naturlehre“ (Wien 1837; 2. Aufl. 1850), „Einleitung zur Heizung der Dampfesseln“ (Wien 1841), „Unterricht im Zabaubau“ (Wien 1845). Nachdem er für die Fortbildung der Naturwissenschaften durch die „Zeitschrift für Physik und Mathematik“, die er anfänglich mit Ettinghausen (10 Bde. Wien 1826—32), dann allein als „Zeitschrift für Physik und verwandte Wissenschaften“ (4 Bde. Wien 1832—37), sodann aber in Verbindung mit Holzer herausgab. Ein hartnäckiges Falschbäl bewog B. das Lehramt an der Universität aufzugeben. Er ward dafür 1833 zum Director der k. k. Polytechn.

seit ernannt, 1842 Hofrat und Chef sämtlicher Telegraphen, 1846 übertrug man ihm die Errichtung der elektrischen Telegraphen. 1847 wurde er Hofrat der allgemeinen Hofkammer ernannt und mit der obersten Leitung des Eisenbahnbauwesens betraut. Nach den Märzereignissen von 1848 übernahm er unter Pöhlendorff das Ministerium des Handels und der öffentlichen Bauten, das er auch mit Eintritt des Ministeriums Döbbslof niedersetzte. Seitdem war er als Chef einer der Abteilungen im Finanzministerium thätig. Nach dem ersten Bruch übernahm B. 23. Mai 1851 das Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten und noch in demselben Jahre (26. Dez.) auch das Finanzministerium. Im J. 1854 wurde er in den Reichsrath erhoben. In seine Verwaltung fiel die Wäglung des Rationalianlebens und der Bau der Staatseisenbahnen. Nachdem er das Ministerium beinahe vier, das Finanzministerium über drei Jahre verwaltet, suchte er im März 1858 eine Entlassung aus dem Staatsdienste. Er erhielt nur das Amt des Präsidenten der Akademie der Wissenschaften. Im J. 1861 wurde er als Ehrenhaus des Reichsraths berufen; er blieb lang war er auch Präsident der Niederösterreichischen Scholomptegesellschaft. Bis zu seinem Tode blieb er als Obmann der Finanzkommission, Reichsrath und als Mitglied der Staatsökonomischen Kommission. Er starb 30. Juli 1869 in der Gering bei Wien. In seinem Vermächtnis hat er der Akademie der Wissenschaften die Summe von 10000 fl. (Baumgartner, Preisstiftung zur Förderung von mathematisch-naturwissenschaftlichen Arbeiten. Vgl. von Schrötter, *Lebensnachrichten von B.* (Wien 1866).

Baumgärtner (Gallus Jaf.), schweiz. Staats- und Naturhistoriker. 18. Okt. 1797 zu Altkirch, besuchte die Universität des Gymnasiums in St. Gallen, wurde 1817 eine Hauslehrerstelle in Ungarn. Im J. 1819 wurde er als politisch verdächtig aus der Schweiz ausgewiesen. In seine Heimat zurückgekehrt, trat er 1823 als Archivar in den kantonischen Staatsdienst, gelangte 1825 in den kleinen Rat und wurde 1826 zum ersten Mal gewählt. Ehrgeizig, form- und geschmacklos, von jüngerer Verehrtheit, betrieb er die freiheitliche Bewegung, welche die Revolution auch in St. Gallen hervorrief, zum Umsturz des bestehenden Regimes, nahm an der Entstehung der ersten Verfassung von 1831 in hervorragender Weise Theil und ging aus der Bewegung als Führer von St. Gallen und als dessen erster Präsident an die Tagesordnung hervor. Wie B. sich in den folgenden Jahrzehnten in seinem Heimatlande als fast unbeschränkten Autorität erweist, so er auch in eidgenössischen Angelegenheiten eine Rolle als einer der Führer der radikalen Partei. Um so mehr erregte es Verwunderung, dass er, als 1841 der bisherige Führer der Partei hauptsächlich aus getränktem Ehrgeiz die Stelle verließ, seine Stelle in der Regierung von St. Gallen ausgab und in der aargauischen Regierung an der Tagesordnung für Herstellung der Einheit stand. Schon 1843 gelangte B. mit dieser Partei wieder in den kleinen Rat und in den Landammannsstuhl und behauptete seinen

Sitz bis 1847, wo ihn die Stürme der Sonderbundzeit nicht bloß aus der Regierung, sondern aus dem Lande vertrieben. Im Frühjahr 1848 kehrte er indes aus Wien zurück und nahm wieder seinen Sitz im St. Gallischen Großen Räte ein, der den vielgewandten Staatsmann 1857—60 als Ständerat in die Bundesversammlung sandte und 1869 sogar wieder in die Regierung und zum Landammann wählte. Erst 1864 gelang es der radikalen Partei, ihn wieder aus der obersten Landesbehörde zu verdrängen. Von den zahlreichen politischen und geschichtlichen Arbeiten B.'s hat besonders sein Werk: *«Die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen von 1830—50»* (4 Bde., Jähr. 1863—66) wissenschaftliche Bedeutung. An der Vollenendung eines andern histor. Werks, der *«Geschichte der Schweiz, Freistaats und Kantons St. Gallen»*, hinderte ihn der Tod, welcher 12. Juli 1869 den zuletzt fast vergessenen Politiker hinwegnahm. Vgl. Smär, *Landammann B.* (Zug. 1869).

Baumgärtner (Karl Heinrich), Mediziner, namentlich ausgezeichnet als Physiolog, geb. 21. Okt. 1798 zu Pforzheim, studierte zu Tübingen und Heilbronn, ward 1820 Regimentsarzt zu Rastatt, erhielt 1824 die Professur der mediz. Klinik zu Freiburg und trat nach länger erfolgreicher Wirksamkeit 1862 in Ruhestand. Seine Schriften sind theils physiol., theils pathol.-therapeutischen Inhalts. Zu letztern gehören unter andern die Werke *«Über die Natur und Behandlung der Fieber»* (Freiburg 1827), *«Dualistisches System der Medizin»* (2 Theile, Stuttgart. 1835—37), welches aus zwei Abtheilungen: *«Grundzüge zur Physiologie und zur allgemeinen Krankheits- und Heilungslehre»* (1837; 8. Aufl. 1854) und *«Handbuch der speziellen Krankheits- und Heilungslehre»* (2. Bde., 1836; 4. Aufl. 1842) besteht; ferner *«Krankengeschichte»* (Stuttgart. 1839, mit Atlas von 72 illuminierten Porträts), *«Neue Untersuchungen in den Gebieten der Physiologie und praktischen Heilkunde»* (Freiburg, 1845), *«Neue Behandlungsweise der Lungenentzündung»* (Stuttgart. 1850 u. fg.). Vorzugsweise physiol. Untersuchungen gewidmet sind die *«Beobachtungen über die Nerven und das Blut»* (Freiburg 1830) und das *«Lehrbuch der Physiologie»* (Stuttgart. 1853, mit Atlas). Besondere Verdienste hat sich B. durch seine Beobachtungen über die Entwicklungs- und Kreislaufsgeschichte der Thiere und Untersuchungen über den Kreislauf des Blutes erworben. Schon 1830 suchte er darzuthun, daß die Spaltungen des Eidotters kugelige Massen zu ihrem Resultate haben, aus welchem sich die Einzelteile des Thiers entwickeln, und er beschrieb die stufenweise Umwandlung solcher Kugeln zu Blutkörperchen. Diese Bildungstheorie war sonach der Vorläufer zu der von Schwann aufgestellten Zellentheorie. Später hat B. die letztere auch zur Erläuterung der Schöpfungslehre der organischen Natur angewandt, versucht, wie unter andern in den Schriften: *«Die Embryonalanlage durch Keimpaltungen»* (Stuttgart. 1854) und *«Anfänge zu einer physiol. Schöpfungs- und Entwicklungslehre»* (Stuttgart. 1855), *«Schöpfungsgedanken»* (Abteil. 1: *«Der Mensch»*, Freiburg 1856; Abteil. 2: *«Blide in das All»*, Freiburg 1859). Bei seinem Rücktritt von der Professur veröffentlichte er *«Vermächtnisse eines Klinikers»* (Freiburg 1862). Außerdem sind von ihm seitdem erschienen: *«Die Naturreligion»* (Lpz. 1862; 2. Aufl. 1865) und *«Dramatische Schriften und Studien über das Leben»* (3 Bde., Lpz. 1865—66). Als das wichtigste

Ergebnis seiner neuesten Forschungen stellt B. auf, daß die gleichen Naturgesetze, durch welche auf der Erdoberfläche die pflanzlichen und die Tierzellen entstehen, auch in den Räumen des Universums ihre Geltung behaupten. Hierin liegt nach ihm der Grund der Systeme der Welten, welche sämtlich Weltzellen sind, und der der Einzelkörper, welche insgesamt Teile einer Weltzelle sind und zum Teil selbst wieder die Zellenform angenommen haben. Diese Studien legte er in: „Natur und Gott“ (Lpz. 1870) und „Die Weltzellen“ (Lpz. 1875) nieder.

Baumheide, Pflanzenart, f. unter Erica.

Baumholder, Stadt im preuss. Regierungsbezirk Trier, Kreis St. Wendel, 24 km im NO. von letzterer Stadt, zwischen Nahe und der bayr. Pfalz, zählt (1880) 1820 meist evang. E., welche Ackerbau und Viehzucht, auch Zaspis-, Basaltstein- und Schwefelpatraberei betreiben. Die Stadt wurde 1880 fast gänzlich durch Brand zerstört und wieder neu aufgebaut.

Baumhühner (Odontophori), eine Familie amerik. Hühnervögel, welche durch ihre Lebensweise die einen den europ. Felsenhühner, die andern den Rebhühnern ähnlich sind, sich durch den kurzen, sehr hohen, seitlich zusammengebrückten und oft mit einem Zahne versehenen Schnabel und den hohen, spornlosen Fuß mit langen Beinen auszeichnen. In der Gestalt gleichen sie mehr den Wachteln, sind aber schöner gefärbt, äußerst flink und gewandt und wegen ihres Fleisches in ihrer Heimat geschätzt, die sich besonders über Mittelamerika und auf der Westseite der Felsengebirge bis nach Californien erstreckt. Hierher gehören das brasilianische Baumhuhn, Capuere (Odontophorus dentatus), von der Größe und Lebensart des Haselhuhns, die virginische Wachtel, Baumwachtel, Colinhuhn (Ortyx virginiana), die gern bäumt, sonst aber dem Rebhuhn in der Lebensart ähnelt, die Schopf- und Felswachteln (Lophortyx) mit niedrigem Federbusch. Alle diese sog. Wachteln werden jetzt in Tiergärten gezüchtet und verdienen, des schmackhaften Fleisches wegen, eingebürgert zu werden.

Baumkitt, auch Baumörtel genannt, dient bei Obstbäumen zur Ausfüllung stark vertiefter Wunden, wie sie unter andern durch das Ausschneiden brandiger und krebiger Stellen entstehen, oder sonstiger Höhlungen im Stamm. Er wird immer frisch bereitet, indem man fetten Thon oder in Emulsion dessen thonhaltige Erde mit ebenso vielem strohlosen Bindemittel unter Zusatz von Holzasche oder gelächtem Kalk und dem nötigen Wasser zu einem dicken Brei durcheinandermengt.

Baumkohl, f. unter Brassica.

Baumläufer (Certhida) sind eine wenig zahlreiche Familie kleiner Singvögel mit langem, schwach nach unten gekrümmtem, dünnem Schnabel, steilem Schwanz mit spizen Schäften der Federn und mit langen Krallen an den Füßen. Sie klettern an Baumstämmen und Ästen, selbst an der unteren Fläche, an Felsen und Mauern umher, suchen eifrig Insekten und bauen ihr Nest in einem Astloch. Der gemeine B. (Certhia familiaris), der überall in Europa und der gemäßigten Zone aller Weltteile vorkommt, ist kaum größer als der Zaunkönig, oben bräunlich, weiß getupft, unten weiß, die Flügel weißgelblich gebändert mit weißen Feder Spitzen, bleibt selbst im Winter, brütet zweimal im Sommer und ist wenig scheu, aber auch seines großen Nutzens wegen als Insektenvertilger schonenswert.

Baumöl oder Olivenöl heißt das aus den Oliven, den Früchten des Ölbaums (f. d.), gewonnene fette Öl, welches schon seit den ältesten Zeiten einen wichtigen Gegenstand der Industrie und des Handels bildete. Je nach der Verschiedenheit des Bodens, auf dem der Ölbaum kultiviert wird, der Spielart, der größeren oder geringeren Reife der Früchte, der Behandlung derselben beim Auspressen, kommt es im Handel von sehr verschiedenen Sorten vor. Das feinste und beste Öl fließt teils noch selbst aus den völlig reifen Oliven aus, teils wird es sorgfältig eingesammelten, reifen und gut sortierten Früchten durch gelindes Pressen gewonnen. Es führt den Namen Jungferöl (huile vierge supérieure et fine) und dient als bestes Speiseöl. Geringere, aber immer noch gute, gemeinere Sorten werden durch schärferes Pressen oder aus minder gewählten Früchten bereitet. Das gewöhnlichste ist genannte B., welches in der Regel nicht mehr zu Speisen verwendet wird, erhält man durch Behandlung des Preßrückstandes mit heißem Wasser und heißes Pressen. Durch fortgesetztes Pressen und Jaquetschen, namentlich unreifer und schlechter Früchte, wird eine noch geringere, dickliche, grüne, ungeschmack und Geruch widerige Sorte von B. erzeugt, das bei der Seifenbereitung und anderen technischen Zwecken in Anwendung kommt. In neuer Zeit hat man das B. aus den Oliven auch durch Pressen auch durch Extraktion mittels Aetherkohlenstoffs, und zwar mit großem Erfolg, zu stellen versucht.

Das beste Öl liefern das südl. Frankreich, die Grafschaft Marfelle, woher der für alle Sorten des B. gebräuchliche Name Provenceral, und die benachbarten Küsten Italiens (Riviera, Pisa, Lucca). Sonst produzieren Öl für den Handel Spanien (Mallorca, Valencia, Oran, Oranillo, villa), Portugal (Coimbra), Neapel, Sicilien, Candia, Nordafrika und die Levante. Das levantin. und calabres. Öl gehört zu den besten Sorten. Das feinste Provenceral ist von weißer oder hellgelber Farbe, durchscheinend, sehr schmedend, geruchlos und verbrennt ohne Rauch und Abgeruch. Die gelblich-grünen geringeren Sorten entbehren dieser Eigenschaften. Manche erstarrten teilweise schon bei + 10° C., andere nur erst einige Grade über oder sogar erst unter 0. Durch Raffinieren mit Kohlenpulver kann das dinäre B. gereinigt und ranzig gewordenem verbessert werden. Durch Aufbewahrung in reinen, bleihaltigen, kupfernen und messingenen fassen an warmen Orten wird das B. leicht giftig. Feinere und teurere Sorten unterliegen häufig der Verfälschung durch Kupf., Blei- und Zinköl, welche nicht leicht zu entdecken ist. In Materia medica dient das Olivenöl sowohl als (z. B. bei Vergiftungen) als äußerlich, namentlich zur Bereitung von Salben und Pflastern. Brennöl wird es vorzüglich im südl. Europa braucht; sehr beträchtlich ist seine Verwendung in Seife, besonders in der marfeller Seifenfabrikation und in der Türkischrothfärberei. Für den letzten Zweck gibt man dem sauren, träben B. (Lampnöl) den Vorzug. Das Salböl der Alten ist das Christma (f. d.) der Katholiken bestand und steht noch in Olivenöl.

Baumschlag nennt man in der Natur die der Verzweigungen der Bäume mit ihrem Wert nach ihrer charakteristischen Verschiedenheit.

ben zeichnenden Künsten die Art der Darstellung verfeinern, besonders die Darstellung der Beldaubungsart.

Baumfchule und Baumzucht, f. unter Obstbaumzucht und Waldbau.

Baumfelde, baumwollenes und wolleues, hauptsächlich in Hamburg, Lübed, Lüneburg und in Weichen gefertigtes Zeug.

Baumftarf (Anton), Philolog, geb. 14. April 1800 zu Sinheim in Baden, befuchte das Lyceum zu Alftadt, ftubierte feit 1820 in Heidelberg, erhielt 1826 eine proviforifche Lehrftelle an dem Gymnafium zu Freiburg und wurde 1829 an demfelben Profefior. Im J. 1836 wurde er zum ord. Profefior der Philologie an der Univerfität Freiburg und zum Director des philolog. Seminars ernannt. Außer mehreren feineren Schriften veröffentlichte er die dem Rasmus Planudes zugefchriebene griech. Ueßerfetzung von Cäfar's Werken über die Gallifchen Kriege (Freiburg 1831), eine commentierte Ausgabe des Cäfar (Freiburg 1832), eine Ueßerfetzung des Cäfar (8 Bde., Stuttg. 1837; 3. Aufl. 1854), „Hien der griech. Dichtkunft in deutlicher Nachbildung“ (6 Bde., Karlsr. 1840) und das für die altdeutsche Verfaffungsgeschichte wie für Erklärung der „Germania“ des Tacitus bedeutende Werk: „Urtliche Staatsaltertümer“ (Berl. 1873). Hieran folgte noch eine: „Ausführliche Erklärung des allgem. Leils der Germania des Tacitus“ (Eps. 1875), ferner eine commentierte Ausgabe der „Germania“ für Studierende (Eps. 1876), eine deutliche Ueßerfetzung derfelben Schrift (Freiburg 1876) und eine „Ausführliche Erklärung des befondern allgem. Leils der Germania des Tacitus“ (Eps. 1880).

Von feinen fonftigen Schriften find zu nennen: „Zur Reuegeftaltung des bad. Schulwesens“ (Eps. 1862) und „Friedr. Aug. Wolf und die gelehrte Schule“ (Eps. 1864). Unter dem Pseudonym Hermann vom Busche veröffentlichte er: „Friedr. Karl von Moser“ (Stuttg. 1846), „Die religiöse Auffklärung“ (2 Bde., Darmst. 1846), „Verworfenes Staatslexikon“ (Stuttg. 1817—51).

Im J. 1871 befchloß B. feine akademische Lehrtätigkeit, er ftarb 28. März 1876. Seine „Lebensgefichte, von ihm felbst verfaßt, gab fein Sohn einhold B. heraus (Freiburg 1876). — Reinhold B., des vorigen Sohn, geb. 24. Aug. 1831 in Freiburg, ftubierte dafelbst Jurisprudenz, trat 1852 in die jurist. Praxis, wurde 1857 Amtsrichter und 1861 Archigerrichter in Konftanz. Viel Aufsehen regte feine Schrift: „Gedanken eines Proteftanten an die päpstl. Einladung zur Wiedervereinigung der röm. kath. Kirche“ (4. Aufl., Regensb. 1868), in deren Veröffentlichung B. zum Katholizismus trat und bis zur Neubegegründung des Deutschen Reichs Mitglied der ultramontan-großdeutschen Partei in der bad. Kammer war. Von feinen meilern Schriften find zu erwähnen: „Rein Ausflus nach Spanien“ (Regensb. 1868; 2. Aufl. 1869), „Don mico de Quevedo“ (Freiburg 1871), „Fegfeuer-Rache“ (Freiburg 1871), „Columbus“ (Münst. 1871), „Servantes“ (Freiburg 1875), „Philipp II.“ (Freiburg 1875), „Thomas Morus“ (Freiburg 1879).

Seinem Bruder Hermann (geb. 2. Febr. 1876 in Sinheim) gab er heraus: „Unsere Wege zur Kirche“ (Freiburg 1871). Außerdem überfetzte er „Novellen“ (2 Bde., Regensb. 1868) und „Calderons“ (Wien 1869).

J. 1878 trat B. in den Ruheftand. Im Spätherbst 1879 wieder in den Banbtag berufen, war er

für Herftellung des kirchlichen Friedens thätig, was ihm die Feindfchaft feiner früheren Parteilgenossen zuzog; darüber verbreitet er sich in der Schrift:

„Die Wiederherftellung der kath. Seelforge im Großherzogtum Baden“ (Freiburg 1880). Nach Schluß des Landtags trat er als Oberamtstrichter in Alftadt in den Staatsdienst zurück. — Ein dritter Sohn, Chriftian B., geb. 1836, ftubierte in Tübingen und Heidelberg Zoologie und Philosophie; war dann Pfarrer in Haag im badifchen Oberrhein, feit 1880 zu Auggen im badifchen Oberland, und fchrieb „Chriftliche Apologetik auf anthropologifcher Grundlage“ (Frankf. a. M., Bd. 1, 1872; Bd. 2, 1879), „Das Verhältnis zwischen Kirche und Staat nach den Bedürfnissen der Gegenwart“ (Heidelb. 1873) und: „Zum kirchlichen Frieden“ (Straßb. 1880). In letzterer Schrift rebet er im Gegenfatz zum Modus vivendi einer prinzipiellen Ordnung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat das Wort. — Ein vierter Sohn, Adolf B., geb. 1834, Rechtsanwalt beim Oberlandesgericht in Karlsruhe, fchrieb eine Broschüre „Was ist das Recht?“ (Mannh. 1874).

Baumftarf (Eduard), Nationalökonom, Bruder von Anton B., geb. 28. März 1807 zu Sinheim in Baden, befuchte das Lyceum zu Alftadt, ftubierte feit 1825 zu Heidelberg Jurisprudenz und Kameralwissenschaften, habilitierte sich 1829 dafelbst als Privatdocent, und folgte 1838 einem Rufe als außerord. Profefior nach Greifswald. Er übernahm hier die Auficht über die staats- und landwirtschafliche Akademie zu Eldena sowie die Profefior der Volkswirtschaft und Staatswirtschaft, wurde 1842 zum ord. Profefior an der Univerfität ernannt, und 1843 zum Direktor der Akademie. Durch ftrenge Disciplin und Förderung echt wiffenfchaftlich-praktifchen Geiftes hat er sich große Verdienste um diese bis 1876 bestehende Anstalt erworben. Im J. 1848 von feinem Kreife in die preuß. Nationalverfammlung gewählt, wurde er bald der Führer der Rechten; 1849 erfolgte seine Wahl in die Erste Kammer, wo er feinen Plaz im linken Centrum nahm, auch zum Vizepräsidenten erwählt wurde. Von der Ersten Kammer 1850 in das Staatenhaus nach Erfurt entfendet, stimmte er hier für die Annahme der Unionsverfassung im ganzen. Unter dem Ministerium Hohenzollern-Nierowald erfolgte sein Eintritt in das Herrenhaus, wo er zur Linken gehörte. Im J. 1856 wurde B. zum Geh. Regierungsrat und 1859 zum Mitglied des Landesökonomienkollegiums ernannt; 1864 wurde ihm das Kuratorium der Univerfität zu Greifswald mit übertragen. In feiner meilern parlamentarifchen Wirkfamkeit im Herrenhaus und als Vertreter des Wahlkreises Greifswald-Grimmen im Konftituierenden Reichstage des Norddeutschen Bundes schloß sich B. der national-liberalen Partei an. Unter feinen wiffenfchaftlichen Arbeiten find aus früherer Zeit „Staatswiffenfchaftliche Verfuche über Staatskredit“ (Heidelb. 1833) und die „Kameralistische Encyclopädie“ (Heidelb. 1835) hervorzuheben. Zu Ricardos „Grundgefetze der Volkswirtschaft“, die er ins Deutsche (Eps. 1837; 2. Aufl., 1. Bd., 1877) übertrug, hat er „Volkswirtschaftliche Erläuterungen“ (Eps. 1838) veröffentlicht. Später (1848) begründete er die „Jahrbücher der staats- und landwirtschaflichen Akademie Eldena“, für welche er Beiträge lieferte, unter denen der aus befonders erftienene „Zur Einkommensteuerfrage“ (Greifswald 1849) von

praktischem Einfluß wurde. Außerdem schrieb er noch: „Zur Geschichte der arbeitenden Klassen“ (Weißb. 1858) und „Einleitung in das wissenschaftliche Studium der Landwirtschaft“ (Berl. 1858). Mit von Waldbühl (Zuccalmaglio) veröffentlichte er „Bardale. Sammlung ausländischer Volkslieder der verschiedenen Völker der Erde“ (Epp. 1836). Seine Ansichten über Rußland hat er in der Gedächtnisschrift „A. Gr. J. Thibaut“ (Epp. 1841) niedergelegt.

Baumwachs ist eine klebrige Masse von verschiedener Konsistenz, welche zum Bedecken kleiner Baumwunden dient. Für die Lebensdauer der Obst- und Zierbäume ist es von Wichtigkeit, daß alle durch Auspuhen oder durch ein Ungeläch entstehen Wunden, nachdem sie mittels eines recht scharfen Reßers geglättet worden, durch Bedeckung mit W. gegen die Einwirkung der Atmosphäre, insbesondere gegen die austrocknende Luft geschützt werden. Hierdurch wird zugleich die Überwallung, d. h. der natürliche Schluß der Wunde durch Bildung neuer Zellgewebemassen von der Rinde her gefördert. Obgleich unerlässlich ist die Anwendung des W. bei der Veredelung. Man unterscheidet warm- und kaltflüssiges W.

Um warmflüssiges oder gewöhnliches Baumwachs zu bereiten, läßt man 2 Teile gelbes Wachs, 1 Teil weißes Bech und $\frac{1}{2}$ Teil Schweinefett über gelindem Kohlenfeuer zergehen und sehr unter beständigem Umrühren 1 Teil biden Terpentin zu. Man gießt die flüssige Masse in kaltes Wasser und formt sie, wenn sie etwas erhärtet ist, zu Stangen. Dieses W. muß vor seiner Anwendung erwärmt und, wenn es flüssig geworden ist, mittels eines Vorstempels auf recht festes Papier gestrichen werden, welches man später in beliebig lange und $1\frac{1}{2}$ cm breite Streifen schneidet. Mit Lehtern wurden früher viel allgemeiner als jetzt die beim Veredeln entstandenen Wunden bedeckt.

Kaltflüssiges Baumwachs, welches direkt über die Wunden gestrichen wird, bereitet man, indem man $\frac{1}{2}$ kg weißes Bech schmilzt und dann langsam und vorzüglich 50–80 g Weingeist zusetzt. Man bewahrt diese Mischung in gut verschlossenen Blechbüchsen an einem kühlen Orte auf. Sollte sie mit der Zeit konsistenter werden und sich nicht mehr leicht aufstreichen lassen, so wird sie erwärmt und wieder mit etwas Weingeist versetzt. Ältere und große Wunden, welche länger als ein Jahr gebrauchen, um zu verheilen, werden dadurch gegen Austrocknung und das Eindringen der Fruchtigkeit geschützt, daß man sie mit dickflüssigem Steintohlenteer überstreicht.

Baumweiskling oder Bedenweiskling (*Pieris crataegi*), einer der schlimmsten Obstbaumschädiger aus der Gattung Weiskling (s. d.), in der Familie der Tagfalterling, in früheren Jahren fast noch verheerender als der Kohlweiskling (s. d.) für den Gemüsegarten, aber in neuerer Zeit, infolge mehrfach während der Vegetationszeit eingetretener ungünstiger Witterung, seltener geworden. Er ist durch ganz Europa verbreitet, findet sich aber auch in Asien bis nach Japan. Alle vier Flügel des Schmetterlings sind weiß und von schwarzen Rippen durchzogen, welche in den schwärzlichen Flügelraum einmünden. Seine Hauptflugzeit fällt zwischen Mitte Juni und Mitte Juli. Während dieser Zeit legt das Weibchen bis 200 Eier dicht nebeneinander auf die Oberfläche der Blätter der Apfel-, Birn- und Zwetschenbäume, auch des Weiß- und des Schwarzborns.

Die schon Ende August auskommende Raupe ist ansgewachsen an Kopf und Beinen schwarz, sonst bleigrau, oben mit weißlichen Borsthaaren besetzt und mit drei schwarzen und dazwischen zwei braunen Längsstreifen bezeichnet. Die Raupen halten sich zusammen und überwintern, nachdem sie das ihnen zunächst liegende Laub aufgefressen, in einem gemeinschaftlich angefertigten Gespinne, das nach dem Laubfall wegen der mit eingelagerten Blätter schon von weitem sichtbar ist. Im Frühjahr ziehen sie bald aus, werden die Knospen ab und fertigen sich ein neues, geräumigeres Nest, in das sie sich abends oder bei nasser, kalter Witterung zurückziehen. Nach der letzten Häutung wachsen sie sehr schnell. Ist die Witterung dauernd warm geworden, so kehren sie nicht mehr in das Gespinne zurück, halten sich aber noch eine Zeit lang zusammen, bis sie sich endlich zerstreuen, um sich einzeln zu verpuppen. Die Puppe hängt an der hinteren Leibspitze und mitten um den Leib durch einen Faden festgehalten aufrecht an Zweigen in Lössen, an Baumstämmen, Wänden u. s. w. und ist sehr und regelmäßig schwarz punktiert. Beim Auskriechen aus der Puppenhülle im Juni legen die Schmetterlinge einen Tropfen roten Saftes nieder, der Veranlassung zur Sage vom Blutregen gegeben hat. Die Gespinne des W. nennt man Jun Laubschilde von denen des Goldastfers (s. d.) kein Raupennest. Man erwehrt sich dieser Obstsäbiger dadurch, daß man im Herbst die Rinde mit der Raupenscheere abschneidet oder im Frühjahr, solange die Raupen noch beisammen leben, mittels der Raupenadel verbrennt.

Baumwolle (fr. coton, engl. cotton) ist eine flaumartige, faserige Stoff, welcher die Samenkörner der Baumwollstaude einhüllt. Die Pflanzengattung, welche die W. hervorbringt, die *Baumwollstaude* (*Gossypium* L.) gehört in die Familie der Malvaceen. Ihre Arten sind teils Sträucher, teils ausdauernde oder häufig nur einjährige Kräuter, welche ursprünglich sich wild nur im tropischen Asien und Afrika finden, jetzt aber in den meisten Ländern der ganzen Erde in Menge angebaut werden. Sie haben alle drei- bis fünfblättrige, in den frühesten und frühesten Periode oft mit schwachen Punkten bestreute Blätter und ziemlich große, gelbe, fünfblättrige, sehr vergängliche Blumen, welche einzeln in den Blattwinkeln stehen und auf Grund mit drei großen, herzförmigen, eingeschnitten gezähnten, vermaasenen Hüllblättern umgeben sind. Die Frucht ist drei- bis fünffächerig, springt bei der Reife in drei bis fünf Klappen auf und enthält mehrere Samen, in eine lange, dicke, weiß und nach dem Aufspringen elastisch hervorstechende Wolle eingehüllt, deren einzelne Haare in der Oberhaut der Körner wurzeln. In den verschiedensten Ländern werden jetzt auch verschiedene Arten von W. angepflanzt, die sich überdies durch eine mehr als tausendjährige Kultur in mancherlei Weise geteilt haben. In den meisten Rassenländern, in Mittelasiatischen und Griechischen Meeresbändern fast nur die einjährige krautartige Baumwollstaude (*G. herbaceum* L.), welche im Orient und Ägypten einheimisch ist und dort schon seit den ältesten Zeiten kultiviert wird. Dieselbe findet sich auch in Deutschland, trägt jedoch nur in Gemüsegärten oder Treibhäusern Blüten und reife Früchte. Eigentümliche Varietäten dieser Art werden im Süd- und Westindien, in Nordamerika, in Brasilien, in

abien und Südamerika angepflanzt. In Peru und Argentinien sind schon die ersten Entdecker Baumwollpflanzungen wie Baumwollzweige vor. In Ostindien und China wird unter andern auch eine besondere Art, die gelbe Baumwollstaude (G. religiosum L.), häufig angepflanzt, die sich durch gelbe Baumwolle auszeichnet. In Westindien baut man jedoch häufig sowohl die westindische (G. darba-
den Ju.) als auch die rauchhaarige (G. hirsutum L.) Baumwollpflanze, welche beide strauchig sind, an Senegal aber vorzüglich die getüpfelte (G. senegalense Schum.). In Ostindien, Ägypten, dem Inneren Amerikas und dem Innern Afrikas ist B. die wichtigste, ja bisweilen das ausschließliche Kulturprodukt der B. wählt man einen leichteren, mit Sand gemischten, schon an warmen Orten. Nur darf, um gute B. zu erhalten, das Klima nicht zu trocken sein, weil sonst beim Reife in Regen die Wolle kurz bleibt. Daher ist das nördl. Indien keine oder nur wenig B., während die südl. Halbinsel Indiens ein brauchbares Produkt in Menge erzeugt. (Vergl. Baumwollindustrie.) Neuerdings hat in Australien die Baumwollkultur ziemlich bedeutende Fortschritte gemacht und die dort kultivierten Sorten haben sich zum Teil als ganz auszuweisen. Infolge der durch den amerik. Bürgerkrieg hervorgerufenen Prohibition und Ausfuhr von B. sind Anstrengungen gemacht worden, die Baumwollkultur in Ostindien und Italien, Sicilien, Insel Sardinien) emporzubringen. Erfolge hierin erfordern aber eine längere Zeit. Auch die Verarbeitung chinesischer B. in Fabriken ist durch diese Krisis veranlaßt. Die Merkmale einer guten B. bestehen darin, daß die Wolle weiß, lang, seidnartig, fest, ohne Unreinigkeiten ist. Je weicher und desto die B. und die aus ihr gewobenen Stoffe einfallender, wärmerer Stoffe, desto mehr als früher auch als Verbandsmittel. In letzterer Hinsicht haben die Folgen der letzten Kriege sowie der großen Kriege in Prag, Berlin u. s. w. sie zu einer Reihe von leinenen Charpie gemacht. Auch man sie zur Herstellung der Roga (s. d.). In Gebrauch man die Schießbaumwolle zur Herstellung des Kollobium (s. d.).

Baumwollindustrie. I. Technisch. Die Baumwolle ist das wichtigste Rohmaterial der Textilindustrie. Die Verarbeitung eines der interessantesten Prozesse darstellt. Schon während des Wachstums wird die Baumwolle sortiert, indem die reifen und verborrenen Teile ausgefondert werden und das zurückgehaltene Material wird an der Baumwollspinnerei und sojann am Gewinnungsorte durch Maschinen ausgeführten Operationen des Egrenierens, unterworfen, durch die Trennung der Fasern von den Samen und den noch anhängenden Kapseln bewirkt. Von den zu dieser Arbeit verwendeten Maschinen, abgesehen von den ältern, teilweise sehr unvollkommenen, namentlich zwei Systeme, das der Säge- und das der Ramm-

gefecht ist, welche letztere die Sägen in einer Entfernung von 18 mm auseinanderhalten und, da ihr Durchmesser kleiner als der der Sägeblätter ist, die Zähne derselben hervortreten lassen. Über dem Sägecylinder ist ein aus gebogenen flachen Eisenstäben bestehender Kasten c c derart angebracht, daß die Zähne der Sägen durch die engen Zwischenräume der Stäbe hindurchgreifen. Dieser Kasten ist einerseits bei o o am Scharniere drehbar befestigt, andererseits bei d durch die Stellschrauben s nach Belieben höher oder tiefer zu stellen, je nachdem die Zähne mehr oder weniger hervortreten sollen. Auf denselben wird die zu egrenierende Baumwolle geschüttet; die Zähne des rotierenden Sägecylinders erfassen die Fasern und ziehen sie durch den Kasten hindurch, und da die Körner nicht folgen können, wird die Wolle von ihnen abgerissen. Hinter dem Sägecylinder ist die mit Haarbüscheln dicht besetzte Bürstenwalze b gelagert, welche dazu dient, die an den Zähnen der Säge sitzende Baumwolle abzustreifen und in der Richtung der Pfeile 2, 3 über die Platte t aus der Maschine fortzuführen, während die von den Fasern abgelösten Körner durch den Schlitz bei k über die Platte d zur Erde fallen. Die durch eine Art Scheibewand getrennten Räume unterhalb der beiden Walzen dienen zur Aufnahme der Schmutz- und Staubteile, die, schwerer als die Baumwolle, durch die Centrifugalkraft nach unten geschleudert werden. Eine derartige Maschine mit 80 Sägeblättern auf dem Cylinder liefert, durch Dampf betrieben, in zehn Stunden etwa 625—675 kg von etwa 2500 kg Rohmaterial; da sie aber die Fasern zu sehr angreift, wird sie nur bei geringern, kurzfasrigen Sorten angewendet.

Weit mehr wird die Faser durch die auf Tafel: Baumwollindustrie, Fig. 2 im Vertikalschnitt dargestellte) Ramm- u. Egreniermaschine geschont, deren Konstruktion und Wirkungswiese aus Folgendem verständlich ist. In Fig. 2 bezeichnet A eine mit weichem Büffelleber überzogene Walze, welche in der Richtung des Pfeils rotiert, hierbei die Fasern der ihr zugeführten Baumwolle erfasst und mit sich führt, während das ihrem Umfange möglichst nahe gestellte Messer a die Samenkörner zurückhält, welche durch zwei sich schnell auf- und niederschwingende Messer b b' von den Faserbüscheln abgerissen werden, um zwischen den Stäben des Kastens i unten herauszufallen; die Messer b b' sitzen an den Enden der Hebel c und erhalten ihre Bewegung von einer im untern Teile des Maschinengerüsts gelagerten Welle aus mittels zweier Excenter und der Excenterstangen d d'. Die rohe Wolle wird auf einem Latenttuch ausgebreitet, welches über zwei Spannwalzen r gelegt ist und durch diese eine fortwährende Bewegung erhält; sie geht unter der Kieselwalze h durch und wird von einer Stachelwalze s in den Trog H J geworfen, um endlich durch den schwingenden Ramm J periodisch gegen die Leberwalze A geschoben zu werden. Die schnell rotierende Kieselwalze G entfernt die egrenierte Wolle von der Walze A und läßt sie in die zu ihrer Aufnahme bestimmten Behälter fallen. Auf derselben Idee, wie sie der eben beschriebenen Konstruktion zu Grunde liegt, basiert auch die neuere von Platt Brothers u. Comp. in Oldham gebaute Maschine, die, mit mannigfachen Änderungen und Verbesserungen versehen, eine Leistung von 60—100 kg gereinigter Baumwolle in der Stunde ergibt.

Säge-Egreniermaschine (s. Tafel: Baumwollindustrie, Fig. 1) hat als hauptwichtigsten Bestandteil den in der Abbildung dargestellten Sägecylinder, der abwechselnd aus Eisen und aus hölzernen Scheiben zusammen-

Das so gewonnene Produkt bildet, mittels hydraulischer Pressen zu Ballen von durchschnittlich 200 kg Gewicht zusammengepreßt, einen der bedeutendsten Handelsartikel der Welt. Die Baumwolle hat entweder eine rein weiße Farbe, oder sie ist weiß mit einem Stich ins Gelbe, Blaue, Rote oder Graue; nur die sog. Kanking-Baumwolle, aus welcher der echte Kanking erzeugt wird, hat eine stark gelbbraune Färbung. Die einzelnen Fasern sind plattgedrückte, schraubenartig gebrochene Röhren von 13–36 mm Länge und 0,01–0,04 mm äusserm Durchmesser und bestehen fast nur aus reiner Cellulose. Die Güte einer Baumwollsorte wird durch Länge und Feinheit, Glanz und Farbe, sowie durch Festigkeit und Elasticität der Fasern bedingt.

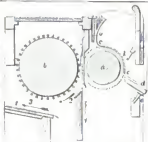
Im Handel untercheidet man nach dem Orte des Wachstums sieben Arten. 1) Nordamerikanische Baumwolle: Sea-Island oder lange Georgia, die geschätzteste aller Baumwollsorten; Louisiana, Alabama, Florida, kurze Georgia, Tennessee. 2) Südamerikanische Baumwolle. a) Brasilianische: Pernambuco, Ceara, Bahia, Maranhão; b) Guiana: Surinam, Demerara, Berbice, Cayenne; c) Columbianische: Barinas, Barcelona, Cartagena; d) Peruanische: Lima und Yauca. 3) Mittelamerikanische Baumwolle. Westindische: Haiti, Portorico, Guayana, Cuba. 4) Ostindische Baumwolle: Surate, Bombay, Broach, Dhollerah, Manilla, Singapore, Bengal, Madras. 5) Levantinische Baumwolle: Racedonische, Smyrna, Levantinische im engeren Sinne. 6) Afrikanische Baumwolle: Bourbon, Senegal, Ägyptische. 7) Europäische Baumwolle. Spanische: Morril. Italienische: Castrilamare, Biancamilla, Sicilianische.

Um die in stark gepreßtem Zustande in den Handel kommende Baumwolle zu Garn verarbeiten zu können, muß dieselbe zunächst aufgelockert und von allen noch anhaftenden Unreinigkeiten befreit werden. Zu den diese Arbeit verrichtenden Maschinen gehört der auf Tafel: Baumwollindustrie in Fig. 3 dargestellte Klopfschiff oder Whizzer, bei welchem innerhalb eines hölzernen Gehäuses zwei mit Schlagarmen versehene, horizontale Wellen in schneller Umdrehung sich befinden. Die Schlagarme sind so gestellt, daß diejenigen der einen Welle zwischen denen der andern Welle hindurchgehen; den Zwischenräumen beider entsprechen außerdem im Innern des Gehäuses in zwei Reihen an geordnete feststehende Stäbe. Wird nun die Baumwolle mittels eines endlosen Lattentuchs und zweier Speisewalzen in das Innere des Gehäuses geführt, so erfolgt eine energische Ausfoderung derselben, indem die oft bis zu einer an die Beschaffenheit des Stoffes erinnernden Dichtigkeit komprimierten Wollballen zerklüftet und so in kleinere Büschel verwandelt werden. Fig. 4 zeigt eine Ausfoderungsmaschine anderer Art, den sog. Öffner (opener), bei welchem die Bearbeitung der Baumwolle durch vier mit dornförmigen Erhöhungen (Zähnen) versehene Trommeln erfolgt, die die Baumwolle von einem Zuführungsapparat empfangen und wiederholt gegen eine feststehende Reihe ähnlicher Zähne werfen; unterhalb dieser Schlagtrommeln ist ein aus dünnen Eisenstäben zusammengefügter Korb angebracht, durch welchen alle fremdartigen Körper (Sand, Laub, Samenlörner) hindurchfallen. Die auf solche Weise aufgelockerte und von groben Verunreinigungen befreite Baumwolle passiert hierauf noch

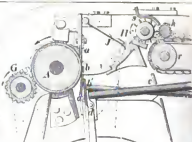
zwei mit feinmaschigem Drahtgewebe überzogene Trommeln, aus deren Innern durch einen Ventilator die Luft abgesaugt wird. Zudem ist die Baumwolle an den Umfang dieser Siebe anlegt, worin sie durch die durchdringende Luft von den feinsten Staubteilen sowie von den allzu kurzen Fäden befreit.

Eine der wichtigsten Vorbereitungsarbeiten der Baumwollspinnerei, deren Wirkung der oben beschriebenen ähnlich, ist die Schlagmaschine, die zur weiteren Reinigung der von dem Whizzer oder Öffner gelockerten Baumwolle dient und deren Einrichtung aus Fig. 5, 6 u. 7 auf Tafel: Baumwollindustrie ersichtlich ist. Die Baumwolle wird hier, auf einem Lattentuche ausgebreitet, durch ein Paar Nisselwalzen dem im Innern des Gehäuses (Fig. 5) rotierenden Schlagflügel zugeführt, der aus zwei oder drei Stahlflächen besteht, welche durch mehrere Arme mit einer in schneller Umdrehung befindlichen Welle in Verbindung stehen; die Schalen sollen auf die zwischen den Speisewalzen hervortretende Welle in rascher Aufeinanderfolge schlagend wirken und so die noch vorhandenen klebrigen weißen Anhäufungen auflösen. Unterhalb des Schlagcylinders ist ein Korb angebracht, durch dessen Spalten die gröbsten Unreinigkeiten entweichen. Die Baumwolle passiert den sog. Flugraum b und vereinigt sich auf dem Umfang der Siebtrommel c, mit deren Innern die Luft durch einen Ventilator ständig entfernt wird, zu einer dünnen Welle, die von dem Walzenpaar d abgelöst, zwischen den Walzen e f g h verdichtet und aus einer großen Hohlspule i zu einem Widel geformt wird. Dem bei Ablösung der Baumwolle von der Siebtrommel leichter von hinten geht, ist im Innern derselben ein Schirm l angebracht, der den Windstrom aus der bestreifenden Stelle unterbricht, indem er an der feststehenden Welle der Trommel befestigt ist, während die Trommel selbst sich mittels Hohlzapfen an der selben dreht. Fig. 6 zeigt eine einfache Schale mit Widelmaschine in perspektivischer Ansicht. Auch für kurze Fasern die wirkende Kante des Schlagflügels der Stelle möglichst nahegebracht werden kann, an welcher die Welle zwischen den Walzen hervortritt, hat man die Zuführungswalzen etwas in der Höhe durch eine Art Walze a und eine über sie gelagerte Stachelwalze b (in Fig. 7) ersetzt.

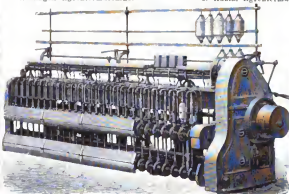
Der auf diesen Maschinen hergestellte Widel gelangt zu den Karden, auch Karben oder Kammgenannt, welche die Aufgabe haben, denselben zum zusammenhängenden Band von möglichster Gleichförmigkeit und Reinheit zu verwandeln. Die arbeitenden Teile der Kammmaschinen sind die Karden- oder Kardenapparaturen, Leberstreifen, die mit stetig gekrümmten Drahtbüscheln dicht besetzt sind. Die eigentümliche Wirkungsweise dieser Kardenbüscheln auf Tafel: Baumwollindustrie in Fig. 8 und 9 erläutert. Bei Fig. 8 sind die Drahtbüschel in der Richtung ihrer Spitzen einander entgegengerichtet; man sieht die untere mit Baumwollbüscheln besetzte und in Ruhe befindlich, die obere b hingegen in Bewegung, also entgegengerichtet der Richtung der bezeichneten Pfeile, über dieselbe hinwegbewegt, so daß die Büscheln des sich bewegenden Kardenbüschels alle Stellen des ruhenden, wo Baumwolle nicht fluss vorhanden, einen Teil derselben wegnimmt und an den frei geliebten Stellen wieder abnimmt, daß nicht nur eine vollständige Auflösung der Faser, sondern auch gleichmäßige Verteilung auf die Beschläge die Folge ist. Fig. 9 zeigt dagegen



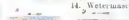
1. Sagen-Egreniermaschine.



2. Kamm-Egreniermaschine.



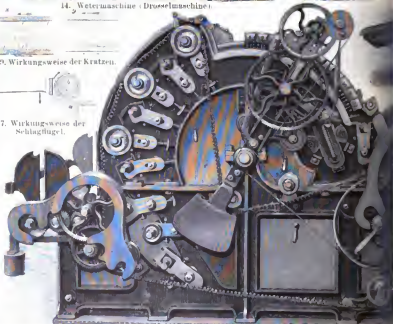
14. Watermaschine (Drosselmaschine).



8. 9. Wirkungsweise der Kratzen.



7. Wirkungsweise der Schlingflügel.



10. Schimmels Automat-Krempel.

INDUSTRIE.

DE DER BAUMWOLLE



1. Spindelbank.



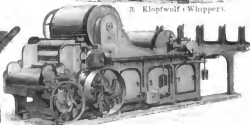
11. Krempel, karde oder Kratze.



12. Klopfwolf (Whipper).



4. Öffner.



6. Kärtsche Schlag- und Wickelmaschine.



16. Mule-Kötzer.



5. Schlag- und Wickelmaschine mit Seilmaschine.



17. Seilmaschine.

Zu Artikel Baumwollindustrie.

Krahenbeschläge, deren Hälften nach derselben Richtung gezogen sind. Ist der obere a mit Fasern bedeckt und bewegt sich in der Richtung des eingezeichneten Pfeils über den untern hin, so wird das gesamte Material auf den untern Beschlag übergehen. Auf diese beiden Bewegungsarten gründet sich die eigentliche Funktion der Krahamaschinen, in welchen um eine mit Krahen besetzte, rotierende große Walze (Trommel oder Lambour) eine Anzahl kleinerer Walzen (Arbeiter oder Venner) oder auch mit Krahenbeschlag versehene festliegende Dedel, resp. Walzen und Dedel abwechselnd, angeordnet sind, sobald die durch einen Speiseapparat zugeführte Baumwolle in einzelne Fasern gesondert und zu einem Jarten, an den Trachhälften des Lambours sitzenden Bleis gehalten wird, welches bei der in Fig. 9 angenommenen Stellung der Hälften auf den Umfang einer folgenden Walze, des Abnehmers, überträgt, gleichzeitig durch Zusammenziehen der Fasern verdichtet, endlich mittels einer sechszähligen, in schneller Schwingung begriffenen Stahlblechschneide (Foder) abgelöst, in einem Trichter zu einem kleinen Band zusammengebrängt und in dieser Form in einen Blechtopf abgeführt wird. Die Fig. 10 und 11 der Tafel: Baumwollindustrie stellen einige der gebräuchlichsten Konstruktionen dar, die auf die oben beschriebene Art funktionieren. Zu bemerken ist noch, daß diese Maschinen mit einem selbstthätig wirkenden Apparat zum Auspuschen der Krahenbeschläge versehen sind und die zur Aufnahme des fertigen Bandes dienenden Blechöpfe in eine derartige Umdrehung versehen, daß das Band sich möglichst gleichförmig legt und somit jeder Blechtopf eine möglichst große Menge desselben fassen kann.

Nachdem die spinndaren Fasern der Baumwolle gereinigt und zu einem Band von einiger Konsistenz verringert sind, handelt es sich zur Umwindung desselben in Garn weiterhin darum, durch Zusammenlegen mehrerer Bänder (Doubliren) ein in der Stärke vollkommen gleichmäßiges Band zu bilden, bei welchem durch fortwährende Dehnung (Strecken) eine parallele Lage der Fasern und die erforderliche Festigkeit erreicht wird. Auf Tafel: Baumwollindustrie zeigt Fig. 12 eine Streckmaschine, die beide Operationen vollzieht. Die wirksamen Teile derselben sind paarweise mit entprechendem Abstand voneinander angeordnete Walzen, von denen jedes Paar eine größere Umfangsgeschwindigkeit als das vorhergehende besitzt. Die in vier- bis achtzähliger Anzahl zusammengelegten Bänder werden auf die fünf- bis sechsfache Länge ausgezogen, und das so erhaltene Band hat selbstverständlich eine weit größere Gleichmäßigkeit als die ursprünglichen erlangt. Das Zusammenlegen der Bänder erfolgt einfach dadurch, daß man dieselben in der bestimmten Anzahl gleichzeitig zwischen das erste Paar der Streckwalzen treten läßt. Da nun ober bei der geringen Konsistenz der von den Krahen gelieferten Bänder sehr leicht eine derselben obersinken kann und dadurch die Gleichförmigkeit des Fabrikats, auf welche es vor allem ankommt, wesentlich beeinträchtigt werden würde, so hat man, um die Maschine von der Unzuverlässigkeit der Arbeiter möglichst unabhängig zu machen, Vorrichtungen erfunden, welche beim Ziehen eines Bandes den ganzen Mechanismus zum Stillstand bringen. Die Firma Howard u. Wulough in Accrington benutzt bei der Mehrzahl ihrer diesen Zweck dienenden Apparate die Wirkung der Elektrizität, indem die nichtleitenden Baumwollbänder

bei richtigem Gange der Maschine einen elektrischen Stromkreis unterbrochen halten, welcher, sobald ein Band an irgendeiner Stelle reißt, sofort geschlossen wird, wodurch ein Elektromagnet seinen Anker anzieht und so die Auslöschvorrichtung in Thätigkeit setzt. Durch wiederholtes Doubliren und Strecken wird die vollständige Gleichmäßigkeit des Bandes erreicht, womit die Vordarbeiten der Spinnererei beendet sind. Die Spinnmaschinen, welche die eigentliche Herstellung des Fadens übernehmen und in ihrer heutigen Gestalt zu den feinsten technischen Maschinen zu zählen sind, zerfallen in Vorspinn- und Feinspinnmaschinen. Die von den Strecken gelieferten Bänder bedürfen, um in Garn verwandelt zu werden, noch einer bedeutenden Verfeinerung, die zwar auch durch sorgfältiges Strecken erreicht werden könnte, durch welche aber auf diesem Wege das Band eine solche Zartheit erlangen würde, daß ein häufiges Zerreißen unausbleiblich wäre; es muß also auf geeignete Weise dem Bande eine größere Festigkeit gegeben werden. Das einfachste Mittel hierzu ist ein mäßiges Zusammenziehen desselben, wodurch die Fasern einander genähert und zusammengehalten werden. Die fortwährende Dehnung bei gleichmäßiger Drehung bildet daher die Operation des Vorspinnens. Man kann zwei Arten von Vorspinnmaschinen unterscheiden: solche, die dem Bande eine bleibende, und solche, die ihm nur eine vorübergehende Drehung erteilen.

Eine Vorspinnmaschine der ersten Art ist der sog. Nota-Trotteur oder Würgelmaschine, bei welcher außer einem gewöhnlichen Streckwerk ein sog. Würgelapparat vorhanden ist, der die hindurchgehenden Bänder nach erfolgter Streckung abwechselnd nach rechts und links zusammenzieht; dertelbe ahmt die Wirkung nach, welche man mit den flachen Seiten der zusammengelegten Hände ausübt, indem man ein dazwischengelegtes Band zusammenwürgelt. Der Apparat besteht für jedes einzelne Band aus einem über zwei Walzen gelegten endlosen Lederstreifen, auf welchen in der Mitte des oberen freiliegenden Strahls eine mit Leder überzogene Walze brüdt; diese beiden Organe fassen das Band zwischen sich und erhalten außer einer fortlaufenden Rotationsbewegung, durch welche das Band vom Streckwerk nach dem Blechtopf transportiert wird, eine wechselnde Hin- und Herbewegung in horizontaler, zur Bandlänge senkrechter Richtung, wodurch die erwähnte Zusammenziehung des Bandes in wechselnder Richtung erfolgt. Die jetzt am meisten angewendete Vorspinnmaschine ist die gleichfalls mit Streckwerk versehene Spindelbon- oder Ziper, die im Gegensatz zu der Würgelstrecke ein Vorspinn mit bleibender schwacher Drehung liefert. Die Fig. 13 der Tafel: Baumwollindustrie zeigt die äußere Ansicht dieser außerordentlich sinnreich konstruierten Maschine. Das gestreckte Band wird von den Vorderzylindern nach der centralen Umdrehung eines in schneller Rotation begriffenen gabelförmigen Flügels geführt und läuft durch den einen hohlen Arm desselben nach einer innerhalb des Flügels befindlichen, auf dessen Achse oder Spindel aufgesetzten Spule, deren selbstthätige Drehung so bemessen ist, daß gerade die vom Streckwerk gelieferte Fadenzahl in Form regelmäßig übereinandergelegter Windungen auf die Spule aufgewickelt wird. Es ergibt sich hieraus, daß der Faden zwischen Streckwerk und Flügel eine bleibende Drehung und damit die notwendige Festigkeit erhält, während

gleichzeitig die zu möglichster Schonung des Bandes dienende regelmäßige Zusammenwickelung desselben auf einer Spule zu Stande kommt. Jeder Fäher enthält eine größere Anzahl (40—100) in zwei Reihen angeordneter Spindeln und kann daher die gleiche Anzahl Bänder gleichzeitig bearbeiten. Das auf diese Weise erzeugte Vorgarn gelangt zuletzt auf die Feinspinnmaschine, durch welche dasselbe bis zu dem gewünschten Feinheitsgrad ausgezogen und sodann dem Faden eine bleibende, hinreichend starke Zusammenziehung erteilt, zugleich auch die Überführung der Fäsern in die für den Spinnprozeß charakteristische schraubenförmige Lage erreicht wird. Man unterscheidet zwei Arten Feinspinnmaschinen: die Watermaschine und die Mulemaschine (beide mit Streckwerk ausgestattet), von welchen die letztere weit häufiger als die erstere angetroffen wird, weil sie eine allgemeinere Verwendung zuläßt und für grobe wie feine Sorten zu gebrauchen ist, wogegen die Watermaschine, die sich nur für grobe Garnsorten eignet, den Vorzug einfacheren Baues und größerer Leistungsfähigkeit hat.

Die Watermaschine, auch Drosselmaschine genannt (s. Tafel: Baumwollindustrie, Fig. 14), hat in ihrer Konstruktion große Ähnlichkeit mit dem in Fig. 13 dargestellten Fäher. Wie dieser enthält sie ein Streckwerk, für jeden Faden einen die Drehung erteilenden Flügel und eine zur Aufnahme des Gespinnstes dienende Spule; aber während die letztere beim Fäher, der jarten Beschaffenheit des Vorgarns wegen, eine selbständige Drehbewegung von der Antriebswelle her empfängt, wird sie hier nur durch den in der Aufwickelung begriffenen Faden nachgezogen, wobei die aus ihrem Gewicht entspringende Reibung auf ihrer Unterstüßungsfläche die angemessene Spannung des auslaufenden Fadens hervorbringt. Aus dieser Anordnung folgt schon, daß das Gespinnst eine gewisse, durch stärkeres Zusammendrehen erzeugte Festigkeit besitzen muß, wenn nicht ein häufiges Abreißen des Fadens eintreten soll. Will man daher eine weiche Beschaffenheit des Feinspinnstoffs, wie sie für manche Zwecke, z. B. zur Erzeugung gewirkter Waren, erforderlich ist, erreichen und darf daher nur eine schwächere Drehung erteilt werden, so ist die Watermaschine ebenso wie für die feinsten Garnnummern nicht mehr verwendbar, doch ist man in neuerer Zeit bemüht gewesen, die Waterpinnmaschine zu verbessern und namentlich durch andere Konstruktion der Drehungs- und Aufwickelungsorgane teils erhöhte Produktionsfähigkeit infolge vergrößerter Geschwindigkeit, teils bequemere Bedienung (schnelles Auswechseln der gefüllten Spulen und leichtes Einlegen abgerissener Fäden) zu erzielen.

In diesem Sinne ist die jetzt vielfach in Anwendung gekommene Ring-Spinnmaschine bemerkenswert.



Fig. 1.

An Stelle des zum Aufwinden des Garns dienenden Flügels tritt hier der Ring mit dem Flügel (s. beistehende Fig. 1, welche eine Ringspindel darstellt). Auf einem Metallring mit bickem Rande läuft eine aus Draht gefertigte Öse im Kreise um, die entweder von einem Flügelarme geführt oder durch den

schine besteht indes in der Verbesserung der Spindel (Rabbeith- u. Booth-Samper-Spindel) in abjustierbare Hals- und Fußlager vermittels durch erzielten konzentrischen Stellung der Spindel im Ring (Geschwindigkeiten bis zu 11000 U/min in der Minute erreichen lassen (noch gibt es zur Herstellung eines gleichmäßigen Spinnstoffs wohl aber 7—8000 Touren hinaus). Bei den beistehenden Fig. 2, 3 und 4 dargestellt.

Rabbeith-Spindel sind Hals- und Fußlager derart verbunden, daß die Spindel sich darin wie in einer einzigen Hülse hält; auch ist nur eine Spindelbank (statt der sonst üblichen zwei) zur Unterstüßung derselben erforderlich. A ist die aus Stahl hergestellte Spindel, B eine fest auf sie getriebene gußeiserne Hülse, an deren unterem Ende der Mittel C angegossen ist, D das bei E mit einer Nische aus Neusilber versehene gußeiserne, Platte und Halslager in sich vereinigende Spindellager; die Hülse H dient als Ollammer; der Hals J ist angebracht, um das Heranziehen der Spindel beim Wechseln zu verhindern. Der auf der Spindel ruhende Becher F hat zunächst die Aufgabe, die Spule G in der richtigen Lage zu halten und den richtigen Schlag und Umrundlaufen derselben zu verhindern und für ihre Mitnahme durch die Spule mehr Sicherheit zu gewähren; der Becher G dieses Organs ist jedoch der, beim Abnehmen der leeren, beziehungsweise beim Einlegen der gefüllten Spulen zu erleichtern, die Umwickelung des Fadens um die leere Spule früher, wie bei den Fäher, von der Hand des Spinners, durch dasselbe entbehrlich gemacht.

Die Fig. 15 der Tafel: Baumwollindustrie zeigt den auf dem Prinzip der Mulemaschine beruhenden Selfactor (so genannt, weil die Arbeitsbewegungen von der Maschine selbst besorgt werden), welcher die vollkommene Spinnmaschinen zu nennen ist. So verschiedenheiten die als Selfactor zu bezeichnenden Konstruktionen aufweisen, so ist doch der Gedanke bei allen derselbe. Das Organ des Selfactor besteht darin, daß nach einem Stück von bestimmter Länge (etwa 1,5 m) die Spule aufwickelt, worauf die Fadenbildung auf der Spule erfolgt, und zwar nicht auf der Spule, sondern auf stählernen Spindeln von der meist eiförmigen Form. Diese Spindeln (die mit ihrem Bewegungsmechanismus in einem Wagen angebracht, und in demselben in welchem das Streckwerk den Faden leitet, dieser durch den Umlauf der Spindel in den durch das Ausfahren des Wagens in den gewünschten Zustand erhalten. Sobald der Wagen seiner Bahn angelangt ist, bleibt das Streckwerk stehen und die Fadenlieferung hört auf; es muß der von der eigentlichen Arbeitsmaschine bis zur Spitze der Spindel gelangte Faden von der Hand des Spinners abgetrennt werden, zu welchem die Spindeln einige Drehungen in entgegen-



Fig. 2.

Richtung machen. Hierauf erfolgt die Aufwindelung auf die Spindeln, wobei der Wagen sich wieder nach dem Sinn der Bewegung hin bewegt. In beistehender Fig. 5, welche den Wagen des Sefactor darstellt, sind die Vorgänge schematisch veranschaulicht.



Fig. 5.

Die drei Paar Streckwalzen ziehen das von den Spulen der Vorspinnmaschine kommende Band bis zur erforderlichen Feinheit aus. Der die Spindeln tragende Wagen, b und a, ist der Auf- und Gegenwinder, von denen der Gegenwinder a die Fäden immer in der nötigen Spannung hält, während der Aufwinder b den Faden derartig führt, daß sich derselbe in Form eines Kugels (s. auch Fig. 16 auf Tafel: Baumwollindustrie) aufwindet. Die beistehende Fig. 6 zeigt die Lage der einzelnen Teile in dem Augenblicke, wo die Aufwindelungsperiode beginnt. Es ist zu bemerken, daß bei der Einrichtung des Sefactor der Arbeiter keine erhebliche Beanspruchung erleidet; es wird vielmehr mittels desselben die feinsten Garnummengen gesponnen werden. In dem gleichen Grade, in welchem alle hier beschriebenen Maschinen im Laufe der Zeit vervollkommen worden sind, ist naturgemäß auch das Spinnrad und damit das Spinnrad vervollkommen worden, so daß heute nur noch ein sehr geringes Quantum Baumwollgarn durch Handarbeit hergestellt wird. Zur Bestimmung der Feinheit des Garns ist noch jetzt für Baumwollgarne am meisten das engl. System in Gebrauch, nach welchem man irgend einer Sorte die Anzahl von Fäden oder Strähnen (840 Fäden Fadenlänge) ansetzt, die in einem engl. Pfund enthalten ist. Man bedient sich des franz. Systems mit 5000 oder 500 g sowie des sog. internationalen mit den Einheiten 1000 m und 1000 g. Die kulturgeschichtlich und statistisch. Wie die Heimat der Baumwolle war, so ist es dasjenige Land, in welchem diese Gespinnst zuerst und in bis jetzt unerreichter Feinheit hergestellt wurde. Schon in den ältesten Sanskritschriften werden Baumwollgewebe erwähnt, zu jenen Zeiten waren Baumwollgewebe die gewöhnliche Kleidung der Einwohner und die orient. Völker nannten den feinen ind. Musselin-gewebten Stoffen. Von Indien verbreitete sich mit dem Aufbruch der Verarbeitung der Baumwolle nach Persien, Vorderasien und Ägypten, durch Phönizier nach Griechenland, Malta, Sicilien, Spanien. Die Verbreitung der Baumwollindustrie in China war wohl die Folge der Eroberung dieses Reichs durch die Tataren. Vorher hatten die Chinesen ihre Gewebe ausschließlich aus Seide, wie sie dieselben denn auch mit dem ind. Baumwollgewebe benannten; von dort bezogen sie auch die feinsten und härtesten Sorten des Rohstoffs, bis im 9. Jahrh. den Anbau begannen. Die Araber und Babylonier empfingen gleichfalls von Indien aus ihre Kenntnis der Baumwolle und ihrer Verarbeitung. Nach Arrian brachten arab. Kaufleute die ind. Baumwolle nach Auzi am Roten Meer, wo sie in Kattun, u. a. aus Patala, Kattun, Kattun und Barygaza am Persbudda. Die Baumwollmanufakturen von Ma-

lasia (Masulipatnam) waren berühmt, aber die feinsten Musseline kamen aus dem Gebiete des Ganges, daher sie von den Griechen γανυρηται genannt wurden. Die Griechen wurden mit der Baumwolle durch Alexanders Feldzug bekannt gemacht, und die Insel Kos zeichnete sich bald vor allen andern durch ihre vorzüglichen Manufakturen aus. Nach Malia war die Kultur der Baumwollpflanze wahrscheinlich schon durch die Phönizier gebracht worden; hier errichteten die Karthager bedeutende Manufakturen, in welchen die durch Feinheit und Weichheit ausgezeichneten Gewänder hergestellt wurden, welche die Phönizier als wichtigste Ware den afrikan. Völkern zuführten. In Ägypten wurde die Baumwollstaude wohl schon von alters her gebauet; Plinius erzählt von ihrer Kultur in Ober-Ägypten. Weiter südlich ist sie durch ganz Afrika verbreitet und wird dort auch verarbeitet. Die Ägypter schätzten Gewänder aus Baumwolle hoch, wie wir aus dem biblischen Berichte über den Aufenthalt der Juden in diesem Lande wissen. Joseph erhielt ein Kleid aus diesem Stoffe als Geschenk von dem damaligen Pharao. Im Ostindischen Archipel ist die Verwendung der Baumwollstaude zur Anfertigung von Gewändern eine uralte.

Den Bewohnern von Amerika war die Kultur der Baumwolle und ihre Verarbeitung zur Zeit der Entdeckung sehr wohl bekannt. Unter den Gesandten, welche Columbus von den Einwohnern von Guahani erhielt, befand sich auch Baumwolle; die Bewohner des Innern von Hispaniola mußten ihm alle drei Monate 25 Pfd. als Tribut liefern, und auf Cuba fand man große Vorräte von Rohstoff und allerlei Fabrikaten. In Südamerika bestanden die bunten Kopftücher und Schürzen der wilden Indianer aus Baumwolle, die Brasilianer fertigten ihre Hamals und Jagdgarn daraus, die Peruaner ihre armellosen Hemden und Mäntel. Bei den Mexikanern war die Baumwolle fast das einzige Bekleidungsmaterial. Unter den Gesandten, welche Montezuma dem Cortez bot, befanden sich 30 der feinsten baumwollenen Mäntel, außer Teppichen u. s. w., von denen Cortez einen Teil dem Kaiser Karl V. sandte, an dessen Hofe diese Neuheiten die größte Bewunderung erregten. Auf weißen baumwollenen Zeugen entworfen auch die Maler, welche sich unter den Gesandten Montezumas an Cortez befanden, Zeichnungen aller der Werkwürdigkeiten, welche sie bei den Spaniern gesehen hatten. In das nördl. Amerika ist die Kultur und Verarbeitung der Baumwolle aber erst durch Europäer eingeführt worden.

Wie die Araber den Anbau der Baumwolle nach Europa brachten, so fingen sie auch zuerst an, dieselbe zu verarbeiten, indem sie Baumwollmanufakturen in Spanien gründeten. Abu Abdallah sandte an Karl d. Gr. als Geschenk baumwollene Zeuge, welche in Spanien verfertigt worden waren. Unter Abdarrhaman entwickelte sich diese Industrie noch weiter und gelangte im 12. Jahrh. zu hoher Blüte; im 14. Jahrh. wurde sie in Granada schwunghaft betrieben. Die Christen aber hatten schon im 13. Jahrh. bedeutende Baumwollmanufakturen in Barcelona. Sicilien verdankt die Einführung dieser Industrie im 12. Jahrh. gleichfalls den Saragenen. In Italien war es Venedig, das die Baumwollmanufaktur zuerst einfuhrte; hier blühte sie im Anfang des 14. Jahrh. und verbreitete sich bald über die benachbarten ital. Städte. Florenz glänzt um diese Zeit durch seine ausgezeichnete Weberei, Appretur

und Färberei. Von Italien kam die Baumwollindustrie bald nach der Schweiz, und zwar hauptsächlich nach Zürich, wo im 14. und 15. Jahrh. der Handel mit Baumwolle und baumwollenen Zeugen ein sehr lebhafter war. Um dieselbe Zeit gelangte die Baumwolle von Venedig nach Augsburg; durch den regen Handelsverkehr zwischen diesen beiden Städten fing Augsburg bald an, sehr beträchtliche Mengen von Geweben nach den Niederlanden auszuführen, von wo es später den Rohstoff bezog. Denn den Niederlanden wie England wurde zwar schon im Anfang des 14. Jahrh. Baumwolle durch Venuesen und Venetianer zugeführt, indes verwandte man dieselbe, soweit bekannt, nur zu Licht- und Lampenbochten. Die Holländer sollen aber zuerst in Europa Kattun, wie den indischen, angefertigt haben, eine Kunst, welche wohl zu Anfang des 16. Jahrh. nach England überlieferte. Protestantische Flüchtlinge brachten die Baumwollspinnerei und Weberei hieher, unter Heinrich VIII. begann die Verarbeitung der Baumwolle in Lancashire und eine Parlamentsakte Eduards VI. spricht schon von Baumwollwaren von Manchester, Lancashire und Geshire. Manchester wurde der Hauptplatz der Fabrication baumwollener Gewebe: Kameas, Vorchent, Fustian, Dimity u. a., und lieferte bald baumwollene Samte und Velvetsins. Aber erst durch die Einführung des Kattunbruchs und die gesetzliche Beschränkung der Einfuhr ostind. Zeuge in den J. 1700 und 1721 gelangte die engl. Baumwollindustrie zu stärkerer Entfaltung, und seit Erfindung der Spinnmaschinen, namentlich in den zwei letzten Jahrzehnten des 18. Jahrh., ist sie mit Riesenschritten vorwärts geeilt, so daß sie die aller andern Länder Europas überflügelt hat. Der Erfindungsgeist und die Energie des angelsäch. Stammes lieferten in einem halben Jahrhundert unendlich viel mehr als alle Weisheit des Orients in Jahrtausenden. Den Engländern ahmten die Franzosen, Schweizer und Deutschen bald nach. In Deutschland war Sachsen eins der ersten Länder und Plauen die erste Stadt, wo Kattunfabriken im großen angelegt wurden, und noch immer ist Sachsen das Hauptland für die deutsche B. Zu diesen europ. Gebieten sind in neuester Zeit die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Britisch-Ostindien hinzugegetreten, so daß bei einer Zerteilung Europas in Großbritannien und den Kontinent vier verschiedene Richtungen zu unterscheiden sind, nach welchen sich der auf der Erde produzierte Rohstoff verteilt, um fabrikmäßig verarbeitet zu werden.

Gegenwärtig nimmt die Baumwollspinnerei und Baumwollweberei, was Umfang der Establishments, Verbrauch des Rohmaterials, Zahl der beschäftigten Hände und Anwendung maschineller Hilfsmittel anlangt, unter allen Zweigen der Textilindustrie die erste Stelle ein. Sie hat zuerst von den Erfindungen der neuern Zeit im Fache des Maschinenwesens Gebrauch gemacht; die Spinnmaschine, der mechan. Webstuhl fanden in der B. zuerst Anwendung, so verbanden ihr Erfindung und konstruktive Entwicklung; Druck- und Appreturmaschinen nahmen von ihr den Weg in andere textile Gebiete. In ihrem Rohstoff fast vollständig von außereurop. Gebieten abhängig, tritt in der B. das Übergewicht europ. Intelligenz und europ. Kapitals auf das glänzendste zu Tage und läßt sie als eins der lehrreichsten Beispiele unserer technischen und wirtschaftlichen Folge erscheinen.

Von dem gewaltigen Aufblühen der B. in Europa selbst gibt zunächst der jährliche Verbrauch Baumwolle Aufschluß; derselbe belief sich im Durchschnitt: 1846—50 auf 518 Mill. kg, 1851—55 auf 704 Mill. kg, 1856—60 auf 871 Mill. kg, 1861—65 auf 665 Mill. kg, 1866—70 auf 1040 Mill. kg, 1871—72 auf 1018 Mill. kg und 1881—82 auf 1156 Mill. kg. Den Anteil, welchen die einzelnen Länder Europas an diesem Verbrauch haben, macht die nachstehende Tabelle ersichtlich, welche die Zahl der Spinnereien und ihre Leistungsfähigkeit darstellt. Die Gesamtzahl der mechan. Baumwollspindeln verteilt sich auf folgende Länder:

| Länder: | Zahl der Spindeln: | Verbrauch pro Spindel in kg: | Wollener Verbrauch in Mill. kg: |
|---------------------------|--------------------|------------------------------|---------------------------------|
| Großbritannien (1878) | 39 357 920 | 15 | 585,1 |
| Frankreich (1877) | 4 609 021 | 22 | 101,4 |
| Deutschland (1878) | 4 200 811 | 35 | 147,1 |
| Österreich (1878) | 2 796 283 | 20 | 55,9 |
| Schweiz (1878) | 1 854 091 | 11 | 20,4 |
| Spanien (1876) | 1 775 000 | 22 | 39,1 |
| Österreich-Ungarn (1880) | 1 583 000 | 30 | 47,5 |
| Italien (1878) | 900 000 | 30 | 27,0 |
| Norwegen (1877) | 800 000 | 27 | 21,6 |
| Schweden-Norwegen (1878) | 310 000 | 26 | 8,1 |
| Holland (1877) | 230 000 | 27 | 6,2 |
| Europa: | 54 586 135 | 25 | 1385,3 |
| Vereinigte Staaten (1880) | 10 921 147 | 26 | 284,1 |
| Britisch-Indien (1880) | 1 470 830 | 24 | 35,3 |
| Die Erde: | 70 978 102 | 25 | 1704,7 |

Rechnet man noch Griechenland mit seinen 36 000 Spindeln und andere Gebiete, wie in neuerer Zeit Japan, hinzu, so darf man die Spindelzahl der Erde jetzt auf mindestens 72 Mill. veranschlagen. Wirft man einen Rückblick, so sieht man, in wie rapid Weise die Baumwollspinnerei gewachsen ist.

Die Zahl sämtlicher Spindeln in Europa belief sich 1832 auf 11 800 000, der jährliche Baumwollkonsum auf 272 600 000 kg; im Jahresanf. 1875—80 stieg die Zahl der Spindeln auf 58 586 135 und der Baumwollkonsum auf 1 056 900 kg. In demselben Zeitraum wuchs die Bevölkerung von 226 Mill. auf 302 973 000 (eine Zunahme von 34 Proz.), die Spindelzahl dagegen um 391, der Baumwollverbrauch um 362 Proz.

Noch deutlicher tritt die volkswirtschaftlich hervorragende Bedeutung der Baumwolle hervor, wenn man sie zu ihrer Verarbeitung nötigen Anlagen ins Auge. Berechnet man die durchschnittlichen Anlagelosten der europ. Baumwollspindel nur mit 25 Mark, so ergibt sich ein Anlagekapital von mehr als 2 Milliarden Mark, und schlägt man die Anlagelosten pro Webstuhl auf rund 500 Mark an, so erhält man eine Summe von 585 Mill. Mark. In der europ. Baumwollweberei sind etwa 751 000 mechan. Stühle beschäftigt, davon in England (1878) 514 911, in Frankreich (1878) 51 184, in Deutschland (1875) 80 465, in Österreich (1880) 29 546, in Italien (1877) 13 517 und in dem übrigen Europa 41 158 mechan. Webstühle. In den Vereinigten Staaten waren 1880 230 223, in Ostindien (1880) 13 907 Webstühle thätig; man darf daher wohl für die ganze Erde 972 000 mechan. Stühle nehmen. Es handelt sich da um kolossale Werte und Mengen. Der alljährlich zur Verarbeitung gelangende Rohstoff repräsentiert einen Wert von etwa 1800 Mill. Mark. Veranschlagt man den Rohstoffkonsum pro Spindel und Jahr nur auf 60 Pfd. Steinkohle, den pro Webstuhl auf 3000 Pfd. durchschnittlich, so haben die Kohlenwerte den europ. Baumwollspinnereien und Webereien jährlich 61 Mill. Gr. Kohlen

| Jahr | Einfuhr
baumwollener
Kanten | Ausfuhr
Baumwollener
Kanten | Garnverbrauch
im ganzen pro Kopf
Kanten |
|------|-----------------------------------|-----------------------------------|---|
| 1860 | 23 800 | 2262 | 75 011 |
| 1865 | 9 924 | 3496 | 43 556 |
| 1870 | 14 904 | 3073 | 75 940 |
| 1875 | 20 879 | 7738 | 104 471 |
| 1880 | 81 100 | 11 600 | 128 860 |

Das Gewicht der eingeführten Baumwolle wurde für 1880 auf 148,5 Mill. t geschätzt, wogegen nur 11,5 Mill. t wieder ausgeführt wurden. Der Wert der eingeführten Garne belief sich auf 18,1 Mill., der ausgeführten auf 11,5 Mill. Mark; die letzteren haben stetig an Wert zugenommen, während die ersten ebenso konsequent gefallen sind. Die eingeführten Garne sind größtenteils engl. und schweiz. Fabrikat von höhern Feinheitsnummern. Die Garnausfuhr richtet sich vornehmlich nach Frankreich, Österreich und Rußland. Die Baumwollwareindustrie hatte einen ebenso schweren Kampf zu bestehen als die Spinnerei; sehr selten sie aber ihre Produkte über Hamburg und Bremen nach allen überseeischen Ländern und versorgt damit Frankreich, Belgien und Holland, sowie Österreich und die Schweiz. Die Einfuhr kommt zum größten Teil aus England, zeigt aber in jüngster Zeit einen erheblichen Rückgang. Von baumwollenen Waren wurden eingeführt 1860: 543, 1870: 1900 und 1880: 1386 t, ausgeführt 1860: 8310, 1870: 8840 und 1880: 15 152 t. In den letzten Jahren setzte sich die Ausfuhr zusammen aus 13913 t Zeugwaren, 517 t Strumpfwaren, 146 t Posamenten und 576 t Gardinen, Spitzen u. dgl.; bei dem letzten Posten ist aber die Einfuhr von annähernd gleicher Stärke. Bei der Baumwollweberei hat die mechan. Weberei die Handweberei fast völlig verdrängt; nur bei einigen Zwicken, für welche sie sich besonders eignet, ist die letztere beibehalten worden. Nach der Gewerbebeziehung von 1875 waren nur 8198 Handstühle, aber 80465 Maschinenwebstühle und daneben 39062 Feinspinneln, 9968 Waterspinneln und 15496 Zwirnspinneln, also zusammen 64525 Spinneln und 203489 Personen in der Weberei und Handweberei beschäftigt. Dazu kommen noch die Fleischeren, Färberien und Druckerien mit 20277 Menschen, sodas sich das ganze in der B. thätige Arbeiterheer auf 290441 bezieht. Was die lokale Verbreitung anlangt, so sind die beiden Hauptgebiete das Elsaß und das Königreich Sachsen. In ersterem zählte man 1875: 1331500 Spinneln, wobei 18504 Arbeiter beschäftigt waren, die Weberei wurde durch 18773 Personen und 25000 Maschinenstühle betrieben. Sachsen übertrifft in Erzeugung und Ausfuhr der sehr wertvollen baumwollenen Strumpfwaren alle Industriestädte, wie auch seine Fabrikation von Posamenten sehr bedeutend ist. Weiter sind wichtige Fabrikationsgebiete Württemberg und Baden, in Bayern: Schwaben, Neuburg und Oberfranken, in Preußen: Rheinland, Westfalen, Schlesien, Hannover.

Die B. Frankreichs hat durch die Kostrennung von Elsaß-Lothringen einen sehr schweren Verlust erlitten und ist auch in der neuesten Zeit etwas zurückgegangen. Man zählte 1877: 1081 Etablissements mit 99625 Arbeitern, 4883140 beschäftigten sowie 228880 stehenden Spinneln und mit 56907 beschäftigten nebst 2502 stillstehenden Kraftstühlen und 67556 Handstühlen. Frankreich ist gegenwärtig auf seine Spinnereien in der Nor-

mandie (Nouen und Umgegend) für ordinäre Garne und auf die Feinspinnereien in Lille, Amiens und St.-Quentin angewiesen. Es muß aber von Genen immer noch sehr bedeutend importieren. In Baumwollweberei und Druckerie ist in der Normandie in ziemlich großer Ausdehnung vertreten; die Fabriken arbeiten ausschließlich für das Inland und können einer Konturrenz im Auslande auch nicht begegnen. Unübertroffen ist die Weberei wichtiger Stoffe in Larare und Umgegend, welche an 50 000 Arbeiter beschäftigt. Die B. der Seiderei ist durch den Fleiß und Unternehmungsgest der Bewohner und durch das genaue Studium der Bedürfnisse fremder Länder zu einer Ausdehnung und Bollendung gelangt, welche sie den größten Industriestaaten ebenbürtig an die Seite stellt und sie auf den meisten überseeischen Märkten eine erfolgreiche Konturrenz aufnehmen läßt. Die Zahl der Spinneln belief sich 1876 auf 1854091, die der mechan. Webstühle für rohe Gewebe auf 16497, für bunte auf 5970. In allen Etablissements waren 37260 Personen thätig. Die mit großer Intelligenz und mächtigen Geldkräften betriebenen Spinnereien, welche sich früher vorzugsweise in den Nummern 60—100 aus ägypt. Baumwolle mit den feinsten Sorten aus Sea-Island bemerkt, erstreckt sich jetzt auch auf gröbere Sorten und Exemplare von besonders guten Qualitäten. Ein großer Teil der Garne wird nach Österreich, Frankreich, Deutschland und Italien exportiert, während ein anderer Teil im Lande selbst verwebt wird. Unter den Erzeugnissen der Weberei nehmen die für Asien bestimmten sog. «Sarongs», eine Nachahmung ind. Gewebe, eine bemerkenswerte Stelle ein, weil es bei denselben auf die möglichst genaue Imitation aller Web- und Druckfehler ankommt. Die Maschinenstickerie beschäftigt über 10000 Maschinen und 17000 Arbeiter.

Auch die B. Österreichs (Eisleithaniens) nimmt eine hervorragende Stellung ein; ihre Geschichte reicht bis ins 18. Jahrh. zurück und schon im Anfang des 19. Jahrh. wurden bedeutende Spinnereien in Böhmen und Niederösterreich errichtet. Diese gewerbliche Thätigkeit beschäftigte 1880: 1560000 Feinspinneln, und ist in Böhmen (Reichenberg) mit 768700, in Niederösterreich mit 390000, in Vorarlberg mit 180000, in Oberösterreich mit 100000 und in Tirol mit 66000 Spinneln konzentriert. Sonst finden sich Etablissements in Steiermark, Görz, Mähren und Krain. Von mechan. Betrieb waren 29546 Kraftstühle zwischen davon 21470 in Böhmen (Reichenberg). Die Handweberei unterhält 62000 Stühle gewerbmäßig, tritt aber auch als häusliche Nebenbeschäftigung für den persönlichen Bedarf auf. Baumwollgewebe von vorzüglicher Qualität erzeugt der böhm. Döhl Wardsdorf. Die Spinnereien Ungarns umfassen etwa 32000 Spinneln, eine fabrikmäßige Weberei besteht allein in Gyum. Österreich bezieht seine Hochbaumwolle zum größten Teile aber aus Ägypten; es wird meist ostindische, aber auch ägyptische versponnen. Man führt Garne aber immer noch aus ein (1880: Einfuhr 115300, Ausfuhr 6100 Etr.) dagegen ist die Ausfuhr von Baumwollwaren gegenwärtig sehr beträchtlich (1880: Einfuhr 12900, Ausfuhr 28900 Etr.).

Die Spinnereien und Webereien Rußlands vermehren und vergrößern sich unter den hohen Eingangszöllen gewaltig. Die Spinnereien böhmen

aus den vierziger, die Webereien aus den fünfziger Jahren. Ihren Sitz hat die Industrie namentlich in den Gouvernements Petersburg, Moskau, Wladimir, Iwer sowie in den balt. und poln. Gouvernements. Man zählte 1877 schon 57 Spinnereien mit 2796283 Spindeln und 48672 Webstühlen und 106 Webereien mit 54566 Webstühlen und 82567 Arbeitern. Die Erzeugnisse vorerst. Industrie sind zwar ebenso wie die der spanischen, italienischen, holländischen und belgischen meist nur für den heimischen Bedarf berechnete Waren und diese Länder sind keineswegs reisereserviert auf dem Weltmarkt, es läßt sich jedoch ein wesentlicher Aufschwung seit zehn Jahren nicht verkennen. Nur die skandinav. Länder haben noch eine sehr geringfügige B., obgleich dort die Färbung erstlich bewußt ist, eine solche durch Schwebel im Leben zu rufen. Wedermed Aia behauptet, etwas Ähnliches für Ägypten zu thun, und in diese grober Wirtschaft im Sande verfallen, obwohl das Land alle Bedingungen bot. Japan hat sich die B. Britisch-Indiens in der neuesten Zeit in außerordentlicher Weise gewidmet. Dieselbe beschäftigte 1869 erst 390000 Spindeln, 1875—76 in 47 Establishments schon 100112 Spindeln und 9139 Webstühle, aber 1880 in 58 Establishments bereits 1470830 Spindeln und 13307 Webstühle, an welchen 39537 Personen beschäftigt landeten. Der Hauptstz der ostindischen B. ist Bombay, in dessen hat ihre größere Entwicklung es doch nicht verhindern können, daß die Importe von Garnen und Baumwollstoffen lange Jahre fast auf derselben Höhe verharren und die B. sogar eine Steigerung erfahren. Die Baumwollmanufaktur der wichtigsten Produktionsländer war in der neuesten Zeit unter dem empfindlichen Rückgang der Preise von dem Garne bis zur feinsten Ware gestiegen, eine quantitative Einschränkung hat sie aber dennoch nicht erfahren und so schloß diese Weltindustrie wieder günstiger ab als je länger Zeit.

Über die sehr umfangreiche Literatur über die B. sind hervorzuheben: Baines, „History of cotton manufacture in Great Britain“ (Lond. 1835; deutsch v. Bernoulli, Stuttg. 1836); Royle, „The fibrous state of India“ (Lond. 1855); Engel, „Die B. im nördlichen Sachsen“ (Dresd. 1856); Ellison, „Handbook of the cotton-trade“ (Lond. 1858; deutsch von Engel, Brem. 1869); Mac Henry, „The cotton-plant“ (Lond. 1863); Meybaud, „Le coton, son rôle, son problème, son influence en Europe“ (Lond. 1863); Allan, „Fabrication des étoffes“ (Lond. 1864); Ries, „Die Baumwollspinnerei in ihren Teilen“ (Weim. 1868); Reich, „Science of modern cotton spinning“ (2. Aufl., 2 Bde., 1873); Ries, „Der Fäher der Baumwollspinnerei“ (2. Aufl., Weim. 1874); Bobaro, „Relazione sulla coltura dei cotonei in Italia“ (mit Abb., Rom 1878); Richard, „Die Gewinnung der Spinnstoffe“ (Braunsch. 1880); Dana, „Cotton from seed to loom“ (Neuyork 1878); Jannasch, „Die europäische B.“ (Berl. 1882); „Antiquarischer Bericht über die Wiener Weltausstellung im J. 1873.“ (Heft 5: Weigert, „Textil- und Webungsindustrie“, Braunsch. 1874); „Österreichischer Ausstellungsbereich“ (Heft 4: Pern, „Baumwolle und Baumwollwaren“, Wien 1874).

Baumwollsamendöl ist das fette Öl der beim Entkörnen oder Egrenieren der rohen Baumwolle fallenden, früher als unbenutzbar weggeworfenen Samen, welche in neuerer Zeit als billigeres Material zur Gelfung gekommen sind. Das durch Auspressen oder durch Extraktion mit Schwefelkohlenstoff erhaltene B. ist im rohen Zustande dickflüssig und rötlich-braun gefärbt und ist so laum verwendbar. Erst seitdem man erkannt hat, daß die das Öl verunreinigenden Substanzen ausschließlich in der äußeren Samenschale enthalten sind, und erst seitdem man vor dem Pressen eine Entschälung der Körner in besonders für diesen Zweck konstruierten Maschinen vorgenommen hat, ist die Gewinnung des B. lohnend geworden. Es wird gegenwärtig in engl. und amerik. Fabriken in größtem Maßstabe dargestellt, die feinsten Sorten finden als Speiseöl, so namentlich auch in Italien zur Verfälschung des Olivenöls, die geringeren als Brennöl Verwendung; 1000 kg Samen liefern etwa 150 l Öl und 400 kg Rückstände.

Die beim Auspressen verbleibenden Rückstände, Baumwollsamendöl, sind ein wertvolles Futtermittel; sie enthalten, wenn aus geschältem Samen dargestellt, bis zu 44 Proz. Eiweißstoffe.

Baumwollschüre (frz. cordes de coton, engl. cords of cotton), aus den gröbsten Nummern (8—20) der Baumwollgarne aus besonders Maschinen hergestellte Schnüre oder Stride, welche sich durch ihre Festigkeit und Schmiegsamkeit vor den Hanfsilen auszeichnen. Man verwendet dieselben zu Ein- und Auszugschnüren bei den Selbstactoren der Baumwollspinnereien und in neuester Zeit auch zu Antriebschnüren bei Lauftrassen, da letztere eine sehr schnelle Bewegung der Schnur und dichtes Anschmiegen derselben an die Schmutrollen erfordern. Von den zur Herstellung dieser Schnüre dienenden Maschinen ist besonders erwähnenswert die von Röring, welche bis zu 1000 Fäden (Baumwollgarn Nr. 15—20) zu Schnüren von großer Gleichmäßigkeit und Vollendung verarbeitet.

Baumwollraute (*Gossypium L.*), s. unter Baumwolle.

Bannach, Marktsiedel im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken, Bezirksamt Ebern, rechts an dem Flusse Baunach, welcher nicht weit unterhalb des Ortes in den Main mündet, nachdem er noch kurz vorher bei B. von rechts die Lauter aufgenommen hat, welche ebenso wie die B. aus dem Spähergen entspringt. Der Fleden zählt 1123 E., welche Hopfenbau betreiben. Auf einer nahen Höhe liegen die Ruinen des 1552 zerstörten Schlosses Stufenberg, welches einst den Herzogen von Weran zugehörte; unweit davon steht die Wallfahrtskapelle St. Maria Magdalena.

Baumfischelstamm, s. u. Akupunktur.

Baupolizei, Bauordnung, Baurecht. Die Baupolizei begreift alle diejenigen polizeilichen Veranordnungen, welche bezwecken, daß durch Baunlagen Sicherheit, Bequemlichkeit und Ordnung gefördert und die aus solchen etwa entstehenden Gefahren abgewendet werden. Die Ausführung größerer Baunlagen oder bedeutender Bauveränderungen und Reparaturen wird in der Regel von der vorherigen obrigkeitlichen Prüfung und Genehmigung des Plans abhängig gemacht. Am vollständigsten vermag die Baupolizei ihren Verpflichtungen bei der Gründung von neuen Ortschaften gerecht zu werden, wo es sich zunächst um Ausmittelung einer

gefunden Lage handelt, welche der zukünftigen Einwohnerchaft möglichst viele natürliche Vorteile, wie Feucht- und Entwässerung der Grundstücke, Produktreichtum und bequeme Kommunikationsmittel, bietet. Ferner ist sowohl hier, als wenn es sich um Vergrößerung schon bestehender Orte oder um Wiederherstellung derselben nach einer Zerstörung handelt, ein allgemeiner Bauplan aufzustellen und dabei den Ansprüchen der öffentlichen Gesundheitspflege, des Verkehrs und des guten Geschmacks Rechnung zu tragen. So z. B. müssen die Straßen genügend breit, die Häuser nicht zu hoch sein, damit Luft und Licht den nötigen Zugang haben. Die Richtung der rechteckig einander schneidenden Straßen soll womöglich zwischen die Kardinalpunkte des Horizonts fallen, also von Nordost nach Südwest, von Südost nach Nordwest gehen, damit jede Häuserseite eine Zeit lang den Einwirkungen der Sonne ausgesetzt sei. Mit der Herstellung eines unterirdischen Kanalsystems, um Regen- und Wirtschaftswasser abzuführen, sowie mit der Zuleitung von reinem Wasser ist in Städten entweder sofort vorzugehen oder wenigstens dafür Sorge zu tragen, daß derartigen Einrichtungen später keine Hindernisse entgegenstehen. Auf größere Schwierigkeiten stößt die Befestigung von Altsiedlungen, welche in der Planlosigkeit älterer Städteanlagen ihren Grund haben, dafern nicht zur Durchführung eines städtischen Expropriationsgesetzes und zur Niederreißung ganzer Straßen außerordentliche Mittel, wie z. B. unter Napoleon III. in Paris, verfügbar sind. Indes läßt sich auch hier die Geradenlegung und Verbreiterung der Straßen allmählich erzielen, wenn die Eigentümer genötigt werden, bei Neubauten in die verbesserte Fluchtlinie einzurücken. Bei der Ausführung einzelner Bauten ist darüber zu wachen, daß Leben und Gesundheit der Arbeiter, der Vorübergehenden und der späteren Bewohner nicht gefährdet, und daß namentlich die fertigen Gebäude nicht zu Brutstätten von Krankheiten, zu Herden von Feuerbränden werden. Die Baupolizei muß demnach darauf bestehen, daß die Baustellen genügend abgesperrt, die Rüstungen tüchtig ausgeführt, die Vorschriften über die erforderliche Beschaffenheit des Baumaterials, über die mindeste Stärke des Mauer- und Balkenwerks, über die Anlegung von Feuerstätten, Rauchfängen, Latrinen u. s. f. beobachtet werden, daß überhaupt keine Bauwerke entstehen, welche durch die Art ihrer Ausführung Bedenken erregen könnten. Die in dieser Hinsicht nötigen allgemeinen Anordnungen zu erlassen ist Aufgabe der Landesgesetzgebung (allgemeine Bauordnung); eine Steigerung der Ansprüche bleibt, besonders in größeren, wohlhabenden Städten, den örtlichen (Lokal-) Bauordnungen vorbehalten. Letztere schreiben z. B. die äußerste Höhe der Gebäude in Bezug auf die Straßenbreite, die geringste Höhe der Zimmer, die Bauart der Treppen u. s. w. vor; Gebäude oder Anlagen, in denen lärmende, gesundheitschädliche oder sonst gefährliche Gewerbe betrieben werden sollen, bedürfen (schon nach den Bestimmungen der Gewerbeordnung) vor allen Dingen einer besondern Genehmigung. Daselbe ist auch mit Dampfseifen- und dergleichen Anlagen der Fall. In jüngster Zeit ist man von seiten des Verbandes der Deutschen Architekten- und Ingenieurvereine der Ausführung der Idee einer Reichsbauordnung näher getreten und hat vorläufig den Entwurf zu einer Normal-

bauordnung aufgestellt. Die gemeinlichsten örtlichen Bestimmungen für die Handhabung in Baupolizei bilden immer nur einen Theil davon, sog. Baurechts oder des Inbegriffs sämtlicher in das Bauwesen bezüglicher Vorschriften. Dazwischen gehören noch manche Institute des Privatrechts wie das Nachbar-, Fenster- und Traufrecht, das Mitgeigentum an gemeinschaftlichen Räumen, die städtischen Servituten, die Grundzüge der Miet- und Accord bei Bauunternehmungen.

Baur (Albert), namhafter Historienmaler, geb. zu Aachen 13. Juli 1835, bildete sich in Düsseldorf, dessen Schule er in seiner romantischen Periode des geschichtlichen Stoffs durchaus ergründete. In der Düsseldorf'schen Akademie war Sohn von Otto, dann arbeitete er in dem Atelier Achenbach's und endlich unter Leitung von Schwind zu München. Im 1861 nach Düsseldorf zurückgekehrt, gewann er von der Verbindung für histor. Kunst einen hohen Preis mit seinem großen Gemälde: *Die Ottilie* III. Eselbe wird aus Italien nach Deutschland zurückgebracht. Dieses Werk machte den meisten Kunstvereine und Ausstellungen in Deutschland die Kunde und erntete großen Beifall. Im 1864 gewann der Künstler in der Kunstausstellung in Düsseldorf den ersten Preis. In Düsseldorf entstand auch sein erstes und wirkungsvolles Bild: *Christus am Leichnam einer Wirtin* aus dem 18. J. erhielt 1872 den Ruf als Professor der Malerei nach Weimar, von wo er 1876 nach Düsseldorf zurückkehrte. An beiden Orten entstanden folgende größere Gemälde: *Paulus predigt in Athen* (welches wiederum den Preis der Berliner histor. Kunst erhielt), *Otto I. an der Leiche Brubers* *Yvanmar*, *Die Verhehlung des Grabes* und *Nach der Grablegung*.

Baur (Ferd. Christian), ausgezeichneter Theolog, Begründer und Hauptdozent der Tübingen'schen Schule, geb. 21. Juni 1792 zu Weimar bei Cassel, besuchte die Seminar in Weimar und Raulbronn und studierte in Tübingen Theologie. Nachdem er dann an verschiedenen Orten als Pfarrer war, zuletzt als Pfarrer in Tübingen thätig gewesen, wurde er Professor am Seminar in Maastricht, in dessen Stellung er durch das Werk *Symbolik der Theologie oder die Naturreligion des Christen* (3 Bde., Stuttg. 1824—25) seinen philosoph. Auffassung der Religionsgeschichte vertheilte. B. folgte 1826 dem Rufe als ord. Professor für Kirchen- und Dogmengeschichte an die Universität zu Tübingen, wo er bis zu seinem 2. Dez. 1860, ununterbrochen wirkte. Seine hauptsächlichen Werke sind: *Die christliche Religion* (Tüb. 1833), *Die christl. Lehre von der Erlösung* (Tüb. 1838) und *Die christl. Lehre von der Dreieinigkeit und Menschwerdung Christi* (3 Bde., Tüb. 1841—43). Den Begriff der *Erwählung* (s. d.) auf den Lehrbegriff der *Erwählung* ergründete in der Schrift *Der Gegenstand der Erlösung und Protestantismus* (2. Aufl. 1836) und in der *Erwählung gegen die neuesten Polemik* u. s. w. (Tüb. 1841). In diesen im allgemeinen geschichtlichen

weisen auch das »Lehrbuch der christl. Dogmen-
geschichte« (Stuttg. 1847; 3. Aufl., 1867) ge-
hört, bilden eine zweite Reihe seiner schriftstellers-
chen Arbeiten die Untersuchungen auf dem Gebiete
der neu-testamentlichen Kritik. An der Spitze derselben
steht die Abhandlung: »Die Christuspartei
der lauth. Gemeinde, der Gegensatz des pauli-
schen und petrinischen Christentums« (in der
»Zeitschrift für Theologie«, Jahrg. 1831),
wobei er zuerst in dem Kreise des Urchristen-
tums, in dem man sonst nur Einheit und Harmonie
zu sehen gewohnt war, die Keime tiefliegender
Klitterungen und Gegensätze nachwies. Seine Un-
tersuchungen über die Gnosis führten ihn den
Gnostikern zu und hatten das in der Schrift
die sog. Pastoralbriefe des Apostels Paulus
(Stuttg. 1835) dargelegte Resultat zur Folge, daß
die Briefe unmöglich von dem Apostel Paulus
stammen können, sondern ihre Entstehung aus
späteren Parteilichkeiten zu erklären sei, welche
in Deutschland des 2. Jahrh. das bewegende Prinzip der
christlichen Kirche waren. Zusammengefaßt
ist in der die Apostelgeschichte und die Pauli-
schen Briefe sich beziehenden Untersuchungen in
der Schrift: »Paulus, der Apostel Jesu Christi,
sein Leben und Wirken, seine Briefe und seine
Lehre« (Stuttg. 1845). Ein weiterer Gegenstand
der kritischen Bestrebungen wurde das Johanne-
sche Evangelium. Der unbedingte Vorzug,
den man bis dahin diesem Evangelium vor
den übrigen gab, fand in ihm den entschiedenen
Abbruch. Vielmehr ergab sich ihm der nach-
trägliche Ursprung des Johannesevangeliums
sowohl durch die kritische Analyse seiner
Formen, als auch durch mehrere bisher noch
nicht beachtete geschichtliche Daten. In B.'s
»Beispielchrift zur Kritik des Neuen Testaments«
»Kritische Untersuchungen über die lath.
Evangelien, ihr Verhältnis zueinander,
Ursprung und Charakter« (Tüb. 1847), sind
dies, zuerst in den »Theol. Jahrbüchern«
(1846) erschienenen Abhandlungen über
Johanneische Evangelium und das Lukas-
evangelium mit weiteren Untersuchungen über die
Ursprünge des Markus und Matthäus zu einem
Gesamtbild verarbeitet und vervollständigt durch »Das
Johanneische Evangelium« (Tüb. 1851). Außerdem
hat ihn noch teils die nähere Durchforschung
der kritischen Fragen (in einer Reihe kleinerer
Abhandlungen und zahlreichen Abhandlungen in den
»Theol. Jahrbüchern« seit 1842 herausgegebenen
»Theol. Jahrbüchern«), teils die abschließende Zu-
sammenfassung von Einzeluntersuchungen in grö-
ßeren Werken. Zu den letztern gehört, außer der
»Geschichte der kirchlichen Geschichtsdrei-
eile« (Tüb. 1852), namentlich seine »Kirchen-
geschichte«. Von dieser wurden die ersten zwei
Bände: »Das Christentum und die christl. Kirche
des ersten Jahrhunderts« (Tüb. 1853; 2. Aufl.
1863) und die »Christl. Kirche vom Anfang des
2. Jahrh. bis zum Ende des 6. Jahrh.« (Tüb. 1859), noch
zu seinem Lebzeiten veröffentlicht, während noch seinem
Nachfolger die drei letzten Bände, »Die christl. Kirche
des 7. Jahrhunderts« (Tüb. 1861; 2. Aufl., 1863),
»Die Kirchengeschichte der neuern Zeit,
von der Reformation bis zum Ende des 18.
Jahrh.« (Tüb. 1863) und die »Kirchengeschichte
des 19. Jahrh.« (Tüb. 1863; 2. Aufl., 1867),
von seinem Sohne, dem Professor Jer-

binand Friedrich B., und von Ed. Zeller heraus-
gegeben wurden.

Das Hauptverdienst B.'s um die Theologie läßt
sich dahin zusammenfassen, daß er eine wahrhaft
geschichtliche Auffassung des Christentums von sei-
nen ersten Anfängen an durch die Hauptstadien
seiner Entwicklung begründet hat. Mit einer sel-
tenen Schärfe begrifflichen Denkens begabt, ange-
regt durch die gerade in seiner Jugend System
auf System erzeugende Philosophie, verdankt er
Schleiermacher die Unterscheidung der Religion von
der Theologie und Dogmatik, die ihn in allen
Wandlungen des Dogmas den Kern der christl.
Frömmigkeit wiedererkennen ließ, Hegel vor allem
die Anregung zu philos. Betrachtung der Geschichte.
Nachdem durch Strauß' »Leben Jesu« und die
daran anschließenden Kämpfe unüberleglich er-
wiesen war, daß die Evangelien in der uns vor-
liegenden Gestalt kein geschichtlich treues Bild der
Anfänge des Christentums liefern, suchte B., um
über dies bloß negative Resultat zu positiven Fest-
stellungen fortgehen zu können, anderwärts einen
festen Standpunkt für die Beurteilung der urchristl.
Verhältnisse zu gewinnen. Er fand denselben in
den Paulinischen Briefen, von denen jedoch nur
die vier größten als echt festgehalten wurden. Hier
zeigte sich ein Christentum, total verschieden von
demjenigen, das die unmittelbaren Schüler Jesu
vertrugten, und aus dem Kampfe dieser beiden
Richtungen, des heidenschristl. Evangeliums des
Paulus und des jüdischchristlichen des Petrus, läßt
nun B. durch allmähliches beiderseitiges Nachgeben
die lath. Kirche entstehen, die den Paulus aller-
dings äußerlich anerkennt, aber seine Grundzüge
prinzipiell ablehnt. Nach rückwärts hin wird,
gestützt auf eine kritische Betrachtung der drei ersten
Evangelien, die Person und Lehre Christi so ge-
faßt, daß die Mäßigkeit der Paulinischen wie der
Petrinischen Auffassung daraus erhele, nämlich
in Christus neben universellen ethischen Grund-
sätzen ein partikulares Festhalten am jüd. Messias-
glauben angenommen, nach vorwärts die ganze
weitere Entwicklung der lath. Kirche in Leben und
Lehre als notwendiges Produkt der einwirkenden
Faktoren dargestellt. Die kritischen Bestrebungen
B.'s sind von mehreren talentvollen Schülern des-
selben, wie namentlich Zeller, Schwegler, Köstlin,
Hilgenfeld u. a., weiter verfolgt worden; die ganze
Richtung bezeichnet man mit dem Namen der Tü-
binger Schule. Eine ausführliche Darstellung
und Beurteilung der Leistungen B.'s findet sich in
»Unsere Zeit« (Bd. 6, Sp. 1862).

Baur (Franz Adolf Gregor), forstwirtschaftlicher
Schriftsteller, geb. 10. März 1830 zu Lindemühl im
Großherzogtum Hessen, besuchte die Polytechnische
Schule in Darmstadt, studierte in Gießen, wurde
1855 Professor an der Forstlehranstalt zu Weis-
maier in Böhmen, 1860 Oberförster zu Mittelbühl
bei Darmstadt, 1864 Professor an der land- und
forstwirtschaftlichen Akademie Hohenheim in Würt-
temberg, 1878 Professor der Forstwissenschaft an
der Universität München. Von seinen Schriften sind
namentlich hervorzuheben: »Lehrbuch der niedern
Geodäsie« (3. Aufl., Wien 1879), »Die Holymech-
anik« (2. Aufl., Wien 1875), »Über forstliche Ver-
suchsstationen. Ein Hand- und Lehrbuch« (Stuttg.
1863), »Forstakademie oder allgemeine Hochschule«
(Stuttg. 1875), »Die Nichte in Bezug auf Ertrag,
Zuwachs und Form« (Berl. 1877), »Die Rotbuche

in Bezug auf Ertrag, Zuwachs und Form» (Berl. 1881). Außerdem redigiert B. seit 1866 die Monatschrift für Forst- und Jagdwesen, welche jetzt (seit 1879) unter dem Titel »Forstwissenschaftliches Centralblatt« erscheint.

Baur (Gust. Adolf Ludw.), namhafter Theolog und Kanzelredner, geb. 14. Juni 1816 zu Hammelbach im Odenwalde, besuchte das Gymnasium zu Darmstadt und studierte Theologie zu Gießen. Nachdem er hierauf 1838–39 das Predigerseminar zu Friedberg besucht, lehrte er nach Gießen zurück, habilitierte sich daselbst 1841 und erhielt 1847 eine außerordentliche, 1849 eine ord. Professur. Im J. 1861 folgte er einem Rufe als Hauptpastor an die Jakobigemeinde zu Hamburg, wurde 1870 als ord. Professor der Theologie an die Universität Leipzig berufen und 1871 zum Konsistorialrat ernannt. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind hervorzuheben: »Die Erklärung des Propheten Amos« (Gieß. 1847), »Tabellen über die Geschichte des israel. Volks« (Gieß. 1848) und »Geschichte der alttestamentlichen Weissagungen« (Dd. 1. Gieß. 1861), sein Hauptwerk; ferner »Grundzüge der Erziehungstheorie« (3. Aufl., Gieß. 1876), »Grundzüge der Homiletik« (Gieß. 1848), »Boetius und Dante« (Lpz. 1874), »A. Kempfers Selbstbiographie, herausgegeben, eingeleitet und erläutert« (Lpz. 1880). Sammlungen seiner Predigten erschienen unter den Titeln: »Predigten« (Gieß. 1858), »Predigten über die epistolischen Perikopen« (2 Bde., Hamb. 1862), »Die Thaten des Heils« (Hamb. 1864), »Durch Kampf zum Frieden« (Lpz. 1872) u. In Bezug auf seine theol. Anschauung schließt sich B. im wesentlichen an Schleiermacher an.

Baur (Wilh.), Bruder des vorigen, namhafter Theolog und Schriftsteller, geb. 16. März 1826 zu Lindenfels im Odenwald, besuchte das Gymnasium zu Darmstadt, 1844–47 die Universität Gießen, dann ein Jahr das Predigerseminar zu Friedberg, war 1848–52 Hauslehrer, ward 1852 Pfarrvikar zu Arnsbach bei Darmstadt, 1853 in Bischofsheim, 1855 Pfarrer in Ettingshausen bei Bich, 1862 in Ruppertsburg bei Laubach, 1865 Pastor an der St. Ansgar-Kapelle zu Hamburg und Direktor der dortigen Stadtmision, 1872 Hof- und Domprediger zu Berlin, 1879 Obertonsistorialrat, 1881 Propst des Stifts zum Heiligen Grab in Berlin. Seiner Richtung nach gehört B. der Gruppe der positiven Union an und zeichnet sich unter ihren Führern durch persönliche Milde der Gesinnung aus. Sein Wirken ist gerichtet auf die Pflege des deutschen Volkstums und des evang. Christentums in ihrer Zusammengehörigkeit. Daher richtet er als Geistlicher sein Augenmerk auf eine vollständige Predigt, auf Belebung des geistl. Volkstums und der christl. Volkseste; von seinen Schriften gehören dahin außer zahlreichen Predigtsammlungen das »Beicht- und Kommunionbuch« (3. Aufl., Jena 1882) und »Lazarus von Bethanien und seine Schwäger« (2. Aufl., Gieß. 1869). Für die Innere Mission arbeitet B. bereits in Hamburg als Mitglied des Kuratoriums der Bruderschaft des Rauhen Hauses, in Berlin ist er Mitglied des Centralausschusses für Innere Mission. Speziell wirkte er für strengere Beobachtung des Sonntags, für Bewahrung und Rettung der weiblichen Jugend und für Abschaffung der Prostitution und hat in diesem Sinne mehrere Broschüren veröffentlicht. Der Neubelebung christl.

patriotischer Gesinnung dienen vor allem die »Geschichts- und Lebensbilder aus der Erneuerung des religiösen Lebens in den deutschen Beirungstrüben« (3. Aufl., Hamb. 1872) und »Das deutsche evang. Pfarrhaus« (2. Aufl., Brem. 1878); ferner die Lebensbeschreibungen des Freiherrn vom Stein (4. Aufl., Barm. 1880), Friedrich Berthel (2. Aufl., Barm. 1879) und Arndts (3. Aufl., Hamb. 1870).

Baurecht, s. unter Baupolizei.

Bauschulen, Anstalten, die sich mit der theoretischen Ausbildung von Baumeistern und Bauwerkern befassen. Man unterscheidet höhere und niedere B. Über solche B., die ein höheres Ziel verfolgen, entweder als besondere Akademie, oder in Verbindung mit einer allgemeinen Kunstakademie, oder mit einer Polytechnischen Schule stehen, s. Bauakademie und Polytechnische Schulen. Die niederen B. oder Baugewerkschulen dienen als Vorläufer für jene oder auch für sich allein zur Ausbildung von Maurer- und Zimmermeistern, Steinmetzen, auch Mühlenbauern, Drehmännern und Möbelleistern u. s. w. Dieselben haben meist nur eine gewöhnliche Schulbildung vor und werden besucht, nachdem die Schüler ihre Zeit angetreten oder beendet haben. Die Organisation und der Lehrplan dieser Schulen sind, mit geringen Abweichungen, ziemlich übereinstimmend. Viele sind, in Rücksicht auf die praktische Ausbildung der angehenden Baugewerker im Sommer, nur Winter Schulen, andere dagegen gewöhnlich lehrten Sommer und Winter hindurch. Der Unterricht wird in drei oder vier aufeinanderfolgenden, halbjährigen Kursen erteilt und umfasst in den hauptsächlichsten hauptsächlich: Mathematik, Mechanik (Statik), Physik, Projektionslehre, geometrisches und Freihand- (Ornamenten-) Zeichnen, Perspektiv, Vermessen und Planzeichnen, Buchhalten. Der Unterricht in den Hauptfächern umfasst: allgemeine, landwirtschaftliche und gewerbliche Baukunde, spezielle Maurer- und Zimmerkunde, Konstruktionslehre, Entwurf und Veranschlagung von Bauplänen, Baurecht und Baugesetze, Formenlehre und architektonisches Zeichnen, Skizzieren und Schnellentwerfen; ferner Steinschnitt, Modellieren und Modellbau, Feuerungskunde und Ventilation, Geschichte der Baukunst und Stiltheorie. Die älteste dieser B. der Baugewerkschulen in Deutschland ist die zu Rottum, eröffnet 1823. Sodann folgte die B. zu Holzminden im Herzogtum Braunschweig; dieselbe ist eine der am häufigsten besuchten und wurde 1830 von dem Kreisbaumeister F. L. Haarmann gegründet. Seit 1837 entstanden die fünf B. Sachsens, zu Dresden, Leipzig, Chemnitz, Zittau und Plauen. In den J. 1841–54 bestand die mechanische B. zu Freiberg, die aber seit 1855 als Werkmeisterische Schule zu Chemnitz neu begründet wurde. Diese Schule bildet den Werkmeister für Maschinenfabriken, Spinnereien, Webereien, chem. Fabriken u. s. w. Im J. 1850 entstand die in vier verschiedene Fachklassen gegliederte Baugewerkschule zu Stuttgart, 1851 die B. zu Nürnberg, 1859 die B. zu Siegen, 1864 die in Höfner a. d. W. Im J. 1864 erfolgte die Gründung der ersten österreichischen B. zu Wien, zwar als Privatunternehmen, aber mit Unterstützung des Staats und der Gemeinde, 1868 die B. zu Ebernforde und 1869 die zu Jöstein (Regierungsbezirk Wiesbaden). Außerdem gibt es B. zu Karlsruhe, Darmstadt, Breslau, Innsbruck, Deutsche Krone, Sulza, Weimar, Treuenbriege u. a. O.

sowie in Verbindung mit Kunst-Industrie und landwirtschaftlichen Lehranstalten stehende B.

Bausch und Bogen, eine Wortverbindung, welche nur in der Nebenart: In Bausch und Bogen, d. h. soviel wie im ganzen, ohne Rücksichtnahme auf Einzelheiten, vorkommt. Ein Kauf in Bausch und Bogen (en bloc) ist also ein solcher, welcher sich über eine ganze, ungetheilte Partie, einen ganzen Bestand einer Ware erstreckt. Ein entsprechender Ausdruck ist der beim Seefrachtwesen übliche: in der Kiste (en rouge), welchen man anwendet, wenn ein Schiff für irgend eine Fahrt ganz gemietet wird. **Bause** oder **Bause**, eine mittels eines durchgehenden Papiers (Bauspapier, s. d.) von einer Zeichnung genommene Kopie.

Bause (Joh. Friedr.), ausgezeichnete Kupferstecher, geb. 6. Jan. 1788 zu Halle, wendete sich in seinem 18. Jahre der Kupferstecherkunst zu, bildete sich durch Selbststudium in Halle und einige Zeit unter der Leitung des Kupferstechers Haub in Augsburg in seiner Kunst aus. Insbesondere nahm er sich Bille in Paris zum Vorbild, mit dem er in fortwährender Verbindung blieb. Später ließ er sich in Leipzig nieder, wo er in der Folge Professor der Kupferstecherkunst bei der Kunstakademie wurde und bis kurz vor seinem Tode, der 8. Jan. 1814 zu Weimar erfolgte, sich aufhielt. Seine histor. Blätter und vorzüglich seine Porträts, besonders nach Gemälden von H. Wrafz und Oser, sind am meisten geschätzt. Sein ganzes Kupferstichwerk enthält über 300 Blätter. Er hinterließ eine reiche Sammlung von Kupferstichen und Radierungen, die in den Besitz des Hofraths Reil zu Leipzig kam. Vgl. Reil, *Uebersicht des Kupferstichwerks von B.* (Lpz. 1849).

Bauslattun, s. Bauseleinwand.

Bause (Bausl), Kreidkalt in europ., russ. Gouvernement Kurland, 45 km südöstlich von Mitau, am Zusammenflusse der Remel und der Raje, die hier den Fluß Na bilden. Das Schloß B. wurde 1456 von dem deutschen Hochmeister Joh. von Mendeln gegründet und hieß früher Bausche, Bauschborg und Bauschlenburg. Im J. 1625 wurde B. von den Schweden, 1706 von den Russen angenommen; 1706 wurden die Befestigungswerke des Schlosses zerstört und seitdem ist es unbewohnt geblieben. Die Stadt hat eine luth. Kirche, eine griech.-orthodoxe Kapelle, zwei Synagogen, zwei H. Oberschulen, eine Lederfabrik, vier Brannweinbrennereien und eine Ziegelbrennerei und zählt 560 E., die hauptsächlich Gemüsebau und Gärtner treiben. Auf dem vom 12. bis 17. Okt. stattfindenden Jahrmarsch werden Getreide, Leinsamen und Holz zum Verlaufe gebracht.

Bauseleinwand oder **Bauseleinwand** (frz. papier-toile, toile à calquer, engl. tracing-cloth, tracing-cloth), auch **Bauslattun**, **Zeichenslattun**, **Calquirlinwand**, **Kopierleinwand** genannt, weißer Baumwollbattist oder Jalonett, der durch Bestreichen mit aufgelöstem Alaun und mit verschiedenen teils barierten, teils öligen Substanzen (sowie durch nachfolgendes Stärken und Schleifen der Blätter mittels der ersten Druckwalzen des englischen (s. u. Appretur) mit einer durchgehenden Appretur versehen, eignet er sich zum Schreiben mit der Feder, zum Zeichnen, Auftragen von Farben und insbesondere zum Durchzeichnen von Zeichnungen jeder Art.

Bauspapier oder **Bauspapier** (frz. papier calquer, engl. tracing-paper), eigentlich feines,

geleimtes Belinpapier, dem auf der einen Seite ein Anstrich von Indigo, Pariser Blau, Aetel oder schwarzer Kreide gegeben ist und dessen Anwenbung darin besteht, daß unter die betrichtene Seite ein Blatt weißen Papiers gelegt, über die unbetrichtene aber die zu kopierende Zeichnung gebreitet wird, deren Umrisse sodann, durch den Druck einer feinen, nicht scharfen Spitze (Stift oder Feder) nachgezogen, auf dem untergelegten weißen Papier erscheinen. Zum Durchzeichnen von Plänen, Abbildungen von Maschinen, Dessins für die Weberei und Stideler u. s. w. wird unter dem Namen **Kopier-** oder **Calquierpapier** meist ein aus Flach, Berg oder Stroh nach den gewöhnlichen Verfahrungsarten der Papierfabrikation erzeugtes, gelbgraues oder braungelbes, stark durchscheinendes Papier verwendet, welches, obwohl seiner Natur nach dünn und ungeleimt, von ziemlicher Steifheit und Dichtigkeit ist, so daß die mit Tusche auf demselben gezogenen Linien nur wenig auseinanderfließen. Andere Arten B. erhält man durch Bestreichen guten Seidenpapiers mit öl- oder firnisartigen Stoffen. Ein sehr brauchbares B. dieser Art wird erhalten, indem man ein dünnes Papier mit reinem Petroleum bestricht und vor dem Gebrauch mit einem Lappen abreibt; vor dem gewöhnlichen Ölappier hat das auf diese Weise hergestellte den Vorzug, nach der Verflüchtigung des Petroleums wieder undurchsichtig zu werden.

Baustile nennt man die eigenartigen baufünstlerischen Ausdrucksweisen der verschiedenen Völker, wie sie sich aus der Sitte, der Religion, dem Bedürfnis und zugleich aus dem zur Verfügung stehenden Baumaterial zu einer in sich fertigen Form entwickelt haben. Als das Produkt der ersten der bildenden Künste, der Kunst zu bauen (Baukunst, Architektur), bedingt ein B. die Fähigkeit, die aus den Konstruktionen mit den vorhandenen Materialien sich ergebenden Grundformen in künstlerischer Weise so zu gestalten, daß sie in logisch richtiger und organischer Weise ihre tektonische Funktion an der bestimmten Stelle aussprechen und daß diese Einzelformen sowohl als besonders das vollendete Ganze einen harmonischen Eindruck machen.

In dem B. hat sich bei jedem Volke und zu jeder Zeit infolge der verschiedenen Bedürfnisse, des verschiedenen Klimas, des Vorhandenseins verschiedener Baumaterialien u. s. w., noch mehr aber infolge der verschiedenen Auffassung der idealen Elemente, ein anderer Formenkreis ausgebildet, in welchen sich dann der ganze geistige Kulturzustand des betreffenden Volks treu abspiegelt. Deshalb kann man behaupten, daß die Baudenkmäler die treuesten Zeugnisse für die Kultur eines Volks in einer gewissen Periode, gleichsam die Marksteine ihrer Geschichte sind. Von einem eigentlichen Stil kann nur da die Rede sein, wo eine höher entwickelte Kultur höhere Aufgaben stellt. Da nun die Kultur nicht bei allen Völkern des Erdballs sich gleichmäßig entwickelt hat, sind auch die Baudenkmäler gleichen Alters bei verschiedenen Völkern keineswegs von gleicher künstlerischer Ausbildung. Es finden sich die primitivsten Anfänge der Baukunst zu den ältesten Zeiten sowohl wie in unsern Tagen. Für die Entwicklung des B. sind zunächst zwei Richtungen des menschlichen Geistes von Wichtigkeit: 1) die Erkenntnis der Macht und Größe Gottes, als des Urquells alles Vorhandenen, des Leiters der Geschicke des Menschen, und 2) das Bewußtsein, daß der menschliche Geist der Gottheit verwandt ist und das irdische

Leben überbauert. Daraus entstand das Bedürfnis, der Gottheit Altäre zu errichten und Tempel zu bauen, für die Körper der Verstorbenen Grabinäler zu stiften, ihrem Gedächtnisse Erinnerungsmale zu errichten. Altäre und Grabdenkmäler sind demnach die ältesten Werke der Baukunst. Auf der niedrigsten Stufe der Kultur erfüllen aufgerichtete Steine, Steinkreise und aufgeworfene Hügel den beabsichtigten Zweck in einfachster Weise. Sie sind die Vorstufen der Baukunst und finden sich überall auf der Erde. Am bekanntesten sind jene in Skandinavien, England und Nordfrankreich. Etwas mehr ausgebildet sind schon jene in Amerika.

Die ältesten Denkmäler eines wirklichen B. finden sich in Ägypten (s. Tafel: Baustile I., vol. Artikel Ägypten, Bd. I., S. 247, und Tafel: Ägyptische Architektur), und zwar schon aus einer Zeit, die Lepsius auf etwa 4000 Jahre v. Chr. berechnet hat. Es sind die gewaltigen Pyramiden, welche dort von den Königen unter Anwendung unendlicher Arbeitskräfte zum Zwecke der Aufbewahrung ihrer Leichen aus Stein oder Ziegeln erbaut wurden. Gleichzeitig mit diesen Hochbauten entstanden auch in den Felsen gehauene, unterirdische Grabkammern (Excavationen), welche sich oft zu Grabestempeln erweiterten und dann, architektonisch gegliedert, mit Pfeilern, Säulen u. s. w. ausgestattet wurden. Daneben lief aber auch noch die Baukonstruktion aus Holz, die nicht ohne Einfluß auf den Formenkreis der Steinarchitektur geblieben ist (Votivkapitale u. a.). Später, während der Blüte altägypt. Stils, d. i. zur Zeit der 18. Dynastie, haben dann die Formen aller drei Bauweisen untereinander sich gemischt und sich zu einem harmonischen Ganzen verbunden. Die ältesten und berühmtesten Pyramiden finden sich bei dem Dorfe Gizeh in Unterägypten. Andere, zusammen etwa vierzig, verchieden an Größe und in mehrere Gruppen verteilt, finden sich südlich davon, am Ufer des Nils. Auch die Tempel liegen zu beiden Seiten des Nils an den Hauptstätten alter Kultur; die größten in der alten Landeshauptstadt Theben, ferner zu Osju, Geseh, Dendera, auf Wila u. s. w. Die Ruinen Thebens findet man gegenwärtig bei den Dörfern Karnak und Luxor. Der Kern eines Tempels ist eine meist dunkle Cella mit kleiner Thür, in welcher das verehrte Götterbild stand. Vor der Cella befinden sich ein oder mehrere umfäumte Vorhöfe. Den Eingang zu derselben bildet ein großartiger Thorbau, Pylon, mit zwei zu beiden Seiten der Thür sich erhebenden, turmartigen Flügelbauten, an welchen Wäste mit Fahren befestigt waren. Vor dem Portal stehen Obeliken, d. h. hohe, sehr schlanke Spitzpfeiler, welche hieroglyphische Inschriften tragen, und kolossale Statuen. Zum Tempel führt eine Doppelreihe von liegenden Löwen, Widbern oder Sphinxen. Ist sind die Tempel durch mehrere, von verschiedenen Königen erbaute Vorhöfe, jeder mit besonderem Pylon, bedeutend vergrößert. Die Mauern haben auf der Innenseite senkrechte, auf der Außenseite geneigte Flächen und werden durch eine kräftige Hohlleiste als Hauptgesimse bekronet. Alle Wände und Säulen sind über und über mit Sculpturen in ganz flachem Relief und Malerei (teils Inschriften, teils figurlichen Darstellungen) bedeckt. Auch die Säulen, auf einfacher Basis stehend, mit verschiednenartig gebildeten Kapitälern versehen, sind meist ziemlich einfach. Alles ist aus gewaltigen Steinblöcken, bis zu

8 m Länge, hergestellt. Nur in seltenen Fällen besteht der Kern der Ruinen aus Ziegeln (von getrocknetem Schlamm) und ist dann mit Steinplatten verkleidet. Die Deckenkonstruktion ist denkbar einfachste: sie sind nämlich durch große Balken hergestellt. Die Obeliken und kolossalen Statuen der Götter und Könige sind stets monolithen. Der Charakter der ägypt. Kunst ist, der europäischen Ordnung und Regelmäßigkeit in dem Leben der alten Ägypter entsprechend, eine ruhige, klare Einfachheit, oft ernste majestätische Größe, eine Folge der ansehnlichen Dimensionen und des Mangels an mißsprechenden Einzelformen. Doch ist natürlich auch die einfach großartige Landshaft nicht ohne Einfluß auf diese Wirkung. Überdies bieten, zu allen Zeiten bewunderten Bauwerke sind in Ruinen noch in großer Zahl erhalten. Die besten Aufnahmen derselben finden sich in dem großen Werke von A. Lepsius: »Die Denkmäler aus Ägypten u. s. w.« (9 Bde., Berl. 1849—59). Vgl. auch Brisse d'Avennes, »Histoire de l'art égyptien d'après les monuments« (Par. 1866 sq.).

Die nächst den ägyptischen ältesten Denkmäler der Baukunst sind im westlichen Asien (s. Tafel: Baustile I.), wo in der Ebene des Euphrat und Tigris ganz ähnliche Verhältnisse obwalten wie in Äl. Die Chaldäer, Phönizier, Assyrier, Babylonier, Meder und Perser haben große Städte und in ihnen großartige Paläste mit vielen Höfen, Säulen, Terrassen, Tempel u. a. gebaut. Doch ist von ihnen Bauten wenig erhalten, weil das Material verrotten, nämlich Ziegel und Holz, zum Teil mit Metallbekleidung, nicht so solid war als dasjenige in Ägypten. Die Ruinen der Städte Ninive (s. W. Babylon (s. d.) und Persepolis sind erst in den neuesten Zeit näher untersucht worden. Doch ist die bisher nicht gelungen, ein klares Bild von der Architektur derselben zu erlangen. Näheres findet sich in den verschiedenen Werken von A. Layard (s. d.), ferner in Lerier, »Description de l'Assyrie« (Par. 1852); Baur, »Ninive und Persepolis« (deutsch von Zentler, Lpz. 1852); Place, »Ninive et l'Assyrie« (3 Bde., Par. 1866—69).

Etwas später entwickelten die Pelasger in Griechenland eine rege Thätigkeit, bauten Städte umgaben sie mit festen Mauern, errichteten Tempel, Gräber u. s. w., wovon interessante Reste, wie das Löwenthor und das Schachhaus des Atreus in Mykenä noch erhalten sind. Vgl. Abel Blouet, »Expédition scientifique de Morée« (Par. 1831—38).

Aus dem B. der Pelasger ging der klassische der Griechen und Römer (s. Tafel: Baustile II. tit. IV.) hervor. Wie die Architektur bei den Hellenen sich zu ihrer hohen Blüte entwickelt hat, ist nicht nachzuweisen, da Beispiele der ersten Stufen nicht mehr erhalten sind. Ohne Zweifel war der ursprünglich häufig angewendete Holz nicht ohne Einfluß auf die Formen des späteren Monumentalbauten ausschließlich gebräuchlich Steinbaues. Die Gegenwart kennt die griech. Architektur nur aus Resten von Bauwerken aus der Blütezeit derselben. Es sind meist hoch vollendet mit größter Sorgfalt und Solidität, durchaus rationell in Stein (Marmor) konstruierte und mit höchster Feinheit ästhetisch durchgebildete Bauwerke deren Gesamtverhältnisse stets von der wohlgeordneten Harmonie und deren einzelne Teile ihren natürlichen Funktionen entsprechend künstlerisch ausgebildet sind. Die wichtigste Aufgabe der altgriech.

elten war die Herstellung von Tempeln. An wurde der Geist der griech. Baukunst ausge- für öffentliche Gebäude anderer Bestim- Gräber, Befestigungsbauten, Stadthore, hollen Theater u. s. w., wurden die Formen ch entsprechend modifiziert, bewegten sich je- demselben Kreise. Die Privathäuser schei- nentlichsten nur Bedürfnisbauten gewesen. Dem milden Klima des Landes gemäß, in a man weniger Schutz vor Kälte, Regen und als Schutz vor der heißen Sonne bedurfte, rich. Architektur im allgemeinen eine Sä u- itektur. Ein griech. Tempel besteht aus n einem Unterbau von drei oder mehr Stu- ionen, von vier Wänden umschlossenen a welcher das verehrte Götterbild stand und um Teil oder ganz von einer Säulenhalle a ist. Jede Säule besteht aus Basis, Schaft pial. Auf den Säulen ruhen Steinbalken a diesen und den Wänden ruht wieder eine umhüllen und kleinen Steinplatten sinnvoll dem Dache sowie das Dach mit dem Gesimse nime). Die Cella war entweder mit einer n Pultende versehen oder hatte innen is eine Säulenhalle und dann eine große g in der Dede (Hypäthraltempel). Alle klei- antiken Glieder waren anfangs bunt, später plastisch durch entsprechende Orn- schmückt. In den Dachgiebeln, den Friesen, a Säulen oder als oberer Abschluß der mer war oft noch plastischer figürlicher t angedrückt. Die Wände waren auch wohl n. Darstellungen bemalt. Die beiden im nischenland nebeneinander wohnenden Volks- der Jonier und der Dorier entwickelten wohl gleichzeitig bei ähnlicher Konstruktion zwei ne Formkreise, welche man als den en und den dorischen Stil bezeichnet. terchied dieser beiden Arten besteht beson- der verschiedenen Verhältnissen der Bau- Die Säulen der dor. Tempel sind kurz, gedungen, jene der ion. Tempel schlanker. streichend sind auch die übrigen Bauteile Dorern stärker, bei den Joniern schwächer. korinthische Stil ist nur eine reichere ung des ionischen. Die Blüteperiode der baukunst fällt in die Zeit des Perikles. Rehe nsten griech. Tempel findet man zu Athen, t auf der Akropolis daselbst, auf der Insel p Korinth, zu Bassä in Arkadien, zu Vä- Unteritalien und an verschiedenen Orten Insel Sicilien. Für die Erklärung des de- griech. Architektur in ihren Einzelformen große Wert A. Böttichers: «Lezioni der 1. u. 2. Aufl., 2 Bde., Berl. 1869—73), schrad. Vortrefflich ist auch G. Sempers (denntes) Wert «Der Stil in den techni- telonischen Künsten» (Bd. 1 u. 2, Münch. 33). Die Details der antiken Architektur zammengestellt in Rauch: «Die architektoni- onierungen der Griechen, Römer» (6. Aufl., 573), und in Wähmann: «Die Architektur ischen Altertums und der Renaissance» . 1874). Genaue Aufnahmen der griech. smaler finden sich in Stuart und Revett's amer von Athen» und den von der Gesell- er Dilettanti zu London herausgegebenen : «Altentümer von Jonien» und «Unedier- mer von Atrina»; ferner in Stadelberg, «Der

Apollotempel zu Bassä» (Rom 1826); Serravallo, «Antichità della Sicilia» (Valermo 1834—42); Hittorf und Zanth, «Architecture antique de la Sicile» (3 Bde., Par. 1826—30); Delagardette, «Ruines de Paestum» (Par. 1799), und in vielen Monographien.

Die Römer, ein mehr praktischer als künstlerisch begabtes Volk, haben den Säulenhau von den Hel- lenen entlehnt und mit dem von den Etruskern überkommenen Gewölbekbau, den sie weiter entwickel- ten, einheitlich verbunden und damit in konstruktiver Beziehung einen großen Fortschritt gemacht. Mit Hilfe der Wölbung gelang es ihnen, sehr große Räume massiv zu überdecken und künstlerisch durch- gebildete Gebäude von großartiger Gesamtwir- tung herzustellen. Die Detailbildung des römischen B. dagegen steht an Schönheit hinter jenem des griechischen weit zurück. Die Aufgaben, welche den röm. Architekten gestellt wurden, waren bei weitem mannigfaltiger als jene der griechischen. Es galt, neben Tempeln und Grabmälern großartige Foren mit Basiliken, Theater, Triumphbögen und endlich, bei dem übertrieben Luxus zur Zeit der röm. Im- peratoren, weitläufige, mit allem in jener Zeit nur möglichen Komfort ausgestattete Paläste und Villen, welche zuweilen, wie die Kaiserpaläste auf dem Pa- latin zu Rom und die Villa des Hadrian bei Tivoli, zu kleinen Städten erweitert wurden, herzustellen. Dazu kamen dann noch Befestigungsbauten, Brücken, Wasserleitungen, Heerstrassen u. a. Die Blüte- periode der röm. Baukunst ist das 1. Jahrh. n. Chr. Denkmäler röm. Baukunst sind über das ganze ehe- malige Römische Reich, d. h. den größten Teil von Europa und Teile von Asien und Afrika, zerstreut. Die bedeutendsten derselben befinden sich in Rom und seinen Umgebungen. Außerdem ist uns mit Pompeji eine ganze antike Stadt aus dem 1. Jahrh. n. Chr. mit allen ihren interessanten Einzelheiten erhalten. Vgl. Abelen, «Mittelitalien vor den Zei- ten röm. Herrschaft» (Stuttg. 1843); Reber, «Die Ruinen Roms und der Campagna» (Lpz. 1863); Overbeck, «Pompeji in seinen Gebäuden, Alter- tümern und Kunstwerken» (3. Aufl., Lpz. 1875); Mazois, «Les ruines de Pompéi» (4 Bde., Par. 1825—38). Außerdem gibt es viele Monographien über einzelne Bauwerke. Eine wissenschaftlich be- gründete Geschichte der Baukunst des klassischen Altertums fehlt noch immer. Es muß daher auf die betreffenden Abschnitte der am Schluß dieses Artikels angeführten Werke über die allgemeine Ge- schichte der Baukunst hingewiesen werden.

Während das Römische Reich und mit ihm die gesamte Kultur des Altertums ihrem Untergange sich näherte, entwickelte sich im stillen eine junge, bald sehr mächtige Kraft in dem Christentum, welches der Baukunst eine neue Aufgabe stellte. Da die Christen lange Zeit unterdrückt wurden, konnten sie besondere Gebäude für ihre Kultusbedürfnisse anfangs nicht errichten; sie versammelten sich zum gemeinsamen Gottesdienste in unterirdischen Ka- pellen der Katakomben oder in den hintern Sälen der Privatpaläste. Als dann Kaiser Konstantin die christl. Religion als gleichberechtigte anerkannt hatte, war die Kunst schon so weit gesunken, daß man nicht mehr im Stande war, eine neue Form für das neue Bedürfnis zu finden. Die Christen er- bauten ihre Gotteshäuser daher, an den überliefer- ten Formen festhaltend, als Nachbildungen der Ge- richtsbasiliken neben den Foren und gewisser Säle

in Privatpalästen, zum Teil sogar aus vorhandenen, von heidnischen Tempeln entnommenen Bauteilen (z. B. San-Lorenzo fuori le mura zu Rom), weshalb sie auch den Namen Basiliken erhielten. Sie hatten einen oblongen Grundriß mit einem kleinen halbfreisförmigen Ausbau für den Altar (Apsis) im Jutern, zwei oder vier Säuleneichen und besondere Oberfenster für das Mittelschiff. Die Decken waren von Holz. Das Äußere war stets ganz einfach. Vor der Basilika befand sich gewöhnlich ein umfauter Vorhof mit Brunnen und neben ihr wurde später oft noch ein Glockenturm (Campanile) erbaut. Die Zahl solcher altchristl. Basiliken ist besonders in Rom sehr groß. Die bedeutendsten sind San-Clemente, Sta.-Pudenziana, Sta.-Maria-Maggiore und San-Paolo fuori le mura. Sie finden sich aber auch an andern Orten, z. B. in Ravenna, auf der Insel Torcello und in Athen. Neben den langgestreckten drei- oder fünfschiffigen Basiliken entstanden gleichzeitig aber auch Rundbauten, zum Teil mit Kuppeln überdeckt, teils als Taufkapellen, teils als Grabmäler benutzt. Vgl. Bunjen, Guttensohn und Knapp, »Die Basiliken des christl. Roms« (München 1843).

Ganz im Gegensatz zu der altchristl. Baukunst im Weströmischen Reiche entwickelte sich im Oströmischen Reiche, besonders in dessen Hauptstadt Byzanz, mit einer eigentümlichen Kultur auch ein neuer B., der byzantinische Stil (s. Tafel: Baustile V.); derselbe ist eine Weiterbildung des röm. Kuppelbaues. Die Kirchenschiffe sind durch eine Reihe von Kuppeln auf quadratischen Unterbauten und Halbkuppeln überdeckt. Obgleich die künstlerische Durchbildung; aus der röm. Kunst beruhend, ziemlich dürftig ist, sind die innern Räume, oft durch Mosaiken auf Goldgrund geschmückt, meist von einer großartigen Wirkung. Die bedeutendsten Denkmäler byzant. Baukunst sind die Kirche Hagia Sophia zu Konstantinopel, erbaut 532–537 n. Chr. von Kaiser Justinian, einige Bauten zu Ravenna, das von Kaiser Karl d. Gr. erbaute Münster zu Aachen und die Kirche San-Marco zu Venedig, erbaut 976–1072. Vgl. Quast, »Die altchristl. Baubaudmale zu Ravenna« (Berl. 1842); Salzenberg, »Die altchristl. Baubaudmale von Konstantinopel« (Berl. 1854); Ziegler und Popplevel-Bullan, »Architecture byzantine« (Par. 1854).

Die Baukunst der Indier, der Chinesen und der Vorkölter Amerikas sind für die histor. Entwicklung der Architektur ganz ohne Bedeutung und Einfluß. Von großer Wichtigkeit für den Gang der Entwicklung ist aber die Baukunst des Islams in Äthen, Asien und Europa (Spanien und Sicilien). (S. Tafel: Baustile VI.) Als die Araber ihre Eroberungszüge antraten, waren sie ohne jede höhere Kultur. Bald nahmen sie jedoch manches von denjenigen Völkern an, die sie unterworfen hatten. Daher besteht ihre Kunst aus sehr verschiedenartigen Elementen. In der Architektur bezieht sie sich zunächst der vorhandenen Formen, schlossen sich an die überlieferten altröm. Bauwerke sowohl als die altchristl. und byzant. Kirchen eng an, verwechselten damit dann aber überall echt orient. Elemente. Vorherrschend ist die Vorliebe der Araber für phantastische Pracht und äppigen Reichtum der Decoration, besonders aller Flächen durch spielende, farbenreiche Ornamentik. (S. Arabesque.) Eine höhere organische Durchbildung fehlt gänzlich. Die Konstruktionen sind sehr primitiv und

stehen mit den Decorationen meist gar nicht im Zusammenhang. Charakteristisch sind die hoh. Glatteitengewölbe und bei den Arabern die hoh. Bogen und Spitzbogen. Die vorzüglichsten Gemäler des arabischen B. finden sich in Egypten (Moschee el Mojed von 1415 zu Kairo), Sicilien (Sisa und Cusa), Spanien (wo brachten die Moschden zu Cordova vom J. 786, der Alhambra zu Granada, der Alcazar zu Sevilla, die Alhambra [s. d.], ein phantastischer Königspalast aus dem 12. Jahrh., zu Granada, hervorzuheben sind), Indien, Persien und der Türkei (Moschden des Sultan Bajazed und Brunnen des Sultan Ahmed zu Konstantinopel). Die besten Quellenwerke sind die von Brongey, »Monuments arabes et monuments d'Espagne« (Par. 1839); derselbe, »Essai l'architecture des Arabes en Espagne etc.« (1846); Villaamil und Escofura, »España antigua y monumental« (8 Bde., Madr. 1845); Schach, »Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien« (2 Bde., Berl. 1865); Dougan, »Arts arabes« (Par. 1868 fg.); Briffé, »L'art arabe d'après les monuments de l'Espagne depuis le 7^e siècle« (Par. 1869 fg.).

Mit der Baukunst des Islams in großen Verwandtschaft ist die Baukunst der Russen, die eigentlich ganz auf der byzant. Baubau. Die Grundanlage der Kirche ist das griech. Kreuz, welches durch mehrere hohe Kuppeln überdeckt ist. Die architektonischen Formen sind barbarisch und gehen ohne Regel wild durcheinander. Die Glanzzeit des russ. Stils ist in das 16. Jahrh. zu fallen. Des berühmten Denkmals desselben ist die Kirche Basilia zu Moskau.

Neben der byzant. Baukunst entwickelte sich ehemals Weströmischen Reiche nach dem Zerfall des Karolingischen Reichs, besonders seit 1000 n. Chr., ebenfalls auf Grundlage der altröm. Kunst ein ganz neuer B., welcher der romanische heißt. (S. Tafel: Baustile VII.) Die Grundform; alle Einzelheiten sind jedoch eine neue, aus dem german. Volk entprungene Behandlung und Entwicklung, durchaus selbständiger Weise. Das Ganze ist unter freier Aufnahme und Verbearbeitung der Elemente nach drei Jahrhunderten nach einem der großartigen Systeme, welche die Geschichte kennt. Die Baukunst war während des ganzen Mittelalters (stets im Dienste der Kirche) die allein herrschende Kunst. Alle Künste, die Skulptur, die Malerei, die Gewerke, die Musik u. s. w., mußten sich ihr unterwerfen. Wie erwähnt, ging der mittelalterliche Kunst von der altchristl. Basilika aus. Doch sind die Gestaltungen, welche diese Grundform in der Zeit erfuhr, sehr eingreifender Art. In den ersten Jahrhunderten änderte sich das Chor. Statt der Apsis entstand bald ein besonderer Chor mit mehreren Apsiden, als Raum für den Chor (oder mehrere Altäre) und die oft zahlreichste, der sich auch äußerlich von dem Hause, dem Raume für die Gemeinde trennte. Unter dem Chor wurde oft noch eine karolingische Kapelle (Krypta) für Zwecke des Kultus eingerichtet. Mittelschiff und Seitenschiffe wurden anfangs durch Säulen, später durch Pfeiler oder Säulen und Pfeiler gemischt, so daß

getrennt. Die Räume hatten anfangs flache Holzdächer, wurden später aber sehr oft mit Gewölben, meist Kreuzgewölben, in einzelnen Theilen auch Längengewölben, überdeckt, wodurch das Gebäude erst seinen wahren monumentalen Charakter erhielt. Das Äußere war dem Innern entsprechend, in organischer Weise, durch Nischen, Arkaden, Bogenhöfe, Gesimse u. s. w. reich gegliedert. Als neues bedeutsames Element trat auch noch der Thurm hinzu, welcher nun in organischer Verbindung mit dem Gebäude angeordnet wurde. Sehr oft findet man, als besonders Schmuck der Bauanlage, mehrere (fünf oder mehr) Thürme. An die Kirchen schlossen sich vielfach weitläufige Klostergebäude mit Kapellen, großen Sälen (Refektorium, Dormitorium) u. s. w., welche sich um einen Hof mit umlaufendem Kreuzgang gruppieren. Innerhalb bestimmter Grenzen hat der roman. Stil in den verschiedenen Ländern, besonders in Deutschland und Frankreich, aber auch in Italien und England, je dem verschiedenen Geiste der Nationen, dem Bedürfnisse und dem verschiedenen Baumaterial entsprechend, in sehr verschiedener Weise sich ausgebildet, so daß das Gesamtbild überaus reich an individuellen Zügen ist. Die roman. Baukunst hatte im 11. Jahrh. noch eine gewisse Strenge und Einfachheit, entsfaltete im 12. Jahrh. ihre edelste Blüte und ging im ersten Viertel des 13. Jahrh. allmählich in den got. Stil über. Denkmäler desselben sind in vielen Ländern in großer Zahl noch erhalten. Ginz der älteren derselben dürfte die Stiftskirche zu Gerzede (von 961) sein. Zu den schönsten und vorzüglichsten gehören in Deutschland die großen Dome zu Bamberg, Mainz, Speier, Worms, Limburg a. d. L., die Münster zu Bonn, die Abteikirche zu Laach, die Kirchen St. Godehard zu Hildesheim, St. Maria im Kapitol, St. Gereon, St. Aposteln und St. Kunibert zu Köln, die Kirche zu Selbhausen, die Doppelkirche zu Schwarzreindorf, das Kloster Raabtronn; in Italien die Dome zu Pisa, Piacenza, Parma und Gera, die Kirche San-Miniato bei Florenz, die Capella Palatina zu Palermo, der Klosterhof von San-Basilo fuori le mura zu Rom; in Frankreich die Kirchen St.tienne zu Caen, Notre-Dame du port zu Clermont, Notre-Dame la grande zu Véziers u. a.

Die Prosanarchitektur dieser Periode ist im allgemeinen noch sehr einfach; man that dafür noch wenig mehr, als das Bedürfnis erforderte. Sie bezieht vorzüglich in Befestigungsbauten, Mauern mit Thürmen und Thoren zum Schutz ganzer Städte (aus dem 13. Jahrh. sehr gut erhalten zu Köln) und Burgen, meist auf schwer zugänglichen Höhen gelegen, zum Schutz einzelner Ritter. Der wesentlichste Teil der letztern ist ein sehr starker, hoher Thurm, der Bergfried, an welchen im Laufe der Zeit noch und noch andere Gebäude angebaut wurden. Die architektonisch bedeutendste Burg dieser Periode ist wohl die Wartburg; steinerne Wohnhäuser waren in dieser Zeit noch sehr selten. Die kunstschönste und beste Darstellung der roman. Baukunst in Deutschland ist H. Ottes »Geschichte der deutschen Baukunst von der Römerzeit bis zur Gegenwart« (5 Bde., Opp. 1861—74), welche alle weiteren Nachweise in großer Vollständigkeit enthält. Vgl. Revonil, »Architecture romane du Midi de la France« (Par. 1864).

Der romanische B. ist ein echt deutscher. In Frankreich erhält derselbe von Anfang an eigen-

tümliche Modifikationen, deren Zusammenfassung und konsequente Weiterführung endlich zum gotischen B. führten (s. Tafel: Baustile VIII.), welcher zuerst bei dem Bau des Chors der Abteikirche zu St.-Denis, welchen Abt Suger um 1140 ausführte, zur Erscheinung kam, dann an der Kathedrale zu Reims, den Kirchen Notre-Dame zu Chalons (1157—83), St.-Remis zu Rheims (1164—81), der Kirche zu Blois (1180—1210), der Kathedrale zu Laon (um 1173) und der Kathedrale Notre-Dame zu Paris (1163—77) entwickelt und weiter gebildet, darauf nach Deutschland übertragen wurde, wo er zuerst bei dem Neubau der Liebfrauenkirche zu Trier (1227—44) und der Elisabethkirche zu Marburg (1235—83) angewendet wurde, dann, unter Rietem Hinblick auf die neuesten Bauten in Frankreich, in selbständiger, echt deutscher Weise sich entwickelte, und endlich in dem Dome zu Köln, dessen Chor 1248 gegründet, 1322 geweiht wurde, seine höchste Vollendung erreichte. Eine der harmonischsten Lösungen got. Stils zeigt das Münster zu Trierburg i. Br. Eine got. Kirche in ihrer vollen Ausbildung stellt sich als ein genial erdachtes, kunstvoll konstruiertes, architektonisches Gefäß dar, bei welchem die Last des ganzen Gebäudes, besonders der schlank aufsteigenden spitzbogigen Kreuzgewölbe, welche die Decke bilden, auf ein Pfeilerköpfe konzentriert ist, und bei welchem die Wände keine andere Bedeutung als die des Raumab schlusses haben. Strebepfeiler, Spitzbogen, Strebebogen und ein damit im Zusammenhange stehender, ganz selbständig entwickelter Kreis von Kunstformen sind die charakteristischsten Eigentümlichkeiten dieses B., in welchem die großartigsten, künstlerisch vollendeten Bauwerke hergestellt worden sind, welche die Welt kennt. Besonderes Gewicht wurde stets auf die Ausbildung des Chors, dessen Grundriß oft schon sehr reich ist, der Thürme, welche jumeilen eine sehr bedeutende Höhe erreichen, und die Fenster gelegt. Die künstlerische Dekoration des Äußeren und Innern mit Bildhauerarbeiten, Wandgemälden, Glasgemälden, Mobilen u. s. w. schließt sich eng an die Baukunst an, so daß alles zusammen zu einer einheitlichen Gesamtwirkung beiträgt. In Frankreich sowohl als in Deutschland herrschte im 12. und 13. Jahrh. auf dem Gebiete der Baukunst eine fast fieberhafte Thätigkeit, deren Mittelpunkt die Bauhöfen der großen Kathedralen bildeten. Die lange Dauer des Baues so groß angelegter Werke brachte es mit sich, daß infolge des Wechsels der leitenden Baumeister, der Fortschritte in der Stilentwicklung, die Wandlungen des Geschmacks u. s. w. die Pläne während des Baues mehrfach geändert wurden. Daher kommt es, daß kaum eins der großen Bauwerke des Mittelalters einheitlich durchgeführt ist, in seiner ganzen Erscheinung den Charakter einer bestimmten Zeit an sich trägt, daß sie vielmehr in den meisten Fällen ein Bild des Entwicklungsanges der Baukunst während zwei bis drei Jahrhunderten geben. Neben Frankreich und Deutschland wurde auch in England, Italien und Spanien, überhaupt in allen Kulturländern, in got. Weise gebaut, jedoch in jedem Lande mit andern Modifikationen. Am Ende des 15. Jahrh., wo die Konstruktionen in willkürliche, künstliche Spielereien ausarten und die Ornamente überwucherte, nähert die Gotik, nach einer langen ruhmvollen Laufbahn, sich ihrem Ende. Man baute im got. Stile Kirchen und Klöster aller Art, Stadtbefestigungen, deren

Thore und Thürme oft eine reiche künstlerische Ausbildung erhielten, Burgen und Schlösser, Rathhäuser, Paläste, Grab- und Ehrendenkmäler u. s. w.

Die Zahl der erhaltenen Bauwerke aus allen Stadien der Entwicklung ist in allen Ländern sehr groß. Die wichtigsten, außer den schon genannten, sind in Frankreich: die Kathedralen zu Chartres, Rheims, Amiens, Beauvais, die St.-Chapelle zu Paris, die Schlösser zu Coucy und Pierrefonds, der Palast des Jacques Coeur in Bourges, das Hôtel Clugny zu Paris u. s. w.; in Deutschland die Dome zu Prag, Regensburg, Magdeburg und Wien, die Rathhäuser zu Straßburg, Freiburg i. Br. und Ulm, die Kirche zu Altenberg, die Katharinenkirche zu Oppenheim, die Lorenzkirche zu Nürnberg u. a. Unter den deutschen Profanbauten steht oben das Residenzschloß der Hochmeister des Deutschen Ritterordens zu Marienburg in Westpreußen, woran sich noch viele andere Schlösser von ähnlicher Schönheit (zu Lochstädt, Rheben, Heilsberg u. s. w.) schließen. Dann sind zu nennen das Schloß Karlstein bei Prag, die Albrechtsburg zu Meißen, die Stadtbefestigung von Nürnberg, die Stadthore zu Prag, Basel, Kralau, Stendal, Tangermünde und Bismar, die Rathhäuser zu Münster, Braunschweig (1393), Ulm, das Haus Rastau zu Nürnberg (um 1400) und andere Häuser zu Münster, Greifswald, Lübeck, Danzig. In England sind hervorzuheben die Kathedralen zu York, Evesham und Canterbury mit ihren Kapitelhäusern, die Kapelle Heinrichs VII. zu Westminster in London und viele Schlösser; in Italien die Dome zu Florenz mit seinem Glockenturm, Mailand, Orvieto und Siena, viele Paläste zu Siena und Venedig. Eine lichtvolle Darstellung der gesamten Baukunst des Mittelalters lieferte Schnaase in seiner «Geschichte der bildenden Künste» (2. Aufl., Bb. 1—6, Düsseldorf. 1861—74). Wichtig ist auch Viollet le Duc, «Dictionnaire de l'architecture française» (10 Bde., Par. 1854—69).

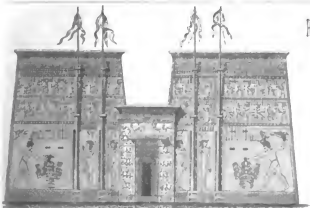
In Italien hatte die roman. und got. Bauweise nie festen Fuß fassen können. Man sah sich hier von den Resten des Alterthums stets umgeben und hielt sich für den natürlichen Erben der gesamten Kultur des klassischen Alterthums. Die antike Tradition war eigentlich nie verloren gegangen und wurde, durch Gelehrte wie Francesco Petrarca, Gio. Boccaccio, Poggio u. a. zu neuem Leben erweckt, im 15. Jahrh. wieder thätig. Man studierte zunächst die antiken Dichter und Schriftsteller, dann auch die erhaltenen Kunst Denkmäler, und begann dann auch wieder mit antiken Formen, die natürlich den modernen Bedürfnissen angepaßt werden mußten, zu bauen. Man nennt diese wiedergeborene antike Kunst die Renaissance. (S. Tafel: Baustile IX.) Da die architektonischen Kunstformen dieser Bauweise also nicht aus den Konstruktionen selbständig entwickelt sind, sondern auf Nachahmung der nicht einmal überall verstandenen antiken Formen beruhen, konnten sie nicht rationell sein, sind dem eigentlichen Baukörper meist nur, freilich oft in geistvoller und sehr geschickter Weise, dekorativ angeheftet. Es herrschte dabei, trotz der Bestimmungen, auf den Angaben Vitruvs beruhenden Regeln, welche in der Lehre von den fünf Säulenordnungen zusammengefaßt wurden, große Freiheit. Daher treten die einzelnen Meister man viel klarer hervor als früher. Während im Mittelalter der Kirchenbau vorherrschte, wird jetzt der Profanbau mehr gepflegt.

Paläste, Schlösser, Villen und Grabmäler sind die höchsten Leistungen der Renaissancearchitektur.

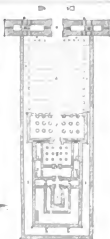
Der erste Baumeister, welcher nach sorgfältigem systematischem Studium der antiken röm. Bauweise in der neuen Weise baute, war Filippo Brunelleschi (geb. 1377, gest. 1444). Er begann 1420 die Kapelle des Doms zu Florenz, baute dann seit 1425 die Kirche San Lorenzo zu Florenz, später die Kapelle bei Basil im Kloster Sta. Croce, die Pabia bei Fiesole und den großartigen Palazzo Pitti in Florenz. Was Brunelleschi angefangen hatte, führte Michelozzo mit Geschick und vielem Verstand weiter. Er baute unter anderem den Palazzo Niccolai (für Cosimo Medici) und den Hof des Palazzo Vecchio, beide in Florenz. An ihn schloß sich L. B. Alberti (geb. 1404, gest. 1472), der erste Theoretiker, Verfasser eines Werks über Architektur, in das got. Innere der Kirche San Francesco zu Rimini umgestaltete, 1460 den Palazzo Rucellai zu Florenz und mehreres andere baute, dann Cosmas mit seinem Palazzo Guadagni, Giuliano da San Gallo mit seinem Palazzo Sordani u. a. Das vollendete Beispiel der florentinischen Frührenaissance ist der seit 1489 erbaute Palazzo Strozzi von Benedetto del Majano. Von Florenz aus verbreitete sich die neue Bauweise zunächst über Toscana. Francesco di Giorgio erbaute 1460 den Palazzo Piccolomini zu Siena, Baccio Pontelli den Palazzo Ducale zu Urbino, Ambrosio Bolognino seit 1473 die Kirche der Certosa bei Pavia u. s. w. In Bologna entstand eine große Zahl großartiger Paläste (s. u. Bevilacqua u. s. w.). Dann trat der große Baumeister aus Urbino, geb. 1444 in Mailand, auf, baute daselbst das Chor der Kirche San Maria della Grazie und anderes, ging um 1500 nach Rom und baute daselbst den Klosterhof von San Maria della Pace, darauf den Palast der Cancelleria, das Palazzo Giraud, begann dann 1506 den Neubau der großen Kirche San Pietro in Vaticano, welche später, nach modifizierten Plänen, Rafael, Baldassare Peruzzi, San Gallo, dann der gewaltige Michel Angelo Buonarroti und endlich Carlo Maderno weiter führten, und gab dem großen vatikanischen Palast jene Gestalt, welche er im allgemeinen noch hat. Er starb 1514. Dem Bramante am nächsten stand Rafael, am größten als Maler, doch auch als Architekt nicht ohne Bedeutung, wie unter anderem der von ihm entworfene Palazzo Farnesini zu Florenz beweist. An ihn schloß sich sein Schüler Giulio Romano (1492—1546), der unter anderem die Villa Madama bei Rom und den Palazzo del Te zu Mantua baute. Auch Peruzzi (1481—1536) hat dem Bramante viel zu danken. Er arbeitete in Rom und Siena. Von ihm sind, neben seinem Atell am St. Peter, unter anderem die Villa Farnesina, der Palazzo Massimi zu Rom und der Hof bei Sta. Catarina zu Siena. Neben der genannten ist auch der jüngere Antonio de San Gallo (gest. 1546) von Wichtigkeit, der den Palazzo Soderini und einen Teil des Palazzo Farnese zu Rom baute. In Venedig führte Pietro Lombardo 1481 den Palazzo Vendramin-Calergi, 1485 die Scuola di San Marco, 1517 die Scuola di San Luca aus. Seit 1500 wurde der Hof des Dogenpalastes mit großer Pracht ausgestattet. Dann entwarf Jacopo Sansovino eine rege Thätigkeit. Palazzo Corner della Ca-Grande (1532), die Biblioteca in der Piazzetta (1536) sind von ihm. Später (seit 1546) wurden durch Scamozzi die Neuen Procuratie

BAUSTILE. I.

ÄGYPTISCHER, ASSYRISCHER, PERSISCHER UND INDISCHER STIL.



1. Frontansicht des Tempels zu Edfu. (Ägyptischer Stil.)



2. Grundriss des Tempels zu Edfu. (Ägyptischer Stil.)



3. Normale Kolumnengliederung mit Gesimse. (Ägyptischer Stil.)



4. Kapital zu Edfu. (Ägyptischer Stil.)



5. Palmenkapital zu Edfu. (Ägyptischer Stil.)

6. Bodengetäfel zu Kuljandebek. (Assyrischer Stil.)



7. Säulenknäuf aus den Ruinen von Persepolis. (Persischer Stil.)



8. Säule des Grottentempels zu Ellora. (Indischer Stil.)



9. Säule zu Mahabalipuram. (Indischer Stil.)



10. Säulenknäuf aus den Ruinen von Persepolis. (Persischer Stil.)

BAUSTILE II. GRIECHISCHER STIL.



1. Frontansicht des Tempels des Theseus zu Athen.



2. Grundriss des Tempels des Theseus zu Athen.



3. Korinthisches Kapital.



4. Dorisches Kapital.



5. Ionisches Kapital vom Erechtheion zu Athen.

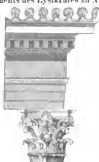


6. Korinthisches Kapital vom Monument des Lysikrates zu Athen.



Dorische Ordnung: a. Hauptsim mit Gebälk, b. Fries, c. Architrav.

7. 8. Frontansicht und Grundriss des Monuments des Lysikrates zu Athen.



10. Korinthische Ordnung



11. Ionische Ordnung.

BAUSTILE. III. RÖMISCHER STIL. I.



1. Gebälk vom Sonnentempel zu Baalbek.



2. Gebälk vom Sonnentempel zu Baalbek.



3. Gebälk vom Tempel des Jupiter Stator zu Rom.



4. Tempel des Jupiter Capitolinus zu Rom.



5. Gebälk vom Pantheon zu Rom.



6. Detail vom Thor zu Palmyra.



7. Detail vom Portal des Sonnentempels zu Palmyra.

BAUSTILE. IV. RÖMISCHER STIL. 2.



1. Frigidarium der Thermen des Caracalla zu Rom; Restauration von Viollet-le-Duc.



2. Säule des M. Aurel zu Rom.



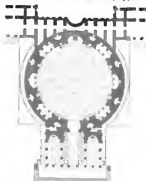
3. Frontansicht des Pantheon des Agrippa zu Rom.



4. Trajanssäule zu Rom.



5. Triumphbogen des Konstantin zu Rom.



6. Grundriß des Pantheon des Agrippa zu Rom.



7. Triumphbogen des Marius zu Titus (Orange).

BAUSTILE. V. BYZANTINISCHER STIL.



1. Innere Ansicht der Sophienkirche zu Konstantinopel.



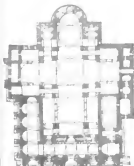
2. Kapital von der Sophienkirche zu Konstantinopel.



3. Grundriss der Sophienkirche zu Konstantinopel.



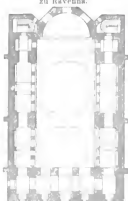
4. Kapital von San-Vital zu Ravenna.



5. Grundriss von San-Marco zu Venedig.



6. Kapital der Demetriuskirche zu Salonichi

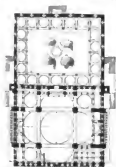


7. Grundriss der Heiligenkirche zu Konstantinopel

BAUSTILE. VI. ARABISCHER STIL.



1. Innere Ansicht der Moschee zu Cordova.



2. Grundriss der Moschee Mohammeds II. zu Konstantinopel.



3. Kapitäl von der Alhambra zu Granada.

Frechbaur's Conversations-Lexikon, 12. Aufl.



4. Kutab-Minar bei Delhi.



5. Kirche zu Kurt-Ardashir.

Zu Artikel: Baustile.

BAUSTILE. VII. ROMANTISCHER STIL.



1. Ornament aus dem Kloster zu Fulda.



2. Ornament aus dem Kloster zu St. Gallen.



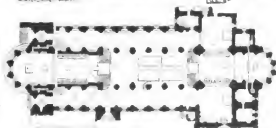
3. Kapital aus Heiligenkreuz bei Wien.



4. Kapital aus der Kirche zu Maulbronn.



5. Folia aus Heiligenkreuz bei Wien.



6, 7. Vorderansicht und Grundriss des Doms zu Bamberg.



8. Folia aus der Kirche zu Maulbronn.



9. Kapital aus dem Dom zu Speier.

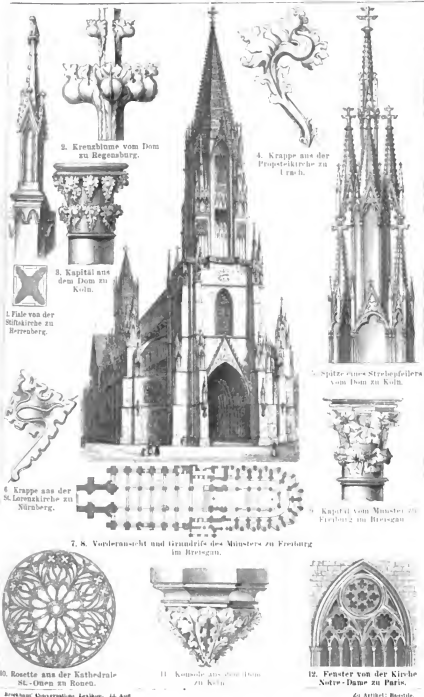


10. Bogenfries aus Heiligenkreuz bei Wien.



11. Kapital aus der Kirche zu Goslar.

BAUSTILE VIII. GOTISCHER STIL.



2. Kreuzblume vom Dom zu Regensburg.

4. Krappe aus der Propsteikirche zu Urech.

3. Kapitäl aus dem Dom zu Köln.

5. Spitze eines Strebepfeilers vom Dom zu Köln.

1. Fiale von der Stiftskirche zu Herrenberg.

6. Krappe aus der St. Lorenzkirche zu Nürnberg.

9. Kapitäl vom Münster zu Freiburg im Breisgau.

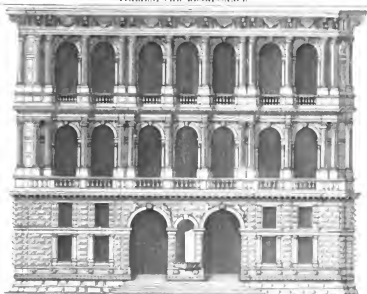
7. 8. Vorderansicht und Grundriß des Münsters zu Freiburg im Breisgau.

10. Rosette aus der Kathedrale St.-Onen zu Rouen.

11. Konsole aus dem Dom zu Köln.

12. Fenster von der Kirche Notre-Dame zu Paris.

BAUSTILE IX. ITALIENISCHE RENAISSANCE



1. Palast Pesaro zu Venedig.



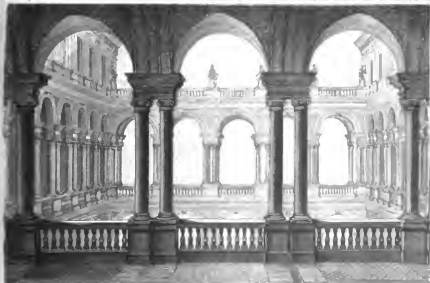
2. Kapitäl von der Certosa bei Pavia.



3. Fruchtkorb nach Sansovino.



4. Kapitäl von der Certosa bei Pavia.

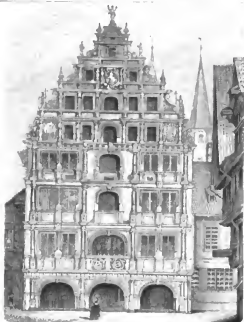


5. Hof des Palazzo Pesaro in Venedig.

BAUSTILE. X. DEUTSCHE UND FRANZÖSISCHE RENAISSANCE.



1. Brunnensäule aus
Rothenburg a. d. T.



2. Gewandhaus zu Braunschweig.



3. Holztafelung aus
Rothenburg a. d. T.



4. Kapitäl vom Hause
Franz' I. zu Orleans.



5. Stadthaus zu Henneberg.



6. Kapitäl aus Fontainebleau.



7. Galerie Heinrichs IV. im Louvre.

BAUSTILE. XI. ROKOKOSTIL UND ZOPFSTIL.



1. Säulenschaft
in der Kirche
zu d'Alout.



2. Katholische Kirche zu Dresden



3. Säulenschaft aus
dem Palais Municipal
zu Paris.



4. Kartusche im Stof Ludwigs XV



5. Pavillon des Termes zu Versailles



6. Kartusche aus dem
Palais du Louvre



7. Ornament.



8. Zwinger zu Dresden



9. Ornament.

BAUSTILE. XII. STIL DES XIX. JAHRHUNDERTS



1. Königliches Schauspielhaus zu Berlin.



2. Königliches Hoftheater zu Dresden (abgebrannt 1869).



3. Villa Siegle zu Stuttgart.

und der Palazzo Grimani erbaut. An das Ende dieser langen Reihe gehört Michel Angelo Buonarroti (1475–1564), dessen Thätigkeit auf dem Gebiete der Baukunst erst verhältnismäßig spät begann, welcher aber von großem Einflusse auf alle spätere Zeiten wurde. Sein erstes Werk war die Kapelle von San-Lorenzo zu Florenz. Dann baute er die Grabkapelle der Mediceer und die Bibliothek, beide bei San-Lorenzo daselbst. In Rom führte er neben der großartigen Kuppel von St. Peter das Hauptgesimse des Palazzo Farnese aus, errichtete die Porta Pia, baute die antiken Thermen des Diocletian zur Kirche Sta. Maria degli Angeli um und gab dem Kapitol seine heutige Gestalt. Michel Angelo gab eine neue Richtung in der Baukunst an, indem er sich mit bewusster Absicht von den antiken Formen entfernte und vor allem eine malerische Wirkung erstrebte. An ihn schlossen sich zunächst Giorgio Vasari, 1512–74, der den innern Ausbau des Palazzo Vecchio zu Florenz und seit 1560 den Neubau der Uffizi leitete, und Sigola (1507–73), der die Vigna di Papa Giulio, die Drei Farnesiani auf dem Palatin zu Rom anlegte und Schloß Caprarola bei Rom baute. Seit der Mitte des 16. Jahrh. erhält der Palastbau durch die Schule von Genua eine gesteigerte, wesentlich auf großartige malerische Wirkung gerichtete Entwicklung. Die Hauptmeister dieser Schule sind Galeazzo Alessi (1500–72 (Palazzo Spinola)) und die Architekten der Paläste Filippo Terzio, Balbi und Turri-Doria. Die Thätigkeit des Andrea Palladio (1518–80) beschränkte sich auf seine Vaterstadt Vicenza, wo er vieles baute (Palazzo Chiericati), doch ist sein Einfluß durch seine umfangreichen literarischen Werke sehr groß und erstreckt sich weit über die Grenze Italiens hinaus. Als man dann in dem begonnenen Streben nach reichem, malerischem Effekt noch weiter ging, verfiel man in Ubertreibungen und Willkürlichkeiten aller Art; es bildete sich der sog. Barockstil, dessen hervorragende Meister Giacomo della Porta, Rom (1543–1607), Carlo Maderno (1556–1639), besonders aber Bernini (1598–1680) und Francesco Borromini (1599–1667), der die Kurve zur Kleinerrkirche brachte, zu nennen sind. Besonders charakteristisch für diese Richtung sind die Werke von Andrea Bacci (1642–1709), welcher viele Peterskirchen mit Brunddecorationen versah, weshalb dieser Stil auch wohl Jesuitenstil genannt wurde. Die bauliche Thätigkeit dieser Periode war sehr groß. Bei Kirchen strebte man vor allem nach weiten, hohen, zusammenhängender Räumen. Die Dächer wurden mit Tonnengewölben und Kuppeln überdeckt, an Stelle der Säulen wendete man massige Pfeiler an. Die Peterskirche zu Rom wurde riesig, natürlich in kleinen Dimensionen, nachgebildet. Die Kirchen des Gesù und St. Apostoli zu Rom sind die bedeutendsten der Art. Großartige Centralbauten sind der Dom zu Brescia, die Kirchen San-Carlo a Calitri und St. Agnese zu Rom. Besonders Gewicht legte man jetzt auch auf die Ausstattung der Kirchenjagden. Als Motiv verlebte verwendete man oft den antiken Tempel Väterkirche zu Rom, bildete daselbst dann aber in reichster Weise aus (San-Andrea della Valle und San-Carlo a quattro fontane zu Rom). Im Palastbau traten keine neuen Gedanken auf; aber er weitete sich mit dem Kirchenbau an Großartigkeit und Verhältnisse. Palazzo Giarrat und Palazzo

Comercianti-Bildung. 13. Aufl. II.

Barberini zu Rom sind charakteristische Beispiele. Besonders großartige Höfe haben der Palazzo Borghese zu Rom und der Palast der Brera zu Mailand. Große Vorliebe hegte man für Ausbildung der Treppen, wofür die Paläste zu Genua den Ton angegeben. Berühmt ist die Scala Regia im Vatikan; interessant sind auch die Treppenanlagen in den Palästen Corsini, Barberini und Braschi zu Rom. Besonderer Pflege erfreuten sich jetzt auch die Villen, deren Gartenanlagen die Architektur ein Casino zum Mittelpunkt geben mußte. Zu den großartigsten gehört die Villa Aldobrandini zu Trastevere bei Rom; berühmt sind auch die Villen Borghese, Pamphili-Doria und Albani zu Rom, d'Este zu Livorno u. a.

Aus Italien wurde die Renaissance zunächst nach Spanien übertragen, wo um 1480 das Kollegium Sta.-Cruz zu Valladolid schon in diesem Stil erbaut und wo er dann bald, mit fremden Elementen vermischt, in sehr glänzender Weise ausgebildet wurde (Fassade des Marienlosters zu Leon). Der größte Luxus mit neuen überraschenden Kombinationen wurde besonders an den Säulenhöfen der Alköster und Paläste entfaltet (Kreuzgang im San-Miguel de los Reyes zu Valencia). Der umfangreichste Palastbau ist der Escorial (1563).

In Frankreich wurde die Renaissance besonders durch ital. Künstler (Leonardo da Vinci, Benvenuto Cellini, Serlio, Primaticcio), welche an den Hof des prunkliebenden Königs Franz I. (1515–47) berufen wurden, eingebürgert und zur Höhe gebracht. (S. Tafel: Baustile X.) Doch erfuhr er auch hier eigentümliche Modifikationen. Es war hier besonders der Schloßbau, welcher die Architekten beschäftigte. Die Schloßer Gaillon (1502–10), Chenonceau (1515–23), Chambord (um 1523), Madrid (seit 1526), Blois (seit 1516) und Fontainebleau sind die wichtigsten Beispiele. Interessant sind auch einige städtische Wohnhäuser zu Orleans, Blois und Troyes. Von Kirchen sind besonders St.-Pierre zu Caen (seit 1521), St.-Eulache und St.-Etienne du Mont (1517–41) in Paris zu nennen. Die bedeutendsten Architekten dieser Richtung sind: Pierre Lescot (1510–78), der seit 1546 den Bau des Louvre leitete; Jean Bullant, der seit 1541 das Schloß zu Chouen baute; Philibert de l'Orme (1515–70), der das Schloß Anet ausführte und 1569 den Bau der Tuilerien begann; Jacques de Brosse, der das Palais d'Orleans baute, und Jules Hardouin Mansard (1645–1708), der die Schloßer von Marly, Grob-Trianon und Versailles und den Invalidendom zu Paris baute. Unter Ludwig XIV. ging die Renaissance schon in das Barock über und bildete sich dann bald zum Rokoko aus, eine Bauweise, deren dekorative Formen von der Konstruktion, dem Material und von jedem Prinzip der Baukunst sich völlig freimachten. Alle Flächen wurden mit ganz willkürlichen, lapidären Ornamenten, Muscheln, Laubgewinden, Blumenschmuck u. s. w. überdeckt. Daher eignet das Rokoko sich vorzüglich zu Dekorationen von Innenräumen. Man verstand es vortrefflich, mittels dieses Formtreibes Räume sowohl von großartiger als eleganter, anmutiger und behaglicher Wirkung zu schaffen. Er charakterisiert das frivole, äppige Leben am franz. Hofe. Obgleich pflegt man die verschiedenen Stadien des Übergangs der Renaissance in das Rokoko nach den Königen als Stile Ludwigs XV. und Ludwigs XVI. zu bezeichnen.

In Deutschland, wozu die Kenntnis der Renaissance am Anfange des 16. Jahrh. durch deutsche Maler übertragen wurde, wurden ihre Formen anfangs in eigentümlicher Weise mit den gotischen vermischt. (S. Tafel: Baustile X.) Man nahm sie hier zunächst nicht als neuen Stil auf, sondern betrachtete, bei dem damals herrschenden Streben nach möglichstem Reichtum der Dekoration, sie nur als willkommene Bereicherung des vorhandenen (got.) Formenkreises, wendete sie zunächst auch nur bei Gegenständen des Kunstgewerbes an und übertrug sie erst verhältnismäßig spät (gegen Mitte des 16. Jahrh.) allgemein auf die Baukunst. Doch wurde bei der konstruktiven Grundlage noch lange das got. Prinzip festgehalten und diese eigentlich got. Formen (wie das oft auch in Frankreich geschehen ist) nur mit Detailformen im Stil der Renaissance bekleidet. Die deutsche Renaissance trat an verschiedenen Orten ziemlich gleichzeitig auf und entwickelte sich, durch lokale Verhältnisse beeinflusst, verschiedenartig. Zu den frühesten Beispielen der Renaissance in Deutschland gehören, von einigen kleinen Werken abgesehen, ein Privathaus zu Nürnberg und das Weidewerk zu Prag (von 1536). Daran reichten sich zunächst Teile des Rathauses zu Görlitz, die innere Ausstattung des Artushofs zu Danzig, Teile des Schlosses Trausnitz bei Landshut und die Residenzen zu Dresden und Landshut (1536—43). Zu den prächtigsten und elegantesten Leistungen der deutschen Renaissance gehören der Otto-Heinrichsbau des Schlosses zu Heidelberg, das (abgetragene) Lusthaus zu Stuttgart (1580—93). Sehr schön sind auch die Alte Residenz zu München, die Halle des Rathauses zu Köln, das Rathaus zu Bremen, das Gewandhaus zu Braunschweig, das Gasthaus »Zum Ritter« in Heidelberg, das Bellerische Haus zu Nürnberg, die Rathäuser zu Augsburg, Nürnberg, Schweinfurt, das Schloss zu Alsfeldenburg, der Palast Waldstein in Prag, mehrere Privathäuser in Danzig u. s. w. Vgl. Lübke, »Geschichte der deutschen Renaissance« (Stuttgart 1872). Zu den bedeutendsten Vertretern des Barockstils in Deutschland gehören die Kirche St. Nikolai zu Prag, die kath. Kirche zu Dresden (1736), das königl. Schloss zu Berlin (1699—1706 von H. Schlüter erbaut) und die Barockkirche zu Wien.

In England, wo die Gotik mit großer Festigkeit festgehalten wurde, kam die Renaissance nie recht zur Geltung. Nur der Barockstil hat dort einige Repräsentanten aufzuweisen: Wollaton-House (seit 1580), Holland-House in Widdlesley (von 1607) und Schloss Wrentham. Die bedeutendsten engl. Architekten dieser Periode sind Inigo Jones (1572—1652), ein Verehrer Palladios, der den Palast Whitehall für Karl I. und die Villa zu Chiswick baute, und Christ. Wren (1632—1723), welcher 1675—1710 die St. Paulskirche zu London mit ihrer großen Kuppel erbaute. In den Niederlanden dagegen kam die Renaissance zu einer reichen und soegen Anwenndung des Backsteins, eigentümlichen Ausbildung, welche sich auch auf die deutschen Städte an der Nord- und Ostsee übertragen hat. Die Börse zu Antwerpen (von 1531), das Rathaus zu Antwerpen (von 1560), das Stadthaus zu Gent, das Rathaus zu Amsterdam von Jakob van Campen sind die hervorragendsten Bauwerke. In Dänemark sind die Schloßer Frederiksborg und Rosenborg zu Kopenhagen und Kron-

berg bei Helsingör und die Börse zu Kopenhagen die hervorragendsten Leistungen.

Der Rokoko (s. Tafel: Baustile XI.) wurde von Frankreich, das im 18. Jahrh. im Geschmack durchaus tonangebend war, auch nach Deutschland, wo der Zwinger in Dresden (seit 1711 nach Bopelmanns Plan ausgeführt), die katholische Kirche ebenfalls selbst (1737—56 nach Gaetano Guaris Pläne ausgeführt), die Residenz des Fürstbischofs zu Würzburg (von 1720—44) von Balthasar Neumann, das Schloss zu Schleibheim, das Schloss zu Bruchsal, das Stadtschloß zu Potsdam und Schloss Sanssouci bei Potsdam, die kgl. Bibliothek zu Berlin (1780) glänzende Vertreter dieser Richtung sind, und nach fast allen andern Kulturländern übertragen. Seit dem Ende des 17. Jahrh. machte sich daneben eine strengere, antichristliche Richtung bemerkbar, welche besonders in den Publikationen von Goldmann und Sturm deutlich hervortritt. Zu den edelsten Werken dieser Art gehört das Zeughaus (seit 1685) von Neuhoff, das Opernhaus, das Brandenburger Thor (seit 1789) und die beiden Kirchen auf dem Gendarmenmarkt zu Berlin und die Bank von London (1788). Doch ging diese Richtung sehr bald in den tradit., nüchternen und steifen Neopostil (s. Tafel: Baustile XI.) über.

Die französische Revolution machte dem Rokoko ein Ende und an seine Stelle trat unter Napoleon I. die Nachahmung der Bauformen aus der Zeit der ersten röm. Kaiser. Die Schule Durand wurde die herrschende. Charakteristischste Beispiele dieser Periode sind die Kirche St. Madeleine in Paris (seit 1804), der Triumphbogen auf dem Marsfeld, der Arc de l'Étoile, die Vendôme-Säule und die Börse zu Paris. In Petersburg wurde, gleicher Richtung folgend, seit 1819 die Josephskirche gebaut. In Berlin trat der geniale Schinkel (1781—1841) auf, welcher jedoch, da unterdes im klassischen Baumerke Griechenlands näher bekannt geworden, auf diesen Urquell zurückging, den hohen Geist hellen. Baukunst erfasste und in ihrem Geiste mit voller Freiheit Neues schuf; die Hauptwerke (1818), das Schauspielhaus (1821) (s. Tafel: Baustile XII.), das Alte Museum (1828), sämtlich in Berlin, sind seine bedeutendsten Werke. Ihm stand in Norddeutschland Ottmer zur Seite, der 1827 in Berlin die Singakademie und 1830—36 das Schloss zu Braunschweig baute, in Süddeutschland Leo von Klenze (1784—1864), dem König Ludwig I. von Bayern ein reiches Feld der Thätigkeit, Glyptothek (1816—30) zu München, Walhalla bei Regensburg (seit 1830), die Ruhmeshalle und die Propyläen zu München u. s. w., eröffnete.

Neben dieser antichristlichen Richtung, welche Schinkel sehr viele talentvolle Schüler bildete, zu einer großen Ausbreitung gelangte, machten sich aber bald auch noch andere Richtungen geltend. Seit den Befreiungskriegen wiesen mehrere begeisterte Patrioten auf den mittelalterlichen Bau den echt deutschen hin. Andere verlannten im Römischen Christentum ebenfalls die Rückkehr zu den Formen des Mittelalters, zum Teil sogar zum byzant. und altchristl. Bauweise. Wieder andere verlangten Rückkehr zur ital., franz. oder deutschen Renaissance. Alle diese Richtungen, selbst die Anwendung des maurischen Stils, laufen noch heute, mehr oder minder mächtig, nebeneinander her. In Berlin kam man besonders im Stile Schinkels und

einer neuen Art der Renaissance, welche sich daraus entwickelt hat. Stüler, Strack, Hübner, Soller, Persius, Knoblauch, Ende, Adler, Gropius, Schmieden, später Kaiser und von Gropius u. a. sind die Hauptvertreter. König Friedrich Wilhelm IV. interessierte sich lebhaft für die altchristl. Basilika, deren er mehrere in Berlin und Potsdam nachbildete. In neuester Zeit ist in Deutschland auch die deutsche Renaissance wieder zu Ehren gekommen und in Berlin, München, Frankfurt und Köln durch gute Beispiele vertreten. In allen großen Städten Deutschlands hat der Villenbau besonders eine schöne und selbständige Entwicklung erfahren. In Köln bildete sich in Anknüpfung an die Domkapelle, in welcher aus Anregung Bossers des der Dom nach den alten Plänen vollendet wurde, eine streng got. Schule vertreten durch Zwirner, Schmidt, Stag u. a., welche dann durch Friedr. Schmidt auch nach Wien verpflanzt wurde und dort auch in Jettel einen jüngern genialen Vertreter gefunden hat. Daneben wurde in Wien die antike Richtung durch Hansen und die moderne Renaissance gepflegt. In München finden sich eigentlich alle vorstehenden B., der byzantinische, der romanische, den man damals byzantinisch nannte (Gärtner), der türkische, der gotische und der Renaissancestil vertreten. In Karlsruhe kultivierte Hübner (1795—1863) einen eigentümlichen Stil, den er romanisch nannte. In Hannover ward besonders der mittelalterliche Backsteinrohbau, in Dresden (durch Semper) f. Tafel: Baustyle XII., das Hoftheater, abgelehnt (1868), in Stuttgart (durch Feins und Ggler, neuerdings durch Gnauch u. a.) die ital. und franz. Renaissance gepflegt. — Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse in Frankreich, wo Viollet-le-Duc und Viollet die Hauptvertreter der Gotik, die Architekten, welche für Napoleon III. von Louvre mit den Tuilerien verbunden, die Vertreter der Renaissance sind und Garnier (Große Oper) wieder den äppigsten Barockstil zur Geltung gebracht hat.

Neben dieser reichen, schöpferischen Tätigkeit hat das Völkchen, die Geschichte der Kunst nach allen Richtungen hin kennen zu lernen, die Vertiefung der Baugeschichte aller Perioden und der Kunst, dieselben in würdiger Weise der Zukunft zu erhalten, zu einer gründlichen Kenntnis derselben und des Verstandes der Baukunst aller Zeiten geführt. Rekonstruktionsbauten und Vollenkbauten sind überall im Gange. Daneben entstehen dann mit neuen Aufgaben, wie sie das großartig entwickelte Eisenbahnwesen, die Großindustrie, die großen Aufstellungen, die Pflege der Kranke, der Spinnwebbau der Israeliten, die Aufstellung von Sammlungen für Kunst und Wissenschaft und vieles andere stellen, mit neuen Konstruktionen, unter Anwendung von Eisen und Glas, auch architektonische Anlagen ganz neuer Form, denen eine bedeutende Entwicklung noch bevorsteht. In neuester Zeit herrscht auf allen Gebieten der Baukunst und nach allen Richtungen hin nicht nur in Deutschland, sondern auch in allen andern Kulturländern die größte Tätigkeit, welche namentlich auch durch das neuerdings viel angewandte Verfahren, große bauliche Aufgaben durch Konkurrenzarbeiten der Architekten zu lösen, gefördert wird.

Über Geschichte der Baukunst im allgemeinen vgl. Engel, «Geschichte der Baukunst» (Bd. 1, Stuttgart 1854—59, fortgesetzt von Burdhardt und Häble, Bd. 4 u. 5, Stuttgart 1867—73); Lalle, «Geschichte

der Architektur» (5. Aufl., 2 Bde., Bpz. 1875); derselbe, «Abriss der Geschichte der B.» (4. Aufl., Bpz. 1878); Kamee, «Histoire de l'architecture» (Par. 1868); Jerguison, «History of architecture» (3 Bde., Lond. 1865—70); über die modernsten Bauten in Deutschland vgl. Licht, «Die Architektur Deutschlands» (Bd. 1, Berl. 1880).

Bautain (Louis Eugène Marie), franz. Philosoph und Theolog, geb. zu Paris 17. Febr. 1796, erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf der Normalchule, wurde 1816 Lehrer der Philosophie am Gymnasium in Straßburg und übernahm bald nachher auch den philos. Unterricht an der dortigen Universität. Im J. 1828 wurde er Priester, später Domberr des Münsterstifts und Vorsteher des Kleinen Seminars in Straßburg. Sein Unterricht an der Universität und seine Schriften verwickelten ihn in Streitigkeiten mit dem Bischof seines Sprengels wegen der Frage, ob die Vernunft sich in den Glauben einmischen dürfe. B. hatte als Doctor der Philosophie, der Jurisprudenz, der Medizin und der Theologie promoviert und besaß sich auf seine vier Diplome als hinreichende Belege für seine Kompetenz, die häufig nicht in Abrede gestellt werden konnte. Man beauftragte ihn sogar mit der Leitung des geistlichen Kollegiums in Jülich und 1848 ernannte ihn der Erzbischof Sibour zum Obervikar der pariser Diöcese. B. starb 18. Okt. 1867. Von seinen Schriften, die einen religiös-philos. Eklektizismus von Augustinus, Platon, Kant u. s. w. darstellen, sind zuerst die philosophischen zu nennen: «Psychologie expérimentale» (2 Bde., Straßb. 1839; deutsch von Dalhoff, Rast. 1853), «Philosophie morale» (2 Bde., Par. 1842; deutsch von Gaiser, Tab. 1856), dann die spezieller auf Theologie bezüglichen: «Philosophie du christianisme» (2 Bde., 1835), wofür ihm die Universität Tübingen die theol. Doktorwürde erteilte, «La religion et la liberté considérées dans leurs rapports» (Par. 1848), eine Sammlung seiner pariser Kanzelvorträge. Ferner «La morale de l'Evangile comparée aux divers systèmes de morale» (Par. 1856), eine Reihe von Vorlesungen an der Sorbonne; endlich Bücher von allgemein erbaulichem Inhalt, wie «Conseils spirituels», «La chrétienne de vos jours» u. s. w.

Bautasteine werden im skandinav. Norden die Gedenksteine (öfters ohne Inschrift) genannt, die zur Erinnerung an gefallene Helden und andere berühmte Männer gesetzt wurden. Es sind aufrechtstehende Monolithen in Keiselgestalt, 2,5 bis 6,2 m hoch. Sie finden sich namentlich in Norwegen und in Schweden in Dalälän und Bohuslän vor. Öfters trifft man sie in großer Zahl beisammen, z. B. auf Schlachtfeldern. Auf dem Schlachtfelde bei Grebo, nahe dem Badeorte Grebbefeld in Bohuslän, finden sich mehr als 150 mit Steinen umgebene Hügel, von denen gegen die Hälfte mit B. geziert waren, wovon etwa noch 40 vorhanden sind.

Baugen, bis 1868 offiziell Bubißen (der wendische Name), die Hauptstadt der gleichnamigen Kreisbaupmannschaft und des königl. sächs. Kreisgräfentums Oberlausitz, liegt auf einer im Westen von steilen Felsen umgebenen Anhöhe, an deren Fuße die Spree fließt, in 220,7 m Höhe, und beherrscht eine weite, meist ebene, nur im Süden von größeren Bergen (Ausläufern der Sudeten) begrenzte Gegend. Die Stadt zählt (1880) 17.509 E. (ungefähr $\frac{1}{2}$ Protestanten und $\frac{1}{2}$ Katholiken),

darunter viele Wenden. Sie ist der Sitz einer Kreis-
hauptmannschaft, einer Amtshauptmannschaft,
eines Landgerichts mit Schwurgericht, eines Amts-
gerichts, des luth. Domstifts zu St. Petri und des
luth. Konsistoriums, des Landständischen Direktoriums und der Landständischen Vaul sowie einer
Reichsbahnnebenstelle, auch werden die Provinzial-
landtage der sächs. Oberlausitz in B. abgehalten.
An höhern Unterrichtsanstalten besitzt B. ein Gym-
nasium, eine Realschule, ein prot. und ein luth.
Schullehrerseminar, eine Handelsschule und eine
Landwirthschaftsschule. Ferner befinden sich hieselbst
mehrere öffentliche Bibliotheken, darunter die beson-
der. Bildungsvereins-Bibliothek, welche eine
fast vollständige Sammlung oberlausitz. und nieder-
lausitz. wend. Tracte enthält, ein Alterthumsmuseum
und eine Gemäldesammlung. Die Zahl hervor-
ragender, zum Theil sehr altentümlicher Gebäude
ist in B. ziemlich groß; namentlich sind zu nennen
das Schloß Ortenburg, jezt Sitz der meisten
königl. Behörden, die landständischen und domstift-
lichen Gebäude, das Rathhaus, Waisenhaus, meh-
rere Hospitäler, das Krankenhaus sowie, als Bau-
ten der neuesten Zeit, das prot. Seminar, Gymna-
sium, das Real- und Bürgerstulgebäude, das
Theater, ein Garnisonlazarett und eine zweite
Militärskaserne. In der neuesten Zeit ist eine neue
Wasser-Verföhrung mit schönem Wasserturm er-
richtet worden. Auch die private Bauhätigkeit ist
in der neuesten Zeit etwas reger geworden, und es
hat sich die Stadt, namentlich seit Abtragung eines
Theils der Wälle, nach Ost und Südost zu nicht un-
bedeutend erweitert. Von Kirchen ist besonders die
durch ein eisernes Gitter in einen prot. und luth.
Anteil getrennte Hauptkirche zu St. Petri hervor-
zuheben. Außerdem gibt es zwei Hospitalkirchen
und je eine prot. und luth. Kirche, in denen vor-
wiegend wendisch gepredigt wird. Die industrielle
Thätigkeit der Bevölkerung liefert hauptsächlich
Leinwand, Strumpf- und Lederwaren. B. hat stark be-
suchte wöchentliche Getreide- und Probullenmärkte
sowie jährlich einen nicht unbedeutenden Vollmarkt.
An größern Etablissements finden sich in der Stadt
und Umgegend drei Papierfabriken (jezt in eine
Alliengeseilschaft vereinigt unter der Firma «Vereinigte
Bauheuer Papierfabriken»), eine Tuchfabrik,
eine Kunstseide, zwei Maschinenfabriken, drei Pul-
vermühlen, ein Kupferhammer, eine lithogr. Anstalt
(Custettensfabrikation) und eine Flachspinnerei. B.
ist eine Hauptstation der sächs.-schlesischen
Eisenbahnlinie Dresden-Börsch, von welcher hier
eine Linie über Witten abweicht zur Verbindung
mit der Sublansitzer, der böhmischen Nordbahn und
der sächs.-böhmischen Bahn bei Schandau. Fast
um die ganze Stadt herum ziehen sich Parkanlagen
und Alleen; die Umgegend bietet namentlich nach
Südosten hin viele romantische Punkte, besonders
den etwa 8 km von der Stadt entfernten, 539 m
hohen Berg Czorneboh (mit Aussichtsturm),
einen ehemaligen Opferplatz der heidnischen Wen-
den, benannt nach dem hauptsächlich dort verehrten
Schwarzen Gott (Corny Böh). Ungefähr 3 km
nordwestlich von B. liegt die herrnhuter Kolonie
Kleinwella (108 E.). B. ist munitivisch 928—
930 gegründet; jedenfalls bestand es schon, als
Heinrich I. 931 die Markgrafschaft Lausitz errichtete,
doch ward es erst unter Kaiser Otto I. Stadt und
Feste. B. hat zahlreiche Kriegsbefestigung und Er-
oberungen zu bestehen gehabt, namentlich im Hus-

sitenkriege, am meisten im Dreißigjährigen Kriege,
währenddessen es mit der Lausitz an Sachsen lag,
dann auch im Siebenjährigen und im Kriege von
1813. Vgl. Böhlund, «Wertwürdige Schicksale der
Oberlausitz und ihrer Hauptstadt B.» (Dresden
1831); E. Wille, «Chronik der Stadt B.» (Dresden
1843); J. v. Wagner, «B. und seine Um-
gebung» (Dressd. 1871).

Die Kreisauptmannschaft (Regierungs-
bezirk) Bauhen, welche sich fast ganz mit der sächs.
Oberlausitz (s. Lausitz) deckt, bildet den östl. Theil des
Königreichs Sachsen, enthält 10 Städte und 499
Dörfer, und zerfällt in die vier amthauptmann-
schaftlichen Verwaltungsbereiche: B., Jüterbog, Witten-
berg und Kamenz und umfaßt 2469,7 qkm mit (1880)
351 326 E., darunter etwa 49 000 Wenden (ungefähr
80 Proz. Protestanten und 20 Proz. Katholiken).

In neuerer Zeit erlangte B. historische Bedeu-
tung durch die von den Preußen und Russen gegen
Napoleon I. am 20. und 21. Mai 1813 geführte
Schlacht bei Bauhen. Das Heer der Verbün-
deten hatte sich nach der Schlacht bei Großgörschen
ober Witten (2. Mai) auf das rechte Elbufer zurück-
gezogen. (S. Russisch-Deutsch-Französischer
Krieg.) Napoleon ließ Ney über Torgau gegen Ber-
lin vorgehen, während Lauriston und Armer die
Preußen und er selbst die Russen verfolgten. Am
8. besetzte Napoleon Dresden. Unterdessen waren
Barclay de Tolly mit 16 000 Russen und General
von Kleist mit 11 000 Preußen beim verbündeten
Heere eingetroffen, das nun gegen 100 000 Mann
zählte und stark genug war, um angriffsweise vor-
zugehen; doch zog man eine Vertheilungsschlacht in
einer Stellung bei B. vor. Napoleon behielt den
Marshall Ney, seine Bewegung auf Berlin einzu-
stellen und über Hagenwerda gegen die rechte Flanke
der Verbündeten zu operieren, und begab sich von
Dresden 18. Mai zur Armee, nachdem er die Di-
vision Perli zur Verbindung mit Ney entsandt
hatte. Von seiten der Verbündeten wurden Barclay
mit seinen frischen Truppen, eine russ. Grenadiere-
division und das Potsdamer Korps abgeschickt, um
die Verbindung Neys mit Napoleon zu verhindern.
Barclay vernichtete zwar am 19. größtentheils die
Division Perli, doch bogegen traf bei Weitz auf
Lauristons überlegene Macht, und beide eilten in die
Stellung von B. zurück. Die Hauptstellung der Ver-
bündeten lag auf den Terrassen des rechten Spre-
mufers, links an die waldigen Berge gelehnt und
durch Verschanzungen gedeckt, der rechte Flügel, bei
Malschwitz, durch Teiche und Wasserläufe geschützt;
die Linienlinie mit B. war durch Vortruppen stark
besetzt. Diese besetzte rechts Tschaplin, im Cen-
trum Kleist, links Miloradowitsch. In der Haupt-
stellung, welche etwas zu ausgebeugt war, hatten
Barclay den rechten Flügel, Gortschakow den linken
Flügel, Blücher und York die Mitte besetzt. Gort-
schakow Konstantin mit den Gardes stand in Reserve.
Am 20. früh begann die Schlacht. Napoleon griff
die Linienlinie an und Miloradowitsch ging vorrück-
end zurück; um so heldenmüthiger vertheidigte Kleist sich in
Burg bis zur Nacht. Nach dem Übergange über den
und bei B. ließ Napoleon seine Korps aufmarschiren,
Dubinat auf dem rechten Flügel, dann Mi-
loradowitsch, Marmont, Bertrand; als Reserve die Gar-
den unter Mortier und zwei Kavalleriekorps. Die
Angriffe Dubinets auf die Höhen von höchst
schwierigen wegen des schwierigen Terrains, im
Centrum war die Sprecklinie genommen, auf dem

sinken Nigél nahm die Vorhut Ney's den Übergang bei Aliz, ohne ihn jedoch zu überschreiten. Die franz. Armee bivallierte in Vercenot wegen der zahlreichen feindlichen Reiter. Napoleon hatte sein Hauptquartier in B., die verbündeten Monarchen in Wurfchen, wonach die Schlacht ebenfalls benannt wird. Am 21. war die Hauptschlacht. Dubinot stürmte wiederum unausgeseht und unter großem Verluste gegen die Höhen; der Kaiser versagte ihm Unterstützung, weil die Entscheidung durch die drei Korps von Ney auf dem linken Flügel gegeben werden sollte. Bis dahin wurde im Centrum nur ein Artillerielampf geführt. Als Ney endlich eintraf, griff er sofort Barclay in der rechten Flanke an; er nahm Breitzig und die Höhen von Oleina. Napoleon ließ jetzt unter Soult's Oberleitung die Kreuzziger Höhen im Centrum, den Schlüssel der Stellung Pläders, Kärmen. Nach furchtbarem Kampfe, in welchem auch Post einrückte, wurden dieselben genommen. Ney hand schon in der rechten Flanke, und es war die höchste Gefahr vorhanden, von dort her umfakt zu werden. Die verbündeten Monarchen wurden durch Knefbed von der Notwendigkeit des Rückzugs überzeugt und dieser nun meisterhaft ausgeführt, ohne daß ein Geschäß verloren ging. Der Verlust der Franzosen wird auf 20000 Mann, der der Verbündeten auf 12—13000 Mann angegeben. Napoleon konnte wegen Mangel an Kavallerie den Sieg nicht nachdrücklich verfolgen. Die Verbündeten wichen nach Wörig zurück, worauf 4. Juni zu Trischwig (s. d.) Waffenstillstand geschlossen wurde. Vgl. Meerheimb, »Die Schlachten bei B. am 20. und 21. Mai 1813« (Berl. 1873).

Bauwissenschaft ist der Inbegriff aller Erfahrungen und Regeln, Konstruktionen und Berechnungen, welche die Darstellung, Gestaltung und Ausführung von Bauwerken betreffen. Die B. umfaßt teils theoretische, teils praktische Kenntnisse und greift zufolge ihrer Vielseitigkeit in die verschiedenen Wissenschaften, wie Mathematik, Mechanik, Geographie, Physik und Chemie, Ästhetik, Technologie, Geschichte u. s. w. ein. Man bezeichnet sie auch mit dem Namen Baukunde, und unterscheidet sie, je nach ihrer Anwendung, in Privat- und öffentliche Baukunde oder, je nach ihrem Zwecke, in Hoch- oder Landbaukunde, in Wasser-, Straßen- und Eisenbahnbaukunde, in Berg-, Schiffs- und Maschinenbaukunde. Indessen faßt man gewöhnlich alle übrigen Zweige der B., außer dem Hoch-, Wasser- und Straßenbau, unter dem Namen Ingenieurwesen zusammen.

Das Hochbaugesamt läßt sich einteilen in bürgerliches, gewerbliches und landwirtschaftliches Bauwesen, in Festungs-, Pracht- oder Schönbaukunde u. s. w. Die bürgerliche oder Civilbauwissenschaft, die hier besonders in Betracht kommt, kann wieder allgemein oder speziell sein. Die allgemeine B. beschäftigt sich zunächst mit der Baumaterialienlehre, welche die Gewinnung, Verarbeitung, die physische und chem. Beschaffenheit und die Verwendung der Baustoffe beipricht. Hierauf folgt die spezielle Betrachtung der einzelnen Bauteile, welche am geringsten in ihrer baulichen Aufeinanderfolge zur Berechnung kommen, wie: der Grund und Boden, die Gründungen, das Mauerwerk im allgemeinen, Steinverbände; die Mauern insbesondere, als: Grund- und Obermauern, Umfassungs-, Scheidungswand, Futter- und Wassermauern; die Durchbrechungen der Mauern, als: Thüren, Fenster, Thore, nebst

Konstruktion der Mauerböden; die Balkenlagen, die Fußböden und Deden, die Gewölbe, Treppen, Dächer u. s. w. Ferner stellt sie die Regeln auf über Lage, Anordnung und Einteilung der Gebäude in Bezug auf ihre verschiedenen Zwecke und über die Verbindung, Beleuchtung, Heizung und Lüftung (Ventilation) der einzelnen Räume u. s. w. Bei weiterer Ausführung gliedert sich die B. in die spezielle Mauer- und Zimmerkunde, welche die dahin einschlagenden Konstruktionen ausführlich betrachtet; in die Lehre vom Steinschnitt, die Eisenkonstruktionslehre, das Entwerfen und Veranschlagen der Gebäude. Sie führt auch in die Geschichte der Baukunst ein und handelt von der Entstehung, dem Charakter und den Monumenten der verschiedenen Bauweisen und Stilepochen.

Einen wichtigen Bestandteil der B. bildet die zum Zwecke genauer Ausführung nötige Partiarstellung der Gebäude durch Zeichnung oder das Baugesamt, für welche die orthogonale oder Parallelprojektion (teils in vergrößertem Maßstabe, teils in natürlicher Größe) die einzig zweckmäßige Darstellungsmethode ist, indem sie über Gestalt, Größe und Zusammenfassung des Ganzen den besten Aufschluß gibt. Anher dieser Projektion kommt noch die perspektivische oder Centralprojektion zur Anwendung, die es nur mit der Gestalt allein oder mit der malerischen Darstellung zu thun hat, jedoch nur dem Zwecke der Vorkellung, nicht der Ausführung dient. Ein vollständiger Bauplan besteht aus den Grundrissen (Horizontaldurchschnitten) der verschiedenen Stockwerke, aus den (Vertikal-)Durchschnitten oder Profilen und aus den Ansichten oder Fassaden. Der Bearbeitung des eigentlichen Bauplans geht in der Regel eine Skizze voraus, d. h. eine flüchtige oder allgemeine Partiarstellung des Gebäudes in kleinem Maßstabe. Zur Erlangung der in den meisten Fällen erforderlichen baupolizeilichen Genehmigung dient der in doppelten Exemplaren anzufertigende sog. Polizeiriss. Zur wirklichen Ausführung aber sind genau und vollständig bearbeitete Bau- oder Arbeitsrisse nötig, sowie Zeichnungen einzelner Bauteile, wie Giebel, Profile, Ornamente u. s. w. in natürlicher Größe (Detailzeichnungen). Für die allgemeine Anlage des Gebäudes in Bezug auf seine Umgebung wird ein Situationsplan ausgearbeitet. Derselben sagt man dem Bauplane eine perspektivische Zeichnung des vollendet gedachten Gebäudes mit seiner Umgebung bei. In besonderen Fällen machen sich Modelle zur Veranschaulichung oder Prüfung schwieriger Konstruktionen nötig. Auf Grund des vollständig ausgearbeiteten Bauplans erfolgt die Anfertigung eines Kostenaufschlags, d. h. die Berechnung und Zusammenstellung aller zur Ausführung des Baues nötigen Materialien, Arbeiten und Kosten derselben. (S. Baugesamt.)

Baug (Reb), Städtchen von 500 E. im Arrondissement Arles des franz. Depart. Rhône-Alpes, in der Provence, in reicher Lage am Fuße eines 311 m hohen Alpennippels, 18 km nordöstlich von Arles gelegen. A. war einst eine blühende Stadt von 4000 E. und hatte ein großes prächtiges Schloss aus dem 10. Jahrh., das zu den schönsten Schlössern der Provence gehörte, jetzt aber in Ruinen liegt. Die Kirche stammt aus dem 12. Jahrh. Von einem der Stadt nahe gelegenen Felsen genießt man eine herrliche Aussicht über die Alpen, die Crau, die Camargue und das Meer. Die ehemaligen Seigneurs de Baug sind die Stammväter der

gegenwärtigen Fürstentum von Oranien (Holland und Nassau).

Baugit (Beaugit) ist ein in rundern kugelförmigen Körnern oder als berbe erdige Masse vorkommendes schmutzig-gelbes oder braunes bolusähnliches Mineral, welches hauptsächlich aus Eisensoryd, Thonerde, etwas Kieselsäure, Kalk und viel Wasser, aber in sehr verschiedenen Verhältnissen besteht; der Eisengehalt schwankt von 25–60, der Thonerdegehalt von 20–58 Proz. Es findet sich namentlich zu Baug bei Arles und hat hier eine vielseitige Verwendung; man bereitet daraus sehr feuerfeste Schmelzriegel; die eisenreichen Varietäten werden als Eisenerze verschmolzen, auch dient es zur Darstellung von Aluminium und indirekt von Aluminiumbronze. Ähnliche Massen kommen auf der griech. Insel Agina und in der irischen Grafschaft Antrim vor.

Baugelstein, s. unter Baumwissenschaft.

B. A. V., Abkürzung für bonis auspiciis oder bonis avibus, d. h. unter günstiger Vorbedeutung.

Bavard (frz.), Schwärmer; Bavarbage, Bavarde oder Bavarische, Geschwätz; bavarieren, schwätzen.

Bavaria, die Personifikation des Bagerlandes, ist in die bildende Kunst auf die großartigste Weise eingeführt worden, indem König Ludwig I. ein Standbild derselben errichten ließ, welches seit dem Rhodischen Koloss in der Ergiebigkeit seinesgleichen nicht hatte und nur von dem 1875 vollendeten Hermanns-Denkmal (s. Hermann) übertroffen wird. Der Entwurf zu dieser auf der Theresienwiese bei München aufgestellten Statue der B. rührt von Ludwig Schwanthaler her. Sie erscheint in Gestalt einer altgerman. Heroine. Ein langes, faltenreiches Gewand reicht von der Hüfte bis auf den nackten Fuß. Die halbnaakte Brust bedeckt ein Tierfell. Das Haar fällt frei über den Rücken herab; die Stirn ist mit Eichenzweigen geschmückt. In der erhobenen Linken hält sie den Ehrenkranz von Eichenlaub, in der gegen die Brust gebogenen Rechten das Schwert. An ihrer Seite ruht sitzend der pfälz. Löwe. Die Statue ist 20,5 m, das Piedestal 9,5 m hoch. Das Erz lieferten Türl. und normeg. Kanonen, und es sind im ganzen 87360 kg darauf verwendet worden. Die Stärke des Metalls ist an den untern Stüden 1,5 cm, an den obern 1,2 cm. Die Kosten für das Erz bild, ohne Piedestal, betrugen 233 000 fl. Durch eine Thür in der Rückseite des Fußgestells gelangt man zu einer steinernen Treppe, welche mit 66 Stufen durch den Kern desselben in die Figur führt, die bis etwa zur Höhe der Waden ausgewauert ist. Eine Treppe aus Eisenstufen von 58 Stufen führt weiter durch den Hals zum Kopfe empor, wo zwei Bänke aus Erz angebracht sind und etwa 8 Personen Platz haben. Mehrere Öffnungen gestalten eine weite Aussicht. Am höchsten Punkte des Kopfes ist die Inschrift angebracht: „Dieser Koloss, von Ludwig I., König von Bayern, errichtet, ist erfunden und modelliert von L. von Schwanthaler und wurde in den J. 1844–50 in Erz gegossen und aufgestellt von Ferdinand Miller.“ Am 7. Aug. 1850 wurde das Standbild enthüllt.

Bavay (Bavai), Stadt im franz. Norddepartement, Arrondissement Avesnes, 21 km im N.N.W. von Avesnes, an der Linie Valenciennes-Mauberge der Nordbahn, nahe dem Hognau, der zur Schelde geht, mit 1800 E., welche Eisen verarbeiten, Kupfer gießen, Fett und Öle bereiten, gerben und Marmor

brechen. B. ist das alte Bagacum, die Hauptstadt der Nervier, welche Caesar eroberte, eine der wichtigsten Städte des belg. Gallien in der röm. Kaiserzeit; es finden sich hier manche röm. Altertümer: Inschriften, Reste von Bädern, Aquädukten, eines Tempels. Bei B. vereinigen sich acht röm. Heerstraßen, wovon sieben noch heute leicht nachweisbar sind; an dem Punkte, an welchem sie alle zusammenfließen, erhebt sich eine kleine moderne Säule an Stelle einer antiken.

Bavella (ital., deutsch Basel), Abfall, Floß, Florettseide.

Bavino, Flecken in der ital. Provinz Novara (Viemont), Distrikt Pallanza, am westl. Ufer des Lago Maggiore, gegenüber den Bormienseen Inseln, Ausgangspunkt der Simplontstraße, 1814 (1880/2010 E.). B. hat durch ihre Feldspatthalle berühmte Brüche schönen roten Granit; auch Porzellanthon und Kupfererz werden gewonnen.

Bavus (Marcus) und sein Geisteserbenkinder **Mävinus**, zwei talentlose röm. Dichter und anmaßende Kunststrichter des Horaz und Virgil. Vgl. Weichert, „De Q. Horatii obrectatoribus“ in „Poetarum latinorum reliquiae“ (Epp. 1830). In der neuern satirischen und epigrammatischen Poesie kommt B. zuweilen als Typus eines schlechten und anmaßenden Dichters vor.

Bavoche (frz.), unaufrichter Abdruck eines Kupferstichs; bavochoieren, unaufrichtig abdrucken.

Bavolet (frz.), Rädenschleier (an Damenkleid).

Batman, Insel im Niederländischen Ozean, unter 5° 51' 18" südl. Br. und 112° 38' 52" östl. L. (von Greenwich) in der Sundabai zwischen Java und Bornoe, 110 km von Java gelegen, 18,5 km lang, 11 km breit und 165 qkm groß. B., mit 66 Dorfschaften (javanisch Rampong), bildet in politisch-administrativer Hinsicht einen, unter einen Niederresidenten gestellten Distrikt der Residenten-Sorabaja auf Java. Die Bewohner, einige wenige Europäer und Chinesen ausgenommen, sind Javaner. Ihre Zahl beläuft sich auf 5–10 000. Der Hauptort ist Sankapura. Die Insel, im allgemeinen aus Hügelanland bestehend, ist nicht unfruchtbar. Die Bodenerzeugnisse sind die von Java. B. besitzt eine eigentümliche, nirgendwo anders im Indischen Archipel vorkommende Hirschart, Cervus kuhli, sowie eine Rasse von Pferden, die so klein sind, daß sie nur von Kindern geritten werden können. Durch zu starke Ausfuhr haben dieselben in letzter Zeit jedoch sehr abgenommen und drohen ganz auszusterben.

Bärter (Richard), bedeutender Theolog der engl. Unitarier, geb. 12. Nov. 1815 zu Rowden in Shropshire, war zunächst Prediger in Aldermaston in der Grafschaft Worcester. Beim Ausbruch des Bürgerkriegs 1842 aus seiner Pfarrei vertrieben, schloß er sich als Feldkaplan eines independenten Regiments der Parlamentsarmee an. Im J. 1849 lehrte er zu seiner frühern Gemeinde zurück. Als 1862 die Uniformitätskette erschien, mußte B. sein Amt verlassen und zog sich nach Acton in Middlesex zurück. Die Indulgenz vom J. 1872 gestattete ihm wieder öffentlich zu predigen; er ging nach London, ward aber 1885 auf Grund einiger Stellen seiner „Paraphrase des Neuen Testaments“ mit Geld- und Gefängnisstrafe belegt. Erst die mit dem Kaiserthronbesteigung Wilhelm III. durchgeführte Duldung aller prot. Parteien brachte auch B. die erwünschte Ruhe, deren er sich jedoch nur kurze Zeit erfreuen

selbst. Er starb 7. Dez. 1691. Seine Bedeutung besetzt zum Teil darin, daß durch ihn in der engl. Theologie ein im Sinne des Argyrismus gemilderter Calvinismus begründet ward, nach ihm Baxterianismus genannt, vor allem aber in seiner Wirksamkeit als praktischer Geistlicher und als erbaulicher Schriftsteller. Vgl. Weingarten, *Die Revolutionskirchen Englands* (Berl. 1868). Seine Werke, herausg. von Orme, erschienen zu London (1830); seine Selbstbiographie, herausg. von Spilcker, unter dem Titel: *Reliquiae Baxterianae* (Lond. 1696; 2. Aufl. 1713). Viele seiner Schriften sind ins Deutsche überetzt worden; eine der berühmtesten: *Die ewige Ruhe der Heiligen*, überetzt von Gerlach, erschien in 6. Aufl. (Lpz. 1874).

Bayamo, Stadt auf Cuba, s. u. Santiago.
Bayard (Jean François Alfred), franz. Theater-
 ichter, geb. 17. März 1796 zu Charolles im Dep.
 Sart-Loire, studierte die Rechte in Paris
 und bereitete sich dann bei einem Advokaten auf
 die Praxis vor. Die Vorliebe für dramatische Poe-
 sie verleihte ihm indes die Rechtswissenschaft, aber
 seine ersten Stücke hatten nur geringen Erfolg.
 Erst sein 1828 aufgeführtes Baudouin *«La reine
 de seize ans»* (das später ein beliebtes Repertoire-
 stück wurde) fand reichen Beifall. B. widmete sich
 ausschließlich der dramatischen Schriftstellerei,
 besonders dem Baudouin, und schrieb, teils allein,
 teils mit Scribe, Melesville, Dumanoir, Bander-
 burd, Duvort u. a. zusammen, im Laufe von 20 J.
 für die verschiedenen pariser Theater 225 Stücke.
 Mehr dem genannten sind als die besten davon her-
 vorzuheben: *«Marie Mignot»* (1829), *«Ma place
 et ma femme»* (1830), *«La grande dame»* (1831),
«La fille de l'avare» (1835), *«Le gamin de Paris»*
 (1836), ebenfalls in Deutschland als *«Der Pariser
 Taugenichts»* ein beliebtes Repertoirestück, *«Moi-
 road et compagnie»* (1837), *«Les premiers armes
 de Richelieu»* (1839), *«Les enfants de troupe»*
 (1840), *«Le mari à la campagne»* (1844), *«Ma-
 dame de Cérigny»* (1844), *«Un château de cartes»*
 (1847), *«Un fils de famille»* (1852). Dieselben fanden
 bei ihrem Erscheinen eine so glänzende Aufnahme,
 daß sie Hunderte von Vorstellungen erlebten. Die
 kleinen Stücke B.'s sind voll Witz und lebenswü-
 riger Laune, dabei ausgezeichnet durch den raschen
 Gang der Handlung, die Geschicklichkeit der Anlage,
 die flinke Schärzung und geistreiche Wendung des
 Klotzes. B. starb zu Paris 19. Febr. 1853. Sein
«Théâtre» (12 Bde., Par. 1855—60) hat Scribe
 mit einer Einleitung begleitet.

Bayard (Pierre du Terrail, Seigneur de), ge-
 nannt *«der Ritter ohne Furcht und Tadel»*, nimmt
 in der franz. Überlieferung eine ähnliche Stellung
 ein, wie für Deutschland *«der letzte Ritter»*, Kaiser
 Maximilian I. Am Ausgang des Mittelalters er-
 scheint in ihm, vielleicht mit mancher legendarischer
 Auswüchsigung, noch einmal eine Gestalt, welche
 die Ideale der Feudalität, stürmische Tapferkeit,
 körperliche Schönheit, Kraft und Gewandtheit, Ehr-
 liebe, Großmut gegen die Besiegten, Treue gegen
 den Lehnsherrn und die Freunde, und galante Här-
 tlichkeit gegen das schöne Geschlecht in sich vereinigte.
 B. wurde 1. April 1478 auf Schloß Bayard bei
 Grenoble geboren, in dieser Stadt durch seinen
 Onkel, den Bischof George du Terrail, erzogen,
 wurde dann Page beim Herzog von Savoyen und
 erregte in letzterer Stellung die Aufmerksamkeit

König Karls VIII. durch die seltene Geschicklichkeit,
 mit der er sein Roß zu tummeln wußte. Der König
 nahm ihn in seinen Dienst, und bei dessen Einfall
 in Italien 1494 zeichnete sich B. schon in dem Ge-
 secht bei Verona durch die Eroberung einer Fahne
 aus. In den langjährigen Kriegen, die mit jenem
 Einbruch ihren Anfang nahmen, fand B. ununter-
 brochen Gelegenheit, seine Verwegenheit und ritter-
 lich-kolys Natur zu betätigen. So verfolgte er
 1498 vor Mailand die fliehenden Milanais mit
 so blindem Ugeßüm, daß er mit ihnen zugleich in
 die Stadt einbrach und gefangen wurde. Zum
 Lohn dieses Heldentums entlich ihn Ludovico
 Moro ohne Lösegeld. Verhätmt sind seine Thaten
 1509 vor Padua und Brescia, wo er eine schwere
 Wunde empfang. Im J. 1513 that er in der
«Sporen Schlacht» bei Guinegate (s. d.) Wunder der
 Tapferkeit. Da war es, so erzählt man, wo B.,
 von Feinden rings umstellt, auf einen Engländer
 einsprengte, ihm das Schwert auf die Brust setzte
 und den völlig überaschten zur Ergebung zwang,
 worauf er demselben sein eigenes Schwert mit den
 Worten überreichte: *«Ich bin B. und Euer Gefan-
 gener, wie Ihr der meinige.»* Der tolle Streich,
 heißt es, habe ihm auch hier wieder die Befreiung
 ohne Lösegeld gebracht. Unter Franz I. eröffnete
 B. den neuen Einfall in Italien glorreich mit dem
 Zuge durch die Alpen, auf dem er Prosper Colonna
 (s. d.) gefangen nahm. Danach kämpfte er an des
 Königs Seite in der *«Niesen Schlacht»* bei Marignano
 mit solcher Tapferkeit, daß der ritterliche junge
 Monarch nach dem Siege sich selbst von ihm als
 dem größten Ritter der Nation den Ritterschlag er-
 teilen ließ. Noch größere Ehre brachte B. 1521 die
 heldenmütige Verteidigung von Reims gegen
 Karl V. Bei seinem Einzuge in Paris begrüßte
 ihn das Parlament im Namen der Nation als Ba-
 ter des Vaterlandes, und von dem König empfing
 er eine Kompanie von 100 Mann, eine Ehre,
 welche sonst nur Prinzen von Geblüt vorbehalten
 war. In dem für die Franzosen unglücklichen Feld-
 zuge gegen Karl V. in der Lombardie traf ihn auf
 dem Rückzuge bei Gattinara eine Kugel auf den
 Tod (30. April 1524). Seine Leiche fiel in die
 Hande der Kaiserlichen, ward aber von diesen den
 Franzosen ausgeliefert und in einem Rittersiten-
 kloster bei Grenoble beigesetzt. — Die franz.
 Geschichtschreibung hat sich mit B. viel beschäftigt.
 Vgl. besonders Guypard de Berouille, *«Histoire de
 Pierre dit le chevalier B.»* (Par. 1700; zuletzt
 1824); Delandine de l'Esprit, *«Histoire du B.»*
 (Par. 1842).

Bayard (Thomas Francis), ameril. Politiker,
 geb. 29. Okt. 1823 zu Wilmington im Staate De-
 laware, erhielt eine gute kaufmännische Erziehung,
 wandte sich aber dem Studium des Rechts zu und
 ließ sich 1851 als Advokat in seiner Geburtsstadt
 nieder, wo er seitdem mit nur kurzer Unterbrechung
 praktiziert hat. Als Politiker gehört er den ge-
 mäßigten Demokraten an und war namentlich leiz
 fanatischer Vertreter der Slavery. Am 4. März
 1869 trat B. als Nachfolger seines Vaters, James
 H. Bayard, in den Senat der Vereinigten Staaten,
 in welchen er seitdem zweimal (1875 und 1881) für
 je weitere sechs Jahre wiedergewählt wurde. In
 der 10. Okt. 1881 zusammenberufenen außerordent-
 lichen Kongregation ward B. zum temporären
 Vorsitzenden des Senats erwählt, bekleidete dieses
 Amt aber nur wenige Tage.

Bayazet, f. Bajastb.

Bay-City, Stadt im nordamerik. Staate Michigan, am Saginaw, unweit von dessen Mündung in den Huronsee, hat sehr bedeutenden Handel, namentlich mit Holz und Fischen. B. wurde 1836 gegründet, und zählte 1860 erst 1583, dagegen 1880 bereits 20693 E.

Bayer (Aug. von), Historienmaler, geb. zu Norfchach am Bodensee 3. Mai 1803, widmete sich anfangs dem Architekturfache und studierte zu diesem Zwecke in Zürich, wurde aber bald durch den Einfluß des Malers F. Winterhalter auf das Gebiet der Malerei geführt, zunächst der Architekturmalerei, in der er sich in München unter Gärtnner weiter ausbildete. Um 1836 wandte er sich nach Baden, wo er unter Weinbrenner das Studium der Baukunst fortsetzte. Dieser Bildungsgang erklärt den Hauptcharakter seines Stils. Seine Bilder haben stets den Rahmen einer bedeutenden Architektur, in welchem der meistens dem mittelalterlichen Leben entnommene Vorgang mehr als Staffage erscheint. Großes Gewicht in der Beleuchtung, in der Anwendung des Hellbunkels und der Anbringung geheimnisvoll und romantisch wirkender Streiflichter, Abendröte, Mondglanz u. dgl. kommt ihm dabei sehr zu statten; freilich haben seine Bilder häufig dadurch auch etwas Sentimentales und Theatralisch-Affektirtes. Er malte die Dome zu Freiburg und Straßburg bei Morgenbeleuchtung beim Einzuge von glänzenden Prozessionen, die Frauenkirche in München, den Dom zu Chur, einen Orgelspieler im Kloster Maulbronn, botanisierende Trinitarier im Klostergarten, den Tod des heil. Bruno (mit einer Lichtwirkung wie in der Heiligen Nacht des Correggio), Jeanne de France im Kloster zu Bourges, Ritter Loggenburg, Tutilo, Franziskanerkirche in Salzburg, Erwin von Steinbach. Das leipziger und karlsruher Museum, Schloss Wabelsheim und Stolzenfels enthalten Werke B.s, welcher sich auch 1843 durch Gründung des Badischen Altertumsvereins zu Karlsruhe, dessen Konsekrator er 1853 wurde, Verdienste erworben hat. B. starb 2. Febr. 1875 in Karlsruhe.

Bayer (Hieronymus Joh. Paul von), verdienter deutscher Rechtslehrer, geb. 21. Sept. 1792 zu Rauris im Salzburgerischen, studierte in Salzburg und Landshut und betrat 1813 die richterliche Laufbahn am Landgerichte zu Landshut. Nachdem er seit 1815 bei einem namhaften Rechtsanwalt in München gearbeitet, besuchte er 1817 noch die Universität Göttingen, wurde 1818 Privatdocent der Rechte an der Universität Landshut, dann 1819, unter gleichzeitiger Aufnahme ins Spruchkollegium, außerord., 1822 ord. Professor; 1826 siedelte er mit der Universität von Landshut nach München über. Bis 1847 war B. auch mehrmals Mitglied der Ständeversammlung und 1853 wurde er zum lebenslänglichen bayr. Reichsrat ernannt. Er starb in München 13. Juni 1876. Ein Jurist von klarem Urtheil und gründlichen Kenntnissen, hat er besonders durch seine akademische Thätigkeit gewirkt, aus der auch seine Schriften hervorgegangen sind. Unter ihnen sind hervorzuheben: »Über die Änderung des Klagslibells« (Landsh. 1819), »Vorträge über den deutschen gemeinen ordentlichen Zivilprozeß« (10. Aufl., Münch. 1869), »Theorie der summarischen Prozesse« (7. Aufl., Münch. 1859), »Theorie des Konkursprozesses nach gemeinem Rechte« (4. Aufl., Münch. 1868).

Bayer (Joh.), Astronom, geb. im letzten Viertel des 16. Jahrh. zu Main in Bayern, gest. 1660 als Rechtsanwalt in Augsburg, lieferte in seiner »Cosmometria« (Augsb. 1603; Ulm 1607 u. 1655) auf 51 Blättern nach den Beobachtungen seiner Begleiter die ersten vollständigen und zweckmäßig angelegten Himmelskarten, die er dann in der »Explicatio characterum aeneis tabulis insculptorum« (Augsb. 1654) erläuterte. B. hat durch seine Karten mehr Ordnung und Festigkeit in die Astronomie gebracht, indem er die Grenzen der Sternbilder genauer bestimmte und die vorzüglichsten Sterne nicht mehr durch Namen aus dem Griechischen und Arabischen, sondern durch die Buchstaben des griech. und röm. Alphabets so bezeichnete, daß die griech. Sterne jedes Sternbildes immer die ersten Buchstaben des Alphabets erhielten. Diese einfache und bequeme Bezeichnung ist, mit wenigen Ausnahmen, bis auf die neueste Zeit beibehalten worden.

Bayer (Karl Robert Emmerich), beliebter deutscher Romanschriftsteller unter dem Pseudonym Robert Bgr., Sohn eines Arztes, geb. 15. April 1835 zu Bregenz, erzogen in der Militärschule zu Wiener-Neubadt seit 1845, trat 1852 als Stenograph in ein Husarenregiment in Mailand, wurde 1859 Rittmeister, nahm 1862 seinen Abschied und lebt seitdem als Schriftsteller in seiner Vaterstadt. Die im Militärstande gemachten Erfahrungen wendete er zunächst in den »Kantonierungsbildern« (2 Bde., Prag 1860), »Österr. Garnisonen« (4 Bde., Hamb. 1863; gegen militärische Abstände gerichtet) und dem biographischen Gedächtnis: »Am Reun und Dreizehn« (2 Bde., Jmbsd. 1866). Ihnen folgten die meist sozial-polit. Romane: »Ein deutsches Grafenhaus« (3 Bde., Berl. 1866), »Die eherner Stirn« (4 Bde., Berl. 1868), »Der Kampf ums Dasein« (5 Bde., Jena 1869; 2. Aufl. 1872), »Sphinx« (3 Bde., Berl. 1870), »Zwischen zwei Nationen« (3 Bde., Berl. 1870), »Romane« (5 Bde., Lpz. 1871), »Auf abschüssiger Bahn« (4 Bde., Berl. 1872), »Nachgrub« (2 Bde., Berl. 1875), »Barren« (5 Bde., Lpz. 1876), »Gut« (4 Bde., Lpz. 1877), »Eine geheime Treppe« (3 Bde., Jena 1880), »Am Wendepunkt des Lebens« (3 Bde., Jena 1881), »Der Weg zum Herzen« (Lpz. 1881), »Sejan« (3 Bde., Stuttg. 1881), »Unersöhnlich« (3 Bde., Jena 1882); ferner die Novellensammlungen »Wrad« (4 Bde., Lpz. 1873) und »Quatuor« (1875). Zwei Dramen: »Lobg. Blocher, Trauerspiel« (1869), und »Der wunde Fled«, Schauspiel (1875), gingen mit Erfolg auf dem Wiener Burgtheater in Scene.

Bayer (Konrad), ausgezeichnete Schachmeister im Gebiete der Komposition oder des Aufgabewesens, geb. 10. Aug. 1828, Rechtsanwalt in Ulm und Sekretär der dortigen Handels- und Gewerkschammer. Seine Leistungen im Problemgebiete des Schachspiels sind ebenso reich an kunstvollen Lösungen wie an tieferronnenen Ideen und mannigfacher Verzweigung der einzelnen Haupt- wie Nebenpiele. Viele seiner Erzeugnisse haben bei Probenschreibungen (sog. Problemturnieren) die ersten Prämien errungen.

Bayer-Büch (Marie), deutsche Schauspielerin, geb. 31. Okt. 1820 zu Prag, Tochter des achteten Schauspielers Friedr. Bayer an der dortigen ständischen Bühne, die sie 1836 zuerst betrat und an der sie bis 1839 engagiert war. Seit 1839 gehörte sie drei Jahre hindurch dem königl. Theater

zu Hannover an, seit 1841 dem zu Dresden, wo sie sich 1849 mit dem Schriftsteller Dr. Aug. Wied verheiratete, den sie indessen nach einigen Jahren durch den Tod verlor. Seit 1863 lebt sie in zweiter Ehe mit dem Oberlieutenant von Zalkenstein. Ihre Kunst, eine sanfte, wohlklingende Stimme, eine Darstellungsweise, die überall Falsch hält, verschaffte ihr namentlich als Julia in « Romeo und Julia », Gretchen in « Faust », Luise in « Rabale und Liebe », Emilia Solotti und in ähnlichen Rollen große Triumphe. Später trat sie in das ältere Rollenfach über.

Bayrele (Hal.), Bildhauer, geb. 1826 in Düsseldorf, besuchte die dortige Akademie und bildete sich unter Oerg in Wien in seinem Fache weiter aus. Er unternahm hierauf Studienreisen und lebte dann nach Düsseldorf zurück, wo er seit 1849 sich Schadow angeschlossen. Hauptsächlich entstand nun eine Reihe von Werken religiösen Inhalts, so eine Kreuzigungsgruppe für Weiel, Christus und die Apostel für Arefeld, eine Madonna für Sigmaringen u. s. w. Die späteren Leistungen des Künstlers haben einen mehr profanen, teils auch dekorativen Charakter, es sind meist Standbilder und Monumentalplastiken für Bauschleifen. Hervorragend ist das Monument des Kurfürsten Johann Sigismund für Arefeld, welches 1861 vollendet wurde. Nach dem Deutsch-Französischen Kriege führte er für die Stadt Weiden a. d. Ruhr ein Siegesdenkmal aus. B. starb 8. Aug. 1873 in Düsseldorf.

Bayern oder Baiern (offiziell nach einem Brief König Ludwigs I. Bayern geschrieben), der zweitgrößte Staat des Deutschen Reichs, seit 1806 Königreich, umfaßt gegenwärtig ein Areal von 7663,9 qkm mit (1890) 5 284 778 E. (70 auf 1 qkm). Der Staat besteht aus zwei an Größe sehr ungleichen, geographisch getrennten, aber gut getrennten Gebiets teilen, von denen der östliche größere im N. von Sachsen, den Fürstentümern Ansb., den sächs. Herzogtümern und der preuß. Provinz Hessen-Nassau, im W. von Hessen, Baden und Württemberg begrenzt, im O. und S. aber vollständig von Österreich umfaßt wird, während der westliche, bei weitem kleinere, die Pfalz oder nach ihrer Lage auch Rheind Bayern benannt, im N. von Hessen, im W. von Rheinpreußen, im S. von Groß-Lothringen umgeben und im O. durch den Rhein von Baden geschieden wird. Das Königreich gliedert sich in 100 verschiedene Gebiete oder Verwaltungsteile aus der Zeit des früheren Deutschen Reichs, aus dessen Bestande zu Ende des 18. Jahrh., in das 1. Das begreift der östl. Teil, außer dem alten Fürstentum W., die ehemals preuß. Fürstentümer Ansbach und Bagreuth, die Bistümer Bamberg, Würzburg, Freising, Augsburg, Eichstätt und Regensburg ganz oder zum größten Teil, ferner viele ehemalige freie Reichsstädte (Münster, Augsburg, Speyer, Remagen, Koblenz, Bielefeld, Kaufbeuren, Kempten, Rothenburg u. s. w.) und reichsritterschaftliche Besitzungen, 13 Äbteien (Kempten, Ellwangen, Ursberg u. s. w.), während die Rheinpfalz 8 Teilen von Kurpfalz, dem ehemaligen Herzogtum Zweibrücken, der freien Stadt Speyer, Teilen des Bistums Speyer und Worms und den Bezirken vieler kleiner Fürsten zusammengesetzt ist. In den acht Kreisen oder Regierungsbezirken, in welche B. zerfällt, kommen Oberbayern mit 17 046,30 qkm und 951 977 E., Niederbayern mit 10 767,51 qkm und 646 947 E., Oberpfalz und Regensburg

mit 9664,70 qkm und 528 564 E. auf die altbayer. Lande; Oberfranken mit 6999,15 qkm und 575 357 E., Unterfranken mit 8398,20 qkm und 626 305 E., Mittelfranken mit 7569,23 qkm und 643 817 E. auf den ehemaligen fränkischen Kreis, wogegen der Regierungsbezirk Schwaben mit 9490,20 qkm und 634 530 E. Gebiete teile des ehemaligen Schwäbischen Kreises des Deutschen Reichs umfaßt. Die Pfalz mit 5937,06 qkm und 677 281 E. bildet den achten Regierungsbezirk B.

In orographischer Beziehung wird die östl. Hauptmasse B. durch das Thal der Donau in zwei nicht ganz gleich große Hälften zerlegt, von denen die kleinere südliche dem Alpensystem, die größere nördliche den Rhein- und hercynischen Gebirgssystemen angehört. Südbayern besteht wiederum aus einer Alpen- und einer Flachlandszone, die ungefähr durch eine vom Bodensee nach Laufen an der Saalach gezogene Linie geschieden sind. Die bayer. Alpenregion gliedert sich durch die Thalspalten des Lech und des Inn in drei Hauptmassen, deren westlichste, zwischen Bodensee und Lech, die Algäuer Alpen bilden, die innerhalb der bayer. Grenzen im Hochpögel und in der Wäldesgabel bis 3600 m aufrücken. Den mittleren Teil, zwischen Lech und Inn, erfüllen die Parallelketten der eigentlichen Bayerischen Alpen, deren Central- und Hauptstod, der Wetterstein und das zum größten Teile Tirol angehörende Karwendelgebirge, in zwei kolossalen Bogen den Ursprung der Jiar umschließen und den höchsten Gipfel des ganzen bayer. Alpenlandes, die Zugspitze, von 2973 m, tragen. Nördlich anliegende Gießer der Bayerischen Alpen sind das Ampergebirge zwischen Inn und Loisach um die Quellen der Ammer, das Estergebirge nordwärts vom Bartenkirchener Thallande, das Jiarwinkelgebirge mit der 1847 m hohen Veneditenwand, und jenseit der Jiar nach dem Inn zu das Mangfallgebirge, das sich um schöne Seen gruppiert und seinen höchsten Gipfel im Wendelstein (1842 m) besitzt. Das dritte, östl. Glied der Alpenregion bildet der bayer. Anteil der Salzburger Alpen zwischen Inn und Saalach, das sich durch die Thalsurche des Achen und der Saalach wiederum in die drei Stöße des Priengebirgs im W. des Achen, des Traungebirgs zwischen Achen und Saalach und des Königsseegebirgs zwischen Saalach und Saalach gliedert. Letzteres besteht in einem Kranz gewaltiger Alpengipfel (der Wahnmann 2714 m), welche den Königssee umlagern und das Gebiet der ehemaligen Abte von Berchtesgaden, ein abgeschlossenes Ländchen voll großartiger Naturscenen, erfüllen. Unmittelbar an den Nordfuß der Bayerischen Alpen und zum Teil zwischen dieselben hineingreifend, lehnt sich das südbayer. Flachland oder die Schwäbisch-Bayerische Hochebene an, die im W. durch die Thalsurche der Jlar vom oberbayer. Hochland, im O. durch Inn und Saalach gegen das österr. Donaupfand abgeschlossen wird, ein mittleres Niveau von 510 m (München) hat und sich im allgemeinen von S. nach N. sowie zugleich auch von W. nach O. abbaht. Auf der Hochebene lassen sich wiederum drei Zonen unterscheiden, von denen die obere oder die der Seelandschaften sich unmittelbar an den Fuß der Alpen lagert und teilweise zwischen deren Zweigen hineingreift, die mittlere mit ihren Hügeln zwischen den großen Thalsoeitungen vielfach bis hart an die Donau heranreicht und die untere Zone die Donauebene

umfaßt, welche zum Teil in Moorstreden (hier Moos, Plural: Möser genannt) bestehen.

Andere Formen zeigt das Relief des bayr. Landes im N. der Donau. Hier erhebt sich an der O. Grenze der Böhmerwald (s. d.), der mit seinem südwestl. Teile, dem Bagerwald oder Bayerischen Wald, zwischen Regensburg und Passau hart an den Stromlauf herantritt und im Arber (1458 m) und Rachel (1454 m) in V. seinen höchsten Gipfel trägt. Die Nordostseite des Landes erfüllt das Fichtelgebirge (s. d.), das seine bedeutendsten Erhebungen, den Schneeberg (1061 m) und den Ochsentopf (1030 m), ebenfalls innerhalb der Landesgrenzen hat. Im N.W. desselben erhebt sich das Schieferplateau des Frankenwaldes, eine von wenigen sanft ansteigenden Kuppen überhöhte, raube und bewaldete Hochfläche, die sich durchschnittlich 430—640 m, in ihrer höchsten Kuppe, dem Döbra, bis 793 m erhebt und teilweise auch zu Sachsen-Meinungen, Schwarzburg-Rudolstadt und Reuß gehört. Im nördlichsten, zwischen Sachsen-Meinungen und der preuß. Provinz Hessen-Nassau hinaufgreifenden Teile B.s erhebt sich die Rhön (s. d.), deren Hauptmasse mit dem ganzen Südost- und Osthang nebst den höchsten Gipfeln des Gebirgs, der Großen Wasserkuppe (943 m), dem Heiligenkreuzberg (915 m) u. s. w., innerhalb der Landesgrenzen fällt. Südlich der Rhön, zwischen Gemünden, Obernburg und Aschaffenburg, breitet sich die mäandrische Hügellandschaft des Speßart (s. d.) aus, deren bedeutendste Erhebung der Geiersberg (596 m) ist. Im S. und W. des westl. Maingebietes sendet der Oberrwald Zweige nach V. herüber. Das Innere Nordbayerns zeigt zwei Erhebungen, welche zu beiden Seiten der Regnitz sich hinziehen, hier wie dort die Wasserscheide zwischen Main und Donau bilden und den großen, von der Regnitz und deren Quell- und Zuflüssen bewässerten fränk. Thalkessel umfränzen. Die westl. dieser Erhebungen ist die Frankenhöhe, deren einzelne Teile jedoch verschiedene Namen führen. Sie trennt die Zuflüsse der Wörnitz, Altmühl und Regnitz von denen der Tauber und Jagst, und schiebt sich südlich durch das Herbstfeld an die Rauhe Alp, während sie sich nordwärts im Steigerwald bis zum Main (bei Hahnsfurt) fortsetzt. Der Steigerwald erhebt sich im Frankenberg bis 500 m und fällt nach W. zu steil zur 15—22 km breiten Mainebene ab, während er nach O. zu allmählich sich zum Rednitz- und Regnitzthale abflacht. Die zweite Erhebung im O. der Regnitz und des fränk. Thalkessels ist der Fränkische Jura, nach seiner geognostischen Beschaffenheit so genannt, der in zwei Arme zerfällt, von denen der eine von der Wörnitz nordöstlich bis Regensburg sich erstreckt, der andere, bei Regensburg nach N. umbiegend, zwischen Regnitz und Rab bis zum Main bei Wichtensfeld zieht. Die Fränkische Schweiz mit ihren Höhlen bildet den nördl. Teil desselben. Zwischen der Frankenhöhe einerseits, dem Speßart und Oberrwald andererseits erstreckt sich eine Plateaubildung, in welcher Tauber, Mubau, Mämling, Jagst, Kocher und der Main selbst (zwischen Ochsenfurt, Gemünden, Miltenberg) in tiefeingerissenen Thalsurken hinfließen. Auf der andern Seite der Regnitz erstreckt sich eine ähnliche Landschaft, das Plateau der Oberpfalz, das sich östlich des Fränkischen Jura bis zum Böhmerwald ausbreitet, von den verschiedenen Quell- und Zuflüssen der Rab durchsurcht wird und an der Mündung

der letztern den Thalkessel von Regensburg freiläßt. Im N. des Main steigt das Land in hohen Stufen allmählich zum Thüringerwald und Frankenthal hinauf. Über die Bodengegestaltung der Pfalz s. Rheinpfalz.

Gewässer. Der größte Teil der östl. Hauptmasse B.s gehört dem Stromgebiet der Donau an, die, soweit sie im Lande fließt, schiffbar ist. Sie gehen von S. her die Iller, der Lech, die Isar und der Inn zu, während sie von N. her die Wörnitz, die Altmühl, die Rab und den Regen empfängt. Die fränk. Lande fallen vorzugsweise dem Stromgebiet des Main zu, der in seinem ganzen obern und mittleren Laufe B. angehört und von S. her die Regnitz, aus N. die Rodach, die Jz, die Fränkische Saale und die Sinn aufnimmt. An dem Gebiet der Oberr hat V. einen sehr geringen Anteil, da Zuflüsse derselben (Saale, Eger) nur in der äußersten Nordwestecke des Landes entquellen. Die Südwestecke sendet kleine Gewässer unmittelbar zum großen Becken des Rhein (Bodensee), welchem die Rheinpfalz in ihrer größern Hälfte unmittelbar, in ihrer kleinern durch Vermittelung der Nahe und Saar angehört. Vom Bodensee befließt B. den unterst. Teil. Die schönen Seen in Oberbayern liegen teils in der Alpenregion selbst, teils am Fuße derselben auf der obern Stufe des bayr. Hochlandes. Im Gebiet der Iller gehören der Alpsee und der Königs-enthofener See an. Während die Alpenseen im Lechgebiets einen geringen Umfang haben, sind bei der Isar- sowie des Inngebiets nicht nur die bedeutendsten, sondern auch in Bezug auf landschaftliche Umgebungen die schönsten. Dahin gehören im Gebiet der Isar der Walchensee, der Kochsee, der Staffelsee, der Ammersee, der Würm- oder Starnbergersee; im Gebiet des Inn der Tegernsee, der Garmischer, der Königs- oder Bartholomäussee und der Wagingersee. Nordbayern und die Rheinpfalz haben keine Seen aufzuweisen. Große Südbayerns eigentümlich sind die ausgedehnten Moorstreden (Möser), deren man zwei Hauptgruppen untercheidet, eine nördliche im Thale der Donau (Ulmerried, Donaumoos und Brädelmoos) und eine südliche an den Zuflüssen derselben (Dachauermoos und Erbsenmoos). An Mineralquellen besitzt B. ebenfalls einen großen Reichtum, am meisten in den Gebirgsgegenden der Unter-Oberranken, Unterfranken und Oberbayern. Am bekanntesten sind die Eisen- und Stahlsalze Alexandersbad, Rodlet, Bräudenau, Steben, die Schwefelquellen Reuth und Wipfels; die Sodsalzquellen Kissingen, Reichenhall und Dürkheim; die Sauerlinge Heilbrunn, Kissingen, Wiesau u. s. (Hierzu eine Karte: Bayern [reichthümliche Hauptteil]. — Vgl. auch Karte: Elsaß-Lothringen und Bayerische Pfalz.)

Das Klima B.s ist im allgemeinen gemäßig und gesund. Während die mittlere Temperatur in dem ostheimeischen Teile des Landes, mit Ausnahme etwas des Maintals, etwas niedriger ist als die anderer deutscher Länder, hat die ganze Pfalz ein sehr mildes Klima. Nennlich reich sind die Alpen, der Böhmerwald, das Fichtelgebirge, die Rhön und der Speßart. Der Boden ist, mit Ausnahme weniger Streden, überall für die Kultur geeignet. B. hat einen Überfluß an allen Kulturprodukten, sämtliche Haustiere in Menge, Vieh- und Ackerbau (darunter Gemüsen, die in den Alpen gehegt werden) und Säuwasserfischen, die mittel-

BAYERN.

27

28 Die Farnen

29

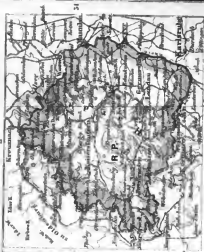
30

31

KREISE IN BAYERN.

- O.B. Ober Bayern
- N.B. Nieder -
- O.P. Oberpfalz u. Regensburg
- S. Schwaben u. Neuburg
- O.F. Ober-Franken
- M.F. Mittel -
- U.F. Unter -
- R.P. Rheinpfalz

Der Hauptort der Kreise sind hierin unterstrichen.



Maßstab 1:175000

100 200 300 400 500 600 700 800 900 1000 1100 1200 1300 1400 1500 1600 1700 1800 1900 2000 2100 2200 2300 2400 2500 2600 2700 2800 2900 3000 3100 3200 3300 3400 3500 3600 3700 3800 3900 4000 4100 4200 4300 4400 4500 4600 4700 4800 4900 5000 5100 5200 5300 5400 5500 5600 5700 5800 5900 6000 6100 6200 6300 6400 6500 6600 6700 6800 6900 7000 7100 7200 7300 7400 7500 7600 7700 7800 7900 8000 8100 8200 8300 8400 8500 8600 8700 8800 8900 9000 9100 9200 9300 9400 9500 9600 9700 9800 9900 10000

30

31

32

33

34

35

36

37

38

39

40

41

42

43

44

45

46

47

48

49

50

51

52

53

54

55

56

57

58

59

60

61

62

63

64

65

66

67

68

69

70

71

72

73

74

75

76

77

78

79

80

81

82

83

84

85

86

87

88

89

90

91

92

93

94

95

96

97

98

99

100

europ. Getreidearten in Fülle, den besten Hopfen in Deutschland, Obst, Wein, Tabak, ausgedehnte Forste, große Schätze an Eisen, Salz, Braun- und Steinkohlen und Torf, die besten Lithographiesteine der Erde, doch nur wenig edle Metalle.

Bevölkerung. Bei der Volkszählung vom 1. Dez. 1880 ergab sich eine Gesamtbevölkerung von 5 284 178 E., davon 2 578 910 männlichen, 2 705 868 weiblichen Geschlechts. Die Zunahme der Bevölkerung zeigt sich in B. weit geringer als in den meisten übrigen deutschen Ländern. Seit der ersten Volkszählung von 1834 bis zu der von 1868 war die Bevölkerung um nicht mehr als 368 970 Individuen gestiegen, sodas sich die Vermehrung nur mit 0,86 Proz. jährlich beßerte. In den 13 Jahren zwischen der Volkszählung von 1867 und 1880 hatte sie sich um 9,5 Proz. (also jährlich 0,7 Proz.) vermehrt. Auch in Bezug auf die Dichtigkeit der Bevölkerung steht B. dem größten Teile der übrigen deutschen Staaten nach. Am bedeutendsten ist sie in der Pfalz (114 E. auf 1 qkm), am geringsten in der Oberpfalz (55 E. auf 1 qkm). Die Bevölkerung der größten Städte belief sich in München auf 200 023 E., in Nürnberg auf 95 519 E., in Augsburg auf 61 408 E., in Würzburg auf 51 014 E.

Der Abstammung nach bildet in Ober- und Niederbayern sowie im Regensburgerischen der bayr., in Schwaben und Neuburg der schwab. (alamann.), in allen übrigen Kreisen der fränk. Stamm den Grundstock der Bevölkerung. Bezüglich der konfessionellen Verschiedenheit zählte man 1875: Katholiken 3 573 142 (71,1 Proz.), Protestanten 1 392 120 (27,1 Proz.), verschiedenen Sekten Angehörige 5800, Juden 61 335. Die meisten Protestanten wohnen in Mittel- und Oberfranken und in der Pfalz. Fast ganz katholisch sind Nieder- und Oberbayern und Oberpfalz. Die Juden finden sich am zahlreichsten in Unterfranken, der Pfalz und Mittelfranken.

Bodenkultur. B. ist von Natur vorzugsweise auf die landwirtschaftlichen Erwerbszweige eingerichtet. Vom Gesamtflächengehalt des Landes fallen 41 Proz. auf Acker und Gärten, 20 Proz. auf Wiesen und Weiden, 23 Proz. auf Wäldungen, 6 Proz. auf unbebautes Land. Von der Bodenkult. der besten mittelbar oder unmittelbar mehr als 61 Proz. der gesamten Bevölkerung. Der kultivierte Boden ist überwiegend dem Getreidebau gewidmet. Die Getreidekultur, über das ganze Land verbreitet, liefert jährlich über 33 1/2 Mill. hl, wovon aus Weizen 4 250 000, Roggen 8 660 000, Dinkel 1 649 000, Gerste 6 140 000, Hafer 9 100 000 hl kommen. Weizen wird vorzugsweise in Niederbayern (der fruchtbarsten Provinz) und Unterfranken, Roggen besonders in Ober- und Niederbayern, Acker- und Mittelfranken und der Oberpfalz, Gerste in Nieder- und Oberbayern sowie in der Oberpfalz, Hafer in Ober- und Niederbayern gewonnen. Von sohem Belang ist der überall verbreitete, jedoch am meisten in der Pfalz und Unterfranken, der Qualität nach auch in Mittelfranken, blühende Kartoffelanbau. Der beste Flach wird um Nordheim, der beste Haas in der Pfalz gewonnen. Obstbau baut man am meisten in Unterfranken und der Pfalz. Tabak liefern vorzugsweise die Pfalz, nächstdem Mittelfranken, und zwar 1879 auf 3508 ha 6399 t Kutter. Der Hopfenbau ist in steigender Entwicklung begriffen und liefert auf 23 192 ha besonders

in Mittelfranken (Spalt, Hersbruck) ein ausgezeichnetes Produkt, das einen namhaften Ausfuhrartikel abgibt. Der Rübenbau geschieht mehr des Futtergewinns als der Zuderbereitung wegen und liefert auf etwa 120 000 ha über 13 Mill. Ctr. Der Obstbau ist namentlich in der Pfalz sowie in mehreren Bezirken Franken und Schwabens von Bedeutung, die Gärtnerei vorzugsweise in Franken (um Bamberg und Nürnberg). Wein wird besonders in der Pfalz und in Unterfranken gebaut; die Produktion auf 21 920 ha ergab 1878: 907, dagegen 1879 nur 9,8 hl vom Hektar. Der Viehstand betrug 1873: 363 316 Pferde, 3 066 263 Rinder, 1 342 190 Schafe, 872 098 Schweine, 193 881 Ziegen, 338 797 Bienenstöcke. Zu Gunsten der Pferdeucht wirkt das allgemeine Landgestüt, woneben noch Hof- und Militärgepöste, wie zu Hohenfeld, Bergsetten, Neuboh, Steingaden, Schwabmang, Benediktbeuern, Järsternfeld, Schleibheim und Zweibrücken, bestehen. Die Rindviehucht ist im ganzen sehr blühend und am ausgebreitetsten in den Alpen; die Schafucht wird am besten in Mittelfranken, Ober- und Niederbayern gepflegt. Von hoher Wichtigkeit ist für B., bei der großen Ausdehnung seiner Wälder, die Forstkultur. Von der Gesamtwaldfläche von 2 600 000 ha sind 940 000 im Besitze des Staats. Der jährliche Holztertrag sämtlicher Forsten hat einen Gesamtwert von etwa 60 Mill. Mark. Die meisten Wäldungen besitzt Oberbayern, Niederbayern und Oberpfalz, die wenigsten Schwaben.

Der Bergbau wird zum kleineren Teile vom Staate, zum größten von Privatgewerken betrieben. Für den Staat werfen aber nur die Steintohlenwerke in der Pfalz einen Reinertrag ab, während im übrigen die fiskalischen Werke bisher mit Zubußen arbeiteten. Der Bergbau lieferte 1879: Steintohlen 507 355, Braunkohlen 21 633, Graphit 992, Eisenerze 70 389 t. Durch das Berggesetz vom 20. März 1869 wurde die Regalität des Bergbaues aufgehoben. Der Salinenbetrieb auf den Salinen Berchtesgaden, Reichenhall, Traunstein und Rosenheim produziert 42 710 t Kochsalz im Werte von 1 816 271 Mark und 1141 t Steinsalz. Die Produktion an Quecksilber (in der Pfalz), Kupfer, Antimon u. s. w. ist sehr gering. Andere Bergwerksprodukte sind Schmirgel, Porzellanerde u. s. w. Auch Marmor, Achat, Jaspis, Granaten, Karneole u. s. w. werden gewonnen. Torflager finden sich am ausgedehntesten in Oberbayern und Schwaben. Aus dem Rhein, der Isar, dem Inn und der Salzach wird Gold im Werte von etwa 1000 Mark gewonnen.

Die bayr. Industrie hat sich namentlich seit Einführung der Gewerbefreiheit (1. Mai 1868) rasch entwickelt und leistet in mehreren Zweigen vorzügliche. Robeisen wurde 1879 in 20 Hütten produziert, welche 30 922 t lieferten; ferner lieferten 20 Eisengießereien, 4 Hütten, 18 sonstige Fabriken 25 360 t Gußwaren; 19 Frisch- und Stredwerke und 3 Stahlwerke lieferten 69 081 t Schmiedeeisen und Stahl. Die Maximilianshütte in der Oberpfalz gehört zu den größten Eisenerwerken Deutschlands. Die bedeutendsten Fabrikstädte B. sind Nürnberg mit Färb, Augsburg, München und Ludwigshafen. Die Weberei beschäftigt in der Rhön und im Baprischen Walde, dann insbesondere in Augsburg (Woll-, Damast- und Seidenwaren) viele Hände. Die Gerbereien sind sowohl in Betreff ihrer Zahl als durch die Güte ihres Erzeugnisses (Nürnberg, Passau, Aichach, München) von

Bedeutung. Berühmt sind die Metallwaren von Nürnberg und Jülich, die Adlerarbeiten von Schwabach, die Glaswaren von Theresienthal, die Holzschnitarbeiten aus dem Ammergau und Berchtesgaden, die optischen Instrumente von Eril, Fraunhofer und Steinheil in München. Ausgezeichnete Maschinenfabriken gibt es in Nürnberg (Cramer-Klett), München (Maske und Krauß), Augsburg, Obernzell bei Würzburg (König und Bauer). Die Tabakfabrikation blüht besonders in der Pfalz und in Mittelfranken. Die drei Runkelrüben-Zuckerfabriken (Regensburg, Schweinfurt, Frankenthal) verarbeiten (1873) 291 855 Ctr. Rüben. In der Bierbrauerei steht B. in quantitativer wie in qualitativer Beziehung allen andern Staaten voran. Die 5606 Bierbrauereien lieferten 1879 zusammen 12 004 703 hl Branntweinbrennereien gab es 3183, die 120 689 hl lieferten. Von Bedeutung sind noch die Bleistiftfabrikation (Nürnberg und Regensburg), die Waggonsfabrikation in München und Ludwigshafen, die Fabrikation sog. leonischer (Lyoner) Drahtwaren in Nürnberg, die Malzfabrikation, die Rohwareninindustrie Oberfrankens, die Käsefabrikation des Allgäu, die Ultramarin-fabrikation in Nürnberg, die Farbenindustrie Nürnbergs und Schweinfurts, die Seidenmacherei in Rittenwald und das Kunstgewerbe in allen Zweigen (München, Nürnberg, Landshut).

Der Handel B.s, als eines Binnenlandes, ist nicht von hervorragender Bedeutung und beschränkt sich vorzugsweise auf den innern Güterumsatz. Nur einige Städte, wie Augsburg, Nürnberg, Jülich, München, Regensburg, Passau, Schweinfurt, Lindau, Würzburg, Ludwigshafen, Kaiserslautern, stehen auch mit dem Auslande in lebhaftem Verkehr. Zu den Gütern, welche zur Ausfuhr gelangen, gehören besonders Getreide, Hopfen, Vieh, Wolle, Wein, Bier, Nadeln, Maschinen, optische Instrumente, Nürnberger Waren, Holzschnitarbeiten u. s. w., dann auch Erzeugnisse der Kunst (Malerei) und des Kunstgewerbes. Der Hopfenhandel wird besonders in Nürnberg betrieben. Große Getreidemärkte werden zu München, Landshut und Emden, die größten Viehmärkte zu Gonthofen und Quirnbach (in der Pfalz), große Wollmärkte in Augsburg gehalten.

An guten Verkehrsmitteln hat B. keinen Mangel. Abgesehen von den Gemeindegewässern gab es 1873 im ganzen Königreiche 6390 km Landstraßen. Der Flußschiffahrt dienen die Donau, der Rhein, der Main, die Regnitz, der Inn und die Salzach sowie der Ludwigskanal (s. d.), welcher den Main mit der Donau verbindet. Die Donau befahren von Regensburg abwärts die Dampfer der Österreichischen Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft. Die wichtigsten Donauhäfen B.s sind Kelheim, Regensburg und Passau. Den Rhein befährt die Bayerisch-Pfälzische Dampfschiffahrts-Gesellschaft zu Ludwigshafen. Letzterer ist der wichtigste Stromhafen der Rheinpfalz. Die Dampfschiffahrt auf dem Bodensee (wo Lindau Hafenort ist) wird vom Staate besorgt; doch fahren hier auch bad., württemb. und schweiz. Dampfer. In Bezug auf Eisenbahnen ist B. der erste deutsche Staat, der eine Lokomotiveisenbahn ins Leben treten sah: die kurze Bahn von Nürnberg nach Jülich, eröffnet 7. Dez. 1835. Seitdem hat sich das bayer. Eisenbahnwesen in großartiger Weise ausgebildet; 1881 waren 4849 km in Betrieb, worunter 4224 km Staatsbahnen. Die wichtigsten Staatsbahnen sind: die Linie München-

Ingolstadt-Nürnberg-Bamberg-Hof mit den Zweigbahnen Treuchtlingen-Ansbach-Würzburg, Hirschfeld-Donaumünster-Augsburg, Bamberg-Schweinfurt-Würzburg, Schweinfurt-Regensburg, Hochstadt-Stadheim, Donaumünster-Ingolstadt-Regensburg, Augsburg-Ingolstadt; die Linie München-Regensburg-Eger, von der die Bahnen Regensburg-Straubing, Weiden-Bayreuth, Neumarkt und Eger-Oberpfalz-Hof abzweigen; ferner die Linie Graßhof-Ansbach-Nürnberg-Jülich, Regensburg-Weiden, Passau-Regensburg-Nürnberg-Würzburg-Altschaffenburg, Altschaffenburg-Amorbach-Nürnberg-Hof, Ulm-Augsburg-München-Simbach, Regensburg-Ludlow-Lindau, Ludlow-Augsburg, Ludlow-Münster, Ulm-Münster-Kempten, München-Gräfing-Rosenheim-Salzburg, Rosenheim-Niederdorf-Blattling, Blattling-Eisenstein, Eisenstein-Kaufbeuren, München-Holzkirchen-Zoll, Holzkirchen-Rosenheim, München-Ludwigshafen-Sulz und Schweinfurt-Gemünden. Die Telegraphenlinien betrafen sich 1880 auf 8118 km mit 35 266 km Leitungen und 1106 Stationen, die Zahl der abgegebenen Depeschen auf 1 906 402, mit einer Ummantelung von 1 089 165 Marl und einer Anzahl von 1 078 837 Marl. Wichtige Fördereinrichtungen sind bei Handel und Verkehr sind die Bayer. Handels- und Wechselbank zu München (seit 1. Juli 1890) und die königl. Bank zu Nürnberg (1786 errichtet, 4. Okt. 1850 mit neuen Statuten versehen).

Das Unterrichtswesen ist im ganzen nachmäßig geordnet, wenn auch hier und da noch entwickelt und von liberalen Einflüssen nicht frei. Den Volksunterricht besorgen zunächst die öffentlichen Schulen, deren man 1877 im Königreiche 6991 mit über 10852 Lehrern und Lehrerinnen zählte; in diesen Schulen sind 4855 katholische, 1908 protestantische, 105 israelitische und 123 gemischte; 10 Fortbildungsschulen und Feiertagschulen. In der Reihe, sich sechs Leuchtstimmungen anstehen, den Instituten und das Institut für trübseligkeit der in München. Die Volksschullehrer werden 32 Priapanten, 7 Seminaristen für 3 für Lehrerinnen und 4 vollständige Bildungsinstituten gebildet. Für die höhere Jugendbildung bestehen 44 Lateinschulen und Gymnasien, mit Lateinschulen verbunden, 10, d. i. Spezialschulen für das Studium der gemeinen (sog. philosophischen) Disziplinen (einem Jadratur) und der Theologie (mit zweijährigen Kurse), und 9 Meritalseminare. schließen sich die 3 Universitäten München, Langen und Würzburg. Die Mittelschulen für technischen Fachunterricht bilden 43, 6 Realgymnasien, 4 Industrie- und 2 technische Hochschule in München. Höhere Schulen sind: die Central-Fortilebrantall in Regensburg, die landwirtschaftliche Central-Vegetationsphän, die Central-Literatur in München und die Militärbildungsinstitute in München. Unter den Anstalten und Unterstufung und Fortbildung der Wissenschaften nehmen die königl. Akademie der Wissenschaften in München und die wissenschaftlichen des Staats den ersten Rang ein. Die königl. thet zu München ist die größte in Deutschland, etwa 1 Mill. Bänden und mehr als 20000 Schriften. Die Ränge haben sich besonders König Ludwig I. einer ganz besondern Förderung der Staatsregierung zu erfreuen. (München)

zur Förderung sind die Akademie der Künste, die berühmten Galerien, das bayr. Nationalmuseum und die königl. Orgelperei, sämtlich zu München. Felsicht besteht auch ein Konservatorium der Musik. Stände Theater gibt es 17, unter denen das Hof- und Nationaltheater zu München den ersten Rang einnimmt.

Staatsverfassung. B. besitzt eine konstitutionell-monarchische Verfassung. Die Verfassungsurkunde datiert vom 26. Mai 1818, hat jedoch 1848 und 1871 eine Anzahl nicht unwichtiger Änderungen erfahren. Es bestehen zwei Kammern, eine Abgeordnetenversammlung und die der Reichsräte. Letztere zählt Mitglieder zufolge ihrer Geburt (erbliche), andere zufolge ihres Standes (worunter die Erbkönige und der Präsident des Oberkonsistoriums), und sechs vom König auf Lebenszeit ernannte Reichsräte. Die Abgeordnetenversammlung, aus 159 Mitgliedern bestehend, geht aus allgemeinen, indirekten Wahlen hervor. Das Wahlrecht steht jedem volljährigen Staatsangehörigen zu, der irgendeine direkte Steuer entrichtet und nicht wegen Verbrechen der gemeiner Vergehen (Fälschung, Betrug, Diebstahl oder Unterschlagung) verurteilt worden ist. Im Wahlfähigkeit bei der Wahl gehört ein Alter von 21, zur Wahlbarkeit als Wahlmann von 25, zur Wahlbarkeit als Abgeordneter von 30 J. Auf 1500 E. wird ein Wahlmann, auf 31 500 ein Abgeordneter gewählt. Die Wahl findet auf sechs Jahre statt. Ohne Zustimmung des Landtags kann die Freiheit der Personen oder das Eigentum in Privaten, die Festsetzung der direkten und die Erhebung der indirekten Steuern betreffendes Gesetz fassen werden. Den Kammern steht seit 1848 auch die Erhebung die Initiative zu, jedoch nicht Änderungen in der Verfassung, die vom König beschlossen werden müssen. Das Budget wurde aber auf sechs Jahre festgestellt, seit 1868 ist eine jährliche Finanzperiode eingeführt. Die Kammern müssen mindestens alle drei Jahre berufen werden. Die übrigen Verfassungsbestimmungen stehen im wesentlichen auf den in den meisten dem deutschen Staaten geltenden Grundätzen. In Bezug auf das Verhältnis des Staats zur Kirche unterscheiden sich öffentliche und private Religionsgesellschaften. Die ersten sind die luth., prot. (luth. und reform., in der Pfalz unierte) die griech. Kirche, die letzteren die Gemeinschaft der Israeliten und die Rennoniten. Den öffentlichen Religionsgesellschaften kommt die jurist. Verantwortlichkeit zu, und sie genießen eines besonderen staatlichen Schutzes. Für die Verhältnisse der luth. Kirche sind das Konkordat vom 24. Okt. 1817 und die Verfassungsurkunde vom 26. Mai 1818 aber die Rechtsverhältnisse in Beziehung auf Religion die kirchliche Gesellschaften, für die der prot. Kirche dieselbe gilt maßgebend. Die luth. Kirche gliedert sich in zwei Erzbistümer (München-Freising und Speyer) und sechs Bistümer. Die Bischöfe von Speyer, Regensburg und Passau sind Suffragane von München-Freising, während die Bischöfe von Eichstätt, Speyer und Würzburg unter dem Bischof von Bamberg stehen. Die Leitung der Angelegenheiten der prot. Kirche wird für die Pfalz vom Oberkonsistorium zu München, für die Pfalz vom Konsistorium zu Speyer geleitet. Dem Oberkonsistorium sind zwei Konsilien zu Ansbach und Bayreuth untergeordnet. Unter den Konsistorien stehen die Dekanate

(das münchener jedoch direkt unter dem Oberkonsistorium).

Staatsverwaltung. Die obersten Staatsorgane sind der Staatsrat und das Gesamtministerium. Ersterer ist laut Verordnung vom 3. Aug. 1879 berufen, dem Könige als beratendes Kollegium ohne Teilnahme an der Verwaltung selbst zur Seite zu stehen. Das Gesamtministerium ist die oberste vollziehende Behörde. Es zerfällt in sechs Einzelministerien: Königliches Haus und Auseres; Justiz; Inneres; Kirchen- und Schulangelegenheiten; Finanzen; Kriegswesen. Bezugs der Provinzialverwaltung ist das Königreich, wie schon erwähnt, in acht Kreise oder Regierungsbezirke eingeteilt. Vollzugsorgane der Ministerien in letzteren sind die Kreisregierungen, welche zugleich die Oberbehörde für die innere Verwaltung der einzelnen Kreise bilden. Jede Kreisregierung teilt sich in zwei Kammern, in die des Innern und die der Finanzen; jeder Kammer ist ein Direktor vorgesetzt, der wieder dem gemeinschaftlichen Vorstande der Kreisregierung, dem Regierungspräsidenten, untersteht. Den Kreisregierungen sind die Distriktspolizeibehörden untergeordnet, welche einerseits die Magistrate in den größeren, sog. unmittelbaren Städten, andererseits die Bezirksämter in den Verwaltungsdistrikten bilden. In Unterordnung unter die Bezirksämter üben die Vorstände der kleineren Stadt- und Landgemeinden die Ortspolizei aus. Die Zahl der Bezirksämter beträgt 148. Gemeinden zählt das Königreich 8032. Durch die 1. Okt. 1879 eingeführte Gerichtsverfassung für das Deutsche Reich hat auch die bayr. Gerichtsverfassung große Änderungen erfahren. Die administrative Leitung der Justizsachen ist dem Ministerium der Justiz überwiesen. Das Oberste Landesgericht ist in München; die fünf Oberlandesgerichte sind in München, Zweibrücken, Bamberg, Nürnberg, Augsburg. Zum Bezirk eines Oberlandesgerichts gehören mehrere Landgerichte, insgesamt 28, und zwar: zu München sieben (München I. und II., Traunstein, Teggenhof, Völschut, Passau, Straubing), zu Zweibrücken vier (Frankenthal, Rastatt, Lautern, Landau, Zweibrücken), zu Bamberg sechs (Bamberg, Bayreuth, Hof, Rastatt, Schweinfurt, Würzburg), zu Nürnberg sechs (Nürnberg, Fürth, Ansbach, Weiden, Regensburg, Kitzingen), zu Augsburg fünf (Augsburg, Memmingen, Neuburg a. D. und Eichstätt). Zu den Bezirken der einzelnen Landgerichte gehört eine größere oder kleinere Anzahl von Amtsgerichten (insgesamt 270). Als Vollzugsorgane für die Finanzgeschäfte dienen die 217 Rentämter. Die Staatsforsten werden von 74 Forstämtern verwaltet.

Die Finanzen sind wohlgeordnet. Das Budget für 1880—81 schließt die Einnahme und Ausgabe mit 132 337 428 Mark ab. Dies ist jedoch der Nettoertrag, indem die Kosten der Erhebung und andere Verwaltungskosten mit 89 404 017 Mark bereits in Abzug gebracht sind. Die direkten Steuern ergeben eine Brutto-Einnahme von 22 360 000, die indirekten von 61 470 550, die Regalien von 101 670 619, die Staatsdomänen von 33 902 510 Mark. Hauptposten der Ausgaben sind: Staatsschuld (Zinsen und Tilgung) 45 826 628, Civilisten und Anwaltschaft 5344 380, Ministerien des Innern und des königl. Hauses 562 324, der Justiz 12 666 626, des Innern 17 785 458, des Kultus 19 224 243, der Finanzen 3400 478, die Ausgaben für Reichszwecke 16 029 370

Marl. Neben den eigentlichen Staatslasten werden übrigens noch Kreisumlagen (in Form von Beisetzungsprozenten zu den direkten Steuern) erhoben, für solche (provinzielle) Landeszwänge, welche man in kleineren Staaten meist ebenfalls aus den Centrallasten befreit. Die bayr. Staatsschuld ist sehr bedeutend, doch steht derselben ein großes unmittelbares Staatsvermögen zur Seite, wie dies der Reinertrag der Forsten, Grundrenten und Eisenbahnen beweist. Die Schuld belief sich Ende 1880 auf 1336 662 657 Marl, worunter 934 651 212 Marl Eisenbahnschuld und 168 069 716 Grundrentenschuld.

Das Militärwesen ist der Deutschen Bundeskriegsverfassung gemäß geordnet. Die bayr. Armee bildet einen selbständigen Bestandteil des Deutschen Reichsheers mit eigener Verwaltung, unter der Militärhoheit des Königs von B., im Kriegsfalle unter dem Oberbefehl des Deutschen Kaisers. Die allgemeine Wehrpflicht ist 1868 eingeführt. Das bayr. Heer besteht aus zwei Armeekorps, mit den Generallieutenants in München und Würzburg und umfaßt 19 Linieninfanterieregimenter, 4 Jägerbataillone, 10 Kavallerie- (2 schwere Reiter, 6 Chevaurlegers- und 2 Ulanen-) Regimenter, 4 Feld- und 2 Fußartillerieregimenter, das Ingenieurkorps mit 2 Pionierbataillonen und 1 Eisenbahnpompage und 2 Trainbataillone. Die Gesamtstärke beträgt im Frieden 2214 Offiziere, 50 224 Mann und 8886 Pferde, im Kriege 164 488 Mann. B. besitzt drei Festungen: Ingolstadt, Gernersheim und Neu-Ulm; Landau ist seit 1867 befestigter Waffenplatz. Außerdem hat es eine Anzahl kleiner befestigter Punkte: Oberhaus bei Passau (militärische Strafanstalt) und Marienburg bei Würzburg. Die Militärbildungsanstalten sind in München. Eine lönl. Gewerkschule ist in Amberg, die sonstigen technischen Militäretablissemments sind zum großen Teil in Ingolstadt vereinigt.

Orden und Wappen. Es bestehen in B., außer dem Elisabeth- und dem Theresienorden für Damen, 1766 und 1827 gestiftet, neun Orden. Der älteste und vornehmste ist der Orden des heil. Hubertus, gestiftet 1444. Der Ritterorden vom heil. Georg wurde 1729, der Militär-Max-Joseph-Orden 1806, der Verdienstorden der bayr. Krone 1808, der Verdienstorden vom heil. Michael (der am häufigsten verliehene) 1693, der Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst 1853, der lönl. Ludwigsorden 1827, der Militärverdienstorden 1866 und das Verdienstkreuz (zugleich Frauenorden) 1870 gestiftet. Das lönl. Wappen besteht aus einem Hauptschild, welches die Wappenzeichen von der Pfalz, Franken, Schwaben und Böhmen enthält, und einem Herzschild, welches 42 teils silberne, teils azurine, diagonal von der Rechten zur Linken aufsteigende Klauen zeigt. Es steht auf einem marmornen Sockel, ist mit der Königskrone bedeckt und von den Hausorden umhangen. Schildhalter sind zwei goldene Löwen. Das Ganze ist von einem gekrönten Wappenzettel umgeben. Die Landesfarben sind weiß und blau.

Litteratur. Stumpf, »B.« ein geogr.-statist.-histor. Handbuch » (Münch. 1852—53); »Bavaria, Landes- und Völkerkunde des Königreichs B.« (5 Bde., Münch. 1860—68); Zischer, »B. und seine Bewohner« (Münch. 1855); »Beiträge zur Statistik des Königreichs B.« (Bd. 1—44, Münch. 1850—81); Popl, »Lehrbuch des bayr. Verfassungsrechts«

(5. Aufl., Münch. 1877); derselbe, »Lehrbuch des bayr. Verwaltungsrechts« (3. Aufl., Münch. 1874; mit Supplement 1874); Ursprung, »Topogr. Beschon des Königreichs B.« (Würz. 1863); Gmelin, »Geognost. Beschreibung des bayr. Alpenlands und seines Vorlandes« (2 Bde., Getha 1861—62); Sighart, »Geschichte der bündenden Klause in B.« (2 Bde., Münch. 1862—63); Zeitschrift des bayr. Statist. Bureau (Münch. 1868 fg.); Biele, »Das bayr. Volksschulwesen« (Münch. 1874); Gebel, »Statist. Ortslexikon des Königreichs B.« (Münch. 1880 fg.); Krensch, »Geographie des Königreichs B.« (4. Aufl., Regensb. 1880); Kauter, »Industriegeographie des Königreichs B.« (Bonn 1881); H. von Schmid, »Das Königreich B., sein Verwaltungsverhältnis und Schönheiten« (Münch. 1881 fg.).

Ältere Geschichte, bis 1800. Ende des 9. Jahrhunderts des 1. Volks der Bojer, die seit Augustus in röm. Provinzen Bindeclien und Noricum hießen, zogen um die Zeit der Völlerwanderung aus german. Völler ein, und am Ende des 5. Jahrh. wuchsen aus Herulern, Rugiern, Lüringen und Styrern, vielleicht auch aus den Überresten der Bojer und Quaden, die Bojovölker, ein bund gleich den Franken und Karolinger. Sie bewohnten das Land zwischen der Donau, den Alpen, Kärnten, Krain und Steiermark; Würzburg wurde ihr Hauptort. Im 6. Jahrh. unter sie unter die Oberhoheit der fränk. Könige Karls. Diese Abhängigkeit ward aber erst im 8. Karolingern beseitigt. Die Bayern erließen die Rechte und die Freiheit, ihre Herrscher zu wählen selbst zu wählen. Die Geschichte vom 556 das Geschlecht der Agilolfinger (i. h. bis Ende des 8. Jahrh. sich in jener Würde bewahrte). Unter ihnen wurde Thassilo I. (590) durch den Anfang der Kriege mit den slaw. Völkern und deren Bundesgenossen, den Avarn, unwürdig. Unter Garibald II., um 630, wurde die Bayern vom fränk. König Dagobert II. in geschriebenen Gesetzen. Obiso, der Schwager Karl Martells, nahm den lönl. Titel an, ward aber von seinen Schwägern Pipin und Pipin besiegt, als er 743 der fränk. Krone sich entziehen wollte. Schon im 7. Jahrh. fränk. Missionare, Emmeran zu Regensburg, Rupert zu Salzburg, das Christentum in B. Unter Obiso teilte der Erzbischof von Salzburg Kirche in die vier Bistümer Salzburg, Passau, Regensburg und Freising; auch wurden mehrere Klöster gestiftet. Thassilo II. mußte 737 fränk. Könige Pipin dem Kleinen auf den tagen zu Compiègne den Vasallenrecht schenken. Kläre diesen aber später für ungültig und schickte mit dem Longobardenkönige Desiderius, nem Schwiegervater. Von Karl d. Gr. bedroht, mußte er in Worms den Huldigung leisten und Geiseln stellen. Da er aber mit Avarn die Unabhängigkeit erlangen wollte, wurde er 788 auf den Reichstag zu Regensburg vorgeladen, wegen Treubruchs zum Tode und nebst seiner ganzen Familie von Karl d. Gr. ein Kloster geschickt, wo sein Geschlecht erlosch. befehlt zwar den Titel und Rang eines Königs und seine alten Gesetze, aber die Freiheit wurde abgeschafft. B. dem Frankenreich blieb und zuerst durch den schwed. Grafen einen Schwager Karls, als Statthalter, durch Grafen verwaltet und damit das ganz.

karolingern herrschende Grafschaftensystem eintr. Karl d. G. u. Bauern nach den drei Volks-
stamm der Alamannen, Franken und Bajuwaren
h. 1830).

der Länderverteilung, die Karl d. G. vornahm,
s. oben nebst Italien auch B. Nach Karls
Tode gab Ludwig der Fromme das Land
an seinen Sohn Lothar als Königreich, wel-
ches dessen Erhebung zur Mittergenschaft auf-
erhob, 817 an Ludwig den Deutschen, h.
rex Bajuvariorum nannte. Die weltliche
der Bischöfe hatte bisher sich immer mehr
verfestigt; zugleich gelangten die an die
des Statthalters eingesetzten Pfalzgrafen zu
an. Nach Ludwigs des Deutschen
776 ward dessen Sohn Karlmann König von
sowas damals auch Kärnten, Krain, Jütten,
I. Pannonien, Böhmen und Nahrung gehör-
te Karlmann folgte nach seinem Tode 880
Bruder, Ludwig III., auf dem Throne von
nach dessen Tod 882 sein zweiter Bruder
erhielt, welcher, da er 884 auch die Krone
erhielt, das ganze Reich Karls
unter seiner Herrschaft wieder vereinigte.
wie kam es 887 an Arnulf, dann 899 an
Sohn Ludwig das Kind, unter dessen Regie-
s. besonders viel durch die Einfälle der Un-
geladen hatte. Mit Ludwig dem Kinde war
s. karolingische Geschlecht ausgestorben, und
II., der Sohn des bayr. Markgrafen Luit-
pold mit Zustimmung des Volks die herzog-
l. an. Nach seinem Streite mit dem deutschen
König I. empfing er von diesem B. als Lehn.
einen Nachfolger war das Land der Schau-
den an der Kämpfe nach außen und im
s. so unter andern durch die Empörung des
einen Arnulf von Scheyern gegen den Her-
zog I. und die Streitigkeiten Heinrichs II.
u. des Papstes. Nachdem es durch die ent-
standenen Kriege und den steten Wechsel der
s. denen es von den Kaisern bald gegeben,
genommen wurde, einige Jahrhunderte hin-
s. schaff gelitten, erhielt es 1180, nach der
König Heinrich des Löwen, der bayr. Pfalz-
zu von Wittelsbach, ein Adlonome des er-
sten Arnulf, Grafen von Scheyern.
Herzog Otto von Wittelsbach, gest. 1183, ist
ammonter des nach jetzt regierenden Hauses.
sein thätiger Nachfolger, Ludwig I., ver-
beträchtlich ihre Stammgüter, auch erhielt
1215 von Kaiser Friedrich II. die Rhein-
Lehn. Er ward 1231 ermordet und hatte
Sohn, den Pfalzgrafen am Rhein, Otto den
ten, zum Nachfolger. Unter diesem machten
Bischöfe unabhängig; doch ward das Gebiet
s. nicht unbedeutend erweitert. Seine
u. zum Kaiser zog ihm den päpstl. Bann.
Er starb 1253. Seine Söhne Ludwig
I. regierten zwei Jahre gemeinschaftlich,
sch. aber 1255 in das Land, sodas Ludwig
I. mit der Rheinpfalz und Kurwürde,
s. dessen Linie schon nach wenigen Jahren
s. Niederbayern erhielt. An beide zusam-
s. die Erbschaft des unglücklichen Konradin-
schen Hauses. Einer von Ludwigs beiden Söh-
nen, gelangte 1314, als Ludwig IV. der
s. d.) zur Kaiserwürde. Dieser schloß 1329
s. mit seines Bruders Söhnen einen Teil-
trag, wodurch diese die Rheinpfalz und

einen Teil des Nordgaues (Oberpfalz) erhielten und
die Kurwürde unter den beiden Linien abwechseln
sollte. Letztere Bestimmung wurde aber durch die
Goldene Bulle 1356 wieder aufgehoben und die
Kurwürde dem pfälz. Geschlechte zugewiesen. Nach
dem Erlöschen der Niederbayerischen Linie verband
Kaiser Ludwig nach dem Willen der Stände ganz
Niederbayern mit Oberbayern. Kaiser Ludwig er-
warb sich um sein Stammland große Verdienste,
indem er ein neues Gesetzbuch für Oberbayern, eine
Gerichtsordnung für Niederbayern einführt, Mün-
zen das Stadtrecht erteilt und die innere Ver-
waltung ordnete. Er hinterließ bei seinem Tode
(11. Okt. 1347) sechs Söhne und ein reiches Erbe,
mit dem neben B. auch Brandenburg, die holländ.
und seeländ. Provinzen, Tirol u. s. w. verbunden
waren. Doch diese auswärtigen Besitzungen gingen
bald verloren, und unter den einzelnen Linien fan-
den viele Streitigkeiten und Kriege statt. Nach
dem Aussterben der andern Linie vereinigte die
Linie B.-Münch den größern Teil des bayr.
Erbes wieder.

In das 14. Jahrh. fällt die allmähliche Ausbil-
dung einer landständischen Verfassung in B., indem
der Adel und die Städte die Verlegenheiten und
Streitigkeiten der Fürsten zur Erlangung von Rech-
ten und Freiheiten benutzten und die Befürher geist-
licher Herrschaften und Güter sich an sie angeschlossen.
Die Stände (Prälaten, Ritter und Städte) traten
zusammen, so oft es ihnen beliebte, und zwar ent-
weder als „gemeine Landtschaft“ (vereinigte Stände),
oder als einzelne Stände, deren jeder einen Bund
„eine Bünde“ für sich bildete. Die allgemeinen
Landbesetze wurden durch einen ständischen Aus-
schuß und die Räte der Herzöge vorberaten, dann
in der allgemeinen Versammlung endgültig festge-
stellt. Die Repartition der bewilligten Steuern er-
folgte durch die Stände, welche dieselben auch durch
ihre eigenen Leute, nicht durch herzogl. Beamte er-
heben und verwalten ließen. Eine schwere Krise
hatte die landständische Verfassung im Anfang der
Regierung des Herzogs Albrecht IV. (s. d.) zu be-
stehen, gegen welchen die niederbayr. Stände ihre
Rechte aufs kräftigste, sogar mit dem Schwerte ver-
teidigten. Nachdem sich 1503 die oberbayr. und
niederbayr. Stände zu einer Landständschaft ver-
einigt, brachte Herzog Albrecht, von den Nachteilen
der bisherigen Teilungen überzeugt, im Verein mit
den Ständen die Einführung der Primogenitur und
die Feststellung der Teilbarkeit des Landes zu
Stande. Nach Albrechts Tode (1508) sollte demgemäß
von dessen drei Söhnen, Wilhelm IV., Ludwig und
Ernst, Wilhelm die alleinige Regierung erhalten;
doch nach manchen Streitigkeiten kam es zu einer
gemeinschaftlichen Regierung Wilhelms IV. und
Ludwigs, von 1515 bis zu Ludwigs Tode 1534.
Beide Fürsten leisteten der Reformation, die auch
in B. zahlreiche Anhänger fand, den kräftigsten
Widerstand, und beriefen 1541 die Jesuiten in ihr
Land. Wilhelm starb 1550. Sein Sohn Albrecht V.,
der Großmütige, begünstigte gleichfalls die Jesu-
iten, war aber auch Befürher der Wissenschaften
und Künste. Von seinen drei Söhnen folgte ihm
1579 Wilhelm V. der Fromme, der schon 1597 sei-
nem ältesten Sohne, Maximilian I., die Regierung
überließ und sich in die kaiserliche Einsamkeit zu-
rückzog. Maximilian I., mit seltenen Gaben aus-
gestattet, war die Seele der gegen die Union der
Protestanten sich bildenden Liga. Während des

Dreißigjährigen Kriegs wurde er vom Kaiser Ferdinand II. 1623 mit der pfälz. Kurwürde belehnt und die Oberpfalz als Unterpfand für die Kriegskosten ihm übergeben.

Der Westfälische Friede sicherte Maximilian I. (f. d.) die fünfte Kurwürde und den Besitz der Oberpfalz, während eine achte Kur für die Pfälzische Linie errichtet und deren Nachfolge in Würden und Ländern, für den Fall des Erlöschens der Wilhelmschen Linie, festgesetzt ward. Maximilian starb 27. Sept. 1651 nach 55jähriger Regierung. Unter seinem friedlichen und sparsamen Nachfolger Ferdinand Maria wurde 1669 der letzte und nur noch schwach besuchte Landtag gehalten; die Ausübung der Rechte desselben ging fortan auf einen ständischen Ausschuss, Landschaftsverordnung genannt und zunächst nur auf neun Jahre gewählt, über. Auf Ferdinand Maria folgte nach dessen Tode 1679 dessen Sohn Maximilian II. Emanuel, der sich im Spanischen Erbfolgekriege für Frankreich erklärte. Daher ward nach der Schlacht bei Höchstädt (1704) B. vom Kaiser als erobertes Land behandelt, der Kurfürst 1706 geächtet und erst im Frieden zu Baden 1714 wieder in seine Länder eingeseht. Ihm folgte 1726 Karl Albrecht in der Kurwürde. Dieser beanspruchte nach Kaiser Karls VI. Tode, mit Berufung auf den Erbvertrag zwischen dem Herzog Albrecht V. und dessen Gemahlin Anna, Kaiser Ferdinands I. Tochter, der auch durch Ferdinands Testament bekräftigt worden war, den größten Teil der österr. Erbschaft und besiegte Maria Theresia. Von einem franz. Heere unterjocht, unterwarf er sich ganz Österreich, nahm 1741 den Titel eines Erzherzogs von Österreich an, ließ sich in demselben Jahre nach der Einnahme von Prag als König von Böhmen huldigen und ward sogar 1742 zu Frankfurt zum deutschen Kaiser als Karl VII. (f. d.) gewählt. Doch hiermit hatte er den Gipfel seines Glücks erreicht. Sein Stammland B. ward von den Österreichern besetzt, und kaum war er nach München zurückgekehrt, so starb er 20. Jan. 1745.

Sein Sohn und Nachfolger, Maximilian III. Joseph, schloß mit Österreich den Frieden zu Füssen 22. April 1745, erlachte die Pragmatische Sanction an und erhielt dagegen alle von Österreich eroberten bayr. Länder zurück. Ganz von dem Bestreben erfüllt, sein Land glücklich zu machen, förderte er Ackerbau, Gewerbfleiß, Bergbau, Gerichtspflege, Polizei, Finanzwesen und Schulen. Er stiftete 1759 die Akademie der Wissenschaften zu München, und die Künste fanden an ihm einen großmüthigen Beschützer. Da er kinderlos war, bestätigte er alle bestehenden Erbverträge mit dem pfälz. Kurhause. Sowol nach den Verträgen des Wittelsbachschen Hauses als nach der Bestimmung des Westfälischen Friedens gehörte dem Kurfürsten von der Pfalz unstreitig die Nachfolge in B., als mit dem Tode Maximilian Josephs 30. Dec. 1777 die Wittelsbach-Pfälzische Linie erlosch. Aber plötzlich trat Österreich mit Ansprüchen auf Niederbayern hervor und besetzte mehrere Districte. Maximilian Josephs Erbe und Nachfolger, der kinderlose Karl Theodor (f. d.), ließ sich von Kaiser Joseph II. berechnen, 3. und 14. Jan. 1778 eine Übereinkunft zu unterschreiben, in welcher er Niederbayern, die Herrschaft Mindelheim und die böhm. Lehne in der Oberpfalz an Österreich abzutreten versprach. Allein der Herzog Karl von Zweibrücken erklärte sich als nächster Agnat und mutmaßlicher Erbe, durch Friedrich II.

von Preußen bewogen, gegen jenen Verzicht. Hierdurch wurde der Bayrische Erbfolgekrieg (f. d.) veranlaßt, der jedoch, noch ehe eine Schlacht geliefert, hauptsächlich nach der Erklärung Russlands wider Österreich, durch den Teichener Frieden 13. Mai 1779 sein Ende fand. Dem Kurfürsten von Niederbayern wurde der Besitz B.s, von welchem Österreich jedoch das Jannowitz mit Braunau erhielt (38 Q.-Mn.), auf die pfälzbayr. Herzverträge zugesichert und verbürgt. Durch die Vereinigung der bayr. Länder ersloß zugleich, nach der Vorschrift des Westfälischen Friedens, die achte Kurwürde.

Neuere Geschichte. Karl Theodor, mit dem die Neuburg-Sulzbacher Linie der regierenden Dynastie erlosch, starb 16. Febr. 1799. Die Kurwürde ging somit auf die Zweibrücker Linie über. Herzog Karl war schon 1. April 1795 kinderlos gestorben, und so gelangte dessen Bruder, Maximilian IV. Joseph, zur Regierung. Derselbe bestätigte (seiner Patent vom 16. Febr. 1799) die Rechte des Landes und der Stände, versagte aber gleichwohl den Verlangen nach Berufung eines allgemeinen Landtags jede Berücksichtigung und führte durch seinen Minister Montgelas (f. d.) einen aufgestellten Despotismus ein. Es erfolgte eine Milderung der Censur, Beschränkung der geistlichen Gewalt in weltlichen Dingen und Aufhebung der Klöster. Daran reihte sich ein vielfach gewaltsames Beherrschen und manche Verschleuderung und Verwundung öffentlichen Besitztums. Durch den Lunewitzer Frieden (9. Febr. 1801) verlor B. die ganze Rheinpfalz, die Herzogtümer Zweibrücken und Jülich, nicht aber durch den Reichsdeputationshauptschluß seinen Erbsitz, besonders durch Erlangung der Stümer Würzburg, Bamberg, Freising und Augsburg, eines Theils von Passau, nebst 12 Abteien und 17 Reichsstädten, worunter Ulm, Rempten, Memmingen, Nördlingen und Schweinfurt. B. gewann 60 Q.-Mn., 110000 E. und über 1 Mill. an Einkünften. Im Kriege von 1805 schloß sich der Kurfürst an Napoleon an. Der Preßburger Friede vergrößerte das Gebiet um ungefähr 500 Q.-Mn. auf 1 Mill. E. Unter den neuen Erwerbungen befanden sich Tirol, Vorarlberg, die Markgrafschaft Baden, das Fürstentum Eichstädt, die Markgrafschaft Ansbach, und die Reichsstadt Augsburg, wozu Würzburg an den früheren Großherzog von Lothringen, das Herzogtum Berg an Frankreich abgetreten werden mußte. Aus den Händen des fremden Eroberers erhielt der Kurfürst die Souveränität und den Königstitel, den er 1. Jan. 1806 als Maximilian Joseph I. (f. d.) annahm. Sodann stellte er sich an die Spitze derjenigen deutschen Fürsten, welche 12. Juli 1806 die Rheinbundakte unterschrieben, und übernahm damit die Verpflichtung, dem franz. Kaiser in Kriegesfällen ein Kontingent von 3000 Mann zu stellen. Bald ward auch die Anwartschaft Rärnberg dem neuen Königreiche einverleibt; eben geschah es mit den Enklaven. Die alte Landeshoheit ward 1807 thatsächlich durch ein bloßes Steuerrecht aufgehoben, indem die Regierung eigenmächtig die Steuererhebung an sich riß. Die sormliche Bestätigung der alten Verfassung erfolgte 1. Mai 1808 durch die Verabreichung einer octroyierten neuen Konstitution, welche zwar Gleichheit vor dem Gesetze, Gleichheit der Besteuerung, Gewissensfreiheit und Vertretung aller, nicht bloß einzelner Stände versprach, aber nicht zur Ausführung kam.

für die Theilnahme am Feldzuge von 1809 gegen Österreich erhielt B. als Belohnung das Fürstenthum Regensburg, die Markgrafschaft Bayreuth, Solzb., Berchtesgaden, das Inn- und einen Theil des Hausrudiviertels, wogegen es Südtirol, Ulm und einige andere Bezirke abtreten mußte. B. hatte damals 3 300 000 G. Im russ. Feldzuge von 1812 ging das bayr. Kontingent von 80 000 Mann durch Mangel und Hunger fast vollständig zu Grunde. Ein neues Heer ward 1813 unter Napoleons Befehl gestellt, zugleich ein Beobachtungskorps an der österr. Grenze zusammengezogen. Da wechselte die bayr. Regierung ihre Politik. Zehn Tage vor der Entscheidungsschlacht bei Leipzig entsagte sie durch den Vertrag von Ried (8. Okt. 1813) dem Rheinbunde. Zugleich trat B. zu den Alliierten über, verpflichtete sich zur Rückgabe von Tirol, Vorarlberg, Salzburg, dem Inn- und Hausrudiviertel, und erhielt dafür die Zusage, daß das Bisthum von Würzburg, Altsachenburg und einem Gebiete auf dem linken Rheinufer, welches in unmittelbarem Zusammenhang mit den nährtheim. Befestigungen gebracht werden sollte. Außerdem erlangte es die Garantie der «Souveränität». Die bayr.-österr. Truppen unter dem Befehle des bayr. Generals Webe lieferten den von Napoleon her ziehenden Franzosen die Schlacht bei Wagram, wurden aber zurückgeworfen. Im Feldzuge von 1814 in Frankreich mit der großen Hauptarmee unter Schwarzenberg vereinigt, kämpften die bayr. Truppen in ehrenvoller Weise. Auch dem Feldzuge von 1815 wohnten sie bei, ohne jedoch ein bedeutendes Treffen zu bestreiten. Die pariser und wien. Konferenzen ordneten die Verhältnisse in der zuvor schon bestimmten Art. Nur konnte die Rheinprovinz (Pfalz) nicht in Zusammenhang mit dem Hauptlande gebracht werden, da der Versuch einer Erwerbung des nördl. Baden scheiterte.

In dieser Zeit, in welcher thatsächlich weit mehr der Muth und thatkräftige, jedoch auch sehr gewaltthätige Minister Montgelas als der gutmüthige und wenig sparsame König Max Joseph regierte, wurden viele franz. Einrichtungen nach B. verpflanzt, und zwar nicht immer die besten. Indes wurde Bildung und Aufklärung, wenn auch in ziemlich beschränkter Weise, gefördert. Auf dem Wiener Kongresse wie auch nach dem Sturze von Montgelas (1817) zeigte sich die bayr. Regierung stets eifrig auf ihre Souveränitätsrechte, und dies trug nicht wenig dazu bei, daß die Versuche einer bessern Einigung Deutschlands, als die Bundesverfassung wahren konnte, scheiterten. Am 26. Mai 1818 erfolgte die Verkündung der im wesentlichen noch stehenden Verfassung. Es war eine Octroirverfassung, worüber ging ein Witz über die Gemeinbewerthung im allgemeinen auf einer für damals ziemlich freisinnigen Grundlage. Zugleich war ein Konkordat mit dem röm. Stuhl abgeschlossen und ließ B. zu einem Bestandtheile der Verfassung erklärt werden. Schon auf dem ersten Landtage (Febr. d. Juli 1819) zeigte sich in der Abgeordnetenversammlung freimüthigkeit, Befähigung und praktischer Sinn. Als Führer der freien Richtung zeichneten sich v. Arnth und v. Behr aus. Die Landtage von 1822 bis 1825 leisteten wenig Nennenswerthes; von letztem ist ein Gewerbegesetz anzuführen, welches die Miß- und sonstigen Beschränkungen milderte. Bald nach Beendigung des Landtages von 1825 erl. König Max (13. Okt.). Von seinem Nachfol-

ger Ludwig I. (f. d.) begab man die besten Erwartungen, zumal derselbe Ersparnisse vertrieb. Doch die ersparten Summen wurden wesentlich für Kunstbauten in der Hauptstadt verwendet, und zudem erlangte das klerikale Element übermäßigen Einfluß. Insbesondere erschien jetzt die Wiederherstellung von Klöstern als eine Hauptaufgabe der Regierung. Als erstlich hatte man dagegen das Zustandekommen eines Zollvereins mit Württemberg (12. April 1827) zu begrüßen. Auf dem 1. März 1831 wieder versammelten Landtage zeigte sich die Abgeordnetenversammlung um so weniger gefügig, als die Regierung einer Reihe von Gewählten, darunter v. Behr, v. Arnth und v. Elos, in ihrer Eigenschaft als Beamte den Urlaub zum Eintritt in die Kammer verweigerte. Elos legte deshalb seine Stelle als Ministerialrath nieder. Die Angriffe der Opposition bewirkten endlich eine Kabinettsänderung. Man setzte ein fog. Geschäftministerium ein, dessen bedeutendstes Mitglied Herr von Stürmer war. Die neuen Vorträge, namentlich über die Presse, genügten den Anforderungen der Zeit nicht, und die Reichsrathsversammlung war ein Hemmschuh für jeden Fortschritt. Die Abgeordneten setzten den Vertrag der Civilliste und des Militärrechts etwas herab und verweigerten verschiedenes bereits vollzogene Ausgaben die Anerkennung. Nach Unterdrückung der Revolution in Polen brach indes die Reaktion auch in B. entzündete herein. Am 29. Dez. ward der Landtag geschlossen. Sofort trat ein Ministerium unter dem Fürsten Ludwig von Ottingen-Wallerstein (f. d.) an die Stelle des von Anfang an nur provisorischen Kabinetts Stürmer, und es begannen die Verfolgungen.

Zunächst waren dieselben gegen die Presse gerichtet, sodah kein Oppositionsblatt mehr bestehen konnte. Doch die Aufregung im Volke dauerte fort und steigerte sich bis zum Hambacher Feste (Mai 1832). Nun wurde eine bedeutende Truppenmacht nach der Rheinprovinz geschickt. Viele freisinnige Männer entflohen oder wanderten aus dem Lande, so der hervorragende unter den liberalen Abgeordneten, der Bälzer Schüler, und die berühmten Ärzte Olen und Schönlein. Die Verhaftungen und Verurtheilungen häuften sich; namentlich unterlagen denselben der frühere Abgeordnete v. Behr, Redacteur Eisenmann und Buchdrucker Volkhard. Die sehr harten Bestimmungen des (von Feuerbach entworfenen) Strafgesetzbuchs von 1813 wurden zur Anwendung gebracht und sogar kniefällige Abbits vor dem Bilde des Königs verlangt. Auf dem Landtage von 1834 zeigte sich nur geringe Oppositionslust. Die Abgeordnetenversammlung schlug sogar einen Minister zum Kammerpräsidenten vor. Die Civilliste des Königs, welche bisher verfassungsmäßig je auf eine Finanzperiode (sechs Jahre) festgestellt worden, wurde in eine permanente umgewandelt. Inzwischen war durch Vertrag vom 22. März 1833 B. dem Zollverein beigetreten. Im J. 1834 wurden die Gesetze über Anlage des Donau-Kanal- (fog. Ludwigs-) Kanals und über Errichtung der Hypotheken- und Wechselbank genehmigt. In das nächste Jahr fiel die Eröffnung der Nürnberg-Fürther Eisenbahn, des ersten Schienenwegs in Deutschland, durch eine Privatgesellschaft. Die Erhebung des bayr. Prinzen Otto auf den Thron von Griechenland hatte die Abwendung von 3500 Mann und große finanzielle Opfer zur Folge.

Auf dem Landtage von 1837 trat die sog. »Er-
ährungsfrage« in den Vordergrund. Die Regie-
rung huldigte längt der Maxime, bei Feststellung
des Budgets die Einnahmen zu niedrig, die Be-
dürfnisse dagegen möglichst hoch zu veranschlagen.
Natürlich mußten sich Überschüsse ergeben. Nun
behauptete die Regierung, über diese Überschüsse
einseitig nach ihrem Ermessen, wenn nur überhaupt
für Staatszwecke, verfügen zu können. Mit den
dadurch gewonnenen Mitteln wurden die meisten
Zusubauten ausgeführt. Die Kammer bekämpfte
die Theorie der Regierung. Selbst der Mini-
ster Fürst Wallerstein sprach sich in seiner Eigen-
schaft als Reichsrat dagegen aus. Der Landtag
ward darauf unter königl. Label geschlossen und
1. Nov. 1837 Wallerstein als Minister ungnädig
entlassen. An seine Stelle kam der bisherige Mi-
nisterialrat von Abel (f. d.), der seine Förderung
der ultramontanen Partei veranlaßt und ihr nun
dafür im äußersten Umfange diente. Die Korre-
spondenz der Bischöfe mit Rom wurde freigegeben
und der Orden der Medemptoristen eingeführt. Die
Protestanten insbesondere hatten sich über Be-
drückungen zu beklagen, besonders aber die viel-
besprochene wegen der Anlehnung vor dem kath.
Venerabile. Die Regierung, eine bedeutende Oppo-
sition beim Wiedereintritt des Landtags
besorgend, verfaßte eine neue Kreiserteilung und
ordnete Neuwahlen an. In Wirklichkeit zeigte sich
denn auf dem Landtage des J. 1840 soviel wie
gar keine Opposition. Mehr Leben zeigte sich
auf dem von 1842–43, namentlich wegen der Anle-
hnungsfrage, aber welche jedoch infolge des Wi-
derstands der Reichsräte ein gemeinsamer Beschluß
beider Kammern nicht zu Stande kam. Hinsichtlich
der Ertragsfrage ward das sog. »Verfassungs-
verständnis« erzielt, wodurch der Eigenmächtigkeit
der Regierung für die Zukunft wenigstens einige
Schranken gesetzt wurden. Die Abtheilungs-
weise brachte allmählich im ganzen Lande tiefes
Mißbehagen hervor, und selbst der Abel zeigte sich
mit derselben unzufrieden. Um den Eintritt oppo-
sitionell gesinnter Kapazitäten in die Abgeordneten-
kammer, für welche 1845 eine neue Wahl stattfand,
zu beschränken, machte die Regierung von dem
Rechte der Urlaubsoerweigerung den ausgedehnte-
sten Gebrauch. Unter dessen hatte ein Mitglied der
Reichsratskammer, Fürst Wrede, eine Reihe von
Anklagen gegen Abel eingebracht, theils politischer,
theils literarischer Natur. Doch erfolgte der Sturz des
allgemein verhassten (nur nicht bei den Ultramon-
tanen) Ministers Abel nicht durch die Kammer,
sondern durch eine Tänzerin. Lola Montez (f. d.)
hatte die Neigung des Königs gewonnen. Auch sie
sollte, wie man erzählte, benutzt werden zu ultra-
montanen Zwecken. Doch die Tänzerin wies dieses
Ankinnen zurück. Als nun der König sie zu einer
Gräfin Landsfeld ernannte, glaubten die Minister
(Abel, Pray, Humppenberg, Seinsheim, Schenk),
der mächtigen Stützen von Geistlichkeit und Abel
verschert, dem Kurfürsten in einem Memorandum
(vom 11. Febr. 1847), für dessen sofortige Ver-
öffentlichung gesorgt ward, nicht nur abrat, son-
dern sogar mit der Hinweisung auf eine Resolu-
tion drohen zu sollen. Doch diesmal hatten die
Minister sich verrechnet. Das gesamte Ministerium
wurde entlassen und ein Kabinett Ju-Mein, Han-
ner und Benetti gebildet, das zwar einen wohlwol-
lenden, aber schwachen Liberalismus repräsentirte.

Seit dem Bestehen der Verfassung hatte es die
Regierung sorgsam vermieden, den Landtag außer-
ordentlichweise, d. h. früher als nach drei Jah-
ren, einzuberufen. Eine finanzielle Verlegenheit
nöthigte 1847, eine Ausnahme zu machen. Die Re-
gierung berief zum Zweck der Genehmigung eines
Eisenbahnanlehens den Landtag, konnte aber nicht
hindern, daß auch andere Angelegenheiten zur
Sprache kamen. Der »Landtagsabtheil« vom 30.
Nov. 1847 bezeichnete dies als einen Übergriff.
Gleichzeitig ward auch das unsfähige Ministerium,
und zwar wieder in offener Unnade, entlassen.
An dessen Stelle ernannte der König das La-
ndministerium: Wallerstein, Weisler, Heer und
Berth. Nach außen wurde (dies war Wallersteins
Verdienst) jede Unterstützung des schweiz. Sonder-
bundes abgelehnt, nach innen der Presse die Be-
sprechung der eigenen Landesangelegenheiten im-
gegeben. Die Extratagungen der Gräfin Lands-
feld, die Umtriebe der Ultramontanen und der
Krisistrottenpartei verursachten in München einen
Auslauf (9. Febr. 1848), bei welchem hundert
Studenten beteiligt waren. Die Folgen waren
gewaltiam ein; der König selbst erließ Ver-
ordnungen und befaßh nunmehr die Universität zu
schließen. Dies erbitterte die münchener Volks-
schaft, welche durch die Schließung der Universität
einer wichtigen Einnahmequelle beraubt worden
sollte. Am 11. Febr. 1848 zogen Tausende vor
die Residenz, die Surdnahme der Kaiserregie gegen
die Hochschule und die Ausweisung der Gräfin
Landsfeld verlangend. Der Volksaufstand
gegenüber ward heides gewährt; doch die Gewalt
dauerte fort. Da kam die Nachricht von der par-
iser Februarrevolution. Nun wurde Entfernung der
Ministers Berth, Pressefreiheit, Schutzwort und
Verleumdung des Heers auf die Verfassung u. s. w.
gefordert. Der König gewährte in seiner Prokla-
mation vom 6. März diese Forderungen und Thon-
Dittmer, der freisinnige Abgeordnete für Regens-
burg, ward Minister des Innern.

König Ludwig, an der Möglichkeit verzweifelt,
das Königtum in der absolutistischen Weise, wie es
dasselbe verstand, ferner aufrecht halten zu können,
legte nun plötzlich 20. März die Krone nieder, »weil
eine neue Zeitrichtung begonnen habe«. Die Pro-
klamation seines Sohnes und Nachfolgers Maxi-
milian II. (f. d.) brachte die Beteuerungen treuher-
zigen Willens, »dieser Zeit Gebot zu verstehen und sich
zu vollbringen«. Ein neues Ministerium ward ge-
bildet: von Thon-Dittmer blieb Minister des In-
nern, von Lerchenfeld erhielt die Finanzen, der
Wälder Heinz die Justiz, von Weisler den Kultus,
von Weisshaupt das Militärwesen und Graf Ben-
das Auswärtige. Der Landtag ward wieder außer-
ordentlichweise berufen, und 22. März fand die
Eröffnung statt. Selbst die Reichsratskammer ver-
eiferte in der ersten Zeit an Freisinnigkeit mit den
Abgeordneten. Das erste Gesetz, welches zu Stande
kam, betraf die Wahl von Abgeordneten zum deu-
tschen Parlament. Daran reichten sich Geetze an,
die Grundlagen der künftigen Gerichtsordnung,
über die Freiheit der Presse, über das Schutzwort,
hervorgehen sollten, aber Ablösung der Zehn-
lasten und über Änderung des Wahlgesetzes u. s. w.
Landtagsabgeordneten sowie der Verfassung!
stimmung über die Befugnisse der Kammern, wel-
che wesentlich erweitert wurden. Das Ministerium

auf wohlgekauften und ehrenhaften Männern beruhend, verfolgte jedoch in der Deutschen Frage eine entschiedene partikularistische Politik und ward deshalb durch die allgemeine Zustimmung genötigt, seine Entlassung zu nehmen.

Am 16. Jan. 1849 trat der Landtag wieder zusammen. Die Abgeordneten, nach dem neuen Wahlsysteme gewählt, drangen auf Unterwerfung des unter die Reichsgewalt. Schon die Adreßdebatte brachte darüber den zunächst entscheidenden Kampf. Die linke deutsche und radikale Partei siegte mit 72 gegen 61 Stimmen, worauf sofort alle Minister ihre Stellen niederzulegen erklärten. Doch brachten sie noch einen Begehrensurwurf ein, wonach 1 600 000 Th., welche als Kontributionsbeiträge für die neue Bundesgewalt anzuwenden seien, durch neue direkte Besteuerung erhoben werden sollten. Damit bissen sie den Eisern für die deutsche Sache bei der Masse der Steuerpflichtigen niederzuschlagen. Doch dem brach der Bericht des Abgeordneten Kolb über das sog. Griechische Anleihen die Spitze ab, indem er eine Forderung des Staats an die Person des vorigen Königs, über 1 1/2 Mill. betragend, geltend machte, worauf der Landtag noch vor der öffentlichen Wiederherstellung verlagert wurde. Beim spätern Wiederzusammentritt der Kammer wurde die offizielle Erklärung abgegeben, König Ludwig habe die ganze Summe aus seinen Privatmitteln zurückbezahlt. Nach Ablauf der ersten Frist folgte eine zweite, dann eine dritte Beratung der Kammer. Es ward ein neues Ministerium gebildet: von der Fronten erhielt das Auswärtige, von Reuure das Kriegswesen, von Alkenbrenner die Finanzen, von Kleinschrad die Justiz, Forster das Innere und Mangelmann den Kultus. Dieses Kabinett konnte der Abgeordneten-Kammer noch weniger zusagen als das vorige.

Inzwischen war in der Pfalz ein Aufstand ausgebrochen. Es trat mehr und mehr zu Tage, daß sich die bayr. Regierung einer deutschen Centralgewalt nicht unterwerfen wollte, und zwar um so weniger, als Preußen die Degemonie erhalten sollte. Die Pfälzischen setzten erst einen Landesauschuss, dann eine provisorische Regierung nieder. Dies suchte der Minister von der Fronten zu benehmen, um sich nach dem Antrag auf Ausschließung aller Abgeordneten aus der Pfalz, als einer rebellischen Provinz, eine Kammermajorität zu verschaffen. Als diesen Plan der Kammerpräsident Graf Hegenberg, Duzigsmächtig auszuführen versuchte, ward er durch die freiwillige Entfernung aller Freisinnigen vereitelt, indem die Zurückbleibenden nun nicht mehr eine beschlußfähige Anzahl vorhanden waren. Endlich tritt man (11. Juni) zu dem Mittel der Kammerauflösung. Der Aufstand in der Pfalz war ohne jede Überlegung begonnen und weiter geführt worden. Es fehlten sogar alle Mittel. Zwar gelang es allmählich, etwa 2400 Mann Soldaten dahin zu bringen, daß sie ihre Körper verließen, aber sie thaten es größenteils nur, um sich nach Hause zu begeben. Die nennenswerte Organisation der Revolution ward nicht zu Stande gebracht. Die Bewegung trat Anfang Mai 1849 begonnen und schon in der Mitte dieses Monats (17. Mai) zur Einschüpfung der provisorischen Regierung geführt. Obwohl der bayr. Staat ein stehendes Heer von wenigstens 70 000 Mann besitzen sollte, dauerte es doch bis Mitte Juni, man auch nur ein Korps von 15 000 Mann nach der Pfalz bringen konnte. Ein preuß. Hülfekorps kam dem bayr. General Lapis zuvor und zerstreute

unmöglich die zusammengekrachten Haufen. Lapis traf seinen Feind mehr. Den Truppen voraus war eine königl. Proklamation gesendet worden mit Verheißungen der Milde; den Verführten sollte vergeben, nur gegen die »wenigen Verführer« das Strafgesetz zur Anwendung gebracht werden. Gleichwohl verhängte der General den Kriegszustand über das ganze Land und die Gerichte schritten mit der äußersten Strenge ein. Auch in Franken und Schwaben gebot, wenngleich weniger rücksichtslos, die Willkürsgewalt.

Unter diesen Verhältnissen fanden die neuen Abgeordnetenwahlen statt. Die Zahl der Freisinnigen schrumpfte hierbei auf ein Drittel zusammen, während das Ministerium über zwei Drittel gebot. Der 10. Sept. 1849 wieder zusammengetretene Landtag hatte sich hauptsächlich mit der Deutschen Frage und den Finanzen zu beschäftigen; 15. Juli 1850 wurde er wieder geschlossen. Die Reaktion ging immer entschlossener voran. Durch ein einseitiges Urteil des pfälz. Appellhofs wurden, trotz der vorangegangenen Amnestie, nicht weniger als 333 Personen wegen »Hochverrats« vor ein Spezialgericht verwiesen, alle mit einer einzigen Strafe, nämlich der Todesstrafe verurteilt durch die Guillotine, bedroht. Hatte der Ministerpräsident schon auf dem letzten Landtage Prinzipien des äußersten Absolutismus ausgesprochen, ohne von der Kammermehrheit Widerspruch zu erfahren, so half er jetzt durch die Sendung bayr. Truppen die Vermichtung des Verfassungsrechts in Kurhessen ausführen. Am 8. Febr. 1851 trat ein neuer außerordentlicher Landtag zusammen, obgleich es an Vorlagen für denselben fehlte. Die Abgeordneten-Kammer billigte die Politik des Ministeriums, indem sie jeden Antrag gegen dieselbe verworfen. Es geschah dies namentlich in der Deutschen und in der Kurhessischen Frage. Am 7. Juni erfolgte die Beratung, 1. Okt. Wiederausammentritt der Versammlung. Die polit. Richtung blieb die gleiche. Für die Armee bewilligte man eine größere als die frühere Summe und ging über die vorgeschlagenen Verschwerden wegen Ribbhandlung der Freise zur Tagesordnung über. Die vom Ministerium gewünschten Verfassungsänderungen scheiterten an dem Widerspruch der wenige Stimmen über ein Drittel zählenden Linken (zu solchen Änderungen sind zwei Drittel der Stimmen erforderlich). Der Schluß des Landtags erfolgte Ende Mai 1852.

Das Ministerium des Innern ward in dieser Zeit dem Grafen Rittersberg übertragen, dessen Politik mit der des Herrn von der Fronten abereinstimmte. Beide glaubten der Opposition auf dem Landtage keine besondere Bedeutung beilegen zu sollen, und beriefen denselben zum 26. Nov. 1853. Doch fanden sie bei Beratung finanzieller und anderer Vorlagen eine stärkere Opposition, weshalb die Regierung den Landtag 4. Febr. 1854 vertagte und erst 16. Okt. wieder zusammenberief. Ein Hauptkampf entspann sich über das vorgeschlagene reaktionäre Landtagswahlgesetz, das trotz der angedrohten Extraregierung verworfen wurde. Statt des vom Kriegsminister geforderten außerordentlichen Kredits von 15 Mill. bewilligte die Kammer nur ein Anleihen von 6 1/2 Mill. Mit 78 gegen 87 Stimmen beschloß die Abgeordneten-Kammer eine Adresse an den König, worin vor allem die verheißene Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung und kürzere Finanzperioden gefordert wurden. Am 25. März 1855 erfolgte die Kammerauflösung, doch die Neuwahlen brachten

keine gefügigere Versammlung. Die Kammer wurde am 1. Sept. 1855 eröffnet. Die Regierung, welche die Nothwendigkeit einigen Nachgebens erkannt hatte, verminderte den Budgetentwurf, aber nur um 800,000 Fl., und verstand sich zu einigen völlig unzureichenden Modifikationen im Gerichtswesen, worüber es nach langen Verhandlungen zu einer Vereinbarung kam. Das Budget kam ebenfalls zu Stande. Manche Ausgabenposten wurden etwas beschränkt, namentlich der Militäretat. Der Schluß der Versammlung erfolgte 8. Juli 1856. Vor Wiedereinberufung der Kammern hatte die Regierung den Gesetzgebungsausschuß versammelt, um ein neues Strafgesetzbuch vorzubereiten. Da jener die Regierungsvorlage modifizierte, so hob die Regierung 28. März 1858 den Gesetzgebungsausschuß auf und versetzte den Berichterstatter Weis von seiner Professur in Würzburg als Appellationsgerichtsrat nach Eichstätt. Der Landtag ward auf den 25. Sept. 1858 berufen. Noch war derselbe nicht konstituiert, so wurde er schon 30. Sept. aufgelöst, weil die Abgeordnetenlammer (mit 72 gegen 53 Stimmen) den in Ungnade gefallenen Weis zu ihrem zweiten Präsidenten gewählt hatte. Doch die Neuwahlen brachten dem Ministerium eine entschiedene Niederlage. Nach der 15. Jan. 1859 erfolgten Wiedereröffnung des Landtags ward Weis sofort nochmals zum zweiten Präsidenten der Abgeordneten erwählt. Jetzt sprachen die Minister von Vermittelung und Veröhnung. Die Opposition ermanagelte nicht, die Beschlüsse des Landtags, insbesondere über die Mißhandlung der Presse, zur Sprache zu bringen. Allein erst die Entwidlung der allgemeinen polit. Verhältnisse infolge des Italienischen Kriegs brachte eine Entscheidung. Die Regierung bedurfte eines außerordentlichen Kredits für militärische Hilfstungen. Die Abgeordnetenlammer bewilligte denselben, richtete aber gleichzeitig eine Adresse an den König, worin sie ihre entschiedene Mißbilligung mit dem Ministerium aussprach. Der König nahm die Adresse nicht an, und der Landtag wurde 26. März vertagt. Doch erfolgte eine Ministerveränderung: von der Fürstentum nahm seine Entlassung und wurde Bundes- tagesgesandter; von Schrent übernahm 9. April 1859 das Ministerium des Königl. Hauses und das Auswärtige, von Neumann erhielt das Innere, von Kulzer die Justiz, von Pfeufer das Finanzwesen, von Laders das Militärwesen, von Hoesl befehligte den Kultus. Dem neuen Kabinett kam die Volksvertretung vertrauensvoll entgegen. Der Landtag ward vom 14. Juli bis 9. Aug. wieder versammelt, vollierte die Mittel zur Deckung der Kriegsbedürfnisse, wurde vertagt und trat vom 29. Dez. 1860 bis 12. Nov. 1861 wieder zusammen. Der Kriegsminister Laders, welcher sich inzwischen nicht an die Fests gebunden hatte, wurde Juni 1861 durch General von Spies ersetzt. Die Feststellung des Budgets für die acht Finanzperioden nahm die Abgeordnetenlammer lange in Anspruch. Die Vorschläge der Regierung wurden genehmigt und außerdem die Abschaffung des Lotto beschlossen, das in der letzten Zeit den Reinertrag von ungefähr 2 Mill. Fl. im Jahre geliefert hatte. Auch kam die neue Straf- gesetzgebung, mit Durchführung der Trennung von Justiz und Administration und Verbesserung des Schwurgerichts in der Pfalz, zu Stande. Diese neue Ordnung der Dinge trat 1. Juli 1862 ins Leben. Eine Schwierigkeit bot die Frage wegen Annahme des von Preußen namens des Zollvereins

mit Frankreich abgeschlossenen Handelsvertrags. B. stellte sich auf die Seite Oesterreichs und der Bedrängter des Schutzzolls. Das Ministerium war der Kammermajorität sicher, besorgte jedoch, daß bei einer Auflösung der Versammlung erst nach 2½ Jahren inzwischen eine ungünstigere Stimmung im Volk platzgreifen könnte. Um dem Volke zur Kundgebung seiner Meinung in der wichtigen Frage Gelegenheit zu verschaffen, erfolgte zu allgemeiner Überzeugung 28. Febr. 1863 die Auflösung der Abgeordnetenlammer. Die neuen Wahlen fielen entschieden nach Wunsch der Regierung aus. Der neue Landtag ward auf 15. Juni 1863 einberufen und 30. Sept. auf unbestimmte Zeit vertagt. Derselbe billigte mit großer Majorität die Haltung des Ministeriums in der Zollfrage, genehmigte bedeutende Summen für Verbesserung der Beamtengehälter sowie für neue Eisenbahnbauten, forderte aber vergeblich Klärungen der Finanzperioden.

Bald nach der Vertagung erlangten die Schleswig-Holsteinische und damit die Deutsche Frage eine neue Gestalt. Die Haltung der Regierung war eine den Herzogtümern entschieden günstige und entsprach in sofern dem Verlangen des deutschen Volks. Es fehlte jedoch die Kraft zum entscheidenden Handeln, weshalb auch die Macht, um etwas Großes durchzuführen. Inmitten der diplomatischen Verhandlungen kam plötzlich der erst 53jährige König Max II. am 10. März 1864. Seine letzte Regierungshandlung war noch dem Interesse der Elbherzogtümer gewidmet, indem er eine Instruktion an den bayr. Bundestagesgesandten vollzog zum raschen Betreiben der schlesw.-holstein. Angelegenheit. König Max war ein einfacher und wohlwollender Charakter, der namentlich die Wissenschaften liebte und unterstützte. Eine Verletzung der Verfassung des Landes lag ihm stets fern, und B. ist einer der wenigen Staaten, wo während der Reaktionszeit keine Retrogradiationen stattfanden. Daß dem Fürsten mangelte, war wesentlich größere Entschlossenheit und Thätigkeit. Der Kirche abgewandt zu sein, duldete er doch im kaiserlichen Regiment, und unter seiner Regierung traten die scharfen kirchlichen Gegensätze in B. fast in den Hintergrund.

Ihm folgte sein Sohn Ludwig II. (f. d.), welcher 25. Aug. 1845 geboren, damals also 18½ J. alt, somit volljährig war. Derselbe trat eine schwere Erbschaft an. Die handelspolit. und die schlesw.-holstein. Verhandlungen wurden von Monat zu Monat dreizehner, der Minimalitätsstreit der beiden deutschen Großmächte schien nur durch das Schwert gelöst werden zu können. Daß in diesem Falle zu überhaupt in allen Streitfragen B. auf Seite Oesterreichs stehen würde, war, solange von Schrent der leitende Minister und von der Fürstentum der Bundestagesgesandte war, sicher. Zunächst verlangte Preußen wegen des Handelsvertrags, den es 1862 im Namen des Zollvereins mit Frankreich abgeschlossen hatte, eine Entscheidung. Es hatte bereits erklärt, daß es eine Ablehnung desselben von seinen Mittelstaaten mit eventueller Kündigung des Zollvereins beabsichtigen müßte. Bei der Wiedereröffnung der Berliner Zollkonferenz 2. Mai 1864 fehlten die Gesandten von B., Württemberg, Baden, Darmstadt, Nassau. Dagegen trafen bayr. Bundesmächtige 21. Mai in Wien ein, um über Gründung eines Süddeutschen Zollvereins, an dessen Spitze Oesterreich stehe, zu verhandeln. In Wien verfuhr man nicht, B. die günstigsten Propositionen zu

machen. Es kam 1. Juni zu einer Verständigung über Staaten über ein Minimum von Forderungen, welche Österreich, B. und die übrigen Sonderbündler an Preußen stellen sollten. Sofort trat 18. Juni eine Zollkonferenz der bayr. Verbündeten in München zusammen. Diese lehnte das österr.-bayr. Ultimatum vom 1. Juni ab und vereinigte sich 12. Juli über gewisse Punkte, welche zu Gunsten Österreichs geändert werden sollten. An einen Austritt aus dem Zollverein und eine Handelsverbindung mit Österreich mochten nur wenige mehr in B. zu denken; denn dadurch wäre das auf seine Selbstständigkeit so ersichtliche B. zu einem polit. und finanziellen Vasallen Österreichs gemacht worden. Auch liefen im Monat Juli aus allen größeren Städten von den Industri- und Handelsräten und von den Versammlungen der Industriellen Eingaben an den König ein, welche die Bitte nichtelten, derselbe möchte B. dem neuen, auf Grundlage des französischen Handelsvertrags zu schließenden Zollverein beitreten lassen. Die Regierung war unschlüssig und suchte sich bei ihren Verbündeten. Aber von diesen waren außer Württemberg und Hessen-Darmstadt bereits alle von B. abgefallen. Am 22. Sept. verhandelten die Gesandten dieser zwei Staaten in München mit Herrn von Schrenk und kamen zu dem Resultat, daß ihnen nichts übrigbleibe, als dem neuen Zollverein beitragslos beizutreten. Am 28. Sept., drei Tage vor dem letzten Termin, zeigte B. in Berlin seinen Beitritt an, und 30. Sept. trat sein Gesandter in die Berliner Zollkonferenz ein, in welcher nun keine der früheren Mitglieder fehlte, um 12. Okt. die neuen Zollvereinsverträge zu unterschreiben. Die Unterzeichnung des neuen Handelsvertrags zwischen dem Zollverein und Österreich folgte 11. April 1865. Die zweite Kammer genehmigte die neuen Zollvereinsverträge 24. April 1865, die Erste Kammer 27. April. Am 1. Juli 1865 trat Johann der neue Handelsvertrag zwischen dem Zollverein und Frankreich in Wirksamkeit. Einfacher war der Hergang beim Abbruch des italienischen Handelsvertrags. Nachdem Preußen in einer Circulardepeche vom 26. Mai 1865 den Zollvereinsstaaten einen solchen vorgezogen und in einer Depeche vom 31. Mai die Mitteilung gemacht hatte, daß die ital. Regierung zugleich die Anerkennung des Königreichs Italien verlange, erklärte B. 9. Nov. durch seinen Gesandten in Berlin dem dortigen ital. Gesandten, es sei bereit, das Königreich anzuerkennen, und schlug 12. Dez. im Verein mit Preußen sämtlichen Zollvereinsregierungen die sofortige Eröffnung der Unterhandlungen mit dem Königreich Italien vor. Schon 31. Dez. unterschrieb B. den italienischen Handelsvertrag in Berlin.

Der scharfe und doch vergebliche Widerstand gegen ein französisches Handelsvertrags löste Freiherrn von Schrenk seinen Ministerposten. Er reichte 21. Sept. 1864 seine Entlassung ein und erhielt sie 1. Okt. Der Bundestagsgesandte Freiherr von der Forsten wurde 4. Dez. zum Minister des Auswärtigen und 8. Dez. Freiherr von Schrenk wieder zum Bundestagsgesandten ernannt. Auch noch andere Veränderungen in den Ministerien gingen 1864 zu. An die Stelle des Justizministers Mulzer und des Kultusministers von Weyl wurden 28. Juli Herr von Bornhard und von Koch ernannt, und das Handelsministerium, das Freiherr von Schrenk nach dem auswärtigen vermalte hatte, wurde 26. Dez. in Ministerialrat von Wreschne übertragen.

Dem von König Max erhaltenen Auftrage gemäß war von der Fürsten in der Schleswig-Holsteinischen Frage entschiedener vorgegangen und hatte 12. März 1864 den Antrag auf Anerkennung des Prinzen von Augustenburg als Herzogs von Holstein, auf Zulassung seines Bevollmächtigten zur Führung der holstein. Stimme und auf Abstimmung darüber binnen acht Tagen gestellt. Aber es kam nie zu einer Abstimmung. Österreich und Preußen, welche den Deutsch-Dänischen Krieg für sich allein führten, hatten dem Bundestage das Heft ganz aus der Hand genommen, und dieser hatte in dieser Sache zunächst nichts zu thun als zu protestieren und zu registrieren. Nach der glücklichen Beendigung des Kriegs beantragten Österreich und Preußen 1. Dez. 1864, die von Sachsen und Hannover ausgeführte Bundesdekretion für beendet zu erklären. B. erklärte sich 6. Dez. im Interesse der Anerkennung des legitimen Erbschafts von Holstein gegen den Antrag, blieb aber mit sechs gegen neun Stimmen in der Minorität. Am 27. März 1865 nahm B., in Verbindung mit Sachsen und Hessen-Darmstadt, seinen Antrag wieder auf und beantragte am Bundestage, dem Prinzen von Augustenburg das Herzogtum Holstein nimmend in eigene Verwaltung zu übergeben. Österreich, mit seinem Alliierten von 1864 bereits tief verfeindet, mit den Vordächigen Preußens vom 22. Febr. durchaus nicht einverstanden, schlug unter dem Widerspruch Preußens vor, den Antrag 6. April zur Abstimmung zu bringen. Die Mehrheit war dafür, und die nämliche Mehrheit erhob 6. April den bayr. Antrag zum Beschluß. Preußen protestierte und verlangte eine vorläufige Prüfung aller, also auch der preuß. Ansprüche.

Der vertagte Landtag war 30. März 1865 wieder zusammengetreten. Die Regierung legte demselben einen Gesetzentwurf vor, der einem vielfach ausgesprochenen Wünsche der Zweiten Kammer, daß zweijährige Finanzperioden statt der sechsjährigen festgesetzt werden möchten, entsprach. Die zweite Kammer genehmigte 10. April einstimmig die königl. Vorlage, und die Erste Kammer nahm sie 1. Mai mit 30 gegen 7 Stimmen gleichfalls an. Die Fortschrittspartei und die Bülzler konstituierten sich auf diesem Landtage als „Bereinigende Linke“, für welche die Frage der deutschen Centralgewalt eine offene war. Der Gesetzentwurf über eine Amnestie für alle deutschen Militärs, welche sich an den Ereignissen von 1849 beteiligt hatten, wurde von beiden Kammern angenommen. Die bedeutendste Debatte war die über die Schleswig-Holsteinische Frage. Es zeigte sich hier, daß Volk und Regierung die gleichen Anschauungen hatten. Am 11. Juli wurde der Landtag geschlossen, und der königl. „Landtagsabschied“ vertheilte die Sanction der von beiden Kammern genehmigten Gesetzentwürfe.

Auf der Reise nach Gastein hatte Bismarck 23. Juli mit dem Minister von der Fürsten eine Unterredung in Salzburg, worin er den Mittelstaaten, namentlich in Süddeutschland, in dem nahe bevorstehenden Kriege zwischen Preußen und Österreich die Einhaltung strenger Neutralität ans Herz legte. Am 27. Juli und 4. Nov. stellte B. nebst Sachsen und Hessen-Darmstadt den Antrag auf Einberufung der Beiräte von Holstein und Aufnahme Schleswigs in den Deutschen Bund. Hierauf beschloß die Bundesversammlung 18. Nov., auf die ablehenden Erklärungen Österreichs und Preußens hin, mit acht gegen sieben Stimmen, über den Antrag nicht

sofort abzustimmen, sondern ihn an einen Ausschuss zu verweisen. B. gab mit seinen zwei Verbündeten die Erklärung zu Protokoll, daß sie ihre Aufgabe und ihre Thätigkeit in dieser Angelegenheit innerhalb der Bundesversammlung als abgeschlossen betrachteten und sich auf eine laute und entschiedene Verwahrung gegen jede nicht auf der Grundlage des Bundesrechts beruhende Abmachung beschränken würden.

Eine bayr. Depesche vom 8. März 1866, welche an Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau gerichtet war, sprach die rechtliche Überzeugung aus, daß, wenn Österreich und Preußen ihre Streitigkeiten mit Umgehung des Bundes ausmachen wollten, die übrigen Staaten sich jeder Teilnahme enthalten müßten; daß aber, wenn der Bund von einem der streitenden Teile angerufen würde, kein Bundesglied zurückbleiben dürfe. Diese Auffassung der Sachlage wurde dem berliner und wiener Kabinett mitgeteilt und letztem zugleich eröffnet, daß die Berufung an den Bund nur dann Erfolg haben werde, wenn Österreich in der holslein. Sache zum Rechtsstandpunkt zurückgehe. Bereits 16. März gelangte eine vertrauliche österr. Circulardepesche nach München und an andere befreundete Höfe, worin Österreich seinen diplomatischen Operationsplan mittheilte, auf die Wahrscheinlichkeit eines Kriegs hinwies und die Mittelstaaten zu sofortigen militärischen Rüstungen aufforderte. Fast zu gleicher Zeit (24. März) fragte eine preuß. Circulardepesche in München und bei den andern Höfen an, ob das berliner Kabinett für den Fall des Kriegs auf Unterstützung zu rechnen habe, und wies auf die Notwendigkeit einer Bundesreform hin. B. erklärte dem preuß. Kabinett, alle diese Fragen seien nur am und vom Bunde zu beantworten, worauf Preußen sein Reformprojekt dem Bunde vorlegte. Von der Forbiden suchte noch in den letzten Wochen zu vermitteln. In einer an Österreich und Preußen gerichteten identischen Note vom 31. März ersuchte die bayr. Regierung die beiden Staaten, sich jedes gewaltsamen Angriffs zu enthalten und sofort in Verhandlungen zum Zweck einer Umgestaltung des Bundes einzutreten. Dieser Schritt war ein vergeblicher. Zu gleicher Zeit wurden, der österr. Aufforderung entsprechend, die Rüstungen in B. begonnen. 10. Mai die Mobilmachung der ganzen Armee befohlen und 23. Mai Prinz Karl, der Großsohn des Königs, zum Oberbefehlshaber, General von der Lann zu seinem Generalstabschef ernannt. An den Konferenzen der Mittelstaaten in Augsburg und Bamberg (22. April und 14. Mai), bei welchen die gemeinsamen Interessen derselben gewahrt werden sollten, nahm von der Forbiden nebst dem sächs. Minister Reuß einen hervorragenden Anteil. Ebenso beteiligte sich B. am 19. Mai bei dem Antrage der Mittelstaaten auf gleichzeitige Abkürzung sämtlicher Bundesglieder und an der Wahl eines Vertreters der Bundesversammlung bei der projektierten Friedenskonferenz in Paris, bei welcher Wahl 1. Juni von der Forbiden zum Bevollmächtigten des Deutschen Bundes ernannt wurde. Nachdem Österreich, im Sinne der bayr. Depesche vom 8. März, zum Bundesrecht zurückgekehrt war, 1. Juni die Schleswig-Holsteinische Frage der Entscheidung des Bundes anheimgestellt und 11. Juni den Beistand desselben wegen Preußens «gewaltsamer Selbsthülfe» in Holstein angerufen hatte, stimmte B. 11. Juni dafür, daß diese

Sache 14. Juni zur Abkündigung komme. Es ließ sich durch Preußens Circulardepesche vom 12. Juni nicht warnen, sondern stimmte 14. Juni mit seiner Mehrheit, welche die schnelle Mobilmachung des ganzen Bundesheeres (mit Ausnahme des preuß. Kontingents) forderte, und erklärte sich 16. Juni, an welchem Tage Österreich allen bundesgetreuen Regierungen ihren Bestand ausdrücklich garantierte, bereit, Sachsen die erbetene Bundeshilfe zu leisten. B. ging sogar noch weiter. Es schloß 14. Juni mit Österreich den Olmüzer Vertrag, dessen Ratifikation 30. Juni erfolgte. In demselben verpflichtete sich B., mit 40–50 000 Mann ins Feld zu rücken und nach dem von dem österr. Oberkommando ihm mitgetheilten Direktiven seine militärischen Operationen vorzunehmen. Österreich versprach dagegen, nur unter Teilnahme und im Einverständnis mit B. Friedensunterhandlungen mit Preußen zu führen und bei der etwaigen Notwendigkeit von Territorialveränderungen aus allen Kräften dahin zu wirken, daß B. keine Verluste erleide und für etwaige Abtretungen entschädigt werde.

Der Landtag war am 23. Mai einberufen und wurde 27. mit einer Thronrede eröffnet. Die Regierung forberte in der Sitzung der Zweiten Kammer vom 30. Mai einen außerordentlichen Militärfreitag im Betrage von 31512000 Fl. Als ihr Programm bezeichnete sie Erhaltung des Friedens und im Fall des Friedensbruchs Verteilung der Bundeskräfte und der Selbständigkeit u. s. Bei der Adreßdebatte 8. und 9. Juni schlug die Vereinigte Linke einen Entwurf vor, worin die österr. Politik gerade so verdammt wurde wie die preussische, und auf die endliche Reform des Deutschen Bundes und des bayr. Staatswesens gedrungen wurde. Die Rechte und das Centrum verwarfen diesen Entwurf und nahmen den Entwurf der Adreßkommission an. Der Militärfreitag wurde in der Sitzung vom 18. Juni einstimmig angenommen. Auch die Vereinigte Link stimmte bei, gab aber die Erklärung ab, daß sie dadurch weder eine Mitverantwortlichkeit für die Konsequenzen der beschlossenen Adreße übernehmen, noch einer Politik ihre Zustimmung geben wolle, deren Ablicht oder Erfolg dahin gehen könnte, auf Herstellung des Friedens die alte, der Nation wohlbekannte, keiner von ihren gerechten Forderungen entsprechende Verfassung des Bundes wieder aufzurichten. Am 21. Juni wurde der Landtag verlegt. 2. Juli erließ der König eine Proklamation an sein Volk, worin er als Ziel des Kriegs «die Erhaltung Gesamtdeutschlands als eines freien und mächtigen Ganzen, gekräftigt durch den Bund seiner Ärmern und die nationale Vertretung seiner Stämme, die Erhaltung u. s. als eines selbständigen wahrhaften Gliedes des großen deutschen Vaterlandes» bezeichnete; 3. Juli erfolgte die Schlacht bei Königgrätz.

Die bayr. Armee, anfangs 42000, später gegen 50000 Mann stark, konzentrierte sich bei Bamberg. In den letzten Tagen des Juni marschierte sie bei Coburg und Meiningen, ihre Vortruppen bis Saalfeld und Schmalkalden, um den Hannoveranern die Hand zu bieten, wandte sich aber auf die Nachricht von deren Kapitulation westlich, um sich mit den 8. Armeekorps zu vereinigen. Auf diesem Marsche stieß sie auf die preuß. Mainarmee, von der sie 4. Juli in mehreren Gefechten zurückgedrängt wurde. Sie nahm nun an der Franklischen Saale Stellung, mußte jedoch infolge der Gefechte vom 10. Juli auch die Saalelinie verlassen, und zog sich 11. Juli

bei Schweinfurt über den Main zurück. Die Vereinigung der beiden süddeutschen Armeekorps fand am 24. Juli statt, nachdem das 8. Armeekorps auf seinem Marsche vom Main über den Odenwald nach Würzburg in mehreren Treffen geschlagen war. Bei Schweinfurt, Stittingen, Hofbrunn auf neue zurückgezogen, gingen die Bayern mit ihren Bundesgenossen 26. Juli bei Würzburg über den Main und besetzten die Stadt und das rechte Mainufer, während die preuß. Mainarmee die auf dem linken Mainufer gelagerte Festung Marienberg 27. Juli beschoß. In gleicher Zeit rückte ein preuß. Reservekorps von Kassel aus in B. ein, drang über Hof und Bayreuth vor und hielt 31. Juli seinen Einzug in Nürnberg. Niemand konnte die Preußen hindern, bis München und bis zu den Alpen vorzurücken. Auf die Nachricht vom Beginn der Verhandlungen in Nikolsburg eile von der Nordseite 21. Juli dahin, um gleichfalls einen Waffenstillstand mit Preußen zu schließen, nachdem er am gleichen Tage mit den süddeutschen Ministern eine Konferenz in München gehabt hatte. Am 28. Juli schloß er in Nikolsburg einen dreiwöchentlichen Waffenstillstand zwischen Preußen und B. ab, der aber erst vom 2. Aug. an beginnen sollte. Auf dies hin bewilligte der preuß. General Antonius vorläufige Waffenruhe auf der ganzen Mainlinie und schloß 1. Aug. mit dem Prinzen Karl von Bayern eine Waffenstillstandskonvention ab, wonach die Preußen 2. Aug. Würzburg besetzten, die Bayern in Marienberg blieben. Das nördliche B. blieb bis zum definitiven Friedensschluß von den Preußen besetzt. Die Kosten dieser Besetzung hatte B. zu tragen. Um so mehr beilegte es sich, den Frieden abzuschließen. Von der Nordseite reiste nach Berlin und schloß 22. Aug. mit dem Grafen Bismarck den Friedensvertrag ab, wonach B. 10,000 QM. seines Gebiets, die im Speßart und Rhöngebiete gelegenen Bezirke Orb und Gersfeld, mit 2976 Q. an Preußen abtreten und 30 Mill. Fl. Kriegskosten bezahlen mußte. Zugleich schloß er ein Krieg- und Schutzbündnis zwischen Preußen und B., das aber erst im März 1877 zur Kenntnis des Landes kam. Dies war eine rasche und gewaltige Umkehr von dem Orléans-Vertrage.

Nach den Nikolsburger Verträgen sprachen sich Zollvereinsammlungen in Einbau, Reuppen, Mennungen, 13. Aug. auch in München gegen Trennung Deutschlands durch die Mainlinie und für den Eintritt B. und ganz Süddeutschlands in den Norddeutschen Bund aus, und die Fortschrittspartei präparierte ihr neues Programm dahin, daß sie «die Einigung des gesamten Deutschland (außer Österreich) im Bundesstaat und im Parlament, die Lösung der militärischen Angelegenheiten und des Verkehrs mit dem Auslande durch die an Preußen zu vertragende Centralgewalt» als ihr polit. Ziel bezeichnete. Dem am 27. Aug. wieder zusammenstehenden Landtage ward der Friedensvertrag mit Preußen und eine Kreditforderung von 30 Mill. Fl. zur Bezahlung der Kriegskosten vorgelegt. Beides wurde von der Ersten und der Zweiten Kammer genehmigt, von der Letztern mit dem Beisatze, daß die Regierung die «Einigung Deutschlands unter Mitwirkung eines freigewählten und mit den erforderlichen Befugnissen ausgestatteten Parlaments» erstreben möge. Die mobile Armee wurde 2. Sept. aufgelöst, und ihr Oberkommandant, Prinz Karl, am 22. Okt. alle seine militärischen Würden in B. selbst seine Inhaberstellen von Regimentern

auswärtiger Staaten nieder. Von der Nordseite gab 10. Dez. seine Entlassung ein und erhielt sie 29. Dez. Auch der unbeliebte Staatsrat von Pfistermeier, Chef des königl. Kabinetts, wurde von seinem Posten entfernt und 25. Dez. durch den früheren Kabinettssekretär, Appellationsgerichtsrat Lup, ersetzt. Andere Modifikationen des Ministeriums waren schon 25. Juli eingetreten. Freiherr von Bismarck übernahm das Ministerium des Innern, Franz von Gresser das des Kultus und Gustav Schöler, Direktor der Ostbahn, das des Handels. Die bedeutendste und wahrhaft durchgreifende Veränderung war die, welche bei der Besetzung des auswärtigen Ministeriums vorging. Für Freiherrn von der Nordseite übernahm das Ministerium des Auswärtigen und des königl. Hauses 31. Dez. Fürst Schloßwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, welcher sich als Mitglied der Ersten Kammer durch staatsmännischen Blick und liberale Gesinnung ausgezeichnet und stets als entschiedener Gegner der österr. Politik von der Nordseite gezeigt hatte. Des neuen Ministers Stellung war um so bedeutender, da B. durch die Ereignisse von 1866 eine Fülle von Souveränität erlangt hatte, wie es dieselbe kaum jemals auszuüben Gelegenheit gehabt. Die Ernennung Hohenlohes bedeutete die Loslösung der bayr. Politik von Österreich und die Hinneigung zu Preußen.

Am 9. Jan. 1867 erließ Fürst Hohenlohe Einladungen an Württemberg, Baden und Hessen, sich in einer Konferenz über gemeinsame Grundzüge einer neuen Kriegsverfassung zu verständigen. Dieselbe fand 8., 4. und 5. Febr. in Stuttgart statt. Beschlossen wurde eine Erhöhung der Militärstrafe unter einer der Prinzipien der preussischen nachgebildeten Wehrverfassung, demgemäß Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, Aushebung der Stellvertretung, Einteilung in aktives Heer, Reserve und Landwehr. Auf diesen Grundlagen trat zu weiteren Besprechungen vom 4. bis 7. Dez. eine Militärkonferenz der drei süddeutschen Staaten in München zusammen. Die Verhandlungen über die Gründung eines weiten Bundes zwischen den vier süddeutschen Staaten einerseits und dem Norddeutschen Bunde andererseits, welche durch eine Depesche Hohenlohes vom 6. Mai unter den süddeutschen Staaten angeregt wurden, führten zu keinem Resultat. Die Luxemburger Frage veranlaßte den Versuch einer Verständigung Preußens mit Österreich. Ministerialrat Graf Tauffkirchen wurde von Hohenlohe 12. April nach Berlin und von da mit Aufträgen Bismarcks nach Wien geschickt. Diese «Mission Tauffkirchen» scheiterte an der Abweisung der österr. Regierung gegen ein Zusammengehen mit dem Sieger von 1866. Die Ministerialkonferenzen, welche infolge einer Einladung Bismarcks vom 28. Mai, 3. und 4. Juni in Berlin stattfanden und die Wiederherstellung des Zollvereins in dem Sinne bezweckten, daß die Gesetgebung in diesen Angelegenheiten einem gemeinschaftlichen Organ der beteiligten Regierungen und einer Vertretung der Bevölkerungen übertragen würde, mochte Hohenlohe persönlich bei. Die Abereinunft vom 4. Juni geschah jedoch in München nicht. Graf Tauffkirchen wurde 14. Juni nach Berlin geschickt, um für B. bessere Bedingungen zu erhalten. Derselbe konnte aber bei den Verhandlungen vom 18. Juni das librum veto für B. nicht auswirken, sondern nur durchsetzen, daß B. im Zollbundesrat sechs Stimmen (statt vier) erhalte, und daß die Vertretung der Bevölkerung des Vereins-

gebiets den Namen »Zollparlament« und eine von dem Reichstage durchaus unabhängige Geschäftsordnung bekomme. Die neuen Zollvereinsverträge wurden von den Bevollmächtigten sämtlicher Zollvereinsstaaten 8. Juli in Berlin unterzeichnet. Das neue Ministerium erlitt dadurch eine Veränderung, daß an Stelle des 27. April entlassenen Justizministers von Romberg nach einem Interimistitulum von fast fünf Monaten der Kabinettschef Ruy 18. Sept. zum Justizminister ernannt wurde.

Der Landtag trat 8. Jan. 1867 wieder zusammen. Die Regierung legte die Entwürfe für die gesamte Sozialgesetzgebung vor. Die Fortschrittspartei beantragte 14. Jan., eine Adresse an den König zu richten, in welcher die Notwendigkeit eines engeren Anschlusses an Preußen hervorgehoben wurde. In seinen Erklärungen vom 19. und 23. Jan. bezeichnete Hohenlohe als das Ziel der bayr. Politik nationale Einigung mit dem Norden. Nachdem die Regierung 12. Febr. den Entwurf einer neuen, auf den Beschlüssen der Militärkonferenzen basierenden Wehrverfassung vorgelegt und die Zweite Kammer 13. Febr. den Antrag auf Vorlage eines freisinnigen Schulgesetzes gestellt hatte, wurde der Landtag 23. März vertagt. Die Regierung entsprach dem Wunsche der Zweiten Kammer und legte 16. Aug. zunächst einer Kommission von Sachmännern den Entwurf eines Schulgesetzes zur Begutachtung vor. Bald erhob sich ein von der ultramontanen Geistlichkeit organisierter Adressensturm gegen diesen neuen Entwurf, und die beiden Bischöfe und sämtliche sechs Bischöfe des Königreichs richteten 28. Sept. an den König eine Adresse, worin von den unveräußerlichen Rechten der Kirche auf die Schule und von der Entchristlichung der Schule die Rede war. Der Landtag trat 30. Sept. wieder zusammen. Bei der Vorlegung der Zollvereinsverträge 8. Okt. entwidmete der Minister Hohenlohe sein polit. Programm noch weiter und erklärte, daß das Ministerium die nationale Verbindung sämtlicher süddeutschen Staaten mit dem Norddeutschen Bunde und eben damit die Einigung des zur Zeit getrennten Deutschland in der Form eines Staatenbundes anstrebe. Die Zweite Kammer genehmigte die Zollvereinsverträge 22. Okt. mit 117 gegen 17 Stimmen. Dagegen beschloß der Ausschuss des Reichsrats 24. Okt. mit 9 gegen 1 Stimme die Verwerfung der Verträge zu beantragen. Die Gefahr, die dadurch an B. herantrat, war um so größer, da infolge dieses Ausschussesantrags Graf Bismarck 26. Okt. dem preuß. Gesandten in München den Auftrag gab, die Zollvereinsverträge von 1865 am 31. Okt. zu kündigen, wenn bis dahin der neue Zollvereinsvertrag vom 8. Juli 1867 in München nicht festgestellt sei. Bei der Eröffnung der Debatte 26. Okt. war leicht ersichtlich, daß an die notwendige Zweidrittelmajorität für die Verträge nicht zu denken sei. Fürst von Pölenstein-Wertheim machte den vermittelnden Vorschlag, die Verträge nur unter der Bedingung zu genehmigen, daß das dem Staate B. in den seitberigen Zollvereinsverträgen zustehende Recht der Zustimmung oder Ablehnung auch in den neuen Verträgen Ausdruck finde. Dieser Antrag wurde mit allen gegen drei Stimmen angenommen. Sofort reisten Fürst Hohenlohe und Freiherr von Thüngen (der Führer der antipreuß. Partei) nach Berlin, erhielten jedoch den Bescheid, daß das liberale Veto seinem einzigen Staate zugestanden werden könne und daß im Fall der Ablehnung der Ver-

träge B. sechs Monate darauf (1. Mai 1868) vom Zollverein ausgeschlossen sei. Nachdem sie 30. Okt. nach München zurückgekehrt waren, beantragte der Ausschuss die bedingungslose Genehmigung der Verträge, welche nun auch von der Reichsratskammer 31. Okt. angenommen wurde. Von den Sozialgeetzen nahm die Zweite Kammer 18. Nov. das neue Gewerbegesetz (mit Gewerbefreiheit) an, die Reichsratskammer erst nach längeren Verhandlungen 27. Jan. 1868. Ebenso ging der neue Wehrgeese Entwurf erst nach mehrmaliger Beratung und einer gegenseitigem Nachgeben, in etwas veränderter Fassung, in der Ersten Kammer 21., in der Zweiten 24. Jan. durch. Nach einer Präsenz von sieben Knapoten wurde der Landtag 2. Mai 1868 vertagt.

In das J. 1868 fielen die ersten Zollparlamentwahlen. Die kath. Geistlichkeit benutzte alle Mittel, die ihr zu Gebote standen, um partikularistische Wahlen zu Stande zu bringen. Bei dem allgemeinen Stimmrecht und der geheimen Abstimmung wurde ihr dies nicht schwer. Der Landbevölkerung wurde eingeredet, daß sie, wenn sie nicht nach liberaler Weisung wähle, preussisch und lutherisch werden und mehr Steuern zahlen müsse. Infolge dieser Agitation setzte 10. Febr. die liberale Partei von den 48 Abgeordneten, welche B. zu wählen hatte, 26, die Fortschrittspartei 12, die Mittelpartei 9, die demokratische 1 Mitglied durch. Auch Fürst Hohenlohe war unter den Abgeordneten und wurde zum Vizepräsidenten des Zollparlaments gewählt. Im bayr. Militärwesen wurde die neue Formation von Truppenabteilungen der aktiven Armee, wodurch größere Abereinkommnung mit der norddeutschen Armee eintrat, vom König genehmigt. Die Armee erhielt die Einteilung in zwei Armeekorps von je zwei Divisionen, mit dem Kommando in München und in Würzburg, und 8. Jan. 1869 wurde der General von der Tann und Hartmann das Kommando der Armeekorps übertragen, Prinz Wittelsbach der Oheim des Königs, zum Generalinspektor der Armee ernannt. Bei den süddeutschen Militärkonferenzen zeigte sich ein sehr ängstlich erwägender Partikularismus. Anstatt eine deutsche Militärkommission ins Leben zu rufen, welche die Streitkräfte und die Festungen des Nordens und des Südens zu einem harmonischen Ganzen umbilden sollte, was die natürliche Folge der Allianzverträge gewesen wäre und von Baden gefordert wurde, brachten es die auf ihre Kriegsherrlichkeit und Souveränität eifersüchtigen Südstaaten nur zu einer beschränkten Konvention vom 22. Juli in Betreff der Festung Ulm und zu einer Konferenz in München, in welcher 10. Okt. die Niederberufung einer Festungskommission und einer Festungsliquidationskommission beschlossen ward, an die sich durch die Abereinkommnung vom 6. Juli 1869 noch eine Inspezierungskommission anreichte.

Der Landtag und die Landtagswahlen von 1869 waren von tiefgreifender Bedeutung. Der Antrag auf Einführung des allgemeinen direkten Wahlrechts wurde 13. Febr. 1869 von der Zweiten Kammer mit 92 gegen 48 Stimmen abgelehnt. Die Liberalen waren alle dafür, weil sie bei den Zollparlamentwahlen die für sie günstigen Folgen kennen gelernt hatten. Die Debatte über das Wahlrecht, welche in der Zweiten Kammer vom 15. bis 23. Febr. dauerte, war eine sehr erregte. Die ausschließliche Leitung der Schule durch die Geistlichkeit sollte aufgehoben, die Schule auf eine höhere

Erhaltungsfuß gehoben werden. Das neue Gesetz wählte der Schule ihren konfessionellen Charakter, überließ den kirchlichen Oberbehörden die Anordnung und Leitung des Religionsunterrichts, gestattete ihnen aber nicht die übrige Leitung der Schule. Statt der 86 Bezirksinspektionen, die bisher sämtlich von Geistlichen versehen wurden, sollten etwa 56 besondere Ämter als Distriktsinspektoren, gleichviel ob geistlichen oder weltlichen Standes, pädagogisch gekulten Männer, die Aufsicht über das ganze Schulwesen führen. Die Kammer nahm den Entwurf mit einigen Modifikationen mit 114 gegen 26 Stimmen an. Die Reichsratskammer genehmigte den Entwurf nur unter der Voraussetzung, daß bei 63 Punkten Modifikationen eintreten. Die Zweite Kammer gab in ihrer Sitzung vom 26. April in 36 Punkten nach, in 27 aber, besonders in dem Paragraphen über die Inspektoren, nicht. Da die Reichsräte auf ihren Beschlüssen beharrten, so war das Schulgesetz abgelehnt und gescheit, und auch die so dringende Frage der Verbesserung der Lehrergehälter, wofür in dem Entwurfe Vorkehrung getroffen war, blieb unentschieden. Hinsichtlich anderer Gesetzesentwürfe zeigte sich mehr Einigkeit zwischen beiden Kammern. Die Civilgesetzgebung wurde durch die Annahme des Gemeindegewerbes vollendet, die Umgestaltung des Strafrechts nach den Grundrissen der Öffentlichkeit und Mündlichkeit durch eine neue Civilprozessordnung erreicht, auch eine neue Ordnung des Militärstrafrechts und Strafverfahrens sanktioniert. Dem Kriegsminister von Brandt, welcher für die Einführung neuer Hinterladungsgewehre die Summe von 4765 000 fl. forderte, wurden von der Zweiten Kammer 3. April nur 1 100 000 fl. bewilligt. Die k. Armee erhielt nun das Werderische Gewehr, bei allerdings Barzage vor dem preuß. Jägnadelgewehr hatte. Der Schluss der Session erfolgte 28. April, und 29. fand der Landtagsabschied statt. Das Mandat der Kammer, welches 1863 begonnen hatte, war nun erloschen, und alle Parteien rüsteten sich zum neuen Wahlkampfe. Die Wahl der Reichskammer war auf den 12., die der Abgeordneten auf den 20. Mai festgesetzt.

Wegen der Gefahren, welche dem modernen Staate von dem bevorstehenden Konjil und dem bish. Parteibogma drohten, ergriff Fürst Hohenlohe, der B. nicht zum »deutschen Kirchenstaat« gerechnet werden wollte, die Initiative und forderte in einer Kirtulardepeche vom 9. April die europ. K. an, in einer Konferenz von Vertretern sämtlicher beteiligten Regierungen gegen die Beirückung der Jesuiten eine gemeinsame feste Haltung einzunehmen. Die europ. Regierungen, Frankreich und Preußen voran, hielten den Vorschlag für verfrüht und wollten erst die Beschlüsse des Konjils abwarten. Darauf wandte sich Fürst Hohenlohe in einer Depesche vom 28. Juni an die andern süddeutschen Regierungen und an Preußen und forderte sie zu sich auf, sich von den theol. und jurist. Fakultäten der Landesuniversitäten Gutachten über gewisse p. und kirchenrechtliche Fragen abgeben zu lassen. Auch darauf gingen die Regierungen nicht. Hohenlohe forderte nun solche Gutachten von Fakultäten der Universitäten München und Ingolstadt ein und ließ dieselben, die sich teilweise Wehrheits- und Minderheitsgutachten schieden, öffentlichen.

Infolge der kirchlichen Agitation erhielten bei den Landtagswahlen vom 22. Mai unter 154 Wahlen

die Ultramontanen oder, wie sie sich selbst nannten, die Patrioten 79 Stimmen, die liberale Partei 75. Von den letztern hatte die liberale Mittelpartei, welche bei dem vorigen Landtage eine bedeutende Majorität gehabt, nur noch 20 Stimmen, während die übrigen 55 der Fortschrittspartei zufließen. Niederbayern hatte ausschließlich ultramontan, Rheinpfalz und Mittelfranken ausschließlich liberal gewählt, die Städte, auch die mit vormöglicher lath. Bevölkerung, voraus die Hauptstadt München, durchschnittlich liberal. Am 21. Sept. kam die neue Abgeordnetenkammer zusammen. Wegen einer ungeschickten Abstimmung zweier Abgeordneten der ultramontanen Partei und einiger Wahlbeanstandungen standen sich 72 Liberale und 72 Ultramontane gegenüber. Jene vereinigten ihre Stimmen bei der Präsidentenwahl auf Prof. Dr. Edel von der früheren Mittelpartei, diese auf Ministerialrat Dr. Weiss. Vom 29. Sept. bis 5. Okt. fanden sieben Struktinnen statt, und jedesmal standen 71 gegen 71 (die beiden Präsidialkandidaten stimmten nicht mit). Es blieb nichts anderes übrig, als die Kammer aufzulösen (6. Okt.) und Neuwahlen anzuordnen. Ein königl. Reskript setzte die neuen Abgeordnetenwahlen auf den 25. Nov. fest und verordnete eine, übrigens ungenügende, Veränderung in der Einteilung der Wahlbezirke, wodurch die Städte gegenüber der Landbevölkerung mehr als bisher zur Vertretung kommen und die liberale Partei verstärkt werden sollte. Das Ergebnis vom 25. Nov. war die Wahl von 80 ultramontanen und 74 liberalen Abgeordneten, von welchen letztern 63 zur Fortschrittspartei und 11 zur Mittelpartei gehörten. Infolge dieses Ausgangs der Landtagswahlen bot das Ministerium 26. Nov. dem Könige seine Entlassung an. Adressen und Telegramme aus verschiedenen Städten baten den König, das Ministerium zu behalten. Er selbst wünschte es, gab aber nach, als die Minister des Innern und des Kultus, Hörmann und Greßer, auf ihrem Entlassungsgesuche beharrten. Das Ministerium des Innern wurde 20. Dez. dem Ministerialrat beim Handelsministerium, Braun, übertragen; das des Kultus übernahm neben dem bisherigen Justizminister Lutz.

Die Abgeordnetenkammer kam 3. Jan. 1870 zusammen. Zum Präsidenten wurde 12. Jan. Ministerialrat Weiss gewählt, und nach förmlicher Konstituierung der Kammer der Landtag 17. Jan. vom König mit einer vernehmlichen Thronrede eröffnet. Die Adresse, welche der Reichsratskammer von ihrem Referenten Harlek 28. Jan. zur Beratung vorgelegt wurde, besprach aufrichtige Freundschaft über den Ausfall der Landtagswahlen und Mithrauen in das Ministerium, worunter vorzugsweise Fürst Hohenlohe gemeint war. Trotz der glänzenden Verteidigung des Fürsten Hohenlohe wurde die vorgeschlagene Adresse mit 32 gegen 12 Stimmen angenommen. Von sieben anwesenden Bringen stimmten sechs, darunter die Obersten des Königs, Prinzpold und Adalbert, und sein eigener Bruder, Prinz Otto, für die Adresse. Der König benachrichtigte den Präsidenten des Reichstags, daß er weder eine Deputation desselben empfangen, noch die Adresse annehmen werde. Die Adressen der Abgeordnetenkammer fand 29. Jan. statt. Der von der ultramontanen Mehrheit des Adressenkomitees vorgelegte Entwurf war von dessen Referenten, Dr. Jörp, Archikonfessor in Landshut, ausgefertigt. Darin war von dem Verlangen nach einem andern Leiter

der auswärtigen Angelegenheiten die Rede, und von dem Allianzverträge mit Preußen in einer Weise, daß der Wunsch, ihn so schlecht als möglich zu halten, deutlich durchblickte. Die Adresse wurde mit 78 gegen 62 Stimmen angenommen. Auch diesmal empfing der König die Deputation, welche ihm die Adresse überreichen sollte, nicht, ließ sich jedoch dieselbe einfinden. Fürst Hohenlohe gab 15. Febr. aufs neue seine Entlassung ein. Da ein geistliches Zusammenwirken des Ministerpräsidenten mit dieser Kammer eine Unmöglichkeit war, so mußte der König diesmal nachgeben, entsprach in der anerkanntesten Form dem Gesuche 7. März und ernannte gleichzeitig den bayr. Gesandten in Wien, den Grafen Bray, welcher bereits 1848 bis zum März 1849 das Ministerium des Auswärtigen geleitet hatte, zu Hohenlohes Nachfolger. Dieser sprach sich in der Sitzung der Zweiten Kammer vom 30. März, als bei Beratung des außerordentlichen Militär-etats die Allianzverträge neue Aufstellungen erlitten, über sein Programm aus, welches die Saltung der Verträge, aber zugleich die Wahrung der Unabhängigkeit und freien Selbstbestimmung B.s betonte. Er wollte nicht wie Hohenlohe die Wege zu einer nationalen Einigung Süddeutschlands mit dem Norddeutschen Bunde aussuchen, sondern bei den Allianz- und Zollverträgen stehen bleiben, also den Status quo aufrecht erhalten.

Die plöglich zwischen Preußen und Frankreich hervorgetretene Kriegsfrage sollte B.s Vertragstreue auf die Probe stellen. Aber die nationale Haltung des Königs Ludwig war entscheidend. Schon 10. Juli 1870 wurde der franz. Regierung, welche durch eine Mittelsperson sondieren ließ, die Antwort erteilt, B. werde sich jedenfalls von dem übrigen Deutschland nicht trennen. Am 16. Juli erteilte der König bereits den Befehl zur Mobilisierung der Armee und 18. forberte der Kriegsminister von der Kammer einen außerordentlichen Militärdienst von 26 700 000 Fl. Der Ausschuß der Zweiten Kammer beschloß mit sechs gegen drei Stimmen die verlangte Summe nur für bemessene Neutralität zu erteiligen. Bei der Debatte 19. Juli sprachen Referent Jörg, Ru-land, Greil, Harrer Westermaier für den Ausschußantrag, Bürgermeister Fischer, Dr. Böll, Prof. Sepp, Gerstner, von Hörmann, M. Barth, Prof. Edel und die Minister Bray und Brandt dagegen. Bei der Abstimmung wurde jedoch der Ausschußantrag mit 89 gegen 58 Stimmen abgelehnt und der Schleißche Vermittlungsantrag: „Für den Fall der Unvermeidlichkeit des Krieges“ 5 600 000 Fl. für Mobilisierung und 12 660 000 Fl. für den Unterhalt der Armee bis zum letzten Okt. 1870 zu erteiligen, mit 101 gegen 47 Stimmen angenommen. Die Kammer der Reichsräte trat 20. Juli diesem Beschlusse der Abgeordneten einstimmig, ohne alle Debatte bei, worauf sofort Preußen der Beitritt B.s zur Aktion gegen Frankreich mitgeteilt wurde. Sogleich richtete der König von Preußen ein Telegramm an König Ludwig und teilte ihm mit, daß er das Kommando der bayr. Armee übernehme und diese der unter seinem Sohne stehenden Dritten Armee zuweise. Die Ankunft des Kronprinzen von Preußen in München 27. Juli erregte eine außerordentliche Begeisterung. Aller Partikularismus schien verschwunden. Die bayr. Truppen hielten sich trefflich. Die Kämpfe bei Weißenburg und bei Wörth, vor und bei Sedan, vor Paris und vor Orléans bezeugten ihre Tapferkeit. Das Verhältnis zwischen ihnen

und den preuß. Truppen gestaltete sich zu einem durchaus kameradschaftlichen. Die Bevölkerung B.s verlangte in Adressen, die an die Regierung gerichtet waren, den Anschluß an den Norddeutschen Bund. Die bayr. Minister beantragten 12. Sept. beim König die Eröffnung von Unterhandlungen und ersuchten Bismarck, einen Bevollmächtigten nach München zu schicken. Infolge dessen nahm der Minister Delbrück auf der Rückreise von Versailles nach Berlin einen Weg über München. Bei diesen Konferenzen, denen auch der württemberg. Justizminister Mittnacht beiwohnte, handelte es sich, da Delbrück keine Propositionen mitbrachte, weniger um eigentliche Verhandlungen als um Fixierung der Bedingungen, unter welchen B. sich dem Bunde enger anschließen gedächte. Diese Bedingungen vertietten einen starken Partikularismus. B. behielt sich die vollständige Verwaltung der Armee und des Bergwesens, eigene Steuern und eigene Besatzung vor, wollte bei der Leitung der auswärtigen Politik besonders berücksichtigt werden, gegen alle Verfassungsänderungen ein Veto haben und zu den Kosten der deutschen Flotte nichts beitragen. Am 28. Sept. reiste Delbrück von München ab. Man wußte nun im Hauptquartier in Versailles, daß man, wenn man die Verhandlungen zuerst mit B. anfangen wollte, zu dem erwünschten Ziele gelangen werde. Somit nahm man die Anträge der kleineren Staaten, Badens und Hessens, auf Eintritt in den Norddeutschen Bund an und zeigte diese Thatsache in München an, ohne zur Beteiligung einzuladen. Dies hatte die gewünschte Wirkung. Aus Besorgnis, isoliert zu bleiben, reisten die Minister Bray, Baum und Lutz 20. Okt. nach Versailles, während die bairischen und württembergischen sich schon unterwegs befanden. Bei den Unterhandlungen mit den bayr. Ministern zeigten sich bald große Schwierigkeiten. Die Verhandlungen mit Baden und Hessen kamen inzwischen zum Abschluß, die mit Württemberg waren nahe daran. Durch dieses Resultat kamen endlich die mit B. wieder aufgenommenen Verhandlungen in raschem Fluß und erhielten ihren Abschluß in dem Vertrage vom 23. Nov. 1870. Der selbe enthielt zwar nicht alle jene löbenden Bedingungen, welche bei der Konferenz in München aufgestellt worden waren, aber doch noch deren genug. B. behielt nach diesem Vertrage seine eigene Diplomatie, die Verwaltung des Bergwesens, der Lok der Telegraphen, der Eisenbahnen, seine besondere Besteuerung des Biers und Branntweins und nebst an den Bestimmungen der neuen deutschen Bundesverfassung über Heimats- und Niederlassungsverhältnisse keinen Anteil. Daneben wurde im Bundesrate aus den Bevollmächtigten der Königreiche B., Sachsen und Württemberg unter dem Vorste B.s ein diplomatischer Ausschuß gebildet, und das Veto von 14 Stimmen (gerade so viel haben B., Sachsen und Württemberg) im Bundesrate genügt, um jede Verfassungsänderung zu verhindern. Trotz dieser vielen Ausnahmesbestimmungen wurde der Vertrag vom Norddeutschen Bundesrate einstimmig und vom Reichstage 10. Dez. mit 195 gegen 32 Stimmen angenommen. Dieser Vertrag wurde den bayr. Kammern 14. Dez. vorgelegt, wobei die Minister von Bray und von Lutz die Annahme desselben eindringlich empfahlen. Die Reichsratskammer nahm ihn 30. Dez. mit 37 gegen 3 Stimmen an; die Zweite Kammer brachte ihn 1870 nicht mehr zur Beratung. König Ludwig seinerseits trat

Zunahme die Initiative und trug nach Rücksprache mit sämtlichen deutschen Regierungen dem Könige von Preußen als dem Präsidenten des Deutschen Reichs den Kaiserstitel an.

Erst das Jahr 1871 löste die Frage über den Eintritt B. in das Deutsche Reich. Die Gegenstände, welche zunächst von der Zweiten Kammer zu behandeln waren, betrafen den Militärfreidit und die Versäßer Verträge. Der Militärfreidit, wie ihn der Kriegsminister verlangte (41 Mill. Fl.), wurde von der Zweiten Kammer 5. Jan. mit 146 gegen 4 Stimmen bewilligt. Die Kammer der Reichsräte mit diesem Beschlusse in ihrer Sitzung vom 7. Jan. ohne alle Debatte einstimmig bei. In dem Junfermann-Ausschuß beantragte Jörg, die Verträge zu verwerfen und mit dem künftigen Deutschen Reiche einen neuen Bund abzuschließen auf Grund der innern Ausbildung des Allianzvertrags und der Ausdehnung jener verfassungsmäßigen Verbindung, welche durch den Zollvereinungsvertrag bereits besteht. Dieser Antrag wurde mit 12 Stimmen gegen die 3 der nationalen Mitglieder angenommen. Die Beratung in der Zweiten Kammer begann endlich 11. Jan. Die Minister und die Führer der Fortschrittspartei traten aufs kräftigste für die Verträge ein; selbst Mitglieder der Patriotenpartei, besonders Prof. Sepp, sprachen in nationaler Begeisterung für dieselben. Die Abstimmung erfolgte 21. Jan. Von 154 Abgeordneten waren 150 anwesend; die nötige Zweidrittelmajorität betrug also 100. Die Abstimmung ergab 102 Stimmen für, 48 gegen die Verträge. Die Minister von Lutz und von Brandt reisten nach Berlin, wo 29. Jan. die Verträge über den Beitritt B. zum Deutschen Reiche im Bundeskanzleramt ratifiziert wurden. Dieselben wurden nebst dem Reichstagswahlgesetz L. Febr. amtlich publiziert, hatten also von da an v. B. Gesetzeskraft. Der Schluß des Landtags erfolgte 18. Febr. Die allgemeine Aufmerksamkeit wandte sich nun den Reichstagswahlen zu, die zum 1. März festgesetzt waren. Der Wahlkampf fand zwischen den Liberalen Parteien und der Partei der Liberalen (Patrioten) statt, von denen die ersten in 30, die Letztern in 18 Wahlkreisen siegten. Inen solch raschen und bedeutenden Umschwung in Volksstimmung in B. hatten die deutsche Vatergenossenschaft und die Herstellung des Deutschen auch zu Wege gebracht.

Zu den rein polit. Kämpfen kamen noch die kirchlich-politischen, wofür gerade B. ein sehr günstiges Terrain darbot. Die Beschlüsse des Vatikanischen Konzils vom 18. Juli 1870 mit allen ihren Konsequenzen führten den Ausdruck des Konflicts auf ein kirchenpolit. Gebiet herbei. Der Stillspross Reichsrat von Döllinger hatte sich schon 1. Jan. 1870 gegen das Unschlachtsdogma in einer Zeitungsbearbeitung ausgesprochen; die in der jeburger «Allgemeinen Zeitung» veröffentlichten dm. Briefe vom Konzil zeigten der Opposition B. als des Feindes. Schon 24. Juli erließen Professoren und Dozenten der münchener Universität eine Erklärung gegen die Unschlachtsdogma.

Regierung erließ 9. Aug. ein Verbot gegen die öffentliche der Konzilsbeschlüsse ohne vorg. Einholung der staatlichen Genehmigung, des gl. Placets. Aber die Bischöfe kümmerten sich nicht darum. Der Erzbischof von München und Bischof von Regensburg publizierten trotz des

Verbots das Dogma in ihren Pastoralblättern. Nur der Bischof von Bamberg suchte um das Placet nach; als aber der Kultusminister es ihm verweigerte, ließ der Bischof 1. Mai 1871 die Konzilsbeschlüsse von allen Kanzeln seiner Diocese verlesend, ja sogar die Gegner derselben mit dem Kirchenbann bedrohen. Auch die theol. Professoren der Universität München sollten unter das dogmatische Joch sich beugen. Der Erzbischof von München verlangte von denselben die Unterzeichnung eines Resolves, worin sie sich für die Anerkennung der Konzilsbeschlüsse ausdrücken sollten. Sechs Professoren der theol. Fakultät unterzeichneten den Resolv, drei (Döllinger, Friedrich, Silbernagel) nicht. Darauf hin beschloß der Senat der Universität, den Unterzeichnern einen Verweis zu erteilen und den Kultusminister darauf aufmerksam zu machen, daß der Erzbischof durchaus nicht berechtigt sei, von der Fakultät eine solche Erklärung zu verlangen. Allein der Erzbischof, welcher in einem Hirtenbriefe vom 7. Jan. 1871 seinen Diocesanen die Gründe seiner nachträglichen Unterwerfung unter das Dogma mitteilte, verlangte auch neue von sämtlichen theol. Professoren unbedingte Unterwerfung. Darauf erwiderte Döllinger 28. März mit einem Schreiben, welches das Verfahren und die Beschlüsse des Konzils einer vernünftigen Kritik unterzog, und erbot sich zugleich zu einer Konferenz und Disputation mit einem gelehrten Kollegium. Infolge dessen erhielt er von allen Seiten, auch aus dem Auslande, Zustimmungsbefehle. Der Erzbischof aber, einer Disputation kläglich ausweichend, suchte Döllinger durch ein neues Schreiben zu beschern, und als die beabsichtigte Wirkung nicht eintrat, verhängte er 17. April über Döllinger und Friedrich die große Exkommunikation. Die Universität beantwortete dieses Vorgehen damit, daß sie Döllinger zum Rektor wählte und Friedrich in den Senat aufnahm. Der Erzbischof wandte sich mit einer besondern Eingabe und sämtliche Bischöfe mit einer Kollektiveneingabe an den König und bat ihn, die verfassungsmäßigen Rechte der Kirche nicht beeinträchtigen zu lassen. Es herrschten zwei engangenezte Strömungen im Ministerium. Die eine, vertreten vom Grafen Bray, wollte die Bischöfe in ihren Befreiungen möglichst wenig gestört sehen, die andere, vertreten von Lutz, glaubte, daß die Regierung, wenn sie nicht ihre Abhandlung unterschreiben und alle Disciplin unter Beamten und Volk gelöst sehen wolle, irgendwie einschreiten müsse. Letztere Ansicht erhielt die Mehrheit im Ministerium, Graf Bray gab seine Entlassung, erhielt dieselbe 22. Juli bestätigt, und 21. Aug. fand eine Neubildung des Ministeriums statt: Graf Hegenberg-Durg übernahm das Ministerium des Innern, Grafen Haufes und des Auswärtigen und den Vorsitz im Ministerrat, Pfeufer das Innere, Ministerialrat Häusle die Justiz; Lutz behielt das Kultusministerium, Brandt das Kriegsministerium, Vreschauer das Finanzministerium; das Handelsministerium wurde aufgelöst und dessen Geschäfte unter die Ministerien des Auswärtigen, des Innern und des Kultus verteilt. Die zwei Minister Braun und Schlör (Inneres und Handel) waren ausgetreten. Jetzt erst wurde die Eingabe des Erzbischofs vom 14. April beantwortet. In einem Erlass vom 27. Aug. sprach sich dann der Kultusminister Lutz in der eingehenden Weise über die Stellung des Staates zu der kath. Kirche in B. aus und wies das Gesuch des

Erzbischofs um eine staatliche Beihilfe gegen die Nicht-Infallibilität ab.

Unterstützt und zu weiterem Vorgehen angepornt wurden die Minister durch die Haltung eines namhaften Theils des Volks. Schon im J. 1870 bildeten sich an mehreren Orten Vereine, deren Mitglieder das Unfehlbarkeitsdogma verwarfen und erklärten, daß sie ihrem alten Rath. Glauben treu bleiben und jedem Versuch, ihnen eine neue Lehre aufzuzwingen oder sie aus der Kirche hinauszudrängen, aktiven und passiven Widerstand entgegenzusetzen würden. Ein Protest hochstehender Katholiken in München, an deren Spitze der Oberceremonienmeister des Königs, Graf Mlog, stand, sprach sich 30. Dez. 1870 in diesem Sinne aus. Eine im Museumssaal zu München gehaltene Versammlung der angesehensten Bürger und vieler hochgeachteter Beamten richtete 10. April 1871 eine Adresse an den König mit der Bitte, das Verhältnis zwischen Kirche und Staat auf geziemlicher Weise neu zu regeln. Zugleich wurde ein Komitee der »katholischen Aktion« gewählt, an alle Katholiken Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz 20. April ein Aufruf erlassen und in einer Zuschrift an den Erzbischof die Schuld an den inneren Spaltungen diesem und seinen Kollegen zugeschoben. Die beiden Hirtenbriefe des deutschen Episkopats vom 30. Mai 1871 beantwortete Döllinger im Namen der altkath. Gelehrten Deutschlands, welche an Pfingsten in München versammelt waren, mit einem Aufruf an die deutschen Katholiken vom 12. Juni. Der erste Altkatholikenausschuss wurde 22. bis 24. Sept. in München gehalten. Um Döllinger gruppierten sich Männer wie Reinens, Schulte, Huber, Friedrich, Windscheid, Micheli, Vogson. Die altkath. Bewegung schien in München ihren Vorort gefunden zu haben. Aber die an den Kultusminister gerichtete Bitte um Überlassung einer der Stadtkirchen wurde nicht gewährt, nicht einmal eine als Markthalle benutzte ehemalige Kirche, welche die Altkatholiken auf eigene Kosten betriebsfähig lassen zu wollen erklärten, ihnen überlassen. Der von Bonn und von München aus gestellten Bitte, den zum altkath. Bischof gewählten und von der preuss., bad. und bair. Regierung als Bischof anerkannten Prof. Reinens als solchen auch für B. anzuerkennen, wurde nicht entsprochen und auf das Gutachten einer juristischen Kommission hin im April 1874 erklärt, daß diese Anerkennung nur durch Änderung eines Verfassungsgesetzes, zu deren Ausführung unter den gegenwärtigen Umständen keine Aussicht sei, nicht auf dem bloßen Verordnungswege vollzogen werden könne. Doch wenn der Kultusminister den Altkatholiken in vielen wesentlichen Dingen keinen Vorbehalt leistete, so ließ er auch keinen Bischof. Zwang auf dieselben ausüben. Trotz der Einsprache des Erzbischofs in München durfte 1872 Erzbischof Koss von Utrecht und 1874 Bischof Reinens die Firmung in B. vornehmen, und 14. Juli 1874 in der Kammer darüber interpelliert, erklärte der Kultusminister, daß der Staat weder verpflichtet noch berechtigt sei, den Kirchenbehörden den weltlichen Arm zum Schutze zu leihen, da es sich in allen diesen Dingen um den Vollzug einer ohne Einholung des königl. Placets veröffentlichten und eingeführten kirchlichen Anordnung handelte.

Auf dem im Sept. 1871 wieder zusammengetretenen Landtage wählte die Zweite Kammer 22. Sept. den ultramontanen Regierungsrat von Doy mit 79

gegen 66 Stimmen zu ihrem Präsidenten. Die von 46 Mitgliedern der Fortschrittspartei unterzeichnete »Interpellation Berg« wünschte eine offene Ausrückung des Gesamtministeriums über seine Stellung zu den kirchlichen Fragen und richtete einen Zettel gegen das Kultusministerium, dessen Worten nicht die entsprechenden Handlungen gefolgt seien. Der Kultusminister antwortete 14. Okt. in einer ausführlichen Rede, worin er erklärte, daß das Gesamtministerium entschlossen sei, allen kath. Staatsangehörigen, geistlichen und weltlichen Standes, welche das Unfehlbarkeitsdogma nicht anerkennen wollen, staatlichen Schutz zu gewähren, das religiöse Erziehungsgeld der Eltern gegenüber diesem Dogma anzuerkennen und jeden Eingriff in die Rechte des Staats mit den verfassungsmässigen Mitteln abzuwehren. Im Namen der Liberalen Partei folgte 13. Dez. Schüttinger den Antrag, daß die Beträge B. im Bundesrat nur dann berechtigt sein sollten, einer Änderung der Reichsverfassung zuzustimmen, wenn sie vorher die Zustimmung des bayr. Landtags hierzu erlangt hätten. Diesem Antrage widersetzte sich der Kultusminister und machte in seiner Ausführung das Ausgehen von Reichsräten nur von dem Botsinn der Bevollmächtigten im Bundesrat abhängig, dabei bemerkend, daß jede Verfassungsänderung durch eine Exposition von 14 Stimmen im Bundesrat unmöglich und daß die Abschaffung von Reichsräten die Einmüthigkeit des betreffenden Einzelstaats notwendig sei. Der Antrag wurde 9. Febr. 1872 verworfen. In der Gesandtschaftsfrage zeigte sich die Zweite Kammer in ihrer Sitzung vom 15. April damit einverstanden, daß in Paris, London, Brüssel, Karlsruhe, Darmstadt die bayr. Gesandtschaften aufgehoben, in Petersburg, Wien, Rom, im Vatikan, in Bern, Stuttgart, Dresden dieselben beibehalten werden sollten. Der Schluss des Landtags erfolgte 22. April. Am 2. Juni starb Ministerpräsident Graf Degenberg-Dur. Finanzminister von Pfersdorfer übernahm 24. Sept. das Auswärtige und das Präsidium im Ministerrat und 1. Okt. wurde Kammerialrat Herr zum Finanzminister ernannt.

Die Verhältnisse der Regierung zum Deutschen Reich gestalteten sich günstig, zumal da dieselbe sich wie noticeably bei den schwierigen kirchlich-polit. Verhältnissen in B. das Reich brauche, um Gesetz und Verfassungsänderungen, für welche sie im bayr. Landtage niemals eine Mehrheit, geschweige aus Zweidrittelmehrheit erhalten würde, auf den Weg der Reichsgesetzgebung in B. einführen zu können. So ging der sog. Kanzelparagraph im J. 1871 auf der Initiative des Kultusministers aus. Der Jesuitengesetz vom J. 1872 fand an Minister Jäuske einen Verteidiger. Dasselbe wurde von den bayr. Behörden 6. Sept. 1873 veröffentlicht und die Ausweisung der Jesuiten, welche trotz des Verbots in Regensburg sich unter dem Schutze des Bischofs Senefelder niedergelassen hatten, andeuten. Ebenso erhielten der Anordnung des Bundesrats gemäß, im Juni 1873 die Redemptoristen den Befehl, ihre Thätigkeit einzustellen. Eine Kollekteneingabe der bayr. Bischöfe an den König, worin dessen Schutz für sämtliche noch bestehende geistliche Orden und Korporationen und eine weitere Eingabe derselben protestierte gegen die Errichtung von Konfessionen gemischter Schulen. Beide Schritte richteten nichts aus. Dem Reichsgesetz über Einführung der obligatorischen Civilehe und Beurkundung

des Personenstandes vom J. 1875 stimmte Minister Häußle im Bundesrat gleichfalls bei; denn die Regierung konnte nicht ruhig zusehen, wie die kath. Geistlichkeit in B. nur unter der Bedingung eine gemischte und eine lath. Obereinsetzte, wenn bei jener das Verbot der lath. Kindererziehung, bei dieser die Anerkennung des Unschulbarkeitsdogmas ausgesprochen wurde. Andere schon bestehende Reichsgesetze nahm B. mit Aufhebung seiner Anstößigkeit gleich in der ersten Session des Reichstags an, so: das Gesetz über Freizügigkeit, über Erwerbung und Verlust der Staatsangehörigkeit, über Einführung der Allgemeinen Deutschen Schulordnung, über gegenseitige Gewährung der Rechtshilfe und das Strafgesetzbuch des Norddeutschen Bundes; Johann 1872 das Gesetz über Deutsche Aemterordnung, 1873 das Gesetz über die privatrechtliche Stellung der Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften, 1875 das Deutsche Quartiergesetz. Auch in der Frage der Schulreform, welche seit dem J. 1869, wo die Reichstagskammer das freisinnige Schulgesetz zum Scheitern gebracht hatte, unerledigt geblieben war, ging die Regierung mit Eifer vor. Erst dieselbe noch einmal dem Landtage vorzulegen, ließ sie einzelne Reformen, wie die Aufstellung sachmännisch gebildeter Aeltes- und Bezirks-Schulinspektoren, durch die Vandräte der einzelnen Kreise einführen, für andere schlug sie den Verordnungsweg ein. Im Sept. 1875 erschien eine Verordnung über Vermehrung der Volksschulen und Umwandlung der konfessionell getrennten in konfessionell gemischte Volksschulen, welche Maßregel von einem Beschluß der Gemeindebehörden abhingen sollte, und im April 1873 wurde eine Verordnung über Gründung und Leitung von Erziehungs- und Unterrichtsanstalten erlassen, welche alle, auch in Seminarien für angehende Aelster, unter die Genehmigung und die Oberaufsicht des Staats gestellt werden sollten. Wie dringend notwendig es war, daß die Regierung den Bischöfen auf dem Gebiete der Kirchenpolitik und der Schule die Herrschaft streitig machte und auf Heranbildung einer liberalen Einflüssen freieren Generation bedacht war, sah man bei den Reichstagswahlen vom J. 1874. Mit Hilfe der in die Wahlkämpfe eintretenden bischöflichen Hirtenbriefe und der an der Geistlichkeit zu Gebote stehenden wirksamen Mittel siegten die Liberalen in 32, die Liberalen nur in 16 Wahlbezirken.

Am 4. Nov. 1873 wurde der Landtag wieder ernannt. Freiherr Schenk von Stauffenberg, Mitglied der Fortschrittspartei und Reichstagsabgeordneter, wurde 5. Nov. zum Präsidenten der Zweiten Kammer gewählt. Der Antrag der Abgeordneten H. und Herz, die Regierung möge dem Kaiser einen Antrag in Betreff der Ausdehnung der Schutzlosigkeit auf das gesamte bürgerliche Recht zustimmen, wurde 8. Nov. angenommen. Antrag des Abgeordneten Herz, sämtlich bayr. Anstalten außerhalb des Deutschen Reichs zu übergeben, wurde 26. Jan. 1874 abgelehnt. Nach Angabe des Finanzministers betrug der Anst. an den franz. Kriegskontributionsgeldern 323 221 fl. 10¹/₂ Kr.; davon waren 130 324 926 bereits auf Tilgung von Anleihen verwendet, noch übrigen nahezu 27 Mill. sollten für Milit. und andere Zwecke ausgeben werden. Ein dem Kriegsminister 20. Nov. 1873 vorgelegter Gesetzentwurf verlangte von dieser Summe

24204000 fl. für militärische Zwecke, besonders zu neuer Ausrüstung der Artillerie, und zwar 12 Mill. für die laufende, den Rest für die folgende Finanzperiode. Die Kammer bewilligte aber nur etwa 9¹/₂ Mill. fl. und ließ sich, da ihr Mandat 1875 erlosch, auf Verwilligungen für die spätern Jahre nicht ein. Die Kirchenpolitik des Kultusministers Lutz hatte die beständigen Angriffe der Liberalen zur Folge. Daß die Königin Mutter Marie, eine geborene Prinzessin von Preußen, 12. Okt. 1874 zur lath. Kirche überging, hatte auf die bayr. Kirchenpolitik keinen Einfluß. Kriegsminister von Brandt reichte, nach der Verwerfung des Gesetzentwurfs über die Rechtsverhältnisse der Militärbeamten, sein Entlassungsgesuch ein. Dasselbe wurde 18. März 1875 vom König angenommen und Generalleutnant von Moßinger, Kommandant des 2. Armee-korps, 24. März zum Kriegsminister ernannt. Der Schluß des Landtags erfolgte 16. April 1875.

Da die sechsjährige Legislaturperiode abgelaufen war, so mußten für die Abgeordnetenkammer Neuwahlen vorgenommen werden. Um für sich ein günstigeres Resultat zu erzielen, beschloß die Regierung, eine neue Wahlkreis-einteilung anzuordnen und, im Zusammenhange damit, die Zahl der Abgeordneten von 154 auf 156 zu erhöhen. Die Liberalen zeigten sich ungemein entrüstet hierüber, die Bischöfe benutzten ihre Hirtenbriefe, die Geistlichen den Beistand, um das Volk gegen die Liberalen und gegen die Regierung aufzuheizen. Bei den Wahlen vom 24. Juli 1875 wurden 79 Liberalen und 77 liberale Abgeordnete gewählt. Der Landtag wurde am 28. Sept. eröffnet, der liberale Reichstagsführer von Om zum Präsidenten der Abgeordnetenkammer gewählt. Obgleich der Landtag ohne Thronrede eröffnet worden war, so setzte doch die liberale Kammermehrheit es durch, daß eine Adresse an den König gerichtet wurde. Diese, von dem Abgeordneten Jörg abgefaßt, verlangte Entlassung des Ministeriums und Einsetzung einer „echt bayr. Regierung“. Noch zweideutiger Debatte, in welcher Jörg über die Vergewaltigung des freien Wahlrechts sich beschwerte und Schell (aus Regensburg) die Person des Königs in anstößigster Weise heranzog, wurde die Adresse 14. Okt. mit 79 gegen 76 Stimmen angenommen. Darauf reichte das Gesamtministerium sein Entlassungsgesuch ein. Aber der König erklärte in einem Handschreiben vom 19. Okt., daß er das Entlassungsgesuch seiner Minister, welche sein volles Vertrauen hätten, nicht annehme, weil er sich, die Kammeradresse in Empfang zu nehmen, und äußerte in einem Schreiben vom 21. Okt. sein Befehl den über den Ton, in welchem einzelne Kammerredner verfallen seien. Der Landtag wurde 21. Okt. vertagt und trat 23. Febr. 1876 wieder zusammen. Um sich wegen der ihnen ungünstigen Wahlkreis-einteilung zu rächen, unterstützte die liberale Mehrheit der Abgeordneten die Wahlen mehrerer liberaler Bezirke: München, Vornau, Regensburg, Sulzbach, Würzburg, Schweinfurt. Aber in allen diesen Bezirken traten die früheren Abgeordneten mit großen Mehrheiten wiedergewählt. Der von Jörg gestellte Initiativantrag wegen Erlassung eines neuen Wahlgesetzes wurde, da er nur die Stimmen der Liberalen erhielt und zu seiner Annahme eine Zweidrittelmehrheit brauchte, 28. Juni verworfen. Der Antrag des liberalen Abgeordneten Herz auf Aufhebung sämtlicher außer-

B. 8 (in Wien, Rom, Vatikan, Bern, Petersburg, Paris) wurde 29. April mit großer Mehrheit abgelehnt. Die von der Regierung beantragte Erhöhung der Besoldung der Volksschullehrer wurde von den Klerikalen, welche in denselben Abtrünnige sahen, verweigert und der Parteistandpunkt in alle Debatten, auch über den Etat der Universitäten und über den Bau von Eisenbahnen, hincingetragen. Am 29. Juli wurde der Landtag geschlossen. Bei den Reichstagswahlen vom 10. Jan. 1877 wurden 31 Klerikale und 17 Liberale gewählt. Der Landtag wurde 2. Juli wieder eröffnet, 14. Juli vertagt und trat 28. Sept. wieder zusammen. Er hatte sich hauptsächlich mit der Beratung des Budgets zu beschäftigen. Die von liberaler Seite gestellten Anträge auf Aufhebung der außerdeutschen Gesandtschaften und auf Erhöhung der Volksschullehrerbefoldungen wurden von den Klerikalen aufs neue abgelehnt. Das Entlassungsgesuch des Finanzministers Berr wurde vom König bewilligt und Ministerialdirektor von Riedel 26. Nov. zu dessen Nachfolger ernannt. Die am 3. Jan. 1878 wieder zusammentretende Abgeordnetenlammer genehmigte 31. Jan. den von der Regierung vorgelegten Gesekentwurf über Errichtung eines Verwaltungsgerichtshofs und 21. Febr. den von den Klerikalen längst angefochtenen Dispositionsfonds, welcher letzterer Beschluß nur dadurch möglich war, daß in dem von Jörg geleiteten Patriotenklub Zwiespalt entstand und von den Extremsten acht austraten und eine „Freie Vereinigung“ unter dem Vorsitz des Freiherrn von Hasenbrühl bildeten. Der am 21. Febr. vertagte Landtag hielt vom 2. bis 18. Juli noch einige Sitzungen, um den Militäretat und die Eisenbahnvorlagen zu beraten.

Der wegen der Befegung erledigter Bischofsstühle drohende Kompetenzkonflikt wurde 1878 beigelegt. Nachdem in den letzten Jahren für das Erzbistum Bamberg und das Bistum Passau gemäßigte Männer (Schreiber und Wedert) ernannt worden waren, erhielten die für Würzburg und Speier ernannten Bischöfe, Räs und Engler, die Bestätigung des Vatikans nicht, infolge dessen sie wieder zurücktraten. Damit war aber das kaiserlich bestätigte Ernennungsrecht der Krone illusorisch. Als dem intriguerenden Runtius Bianchi der diplomatischere von Masella, und dem herrschsüchtigen Papst Pius IX. der zunächst milder auftretende Leo XIII. folgte, wurden die Differenzen ausgeglichen. Der König ernannte den Professor der Theologie an der Universität Würzburg Dr. Stein zum Bischof von Würzburg, den Domprediger Ehrler in München zum Bischof von Speier und den Dompfropst Dr. Steigle in Augsburg zum Erzbischof von München-Freising, welche letztere Stelle im vorigen Jahre vacant geworden war. Die drei Ernannten wurden vom Papst bestätigt und leisteten dem König den Eid der Treue und des Gehorsams. Bei den Reichstagswahlen vom 30. Juli 1878 wurden 31 Klerikale und 17 Liberale gewählt. Letztere verloren den Wahlbezirk München-Stadt, welchen sie seit 1871 innegehabt hatten. Auch bei den Ergänzungswahlen in den münchener Gemeinderat erlitten die Liberalen, welche dort bisher die Mehrheit gehabt hatten, eine Niederlage, infolge deren dieses Kollegium aus 32 Klerikalen und 28 liberalen Abgeordneten bestand. Die Abgeordnetenlammer von 1879 einigte sich mit der Reichsratslammer 27. Jan. über die vier Ausführungsgesetze zum Zweck der

Einführung der deutschen Justizgesetze auf 1. Okt. an welchem Tage auch der neuerrichtete oberste Verwaltungsgerichtshof in München eröffnet wurde. Die von der Regierung gemachten Steueranträge und ihr Antrag, zur Verminderung des Zehntes (25 Mill. Mark) die Walssteuer von 5 auf 6 Mark pro Hektoliter zu erhöhen, wurden genehmigt mit der Bestimmung, daß dieser Zuschlag vom 1. Nov. 1879 bis 1. Jan. 1882 gelten solle. Die 20. Juli eröffnete Internationale Kunstausstellung in München, welche bis 26. Okt. dauerte, wurde vom Inland und Ausland besucht und besucht. An die Stelle des abberufenen Runtius Masella trat 21. Aug. der Runtius Ronetti. Im J. 1880 tagte der Landtag vom 7. Jan. bis 21. Febr. und vom 13. Juli bis 2. Aug. Er beschäftigte sich fast ausschließlich mit der Beratung des Etats, wobei der Kriegsminister Röske hatte, die Klerikale Mehrheit zur Bewilligung der für den Umbau der Festung Ingolstadt notwendigen Gelder zu veranlassen. Der Entwurf eines Disziplinalgesetzes für die richterlichen Beamten wurde von der Abgeordnetenlammer 21. Juli angenommen. Der vom Minister Freiherrn wegen Kränklichkeit erbetene Entlassung wurde vom König 4. Aug. genehmigt und zugleich das Ministerium des auswärtigen dem bisherigen Geh. Legationstrat Freiherrn von Crailsheim, der Vorsitz im Staatsministerium dem Kultusminister von Lutz verlehnt. Am 24. und 25. Aug. wurde die Feier der 700jährigen Regierung des Wittelsbacher Hauses in München und im ganzen Lande festlich begangen. Der König richtete 22. Aug. eine Proklamation an sein Volk, worin er für die Treue und Anhänglichkeit an den Thron aufs wärmste dankte.

Der am 20. Jan. 1881 wieder eröffnete Landtag genehmigte die vom Finanzminister von Riedel vorgelegten vier Steuererlasse: über Einkommensteuer, über Grund- und Haussteuer und über Gewerbesteuer. Die Abgeordnetenlammer nahm den Antrag des Freiherrn von Hasenbrühl auf Beibehaltung des siebensten Schuljahres gegen den Widerspruch des Kultusministers von Lutz 6. Apr. und im Geiseh aber Landtagswahlreform 8. März an. Durch letzteres wurde die geheime Abstimmung eingeführt, der Wahlstab von 31600 Seelen auf 1 Abgeordneten und das indirekte Wahlsystem beibehalten, die Zahl der Wahlkreise von 47 auf 63, die der Abgeordneten von 156 auf 159 erhöht. Der Schluß des Landtags erfolgte 21. Mai. Die sechshundert Legislaturperiode (1875—81) war abgelaufen; die Abgeordnetenlammer mußte nach dem neuen Wahlsystem neu gewählt werden. In München bildete sich eine gemäßigte Partei, welche das Konfessionelle von der Politik trennen und den sozialen Fragen ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich widmen wollte. Auf Seiten des Ministeriums und der Liberalen hoffte man als Ergebnis der Wahlen ein Verhältnis von 80 Klerikalen zu 79 Liberalen oder auch umgekehrt. Da es aber den Klerikalen gelang, in München-Stadt, wo die gemäßigte Partei eine vollständige Niederlage erlitt, in Augsburg und Regensburg den Sieg zu erringen, während die Liberalen bei so großen Verlusten nur zwei neue Wahlkreise gewannen, so fiel das Resultat vom 21. Juli ganz anders aus: die Klerikalen erhielten 87 Abgeordnetenstimmen, die Konfessionellen (Protestanten) 3, die Liberalen 69. Dabei war auffallend, daß unter den Klerikalen die Zahl der

Der Normanne Rollo (seit 912 Christl. Herzog von Normandie) erklärte B. gegen den Grafen Verengar, welcher fiel, und dessen schöne Tochter Popa des Siegers Gemahlin ward. B. wurde hiermit der eigentliche Mittelpunkt der normann. Herrschaft und Sprache und hielt sich am längsten frei von franz. Art und Sitte. Im engl. Kriege wurde die Stadt 1346 von Edward III., 1417 von Heinrich V., 1450 von Dunois erobert. Im 16. Jahrh. litt sie viel durch die Hugenottenkriege, erlebte unter Ludwig XIII. die blutige Bestrafung der rebellischen «Va-nu-pieds», unter Ludwig XIV. die grausame Verfolgung der Protestanten. In der Revolutionszeit hielt sie mit ihrer zahlreichen Geistlichkeit treu zu den Bourbonen. Vgl. Delauney, «B. et ses environs» (1804); F. Fluguët, «Essai historique sur B.» (1830).

Bay-Inseln oder Bai-Inseln, die zur mittelamerik. Republik Honduras gehörenden Inseln Roatan, Guanaja oder Bonacca, Borboreta, Helena, Morat, Utilia. Von Guanaja aus soll Columbus 1502 zuerst das centralamerik. Festland entdeckt haben. Die Inseln waren damals von einem ziemlich civilisirten Indianerstamme bewohnt. Durch span. Expeditionen von Cuba aus wurden viele der Einwohner als Sklaven fortgeführt; die übrigen stellten sich unter den Schutz von Cortez. Im 17. Jahrh. wurden die trefflichen Häfen der Inseln zu Schlupfwinkeln der Piratentier oder Bulanier, unter deren grausamem Regiment die Bevölkerung bis auf 400 Seelen zusammenschmolz, die 1642 nach der Festlandflucht auswanderten. Hiernach setzte sich eine meist aus Engländern bestehende Seeräubergerossenschaft auf Roatan und Borboreta fest, bis 1650 eine span. Flotte sie vertrieb und die Inseln in Besitz nahm. Als die Engländer 1743 in Mittelamerika Fuß zu fassen suchten und Truxillo besetzt hatten, occupierten sie von dort aus auch Roatan. Der Krieg, in welchen sie dadurch mit Spanien gerieten, wurde 1763 durch einen Vertrag beendet, durch den sich England verpflichtete, alle im Meerbusen von Honduras und auf andern Punkten des span. Gebiets errichtete Befestigungen binnen vier Monaten abzutragen und zu räumen. Dieser Verpflichtung suchte sich England in Bezug auf die B. durch allerlei Ausflüchte zu entziehen. Darüber kam es 1780 zu einem neuen Kriege, und 1782 nahm der Bischof von Guatemala die Inseln den unrechtmäßigen Besitzern gewaltsam ab. Durch den Friedensschluß von 1783 und den ihn ergänzenden Vertrag von 1786 verpflichtete sich England nochmals feierlich, das Mosquitoland sowie die Festlandflucht im allgemeinen und die benachbarten Inseln ohne Ausnahme zu räumen. Seitdem blieben die Inseln im ungestörten Besitze Spaniens, bis sie 1822 durch die Lostrennung der mittelamerik. Kolonien von Spanien in den Besitz der Republik Honduras übergingen.

Infolge von Petitionen der Einwohner an den engl. Gouverneur von Jamaica um Einführung einer brit. Kolonialregierung erfolgte unter dem Schutze eines Kriegsschiffs die Installation der vom Gouverneur ernannten Beamten, und 20. März 1852 erhob ein königl. Erlass die Inseln zu einer Kolonie der brit. Krone. Diese Maßnahme ward der Gegenstand einer erbitterten diplomatischen Kontroverse zwischen dem Vereinigten Staaten und England, die 1856 auf dem Punkte stand, in einen offenen Krieg auszubrechen, als ein Ausweg durch den Eintritt der Republik Honduras in die Ange-

legenheit gefunden ward. Die Republik erklärte, daß sie die einzige rechtmäßige Besitzerin der Inseln sei, und forderte diese zurück. England glaubte so nachgeben zu können, und erklärte sich bereit, die Inseln unter gewissen Vorbehalten in Betreff der bürgerlichen Rechtszustände auf denselben an Honduras herauszugeben. Doch der Kongreß von Honduras verwarf die also gestellte Konvention, weil durch die Vorbehalte ein Recht Englands auf die Inseln eingeräumt worden wäre. Es vergangen nun wieder zwei Jahre, während deren die Unausführbarkeit eines Schiffkanals durch Mittelamerika dargethan ward. Da hiermit der Hauptgrund für die Gewaltthat Englands wegfiel, gab dieses die Inseln ohne Bedingung heraus. Im J. 1860 diente Roatan dem Abenteurer Walker als Sammelplatz zu seinem letzten verunglückten Zuge gegen Mittelamerika. Die Inseln, von welchen Roatan (550—650 qkm) die größte ist, gehören der Südsteinformation an und haben in den Thälern eine überaus fruchtbare Alluvialboden, während auf den Bergabhängen Mergel und Lehmmerde vorkommt. Ihr Klima ist milde und gesund. Die bis zu 300 m hohen Berge sind dicht mit tropischem Urwald bedeckt, der die wertvollsten Nahrungsmittel liefert. Die tropischen Früchte gedeihen in reichster Fülle. Die Einwohner, meist befreite Sklaven, treiben Jagd, Fischfang, Schiffbau, auch etwas Ackerbau und Handel mit Truxillo und früher mit New Orleans. Im Gesamtzahl beträgt jetzt etwa 5000.

Bayle (Pierre), einer der einflussreichsten franz. Freidenker und Dialektiker, geb. zu Carlat in der Grafschaft Foix 18. Nov. 1647, empfing den ersten Unterricht von seinem Vater, einem reform. Geistlichen, besuchte dann die Schule zu Burg-Laurenz, wo anhaltende Studien seine Gesundheit für immer schwächten, und studierte zu Toulouse Philosophie bei den Jesuiten. Die Argumentationen seines Lehrers, noch mehr aber die freundschaftlichen Disputationen mit einem lath. Geistlichen, der neben ihm wohnte, weckten in ihm Zweifel an der Orthodoxie des Protestantismus, sobald er beschloß, die Religion zu vertauschen. Seine Familie that jedoch alles, ihn wieder für die reform. Kirche zu gewinnen, und so lehrte er nach 17 Monaten zu ihr zurück. Um sich nun der Strafe des Banns zu entziehen, ging er nach Genf und von da nach Coppet, wo er die Philosophie des Descartes studierte. Nach einigen Jahren lehrte B. nach Frankreich zurück, ließ sich zuerst in Rouen nieder und lebte dann in Paris, wo er Unterricht erteilte, bis er 1675 den physischen Lehrstuhl zu Sedan erhielt, auf welchem er mit Auszeichnung bis zur Aufhebung dieser Akademie, 1681, lehrte. Hiernach ward er auf den physischen Lehrstuhl nach Rotterdam berufen. Veranlaßt durch die Erscheinung eines Kometen 1680, gab er 1682 seine «Pensées diverses sur la comète» heraus, der Wert voll Gelehrsamkeit, in welchem viele Gegenstände aus der Metaphysik, Moral, Theologie, Geschichte und Politik abgehandelt werden. Daran folgte die «Critique générale de l'histoire de l'athéisme de Maimbourg», die befallsig aufgenommen und von Maimbourg selbst mit Ächtung genannt wurde. In Holland herrschende Pressenetze veranlaßte ihn, mehrere in Frankreich unterdrückte Bücher herauszugeben, unter andern einige von Descartes sich beziehende Schriften. Er unterzeichnete 1684 eine periodische Schrift: «Nouvelles de la république des lettres». Die Religionsverfolgungen

in Frankreich gaben ihm Veranlassung zu dem an-
geklagt aus dem Englischen übersehten »Commen-
taire philosophique sur ces paroles de l'Evangile:
Contrains-les d'entrer«, der eine kräftige Vertei-
digung der Grundsätze der Toleranz enthält. In-
folge der Angriffe des Theologen Jurieu wurde er,
obgleich er sich sehr geschickt verteidigte, 1693 seines
Amtes entsetzt und selbst die Erteilung von Privat-
unterricht ihm verboten. Von allen Geschäften
frei, widmete er nun seinen ganzen Fleiß dem
»Dictionnaire historique et critique« (zuerst 2 Bde.,
Rotterd. 1696; neuere Aufl. 1702; am vollständi-
gen von Desmaizeaux, 4 Bde., Amsterd. u. Leid.
1740; neueste Ausg., 16 Bde., Par. 1820; deutsch
von Gottsch., 4 Bde., Epy. 1741—44), welches das
erste Werk war, das er unter seinem Namen er-
scheinen ließ. Jurieu trat abermals als B.s Gegner
auf und veranlaßte das Konfiskatorium, ihn nament-
lich in Beziehung auf den darin ausgeprochenen
Zadel gegen König David und das der Moral
einiger Arbeiten erteilte Lob zu vernehmen. B. ver-
sprach zwar, alles, was das Konfiskatorium anstößig
gefunden, zu tilgen, ließ aber das Werk bis auf
einige wenige und noch dazu unbedeutende Stellen
unverändert. Neue Feinde erweckten ihm seine
»Réponse aux questions d'un provincial« und die
Herabsetzung der »Pensées sur la comète« in Jac-
quelin und Beccer, die beide seine religiösen An-
sichten angriffen. Andere verfolgten ihn als einen
Feind der prot. Kirche und seines neuen Vaterlandes.
Diese Streitigkeiten vermehrten seine Körperleiden,
denen er 28. Dec. 1706 erlag.

B. steht an der Spitze der neuen Dialektiker und
Skeptiker. Wenn vor ihm die Erneuerungen der
antiken Skepsis sich mit mehr oder minder Auf-
merksamkeit in den Dienst der kirchlichen Dogmatik
stellt hatten, so nahm der Skeptizismus in ihm
durch die Wendung auf das religiöse Wissen eine
Richtung, vermöge deren er in erster Linie den Kampf
zur Aufklärung gegen die Kirche eröffnete. Er kämpfte
gleichmäßig gegen die theol. Scholastik wie gegen
die Versuche einer philos. Vernunftreligion und galt
daher den einen als Ketzer, den andern als Dum-
mkopf. In ihm selbst aber hatte jener Widerspruch
zwischen Glauben und Wissen so wenig Befriedigung
gefunden, daß es z. B. in dem »Dictionnaire« den
Eindruck gewinnt, als habe die Artifel sein Glaube,
den Roten sein Wissen und seine dialektische Kritik
geschrieben. Aber gerade diese Roten gewannen
aus ihres Kampfgewandten, lebendvollen und
gemein verständlichen Stils in Verbindung mit
ein beispiellos umfassenden gelehrten Wissen, das
sich niedergelegt war, eine gewaltige Macht über
franz. Geister, und von seinem »Dictionnaire«
verbreitete sich der den Franzosen so nahe-
stehende Skeptizismus als die allgemeine Denkart
aufgeklärten Bildung in die weitesten Kreise.
Aber auch im allgemeinen B. weit bedeutender in
Analyse fremder Irrtümer als in der Aufstellung
einer Sache war, so geht doch durch all sein Denken
die positive Überzeugung von tiefer, eingreifender
Bedeutung hindurch: das ist die fortwährende
Erkenntnis der Unabhängigkeit des moralischen Han-
dels und des moralischen Werts von der religiö-
sen Überzeugung, eine für die Toleranz des Aufklä-
rungsalters entscheidende Lehre, welche B. auf
verschiedensten Wegen positiv und negativ zu
fassen suchte und welcher er namentlich den später
auch angefochtenen Ausdruck gab, er könne sich
conversations. Begleit. 11. Aufl. 11.

sehr wohl einen gut geordneten Staat von Arbeitern
denken. Allein es war selbstverständlich, daß in
dem geistigen Drange der Zeit aus den Schriften
des Mannes sich mehr die negativen Seiten heraus-
hoben, und so ist er in der Erinnerung der Menschen
immer mehr als der dialektische Skeptiker stehen
geblieben, vor dessen einschießender Kritik die
Dogmen seiner Religion, seiner Konfession stand-
hielten. Seine »Oeuvres diverses« sind im Haag
(4 Bde., 1725—31) erschienen. Vgl. Desmaizeaux,
»La vie de Pierre B.« (Amsterd. 1730; deutsch von
Kohl, Hamb. 1731), und L. Feuerbach, »Pierre B.«
(Ansb. 1838; 2. Aufl. Epy. 1848).

Baylén oder Bailén, Stadt in der span. Pro-
vinz Jaén, in einem olivenreichen Hügelgelände am
Fuße der Sierra Morena sowie im Knotenpunkte
der Straßen nach Granada, Sevilla und Madrid
gelegen, ist ein sehr lebhafter Ort mit vielen Gast-
höfen, mehreren Glas-, Seifen- und Ziegelfabriken,
Olivenölen und Leinwandwebereien, und zählt (1877)
10 041 E. Geschichtlich bekannt wurde B. durch die
Kapitulation, infolge deren hier der franz. General
Dupont de l'Étang 23. Juli 1808 mit 8000 Mann
sich den Spaniern unter Castaños (s. d.) ergab,
während die Generale Welzel und Dufour mit
10 000 Mann sich zu der Räumung Andalusiens
zur See verpflichteten. Die Spanier brachen in-
dessen den Vertrag und schafften sämtliche Franzosen
auf die Pontons von Cádiz. Nur die Stabsoffiziere
lehrten nach Frankreich zurück, wo Dupont und Ma-
rescot, der den Vertrag unterhandelt, vor ein Kriegs-
gericht gestellt, aber freigesprochen wurden. Die Nie-
derlage war für Napoleon um so nachteiliger, als
die Junta von Sevilla hierdurch Mut erhielt und
die span. Insurrektion großen Aufschwung nahm.

Baylén (Herkzog von), s. Castaños.

Bayne (Peter), engl. Journalist und theol.
Schriftsteller, geb. 19. Okt. 1830 in Koshfure in
Schottland, studierte in dem Marischal College in
Aberdeen und redigierte hierauf nacheinander eine
Reihe von Zeitschriften, in denen neben den poli-
tischen besonders die theologischen Streitfragen der
Gegenwart zur Besprechung kamen: »The Common
wealth« in Glasgow, »The Witness« in Edinburgh,
»The Dial« und »The Weekly Review« (bis
1865) in London. Sein Bemühen war vor allem
darauf gerichtet, die Verträglichkeit der modernen
Denkweise mit dem Glauben an die Lehren der
christlichen Religion darzuthun, in welchem Sinne
er sich auch durch verschiedene Bücher, wie »The
Christian life in the present time« (1865) u. a.
bekannt machte. In seiner Lebensbeschreibung des
Geologen Hugh Miller (2 Bde., 1871) zeigte er sich
mehr den Lehren Darwins und Huxleys als denen
Millers, der zwischen der Mosaischen Schöpfungs-
geschichte und der neuern Geologie keinen Wider-
spruch fand. Eine vermittelnde Stellung nahm B.
in den Debatten über die Entstaftung der engl.
Nationalkirche ein, die er in dem Pamphlet »The
church's curse and the nation's claim« befürwor-
tete, aber nicht als Feind der Kirche, sondern zum
Zweck der Förderung eines höhern religiösen Ra-
tionallebens. Neuerdings erschienen von ihm »The
chief actors in the Puritan revolution« (Lond.
1878) und »Two great English women, Mrs. Brow-
ning and Charlotte Brontë« (Lond. 1881).

Baynes (Thomas Spencer), engl. Schriftsteller,
geb. 24. März 1823 zu Wellington in Somersetshire.
Im Bristol College und an der Universität Edin-

burch vorgebildet, machte er sich zuerst bekannt durch seine Uebersetzung von Ant. Arnoulds «Port Royal logic» (1851) und den Essay «On the new analytic of logical forms» (1852). Von 1851 bis 1855 war er Assistent des Professors der Philosophie Sir William Hamilton in Edinburgh; 1857–63 war er Hauptredacteur der «Daily News» und gleichzeitig Examinator in Logik und Psychologie an der londoner Universität; 1864 wurde er als Professor der Logik und Metaphysik an die Universität St. Andrews in Schottland berufen. Sein Hauptunternehmen war die Herausgabe der neuen «Encyclopaedia Britannica», ein Werk, das er mit einer Umsicht, einem Takt und Freisinn leitete, welche ihm anerkanntermaßen die erste Stelle unter allen ähnlichen Unternehmungen in England sichern.

Bayonne, wohlgebaute, reiche Hafen- und Handelsstadt und Festung ersten Ranges im franz. Depart. Bieocyprenäen, am Zusammenflusse der Nive und des Adour, 6 km von der Bai von Biscaya, durch die Südbahn mit Bordeaux, Toulouse, Biarritz und über Irun mit dem span. Eisenbahnen verbunden, hat (1876) 22307 (Gemeinde 27416) E. Durch Nive und Adour wird die Stadt in drei Theile geteilt: die große Stadt mit dem alten Schloß am linken Ufer der Nive, die kleine Stadt mit dem neuen Schloß zwischen Nive und Adour, und die seit 1851 durch eine schöne Steinbrücke von sieben Bögen mit letzterer verbundene Vorstadt St.-Esprit, am rechten Ufer des Adour, welche meist von span. und port. Juden bewohnt wird und 1857 mit der Gemeinde B. vereinigt wurde. Eine Citadelle mit vier Bastionen, von Bauban 1674–79 erbaut und seit 1814 noch mehr befestigt, auf einer Anhöhe in der Vorstadt, bestreift den durch zwei lange Mauern vor Ueberschneidung gesicherten Hafenplatz und die Stadt. Der Bischof von B. steht unter dem Erzbischof von Auch und übt die geistliche Gerichtsbarkeit über das Depart. Bieocyprenäen. Die Hauptkirche ist ein altersämlich, schönes Gebäude aus dem 13. Jahrh. B. treibt beträchtlichen Handel mit Spanien und Portugal (mit welchen Ländern es in Dampfschiffverbindungen steht) sowie mit Frankreich selbst und ist Sitz mehrerer Konsulate. Die Schifffahrt ist hauptsächlich auf Stodfish- und Walfischfang gerichtet. Mastbäume und anderes Schiffbauholz von den Pyrenäen werden nach Breck und mehreren Häfen Frankreichs ausgeführt, vortreffliche Weine und gerühmte Chokolade ins westl. Europa. Berühmt sind die bayonner Schinken. Außerdem betreibt die Bevölkerung bedeutende Branntwein-, Blei-, Eisen-, Leder-, Leinwand- und andere Fabrication und unterhält Zuckerraffinerien, Glashütten, Ankerschmieden und Schiffbau. B. ist der Sitz eines Handelsgerichts und einer Handelskammer. Die Stadt hat eins der schönsten Arsenalen Frankreichs, das 5000 Gewehre und 20000 Säbel aufnehmen kann, ein Militärhospital mit 800 Betten, eine Bibliothek von 10000 Bänden, ein theol. Seminar, ein Theater, prachtvolle Quais und schöne Promenaden. Der Hafen hat wegen der Barre des Adour einen außerst schwierigen Zugang, an dessen Verbesserung man lange Zeit vergeblich gearbeitet hat. Die Barre und das gewaltig unruhige Meer machen die Einfahrt gefährlich. Statt der alten, vom Meere überall angegriffenen Steinmolen hat man jetzt Molen aus gegossenen Eisentröhren, die mit Mortel gefüllt sind und deren Zwischenräume

mit bellerbig fortzunehmenden Schären geschlossen sind. Der Hafen kann Schiffe von 4–5 m Tiefgang aufnehmen. In der Tracht und den Sitten der Bevölkerung erinnert vieles an das benachbarte Spanien, namentlich ist in der niedern Volksklasse das bascl. Gepräge wie die bascl. Sprache vorherrschend. Mädchen und Frauen, die Bayonnaises sowohl wie die Basquaises, werden wegen ihrer Schönheit, Grazie und Liebeshübschheit gerühmt.

B. ist das alte Lapurdum im Lande der Tarbelli und war schon im 3. Jahrh. Festung und Handelsplatz, seit dem 4. Jahrh. Bischofsitz und kam abwechselnd unter den Römern, Westgoten, Franken, Franken und Normannen. Die Herzöge von Gasconne, von welchen gegen Ende des 10. Jahrh. die Normannen vertrieben worden, begünstigten den Ort durch Privilegien. Nach der vorübergehenden Eroberung durch Alfons I. von Aragonien (1131) gab Herzog Wilhelm von Guyenne dem Orte eine neue Umfassung auf beiden Ufern der Nive. B. fiel 1153 nebst Guyenne an England, unter dessen Herrschaft sich seine Freiheiten und sein Wohlstand außerordentlich mehrt. Ein Matrioskentreit zu B. veranlaßte 1292 den engl.-franz. Krieg. Bei der Eroberung durch Dunois 21. Aug. 1451 blieb die Stadt bei Frankreich. Danach wurde sie kaum belagert, aber nie genommen. Sie erhielt 1602 von Ludwig XI. zwei Messen, verlor aber nach und nach ihre Municipalsrechte. Seit 1674 wurde die Stadt, als Schlüssel zu den Häfen der Bieocyprenäen, nach Vaubans Plan neu und sehr stark befestigt und völlig dem Militärgouvernement anvertraut. Wie schon am Ende des 15. Jahrh. so trat auch 1684 eine Verandlung der Adourmündung ein, die über 40 Jahre lang den Seeverkehr kört. Es sah sich die überaus wohlhabende Stadt durch den Aufenthalt der Witwe Karls II. von Spanien, die 1706–38 hier ihre Pension von 40000 Lihren verzeirte, auch in der Nähe das durch Napoleons Aufenthalt 1808 berühmt gewordene Schloß Maru erbaute. Die Risikoverwaltung, das Mercantilsystem und der Steuerdruck untergruben indes Handel und Industrie immer mehr und die Bevölkerung wurde teilweise aus. Erst als 1784 B. zum Freihafen erklärt und zum Handel nach America autorisiert worden, blühte es rasch wieder auf. Im April und Mai 1808 fanden im Schloße Maru zwischen Napoleon und der span. Königsfamilie jene Zusammentünfte statt, in welchen letztere zur Verzichtleistung auf die span. Krone überredet und gezwungen wurde. Gleichzeitig ward hier 10. Mai 1808 die Bayonner Konvention zwischen dem Großherzogtum Warschau und Frankreich unterzeichnet. Am 6. Juni wurde darauf zu B. der Kaisers Bruder Joseph als König von Spanien proklamirt und 15. Juni die span. Generalstaaten hierher zur Abfassung einer Konstitution berufen. Auch erließ Napoleon zu B. das konstitutionelle Statut, wodurch Joachim Murat zum König beider Sicilien wurde. Am 3. Nov. 1808 traf Napoleon abermals in Marrac ein und überschritt von hier aus 4. Nov. die span. Grenze. Der Kaiser schenkte der Stadt große Streden zur Anlage neuer Bauten und Anstalten, die aber meist erst a neuerer Zeit vorgenommen wurden. B. wurde 1814, nach dem Rückzuge Soult's, von den Engländern seit 27. Febr. eingegeschlossen. Die Franzosen unter Thouvenot machten einen glücklichen Ausfall und nahmen dabei den General Hope gefangen.

Während der span. Bürgerkriege war B. seit 1833 der feste Zufluchtsort span. Emigranten. Zu B. soll 1640 das nach der Stadt benannte Bajonett (s. d.) erfunden worden sein. Vgl. Morel, «B. vues historiques et description» (1836); Delasque und Duboussé, «Études historiques sur la ville de B.» (3 Bde., Bayonne 1862—75).

Bayou heißt in den südl. Staaten von Nordamerika ein nicht schiffbarer Nebenarm eines Flusses.

Bayreuth oder Baieruth, Hauptstadt des kgr. Regierungsbezirks Oberfranken und des ehemaligen Fürstentums B., Sitz der kgl. Regierung und des Schwurgerichts für Oberfranken sowie eines Landgerichts und eines prot. Konsistoriums, liegt an den Ufern des Roten Main in schöner Gegend, in 332 m Höhe, ist Knotenpunkt mehrerer Linien der Bayerischen Staatsbahn, hat breite, regelmäßige Straßen und zählt mit Einschluß der Vorstadt St. Georgen (1890) 22072 E. Die Stadt verdankt ihre heutige Gestalt glänzenden Fürsten, besonders den Markgrafen Christian, Georg Wilhelm und Friedrich, dem Gemahl der Schwester Friedrichs d. Gr. Unter letztem ist die Mehrzahl der für die damalige Zeit sehr ansehnlichen Bauwerke entstanden. Vor dem Alten Schloß, 1454 erbaut, 1565, 1576, 1578 vergrößert, 1594—99 umgebaut, nach dem Brande 1753 neu aufgebaut und jetzt von Behörden benutzt, erhebt sich seit 30. Juni 1860 das eiserne Standbild des Königs Maximilian II., von Brugger. Das Neue Schloß, ein langes Gebäude mit Flügeln, von Markgraf Friedrich 1765 aufgeführt, ist zur kgl. Wohnung eingerichtet. Vor demselben befindet sich ein Brunnen mit dem Reiterstandbild des Markgrafen Christian Ernst (gest. 1712). Unter den kirchlichen Gebäuden ist die prot. Kirche, 1439—46 im Spitzbogenstil erbaut, mit den Gräbern der meisten Markgrafen, sowie in der Vorstadt St. Georgen die Stiftskirche des Roten Adlersordens hervorzuheben. Zu den Prachtbauten des Markgrafen Friedrich gehört auch das 1747 aufgeführte Opernhaus. Vor dem Gymnasium erhebt sich seit 14. Nov. 1841 das Standbild Jean Pauls, von Schwanhäler; das ehemalige Wohnhaus Jean Pauls in der Friedrichstraße ist durch eine Gedenktafel bezeichnet. Außer dem Gymnasium befindet sich an höhern Unterrichtsanstalten zu B. auch eine Realschule (und mit derselben verbunden eine gewerbliche und kaufmännische Fortbildungsschule), mit sehr wertvollen, besonders an Petrefakten reichen Naturaliensammlung. Die Kantsbibliothek zählt 5400 Bände. Der historische Verein für Oberfranken unterhält eine Sammlung deutscher Altertümer. Auf einem Hügel bei der Stadt erhebt sich das Nationaltheater, welches Richard Wagner (der 1872 in B. lebt) zur Aufführung seiner Opern «Macht der Trilogie: »Der Ring des Nibelungen«) unter seiner Leitung errichten ließ. Der Grundstein wurde 22. Mai 1872 gelegt und im Aug. 1876 den hier die ersten Aufführungen der Nibelungenlegende statt. In St. Georgen befindet sich das Polizeihaus des Roten Adlersordens (jetzt Militärgefängnis), ferner das »Juchthaus St. Georgen« und ein Landgerichtsgefängnis. Die industrielle Thätigkeit erstreckt sich besonders auf mechan. Baumzinnerei, Zuckerraffinerie, Nähmaschinen, wirtschaftliche Maschinen, musikalische Instrumente, Leder-, Brauerei, Spiritusbereitung, Ziegelfabrikation und Glasbläserei. In der Umgebung

der Stadt liegen die Lustschlösser Eremitage (mit sehr geschmackvollen Anlagen) und Fantaasio (früher Eigentum und Aufenthalt des 28. Okt. 1881 verstorbenen Herzogs Alexander von Württemberg). In B. lebte bis zu seinem Tode (14. Nov. 1825) Jean Paul in anspruchsloser Umgebung.

Die Geschichte des Fürstentums B. (früher Kulmbach) ist in der ältern Zeit mit der von Ansbach (s. d.) verflochten. Als nach dem Tode des Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach (1603), der kinderlos starb, die sog. Fränkischen Fürstentümer an die brandenb. Kurlinie, und zwar an die jüngern Söhne des Kurfürsten Johann Georg fielen, erhielt von den letztern Joachim Ernst (gest. 1625) das Fürstentum Ansbach, dagegen dessen Bruder Christian das Fürstentum B. Letzterer (gest. 1655) verlegte die Residenz, die bisher in Kulmbach gewesen, nach der Stadt B., welche unter seinen Nachfolgern aufblühte und unter dem Markgrafen Friedrich ihren höchsten Glanz erreichte. Friedrich war 1735 seinem Vater Georg Friedrich Karl gefolgt und starb 26. Febr. 1763 ohne männliche Nachkommen. Es folgte ihm sein jüngerer Bruder Friedrich Christian, der 1769 ebenfalls ohne männliche Nachkommen starb. Das Obere Land oder das Fürstentum B. wurde jetzt noch einmal mit Ansbach unter einem Fürsten vereinigt, bis Markgraf Karl Alexander beide Fürstentümer 1791 gegen ein Zahlungsdarlehen an Preußen abtrat. Letzteres mußte die Bän. der 1806 der Verwaltung Napoleons übergeben, welcher Ansbach 1806, B. 1810 an Bayern überließ. Vgl. Lang, »Neue Geschichte des Fürstentums B.« (2 Bde., Göt. 1799—1801); Göttinger, »Lehrbuch der Landesgeschichte des Fürstentums B.« (Münch. 1808).

Bayrthoffer (Karl Theob.), Philosoph, Publizist und Politiker, geb. zu Marburg 1812, besuchte das dortige Gymnasium und seit 1829 die Universitäten Marburg und Heidelberg, wo er erst die Rechte, dann Philosophie studierte. Nachdem er sich 1834 zu Marburg als Privatdocent habilitiert, ward er 1838 außerord., 1845 ord. Professor der Philosophie daselbst. In seinen frühesten spekultativen Arbeiten, wie »Grundprobleme der Metaphysik« (Marb. 1835), »Idee des Christentums« (Marb. 1836), »Begriff der organischen Heilung des Menschen« (Marb. 1837), namentlich aber in der »Idee und Geschichte der Philosophie« (Marb. 1838), zeigt sich B. als entschiedener Hegelianer, während er in den »Beiträgen zur Naturphilosophie« (Lpz. 1839—40), in denen er die Theorie mit der Empirie zu versöhnen suchte, von seiner früheren Anschauung abwich. Publizistisch war B. namentlich seit der Entstehung der deutschslav., lichtfreundlichen und freien Gemeinden thätig. In einer Reihe von Schriften, wie »Über den Deutschslavismus« (Marb. 1845), »Das wahre Wesen der gegenwärtigen religiösen Reformation in Deutschland« (Mannh. 1846), »Der praktische Verstand und die marburger Christen« (Darmst. 1847) u. s. w., zeigte er sich als Vorkämpfer dieser Richtungen. Die Grundzüge seiner Anschauungen entwickelte er in den »Unterredungen über Weisheit, Geschichte und Kritik der Religion« (in den »Jahrbüchern für Wissenschaft und Leben«, Darmst. 1849). Wegen einer am Geburtstage des Kurfürsten zu Gunsten des Deutschslavismus gehaltenen akademischen Rede wurde B. 1846 von seiner Professur suspendiert. Seit Nov. 1848 Mitglied des kurheiss. Landtags, schloß er sich der

radikalen Partei an. Während der Session vom 26. Aug. bis 2. Sept. 1850 war er Präsident der Kammer, auch wurde er in den ständischen Ausschuss gewählt. Später ging er nach Amerika, wo er bis 1866 in Green-County in Wisconsin als Farmer und dann wesentlich von schriftstellerischen Arbeiten lebte.

Bayrischer Erbfolgekrieg, die kriegerische Verwickelung, welche sich 1778 zwischen Preußen und Sachsen einerseits und Österreich andererseits anlässlich der Frage der Erbfolge in Bayern entspann und bis 1779 dauerte. Als mit dem Tode des Kurfürsten Maximilian Joseph von Bayern, 30. Dez. 1777, die von Kaiser Ludwig stammende Linie des Mittelsächsischen Herrscherhauses ausstarb, gingen die Rechte an Bayern auf die zunächst verwandte ältere pfälzer Linie über, welcher der verstorbenen Kurfürst durch einen 19. Juni 1774 abgeschlossenen geheimen Vertrag schon bei seinen Lebzeiten den Mitbesitz Bayerns übertragen hatte. Karl Theodor von der Pfalz, der sein von Sachsen, Mecklenburg und Österreich angelegentliches Erbrecht durch Verständigung mit den letztern sicherzustellen hoffte, hatte indes den Kaiser Joseph II. von jenem Erbvertrage in Kenntnis gesetzt und willigte, als der Erbfall eintrat, 14. Jan. 1778 in die Unterzeichnung einer am 3. abgeschlossenen Konvention, der zufolge ganz Niederbayern und einige andere Gebietssteile an Österreich abgetreten wurden, wogegen dieses im übrigen das Erbrecht Karl Theodors anerkannte. Einer solchen Gebietsvergrößerung, welche das südl. Deutschland ganz an das Kaiserhaus zu fesseln drohte, trat Friedrich d. Gr. entgegen, um so mehr, als Preußens Erbansprüche auf Ansbach und Bayreuth dadurch gefährdet erschiene. Da sein Gesandter, Graf Görz, beim Kurfürsten nichts auszurichten vermochte, so bestimmte der König den nächsten erbberechtigten Agnaten der kurfürstl. Familie, Herzog Karl von Zweibrücken, gegen jenen Abtretungsvertrag Protest einzulegen. Andererseits ließ Friedrich zugleich in Wien darauf bringen, daß Österreich seine Ansprüche dem Reichstage zur Prüfung vorlege und vor der Entscheidung die schon besetzten Teile Bayerns räume. Die Gründe, welche Österreich für seine Ansprüche geltend machte, beruhten auf einem vom Kaiser Sigismund 1426 dem Herzog Albrecht von Österreich erteilten Lehnbriefe über Niederbayern, dessen Güter vielbesritten und sehr bestritten war. Kaiser Joseph wäre nun geneigt gewesen, sich mit Waffengewalt in dem Besitz der beanspruchten Landschaften zu behaupten, allein Maria Theresia wünschte den Krieg zu vermeiden und Lebensfalls die öffentliche Meinung im Reich für Österreich zu gewinnen. Sie erklärte daher, auf jede Gebietsvergrößerung durch bayr. Landesteile verzichten zu wollen, wenn Preußen sich dagegen verpflichtete, die Burggrafschaft Nürnberg nicht unmittelbar mit seiner Krone zu vereinigen: ein Zugeständnis, das in der zutreffenden Voraussetzung gemacht war, von Friedrich abgelehnt zu werden.

Der Krieg schien nun unausweichlich. Österr. Truppen zogen sich unter Laschy und Laudon an den Grenzen Schlesiens und Sachsens zusammen; der Kaiser selbst ging zur Armee; das preussische Heer rückte wieder unter Friedrich II. und dessen Bruder Prinz Heinrich ins Feld. An Friedrich schloß sich Kurfürst Friedrich August III. von Sachsen an, der als Sohn der einzigen Tochter Max

Josephs Forderungen auf die gesamte Elbthalhinterlassenschaft desselben geltend zu machen suchte. Obgleich das preuß. Heer die böhm. Grenze überschritt, war es doch die Absicht beider Teile, den Krieg womöglich nicht zum Ausbruch kommen zu lassen. Die Feindseligkeiten beschränkten sich im Verlaufe des J. 1778 auf strategische Bewegungen und unbedeutende Blütheleien, und der Eintritt des Winters unterbrach vollends diese «bemühten Unterhandlung», indem die preuß. Truppen Böhmen verließen und sich nach Sachsen und Schlesien in die Winterquartiere zurückzogen. Würdlos war die Stellung des Kurfürsten Karl Theodor, der sich teilnahmslos zuschaute. Nur als Österreich aus den im Abtretungsvertrage ihm überlassenen Gebieten nach 21 Winter in Besitz nahm, protestierte er und verlangte, daß die Bestimmungen jenes Vertrags streng aufrecht erhalten würden. Die Beweggründe seiner Politik waren nicht bloß die Furcht vor der Avernacht Österreichs, das längst nach dem gesamten Bayern trachtete, und Eitelgiltigkeit gegen seine künftigen agnatischen Erben, die ihm fehlten eigener rechtmäßiger Nachkommen, sondern geradezu die Vorliebe für seine zahlreichen natürlichen Kinder, denen er durch die Verständigung mit Österreich mannichfache Vorteile zuzuwenden hoffte.

Die Unterhandlungen vor dem Reichstage und in Wien blieben lange erfolglos. Erst als der Kaiserin Katharina von Rußland im Dez. 1778 der Teilnahme am Kriege gegen Österreich in Aussicht stellte, zeigte sich Maria Theresia einer Vermittlung geneigt, für die sie Rußland und Frankreich in Beschlag brachte. Da Friedrich II. sich damit einverstanden erklärte und seinerseits nur die Anerkennung seines Erbanspruchs auf Ansbach und Bayreuth forderte, so kam 13. Mai 1779 in Teschen ein Friedensschluß zu Stande, dessen Hauptbestimmungen außer der Anerkennung jener preussischen Forderung folgende waren: Karl Theodor erhielt ganz Bayern mit Ausnahme des Innviertels, welches an Österreich fiel; alle streitig gewesenene Lebn vom Reich und der Krone Böhmen, die der verstorbenen Kurfürst von Bayern besessen, wurden dem neuen Kurfürsten bestätigt. Die Ansprüche Sachsens wurden durch Anerkennung seiner Landeshoheit über die Schönbουργischen Herrschaften und 4 Mill. Th. von Karl Theodor zu zahlen waren, abgelöst. Mecklenburg erhielt statt der beanspruchten Landgrafschaft Leuchtenberg das unbeschränkte Privilegium de non appellando. Ausdrücklich war festgesetzt, daß die nächste erbberechtigte Linie die des Herzogs Karl von Zweibrücken sei, wodurch die Vergrößerungspläne Österreichs in Bayern auf die Fülle beseitigt wurden. Vgl. Reimann, «Geschichte des Bayerischen Erbfolgekriegs» (Lpz. 1869); Roth, «Die deutschen Mächte und der Türkenkrieg» (2 Bde., Lpz. 1871—72); Arnebt, «Geschichte Maria Theresias» (4 Bde., Wien 1876—79).

Bayrischer Hiesel, eigentlich **Wasserhiesel** Alostermeier, ein Räuberanführer, der eine Zeit lang ganz Bayern und die benachbarten Länder in Furcht und Schrecken hielt, bis zu Hisingen 1781. Erwarb sich anfänglich als gefürchteter Räuber seinen Lebensunterhalt und ward schließlich zum gemeinen Räuber. Er sammelte eine Bande zu sich, meist aus dem Bauernstande, und wurde, nachdem er eine Reihe Unthaten verübt, nach benachbarter Gegenwehr mit einem Teile seiner Bande 1771 eingefangen und in Dillingen hingerichtet.

Bayerischer Kreis, einer von den 10 Kreisen, in welche das ehemalige Deutsche Reich geteilt war. Er umfaßte zuletzt die Lurbayr., pfalz-neuburg. und leuchtenberg. Lande, die Bistümer und Stifter Salzburg, Freisingen, Regensburg., Passau, Verchenburg und mehrere Grafschaften, wie Sternstein, Orlenburg, Stauf-Ehrenfels. Jetzt gehören die Landtheile des Bayerischen Kreises zum größern Teil zu Bayern, der Rest zu Oesterreich.

Bayerischer Rheinkreis oder **Bayerische Pfalz**, s. Rheinpfalz.

Bayerischer Wald, die westliche Vorstufe des Bohmerwaldes (s. d.).

Baytsalz oder **Baisalz** (Seesalz), das aus dem Meerwasser gewonnene Salz (s. d.).

Basse, Nebenfluß der Garonne, s. Basse.

Baya (Basti der Römer), Stadt (Ciudad) von (1871) 12992 E. in der span. Provinz Granada (Andalusien) unweit des Flusses B., liegt 870 m über dem Meere zwischen der metallförmigen Sierra de B. und der isolierten, glodenförmigen Sierra de Jaconen, in einer von Obstdäumen dichtbedeckten Bega am Westrande der oben Gipfesteppes Hoga de B. Der Ort hat eine größtentheils aus Höhlen bestehende Vorstadt, eine schöne Alameda (Promenade), mehrere stattliche Kirchen und Klöster, ist gut gebaut und war zur Neuzzeit eine große, blühende und reiche Handelsstadt (Basatha) von 50000 E., nicht Malaga und Almeria das edelste Juwel in der Krone von Granada. Im J. 570 wurde sie vom Beherrschenden Leumigild den Byzantinern und III von den Mauren den Goten entrissen. In der Späterzeit war sie Bischofsitz. Die Mauren verloren sie erst 9. Dez. 1489 nach siebenmonatlicher beständiger Verteidigung an die Christen unter persönlichem Führung Isabella's. Am 10. Aug. 1810 fielen auf der Ebene von B. die Franzosen unter Soult über 20000 Spanier, die nach Murcia geworfen wurden. Die oft nach B. benannten heißen Quellen sind die bei dem nahen Städtchen Juzar (Villa von 3683 E.), am Fuße der Sierra de Jaconen (1600 m hoch), befindlichen Quellen von Benjalema. Es sind salinisch-erdige, sehr gasreiche Schwefelthermen von 33° R.

Bazine (François d'Alille), franz. Marschall, eb. 13. Febr. 1811 zu Versailles, wo sein Vater als pensionierter Offizier lebte, trat 1831 als Freiwilliger in das 37. Linienregiment, kam zur Fremdenlegion nach Algerien und wurde 1833 Unterlieutenant. In Algerien zeichnete sich B. mehrfach aus, besonders 1835 während der Expedition an der Lasta, wobei er schwer verwundet wurde. Noch in diesem Jahre ging er als Lieutenant mit der ganzen Fremdenlegion in den Dienst der Königin-Regentin von Spanien über und kämpfte hier dreie Jahre lang gegen die Karlisten. Nachdem 27. Juni 37 die Fremdenlegion in der Schlacht von Barro bei Pamplona fast vernichtet worden, lehrte nach Frankreich zurück und trat ins 4. Linienregiment, mit dem er sich vor Milianah auszeichnete. wurde hierauf in den Barreaux arabisch verdet, stieg 1844 zum Stabschef auf und erlitt 1845 das Offizierskreuz der Ehrenlegion. Beim Beginn des Krimkriegs 1854 wurde er Brigadeführer, führte als solcher die beiden Fremdenregiment vor Sebastopol und wurde nach dem Le der Festung Platonkommandant derselben. Am Sept. 1855 wurde er Divisionsgeneral und befehligte die Expedition gegen die kleine Festung

Kinburn. Im Italienischen Kriege von 1859 übernahm B. den Befehl über eine Division des 1. Armeekorps (Paraguay d'illiers), erfuhrte 8. Juni Melegnano und nahm 24. Juni hervorragenden Antheil am Sturme auf den Kirchhof von Solferino.

Die merit. Expedition von 1862—64 verschaffte B. wirklichen militärischen Ruf und ließ die Eigenschaften seines Charakters: Energie, Schlaueit, Ehrgeiz und rücksichtslose Eigensucht, klarer hervortreten. Anfänglich war B. Kommandant von Veracruz, dann führte er die 1. Division unter General Forey. Am 7. Mai 1863 schlug er den juristischen General Comonfort bei San-Lorenzo und bewirkte dadurch 18. Mai die Übergabe Puebla's. Hieran marschierte er nach Mexiko und übernahm 1. Okt. 1863, nachdem Forey abgerufen worden, den Oberbefehl über die franz. Armee. Zunächst suchte B. die Häupter der liberalen Partei, den General Donaldo und den Expräsidenten Comonfort an sich zu ziehen. Als später der Erzherzog Maximilian von Oesterreich Kaiser von Mexiko geworden, arbeitete er dessen Maßregeln entgegen. (S. Mexiko.) Auch vermählte sich B. mit einer reichen Mexikanerin, deren Familie zu den entschiedensten Feinden des neuen Kaiserreichs gehörte. Sein Verhältnis zum Kaiser Maximilian blieb bis zum Abzuge der Franzosen ein zweideutiges und gespanntes, und dieser erbat deshalb wiederholt, doch erfolglos, von Napoleon III. die Abberufung des Generals. Als sich endlich Napoleon zur Räumung Mexikos genötigt sah, hielten die franz. Streitkräfte unter B. nur noch die große Straße von Veracruz über Mexiko nach San-Luis Potosi und deren nächste Umgebung besetzt. Im Anfang des J. 1867 begann der Abzug der Franzosen; am 12. März schiffte sich B. mit dem Reste der Truppen zu Veracruz ein, nachdem er noch bis zuletzt die Maßnahmen des Kaisers Maximilian zu durchkreuzen gesucht hatte.

Durch Dekret vom 5. Sept. 1864 war B. zum Marschall von Frankreich erhoben worden. Hiermit erhielt er zugleich die Mitgliedschaft im Senat; er befehligte das 3. Armeekorps (Nancy), von wo er 1869 als Oberbefehlshaber der Kaisergarde nach Paris berufen wurde. Beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs 1870 übernahm B. das Kommando des 3. Armeekorps der sog. Rheinarmee. Als nach den Schlachten von Wörth und Spicheren (6. Aug. 1870) die Heeresabteilung des Marschalls Mac-Mahon von der bei Metz stehenden Armee abgedrängt worden war, ernannte Napoleon den Marschall B. zum Oberbefehlshaber der Rheinarmee. Am 12. Aug. übernahm B. das Kommando und versammelte alle Korps bei Metz, wohin er auch den größten Teil des 6. Korps (Marschall Canrobert) von Châlons her heranzog. Er versetzte über die Kaisergarde, das 2., 3., 4. Korps, eine Brigade des 5. und 3½ Divisionen des 6. Korps, sowie mehrere Divisionen Reiterei, zusammen gegen 225000 Mann. B. erkannte die Unmöglichkeit, die Mosellinie zu halten, und wollte das Heer hinter die Maas führen, um sich mit der bei Châlons in der Versammlung begriffenen Armee des Marschalls Mac-Mahon zu vereinigen. Durch die Schlachten bei Colombey-Rouilly (14. Aug.) und Mars-la-Tour-Bionville (16. Aug.) verzögerte sich jedoch der Abmarsch des franz. Heeres, welches bei Gravelotte (18. Aug.) geschlagen und nach Metz hineingeworfen wurde. Ein Teil der deutschen Streitkräfte schloß die Rheinarmee B.'s im Lager

von Reg. ein. B. versuchte mehrmals den ihn umgebenden eisernen Ring zu durchbrechen. Am 31. Aug. machte er einen großen Ausfall in nordwestl. Richtung, den er die ganze Nacht und den folgenden Morgen hindurch fortsetzte (Schlacht von Roisville); doch wurde er mit großem Verluste zurückgeworfen, auch kapitulirte 2. Sept. die Armee Mac-Nabons bei Sedan. Am 4. Sept. wurde in Paris die kaiserl. Herrschaft gestürzt. Die Nachricht von diesen Ereignissen veranlaßte B. zunächst von größern Unternehmungen Abstand zu nehmen. Da jedoch seit der Kapitulation von Sedan die letzte Hoffnung auf Entlass geschwunden war, überdies Mangel an Lebensmitteln, Krankheiten und allgemeine Hilflosigkeit der Truppen die Lage zu einer verzweifeltsten machten, so blieb B. nichts übrig, als 27. Okt. 1870 mit 173 000 Mann und dem gesamten Kriegsmaterial sich dem Prinzen Friedrich Karl zu ergeben. (S. Reh.) Auf Grund der Kapitulation ging er mit seiner ganzen Armee in Kriegsgefangenschaft nach Deutschland; er selbst wurde zu Kassel interniert.

Von franz. Seite wurde gegen B. der Vorwurf erhoben, derselbe habe seine Ausfälle nicht mit gehöriger Energie ausgeführt, weil er die Armee dem Napoleonischen Kaisertum in Hoffnung auf dessen Wiederherstellung habe erhalten wollen. Ein Manifest Gambettas, des Kriegsministers der provisorischen Regierung, beschuldigte B. sogar offen des Verraths. Diese Anlagen waren nicht gerechtfertigt, vielmehr hat es sich herausgestellt, daß B. durch die außerordentlichen Schwierigkeiten der polit. und militärischen Lage vor eine Aufgabe gestellt war, deren Lösung über seine Fähigkeiten ging, und daß die Regierung der nationalen Verteidigung ihn ohne jede Unterstützung gelassen hat. Nach Abschluß des Präliminarfriedens, der ihm seine Freiheit wieder gab, siedelte B. mit seiner Familie nach Genf über; später kehrte er nach Frankreich zurück, wurde zunächst unbefähigt gelassen, im Mai 1872 aber des Verraths angeklagt und verhaftet. Am 6. Okt. 1873 begannen die öffentlichen Verhandlungen des Kriegsgewichts unter Vorsitz des Herzogs von Aumale. Bei diesem Prozesse fungierte General de la Rivière als öffentlicher Ankläger, während der berühmteste Anwalt Frankreichs, Lacaud, mit Unterstützung seines Sohnes die Verteidigung führte. Es wurden 272 Zeugen (129 Militärs, worunter 2 Marschälle und 17 Generale, dann 134 männliche und 9 weibliche Civilpersonen) vorgeladen, deren Aussagen indes den objektiven Thatbestand der Anlage nicht feststellten. Am 10. Dez. wurde B. mit Stimmeinhelligkeit zum Tode und zur Degradation u. s. w. verurtheilt, indessen 12. Dez. vom Präsidenten der Republik, Marschall Mac-Nabon, unter Bestätigung der Degradation zu 20jähriger Gefängnißhaft begnadigt und von der sonst üblichen Art der Vollstreckung der Degradation entbunden. B. wurde 26. Dez. 1873 in das Fort der Insel St. Marguerite bei Cannes gebracht, begleitet von seinem treuergebenen Adjutanten, Oberst Billelte, welcher auch die Untersuchungshaft mit ihm geleitet hatte. In der Nacht vom 9. zum 10. Aug. 1874 gelang es jedoch der Gemahlin B.s, mit Unterstützung eines ihrer meist. Verwandten, den Marschall aus der Haft zu befreien und an Bord eines genues. Dampfers zu bringen. B. reiste durch die Schweiz über Solothurn nach Belgien, wo er zunächst blieb. Anfang 1875 verlegte er seinen Wohnsitz nach Madrid und

hielt sich seitdem von jeder polit. Thätigkeit fern. B. schrieb: »Rapport sommaire sur les opérations de l'armée du Rhin du 13 Août au 29 Octobre 1870« (Berl. 1870; deutsch von Reh, Berl. 1870), »Bataille de Rezonville, le 16 Août 1870. Rapport du maréchal« (Brüssl. 1870), »L'armée du Rhin depuis le 12 Août jusqu'au 29 Octobre 1870« (Par. 1872; deutsch, Epp. 1872).

Epl. von Hannelen, »Marschall B. und die Kapitulation von Reg.« (Darmst. u. Epp. 1873); Schanz, »Procès du maréchal B. Audiences du premier conseil de guerre etc.« (Par. 1874); La Brugnot, »L'affaire B., compte-rendu officiel« (Par. 1874); »Der Proceß B.« (Berl. 1874); »Der Neue Wiener« (Neue Serie, Bd. 9, Epp. 1874).

Bazancourt (César, Baron de), franz. Schriftsteller, geb. um 1810, war unter Ludwig Philipp königl. Bibliothekar im Schloß von Compiègne. Während des Orientkriegs wurde er 1855 von der kaiserl. Regierung mit einer Mission nach der Kam beauftragt, um dem Minister des Innern über die Lage und den Gang der Dinge Bericht abzugeben, die später unter dem Titel: »Cinq mois au camp devant Sébastopol« (1855) erschienen sind. Nachdem sammelte er während seines Aufenthalts in der Krim das Material zu dem interessanten Buch »L'expédition de Crimée jusqu'à la prise de Sébastopol, chronique de la guerre d'Orient« (1. Aufl., 2 Bde., 1857; deutsch, 2 Bde., Wien 1856). B. wurde 1859 von Napoleon III. auch nach Italien beordert, um eine Geschichte des ital. Feldzugs abzuschaffen. Das Werk erschien unter dem Titel »La campagne d'Italie de 1859« (2 Bde., 1860–60; deutsch von Seydt, 2 Tle., Naumb. 1860). Vor dieser Thätigkeit hatte sich B. in der literarischen Welt durch die Herausgabe einiger Salons romane bekannt gemacht. So veröffentlichte er »L'escadron volant de la reine« (2 Bde., 1836), »Un dernier soupir« (1840), »Le comte de Rieux« (1845), »Georges le Montagnard« (4 Bde., 1851), »La princesse Pallancini« (5 Bde., 1851 u. s. w.); auch schrieb er eine »Histoire de Sicile sous la domination des Normands« (2 Bde., 1856) und den histor. Roman »Les secrets de l'épée« (1861). Seinen Werken über den Krimkrieg und den Feldzug in Italien ließ B. später folgen: »Les expéditions de Chine et de Cochinchine« (2 Bde., 1861–62) und »Le Mexique contemporain« (1862). B. starb 25. Jan. 1865.

Bazar (spr. bazar, ein ursprünglich persisch, aber über den ganzen moslem. Orient verbreitetes Wort) bezeichnet bei den Morgenländern den Marktplatz, der halb offen, halb bedeckt ist. Dort findet man alle Handelsartikel zum Verkauf ausgestellt, auch versammelt sich dort die Kaufleute wie an den Handelsbörsen in Europa. Der B. in Jerusalem ist einer der schönsten, der B. in Lissabon der größte. In London, Paris, Berlin, München und andern großen Städten nennt man B. Gebäude mit zahlreichen Läden, in denen alle Arten Handelsartikel, vorzüglich Luxusgegenstände, in größter Auswahl zum Verkauf ausgestellt sind.

Bazard (Saint-Amand), Gründer des Communismus in Frankreich und Apostel des St.-Simonismus, geb. 19. Sept. 1791 zu Paris, wo brachte seine Jugend in einem kleinen Amt der Departementalverwaltung. Als glühender Republikaner widmete er sich nach der Restauration der oppositionellen Presse, stiftete dann unter dem

Bédan (der Freimaurerei die republikanische Gesellschaft der «Amis de la vérité» und gründete 1820 mit seinen Freunden Dugied und Joubert, welche die Statuten des Carbonarismus aus Reapel brachten, eine ähnliche Verbindung für Frankreich, welche schon im folgenden Jahre über 200 000 Mitglieder zählte. Wegen seiner Beteiligung an einem Aufstand in Colmar und Belfort in *contumaciam* zum Tode verurteilt, lebte er meist im Verborgenen und schrieb, nachdem er sich 1825 den St. Simons angeschlossen, Artikel für den «Producteur», das Organ dieser Schule, unter dem Pseudonym *Saint-Amand*. Gemeinschaftlich mit Enfantin unternahm er vorzüglich die Ausbildung der spekulativen Seite der Lehre. Endlich eröffnete B. 1838 in Paris Vorlesungen, in welchen er die von ihm weiter entwickelten Lehren Saint-Simons mit außerordentlichem Erfolge vortrug. Aus dieser Richtung ging auch das Hauptwerk der Schule: «*Exposition de la doctrine de Saint-Simon*» (3 Bde., 1828–30; neue Ausgabe, Par. 1864) hervor, dessen zweiter, meist von Enfantin verfasster Teil die neue soziale Religion enthält. Als nach der Julirevolution von 1830 die Schule eine freiere Bewegung nehmen durfte, drang Enfantin darauf, seiner Theorie von der Emanzipation des Weibes eine sehr weite praktische Anwendung zu geben, dem B. jedoch widerstrebte. Die Schule geriet darüber im Nov. 1831 in Spaltung, wobei sich der edle und fähigste B. für immer von ihr löste. Er starb 29. Juli 1832 zu Courtry bei Montfermeil.

Bazardjil, s. Bazardjil.

Bazorne (fr.), ein in der Nähe von Vermenton erbauter guter roter Burgunderwein.

Bazas (das Cossium, Cossio oder *Vasatae* der Römer), Stadt im franz. Depart. Gironde, Hauptort eines Arrondissements, 52 km südöstlich von Bordeaux, auf einem steilen Felsen (79 m), an dem der Drome vorbei zur Garonne fließt, ist durch Zweigbahn nach Langon mit der Südbahn verbunden und zählt (1876) 2669 (Gemeinde 5073) E., welche Gerberei, Futtmacherei und Wachszeugherstellung betreiben. B. hat ein Tribunal erster Instanz, ein geistliches Kolleg, eine bedeutende Kathedrale aus dem 13. Jahrh. mit reichen Skulpturen, einen großen Platz mit Arkaden, schöne Promenaden, Häuser aus dem 16. Jahrh., aber enge und gewundene Straßen. In der Nähe befindet sich die Quelle Trou d'Enfer, merkwürdig durch ihre Infusorien. Seit dem 6. Jahrh. bis 1790 war B. Sitz des Bischofs der Gascogne, hatte in den Stürmen der Völkerwanderung viel zu leiden, war dann Hauptort der Grafschaft Bazadois, in den engl.-franz. Kriegen gegenüber Bordeaux französisch geblieben und spielte in den Hugenottenkriegen im 16. Jahrh. und noch während der Fronde eine nicht unbedeutende Rolle.

Bazetles, Dorf im franz. Depart. Ardennen, Arrondissement Sedan, auf dem rechten Ufer und km von der Maas, am Zusammenflusse der Chiers in die Saronne. Der Ort wurde durch die Schlacht bei Sedan 1. Sept. 1870 bekannt. Das 1. bayr. Arznelcorps (von der Lann) griff B., welches von franz. Marinetruppen besetzt war, an diesem Tage von morgens 4½ Uhr an und bemächtigte sich desselben nach sechsstündigem heftigen Kampfe, zu 11 noch durch das preuß. 1. Armeekorps unterstützt. Einwohner des Dorfs schossen dabei aus den Häusern auf die Bayern und verübten auch

Grausamkeiten gegen Verwundete. Infolge des mit höchster Erbitterung geführten Häuserkampfes wurde der Ort fast vollständig zerstört.

Bazis, Ort in der Serbisch-Banatischer Militärgrenze, s. Bafisch.

Bazin (Jacques Rigomer), franz. Publizist, geb. 1771 in Rans, war zur Zeit der Revolution Haupt einer Partei (Bazinisten), welche gegen die Schreckensherrschaft opponierte, wurde deshalb verhaftet und erhielt erst nach Robespierres Sturz die Freiheit wieder. Zwei demokratische Journale, die er hierauf herausgab, wurden vom Direktorium unterdrückt; ein Pensionat, das er nach dem 18. Brumaire (1799) in Versailles gründete, mußte er bald wieder schließen. Nun gab er periodische Schriften heraus, wurde 1812 als Mitwisser der Verschwörung des Generals Rallet verhaftet und lebte nach der Restauration in Rans, wo er viele demokratische Flugschriften verfaßte. B. fiel in einem Duell mit einem jungen Offizier 20. Jan. 1820. Seine Pamphlete erschienen gesammelt unter den Titeln «*Lynx*» und «*Suite du Lynx*»; außerdem schrieb er ein Melodram «*Jacqueline d'Orbourg*» (1803), eine Tragödie «*Charlemagne*» (1807), eine Novelle «*Reides*» (1816) u. f. w.

Bazoche (Confrérie de la Bazoche) hieß in Paris von ihrem Sitz, dem Parlamentsgebäude, das lange Zeit ein königl. Palast (Basilika) war, die Körperschaft der Gelehrten (clercs) der Protokollatoren, deren Entstehung in die ersten Jahrzehnte des 14. Jahrh. fällt. Diese Körperschaft führte den Titel: «*Königreich B.*», weil ihr Oberhaupt, wie das vieler mittelalterlicher Körperschaften, «*König*» (Roi) hieß. Die dramatischen Spiele, die von diesen Schreibern und Studenten der Rechtswissenschaft ausgeführt wurden, sind vermutlich so alt als jene Körperschaft selbst. Sie entstanden teils aus den unter den Scholaren im Mittelalter üblichen Maskeraden an gewissen festlichen Tagen, wie z. B. bei der Maifeier, teils aus Darstellungen von fingierten gerichtlichen Verhandlungen (causes solennelles, causes grasses), in welchen der Wit und Humor mit der jurist. Kasuistik sich vereinte und die in den jurist. Disputationen ihre Vorläufer hatten. Zuerst mögen die Clercs Parcen gespielt haben, die früh den satirischen Charakter erhielten, welchen der «*Pathelin*», die berühmteste dieser Parcen, aufweist, der einen Prozeß zum Gegenstande hat. Oft auch wurden Personen und Handlung in das Gewand der Allegorie gekleidet, und diese allegorisch-satirischen Poesien hießen *Sotties*. Die Bazocheiens spielten ihre Parcen und *Sotties*, wenigstens das 14. Jahrh. hindurch, privatim. Die Begründung des Theaters der Passionsspieler scheint die B. veranlaßt zu haben, auch öffentlich zu spielen, und zwar führten sie im 15. Jahrh. mit königl. Privileg auch allegorische Dramen, *Moralités*, auf. Daß aber trotzdem das komische Drama auf dem Theater der B. vorherrschte, zeigen bezügliche politische Verordnungen des Parlaments, deren älteste erhaltene von 1442 ausdrücklich von «*satiras*» spricht. Nach 30 Jahren von neuem eingeschränkt und abermals umgangen, führte sie 1476 das Verbot der Spiele des Palais wie des Châtelet (b. i. der Bazocheiens) herbei. Nach Ludwigs XI. Tode begannen die Spiele von neuem und dauerten, mit Unterbrechungen, bis 1582 fort. Die B. bestand noch bis zur Revolution, wenn auch durch ein Reglement von 1744 noch mehr in ihren Privilegien beschränkt.

Ihre Hauptrechte waren ihr jedoch auch damals geblieben, sogar die Maiseier mit ihren öffentlichen Ceremonien. Vgl. A. Jähre, «Eudes historiques sur les clercs de la B.» (Par. 1856).

Vajoches-les-Hautes, Dorf im franz. Depart. Eure-et-Loir, westlich der großen Straße und Eisenbahn Paris-Orléans, 7 km nordwestlich von Artenay, unweit der Straße Chartres-Artenay. Nach diesem Dorf wird zuweilen auch die Schlacht bei Loigny-Poupry vom 2. Febr. 1870 benannt. (S. Loigny.) [däma.]

Vaggi (Giovanni Antonio), ital. Maler, f. S. o. **Vaggini** (Antonio), einer der vorzüglichsten Violinpieler der neuern Zeit und trefflicher Komponist, wurde 24. Nov. 1818 zu Brescia geboren und war ein Schüler Faustino Cantanisi. Kaum 12 J. alt trat er mit Erfolg öffentlich auf, wurde 1835 bereits Musikdirektor an einer Kirche seiner Vaterstadt, ging 1842 auf Kunstreisen, kam 1843 und seitdem wiederholt nach Deutschland und erregte allgemeine Bewunderung sowohl seiner eminenten Fertigkeit wie seines schönen Tons und vorzüglichen Vortrags wegen. Hierauf nahm er dauernden Aufenthalt in Florenz, und wurde 1873 am Konservatorium zu Mailand Professor für Kompositionslehre. V. hat zahlreiche Virtuosenstücke für sein Instrument geliefert, sich aber später der ernstern Kompositionsrichtung zugewendet und Orchesterfassaden (u. B. Ouverturen zu Shakespeares «Dear» und «Hieris «Saul»), Kammermusikstücke und geistliche Symphonien cantaten produziert.

BB (Bb) ist auf frühern franz. Mängen die Bezeichnung für die Mängeltüte Straßburg.

bb, Abbraviatur für bene bene (d. i. optime, sehr gut). — In der Musik ist es die doppelte, also um einen ganzen Ton erniedrigende Vorzeichnung.

B

B ist Abbraviatur für βασιλεύς βασιλέως βασιλευς βασιλειᾶς (König der Könige, herrschend über Könige), Titel der byzant. Kaiser.

BC, in der Musik Abkürzung für Basso continuo (f. d.).

Bechst., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Bechstein (Joh. Matthäus).

Boo., Abkürzung für Vanco.

Beblatomie (grch.) ist ein von J. Beer in Berlin angegebenen Verfahren, bei dem der Blutegel, noch während er saugt, an seinem hintern Ende eingeschnitten wird, um hierdurch den Abfluß des von ihm eingesaugten Bluts zu bewirken, während er unausgesetzt fortsaugt; man gewinnt hierdurch eine reichlichere Blutentziehung.

Bellium, ein früher in der Materia medica gebrachtes, der Myrrhe ähnlich riechendes, bitter schmeckendes Gummiharz, von Balsamodendron Africanaum **Arnott** herrührend, welches nicht selten zwischen lauslicher Myrrhe und zwischen Senegalgummi im Handel gefunden wird. Es wird aus Arabien eingeführt. Eine andere Sorte kommt aus Scinde in Ostindien und stammt von Balsamodendron Mukal Hook. Das afrikanische B. enthält bis 70 Proz. Harz, welches in Kali unlöslich ist.

Bellométer (grch.), ein von Sarlandière in Paris erfundenes Instrument, welches, zum Ersatz der immer theurer werdenden Blutegel bestimmt, aus einem mit einer kleinen Pumpe und kleinen Kanälen versehenen gläsernen Schröpfkopf besteht. Die erste Idee dazu ging 1816 von dem Engländer Whit-

ford aus; später wurde es von Grise, Heurteloup u. a. verbessert. (S. Blutegel (Lanklicher)).

B-dur (ital. be-maggiore; fr. be-su; engl. b flat major), die Dur-Tonart, bei welcher b und e um einen halben Ton erniedrigt werden, also zwei b vorgezeichnet sind; die parallele Moll-Tonart ist G-moll; f. unter Ton und Tonarten.

Be, Abkürzung (chem. Zeichen oder Symbol) für Bergkristall.

Beach (spr. Bihtsch, Sir Michael Hids), engl. Politiker, geb. 1837 in London als ältester Sohn Sir Michael Hids B. S., des achten Barons dieses Namens, wurde in Eton und in Oxford, wo er 1861 den Grad eines Masters of Arts erlangte, erzogen, 1864 als konservativer Kandidat für East-Sussex-Schire ins Unterhaus gewählt und fand, da er sich durch Kenntnisse und Redetalent bemerkbar machte, schon 1868 eine Anstellung als Sekretär für das Armenwesen im Ministerium Disraeli. Die Gefahr er bei dem Fall des Ministeriums im Febr. 1868, erlangte aber bei der Bildung des zweiten Disraeli-Ministeriums Disraeli im Febr. 1874 den bedeutenden Posten des Hauptsekretärs für Irland und 1877 einen Sitz im Kabinett. Als im Febr. 1878 Lord Carnarvon infolge abweichender Ansichten über die Orientalische Frage aus dem Ministerium trat, wurde B. an dessen Stelle zum Kolonialminister ernannt, ein Amt, das er unter schwierigen Verhältnissen mit Geschick und Energie bis zum Sturz des Ministeriums Beaconsfield im April 1880 verwaltete.

Beauchamp (spr. Bihtschibebb), Borough an der Südküste Englands, Ausläufer der South-Downs, zwischen Brighton und Hastings, bekannt durch einen Seesieg der Franzosen über die Engländer 10. Juli 1690, einer der ersten Schläge in den sog. Zweiten Koalitionskriege gegen Ludwig XV. von Frankreich. Durch die Revolution, die Jakob II. Stuart stürzte und Wilhelm III. von Oranien auf Englands Thron brachte, waren die beiden «gemachten» England und Holland, eng vereinigt, dem Meer geworden. Es galt daher für Frankreich dieses Übergewicht zu brechen. Der Moment dazu war vorzüglich gewählt. Eben war König Wilhelm III. nach Irland hinübergesegelt, um König Jakob II., der das aufständische Irland mit franz. Hilfe beherrschte, zu bekämpfen. Der engl. Admiral Herbert Lord Torrington gehörte zu den mäßigsten Whigs, die sich vom König zurückgezogen fühlten. Nur widerwillig gehorchte er dem Befehl mit seinen 50 engl.-holländ. Linien Schiffen der franz. Armada unter ihrem verdienten Admiral Tourville entgegenzugehen. Als der Kampf das holländ. Schwadron in Nachtteile brachte, ließ Torrington «in Stich»; eine plötzliche Windstille schob er später als Grund für Abbrechen der Schlacht vor. In Whitehall aber sah man dies Benehmen als Verrat an und der unbotmäßige Seemann mußte in Tower büßen. Doch ward dieser Triumph Frankreich sehr bald durch den Sieg Wilhelms des Jakob an der Boyne (f. d.) und etwas später durch den glänzenden Seesieg Russels am Kap La Houe (f. d.) verdonkelt.

Beaconsfield (spr. Biht'nshild), kleine Stadt in der engl. Grafschaft Buckingham, 56 km westnordwestlich von London, mit (1881) 3012 B. war der Lieblingsaufenthalt des Dichters G. Waller und später der Wohnst. Edmund Burke, welche beide hier starben und begraben liegen. 1848

hierem Orte erhielt Benjamin Disraeli bei seiner Erhebung in die Peerage (1876) den Titel Earl of B., nachdem seine Gemahlin bereits 1872 zur Viscountess of B. ernannt worden war.

Beaconsfield (spr. Bistl-neßild, Benjamin Disraeli, Earl of B., Viscount Hughenden), Sohn Isaac Disraeli (s. d.), heroorragender engl. Schriftsteller und Staatsmann, geb. 21. Dez. 1804 (nicht 1800, wie irrthümlich oft angegeben wird) in London, war oon jüd. Abkunft, wurde aber zur Befreiung der damals dem Judentum noch anhaftenden sozialen und polit. Nachteile aus den Rat des Dichters Samuel Rogers 1817 in einer christl. Kirche getauft. Bis zu seinem 17. Jahre besuchte er eine Privatschule in Walthamstow; dann arbeitete er fünf Jahre in dem Bureau eines londoner Sachwalters, wählte sich aber zugleich litterarischen Beschäftigungen zu und wurde durch den glänzenden Erfolg des Romans »Vivian Grey« (3 Bde., Lond. 1826–27), in welchem eine lebhaft, aber ungewüßte Einbildungskraft und ein ungewöhnliches Talent für Schilderungen aus der sog. fashionablen Welt sich kundgaben, zum Eintritt in die Laufbahn des Schriftstellers bewogen. Auf die Swift nachgebende Satire »The adventures of captain Popanilla« (1828) ließ er den Roman »The young Duke« (3 Bde., Lond. 1830) folgen, der weniger bedeutend war, während »Constance Fleming, a psychological autobiography« (4 Bde., Lond. 1832) wegen des darin zu Tage tretenden Talents für Darstellung und Analyse der Leidenschaften Aufsehen erregte. In dieser Zeit brachte die Reformbill ganz England in Aufregung, und auch B. warf sich, von einer Reise nach dem Orient zurückgekehrt, mit Eifer auf die Politik. Unter Humes und O'Connell's Einfluß schloß er sich der entschiedenen liberalen Partei an, trat 1833 als Kandidat für Marglebone auf und stellte in seiner bei dieser Gelegenheit veröffentlichten Broschüre »What is he?« ein ganz demokratisches Glaubensbekenntnis auf, während er zugleich sein die Revolution verherrlichendes »Revolutionary epick« (Lond. 1834; neue Aufl. 1864) herausgab, das man ihm später oft zum Vorwurf gemacht hat. Seine Bewerbung war indes erfolglos, und dieses Mißgeschick scheint einen Umschlag in seinen Ansichten bewirkt zu haben. Denn als er ihm 1837 gelang, für Maidstone ins Parlament gewählt zu werden, hatte er sich bereits den Konventionen genähert, die damals unter Peel mit den Whigs kämpften. Bei seinem ersten Auftreten im Unterhause ward er in einer Weise empfangen, die ihm minder entschlossenen und zuversichtlichen Geist entmutigt hätte. Doch durch Talent und Ausdauer gewann er, obgleich wegen seines extranigen Wesens im Grunde von seiner Partei anerkannt, allmählich Einfluß und bildete im Anfang der vierziger Jahre mit Lord John Russell, George Smythe u. a. die sog. Partei der Jungen England, deren Grundsätze er in einer Reihe von Schriften entwickelte, die durch Eil und bald allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Eigentlich erschien darin neben dem mit einem großen Aufwand von Abetator befürworteten System einer Mittellassen feindseligen demokratischen Monarchie die Verherrlichung der jüd. Nation, die er von in einem frühern Roman, »The wondrous life of Alroy«, zum Gegenstande gewählt hatte. Als bedeutendste von diesen Werken ist »Coningsby, the new generation« (3 Bde., Lond. 1844). In

den folgenden, »Sybil, or the two nations« (3 Bde., Lond. 1845) und »Tancred, or the new crusade« (3 Bde., Lond. 1847), findet man meist dieselben Ideen in anderer Form wieder.

Unterdessen war B. durch unerwartete Umstände zu einer wichtigen polit. Rolle gelangt. Als Peel nach langen Kämpfen das Schutzollsystem zu Gunsten des Freihandelsystems fallen ließ, warf sich B. neben Lord George Bentinck zum Führer der Protectionisten auf, griff Peel, der in der Session von 1846 die Aufhebung der Kornzölle beantragte, mit allen Mitteln seiner gewandten Dialektik, seines schneidenden Witzes und seiner bitteren Ironie an, und rettete, obgleich er die Annahme der Maßregel nicht verhindern konnte, doch die Partei vor gänzlicher Zersprengung. Zum Vertreter der Grasshopper-Buchung gewählt, erneuerte er auch in den folgenden Sessionen den Kampf. Nach dem Tode Bentinck's (1848), dem er mit »Lord George Bentinck. A biography« (Lond. 1851) ein Denkmal setzte, mußten sich die Protectionisten, welche den Reformen und beschloßen B. bisher mit einer gewissen Zurückhaltung behandelt hatten, dazu entschließen, ihn in aller Form als ihren Führer im Unterhause anzuerkennen. In dieser Stellung mußte er zugleich gegen die Whigs, die Reformen und die Peelite's Front zu machen, wobei ihm die von dem Ministerium Russell begangenen Fehler trefflich zu Hatten kamen. Als im Febr. 1852 das Whigministerium sich definitiv auflöste, konnte Graf Derby nicht umhin, den Beistand B.'s in Anspruch zu nehmen, der als Kanzler der Schatzkammer in das neue Kabinett eintrat. Um sich am Ruder zu erhalten, ließ er das Protectionssystem alsbald fallen, aber das von ihm dem Unterhause vorgelegte Budget bewies, daß er zum Finanzminister nicht das rechte Geschick habe, und die Verwerfung desselben führte schon im Dezember den Sturz des Ministeriums herbei. Der bald darauf ausbrechende Orientkrieg ließ die Parteistreitigkeiten in den Hintergrund treten. Erst nach der Niederlage Palmerston's in der Konstitutionbill gelang es den Tories, im Febr. 1858 sich wieder der Regierung zu bemächtigen, worauf B. seinen frühern Posten als Schatzkanzler einnahm. Seine finanziellen Maßregeln hatten diesmal bessern Erfolg, auch sicherte das gegenseitige Mißtrauen der Radikalen und der Whigs ihm eine Zeit lang die Majorität im Parlament; die Einigung beider gegen die von ihm eingebrachte Reformbill nötigte ihn indes schon im Juni 1859 abermals zum Rücktritt.

Während des Waffenstillstandes der Parteien, der nun, unter dem Ministerium Lord Palmerston's, fast fünf Jahre (1859–65) dauerte und besonders durch die Verwicklungen und Debatten merkwürdig war, welche der amerik. Bürgerkrieg herbeiführte, bewahrte B. eine Unabhängigkeit des Urtheils über die Ursachen und die Zwecke des großen Krieges, die ihm um so mehr zur Ehre gereichte, je seltener sie, besonders bei seiner Partei, in England zu finden war. Nach Lord Palmerston's Tode bekämpfte er in der Session von 1866 mit Geschick die Reformbill des Ministeriums Russell-Blackstone und bahnte sich durch die Niederlage derselben (Juli 1866) von neuem die Rückkehr ins Amt. Die drohende Ausbreitung der Reformagitation überzeugte ihn indes noch während desselben Jahres von der Nothwendigkeit umfassender Zugeständnisse hinsichtlich der Reform der parlamentarischen Vertretung

und 1867 brachte er eine Reformbill ins Parlament, die im Vergleich mit allen ihren Vorgängern als radikal bezeichnet werden konnte. Das staunenswerte Talent wie die unerschütterliche Beharrlichkeit, womit er diese Maßregel ersten Ranges, im Gegensatz zu den Traditionen seiner eigenen Partei, durchführte, errangen ihm seinen größten polit. Triumph und bereiteten ihm den Weg zu der letzten Stufe der Macht, welche ihm noch zu erlangen übrigblieb. Als Graf Derby im Febr. 1868 aus Gesundheitsrücksichten seine Stelle als Premierminister niederlegte, folgte B. ihm in dieser Würde nach. In seiner Antrittsrede kündete er «eine wahrhaft freisinnige Politik» an, und nach den Erfahrungen von 1867 war man keineswegs abgeneigt, seinem Versprechen Glauben zu schenken. Bald jedoch wurde es klar, daß fürs erste kein Fortschreiten auf der Bahn der Reform von ihm zu erwarten sei. Unnachgiebig bekämpfte er während der Session von 1868 die von liberaler Seite kommenden Vorschläge zu einer gründlichen Besserung der irischen Zustände und zunächst zur Entstaatlichung der irischen Kirche. Die liberalen Majoritäten des Parlaments mißachtend, erklärte er, nur dem in den allgemeinen Neuwahlen abzugebenden Urtheil der Nation weichen zu wollen. Als diese Wahlen gegen ihn entschieden, legte er noch vor dem Zusammentreten des neuen Parlaments sein Amt nieder (Dez. 1868). Die Königin bot ihm bei dieser Gelegenheit die Erhebung zur Peerswürde an. Er acceptierte dieselbe für seine Gemahlin (die Witwe seines 1838 verstorbenen Parlamentskollegen Windham Lewis, mit der er sich 1839 vermählt hatte und welche 15. Dez. 1872 als Viscountess of Beaconsfield starb), zog für sich selbst dagegen das Verbleiben in seiner früheren Stellung vor.

Nach Graf Derbys Tode (23. Okt. 1869) fiel ihm endlich die Führerschaft über die ganze konservative Partei zu, die er seitdem bis zu seinem Tode leitete. Bei der mächtigen Majorität, mit welcher sein Gegner Gladstone aus dem Wahlkampfe hervorgegangen war, beschränkte B.s Politik während der nächstfolgenden Jahre sich wesentlich auf den hartnäckigen Widerstand gegen alle großen Reformmaßregeln, welche das Ministerium Gladstone denkwürdig gemacht haben. Die Entstaatlichung der irischen Kirche, die irische Landbill, die Armereform, die Erziehungsbill, die Ballotbill wurden mit mehr oder weniger Heftigkeit von ihm bekämpft. Inzwischen aber bereitete die unaufhaltsam durchgeführte Reformpolitik der Liberalen in dem engl. Volke eine konservative Reaktion vor und nach den allgemeinen Neuwahlen vom Febr. 1874 fand B. sich zur Überraschung aller Parteien an der Spitze einer ebenso großen Majorität wie sechs Jahre früher Gladstone. Als Programm des nun von ihm gebildeten konservativen Ministeriums stellte er vorzüglich die soziale Reform, die Verbesserung der öffentlichen Gesundheitspflege und der gesellschaftlichen Zustände der arbeitenden Klassen auf; zugleich wurde angebeutet, daß in Bezug auf auswärtige Politik ein entschiedeneres Auftreten das von den Liberalen eingebüßte Ansehen Englands im Auslande zurückerobern solle. Hinsichtlich der sozialen Reform löste er sein Versprechen teilweise während der Sessionen von 1874–76 durch Verbesserung der Faktoreialten, der Friendly Society Bills, eine Akte zur Verbesserung der Wohnungen der arbeitenden Klassen, eine neue Schiffsfahrtsakte

u. a. Als Beginn des vorhergesagten entschiedenen Auftretens nach außen konnte die Reise des Prinzen von Wales nach Indien (Okt. 1875), der Kauf der Suezkanalaktien (Nov. 1875) und die Erhebung der Königin Victoria zur Kaiserin von Indien (April 1876) gelten. Alle diese Maßregeln waren zur Abwehr der vorgeblichen Eroberungspolitik Russlands in Asien bestimmt. Im Beginn der russ.-türk. Streitigkeiten war B. ganz bereit, für die Sache der Türkei in Europa mit den Russen einzutreten. Hieran wurde er jedoch verhindert durch die grobhartige Opposition, welche Gladstone als Führer der Liberalen gegen eine engl.-türk. Allianz organisierte. Dennoch trug B. durch seine drohende Haltung gegen Russland und die gleichzeitig den Türken gegebene geheime Versicherung, daß diese im äußersten Falle auf England zu zählen dürften, viel zum Scheitern der russ.-türk. Konferenz in Konstantinopel und zum Ausbruch des russisch-türkischen Krieges im J. 1877 bei. B. suchte inzwischen, da er sich bei vorrückendem Alter bei Strapazen der Geschäftsführung im Unterhalt nicht mehr gewachsen fühlte, nach Ablauf der Session von 1876 als Viscount Hugbenden und Graf B. zur Peerswürde erhoben. Während des Krieges hielt er sich, ohne seine Sympathien für die Türkei zu verleugnen, neutral. Als aber der Sieg für Russland entschied, und die Türken um eine Vermittelung nachsuchten, nahm er eine befriedigende Haltung an, indem er Jan. 1878 in engl. Flotte in die Dardanellen schickte und mit dem Abschluß des Friedens von San-Stefano, in dem er in vielen wichtigen Punkten modifiziert war, wollte, die Reserven einberief und 7000 Mann von Truppen von Indien nach Malta beorderte (April 1878). Russland willigte unter diesen Umständen in die Abhaltung eines europ. Kongresses in Berlin; aber schon ehe der letztere zusammentrat, verständigte B. sich in geheimen Verträgen mit Russland, dem er eine Anzahl wichtiger Zugeständnisse machte, und mit der Türkei, der er, gegen die Abtretung von Cypern, den Rest ihrer Besitzungen gegen künftige Angriffe garantierte. Das Belohnen dieser geheimen Verträge sowie B.s ablehnende Haltung gegen Griechenland minderte etwas den Glanz seines Auftretens auf dem Berliner Kongress. Nichtsdestoweniger wurde er bei seiner Rückkehr (16. Juli 1878) als Stifter eines «ehrenvollen Friedens» (peace with honour) mit Jubel empfangen. Die Königin verlieh ihm den Hosenorden, die Stadt London das Ehrenbürgerrecht. Überhaupt stand er um diese Zeit auf der Höhe seiner Macht und seines Ruhms als Führer im großem Sinne handelnder imperialistischer Staatsmann. Den ersten Stoß verfehlte ihm der von ihm mißbilligte, aber doch weiter geführte Krieg gegen die Zulus; den zweiten der von ihm hervorgerufene Krieg gegen Afghanistan, Kriege, welche England nicht nur große Verluste und Demütigungen zogen, sondern Verwirrung und Defizit in den Finanzen herbeiführten. Der Umschwung der öffentlichen Meinung wurde immer fühlbarer und endlich einen entscheidenden Ausbruch in den allgemeinen Neuwahlen vom April 1880, die den Grafen des Ministeriums B. zur Folge hatten. Obwohl noch immer von bedeutendem Einfluß, nahm B. doch verhältnismäßig selten an den parlamentarischen Verhandlungen teil. Bald nach seiner im März 1881 gehaltenen Rede über die

Politik in Afghanistan erkrankte er und starb unter allgemeiner Teilnahme 19. April 1881. Seinem Wunsche gemäß wurde er 24. April auf seinem Landsitz Hughenden in Budinghamshire an der Seite seiner Gemahlin und der Mrs. William (welcher B. den größten Teil seines Vermögens vererbte); aber auf den Antrag Gladstones beschloß das Parlament, ihm ein Denkmal in der Westminsterabtei zu errichten. Am 27. Febr. 1882 wurde in der Pfarrkirche zu Hughenden das ihm von der Königin Victoria gewidmete, vom Bildhauer Vest gefertigte Monument (aus sicil. Marmor) aufgestellt. Da er kinderlos starb, ist die Beerdigung mit ihm erloschen. Zu seinem Universalerben ernannte er testamentarisch den Sohn seines Bruders Ralph, Coningsby DIsraeli.

Als Schriftsteller hatte B. noch einmal die Triumphe seiner früheren Jahre durch die Romane *Lothair* (3 Bde., Lond. 1870) und *Endymion* (3 Bde., Lond. 1881; deutsch von C. Böttger, Bde., Jg. 1881) erneuert. Billige Gesamtausgaben seiner Werke wurden in der neuesten Zeit mehrfach veranstaltet. Seine Reden erschienen gesammelt als *«Constitutional reform, five speeches 1859–65»* (Lond. 1866), *«Parliamentary reform, series of speeches 1848–66»* (Lond. 1867) und *«Speeches on conservative policy of the last 10 years»* (Lond. 1870).

Vgl. Mill, *«DIsraeli the author, orator and statesman»* (Lond. 1863); Althaus, *«Engl. Charakterbilder»* (2 Bde., Berl. 1870) und *«Benjamin DIsraeli, Lord B.»* (im *«Neuen Plutarch»*, Bd. 9, 3. 1882); Brandes, *«Lord B. Ein Charakter»* (Berl. 1879).

Beagle-Ranal, f. unter Feuerland.

Beamte, f. unter Amt.

Beamtenvereine sind Associationen zur Förderung der Interessen des Beamtenstandes nach im Grundsätze der Gegenseitigkeit und Selbsthilfe. Die Wirksamkeit zur Erreichung dieses Zwecks treibt sich vornehmlich auf den Betrieb der Lebensversicherung zu Gunsten ihrer Mitglieder, auf Uebernahme von Darlehen an die Lehren und auf Verbesserung der Sparfamkeit unter denselben. Bekant bilden humanitäre Zwecke ihre Aufgabe. Die bedeutendsten dieser Vereine sind: der Erste allgemeine B. der Österreichisch-Ungarischen Monarchie Wien, gegründet 1864, seiner Entwicklung nach bedeutendste und zugleich Vorbild für die später folgenden. Der Verein erbaute in Währing bei m und in Budapest Witwen- und Waisenhäuser, ein Wochenblatt, die *«Beamten-Zeitung»*, und literarisches Jahrbuch, die *«Diöskuren»* (seit 18), herausg. Der Preussische B. in Hannover, stündet 1877, gibt die Monatschrift für Deutsche Beamte (Gründ. 1877 sq.), Eigena Hulp (Selbsth.), niederländischer B. im Haag, eine gleichzeitige Wochenchrift in Harlem heraus.

Beatus (neulat., wahrscheinlich vom frz. béte, Gelschnabel), früher Bezeichnung für einen ungetauften Studenten, Juch; dann auch f. wie dummstreifer Mensch; Beantität ober n i s m u s, das Benehmen eines solchen.

Beana (lat. Benearia), eine südl. Grenzland-Franzreichs von ungefähr 4500 qkm Flächen-welche dem größeren östl. Teile des jetzigen St. Nieder-Pyrenäen entspricht und von den Beoben Gipfeln des dichtbewaldeten Gebirges hinabsteigt zu niedern Vorbergen, die reisende

Bäche und kleinere Gebirgsflüsse vielfach durchfließen. Das Klima ist gesund, und kräftige Bergweiden unterstützen die treffliche Vieh-, besonders Pferde-zucht. Die Terrassen der steilen Thäler und Hügel sind mit Reben geschmückt; in den tiefgelegenen Gegenden gedeiht der Reis; auf den übrigen Berg-ebenen ist der Flachsbau weit verbreitet. Der mit allen Tugenden eines kräftigen Gebirgsbewohners geschmückte Bearner betreibt mit Eifer den Bergbau, besonders auf Eisen, sowie Terrassenkultur, Viehzucht und Weinwandmanufaktur. In großer Anzahl wandert auch die Bevölkerung alljährlich in die Umgegend und am häufigsten nach Navarra und Catalonien, um Arbeit zu suchen. Die eigentliche Landesprache ist, seitdem sich hier im 6. Jahrh. die Vasconen festgesetzt, die baskische, wenn auch seit der Revolution immer mehr vom Französischen verdrängt. Die Hauptstadt des Landes ist Pau (s. d.). Ein Zeitgenosse Ludwigs des Frommen, Centullus, aus dem Stamm der Herzöge von Gasconne, vereinigte die Besigungen, aus denen die Vicomté B. entstand, und deren erster Regent sein Vrenkel Centullus I. war. Unter dessen, gewöhnlich Gaston oder Centullus benannten Nachfolgern zeichnet sich besonders aus Gaston IV. (1088–1130), einer der Helden des ersten Kreuzzugs, der nach seiner Rückkehr durch eine Reihe Großthaten im Dienste des Königs Alfons I. von Aragonien Saragossa zu Lehn erhielt. Nachdem 1134 mit Centullus V. der Mannstamm der alten Vicomtes erloschen war, ließ das Land Gefahr, die Unabhängigkeit zu verlieren, indem dessen Tochter Marie 1170 den König Alfons II. von Aragonien in ihren Besigungen zum Lehnsherrn erklärte. Die empor-gekommenen Bearner griffen zu den Waffen, nötigten Marie mit ihrem Gemahl Wilhelm von Roncada zur Flucht und unterwarfen sich einem Edelmann aus Bigorre, der jedoch im zweiten Jahre seiner Herrschaft ermordet wurde. Das gleiche Schicksal hatte sein Nachfolger, ein Ritter aus Auvergne. Die Bearner wählten nun einen Sohn der Prinzessin Marie, der als Gaston VI. die Regierung bis 1215 vortrefflich führte. Ihm folgte sein Bruder Wilhelm Raimund, der ebenso wie sein Sohn nur kurze Zeit herrschte, dagegen um so länger sein Enkel Gaston VII. (1229–90). Durch die zweite Tochter des letztern, Margarethe, die mit dem Grafen Roger VII. von Foix vermählt war, ging die Vicomté in die Hände der Grafen von Foix über. Seitdem gehörte das Land mit Foix und Navarra nacheinander den Häusern Foix, Grailly und Albrecht. Johanna von Albrecht, die Erbin der Länder ihres Hauses, heiratete 1548 Anton von Bourbon und hinterließ 1572 als Erbin ihren Sohn, den nachmaligen König Heinrich IV. von Frankreich. Durch diesen, der spottweise der Bearner genannt wurde, kam B. an Frankreich, mit dessen Krone es 1620 durch Ludwig XIII. auf immer vereinigt wurde. Seitdem begann zugleich die gewaltsame Unterdrückung des Protestantismus, der seit 1560 in B. die Herrschaft gewonnen hatte. Vgl. Pierre de Marca, *«Histoire de B.»* (Par. 1640); *«Bordenave, Histoire de B. et Navarre. Publiée pour la première fois sur le manuscrit original par P. Raymond»* (Par. 1873).

Beata (Jeminiuum vom lat. beatus, glücklich), eine weibliche Person, die, ohne Nonne zu sein, wie eine solche lebt, Betschwester; auch eine vom Papst Seligsprochene; B. Virgo, selige Jungfrau,

häufige Bezeichnung der Jungfrau Maria; *Beatae memoriae*, seligen Andenkens.

Beaten (vom lat. *beatus*), Sœurs converses, Bekehrte Schwestern, Name der Tertiärinnen verschiedener religiöser Orden.

Beatificatio (lat.), sowie wie *Beatitudo* (s. d.).

Beatifikation, s. Seligsprechung.

Beattillen (sp.), kleine Federbissen in Pasteten, Torten u. s. w.

Beati possidentes (lat. Sprichwort, wörtlich: «Glücklich die Besessenen» oder «Selig ist der Besitzer») soll den Vorteil bezeichnen, den derjenige, welcher eine Sache wirklich besitzt, vor dem voraus hat, welcher nur danach strebt, weil der bloße Besitz, auch ohne alle Rechtstitel, die rechtliche Folge hat, daß der Besitzer in demselben (seiner Gewere) so lange nicht gestört werden darf, solange ihm seine Sache nicht durch ein förmliches Urteil des Richters aberkannt worden ist. Schiller sagt in «Wallensteins Tod» (Monolog III 2, Scene 4) dafür: «Sei im Besitze und du wohnst im Recht.» Das engl. Sprichwort lautet: «Possession is eleven points of the law.»

Beatiſmus (lat.), Sühnheiligkeit.

Beattitudo (lat.), Seligkeit, Glückseligkeit; *B. vestra*, Ew. Seligkeit, sonst Ehrentitel der Bischöfe und auch weltlicher Personen, jetzt nur dem Papste zukommend.

Beaton oder *Bethune* (David), Kardinal und Primas von Schottland, eifriger und mächtigster Gegner der Reformation in Schottland und der Vereinigung dieses Reichs mit England, stammte aus einer berühmten franz., nach Schottland übergesiedelten Familie und wurde 1494 geboren. Auf den Universitäten zu St. Andrews und Paris gebildet, trat er früh in den geistlichen Stand. Seine diplomatischen Talente verschafften ihm aber schon während der Minderjährigkeit Jakob's V. die Gesandtschaft in Frankreich, und nach der Rückkehr ward er 1528 zum Siegelbewahrer ernannt. Im J. 1533 brachte er in Paris die Ehe Jakob's mit Magdalene, der Tochter Franz' I., zu Stande und nach deren Tode die mit Maria von Guise, und wirkte überhaupt so eifrig für das gute Vernehmen zwischen Schottland und Frankreich, daß ihn Franz I. naturalisierte, ihm das Bistum Airepoix erteilte und seine Erhebung zum Kardinal vermittelte. Nachdem er an Stelle seines Oheims zum Erzbischof von St. Andrews ernannt worden war, veranlaßte er das Parlament zu einer strengen Verfolgung der schon sehr zahlreichen Protestanten. Im J. 1541 hintertrieb er eine Zusammenkunft Jakob's V. und Heinrich's VIII. und bewog vielmehr seinen König zur Kriegserklärung an England. Als Jakob bald nach der unglücklichen Schlacht von Solway 1542 gestorben war, brachte der Kardinal ein untergezeichnetes Testament zum Vorschein, welches ihn während der Minderjährigkeit der Maria Stuart zum Regenten erklärte. Der Adel verworf jedoch das Testament und ernannte den Grafen Arran als Prinzen von Gebüt zum Regenten. Dieser ließ B. nicht nur verhaften, sondern schloß auch, indem er sich für die Reformation erklärte, mit England ein Bündnis, nach welchem der Sohn Heinrich's VIII., Prinz Eduard von Wales, mit der jungen Königin Maria vermählt werden sollte. B. entkam jedoch aus seinem Gefängnis, stellte mit der Königin-Mutter den Grafen Lennox als Nebenbuhler Arrans auf, bemächtigte sich der jungen Kö-

nigin und nötigte den Regenten, sich mit ihm zu versöhnen, die engl. Partei zu verlassen und den prot. Glauben 1543 abzuweichen. Im Selbstge der kirchlichen und weltlichen Gewalt hielt er fortan den Katholizismus unter dem Beschutze der Trennung von England und der Verbindung mit Frankreich durch rücksichtslose Strenge aufrecht. So ließ er auf einer Visitationstour 1546 viele Protestanten hinhängen, den nachherigen Reformator Knox aus St. Andrews vertreiben und schließlich einer Provinzialsynode in Edinburgh den angehängten evang. Prediger, George Wishart, zu seinem Beisein verbrennen. Sehr bald erreichte aber auch ihn das Schicksal; in dem selben Jahre, als St. Andrews, wo er den Sohn des Regenten als Geisel gefangen hielt, wurde er 28. Juli 1546 von mehreren Edelheuten überfallen und ermordet.

Beattrig, der 83. Asteroid, s. u. Planeten.

Beattriget de Lorraine (Nicolas), als *Beattricus*, *Beattriget* genannt, Kupferstecher, geboren im ersten oder zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrh. in Trier, hieß sich hauptsächlich in Italien auf. Von 1540–62 scheint er in den gelebt zu haben. Er bildete sich nach Agostino Ingegiano und Marcantonio Raimondi und schuf mehrere bedeutende Kompositionen nach Michelangelo, welche dieser für die Marchese di Pescara, Marco Colonna, seine berühmte Freundin, gezeichnet hatte. B. s. Manier hat viel von der Weise Michelangelos, namentlich in der gewaltigen Bildung der Muskulatur. Ähnlich, aber feiner als B. s. Arbeiten sind die Blätter des Meisters mit dem Titel und des Noel Bonifacio, die daher öfters mit den seinen verwechselt werden. Er starb um 1570.

Beaton (Alex.), verdienter engl. General und Landwirt, nahm 1799 als Wellington's Vize an dem Kriege gegen Tippoo-Saib in Indien teil und schrieb später ein Werk über den Beginn und Verlauf dieses Kriegs. Nach England zurückgekehrt, zog er sich auf seine Besitzung *Knowles Farm* in der Grafschaft Sussex zurück und verfaßte in selbst die Broschüre «A new system of cultivation without lime or dung or summer-fallows» (Leitf. 1820, deutsch von Haumann unter dem Titel: «Neues Ackerbauystem ohne Dünger, Pflanz und Brache», 3. Aufl., Weim. 1841). Dieses System bestand darin, daß der schwere Thonboden, welcher in der genannten Grafschaft, nicht mehr mit Pflanzdüngung und Brachhaltung kultiviert, sondern nur mittels einer besondern, von B. selbst konstruierten Egge bearbeitet und statt der Brache mit Düngung ein rationeller Fruchtwechsel mit gleichzeitigem Brennen des Bodens eingeführt wurde. B. erzielte mit diesem System auf seiner Farm ausgezeichnete Erfolge, wenn diese auch, wie viele nachgewiesen hat, mehr der momentanen stöcklichen Verbesserung des Bodens, als einer dauernden Erhaltung der Fruchtbarkeit, welche bei B. s. System nicht möglich, zu veranlagen waren. Später ward B. Generalmajor und Gouverneur von St. Helena, wo er starb, nachdem er für die Verbesserung der dortigen Landwirtschaft eifrig gewirkt und auch hierauf beträchtliches Werk geschrieben hatte.

Beattie (James), schott. Philosoph und Dichter, geb. 25. Okt. 1735 zu Laurencekirk in der Grafschaft Kincardine, gest. 18. Aug. 1803 als Professor der Moralphilosophie zu Aberdeen, errang seinen Ruhm durch den «Essay on the nature and immutability of truth» (Edinb. 1770; Lond. 1780).

deutsch von Bernienberg, Pps. 1777), worin er Samuel Serapionismus durch Berufung auf den gefundenen Verstand (common sense) und den moralischen Sinn in einer geistlichen Darstellung zu belämpfen suchte, ohne jedoch seinem Gegner gewachsen zu sein. Mehr Wert haben seine «Dissertations moral and critical» (Lond. 1783; deutsch, 3 Bde., Pps. 1789) und die «Elements of moral sciences» (2 Bde., Lond. 1790–93), welche letztere bemerkenswerte ästhetische Erörterungen enthalten. In der Schrift «Evidences of christian religion» (2 Bde., Lond. 1786) bekennt er sich zu einem gemäßigten Theismus. Einen dauernden Namen in der engl. Literatur erwarb sich B. durch das Gedicht «The minstrel, or the progress of genius» (Zür., 1771–74), das viele wahrhaft poetische Stellen enthält. Neue Ausgaben desselben erschienen 1854 in Edinburgh sowie in London 1871 u. der von Giffilian besorgte «Library edition of the British poets» und mit Illustrationen von Berlet früher 1861 in London.

Beurlaubt (lat.), ein Genußsuchtiger.

Beatus (lat.), glücklich, glückselig. Beatus ille qui procul negotiis, Stelle aus Horaz' Oden (= 2, 1), Glücklich der, der fern von Geschäften (d. h. fern von dem lauten Treiben der Stadt, dem geschäftlichen und polit. Leben).

beau (fr.), schön; ein B., soviel wie ein Stücker;
 une monde, schöne, d. h. vornehme feine Welt;
 une sexe, schönes Geschlecht (von den Frauen);
 comte, Schönheit, schöne Frau; beauté du diable
 d. i. Schönheit des Teufels, nach einem
 schwert: le diable était beau quand il était
 une, d. i. der Teufel war schön, so lange
 jung war, d. i. er jugend gefällt, auch ohne gerade
 zu sein; Jugendfrische, Jugendreiz; dann
 auch verführerische, dämonische Schönheit.

Seignacette (Ugernum), Handelsort und be-
kannter Exportort Frankreichs, im Depart. Gard
ober-Languedoc, 24 km östlich von Nîmes, am
linken Ufer des Rhône, gegenüber Tarascon ge-
gen, mit dem es seit 1829 durch eine 520 m lange
gebrückte und einen 597 m langen, auf ab-
gegrenzten ruhenden Viadukt in Verbindung steht. Die
Stadt ist Stationsort der Linie Tarascon-Gette der
Eisenbahn. Außerdem steht B. durch Taras-
con mit der Lyon-Marseille Bahn und durch den
km langen Kanal von Aigues-Mortes, also
dreifache Weise mit dem Mittelmeer, durch den
es zugleich auch mit dem Südlanal und außer-
dem durch mehr als 30 Dampfschiffe mit Lyon in
Verbindung. Die sonst gutgebaute Stadt hat enge
Gassen, eine hübsche Parochialkirche, ein Theater
baut (1876) 7956 (Gemeinde 8777) E., welche
sich zum Theil in gewerbliche Thätigkeit und wich-
tigen Transithandel betreiben. Über dem Markplatz
am B. (so f. so) am Rhône erheben sich die Ru-
inen des Felsen Schlosses, das einst den Grenzposten
Provence gegenüber bildete. Die allberühmte
Provence-Messe von B., angeblich 1217 vom
König Ludwig VI. von Toulouse gestiftet, wird
jährlich erst 1315 erwähnt. Ihre Dauer ist durch
erst vom 6. Jan. 1806 auf jeden Tage, vom
bis 28. Juli festgesetzt. In früheren Zeiten
war die Messe, die volle Abgabenfreiheit genoss,
Kaufleuten und Prohibitoren aus allen Lan-
des Europas, aus der Levante und selbst aus Per-
sien und Armenien besuchte. Die Aufhebung der
Abgabenfreiheit seit 1632, die Krone mit dem Aus-

lande, sowie die zu Marseille, Lyon und andern großen Städten errichteten Warenlager, verringerten schon im 17. Jahrh. die Wichtigkeit und den Einfluß der Messe auf Frankreichs Handel sehr bedeutend. Noch mehr lant der Handel d. S. durch die Revolution. Der Handel des Landes beschränkt sich jetzt hauptsächlich auf Seide und Seidenfabrikate, Nimes, Schamis, Leinen, Tuch, Kouseneries, Leder, Wolle und Baumwolle, Wein, Brantwein, Olivenöl, Mandeln und andere Südsrüchte, Speereien, Parfümerien, Materialwaren. Der Warenumsatz während der Messe, die aus der Magdalenenmesse am Rhône abgehalten wird, ist auf 30 Mill. Frs. herabgegangen. D. hatte unter den Römern als Castrum und Stationsort an der (1731 entdeckten) großen Straße von Remausus (Nîmes) nach Italien Bedeutung, wie die aufgefundenen Säulenkapitale, Statuen, Mosaiken und andere Altertümer bezeugen. Im Mittelalter war der Ort eine Festung und wurde mit seinem Gebiete Erzbischof der Grafen, dann des Erzbischofs von Arles, unter dessen Oberhoheit es später auch die Grafen von Toulouse besaßen, die es wieder an die Bischofsgrafen von Carbonne zu Lehn gaben. Im 12. Jahrh. spielt die schon ansehnliche Stadt in den Schriften der Troubadours und Romanzendichter eine Rolle. Im J. 1215 wurde D. von dem Erzbischof von Arles dem Verfolger der Albigenfer, Simon von Montfort, übergeben, aber 1216 vom Grafen Raimund VI. genommen, welcher die Bürger für ihre Treue mit Belohnung und Vermehrung ihrer Privilegien bedankte; 1226 eroberte König Ludwig VIII. die Festerstadt, die seitdem der Sitz eines Seneschallats mit weitem Gebiete wurde, das sich bis zur Revolution erhielt; 1576 wurde sie einer der den Protestanten bewilligten Sicherheitsorte. In den Hugonottenkriegen hatte D. viel zu leiden, und 1632 verkörte Richelieu das Schloß, weil dessen Garnison Partei für den Herzog von Montmorency ergriffen.

Deuxce ist der Name einer Landschaft im Südwesten von Paris, aus dessen Kornkammer sie von jeher galt. Mit Chartres als Hauptstadt dehnt sie sich nördlich bis Dreux, südlich bis Bonneval aus, gehörte früher zu der Boomng Orleansnaus und bildet jetzt den größten Theil des Depart. Eure-et-Loir. Obgleich sich die Stromgebiete der Seine und Loire in der V. schneiden, durchbricht kein Höhenzug die Einformigkeit der ungleich 3300 qkm umfassenden hügellosen Ebene. Dies sowohl wie der ungemein fruchtbare, der Tertiärformation angehörende Boden begünstigt den Ackerbau in solchem Grade, daß das Depart. Eure-et-Loir dreimal mehr Getreide erzeugt als im Durchschnitt die übrigen franz. Departements. Auch Gemüse, Kunkelrüben, Krapp, Hanf, Flachs bauen die Deuxceons oder Bewohner der V. in beträchtlichen Quantitäten, und mit dem Feldbau geht eine bedeutende Zimber- und Schafzucht Hand in Hand. Im Süden bemäsert der Loir ein schönes Thal, aber das seine Nebenflüsse Conie ist nur eine sumpfige, schmale, flache Bodenrinne. Die Landschaft Dreux im nördlichen Teil der V. ist mannigfaltiger; dort trifft man anmutige Stellen in den Thälern der Trouette und der Blaise, der Eure und der Vègre, welche den schönen Wald von Dreux umfassen. Am Südrande der V. bei Batay, schlug die Jungfrau von Orleans 18. Juni 1429 die Engländer. Im Herbst 1870 war die V. der Schauplay zahlreicher Gefechte.

Beauchamp, engl. Adelsfamilie, f. Barwid.

Beauchamp (Alphonse de), franz. Geschichtschreiber und Publizist, geb. 1767 in Monaco, wo sein Vater Vahkommandant war, erhielt seine Erziehung in Paris und trat dann in sardin. Dienste, dankte aber beim Ausbruch des Kriegs mit Frankreich ab und wurde, deshalb verdächtigt, auf die Festung gebracht. Nach seiner Freilassung ging er nach Frankreich, wurde bei der pariser Polizei angestellt und verfasste die im bourbonnischen Sinne geschriebene *«Histoire de la Vendée et des Chouans»* (3 Bde., Par. 1806; 4. Aufl. 1820), welche die Unzufriedenheit der Regierung erregte. Er wurde nach Reims versetzt, dann aber zurückberufen und fand bis 1814 bei der Einnahme der indirekten Abgaben eine Anstellung. Später erhielt er von Ludwig XVIII. eine Pension. Er starb in Paris 1. Juni 1832. B. schrieb lange Zeit für den *«Moniteur»*, die *«Gazette»* und die im bourbonnischen Sinne von Michaud herausgegebene *«Biographie des hommes vivants»*. Seine zahlreichen Geschichtswerke tragen das Gepräge des Parteigeistes. Nur in seiner *«Histoire du Brésil»* (Par. 1815) und in der *«Histoire de la conquête du Pérou»* (Par. 1808) fand er weniger Gelegenheit, seine polit. Ansicht hervorzuheben zu lassen. Unter seinen übrigen Werken verdienen Erwähnung die *«Histoire de la campagne de 1814 et 1815»* (3 Bde., Par. 1818), die gegen de la Rosa gerichtete *«Histoire de la révolution du Piémont»* (Par. 1823) und *«Vie de Louis XVIII.»* (Par. 1825).

Beauchamps (Charles Louis), Ballettmeister der Großen Oper in Paris, geb. 1636 in Versailles, gest. 1706 in Paris, ließ 1681 in dem Ballett *«Les triomphes de l'amour»* zum erstenmal Damen auftreten, während bis dahin Damenrollen von Männern in Frauenkleidern getanzt wurden. Sein Verdienst um die Tanzkunst besteht darin, daß er die Tänze auf der Bühne lebhafter, mannigfaltiger und charakteristischer zu machen versuchte, als sie es bisher gewesen waren; denn bis zu seiner Zeit verband man unter einem Ballett die Ausführung einer Pavane, Gavotte, oder irgendeines andern Reichtanzes, der in einem Stück als Intermezzo eingeschaltet wurde. Er war ferner der erste, der in Frankreich den Tanz gewissen Regeln unterwarf, von denen sich einige noch heute in den Tanzschulen als Traditionen und choreographische Schulregeln erhalten haben; auch gelten die sog. fünf Positionen als seine Erfindung.

Beaufort ist der Name von 11 Ortschaften und Schlössern in Frankreich. Die bedeutendste darunter ist Beaufort-en-Ballée, eine Stadt im Depart. Maine-et-Loire (Anjou), 30 km östlich von Angers, zwischen Authion und Couasson, nahe der Westbahn gelegen. Die Stadt hat ein Kolleg. (1876) 2680 (Gemeinde 4960) E., welche Segeltuch fertigen sowie Handel mit Getreide, Hanf, Rüben, gedörrten Pflaumen und Wein unterhalten. König René kaufte B. 1469; 1842 wurde hier seiner Gemahlin, Jeanne de Laval, eine Statue errichtet.

Beaufort, verschiedene Städte in Nordamerika. Die Hafenstadt B., Hauptstadt des County Carteret im Staate Nordcarolina, an der Mündung des Newportsflusses in den Albemarlesee, besitzt den besten Hafen im Staate, von welchem namentlich dessen Hauptkapelartikel, Harz und Terpentin, verschifft werden, hatte 1860 eine Bevölkerung von 2520 Seelen und einen lebhaften Außenhandel. —

B., am Port-Royalfluß in Südcarolina, in Schiffen bis zu 4 m Tiefgang zugänglich, ist ein seit Beendigung des Bürgerkriegs fruchtig aufblühender Ort in einer vorzüglichsten Baumwohlagend gelegen, zählte 1870 nur 1739, 1880 aber 4266 E. Dazu kommt noch Town B. mit 2649 und Port Royal mit 387 E.

Beaufort, zwei Divisionen und Ortschaften in der brit. Kapkolonie in Südafrika. Beaufort-West, Division der Midland-Proving, liegt in der Großen Karroo und zählt (1875) auf 22107 qkm 8322 E., wovon 3738 Weiße. Die Hauptstadt B. mit 1585 E. ist durch eine Eisenbahn mit der Kapstadt verbunden, hat eine Bibliothek, ein Stadthaus, vier Kirchen und ein großes Wasserreservoir, das auch in der trockensten Jahreszeit nicht versiegt. — Beaufort-East oder Port Beaufort, Division der Nordostproving, zählt auf 1898 qkm 14748 E., worunter 2998 Weiße. Der Hauptort, Port Beaufort, am Kapfluß, über den eine kleine Brücke führt, zählt 1146 E. Hier belegten 3. Jan. 1851 die Engländer die Kapfen und unabhängigen Hottentotten.

Beaufort ist der Name eines berühmten Geschlechts in England, den es von einem Schloß in Anjou erhalten hat. — Johann I. B., ein natürlicher Sohn Johanns von Gaunt aus der Verbindung mit Katharina Stogniard, wurde mit seinen Geschwistern später legitimiert und von Richard II. 1397 zum Grafen von Somerset, zur Würde eines Admirals und 1398 zum Marquis von Dorset erhoben. Als Heinrich IV. ihm den letzten Titel entzog und das Parlament auf Restitution ausruft, verzichtete er freiwillig darauf zu Gunsten seines jüngsten Bruders, Thomas B., des späteren Herzogs von Exeter. Er starb 1410. — Johann II. B., Sohn des vorigen, wurde von Heinrich V. zum ersten Herzoge von Somerset ernannt und hinterließ 1444 eine einzige Tochter, Margarete, aus deren Ehe mit Edmund Tudor, Graf von Richmond, König Heinrich VII. hervorging. — Edmund B., Graf von Dorset und zweiter Herzog von Somerset, des vorigen Bruder, demobte sich nach dem Tode des Herzogs von Bedford Regent von Frankreich zu werden; doch wurde ihm Richard, Herzog von York, vorgezogen. Als 1446 dem Herzoge von York die Regentschaft von neuem auf fünf Jahre zugesprochen worden, wußte er es durch die Königin Margarete und deren Günstling, den Herzog von Suffolk, dahin zu bringen, daß Heinrich VI. sein Wort widerrief und 1447 B. die Verwaltung Frankreichs austrug. Das Unglück der engl. Waffen gegen das erstarkende Frankreich und der Haß der Rivalen drohten ihm aber bei der Rückkehr nach England 1450 verhängnisvoll zu werden. Die Günstig des Königs und der Königin hielt ihn freilich eine Zeit lang aufrecht, aber nur um den Preis des bürgerlichen Kriegs, indem ihm als Vertreter der Roten Rose Richard von York als Haupt der Weißen Rose gegenübertrat. Er kam dabei vorübergehend in den Tower. In der Schlacht bei St. Albans, wo Herzog Richard 1455 die königl. Armee besiegte, blieb B. auf dem Platze. Seine drei Söhne, Heinrich, Edmund und Johann B., suchten den Tod ihres Vaters an dem Haupte York zu rächen; die beiden erstern fanden jedoch dabei selbst ihren Untergang; sie wurden im Verlaufe des Kriegs (3. April 1463 und 6. April 1471) auf Befehl Edwards IV. von York hingerichtet. Mit

Johann, der ohne Leibeserben starb, erlosch die eheliche Linie der Herzöge von Somerset aus dem Hause B. Ein natürlicher Sohn des bereits genannten Heinrich, Karl Somerset, wurde 1506 zum Baron Herbert von Walsingham und 1514 zum Grafen von Worcester erhoben. Einer seiner Nachkommen, Henry, fünfter Graf von Worcester, ward 1642 zum Marquis von Worcester, und dessen Enkel, Henry, 1683 von Karl II. zum Herzog von B. ernannt. Von letzterem stammen die gegenwärtigen engl. Herzöge von B. ab. Jetzt führt diesen Titel Henry Charles Jigroy Somerset, Oberst a. D., geb. 1. Febr. 1824, welcher 1853 seinem Vater, dem sechsten Herzog, folgte.

Heinrich von B., der zweite natürliche Sohn Johanns von Gaunt und der Katharine Swynford, Kardinal und Bischof von Winchester und zeitweiliger Kanzler des Reichs, war in den wichtigsten Angelegenheiten seiner Zeit thätig. Auf einer Reise zum heiligen Grabe 1417 unterhielt er auf dem Konzil zu Konstanz die Wahl Mortins V., der ihn dafür zum Kardinal ernannte. Mit seinem Neffen König Heinrich V. hatte er manche Konflikte. Als dieser zur Fortsetzung des Kriegs mit Frankreich die Geistlichkeit eine neue Auflage zumutete, war B. es vorzüglich, der sich dieser Maßregel widersetzte. Er organisierte 1427 in Deutschland den Kreuzzug gegen die Hussiten, nachdem er schon 1421 mit in Böhmen gewesen war. Im J. 1431 führte er den jungen König Heinrich VI. nach Frankreich, um ihn in Paris krönen zu lassen. Ebenso war er neben Bedford eifrig, die Jungfrau von Orléans zu verderben. Vergeblich bemühte er sich danach, seinen Neffen Bedford mit dem Herzog Philipp dem Guten von Burgund zu versöhnen. Der thätkräftige, gewandte, reiche Kirchenfürst starb 11. April 1447, kurz nach dem plötzlichen Tode seines ihm lange feindlichen dritten Neffen, Herzogs Humphried von Gloucester, welcher ihm selbst zur Last gelegt wird.

Die Herzöge von B. in Frankreich stammen von der Geliebten Heinrichs IV., Gabrielle d'Estrees (s. d.), in dem der König aus Liebe zu dieser die kleine Stadt Beauport in Champagne, die ihrer Familie gehörte, 1597 zum Herzogtum erhob. Bekannt ist besonders François de Vendôme (s. d.), Herzog von B., der Enkel Gabrielles und Heinrichs IV. — Andere Grafen und Herzöge von B. oder Beaufort, die in Belgien heimisch sind, entlehnten ihren Namen einem aus der Grafschaft Namur gehörigen Schloß. Im 13. Jahrh. hatte sich das Haus in vier Zweige, B. de Cones, B. de Palais, B. de Gelles und B. de Spontin, gespalten, von denen sich namentlich die Stießer des letztern auszeichneten. Karl Albrecht von B., kaiserl. Wirkl. Geheimrat und Kämmerer, erhielt 10. Febr. 1746 die Befähigung der größt. Würde und die Ernennung zum Marquis mit fürstl. Rang. Sein Sohn Friedrich August Alexander wurde 1783 zum Herzog von B. ernannt und 1814 von den Alliierten zum Generalgouverneur von Belgien ernannt. Er starb 22. April 1817 zu Brüssel als kaiserlich-märkischer des Königs der Niederlande. Sein Sohn und Erbe des Herzogstitels war Friedrich Ludwig Labisslaus, geb. 1809, welcher d. Nov. 1854 kinderlos starb; ihm folgte sein Bruder Alfred, geb. 16. Juni 1816, als Herzog.

Beaufortia nannte Rob. Brown zu Ehren der Herzogin von Beaufort eine Gattung hahnenfußart. Insekten aus der Familie der Myrtaceen. Sie

haben ganze, immergrüne Blätter und rote Blüten in Ähren oder Büscheln. Gleich allen austral. Myrtaceen verlangen diese, in neuerer Zeit als Gewächshaus- und Topfpflanzen beliebt gewordenen Sträucher Heideerde, einen schattigen Standort und mäßige Befeuchtung während des Sommers, sowie viel Luft und Licht im Kaltbause oder Zimmer während des Winters. Ihre Vermehrung durch Ableger ist schwierig.

Beaugency, alte Stadt im franz. Depart. Loiret, Hauptort eines Kantons im Arrondissement d'Orléans, 26 km im SW. von Orléans, in schöner Lage am rechten Ufer der Loire, über welche hier eine alte Steinbrücke von 39 Bogen führt, und an der Weisbahn, die hier einen Abstieg von 25 Bogen überschreitet. Die Stadt hat eine tolle Mineralquelle und zählt (1876) 4466 E., die Brauerei, Brennerei und Lohgerberei sowie beträchtlichen Handel mit Weinessig, Brantwein, Getreide und Eisen betreiben, vorzüglich aber mit den geschätzten Weinen der Umgegend, unter denen der in der Gemeinde Taverny (gegenüber, am linken Ufer der Loire) gewonnene rote Elos de Guignes den meisten Ruf hat. Außer verschiedenen interessanten Gebäuden, wie das Stadthaus, die Kirche St.-Girmin, das alte Genovevalloster (heut eine Bettlerherberge), hat die Stadt noch den gewaltigen Donjon ihrer aus dem 10. Jahrh. stammenden vormaligen Befestigung, und ganz in der Nähe befindet sich ein großartiges Druidendenkmal. Seit dem 7. Jahrh. hatte der Ort eigene Herren (Barone), und die Karolinger besaßen dieselbe eine Pfalz (Palatium). Zu B. wurden 1104 und 1152 Konzilien abgehalten. Als Boyst Alexander III. 1163—65 sich in Frankreich aufhielt, nahm er hier längere Zeit seinen Wohnsitz. König Philipp IV. erwarb 1291 die Baronie durch Kauf. In den Kriegen zwischen Engländern und Franzosen wiederholt erobert, gelangte B. später an den Kaiser Rudolph und dessen Nachkommen und 1498 wieder an die Krone. Heinrich IV. beschenkte damit seine Geliebte Henriette von Balzac, und später kam es in Besitz der Familie Orléans. Im Hugonottenkriege wurde B. 1562 vom Prinzen Condé erobert und geplündert, 1567 und 1568 obermals verheert und 1597 durch die Pest fast entvölkert. Im Deutsch-Französischen Kriege schlug S. Dez. 1870 der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, welcher nach der Schlacht bei Orléans mit dem 1. bayer. Armeekorps, der 2. und 4. Kavalleriedivision, der 17. und 22. Infanteriedivision gegen Tours vorrückte, die franz. Zweite Loire-Armee des Generals Chanu, welche in Stärke von vier Armeekorps zwischen B. und dem Walde von Marchenoir stand, und warf dieselbe in der Richtung auf Le Mans zurück.

Beauparnais, altes franz. Adelsgeschlecht, dessen ältester Anführer Guillaume A., Seigneur de Miramon und de la Chausée, sich 20. Jan. 1390 mit Marguerite de Bourges verheiratete. — François (geb. 1714) wurde 2. Juni 1750 Graf und 1756 Marquis de la Ferté-B. — Sein Sohn Alexandre, Vicomte de B., geb. 28. Mai 1760 auf der Insel Martinique, diente in einem dortigen Infanterieregiment und war Major, als er bei selbst seine reiche Landmännin, Josephine (s. d.) Tochter de la Pagerie, spätere Gemahlin Napoleons, heiratete. In dem amerik. Freiheitskriege kämpfte er unter General Rochambeau mit Auszeichnung und wurde deshalb bei seiner Rückkehr nach Frankreich vom Hofe sehr gut empfangen. Beim

Ausbruch der Revolution wurde er von dem Adel zu Blois zu den Generalstaaten abgeordnet und war einer der ersten, die mit dem dritten Stande stimmten. In der Nacht vom 4. Aug. erklärte er sich für die Abschaffung der Privilegien, für die Zulassung aller Bürger zu den Staatsämtern und für die Gleichheit vor Gericht. Als Sekretär der Nationalversammlung wirkte er in gleicher Richtung. Nach dem blutig unterdrückten Aufstande zu Nancy vertheidigte er den General Bouville, wodurch er sich die Volksgunst verschaffte. Als 21. Juni 1791 die Nationalversammlung die Flucht des Königs erfuhr, hielt er durch seine Besonnenheit die Versammlung von übereilten Maßregeln zurück. Zu Anfang des August trat er aus der Nationalversammlung, deren Präsident er zweimal gewesen war, ging als Generalsubstitut zur Nordarmee, schlug sich unter General Custine bei Solifons, weigerte sich jedoch 1793, das Kriegsministerium zu übernehmen, und reichte sogar als Obergeneral der Rheinarmee, wozu er erhoben worden, seine Abtönung ein, weil man den Adel aus der Armee stieß. Unter der Schredenherrschaft wurde er von der Grenze in das Innere Frankreichs verwiesen und begab sich auf sein Landgut zu Jertz-Imbault. Seine Feinde verbreiteten das Gerücht, daß er zur Übergabe von Mainz beigetragen, und diese Denunciation hatte zur Folge, daß er nach Paris gebracht und von dem Revolutionstribunal zum Tode verurteilt wurde. Er bestieg 23. Juli 1794 mit großer Fassung das Schafott.

Sein Sohn Eugen, zur Zeit des franz. Kaiserreichs Bisconig von Italien, ward später Herzog von Leuchtenberg (s. d.); seine Tochter Hortensia vermählte sich mit Ludwig Bonaparte (s. d.), dem Könige von Holland.

Beauharnais (François, Marquis de), der ältere Bruder des vorigen, geb. 12. Aug. 1756 zu La Rochelle, hielt sich in der Nationalversammlung zur Partei des Adels und protestierte gegen alle Beschlässe jener Versammlung. Er entwarf 1792 einen neuen Plan mit d'Herouilly, de Briges und de Bloménil zur Entweichung der königl. Familie, und ging, als derselbe an der Verhaftung seines Begleiters, des Barons Chambon, gescheitert, zur Armee des Prinzen Condé, wo er als Generalmajor angestellt wurde. Von hier aus schrieb er während des Prozesses des Königs an den Konvent einen Brief, in welchem er sich zum Verteidiger des Königs erbot. Nach dem 18. Brumaire ließ er durch seine Schwägerin Josephine, die inzwischen die Gemahlin Bonapartes geworden, demselben als Erstem Konjunkt einen Brief einhändigen, in welchem er ihm riet, den einzigen Ausweg, der ihm noch fehle, zu erwirken, indem er den Bourbonen das Scepter von Frankreich zurückgebe. Obgleich Bonaparte durch dies Ansuchen verletzt schien, durfte doch B. in Folge der Vermählung seiner Tochter mit Napoleone, dem Adjutanten des Kaisers, 1804 nach Frankreich zurückkehren. Er vermachte sich nicht, aus den Händen Napoleons 1806 den Gesandtschaftsposten am Hofe von Sturien und 1807 den zu Madrid zu übernehmen. Hier ließ er sich, gegen die Politik Napoleons, in Verbindung mit dem Prinzen von Asturien, nachmaligem Könige Ferdinand VII., gegen den Friedensfürsten ein, weshalb der Kaiser ihn zurückrief und nach Sologno, wo er ein Familiengut besaß, verbannte. Erst nach der Restauration kehrte er nach Paris zurück, wurde 1814 zum Pair erhoben und starb 4. März 1846 zu Paris.

Aus seiner ersten Ehe mit seiner Nichte Marie Françoise von B. stammt Emilie Louise von B., welche sich 1802 mit Anton Maria Comans, Grafen von Lavalette (s. d.), verheiratete, den sie 24. Dez. 1815 vom Tode rettete.

Beauharnais (Claude, Graf), Sohn eines Oheims der vorhergenannten Brüder und der unter dem Namen Jannig bekannten Dichterin, geb. 29. Sept. 1756, war erst Offizier in der Garde Ludwigs XVI. und trat bei Zusammenberufung der Generalstaaten als Deputierter des Adels in die Versammlung. Mit Errichtung des Kaiserreichs wurde er Senator und 1810 Ehrenritter der Kaiserin Marie Louise. Nach der Restauration wurde er im Juni 1814 zum Pair ernannt, behielt auch später diese Würde, da er während der hundert Tage kein Amt angenommen hatte. B. starb zu Paris 10. Jan. 1819. — Seine ältere Tochter Stephanie (s. d.), ein Sproß aus seiner ersten Ehe mit der Gräfin Marneja, wurde durch Napoleon 1806 mit dem damaligen Erbprinzen, spätem Großherzog Karl Ludwig von Baden vermählt. — Die Mutter des Grafen Claude B., die Dichterin Jannig, hieß eigentlich Marie Anne Françoise Rouchard und war 1738 zu Paris als die Tochter des Generaleinnehmers der Champagne geboren. Seit 1753 mit dem Vater des Grafen Claude B. vermählt, trennte sie sich bald wieder von ihm Gatten und lebte seitdem zu Paris ganz ihrer Abgung für die Litteratur. Sie veröffentlichte mehrere dramatische, phils. und andere Dichtungen sowie Romane, die jetzt veraltet sind. Sie starb 2. Juli 1813 zu Paris.

Beaujeu, Stadt im franz. Depart. Rhône, 50 km im NNO. von Lyon, 20 km von Villefranche, am Ardière und am Fuße eines Bergs, dessen Gipfel die Ruinen eines uralten festen, 1601 geschaffenen Schlosses tronen. Die Stadt ist durch eine Joug-bahn nach Belleville mit der Paris-Lyoner Eisenbahn verbunden, zählt (1876) 3043 (Gemeinde 3890) E., hat Papierfabrikation, Leinwandweberei und handelt mit Getreide, Mehl, Eisen und namentlich mit selbsthergautem, gutem Weine. Sie war die ältere, wie Villefranche die spätere Hauptstadt der sehr fruchtbaren Landschaft Beaujolais, welche vom Rhône bis zur Loire reicht und jahrhundertlang eine der berühmtesten Baronien Frankreichs bildete. Noch im 14. Jahrhundert Dombes (jetzt bei Rhône) kam die Herrschaft durch Vermächtnis des letzten Barons 1400 an den Herzog Ludwig II. von Bourbon, 1531 aber durch Franz I. an die Krone und umfaßte den nördl. Teil des Gouvernements Lyonnais. Den Hauptreichtum des Landes bildet Wein (Beaujolaiswein), der nicht denen der nördlich angrenzenden Landschaft Maconnais im Handel allgemein unter dem Namen Maconnais bekannt ist und gewöhnlich zu den Burgundweinen gerechnet wird. Mittelpunkt für die Fabrikation der aus Leinen und Baumwolle bestehenden Erzeugnisse Beaujolais heißen, ist das nahe Val de Conrs (s. d.).

Beaulieu heißen in Frankreich zahlreiche Ortschaften, Schlösser u. s. w. Darunter ist wichtig die Stadt Beaulieu-sur-Ménoire im Depart. Corrèze an der Dordogne, unterhalb der Mündung der Ménoire; dieselbe hat (1876) 2220 (Gemeinde 2567) E., eine allfische, eisenhaltige Mineralquelle, geschätzten Weinbau, Messerschmieden, Zuckfang, eine Bleimine, eine 200 m lange Hängstraße

und ein Schloß. In der ehemaligen Abtei (Bellus locus) dieser Stadt wurde das in der Geschichte der hugenottenkriege berühmte Pacificationsedikt vom 6. Mai 1576 erlassen.

Beaulieu (Jean Pierre, Freiherr von), österr. General, geb. zu Namur 26. Oct. 1725, trat schon 1743 in österr. Kriegsdienste und fand während des Siebenjährigen Kriegs mehrfache Gelegenheit, sich unter Taur auszuzeichnen. Nach dem Frieden widmete er sich fast ausschließlich der Kunst und Wissenschaft, erhielt 1768 den Oberstenrang und eine Stellung in den Niederlanden, wurde 1789 Generalquartiermeister für den gegen die belg. Insurgenten zusammengezogenen Truppen und stieg infolge glücklicher und umsichtiger Operationen schnell zum Generalmajor und Feldzeugmeister. Im Feldzuge von 1792 lieferte er den Franzosen verschiedene kleinere Gefechte und beteiligte sich hervortragend an der Schlacht bei Jemappes. Im J. 1796 erhielt er den Oberbefehl über die ital. Armee gegen Bonaparte, operierte sehr unglücklich und legte nach dem Treffen bei Lodi und dem Verluste der Lombardei das Kommando nieder, das nun Wurmser übertragen wurde. Seitdem lebte er in Zurückgezogenheit auf seinem Gute bei Linz, wo er 22. Dez. 1819 starb.

Beaulieu-Marcoussay (Karl Olivier, Freiherr von), Diplomat und namhafter Kulturhistoriker, geb. 5. Sept. 1811 in Minden, stammt aus einer 1686 ausgewanderten franz. Emigrantenfamilie, besuchte das Gymnasium zu Oldenburg, studierte 1829—32 in Heidelberg, Jena und Göttingen die Rechte und trat, nachdem er ein Jahr in Frankreich verlebte hatte, in den oldenburg. Staatsdienst. Als Amtsauditor in Jever (1835—39) machte er sich bekannt durch eine vieraktige Tragikomödie in Versen, welche einen Vorgang in dem berühmten Bentinckschen Erbschaftsprozess behandelte, nämlich den Versuch des Grafen Karl Anton Ferdinand von Bentinck, sich mit Gewalt in den Besitz der Burg Rapphausen zu setzen. Dieses Werk wurde in Tausenden von Abschriften verbreitet, blieb aber ungedruckt. Im J. 1839 wurde B. an das Amt Rastede versetzt, verdrängte dann ein Jahr in Gesellschaft des Prinzen Hermann von Wied in Italien und wurde nach der Rückkehr in die Finanzkammer berufen; 1843 trat B. als Geh. Referendar in das sachsen-weimar. Staatsministerium über, nahm jedoch infolge der Ereignisse des J. 1848 seine Entlassung und wurde hierauf zum Hofmarschall und 1853 zum Oberhofmeister der Großherzogin Sophie ernannt. Eine rastlose Thätigkeit entfaltete B. seit 1851, wo er die Intendanz des Hoftheaters zu Weimar übernahm, die er bis 1857 mit kurzen Unterbrechungen führte. Nachdem B. in der Folge an der Gründung und Förderung zahlreicher, die verschiedensten Zwecke verfolgender Vereine und Anstalten sich beteiligt und mehrere diplomatische Sendungen ausgeführt hatte, wurde er im Juli 1864 zum Bundesstaatssekretär des herzoglich-sächsl. Regierungen ernannt. Nach Auflösung des Bundesstaats 1866 nahm er in Dresden seinen Aufenthalt. Hier veröffentlichte er u. a.: »Anna Amalia, Karl August und der Minister von Frikisch« (Weim. 1874), »Ernst August, Herzog von Sachsen-Weimar-Eisenach« (Eyz. 1872), »Der Hubertusburger Friede« (Eyz. 1871), »Ausgewählte Gedichte« von Apollonius von Raitzig (mit Biographie des Dichters, Weim. 1873), »Karl von Dalberg und seine Zeit« (2 Bde., Weim. 1879).

Conversations-Repert. 12. Aufl. II.

Beaumanoir (Jean, Chevalier de), ein Ritter aus der Bretagne, war der Waffengefährte Duguesclins und ist namentlich berühmt durch seine Verteidigung der Stadt Josselin (1351) und den dabei stattgefundenen »Kampf der Dreißig«, einen Zweikampf zwischen 30 Engländern und 29 Franzosen nebst B. als ihrem Führer.

Beaumanoir (Philipp, Chevalier de) gehörte einer Adelsfamilie der Bretagne an, wurde Landrichter des Grafen von Clermont, ging 1289 als Gefandter des Königs Philipp IV. von Frankreich zur Wahrung der Kronrechte nach Rom und starb 1296. Von B. rühmt das für die Kenntnis des altfranz. Rechts wichtige Werk »Costumes de Beauvoisis« her, welches zum erstenmal mit Noten und einem Glossarium von La Thaumassière (Par. 1690) veröffentlicht und in neuerer Zeit wieder von Gerai Beugnot (2 Bde., Par. 1842) herausgegeben wurde.

Beaumarchais (Pierre Augustin Caron de), berühmter franz. Dramatiker und Publizist, geb. 24. Jan. 1732 zu Paris, war der Sohn eines Uhrmachers und trieb anfangs das Gewerbe seines Vaters, widmete sich daneben aber auch mit Eifer der Musik. Seine musikalischen Talente und die Gabe gewandter Unterhaltung machten ihn in den höhern Kreisen der Gesellschaft beliebt. Er wurde Lehrer der Töchter Ludwigs XV. im Harfenspiel und kam durch die Heirat (1755) mit der Witwe Franquet, die schon im Sept. 1757 starb, in Besitz ansehnlicher Mittel, während ihm der Verkehr mit dem Hofe einflußreiche Freunde verschaffte. Während eines längern Aufenthalts, welchen er 1764 im Interesse seiner Speculationen zu Madrid nehmen mußte, rächte er die verletzte Ehre seiner Schwester durch ein Duell mit deren Verfährer Clavijo (s. d.). Durch eine zweite Heirat (April 1768) mit der reichen Witwe Venéque, die er wiederum bald (1770) durch den Tod verlor, erhielt sein Vermögen noch einen namhaften Zuwachs. Mittlen unter lauffmännischen Speculationen war B. mit zwei Schaupielen: »Eugénie« (1767) und »Les deux amis« (1770) an die Öffentlichkeit getreten, von denen jedoch nur das erstere sich auf der Bühne erhielt. Nach dem Tode Duverney's (Juli 1770) geriet er mit dem Erben seines Geschäftsfreundes, dem Grafen La Roche, in einen Prozeß, welcher für ihn die Gelegenheit wurde, sein glänzendes Talent zu bekunden. Der Prozeß wurde vor dem Parlament geführt, und Gegenstand desselben war eine rückständige Schuldforderung des Erben an B. Um Zugang zu dem mit dem Prozeß betrauten Referenten am Gerichtshofe, Namens Goemann, zu erlangen, hatte B. der Gemahlin des letztern ein ansehnliches Geschenk gemacht. Als er dennoch den Prozeß verlor, erhielt er das Geschenk zurück bis auf 15 Louisdor, welche für den Sekretär Goemann bestimmt gewesen sein sollten. Hieraus entstand ein neuer Prozeß (1773) wegen Verleumdung und verurtheilter Falschung. B. wurde vom Gericht für bürgerlich ehrlos erklärt und entging nur mit Mühe der Brandmarkung. Da schrieb er zu seiner Verteidigung die berühmten »Mémoires« (1774; dazu später »Suite de mémoires«, 1778), in denen er die Menschen- und Bürgerrechte mit seiner Sache in Verbindung zu setzen wußte. Zugleich enthielt er schonungslos die Missethäter der damaligen Rechtspflege und rief so eine allgemeine Aufregung im Publikum zu seinen Gunsten hervor. Diese Memoiren sind ein Meisterstück

der Darstellung, zeigen unnachahmliche Kraft, Naivität und Originalität des Ausdrucks, sowie die feinste Satire, die scharfsinnigste Dialektik und ein Feuer, das noch jetzt hinreißend wirkt. Man sah sich demzufolge genötigt, jenen ersten Spruch des Parlaments zu kassieren und die Sache durch eine Art von Vergleich zu beenden. Die Erfolge, welche A. durch den Ausgang seines Prozesses vor der Öffentlichkeit erzielte, veranlaßte er nach einer andern Seite hin durch seine beiden klassischen Theaterstücke *«Le barbier de Séville»* (1775) und *«Mariage de Figaro»* (1784), die ihn in Frankreich zu dem beliebtesten Dichter seiner Zeit erhoben. Für die Unabhängigkeit der nordamerik. Kolonien begeistert, unternahm er es mit großem Geschick, den Aufständischen Kriegsbedürfnisse zuzuführen, wodurch er zugleich Millionen gewonnen haben soll. In einen zweiten Prozeß (1781) wegen Beihilfe zur Entführung der Frau Kornmann verwickelt, fand er an Vergasse einen überlegenen Gegner. A. ließ jetzt wieder *«Mémoires»* erscheinen, aber ohne den früheren Erfolg. Er gewann zwar seinen Prozeß, doch nicht die Gunst des Publikums. Seine Oper *«Tarare»* (1787) erschütterte dazu seinen Ruf als Dichter, und auch sein Schauspiel *«La mère coupable»* (1792), welches in innerm Zusammenhang mit dem *«Figaro»* steht, konnte den erhofften Beifall nicht finden. Eine Prochlaugabe von den Werken Voltaires, deren sehr unvollkommene Ausführung dem ungeheuern Kostenaufwande nicht entsprach, führte für ihn den Verlust von fast einer Million herbei. Bedeutende Summen kostete ihm 1792 auch das Unternehmen, 60 000 Gewehre für das republikanische Heer zu schaffen. Wegen seines Verhaltens in dieser Angelegenheit suchte er sich in *«Mes six époques»* (1793), seiner letzten Schrift, zu rechtfertigen, die ihm jedoch die öffentliche Meinung nicht wieder zuwandte. V. starb 19. Mai 1799. Ausgaben seiner Werke besorgten Gubin (7 Bde., Par. 1809), Jurné (6 Bde., Par. 1827), de Marescot und de Hovill (Par. 1869) und Moland (Par. 1874). Eine Gesamtausgabe seiner *Mémoires* erschien von Sainte-Beuve (Par. 1857) und eine andere in 5 Bänden (Par. 1868). Eine deutsche Übersetzung eines Teils derselben lieferte Fernald (Stuttg. 1839). Vgl. *Vomerie*, »B. et son temps« (2 Bde., Par. 1856); *Quot*, »B. en Allemagne« (Par. 1869).

Beaumaris, Seehafenstadt im Fürstentum Wales, Hauptstadt der Grafschaft und Insel Anglesey, an deren Ostküste an der malerischen und sichern Beaumaris-Bai, zählt (1881) 2241 E., welche starken Handel treiben, und das besuchte Seebäder sowie Ruinen eines von König Edward I. 1295 erbauten Schlosses.

Beaumelle (Laurent Angliviel de la), franz. Schriftsteller, geb. 28. Jan. 1726 zu Valleraugue (Depart. Gard) aus prot. Familie, wurde aber in der luth. Religion erzogen, ging 1745 in Genf zur reform. Kirche über und wurde 1749 Professor der franz. Literatur in Kopenhagen. V. ging 1751 nach Berlin, wo er sich bald mit Voltaire überwarf, weshalb er 1752 nach Paris zurückkehrte. Hier brachten ihn seine *«Notes sur le siècle de Louis XIV.»* (3 Bde., Frankfurt. 1753) auf ein halbes Jahr in die Bastille. Die Veröffentlichung von Briefen der Frau von Maintenon in dem Werk *«Mémoires pour servir à l'histoire de Madame de Maintenon»* (9 Bde., Amsterd. 1755–56) brachte ihn 1756 nochmals auf ein Jahr dahin. Nun ließ er sich zu

Toulouse nieder, da ihm der Aufenthalt in Paris verboten wurde, erhielt 1770 eine Stelle an der königl. Bibliothek und starb 17. Nov. 1773. V. hat sich hauptsächlich durch seine erbitterte literarische Fehde gegen Voltaire bekannt gemacht. Unter seinen Schriften sind noch zu erwähnen: *«Mes procès ou qu'en d'ira-t-on?»* (Kopenh. 1751; deutsch. Glogau 1754) und *«Réponse au supplément au siècle de Louis XIV ou Lettres à Voltaire»* (1754; deutsch. Jena 1754).

Beaumont (Bellus mons oder Belmontian, d. i. Schönberg) heißen etwa 30 Ortschaften und Schlösser in Frankreich. — **Beaumont-de-Lozanne**, Stadt im Depart. Tarn-Garonne, 33 km im N. von Montauban, links an der Garonne in 138 m Höhe in einem fruchtbaren, aber unmutigen Thale gelegen und sehr regelmäßig gebaut, zählt (1876) 3608 (Gemeinde 4513) E., die Web-, Spinnerei, Tuchfabrikation, Gerberei und Zementbrennerei, sowie Handel mit Wein, Holz, Eisen und Getreide treiben. — **Beaumont-en-Auge**, Siedel im Depart. Calvados, Arrondissement Pont-l'Évêque, im normann. Ländchen Auge, zählt 770 E. und hatte ehemals eine Priorei und ein königl. militär. Collège. Es ist der Geburtsort des Romantikers Eugène Delacroix. — **Beaumont-la-Ferrite** (früher B.-les-Jorges), Dorf im Depart. Nièvre, Arrondissement Cosne, dessen 440 E. Eisen- und Stahlgießereien, Anker- und Waffenfabriken unterhalten. — **Beaumont-le-Roger**, Stadt im Depart. Eure, an der Risle und der Weichsel von Paris nach Cherbourg, mit 2000 E., die sich mit Fertigung von Feinwand, Mehl, El., Glas, Tuch beschäftigen und Viehmärkte halten. Die Gemeinde Roger ist überreich an Wasser. Der Ort bildet seit dem 10. Jahrh. eine Herrschaft der Herzöge von der Normandie und erhielt 1040 ein sehr starkes Schloss und gleichzeitig unterhalb desselben eine Benediktinerabtei. Das Schloss und die Stadt wurden in den Kriegen zwischen Frankreich und England blutig erobert und verheert und gelangten am Ende des 15. Jahrh. zur Grafschaft Coreux. — **Beaumont-sur-Oise**, Stadt im Depart. Seine-Oise, 41 km im N. von Paris, an der Oise und an der Nordbahn gelegen, hat 2696 E., welche sich hauptsächlich mit Posamentier- und Eisenarbeiten, Gerberei, Glasfabrikation, Handel mit Getreide, Schmalz und Geflügel, und mit Flußschifferei beschäftigen. Die Stadt hatte ehemals den Titel einer Grafschaft und ein Schloss, von dem noch ein Turm steht. — **Beaumont-sur-Sarthe** oder **Beaumont-le-Vicomte**, Stadt im Depart. Sarthe, Arrondissement Mamers, in 75 m Höhe amphitheatralisch am Abhange eines Hügelns an der Sarthe und an der Eisenbahn Caen-Nantes gelegen, über welche ein Hängebrücke führt, zählt 1657 (Gemeinde 2028) E., die eine nicht unbedeutende Woll- und Baumwollindustrie, auch ziemlich beträchtlichen Handel mit Getreide und Geflügel betreiben. Auch die Stadt liegt in den engl.-franz. Kriegen hart. Im J. 1563 wurde V. zum Pariser-Vergeltung zu Gunsten der Französischen von Alençon, Gemahlin Karls von Bourbon, erhoben.

Beaumont, Stadt im franz. Depart. Ardennes, am linken Ufer der Maas, auf 252 m hohem Felsen 22 km südöstlich von Sedan, zählt 1306 E. Der Ort ist geschichtlich bemerkenswert zunächst wegen der hier 26. April 1794 erfolgten Vereinigung der franz. Ardennen mit der Nordarmee und der

Erkärnung der Höhen von Boffut durch die Eiferreicher. Bei B. wurde ferner 30. Aug. 1870 der Marshall MacMahon auf dem Marfch von Châlons nach Metz von der deutschen Maasarmee unter dem Kronprinzen von Sachfen überraschend angegriffen und zur Schlacht gezwungen. Das 5. franz. Korps unter de Failly ließ sich im Lager südlich vor B. von dem 4. preussischen überfallen und konnte sich erst hinter B. auf den Höhen, wo es von zwei andern Korps aufgenommen wurde, entziehen. Die Preußen nahmen B.; 150 Geschütze vom 4. Korps vertrieben die feindlichen, welche nördlich von B. von Harnotterie-Jerne bis Le Fayt hin standen, und der Wald von Girondeau wurde nach blutigem Gefecht genommen. Gegen Ende der Schlacht griffen noch bagr. Truppen von der Dritten deutschen Armee (Kronprinz von Preußen) mit gutem Erfolge auf dem linken Flügel in den Kampf ein. Der Feind wurde über die Maas gedrängt. Marshall MacMahon sowie Kaiser Napoleon III. waren während des Kampfes auf den Höhen des linken Maasufer und zuletzt bei Carignan, wo ein großer Teil des geschlagenen Heers die Nacht über lagerte. Am folgenden Morgen begann der Abmarsch des franz. Heers nach Sedan (f. d.).

Beaumont, franz. Adelsfamilie, f. Kutschamp.

Beaumont (Glie de), berühmter franz. Geolog,

f. Glie de Beaumont.

Beaumont (François) und **Hetzer** (John), berühmte engl. Dichterpaa. V. war 1583 auf dem Stammgute seiner Familie Grace-Dieu in der Grafschaft Leicester geboren, studierte zu Oxford und darauf eine Zeit lang zu London die Rechtswissenschaft und starb im März 1616. F., der Sohn von Richard F., der später Bischof von London wurde und ein Günstling der Königin Elisabeth war, wurde 1576 oder 1579 geboren, lebte einige Zeit in Cambridge und war ein Vetter der von ihren Zeitgenossen als lyrische Dichter hochgeschätzten Giles und Phineas F. Er starb 28. Aug. 1625 in Southwark an der Pest. Die Verbindung der beiden Dichter begann um 1606. Von den 52 Stücken, welche ihnen zugeschrieben werden, sind übrigens nur ungefähr 17 von beiden gemeinschaftlich verfaßt worden, die meisten der übrigen stammen von F. allein. Die Überlieferung sagt, daß von F. die Erfindung und poetische Gestaltung des Plans, von B. die Anordnung und der Aufbau des Stücks herrührte. Nach B.s Tode soll F. bei seinen dramatischen Erzeugnissen Shirely (f. d.) zu Rathe gezogen haben. Shafpeare, der an dem Stücke F.s: „The two noble kinsmen“, mitgearbeitet haben soll, diente den beiden Freunden als Muster, und sie lassen, gleich diesem, pathetische und nlebrig-komische Szenen miteinander abwechseln. Obwohl sie nun ihrem Vorbild in seiner Beziehung gleichkommen, zogen doch ihre Zeitgenossen ihre Arbeiten denen Shafpeares vor und behaupteten, daß durch sie erst das engl. Theater den höchsten Gipfel der Vollenbung erreicht habe. Die Nachwelt hat dieses Urteil verworfen, und ihre Stücke sind jetzt, wenigstens in ihrer ursprünglichen Form, von der Bühne verschwunden. Die Reihenfolge derselben läßt sich nicht mehr bestimmen, da sie meistens nicht vor 1647 im Druck erschienen. Seitdem sind die Werke B.s und F.s mehrfach kommentiert und herausgegeben worden, wie von Theobald, Seward und Symphon (10 Bde., Lond. 1758), von Darley (2 Bde., Lond. 1839; neue Aufl. 1864) und am besten von Doce (11 Bde., Lond. 1843—46). Eine vollständige

deutsche Übersetzung fehlt noch; meßteres gab Kannegeiser in „B.s und F.s dramatische Werke“ (2 Bde., Berl. 1808). „Die Braut“ übersehte Gerstenberg (Kopenh. 1765), Huber das Lustspiel „King and no king“ unter dem Titel „Ehewollst, oder der König kein König“ (Dessau 1785), und Baudissin die Lustspiele „Der span. Pfarrer“ und „Der ältere Bruder“ in dem Werke: „Ben Jonson und seine Schule“ (2 Tle., Lpz. 1836); Schröders Lustspiel „Stille Wasser sind tief“ (in dessen: „Dramatischen Werken“, Bd. 2, Berl. 1831) ist eine freie Bearbeitung von F.s „Kale a wife and have a wife“. In Reclams „Universalbibliothek“ erschienen: „Philaster oder die Liebe blutet“ und „Geist ohne Geld“ (beide Lpz. 1879).

Beaumont (Gustave Auguste de la Bonnière de), ausgezeichnete franz. Publizist, geb. 16. Febr. 1802 zu Beaumont-la-Chartre im Depart. Sarthe, studierte die Rechte und wurde 1824 Substitut des königl. Procurators am Obergericht des Seine, welches Amt er nach der Julirevolution verlor. Er erhielt 1831 von der Regierung den Auftrag, in Gemeinschaft mit Loqueville das Gefängniswesen der Vereinigten Staaten von Amerika zu studieren. Im J. 1840 wählte ihn das Depart. Sarthe in die Kammer, wo er sich zur Opposition hielt. Nach der Februarrevolution von 1848 sandten ihn seine Wähler in die Konstituierende wie in die Gesetzgebende Nationalversammlung. Er bewies sich hier als aufrichtiger, doch gemäßigter Republikaner. Unter der Verwaltung des Generals Cavaignac wurde er zum Geandten in London ernannt. Nach der Wahl des Prinzen Ludwig Napoleon trat er von seinem Posten ab, übernahm aber, als Napoleon sein erstes Ministerium aus B.s Freunden bildete, die Gefandtschaft in Wien, aus welcher er wieder verzichtete, als die Minister, die sie ihm übertragen, abankten. Während des Staatstreichs vom 2. Dez. 1851 beteiligte er sich an der Zusammenkunft der zur Aufrechterhaltung der Verfassung in der Mairie des zehnten Arrondissements versammelten Deputierten und häßte dafür mit einer kurzen Gefangenschaft in der Festung des Mont-Balserien. Seitdem lebte er in Jurädgeogenbeit auf seinem Stammgute und nahm nur noch Anteil an den Arbeiten des Instituts, in dem er seit 1841 der Akademie der moralischen und polit. Wissenschaft angehörte. Er starb 2. März 1866 zu Tours. B. war ein Enkel Lafayettes und seit 1836 mit seiner Cousine, der Tochter von George Lafayette, verheiratet. Als Schriftsteller machte er sich zuerst dadurch bekannt, daß er mit Loqueville, als gemeinschaftliche Frucht ihrer Amerik. Reise, den „Traité du système pénitentiaire aux Etats-Unis et de son application à la France“ (Par. 1832; 3. Aufl. 1845; deutsch mit Zusätzen von Julius, Berl. 1833) herausgab. Sodann schrieb er „Marie, ou l'esclavage aux Etats-Unis“ (2 Bde., Par. 1835; 4. Aufl. 1840), worin er mit großer Wärme für die Aufhebung der Sklaverei eintrat. Diefem Werke folgte „L'irlande sociale, politique et religieuse“ (2 Bde., Par. 1839; 7. Aufl. 1863; deutsch von Brindmeier, Braunschw. 1840). Sämtliche drei Werke wurden von der Französischen Akademie gedruckt. Durch dieselben hat B. nicht wenig zur Verbreitung des republikanischen Geistes in Frankreich beigetragen.

Beaumont-Gewehr ist ein von dem Wessensfabrikanten de Beaumont in Walstradt angegebenes und 1871 im Königreich der Niederlande eingeführtes

Gewebr. Charakteristisch für das System dieses Gewehrs ist der Cylinderverschluss und das Schlagbolzenkloß, letzteres mit zweiarmliger Schlagfeder im hohlen Griff der Kammer. Das B. ist Selbstspanner und bedingt daher nur zwei Ladegriffe. In Frankreich konkurrierte das B. mit dem System des Gécadronschefs Gras, als es sich 1872—74 um Annahme eines neuen Gewehrs handelte, unterlag aber dem letztern. (S. unter Handfeuerwaffen.)

Beaumont-Vassé (Gouard Ferdinand de la Bonninière, Vicomte de), franz. Schriftsteller, Vetter von Gustave de B., geb. 1816 auf dem Schlosse La-Rothie-Souzan im Depart. Andre-Loire, veröffentlichte sich zuerst literarisch in Romanen und veröffentlichte unter andern »Une marquise d'autrefois« (1838), »Don Luis« (1839) u. s. w. Diesen folgte das geschätzte histor. Werk »Les Suédois depuis Charles XII jusqu'à Oskar I« (2 Bde., 1841; 3. Aufl. 1847), das sich auf eigene Forschungen gründet, welche er während einer speziellen Mission nach Schweden zu unternehmen die Gelegenheit hatte. Außerdem schrieb er polit. Broschüren gegen die Revolution sowie eine »Histoire des États européens depuis le congrès de Vienne« (Bd. 1—4, 1843—53), eine bedeutungslose Arbeit, die unvollendet blieb, und »Histoire de mon temps« (4 Bde., 1855—58), eine gefällige Schilderung der Juli-monarchie und der Republik. Einer der eifrigsten Anhänger der konservativ-monarchischen Partei, war B. 1851—53 Präfect in Laon. Doch ließ er sich zu Finanzspeculationen fortziehen, die ihn 1859 auf zwei Jahre ins Gefängnis brachten. Seitdem erschienen von ihm: »Les salons et la société parisienne sous Louis-Philippe I« (1866), »Une intrigue dans le grand monde« (1867), »Les salons de Paris et de la société parisienne sous Napoléon III« (1868), »Histoire authentique de la Commune« (1871), »Histoire intime du second Empire« (1874), »Papiers curieux d'un homme du cœur« (1875). B. starb zu Paris 25. Juli 1875.

Beaune, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Côte-d'Or im ehemaligen Herzogtum Burgund, in angenehmer Gegend bei der Quelle der Vougeise und an der Eisenbahn Paris-Lyon, 38 km im SSW. von Dijon, ist gut gebaut und zählt (1876) 10696 (Gemeinde 11421) E. Die Stadt hat zwei Türme eines alten Schlosses, ein großartiges, 1443 gegründetes Hospital, die schöne Kirche Notre-Dame aus dem 12. und 13. Jahrh., ein Kommunal-College, eine Bibliothek von 36000 Bänden, ein Museum und wichtiges Provinzialarchiv, ein Theater und eine Bronzestatue des hier geborenen Mathematikers G. Wange (1849) von Rude, und ist Sitz eines Tribunals erster Instanz und eines Handelsgerichts, einer Handelskammer und mehrerer gelehrten Gesellschaften. Die Bevölkerung betreibt hauptsächlich Gießerei, Bereitung von Kernmehl und Senf, Destillation, Bottscherei, fabriziert Tuch, Serges, Eßig. Obenan steht die Nebenkultur und der Handel mit Burgunder- und Champagnerwein, der sich um einen jährlichen Ertrag von 25—30000 hl feiner Weine, von fast 1100 ha gesammelt, bemagt. Nicht nur ist die nächste Umgebung der Stadt, neben schönen Obstbaumanlagen, mit überaus reichen Nebenpflanzungen bedeckt, sondern die ganze Landschaft Beaunois bildet mit ihrer nordöstl. Fortsetzung über Ruiz nach Dijon den durch seine vortrefflichen weißen und roten Weine berühmtesten Landstrich Burgunds.

Die besten und geschätztesten Gewächse sind die von B. selbst, von Montrachet und Meursault, von Nolat, Pommard, Volnay, Corton, Savign, Chassagne, Auren und Santenay. B. war schon im 7. Jahrh. ein besetzter Ort (Belua) mit einem festen Schloß. Durch Familienvertrag kam Beaunois mit der Stadt an König Heinrich I., wurde aber 1227 mit dem Herzogtum Burgund vereinigt. Als nach dem Tode Karls des Kühnen (1477) Burgund der Krone Frankreich zufiel, hielt sich die Stadt B., welche öfter herzogl. Residenz und der erste Sitz des burgund. Parlaments gewesen war, zu dessen Tochter Maria, wurde aber 1478 von Ludwig XI. erobert und mußte sich verpflichten, ihre Weine nach Paris zu verkaufen. Das 1502 von Ludwig XII. gegen die Einfälle der habsburg. Truppen erbaute feste Schloß mit vier Türmen ließ Heinrich IV. nach Beendigung des Kriegs der Plague, in welchem die Stadt viel gelitten hatte, 1602 abreißen. Im 17. Jahrh. zeichnete sich B. durch die Blüte seiner Manufacturen aus. An 200 prot. Familien beschäftigten über 2000 Arbeiter. Doch die Aufhebung des Schutzes von Nantes 1685 vertrieb die Protestanten ins Ausland; seitdem geriet die Stadt in Verfall und hat sich nie wieder zu ihrer früheren Höhe erhoben.

Beaune (Morimond de), Mathematiker, geb. zu Blois 1601, diente in jüngern Jahren beim Kaiser und kaufte sich später eine Platzstelle bei dem kais. Gericht in seiner Vaterstadt, wo er 1652 starb. B. war ein Jugendfreund des Descartes und hat in dessen Geometrie eine Reihe Noten verfaßt, welche von Schooten in seine Ausgabe der Descartes'schen Geometrie aufgenommen worden sind. Bekannt ist er durch die sog. Beaunesche Aufgabe, die in Descartes's Briefen erwähnt wird; sie betrifft die Bestimmung einer krummen Linie aus einer gegebenen Eigenschaft ihrer Tangente, und konnte erst mit Hilfe der Integralrechnung von Joh. Bernoulli 1693 gelöst werden.

Beaune-la-Rolande, Stadt mit etwa 2000 E. im franz. Depart. Loiret, Station der Eisenbahn Paris-Montargis, Hauptort eines Kantons des Arrondissements Vithiers. Hier siegte 28. Nov. 1871 das preuß. 10. Armee-corps (General von Bogt-Rheß) von der Armee des Prinzen Friedrich Karl unterstützt von der 5. Infanteriedivision, 1. Kavalleriedivision und kleinern Abteilungen der 6. und 25. Infanteriedivision über den größten Teil (7000 Mann) der franz. Loire-Armee unter General Crouzat. General von Bogt-Rheß hatte auf dem Vormarsche der Armee gegen die Loire nach mehreren vorangegangenen Gefechten sein Corps bei B. versammelt und wurde in seiner Stellung von überlegenen Massen 11 Uhr vormittags angegriffen, gegen 2 Uhr nachmittags war seine Lage eine kritische, doch endete nach heftigem Kampfe die Schlacht am Abend mit einer vollständigen Niederlage der Franzosen, nachdem die 5. Infanterie und 1. Kavalleriedivision einen Vorstoß in deren Flanke gemacht hatten. B. brannte, wurde jedoch von der schwachen, erschöpften Besatzung heldenmüthig verteidigt; sogar ein in der Dunkelheit unter persönlicher Führung des Generals Crouzat wiederholter Sturm wurde zurückgeschlagen.

Beaupréau, Stadt im franz. Depart. Maine-et-Loire, Arrondissement Cholet, 19 km im NE. dieser Stadt, 57 km südwestlich von Angers, am rechten Ufer der links in die Loire fließenden Cher, zählt (1876) 2579 (Gemeinde 3926) E., hat ant

prichtige neue Kirche, ein Kommunal-College, ein Hospital, auf einem Hügel ein schönes Schloß aus dem 15. und 16. Jahrh. inmitten eines Parks, in welchem letztem eine eisenhaltige Quelle entspringt, sowie ein vom vorigen durch den Fluß getrenntes modernes Schloß, war bis 1857 an Stelle Cholet's Arrondissementshauptstadt, hat Woll- und Leinwandfabrikation (im Handel Cholet's Stoffe), Gerbereien, Färbereien, ferner beträchtlichen Viehhandel. Im April 1793 fand hier ein siegreiches Gefecht der Vendéer gegen republikanische Truppen statt.

Beauregard (Peter Gustav), während des amerik. Bürgerkriegs General der konföderierten Südstaaten, heißt eigentlich Toussaint und nahm den Namen B. von einer seinem Vater gebörenden Plantage an. Er wurde 1818 in der Nähe von New Orleans geboren und auf der Militärschule zu Westpoint, die er 1838 als Artillerielieutenant verließ, erzogen, nahm mit Auszeichnung am Kriege der Union gegen Mexico teil und wurde 1847 Kapitän. Nach dem Frieden übertrug ihm die Regierung die Leitung der Befestigungsarbeiten am Mississippi sowie öffentlicher Bauten in und bei New Orleans. Im Jan. 1861 ward er zum Superintendenten der Militärademie zu Westpoint ernannt, nahm aber bald danach seinen Abschied und wurde als einer der ersten, die sich an der Erhebung der Südstaaten beteiligten, im Febr. 1861 zum Brigadegeneral ernannt. B. mang 14. April 1861 Fort Sumter zur Kapitulation, erhielt im Juni den Befehl über die in Virginien gesammelte Armee und gewann 18. Juli die Schlacht am Bull Run, wonach er das Heer nach Manassas-Junction und später hinter den Rappahannock führte. Im Jan. 1862 ward er nach dem Mississippi beordert, wo er durch die Schlacht bei Shiloh (6. und 7. April) seinen Ruf als Feldherr verlor. Er begab sich im Juli nach Virginien, kämpfte mit Auszeichnung in der Schlacht bei Richmond und leitete sodann die Vertreibung von Charleston 1863 mit glänzendem Erfolge. Im April 1864 ward er nach Richmond berufen, um diese Stadt gegen einen Planenangriff zu verteidigen. Er hielt sie bis zur Ankunft des Generals Lee daselbst und übernahm dann am 7. Okt. 1864 den Befehl über die Truppen in den Golfstaaten, konnte aber den Marck Sherman's ans Meer nicht mehr verhindern. Nach Beendigung des Kriegs zog er sich nach New Orleans zurück.

Beauté (frz.), Schönheit, f. unter Beau.

Beauv., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Ambr. M. F. S. Batisot de Beauvais (geb. 1752 zu Arras, gest. 1820 zu Paris); seine Hauptwerke sind: «Flora d'Oware et de Benin» (2 Bde., 1804—20) und «Insectes recueillis en Afrique et en Amérique» (1805—21).

Beauvais, die Hauptstadt des franz. Depart. Oise und eine der gemäßigtesten Städte Frankreichs, liegt in der alten Provinz Isle de France im Thal des Oiseflusses Thérain, wo sich dieser mit dem Avelon vereinigt, und an der Nordbahn, 88 km im N.W. von Paris, umgeben von bewaldeten Höhen. Sie zählt (1876) 16 591 (Gemeinde 16 600) E., ist Sitz der Departementsbehörden und eines Bischofs, hat eine literarische, eine ökonomische und andere Gesellschaften, ein Museum, eine öffentliche Bibliothek von 15 000 Bänden, sowie ein Kommunal-College, ein theol. Seminar, ein Civil- und Militärhospital, Kasernen und ein neues Theater. Die

altertümlich und schlecht gebaute Stadt besitzt eine großartige, aber unvollendete goth. Kathedrale, 1225 begonnen, mit 13 schön geschmückten Kapellen und prachtvollem Chor, die Kirche St. Etienne mit bemerkenswerten Glasmalereien und die Kirche der Basse-Deuvre, eins der ältesten und merkwürdigsten Gebäude Frankreichs. Der alte Bischofspalast von 1500 ist jetzt Justizpalast, und die alten Stadtmälle sind in schöne, schattige Promenaden verwandelt. B. ist eine bedeutende Fabrik- und Handelsstadt. Außer der Nationalmanufaktur für Hautleisteppiche und Gobelin tapeten, welche 1664 unter Colbert's Verwaltung von Louis Pinard gegründet und 1792 von der Regierung übernommen wurde, hat es vier große Manufakturen; eine mit 700 Arbeitern liefert jährlich etwa 75 000 Leppiche und Decken, eine Tuchfabrik beschäftigt gegen 600, eine Passimenterie 400 Arbeiter; Fabriken für Woll- und Baumwollwaren aller Art, für Knöpfe und Büsten, außerdem Spinnereien, Wollwäschereien, Bleichen, Färbereien, viele Lössereien und Steinzeugfabriken. Der Handel ist sehr lebhaft, besonders in Getreide, Wein und Manufakturen. In der Nähe der Stadt sind zwei kalte Mineralquellen. B. ist eine sehr alte Stadt, die im Lande der mächtigen Bellovac in Gallia Belgica lag und bei den Römern Caesaraugus, dann Bellovacum und im Mittelalter Bellovaux und Belloaca hieß; 845, 1034, 1114, 1119 oder 1120, 1124 und 1161 wurden hier Konäle gehalten; 850 brannten es die Normannen nieder und 883 nahmen sie es als Winterquartier. Seit der Mitte des 9. Jahrh. bildete B. eine Grafschaft des reichen Hauses Vermandois. Das 11. übertrag 1013 den Grafentitel an seinen Bruder Roger, den Bischof von B. Seitdem blieb den Prälaten dieser Titel, zu dem dann noch die Pairie kam, sobald diese Kirchenfürsten zu den ersten Würdenträgern des Königreichs gehörten. B. verteidigte sich 1346 mutig gegen die Engländer. In der Umgegend von B. brach im März 1358 der Bauernkrieg (Jacquerie) aus. Die Stadt hatte zwei harte Belagerungen zu erdulden, 1433 gegen die Engländer, 1472 gegen Karl den Kühnen von Burgund. Sie wurde das erste mal gerettet durch die heldenmütige Aufopferung des Jean Vignière, das zweite mal durch die Beihilfe der Bürgerinnen unter der Helbin Jeanne Daquette (1861 ward der letztern eine Bronzestatue errichtet), denen zu Ehren noch jetzt alljährlich am 14. Okt. ein Fest gefeiert wird.

Beauvallet (Pierre François), namhafter franz. Schauspieler, geb. 13. Okt. 1801 zu Vithierre, besuchte das Konseratorium in Paris und fand dann ein Engagement am Odeon, das er 1827 mit dem Ambigu und dieses 1830 mit dem Théâtre français oertaufchte. Hier spielte er lange Zeit die großen tragischen Partien des klassischen Repertoire wie des modernen Schauspiels. Nach vieljähriger Wirksamkeit zog sich B. von der Bühne zurück und erschien nur noch bei besonderen Anlässen auf ihr. Unter andern schuf er noch 1868 den Lear der Lacroix'schen Uebersetzung. B. starb 21. Dez. 1873 zu Paris. Seit 1839 war B. auch Professor am Konseratorium und hat außer der Dichtung «Les trois jours» das Drama «Cain» (1830) und die Tragödien «Robert Bruce» (1847) und «Le dernier Abencerrage» (1851) geschrieben. B.'s schauspielerische Leistungen zeichneten sich durch Wärme und Reichtum der Diktion aus; sein Organ besaß Kraft und Wohlklang.

Beauvoir-sur-Mer, Ort im franz. Depart. Vendée, Arrondissement Sables-d'Olonne, 55 km im N.W. von letztgenannter Stadt, zählt (1876) 919 (Gemeinde 2436) E. B. lag früher unmittelbar am Meere, der Insel Noirmoutier gegenüber, jetzt 4 km davon entfernt, am Endpunkte des zum Meere führenden Cabouette, welcher noch Schiffe von 80 t Gehalt aufzunehmen vermag. Der Ort besitzt ein Gestüt, hat Salzgewinnung, Fisch- und Aukernfang, sowie Holzhandel. In der Nähe sind alte Grabhügel und Ruinen eines Schlosses.

Beaver (engl., spr. Bihwer), Wollen- und Baumwollengewebe, s. Biber.

Beaverteen (spr. Bihwerthén), die engl., auch in Deutschland viel gebrauchte Bezeichnung für einen ganz aus Baumwolle bestehenden, sehr dicht und fest gewebten, gefärbten, rauhen Vorchent.

Bébé (frz.), kleines Kind, Puppe.

Bebel (Herd. Aug.), einer der Führer der sozialdemokratischen Partei in Deutschland, geb. 22. Febr. 1840 zu Köln, erhielt erst in der Dorfschule des nahegelegenen Brauweiler, dann in der Bürgerschule zu Wehlr seinen Jugendunterricht, erlernte nachher das Drechslerhandwerk und ließ sich als Drechslermeister in Leipzig nieder. Seit 1862 hatte sich B. mit großem Eifer der deutschen Arbeiterbewegung angeschlossen, welche seit Lassalles Auftreten einen wesentlich sozialistischen Charakter angenommen hatte. Diese Wendung machte auch B. mit und leitete in diesem Sinne den Leipziger Arbeiterbildungsverein, dessen Präsident er seit 1865 war. Auch auf den ständigen Ausschuss der deutschen Arbeitervereine, dessen Mitglied er war, mußte er in sozialdemokratischem Sinne Einfluß zu üben. Der 17. Wahlkreis des Königreichs Sachsen (Glauchau-Meerane) wählte ihn in den Norddeutschen Reichstag, ins Zollparlament und in den ersten Deutschen Reichstag. Hier sowohl wie in der Presse zeigte sich B. als einer der begabtesten und schlagfertigsten Führer seiner Partei, die sich im Unterschiede von der sog. Lassalleanen die „Eisenacher Arbeiterpartei“ nannte, und welche mit dem von Marx in London geleiteten Internationalen Arbeiterbund in engerer Beziehung stand. Im J. 1872 der Vorbereitung des Hochverrats gegen das Deutsche Reich angeklagt, wurde er nebst Liebknecht vom Schwurgericht zu Leipzig 26. März 1872 zu zwei Jahren Festungshaft und wegen Beleidigung des Deutschen Kaisers von demselben Gerichtshofe zu neunmonatlicher Gefängnisstrafe verurteilt; gleichzeitig wurde ihm das Reichstagsmandat aberkannt, das er aber bei einer Neuwahl im Jan. 1873 mit bedeutend größerer Majorität von seinem alten Wahlkreise wieder übertragen erhielt. Im J. 1877 nahm er, da er doppelt gewählt worden war, ein Mandat für Dresden an, das ihm trotz des Rückgangs, welchen die Sozialdemokratie infolge der Hübelschen und Noblinschen Attentate erfuhr, auch 1878 erhalten blieb. Bei den Wahlen für die Zweite Kammer des sächsischen Landtags im Sommer 1881 erhielt er ein Mandat vom Wahlkreise Leipzig-Land; im Herbst 1881 stand er bei den Wahlen zum Deutschen Reichstage viermal (in Leipzig, Dresden, Berlin IV und Mainz) in der Stichwahl, blieb aber stets in der Minorität. Außer mehreren Agitationschriften (s.rieb B. die Broschüren: „Unsere Ziele“, „Der deutsche Bauernkrieg“, „Die parlamentarische Tätigkeit des Deutschen Reichstags und der Landtage“, „Christentum und Sozialismus“ u. a. m.

Bebel (Heinrich), latinisiert Henricus Bebelius, einflußreicher Humanist, geb. 1473 zu Jüdingen in Schwaben als Sohn eines Bauern, besuchte die lat. Schule des Dorfes Schellingen bei Ulm und widmete sich dann auf der Universität Kralau unter Anleitung des Maturantius Pomplinius und Laurentius Corvinus der Rechtswissenschaft und humanist. Studien. Im J. 1494 befand er sich in Basel, wo damals der Kampf zwischen Realismus und Romanismus die Gemüter erregte. Im J. 1497 wurde B. als Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst an die 1477 gestiftete Universität Tübingen berufen und erklärte hier die lat. Redner und Geschichtsschreiber; 1501 erhielt er von Maximilian I. den poetischen Vorberetrang. Mit Neudlin und Erasmus, besonders mit Joh. Kaulser (Bengenbach), war er eng befreundet. B.s Haupttraum beruht auf seiner außerordentlichen Lehrthätigkeit. Sein berühmtestes Werk sind die 1506 zuerst erschienenen und später oft aufgelegten „Facetiae“ (Sammlung von Anekdoten und witzigen Aussprüchen). B. lebte 1516 gestorben zu sein. Vgl. Japf, „Heinrich B. nach seinem Leben und Schriften“ (Augsb. 1893).

Bebenhausen, ehemaliges Zisterzienserkloster, 4 km nordwestlich von Tübingen, 1188 gestiftet von Pfalzgrafen Rudolf, seit 1560 mit evang. Lit und Klosterschule, seit 1807 königl. Jagdschloß. Es gehört zu den schönsten Baudenkmälern Württembergs. Die Klosterkirche, ursprünglich in roman. Stil erbaut, wurde später teilweise in gotisch renoviert und hat einen prächtigen, 1401–4 aufgeführten, durchbrochenen Turm über der Kirche; auch das Refektorium mit vierlichem Türmchen und der Kreuzgang im Kloster (1460–96 erbaut) sind im reinsten got. Stile gehalten. Vgl. Jähle, „Das Kloster B.“ (Tüb. 1873).

Bebra, Dorf im Kreise Rotenburg des preuss. Regierungsbezirks Kassel, an der Bebra unweit von deren Mündung in die Fulda, treibt starken Holzbau und zählt 1700 E. Der Ort ist Station der Hessischen Nordbahn, von der hier die Frankfurt-Bebraer Eisenbahn abweigt.

Bebung (in der Musik), s. Tremulant.

Bebutow (Fürst Wassili Odispowski), ein aus dem Orientkriege 1853–55 bekannter russ. General, geb. 1792 als Abstammung einer armenischen Hristenfamilie, wurde im Kadettenhaus zu Petersburg erzogen, diente seit 1809 als Offizier im Kaukasus und 1812 in Livland gegen die Franzosen. Er wurde 1816 Adjutant des Generals Jermolow, den er auf seiner Gesandtschaftsreise nach Persien begleitete, und fiel, nachdem er zur Unterwerfung der Provinz Atuscha und des Chanats von Kaschumut beigetragen, 1821 zum Oberst und Kommandeur des Jägerregiments Mingrelien. Von 1825–27 befehligte er die Stelle eines Gouverneurs von Jmeretien, wurde 1828 unter Paskewitsch den Feldzug gegen die Türken mit und wurde für beim Sturm von Akhaltsik bewiesene Tapferkeit zum Generalmajor befördert. Zum Gouverneur der neuen russ. Provinz Armenien ernannt, schloß er 1835 einen vorteilhaften Grenzvertrag mit Persien und wurde 1838 als Mitglied des obersten Verwaltungsrats von Transkaukasien nach Tiflis berufen. Zur Armee in Polen 1840 versetzt, fungierte er eine Zeit lang als Kommandant von Zamosc, ward 1843 Generalleutnant, ergriff im Frühjahr 1844 wieder im Kaukasus als Befehlshaber des Daghestanischen Korps, kommandierte 1846 unter Woronzow auf dem Zuge nach Targo, schloß

im Okt. 1846 die Festung unter Schamyl bei Kutschik und erhielt, nachdem er noch an den Belagerungen von Gergebil und Salti teilgenommen, im Nov. 1847 den Posten eines Präsidenten des Administrationsrats von Transkaukasien. Beim Ausbruch des Kriegs von 1853 mit dem Kommando des Operationskorps an der türk. Grenze betraut, brachte B. 1. Dez. dem Seraskier Abdi Pascha bei Kadiköy eine Niederlage bei, welche die beabsichtigte Invasion Russisch-Armeniens vereitelte. Am 5. Aug. 1854 erfocht er mit 18 000 Mann den entscheidenden Sieg bei Kizil-Dere über das 40 000 Mann starke Heer Jariß-Paschas. Doch versäumte er, die Auflösung der türk. Armee zu bewirken, um nach Kars vorzudringen. Im Feldzuge von 1855 wurde B. mit der Verteidigung Grusen's beauftragt. Auf die Kunde von der Landung Omer Paschas in Mingrelien begab er sich nach Katsai, wo er rasch ein Truppenkorps sammelte und durch geschickte Manöver die Türken zum Rückzug nötigte. Nach der Abberufung Murawjows 1856 führte B. interimistisch bis zur Ankunft des Fürsten Barjatinskij den Oberbefehl im Kaukasus, ward im Jan. 1857 zum General der Infanterie befördert und starb zu Tiflis 22. März 1868. — Von seinen drei Brüdern fielen zwei im Kampfe gegen die Bergwölfe; der dritte, David B., focht unter Basilewitsch in Polen, Ungarn und vor Silistria als Befehlshaber der kais. Reiterregimenter, wurde 1866 Generalleutnant und 1861 Kommandant von Warschau, wo er 23. März 1867 starb.

Becc (fr.), Schnabel; schnabelförmige Hervorragung, Gashrenner u. s. w.

Beccastinen, **Sump**, oder **Moorschneppen** (Gallinago), heißen die Schnepfenvögel, welche sich nur in Sumpf und Moor, nie im Walde aufhalten und durch einige untergeordnete Kennzeichen, wie unten ganz nacktes Schienbein, gänzlich getrennte, lange Beine, verlängerten Nagel der kurzen Hinterzehe und sehr langen, an der Spitze etwas flachgedrückten Schnabel, von den Waldschnepfen unterscheiden. Sie kommen als echte Zugvögel im Frühjahr und ziehen im Herbst nach Süden. In Deutschland kennt man drei Arten: die große B. oder Mittelschnepfe (G. major), von der Größe einer Turteltaube, nur einzeln auf sumpfigen Wiesen und Weiden des mittlern Europa, häufig im südl. Rußland und in Asien, kommt Ende April und geht Anfang August. Die gemeine B. oder Heer-schnepfe (G. scolopacea), von der Größe eines Kramsvogels, überall verbreitet, kommt im März und geht im Oktober, und wird wegen des merkwürdigen Tons, welchen sie durch das Schwirren der Federn hervorbringt, auch Himmelsziege genannt. Dieselbe ist äußerlich schwer zu scheiden wegen ihres jidachförmigen Flugs beim Aufsteigen. Die kleine B. (G. gallinula), von der Größe einer Lerche, kommt und geht mit der vorigen, ist aber weit seltener. Alle drei Arten nähren sich von Würmern, Larven und Schnecken und liefern ein sehr geschätztes Wildpret. Man fängt sie in Schlingen und schießt sie vor dem Hunde.

Beccastini (Domenico di Pace), genannt il Meccerino, Maler der Sienerer Schule, geb. bei Siena 1486, gest. daselbst 1551, arbeitete neben Soboma an den Fresken im Oratorium von San Bernardino, nahm dessen Weise an und entwickelte, solange er an ihr festhielt, auch in andern Werken, z. B. einer großen Tafel der heil. Katharina von

Siena in der Akademie daselbst, eine edle, einfache Anmut. Später wendete er sich dem Stile der Florentiner zu, jedoch nicht zu seinem Vortheile. Von ihm sind die mosaikartig aus hellern und dunklern Marmor zusammengesetzten Darstellungen auf dem Fußboden des Domhofs in Siena.

Beccari (Dobardo), ital. Botaniker und Forschungsreisender, geb. 19. Nov. 1843 in Florenz, unternahm, nach absolvierten Studien auf dem Gymnasium zu Lucca und der Universität Pisa, 1865 mit dem Marchese Doria eine Reise nach Vorneo, in dessen nördl. Theilen er sich bis Jan. 1868 aufhielt. Im März nach Italien zurückgekehrt, gründete er das «Noovo Giornale botanico italiano», in dessen ersten Bänden (1869—71) ein Theil seiner botan. Entdeckungen aus Vorneo bekannt gemacht ist; aber schon 1870 verband er sich mit Marchese Antinori und Prof. Jissel zu einer Expedition nach dem Roten Meere, wo die Abbadi, der Dahl-Archipel sowie das Bogos- und Barkaland im Norden von Aethiopien besucht wurden (vgl. Jissel, «Viaggio nel Mar Rosso e tra i Bogos», Mail. 1872), und nach einjährigem Aufenthalte in Italien trat er 24. Nov. 1871 mit D'Albertis eine Reise nach Neuguinea an. Sie gelangten von Amboina aus 9. April 1872 bei Kap Sapey an die Südwestküste dieser Insel, lehrten nach mehreren Erforschungsreisen auf derselben 6. Dez. nach Amboina zurück, und während D'Albertis von dort nach Sydney ging, begab sich B. nach den Aru- und Kep-Inseln und fuhr Ost. 1873 nach Mangassar über, um auf Celebes seine Forschungen fortzusetzen. Eine zweite Reise nach Neuguinea trat er 22. Jan. 1875 von Amboina aus an, besuchte namentlich das Arak-gebirge und lehrte im Juli nach Ternate zurück. Nach einem dritten Auszug nach Neuguinea (Nov. 1875 bis Juni 1876) lehrte er nach Italien zurück. Seine Forschungen und Berichte über die Neuguinea-Reise sind enthalten im «Bollettino della Società geografica italiana» (1873 u. 1874). Vgl. «Viaggio dei Signori Antinori, B. ed Issel» (Tur. 1874); Gora, «Spedizione italiana alla Nuova Guinea» (Tur. 1872).

Beccaria (Cesare Bonifazio de), hochverdienter philanthrop. Schriftsteller, welcher zuerst litterarisch gegen die Todesstrafe auftrat, geb. zu Mailand 15. März 1738, stammte aus der Familie der Marchesen von B. und ward berühmt durch die Schrift: «Dei delitti e delle pene», die zuerst anonym (Ronaco 1764) und dann öfter erschien, am besten in zwei Bänden (Bened. 1781). Die Schrift wurde in 22 Sprachen übersezt, ins Deutsche, z. B. von Klutke, mit Anmerkungen von Hommel (Bresl. 1788—89), von Bergl (Lpz. 1798) und von Glaser (Wien, 2. Aufl. 1876). B. trat in diesem Werke gegen die Härten und Mißbräuche der Kriminaljustiz seiner Zeit auf und bekämpfte mit der Berechtigung des Gefühls Tortur und Todesstrafe. Wenn gleich B.s Staats- und Straftheorien veraltet sind, bewirkte sein Buch doch, daß der Abscheu gegen unmenschliche Strafen allgemeiner verbreitet und für mildere Strafgesetze der Weg gebahnt wurde. Außerdem ist er noch durch eine philos. Sprachlehre und Theorie des Stils: «Ricerche intorno alla natura dello stilo» (Mail. 1770), und als Verfasser mehrerer Abhandlungen über den Stil und nationalökonomische Fragen in der von ihm in Verbindung mit seinen Freunden Biscanti, Veri u. a. herausgegebenen ital. Zeitschrift «Il Caffè» in seinem Vaterlande

bekannt. B. war seit 1768 Lehrer der Staatswirtschaft zu Mailand und starb daselbst 28. Nov. 1794. Seine »Opere« wurden am besten von Villari (Flor. 1864) herausgegeben. In seiner Vaterstadt ward B. 1872 ein Denkmal errichtet. Vgl. Cesare Cantù, »B. e il diritto penale« (Flor. 1862); Rinaldini, »B., biographische Skizze nach Cantù B.« (Wien 1865); A. Amati, »Vita ed opere di Cesare B.« in dem Sammelwerk: »Cesare B. e l'abolizione della pena di morte« (Mail. 1872); Putelli, »B. e la pena di morte« (Udine 1878).

Beccaria (Giovanni Battista), berühmter Mathematiker und Physiker, geb. 3. Okt. 1716 zu Roncovi, trat in den Orden der Frommen Schule und war erst zu Rom, dann zu Palermo als Lehrer der Rhetorik und Philosophie tätig. Er erhielt 1748 die Professur der Physik zu Turin, wo er nach langer und ausgezeichneten Wirksamkeit 27. Mai 1781 starb. Franklins und anderer Versuche in der Physik veranlaßten B. zu der Schrift »Dell' elettricismo naturale ed artificiale« (Tur. 1753), die ungemessenen Aufsehen erregte. Seine wichtigste und vollständigste Schrift über diesen Gegenstand ist jedoch »Dell' elettricismo artificiale« (Tur. 1771), die durch Franklin ins Englische übersetzt wurde. B. erhielt 1759 vom König von Sardinien den Auftrag, einen Grad des Meridians in Piemont zu messen. Er unternahm diese Messung 1760 gemeinschaftlich mit Canonica und machte das Resultat in dem »Grados Taurinensis« (Tur. 1774) bekannt. Veranlaßt durch die Zweifel Cassinis gegen die Genauigkeit seiner Messung, schrieb er »Lettere d'un Italiano ad un Parigino«, worin er den Einfluß der Alpen auf die Abweichung des Niveaus nachwies. (V. Becheren.)

Bechey (Sir William), engl. Porträtmaler, i.

Beccles, Stadt in der engl. Grafschaft Suffolk, 26 km im S.O. von Norwich, am rechten Ufer des Waveney, der hier schiffbar wird, 30 km oberhalb seiner Mündung in die Nordsee, zählt (1881) 5721 E., hat eine schöne got. Kirche, eine lat. Schule, einen kleinen Hafen, Malzfabrikation und Steinschleifhandlung.

Bechamel (Bechamelsauce), eine mit Geflügelbrühe und süßem Rahm bereitete Zwiebelsauce, nach ihrem Erfinder, dem Marquis de B., Haushofmeister Ludwigs XIV., genannt; die magerere oder Faisten-Bechamelsauce wird ohne Futhat von Geflügelbrühe bereitet.

Beche (Sir Henry Thomas de la), engl. Geolog, i. De La Beche.

Bechelaren, im Nibelungenlied Name der Stadt Böhlar (Bechlarn) in Oesterreich unter der Enns.

Becher, das einfachste Tringefäß in Cylindro- oder abgestumpfter, umgekehrter Kegelform mit flachtem Boden. Diese Form ist noch heute dem Wasser- und Bierglas geblieben; der Krug (Bierkrug, Wasserkrug) hat einen Henkel daran, die Kanne noch eine Ausgüßmündung, der Weinbecher einen Ständer oder Stengel, woraus einerseits das Stengelglas geworden, andererseits in größerer Form der reichgegliederte Pokal. Aus dem B. ist bei größerer Form der Humpen geworden. Das ursprüngliche Material ist Thon. Von dieser Art haben die griech. und griech.-italischen Gräber zahlreiche Beispiele in mannigfachen Formen erhalten, teils auf hohem Fuß (der Kantharos), teils als flache Schale (die Kylix) u. a. An Stelle des Thons ist zunächst Metall getreten und hat insbe-

sondere in Silber zu den kunstreichsten Bildungen geführt, so schon bei den Griechen und Römern, dann im Mittelalter und in den Zeiten der Renaissance, besonders in Deutschland. Nachstehende Abbildungen bieten eine Gruppe von vier Becherformen aus verschiedenen Zeitaltern. Im Bürgerstande und bei



1. Griechischer Terrakottabecher; 2. Becher; 3. Krugstein. 4. Bechepokal aus dem 16. Jahrhundert.

den Jüngsten des Nordens und Englands vor allen wurde Sinn benutzt. Seit dem 16. Jahrh. trat der gewöhnliche Gebrauch Glas in erste Linie ohne zunächst viel an den Formen zu ändern. In traditionellen Becherformen bildeten die Grundlage der venet., deutschen, böhm., engl. Gläser. Spielformen und Nebenmaterial gab es schon im Altertum. So wurden Büffelhörner benutzt, das aus dem Elefantenzahn der Dorsant gemacht, welches im frühen Mittelalter gleichermaßen zum Trinken und Jagdhorn (Blashorn) diente. Im 16. und 17. Jahrh. wurden viele B. aus Eisenblech geformt und mit Schnitzerei verziert, auch gedreht (Pommes dreherei). Die Künstler der Renaissance schufen die herrlichsten, auf das eleganteste geformten Trinksäße aus Bergkristall und Halbedelstein, nicht noch heute die Helden der Kunstabinete sind. Eine Nebenform ist der Keld, das Trinkschiff in den kirchlichen Gebrauch bei dem Abendmahl, er seine eigene Geschichte hat. (S. Keld.)

Becher (Joh. Joachim), hervorragender Chemiker und Nationalökonom, geb. 1635 zu Spaur, erwarb sich ausgebreitete Kenntnisse in der Medizin, Physik und Chemie und namentlich in der Staatswirtschaftslehre. Nach seinem Abtritt aus Katholizismus wurde er Professor in Mainz, Kaiserl. Hofrat in Wien, dann erster Leibarzt des Kurfürsten von Bayern. In Wien hatte er die Einrichtung einiger Manufakturen beraten und den Plan zu einer ind. Bankgesellschaft entworfen, fiel aber bei Hofe in Ungnade und wandte sich nach Mainz zurück. Später lebte er in München, Wien, Berlin und zuletzt in London, wo er im Okt. 1682 starb. In seiner »Physica subterranea« (Frankf. 1669, neue Ausg., 2 Bde. 1738) brachte er fort-

die Chemie mit der Physik in Verbindung und sah in der Zusammenwirkung beider die Ursachen aller unorganischen Erscheinungen. Gleichzeitig fing er an, eine Theorie der Chemie zu gründen; auch den Proceß des Verbrennens untersuchte er. Er lehrte, jedes Metall bestehe aus einem allen gemeinsamen erdigen Stoffe, aus einem gleichfalls identischen verbrennlichen Prinzipie und aus einer eigenthümlichen mercurialischen Substanz. Erhielt man ein Metall, so daß es seine Gestalt veränderte, so entbinde man die mercuriale Substanz, und es bleibe nichts als der Metallkalk. Hierin lag der Keim von Stahls phlogistischer Theorie, die bis auf Lavoisier alleinige Geltung gehabt hat. Seine zahlreichen volkswirtschaftlichen Schriften sind heute noch beachtenswerth. Auch erwarb sich B. Verdienste um die Einführung des Kartoffelbaues in Deutschland sowie um die Vercothung der Steinkohlen und Gewinnung des Steinkohlentheers. Von seinen nationalökonomischen Schriften ist die wichtigste der „Vollst. Diskurs von den Ursachen des Auf- und Abnehmens der Städte und Länder“ (1667, neue Ausg., Lpz. 1754). Eine Biographie B.s schrieb Bucher (Rürn. 1722).

Becher (Siegfried), österr. Statistiker und Nationalökonom, geb. 28. Febr. 1806 zu Plan in Böhmen, studierte in Prag und Wien, trat 1831 in den Staatsdienst und wurde 1835 Professor der Geschichte und Geographie am Polytechnischen Institut zu Wien. Daneben war er auch bei der Tabak- und Stempelverwaltung, dann bei der obersten Postverwaltung thätig. B. schrieb: „Das österr. Königreich von 1524—1838 in histor., statist. und legislativer Hinsicht“ (2 Bde., Wien 1838), „Statist. Überblick des Handels der österr. Monarchie mit dem Auslande während der J. 1829—38“ (Stuttg. u. Lzb. 1841), „Statist. Überblick der Bevölkerung der österr. Monarchie nach den Ergebnissen der J. 1834—40“ (Stuttg. u. Lzb. 1841), „Beiträge zur österr. Handels- und Zollstatistik auf Grundlage der offiziellen Ausweise von 1831—42“ (Stuttg. 1844), „Die Bevölkerungsverhältnisse der österr. Monarchie von 1819—43“ (Wien 1846). Als Vobthoff im Mai 1848 Minister des Handels wurde, übertrug ihm dieser zum Teil die Organisationsarbeiten und erhob ihn im Juni zum Generalsekretär. Im Sept. 1848 zum Ministerialrat ernannt, besorgte er während der stürmischen Zeit des Oktober und im November in Abwesenheit eines Handelsministers die laufenden Geschäfte und übergab diese im December an den neuernannten Handelsminister Brud. Seit Mai 1852 in Ruhestand versetzt, wirkte er seitdem mehrfach bei größeren industriellen und mercantilen Unternehmungen mit. Er starb 4. März 1873. Von seinen spätern Schriften sind noch zu nennen: „Die deutschen Zoll- und Handelsverhältnisse zur Annäherung der österr.-deutschen Zoll- und Handelsvereinigung“ (Lpz. 1860), „Organisation des Gewerbswesens“ (Wien 1851) und „Die Volkswirtschaft“ (Wien 1853).

Becherhume, f. unter Sanguisorba.

Bechereisen (fr. enclumeau, engl. round anvil), ein bei den Kupfer- und Goldschmieden gebräuchlicher kleiner Amboss mit rundem Doppelhorn (einem an einem aufrecht stehenden Eisen befestigten runden Quereisen), der zum Aufziehen gewölbter Bleche oder zum Treiben begerartiger Formen dient.

Bechicum (grch.), Mittel gegen den Husten.

Bechin (Boehyne), Stadt im österr. Kronlande Böhmen, Bezirkshauptmannschaft Mühlhausen, im ehemaligen Kreise Tabor, am rechten Ufer der Lufchnia, mit (1880) 2225 E. böhm. Sprache, die neben den städtischen Gewerben jumeist Ackerbau treiben. Der Ort hat eine eisenhaltige Mineralquelle, ansehnlichen Getreide- und Holzhandel. B. ist eine der ältesten Städte des Landes, war im 12. Jahrh. der Mittelpunkt des Befizes der prager Bischöfe und der Sitz eines Erzbischofs, der in dem auf einem ziemlich hohen Felsen erbauten Schlosse wohnte. Durch Kauf ging der Befiz 1268 an König Ottokar über, der die alte Burgenburg erneuern ließ. Jetzt ist sie zu einem Brauhause umgewandelt. In dem Gemäuer eines Turms steht man einen Turm, der als Wahrzeichen der Stadt gilt und von den Werklenten als Beleg für das Biermaß, welches damals einen Pfennig kostete, eingemauert worden sein soll. Im 14. Jahrh. war B. im Befize eines mächtigen Adelsgeschlechts, das sich vom Orte benannte, unter kónigl. Oberhoheit, im 16. Jahrh. freier Befiz der Herren von Rosenburg, von denen es als Heiratsgut (1715) an den Reichsgrafen Johann Leopold von Paar überging. Das neue Schloß mit schönen Parkanlagen und einem großen Grundkomplex ist noch im Befize der fürstl. Familie von Paar. In der Nähe befinden sich die gewaltigen Bechiner Steine, große Felsen.

Bechmann (Georg Karl August), hervorragender Lehrer des röm. Rechts, geb. am 16. Aug. 1834 zu Rürnberg, studierte die Rechte zu Rürnchen und Berlin, habilitierte sich 1861 an der Universität Würzburg, wurde 1862 ord. Prof. der Rechte in Basel und ging als solcher 1864 nach Marburg, noch in demselben Jahre nach Kiel, 1870 nach Erlangen und 1880 nach Bonn. Er schrieb: „Über die usucapio ex causa judicati“ (Rürn. 1860), „Über den Inhalt und Umfang der Personalfervitut des usus nach röm. Recht“ (Rürn. 1861), „Das röm. Totalrecht“ (2 Bde., Erlangen 1863—67), „Zur Lehre vom Eigentumserwerb durch Accession“ (Kiel 1867), „Der Kauf nach gemeinem Recht“ (Tl. 1, Erlangen 1876).

Beckst., bei naturwissenschaftlichen Bezeichnungen Abkürzung für Bechstein (Joh. Matthäus).

Bechstein (Joh. Matthäus), bekannt als Ornitholog und Forstmann, geb. 11. Juli 1757 zu Waltershausen im Herzogtum Gotha, besuchte das Gymnasium zu Gotha und studierte dann Theologie zu Jena, worauf er 1785 Lehrer am Salzmannschen Institut in Schnepfenthal wurde. Durch seine „Gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands“ (4 Bde., Lpz. 1789—95; 2. Aufl. 1801—9), in welcher er sich besonders als Ornithologen bewährte, erregte er die Aufmerksamkeit der Forstmänner, so daß Burgsdorf ihm den Lehrbrief als geprüftem Forstmanne erteilte. Da der von ihm 1791 bei dem Herzog von Gotha eingereichte Plan zu einer Lehranstalt für Forstwissenschaft keine Annahme fand, begründete er 1794 auf eigene Hand eine solche auf dem Freigute Rennsteig bei Waltershausen. Zu gleicher Zeit stiftete er die Societät für Forst- und Jagdkunde, von welcher die „Annalen“ und die Zeitschrift „Diana“ ausgingen. B. konnte indes, trotz aller Erfolge, für seine Anstalt keine Unterstützung von seiten der Regierung erhalten, und folgte deshalb einem Rufe als Direktor der neu gegründeten meining. Forstakademie Treischgader.

Hier starb er als Geh. Kammer- und Forsttrat 23. Febr. 1822. Unter seinen zahlreichen Schriften sind noch hervorzuheben: »Forstökologie« (3 Bde., Gotha 1818), »Forstbotanik« (Erf. 1810; 6. Aufl., von Behlen, 1811—42), und vor allem die »Forst- und Jagdwissenschaft nach allen ihren Theilen« (5 Bde., Erf. 1818—21), die von Laupers fortgesetzt wurde; ferner »Abbildungen naturhist. Gegenstände« (3 Bde., Epp. 1793—1810; 2. Aufl., 6 Bde., 1816—23) und »Naturgeschichte der Hof- und Stubenvögel« (5. Aufl., herausg. von Berge, Epp. 1870). Vgl. L. Bechstein, »Joh. Matth. B. und die Forstakademie Dreisigacker« (Meining. 1855).

Bechstein (Ludwig), deutscher Dichter und Schriftsteller, Neffe des vorigen, geb. 24. Nov. 1801 in Weimar, widmete sich anfangs der Pharmazie, erregte aber durch seine »Sonettentränge« (Arnst. 1828) die Aufmerksamkeit des Herzogs Bernhard von Meiningen, der ihn in den Stand setzte, 1829 in Leipzig und München Philosophie, Literatur und Geschichte zu studieren, und ihn hierauf 1831 zum Kabinettsbibliothekar und zugleich auch zum zweiten Bibliothekar der herzogl. öffentlichen Bibliothek zu Meiningen ernannte. Im folgenden Jahre gründete B. den Altertumsforschenden Verein für Henneberg, der ihn zur Herausgabe des »Deutschen Museum für Geschichte, Literatur, Kunst und Altertum« (2 Bde., Jena 1842—43) veranlasste. Seit 1833 erster Bibliothekar und seit 1840 Hofrat, starb er 14. Mai 1860 zu Meiningen. Besonders Hervorhebung verdienen unter seinen wichtigsten Werken: »Die Salomonseiben« (Epp. 1830), »Der Totentanz« (Epp. 1831), »Luther« (Frankf. 1834), »Gedichte« (Frankf. 1836) und das nachgelassene Epos »Thüringens Königshaus« (Epp. 1865). Am bekanntesten unter seinen zahlreichen, meist histor. Romanen und Novellen sind wohl die vortheilhaftesten »Fährten eines Musfanten« (3 Bde., Schleus. 1836—37; 2. Aufl., 2 Bde., Frankf. 1854) geworden. Sonst sind zu nennen: »Das tolle Jahr zu Erfurt« (3 Bde., Stuttg. 1833), »Der Fürstentag« (2 Bde., Frankf. 1834), »Grumbach« (3 Bde., Hildburgh. 1839), »Wilibrod, Erzählungen aus dem Leben eines Landgeistlichen« (Gotha 1842), »Wollen und Werden; Deutschlands Vurschenschaft und Vurschenleben« (2 Bde., Halle 1850), »Berthold der Student, oder: Deutschlands erste Vurschenschaft. Romantisches Zeitbild« (2 Bde., Halle 1850), »Ein buntes Loos« (3 Bde., Nürnberg. 1850), »Der Dunkelgraf« (Frankf. 1854). Ein großes Verdienst erwarb sich B. um die deutsche Sagen- und Märchenpoesie, namentlich um die seiner thüring. Heimat. Auf diesem Gebiete veröffentlichte er »Der Sagenhaas und die Sagentheile des Thüringerlandes« (4 Bde., Meining. 1835—38), »Deutsches Märchenbuch« (Epp. 1845, 29. Aufl. 1879), »Neues deutsches Märchenbuch« (Wien 1856, 43. Aufl. 1882), »Mythe, Sage, Märchen und Fabel im Leben und Bewusstsein des deutschen Volks« (3 Bde., Epp. 1855), »Thüring. Sagenbuch« (2 Bde., Wien 1858). Außerdem hat B. noch zahlreiche Schriften zur Geschichte und Topographie Thüringens sowie auch eine Prachttausgabe des Minnesängers Otto von Botenlauben (Epp. 1845) und das altdeutsche Gedicht »Der Ringe« (Schuttg. 1851) veröffentlicht.

Bechstein (Reinhold), Germanist, Sohn des vorigen, geb. 12. Okt. 1833 in Meiningen, studierte in Leipzig, München, Jena und Berlin vorzugsweise deutsche Sprache und Altertumskunde. Er

war 1858—59 am Archiv des Germanischen Museums angestellt und unterstützte sodann seinen Vater in dessen Amtsgeschäften. Seit 1861 in Leipzig privatdozierend, beehrte er 1864 nach Jena über, habilitierte sich daselbst 1866 als Privatdocent, wurde 1869 außerord. Professor und folgte 1871 zum Aufste als ord. Professor der deutschen und neuen Literatur an die Universität zu Köln. Unter seinen Arbeiten sind, außer Beiträgen zu Pfeiffers »Germania« und andern Zeitschriften, hervorzuheben: »Über die Aussprache des Mittelhochdeutschen« (Halle 1858), die Ausgabe von »Heinrich und Kunigunde« von Eberhard von Gruert (Lehlinb. 1860), »Deutsches Museum« (Neue Folge, Bd. 1, Epp. 1862), »Altdeutsche Märchen, Sagen und Legenden« (Epp. 1863; 2. Aufl. 1877), »Zwei Matthiassen von Weheim Evangelienbuch in mitteldeutscher Sprache« (Epp. 1867), »Gottfried von Straßburg Tristan« (2 Bde., Epp. 1868; 2. Aufl. 1873), »Heinrich von Freiberg« (Epp. 1871), »Tristan und Isolde in deutschen Dichtungen der Neuzeit« (Epp. 1876). Das von seinem Vater (Halle 1855) herausgegebene Spiel »Von den zehn Frauen« behandelte er in seiner Habilitationsschrift (Jena 1866) und in einem Vortrage (Köln 1870).

Bechtelstag heißt in Gegenden alaman. Dialektierung, namentlich im Elsaß und der Schweiz, vorzugsweise in Zürich, der noch als Kinderfest gefeierte zweite Tag im Jahre. Wie so viele Febräe bräuche noch aus der Zeit des Heidentums sich erhalten haben, so ist es auch nicht unwahrscheinlich, daß dieser Festtag ein Überbleibsel der von den Germanen um dieselbe Zeit gefeierten Feste der Göttin Berchta (s. d.) ist. Der Tag selbst heißt auch Berchtiistag, auch Bechtelstag, und die Benennung lehrt im begl. Berchtenlaufen, Berchterspringen wieder, welches sich ebenfalls als eine Festlichkeit knüpft.

Bechtelshelm (Julie, Freilin von), geborne Freilin von Keller, bekannt unter dem Namen Adele als Freundin Wielands, geb. 21. Juni 1751 auf dem väterlichen Gute Stedten bei Erfurt, heirathete 1774 ihren Oheim, den Freiherrn Johann Adam von B. (gest. 1806) in Eilenach und machte sich als Phantasiae- und gemüthvolle Gelegenheitsdichterin bekannt. Sie gab unter anderm heraus: »Zerbrochener September 1810 in Eilenach« (auf die Stenographische Pulverexplosion, Gotha 1810), »Lustspiel zum Empfang der Kaiserin Marie von Rußland in Eilenach, November 1818« (in Rasmann's »Friedensgaben« 1824). Sie starb 5. Juli 1847 in Eilenach.

Beck (Christian Daniel), Literaturhistoriker und Philolog, geb. 22. Jan. 1757 zu Leipzig, war er 1772 die Thomasschule besuchte, seit 1775 Kantor und 1779 sich habilitierte. Nachdem er 1781 außerord. und 1785 ord. Professor der griech. u. lat. Sprache geworden war, übernahm er 1810 die Professur der Geschichte, die er aber 1825 wieder mit der griech. und röm. Literatur vertauschte. Die von ihm 1785 gestiftete Philologische Gesellschaft wurde 1799 zu einem Philologischen Seminar erhoben, das er bis zu seinem Tode, 18. Dez. 1832, leitete. Außer den akademischen Honorar und Würden hatte er noch die Verwaltung der Universitätsbibliothek seit 1790, die Erbherrn der Stipendiaten, die Präsektur der Universität, das Bäckerkommissariat in Leipzig, das Präsidium des dortigen Laubstummensinstituts und andere Funktionen zu versehen. Aus der Reize reichte

Schriften sind hervorzuheben: die Ausgaben alter Klassiker, z. B. des Pinbar, Aristophanes, Euripides, Apollonius Rhodius, Plato, Cicero, Calpurnius; die «Acta seminarii philologici Lipsiensis» (2 Bde., Lpz. 1811—13) und «Commentarii societatis philologicae Lipsiensis» (4 Bde., Lpz. 1801—5), Anleitung zur Kenntnis der allgemeinen Welt- und Völkergeschichte (4 Bde., Lpz. 1787—1807), «Grundriss der Archäologie zur Kenntnis der Geschichte der alten Kunst» (Abteil. 1, Lpz. 1816), «Commentarii historici decretorum religionis christianae et formulae Lutheranae» (Lpz. 1801). Auch revidierte er von 1819 an bis zu seinem Tode das «Allgemeine Repertorium der neuesten in- und ausländischen Literatur». — Sein Sohn, Johann Ludwig Wilhelm B., geb. 27. Okt. 1786 zu Leipzig, studierte daselbst die Rechte, wurde 1812 Professor in Königsberg, 1813 Regierungsrat in Weimar, 1814 Beisitzer des leipziger Schöppenhofs, 1819 zugleich außerord. Professor, 1825 Senior des Schöppenhofs und 1835 erster Rat am Appellationsgericht zu Leipzig, in welchem er 1837 das Präsidium erhielt. Nachdem B. 1863 in Ruhestand versetzt worden war, starb er zu Leipzig 14. Febr. 1869. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: «Corpus juris civilis» (2 Bde., Lpz. 1825—37), die Stereotypausgabe deselben (Lpz. 1829—30), «Anleitung zum Referieren und Decretieren» (Lpz. 1839) und «Bemerkungen über den Kriminalgerichtsstand in Sachsen» (Lpz. 1842).

Beck (Heinr.), ausgezeichnete deutscher Schauspieler, geb. 1760 in Götting, ging 1777 zur dortigen Bühne, die damals unter Eklofs trefflicher Leitung stand. Nach dessen Tode siedelte er mit dem größten Teil der gothaer Künstler nach Mannheim über. Die Freundschaftsbände, die ihn hier mit Veil und Pfand vereinigten, förderten ungemein die Leistungen der gebiegenen Schauspielgesellschaft, die sich an dem neuen Theater bildete. Während Schillers Aufenthalt in Mannheim trat B. auch zu diesem in ein intimes Verhältnis. B. spielte Helden und Liebhaber und zeichnete sich durch seine und maßvolle Haltung auch in dem Fache der Bonovant aus. Von den Dramen, die er gedrieben, haben sich die Lustspiele «Die Schachmaschine» (Berl. 1798), «Die Qualgeister» (Frankf. 1802) und «Das Ghamaleon» (Frankf. 1803) am längsten auf dem Repertoire erhalten. Als Pfand 1796 Mannheim verließ, wurde B. von seinen Kunstgenossen zu dessen Nachfolger erwählt. Der Kurfürst von Bayern berief ihn 1800 als dirigierenden Regisseur nach München, wo er 6. Mai 1803 starb.

Beck (Joh. Nepomuk), Baritonist, geb. 5. Mai 1828 zu Pest, besuchte das Piaristengymnasium seiner Vaterstadt und debütierte 1846 als Opernsänger mit bestem Erfolg auf dem deutschen Theater zu Pest. Nachdem B. zu Wien seine künstlerische Ausbildung vollendet, folgte er einem Rufe nach Hamburg, wandte sich 1848 nach Bremen und war hierauf nacheinander in Köln, Mainz, Würzburg, Wiesbaden und seit 1851 in Frankfurt engagiert. In letzterer Stadt begründete er seinen Ruf, der ihm 1853 eine Anstellung an der kaiserl. Oper in Wien verschaffte, wo er seitdem als erster Baritonist wirkte und 1862 auch zum k. k. Kammerfänger ernannt ward. Als Stimme ist von gewaltiger Kraft und doch zugleich von ungemeiner Biegsamkeit sowie des Ausdrucks der zartesten Empfindung fähig. Dabei zeichnet sich der Künstler durch

edle Vortragsmannier und außerdem auch durch gewandtes Spiel aus.

Sein Sohn, Joseph B., geb. 11. Juli 1849 zu Pest, hat sich ebenfalls in verschiedenen Städten Deutschlands und Oesterreichs und seit 1878 in Frankfurt a. M. den Ruf eines stimmbegabten und gut geschulten Baritonfängers erworben.

Beck (Joh. Tobias von), namhafter deutscher Theolog, geb. 22. Febr. 1804 zu Balingen in Württemberg, studierte 1822—26 zu Tübingen Theologie, wurde 1827 Pfarrer zu Haselthann im Oberamt Crailsheim, 1829 Stadtpfarrer und Oberpredorptor zu Mergentheim, 1836 außerord. Professor zu Basel und 1843 ord. Professor der Theologie und Frühprediger in Tübingen. Hier hat B. bis zu seinem Tode (28. Dez. 1878) sowohl als Prediger wie als akademischer Lehrer eine bedeutende und einflussreiche Thätigkeit entfaltet. Gegenüber der kritisch-spekulativen Schule Baur's begründete er eine eigene und selbständige theol. Richtung, indem er lediglich durch positive Einsäuerung der Studierenden in das Schriftstudium und in die Schriftlehre zu wirken bemüht war, wobei seine eigentümliche Theosophie ihn freilich häufig zu unhaltbaren Ansichten führte. Unter seinen Schriften sind die bedeutendsten: «Einleitung in das System der christl. Lehre» (Stuttg. 1838; 2. Aufl. 1870), «Die christl. Lehrwissenschaft nach den biblischen Urkunden» (Zl. 1, Stuttg. 1841; 2. Aufl. 1875), «Die Lehre des christl. Lebens» (Basel 1840), «Die christl. Menschlichkeit» (Basel 1842), «Umriss der biblischen Seelenlehre» (Stuttg. 1843; 3. Aufl. 1871), «Gedanken aus und nach der Schrift» (Frankf. 1859; 3. Aufl., Heilbr. 1876; daselbe, Neue Folge, Heilbr. 1878), «Leitfaden der christl. Glaubenslehre für Kirche, Schule und Haus» (Stuttg. 1862; 2. Aufl. 1869), «Die christl. Liebeslehre» (Fortsetzung des «Leitfadens»; Abteil. 1: «Die Geburt des christl. Lebens und die christl. Menschlichkeit», Stuttg. 1872; Abteil. 2: «Die Lehre von den Sakramenten», Stuttg. 1874), «Erklärung der zwei Briefe Pauli an Timotheus» (Gütersloh 1879). Seine geistl. und charaktervollen «Christl. Reden» sind gesammelt (2 Bde., Stuttg. 1836—38) erschienen. Aus seinem Nachlass gab Rüggenbach die «Vokalkallexen des Neuen Testaments» (Gütersloh 1880) heraus.

Beck (Karl), namhafter Dichter, geb. 1. Mai 1817 als der Sohn eines jüd. Kaufmanns in der ungar. Stadt Vaja, aber der reform. Kirche angehörig, siedelte mit seinen Eltern nach Pest über, besuchte das dortige Gymnasium und studierte in Wien Medizin. Im J. 1833 verließ er krankheits- halber die Universität wieder, um sich dem Geschäft seines Vaters zu widmen, gab nach kaum einem halben Jahre diesen Plan wieder auf und setzte seine Studien in Leipzig fort. Seit 1841 nahm er seinen Aufenthalt wieder in Pest, ging dann 1843 nach Wien, wo er in innigen Verkehr zu Rilands Penau trat, und hierauf 1844 nach Berlin. Nach Ausbruch der Bewegung von 1848 wandte er sich wieder nach Wien und nahm hier, nach mehrjährigem Wanderleben, bleibenden Aufenthalt als Freileton-Redacteur des ministeriell gesinnten «Lloyd». Er starb 10. April 1879 zu Währing bei Wien. B.s erstes, mit vielem Beifall aufgenommenes Werk: «Nähe. Gepanzerte Liebe» (Lpz. 1838), folgten «Der fahrende Poet» (Lpz. 1838), «Stille Liebe» (Lpz. 1839), dann hat trotz aller Pracht

der Diktion undramatische Trauerspiel „Saul“ (Ppz. 1841), ein Roman in Versen: „Janko, der ungar. Hosierr“, (Ppz. 1842; 3. Aufl. 1870), „Gesammelte Gedichte“ (Berl. 1844; 9. Aufl. 1869), „Lieder vom armen Mannes“ (Berl. 1846; 4. Aufl. 1861), „Aus der Heimat“ (Dresd. 1852; 4. Aufl. 1862), „Mater dolorosa“ (Roman, Berl. 1853; 2. Aufl. 1854), „Jadwiga“ (Ppz. 1863), Erzählung in Versen, „Still und bewegt, zweite Sammlung der Gedichte“ (Berl. 1870). Es Gedichte spiegeln die lebenshastige Erregbarkeit seiner Landeskunde und die eigentümliche Natur seiner Heimat in klaren, reichen formvollendeten Versen und lebensvollen Bildern wieder. Namentlich im „Janko“ tritt sein dichterisches Talent aus glänzender hervor. Dagegen erzwangen seine lyrischen Gedichte zum Teil eines bestimmten und begrenzten Objekts.

Becken nennt man in der Geographie eine breite Vertiefung der Erdoberfläche, welche sich entweder unter das normale Niveau einjunkt und dann in der Regel als Landsee oder Meeresbecken mit Wasser gefüllt ist, oder welche dadurch gebildet wird, daß sie von Gebirgen oder wenigstens Höhenzügen umschlossen ist. Natürlich müssen die Landbecken stets wenigstens Einen tiefen Einschnitt in ihrem Rande haben, durch welchen das Wasser abfließen kann. Sie sind daher immer mit einem Abfluß verbunden und bilden oft nur große Erweiterungen eines Fluß- oder Stromthals, nach dem man sie dann auch häufig zu benennen pflegt. Aber mehrere dergleichen V. können an demselben Ausfluß hintereinandersliegen; auch kann ein V. zwei oder drei Ausflüsse haben, oder eine sehr breite Öffnung nach dem Flachlande oder nach dem Meere, in welchem Falle es dann eigentlich nur ein halbes V. oder eine Landbucht ist. So lassen sich im Flußgebiet der Donau sechs V. unterscheiden: das zwischen Ens und Wein; das etwas größere von Tulln; weiter unten das Wiener und Mährische V. bis Hainburg; dann das Oberungarische V., welches bei Gran abschließt; das große Niederungarische Hauptbecken, welches noch mehr durch die Theiß als durch die Donau charakterisirt wird, und endlich das V. der Walachei, welches gegen das Schwarze Meer geöffnet, aber von denselben durch die Hochebene der Dobrußja abgeschloßen ist. Die obern Donaubecken sind sämtlich durch Thäler, welche Gebirgsflüssen quer durchfließen, voneinander getrennt. Ein sehr abgeschloßenes ist das Bohnische V. Dasselbe umfaßt das Gebiet der Elbe und Eger und ist rings von Höhen umgeben, die bei Teichen von einer engen Thalspalte durchbrochen sind. Auch der Rhein durchfließt zwei große und sehr tiefe V., von denen das obere größtentheils vom Bodensee ausgefüllt ist, während sich das untere von Basel bis Bingen ausdehnt. Minder charakteristisch und abgeschloßen ist das Thüringer V., welches eigentlich nur eine breite Mulde zwischen dem Thüringerwald und dem Harz darstellt, aus welcher die Gewässer nach zwei Seiten abfließen. Die Lage inmitten solcher V. ist für die Entwicklung großer Städte besonders günstig, so in Deutschland für Frankfurt und Mainz, in Österreich-Ungarn für Wien, Prag, Budapest u. s. w.

Die geologischen Beden oder Bassins fallen zwar häufig, aber nicht immer mit den geographischen zusammen. Sie bestehen aus scharfklartig ineinanderliegenden Schichten und Schichtenkomplexen, deren Ränder alle nach einem gemeinsamen Mittel-

punkte zu einschließen, wobei die Richtung der Schichten in der Richtung nach der Mitte zu eine immer geringere wird und zuletzt in horizontale Lage übergeht. Die Ursachen solcher bed. ob. basalförmigen Lagerungsverhältnisse sind sehr verschiedenartig. Bei sehr flachen B. ist die besprochene Lagerungsform die ursprüngliche, mit andern Worten eine bereits durch die bed. förmige Gestaltung des Untergrundes, auf welchem sich das Schichtmaterial abgelagert hat, bedingte, in andern Fällen hat eine lokale Senkung des Untergrundes einer horizontal abgelagerten Schichtreihe und somit ein Nachsinken und Biegen der Schichten hundert. Auch seitlicher Zusammenstoß kann eine Verdenkung verursachen. Verliert das B. seine annähernd kreisförmige Umgrenzung und geht allmählich in die Länge, so entsteht eine Mulde. B. sind namentlich häufig im Gebiete der *Synclinalformation* und des Tertiär. Das Kuster eines B. ist das Pariser, an dessen Aufbau die *Schichten* des Jura, der Kreide und des Tertiär teilnehmen.

Becken (Pelvis) heißt in der Anatomie die am untern Theile des Rumpfes befindliche Knochentafel, oben und unten offene Höhle, welche nach umgekehrten, abgestumpften, von vorn nach hinten aufeinandergekehrten Kegel darstellt, dessen die letzten bildende Basis nach oben liegt. Es wird nach vorn durch Ischiurnorpel und Bänder vereinigt, hinten durch die beiden Hüftknochen (Os innominabile, coxae), dem Kreuzbein (Os sacrum), welches die Wirbelsäule trägt, und dem Steißbein (Os coccygis) gebildet. Jedes Hüftbein zerfällt in drei, während des Wachstums voneinander getrennte, welche in der Pubertät miteinander verschmelzen, nämlich in ein oberes schaufelförmiges Stück, das Darmbein (Os ilei), ein unteres Stück, das Sitzbein (Os ischii), und ein vorderes Stück, das Schambein (Os pubis). An der Vereinigung dieser drei Knochen unter die Pfanne, welche zur Anheftung des Kopfes des Oberschenkels bestimmt ist. In dem obern Rand des Hüftbeins nennt man den Hüftfortsatz, den untern, hervorstechenden Fortsatz des Sitzbeins den Sitzknorren. Die Vereinigung der beiden Schambeine nach vorn bildet den Schambeug; den in der Mitte liegenden, durch das Kreuzbein und ein kurzes, festes Band vermittelten Vereinigungspunkt derselben nennt man Schambeugpunkt. Eine fast in der Mitte des innern H. hervorstechende Querlinie theilt dieses in zwei Höhlen, von denen die obere das Große, die untere das Kleine H. genannt wird. Die obere Bedenöffnung heißt die Bedeneingang, die untere der Bedenausgang, zwischen beiden liegt die eigentliche Bedenhöhle. Das H. ist außen von kräftigen Muskeln umgeben, welche die Bewegungen des Oberschenkels, zum Teil auch des Unterschenkels vermitteln; es begrenzt die Bauchhöhle von unten her, und enthält einen Theil der dünnen Gedärme und den Mastdarm, die Harnblase, die Bedengefäße und Bedenernen, die Weibe den Uterus und die Eierstöcke. (S. Leber. Die Baucheingeweide des Menichen.) Der Hüftumfang und Ausdehnung der Frucht ist das weibliche H. in allen seinen Dimensionen größer als das männliche, wenn man die Höhe ausnimmt; sein größerer Umfang wird besonders durch die größere Breite des Kreuzbeins bestimmt, während seine Kürze aus der geringern Länge des Sitzbeins folgt. Daher hat die Frau auch breiter Becken, denn die Breite des H. beträgt bei ihr gewöhnlich

28. beim Manne nur 25 cm. Für die Geburtshilfe ist die genaue Kenntnis des weiblichen B., besonders die seiner Dimensionen von der größten Wichtigkeit, da die Technik der mechan. Hilfestellungen bei den schweren Geburten in erster Linie durch die räumlichen Verhältnisse dieses knöchernen Ringes bestimmt wird. Daher sucht man die Durchmesser desselben, von denen der gerade, vom Kreuzbein zur Mitte der Schambeinfuge gezogene, die Konjugata genannt wird, auch durch besondere Instrumente, welche man Bedenmesser (Pelvimeter) genannt hat, genauer zu ermitteln. Verunkeltungen und Formveränderungen der Beckenknochen, besonders durch Rhachitis bewirkt, geben oft die schwersten Geburtshindernisse ab. (S. unter Geburt und Geburtshilfe.)

Beden, auch Cinnellen, türkische Teller (ital. Piatti) genannt, das vorzüglich bei der Janitscharen- oder türk. Musik gebräuchliche krummstielige Schlagwerkzeug (Schlaginstrument), welches aus zwei runden Scheiben oder Tellern von Metall (Komposition) mit einer halbrunden, bedenartigen Vertiefung in der Mitte besteht. An der Außenseite der Scheiben ist ein Griff von Leder befestigt, vermittelst dessen dieselben mit den Händen gehalten und kreisend aneinandergeschlagen werden. Die B. geben einen hellen schwirrenden Klang von unbestimmter Tonhöhe und dienen nebst der großen Trommel zur schärfern Markierung des Rhythmus. Die Notierung für dieses Instrument geschieht auf einer beliebigen Linie des Notensystems oder auch bloß auf einer einzigen Linie, mit Vorsehung eines Violin- oder Basschlüssels. Ursprünglich nur bei der Militärmusik verwendet, sind die B. nebst den übrigen Schlaginstrumenten nach und nach auch in die Konzerte- und Theaterorchester gekommen und können hier, bei nicht mißbräuchlicher Verwendung, in Stücken glänzenden und festlichen Charakteren von gutem Effect sein.

Beder (Aug.), Dichter und Schriftsteller, geb. 27. April 1828 zu Mingenmünster in der Rheinpfalz, widmete sich 1847—50 auf der Universität zu München dem Studium der Philosophie und Geschichte und begann seine literarische Laufbahn mit einer Preisnovelle, »Die Festungsfrau« und einem lyrischen Epos, »Jung-Friedel, der Spielmann« (Stuttg. 1854), das eine günstige Aufnahme fand. Dasselbe enthält poetische Bilder aus dem 16. Jahrh. mit eingestreuten lyrischen Partien. Seit 1855 Mitarbeiter der ausburger »Allgemeinen Zeitung«, redigierte er von 1859—64 die »Nar-Zeitung« in großdeutsch-liberaler Tendenz. Mit dem Eingehen dieses Blattes verließ die B. seine bisherige publizistische Thätigkeit mit der bellettristischen. Außer einer schon früher erschienenen Sammlung von »Novellen« (Fest 1856) und dem ansiehnend geschriebenen Stiegenbuch »Die Pfalz und die Pfälzer« (Eyz. 1858) veröffentlichte er folgende kulturgeschichtliche Romane, die sich sowohl durch treffende Charakteristik als spannende Komposition auszeichnen: »Des Rabbi Vermächtnis« (6 Bde., Berl. 1866—67), »Hedwigs« (2 Bde., Berl. 1868), »Verwehmt« (4 Bde., Berl. 1868). Dieser letztere Roman zog dem Dichter viele Angriffe zu, weil er in demselben noch lebende Persönlichkeiten des bayr. Hofes geschildert hatte. Im Jan. 1868 war B. bereits nach Eisenach übergesiedelt, wo er seine spätern Novellen- und Romanabhandlungen vollendete: »Aus Stadt und Dorf« (Berl. 1869),

»Der Karfunkel« (Berl. 1870), »Der Rigenfischer« (2 Bde., Berl. 1871), »Das Turmläuterlein« (4 Bde., Eyz. 1872). Aniana 1875 siedelte B. nach Landau über und veröffentlichte die Romane: »Meine Schwester« (4 Bde., Bismar 1876), in welchem er das Treiben der Lola Montez in München und die revolutionäre Bewegung von 1848 in Bayern darstellt, sowie »Maler Schönbart« (3. Aufl., Kassel 1878) und »Auf Waldwegen« (Stuttg. 1881).

Beder (Aug.), namhafter Landschaftsmaler, geb. zu Darmstadt 27. Jan. 1821, besuchte das Gymnasium und das Polytechnikum daselbst und trat 1837 in das Atelier des Hoftheatermalers Heinrich Schilbach in Darmstadt. Er widmete sich der Landschaftsmalerei und wählte von Anfang an mit Vorliebe ernste und wildromantische Motive. Nach mehreren Studienreisen durch das bayr. Hochland, Tirol, die Schweiz und Norwegen siedelte B. 1852 nach Düsseldorf über. Unter seinen, bis dahin entstandenen Bildern, ragt die im Besitz der Prinzessin Karl von Hessen befindliche Nordische Mondnacht durch brillante Wirkung hervor. In Düsseldorf schloß B. innige Freundschaft mit dem Maler August Leu aus Königsberg und beide Künstler verbanden sich zu längern Studienjahren in Norwegen sowie in den Tiroler und Schweizer Alpen. In der Zeit von 1864—69 hielt sich B. als Gast der Königin von England in Balmoral auf, wo sich ihm in dem Zauber der schott. Gebirgsnatur eine neue Welt auftat. Er hielt diese Eindrücke in einem Epluss von Porträtlandschaften fest, welche sich im Besitz der engl. Königsfamilie befinden; einen andern Epluss besitzt der König Karl I. von Rumänien. Hieraus folgte ein Aufenthalt des Künstlers am Hohenzollernschen Hofe in der Raub Alp, eine Studienreise in der östl. Schweiz und 1876 mit dem Grafen Andrassy eine Expedition durch die Karpaten und das Tatra-Gebirge Ungarns. B. ist ein sehr fruchtbarer Künstler, die Zahl seiner Gemälde umfaßt gegen 400 Bilder, welche größtenteils im Privatbesitz sind. Von den öffentlichen Sammlungen besitzt die königl. Galerie in Hannover ein Mitternachtsbild aus dem Norden (1847) und die Jungfrau im berner Oberlande (1863), die städtische Sammlung daselbst den Harbangersjord in Norwegen (1864), die Galerie in Darmstadt: Norwegisches Hochgebirge (1863). B. gehört mit seinen Gefinnungs-genossen Leu, Gude und Bönick zu den verdienstvollsten Vertretern der Andreas Achenbachschen Richtung, deren Ziele er jedoch vollständig frei, mit großer künstlerischer Kraft verfolgt, ein Meister in der Stimmung und von poetischer Naturanschauung beseelt.

Beder (Christiane Luise Amalie), berühmte Schauspielerin (von Goethe als »Euphrosine« gefeiert), geb. 15. Dez. 1778 zu Kroffen in der Neumark als die Tochter des Schauspielers Joh. Christian Neumann, der sich 1784 nach Weimar wandte, wo sie 1787 zum erstenmal auf der Bühne erschien. Durch Corona Schröter ausgebildet, war sie schon mit 15 Jahren unbetriten die erste Liebhaberin des Trauer- und Lustspiels. Zu ihren Bewunderern gehörte namentlich auch Goethe, der sie 1799 in der Ueigie »Euphrosine« besang. Im J. 1793 heiratete sie den Schauspieler Heinrich Beder, eigentlich von Blumenthal, starb aber schon 22. Sept. 1797 zu Weimar. Christiane B. war eine anmutige Erscheinung, im Besitz eines trefflichen Organs und nach Goethes Urteil »das liebenswürdigste, natür-

lichte Talent». Sie leistete im Lust-, Schau- und Trauerspiel Vortreffliches, so namentlich als Emilia Galotti, Minna von Barnhelm, Marianne («Geschwister»), Amalie, Alarchen, Ophelia.

Beder (Herm. Heinr.), Oberbürgermeister von Köln und langjähriges Mitglied des preuß. Landtags, geb. 15. Sept. 1820 zu Elberfeld, studierte zu Heidelberg, Bonn und Berlin Rechts- und Staatswissenschaft, wurde dann Auskultator und Referendar und ließ sich in letzterer Eigenschaft 1847 nach Köln versetzen. Hier beteiligte er sich an den revolutionären Bewegungen des J. 1848 als polit. Agitator und Journalist; er wurde deshalb seines Amtes als Referendar entsetzt und zu mehrjähriger Festungshaft verurteilt. Nach Verbüßung derselben arbeitete er einige Jahre in einem Handlungskaufe zu Dortmund, wobei er sich vielfach mit volkswirtschaftlichen und geschichtlichen Studien beschäftigte. Nachdem ihn der Wahlkreis Bochum-Dortmund im Winter 1861—62 in das preuß. Abgeordnetenhaus gewählt hatte, gab er seine laufmännische Thätigkeit auf. Zugleich erhielt er das Amt eines Stadtverordneten in Dortmund und 1871 wurde er zum Oberbürgermeister dieser Stadt erwählt. Der Kreis Dortmund übertrug ihm 1867 ein Mandat für den Norddeutschen Reichstag und 1871 für den ersten Deutschen Reichstag. In seiner parlamentarischen Wirksamkeit schloß er sich der Fortschrittspartei an und trat namentlich bei kommunalen und wirtschaftlichen Fragen hervor. Im J. 1872 wurde B. als Oberbürgermeister von Dortmund ins Herrenhaus berufen; mit dieser Berufung erlosch das seit 1862 von genannten Wahlkreis fünfmal erneuerte Mandat für das Abgeordnetenhaus. Im J. 1875 berief ihn die Stadt Köln an die Spitze ihrer Gemeindeverwaltung. B. vertritt gegenwärtig Köln im Herrenhaus.

Beder (Jaf.), Genremaler, geb. in Dittelsheim bei Worms 15. März 1810, erhielt seit 1833 seine akademische Ausbildung in Düsseldorf, wo Schadow ihn besonders beeinflusste. Indes vertauschte er bald die romantische Richtung der Düsseldorfer Schule mit dem Realismus des vollstimmlichen Genres. Insbesondere war es das Leben des deutschen Landmanns, welches er mit außerordentlicher Lebendigkeit, pader Frische und immer fesselnder Neuheit der Auffassung zu behandeln wußte. Ein sehr ausgebildetes Schönheitsgefühl zeichnet seine Gestalten und landschaftlichen Kompositionen aus, in welchen das poetische Element des Volkslebens zur wahren Geltung gelangt ist. Sein vorzügliches Werk sind die vom Gewitter ereilten Landleute (im Privatbesitz) und die mit ihrem Geistlichen kriegsfähigen Dorfswohner. B., von dem auch Charaktere vorkommen, wurde 1840 als Professor der Landschafts- und Genremalerei an das Städtelsche Institut nach Frankfurt a. M. berufen, wo er 22. Dez. 1872 starb.

Beder (Jean), ausgezeichneter Violinspieler, geb. 11. Mai 1833 zu Mannheim, wo er Alois Kettenus aus Biberach im Violinspiel, Joseph Rail im Klavierspiel und Vincenz Lachner in der Komposition zu Lehrern hatte. Nachdem er von der Großherzogin Stephanie von Baden zum Kammervirtuosen ernannt worden, ging er 1854 nach Paris und vervollkommnete dort unter Alard sein Geigenspiel. Seit 1857 machte er größere Kunstreisen und konzertierte in fast allen Ländern Europas. Später lebte er längere Zeit in Florenz, teils

mit der Leitung der dortigen von Bajor gegründeten Società del Quartetto, teils mit der Bildung eines eigenen Streichquartetts beschäftigt, welches letztere, seit 1866 aus B. selbst, den Italienern Nasti und Chioftri (Violine und Viola) und dem Schweizer Hilpert (Violoncell) bestehend, zu einem außergewöhnlichen Grade der Vollkommenheit gelangte und unter dem Namen Florentiner Quartett in einem großen Teile von Europa sich produzierte. B. selbst lebt, wenn er nicht auf Kunstreisen begriffen ist, in der Nähe von Mannheim. — Seine Tochter Jeanne B. wurde von ihm zur Klavierspielerin herangebildet, wie seine Söhne zu Geigern, sobald in neuester Zeit bereits Konzerte ausschließlich von den Mitgliedern der Familie B. gegeben werden.

Beder (Joh. Phil.), bekannt durch seine Beteiligung an der revolutionären Bewegung des J. 1848, der Sohn eines Schreiners, geb. 15. März 1809 zu Frankenthal in der Pfalz, besuchte das dortige Progymnasium, mußte später aber das Handwerk eines Bärstendbinders erlernen. Bei gleichzeitig entwickelter rabidaler Richtung regte ihn die franz. Julirevolution zu polit. Thätigkeit an. Wegen Teilnahme am Hambacher Fest in Haft gesessen, wurde er im Aug. 1833 freigesprochen und siedelte 1837 nach der Schweiz über, wo er mit industriellen Unternehmungen zu viel und dem vörschäftigt war, daneben aber durch Wort und That für den Radikalismus sowohl in Deutschland als in der Schweiz zu wirken suchte. Er war an den verschiedenen Freischarenzügen in der Schweiz beteiligt, unterstützte 1846 den Umsturz der Regie in Bern und später die Bestrebungen gegen die Jesuiten und den Sonderbund. Nach dem Ausbruch der Februarrevolution 1848 entwickelte B. eine eifrige Thätigkeit zur Republikanisierung Süddeutschlands, beteiligte sich an dem Föderationstand und gründete nach dem Mißlingen desselben in der Schweiz einen propagandistischen «Bund». Er wohnte dann in Baden mit seiner «Schweizerlegion» verschiedenen Gesetzen bei. Nach dem Unterliegen des bad. Aufstandes lebte B. abermals in die Schweiz zurück und ließ sich zunächst in Genf nieder, wo er zu den polit. Freunden des Sozialisten A. Gaele gehörte. Nach den Fehlschlägen verschiedener industrieller Unternehmungen wendete sich B. nach Paris. Im J. 1860 war er in Genua mit der Bildung einer badischen Legion beschäftigt, welche die Unternehmungen Garibaldis unterstützen sollte. Seit 1862 lebte er wieder in Genf, wo er sich den sozialistischen Bewegungen angeschlossen und einer der thätigsten Agitatoren des Internationalen Arbeiterbundes war. Zu Gelsen gab er eine «Geschichte der süddeutschen Mairevolution» (Genf 1849) heraus.

Beder (Karl), beliebter Genremaler, geb. 18. Dez. 1820 zu Berlin, erhielt seine erste künstlerische Bildung auf der dortigen Akademie und trat dann in das Atelier von A. von Altdorf. Im J. 1861 ging er nach München und erlernte hier unter J. Behr bei der Aus schmückung der Bonifacius-Basilika die Freskomalerei. Der Preis, den er 1842 bei der großen akademischen Konkurrenz in Berlin gewann, setzte ihn in den Stand, eine Studienreise zu beginnen. Er ging zunächst auf ein Jahr nach Paris, dann auf drei Jahre nach Rom, wo ihn, neben dem malerischen Studium von Land und Volk, hauptsächlich die Ausführung mytholog. Bilder beschäftigte.

Später wandte er sich mehr dem Genre und histor. Genre zu. Namentlich führte ihn eine Vorliebe für Venetig, wo er seit 1853 mehrmals Aufenthalt nahm, und für die alten venetian. Meister, die seinem lebhaften Farbensinn zusagten, zu Darstellungen aus der Geschichte und dem Volksleben der alten Dogenstadt. Große kulturhistor. Treue, eine tüchtige harmonische Färbung, ein seiner novellistischer Zug in dem oft sehr einfachen Vorgange, zeichnen B.'s Bilder aus. Von denselben sind zu nennen: venetian. Maskenscene; der Besuch Karls V. bei Jünger in der Nationalgalerie zu Berlin; Scene aus «Hoh von Verdingen» in der Galerie Stroussberg; der Geburtstag des Ratsheern in der städtischen Galerie zu Königsberg; die Edelbaine und der Boge; die Inquisition. Ein großes Familienbild befindet sich in der Sammlung Kavenz; das Gnadenstuhl beim Dogen kam in den Besitz des Kaisers Wilhelm. Die meisten in neuerer Zeit gemalten Bilder des unerlässlich thätigen Künstlers sind nach Amerika verkauft worden. B. gehört zu den Senatsthiebern der Berliner Akademie.

Beder (Karl), namhafter deutscher Statistiker, geb. 2. Okt. 1823 zu Strobausen in Oldenburg, besuchte die lateinische Schule zu Ovelgönne und von 1838 an die Militärschule zu Oldenburg, wurde 1842 zum Offizier ernannt, später auch Lehrer der Mathematik an der Offiziersbildungsanstalt in Oldenburg, wohnte im oldenb. Kontingent den Feldzügen von 1848 und 1849 gegen Dänemark bei, trat 1850 in die schlesw.-holstein. Armee und nahm an dem Feldzuge von 1850 als Hauptmann und Kompagnieführer teil. Nach Auflösung der Armee im Frühjahr 1851 studierte B. Volkswirtschaft und Statistik an den Universitäten zu Göttingen und Berlin, organisierte nach Ablegung des Staatsexamens das Großherzoglich oldenburgische statistische Bureau und wurde als dessen Vorstand 1861 zum Ministerialrat ernannt. Unter seiner Leitung erschienen «Statist. Nachrichten über das Großherzogtum Oldenburg» (13 Bde.) und die «Statistik der Rechtspflege im Großherzogtum Oldenburg»; auch beteiligte sich B. als verantwortlicher Mitredakteur an dem «Magazin für die Staats- und Gemeindeverwaltung im Großherzogtum Oldenburg» (9 Bde., 1860–69) und nahm an den Konferenzen teil, welche die amtlichen Vertreter der Statistik zum Zwecke einer einheitlichen und in der Methode verbesserten Darstellung der nationalen und staatlichen Verhältnisse Deutschlands wiederholt abhielten. Als Theoretiker erwarb er sich um die richtige mathematische Auffassung der Bevölkerungsbewegung wesentliche Verdienste. Als 1872 das Statistische Amt des Deutschen Reichs errichtet wurde, trat er als Direktor desselben in den Reichsdienst und wurde 1878 zum Geheimen Oberregierungsrat ernannt. Unter seiner Leitung sind bis Ende 1881 mit Einschluß der «Vierteljahrshefte», später «Monatshefte zur Statistik des Deutschen Reichs» schon an 50 Bände «Statistik des Deutschen Reichs» erschienen. Von andern literarischen Arbeiten ist besonders eine Abhandlung «Zur Berechnung von Sterbetafeln an die Bevölkerungsstatistik zu stellende Anforderungen» (Berl. 1874) zu nennen, worin er eine elementare Darstellung der von ihm mit angebahnten neuern Methode der Sterblichkeitsstatistik gibt.

Beder (Karl Ferd.), vorzüglicher deutscher Sprachlehrer, geb. 14. April 1775 zu Eiser an der Mosel im vormaligen Kurfürstentum Trier, erhielt

seine erste Erziehung durch seinen Oheim, Ferdinand B., der, als Domvikar zu Baderborn 1798 der Heterodoxie beschuldigt, das Opfer einer fanatischen Verfolgung wurde. Der junge B. besuchte das Gymnasium zu Baderborn und dann zwei Jahre das Priesterseminar zu Hilleshelm. Nachdem er seit 1794 in letzterer Stadt als Lehrer am Josephinum gewirkt, nahm er 1799 seine Entlassung, um sich in Göttingen noch den meist. Studien zu widmen. Nach Vollendung derselben praktizierte er seit 1803 als Arzt zu Hörter, erhielt 1810 das Amt eines Unterdirektors der Pulver- und Salpeterbereitung im westfäl. Depart. der Leine und des Harzes, und wurde im Kriege von 1814 Arzt am Kriegshospital zu Sachsenhausen bei Frankfurt und dirigierender Arzt an dem Kriegshospital zu Heusenstamm im Hiesburgischen. Nach Auflösung derselben ließ er sich 1815 als praktischer Arzt in Offenbach nieder, wo er seit 1823 auch eine Erziehungsanstalt in seinem Hause begründete und leitete und 5. Sept. 1849 starb. Durch seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse und eine gebiegene philol. Bildung unterstützt, betrachtete B. die Sprache von einem ganz neuen Gesichtspunkt, indem er sie als einen nach streng logischen Gesetzen geordneten Organismus auffasste. Während er auf diesem Wege für die philol. Betrachtung der Sprache Bedeutendes leistete, setzte er doch die geschichtliche Entwicklung der Sprachen zu sehr aus den Augen, so daß er mit den sichern Ergebnissen der vergleichenden Sprachforschung teilweise in Widerspruch geriet. Sein System hat B. in mehreren Werken vollständig dargelegt. Zuerst erschien «Die deutsche Wortbildung» (Frankf. 1824), alsdann der erste Teil seiner «Deutschen Sprachlehre» (Frankf. 1827), und als deren zweiter Teil die «Deutsche Grammatik» (Frankf. 1829). Eine erweiterte Bearbeitung beider ist die «Ausführliche deutsche Grammatik» (3 Abteil., Frankf. 1836–39; 2. Aufl., 2 Bde., Prag 1870). Außerdem schrieb er: «Schulgrammatik der deutschen Sprache» (Frankf. 1831; 11. Aufl., unter dem Titel: «Handbuch der deutschen Sprache» herausg. von Th. Beder, Prag 1875), «Das Wort in seiner organischen Bedeutung» (Frankf. 1833), «Zeitsäben für den ersten Unterricht in der deutschen Sprachlehre» (Frankf. 1833; 8. Aufl., Prag 1870), «Organismus der deutschen Sprache» (Frankf. 1841–42), «Der deutsche Stil» (Frankf. 1848; 2. Aufl., Prag 1870), «Lehrbuch des deutschen Stils» (herausg. von Th. Beder, Frankf. 1850).

Beder (Karl Ferd.), Organist und musikalischer Schriftsteller, Sohn des als populärer Schriftsteller bekannten Arztes Gottfried Wilhelm B. (geb. 22. Febr. 1778 zu Leipzig, gest. daselbst 17. Jan. 1854), wurde 17. Juli 1804 zu Leipzig geboren. Er erhielt seinen ersten musikalischen Unterricht von Schicht und Friedr. Schneider und trat schon 1818 in einem Konzert als Pianofortepieler auf. Doch wandte er sich bald mit Erfolg dem Orgelspiele zu, so daß er 1825 in Leipzig Organist an der Peterskirche, 1837 an der Nikolaikirche wurde und an dem 1843 gegründeten Konservatorium im Orgelspiel unterrichtete. Er publizierte einen «Ratgeber für Organisten» (Lpz. 1828), viele Kompositionen, ein in den Kirchen Leipzigs seit 1844 eingeführtes Choralbuch, eine «Sammlung von Choralen» aus dem 16. und 17. Jahrh.» (Lpz. 1831), die «Choralmelodien zu Spittas Psalter und Psalmen» (Lpz. 1841), bezuglichen zu den sämtlichen geistlichen Liedern von P. Gerhardt

(Eps. 1843) und die Choräle von J. S. Bach in Partitur (Eps. 1844). Auch entwidelte V. eine rege Thätigkeit in der Theorie und Geschichte der Musik. Von seinen Schriften in diesem Fache sind hervorzuheben: »Systematisch-chronologische Darstellung der musikalischen Literatur« (Eps. 1836; Nachtrag 1839), »Die Hausmusik in Deutschland in dem 16., 17. und 18. Jahrh.« (Eps. 1840), »Die Tonwerke des 16. und 17. Jahrh.« (Eps. 1847). Auch befasste sich V. mit zahlreichen histor. und kritischen Aufsätzen an den musikalischen Zeitschriften, redigirte nach Jints Abreten die »Allgemeine musikalische Zeitung« und gehörte zu denen, welche 1850 die Bach-Gesellschaft zur Herausgabe der sämmtlichen Werke Bachs hifsteten. V. gab 1854 seine Stellen auf, zog nach Blagwiz-Lindenau (bei Leipzig), theilte sich dann nur noch wenig an dem musikal. Leben und starb selbst 26. Okt. 1877. Seine ausgezeichnete musikalische Bibliothek hatte er mit gemeinnützigem Sinne der leipziger Stadtbibliothek vermacht, welcher sie als musikalische Abteilung unter dem Namen »Veders Stiftung« einverleibt wurde.

Veder (Karl Friedr.), Verfasser der bekannten Vederischen Weltgeschichte, geb. 1777 in Berlin, besuchte das dortige Friedrich-Wilhelm-Gymnasium, studierte in Halle Philosophie und Geschichte und war eine Zeit lang Hauslehrer in Kottbus, dann 1798–1800 Mitglied des Seminars für gelehrte Schulen in Berlin. Seine schwächliche Gesundheit nötigte ihn jedoch, jeder äußeren Thätigkeit zu entsagen, und er beschäftigte sich seitdem mit geschichtlichen Arbeiten bis zu seinem Tode, der 15. März 1806 erfolgte. Ausser einer jetzt vergessenen Schrift: »Die Dichtkunst aus dem Gesichtspunkte des Historikers« (Berl. 1803), erschien von ihm »Die Weltgeschichte für Kinder und Kinderlehrer« (9 Bde., Berl. 1801–5), ein Werk, das durch zweckentsprechende Haltung wie durch lebendige Darstellung und anziehende Schilderung zu großer Berühmtheit und Verbreitung gelangte. Einen zehnten Band fügte dem Werke Boltmann, einen elften und zwölften als Fortsetzung A. Menzel (1824) hinzu. Diese Fortsetzungen und spätere Umarbeitungen, von denen die achte, besorgt von Adolf Schmidt (18 Bde., Berl. 1860–64), mit den Fortsetzungen von Arnd (bis 1871) und Vulle (bis 1877) fortgeführt, 22 Bände und 2 Supplementbände umfasst, haben dem populären Geschichtswerke mehr wissenschaftliche Bediegenheit verliehen, aber freilich auch das ursprüngliche Gepräge und den Reiz der Vederischen Darstellung vermischt. In gleichem Geiste schrieb V. auch die »Erzählungen aus der Alten Welt« (3 Bde., Halle 1801–3), welche Gantzer durch einen vierten Band (»Die Perserriege«, Halle 1842) vermehrte; dieselben wurden neu herausgegeben von Masius (17. Aufl., Halle 1881) und Max Wolke (3 Tle., 4. Aufl., Eps. 1881).

Veder (Ludw. Hugo), Landschaftsmaler, geb. 19. Juli 1833 zu Wesel, gest. 25. Dez. 1868 zu Düsseldorf, trat mit 18 Jahren in die dortige Akademie, verließ dieselbe jedoch bald und bildete sich in den Ateliers von Schirmer und Gude weiter aus. Obwohl die von ihm hinterlassenen Bilder ihn noch nicht in allen Beziehungen als fertigen Künstler erscheinen lassen, so gibt doch seine Christnacht, die Kapelle an der Sieg, der Hirtenknabe, die Weinernte oder die Landschaft mit der Mühle Zeugnis von einer reichen Begabung. Ausgezeich-

net ist an V.s. Landschaften die geistvoll ruhende Staffage.

Veder (Nikol.), der Dichter des Rheinliedes, geb. 15. Jan. 1810 zu Geismkirchen in Rheinpreußen, studierte die Rechte in Bonn, gab aber dieses Studium auf und arbeitete bei einem Gerichtsschreiber seines Geburtsortes. Hier dichtete er 1840 unter den Eindrücken, welche der Passirer der nach dem linken Rheinufer strömenden franz. Kriegspartei auf den deutschen Patriotismus hervorbrachte, das Lied »Sie sollen ihn nicht haben, welches durch ganz Deutschland rauschenden Beifall fand und seinem Verfasser Berühmtheit verschaffte. Auch die Musik bemächtigte sich des Liedes, und es erschienen zahlreiche Kompositionen, von denen jedoch keine populär wurde. Selbst die Annahme des Rheinliedes in Bewegung. Als der Russet antwortete 1841 durch sein Libretto: »Nous l'avons eu, votre Rhin allemand«. Im söhnlischen Saiten schlug Lamartine in seiner Zdenämarcella (1841) an. Seit längerer Zeit krankend, starb V. zu Hunsb. G. G. 28. Aug. 1845. Eine Sammlung seiner Gedichte erschien 1841 zu Köln.

Veder (Cäsar), bekannt durch sein Attentat auf König Wilhelm von Preußen, wurde 18. Juni 1868 zu Odesa geboren, wo er bis zum 16. Lebensjahre im Hause seines Vaters, des Ingenieursdirektors und titulierten Staatsrats V., eine sorgfältige Erziehung genoss, besuchte seit 1886 das Gymnasium zu Treßden und studierte seit Ostern 1889 in Leipzig Jurisprudenz und Kameralwissenschaften, als Nebenstudien auch Mathematik sowie Arabisch und Türkisch. Zum Zwecke eines Attentats auf den König, zu welchem ihn fanatische polit. Kreise veranlassten, reiste er 12. Juli 1881 von Leipzig nach Baden-Baden, wo sich der König zur Kur aufhielt, und feuerte am Morgen des 14. aus dem Fenster in der Lichtenthafer Allee in nur drei Schritt Entfernung beide Pässe eines schwarzgeladenen Zerges zugleich ab. Der König erlitt indes nur eine ganz leichte Kontusion am Halse. V. bekannte sich bei seiner sofortigen Verhaftung kaltblütig zu der That und gab derselben in einem bei ihm vorgefundenen Briefe ein polit. Motiv, indem er erklärte: er habe die Überzeugung gewonnen, daß der König den Unständen nicht gewachsen sei, die Einigung Deutschlands herbeizuführen. Nachdem die gerichtliche Voruntersuchung jeden Verdacht einer Missethat anderer Personen beseitigt, wurde V. wegen beendigten Mordversuchs unter Anklage gestellt vom Schwurgerichtshof zu Bruchsal für schuldig erklärt und zu 20 Jahren Zuchthaus mit teilweiser Einzelhaft verurteilt, die er in der Strafanstalt zu Bruchsal antrat. Auf Fürsprache des Königs von Preußen von der bad. Regierung unter der Bedingung begnadigt, daß er Deutschland für immer verlassen, wurde er 31. Okt. 1886 aus der Haft entlassen, worauf er über Belgien nach Nordamerika ging und einige Zeit in Chicago lebte; dann bezog er den Orient und starb 16. Juli 1888 in Alexandria.

Veder (Otto), Augenarzt, geb. 3. Mai 1828 auf dem Dombhof bei Radeburg in Medienburg-Erzbischof, besuchte das Gymnasium in Radeburg, bezog 1844 die Universität Erlangen als Theolog und Philolog studierte aber 1848–51 Mathematik und Naturwissenschaften in Berlin. V. kam 1851 als Hofmeister nach Wien, studierte dort 1854–56 Medizin, trat dann als Sekundärarzt in den Dienst des

Allgemeinen Krankenhaus in Wien, war ein Jahr Sekundärarzt auf der Abteilung für Augenkrankheiten, wurde 1862 erst Privatassistent, dann klinischer Assistent bei Professor von Arlt, habilitierte sich 1867 für Augenheilkunde und wurde 1868 als ord. Professor der Augenheilkunde nach Heidelberg berufen. Unter seinen Werken sind hervorzuheben: «Atlas der pathol. Topographie des Auges» (3 Bde., Wien 1874—78) und «Pathologie und Therapie des Augensystems» in Gräfe's Samisch's «Handbuch der Augenheilkunde».

Beder (Rud. Zachar.), ausgezeichneter deutscher Volkschriftsteller, geb. 9. April 1752 zu Erfurt, studierte in Jena Theologie und lebte dann unter Salzberg's bildendem Einflusse eine Zeit lang als Hofmeister bei Herrn von Dacheröden, dem späteren Schwiegervater Wils. von Humboldt's, zu Erfurt. An die Erziehungsanstalt zu Dessau berufen, schrieb er dort 1782—83 die «Dessauische Zeitung für die Jugend und ihre Freunde», die er, nachdem er nach Gotha übersiedelt, 1784 als «Deutsche Zeitung für die Jugend» fortsetzte. Seit 1788 bildete er diese Zeitschrift mehr und mehr für Erwachsene um, und seit 1796 ließe er sie als «Nationalzeitung der Deutschen» erscheinen. Seine Überzeugung, daß die menschliche Glückseligkeit auf Befriedigung des dem Menschen inwohnenden Verbesserungstriebes beruhe, suchte er in den «Vorlesungen über die Rechte und Pflichten der Menschen» (2 Bde., 1791—92) zu begründen. Sodann stellte er in dem «Rei- und Hilfsbüchlein, oder lehrreiche Freuden- und Trauergeschichte des Dorfes Milbheim» (zuerst 2 Bde., Gotha 1787—98) ein praktisches Beispiel der Selbstbildung für den deutschen Landmann auf. Diefem Ballebuche, von dem in wenigen Jahren über eine halbe Million Exemplare in deutscher und auch in fremden Sprachen vertrieben wurden, folgte das «Milbheimische Liederbuch» (1799), welches gleichfalls eine Reihe Auflagen erlebte, und das «Milbheimische Evangelienbuch» (1816). Neben der «Deutschen Zeitung», welche die Tagesgeschichte zu einer praktischen Sittenschule machen sollte, begründete B. 1791 den «Anzeiger», der 1792 durch ein kais. Privilegium zum «Reichsanzeiger» erhoben und nach dem Ausfalle des Reichs 1806 in den «Allgemeinen Anzeiger der Deutschen» verwandelt wurde. Der eigene Vertrieb seiner Zeitschriften und Bücher veranlaßte ihn 1797 zur Begründung einer Buchhandlung. Der Teilnahme an geheimen Verbindungen gegen Napoleon verdächtigt, wurde B. Ende Nov. 1811 auf Davoust's Befehl von Gotha nach Magdeburg gebracht, wo man ihn bis zum April 1813 gefangen hielt. Seine Schrift «B. S. Leiden und Freuden in 17monatlicher franz. Gefangenschaft» (1814) ist zeitgeschichtlich merkwürdig. Auch der deutschen Kunstgeschichte hat er durch Herausgabe von «Holzschnitten aller deutscher Meister» (Bd. 1—3, 1808—16) einen wesentlichen Dienst geleistet. B. starb 28. März 1822. — Sein Sohn, Friedrich Gottlieb W., geb. zu Gotha 3. Nov. 1792, studierte in Leipzig und Göttingen Sprachkunde und Geschichte und nahm seit 1814 an den schriftstellerischen und buchhändlerischen Unternehmungen des Vaters teil, die er nach dessen Tode fortsetzte. Er vereinigte 1830 die «Nationalzeitung der Deutschen» und den «Allgemeinen Anzeiger» in ein täglich erscheinendes Blatt: «Allgemeiner Anzeiger und Nationalzeitung der Deutschen» und ließ dieselbe 1849 unter dem Titel «Reichsanzeiger der

Deutschen» erscheinen. Doch ging die Zeitschrift Ende Juni 1850 (mit dem 119. halbjährigen Bande) ein. Im Frühjahr 1848 wurde B. im Herzogtum Gotha in die Deutsche Nationalversammlung gewählt, wo er der Partei der später sog. Gothaner angehörte. B. starb zu Gotha 24. Juli 1865.

Beder (Wils. Gottlieb), deutscher Schriftsteller und Archäolog, geb. 4. Nov. 1753 zu Oberallenberg im Schönburgischen, studierte 1773—76 in Leipzig und wurde 1777 Lehrer an dem Philanthropin in Dessau. B. ging 1778 nach Basel, wo er in Mecheln's Umgang die ältern Kupferstecher und Maler näher kennen lernte. Hierauf bereiste er die Schweiz, einen Teil von Frankreich und Oberitalien. Nach seiner Rückkehr besorgte er eine neue Ausgabe von des Erasmus «Lob der Narrheit» (Bas. 1780 u. Berl. 1781), mit den Holzschnitten Federzeichnungen. B. kam 1782 als Professor an die Ritterakademie in Dresden, und 1795 erhielt er daselbst die Aufsicht über die Antikengalerie und das Münzkabinett, 1805 auch die über das Grüne Gewölbe. Er starb 3. Juni 1813. B. veröffentlichte eine Reihe von Taschenbüchern, die der belehrenden Unterhaltung gemißnet waren und seinerzeit ein großes Publikum fanden. Einen Ruf als Kunstschritsteller verschaffte ihm das wohl ausgestattete Werk «Augustum, Dresdens antike Denkmäler enthalten» (2 Bde., Dresden. 1805—9; 2. vermehrte Aufl. von W. A. Beder, Lpz. 1832—37, mit 162 Kupfertafeln). Auch gab er nach den im dresdener Münzkabinett vorhandenen Originalen «Zweihundert seltene Münzen des Mittelalters in genauen Abbildungen, mit histor. Erläuterungen» (Lpz. 1813) heraus.

Beder (Wils. Adolf), namhafter Altertumsforscher, Sohn des vorigen, geb. 1796 zu Dresden, erhielt seine Gymnasialbildung in Schulpforta und studierte seit 1816 in Leipzig Theologie, vorzugsweise aber Philologie. Hierauf wurde er 1822 Konrektor an der Hauptschule zu Jersitz, 1828 Professor an der Landesschule zu Reichen, 1836 außerord. Professor der klassischen Archäologie und 1842 ord. Professor der Altertumskunde an der Universität zu Leipzig. Er starb zu Reichen 30. Sept. 1846. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Gallus, oder röm. Scenen aus der Zeit Augustus» (2 Bde., Lpz. 1838; 3. Aufl., besorgt von Rein, 3 Tle., Lpz. 1863; neu bearb. von Herm. Göll, 3 Bde., Berl. 1880—82) und «Echaristik, oder Bilder altgriech. Sitten» (2 Bde., Lpz. 1840; 2. Aufl., von Hermann, 3 Bde., 1854; neu bearb. von Herm. Göll, 3 Bde., Berl. 1877—78). Beide Werke wurden von Metastase ins Englische übertragen. Seine Abhandlung «De comicis Romanorum fabulis» (Lpz. 1837) liefert einen schätzbaren Beitrag zur Geschichte der dramatischen Poesie der Römer, namentlich der Werke des Plautus. Sein Hauptwerk jedoch bildet das «Handbuch der röm. Altertümer» (Tl. 1 u. 2, Abteil. 1 u. 2, Lpz. 1843—46), welches nach seinem Tode von Warquardt (Bd. 2, Abteil. 3, bis Bd. 5, Abteil. 1, Lpz. 1849—64) in vortrefflicher Weise fortgeführt wurde.

Bederath (Herm. von), preuß. Politiker, geb. 13. Dez. 1801 zu Arefeld, etablierte sich daselbst als Bankier und erwarb sich ein bedeutendes Vermögen. Im J. 1836 wurde er zum Mitglied des Gemeinderats und der Handelskammer seiner Vaterstadt gewählt; seit 1843 war er Mitglied der rhein. Landtage in Köln und Koblenz und nahm 1847 als Vertreter der Stadt Arefeld am Vereinigten Landtage teil, auf dem er bald eine hervorragende Stellung

einnahm; er war der Verfasser der Adresse auf die Thronrede vom 11. April. Im Frühjahr 1848 in Aresfeld zum Abgeordneten in die Deutsche Nationalversammlung gewählt, gehörte er in dieser zur Fraktion des rechten Centrums, der spätern Rastinopartei, und übte auf diese durch seine Beredsamkeit einen großen Einfluß. Am 9. Aug. trat er als Finanzminister in das Reichsministerium. Infolge der konservativen und vermittelnden Richtung, die er in Frankfurt an den Tag legte, wurde V., als das Ministerium Auerwald-Danemann jurüdrat, von Friedrich Wilhelm IV. berufen, um die Bildung eines neuen Kabinetts zu übernehmen oder in das vom General von Pfuel zu bildende Ministerium einzutreten. Das von V. entworfene Programm, welches eine wirklich konstitutionelle Politik forderte, fand jedoch nicht den Beifall des Königs. V. begab sich demnach nach Frankfurt jurüdr. Mit den übrigen Reichsministern nahm er, weil das Parlament durch Verwerfung des Waffenstillstandes von Mainz den Bruch mit Preußen vollzog, 5. Sept. seine Entlassung, trat aber mit seinen Kollegen wieder in das Ministerium ein, nachdem das Parlament 16. Sept. den Malmör Waffenstillstand ratifiziert hatte. Im April 1849 betheiligte er sich an der Kaiserdeputation nach Berlin. Da er in der Ansicht über das weitere Verhalten der Nationalversammlung von seinen polit. Freunden abwich, legte er Anfang Mai 1849 sein Mandat als Abgeordneter nieder und trat aus dem Reichsministerium. Später trat er für die von Preußen aufgenommene Unionspolitik ein und nahm als Vertreter seiner Vaterstadt am Erfurter Parlament teil. Dieselbe Politik machte er auch als Mitglied der preuß. zweiten Kammer seit 1849 geltend, und trat daher dem Ministerium Manteuffel entgegen, welches die Unionspolitik aufgab. Im J. 1852 legte V. sein Mandat für die Kammer nieder, in der er erst 1859 wieder auf kurze Zeit erschien; sein Gesundheitszustand zwang ihn, schon im März wieder aus der Kammer auszutreten; er starb zu Aresfeld 12. Mai 1870. Vgl. Kopflatt, »Hermann von V.« (Braunschw. 1875).

Vedet (Thomas a), berühmt unter dem Namen des heiligen Thomas von Canterbury, als Erzbischof von Canterbury der bedeutendste Kämpfer für die Freiheit der kath. Kirche in England, geb. 1118 zu London, studierte zu Paris Theologie, zu Bologna die Rechte. Theobald, Erzbischof von Canterbury, betraute ihn mit den wichtigsten Sendungen, belohnte ihn für seine treue Hingabe an die Interessen der Kirche mit dem Archidiaconat zu Canterbury und der Propstei Beveley und veranlaßte König Heinrich II., ihn 1155 zum Kanzler zu erheben. In dieser Stellung mußte V. nicht bloß als gefügiger Höfling den Launen und Neigungen des Königs sich dienlich zu machen, er wirkte auch mit solchem Eifer für die Fehung der königl. Autorität gegenüber den Anforderungen der Kirche, daß Heinrich II. 1161 seine Erhebung zum Erzbischof von Canterbury und zum Primas der Englischen Kirche erzwang. In der Hoffnung freilich, ihn auch jetzt als gefügiges Werkzeug zur Unterjochung der Kirche benutzen zu können, ließ sich der König getäuscht, als Erzbischof kannte V. kein höheres Ziel, als die im Papste gipfelnde hierarchische Hierarchie gegen jeden Eingriff der Staatgewalt sicherzustellen. Für England verhielt sich der Kampf zwischen Kirche und Staat noch dabei, als er zugleich ein Kampf des an

seiner normannischen Eroberer war. Der III. mit dem Pallium besetzt (1163) V. völlige Exemption des Klerus von allerley Gerichtsbarkeit und Erwerbung eines selbstständigen Kirchenvermögens. Dagegen beschloß der 30. Jan. 1164 eine Versammlung geistl. weltlicher Großen nach Clarendon, dem V. die königliche Gewalt bedeutend erweiterte. V. versprach, diese Beschlüsse annehmen zu verweigerte aber später dennoch seine Untertanen und als der König ihn deshalb vor die Northampton lud, floh er zu Alexander II. Frankreich. Erst im Sommer 1170 kam er zurück zu Stande, auf Grund deren V. nach jurüdrlehre, aber auch sie war nur scheinbar, der alte Kampf drohte von neuem auf als V. 29. Dez. 1170 von vier Sektanten, Stufen des Altars ermordet ward. In vielen Opfern und nachdem er sich in einer demütigen Buße am Grabe befehligen verstanden hatte, gelang es, den Bannstrahl, der für V.s Ermordung drohte, abzuwenden. Die Röder von Rom, und nachdem sie dasselbe Buße gelobt ihnen auferlegt, durch eine Wallfahrt nach ihr Verbrechen zu sühnen; zwei Jahre danach ward V., als ein Wärtner des Glanzes der Heiligen vom ersten Range verlegt und vom Volke, welches ihn als das Opfer standes gegen die Fremdherrschaft beschwärmert verehrt. Heinrich III. ließ neuen Heiligen Gebeine in eine Kirche bringen, wohin Gläubige in großer Anzahl fuhren machten, deren Andenken Christus seinen »Canterbury tales« aufbewahrt hat, welches ein großes Fest und alle 60 J. Jubiläum gefeiert. Dies dauerte bis zum VIII., der nach seiner Trennung von Kirche sich des reichen, in V.s Kapelle ein Schatzes bemächtigte, den Heiligen im richtshof laden und, da er ausblieb, als verurteilen ließ. Sein Name ward anleider gefürchten, die Feiler seines Joches und seine Gebeine wurden verbrannt und in zerstreut. Vgl. Giles, »Life and letters of a B.« (Lond. 1846); Robertson, »B. archbishop of Canterbury, a biography« (Lond. 1866); »Lives of the archbishops of Canterbury« (Lond. 1868); Reuter, »Alexander III. und seiner Zeit« (3 Bde., Lpz. 1860—64).

Bedford (William), ein durch großen literarische Talente und Ercentricitäten Engländer, geb. 1760 als Sohn W. Lord-Manors von London, verlor schon riger Knabe seinen Vater, der ihm großen in Westindien und in England in der Aufsicht Ghatbams erhielt er eine Erziehung, zeigte früh ungewöhnliche und veröffentlichte bereits 1780 eine satirische »Biographical memoirs of extraordinary«, in welcher er die engl. Künstler verspottete. Hierauf unternahm er auf dem Kontinent, deren Beschreibung herausgab. »Italy, with sketches of Portugal«, 2 Bde., Lond. 1834). Die zweiten Aufenthalts in Portugal »lectures of an excursion to the A. and Batalha« (Lond. 1837), begann er 1796

Jonthill ein prächtiges Gebäude zu errichten, welches er mit königl. Purpur ausschattete und fortwährend durch Neubauten vergrößerte, so daß die ungeheuren Kosten endlich sogar sein kolossales Vermögen zerstörten und ihn zwangen, es 1822 für den Preis von 300,000 Pf. St. zu veräußern. Er ließ sich jetzt in Bath nieder, wo er sich von neuem mit Poesie und dem Ankommen von Kunstwerken beschäftigte und 2. Mai 1844 starb. Sein litterarischer Ruhm beruht hauptsächlich auf einem orient. Roman »Vathek«, den er zuerst in franz. Sprache schrieb und 1787 in Lausanne herausgab, nachdem bereits 1786 eine engl. Uebersetzung in London ohne sein Bewußtsein erschienen war. Es gibt sich darin eine mächtige, aber jägellose Phantasie kund. Die Schilderungen sind ergreifend und oft in hohem Grade poetisch, aber es spricht sich darin der bitterste Sarkasmus, die herbeite Menschenerachtung und eine trostlose Blasiertheit aus. Auf Byron hatte die selbstphantasische Schöpfung »V.« einen großen Einfluß, und in den Helden seiner Dichtungen ist die Verwandtschaft mit dem Charakter Bathels nicht zu verkennen.

Bedmann (Fritz), geschätzter deutscher Komiker, geb. 13. Jan. 1806 zu Breslau, entwickelte schon seit 1820 im Chore des dortigen Theaters ein ungewöhnliches Talent für das komische Fach und wurde 1824 auf Verwendung Schmettau's, der sich seiner Ausbildung angenommen, bei dem neugegründeten Königsstädter Theater zu Berlin engagiert, wo er anfanglich nur in Nebenrollen auftrat. Allmählich übernahm er aber auch bedeutendere Partien, und nun wirkte er rasch die Gunst und Anerkennung des Publikums zu gewinnen. A. war reich an witzigen Einfällen und zeichnete sich durch charakteristische Natürlichkeit und ein maßvolles Spiel aus. Durch die Ausbildung des von Holtei eingeführten »Edenfelder Mante« schuf er eine Vorkastfigur der preuß. Hauptstadt, die mit dem Stachel und andern miener komischen Masken weiteifern konnte. Die mißlichen Verhältnisse der Königsstädter Bühne demogen ihn endlich, dieselbe zu verlassen, indem er 1845 ein Engagement am Theater an der Wien, 1846 ein lebenslangliches Engagement als erster Komiker am kaiserl. Hofburgtheater in Wien einging. Hier durfte er sich nicht mehr auf das bunte Genre beschränken, sondern mußte sich der Charakterkomik zuwenden, was seinem Talent auch gelang. Namentlich spielte er die Väterrollen im modernen Lustspiel mit Meisterkraft. Seit 1838 war B. mit der besonders als Lauboville-Sängerin rühmlichst bekannten Schauspielerin Adele Rujarselli (geb. 4. Juni 1816 zu Venedig) vermählt. Er starb 7. Sept. 1866. Vgl. Janderßen, »Friedrich B.s Lebensbild« (Wien 1866); Kaiser, »Friedrich B., Erinnerungen« (Wien 1866).

Bedmann (Joh.), bekannt durch seine Schriften über Landwirtschaft und Gewerblunde, geb. 4. Juni 1739 zu Hoya, besuchte die Gelehrtenschule in Stade und widmete sich in Göttingen zuerst der Theologie, wendete sich aber seit 1759 dem Studium der Naturwissenschaft und deren Anwendung für Volks- und Staatswirtschaft zu. Nachdem er 1763—65 als Professor der Physik und Naturgeschichte am prot. Gymnasium zu Petersburg gewirkt, unternahm er eine Reise nach Schweden, um sich genaue Kenntniss der dortigen Bergwerke und deren Betriebsweise zu verschaffen, genoss auch bei dieser Gelegenheit zu Upsala längere Zeit Kinnés Umgang und Unterricht.

Nach seiner Rückkehr erhielt B. 1766 zu Göttingen eine Professur der Philosophie, dann 1770 die der Oekonomie. Er starb 4. Febr. 1811. In seinen »Grundsätzen der deutschen Landwirtschaft« (Gött. 1769; 6. Aufl. 1806) hat B. die Landwirtschaft zum erstenmal in wissenschaftlicher Form bearbeitet. Von seinen zahlreichen andern Schriften waren die »Anleitung zur Technologie« (6. Aufl., Gött. 1809), die »Anleitung zur Handlungsweisheit« (Gött. 1789) und die »Vorbereitung zur Warenkunde« (2 Bde., Gött. 1798), die »Physik.-ökonomische Bibliothek« (33 Bde., Gött. 1770—1806) und die »Beiträge zur Oekonomie, Technologie, Polizei- und Kameralwissenschaft« (11 Bde., Gött. 1779—91) für ihre Zeit von großer Bedeutung. Seine »Beiträge zur Geschichte der Erfindungen« (5 Bde., Lpz. 1780—1806) sind noch jetzt von Wert.

Bedmann (Joh. Gottlieb), Fortinspektor zu Bollstern in Aurschlag, geb. um 1700, gest. 1777, erwarb sich Verdienste durch Einführung einer geregelten Rahlischlagwirtschaft in Verbindung mit Holzsaat. Er schrieb: »Versuche und Erfahrungen von der zu unsern Zeiten höchst nötigen Holzsaat« (Chemnitz 1758; 4. Aufl. 1777), »Anweisung zu einer pfleglichen Fortwirtschaft« (1759; 3. Aufl. 1777), worin die Schilderung eines neuen Verfahrens der Waldertragsregelung enthalten ist, welche er zuerst auf Kassen- und Zuwachsberechnungen zu stützen versuchte, »Beiträge zur Verbesserung der Fortwirtschaft« (1763; 3. Aufl. 1777).

Bedmann (Rudw. Konrad), ausgezeichnetes Tier- und Jagdenmaler, geb. in Hannover 21. Febr. 1822 als der Sohn eines Wagenfabrikanten, zeigte schon als Knabe lebhaftes Interesse für die Beobachtung des Tierlebens und die Nachbildung seiner Erscheinungen in Malerei und Plastik. Nachdem er mündig geworden war, trat er von dem ihm aufgedrungenen Berufe seines Vaters wieder zurück, in welchem er übrigens so Tüchtiges geleistet hatte, daß er seine dabei gesammelten Erfahrungen unter dem Titel »Theoretisch-practisches Handbuch des Wagners und Chaisenfabrikanten« (Weim. 1845; 4. Aufl. 1865) herausgab. Der Besuch der Künstler-schule in Hamburg, der Verkehr mit dortigen Künstlern, die begeisterte Einwirkung mehrerer Landschaftlicher Bilder gewannen ihn völlig wieder für die Kunst und sorgfältige Naturstudien riefen auch bald Früchte seiner Thätigkeit hervor. Im J. 1852 ließ er sich in Düsseldorf nieder, dessen Schule er jedoch nur kurze Zeit besuchte. Später bereiste er Schottland, das ihm eine reiche Beute von Studienmaterial lieferte. B.s Oelbilder wurden meistens für England erworben; es sind höchst lebenswahre Schilderungen meist wildbewogener Jagdszenen, Saubehen, Tierkämpfe u. s. w. B. hat sich auch als Illustrator und als Humorist auf literarischem Gebiete mit Glück versucht; so im »Idiotium venatorius« und im »Reine Fuchs« (Düsseldorf. 1860).

Bedum, Kreisstadt im Regierungsbezirk Münster der preuß. Provinz Westfalen, an der Weser und an der Staatsbahn Hamm-Dielefeld, ist Sitz des Landratsamts und eines Amtsgerichts, hat lebhaftes Kalkindustrie (Cementfabrikation), Branntweinbrennerei, Dampfmaschinen, Garnhandel und zählt (1880) 3591 E. Nach Eßelen »Über den Ort der Niederlage der Römer unter Varus«, Hamm 1853) und Meinling »Die Niederlage des Varus«, Barendorf 1856) war der süd. Teil des Kreises B. der Schauplatz der Hermannschlacht.

(S. Teutoburgerwald.) V. war einst Mitglied der Hanja, spielte eine Rolle in der Coester'schen und gehörte seit 1622 den Herzögen von Holstein-Sonderburg. — Der Kreis V. umfaßt 683, qkm mit (1880) 42 108 E.

Betz (Peter Johann), seit 1853 General des Jesuitenordens, geb. 8. Febr. 1795 zu Siegen bei Löwen in Belgien, trat, nachdem er bereits zum Priester geweiht worden war, 29. Okt. 1819 in Hildesheim in den Jesuitenorden ein. Nach dem Tode des Herzogs Ferdinand von Anhalt-Köthen zum Katholizismus ward V. dessen Beichtvater und zugleich Pfarrer an der neu erbauten luth. Kirche zu Köthen, siedelte später mit der verwitweten Herzogin Julie nach Wien über und wurde 1847 zum Prokurator der Ordensprovinz Österreich erwählt. Die Unruhen des J. 1848 nötigten V., sich nach Belgien zu begeben, wo er dem Provinzial als Gehülfe beigegeben und darauf als Rektor des Kollegiums in Löwen angestellt wurde. Als in Österreich der Jesuitenorden wiederhergestellt und von der Regierung sehr begünstigt ward, kehrte auch V. dahin zurück, ward erst Superior für Ungarn, dann Provinzial für Österreich und gewann großen Einfluss auf die innere Politik des Kaiserthums. Unter seinem Einfluss wirkte auch der Primas von Ungarn, Kardinal Eötvösk, besonders durch Errichtung des Novizenhauses zu Tyrnau, mit Erfolge für die erneute Einbürgerung des Ordens; 1853 reiste V. mit den Elektoren zur 22. Generalkongregation nach Rom und wurde hier an Nothhaans Stelle zum Ordensgeneral erwählt. Unter ihm ist der Orden überall mit großer Energie thätig gewesen, hat besonders die Missionen in prot. Ländern mit Eifer betrieben und in allen denjenigen Ländern, wo der Staat ihm nicht mit geistlichen Mitteln entgegengetreten ist, bedeutende Fortschritte gemacht. Als Schriftsteller ist V. außer einigen Gelegenheitsreden namentlich durch seinen «Monat Maria» (Wien 1813) bekannt, der auch ins Böhmische, Polnische und Italienische überfetzt worden ist. Das Hauptorgan der Jesuiten, die «Civiltà cattolica», wird unter seiner Leitung redigirt.

Becquerel (Antoine César), franz. Physiker, geb. 7. März 1788 zu Châtillon-sur-Loire im Depart. Loiret, besuchte die Polytechnische Schule zu Paris und trat 1808 als Genieoffizier in die Armee. Er wohnte den Feldzügen von 1810–12 in Spanien bei, leistete bei verschiedenen Belagerungen, namentlich der von Tarragona, ausgezeichnete Dienste und avancierte zum Kapitän. Nach seiner Rückkehr wurde er Studieninspektor an der Polytechnischen Schule und 1814 dem Generalstabe der Armee beigeordnet, nahm jedoch 1815 als Bataillonschef seine Entlassung, um sich fortan ausschließlich den Naturwissenschaften zu widmen. Die Ergebnisse seiner physik. und chem. Untersuchungen veröffentlichte er seit 1819 in den «Annales de physique et de chimie» sowie seit 1829 in den «Mémoires» und «Comptes-rendus» der Akademie der Wissenschaften, nachdem er 1829 Mitglied dieser Körperschaft geworden war. Mit vorzüglichem Erfolge beschäftigte er sich mit Untersuchungen über Electricität und Magnetismus, deren Resultate er in den Werken «Traité expérimental de l'électricité et du magnétisme» (7 Bde., Par. 1834–40; neue Bearbeitung, 2 Bde., Paris 1855), «Éléments d'électro-chimie» (Par. 1843; deutsch, Erf. 1845) und «Traité complet de magnétisme» (Par. 1845) niedersetzte. Von

seinen übrigen wissenschaftlichen Arbeiten sind der «Traité de physique dans ses rapports avec la chimie» (2 Bde., Par. 1842–44) und «Éléments de physique terrestre et de météorologie» (Paris 1847) hervorzuheben. Er starb zu Paris 18. Jan. 1878. — Sein ältester Sohn, Louis Alfred B., geb. 1814 zu Paris, studirte Art. dafelbst, gest. im März 1862, hat sich durch mehrere pathol. Schriften, wie den «Traité clinique des maladies du fœtus» (2 Bde., Par. 1849), «Séméiotique des urinas» (Par. 1841; deutsch von Neubert, Epp. 1842) und «Des applications de l'électricité à la thérapeutique médicale» (Par. 1857; 2. Aufl. 1860), einen Namen erworben. — Der jüngere Sohn, Alexandre Edmond B., geb. 24. März 1820 zu Paris, seit 1853 Professor der Physik am Conservatorium der Künste und Handwerke dafelbst, hat sich durch Untersuchungen über elektrisches Licht, den photographischen Strom und andere physik.-chem. Gegenstände bekannt gemacht. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: «Mémoires sur les lois, qui président à la décomposition électro-chimique des corps» (Par. 1849), «Recherches sur les effets électriques» (Par. 1852–55), «Études sur l'exposition de Londres» (Par. 1862), «La lumière, ses causes et ses effets» (2 Bde., Par. 1867–68).

Becse oder Betsch, südslav. Bece geschrieben (srr. Betsche), ist der Name von zwei wichtigen Handelsplätzen in Ungarn. Alt- oder Gerbich-B., ungar. O-Becse oder Ragy-Becse, großer Marktfledon und Dampfschiffahrtsstation im Komitat Vács (1849–60 Kreis Neufah und Rombler), 6 km nordnordöstlich von Neufah, am rechten Theiss, hat (1880) 15040 E.; eine kath. und eine griech.-orientalische Kirche, eine Synagoge und starken Getreidehandel. Der Ort wurde 1526 und 1561 von den Türken erobert. — Neu- oder Lärtsch-B., ungar. Uj- oder Löröf-B., Marktfledon und Dampfschiffahrtsstation im Komitat Temeval, am linken Ufer der Theiss, 7,5 km unterhalb und östlich vom vorigen, hat ein herrschaftliches Schloss, eine kath. und eine griech.-orientalische Kirche mit hohen Thürmen, große Getreidespeicher und seit 1700, mit dem unmittelbar anstossenden Dorf Tranyova über 14400 E., die bedeutenden Fehden treiben. Der Ort besitzt ein Bezirksgericht, eine Volk- und Telegraphenstation und ist einer der größten Getreidemärkte in der Österreichisch-ungarischen Monarchie. Zu ihm gehört auch die Fekta Borjas und eine nahegelegene Theissinsel, mit überresten des Schlosses Becse, das in den Türkenkriegen des 16. Jahrh. eine Rolle spielte. In der Umgebung von B. wurden in neuester Zeit interessante archäologische Funde gemacht.

Becskerek oder Betskerel (srr. Betscherel), zwei Ortschaften in Ungarn. Groß-Becskerek, ungar. Nagy-Becskerek, Hauptstadt des Temetaler Komitats, an der Wega und deren Kanal, 75 km südwestlich von Temesvár, hat zwei kath., zwei griech.-orient. und eine prot. Kirche, eine Synagoge, ein Komitatsgebäude und ein Stadttheater; die innere Stadt ist gut gebaut, besitzt in ihrem Teile auch gutes Straßenpflaster mit Trottoirs und wohlbehaltene Promenaden. Auch befinden sich selbst ein Obergymnasium und andere Schulen, ein Piaristenkollegium (seit 1846), eine höhere Rechen- und Schulchweestern, zwei Buchdruckereien, ein Theater, ein Kasino. Die Stadt zählt (1880)

19529 G.; diese sind nationell sehr gemischt: Deutsche, Serben, Magyaren, Slowaken, Rumänen und Bulgaren. Die Hauptbeschäftigungen derselben sind nebst dem Acker- und einigem Weinbau insbesondere Gewerbe, Fischfang und Handel, namentlich mit Getreide und Vieh. Zwischen B. und Temeswar verkehrt auf dem Bégalanal ein kleiner Personendampfer.

Klein-Becslerel, ungar. Kis-Becslerel, Dorf im Komitat Temes, 15 km im Westnordwesten von Temeswar, mit 3263 G., vorzüglichem Feldbau, Bienen- und Schafzucht, sowie Handel mit Wolle und Honig. Die Bewohner sind lath. Deutsche und griech.-orient. Serben und Rumänen.

Beczwa oder Betschwa (Bečva), nächst der Thapa der bedeutendste Nebenfluß der March in Mähren; seine beiden Quellbäche aus den mährischen Karpaten vereinigen sich bei Malachisch-Rejersitz; von da läuft er in einem durchschnittlich 1,9 km breiten Thale über Weistirchen, Leipnitz und Brerau in westlicher Richtung zur March, die er nach einem Lauf von 122 km zwischen Kremsier und Lobositzau erreicht. Die Thäler seiner Quellbäche sind reich an Naturschönheiten, das Thal seines Unterlaufs leidet häufig durch Überschwemmungen.

Beđa, Kirchenhistoriker, genannt Venerabilis, d. h. der Ehrwürdige, wurde 674 wahrscheinlich im Kleden Monkon bei Wearmouth in der Grafschaft Durham geboren und kam schon mit dem siebenten Jahre in das nahegelegene Kloster Weremouth (Wearmouth), dem damals Abt Benedikt vorstand, wo er bis 691 blieb und eine treffliche wissenschaftliche Erziehung erhielt. Von Weremouth begab er sich in das benachbarte und diesem untergebene Kloster Girou (gestiftet 682), wo er im 19. Jahre Dionisius und 702 Presbyter wurde. Von da an erit begann seine schriftstellerische Thätigkeit, die hauptsächlich in Kommentierung der einzelnen Schriften des Alten und Neuen Testaments bestand. Auf dem Krankenbette vollendete er die Überetzung des Evangeliums Johannis in das Angelsächsische und diktierte es seinen Schülern. Er starb 26. Mai 735 und wurde im Kloster Girou begraben; später brachte man seine Gebeine nach Durham. B. hat sehr viele zu ihrer Zeit brauchbare und geschätzte Kommentare über die Heilige Schrift, außerdem Homilien, Leben einiger Heiligen, Hymnen, Epigramme, chronol. und grammatische Werke verfaßt. Gesamtausgaben derselben erschienen zu Paris (1544 und 1554), Basel (1563) und Köln (1612 und 1688). Sein bestes Werk ist indessen seine „Historia ecclesiastica gentis Anglorum“ in fünf Büchern, die einzige Quelle der ältesten Geschichte Englands bis zum J. 731. Die erste Ausgabe erschien in Strassburg 1500; vorzüglich sind die von J. Smith (Cambr. 1722), Stevenson (Lond. 1838) und Roledig (Lond. 1869). Das 3. und 4. Buch wurde von Mayor und Lumby herausgegeben (Cambridge 1878). Der Text sämtlicher Werke mit einer engl. Überetzung der histor. Schriften erschienen von Giles (6 Bde., Lond. 1813–44), welcher auch eine Handausgabe der „Historia ecclesiastica“ (Lond. 1847) veranstaltete. Alfred der Große übertrug dieses Werk ins Angelsächsische. Eine deutsche Überetzung desselben lieferte Widen (Schaffhaus. 1860). Auch als Chronolog ist B. von Wichtigkeit, indem sein Werk „De sex aetatibus mundi“ nach B. er von ihm zuerst eingeführten Zeitrechnung des Dionysius die Grundlage der meisten Universal-

chroniken des Mittelalters wurde. Vgl. Oefle, „De Bedae Venerabilis vita et scriptis“ (Leid. 1838), Wrights „Biographia britannica littoraria“ (Ed. 1, Lond. 1843); R. Werner, „Beđa der Ehrwürdige“ (Wien 1875).

Bédarieng, Stadt im franz. Depart. Hérault, Arrondissement Nîmiers, 33 km nördlich von der Stadt Leptern Ramens, am linken Ufer des Orb und an der Südbahn, zählt (1876) 7372 (Gemeinde 7691) G., hat ein Kommunal-College, eine Zeichen- und Bauschule, Fabrication von Tuch, Kattun, Häuten, Leder, Glas, Seife, Leim, Papier, ferner Zärberei, Destillation, Eisen- und Kupfergießerei.

Beddies (Thomas Lovell), engl. Dichter, Sohn des als Arzt und Naturforscher bekannten Thomas B. (geb. 15. April 1760, gest. 24. Dez. 1806), wurde 20. Juli 1803 in Clifton geboren, erhielt seine Erziehung in der Lateinschule zu Bath, dann seit 1817 in der Charterhouse-Schule in London, wo er sich bereits durch seine dichterische Begabung auszeichnete. Im J. 1820 bezog er die Universität Oxford und veröffentlichte dort 1821 anonym einen Band Gedichte unter dem Titel „The improvisatore“, die er jedoch später durch Ankauf aller Exemplare, deren er habhaft werden konnte, der weiteren Verbreitung entzog. Bereits 1822 erschien von ihm das Drama „The Bride's tragedy“, ein Werk, das trotz mancher jugendlichen Extravaganzen als Erstlingsleistung eines zu großen Erwartungen berechtigenden Talents Anerkennung fand. Mit dem Zwecke, sich dem Studium der Medizin zu widmen, ging er 1825 nach Göttingen und von dort 1829–31 nach Würzburg. Im Besitz eines bedeutenden Vermögens, führte B. seitdem ein Wanderleben, lebte 1833–41 meist in Strassburg und Zürich, 1841–45 in Baden, Frankfurt und Berlin, ging dann nach England, lehrte indes schon 1846 nach Deutschland zurück. Von 1846–48 nahm er, meist von Frankfurt aus, durch persönlichen Verkehr mit den Parteiführern sowie durch publizistische Arbeiten lebhaften Anteil an der liberalen Bewegung, sodas er wiederholt als demokratischer Agitator ausgewiesen wurde. Eine Verwundung, die er sich im Frühling 1848 bei einer anatom. Section zuzog, führte ein langsam zehrendes Fieber herbei. Noch an diesem Leiden, hatte er das Unglück, durch einen Sturz vom Pferde das Bein zu brechen; er starb nach längerer Krankheit an den Folgen der Amputation im Hospital zu Basel, 26. Jan. 1849. In B.' Nachlaß fand sich das Drama „Death's jest-hook, or the fool's tragedy“, nebst einer Anzahl lyrischer und dramatischer Fragmente. Dieselben zeugen von Hülle und Kraft der Phantasie und großer Selbstständigkeit des Denkens, tragen aber das Gepräge eines unruhen, verdürrten Geistes. Gesammelt erschienen sie mit einer Lebensbeschreibung unter dem Titel „The poems of Thomas Lovell B.“ (2 Bde., Lond. 1851).

Bedeau (Marie Alphonsie), franz. General, geb. 10. Aug. 1804 in Vertou bei Nantes, wurde in den Militärschulen von La Flèche und von St. Cyr gebildet, trat 1825 als Offizier in die Armee, wurde 1831 mit dem Range eines Kapitäns Adjutant des Generals Gérard und wohnte 1832 im Generalstabe der Einnahme von Antwerpen bei. Ende 1836 ging er als Kommandant eines Bataillons der Fremdenlegion nach Algerien, wo er sehr bald zum Brigadegeneral aufstieg und 1842 von Marschall Bugeaud mit der obern Leitung der Militär-

und polit. Angelegenheiten an der Grenze von Marocco betraut wurde. Am 21. März warf B. dort die Scharen Abdel-Kaders zurück und wohnte im Sommer 1844 den Gefechten bei, welche 14. Aug. mit der Schlacht von Jely endeten; im Sept. 1844 wurde er Divisionsgeneral und Oberkommandant der Provinz Konstantine. Von großem Erfolge waren seine Unternehmungen nach dem Nord (1845) und nach Bougie (1847). Im Juli 1847 wurde er Gouverneur von Algier, im August desselben Jahres Großoffizier der Ehrenlegion, und im Monat Oktober trat er das Gouvernement an den Herzog von Kuma ab. Bei Ausbruch der Februarrevolution von 1848 befand sich B. auf Urlaub in Paris. Der Marschall Bugeaud übergab ihm den Befehl über eine der fünf Kolonnen, welche den Aufstand niederschlagen sollten; aber sein Verhalten gegen die Jurierten und bei den Vorgängen, die 24. Febr. auf dem Concordeplatze stattgatten, zog ihm den Vorwurf der Unthätigkeit und Kollisionsgefahr zu. Die provisorische Regierung bot ihm das Kriegsministerium an, doch zog B. vor, den Oberbefehl über die Armee von Paris zu übernehmen. Während des pariser Juniaufstandes befehligte er eine Abteilung in der innern Stadt und wurde schwer verwundet. Vom Depart. Unterloire in die konstituierende Nationalversammlung geschickt, wurde er von derselben zum Vizepräsidenten gewählt. Dieses Amt bekleidete er auch in der Gesetzgebenden Versammlung, in welche er als Vertreter von Paris eintrat und wo er sich der gemäßigten Rechte anschloß. Bei dem Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 wurde B. mit den Generalen Lamoricière und Cavaignac verhaftet und in das Gefängnis Mazas, später nach Schloß Ham abgeführt und dann nach Belgien entlassen. B. lebte hierauf zunächst in Berlin, später in Belgien, machte sodann von der Amnestie Gebrauch, ging nach Nantes und starb dort 30. Okt. 1863.

Bedecktes Terrain ist ein Terrain, auf dem sich Gegenstände (Terrainbedeckungen) befinden, welche die freie Umrundung und Waffenwirkung (in gewissem Grade auch die Bewegung) hindern. Solche Terrainbedeckungen sind z. B. Wälder, Ortschaften, Fruchtfelder, Hecken, Weingärten u. s. w. Sie erschweren die Führung im Großen, zwingen dazu, in kleineren selbständigen Abteilungen zu setzen, und beschränken den Gebrauch der Kavallerie und Artillerie.

Bedeckter Weg, s. Bedeckter Weg.

Bedeckung (im militärischen Sinne) heißt eine Truppenabteilung, welche zur Sicherung eines an sich oder in seinem augenblicklichen Verhältnis zur eigenen Verteidigung nicht befähigten militärischen Objekts, z. B. zum Schutz von Transporten, des Baues einer Feldchanze, eines Artillerietrains, relogisierender Offiziere u. s. w., bestimmt ist. Die B. von Transporten (z. B. Kriegsgefangener) oder von Kurieren wird auch Eskorte genannt. — Über B. der Artillerie s. Artilleriebedeckung.

Bedeckung (astronomisch) oder Occultation, d. i. ganze oder teilweise Verfinsternung eines Himmelskörpers durch einen der Erde näher stehenden findet statt, wenn letzterer so zwischen die Erde und den entferntern Himmelskörper tritt, daß er in gerader Linie zwischen beiden steht. Am häufigsten kommen Bedeckungen der Planeten und Fixsterne durch den Mond als den nächsten aller Himmelskörper vor; ihre Beobachtung kann zur Bestimmung

der Mondparallaxe, namentlich aber zu Längenbestimmungen benutzt werden. Auch die Sonnenfinsternis ist nur eine Bedeckung der Sonne durch den Mond. Seltener kommen Bedeckungen von Fixsternen oder Planeten durch einen Planeten, noch seltener die Bedeckung eines Fixsterns durch einen Jupitersmond vor, sehr häufig dagegen die des Jupiter und seiner Monde gegenseitig. Man unterscheidet bei der Beobachtung der Sternbedeckungen zwei Momente, den des Eintritts und des Austritts. Es ist der Eintritt der Augenblick des Verschwindens eines Fixsterns hinter einem andern (dem Mond), der Austritt der des Wiedererscheinens eines Fixsterns, welches längere Zeit von einem andern verdeckt war. Bei Bedeckungen der Fixsterne durch den Mond finden Ein- und Austritt vollständig momentan statt, bei Planetenbedeckungen ist die Dauer des Ein- und Austritts von der Größe des scheinbaren Durchmessers abhängig.

Bedeguar, s. unter Galleen und Rost.

Bedel (türk.), Ablösung.

Bedennd (vom niederdeutschen Bede [s. Beden] und Munte = Mänge), die Buße, welche in außerordentliche Schwängerung einer Leibesgenossen war; auch die Erlaubnisgebühr für die Beibringung Leibesgenossen.

Beden, **Beten** (procariae, petitiones) sind Steuern, Auflagen, die ursprünglich als Unterstützung erbeten wurden (beten = Bitte, dann auch Befehl, Gebot, Abgabe). Die Einkünfte der Landesherren im Mittelalter bestanden zu einem großen Teil aus den Abgaben, welche die freien und unfreien Hinterlassen von den ihnen verliehenen Höfen entrichteten, ferner aus den ihnen vom Kaiser verliehenen Regalien, wie Räte, Jale u. s. w., sowie aus den Domänen. Aber auch von den freien Landsassen konnte der Landesherr eine Entschädigung fordern, besonders dafür, daß er den Reichsdienst und die Landesverteidigung zu seiner Dienstmannschaft leistete. Dies ist der Ursprung der B., die in Naturalien oder Geld bestanden und die der Landesherr später trah seine landesherrlichen Vogtei oder Schutzherrschaft erhielt. Auch Städte zahlten dem Landesherren häufig ein Bede, sog. Orbede. Man unterschied Rat- und Herbstbede, große und kleine B. Notbede waren die zu einem außerordentlichen Bedürfnis, z. B. Kriegesnot, verlangten Abgaben. Ritterhaft und Geistlichkeit waren regelmäßig frei von B.

Bedenkzeit ist die Frist, innerhalb welcher jemand eine Entscheidung fassen soll. Die Annahme solcher Fristen ist im rechtlichen Verkehr sehr häufig. Zunächst beim Vertragsabschluß, wenn es sich darum handelt, zu bestimmen, zu lange derjenige, dem die Offerte zum Abschluß des Vertrags gemacht worden ist, seine Erklärung über dieselbe hinziehen darf, ohne daß der andere irgend etwas ausreißt, an seine Offerte gebunden zu sein. Regelmäßig pflegen hier, namentlich im Handelsverkehr, eigentliche Bedenkfristen ganz fortzuwirken, auch wenn die Vertragsschließenden sich an verschiedenen Orten befinden, ist der Offertant an seine Offerte gesetzlich nur bis zu dem Zeitpunkt gebunden, an welchem er den Eingang der Antwort bei abnungsgemäßer, rechtzeitiger Abfindung derselben erwarten durfte (Handelsgesetzbuch Art. 319). Aber daß der andere eine wirkliche Deliberationsfrist erhält. Soll der Offertant länger gebunden sein, so muß dies entweder von beiden Teilen ausdrücklich

vereinbart oder wenigstens vom Offerenten bei Abgabe seiner Erklärung einseitig festzulegen sein, was bei Käufen durch Hinzufügung gewisser Klauseln, z. B. «fest angesetzt bis zum...» ausgedrückt zu werden pflegt. In anderer Beziehung kommt eine B. in den sog. Respekttagen zum Ausdruck, welche nach manchen Wechselgesetzbüchern, früher auch in Deutschland, dem Wechselschuldner für die Bezahlung des bereits fälligen Wechsels geöffnet werden. Ferner gehört hierher die sog. Deliberationsfrist, welche dem Erben zu seiner Erklärung, ob er die ihm angefallene Erbschaft annehmen oder ausschlagen wolle, gemeinrechtlich, in Gemäßheit ausländischer Vorschriften des röm. Rechts, eingeräumt ist, aber durch die deutschen Partikulargesetzbüchern eine vielfach abweichende Regelung erfahren hat. Endlich sind als B. vorzüglich wichtig die Fristen, welche die Gesetze für die Einlegung der Rechtsmittel gegen ergangene Urtheile festsetzen.

Vedertseja, Haden in der preuß. Provinz Hannover, Landdrostei Stade, Kreis Verbe, zählt 1215 E. und liegt am See von B., aus welchem die später Medem genannte Aue nach N. zur Elbe und nach S. ein Kanal zur Weiser und Seeite führt, hat ein altes Schloß, ferner Gerberei, Brauerei und Branntweinbrennerei.

Vedens (Joseph, Edler von Scharberg), siebenbürg. Oberlandeskommissar und Historiker, geb. 2. Febr. 1783 zu Hermannstadt, studierte daselbst und in Klausenburg bis 1802 die Rechte und trat dann beim siebenbürg. Landesgubernium als Kanzlist in den Staatsdienst. Später wurde er zum Oberlandeskommissariat versetzt, kam 1827 zur Hofkanzlei nach Wien, wo er bis zum 3. 1837 verblieb, und lehrte dann als Oberlandeskommissar nach Siebenbürgen zurück. Hier nahm er am politischen, kirchlichen und kulturellen Leben den regsten und vielseitigsten Anteil und erwarb sich in schwieriger Zeit die Achtung aller Parteien. Er starb 6. April 1858 zu Hermannstadt. V. veröffentlichte: «Abbildung von zwei alten Mosaischen» (Hermannst. 1825), «Historisch-genealogisch-geographischer Atlas zur Übersicht der Geschichte des ungar. Reichs» (Hermannst. 1851), «Das Lucrum Camerae in Ungarn und Siebenbürgen» (Kronst. 1838), «Die Wappen und Siegel der Fürsten von Siebenbürgen und einzelner händischer Nationen dieses Landes» (Hermannst. 1838), «Die Verfassung des Großfürstentums Siebenbürgen» (Wien 1844). Er hinterließ im Manuscript eine autobiographische «Geschichte meines Lebens und der mich berührenden Zeitereignisse». Vgl. Friedenthal, «Joseph Vedens von Scharberg» (2 Bde., Wien 1876—77).

Vedford, eine Grafschaft des centralen England mit 149 461 E. (1881) auf 1195,4 qkm. Das nicht eigentlich derartige Land ist im SO. mit den unfruchtbaren Kreidehöhlen der Chiltern-Hills (Dunstable und Luton-Towns) und einem ihnen parallelen, aus Granitstein gebildeten Höhenzuge, der Wasserfische zwischen Themse und Ouse, erfüllt, und hat im ganzen einen gutangebauten, im W. auch fruchtbaren Boden. Hauptflüsse sind die Ouse mit ihren zahlreichen Zuflüssen Juel und Ouzel und der zur Themse gebende Lea. Außer den Erzeugnissen des Acker- und des besonders stark betriebenen Gemüsebaues (zum V. und Wiggleswade) und der bei reichem Weibelande nicht unbedeutlichen Viehzucht gehören zu den vorzüglichsten Produkten mehrere Ralsorten und Wollenerde. Die

Industrie besteht besonders in Anfertigung von Spigen und Strohhüten. Die Grafschaft wird von der London-Northwestern-, der Midland- und der London-Northbern-Eisenbahn durchschnitten.

Die Hauptstadt Vedford, an der hier schiffbar werden Ouse gelegen, ist ein Knotenpunkt der genannten Bahnen und zählt 19 532 E., welche Eisenindustrie, Fabrikation von Ackerbaugeräthschäften, Spinnstoffpfeifen, Strohhut- und Schuhfabrikation, sowie lebhaften Handel mit Getreide und Vieh betreiben. Unter ihren fünf Kirchen ist die zwischen 1350 und 1400 erbaute got. St. Peterkirche hervorzuheben. Außerdem sind die 1753 erbaute Shirehall (Grafschaftsaal), die Kornbörse, die lat. Freischule, die engl., nationale und Handelsschule, das St. Johns-Hospital, ein Krankenhaus, ein Gefängnis, ein Irrenhaus, die 1810 erbaute Eisenbrücke, ein Theater, eine 1874 errichtete Bronzestatue Wagners, vor allem aber die Britannia-Works, ein großartiges Depot landwirtschaftlicher Instrumente und Maschinen, bemerkenswert.

Vedford, Division in der Nordostprovinz der brit. Kapkolonie, zählt (1875) auf 4014 qkm 8768 E., worunter 2134 Weiße. Die Hauptstadt B. am Fuße der Kaggberge zählt 833 E.

Vedford, Herzogstitel des dritten Sohnes Heinrichs IV. von England, Johann Plantagenets oder, wie ihn Shakespeare nennt, Prinzen Johann von Lancaster. Bei Scheitern seines Vaters war er Gouverneur von Perwid und Wardein der schott. Marken. Im zweiten Jahre der Regierung seines Bruders Heinrich V. (1414) ward er zum Herzog von B. erhoben. Er blieb als Wächter des Reichs in England zurück, während der König in Frankreich kämpfte. Nach Heinrichs Tode (1422) proklamierte er den unminorigen Heinrich VI. als König von England und Frankreich und eilte als Regent von Frankreich, wozu ihn sein Bruder noch sterbend bestimmt hatte, nach Calais. Bei Southampton stieß er auf ein franz. Geschwader, das er zerstreute. In Frankreich schlug er die Franzosen in einer Reihe von Gefechten, besonders 1424 bei Verneuil. Die Bedingung seiner Triumphe war der 1428 geschlossene Bund mit Burgund und die innere Ordnung Englands. Beide aber waren schon gelodert, als die wunderbare Erscheinung der Jungfrau von Orleans den Sieg wieder an die Fahnen Frankreichs fesselte. Prozeß und Hinrichtung der gefangenen Heidin fielen wesentlich B. zur Last. Hierauf ging auch das burgund. Bündnis völlig auseinander und B. mußte sich 1435 zur Unterhandlung über einen Frieden verstehen. Noch vor dessen Unterzeichnung starb er 19. Sept. 1435. B. teilte die in seiner Familie herrschende Liebe zu Wissenschaft und Kunst. Unter andern hat er in Paris die von Karl V. daselbst auf 900 Bände gebrachte königl. Bibliothek gekauft und nach London gesandt. Seine Witwe, Jakobine von Luxemburg, heiratete Richard Woodville, Grafen Rivers, dem sie Elisabeth, Gemahlin Edwards IV., gebar, die Stammutter der gleichnamigen Königin von England. Den Titel eines Herzogs von B. erhielt zunächst (1469) George Neville, der Neffe des «Königsmachers» Warwick, dem aber diese Würde sehr bald wieder entzogen wurde. Hierauf erhob Heinrich VII. seinen Onkel Jasper Tudor (s. Vembröte), der wesentlich zum Siege von Bosworth beigetragen, zum Herzog von B. Derselbe starb kinderlos 1495, wonach die Herzogswürde erst 200 Jahre später (1694) zu

Sunkten des Hauses Russell (f. d.) erneuert wurde, dessen Haupt seit 1560 den Titel eines Grafen von V. führte.

Bedford-Ebene (Bedford-Level) heißt ein 1700 qkm großer Landstrich im östl. Teile von England, der sich durch die Grafschaft Cambridge (Insel Eng) und die benachbarten Grafschaften hinreckt, von W. nach O. 64, von N. nach S. 53 km ausgedehnt, nach O. gegen den Meerbusen Wash geöfnet und auf der Landseite von Hügeln umgeben, welche eine Grenze von elliptischer Gestalt abgeben. Der ganze Landstrich ist ein Produkt aus den Ablagerungen der acht Flüsse, welche ehemals die Ebene durchströmten, Welland, Nen, Ouse, f. w. Die Römer schienen zuerst Dämme gegen das Meer aufgeführt zu haben. In der Tiefe von einigen Metern fanden sich Baumstumpfen, Reisen von gemähmtem Gras, Boote, abgetragene Schuhe, in 5 m Tiefe sogar eine Schmelzöfne. Durch neue Ablagerungen hat sich der Boden allmählich weiter erhöht. Zu verschiedenen Zeiten sind Entwässerungskanäle durch die Ebene geführt worden, und dadurch sind etwa 30 ha Sumpfland in kultivierbares Land umgewandelt.

Bedingung heißt in der Erkenntnislehre das, unter dessen Voraussetzung etwas anderes gedacht werden oder geschehen kann. Im ersten Fall nennt man die V. eine logische, im letzten eine reale V. Nun steht jeder Gedanke oder jedes Ereignis unter einer mehr oder minder großen Anzahl von Voraussetzungen, welche erst in ihrer Gesamtheit den zureichenden Grund des Gedankens oder der vollständigen Ursache des Geschehens ausmachen. In der gewöhnlichen und meistens auch in der Wissenschaft üblichen Ausdrucksweise pflegt man jedoch eine der gerade besonders, sei es für die Auffassung, sei es für das Interesse, hervortretenden Voraussetzungen als Grund oder Ursache zu bezeichnen und im Verhältnis dazu die übrigen für die V. anzusehen, unter denen ihrer Grund oder jene Ursache wirksam wird. Die Veranlassung zu dieser Unterscheidung mag hauptsächlich darin zu suchen sein, daß unter den Voraussetzungen eines Gedankens oder Ereignisses immer die eine oder die andere sich als besonders wesentlich erweist und diese daher besonders als Grund oder Ursache herausgehoben, die andern dagegen nur gewissermaßen als Nebengründe resp. Nebenursachen bezeichnet werden. Jede V., welche für den Eintritt eines Ereignisses unerlässlich ist, d. h. nicht durch andere V. ersetzt werden kann, heißt *conditio sine qua non*. Wenn man also den Eintritt künftiger Ereignisse oder die Erfüllung von Versprechen von V. abhängig macht, so meint man, daß die schon vorhandenen Voraussetzungen davon noch eben durch das Hinzutreten der V. vervollständigt werden müssen, um zur Realisierung des Erwarteten zu führen; und so kann es denn kommen, daß der Hinzutritt einer sehr unscheinbaren V. eine angehaufte Summe von Möglichkeiten zu einer mächtigen Wirklichkeit vervollständigt. Dem Begriff des Bedingten steht derjenige des Unbedingten oder des Absoluten gegenüber als desjenigen, was gar keine Voraussetzungen hat; und indem man nun auf diesen Begriff doch wieder halb unwillkürlich die Vorstellung der Bedingtheit anwendete, meinte man das Unbedingte als das nur durch sich selbst oder durch seine eigene Existenz Bedingte definieren zu müssen, ein Gedanke der *causa sui*, welcher sich unter den

verschiedensten Formen durch die philos. Systeme hindurchzieht.

Bedingung (*condicio*, von *condicere*, verabreden) heißt in der Jurisprudenz eine Thatfache, von deren Existenz die Wirklichkeit eines Rechtsgeschäfts abhängt. In diesem allgemeinsten Sinne können auch die sog. Essentialien, d. h. die begriffsmäßigen und formalen Erfordernisse der Rechtsgeschäfte, als unumgängliche V. (*condicio sine qua non*) der Gültigkeit angesehen werden, z. B. Testamentsfähigkeit der Kontrahenten, Beobachtung der vorgeschriebenen Sollemnitäten. Gewöhnlich gebraucht man jedoch den Ausdruck V. in dem engeren Sinne der zu einer Willenserklärung gemachten Hinzufügung des Inhalts, daß die gewollte rechtliche Wirkung nur bei künftigen Eintritt eines gewissen Umstandes eintreten solle. Von diesem Umstande kann das aus der Willenserklärung entstehende Recht in doppelter Weise abhängig gemacht werden, indem entweder das Fehlen des Rechtsverhältnisses mit dem Momente anheben soll, wo die Ungewißheit sich entscheidet (aufschiebende, suspensive V.), oder das bereits entstandene Recht in diesem Momente aufhören soll (auflösende, resolutive V.). Die V. kann ferner sein affirmativ oder negativ, je nachdem sie dahin lautet, daß etwas geschehe oder daß etwas nicht geschehe. In Rücksicht auf die für das Eintreten thätigen Kräfte heißt die V. willkürlich (potestativ), wenn der Eintritt der Thatfache von einer freien Handlung des bedingt Berechtigten abhängt, zufällig (casuell), wenn sie von Einflüssen abhängt, die nicht beliebig hervorgerufen werden können. Bei der Erfüllung »gemischter« V. wirken Willkür und Zufall zusammen. Die V. schwebt (pendet), solange das Endergebnis ungewiß bleibt, verfällt (deficit) mit der Gewißheit ihres Nichtintretens, und verwirklicht sich (existit) mit diesem Eintritte. Rechtliche Erklärungen, die unter einer aufschiebenden V. abgegeben sind, treten nicht erst in Kraft, als bis die V. sich verwirklicht, und es muß dann wenigstens, wenn die V. für den Schuldner eine zufällige war, der Vertrag nicht vom Tage ihres Eintretens, sondern vom Tage des Abschlusses an erfüllt, also die versprochene Sache lastenfrei samt den von da an gezogenen Nutzen geliefert werden; doch haftet der Schuldner nicht für zufälligen Untergang der Sache. Bei leistungswilligen Verpflichtungen, bei suspensiv bedingter Übertragung von dinglichen Rechten, oder wenn die V. für den Schuldner potestativ ist, findet jene »Rückziehung« nicht statt. Bei Eintritt einer auflösenden V. muß der Inhaber der erhaltenen Sache für die Regel in dem jetzigen Zustande, bei Bruch aus Verträgen in der ursprünglichen Beschaffenheit (*ex tunc*) mit allen davon gewonnenen Früchten zurückgeben. Diese Sätze leiden jedoch nur dann volle Anwendung, wenn die V. möglich, d. h. wenn ihr Eintritt nach allgemeinen Begriffen denkbar ist. Die Wirklichkeit der unmöglichen V. ist dagegen mit vielen Unterscheidungen abweichend festgestellt, namentlich wenn eine moralisch unmögliche V. vorliegt, daher also der Fall gesetzt ist, daß einer der Intressenten etwas pflichtmäßig Gebotenes unterlasse oder etwas Verbotenes thue.

Im Civilprozeß wird der Einwand des Bedingten, daß der Anspruch des Klägers nur ein bedingter gewesen sei und sich je nach der Art der V. durch deren Eintritt oder Nichtintritt erledigt habe,

gegenwärtig meistens als ein Zeugen des Klagenbedrängten angesehen und daher dem Kläger der Beweis auferlegt, daß er unbedingt berechtigt sei.

Bedlam (Äbthung im engl. Volksmunde für Bethlehem), ein Irrenhaus in London, dessen Name sprichwörtlich für Tollhaus überhaupt geworden ist. Ursprünglich ein 1246 gestiftetes Kapuzinerhaus für Kanoniker und Kanonissinnen in der Straße Bishopsgate außerhalb des Thors, schenkte Heinrich VIII. das Hospiz 1547 der City, welche es zur Aufnahme von 50–60 Geisteskranken benutzte. Das Hospiz wurde 1675 abgebrochen und an seiner Stelle in St.-Georges-Felds, in South-west, vom Architekten H. Hoole ein neues Gebäude für 150 Kranke erbaut. Im 1814 wurde es unter der Aufsicht von James Lewis umgebaut und 835 ein neuer Flügel, sowie einige Jahre nachher die Ruppel des Gebäudes von Sidney Smirke hinzugefügt. Dasselbe hat nunmehr eine Länge von 73 m, ist vier Stock hoch und kann 600 Patienten aufnehmen, die sorgfältig versorgt und behandelt werden, während früher die Geisteskranken nur ärmlich Wohnung, Kost und Kleidung erhielten, ja wie Alcolwalescenten als Bedlam-beggars oder auch Bedlams in der Stadt betteln gehen mußten. Die Jahreseinnahmen betragen 40000 Pf. St.

Bedlis, Stadt in Tarsisch-Armenien, s. Bitlis.

Beduere, Stadt in Nigore (s. d.).

Bedr (Bedr Homet), kleine Stadt im Hidschaz (Hidschaz) in Arabien, in einem fruchtbaren wasserreichen Thalgrunde zwischen Medina und Mella elgen, Stationsort der Pilger. Bei D. erschloß Mohammed im Monat Ramadan des zweiten Jahres der Hidschra (624 n. Chr.) seinen ersten großen Sieg über die Kuraischiten; die Umgegend von D. ist deshalb in der arab. Poesie hoch geehrt.

Bedretto (Bal de), Hochthal im Schweiz. Kanton Tessin, die oberste Thalküste des Ticino, vom Auserenpasse bis Airole 20 km lang. Das Thal ist rau und wild, reich an Weiden, infolge der stetigen Entwaldung der steilen Thalmäule durch den gefährlichen Lawinen ausgefüllt, die D. am 7. Febr. 1749 das Dorf Ossaka mit 13, m. 7. Jan. 1863 die Hälfte des Dorfes D. mit 28 Personen begruben. Im N. wird es von der Hoherbühlgruppe, im S. von den Tessiner Alpen umschloß; die Saumwege über den Ruinenpash, 440 m, und den San-Giacomopash, 2308 m, verbinden dasselbe mit dem Oberwallis und dem Verrayathale; nach S. führen der Passio di Raret, 443 m, ins Val Lavallara und die Jorcla di Grallina, 2583 m, ins Val Davona. An seinem nördl. Ende wird das Thal von der Gottthorbbühl und Bahn berührt. In den Dörfern Fontana, Chafca, Villa, Bedretto und Ronco zählt es 54 Viehwirtschaft treibende Einwohner.

Bedrohung, s. Drohung.

Bedschä oder Budschä, ein bei den arab. Geographen und Historikern oft erwähntes Volk, das deshalb der Abessinier an den Ufern des Nil geordnet haben soll. Sie werden als von tiefschwarzer Hautfarbe, völlig nackt und gegen die Fremden unfähig geschildert. Gegenwärtig leben die B. in N. Bisharin und Hadendowa fort, deren Sprache, auch außerdem von einem Teile der Beni-Amer gesprochen wird, unter der Bezeichnung Lo-beduiniß bekannt ist. Ihr Verbreitungsgebiet liegt zwischen dem Roten Meer und dem Nil von Ober-Ägypten bis an den Fuß des abessin. Nordrandes.

Sie gehört (nach J. Müller) zur äthiop. Gruppe des hamitischen Sprachstammes, ist also mit der Sprache der Saho, Bogos, Galla, Somali und Danakil verwandt. Lepsius hält die B. für die Nachkommen der Bevölkerung des alten Kultur-Raates Nubien, während Quatremère in denselben die Nachkommen des bei den alten Schriftstellern erwähnten Volks der Blemmyer erblickt. Vgl. Almkvist, »Die Bisharin-Sprache zu Bedäwie in Nord-afrika. Beschreibend und vergleichend dargestellt« (Bd. 1, Uppsala 1881).

Bedschapur (engl. Bejapoor oder Bejapoor), ind. Widschhapapura, d. h. Siegestadt, ein untergegangenes, zu seiner Zeit mächtiges mohammed. Königreich, im westl. Teile des vorberind. Hochlandes Delhan zwischen der Bhima und der Tumubura, Nebenflüssen der Krishna, gelegen. Nach Herifschta wurde dasselbe 1488 von einem Sohne des osman. Sultans Murad II., Namens Jusuf, gegründet und gelangte unter ihm (gest. 1510) und seinen Nachfolgern Ismail (gest. 1534), Ali-Abil-Schah (1557–79), Ibrahim-Abil-Schah II. (1579–1625) und Mohammed-Abil-Schah (1626–60) zu Macht und Blüte. Namentlich suchten die genannten Fürsten ihre Hauptstadt durch Prachtgebäude aller Art zu verschönern. Unter Ali-Abil-Schah II. (gest. 1672) und dessen Sohne, Secunder-Abil-Schah, verfiel das Reich, bis der Großmogul Aureng-Zeb 1686 dasselbe einnahm. Bei dem Verfall des Reichs von Delhi, zu Anfang des 18. Jahrh., kam D. an die Mahoratten und von diesen 1818 an die Engländer. Die letztern behielten den größern, an der Küste gelegenen Teil desselben für sich, gaben einen zweiten dem Rizam von Hyderabad, und den dritten, mit der Hauptstadt, dem Maharatten-Radscha von Satara. Von letztem ist es an die engl. Regierung zurückgefallen und bildet jetzt einen Teil der Präsidentschaft Bombay.

Die Stadt Bedschapur, unter 16° 50' nördl. Br. und 75° 44' östl. L. (von Greenwich) im Distrikt Kalabai der Präsidentschaft Bombay unweit dessen östl. Grenze gegen Hyderabad gelegen, zählte zur Zeit ihrer Blüte fast 1 Mill. E. und schloß mit ihren hohen, noch jetzt erhaltenen Steinmauern gegen 1600 Moscheen und eine größere Anzahl in den verschiedensten orient. Bauweisen errichteter Paläste und anderer Prachtgebäude in sich, als kaum eine andere Hauptstadt des Ostens. Sie hat jetzt (1872) nur noch 12938 E. Das von Mohammed-Abil-Schah für sich selbst errichtete, Purta-Gambus, d. h. großer Dom, genannte Mausoleum ist ein ernstes und schmuckloses, aber großartiges Gebäude, dessen Mäße sich denen der Peterskirche in Rom nähern. Die Hauptmoschee zeichnet sich ebenfalls durch Größe, das Grabmal von Ibrahim-Abil-Schah dagegen durch die Schönheit seiner Architektur aus. Auch das innerhalb der Ringmauer gelegene Fort mit 109 Türmen, einem in den Fels gehauenen Graben und der Etadelle, in welcher sich ein dem zu Elora gleichender Tempel aus vormohammed. Zeit befindet, ist bemerkenswert. Die Regierung zu Bombay sorgt gegenwärtig nach Kräften für die Erhaltung dieser Bauwerke.

Beduinen (entstanden aus dem arab. Bedawi, Plur. Beduian, d. i. Bewohner des flachen Landes oder der Wüste) ist der allgemeine Name, mit welchem von den Europäern alle diejenigen Stämme und Völkerstämme belegt werden, welche in den Wüstenlandschaften Arabiens und der benachbarten

Ländergebiete sowie in den weiten Gebieten des Innern von Nordafrika ein ungebundenes patriarchalisches Hirten- und Räuberleben führen. Sie wohnen stammweise in Zelten oder Hütten zusammen; die Dörfer stehen unter Scheits, ein Stamm von 40—50 Zeltedörfern unter einem Rabi, welcher gleichzeitig Richter und Heerführer ist. Die B. führen die lange Lanze, Flinte und den an der innern Seite geschnittenen trummen Dattagen, sind gute Reiter, tapfer, aber wild und barbarisch; auf ihren Raubzügen nehmen sie für mehrere Wochen Mehl und geröstetes Getreide auf dem Pferde mit. Anfänglich wurde der Name B. nur den nomadisierenden Bewohnern der arab. Wästen, insbesondere des Plateaus von Nedschd zuertheilt, im Gegensatz zu den Ackerbau oder Handel treibenden Bewohnern der Städte (den Hadesi). Doch schon im Altertum verbreiteten sich wandernde Horden arabischer B. und mit ihnen der Name über die syr. und ägypt. Wüste, später, nach dem Untergange der alten Kultur, in Syrien, Mesopotamien und Chaldäa, zuletzt mit der Eroberung Afrikas durch die muslim. Araber im 7. Jahrh. auch über dieses und die große Wüste vom Niloten bis zum Atlantischen Meere, die ihnen zu einer andern Urheimat ward. Es haben somit Beduinenvölker arab. Ursprungs ein Gebiet eingenommen, das von der Westgrenze Persiens bis zum Atlantischen Ocean und von den Gebirgen Kurdistan bis zu den Kulturländern der Negervölker des Sudan reicht. Doch sind sie in diesen weiten Regionen nur in dem Bereich der eigentlichen Wüste die einzigen Gebieter, während in anbaufähigen Theilen, wie in Mesopotamien, Chaldäa, der syr. Grenze, ferner in der Verberei, den Niländern und dem Nordrande des Sudan, neben und zwischen ihnen auch Völker andern Stammes ansässig sind. Namentlich in Ägypten werden viele nomadisierende Stämme unter dem Namen B. zusammengefaßt, die keineswegs arab., sondern hamiitischen Ursprungs sind, obgleich dieselben teilweise im Laufe der Zeit die arab. Sprache angenommen haben und sich selbst für echte, aus Arabien stammende B. oder Araber (Arab, plur. Urbän) fälschlich auszugeben pflegen. Über Lebensart und Sitte der arabischen B. s. Arabien.

Becker (Lyman), nordamerik. Theolog, geb. 12. Okt. 1775 zu Newhaven, wurde 1798 Prediger zu East-Hampton auf der Insel Long-Island, 1810 zu Pittsfield, 1826 zu Boston und 1832 Vorstand des Lane seminary für Theologen zu Walnut-Hills bei Cincinnati. Seit 1853 privatisierte er zu Brooklyn, wo er 10. Jan. 1863 starb. B. war Mitbegründer der Missionsgesellschaft in Connecticut, der amerik. Bibelgesellschaft und anderer ähnlicher Vereine. Seine Werte, unter welchen die »Predigten über die Nützlichkeit« weite Verbreitung fanden, erschienen gesammelt in 3 Bänden zu Boston 1852, seine »Autobiography« zu Newyork 1865.

Becker (Henry Ward), bedeutender amerik. Romanredner, Sohn des vorigen, geb. 24. Juni 1813 zu Pittsfield in Connecticut, ward 1837 Prediger einer Presbyteriange-meinde zu Lawrenceburg in Indiana, befehdete seit 1839 daselbe Amt in Indianapolis und kam 1847 als Pastor an die Plymouthkirche zu Brooklyn gegenüber Newyork, wo er zugleich als Mitarbeiter und Mitredacteur der vielgelesenen Wochenschrift »The Independent« von 1851—63 eine rege und vielseitige literarische Thätigkeit entwickelte. Unter den abolitionistischen

Agitatoren, welche während der hiesigen Jahr wesentlich dazu beigetragen haben, das Volk der Nordens der Union zum Bewußtsein der Unverträglichkeit der Sklaverei mit möglichst demokratischen Staatseinrichtungen zu bringen, nimmt B. einen hohen Rang ein. Als Romanredner prägt er sich durch einen derben Realismus, scharfe Beobachtung der menschlichen Natur und Wärme der Empfindung aus. Im J. 1853 besuchte er das Land und trug dort seine Reden viel zur Umstimmung der öffentlichen Meinung bei, welche dahin überwiegend zu Gunsten der Sklaverei gewesen war. Von 1870 an gab er »The Christian Union« heraus. Außerdem hat er seine in Boston gehaltenen Predigten unter dem Titel »The Plymouth Pulpit« (10 Bde., 1859—72) und verschiedene Werke pädagogischen und belletristischen Inhalts veröffentlicht. Infolge eines Schlaganfalls, den er wegen Gebruchs mit der ihm sonst Feinde des Tilton 4. Jan. bis 2. Juli 1855 in Brooklyn zu bekämpfen hatte, verlor er sehr an seinen Kräften. Seine ältere Schwester ist die Romanhistorikerin Harriet Stowe (s. d.).

Beecher-Stowe (Harriet), amerik. Schriftstellerin, f. Stowe.

Beechey (Sir William) oder Beech, engl. Porträtmaler, geb. 12. Dez. 1753 zu Dorset in der Grafschaft Oxford, wurde 1772 in die Akademie als Zögling aufgenommen, wandte sich dem Porträtmalerei zu und wurde bald der Lieblingsmaler der fashionablen Welt. Die Königin Maria nahm ihn 1793 als Mitglied auf. In diesem Jahr wurde er die Königin Charlotte in ganzer Figur und wurde von dieser zu ihrem Hofmaler ernannt. Er wurde 1797 zum Ritter geschlagen, der erste Künstler des Landes, dem nach Sir Joshua Reynolds zwei Ehrenwiderfuhr. Seine Revue des 5. und 10. Regiments, welche Georg III. in Begleitung von Prinzen von Wales und des Herzogs von York abnimmt (1798), gilt für sein glänzendes Werk. B. starb 28. Jan. 1839. B. nähert sich Lamartine an Bedeutung, die meisten seiner Porträts haben jedoch an einem falschen rothen Kolorit.

Beechey (Frederick William), engl. Lehrer und Reisender, Sohn des vorigen, geb. 17. Okt. 1796 in London, diente seit 1808 in der Armee und machte als Offizier 1818 auf dem Arctic Franklin die Expedition nach dem Nordpol. In seinem Bericht über diese enthält die »Discovery towards the North Pole« (Lond. 1821). Im J. 1819 wohnte er einer zweiten Expedition unter Parry auf dem Schiffe »Plover« Alasbana unternahm er 1821 eine Reise nach Nordafrika zur Erforschung der Syrte und Cyrenais, deren Resultate er in »Proceedings of the expedition to explore the northern coast of Africa« (Lond. 1828) veröffentlichte. Zum Kommandeur erhoben, erhielt er 1825 mit der Sloop Mission den Auftrag, den Stillen Ocean und der Nordwestküste zu segeln, um sich vorwiegend über den Kontakt mit dem vom Lande her vorbringenden Handel zu vereinigen. Da er das letztere jedoch nicht erreichen vermochte, lehrte er im Sept. 1825 nach England zurück und teilte die reichhaltigen Ergebnisse dieser Expedition in der »Narrative of a voyage to the Pacific and Behring's Straits« (Lond. 1831) mit. Von 1837 ab war er mit brogr. Arbeiten im Irishen Kanal beschäftigt.

erhielt 1847 die Leitung des Marinedepartements im Handelsministerium, welche er mit bestem Erfolg bis zu seinem Tode führte. Nachdem er 1854 zum Kontradmiraal befördert und 1856 zum Präsidenten der Geographischen Gesellschaft erwählt worden, starb er 29. Nov. 1856 in London.

Beechworth, Stadt im Murray-Distrikt der brit.-austral. Kolonie Victoria, 270 km nordöstlich von Melbourne, mit dem es eine Eisenbahn verbindet, ist gut gebaut und zählt (1881) 2500 E., worunter viele Chinesen. Im Bezirk B. liegen reiche Goldfelder; außerdem hat derselbe zahlreiche Weinberge und seit neuerer Zeit Tabakbau.

Beef (engl.), Rindfleisch, auch Spottname für Engländer; Beefeater, »Rindfleischesser«, scherzhafte Bezeichnung der engl. Leibwache.

Beibringung (civil- und strafprozessualisch) kommt den Geschworenen, Schöffen, Zeugen und Sachverständigen vor. Die B. der Geschworenen erfolgt in Gegenwart der Angeklagten, über welche sie richten sollen, in öffentlicher Sitzung, indem dieselben auf die an sie gerichteten Worte des Vorsitzenden den Eid mit den Worten leisten: »Ich schwöre es, so wahr mir Gott helfe«. Statt dieser unter Erhebung der rechten Hand zu leistenden Eidesleistung gestattet das Gesetz den Mitgliedern bestimmter Religionsgesellschaften die Abgabe einer Erklärung unter der Betuerungsformel derselben. Die gleiche Eidesformel ist durch das Gerichtsverfassungsgesetz §. 51 für die B. der Schöffen bei ihrer ersten Dienstleistung vorgeschrieben. Die B. von Zeugen gilt im Strafverfahren, der Regel nach, als durchaus notwendig, sodas hiervon nur ganz bestimmte Ausnahmen gemacht sind (Strafprozessordnung §§. 66—71). Unzulässig ist die B. 1) von Eidesumwändigen (d. h. Personen unter 16 Jahren) und solchen Personen, welchen wegen mangelnder Verstandesreife oder wegen Verstandeschwäche von dem Wesen und der Bedeutung des Eides keine genügende Vorstellung haben; 2) von Personen, welche nach den Strafgesetzen (darunter hauptsächlich §. 161 des Reichs-Strafgesetzbuchs) unfähig sind, als Zeugen eidlich vernommen zu werden; 3) im Strafverfahren: von Personen, welche hinsichtlich der den Gegenstand der Untersuchung bildenden That als Teilnehmer, Begünstiger oder Hehler verdächtig oder vereitelt verurteilt sind — im Civilverfahren (Civilprozessordnung §. 358) der nach §. 348, Nr. 1—3, und §. 349, Nr. 1, 2, zur Verweigerung des Zeugnisses berechtigten Personen, sofern sie von diesem leichten Gebrauch machen, der im §. 349, Nr. 1, 2, genannten Personen jedoch nur dann, wenn sie lediglich hinsichtlich solcher Thatfachen vorgeschlagen sind, auf welche sich das Recht zur Verweigerung des Zeugnisses bezieht, endlich der bei dem Ausgang des Rechtsstreites unmittelbar beteiligten Personen. Als Regel gilt der Vorbehalt zur Stellung der allgemeinen Fragen, im Strafverfahren gewöhnlich ist in der Hauptverhandlung, mittels Nachsprechens der Ablesens der Eidesformel unter Erhebung der rechten Hand. Bei wiederholter Verneinung kann Versicherung auf den früher geleisteten Eid einzeln. Verweigerung der Eidesleistung ohne gesetzlichen Grund zieht Strafe nach sich (Civilprozessordnung §. 355, Strafprozessordnung §. 69). Sachverständige werden gewöhnlich für Erstattung von Attesten einer bestimmten Art im allgemeinen, 1) für allemal, vereidigt. Dann genügt im einzelnen Falle die mündliche Versicherung des Sachver-

ständigen, das er die Begutachtung auf seinen Eid nehme. Sonst hat die B. vor Erstattung des Gutachtens zu erfolgen, soweit nicht im Civilprozeß die Parteien auf B. verzichten. Die Formel ist in §. 375 der Civilprozessordnung, in §. 79 der Strafprozessordnung festgesetzt.

Beerjapoor, s. Besichapur.

Beelitz, Stadt in der preuss. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Zauche-Belzig, 21 km südwestlich von Potsdam, an der Havel und an der Staatsbahn Berlin-Blankenheim, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 2954 E., welche Landwirtschaft, Leinweberei und Tuchfabrikation betreiben. Der Ort wird bereits 997 erwähnt und erhielt 1321 Stadtrechte.

Beelzebub, d. h. Fliegen-Bel. Unter diesem Namen verehren die Bewohner der Philisterstadt Ctron den Baal (s. d.), einen Baalrassgott. Auch die Griechen hatten ihren Zeus (Apollon) Apomylos oder Myiagros, d. h. Abwehler der Fliegen: ohne Zweifel einen Gott der Hirten und Herden. Da die heidnischen Götter von den Juden in späterer Zeit für Dämonen gehalten wurden, so ward allmählich B. als »Beelzebub«, d. i. Hausherr, die Bezeichnung des obersten der unreinen Geister, und in dieser Bedeutung kommt er in den Evangelien vor.

Beerster Volker, Ort in der niederländ. Provinz Nordholland, nördlich von Burnerend, südöstlich von Alkmaar, ehemals ein kleiner See, der im 11. Jahrh. den Namen Baemstra führte, wurde 1608—1612 trocken gelegt, wodurch 7214 ha außerfruchtbarer Boden gewonnen wurden. Die bürgerliche Gemeinde Beerster umfaßt die vier Teile des ganzen Volkers und zählt 4350 E., die meistens Viehzucht und Käsebereitung (Edamer Käse), teilweise auch Landbau und Gärtnerei treiben. In der Mitte des Volkers liegt das Dorf Riddel-Beerster, der Mittelpunkt der Gemeinde, mit dem Rathause und der prot. Kirche.

Beer (Adolf), österr. Historiker, geb. 27. Febr. 1831 zu Prohm in Mähren, studierte in Berlin, Heidelberg, Prag und Wien 1849—51 Geschichte, Philologie und Volkswirtschaft und wurde 1855 Lehrer am Gymnasium zu Czernowitz, hierauf am Josephstädter Gymnasium zu Wien, dann am Akademischen Gymnasium zu Prag; 1856 wurde B. zum außerord. Professor der österr. Geschichte an der Rechtsakademie zu Großwardein, 1857 zum Professor der allgemeinen und der Handelsgeschichte an der Handelsakademie zu Wien ernannt und 1868 in gleicher Eigenschaft an die Technische Hochschule zu Wien berufen. Als Mitglied des Unterrichtsrats beteiligte sich B. an der Reform der Volks- und Realschulen wie der Technischen Hochschulen Österreichs in hervorragender Weise. Nachdem er 1870 zur außerordentlichen Dienstleistung ins Ministerium für Kultus und Unterricht berufen worden war, verließ er mit dem Sturze des Bürgerministeriums diesen Posten, um sich ganz der wissenschaftlichen und schriftstellerischen Thätigkeit zu widmen. Bei den Wahlen von 1873 wurde B. vom mehr. Wahlbezirk Schönberg-Sternberg zum Reichstagsabgeordneten gewählt. Unter seinen hervorragenden histor. Werken sind zu nennen: »Geschichte des Welthandels« (3 Bde., Wien 1869—74), »Aufzeichnungen des Grafen Bentind über Maria Theresia« (Wien 1871), »Holland und der österr. Erbfolgekrieg« (Wien 1871), »Die erste Teilung Polens« (3 Bde., Wien 1873—74),

„Joseph II., Leopold II. und Kaunich. Ihr Briefwechsel“ (Wien 1873), „Friedrich II. und von Smeten“ (Lpz. 1874), „Leopold II., Franz II. und Katharina von Rußland. Ihr Briefwechsel nebst Einleitung über österr. Politik unter Leopold II.“ (Lpz. 1874), „Zehn Jahre österr. Politik 1861—1870“ (Lpz. 1877), „Die Finanzen Österreichs im 19. Jahrh.“ (Prag 1877), „Der Staatshaushalt Österreich-Ungarns“ (Prag 1881). Mit Schoegger gab er heraus: „Fort- schritte des Unterrichtswesens in den Kulturstaaten Europas“ (Bd. 1 u. 2, Wien 1867—68).

Beer (Georg Jof.), berühmter Augenarzt, wurde 1763 in Wien geboren, erhielt 1812 einen besonders für ihn begründeten Lehrstuhl der Augenheilkunde an der Wiener Universität; er starb 1821 in Wien. Unter seinen zahlreichen Schriften ist die bedeutendste die „Lehre von den Augenkrankheiten“ (2 Bde., Wien 1813—15).

[Meyer beer (Giacomo).

Beer (Nat. Meyer), berühmter Komponist, f. Beer (Wilh.), Banquier zu Berlin, Bruder des Komponisten Meyerbeer, geb. 4. Jan. 1797, hat sich besonders durch astron. Arbeiten einen Namen gemacht. In den J. 1813—15 kämpfte er in den Reihen der Freiwilligen, vertauschte dann den Militärdienst mit dem Handelsstande, benutzte aber seine Mußestunden, um mit seinem Freunde Mädler die Astronomie zu kultivieren. Zu diesem Zwecke erbaute er sich eine kleine Sternwarte im Tiergarten bei Berlin und stellte auf dieser Beobachtungen an, die namentlich dem Mars und dem Monde gewidmet waren. Die Abhandlung, in welcher die Beobachtungen des Mars niedergelegt waren, erschiene 1830 und erregte Interesse, in noch höherm Grade aber die Mondkarte, welche 1836 vollendet und von der Französischen Akademie mit dem Cas- landischen Preise gekrönt wurde. Ihr folgte als Kommentar „Der Mond nach seinen kosmischen und individuellen Verhältnissen, oder allgemeine vergleichende Selenographie“ (Berl. 1837). Als Mitglied der ersten preuß. Kammer von 1849 veröffentlichte B. auch die Schrift: „Die Dreikönigs- verschiebung in ihrer Gefahr für Preußen“ (Berl. 1849). B. starb 27. März 1850 zu Berlin.

Beer (Michael), dramatischer Dichter, Bruder der vorigen, geb. 19. Aug. 1800 zu Berlin, widmete sich auf den Universitäten zu Berlin und Bonn geschichtlichen, philos. und naturwissenschaftlichen Studien und erweiterte seine Bildung durch Reisen in Frankreich und Italien. Später lebte er gewöhnlich in München, am Rhein oder in Paris, seltener in Berlin. Bereits 1819 kam von ihm ein Trauerspiel, „Altkünigstein“, in Berlin zur Auf- führung, dessen Aufnahme den jungen Dichter er- munterte. Derselbe folgte die Tragödie „Die Bräute von Aragonien“ und das Trauerspiel „Der Varian“ (1823), welches die Stellung des Rudentums be- handelt und über das sich auch Goethe günstig aus- sprach. In Italien schrieb B. 1826 seine genuin- schen Elegien, in München das Trauerspiel „Struen- see“ (Stuttg. 1829 u. 1847). Letzteres kam, trotz diplomatischer Einsprache, auf Befehl des Königs in München zur Aufführung und ist sein Haupt- werk. B. starb in München 22. März 1833. Seine „Sämtlichen Werke“ (Lpz. 1835) begleitete der Dichter und bayr. Minister C. von Schenk mit einer biographischen Einleitung. Derselbe gab auch B.'s „Briefwechsel“ (Lpz. 1837) heraus.

Beerberg, der höchste Berg (984 m) des Thü- ringenwaldes (f. d.).

Beere (Bacca) heißt in der Botanik eine mehr oder minder fleischige und saftige, im Zustande der Reife in den meisten Fällen nicht ausfallende Frucht, deren innere Schichten von fleischiger, breiiger oder saftiger Textur sind, welche nament- lich bis zur Auflösung in einzelne saftreiche Zellen vorgeschritten sein kann, während die äußeren Schichten der Fruchtschale sich derber, manchmal sehr holzig zeichnen. Die B. kann ein- oder mehrsamig und, je nach der Anzahl der Früchte, in denen die Samen liegen, ein- oder mehrschäbig sein; im letz- tern Falle sind ihre Früchte völlig und nicht bloß u- der Achse untereinander verbunden. Solche Früchte tragen z. B. Berberis, Weinrebe, Stachelbeere, Nachtschatten, Kartoffel, Heidelbeere, Aron, Jambu- rube, Spargel u. s. w. Die dickschalige B. des Pomeranzenbaums, deren mit zahlreichen kleinen verlebene Schale vom Fruchtbrei scharf abgeht, wird als Orangenfrucht (Hesperidium) unter- schieden, und die hartschalige B. des Granatbaums, welche außer den obern, durch fenestrierte Schei- wände getrennten Früchten auch noch ein unteres, durch eine horizontale Wand abgetheilt, sich be- sieht, wird mit dem besonders Namen Granatapfel (Balaustra) belegt. (S. Frucht.)

Beerengelb, Schüttgelb, eine gelbe, nicht giftige Wasserfarbe, wird erhalten, indem man 5 Teile Wismutnörner, die Früchte von *Rhamnus insectoria*, oder sonstige Gelbbeeren mit 20—30 Teilen Wasser und 1 Teil Alaun anhaltend kocht, dann abseigt und die Flüssigkeit unter starkem Umrühren mit 2—3 Teilen in Wasser verdünnter Schleimtreibe nach und nach vermischt. Der ab- stehenden gelben Niederschlag läßt man absetzen, wäscht ihn durch mehrmalige Decantation mit Wasser und bringt ihn in breiigem Zustande in den Handel. Oft verarbeitet man die Gelbbeeren so- sammen mit Curcuma oder Mau, wodurch eine besondere Farbenhändlung erhalten.

Beerengrün, Saftgrün, Blaugrün, eine dunkelgrüne Wasserfarbe, welche aus dem Saft der fast reifen, aber noch grünen Kreuzdornen (*Rhamnus cathartica*) dargestellt wird, indem man den ausgepressten Saft der freiwilligen Gärung überläßt und den geklärten Saft unter Zusatz von etwas Alaun und Pottasche bis zum Erstarren dampft; letzteres wird in Schweinsblase getrocknet und darin an einem mäßig warmen Orte, gewöhnlich im Rauchfange, weiter ausgetrocknet, wobei es zu einer schwarzgrünen, auf dem Bruche glasigen Masse wird.

Beerseba, eine von alters her für heilig gehaltene Stadt im Stammgebiete und Reich Juda, 25 Stunden südwestlich von Jerusalem, nächster Grenzpunkt Palästinas, daher die Formel „von Dan bis B.“ von der nordöstl. Ausdehnung des Landes gebraucht wurde. Der Name, arab. Bir es-Seba, soll nach dem 1. Buch Esdras „Brunnen des Schwurs“ oder „der sieben Trän- kungen“, bei denen geschworen wurde, bedeutet, wird aber in Wahrheit ursprünglich wohl „Brunnen des sieben Tage Durst aushaltenden Kamels“ heißen (B. ist nämlich noch sieben Tagesreisen von Ägypten entfernt) und von arab., vielleicht schon seit den Römern, welche nach Ägypten Handel trieben, herrühren. Noch in der neuesten Zeit wird dasselbst die Trümmer einer alten Stadt und da- bei namentlich zwei tiefe wasserreiche Brunnen ge- funden worden.

Beeskow, Stadt in der preuss. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Beeskow-Storkow, 29 km im S.W. von Frankfurt a. O., an der hier breiten Spree, ist Sitz eines Amtsrichters und zählt (1880) 4297 E., welche Tuchfabrikation treiben. Die Herrschaft B. wurde 1368 durch den IV. Woldemar unterworfen und kam 1558 an Brandenburg. — Der Kreis Beeskow-Storkow zählt (1880) auf 1244, 5 qkm 44 015 E.

Beethoven (Ludw. van), der größte deutsche Musiker, geb. 16. Dez. 1770 in Bonn, wo sein Vater Ludwig van B. Kapellmeister, sein Bruder Johann van B. Tenorist in der kurfürstl. Kapelle war, zeigte früh ein auffallendes musikalisches Genie, aber frühe Einbrüche von zerrütteten häuslichen Verhältnissen machten B. schon als Knaben lernt und verschloß. Für seine Ausbildung geschah von Haus aus nur das Notdürftige, auch der Unterricht war unregelmäßig, doch fand B. von jeder Seite Teilnahme und Förderung, namentlich der Familie von Breuning (seit etwa 1783). B. wurde Lehrer in der Musik waren sein strenger Lehrer und dann der Oboist Weisser. Seine musikalischen Leistungen zogen bald allgemeine Aufmerksamkeit und Bewunderung auf sich, vornehmlich schon damals glänzende Virtuosität im Klavierspiel, die mit einem außerordentlichen Talent das freie Phantasieren verbunden war. Im Herbst wurde B. von dem Hoforganisten von Bonn und dem Musikdirektor Kreise ausgebildet, bekehrte 1785, nach dem Regierungsantritt des ersten Max Franz II., als Hoforganist angetreten, während er im Orchester seinen Platz als Oboist hatte. Eifrig mit Komponieren beschäftigt, versuchte er sich auch schon in größeren Arbeiten, von denen ein Ritterballett und eine große Oper nachhaft gemacht wurden. Eine Reise nach Wien im Frühjahr 1787, welche ihm eine flüchtige Bekanntschaft mit Mozart verschaffte, führte zu seinem ersten Aufenthalt. Bald nach seiner Rückkehr zu seiner Mutter (Maria Magdalena, geborene Reich aus Lobenz) und die häuslichen Verhältnisse verschlechterten sich. Da entschloß sich der Kurfürst zur Verwendung des Grafen Waldstein im Herbst 1792, B. auf mehrere Jahre nach Wien zu entsenden, damit er dort unter Haydn seine Bildung erhalte. Außer bei Haydn fand B. bei Schenk, Komponisten des »Dorfbarbier«, Unterweiser, auch machte er nach Haydns Abreise nach Wien und 1794 bei Albrechtsberger einen theoretischen Kursus durch und erhielt von Salieri noch Anregung zur Gesangskomposition. Durch die Ermahnungen des Kurfürsten wurde er in die aristokratischen Kreise eingeführt. Der Fürst R. Nishnowski nahm ihn in sein Haus, Graf Rasumowski stellte ein Quartett, Fürst Lobkowitz eine Kapelle zur Verfügung. So wurde B. bald heimisch in Wien, er mit Ausnahme einer Reise nach Prag und Wien 1796 und einer Vabereise nach Teplitz 1812 wieder verließ. Den Sommer brachte er gewöhnlich in der Nähe von Wien auf dem Lande zu, er in verschiedenen Verhältnissen und im ungenügenden Genuß der freien Natur, die er leidenschaftlich liebte. Erholung und Anregung fand.

Als B. bald nach seiner Ankunft in Wien als einer der ersten Platz eingenommen, den er namentlich durch sein geniales freies Phantasieren, behauptete, solange er als Klavierspieler ihren ließ, so trat er gleich mit dem ersten groß-

hern Werke, das er veröffentlichte, drei Klaviertrios, 1795 ebenbürtig und vollberechtigt in die erste Reihe der großen Komponisten. Von da an gab eine lange Reihe mannigfacher Kompositionen Zeugnis von der stetigen, nach allen Seiten vordringenden, in Form und Inhalt gleichmäßig fortzuschreitenden, durch unerschöpflichen Reichtum wahrhaft neuer Erfindungen immer wieder überraschenden Entwicklung seiner künstlerischen Schaffungskraft. In einem fast planmäßig erscheinenden Entwicklungsgange bemächtigte sich B. zuerst der verschiedenen Formen der Kammermusik von der Klavierfonate mit und ohne Begleitung, welche er zu ihrer vollen künstlerischen Bedeutung ausbildete, bis zum Quartett (deren er 16 geschrieben hat), um das auf diesem Gebiete Gewonnene auf die Orchestermusik zu übertragen, und bildete die gesamte Instrumentalmusik in einem großen Stile aus. Mit fester Hand ergriff er alle Mittel des musikalischen Ausdrucks, welche Mozart und Haydn überliefert hatten, und erweiterte und bereicherte sie, indem er ihren Gehalt entsprechend vertiefte. Mit vollendeter Freiheit im Ausbruch des Individuellen wie in der Handhabung der musikalischen Formen vereinigte er ein feines Gefühl für das charakteristisch Ausdrucksvolle des Klanges, welche den einzelnen Instrumenten selbständige Bedeutung verlieh.

Mit der dritten Symphonie, der »Eroica« (1804), der großen Leonoren-Ouvertüre (1806), den drei russ. Quartetten (1806) ist diese Richtung vollständig entschieden, welche von da an in jeder neuen Komposition eigentümlich sich ausdrückt. Namentlich sind es die Symphonien in B-dur (1806), in C-moll, die Pastorale (1807—8) und dann die in A-dur und F-dur (1812), welche wie Marksteine den Gang des Meisters bezeichnen. Ihnen reihen sich die großen Konzerte für Klavier und Violine an. Auch auf dem Gebiete der Gesangsmusik blieb B. nicht untätig. Neben Liedern und kleineren Stücken schrieb er 1803 die Cantate »Christus am Ölberg« und 1806 folgte die Oper »Fidelio«, welche damals und in abgekürzter Form 1806 wenig Erfolg hatte, aber 1814, teilweise umgearbeitet, Beifall und von da an einen dauernden Platz auf allen deutschen Bühnen errang. Es war die erste Leistung der deutschen Oper seit Mozarts »Zauberflöte«, welche eine weitere Entwicklung derselben ankündigte. Leider kam B., trotz wiederholter Anläufe und Entwürfe, nicht wieder dazu, eine Oper zu schreiben. Die beiden Festspiele, welche er zur Eröffnung des Theaters in Pest 1812 komponierte, »Höfnig Stephan« und »Ruinen von Athen«, können nicht als Opern gelten. Zur dramatischen Musik gehören auch noch das Ballett »Die Geschöpfe des Prometheus« (1801), die Musik zu Goethes »Egmont« (1810) und die Ouvertüre zu Collins »Coriolan« (1807).

Als 1809 B. als Kapellmeister des Königs von Westfalen nach Aassel berufen wurde, traten der Erzherrzog Rudolf (A.s. Schüler und zeitweiliger Freund), Fürst Lobkowitz und Graf Kinsky zusammen und sicherten ihm ein Jahrgeld von 4000 Fl. gegen die einzige Bedingung, Österreich nicht zu verlassen. Zwar schmälerte der Staatsbankrott 1811 und der bald darauf eingetretene Konflikt des Fürsten Lobkowitz wie der Tod des Grafen Kinsky dieses Einkommen, doch sicherte es dem in der Vollkraft des Schaffens stehenden Künstler eine unabhängige Stellung. Das Kongressjahr 1814 fand ihn auf der Höhe seines Ruhms: großartige

Aufführungen seiner siebenten und achten Symphonie, der Schlachtsymphonie und einer Gelegenheitscantate, „Der glorreiche Augenblick“, die Wiederaufnahme des „Fidelio“, hatten ihn zu einer populären Celebrität Wiens gemacht. Allein V. war nicht im Stande, eine solche Anerkennung vollkommen zu empfinden, da sich eine schon früh gezeigende Hartnäckigkeit seit 1802 zu einem hohen Grade von Taubheit gesteigert hatte. Das trotz aller Heilverfuche immer wachsende Uebel verhäuferte seinen Sinn, machte ihn mißtrauisch und ließ ihn vereinsamen. Eine neue Quelle von Widerwärtigkeiten und Kümernissen entstand 1815, als er die Erziehung des von seinem verstorbenen Bruder Karl hinterlassenen Sohnes übernahm. Seine äußern Verhältnisse verschlimmerten sich, selbst seine Production stockte. Die Ernennung des Erzherzogs Rudolf zum Erzbischof von Olmütz, welche 1818 bekannt wurde, erregte in V. den Gedanken, zu dessen Installation eine Messe zu schreiben; die Composition, welche er mit der hingebendsten Begeisterung ausführte, nahm ihn bis 1823 in Anspruch. Während eine früher für den Fürsten Esterházy componirte Messe (1808) im wesentlichen den Haydn-Mozart'schen Charakter festhält, sind in diesem neuen Werke, das der Ausbehnung, den Mitteln und Intentionen nach die gewöhnlichen Dimensionen überschreitet, die religiösen Empfindungen mit leidenschaftlicher Inbrunst, aber auch in einer stark subjectiven Weise ausgesprochen. Nach Vollendung dieser „Missa solennis“ machte sich V. mit gleichem Eifer an die Ausführung eines lange gehegten Plans, einer Symphonie, deren letzter Satz mit Chören über Schillers Lied an die Freude schließt. Anfang 1824 war auch dieses Werk, das ebenfalls durch Ausbehnung und technische Schwierigkeiten, namentlich in den Gesangspartien, ungewohnte Ansprüche machte, vollendet. Diefem folgten, zum Theil unter schweren körperlichen Leiden geschrieben, fünf große Quartette, welche auch heute noch mehr ein Gegenstand des Studiums als des allgemeinen Genusses sind. V. starb nach längern Leiden 26. März 1827. Denkmäler von V. befinden sich in Bonn (Ergistatue von Hänel, errichtet 1845) und Wien (von Jumbusch, 1880). Die sämtlichen Werke V.'s erschienen im Verlag von Breitkopf u. Härtel in Leipzig (24 Serien, 1862—64). Ein chronol. Verzeichniß der Werke V.'s veröffentlichte Thayer (Berl. 1865), ein thematisches mit hist. Nachweisungen über die Entstehung lieferte Nottebohm (Lpz. 1868, 2. Aufl. des frühern Breitkops u. Härtelschen Verzeichnisses).

Litteratur: Wegeler und Ries, „Biographische Notizen über V.“ (Nobl. 1838); Schindler, „Biographie von L. van B.“ (Münch. 1838; 3. Aufl. 1860); Lenz, „V., eine Kunststudie“ (3 Tle., Hamb. 1860); Marx, „L. van B. Leben und Schaffen“ (Berl. 1869; 3. Aufl. 1875); Ullrich, „B., ses critiques et ses glorieux“ (Lpz. 1867; deutsch von Bischoff, Lpz. 1869); Nobl, „B.'s Leben“ (3 Bde., Wien u. Lpz. 1864—77); derselbe, „B., nach den Schilderungen seiner Zeitgenossen“ (Stuttg. 1877); Nottebohm, „Ein Skizzenbuch von V.“ (Lpz. 1865); derselbe, „Beethoveniana“ (Lpz. 1872); derselbe, „B.'s Studien“ (Bd. 1, Lpz. 1873); Thayer, „Ludwig van B.'s Leben“, deutsch von H. Deiters (3 Bde., Berl. 1866—79); von Deumling, „Aus dem Schwarzschanerhaufe. Erinnerungen an V.“ (Wien 1874).

Beets (Nicol.), holländ. Dichter und Schriftsteller, geb. 13. Sept. 1814 zu Harlem, subierte zu

Leiden 1833—39 Theologie, war 1840—54 Vize zu Seemste bei Harlem und ging dann in denselben Eigenschaften nach Utrecht, wo er 1874 zum ord. Professor der Theologie an der Universität ernannt wurde. Unter seinen dichterischen Erzeugnissen hat zu erwähnen die poetischen Erzählungen „Joos“ (1834), „De masquerades“ (1835), „Knoor“ (1835), „Gay de Vlaming“ (1837), „Ada van Holland“ (1840) und ein Band vermischter Gedichte (1858). Größere Reife in Bezug auf Gehalt und Formähnlichkeit befanden seine spätern lyrischen Produkte: „Korenbloemen“ (1853), „Nieuwe Gedichten“ (1857), „De Kinderen der Zee“ (1861), „Verstrooide Gedichten“ (2 Bde., 1862), „Madelieven“ (1869). Diese poetischen Erzeugnisse wurden gesammelt herausgegeben (3 Bde., 1874—76; 2. Aufl. 1878). In V.'s Poesie aus seiner ersten Periode findet man Anklänge an den Dichtungsbyron, wie er auch von demselben mehrere in holländische Übertragen hat: „Navolgen van Lord Byron“ (2 Bde., 1835—37). Unter seinen prosaischen Schriften sind hervorzuheben: „Camoen obacura“ (13. Aufl., 1880; deutsch in „Richard'sche Novellen“, Braunsch. 1866), die er unter dem pseudonymen Namen Hildebrand herausgibt. Zum Gebiete der Litteraturgeschichte und der literarischen Kritik gehören die Schriften: „Leven en Karakteren van J. H. van der Palm“ (Leid. 1845), „Verpozingen op Letterkundig Gebied“ (Leid. 1856; 2. Aufl. 1874), „Verscheidenheden west op Letterkundig Gebied“ (6 Hefte, Leid. 1863—73; 2. Aufl. 1876), wie auch seine Ausgaben der Dichtwerke Starings (Leid. 1862), Bogaerts (Leid. 1871), der Anna Roemers Bisscher (Utrecht 1861). Theol. Inhalts sind die Werke: „Paulus in de gewichtigsten Oogenblikken van zijn leven“ (3 Tle., Amst. 1855; deutsch von Groß, Gotha 1857) und „Stichtelijke Uren“ (7 Bde., Leid. 1848—50; neue Aufl., 8 Bde., Amst. 1874 fg.; deutsch in Auswahl von Repering, Bonn 1858).

Beetz (Wilh. von), namhafter Pädag., geb. 27. März 1822 zu Berlin, war nach vollendeten Studien erst Privatdocent in Berlin, dann Professor am Kadettenkorps und an der Artillerie- und Ingenieurschule daselbst, später Professor an der Universität Bern und Erlangen; 1869 wurde er Professor an der technischen Hochschule zu München. Auch ist er Mitglied der bayerischen Akademie der Wissenschaften. V. veröffentlichte vorzugsweise Beiträge zur Electricitätslehre in Poggendorfs und Wiedemanns „Annalen“, im „Repertorium für experimentalphysik.“ und in den „Fortschritten der Physik“; ferner schrieb er einen „Leitfaden der Physik“ (5. Aufl., Berl. 1875) und „Grundriss der Electricitätslehre“ (Stuttg. 1878).

Befahren Volk heißt die Schiffsmannschaft, welche schon mehrere größere Seereisen gemacht hat, im Gegenjag zu halb befahrenem (d. i. mit der gewöhnlichen) und unbefahrenem Volke (welches noch ganz ungeübt ist).

Befana, verborben von Epiphania, nennt man in Florenz und Rom den Heiligen Dreikönig (6. Jan.), das an diesem Tage übliche Festen zugleich eine aus Lumpen gemachte Puppe (Befana puppe), die am Vorabend mit Schreien und Jubeln durch die Straßen getragen wird. Der Gebrauch ist wahrscheinlich der Überrest einer mittelalterlichen Rasteriensfeier. Sonst wird das Befana auch wohl, wie unter Knecht Ruprecht, für Teufel

gebraucht und bezeichnet im Volksmunde alte hässliche Weiber. Der B. verwandt ist die deutsche Bertha (s. d.).

Befestigtes Lager ist ein durch Befestigungen gedecktes Truppenlager, wie es namentlich bei den Römern üblich war und in der neuern Zeit bis ins 18. Jahrh. vorkommt; in der Bedeutung als verschanztes Lager ist es eine durch einen Fortkugelhügel gedeckte, zur Aufnahme größerer Truppenmassen befähigte Festung. (S. Lager.)

Befestigungsfunk, Fortifikation, lehrt das zum Kampffeld dienende Terrain so umgestalten, daß es dem Gebrauch der eigenen Truppen alle wünschenswerten Vorteile, dem Gegner möglichst große Nachteile bereitet. Es handelt sich hierbei darum, durch Deckungen Sicherung gegen die feindlichen Waffen zu gewähren, den eigenen Waffen ein freies Schußfeld zu schaffen, den Truppen des Gegners bei ihrem Vorrücken Aufenthalt durch Hindernisse zu verursachen, die Bewegung der eigenen Truppen aber zu fördern. Im weitern Sinne kann auch die Anlage, Ausbesserung und Zerstörung von Festungswegen sowie die Herstellung von Lagerbauten zur B. gerechnet werden.

Man unterscheidet passagiere oder Feld-, permanente oder stehende und provisorische B. Die permanente Befestigung soll den Besitz eines für die Kriegsführung wichtigen Ortes der Art sichern, daß die Behauptung desselben einer Minorität gegenüber einer Mehrzahl möglich ist. Die permanente B. beschäftigt sich mit dem Bau von Festungen, d. h. solchen umfangreichen Befestigungen, die bereits im Frieden an dauernd wichtigen Punkten mit den dauerhaftesten Mitteln angelegt sind. Die Feldbefestigung hat einen weniger dauerhaften Charakter sowohl was die Wahl der Ortschaft, als die Mittel betrifft. Ihre Anlagen bedürfen ihrer nur geringen Zeit zur Ausführung und haben eine vorübergehende Bedeutung, in der Regel nur für den einzelnen Gefechtsstag. Die provisorische Befestigung verfolgt den gleichen Zweck wie die permanente, indes mit weniger dauerhaften Mitteln und wird namentlich da angewandt, wo sich die Bedeutung einer Ortschaft erst während des Kriegs herausstellt, oder zur Ergänzung permanenter Anlagen, wenn sich das Bedürfnis einer Erweiterung derselben ergibt.

Aus der Litteratur über die B. sind hervorzuheben: Vlesion, »Geschichte der großen B.« (Berl. 1830); Jostrow, »Geschichte der beständigen Befestigung« (3. Aufl., Ppz. 1864); von Brüttow und Kaffron, »Lehrbuch der B. und des Festungskriegs« (Berl. 1865); Blumhardt, »Die stehende Befestigung« (3 Bde., Darmst. 1864—66); Brialmont, »Études sur la défense des états et la fortification« (Brüss. 1864); derselbe, »Traité de fortification polygonale« (Brüss. 1869); derselbe, »La fortification improvisée« (Brüss. 1870); derselbe, »La fortification à fossés secs« (Brüss. 1872); Wagner, »Grundriss der Fortifikation« (Berl. 1870); derselbe, »Fortifikatorischer Atlas« (Berl. 1872); Wegner und Graf Welsch, »Grundzüge der B.« (Wien 1873); von Treutwein, »Die permanente Fortifikation« (Wien 1874); Bailly, »Cours élémentaire de fortification« (Par. 1874); Brialmont, »La défense des états et les camps retranchés« (Brüss. 1876); runner, »Leitfaden zum Unterricht in der bekämpften Befestigung« (Wien 1876); endlich Hochhammer, »Bericht über das Befestigungswesen in von Lö-

beils Jahresberichten über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen« (Jahrg. 1874—79).

Befestigungsmanieren, Befestigungssysteme umfassen die Grundzüge für die Gestaltung des Grundrisses und Profils, sowie die Anordnung der Werke einer Festung. Die B. bilden sich im Anschluß an die allgemeine Entwicklung des Kriegswesens aus, werden durch die speziellen Verhältnisse und Bedürfnisse des Kriegsschauplatzes modifiziert und verbaulen auch häufig dem Genie hervorragender Männer ihre Entstehung und Fortbildung. So spricht man von italienischer, niederländischer, preussischer B., von den B. Baubans, Cormontaignes, Montalemberts u. s. w. Das Nähere s. unter Festung, Festungsbau.

Beförderung heißt im Militär das Aufsteigen von einem Grade zu dem nächst höhern. Gewöhnlich erfolgt die B. nach dem Dienstalter; um aber besonders befähigte und talentierte Offiziere schneller in höhere Stellungen zu bringen, werden solche in den meisten Armeen außer der Tour befördert, wobei freilich Günst und Nepotismus leicht eine Rolle spielen können. Ganz eigenartig ist die B. in dem engl. Staffkorps in Ostindien geordnet, in welchem dieselbe nicht wie sonst überall bei entstehenden Vakanten, sondern lediglich nach der Länge der Dienstzeit erfolgt, so daß jeder Offizier nach 12 Dienstjahren zum Kapitän, nach 20 zum Major, nach 26 zum Oberstleutnant und nach 31 Dienstjahren zum Brevet-Oberst ernannt wird; es ist dies wohl dasjenige Beförderungssystem, das von allen beschleunigen die Energie der Offiziere am meisten beeinträchtigt. (Vgl. Avancement.)

Besort, Stadt und Zeitung in Frankreich, s. Belort.

Befreiungshalle, s. unter Reichenheim.

Befreiungskrieg (Deutscher), s. Russisch-Deutsch-Französischer Krieg.

Befruchtung nennt man in den beiden organischen Reichen die Erwedung des weiblichen Keims zu weiterer Ausbildung durch Berührung mit einem männlichen Zeugungshofe.

Im Tierreiche ist die Fortpflanzung durch mit männlichem Samen befruchtete Eier die Regel, die Erzeugung von Jungen durch andere Vorgänge, durch Bildung von Knospen und Sprossen, durch Teilung, sowie durch Entwicklung nichtbefruchteter Eier bildet die Ausnahmen. Knospen- und Sprossenbildung findet sich, sowie die Teilung, besonders bei den niederen Tieren, wie Infusorien, Polypen, Strahlentiere und Würmern. In neuerer Zeit hat besonders R. Th. von Siebold in München nachgewiesen, daß auch bei höhern Tieren, namentlich Insekten, eine Entwicklung der Eier ohne B. (s. Parthenogenese) stattfinden kann und für gewisse Tiere, wie z. B. die Blattläuse, die männlichen Vienen, eine Regel ist. Bedingungen der B. sind: die Gegenwart zweier verschiedener Zeugungshofe, Eier und Samen, und die materielle Berührung beider, sei es innerhalb der Organe, sei es außerhalb. Die Elemente des Samens (Samenfäden, ihrer tierähnlichen Beweglichkeit wegen ehemals als »Samentierchen« bezeichnet) dringen bis in das Ei selbst ein und verschmelzen mit der Substanz desselben; der Eintritt in das Eigelb geschieht entweder durch dessen schwammige Hülle, durch welche sich die Samenfäden einbohren, wie z. B. bei den Insekten, oder durch besondere Öffnungen der äußern Eihülle, die man Mikroporen genannt hat (Znieten, Fische).

Die Eier reifen bei allen Tieren unabhängig von der B., tritt aber dieselbe nicht zur rechten Zeit ein, so entwickelt sich das Ei nicht weiter, sondern geht zu Grunde. Bei denjenigen Tieren, bei welchen die B. im Innern des weiblichen Organismus vor sich geht, erfordern besondere Begattungsorgane, häufig von sehr verwickeltem Bau; bei denen, wo die B. erst nach der Ausstossung der Eier stattfindet, fehlen dieselben gewöhnlich ganz. Bei vielen im Wasser lebenden Tieren, wie z. B. Muscheln, ist die B. ganz dem Zufalle überlassen. Die männlichen Tiere stoßen ihren Samen in das Wasser aus, der durch die Strömungen zu den Eiern gelangt. Nicht minder große Verschiedenheiten herrschen hinsichtlich der Zeiten, wo die B. stattfinden kann. Manche Tiere, wie z. B. viele Insekten, die Männchen der Höbertiere, existieren in ihrem vollkommenen Zustande nur für die B., sie nehmen keine Nahrung zu sich und ihre Lebensdauer ist eine sehr kurze. Bei andern entwickeln sich die Befruchtungsstoffe nur zu bestimmten Zeiten, meist im Frühjahr; andere sind stets befähigt während eines gewissen Alters.

Bei Tieren, bei welchen äußerliche B. stattfindet, wie z. B. bei den Fischen, hat man neuerdings zu Züchtungszwecken die künstliche B. angewendet. Man verschafft sich zu diesem Zwecke zur Laichzeit trüchtige Weibchen und volle Männchen, streicht den Weibchen durch Drücken von dem Kopfe nach hinten die Eier in eine mit wenigem Wasser versehene Schüssel oder Kibel aus und versetzt dann ebenso mit dem Männchen, um dessen Samen (Milch) zu erhalten. Ein Milchner genügt in der Regel, um die Eier von sechs Weibchen (Kogner) zu befruchten. Hierauf rührt man das Ganze um zu dem Zwecke, Hogen und Milch in gehörige Verührung zu bringen, und läßt die Mischung eine Stunde ruhig stehen, wo dann die B. vollständig ist. Vgl. A. Vogt, »Die künstliche Fischzucht« (Lpz. 1859; 2. Aufl. 1875).

Nach der Lehre der »Opisten« sollte das Ei, nach der Lehre der »Spermatiler« der Samen oder der Samenjaben die materielle Grundlage des sich entwickelnden Embryo bilden. Neuere Entdeckungen zufolge gibt der männliche Zeugungsfaktor (Samenjaben) nicht etwa einfach durch seine Berührung mit dem Ei (Kontaktwirkung) den Anstoß zu dessen Entwicklung, sondern der stoff des Samenjabens (Spermatern) und der vom Keimblaschen des Eies gelieferte »Eilern« vereinigen sich zur Bildung eines neuen Keimblaschens (Zuchungsstern), aus welcher von beiden Eltern herstammenden und beider Eigentümlichkeiten vererbenden Verbindung das Material für den Aufbau des Embryo sich entwickelt.

Im Pflanzenreiche beruht der Vorgang der B. ebenso wie im Tierreiche im allgemeinen darin, daß sich der Inhalt einer männlichen Zelle mit dem einer weiblichen Zelle, der sog. Eizelle, entweder direkt oder durch Diffusion vermittelt. Das letztere findet statt bei sämtlichen Phanerogamen, wo die Fortpflanzungszellen bei der B. geschlossene Membranen besitzen; die direkte Vermengung dagegen ist nur dann möglich, wenn die männlichen und weiblichen Befruchtungszellen nicht mit Zellmembranen umgeben sind oder wenn diese Membranen vor dem Befruchtungsalte durch Zerreißen oder Auflösen entfernt werden. Diese Art der B. ist mit wenigen Ausnahmen wohl bei sämtlichen Kryptogamen vorhanden, bei denen überhaupt eine Sexualität genau bekannt ist.

Bei den Phanerogamen sind die Pollenkörner, die in den Staubfäden gebildet werden, als die männlichen, die Samentknospen, welche entstehen wie bei den Angiospermen (s. d.) von einem Fruchtknoten umhüllt sind oder wie bei den Gymnospermen (s. d.) keine derartige Umhüllung besitzen, als die weiblichen Organe zu betrachten. Die Samentknospe der Angiospermen besteht aus einem gewöhnlich ovalen Gewebekörper, dem sog. Nucleus, der in den meisten Fällen von einer oder zwei Zellhäuten, den Integumenten, umgeben ist, wofür letztere teil an dem Scheitel der Samentknospe eine trichter- oder röhrenförmige Öffnung, die Mikropyle, besitzen. An der Stelle, wo sich diese Mikropyle befindet, wird im Nucleus der sog. Embryo: oder Keimjad gebildet, und zwar in der Weise, daß sich eine Zelle der Nucleusgewebe im Vergleich mit den übrigen ziemlich bedeutend vergrößert. In dem Embryosack entsteht sodann durch sog. freie Zellbildung (s. Zelle) die weibliche Fortpflanzungszelle, die Eizelle stets in der dem Scheitel des Nucleus anliegenden Partie. Außer der Eizelle bilden sich im Embryosack ebenfalls durch freie Zellbildung noch einige andere Zellen, zwei am Scheitel, neben einer über der Eizelle liegenden, und zwei am Grunde selbst; die ersten führen, weil sie bei dem Befruchtungsalte mitwirken, den Namen Synergiden oder Gehülfszellen, die beiden letztern werden gewöhnlich nach ihrer Stellung als Antipoden bezeichnet, sie spielen bei der B. selbst keine Rolle.

Der eigentliche Vorgang der B. ist folgender. Nachdem der in den Antheren oder Staubblättern gebildete Pollen seine Reife erlangt hat, sprennt die ersten auf und die Pollenkörner können durch Vermittelung äußerer Einwirkungen, z. B. durch den Wind, durch Insekten, auch durch die Hand des Menschen (s. Bestäubung) auf die Narbe in die Samenknoten einschließenden Fruchtknoten gelangen. Hier keimen sie unter dem Einflusse von von der Narbe abgezeichneten zuckerhaltigen Flüssigkeit, indem die innere Haut durch Öffnungen der äußeren (s. Pollen) in Form von röhrenförmigen Schläuchen heraustritt; die so gebildeten Pollenschläuche dringen in die Narbe ein und von da durch das Gewebe des Griffels hindurch bis in die Fruchtknotenhöhlung; hier angelangt, wachsen sie in die Mikropyle hinein und legen sich an den Scheitel des Embryosacks an. (Vgl. Tafel: Befruchtung und Bestäubung bei Artifel Bekämpfung.) Durch dieses Anlegen wird die B. bewirkt, indem der Inhalt des Pollenschlauchs durch Diffusion sich mit demjenigen der Eizelle, und zwar durch Vermittelung der Synergiden, vermischt. Nach der B. wächst die Eizelle allmählich zum Embryo (s. d.) heran. Bei den Gymnospermen ist der Vorgang der B. infolgedessen anderer, als die Pollenkörner dringt auf die Samentknospen zu liegen kommen und nur einen kurzen Schlauch bis in den Embryosack treiben. Außerdem ist noch die Ausbildung des Embryosacks und der hier in mehreren vorhandenen Eizellen, die in Verbindung mit ihren Synergiden Corpuscula oder, wegen ihrer Ähnlichkeit mit den weiblichen Organen der höheren Kryptogamen, auch Archegonien genannt werden, eine wesentlich andere als bei den Angiospermen. (S. Gymnospermen.) Die B. selbst erfolgt aber ebenfalls durch Diffusion.

Bei den Kryptogamen ist der Befruchtungsvorgang je nach den Familien sehr verschieden. Die weiblichen Zellen führen hier ebenfalls den Namen

Eizellen, die männlichen dagegen heißen Spermatozoen. Die Eizellen liegen bei den höhern Kryptogamen, den Farnkräutern, Schachtelhalmen u. s. w. und bei den Rosoen im Innern von besonderen Zellhöhlen, die man als Archegonien bezeichnet. Die Spermatozoen werden ebenfalls in bestimmten Jellen oder Zellhöhlen gebildet, aus denen sie bei der Reife ausströmen, um Jobann vermittelt einer oder mehrerer Cilien äußerst lebhaft im Wasser herumzuschwärmen. Auch die Archegonien öffnen sich bei der Reife und gestalten so den Spermatozoen direct bis zur Eizelle zu gelangen und sich mit derselben zu vermischen. Die B. dieser Pflanzen kann nur bei Zugangssein von Wasser in tropischer Flüßiger Form vor sich gehen, da die Spermatozoen nur unter dieser Bedingung in die Eizellen gelangen können. Das Resultat der B. ist eine mehrfache Teilung der Eizelle und das Auswachsen derselben zu einem Embryo.

Bei den niedern Kryptogamen, den Algen und Pilzen, sind die Vorgänge bei der B. im wesentlichen dieselben wie bei den höhern Kryptogamen. Auch hier findet eine directe Vermischung der in Antheridien gebildeten Spermatozoen und der in sog. Oogonien oder auch Carpogonien vorhandenen Eizellen statt. Eine Ausnahme hiervon macht bloß die Familie der Floriden, indem hier die Spermatozoen nicht mit der Eizelle in unmittelbare Berührung kommen, sondern die B. derselben durch Vermittelung einer oder mehrerer andern Zellen bewirken müssen. (Näheres hierüber s. unter Floriden.) Bei den abgelenkten Algen und bei den Pilzen, die überhaupt Segualität haben, sind die Geschlechtsorgane je nach den Familien sehr verschieden gebaut. Die Oogonien und Carpogonien umfassen die Eizellen, bei der Reife der letztern öffnen sie sich, um den Spermatozoen das Eindringen in die Eizellen zu ermöglichen, oder das Aetheridium liegt sich an das weibliche Organ an, durchdringt die Membran desselben und entläßt nun die Spermatozoen direct in das Innere. Das Resultat der B. ist hier stets die Bildung einer oder mehrerer Sporen, aus denen bei der Keimung wieder die Mutterpflanze hervorgeht.

Befruchtung (künstliche), s. unter Fischzucht.

Veg der Bej., v. h. Herr, ist bei den Türken ein dem Namen angehängter Titel, der den Söhnen der Paschas und Civil- wie Militärbeamten von Cienrang, dann aber auch angesehenen Ausländern beigelegt wird; dem Range nach steht der Titel B. zwischen „Ejenbi“ und „Pascha“.

Veglerbejt oder Vezler beg, Herr der Herren, ist eine nur noch wenig gebräuchliche höhere Rangbezeichnung eines Provinzialstatthalters, dem mehrere Distriktshefte untergeordnet sind.

Vega, Fluß und Kanal in Sabungarn. Die B. entspringt an der Ohrgrenze des Krassier Komitats, am nordwestl. Abhang des Berges Kusla-Pojana, fließt erst nördlich, dann bis Zemesvár westlich, von hier südwestlich bis Klet, wo das alte Flußbett mit dem Kanal zusammenstößt, der 1777 begonnen wurde und sich von Jazbet über Zemesvár bis Klet erstreckt. Von Jazbet bis Zemesvár dient der Kanal hauptsächlich zur Holzschwemme und als Regulator für die Temes; von Zemesvár abwärts ist er schiffbar und wird selbst mit kleinern Dampfern befahren. Außer dem eigentlichen Begalanal wurde 1833—37 das alte Bett der B. durch einen Kanal von Bobba bis Jantahid verfürzt. Die B. mündet

nach einem Lauf von 250 km zwischen Perlas und Tittel in die Theis.

Vega (Cornelius), Maler und Kupferstecher, geb. zu Harlem 1620, gest. daselbst an der Pest 27. Aug. 1664. Sein Vater war der Holzbildhauer Peter Vega, der den Sohn wegen schlechten Lebenswandels vertrieb. V. lernte bei Adrian van Ostahe und malte und tabierte, gleich diesem, Genrebilder, welche Scenen des niedern Volkslebens zum Gegenstande haben. Das Kupferwerk, das er hinterließ, besteht aus 37 Blättern, welche Bauerngesellschaften, Trinter, Raucher, Schenken u. dgl. darstellen.

Vegas (Karl), ausgezeichnete Historien- und Porträtmaler, geb. 30. Sept. 1794 zu Heinsberg bei Aachen, besuchte das Lyceum zu Bonn, wo er auch den ersten Unterricht in der Malerei bei dem Maler Philippi erhielt und im Alter von 15 J. durch eine Kopie des Masaelischen Johannes Aufsehen machte. Zu seiner weitem Ausbildung als Maler ging er 1810 nach Paris, wo er einige Zeit das Atelier des Malers Gros frequentierte, dann selbständig weiter arbeitete. Eine Kopie der Madonna della Sedra erregte 1814 die Aufmerksamkeit des Königs von Preußen, der dieses Bild sowie später auch die erste selbständige Schöpfung des Künstlers, eine Himmelskönigin (jetzt in der Galerie Velleux) kaufte. Ebenso erwarb der König 1816 ein größeres Bild, Hieb von seinen Freunden umgeben, und 1818 das Bild Christus am Ölberge, welches für die Garnisonkirche in Berlin bestimmt war. V. erhielt hierauf 1820 den Auftrag zur Ausführung eines Ogemädes für den Dom in Berlin, die Ausgießung des Heiligen Geistes, nach dessen Vollenbung ihm sein königl. Höher Mittel zu einem Aufenthalt in Italien gewährt. In Rom malte er die in Potsdam befindliche Taufe Christi und das (später von Amster gestohene) Bildnis Thormaldens. V. nahm jetzt seinen bleibenden Aufenthalt zu Berlin und malte zunächst für die Herderische Kirche eine Auferstehung Christi. Diesem folgte eine große Anzahl biblisch-histor. Bilder, wie die Bergpredigt, die Fingung Mose, die Verkörperung Christi, der Jüngerspruch, der junge Tobias u. s. w. Im J. 1826 führte er in der Kirche zu Sacrow bei Potsdam Christus und die vier Evangelisten, umgeben von einem Chor von Engeln, aus. Drei reizende Genrestücke: die Lorelei, die Röhrenwäse, Mädchen unter der Eiche, haben durch Vervielfältigung allgemeine Verbreitung gefunden. Auch als Porträtmaler nimmt V. einen hohen Rang ein. Vielleicht das bedeutendste Werk des Künstlers ist sein Kaiser Heinrich in Canossa, für Schloß Rheineck am Rhein gemalt. Eine feine und edle Charakteristik, Fülle des Colorits und besonders Schmels und Klarheit des Hellbunfels sind die Eigenschaften, durch welche sich die Arbeiten V. auszeichnen. Er starb als preuß. Hofmaler und Mitglied der Berliner Akademie der Künste 24. Nov. 1854.

Seine vier Söhne haben sich ebenfalls mit Erfolg der Kunst gewidmet. Oskar V., geb. 30. Juli 1828, errang sich als Maler den großen akademischen Preis für Rom. Von seinen größern Bildern sind besonders zu nennen: eine Kreuzabnahme und vier Kompositionen aus der Geschichte von Amor und Psyche. Als Porträdist und Dekorateur ist er mit vielem Erfolge in Berlin thätig. — Heinrich V., Bildhauer, geb. 15. Juli 1831, war ein Schüler Wichmanns und Rauchs und trat zuerst mit der Gruppe Pagar und Jömael, in Marmor

ausgeführt, hervor. Im J. 1856 ging er nach Rom, wo das Studium Michel Angelos seinem Talent eine ausgesprochen naturalistische Richtung gab. In Rom schuf er eine Psyche, den Amor belauschend, und einen Pan, der die Psyche trökelt, womit er seinen ersten großen Erfolg errang. Nach Berlin zurückgekehrt, vollendete er zunächst eine Familienfamilie, sowie Porträtbüsten von der trefflichsten Durchführung. Im Frühjahr 1860 folgte er einem Rufe als Professor an die Bildhauerschule nach Weimar, legte aber diese Stelle im Herbst 1862 nieder, lebte später einige Zeit in Rom, bis er 1866 nach Berlin zurückkehrte. Inzwischen hatte er in der Kontinenz um die in Berlin zu errichtende Schiller-Skulptur den ersten Preis davongetragen. Sonst sind von seinen Werken hervorzuheben: Venus tröstet den von einer Biene gestochenen Amor, ein Pan, der einen Knaben im Blütenpiel unterrichtet, Merkur, die Psyche entführend (1878, in der Nationalgalerie zu Berlin), eine im Bade überraschte Frauengestalt, Raub einer Sabinerin (Bronzegruppe), ein Centaur, der eine Nymphe aus seinen Hüften hebt. Für den Innenhof des Berliner Zeughauses arbeitet B. zwei Statuen ruhender Krieger und eine Kolossalstatue der Borussia. Unter den zahlreichen Porträtbüsten zeichnet sich die Adolf Menzels (Nationalgalerie) aus. Seit 1876 steht B. an der Spitze des an der Berliner Akademie errichteten Meisterateliers für Bildhauer. — Bald ist B., geb. 6. März 1836 in Berlin, studierte an der dortigen Akademie und begab sich 1860 nach Paris, wo er ebenso wie später in Weimar und schließlich wieder in Berlin durch gelungene Kopien berühmter Meisterwerke sich einen Namen machte. Im J. 1863 ging er nach Rom und setzte hier seine Studien nach Tizian, Borromone und andern Meistern fort. Eine seiner begiebigsten Leistungen war die Kopie der heil. Cecilia Rafaele in Bologna. Im J. 1867 trat er mit einem Originalwerk, Amor und Psyche, hervor, ein im Kolorit wie durch Anmut ausgezeichnetes Gemälde. Später entstand eine Auferstehung Christi, für Rombach in Schlesien gemalt. B. Porträts, namentlich seine Frauendöpfe, tragen den Stempel einer idealen Auffassungsweise. — Karl B., geb. 1846 zu Berlin, lernte im Atelier seines Bruders Reinhold und vervollkommnete sich als Bildhauer durch einen längeren Aufenthalt in Italien. Hier entstand die Figur des Silen mit dem Bacchusknaben auf dem Schoße, und die Kindergruppe: Die Geschwister (jetzt in der Berliner Nationalgalerie). Karl B. Richtung ist eine idyllisch-milde.

Begasse, s. Baggasse.

Begattung, s. Beiruchtung und Zeugung.

Begehrungsvermögen ist ein Ausdruck der ältern Psychologie, um die Phänomene zusammenzufassen, welche sich auf ein Streben aus der Gegenwart in die Zukunft beziehen, die Begehrungen und Verabschewungen, Neigungen und Abneigungen, dann auch die Überlegungen, Entschlüsse und Willensakte. Es wurde dabei geordnet einerseits vom Erkenntnisvermögen, andererseits vom Gefühlsvermögen. Man unterschied außerdem ein unteres oder niederes und ein oberes oder höheres B., indem man zu jenem die Küßereien der sinnlichen Triebe, des instinktähnlichen Wollens, ebenso die Neigungen und Leidenschaftlichkeiten, zu diesem das verständige, überlegte, vernünftige, sittliche Wollen rechnete. In der letztern Beziehung setzte Kant die praktische, sittlich leitende Vernunft dem obern

B. gleich. Die ganze Ansicht vom geistigen Leben jedoch, in welcher die Annahme eines besondern B. wurzelt, hat sich vor den Untersuchungen der neuen Zeit als unzureichend zur Erklärung der Mannigfaltigkeit des geistigen Lebens gezeigt, und die Psychologie hat es als ihre Aufgabe erkannt, nachzuweisen, wie die verschiedenen Arten des Begierens (Wunsch, Begierbe, Trieb, Neigung, Leidenschaft, Wille) in ihrer individuellen Bestimmtheit und Veränderlichkeit aus den Grundgesetzen des geistigen Lebens überhaupt abgeleitet werden können, indem in Beziehung auf die individuellen Zustände im Begierens die Berufung auf ein solches Vermögen gar nichts erklärt. Die Annahme desselben later aber auch dadurch irre, daß hierdurch die Mannigfaltigkeit des Begierens (Zuneigung und Abscheu) von den Phänomenen des Gefühls (Lust und Unlust) auf künstliche und unnatürliche Weise getrennt werden. Denn Zuneigung und Abscheu entspringen in vielen Fällen ganz allein aus dem Willen eines anderen: Lustvoll oder schmerzhaft angeregten Selbstguths, und andererseits kommen wir zur Erkenntnis einer Reihe von Bestrebungen und Verabschewungen nur durch die Gefühle, welche deren Erfüllung die Nichterfüllung hervorgerufen hat. Die einzelnen Phasen der Vorgänge, welche man unter den Namen des B. zusammenfaßt, hat in neuerer Zeit Sigwart (Tübingen Programm 1879, vgl. *kleine Schriften*, 2. Reihe, Freiburg 1881) genau zu sondern begonnen.

Begierterung ist die erregte, aber den normalen Zustand hinausgehende Stimmung der Seele, welche teils durch physische, teils durch intellektuelle und ethische Ursachen erzeugt werden kann. Diese Stimmung tritt dann ein, wenn etwas Neues und bisher noch nicht Gewohntes, dabei aber innerlich Begehrtes mit unverhofftem Glanz hervorgebracht und bewirkt wird, sei es in Gedanken, Gefühlen, Handlungen oder Handlungen. Daher ist alles dasjenige im Stande, und in B. zu versetzen, was neu, bisher schlummernde Kräfte in uns in Thätigkeit und unser inneres Leben für neue Ideale in Bewegung setzt, z. B. Kräfte zur Verteidigung des Vaterlandes, zur Gründung eines eigenen Herdes, zur Erforschung der Wahrheit, zur Erwerbung von Ruhm und Ehre, zur Gewöhnung in edlerer Art zu fühlen und zu denken. Unten wird die B. dann, wenn sich um ihr niedere Affekten und Antriebe vermischt, von z. B. die begeisterte Vaterlandsliebe herabstürzt zu brutalem Stolz und Fremdenhass, wenn die B. für ästhetische Genüsse herabsinkt in schlaffe Verwöhnung, oder wenn die religiöse B. dadurch, daß sie in Verfallsucht und Hass gegen den Andersdenkenden ausartet, zum Fanatismus wird.

Begharden oder **Beghinen** (Boginnes, Beguttas), Vereine von Frauen und Jungfrauen zu gemeinsamem andächtigen Leben, die sich gegen Ende des 12. Jahrh. in den Niederlanden bildeten. Der Grund dazu lag teils in der Vorliebe jener Zeit für ein köstlicher bescheidenes Leben, teils in der Vermischung vieler Familien infolge der Krenge. Sie wurden früh Beghinen oder Beguttas genannt; doch stammt der Name weder von der heil. Begga, Tochter Pipins von Landen, welche 696 als Stifterin des Klosters der Chorfrauen zu Ledenne angelegt haben soll, noch von dem Priester Lambertus de Begues oder Le Beghe, der 1180 in Lüttich einen derartigen Verein gestiftet haben soll, noch von dem altfärs. Worte *«beggen»*, welches

in der Bedeutung »beten« nicht vorkommt. Ohne Klostergebäude abzulegen oder der Regel eines Ordens zu folgen, vereinigten sich die B. unter einer lei geschulten Vorherrin zu Übungen der Andacht und Beseelsichtigung; doch stand ihnen jederzeit der Zutritt ins Privatleben oder die Verheirathung frei. Sie wohnten zusammen in Beghinenhöfen, die ursprünglich außerhalb, erst später in den Städten eingelegt waren, bestehend aus einzelnen Beghinnehäusern mit Kirche, Krankenhaus und Herberge. Hier bald gewannen sie durch Spenden und Bittensprüche Vermögen, sodaß manche Häuser einträgliche Stätten gewährten, während in den ärmeren die B. durch Handarbeit ihren Unterhalt verdienten. Im 12. Jahrhundert hatten die B. im 13. Jahrh. und auch damals weite Verbreitung in Deutschland, Frankreich und den Niederlanden. An die B. schloß sich im 13. und 14. Jahrh. sowohl die verfolgten Jüdischen der Franziskaner (Fratricellen) als auch die Brüder und Schwestern des Freien Geistes an, wodurch das Eingreifen der Inquisition herbeigeführt wurde. Auch fittliche Aufweisungen waren zum Teil unter ihnen vor, weshalb die Synode zu Trient 1244 die Erlaubnis des Eintritts in das 40. Lebensjahr seufzte und 1287 andrühenden B. ihre Vorrechte entzogen wurden. Am längsten erhielten sich die B. in Deutschland, wo sie zur Zeit der von ihnen besonders freudig begrüßten Reformation, weil sie sich der Seelen ihres Geschlechts annahmen, Seelenweiber waren, und in den Niederlanden, wo sie noch am Ende des 18. Jahrh. vorkamen. In Frankreich tauchten in der neuesten Zeit mystische Sekten unter dem Namen von Beghinnevereinen auf, welche wegen Geheimhaltung ihrer Versammlungen, in Verbindung mit dem Verdachte von Leichenschaften, einer inquisitorischen Verurteilung unterlagen.

Auch Mönchsgesellschaften dieses Namens (lat. *beguini*) traten zuerst um 1215 in Deutschland, den Niederlanden und Frankreich, besonders in dessen West-, auf und verbreiteten sich auch nach Italien zu Bunchi, Biscaccia, Bocasoti. Obwohl Gleiches auch wie jene Franzengeellschaften, errangen dennoch die Achtung und Würde der letzteren nicht. Schon gegen Ende des 13. Jahrh. werden sie als *ma gars, boni pueri oder valetes*, Rüstlinge, gebrandmarkt und dadurch namentlich verächtlich, das Acker aller Art, wie Albigenser, Waldmönche, Fratricellen, Brüder vom Freien Geiste u. s. w., als sie als eine gebildete Form halbgeistlicher Laienbildung sich zurückzogen. Schon Clemens V. verfügte auf dem Konzil zu Vienne (1311) ihre Auflösung; obwohl der Pöbel und selbst die Päpste Johannes XXII., Gregor XI. und Bonifacius IX. bezeugten sie; doch wurden sie aufs neue seit Karl IV. in Böhmen und Papst Urban V., insbesondere seit 1367 und 1369 hart bedrückt. Sie schlossen sich zum Theil an die Zerkirchler der Dominikaner und Franziskaner an. Die B. erhielten sich besonders in den Niederlanden reiner und wurden dort in Italien und Bistum Innocenz IV. 1245, in England durch den Kardinal Hugo 1254, in Lüttich durch Urban IV. 1261 geschickt. Dennoch verschwinden sie allmählich, freie Laienform mit dem 14. Jahrh. *pl. Beghiden*, »Die Begharden oder Beguinaden« (s. 1790); Hallmann, »Geschichte des Ursprungs und des Beghiden« (Berl. 1843).

Beghinen, s. Begharden.

Begierde nennt man ein lebhaftes, starkes Verlangen nach einem Gegenstande. Sie gehört zu den mit Gefühl- und Phantasiebetätigt im Zusammenhang stehenden Seelenerscheinungen, welche Triebe oder Strebungen heißen. Denn es wirken in ihr zusammen ein Gefühl des Mißbehagens an der vorhandenen Gegenwart mit einem Gefühl der Lust, welches ausgeht vom Phantasiebild des begehrten Gegenstandes und in dem Maße steigt, als die Hoffnung seiner Erlangung wächst. Je nachdem der Gegenstand von sinnlicher oder über sinnlicher Natur ist, heißt die B. eine sinnliche (wie Schmeck-, Geschlechtstrieb) oder eine geistige (wie Ruhm-, Ehr-, Wißbegierde). Von dem bloßen Wünschen oder Sehnen unterscheidet sich die B. dadurch, daß sie die Erreichbarkeit des Begehrten voraussetzt und aus der bloßen Erwartung zu einem Willensimpulse überzugehen bereit ist. Sie thut dies in der That, wenn der Begehrende durch eigene Kräfte zum Ziele zu kommen gedenkt und dazu Anstalten macht, dafür zu wirken.

Begießen der Pflanzen bescheidet den durch Verbunkung des im Zellengewebe der Pflanzen enthaltenen Wassers entstandenen Verlust zu ersetzen, die im Boden eingeschlossenen Pflanzennährstoffe aufzulösen und in eine für die Wurzeln annehmbare Form überzuführen. Im freien Lande ist das Gießen nur dann notwendig, wenn man genügend ist, in ausgetrockneten Boden zu pflanzen, oder überhaupt bei anhaltender Trockenheit. Saatbeete sollte man niemals gießen, sondern vielmehr das Land vor der Saat gehörig durchfeuchten und wieder abtrocknen lassen, nach der Saat aber durch einige Bedeckung gegen das Austrocknen zu schützen suchen. Das geeignete Wasser zum Gießen ist Fluß-, Teich- oder Regenwasser. Wasser mit zu hohem Kalziumgehalt ist durchaus zu vermeiden. Hat man anderes nicht zur Verfügung, so halte man ausreichende Vorräte davon in großen offenen, der Luft ausgesetzten Fässern und setze ihm von Zeit zu Zeit etwas kohlensaures Kali (Pottasche) zu. Frisch geschöpftes Brunnenwasser ist zum Gießen nicht tauglich, bevor man es nicht auf die mittlere Temperatur des Ramm gebracht hat, in dem die Pflanzen aufgestellt sind. Zur Zeit der kräftigen Vegetation in Wohnstuden oder Warmhäusern kann das Gießwasser sogar eine um 6 bis 8° R. höhere Temperatur besitzen und fördert dann das Wachstum bedeutend.

Alle Pflanzen, welche der Sonne ausgesetzt sind, dürfen erst dann begossen werden, wenn diese sie verlassen und der Boden sich wieder abgekühlt hat. Das bei trockener, warmer Witterung sehr zu empfehlende Besprühen der oberirdischen Teile darf nur abends vorgenommen werden. Wichtig ist es, daß man, wenn Darreichung von Wasser angezeigt ist, so stark gießt, daß es den ganzen Vorrat an Erde im Topfe durchdringt. Der Abfluß des überschüssigen Wassers durch das Abfließen in den Unterseher ist möglichst zu fördern, da die Wurzelatmung meistens durch gebremsten Abfluß überschüssigen Wassers veranlaßt wird. Andere, als Sumpfpflanzen, mittels des Untersehers zu tränken, ist durchaus verwerflich. Während der Vegetationsruhe der Stubenpflanzen bedürfen dieselben nur sehr geringer Wassergaben. Bisweilen gerät indes außer der Ruhezeit das Wachstum ins Stoden und diese Erscheinung deutet auf Erkrankung der Wurzeln. Sobald man sie bemerkt, nimmt man die Pflanze aus dem Topfe, zerdrückt vorsichtig den

Erdballen, schneidet mit einem möglichst scharfen Messer alle erkrankten, faulen oder misfarbigen Wurzeln hinweg, setzt die Pflanze in frische Erde und hält sie im Wasser so lange kurz, bis sie wieder in kräftiges Wachstum kommt. Beim Begießen darf man den Wasserstrahl nicht zu hoch auf die Erde fallen lassen, auch nicht auf eine dieselbe Stelle, sondern ringsumher und dem Stengel nicht zu nahe. In der Regel gibt man Wasser im Frühjahr abends, im Herbst und Winter morgens.

Beglaubigung bedeutet teils die urchundliche Ermächtigung einer Person, eine andere, sei es Privatperson, sei es öffentliche Person (Staat, Kirche, Gemeinde, Korporation), bei gewissen Rechtsgeschäften oder in gewissen Rechtsverhältnissen zu vertreten. In diesem Sinne ist der Ausdruck B. gleichbedeutend mit Vollmacht, und wird besonders häufig gebraucht zur Bezeichnung der Vertretungsbefugnis, welche eine Staatsregierung durch sog. Beglaubigungsschreiben oder Kreditiv ihren Vertretern (den Gesandten) bei auswärtigen Mächten erteilt. — In einem andern Sinne versteht man unter B. die von einer öffentlichen Behörde, meist unter Beibrückung des Amtsfiegels, ausgestellte Bescheinigung, daß eine von einer Privatperson unterzeichnete Urkunde wirklich von ihr unterzeichnet sei. Gewöhnlich wird solche Bescheinigung (auch Legalisation genannt) unmittelbar unter die betreffende Urkunde gesetzt, für welche nimmere ein weiterer Nachweis ihrer Echtheit nicht mehr erbracht zu werden braucht. Welche öffentlichen Behörden zur Ausstellung von B. befugt sind, und in welcher Form dieselben zu geschehen haben, um der Urkunde den Charakter einer beglaubigten (vidimierten, fidecomierten, legalisierten) und zur Zwangsvollstreckung geeigneten zu geben, wird durch die Landesverfassung und die Landesgesetze näher bestimmt.

Begleiten (musikalisch), s. unter *Begleitung* g.

Begleitschein ist ein deutsches Zollabfertigungspapier, dessen Zweck ist, entweder a) den richtigen Eingang der aus dem Auslande über die Grenze eingegangenen Waren am inländischen Bestimmungsorte oder die Wiederausfuhr solcher Waren zu sichern, oder b) die Erhebung des durch spezielle Revision (s. d.) ermittelten Zollbetrags einem andern Amte zu überweisen. Zu dem ersten Zwecke dienen B. I, zu dem zweiten B. II. Auf Antrag der Beteiligten können auch solche Waren mit B. I abgefertigt werden, welche nach der Deklaration zollfrei sind. B. II werden nur dann ausgestellt, wenn der Eingangszoll von den Waren, für welche der B. begehrt wird, 16 Mark oder mehr beträgt. Die Ämter, welche zur Ausfertigung und Erledigung von B. I und II ermächtigt sind, und die denselben in dieser Hinsicht zustehenden Befugnisse werden öffentlich bekannt gemacht. Der B. I enthält folgende Angaben: Name, Geschäft oder Firma und Wohnort desjenigen, auf dessen Antrag der B. I ausfertigt worden ist, und der Warenempfänger; Zahl der Colli, deren Verpackungsort, Zeichen und Nummern, sowie die Menge und Gattung der Waren nach Maßgabe der Deklaration oder des Revisionsbefundes; Art des angelegten amtlichen Verschlusses oder der etwa sonst angewendeten Maßregeln zur Sicherstellung der Identität der Waren; Namen des Ausfertigungs- und Empfangsamts, Tag der Ausstellung des B., Nummer, unter welcher derselbe im Begleitschein-Ausfertigungsregister eingetragen ist; Trift zur Vorlage des B. bei

dem Empfangsamte sowie Ort und Zeit der Warenabim, im Falle vorüberiger Lagerung derselben in Zwischenlagern, deren Zeitdauer. Waren, welche mit B. I abgefertigt werden sollen, werden, sofern vollständige spezielle Deklarationen (s. d.) darüber vorliegen, der Regel nach nur allgemein, d. h. nach Zahl, Zeichen, Verpackungsort und Gewicht der Colli ohne deren Größnung revidiert. Eingangszollfrei tritt spezielle Revision ein, d. h. es findet ausnehm die Größnung der Colli statt, um die Gattung und Menge der in denselben enthaltenen Waren zu ermitteln. Der Ausfertigung eines B. II ist bei jeder speziellen Warenrevision und Bezeichnung bei zu überweisenden Zollbetrags vorausgesetzt. Der B. II enthält die Angabe der Menge und Gattung der Waren nach den Ergebnissen der Revision, des Namens und Wohnorts des Warenempfängers, des Betrags sowie des Orts und der Zeit der Einrichtung des gestundeten Eingangszolls, bei welchem, bis zu welchem die erfolgte Zollentrichtung bei dem Ausfertigungsamte geschehen waren und, endlich ob und welche Sicherheit für den Eingangszoll geleistet worden ist. Derjenige, auf dessen Antrag ein B. ausfertigt wird, heißt Begleitschein-Extrahent. Derselbe hat insbesondere für den Eingangszoll, und zwar bei Waren, deren Revision spezielle Revision nicht festgesetzt worden ist, eine die nach der Deklaration zollfrei sind, nach den höchsten Erhebungssätze des Zolltarifs (s. d.) zu leisten und dafür der Regel nach Sicherheit zu leisten. Über das bei Ausfertigung und Erledigung der B. zu beobachtende Verfahren besteht ein besonderes Begleitschein-Regulativ. Bgl. Verordnungen vom 1. Juli 1869, §§. 41—44, 51, 52.

Begleitung (accompagnamento, accompagnement) bedeutet in der Musik die Unterstützung der Hauptstimmen durch Nebenstimmen; insbesondere B. das Spiel der Instrumente, sowie d. den Zweck hat, den Gesang harmonisch zu unterstützen. Von den einfachsten Accordgriffen, welche die Stimme des Sängers stützen und tragen, bis zu kunstvoll ausgebildeten Figuren, welche ein volles Zwiesgespräch mit dem Gesange führen, sind den angeschlagenen Ton im Ausdruck vertheilt zu erweitern, umfasst die B. die volle Palette der gesamten Instrumentalmusik. In der modernen Kunst ist es gebräuchlich, alles, was die Instrumente zu spielen haben, in Noten aufzuschreiben, jedoch Begleiter darauf beschränkt ist, diese auswendig wiederzugeben. Früher, bei der Musik unter erten klassischen Meistern, war seine Aufgabe eine höhere. Nicht nur gestatteten ihm die speziell Vortragsbezeichnungen versehenen Begleitern ihrer Partituren eine größere Freiheit der Interpretation, sondern ein bedeutender Teil seiner Kunst ist überhaupt nicht aufgezeichnet. Es ist nicht, eigentliche accordische Harmonie, welche seit den Zeiten der freien Erhebung des Begleiters verlassen wurde und welche als Begleitinstrument für vier und Orgel auf Grund eines mehr oder weniger besetzten Basses in der musikalischen Praxis 17. und 18. Jahrh. von der größten Bedeutung war. Am vollkommensten findet sich diese der Kunst, durch welche die B. eine lebendige Mannigfaltigkeit erhält, die namentlich Gesangswerten von großem Vorteile ist, der sich ausgebildet. Der sog. Generalbass (s. d.) ist ursprünglich auch nur die Lehre von der Harmonik soweit sie sich auf eine solche freie B. bezieht.

sehen Generalbassleuten im Sinne dieser Begleitkunst sind von Gasparini, Matthesen, Heinichen und Ph. J. Bach. Begleiten (accompagneren) heißt hiernach, zu einer anliegenden Gesangsmelodie und ihrem Basse die Mittelglieder der Harmonie improvisierend erklingen, und zwar so, daß der Gesang oder das betreffende Soloinstrument (Violine, Flöte, Oboe u. f. w.) jene tonliche Stütze und auch zugleich eine kunstvolle Umkleidung erhält, welche der Zweck aller musikalischen B. ist.

Begleitettel heißen im Zoll- und kontrollepflichtigen Warenverkehr diejenigen amtlichen Ausfertigungen, mittels deren die aus dem Auslande eingegangenen und bei dem Grenzollamte mit Zahlungsercheinis (s. d.) angemeldeten Eisenbahnwagen dem gewöhnlichen Abfertigungsamte im Innern des deutschen Zollgebiets überwiesen werden. Die B. werden dem Zugführer oder sonstigen Bevollmächtigten der Eisenbahnverwaltung zur Abgabe an die Abfertigungsstelle eingehändigt und enthalten außer der speziellen Bezeichnung der einzelnen Wagen und der Art des angelegten Verschlusses (s. Warenverschluß) die Angabe der Zeit, innerhalb deren die Bestellung (s. d.) bei dem Abfertigungsamte zu erfolgen hat (Bestellungsfrist). Auch werden ihnen die Unitate der Zahlungsercheinisse mit den dazu gehörigen Frachtbrieffen, sowie die Schlüssel zu den zum Verschlusse der Wagen verwendeten Schloßern, in Taschen oder Couverts untüchlich eingeschlossen, beigelegt. Vgl. »Regulatio über die zollamtliche Behandlung des Güter- und Eiseltransports auf den Eisenbahnen«, §§. 21, 22.

Beglebeg oder **Bejlerbeji**, s. **Beg**.

Begnabigung im engeren und eigentlichen Sinne ist die von der Staatsgewalt, also in den Monarchien regelmäßig vom Souverän ausgehende gänzliche oder teilweise Erlassung der strafrechtlichen Folgen eines rechtssträflichen strafgerichtlichen Urteils in einzelnen bestimmten Fällen. Findet die B. erst nach vollendetem Vollzug des Strafurteils statt, so heißt sie **Rehabilitation** (s. d.), sollen durch sie nur die bürgerlichen Ehrenfolgen des Urteils beseitigt werden, **Rehabilitation**. Von der **Abolition** (s. d.) unterscheidet sich die B. dadurch, daß sie voraussetzt, das Verbrechen habe seinen vollen Lauf gehabt, von der **Amnestie** (s. d.) aber, sofern diese nicht zugleich eine **Abolition** enthält, dadurch, daß sie nur in einzelnen Verbrechenfällen, jedoch bei jeder Art von Verbrechen stattfindet. Ausgeschlossen ist sie nur in den konstitutionellen Staaten bei Verurteilungen von Staatsministern wegen Verfassungserlegung. Das Recht der B. ist, wie die übrigen genannten Rechte, in Konstitutionsrecht der obersten Staatsverwaltung, und welche diese in den Stand gesetzt werden soll, sie in Anwendung des Strafgesetzes, anordnen, wenn es durch die Eigentümlichkeit des Falls zu einer härteren materiellen Ungerechtigkeits führen müßte, zu hindern. Wenigstens ist aber auch das **Begnabigungsrecht** ein wesentliches Hoheitsrecht jedes Staats, also seine Ausübung eine Pflicht gegen den Staat; daher kann auch niemand auf offiziell zu stellende **Begnabigungsanträge** oder auf eine wirklich verhängte B. verzichten. Aus demselben Grunde kann ferner eine B. sich nie auf die civilrechtlichen Folgen einer Strafe erstrecken. Das Deutsche Reich ist an dem **Begnabigungsrecht** in Deutschland nichts einder. Dieses steht vielmehr nach wie vor ausschließlich den Staatsgewalten, beziehungsweise Souveränen der deutschen Bundesstaaten zu, und

die nach §. 23 ff. des Deutschen Reichs-Strafgesetzbuchs gestattete »vorläufige Entlassung der zu einer längeren Zuchthaus- oder Gefängnisstrafe Verurteilten« fällt unter einen andern Gesichtspunkt. In Sachen, welche in erster Instanz vor das Reichsgericht gehören, steht dem Kaiser das **Begnabigungsrecht** zu (§. 484 der Reichs-Strafprozeßordnung). Todesurteile dürfen erst dann vollstreckt werden, wenn die Entlassung des Staatsoberhauptes, beziehentlich des Kaisers ergangen ist, von dem **Begnabigungsrecht** keinen Gebrauch machen zu wollen (§. 485). Für Österreich gelten die §§. 341, 408, 410, 411 der Strafprozeßordnung vom 1873. In Preußen regelte eine Allgemeine Verfügung des Justizministers vom 14. Aug. 1879 das **Begnabigungsrecht**. Vgl. Blochmann, »Das **Begnabigungsrecht**« (Erlangen 1844); Kueber, »Das Souveränitätsrecht der B.« (Ep. 1860); Legoux, »Du droit de grâces en France« (Par. 1865); Dalde u. Sengmer, »Handbuch der Strafrechtspflege und Gefängnisverwaltung« (Weil. 1881).

Begonia, **Begonia** oder **Bejna**, **Begonia**, f. **Begonia**, **Begonia**, artenreiche, von Linné zu Ehren des Marine-Intendanten Begon benannte Pflanzengattung aus der nach ihr benannten Familie der Begoniaceen. Die Begonien sind der Mehrzahl nach perennierende, nur zum kleinsten Teil einjährige Kräuter der Tropengegenden, namentlich des tropischen Amerika, welche sich durch knotige, saftvolle Stängel und schon oder seltener geförnte und oft sehr eigentümlich gefärbte Blätter mit ungleicher Basis auszeichnen. Der letztere Umstand hat ihnen den Namen **Schiefblatt** zugezogen, den diese gegenwärtig als **Blattierpflanzen** sehr beliebten Gewächse in der deutschen Volksprache zu führen pflegen. Die Begonien bringen eingeschlechtige Blüten hervor, welche gewöhnlich in blattwinkelständige Trugdolben gruppiert erscheinen. Die männlichen besitzen ein aelzblättriges, gefärbtes Perigon, dessen zwei äußere Blätter die beiden andern an Größe bedeutend überrreffen, und viele Staubgefäße; die weiblichen besitzen aus einem unterständigen, dreifächerigen, mit drei Fägeln versehenen Fruchtknoten, einem aelz- bis neuntheiligen Perigon und sechs kurzen, walzigen, zwispaltigen Griffeln mit abwärts gebogenen Narben. Aus dem Fruchtknoten entsteht eine dreifächerige, dreifach geflügelte, aelfamige Kapsel mit kleinen Samen. Die Begonien besitzen eine außerordentlich große Vermehrungsfähigkeit und wachsen bei passender Behandlung sehr rasch. Ihre Zucht ist leicht. Sie gedeihen in loderer, mit Sand vermengter Lauberde bei etwas schattiger Standort, welcher gegen Frost im Winter gesichert ist, und bei reichlicher Bewässerung während des Sommers vorzüglich, am besten freilich, wenn sie während der kalten Jahreszeit im Warmhaus stehen können. Sie lassen sich durch Klotzer und Knospen leicht vermehren. Letztere wachsen sogar aus abgeschnittenen und in die Erde gelegten Blättern in großer Menge hervor. Man kultiviert jetzt in den Gewächshäusern und botan. Gärten eine sehr große Anzahl an Begonien. Mehrere sind zu Rhododendronpflanzen geworden, z. B. die B. Rex, deren große, schleifertförmige Blätter auf der untern Seite samt dem Stiele purpurrot überlaufen, auf der obern schön dunkelgrün und mit einem dem Rande parallelen breiten Silberbände sowie mit silbernen Flecken gezier sind; ferner die niedliche B. eximia, mit überseits silberweißen

grüngezeichnet, unterseits ebenfalls purpurroten Blättern u. a. m.

Begoniaceen (Begoniaceae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dicotyledonen. Sie umfaßt etwa 350 Arten, die vorzugsweise im tropischen Amerika und Afrika einheimisch sind. Die Familie besteht bloß aus zwei Gattungen, Begonia und Hilobrandia, die letztere ist jedoch nur durch eine einzige, auf den Sandwichinseln einheimische Art vertreten.

Begräbnis, s. Bestattung der Toten.

Begräbnismünzen oder Sterbemünzen sind Denkmünzen auf den Tod künftlicher, überhaupt hervorragender Persönlichkeiten. Sie sind gewöhnlich in verschiedener Größe mit ähnlichen Stempeln wie die Courantmünzen ausgeprägt worden, daher man sie auch Begräbnis-Groschen, Gulden oder Thaler nennt. Sie führen auf der Vorderseite das Brustbild oder Wappen des Verstorbenen nebst Namen und Titel in der Umschrift, auf der Rückseite die Angabe des Geburtsjahres, Tages und Ortes, der Zeit, wann der Verstorbene zur Regierung oder zu Amt und Würden gelangt ist, des Todesjahres, Tages und Ortes sowie des erlangten Alters und der Regierungsjahre.

Begriff heißt im allgemeinen Sinne jeder Gedanke oder jedes Gedächtnis, insofern wir es mit Rücksicht auf das, was in ihm gedacht wird, d. h. in Rücksicht auf seinen Inhalt betrachten. In diesem Sinne sind B. Aussagen des Denkens, und die Bedingungen, unter welchen ihre Lösung als erreicht angesehen werden kann, auselanderzusetzen, ist Sache der Logik. Diese unterscheidet an einem B. seinen Inhalt (complexus notarum) und seinen Umfang (ambitus). Jener besteht in seinen Merkmalen, d. h. in den einfachen B., durch welche der B., falls er nicht einfach, sondern zusammengesetzt ist, gedacht wird; dieser bezeichnet die Menge von B., in welchen ein gewisser B. als Merkmal vorkommt. Das findet natürlich nur bei solchen B. statt, welche in einer Reihe besonderer Vorstellungen enthalten sind, d. h. bei den B. im engeren Sinne oder diskursiven B., den Gattungsbegriffen. Je größer der Inhalt eines B. ist, desto kleiner ist sein Umfang, und umgekehrt. Das logische Verfahren in der Bildung neuer B. aus schon bekannten und gegebenen ist entweder Abstraktion oder Determination (s. d.). Durch jene entstehen allgemeine, abstrakte, durch diese besondere, konkrete B.; liegen beide in einer und derselben Reihenfolge, so entsteht daraus das Verhältnis der Über- und Unterordnung (subordination). Die übergeordneten B. nennt man auch die höhern, die untergeordneten die niedern, und unterscheidet sie durch die Worte Gattung, Art und Unterart. Durch Hinzufügung neuer determinierender Merkmale werden die B. synthetisch gebildet; die Zergliederung schon gegebener B. heißt analytisch. Durch diese Zergliederung, d. h. durch das bestimmte Vorstellen aller in einem B. vereinigten Merkmale, wird der B. deutlich. Die Deutlichkeit ist Klarheit der Merkmale, indem die Klarheit eines B. darauf beruht, daß man ihn von andern verwandten unterscheiden kann. Das Gegenteil der Klarheit ist Dunkelheit, das der Deutlichkeit Verworrenheit. Die Unterscheidung zwischen empirischen B., Verstandesbegriffen und Vernunftbegriffen beruht nach der Kantischen Philosophie auf dem Umfange, daß wir die eine Klasse von B. nur mit Hilfe der Erfahrung gewinnen, während die

beiden andern Klassen das ursprüngliche Eigentum des Verstandes und der Vernunft, wie z. B. die B. der Ursachen, der Freiheit und der Unendlichkeit, so sollen. In der Hegelschen Philosophie hat das Wort B. die Bedeutung des Wesens oder der wirklichen Kraft in allen Dingen. Es beruht dieselbe auf dem im Hegelschen System erneuerten Platonisch-Kristianischen Denkweise, zufolge welcher die Grundzüge des Seins und Denkens dergestalt zusammenfallen, daß das Ursein oder Absolute in einer reinen selbstgemeinen oder allüberdringenden denkenden Tätigkeit besteht, aus welcher sich durch ursprüngliche lebendige oder schöpferische Akte alles, was ist, hervorentwickelt. B. in diesem Sinne sind nicht aus der Erfahrung abstrahiert, sondern liegen der Erfahrung zu Grunde als Ideen oder logische Grundnormen, welche zu allem übrigen die Bedingung und gleichsam das tragende Untergerüst enthalten. Sondern man hingegen den reinen Begriffsinhalt des Verstandes von dem ab, was in weiter gewöhnlichen B. aus der bloßen Erfahrung kommt, so bildet der letztere Rest für sich allein die sinnliche Anschauungsbezüge oder Associationsbezüge der Psychologie, welche nicht mit den vollständigen Erfahrungsbegriffen verwechselt werden dürfen, weil sie erst den sinnlichen Rohstoff enthalten, aus welchem das Denken durch geistmäßige Durchdringung mit den reinen Verstandesbegriffen oder Kategorien die zur wissenschaftlichen Erkenntnis tauglichen Erfahrungsbegriffe gewinnt.

Begräbungen nennt man die landwirthschaftlichen Zeichen und Redensarten, durch die man eben beim Zusammentreffen oder Abschiednehmen seine Achtung, Ergebenheit, Wohlwollen und Freundschaft zu erkennen gibt. Die alten Hebräer hatten schon die Schalom lechah! (Friede sei mit dir!), die Griechen für alle Fälle den einfachen Gruß Kairos! (Friede dich!). Die Römer sagten beim Begegnen Ave! (Ich begrüße!), und beim Gehen Vale! (Lebe wohl!). Gleichen Gruß und Abschied bezeichnete Salue! (Ich finde dich wohl!). Unter den nach europ. Volk mitlhierten Völkern hat sich eine gewisse Gleichförmigkeit der B. gebildet, obgleich die Verschiedenheit immer noch sehr groß ist. Nämlich allgemein ist seit der 17. Jahrh. das Entschließen des Hauptes zum Zeichen des Grußes geworden, das, wie alte Römische zeigen, bereits im 15. Jahrh. vorkommt, aber in so lange nur von Niedern gegen Höhere beobachtet wurde. Nächstdem gelten Händedruck, Umarmung und Kuß als Ausdruck freundschaftlicher Beziehungen. Statt der im nördl. Deutschland üblichen Redensformeln: Guten Morgen! Guten Tag! u. s. w. grüßt man im südlichen gern: Gräß! Gott! u. s. w. lath. Ländern mit dem vom Papst Benedikt III. 1728 anempfohlenen Bundesgruß: Gelobt sei Jesus Christus! welcher mit: In Ewigkeit Amen! erwidert wird. Der Bergmann grüßt mit: Glück auf! Und den slaw. Völkern, namentlich bei den Russen, ist das Küssen der Kleider und Schuhe besser, den mit seine Ehrfurcht bezeigen will, Sitte; Niedere werfen sich vor den Höhern auf die Erde. In der Türkei kreuzt man beim Gruße die Hände auf der Brust und beugt sich mit dem Kopfe gegen den, welchen man grüßt. Der niedere Araber ruft den ihm entgegenenden Selam aleikum! (Friede sei mit euch!) und legt dabei die linke Hand auf die Brust. Der Begrüßte entgegnet in gleicher Stellung: Aleikum es-selam! (Mit euch sei Friede!). Die vornehmeren Araber dogegen umarmen sich beim Gruß miteinander,

den sich die Wangen und dann die eigene Hand. In Suppländer drücken, wenn sie sich begrüßen, die Nasen fest aneinander, ebenso berühren sie den Gesellschafts- und Freundschaftsinseln die Kehlen einander die Nasenspitzen. In den meisten orient. Völkern tragen die V. Höherstehender ihres ihrer Untergebenen einen klanischen Charakter an sich. Von eigentümlicher Art und genau regelt sich die militärischen V. und das Begrüßen der Schiffe. (S. Salntieren.)

Véguenle (fr.), eine, die sich ziert, die Sprüche; Véguenlerie, Ziererei, Bräuerie.

Vegutmen oder Vegghinen, f. Veggharden.

Vegum (ind.), Färlin (Titel).

Vegghung bedeutet die vorsätzliche, dolose That, welche die civil- oder strafrechtliche Ausübung einer begangenen Handlung ganz oder theilweise dadurch zu hindern sucht, daß der Verbrecher der Strafe entzogen oder die aus der strafm. Handlung gezogenen Vorteile ihm gesichert werden. Die dem Verbrecher vor beendeter That zugeh. V. gilt als Beihilfe (s. d.). Strafrechtslehre macht die V. als besondere Verbrechensform, die der Hehlerei (s. d.) verwandt ist, nicht als V. an der Theilnahme am Verbrechen (§§. 257, 258. Vgl. Bismarck, »Raub und Erpressung, V. Hehlerei« (Dresd. 1875); Grotzner, »V. und Hehlerei« (Münch. 1879); Binding, »Die Normen der Strafrecht« (Bd. 2, Sp. 1877).

Vegutmen, f. Veggharden.

Beham (Martin), namhafter Kosmograph, war aus einer nürnberg. Patriciersfamilie, die seit Mitte des 13. Jahrh. in der Reichsstadt Nürnberg, noch jetzt als freiherrliche (Beham von Nuremberg) dort blüht und außer dem Kosmographen noch mehrere berühmte Männer aufzuweisen hat. Er wurde um 1469 geboren und ging, anfangs Lehrling, des Tuchhändlers wegen nach den Niederlanden. Von 1480 bis 1484 hielt er sich in Portugal auf und wurde wahrscheinlich mit Columbus bekannt. Er erhielt von König Johann II. um 1483 den Auftrag, ein Astrolabium anzufertigen und Distanzen zu berechnen. Von 1484 bis 1486 hielt er den portug. Seefahrer Diogo Cão auf Entdeckungsfahrt entlang der Westküste Afrikas begleitete bis nahe an das Kap der Guten Hoffnung. Nach Rückkehr von dieser Fahrt, die 19 Monate gedauert hatte, ward er vom Könige selbst zum Mitglied des Christuskreuzordens geschlagen. Er ging 1486 nach Brasilien, einer der Azorischen Inseln, wo eine Kolonie bestand, deren Statthalter, Jobst Schöner, die V. Schweglerwiderstand. Erst 1490 ließ er diesen seinen Wohnort, besuchte in Ordnungsgelassenheit Nürnberg noch einmal, wo 1491–98 verweilte und einen großen Glanz erzielte, der, mit handschriftlichen Bemerkungen versehen, noch jetzt im Besitze der Familie sich findet und ein wertvolles Denkmal der geogr. Kenntnisse jener Zeit ist. Aus den letzten Lebensj. der V. weiß man nur, daß er aus einer Gesellschaft nach Spanien von engl. Seeräubern gefangen genommen und eine Zeit lang festgehalten wurde. Er starb zu Lissabon 29. Juli 1506. Derbekende V. um die Entdeckungen seiner Zeit und die Fortschritte der Natur- und Geographie haben immer noch groß, auch wenn man nach

den neuesten Untersuchungen zugibt, daß weder Columbus noch Magellan erst auf V.s Mittheilungen ihre großen Entdeckungen gemacht. Vgl. A. von Humboldt's »Kritische Untersuchungen u. f. m.« (deutsch von Jöcher, Bd. 1, Berl. 1836) und Ohlenschläger, »Geschichte des Seefahrers Ritter Martin V.« (Münch. 1863).

Beham (Matthias), deutscher Meistersänger, seines Handwerks ein Weber, geb. 1418 zu Sulzbach in der Herrschaft Weinsberg, daher auch Poeta Weinsbergensis genannt, ging nach dem Tode Konrads von Weinsberg, seines Herrn, an die Hofe Albrechts von Brandenburg, Christians von Dänemark und Norwegen, später Albrechts von Bayern. Hierauf lebte er eine Zeit lang zu Wien bei Albrecht von Österreich und bei Ladislaus von Ungarn, von wo er sich jedoch infolge von Mißbilligungen entfernen mußte, bis er endlich am Hofe Friedrichs von der Pfalz eine Stätte fand. Hier verband er sich mit dem Kaplan Matthias von Kemnat zur Abfassung einer »Chronik des Pfalzgrafen Friedrich I.«, eines Panegyrikus voll niedriger Schmelschmel, worin der herrliche Friedrich an Laperleut über Alexander und Hannibal, an Pheidias über Aeneas gesetzt wird. Die Chronik besteht aus zwei Theilen, einem prosaischen von Matthias, einem gereimten von V., die beide durch A. Sojmann in den »Quellen und Erörterungen zur bayr. und deutschen Geschichte« (Bd. 2 u. 8, Münch. 1857) veröffentlicht wurden. V.s zahlreiche Dichtungen beziehen sich meist auf geschichtliche Vorgänge seines Jahrhunderts und sind von mannigfachem kulturhistor. Interesse. In Form und Sprache offenbaren sie die tiefe Gesunkenheit der deutschen Literatur im 15. Jahrh. Sein »Buch von den Wiennern« hat Karajan (Wien 1843) herausgegeben. Dieser veröffentlichte auch zugleich mit acht andern kleinern Dichtungen V.s die Gedichte »Von der hohen Schule zu Wien« und »Von dem König Ladislaus, wie er mit den Türken streitet« in »Quellen und Forschungen zur Geschichte der vaterländischen Literatur und Kunst« (Bd. 1, Wien 1848). Seine geistlichen Gedichte sind in W. Madernagel's »Deutsches Kirchenlied« (Bd. 2, Sp. 1867) gedruckt. V. lebte 1472 an seinen Geburtsort zurück, war daselbst Schultheiß und wurde um 1474 erschlagen.

Beham (Barthel), geb. zu Nürnberg 1502, Maler und Kupferstecher, ein Nachahmer Dürers, dessen Stil er in detailmäßig zierlicher Weise modifizierte. Von Herzog Wilhelm von Bayern wurde er zu seiner Vervollkommenung nach Italien geschickt. Bilder von ihm befinden sich im Berliner Museum, in der Binalothek zu München, in der Altschmied Sammlung zu Stuttgart, Porträts bayr. Fürsten zu Schleißheim, anderes in Nürnberg u. f. m. Als Kupferstecher ist V. bekannter und bedeutender denn als Maler. Seine Blätter, etwa 85 an der Zahl, sind in der Zeichnung vorzüglich und voll Anmuth. Er starb in Venedig 1540.

Beham (Hans Sebald), geb. zu Nürnberg um 1500, Bruder des vorigen und wie dieser einer der sog. Kleinmeister, erreicht im Stiche eine noch höhere Feinheit und Durchbildung der Formen als jener; er ist überhaupt geistreicher und lebendiger in seinen Schöpfungen als sein Bruder. Beide V. sowie der Maler Georg Pencz wurden in Nürnberg wegen Verbreitung ketzerischer und sozialistischer Ansichten angeklagt und verbannt. Im J. 1530 besand er sich in München, später in Frankfurt a. M., wo er am 22. Nov. 1550 starb. Man hat von ihm eine

bemalte Tischplatte vom J. 1534 für Albrecht von Brandenburg, Erzbischof zu Mainz (im Louvre zu Paris). Auch seine Miniaturen in einem Heftbuch der Hofbibliothek zu Aachenburg sind geistvoll erfinden und trefflich gearbeitet. Unter seinen zahlreichen Kupferstichen und Holzschnitten zeichnen sich vier kleine Blätter, welche die Geschichte des verlorenen Sohnes behandeln, durch Sauberkeit und Klarheit der Arbeit aus. Von besonderem Wert sind ornamentale Stiche, welche verschiedenen Handwerken, besonders Goldschmieden, als Vorbilder zu dienen bestimmt waren. Vgl. Rosenberg, «Sebal und Barthel B.» (Erg. 1875); Kümmler, «Les Petits Maîtres Allemands. I. Barthélemy et Hans Seb. B.» (München. 1882).

Behar, Provinz in Britisch-Indien, s. Bihar.
Beharrungsvermögen nennt man in der Mechanik die Eigenschaft des Körpers, kraft welcher sie in dem Bewegungszustande beharren müssen, in welchem sie sich einmal befinden, bis eine äußere Ursache diesen Zustand abändert. So kann ein in Ruhe befindlicher Körper nicht von selbst, sondern nur durch eine von außen wirkende Kraft in Bewegung geraten, und ein in Bewegung begriffener kann nur durch entgegengesetzte Kräfte, als welche man auch alle Bewegungs Hindernisse (Reibung und Widerstand) aufzufassen hat, zur Ruhe gebracht werden. Ebenso kann eine vorhandene Bewegung nicht aus sich selbst beschleunigt oder verzögert oder, in Bezug auf ihre Richtung, abgelenkt werden. Das B. wird auch (jedoch nicht ganz passend) als «Trägheit» (*vis inertiae*) der Körper bezeichnet. Das für die Bewegungslehre wichtige Gesetz der Trägheit wurde zuerst von Galilei deutlich ausgesprochen (1638).

Behar, Dschesam oder Dschilam, Fluß des Persischs (s. d.).

Behemoth (vom hebr. P-ehe-môut, d. i. der Wasserochse) ist der Name eines knochenreichen Säugetiers, welches im Buch Hiob (Kap. 40, 10–19) beschrieben und von den meisten Bibelforschern für das Nilpferd gehalten wird. — Im Talmud ist B. ein großer Stier, der im Anfange geschaffen wurde.

Behenöl, ein fettes, nicht trocknendes Öl, welches durch Auspressen der halsnussgroßen Samen von *Moringa nux* heben *Dess.* gewonnen wird. Es ist farblos oder hellgelb, geruch- und geschmacklos, erstarrt bei niedriger Temperatur wie Butter und wird erst bei 25° flüssig, löst sich in Olivenöl verwenden. Es enthält außer den Bestandteilen des Olivenöls noch das Glycerid der Behensäure, $C_{22}H_{44}O_2$, eine der fettsäurefreiesten Säuren der Fettsäurereihe.

Behera, die nordwestliche Provinz Aegyptens, westlich vom weissen Nilungearme des Nils, bis an Rosette und Alexandria reichend, mit der Hauptstadt Damahur, von 10780 qkm Fläche, wovon 1685 verpachtet sind, mit (1878) 270072 Bewohnern. Der Provinz gehören an: die Kanopische und die Bolbitinische Nilämbung, der Mariut, Maadiich- und Gili-See, der Wahmudich- und Abu-Dibab-Kanal und die Eisenbahn von Alexandria nach Raïr-Saïd am Nil (nach Tanta).

Behm (Stephan), verdienter forstwissenschaftlicher Lehrer und Schriftsteller, geb. 5. Aug. 1784 zu Freilahr, studierte bei den nach Aachenburg übergetretenen Professoren der aufgehobenen Universität Mainz Jurisprudenz, Naturalia und Forstwissenschaft. Nachdem er 1803 als Landeskommissar in Aachenburg fungiert hatte, wurde

er 1804 kurfürstl. Forstkontrollor und 1808 Forstmeister im Amte Lohr. Bei dem Übergange Aachenburgs an Bayern blieb B. in seiner Stellung bis 1819, wo er bei der Teilung des Speßarts in zwei Forstämter die Verwaltung des Forstamtes Rothens erhielt. Mit der Reorganisation der Forstlehranstalt zu Aachenburg wurde B. 1821 als Professor der Naturgeschichte dorthin berufen. Nach der 1822 erfolgten Aufhebung der Anstalt pensioniert, wurde B. 1833 zum Rektor der Gewerbeschule daselbst ernannt, ließ sich aber schon 1835 wieder pensionieren. Er starb 7. Febr. 1847 zu Aachenburg. Unter seinen vielen Schriften sind zu erwähnen: «Der Speßart. Versuch einer Topographie dieser Waldgegend» (3 Bde., Eyr. 1823–27), «Lehrbuch der Forst- und Jagdwissenschaften» (Eyr. 1826), «Lehrbuch der Jagdwissenschaft» (2. Aufl., Frankfurt. 1839), das «Real- und Verballexikon der Forst- und Jagdkunde» (7 Bde., Frankfurt. 1840–45). Besonders verdienstlich erwarb er sich in Gemeinschaft mit Laurop durch die Herausgabe der «Systematischen Sammlung der Forst- und Jagdgesetze der deutschen Bundesstaaten» (5 Bde., Bademur 1827–33), welcher er allein in dem «Archiv der Forst- und Jagdgesetzgebung der deutschen Bundesstaaten» (29 Bde., Freiburg 1834–47) fortsetzte. Ebenso hat er durch Begründung der «Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung» (seit 1825) und durch Fortführung von Wagers «Zeitschrift für das Forst- und Jagdwesen für Bayern» (seit 1823) viel zur Förderung der Forstwissenschaft beigetragen.

Behm (Ernst), geogr. und statist. Schriftsteller, geb. 4. Jan. 1830 in Gotha, studierte in Jena, Berlin und Würzburg und trat 1856 in die geogr. Anstalt von Justus Perthes in Gotha ein, wo er eine reiche Thätigkeit in der Redaktion der Petermannschen «Mitteilungen» entfaltete. Die meisten Aufsätze und Kritiken in dieser Zeitschrift entstammen seiner Feder. Besondere Anerkennung fand der bereits 1872 von B. geführte wissenschaftliche Nachweis von der Identität des von Livingston entdeckten Lualaba mit dem Congo, eine Hypothese, deren Wahrheit 1877 durch den fähigen Zug Stanley bestätigt wurde, welcher nach der Rückkehr von seiner ersten Reise zum Tanganjika dieselbe am meisten angegriffen hatte und für den Zusammenhang des Lualaba und des Nils eingetreten war. Im J. 1876 übernahm B. die Redaktion des statist. Teils des Gotha'schen Hofkalenders, blieb aber auch fernhin für die «Mitteilungen» thätig, in welchen er von 1877 an regelmäßige monatliche Berichte über Reisen, neueste Entdeckungen und die wichtigsten Ereignisse der Litteratur veröffentlichte, bis er 1878 nach dem Tode Petermanns die Chefredaction dieser Zeitschrift übernahm. Im J. 1868 hatte B. mit Unterstützung hervorragender Fachgenossen das «Geographische Jahrbuch» ins Leben gerufen, welches sich die Aufgabe stellte, in zweijährigen Zwischenräumen Berichte über die Fortschritte der einzelnen Zweige der Geographie und verwandter Wissenschaften zu veröffentlichen; bis 1878 erschienen unter seiner Leitung sieben Bände, nach Übernahme der Redaktion der «Mitteilungen» trat er die des Jahrbuchs an Prof. Wagner ab. Von dieser Publication wurde 1872 der bevölkerungsstatist. Teil abgefordert, welcher nun, unter Mitredaction von F. Wagner (Professor in Göttingen), als «Ergänzungshefte zu Petermanns Mitteilungen: Die Bevölkerung der Erde» (bis 1880 6 Hefte) erschien.

Dehn (Afra oder Aphra), engl. Dichterin und Romanschriftstellerin, wurde in Canterbury und im letzten Jahre der Regierung Karls I. geboren. Ihr Vater, Johnson, war zum Gouverneur der damals engl. Kolonie Surinam ernannt, starb jedoch auf der Überfahrt. Afra blieb mit ihrer Mutter einige Zeit in Surinam, wo sie mit dem Kegerprinzen Oroonoko bekannt wurde, dessen tragische Geschichte sie in ihrem besten Romane, der nach ihm den Namen trug, erzählte. Der Dichter Southern schloß sie später aus demselben den Stoff zu seinem gleichnamigen Trauerspiele. Ebenso sehr durch Schönheit als durch Geist und Unterhaltungsgabe ausgezeichnet, vermählte sich Afra nach ihrer Rückkunft nach London mit dem reichen, aber bejahrten Kaufmann W., der schon vor 1666 starb. In diesem Jahre ging sie auf den ausbrüchlichen Bunsch des Königs Karl II. als polit. Agentin Englands nach den Niederlanden, wo sie durch ihre Verehrer in Stand gesetzt wurde, aus Antwerpen der engl. Regierung Nachricht über den beabsichtigten Angriff der Holländer auf Chatham und die engl. Flotte zu geben. W. starb in London 16. April 1689. Sie veröffentlichte unter dem Namen „Astrea“ mehrere Romane, größtentheils Bearbeitungen nach dem Französischen, die sich trotz ihres schlüpfrigen Inhalts in der großen Beliebtheit erfreuten. Auch gab sie Poems (3 Bde., Lond. 1684—88) heraus, von denen die meist in volkstümlichem Tone gehaltenen Jalladen die besten sind. Als dramatische Dichterin erhebt sie sich kaum über die Mittelmäßigkeit; wie in ihren Romanen, so berührt auch in ihren 17 Dramen die Anstößigkeit des Inhalts, obwohl sie zum Teil durch den damals herrschenden Ton entschuldigt wird, abstoßend. Eine neue Ausgabe ihrer Werke erschien als „Plays, histories and ovals“ (6 Bde., Lond. 1871).

Dehr (Wilh. Joh.), namhafter Publizist, geb. 26. Aug. 1775 zu Sulzheim, studierte in Würzburg und hörte die Rechte, hierauf die Praxis der beiden leibschtribunale in Wien und Wehr, war von 1799 bis 1821 Professor des Staatsrechts an der Universität zu Würzburg und wurde 1819 zum Abgeordneten der Universität in die bayr. Ständeverammlung gewählt, wo er zur Opposition gehörte. Später wählte ihn die Stadt Würzburg zum Bürgermeister. Für den Landtag von 1831 abermals im Abgeordneten gewählt, ward ihm die königl. Genehmigung verweigert. Als hierüber die Opposition in Rede und Schrift ihren Tadel äußerte und W. selbst bei Gelegenheit des bayr. Konstitutionfestes a. Salbach 27. Mai 1832 einige der Regierung unfällige Reden hielt, leitete man eine Untersuchung gegen ihn ein, was seine Entlassung aus dem Bürgermeisteramt zur Folge hatte. W. wurde 4. Jan. 1833 zu Würzburg verhaftet und nach mehrjähriger Unterjochung wegen Teilnahme an demagogischen Umtrieben und Majestätsbeleidigung 1836 zur Abbitte vor dem Bildnis des Königs in der zu unbestimmter Festungsstrafe verurteilt und in der Feste Oberhaus bei Aschau gebracht. Im Jhr. 1842 erhielt er die Erlaubnis, in Regensburg, unter besonderer polizeilicher Aufsicht, seinen Wohnsitz zu nehmen, bis endlich die Amnestie vom März 1848 dem Geiste die Freiheit vollständig edergab. Im Frühjahr 1848 wurde er von dem ahlkreise Kronach in die Deutsche Nationalversammlung erwählt. Seit seiner Freilassung lebte er Bamberg, wo er 1. Aug. 1851 starb. Unter

seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „Versuch einer allgemeinen Behimmung des rechtlichen Unterschieds zwischen Lehnherrlichkeit und Lehnhoheit“ (Münch. 1799), „System der Staatslehre“ (Bamb. 1804), „System der Staatskunst“ (3 Bde., Frankfurt. 1810), „Verfassung und Verwaltung des Staats“ (2 Bde., Münch. 1811—12), „Vorkellung der Wünsche und Hoffnungen deutscher Nation“ (München. 1816), „Lehre von der Wirtschaft des Staats“ (Erg. 1822), „Von den rechtlichen Grenzen der Einwirkung des Deutschen Bundes auf die Verfassung, Gesetzgebung und Rechtspflege seiner Gliederstaaten“ (2. Aufl., Stuttgart. 1820), „Anforderungen an Bayerns Landtag im J. 1827 und unparteiische wissenschaftliche Beurteilung seiner Verhandlungen“ (3 Bde., Münch. 1827—28), „Wünsche und Wünsche der Bayern“ (Stuttg. 1830).

Dehrens Kalkst. oder Beltram, Dorf an der Stelle des alten Nijus (s. d.) in Mysien.

Dehrend (Heinr. Theob.), hervorragendes Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses, geb. 26. April 1817 zu Danzig, erhielt seine Bildung in Paris und Schulpforta, studierte ein Jahr zu Berlin, wurde dann Kaufmann und hielt sich drei Jahre in Geschäften zu Rio de Janeiro auf. Nach seiner Rückkehr trat er in das Geschäft seines Vaters zu Danzig ein. Seine Vaterstadt wählte ihn 1856 in das Abgeordnetenhaus, dem er seitdem während sieben Sessionen angehörte. Anfangs hielt W. zu der liberalen Fraktion. Als sich ihm jedoch diese nach Eintritt der Regentschaft in Bezug auf die Deutsche Frage nicht entschieden genug zeigte, trat er aus derselben aus und wurde Gründer einer entschiedenen liberalen Partei, die, weil die Mehrzahl ihrer Mitglieder Altpreußen angehörte, bald unter dem Namen Jung-Preußen bekannt wurde. Auch betheiligte er sich Juni 1861 bei Konstituierung der Deutschen Fortschrittspartei, die auf seinen Vorschlag ihren Namen erhielt. Im J. 1862 wurde er zum Vizepräsidenten des Hauses erwählt und nahm an allen Verhandlungen über volkswirtschaftliche und merkantile Fragen thätigen Anteil. Im Herbst 1863 legte W. sein Mandat nieder und zog sich gänzlich vom öffentlichen Leben zurück.

Dei, i. Beg.

Weichtbrief, s. unter Weichte.

Weichte (althochdeutsch piht, Bekenntnis, lat. confessio) heißt das reumütige Sündenbekenntnis des Christen überhaupt, welches vor dem Geistlichen (nach evang. Lehre in Ausnahmefällen auch vor Laien) abgelegt wird, um den Trost der Sündenvergebung (s. Absolution) zu empfangen. Die Entstehung der W. knüpft sich an das öffentliche Bekenntnis (confessio, griech. ἐξομολόγησις) der Sünde, welches seit dem 3. Jahrh. die wegen größerer Vergehen aus der Kirche ausgestoßenen vor ihrer Wiederaufnahme abzugeben hatten. Die W. wurde so erster Akt der Buße (s. d.). Neben dem öffentlichen Sündenbekenntnis kam frühzeitig für leichtere Vergehen aus der Kirche Ausgestoßenen vor dem Priester allein (in den Klöthern vor dem Abte) oder bis Privatbeichte auf. Im Orient wurden hierzu besondere Bußpriester angestellt, die aber infolge eines ärgerlichen Vorfalls von dem Patriarchen Metaxios von Konstantinopel (390) wieder befehligt wurden. Die Einrichtung der Privatbeichte selbst ward von dieser Änderung nicht berührt und trug bei dem Verfall der Kirchenmacht allmählich den Sieg über das öffentliche Sündenbekenntnis davon.

Papst Leo d. Gr. verwarf letzteres geradezu als unapostolisch und empfahl die geheime B. in des verschwiegenen Priesters Ohr als das sicherste Mittel, viele zur Buße zu bringen, welche durch Scham oder Furcht von der öffentlichen B. sich abhalten ließen (469). Eine allgemeine Verpflichtung zur B. war damit nicht ausgesprochen, doch wurde es seit dem 5. Jahrh. gewöhnlich, zum Genuße des heiligen Abendmahls durch B. und Absolution sich vorzubereiten. Ebenso ward es seit dem 8. Jahrh. Brauch, daß am Aschermittwoch (später am Gründonnerstag) nach vorangegangener Einzelbeichte in einem öffentlichen, in deutscher Sprache gehaltenen Gottesdienste eine für alle gemeinsame Beichtformel zu sprechen. Anfanglich galt die B. vor dem Priester noch nicht als Bedingung der göttlichen Vergebung, sondern nur als heiliges Mittel, die Reuigen zur rechten Buße und zur Gewissheit der göttlichen Sündenvergebung zu führen. Seit dem 9. Jahrh. war die B. vor dem Priester auch für läßliche Sünden Regel, und im Zusammenhange mit der neuaufgekommenen Vorstellung, daß der Geistliche an Gottesstatt dem Busstüchtigen seine Sünden vergebe, gestaltete sich die B. immer mehr zu einem sakramentalen Akt (confessio sacramentalis). Innocenz III. erhob auf dem vierten Laterankonzil die Sitte der Öhrenbeichte (confessio auricularis) zum Kirchengebot. Im 21. Kanon wird hier bestimmt, daß jeder Christ, der die reifen Jahre (aetas discretionis) erreicht hat, wenigstens einmal im Jahre, gewöhnlich zu Ostern, vor dem Priester ein möglichst vollständiges Bekenntnis seiner Sünden ablegen solle. Von dem Geistlichen wurde früh eine öftere B. gefordert, von den Nonnen seit dem Konzil von Trient eine monatliche. Die Lehre der röm.-kath. Kirche von der B. ward namentlich durch die Scholastiker Thomas von Aquino und Albert d. B. ausgebildet und durch das Konzil von Trient (in der 14. Session) in der Hauptsache zum Abschluß gebracht. Hiernach bildet die B. vor dem Priester den zweiten Teil des Bußsakraments. Der Priester verwandelt kraft kirchlicher Machtvollkommenheit die in der Aufzählung der Sünden beurlundete ungenügende Reue in eine genügende, legt dem Beichtenden eine angemessene Buße auf und absolviert ihn darauf an Gottesstatt (actus judicialis). Diejenigen, welche leugnen, daß die sakramentale Öhrenbeichte von Gott eingesetzt oder zum Heile notwendig sei, werden von dem Konzil mit dem Anathem belegt. Unbedingt zum Heile notwendig ist indessen nur die Aufzählung aller schweren oder Todsünden (peccata mortalia) in Gedanken, Worten und Thaten; die B. der läßlichen Sünden (peccata venialia) wird, strenggenommen, nur als heilsam empfohlen, doch macht die Praxis gewöhnlich hier keinen Unterschied, und auch von den läßlichen Sünden gilt der Satz, daß sie sakramentlich nur dem Priester gebichtet werden können. Ein allgemeines Sündenbekenntnis genügt nur auf dem Sterbebett. Die vorgeschriebene jährliche B. hat vor dem zugehörigen Priester zu erfolgen. Ausnahmen gestattet nur ein bischöfl. Beichtbrief (litterae dimissionales). Außer der öfterlichen Zeit kann aber jeder Gläubige vor einem freigewählten Beichtvater (s. d.) beichten so oft er will; speziell die Bettelmönche erhielten die Vollmacht, überall B. zu hören. Die B. erfolgt, außer in tödlicher Krankheit, im Beichtstuhl (s. d.). Die B. ist Generalbeichte, wenn sie (wie beim Eintritt ins Kloster)

das ganze Leben umfaßt, und wird nichtig, sobald eine schwerere Sünde wesentlich verschwiegen wird. In der Regel soll sie persönlich und mündlich, nur in unermesslichen Ausnahmefällen durch einen Bevollmächtigten und schriftlich geschehen. Schon im dem 4. Jahrh. wurde die Zeit der 40tägigen Fasten (quadragesima) als die für die B. geeignetste angesetzt. Als das beichtpflichtige Alter galt früher das 7., jetzt das 13. und 14. Jahr (s. d. Beichtkind). Die griech.-orient. Kirche (auch die Kirche der Maroniten und Armenier, im Gegensatz zu den monophysitischen Jakobiten in Syrien) hält, mit Ausnahme des Falles von Nord, Gebrauch und Nichtgehalt, die spezielle, vor dem Altare abzulegende B. zwar für heilsam, aber nicht für notwendig, und läßt sogar (mit Ausnahme der russ.-griech. Kirche) die Vornahme der B. vor der Kommunion frei. Die nestorianischen Christen haben die B. gänzlich fallen lassen. Die evang. Kirche hat die Öhrenbeichte, die Aufzählung aller einzelnen Sünden mit dem Beichtwange als eine Verschönerung der Beichte verworfen, dagegen wird die »heimliche Beichte« der die Gewissenheit, das Sakrament nur denen zu uthen, welche zuvor von dem Geistlichen eingegehört und absolviert sind, von den luth. Bekenntnisschriften aufrecht erhalten und empfohlen (Augsburgerische Konfession, Art. 11 u. öfter). Zuerst wurde auch hieraus kein Befehl gemacht wissen und ging daher gelegentlich ohne B. zum heiligen Abendmahl, empfahl sie aber als »geraten und gut«, und Melancthon nannte es in der »Apologie« getheilt, die Privatbeichte aufzugeben. Die turschsch. Konf. von 1580 ließ den Kommunikanten freie Wahl zwischen der Privatbeichte und der allgemeinen B. In Brandenburg geschah Ähnliches infolge des Auftretens des berliner Predigers Schabe, eines Anhänger von Spener, welcher den Beichtstuhl als Satansstuhl und Feuerstuhl schalt, weil die himml. Absolution solcher, von deren aufrichtiger Reue die Geistlichen sich nicht vollständig überzeugt habe, die Unbuhfertigen nur in ihren Sünden bestärken wolle (1696). Seit Mitte des 18. Jahrh. trat in der luth. Kirche allmählich die allgemeine B. an die Stelle der Privatbeichte. Auf eine Vorbereitungsbeichte folgt das vom Geistlichen im Namen der Gemeine gesprochene Sündenbekenntnis und die von allen Anwesenden mit »Ja« beantwortete Beichtfrage, welche sofort die Absolution (s. d.) sich anschließt. Die vorübergehende persönliche Anmeldung beim Pfarrer ist als kirchliche Sitte festgehalten worden. Die reform. Kirche ist von jeher der allgemeinen B. geneigt gewesen. Die engl. Episkopalkirche hat endlich nicht, sondern verbindet die allgemeine B. und Absolution in ihrem Book of common prayer mit jedem Morgen- und Abendgottesdienste, während die schott. Presbyterialkirche und die Quäker sie völlig verwerfen. Die strengere Auffassung der B. haben dagegen nicht bloß die Herrnhuter Geschworenen, in dem sog. »Sprechen« zwischen den Wohlfahrern und dem Kommunikanten über des letzten Seelenzustand, acht Tage vor der Kommunion, sondern auch die Socinianer, welche am Tage vor der Kommunion bei verschlossenen Thüren den Sünden zustand der zur Feier sich Vorbereitenden prüft. Neuerdings ist in der luth. Kirche die Frage mit der Privatbeichte wieder lebhaft verhandelt worden. Das Neuluthertum, das dem Geistlichen die Recht zuschreibt, an Gottesstatt Sünden zu vergeben und zu behalten, fordert folgerichtig auch Beichtpflicht

und die Privatabsolution als ein Recht des geistlichen Amtes wird, was in der Praxis auf eine Wiederherstellung der röm. Ohrenbeichte hinauslaufen würde. (Vgl. Ademann, »Die B., besonders die Privatbeichte« [Hamb. 1862]; Kleefeld, »Die B. und Absolution« [Schwerin 1866].) Da aber nach evang. Grundsätzen ein geistliches Richteramt über die Seelen mitzulegen verwerflich, die pastorale Absolution aber kein Akt der Jurisdiktion, sondern nur ein eigentümliches Stück in der Verkündigung des Evangeliums ist, so müssen die Versuche einer Wiedereinführung des Beichtzwangs zurückgewiesen werden. Wohl aber wird die Privatbeichte immer noch stattzufinden bleiben, wenn sie freiwillig gesucht wird und der Pörrer bestimmten Herzen als ein ersprießlicher Gesegener mit christl. Räte und Zuspruch zur Seite steht, über den Unterschied des luth. und evang. Begriffs der B. vgl. Kleefeld (luth.), »Die B., eine bibl.-kritische Untersuchung« (Frankf. 1829), und Schindler (prot.), »Die B.« (Epp. 1839).

Beichtgeld, auch Beichtpfennig, Opferpfennig, Beichtgroschen, Ostergroschen genannt, heißt das Geschenk, das der Beichtende seinem Beichtvater bei der Beichte spendet. Bis ins 11. Jahrh. wurde es als eine freie Gabe betrachtet. In der luth. Kirche ist es bis auf geringe Reste (Beichte für Ausfertigung des Beichtzettels) verschwunden. In der luth. Kirche bürgerte es sich trotz des Widerstands der Reformatoren allmählich wieder ein; in der reform. Kirche hat es schon Calvin abgeschafft, und denselbe ist es neuerdings in den unierten Landesländern Deutschlands (in Preußen 1817) beseitigt worden. In der griech. Kirche kommt es nicht vor.

Beichtzettel, s. Beichtzettel.

Beichtzettel (Sigillum confessionis) nennt man in der röm.-luth. Kirche die mit dem Institut der Ohrenbeichte zusammenhängende strenge Verbindlichkeit des Beichtvaters, über das Gebeichtete die unfehlbare Verschwiegenheit gegen jedermann, selbst gegen die Obrigkeit, zu beobachten. Dieser Gebrauch beruht auf der Voraussetzung, daß nicht dem Beichtvater, sondern Gott gebeichtet werde. Er findet sich in seinen Anfängen schon im 4. und 5. Jahrh., und wurde von Innocenz III. im 12. Jahrh. sanktioniert. Die frühere Gesetzgebung suchte das Beichtgeheimnis durch strenge Strafen zu sichern; das laienliche Recht bedroht seine Verletzung mit Amtsentsetzung. Dasselbe Recht erstreckt die Verbindlichkeit des B. selbst auf das Geständnis noch zu lebenden Verbrechern, doch machen neuere staatl. Gesetzgebungen in diesem Falle dem Geistlichen die Anzeige zur Pflicht (so schon das Preussische Landrecht). Galtige Kriminalgesetze sind, außer bei politischen Vergehen, die Mittheilungen des Beichtenden nicht.

Beichtstuhl (Confessionale, Sedes confessionalis) heißt in der luth. Kirche der in der Regel unverschlossene, durch eine mit einem Gitter versehene Scheidewand getrennte Doppelsitz für den Beichtvater und für den Beichtenden. Am Ende des 16. Jahrh. findet man diese Beichtstühle zuerst in Italien, wo 1579 das Konzil zu Trient und 1591 das zu Rom Bestimmungen über dieselben erließ. Im Anfang des 17. Jahrh. fanden sie auch in Deutschland Eingang. In der evang. Kirche bedarf es ihrer nicht, da sie keine Ohrenbeichte kennt.

Beichtvater (Confessionarius) heißt der beichtvernehmende und absolvierende Geistliche, weil sein Vernehmen zum Beichtenden als das eines geistlichen

Vaters zum Kinde (Beichtkind) aufgefaßt ist. In der luth. Kirche wird das eigentlich nur den Bischöfen zustehende Recht, Beichte zu hören, den Geistlichen durch eine besondere Übertragung zuteil. Die Pfarrgeistlichen erhalten das Absolutionsrecht (die potestas jurisdictionis) nur für ihre Pfarodie. Außerdem wurden namentlich an Minoriten und Predigermönche besondere Privilegien (s. Beichte) und neuerdings auch andern Geistlichen Approbationen für bestimmte Sprengel erteilt. In Kathedralkirchen ist ein eigener Konsiliararius angestellt. In der evang. Kirche besteht ebenfalls der Parochialzwang fast überall, doch steht, wo mehrere Geistliche an derselben Kirche angestellt sind, den Beichtenden die Wahl unter denselben frei.

Beichtzettel heißen in der luth. Kirche die vom Parochus, beziehungsweise vom Beichtvater ausgestellten Bescheinigungen, daß jemand zur Beichte gegangen ist. Zu dem Ende werden von den Geistlichen eigene Beichtregister geführt. In den Zeiten der Gegenreformation, aber auch vielfach noch später, wurde auch die Ausübung polit. und bürgerlicher Rechte an die Vorzeigung des B. geknüpft.

Weidreband, eigentlich ein grobes, geringwertiges, aus zweierlei Material (Leinen und Wolle) hergestelltes Zeug, jetzt gewöhnlich eine Art Halb wollen-Lama, d. h. ein in der Kette aus Baumwollgarn, im Einschlag aus Streichgarn bestehender, leinwandartig gewebter, zumellen aber auch geflopter Stoff, der nicht gewalkt, daher auch nicht geraucht, sondern nur glatt gefärbt und meist ein- oder mehrfarbig gestreift oder kariert in den Handel gebracht wird.

Weidreben oder Weilegen heißt in der Schiffersprache die Segel so stellen, daß die Wirkung des Windes auf sie paralytisch wird. Der Wind fällt dabei auf die vordere Segel von vorn, auf die hintern aber von hinten, oder umgekehrt, wodurch das Schiff zum Stillstehen oder wenigstens zum langsamen Treiben seitwärts gebracht wird. Dies Manöver wird ausgeführt, wenn das Schiff irgend Veranlassung zum Warten hat und man doch nicht ankern kann oder will. Beim Weilegen nimmt man gewöhnlich alle Segel bis auf die Marssegel fort, weil man mit diesen, den Hauptsegeln des Schiffs, am geschwindesten und bequemsten manövrieren und das Fahrzeug auf seinen richtigen Kurs bringen kann. Bei Stürmen bedeutet Weilegen, daß man wegen schwerer See nicht mehr segeln kann und das Schiff mit dem Kopf an den Wind legt. In dieser Lage wird es durch kleine Sturmsegel und die Stellung des Steuerruders erhalten. Man sagt dann »das Schiff liegt bei«. Es segelt so nicht mehr vorwärts, sondern treibt quer ab, glättet mit seinem Körper an der Windseite die Wasserfläche und verhindert dadurch, daß die heranrollenden Sturzseen sich an dem Schiffe selbst brechen und ihm schaden. Beim B. im Sturme muß man große Vorsicht anwenden. Es ist nämlich eine, wenn auch bisher unerklärte, so doch bei allen Stürmen regelmäßig eintretende Thatsache, daß stets drei schwere Sturzseen aufeinanderfolgen und dann eine Pause vom verhältnismäßig glatten Wasser eintritt, ehe die nächsten drei Seen anrollen. Will man nun das Schiff von seinem Kurse, mit dem es nur hinter sich das Wasser glättet, an den Wind bringen, so muß man den Beginn der Pause abwarten und dann möglichst schnell das Manöver ausführen, um vor den nächsten drei Sturzseen geschützt zu sein.

Weierland, Insel in der niederländ. Provinz Südholland, bildet den östl. Teil des Hoelche Maard (Werden) und wird eingeschlossen von der Oude (alten) Raas, dem Spui, dem Hollandsch Diep und der Dordrechtse Rîl. Den Namen verleiht V. der Sabina von Bagern, der Gemahlin des berühmten Lamoral, Grafen von Sgmont, der 1557 anfieng, die Polder einzubeichen. Weier von den Brüdern Erabeth gemalten Silber schmäden noch jetzt die Scheiben in der Kirche von Dub-Weierland, einem Dorfe mit 5000 E. Der Polder von Nieuw-(neu)Weierland wurde 1582 trocken gelegt und von Süd-Weierland wenige Jahre später. Das Dorf Süd-Weierland, sonst die Ditsert genannt, zählt 2000 E. Der fruchtbare Boden der weierländischen Polder wird vorzüglich für den Flachsbau verwendet.

Weisuh, f. Artomisia.

Weisse (frz., spr. Wähich), ein aus ungefarbter Woll gewebtes Zeug, schwarz, braun oder grau.

Weigner (frz., spr. Vennich), Vannengebadenes.

Weihilfe oder **Gehilfenschaft** ist absichtliche Förderung der Begehung eines Verbrechens. Gehilfe ist nur derjenige, welcher in untergeordneter, unterstützender Weise thätig wird, im Gegensatz zum Mithäter. Man unterscheidet mit mehr oder weniger Recht: wesentliche und unwesentliche, positive und negative, intellektuelle und physische V. Der Gehilfe ist minder strafbar als der Urheber der That. Das Deutsche Reichs-Strafgesetzbuch stellt in §. 49 die Strafe der V. nur derjenigen des Versuches gleich. V. zu einer Übertretung bleibt daher (§. 43) strafflos. (Vgl. auch **Begünstigung**.)

Weil (frz. lache, engl. hatchet), f. Art.

Weil (Joh. David), deutscher Schauspieler und Schauspielschreiber, geb. 1754 zu Chemnitz, kubierte in Leipzig die Rechte, wandte sich aber bald dem Theater zu. Zunächst bei einer Gesellschaft in Rumburg engagiert, die sich dann nach Erfurt wendete, kam er auf Empfehlung Karl von Dalbergs 1777 an das gothaische Hoftheater, wo er mit Heinrich Bed und Jzifand einen idealen Freundschaftsbund schloß. Als der Herzog 1779 das gothaische Hoftheater aufgab, wurde er für das neue Theater zu Mannheim engagiert. V. war ein Schauspieler von feuriger Begeisterung und glänzte in jeder Art Charakterrollen, namentlich in humoristischen. Seine regellose Lebensweise, besonders seine Leidenschaft für das Spiel hinderte jedoch seine harmonische Entwicklung. Er starb 12. Aug. 1794. Unter seinen Schau- und Lustspielen sind insbesondere *„Die Spieler“* (1785) und *„Die Schauspielerhölle“* (1786) bekannt; seine sechs Stücke erschienen nach seinem Tode als *„Sämtliche Schauspiele“* (2 Bde., Jähr. 1794); darunter die beiden genannten unter den neuen Titeln: *„Die Gauner“* und *„Liebe und Laune“*. Vgl. V.s Biographie in den *„Mitteilungen des Vereins für Chemnitzer Geschichte“* (Bd. 1, Chemnitz 1876).

Weiladung (juristisch), f. Ad citation.

Weilager (Concensio thalami) nennt man die mit verschiedenen Feierlichkeiten verbundene Vollziehung der Ehe durch Vesteigung des gemeinschaftlichen Vagers. Nach den deutschen Rechten galt mit der Vollziehung dieses V., die aber öffentlich, d. i. vor bestimmten Zeugen, geschehen mußte, die Ehe als rechtskräftig. Wenn eine Tede oder beide, Braut und Bräutigam, geblieben war, galt die Ehe für vollzogen. Die kirchliche Einsegnung war selbst

nach im spätern Mittelalter, so sehr auch die Kirche darauf drang, eine Nebenbauge, die wegbleiben konnte, und erst durch die Reformation wurde sie als unumgängliche Notwendigkeit festgehalten. Kirchliche Personen ließen auch durch Abgesandte an ihrer Statt mit der Trauung die Ceremonie des V. abhalten. Wenn sich der Gelobte in Gegenwart der dazu bestimmten Zeugen leicht gewiss neben der Anvermählten auf ein prächtiges Ruhebett einige Minuten niedergelassen hatte, war die Ehe rechtskräftig geschlossen.

Weißbrief oder **Wiedrrief** (Wohlbrief), das nach Vernehmung mit den Gewerten aufgestellt scriftliche Zeugnis über den gesetzmäßig angeführten Bau eines Schiffs. Kein Schiff darf ohne ein solches Zeugnis, welches das Alter, die Größe, die Beschaffenheit, die Tragbarkeit u. s. w. angibt, von Waren oder Personentransport gebraucht werden, weil diese Umstände für die Sicherheit und somit auch für die Versicherer von hoher Wichtigkeit sind. Bei wesentlichen Reparaturen wird häufig ein neuer V. erteilt, welcher auch Rekonstruktionsbrief heißt.

Welegen, als Seemannsausdruck, f. Weiberehen.

Weilgrües, Stadt im bayr. Regierungskreis Mittelfranken, 1 km von der Mündung der Elz in die Altmühl und am Ludwigskanal, 60 km in SSO. von Nürnberg, Sitz eines Amtsgerichts und eines Bezirksamts, zählt 1726 E., welche Weinbau und Holzhandel betreiben, Bierbrauereien und eine große Branntweinbrennerei unterhalten. In der Nähe ist das an Stelle des Stammhofes des ausgestorbenen Grafengeschlechts Hirschberg 1800 erbaute Jagdschloß gleichen Namens.

Weilstein, Städtchen im württemb. Redaktionsbezirk Oberamt Warbach, südlich von Heilbronn, an der in die Murr (einem rechten Nebenfluß des Neckars) mündenden Vottwar, zählt (1880) 1545 meist evang. E., welche einen vortreflichen Wein bauen. Auf einem nahen Hügel befinden sich die Ruinen der Burg V. mit einem fünfseitigen Turm, *„Langhans“*, der ein schöne Aussicht gewährt.

Weim Wind heißt die Lage eines Schiffs so nahe am Winde, daß die scharf nach einer oder der andern Seite angelegten Segel noch gerade wehen stehen. Dies ist bei größern mit Raaken versehenen Schiffen durchschnittlich noch der Fall, wenn die Kielrichtung derselben mit der Windrichtung einen Winkel von 67½° oder 6 Kompaßstrichen bildet. Bei diesen Verhältnissen kann ein Schiff bei leichtem Winde und nicht zu bewegtem Wasser wohl vorwärts segeln. Darüber hinaus kommen die Segel los, weil sich die Raaken und mit ihnen die Segel wegen der Einrichtung der Takelage nicht so sehr anholten lassen. Bei kleinern Schiffen, die kein Raaken, sondern nur Gasseln oder dergleichen haben, läßt sich dieser Winkel bis zu fünf, ja auch vier Kompaßstrichen (66½° resp. 45°) verkleinern, wodurch dieselben beim Kreuzen gegen den Wind unter sonst ganz gleichen Umständen schneller zum Ziele kommen.

Wein bezeichnet im allgemeinen jeden Alkohol (wie in den Wörtern **Obwein**, **Weinhaus**, **Altenheim**, insbesondere aber die zum Gehen und Laufen dienenden Gießmaßes, also bei den Säugetieren alle von Wein, Weinchen nur die beiden untern Extremitäten, im Gegensatz zu den obern, den Armen. Das V., welches eine feste und dennoch bewegliche Trageart für das Gewicht des Stammes bildet, besteht aus dem

Oberschenkel, Unterschenkel und Fuß. Ersterer hat einen einzigen Knochen, den längsten und stärksten des ganzen Skeletts, den Oberschenkelknochen (os femoris), welcher durch seinen fugeiligen, aberknorpeligen Kopf in dem Hüftgelenk des Beckens befestigt ist und an seinem unteren Ende durch zwei harte aberknorpelte Knorren im Knie mit der Kniekapsel die Verbindung mit dem Unterschenkel im Kniegelenk vermittelt. Der Unterschenkel besteht aus zwei langröhrenigen Knochen, dem harten Schienbein (tibia) und dem viel dünnern Wadenbein (fibula), von denen jedes nach unten in einen der Knöchel ausläuft, welche gabelförmig das Gelenk der Fußwurzel eng umfassen. Diese, welche den größten Bestandteil, und zwar die ganze hintere Hälfte des Fußskeletts bildet, besteht aus sieben kurzen und biden Knochen, aus dem mit dem Unterschenkel artikulierenden Sprunggelenk, dem Fersehen, Kahnbein, den drei Keilbeinen und dem Würfelbein, welche in Verbindung mit den fünf Mittelfußknochen ein Gewölbe darstellen, auf dessen höchstem Punkte die Last des Körpers ruht und welches sich mit nur drei Punkten auf den Boden stützt: mit dem Hocker des Fersehenbeins sowie mit dem Köpfchen des ersten und fünften Mittelfußknochen. Die Wölbung des Fußgelenks, welche für die Elasticität des Ganges von großer Bedeutung ist, wird hauptsächlich durch die Spannung eines kräftigen Bandapparats erhalten; nur bei krankhafter Erschlaffung desselben gibt die Wölbung nach (der sog. Plattfuß, s. d.). An die Mittelfußknochen schließen sich die einzelnen Zehen an, die nicht zur Unterstützung des Körpers verwandt werden, aber für die Balancierfähigkeit, namentlich beim Gehen, sehr wichtig sind. Entsprechend seiner Bedeutung als Bewegungsorgan besitzt das B. einen mächtig entwickelten Muskelapparat. Vorn am Oberschenkel liegen die starken Streckmuskeln des Unterschenkels, welche u. einer gemeinsamen, an der Kniekapsel befestigten Strecksehne verschmelzen; an der inneren Seite vier sog. Zuzieher, welche die beiden B. einander nähern; an der hinteren Seite die Beuger des Kniegelenks, nach hinten und außen endlich die Gefäßmuskel, welche den Oberschenkel teils im Hüftgelenk ziehen, teils nach außen rollen. Am Unterschenkel rücken besonders die kräftigen Wadenmuskeln hervor, welche sich mittels einer gemeinsamen Sehne, der Achillessehne, am Fersehenbein befestigen und den Fuß strecken. Die Pulsadern der B. stammen von der großen Schenkelpulsader (arteria femoralis), welche unter dem Leistenband an der vordern obern Fläche des Oberschenkels deutlich pulsierend zu fühlen ist und sich unterhalb der Kniekehle in die vordere und hintere Schienbeinpulsader teilt, die Nerven hauptsächlich vom großen Hüftnerve (nervus sciadicus), dem breitesten und stärksten Nerven des menschlichen Körpers, welcher durch den großen Äftbeinausschnitt die Beckenhöhle verläßt, an der inneren Seite des Oberschenkels verläuft und sich gleichfalls in der Kniekehle in seine beiden Endäste teilt, in den Wadenbein- und den Schienbeinnerven. Verwundungen der großen Schenkelpulsader durch Stich-, Schnitt- oder Schußwunden können in wenigen Minuten durch Verblutung zum Tode führen und erziehen deshalb bis zum Eintreffen ärztlicher Hilfe fortiges energisches Aufdrücken des Daumens auf die Wunde oder festes Umschnüren des Gliedes mit elastischen Tüchern, Binden oder elastischer Gurten oberhalb der verletzten Stelle.

Weinbruch, Lokalbezeichnung für gewisse Kalktuffe, die durch Infiltration von Pflanzen entstanden und daher reich an Pflanzenabdrücken sind.

Weinbruch, s. unter Knochenbrüche.

Weinfräule, s. Knochenfräule.

Weingelchwäre, s. unter Krampfadern.

Weingelb oder Knochengelb, s. u. Knochen.

Weinheil, Volksname des *Narthecium ossifragum* Huds. (*Anthericum ossifragum* L.), einer zur Familie der Juncaceen gehörigen, perennierenden Pflanze mit ästigem, weit umhertreichendem Wurzelstock, aufsteigendem, bis 80 cm hohem Stengel, lineal-schwertförmigen Blättern und grüngelben Blüten in lockerer Traube, welche auf Torfwiesen und in Moospoltern von Sümpfen in Norddeutschland wächst, sonst aber selten vorkommt. Ehemals galt der Wurzelstock als Heilmittel gegen Knochenkrankheiten. (s. unter *Lonicera*).

Weinholz oder Knochenholz, Pflanzenart,

Weinholzen, s. unter Schusswaffen.

Wein schwarz oder Eisen schwarz, nennt man technologisch den bei der Fabrication der Knochenstoffe (s. h.) sich ergebenden pulver- und griesförmigen Abfall, der durch Mahlen auf einem Kollergange in gleichförmig feines Mehl verwandelt und ausgepresst ist. Von der Knochenohle unterscheidet sich das B. nur durch seine Form; während erstere Körner von Linsen- bis Bohnengröße darstellt, wie sie für die Zwecke der Zunderfabrication erforderlich sind, bildet das B. ein feines Pulver. Man benutzt das B. in chem. Laboratorien, wegen seines Absorptionsvermögens zum Entfärben mancher Flüssigkeiten, in einzelnen Fällen zum Filtrieren verunreinigten Wassers, in größter Menge aber zur Darstellung der Stiefelmische, deren schwarze Farbe durch den äußerst fein verteilten Kohlenstoff des B. bedingt ist.

Weinweiß, Pflanzenart, s. u. *Symphytum*.

Weizur, Stadt im Distrikt Malabar (s. d.).

Weira, eine Provinz Portugals, die vom linken Douro-Ufer bis zum Tejo und zur Provinz Estremadura reicht und auf 28 977 qkm (1878) 1 390 747 Q. zählt. Das Land zerfällt administrativ in die fünf Districte Aveiro, Coimbra, Vizeu, Guarda und Castello Branco, wird aber von den Bewohnern selbst naturgemäß in drei Bezirke geteilt: Weira-mar, der flache Küstenstrich; Weira-alta oder Ober-W., der gebirgige nordwestl. Teil; Weira-Baixa oder Unter-W. der ebene Osten. Aus dem Thale des Douro erhebt sich terrassenförmig bis zur Höhe von 700 m im Mittel ein Bergland, welches als West-Abhang des Plateau von Salamanca anzusehen ist, und wesentlich aus Granit besteht. Auf demselben erheben sich mehrere Gebirgskette, vor allem die Serra da Cistella, welche in der Kuppe des Malhado da Serra den höchsten Gipfel Portugals trägt (2295 m). Dieses Gebirge (der Mons Ilerminus der Alten) bildet in einer Länge von 60 km einen wichtigen Bergwall zwischen den Thälern des Mondego und Beizere, und fällt zum lehrten namentlich in schroffen zerklüfteten Felswänden ab; auf den Abhängen finden sich vier kleine Alpenden. Ein zweiter, schmälerer Bergwall, dessen bedeutendste Glieder Serra de Bussaco (547 m) und Serra de Caramulho (552 m) sind, erhebt sich auf dem westl. Abhang des Plateau, und ein dritter mit dem Douro parallel streichender Gebirgshang bildet den terrassierten Bergabhang, welcher sich bis an das Ufer des Douro erstreckt und in seiner östl. Hälfte

ein reizendes, mit Weinreben, Obstbäumen, Gärten und Laubgehölzen bedecktes Hügel- und Thalland, die südl. Hälfte des Distrikts Alto-Douro (s. d.) bildet. Der westlichste Teil des centralen Systems, der sich nördlich mehr über 800 m erhebt und vorwiegend Plateaucharakter hat, streicht in die Provinz Alentejo hinüber, wo er mit der Serra de Cintra und dem Cabo da Roca, der westlichsten Spitze des Festlandes von Europa, endet. B. wird in südwestl. Richtung vom Mondego und Sêzere, in westlicher vom Rouga, in nördlicher vom Coa und andern Zuflüssen des Douro durchschnitten. Von allen diesen ist nur der Mondego für kleine Fahrzeuge bis Coimbra, im Winter auch weiter hinauf schiffbar. Mit Ausnahme der fruchtbaren und meist stark bevölkerten Thäler dieser Flüsse sowie der Ebenen um Vizeu, Guarda und Castello-Branco ist der Boden der Provinz meist dürr, sandig und felsig, mit Heiden und Krüppeln bedeckt und daher wenig ergiebig. Die Gebirge, mit Ausnahme der Serra de Buçaco sind meist kahl, aber reich an Erzpflanzen, deren Ausbeute man bisher vernachlässigt hat. Dagegen wird in den ungeheuern Strandsümpfen um Aveiro sowie an der Mündung des Mondego sehr viel Seesalz gewonnen. Auch gibt es viele Mineralquellen, von denen manche zu Bädern (Banhos) benutzt werden. Die hauptsächlichsten Produkte des Ackerbaues sind Mais, weniger Weizen und andere Getreidearten, Gemüse und Gartenfrüchte aller Art, Wein, Öl, Obst und Kastanien, im Westen auch Orangen. Nächst dem Ackerbau bilden der an der Küste eifrig betriebene Fischfang und die Viehzucht die Haupterwerbszweige der sehr ungleich verteilten Bevölkerung. Die früher berühmte Schafzucht ist stark gesunken. Doch züchtet der Ober-B. immer noch die meisten und durch ihre Wolle ausgezeichneten Schafe (Beirascas) in Portugal. Auch Rinder, Ziegen und Schweine werden stark gezüchtet, letztere namentlich um Lamego, aus welcher Gegend die besten Schinken Portugals (Lisaboner Schinken) kommen. Industrie und Handel sind unbedeutend, da es noch an Verkehrswegen fehlt. Nur ein geringer Teil der Wege kann mit Karren befahren werden, Chaussees gibt es nur eine; seit 1863 wird B. von der Bahn Lissabon-Coimbra-Oporto durchschnitten. Die Hauptstadt und wichtigste Stadt der Provinz ist Coimbra (s. d.). Seit der Zeit Johannis V. führt der älteste Sohn des Kronprinzen den Titel Prinz von B.

Beiram, Feste der Mohammedaner, s. Bairam.

Beiram oder Behrem Kaleisi, Dorf an Stelle der alten Stadt Ailus (s. d.) in Syrien.

Beitris (Gotfr. Christoph), ein gelehrter Sonberger, geb. 2. März 1730 zu Wülshausen, studierte seit 1750 in Jena die Rechte, zugleich aber auch Mathematik, Physik, Chemie und Medizin. Nach beendigten Studien ging er auf Reisen, welche sich indessen nicht auf Indien erstreckten, wie er vorgab, sondern wahrscheinlich auf Frankreich, Italien, die Schweiz, Holland und Deutschland. Im J. 1756 kehrte er zurück, studierte in Helmstedt unter Heister Chirurgie und wurde daselbst 1759 ord. Professor der Physik, 1762 der Medizin, 1768 der Chirurgie. Auch ernannte ihn 1802 der Herzog Karl Wilhelm Herzog von Braunschweig zu seinem Leibarzt. B. starb 12. Sept. 1809. Er hatte 17 verschiedene Sammlungen von Gegenständen der Kunst, Wissenschaft, Natur, Mechanik u. s. w. Seine Gemälde-

sammlung enthielt kostbare Stücke: von Wichtigkeit waren seine physiol., anatom. Präparate, unter diesen namentlich die Lebertafeln; sein Kabinet enthielt viele alte Goldmünzen und war von einem ansehnlichen Wert, weshalb er in dem Ruße eines Goldmachers stand. Seine Entdeckungen in der Chemie wußte B. lobend auszubringen, so z. B. die bessere Bereitung des Karmins, die er als Geheimniß den Engländern mittheilte, und die Kunst, aus bisher unbekannten Mitteln Essig zu bereiten. Seine physiol. Abhandlungen sind unbedeutend. Vgl. Heister, »Nachrichten über Gottfried Christoph B.« (Berl. 1860).

Beirut oder Bairat, die Hauptstadt eines Sandchahs im asiat.-türk. Vilajet Syrien und in neuerer Zeit die wichtigste Seestadt dieser Provinz, liegt auf einem Höhenvorsprunge zwischen Sidon (Sidon) und Tarabulus (Tripolis) und wird schon von Kussiba als der Hafen von Damaskus bezeichnet, mit dem es durch eine Kunststraße in Verbindung steht. Außerdem ist die Stadt der alte Sammelplatz der nach Mekka gehenden Karawanen, welche allerdings seit Eröffnung des Suezkanals nicht mehr so zahlreich hier eintreffen wie vorher, und der gewöhnliche Landungspunkt aller nach Syrien und Palästina direkt gehenden Reisenden. B. ist der Sitz eines Paschas, eines griech. Archieps und eines maronit. Bischofs sowie mehrerer Generalkonsulate. Die Stadt steht am Abhange eines Hügel, gewährt die Aussicht auf den Libanon und gilt als der gesundeste Ort der syr. Küste. Die Altstadt hat meist enge, schlecht gepflasterte Straßen, aber von einer Menge von Vorstädten mit schönen Häusern und Gärten umgeben. Keine türk. Dschami hat in neuerer Zeit einen ähnlichen Aufschwung genommen wie B., das jetzt 80000 E. zählt, im großen Teil reiche Christen, die bedeutenden Handel, namentlich mit Karfelle, treiben. Es befinden sich in B. eine Quarantäne, ein Hospital, mehrere Pöbelschulen, europ. Ärzte, Apotheken und Fabriken. Seit 1875 ist durch eine Wasserleitung dem frühern Wassermangel B.s abgeholfen. Es bestehen hier ein deutsches Waisenhaus mit Pensionat und prot. Kapelle, eine amerik. Missionstation mit Kirche, Drucker., mediz. Schule, Kunstschule und astron. Observatorium, ein prot. Anstalt, ein franz. Waisenhaus mit Schule und Pensionat, ein Franziskanerkloster und viele, meist von England aus unterstützte Schulen. Die Hammam-schee von B. ist eine ehemalige christl. Kirche aus der Kreuzfahrtszeit. Die Imperial-Ottoman-Bank besitzt hier bereits seit 1865 einen bedeutenden, bes. syr. Handel sehr zu flatten kommende Filiale. B. ist durch eine bequeme Kunststraße mit Damaskus verbunden. Neben starker Seiden- und Baumwollweberei wird Gold- und Silberdrachfabrikation betrieben. Außerdem verfertigt man hier die in ganz Syrien und Ägypten berühmten, mit Nigeln besetzten bunten Koffer für Leinwand, die namentlich zu Brautgeschenken dienen. Die Umgegend gewinnt viele und ausgezeichnete Seide, Baumwolle und vorzügliches Tabak. Für diese Produkte finden auch die Druzen in B. ihren Hauptabgabepunkt. Der Hafen des Plakes ist längst verlandet und die Schiffe bleiben auf der See oder in den verschiedenen Buchten der gegen Osten sich ausdehnenden St. Georgsbai, die von dem heil. Georg ihren Namen führt, der hier den Drachen erlegt haben soll. In die Bai mündet von Sidon her der Nahr-Dennat

(Nagoras der Alten) und 10 km im Nordosten der Stadt der Rahr-el-Kelb (bei den Alten Eplos), an dessen Felswänden sich berühmte Skulpturen mit pers. Keilschriften und ägypt. Hieroglyphen, sowie auch arab. Inschriften befinden.

Die uralte phöniz. Hafenstadt Berytos wurde vom Kaiser Diokletian 300 v. Chr. zerstört, unter Kaiser Augustus durch Agrippa wiederhergestellt und zu einer röm. Kolonie mit ital. Rechte und dem Namen Julia Augusta Felix erhoben. Unter Caracalla erhielt sie den Beinamen Antoniniana. Später zeichnete sich B. durch seine hohe Schule für Rhetorik, Poetik und besonders für Rechtswunde aus. Der oström. Kaiser Theodosius II. erhob B. zu einer Metropolis. Nachdem die Stadt 549 durch Erdbeben verwüstet worden, wurde sie 590 durch ein solches völlig zerstört. Zur Zeit der Kreuzzüge erhob sie sich wieder zu einem wichtigen Orte. Damals bildete der Rahr-el-Kelb die Grenze zwischen dem Königreich Jerusalem und der Grafschaft Tripolis. Im dem nur 2 m breiten Rahrkanal, der alten, in den Fels gebauenen Via Antoniniana, belagerte König Baldwin I. die Sarazenen, und nach zweimonatlicher Belagerung eroberte derselbe die Stadt 27. April 1110. Im J. 1287 wurde sie von Saladin, 1197 von den Kreuzfahrern eingenommen, 1291 von den Franken genommen. In späterer Zeit war sie lange im Besitze der Drusen; der Drusenfürst Ischrah-el-Din (1595—1634) suchte europ. Kultur in B. zu verbreiten. Durch Verrat kam die Stadt 1763 in die Hände der Türken. Eine russ. Flotte belagerte, eroberte und plünderte sie 1772. In der orient. Angelegenheit von 1840 spielte B. eine wichtige Rolle. Die Freundschaften der vereinigten engl.-östr.-türk. Flotte gegen die ägypt. Macht Mehmed-Ali in Syrien begannen unter dem engl. Admiral Stopford mit dem Bombardement der Stadt vom 10. bis 14. Sept. Bräutertells zerstört, wurde sie erst 9. Okt. von Soliman-Pascha geräumt und von den Truppen der Verbündeten besetzt.

Beisaffen oder Sahnverwandte, s. Värger.
Beizle heißt das Recht des überlebenden Ehegatten auf die mit den Kindern gemeinschaftliche Verwaltung und Benutzung des von dem Verstorbenen hinterlassenen Vermögens. Daß der Nachlaß nicht geteilt, sondern der bisherige Hausstand unverändert fortgeführt wurde, solange eins von den Atern lebte, scheint uraltes deutsches Recht gewesen zu sein, welches sich jedoch nach dem Eindringen des öm. Rechts nur vereinzelt in örtlichen Statuten u. Landesgesetzen namentlich Süddeutschlands erhalten hat. Auch der franz. Code civil kennt ein Nießbrauchsrecht selbst der verwitweten Mutter bis um 18. Jahre des Kindes. Anderwärts ist der E. entweder ein lebenslänglicher, oder erreicht sein Ende mit der Wiederverheiratung des verwitweten Vaters, oder bei Eintritt irgend eines Grundes zur Aufhebung der elterlichen Gewalt.

Beizler nennt man im Gegenlaß zum geschäftstreibenden Vorsitzenden (Präsidenten, Dirigenten) u. übrigen stimmungsführenden Mitglieder einer kollektiven Behörde, s. B. eines Kollegialgerichts. In den neuen deutschen Justizgesetzen wird der Ausruß indessen nicht gebraucht. Auch hiesien mitunter so die Urkundspersonen, welche nach den ähern Gesetzen bei wichtigen Untersuchungen (wie z. B. einer Leichenschau) zuzuziehen waren.

Beizpiel (im Mittelhochdeutschen bapfel, von apfel, Rebe, Erzählung) ist in der mittelhochdeutschen Literatur der Name für eine Art von didaktischen Dichtungen, welche im allgemeinen der Fabel entspringt. Die altdeutschen B., meist in Sprachform abgefaßt, sind teils wirkliche Tierfabeln, teils kleine weltliche oder geistliche, märchenhafte oder allegorische Erzählungen mit einer bestimmten, mehr oder minder aufgeführten Moral. Einzelne derselben finden sich schon den Dichtungen der Pariter des 12. und 13. Jahrh., so denen Spervogels, Reinmars von Zweter, Rarners und Konrads von Würzburg, eingelegt; andere sind umfangreicheren Dichtungen eingelegt, wie der „Kaiserchronik“, dem „Welken Gast“, Freidanks „Bescheidenheit“ und dem „Renner“. Eine beträchtliche Anzahl ist jedoch in eigenen Sammlungen niedergelegt, wie namentlich in dem „Ohelein“ des Bonerius und in den Sammlungen kleiner Gedichte des Strider. — Im Neuhochdeutschen hat das Wort B. die Bedeutung des lat. exemplum angenommen und bezeichnet demnach jeden bestimmten einzelnen, gleichviel ob aus der Erfahrung entlehnt oder erdichteten Fall, insofern er als Beleg eines allgemeinen Begriffs oder Satzes dienen soll.

Beizbeere, Pflanzenart, f. u. Capsicum.

Beizel, f. Stemmeisen.

Beizher, die in Süddeutschland und Österreich ähnliche Bezeichnung für Beisen, eine zum Heben von Steinen u. s. w. dienende, eigentümlich geformte eiserne Stange.

Beizholz, Pflanzenart, f. unter Beta.

Beizpflanze (fr. tricolores, engl. pincers), f. unter Fange.

Beit oder Beit el-Falib, d. h. Haus des Gelehrten, eine durch ein Fort gedeckte Stadt im türk. arab. Vilajet Jemen, 30 km von der Küste und 15 km westlich von dem anmutigen „Kassagebirge“, ist erst gegen Ende des 17. Jahrh. durch die Uebernahme der Kaufleute aus dem südlicher gelegenen Sebid zum das Grabmal und die Ruinen des heil. Achmed Ibn-Musa entstanden. Die Stadt war in der Mitte des 18. Jahrh. der größte Kaffeemarkt in Jemen und auf der ganzen Erde. Durch die Wahabiten wurde indes dieser Handel gestört, und als deren Sieger Mehmed-Ali von Ägypten das Monopol desselben an sich riß, noch mehr beeinträchtigt. Gleichwohl hatte die Stadt unter letztem noch 30000 Q. Auch jetzt ist sie noch ein wichtiges Entrepôt für den Kaffe Jemens, von welchem sie jetzt 12 Mill. Pfd. jährlich ausführt, und bringt außerdem Weihrauch, Gummi und Perlen in den Handel. Die Stadt selbst besteht, mit Ausnahme einiger kleinerer Häuser, aus grabbedeckten Hütten mit runder Bedachung, zählt noch 8000 Q. und ist einer der heißesten Orte der Erde, jedenfalls der heißeste in der Küstenebene Adama, indem das Thermometer mittags im Schatten bisweilen auf 40° C. steigt.

Beiztel sind dem Stemmeisen ähnliche, einseitig zugespitzte Werkzeuge, welche in einigen Abweichungen als Stich-, Loch- und Rantbeitel zur Holzbearbeitung Verwendung finden.

Beiztöne oder Kliquotöne, s. Obertöne.

Beizte (Heinr. Lubw.), Weichschreiber, geb. 15. Febr. 1798 in Nuttrin im pommerschen Kreise Belgard als Predigersohn, arbeitete seit 1813 bei dem Berichte in Belgard. Im Frühjahr 1815 trat er als freiwilliger Jäger in das preuß. Heer, nahm

an den Belagerungen von Rauberg und Philippsville teil und wurde im September zum Vortruppführer ernannt. Nach dem Friedensschlusse besuchte B. die Kriegsschulen zu Koblenz und Mainz, wurde 1818 zum Offizier ernannt und demnächst zur allgemeinen Kriegsschule nach Berlin, sowie 1823–26 zur topogr. Abtheilung des Generalstabs kommandiert. Im J. 1828 kam er als Lehrer der Geographie an die Divisionschule zu Stargard, lehrte 1836 zum Regiment nach Kolberg zurück und wurde Anfang 1839 Kompagniechef. Anhaltende Kränklichkeit nötigte ihn, Ende 1845 den Abschied nachzusuchen, den er mit dem Charakter als Major erhielt. In den folgenden Jahren entstand B.'s Hauptwerk, die „Geschichte der deutschen Freiheitskriege in den J. 1813 und 1814“ (3 Bde., Berl. 1855; 4. Aufl., Neubearb. von Paul Goldschmidt, Brem. 1881 fg.), ein Buch, welches wissenschaftliche Gründlichkeit mit polit. Freisinn und vaterländischer Gesinnung vereinigt und in den weitesten Kreisen des deutschen Volks gänzlich aufgenommen wurde. Außerdem schrieb B.: „Geschichte des russ. Kriegs im J. 1812“ (Berl. 1856; 2. Aufl. 1862), „Geschichte des Jahres 1815“ (2 Bde., Berl. 1865) und „Das preuss. Heer vor und nach der Reorganisation“ (Berl. 1867). Im Nov. 1858 wurde er von dem Wahlbezirk Anklam in das preuss. Abgeordnetenhaus gewählt. In der folgenden Legislaturperiode in vier Wahlkreisen gewählt, nahm er das Mandat für Socke-Hamm an und wurde bei der zweimaligen Auflösung des Hauses mit gesteigerter Majorität wiedergewählt. Der Fortschrittspartei angehörend, hat B., ohne als Redner sich hervorzuthun, namentlich in den Verhandlungen über die Heeresreorganisation im Sinne seiner Partei Einfluß geübt. Auch gab er heraus: „Hinterlassene Schriften des Generalauditors Dr. Karl Friccius, nebst einer Lebensskizze desselben“ (Berl. 1866). B. starb zu Berlin 10. Mai 1867.

Beiwort nennt man bei einem Worte der bildenden Kunst diejenigen Gegenstände, die nicht die unmittelbaren Träger der Idee des Kunstwerks, zur Darstellung desselben also nicht unumgänglich notwendig sind. Das B. hat die Aufgabe, dem Hauptgegenstande des Kunstwerks gewissermaßen eine Sphäre zu schaffen, die seinen Sinn erläutern hilft und eine für das Verständnis der Idee förderliche Stimmung hervorruft. Sind leblose Gegenstände der Hauptstoff des Kunstwerks, so ist von einem B. in obigem Sinne nicht mehr die Rede. Entweder ist dann das Geringfügigste gleich wichtig, wie beim Stillleben, oder man hat für andersartige, lebendige Elemente andere Bezeichnungen, wie bei der Landschaft: Staffage (s. d.).

Beiwort, s. Adjektiv.

Beize, Zagd mittels Falken, f. Baize.

Beize nennt man in der Technologie Lösungen saurer, salziger oder sonst scharfer und ätzender Stoffe, mit denen man gewisse feste Substanzen bezieht oder trinkt, um denselben dadurch gewisse Eigenschaften der Härzung, der Struktur und Oberflächeneigenschaften, ferner des Geschmacks u. f. w. zu erteilen, die ihnen ursprünglich nicht zukommen, oder um sie zu spätern chem. Arbeiten vorzubereiten. B. nennt man j. B. die zum Einpolen von Zink angewendete Lösung von Kochsalz und andern Salzen; in der Gerberei beizt B. die saure Lohbrühe oder die durch Gärung von Kleie und Wasser entstandene saure Flüssigkeit. B. wird auch

die saure Flüssigkeit genannt, mit welcher zu vergoldende, versilbernde oder zu verjüngende Objekte aus Messing, Bronze, Eisen u. f. w. vorher gereinigt werden. Mittels B., meist verdünnter Salpetersäure oder Salzsäure, werden Hochhängen auf Metall- oder Kalksteinplatten (lithographische Schiefer) hervorgerufen, indem die hoch zu liegenden Partien vorher mit einem Firnis bedeckt werden, welcher diese vor dem Angriff der B. schützt. Haarn, Horn und ähnliche Körper färbt man durch B., die namentlich aus Lösungen von Metallen (Weiß, Silber) bestehen. Holzbeizen nennt man Abfärbungen von Harzhölzern (Blauhholz, Rothholz, Sandholz) zum Zweck des oberflächlichen Färbens von Harzhölzern. In der Färberei und dem Rattmord (spielt die B. (gewöhnlich Morbiant genannt) eine große Rolle; in vielen Fällen läuft hier ihre Wirkung darauf hinaus, daß sie die Farbstoffe aus ihren Lösungen auf die Gewebsfasern überträgt, indem ihre Bestandteile unlösliche Verbindungen mit den Farbstoffen eingehen. Die wichtigsten der in der Färberei angewendeten B. sind Kalium, essigsaure Thonerde, essigsaures Eisenoryd, Zinnoryd, Zinnin, Albumin, Kleber und fettes Öl. Die B. haben aber nicht nur den Zweck, die Verbindung der Faser mit dem Farbstoff zu bewerkstelligen, sie können auch dazu dienen, aus dem Faser ein gewisses Stellen die Farbe zu zerstören. In diesem Falle werden die B. als entfärbende Beizen oder Entbeizen bezeichnet.

Beizen des Getreides hat den Zweck, die an dem Saatforn der Gramineen, namentlich des Weizens, des Roggens, der Gerste und des Haars befindlichen Pilzsporen und zwar besonders die Sporen des Stein- oder Stinkbrandes, Tilletia, und diejenigen des Staub- oder Flugbrandes, Ustilago, zu zerstören. Wegen die ersten hat sich die Anwendung des Kupfervitriols (essigsaures Kupferoryd) ausgezeichnet bewährt. Man nimmt auf 3 hl Saat 0,5 kg Kupfervitriol, läßt dasselbe in Wasser und gibt hierzu in einem Bottiche so viel Wasser, daß die Saat vollständig im letztem bedeckt ist. Nach 24stündigem Stehen in dieser Lösung ist die Keimkraft aller Pilzsporen zerstört, während die Getreidekörner selbst völlig unversehrt geblieben sind und nach dem Trocknen eine weiteres zum Ausfäulen benutzt werden können. Beim Beizen des Korns gegen den Stauchbrand verfährt man ebenso, nur mit dem Unterschiede, daß man auf 100 kg Wasser 1,5 kg engl. Schwefelsäure von 66° Beaumé verwendet und das B. am 10 Stunden lang vornimmt. Vgl. Rühr, „Zu Krankheiten der Kulturgewächse“ (Berl. 1859).

Beja (Pax Julia der Römer), Stadt von (1878) 8487 E. in der (ehemaligen) portug. Provinz Alentejo, Bischofssitz und Hauptstadt des gleichnamigen Bejirts (10869 qkm mit [1874] 144817 E.) in fruchtbarer, aber baumloser Landschaft, an der Südoestbahn, welche hier nach Évora und nach Caseres gabelt, besitzt bedeutende Überreste aus röm. Zeit (Wasserleitung), ein Rest einer alten Kathedrale und drei andere Kirchen, ein Hospital und treibt Gerberei und Zigarettenfabrikation sowie Olivenbau. Jährlich finden hier zwei Messen statt.

Bejar, befestigte Stadt mit (1877) 11099 E. in der span. Provinz Salamanca, wildromantisch auf einem steil abfallenden Plateau am Fuß der Sierra de Gombro gelegen. Sie besitzt mehrere Kirchen,

eine halb verfallene Stammburg der Herzöge von B. und hohe Mauern, ist aber eng und schmugig. Die Einwohner treiben Wollhandel und Tuchfabrikation, bei welcher mit Einschluß der in der Umgegend am Flusse gelegenen Werkstätten an 5000 Menschen beschäftigt sind. Von B. kommen die besten der in ganz Spanien berühmten »Schinken von Circamabura«. Bei B. wurden 1813 die Franzosen von den Engländern geschlagen, und 1868 trug B. durch seine heldenmütige Verteidigung gegen die königl. Truppen zum Gelingen der Revolution bei. In der Nähe liegt die Schwefeltherme *Bahos de Bejar* (34° R.).

Bejaß oder *Bjasa*, Fluß des Benischab (s. d.).
Bejaß, Bejaßiten oder *Ybadhi*, mohammed. Sekte in Arabien, deren Stifter Abdallah ben Ybadh und deren Oberhaupt der Imam von Rasfa ist. Sie erkennt den Vorzug der Abstammlinge Mohammeds nicht an, sondern schreibt dem ganzen arab. Adel gleiche Rechte zu.

Bejerbejt, f. unter *Beg*.
Bejna-Gif, f. *Bägna-Gif*.
Befaa (El Befaa), f. *Cölefprien*.
Befassinen, f. *Becassinen*.

Befass (Charles Tiltone), engl. Reisender und Geograph, geb. zu London 10. Okt. 1800, lernte als Kaufmann und konditionierte in London, Genua und Neapel, trat aber nachher als Student der Rechte in Lincoln's-Inn ein, entsagte indes auch sehr bald der jurist. Laufbahn, um sich vorzugsweise histor., ethnogr. und philol. Studien zuwenden, als deren Frucht er die »Origines biblicae, or researches in primeval history« (Bd. 1, Lond. 1834) veröffentlicht. Da dieses vom Standpunkte der strengsten Buchstabenglaubigkeit aus verfaßte Werk, für welches die Universität Lüttigen ihm den Dokortitel verlieh, namentlich in Deutschland scharfe Kritiken erfuhr, so schrieb B. in Leipzig, wohin er 1836 über Bremen gekommen war, und wo er 1837 und 1838 die Geschäfte des engl. Konsulats vertrat, seine »Verteidigung gegen Dr. Paulus« (Lpz. 1836). Im Frühjahr 1837 reiste er mit Moore nach Palästina und machte die ersten Reisen über die Einienkung des Toten Meers, 1840–43 ging er von Labkurra nach Schoa in Sübabessinien, hielt sich ein Jahr in der Provinz Gudscham auf und reiste über Massaua zurüd. Die Resultate seiner Forschungen während dieser großen Reise wurden in dem »Journal of the Geographical Society«, dem »Bulletin de la Société de géographie« und der Schrift »Abyssinia. A statement of facts« (Lond. 1846) veröffentlicht. Nach dem er von seiner Reise zurüdgekehrt, erregte B. unter anderm durch die Schriften »Essay on the Nile and its tributaries« (Lond. 1847), »On the sources of the Nile in the mountains of the Moon« (Lond. 1848), »On the sources of the Nile« (Lond. 1849), sowie durch seine »Mémoire justificatif en réhabilitation des péres Phez et Lobo« (Par. 1848) unter den Geographen Aufsehen. Er erhielt außer von der londoner wie von der pariser Geographischen Gesellschaft die goldene Medaille. Auch wurde er mit Antoine d'Abbadie in einen Streit verwickelt, indem er in den Schriften »A letter to A. Daussy« (Lond. 1850) und »An inquiry into A. d'Abbadie's journey to Kassa« (Lond. 1851) den Beweis zu führen suchte, daß die Reise des letztern zur Entdeckung der Nilquellen (1843–44) erdichtet sei. Doch hat sich B. des Schuldigung nicht als

richtig erwieien. Außer andern verbienstvollen geogr., ethnogr. und linguistischen Abhandlungen ist noch seine Arbeit »On the geographical distribution of languages in Abyssinia« (Ebinb. 1849) anzuführen. In den »Sources of the Nile, with the history of Nilotic discovery« (Lond. 1860) stellte er die Ergebnisse seiner bisherigen, langjährigen Untersuchungen über diesen Gegenstand zusammen, nachdem er 1848 eine Expedition unter Dr. Biallobloski über Sansibar nach den Nilquellen ausgesandt hatte, die aber in Sansibar scheiterte.

Von 1849–53 bekleidete B. die Stelle eines Sekretärs bei der National association for the protection of British industry and capital, gab während dieser Zeit unter anderm *Serit De Beers* »True description of three voyages by the North-East towards Cathay and China, undertaken by the Dutch in the years 1594, 1595, and 1596« für die Hallugt Society heraus (Lond. 1853), lebte dann längere Zeit auf der Insel Mauritius, reiste 1861 mit seiner Gattin nach Damascus, suchte in der Umgegend des Harran der Patriarchen auf und verfolgte den Weg, den Jakob auf der Flucht von dort nach dem Gelobten Lande eingeschlagen haben soll. Ein Buch über diese Reise, »Jacob's flight« (Lond. 1864), schrieb seine Gattin; er selbst gab nur einen längern Bericht in dem Journal der londoner Geographischen Gesellschaft (Bd. 32, 1862). Nach Ausbruch des Konflikts mit Aethiopien 1865 erbot er sich zur Befreiung der Gefangenen, reiste auch nach dem Roten Meer, die engl. Regierung nahm aber seine Dienste nicht an. Dies gab die Veranlassung zu seinem Buch »The British captives in Abyssinia« (Lond. 1867). Später besuchte er noch den Tschelken-Nur im Osten des Golfs von Arabien, den er irrthümlich für den Sinai der Israeliten hielt (»On the passage of the Red Sea by the Israelites, and its locality, and on the situation of mount Sinai«, Lond. 1838; »A few words with bishop Colenso on the subject of the exodus of the Israelites, and the position of mount Sinai«, Lond. 1862). B. starb 31. Juli 1874 in London.

Bekehrung, f. *Konversion*.

Bekenner (Confessores) hießen in der frühern christl. Kirche, nach Matth. 10, 28, solche, welche wegen des christl. Glaubens standhaft Verfolgungen erduldeten, ohne ihr Bekenntnis mit dem Tode besiegen zu müssen. Die ihnen erwiesene hohe Ehre verleite sie zuweilen zu ungerechtfertigten Ansprüchen. So machten sich um die Mitte des 3. Jahrh. die afrikanischen B. das Recht an, Gefallene ohne weiteres in die kirchliche Gemeinschaft wieder aufzunehmen, ein Mißbrauch, gegen welchen namentlich Cyprian sehr entschieden ankämpfte.

Bekenntnisschriften, f. unter *Symbolische Bücher*.

Békés (spr. Behkesh), ungar. Komitat im jenseitigen Uchikreife, wird nördlich von Großhumann und Szabolcs, östlich von Bihar und Arab, südlich von Eszénab, westlich von Szigorab und Heves umschlossen, und hat einen Flächenraum von 3420 qkm mit (1890) 229 757 E. (gegen 212 973 im J. 1869, Zunahme 7,3 Proz.). der Rationalität nach größtentheils Magyaren, der Religion nach größtentheils Protestanten. Fast durchgängig eben, wird das Komitat oft von Überschwemmungen der durchströmenden Weißen, Schwarzen und Schnellen Rörös heimgesucht, verdanlt aber dieser starken

Bewässerung auch seine bedeutende Fruchtbarkeit, in welcher Beziehung es zu den segneten Komitaten des Landes zählt. Ackerbau und Viehzucht, beide sehr blühend, bilden den Hauptnahrungsweig der betriebamen Einwohner. Im Laufe des 17. Jahrh. durch die blutigen Kriege ganz verwüstet, wurde B. erst zu Anfang des 18. Jahrh. wieder bevölkert, namentlich durch J. W. Harulter's Bemühungen, der 1719 fast das ganze Komitat von der Krone ankaufte und mit Ungarn, Deutschen und Slaven bevölkerte, die er je nach Rationalitäten und Konfessionen in verschiedene Orte verteilte. Der bedeutendste Ort des Komitats ist B., am Zusammenfluß der Weißen und der Schwarzen Körös gelegen, einer der ältesten ungar. Marktfleden mit (1880) 22 938 E. und einem schönen Kastell des Grafen Wentheim.

Vétes-Gsaba, Marktfleden im ungar. Komitat Vétes, f. Gsaba.

Veffjären, färl. Soldtruppen.

Veff (Joh. Baptist), bad. Staatsmann, geb. 29. Okt. 1797 zu Triberg im bad. Schwarzwald, besuchte das Gymnasium zu Freiburg, studierte d. selbst 1816—20 die Rechte, wurde 1822 Advokat zu Neersburg, 1829 Professor bei dem dortigen Hofgericht, 1832 Rat im Ministerium des Innern und 1837 Bizekanzler beim obersten Gerichtshof zu Mannheim. Seit 1831 Mitglied der Zweiten Kammer, wurde er 1842—45 zum Präsidenten derselben gewählt. Nachdem 1845 Nebenamt wieder an die Spitze des Ministeriums getreten, wurde B. im März 1846 als Staatsrat ohne Portefeuille zur höchsten Verwaltung berufen und im Dezember desselben Jahres zum Minister des Innern ernannt. Beim Ausbruch der Revolution von 1848 ergänzte B. das Ministerium durch gleichgesinnte Kollegen und versuchte im Einklange mit der liberalen Partei die friedliche Reorganisation der Staatsordnung durch eine Reihe tiefgreifender legislativer Entwürfe durchzuführen. Die Agitation der radikalen Partei und die beiden Aufstände im April und Sept. 1848 mit ihren Folgen hörten indes die friedliche reformatorische Entwicklung. Nach dem Ausbruch der bad. Mairevolution erhielt B. im Juni 1849 seine Entlassung und trat 1851 als Präsident des Hofgerichts zu Bruchsal wieder in eine richterliche Stellung, nachdem er noch ins Erfurter Parlament gewählt worden war und die Schrift »Die Bewegung in Baden« veröffentlicht hatte. B. starb 22. März 1855 zu Bruchsal. (S. Baden.)

Veffler (Balthasar), freimüthiger Theolog der reform. Kirche, geb. 30. März 1634 zu Metzlamer in Friedland, wo sein Vater Prediger war, studierte in Oranien und Franeker und ward dann Prediger in Osterlittens. Des Socinianismus angehängt, folgte er einem Ruf als Pfarrer nach Loenen, dann nach Weesp, 1679 nach Amsterdam. Doch auch hier erregte er bald den Haß seiner Amtsbrüder, indem er in einer Untersuchung über die Kometen bewies, daß letztere weder Vorbedeutungen noch Vorläufer von Unglücksfällen seien. Am meisten Aufsehen und Widerspruch erregte »De betoverde wereld« (Amsterd. 1690—93; deutsch von Schwager: »Die betauberte Welt«, 3 Bde., Lpz. 1781—82). Mit einem für jene Zeit unerhörten Freimuth bewies er hier zunächst auf Grund des Cartesianischen Dualismus von Geist und Körper, daß Dämonen und Teufel unmöglich auf das Gemüt des Menschen wirken können. Aber auch die Schrift stelle darüber seine Theorie auf, sondern

was sie erzähle von Teufelsercheinungen, sei allegorisch zu verstehen, und die Dämonenbeschreibungen seien böse Krankheiten, welche das Gehirn verunreinigen. Eine Menge Streitigkeiten erschienen dagegen. B. ward 1692 seines Amtes entsetzt und pensioniert; er starb 11. Juli 1698.

Veffler (Elisabeth), holländ. Schriftstellerin, geb. 24. Juli 1738 zu Blesfingen, war mit dem reform. Prediger Adrian Bosj verheiratet. Nach dessen Tode, seit 1777, lebte sie in der innigsten Freundschaft mit der geistreichen Agathe Telen, mit welcher sie auch während des sog. Englischen Kriegs nach Frankreich zog und sich zu Trewen niederließ. In der Revolutionszeit entging sie nicht nur selbst durch ihre Gesellschafterin der Guillotine, sondern half auch den Gemähl ihrer Freundin Renauld, der im Kerker saß, befreien. Mit ihr lebte sie 1795 nach Holland zurück und lebte im Haag, wo sie 5. Nov. 1804 starb. Ihre Romane »Historie van Willem Leend« (3 Bde., Amsterd. 1786), »Historie van Sara Burgerhart« (2 Bde., Amsterd. 1790; 2. Aufl. 3 Tle., 1806; deutsch, 2 Tle., Lpz. 1789), »Abraham Blankaart« (3 Bde., Amsterd. 1787) und »Cornelie Wiltsch« (6 Bde., Amsterd. 1793—96) haben häufiges Ansehen. Ihre wichtigsten Werke schrieb sie in Verbindung mit ihrer Freundin Telen, und es läßt sich nicht entscheiden, wer von ihnen den größten Teil an der Zusammenstellung gehabt hat. Von Riesen in Jphoe wurden »Wilhelm Leewend« (4 Bde., Berl. 1798—1802) und »Klärchen Wiltsch« (2 Bde., Berl. 1800—1) ins Deutsche überf.

Veffler (Immanuel), ausgewählter Philolog, geb. 21. Mai 1785 zu Berlin, besuchte das Generalkloster und studierte von 1803—7 in Halle, wo er namentlich F. A. Wolf hörte. Zum Professor der Philologie an der eben gestifteten Universität zu Berlin ernannt, arbeitete er vom Mai 1810 bis Dez. 1812 auf der pariser Bibliothek. Die berlin. Akademie der Wissenschaften nahm ihn 1815 auf und sandte ihn abermals nach Paris, um für das »Corpus inscriptionum graecarum« die *Reperit Jourmonis* zu benutzen. Zwei Jahre später ging er nach Italien, um in den dortigen Bibliotheken Handschriften zu vergleichen, und besuchte auf der Reise 1819 zum dritten mal Paris, im Sommer 1820 Oxford, Cambridge und London, zuletzt Göttingen und Heidelberg. Den Fleiß, mit welchem er in allen diesen Orten gesammelt, betrafen seine »*Clasodota graeca*« (3 Bde., Berl. 1814—21) und seine *Textkretensionen*, die unabhängig von seinen Ausgaben allein aus Handschriften gedruckt sind. Derselben begreifen: Plato (10 Bde., Berl. 1814—21), die Attischen Redner (7 Bde., Dri. 1821—24), Aristoteles (4 Bde., Berl. 1821—36), Sextus Empiricus (Berl. 1842), Theophrast (3 Bde., Dri. 1821; in einem Bande, Dri. 1824 und Berl. 1832), Theognis (Lpz. 1815), Aristophanes (3 Bde., Lond. 1825), Photius (Bibliothek (2 Bde., Berl. 1824), die Scholien zur Ilias (3 Bde., Berl. 1826—27), Sapphron und Alkis (Berl. 1833), Pollux (Berl. 1846). *Textkretensionen* (kritische Textausgaben) hat B. gegeben von Apollodor, Appian, Dio Cassius, Diodor, Eusebius, Herodian, Herodot, Josephus, Lucian, Pausanias, Plutarch's Parabeln, Polybios, Suidas; auch von Livius und Tacitus; dem Homer gab er in der zweiten, »*Carmina Homerica*« betitelten Ausgabe (2 Bde., Bonn 1858) das Digamma wieder. Sen

Anteil an dem bonner «Corpus scriptorum historiae Byzantinae» beträgt volle 24 Bände. In den Abhandlungen der berliner Akademie hat er meist Romanisches publiziert; provençalisch den Hierabrad und geistliche Lieder, altfranz. «La vie de S. Thomas le marit», die Romane von Nöpremont und von Flore und Blanche (letztern auch neugriechisch) und «Li contes d'Erce» von Ertien de Troies. In den Monatsberichten der Akademie (Aug. 1850 bis April 1861) veröffentlichte er des Bonvesin altvenet. «Vulgaria», in den «Homerischen Blättern» (Bonn 1863 und 1872, die Ausgabe des 2. Bandes nach dem Tode des Verfassers durch Herrscher besorgt), was er zum Homer deutsch gedichtet. V. starb 7. Juni 1871 zu Berlin. Vgl. Sauppe, «Zur Erinnerung an Meineke und V.» (Gött. 1872).

Bekker (Ernst Immanuel), Jurist, Sohn des vorigen, geb. zu Berlin 16. Aug. 1827, studierte die Rechte, war 1849–52 Offizier und habilitierte sich dann zu Halle, wo er später eine außerord. Professur erhielt. Seit 1857 wirkte er als ord. Professor der Rechte in Greifswald; seit 1874 als Vindob. Nachfolger in Heidelberg, an beiden Stellen vornehmlich um die Föhrung der jurist. Seminarien bemüht. Unter B.s wissenschaftlichen Arbeiten sind hervorzuheben: «Die professuralische Konsumption im klassischen röm. Recht» (Berl. 1853), «Theorie des heutigen Strafrechts» (Lpz. 1857), «Die Aktionen des Römischen Privatrechts» (2 Bde., Berl. 1871–73) und «Das Recht des Besitzes bei den Römern» (Lpz. 1880). Auch gab er von 1857–63 ein «Jahrbuch des gemeinen deutschen Rechts» heraus, später mit Pöhl einige Jahrgänge der «Kritischen Vierteljahrsschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft». V. ist ferner Verfasser vieler teils in Zeitschriften, teils in Broschürenform erschienenen Abhandlungen aus dem Gebiete des Rechts und der Gesellschaftswissenschaft, auch des anonymen «Alters von deutschen Hochschulen» (Berl. 1869).

Beklemmung, das Gefühl des erdruhten und beeinträchtigten Atmens, tritt auf, sowie die Erweiterung und Verengerung der Brusthöhle beim Aus- und Einatmen beschränkt ist. Sie wird bedingt entweder durch mechanische Verengerung der Brusthöhle, durch Krampf (Asthma), durch Lähmung sowie durch Rheumatismus der Brustmuskeln oder durch Entzündung und Kongestion der Lungen, durch Anfüllung der Brusthöhle mit Wasser, Blut oder Luft, durch organische Fehler des Herzens sowie bei starker Anfüllung des Magens und übermäßiger Gasansammlung im Darmkanal. Ferner entsteht die B. dann, wenn die einzuatmende Luft entweder zu sehr verdünnt (s. B. auf sehr hohen Bergen) oder auch durch Kompression zu sehr verdichtet (s. B. in der Taucherglocke) ist. Bisweilen wird das Gefühl der B. auch durch eine psychische Affektion, insbesondere durch deprimierende Gemütsbewegungen veranlaßt. Die Wirkungen der B. bestehen in dem Gefühl großer Angst, in mangelhafter Bildung des Blutes, in Behinderung der Funktion der Stimm- und Sprachwerkzeuge, in Störung des Blutumlaufs, Betäubung u. s. w.

Bektschi (türk.), tanzen der Dermisch.

Bel... in slaw.-geogr. Namen, s. Bel...

Bel., bei zoolog. Namen Abkürzung für Pierre Belon (den Begründer der vergleichenden Anatomie, geb. 1517, gest. 1564 zu Paris; er schrieb u. a.: «De aquatilibus», Par. 1553, und «Histoire de la nature des oiseaux», Par. 1555).

Bel, babylonische Hauptgotttheit, s. Baal.

Bél (Matthias), einer der bedeutendsten ungar. Geschichtschreiber, geb. 24. März 1684 zu Ocsona im Komitat Sohl, studierte in Halle und erhielt daselbst eine Lehrerstelle am Waisenhaus. Er kam 1714 als evang. Prediger nach Neußol und von da 1719 als Rektor des evang. Lyceums nach Preßburg, wo er bis zu seinem 29. Aug. 1749 erfolgten Tode wirkte. Seine Hauptwerke sind: «Hungariae antiquae et novae prodromus» (Rürb. 1723), «Adparatus ad historiam Hungariae» (Preßb. 1735–46) und «Notitia Hungariae novae historico-geographica» (4 Bde., Wien 1735–42, unvollendet), sämtlich Werke, die wegen ihres Nutzens an Stoff noch immer benutzt werden. Auch die Schrift «Der ungar. Sprachmeister» (Preßb. 1728 u. öfter) ist von B. verfaßt.

Bél (Karl Andr.), Historiker, Sohn des vorigen, geb. 13. Juli 1717 in Preßburg, studierte in Altorf, Jena und Straßburg, wurde 1743 außerord., 1757 ord. Professor der Dichtkunst in Leipzig, wo er die «Acta Eruditorum» redigierte und 1763–81 die «Leipziger gelehrte Zeitung» herausgab. Er nahm sich 5. April 1782 in einem Anfall von Schwermut selbst das Leben. Sein Hauptwerk ist: «De vera origine et epocha Hunnorum, Avarorum, Hangarorum in Pannonia» (Lpz. 1757).

Béla ist der Name von vier ungar. Königen aus der Arpadischen Dynastie. B. I., 1061–63, unternahm energisch den letzten Versuch der Rückkehr zum Heidentum, war durch Einführung geregelter Maß-, Gewichts- und Münzverhältnisse der eigentliche Schöpfer des Verkehrs in Ungarn und führte die reichstäglige Betretung ein, indem er zum Reichstage nach Stuhlweissenburg anstatt des gesamten Adels nur zwei Adelige aus jedem Komitate beschied. — B. II., der Blinde genannt, 1131–41, gewann Böhmen, fand im übrigen unter Leitung seiner Söhne, aber auch harten Gemahlin Helena von Serbien, nach deren Tode er sich dem Trunk ergab und dadurch bald den Untergang fand. — B. III., 1174–96, in Konstantinopel erzogen, führte am Hofe und im Lande byzant. Sitte und Kultur ein, was von wohlthätigen Folgen für des Landes Entwicklung war, aber andererseits B. in Abhängigkeit von dem griech. Kaiser Emanuel brachte. — B. IV., 1236–70, Sohn jenes Andreas II., dem der Adel die «Goldene Bulle» (Ungarns Magna-Charta) abgedrungen, suchte durch Niederhaltung des Adels das alte königl. Ansehen wiederherzustellen und erregte dadurch allgemeine Unzufriedenheit, insofern deren ein Teil des Adels den österr. Herzog Friedrich II. herbeirief, der aber 1236 von B. geschlagen wurde. Als bald darauf die Rumänen vor den anbringenden Mongolen nach Ungarn flüchteten, nahm B. deren Fürsten auf und wies den Fremdlingen Wohnplätze an. Doch die nomadischen Antömmlinge schlossen sich den Mongolen an, welche 1241 in Ungarn verheerend einfielen und den König am Sajófluß in die Flucht schlugen. B. fand ein Asyl in Osterreich, aber erst nachdem er dem Herzoge Friedrich II. seine Schätze ausgeliefert und drei Komitate abgetreten hatte. Als die Mongolen 1242 auf die Nachricht vom Tode ihres Chans Ungarn wieder verließen, kehrte B. in das Land zurück und ließ es jetzt seine Sorge sein, durch Wiederaufbau der zerstörten Orte und Herbeiführung neuer Ansiedler die Spuren der durch die Mongolen angerichteten Verheerungen

zu vermischen. Schon 1246 war er wieder stark genug, um Friedrich durch die Niederlage, welche er diesem bei Wiener-Neustadt beibrachte, die ungastliche Aufnahme zu vergelten. Sodann schlug er 1262 einen neuen Versuch der Mongolen, in Ungarn einzufallen, siegreich zurück. V. starb 1270, nachdem noch die Empörungsvorläufe seines Sohnes Stephan ihm die letzten Lebensjahre verbittert hatten.

Belad (arab., Plural von Biled), der Bezirk, kommt oft in geogr. Namen vor, wie: Belad-Bescharah, eine größtenteils von Drusen bewohnte Gebirgslandschaft im asiat.-türk. Vilajet Scham (Syrien); Belad-el-Scherid, der südwestl. Teil von Tunis, s. Biledulgerid; Belad-es-Sudan, soviel wie Sudan; Belad-el-Tekrar (b. h. Land der zum Islam Übertritten, im Gegensatz zu Belad-el-Meschur, dem südl. Seidenländern) ist Palästina oder Nigritien, s. unter Sudan.

Belad el-Amian oder Yin, Hauptstadt von **Belagerung** ist gleichbedeutend mit dem methodischen oder förmlichen Angriff einer Festung und bedingt die systematische Zerkörung der Verteidigungsmittel des belagerten Ortes und das gebotene Vorgehen gegen denselben. Das Nähere s. unter Festungskrieg.

Belagerungsartillerie hat in der Regel keine feste Organisation, sondern wird nach Bedarf aus den Truppenteilen der Fuß- oder Festungsartillerie gebildet, auch kann Feldartillerie mit zu dem Dienst der B. herangezogen werden. Das Nähere s. u. Artillerie und Festungskrieg.

Belagerungsgeschütze unterscheiden sich von den Feldgeschützen, abgesehen von der Auswahl der Geschüßarten und Kaliber, vornehmlich durch die Lafetterung, welche die Aufstellung hinter hohen Brustwehren begünstigt. Die Beweglichkeit wird erst in zweiter Linie betont. Die V. haben viel Übereinstimmung mit den auf offenem Walde zu placierenden Festungsgeschützen. (S. Artillerie, Festungskrieg und Geschütze.)

Belagerungsmünzen (numi obsidionales) sind Notmünzen, welche in belagerten Festungen zur Besoldung der Truppen geprägt worden sind. Einige hat man auch nachher zur Erinnerung an dergleichen Vorfälle geschlagen. In der Regel sind es sog. Klippen (s. d.).

Belagerungspark heißt die Ansammlung der Belagerungsbedürfnisse vor der zu belagernden Festung; derselbe zerfällt in den Artillerie- und in den Ingenieurpark. Zu ersterem zählen vor allem die Geschütze, welche gegenwärtig nur gegogene sind, namentlich 9-, 12-, 15- und 21-Centimeter-Kanonen und 9-, 15- und 21-Centimeter-Mörser. Die Geschütze mit den zugehörigen Fahrzeugen und Maschinen bilden den Geschüßpark; außerdem umfaßt der Artilleriepark noch das Laboratorium, die Munitionsmagazine, die Batteriebaumaterialien- und Schanzengedepôts, die Handwerks- und Materialienhöfen und einen Munitionsfuhrerpark. Der Ingenieurpark enthält die Materialien und das Schanz- und Werkzeug für den Sappeur- und Mineurdienst sowie Werkstätten, Zimmer- und Arbeitsplätze. Jeder Park hat seinen Direktor oder Kommandeur mit dem notwendigen Verwaltungspersonal zur Seite. Bei der Wahl des Ortes für den V. ist eine Hauptbedingung auf die günstigste Lage zu den Eisenbahnverbindungen zu nehmen; nöti-

genfalls wird derselbe durch Schienenwege in Anschluß mit der Hauptverbindungsline versetzt. (S. Festungskrieg.)

Belagerungsstrain nennt man die zum Transport nach dem Bestimmungsorte verladenen Belagerungsbedürfnisse; speziell versteht man darunter auch das zur Belagerung von Festungen bestimmte, schon im Frieden vorrätig gehaltene Material.

Belagerungszustand oder **Belagerungsstand** (Lat. de siege) ist derjenige seiner Natur nach immer vorübergehende Zustand einer Festung oder Ortschaft, der kraft einer besonders öffentlichen Verkündung der obersten örtlichen Militärkommandatur eintritt, wenn der Ort von der Belagerung gegen den Angriff des Feindes gehalten werden soll und die militärischen Zwecke und Bedürfnisse alle sonstigen Verhältnisse und Rücksichten vorüberwiegend beherrschen, daß auch für die Bevölkerung die Militärgewalt, die Kriegsgefeße (Martialgesetze) und Kriegsgerichte ganz oder teilweise an Stelle der bürgerlichen Gesetze und der normalen richterlichen wie polit. Autoritäten treten. Bei ein ganzem Bezirk in B. versetzt, was dann zu geschehen pflegt, wenn man wegen der ungünstigen Befinnung der Bevölkerung nachteilige Einflüsse auf die Truppen und die militärischen Operationen fürchtet, so nennt man es **Kriegsstand**. Hieraus ergibt sich, inwiefern dieser Kriegsstand h. von dem allgemeinen Kriegszustand eines Staates, wobei auch die Begriffe des Krieges und des Kriegsschauplatzes in Betracht kommen, im Gegensatz zu dessen Friedenszustand unterschieden, der auch mit demselben verwandt ist. Bei dem Kriegsstande in dem angegebenen Sinne kommen offenbar polit. Momente zur Geltung. Wenn man schon Lode die Ansicht aufstellt, ein die Verfassung verletzender König sei als im Kriege mit der Nation anzusehen, so lag es nahe, auch umgekehrt, in Fällen eines drohenden oder ausgebrochenen Volksaufstandes, von seiten der Regierung die Analogie des Kriegs in Anwendung zu bringen und die betreffenden Orte oder Gegenden unter Ausnahme der normalen Autoritäten und Gesetze in den B. oder Kriegsstand zu versetzen (sog. politischer B. oder Kriegsstand). In diesem Sinne gehört der B. unter den allgemeinen Begriff der freiheitsbeschränkenden Ausnahmevorschriften, wie auch die Ausnahmegefeße (s. d.) und Ausnahmegerichte sowie die Verkündung des Standrechts (s. d.), ist aber umfassender und drückender als diese. Auch die Verkündung der Ausruhrakte zählt hierzu. In Lage der unter dem V. stehenden Personen ist noch über als die der feindlichen Bewohner eines okkupierten Bezirks, da diese wenigstens unter dem Schutze des Völkerrechts stehen. Gerechtfertigt kann der politische B. nur durch einen wirklichen Zustand und durch ernste und nahe Gefahren werden; denn der B. vermindert die Garantie einer gerechten Rechtspflege, hindert die Freiheit der Bewegung und lähmt den Verkehr. Derselbe kann also dem leicht zu Parteizwecken mißbraucht werden. Darum haben sich auch manche politisch vorsichtige Völker (z. B. die Engländer) mit mäßigen Ausnahmevorschriften begnügt (Suspension der Habeas-Corpus-Akte) und selbst diese an rechtliche Beschränkungen gebunden. Andere Völker, in folgerichtiger Anwendung der modernen Staatsdoktrin, wenigstens eigene Gesetze, welche die Voraussetzungen, Formen, Wirkungen und

Dauer des B. genauer bestimmen. Die gesetzliche Ordnung des B., mit welcher die Franzosen seit der Revolution zuerst vorgegangen sind, erscheint jedoch nicht nur als ein Versuch, auf der äußersten Grenzwelt zwischen dem Besten einer Rechtsordnung und der Herrschaft der Gewalt der ersten das Übergewicht zu verschaffen. Gleichwie aber ohne Zweifel der Belagerungs- oder Kriegszustand schon vor den Versuchen gesetzlicher Normierung in Anwendung gekommen ist (wie z. B. bei der Tiltatur), so wird auch keine Art von gesetzlicher Bestimmung desselben für sich allein übergriffe und mißbräuchliche Anwendungen immer zu hindern vermögen. Vgl. außer den völkerechtlichen Werken von Hefster, Bluntschli u. s. w. Anklagen, »A treatise on Martial Law« (Lond. 1866).

Belani, Schriftstellerischer Pseudonym von Karl Lubw. Häberlin (s. d.).

Belbels, Belbels, eine Kreisstadt der Provinz Scharieh in Unterägypten, 48 km im NNO. von Kairo, am Rande der Wüste, an der großen Karawanenstraße nach Syrien und an der Eisenbahn von Kairo nach Suez gelegen, war ehemals bedeutender und hat jetzt wenig über 6000 E., deren Hauptgeschäft der Feldbau ist. B. wurde 1163–64 von den Kreuzfahrern unter König Amalrich in Verbindung mit dem Sultan Schawer drei Monate lang gegen Schirsh und Saladin belagert und 3. Nov. 1168 von Amalrich erobert und zerstört. Bonaparte nahm sie 1798 und ließ die Erdwälle davor selbst verstärken. Etwa 16 km im NNO. der Stadt, ganz nahe südlich von Zagazig, liegen die Ruinen Tell Basta, der berühmten Stadt Bubastis (s. d.), Batumos oder Bithom (im Lande Gosen), welches durch Ironarbeit der Hebräer erbaut war, und von welchem in östl. Richtung der alte Königsalan (Amais Trajan) durch das Wadi Zumarit führt.

Belbuck, Dorf mit 143 E. bei Treptow a. d. Rega, in der preuß. Provinz Pommern, Kreis Greifenberg. Das früher unweit gelegene, 1170 von Kasimir I. gegründete Kloster, das bald sehr reich und mächtig wurde, nahm schon 1520 unter dem Abte Joh. Woldekan Luthers Lehre an und that viel zur Verbreitung derselben.

Belchen (frz. Ballon), die deutsche Bezeichnung für einzelne höhere Berge der Vogesen im Oberelsaß und des Schwarzwaldes. Der B. im Schwarzwald ist der zweithöchste Berg dieses Gebirgs, ein 1373 m hoher, schroff ansteigender Keel, welcher eine herrliche Aussicht über den Schwarzwald und die Haupte Alp, nach den Vogesen und den Alpen gewährt. Er liegt im Amt Schönau des bad. Kreises Lörrach, am Ausgange des Münsferrthals, 20 km südwestlich vom Feldberge. Der 1100 m hohe Belchenpaß führt aus dem Münsferrthale über die Grinne in das Wiesenthal. Über die verschiedenen B. im Elsaß s. Ballon.

Belchenste, f. unter Ballon.

Belcher (Sir Edward), engl. Seefahrer, geb. 1799, trat 1812 als Rissbirman in die königl. Marine, wohnte 1816 dem Bombardement von Algier unter Lord Exmouth bei, wurde 1819 Lieutenant, machte, 1825 dem Kapitän Beechey beigegeben, dessen Reise nach der Beringsstraße mit und an der Spitze nach seiner Rückkehr 1829 zum Kommandeur. Nachdem er an der afrikl. Küste und beim engl. Geheißwader in Portugal gedient, ward er 1836 an Beechey's Stelle Beischlöhhaber des Schiffs Sulphur,

mit dem er eine Reise um die Welt ausführte, die bis 1842 dauerte. Während derselben beteiligte er sich auch an den Operationen gegen die Chinesen, indem er den Kantonfluß hinauffegelte und 23 Kriegsschiffen zerstörte. Den Bericht über diese Expedition, für welche er mit der Ritterwürde und dem Range als Postkapitän belohnt wurde, enthält sein »Narrative of a voyage round the world« (2 Bde., Lond. 1843). Bald darauf wurde er mit der Korvette Samarang zur Aufnahme der Küsten des Indischen Oceans ausgesandt. Er beschrieb diese Unternehmung in der »Voyage of the Samarang to the Eastern Archipelago« (2 Bde., Lond. 1846). Die letzte Expedition B.s wurde 1852 zur Aufhebung Franklin's unternommen. Diese mißglückte aber vollständig und er mußte 1854 mit Verlust seiner Schiffe nach der Heimat zurückkehren. Deshalb vor ein Kriegsgericht gestellt, wurde er freigesprochen und verteidigte sich später in der Schrift »The last of the Arctic voyages« (2 Bde., Lond. 1855) gegen die wider ihn erhobenen Anklagen. Durch Anciennetät stieg er 1864 zum Kontre-admiral der roten Flotte und 1866 zum Vize-admiral auf. Seitdem veröffentlichte er noch »The great equatorial current, misnamed Gulf-Stream« (1871). Er starb 18. März 1877 zu London.

Belchitz, Stadt und Distrikthauptort in der span. Provinz Saragossa (Aragonen), 51 km im SSO. von der Provinzialhauptstadt, links von dem zum Ebro gehenden Flusse Aguas-vivas, in 465 m Höhe, zählt (1877) 5262 E. In den Tagen vom 16. bis 18. Juni 1809 erstürmte Marschall Suchet das hier befindliche besetzte Lager der Spanier unter Blake.

Belcredi, altes, ursprünglich oberital. Adelsgeschlecht, jetzt in Mähren und Schlesien begütert. Der Chef des Hauses ist Gabert, Graf von B., hervorragendes Mitglied der Feudalpartei. B. ist geb. 2. Sept. 1816, diente früher in der Armee und trat 1834 die Güterverwaltung des Grafenhaus an. Er wurde wiederholt von dem feudalen Großgrundbesitz Mährens in den mähr. Landtag gewählt, wo er die Politik der feudalen und der slav. Minder mit großer Entschiedenheit vertrat. Der Landgemeindenbezirk Brunn-Bischau wählte ihn 1873 in den Reichsrat, dem er als »Deklarant« fern blieb; in der Session 1874 unterlag er bei der Wahl gegen seinen geg. Gegner, 1879 wurde er aus der Kurie des mähr. Großgrundbesitzes in den Reichsrat gewählt. — Sein jüngerer Bruder, Richard, Graf von B., geb. 12. Febr. 1823, wurde 1861 zum Leiter der Landesbehörde in Schlesien, 1862 zum Landeschef von Schlesien, 1863 zum Vizepräsidenten der böhm. Statthalterei, 1864, gleichzeitig zum Geh. Rat befördert, zum Statthalter von Böhmen ernannt. Im J. 1860 in den böhm. Landtag und von diesem in das Abgeordnetenhaus gewählt, wohnte er der ersten Reichsratssession in den J. 1861 und 1862 bei. Am 27. Juli 1865 wurde B. zum Staatsminister und Ministerpräsidenten ernannt, bildete das »Freigrafenbabinett« und leitete im Sept. 1865 die Verfassung (= frei ist die Bahn!), was die Opposition der verfassungstreuen Landtage hervorrief. Der von B. geplante »außerordentliche« Reichsrat kam nicht zu Stande und B. fiel infolge dieser Opposition und der unglücklichen Ereignisse von 1866, da der Kaiser die Reaktivierung der Februarverfassung und die Herstellung des Ausgleichs mit Ungarn

befchlossen hatte. Er erhielt seine Entlassung am 7. Febr. 1867 und lebte hierauf zu Gmunden. (S. Oesterreichisch-Ungarische Monarchie.) Nach fast 15jähriger Zurückgezogenheit wurde B. im Okt. 1881 zum Präsidenten des Verwaltungsgeschichtshofs und im Nov. 1881 zum Mitgliede des Herrenhauses des österr. Reichsraths auf Lebenszeit ernannt.

Belede, Flecken in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk und Kreis Arnberg, an der Rhöne, die bei Neheim rechts in die Ruhr fließt, 24 km im NNO. von Arnberg, zählt 1066 E. und hat ein Buddlings- und Drahtwalzwerk nebst Drahtzieberei, ferner einen Sauerbrunnen mit beschutter Badeanstalt.

Belehnung (Investitur nach Lehnrecht) ist der feierliche, vor dem Lehnshofe zu vollziehende Akt, durch welchen das Lehnverhältnis dinglich (Leibe) und persönlich (Huldigung) begründet wird. Sie charakterisiert sich als Lebenserrichtung (constitutio feudi), wenn ein neues Lehn begründet wird, oder als Lehnserneuerung, indem bei jedem Wechsel in der Person des Lehnsherrn oder des Vasallen dieselbe, trotz der Erblichkeit des Lehnverhältnisses, erneuert werden muß, was man renovatio feudi nennt. Mit der V. waren sonst sehr zahlreiche Symbole (z. B. Fahne bei Fahnenlehn), je nach partikularem Recht und nach Art des Lehngegenstandes verschieden, verbunden, die nimmehr jedoch meist ganz außer Gebrauch gekommen sind. Auch pflegt man sich gegenwärtig, wo der Lehnverband entweder durch Aufhebung oder durch Modifikation in vielen Ländern ganz oder größtenteils beseitigt ist und die erhaltenen Reste des Lehninstituts nur noch in hinsichtlich der Erbfolge u. s. w. eigentümlich modifizierten Grundbesitzverhältnissen bestehen, bei der V. meist der Stellvertreter zu bedienen. Die V. allein gibt das dingliche Recht am Lehn, aber weder den Besitz noch diejenigen Rechte, welche nach Landesgesetzen nur durch die Eintragung in die öffentlichen Bücher begründet werden; hierzu ist vielmehr besondere Besitzübertragung und Inskription erforderlich. Der V. geht voraus der Lehnvertrag (Kauf, Tausch oder Schenkung u. dgl.). Für die empfangene V., über welche verschiedene Urkunden, z. B. der Lehnbrief, die Lehninnumeralemente, der Gegenbrief, vorkommen, hat der Vasall gewöhnlich bestimmte Abgaben (Laudemien) zu entrichten. Wird mehreren Personen an derselben Sache gleichzeitig eine V. erteilt, so heißt dies Mitbelehnung. Diese kann stattfinden entweder nach langobard. Lehnrecht, d. h. nach den Grundgesetzen des röm. condominium, also nach ideellen Anteilen, oder nach deutschem Recht »zu gesamter Hand«, d. h. so, daß das Lehngut reell und ideell ungeteilt bleibt, die Gesamtlehnsherrn aber in ihrem Verhältnisse zum Herrn durch einen Lehnsträger vertreten werden. Dem Zwecke nach mit dieser Lehren V. oerwand ist die in neuerer Zeit bisweilen verbotene Coentualbelehnung, d. h. eine oollständige, aber durch den künftigen Heimfall des Lehns bedingte V., die ihre Wirkung ohne weiteres mit dem Eintritte der Bedingung aufhört. Macht ein Vasall sein Lehn oder einen Teil desselben zum Gegenstande weiterer V., so nennt man dies Aft erbelehnung. (S. Lehn und Lehnswesen.) Aber die V. der Geistlichen, namentlich der Bischöfe mit Ring und Stab und mit dem Scepter, s. unter Investiturstreit.

Belehrungsurteil, Informationsurteil, ein Rechtsgutachten, welches jemand zu seiner eigenen Belehrung in einem zweifelhaften Falle von einem Juristen oder einem juristischen Kollegen einholt.

Beleidigung oder Ehrenkränkung (lat. Injuria) heißt jedes rechtswidrige Verhalten, welches die Persönlichkeit eines andern, insbesondere seine Ehre zu verletzen geeignet und zu einem Zwecke absichtlich (animus injuriandi) geschieht. Unter Einfluß der scholastischen Lehre von der Dole (satisfactio und restitutio famae) fand wegen U. ein Antrag auf Privatgenugthun statt, bestehend in Ehrenerklärung, Widerruf und Abbitte, oder, im Anschluß an die röm.-rechtliche actio injuriarum aestimatoria, auf Verurteilung, bestehend in Geld- oder geringer Freiheitsstrafe statt; in einigen Staaten konnte beides kombiniert werden.

Das Deutsche Reichs-Strafgesetzbuch, welches in XI. II, Abschn. 14 (§§. 185–200) von der V. handelt, bedroht in §. 185 die einfache V. mit Geldstrafe bis zu 600 Mark oder mit Haft oder Gefängnis bis zu einem Jahr, die mittels Thätlichkeit begangene aber mit Geldstrafe bis zu 1600 Mark oder Gefängnis bis zu zwei Jahren und in §. 186 in eben dieser Abstufung die nicht öffentlich geschehene Beleidigung oder Verbreitung einer nicht erweislich wahren Thatsache, welche den Betreffenden vorzüglich zu machen oder in der öffentlichen Meinung herabwürdigend geeignet ist, und andererseits die Thätlichkeit geschehene. Es trennt davon (§. 187) die sog. verleumderische V. (s. Verleumdung), lenkt die Verbalinjurien (V. durch Wort, Schrift, Abbildung u. s. w.) wie Realinjurien (V. mittels Thätlichkeit), bei welchen letztern, sobald die Realinjurie als wirkliche Mißhandlung erscheint, eine Konkrektion von V. und Körperverletzung angenommen wird, während bei erstern den Beweis der Wahrheit (exceptio veritatis) aus, wenn der Beleidigte wegen der ihm vermerkten Handlung von der Behauptung der Verbreitung rechtsstraflos freigesprochen ist (§. 190), und läßt den gefährten Beweis der Wahrheit in Verurteilung nicht ausschließen, wenn das Verhalten einer V. aus der Form der Beleidigung oder Verbreitung oder aus den Umständen, unter welchen sie geschah, hervorgeht (§. 192). Auf letzteres wird ebenfalls Rücksicht genommen bei einzelnen Urteilen über wissenschaftliche, künstlerische, p. werbliche Leistungen, Äußerungen zur Aufklärung oder Berteligung von Rechten oder Wahnelementen berechtigter Interessen, den Klagen der Vorgesetzten u. dgl. (§. 193). Die Verfolgung tritt nur auf Antrag ein, welcher juridigegogen werden kann (§. 194) und öfters statt des Beleidigten oder mehr von einem Dritten aufsteht (vgl. auch Reichs-Strafprozessordnung §. 414 fg.). Sind Ehefrauen oder unter väterlicher Gewalt stehende Kinder beleidigt worden, so haben sowohl die Beleidigten als deren Ehemänner und Väter das Recht auf Beleidigung anzutragen (§. 195). Wenn die V. gegen eine Behörde, einen Beamten, einen Religionsdiener oder ein Mitglied der bewaffneten Macht, während sie in Ausübung ihres Berufs begriffen sind, oder in Beziehung auf ihren Beruf begangen ist, so haben außer den unmittelbar Beteiligten auch deren rechtliche Vorgesetzte das Recht, den Straf Antrag zu stellen (§. 196). Einem Antrags bedarf es nicht, wenn die V. gegen eine gesetzgebende Versammlung des Reichs oder eines Bundesstaats oder gegen

eine andere polit. Körperschaft begangen worden ist. Dieselbe darf jedoch nur mit Ermächtigung der beleidigten Körperschaft verfolgt werden (§. 197). Wird eine B. auf der Stelle erwidert, so kann der Richter beide Beleidiger oder einen derselben straflos erklären (Straflosencompensation, §. 199). Wird wegen einer öffentlich oder durch Verbreitung von Schriften, Darstellungen oder Abbildungen begangenen B. auf Strafe erkannt, so ist dem Beleidigten die Befugnis zuzusprechen, auf Kosten des Beleidigers dies öffentlich bekannt zu machen; auch wird ihm auf Kosten des Schuldigen eine Ausfertigung des Urteils erteilt (§. 200). Im Falle des §. 186 und bei der verleumderischen B. (§. 187) kann auf Verlangen des Beleidigten, sobald die B. nachteilige Folgen für die Vermögensverhältnisse, den Erwerb, das Fortkommen des Beleidigten mit sich bringt, neben der Strafe auf eine an den Beleidigten zu erlegenden Buße bis 6000 Mark erkannt werden, welche die Geltendmachung eines weiteren Entschädigungsanspruchs ausschließt (§. 188). Um B. als vorhanden annehmen zu können, muß die zu beleidigende Person hinreichend kenntlich gemacht sein, wobei es gleichgültig ist, ob derselben das Bewußtsein der Ehre und Verletzung innewohnt oder nicht. Die B. kann sich richten gegen einen Komplex von physischen Personen, welche unter einer Gesamtschuldung zusammengefaßt werden; sie kann auch gleichzeitig B. mehrerer enthalten. Den physischen Personen sind vom Verleumdungsgesetz politische (staatsrechtliche) und kirchliche Körperschaften, während bei privatrechtlichen jurist. Personen eine Kreditgefährdung vorkommen kann. Der Ehrenverletzung wird angedroht im §. 189 die Beschimpfung des Adels als des Verstorbenen, welche mit Gefängnis bis zu sechs Monaten, bei mildern Umständen mit Geldstrafe bis zu 500 Mark, bestraft wird. Die Verfolgung tritt auf Antrag der Eltern, der Kinder oder des Ehegatten des Verstorbenen ein.

Die B. gegen den Kaiser, den Landesherren und einen Bundesfürsten (die sog. Majestätsbeleidigung) ist in besonderen Abschnitten (Zl. II, Abschn. 2 u. 3, §§. 94—101) behandelt. B. des Kaisers und des Landesherren wird mit Gefängnis nicht unter zwei Monaten oder mit Festungshaft bis zu fünf Jahren bestraft (§. 95). Thätliche B. gegen den Kaiser und den Landesherren wird mit lebenslänglicher Zuchthausstrafe oder lebenslänglicher Festungshaft, in minder schweren Fällen mit Zuchthaus (oder Festungshaft) nicht unter fünf Jahren bestraft; sind mildern Umständen vorhanden, so tritt Festungshaft nicht unter fünf Jahren ein (§. 94). B. von Mitgliedern des landesherrlichen Hauses wird mit Gefängnis (oder Festungshaft) von einem Monat bis zu drei Jahren bestraft (§. 97). Thätliche B. gegen ein Mitglied des landesherrlichen Hauses wird mit Zuchthaus (oder Festungshaft) nicht unter fünf Jahren, in minder schweren Fällen mit Zuchthaus (oder Festungshaft) bis zu fünf Jahren bestraft (§. 96). Die B. eines Bundesfürsten (außer dem Kaiser) wird mit Gefängnis (oder Festungshaft) von einem Monat bis zu drei Jahren bestraft; die Verfolgung tritt nur mit Ermächtigung des Beleidigten ein (§. 99). Thätliche B. eines Bundesfürsten (außer dem Kaiser) (§. 94) wird mit Zuchthaus (oder Festungshaft) von zwei bis zu zehn Jahren, bei mildern Umständen mit Festungshaft von sechs

Monaten bis zu zehn Jahren bestraft (§. 98). B. des Regenten eines Bundesstaats wird mit Gefängnis (oder Festungshaft) von einer Woche bis zu zwei Jahren bestraft; die Verfolgung tritt nur mit Ermächtigung des Beleidigten ein (§. 101). Thätliche B. gegen ein Mitglied eines bundesfürstlichen Hauses (außer dem Kaiser) (§. 96) wird mit Zuchthaus (oder Festungshaft) bis zu fünf Jahren, bei mildern Umständen mit Festungshaft von einem Monat bis zu drei Jahren bestraft (§. 100).

Die franz. Gesetzgebung unterscheidet zwischen der schwerern Form der diffamation und der leichtern der injure, Belgien zwischen calomnie, diffamation, outrage und injure. Eigentümlich ist das engl. Recht; dieses kennt keinen strafrechtlichen Schutz bei einfachen B. Wer dagegen durch eine mündliche Äußerung eines andern, die ihm nachteilig lautet, um einen taxierbaren Vorteil gekommen, kann unter Nachweisung dieses special damage wegen slander auf Entschädigung klagen. Hat jene Äußerung dem Kläger ein Verbrechen, um dessentwillen er angeklagt werden könnte, vorgeworfen, oder eine ansteckende Krankheit, oder bezog sie sich auf das Amt, das Geschäft, oder die Profession des Beleidigten, oder auf etwaige Enterbung (z. B. das Wort »bastard«), so braucht kein special damage nachgewiesen zu werden. Handelt es sich um schriftliche oder bildliche Verspottungen, so liegt libel (s. d.) vor.

Vgl. Köstlin, »Abhandlungen aus dem Strafrecht« (Tab. 1858); Freudenstein »System des Rechts der Ehrenkränkungen« (Hannov. 1880); Baumeister, »über Injurien« (Berl. 1880).

Belem, eine Vorstadt von Lissabon, s. Lissabon.
Belem, Hauptstadt der brasil. Provinz Para (s. d.).

Belemniten heißen die kalfigen, spiktonischen, oft fingerförmig oder zapfenartig gestalteten und deshalb vom Bolle als Donnerkeile oder Teufelsfinger bezeichneten Reste gewisser, jetzt ausgestorbener Tintenfische. Es sind unsern Septentriolen analoge Kalkauscheidungen innerhalb des Mantels der genannten Meerestiere. Abgesehen von ihrer auffälligen Gestalt, ist ihre radialstrahlige Zusammensetzung aus lauter rechtwinklig auf der Längsachse stehenden Kalkfasern ein charakteristisches Kennzeichen für diese organischen Reste. Während das untere Ende derselben in eine Spitze ausläuft, ist das obere abgestumpft und trägt meist eine spiktonische Vertiefung (die Alveolarhöhle, in der eine kegelförmige Röhre (die Alveole) steckt, die durch überglassähnliche Scheidewände in eine Anzahl horizontaler Luftkammern geteilt ist. Um diese Alveole legt sich ein



Fig. 1.

Fig. 2.

nur in seltenen Fällen erhaltenes hartes Blatt und breitet sich nach oben zu dem eigentlichen hornigen

Schulp aus, wie ihn in ähnlicher Form der lebende Soligo besitzt. Die umstehende Abbildung zeigt in Fig. 1 einen Belemnites haastatus, in Fig. 2 einen Belemnites giganteus. Die Belemniten lebten ausschließlich während der Jura- und Kreideperiode, waren aber damals durch sehr zahlreiche Arten vertreten, welche treffliche Erkennungszeichen für die einzelnen Unterabteilungen der betreffenden Formationen abgeben.

Belénçes, Marktflecken in einem schönen Thale an der Schwarzten Küste im Komitate Bihar in Ungarn, zählt 3200 E., Magyaren und Rumänen, von denen erstere sich zur reform., letztere teils zur griech.-kath. (unierten), teils zur griech.-orient. (nicht-unierten) Kirche bekennen. Es befindet sich hier ein rumän. Obergerichtshaus, ein königl. Gerichtshof und ein Bezirksgericht. Der griech.-kath. Bischof von Großwardein hat hier seinen Sommerf. B. ist durch sein reichliches Obst und seine beleuchteten Viehmärkte berühmt. Am nördl. Ende des Marktfleckens trifft man noch Reste des alten Schlosses.

Bol-esprit (fr.), Schöngest.

Bol-étage (fr.), Hauptgeschloß, das erste Stockwerk über dem Parterre.

Beleuchtung nennt man in der bildenden Kunst das Maß und die Stärke, sowie die Art des Lichts, welches man den Kunstobjekten zukommen läßt, um dieselben ihrer Eigenthümlichkeit entsprechend für das Auge wirksam zu machen. Ferner bezeichnet man damit die in einem Gemälde selbst abbildlich wiedergegebene Lichtwirkung. Ihre wirkungsvolle Darstellung ist ebenso wohl ein Objekt des Studiums als der Virtuosität, welche letztere sich entweder in der Potenzierung des Glanzes darlegt, wie sie neuere Maler, z. B. A. Riedel in seinen südl. Genrebildern oder G. Hildebrandt in seinen Darstellungen wärmerer Zonen, zu geben pflegen, oder sich in der Überwindung der Schwierigkeiten versucht, die eine verschiedenartige, zugleich wirkende B. darbietet, wie z. B. Mondlicht, Feuerflamme, Fackel und Lichtschein zusammen. Solche Bilder bietet schon die Niederländische Schule dar, in der sich auch Meister wie Schallens damit beschäftigten. Letzterer malte fast ausschließlich Bilder mit Lampenbeleuchtung. Eine besondere Gattung der B. im Bilde ist das Halbdunkel oder Clair-obscur (s. d.). In Sammlungen oder Museen kommt am meisten die Seitenbeleuchtung zur Anwendung, um die Spiegelung von den Fenstern zu vermeiden. Aus demselben Grunde hat man in Museen, jedoch nicht mit durchaus günstigem Erfolge, B. von der Decke angeordnet. Zur B. plastischer Werke ist das Oberlicht durchaus ungenügend. Künstlerwerthkatten legt man so an, daß das Licht von Norden einfällt, um eine gleichmäßige B. zu haben.

Beleuchtung und Beleuchtungsapparate. Die Mittel zur Hervorbringung eines dauernden künstlichen Lichts können seit durchgängig auf einen Verbrennungsprozeß zurück, würden also sehr zahlreich sein, wenn nicht die praktische Benutzbarkeit von Erfüllung mehrerer Bedingungen abhinge, die sowohl die Zahl der Leuchtmaterialien (Leuchtstoffe) als der zur Verbrennung dienenden Vorrichtungen (Beleuchtungsapparate) einschränken. Wohlfeilheit, Einfachheit und Bequemlichkeit der Apparate sind Hauptbedingungen, und weit eher verzichtet man auf die höchste Schönheit (Reinheit und Weiße) sowie große Stärke des Lichts, wenn nur unverhältnismäßige Kostenpiegigkeit und zu künst-

liche Vorrichtungen vermieden werden. In dem Bestreben, die entsprechenden Beleuchtungsmittel aufzufinden, hat man selbst künstliche Lichtquellen aufgesucht, die nicht auf der Verbrennung, sondern auf den unter gewissen Umständen höchst intensiven sich ändernden Glühungserscheinungen beruhen; diese hat sich für die praktische Anwendung in Großen fast ausschließlich das Prinzip der Verbrennung bewährt; erst in neuester Zeit tritt die elektrische Beleuchtung für gewisse Zwecke mit der gewöhnlichen in erstere Konkurrenz. Bei der gewöhnlichen Beleuchtung muß nicht nur die Verbrennung mit Flamme geschehen und eine längere Zeit mit großer Gleichförmigkeit unterhalten werden können, sondern das entwickelte Licht muß zugleich den genügenden Grad von Helligkeit haben. Durch diese Erfordernisse sowie durch den Umstand, daß die Materialien nicht zu kostspielig sein und bei ihrer Anwendung keine unangenehmen oder gar gefährlichen Wirkungen äußern dürfen, bekränken sich die mit mehr oder weniger praktischer Zwecklichkeit begabten Lichtstoffe etwa auf folgende: 1) Fette, als: Ole verschiedener Art, sowohl aus dem Pflanzenreiche (Baumöl, Rüböl u. s. w.) als aus dem Tierreiche (Thran, Walratöl); Talg und talghaltige Pflanzenfette (z. B. Kolossnöl, Palmnöl); sowie die daraus gezogenen Produkte, welche teils fest (Stearin, Balmutin, Stearinsäure und Palmitinsäure), teils flüssig (Olein und Ölsäure) sind. 2) Wachse. 3) Walrat. 4) Harze (besonders Bals). 5) Ätherische Ole, nämlich Terpentinöl (unter dem Namen Kampfin), Erd- oder Steinöl (Petroleum), die flüssigen und festen Produkte der trockenen Destillation der Braunkohle und des Torfs (Wassergas, Solaröl und Paraffin). 6) Ein Gemisch von reinem Weingeist mit rektifiziertem Terpentinöl (der sog. Leuchtspiritus). 7) Das Leuchtgas, welches aus Steinkohlen, Holz, gewissen Braunkohlen, Zuck. Bogheadkohle, Petroleum, Öl und Harz durch Destillation gewonnen wird. Sonach sind die Beleuchtungsmaterialien teils feste Körper, teils flüssig leiten, teils Gase. Wenn man vom Festen absteht, das in Beschpannen und an Fackeln zur Verwendung kommt, werden die der ersten Art regelmäßig in Gestalt von Kerzen angewendet. Die flüssigen Beleuchtungsmaterialien hingegen werden in den verschiedenen Arten von Lampen gebraucht. Letztere unterscheiden sich in solche, bei denen der Docht den flüssigen Brennstoff direkt bis in die Flamme führt, und in solche, bei welchen der Docht den Brennstoff nur so weit zur Flamme erhebt, daß er durch die Hitze der Flamme in Dampf verwandelt wird, worauf sich dann der Dampf entzündet und die Flamme unterhält. Diese zweite Art Lampen (Dampflampen) ist für sehr flüchtige Brennstoffe, namentlich für Leuchtspiritus geeignet. Annehmungsweise gebraucht man auch Lampen ohne Docht. (S. Lampen.) Das brennbare Gas bedeutet, um zur Erleuchtung verbrannt zu werden, leucht vorbereitenden Erziehung. (S. Gasbeleuchtung.) Jede Flamme ist eine im Brennen begriffene Gas- oder Dampfmasse. Bei der Gasbeleuchtung wird der brennbare gasförmige Stoff schon vorher gebildet und gereinigt an die Verbrauchsstelle gebracht. Daher die große Einfachheit des hier angewendeten Verbrennungsapparats. Wenn aber flüssigkeiten oder feste Körper das Beleuchtungsmaterial abgeben, so haben diese vorläufig einen Zersetzungsprozeß durch die Hitze der Flamme

selbst auszuhalten, vermöge dessen sie sich in eine Gas- und Dampfmenge von entzündlicher Beschaffenheit umwandeln, und damit dies auf die vorteilhafteste Weise, nämlich unter der größtmöglichen Lichtentwidelung ohne Rauch und Qualm, statthabe, sind eigene Vorrichtungen nötig. Die Kerzen sowie die aus einem Elgäße mit darin direkt angebrachtem Dochte bestehenden Lampen leisten die beabsichtigte Wirkung in einfacher, allein auch häufig in so unvollkommener Weise, daß mittels derselben die Lichtentwidelungsfähigkeit des Brennstoffs nur unvollständig nutzbar gemacht wird. Die Ursache dieser Mangelhaftigkeit liegt zunächst wesentlich in der Beschaffenheit des Dochtes und in der Art, wie sowohl der Brennstoff als die das Verbrennen unterhaltende Luft der Flamme zugeführt wird. Am besten geschieht dies durch die gewebten, flachen, bandförmigen oder hohlen, röhrenförmigen Dochte. Namentlich verdienen die letztern den Vorzug, weil vermöge der Röhrengestalt des Dochtes die Zersetzung und Verdampfung des Brennstoffs auf eine dünne, ringförmige Schicht beschränkt wird und zufolge des innern Luftzugs die Verbrennung ebenso gut auf der Innenseite dieses Flammenrings als auf dessen Außenseite statthindet, sodas der dunkle und dampferfüllte Raum, welcher sich bei Kerzen und Lampen mit einfachem, faden- oder schnurförmigem Dochte im Innern der Flamme zeigt, beseitigt ist. Diese äußerst wichtige Verbesserung der Brennapparate in Bezug auf Zuführung der zum Brennen erforderlichen Luft wird noch einflussreicher, indem durch Regulierung die Menge der herbeigeführten Luft genau auf das erforderliche Maß gebracht werden und durch Anbringung des Zugglases, welches die Luft um die Flamme zusammenhält, der schädlichen Abkühlung und dem Nadeln des Flammenkörpers vorgebeugt werden kann. Um endlich der Bildung einer die Flamme verdunkelnden Dichtloble (Schmuppe) zu begegnen, muß man mittels besonderer Einrichtungen das Brennmaterial nötigen, stets bis zu einer bestimmten, unveränderten Höhe anzufeuern, indem nur durch genügende Speisung des obersten Teils des Dochtes dessen Verkohlung verhütet wird. Bei Kerzen erreicht man die Selbstverbrennung der Dichtloble durch eine besondere Art des Flechtens des Dochtes, vermittelt welcher die äußere Spitze stets eine nach außen gekrümmte Gestalt annimmt; hierdurch wird die Spitze in den äußeren, heißesten Teil des Flammenkegels geführt und dort durch den hinzutretenden Sauerstoff konsumiert.

Nicht alle Beleuchtungsmaterialien besitzen eine gleiche Leuchtkraft und Lichtentwidelungsfähigkeit. Zugleich wird auch durch die mehr oder minder zweckmäßige Konstruktion für einen und denselben Brennstoff eine höhere oder geringere Lichtausbeute begründet. Es sind also die verschiedenen Beleuchtungsmittel, weil sie eine sehr ungleiche Leistung in den Tag legen, von sehr ungleichem ökonomischen Werte. Um hierfür einen Vergleichsmaßstab zu haben, mißt man die relative Helligkeit der unter günstigsten Bedingungen brennenden Flammen nach photometrischen Methoden. (S. Photometrie.) Beobachtungen über die relative Leuchtkraft sind in Bezug auf die meisten Brennstoffe wohl vorhanden, doch nicht immer durchaus zuverlässig. Die Flammröhre unterscheiden sich in dieser Hinsicht nur wenig voneinander, wenigstens entwickeln das raschi-

nierie Räböl und Baumöl fast genau dieselbe Menge Licht aus gleicher Gewichtsmenge Substanz, wenn sie unter gleichen Umständen verbrannt werden. Die mineralischen Öle, Petroleum, Solaröl, Phosphogen, haben eine erheblich größere Leuchtkraft. Nach den Versuchen von Franland haben folgende Mengen der Leuchtmaterialien gleiche Leuchtkraft: Paraffinöl 4,5, Petroleum 5,7, Solaröl 5,2, Paraffinölerzen 9,2, Walratkerzen 10,2, Wachskerzen 11,9, Stearinkerzen 12,5, Talgkerzen 16,5 kg.

Wenn auch die Lichtstärke einer Flamme von der durch dieselbe erzeugten Wärme insofern abhängt, als die letztere die Bedingung zur Fortdauer des Brennens ist, so leuchtet doch die heißeste Flamme nur sehr wenig, wenn es in derselben an einem feinsten zerteilen, mit dem Dampf- oder Gasstrom vermengten, festen Körper fehlt, dessen Gläßen gerade das meiste zur Helligkeit der Flamme thun muß. In den Lampen- und Kerzenflammen sowie in den Gasflammen besteht diese Beimengung aus feinen Kohlenstoffteilchen oder aus den Dämpfen schwerer Kohlenwasserstoffe. Eine Weingeistflamme, die an sich wenig sichtbar ist, leuchtet sogleich stärker, wenn man einen dünnen Draht hineinbält, den Weingeist mit etwas Terpentinöl versetzt, u. dgl. Die Flamme des in Gemisch mit Sauerstoffgas entzündeten Wasserstoffgases (Knallgas- oder Hydrogengas- blase) entwickelt einen der höchsten Sitzgrade, leuchtet aber an sich höchst unbedeutend. Wird aber in diese Flamme ein Stück Kall oder Kreide gebracht, so gerät dieses in ein so heftiges Gläßen, daß es mit einem außerordentlich blendenden weißen Lichte leuchtet. Dieses Licht, das zuerst 1825 von Drummond zu Signalen benützt wurde und daher den Namen Drummond'sches Licht erhielt, führt auch den Namen Kalklicht oder Siderallicht (f. b.). Leitet man die Flamme des Knallgasgebläses auf kleine Cylindern von Magnesia, so erhält man das Magnesiaficht, führt man Sauerstoffgas zu einer Lösung von Naphthalin in Petroleumäther, so erhält man das von Philipp in Köln zuerst in Vorschlag gebrachte Carborogenlicht. Das intensive Licht, welches beim Verbrennen von Magnesiumdraht entsteht, ist als Magnesiumlicht (f. b.) vielfach zur Beleuchtung in Vorschlag gebracht worden. Dasselbe ist indes noch zu theuer. Zur Beleuchtung von Bahnhofshallen, großen Arbeitsrälen in Fabriken u. s. w. verwendet man neuerdings mit namhaftem Erfolge das elektrische Licht (f. b.), seitdem durch Siemens u. Halske die zu seiner Herstellung dienenden Vorrichtungen wesentlich verbessert und vereinfacht wurden.

Vgl. die Hand- und Lehrbücher der chem. Technologie von R. Wagner und von F. Knapp, ferner Hofmann's «Bericht über die chem. Produkte auf der Wiener Weltausstellung von 1873» (Braunschw. 1875), sowie Keri und Stohmann (Muspriat), «Encyclopädisches Handbuch der technischen Chemie» (3. Aufl., Art. «Leuchtstoffe», «Petroleum», «Leer»).

Belfast, Municipalsität und Borough, jetzt auch Hauptstadt der irischen Grafschaft Antrim, Provinz Ulster, Knotenpunkt der Belfastnorbahn, der Down- und der Ulsterbahn, liegt im Hintergrunde der schönen Carrickfergus- oder Belfastbai, nahe der Mündung des schiffbaren Lagan, 162 km nördlich von Dublin (1747,5 km von der Stadt liegen in Antrim, 533,6 in Down). B. ist der bedeutendste Fabrikort und nach Dublin die erste Handels- und bevölkerste Stadt Irlands; Handel und Manufaktur

ernähren fast die Hälfte aller Familien. Im untern Teile der Stadt, am Hafen, der durch einen Schiffskanal mit dem großen Landsee *Lough-Neagh* in Verbindung steht, haben Handel und Verkehr ihren Hauptsitz. Hier befinden sich die in den J. 1829—62 mit einem Kossenaufwande von 507 000 Pfd. St. erbauten Dämme. Nach Vertiefung des Kanals 1840 gelangen 6 m tief gehende Schiffe bis an die Quais. Obgleich in niedriger Lage, hat V. doch ein gesundes Klima und gewährt mit seinen weiten und sauberen Straßen einen freundlichen Anblick. Am rechten Ufer des Lagan, den drei Brücken überspannen, liegen die Vorstadt *Ballymacarret*, im S. die neue Vorstadt *Malone* mit vielen schönen Gebäuden, im NW. auf Anhöhen die zahlreichen Fabriken. V. ist eine erfolgreiche Gründung Scott. Presbyterianer, und seine Entwicklung nur mit der amerik. Städte vergleichbar. Im J. 1757 belief sich die Bevölkerung auf 8549, 1831 auf 58278, 1841 auf 75308, 1851 auf 100301, 1861 auf 121602, 1871 auf 174394 und 1881 auf 207671 Seelen. Die Stadt sendet zwei Abgeordnete in das Parlament, ist Sitz eines latb. Bischofs und hat 80 Kirchen, darunter 21 anglikanische, 6 katholische, 28 presbyterianische, 15 für Methodistin und 11 für andere Sekten; ferner einen Gerichtshof, ein Stadthaus, einen Versammlungssaal der Kaufleute und der Handelskammer, eine große, 1785 erbaute Leinwandhalle mit einer Freibibliothek von 18000 Bänden, drei Krankenhäuser (darunter das Armenhospital für 600 und das Kinderhospital für 220 Personen), eine Irrenanstalt, ein Arbeitshaus, ein Versorgungs- und Waisenhaus von 1771 und ein Zellengefängnis, das *Albert-Denkmal*, ein 44,8 m hoher Turm mit Uhr, das neue Zoll- und Posthaus, den *Rags-Markt*. V. hat an Bildungsanstalten: das 1849 eröffnete *Queen's-College* (ohne theol. Fakultät), ein prachtvolles Gebäude im Tudor-Stil, mit 20 Professoren, das 1810 gegründete *Königliche Akademische Institut* mit 400 Schülern, die 1786 gegründete *Velfast-Academy* (lat. Schule), ein Seminar für presbyterianische Geistliche, ein *Methodisten-College* (got. Predigtbau), eine Zeichenschule, eine große *Canasterschule*, die 1788 gegründete *Gesellschaft zur Verbreitung von Kenntnissen*, über 20 Volks- und Armenschulen und viele Privatschulen. Auch besitzt die Stadt drei öffentliche Bibliotheken, einen Verein für Naturgeschichte mit Museum, eine *Gesellschaft für Gartenbau und Pflanzenkunde* mit einem botan. Garten und Museum, eine literarische *Gesellschaft* (seit 1801) mit Museum, zwei medizinische und eine *Gesellschaft für Verbreitung des Glasbaues*. Außerdem hat V. ein Theater, ein großes *Altenhospital* mit 700 Plätzen und ein *Lautsummeninstitut*. Neben vielen *Leinwandfabriken* und *Glasköpingerereien* zählt es auch bedeutende *Baumwollfabriken*, Chem. Fabriken, *Maschinenbauanstalten*, *Eisengießereien*, *Alabastergießereien*, *Mahl-, Öl- und Seifenmühlen*, *Brauereien* u. s. w. Während die *Gerberei* zurückgegangen, steht dagegen die *Seilerei* und die *Segeltuchfabrikation* im Blüte. Im ganzen hat es 272 Fabriken (zu je mehr als 50 Arbeiter) und 700 Werkstätten. Zudem sind zwei große Werften, mit *Segeltuchweberei* und *Laudrehereien*, in voller Thätigkeit. Die Werfte für eiserne Dampfer auf der *Queen's-Insel* beschäftigt 1200 Arbeiter. Den Hauptartikel der Ausfuhr bildet die *Leinwand*, nächst dieser *Baumwollzeuge*.

Große Mengen von Vieh, *Pölsfleisch*, *Schinken*, *Butter* und andere *Nahrungsmittel* sendet V. nach *Liverpool*. Die wichtigsten Artikel der Einfuhr sind *Leinengarn*, *rohe Baumwolle*, *Wollwaren*, *Seidenstoffe* (aus *Schottland*), *Leinsamen*, *Eisen*, *Thee*, *Zucker* u. s. w. Zahlreiche Dampfschiffe unterhalten den Verkehr mit den Häfen *Großbritannien*. Ansehnlich ist der Handel zunächst mit *Wien* und *Glasgow*, dann besonders mit den *Beneluxen* Staaten von *Amerika*, den brit. Kolonien, dem *Mittelmeer*, der *Ostsee* und *Archangel*. Im J. 1879 liefen ein: 7854 Schiffe von 1658026 t.

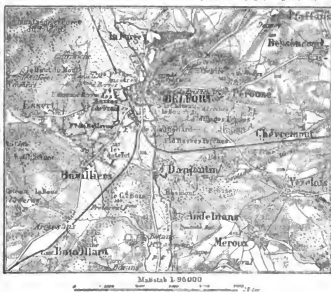
Velfast, Seestadt im nordamerik. Staat *Maine*, in der Nordwestecke der *Penobscotbay* schon gelegen, besitzt einen geräumigen und sichern Hafen und zählt 5300 E., die bedeutende *Fischerei*, *Schiffbau* und *Seehandel*, hauptsächlich mit *Wausch* und *Fischen* treiben.

Velfort (frz. auch *Velfort*), Festung und Hauptstadt des aus dem Reste des früheren Depart. *du Rhein* gebildeten Verwaltungsbezirks V. (*Territoire de V.*, seit 1878 offiziell wieder *Département Haut-Rhin* genannt, 610 qkm mit (1881) 73565 E.), an der *Savoireuse* und am Fuße *Islinger Hügel*, ist Sitz eines *Tribunals erster Instanz*, eines *Bezirksgerichts*, besitzt ein *Kommunal-College*, eine *Spargasse*, ein Theater, mehrere *Hospitäler* und zählt (1876) 15173 E., die *Gerbereien*, *Brauereien* und verschiedene andere *Gewerbe* betreiben. V. ist als *Kreuzpunkt* von sechs Straßen ein *Hauptknotenpunkt* für den Handel (*Wurgunderweine*, *Champagner* nach *Frankreich* und der *Schweiz*), besitzt auch große *strategische Wichtigkeit*, indem es in der etwa 22 km breiten, zu allen Jahreszeiten für große Heeresmassen gangbaren *Senlung* (*Trouée de V.* zwischen dem *Südbahange* der *Wogesen* und der nördl. *Stufen des Jura*, an dem *Knotenpunkt* der *Eisenbahnlinsen Basel-Paris* und *Strasbourg-Epinal*) gelegen ist und so *Offensivoperationen* aus dem *Sundgau* nach dem *Thale des Doubs* und der *Sabine* verhindert, dagegen von *Frankreich* gegen *Elßas* erleichtert. V. wurde in den J. 1865—70 von den *Franzosen* zu einer Festung ersten Ranges umgeschaffen und durch neue Werke und einen *Kern*, *selbständiger Außenforts*, welche den *Kern* zu einem *befestigten Lager* für 40000 Mann haben verstärkt. Die *Stadtbefestigung* bildet ein *befestigtes Häufel*. Dasselbe wird südöstlich etwa um 26 m überragt und *verteidigt* durch die auf einem *Felsen* erbaute *Citadelle*, *Le Château* oder *La Roche de V.*, welche zwei *Stadtwerte* mit *Plantenlaunen*, *Hohltraverfen* und *Reduits* im *gedeckten Zug*, im Innern aber zwei *hintereinanderliegende* *Densitätslarnen* hat, also sehr stark ist. Für die *Lage* der *Fortis* ist das *Terrain* der umliegenden *Kuppen* vortrefflich benützt. Nach *Osten* hin liegen zu beiden Seiten der *Straße* nach *Wälthausen* ein *langgestreckter Felsrücken* die *Fortis La Motte* und *La Justice*, letzteres mit einer *bombensicheren* *Kaserne* als *Reduit*. Beide sind durch *Mauern* untereinander und mit der *Stadt* verbunden und schließen so den *Lagerraum* ab. Im *Westen* liegt an der *Eisenbahn* *Fort Des Barres*, ein *Kronwerk* aus drei *Bastionen*, und südlich davon das *kleine Fort La Ferme*. Nördlich, wo die *Riederung* der *Savoireuse* und der *große Teich De la Forge* keinen *Angriff* befürchten lassen, steht nur das *besondere* *L'Espérance* unmittelbar vor der *Stadt*. Im *Süden* aber, auf den *Kuppen* des *Berggründel* des

Berches, der das Schloß überhöht und innerhalb der Tragweite der neuern gezogenen Geschütze liegt, sind zwei Forts, die Haute- und Basse-Berches, welche durch ihre Lage und die zum Teil in Felsen gehauenen Werke und Gräben sehr stark sind.

Die Herrschaft B. im Sundgau kam im 14. Jahrh. an die Grafschaft Hirt (Herette), ward 1648 mit dieser von Osterreich an Frankreich abgetreten, 1659 von Ludwig XIV. dem Kardinal Mazarin verliehen und 1781 von dem Herzog von Valentinois erworben, der sie bis zur Revolution als Grafschaft besaß. B. ist erst von Vauban befestigt worden; es ward im Nov. 1633 vom Herzog von Jera erobert, 10. März 1634 vom Rheingrafen Otto den Kaiserlichen entzogen. Am 28. Mai 1635 schlugen hier die Franzosen und Schweden unter dem Mar-

schall de la Force den Herzog von Lothringen. In der neuesten Zeit ist B. im Deutsch-Französischen Kriege von 1870–71 durch seine lange Verteidigung und durch seine Rückgabe an Frankreich im versailer Präliminar-Frieden berühmt geworden. Während noch Schleifstadt und Reudersbach belagert wurden, entsandte General von Werder die Division Treßow gegen B., welches von 20 000 Mann unter Befehl des Obersten Denfert-Rochereau besetzt war. Am 3. Nov. 1870 war B. eingeschlossen, soweit blieb bei dem zum Teil waldigen Terrain mit nur 10 000 Mann geschehen konnte. Zur Deckung der Einschließung wurde 9. Nov. Mompelgard (Montbéliard) besetzt. Am 20. Nov. verfügte man deutschseits vor B. über 16 000 Mann Infanterie, 1100 Reiter und 30 Geschütze; am 28. Nov. wurde der waldbedeckte Mont-Salbert nordwestlich von B. genommen. Nachdem der Belagerungsparl eingetroffen war, begann die Beschießung 3. Dez., und zwar von Westen her aus 27 Geschützen bei Esfert und Pavilliers. Dieselbe ergab jedoch keine genügende Wirkung; auch mußte der Kommandant die Belagerung sowohl durch Ausfälle wie durch das sehr geschickte geleitete Geschützfeuer der Forts aufzuhalten. Nachr., wärrt. und d. d. Belagerungs- geschütze verstärkten den bisher ganz ungenügenden Park, und General von Treßow richtete den Angriff nunmehr gegen die Forts der Berches. Am 8. Jan. 1871 wurde das Dorf Danjoutin erstritten, das am Westabhange der Höhen von Berches liegt, und am 9. schon konnte das Feuer gegen die Forts eröffnet werden. Am 16. Jan. trafen Verstärkungen ein, durch welche das Belagerungsheer auf 25 930 Mann, von denen 2500 frank waren, gebracht



Belfort, seine Fortifikationen und seine Umgebung zur Zeit der Belagerung von 1870–71.

war jetzt von dem franz. Minister des Auswärtigen Jules Favre, dazu veranlaßt worden. Am 16. Febr. 1871 wurde die Kapitulation abgeschlossen und der Besatzung, 372 Offiziere und 17332 Mann, in Anerkennung ihrer Ausdauer freier Abzug mit allen kriegerischen Ehren bewilligt, und 18. Febr. rückten die Deutschen ein. B. wurde jedoch im Präliminarfrieden an Frankreich zurückgegeben. Während der Dauer der deutschen Occupation blieb B. von deutschen Truppen besetzt. Später, nachdem es auch thatsächlich wieder in franz. Besitz gelangt war, beilegte die Regierung sich, die Beschädigungen der Festungswerke so schnell als möglich auszubessern, und beschloß weiterhin die Ausdehnung des die Stadt umschließenden Fortsgrüts und damit die Erbauung einiger neuer Forts. Die neuen Bauprojekte wurden 1874 endgültig festgesetzt und die auf 12 Mill. Frs. veranschlagten Herstellungskosten von der Nationalversammlung bewilligt. Die neu vorgezeichneten Werke kommen namentlich in der Richtung nach dem Ballon d'Alsace zu liegen, beide

war jetzt von dem franz. Minister des Auswärtigen Jules Favre, dazu veranlaßt worden. Am 16. Febr. 1871 wurde die Kapitulation abgeschlossen und der Besatzung, 372 Offiziere und 17332 Mann, in Anerkennung ihrer Ausdauer freier Abzug mit allen kriegerischen Ehren bewilligt, und 18. Febr. rückten die Deutschen ein. B. wurde jedoch im Präliminarfrieden an Frankreich zurückgegeben. Während der Dauer der deutschen Occupation blieb B. von deutschen Truppen besetzt. Später, nachdem es auch thatsächlich wieder in franz. Besitz gelangt war, beilegte die Regierung sich, die Beschädigungen der Festungswerke so schnell als möglich auszubessern, und beschloß weiterhin die Ausdehnung des die Stadt umschließenden Fortsgrüts und damit die Erbauung einiger neuer Forts. Die neuen Bauprojekte wurden 1874 endgültig festgesetzt und die auf 12 Mill. Frs. veranschlagten Herstellungskosten von der Nationalversammlung bewilligt. Die neu vorgezeichneten Werke kommen namentlich in der Richtung nach dem Ballon d'Alsace zu liegen, beide

Verthes und Belleue werden wiederhergestellt, die Positionen Mont-Salbert, Mont-Baudois, Koppe, Bezelois und Mont-Barb erhalten permanente Werte, ebenso werden Pont de Noie, Namont, Epinal als Sperrforts der nächsten Straßen befestigt. Aber die dreitägigen heißen Kämpfe, welche 14. bis 17. Jan. 1871 westlich von V. zwischen dem 15. deutschen Armeekorps unter General von Werder und der franz. Ostarmee unter Bourbati stattfanden und als „Schlacht an der Lifaine“ zusammengefaßt werden, s. Lifaine. Vgl. Wolff, „Geschichte der Belagerung von V. im J. 1870/71“ (Berl. 1875); Castelnholz, „Die Belagerung von V. im J. 1870/71“ (4 Bde., Berl. 1875—78).

Belfry, s. Bergfried.

Belgard (ehemals Bjaligrod, b. h. weiße Burg), Kreisstadt im Regierungsbezirk Köslin der preuß. Provinz Pommern, an der Verante und der Mündung der Leignitz sowie an der Eisenbahnlinie Stettin-Stargard-Danzig, die bei V. nach Kolberg und Neukettin abzweigt, 34 km südöstlich von Kolberg, eig. eines Amtsgerichts, hat ein Schloss, drei Kirchen, ein Gymnasium, zwei Maschinenfabriken und zählt (1880) 7875 E., die Landwirtschaft, Tuchwebereien und Tabakfabrikation betreiben, auch jährlich drei große Pferdemarkte unterhalten. — Der Kreis Belgard zählt auf 1126 qkm (1880) 47861 E.

Belgen (Belgae) hießen bei den Römern seit Cäsars Auftreten in Gallien die den nördlichen Teil dieses Landes bewohnenden kriegerischen Völker, und nach den V. wurde seit Augustus die nördlichste gallische Provinz (Belgica) genannt. Im Gegensatz zu anderweitigen Annahmen wird man daran festhalten müssen, daß die große Masse der Völker von „Belgium“ (die Namen der V. und mehrerer belg. Stämme treten schon im Altertum, auch in Britannien und Irland auf) teils. Abkunft war. Nur das teils in jüngerer, teils in älterer Zeit vor der röm. Eroberung unumwandelhaft auch starke deutsche Volksteile sich zwischen die teils. Stämme geschoben und noch lange die Erinnerung an ihren deutschen Ursprung bewahrt haben. Rein teils. Stammes waren in dem Lande, welches südlich durch Narne und Seine, westlich durch das Meer, nördlich und östlich durch den Rhein, südöstlich durch das Moselgebiet begrenzt wurde, namentlich die mächtigen Bellovaer (bei Beauvais), die Suesfionen (bei Soissons), die Remer (bei Reims), die Biromanduer (bei Vermandois), die Ambianer (bei Amiens); dann mehr nördlich in Artois die Atrebatan, und an der Küste die Moriner und Remapier. Dagegen rühmten sich die Nervier an der Sambre (im Hennegau und Namur), die von den Eimbern stammenden Abnater (zwischen Schelde und Maas) und die Eburonen (zwischen Maas und Rhein) deutscher Abkunft. Die belg. Völker, wie sie Cäsar kennen lernte, waren von den keltischen innern Gallien in ihrer Sprache nur dialektisch verschieden; sonst standen sie hinter denselben an Civilisation noch weit zurück, übertrafen sie aber weit an jäher Tapferkeit. Obwohl diese Völker nur im Kriege einen gemeinschaftlichen Führer anerkannten, machten sie doch, als Cäsar seit 57 v. Chr. sie angriff, durch ihre große Zahl, durch ihre wilde Tapferkeit und durch die raube Natur ihres Landes den Römern die Unterwerfung vorzugsweise schwer. Als nach Beendigung der röm. Bürgerkriege der Kaiser Augustus das gall. Land zwi-

schen Pyrenäen und Rhein im J. 27 v. Chr. organisierte, bildete er aus dem Norden die neue große Provinz Belgica, die aber außer den bisher so genannten belg. Völkern auch noch das linke Rheinufer und ferner die Gebiete der Treverer und Rhodomatrater, also das Moselgebiet, die Rantone der Lingonen (Langres), der Sequaner (mit der Hauptstadt Besontion, das jetzige Besançon) und das röm. Helvetien umfaßte und ihren Centralsitz in Durocororum (das jetzige Reims) hatte. Die Namen der belg. Stämme sind, namentlich seit dem 4. Jahrh., wie im innern Gallien, größtenteils auf ihre Hauptstädte übertragen worden und haben sich in franz. Umgestaltung bis jetzt erhalten.

Belgen, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Zeitz, links an der Elbe, eig. eines Amtsgerichts, bis zur Reformation dem Stift Wurzen gehörig, zählt 2941 E., die Weinbau, Zbonsförderung, Zimerei, Ackerbau, Fischerei und Getreidehandel treiben.

Belgien (frz. La Belgique), einer der jüngsten europ. Staaten, entstanden aus dem süd. Teile des durch den Wiener Kongreß geschaffenen Kaiserreichs der Niederlande, hat seinen Namen erhalten in Erinnerung an die Provincia Belgica der röm. Reichsteilung, zu deren Gebiet es dem größten Teile nach gehörte. Es begreift in seiner jetzigen Gestaltung fast die ganzen österr. Niederlande mit den Grafschaften Flandern, Hennegau, Namur und Teilen der Herzogtümer Brabant, Luxemburg und Limburg, sowie das ehemalige Fürstbistum Aachen.

Umfang und Bevölkerung. Die geogr. Lage B.s fällt zwischen 20° 12' und 23° 47' östl. L. (von Ferro) und zwischen 49° 30' und 51° 30' nördl. Br. Im N. grenzt es an Holland, im O. an holland. Limburg, Rheinpreußen und an das Großherzogtum Luxemburg, gegen S. und SW. an Frankreich, im NW. an die Nordsee. Die größte Längenausdehnung in der Richtung von NN. nach SO. hat es von Dikende nach Arlon (270 km), in der Richtung von S. nach N. von Chimay nach Turnhout (180 km). Das Gesamtareal beträgt 29455,18 qkm, die sich auf die neun Provinzen, in die der Staat zerfällt, auf folgende Weise verteilen: Luxemburg (Hauptstadt Aachen) 4117,76, Hennegau (Hauptstadt Bergen, frz. Mons) 3721,62, Namur (Hauptstadt Namur) 3660,25, Brabant (Hauptstadt Brüssel) 3282,92, Westflanden (Hauptstadt Brügge) 3234,67, Ostflanden (Hauptstadt Gent) 2999,35, Lüttich (Hauptstadt Lüttich) 2893,88, Antwerpen (Hauptst. Antwerpen) 2881,62, Limburg (Hauptstadt Hasselt) 2412,24. Die gesamte Volkszahl von (1. Jan. 1880) 5536654 Seelen, wonach also durchschnittlich 188 Köpfe auf den Quadratkilometer kommen, hat in relativer Hinsicht an die Spitze der bestbevölkerten Staaten des europ. Kontinents. In relativer Hinsicht steht Ostflanden obenan, indem daselbst 296 Menschen auf 1 qkm wohnen, während im Luxemburgischen diese Zahl auf 47 herabsinkt. Im J. 1840 war die Bevölkerung bereits zu der von 1831 um 7,30 Proz. von da ab bis 1850 um 8,87, von 1850 bis 1860 um nahezu 10, von 1860 bis 1880 um 10 Proz. gestiegen. Seit 1841 betrug der jährliche Zuwachs durchschnittlich 0,30 Proz. Von den 2582 polit. Gemeinden zählen 165 mehr als 5000 E.; unter letztern sind vier Städte (Brüssel, Antwerpen, Gent und Lüttich) über 100000 E. Die Bevölkerung B.s besteht aus einem Mischpöple deutscher und kelt-

gall. Abkunft, zu welchem die Stämme der Flamingen und Wallonen gegenwärtig noch durch Festhalten ihrer Mundart, der flämischen und wallonischen, hervortreten. Als Sprache des Umgangs der gebildeten Stände sowie der Staatsbehörden und des höhern und mittlern Unterrichts hat das Französische faktisch die Oberherrlichkeit behalten, obgleich die Verfassung keinem Idiom den Vortzug einräumt und das Flämische im Verhältnis von 4 zu 3 überwiegt. Die Zahl der Deutschredenden belief sich 1876 auf 38 070, wovon etwa 21 000 auf den deutschen Teil des belg. Luxemburg kamen. Flämisch sprachen 2 659 890, französisch 2 256 860. Die große Mehrzahl der Bevölkerung bekennt sich zur lat. Kirche. Die Zahl der Protestanten schätzt man auf 20 000, die der Juden auf 3000. Die Katholiken werden durch den Erzbischof von Mecheln und die fünf Diözesanbischöfe zu Brügge, Gent, Doornik (Tournai), Namur und Lüttich geleitet. Die kleinen, in den größern Städten und Dorfgemeinden befindlichen prot. Gemeinden teilen sich in anglikanische und reformierte, die vom Staatsbudget, und in solche, die meist aus lat. Konvertiten entstammen, von der in Brüssel bestehenden evang. Gesellschaft unterhalten werden.

Bodengekaltung und Bewässerung. B. ist vorwiegend Flach- und Hügelland; doch greift in den südöstl. Teil, welcher durch die Maas und Sambre abgeschnitten wird, der Westflügel des Ardennenplateau (höchster Punkt 675 m) ein, für das industrielle Leben ein Umstand von Bedeutung. Die Thonsteine und Grauwackenmassen der Ardennen sind von Streifen Grauwackensandsteins durchsetzt, und mächtige Eisen- und Steinkohlenlager begleiten die Ufer der Maas, bevor die Terrassenschichten von Hennegau und Südrabant zu dem Alluvialboden der fland. Ebenen übergehen und hier zu solcher Tiefe absteigen, daß künstliche Deiche und Polder das Einbrechen der Meereswellen abwehren müssen, wo die natürlichen Schuwähe der Dünen Ländchen lassen. Mit den Heidestrichen der Kempen (Campine) im nordöstl. Teile von Antwerpen beginnt zwar eine Zone unfruchtbarer Landstriche; doch die Kultur weist ihnen immer engere Grenzen an. Die reiche Bewässerung des Landes wird, mit Ausnahme der unterhalb Neuport mündenden Pier (Oostsee), durch die Systeme der Schelde und Maas bewirkt, welche beide Flüsse schiffbar von Frankreich aus ins Land eintreten, aber beide auch im Königreich der Niederlande münden. Die Hauptzufälle der bei Antwerpen 700 m breiten und 10 m tiefen Schelde sind links Lys, rechts Dender und Rupel (letzterer aus Nethe und Dyle gebildet); die der Maas sind links Sambre, rechts Lesse, Ourthe und Vestro. Die günstigen natürlichen hydrogr. Verhältnisse sind mit großem Vorteil zu Kanalanlagen benutzt worden, welche Brüssel und Löwen mit dem Rupel, Brüssel mit Charleroi, Mons mit Condé, Ostende mit Brügge und Gent und dieses mit Terneuse in Verbindung setzen. Seit 1846 ist auch der Verbindungskanal zwischen Schelde und Maas durch das Gebiet der Kempen, mit Abzweigung nach Turnhout, hergestellt, wodurch die Urbarmachung jenes Gebietes erheblich gefördert worden. Außerdem verbindet seit 1860 ein Kanal links der Maas die Städte Lüttich und Maastricht. Die schiffbare Gesamtlänge der Flüsse und Kanäle beträgt 1997 km. (Vierzu Karte: Niederlande und Belgien.)

Klima und Produktivität. Das Klima trägt in den der See benachbarten Ebenen einen fast oceanischen Charakter, welcher durch einen milden, gleichmäßigen Typus sich auszeichnet vor den höhern Landesgegenden im Südoften, wo heißere Sommer mit kältern Wintern scharfer wechseln. Diese Klimaverschiedenheit gibt B. eine größere Produktivitätsmängfaltigkeit als dem Königreich der Niederlande. Während die Ardennenwälder einen bedeutenden Holzreichtum liefern, bietet die Ebene Getreide aller Art, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Ölgewächse, Hanf, Flach (besonders schön in Flandern), Tabak in Westflandern, viel Hopfen, Farberäuter und Eichorien. Doch genügt der reiche Ertrag des Bodens an Getreide nicht dem Bedarf der Bevölkerung, jedoch Brottromm und Mehl in großer Menge eingeführt wird. Das Gebiet der Bodenkultur umfaßt 85,3 Proz. der Gesamtfläche, wovon 49,3 Proz. auf Aderland, 4 Proz. auf Gärten und Weinland, 17 Proz. auf Wiesen- und Weideland, 15 Proz. auf Wäldungen entfallen. Dem Weinbau sind längs der Maas 1,5 qkm gewidmet. Die Ardennenwälder sind reich an Wild verschiedener Art. Die Abhänge und Thäler des Berglandes und die fetten Wiesen des Flachlandes begünstigen die Zucht von Vieh, Schaf- und Pferdezucht, und die Küsten des Meers bieten dem Fischfang ein weites Feld. Nach der Zählung von 1866 belief das Land 283 163 Pferde, 1242 445 Stüd Rindvieh, 586 097 Schafe und 682 301 Schweine. In Flandern ist die Kaninchenzucht bedeutend. Das Mineralreich liefert, außer beträchtlichen Ausbeuten an Blei, Kupfer, Zink, Galmei, Alaun, Torf, schönem Marmor, der glänzendschwarz bei Bise und Theux gefunden wird, Kalkstein und Schiefer und, nächst England, die wertvollsten Schätze an Eisen und Steinkohlen. Die 27 im Gange befindlichen Hoheöfen lieferten 1879 389 330 t Eisen, im Werte von 25 Mill. Frs. (1860 nur 11½ Mill.). Der Steinkohlenreichtum lagert in den drei Hauptbasins von Bergen (Mons), Lüttich und Charleroi, welche 1879 nahezu 15¼ Mill. t Steinkohlen, im Werte von 145 Mill. Frs., lieferten. Unter den Mineralquellen haben die Stahlaquellen zu Spa die größte Berühmtheit und ziehen, nebst den Seebädern Ostende, Blankenberghe, Heyst und Neuport eine bedeutende Anzahl von Fremden ins Land.

Physische und technische Kultur. Die einzelnen Zweige der physischen Kultur finden im allgemeinen in der äppigen Bodenproduktivität ausgezeichnete Stützen. Garten- und Ackerbau sowie Kunstgärtnerei blühen. Die Viehzucht wird allgemein betrieben, namentlich in Flandern und im Limburgischen, wo man den weitverbreiteten Limburger Käse erzeugt. Die Züchtung ist in den Kempen von Bedeutung; die Seidenkultur indes hat sich nicht einzubürgern vermocht. Der Bergbau, besonders auf Eisen, Zink und Steinkohlen, spielt eine sehr wichtige Rolle. Der Kohlenbau wird schon seit dem 11. Jahrh. und gegenwärtig auf 260 Gruben betrieben. Zu diesen unentwickselten Hebeln technischer Kultur, welche 166 000 Arbeiter beschäftigen, gesellen sich die eine dichte Volksmenge nährnde Landesproduktion und die zum Handel nach außen aufzufordernde Lage, um B. zu einem blühenden Industrielande zu machen.

Die fünf Hauptindustriestämme sind Leinen-, Woll-, Baumwoll-, Ledermanufaktur und Metallwarenfabrikation. Die durch Verbreitung des mechan.

Besonders gefundene Leinwandmanufaktur hat sich seit etwa 1840 durch zweckmäßigere Organisation dieses Gewerbezweigs wieder zu neuer Blüte emporgetrieben, namentlich in den beiden Randr. Provinzen. Die Zahl der Spindeln belief sich 1874 auf 250 000, die sich auf etwa 40 Fabriken verteilen (von letztern 17 in Gent, andere in Tournai, Lokeren, Rousselaere, Brüssel, Mecheln u. i. w.). Die Weberei wird vorzüglich in den beiden Flandern und einigen Orten Brabants, Hennegau und des Antwerpenschen betrieben. Die jährliche Ausfuhr an Fein- und Handgewebe aller Art belief sich durchschnittlich von 1841 bis 1850 auf 10,2 Mill., von 1851 bis 1860 auf 18,2 Mill., 1878 auf 20,5 Mill. Frs. Das belg. Handgelpfist, hauptsächlich von den Armen in Flandern geliefert, konnte, trotz seiner qualitativen Überlegenheit, die Konkurrenz mit den Maschinen unmöglich ausschalten. Einen alten Weltruf haben die Brabanter oder Brüsseler Spitzen, die am besten in und um Brüssel gekloppt werden. Den Hauptzweig der Spitzenindustrie, die an 150 000 Menschen beschäftigt, bilden die sog. Valenciennes, die am meisten in Westflandern verfertigt werden. Für die Wolllmanufaktur ist Perriers nebst seinen Umgebungen der wichtigste Mittelpunkt. Jährlich werden hier an 400 000 Stück Tuch geliefert. Außerdem werden noch Zeuge und andere Stoffe zu Brügge, Lüttich, Loh, St. Nicolas, Brüssel u. i. w. gefertigt. Während von 1851 bis 1860 die jährliche Ausfuhr an Wollgelpfist durchschnittlich 505 000, an Wollgeweben 1 145 000 kg betrug, haben sich diese Ziffern 1879 auf 6588 000 und 1570 000 gehoben. Große Teppichfabriken bestehen zu Brüssel, Ingelmünster, Mecheln und Tournai; viele Strümpfe werden im Hennegau gemacht. Die vorzüglichsten Baumwollmanufakturen sind zu Gent und Alost in Ostflandern, zu Courtrai in Westflandern, zu Brüssel und Anderlecht in Brabant, zu Tournai und Mons im Hennegau. Wichtige Punkte für die Lederfabrikation sind Lüttich, Huy, Namur, Dinant, St. Hubert und vorzugsweise Stavelot. Die Handschuhverfertigung für den innern Bedarf hat namentlich in Brüssel einen bedeutenden Aufschwung genommen. Die Metallfabrikation wird durch den Reichtum des rohen Materials in einem hohen Grade unterkräft. Die vielen Höhlen begründen besonders in und um Lüttich, Namur, Charleroi und Mons einen äußerst thätigen Eisenbetrieb und geben weltberühmten Eisengießereien, Messer-, Feilen- und andern Eisen- und Stahlfabriken die Existenz. Große Stüdigieereien und berühmte Gewerbfabriken bestehen zu Lüttich, großartige Maschinenfabriken in und um Lüttich (Seraing), Tirlemont, Brüssel, Gent u. i. w., Nagelschmieden zu Charleroi, Blechhammer und Walzwerke bei Lüttich und im Hennegau, Draht- und Messinghütten bei Namur, Zinkwarenfabriken zu Lüttich, Bleidrehen- und Schrotwerkstätten zu Gent, und Aeliers vorzüglicher Gold- und Silberwaren zu Brüssel und Gent. Außer den fünf Hauptzweigen der belg. Industrie verdienen folgende Etablissements noch besonderer Erwähnung: die Strohhutfabriken in der Provinz Lüttich; die Papierfabriken in den Provinzen Namur, Lüttich und Brabant; die Glas- und Spiegelabriken im Hennegau, Namur, Lüttich (Val-St.-Lambert) und Brabant; die Porzellan- und Tappenzabriken zu Tournai, Brüssel, Mons und Gent; die berühmten Aufschneefabriken zu Brüssel; die Zuckerfabriken in Antwerpen, Tirlemont, Ypern,

Gent, Mons und Gembour; die lackierten Holzwaren von Spa u. i. w. An der großartigen Förderung so vieler Industriezweige nimmt die Anwendung der Dampftraktoren einen mächtig einwirkenden Anteil. Die Zahl der Dampfmaschinen belief sich 1861 auf 4672, 1879 auf 13586 (mit 595 660 Pferdekraft).

Handel und Verkehrsmittel. Schon um die Mitte des 13. Jahrh. hatte B. unter der Einführung von Brügge einen blühenden Handel gegründet durch regelmäßigen Verkehr mit den Italienern. An die Stelle von Brügge trat nach der Entdeckung Amerikas und infolge der neuen Richtungen des Handels Antwerpen, das als ein reichliches Venedig dem ganzen belg. Handel seine Glanzperiode verschaffte. Die Unglücksperiode des span. Drucks und der niederländ. Freihandelshegemonie beugten jedoch den Handel des Landes tief, und der Fall von Antwerpen verlor ihn in Jordan. Der Westfälische Friede untergrub ihn jedoch vollends, indem das mächtig gewordene holländ. die Sperrung der Schelde durchführte. Infolge der Eroberung der Niederlande durch die Franzosen am Ende des 18. Jahrh. wurde die Scheldeschiffahrt wieder frei und durch Napoleon Antwerpen lassen restauriert und vergrößert, aber endlich aus dem Kriegshafen gemacht. Noch kräftiger für den Wiedererblühen des Handels wirkte, auf Aachen Amsterdams, die Vereinigung B. und Holland durch den Wiener Kongress. Doch die Spaltung von 1830 drohte mit neuen Nachteilen. Durch den Londoner Traktat vom 19. April 1839 wurde die B. B. Handel entscheidende Scheldeschiffahrt in Gunsten Hollands gelöst, als baselteil von jedem Schiffe 1 1/2 fl. für die Lonne Zoll erheben durfte, welche Beschränkung ein Beschluß der Representativeskammer vom 18. Mai 1839 durch die Wiederherstellung des Zolls an sämtliche Schiffe aufzuheben suchte. Dieser schwere Tribut an Holland, der sich zuletzt auf 1 1/2 Mill. Frs. belief, wurde erst 1863 durch Adhäsion und unter Beteiligung der vertriebenen mit Antwerpen verkehrenden Seeschiffe beseitigt. Die durch den Traktat für die Schiffe auf den Binnengewässern zwischen Schelde und Rhein beabsichtigte Gleichstellung Hollands und belg. Schiffe mußte B. mit einer Rente von 600 000 fl. erkaufen. Nachdem schon im Juni 1839 neue Verordnungen der holländ. Regierung die Bergabung vernichtet, wurde 1843 mit neuen Opfern ein nun von beiden Parteien ratifizierter Schiffahrtvertrag zu Stande gebracht.

Durch ein Gesetz vom 1. Mai 1834 übernahm die Regierung die Anlage eines 397 km umfassenden Eisenbahnnetzes, das Mecheln zum Mittelpunkt haben und sich von da aus östlich über Aachen, Lüttich und Perriers bis zur preuss. Grenze, südlich nach Antwerpen, westlich über Denhamme, Gent und Brügge nach Ostende, südlich über Brüssel, Braine-le-Comte und Mons bis zur franz. Grenze erstrecken sollte. Dazu kamen nach dem Gesetz vom 26. Mai 1837 noch folgende Linien: von Gent über Courtrai nach der franz. Grenze bei Roubaix in der Richtung nach Lille mit einer Seitenbahn nach Tournai 75 km; von Braine-le-Comte über Charleroi nach Namur 80 km; von Lüttich nach St. Trond 11 km; zusammen also wieder 563 km Staatsbahnen, wozu später nur noch einige kleine Strecken hinzutraten. Von diesen wurde die erste Strecke von Brüssel bis Nord-

5. Mai 1835, die letzte von Boveris bis zur preuß. Grenze bei Gerbesthal 15. Okt. 1843 eröffnet, womit das beltrietierte Eisenbahnen vollendet war. Von 1844 an ward der Eisenbahnbau lebhaftig der Privatindustrie überlassen; nur hat der Staat neuerdings in vielen Fällen den Betrieb der Bahnen übernommen. Ende 1880 war das belg. Eisenbahnen auf eine Länge von 4112 km gestiegen; darunter waren 2792 im Betriebe des Staats. Der 1851 in Thätigkeit gesetzte Telegraphendienst umfaßte 1881 6557 km Linien mit 772 Stationen.

Zu diesen Erleichterungen eines erweiterten Verkehrs gestellte sich die Sorge der Regierung für den Abschluß von Handelsverträgen, die Entwicklung des Konsulatwesens, die stetig fortschreitende Ermäßigung des Zolltarifs, die regelmäßige Verbindung mit überseeischen Staaten und das Bestreben, den Verlust des Kolonialverkehrs zu ersehen. Am Ende des J. 1850 zählte die belg. Reederei 161 Kauffahrteischiffe, aber diese Entwicklung einer einheimischen Handelsmarine hat sich nicht gehalten, und 1879 bestand dieselbe aus nur 64 Schiffen (darunter 39 Dampfschiffe) mit einem Gehalte von 71 191 t. Eingelassen waren 1879: 6142 Schiffe mit einer Ladung von 3 109 116 t. Die Gegenstände der Ausfuhr sind viel mannigfaltiger als die der Einfuhr, welche letztere vorzugsweise in Baumwolle, Wolle, Wein, Häuten und Kolonialwaren bestehen. Die Ausfuhr belg. Artikel, die im J. 1840 auf 139 600 000 Frs. sich belief, erreichte 1879 die Summe von 1 190 400 000. Obenan standen: Steinkohlen, Flach, Lein, Woll- und Baumwollgewebe, Maschinen, Leder, Glaswaren, Rohwunder und Feuerwerke, über ein Drittel jener Summe kam auf Frankreich, fast die Hälfte auf den Zollverein, England und Holland. Das übrige verteilte sich auf etwa 25 europ. und überseeische Staaten. Das belg. Mühlwesen ist dem französischen ziemlich gleich. Es werden Silberstücke zu 5, 2, 1 und $\frac{1}{2}$ Frs., Nidelmünzen zu 20, 10 und 5, und Kupfermünzen zu 2 und 1 Cent. geschlagen. Goldstücke sind in den J. 1848–51 zu 25 und 10 Frs. und 1865–78 zu 20 Frs. geprägt worden; die Circulation des franz. Goldes ist seit 1861 bewilligt. Handelskammern bestanden in den meisten Bezirkshauptstädten, sind aber Anfang 1875 aufgehoben worden.

An der Spitze der Banken des Landes steht die durch das Gesetz vom 5. Mai 1850 gegründete, 1872 auf 30 Jahre verlängerte, allein zur Ausgabe von Banknoten berechtigte Nationalbank. Ihr Kapital beträgt 50 Mill. Frs., bestehend in 50 000 Aktien zu 1000 Frs. Die Nationalbank macht ausschließlich Depositen-, Giro- und Discontogeschäfte und ist außerdem mit der unentgeltlichen Führung der Staatskasse beauftragt. Jährlicher Prozent des 6 Proz. des eingezahlten Kapitals übersteigenden Reingewinns wird zum Reservefonds geschlagen, ein Sechstel dem Staate zugesprochen. Die älteste Bank d. L. ist die Société générale pour favoriser l'industrie nationale. Dieselbe wurde 1822 auf 27 Jahre gegründet, welche Frist zuletzt eine Verlängerung bis 1906 erhielt. Ihr Geschäftskreis, hauptsächlich auf Hebung der Industrie gerichtet, ist sehr ausgedehnt: Disconto-, Giro-, Leih-, Depositen- und Betteilgeschäfte. Sie steht unter der Aufsicht eines Regierungskommisars, und die Regierung ist ermächtigt, jede die Sicherheit oder das Interesse des Landes beeinträchtigende Unternehmung zu verhindern. Das Gesellschaftskapital besteht aus

62 000 Aktien, nämlich 31 000 im Werte von 1058 Frs. 20 Cent. und ebenso vielen zu 1000 Frs. Weiter verdient noch erwähnt zu werden die Union du crédit de Bruxelles, 1848 gegründet und besonders die Interessen der niederen Gewerbebefördernd. Die größten Bankinstitute außerhalb Brüssels sind: in Gent die Banque de Flandre, reine Handelsbank, 1841 mit einem Kapital von 10 Mill. Frs. gestiftet, und vor der Gründung der Nationalbank zur Ausgabe von Bankheinen ermächtigt; in Antwerpen die Handelsbank und die Handelsgesellschaft; in Lüttich die 1835 gestiftete, auf Leih-, Depositen- und Sparlängengeschäfte beschränkte Banque Liégeoise, von deren Anlagkapital bisher nur zwei Zehntel eingezahlt worden und deren Dividenden für die höchsten im Königreiche gelten.

Geistige Kultur. Die geistige Bildung des belg. Volks steht vielleicht dessen Entwicklung auf industriellen und mercantilen Gebiete noch nach, aber auch hierin zeigt sich ein stetiger Fortschritt. Hauptbindern der intellektuellen Entwicklung war die Verschiedenheit der Sprachen, welche namentlich eine selbständige nationale Literatur nicht auskommen ließ. Doch haben die vielen vom Staate, vom König, von Privaten und wissenschaftlichen Gesellschaften aufgestellten Konkurse für die verschiedensten Zweige geistigen Schaffens eine Thätigkeit gewekt, wie sie kaum anderswo unter entsprechenden Verhältnissen fruchtiger und fruchtbarer darboten dürfte. Eine nicht geringe Anzahl belg. Gelehrter und Schriftsteller haben ihren Ruf über die Landesgrenze hinaus verbreitet. So, aus dem Gebiete der exakten und Naturwissenschaften, der Mathematiker und Astronom Ab. Quetelet (gest. 1874) und dessen Nachfolger an der brüsseler Sternwarte, Houzeau, die Zoologen Van Beneden, Dubus de Vismaes, Selskongschamps, die Chemiker de Koninck, Stas und Weismann, die Mineralogen und Geologen d'Almeida d'Almeida (gest. 1875), Dumont (gest. 1857), Dupont und De Laize, die Botaniker Morren Vater (gest. 1838) und Sohn, Dumortier (gest. 1879) und Rich. (gest. 1864); die Anatomen und Physiologen Spring (gest. 1873), Hage und Voelmann (gest. 1874), die Physiker Ghesener und Plateau, der Militär-Ingenieur General Briamont. Auf dem Gebiete der Jurisprudenz, der Rationalökonomie, der Pädagogik und zumachen: Haus (gest. 1881), Jälder, Nappels, Arns, Thomijnen, Laurent, Rolin-Jacquemyns, G. de Laveleye, Duppétiour (gest. 1868) und P. Devaux (gest. 1880); als Geschichtsforscher: de Gerlache (gest. 1871), J. B. Rothomb, Gachard, Juvier, General Guillaume (gest. 1877), Bolain (gest. 1872), Bergant (gest. 1875), Van Praet, A. Wauters, G. Bouillet, Altmeyer (gest. 1877) und L. Vanderlindere; als Archäologen: De Witte, Schayes (gest. 1859) und Houles (gest. 1879); als Aufschriftsteller: Fétis (gest. 1871) und Geoart. In der klassichen Philologie ist im Ausland bekannt Gantrelle und P. Willems; als Forscher auf dem Gebiete der neu- und altjanz. Sprachkunde G. Grandgagnage (gest. 1878) und A. Scheler, auf dem orient. Studien Rave, de Harlez, Beelen und Lamp; auf dem der vlamischen Literatur Willems (gest. 1851), Snelaert (gest. 1872), Vormanck (gest. 1878), Blommaert (gest. 1871) und Hermans. Auch der brüsseler Philosoph Liberghien ist als Verbreiter der Krausischen Lehre noch besonders zu erwähnen, sowie die Litteraturhistoriker und Kritiker: Baron Reijenberg

(gest. 1850), A. Baron (gest. 1862), A. Veroy, E. Van Benneke (gest. 1880) und J. Stecher, die Kunstkritiker L. Klein und Ed. Jettis.

Die Pflege der schönen Wissenschaften in franz. Sprache wird durch die Überflutung der aus Frankreich eindringenden Produktionen in hohem Maße zurückgekrängt. Auch mangelt es der inländischen Literatur noch allzusehr an originell nationalem Gepräge, an besonderer Färbung des Stils und der Richtung, um dem literarischen Streben Anerkennung und gebührenden Lohn zu sichern. Dessen ungeachtet ist die Produktivität stark und in stetem Fortschritt begriffen und zahlreiche Namen haben sich wenigstens im Inlande Ruf und Ansehen erworben. Im Roman und den verwandten Zweigen sind zu erwähnen: die Akademiker Moles und Baron de Saint-Venois, A. Mautage, Madame Joly, Ch. De Collier (gest. 1879), Em. Gresson, L. Dymans, H. Pergamene, Cam. Lemonnier, Em. Veleceq, Edm. Picard, die Frauen Bracquaval, Langlet und vorzüglich Ruclens (pseudonym Car. Gravère, gest. 1878). Im dramatischen Fach zeichnen sich aus: Fr. Roger, B. Joly, E. Matrone, C. Baden (gest. 1862), S. Delmotte, Ch. Potvin; als Dichter: die Fabulisten Baron Scharfart (gest. 1854) und Partion de Von, die Lyriker Th. Weckenraad (gest. 1849), C. Waden, D. Sotiau, B. Quinet, C. Dubois, André Van Hasselt (gest. 1874), Ad. Mathieu (gest. 1876), Ch. Potvin, J. Frenay, De Linge (Uebersetzer des Horaz) und von Hermann und Dorothea), G. Kurth und der belg. Chansonnier Glesse. Reicher ist die schöne Literatur der Flamen (s. Flämische Sprache und Literatur).

Die bildenden Künste, besonders Malerei und Baukunst, verdankten schon dem Reichtum der Fländer Städte und dem Glanze des burgund. Hofes eine schöne Blütezeit; aber es trat auch hierin nach der vorübergehenden Glanzperiode Rubens' und seiner Schüler ein langer Schlummer ein, bis die Kräfte neuerdings wieder zu schöpferischer Thätigkeit gespornt wurden. Die Bedeutung der modernen belg. Kunst veranschaulicht sich in den ruhmvollen Namen Wappers (gest. 1874), de Keyser, Gallait, de Bieffe, Wiers (gest. 1865), Navez (gest. 1869), Slingeneer, Madou (gest. 1877), de Brackeleer, van Eyden, Verboedhoven (gest. 1881), Portiaels, Tgdmans, E. Wauters, Gussens, Willems, Stevens, van Beers, als Maler; M. Geefs, Simonis, Jechotte, Traillin, Geerts als Bildhauer; Calamatta, Brand, Reunier als Kupferstecher; Wiener und Hart als Münzen- und Medailleur. In der Musik stehen obenan, als Komponisten: Jettis, Vétrot, Hanssens, Mengal, Grisar, Limnander, Suberti, Gewaert, Soubre und Benoit; als Instrumentalisten: die Violinspieler Vétrot (gest. 1870), Hausman, Arlot, Bieuzemps (gest. 1881), Brume, Lennard, die Violoncellisten Batta und Servais, der Klarinetist Blas, der Harfenspieler Godefroid u. s. w. Cines hohen Ruf genießt das grobentheils vom Staat unterhaltene, seit Jettis' Tode von Gewaert geleitete Konservatorium zu Brüssel. Das belg. Theater war dagegen bisher ohne allen nationalen Charakter. Das Staatsbudget hat einen Posten von 1,5 Mill. Frs. für künstlerische Anstalten und Zwecke, während die wissenschaftlichen Bedürfnisse nur mit einer Summe von 1 Mill. bedacht sind. Zur Förderung wissenschaftlicher Thätigkeit sind vom Staate für das Gebiet der exakten und schönen Wissenschaften verschiedene Zünfte oder Preis-

jahrespreise errichtet worden, wovon sich seit 1874 die durch den König erfolgte Stiftung eines Jahrespreises von 25.000 Frs. gestellt.

Das belg. Schulwesen litt unter dem Einflusse der durch die Konstitution gewährleisteten Freiheit, die hauptsächlich der reichemittelteilh. Klerus benutzte, lange an Zersplitterung der Richtungen. Erst nachdem organische Gesetze dem Staate selbst direkten Einfluss auf die Regulierung des Unterrichts-, Gymnasial- und Volksschulwesens gewährt, begannen die Verhältnisse sich zu bessern. Die von Landesuniversitäten Gent und Lüttich, mit einer höhern Bau-, Gewerbe- und Bergschule verbunden, 10 königl. Akademien, in denen zugleich humaniora und die gewerblichen Fächer gelehrt werden, etwa 50 darauf vorbereitende Ecoles-moyennes (Mittelschulen), drei Schullehrerseminarien zu Lier, Brüssel und Nivelles, ferner die unter den Staat gestellte höhere Leitung der sonstigen, durch Gemeinde- oder Provinzialgesetze unterhaltenen Anstalten, besonders die Oberaufsicht des Staates über die Volksschulen, bilden jetzt besonders seit der Reform von 1848 ein starkes Gegengewicht gegen die zahlreichen Einflüsse der religiösen Gesellschaften und der Prioren. Unter letztern verdienen besonderer Erwähnung die 1834 von den belg. Bischöfen errichtete lat. Hochschule zu Löwen, die mit streng kirchlicher Zucht geleitet wird, dann deren Gegnerin, die aus den Mitteln des Liberalismus und durch Provinzial- und Kommunalsubsidien unterhaltene freie Universität zu Brüssel, ferner die Jesuitengymnasien zu Romur, Leff, Brüssel und Lüttich. Die für das gesamte Unterrichts- und Schulwesen vom Staate zu verausgebende Summe belief sich 1872 auf 8 Mill. Frs. Der belg. Journalismus hat durch die seit 1848 gewährte Stempelfreiheit eine verhältnismäßig große Anzahl Tagesblätter erzeugt. Die Anzahl der Zeitungen und Zeitschriften aller Art belief sich 1874 auf 269 französisch geschriebene (über 100 politische), 127 flämische und 2 deutsche, die der täglich erscheinenden Blätter auf 68, worunter nur 8 in fläm. Sprache. Das Organ der Regierung ist der *Moniteur belge*.

Staatsverhältnisse. Die monarchische konstitutionelle Verfassung v. 8. Febr. 1831 erkennt die Gleichheit aller Belgier vor dem Gesetze an, die Aufhebung jedes Ständeunterschieds, das Recht der Association und Versammlung, die Freiheit der Meinungsäußerung und die des Unterrichts. In gleicher Ausdehnung ist die Freiheit jedes religiösen Kultus und seiner öffentlichen Benutzung garantiert, sobald der Staat, in voller Trennung der Kirche, kein Recht der Einmischung hat in die Ernennung oder Einsetzung der Diener irgend eines Kultus, in den Verleib des Klerus mit seinen geistlichen Obern und hinsichtlich der Bestimmung der religiösen Verordnungen. Das Königtum in B. ist erblich nach Primogeniturrecht, jedoch mit beständiger Ausschließung der Frauen und ihrer Nachkommenschaft. Dem König, der an der Spitze der vollziehenden Gewalt steht und namentlich das Recht hat, eine oder auch beide Kammern aufzulösen, kommt nebst den beiden Kammern die gesetzgebende Gewalt zu. Die auf vier Jahre gewählten Mitglieder der Repräsentantenkammer, jetzt 132 an der Zahl (1 auf 40.000 E.), werden vom allen Staatsbürgern erwählt, die 21 J. alt sind und wenigstens 21 fl. Steuer entrichten. Mehrere Gesetze vom J. 1848 haben den früher bestehenden Unterschied zwischen den Bedingungen der aktiven

Wahlfähigkeit auf dem Lande und in den Städten aufgehoben und den Census auf jenes von der Verfassung gestellte Minimum herabgesetzt. Die Wahlbarkeit in die Kammer der Repräsentanten ist keiner Censusbefreiung unterworfen. Die aus der halben Zahl der Repräsentanten bestehenden, auf acht Jahre ernannten und alle vier Jahre zur Hälfte zu erneuernden Senatoren werden durch dieselben Wähler berufen, müssen aber 40 J. alt sein und wenigstens 1000 Fl. direkte Steuern bezahlen. Jedes Jahr ootieren die Kammer das Budget. Auch der Bestand des Heeres wird jährlich ihrer Beratung unterworfen. Für Verfassungsänderungen müssen nach vorgängiger Erklärung darüber von seiten des Senats und der Repräsentanten neue Kammern berufen werden. Das Gerichtsverfahren ist öffentlich; in Kriminalsachen, politischen und Verbrechen gegen die Schworenengerichte. Für ganz B. besteht ein Kassationshof, der über Formfehler und die Ministerproessen entscheidet und dessen Mitglieder vom Könige aus einer vom Senat und Kassationshofe gebildeten Liste ernannt werden. Die Appellationsgerichte werden gleichfalls vom Könige aus einer Doppelliste dieser Gerichte und der Provinzialräte gewählt. Ein verantwortliches Ministerium steht unter dem Vorhabe des Königs an der Spitze der Verwaltung, unterstützt durch Gouverneure der einzelnen Provinzen und Kommissare der einzelnen Bezirke. Das Ministerium ist zusammengesetzt aus den Abteilungen des Innern, der auswärtigen Angelegenheiten, der Finanzen, der Justiz, der öffentlichen Arbeiten, des öffentlichen Unterrichts und des Kriegs. Die Justizverfassung hat die franz. Formen beibehalten. Die Staatseinnahmen betragen nach dem Anschläge für 1881 286,4 die Ausgaben 289,8 Mill. Frs. Die Ausgaben verteilen sich in folgender Weise: Staatsschuld 88,1 Mill. (Vensionen unbegriffen); Civilliste des Königs 3,2 Mill.; Dotierung des Grafen von Flandern 200.000 Frs.; Senat, Repräsentantenkammer und Rechnungshof 1,8 Mill. Frs.; Justiz und Kultus 15,2 Mill.; Auswärtige Angelegenheiten, Handel und Marine 2,1 Mill.; Departement des Innern 9,2 Mill.; des Unterrichts 18,2 Mill.; öffentliche Arbeiten und Eisenbahnen 86,2 Mill.; Kriegsministerium 44,2 Mill.; Finanzen u. s. w. 15,2 Mill. Frs. Unter den Staatseinnahmen sind begriffen die verschiedenen Steuern, Zölle und Accisen mit 153, die Posten mit 7,2, die Eisenbahnen mit 107 Mill. Frs. Die Staatsschuld betrug 1881 an Nominalwert 1760 Mill.

Die Organisation der belg. Armee beruht auf dem Gesetz vom 5. April 1868 und ist auf ein Effectivum von 100.000 Mann berechnet. Sie steht unter dem Oberbefehl des Königs und ist grundsätzlich zur Verteidigung des Gebiets gegen feindliche Angriffe und zur Wahrung der Neutralität des Landes bestimmt, welche die seine Unabhängigkeit garantierenden Mächte demselben auferlegt haben. Die Friedensstärke beträgt einschließlich der Stäbe, der Verwaltungszweige und der Gendarmen 46.277 Mann, 10014 Pferde, 204 Geschütze und umfaßt 18 Infanterieregimenter, 2 Garabiniere, 8 Regimenter Kavallerie, 4 Feld-Artillieregimenter, 3 Festungs-, 3 Artillieregimenter, 1 Genieregiment nebst 5 Spezialkompanien Genie, 1 Trainobataillon. Der Kriegetat befristet sich auf 103.688 Mann (ohne Offiziere), 10.014

Pferde, 204 Geschütze, aus welchen die mobile Armee und die Armee von Antwerpen gebildet werden sollen. Letztere ist zur Besetzung des verhängten Lagers von Antwerpen, des großen nationalen Reduits, bestimmt. Neben der Armee besteht die Garde civique von etwa 120.000 Mann, die aber ohne eine gründliche Reorganisation wesentliche Dienste kaum leisten dürfte. Nach dem Gesetz vom 18. Sept. 1873 findet die Rekrutierung der Armee durch freiwillige Verpflichtungen und durch jährliche Appells statt; die Dienstzeit beträgt 8 Jahre. Stellvertretung ist erlaubt. Daß von den Kammer festzulegende Jahrescontingent beträgt in neuester Zeit 12.000 Mann. An Schulen bestehen: die Schule der Soldatenkinder und die Schulen der Soldaten ohne Schulbildung, sowie Abendkurse, die Regimentschulen, die besondern Kurse der Unteroffiziere in den Regimentern, die Spezial-Unteroffizierschule, die Militärschule und für die höhere Bildung der Offiziere die Kriegsschule. Ferner wirken für die Ausbildung: die Schiffschule der Artillerie, die Equitationsschule, die Schule für Schanzarbeiten der Infanterie und eine Verbindung des preuß. Lehrbataillons mit einer Infanterie-Schießschule unter der Benennung Ecole de tir et de perfectionnement pour l'infanterie. Die technischen Militär-etablissemens sind: das Konstruktionsarsenal und die Polytechnische Schule zu Antwerpen, die Geschützfabrik und die Waffenfabrik zu Verviers. Eine Kriegsmarine besitzt B. nicht. Haupt- und Residenzstadt ist Brüssel (s. d.). Von Ritterorden bestehen der Leopoldorden für Civil und Militär, gestiftet 1832 von König Leopold I., und der Orden für Civiloerbdienste, gestiftet 1867 von Leopold II. Das Wapen des Königreichs ist der belg. Löwe mit der Umschrift «L'union fait la force». Die Landesfarben sind rot, gelb, schwarz.

Ältere Geschichte bis 1830. An der Grenze von Gallien und Deutschland bildeten zur Römerzeit die südl. Niederlande, unter dem Namen Gallia belgica, einen Teil Galliens. Ihre Bevölkerung war aus keltischen und einigen deutschen Stämmen gemischt, während in Batavien und Friesland das german. Element überwog. Unter der fränk. Herrschaft ward letzteres im 5. und 6. Jahrh. auch in den südl. Gebieten vorherrschend. Im Vertrage von Verdun (843) fiel Flandern an Karl den Kahlen, die Landschaften östlich von der Schelde dagegen an das Reich Lothars. Nach dem Ausgange Lothars II. gewann das westfränk. Reich im Vertrag zu Meren (870) zwar alles Gebiet im Süden und Westen der Maas, während die Grafschaften rechts von der Maas zum ostfränk. (deutschen) Reiche kamen, doch schied der deutsche König Heinrich I. die Grenzen der letztern wieder bis zur Schelde vor (925), während Flandern bei Frankreich blieb. Seit der Auflösung des karolingischen Reichs breitete sich das Ende des 11. Jahrh. das Lehnwesen immer mehr aus. Die einzelnen südl. Provinzen wurden Herzogtümer oder Grafschaften. Die Grafschaft Flandern, die vor allen durch Gewerbe und Handel an Macht und Reichtum zunahm, verteidigte in langem Kampfe ihre Selbstständigkeit gegen die Verschmelzung mit Frankreich. Sie kam nach dem Aussterben des Valoisstammes der franz. Grafen (1384) an das Haus Burgund, das 1406—73 durch Heirat, Erbschaft, Kauf und Vertrag auch alle andern niederländ. Provinzen vereinigte, nachdem schon 1288 die brabant. Herzöge durch die Vereinigung

Limburgs mit Brabant den Grund zu einer ausgedehnten Herrschaft gelegt hatten. Die burgund. Regenten verfolgten den Plan der Gründung eines mächtigen Zwischenstaats zwischen Deutschland und Frankreich und bekämpften darum im Innern den vorstrebenden demokratischen Geist der rasch aufblühenden Städte. Das durch Philipp den Guten begonnene Werk der Herrichtung einer unumschränkten Fürstengewalt, durch das Unterliegen Karls des Kühnen und die teilweise Feststellung seiner Herrschaft unterbrochen, ward durch Kaiser Karl V. (geb. 15. Sept. 1500) fortgesetzt, den Kaiser Maximilian I. und Mariens, der Erbin von Burgund, durch deren Vermählung (1477) die Niederlande an das Haus Habsburg gekommen waren und seit 1512 den burgundischen Kreis des Deutschen Reichs bildeten.

Mit der Thronentsagung Karls V. (1555) fielen sämtliche Niederlande an Philipp II. und sollten fortan nach Primogeniturrecht mit Spanien vereinigt bleiben. Kaum hatte der Friede von Cateau-Cambrésis 1559 den Angriffen Frankreichs ein Ziel gesetzt, als die religiösen Bewegungen der Reformation und die despotischen Eingriffe Philipps in die Rechte der Stände und Provinzen den langen Bürgerkrieg entzündeten, der mit der Unabhängigkeit der nördl. Niederlande endete, während in den südlichen, in B., mit der Herrschaft Spaniens auch die des Katholicismus behauptet und befestigt wurde. Für kurze Zeit ward B. durch die Eheson Philipps II. 1598 an seine Tochter Isabella und deren Gemahl, Erzherzog Albrecht VII., ein selbständiges Reich. Es geschah manches unter dieser Regierung für die Ordnung der innern Zustände, wie z. B. durch die Sammlung der die Justizpflege betreffenden Verordnungen in dem 1611 publizierten *Edict perpétuel*, sowie für Hebung der durch die Politik Philipps II. verrüttelten Industrie. Die Ehe Albrechts blieb kinderlos. Das seit Albrechts Tode (1621) durch Statthalter regierte B. fiel also an Spanien zurück, wurde in den Verfall dieser Monarchie hineingerissen und in den Kriegen gegen Frankreich und Holland den ersten Angriffen bloßgestellt. Meist auf B.s Kosten ward der Friede erkauft. Im Venedischen Frieden von 1639 unter Philipp IV. kamen die Grafschaft Artois, Diebendhofen und andere Gebiete an Frankreich. Neue Eroberungen der Franzosen, anerkannt durch den Frieden von Nachen von 1668, rissen Lille, Charleroi, Oudenaarde, Courtrai, Tournai ab, die zwar teilweise im Nimwegener Frieden (1679) an B. zurückfielen, wogegen dieses aber andere Gebiete mit Valenciennes, Rieuport, Cambrai, St. Omer, Ypern, Charlemont verlor und im Ryswiker Frieden von 1697 nur teilweise wiedererhielt. Nach dem Abschlusse dieses Vertrags, in den letzten Jahren Karls II. von Spanien, suchte die Regierung dem gesunkenen Wohlstande durch eine neue Zollgesetzgebung sowie auf andere Weise aufzuheben, und namentlich dem Nachtheile der im Interesse Hollands stipulierten Schließung der Schelde durch Anlage von Kanälen zu begegnen. Allein diese Verbesserungen blieben infolge des langwierigen Spanischen Successionskriegs, welcher erst 1713 durch den Utrechter Frieden endigte, ohne Erfolg. Durch diesen Friedensschluß kam B. an Oesterreich, das jedoch im sog. Barrieretraktat 1715 den holländ. Generalsstaaten ein Vetsatzungsrecht in den wichtigsten Festungen an der franz. Grenze nebst andern Befugnissen einräumte,

namentlich auch die fortwährende Schließung der Schelde anerkannte. Auch die 1722 von Karl VI. gegründete Handelsgesellschaft zu Dünede war: 1731 dem holländ. Einflusse wieder geopfert. Die Einschüpfung der österr. Verwaltung ging nicht ohne Schwierigkeiten vor sich, und der Widerstand der brüsseler Hänfte gegen die Steuerverordnungen des Marquis de Brié, der im Namen des Statthalters Bringen Eugen von Savoyen in B. an der Spitze der Regierung stand, wurde nur durch gewaltsame Maßregeln gebrochen. Die Hinrichtung des Justizmeisters Anneessens (20. Sept. 1719), welcher der unerbittlichen Strenge Priess zum Opfer fiel, bildete eine düstere Episode der österr. Herrschaft. In Oesterreichischen Erbfolgekriege eroberten die Franzosen unter dem Marquisall von Sadeh das ganze Land (Schlacht bei Fontenoy), bis es durch den Wiener Frieden (1748) wieder in den Besitz Oesterreichs gelangte.

In der langen Friedensperiode seit dem Frieden von Nachen hob sich der Wohlstand von B. in vielen österr. Regierung, die namentlich bei noch bestehenden ständlichen Verfassungen in den einzelnen Provinzen geraume Zeit unangefastet lag. Bedeutende Verdienste um eine verbesserte Verwaltung erwarb sich unter Maria Theresia der Statthalter in den belg. Provinzen, Prinz Karl von Sachsen (gest. 1780). Maria Theresia hob namentlich den Unterricht (sie ist unter andern die Erbkaiserin der belg. Akademie der Wissenschaften). Die Regierung Josephs II. begann unter Zwangsgeboten mit Holland das sich zur Aufhebung des Barrieretrakts verband, worauf mehrere der wichtigsten Festungen geschleift wurden. Dagegen scheiterte trotz seinen Versuchen, die Freiheit der Schelde zu erwirken. Noch folgenreicher wurden seine Bemühungen auf dem Gebiete der innern Politik. Durch seine Neuerungen verlor er sowohl die religiösen Empfindungen des Volks als die ständlichen Verfassungen von ihm angelobte Aufrechterhaltung wie in Joyeuse entrée für Brabant, Limburg und Lüttich ausbrüchlich seitigezte Bedingung des Wohlstands war. Die Unruhen begannen mit dem gewaltsam unterdrückten Aufstande der Studenten auf der streng latholischen und ihrer Rechte beraubten Universität zu Löwen. Demnach folgten Eingriffe in die Provinzialverfassungen, Verminderung der Abgaben von Seiten der brabant. Stände und schwachende Maßregeln der Regierung, die die beabsichtigten Reformen bald gewaltsam untergelekt werden sollten, bald wieder die früheren Zustände teilweise hergestellt wurden. Zahlreiche vergnügte wanderten aus und organisierten militärisch in Holland und im Niderrhein. abermaliger Rückschritt, die Wiedererrichtung 1788 förmlich aufgehobenen Universität zu Löwen, steigerte nur den Mut der Insurgenten. Haupt, Abvolat van der Root (gest. 1827), welcher das Brabant Josephs II. Herrschaft nicht mehr erlennen. Die Ausgewanderten fielen in B. abtrumpften mehrere Forts und brachten Oesterreichern bei Turnhout eine Niederlage. Am 11. Dec. 1789 brach in Brüssel ein Aufstand aus, und die österr. Garnison wurde durch Kapitulation zur Räumung gezwungen. Am 26. Dec. erklärten sich die brabant. Stände unabhängig. Die übrigen Provinzen folgten. Am 11. Jan. 1790 als vereinigt B. einem eigenen Staate und stellten einen Republik

die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten, der die von Österreich gemachten Vorschläge der Auflösung juristisch. Nur Luxemburg, wo sich die österr. Truppen unter General Bender zusammengezogen hatten, wurde im Gehorsam gehalten. Unter dem Einflusse der ersten Bewegungen der Französischen Revolution spalteten sich mehr und mehr die belg. Inturgenten in eine aristokratische und demokratische Partei, deren Forderungen dem General Bender die Wiederbeziehung der Provinz Limburg erleichterten. Nach Josephs II. Tode erließ Leopold II. am 3. März 1790 eine Erklärung, worin er die Herstellung und Garantie der früheren Verfassungen versprach. Da sein Antrag oerworfen wurde, schlug er, aber ebenso erfolglos, die Vermittelung der Streitpunkte durch einen im Haag zu haltenden Kongress vor. Jetzt fiel das verstärkte österr. Armeekorps gegen Ende des Nov. 1790 in B. ein und unterwarf dieses ohne bedeutenden Widerstand. Die staatsrechtlichen Zustände zu Ende der Regierung Maria Theresias wurden hergestellt, eine Amnestie verkündigt und der abermalige Widerstand der Stände durch strenge Maßregeln gebrochen. Aber die kurze Frist der Ruhe ging schon mit dem Ausbruche des franz. Revolutionskriegs zu Ende. Die Schlacht von Jemappes (7. Nov. 1792) machte die Franzosen zu Herren des Landes sowie des Fürstbistums Lüttich. Zwar wurden die Franzosen nach Dumouries' Niederlage bei Recorwiden (18. März 1793) wieder zurückgebrängt und Erzherzog Karl übernahm als kaiserl. Generalstatthalter die Regierung, aber die Schlacht von Fleurus setzte endlich der österr. Herrschaft für immer ein Ziel, und Völsgrug jog 9. Juli 1794 in Brüssel ein. Bald darauf wurde B. in Frankreich einverleibt und in neun Departements eingetheilt. Der Friedensschluß von Campo-Formio und später der von Lunewille bestätigten die Eroberung. B. theilte hiernach alle Schicksale der Französischen Republik und des Kaiserreichs, erhielt den Code Napoleon und ward in Hinsicht der ganzen Verwaltung auf franz. Fuß organisiert. Der Sturz Napoleons und der erste Pariser Friede vom 30. Mai 1814 brachten Holland und B. nach mehrmonatlicher Verwaltung des letztern durch einen österr. Generalgouverneur (Baron Vincent), unter die Herrschaft des Prinzen Wilhelm Friedrich von Oranien-Nassau, der 23. März 1815 den Titel eines Königs der Niederlande annahm, worauf der Londoner Vertrag vom 19. März 1815 und später die Beschlüsse des Wiener Kongresses vom 31. Mai und die Schlussakte vom 9. Juni 1815 die Verhältnisse des neuen Königreichs regulierten. Hiernach wurden Lüttich und einige Gebietsteile an der Maas damit oereinigt, während Zugernburg, als besonderes Großherzogtum, zum Deutschen Bunde kam. Der zweite Pariser Friede vom 1815 oerklärte die Südgrenze der Niederlande durch einige neu hinzugekommene Bezirke mit den Festungen Philippeville, Marienbourg und dem Herzogtum Bouillon.

Am 24. Aug. 1815 wurde die neue niederländ. onstitution oerkländigt und König Wilhelm I. 7. Sept. auf dem Königsplatze zu Brüssel darauf eidigt. Die schwer oersöhnlichen Gegensätze inationalität, Sprache, Glauben und Lebensweise zwischen dem reformierten holländ. Handelsvolke und den streng katholischen, Ackerbau und Gewerbereibenden Belgiern, deren parlamentarische Sprache von den gebildeten Klassen gesprochene Fran-

zösisch ist, traten schon bei der Einführung der neuen Verfassung aufs schärfste hervor. Zu den Bestimmungen dieser Konstitution, die in B. lebhaft Opposition erweckten, gehörten hauptsächlich die dem Könige ausschließlich zugeoewiesene Leitung der Kolonien und die Verteilung des der Zustimmung der Generalstaaten bedürftigen Budgets der Ausgaben und Einnahmen in der Art, daß die fixen Ausgaben sowie die Mittel und Wege dafür nur alle 10 Jahre, jährlich aber nur die außerordentlichen Ausgaben votirt werden sollten. Die Betätigung B.s an der gesamten holländ. Schuldenlast, die Anerkennung der vollen Freiheit des Kultus, die Unverantwortlichkeit der Minister, die auf die bloße Urteilsfällung beschränkte Öffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens, endlich die Art der Verteilung der Repräsentation zwischen den nördl. und südl. Provinzen, wonach die Zahl der Abgeordneten für beide Haupttheile des Königreichs die gleiche war, während nach dem Verhältnisse der Bevölkerung von den 110 Deputierten auf das stärker bevölkerte B. nicht weniger als 68 gekommen sein würden, erregten ebenfalls großes Mißoergnügen. Aberhaupt entsprach diese Verfassung, namentlich auch in dem Institut der Provinzialstände, die zugleich Wahlkollegien für die Ernennung der Mitglieder der Zweiten Kammer der Generalstaaten abgaben, nach allen wesentlichen Bestimmungen nur den Interessen und der Geschichte des östlichen Lebens der nördl. Provinzen. So kam es, daß der einer Versammlung der holländ. Generalstaaten und der belg. Notabeln oorgelegte Konstitutionsentwurf einstimmig von den holländ. Abgeordneten angenommen, oon der Mehrzahl der belgischen (795 gegen 527) verworfen ward. Nur durch eine willkürliche Deutung des negierenden Votums eines Theils der oerwerfenden Notabeln sowie durch eine Fiktion, wonach die nicht Mitstimmenden als Bejahende angenommen wurden, konnte man eine erlückelte Majorität für die Annahme der Konstitution zu Stande bringen. Diese wurde daher von Anfang an oon den meisten Belgiern als aufgedrungen betrachtet, und die Opposition war um so stärker, als der durch die Gleichstellung der Konfessionen verletzte Klerus, unter Führung des Bischofs von Gent, Fürsten Morij von Broglie, an ihrer Spitze stand.

Allerdings geschah unter der holländ. Regierung auch in B. nicht wenig für die Förderung des materiellen Wohlstandes. Andererseits nahmen aber auch die Ausgaben sowie das jährliche Defizit immer mehr zu, und man sah sich zur Erhöhung der Verbrauchssteuern, bald auch zur Einführung der verhassten Schlacht- und Wahlsteuer (1821) genöthigt, die in dem landwirtschaftlichen B. oerhältnismäßig noch drückender als in Holland empfunden ward. Hierzu kam das 1822 neu organisierte, mit großen Oerechtfamen ausgerüstete und in seinen ersten Operationen wohl auch heilsame Amortissementsyndikat, das aber bei dem Mangel aller Kontrolle immer mehr den Charakter eines geschäftigen fiskalischen Instituts annahm. Diese Neuerungen wurden in den Generalstaaten durchgängig durch die große Mehrheit der holländ. Abgeordneten, in Verbindung mit einer ministeriellen Fraktion der belg. Deputierten, durchgeseht. Die Regierung gab der Opposition dadurch noch größere Stärke, daß sie sichtlich auf eine Verschmelzung der beiden Landes- teile im holländ. Sinne hinarbeitete. Vor allem suchte sie den Widerstand des Katholizismus zu

brechen, stieß aber gerade bei der Behandlung der geistlichen Angelegenheiten und derjenigen des Unterrichts auf wachsende Schwierigkeiten. Schon wegen der verweigerten Gabelleistung eines Theils des Klerus auf die Konstitution hatte sich zwischen der kath.-belg. und der holländ. Presse ein immer heftiger werdender Streit erhoben. Die gegen einzelne Geistliche angewandte Strenge, monach mehrere gerichtlich verfolgt wurden und der Fürst-Bischof zu Gent selbst (1817) in eine infamierende Strafe verfiel und der geistlichen Jurisdiction beraubt ward; der Einfluss, den sich die Regierung auf den Religionsunterricht in den kath. Schulen durch Beschränkung desjenigen der Geistlichkeit zu verschaffen suchte; die Aufhebung der von den Bischöfen errichteten kleinen Seminarien; endlich die Errichtung des der geistlichen Beaufsichtigung gänzlich entzogenen sog. Philosophischen Kollegiums in Löwen, dessen Besuch den künftigen Kandidaten des geistlichen Amtes zur Pflicht gemacht wurde u. s. w.: rissen die Kluft zwischen der Regierung und der kath. Partei immer tiefer. Andere Maßregeln trieben auch die Liberalen in immer schärferen Gegensatz gegen die Regierung. Dahin gehörten namentlich die in den J. 1818, 1819 und 1822 gemachten Versuche, den Gebrauch der holländ. Sprache in allen gerichtlichen und administrativen Verhandlungen auch in den Provinzen gemischtzungen obligatorisch zu machen; dann die Zurücksetzung der Belgier im Staatsdienste, so daß z. B. Anfang 1830 unter 7 Ministern nur 1, unter 117 Beamten des Ministeriums des Innern nur 11, unter 102 Beamten des Kriegsministeriums nur 3, unter 1573 Infanterieoffizieren nur 274 den süd. Provinzen angehörten.

Die Unzufriedenheit fand in der Presse d. s. zahlreiche Organe und vergrößerte sich noch mehr, als die versäufungsmäßige Pressfreiheit durch besondere Verfügungen und harte Beurteilungen in den immer zahlreicher werdenden Presseproessen fast illusorisch gemacht wurde. Jede zeitweise Nachgiebigkeit ward nur als Schwäche ausgelegt und steigerte die Ansprüche; selbst die endliche Einigung mit dem päpstl. Stuhle über das Konkordat vom 18. Juli 1827, auf der Grundlage des zwischen Napoleon und Pius VII. abgeschlossenen, beschwichtigte nur für kurze Zeit die kath. Partei. Auf neuen Anlaß zu Beschwerden kam eine Koalition zwischen der kath. und liberalen Opposition zu Stande, welche letztere berebete und eifrige Verteidiger, wie de Potter, Zielmans u. a., an ihrer Spitze hatte. Diese sog. Union vereinte in den Generalstaaten beinahe die Hälfte aller Stimmen. Die Regierung verstand sich jetzt zu bedeutenden Konzessionen, namentlich zur Abschaffung der Schlacht- und Wahlsteuer, zur Aufhebung der den Gebrauch der holländ. Sprache betreffenden Gebote und zur Abänderung der Bestimmungen über die Organisation des Philosophischen Kollegiums zu Löwen. Trotzdem wurde das Budget bloß mit Einer Stimme Majorität votiert. Obgleich dieses Votum mehreren Abgeordneten ihre Ämter kostete, sah sich doch die Regierung zu weiterer Nachgiebigkeit veranlaßt, während die Presse, besonders der von den Advokaten Claes, van de Weyer, Rothomb, Dupuisbaux und Zottland redigirte „Courrier des Pays-Bas“, mit wachsender Stänigkeit die Abstellung aller Beschwerden forderte. Auch hatte der 1828 verhaftete Publizist de Potter von seinem Gefangnisse aus den Anstoß zu einer Menge Petitionen gegeben, womit die Kammer 1829 über-

häuft wurde, und in demselben Jahre hatten sich in einem großen Theile d. s. zahlreiche konstitutionelle Vereine organisiert. Dies alles erwiderte die gezeigte Regierung 11. Dez. 1829 mit einem strengem und von einer Vorhatsch an die Kammer begleiteter Pressgesekentwurf, nachdem der von den Deputierten in freisinnigerem Geiste beantragte Entwurf verworfen worden. Die Erklärung des Königs bezeichnete die Konstitution als die freiwillige Beschränkung der monarchischen Berechtigung, die gegen Opposition aber als das Recht einiger Schranken und Irregulitäten. Diese königl. Vorhatsch mußte von den Beamten aller Grade, unter Androhung der Entlassung, binnen zweimal 24 Stunden unterzeichnet werden, und mehrere Beamte, die sich als Anhänger der Opposition zu erkennen gaben, wurden wirklich abgesetzt.

Neuere Geschichte. Bei dieser Lage der Dinge brach die Julirevolution in Frankreich aus. Zahlreiche Emigranten fanden sich aus Paris in Brüssel ein, welche direkt auf eine revolutionäre Bewegung hinarbeiteten. Am 24. Aug. 1830 sollte der Geburtstag des Königs durch Illumination und Feuerwerk gefeiert werden, aber beides unterließ. Die Ausführung der Oper „Die Stumme von Portici“ gab am folgenden Tage den nächsten Anlaß zu einer ernstlichen Bewegung. Starke Volksmengen trümmerten die Druckerei des ministeriellen Journals „Nationals“, zerstörten und verbrannten an verwütheten die Häuser des verhaßten Journalisten Fibry-Bagnano, den Justizpalast, das Haus des Justizministers van Maanen und des Polizeikommandors. Nach mehreren Tagen der Unordnung wurde die inzwischen organisierte Bürgergarde (Militär der Aufständigen), nachdem die königl. Wappen abgerissen und die Fahnen aufgeschlagen worden waren. Ähnliche Auftritte, in deren Folge sich überall die Bürger bewaffneten und Sicherheitskommissionen errichteten, hatten in Lüttich, Brüssel, Brügge, Löwen und andern größeren belg. Orten statt. Aus vielen Städten gingen hierauf Demonstrationen nach dem Haag ab. Noch war keine Rede von der Gründung eines selbständigen belg. Staats; man beschränkte sich auf das Verlangen einer administrativen Trennung der nördl. und süd. Theile und forderte die Abstellung der Beschwerden. Auf die Nachricht von diesen Ereignissen bezogen sich die Söhne des Königs mit 6—6000 Mann Truppen nach Wilvorde (2 Stunden vor Brüssel) und nahmen daselbst ihr Hauptquartier. Aber weder die dortigen Zusammenkünfte mit den Ratschülern der Hauptstadt, noch das Erscheinen des persönlich populären Prinzen von Oranien in Brüssel selbst, mitten unter den Barricaden, noch die von ihm eröffnete Aussicht auf administrative Trennung stillten die Leidenschaft der Gemüther herbei, und bekannt wurde, daß das persönliche Benehmen bei Thronerben im Haag und am Hofe nur Mißbilligung gefunden hatten.

Am 13. Sept. traten die Generalstaaten zusammen, an denen sämtliche belg. Abgeordnete teilnahmen, um über die beantragten Abänderungen der Konstitution zu berathschlagen. Die holländ. Deputierten aber wußten einen definitiven Beschluß über zu verzögern, und einer der belg. Abgeordneten, Baron de Staassart, kam mit einer der Gemüther äußerst entflammenden Erklärung über vergebliche Verhandlungen mit der Regierung aus dem Haag nach Brüssel zurück. Ein neuer Aufstand,

durch das Gerücht eines beabsichtigten Angriffs holländ. Truppen veranlaßt, gab den untern Volksschichten und ihren Führern die Waffen und Gewalt in die Hand, worauf 20. Sept. die Behörden abgesetzt und eine provisorische Regierung gebildet wurde, die übrigens nicht in Wirksamkeit treten konnte. Während es nun zu Angriffen von Seiten des militärisch organisierten Volkes gegen die Vorposten der unter dem Prinzen Friedrich in Antwerpen versammelten Truppen kam, luden andererseits einige Bürger in Brüssel, welche die Herrschaft des Böbels fürchteten, den Prinzen zu der als leicht ausführbar geschilderten Besetzung der Stadt ein. Der König gab die Genehmigung, und Prinz Friedrich erließ 21. Sept. eine Proklamation, worin er unter anderm die Hauptanführer der Unruhen und die unruhigen Fremden mit der Strenge der Geseze bedrohte, auch der Bürgergarde die Ablegung der von ihr angenommenen Farben anbefahl. Dies war die Lösung zum Kampfe. Am 23. Sept. griff der Prinz, der am 21. von Antwerpen mit 13—14000 Mann ausgebrochen, mit der Hälfte seiner Truppen Brüssel an, bemächtigte sich des obern Theils, konnte sich aber in der untern Stadt nicht behaupten. Den Insurgenten in Brüssel, mit denen sich eine Schar Väterlicher unter der Anführung des spätern Ministerpräsidenten Rogier vereinigt hatte und die an dem span. Flüchtlinge Juan von Hales und dem franz. General Mellinet tüchtige Führer gefunden, kam aus der Nothdringlichkeit während des Gefechts immer mehr Hülfe zu, so daß nach viertägigem Kampfe der Prinz genöthigt war, sich mit sehr hartem Verluste nach Mecheln zurückzuziehen. Nach diesem Siege, der gegen 600 belg. Freiwilligen das Leben gekostet hatte, breitete sich der Aufstand rasch über ganz B. aus. Am 24. Sept. hatte sich eine junächt aus Rogier, d'Hooghvoort, Kommandanten der Bürgergarde, Jolly, ehemals Genieoffizier, und den Sekretären Vanderlinden und de Coppin bestehende provisorische Regierung im brüsseler Rathaus gebildet, der sich am 26. Graf Felix de Mérode, Gembden, van de Weyer, Nicolai (als Sekretär), dann am 28. der eben im Triumphzuge aus Frankreich zurückgekehrte de Potter beigesellten. Am 4. Okt. erklärte diese Regierung die Unabhängigkeit der belg. Provinzen und kündigte die Ausarbeitung eines Verfassungsentwurfs sowie die Zusammenberufung eines Nationalkongresses von 20 Deputierten an. In den folgenden Tagen ward Freiheit des Unterrichts, der Presse, des Kultus, der geistlichlichen Verbindungen u. s. w. ausgesprochen. Zugleich erklärte man das Großherzogthum Luxemburg für einen Theil des neuen Staats.

Jetzt war das Band zwischen Holland und B. zerrißen, und erfolglos blieb der Versuch des Prinzen von Oranien, B. dadurch seinem Hause zu erhalten, daß er sich bereit erklärte, es als unabhängiges Reich zu regieren und sich an die Spitze der Bewegung zu stellen (16. Okt.). Der König von Holland selbst erklärte diesen Schritt des Prinzen für ungültig und proklamierte 24. Okt.: er werde B. bis zur Entscheidung des in London versammelten Ministerkongresses der Großmächte sich selbst überlassen, doch inzwischen die Festungen Antwerpen, Maastricht und Venloo besetzt halten. Indessen rückten (27. Okt.) belg. Truppen in Antwerpen ein und brachen die früher mit dem Kommandanten der Citadelle, General Chassé (f. d.), abgeschlossene

Kapitulation, worauf dieser die Stadt bombardiren ließ. Dies erweiterte die Kluft zwischen B. und Holland noch mehr und rief zugleich lebhafteste Reklamationen der beteiligten Kaufleute des Auslandes gegen Holland hervor. In B. selbst kam es hier und da zu anarchischen Böbelereien. Doch erhielt bald im ganzen die für die Einführung einer unabhängigen konstitutionellen Monarchie gestimmte Mehrheit des Klerus, des Adels, der reichen Grundbesitzer und Kaufleute das Übergewicht, so daß ebensowohl die republikanische Partei, mit de Potter an der Spitze, als die einer Vereinigung B. mit Frankreich Geneigten in den Hintergrund traten. Der 10. Nov. versammelte und von de Potter eröffnete Nationalkongreß proklamierte theils einstimmig, theils mit sehr großer Majorität die Unabhängigkeit B., mit Vorbehalt der wegen Luxemburgs mit dem Deutschen Bund eingehenden Beziehungen, und, unter Ausschließung des Hauses Oranien vom belg. Throne, die konstitutionelle Monarchie nach dem Zweikammersystem. Unter 187 Stimmen lauteten nur 13 für republikanische Verfassung.

Inzwischen konstituierte sich die Londoner Konferenz, entwarf 4. Nov. 1830 in einem ersten Protokoll den von beiden Theilen angenommenen Waffenstillstand, und erkannte 20. Dez. die Auflösung des bisherigen Königreichs der Vereinigten Niederlande an. Weitere Protokolle vom 20. und 27. Jan. 1831 setzten die allgemeinen Bedingungen der Auseinandersetzung fest, aber diese vom baaier Kabinett angenommenen Trennungsgrundlagen (Grenzverhältnisse des J. 1790 mit Belassung des gleichfalls insurgierten Luxemburg unter holländ. Scepter und im Verbands mit Deutschland) wurden vom belg. Nationalkongresse verworfen und hierauf von der Konferenz bedeutend modifiziert. In dieser veränderten Gestalt sind sie unter dem Namen der 18 Artikel bekannt geworden. Im belg. Kongresse wurde 3. Febr. zur Wahl eines Königs geschritten, bei welcher der Herzog von Nemours mit 97 Stimmen unter 192 den Sieg über die Kandidatur des Herzogs von Leuchtenberg davontrug; aber schon am 7. verwarfte sich die Konferenz gegen die Thronbewerbung sowohl des einen als des andern Kandidaten und Ludwig Philipp lehnte seinerseits entschieden die Wahl seines Sohnes ab. Dies veranlaßte die Ernennung des Präsidenten des Kongresses, Baron Surlet de Chokier, zum provisorischen Regenten des Landes (23. Febr.), an Stelle der bisherigen provisorischen Regierung. Die Konstitution war seit dem 7. Febr. zum Abschluß gebracht. Auf Empfehlung Englands trat das belg. Ministerium mit dem Prinzen Leopold (f. d.) von Sachsen-Koburg wegen Übernahme der Krone in Unterhandlung, und 4. Juni wurde derselbe mit einer Stimmenzahl von 152 unter 196 vom Kongreß zum König der Belgier erwählt. Der Prinz willigte ein unter der Bedingung einer Annahme jener 18 Artikel durch den belg. Kongreß, und als diese Annahme 9. Juli 1831 erfolgt war, hielt er am 21. seinen Einzug in Brüssel und leistete den Eid auf die Verfassung. Jetzt verwarf aber Holland die 18 Artikel und ließ zu Anfang des Aug. 1831 eine Armee unter dem Prinzen von Oranien in B. einrücken, welche die noch dürtig organisierten belg. Truppen bei Hasselt und Löwen schlug und zerstreute. Selbst die Eroberung Brüssels wurde nur durch das schnelle Einrücken einer franz. Hülfarmee unter Marschall Gérard

verbündet, worauf sich, auf Andringen der Gesandten Englands und Frankreichs, die holländ. Truppen wieder über die Grenze zurückzogen. Nach neuen Unterhandlungen erhielt zwar Holland viel vorteilhaftere Bedingungen durch die nun von der Konferenz (6. Okt.) beschlossenen und für unumstößlich erklärten 24 Artikel, nach welchen Luxemburg und Limburg teilweise zu B., teilweise zu Holland geschlagen wurden, und B. jährlich 8400000 Fl. als Zinsen seines Antheils an der holländ. Staatsschuld bezahlen sollte. Da jedoch Holland diese Bestimmungen gleichfalls zurückwies, während B. sie annahm, erfolgte der Beschluß von Zwangsmaßnahmen gegen Holland, die Molate der Schelde und der holländ. Küste durch eine engl.-franz. Flotte sowie das abermalige Einrücken eines franz. Heeres (15. Nov. 1832) unter Marschall Gérard. Dasselbe eroberte nach 25tägiger Belagerung die von den Holländern noch besetzte Citadelle von Antwerpen, die B. 1. Jan. 1833 übergeben wurde. Ein Präliminarvertrag vom 21. Mai 1833 zwischen England, Frankreich und Holland machte sodann den Zwangsmaßnahmen ein Ende. Bis zum Definitivtraktat blieb Holland im einstweiligen Besitze der die Schelde beherrschenden Forts Vilvo und Vleeschhoek, B. in dem von Luxemburg, mit Ausnahme der Festung und ihres Raons, sowie Limburgs. Dieser Statusquo dauerte fünf Jahre und wurde von B. zur Vollenbung seiner Organisation und zur Hebung seines Wohlstandes gut benutzt.

Von besonderer Wichtigkeit waren die Geseze über Gemeinwesen und Provinzialverfassung, deren Vollenbung 1836 erfolgte. Das Gesez über die Gemeindeverfassung erhielt 1842 Modifikationen, von denen die wichtigste war, daß der König auch außerhalb des von den Gemeindevählern ernannten Gemeinderats die Bürgermeister ernennen könne. Diese Befugnis wurde jedoch später beschränkt, und es blieb der Autonomie der Gemeinderäte und Provinzialräte sowie dem Wirkungsbereiche der von letztern gewählten ständigen Ausschüsse (députations permanentes) eine weite Grenze gesetzt. Von nicht geringerer Bedeutung war die Aufstellung eines einheitlichen Unterrichtssystems, das bei den auseinandergehenden Interessen der strengen Katholiken und der Liberalen nur schwer zu Stande kam. Das 1842 von beiden Kammern genehmigte Gesez über den Elementarunterricht ordnete die Verbindlichkeit der Gemeinden zur Errichtung von Elementarschulen in den Orten, wo nicht durch freie Schulen hinlänglich für den Unterricht gesorgt ist, und regelte zugleich die Stellung der Geistlichen zu den Schulen, indem ihnen das Recht der geistlichen Inspektion förmlich zugesprochen wurde. Die Hauptpunkte, die Universitäten betreffend, fanden schon 1835 ihre Erledigung. Allein die Organisierung des mittleren Unterrichts gelangte erst 1850 zum Abschluß, und zwar nicht zur Befriedigung des dabei in seinem Einfluß wesentlich geschwächerten Alerus.

Am 9. Aug. 1832 kam eine Vermählung des Königs Leopold mit der ältesten Tochter Ludwig Philipps, der Prinzessin Louise von Orléans, zu Stande. Der erzbischofliche Sohn aus dieser Ehe starb, doch die spätere Geburt zweier Prinzen (1835 und 1837) sicherte der lothring. Dynastie die Succession auf dem belg. Throne. Durch die Verheiratung des Königs war die Stellung des neugegründeten Königreichs im europ. Staatensysteme noch

mehr befestigt worden. Um so leichter konnte nach der Übergabe der Citadelle von Antwerpen (Jan. 1833) die auf den Wiederbeginn des Kriegs gegen Holland dringende Partei niedergebunden werden. Schon nach Auflösung der Repräsentantenkammer im April 1833 zeigte sich die Mehrtheit derselben dem Friedenssysteme der Regierung geneigter. Eine Ministeränderung im August desselben Jahres besetzte das doctrinäre Ministerium Lebeau-Rogier und setzte es durch ein vorwiegend katholisches (de Theop. Wuelensmaere), wodurch in der Verwaltung wie in den Kammern das kath. Element bald ein Übergewicht gewann. Die kurze Herrschaft der Tories in England, vom Ende des J. 1834 bis zum April 1835, machte die Aussicht eines Kriege wieder wahrscheinlicher und zwang B. zu fortgesetzten leistungsfähigen Rüstungen. Hierauf folgte eine Zeit der Ruhe, in welcher die Industrie einen raschen Aufschwung nahm. Die Ruhe schien gefährdet, als im Ende des J. 1837 die holländ. Regierung durch Ausbeutung des grünenwalder Fortes Souveränitätsrechte im Luxemburgischen auszuüben versuchte. Protestationen und militärische Demonstrationen, sowie die entschiedene Sprache Frankreichs und Englands ließen jedoch das haager Kabinett von seinen Vorhaben absteigen, und die belg. Truppen zögen sich von ihnen besetzten Positionen.

Nach Feststellung des Statusquo im Mai 1838 hatte die Londoner Konferenz nur noch schwache Versuche zur Fortsetzung der Unterhandlungen gemacht, die im Aug. 1833 abgebrochen wurden und geraume Zeit ruhten. Erst 18. Aug. 1836 gab der Deutsche Bund seine Zustimmung zu der in den 24 Artikeln festgesetzten Eintauschung von Limburg gegen einen Teil des Luxemburgischen unter der Bedingung, daß in diesem letztern von belg. Seite keine Befestigungen angelegt würden. Von der öffentlichen Meinung des holländ. Volks und seine Vertreter gedrängt, blieb endlich dem haager Kabinett keine andere Wahl, als sich (14. März 1839) zur definitiven Annahme der 24 Artikel bereit zu erklären. Die nächste Folge ihrer Vollziehung mußte von belg. Seite die Räumung von Limburg und eines Teils des Luxemburgischen sein, wogegen nun in B. lebhafteste Demonstrationen erhoben wurden. Repräsentanten und Senat votierten einstimmig Adressen an die Regierung, die Integrität des Gebiets um jeden Preis zu bewahren. Selbst Hollands wie B.s wurde gerüstet, während auch Frankreich Truppen zusammenzog, um dem britischen Konferenzprotokoll vom 22. Jan. 1839, auf an der Gebietsabtretung fehlte, Nachdruck zu geben. Dies entflammte den kriegerischen Eifer in B. noch mehr, wo der ehemalige polnische General Czerniecki zum Divisionsgeneral ernannt wurde. Gegen diese Ernennung reklamirten die Gesandten Österreichs und Preußens, welche sogar Briefe an einige Zeit verließen. Der Einmütigkeit der Großmächte gegenüber gab König Leopold bald nach Czerniecki am außer Aktivität; die beiden französisch gesinnten Minister Cuvier und d'Huict gaben ihre Entlassung und wurden durch Raikem und Desmaistères ersetzt. Nach bestigten Debatten erklärten auch die 16. Febr. 1839 berufenen Kammern ihre Zustimmung zum Abschlusse des Vertrags. Hierauf erfolgte dessen Unterschrift am 19. April von seiten B.s und der übrigen Mächte, nachdem dies von Holland schon 4. Febr. geschehen war. Auf dieser Grundlage kam endlich auch die

Einigung mit Holland und die Erledigung der daran sich anknüpfenden Nebenpunkte durch den Vertrag vom 19. Okt. 1842 zu Stande.

Als die Kämpfungen Frankreichs infolge der Orientalischen Frage Europa im J. 1840 mit einem Kriege bedrohten, beschloßen die belg. Kammern zur Bewahrung der Selbstständigkeit im erforderlichen Falle die Vermehrung der Armee um 30000 Mann, also bis zu 80000 Mann, ohne jedoch eine Erhöhung des Kriegsbudgets wirklich eintreten zu lassen. Das Kriegsbudget, das 1839 auf 49 Mill. bel. belief, fiel 1840 auf 33 Mill. herab, und neue Reduktionen wurden als Forderung gestellt. Im Innern brach der bis zur Erledigung der äußern Fragen oertliche Kampf der Liberalen und Katholiken nummehr offen aus. Jene drangen auf Lösung einer Reihe von materiellen und moralischen Fragen, denen die katholische, um ihren Einfluß besorgte Partei bisher aus dem Wege gegangen war. Endlich trat zwischen beiden Parteien (der sog. Union) ein vollständiger Bruch ein. Die Angriffe der Katholiken, jünal der Geistlichkeit, mit dem Bischofe von Lüttich an der Spitze, richteten sich besonders gegen die Freimaurer. Die Liberalen dagegen, in der Presse am besten vertreten durch die von Dequar geleitete „Revue nationale“, machten die Wahlreform, die Gleichstellung des Censur zwischen Stadt und Land sowie die Kenntnis des Lesens und Schreibens als Bedingung des Wahlrechts zu ihrem Leuzungsworte. Nach dem Rücktritt des latb. Ministeriums de Theur im März 1840 war das von Lebeau-Rogier an dessen Stelle getreten, das ein neues Amnestiegesetz erließ und teils zur Dedung von Schulden, teils für industrielle Unternehmungen ein Anlehen von 82 Mill. frs. nepocierte. Bald aber fand dieses Ministerium heftigste Opposition in den Kammern von seiten der latb. Partei.

Eine 17. März 1841 vom Senat beschlossene Adresse forderte den König auf, die zur Befestigung des Zwiespalts im Schoße der Nationalrepräsentation dienlichen Mittel zu ergreifen, was von der liberalen Presse als eine Herausforderung bezeichnet wurde und Protektionen vieler Gemeinderäte hervorrief. Als der König die Auflösung beider Kammern über wenigstens des Senats verweigerte, gab das Ministerium (April 1841) seine Entlassung, und nach einiger Zögerung kam ein neues zu Stande, was als gemäßigt liberal bezeichnet wurde, in der That aber ein Transaktionskabinett im Sinne der alten Union war. Dieses von Rukenae und Rothomb geleitete Ministerium erließ bei seinem Intritte ein Circular an die Provinzialgouverneure, worin es die Grundzüge eines Transaktionsystems entwickelte. Die aufgestellten Veröbungsprinzipien hinderten jedoch nicht, daß der Kampf der beiden Parteien um den Sieg in den am 8. Juni 1841 organonimnen Wahlen, durch welche die Zusammenziehung der Kammer nicht wesentlich verändert urde, einen leidenschaftlichen Charakter annahm. nzwischen wurde eine orangifarbige Konspiration ickert, an deren Spitze General Bandemer und egeneral Wandermissen standen. In dem 28. Febr. 42 vor den brüsseler Affären eröffneten Prozeß konnte die Zurg gegen mehrere Beteiligten auf bestrafe, die vom König in 20jährige Haft verurteilt wurde, der sich Wandermissen im Nov. 42 durch die Flucht entzog, worauf im Febr. 43 auch Bandemer, unter dem Versprechen,

nach Amerika zu gehen, nebst einigen andern freigelassen wurde. Im besondern Interesse der fland. Industrie kam 1842 ein 16. Juli zu Paris unterschneider, 1845 auf vier Jahre verlängerter Handelsvertrag zu Stande, wonach die belg. Linnwaren bei ihrem Eingange in Frankreich von der kurz zuvor angeordneten Zollserhöhung befreit blieben, dagegen auch eine Verminderung der belg. Eingangsgeldbühren auf franz. Weine, Seidenwaren und Salz statt haben sollte. Ein Beschluß vom 28. Aug. desselben Jahres beehrte die Frankreich zugestandenen Zollreduktionen, in Erwartung des Resultats der mit dem Deutschen Zollverein eröffneten Unterhandlungen, provisorisch auch auf deutsche Weine und Seidenwaren aus. Endlich trat 1. Sept. 1844 ein Handelsvertrag mit dem Deutschen Zollverein ins Leben, der die Handelslage B.s im allgemeinen sehr verbesserte, wenn auch der belg. Eisenindustrie hierdurch mancher Eintrag geschah. Diefem Vertrag folgten andere mit den Vereinigten Staaten (10. Nov. 1845) und mit Holland (29. Juli 1846), welche dem 1844 nühnam zu Stande gebrachten Differentialzollgesetz gewaltige Hiffe verlichten.

Der wichtigste Akt des von Rothomb präsidierten Kabinetts war die Durchführung des Gesetzes über den Primärunterricht, das fast einstimmig von den Kammern genehmigt wurde. Die Wahlen von 1843 fielen nach dem Beispiel Brüssels in mehreren größern Städten B.s, die bisher ultramontan gewählt hatten, zu Gunsten der Liberalen aus. Infolge dessen wurde das Kabinett Rothomb entsprechend modifiziert. Allein dieses Ministerium überdauerte die Wahlen von 1846, bei denen der Liberalismus abermals Siege errang, nicht lange. Van de Weyer von der liberalen Partei trat im Juli 1845 an die Spitze der Verwaltung und versuchte die Union neu zu befestigen. Doch als er in der Frage des mittlern Unterrichts die Prärogative der civilen Staatsgewalt mit Entscheidung geltend machte, zerfiel er mit seinen von der Priesterpartei bederrschten Amtsgenossen, besonders Malou und Dechamps, und lehrte auf seinen diplomatischen Posten nach London zurück. So entfiel im März 1846 eine rein latb. Verwaltung unter der Leitung de Theur. Zur Beratung einheitlichen Handels trat 15. Juli 1846 ein Kongreß der Liberalen in Brüssel zusammen, auf dem 360 Mitglieder erschienen und an dem der spätere Minister Adooat Frère aus Lüttich sich besonders beteiligte. Zu derselben Zeit feierte man in Lüttich mit allem Aufwande kirchlichen Pomps den 60jährigen Jahrestag der Einführung der Fronleichnamspersonen durch die heil. Julia. Die versammelten in- und ausländischen Bischöfe hatten hierbei Gelegenheit, die neue Gestaltung der Verhältnisse zu besprechen und neue Mittel zur Entfernung der drohenden Schwierigkeiten zu beraten.

Die Wahlen von 1847 brachten die Liberalen wieder an Staatsruer. Rogier, d'Hoffschmidt, de Haussy, Vondt, Chayal und Jérez-Orban, sämtlich gemäßigte Männer, übernahmen die Verwaltung. Die Lage des neuen Ministeriums war zwar eine schwierige, denn in der Repräsentantenkammer hing der Ausschlag von sieben oder acht Stimmen ab; andererseits hatte die Erste Kammer, deren Wahlernuerung erst später eintrat, noch nicht die Wirtungen des neuen Umwandungs erfahren. Die materielle Blüte des Landes indes entwickelte sich

unter dieser Verwaltung in außerordentlicher Weise. Durch die Errichtung zahlreicher Ackerbau- und Gewerkschulen, Musterwerkstätten, Volksbibliotheken, Hülfsanstalten sowie durch andere, dem Arbeiterstand zugute kommende Maßregeln wurden die Grundlagen des allgemeinen Wohlstandes befestigt. Den Kampf mit dem Klerus führte das Ministerium in der endlich erledigten Reorganisation des höheren Unterrichts mit Besonnenheit und Würde.

Durch die Revolutionsstürme, welche mit dem Febr. 1848 über Europa hereinbrachen, leitete das Ministerium Rogier B. glückselig hindurch. Schon vor 1848 hatte die äußerste Linke angesichts eines bedenklichen Defizits auf Beschränkung der Staatsausgaben, besonders des Militärbudgets, gedrungen. Ziele und andere Forderungen wurden jetzt im Auge bewilligt. Der König stellte beim Hereinbruch der Katastrophe in Frankreich seine Krone der Nation zur Verfügung. Die Erklärung brachte eine ungemeine Wirkung zu Gunsten des Bestehenden hervor, entwarf die Republikanismen und stärkte das Vertrauen und die monarchische Gewalt. Die Kammer bewilligte eine außerordentliche Steuererhebung von acht Zwölfteln der Grundsteuer, ein Zwangsanlehen von 25 Mill. Frs., desgleichen die Staatsgarantie für Ausgabe von 30 Mill. Frs. Bantnoten. Die Minister legten Gesetzentwürfe vor, denen zufolge der Wahlkreis auf das Minimum von 20 Zi. herabgesetzt, die Unverträglichkeit des Staatsamts mit dem Kammermandat erklärt und der Zeitungsstempel aufgehoben ward. Die revolutionären Elemente schlugen unter solchen Reformen theils in das Gegenteil um, theils wurden sie neutralisirt und unschädlich gemacht.

Infolge der neuen Wahlgesetze wurde die Kammer aufgelöst, und es trat eine neue zusammen, in der das liberal-konstitutionelle Element bei weitem die Oberhand hatte. Im Verein mit diesem neuen Parlament vermochte das Ministerium nun in den nächsten Jahren sein Programm mit Entschiedenheit durchzuführen, obwohl die Gegenpartei mit dem Verschwinden der Revolutionsgesetze auch ihre Stimme wieder lauter erhob und manchen hitzigen Kampf veranlaßte. In der Sitzung von 1850 ward endlich die Frage wegen Organisirung des mittlern Unterrichts erledigt. Am 11. Okt. 1850 ward die durch treffliche Eigenschaften ausgezeichnete Königin Louise, wobei das Volk eine Teilnahme und eine Hingebung an die Dynastie an den Tag legte, welche diesen Trauerfall zum polit. Ereigniß machten. Das Ministerium erlitt seit Mitte 1850 mehrfachen Personalwechsel, der jedoch die Richtung des Ganzen nicht störte. Nämlich klavierig gestaltete sich seine Lage, als 1851 die Reduzierung des Militärbudgets verhandelt wurde. Das Ministerium entschloß sich jedoch, der Ansicht der bedeutenden Majoritätsfraktion beizustimmen und die Militärausgaben auf 25 Mill. Frs. zu beschränken. Der Kriegsminister, welcher gegen die Beschränkung war, nahm seine Entlassung. Zu den hervorragenden Maßnahmen des Kabinetts Rogier-Frère gehörten noch, außer den bereits erwähnten, Aufhebung der Gewerbesteuer für einzelne niedrige Kategorien von Gewerken, Herabsetzung der Briefzase im Innern (10 und 20 Cent.), Gründung der Nationalbank, Aufstellung einer Stenergebühr auf Erbschaften in direkter Linie, zu deren Verwirklichung die Krone sich 1851 zur Auflösung des Senats entschließen mußte.

Mit dem Staatsstreich vom 2. Dez. 1851, welcher eine große Anzahl franz. Flüchtlinge auf belg. Boden warf, traten erhebliche Gefahren ein für die Fortdauer der freundschaftlichen Beziehungen zum feindl. Nachbarstaate, insbesondere infolge der Ausweisung, welche die Konfiskierung der Orléanischen Güter erzwang hatte, und der Gründung mehrerer, von Flüchtlingen geleiteter antidonapartysischer Journale. Die besonnene Haltung der Regierung, bei jedem Anstoß, die franz. Regierung zu erörtern, vermied und namentlich die politische Aufsicht über die Flüchtlinge mit Vorsicht und Strenge bewachte, trug entschieden dazu bei, die Befürchtungen des Publikums hinsichtlich napoleonischer Erhebungsversuche zu beseitigen. Immerhin hielt es die Regierung für ratsam, das Heerwesen in guten Stand zu setzen und für die Errichtung einer vorwichtigen Lager bei Antwerpen ein erhebliches Budgetgesch. einzurichten. Die Wahlen von 1852 veranlaßten das Ministerium, seine Entlassung anzufordern. Der König willigte nur in die des Finanzministers Frère (17. Sept. 1852); eine Verlage bei Anlaß der Wahl des Kammerpräsidenten führte indessen schon wenige Tage darauf den Austritt des Kabinetts herbei. Hierauf beauftragte der König die Spitze einer neuen, aus gemäßigten liberalen und meist nicht der Kammer angehörigen Elementen bestehenden Verwaltung (Brouderer Auswärtiges, Pierrot Inneres, Jander Justiz, Viedts Finanzen, van Hoorebele Staatsbauten, Anoul Krieg), deren erster polit. Akt in der Vorlage eines Gesetzes, betreffend die Beherrschung der Injurien gegen fremde Mächtigkeiten, bestand, welches angenommen wurde. Außerdem leitete dieses Ministerium namentlich einen Handelsvertrag mit Frankreich ab sowie eine Konvention bezüglich der Abschaffung des bisher auf gekauften betrieblenen belg. Wägenachschubs. In der Zeit seiner Amtsführung fielen als wichtige Ereignisse, namentlich für die auswärtigen Beziehungen, die Vermählung des Kronprinzen, Herzogs von Brabant, mit einer Öster. Prinzessin (Aug. 1853), der Besuch des Prinzen Napoleon am belg. Hofe (Febr. 1854) und die Zusammenkunft Leopolds mit dem Kaiser der Franzosen im Lager von Boulogne (Sept. 1854).

Infolge der Wahlen von 1854 berief die Krone im März 1855 ein aus gemäßigten kath. Männern zusammengesetztes Kabinet, an dessen Spitze der persönlich beliebteste Deputirte des Peder (Frère) und Graf de Wailly XIII (Auswärtiges) standen. Ihr den Einschränkungen der franz. Presse gegenüber entschieden patriotisches Auftreten war noch im Stande, die Intoleranz der bissh. Partei zu zügeln, noch die andrängende Flut des Ultraliberalismus zu hemmen. Das Gesch. eines Rechts von 9 Mill. zur Verwirklichung der Beschränkungen wurde nur mit bedeutenden Beschränkungen gewährt. Glücklicher gesch. die Regierung aus der Debatte hervor, welche ein Gesetzentwurf veranlaßte, wonach ein Anrecht gegen einen auswärtigen Souverän dem Morde gleich bestraft werden sollte (März 1856). So sehr die Regierung durch liberale Maßregeln und klugen Widerstand gegen liberale Zumuthungen an Popularität gewann, die sich vorzüglich bei der schiedn. Begehung des 25jährigen Regierungsjubiläums König Leopolds aussprach (21. Juli 1856), so war ihr doch nur eine kurze Zeit beschieden. Er

leidenschaftlichste Kampf der Parteien entspann sich, als der bereits 1854 vorgelegte, nunmehr aufs neue mit Abänderungen vom Justizminister Alph. Nothomb ausgenommene Gesetzentwurf über Organisation des Stiftungswesens und der Wohlthätigkeitspflege 1867 zur Verhandlung gelangte. Der von der liberalen Opposition gegen das Gesetz erhobene Einspruch lautete dahin, daß dasselbe den Geldmitteln und dem Einflusse des obengenannten im Zunehmen begriffenen Wohlthätigkeitswesens neue Verstärkung biete. Inzwischen hatte sich die Mithiebigkeit des Gesetzes in allen Schichten des Volks verbreitet, sodaß dasselbe nur noch als „Loi des convents“ bezeichnet wurde. Die Aufregung stieg aufs höchste, als 20. Mai die beiden Hauptartikel mit 60 gegen 41 Stimmen angenommen wurden. Es erfolgte tumultuarische Austritte in Brüssel und mehreren andern Orten, die militärisches Einschreiten und das Aufbieten der Bürgergarde nötig machten. Infolge dessen wurden die Kammern geschlossen und das Ministerium trat nach den nächsten Gemeinderatswahlen, die einen Protest des Volks gegen das Kostengesetz bedeuteten, 30. Okt. 1857 zurück.

Das nun gebildete liberale Kabinett (Rogier Inneres; Lech Justiz; de Briele Aukeres; Frère Finanzen; Pardoos, später Vandervischelen, Staatsbauten; General Verten, später Chajal, Krieg) schritt sofort zur Auflösung der Zweiten Kammer (10. Dez.), insofern deren das Verhältnis der Liberalen zu den Katholiken von 45 zu 63 auf 70 zu 38 abgeändert wurde. Einen harten Stand hatten die Minister mit der Vertretung des von ihren Vorgängern übernommenen Gesetzentwurfs über die Vergrößerung und die Neubefestigung Antwerpens. Der Gedanke, die Stadt Antwerpen zum Hauptstützpunkte der belg. Landesverteidigung zu erheben und zugleich durch die Erweiterung ihres Gebietes den begründeten Forderungen ihrer Einwohner zu genügen, war aus mannigfachen Widerpruch gestossen. Die einen beläpften ihn mit Berufung auf die dem Lande garantierte Neutralität, andere aus strategischen Rücksichten, andere, namentlich die Antwerpener, weil der Plan nicht umfänglich genug sei. So geschah es, daß bei der Abstimmung die Regierung nur 39 zustimmende Stimmen (gegen 53 negative und 9 Enthaltungen) vereinigte. Die Minister hatten jedoch die Fortsetzung des Kabinetts nicht an die Annahme des Projekts geknüpft. Im Juni 1859 wurde die königl. Familie und das Land durch die Geburt eines Prinzen (das erste Kind des Herzogs von Brabant war eine Tochter, geb. 1858) erfreut, welchem der König den Namen eines Grafen von Hennegau beilegte. Bei den Deputiertenwahlen von 1859 verlor sich, trotz der inzwischen beschlossenen Verneuerung der Deputiertenzahl um acht, die liberale Partei nicht, und die Minorität stieg von 38 auf 46 (im Senate ergaben sich jedoch 31 Liberale gegen 27 Katholiken, statt 25 gegen 29). In demselben Jahre kam ein neuer Gesetzentwurf bezüglich der Befestigung Antwerpens, mit Berücksichtigung der von den antwerpener Deputierten so hartnäckig betriebenen großen Ansprüche, zur Verhandlung und wurde nach stürmischer Debatte (23. Aug.) mit 57 gegen 42 Stimmen und 7 Enthaltungen angenommen.

Eine der wichtigsten, vom Finanzminister Frère bewerkstelligten Reformen war die Aufhebung der sog. Octrois communaux oder Stadtsölle (Gesetz vom 18. Juli 1860). Der dadurch für die städti-

schen Einnahmen erwachsende Ausfall wurde durch Gründung eines Kommunalfonds gedeckt, zu dessen Unterhaltung staatliche Mittel bewilligt wurden. Außerdem erwarb sich die Verwaltung Frère-Rogier durch die 1863 zu Stande gebrachte Ablösung des durch den Friedensschluß mit Holland zu Gunsten des letztern stipulierten Schmelzolls ein bleibendes Verdienst. Weiter konnte sie sich rühmen, daß, ungeachtet des Festungsbaues, der Abschaffung der Octrois, der Ablösung des Schmelzolls, umfassender Staatsbauten und namentlich der 1863 bewilligten Erhöhung sämtlicher Staatsdienereinsparungen, die Staatsschuld innerhalb der letzten sechs Jahre nur um 45 Mill. vermehrt und die Steuern und Abgaben fast unverändert gelassen wurden. Das Gesetz vom 4. Juni 1861, welches dem franz. Golde den geschilderten Kurs einräumte und das von der Initiative der Kammer ausgegangen war, hatte den Finanzminister Frère bewogen, seine Entlassung einzurufen. Doch lehnte derselbe 27. Okt. 1861 auf seinen Posten zurück. Zu gleicher Zeit trat auch für den aus persönlichen Rücksichten ausgeschiedenen Minister des Aukern, Baron de Briele, der bisherige Minister des Innern, Rogier, ein, der seinerseits durch A. Vandenberghe ersetzt wurde.

Obgleich die Regierung in allen Gebieten des Staatslebens, namentlich in den auswärtigen Beziehungen, eine ersprießliche Thätigkeit entwickelte, wurden ihr dennoch von seiten der bishögl. Presse die bittersten Angriffe nicht erspart. Die Anerkennung des Königreichs Italien sowie die Entwürfe betreffend die Verwaltung der zu Gunsten der früheren Staatsuniversität Löwen erlassenen Stiftungen und die Kontrolle der Verwaltung des Kirchenguts riefen die heftigsten Klagen hervor, die ihre Wirkung nicht verfehlten. Die Wahlen von 1861 ließen dem Kabinett noch eine Majorität von 18 Stimmen übrig; die von 1863, infolge des Abfalls von Antwerpen, brachten sie auf 6 herab. Als eine Neuwahl in Brügge noch weitere Verluste ergab, reichten die Minister 16. Jan. 1864 ihre Entlassung ein, die jedoch der König nicht annahm. Bei Wiedereröffnung der Session 31. Mai beantragte der Abgeordnete Nothomb ein Mißtrauensvotum gegen die Minister, das 18. Juni mit 57 gegen 56 Stimmen verworfen wurde. Als jedoch 30. Juni der liberale Abgeordnete Orts einen Gesetzentwurf einbrachte, der eine neue, der Verneuerung der Provinzialvertretung entsprechende Verfassung der Volksvertretung verlangte, brach der Sturm los. Die fast schon in den Besitz der Majorität gelangte liberale Opposition sah in dem Antrage mit Recht die ausdrückliche Absicht einer Verstärkung ihrer Gegner und erklärte, sich an den Verhandlungen nicht länger beteiligen zu wollen, wenn die Regierung jenen Entwurf unterstützte. Da dies dennoch geschah, so führte die Rechte ihre Drohung aus und zog sich zurück, sodaß die Kammer beschlußunfähig wurde. Am 18. Juli erfolgte die Auflösung der Kammer. Der Senat hatte kurz vorher dem Ministerium ein Vertrauensvotum mit 29 gegen 22 Stimmen erteilt. Die liberale Partei bot alles auf, um bei den Wahlen (11. Aug.) den Sieg zu erringen, aber diese ergaben eine Majorität von 12 Stimmen für die liberale Regierung.

In der neuen Kammer, auf den 23. Aug. 1864 zu außerordentlicher Sitzung berufen, stieß die Kreditforderung von 5½ Mill. Frs. zur Vollenbung

des Festungsbaues in Antwerpen auf ernstlichen Widerstand und wurde nur mit 54 Stimmen gegen 48 bewilligt. Die Kämpfe, welche die nächste Session 1864—65 mit sich brachte, betrafen vorzüglich das Kriegsbudget, das unter 101 anwesenden Mitgliedern nur von 64 genehmigt wurde; ferner die mehrmals im Widerspruch mit den Ansichten der Regierung gestellten Anträge, die bestehenden Wahlgesetze dahin abzuändern, daß neben dem Censur auch der Bildungsgrad zur Grundlage des Wahlrechts erhoben werde; endlich die Verlängerung des Fremdenausweisungsgesetzes von 1835, hinsichtlich dessen die Opposition nur die Ermäßigung erwirkte, daß künftig die Ausweisung eines Fremden im Ministerrate entschieden werden müsse. Nach dem freiwilligen Rücktritt des Justizministers Lech vertraute die Regierung das valante Portefeuille dem entschiedensten Gegner des Klerikalismus, Wvoolat Bara, Deputierten von Tournai, an (12. Nov. 1865), infolge dessen die Rechte in *corpo*, 6. Dez., das Budget des neuen Kabinettsmittels verwarf.

Am 10. Dez. 1865 starb der Gründer der belg. Dynastie, Leopold I., dessen umsichtiger Staatsführung W. seine polit. und materielle Entwicklung zum großen Teil verdankte; 17. Dez. legte Leopold II. den Eid auf die Verfassung ab. Dessen einziger Sohn Leopold starb 22. Jan. 1869. Eventueller Thronfolger ist daher der Bruder des Königs, der Graf von Flandern. Derselbe ist seit 1867 mit der Tochter des Fürsten Anton von Hohenzollern-Sigmaringen vermählt, aus welcher Ehe der Prinz Balduin, geb. 3. Juni 1869, stammt.

Leopold II. ließ die Minister in ihren Ämtern, und bald entbrannte der Streit der Parteien wieder; denn die konservativ-liberalen Minister hatten es nicht nur mit der Rechten, sondern auch mit der immer dringender werdenden äußersten Linken zu thun. Letztere betrieb mit zunehmendem Eifer ihre Bestrebungen auf Reform der Wahlgesetze (wobei die Katholiken sie aus taktischen Rücksichten unterstützten), ferner auf Abschaffung des Volksschulgesetzes von 1842, namentlich aber auf Verminderung der Militärausgaben. Was die Wahlreform betraf, so konnte sich dieselbe verfassungsmäßig nur auf die Ernennung der Provinzial- und Gemeinderäte erstrecken, und mit dieser Beschränkung brachte im März 1866 die Regierung einen Gesetzesentwurf ein, wonach für gewisse Stellungen jeder Census wegfallen und für diejenigen, die sich für den dreijährigen Besuch einer Mittelschule ausweisen können, die bestehende Steuerquote auf die Hälfte herabgesetzt werden sollte. Die Annahme dieses Gesetzesentwurfs verschob sich bis zum Frühjahr 1870. Zur Lösung der Militärfrage und in der Absicht, die Heerrechtsung mit dem neuerdings adoptierten Landesverteidigungssystem und den Fortschritten der Kriegswissenschaft in Einklang zu bringen, wurde im Dez. 1866 vom Kriegsminister General Goethals eine besondere, aus Offizieren und Mitgliedern der beiden Kammern bestehende Kommission eingesetzt. Die hauptsächlichsten Beschlüsse derselben bestanden in der Erhöhung des Effectivbestandes von 80000 auf 100000 Mann und des Jahrescontingents von 10000 auf 13000 Mann. In diesem Sinne wurde im Nov. 1867 eine Gesetzesvorlage eingebracht, welche eine starke Opposition hervorrief. Noch bevor das Militärprojekt zur Beratung gelangte, trat 4. Jan. 1868 infolge innerer Zwistigkeiten eine Veränderung im

Personal des Ministeriums ein. Knappe gab sein Portefeuille des Äußern an den Minister der öffentlichen Arbeiten Vanderstichelen ab, welchen der brüsseler Abgeordnete Lamar eretzte. An Stelle der Minister des Kriegs und des Innern, Baron Goethals und Vandenpeereboom, traten General Renard und Abgeordneter Birme (aus Charleroi) ein. Der neue Kriegsminister änderte das Institut seines Vorgängers dahin ab, daß die Friedenszeit statt 30 nur 27 Monate dauern und das Jahrescontingent nur 12000 Mann betragen dürfe. In dieser Fassung wurde das Gesetz endlich 14. Aug. 1868 mit 69 (darunter 9 Katholiken) Stimmen gegen 39 (darunter 3 Liberale) gutgeheißen. Aus Grund dieses Gesetzes aufgestellte Kriegskrieg belief sich auf nahezu 37 Mill. Frs.

Die Bestrebungen der Fortschrittspartei, das Elementar- und Schulgesetz von 1842 einer Revision zu unterziehen und die durch dasselbe dem Klerus gewährte Mitwirkung an der Leitung des Volksschulunterrichts auf das notwendige Maß zurückzuführen, waren fortwährend im Schoße der Kammern, der Gemeinde- und der Provinzialräthe im Gegenstand des Zwiespalts. Bei der im April 1868 darüber entstandenen Debatte traten als Chef des Kabinetts, Frère-Orban, persönlich ein Gegner des zu revidierenden Gesetzes, das er seinen Kollegen zur Vornahme einer Revision nicht zu nahe vermittele, und es sei vorläufig unmöglich, die Volksschule der religiösen Erziehung zu entziehen. Selbst die vom Minister Vandenpeereboom eingerichteten Volksschulen für Knaben sollten den Bestimmungen des allgemeinen Schulgesetzes, somit ebenfalls der Aufsicht des Staats unterworfen werden. Die Mißliebigkeit der Maßregel brachte jedoch Uneinigkeit ins Kabinet und bestimmte den Minister zum Rücktritt. Sein Nachfolger Birme versetzte, daß die genannten Schulen je nach dem Dafürhalten der Gemeinderathen der Mitwirkung der Geistlichkeit unterworfen oder entzogen werden sollten. Unter den localen Arbeiten, welche unter der Leitung des liberalen Ministeriums während des letzten Jahres seines Bestehens erledigt wurden, sind die wichtigsten: die Reorganisation des Justizwesens; die Regulierung des den Gemeindebehörden zukommenden Theils an der Verwaltung des Kirchenschatzes; ein neues Gesetz über die Militärpflichtigkeit, wobei zwar das Konstriktionsystem beibehalten, die neue Einrichtung einer Leibrente für den ausgebildeten Soldaten getroffen wurde; endlich ein Finanzgesetz, betreffend die Abschaffung der Salzsteuer, die Erhöhung der Brauweinsteuer und Herabsetzung des Zerpriorats.

In den Beziehungen zum Auslande während derselben Zeit sind zunächst die vielfachen Ausbesserungen der zwischen B. und England bestehenden freundschaftlichen Verhältnisse hervorzuheben, an die massenhafte Beteiligung engl. Truppen bei den Nationalitätstagen in Brüssel und Antwerpen (1868 und 1869), die festliche Aufnahme, welche den belg. Bürgerwehren im Lager von Brüssel und in London zuteil wurde, und die Gütungen und Ergebenheitsadressen, womit Kaiser Leopold gelegentlich seiner Reisen nach England, namentlich Ende 1869 beehrt wurde. Der deutsch-französische Krieg von 1866 wirkte auf die belg. Verhältnisse ebenso wenig als im folgenden Jahre das deutsche-türkische Krieg. B., zugeh.

die hinsichtlich Luxemburgs abzuändernden Traktate von 1839 unterzeichnet hatte, war natürlich befehlen, an der Konferenz der Mächte teilzunehmen, und erhielt demnach auch vom König-Großherzog eine Einladung. Während durch den Traktat vom 11. Mai 1867 sämtliche unterzeichnende Mächte sich zur Garantie der Neutralität Luxemburgs verpflichteten, blieb B. als neutraler Staat von dieser Bestimmung ausgeschlossen.

Einen ernsten Charakter hatte der zwischen B. und Frankreich im Febr. 1869 ausgebrochene sog. Eisenbahnkonflikt. Ein von der Regierung eingebrachtes Gesetz verfügte, daß künftighin Eisenbahnlösungen nur mit Ermächtigung der Regierung abgetreten werden dürfen, und hatte den unmittelbaren Zweck, die Gesellschaft des Grand-Ducal-Purembourg zu verhindern, einem bereits vereinbarten Kontrakt gemäß, ihre Bahn an die Compagnie de l'Est français abzugeben. Das für dringlich erklärte und politisch wie volkswirtschaftlich wohl begründete Gesetz fand in beiden Kammern willige Annahme, veranlaßte aber eine bedenkliche Spannung zwischen den beiden Regierungen. Auf Grund persönlicher Unterhandlungen zwischen der franz. Regierung und dem belg. Finanzminister Frère-Orban wurde die Sache durch ein Protokoll vom 27. April vor eine von beiden Teilen besetzte Konferenz verwiesen. Diese brachte Mitte Juli die allmählich auf eine rein ökonomische reduzierte Angelegenheit durch die Herstellung eines geregelten, auf einheitliche Tarifsätze zurückgeführten Eisenbahndienstes zwischen der Schweiz und der niederländ. Grenze zu gütlichem Ausgleich. Die Anstrengungen der Katholiken und deren Verbindung mit den Radikalen, sowie die Unzufriedenheit vieler Liberalen mit der Abweisung des Ministeriums gegen mancherlei Reformen bewirkten endlich, nach fast 19jährigem Bestehen, den Fall des Ministeriums Frère-Orban. Die Wahlen von 1870 reduzierten seine Majorität fast auf Null und nöthigten es zum Rücktritt. Am 2. Juli trat ein rein kath. Kabinett an seine Stelle, in welchem Baron d'Anethan den Vorsitz erhielt und die Portefeuilles also verteilt wurden: Aukeres, d'Anethan; Inneres, Aukeres de Lettenhove; Justiz, Cornesse; Krieg, Guillaume; öffentliche Arbeiten, Jacobs; Finanzen, Lach, nach wenigen Wochen ersetzt durch Jacobs, dessen Departement von Aukeres übernommen wurde. Der erste Schritt der neuen Regierung war die Auflösung der beiden Kammern und die Anordnung neuer Wahlen (2. Aug.). Durch diese Wahlen erwarb sie eine Majorität von 73 (einstimmig Empfehlung der Katholiken gewählte Progressisten eingerechnet) gegen 51 in der Zweiten und von 33 gegen 29 in der Ersten Kammer. Was nicht wenig zu diesem fast unverhofften Resultat beitrug, war die wenige Tage nach der Bildung des neuen Kabinetts ausgebrochene Deutsch-Französische Krieg. Vor den Gefahren, die von außen drohten, verstummte der innere Hader. Die polit. Fraktion, zu welcher sich die neuen Minister bisher gehalten hatten, erlitt zwar möglichst starke Verminderung der Militärausgaben, aber der Druck der Umstände nöthigte sie, hieron vorläufig abzulassen, und ihr erstes Votikum auf die 16. Aug. 1870 vereinigten Kammern war ein Kredit von 15 Mill. Frs. für die durch die Mobilmachung der Armee entstandenen Bedürfnisse. Gleich beim Ausbruch des Kriegs hatte B. den beiden trügführenden Mäch-

ten die Mittheilung gemacht, daß es die Neutralität seines Gebietes aus allen Kräften zu schützen gesehn sei, und dagegen von jeder derselben die Versicherung erhalten, daß auch sie diese Neutralität so lange achten werde, als sie von der Gegenpartei nicht verletzt würde. Aberdies nahm England B. noch in seinen besondern Schutz, indem es durch einen mit Preußen und Frankreich abgeschlossenen Vertrag vom 9. Aug. der Aufrechterhaltung der belg. Neutralität eine neue Garantie gab. Diese Unterhandlungen waren nach nicht beendigt, als die belg. Armee schon unter Waffen stand. Die besetzten Plätze, vor allen Antwerpen, die Basis des belg. Eisenbahnsystems, befanden sich vollständig im Verteidigungsstande, die Eisenbahnlinien und übrigen Verkehrswege waren in gehöriger Weise bewacht. Als Ende August MacMahon seine Armee in die Ardennen führte, standen an 8000 Mann belg. Truppen in den Grenzbezirken zwischen Arlon und Charleroi zur Sicherung des belg. Gebietes. Die Ereignisse um Sedan wie später die Übergabe der Festungen Montmédy, Thionville und Mézières warfen Tausende von franz. Militärschlachtungen über die Grenze, die alle sofort entwaffnet und (mit Ausnahme der Offiziere, welche auf Ehrenwort frei verkehren durften) im Lager von Breerloo und später in den Festungswerken von Antwerpen, Lüttich und Diest als Kriegsgefangene interniert wurden. Zu den Opfern, die sich B. auferlegte, gehörte auch das Verbot der Ausfuhr von Waffen und sonstigem Kriegsmaterial. Das Bestreben der Regierung, die Prinzipien der Neutralität in solcher Weise zu beobachten, hat allerseits Anerkennung gefunden.

Hinsichtlich der innern Politik stellte die neue Regierung zunächst einen Gesetzentwurf über die Wahlreform auf, wonach hauptsächlich der Census für die Kommunalwahlen durchgängig auf 10, für die Provinzialwahlen auf 20 Frs. herabgesetzt wurde. Den von der progressistischen Fraktion eingebrachten Entwurf auf Mobilisierung des durch die Verfassung fixierten Wahlcensus für die beiden Kammern bekämpfte die Regierung aufs entschiedenste, und zwar in Übereinstimmung mit den Konserativen der beiden Parteien. Bezüglich des Streits zwischen Italien und dem röm. Stuhle gab das kath. Kabinett, trotz der vom Episkopat unterstützten ultramontanen Aufregungen zu entgegengesetztem Vorgehen, dem ital. Gesandten in Brüssel eine offizielle Erklärung dahin ab, daß ihm die belg. Neutralität, verbunden mit der in B. bestehenden Trennung von Staat und Kirche, die Pflicht auferlege, sich jeder Vermischung in diese Angelegenheit zu enthalten. Genua vorstichtig verhielt sie sich in der Behandlung der Flüchtlinge, welche der Ausweg des pariser Aufstandes 1871 auf belg. Boden verschlagen hatten und denen sie das Asylrecht verweigerte.

Die Ernennung des bei den bankrotteten Langrandschen Bankinstituten kompromittierten Ermittlers de Deder zum Gouverneur von Limburg brachte das Kabinett d'Anethan zu Falle. Auf stürmische Debatten, welche dieselbe in der Kammerung vom 23. Nov. 1871 hervorgerufen, folgten in Brüssel tumultuarische Straßenkundgebungen, welche mehrere Tage dauerten und schließlich, als auch der freiwillige Rücktritt de Deder's nichts fruchtete, den König veranlaßten, seine Minister zu entlassen. Es folgte nun (7. Dez.) das Kabinett de Theux-Malou (der Konseilpräsident Graf de Theux,

1874 gestorben, blieb ohne Nachfolger), welches vorzugsweise bemüht war, allen aufregenden Parteifragen auszuweichen und namentlich, den kirchlichen Wirren des Auslandes gegenüber, eine dem belg. Staatsrechte wie dem Bedürfnis freundschaftlicher internationaler Beziehungen gleich entsprechende Haltung zu beobachten. Den Anforderungen der Liberalen, den Gesandtschaftsposten beim röm. Stuhl abzuweisen, sowie (Febr. 1872) den Grafen von Chambord auszuweisen, weil seine Gegenwart in Antwerpen Unruhen erregt hatte, widerstand es nicht weniger als den Fisköpfen seiner eigenen Partei, welche allzu sehr der Propaganda des Vatikan's das Wort redeten. Die Kammerwahlen im Juni 1872 verstärkten seine Majorität um 4 Stimmen, aber zwei Jahre später sank diese von 22 auf 14 herunter. In der Militärorganisationsfrage zeigte sich das Ministerium Malou der Einführung der persönlichen und allgemeinen Wehrpflicht nicht minder abgeneigt als die liberale Verwaltung Frères; der Kriegsminister Guillaume sah sich deshalb genötigt, seine Entlassung zu nehmen (Dez. 1872). Sein Nachfolger Thiebauld verzichtete für den Augenblick auf durchgreifendere Reformen im preuß. Sinne und bezweckte zunächst das Stellvertretungssystem so unschädlich als möglich zu machen, indem die Befreiung der Einsteher der Privatpension abgenommen und der Regierung selbst übergeben wurde. Zu dem hierauf bezüglichen Gesetz vom 18. Sept. 1873 kam 1875 ein weiteres Gesetz, wonach die 1870 noch von den Liberalen als Entschädigung für geleistete Wehrpflicht festgestellte Leibrente von 150 Frs. in eine während der Dienstzeit des Milizen den Eltern des letztern zu verabreichende monatliche Gratifikation von 10 Frs. umgewandelt wurde. Bedeutendere Schwierigkeiten als die liberale Opposition bereitete dem konstitutionell-sath. Kabinett die immer lärmender ausgetretene Agitation der vom Episkopat unterstützten, den Syllabus als einzige Richtschnur erlernenden Ultramontanen. Nicht nur im Innern erregten sie aufs neue gegen Recht und Gesetz endlose Streitigkeiten, sondern scheuten sich nicht, in öffentlichen Schriftstücken gegen die Bismarck'sche Kirchenpolitik sich auszulassen. Das fudngewordene, an den Erzbischof von Paris gerichtete Auerbieten des Kesselschneiders Ducheane aus Seraing, den deutschen Reichstangler zu ermorden (Febr. 1875), gab zu einem Notenwechsel zwischen der deutschen und der belg. Regierung Anlaß, welcher letztere veranlaßte, zur Ergänzung einer Lücke in der Strafgesetzbildung, das Gesetz vom 7. Juli 1875 einzubringen, wodurch Strafbestimmungen gegen das Auerbieten, ein mit Todesstrafe oder Zwangsarbeit belegtes Verbrechen zu begehen, erlassen werden. Die immer krasser um sich greifende, namentlich auf Censursfälschung zielende Wahlcorruption der Klerikalen nötigte Malou, dieselben durch eine Gesetzesvorlage zu steuern, welche, nachdem ein die Beeinflussung der Wahlen im Reichsthal für zulässig erklärender Paragraph daraus getrichen worden, in der Zweiten Kammer mit starker Majorität zur Annahme gelangte. Unter den wichtigeren Akten des Kabinetts vom 7. Dez. 1871 verdienen noch besondere Erwähnung: Aufhebung des Bolls auf Lebensmittel, der Ankauf der verschiedenen Eisenbahnlinien des Grand-Luxembourg (März 1873), die Erneuerung des Handelsvertrags mit Frankreich (23. Juli 1873), die Regulierung des Ge-

brauchs der släm. Sprache im Prozeßverfahren vor der Kriminal- und Korrektionsjustiz, und eine Staatsanleihe von 240 Mill. Während das Kabinett Malou maßvoll und vorsichtig seine Ziele verfolgte, sammelten sich alle Fraktionen des Liberalismus zu einer familiäre Beile des Landes umfassenden Verbindung, die sich die Förderung des öffentlichen Volksunterrichts von jesscher Aufsicht und Mitwirkung der geistlichen Behörde zu Aufgabe machte. Konfessionslosigkeit oder Neutralität der offiziellen Schule, lautete fortan das Leitsatzwort der Liberalen.

Die Wahlen vom 11. Juni 1878 fielen für die Liberalen günstig aus. Während jedoch die lat. Rechte in der Zweiten Kammer um 5, in der Ersten um 4 übermug, erhielt die Linke in der Dritten die Mehrheit von 12, im Senat von 6 Stimmen. Zu König berief sofort Frères-Orban, und am 19. Jan. wurde folgende Ministerliste veröffentlicht: Frères und Frères-Orban; Finanzen, Genet, Professor an der Universität Brüssel; Krieg, General Renard (nach dessen Tod [1879] Piagre, und seit 6. Nov. 1880 Gratry); Inneres, Rolin-Jacquemae, Nationalatomom und neu gewähltes Kammermitglied für Gent; Justiz und Kultus, Bara; öffentliche Arbeiten, Saintclette, Deputierter von Nivelles; öffentlicher Unterricht (neugegründetes Departement), Van Humbee, Deputierter von Brüssel. Die Bildung eines besondern Ministeriums des Unterrichts betandete von vornherein die Arbeit des neuen Kabinetts, die Reform des Unterrichtswezens mit Entscheidung durchzuführen, wo in der That war der Eintritt des Kabinetts vom 19. Juni 1878 der Ausgangspunkt eines erregten Kampfes, der nicht nur im Parlament zwischen den polit. Parteien, sondern auch infolge der Agitationen des Klerus bis in die kleinste Gemeinde zwischen den Freunden und Feinden der neutralen Schule geführt wurde. In der außerordentlichen Session des Juli wurde das Budget des neuen Unterrichtsdepartements mit 63 gegen 50 Stimmen genehmigt. Die am 12. Nov. gehaltene Kammerkündigung die erwarteten Vorlagen über Schulorganisation des öffentlichen Unterrichts, sowie Verordnungen über Reorganisation des Militärwesens, Regelung des Wahlgesetzes und über die wirtschaftliche Krisis an und erregte gewaltige Stürme im klerikalen Lager. Das neue Schulgesetz, welches den Religionsunterricht aus der Zahl der obligatorischen Fächer entfernte, dabei aber dem Klerus die Schulpflicht einräumt zur Erteilung desselben nach den Schulstunden, wurde nach leidenschaftlicher und langwieriger Debatte 11. Juni 1879 in der Zweiten Kammer und kurz darauf im Senat unter dem Widerspruch der gesamten Rechten angenommen. Vor, während und nach der Session wurde die Reform, welche der Kirche das Aufsichtrecht über die Schule entzieht und der Folge jede Gemeinde mit einer offiziellen, konfessionslosen Volksschule ausgestattet werden sollte, der Gegenstand der heftigsten Angriffe und Belästigungen von seiten des Klerus; die Geistlichen setzten zu den gehässigten Mitteln, um ihre Zwecke zu jeder Beteiligung an den neuen Schulen von Gott's juridisch zu sprechen. Die Aufregung der Ultramontanen Presse bewirkte die offene Verhöhnung zahlreicher Gemeinden- und Provinzialparlamenten, und niemals, seit 1830, hat der Gegenstand Parteien einen so schroffen Charakter angenommen.

als Infolge des sog. »Unglücksgesetzes«, welches die ungläubigen Freimaurer dem Lande ausgedrungen haben. Die Regierung hielt stand, nahm mit Energie die Durchführung ihres Werts in Angriff, trat der Widerseßlichkeit der feindlichen Bürgermeister und Provinzialbehörden mit Schärfe entgegen und suchte das Oberhaupt der Kirche zu veranlassen, den Widerstand des Episcopats so nicht zu brechen, doch in den Schranken der Gesetzlichkeit und des Anstands zurückzutreten.

Der Papst zeigte sich willig, das Austritten der Bischöfe jügeln zu wollen und mißbilligte die von den 1. Aug. zu Mecheln verammelten Bischöfen gegen die Ausführung des Gesetzes beschlossenen Maßnahmen; der fanatische Bischof von Tournai wurde sogar zur Niederlegung seines Amtes gezwungen. Als jedoch im Verlauf der Unterhandlungen es sich herausstellte, daß die Kurie falsches Spiel getrieben und die Aufhebung des Alerus gegen die Schulreform nichts weniger als zu dämpfen gesucht habe, trug die Regierung sein Vebeten, die diplomatischen Beziehungen zum Vatikan abzubrechen, ihren Gesandten aus Rom zurückzurufen (6. Juni 1880) und dem päpstlichen Runtius Barmati seine Pässe zuzustellen. Zur Aufhellung der Fragen, die sich an die Einführung der neuen Staatschulen und die derselben kirchlichen entgegengeetzten Hindernisse knüpfen, sowie zur Ermöglichung einer richtigen Darlegung des gegenseitigen Verhältnisses zwischen den offiziellen und den freien kirchlichen Anstalten wurde durch ein Gesetz vom 3. Mai 1880 eine parlamentarische Untersuchungskommission eingesetzt, an welcher die kath. Opposition jede Beteiligung verweigerte und deren Arbeit die trübsten Enttäuschungen über Thun und Treiben der Diener der Kirche ergab.

Witten in diese polit. Wirren fiel im Aug. 1878 die Feier der Silbernen Hochzeit des belg. Königs-paars und die durch den ganzen Sommer 1880 sich hinziehende festliche Begehung des 50jährigen Jubiläums der belg. Selbstständigkeit. Das Schmollen der Bischöfe, welche die Einladung zu einer festlichen Kirchenfeier ablehnten, und die Verstimmung der Ultramontanen blieben unbemerkt vor dem Glanz, der patriotischen Begeisterung, den lauten Rundgebeten innigster Ergebenheit an die Dynastie und die 1830 geschaffenen Staatseinrichtungen, welche diese Festlichkeiten hervorriefen. Die nationale Industrie- und Kunstausstellung legte das glänzendste Zeugnis ab sowohl von dem raschen Aufschwung des Landes auf dem Gebiete des gewerblichen, artistischen und wissenschaftlichen Schaffens, als von dem Reichtum und der Mannigfaltigkeit seiner Bodenerzeugnisse. Auch die Verlobung und Vermählung des österr. Thronerben mit der Prinzessin Stephanie (10. Mai 1881), zu deren Aussteuer die Kammern einen Beitrag von 250 000 Frs. bewilligten, fand freudige und ungeteilte Theilnahme im ganzen Volke.

Außerhalb der Reform des Primärschulwesens at das Kabinett Frère-Orban auch die des mittlern Unterrichts vorgenommen und durch das Gesetz vom 15. Juni 1881 die Anzahl der vom Staate erhaltenen Gymnasien (Athénées) und Mittelschulen in erheblicher Weise vermehrt, sowie die Errichtung von 50 konfessionslosen Mädterschulen beschlossen. Ferner hat es sich angelegen sein lassen, die Rücksicht auf Beseitigung der betrügerischen Einfuhrangaben und der Einschmuggelung von Un-

berechtigten in die Wählerlisten, mehrere Steuer-gesetze abzuändern, sowie durch Herabsetzung der 4% proz. Staatsschuld auf 4proz. Zinsfuß und durch Erhöhung einiger indirekten Steuern das vom kirchlichen Regiment überkommene Staatsbesitz zu bereinigen. Eine ernsthafte Krisis drohte dem Ministerium, als im Juli 1881 die äußerste Linke, die bisher seine Bestrebungen eifrig unterstützt hatte, der Gelegenheit der Beratung des Gesetzes über die Provinzialdeputationen, die Anordnung stellte, daß das Wahlrecht bei Gemeinde- und Provinzialwahlen, ohne Rücksicht des Cens, auf alle geschulten Staatsbürger ausgedehnt werde (adjonction des capacités). Die Regierung sträubte sich gegen diese Maßregel; aber schließlich wurde der bedrohliche Zwiespalt durch das vom Kabinett gegebene Versprechen, die Sache in kurzer Frist der Prüfung des Centralausschusses zu unterbreiten, beigelegt. Das in der Mitte August an die Bischöfe ergangene päpstl. Schreiben, worin dieselben aufgefordert wurden, die innerhalb der freien Universität Können entstehenden Differenzen zwischen den Anhängern des Syllabus und denen des streng nationalen Staatsrechts im Sinne des letztern zu heben, berechtigte zu der Hoffnung, daß die Kirche auch im Eifer gegen die Schulreform einlenken und es der Regierung gelingen werde, ihr nicht auf Schwächung des religiösen Gefühls, sondern nur auf Befreiung der Jugendberziehung von der geistlichen Herrschaft der Kirche gerichtetes Wert zu glücklichem Ende zu fördern. Nachdem die parlamentarische Session von 1881—82 am 14. Mai 1882 geschlossen worden war, wurden für den 13. Juni Wahlen für die Erneuerung von 33 Sigen im Senat und 66 Sigen in der Repräsentantenkammer, sowie für die Befegung der infolge der Bevölkerungsvermehrung neugeschaffenen 3 Senatoren und 6 Repräsentantenseie anberaumt.

Litteratur. »Exposé de la situation du royaume, publié par le ministre de l'intérieur« (»Période décennale de 1841 à 1850«, Brüssel, 1852; »Période de 1851 à 1860«, Brüssel 1864; »Période de 1861 à 1875«, Brüssel 1878 [a.]); »Documents statistiques, recueillis par le ministère de l'intérieur« (Bd. 1—14, Brüssel 1857—70); Scheler, »Annuaire statistique et historique belge« (Brüssel 1854—68); Rothomb, »Essai historique et politique sur la révolution belge« (4. Aufl., 2 Bde., Brüssel 1878; deutsch von Michaelis, 1836); Juste, »Histoire de la Belgique« (4. Aufl., 2 Bde., Brüssel 1868); derselbe, »Histoire du congrès national ou de la fondation de la monarchie belge« (3. Aufl., 2 Bde., Brüssel 1880; deutsch, Brüssel 1854); derselbe, »Les fondateurs de la monarchie belge« (Bd. 1—25, Brüssel 1866—81); ferner: »La révolution belge de 1830 d'après des documents inédits« (2 Bde., Brüssel 1872); Thonissen, »La Belgique sous le règne de Leopold 1.« (2. Aufl., Löwen 1902); Horn, »Bevölkerungswissenschaftliche Studien aus B.« (Bd. 1, 1. Lp. 1854); Böbel, »Reiseberichte aus B.« (Berl. 1837); Luise von Plönnies, »Reiseerinnerungen aus B.« (Berl. 1846); Kuranda, »B. seit seiner Revolution« (Lpz. 1846); Höfen, »Blamisch B.« (2 Bde., Brem. 1847); Helfferich, »B. in polit., kirchlicher, pädagogischer und artistischer Beziehung« (Bforyb. 1818); Jourdain, »Dictionnaire de géographie historique du royaume de Belgique« (Brüssel 1868—69); Meulemans, »La Belgique, ses ressources agricoles,

industrielles et commerciales» (Gent 1865); van Brussel, «L'industrie et le commerce en Belgique» (Brüssel 1868); derselbe, «Histoire du commerce et de la marine en Belgique» (3 Bde., Brüssel 1861—64); «Annuaire statistique de la Belgique» (amtlich, Jahrg. 1—11, Brüssel 1870—81); «Patria Belgica», herausg. von G. Van Bommel (3 Bde., Brüssel 1873—75); Van Bommel, «Belgique illustrée» (Brüssel 1878 ff.); Genoncourt, «La Belgique physique, politique, industrielle et commerciale» (Brüssel 1878); Hyman, «La Belgique contemporaine» (Paris 1880); derselbe, «Histoire parlementaire de la Belgique 1831—80» (5 Bde., Brüssel 1878—80); Vercaemer, «Histoire du peuple belge et de ses institutions» (Brüssel 1880); Rameche, «Histoire nationale» (Bd. 1—3, Verviers 1880—82); G. Pouillet, «Histoire politique interne de la Belgique» (Louvain 1879); Dettler, «Belg. Studien» (Stuttg. 1876); Gatti de Gemond, «Histoire de Belgique» (3. Aufl., Brüssel 1880); Wacheler, «B. und Holland» (15. Aufl., Lpz. 1880); Rits, «Guide to Belgium» (Vond. 1881); Joanne, «La Belgique» (Par. 1881); Rodenberg, «B. und die Belgier» (Berl. 1881); Rote, «Histoire de Belgique» (7. Aufl., fortgesetzt von E. Hubert, Brüssel 1881).

Belgiojoso, Stadt in der ital. Provinz und im Distrikt Pavia (Lombardien), in fruchtbarer Ebene zwischen dem Po und der untern Olona, an der Eisenbahn Pavia-Cremona-Brescia, 13 km östlich von Pavia gelegen. B. ist gut gebaut, zählt (1880) 4514 E. und hat einen von Herzog Galeazzo II. von Mailand gegen 1460 errichteten Aquadukt und einen von prächtigen Gärten umgebenen eleganten Palast, der von dem im 15. Jahrh. mit dem zu einem Fürstentume erhobenen B. belehnten Grafen Barbiano d'Este erbaut wurde und jetzt der milanesischen Fürstnfamilie von B. gehört. König Franz I. wurde nach der Schlacht bei Pavia (1525) in diesem Schlosse gefangen.

Belgiojoso (Cristina, Fürstin von), geistvolle Schriftstellerin und ital. Patriotin, geb. 28. Juni 1808 als die Tochter des Veronimo Jiboro, Marchese Trioulzio, wurde im Kloster erzogen und 1824 mit dem Fürsten Emilio von Barbiano-B. vermählt. Da die Ehe sich nicht glücklich gestaltete, wandte sich die Fürstin der Politik zu, nahm Partei zu Gunsten der polit. Kompromittierten und wurde die Beschützerin der Carbonari. Als die Bewegungen von 1830 in der Romagna erfolglos verliefen, ging sie nach Paris, begründete 1843 die «Gazzetta italiana» und 1845 die Wochenschrift «Ausernia», desgleichen schrieb sie für den «Constitutionnel» und die «Démocratie pacifique». Auch übersetzte sie Bicos «Scienza nova» und veröffentlichte anonym den «Essai sur la formation du dogme catholique» (4 Bde., Par. 1846). Als Pius IX. die Hoffnungen der Italiener erweckte, eilte die Fürstin in ihr Vaterland zurück, reiste von Ort zu Ort und forderte mit hinreißender Beredsamkeit zum Kampfe für die Freiheit auf. Nach Ausbruch der Revolution in Mailand im März 1848 errichtete sie auf eigene Kosten ein Freikorps und landete mit demselben zu Livorno, um es in das piemont. Lager vor Mantua zu führen. Nach der Einnahme von Mailand durch die Österreicher (6. Aug. 1848), welche ihre Verbannung und die Einziehung ihrer Güter nach sich zog, suchte sie in Paris und in Turin für die ital. Sache zu wirken. Anfang 1849

begab sie sich nach Rom und nahm hier thätigen Anteil an den Ereignissen. Nach der Einnahme der Stadt durch die Franzosen begab sie sich über Kalin nach Athen, ging von dort über Smyrna nach Konstantinopel und nahm gegen zwei Jahre ihren Aufenthalt in dessen Nähe, wo sie die interessante «Souvenirs d'exil» schrieb, die im «Nation» erschienen. Nachdem sie durch die Annahme von Mailand 1856 wieder in Besitz ihrer Güter gelangt, wandte sie sich abermals nach Paris, wo sie unter andern in «Emina. Récits turco-asiatiques» (2 Bde., Par. 1856) und «L'Asie mineure et Syrie» (2 Bde., Par. 1858; 2. Aufl. 1861) über ihre Erlebnisse und Eindrücke auf Reisen in Kleinasien, Syrien und dem Heiligen Lande berichtete. Das Jahr 1859 brachte ihr die Erfüllung ihrer patriotischen Wünsche. Im Einverständnisse mit der neuen Regierung durchkreuzte sie ganz Italien, in allen Städten zu Gunsten der Pläne Cavour's wirkend. Nach dem Frieden von Villafranca gründete sie zu Mailand das Journal «Italia», mit dem sie später nach Turin übersiedelte; ebenso wirkte sie bei der Begründung der mailänder «Perseveranza» mit. Seit 1860 lebte die Fürstin, die 1858 Witwe geworden war, in vollständiger Zurückgezogenheit und starb zu Mailand 5. Juli 1871.

Belgorod, s. Belgorod.

Belgrad, die feste Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Serbien, liegt auf und an einem gegen die Donau sich erstreckenden Vorgebirge auf der Südseite dieses Stroms an der Stelle, wo die Save sich mit ihm vereinigt. Auf der bis in den Mündungswinkel vorragenden Felsenspitze steht sich die Citadelle; sie wird in baulichem Interesse erhalten, entspricht aber den Ansprüchen der heutigen Befestigungskunst nicht. Die gegenwärtige Lage der Werke stammt vom Prinzen Eugen, zu dem Platz als österr. Grenzseite gegen die Türken einrichtete und demnach die Hauptfront der Westseite, d. h. der Stadt B., zuzuwandte. Während im Norden und Nordosten die Festungsmauern fast gleich über dem Wasserspiegel der beiden Ströme erheben, werden dieselben östlich, südlich und westlich von einem breiten Glacis umgürtet, welche durch Parkanlagen in eine Promenade verwandelt worden ist. Dem Glacis schließt sich als zweiter, weiterer Gürtel die Stadt an, in der die auf die Fortsetzung des Höhenzugs vor der Citadelle gelegene Altstadt und die beiden alten Vorstädte, die Serbenstadt (Savamahala, Savequartier) im Westen an der Save, und die Türkenstadt (Dzeczol, d. h. Kreuzweg) im O. in der Donaukurve zu unterscheiden sind. Die Altstadt, selbst wieder mit (zunehmend abgetragenen) Schanzen versehen, war von alters her Sitz der belgroschäftstreibenden Bürgerschaft, sowie auch die alt. Marktstraßen sich dort befanden. Die größte Bequemlichkeit des Save-Ufers für die Anker der Schiffe zog allmählich einen Teil des Handel zu die hauptsächlich von Serben bewohnte westl. Vorstadt, während die östliche, fast ausschließlich von Türken bewohnte sich als eine orient. Gassenstadt gestaltete. Eine neue Vorstadt bildete sich im 12. Jahrh., dem Plateau folgend, als Fortsetzung der altstädtischen Hauptstraße einer thür. Wasserleitung entlang, der sie den Namen Terasia (Teras, Wasserwaage) entlehnte.

Die Bevölkerung von B. beläuft sich (1880) auf 26 651 E., darunter 4160 Katholiken (Deutsche 24

meistens germanisirte Ungarn), 463 Protestanten (Deutsche, Slowaken u. s. w.) und 2049 Juden; die übrigen hängen dem orthodoxen Bekenntnis an und sind vorwiegend serb. Nationalität; jedoch befinden sich darunter viele Bulgaren, welche als Arbeiter und Handwerker aus ihrer Heimat einwandern, ohne in der Regel sich dauernd niederzulassen. Unter den Gebäuden sind das königl. Palais an der Terasia, das daranstoßende Ministerium des Äußern, die Hochschule, das Ministerium des Innern, das Nationaltheater, die Residenz des Metropolitens und die Kommandantur der Citadelle bemerkenswerth. Von Schenswürdigkeiten ist vor allem das Museum zu nennen, in welchem auf die frühere und jüngste Entwicklung des Landes bezügliche Denkmäler und namentlich in Serbien aufgefundenen interessante Antiquitäten sich niedergelegt finden, die Festungswerke der Citadelle und der Park von Loptschidre mit der Stelle, wo 10. Juni 1868 Fürst Michael ermordet wurde. Seit dem Abzuge der türk. Bevölkerung verliert B. rasch den ihm sonst angerühmten orient. Charakter der Straßen. Von den Moscheen ist nur noch eine erhalten. Bei den Neubauten ist der europ. Geschmack ausschließlich maßgebend. Als Handelsstadt vermittelt B. den Vertrieb serb. Rohprodukte nach Ungarn u. s. w., sowie denjenigen von europ. Industrieprodukten und Kolonialwaren nach dem serb. Binnenlande; für den Transitverkehr zwischen den obem Donauländern und der innern Balkanhalbinsel hat es dagegen nicht die Wichtigkeit erlangt, die man nach seiner Lage an den gewaltigen Strömen erwarten sollte. Nach Vollenbung der Eisenbahnlinie B. — Wranja und die dadurch erzielte Verbindung mit Saloniki, wird sich der Transithandel heben. Die Industrie ist nur durch fremde Handwerker vertreten, deren Leistungen dürftig sind und dem Handel wenig zugute kommen. Dagegen besitzt B. eine Gelehrtengeellschaft (Srpako učenio druktvo), eine Rationalbibliothek, enthaltend fast sämtliche serb. Drucke; mehrere Normalschulen, ein Gymnasium, ein Lyceum (Hochschule mit drei Fakultäten), ein theol. Seminar, eine Militärakademie, eine Realschule, eine Lehrerbildungsanstalt, eine höhere Mädterschule und ein der Pflege einheimischer Dramatik gewidmetes Theater. Zugleich ist es die Residenz des serb. Königs, der Sitz der höchsten Regierung- und Verwaltungsbehörden, eines Erzbistums (Metropole), eines Kassations-, Appellations-, Stadt- und Handelsgerichtes, der bei dem Könige akkreditierten polit. Agenturen und Generalkonsulate u. s. w. Die prot. Einwohner bilden eine unter dem Schutze der Landesgesetz befindliche Gemeinde, während die Katholiken sich der österr.-ungar. Konsulargemeinde anschließen.

Die strategischen Vorzüge der Lage B.s wurden früh erkannt. Schon zur röm. Zeit war die Stadt, damals Singidunum genannt und zu Obernassen gehörend, Stanzquartier einer Legion. Im Mittelalter wird sie Alba Bulgarorum, Belogradum, Ballegrada genannt. Vom 7. bis 9. Jahrh. gehörte sie den Aaren, im 10. den Bulgaren, im 11. und 12. Jahrh. stand sie wieder unter der Herrschaft des byzant. Kaisers. Im 14. Jahrh. war B. in Besitz der Serben. Als ungar. Grenzfestung (seit 1223) ging sie 1521 an die Türken verloren, denen sie Deutschen und Österreicher sie im Laufe der folgenden Jahrhunderte dreimal, 1688, 1717 (Eugen) und 1789 (Kaudon) wieder abnahmen, ohne sich

dauernd darin behaupten zu können, nur in dem J. 1718—39 gehörte B. mit einem großen Teile Serbiens zu Oesterreich. Infolge der serb. Erhebung im Anfange des 19. Jahrh. wurde die Stadt B.s Hauptstadt des neubegründeten Fürstentums, während die Citadelle in den Händen der Türke blieb, bis letztere 1867 auf diplomatischem Wege genötigt wurde, auch diese Zwingsburg an die serb. Krone abzugeben, nachdem 1862 ein türk. Kommandant zum Schutze einer damals noch in B. vorhandenen, seitdem aber ausgewanderten türk. Kolonie die offene Stadt bombardiert hatte.

Belial (bibl.), ein hebr. Wort, »Nichtswürdigkeit, Verderben« bedeutend, erscheint 2 Kor. 6, 15 (Belial) als Name des Teufels, der personifizierten Nichtswürdigkeit, des Verderbers.

Belidor (Bernard Forest de), franz. Ingenieur, geb. 1697 in Catalonien, studierte die Ingenieurmatik und ward dann in Frankreich an der neuerrichteten Artillerieschule zu Laferre als Professor angestellt. Als Adjutant wohnte B. 1742 dem Feldzuge in Bayern bei, rückte schnell zum Oberstlieutenant vor und war 1744 mit dem Prinzen von Conti in Italien, 1745 in den Niederlanden, wo er wegen seiner Verdienste bei der Eroberung von Charleroi zum Oberst befördert ward. Nachdem er 1758 Direktor des Arsenal und bald darauf Brigadier und Generalinspektor der Minier geworden, starb er zu Paris 8. Sept. 1761. Seine »Architecture hydraulique« (4 Bde., Par. 1737—51) wird in der Geschichte dieser Wissenschaft immer eine glänzende Stelle einnehmen. Unter seinen übrigen Schriften sind »Le bombardier français« (Par. 1731) und »Traité des fortifications« (2 Bde., Par. 1735) die bedeutendsten.

Bella (François Alphonse), franz. Orientalist, geb. 31. Juli 1817 zu Paris, studierte am Collège de France und auf der Ecole des langues orientales wurde 1843 Dolmetsch beim franz. Konsulat in Erzerum, kam 1846 in gleicher Eigenschaft nach Kairo und 1852 als Interimistischer Generalkonsulsekretär nach Konstantinopel, wo er 1848 zum franz. Generalkonsul ernannt wurde. Seine Forschungen betreffen besonders die Sprachen der Araber, Perser und Türken, sowie die Geschichte und Geographie des Orients. Außer vielen Aufsätzen im »Journal asiatique« schrieb er »Histoire de l'église latine de Constantinople« (Par. 1872).

Belisar (slaw. Belihar, b. i. der weiße Fürst), ein ausgezeichnete Feldherr, dem der Kaiser Justinian I. einen großen Teil des Glanzes seiner Regierung verdankte, von unbekannter Herkunft, geb. um 505 n. Chr. vielleicht in Dardanien. Er diente anfangs in Justinians persönlicher Leibwache, und ward nach seinen ersten Waffenerfolgen gegen die Perser zum Feldherrn des Orients (529 oder 530) erhoben. Als solcher belagerte er König Kossru I. mit glänzendem Erfolge, bis ein halber Mißerfolg B.s bei Kallinikon den stets mißtrauischen Kaiser bestimmte, B. gegen Ende des J. 531 nach Byzanz zu berufen. Hier rettete er gleich nach seiner Rückkehr dem Kaiser Thron und Leben. Die Bevöllerung Konstantinopels, durch Justinians Greifungen und Härten erbittert und durch religiösen Haß aufgeregt, erhob sich 532 in einem furchtbaren Aufstande, dem sog. Nika-Aufbruch. Schon war, nachdem für einen Augenblick alle Elemente des Volks sich gegen Justinian vereinigt, ein Gegenkaiser gewählt, als B. am 19. Jan. 532 mit einer Schaar

Heruler und mit seiner got. Leibwache in die Rennbahn, wo die Gmpörer versammelt waren, einbrang und die Ruhe herstellte, indem er 30000 Byzantiner niederbauen ließ. Hieraus wurde V. vom Kaiser nach Afrika gegen die Vandalen gesandt. Im J. 533 landete er mit nur 20000 Mann in Afrika und nahm nach zwei Schlachten den König Gelimer gefangen. In Konstantinopel ward ihm dafür die Ehre eines Triumphbes zu teil. Im J. 535 setzte V. dann nach Sicilien über, eroberte in schnellem Siegeszuge im Sommer 536 Italienien, nahm Neapel mit Sturm und gewann 10. Dez. 536 auch Rom durch Einverständnis mit den Einwohnern. Zu schwach, um den Goten im freien Felde die Spitze zu bieten, ließ er sich hier von diesen einschließen und verteidigte die umfangreiche Stadt mit geringer Mannschaft ein Jahr lang, bis die Goten selbst die Belagerung aufhoben. Zwistigkeiten, die zwischen ihm und Narfes, der im Juni 538 ein Hilfsheer nach Italien geführt hatte, ausbrachen, verhinderten jedoch beide Feldherren, das vordrängende zu Justinian übergetretene Mailand zu verlassen, das darum zu Anfang 539 von Traias, dem Reffen des Gotenkönigs Vitiges, erobert und zerstört ward. V. hatte nicht nur mit unzureichenden Truppen gegen die Goten, sondern auch gegen Intriguen am kaiserl. Hofe zu kämpfen. Zwar brachte er es dahin, daß Narfes abgerufen wurde; aber Vitiges hatte inzwischen mit dem Kaiser unmittelbar Unterhandlungen angknüpft, und es kam ein für Justinian ungünstiger Vertrag zu Stande, dessen Ausführung V. auf eigene Gefahr hin aufschob. Die in Ravenna (539) hartbedrängten Goten boten ihm in solcher Lage die Herrschaft über Italien an. V. ging scheinbar darauf ein, bemächtigte sich zu Anfang des J. 540 der Stadt und nahm sie für den Kaiser in Besitz. Noch ehe er jedoch die feindlichen Scharen in Oberitalien besiegen konnte, ward er von Justinian abgerufen und kehrte, den Vitiges und die vornehmsten Goten sowie den lomb. Schach mit sich führend, nach Konstantinopel zurück. Hieraus zog er 541 gegen die Veker, die Antiochia erobert hatten und Jerusalem bedrohten. Doch auch von diesem Kriege ward er von dem mißtrauischen Justinian Ende 542 zurückgerufen. Als die Goten unter Totilas sich Italiens von neuem bemächtigt, wurde er 544 wieder gegen diese gesandt, obwohl mit unzulänglicher Macht. Dennoch mußte er sich fünf Jahre lang gegen dieselben zu halten, ja es gelang ihm sogar, sich 547 Rom zu bemächtigen. Da ihm trotz aller Vitten der Kaiser keine Hilfe sandte, verlangte er Ende 548 seine Zurückberufung, und Narfes ward sein Nachfolger.

Nach 10jähriger Ruhe sollte V. noch einmal der Rettung des Reichs werden. Das wilde Volk der lutiurischen Hunnen und viele Slaven hatten die gefrorene Donau überschritten und bedrohten im März 551 selbst die Hauptstadt, wo ein panischer Schrecken entbrach. Der alte Feldherr raffte schnell aus einigen Veteranen, Palastgarden, Bürgern und flüchtigem Landvolk ein Heer zusammen und schlug den Feind vollständig. Trotz seiner Verdienste wurde V. im Dez. 552 der Teilnahme an einer Verschwörung beschuldigt und seiner Würden und der Freiheit beraubt. Zwar erlangte er, nachdem er seine Unschuld erwiesen, im Juli 553 seine Freiheit wieder, starb aber bald darauf 13. März 555. Die Geschichte V.s hat sein Zeitgenosse und Sekretär Prokop geschrieben; doch enthalten dessen

Schriften Widersprüche und lassen manchem Zweifel Raum. V.s Feldherrntalent steht unangefochten. Dichter haben die Geschichte V.s später vielfach emskelt. So sollen ihm nach Darmontel die Knaen ausgekochen worden sein und er auf den Straßen von Konstantinopel sein Brot erbettelt haben. Nach Tietze, einem Schriftsteller des 12. Jahrh., soll V. sogar, als ihn Justinian ins Gefängnis setzen lassen (in Wahrheit hatte er nur sechs Monate Gewahrsam in seinem eigenen Palast zu erdulden), einen Beutel herabgelassen und die Vorübergehenden angesprochen haben: »Geht dem Bessern, den die Tugend erhob, der Reich unterdrückt hat, einen Obolus.« Doch gedenkt dieser Umstände kein gleichzeitiger Geschichtschreiber. Auch Platen in »Life of B.« (Lond. 1829) hat die Blendung aus das Veltterium V.s nicht überzeugend nachzuweisen vermocht. Ein ausgezeichnetes Gemälde des blinden V. lieferste der franz. Maler Delav (gestochen von Desnoyers). V.s Geschichte wurde von C. von Schenk zu einem Trauerspiel, von Tenzel zu einer Oper benutzt.

Veltje, brit. Kolonie in Amerika, f. Bolijs.

Vell (Currey, Ellis und Acton), engl. Schriftstellerinnen, f. Fronte.

Vell (Alexander Graham), geb. in Edinburgh, Professor der Physiologie der Sprechwerkzeuge in Boston, bemühte sich seit 1872 ein »sprechendes« Telephon herzustellen, und gelangte zum Ziel, indem er im Gegenfall zu seinen Vorgängern »vocalisatorische« Ströme anwendete, d. h. solche, deren Stärke unter Ausschluß jeder vollständigen Stromunterbrechung ganz allmählich zu- und abnimmt, ganz ähnlich wie die Geschwindigkeit der Bewegung der Luftpfeile während der Hervorbringung eines Tons. Sein erstes Patent in Amerika datirt vom 6. April 1875. V.s Telephon dient zugleich zum Sprechen und zum Hören und bedarf, da es mit magnetischen Strömen arbeitet, keine Batterie als Stromquelle. Im J. 1880 erlangte V. in Verein mit Sumner Tainter auch das Patent, mittels dessen ein Lichtstrahl oder Lichtbild, das im Abblendungsapparate durch gepulste Worte gewissen regelmäßigen Unterbrechungen, beziehungsweise Schwächungen unterworfen wurde, am Empfangsorte jene gesprochenen Worte deutlich wieder hervorbringt.

Vell (Andrew), ein durch die nach ihm genannte Unterrichtsmethode bekannter Schotte, geb. zu St. Andrews 1753, ging als Geistlicher der Hochschule erst nach dem brit. Amerika, später nach Madras in Ostindien, wo er, seit 1789 als Kaplan an St. George und Prediger bei der Kirche St. Peter angestellt, den Unterricht in dem »Hof der Wissenschaften« übernahm. Hier fand er Beachtung, die bereits in den schillerreichen Missionsschulen für Kinder der Einheimischen angewandte Methode des gegenseitigen Unterrichts kennen zu lernen und weiter auszubilden. Sein Versuch, eine Schuleinrichtung zu gründen, bei welcher aller Unterricht der einzelnen Schülerabteilungen durch die dazu aufgestellten besten Schüler (Monitors) unter bloßer Aufsicht des Hauptlehrers erteilt wird (Monitorial system of tuition; f. Bell'sches schottisches Unterrichtssystem), gelang nicht. Er wartete, und vom 1. Juni 1796 wurde die Schule zu Madras einzig von Schülern geleitet gehalten. Da er nach seiner Rückkehr die Fortsetzung der Regierung für das »Unterrichtssystem von

Madras zu interessieren, nicht in Erfüllung gehen sah, zog er sich auf das Land zurück. Von 1796 an betrieb er eine einträgliche Färberei in der Westminster. Als aber 1807 das vom Quäker Jos. Lancaster (s. d.) in den Armenthulen Londons zuerst angewendete ähnliche Unterrichtssystem namentlich in den Disfententzweilen außerordentlichen Anklang fand, wurde W. von der durch Lancasters Erfolg beunruhigten höhern Geistlichkeit mit der Einrichtung seines Systems in den hochscholischen Armenthulen beauftragt. Außer einer Anzahl von Süßmitteln für den Unterricht stellte er sein System zuerst in der Schrift *«An experiment in education made in the asylum of Madras»* (Lond. 1797) dar. Später veröffentlichte er in Bezug auf dasselbe *«Elements of tuition»* (Lond. 1812) und *«The wrongs of children»* (Lond. 1819). W. starb 27. Jan. 1832 zu Cheltenham und vermachte von seinem Vermögen 120 000 Pfd. St. an Nationalinstitute und Wohltätigkeitsanstalten.

Well (John), ausgezeichneter Anatom und Wundarzt, jüngerer Bruder des vorigen, geb. 12. Mai 1763 in Edinburgh, widmete sich daselbst dem Studium der Medizin und eröffnete 1790 auf seinem anatom. Privattheater vielbesuchte Vorlesungen. Mit seiner ersten schriftstellerischen Arbeit, dem *«System of the anatomy of the human body»* (3 Bde., Edinb. 1793—98; 6. Aufl. 1826; deutsch von Heimroth und Rosenmüller, 2 Bde., Jy. 1806—7), welschem sein Bruder Charles W. einen 3. und 4. Band (1823) hinzusetzte, erschienen gleichzeitig die *«Discourses on the nature and cure of wounds»* (2 Bde., Edinb. 1793—95; deutsch von Feune, 2 Bde., Jy. 1798), denen die *«Principles of surgery»* (3 Bde., Lond. 1801; neue Aufl. von Charles W., 1826) folgten. Nachdem er noch eine Reihe von anatom. Kupferwerken veröffentlicht, welche durch Sauerbeil und Genauigkeit in der Ausführung Epoche machten, legte er sein Lehramt nieder und starb 15. April 1820 zu Rom auf einer Reise durch Italien. Aus seinem während derselben geführten Tagebuche gab seine Witwe später *«Observations on Italy»* (Edinb. 1825) heraus.

Well (Charles), Wundarzt, der jüngste Bruder der beiden vorigen, geb. zu Edinburgh 1774, erhielt daselbst seine Bildung und schrieb noch vor der Aufnahme in das edinburgher College of Surgeons ein *«System of dissections»* (2l. 1, Edinb. 1799). Bald erwarb er sich den Ruf eines geschickten Operateurs und ging 1806 nach London, wo er in Hunters Medizinischen Schule über Anatomie und Wundarzneikunde Vorlesungen hielt und ein *«System of operative surgery»* (Lond. 1807) herausgab. Letzteres erschien später umgearbeitet als *«A system of operative surgery founded on anatomy»* (2 Bde., Lond. 1814; deutsch von Roemmel, 2 Bde., Berl. 1815). Ferner veröffentlichte er *«Essays on the anatomy of expression in painting»* (Lond. 1806), die später von neuem unter dem Titel *«The anatomy and philosophy of expression as connected with the fine arts»* (Lond. 1844) erschienen; *«On the diseases of the urethra»* (Lond. 1810; 2. Aufl. 1822), *«A idea of a new anatomy of the brain»* (Lond. 1811) und *«Engravings from specimens of the morbid parts»* (Lond. 1813, mit Zeichnungen). W. wurde 1812 Mitglied des Royal College of Surgeons in London, bald darauf Wundarzt am Widdlesey-Hospital und Professor an der damit in Verbindung stehenden Anatomischen Schule.

Concertationen. Berlin. 11. Aufl. 11.

In den *«Surgical observations»* (2 Bde., Lond. 1816—17) erstattete er über die im Widdlesey-Hospital vorkommenden interessantesten Fälle Bericht. Seine Hauptwerke aber, die ihm einen europ. Ruf verschafften, waren *«An exposition of the natural system of the nerves of the human body»* (Lond. 1824) und dessen neue Bearbeitung *«The nervous system of the human body»* (Lond. 1830; 3. Aufl., Edinb. 1844; deutsch von Romberg, Berl. 1832), worin er das von ihm entdeckte Doppelverhältnis der Nerven nachwies, das nach ihm *Lex Belliana* genannt wurde. Von König Wilhelm IV. erhielt er 1832 die Ritterwürde, schrieb hierauf für die *«Bridgewater-tractate»* seine schöne und feine Abhandlung *«The human hand»* (Lond. 1834; deutsch, Stuttg. 1836) und nahm 1836 eine Professur der Chirurgie an der edinburgher Universität an, in welcher Eigenschaft er die *«Institutes of surgery»* (2 Bde., Edinb. 1838) und *«Practical essays»* (2 Bde., Edinb. 1841—42) herausgab. Er starb in Dorchesterhire 28. April 1842. Eine vorzügliche Lebensbeschreibung W.s lieferte Amédée Vidiot (*«Vis et travaux de Sir Charles B.»*, Par. 1859).

Well (Robert), fruchtbarer engl. Schriftsteller, geb. 10. Jan. 1800 zu Cork in Irland, betrat früh die literarische Laufbahn, schrieb Schauspiele, von denen *«The double disguise»* und *«Comic lectures»* zur Aufführung kamen, und rief den *«Dublin Inquisitor»* wieder ins Leben, ging dann nach London, wo er im *«New Monthly Magazine»* eine Reihe von *«Reminiscences»* veröffentlichte und die Redaction des polit.-belletristischen Wochenblattes *«Atlas»* übernahm, welches er vorzüglich leitete. Später übernahm er für Lardners *«Cabinet Cyclopaedia»* die Bearbeitung einer *«History of Russia»* (3 Bde., Lond. 1836—38), ferner *«Lives of the English poets»* (2 Bde., Lond. 1839), *«Lives of the English dramatists»* (2 Bde., Lond. 1837) und den letzten Band von Southey's *«Naval history of England»* (Lond. 1837). Nachdem er die Redaction des *«Atlas»* aufgegeben, grüdete er um 1840 mit Duimier und Lardner die *«Monthly Chronicle»*, deren Eigentümer er nachmals wurde. Daneben dichtete er drei mit Brissal aufgenommene Schauspiele: *«Marriage»* (Lond. 1842), *«Mothers and daughters»* (Lond. 1845) und *«Temper»* (Lond. 1847), schrieb den Roman *«The ladder of gold»* (3 Bde., Lond. 1850) und verfasste auch mehrere selbständige histor. Werke. Zu letztern gehören, neben den *«Outlines of China»* (Lond. 1845), sein panegyrisch gehaltenes *«Life of George Canning»* (Lond. 1846), die *«Memorials of the Civil war»* (2 Bde., Lond. 1849) und andere. Außerdem gab er die *«Fairfax correspondences»* (Lond. 1849) sowie eine *«Annotated edition of the British poets»* heraus, die bis auf 29 Bände anwuchs, veröffentlichte eine Anthologie engl. Dichtungen: *«Golden leaves»* (Lond. 1863; neue Aufl. 1872) und gab die *«Poetical works of Butler»* (Lond. 1867) heraus. W. starb zu London 19. April 1867.

Well (Thomas), namhafter engl. Naturforscher, geb. 11. Okt. 1792 zu Boote in Dorsetshire, studierte die Heilkunde in London und wurde 1815 Mitglied des Royal College of Surgeons. Er begann 1816 seine Vorlesungen in Guy's-Hospital, in denen er sich namentlich mit den Zahnkrankheiten beschäftigte und die er bis 1860 fortsetzte. Vorzugsweise aber widmete er sich naturwissenschaftlichen Forschungen und erhielt 1832 den Lehrstuhl

der Zoologie am King's-College in London. Von 1848 bis 1853 wirkte er als Sekretär der Royal Society und ward dann zum Präsidenten der Linnean-Society erwählt, welches Amt er 1861 niederlegte. Er starb 13. März 1880. Von seinen Werken sind besonders die »Natural history of the British quadrupeds« (Lond. 1837; 2. Aufl. 1874) und »Natural history of British reptiles« (Lond. 1839) zu erwähnen, ferner »Monograph of the testudinata« (Lond. 1836) und »History of the British stalk-eyed crustacea« (Lond. 1853). Auch besorgte er 1862 eine neue Ausgabe von Whites »Natural history and antiquities of Selborne«.

Vell (William Abraham), engl. Naturforscher und Reisender, studierte zu Cambridge Medizin und schloß sich 1867 einer Expedition der Kansas-Pacific-Eisenbahngesellschaft unter Leitung W. J. Palmers an, welche den Weg für eine süd. Bahnstrecke nach der Küste des Stillen Ozeans finden sollte. V. bereiste von St. Louis aus eine fast ganz unbekannte Strecke von 8000 km zwischen den Thälern und Ausflüssen des Rio Grande und Colorado, in den Territorien der Cheyennes, Navajos, Krapchen und anderer Indianerstämme, sowie in Neu-Mexiko, wo er viele aztekische Ruinen fand. Seine besonders in botanischer und ethnographischer Hinsicht wichtige Reise beschrieb er in »New tracks in North-America« (Lond. 1869; 2. Aufl. 1870).

Vella (ital.), die Schöne; auch Taufname.

Vella, Städtchen in der ital. Provinz Basilicata ober Potenza, im Distrikt Melfi, 45 km südlich von Melfi, mit (1880) 5569 E. Das starke Erdbeben im J. 1857 hat in diesem Gebiete Hügel gebildet und Thäler entstehen lassen.

Vellac, Stadt im franz. Depart. Oberrhein, Hauptort eines Arrondissements, 39 km im N.W. von Limoges, an der Eisenbahn Limoges-Deborat, in 242 m Höhe auf dem Abhange eines Hügel bei der Vereinigung der Vassine und des Vincou, welche die Gärten bilden, die in die Gräfte geht, zählt (1876) 3252 (Gemeinde 4014) E., hat ein Tribunal erster Instanz, eine Fischzucht, betreibt Zobelation von Luch, Federn, Leinen, landwirtschaftlichen Maschinen, Leder und Häuten, sowie Handel mit Wein, Vieh, Holz und Kastanien. V. besitzt eine hübsche romanische Kirche und schöne Promenaden; wird schon im 10. Jahrh. erwähnt und war einst die Hauptstadt der Basse-Marche. Nahebei liegt ein enormer Dolmen.

Velladonna, Pflanzengattung, f. *Atropa*.

Velladonna, ein Alkaloid, das in den Blättern und Wurzeln von *Atropa Velladonna* vorkommen soll, aber noch wenig bekannt ist; vielleicht ist es eine amorphe Modifikation des Atropins.

Vella gerant alii tu, felix Austria, nabe! (»Kriege mögen andere führen! Du, glückliches Osterreich, heirate«), der oft citierte Hexameter eines Distichons, dessen Pentameter lautet: »Nam quae Mars alii, dat ubi regna Venus« (»Denn dir verleiht Venus Reiche [d. h. Zuwachs an Herrschaft], welche andern Mars schenkt«). Als Verfasser des Distichons wird in William Stirling's »Mosterleben Kaiser Karls V.« König Matthias Corvinus genannt, welchem dann jedenfalls der Vers »Vella gerant alii! Protestantis amet« in Cuius »Heroiben« (13. u.) vorschwebte.

Vellaggio oder Vellagio, Städtchen mit (1880) 3253 E. in der ital. Provinz Como, 216 m über dem Meere an der schönsten Stelle des Co-

mersees gelegen, wo derselbe am Vorgebirge V. (Punta di Vellaggio) sich in zwei Arme (südwestlich See von Como, südöstlich See von Lecce) teilt. Der Ort hat zahlreiche prachtvolle, palastartige Villen, unter denen namentlich hervorzuheben sind: die Villa Relsi, unmittelbar am See gelegen (Eigentum der herzogl. Familie gleichen Namens, mit vielen Kunstwerken und herrlichen Parkanlagen), die Villa Serbelloni (auf der Höhe des Vorgebirgs gelegen, mit reizender Aussicht über den See aus und abwärts und nach den Alpen; jetzt Hotel und Pension), die Villa Giulia (früher dem König der Belgier, jetzt dem Grafen Blome gehörig), die Villa Belmonte, die Villa Frisoni (jetzt Hotel V.) u. s. w. Auf dem westl. Ufer des Sees, V. gegenüber, liegt bei Gabenabbia (s. d.) die berühmte Villa Carlotta oder Sommariva.

Vellamy (Salobus), ausgezeichneter niederländ. Dichter, geb. zu Biesingen 12. Nov. 1757, kam erst zu einem Bäder in die Lehre, studierte aber dann seit 1782 in Utrecht Theologie und veröffentlichte 1782 zu Amsterdam unter dem Namen Jelanbus die vorherrschend sentimental und anacreontische »Gezangen mijner jeugd« (2. vermehrte Aufl. unter dem wahren Namen des Verfassers, Harl. 1790). Diesen folgten (ebenfalls unter dem Namen Jelanbus) die begeisterten »Vaderlandsche gezangen« (2. Aufl. 1785), an welche sich eine dritte Sammlung »Gezangen« (1785) angeschlossen. V. starb schon 11. März 1786. Eine Gesamtausgabe der Gedichte hat Zoosjes (Harl. 1816; 3. Aufl. 1842) besorgt; doch fehlt darin gerade seine berühmteste Dichtung, die poetische Erzählung »Roosjes, welke in den »Proeven voor het verstand, den smaak en het hart« (Utrecht 1784) erschienen war und von Janssen (Emmerich 1834) ins Deutsche überetzt wurde. V. war es vorzugsweise, der mit und neben van Alphen und Kräftiger noch wirkend als dieser, die niederländ. Pöeterratur aus tiefem und langem Verfall zu neuem Leben weckte. Als Künstler und Prosaischer versuchte er sich in dem zu Amsterdam (1784) erschienenen »Poëtischen spectator«, worin er seine literarische Theorie entwickelte. »Twee nagelaten leerredenen« (Biesingen 1790) hat Ruipers herausgegeben. Nachrichten über den Dichter finden sich in Oederse und Klegns »Gedenkzail op het graf van J. R.« (Harl. 1822).

Vellangé (Hippolyte), namhafter franz. Schlachtenmaler, geb. 17. Jan. 1800 zu Paris, erhielt seine künstlerische Ausbildung unter Leitung von Gros, schloß sich jedoch später der Richtung von Horace Vernet an. Sein Hauptwerk ist die Schlacht bei Wagram, das sich in Versailles befindet und von Garnier gestochen wurde. Außerdem sind noch zu erwähnen: Die Erstürmung des Somo-Siermo-Passes, Die Schlacht bei Landberg, Napoleons I. Rückkehr von Elba, Die Schlacht bei Austerlitz, Die Schlacht an der Alma, Übergang über den Rincio. Episode aus der Schlacht von Wagram. Auch ist V. ein Vertreter des Genreschaften in der Kriegsmalerei und schildert Szenen aus dem Soldatenleben mit Gemüt und Humor. Zu den Genrebildern zählen: Der Abschied des Neutra von seiner Familie, Episode aus der Belagerung von Smolopol u. a. V.s Darstellungen zeichnen sich durch gute Zeichnung, natürliche Auffassung und treffende Beobachtung aus. V. starb zu Paris 10. April 1866. Vgl. Adeline, »Hippolyte B. et son oeuvre« (Par. 1881).

Bellarmin (Rob.), der berühmteste Volemler der röm. Kirche und der gelehrteste Theolog des Jesuitenordens, geb. 4. Okt. 1542 zu Monte Pulciano in Toscana, trat 1560 in den Jesuitenorden und zeichnete sich schon früh als Lehrer der Humaniora und Astronomie sowie als Prediger aus. Nachdem er zwei Jahre lang in Padua Theologie studiert hatte, ward er 1569 auf die Universität Löwen geschickt, wo er über die «Summa» des Thomas las und seine hebr. Grammatik schrieb. Im J. 1576 erhielt er von Gregor XIII. den Auftrag, in Rom in dem neu gegründeten Collegium Romanum über die Kontroversen zu lesen. Aus diesen Vorträgen ging sein berühmtes polemisches Werk hervor: «Disputationes de controversiis fidei adversus hujus temporis haereticos» (3 Bde., Rom 1581 u. öfters; neu herausg. von Sauten, Mainz 1842; deutsch von Gumpold, Augsburg 1842). Unter Clemens VIII. schrieb er die Korrekte zur neuen Ausgabe der Vulgata, ward 1592 Rektor des Collegium Romanum, 1598 Kardinal, 1602 Erzbischof von Capua, wo er auch seinen Aufenthalt nahm. Unter Paul V. lehrte er als Protektor des Jesuitenordens und Inspektor des Collegium Germanicum nach Rom zurück. Die Streitigkeiten mit England veranlaßten ihn zur Abfassung des «Tractatus de potestate summi pontificis in rebus temporalibus». Außerdem verdient Erwähnung «Christianae doctrinae applicatio» (Rom 1603). Er starb 17. Sept. 1621 zu Rom. Seine Werke erschienen zu Venedig (5 Bde., 1721) und zu Köln (7 Bde., 1719), sein Leben beschrieb der Jesuit Juligatti (Rom 1624), seine Selbstbiographie erschien zu Ferrara 1761. V. ist derjenige Theolog, welcher die röm. Lehre mit dem größten Scharfsinn systematisch dargestellt hat. Seine Behauptungen über die weltliche Gewalt des Papstes gehen dahin, daß derselbe freilich keine direkte Gewalt über die Fürsten ausübe wie aber die Bischöfe, daß er aber mittelbar das Recht habe, Königreiche aufzuheben und bürgerliche Gesetze für ungültig zu erklären, sobald die Sorge für das Seelenheil es fordere.

Bellary (ind. Malabar), ein Distrikt der indobrit. Präsidenschaft Madras, nördlich durch die Lumbura von dem Gebiete des Nizam von Hyderabad getrennt, östlich von den engl. Distrikten Kurnal und Gudsapah, südlich von dem Vasallenstaate Mysore und westlich von einem Teile der Präsidenschaft Bombay begrenzt. V. umfaßt 28607 qkm eines Hochlandes, in welches sich der Nistabhang der westl. Ghats und das Plateau von Mysore fortsetzen. Obgleich von der Lumbura, dem Bedavatti und dem Pennair bewässert, zeichnet sich das Klima von V., insofern des äußerst geringen Regensfalls daselbst, durch eine ganz besondere Trockenheit aus. Die Bevölkerung beträgt (1871) 1 668 006 Seelen, wovon ungefähr 100 000 Mohammedaner. In der östl. Hälfte ist das Teluga oder Telugu, in der westlichen die Kanarapraache herrschend. V. wird von der großen, von Bombay nach Madras führenden Eisenbahn durchschnitten. Es gelangte 1800 in den Besitz der Engländer, als diese aus der Nizam von Hyderabad sich nach dem Falle von Tippu-Sahib in das Gebiet deselben teilten.

Die Hauptstadt Bellary, 12° 8' nördl. Br. und 76° 20' östl. L. (von Greenwich), 480 m über der See gelegen, Sitz der Civil- und Militärbehörden, zählt 51 766 E. Das sog. obere Fort daselbst ist in 140 m hoher Granitberg, auf dessen abgeplat-

terter Höhe sich das eigentliche, jetzt als Gefängnis dienende Fort befindet. Ein zweites, das untere genannte Fort enthält das Zeughaus, verschiedene Magazine, eine prot. Kirche, die Wohnungen der Civilbeamten, einiger Offiziere und anderer Europäer. Südöstlich von letzterem liegt die Festung oder Stadt der Eingeborenen, wohn die, welche früher innerhalb der Forts gewohnt hatten, 1816 verwiesen wurden. Die Stadt ist gut gebaut und besitzt viele Hinbauten, einige Moscheen, eine Missions- und Bibelgesellschaft, Schulen u. s. w.; 38 km im N.W. von V. liegen die Ruinen von Bidnagar und 76 km im O. von ihm, an der Eisenbahn, die Militäranstalt Onty, Gutti oder Gutzburga, eine Anzahl besetzter Hügel, welche ein Fort und eine Stadt mit 6790 E. einschließen. An ihrem nördl. Ende liegt auf einem unangelegten, sich 620 m über das Meer erhebenden, isolierten Felsblöcke eine nur durch Hunger oder Verrat einnehmbare, gegenwärtig zum Aufenthalt von Staatsgefangenen dienende Festung.

Bellay, Stadt in der ehemaligen portug. Provinz Estremadura, Distrikt Eissabon, nördern der Mündung des Tejo, oben in einem schönen Thale, zwischen Eissabon und Cintra gelegen, hat (1878) 2645 E. und eisenhaltige Quellen, welche als Bad benutzt werden; ein Schloß und Villen schmücken das Thal, in welchem die berühmte Wasserleitung Agosa Eivres ihren Anfang nimmt, welche Eissabon mit Wasser versorgt.

Bellatrix (lat. «Kriegerin»), Name des Sterns γ im Orion.

Bellay (du), altes franz. Adelsgeschlecht aus Anjou, besonders berühmt durch drei Brüder, Guillaume, Jean und Martin, welche in der literarischen und polit. Geschichte Frankreichs unter Franz I. einen ausgezeichneten Rang einnahmen. — Der älteste, Guillaume, geb. 1491, begleitete den König schon auf dessen Kriegszug nach Mailand 1515 und zehn Jahre darauf nach Parma, wo er mit diesem gefangen wurde. Im J. 1527 nahm er an der Verteidigung Roms, wohn er in diplomatischen Angelegenheiten genommen war, gegen Bourbon teil, knüpfte seit 1529 in London die Freundschaft zwischen Heinrich VIII. und Franz I. fester und war bis 1536 als Gesandter abwechselnd in England und Deutschland bemüht, Bundesgenossen zu dem neu sich vorbereitenden Kampf gegen Karl V. zu werden. Als der Krieg 1536 wieder ausbrach, hielt V. als Gouverneur von Turin, dann als Generalleutnant von Piemont die Stellung Frankreichs in Italien gegen die Spanier in Mailand mit Gluck aufrecht. Er starb auf der Rückkehr nach Frankreich in St.-Symphorien 9. Jan. 1543. Als Schriftsteller war V. ein Hauptvertreter des franz. Humanismus. Seine Werke, von denen jedoch das Wenigste erhalten ist, waren histor. polit. (Briefe und Reden) und triegswissenschaftlichen Inhalts und meist lateinisch geschrieben. Auch versuchte er lat. Gedichte in dem Geismad der Zeit. Weitfchichtig angelegt waren die «Organoes», acht Bücher der Geschichte Franz' I., deren erstes, mit einer Einleitung über die ältere Geschichte Frankreichs bis 1536, im Manuscript erhalten ist.

Jean du V., geb. 1492, wurde 1526 zum Bischof von Bagonne ernannt, erward 1533, ohne auf jene Würde zu resignieren, den Erzbischof von Paris, 1535 den Kardinalshut und nach und nach noch vier Bischofsstühle nebst mehreren der reichsten

Abteien im Lande. In der Politik vertrat er die gleiche Richtung wie sein Bruder, die auf die Entfaltung der Macht Frankreichs nach außen gegen Habsburg, Verbindung mit England und den deutschen Protestanten und Schonung der freieren religiösen Strömungen im Innern hindrängte. Er war der Führer dieser Partei und daher zu Zeiten der allmächtigen Minister des lenkenden Königs. Mehrfach hatte auch er Missionen nach England, so 1527 und 1528, und 1532 in Begleitung seines Bruders. Im J. 1533 war er an des Königs Seite bei der Zusammenkunft mit Clemens VII. in Marseille, wo die alte Koalition gegen den Kaiser neu belebt wurde. Der Wiederausbruch des Kriegs erhöhte noch den Einfluß V. s. Als der König 1536 ins Feld zog, blieb er als Gouverneur von Paris und mehrerer Provinzen zurück. Seit dieser Zeit gewann auch er für den deutschen Protestantismus Bedeutung. Mit Melancthon hat er Briefe gewechselt; besonders nahe aber stand er den Straßburger Kreisen: Bucer, Joh. Sturm, Joh. Sleidan, der jahrelang als Sekretär in seinen Diensten stand und noch länger mit ihm korrespondierte. Im J. 1544 bestimmte, eine Gesandtschaft nach Speier zu führen, welche die Protestanten von der Hülfsleistung an den Kaiser gegen Frankreich abbringen sollte, ward V. von einem laizell. Herold schon an der Grenze zurückgewiesen. Ebenso vergeblich versuchte er im Spätherbst dieses Jahres Heinrich VIII., der mit Karl gegen Frankreich gekämpft hatte und den Krieg allein fortsetzte, zum Frieden zu bewegen. Der Tod Franz' I. machte die Stellung V. s. am Hofe unhaltbar. Er ging nach Rom, wo er als Kardinalbischof von Ostia die Interessen Frankreichs durch eine verschwenderisch glänzende Hofhaltung (seine röm. Festlichkeiten hat sein Leibarzt Rabelais berühmt gemacht) bis an seinen Tod (16. Febr. 1560) vertrat.

Martin du B. (gest. 9. März 1559), der dritte Bruder, wie Guillaume als Offizier und meist bei denselben Gelegenheiten im Dienst, zuletzt 1545 gegen England, ist litterarisch von dem größten Ruf durch seine *«Mémoires historiques»*, ein Meisterwerk der ältern franz. Historiographie, das er aus dem Stammschloß der Familie Watigny in den letzten Jahren seines Lebens ausarbeitete und das, zuerst gedruckt 1563, bis 1600 vielfach aufgelegt und ins Lateinische überetzt, die meistbenutzte Quelle über die Kriege Franz' I. ist.

Velle-Alliance, ein Weichhof im Arrondissement Nivelles der belg. Prov. Südrabant, ungefähr 20 km südwestlich von Brüssel, zwischen Waterloo und Genappe, an der Straße nach Charleroi gelegen. Nach demselben benannten die Preußen die Schlacht von Waterloo (s. d.).

Bellegarde heißen neun Orte in Frankreich. Der bedeutendste darunter ist ein Flecken im Depart. Gard, Arrondissement Nîmes, 12 km südwestlich von Beaucaire, am Kanal von Lezern nach Nîmes. Motes und Station der Eisenbahn Tarascon-Cette, mit (1876) 2392 (Gemeinde 2689) E. Dabei befindet sich eine röm. Wasserleitung. Der Ort hat wichtige Steinbrüche. Unweit liegt am Kleinen Rhône der Weiler Argence, einst der Argenteus Pagus. — Bei V. im Depart. Ain, Arrondissement Nantua, am Rhône, bei der Mündung der Valserine, in 374 m Höhe, mit 650 E., beginnt die Schifffahrt auf dem Rhône, wo dieser und die Valserine Papier- und Schneidemühlen treiben. Der Rhône wirkt

hier mit 6000 Pferdekraft. Hier, bei der sog. Bette du Rhône, die nur bei niedrigem Wasserstande sichtbar ist, öffnen sich die mächtigsten wilden Schluchten; der Fluß selbst hat sich ein Bett zwischen 25 m hohen steilen Kalkwänden ausgegraben. Hier und da verschwinden die Wasser in den Spalten, deren längste, die Bette de la Vallée, etwa 400 Schritt Länge hat. — W. im Depart. Loiret, Arrondissement Montargis, an dem zum König gehenden Fessard und an der Eisenbahn Orléans-Châlons, liegt in 121 m Höhe und hat 1200 E., die mit Safran, Wachs und Honig Handel treiben. Früher hieß es Choisy-aux-Loges, und wurde 1640 für den Herzog von V. zu einer herzogl. Reine umgeschaffen. Das ehemals vorhandene Schloß diente der Montespau und der Pompadour zum Aufenthalt.

Bellegarde (Heint., Graf von), österr. Feldmarschall und Staats- und Konferenzminister, geb. 28. Aug. 1756 zu Dreden, trat zuerst in kais. dann in österr. Kriegsdienste, kämpfte mit Auszeichnung im Türkenkriege (1788) und wurde 1799 Generalmajor. Im den ersten Feldzügen gegen Frankreich wirkte er besonders als Generaladjutant des Fürstbischofs von Obergörs; 1796 Feldmarschalllieutenant, stand er unter dem Erzherzog Karl im Feldzuge von 1796, und folgte demselben 1797 nach Triest, wo er den Waffenstillstand von Leoben abschloß. Im Dez. 1797 wurde er mit besonderer Auszeichnung an den Kongreß zu Rastatt gesandt. Dann führte er 1799 den Befehl über das Heer, welches die Verbindung zwischen dem Erzherzog Karl und Suworow erhalten sollte, behauptete sich gegen Lecourbe 20. März bei Finstermünz, unterlag aber in der Schlacht bei Cassina Grossa (20. Juni) gegen Moreau. Nach dem Feldzuge von 1800 in Italien, in welchem er Chef des Generalstabes war, erhielt er eine Stelle im Hofkriegsrat, in dem er seit 1806, nach dem Abgange des Erzherzogs Karl, das Präsidium führte. Im Feldzuge von 1806 befehligte V. in der Schlacht von Caldiero den rechten Flügel der Österreicher und fungierte als Generalgouverneur im Venetianischen. Im folgenden Jahre versah er denselben Posten in Galizien und wurde Feldmarschall. Im J. 1808 wurde er zum Oberhofmeister des Kronprinzen Ferdinand ernannt. Im Feldzuge von 1809 befehligte er das 1. und 2. Armeekorps, das von Böhmen aus auf dem linken Donauufer operierte, und nahm dann als Kommandant des 1. Armeekorps an den Schlachten von Aspern und Wagram teil. Nach dem Abschlusse des Wiener Friedens (14. Okt. 1809) ging er wiederum als Generalgouverneur nach Galizien, wo er verblieb, bis er 1813 abermals zum Präsidium des Hofkriegsrats berufen ward. Im Herbst schon übernahm er jedoch in Italien den Befehl über die österr. Streitkräfte, drang bis Piaccenza vor und schloß 16. April 1814 mit dem Kaiser ein Militärkongreß ab. Nach dem ersten Pariser Frieden wirkte er als Generalgouverneur in österr. Landen in Italien für Wiederherstellung der alten Ordnung, kämpfte 1815 gegen Murat, dessen Heer er wiederholt schlug und endlich zerstreute. Nach dem zweiten Pariser Frieden hielt sich V. längere Zeit in Paris auf, trat 1820 an Schwarzenbergs Stelle wieder an die Spitze des Hofkriegsrats, welches Amt er zugleich mit der Würde eines Staats- und Konferenzministers bis 1825 bekleidete, dann zog er sich zurück, blieb aber bis 1832 Ober-

hofmeister des Kronprinzen. Er starb zu Wien 22. Juli 1846.

Belle-Ile (Belle-Île-en-mer, breton. Guer-
vour), eine zum franz. Depart. Morbihan gehörige
Insel, die größte und wichtigste an der Südküste
der Bretagne, vom Festland durch die Basse d'Ouest
getrennt, 13 km südwestlich von der Halbinsel
Quiberon, 60 km westnordwestlich von St. Nazaire
und der Loiremündung gelegen. Die Insel bildet
einen Kanton des Arrondissements Lorient, hat
eine Länge von 18 km, eine Breite von 4–10 km,
einen Umfang von etwa 48 km und zählt, ein-
schließlich der Inseln Houat und Haëdic, 11 000 E.
in den vier Kommunen Le Palais, Dangor, Sauzon
und Locmaria, von denen die drei ersten Häfen be-
sitzen. Man gewinnt auf der Insel Getreide und
Futter, zieht Schlachtvieh und Vienen, treibt Sax-
minen- und Thunfischfang und handelt mit diesen
Produkten sowie mit Seesalz. Hauptstadt ist der
Hafenort Le Palais, ein Kriegsspielplatz dritter
Klasse, mit einer 1672 gebauten und von Bauban
vollendeten Citadelle, sowie einer neuen befestigten
Umwallung und (1876) 2823 (Gemeinde 4886) E.,
die beträchtliche Fischerei und Dampfschiffsverbin-
dung mit Nantes und Lorient unterhalten. Es be-
findet sich hier ein Zellengefängnis (Nouvelle Force),
welches als Central-Detentionshaus dient. — Die
Insel hat einige Denkmale aus der Druidenzeit und
hier im Altertum Vinblis. Im Anfang des 11.
Jahrh. tritt sie unter dem Namen Guebel auf. Sie
wurde von Gottfried I., Herzog von Bretagne, an
die Mönche von St. Sauveur-de-Rédon geschenkt
und kam 1029 an den Grafen von Cornouailles
(in Niederbretagne), der sie der Abtei Ste.-Grox zu
Quimperle schenkte. Die Mönche verkauften sie
1572 an die Familie Neh unter Bestimmung
Karl IX., der sie 1573 zum Marquisat erhob. Der
Kardinal von Neh verkaufte sie 1668 an den Finanz-
intendant Fouquet, welcher die vom Kardinal
begonnenen Befestigungen fortsetzte. Schon 1573
hatte eine den Hugenotten zu Hilfe kommende engl.
Flotte unter Montgomery die Insel überfallen und
lange Zeit besetzt gehalten. Eine holländ. Flotte
unter Tromp mit 6000 Mann landete 1673, wich
aber infolge der tüchtigen Verteidigung des Schlosses
von Le Palais wieder zurück. Ludwig XIV. ließ
die Werke der Insel 1687–92 durch Bauban voll-
enden. Der Marschall Belleisle (s. d.) trat die In-
sel 1719 für die Grafschaft Gisors und andere Be-
sitzen an Ludwig XV. ab, der sie später als Do-
mäne mit der Bretagne vereinigte. Nachdem die
Engländer unter Hawke 20. Nov. 1759 zwischen
der Insel und Quiberon dem franz. Admiral Con-
flans eine Niederlage beigebracht, griffen sie dieselbe
unter Admiral Keppel und den Generalen Godson
und Lambert mit 21 000 Mann im April 1761 an
und zwangen die Franzosen, nach tapferer Gegen-
wehr unter dem Chevalier Ste.-Croix, 7. Juni zur
Kapitulation. Im Frieden von 1763 wurde sie an
Frankreich zurückgegeben. Der engl. Commodore
Gifford biidierte dieselbe im J. 1795. Napoleon I.
begann eine neue Befestigung der Insel, die aber
nicht vollendet wurde.

Belleisle (syr. Bellis), Charles Louis Auguste
Fouquet, Graf von), Marschall von Frankreich, der
Enkel des Finanzintendanten Fouquet, geb. am
22. Sept. 1684 zu Billesfranche, wurde nach der Be-
lagerung von Lille 1708, bei der er sich auszeichnete,
Brigadier. Am Ende des Spanischen Erbfolgekriegs

ging er mit dem Marschall Villars 1714 nach Ra-
statt und war dort bei dem Friedensschluss thätig;
1719 beteiligte er sich am Feldzuge in Spanien und
wurde Marschall-de-Camp, 1732 Generallieutenant.
Unter dem Marschall Verward nahm er 1734 Lrier
und Tarbach und beteiligte sich mit Auszeichnung
an der Belagerung von Philippsburg. Der Friede
von 1735, in dem die Abtretung Lothringens an
Frankreich erfolgte, war größtenteils das Werk B.s.
Der Kardinal Fleury schenkte ihm sein volles Ver-
trauen; Ludwig XV. gab ihm das Gouvernement
von Neh und der drei lothring. Bistümer, das er
bis an seinen Tod behielt. Im Österreichischen
Erbfolgekriege, wo er sowohl diplomatische als
militärische Talente entfaltete, stand er im Anfang
neben Broglie an der Spitze der franz. Armee, die
gegen Maria Theresia kämpfte, eroberte 26. Nov.
1741 Prag, geriet aber, nachdem Preußen den Frie-
den von Breslau eingegangen, in große Bedräng-
nis, in welcher er 17. Dez. 1742, mitten durch die
Truppen des Feindes, den Rückzug nach Eger an-
trat. Im J. 1744 wurde er auf einer Gesandt-
schaftsreise zu den deutschen Höfen in Hannover
angefallen und als Gefangener nach England ge-
bracht; erst nach einem Jahre wurde er freigegeben.
Im J. 1746 wurde er Generalen-Chef der Armee
gegen Italien, in welcher Stellung er die franz.
Grenze mit Glück gegen die Österreicher und den
König von Sardinien verteidigte. Hierauf erhob ihn
1748 der König zum Herzog und Pair; 1753 trat er
auch an die Spitze der Kriegsverwaltung, der er bis
an seinen Tod (26. Jan. 1761) vorstand.

Belleme, Belleme, Stadt im franz. Depart.
Orne, Arrondissement Mortagne, am Fuße von
Anhöhen von 200–250 m Höhe, nahe den Quellen
der Mèrme gelegen, ist gut gebaut, hat ein ehemals
sehr festes Schloss und zählt (1876) 2935 E., die
hauptsächlichlich Bonneterie, Glasfabrikation, Kal-
brennerei sowie Handel mit Holz, Getreide, Wein,
Vieh u. s. w. betreiben. Vor der Stadt, im schönen
Walde von Belleme, einem Überreste des althei-
nigsten Gallus Verticis, befinden sich Riesenkeime
(Dolme) von der Table des Marchands und ge-
mauerte, sehr ausgedehnte Souterrains von 3 m
Breite. Ferner eine Mineralquelle, die Fontaine
de la Herse, mit röm. Inschriften, aus denen her-
vorgeht, daß derselbe der Venus (gallisch Herie oder
Erie) geweiht war; dabei eine röm. Straße und drei
röm. Lager. Die Quelle war lange vergessen, kam
erst seit Ende des 17. Jahrh. wieder in Ruf und
wird jetzt stark besucht; die Wässer ähneln denen
von Spa. B. ist ein sehr alter Ort und gab einem
berühmten Geschlechte den Namen, dessen Geschichte
sich in die der Grafschaften Verche und Alençon
verwebt. Mit dem Prinzen Karl II. von Valois,
der die Grafschaft 1322 erhielt, begann die Ge-
schichte des spätern Herzogtums Alençon (s. d.). Der
zweite Sohn Wilhelm I. von B., Marlin, wurde der
Stammvater der Grafen von Verche (s. d.).

Bellema, deutscher Name von Bellinona (s. d.).
Bellermaun (Joh. Joachim), Theolog und
Altertumsforscher, geb. 23. Sept. 1754 zu Erfurt,
studierte erst an der Universität seiner Vaterstadt,
dann zu Göttingen und lebte seit 1778 einige Jahre
in Rußland. Nach seiner Rückkehr habilitierte er
sich 1782 zu Erfurt, wo er 1784 Professor am Gym-
nasium und bald darauf auch Professor an der Uni-
versität wurde. Im Febr. 1804 folgte er dem Rufe
als Direktor des Gymnasiums zum Frauen Kloster

in Berlin, wo er nach Gründung der Universität an dieser auch zum außerord. Professor der Theologie und zum Konfistorialrat ernannt wurde. Nachdem er 1828 als Schuldirektor in Ruhestand getreten, starb er 26. Okt. 1842. Von seinen zahlreichen Schriften sind besonders von Bedeutung: »Handbuch der biblischen Literatur« (4 Bde., Grf. 1787; 2. Aufl. 1796), »Versuch einer Erklärung der punischen Stellen im Vorulus des Plautus« (3 Progr., Berl. 1806—8), »Geschichtliche Nachrichten aus dem Altertume über Götter und Therapeuten« (Berl. 1821), »Urim und Thummim, die ältesten Gemmen« (Berl. 1824, mit Kupfern), »Bemerkungen über phöniz. und punische Münzen« (4 Progr., Berl. 1812—16), »Über die Gemmen der Alten mit dem Abrarababild« (3 Progr., Berl. 1817—19) und »Über die Starabden-Gemmen« (2 Progr., Berl. 1820—21).

Vellermann (Christian Friedr.), Theolog, Sohn des vorigen, geb. 8. Juli 1793 zu Erfurt, studierte zu Berlin und Göttingen Theologie und verließ 1818—25 das Pfarramt der deutschen evang. Gemeinde zu Lissabon. In den J. 1829—35 wirkte er als Prediger der preuß. Gesandtschaft und der deutsch-franz. evang. Gemeinde zu Neapel. Er wurde hierauf Pfarrer der St. Paulsgemeinde in Berlin, trat 1858 in Ruhestand und lebte dann in Halle, zuletzt in Bonn, wo er 24. März 1863 starb. Außer mehreren theol. Schriften veröffentlichte er das Werk »Die Katalomben zu Neapel« (Hamb. 1839), durch welches er sich um die Geschichte der ältesten christl. Kunst und Sitte verdient machte. Außerdem lieferte er in den Schriften »Die alten Niederländer der Portugiesen« (Berl. 1840) und »Portug. Volkslieder und Romane« (Berl. 1864) schätzbare Beiträge zur Kenntnis der ältern portug. Litteratur. Interessantes bieten auch seine »Erinnerungen aus Südeuropa« (Berl. 1851).

Vellermann (Joh. Friedr.), Philolog, Bruder des Letztern, geb. 8. März 1795 zu Erfurt, studierte zu Berlin und Jena Philologie und Theologie, und wirkte seit 1819 erst als Hilfslehrer, dann als ordentlicher Lehrer und Professor am Gymnasium zum Grauen Kloster zu Berlin, welcher Anstalt er seit 1847 als Direktor vorstand. Michaelis 1867 trat er in den Ruhestand und starb 5. Febr. 1874 zu Berlin. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: »Die Hymnen des Dionysius und Mesomedeas« (Berl. 1840), »Anonymi scriptio de musica et Bachii senioris introductio artis musicae« (Berl. 1841), zum erstenmal nach Handschriften herausgeg. und erläutert, »Die Tonleitern und Musiknoten der Griechen« (Berl. 1847), »Griech. Schulgrammatik« (Berl. 1852; 3. Aufl., Lpz. 1872), eine Ausgabe von Sophokles' »König Oidipus« (Berl. 1857).

Vellermann (Heinr.), Musiker, Sohn des vorigen, geb. 10. März 1832 zu Berlin, studierte unter Weis's Anleitung Musik und übernahm 1853 die Stelle eines Musikdirektors und Gesangslehrers am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin. Im J. 1866 wurde er auch zum außerord. Professor in der philol. Fakultät der Berliner Universität ernannt. Von seinen Schriften sind zu nennen: »Die Mensuralnoten und Taktzeichen des 15. und 16. Jahrh.« (Berl. 1858), »Der Kontrapunkt« (Berl. 1862; 2. Aufl. 1877), »Über die Entwicklung der mehrstimmigen Musik« (Berl. 1867), »Die Größe der musikalischen Intervalle« (Berl. 1873). Von V.'s Kompositionen sind mit Anerkennung aufge-

führt worden seine Musiken zu den Sophokleischen Tragödien »Kajr«, »König Oidipus« und »Oidipus auf Kolonos«.

Vellerothphos war nach der griech. Sage der Sohn des Korinthischen Königs Glaucos und der Eurymache, einer Tochter des Siphphos (oder des Poseidon). Mit er seinen Bruder aus Versehen getödtet, rückte er zu Proitos, König von Argos, der den Verurtheilten gastfreundlich aufnahm und schützte. Hier sah die Königin Antiole, nach andern Ethenoia, eine sträfliche Liebe für V., und als V. diese Kelung nicht erwiderte, verleumdete sie ihn bei ihrem Gemahl, er habe ihr sträfliche Anträge gemacht. Peritos schickte V. hierauf zu seinem Schwager Jobates, König von Lycien, mit einer Tafel, worauf für den Überbringer verderbliche Worte (oder Zeichen) eingegraben waren. Jobates befohl den V. zu tödten, die feuerspeiende, dreigesäugte Chimära (s. b.) zu erlegen, welche V. auch, auf dem glücklichsten Pferde Pegasos reitend, tödtete. Sodann indete ihn Jobates gegen die Solymier, dann gegen die Amazonen; als er auch diese befehligte und die Lydischen Krieger, welche ihn aus einem Hinterhalt hervor ermorden sollten, alle getödtet hatte, gab ihm jener seine Tochter Philonoe zur Gemahlin, die ihn den Jambros, Hippoklos und die Laodameia gebar. Nach Euripides rückte er sich auch an Ethenoia, die er mit sich auf den Pegasos nahm und dann ins Meer stürzte. Allein V. ward den Stürzen verhehrt und schwermüthig, und Ares tödtete Jambros, Artemis die Laodameia. Nach Pindar und andern wollte er sich auf dem Pegasos zum Olymp emporzuschwingen; aber das Ares warf ihn ab, so daß er, lahm und blind geworden, elend umherirrt, bis er umkam. V. ist ursprünglich eine Personifikation der Sonne, ähnlich Perseus. Auch von der irdischen Kunst sind die meisten Sagen von V. vielfach dargestellt worden: so namentlich die von der Bekleidung des Pegasos, die von der Erlegung der Chimära und die von seinem Verhältnisse zu Peritos und Ethenoia. Vgl. Fischer, »Vellerothphos« (Lpz. 1851) und Engelmann in den »Annali« des Archäologischen Instituts (Rom 1874).

Vellétristik (»schöne Litteratur«, vom *hellenos-lettros*) ist der Name für denjenigen Theil der poetischen und prosaischen Litteratur, welcher das Gebiet der Lyrik, des Romans, der Novellen und des Dramas, sowie die Belletristik, das Journalton und die ästhetische und litterarische Kritik umfaßt. Die Verfasser derartiger Werke der Litteratur werden Vellétristen genannt.

Velleville, früher ein Vorstadtdorf im Arrondissement von Paris, nördlich vom Friedhof Père-Lachaise gelegen, seit 1860 als Vorstadt mit zur Hauptstadt gezogen, l. unter Paris.

Velleville, Hauptstadt der Grafschaft St. Clair im Staate Illinois, 22 km südlich von St. Louis, liegt in einer fruchtbaren Ebene und zählt (1880) 10.682 E. Die St. Louis-Alton- und Terre-Haute (Velleville) und Southern-Illinois-Divisionen und St. Louis- und South-Eastern-Eisenbahnen kreuzen sich hier. V. ist hauptsächlich durch den Fluß des deutschen Einwanderers, die seit 1830 sich hier niedelassen und mit ihren Nachkommen vier Fünftel der Bevölkerung ausmachen, rasch emporgeblüht. Es enthält drei Gießereien und vier Fabriken für Ackergeräthschaften, eine Wollentuch- und Zeugfabrik, eine Nagelfabrik, verschiedene Destillations- und Mälereien sowie acht Brauereien. Auch die

Bevölkerung der Grafschaft St.-Clair ist überwiegend deutsch.

Bellevue (fr.), b. i. schöne Aussicht, wie das ital. *Belvedere* (f. d.), heißen mehrere färsil. Lustörter und Schlösser. — So führt diesen Namen ein weitläufiges herrschaftl. Schloß in Rassel mit einem großen Park am Friedrichsthor, das 1811—13 die Residenz des Königs Jérôme war, später von der Kaiserin Auguste (gest. 1841) bewohnt wurde und eine gute Bildergalerie enthält. — Das königl. Lustschloß B. nebst Park nahe bei Berlin, links an der Spree, an der Nordseite des Tiergartens, erhielt diesen Namen durch den Prinzen August Ferdinand, der das Grundstück 1785 kaufte und den Kaiser von zwei Häusern (1786—90) baute, auch mit großen Kosten den Garten so einrichtete, wie er wesentlich noch jetzt besteht. Indessen hatte sich hier auch schon Friedrich d. Gr. ein geschmackvolles Landhaus erbauen lassen, das jetzt den sog. Spreehägel bildet. Nach dem Tode August Ferdinands erbte und bewohnte das Schloß dessen Sohn, Prinz August, mit dessen Ableben es 1843 an Friedrich Wilhelm IV. fiel, der hier eine Bildergalerie neuerer Maler errichtete, welche zum Teil an die Nationalgalerie abgegeben worden sind. — Am berühmtesten wurde das reizende Lustschloß B., in der Nähe von Paris, an der jetzigen Einläufer-Eisenbahn nach Versailles, auf dem Berggründen, der sich von St.-Cloud nach Meudon zieht. Frau von Pompadour ließ es in verhältnismäßig kurzer Zeit (30. Juni 1748 bis 20. Nov. 1750) mit großer Pracht und ungeheurer Aufwande aufführen, und Ludwig XV., der es vier Tage nach der Vollendung besuchte, war von der Lage und der Einrichtung so entzückt, daß er es für sich erkaufte, seiner Begünstigten jedoch gestattete, es zu benutzen. Die ersten Künstler jener Zeit trugen zur Verschönerung dieses Schloßes bei, und allgemein galt es damals für das reizendste Lustschloß in ganz Europa. Während der Revolution fiel das Schloß in die Hände der sog. *Bande noire*, die es abbrechen ließ, so daß es eine Ruine ward. Der letzte Rest dieses Palais ist die Villa Brimborion, ein wichtiger strategischer Punkt während der Belagerung von Paris (1870—71). Im J. 1823 kaufte ein Herr Guillaume das Terrain und parzellierte es. Damit entstand eine Anzahl schöner Villen und anderer Häuser, die jetzt das zur Kommune Meudon gehörige Dorf B., eine der anmutigsten Ortschaften in der nähere Umgebung von Paris, bilden. Rechts vom Bahnhof befindet sich die kleine got. Kapelle Notre-Dame des Flammes, errichtet zum Gedächtnis der 1842 bei einem großen Eisenbahnunglück hier umgelommenen Personen. — B. heißt auch das kleine Landschloß an der Straße von Sedan nach Donchery, welches am 2. Sept. 1870 unmittelbar nach Unterzeichnung der Kapitulation von Sedan die Zusammenkunft zwischen König Wilhelm I. und Kaiser Napoleon III. stattfand.

Bellay, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Ain, in einem überaus anmutigen, vom Furant durchflossenen fruchtbaren Thale zwischen zwei Hügeln gelegen. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs und eines Tribunals erster Instanz, hat eine Kathedrale, ein bischöfl. Palais, ein kleines Seminar, ein College, ein Münz- und Antiquitätenkabinett, eine öffentliche Bibliothek und eine Ackerbaugesellschaft und zählt (1876) 4206 (Gemeinde 4970) E., die Seiden Spinnerie, Jädnerei und Russelinfabrikation, Lohgerberei sowie beträcht-

lichen Handel mit Seide, Wein, Trüffeln und Getreide treiben. B. hat überreife röm. Tempelgebäude und wurde im 6. Jahrh. Bischofssitz (Belica). Kaiser Friedrich I. ertheilte dem heil. Anselmus und seinen Nachfolgern den Titel eines Fürsten des Heiligen Römischen Reichs, das Bistumrecht und die Herrschaft über die Stadt. Diese war Hauptstadt der im Osten der Dresse, zwischen Rhône und Ain gelegenen Landschaft Bugey, welche ursprünglich zum Burgundischen Reich gehörte, dann an die Grafen von Savoyen kam und 1601 von diesen an Frankreich abgetreten wurde. Die Landschaft bestand aus dem eigentlichen Bugey, Bal-Romey und La Rehaillé und hatte bis zur Revolution ihre eigenen Stände. In der Nähe der Stadt befindet sich eine kalte Mineralquelle. Berühmt ist B. durch die große Menge interessanter Punkte in seiner Umgebung: die Kisterwirtschaft Begrieux, die Kastelen von Blanvieux, von Servignieu u. f. w., die intermittierende Quelle des Cronin, der Berg Colombier, die Ruinen der Kartause Kriettes, die alte Kartause und jetzige Citadelle Portes (unter Napoleon I. Staatsgefängnis), die Grotten von Balme und Chardieu u. f. w. Die in der Umgegend befindlichen Steinbrüche liefern die besten lithographischen Steine von ganz Frankreich.

Belli (Giuseppe Gioacchino), röm. Volksdichter, geb. zu Rom 10. Sept. 1791, war zuerst ein armer Schreiber, bis ihm eine reiche Heirat gestattete, sich der Literatur zu widmen. Er schrieb eine große Zahl von Gedichten in der ital. Schriftsprache und mehr als 2000 Sonette im röm. Dialekt, welche in lebhaften Farben oft satirisch angehauchte Schilderungen des röm. Volkslebens enthalten. Viele dieser Sonette haben die Form eines Zwiegesprächs. Später wurde B. päpstlicher Beamter und schrieb nun religiöse Dichtungen und bemühte sich, seine Jugendschichte zu unterdrücken; aber diese ließen handschriftlich im Volke um und waren im Munde aller Römer. Eine Auswahl davon lieferte Rossetti: „Ducento sonetti in dialetto romanesco“ (Flor. 1870). B. starb zu Rom 21. Dez. 1863.

Bellard (Augustin Daniel, Graf), franz. Generalleutnant, geb. zu Fontenay le Comte in Poitou 25. März 1769, trat als Freiwilliger zu Anfang der Revolution in die franz. Armee und wurde 1791 von den Freiwilligen der Vendée zum Hauptmann ernannt. B. zeichnete sich bald darauf bei der Nordarmee unter Dumouriez, dessen Generaladjutant er war, bei Jemappes aus, war 1796 Generaladjutant bei Hoche und ging noch in demselben Jahre zur ital. Armee ab. Nachdem er auf dem Schlachtfelde von Arcore zum Brigadegeneral ernannt worden war, nahm er unter Joubert teil an den wichtigsten Gefechten in Tirol, folgte 1798 der Expedition nach Ägypten, wohnte unter Desaix dem Zuge nach Oberägypten bei und wurde danach zum Gouverneur von Kairo, später zum Divisionsgeneral ernannt. Er mußte im Juni 1801 in Kairo kapitulieren, erhielt aber freien Abzug nach Frankreich bewilligt. Im Feldzuge von 1806 schloß er als Generalstabschef Murats bei Vrenslau die Kapitulation mit dem Fürsten von Hohenlohe, 1. Nov. die Kapitulation von Magdeburg. Nachdem er 1807 der Schlacht von Friedland beigewohnt, ging er 1808 mit dem Kaiser nach Spanien und erhielt daselbst das Gouvernement von Madrid. Der Krieg mit Rußland rief ihn als Aide-major-général der Kavallerie zur Großen Armee; er trug wesentlich

zur Entscheidung der Schlacht von Borodino bei. Als Napoleon die Armee verließ, wurde B. zum Generalobersten der Kavallerie ernannt und reorganisierte die Kavallerie auf dem preuß. Gebiete. In der Schlacht bei Dresden und dann bei Leipzig war er Aide-major-général der Armee. Eine Kugel erschütterte ihm bei Leipzig einen Arm. Kaum geheilt, wurde er 1814 nach der Schlacht von Craonne Oberbefehlshaber der Kavallerie und entwickelte nun bis zur Abdankung Napoleons eine außerordentliche Thätigkeit. Sodann unterwarf er sich Ludwig XVIII. und wurde von diesem zum Fidei ernannt. Nach der Rückkehr Napoleons schickte ihn dieser als Gesandten nach Neapel zu Murat, doch kam B. zu spät, die Fehler Murats wieder gut zu machen, und beeilte sich, nach Frankreich zurückzukehren, um das Kommando der 3. und 4. Militärdivision zu übernehmen. Nach der Schlacht von Waterloo unterwarf er sich Ludwig XVIII. aufs neue, der ihn jedoch von der Liste der Pairis strich und im Nov. 1815 festnehmen ließ, angeblich, weil er eines Komplotts zur Befreiung Napoleons verdächtig sei. Schon 1816 wurde er wieder freigelassen und auch die Pairwürde erhielt er 1819 zurück. In der Ersten Kammer unter der Restauration kämpfte er gegen die Reaktion des Hofes, und bei der Julirevolution war er unter der Zahl der wenigen Pairis, die im Hause Lafayette die Absehung der älteren Pairis der Bourbonns erklärten. Hierauf wurde er nach Wien geschickt, um die Anerkennung Ludwigs Philipp zu bewirken, und im März 1831 nach Belgien, um durch seine diplomatische Thätigkeit den neuen Thron Leopolds zu besetzen zu helfen. B. starb zu Brüssel 28. Jan. 1832. Seine *«Mémoires»* (3 Bde., Par. 1842—43) gab Binet heraus.

Belici (im Altertum Hypsas), Fluß im westl. Teil von Sicilien, entspringt auf dem Madonia-gebirge in der Provinz Palermo, fließt in südwestl. Richtung, bildet im untern Laufe die Grenze zwischen den Provinzen Trapani und Girgenti und mündet nach einem 82 km langen Laufe südöstlich von Mozara in das Mitteländische Meer.

Beliss (fr.), kriegerisch, freitbar.

Belling (Wilh. Sebastian von), Husarengeneral Friedrichs d. Gr., geb. 15. Febr. 1719 zu Paulsdorf in Ostpreußen, wurde im Radeikenkorps erzogen und trat 1737 als Fähnrich in ein Garnisonbataillon zu Stolberg. Auf Befehl Königs Friedrich Wilhelm I. ward er 1739 seiner Alleinheit wegen als Kornett zu dem litauischen Husarenkorps des Prinzen von Anhalt-Deßau versetzt. Bei der Vernichtung der Husaren 1741 kam B. zum Sibirischen Regiment, in welchem er bis zum Schoadronschef aufstieg und bis 1747 blieb. Im J. 1749 wurde er Major bei den braunen Husaren (Regiment Weichmar), kämpfte auch im Feldzuge von 1757 mit Auszeichnung, wurde 1758 Oberstlieutenant und zum Führer eines neuerrichteten Husarenbataillons ernannt und führte mit diesem viele glückliche Unternehmungen in der Oberpfalz aus. Am 15. April 1759 nahm B. als Oberst und Regimentschef bei Hasberg zwei kais. Regimenter gefangen. Den größten Ruhm erwarb er aber in Pommern, wo er mit seinem schwarzen Husarenregiment und weniger Infanterie der ganzen schwed. Armee die Spitze bot und drei sehr glückliche Feldzüge führte. Er kämpfte sodann 1762 in Sachsen unter dem Prinzen Heinrich bei Treiberg und wurde zum Generalmajor befördert, 1776 zum Generalleutnant;

sein Husarenregiment war seit 1761 drei Bataillone mit zusammen 2050 Mann stark. Im Bayerischen Erbfolgekriege that sich B. abermals hervor. Nach dem Frieden von Teschen starb er in seiner Garnison zu Stolp 28. Nov. 1779. Durch B. wurde Blücher, der als schwed. Kornett beim Kavallerie in Medlenburg 29. Aug. 1760 gefangen worden war, befreit, in preuß. Dienste zu treten.

Bellinghansen (Fabian Gottlieb von), russ. Admiral und Seereisender, geb. 9. (20.) Sept. 1778 auf dem Gute Hohenheide auf der Insel Osel, kam mit acht Jahren in das Seeladetenkorps nach Kronstadt und wurde 1797 als Offizier an die bei Reval stationierte Flottenabteilung entsandt. B. machte 1803 die erste russ. Weltumsegelung unter Krusenstern (s. d.) mit und kreuzte 1809 als Korvettenkapitän gegen die schwed. Flotte. Am 4. (18.) Juli 1819 trat er im Auftrag der russ. Regierung eine Expedition in die Schöpfungswälder an, auf welcher er im Dez. 1819 die Zwerng-Inseln entdeckte, im August 1820 bis zum 70. Breitengrad vordrang und die Peters-Insel und Alexanders-Land aufsuchte. Aber Rio de Janeiro und Lissabon lehrte die Expedition nach Kronstadt zurück, wo sie 24. Juli (5. Aug.) 1821 ankam. Die Beschreibung dieser Reise durch B. in russ. Sprache wurde auf kais. Kosten gedruckt (Petersb. 1831). Nach seiner Rückkehr wurde B. zum Kommandanten der Offiziersflotte ernannt, unterstützte 1828 die Operationen der russ. Truppen gegen Barna, wofür er zum Vizeadmiral befördert wurde, blockierte während des poln. Aufstandes die Küste von Kurland, wurde hierauf Admiral, schrieb 1831 in russ. Sprache eine Abhandlung *«Über das Richten der Schiffe auf der See»*, wurde 1839 Kriegsgouverneur von Kronstadt und Oberkommandant des Hafens von Kurland 13. (25.) Jan. 1852 in Kronstadt. Seine Denkmalsstatue, von Schröder modelliert, am Strand gegossen, wurde 1869 in Kronstadt enthüllt. Vgl. Kufmurm, *«Nachrichten über die adeliche und freierliche Familie von B.»* (Reval 1870).

Bellini, eine ausgezeichnete Künstlerfamilie zu Venedig. Der älteste Künstler dieses Namens ist Giacomo B., geb. zu Beginn des 15. Jahrh., gest. um 1464, ein Schüler des Gentile da Fabriano. Er lebte zu Florenz, Verona und Venedig. Sein bedeutendstes Werk ist die für den Dom in Verona gemalte Kreuzigung; in Venedig soll er für die Kirchen San-Giovanni e Paolo und San-Jacopo gearbeitet haben. — Sein ältester Sohn, Gentile B., war 1427 oder 1428 geboren und starb 23. Febr. 1507. Auch von ihm sind nur einige, doch figurenreiche Bilder vorhanden. Er war zugleich als Redakteur ausgezeichnet und ging als solcher 1479 nach Konstantinopel zu Mohammed II. Dort setzte er unter andern die Reliefs der Theodosianischen Ehrensäule, die nur in diesen Zeichnungen erhalten blieben. Seine hervorragendsten Gemälde sind: in der Brera zu Mailand die Predigt des hl. Markus, in der Akademie der bildenden Künste in Venedig die figurenreiche Darstellung eines Kampfes; beide Bilder interessant durch die Ansichten der Straßen und Kostüme im alten Venedig. Das Porträt des Sultans Mohammed II. befindet sich im Privatbesitz zu London. Freier im Stil als der Vater, ist er doch noch wesentlich in der Färbung der frührenaissance. Malweise befangen, bedeutender aber durch seinen großartigen histor. Stil. — Berühmter als Gentile ist dessen Bruder, Giovanni

B. (Gianbellini oder Sambellini), geb. 1426, gest. 29. Nov. 1516. Dieser wurde das Haupt der altern Venetianischen Schule, der vorzüglichste Begründer derjenigen Richtung, in welcher diese Schule ihre hohe Bedeutung hat. Wärme der Naturauffassung, naive und doch seine Charakteristik, Kraft und Intensität des Kolorits sind schon in hohem Grade sein Eigentum. Er bildete zahlreiche Schüler, unter denen Giorgione und Tizian die berühmtesten; doch verbanen auch Donizasio, Venetiano und Sebastiano del Piombo ihm vieles. B. veranlaßte durch Aufnahme der Reformen Mantegna's (s. d.) die neue Richtung der venetian. Malweise. Nach 1470 erhob sich der Genius seines großen Schülers Tizian und beeinflusste selbst den Lehrer. In der frühern Zeit bediente er sich häufig noch des Goldgrundes. Vorzüglich die Werke befinden sich in den Galerien des Louvre, der Akademie in Venedig, London, Wien, Berlin; außerdem in vielen Kirchen Venedigs, wie in San Zaccaria, San-Giovanni e Paolo u. a. Die dreifache Gallerie besitzt von ihm das schöne Porträt des Dogen Leonardo Loredan von 1502.

Bellini (Lorenzo), berühmter Anatom und Physiolog, geb. 3. Sept. 1643 zu Florenz, seit 1663 Professor der Anatomie zu Pisa, sehr verdient durch seine Untersuchungen über den Bau und die Veränderungen der Nieren und als Entdecker der nach ihm benannten geraden Harnkanälchen der Nieren (tubuli Belliniani, Bellinische Röhren). Auch als Dichter, namentlich durch seine »Buccheriede« (Flor. 1729), ist B. bekannt. Er starb 8. Jan. 1704. B. schrieb unter andern: »De structura et usu renum« (Flor. 1682, Amst. 1665 u. öfter) u. a. Seine »Opera omnia« erschienen Venedig 1708 (2 Bde.) u. öfter.

Bellini (Vincenzo), ital. Opernkomponist, geb. zu Catania in Sicilien 3. Nov. 1802, erhielt seine musikalische Bildung im Konseratorium zu Neapel. Seine Oper »Bianca o Fernando«, 1826 im San-Carlo-Theater zu Neapel mit Beifall gegeben, eröffnete ihm die Pforten der ital. Bühnen. Im J. 1827 schrieb er für die Scala in Mailand die Oper »Il Pirata«, 1828 »La Straniera«. Die »Zaira«, 1829 für Parma komponiert, hatte keinen Erfolg, dagegen enthieltmierten wieder »I Capuleti ed i Montecchi« (1830 in Venedig) und »La Sonnambula« (1831 in Mailand). Ebenfalls im J. 1831 trat er mit der »Norma« (für Mailand) hervor, eine Schöpfung, welche seine vorhergegangenen Opern an dramatischer Lebendigkeit noch übertrug. »Beatrice di Tenda« hatte dagegen 1832 in Mailand geringen Erfolg. Daraus ging er 1833 nach Paris und dann nach London, wo er eine glänzende Aufnahme fand, lehrte aber 1834 wieder nach Paris zurück. Hier schrieb er keine für die dortige ital. Bühne bestimmte Oper, die »Puritani«, welche um so mehr Beifall fand, als B. in diesem Werke neben dem Sinnlich-Heikenden seiner Melodien mehr als früher auf dramatische Wahrheit, gewählte Instrumentierung und Sorgsamkeit im Ausbau der einzelnen Musikstücke Bedacht genommen hatte. B. starb bereits 24. Sept. 1835 zu Putaux bei Paris. Die Bahn, in welche Rossini die Oper in Italien geleitet, wurde von B. ebenfalls betreten. Doch wußte er sich immer eine gewisse Eigentümlichkeit zu bewahren und die von Rossini gegebene Form mit einem selbständigen Inhalt auszufüllen. Seine Komposi-

tionen sind zwar nicht von so übersprudelnder Genialität und reicher Mannigfaltigkeit wie die von Rossini, aber er setzt oft durch eine bezaubernde Weichheit und Innigkeit, während er freilich auch wieder in übergroße Sentimentalität und Weichlichkeit verfällt. Dieser letztere Umstand, verbunden mit zu großer Einseitigkeit der rhytmischen Bildungen, hindert B. an einer scharfen dramatischen Charakterisierung und der reichen Entfaltung eines bewegten Seelenlebens; dagegen ist seine Kantilene oft meisterhaft. Vgl. Pougin, »B., sa vie, ses oeuvres« (Par. 1868).

Bellinghosa, deutsch Belle n z, Hauptstadt des schweiz. Kantons Tessin mit (1880) 2436 E., liegt in appiger romantischer Gegend auf der linken Seite des vom Ticino durchflossenen Rivierathals am Fuße dreier Hügel, von denen die beiden östlichen die Ruinen der alten Burgen Castello di Mezzo (Schwyz) und Corbario (Unterwalden) und der westliche das Castello Grande (Uri), jetzt Strafanstalt und Arsenal des Kantons, tragen. Die eng gebaute Stadt zeigt durchaus ital. Charakter; das ansehnlichste Gebäude ist die Hauptkirche zu St. Peter und Stephan, ein Bau des 16. Jahrh. mit moderner Marmorfassade. Das ehemalige Augustinerkloster ist jetzt Sitz der Regierung. Ein großer 700 m langer Damm schützt die Stadt vor den Überschwemmungen des Ticino, über den sich hier mit 14 Bogen eine 260 m lange, 7 m breite, aus Granitquadern erbaute Brücke spannt. Als Schlösser der Gotthardstraße und Bahu, von welcher hier die Zweiglinie nach Locarno und unweit die Straße über den San-Bernardino und die Monte-Generabahn abzuweigen, hat B. große militärische Bedeutung und besitzt deshalb eine große Kaserne und einige Festungswerke.

Bellis L., Pflanzengattung aus der Familie der Compositae, Abteilung der Corymbiferae, aus einjährigen und perennierenden kleinen Kräutern bestehend, welche in Europa und den Mittelmeerländern weit wachsen. Die häufigste und bekannteste Art dieser durch doppeltreihigen Hüllblättern, legethymigen, nackten Fruchthoden, weißen Strahl- und gelben Scheibenblüten und zusammengebrühten, kronenlosen Ähren ausgezeichneten Gattung ist das Gänseblümchen oder die Raupfliege (B. perennis L.), eine überall auf Wiesen, Grasplätzen, an Wegen u. s. w. wachsende und fast das ganze Jahr hindurch blühende perennierende Pflanze, welche durch Gartenkultur auch zu einer hübschen Zierpflanze, dem bekannten Tausendschön oder Samtröschen geworden ist. Diese, meist zu Einsparungen verwendete Zierpflanze ist nichts weiter als ein (uneigentlich so genanntes) gefülltes Gänseblümchen, bei dem die unscheinbaren gelben Röhrenblüten der Scheibe entweder lang ausgezogen oder wie die des Strahls blattartig entwickelt sind. Die Blumen sind weiß, rosarot, rot, blutrot, auch gestreift und bald unvollkommen, bald dicht gefüllt. Sehr interessant ist B. perennis, var. prolifera, die sprossende Raupfliege, dadurch ausgezeichnet, daß sich im Umkreise des ziemlich großen Blütenköpfchens ein Kranz kleinerer bildet, die sich nach und nach entwickeln. Man vermehrt diese Zierpflanze, welche am besten in einem leichten Boden gedeiht, einfach durch Zerteilung der Stöcke. Diese Verjüngung muß, wenn die Blumen in der Fällung nicht zurückgehen sollen, mindestens alle zwei Jahre vorgenommen werden.

Bell-Lancaster'sches Unterrichtssystem oder die Methode des gegenseitigen Unterrichts nennt man dasjenige Lehrsystem, nach welchem vortrübende Schüler unter Oberaufsicht eines Lehrers schwächere unterrichten, sobald es möglich wird, mit verhältnismäßig geringen Kosten eine ungewöhnlich große Anzahl von Schülern in einem Lehrzimmer unter einem Lehrer zu gleicher Zeit zu beschäftigen. Schon in älteren Zeiten finden sich Spuren von gegenseitigem Unterrichte. Durchgebildet und in ein System gebracht wurde die Methode jedoch erst durch die Engländer Andreas Bell (s. b.) und Jos. Lancaster (s. b.) gegen Ende des 18. Jahrh. Beide kamen unabhängig voneinander auf denselben Gedanken. Ihre Unterrichtssysteme stimmen im wesentlichen miteinander überein. Man teilt die Schüler beim gegenseitigen Unterricht in eine Menge kleiner Klassen, deren jede durch einen fortgeschrittenen Schüler in den nöthigen Fertigkeiten so weit geübt wird, als dieser sie selbst vorher von dem Lehrmeister erlernt hat. Die Schulgehilfen heißen Monitors und haben ihre Klasse, ungefähr zehn Schüler, auf einer Bank oder, wie Bell will, in einem Halbkreis stehend, vor sich. Die geübtesten oder moralisch zuverlässigsten Schüler führen wieder als Obergehilfen die Aufsicht über die Unterlehrer und deren Klassen. Andere Gehilfen halten auf die äußerliche Ordnung. Das ganze Triebwerk vollendet seine Aufgabe in genau abgemessener Aufeinanderfolge der Geschäfte. Ein streng gehandhabtes System der Strafen und Belohnungen, die theils körperlich, theils auf das Ehrgefühl berechnet sind, hält die Masse der Kinder in guter Zucht. Der Lehrer unterrichtet nur die Gehilfen, macht aber den planmäßigen Gang des Ganzen und handhabt die Zucht. Die Segenstände, welche in der angeführten Weise getrieben wurden, waren Lesen, Rechnen, Schreiben und Religion.

Zur Verbreitung der Bellschen Unterrichtsmethode in England, Wales, Schottland und Irland trug viel bei der 1811 von der kirchlichen Partei für die Zwecke der Bellschen Schulen gegründete »Nationalverein zur Beförderung der Erziehung der Armen nach den Grundsätzen der herrschenden Kirchen. Dem gegenüber fanden die seit 1798 von Lancaster eingerichteten Schulen unter den Dissenters großen Anklang; zu ihrer Unterstützung wurde 1814 der »Schulverein für Großbritannien und das Ausland« gestiftet. Von England aus verbreitete sich das Lancaster'sche Unterrichtssystem in außereurop. Erdtheile und durch die Länder Europas, nach Frankreich, Rußland, Dänemark, Italien, die Schweiz; am wenigsten wurde es in Deutschland heimlich. Die Methode des gegenseitigen Unterrichts hat ihre Lobredner und ihre Zähler gefunden. Unter den erstern ist E. C. W. Zerremer, unter den letztern A. Diesterweg hervorzuheben. Unbedingt zu empfehlen ist das Prinzip des gegenseitigen Unterrichts für Schulen, in denen ein Lehrer eine große Zahl von Schülern verschiedenen Alters zu unterrichten hat. Die Anwendung des Prinzips aber muß jedenfalls eine freiere sein, als sie ursprünglich war. Die neuere Zeit hat von der Methode nur den Hefendienst der Schüler beibehalten.

Litteratur. Außer den unter »Bell« und »Lancaster« angeführten Schriften sind zu nennen: Platorp, »Bell und Lancaster« (Essen 1817); Harnisch, »Ausführliche Darstellung und Beurteilung des Bell-Lancaster'schen Schulwesens in England und Frank-

reich« (Bresl. 1819); Diesterweg, »Bemerkungen und Ansichten auf einer pädagogischen Reise nach den dän. Staaten im Sommer 1836« (Berl. 1836); Zerremer, »Über das Wesen und den Wert der wechselseitigen Schuleinrichtung« (Magdeb. 1832); derselbe, »Die wechselseitige Schuleinrichtung nach ihrem innern und äußern Werth, mit Beziehung auf des Seminar Direktors Dr. Diesterweg Urtheil über dieselbe« (Magdeb. 1837); Altona, »Beleuchtung des Diesterweg'schen Urtheils« (Altona 1837); derselbe, »Reflexionen und Apportionen über das Wesen, die Vorzüge, die Verwirklichung und den Fortgang der wechselseitigen Schuleinrichtung« (Altona 1840).

Bellman (Karl Michael), einer der bedeutendsten schwed. Dichter, geb. 4. Febr. 1740 zu Stockholm, trat nach Vollendung seiner Studien bei der Bank und bei dem Zollwesen in Stockholm ein und zog durch seine Begabtheit die Aufmerksamkeit des Königs Gustav III. auf sich, der ihm eine Anstellung bei der Nummerlotterie und 1776 den Titel eines Hofsekretärs verlieh. B. befand sich stets in gedrückt ökonomischer Lage. Namentlich waren seine letzten Jahre sehr verelendert. Er starb 11. Febr. 1795. Die meisten seiner Dichtungen sind Improvisationen. Bei freudigen Gelagen, inmitten eines Kreises vertrauter Freunde ergriß er die Fäher und sang, selbst nur mäßig trinkend, oft ganze Nächte hindurch, bis ihn Erschöpfung ergriff. Die Worte entstanden mit der Musik, und beide Elemente stehen miteinander in innigster Wechselwirkung. Auch die Melodien sind großentheils sein eigenes Werk. Zwar sang er auch nach andern und schon bekannten Weisen, drückte aber denselben stets sein eigenartiges Gepräge auf. Er dichtete namentlich »Trinl- und Liebeslieder, humoristische Schilderungen des stockholmer Volkslebens u. d. v. B. s. gehaltvollste Dichtungen stehen in den von ihm selbst veranstalteten Sammlungen »Bacchanalia« Ordenskapitel's Handlinger« (1783), »Fredman's Epistlar« (1790) und »Fredman's Sångers« (1791). Nach seinem Tode sind mehrere Ausgaben seiner »Samlade Skrifter« (j. B. 6 Bde., Stockh. 1835–36) erschienen, unter denen die mit erläuternden Anmerkungen und Illustrationen versehene Ausgabe von Carlén (4 Bde., Stockh. 1855–61, nebst 1 Bd. Musik) besonders hervorzuhellen ist. Eine Auswahl von B. s. Gedichten hat Winterfeld (Berl. 1856) ins Deutsche übertragen; doch reicht die Übersetzung nicht an das Original heran. Am 26. Juli 1829 ward ihm im Tiergarten zu Stockholm ein Denkmal (von Nyström) errichtet, und der Jahrestag der Errichtung ist seitdem für die Bewohner der schwed. Hauptstadt ein Volksfest geworden. Auf der Hesselbadener wurde ihm 1872 im Tiergarten eine Statue errichtet.

Belloquet (Dominique François Louis, Baron Roget de), franz. Archäolog, geb. 1796 zu Verbehan im Elsaß, war 1814 Kavallerieoffizier, nahm 1834 seinen Abschied und widmete sich histor. und archäol. Studien, besonders über Burgund. Er starb 2. Aug. 1872 zu Nizza. Seine Hauptwerke sind: »Quintons bourguignons« (Dijon 1846), »Origines diplomatiques« (Dijon 1851) und besonders »Éthnographie gauloise« (4 Bde., Par. 1868–75).

Bellona (in älterer Form Duellona) war neben der althabisinischen Nerio (oder Neriene) die Kriegsgöttin der Römer, welcher die griech. Erps (Erps) spricht. Die Göttin wird als die Gemahlin des

auch als die Tochter des Mars bezeichnet. Ihr war 296 von Nipius Claudius Sacerd während einer Schlacht mit den Struätern ein Tempel gelobt und nachher auch auf dem Marsfelde errichtet worden. In diesem gab der Senat den Gesandten fremder Völker, welche die Stadt nicht betreten durften, sowie den Konsuln, die auf einen Triumph Anspruch machten, gewöhnlich Andenk. Zu unterscheiden von dieser altitalischen V. ist die a. italische Göttin, welche unter diesem Namen aus Romana in Kappadocien zur Zeit Sulla nach Rom eingeführt ward. Die Priester dieser Göttin, die Bellonarii, verwundeten sich zu Ehren derselben an Händen, Nacken und Armen. — V. ist auch der Name des 28. Merkuriden. (S. Planeten.)

Dellonion, ein von Kaufmann und Sohn in Dresden 1813 erfundenes musikalisch-mechanisches Kunstwerk, welches mit 24 Trompeten und 2 Baßlauten verschiedene Stücke Militärmusik ausführte.

Dellonstra heißt der enge, kurze Kanal im Artischen Nordamerica, welcher nördlich von der Boothhalbinsel, südlich von der Insel Nordamerica, in 72° nördl. Br. und 77° westl. L. von Harris den Boothjagel mit der Franklinstraße verbindet. Er ist von seinem Entdecker, dem Kapitän Kennedy, nach dem franz. Marineleutnant Joseph René Bellot (geb. 1826 in Paris) benannt, welcher sich 1855 der Expedition Kennedys zur Aufsuchung Franklins angeschlossen hatte, 1858 auch die zu gleichem Zweck unternommene Anglesfeld-Expedition begleitete und dabei im Eise umkam. Im Greenwich-Hospital ist ihm ein Denkmal errichtet worden. (S. Letto.)

Dellotto (Bernardo), ital. Maler, f. Cann. **Dellotter**, zu Cäsars Zeit einer der mächtigsten belgischen Stämme, der angeblich gegen 100000 Krieger aufbringen konnte. Nördlich von der untern Seine, zwischen Oise, Somme und der Meeresküste wohnend, wurden sie im J. von den Ambianern und Bitomandern, im O. von den Eusebionern begrenzt. Sie gehörten, wie die übrigen belgischen Völker, zu den tapfersten und kühnsten Gegnern der Römer in Cäsars Tagen. Ihre Hauptplätze waren Bratuspantium und Calaromagus, welches letztere jetzt Beauvais heißt.

Dellows (Henry Whitney), ameril. Geistlicher, geb. 11. Juni 1814 in Boston, wurde 1838 Pfarrer der Universalienkirche in Newport, wo er seitdem seinen ständigen Wohnsitz hat. V. ist ein Redner und Schriftsteller von ungewöhnlicher Schärfe und Frische der Auffassung und gehört der liberalen, mehr rationalistischen Seite der ameril. Theologen an. Außer verschiedenen religiösen Schriften hat er eine Reihe von Vorträgen unter dem Titel „Treatment of social diseases“ (1857) und ein Reiseverf. über Europa: „The old world in its new faces“ (2 Bde., Newport 1869) veröffentlicht. Während des Bürgerkriegs war er Präsident der berühmten und wirksamen United States Sanitary Commission, sowie Mitglied der Union League und erwarb sich als solcher große Verdienste um die Armee und das Land.

Dellows-Fall, Stromfälle des Connecticut im County Windham des ameril. Staates Vermont. Der unweit oberhalb derselben über 100 m breite Strom drängt sich hier durch Felsen, die nur 6 m auseinander stehen. Die V. werden durch einen in den Felsen gesprengten für kleine Dampfschiffe schiffbaren Kanal mit neun Schleusen umgangen.

Dellows (Auguste, Marquis de), franz. Dichter, geb. 1816 zu Paris aus altadeliger Familie, lebte ohne Anstellung nur seinen poetischen Neigungen und starb 15. April 1871 zu Dromesnil (Depart. Somme). Seine erste Dichtung war eine poetische Übersetzung des Buches Ruth (1843); ihr folgten die Dramen „Karls Dajardin“ (1844), „Pythias et Damon“ (1847), „Mal'aria“ (1853) und „Tasse à Sorrente“ (1857), die Gedichte „Orin“ (1853), „L'Agenda fleurissant“ (1854) u. f. w. Besonders hervorzuheben sind die Übersetzungen der Komödien des Terenz (1862) und des Plautus (1870).

Dellows (Pierre Laurent Quirette de), einer der ersten franz. Dramatiker, welche mit Erfolg stückte der griech. und röm. oder ausländischen Helden vaterländische auf die franz. Bühne brachten, geb. 17. Nov. 1797 zu St.-Flour in Auvergne, kam schon als Kind nach Paris, wo er nach seines Vaters Tode an seinem Oheim, einem berühmten Advokaten, eine Stütze fand, der ihn zum Rechtsgelehrten bestimmte. Da er aber Reizung zur dramatischen Kunst zeigte, so entfernte er sich heimlich, trat unter dem Namen Dormont als Schauspieler auf mehreren nördlichen Bühnen auf, verlebte namentlich mehrere Jahre zu Petersburg, wo die Kaiserin Elisabeth sich sehr für ihn interessierte, lebte jedoch 1758 nach Frankreich zurück, um seine Tragödie „Titus“ aufzuführen zu lassen. V. hoffte durch den Erfolg des „Titus“ seine Familie zu verschöneren; aber das Stück fiel durch (1758), und so lebte er wieder nach Petersburg zurück. Erst nach seines Oheims Tode kam er abermals nach Paris, wo nun seine Tragödie „Zelmire“ (1762) den entschiedenen Beifall fand. Ihr folgte 1765 „Le siège de Calais“, ein Trauerspiel, das noch immer geschätzt wird. Das Stück „Gaston et Bayard“ (1771) verschaffte ihm die Aufnahme in die französische Akademie. Am längsten hat sich sein „Pierre-le-Cruel“ (1779) auf der Bühne gehalten; „Gabrielle de Vergy“, bei seinen Lebzeiten gedruckt (1770), wurde erst nach seinem Tode aufgeführt (1777). V. starb 6. März 1775 zu Paris. Seinen Stücken ist eine gewisse Anstalt und dramatischer Effekt nicht abzusprechen, doch leiden sie an großer Inkonsequenz. Seine „Oeuvres“ gab Gailhard (6 Bde., Par. 1779), eine Auswahl Auger (2 Bde., Par. 1811) heraus.

Dell-Rod, d. i. Glodenfelsen, oder Inch-Cape, eine für die Schiffer höchst gefährliche Felsenbank von 780 m Länge und etwa 100 m Breite an der Ostküste der schott. Grafschaft Forfar, 22 km östlich von der Mündung des Tayflusses, soll daher seinen Namen erhalten haben, daß die Rönche der nahen Abtei von Arbroath ehemals eine Glode (bell) aufgehängt hatten, die sie zur Warnung für die Schiffer beim Steigen und Fallen der Flut läuteten. Der Felsen bleibt bei gewöhnlicher Flut vom Wasser bedeckt; nur bei der niedrigsten Ebbe ragt er 1,5 bis 2 m hoch über die Meeresfläche hervor. Im J. 1808 entschloß man sich, da viele Schiffe hier scheiterten, zu der sehr schwierigen Erbauung eines Leuchtturms nach dem Muster des von Cobscook, der unter der Leitung des berühmten Bau-meisters Sterbenhous 1811 vollendet wurde. Derselbe ist ein kreisförmiges, 32 m hohes Gebäude in 56° 28' nördl. Br. und 15° 17' östl. L. (von Greenwich), dessen Laterne sich 27,5 m über dem Hochwasser befindet und welches bei Springfluten 5 m hoch unter Wasser gesetzt ist. Die Signale bewirkt eine Maschine; sie bestehen in weißem und rotem

Lichte, alle 2 Minuten wechselnd und abwechselnd mit Dunkelheit, und bei Nebelwetter im Läuten zweier großer Glocken jede halbe Minute.

Bellum (lat.), Krieg; B. omnium in omnes oder contra omnes (= Krieg aller gegen alle), ein Ausspruch des Philosophen Hobbes zur Bezeichnung des natürlichen Zustandes der Menschen, wie er war, bevor die Gesellschaft gebildet wurde.

Belluno, eine der nördlichsten Provinzen des Königreichs Italien, Compartimento Venetien, 8270,7 qkm mit (1881) 174 162 E. umfassend, liegt zu beiden Seiten der Piave und ganz im Bereiche der wilden Verzweigungen der süditalieler Dolomitalpen. Der Getreidebau ist sehr beschränkt, reichlich der Terrassenbau auf Wein und Obst, ausgezeichnet die Viehzucht und Alpenwirtschaft, unterstützt durch kräftige Bergweiden, nur gering der Ertrag des Bergbaues auf Eisen und Blei, ein Hauptreichtum aber der herrliche Waldbestand. Das Bauholz bildet einen Haupthandelsartikel, welcher besonders nach Venedig geht und teils auf der Piave, teils auf dem Tagliamento verflößt wird, da beide Flüsse im obern Laufe durch den Felskanal von Sopoba miteinander verbunden sind.

Die gleichnamige Hauptstadt der Provinz liegt auf einer hohen, von der Piave und dem hier einmündenden Ardo gebildeten Landzunge, 60 km im Norden von Treviso, in 334 m Höhe. Die Stadt ist Sitz der Delegation und eines Landesgerichts, eines Distriktskommissariats, eines Bischofs und Domkapitels mit reicher Bibliothek. Unter den 14 Kirchen zeichnet sich die nach dem Modell des Palladio erbaute Kathedrale aus. Außerdem hat B. zwei Klöster, eine Akademie für Wissenschaften und Künste, ein Obergymnasium, eine Handels- und Gewerbelammer, ein schönes Theater und eine merkwürdige, die Stadt mit klarem Gebirgswasser versiehende Wasserleitung, Marmorfontänen und einen Triumphbogen. Der Ort zählt (1881) 15660 E., welche Seidenpinnereien, Strohflechtereien, Gerberei, Wachsbleichereien und lebhaften Handel mit Holz, Weinen und Früchten betreiben. Dabei entspringt eine natronhaltige Schwefelquelle. Von B. aus gehen drei Straßen, eine nördlich über den Felsenstein ins Küstenthal, eine zweite an der Piave abwärts und eine dritte über den malerischen Paß von Serravalle nach Conegliano an der Bahn Triest-Venedig. B. ist der Geburtsort Gregors XVI. Nachdem bereits Ende Juni und Anfang Juli 1873 in B. heftige Erderschütterungen stattgefunden hatten, litt die Stadt 8. Aug. 1873 durch ein starkes Erdbeben, durch welches viele Gebäude beschädigt wurden und auch ein Teil der Kathedrale einstürzte. [Victor-Perrin (f. d.).]

Belluno, Herzog von, Titel des franz. Marschalls **Bélusé**, Dorf im ungar. Komitat Baranya, 7 km von Gfűl, an der Moravica, mit 1300 E., welche Deutsche und Magyaren, zur Hälfte römisch-katholisch, zur Hälfte protestantisch (reformiert) sind, hat ein herrschaftliches, vom Prinzen Eugen von Savoyen erbautes Schloß und zahlreiche sonstige Herrschafts- und Wirtschaftsgebäude. B. ist Vorort einer großen Privatbesitzung des Erzherzogs Albrecht, der hier blühende Musterwirtschaften eingerichtet hält. Die Besetzung zerfällt in sechs Distrikte und wird auch von der Eisenbahnlinie Rohács-Fünfkirchen durchschnitten. Außer den sehr einträglichen Ackerfeldern und einer großartigen Viehzucht hat der Erzherzog hier auch ausgedehnte Wäldungen.

Belmontet (Louis), franz. Dichter und Publizist, geb. 26. März 1799 in Montauban, war von ital. Herkunft; er besuchte das Lyceum zu Toulouse, studierte dann daselbst Jurisprudenz und wurde Advokat. Als er infolge satirischer Gedichte mit dem Magistrat von Toulouse in Unwilligkeiten geriet, ging er nach Paris, wurde hier in den romanischen Dichterkreise freundlich aufgenommen und erhielt eine Hauslehrerstelle. In dieser Stellung verfaßte er seine drei Hauptwerke: „Les Tristes“ (1824), eine Sammlung Elegien, „Le sooper d'Auguste“ (1828), ein größeres Gedicht, und gemeinschaftlich mit seinem Landsmann Gourmet, „Les fêtes de Néron“, eine Tragödie, welche 1829 in Odeontheater mehr als hundert Vorstellungen erlebte. Infolge eines Aufenthaltes in der Schweiz bei Avenenberg, dem Landhause der ehemaligen Königin Hortense, der Mutter Napoleons III., wurde er ein leidenschaftlicher Bewunderer des Napoleonismus. Er gründete 1830 den „Indem un peuple“, ein Wochenblatt, in dem er die Rechte des Königs von Rom vertrat. Später arbeitete er an dem bonapartistischen Organ „Le Capitole“, und 1839 besorgte er den Druck der Memoiren der Königin Hortense. Nach der Februarrevolution von 1848 wirkte B. eifrig für die Wiederherstellung des Kaiserreichs, begleitete den Präsidenten der Republik auf dessen Agitationsreisen in der Provinz und wurde 1852 von dem Depart. Tarn-Garonne in den Gesetzgebenden Körper gewählt. Sein poetisches Talent verwandte er namentlich auf die Verherrlichung der Napoleonischen Dynastie in einer großen Anzahl von emphatischen Oden. Er starb zu Paris 14. Okt. 1879.

Belmontin, ein Paraffin, welches vornehmlich bei der Destillation des Erdöls von Rangen gewonnen und in England zur Fabrikation der Belmontin-Kerzen verwandt wird.

Belo ... in slav.-geogr. Namen, f. Biel... **Belograd** (b. i. Weiße Kroaten), ein ehemals jährlicher Volkskamm am Westabhange der Karpaten in Schlesien, Mähren und Kleinspolen (Galizien). Ein Teil der B. zog im 7. Jahrh. nach Dalmatien, besiegte dort die Kroaten und ließ sich taufen. Der juradischgeliebte Teil gehörte im 9. Jahrh. dem Großmährischen Reiche an und ging später nebst den angrenzenden Beloser bei in den übrigen schlesischen und polnischen Slawen auf.

Belopassagen heißen die Nachkommen des russ. Bauern Sufjanin, welcher dem Stifter der Dynastie Romanow, Michail Feodorowitsch, bei einem Überfall durch die Polen mit Selbstopferung das Leben gerettet hatte. Sie wohnen im Dorf Korobowa im Gouvernement Rostroma und sind durch kaiserliches Privilegium für alle Zeiten von Abgaben und persönlichen Leistungen befreit, so lange sie im Bauernstande bleiben.

Belonite (von βέλων, die Nadel) hat eine feine und zarte, nadel- oder Nierenförmige, hartlose Kristallgebilde von mikroskopischer Kleinheit genannt, welche in einer außerordentlichen Menge in den natürlichen Gesteinen, wie Obsidian, Bimsstein, Pechstein, Perlit vorkommen, und dort oft zu dichten Schwämmen oder Strängen unermesslicher Menge, deren weniger und gewöhnlicher Verlauf sich aus den Strömungen erklärt, die in der noch nicht vollends erstarrten Schmelzmasse erfolgten.

Belot (Abolphe), franz. dramatischer Dichter und Romanschriftsteller, geb. 6. Nov. 1829 in Pointe-à-Pitre auf Guadeloupe, kam nach Frankreich, wo er Jura studierte und Avokat in Nancy wurde. Seine literarische Laufbahn begann B. 1855 mit einem Bande Novellen, der unbemerkt blieb; auch ein zwei Jahre später gegebenes kleines Lustspiel: *«A la campagne»*, ließ keineswegs den außerordentlichen und dauerhaften Erfolg vorhersehen, den sein zweiter dramatischer Versuch, das gemeinschaftlich mit Billeard verfasste dreiaktige Lustspiel *«Le testament de César Girodot»*, 1859 erleben sollte. Dasselbe ist im Stille der alten Charakterkomödie gehalten; es erinnert an Molières und Regnards Stücke. Später gab B. diese Richtung auf; seine übrigen Dramen sind meist auf bloß äußerlichen Effekt berechnete Räthselstücke. Dazu gehören *«Les maris à systèmes»* (1862), *«Le passé de M. Joannès»* (1865) u. a. Auch *«Le drame de la rue de la Paix»* (1868), ein fünfaktiges Schauspiel nach seinem im Feuilleton des *«Figaro»* erschienenen Roman, hatte geringen Bühnenerfolg. Eine ganz entsetzliche Bühnenwirkung hatte das dreiaktige Drama *«Miss Maiton»*, nach dem engl. Roman *«East Lynne»* von Mrs. Henry Wood. Seine übrigen Dramen, die aber sämtlich geringen Wert haben, sind: *«La sœur du jour»*, *«La femme de feu»*, *«La Marquise»*, *«L'article 47»* (1871), *«Fromont jeune et Risler aîné»* (1876, mit Alphonse Daudet). Man hat von B. auch mehrere Bände Novellen und einige große Feuilletonromane, die er in Dramen verarbeitete, z. B. *«La Veuve de Gordes»* (1867), *«Mademoiselle Giraud ma femme»* (1870), *«La femme de feu»* (1872), *«Les mystères mondaines»*, *«Folies de jeunesse»* (1876) u. s. w.

Belovár, königl. Freistadt in Kroatien, hat ein Priesterkollegium, eine Unterrealschule, ist Sitz eines Gerichtshofs und eines Bezirksgerichts und zählt 2125 Croat. und serb. G., welche Wein, Seiden- und Getreidebau treiben. Früher war B. der Hauptort des St. Georger und Kreuzer Grenzgrenzes, wurde aber nach der Auflösung der Militärgrenze (1872) die Hauptstadt des Belovärer Komitats, das 3474 qkm mit (1880) 135 962 G. hat.

Belovs (Gust. Friedr. Eugen von), preuß. General, Sohn des Landstallmeisters von B., geb. 1791 zu Trauchheim in Ostpreußen, wurde 1805—7 im Kadettenkorps zu Berlin erzogen und trat 1807 als Lieutenant in die Armee. Als Adjutant im Postkürren Korps nahm er teil an den Feldzügen der J. 1812 und 1813, und erhielt in der Schlacht an der Nagode eine schwere Kopfwunde, die seine Wirksamkeit bis nach der Schlacht bei Leipzig unterbrach. Dem Feldzuge von 1814 wohnte B. im Hauptquartier Forst bei und wurde zum Rittmeister ernannt. Im Feldzuge von 1815 ward er als Generalstabsoffizier zum Sächsischen Korps versetzt und nahm an der Schlacht von Belle-Alliance teil. Nach dem Frieden kam B. in den Großen Generalstab und 1820 als Chef des Generalstabes zu dem vom Kronprinzen befehligten 2. Armeekorps. In diese Zeit fällt die Abfassung seiner vom Kronprinzen angeregten Denkschrift an den Kriegsminister, welche die Errichtung einer preuß. Seemehr befürwortet. Im Juli 1848 überbrachte B. dem Großherzog Johann nach Wien die Zustimmung Preußens zur Übernahme der Reichsverweserschaft und zur Errichtung der Deutschen Centralgewalt und erhielt im Aug. 1848 von dem Großherzog

als Reichsverweser die Vollmacht für Preußen zum Abschluß eines Waffenstillstandes mit Dänemark, welcher im Sept. 1848 zu Malmö zu Stande kam. Im November 1848 wurde B. Kommandeur der 1. Division in Königsberg und im folgenden Jahre Generalleutnant; er wirkte dort auch auf anderem als militärischem Gebiete und namentlich für Strassenbau im Interesse der heimatischen Provinz. Vom Okt. 1849 bis Febr. 1850 wohnte er den Sitzungen der Ersten preuß. Kammer bei, ebenso wurde er in das Erfurter Parlament sowie in die Erste preuß. Kammer gewählt, wo er jedoch im Jan. 1851 gleichzeitig mit den Generalen Rohr und Hüfer sein Mandat niederlegte. B. starb 30. Nov. 1852 in Königsberg.

Belpasso, Flecken in der ital. Provinz Catania auf Sicilien, 10 km im N.W. von Catania, auf der Südseite des Etna, 5 km nördlich von der 1669 durch einen Ausbruch des Etna zerstörten alten Stadt B. sehr regelmäßig wieder erbaut, zählt (1880) 7704 G., welche reiche Erträge an Getreide, Wein und Flachs gewinnen.

Belpier (früher Beaupoire), Stadt in der engl. Grafschaft Derby, 11,5 km nördlich von der Stadt Derby, rechts am Derwent, der zum Trent fließt, und an der Midland-Eisenbahn gelegen, zählt (1881) 9875 G., welche Baumwollspinnerei, Bonneterie, Papiementerie, ferner Fabrication von Rädern und drauenen irdenen Gefäßen betreiben.

Belsazar war einer der letzten Könige von Babylon. Sein Name ist in dem Buche Daniel erwähnt, welches erzählt, daß er von einem gewissen Darius dem Reber, vielleicht einem Unterkönig des Cyrus, entthront worden sei. B. hatte alle Großen seines Reichs zu einem großen Gelage versammelt, da erschien plötzlich auf der Wand eine Hand, die Worte in unlesbaren Zeichen schrieb, die keiner der Magier zu deuten vermochte, die endlich Daniel, auf Veranlassung der Gemahlin des Königs befragt, sie Menek, Menek, Tekel Ufarsin (d. h. Gemähl, gemogen und geteilt) las und sie auf den Untergang des Reichs und das Verderben des Königs deutete (Daniel, Kap. 5). In derselben Nacht wurde B. getötet, und Darius der Reber übernahm das Reich. Nach den Keilschriften war B. der Sohn des Königs Nabonid, des letzten Herrschers, der, wie die Griechen und die Inschriften beglaubigen, bei der Einnahme Babylons durch Cyrus seinen Thron verlor; nach Daniel selbst regierte B. vor Cyrus; Nebuchadnezzar wird wol nur bildlich sein Vater genannt. In Nabonids Inschriften figurirt B. als eine Art Mitkönig. Gewiß ist, daß er seines Vaters Sturz nicht erlebte, auch scheint der Schauplatz des Gelages wie der Katastrophe im Buche Daniel nicht Babylon gewesen zu sein. Denn die erste Empörung nach der Einnahme Babylons durch Cyrus, die 17 J. später stattfand, sowie eine spätere gingen von Verräthern aus, die sich nicht für B., den Erstgeborenen und Mitkönig Nabonids, sondern für Nebuchadnezzar, jüngern Sohn Nabonids, ausgaben. Die Geschichte der letzten babylon. Könige ist dunkel; doch läßt sich die Geschichte B.s nicht anders erklären, als wenn man ihn als einen Mitkönig seines Vaters aufsteht. Der babylon. Name Daniels, Belsazar, ist das assyr. Balthazar (*«Beschütze sein Leben»*); von ihm hat sich die Form Balthasar der Septuaginta entwickelt, die auch für B. angewandt wurde und in dieser Form sich in einem der heiligen Dreikönigsnamen wiederfindet.

Welt (im Reltischen das Wasser oder Meer), heißen die beiden Meereengen, welche nebst dem Sund (s. d.) die Ditsen mit dem Kattegat verbinden. Der Große Welt (dän. Store Belter) trennt die dän. Inseln Seeland und Fünen, in seiner südli. Veräengerung, dem Langelands-Welt, auch die Inseln Laaland und Langeland. Ohne den letzten ist er von Frøsundshoved, der Nordspitze Fünens, bis Frankefort, der Nordspitze Langelands, 60 km lang, meistens 30, an der schmalsten Stelle zwischen Knudshoved (bei Nyborg) und Hålskov (im N. von Roskilde) nur 16,5 km breit. Infolge der vielen Sandbänke, Untiefen und kleinen Inseln (Kærø, Brejen, Egholm, Ågerød, Omø u. a.) sowie der starken Strömungen zeigt sich der Große W. für die Schifffahrt sehr gefährlich, wird aber dennoch benutzt, z. B. von Kriegsschiffen, für welche der Sund nicht genug Tiefe hat. Der Kleine Welt (dän. Lille Belter) zwischen Fünen einerseits, Schleswig und der Südschelde Fjällands andererseits, ist von Fredericia südwärts bis zur Insel Risen 52 km lang, 630 m bis 18,5 km breit, 9–26 m tief und wird wegen der heftigen Strömungen und vielen Krümmungen nur wenig benutzt. Der nördlichste Teil, auch Widdelfart-Sund genannt, ist sehr tief, aber so schmal, daß er wie ein Füh erscheint. Im südli. Teile hat er ein sehr tiefes, etwa 7 km breites Fahrwasser. Die bemerkenswertesten Inseln sind Fand, Brandø, Åegholm, Boagø, Nørø und Vardø. Kriegsgeschichtlich berühmte ist der Übergang des Schwedenkönigs Karl X. über das Eis der W. Dieser ging 30. Jan. 1658 von Heils, einem Dorfe 15 km im SO. von Roskilde, nach der Insel Brandø, von da zur Landspitze Velselshoved auf Fünen, wo es, wie bei dem Thüringer Walde, zu Gefechten kam. Von Nyborg auf Fünen wandte er sich 5. bis 6. Febr. über das Eis des Großen W. nach Langeland, von dort über Laaland und Hålskov nach Bornimborg auf Seeland.

Weltane (spr. Weltän) oder Beltein (von Bel oder Beal, dem kelt. Lichtgott, und Tin, Feuer), ein altkelt. Fest, das durch Anjänden großer Feuer und durch Opfer Anfang Mai und wahrscheinlich auch zu Anfang November gefeiert wurde. Spuren davon finden sich noch in Schottland und Irland.

Veltrami (Giovanni), berühmter Steinschneider, geb. 1779 zu Cremona als der Sohn eines Juweliers, erlangte durch eigene Studien und Versuche eine solche Fertigkeit im Gemmenschnitt, daß er zur Zeit der franz. Herrschaft an Eugen Beauharnais einen Wöner fand, für den er unter andern eine Reihe von 16 Kameen, die Geschichte der Psyche darstellend, arbeitete. In den Jahren 1820–26 war er meist für den Grafen Commarino beschäftigt. Er starb 1854 in Cremona. Seine bedeutendsten Kunstwerke sind: ein 18 mm großer Stein mit etwa 20 Figuren nach dem Bilde Charles Lebruns, das Bild des Darius darstellend, und ein 27 mm großer Topas mit dem Abdruck von Leonardo da Vinci. Vgl. Meneghelli, «Insigne glittografio Giov. B.» (Padua 1839).

Veltramo, eine lombische Maskenfigur der commedia dell'arte, s. unter Atrichino.

Veludiskitan, s. Baludiskitan.

Veluga, Fischart, s. unter Delphin. V. ist auch der russ. Name des Hais (s. d.).

Velugenstein, ein jetzt nicht mehr zur Verwendung kommendes Medikament, besteht aus Konfektionen, welche sich in der Kloake des Hais, Aci-

penser huso, bilden, enthält, neben nicht unterhöchter organischer Substanz, vorzugsweise phosphorsäuren Kalk, nach Böhler von der Zusammenlegung $\text{Ca 11 PO}_4 + 2 \text{H}_2\text{O}$.

Velud, hebr. Ramat (d. h. der Liebliche), ein etwa 9 km langes Fjällding in Syrien, das im SO. des Karmel fließt und nahe südlich vom Kila in die Bai von Nila mündet. An seinem sanftigen Ufer sollen die Phönizier das Glas erfunden haben. Der Name Velud ist nach Rovers von dem alten Baal abzuleiten.

Velvedere (ital.), gleichbedeutend mit dem franz. Bellevue (s. d.), d. h. schöne Aussicht, ist die Benennung für Punkte, von welchen aus man eine schöne Fernsicht hat, wurde dann aber auf die an solchen Punkten errichteten, meist nicht zur Wohnung bestimmten Bauwerke, welche dann gewöhnlich einen turm- oder tempelartigen Charakter haben, übertragen. Zuweilen befinden sich diese B. auch auf andern Gebäuden. Schließlich ist dieser Name auch verschiedenen Lustschlössern, welche an besonders schönen Punkten liegen, gegeben worden, z. B. einem Teile des Vatikanischen Palastes zu Rom, in dem sich die berühmte Statue des Apolls vom B. befindet (s. Apollo); ferner einem Palaste in Wien (in dem sich bis 1882 die kaiserl. Gemäldergalerie befand), Lustschlössern bei Weimar, Reustreß und sonst. Im Mittelalter nannte man solche Stellen oder die an ihnen errichteten Türme meist «Luginsland»; so z. B. in Augsburg, Nürnberg.

Velvedere Marittimo, Stadt in der ital. Provinz Goleña (früher Calabria citeriore), im Distrikt Paola, nahe der Küste des Tyrrhenischen Meeres, zählt (1890) als Gemeinde 4958 E., welche namhaften Rosinen- und Weinbau treiben.

Velg, Stadt im nördl. Teile von Ostpreußen, Bezirkshauptmannschaft Solal (im ehemaligen preuss. Kreis), mit (1880) 4126 E., größtenteils Ruthenen, die neben den städtischen Gewerben Landwirtschaft und Viehzucht treiben. V. war einst der Hauptort eines russ. Fürstentums, das der Kaiserin Katharina die Große zugleich mit Ostpreußen eroberte und dem Kaiserinwitwen Semowitsch. Unter dem Kaiserinwitwen Semowitsch (1462) kam es mit dem Fürstentum Masowien an Polen.

Velgebud, s. Beelgebud.

Velgen, s. unter Olulieren.

Velzig, Kreisstadt und Hauptort des Kreises Zauch-B. (1922 9 km mit 1880) 72 408 E.) im Regierungsbezirk Potsdam der preuss. Provinz Brandenburg, am nördl. Fuße des Hämings und an der Berlin-Wehlener Eisenbahn, ist Sitz des Landrats, eines Amtsgerichts, der Kreisstelle, des Steueramts, hat in der Nähe ein altes Schloß, Eisenhart genannt, drei Kirchen und zählt mit Einschluß des Vorstadtdorfs Sandberg 3543 E., welche Weberei, Brauerei, Wollspinnerei, Leder- und Gartenbau treiben. V. ist Geburtsort des Dichters Aug. Gottlob Eberhard und des Komponisten Krieger. Die Stadt wurde 11. April 1636 von den Schweden geplündert und verbrannt. Ungefähr 3,5 km westlich südlich der Stadt und 2 km südlich vom Dorfe Ebnitz liegt das Dorf Hagelberg, nach welchem das sehr bedeutende Gefecht genannt wird, in welchem nach der Schlacht von Großbeeren 27. Aug. 1813 der preuss. General Hirschfeld mit kaum 12 000 Mann Landwehr und 600 Kosaken unter Lichneritzsch die ebenso starke franz. Division Girard vollständig aufrieb. Zur Erinnerung an

dies Gefecht wurde unweit Hageberg ein Denkmal (Kolossalstatue der Borussia in Sandstein) errichtet.

Belzoni (Giovanni Battista), berühmt durch seine Reisen und Entdeckungen, geb. 5. Nov. 1778 zu Padua, ward in Rom zum geistlichen Staube erhoben, wußte sich jedoch bald den mechan. Künsten, besonders der Hydraulik zu. Von Rom ging er nun 1800 nach Holland, von da 1803 nach England, wo er durch öffentliche Vorstellungen aus der Hydraulik, nachher durch athletische Künste seinen Unterhalt zu gewinnen suchte. Im J. 1812 kam er nach Lissabon, später nach Madrid und nach Malta. Hier ward er 1815 nach Agypten eingeladen, um eine hydraulische Maschine für den Pascha zu bauen. Nachdem er sich dieses Auftrags entledigt, bewogen ihn Burghardt und Salt, sich der Erforschung ägypt. Altertümer zu widmen. Es gelang ihm, die Hüfte des sog. jüngern Memnon aus der Nachbarschaft von Theben nach Alexandria zu schaffen und zuerst in den Tempel von Abu-Simbel einzubringen. Im Thale der Königsgräber (Wab-el-Moluk) der Theben entdeckte er mehrere wichtige Katalomben mit Mumien. Er eröffnete auch unter andern 1817 das berühmte Königsgrab des Psammetich oder Necho, aus welchem er den prächtigen alabasternen Sarkophag forschaffte, der jetzt, mit der erwähnten Memnonshüfte und den meisten übrigen von ihm nach Europa mitgebrachten ägypt. Alterthümern, das Britische Museum schmückt. V. s. glänzendste Unternehmung war jedoch die Eröffnung der Pyramide des Chephren. Ein Anschlag auf sein Leben veranlaßte ihn, Agypten zu verlassen. Zuvor unternahm er noch eine Reise nach der Küste des Roten Meers, auf der er die Smaragdgruben von Jubata und die Überreste des alten Berenice aufsuchte, und von hier nach der Oase Siwah, um die Trümmer des Ammontempels zu untersuchen. Im Sept. 1819 schiffte er sich mit seiner Gattin, die auf allen Fahrten und Reisen seine mutige Begleiterin gewesen, nach Europa ein. Die Resultate seiner Forschungen veröffentlichte er unter dem Titel: «Narrative of the operations and recent discoveries etc. in Egypt and Nubia» (Lond. 1821, nebst einem Band mit 44 illum. Kupfern). Gegen Ende 1822 unternahm er eine Reise nach Timbuktu ins Innere Afrikas. In Benin ward er jedoch von einer gefährlichen Ruhr befallen, die ihn nötigte, nach Gato zurückzukehren, wo er 3. Dec. 1823 starb. Die Originalzeichnungen des von ihm eröffneten ägypt. Königsgrabes wurden von seiner Gattin herausgegeben (Lond. 1829). Vgl. Reuin, «Cenni biographici» (Mail. 1825).

Dem (Jof.), berühmter poln. General, geb. 1791 zu Krakau aus adeliger Familie, wurde 1810 in die von Napoleon zu Warschau gegründete Artillerieakademie aufgenommen. Dem Feldzuge von 1812 wohnte er als Lieutenant der reitenden Artillerie bei, kam beim Rückzug der Franzosen nach Danzig und lehrte nach der Übergabe der Festung nach Polen zurück, wo er in die 1815 reorganisierte Armee eintrat, 1819 zum Artilleriehauptmann aufstieg und tüchtige Schriften über Organisation der Artillerie, über Congreßfeuer-Brandroketten (Weim. 1820), Pulvererzeugung u. s. w. herausgab. Wegen seiner patriotischen Gesinnung erhielt er jedoch 1825 den Abschied, worauf er sich auf den Gütern Franz Potockis mit Bauten und litterarischen und technischen Arbeiten beschäftigte. Als 1830 die poln. Re-

volution ausbrach, eilte D. nach Warschau, wurde zum Major einer Batterie, nach der Schlacht bei Iganie zum Oberlieutenant, nach dem Gefecht von Ostroja zum Obersten, bald nachher zum Kommandanten der poln. Artillerie und, als die poln. Streitmacht sich bei Warschau concentrirte, zum General ernannt. Nach dem Fall von Warschau trat er mit einem Teil der poln. Armee auf preuss. Gebiet über, lebte einige Zeit als Leiter der Emigration in Deutschland und seit 1832 in Paris. Wissenschaftliche Arbeiten, dann Reisen in Portugal, Spanien, Belgien und Holland füllten die folgenden Jahre aus.

In den Märztagen 1848 kam D. aus Frankreich nach Lemberg, 14. Okt. nach Wien, wo er sich in hervorragender Weise an der revolutionären Erhebung beteiligte und während der Einschließung der Stadt durch Windischgrätz verkleidet nach Preßburg entkam. Dort erteilte ihm die ungar. Regierung den Auftrag, an der Spitze eines selbständigen Korps Siebenbürgen zu erobern. Nachdem er sich rasch eine Armee von 8000 Mann geschaffen, brach er Ende 1848 in Siebenbürgen ein, lieferte 19. Dec. bei Deas den Österreichern das erste glückreiche Gefecht, trieb seinen Feind unter Geschehen aus dem Norden des Landes in die Bulowina und zog die herbeistrebenden Sellen an sich. Hierauf wandte er sich gegen die österr. Hauptmacht unter Buchner und griff, nachdem er ihn zum Rückzug nach Hermannstadt genötigt, diesen Ort 21. Jan. 1849 an. Er wurde jedoch zurückgeschlagen und erlitt 4. Febr. von Buchner bei Buzina eine bedeutende Niederlage. Dennoch wußte er sich 7. Febr. durchzuschlagen und lieferte, trotz nugar. Truppenverhärt, am 9. Febr. die blutige Schlacht an der Brücke zu Bistri, eroberte 11. März Hermannstadt, nahm Kronstadt und trieb die Österreicher sowie die seit dem Februar herbeigerufenen russ. Hülfsstruppen 16. März durch den Rotenturmpaß in die Walachei. So Herr des Landes geworden, suchte er durch Amnestie und Milde die deutsche Bevölkerung, namentlich aber die Walachen für sich zu gewinnen. Auf Befehl der ungar. Regierung begab er sich hierauf ins Banat und nötigte den dort eingedrungenen Buchner zur Räumung auch dieses Gebietes. Sodann lehrte er nach Siebenbürgen zurück, wo inzwischen die Russen mit Übermacht eingedrungen waren und die Ungarn geschlagen hatten, wurde aber 31. Juli bei Schäßburg von dem dreifach stärkeren Gegner entscheidend geschlagen. Er erkrankte noch 5. Aug. Hermannstadt, mußte jedoch den Platz bald wieder räumen. Auf dringendes Verlangen Rosuths eilte er nach Ungarn, wo er am 9. an der Schlacht bei Temesvár sich beteiligte. Nach einem vergeblichen Versuch zu Zugos, den Kampf wieder aufzunehmen, mußte er nach Siebenbürgen zurückweichen, wo er sich bis zum 19. Aug. gegen eine erdrückende Übermacht wehrte. Endlich rettete auch er sich auf türk. Gebiet, trat dort zum Islam über und wurde unter dem Namen Amurat-Pascha im türk. Heere angestellt. Auf Österreich und Rußlands Einsprache wurde D. im Febr. 1860 mit dem zum Islam übergetretenen Ungarn nach Aleppo geschickt, wo er im November an der Spitze türk. Truppen den blutigen Aufstand der arab. Bevölkerung gegen die Christen niederschlug. Sein durch Strapazen und viele Wunden zerrütteter Körper wurde indessen von einem Fieber ergriffen, dem er 10. Dec. 1860 erlag. Als Feldherr zeichnete sich D. durch geschickte

Benutzung der Artillerie und große Schnelligkeit der Bewegungen aus. Außer andern Schriften erschien von ihm »Exposé général de la méthode mnémorique polonoise etc.« (Par. u. Vp. 1839). Vgl. Gsch., »B. s. Feldzug in Siebenbürgen« (Hamb. 1850); Palady, »B. in Siebenbürgen« (Vp. 1850).

Bema (grch.), in den griech. Kirchen der umgitterte Raum für die Geistlichkeit und besonders der in letztem befindliche Sitz für den Bischof.

Bembis (Pietro), ital. Gelehrter, geb. zu Venedig 20. Mai 1470 aus vornehmer Familie, erlernte früh die lateinische, dann zu Messina unter Laskaris die griech. Sprache, worauf er in seine Vaterstadt zurückkehrte und eine kleine Schrift über den Ältna herausgab. Nach dem Willen seines Vaters Bernardino B. trat er in den geistlichen Stand, fand aber bald Mißbehagen daran und widmete sich den Wissenschaften. Nachdem er in Ferrara philos. Studien gemacht, kam er wieder nach Venedig, wo er bald eins der vorzüglichsten Mitglieder der im Hause des Buchdruckers Aldus Manutius gebildeten gelehrten Akademie wurde. Für die Druckerei des Aldus besorgte er in jener Zeit eine kritische Ausgabe der ital. Gedichte Petrarca's (1501) und der Göttlichen Komödie (1502). Dann wandte er sich nach Rom und 1506 an den Hof von Urbino; 1512 folgte er Julian de' Medici nach Rom, wo ihn Julian's Bruder, Papst Leo X., zu seinem Sekretär ernannte und ihm seinen Freund Sadoleto zum Amtsgenossen gab. In Rom lernte B. seine Geliebte Morosina kennen, die er in seinen Gedichten feiert und die ihm zwei Söhne und eine Tochter gebar. Nach Leo's X. Tode begab er sich nach Padua, wurde 1529 zum Geschichtsschreiber der Republik Venedig und zum Bibliothekar der St. Markusbibliothek ernannt. Papst Paul III. erteilte ihm 1539 den Kardinalshut, zwei Jahre später das Bisthum Cubbio und bald darauf das von Bergamo. B. starb 18. Jan. 1547. Seine ital. und lat. Dichtungen (»Carminas«) zeichnen sich weniger durch Originalität als durch hohe Formvollendung aus; seine lat. Prosa'schriften, namentlich seine Briefe, gelten mit Recht als Muster. Unter seinen (auch vielfach einzeln gedruckten) Werken (4 Bde., Vened. 1729) sind am wichtigsten: »Rerum Veneticarum libri XII« von 1487 bis 1513 (Vened. 1551), die er selbst ins Italienische übersetzt hatte (Vened. 1552; beste Ausgabe von Morelli, 2 Bde., Vened. 1790). Ferner sind zu erwähnen: »Prose« (Vened. 1525 u. ö.), Dialoge, in welchen die Regeln der toscan. Sprache aufgestellt werden; »Gli Asolani« (Vened. 1506 u. ö.), Dialoge über die Natur der Liebe, Lucrezia Borgia, Herzogin von Ferrara, gewidmet; »Rime« (Vened. 1530 u. ö.), eine Sammlung von Sonetten und Kanzonnen; seine Briefe, sowohl die italienisch als die lateinisch geschriebenen.

Bemmel, eine zahlreiche Malerfamilie, deren Stammvater der 1630 in Utrecht geborene Wilhelm von B. ist, wohn sich seine Familie aus Burgund wegen Religionsbedrückung gewandt hatte. Wilhelm lernte bei Corn. Sattleren die Landschaftsmalerei, ging dann nach Italien, reiste in England und Deutschland und trat endlich in den Dienst des Landgrafen von Hessen-Kassel, bei dem er sechs Jahre weilte und viele treu und geschmackvoll aufgeführte Landschaften meist nach Motiven aus Tivoli malte. Den größten Teil seines Lebens verbrachte er in Nürnberg. Er starb 20. Dez. 1708 zu Wöhrd bei Nürnberg. — Johann Georg

von B., sein ältester Sohn, geb. zu Nürnberg 30. Nov. 1669, gest. 18. Juni 1723, lernte zuerst vom Vater, widmete sich aber dann hauptsächlich der Tiermalerei bei J. Sanbrant. Er hatte eine schwächliche Gesundheit und konnte zuletzt wegen des Chiragra nur zwei Finger gebrauchen, was ihn aber vom fleißigen Arbeiten nicht abhielt. — Peter von B., der jüngere Bruder des vorigen, geb. 1685 zu Nürnberg, gest. 1754 zu Regensburg, wurde, wie der Vater, Landschaftsmaler, wozu aber von dessen Manier ab. Am besten gelangen ihm Winter- und Gewitterscenen. Vorzüglich ist sein Baumschlag, wobei er eine besondere Vorliebe für Birken an den Tag legte. Peter wurde beinahe vom Fürstbischof von Bamberg, Franz Konrad von Stadion, beschäftigt, dessen Schloßer er mit Gemälden schmückte. — Joel Paul von B., der ältere Sohn von Joh. Georg, geb. zu Nürnberg 1713, war teils im Militärdienst, teils mit Landschafts- und Gesichtsmalerlei beschäftigt. Sein jüngerer Bruder, Johann Roach von B., geb. 1716, wurde ein Schüler von August, dessen Manier er in seinen Arbeiten (Bildnisse, Jagden, Ländl. und Genrestücke) nachahmte. — Christoph von B., Peters erster Sohn, geb. 1707, ein Landschaftmaler, malte in Mannheim und später in Stralsund. Johann Christoph von B., sein Bruder, ebenfalls Landschaftler, wohnte zu Bamberg, wo er mit luth. Glauben überging. Er malte ziemlich gewöhnlich. — Carl Sebastian von B., Sohn des vorigen, geb. 1. April 1743, gest. zu Nürnberg 26. Nov. 1796, bildete sich in der Schule der besten Lang in Nürnberg und malte vorzüglich Landschaften in Gouachefarben. Am liebsten stellte er Gestirne, Stürme, Feuersbrünste, Morgen- und Abendscenen dar. Die Perspektive gelang ihm vortreflich. Baumschlag, Himmel und Wasser gab er mit großer Naturwahrheit wieder. Er trat 1765 zum luth. Glauben über. — Johann Kaspar von B., Bruder des vorigen, fiel auf der Wanderung 1779 preuß. Wärbem in die Hände und kam dann in einem kläglichen Zustande nach Bamberg zurück. Eine Zeit lang war er Laienbruder zu Raiten, trat dann in das preuß. Militär, desertierte von Weis aus und wandte sich nach Leipzig, wo er 1799 starb. Er lieferte Landschaften.

Ben heißt im Hebräischen und Arabischen Sohn. In beiden Sprachen wird zu näherer Bezeichnung der Person dem Namen auch der des Vaters beigefügt, daher B. in solcher Verbindung (wie ein Sohn des bezeichnet, J. B. David Ben-Salom, Ali Ben-Dassan. Bei jüd. Familien in arab. Ländern wird B. auch dem Familiennamen vorgesetzt, J. B. Ben-Jaish (Baruch), Ben-Nefesh (Salomon). Daher haben, analog den deutschen Namen als —sohn, manche Juden neuerer Zeit auch der Judenmischung des B. und des väterlichen Namens neue Familiennamen gebildet, J. B. Benary, Benen. Wendavid, Benken u. s. w. Neben Ben kommt unter Arabern, Persern und Türken auch die Form Jbn (Obn), unter den Juden in arab. Ländern Aben, Aven vor, J. B. Jbn Göra, resp. Aben Göra.

Ben oder **Bhein** heißt im Ostlichen »Berggipfel«. Die bedeutendsten Berggipfel Großbritanniens, deren Namen damit zusammengefest sind, heißen Ben-Nevis (s. d.); Ben-Gravach, Grafschaft Argyle, am Loch Rie, 1119 m; Ben-Lomond, Grafschaft Perth, am Loch Tay, 1214 m; Ben-Lomond, Grafschaft Stirling, zwischen dem Lomond und

Katrina-See; Ben-Ruidh-Dhui (sächsisch Ruedhu), Hauptgipfel der Cairngorm-Berge, 1309 m; Ben-Buiois, Grafschaft Ross, 1134 m; Ben-More, der höchste auf der Insel Mull (Hebriden), 963 m; Ben-Anoir, d. h. Goldberg, der höchste auf der Insel Jura (Hebriden), 816 m.

Benacus lacus, röm. Name des Gardasees. **Benarde** (fr.), ein Burghaus, das sich von beiden Seiten schließen läßt.

Benares oder Banaras (im Sanskrit Varanasi), Hauptstadt der gleichnamigen Division der Lieutenant-Gouverneurshaft der Nordwestprovinzen des Indo-Britischen Reichs, das Rom der Hindu, die heiligste Stadt derselben und der Hauptsitz brahmanischer Gelehrsamkeit und Orthodorie, liegt, etwa 8 km lang, unter 25° 17' nördl. Br. und 83° 4' östl. L. (von Greenwich), amphitheatralisch auf dem linken Ufer des Ganges, der daselbst eine bogenförmige Einbucht in das Land bildet und eine nach der Jahreszeit wechselnde Breite von 550–850 m bei einer Tiefe von 25–30 m besitzt. B. bietet von dem Ganges aus einen sehr eigentümlichen, malerischen Anblick. Es bildet ein Labyrinth dunkler, feuchter, schmutziger, gekrümmter und so enger Straßen, das kaum der Elefant allenthalben durchkommen kann. Wagen sind in ihnen gänzlich unbrauchbar. Die Häuser, deren Anzahl sich 1872 auf 35 741 belief, sind meistens drei-, häufig aber fünf- bis sechstöckig. Da jede obere Etage über die untere etwas hervortritt, so stoßen die höchsten Stockwerke einander gegenüberliegender Häuser häufig fast zusammen. Sehr viele von ihnen sind mit Terrassen, Balkonen, Geländern, Ruppen und runden oder mehr pyramidalischen Domen geschmückt. Auch die bunten Farben, mit denen die meisten von ihnen angestrichen sind, und die auf ihrer Vorderseite groß gemalten Blumen, Tieren, Menschen- und Göttergestalten geben ihnen ein sehr eigentümliches Aussehen. B. ist Mittelpunkt der Verehrung des Shiva oder Mahabewa, und die Zahl der dieser Gottheit geweihten Tempel (Simulas) daselbst soll sich auf mehr als 1000 belaufen. Die meisten sind aber als Bauwerke wenig großartig. Der bedeutendste, älteste, geehrteste und besuchtste ist der des Viswagrasa, d. h. des Herrn der Welt. In allen sind aufrechtstehende Lingams aus Stein Hauptgegenstand der Anbetung. Dem Shiva geweihte Stiere laufen allenthalben frei in den Straßen umher, während es in mehreren Tempeln der Durga von dort gehegten und gepflegten, allenthalben herumspRINGenden Affen wimmelt. Von den der Sotte der Dschainas angehörenden Tempeln sind besonders der Man-Randil oder das Haus der Randil-Singh, welches 1680 zu einer Sternwarte eingerichtet und mit großartigen, noch vorhandenen astron. Instrumenten versehen wurde, sowie der Dschain-Randil oder Tempel des Dschaina, wiewohl schon im Verfall, ihrer Architektur wegen bemerkenswert. Von den etwa 300 Moscheen in B. ist die von Aureng-Zeb, unweit des Ganges auf der Stelle eines niedergefallenen Hindutempels erbaut, mit drei Ruppen und zwei Minarets eine der großartigsten.

Die Zahl der Bevölkerung beträgt (1881) 207 570, wovon fast alle wegen der Menge täglich nach B. strömender Wallfahrer und anderer Fremden, welche zur Zeit des Ram-Räts, des größten, und des Dussehra, des glänzendsten aller zu B. gefeierten religiösen Feste mehr als 100 000 betragen. Unter ihr befinden sich mehr als 20 000 Brahmanen, eine sehr

große Anzahl von Bettlern, Landstreichern, Raskhgängern aller Art und mit Schmutz bedekten, fast nackenden Fakirs von der widerlichsten Erscheinung. Aber auch viele reiche und vornehme Hindu halten sich zeitweilig oder während der letzten Lebensjahre in B. auf, teilweise um dort zu sterben. Lieblingsaufenthalt der Bevölkerung sind die von den Quais zu dem Ganges hinabführenden Ghats oder Steintreppen. Um im Angesicht des Ganges zu sterben, lassen Todtbrante sich dorthin tragen, während auf einigem dieser Ghats auch Leichenverbrennungen stattfinden. B. ist noch immer, wie in alter Zeit, der Hauptsitz brahmanischer Gelehrsamkeit und Wissenschaft, obgleich Kallutta in neuerer Zeit, namentlich mit Bezug auf das Studium ind. Sprachen, mehr und mehr mit B. wetteifert. Die Benares-Pandits gelten noch immer in allen religiösen Fragen als erste Autoritäten. Von den zahlreichen Lehranstalten sind das Hindustan-Collegium und das 1792 gestiftete Sanskrit-Collegium die bemerkenswertesten. Weibegenießen die Unterstützung der engl. Regierung. In ersterm wird Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen, dem Gesehe der Hindu, in deren heiliger Literatur, dem Sanskrit, und der Astronomie erteilt. In dem andern lehrte man die engl. Sprache, Geschichte und Literatur, das Sanskrit, das Hindi und Persische, sowie Mathematik, Staatsökonomie u. s. w. B. ist auch der Sitz einer blühenden Industrie und als Handelsplatz von großer Bedeutung. Berühmt sind die dort verfertigten Schmuckfachen von edeln Metallen, die Gold- und Silberbrocate, Samte, seidenen und baumwollenen Stoffe. Zu Marthe kommt daselbst alles, was Indien und die Nachbarländer an edeln und kostbaren Erzeugnissen der Kunstfleißes sowie an Naturprodukten hervorbringen, zugleich mit allen nur denkbaren Erzeugnissen der engl. Industrie. Von den Kaufleuten in B. zählen einige zu den reichsten in ganz Indien. B. ist eine uralte Stadt, die schon in den sanskritischen Dichtungen Rasi, d. i. die Glänzende, genannt und als älteste Brahmanenschule gefeiert wird. Im J. 1193 wurde daselbst von dem Ghuriden Kutub-ud-din erobert und 1529 von Baber dem Reiche von Delhi einverleibt. Bei dem Verfall des letztern zu Anfang des 17. Jahrh. schwang sich der Fürst von Ohajipur zum Gebieter über die Stadt und das Gebiet von B. auf, kam 1775 unter die Oberherrschaft der Englisch-Ostindischen Compagnie, wurde aber 1781 von letzterer abgesetzt und verlor sein Gebiet an dieselbe. Vgl. Sherring, „The sacred city of the Hindus; an account of B. in ancient and modern times“ (Lond. 1869); derselbe, „Hindu tribes and castes, as represented in B.“ (Benares 1872).

Die Division Benares zählt auf 47 431 qkm 8 179 307 E., worunter 1½ Mill. Mohanmedaner, und besteht aus den sechs Distrikten: B., Mirzapur, Ohajipur, Buxi, Gorakhpur und Aymgarh.

Benary (Franz. Zerb.), Orientalist und Geogr., geb. 22. März 1806 zu Kassel, studierte zu Bonn, Halle und Berlin 1824–29 Theologie und Philosophie und orient. Sprachen und habilitierte sich 1829 an der Berliner Universität, wo er das altind. Kunstgebiets „Nalodaya“ (Berl. 1830) herausgab; 1831 ward er zum außerord. Professor in der theol. Fakultät ernannt. Auf seine Schrift „De Hebraeorum levitatu“ (Berl. 1835) erhielt B. in Halle die theol. Doktorwürde. Biblische Literatur und Exegese, semit. Sprachen und Paläographie bildeten den Gegenstand seiner Vorlesungen sowie vieler

kleiner Abhandlungen und Kritiken, die besonders in den berliner »Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik« enthalten sind. Er starb 7. Febr. 1880 zu Berlin. — Sein Bruder, Albert Agathon B., geb. 17. Jan. 1807 zu Kassel, widmete sich 1824—27 zu Göttingen und Halle der Philologie, seit 1827 befaßte sich sprachvergleichender Forschungen zu Berlin dem Sanskrit. Als Ergebnis seiner Studien veröffentlichte er das Werk »Röm. Lautlehre« (Hb. 1, Berl. 1837), sowie viele kleinere Schriften und Aufsätze in Zeitschriften. Seit 1831 war er Professor am Königl. Gymnasium in Berlin und hielt als Privatdocent an der dortigen Universität Vorlesungen über griech. und röm. Literatur sowie über Sanskrit. Durch seine im demokratischen Sinne sich äußernde Wirksamkeit auf polit. Gebiete, welche er namentlich im Sommer 1848 betätigte, zog sich B. manche Anfeindungen zu. Er starb 5. Dez. 1860.

Benasque, befestigte Stadt mit 1500 E. in der span. Provinz Huesca (Aragonien), 930 m über dem Meere an der Sierra gelegen, einer der höchsten Orte in den Pyrenäen, hat Bleibergwerke und Mineralquellen. Nördlich davon führt der 2417 m hohe Paß Puerto de Benasque in das Thal von Luchon.

Benavente, Stadt in der span. Provinz Zamora im ehemaligen Königreich Leon, in 700 m Höhe links vom Flusse Orbigo, einem linken Nebenfluß der Gela, 66 km nördlich von Zamora, zählt (1877) 4107 E. und hat Seidenwebereien und neun Kirchen. Inmitten der Stadt befindet sich der alte verfallene Palast der herzogl. Familie Vimentel, welcher B. ehemals gehörte.

Benavente (das Atrium praetorium der Römer), Stadt im portug. Distrikt Santarem der ehemaligen Provinz Estremadura, am linken Ufer des Tago ober Sorrala, eines linken Nebenflusses des Tago, zählt (1878) 2843 E. und hat ein ionigl. Schloß.

Benbecula, eine zur Gruppe der Hebriden oder Western-Inlands gehörige Insel, an der Nordwestküste Schottlands, zwischen Nord- und Süd-List, östlich durch den Little Minch von der Insel Skye getrennt, gehört zur schott. Grafschaft Inverness, umfaßt ein Areal von 110 qkm und zählt (1871) 1563 E., teils Fischer, teils kleine Landwirte, welche den Acker mit hier gebranntem Kelp düngen. Die nicht sehr fruchtbare Insel ruht auf einer Unterlage von Gneis, hat mehrere kleine frische Süßwasserseen und eine sehr gebrochene Küstenlinie, welche auf der Ostseite einen guten Hafen darbietet.

Bench (engl.), Dank, f. King's Bench.

Benckenburg, ein Zweig einer brandenburg. Familie, der im 16. Jahrh. in Pöland einwanderte und erst um die Mitte des 18. Jahrh. das lit. und estländ. Indigenat erlangte. Christoph von B., geb. 1749, diente unter Katharina II. in der Garde und starb 1823 als General der Infanterie. Er hinterließ zwei Söhne und zwei Töchter. — Alexander von B., der älteste Sohn, 1783 in Pöland geboren, erhielt seine früheste Erziehung im Engelhardt'schen Privatinstitut zu Bayreuth. Im Jünglingsalter nach Petersburg zurückgekehrt, wurde er 1797 vertrauter Jugendgenosse der Großfürstin. Er trat als Gardeoffizier in die Armee, nahm an den russ. Kriegen in Deutschland und Frankreich mit Auszeichnung teil und wurde 1813 Generalmajor, 1816 General der Kavallerie und Adjutant des Großfürsten Nikolaus. Zur Unterbrechung der Militärrevolution bei Nikolaus' Thron-

besteigung trug B. wesentlich bei und gewann hierdurch die Freundschaft des Kaisers, der ihn zum Mitglied der Kommission ernannte, welche jene Revolution zu untersuchen hatte. Im Juni 1826 wurde er Chef der Gendarmen- und Kommandant des kaiserl. Hauptquartiers. Seine Macht und sein Einfluß ward endlich beinahe unbegrenzt, nachdem die »eigene Kanzlei Sr. Maj. des Kaisers« durch eine dritte, unter seiner Leitung stehende Abteilung erweitert worden war. Diese Abteilung bildete den Konzentrationspunkt jenes von B. organisierten Geheimpolizeisystems, welches nicht nur in Rußland selbst, sondern auch auf allen wichtigeren Punkten Europas seine Agenten hielt. Am 20. (8.) Nov. 1832 wurde B. in den erblichen Grafenstand erhoben und zum Mitglied des Reichsrats ernannt. Bei der Rückkehr von einer Wadereise nach Deutschland überraschte ihn 23. (11.) Sept. 1844 der Tod an Bord des Kriegsdampfers Hercules. — Konstantin von B., der jüngere Bruder des vorigen, geb. 4. Jan. 1784, verließ die anfänglich ergriffene diplomatische Laufbahn, um 1812 als Major in die Armee zu treten. Als Führer einer Kosakenabteilung war er unter den ersten, welche bei der Verfolgung der franz. Armee Norddeutschland durchzogen. B. wurde 1813 Oberst, 1814 Generalmajor und 1820 General in Stuttgart. Wieder in die aktive Armee eingetreten, ward er im perf. Feldzug für die Schlacht von Griwan und ein glücklicher Helfer gegen die Kurden 1827 zum Generalleutnant befördert. Als Generaladjutant des Kaisers folgte er diesem (später in den Türkenkrieg, nahm 18. Juli 1828 Persien ein, und starb vor Bama 4. Aug. 1828 am Ackerfieber. — Sein Sohn, Graf Konstantin B., geb. 1817, suchte unter Adam und Woronzow im Kaukasus, wurde mehrmals verwundet, avancierte bis zum Oberst, wurde 1839 Graf und kam 1848 als russ. Militärattaché nach Berlin. Er verließ 1855 seinen Posten, um an der Orientreise teilzunehmen, ging nach dem Frieden von 1856 mit einer außerordentlichen Mission nach Spanien und 1857, zum Generalleutnant befördert, als Gesandter nach Stuttgart. Er starb an den Folgen seiner Wunden in Paris 29. Jan. 1858. Seine Erlebnisse im Kaukasus hat er in dem nach seinem Tode erschienenen »Souvenir intime d'une campagne au Caucase« (Par. 1858) geschildert. — Von den Töchtern Christophs von B. war die Älteste in der diplomatischen Welt bekannte Frau Dorothea von Lieven (f. d.).

Benda, deutsche Musikerfamilie. Der älteste Künstler dieses Namens, Franz B., der Sohn einer eigenen Violinschule in Deutschland, am 25. Nov. 1709 zu Albenat in böhm. Bezirk Jungbunzlau als der Sohn eines Leinwandwebers geboren und kam als Chorknabe an die Nikolaikirche zu Prag. Später trat er einer wunderbaren Musiktruppe bei, in der er durch einen blinden Juden Namens Abel im Geigenspiel unterrichtet wurde. In seinen 14 Jahre ging er wieder nach Prag, hierauf nach Wien, wurde dann Kapellmeister bei dem Statthalter Siniawski, bis ihn 1749 der Kronprinz von Preußen (Friedrich II.) in seine Dienste nahm. An dessen Stelle wurde B. 1771 kgl. Kapellmeister und starb als solcher zu Potsdam 7. März 1786. Von seinen vielen Kompositionen sind nur sehr wenige herausgegeben worden. — Sein noch bedeutender Bruder, Georg B., geb. 1721, wurde 1742 ebenfalls in der Kapelle Friedrichs II. als Violon-

angestellt, trat aber 1748 als Kapellmeister in die Dienste des Herzogs Friedrich III. von Gotha, der ihn 1765 eine Reise nach Italien machen ließ. Er nahm 1787 seinen Abschied in Gotha, wirkte einige Zeit als Musikdirektor am Schröder'schen Theater in Hamburg und lebte dann in Wien, Gotha, Osnabrück, Ronneburg, zuletzt in Rostock, wo er 6. Nov. 1795 starb. B. war ein Mann von vielen Eigenthümlichkeiten, namentlich knüpfen sich an seine überaus große Zerknirschtheit zahlreiche Anekdoten. Große Berühmtheit erlangte er durch das Melodram »Kriemhild auf Rußos« (1774), welches nach Rousseau's Vorgang eine neue Gattung in die deutsche Bühnenscene einführte und viele Nachahmungen hervorrief. Aber vielen Instrumentalsachen komponierte er auch eine Reihe von Opern, von denen ebendies »Der Dorfhaushalt«, »Walder«, »Romeo und Juliet«, »Der Holzbauer«, »Lulus und Bärchen«, »Das Findelkind« sehr beliebt waren. — Die beiden andern Brüder von Franz und Georg, Johann B., geb. 1713, gest. 1762 als Kammermusikus zu Berlin, und Joseph B., geb. 7. März 1724, seit 1786 Kammermeister ebendasselbst, gest. 22. Febr. 1804, werden ebenfalls als Violinisten gerühmt. — Der jüngere Sohn von Franz, Karl Heinrich Hermann B., geb. 2. Mai 1748 zu Potsdam, gest. 15. März 1836, wurde sehr jung von Friedrich II. seines Violinspiels wegen unter die Zahl der Kammermusiker aufgenommen und erhielt später die Stellung eines königl. Konzertmeisters. Er kam seinem Vater im Vortrag des Violoncello nach. — Sein älterer Bruder, Friedrich Wilhelm Heinrich B., geb. 15. Juli 1745 zu Potsdam, gest. 19. Juni 1814 als Kammermusikus in Berlin, war ein guter Violon- und Klavierspieler und hat sich als Komponist von Kantaten und Opern (»Orpheus«, »Das Blumenmädchen« u. s. w.) einen Namen erworben. — Johann Wilhelm Otto B., Sohn des letztgenannten, geb. 30. Okt. 1775, gest. nach einem sehr wechselvollen Leben 28. März 1832 als Regierungsrat zu Oppeln, ist litterarisch durch seine Uebersetzung des Shakespears (19 Bde., Lpz. 1825—26) bekannt geworden. — Anna Franziska B., die einzige Schwester von Franz B. und dessen Bräutigam, geb. 1726, war eine der besten Sängerrinnen ihrer Zeit. Sie verheiratete sich an den Kammermusikus Gottschalk in Gotha und starb daselbst 1780.

Bendal, in Persien die hohe Würde der Dermische. **Bendavid** (Bazarus), Philosoph und Mathematiker, geb. 18. Okt. 1762 zu Berlin von jüd. Eltern, wurde Glasbläser, widmete sich aber daneben mit Eifer und Erfolg wissenschaftlichen Studien und machte namentlich in der Mathematik solche Fortschritte, daß er 1785 zu Berlin eine »Theorie der Parabeln« herausgeben konnte. Nachdem B. das Werk »Das mathem. Unendliche« (Berl. 1789) veröffentlicht, auch in Berlin öffentlich mathem. und physikalische Vorlesungen gehalten, wandte er sich 1790 nach Göttingen, wo er unter Eichenberg und Oelmeier Physik und Chemie, unter Brand Kirchengeschichte lehrte. Inzwischen von der Kant'schen Philosophie stark eingenommen, ging er nach Wien und hielt hier unter allgemeinem Beifall mehrere Jahre Vorlesungen über die kritische Philosophie und Ästhetik. Im allgemeinen Verbot gegen die Fremden nöthigte ihn jedoch 1797 zur Rückkehr nach Berlin, wo er in seinen wöchentlichen Vorträgen und schriftstellerischen Arbeiten fortfuhr und sich als Direktor der jüd. Freischule viele Verdienste erwarb. Zur Zeit der Fran-

zosenherrschaft redigirte er mit großer Umsicht die »Aube« und »Spener'sche Zeitung«. Er starb 28. März 1832. Unter seinen philos. Schriften sind hervorzuheben: »Versuch über das Vergnügen« (2 Bde., Wien 1794), »Vorlesungen über die Kritik der reinen Vernunft« (Wien 1796; 2. Aufl., Berl. 1802), »Vorlesungen über die Kritik der praktischen Vernunft« (Wien 1796), »Vorlesungen über die Kritik der Urteilskraft« (Wien 1796), »Versuch einer Geschmackslehre« (Berl. 1798), »Versuch einer Rechtslehre« (Berl. 1802) und die Preisdissertation »Über den Ursprung unserer Erkenntnis« (Berl. 1802).

Bendemann (Buard), einer der ausgezeichnetsten Maler der Düsseldorf'schen Schule, geb. 3. Dec. 1811 zu Berlin, widmete sich seit 1828 in Düsseldorf unter W. Schadow der Malerei. Schon in einzelnen Jugendarbeiten, z. B. in »Boas und Ruth«, bekundete er ein bedeutendes Talent, und bereits sein 1832 vollendetes großes Gemälde: Die trauernden Juden (nach dem 137. Psalm), wurde als Meisterwerk anerkannt. Dieses Werk befindet sich gegenwärtig im städtischen Museum zu Köln und ist durch den Stich von Rischewitz und die Lithographien von Weiß und Schreiner sehr bekannt geworden. Ein zweites größeres Bild, Zwei Mädchen am Brunnen (1833), ein lieblicher Kontrast entgegengegesetzter mädchenhafter Charaktere, gelangte in Privatbesitz zu Köln und wurde von Jelling gestochen. Allgemeine Bewunderung erweckte das 1837 entstandene große Gemälde: Jeremia's auf den Trümmern von Jerusalem, welches König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ankaufte und das in einer sehr schönen Lithographie von Weiß verbreitet worden ist. Einen idyllischen Charakter tragen: Die Ernte (von Eichens gestochen), Der Hirt und die Hirtin, in der Sammlung des Grafen Hagnaki, und Die Töchter des serb. Fürsten, nach einem serb. Volksliede. Inzwischen war B. 1838 als Professor der Kunstakademie und Mitglied des Akademischen Rats nach Dresden berufen worden. Hier schmückte er den Thronsaal sowie den Ball- und Konzertsaal im königl. Schlosse mit Fresken. Im Thronsaal bilden vier große Wandbilder aus dem Leben Kaiser Friedrich's des Städtebauers, zugleich Darstellungen aus dem Berufslebens der vier Stände, die Hauptstädte der Anlage. Gegenüber umgeben in 16 großen Gestalten weltgeschichtliche Helden und Geistesgeber den Thronsaal. Oben läuft ein reichhaltiger Fries um den ganzen Saal, der in einer Reihe von Bildern den ganzen Kreis menschlichen Lebens und Schicksals durchläuft. Der Ball- und Konzertsaal zeigt, außer einer Darstellung der sieben Künste, eine Reihenfolge von Gegenständen der griech. Sage und Geschichte. Der Fries enthält, im Gegensatz zu dem des Thronsaals, Bilder aus dem Privatleben der alten Griechen. Von einem großen Teil der Fresken hat Bürtner gelungenes Radierungen geliefert. Sonst sind von Bildnern, die B. in Dresden malte, noch der Kaiser Lothar II. für den Römer zu Frankfurt, die Nautilus für König Friedrich Wilhelm IV. und Benelope im Museum zu Kassel hervorzuheben. Im J. 1859 folgte B. dem Rufe als Direktor der Akademie zu Düsseldorf, legte dieses Amt jedoch 1867 wieder nieder. Seitdem lieferte er die Wandgemälde im Schwurgerichtsgedäude zu Raumburg, den Tod des Abel (in matter Difarbe), 1866 den Fries für die Realgasse zu Düsseldorf (Allegorien und 20 Bildnisse großer Deutscher), außerdem die Porträts Wilh. von Schadows (für

die Akademie zu Antwerpen) und des Fürsten von Hohenollern-Sigmaringen, endlich 1872 das große Bild: Die Wegführung der Juden in die Babylonische Gefangenschaft, für die Nationalgalerie in Berlin. Für den Corneliusaal der berliner Nationalgalerie malte er 1875 die Gemäldelappen, zwei Jahre später entstand das von der antwerpener Akademie erworbene Gemälde: Penelope, 1880 drei größere Bilder, die Fahrt durch die Wüste gleichmächtig darstellend. Als künstlerische Richtung ist im allgemeinen diejenige, welche überhaupt die größere Mehrzahl der Leistungen der Düsseldorf'schen Schule charakterisiert. In seinen Bildern ist das lyrische Moment, die Darstellung des Gemüthszustandes im Gegensatz zur dramatisch entwickelten Handlung, vorwiegend. Seine persönliche Eigentümlichkeit aber beruht in der edelsten und reinsten Grazie, welche sich durch ein vollendetes Geistesmaß in Zeichnung und Komposition, durch die liebenswürdigste Klarheit der Naturauffassung und durch ein zartes und harmonisches, obgleich vollkommen naturkräftiges Kolorit antündigt. Diese Eigenschaften treten besonders in einem seiner besten Werke hervor, in dem Bildnisse seiner Gattin, einer Tochter G. Schadows, mit der er seit 1838 verheiratet ist.

Vendér (türk.; russ. Вендёр, molbauisch Tigin), Kreisstadt und Festung in der russ. Provinz Bessarabien, am rechten Ufer des Dniestr und an der Kasbeldnaja-Tiraspol-Bruth-Eisenbahn, von der hier die Militärbahn nach Galacz abzweigt, besteht mit ihren vier Vorstädten aus einer endlosen Reihe niedriger Häuser und Hütten, die weit in die Steppe hineinreicht. Die Festung, ein mit gewaltigen Mauern versehenes hochgelegenes Fort, wird durch eine Ebene von der Stadt getrennt, auf welcher der sog. Sutorowskische Kurgan (Grabhügel) liegt, und hat, wie auch das in ihrem Ostl. Teile auf dem hohen Flußufer gelegene alte Schloß mit seinen beiden, runden Thürmen, ein imposantes Ansehen. V. zählt 24 625 E., größtentheils Juden, außer diesen Russen, Molbauer, Armenier und Tataren. Die Stadt hat eine lath. und drei griech. Kirchen, ein Bethaus für Moschulinen, eine Moschee und vier Synagogen. Die Gewerbsthätigkeit (Tabak- und Lichterfabrikation) der Bevölkerung ist gering, von mehr Bedeutung der Handel. Die Hauptgegenstände des Verkehrs sind Getreide, Wein, Wolle, Rindvieh, Kalb, namentlich aber Holz, das auf dem Dniestr herabkommt und im Hubschiff auf Seeschiffe geladen wird. Der Ursprung der Stadt V. ist unbekannt. Die Genuesen hatten hier noch im 12. Jahrh. eine Niederlassung. Jedenfalls entstand die Stadt erst im Mittelalter, seit dem 14. Jahrh. Unter dem General Panin ward V. 26. Sept. 1770 durch die Russen erstickt, in Brand gesteckt und die Befestigung nebst Einwohnern, gegen 30 000 Menschen, niedergebaut; doch erhielten es die Türken im Frieden zu Kutschuk-Kainardsch 1774 zurück. Mit geringer Anstrengung eroberten es die Russen unter Potemkin abermals 15. Nov. 1789; doch auch diesmal ward es im Frieden an die Türkei zurückgegeben. Nachdem es die Russen unter Megenoroff 1806 zum dritten mal erobert und 1811 wiederbesetzt hatten, ward es im Frieden von Bukarest 1812, gleichwie das übrige Bessarabien, mit Rußland vereinigt und 1818 zur Kreisstadt erhoben. Im nahen Dorfe Barniba, von den Schweden Rustscholm genannt, hielt sich von 1709—12 Karl XII.

(f. d.), König von Schweden, auf. Sein Haus ist nur noch in Mauerresten vorhanden, die mit Weis überwachen sind. Im Kreise V. sind viele Dörfer und bulgar. Kolonisten angeordnet, die sich mit Seidenbau und Gärtnerei beschäftigen.

Vendér-Abbas, d. h. Abbas-Hafen, ein Hafenort an der Südküste Persiens, Provinz Kirman, Landschaft Moghistan, nördlich der zum Persischen Meerbusen führenden Straße, der Insel Ormus gegenüber gelegen, besteht aus Hütten und wenigen schlechten Häusern mit einer aus Persern, Arabern, Arabern, Kurden und Armeniern gemischten Bevölkerung von 8000 Köpfen. Die Aufsicht besteht in Teppichen, Tabak, Baumwolle, Opium, Heunna, Asa foetida und trocknen Früchten aus Persien, die Einfuhr in Städtgütern, ind. Leinwand und Porzellan. Doch ist der Handel und die Bedeutung des Ortes sehr geringen. Vendér-Abbas ist in regelmäßiger wöchentlich Dampfsschiffverbindung mit Bombay, Kattak, Buschir und Behn. Die Portugiesen hatten hier von Ormus aus 1612 das Fort Komoran, auch Gomran genannt, eingelegt, nach dessen Zerstörung 1614 und ihrer Vertreibung 1623 durch Schah Abbas I. und die Engländer der Hafen dadurch aufblühte, daß der Schah den Handel von Ormus hierher verlegte. Schon zu Ende des 17. Jahrh. hinderten die Unruhen im Lande den Verkehr, und die Waren mußten die weite im Innern des Persischen Golfs gelegene Route aufsuchen. Unter Nadir-Schah (1736—47) lag die Handel, insbesondere der britische, nach Kuchik (f. d.). Da das Klima sehr heiß und den Persern unzutraglich ist, wurde der Landstrich gegen jährlichen Tribut an den Imam von Masbat verpachtet. Als jedoch dieser 1854 den Tribut verweigerte, nahmen die Perser die Stadt ein. Im J. 1870 wurde zwar der Tribut und hiermit auch der Verkehr erneuert, jedoch schon 1875 wieder aufgehoben. Ruher V. führen noch andere Hafenplätze des Persischen Meerbusens, des Schwarzen und Rotes Meeres, an der Küste Indiens u. s. w. den Namen »Vendér« (d. i. Hafen).

Vendér-Buschir, pers. Stadt, f. Buschir.

Vendörf, Stadt in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk und Kreis Koblenz, auf dem rechten Ufer des Rheins und an der Rheinischen Eisenbahn, zählt (1880) 3985 E. und hat eine höhere Bürgerschule, vier Irrenanstalten, Wollspinnerei, Seidenweberei, zwei Eichenfabriken, eine Eisenfabrik, drei Fabriken für feuerfeste Steine, sehr guten Bergbau (eine Eisenerzgrube liefert Eisenerz von Qualität), in nächster Nähe drei große Eisenerzwerke (die Concorbiahütte und zwei Krupp'sche Hüttenwerke in Sayn und Wäldchen), viel Obst- und Weinbau, ferner Holz-, Oel- und Fruchthandel. Unweit von V. liegt die Ruine der Burg Sayn und das moderne Schloß Sayn.

Vendjin, Kreisstadt im europ. russ. Gouvernement Petritlau, unweit der preuß. Grenze, 167 km von der Gouvernementsstadt Petritlau, mit 6374, worunter 4782 Juden. Die Stadt hat eine lath. Kirche, eine jüd. Synagoge, sechs jüd. Gebethshäuser, eine Dampfabrik, eine Eisengießerei, zwei Dampfmühlen, eine Bierbrauerei und eine amerikanische Wassermühle. Bemerkenswert sind die Ruinen des alten Schloßes aus der Zeit des poln. Königs Kasimir d. Gr., die aus dem Berge liegen, welcher die Nordwestseite der Stadt bildet.

Bene (lat.), gut, wohl; sich bene thun, sich gutlich thun; bene qui latuit, bene vixit, eine Sentenz Ovids (*«Tristia»*, III, 4, 26), welche gewöhnlich in folgender Fassung citirt wird: Bene vixit, qui bene latuit (wohl hat gelebt, wer wohl verborgen war, d. h. das stille Privatleben ist der öffentlichen Thätigkeit vorzuziehen).

Benede (Ernst Bittl.), verdienstvoller Geolog, geb. 16. März 1838 in Berlin, studierte die geolog. Disciplinen auf den Universitäten Halle, Würzburg, Berlin und Heidelberg, arbeitete dann unter Doppels Leitung in den paläontolog. Sammlungen zu München und machte wiederholt geolog. Studien in den Südalpen. V. habilitirte sich 1866 in Heidelberg, wurde daselbst 1869 zum außerordentl. Professor, 1872 zum ordentl. Professor in Straßburg und bald darauf zum Mitglied der Kommission für die geolog. Untersuchung der Reichsländer ernannt. Die meisten Publikationen V.s betreffen die Trias der Südalpen und Süddeutschlands. Außerdem gab er eine geolog. Karte der Gegend von Heidelberg (mit Coben) und einen *«Abriß der Geologie von Elßa-Lothringen»* (Straßb. 1878) heraus, und ist seit 1879 Mitredacteur des *«Neuen Jahrbuchs für Mineralogie u. s. w.»*.

Benede (Georg Friedr.), namhafter Germanist, geb. 10. Juni 1762 zu Münchrode im Fürstenthum Ottingen, wurde in Korblingen und Augsburg erzogen und studierte seit 1780 zu Göttingen. Hier bekam er auf Hegnes Empfehlung eine Anstellung an der Universitätsbibliothek, wurde 1814 ordentl. Professor der Philosophie, 1820 Hofrat und 1829 Bibliothekar. Er starb 21. Aug. 1844. V.s Studien erstreckten sich hauptsächlich auf die engl. und altdeutsche Sprache und Litteratur. Er machte zuerst die altdeutsche Litteratur zum Gegenstande akademischer Vorlesungen und ist als ein feiner und scharfsinniger Erklärer mittelhochdeutscher Dichter, besonders in lehrfälliger Hinsicht, ausgezeichnet. Seine *«Beiträge zur Kenntnis der altdeutschen Sprache und Litteratur»* (2 Bde., Göt. 1810—32) enthalten Ergänzungen zu der Bohmerschen Ausgabe der Minnesänger und im zweiten Bande die Gedichte des Reinhard von Keunich und den *«Psalmen Anis»* des Strickers. Er besorgte 1816 eine Ausgabe von Boners *«Edelstein oder Jabeln»* (Berl.), von Rudolfs von Ems *«Barlaam»* (Königsb. 1818) und von Werns von Grafenberg *«Wigalois»* (Berl. 1819) mit einem brauchbaren Wörterbuche. Dann gab er in Gemeinschaft mit Zachmann Hartmanns von der Aue *«Zwein»* (Berl. 1827; 2. Aufl. 1842) mit erläuternden Anmerkungen und später ein musterhaftes *«Wörterbuch»* (Göt. 1833; 2. Aufl. 1874) dazu heraus. Ein von ihm entworfenes und begonnenes *«Mittelhochdeutsches Wörterbuch»* wurde aus seinem Nachlaß herausgegeben und vervollständigt durch W. Müller und Jarnde (3 Bde., Lpz. 1847—66; mit 8 Supplementbänden von Leger, Lpz. 1870—78).

Bened., bei zoolog. Namen Abkürzung für Pierre Joseph van Beneden (s. b.).

Benedicere (vom lat. benedicere), preisen, segnen, seglich sprechen.

Benedel (Eudw., Ritter von), österr. Feldzeugmeister, geb. 14. Juli 1804 zu Odenburg in Ungarn, erhielt seine Ausbildung in der Militärademie zu Wiener-Neustadt, aus welcher er 1822 als Fähnrich austrat. Zwei Jahre später wurde er Offizier, 1835 Hauptmann, 1840 Major und 1846 Oberst.

Noch in demselben Jahre wurde er durch sein energisches Auftreten gegen die poln. Insurgenten, die er bei Odow und Wieliczka auseinanderprengte, bekannt. Er kämpfte 1848—49 in Italien, wo er sich in den Gefechten bei Curtatone und Solto so wie bei Novara und Mortara hervorthat, und als General in Ungarn bei Raab und Sieghedin, und wurde wiederholt verwundet. Hierauf kam er als Chef des Generalquartiermeisterstabes zur zweiten Armee an die Seite Kabeatys nach Italien, wurde 1853 Feldmarschalllieutenant und erhielt das Kommando des 4. Armeekorps der Observationsarmee, welche während des Krimkriegs in Galizien aufgestellt war. Im Frühjahr 1859 kam er als Kommandant des 8. Armeekorps nach Italien und zeichnete sich besonders in der Schlacht bei Solferino aus, wo er die Piemontesen bei San-Martino zurückschickte. Am 27. Nov. 1859 zum Feldzeugmeister befördert, wurde er 30. Jan. 1860 zum Chef des Generalquartiermeisterstabes, 19. April 1860 zum Civil- und Militärgouverneur von Ungarn ernannt, doch 20. Okt. 1860 als Oberkommandant der österr. Armee in Venetien und den Alpenländern versetzt. Er gehörte seit 18. April 1861 zu den Mitgliedern des Herrenhauses, auf Lebensdauer ernannt, blieb aber dessen Beratungen stets fern. Im Mai 1866 übernahm V. das Oberkommando der gegen Preußen in Böhmen und Mähren aufgestellten Nordarmee, führte jedoch den siebenwöchigen Krieg so unglücklich, daß nach der Schlacht bei Königgrätz (3. Juli 1866) seine Enthebung vom Kommando notwendig wurde. Der oberste Militärjustizsenat verhängte über ihn die kriegsgerichtliche Untersuchung, die aber auf Befehl des Kaisers (vom 4. Dez. 1866) eingestellt wurde. V. lebte seitdem in größter Zurückgezogenheit in Graz, wo er 27. April 1881 starb. Er hat weder Memoiren noch sonstige auf seine militärische Vergangenheit bezügliche Aufzeichnungen hinterlassen.

Beneden (Pierre Joseph van), belg. Zoolog, geb. 19. Dez. 1809 zu Mecheln, wurde 1831 Konservator am naturwissenschaftlichen Museum zu Löwen, 1836 Professor an der Universität zu Gent, 1836 an der luth. Universität zu Löwen. Seit 1842 Mitglied der belg. Akademie der Wissenschaften, wurde er 1860 zum Direktor der Classe des sciences und 1881 zum Präsidenten der Akademie gewählt. Außer zahlreichen Abhandlungen in den Veröffentlichungen der Akademie schrieb V. namentlich: *«Zoologie médicale»* (in Gemeinschaft mit Gervais; 2 Bde., Par. 1859), *«Iconographie des helminthes ou des vers parasites de l'homme, vers cestoides»* (Louv. 1860), *«Ostéographie des ectènes vivants et fossiles»* (in Gemeinschaft mit Gervais; Par. 1868 [s.]), *«La vie animale et ses mystères»* (Brüss. 1863), *«Les fouilles au trou des Nuteurs de Farfous»* (Brüss. 1865), *«Les Chauves-Souris de l'époque du mammouth et de l'époque actuelle»* (Louv. 1871), *«Die Schmarotzer des Tierreichs»* (Bd. 18 der *«Internat. Wissenschaftlichen Bibliothek»*, Lpz. 1876). Vgl. *«Manifestation en l'honneur de M. le professeur van B.»* (Gent 1877).

Benedetti (Vincent, Graf von), franz. Diplomat, geb. 29. April 1817 zu Bastia auf Corsica, widmete sich der diplom. Laufbahn und war unter Ludwig Philipps Regierung einige Zeit franz. Konsul in Ägypten. Im Mai 1848 wurde V. zum franz. Konsul in Palermo ernannt, 1851 zum Legationssekretär in Konstantinopel, 1855 zum Direktor der

polit. Angelegenheiten im Miniſterium des Auswärtigen und war 1856 als ſolcher Geſchäftsrath auf dem Pariſer Friedenſcongreß. Anfang 1860 ſchickte ihn Napoleon in beſonderer Miſſion an den türner Hof, wo er den Vertrag bezüglich der Abtretung von Sanogen und Rijja zu Stande brachte. Darauf wurde B. 1861 zum außerordentlichen Geſandten und bevollmächtigten Miniſter in Turin ernannt, gab aber 1862 ſeinen Poſten auf und zog ſich ins Privatleben zurück. Doch ſchon 1864 wurde B. an die Stelle des Barons von Tallegrand, Perigord als Botſchafter nach Berlin geſandt. Nach dem Ausbruch des Kriegs zwiſchen Preußen und Oeſterreich erhielt B. den Auftrag, in Nülsburg in franz. Intereſſe zu wirken und in Berlin Rheinbapern und Rheinheßen neſt Mainz für Frankreich zu verlangen. Weitere Verhandlungen wegen Belgiens und Luxemburgs hatte er 1867 zu vermitteln, ohne bei Bismarck je irgendwas ausrichten zu können. Als Anfang Juli 1870 Prinz Leopold von Hohenzollern für den ſpan. Thron laubdierte, ſtellte B. 4. Juli im Auswärtigen Amte in Berlin eine Interpellation und hatte 9., 11. und 18. Juli Unterredungen mit König Wilhelm zu Emß, welche wegen des un diplomatiſchen Auftretens B.s und wegen der unannehmbarſten Forderungen Frankreichs eine hiſtor. Berühmtheit erlangt haben. (S. Deutſch-Franzöſiſcher Krieg.) Am 14. Juli reiste B. von Emß nach Paris zurück. Um das Intriguenſpiel, welches ſchon ſeit Jahren in Paris und durch B. zu Berlin aufgeführt worden war, vor der Welt bloßzulegen, theilte Bismarck 24. Juli dem engl. Geſandten, Lord Loftus, Dokumente mit, durch welche conſtatirt wurde, daß ſchon ſeit Jahren Frankreich die Erwerbung von Belgien und Luxemburg beabſichtigt und dazu die Mitwirkung Preußens verlangt hatte. B. ſuchte dieſes in ſeiner Schrift „*Ma mission en Prusse*“ (Par. 1871) zu widerlegen. Nach dem Sturze der kaiſerl. Regierung in Paris inſolge der Proklamirung der Republik wandte ſich B., der von Napoleon III. 1869 in den Grafenſtand erhoben worden war, nach Italien, wo er ſeitdem als Privatmann lebt.

Benedict als Borne und in Zusammenſetzungen, ſ. Benedikt u. ſ. m.

Benedict (Sir Julius), namhafter Pianist, Komponiſt und Muſikdirigent, geb. 27. Nov. 1804 zu Stuttgart, beſuchte das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, vervollkommnete ſich 1820 zu Weimar unter Hummel im Klavierspiel, ging 1821 nach Dresden, wo er Schüler Karl Maria von Weber's in der Kompoſition wurde, erhielt 1824 die Stelle eines Muſikdirektors am Kärnertortheater in Wien und folgte 1825 einem Rufe nach Neapel als Kapellmeiſter an den Theatern San-Carlo und Del Fonſo. In letztem Theater brachte er 1827 ſeine erſte Oper „*Eraſto e Giacinta*“ zur Aufführung. Während der folgenden Jahre reiste er in Italien, Deutſchland und Frankreich als Klavierspieler und ging 1835 nach London, wo er, von der Nallbran eingeführt, als Klaviervirtuoſ wie als Komponiſt und Muſiklehrer auftrat und ſich bleibend niederließ. Er wirkte hier eine Zeit lang als Kapellmeiſter an der ital. und engl. Oper, dirigirte ſeit 1845 Muſikſtücke in verſchiedenen Städten Englands, leitete ſeit 1856 die Vocal-Aſſociation und begründete 1860 die Rom. Populär-Konzerte. Später war er Kapellmeiſter des Coventgarden und 1876–80 Dirigent der Philharmonischen Geſellſchaft in Liverpool.

Die Königin Victoria verlieh ihm 1870 die Ritterwürde. Als Pianist entwickelte B. in ſeiner Blüthezeit neben einer durchgebildeten Technik Feinheit und Ausdruck. Als Komponiſt ſtieg ihm manches gelungen, was wenigſtens vorübergehend Erfolg hatte. Unter drei ital. Opern hat er verſchiedene in engl. Sprache geſetzt, als: „*The gipsy's warning*“ (1838), „*The brides of Venice*“ (1844), „*The crusaders*“ („Der Held vom Berge“, 1846), „*Undine*“ (1860), „*The Lily of Killarney*“ (1861), „*Richard Coeur-de-Lion*“ (1863), „*The bride of song*“ (1865); außerdem die Kantate „*St. Cécilia*“ (1866), das Oratorium „*St. Peter*“ (1870), zwei Symphonien, verſchiedene Koncert-Ouverturen, Klavierſtücke mit und ohne Begleitung, Lieder und Geſänge u. ſ. m.

Benedictus (Jacobus de), gewöhnlich Jacoponus genannt, der Verfaſſer des *Stabat mater* (ſ. d.), geb. zu Lodi um die Mitte des 13. Jahrh., war ein gelehrter Jurist, der durch den Tod ſeiner Gattin bewogen, 1268 in den Orden der Tertiariertret, ſich Aufbühungen ergab und 1306 ſtarb. Seine „*Canticum*“ nebst Biographie gab G. Mollis (1588) heraus.

Benedictus (lat. „gebenedeit“), der Redigirte des Zacharias (Canticum Zachariae, Luk. 1, 68–79), der in der lat. Kirche täglich im Strengerebete gebetet und an Feſttagen im Chore geſungen wird.

Benedikt von Aniane, Wiederherſteller der Kloſterzucht, 750 in Languedoc geboren, fand an ſeiner Königsſtufe am Anfang einer glänzenden Laufbahn, als er 774 aus Anlaß der ihm ſelbſt gefährlichen Rettung ſeines Bruders aus dem Fluße der Welt entſagte und Mönch ward. Im J. 779 gründete er auf ſeinem väterlichen Orte ein eigenes Kloſter, beſen Abt er ward. Von ſeiner Gr. und beſonders von Ludwig dem Frommen mit hohem Vertrauen beehrt, hat er nicht bloß auf die liturgiſchen und polit. Angelegenheiten ſeiner Zeit großen Einfluß ausgeübt, ſondern auch zur Beförderung der verfallenen Kloſterzucht eine Ordensregel aufgeſtellt, welche im weſentlichen eine Erneuerung und Verbeſſerung derjenigen B.s von Rurſia war und auf dem Reichstage zu Aachen 817 zum Geſetze erhoben ward. Er ſtarb 821 und ſein Wert verſah bald wieder.

Benedikt von Rurſia, der heilige, Reformator des abendländiſchen Mönchtums, war 480 in Rurſia geboren. In Rom wiſſenſchaftlichen Studien ergeben, aber abgeſtoßen durch das laſterhafte Leben ſeiner Genoſſen, ging B. ſchon in ſeinem 14. Lebensjahre in die Einſamkeit, um in einer niedrigen Hölle der frommen Betrachtung zu leben. Als Heiliger und Wunderthäter verehrt, ward B. 510 von den Mönchen des hohlenſtöſers von Bicovato zum Abt gewählt, welches Amt er jedoch bald wieder aufgab, als den Mönchen ſtrenger Gehorſam und zu zwiſchen Gottesdienſt und Arbeit getheiltes Leben nicht zuſagte. In die Einſamkeit zurückgekehrt, ſammelte ſich um ihn eine Anzahl von Jüngern, welche er in Cönobien die je 12 Mönchen in der Umgegend von Subiaco anſiedelte. Nachdem ſie allmählich in ihm der Plan gereift war zur Neuordnung des Mönchslebens, begründete er 529 auf dem Monte-Casino bei Neapel ein neues Kloſter mit eigener Ordnung, von wo aus die neue Regel des B. immer weitere Ausbreitung und im Weſtlande ſeit allgemeine Annahme fand. Als ſtrenger Abte in Bezug auf Kleidung und Lebensſtyle entgegengetretend, forderte ſie neben den geiſtlichen Übungen des Gebets, Lesens geiſtlicher Schriften und der

Gottesdienstes auch körperliche Arbeit, vorzüglich in Kultivierung des Bodens, sowie Unterweisung der Jugend. Die eigentlich wissenschaftliche Beschäftigung, durch welche die Benediktiner (s. d.) sich um die Erhaltung der klassischen Litteratur so sehr verdient gemacht haben, ist erst durch Cassiodor (s. d.) eingeführt worden. Gregor d. Gr. und Bonifatius, der Apostel der Deutschen, haben besonders mitgewirkt, die Regel im Abendlande zu allgemeiner Durchführung zu bringen. B. starb 21. März 543, die Beschreibung seines Lebens bei Gregor d. Gr. ist bereits voll von Wunderberichten.

Benedikt ist der Name von 14 Päpsten. — B. I., 574–578, war bemüht, die durch die Einfälle der Longobarden veranlaßte Not zu mildern. — B. II., ein geborener Römer, 685–688, erhielt vom Kaiser Konstantinus Pogonatus das Zugeständnis, daß der röm. Bischof gleich nach der Wahl konsekriert werden dürfe, ehe die kaiserl. Bestätigung eingetroffen sei. — B. III. war Papst von 855 bis 858. — B. IV., 900–903, einer der besseren Päpste des 10. Jahrh., krönte den König Ludwig von Niederbairern zum röm. Kaiser (als solcher Ludwig III.). — B. V., 964 von den Römern gewählt als Gegenpapst Leo VIII., des Papstes Ottos I. Letzterer vertrieb ihn nach Hamburg, wo er 966 starb. — B. VI., von Otto I. 972 anerkannt, ward vom Usurpator Crescentius 974 im Kerker erdrosselt. — B. VII., 975–984, von der kaiserl. Partei nach der Flucht Bonifatius' VII. zum Papst gewählt, zeigte sich in allen Dingen Kaiser Otto II. ergeben. — B. VIII., 1012–24, Sohn des Grafen von Tusculum, wurde von seiner Familie auf den päpstl. Stuhl erhoben und von Kaiser Heinrich II. anerkannt, während die Crescentier den Römer Gregor wählten. Im J. 1014 krönte er Heinrich II. als treuen Schutzherrn der Kirche, entriß in blutigen Kämpfen Sardinien und Unteritalien den Arabern und Griechen und wirkte auf mehreren Synoden für die Reform der Kirche im Geiste Eugens. Er starb 27. Febr. 1024. — B. IX. (Theophylact), Neffe des vorigen, als Knabe durch Bestechung 1033 zum Papst gemacht, wurde 1038 wegen sittenlosen Lebens vertrieben, durch Konrad II. wieder eingesetzt, 1044 durch die Partei des Konstantin Ptolemaus und den Gegenpapst Sylvester III. förmlich abgesetzt, nach drei Monaten aber durch Geld wieder als Papst angenommen. Er verkaufte hierauf seine Würde an den röm. Priester Johannes Gratianus (als Papst Gregor VI.), blieb aber nichtdestantoniger Papst. Zugleich mit Sylvester und Gregor durch Kaiser Heinrich III. auf der Synode zu Sutri 1046 abgesetzt, gelangte er nach dem wahrscheinlich durch Gift 1047 erfolgten Tode Clemens' II. auf acht Monate durch Geld abermals auf den päpstl. Stuhl, bis er 1049 durch Leo IX. beseitigt wurde. Nach dessen Tode, 1064, machte er noch einen letzten vergeblichen Versuch, sich wieder zum Papste zu erheben. Er starb 4. Mai 1066. — B. X., durch Bestechung der toscan. Partei 1068 Papst, mußte nach neun Monaten dem Einflusse der Synode zu Siena und namentlich Hildebrands (des spätern Gregor VII.) weichen. — B. XI. folgte 1303 auf Bonifatius VIII. (s. d.) und mußte durch Mitleid und Demut die ihm von seinem Vorgänger überkommenen Handel mit den ital. Staaten und mit Frankreich zu einem befriedigenden Ende zu führen. Er starb bereits 7. Juli 1304, wahrscheinlich an Gift. — B. XII., 1334–42, aus Langwedob gebürtig und von niedriger Herkunft, ver-

mochte dem franz. Einfluß gegenüber die Rückkehr nach Rom nicht durchzusetzen. Um eine strengere Zucht der Klöster und Bistümer zu bewirken, von Repetition durchaus frei, hat B. im ganzen zum Segen der Kirche gewirkt; nur in dem Konflikt mit König Ludwig dem Bayern zwang ihn der franz. Einfluß zu einer Halsstarrigkeit, welche zur Folge hatte, daß die deutschen Kurfürsten auf dem Tage zu Rense 1338 erklärten, der von ihnen zum Abmühen König Ernste bedürfe der päpstl. Bestätigung nicht. — Den Namen B. XIII. führen zwei Päpste. Der eine, Peter de Luna aus Aragonien, ward 1394 in Avignon zum Papst gewählt, aber 1409 vom Koncil zu Pisa, 1417 vom Koncil zu Konstanz als Schismatiker abgesetzt, doch lebte er bis 1424 auf seiner Bergfeste Peniscola im Königreich Valencia, von vier Kardinalen umgeben, als wäre er allein rechtmäßiger Papst. Der andere, Petrus Franziskus, aus dem Hause Orsini-Gravina, ward als Erzbischof von Viterbo 1724 zum Papst gewählt. Mehr Gelehrter als Politiker, zeigte er wenig Geschick, den weltlichen Mächten gegenüber die Rechte der Kirche zu wahren. Er starb 21. Febr. 1730. — B. XIV. (Prosper Lambertini), der merkwürdigste dieses Namens, geb. 1675 zu Bologna, studierte die Kirchenväter, das kanonische und bürgerliche Recht und ward zu Rom Konfistorialadvokat. In der Folge wurde er Promotor fidei und schrieb ein geschätztes Werk über die bei den Seligsprechungen üblichen Gebräuche (4 Bde., Bologna 1734). Er wurde 1727 zum Bischof von Ancona, 1728 zum Kardinal und 1732 zum Erzbischof von Bologna ernannt und bestieg nach Clemens' XII. Tod 1740 den päpstl. Stuhl. Durch weise und maßvolle Politik gelang es ihm, selbst unter ungünstigen Verhältnissen, nicht nur die lat., sondern auch die prot. Fürsten zufrieden zu stellen. Die Wissenschaften waren ein besonderer Gegenstand seiner Sorgfalt. Er stiftete Akademien zu Rom, erhöhte die Blüte der Akademie zu Bologna, ließ einen Grab des Mercurius messen, den Obelisk auf dem Marsfelde aufrichten, die Kirche St. Marcellin nach einem selbst entworfenen Plane erbauen, die schönen Gemälde in St. Peter in Rosalit ausführen und die besten engl. und franz. Werke ins Italienische übersetzen. Auf seinen Befehl begann man auch, ein Verzeichniß der Handschriften der Vatikanischen Bibliothek zu drucken, deren Zahl er bis auf 3300 vermehrt hatte. Den Jesuiten war er durchaus abgeneigt, ernannte keinen derselben zum Kardinal, verbot ihre äußerliche Missionstheorie und bereitete kurz vor seinem Tode ihre Aufhebung vor durch das Gebot einer Reform und die Beschränkung ihrer Rechte. Ihm zur Seite stand als Minister der Kardinal Valentin. B. starb 3. Mai 1758. Seine wichtigste Schrift ist die von den Synoden. Eine Ausgabe seiner Werke besorgte der Jesuit de Azavedo (12 Bde., Rom 1747–51; vollständiger 16 Bde., Vened. 1777). Seine Lebensbeschreibung erschien zu Rom 1787.

Benediktbeuern, eine reiche und berühmte, seit säkularisierter Benediktinerabtei im bayer. Regierungsbezirk Oberbayern, zum Verwaltungsbezirk und Landgericht Tölz gehörig, liegt in 625 m Höhe am Nordrande der Tirolisch-bayerischen Alpen, 48 km südlich von München und 16 km südwestlich von Tölz, unweit der Loisach, die 4 km weiter aufwärts aus dem Kochelsee tritt. Die 740 gegründete und vom heil. Bonifatius eingeweihte Abtei hat eine prächtige, unter dem Abt Vlacubus erbaute und

1686 eingeweihte Kirche. Bei Aufhebung der Klöster in Bayern (1803) kam auch B. zum Verfall und wurde 1805 von Ulfrieder erstanden, der dieselbst 1806 eine Kunstglasthütte errichtete. Als diese aber 1819 nach München verlegt wurde, gründete die bayr. Regierung dieselbst einen Föhlenhof; 1869 wurden auch die Veteranenanstalt von Donaumünch und das Invalidenhaus von Järlenfels bei Bruck dahin verlegt. Das jetzt entstandene Dorf Benediktbeuern zählt ungefähr 1000 E. Im Osten der Abtei, zwischen Roßfellese und Isar, erhebt sich die 1804 m hohe steile Benediktlerwand, welche gewöhnlich von dem Dorfe Roßfel aus in 5 Stunden erklimmt wird und eine weite Aussicht über Bayern und Schwaben und deren jährliche Seen gewährt.

Benediktinerfrat, auch Kardobenediktiner und Bernhartinfrat und Heilbittel, wird *Cnicus benedictus* L. genannt, eine zur Familie der Kompositen gehörige distelähnliche, einjährige, in Südeuropa und dem Orient einheimische, in Deutschland bisweilen als Arznei- und Heilpflanze angebaute Pflanze mit steifhaarigem, bis 60 cm hoch werdendem, fast doldentraubig verästelteten Stängel, länglich-lanzettförmigen, buchtig-fiederspaltigen, bis 15 cm Länge erreichenden Blättern, welche am Rande dornig gezähnt und beiderseits zottig sind, und endständigen, einzeln stehenden, von großen, häutigen, dorniggezähnten Deckblättern umhüllten Blütenköpfen voll gelber Röhrenblüten. Das Kraut ist als *Herba Cardui benedicti* officinell; es besitzt frisch einen eigentümlichen Geruch, getrocknet einen sehr bitteren Geschmack und wird zu Delfolten als lösendes und tonisches Mittel bei Wechselfiebern und bei Krankheiten des Pfortader-systems verwandt. Dasselbe enthält eine eigentümliche Substanz, das *Cnicin*, welches geruchlos ist, aber bitter schmeckt und in feinehlängenden, nadelförmigen Prismen krystallisiert. — B. und *Venerbittennouzel* werden oft auch das Kraut, resp. die Wurzel einiger Arten der zu der Familie der Rosaceen gehörenden Gattung *Geum* (f. v.) genannt.

Benediktiner heißen alle Mönche, welche die Regel des Benedikt von Nursia (f. v.) annahmen. Die unerlässliche Rücksicht auf das rauhere Klima des Abendlandes und die weisse Verbindung von Gebet und Handarbeit verschaffte dieser Regel die weiteste Verbreitung, so daß seit Mitte des 6. Jahrh. die B. der zahlreichsten Mönchsorden waren. Ohne feste Gliederung und monarchische Spitze im ganzen Abendlande verbreitet, haben sie auf die allgemeine Christianisierung und fortschreitende Kultivierung der abendländischen Völker den gegenwärtigsten Einfluß ausgeübt, zumal schon durch Cassiodorus (538) die Pflege wissenschaftlicher Studien eingeführt ward. In ihren Schulen zu St. Gallen, Fulda, Reichenau, Norzei, Hirschau, Hersfeld u. a. haben sie die Schätze des klassischen Altertums in späteren Zeiten bewahrt. Die zunehmenden Reichthümer, verbunden mit der Regel, nur Aelste aufzunehmen, und dem schon von den Karolingern geübten Brauch, die Abteien als gute Pfründen an Laien zu vergeben, führten bald zu tiefgehendem Verfall. Dagegen wurden Reformen eingeführt, wie diejenige von Benedikt von Aniane (f. v.), von Berno, Abt von Clugny (910), welches Kloster im 12. Jahrh. der Mittelpunkt einer Kongregation von 2000 franz. Klöstern wurde, von Wilhelm, Abt von Hirschau (1071), u. a. Aber der schwärmerische, volkstümliche Geist jener Zeit schloß sich abgepfloßen von den vornehmen und gelehrten B.,

und im Gegensatz gegen sie entstanden eine Reihe anderer Orden, wie die von Samalholz, Chorherrn, Cîteaux, Vallombrosa, Grammont u. a., welche sich auf die einfache Regel Benedikt wieder zurückzogen. Damit hatten die B. ihre einflussreiche Stellung als fast alleiniger Orden verloren, und bald traten die »schwarzen Mönche«, wie die B. um ihrer Tracht willen meist genannt wurden, wegen fortgehender Sittenverderbnis in der Abtung des Volks hinter den abigen zurück, bis im 13. Jahrh. die Benediktiner (f. v.) alle in den Hintergrund drängten. Der geringere Erfolg waren die Bemühungen der Päpste Clemens V. und Benedikt XII., durch Einführung einer engeren Organisation Zucht und Sitten zu bessern; auch die Kirchensammlungen von Konken und Trient vermochten nicht viel mehr, als die Beschränkung der Aufnahme auf Aelste abzuwenden und den Zusammenstoß aller vereinzelter Klöster zu Kongregationen zu befehlen. Derartige Verbindungen waren zum Teil schon früher begründet und hatten wesentlich mitgewirkt, die B. zu engerer Zucht und größerem wissenschaftlichen Eifer zurückzuführen, z. B. die Bursfelder Kongregation, begründet von Johann von Witten (1435) in Preussischland, die Kongregation von Monte Cassino in Italien, von Vallaboli in Spanien u. a. In Frankreich war die Verwilderung der B. am größten, zugleich aber bildete sich in Paris 1618 unter Lorenz Bernart die Kongregation vom heil. Anker, welche den wissenschaftlichen Ruhm der B. am sichersten begründet hat. Die Mauriner haben die histor. Wissenschaften und der latth. Kirche sehr große Dienste geleistet. Im 15. Jahrh. besaßen die B. über 16000 Klöster; die Reformation ließ ihnen davon kaum 5000, die Französische Revolution und Joseph II. haben ihre Zahl sehr verringert, jetzt sind es kaum mehr als 500. In Osterreich haben in ihren Hauptstücken an der großen Abtei Reßl, zu der sich Kremsmünster, Mariayell, das Schottenkloster in Wien u. a. halten. An vielen der Frauenklöster dieses Ordens, deren Entstehung nicht vor den 7. Jahrh. nachgewiesen werden kann und deren Zahl vorzugsweise früh verwilderte, hat ausschließlich der Adel Anteil, weil die Stellen darin zu den einkünftlichsten Pfründen gehörten. Hierher sind zu rechnen die gegen Ende des 16. Jahrh. streng reformierte Kongregation Unserer Lieben Frauen von Calvaria in Frankreich, 1622 von Gregor XV. bestätigt, und die 1614 und 1676 ebenfalls in Frankreich entstandenen beiden kleinen Kongregationen der Benediktinerinnen von der beständigen Anbetung des heiligen Sakraments. Vgl. Siegelbauer, »Historia rei literariae Ordinis S. Benedicti« (4 Bde., Augsb. 1741).

Benediktion (lat.) oder Segnung nennt man diejenige gottesdienliche Handlung, durch welche an weder auf Personen für ihren besondern Dienst oder für besondere Lebensverhältnisse der göttliche Segen herabgerufen oder Segensworte für den gottesdienstlichen Gebrauch eingeweiht werden, z. B. Friede, Kirchen, Orgeln u. l. w. Zu den ersten Handlungen gehören Trauung, Beerdigung, Ordination. In der latth. Kirche gehört zur B. außer den Gebetsformeln die Besprengung mit Weihwasser, Abwaschung, Salbung u. l. w. Die B. im weitern Sinne wird nicht bloß von der Konsekration (f. v.) und Imposition, sondern auch als bloß sakramentale Handlung von den sakramentlichen unterschieden; doch ist dieser Unterschied nicht streng festgehalten. Auch die unter dem Zeichen des Kreuzes von Papst,

Kardinälen, Bischöfen oder Runtien erteilt Segnung wird B. genannt. Der Papst gibt dreimal im Jahre feierliche B. (arbi orobi), nämlich am Grünen Donnerstage, am Okersteie und am Himmelfahrtstage. Dieser allgemeine kirchliche Segen wurde von jeher am liebsten in der moaischen Formel aus 4 Mos. 6, 24—26 erteilt. — *Benedictio viatica* oder auch das *Vaticum* heißt der Segen, welcher den kranken Kranken erteilt wird, und *Benedictio sacerdotale* die priesterliche Einsegnung oder Trauung verlobter Personen.

Venediz (Zul. Roderich), beliebter deutscher Lustspielbichter, geb. 21. Jan. 1811 zu Leipzig, erhielt seine Bildung auf der Fürstenschule zu Grimma, dann auf der Thomasschule zu Leipzig, wandte sich aber 1831 nach Vollendung des Gymnasialstudiums der Bühne zu. Er fand zuerst eine Anstellung bei der Bethmannschen Truppe, die in Dessau, Rötzen, Bernburg, Weiningen und Rudolstadt spielte, war dann seit 1833 als Tenorist an verschiedenen Theatern Weisens und des Rheinlandes thätig und lernte so alle Leiden und Freuden eines künstlerischen Wanderlebens kennen. Später kam er nach Mainz und Wiesbaden, dann als Regisseur an das Wintertheater in Weisel. Hier brachte er sein Lustspiel „Das demooische Haupt“ (1841) auf die Bühne, das mit dem entschiedensten Beifall die Runde über alle Theater Deutschlands machte und für W. Leben entscheidend wurde. Hierauf entsagte er der Bühne als ausübender Künstler und übernahm zunächst zu Weisel die Redaction des „Spreders“, einer Volkszeitschrift. Von dort siedelte er 1843 nach Köln über, wo er sich teils mit litterarischen Arbeiten, teils mit Vorlesungen vor größeren Kreisen beschäftigte. Nachdem er im Winter 1844—45 die Leitung des neuen Theaters in Eberfeld geführt, wirkte er 1847—48 als Oberregisseur des kölner Stadttheaters und erhielt 1849 eine Lehrerstelle an der von Hiller eingerichteten Rheinischen Musikschule. Im J. 1855 ging er als Intendant des Stadttheaters nach Frankfurt a. M., legte jedoch Ende 1858 diese Stelle nieder und wandte sich wieder nach Köln, 1861 nach Leipzig, wo er die litterarische Thätigkeit wieder aufnahm und nach längerem Leiden 26. Sept. 1873 starb. Als Lustspielbichter hat B. glänzende und dauernde Erfolge geerntet, und viele seiner dramatischen Arbeiten sind Vieblingsstücke des deutschen Volks geworden. Außer dem „Demooischen Haupt“ haben von seinen zahlreichen Lustspielen namentlich folgende vorzüglichen Beifall gefunden: „Doktor Wespe“, „Der Stedbrief“, „Der alte Magister“, „Der Bettler“, „Eigensinn“, „Der Kaufmann“, „Die Hochzeitkreise“, „Die Eifersüchtigen“, „Der Prozeß“, „Das Gefängnis“, „Das Lügen“, „Ein Lustspiel“, „Der Störenfried“, „Die Dienstboten“, „Gegenüber“, „Sammelwut“, „Küchenbrödel“, „Die jätlichen Verwandten“, „Das Stiftungsfest“. Auch sein Schauspiel „Rathilde“ ward mit Beifall gegeben. Manche seiner Stücke sind auch ins Französische, Englische, Schwedische, Russische, Ungarische, Böhmische übersetzt worden. B.' Lustspiele, die sich mit Vorliebe in der Späthe des höhern Bürgerthandes bewegen, charakterisieren sich durch geschickte Anlage sowie durch gewandte, spannende Durchführung und erhebende Wirkung. Die Sprache in denselben ist zumweilen trivial, aber rein und ungefucht. Die große Mehrzahl seiner dramatischen Arbeiten findet sich in „Gesammelte dramatische Werke“ (27 Bde., Epy. 1846—74). Eine Sammlung kleiner Lustspiele für

gesellige Kreise stellte er im „Haustheater“ (Epy. 1862; 8. Aufl. 1880) zusammen. Außer zahlreichen, in Zeitschriften zerstreuten Erzählungen veröffentlichte er „Deutsche Volksagen“ (6 Bde., Weisel 1839—40) und eine Geschichte der Freiheitskriege unter dem Titel „1813, 1814, 1815. Ein Volksbuch“ (6 Hefte, Weisel 1841). Auch gab er den „Nieder-rheinischen Volkskalendar“ von 1836—42 mit vielen eigenen Beiträgen heraus. Voll Frische und Leben, weil auf eigener Erfahrung beruhend, ist sein Roman „Bilder aus dem Schauspielersleben“ (2 Bde., Epy. 1847; 2. Aufl. 1851). Hierzu kamen die Gedichtsammlung: „Die Mutter. Bilder aus dem Leben“ (Epy. 1867), und einige wertvolle didaktische Werke, wie „Die Lehre vom männlichen Vortrag“ (Köln 1852), „Der männliche Vortrag“ (8 Bde., Epy. 1860; 3. Aufl. 1872—76), „Das Wesen des deutschen Rhythmus“ (Epy. 1862), „Kathedismus der Redekunst“ (3. Aufl., Epy. 1881) und „Kathedismus der deutschen Beredsamkeit“ (Epy. 1872). Nach seinem Tode erschien die Schrift: „Die Shakespeare-manie. Zur Kneipe“ (Stuttgart, 1874), in der B. gegen die übertriebene Verehrung des brit. Dichters auftritt. Eine Auswahl seiner Lustspiele erschienen im „Volksbühnen“ (20 Bde., Epy. 1882).

Benediktiner (vom lat. *benedicere*), segnen; *benedicite* (=sprich den Segen), Aufruf zum Tischgebet in Klöstern; *benedicamus Domino* (=laßt uns den Herrn preisen), Formel, womit der kath. Gottesdienst in der Fastenzeit und an einigen andern Tagen statt des gewöhnlichen *Ita, missa est* geschlossen wird.

Benefactor (lat.), Wohlthäter; **Benefaction**, das Wohlthun, die Wohlthätigkeit.

Beneficia non obtruduntur (lat.), Wohlthaten werden nicht aufgedrungen, d. h. man kann niemand zwingen, Wohlthaten anzunehmen.

Beneficium ist der Inbegriff von Vermögensrechten, welche zur Besoldung eines Geistlichen dauernd bestimmt sind. Es steht deswegen in Wechselbeziehung zu dem geistlichen Amte, jedoch kein Amt ohne B., kein B. ohne Amt verliehen werden soll. Doch wird gegenwärtig auch das Amt selbst mit dem Ausdrücke B. bezeichnet. Die Beneficien werden folgendermaßen eingeteilt: 1) höhere Beneficien (*Beneficia majora*), welche eine Teilnahme am Kirchengerichte (jurisdiction) gewähren und welche auch Prälaturen genannt werden (Papst, Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe, Bischöfe [praetati principales], mit selbständiger Jurisdiction), gewalt, und Kardinäle, Legaten, Runtien, Ordensgenerale, Äbte, Stiftspropste (praetati secundarii) mit einer manbrierten, d. h. durch Aufruf überordneten Jurisdiction; 2) niedere Beneficien (*Beneficia minora*), welche nur zur Ausübung der Lehrs- und Weisgewalt (potestas ordinis) befähigen, Beneficia secularia für Weltgeistliche, Beneficia regularia für Ordensgeistliche; 3) Beneficia simplicia, welche nur zu Altar- und Chordienst versehen (kanonikale, Kaplanen); Beneficia duplicia, mit welchen weitere Verpflichtungen, beziehentlich Berechtigungen verbunden sind; zu diesen letzteren gehören die Seelsorgebeneficien (quae curam animarum habent annexam), die Perionate (einzelne Ehrenstellungen in den Kapiteln [Kantor, Sakristan u. f. w.]), die Dignitäten (die Vorsteher des Kapitels [Propst und Dechant]) mit beschränkter Jurisdiction; 4) Beneficia incompatibilia, welche Abschied erfordern, d. h. die persönliche Anwesenheit

des Benefiziaten am Orte des Amtes und deshalb nicht in Mehrzahl besessen werden können; darum tritt bei Annahme eines zweiten B. incompatibilis entweder ohne weiteres (ipso jure) der Verlust des ersten ein (Beneficia incompatibilia primi generis) oder es wird das zweite durch Richterspruch aberkannt (Beneficia incompatibilia secundi generis); 5) Beneficia compatibilia, welche in Mehrzahl nebeneinander von denselben besessen werden können, z. B. weil eins nicht genügenden Lebensunterhalt gewährt. Die Errichtung eines B. (erectio) erfolgt durch die zuständige Kirchenbehörde (Papst, Bischof), doch haben sich die Staaten eine Mitwirkung, bescheidenliche Genehmigung gesichert. Die Benefizien hören endlich auf durch Veräußerung des zur Errichtung kompetenten Kirchenbehörden (suppressio), durch Vereinigung und Verschmelzung mit einem andern B. (unio), welche auch in der Weise erfolgen kann, daß das eine in ein Abhängigkeitsverhältnis (Mutter-Tochter) zu dem andern tritt (subjectio). Die Aufhebung und Einziehung eines B. durch den Staat nennt man Säkularisation. Ferner ist B. noch eine technische Bezeichnung für das Lehen. Endlich werden im röm. Recht die Privilegien als Beneficia iuris (Rechtswohlthaten) bezeichnet, d. h. also die Bestimmungen, durch welche für große Klassen von Personen, Sachen oder Rechtsverhältnissen etwas festgesetzt wird, was für andere Personen u. f. w. nicht gilt. (S. Beneficium competentiae und Beneficium inventarii).

Beneficium competentiae (Rechtswohlthat des Nothbedarfs) bezeichnet das Recht eines Schuldners darauf, daß ihm die zum nothdürftigen Unterhalt (Kompetenz) erforderlichen Mittel gelassen werden. Gemeinrechtlich steht dieses höchst persönliche Recht den Soldaten gegen alle Forderungen zu; dem Schuldner, der bonis cediert hat und dem aus der väterlichen Gewalt Entlassenen gegen Ansprüche aus der Zeit vorher; dem Vater gegen den Sohn; Ehegatten untereinander; dem Ehemanne, seinem Vater und den Kindern gegen die Dotallage; dem Schwiegervater gegen Klage auf Befreiung einer Mitgift; Gesellschaftern gegen Klagen aus dem Gesellschaftsverhältnis; dem Schenker gegen die Schenkungsfälle. Auch die partikularen deutschen Privatrechte (mit Ausnahme des sächsischen) lehren ein beneficium competentiae in verschiedenem Umfang. Nach der Deutschen Civilprozeßordnung sind gewisse körperliche Sachen (wie z. B. die unentbehrlichen Kleider und Betten, das notwendige Haus-, Küchen- und Arbeitsgerät, §. 715) und Forderungen (wie z. B. der noch nicht verdiente Arbeits- oder Dienstlohn nach Reichsgezet vom 21. Juni 1869, in bestimmtem Umfang Beamtengehälter und Pensionen, §. 749) der Pfändung (und also auch dem Konkurs, f. Konkursordnung §. 1) nicht unterworfen. Angemessenen Unterhalt aus der Konkursmasse kann nach der Deutschen Konkursordnung (§. 1) der Gemeinschuldner an sich nicht, sondern nur aus den Nutzungen beanspruchen, welche ihm etwa während der Dauer des Konkurses kraft gesetzlicher Nießbrauchs an dem Vermögen seiner Ehefrau oder seiner Kinder zufließen; es kann ihm aber eine Unterstützung bewilligt werden (Konkursordnung §§. 118, 120).

Beneficium inventarii (Rechtswohlthat des Inventars) bezeichnet die im ältern röm. Rechte bloß den Soldaten und den gezwungen antretenden

Erben gewährte Bevorzugung, für die Schulden der Erbschaft nur soweit diese reicht zu haften, die später von Justinian im J. 531 auf jeden Erben ausgedehnt wurde, falls er vorschriftsmäßig und rechtzeitig ein Nachlassverzeichnis (inventarium) bei Gericht einreichte. Hiernit bewirkte der Erbe, daß er während der Frist sich über die Annahme der Erbschaft nicht zu erklären, für die Erbschaftsschulden nur in Höhe der Erbschaft zu haften brauche, die Erbschaftskläubiger, Legatäre und Fideicommissare ohne Rücksicht auf deren Rang befriedigen konnte und namentlich sich auch das Recht der sog. Falcidischen und Trebellianischen Quart reservierte. Der Erbe konnte zum Eide darüber, daß er richtig inventarisiert habe (Offenbarungseid), gezwungen werden und mußte bei etwa Unterschlagungen der Verheimlichtem sich den doppelten Betrag zu fallen lassen. Erstere hat unter den neuem Zivilgesetzbüchern das sächsische rücksichtlich des Inventars festgehalten, während das preuss. Recht sogar gerichtliche Inventare auf einseitig Verlangen der Interessenten unter Umständen endlich bestätigen läßt. Durch Verschmelzung von Nachlassgegenständen geht dagegen nach franz. Recht der Erbe sogar der Rechtswohlthat verlustig.

Während das röm. Recht keine ausdrückliche Austrittserklärung unter Vorbehalt der Rechtswohlthat des Inventars fordernte, ist die gemeinrechtliche Praxis im Anschluß an die Ausbildung der freiwilligen Gerichtsbarkeit in Deutschland daher verlangt, eine solche von dem Erben dem Seiner gegenüber zu verlangen. Ist eine solche erfolgt, pflegen die Gerichte die Regulierung wechselnder Erbschaften von Amts wegen zu betreiben und einen, dem franz. Recht z. B. unbekannten, ausschließlichen Liquidationsprozeß einzuleiten. Am beginnt mit gerichtlicher Beschlagnahme, Verwertung und Verzeichnung, auch wohl Veräußerung des Nachlasses, der sich dann die Befriedigung der Interessenten nach gesetzlicher Rangfolge durch das Gericht selbst oder unter dessen Leitung anstellt. Andererseits gibt es aber unter den deutschen auch bezugnehmend auf solche, die, wie z. B. das sächsische, den deutschrechtlichen Grundbesitz betreffen haben, daß der Erbe von Rechts wegen nur mit dem Erb gute haftet; in den Gebieten dieser Rechte ist dann die Inventarerrichtung so überflüssig, wie sie es nach ältern röm. Recht z. B. für Soldaten war.

Benefit land and building society (engl.), f. unter Baugesellschaften und Baugesellschaften.

Benefiz, Benefizvorstellung, eine theatralische oder musikalische Aufführung, deren Zweck entweder einem Mitglied der Gesellschaft, welche das B. gibt, oder einem wohlthätigen Zweck gute kommt.

Benefiziat (lat.), Wohlthätigkeit.

Benefizial (lat.), auf Pfanden bezügliche.

Benefiziant (lat.), Schaupspieler, für welchen eine Benefizvorstellung aufgeführt wird.

Benefiziar (lat.), Pfänder.

Benefiziat (lat.), Benefizienfänger, Priester, Stipendiat; als Neutrum auch soviel wie Priester.

Benefizieren (lat.), Wohlthaten erweisen.

Benefizium, f. Beneficium.

Benefizvorstellung, f. Benefiz.

Benefe (Friedr. Eduard), deutscher Philanthrop, geb. zu Berlin 17. Febr. 1798, besuchte das Friedrichswerdersche Gymnasium daselbst, machte 1818

den Freiheitskrieg als freiwilliger Jäger mit und studierte dann in Halle zuerst Theologie, hierauf in Berlin Philosophie. Im J. 1820 habilitierte er sich an der Universität zu Berlin und hatte sich neben Hegel ein nicht unbedeutendes Auditorium erworben, als ihm 1822 die Fortsetzung seiner Vorlesungen untersagt wurde, weil der Minister von Altenstein seine philos. Ansicht der Hegelschen gegenüber nicht dulden mochte. Er ging hierauf 1824 als Privatdocent nach Göttingen, erhielt aber 1827 die Erlaubnis zu Vorlesungen an der Berliner Universität zurück und wurde 1832 zum außerord. Professor der Philosophie daselbst ernannt. Seit 1853 von schweren körperlichen Leiden ergriffen, verschwand er plötzlich 1. März 1854 und sein Leichnam wurde erst nach Jahresfrist im Wasser gefunden. Der Mittelpunkt der philos. Ansicht B.s liegt in seiner Überzeugung, daß die wahre Begründung der Philosophie nur durch ein unbefangenes und strenges Anschließen an die Thatfachen unserer Selbstbewußtseins zu ermöglichen sei. Es ist demnach die empirische Psychologie, gegründet auf die seit Bacon von Verulam in den Naturwissenschaften herrschende Methode, welche als philos. Haupt- und Grundwissenschaft auszubilden vorzugsweise bemüht gewesen ist. Von eigentlicher Speculation und einer darauf gegründeten speculativen Psychologie und Naturphilosophie war und blieb er ein entschiedener Gegner. Von seinen zahlreichen Schriften sind die wichtigsten: »Erfahrungsseelenlehre, als Grundlage alles Wissens, in ihren Hauptzügen dargestellt« (Berl. 1820), »Erkenntnislehre nach dem Bewußtsein der reinen Vernunft, in ihren Grundzügen dargestellt« (Jena 1820), »Psychol. Skizzen« 2 Bde., Göt. 1825—27, »über das Verhältnis von Seele und Leib« (Göt. 1826), »Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft« (Berl. 1833; 2. Aufl. 1877). Daran schließt sich eine Reihe von kläuternden Aufsätzen unter dem Titel: »Die neue Psychologie« (Berl. 1845), »Erziehung« und »Unrichtslehre« (2 Bde. Berl. 1835—36; 4. Aufl. von Dreßler, Berl. 1876), »Grundlinien des natürlichen Systems der praktischen Philosophie« (3 Bde., Berl. 1837—41), »System der Metaphysik und der religionsphilosophie aus den natürlichen Grundverhältnissen des menschlichen Geistes abgeleitet« (Berl. 1840), »System der Logik als Kunstlehre des Denkens« (2 Bde., Berl. 1842), »Pragmatische Psychologie oder Seelenlehre in der Anwendung auf das Leben« (2 Bde., Berl. 1850). Zur weiteren Ausführung des in der letzten Schrift Behandelten ist er seit 1851 in vierteljährlichen Hefen eine Reihe: »Archiv für die pragmatische Psychologie u. s. w.« erschienen. Ein unbestreitbares Verdienst hat sich B. durch seine Lehre von den Verlehnissen der Vorstellungsreihen und durch seine in derbsterbster Kritik der bisher von der Psychologie als wahr angenommenen abstrakten Seewesen, besonders für die Pädagogik, erworben, wiewohl seine einseitigen Anschauungen über die Entwicklung der Geistes- und Willens nicht im Nachteil in der Lehrerwelt wirkten, in der sie sich verbreitet sind. Vgl. Rau, »B.s neue Seelenlehre« (6. Aufl., bearbeitet von Dreßler, Leipzig 1876).

Benepiacito (ital.), Wohlgefallen, Belieben; **beneplacito** (in der Musik), nach Belieben. **Beneschau**, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks in Böhmen, an der Zweigbahn Gmünd-Prag

der Franz-Josephs-Bahn, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Pflanzkollegium und zählt (1880) 4413 E., die Leberfabrikation und Landwirtschaft treiben. B. wurde 1420 von dem Hussitenführer Jistla erobert und teilweise zerstört. Unweit von B. liegt das Eisenwerk Sanct Gabriela und das Dorf Brodrec mit Baumwollspinnerei. — Die Bezirkshauptmannschaft Beneschau zählt auf 889 qkm (1880) 69222 E.

Benevent (ital. Benevento), Provinz des Königreichs Italien, früher mit einem Teile zum Kirchenstaate gehörig, zählt auf 1751,51 qkm (1881) 238626 E. und zerfällt in drei Kreise. Die Gegend ist im Bereiche der weßl. Vorterrassen des neapol. Apennin eben und fruchtbar und bietet zur Ausfuhr Rinder, Getreide, Wein, Öl, Südfrüchte und Wildbret. In den frühesten Zeiten gehörte das damals weit ausgebreitete Gebiet zum Lande der Samniten und hieß Maleventum. Erst als nach dem Siege der Römer über Pyrrhus 278 v. Chr. und nach Eroberung dieses Landstrichs durch die Römer 269 v. Chr. eine Kolonie hierher geschickt wurde, erhielt derselbe den Namen Beneventum. Unter der Regierung des Kaisers Augustus, welcher neue Kolonisten hierher sandte, wurde es Col. Julia Augusta Felix genannt, erhielt aber später seinen frühern Namen wieder. Die Longobarden erhoben B. 571 zu einem Herzogtum, das noch lange nach dem Fall des Longobardischen Reichs seine Unabhängigkeit behielt. Im J. 840 ward es in zwei und 860 in drei besondere Staaten, B., Salerno und Capua, getheilt, und 1077 fiel es in die Hände der Normannen. Nur die Stadt und deren Bezirk blieben von letztern verachtet, weil Kaiser Heinrich III. dieselben 1053 dem Papste Leo IX. zur Ausgleichung wegen einiger abgetretener Lehnrechte auf Bamberg in Franken überlassen hatte. Im 11. und 12. Jahrh. wurden hier vier Konzilien gehalten. Bei B. kam es 26. Febr. 1268 zu einer entscheidenden Schlacht zwischen Manfred und Karl von Anjou, den der Papst Clemens IV. gegen jenen herbeigerufen hatte; Manfred fiel und Karl bemächtigte sich jetzt Unteritaliens und Siciliens. Im J. 1418 kam B. an Neapel, aber Ferdinand I. gab es wieder an Papst Alexander VI. zurück, von welchem es dessen Sohn Johann als ein Herzogtum auf kurze Zeit überlassen wurde. Nachdem B. 1798 durch die Franzosen erobert worden war, ward es an Neapel abgetreten, dann 1806 durch Napoleon dem Minister Talleyrand geschenkt, der davon den Titel eines Fürsten von B. annahm, und im Frieden 1816 an den Papst zurückgegeben. Der Aufstand, welcher hier 1820 ausbrach, wurde bald beschwichtigt. Bei der Revolution von 1848—49 blieben B. und Pontecorvo dem Papste treu. Bei der Annexion Neapels an das Königreich Italien wurde auch B. mit dem letztern vereinigt und sein Territorium durch mehrere Gebietssteile von Neapel vergrößert.

Die Hauptstadt Benevent, zwischen den Flüssen Sabato und Calore, an der Bahn von Neapel nach Foggia, hat (1881) 21631 E., ein Episkopat, welches 969 gestiftet wurde, viele Kirchen und Klöster und mehrere Fabriken für gold- und silberplattirte Waren, Leder und Pergament. Die Getreidehandlung ist beträchtlich. Unter den Resten des Altertums in B., wo beinahe jede Mauer aus Bruchstücken von Altären, Grabmälern, Säulen

und Gebäuden besteht, zeichnet sich der wohlerhaltene, 114 n. Chr. erbaute Triumphbogen Trajans (15½ m hoch) aus, welcher jetzt unter dem Namen des Goldenen Thors (Porta aurea) ein Stadthor von B. ausmacht. Er besteht aus einem einfachen, sehr wohl erhaltenen Bogen von parischem Marmor mit einer auf beiden Seiten gleichen, noch lesbaren Inschrift; daneben sind Darstellungen aus Trajans Leben, in halberhabener Arbeit. Bemerkenswert ist auch der Dom aus dem 12. Jahrh. mit bronzenen Thüren und schönen Gemälden, sowie die ägypt. Obeliskien auf verschiedenen Plätzen.

Beneventieren (lat.), bewillkommen.

Bene vixit, qui bene latuit, s. u. Bene.

Benevolent (lat.), wohlwollend; **Benevolenz**, das Wohlwollen.

Benevölus (lat.), wohlwollend; **lector benevole** (Superlativ benevolentissime), geneigter (sehr geneigter) Leser.

Bensfeld, Hauptort eines Kantons im Kreise des elsaß-lothring. Bezirks Unterelsaß, links an der Ill und an der Eisenbahn Straßburg-Basel, 26 km südwestlich von Straßburg, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat starken Tabak- und Hansbau, Baumwollspinnerei, Bandweberei und Färberei (bis 1871 auch eine Staatsfabrikmanufaktur), eine Wasserheilanstalt und zählt (1880) 2795 E., darunter ungefähr 2100 Katholiken. Den Bischöfen von Straßburg gehörig, wurde B. 1394 von dem Bischof Wilhelm von Dieß an die Stadt Straßburg verpfändet, welche B. besetzen ließ, dann 1528 von den Bischöfen zurückgekauft und wieder katholisiert. B. wurde 1632, nach langer, von Jörn von Bülach geleiteter Verteidigung durch Gustav Horn erobert, ein Hauptwaffenplatz der Schweden, die es 1650 nach dem Frieden von Münster wieder dem Bischof von Straßburg übergaben (bis 1789). In der Nähe von B. liegen Gärten heim mit großer Baumwollspinnerei, und Ehl, das Helvetum der Römer, bis ins 5. Jahrh. eine wichtige Stadt, röm. Waffenfabrik und Münzstätte, angeblich Begräbnisort des heil. Hieronymus, des ersten Apostels des Elsaß, jetzt Vorort von B. mit einer Cigarrenfabrik.

Benssen (Theob.), ausgezeichnete Orientalist und Sprachforscher, geb. 28. Jan. 1809 zu Rörten, besuchte 1816—24 das Gymnasium zu Göttingen und studierte auf der dortigen Universität und in München Philologie. Er lebte dann wiederum in Göttingen, 1830—34 in Frankfurt und Heidelberg, und kehrte 1834 nach Göttingen zurück, wo er zum Professor in der philol. Fakultät ernannt wurde. Auch wurde er Mitglied der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen und vieler anderer gelehrten Gesellschaften. Er starb 26. Juni 1881 zu Göttingen. Seinen Ruf als Sprachforscher begründete B. durch die Untersuchung »Über die Monatsnamen einiger alter Völker« (mit Stern, Berl. 1836), welcher ein »Griechisches Wurzelsystem« (2 Bde., Berl. 1839—42) und die Schrift »Über das Verhältnis der ägypt. Sprache zum semit. Sprachstamm« (Lpz. 1844) folgten. Außerdem veröffentlichte er eine Reihe von ausgezeichneten Werken über die Sanskritsprache. Dabin gehört, außer einer Ausgabe der Hymnen des »Samaveda« (mit Übersetzung und Glossar, Lpz. 1848), vor allem die »Vollständige Grammatik der Sanskritsprache« (Lpz. 1852), der sich eine »Glossomathie« (mit Glossar, 2 Hle., Lpz. 1853—54) angeschlossen, ferner

»Kurze Grammatik der Sanskritsprache« (Lpz. 1855), »A practical grammar of the Sanskrit language« (Berl. 1863; 2. Ausg., Lond. 1868), das große Wörterbuch »A Sanskrit-English Dictionary« (Lond. 1866) und die wichtige »Geschichte der Sprachwissenschaft und orient. Philologie in Deutschland seit Anfang des 19. Jahrh.« (Münch. 1869). Daneben begann B. mit den »Literaturgen zu seiner Übersetzung des »Panchatantra« (2 Bde., Lpz. 1859) eine Reihe eingehender Untersuchungen über den Ursprung und die Bedeutung der orient. Märchen- und Fabelstoffe nach dem Abendlande, die er seitdem auch in sehr reichen Beiträgen zu Zeitschriften, wie den »Indischen«, den »Göttinger gelehrten Anzeigen« und dem von ihm selbst herausgegebenen »Orientalist« »Orient und Occident« (Bd. 1 u. 3, Göt. 1860—65) fortsetzte. Von seinen übrigen Schriften sind noch der Artikel »Indien« in Ersch und Grubers »Allgemeiner Encyclopädie« und »Zu pers. Aufschrieben mit Übersetzung und Glossar« (Lpz. 1845) zu erwähnen. Ferner veröffentlichte er in den Verhandlungen der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, sowie in den von ihm herausgegebenen »Nachrichten« mehrere Verhandlungen und Aufsätze, welche sich vorzugsweise mit sprachwissenschaftlichen Fragen und den dabei beschäftigten. Die wichtigsten darunter sind die 1874 erschienenen Untersuchungen über die »Litteraturübersichtenheiten in den Samkhya- und Yoga-Texten der Vedas«. Auch schrieb B. die »Einleitung zu Dittels Ausgabe und deutscher Übersetzung des »Kallias und Damna«« (Lpz. 1876).

Bengalen (engl. Bengal) ist, in welcher Bedeutung, der Name der umfangreichen, am meisten bevölkerten und wichtigsten von den Provinzen des Indo-Britischen Reichs (S. Indien). Derselbe umfaßt nämlich nach dem Ausweis von 1881 ein Areal von 1674279 qkm mit 162607990 E. An ihrer Spitze steht der königl. Generalgouverneur mit dem Indischen (Governor-general of India in Council). Sie hält gegenwärtig 10 Hauptabteilungen der Provinzen, nämlich: 1) die Untere Provinz der im engern Sinne; 2) die Nordwestprovinzen (Oude (engl. Oudh)); 3) das Benghal; 4) die Centralprovinzen; 5) Mysore; 6) Curg; 7) Birma; 8) Assam; 9) Adschmir und Kashmir; 10) Berar. Dazu kommen noch die Tributstaaten mit 455422 qkm und 9445563 E. In der Benghal, den Unteren und den Nordwestprovinzen stehen Vizegouverneure an der Spitze der Civilverwaltung; in Birma, Assam und den Centralprovinzen dagegen Oberkommissäre (Chief Commissioners). Adschmir und Kaimora, Berar, Mysore und Curg stehen unter direkter Verwaltung des Generalgouverneurs von Indien.

B. im engern Sinne, d. h. die gegenwärtig Vizegouverneur B. oder der Unteren Provinzen (Lower Provinces), umfaßt, seitdem Assam davon getrennt und zu einem besonderen Kommissariat erhoben worden ist, 404541 qkm mit Tributstaaten 502926 qkm. Seine Grenzen im N. Nepal, Sikkim und Bhutan; im O. China und das Reich Birma; im S. das letzte Reich Birma, der Meerbusen von B., die Provinzen Madras und die Centralprovinzen; im W. die Centralindien gehörende Agentenschaft Bombay und die Division Benares der Nordwestprovinzen.

Sich von 19° 15' bis 26° 15' nördl. Br. und 82° bis 92° östl. L. (von Greenwich) ausbreitend, umfasst B. die Landschaften und früheren Provinzen (Soubahs) B., Behar, Orissa und Chota Nagpur. Mit Ausnahme seines südl. Theils, der Division Chota-Nagpur, einer sich wellenförmig bis gegen 1000 m über den Meeresspiegel erhebenden Bergchene, und des östlich an dieselbe angrenzenden, Jattah-Nahals genannten Theils der Division Orissa sowie der im W. des Golfs von B. gelegenen Division Chittagong besteht B. fast ganz aus einem sehr niedrig gelegenen Flachlande. Der Himalaja, durch Nepal, Sikkim und Bhutan von B. getrennt, erstreckt sich in letzteres kaum noch mit seinen unteren Stufen hinein. Die Niederung von B. bildet die untere Stromgebiete des Ganges (s. d.) und des Brahmaputra (s. d.). Der erstere tritt dort, wo auf einer nördl. oder linken Seite die Bhogbra oder Sardschu in ihn einmündet, aus den Nordwestprovinzen in B. ein; der andere, nachdem er eine Strecke lang die Grenze zwischen letzterem und Assam gebildet hat, südlich von der zu Assam gehörenden Division Goalpara. Der unterste Theil des Brahmaputra verläuft sich mit dem östl. Hauptarme des Ganges und ergießt sich unter dem Namen Megna in das Meer. Zwischen der vor seiner Mündung gelegenen Insel Nabnabad und der vor der Mündung des westlichen, fugli genannten Armes des Ganges liegenden Insel Sagar erstrecken sich, als Ende der Deltaabteilung beider Ströme, namentlich aber der des Ganges, in der Breite von 260 bei einer Länge von 75 km und ein Areal von 17 674 qkm enthaltend, die Sunderbunds (Sanstr. Sundarivana), ein labyrinth von Meereseinbuchtungen sowie größern und kleinern mit Wald und Dschungelgebüsch bedeckten Inseln, Sand- und Schlammriffen, zwischen denen sich zahlreiche schmälere oder breitere, teilweise selbst für größere Schiffe fahrbare Wasserwege durchwinden. Die Sunderbunds bilden eine besondere Division. Sie sind sparsam bevölkert, nur zum kleinen Theile in Anbau gebracht und die Brutstätte miasmatischer Krankheiten. Durch die Vereinigung des Brahmaputra mit dem Ganges, die vielen und mächtigen Nebenflüsse zu beiden Seiten des letztern, ist zahlreichen, häufig miteinander in Verbindung stehenden Arme, durch welche er sich in das Meer ergießt, ist B. eins der am besten bewässerten und in Wasserwegen reichsten Länder auf der Erde. Daher war dasselbe, bis es in verschiedenen Richtungen von Eisenbahnen durchzogen wurde, sehr arm an Landwegen, und aller Verkehr geschah und geschieht auch jetzt noch hauptsächlich zu Wasser.

Bei der hohen, 25,3° C. betragenden mittlern Jahrestemperatur, welche während des kaltesten Monats (Januar) nur auf 18,7 sinkt, in dem heißesten Monate (Mai) aber bis auf 31,5° C. steigt, liegt der Ganges dadurch, daß er fortwährend eine mächtige Masse Schlammes mit sich nach unten führt und diesen auf die von ihm durchströmten Uferungen absetzt, sobald er während der periodischen Regenzeit über seine Ufer tritt, in hohem Maße zu der außerordentlichen Fruchtbarkeit von B. bei. Diese jährlichen, sich weit über das Delta hinaus erstreckenden Überschwemmungen sehen namentlich das zwischen dem Ganges und dem Brahmaputra gelegene Land auf Hunderte von Quadratmeilen unter Wasser. Die große Feuchtigkeit der Luft in B. wird theils durch die Menge der Flüsse, theils aber durch den starken, jährlich 1,8 bis 2,3 m

betragenden Regenfall bedingt. Was die Erzeugnisse betrifft, so finden sich daselbst Eisenerze, Steinkohlen, Salpeter, ein roter, vortreffliches Baumaterial gebender Sandstein und, wiewohl in geringerer Menge, zu Sumbalpur in Orissa Gold und Diamanten. Salz wird in Menge in den Sunderbunds bereitet. Aus dem Tierreich kommen daselbst Elefanten, Rhinocerosse, wilde Schweine, Antilopen, Hirsche, Rehe, wilde Büffel und wilde Ochsen (Ganals), von Raubtieren Tiger, Panther, Bären, Wölfe, Fuchse und Füchse sowie mehrere Arten wilder Hunde vor. Von Vögeln wimmelt es in allen Wäldern. Von Haustieren finden sich daselbst, außer dem gähmten Elefanten, Büffel, Rinder, Schweine, Schafe und Ziegen. Die Pferde sind theils aus Arabien und Persien eingeführt, theils in B. von einheimischer Rasse gezeugt. Letztere stehen bedeutend hinter den ersten zurück. An Viehflaß ist allenthalben Überfluß. Seidenwürmer und Bienen, letztere namentlich des Wachses wegen, werden in großer Menge gezogen. Haupterzeugnisse des Pflanzenreichs sind Reis, das Hauptnahrungsmittel, in einer Menge von Spielarten. Weizen, Gerste, mehrere Arten von Sorgohirre, Mais, verschiedene Öl- und Hülsenfrüchte, die Nigunus- und Sesampflanze, Jaguar und Spanischer Pfeffer, die meisten europäischen und viele einheimische Gemüsesorten. Von Fruchtbaumarten werden hauptsächlich Mangas, der ganzblättrige Brotfruchtbaum (Artocarpus integrifolia), viele Arten von Citronen- und Orangebäumen, Lamariniden, Kolos-, Dattel- und Arelpalmen, Bananen, Guavas und Maulbeerbäume gezogen. Vorzugsweise für den Handel und die Ausfuhr angepflanzte Gewächse sind Baumwolle, Indigo, Kaffee, Saffor, Hanf, Flach, Tabak, Juterohr und für die Gewinnung des Opiums Moha.

Die Lientenant-Gouverneurshaft B. besteht aus den neun Divisionen: Bhagalpur, Bardwan, Chittagong, Chota-Nagpur, Dacca, Orissa, die Präsidentschaftsdivision mit Kalkutta, der Hauptstadt des ganzen Indo-Britischen Reichs, Patna und Kodscha mit Kuch-Behar, welche wieder in 44 Distrikte zerfallen. In jeder Division steht ein Beamter mit dem Titel Kommissar an der Spitze der Civilverwaltung. Die Bevölkerung ist außerordentlich zahlreich und belief sich 1881 auf 68 750 747 Seelen, wofür durchschnittlich auf jeden Quadratkilometer 169 Seelen kamen. Die Tributärstaaten zählen außerdem noch 2 328 440 G. Die ungeheure Dichtigkeit der Bevölkerung in einzelnen Gegenden ist eine der Ursachen von der in B. trotz seiner überschwenglichen Fruchtbarkeit so häufig vor kommenden Hungersnot, durch welche noch in den J. 1866 und 1873—74 viele Hunderttausende um das Leben kamen. Etwa ein Drittel der Bevölkerung (32 Proz.) besteht aus Mohammedanern, 64 Proz. sind Hindu, der Rest Buddhisten und Christen. Die Mohammedaner sind aber nur zum kleinsten Theile Nachkommen der alten mohammed. Eroberer von Hindostan, sondern hauptsächlich im Laufe der Zeit zum Islami konvertierte Hindu der niedrigsten Kasten. Dieselben, ungleich verteilt, leben auch keineswegs vorzugsweise an den früheren Hauptstücken der mohammed. Nachhaber. Ihre Zahl ist auch im Zunehmen. Hauptsprachen sind das Hindustani oder Urdu, das Bengali und das Orissa oder Ura. (S. Indische Sprachen.) Zwei Drittel der Bevölkerung sind Landbauer. Die indische Industrie hat durch die massenhafte, stets zunehmende Einfuhr aller nur

denkbaren engl. Manusatte außerordentlich gelitten. Die früher so berühmten, ausgebreiteten Kaffeeplantagen in Dacca sind gleich den Baumwollweberien zu Calcutta fast gänzlich zu Grunde gegangen. In und um Kalkutta bestehen jedoch noch ziemlich bedeutende Fabriken von groben Baumwollstoffen, Segeltuchweberien, Seilerien, Zuckerraffinerien, Rumbrennereien und Gerbereien. Zu Calcutta, auf dem linken Uglufluß, befindet sich eine Städtgieherei, wo jährlich gegen 200 Kanonentröbner verfertigt werden können. Der Handel von B. ist sehr beträchtlich. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Baumwolle, Hum, Reis, Indigo, Zuder, Salpeter, Lat, Seide, Opium, Kaffer und Tabak, die Einfuhr hauptsächlich in engl. Baumwollmanufakten, Salz, Eisen, Kupfer, Stahl und Eisenwaren. Die Ausfuhr wie die Einfuhr finden fast ausschließlich über Kalkutta (s. d.) statt. Für den innern, sehr ausgebreiteten Handelsverkehr sind der Ganges mit seinen zahlreichen Armen, Nebenflüssen und den Verbindungen derselben untereinander noch immer die Hauptstraßen. Landwege vermitteln den Verkehr mit Nepal, Sikkim, Bhutan und Tibet. Durch Eisenbahnen steht B. mit allen Theilen der vorberind. Halbinsel in Verbindung. Innerhalb der Lieutenant-Gouverneur-schaft sind die East-Indian- und die Eastern-Bengal-Bahn in Betrieb.

Geschichte. Von der ältesten Geschichte von B. ist nur wenig bekannt, und dieses Wenige besteht zum großen Theil in halb mythischen Legenden. Erst mit den Einfällen der Mogahmedaner in Indien werden die Überlieferungen zuverlässiger. Im J. 1203 wurde B. von letztern erobert und 1225 mit dem Reiche Delhi vereinigt. Später, 1279, versuchte es der Gouverneur von B., Lograb, sich unabhängig zu machen. Er nahm den Königstitel an, unterlag aber in dem zwischen ihm und seinem Gebieter entstandenen Kriege. Auch die spätern Statthalter wiederholten mit größerem oder geringerem Erfolge den Versuch, sich von der Herrschaft von Delhi zu befreien, so daß die Geschichte von B. während des Mittelalters nur in einer Reihenfolge von Revolutionen und Umrüstungen für kürzere oder längere Zeit bestand. Erst dem Großmogul Akbar (s. d.) gelang es, B. wieder fest mit dem Reiche von Delhi zu vereinigen. Seit 1585 wurde es von Subahdars oder Vizekönigen verwaltet. Als die Engländer 1633 die Erlaubnis erhalten hatten, in B. Handel zu treiben, errichteten sie daselbst Faktoreien und breiteten sich mehr und mehr aus. Unter ihren Faktoreien waren die zu Hugli und Cossimbajar die bedeutendsten. Im J. 1698 erhielten sie das Recht, dieselben zu besetzen. Vier Jahre später verlegten sie die Faktorei von Hugli nach dem gegenwärtigen Kalkutta, nachdem sie diesen Ort sowie Achmatmutti und Gooindpur angekauft hatten. Im J. 1756 vertrieb der Statthalter von B., Suradju-Daula, ein erbitterter Feind der Engländer, dieselben aus Cossimbajar und rückte vor Kalkutta, welches sich nach kurzer Verteidigung übergeben mußte. Die gefangenen Engländer wurden in die so berüchtigt gewordene Schwarze Höhle geworfen, wo der größte Theil von ihnen umkam. Der Generalgouverneur Clive aber nahm 1757 Kalkutta wieder ein. Der Friede wurde geschlossen, aber sehr bald kam es zu neuen Feindseligkeiten, welche zu der Nacht der Engländer in Indien begründenden Schlacht von Plassy führten. Wenige Jahre später, 1765, wurden von dem Großmogul Schah-Alam die Provinzen

(Subahs) B., Behar und Orissa an die Englisch-Ostindische Kompagnie übertrugen.

Litteratur: Bpl. Dalton, «Descriptive ethnology of Bengal» (Kall. 1872); Barton, «Bengal. An account of the country from the earliest times» (Lond. 1874); Hunter, «Statistical account of Bengal» (5 Bde., Lond. 1875).

Bengali, f. unter Indische Sprachen.

Bengali nennen die Vogelhändler verschiedene Arten arif. oder selbst arif. kleiner Vögel mit kurzem, dickem oder schlankem Schnabel, die häufig bei uns als Hievdögel gehalten werden und so durch ihre schönen Farben wie durch ihre Fähigkeit, sich zu verbinden, zu unterscheiden. Sie sehen sich meist in Reihen nebeneinander, singen abwechselnd, häufig nicht sehr angenehm, sind sehr feinf. verträglich mit andern Vögeln und lassen sich sehr leicht mit denselben bei gewöhnlichem Futter im Bauer halten. Man hat sie unter dem Namen Prachtstales (Spermentina) zusammengefaßt und eine Reihe von Untergattungen, Arten und Varietäten eingeschrieben, die bei den Händlern mannigfache Namen führen, wie Bandhink, Corda bla, Dabhi, Feuerdögelchen u. f. w.

Bengalisches Feuer ist ein in der Duffenwerterei sehr gebräuchlicher Feuerwerkstoff, welcher wegen seines intensiven weissen, fast die Helle des Tages erreichenden Lichts zur Beleuchtung von großen Räumen, Gebäuden, Jagden, Baumputzen u. f. w. benutzt wird. Der Satz besteht aus einem innigen Mischung von 7 Theilen Salpeter, 2 Theilen Schwefel und 1 Theil Schwefelantimon, der auch aus 16 Theilen Salpeter, 6 Theilen Schwefel und 4 Theilen Schwefelantimon. Durch Zusatz gewisser Stoffe kann man dem Bengalischen Feuer auch verschiedene andere Färbungen geben. Salpetersaures Baryt gibt eine grüne, Schwefelsaures Kupferoxyd-Ammoniak eine blaue, salpetersaure Natron eine gelbe, salpetersaurer Strontian eine rote Flamme. Die bunten Feuer erhalten halt bei Salpeters in der Regel Chlorwasser Kalk. Da das weisse Bengalische Feuer ähnlicher Satz wird bei Kriegesgebrauch in den Leuchtsackeln und in der Verfertigung der Raketen verwendet. Auch die besten Feuer finden in Signalfeuern vielfältige Anwendung.

Bengalisches Gelf heißt der Vorber- und Hindustan indien voneinander trennende Teil des ind. Indischen Ozeans (s. d.). Er enthält besonders an den Küsten mehrere Inselgruppen, bildet außer den Aufwändungen wenige Buchten, hat daher auch wenig gute Häfen, wird aber von zahlreichen Schiffen belebt, da an seiner Nordküste der Weltmarkt Kalkutta liegt. Auf diesem Meeresheil herrschen mondhäufige Winde, sog. Monuns, und zwar von April bis Oktober aus Südwest, während der übrigen sechs Monate aus Nordost. [Santini]

Bengalische Sprache und Litteratur.

Bengali, Ben. Ghäji, Hauptstadt von Beng oder des st. Bilajets B., nächst Tripolis die wichtigste Hafen der unmittelbaren Besitzungen der Pforte in Afrika, liegt an der Ostküste der Großen Syrte oder des Golfs von Sidra auf einer Sandbänne, welche durch einen salzigen Strandsee (Sahel) vom Festlande getrennt ist. Die Stadt bietet von der Seeheraus einen traurigen Anblick, indem dieser Stadtteil, von der Brandung umspült, jährlich mehr und mehr zusammensinkt, während die Erbsen auf der andern Seite keine

terung gestattet. Auf der Spitze der Landzunge, die den Hafen vom Meere trennt, liegt das Kastell, ein großes Gebäude mit vier Thürmen, aber baufällig. Auf der entgegengesetzten Seite wird die Stadt von einem Hügel mit dem Friedhofe und zwei Marabuthgräbern begrenzt. Im Innern liegt das Regierungsgebäude und die Kaserne für die Besatzung von 500 Mann. Ein einziges Minarett überragt die niedrigen Häuser, die aus rothem Sandstein aufgeführt sind. Das hervorragendste Gebäude ist das erst neuerdings erbaute Franziskanerkloster, in dem sich auch die luth. Kirche befindet. Die Brunnen der Stadt haben nur bräunliches Wasser, und das Trinkwasser muß aus dem Dorfe Sautani herbeigeholt werden. Der Hafen ist nur noch kleinen Schiffen zugänglich und verlandet immer mehr. Die Stadt hat mit Einschluß der nächsten Umgebung ungefähr 7000 arab. und jüdische G. und ist Sitz eines Kaimakams, der an die Porte eine Abgabe von 4000 Beuteln (etwa 4 Mill. Frs.) zahlt. Die Dazars sind ziemlich gut versehen, obgleich der Handel, seit keine Karavannen mehr aus dem Süden eintreffen, gänzlich darniederliegt. Die Bevölkerung lebt jetzt meist vom Ackerbau und führt Getreide und Schlachtvieh nach Malta aus. B. ist das alte Hesperides oder Berenice (im Erythräen), von welchem sich noch mehrere Ueberreste finden.

Bengel (Joh. Albr.), bedeutender württemb. Theolog, geb. 24. Juni 1687 im Städtchen Wimpfen, besuchte 1699—1703 das Gymnasium zu Stuttgart, bezog 1708 die Universität Tübingen, ward mit 17 Jahren Magister, 1707 Vikar zu Neudingen bei Ulm, 1708 Repetent am Tübinger Stift, 1713 Prediger und Klosterpräceptor, d. h. Professor am Seminar zu Denkendorf, 1741 Propst zu Herrschingen, 1747 Mitglied des landesherrlichen Konsultes, 1749 Rat im Konsistorium und Dekan zu Alpirsbach. Er starb 2. Nov. 1752. B. ist Begründer des sog. »biblischen Realismus«, d. h. derjenigen Richtung in der Theologie, welche nicht mehr das aus der persönlichen Erfahrung des Menschen Genommene oder aus den symbolischen Schriften jeder Konfession oder aus der religiösen Spekulation gewonnene System durch einzelne Sprüche der Schrift bewahrheiten, sondern aus der als ordentliches Ganzes betrachteten Schrift ein System der geltenden religiösen Wahrheit erst gewinnen will. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Erklärte Offenbarung Johannis« (Stuttg. 1800; 2. Aufl. 1856 u. öfter), »60 erbauliche Reden über die Offenbarung« (Stuttg. 1747), »Betrachtung des Urtheils der Wahrheit« (Stuttg. 1748), »Ordo verum a principio per periodos oeconomiae ad historicum atque propheticum« (Züb. 1741), »Kritische Ausgabe des Neuen Testaments (Züb. 1741), »In seinem »Gnomon Novi Testamenti« 1742 u. öfter; neu herausg. von Stuebel, Stuttg. 1860) gibt er seinen eigentlichen Charakter, aber in der Form von »Fingerringen« Fälle noch jetzt beachtenswerthe Bemerkungen über das Verhältniß der Schrift. Der »Abriß der Theologie« (Stuttg. 1751) wendet sich gegen einseitige Blat- und Wundertheologie. Vgl. »Das Leben und Wirken« (Stuttg. 1831) und »Literarischer Briefwechsel« (Stuttg. 1836); »Johann Albrecht B.« (Stuttg. 1865). »Christliche von B., Enkelsohn des vormaligen 2. Nov. 1769 zu Ravensstein auf dem »Hofe«, bis 1806 Pastor zu Warbach, starb

23. März 1826 als Prälat, Professor der Theologie und Propst an der St. Georgenkirche zu Tübingen. B. gab seit 1815 das »Archiv für Theologie« heraus, in welchem sich zahlreiche Abhandlungen aus seiner Feder befinden. Nach seinem Tode erschienen die »Reden über Religion und Christentum« (Züb. 1831; 2. Aufl. 1839) und die »Opuscula academica« (Hamb. 1834).

Bengler, s. Flagellanten.

Benguela oder die Kimbunda-Länder heißt die südl. an Angola stößende Region Niederbenguela, die sich etwa 450 km lang von der Mündung des Goanza von 10° 6' bis 14° südl. Br. erstreckt und sich im Innern bis zu den Wildnissen zwischen den Quellen des Cunene, Cubango und Goanza ausdehnt. Der Flächenraum läßt sich auf 400.000 qkm abschätzen. Der Boden steigt von der flachen Küste terrassenartig zur Höhe von 2000 m auf, und das Innere trägt vorwiegend Gebirgscharakter, hat daher auch reine und gesunde Luft, während die Küste, besonders während der Regenzeit (Mai und Juni), äußerst ungesund ist. Aus den Bergen kommen zahlreiche Flüsse, unter denen der Cuvo, Catumbella und der Rio San-Francisco die bedeutendsten; sie bilden zahlreiche, herrliche Wasserfälle, und unter diesen ist der im ganzen 100 m hohe des Rubschindsch der schönste, am Abhange des Gebirgszugs von Homa; doch leidet das Land Mangel an gutem Trinkwasser. Man gewinnt Silber, Kupfer und Eisen, Stein Salz in Fülle. Das Pflanzenreich liefert in üppiger Vegetation Apfelsinen, Weintrauben, Bananen, Mais, verschiedene Arten von Palmen, Cedern, Kastus, Maniokpflanzen. Auch geheißen die europ. Gemüse vortreflich, und Zuckerrübe wächst an den Ufern des Catumbella. Daneben ist das Land voll von wilden Thieren. Drei Arten von Hyänen, Löwen, welche dreist bis an die Stadt B. kommen, Elefanten, Büffel, Zebras, Antilopen, Perlhühner, Lachtauben finden sich in Menge. Die Viehzucht ist im ganzen gering. Die Einwohner gehören zum Congo-Stamm und bedienen sich der Bundo-Sprache. Sie stehen auf einer niederen Stufe der Sittung und sind meist noch Fetischgläubiger. Der portug. Sklavenhandel, durch den noch 1838 an 20.000 Sklaven aus der Hauptstadt B. ausgeführt wurden, hat die Hebung der Bevölkerung verhindert. Die Portugiesen verwalten das Land zugleich mit Angola. Gegenwärtig bildet B. eine portug. Kolonie mit dem Titel eines Königreichs neben den Königreichen Angola und Mosambik, die unter dem zu Loanda residirenden Generalgouverneur von Angola stehen und eine Bevölkerung von vielleicht 2 Mill. Seelen, darunter nur 3000 Weiße und Mulatten, haben.

Die Hauptstadt Benguela oder San-José de Benguela, in einem reigenden, aber ungesunden Thale weitläufig erbaut, zählt etwa 3000 G., wovon drei Viertel freie Schwarze, während die etwa 100 Mann starke Besatzung das Hauptkontingent der weißen Bevölkerung liefert. Der Hafen ist vortreflich, doch nicht bequem zugänglich. Von den wilden Schaggas 1836 zerstört, hat sich die Stadt zwar wieder erholt, trägt aber im ganzen die Spuren des zunehmenden Verfalls. Die Kirche von B. steht unter dem Bischof von Loanda, doch fehlt regelmäßiger Gottesdienst und aller Schulunterricht. Von Industrie ist keine Spur vorhanden, und alle Bedürfnisse der Art werden der Bevölkerung durch einige meist portug. und brasil.

Handelschiffe zugeführt. Auch eine regelmäßige Postverbindung mit Europa besteht nicht. Nur als Stapelplatz für die aus dem Innern kommenden Artikel, wie Elefantenzähne, Vantherfelle, Wachs u. s. w. hat B. einige Bedeutung. Die Stadt B. wird von den Portugiesen selbst als «Hölle» bezeichnet. Das in der Umgebung herrschende Fieber und die Dysenterie lassen die Anfuhrer hinweg und treten hier jeder weiteren Kolonisation hindernd in den Weg. Dagegen hat das Presidio Cacoanda, 260 km ostwärts von B., eine für den Handelsverkehr nach Südosten wichtige Faktorei mit etwa 3000 G., einschließlich der nächsten Umgebung. Etwa 160 km im NW. von B. liegt im Sumbe-Lande das Presidio Novo-Redondo mit einem Fort und etwa 100 Negerbaraden auf schroffen Felsklüften, in einer an allen afrikl. Proben reichten Umgebung und immer noch ein Hauptplatz für die Sklavenausfuhr. Etwa 320 km im SSW. von B., an der kleinen Fischbai, liegt das Presidio Mossamedes mit 3000 G., jetzt Sitz des Gouverneurs von Südbenguela, erst 1840 angelegt und wohl gedeihend, in einer an Hülsenreichtum reichen Gegend. Vgl. Lams, «Die portug. Besitzungen in Südwestafrika» (Hamb. 1845); Magyar, «Reisen in Südafrika in den J. 1849—57», aus dem Ungarischen von Hunfalvy (Bd. 1, Pest 1859).

Beni (Beni), Strom in der südamerik. Republik Bolivia, entspringt in mehreren Quellflüssen (deren hauptsächlichster der Rio de la Paz) im Nordwesten von Cochabamba auf den Ostabhängen der Anden von Bolivia, von denen herab mehrere wasserreiche Nebenflüsse auf seinem linken Ufer in ihn einmünden, fließt in vorwiegend nördl. Richtung durch das Depart. La Paz, wendet sich im Depart. Beni nach Nordosten und mündet nach einem Laufe von etwa 1500 km bei einer Tiefe von zuletzt 55 m in den Rio Mamoré, der von hier ab den Namen Mabeira annimmt. Die Vereinigung des B. und des Mamoré bildet nach R. und O. den Gemarkungspunkt von Bolivia gegen Brasilien. — Das Departement Beni, das größte der Republik Bolivia, bildet den nördl. Teil dieses Staates, grenzt im W. an Peru, im R. und O. an Brasilien, im S. an die bolivian. Departements La Paz, Cochabamba und Santa-Cruz, zählt auf über 700000 qkm aber nur etwa 54000 G., abgesehen von den nomadisierenden wilden Indianern (Mojos u. a.). Das zu einem großen Teile noch unerforschte Departement B., welches in die vier Provinzen Caupolicán, Mojos, Putacares und Guarapós zerfällt, ist nur im SW. gebirgig (Sierra von Apolobamba und andere Ausläufer der Cordilleren), im übrigen eben und von sumphigen und sereichen Urmärdern fast ganz bedeckt. Hauptort des Departements ist Trinidad mit 4170 G.

Beni-Amer, ein nomadisierender mohammed. Hirtenstamm in dem nördlich von Abyssinien gelegenen Lande Barla (s. d.) und in der nordöstlich davon liegenden Küstenebene Söhel oder Sahil. Die B., deren Zahl auf höchstens 200000 geschätzt wird, reden teils die Bedja-, teils die Tigresprache und bestehen aus den unterworfenen Basha und Bedawi und den herrschenden Rebtas und Belou. Oberster Herr ist das Familienhaupt der Rebtas, Degel genannt, doch sind sie dem Cheive von Aggypten tributpflichtig.

Benicarló, Seestadt am Mittelmeere in der span. Provinz Castellón de la Plana im ehemali-

gen Königreich Valencia, Station der Bahn Valencia-Tarragona, hat Ringmauern, ein altes Kastell, eine schöne Kirche und zählt (1877) 7922 G. Die Stadt ist ein besuchter Hafenplatz, besonders als Verschiffungsort des nach ihr benannten sehr beliebten Portweins, der in ihrer Umgebung in sehr großer Menge gewonnen wird. Dieser Wein geht hauptsächlich nach Frankreich und England, wo man ihn zur Verschönerung des Bordenachweins und Claret verwendet.

Benicela, Hauptstadt des County Solom und früher des ganzen nordamerik. Staates Kalifornien, liegt auf einer baumlosen Ebene auf der nördl. Seite der Straße Carquinez, welche die Fjeldbüchten San-Pablo und Suisun miteinander verbindet, 48 km nordöstlich von San-Francisco, mit welchem es eine regelmäßige Dampfschiffverbindung unterhält, zählt (1870) 1656 G. Die Stadt hat einen vorzüglichen Hafen, der Platz für die größten Schiffe bietet, und ein Vereinigtes-Staaten Arsenal mit ausgebreiteten Werkstätten, Baggen und Vorratssammern.

Benignität (lat.), Güte.

Beni-Hassan, Dorf in Mittelägypten, auf dem östl. Ufer des Nils, berühmt durch seine hoch in der Thalwand eingehauenen Felsengräber. Stolz hat Wege führen zu den nach Westen geöffneten Eingängen, die, über dreißig an Zahl, in gleicher Höhe sich hinziehen und durch einen schmalen Nischengang einander verbunden sind. Die Anlage der Gräber fällt in die zwölfte Ramethonische Dynastie, die letzte des Alten Reichs (2380—2167 v. Chr.). Die Stadt, zu der sie gehörten, hat keine Ruinen zurückgelassen. Wahrscheinlich wurde sie von den Hyksos, die während der folgenden Dynastie Ägypten unterjochten, zerstört, und ihre Ruinen mögen mit der Zeit durch den feinen Lauf ihrer öfters veränderten Strom verschlungen worden sein. Die reichlichsten Kammern sind die ältesten und am reichsten ausgeführt. Sie enthalten, nächst den sehr alten Nekropolen von Memphis, die wichtigsten monumentalen Reste, Darstellungen und Inschriften, die überhaupt aus dem ältesten Ägypten erhalten sind. Die Säulenordnung ist größtentheils die dem Felsenbau eigentümlichste. Aus den wenigen Pfeilern, der ohne alle Abscheidung in den Architrav von gleicher Breite, auf dem die Felsbede ruht, übersteht, entspringt durch Abkantung die 8seitige, dann die 16seitige Säule, deren stumpfwinkelige Kanten durch sehr flache Kanneluren klarer hervorgehoben wurden. Diese ganze Anordnungsweise findet sich in B. Von den Kanneluren pflegten eine oder zwei oder vier gegenüberüber einander voll und glatt gelassen zu werden, welche dem hier hieroglyphische Inschriften bestimmt waren. In dem ursprünglichen Pfeiler blieb zu oberst ein schmales Stüd ohne Abkantung stehen und bildete nun den glatt in den Architrav übergehenden Abschluss als vermittelndes Glied zwischen dem Kanneluren und dem kannelierten Schaft, der selbst aus einem runden, flachen und breiten Basis, dem Zwischen gliede zwischen Schaft und Fußboden, ragte. In den spätl. Gräbern von B. tritt eine zweite Säulenordnung auf, deren Form auf der Abkantung eines Pflanzenbüschels beruht. Vier Stengel von Lotosblumen sind unter den Reichen mit fünf Stämmen zusammengebunden. Die Reiche in dieser Form, oben abgestumpft, tragen Nubus und Architrav; die Basis ist dieselbe wie die der obersten

Säulenordnung. Beide Ordnungen vermischen sich in Ägypten nie; ihre einzelnen Elemente sind in den griech. Säulenordnungen wiederzuerkennen. An die Pylonsäule von B. mit vierteiligem Stamm schließt sich die aus acht Papyrusstengeln zusammengegebundene, sowie die in einen einzigen runden Schaft verbundene Säule an, die im neu-ägypt. Reiche die vorherrschende Ordnung bildet. Der geschlossene oder offene Reich unter dem Abakus, der die Breite des Architravs behält, und die fünf Bänder unter dem Relieflapital fehlen nie; der Schaft ahmt meist die am untern Teile sichtbare Schwellung der Sumpfpflanze nach. Der ausgezeichneten Stelle, welche B. in der Geschichte der Architektur einnimmt, kommt das Interesse der bildlichen Darstellungen an den Wänden der Gräber gleich, welche in reicher Fülle das Privatleben der Ägypter jener Zeit vollständiger als irgend eine Monumentengruppe des Alten Reichs vor Augen führen. Sie sind in den neuern Denkmälerwerten über Ägypten teilweise wiedergegeben, aber noch bei weitem nicht erschöpft. (S. Tafeln: Ägyptische Architektur, Fig. 1, und Bildnerer I. 3.)

Beni-Regab, Beni-Regab oder Regabiten, ein friedlicher Völkerstamm am Rande oder bereits innerhalb der Sahara, das südlichste Volk, welches (seit 1863) die Herrschaft der Franzosen in Algerien anerkannt und vier Dusen 600 km südlich bewohnt, von welchen die von B. gegen O. gestreckte Oase des Wadi-Regab die größte ist. Außer dem Fluß Regab hat die Oase zahlreiche Brunnen, und auch an Regen fehlt es keineswegs. Wo es Wasser gibt, da sind Gärten und Palmenpflanzungen angelegt. Das Plateau selbst ist entblühter Feld, wo einige Gräser spärlich vorkommen. Trotzdem finden dort das Rausch und das Guinea-schwein ihre Nahrung. Die B. zählen mit Ausschluß der 3000 im Zell anhängigen Kaufleute und Arbeiter 50—60000 Köpfe und wohnen in sieben mit Mauern umgebenen Städten. Sie sind aus dem südl. Teile von Tunis wegen Religionsverfolgungen nach ihrem jetzigen Wohnsitz eingewandert, wo sie gegen einen Jahres tribut von 60000 Frs. an den Kommandanten von Laghuat den Schutz der Franzosen genießen. In Algerien gelten sie als der rührigste und handeltätigste Volksstamm. Viele Regabiten wandern nach der Stadt Algier, wo sie meist in den maurischen Bädern als überaus rüstige Badernechte thätig sind. Andere finden dort ihren Erwerb in Schlächtereien und im Rindviehbetrieb oder im Handel für die Heimat, indem sie deren Hauptprodukt, die Datteln, hier verkaufen und dafür besonders Getreide einkaufen. Meist lehren sie nach einigen Jahren mit den Ersparnissen in ihre Oase zurück. Die Regabiten zählen zu keiner der vier orthodoxen oder sunnitischen Sekten, sondern huldigen demselben Glauben wie die arab. Wahabiten. Hauptstadt und wichtigster Handelsplatz des Landes ist Gharbaja am Regab mit 15000 G., zwischen drei Bergen, etwa 165 km im SSO. von Laghuat und im WNW. von Dargla gelegen, von den Franzosen zum Arrondissement Redaba in der Provinz Algier gerechnet.

Benin war früher der Name für den ganzen östl. Teil von Oberguinea, von der Mündung des Volta (an der jetzigen Grenze der Reiche Dahomeh und Katsina) ostwärts über das Delta des Niger hinaus bis an den Rumbi oder Rio del Rey (Königsfluß) im innersten Hinterland des Meerbusens

von Guinea. Dies ausgebreitete Küstengebiet, in welchem das vielarmige Nigerdelta fernwärts mit dem Kap Formosa bis 4° 19' nördl. Br. vorragt und den Golf von Benin im W. von dem Golf von Biafra im O. scheidet, war früher der Hauptstich des Sklavenhandels. Es wurde deshalb auch die Sklaventüste genannt, welchen Namen man später auf den westlichsten Teil beschränkte. Durch die Bemühungen der Engländer, welche die Küsten bewachen, den Niger durch Dampfer befahren und beherrschen, ist an die Stelle des Menschenhandels allmählich der Handel mit Palmöl in großem Maßstabe getreten. Im engeren Sinne verstand man früher unter B. ein despotisches Regentum, das sich vom Osenbe der Lagune Krabu, an deren Westeingange Lagos (s. d.) liegt, über das Nigerdelta hinaus bis zur Mündung des Alt-Galabar erstreckte und das mächtigste dieser Rüste war.

Ein Reich Benin oder der Beni-Regen besteht noch jetzt, aber das Nigerdelta gehört nur noch in seinem westlichsten Teile dazu. In den übrigen Teilen des Deltas haben sich eine Menge unabhängiger Reiche gebildet. Der Niger selbst bildet jetzt nur auf eine Strecke von 185 km die Osgrenze von B., die erst 185 km oberhalb der in der Spitze des Deltas gelegenen Stadt Ibo beginnt und bis gegenüber Ibo hinaufreicht, zu beiden Seiten des rechten Nebenflusses Obo oder Obo, nach welchem oft auch das Reich B. benannt wird. Von dort zieht sich daselbe gegen SW. zum Meer, grenzt im N. an die Reiche Swandub und Yoruba, im W. an Dahomeh, im SO. an verschiedene Deltareiche. Die Rüste von B. ist vielfach zerissen durch eine Menge versumpfter Flußarme, flach, und nur im Innern steigt das Land allmählich auf. Der Boden ist fruchtbar und erzeugt in äppiger Fülle Bainen, Reis, Dams, Juter und überhaupt alle Produkte Guineas, wie es denn auch dieselbe Fauna hat. Das Meer und die Flüsse sind fischreich. Die Bevölkerung ist sehr dicht. Die Sprache von B. gehört zu der vielgliedrigen Sprachfamilie der Beni-Regen oder der Regentämme des Nigerdeltas, westwärts bis zu den Dahomebern, nordwärts bis Yoruba einschließlich, ostwärts bis zum Bongo.

Die Hauptstadt Benin liegt am westlichsten Mündungsarme des Niger, dem an seiner Mündung 3 km breiten Beninstrom oder Formosa, der, früher als ein selbständiger Strom geltend, dem ganzen Lande den Namen gegeben hat. Die Stadt erstreckt sich an dem rechten Ufer des erst 60 km weiter abwärts schiffbaren Stroms in großer Ausdehnung, zählt 15000 G. und hat lebhaften Verkehr, obwohl derselbe, seit Aufhebung des Sklavenhandels, von Bongo, am östlichen Arme des Deltas, überflügelt worden ist. In der Nähe der Stadt liegt die Residenz des Königs. Die nächste bedeutende Stadt ist Warri oder Warreh, 185 km südlich, an dem Nigearme Warri oder Forcados, der Hauptort eines, wie es scheint, vom König von B. abhängigen Regentums. Europ. Niederlassungen gibt es an der Rüste von B. jetzt nicht. Auch der Hafenort Gatto (Agatton), 75 km unterhalb B. am Formosa gelegen, soll volkreicher als B. selbst sein. B. wurde 1484 von dem Portugieser Diego Cam, den der Nürnberger Martin Behaim begleitete, entdeckt und 1486 von Afonso de Alveiro besucht; 1786 gründeten die Franzosen an der Mündung des Flusses Niederlassungen, die 1792 von den Engländern zerstört wurden.

Benincasa Savi, eine zur Familie der Cucurbitaceen gehörige Pflanzengattung, von welcher nur erst eine einzige Art, die in den Tropengegenden Asiens einheimische *B. cerifera Savi* bekannt ist. Es ist eine einjährige Pflanze, die auf der Erde hinkriecht und gelbe monochische Blüten besitz; sowohl weibliche wie männliche Blüten haben einen glodenförmigen fünfklappigen Kelch und eine fünftheilige Blumenkrone, die erstern drei Narben, die letztern drei Staubgefäße. Die Frucht ist groß, fleischig und enthält sehr viele Samen, sie ist auf ihrer Außenseite mit einer ziemlich dicken Wachstübe überzogen. Das Kraut hat einen moschusartigen Geruch. Die Pflanze wird sowohl in ihrem Heimatlande Ostindien als auch im tropischen Afrika und Amerika kultiviert.

Beni-Suef, Provinz im untern Mittelägypten mit (1877) 140848 E., grenzt im N. an Oizeh und Fayum, im S. an Minia; nach S. reicht sie bis an das Abu-Gebirge. Die Hauptstadt Beni-Suef, einer der Haupthandelsplätze des Landes, am linken Ufer des Nils und an der Eisenbahn Oizeh-Suit, 110 km südlich von Kairo, liegt in einer fruchtbaren Gegend, ist der Hafenplatz für das Fayum, hat eine große Staatsbaumwollmanufaktur und zählt 5—6000 E. In der Nähe wird zu Ehren des Heiligen Schifani jedes Frühjahr eine stark besuchte Messe gehalten.

Benjamin (hebr. Sohn des Glücks, richtiger: Sohn der Rechten, mit Bezug auf die geogr. Lage des Stammgebietes der Benjaminiten »rechts«, d. i. südlich von Ephraim), nach der hebr. Sage der jüngste Sohn Jakobs und der Rachel, war der einzige leibliche Bruder Josephs und der Liebling seiner Eltern. Sein Stamm, die Benjaminiten, gehörte zu den weniger zahlreichen der zwölf israel. Stämme und erhielt sein Gebiet in Mittelpalästina zwischen den Gebieten der Stämme Ephraim, Dan und Juda und dem Jordan. Die Hauptorte waren Jericho, Bethel und Jerusalem, letzteres an der Grenze gegen Juda gelegen. Im Zeitalter der Richter in einen Krieg mit den übrigen Stämmen verwickelt, wurde der Stamm B. ganz vernichtet worden sein, wenn man nicht den Besiegten verspartet hätte, sich in ähnlicher Weise, wie die Römer durch den Raub der Sabinerinnen, mit Frauen zu versehen. Der Stamm B. gab Jeroel seinen ersten König Saul und blieb auch dessen Sohne Isoboseth treu. Nach Salomos Tode bildete er mit Juda das Königreich Juda und den Kern des spätern Judentums. Der Prophet Jesaja und der Apostel Paulus waren Benjaminiten.

Benjamin aus Ludela unternahm teils in Handelsgeschäften, teils um die Lage der verstreuten Juden kennen zu lernen, zwischen 1159 und 1173 eine Reise von Saragossa über Italien und Griechenland nach Palästina und Persien, und kehrte über Ägypten und Sicilien nach seiner Heimat zurück. Die schätzbaren, aber mit Vorsicht zu gebrauchenden Reiseotizen, die er in hebr. Sprache hinterlassen, sind öfter gedruckt und in das Lateinische, Englische, Holländische und Französische überfetzt worden. Die Ausgabe von Aker (*The Itinerary of Rabbi B.*) (2 Bde., Lond. 1841) enthält den volatilierten Text nebst engl. Übersetzung und gelehrten Anmerkungen.

Benjowsky (Rox. Aug., Graf von), durch seine Abenteuer merkwürdig, war 1741 zu Werbowa im Komitat Neutra in Ungarn geboren, diente

als kaiserl. Lieutenant im Siebenjährigen Kriege bis 1763, und ging dann auf Reisen, und zwar nächst nach Hamburg, wo er Schiffschiffahrts studierte, und hierauf nach Antwerpen und Venedig, wandte sich dann nach Polen, trat der Konstitution gegen die Russen bei und wurde Oberst, Befehlshaber der Kavallerie und Generalleutnantmeister. Von den Russen 1769 gefangen, nach 1770 nach Kamtschatka verwiesen. Auf der Reise dahin rettete er in einem Sturme das Schiff, auf ihm trug, und dieser Umstand, sowie sein ausgezeichnetes Schachspiel verschafften ihm bei dem Statthalter Nizow eine gute Aufnahme, dessen Ansehen in der franz. und deutschen Sprache unterstand.

Er veranlaßte daselbst die Erbauung eines katholischen Schulhauses, machte den Vorschlag, zu seinen Mitverbannten die südl. Landspitze Kamtschatkas anzubauen, und erhielt dafür nicht nur seine Freiheit, sondern auch die Hand Apfanahs, der Tochter Nizows. Inzwischen hatte er sich den Plan entworfen, mit mehreren Russenkommen zu entfliehen. In Begleitung Apfanahs verließ er Kamtschatka im Mai 1771 mit 36 Personen, nachdem es ihm gelungen war, nicht nur das per ihn abgeschickte Kommando zurückzuschlagen, sondern auch sich der Festung Botchereff und bei derselben befindlichen Bewehrung, 1½ Mill. Rubel, zu bemächtigen. Er segelte nach Formosa, dann nach Macao, wo viele von seinen Begleitern starben, unter ihnen auch Apfanahs. Daraus verlor er sein Fahrzeug nebst allem, was darauf war, und verdingte sich auf ein franz. Schiff. Es kam er nach Frankreich, erhielt daselbst ein Infanterieregiment und dann den Auftrag, auf Madagaskar eine Niederlassung zu gründen. Im Juni 1774 kam er in Madagaskar an, begründete die Niederlassung zu Boul-Point und wußte sich zugleich die Strauben verschiedener einheimischer Stämme zu gewinnen, die 1776 ihn zu ihrem König ernannten. Als er, nach Europa zurückgekehrt, um die ihm nie neue Unterstützung zu verschaffen, in Frankreich auf seiten des Ministeriums kein Gegenstand fand, trat er wieder in österr. Dienste, in welche er 1778 im Gefecht von Habelschwert gegen die Preußen kommandierte. Im J. 1783 leitete er in England eine Expedition nach Madagaskar, um Stände zu bringen und reiste, nachdem er bei Londoner Privatleuten und vorzüglich bei einem Handelsmanne zu Baltimore in Amerika die Unterstützung gefunden, im Okt. 1784 ab. Bis zu dem hier 1785 Feindseligkeiten gegen die Franzosen begann, schickte die Regierung von Island aus Truppen gegen ihn. In einem Gefecht mit denselben, 23. Mai 1786, ward er tödlich verwundet. Seine französisch geschriebene Autobiographie wurde von Nikolson herausgegeben (2 Bde., Lond. 1790) und von Forster (2 Bde., Lpz. 1791) u. Schelling (2 Bde., Hamb. 1791) überfetzt. Auch hat in seiner »Verschwörung in Kamtschatka« auf die Bühne gebracht.

Bentendorff, s. Bendendorff.

Bentulen, holländ. Bentoolen (engl. Bentoolen), in der Landessprache Bangsaluts, d. i. Rame einer niederländ. Residentchaft auf der Westküste von Sumatra. Dieselbe besteht aus 26087 qkm enthaltenden, schmalen, nicht über dem Gouvernement der Westküste Sumatras, nämlich von der Residentchaft der Kampjongen im Westen begrenzt, niedrig gelegenen, trichterförmigen

sumpfigen und ungesund, zugleich aber fruchtbaren Streifen Uferlandes. Nur in der Richtung gegen seine östl. Grenze, das Parissangebirge, durch welches B. von der Residenzstadt Palembang getrennt wird, erhebt sich derselbe allmählich. Die Bevölkerung betrug 1879, die sich auf 6000 Seelen belauende der Insel Singano mitgezogen, aus 159 Europäern, 142 760 Eingeborenen, 546 Chinesen, 1 Araber und 1 andern asiat. Fremdling. Die Eingeborenen sind fast durch Trägheit und Inbolenz auszeichnende, dabei nachlässige, unzuverlässige und verrätherisch gesinnte Malaien. Noththaten, auch an Europäern verübt, kommen bei ihnen häufig vor. Viehzucht und Ackerbau sind in B. unbedeutend. Haupterzeugnisse sind Reis, Pfeffer, Kaffee und Muskatnüsse. Reis wird nicht in einer dem Bedürfnisse entsprechenden Menge gewonnen, jedoch jährlich 8—10 000 Büschel davon eingeführt werden müssen. Die Bemühungen der niederländ. Regierung, die Bevölkerung zu der Anpflanzung von Kaffeebäumen und Pfeffersträuchern in umfangreicherer Weise zu bewegen, sind bei der Trägheit derselben ziemlich erfolglos geblieben.

Die Hauptstadt Bentulen, am gleichnamigen Flusse gelegen, mit 6870 E., ist Sitz des Residenzen. Die Engländer ließen sich 1686, nach ihrer Vertreibung von Bantam aus Jana 1689, zu B. nieder, breiteten sich von hier an der Westküste von Sumatra aus und erhoben B. zum Hauptorte ihrer Besitztungen auf jener Insel. Sie erbauten daselbst 1714 das noch jetzt bestehende großartige Fort Marlborough, gelegen unter 3° 48' nördl. Br. und 102° 16' östl. L. (von Greenwich). In den J. 1798 und 1808 führten sie daselbst aus den Molukken Gewürznelken und Muskatnussbäume ein. Besonders viel geschah für B. 1818—24, wo Sir Stamford Raffles Vizekönig-Gouverneur dieser seit 1802 zu der engl. und Präsidienstadt Bengalen gehörenden Besetzung war. Im J. 1824 wurde B. von England an die Niederlande abgetreten. Die wachsende Blüte des südlich gelegenen Padang, die allmähliche Veränderung der Meere, infolge deren größere Schiffe, wie z. B. auch die Raiddampfer, entworfen in der 15 km südlich von B. gelegenen Pulobai aber an der ihm gegenüberliegenden Insel Pulo-Titus anlanden müssen; der Umstand, daß zugleich mit der engl. Regierung die meisten der dort ansässigen wohlhabenden Engländer B. verlassen, und namentlich, daß von der niederländ. Regierung wenig mehr für B. gescheh, sind die Ursache, daß die Stadt, seitdem sie in den Besitz der Holländer gelangte, sich in einem stets zunehmenden Verfall befindet.

Deutsow (Louis), Sprachforscher, geb. 15. Nov. 1818 zu Erfurt, studierte in Berlin, Leipzig und Göttingen, wurde 1841 Lehrer der neuen Sprachen in Nantes, 1843 in Bourg, kam dann als Konsekretar der Bibliothek der Sorbonne nach Paris und 1849 als Professor der alten Literatur nach Dijon. Er schrieb: *De l'accentuation dans les langues indo-européennes* (Par. 1847); *Apres général le la science comparative des langues* (1858); *1. Aufl. 1872*; *Théorie générale de l'accentuation latine* (mit Weil, 1855); *Précis d'une théorie des rythmes* (2 Bde., Par. 1862—63) u. s. w.

Bendorn (Friedr. Aug. Otto), Archäolog, geb. 3. Sept. 1838 zu Greiz, besuchte das Gymnasium in Plauen, studierte 1857—62 in Erlangen und Bonn Philologie, war 1863—64 Adjunkt an der Landes-Schule zu Schnepferte, 1864—68 als

Stipendiat des Deutschen Archäol. Instituts auf Reisen in Italien und Griechenland, habilitierte sich 1868 für Archäologie in Göttingen, wurde 1869 Professor in Jülich, 1871 in München, 1872 in Prag und 1877 in Wien. Er ist Mitglied des Deutschen Archäol. Instituts und der Akademie der Wissenschaften in Wien. Mit Rich. Schöne zusammen beschrieb B. *Die antiken Bildwerke des Lateranischen Museums* (Vgl. 1867). Ferner publizierte er *«Griech. und sicil. Vasenbilder»* (Jes. 1—3, Berl. 1869—77), *«Die Metopen von Selinunt»* (Berl. 1873), *«Die Antiken von Jülich»* (in den *«Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Jülich»*, 1872) und *«Antike Geschichtsbücher und Sepulcralmotive»* (Wien 1878). Als Teilnehmer an der zweiten archäol. Expedition nach Samothrake (1875) gab B. mit Conze und Hauwer *«Neue archäol. Untersuchungen auf Samothrake»* (Wien 1880) heraus. In den J. 1881 und 1882 unternahm er archäol. Expeditionen nach Kleinasien (Lykien und Karien).

Bennedictstein, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Erfurt, Kreis Nordhausen, 30 km im N.W. von Nordhausen, im Oberharz, in einer Grube, zählt (1880) 3835 E. Der Ort hat Eisenerzgruben, fabriciert Eisen- und Blechwaren, Nägel und Zandhölzer, mit denen die Bevölkerung zum Teil auswärts hausieren geht.

Bennet, eine engl. in Verhichte anläßliche Familie, aus welcher namentlich Henry B., Mitglied des Cabal-Ministeriums unter Karl II., berühmte ist. Derselbe, geb. 1618, trat in der Revolution auf die Seite Karls I., kämpfte in dessen Heer und wurde in Oxford zum Geheissen des Staatssekretärs Dalgby ernannt. Wie dieser, trat auch er zum Katholizismus über. Nach der Katastrophe Karls I. war er im Auslande für die Stuarts thätig. Karl II. nahm ihn nach der Restauration in sein Kabinett. Der Titel eines Barons von Arlington, den er 1664 erhalten, wurde 1672 in den eines Grafen von Arlington umgewandelt, der auf die Nachkommenschaft seiner mit dem Herzog von Grafton, natürlichem Sohne Karls II., vermählten Tochter überging. Seine Hauptthätigkeit entwickelte der eifrige und gewandte Staatsmann als Mitglied des Cabal-Ministeriums 1669—73, bei dem Versuche Karls, durch das Bündnis mit Ludwig XIV. erst Holland, dann den Protestantismus und Parlamentarismus in England niedergewerfen und die Monarchie auf die Armee und den Katholizismus zu gründen. Als durch den Widerstand Hollands gegen die Verbündeten und des engl. Parlaments gegen den König das Unternehmen mißlang, entging B. mit Not der Verurteilung. Im J. 1676, bei einer neuen antislav. Wendung der Politik Karls, verselb er mit diesem selbst. Er wurde 1679 noch einmal Mitglied des Geheimen Rats und erhielt sich am königl. Hofe bis an seinen Tod, 28. Juli 1685. Für die Geschichte jener Zeit sind von Wichtigkeit seine *«Letters to Sir W. Temple»* (2 Bde., Lond. 1701). — John B., des vorigen Bruder, geb. 1638, erhielt 1682 die Würde eines Barons von Ossulton, welche er an seinen Sohn Charles B., geb. 1674, vererbte. Letzterer wurde nach dem Tode seines Schwiegervaters, des durch seine Teilnahme an dem Kuffhandelsversuche Rottenmouths bekannten Lord Greg von Wente, Grafen von Lanterville, 1714 zum Grafen von Lanterville erhoben und starb 21. Mai 1722.

Bennett (James Gordon), amerik. Publizist, geb. 1. Sept. 1795 in New-Mill in der schott. Grafschaft Banffshire, erhielt seine erste Erziehung auf einem luth. Priesterseminar in Aberdeen, wanderte 1819 nach Amerika aus und gründete, nachdem er sich fast 16 Jahre erfolglos in Halifax, Charleston, Philadelphia und andern Orten als Journalist und Zeitungsdirecteur versucht hatte, 5. Mai 1835 den »New York Herald«, den er durch Geiß, Fleiß und Benützung aller technischen Hilfsmittel allmählich zu einem der verbreitetsten und reichsten Blätter der Welt emporhob. B. war der erste, welcher 1837 den »Goldartikel« (Börsenbericht) in die amerik. Presse einführte, Nachrichten auf bisher unbenuzten Wegen beschaffte, wie durch den Telegraphen und durch seine besonders den ankommenden Schiffen entgegengefangenen Neuigkeitsboote. Die erste größere Rede, die überhaupt durch den Telegraphen vermittelt wurde, war die berühmte Calhoun'sche über den mexik. Krieg und erschien am andern Morgen vollständig im »Herald«. Das Geheimnis seines Erfolgs lag in der konsequenten Durchführung des Grundsatzes, daß er ohne jede Rücksicht auf Kosten stets das Neueste am schnellsten und präzisesten brachte. Diesen Gesichtspunkt hat sein Beispiel allmählich in die ganze amerik. Presse hineingetragen. Im J. 1871 sandte B. eine Expedition zur Auffindung Livingston's aus, der denn auch von Stanley, seinem Reporter, gefunden wurde. So großer Verdienst sich B. auch durch Vervollkommnung und Ausbeutung aller technischen und finanziellen Hilfsmittel zur Herstellung einer großen Zeitung erworben hat, so wenig leistete er für die moralische Hebung der Presse. In der Politik war er gefinnungslos und nur darauf bedacht, mit allen Mitteln Kellame und Geld zu machen. Sein Blatt warf ihm bis zu seinem am 1. Juni 1872 in Newport erfolgenden Tode etwa 750 000 Dollars jährlichen Nettogewinn ab; es wird seitdem mit denselben Mitteln und in derselben Richtung von seinem gleichnamigen Sohne fortgesetzt.

Bennett (John Hughes), engl. Arzt, geb. in London 31. Aug. 1812, studierte in Edinburgh, wo er 1837 mit der Schrift »Physiology and pathology of the brain« mit Auszeichnung promovierte. Später brachte er zur Fortsetzung seiner Studien zwei Jahre in Paris und zwei Jahre in Deutschland zu. Allgemeiner bekannt wurde er durch seine Anempfehlung des Leberthrans, dessen Wirksamkeit als Heilmittel für Strofeln, Schwindsucht und verwandte Krankheiten er seit 1841 zuerst in England befürwortete. B. wurde 1843 als Patholog in dem Royal Infirmary in Edinburgh angestellt und 1848 Professor der Medizin an der edinburgher Universität. Hier entdeckte er die als Leucocythämie bekannte Blutkrankheit, die er in der Schrift »Leucocythæmia or white cell blood« (Edinb. 1852) beschrieb, und veröffentlichte eine Reihe von Vorträgen über Lungen- und Nervenkrankheiten, wie »Inflammation of the nervous centres«, »Pathology and treatment of molecular consumption«, »Treatment of pulmonary consumption«, »Pneumonia« u. s. w., die verdiente Beachtung fanden. Sein Hauptwerk »Clinical lectures on the principles and practise of medicine« (Edinb. 1860; 5. Aufl. 1868) wurde in mehrere Sprachen übersetzt. Später erschien von ihm »Researches into the action of mercury, podophylline and taraxacum on biliary secretions« (Edinb. 1869; 2. Aufl. 1874). Er starb 25. Sept. 1875.

Bennett (William Cor), engl. Dichter und Publizist, geb. 1820 in Greenwich, führte nach dem frühen Tode seines Vaters, eines Wundarzte, dessen Geschäft fort und beteiligte sich mit lebhaftem Interesse an den lokalen Angelegenheiten seines Geburtsortes. Die Gründung eines literarischen Instituts auf breiterer volkstümlicher Grundlage, die Herstellung einer höhern Volksschule für die gebildeten Mittelschichten, sowie billige öffentliche Bäder und Waschhäuser in Greenwich waren sein großer Teil seiner eifrigen Bemühungen gewesen. Während der Agitation für die Abschaffung der Kopfsteuer und des Zensurensteuergesetzes fungierte er als Beamter der Association for the repeal of taxes on knowledge; später wurde er Sekretär der greenwicher Zweigvereins der National Education League. Nachdem er schon 1843 einen am Band Gedichte herausgegeben und zu verschiedenen Zeitschriften poetische Beiträge geliefert hatte, erschienen von ihm »Poems« (Lond. 1850; 2. Aufl. 1862), »Verdicts« (Lond. 1853), »We were« (Lond. 1855), »Queen Eleanor's vengeance and other poems« (Lond. 1857), »Songs by a songwriter« (Lond. 1859; 2. Aufl. 1876), »The wedding ring« (Lond. 1861), »Our glory and national poems« (Lond. 1866), »Songs for sailors« (Lond. 1872) und »Sea songs« (Lond. 1878). Als dichterisches Talent ist wesentlich lyrischer Art und am besten gelingt ihm die Ballade und das humorreiche patriotische Lied. In den J. 1868–70 war er Mitredakteur der Zeitschrift »Weekly Dispatch«.

Bennett (William Sterndale), namhafter engl. Komponist und Pianist, geb. 13. April 1817 in Sheffield, wurde Sängerknabe am Kings College zu Cambridge, und kam dann nach London an die Royal Academy of Music. Im J. 1836 ging er zu weiterer Ausbildung nach Deutschland. In Leipzig komponierte er die Ouvertüre »Die Walpurgis« (eins seiner besten Werke), welche 1839 zum ersten mal unter großem Beifall aufgeführt wurde. Im darauf folgende Jahr nach London zurück, ging 1840 aber auf längere Zeit nach Deutschland, gründete 1841 in London die Bach-Society, die er bis 1862 leitete, war 1856–67 Dirigent der Philharmonischen Gesellschaft, wurde 1866 von der Universität Cambridge zum Professor der Musik ernannt, 1868 zum Royal (Direktor) der Royal Academy of Music gewählt und erhielt 1870 von der Königin von England die Ritterwürde. B. starb 1. Febr. 1879 in London. Sein Leichnam wurde in der Westminster Abbey zu London beigesetzt. B.'s Kompositionen umfassen ungefähr in die 40 Werke im Druck oder in der Presse, schließen sich ziemlich eng an Aesthetik und Weise an, zeigen Feinsinnigkeit, mitunter auch interessante harmonische Kombinationen und ungewöhnliche Klangwirkungen, sind aber oft monoton und pedantisch. Hervorzuheben sind: das Oratorium »The woman of Samaria«, die Kantate »The may queen«, eine Symphonie, die Ouvertüren »Die Walpurgis«, »Die Walpurgis«, in Moore's »Paradise and Peri« und Byron's »Parisina«, vier Klavierkonzerte für Klavier mit und ohne Begleitung, verschiedene andere Kammermusikstücke, einige Legendenfantasien, Lieder u. s. w.

Ben-Revis, höchster Berg Schottlands (Hoch), in der Grafschaft Inverness, nahe dem 6. Mil. 6 km östlich vom Fort William. Seine Höhe ist 38 km Umfang. In 518 m Höhe trägt er eine See, oberhalb dessen der Berg ohne Vegetation ist.

Beaunewitz, Mechaniker und Astronom, s. A. p. a. Petrus).

Bennigsen, ein altes niederländ. Adelsge-
schlecht, welches sich wahrscheinlich am Ende des
17. u. des 18. nach blühenden Familie von
erschweigte und sich nach der von ihr erbau-
ten Burg benannte. Die Ruinen der letztern
sich bei dem Pfarrdorfe Bennigsen (mit
1) im Amte Kalenberg der preuß. Landdrostei
ver. Hier erscheinen die B. urkundlich zu-
311 als Vasallen der Grafen von Schaum-
burg. Sie besaßen frühzeitig auch mindensche,
schm. und andere Lehne, woraus ihre Ritters-
B. und Völlen hervorgingen. Dazu kamen
weiter Hälfte des 16. Jahrh. die Rittergüter
in, Gronau und Bismum im Bistum Hildes-
heim. Mit den Söhnen Johannes von B., gest. 1618,
den die beiden noch gegenwärtig blühenden
des Hauses, die ältere Linie zu Banteln und
neger zu Bennigsen. Der Linie zu Ban-
schörte der russ. General Levin Aug. Theo-
dorus Bennigsen (s. d.) an, welcher 1813 in den
Kriegszustand erhoben ward. Sein Sohn ist
Alexander Levin von Bennigsen (s. d.), che-
r hannoo. Minister. Zur jüngeren Linie
nigsen gehört der kurländ. Generalleuten-
ant Adolf von B., welcher im dach-
kriege die kurländ. Armee in Böhmen
gte. Der gegenwärtige Besitzer des Ritter-
nigsen ist Rudolf von Bennigsen (s. d.).

Bennigsen (Levin Aug. Theophil), russ. Feld-
sch. 10. Febr. 1745 zu Beaunewitz, wurde
bald am kurländ. Hofe, 1759 Jägermeister im
russ. Fußgarde, und avancierte im Lauf
seiner kriegs, erst 17 J. alt, zum Ka-
nant aber schon 1764 den Abschied. Zer-
störungsverhältnisse veranlaßten ihn, russ.
zu suchen. Er wußte es dahin zu bringen,
zu diesem Behuf ein hannoo. Oberstlieute-
nant verliehen wurde. Daraus hin wurde
als Premiermajor in der russ. Armee an-
und, socht 1774 unter Rumänow gegen die
1788 als Oberst unter Potemkin bei dem
von Ochakow. Als Brigadier zeichnete
1792 in Litauen im kleinen Kriege aus; 1794
in Litauen verwendet, wurde er nach einem
1795, das er bei Soli selbständig und siegreich
die Insurgenten besaß, zum General-
befördert. In dem Treffen bei Witsna führte
er erfolgreichen Reiterangriff aus; später ge-
heim, bei Olita eine Insurgentenarmee voll-
zu sprengen. In dem Kriege gegen Per-
sien, trug er wesentlich zur Eroberung von
1801 bei. Unter Kaiser Paul wurde er 1798
Lieutenant, fiel dann aber in Ungnade und
infolge dessen von den gegen das Leben
seiner Befehlshaber anwerben. Er führte
nach dem 23. März 1801 die Befehlshaber
des Schlafzimmers des Kaisers und trug
eine Energie das meiste zum Gefangen der
jet bei. Alexander I. ernannte ihn 1802
moral der Kavallerie. In den beginnenden
mit Frankreich erhielt B. das Kommando
der Nordarmee, die aber 1806 nicht zur Ver-
fügung kam; 1806 bildete dieses Korps wieder
als Befehlshaber einen Teil der Armee in Preußen.
ab Rastenburg, der wahrscheinlich geworden
der russ. Armee in den verwirrtsten Rüstung
er hatte, gelang es B. am 26. Dez. 1806 bei

Bautsch die Angriffe des Marschalls Lannes zurück-
zuschlagen. Bald darauf wurde B. an Burgho-
dens Stelle zum Oberbefehlshaber ernannt. Als
solcher hielt B. am 7. und 8. Febr. 1807 dem Feinde
bei Eylau (s. d.) Stand zur Schlacht, welche ihm den
Ruhm verschaffte, zum erstenmal den Zauber der
Unüberwindlichkeit Napoleons gebrochen zu haben.
Im Frühjahr 1807 that B. nichts, um das be-
drängte Danzig zu entsetzen, dann aber zog er sich
am 14. Juni bei Friedland eine entscheidende Nie-
derlage zu, und darauf war er es, der vor allen zu
dem Tilsiter Frieden drängte.

Nun lebte B. einige Jahre auf seinen Gütern in
Litauen; 1812 erschien er ohne Amt wieder bei der
Armee, wo er den thätigsten Anteil an den In-
trigen gegen Barclay nahm. Doch gelang es ihm
nicht, sich an dessen Stelle einzubringen. Unter
Kutusow wurde er Chef des Generalstabes. Als
solcher socht er 7. Sept. in der Schlacht bei Boro-
dino. Am 18. Okt. ersocht er bei Tarutino einen
namhaften Erfolg über Murat. Er war von Ku-
tusow nur mangelhaft unterstützt worden. Da-
aus klagte er Kutusow bei Krassichow und beim
Kaiser an; er habe Moskau ohne alle Notwendig-
keit dem Feinde überlassen und am 18. Okt. den
Erfolg absichtlich hintertrieben. Der Kaiser sen-
dete B. den Denunziationen Kutusow selber zu, und
B. erhielt darauf von diesem den Befehl, die Armee
augenblicklich zu verlassen. Nach Kutusows Tode
wußte es aber B. wieder dahin zu bringen, daß er
das Kommando der in Polen gebildeten Reserve-
armee erhielt. Mit dieser »Polnischen Armee«
marschierte er im Aug. 1813 nach Böhmen, und
von dort mit der Hauptarmee nach Sachsen. In
der Schlacht bei Leipzig am 18. Okt. führte er die
dritte Hauptkolonne, 69000 Mann stark, socht sie-
gerich wie die gesamte Heeresmacht der Verbündeten
und wurde am Abend dieses Tags vom Kaiser
Alexander in den Grafenstand erhoben. Dann
wurde ihm die Belagerung Hamburgs aufgetragen,
das die Franzosen aber erst nach dem Frieden
räumten. Nach dem Frieden erhielt er 1816 das
Kommando der zweiten Armee im südl. Rußland;
Kränklichkeit nötigte ihn, 1816 seine Entlassung zu
nehmen. Er starb 3. Okt. 1826, erblindet, auf seinem
Stammgut Banteln bei Hannover. B. ist auch
als militärischer Schriftsteller aufgetreten in »Ge-
danken über einige Kenntnisse, die einem Offizier
der leichten Kavallerie nötig sind« (Witna 1806).
Wichtiger sind indeß die Memoiren, die er hand-
schriftlich hinterlassen hat.

Bennigsen (Alexander Levin, Graf von), han-
noo. Staatsmann, Sohn des vorigen, geb. 21. Juli
1809 zu Ratze bei Witna, kam 1818 nach Han-
nover, besuchte das Lyceum daselbst, studierte seit
1826 zu Göttingen Jurisprudenz, trat dann in den
Staatsdienst und ward 1835 dem Ministerium des
Innern zugeteilt, nahm aber 1840 aus Gesund-
heitsrücksichten seine Entlassung. Von der Pro-
vinziallandtschaft der Fürstentümer Kalenberg, Göt-
tingen und Grubenhagen zum Schatzrat ernannt,
trat er in die Erste Kammer der hannoo. Stände-
versammlung und wurde Ende Juni desselben
Jahres zum Mitgliede des Obersteuerkollegiums
und der Generaldirektion der indirekten Steuern
ernannt. Im J. 1848 beauftragte ihn der König
mit der Bildung eines neuen Ministeriums, in dem
er außer dem Präsidenten des Portefeuille des Aus-
wärtigen und des königl. Hauses übernahm. Mit

1809 zu Ratze bei Witna, kam 1818 nach Han-
nover, besuchte das Lyceum daselbst, studierte seit
1826 zu Göttingen Jurisprudenz, trat dann in den
Staatsdienst und ward 1835 dem Ministerium des
Innern zugeteilt, nahm aber 1840 aus Gesund-
heitsrücksichten seine Entlassung. Von der Pro-
vinziallandtschaft der Fürstentümer Kalenberg, Göt-
tingen und Grubenhagen zum Schatzrat ernannt,
trat er in die Erste Kammer der hannoo. Stände-
versammlung und wurde Ende Juni desselben
Jahres zum Mitgliede des Obersteuerkollegiums
und der Generaldirektion der indirekten Steuern
ernannt. Im J. 1848 beauftragte ihn der König
mit der Bildung eines neuen Ministeriums, in dem
er außer dem Präsidenten des Portefeuille des Aus-
wärtigen und des königl. Hauses übernahm. Mit

Stüve vertrat er in denselben gemäßigt liberale Anschauungen. Nachdem das Ministerium 28. Okt. 1850 zurückgetreten war, wurde B. 1851 zum Präsidenten der Ersten Kammer gewählt, welcher er seit 1849 angehörte. Als infolge der Otzrozierungen vom 1. Aug. 1855 unter dem Ministerium Borries ein adeliches Oberhaus wiederbergestellt und Stüve 1856 der Urlaub zum Eintritt in die Zweite Kammer verweigert worden war, nahm B. an dessen Statt das Mandat für Osnabrück an, worauf ihn die Kammer ebenfalls zum Präsidenten wählte. Infolge seines energischen Auftretens gegen die Regierung wurde jedoch seine Teilnahme an der Ständeverammlung von 1857 auf Grund der Verordnung, welche auch die pensionierten Staatsminister der Dienstbereitschaft des Königs unterordnete, mittels Urlaubsverweigerung gehindert. Im J. 1864 nahm indes B. als Abgeordneter der Hauptstadt wieder seinen Sitz in der Zweiten Kammer, die ihn abermals zum Präsidenten wählte. Seit 1866 lebt B. in Zurückgezogenheit, der welfischen Partei jugethan, die ihn als Reichstagskandidaten aufzustellen pflegt.

Bennigsen (Hud. von), hervortretender Politiker, wurde 10. Juli 1824 zu Eimburg geboren, wo sein Vater, Generalmajor Karl von B., in Garison stand. Nachdem er das Lyceum zu Hannover besucht und 1842—45 zu Göttingen und Heidelberg die Rechte studiert hatte, bekleidete er verschiedene Stellungen im hannov. Justizdienste (1846 Amtsauditor in Lachow, später in Osnabrück, 1850 Justizangler-Affessor in Aurich und Osnabrück, dann Vertreter des Staatsanwalts beim Obergericht in Hannover), bis er 1854 als Richter an das Obergericht nach Göttingen kam. Im J. 1855 ward B. von der Stadt Aurich in die Zweite Kammer gewählt, doch verweigerte ihm der Justizminister den Urlaub. B. trat hierauf von seiner amtlichen Stellung zurück, widmete sich der Landwirtschaft und unterzog sich später der Bewirtschaftung seines väterlichen Gutes Bennigsen. Bei den Neuwahlen von 1857 mit großer Mehrheit zu Göttingen und Dannenberg zugleich gewählt, trat er für Göttingen in die Kammer und stellte sich hier an die Spitze der wenigen Oppositionsmitglieder. In dem Bestreben, einen Vereinigungspunkt für die polit. nationalen Bestrebungen zu schaffen, entwarf er 1859 mit Riquel und andern eine Erklärung, worin das Bedürfnis eines deutschen Parlaments sowie einer starken Centralgewalt und Preußens Ansprüche auf die Vormachtstellung betont waren. Nachdem dieses Programm von einer Versammlung von 35 hervorragenden Liberalen (14. Juli 1859) zu Hannover unterzeichnet war, fand unter B.s Leitung eine größere Versammlung zu Eisenach (14. Aug.) statt, die eine Vereinigung der Konstitutions- und Demokraten zu einer einzigen nationalen Partei als Forderung aufstellte, und am 15. und 16. Sept. wurde in Frankfurt zur Durchführung jenes Programms der Deutsche Nationalverein gegründet. B. ward zum Präsidenten des Gesellschaftlichen Ausschusses gewählt. In dieser Stellung entwickelte B. eine weitgreifende Thätigkeit, die trotz der Gegenwirkung, welche die Bestrebungen des Nationalvereins anfangs seitens der preuß. Regierung fanden, die Bewegung Deutschlands nach dem nationalen Ziele wieder in Fluß brachte.

Außerdem wirkte B. in seinem engern Vaterlande trotz aller Ansetzungen als Abgeordneter fort und beteiligte sich auch als Vertrauensmann

bei dem Ausschusse von Seßlichen und Freien, welcher die Einführung einer Presbyterial- und Synodalverfassung anstrebte und die große kirchliche Versammlung zu Celle 22. April 1863 veranlaßte. Diese kirchliche Bewegung, welche den äußeren Anlaß zu dem Sturze des bereits politisch erkrankten Ministeriums Borries gab, fand ihren Höhepunkt in der von der Bischofskonferenz beschlossenen Synodal- und Presbyterialverfassung der luth. Kirche Hannovers, auf deren Justizbeschlüssen B. als ein Fürstentum Osnabrück gewähltes Synodalmitglied wesentlichen Einfluß übte. In den J. 1863—66 Führer der Kammermehrheit gegenüber den linken, später, im Innern zwar gemäßigten, aber in der Politik grobdeutlich gesinnnten Ministerien, nahm B. vor dem Ausbruche des Kriegs von 1866 mit seinen polit. Freunden vergeblich den Versuch, zu Neutralitätsstellung Hannovers zu treten. Nach der Einnahme Hannovers in Preußen wählte sich noch im Laufe des J. 1866 unter B.s Führung in Hannover die nationalliberale Partei, welche die Ausbildung Deutschlands zu einem parlamentarischen Bundesstaate zur Aufgabe machte. In den Norddeutschen Reichstag und in das preuß. Abgeordnetenhaus durch den 19. hannov. Wahlkreis (Otterndorf-Neubaus) gewählt, nahm B. als Vizepräsident dieser Körperschaften an der Führung der nationalliberalen Partei an der parlamentarischen Thätigkeit lebhaften Antheil. Im 1868 wurde er von den Provinzialständen der Provinz Hannover zum Landesdirektor gewählt. Während des Deutsch-Französischen Kriegs wußte B. mehrmals in Süddeutschland, um im Auftrage seiner polit. Freunde sich über die eventuelle Haltung gegenüber der deutschen Verfassungsfrage mit den süddeutschen Liberalen zu verständigen. Im J. 1870 wurde er nebst noch einigen polit. Thätigkeiten in das deutsche Hauptquartier nach Versailles berufen, um an den Beratungen mit den Vertretern Süddeutschlands über die Verträge zwischen den süddeutschen Regierungen und dem Norddeutschen Bunde teilzunehmen. Seit 1871 vertrat er den Wahlkreis Otterndorf-Neubaus ununterbrochen im Deutschen Reichstage und im preuß. Abgeordnetenhaus, als dessen Präsident er 1871—75 fungierte. Ende Dez. 1877 fanden zwischen B. und Bismarck über den Eintritt des ersten in das preuß. Ministerium persönliche Verhandlungen zu Baryn statt, welche, im Frühjahr 1878 länger fortgesetzt, daran scheiterten, daß B. nicht nur einen Bedenkensgegen einzelne finanzielle Reformen vorzulegen gegen das Tabakmonopol des Reichslandes äußerte, sondern namentlich auch die Behauptung stellte, daß zugleich mit ihm noch mehrere andere Mitglieder der nationalliberalen Partei in das Ministerium eintreten sollten. Die Ablehnung dieser Forderung rief eine gewisse Spannung zwischen B. und Bismarck hervor, die noch durch die energische Opposition des nationalliberalen Min. gegen den ersten Entwurf des Sozialistengesetzes wesentlich verstärkt wurde. Trotz dieser Entfernung blieb B. seiner bisherigen gemäßigten Haltung treu. Dies zeigte sich namentlich 1890 in dem Austritt des linken Flügel der nationalliberalen Partei aus dieser Fraktion, bei welcher Gelegenheit er die unbestrittene Führerschaft bei den nationalliberalen Partei übernahm. Als parlamentarischer Redner wirkte B. bescheiden und ruhige, staatsmännische Haltung.

Bennington, Countyhauptort im nordamerik. Staat Vermont, hat bedeutende Porzellanfabriken und zählt 5760 E. Hier schlug der amerik. General Stark 16. Aug. 1777 an der Spitze der Milizen von New-Hampshire die Engländer unter General Bourgogne und Oberst Baum.

Bennisch oder **Bensch**, Stadt in Oesterreichisch-Schlesien, in der Bezirkshauptmannschaft Freudenthal, mit (1880) 4200 E. deutscher Junge, die neben den hässlichen Gewerben Ackerbau treiben. Ehemals wurde in der Umgebung auf Silber gebaut, was ist daselbst die Baumwoll- und Leinenindustrie bedeutend. Der Name der Stadt erinnert an die Herren von Beneschau, von denen sie im 12. Jahrh. gegründet wurde.

Benns der Heilige, zehnter Bischof von Meissen, geb. 1010 als Sohn des Grafen Berner von Böhmen, erhielt durch den ihm verwandten Bischof Bernward zu Hildesheim eine gelehrte Erziehung, ward 1028 Rösch, 1035 Diakon, 1040 Priester, 1061 Domherr zu Goslar und 1066 durch Heinrich IV. Bischof von Meissen. Wegen heimlicher Teilnahme an der Verschwörung der Sachsen ward B. 1075 von Heinrich IV. gefangen gesetzt; 1076 nach neuem Gelübdis der Treue in seine Diocese entlassen, aber 1078 wiederum gefangen genommen und 1085 seines Bistums entsetzt. Erst nach völliger Vermählung erhielt er daselbst 1087 zurück und wirkte jetzt, von weltlichen Händen sich fern haltend, den Grundsätzen Gregors VII. treu, mit Eifer für Hebung des kirchlichen Lebens, für Befreiung der heidnischen Sitten und für bessern Anbau der weisener Gegend. Er starb 16. Juni 1107 und wurde 31. Mai 1523 von Hadrian VI. heilig gesprochen. Dagegen schrieb Luther „Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meissen soll erhoben werden“. Seine Gebeine wurden 1576 nach München gebracht, wo B. als Patron der Stadt und des Landes verehrt wird; ein Teil derselben ward von Karl VII. der kath. Gemeinde zu Dresden geschenkt. Vgl. Emfers sabelhafte „Vita Bennonis“ (Ept. 1512) und Seyfarts kritisches „Omilegium S. Bennonis“ (Rösch. 1765).

Benoît de Sainte-More, altfranz. Dichter des 12. Jahrh. aus der Normandie, lebte und dichtete unter der Regierung Heinrich II. von England. Seinen vollständigen Namen hat er nur in einem seiner Werke, dem „Roman de Troie“ (Herausg. von Joly, 2 Bde., Par. 1870–71) genannt, welches Werk er nach der lat. Bearbeitung des sog. latein. unter Benennung des sog. Dictys und anderer Quellen, wie Ovids „Metamorphosen“, um 1164 verfasste. Nur Benoît nennt er sich in der genannten „Chronique des ducs de Normandie“ (Herausg. von F. Michel, 3 Bde., Par. 1836–44), aber ungewisselhaft von demselben Verfasser herrscht und die er auf Veranlassung Heinrich II. d. 1130 nach lat. Quellen, hauptsächlich nach Guillaume von Poitiers, schrieb. Aber noch ein and. Werk, welches ohne Namen überliefert ist, ist ihm beigelegt worden, der „Roman d'Enéas“ (unverl.), der auf Virgil beruht, aber den oft ins ritterliche Gewand des Mittelalters kleidet; auf dieses frühere Werk beruft er sich in dem andern „Roman de Troie“. Während der „Enéas“ von Heinrich von Veldeke noch im 12. Jahrh. ins ital. übertragen wurde, unternahm im Anfang d. 13. Jahrh. der belg. Dichter Derbart von Trépiere eine deutsche Bearbeitung des „Roman de

Troie“. Schon diese Thatsache bekundet das Ansehen und die Verbreitung, welche d. s. Werke genossen, und wirklich gehört er zu den ersten Dichtern Frankreichs, die gefällige und gewandte Darstellung zeigen, wenn auch sein „Trojanerkrieg“ etwas breit ausgefponnen ist und sein Geschichtswert einen trodden Chronikenstil an sich trägt.

Benoît (Peter), belg. Musiker, geb. 17. Aug. 1834 zu Harlebeke in Flandern, im Konservatorium zu Brüssel gebildet, erhielt 1857 für die Kantate „Die Tötung Abels“ ein staatliches Reisestipendium, ging nach Deutschland und wurde hier ein Anhänger der durch Wagner und Liszt vertretenen Richtung. Im J. 1861 begab er sich nach Paris; in sein Vaterland zurückgekehrt, wurde er der Leiter der sog. nationalen oder völkischen Bewegung und als solcher auch 1867 Direktor des neuerrichteten Konservatoriums in Antwerpen. Mit seinen Opern, Oratorien („Lucifer“, „Die Schelme“, „Die streitende, leidende und triumphierende Kirche“) und Kantaten („Der Krieg“) und sonstigen Werken hat B. nur wenig Erfolg gehabt, weil dieselben bei ihrem großen Aufwand der Mittel und dem dadurch verursachten Lärm einen zu geringen Kunstgehalt besitzen.

Benoiton (frz.) bezeichnet eine den bessern Klassen angehörige Person, die im Handeln und Sprechen die Deminonade nachahmt. Der Ausdruck ist Sardous Stille („La famille Benoiton“) entlehnt.

Beurath, Dorf in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, Landkreis Düsseldorf, mit sechs andern Ortschaften zu einer Bürgermeisterei vereinigt, liegt unweit des Rheins, 10 km oberhalb Düsseldorf an der Köln-Mindener Eisenbahn und zählt (1880) 2392 E. Das schöne, vom Kurfürsten Karl Theodor nach dem Plane des Generalbaudirektors von Hage 1766–60 erbaute Schloß mit sehenswerter Orangerie, früher Residenz des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern, des Kandidaten auf den span. Königsthron (1870), ist jetzt unbewohnt.

Beusberg, Dorf mit 1690 (Bürgermeisterei [1880] 10361) E. im Kreise Wülheim am Rhein des preuß. Regierungsbezirks Köln, Sitz eines Amtsgerichts, Endpunkt der Zweiglinie Wülheim-B. (14 km) der Bergisch-Märkischen Bahn, liegt in schöner Gegend am Rande des Berglandes, unfern des Königsforstes. In dem 1710 vom Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz im toscan. Stile erbauten Schlosse befindet sich seit 1840 eine preuß. Kadettenanstalt. Das Belvedere gewährt eine prächtige und weite Aussicht. Im J. 1855 hat der Kaiser von Oesterreich am Fuße des Schloßbergs eine got. Denkhäule errichten lassen für die nach der Schlacht von Jemappes in dem damals zum Kaiserreich eingerichteten Schlosse gestorbenen Oesterreicher, deren Zahl sich auf gegen 2000 belief. In der Nähe liegen mehrere bedeutende Blende- und Weigruben, von denen die Grube Lüberich der Sage nach schon in der heidnischen Zeit ausgebeutet worden sein soll.

Benischen (Benischen, Ausdruck des Jüden-deutsch, verberbt aus lat. benedicere), segnen, den Segen sprechen, besonders das Gebet nach Tisch sprechen.

Benferade (Isaal de), beliebter franz. Dichter am Hofe Ludwig XIV., geb. 1612 zu Lyons-la-Forêt in der Normandie, kam früh in die Hauptstadt und zeichnete sich durch seine im geizigen Stil verfaßten Gedichte, meist erotischen Inhalts, aus, weniger durch die bildlichen Romane und Fabeln aus seiner spätern Lebenszeit, und durch seine

dramatischen Dichtungen. Im J. 1674 wurde er Mitglied der Akademie; er starb 17. Okt. 1691. Eine Auswahl aus seinen Poesien erschien 1697 in Paris und erlebte mehrere Auflagen.

Bensheim, Kreisstadt in der hess. Provinz Starkenburg an der Bergstraße, an der Lauter und an der Main-Neckarbahn, von der hier eine Zweigbahn der Hessischen Ludwigsbahn nach Worms abgeht. B. hat vier luth. und eine prot. Kirche, ein Gymnasium, ein luth. Schullehrerseminar, eine Taubstummenanstalt, eine luth. und eine prot. höhere Mädchenschule, Gerbereien, Tabaksfabriken, eine Papierfabrik, Feld-, Wein- und Tabaksbau und zählt (1880) 5966 E.

Benthām (George), engl. Botaniker, geb. 1800 in Stote bei Plymouth, studierte in London Jurisprudenz, gab aber die jurist. Laufbahn bald auf, um sich ausschließlich der Botanik zu widmen. Er wurde 1830 Sekretär der Gartenbaugesellschaft und später Präsident der „Linnean Society“ in London. B. durchreiste im Interesse seiner Wissenschaft fast ganz Europa. Seine bedeutendsten Werke sind: „*Labiatarum genera et species*“ (Lond. 1832—36), „*Handbook of the British Flora*“ (1858 und 1865), „*Flora Honkongensis*“ (1861), „*Flora Australiensis*“ (mit Ferd. Müller, 1863—70) und „*Genera plantarum ad exemplaria imprimis in herbariis Kewensibus servata definita*“ (mit Hooker, 1862 [g.]).

Benthām (Jeremy), der Begründer des Utilitarismus, wurde als Sohn eines reichen Anwaltens zu London 15. Febr. 1748 geboren. Ein frühreifes Talent, bezog er schon im 13. Jahre die Universität Oxford und promovierte 1764 als Baccalaureus. Er wurde 1772 Advokat; aber die Mißbräuche der engl. Gerichtspflege verleiteten ihn den Versuch, so- bald er ihm entjagte. Als Schriftsteller trat er zuerst mit seinem gegen Blackstone gerichteten „*Fragment on Government*“ (Lond. 1776) auf, durch welches er die Freundschaft Lord Shelburnes erwarb, der ihn mit dem Hauptern der Whigs in Verbindung brachte. Im J. 1785 unternahm er eine Reise über Konstantinopel nach der Ukraine zu seinem Bruder, der in russ. Diensten stand, und kehrte 1788 über Polen und Deutschland nach der Heimat zurück. Seitdem widmete er sich der Aufgabe, die Theorie einer vernunftgemäßen Gesetzgebung auszu- arbeiten und für deren Verwirklichung zu sorgen. Er starb 6. Juni 1832. Da B. mit einem voll- ständigen Systeme der Gesetzgebung nicht zum Abschluß gelangen konnte, so übernahm es sein Freund und Schüler, der Senier Etienne Dumont, auf Grund der zahlreichen Schriften und der vorhandenen Manuskripte J. B., seine Lehre in ein System zu bringen, und gab dieses Werk zu Genf in franz. Sprache heraus, das später von Venele unter dem Titel „*Grundsätze der Civil- und Kriminalgesetzgebung aus den Handbüchern J. B.*“, herausgegeben von E. Dumont“ (2 Bde., Berl. 1830) ins Deutsche übertragen wurde. Ausgehend von den Grund- sätzen der franz. und engl. Empiristen, konstruierte sich B. aus deren Systemen für seine Zwecke einen eigenständigen Sensualismus (s. Utilitarismus). Seine Bemühungen in Bezug auf die Gesetzgebungs- politik sind von bedeutenden praktischen Folgen gewesen, namentlich haben seine Erläuterungen über das Prozeßverfahren, über die Organisation der Gerichte, über die Beweisführung, über die Taktik der Gesetzgebenden Versammlungen u. s. w. einen

weitreichenden Einfluß ausgeübt. Diejenige Be- achtung fand B. auch durch seine Schrift „*Panop- ticon, or the inspection house*“ (2 Bde., Lond. 1791, in der er den Plan zu einem Gefängnisse mittheilt, in welchem ein einziger Wächter, von einem in der Mitte des runden Gebäudes befindlichen Turme aus, die Aufsicht über alle Gefangenen ge- gleich führen kann. In England selbst wurde B. von der Toriespartei heftig angefeindet, welche ihn besonders deshalb fürchtete, weil er einer der ersten war, die auf eine Parlamentsreform hinwiesen, die Prinzipien des Freihandels verfolgten und die Trennung von Staat und Kirche befürworteten. Die 1824 zu London gestiftete „Westminster Review“ war bestimmt, seine Lehren in England zu ver- breiten. In Frankreich gewann B. den ersten und nachhaltigsten Einfluß. Er schiedte schon der Kon- stituirenden Versammlung seine „*Principien der Gesetzgebung*“ ein, die von ihr vielfach benutzt wurden. Kurz vor der Julirevolution fand unter den Kommunisten die Lehre B.s Anhang; man e- klärte das Nützlichkeitsprinzip für die *véritable philosophie* und gründete in ihrem Interesse 1825 das Journal „*L'utilitaires*“. Im J. 1821 nahm der Staat Neupost ein zum Teil nach B.s Schat- ten ausgearbeitetes Gesetzbuch an, welchem Bei- spiele 1826 Südcarolina und 1830 Louisiana folg- ten. Eine Gesamtausgabe seiner Werke mit Bi- ographie veröffentlichte Wouring (11 Bde., Lond. 1843). Vgl. Birks, „*Modern utilitarianism; or the systems of Paley, Bentham and Mill*“ (Lond. 1870).

Bentheim, Grafschaft im äußersten Westen der preuß. Provinz Hannover, zur Landdrostlei Oster- brück gehörig, mit 923 qkm Flächenraum und (1875) 30213 E. In administrativer Beziehung zerfällt das Land in die zwei Ämter B. und Re- denhausen. In ersterem liegt die Stadt Bentheim, an der Eisenbahn Arnheim-Stadbergen, mit be- alten stattlichen Residenzschloße, einem Mineral- bade und 2287 E. Ein Teil des Bodens besteht aus Moorland und hat nur Viehweiden und In- grabereien; der übrige Teil ist fruchtbar an Ge- treide, Hülsenfrüchten, Flach und Holz. Früher war B. in die obere und in die untere Grafschaft geteilt, von der jene nebst der sog. Herrlichkeit Bent- heim ein Reichslehn bildete, diese aber vor ganz von dem Bischof von Utrecht, später von der Pro- vinz Oberyssel und dann, infolge ihrer Abtretung von dem Prinzen Nassau-Oranien zu Lehn ge- gangen wurde. Die alten Grafen von B. starben 1421 mit Graf Bernhard I. aus. Der Erbe der Grafschaft, der Dynast Eberwynn von Oster- brück (1421—54), Großneffe des Grafen Bernhard, heiratete durch seine erste Vermählung mit A- thilde von Steinfurt die Grafschaft Steinfurt (72 qkm mit 3840 E.), durch seine spätere mit Agnes von Bronhorst die Solms-Ottensheim'schen Güter, und dessen Urnkel Eberwynn IV. (gest. 1562) die Grafschaft Ledenburg und Rbeda nebst Beringhofen. Des letztern Sohn Arnold III. (gest. 1606) brachte durch seine Gemahlin Dagobade von Neuenahr noch Hohen-Eimbarg, Alven und Heppendorf an sein Haus. Er hinterließ fünf Söhne, die 1609 das Erbe teilten und fünf Söhne stifteten, von denen drei schon in der Person der Söhne erloschen. Nur die von Adolf und Arnold begrün- deten Linien erhielten sich und bestehen noch jetzt.

Die ältere Linie oder B. Ledenburg-Rbeda, gestiftet von dem genannten Grafen Dagobad

(gest. 1625), besaß Zedlitzburg-Abbea, Hohen-Limbung u. s. w., doch mußte Graf Johann Adolf von B. (gest. 1701) infolge eines vom Hause Solms-Braunfels erhobenen Prozeßes drei Viertel von Zedlitzburg und ein Viertel von Abbea abtreten. Das Haus Solms-Braunfels überließ jedoch seine Rechte an Preußen, welches 1707 ganz Zedlitzburg in Besitz nahm, dagegen von dem Antheile an Abbea abließ. Die Wiener-Kongreß-Akte überwies Abbea an die Krone Preußen als Standesherrschaft und überließ auch Preußen das Protektorat über Hohen-Limbung. Beide Besitzungen werden jedoch auf Grund kigl. Kabinettsordre vom 19. Dec. 1816 als Standesherrschaften betrachtet. Am 20. Juni 1817 ward das damalige Haupt der ältern Linie, Graf Emil Friedrich Karl von B. (geb. 11. Mai 1765, gest. 17. April 1837), in den preuß. Fürstenstand erhoben. Der Sohn des Fürsten Emil, Fürst Franz von B. (geb. 11. Okt. 1800), ist das gegenwärtige Haupt der ältern Linie. Er residirt zu Hohen-Limbung und besitzt außer den Standesherrschaften Hohen-Limbung und Abbea auch die nicht landesherrl. Herrschaften Cronau und Wewelinghofen. Da derselbe unermählt ist, so wird ihm sein Neffe, Prinz Gustav, geb. 4. Okt. 1849, succedieren.

Die jüngere Hauptlinie, B.-Wentheim und B.-Steinfurt, wurde von dem Grafen Knold von B. (gest. 1643) begründet und erhielt 17. Jan. 1817 in der Person des Grafen Ludwig. Hilg. von B. (gest. 20. Aug. 1817) den färl. Rang. Gegenwärtiges Haupt der Linie ist Fürst Ludwig von B. (geb. 1. Aug. 1812), Sohn des Fürsten Alertius von B. (geb. 20. Jan. 1781, gest. 1. Nov. 1866), erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses. — Der Bruder des Fürsten Alertius, Wilhelm von B.-Wentheim, österr. Feldmarschalllieutenant (geb. zu Steinfurt 17. April 1782), stiebt in der Lauf, da die Generalstaaten von Holland Bathenstelle bei ihm vertraten, den Brämen Belgicus. Nachdem er aus dem väterlichen Schlosse die erste Bildung erhalten, trat er 1799 in as österr. Heer ein und wurde 1809 auf dem Schlachtfelde von Aspern zum Obersten ernannt. Mit der Fahne in der Hand führte er bei Wagram in zurückgeworfenes Regiment von neuem dem einde entgegen. Nicht minder ruhmvoll focht er 313 bei Dresden und Kulm. Bald darauf ward General, erhielt dann den Auftrag, eine deutsche Legion zu errichten, die gegen Ende des franz. Krieges i südl. Frankreich noch weitestliche Dienste leistete. ach dem Pariser Frieden beschäftigten ihn die Inzessen der mediatisirten deutschen Fürsten, als ren Bevollmächtigter er auftrat. Im J. 1827 arb er Feldmarschalllieutenant und kam als solcher ch Italien, wo er 1831 zur Unterdrückung der ewegung im Kirchenstaate beitrug. Als Kommannt des 2. Armeekorps in Italien starb er zu Villanova 12. Okt. 1839. Vgl. Möller, «Geschichte der rmaligen Grafschaft B.» (Wingen 1879).

Bentind, ein Geschlecht, das schon im 14. Jahrh. Welschen anständig war, später auch nach England b Oldenburg verpflanzt wurde. Die ältere Li e ward begründet und nach England übergeführt ch Johann Wilhelm von B., geb. 1648, t. 23. Nov. 1709, den dritten Sohn Heinrichs B. n Diessenhan in Oberyssel. Derselbe war ein Ju dfreund und liebte König Wilhelm III., rbe von diesem vielfach in Staatsgeschäften ver-

wendet und 1689 als Baron von Cirencester, Viscount Woodstock und Graf von Portland zur engl. Peerage erhoben. Sein ältester Sohn, Henry B., erhielt 6. Juli 1716 den Titel eines Herzogs von Portland und Marquis von Eitchfield und ging 1721 als Gouverneur nach Jamaica, wo er 4. Juli 1726 starb. Dessen Sohn und Erbe William B., geb. 1. März 1708, vermählte sich mit der reichen Margaret Cavendish, der einzigen Tochter Edward Harley, Grafen von Orford, und Erbin der Heirats von Newcastle, welche zu Wulstrobe ein Museum errichtete, dem auch die berühmte Portlandvase (s. b.) angehörte. Er starb 1. Mai 1762. — William Henry Cavendish B., der älteste Sohn William B.s aus der Ehe mit Margaret Cavendish, geb. 14. April 1738, succedirte seinem am 1. Mai 1762 verstorbenen Vater. Im Oberhaufe gehörte er während des nordamerik. Kriegs unau-gelegt zur Opposition. Nachdem er 1783 zum ersten Lord des Schatzamts ernannt worden, mußte er schon 27. Dec. desselben Jahres dem Pitt'schen Ministerium weichen, gegen das er nun ebenfalls in Opposition blieb, bis 1792, wo er den Kampf gegen die französische Revolution und somit die Regierung zu unterstützen begann. Hierauf ward er 11. Juli 1794 Staatssekretär des Innern, in welcher Stellung er bis zur Resignation Pitts 1801 blieb. Bei Auflösung des Ministriums im Frühjahr 1807 wurde er, trotz seines hohen Alters und seiner mittelmäßigen Geistesgaben, zum zweiten mal als erster Lord des Schatzes an die Spitze der Regierung berufen. Als solcher starb er 30. Okt. 1809.

Lord William Henry Cavendish B., des vorigen zweiter Sohn, geb. 14. Sept. 1774, stieg in der Armee sehr rasch empor und ward schon 1803 Gouverneur von Madras. Einige Jahre später zurückgerufen, wirkte er erst diplomatisch, dann an der Spitze einer brit. Brigade in Spanien. Hierauf wurde er als Oberbefehlshaber der brit. Hilfstruppen und Bevollmächtigter an den Hof König Ferdinands nach Sicilien geschickt, wo sein hochfahrendes Wesen die stolze Königin Karoline so verlegte, daß diese 1811 nach Wien abging, um mit ihrem Todfeinde Napoleon in Verbindung zu treten. B. griff nun in die Verhältnisse der Insel um so entschiedener ein und verließ 1812 sogar den Siciliern eine Konstitution, die von der engl. Politik nach Napoleons Sturze freilich fallen gelassen ward; 1813 landete B. von Sicilien aus in Catonien, mußte jedoch nach der unglücklichen Schlacht von Villafranca sich wieder einschiffen. Glücklich war er 1814 bei einer Landung in Livorno, von wo er sich nach Genua wandte, das er besetzte, dessen Anfall an Garibini er aber weder durch das früher der ehemaligen Republik Genua gegebene Versprechen der Selbständigkeit noch durch eine spätere Protektion zu hindern vermochte. Im J. 1827 wurde er Generalgouverneur von Ostindien, wo er das Verbrennen der Witwen streng verbot, die Finanzen ordnete und die Pressfreiheit einführte. Doch mußte er 1835 sein Amt an Lord Auckland abtreten, weil während seiner Verwaltung die Kglgauen und andere nörbl. Völker gefahrbedrohend geworden waren. Er begab sich nach Paris, wo er 17. Juni 1839 starb. — William Henry Cavendish B. Scott B., des vorigen ältester Bruder, vierter Herzog von Portland, geb. 24. Juni 1768, war 1827 kurze Zeit Präsident des Geheimen Raths und starb 27. März 1864. Aus seiner Ehe mit der

Tochter des Generals Scott von Balconie, einer Schwägerin Canning's, hatte er vier Söhne, von denen, da der älteste schon 1824 gestorben war, der zweite, William John Cavendish-Scott-B., geb. 17. Sept. 1800, gest. im Dec. 1879, in der Herzogswürde folgte. Da dieser unverheiratet war, folgte ihm sein Neffe John William Arthur Charles Cavendish-B., geb. 1857, als sechster Herzog von Portland. — Lord William George Frederick Cavendish-B., der dritte Sohn William Henry Cavendish-Scott-B.'s, bekannt als Parlamentsmitglied unter dem Namen Lord George B., geb. 27. Febr. 1802, trat im Alter von 13 J. in die Armee und erhielt bald Majorrang. Hierauf wendete er sich der polit. Laufbahn zu und wurde Privatsekretär bei seinem Onkel Canning. Als ihm 1826 der Sitz für den Wahlkreis Lynn Regis zufiel, hielt er sich zu den gemäßigten Whigs. Doch schon in den Verhandlungen über die Reformbill neigte er sich den Tories zu, bis er sich endlich 1834 bei Gelegenheit des Eintritts Stanleys, Graham's u. a. von der Verwaltung auch entschieden von seiner Partei losriß. Seitdem bewies sich B. im allgemeinen als ein Anhänger Peels. Als aber dieser sich vom Schutzsystem abwendete, nahmen die Protektionisten B. zu ihrem Haupt, und dieser bekämpfte nacheinander, von Disraeli unterstützt, seinen bisherigen Führer aus, befestigte und vereinigte sich 1846 mit der Opposition zu seinem Sturze. B. ward 21. Sept. 1848 in der Nähe seines väterlichen Schlosses Waldey in Nottinghamshire vom Schläge getroffen; man fand wenigstens seinen Leichnam unbraut und unverletzt am Wege liegend. Er starb unermählt. Vgl. Disraeli, «Lord George B., a political biography» (Lond. 1851; deutsch von Gusemühl, Rastel 1853).

Die jüngere Linie der B. ward begründet von einem jüngeren Sohn des oben erwähnten Grafen von Portland, Wilhelm von B. (geb. 17. Nov. 1704, gest. 13. Okt. 1773), Herrn zu Rhooon und Venbrecht, Präsidenten der Staaten von Holland und Westfriesland, der 29. Dec. 1732 zum Reichsgrafen erhoben wurde, sich 1733 mit Charlotte Sophie, der Erbtochter des letzten Grafen von Oldenburg, Antons II., vermählte und dadurch das gräflich Oldenburgische Fideikommiß an sein Haus brachte. Dieses Fideikommiß bestand aus der freien Herrschaft Kniphausen und der edeln Herrschaft Barel nebst Gütern im Oldenburgischen und war von Anton Günther, dem letzten Grafen von Oldenburg-Delmenhorst, für seinen unehelichen, aber von Kaiser Ferdinand III. legitimierten und zum Reichsgrafen von Oldenburg erhobenen Sohn Anton gestiftet worden. Der Reichsgraf Wilhelm von B. hinterließ zwei Söhne, durch die sich die jüngere Hauptlinie wieder in zwei Zweige spaltete, Christian Friedrich Anton, dem die westfäl. Fideikommißherrschaften zufielen, und welcher der Stifter der westfäl. Linie ward, und Johann Albert, geb. 29. Dec. 1737, der in engl. Seedienste trat, dadurch der Stifter einer zweiten engl. Linie ward und 23. Sept. 1775 starb. Christian Friedrich Anton (gest. 1. April 1768) hatte wieder zwei Söhne, Wilhelm Gustav Friedrich und Johann Karl, durch die sich die westfäl. Linie von neuem in den ältern und jüngeren Zweig theilte. Der erstere, Wilhelm Gustav Friedrich, geb. 21. Juli 1762 im Haag, kam 1768 in den Besitz der Fideikommißherrschaften und war in erster Ehe mit einer Freiin von Reede verheiratet, die 1799

starb und ihm eine Tochter und einen Sohn hinterließ, welcher letztere 1813 starb. Dann lebte er seit 1800 mit Sarah Margarete Serdes, der Tochter eines oldenb. Landmanns in Bockhorn, in einer sog. Gewissensehe bis 1816, wo er sich förmlich von ihr trennen ließ. Von ihr hatte er mehrere Kinder, darunter drei Söhne, Wilhelm Friedrich (geb. 1801, gest. 1867), Gustav Adolf (geb. 1809, gest. 5. Febr. 1876) und Friedrich Anton (geb. 1812). Dem ältesten trat der Vater schon 1827 die Mitregentschaft über die Fideikommißherrschaften ab, die während der franz. Invasion eine Zeit lang zu Holland, dann als bloße Privatgüter zum franz. Kaiserreich gehörten, 1818 aber unter oldenb. Hoheit gekommen waren und zuletzt durch das Berliner Abkommen von 1825 als mediatisirte Herrschaften mit allen Rechten und Privilegien ihremormaligen Landesherren zurückgegeben wurden. Als jedoch der einzige Sohn aus der Nachfolge in allen väterlichen Gütern verabschiedete, sich nach Missouri in den Vereinigten Staaten begab und sich daselbst anlaßte, wies seinem zweiten Bruder 1834 die Mitregentschaft der Fideikommißherrschaften vom Vater ein, gest. 22. Okt. 1835 als brit. Generalmajor hies. Der Bruder des letztern, Johann Karl, geb. 1763, gest. als brit. Generalmajor in London 1. Dec. 1833, hatte ebenfalls drei Söhne hinterlassen, Wilhelm Friedrich Christian (geb. 15. Nov. 1797, gest. 8. Juni 1855), Karl Anton Ferdinand (geb. 4. März 1792, gest. 28. Okt. 1864) und Heinrich Johann Wilhelm (geb. 8. Sept. 1796, großbrit. Genl. gest. 29. Sept. 1878).

Schon bei Lebzeiten des Grafen Wilhelm John Friedrich hatte, nachdem dieser die Fideikommißherrschaften auf seinen Sohn übertragen, der Bruder des erstern, Johann Karl, die Successionsfähigkeit seiner Neffen bestritten, deshalb Einspruch bei der Bundesversammlung erhoben und 1829 förmliche Klage bei dem Oberappellationsgericht zu Oldenburg eingereicht. Nach seinem und Graf Wilhelms Tode setzten seine Söhne den Streit gegen ihre Vettern fort. Gegenüber denselben waren die beiden Herrschaften Kniphausen und Barel die Agnaten behaupteten vornehmlich: zu dem gräflich Oldenburgischen Fideikommiß seien bloß legitime Nachkommen aus standesmäßiger Ehe berufen, das Fideikommiß gebe aber diese Eigenschaft ab, da die Söhne einer Leibeigenen und nur durch nachträgliche Ehe legitimirte Mantelkinder wären, also nicht nach dem gemeinen Rechte des deutschen hohen Adels nicht succedieren könnten. Dem allem trotz von dem Beklagten widersprochen und bestritten, daß die Grafen von Oldenburg, zu welche das Fideikommiß gestiftet worden, zum hohen Adel gehörten hätten, da sie weder Anteil an dem Reichsgräflich Kurialstamme auf den Reichsgrafen und Kreisgräfschaft gehabt hätten. Für alle Fälle lag auch in der Stiftung des Oldenburgischen Fideikommißes durch Anton Günther zu Gunsten seiner nur mittels Testaments legitimirten Söhne ein vornherein ein Ausschluss alles Erbfolges anheim. An dem Rechtsstreite nahmen mehrere angegebene Rechtsgelehrte teil. Für die Kläger waren Claus in Frankfurt und Heffter, ferner Leun Wilbo, Wühleneruch und Johanna; gegen die Beklagten, Died, Edenberg, Michaelis, Wapplingh, Woden. Böhl und Blunckh wollten die Sache als eine Frage des öffentlichen Rechts der gerichtlichen Kompetenz ganz entzogen wissen. Für die Post

des Papstes hatte die österr. Regierung den Besitzthum des Grafen Gustav Adolf vorläufig anerkannt, ihm jedoch aufgegeben, nichts von den Gütern zu seinen Gunsten zu verwenden. Nachdem der Kläger Graf Karl Anton Ferdinand 16. Okt. 1836 den vergeblichen Versuch gemacht, sich mit List und Gewalt in den Besitz zu setzen, fiel 1842 ein Urtheil der Juristenfakultät zu Jena, an welche die Akten versendet worden, für die Beklagten aus, allein die Kläger wendeten dagegen Appellation ein, über welche die Juristenfakultät zu Gießen entscheiden sollte. Während der Jahre, welche die Abfassung der umfangreichen Schriften zur Begründung und Widerlegung des Rechtsmittels und die Entscheidung selbst in Anspruch nahmen, suchten die Kläger ihre Sache namentlich diplomatisch zu fördern, wobei sie in ihren Beziehungen zur engl. und niederländ. Regierung den nötigen Rückhalt finden mochten. Sie erlangten 12. Juni 1845 bei der Bundesversammlung die Erklärung, daß der Familie B. nach ihrem Standesverhältnisse zur Zeit des Deutschen Reichs (was noch Gegenstand gerichtlicher Erörterung war) die Rechte des hohen Adels im Sinne des 14. Art. der Bundesakte zulassen. Hieraus traten sie 23. Aug. 1847 bei dem Bunde mit dem Antrage hervor, dem Grafen Gustav Adolf B. die Successionsfähigkeit abzusprechen und die von diesem angemachte Bundeshoheit auf die rechtmäßigen Nachfolger zu übertragen, erwirkten auch bei der provisorischen Centralgewalt 8. Nov. 1849 einen entsprechenden Beschluß. Der Befürworter protestirte dagegen unter dem 10. März 1850 bei der Bundescentralcommission, und da auch die österr. Regierung darauf bestand, die gerichtliche Entscheidung abzumarten, so blieben die weiteren Schritte der Kläger am Bunde vorüberhand ohne Erfolg. Endlich schlug Oldenburg 1854 einen Vergleich vor, worin es sich um Ankauf des B.'schen Fideikommisses um einen Preis von etwa 2 Mill. Thlr. und um ratenweisen Verteilung dieser Summe unter die streitenden Theile erbot. Der Vergleich ward in der That von dem Beklagten, dem Grafen Gustav Adolf, unter Abtretung seines Besizes angenommen, ebenso von dem Grafen Wilhelm (gest. 8. Juni 1855 im Haag) und 1856 vom Grafen Karl (gest. 8. Okt. 1864 zu Bergheim in Waldeck), der sich auch 200 000 Thlr. auf die Vergleichssumme von Oldenburg zahlen ließ. Der Sohn des letztern, Graf Wilhelm, geb. 28. Nov. 1848, ist gegenwärtig Haupt der Familie; seine Residenz ist Schloß Liddachten bei Arnheim.

Bgl. Boben. »Zur Kenntnis und Charakteristik unserlands in seinen Rechtszuständen u. s. m.« i. Aufl., Frankfurt. 1856; Wasserfischen. »Juristische Abhandlungen« (Wiesb. 1856). Eine vollständige Ausgabe der früher über den B.'schen Erbschaftstreit erschienenen Schriften der obengenannten Rechtslehrten enthält das ebenfalls oben angeführte, 42 gefüllte Urtheil der Juristenfakultät zu Jena. **Bentley (Richard)**, einer der genialsten Philosophen und Kritiker, geb. 27. Jan. 1669 zu Cullton i. Waresheid in Northire, besuchte die Schule seiner Stadt und studierte seit 1676 zu Cambridge, wozu er seit 1683 als Lehrer zu Spalding thätig gewesen, ward er 1684 Griechen des Sohnes d. Dr. Stillingfleet (nachmaligen Bischofs von orcester) und begleitete diesen 1689 nach Oxford, i. ihm die Bodleianische Bibliothek ein reiches Selbst Sammeln und Schöpfens eröffnete; später

wurde er Hauskaplan des Dr. Stillingfleet. Seltenen Ruf begründete B. 1691 durch eine Epistel an Dr. Mill, worin er die ersten Proben seiner umfassenden Gelehrsamkeit und seines kritischen Scharfsinns in der Erklärung schwieriger Stellen der alten Klassiker ablegte. Im Auftrage der Direktion der von Boyle gemachten Stiftung lieferte er 1699 in acht »Sermonen« eine gründliche und scharfsinnige Widerlegung des Atheismus; 1693 erhielt er die Aufsicht über die königl. Bibliothek zu St. James. Nachdem B. bereits 1697 in einer eigenen Schrift die Unrichtigkeit der »Epistolae« des Phalaris nachgewiesen hatte, begründete er seine Ansicht noch eingehender in der berühmten »Dissertation upon the epistles of Phalaris, Themistocles, Socrates, Euripides and the fables of Aesop« (1699 u. öfter; lat. in B.S. »Opuscula philologica«, Epy. 1781; deutsch von Ribbeck, Epy. 1857). B. wurde 1700 Master des Trinity-College zu Cambridge, 1701 Archidiaconus von Ely und 1717 Professor der Theologie zu Cambridge. Inzwischen hatte er 1710 seine kritischen Bemerkungen über zwei Lustspiele des Aristophanes und unter dem Namen »Philoloutharus Lipsianus« seine Verbesserungen der Bruchstücke des Menander und Philemon erscheinen lassen. Diesen Arbeiten folgte die Ausgabe des Horaz (Cambr. 1711; 3. Aufl., Amsteb. 1726; abgedruckt, 2 Bde., Epy. 1826; Berl. 1869), sein vorzüglichstes Werk, die des Terenz und des Valdrus (1726), welche aber von Hare in einer berühmten »Epistola critica« (scharf getadelt wurde, und die des Manilius (1739). In der Ausgabe des »Paradise lost« von Milton hat B. eigenmächtig Veränderungen vorgenommen und dadurch manche Eigentümlichkeit und Schönheit des Werks vermischt. Auch in seinen Verbesserungen der alten Dichter gab er sich vorwiegend einer dialektischen Kritik hin. B. starb 14. Juli 1742. Sein ganzes Leben war eine endlose Hölle. So unbedeutend an sich seine akademischen Streitleitern erscheinen, gibt doch sein lächerliches Selbstvertrauen, seine Verachtung der Gegner, seine unbewingliche Reizung, sich in Schwierigkeiten zu verwickeln, und seine Gewandtheit, sich herauszugiehen, jenen Zwisten ein eigentümliches Interesse. Eine Gesamtausgabe der Werke B.s (3 Bde., Lond. 1836) von Dyce ist unvollendet geblieben. **Bgl. Mont.** »The life of Richard B.« (Lond. 1830); **J. A. Wolf** in »Litterarische Analekten« (Bd. 1, Berl. 1816); **Rähly.** »Richard B.« (Epy. 1858).

Bentley (Rob.), engl. Botaniker, geb. 1825 in Hitchin, studierte in London Medizin und wurde 1847 Mitglied des Royal College of Surgeons. Seine Hauptaufmerksamkeit richtete er jedoch auf die Botanik und deren Zusammenhang mit der Medizin, und auf diesen Gebieten hat er sowohl als Lehrer wie als Schriftsteller Bedeutendes geleistet. Nachdem er mehrere Jahre an den mediz. Schulen des London, des Widdleser, und des St. Mary-Hospitals als Lehrer der Botanik gewirkt, wurde er zum Professor der Botanik an Kings-College, in der Pharmaceutical Society of Great-Britain und in der London Institution ernannt. Längere Zeit war B. auch einer der Herausgeber des »Pharmaceutical Journal«, zu dem er zahlreiche Beiträge lieferte, 1866 und 1867 fungierte er als Präsident bei dem British Pharmaceutical Congress. Abgesehen von seiner Mitarbeit an der engl. Ausgabe von Berceus »Materia medica and therapeutics«, sind seine Hauptwerke »A

mannal of Botany» (Lond. 1861; 3. Aufl. 1873) und das reich illustrierte Werk über «Medicinal plants», das seit 1875 in Lieferungen erscheint.

Benton (Thomas Hart), amerik. Staatsmann, geb. 14. März 1782 zu Hillsborough in Nordcarolina, siedelte später nach Tennessee über und ward hier Rechtsanwalt und Mitglied der Staatsgesetzgebung. Im Kriege von 1812 gegen England warb er ein Freiwilligenregiment, erhielt den Titel als Oberst und diente im Stabe Andrew Jacksons. Nach Beendigung des Kampfes ließ er sich als Rechtsanwalt in St. Louis nieder und wurde zum Bundes senator für den neuen Staat Missouri erwählt. In dieser Stellung erwarb er sich den Ruf eines der bedeutendsten amerik. Staatsmänner. Die Idee einer Ausbreitung der Civilisation über die Landstrecke zwischen dem Missouri und dem Stillen Meere wurde durch seine Verehrsamkeit in das amerik. Volksbewußtsein eingeführt. B. war es auch, der zuerst die unentgeltliche Verteilung des Bundesdomaniallandes an Ansiedler vorschlug, eine Maßregel, die, von der Sklavenhalterpartei aufs heftigste bekämpft, erst fünf Jahre nach seinem Tode sich verwirklichte. Die geogr. Erforschung des Nordwestterritoriums wurde vorzugsweise von ihm angeregt. Der Plan einer großen Heerstraße (später einer Eisenbahn) quer über den Kontinent bis zum Stillen Meere stammt ebenfalls von ihm. In den verbleibigen Jahren war B. in der Kontroverse über die Finanzpolitik des Landes der tonangebende Leiter seiner Partei. Als treuester Anhänger Jacksons war B. der bitterste Feind der schon damals auf eine Zerreißung der Union abzielenden Calhounschen Fraktion der demokratischen Partei. Im J. 1850 gelang es dieser Fraktion in Missouri, durch eine Koalition mit den Whigs die Wiedererwählung B.s zum Bundes senat zu verhindern. Dafür nahm er 1852 die Wahl zum Repräsentantenhause an und fand hier Gelegenheit, das ganze Gewicht seines Namens und Einflusses gegen die von der Calhounschen Fraktion versuchte Einführung der Sklaverei in Kansas und Nebraska in die Wagschale zu werfen. Im J. 1854 unterlag B. bei der Wahl zum Kongresse seinen vereinigten Gegnern, ebenso 1856, als ihn seine Freunde zum Kandidaten für das Gouverneursamt bestimmt hatten. Sich nun gänzlich aus dem aktiven Parteilieben zurückziehend, bemühte er seine Muse zur Ausarbeitung seiner Erinnerungen («Thirty years' View of the Senate», 2 Bde., Neugott 1854—56) und zur Herausgabe aller seit der Errichtung der Republik stattgehabten Kongreßdebatten in gedrängter Fassung. B. starb 10. April 1858 zu Washington. An markiger Kraft, die freilich nicht selten in Dürbheit ausartete, Selbstständigkeit der Anschauungen, Schärfe und Klarheit der Darstellung, Boerenreichtum und vor allem an Ehrenhaftigkeit und Reinheit der Motive seines Denkens und Handelns hat B. unter den amerik. Staatsmännern der zweiten Generation kaum seinesgleichen.

Bentonville, Dorf westlich von Goldsborough im County Wayne des nordamerik. Staates Nordcarolina. Hier wurden Mitte März 1865 die Sezessionisten unter Johnston in mehreren Gefechten durch die Unionstruppen unter Sherman geschlagen.

Benischen (jüd.), s. Benjſchen.

Benzen, Stadt in der Kreis. Provinz Posen, Regierungsbezirk Posen, Kreis Meserich, an der Obra und dem Benziger See, 74 km von Posen,

ist Sitz eines Amtsgerichts, Station der Reichsſch. Posener Bahn, hat ein herrschaftliches Schloß mit Park und zählt (1880) 2677 E., worunter 250 Juden und 1216 Katholiken. In der ganzen Gegend wird viel Hopfen gebaut; die Stadt selbst hat den Hopfenmarkt.

Bengel-Ercan (Christian Ernst, Graf von), deutscher Staatsmann und Schriftsteller, geb. zu Mainz 9. April 1767, wurde 1791 kurfürst. mainzischer Regierungsrat zu Erfurt und 1805 Geh. Staatsrat. Er trat 1806 in bad. Dienste als Direktor des Ministeriums des Innern, und 1812 ernannte ihn der Großherzog von Frankfurt zu seinem Staats- und Finanzminister. Nach der Auflösung dieses Staates lebte er teils in der Schweiz zu Ariahalden am Zürichersee, teils auf seinem Gut Emrichshofen bei Wachsenburg. Am ersten Orte starb er 13. Aug. 1849, nachdem er mit seinem Bruder Gottfried 1827 zum Protektantismus übergetreten war. Aufsehen erregten schon sein: «Novellen für das Herz» (2 Bde., Hamb. 1795—96; 2. Aufl. 1806); aber erst durch sein Werk: «Das goldene Kalb, eine Biographie» (4 Bde., Gotha 1802—3; 2. Aufl. 1804) erwarb er sich den Ruhm eines ausgezeichneten humoristischen Schriftstellers. Lehteres Werk, welches 1797—98 entstanden, bildet den Anfang einer Roman-Tetralogie, zu welcher noch: «Der steinerne Gast» (4 Bde., Gotha 1808), «Der alte Adam» (4 Bde., Gotha 1819—20) und der ungedruckt gebliebene «Meister vom Stinkgehören». Von seinen übrigen Schriften sind zu erwähnen: «Lebensgeister aus dem Karlsfeldchen Archiv» (4 Bde., Gotha 1804), «Gespräche im Schilf» (3 Bde., Gotha 1805—6), «Probus» (Regensb. 1806), «Titania» (Regensb. 1807), «Apheus» (Regensb. 1808), «Pygmaidenbriefe» (2 Bde., Gotha 1808). Von 1808—11 redigierte B. die Zeitschrift «Jasou». Auch lieferte er eine Anzahl humoristischer Arbeiten, in denen sich jedoch das literarische Talent stets bedeutender zeigt als das eigentlich dramatische. Am originellsten erscheinen auf diesem Gebiete seine geistreichen Sprichwörter, die er unter dem Titel «Das Hoftheater von Bentaria» (4 Bde., Epz. 1828) herausgab. Ferner schrieb er die Lustspiele «Weiß und Schwarz» (Zür. 1826) und «Rein ist die Welt» (Hann. 1831). Durchweg, besonders in seinen satirischen Romanen, befand er sich als einen tiefen und originalen Denker, voll Scharfsinn, Witz, feiner Beobachtung und tiefer Welt- und Menschenkenntnis. Als tüchtiger Politiker und freimütiger Vorkämpfer für Recht, Freiheit und Wahrheit bewährte er sich in seinem «Bericht über die bayr. Ständeverammlung von 1827—28» (Zür. 1828) und den «Bayr. Briefen» (4 Bde., Stuttg. 1831—32).

Benne, Nebenfluß des Nige, s. Binnu.

Benvenuto (Pietro), Maler, geb. 8. Jan. 1769 in Arezzo, erlangte als routinierter Radfahrer viel franz. akademischen Glanz rasche Berühmtheit. Seine Hauptwerke sind die Kuppelfresken in der Florentinischen Erbkapelle, sehr reich an Schönheiten, unter die Bilder der Herculesage im Palaß Pitti. Er lebte seit 1805 in Florenz, wo er als Direktor der Akademie 3. Febr. 1844 starb. Sein Denkmal von Donatello ist in der Kirche San Lorenzo zu Florenz.

Benvenuto (ital.), willkommen; auch Benvenuto.

Benvenuto Cellini, s. Cellini.

Benzelbehd, s. Bittermanndel.

Benzart, s. Bizeria.

Friedr.), namhafter Physik. Mai 1777 in Schöller bei Marburg Theologie, dann und Mathematik. Hierauf in Hamburg auf, wo er auf Versuche über das Geseh des Verstand der Luft und über die anstellte. Der Kurfürst von 1805 zum Professor der Physik Epceum zu Düsseldorf; auch der Landesvermessung über eine eigene Schule für Land- «Lehrbuch der Geometrie» 10; 2. Aufl. 1818) schrieb, und messerordnung. Ein heftiger ging er infolge der Regierungs- sischen 1810 nach der Schweiz. Napoleons wandte er sich nach Deutschland zurück. Er veröffentlicht Hoffnungen eines Rheinlän- (1815), «Über das Kataster» 3), «Über Handel und Gewerbe, (Eiberf. 1819), «Über Provin- besonderer Rücksicht auf Jülich, Karl» (2 Bde., Hamm 1819— sene's Weidhaushalt und neues 1820) sowie eine Reihe polit. ten aber preuß. Verhältnisse, na- den «Zeitgenossen» abgedruckte art Hardenberg und König Fried- (2v. 1821), durch die er sich und Brochhaus in Leipzig) die Ungunst erung zuzog. In seinen letzten Jah- sich hauptsächlich der Beobachtung der Feuerfugeln, Sternschnuppen auch noch mehrere physik. Schrif- Versuche über die Umbrehung der (1845) und «Über die Sternschnup- (1839), erscheinen. Er starb 8. Juni Düsseldorf. Hier hatte er sich 1844 te erbaut, die er der Stadt Düssel-

1. f. Anilin.
(Karl), mit seinem Bruder Nikolaus der Verlagsbuchhandlung, Buchbrude- rader Karl und Nikolaus Benziger zu der Schweiz, geb. 16. Okt. 1799, gest. 1879, war der Sohn von Joseph Karl 10), welcher letztere 1801 ein Verlags- in Siedeln errichtete, das seit 1833 von en Söhnen unter deren eigenen Namen und bedeutend erweitert wurde. Während erher wiederholt zum Bezirks- und Kam- mann gewählt wurde, mehr die Ver- rechnungen leitete, begründete oder reor- Nikolaus (geb. 1808, gest. 5. Dez. 1864) neben technischen Fächer, wie die Buch- Steinbruderei, Stereotypie, Kupferstech- a J. 1860 ging die Firma von den Be- a auf deren Söhne Joseph Karl, Ri- 10), Martin, Adolph sen., Adolph ansul in Cincinnati, gest. 1877) und (in Newyork) über, von denen die beiden die unter der Firma Benziger Brothers in mati (1860) und Newyork (1863) gegründeten en leiteten. In dem Hauptgeschäft in Cin- errichtete die Buchbruderei eine Ausdehnung 16 Schnellpressen, die Steinbruderei bis 6 Schnellpressen und 10 Handpressen, die

Kupferbruderei bis auf 7, die Lichtbruderkunst bis auf 3 Pressen. Ergänzend traten hinzu eine zyl- graph, und eine zyllograph, Kunst, Zeichnerei und Malerei. Die Firma beschäftigt etwa 700 direkt Angestellte und bietet den Arbeitern eine eigene Alters- und Krankenkasse, sowie ein Kosthaus für vierzig jüngere Leute. Der Buchverlag dehnte sich aus auf viele illustrierte Prachtwerke und eine illustrierte Zeitschrift («Alte und Neue Welt») neben Hunderten verschiedenen Gebetbüchern. Der Verlag von Heiligenbildern erhob sich zum größten und berühmtesten in dieser Richtung. Im J. 1880 traten Joseph Karl und Adolph sen. aus und des ersten Sohn Karl für Siedeln, sowie Niko- laus, Sohn des Regierungsrats Nikolaus B. für Amerika ein, wo 1875 noch eine dritte Filiale in St. Louis gegründet worden war. Die Häuser in Amerika verlegen auch engl. Gebetbücher und amerik. Schulbücher; das Geschäft in Newyork hat speziell noch eine Verhältnisse für kirchliche silberne Gefäße und eine Paramentenkonfektion.

Benzin galt früher als gleichbedeutend mit Benzol; in neuerer Zeit bezeichnet man aber mit dem Ausdruck B. in der Technologie wie im gewöhnlichen Leben Substanzen, die häufig keine Spur oder nur minimale Mengen von Benzol enthalten. Das was man gegenwärtig B. nennt, ist der flüchtigste Teil des bei der Rectifikation verschiedener Leertarten gewonnenen Destillates. Stammt der Leer von der trockenen Destillation von Steintohlen, so ist das B. im wesentlichen unreines Benzol, während der Braunkohlenteer, Schieferenteer, Bogheadteer B. liefert, welches flüchtige Kohlenwasserstoffe enthält, die nicht der aromatischen Reihe angehören. B. findet technische Verwendung in der Paraffinabfabrikation, ferner zur sog. chem. Reinigung von getragenen Stoffen und im Haushalt als Fleckwasser wegen seiner Eigenschaft Fett und Schmiere zu lösen. Bei dem Gebrauch des B. ist die größte Vorsicht geboten, da es außerordentlich leicht entzündlich ist.

Benzol (Benzofharz, Resina Benzoe, Asa dutia), ein Harz, welches im flüssigen Zustande aus verletzten Stellen der Rinde des Benzobaums (s. d.) ausfließt und an der Luft erstarrt. Es besteht aus einem Gemenge verschiedener Harze und Benzoesäure nebst Jimsäure. Im Handel finden sich drei verschiedene Sorten. 1) Siamesische Mandelbenzol, B. amygdaloides, eine braunrote Harzmasse, in welche reichlich weiße Stüde eingesprengt sind; letztere vom umgebenden Harz befreit bilden die B. in lacrymia. Von höchst angenehmem vanilleähnlichem Geruch, schmilzt es bei etwa 90°; sein spezifisches Gewicht ist 1,12—1,17. Offizielle Sorte. 2) Kalkuttabenzol, Blochbenzol, B. in sortia, B. in massia, große, spröde, rotbraune, auf dem Bruche feinschlämige Harzmassen, in welche zahlreiche kleine hellere Körnchen eingebettet sind. Beide vorübergehende Sorten enthalten reichlich Benzoesäure, dagegen ist die folgende reich an Jimsäure. 3) Benang- oder Sumatrabenzol, hell chokoladenbraun, matt, mit vielen weißen Körnern. Sein Geruch ist dem Storax ähnlich. Diese Sorte ist nicht für pharmaceutische Zwecke brauchbar. B. dient in der Pharmacie zur Darstellung der Benzotinktur (1 Teil B. und 5 Teile Weingeist), wird außerdem in Pölen und Emulsionen als antiseptisches Mittel gegeben, ist das Rohmaterial zur Darstellung der Benzoesäure (s. d.) und findet außerdem

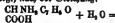
Verwendung zur Darstellung von Räuchermitteln, Parfümessenzen und anderer Kosmetika.

Benzoebaum, der das wohlriechende Benzoeharz (s. Benzol) liefernde Baum, welcher als *Styrax benzoin* von Persien zur Gattung *Styrax* (s. b.) gerechnet wurde, während er nach Hayne eine besondere Gattung (*Benzoin officinale*) bildet. Er wächst in Hinterindien und auf den Molukken und ist ein ziemlich hoher Baum mit dickem Stamm und umfangreicher Krone, welcher elliptisch-lanzettförmige, zugespitzte, ganzrandige, unterseits weisse, abwechselnd gestellte Blätter, blattwinkelständige, zusammengesetzte Blüthentrauben und große, kugelige Beeren mit lederartiger Schale trägt. Die regelmäßig geformten Blüten bestehen aus einem glöckigen Kelch und einer fünfteiligen, glockenförmigen, weissen Blumenkrone und enthalten 10 am Grunde verwachsene Staubgefäße und einen Stempel. Die Beere enthält einen einzigen, grossen Samen mit holziger Hülle und fleischigem Eiweiss. Das Benzoeharz findet sich im flüssigen Zustande im Baume und wird durch Einschnitten in die Rinde gewonnen.

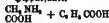
Benzoeharz, s. Benzol.

Benzoesäure, Benzoeblumen, *Acidum benzoicum sublimatum*, *Flores Benzoes*, C_6H_5COOH , ist die Monocarbonsäure des Benzols. Dieselbe kommt ungemein verbreitet in der Natur vor, in einer grossen Anzahl von Harzen, in ätherischen Ölen, im Kraut und in den Wurzeln vieler Pflanzen, am reichlichsten jedoch in dem Benzoeharz, von welchem ihr Name stammt. Sie lässt sich synthetisch aus dem Benzol darstellen und entsteht bei vielen verschiedenen Reaktionen der aromatischen Reihe angehörnden Körper sowie bei der Spaltung der Hippursäure. Zu ihrer Darstellung hat man, wenn es sich um pharmaceutische Zwecke handelt, sich einer ganz bestimmt vorgeschriebenen Methode zu bedienen, der Sublimation des Benzoeharzes, wobei man sich am besten der Kalktuttabenzoe bedient, weil diese am reichsten an B. und ausserdem billiger als flammliche Benzoe ist. Das gepulverte Harz wird in einem flachen eisernen Grapen auf einem Sandbade gelinde erwärmt, wobei es zunächst schmilzt und dann schwere Dämpfe von B. in reichlicher Menge entweicht, die an kalten Gegenständen sich leicht zu Kristallen verdichten. Zur Sammlung derselben überstürzt man den Grapen mit einer feinen Papiertüte, oder man bedeckt ihn mit einem Deckel, von welchem sich ein weites Rohr abzweigt, aus dem die Dämpfe auf kürzestem Wege in einen mit Papier ausgeklebten Holzkasten entweichen. Nach beendeter Sublimation, bei welcher jede Überhitzung zu vermeiden ist, findet sich die B. als schneeweisse Kristalle und Kloden in der Papiertüte oder sonstigem Verdichtungsapparat. Die so dargestellten Kristalle zeichnen sich durch einen deutlichen Geruch nach Vanille aus, von einem sehr geringen Gehalt an ätherischem Öl herrührend, welcher aus dem Harze stammt. Eine reichlichere Ausbeute erhält man, wenn man das gepulverte Harz mit Kalkmilch oder löslichem Natron längere Zeit warm digeriert, schliesslich bis zum Schmelzen des Harzes kocht und aus der wässrigen Lösung des benzoischen Salzes die Säure durch Zusatz von Salzsäure fällt. Die so bereitete Säure riecht weit weniger stark als die durch Sublimation gewonnene. Für technische Zwecke wird die B. meist aus Hippursäure dargestellt. Zu diesem Behuf wird frischer Harn von Kindern oder Pferden, die

vorzugsweise Cerealienfutter oder Wiesengras, dagegen kein Kleeheu als Nahrung erhalten, reich an ein Fünftel seines Volumens verdampft und nach dem Erkalten mit Salzsäure im Überschuss versetzt, wobei sich Hippursäure sofort als Kristallbrei abscheidet. Nach 24 Stunden trennt man diesen von der Mutterlauge und reinigt die Hippursäure durch häufige Umkrystallisation, bis der ihr hartnäckig anhängende Harngeruch möglichst entfernt ist. Die Kristalle der reinen Hippursäure werden mit Salzsäure geseiht, wobei eine Spaltung in B. und Glycolol erfolgt, nach der Gleichung:



Hippursäure.



Glycolol Benzoesäure.

Die reine B. bildet farblose, lichtbeständige Kristalle, die aus dem Harz sublimierte sacht in Folge einer Zerlegung des beigemengten ätherischen Öls mit der Zeit gelblich. Sie schmilzt bei 121°C., siedet bei 249°C. und sublimiert ohne Zerlegung zu erweichen; ihre Dämpfe reizen heftig zum Husten. Mit Wasser verdampft sie schon unter dem Siedepunkt desselben, wässrige Lösungen derselben leiten sich daher durch Verdampfen nicht konzentriert. Löslich in 24 Teilen siedendem und 300 Teilen kaltem Wasser, leicht löslich in Alkohol, Äther, Chloroform, ätherischen und fetten Ölen. Weniger durch konzentrierte Schwefelsäure, noch durch verdünnte Chrom- oder Salpetersäure, aber durch Permanganat angegriffen. Die Wasserstoffatome des in ihr enthaltenen Radikals C_6H_5 sind einzeln, zu zweien, zu dreien oder sämtlich durch Chlor, Brom, Jod, OH, NO₂, NH₂, vertretbar, wodurch eine ausserordentlich große Zahl verschiedener Derivate entstehen, von denen viele noch in isomeren Radikationen auftreten. Ausser in der Medizin findet in B. Verwendung in der Farberei.

Benzol, C_6H_6 , ist eine wasserhelle, leicht bewegliche, stark lichtbrechende Flüssigkeit von eigenartig ätherischem Geruch und Gas spezifischem Gewicht. Es erstarrt bei +3°C. krySTALLINISCH und bleibt bis etwa +6°C. fest. Es siedet bei 80°C. Im Wasser ist es nahezu unlöslich, mit Alkohol und Äther in jedem Verhältnisse mischbar. Es löst Jod, Schwefel, Phosphor, Harze, Fette und andere organische Substanzen auf. Seine Dämpfe sind höchst entzündlich. Das B. wurde 1825 von M. Faraday unter den Produkten der Destillation der fetten Öle entdeckt und 1826 von G. Mitscherlich bei der Destillation der Benzoesäure mit überschüssigem Kalk aufgefunden. Erst in Wankelers fand 1842 B. im Steinkohlenteer, Mansfeld aber war der erste, welcher 1847 das reichliche Vorkommen des B. im Steinkohlenteer nachwies und Mittel und Wege zur Isolierung des B. angab. 100 kg Teer enthalten 1 1/2 bis 2 kg B. In chem. Beziehung ist das B. insofern von höchstem Interesse, als es der Ausgangspunkt einer langen Reihe von Körpern ist, die man unter dem Namen «aromatische Verbindungen» (s. b.) zusammenfasst. Das B. des Handels, wie es in Anilin- und Fuchsinfabriken verwendet, ist eine Gemenge von B. mit Toluol und ähnlichen homologen Kohlenwasserstoffen. Die B. werden zu dem Ende mit genau bestimmtem Benzolgehalte geliefert.

ein B. mit 30–40 Proz. B. eignet sich besonders für die Fabrikation von Anilinrot, ein B. mit 90 Proz. B. dagegen für Blau oder Schwarz. Dasim findet unter dem Namen „Benzol“ oder „Benzin“ (s. d.) vorkommende Bledenwasser hat meist mit dem wässrigen B. nichts gemein, sondern ist ein Gemisch wässriger Kohlenwasserstoffe (Petroleumäther, Steinöl, Emphtha, Photogen u. s. w.). Aus dem reinen B. erhält man durch die Einwirkung einer Mischung von Salpetersäure und Schwefelsäure das Nitrobenzol, $C_6H_5(NO_2)$, als eine schwach gelb gefärbte Flüssigkeit von 1,2 spezifischem Gewicht, die bei 206° siedet und eigentümlich dem Bittermandelöl ähnlich riecht, weshalb es als künstliches Bittermandelöl (s. d.) in der Parfümerie und Seifenbereitung verwendet wird. Durch die Einwirkung reduzierender Mittel, z. B. eines Gemisches von Essigsäure und Eisenspieg, geht es in Anilin (s. d.) über, welches den Ausgangspunkt zur Darstellung der Anilinfarben ausmacht. Vgl. die Lehrbücher der organischen Chemie von Kolbe, Reiche, Fittig und Wiedemann; was ferner den technischen Teil betrifft, vgl. R. Wagner, „Handbuch der chem. Technologie“, sowie „Handbuch der technischen Chemie“ von Kert und Stobmann (Ruppert, 3. Aufl., Art. „Anilin“ und „Ter“).

Benzoylcyclocoll, s. Hippursäure.

Benzylwasserstoff, s. Bittermandelöl.

Beobachtung heißt der Zustand der gespanntesten Aufmerksamkeit, in welchem man die Gegenstände auf sich einwirken läßt, um das Eigentümliche und Unterscheidende derselben genau kennen zu lernen. Die gewöhnliche, d. i. die B. zu nichtwissenschaftlichen Zwecken unterscheidet sich von der wissenschaftlichen dadurch, daß letztere methodisch, d. h. nach bestimmten Grundsätzen angestellt wird und auf das Auffinden allgemeiner Gesetze sowie auf Unterscheidung des Wesentlichen und Zufälligen abzielt. Auch ist sie verschieden nach den verschiedenen Gegenständen und Gebieten der Erfahrung. In dieser Hinsicht unterscheidet man die äußere B. des Naturforschers und die innere des Psychologen. Beide verbinden sich in praktischen Zwecken in der B. des Geschichtsforschers, des Staatsmannes, des Künstlers und aller dater, welche auf Menschen einzuwirken streben, oder deren Handlungen und Werke richtig beurteilen wollen. Eine besondere Art der B. wird durch Versuche oder Experimente, d. h. durch solche oft sehr künstliche Veranstaltung bewirkt, durch welche man den Gegenstand gleichsam nötigt, sich dem Beobachter von einer bestimmten Seite, nützlich absichtlich gewählten Verhältnissen u. s. w., darzustellen. Deshalb unterscheidet man oft geradezu Versuche von B. und setzt in die letztern voraus, daß der Gegenstand in seinem ruhigen, von dem Beobachter nicht veränderten Zustande betrachtet werde. Die Kunst, gut zu beobachten und zu experimentieren, ist um so schwerer, je genauer und feiner die B. sein soll und je erwidelter die zu beobachtenden Phänomene sind. Die Resultate einer B. können, namentlich wo es sich um numerische Bestimmungen handelt, niemals so völlig genau gelten, da bei der immer nur beschränkten Schärfe der Sinne und der angewandten Instrumente Fehler unvermeidlich sind. Berechnet man die bei jedem einzelnen Teil einer B. größtmögliche Abweichung von der Genauigkeit, summiert die auf diese Art gefundenen Größen und dividiert die Summe durch das ganze gefundene Na-

htal, so erhält man die Fehlergrenze, d. h. den größten möglichen Betrag des Gesamtfehlers einer B. Durch Wiederholung der B., wo eine solche möglich ist, kann man die Genauigkeit ihres Resultats immer mehr erhöhen, weil dann die begangenen Fehler sich zum großen Teile gegenseitig aufheben. Das richtigste, der absoluten Genauigkeit am nächsten kommende Resultat findet man aus der größten Anzahl der B. und Versuche, vorausgesetzt, daß alle gleich genau sind. Man nimmt dann aus den Resultaten der einzelnen B. das arithmet. Mittel, indem man die sämtlichen Größen addiert und ihre Summe durch die Zahl derselben dividiert, oder man wendet nach den von Gauss angegebenen Methoden noch feinere Arten der Wahrscheinlichkeitsbestimmung an.

Beobachtungscorps nennt man ein Truppenkorps, das in einer seinem befondern Zweck entsprechenden Stärke an bestimmten Punkten aufgestellt wird, um die Maßregeln des Gegners zu beobachten, zu stören und, wenn die Gefahr droht, zu vereiteln. Im Frieden dient die Anstellung eines Beobachtungscorps oder Observationcorps an der Grenze zu weilen als polit. Demonstration gegen eine benachbarte Macht, von welcher eine feindliche Haltung zu erwarten ist oder auf deren Handlungen ein Einfluß ausgeübt werden soll. Im Kriege werden B. zu verschiedenen Zwecken gebildet: bei Belagerungen, um die zum Entsatz heranrückenden Truppen des Feindes abzuhalten; bei strategischen Operationen, um dieselben von der Seite, auf welcher sie durch den Feind gestört werden können, zu bedecken; vorzüglich aber in der strategischen Defensive, bei welcher das vorgeschobene B. die zum Angriff vorrückende Hauptmacht des Feindes so früh als möglich erkennen, deren Annäherung erschweren und nach Kräften aufhalten soll. So stellte als polit. Demonstration Österreich im Orientkriege ein B. an der russ. Grenze auf, Frankreich zu verschiedenen Zeiten an seiner Ostgrenze, Preußen bei der ersten poln. Revolution vier Armeekorps unter Scharnau. Im Felde war 1815 das Corps von Bieten vorgeschoben, um Napoleons Annäherung zu beobachten; 1831 Strzyniecki, um die russ. Armee unter Diebitsch abzuhalten. Ein B. muß aus allen Waffen zusammengesetzt sein, vorzüglich aber viel leichte Kavallerie haben, weil diese zu weiten Erkennungstreifungen am geeignetsten ist. Auf solche wird es mehr ankommen als auf ein ausgedehntes Vorpostensystem oder gar vereinzelt Postierungen. Die wichtigsten Zugänge werden beobachtet, einzelne Defensivpunkte besetzt, die Hauptmacht des Feindes ($\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ des Ganzen) muß aber konzentriert bleiben, und zwar in einer Stellung, in der ein Gesicht mit Vorteil angenommen werden kann. Dazu werden nach Umständen auch Feldbefestigungen angelegt. Schwierig ist es allerdings, ein solches Gesicht gegen die Übermacht abzubringen; der Rückzug wird dann nicht gern auf die Hauptstellung, sondern mehr in einer Seitenrichtung angetreten, von wo der Vormarsch des Feindes noch immer in der Hand zu bedroht werden kann.

Bëthy (spr. Bëti, Sigmund), ungar. Dichter, geb. zu Komorn 17. Febr. 1819, studierte zu Pest die Rechte, war 1839–40 Mitglied des ungar. Reichstags, wurde 1848 Kommissar beim ungar. Ministerium des Unterrichts, zog sich nach dem Einmarsch der kais. Truppen nach Komorn zurück, wo er Advokat und später Beamter der



Staatsanwaltschaft wurde. Er schrieb Jugenderzählungen (wie «Kozsoru», 1835), Lustspiele («Köbor Istók», 1840, «Követválasztás», 1843), Gedichte (gesammelt in «Összes költeményei», 1851) und Werke über ungar. Recht.

Béthly (spr. Bóti, Boltán), ungar. Dichter und Aphorist, geb. 4. Sept. 1848 in Komorn, ist Professor an der Realschule und Dozent an der Universität in Pest, Mitglied der Akademie und der Kisfaludy-Gesellschaft, zugleich Sekretär der letztern. Als Novellist und Romanchriftsteller zeichnet er sich aus durch psychologische Vertiefung und realistische Darstellung. Er veröffentlichte «Besszelyek», Novellen (1871), «A névtelenek» («Die Namenlosen», 1875), «Kálózi Béla», Roman (1875), «Rajzok», Skizzen (1879), «Raskai Lea», pontische Erzählung (1881). Seine dramaturgischen Studien und Kritiken erschienen gesammelt unter dem Titel «Színfilozóf és színeszek» (Budapest 1882). B. ist auch Verfasser einer trefflichen ungar. Pitteraturgeschichte, und einer (von der Kisfaludy-Gesellschaft preisgekrönt) Geschichte der ungar. Prosaliteratur.

Beowulf (gewöhnlich durch *Wienwulf*, b. i. Sprech, erklärt) ist der Name einer nach ihrem mythologischen Haupthelden benannten, vollständigen epischen Dichtung in angelsächs. Sprache. Die Siege B.s über das Ungeheuer Grendel und einen landvermehrenden Drachen bilden den Hauptinhalt, wozu noch mehrere größere oder kleinere, in verwandte Sagenkreise übergreifende Episoden kommen. Die Sagen selbst müssen Angeln und Sachsen schon mit sich aus der alten in die neue Heimat gebracht haben. Das Gedicht jedoch, wie es noch erhalten ist, ging wol bald nach dem Beginn des 8. Jahrh. aus der Hand seines letzten (christlichen) Umbichters hervor. Es ist daher das älteste größere Denkmal deutscher Volkspoesie und somit für die Entwicklungsgeschichte der gesamten deutschen Sprache, Poesie, Kultur und Volkstümlichkeit von höchster Wichtigkeit. Zwar hat das Beowulflied seine gegenwärtige Gestalt unter christl. Einflüssen erhalten; doch war dieser noch nicht mächtig genug, um alle heidnischen Züge vollständig zu verwischen. Herausgegeben wurde das nur in einer einzigen Handschrift vorhandene Sprachdenkmal von Kemble (Lond. 1833; 2. Aufl. 1837), welcher auch eine engl. Übersetzung nebst brauchbarem Glossar (Lond. 1837) folgen ließ; dann von Thorpe (Lond. 1865), von Grein in dessen «Bibliothek der angelsächs. Poesie» (2 Bde., Kassel u. Göt. 1867—59) und in Separatausgabe (Kassel u. Göt. 1867), von Grundtvig (Kopenh. 1861), von Heyne (Paderb. 1863; 4. Aufl. 1879) und von Holzer (Freib. i. Br. 1882). Unter den deutschen Übersetzungen sind die von Grein (in den «Dichtungen der Angelsachsen», 2 Bde., Kassel u. Göt. 1867), von Simrod (Stuttg. 1859), Heyne (Paderb. 1863) hervorzuheben.

Berabba, afril. Volksstamm, s. Barabara.

Béranger (Pierre Jean de), berühmter franz. Liederdichter, geb. 19. Aug. 1780 zu Paris als Sohn eines armen Handwerkers, war zuerst Kellner bei seiner Tante zu Veronne, dann Schriftföher in einer dortigen Druckerei, nachher Geschäftsgehilfe seines Vaters. Mit 18 Jahren entwarf er ein episches Gedicht «Clovis», auch versuchte er sich auf dem Gebiete der religiösen Lyrik, aber mit geringem Erfolg. Später fand er einen Gönner an Lucien Bonaparte, und die Verwendung des Tragödienbilders A. Arnault verhalf ihm 1809 zu einer

Schreiberstelle im Ministerium des öffentlichen Unterrichts. Um diese Zeit begann B. seine ersten Chansons zu dichten. Die ausgelassensten Lieder seiner ersten Sammlung sind aus den J. 1810—14. Gleichzeitig versuchte er auch schon, wiewohl schüchtern, die Politik in seinen Kreis zu ziehen. Als «Le sénateur», worüber der Kaiser selbst gelacht haben soll, und «Le roi d'Yvetot», einer feinen und pilanten Satire auf Ruhmbegier und eitle Pracht, findet sich nichts Politisches in B.s erster Dichtsammlung, die 1815 unter dem Titel «Chansons morales et autres» herauskam und dem Verfasser einen strengen Verweis von seinen Vorgesetzten zuzog. Der drohende Verlust seiner Staatsanstellung hinderte ihn jedoch nicht, 1821 eine zweite Lieder Sammlung herauszugeben. Eine bedeutende Veränderung war inzwischen mit dem Dichter vorgegangen. Si erklang ein schärferer polit. Ton in den neuen Liedern, wie «Le marquis de Carabas», «Paillasson», «Monsieur Judas», und hierzu kamen noch volksthümliche und religionspösterische Gedichte, wie «Les Capucins», «Les clefs du Paradis», «Les Révérends pères» u. s. w. Andere Gedichte dagegen, wie «Le Dieu des bonnes gens», «La Sainte-Alliance des peuples», «Le vieux drapier», «Le 5 Mai», sind frei von jeder Tendenz und zeugen von dem Patriotismus und dem tiefen Gefühl B.s. Die Stimmung der neuen, mit veränderten Meinungen, Interessen, Begriffen, Sitten und Einrichtungen aufgewachsenen Generation in Frankreich fand in B.s Liedern ihren besten Ausdruck. Dieselben atmen die heftigste Erregung gegen die mit ihren alten Standesvorurtheilen und vermeintlichen Vergeltungsrechten vurdigekommene Dynastie und Aristokratie, und malen aufs anschaulichste die Gefühle, welche damals die große Anzahl der Gemüther befeuerte. Durch die Kraft und Gewandtheit, mit welcher B. die schneidende Wut des Wipes und der Satire führte, mußten jene Lieder den größten Eindruck machen, und ihre Wirkung war noch um so größer, als der Sänger in seinen freimüthig Verurtheilungen zu erdulden hatte. Nach seiner Amtsenthebung, auf die er verurtheilt war, zog ihn der König. Professorator vor Gericht und bewirkte seine Verurteilung zu 500 Fr. Geldstrafe und dreimonatlicher Haft. Im Gefängnis mochte B. sofort den Anfang zu den Liedern seiner dritten Sammlung, die 1825 erschien und gewiss nicht belangt wurde. Dagegen wurde die vierte Sammlung (1828) wieder von Staats wegen verfolgt und der Dichter zu neun Monaten Gefängnis und 10000 Fr. Geldbuße verurteilt.

An der Julirevolution nahm B. theil, der durch seine Lieder so viel dazu beigetragen, wirksamen Anstoß und vereinigte sich mit seinen Freunden Louis Vassollette u. a. zu dem Zweite, die Thronkandidaten Ludwig Philipp bei der republikanischen Partei durchzuführen, lehnte aber, als sein Ziel erreicht war, alle Ehrenstellen und Reichthümer ab, die ihm anboten wurden. Seine letzte Sammlung (1838) enthält, außer den an frühere Gattungen sich anknüpfenden Gedichten, einzelne in eine neue Dichtung eingehende Stücke, wie «Les contrebandiers», «Jeanne de Roussau», «Le vieux vagabond», «Le fou», eine Art sozialistischer Lieder. Erst im Jahre 1846 heraus. In größter Zurückgezogenheit überrasschte ihn die Februarrevolution von 1848. Er wurde mit mehr als 200 000 Stimmen in

Seine-Departement in die Nationalversammlung gewählt und erhielt in dieser einen neuen Beweis von Frankreichs innigster Verehrung, indem die Versammlung 8. Mai ein Entlassungsgesuch feierlich zurückwies und dieses erst dann annahm, als er unerwartetlich darauf bestand. B. starb 16. Juli 1867 in Paris. In Rücksicht auf die allgemeine Stimmung besaß Napoleon III., das Leichenbegängnis des gefeierten Dichters, obgleich dieser sich gegen das zweite Kaiserreich stets ablehnend verhalten hatte, unter großem Gepränge auf Kosten der Einnahme zu bestreiten, indes, da man Demonstrationen fürchtete, unter Mitwirkung der Polizei und unter kurzer militärischer Escorte. Die Beerdigung fand auf dem Friedhof Pere-Lachaise statt. Aus seinem literarischen Nachlaß erschienen «La biographie» (1857), die weniger Neues gewährt, als man erwartete, «Dernières chansons» (1857), eine Sammlung von 94 in den J. 1834–51 verfaßten Gedichten, in denen alle seine Weisen, wenn auch mit weniger Kraft, so doch beinahe mit derselben Anmut, Feinheit und Formgewandtheit wie früher vertreten sind, und «Oeuvres posthumes» (1874). Eine Publication Boiteaus, die gesammelte «Correspondance de B.» (4 Bde., 1859–60), veranlaßte mehrere Schriftsteller, das Leben und die Werke B. einer scharfen Kritik zu unterziehen, aber kein biographisches Genie und seine polit. Weisheit konnten nicht betroffen werden. Als «Oeuvres complètes de B.» gibt es mehr als zwölf Gesamtausgaben seiner Gedichte, von welchen die in 3 Bänden mit 120 Kupfern (1835–36) und die in 2 Bänden (1847) die schönsten und vollständigsten sind. Außerdem wurden jene Chansons, trotz ihres echt franz. Charakters, in alle europ. Sprachen überetzt. In Deutschl. sind versucht Überetzungen Hubens (3 Bde., Bern 1833–41) und Nathusius (Braunsch. 1839), während Chamißo und Gaudy (Eps. 1838; v. Aufl. 1845) gelungenere Bearbeitungen lieferten. Vgl. Arnould, «Béranger» (Par. 1864); Janin, «B. et son temps» (Par. 1866).

Verat oder die Hyderabad angewiesenen Distrikte (the Haidarabad Assigned Districts), eine administrativ in eine östliche und eine westliche Hälfte getheilte Landschaft des nördl. Dehkan in Ostindien. Nördlich von Arababa und östlich von Nagpur, beides Divisionen der zu der Präsidentschaft Bengalen gehörenden Abteilung der Centralprovinzen, südlich von dem Gebiete des Nijam von Hyderabad und westlich von dem Kollekorate Khanesch der Präsidentschaft Bombay begrenzt und von 20° 15' bis 21° 40' nördl. Br. und 76° bis 78° 2' östl. L. (von Greenwich) gelegen, nimmt V. mit 45.870 qkm einen Teil der sich zwischen den nördl. Ghats und dem Satpuraergebirge ausbreitenden, sich von 400–1000 m über die See erhebenden Hochebene ein. Von zahlreichen Nebenarmen des Burnah, eines Nebenflusses des Tapti, durchströmt, ist V. gut bewässert, fruchtbar und namentlich für die Kultur der Baumwollpflanze, welche nirgends in Hindien besser gedeiht und so massenhaft als hier angebaut wird, ganz besonders geeignet. Die Bevölkerung, die sich 1881 auf 2.670.982 Seelen belief, besteht der Mehrzahl nach (86 Proz.) aus brahmanischen Hindu, einer nicht unbeträchtlichen Anzahl Gonds, Abstammungen von der ältesten Bevölkerung dieser Gegend, und verhältnismäßig wenigen (7 Proz.) Mohammedanern. Im nördl. Theile ist die Sprache ein Gemisch aus Hindi, dem Gond

Conversations-Lexikon. 12. Aufl. 11.

und dem Maharattischen. Das letztere wird auch hauptsächlich in den Städten gesprochen, während im Süden das Telinga und im Osten das Urija vorherrscht. Das Gond, welches keine Schriftzeichen besitzt, wird von jedem verstanden. Die östl. Abtheilung enthält die drei Distrikte Amravati, Clitchpur und Dün; die westliche die drei Distrikte Akola, Buldana und Rahim. Hauptstadt ist das am Burnah gelegene Clitchpur, wo bis 1850 der Nabob von Clitchpur, ein Bajah des Nijam von Hyderabad, seinen Sitz hatte. Wichtiger als Clitchpur in mercantiler Beziehung und als Hauptplatz für die in V. in so großer Menge erzeugte Baumwolle ist Amravati (engl. Comrawutti) an dem von Bhojmal nach Nagpur führenden Zweige der großen Eisenbahn zwischen Bombay und Allahabad. V. bildet gegenwärtig eine der Hauptabteilungen der Präsidentschaft Bengalen und wird im Namen des Generalgouverneurs von Britisch-Indien durch einen Oberkommissar, der zugleich Resident bei dem Nijam ist, verwaltet.

Geschichte. Im älteren Zeit (1347–1529) machte V. unter der mohammed. Herrscherfamilie Bhamani einen Teil des Reichs Dehkan aus, gelangte später zur Selbständigkeit, wurde aber 1590 von Akbar dem Reiche Delhi unterworfen. Bei dem Versalle von Delhi nach dem Tode von Aurengzeib 1707 kam V. an den Nijam von Hyderabad, wurde aber bald nachher von den Maharatten besetzt. Als das Maharattenreich 1740 sich auflöste, entstand aus verschiedenen Theilen desselben, worunter auch V. war, unter der Dynastie Bhonsla, deren Gründer Parjadschi war, das Reich der östl. Maharatten mit der Hauptstadt Nagpur. Daber wurde der Name Nagpur neben dem von V. für dieses Reich gebräuchlich. Der dritte Fürst dieser Dynastie, Ragobschi II., ließ sich 1803 mit dem Scindia der Maharatten in eine Koalition gegen die Engländer ein, in Folge deren er bei dem Friedensschlusse vom 30. Dez. 1803 die Landschaft Calat in Urija an die Englich-Ostindische Kompagnie, das eigentliche V. aber an den Nijam von Hyderabad abtreten mußte. Sein Nachfolger Appa-Sabib verband sich mit dem Baischa der Maharatten gegen die Engländer und mußte, durch die letztern bezeugt, diesen die Hälfte seines Gebietes abtreten. Letzteres fiel den Engländern zu, als der Ragobschi III. 11. Dez. 1853 ohne männliche Erben gestorben war. Der größte Teil des früheren Reichs Nagpur, mit Ausnahme des eigentlichen V., gehört gegenwärtig zu den Centralprovinzen, einer der Hauptabteilungen der Präsidentschaft Bengalen. Das eigentliche V., welches der Ragobschi von Nagpur 1803 an den Nijam von Hyderabad hatte abtreten müssen, wurde nebst den Distrikten Raichur-Dwad und Dharwad von letzterem 1853 den Engländern überwie sen, um mit dem Ertrage dieser Landschaften sowohl seine bedeutende Schuld an letztere zu beden, als auch um dieselben hievon das Truppenkontingent, das es ihnen stellen mußte, selbst unterhalten zu lassen. Daher der jetzige offizielle Name «angewiesene (assigned) Distrikte» für V.

Verat, befestigte Hauptstadt eines Sanbichs im europ. thür. Vilajet Janina, am Semensitz, zählt 12.000 E., wovon ein Drittel Griechen; dabei ein verfallenes thür. Kastell auf hohem Fels.

Verat, ein in das Türkische und Persische aufgenommenes arab. Wort, bedeutet ein Diplom und im allgemeinen ein namens des Souveräns

ausgestelltes Schriftstück, welches seinem Inhaber gewisse Rechte und Privilegien sichert. So wurden früher durch V. bevorzugten christlichen Unterthanen der Porte Exemtionen von der Kleiderordnung und andere Freiheiten gewährt; nach dem Dokument hießen die Inhaber *Veratig*. Auch die fremden in der Türkei akkreditierten Konsularbeamten werden abweichend von der Regel außer mit dem Exequatur der Porte mit einem internationalen Geltung entbehrenden großherrlichen V. versehen.

Veratene Rinder heißen Rinder, welche bei Lebzeiten der Eltern durch eine gewisse Summe (Veratung) abgefunden werden und deshalb später am Erbe nicht teilhaben.

Beraun (Bern, Verona, Sławoszyow), Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Horowitz, an der Vereinigung der Beraunka und Vitavka, an der Linie Furth-Brag der Böhm. Westbahn und an der Bahn Malonic-Probitzin, 30 km südwestlich von Prag, ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine bedeutende Spinnerei und Baumwollwarenfabrik, Barlsfabriken, in der Nähe viele Steinbrüche, Hütten und Kaltseen und zählt (1880) 5719 größtenteils czechische E. Im 13. Jahrh. an einer Stelle, wo eine Furt an der Beraunka bestand, von Deutschen besiedelt, erhielt der Ort vom Könige Wenzel II. die Marktgerechtigkeit und andere Freiheiten, erkrante sich später insbesondere der Günst des Kaisers Karl IV., der ihn zur Kreisstadt erhob. In der Hussitenzeit (1421) wurde V. von den Bragern und Laboriten unter Jistla belagert und nach verzweifelter Gegenwehr 26. März eingenommen; 1620 fiel es dem sog. Kaiserlichen Kriegsvolk zur Beute.

Berauschende Mittel (inebriantia), diejenigen diätetischen und pharmaceutischen Mittel, welche den unter dem Namen Rausch bekannten Zustand der Exaltation und Überreizung der Hirnthätigkeit hervorzurufen vermögen. Zu ihnen gehören vor allem der Alkohol und die alkoholhaltigen Getränke, der Äther und gewisse Narcotika (Opium, Haschisch, Fliegenzwamm u. a.); auch die Kohlensäure in größeren Mengen dem Magen eingeatmet, vermag eine leicht berauschende Wirkung zu entfalten (sog. Brunnenrausch beim Trinken kohlensäurereicher Quellen). Über die durch gewohnheitsmäßigen Mißbrauch der berauschenden Mittel entstehenden Schäden und Krankheiten s. Alkoholismus.

Verber (Dax.), Landschaft in Rubien, am Nil gleich unterhalb der Mündung des Atbara. Der Hauptort am Nil, el-Melkeir, besteht aus ärmlichen Erdhütten, ist aber ein nicht unwichtiger Handelsplatz, der zwei Bazaras und über 20000 E. hat und Sitz eines Distriktsouverneurs ist.

Verbera, Hafen- und Handelsplatz, am Golf von Aden an der Somalifüste, 270 km südlich von Aden, im Hintergrunde einer durch eine schmale Landzunge im Norden geschützten und gegen W. geschnitten, 7 km langen, 2 km breiten, 20–25 m tiefen Bucht gelegen. Die Umgebung ist flach und sandig, im S. und SO. umfamt von terrassenartig ansteigenden Ebenen mit Gebüsch und Weideland, hinter denen sich halbkreisförmig malerische Kaltgebirge und weiter am Horizont Tafelberge und jachige Hochgebirge erheben. Die flache Landzunge enthält an der Basis die von den Dünen überfluteten Reste der verfallenen Niederlassung Hellel-Abbas. Letztere war wahrscheinlich auf den Trümmern des antiken Malao im Lande Barbarica erbaut, welches die Griechen durch die Handelsfahrten der Ptole-

mäer kennen lernten und bis zum Vorgebirge Ad-mata, dem jetzigen Kap Guardafui, auch des Meer- rauchlands nannten. V. ist einer der geräumigsten und besten Häfen der ganzen Somalifüste und war früher im ganzen Orient wegen seiner Reste berühmt, welche von Ende Oktober bis zum März dauern. Einige Ruinen und die Reste einer Wasserleitung deuten auf eine schon frühe Bedeutung des Ortes. In neuerer Zeit ist V. ziemlich verlassen und ver- obet, da die Hadrauei-Somali, zu deren Stamm derselbe gehört, sich behufs ihres Handels jetzt an- dern Küstenplätzen zuwenden. Außer dem trefflichen Hafen bietet V. ein gesundes Klima, südes Weizen und fruchtbaren Boden. Nachdem V. im Sommer 1875 von ägypt. Truppen besetzt worden war, es sich auch der Hafen Sela unterworfen hatte, lag der Schelde die umliegende Landschaft als ägypt. Provinz mit V. als Hauptort organisiert.

Verber-Baschi, Oberbarber, ist der Titel derjenigen türk. Hofbedienten, welchem die Wache des Vortres und Haupthaars des Großherrn s. liegt. Der V. geht, wie alle um die Person des Sultans dauernd beschäftigten männlichen Diener, aus dem Bagenkorps der Chass-Oda (großherrliche Wohngemächer) hervor und nimmt unter den be- treffenden 12 Ehrenämtern die 10. Stelle ein. Im- voran geht der Tzurnaktschi-Baschi, welcher die Hand des Sultans an Fingern und Zehen zu befeigen hat.

Verberet ist der allgemeine geogr. Name für den vorwiegend von Verberern (s. d.) bewohnten und wekl. Teil von Afrika, zwischen dem Atlantik und der Sahara, dessen äußere Gestaltung vorzugs- weise durch das Gebirgssystem des Atlas bekannt wird und das in polit. Hinsicht außer dem west- franz. Gebiet von Algerien (s. d.) die Staaten Li- kofto, Tunis und Tripolis begreift. Als im Jahr des 16. Jahrh. sich die Osmanen der Oberherrschaft auch in diesem Teile Nordafrikas bemächtigten, wurden die Seeräuber vollständig organisiert hatten, im W. Abendlande die Namensform Barbaren für das Land und Barbaren für die einzelnen Stämme, namentlich für die sog. «Raubstaaten» von Tunis und Tripolis auf, indem man dabei an die barbarischen Despotismen, welchen die Herrschaft übten, sowie an die grausame Behandlung dachte, welcher oft die Christensklaven ausgesetzt waren (S. Marokko, Tunis, Tripolis.)

Verberiden (Berberidaceae) oder Saurebier- ner, bitotyledonische Pflanzenfamilie aus der Gattung der Polyparpen; ihre wichtigste Gattung ist die Verberize (s. d.)

Verberin, C₁₂H₁₁NO₂, ein Alkaloid, welches sich in der officinellen Radix colombo, der Wurzel von Jateorrhiza Columba *Miers*, in der Rinde von Berberis vulgaris und mehreren anderen Wurzeln und Holzkarten findet. Aus der Rinde von Berberis vulgaris stellt man es dar, indem man das weingeistige Extrakt derselben zur Trockne dampft, den Rückstand mit Kalmilch auszieht, das Filtrat mit überschüssiger Salzsäure versetzt, es entsteht dadurch sofort ein amorpher Niederschlag, welcher durch Filtration befreit wird und auf nach mehrtägigem Stehen salzsaures V. u. gelbes Krystallin ansetzt. Die Lösung des Salzes mit Bleiessigsbrat digeriert, läßt nach dem Ab- falten die freie Basis krystallisieren. Die gelben gelb gefärbten Krystallnadeln verlieren bei 100° in Krystallwasser, sind in 500 Teilen kaltem, in heissem Wasser löslich, schwer löslich in Eth-

entweder in Äther, Schwefelkohlenstoff, Petroleum-
äther. Das B. bildet mit fast allen Säuren schon
krystallisierende Salze.

Verberige oder **Sauerborn** (*Berberis L.*) ist
eine Pflanzengattung aus der Familie der Berber-
riden. Alle Arten derselben sind Sträucher mit
gelben Blüten, welche einen zweifelhafte, sechsblät-
trigen Kelch, eine sechsblättrige Blumenkrone und
sechs Staubgefäße besitzen, die den Blumenblättern
entgegengeleitet sind und deren Filamente, wenn sie
im Grunde verhärtet werden, einen bedeutenden
Grad von Reißbarkeit zeigen, indem sie sich dann
schnell nach dem Stempel hinbiegen und dadurch
Verstreuen des Pollens bewirken. Eine Eigentüm-
lichkeit dieser Gattung, wie überhaupt der Berber-
riden, ist auch der Umstand, daß die Staubbeutel
in zwei großen Klappen aufspringen, welche sich
hinterwärts schlagen. Die Blüten stehen in hängenden
Trauben; die Frucht ist eine längliche, zwei- bis
dreifache, saftige Beere. Die meist büschelförmig
gestellten Blätter sind einfach, ganz, gewimpert-
geleitet oder ganzrandig. Von den etwa 50 bekann-
ten Arten, welche über die gemäßigten, subtropische
und tropische Zone beider Hemisphären verstreut
sind, ist die bekannteste die in ganz Europa und im
östl. Asien einheimische und bei uns oft in Gärten
an Anlagen angepflanzte gemeine B. oder der
meine Sauerborn (*B. vulgaris L.*), die sich durch
elliptische hängende Trauben, kurzgestielte, verkehrt
runde, wimperig-geleimte Blätter und dreiteilige
Ornen auszeichnet. Ihre ovallänglichen, bei der
Reife leuchtend roten Beeren, welche unter dem Na-
men Verberis-Beeren bekannt sind, besitzen
nicht nur einen sehr angenehmen Geschmack, da sie viel freie Apfel-
säure enthalten; doch wird auch ein Spielart mit
schwarzen Beeren und eine mit kernlosen Beeren
kultiviert. Aus den sauren Beeren wird besonders
Frankreich Apfelsäure gewonnen. Auch bereitet
man aus ihnen einen wohlriechenden Sirup,
gleichen Gelee, Marmelade und Eis (Verberis-
eis). Den Verberis-saft verwendet man zur
Färbung der Verberis-Äpfel, roter, halbrunder
Färbung von angenehmem saurem, kühlendem
Geschmack. Die gelbe Wurzel, vorzüglich der Bast-
faser, wie auch der des Stammes und der Äste,
ist zum Färben. Zu gleichem Zwecke werden
die in Südamerika und auf den Südseeinseln
heimische Arten verwendet. Der gelbe Farbstoff
des Verberis (s. d.). Über den auf der Unter-
seite der Blätter häufig vorkommenden gelben
marothenpilz (*Aecidium Berberidis*), welcher
dem sog. »Rost« des Getreides in genetischem
Zusammenhang steht, s. Rost.

Verberis oder **Verber** ist der allgemeine Name
die seit dem 7. Jahrh. von den Arabern über-
nommen und dem Islam unterworfenen Urvölke-
r des nördl. Afrika, welche von dem Weste
der Rißländer über die Sahara und deren
bis zum Atlantischen Ocean einerseits, den
Küstenterrassen des Sudan und bis zum Mittelmeere
andererseits ausgebreitet ist und trophal innerhalb
seiner weiten Gebiete aufstretenden Verschiedenheiten
nach Sprache wie auf Lebensgestaltung, Haut-
farbe und Gesichtsbildung doch einen im ganzen
Ornen Haupttypus repräsentiert und einem
einigen Völker- und Sprachstamme angehört.
Vorstehend sind die gegenwärtigen Verberid-
völker Stämme wie die im Altertume aufste-
nden Mauri oder Mauretanier und Numidier,

Gatullier und Phazanter, Rasamonen und Hama-
mientes, die eigentlichen Völker um das Sorten-
meer, in Cyrenaica (Barla), Narmaria und den
innenländlichen Oasen Nigila und Ammonium
(Siwah). Der Name B. ist den meisten von den
Europäern so benannten Völkerschaften selbst un-
bekannt. Die wichtigsten Glieder der Verberid-
völker sind folgende fünf: 1) die sog. Amazighen,
welche, 2-2½ Mill. Köpfe stark, das nördl. Ma-
rocco, das ganze Nij (als gefährdete Seeräuber
oder Kipiraten) und den nördlichsten Teil des At-
las bis zur Provinz Tebla bewohnen, von den
marokk. Sultanen meist völlig unabhängig leben
und teils unter eigenen Häuptlingen und erblichen
Fürsten stehen, teils kleine republikanische Gemein-
schaften bilden. 2) Die Schilluh im süd. Ma-
rocco, auf 1450000 Köpfe geschätzt, wohnen teils
in der großen Ebene längs dem Mittelmeer-
bis zum Teneis, teils im süd. Atlas bis zu dessen
äußersten Verzweigungen am Atlantischen Ocean.
In welchem Verhältnis zu diesen marokk. Verber-
id-Clans 3) die Guanchen (s. d.), die ausgestor-
benen Urvölker der Canarischen Inseln, gestan-
den haben, ist unbekannt, daß dieselben jedoch der-
selben Stammes waren, ist gewiß. 4) Die Kabyl-
en (s. d.) in Algerien und dem Gebiete von Tunis,
deren Anzahl in ersterm offiziell auf 960000 ange-
geben wird. 5) Die B. der Sahara leben, als
Bewohner der Oasen, meist durch ungenutzte Räume
voneinander getrennt. Die merkwürdigsten von
ihnen sind die Beni-Mezab (s. d.) oder Mozabiten,
die B. von Ghadames, von Solna an der Grenze
von Fezzan, von Kumbila, von Siwah, vor allem
aber das weitverbreitete und weithin herrschende
Volk der Imoschagh oder Tuareg (s. d.). Les-
tere, die reinen und unermischtesten aller B., er-
füllen die Oasen der Wüste zwischen Ghadames,
Tuat, Bilma und dem Niger und sind fast aus-
schließlich Herren des Karawanenhandels zwischen
dem Sudan und den Küstenstädten des Mittelmeers.
Grammatische Arbeiten über die Sprachen der Ka-
bilen und Tuareg lieferte in neuester Zeit San-
teanu. Sämtliche Verberid- und Verberisvölker
bilden die löbliche Gruppe des sog. hamitischen
Völker- und Sprachstammes. Vgl. »Reise der
öster. Fregatte Novara um die Erde« (linguistischer
Teil von Fr. Müller, Wien 1867); Fr. Müller,
»Allgem. Ethnographie« (2. Aufl., Wien 1879).

Verbice, die östlichste der drei Grafschaften des
brit. Gouvernements Guiana (s. d.) in Südamerika,
am Flusse gleiches Namens, zwischen den Graf-
schaften Demerara und Essequibo im W. und dem
Corentyne, dem Grenzfluß gegen Niederländisch-
Guiana, im O. gelegen, umfaßt, soweit sie wirklich
Kolonialgebiet und nicht zum Lande der unabhän-
gigen Indianer des Innern gehört, etwa 4000 qkm
und zählt (1871) 30120 E. B. ist eine ursprünglich
holländ. Kolonie, die 1626 ein gewisser van Beece
begründete, weshalb auch noch jetzt die meisten
Weihen holländ. holländer sind und holländ. Sprache
vor Gericht und auf der Kanzel in Gebrauch steht.
Nach vorübergehender Besetzung der Kolonie durch
die Engländer 1781, durch die Franzosen 1782,
wurde sie im Frieden von 1783 an die Niederländer
zurückgegeben, aber 1796 von den Engländern wie-
der genommen und erst im Frieden von Amiens
1802 an die Batavische Republik abgetreten, jedoch
schon 1803 abermals besetzt und nebst Demerara
und Essequibo durch die zu London 13. Aug. 1814

abgeschlossene und 12. Aug. 1815 vervollständigte Konvention an Großbritannien überlassen. Wie zu der neuen Verfassung vom 21. Juli 1831 bildete B. eine abgeordnete Kolonie mit einem eigenen Gouverneur, seitdem ist dieselbe mit jenen beiden, nun in zwei Grafschaften getrennten Gebieten zu einer Kolonie (Britisch-Guiana) vereinigt.

Der Fluß Verbece entsteht wahrscheinlich unter 3° 30' nördl. Breite und mündet unter 6° 24' nördl. Br. mit zwei Armen ins Meer, welche die Krabbeninsel bilden. Als Seehafen ist er von geringer Bedeutung, da an seiner Mündung eine Barre mit nur 2,5 m Wasser liegt. N. von Schomburgk, der an dessen oberem Laufe die berühmte Victoria-Regia entbedte, hat ihn mit Booten bis 3° 50' nördl. Br. befahren. Kleine Seeschiffe können bis zu den Ruinen des ehemaligen Fort Nassau, 80 km, hinaufgehen, und ebenso weit hinaus sind auch die Ufer des Flusses bewohnt.

Die Stadt Verbece oder Neu-Amster dam liegt ungefähr 3 km von der Mündung des Flusses B., auf der Ostseite desselben, ist erst 1796 gegründet, indem die ältere, etwa 80 km weiter stromaufwärts gelegene Stadt aufgegeben wurde. Der gutgebaute Ort dehnt sich weitausläufig am Flusse aus und ist von zahlreichen Kanälen durchschnitten, welche, durch die Ebbe und Flut gespült, einen günstigen Einfluß auf den Gesundheitszustand ausüben, so daß das Gelbe Fieber hier selten und nie so verderblich wie in Georgetown, der Hauptstadt von Britisch-Guiana, auftritt. B. hat drei Kirchen, ein bähisches Regierungs- und einige andere ansehnliche öffentliche Gebäude, darunter ein vorzügliches Hospital, bedeutenden Handelsverkehr, Missionen für Negler und zählt (1871) 5437 E.

Verrecau (fr.), Wiege; in der Baulunst soviel wie Gemölbogen, Bögenlaube, Laubengang.

Verrecause (fr.), Wiegeliob; auch Schaufelstübl.

Verrechem (Ritolaas), Maler, s. Vergem.

Verresch, s. Varesch.

Verret (Giovanni), ital. Dichter, geb. 23. Dez. 1783 zu Mailand, war eins der Häupter der romantischen Schule der „Giovine Italia“, zu deren Verbreitung er durch die Übersetzung von Bürger's „Lenore“ und anderer Balladen wesentlich beitrug. In der Napoleonischen Zeit beim Senat für das Königreich Italien angestellt, ward er nach der Restauration abgeschet, widmete sich der Literatur, war fleißiger Mitarbeiter des „Conciliatore“, weshalb nach der gescheiterten Revolution von 1820–21 ein langjähriges Exil ihn traf, das er bis 1829 als Handlungsbuchhalter in London, dann als Begleiter des Marschalls Giuseppe Arconati abwechselnd in Frankreich, Belgien, Deutschland und Griechenland verlebte. Erst 1848 lehrte er nach seiner Vaterstadt zurück und ward von der Provisorischen Regierung in Mailand zum Minister des Unterrichts ernannt. Nach der Unterdrückung der Revolution begab er sich nach Turin und wurde in die sardin. Zweite Kammer gewählt, wo er sich zur gemäßigten Partei hielt. Er starb 23. Dez. 1851. Seine polit. Gedichte („Poesie“, vollständige Ausgabe Lond. 1848) zeichnen sich durch Glut der Leidenschaft sowie durch kräftige Sprache aus und wurden sehr populär. Sein berühmtestes Gedicht sind „Die Flüchtlinge von Parga“. Eine Gesamtausgabe seiner Werke hat F. Cusani (Mail. 1863) besorgt. — Sein Neffe, Guiseppe B., geb. 1833, lieferte zahlreiche wichtige Arbeiten zur Geschichte Venedigs.

Vertha (woraus die jetzige Form Vertha; im Althochdeutschen Veratha, d. i. die Verwundende, Märgende), eine german. Göttin, wohl nur eine Erfindung vom Fria, der Gemahlin Wodans, die schon ihrem Namen nach auf die enge Verbindung mit dem Sonnengott Wodan hinweist. Unter verschiedenen Benennungen lebt sie noch jetzt als geisthafter Wesen fort, daselbe wie Hulda, Frau Holle. Während letztere im Volksglauben des nördl. Deutschlands als freundliches Wesen erscheint, tritt A. im südl. Thüringen, Bayern, Elsaß, Schwaben, Österreich, Schweiz als ein fürchterliches, erschreckendes Scheusal auf. Durch die christl. Weltansicht ward die alte heidnische Gottheit im südl. Deutschland tiefer herabgewürdigt als im nördlichen. Als Beschützerin der weiblichen Arbeit führt A. namentlich die Aufsicht über die Spinnerinnen. Was sie an dem ihr geweihten letzten Tage des Jahres unabgesehen findet, das verbirgt sie. Ihr Fest muß durch ein althergebrachtes Mahl, Reispfeisen und Fische, begangen werden. Auf ihr eifrigste Verehrung gründeten sich das noch jetzt übliche Verchtenspringen und Verchtenlaufen in Salzburg und Tirol, vielleicht auch der Wechtelzug (s. d.) in der Schweiz. Auch mögen manche Sagen von A. auf berühmte Frauen dieses Namens übertragen worden sein. Die Sagen von der Wechtel-Frau stehen mit der altheidnischen Göttin B. in Zusammenhang. (Vertha.)

Verchtenlaufen oder **Verchtenlaufen**, s. Verthesgaden (in Urkunden des 13. und 14. Jahrh. Vertherscadmen und Vertherthsgadem genannt), Landschaft (Verwaltungsgebiet eines Bezirksamtes), umfassend die Amtsgemeinschaft der Verthesgaden im bayer. Regierungsbezirk Oberbayern, mit 399,9 qkm und 2899 E. in 12 Gemeinden (Gnotscharten) und Reichertshausen, mit 230,9 qkm und 7982 E. in 12 Gemeinden. Die Landschaft entspringt aus einer um 1122 gestifteten klostertlichen Niederlassung, deren Besitze unter Kaiser Maximilian I. mit der Reichsunmittelbarkeit des Ländchens, das etwa den Umfang des jetzigen Amtsgerichtsbezirks besaß, Sitz und Stimme auf der Rittersbank erlangten. Die gefürstete Freistadt wurde 1803 säkularisiert und dem neu errichteten Kurfürstentum Salzburg einverleibt, mit den sie 1810 an Bayern kam. Das Ländchen bildet infolge seiner Natur Schönheiten vielbesuchtes Alpenland, das zwischen die Thäler der Salzach und Saalach eingeschoben ist und der Formation der Trias angehört. Eine Menge großer, teils kugelförmiger, teils scharfgrätiger Bergformen drängen sich so an- und ineinander, daß sie einen ungeheuren Fels- und Hochgebirgsstrom um die Spitze des berühmten Bartholomäus- oder Königsfests (s. d.) bilden scheinen. An der südl. Grenze breitet sich die zerklüftete, 2500 m hohe Masse des Steinernen Meers mit der 2651 m hohen Schönschöpfung aus. Von diesem kolossalen Felsenwall ziehen sich zwei starre Felsgrate nördlich in das Innere des Ländchens (der 2714 m hohe, fahn auffringende Walmann, der kleine Walmann 2404 m, und der 2629 m hohe Hochstater, dessen Söhnspitze, bei Kammerlinghorn, einer der schönsten Aussichtspunkte in den Alpen ist) und umschließen mit den östl. und westl. Grenzwall die drei Hauptthäler des Verthesgadener Landes: das Hintersee-, das Wimbachthal und das Thal des Königsfests, die sich alle drei in dem üppig grünen Thale der Kammer

vereinigen. Diesen gegenüber erhebt sich, gegen Norden, der unmittelbar in die Ebene abfallende, 1975 m hohe Untersberg, berühmt durch die uralte Sage von Kaiser Karl d. Gr., der, von Bergmännlein bedient, im Berge die Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs erwartet. Außer dem Reichtum an Salz und Holz bietet das Land Marmor, Gips und Kreide. Die Hauptbeschäftigungen der Bevölkerung sind Viehzucht, Walzarbeit, Holzschmiederei, Holz- und Feinbrecherei, Marmorfeilerei, Arbeit in den Salzbergwerken und Salinen.

Der Marktflecken Verthesgaden, 19 km südlich von Salzburg, am Achen oder Alm, dem Abfluß des Königssees, in 576 m Höhe gelegen, zählt (1880) 1782 E. und ist Sitz eines Bezirksamts, Amtsgerichts, Post- und Hauptpostamts und gehört zum Landgericht Traunkirchen. Unter den Kirchen zeichnet sich nur die Stiftskirche mit ihrem schönen, in der ursprünglichen Anlage des 12. Jahrh. erhaltenen Kreuzgangs, ihren geschnittenen Eosoräulen und andern Altartürmen aus. Das ehemalige Stiftsgebäude, welches statlich den langen Felsabhang krönt, ist jetzt ein königl. Schloß. An der Südseite des Ortes hat 1852 König Max II. eine Villa bauen lassen. Außerdem bedeckt ein breiter Willenssaum die Gehänge rings um den Ort. V. ist berühmt durch seine herrliche Lage, die Eigentümlichkeit seiner Bewohner sowie durch die hier wie in der Umgegend, insbesondere seit Errichtung der Industriehschule (1868) in hoher Vollendung gefertigten Holzschmiedwaren. Gegenwärtig widmen sich in V. und Umgegend (besonders in Schönaau) über 400 Familien oder gegen 2000 Personen diesem Industriezweig und verbienen damit gegen 200 000 Mark. Die Salzbereitung und der Salzhandel wird schon seit dem Propst Dietrich 1174 betrieben. Im J. 1873 beschäftigte der Salzbergbau 132 Arbeiter und lieferte 41 070 Etr. Stein Salz im Werte von 12 321 fl. Die Saline lieferte in demselben Jahre 113 727 Etr. Kochsalz im Werte von 90 982 fl. und beschäftigte 61 Arbeiter. Die aus den Siedewerken im Überfluß erzeugte Sole wird durch gewaltige, 120 km lange Leitungen über das Gebirge hinweg nach Reichenhall (s. d.), resp., mit der dortigen überflüssigen Quellsale vereinigt, nach Traunkirchen und Rosenheim geleitet, um in diesen holzreichen Gegenden verflochten zu werden.

Vgl. Koch-Sternfeld, »Geschichte des Fürstentums B.« (3 Bde., Münch. 1816); derselbe, »Die Gründung und die wichtigsten geschichtlichen Momente der Reichsstadt B.« (Münch. 1861); Böhler, »B. und seine Umgebungen« (Reichenhall 1870; 4. Aufl. 1877).

Verthesgadenener Hoher Thron, der an der Ostflanke gelegene Gipfel des Untersbergs (s. d.).

Verch, früher großes Dorf mit 15 000 E. im franz. Seine-Departement, unmittelbar im Südosten vor den Thoren von Paris am rechten Ufer der Seine, welche 1,5 km aufwärts die Marne aufnimmt und von einer Kettenbrücke überspannt wird. Der Ort ist seit 1860 mit Paris vereinigt und innerhalb der Encinte gelegen; er bildet einen Teil des 12. Arrondissements, besitzt viele Destillationen, Fabriken für Essig und chem. Produkte, Zuckerraffinerien u. s. w. und ist besonders wichtig als das Hauptdepot der für Paris bestimmten Weine und Branntweine, welche zum großen Teil zu Wasser herbeigeführt werden und in den Niederlagen, die sich längs der schönen Marne hinziehen, in ungeheuren Mengen auf-

gespeichert liegen. Das Schloß zu V. wurde gegen Ende des 17. Jahrh. von Louis nach Manjards Zeichnungen erbaut; es gehörte der Familie Le Malon, dann der Familie Nicolai an, ist aber später niedergegriffen worden.

Verdan-Gewehr, ein von dem nordamerik. General Verdan angegebenen und 1871 in Rußland eingeführtes Gewehr, auch Verdan Nr. 2 genannt, im Gegensatz zu einer ältern Konstruktion desselben Erfinders. Das V. hat einen Zylinderverschluss und Schlagbolzenschloß mit Spiralfeder, ist ein Selbstspanner und bedingt daher nur zwei Ladegriffe. (S. Handfeuerwaffen.)

Verdera, Stadt im Somalilande, s. Bardera.

Verditschew, Verdyczew, Kreis- und Handelsstadt des russ. Gouvernements Kiew, am Omilopjatz und an der Eisenbahn Kiew-Brest, 145 km südwestlich von Kiew, unweit der Grenze Polhoniens, zu welchem sie geographisch gehört, ist Privateigentum der Fürsten Rabschill und zählt 54 051 E., darunter 50 000 Juden mit 5 Synagogen, 52 Bethhäusern und 100 jüd. Schulen. Die Stadt hat breite Straßen, große Plätze, statliche Häuser, einen Kaufhof, eine Börse, viele Warenlager und Läden, vier russ. Kirchen, eine prot. Kirche, eine lath. Kirche, ein Karmeliterkloster, ein jüd. und ein griech. Hospital und ein Theater. Außer einem blühenden Handwerksbetrieb unterhält die Bevölkerung zehn Tabakfabriken, Fabriken in Seifen, Parfümerien, Talglühten, Gl., Waaren, Leder u. s. w. Außerdem ist V. der Mittelpunkt des südruss. Handels nach Deutschland über die galiz. Judenstadt Brody (260 km im Westen). Den Handel betreiben nur die Juden, welche Aufkäufe in allen Häfen, auf allen Märkten machen und die Waren nach den Städten und Dörfern des Gouvernements Kiew, in Podolien und Polhoniens ausführen. Der Ort selbst hat zwei Wochen- und fünf Jahrmärkte, die wichtigsten 12. Juni und 15. Aug. Hauptgeschäftsstände des Handels sind Pelze, Seiden-, Galanterie-, Glas-, Eisen- und Holzwaren, Salz, Fische, Getreide, Rübensuder, Hornvieh und namentlich auch Pferde. Der ganze Handelsumlauf beläuft sich jährlich auf 40 Mill. Rubel. V. wurde 1820 vom Großfürsten Gedymin dem litauischen Grafen Tschischewitsch geschenkt. Gegen Ende des 16. Jahrh. erbaute der Wojwod von Kiew, Janusch Tschischewitsch, hier ein Schloß und 1627 ein Karmeliterkloster, welchem er 1630 das Schloß schenkte. Im J. 1647 wurde das Kloster vom Hetman Schmelnykij eingenommen und geplündert; die flüchtigen Mönche lehrten erst 1663 nach V. zurück und umgaben ihr Kloster, zum Schutze gegen die Tataren und Kosaken, mit Mauern und Gräben. Am Anfange des 18. Jahrh. kam V. in den Besitz der Familie Sawitscha und von dieser durch einen Heiratskontrakt an die Fürsten Rabschill. Während der poln. Herrschaft (bis 1793) gehörte V. zur Kiowischen Wojwodstwo (Kiew). Im Konföderationskrieg setzte sich 1768 Kasimir Pulawski, nach der Einnahme von War, mit 700 Mann im Kloster fest, mußte aber nach 25tägiger Belagerung kapitulieren.

Verdjansf, ausblühende Hafen- und Handelsstadt im russ. Gouvernement Taurien, an der Nordwestküste des Kiowischen Meers, an dem nach ihr benannten Liman ober am Mündungsgolf der Verdjanska und an der Basis der nach Süden vorspringenden Landzunge oder Rosa, Verdjansktaja unter 46° 45' nördl. Br. und 54° 27' östl. L. gelegen, war 1827

noch ein unbedeutendes Dorf, das sich durch die Vermählungen des Fürsten Boronzow entwickelte und 1835 zur Stadt, 1842 zur Kreisstadt erhoben ward. Die Stadt hat zwei russ. Kirchen, ein luth., ein jüd. und ein laraitisches Bethaus, eine Kreisschule, eine öffentliche Bibliothek, ein Zollamt, ein Theater, unterhält 6 Salziedereien und 29 Ziegeleien und zählt 14608 E. Ihre Bedeutung verdankt sie ihrem Hafen, dem besten des Njowfins Meers. Die Seebe zwischen der Küste und der Landzunge ist ganz frei von Untiefen, hat guten Ankergrund und unweit vom Ufer 4 m, weiter hinaus 5—7 m Tiefe, ist auch gegen alle Winde, außer dem Süd- und Südwestwind, geschützt, verändert aber allmählich und muß daher von Zeit zu Zeit weiter in das Meer hinausgeschoben werden. Die Zahl der jährlich einlaufenden fremden Schiffe beläuft sich auf 360, die der russ. Küstenjahre auf 500. Der Ort hat jährlich drei Jahrmärkte. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Getreide, Talg, Woll, rohe Häute, Salz; der Einfuhr hauptsächlich Kaffee, Öl, Oliven, frische und trodne Früchte, Pfeffer u. i. w. In V. ist die Hauptüberlauge des kirschen Salzes. Auf der Landzunge liegen drei Salzseen, in denen jährlich an 100 000 Pud Salz gewonnen werden.

Verdurani, Volksstamm im Nordosten von Afghanistan (s. d.).

Verdygzeu, Stadt, s. Verbitschew.

Verecynia, Beiname der Cybele, nach einem von den Verecyns bewohnten Landstrich in Phrygien, dem Verecynius tractus.

Veretz, Stadt im ungar. siebenbürg. Komitat Háromszék, unweit der moldauischen Grenze, oberhalb des Passes von Dysto, zählt 4500 E.; in der Nähe sind Bergsteerquellen und ein Gipsbruch.

Veredamkeit heißt im weitern Sinne die Fähigkeit, sich richtig, fließend und eindrucksvoll in Worten auszudrücken, im engern Sinne die Kunst, in mündlicher Darbietung auf die Überzeugung und den Willen anderer zu wirken und gewisse Gesinnungen und Entschlüsse in ihnen zu erwecken. (S. Redekunst.) Sie kann als Überredungskunst glänzen, aber die wahre V. will überzeugen. Man teilt die V. ein in die geistliche, welche religiösen Zwecken dient (s. Homiletik), und in die weltliche, und letztere wieder wesentlich in die gerichtliche und die politische V., auf welche beide Arten der V. sich vorzüglich die Rhetorik (s. d.) der Alten bezog.

Veresh, ungar. Komitat im diesseitigen Theilkreise, im N. an Galizien, im O. an das Marinarosier, im S. an das Ugocsaer und Szabolcser, im W. an das Szabolcser und Ungvárer Komitat grenzend, umfaßt auf einem Flächenraume von 3727 qkm (1890) 153 616 E. (gegen 159 223 im J. 1869, Abnahme 3,5 Proz.). Die Bevölkerung zerfällt in Ruthenen (52 Proz.), Magyaren (40 Proz.), Deutsche (7,5 Proz.) und Slowaken (0,7 Proz.). Im N. größtenteils gebirgig und fast, ist das Komitat dem Ackerbau nicht gänzlich, doch an Obst sehr reich. Einige faßl. Berge liefern einen Wein, der dem Tolayer nur wenig nachsteht. Die Hauptprodukte des Ackerbaues sind: treiblicher Weizen, dann Roggen, Hafer, Gerste und viel Kartoffeln, die Hauptnahrung der im allgemeinen armen Bevölkerung; auch erzeugt man Tabak, Hanf und Flachs sowie eine Menge Brenn- und Bauholz. Die Viehzucht liefert namentlich Schafwolle und Hornvieh. Die Karpatenwälder sind noch immer ein reiches Jagdgebiet: Bären, Rehe, Füchse, Wölfe, Wildschweine; auch Auer-

hühner u. dgl. Die Flüsse und Sümpfe sind reich an Fischen und Wasservögeln. Früher lieferten die Bergwerke des Komitats auch Gold, jetzt nur Silbererze, Porzellanerde und in größter Menge den Kalk, der hier in großartigen Fabriken verarbeitet wird. Der eine Hauptort des Komitats ist Beregszög (ehedem «Lampertshaus», eine deutsche Gründung, ein Marktleden mit 6330 E., an der Ungarisch-Nordbahn und am Fuße einer aus der Gestein isoliert aufragenden kleinen Gebirgskette, die aus trachytischen Gesteinen besteht und berühmte Marmor- und Marmorsteinbrüche hat. Der zweite wichtigste Ort des Komitats ist Runkács (s. d.).

Berengar I., König von Italien, war ein Sohn des Herzogs Eberhard von Friaul und Giselas, der Tochter Kaiser Ludwigs des Frommen. Er und Herzog Guido von Spoletto gehörten gegen das Ende des 9. Jahrh. zu den mächtigsten Herren Italiens. Während Guido im Vermauen auf seine fränk. Behauptungen und Verbindungen als Berater um die westfränk. Krone auftrat, ward B. nach Karls des Dicken Absetzung (887) am 1. Jan. 888 zu Pavia zum König von Italien gekrönt. Inzwischen lehnte Guido von dem verunglückten Zuge nach Frankreich zurück, wurde von B. bei Brescia freilich besiegt, dieser aber doch so geschwächt, daß er sich dem deutschen König Arnulf unterwerfen mußte. Anfang 889 gewann jedoch Guido einen großen Sieg an der Trebbia und wurde zum König gewählt, sei auch als Kaiser gekrönt. Arnulfs Normenzug brachte B. wenig Vorteil; nach Arnulfs raschem Aufbruch schloß er mit Lambert, dem Sohne des inzwischen gestorbenen Guido, einen Vergleich, wonach beide die Herrschaft Italiens teilten. Als Lambert bei durch einen Sturz auf der Jagd das Leben verlor, wußte sich B. in Besitz der ganzen Lombardie zu setzen. Bald jedoch sank sein Ansehen, da er mehr den Raubzügen der Ungarn über die Alpen als dem Eindringen der Araber in Italien Einhalt zu tun konnte. Der Adel rief deshalb den König Ludwig von Niederburgund herbei, der bis Rom vordrang und dort 901 zum Kaiser gekrönt wurde. Allein bei dem Hantelmut, der Sabicht und Treulosigkeit der Großen konnte seine Herrschaft Festigkeit gewinnen; B. gelang es, Ludwig zu vertreiben und 915 von Johann X. die Kaiserkrone zu erhalten. Aber die Italiener wollten, wie Ludprand von Cremona sagt, immer zwei Könige haben, um einen durch den andern in Furcht zu erhalten, und so erhoben sich nach einigen Jahren gegen B. abermals viele Große, an ihrer Spitze sein Schwiegersohn Adalbert von Jorea und der Erzbischof Lambert von Mailand, und riefen (919) den König Rudolf von Burgund zu Hilfe. Rudolf schlug B. 29. Juli 923 so entscheidend, daß letzterer die Ungarn ins Land rief, wodurch er sich die Gemüter aller entfremdete. Er starb 924 durch Mordmord. B. hinterließ von seiner ersten Gemahlin Bertila zwei Töchter, Wita und Bertha, von denen die erstere mit dem Markgrafen Adalbert von Jorea vermählt war. Sol das B. lobende Gedicht eines Zeitgenossen: «Gesta Berengarii imperatoris» (herausg. von E. Dümmler, Halle 1871); Dümmler, «Geschichte des ostfränk. Reichs» (Bd. 2, Berl. 1855).

Berengar II., König von Italien, Sohn des Markgrafen Adalbert von Jorea und Enkel B. I., folgte seinem Vater 925 unter Vormundschaft seiner Stiefmutter Ermingard im Besitz der Kaiserkrone und heiratete 934 Willa, die Nichte des

damaligen Königs Hugo (Grafen von Provence) von Italien. Willa verleitete ihren Gemahl zur Verschwörung gegen den König, und als dieser B. deshalb verfolgt, floh letzterer nach Deutschland, wo er am Hofe Ottos I. freundliche Aufnahme fand. Als er 945 mit einem kleinen Heere über die Alpen zurückkehrte, hielten ihm die Großen und Städte Oberitaliens zu. Hugo flüchtete nach der Provence und überließ Italien seinem Sohne Lothar, für welchen thatsächlich B. regierte. Erst nach Lothars Tode, der wahrscheinlich vergiftet wurde, ließ sich B. 960 zugleich mit seinem Sohne Adalbert krönen. Um seinen Thron zu befestigen, wollte er Adelheid (s. d.), die junge Witwe Lothars, mit Adalbert vermählen, und als diese sich weigerte, bemächtigte er sich ihrer und hielt sie in harter Gefangenschaft. Adelheid fand endlich einen Beschützer und Gemahl in dem deutschen König Otto I., der B. zwang, 962 zu Augsburg das Königreich Italien mit Aufopferung der Markgrafschaft Verona und des Herzogtums Triental als deutsches Lehen anzunehmen. Indessen griff B. sehr bald wieder gegen Otto und dessen Anhänger zu den Waffen, sobald Otto 966 seinen Sohn Rudolf mit einem Heere nach Italien schickte. B. ward besiegt, die Lombardie mit Pavia erobert, aber 6. Sept. 957 starb Rudolf am Fieber. B. rief nun den Theon wider an sich und herrschte mit solcher Tyrannei, daß die Untertanen und der Papst Johann XII. sich um Schutz an Otto I. wandten. Letzterer zog 961 nach Italien und nahm es fast ohne Widerstand in Besitz. B., seiner Wüthe im Okt. 961 entgift, floh in die Bergfestung San-Leone, wo er sich endlich 964, durch Hunger gezwungen, ergeben mußte. Er ward als Gefangener mit seiner Gemahlin nach Bamberg geschickt, wo er 6. Aug. 966 starb. Vgl. Kroyte und Dümmler, »Kaiser Otto der Große« (Erg. 1876).

Berengar von Tours, berühmter Scholastiker, in der Schule des Bischofs Fulbert von Chartres gebildet, woch 1081 Vorsteher der Schule von Tours, 1040 Archidiacon von Angers. Ausgezeichnet durch dialektische Gewandtheit, ist B. einer der ersten und bedeutendsten Vertreter verständiger Aufklärung innerhalb der mittelalterlichen Scholastik. Betreffs der Schrift fordert er eine wissenschaftliche Methode der Auslegung. Die Tradition ist unsicher, denn nicht auf der Autorität beruht die Wahrheit, sondern auf der in des Menschen Natur gegründeten Vernunft. Die Anwendung dieses rationalen Denkens auf die Abendmahlslehre dracht B. in schweren Konflikt mit der kirchlichen Gewalt. Die Anschauung des Basilius Rabbertus, daß durch die Konsekration des Priesters Brod und Wein substantiell in Fleisch und Blut Christi verwandelt werden und nur das äußere Aussehen von Brod und Wein behalten, hatte in der Kirche immer allgemeine Annahme gefunden. B. vertrat ihr gegenüber die Ansicht des Anselmus, daß nicht das Wesen, sondern nur die Wirkfamkeit von Brod und Wein verändert werde durch eine Verbindung mit dem verklärten Christus, den nicht der Mund, sondern das gläubige Herz genieße. Diese Ansicht, zunächst nur vertraulich ausgesprochen in einem Briefe an seinen Freund Lanfrank von Bec, ward an die Öffentlichkeit gebracht und auf den Synoden zu Rom und Berceili 1060 verdammt. Hildebrand (später Gregor VII.) bemühte sich, B. durch Auffstellung einer unbestimmten Formel Ruhe zu verschaffen. Als aber die Partei des Lanfrank sich als die stärkere

erwies, ließ er es zu, daß die Synoden zu Rom 1059 und 1079 B.s Ansicht verdammt. B. widersprach und lebte seit 1080 unter kirchlicher Aufsicht auf der Insel St. Come bei Tours. Er starb 1088. Vgl. Sudendorf, »Berengarius Turonensis oder eine Sammlung ihn betreffende Briefe« (Gotha 1850). Seine Schriften wurden herausgegeben von A. F. und J. Th. Bischoff (Berl. 1834).

Berenger (Alphonse-Marie Marcellin Thomas), franz. Jurist, geb. 31. Mai 1785 zu Balence, war Advokat in Valence, trat 1815 in die Deputiertenkammer, legte aber sein Mandat bald nieder, hielt in Paris Vorlesungen über öffentliches Recht, wurde 1823 wieder in die Kammer gewählt und war 1831 ein Hauptbegründer des Deputiertenvereins in der Strafe Rivoli, welcher liberale Grundsätze vertrat, ohne der Regierung systematisch zu opponieren. B. wurde 1831 Rat am Kassationshof, 1839 Pair und starb im März 1866 zu Paris. Sein bedeutendstes Werk ist »De la justice criminelle en France« (Par. 1818). Außerdem schrieb er »De la répression pénale« (2 Bde., Par. 1855). — René B., Sohn des vorigen, franz. Politiker, geb. 22. April 1830 zu Bouge (Depart. Drôme), wurde 1850 Advokat, 1862 Generaladvokat in Grenoble, später in Lyon, trat 1870 in die Mobilgabelle und wurde 28. Dez. 1870 bei Ruiss verwundet. Im Febr. 1871 in der Nationalversammlung gewählt, gehörte er bauptsächl. zum linken Centrum. Im J. 1873 war er kurze Zeit (19. bis 24. Mai) Minister der öffentlichen Arbeiten. Seit 1876 ist er Mitglied des Senats, wo er ebenfalls zum linken Centrum gehört und ein Anhänger der Republik ist.

Berengerhof (Görg Heinrich von), der Vorgänger Balows in der Verdrängung vormaliger militärischer Ansichten, geb. 26. Okt. 1733 zu Sandersleben in Anhalt-Deskau, war ein natürlicher Sohn des Fürsten Leopold von Anhalt-Drissa. Als Leutnant trat er 1748 bei dem Infanterieregiment von Anhalt in preuß. Dienste. Schon 1757 ward er Brigademajor im Generalliege des Prinzen Heinrich von Preußen und 1760 Adjutant Friedrichs d. Gr. Nach dem Siebenjährigen Kriege lebte er am Hofe des Fürsten von Anhalt-Deskau und ging mit diesem, später mit dem Prinzen Johann Georg, auf Reisen nach Frankreich, Italien und England. Er befreundete mehrere Umter am Hofe, wurde 1780 Oberhofmeister des Erbprinzen und legte 1790 seine Umter nieder. Er starb 30. Okt. 1814. Sein berühmtes Werk »Betrachtungen über die Kriegskunst, ihre Fortschritte, ihre Widerstände und ihre Zuverlässigkeit« (Erg. 1797—99; 3. Aufl. 1827) ist eine bittere Kritik des damaligen Kriegssystems; ein neues System hat er indessen nicht aufgestellt. Auch seine »Aphorismen« (Erg. 1805) sowie »Aus B.s Nachlaß« (Deskau 1845) verdienen Erwähnung.

Berenice (griech. Berenike; macdon. für Ptoemide, d. i. Siegerin) ist ein häufiger griech. Frauenname, besonders bekannt als Name mehrerer Ptoemäerinnen. — B. I., die vierte Gemahlin des Ptoemäus Lagi oder Soter I. (311—285 v. Chr.), war früher mit einem Macebonier Philippus verheiratet und gebae dem Soter des Ptoemäus II. Philadelphus I. und der Arsinoe II., Schwester und zweite Gemahlin des letztern, den Ptoemäus und die Philotera. — B., Tochter des Ptoemäus II. Philadelphus I. und der Arsinoe I., der Tochter des Epimachos und ersten Gemahlin des Ptoemäus II., wurde mit Antiochus II. von Syrien

vermählt und nach dessen Tode von Laodice, seiner ersten Gemahlin, ermordet. — B. II., Gemahlin des Ptolemäus III. Euergetes I., war die Tochter des Nagas, Königs von Lyrene, des Sohnes der B. I. von Philippus. Dieselbe ließ ihren ersten Bräutigam, den schönen Demetrius, weil er ein ehebrecherisches Verhältnis mit ihrer Mutter anknüpfte, ermorden. Als Weibgeschenk für die großen Siege ihres Gemahls in Aften brachte sie der Aphrodite ihr schönes Haupthaar dar, welches Kallimachos und Catullus besungen haben. Als das Haar am andern Morgen aus dem Tempel verschwunden war, erklärte der Astronom Konon von Samos, es sei von den Göttern als Sternbild an den Himmel versetzt worden. Hiernach wurde eine Sterngruppe in der Nähe des Löwen mit dem Namen der B. bezeichnet. B. überlebte ihren Gemahl und ward von ihrem Sohne Ptolemäus IV. Philopator I. ermordet. — B. III., Gemahlin des Ptolemäus XI. Alexander I., war die Tochter seines älteren Bruders Ptolemäus X. Soter II. (Paphros) und der Schwester und Gemahlin desselben, Kleopatra IV. Alexander wurde 88 v. Chr. vertrieben und starb bald darauf. Sein Bruder Soter II., der 107 v. Chr. vertrieben worden war, kehrte zurück und regierte bis 81. Darauf folgte zunächst als legitime Thronerin B. III. Philopator allein als regierende Königin. Dieselbe heiratete ihren Stiefsohn Ptolemäus XII. Alexander II., der sie aber schon nach 19 Tagen ermordete, dann floh und selbst ermordet wurde. Noch in demselben Jahre folgte Ptolemäus XIII. Neos Dionysos (Auletes) in der Regierung. — B. IV., Tochter des Neos Dionysos und der Kleopatra V. Tryphaena, wurde 68 v. Chr. nach der Vertreibung ihres Vaters von ihrer Mutter zur Mitregentin angenommen und regierte von 57—55, nachdem ihre Mutter gestorben, allein, bis ihr Vater Neos Dionysos zurückkehrte und sie hinarichten ließ. — B., Gemahlin des Mithridates, ward, als Lucullus gegen 72 v. Chr. besetzt hatte, ebenso wie dessen andere Gemahlin Konime und dessen Schwestern Roxane und Statira, getötet, damit sie nicht in die Gewalt der Römer fielen. — Der Name B. ist ferner in der Familie des Herodes Magnus häufig, dessen Sohn Aristobulus die B., Tochter seiner Tante Salome, der Schwester des Herodes, heiratete. Aus dieser Ehe stammte Agrippa, dessen Tochter B. seinen Bruder, ihren Ehem, Herodes heiratete, und dessen andere Tochter Mariamne vom Jul. Archelaus wiederum eine B. zur Tochter hatte.

Berenice, verschiedene Städte des Altertums. Die wichtigste davon ist Berenice am Roten Meere, unter dem 21.° nördl. Br., in der Nähe des heutigen Ras Benah, ungefähr in gleicher Höhe mit Syene, welches von den Alten als genau unter dem Wendekreis gelegen angenommen wurde. Diese Stadt wurde von Ptolemäus II. Philadelphus gegründet und nach seiner Mutter B. genannt. Der heutige Name des Ortes, mit einer Tempelruine aus griech.-röm. Zeit, ist Salait-el-Bibbi. Dieses B. war berühmt als einer der bedeutendsten Häfen, zu welchem eine alte Stationsstraße von Koptos (Asiut) durch die Wüste führte. Die einzelnen Stationen werden von Ptolemäus und im Itinerarium Antonini angegeben und sind von den neueren Reisenden wieder aufgefunden worden. Nördlich von B. ging von dieser Straße ein Seitenweg zu den von den alten Ägyptern ausgebeuteten Smaragdminen ab, welche am heutigen Dschebel Jebära in

der Nähe des Meeres liegen, etwa halbwegs zwischen B. und Leutos Vimen, dem jetzigen Koffer.

Berenice in Cyrenaila, nach der Königin Berenice II. genannt, war die westlichste unter den die Pentapolis bildenden Städten und lag am äußersten Ende der Großen Syrte, wohin man die Gärten der Hesperiden verlegte, weshalb es auch Hesperis genannt wurde. B. war mehr von Juden bewohnt und ward unter Kaiser Justinian neu besetzt und mit Bädern versehen. Nach B. wurde ganz Cyrenaila dichterlich Berenice genannt. Überreste der Stadt finden sich noch bei dem heutigen Bengasi (s. d.).

Berenices Haupthaar (Coma Berenices), ein nach Berenice II. (s. d.) benanntes Sternbild am nördl. Himmel, nahe am Schwanz des Löwen.

Berent, Kreisstadt in der preuß. Provinz Westpreußen, Regierungsbezirk Danzig, am Ursprunge der Herse, 53 km südwestl. von Danzig, ist Sitz des Landratsamts und eines Amtsgerichts, hat ein luth. Schullehrerseminar und eine höhere Erziehungsanstalt für Mädchen und zählt (1890) 4278 E. gemischter Konfession. — Der Kreis Berent umfaßt 1234 qkm mit (1880) 46245 E.

Beresford (William Carr, Viscount), angezeichneter brit. General, ein natürlicher Sohn des George de la Voer, ersten Marquis von Waterford, geb. 2. Okt. 1768, trat 1785 als Fähnrich in die brit. Armee, diente in Neuschottland bis 1790, wo er bei einer Jagd ein Auge verlor, war bei der Expedition gegen Toulon, dann auf Corsica, 1795 in Westindien, 1799 in Ostindien, wo er an der Spitze einer Brigade des Heeres Sir David Bairds über das Rote Meer nach Ägypten ging. Im J. 1800 wurde B. als Oberst zur Unterdrückung des Aufstandes nach Irland gesendet. Vom Kap der Guten Hoffnung, an dessen Eroberung er 1806 teilnahm, ward er mit dem Range eines Brigadegenerals nach Buenos-Ayres gesandt, nahm die Stadt, konnte sie aber nicht lange halten. Gezwungen zu kapitulieren, blieb er sechs Monate in Gefangenschaft, entwich aber dann und kam 1807 in England an. Er erhielt sogleich das Kommando der Landtruppen bei der Expedition nach Madeira und wurde nach der Eroberung der Insel zum Gouverneur ernannt, jedoch schon 1808 nach Portugal abberufen. Zeit regulierte er die Stipulationen der Konvention von Cintra und begleitete hierauf Sir John Moore nach Spanien, wo er der Schlacht von Coruña beizuohnte und die Einschiffung der fliehenden Truppen leitete. Im März 1809 wurde er zum Feldmarschall und Generalissimus der portug. Armee ernannt, in welcher Stellung er sich um die Reorganisation der Truppen sehr verdient machte. Mit 12000 Mann schlug er am obern Duero das franz. Korps unter Poisson und vereinigte sich zur gemeinschaftlichen Verfolgung des Feindes mit dem brit. Korps unter Wellington. In der Schlacht bei Albuera, 16. Mai 1811, zeigte er wenig Feldherrntalent, aber große persönliche Tapferkeit, und auch 1812 und 1813 vollbrachte er teils als erster, teils als zweiter im Kommando (als engl. Generalleutnant) verschiedene glückliche Taten. Die portug. Regierung verlieh ihm die Herzogswürde (von Elvas). Die brit. Regierung übertrug ihm nach Beendigung des Krieges mehrere Ämter. Sendungen nach Brasilien, von denen B. stets wieder auf seinen militärischen Posten nach Portugal zurückkehrte. Die Revolution entsetzte ihn 1820 aus dem aktiven Dienste, und 1823 wurde

er als Anhänger Dom Miguels verbannt. Seit 1810 repräsentierte B. seine Geburtsgrafschaft Waterford im engl. Unterhause, wo er sich zu den Tories hielt. Im J. 1814 unter dem Titel Baron B. zum Peer von England erhoben, nahm er seinen Sitz im Oberhause. Außerdem ward B. 1823 zum Biscount ernannt, 1825 zum brit. General und 1828 zum General-Feldzeugmeister ernannt, von welchem letztern Amte er jedoch 1830 beim Sturz des Ministeriums Wellington zurücktreten mußte. Im J. 1826 ging er nochmals an der Spitze brit. Hilfstruppen nach Portugal, kam jedoch nicht mehr zur Thätigkeit gegen den Aufstand. Er starb auf seinem Landgute Bedbury-Park in Kent 8. Jan. 1854.

Berefin (Elias Nikolajewitsch), russ. Reisender und Forscher aus dem Gebiete der orient. Sprachen, geb. 19. Juli 1818 im Gouvernement Perm, studierte auf der Universität zu Kasan orient. Philologie und machte 1842—45 im Auftrage der russ. Regierung eine wissenschaftliche Reise durch Persien, Kleinasien, Syrien, Mesopotamien und Aegypten. Nach seiner Rückkehr 1846 zum Professor der türk. Sprache an der Universität zu Kasan ernannt, trat er 1848 zum Zwecke linguistischer und ethnogr. Studien eine größere Reise nach Sibirien an. Seit 1858 hat B. den Lehrstuhl für türk. Sprache und Literatur an der petersburger Universität inne; auch redigiert er den orient. Teil der großen russ. Encyclopädie und fungiert zugleich als Conservator des orient. Münzkabinetts zu Petersburg. B. ist kaiserl. russ. Wirkl. Staatsrat. Von seinen grammatischen und culturhistor. meist in russ. Sprache geschriebenen Schriften sind zu nennen: ein Supplement zu Kasem-Begs türk. Grammatik (Petersb. 1846; deutsch von Zentler, Lpz. 1848), »Bibliothek orient. Historiker« (3 Bde., Kasan 1849—54), »Reise nach Thakistan und Transcaucasien« (2. Aufl., Kasan 1850), »Grammatik der pers. Sprache« (Kasan 1853), »Recherches sur les dialectes musulmans« (2 Bde., Kasan 1848—53), »Reise in das nördl. Persien« (Kasan 1852), »Vulgar arab. der Wolga« (Kasan 1853), »Die Invasion der Mongolen in Rußland« (2 Bde., Petersb. 1852—54), »Die griech.-orthodoxe und andere Kirchen in der Türkei« (Petersb. 1855). Ferner gab er Raschid-Edbins »Geschichte der Mongolen« (Bd. 1—3, Petersb. 1858—65) in pers. Text mit russ. Übersetzung heraus.

Berefsina, Berefsina, Fluß im russ. Gouvernement Rinsk, entspringt bei Doltschipo im Kreise Borissow aus einem Sumpfe, durchfließt von N. nach S. ein feuchtes und sumpfiges, durch sandige, meist bewaldete Höhen begrenztes Wiesenthal, wird bei Borissow schiffbar und mündet nach einem 580 km langen Laufe unterhalb Gormal in den Dniepr. Der Fluß wird durch den B. durch den Übergang des franz. Heers auf dem Rückzuge von Roslau 26. bis 29. Nov. 1812, die sog. Schlacht an der B. Von Kutusow nur saumselig verfolgt, aber von Wittgenstein in der Flanke bedroht und in Gefahr, durch Tschitschagow abgeschnitten zu werden, mußte Napoleon I. seinen Rückzug beschleunigen, soweit es die Unordnung, der Mangel an Verden und der Frost erlaubten. Am 22. Nov. näherte sich das Heer der B., doch hatte tags zuvor die Division Lambert des Tschitschagowiden Korps Borissow besetzt. Dubinot überließ 23. Nov. Borissow und trieb die Division Lambert über den Fluß; doch wurde hierbei die Berefsinabrücke zerstört. Napoleon hatte

unterdessen einen andern Übergangspunkt ermittelt, täuschte Tschitschagow durch Scheinankerten bei Borissow und ließ 25. Nov. bei Studianta den Bau zweier Brücken beginnen, wozu das Material erst mühsam aus den nächsten Dörfern herbeigeschafft werden mußte. Zum Gluck hatte General Ebbe zwei Feldschmieden und acht Wagen mit Rohlen und Handwerkzeug gerettet, auch waren 490 Pontoniere, die Reste von 7 Kompagnien, einige Sappeurkompagnien und Reste des Donaubataillons zur Stelle. Zur Deckung des Brückenbaues wurden 400 Mann auf Flossen übergesetzt, auch etwas Kavallerie war durch den Fluß geschwommen. Eine Vereinigung von Tschitschagow und Wittgenstein würde die franz. Armees, die nur noch 30000 wirklich Streitsfähige zählte, vernichtet haben; aber Wittgenstein blieb nach der Erstürmung von Borissow untätig und suchte vorsichtig Verbindung mit der russ. Hauptarmee. So wurde unter großer Anstrengung durch die franz. Artillerie 26. Nov. von morgens 8 bis 1 Uhr die erste Brücke, nachmittags 4 Uhr die zweite vollendet. Es waren Bodbrücken von je 23 Böden, die eine mit Stangen, die andere mit Brettern gedeckt. Über erstere ging sofort das 2. Armeekorps (Dubinot), über die zweite, die für Geschütze und Wagen bestimmt war, zuerst die Gardeartillerie, worauf das Reitere Korps und am 27. Napoleon mit den Garden folgte. Die übrigen Korps sollten nachrücken, das 9. (Victor) die Nachhut bilden. Aber schon drängten auch die Unbewaffneten nach den Brücken, und bald entstand eine grauenhafte Verwirrung. Viele wurden niedergetreten oder ins Wasser gestochen; andere suchten auf dem Treibeise oder schwimmend hinüberzukommen und fanden größtenteils den Tod; dreimal brachen die Bretter des Brückenbelaes und mußten erst wiederhergestellt werden. Unterdessen hatte die Division Partouneau in Borissow vor Wittgensteins Übermacht die Waffen strecken müssen. Marschall Victor bedeckte den Übergang noch während des ganzen 28. Nov. mit seinem anfangs nur 1700 Mann starken, dann aber durch eine von Napoleon wieder auf das linke Ufer geschickte Division auf 4000 Mann gebrachten Korps gegen die fast fünffache Überzahl. Aber die russ. Artillerie fing nun an, die Brücken wirksam zu beschießen, und vermehrte dadurch die Verwirrung. Während Wittgenstein gegen Victor bei Studianta kämpfte, griff der heranziehende Tschitschagow das Dubinotische Korps, welchem Napoleon die Garden zur Reserve gestellt, bei Stachow an, wurde jedoch abgeschlagen. Abends 9 Uhr begann Victor seinen Abzug. Um denselben möglich zu machen, ließ Ebbe durch seine Gensarmen die Masse der Menschen, gestützten Pferde und Wagen trancheartig durchbrechen, worauf das 9. Korps bis gegen 1 Uhr nachts, mit Zurücklassung einer kleinen Nachhut, die Brücken überschritt. Noch in der Nacht zum 29. Nov. gingen 2 franz. Batterien von je 6 Geschützen ungehindert über den Fluß. Eine Masse von Erschöpften, Kranken und Verwundeten blieb zurück und benutzte, trotz aller Aufforderungen der Generale, nur zum kleinsten Teile die nun völlig frei gewordenen Brücken, die endlich abgebrannt werden mußten. Bald darauf erschienen die Kosaken und machten außer 15000 Gefangenen eine unermessliche Beute. Nur Kutusows fehlerhafte Maßregeln, die von Toll vergebens bekämpft wurden, retteten das franz. Heer auf seinem weitem Rückzuge.

Vereinfachtes Kanalsystem, die seit 1797 in den russ. Gouvernements Minsk und Witebsk angelegten Kanäle zur Verbindung des Schwarzen Meers mit der Ostsee. Von der Beresina (s. d.) führt der 11 km lange Sergutofische Kanal zum Fluß Sergut, von diesem der 9 km lange Vereinfachte Kanal zum See Berescho, aus dem die Berescho entspringt; diese ist durch den 3 km langen Vereinfachten Kanal mit der Ostsee verbunden, welche in den Lepelschen See mündet. Aus letztem fließt die Ulla in die Düna.

Beresit oder Rothbleierz nennt man ein im monoklinen System mit meist prismatischer Entwicklung krystallisierendes Mineral, welches chemisch betrachtet chromsaures Blei ist, bestehend aus 31 Proz. Chromsäure und 69 Proz. Bleioroxyd; es ist hyacinthrot bis morgenrot, diamantglänzend, durchscheinend, von spez. Gewicht = 6, und findet sich u. a. mit Gold, Blei und Eisenzeres in Vereinfach im Ural, in der Provinz Minas-Geraes in Brasilien, bei Labo auf der Insel Luzon. Man kann B. künstlich darstellen, indem man schwefelsaures Blei mit chromsaurem Kali übergießt, wodurch das prachtvolle Chromgelb entsteht. Im B. wurde 1797 von Bauquelin das Chrom entdeckt.

Beresow, Bezirksstadt des russ. Gouvernements Tobolsk in Westsibirien, an der vom Ural kommenden und 42 km unterhalb in den Ob fließenden Soswa in halter Ebene gelegen. Die Stadt wurde 1593 gegründet, um darin den Kasan, s. h. die Abgabe in Pelzwerk, von den Oskalen zu erheben; seit Mitte des 18. Jahrh. diente sie als Verbannungsort wichtiger Staatsverbrecher, wie Menschikow (gest. 1729), der Fürstin Dolgoruk, Osterman (gest. 1747). Zweimal (1719 und 1808) wurde B. gänzlich von Feuersbrünsten zerstört. Seit 1782 ist B. Bezirksstadt und zählt 1702 E., die einen bedeutenden Handel mit Pelzwerk, Mammutknochen und gedörrten und eingefassten Fischen treiben. Der größte Handelsumtrieb findet im Monat Januar statt. B. enthält 2 steinerne Kirchen, 16 Kaufhäuser, 5 große Magazine, 1 Kreisschule, 1 Hospital und 1 Gefängnis. Der Beresowische Bezirk ist der nördlichste des Gouvernements Tobolsk und umfaßt ein Areal von 1011 808 qkm mit 31 204 E. An den Küsten des Eisemeers wird Bernstein gefunden.

Beresowsk, Bleden im russ. Gouvernement Perm, im Ural, 17 km nordöstlich von der Kreisstadt Jekaterinburg, ist Mittelpunkt der Beresowischen Goldbergwerke, welche 1745 eröffnet wurden und einen Flächenraum von 59 qkm einnehmen, zwischen den Flüssen Wjtscha, Njset und Vereinfach. Der hügelige Boden ist in verschiedene Parzellen geteilt, von denen jede ihre eigene Benennung hat. In neuester Zeit hat die Goldausbeute abgenommen, da man längs dem Ufer der Vereinfacha Goldlager gefunden hat, die leichter zu bearbeiten sind; 1855 waren nur noch sieben Bergwerke in Betrieb.

Beresina, Fluß, s. Beresina.

Berettini, ital. Maler und Baumeister, s. Cor-töna (Bietro da).

Berettys, Fluß in Ungarn, entspringt auf dem Ostrand des Ruppsergebirgs (Rähegg) im Bihar-gebirge, wendet sich beim Eintritt in das ungar. Tiefland gegen Westen, bildet mit der Schnellen Körös den Morast Sárrett und mündet nach einem Lauf von 360 km unterhalb Mező Tur in die Körös, doch ist sein altes Flußbett infolge der Kanalisierungen und Abänkungen im Unterlaufe großen-

teils wasserleer. Die Berettys-Sümpfe werden hauptsächlich durch das Zusammenfließen der Gewässer des untern B. mit denen der bei Großwardein ausfließenden Kleinen Körös (Abzweigung der Schnellen Körös) erzeugt. Berettys-Uffale (b. l. »Berettys-Neubors«), Marktstädtchen im ungar. Komitat Bihar, am B. und an der Linie Groß-Großwardein der Ungarischen Staatsbahn, ist ein Bezirksgerichtssitz und zählt (1880) 6122 E., meist reform. Magyaren, die bedeutenden Weizen- und Maisbau und lebhaften Viehzucht treiben.

Berg nennt man eine verhältnismäßig wenig ausgebreitete Bodenenerhebung, die infolge ihrer isolierten Lage oder durch das Vorhandensein seitiger Kammfalten als individualisierter Teil der Reliefformen der Erdoberfläche hervortritt. Bei geringer relativer Höhe (weniger als 200 m) bezeichnet man solche Bodenenerhebungen als Hügel, bei größerer als B., obwohl Sprachgebrauch und relative Anschauungen diese Grenze nicht immer genau beachten. So mannigfach auch die Gestalt der B., so treten doch mehr oder weniger deutlich drei Teile hervor, deren Form und gegenseitige Zusammenstellung charakteristisch ist: nämlich der Fuß oder der untere Teil, mit dem der B. seine materielle Überhöhung der Grundfläche beginnt, der Gipfel oder der höchste Teil, und der Stumpf, der zwischen beiden liegenden mittleren Teil, dessen Außenseite die Abhänge bilden. Der Fuß eines B. ist je nach den vorliegenden und den fortwirkenden Bildungsständen mehr oder weniger deutlich markiert, d. h. es beginnt die Massenerhebung scharf oder allmählich, wonach sich denn auch der größere Umfang der Berganbahnfläche scharfer oder schwächer dem Stumpf darstellt. Häufig, und besonders verchieden je nach der Auflöslichkeit des Gesteins, wird der eigentliche Fuß eines B. noch mit Anhöhen umlagert, welche entstanden sind durch allmähliche Absenkungen von der Bergmasse, herabfallendes Geröll, durch das Herabstürzen einzelner Teile, isolierte Anhäufungen vor ausgewählten Schwächen oder, wie bei Vulkanen, durch ausgemorfene und herausströmende vulkanische Massen. Der Oberteil, Gipfel oder Scheitel eines B. kann im allgemeinen hoch, erhaben oder eingesenkt sein. Die spezielle Gestaltung eines Bergscheitels ist besonders charakteristisch für seine innere und äußere Beschaffenheit und bezieht in der Terrainlehre die wissenschaftliche Einteilung der B. und häufig auch ihre Eigenbenennung. Ein flacher Oberteil heißt im allgemeinen Kamm; doch nennt man bei deren fast horizontaler und sehr verbreiteter Ausdehnung den betreffenden B. einen Tafelberg und bei größerer Neigung derselben einen Lehnberg. Ist der Oberteil sanft gewölbt, so nennt man den B. Kuppe, Kopf, Koppe, Belch oder Ballen, bei scharfer Wölbung Gipfel, bei allmählich fortschreitender Spitze Kezel oder Kaim, bei spitzmarkierter Spitze Horn, Fahn, Nabel, Turm oder Fitt, und wenn die Spitze scharf abgetumpft ist, Felsberg, Dach oder Krone. Bei vulkanischen B. ist der Gipfel meist zu einem Krater eingesenkt. Überhaupt ist die Gestalt der B. durchaus von ihrer geologischen Zusammenfassung und Entstehung abhängig. So bilden die Basalte meist glockenförmige, die Schistose domartige Kuppen, die Granite häufiger als wölbliche Gipfel, die Dolomite jadicke Spitzen.

Die nachstehende Tabelle gibt eine Übersicht über die höchsten und bekanntesten Berge der einzelnen Erdteile und Gebirgsgruppen.

| Ort | Ort | Höhe
in m | Ort | Ort | Höhe
in m |
|----------------|---------------|--------------|---------------|---------------|--------------|
| Europa. | | | Asien. | | |
| Alpen | Alpen | 760 | Altai | Altai | 4432 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 3247 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 731 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 1487 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 1064 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 1435 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 4810 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 842 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 2087 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 3110 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 2226 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 1022 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 2209 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 1728 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 2533 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 2094 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 2651 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 451 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 3525 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 3378 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 1373 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 594 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 1474 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 1331 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 2043 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 1223 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 4638 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 2478 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 1911 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 2700 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 2830 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 2630 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 2543 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 1628 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 1745 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 2172 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 1010 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 2551 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 1293 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 1143 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 2303 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 1699 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 3044 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 2333 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 2123 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 1723 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 4053 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 3547 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 3264 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 2998 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 3394 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 3533 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 1894 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 325 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 3398 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 715 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 1611 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 2941 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 1809 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 2440 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 401 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 783 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 2259 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 814 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 2114 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 999 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 1709 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 1495 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 1063 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 880 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 1417 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 1216 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 1728 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 4375 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 2073 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 2002 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 1611 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 657 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 4013 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 1296 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 2346 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 2604 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 1709 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 1432 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 504 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 605 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 2239 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 2654 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 1453 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 2913 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 1833 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 4054 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 2046 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 2535 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 2673 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 2797 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 1659 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 750 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 1723 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 875 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 273 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 350 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 463 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 1010 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 998 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 921 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 2740 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 3506 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 1543 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 2663 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 2246 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 2938 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 1797 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 2274 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 463 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 2372 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 998 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 760 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 2740 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 999 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 1698 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 1064 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 1343 |
| Alpen (Alpen) | Alpen (Alpen) | 1920 | Altai (Alpen) | Altai (Alpen) | 2246 |

951 e n.

| | |
|-----------------------|------|
| (Armenien) | 4304 |
| (Armenien) | 4915 |
| Kia Schen (Wangschet) | 2946 |
| Tital | 3355 |
| Rasataenn | 8619 |
| Qiburt | 5638 |
| Simalaja | 8179 |
| Atbanes | 3067 |
| Bangton-Gebirge | 4455 |
| Reunfah | 5658 |
| Sagres-Gebirge | 2663 |
| Wigau-Gebirge | 2841 |
| (Zwet Sipon) | 3723 |
| Simalaja | 8646 |

| Gipfel | Gebirge | Höhe
in m | Gipfel | Gebirge | Höhe
in m |
|-----------------------------------|-------------------------|--------------|---|--|--------------|
| Kanfdjindjanga | Himalaja | 8580 | Mount-Hastington | White-Mountain (New Hampshire) | 1917 |
| Kinibulu | (Borneo) | 2915 | Sierra Nevada (Kalifornien) | | 4541 |
| Kinulidjow | (Kontigasta) | 4804 | Petermanns-Spitze | Verabab-Zalaca (Argentinien) | 5430 |
| Kitbrijs | Zaurus | 3570 | Pico del Fraile | (Argentinien) | 4421 |
| Mount Everest J. Gauri-
sankar | | | Opacatepetl | Kochy-Mountain (Kalifornien) | 4420 |
| Munlu Sackyl | Sejanisches Gebirge | 3490 | Uncampogee Peak | | 4420 |
| Emerar | (China) | 3779 | Batcan de Rieve (S. de
Colima) | (Jalisco) | 4304 |
| Singabang | (Siam) | 3049 | | | |
| Sodombo | Jablonowski-Gebirge | 2453 | | | |
| Xiangi Xian | Xian-Xian | 6500 | | | |
| Afrika. | | | Südamerika. | | |
| Gameran-Beak | (Nieder-Guinea) | 4128 | Encarnacion | Andes von Chile | 6034 |
| Gathia-Beak | Katlamda Berge (Natal) | 3157 | Capambe Berge | Andes von Luis | 4053 |
| Tatacar-Beak | (Johri Fernando Po) | 4000 | Chimborazo | Andes von Luis | 6031 |
| Tschudi-Wajidja | Witak | 3550 | Corrobato | (Patagonien) | 2200 |
| Tschudi-Schuljansa | | | | | |
| Emi Roma | Terzgebirge (Tibet) | 2400 | Garzento | Sierra Nevada de Sta.
Rita (Colombia) | 5100 |
| Enrio | Plateau von Niamniam | 3500 | Guadalupe | Andes von Bolivia | 3300 |
| Elimo-Widoro | Plateau von Tschagga | 5704 | Sierra Nevada de Santa
Rita (Colombia) | | 4500 |
| Kompobberg | (Kapsien) | 2590 | | Corbiller von Colombia | 5194 |
| Witandjhe | (Kapsien) | 2440 | | Andes in Bolivia | 7015 |
| Omatalo | (Tamaris) | 2690 | | Corbiller Real (Colombia) | 7543 |
| Pico de Tschib | (Tamaris) | 3716 | | Corbiller von Colombia | 5194 |
| Wit Tschib | (Tamaris) | 4620 | | | |
| Nordamerika. | | | Australien und Ozeanien. | | |
| Chiclaol | (Sonora) | 3454 | Central-Mount-Ewart | (Australien) | 2200 |
| Chittaprell | Corbiller von Orizaba | 5450 | Mauna-Kea | (Hawaii) | 4202 |
| Chic (Gauri) | Rückengebirge von Klost | 4562 | Mauna-Kea | (Hawaii) | 4202 |
| S. Francisco Muntl | Corbiller von Orizaba | 3673 | Mount-McKen | (Australien) | 1700 |
| Grumont-Beak | Witandjhe (Witandjhe) | 4156 | Mount-McKen | (Australien) | 1700 |
| Jaggu | (Witandjhe) | 3413 | Mount-McKen | (Australien) | 1700 |
| Kong-Beak | (Witandjhe) | 4313 | Mount-McKen | (Australien) | 1700 |
| Mount-Quaden | Corbiller von Orizaba | 4294 | Mount-McKen | (Australien) | 1700 |
| Mount-Quaden | Corbiller von Orizaba | 3421 | Mount-McKen | (Australien) | 1700 |
| Mount-Quaden | Corbiller von Orizaba | 5105 | Mount-McKen | (Australien) | 1700 |
| Mount-Quaden | Corbiller von Orizaba | 4402 | Mount-McKen | (Australien) | 1700 |
| Mount-Quaden | Corbiller von Orizaba | 4402 | Mount-McKen | (Australien) | 1700 |

Die mehr in die Länge gestreckten Erhebungen bilden Plateaus oder Hochebenen, wenn sie eben und wenig geneigt sind, Firnberge, wenn sie in scharfen Kanten und Schneiden zusammenlaufen, und Klüften, wenn sie eine flachgewölbte Oberfläche haben. Die mit der Wasserscheide zusammenfallende Firn- oder Klüftenlinie bildet bald bauchige, konvexe, bald höckerige, konklave Formen und trägt alsdann ein wellenförmiges Aussehen, oder sie ist durch tiefe und steile Risse und Spalten lamm- oder sägeartig ausgegattet, wo dann die emporgelagerten Zaden Firne, Hörner, Risen oder Zähne heißen. Im übrigen ist die Benennung der B. nach den verschiedenen Formen ihrer Oberseite noch äußerst mannigfaltig. Die Oberfläche des Kumpfes, mag derselbe nun freier oder verbundener mit anderen Erhebungen, mehr oder weniger regelmäßig gestaltet sein, ist entweder stetig, d. h. gleichförmig abgedacht; gewölbt, d. h. nach oder stark ausgebogen; höckrig, also mehr oder weniger eingebogen, oder unterbrochen, wenn kleine Plateaus mit stürkeren Neigungen wechseln und folgergestalt Abfälle, Stufen oder Terrassen bilden. Selten wird man in größern Ausdehnungen stetige Böschungskanten antreffen; vielmehr erzeugen entweder die ungleiche Festigkeit der verschiedenen Gesteinsarten, aus denen der B. besteht, oder Wasserpfählungs-Verfaltungen von außen, jedes für sich oder beides vereint, eine große Mannigfaltigkeit der plastischen Formen. Die Vertiefungen erscheinen als Täler, Schluchten, Spalten, Klüfte oder Risse, als Kessel oder Mulden, und die zwischenliegenden und begrenzenden Erhebungen als Grate, Vorsprünge,

Kanten, Wände, Überhänge, Klippen u. s. w. Der Winkel, unter welchem die Böschungskante in eine Horizontalebene steht, heißt die Abdachung, die Neigung oder der Abfall des B. und wird nach Graden bestimmt. Die einfachste Beurteilung der Neigung der Bergflächen bietet das Profil (s. d.) des B. Die Neigungswinkel sind sehr verschieden, doch kommen die sanfteren Böschungen viel häufiger vor als die steileren, schon um deswillen, weil der natürliche Fallwinkel der festen Erdrassen nie stürker als 45° ist, weshalb man auch alle schwächeren Gradationen Erdböschungen und alle steileren Felsböschungen nennt. In Zusammenstellung der einzelnen Erhebungen unterscheidet man, je nach der Ausdehnung, Längenausrichtung oder den mehr gleichmäßigen Entfernungen von einem mittlern Punkte, Bergreihen, Bergzüge und Bergketten von Berggruppen, Bergzügen und Bergmassen. Die Lehre von den äußern Beziehungen der Bergformen heißt Topographie. Über die Verhältnisse der innern Beschaffenheit, über die Entstehung und Bildung der B. belehrt die Geologie. Über die Messung der Bergf. Höhenmessung.

Berg, vormalig ein selbstständiges Herzogtum (Ducatus Montensis), jetzt ein Teil der preuss. Rheinprovinz, wird im W. durch den Rhein von dem ehemaligen Erzbistum Köln getrennt, an welchem es zum Teil auch im S. grenzt. Im O. grenzt es an Nassau-Siegen oder den jetzigen Siegener Kreis, an das Herzogtum Westfalen und an die Grafschaft Mark; im N. an das Herzogtum Kleve, und der Rhein trennt es von dem Fürstentum Köln. Es ist

das wichtigste Fabrikland Deutschlands, und namentlich das Zupperthal (s. d.) mit Elberfeld (s. d.) und Barmen (s. d.) zeichnet sich durch seine industrielle Thätigkeit aus. Das ganze Land ist bergig, hat Abfluß an Eisen, Blei und Steinkohlen, erzeugt aber lange nicht so viel Getreide, als die Vollmenge bedarf, die nirgends in Deutschland auf gleichem Raume so dicht ist.

Zur Zeit der Römer war das Land von den Teneterern bewohnt, die sich unabhängig erhielten, bis sie in der Zeit der Völkerwanderung unter den ripuarischen Franken verschwanden. Seit dem Anfang des 12. Jahrh. regierten einen Teil des nachmaligen Herzogtums B. besondere Grafen aus dem Geschlechte der Grafen von Triffling, von denen Adolf und Eberhard, Ritter von Allena genannt, von Kaiser Heinrich V. 1108 zur Belohnung ihrer Kriegsdienste zu Grafen von dem Berge und Allena erhoben wurden. Ihre Nachkommen vermehrten ihre Besitzungen durch Erbschaft, Schenkungen und auf andere Weise, bis Adolfs III. Söhne dieselben teilten; Engelbert erhielt B. und Eberhard Allena. Durch Heirat kam das Land hierauf, nach dem Erlöschen des gräflich. berg. Mannstammes, 1219 zuerst an den Herzog Heinrich IV. von Limburg, und nach dem Aussterben von dessen Geschlecht, 1348, ebenfalls durch Heirat an Eberhard, Bringen von Jülich, dessen Sohn Wilhelm I. von König Wenzel 1380 für B. die Herzogswürde erhielt. Nach dem Tode Herzog Rainalds IV. von Jülich-Geldern (1423) ließ sich Herzog Adolf von B. von Jülich kühnigen, welches letztere von nun an das Schicksal B.s teilte. Als 1609 nach dem Tode des kinderlosen Herzogs Johann Wilhelm Kaiser Rudolf II. Wien machte, den Gesamtbesitz des jülichischen Hauses als erbliches Reichslehn für Habsburg zu sequestrieren, rief er eine große europ. Koalition hervor, welche es sich zur Aufgabe stellte, die nächstberechtigten Erben, Brandenburg und Pfalz-Neuburg, in ihren Ansprüchen zu unterstützen und überhaupt die Obermacht des Hauses Habsburg zurückzudrängen. Schon hatten die Feindseligkeiten begonnen, als die Ermordung Heinrichs IV. durch Mavillac alles ins Stock brachte. Brandenburg und Neuburg blieben einstweilen im Besitz des jülich-berg. Landes, aber bald veranlaßte sich diese Eintracht durch den Anspruch jedes Prätendenten auf das Ganze und den Abtritt der Neuburger zum Katholizismus in den bittersten Hader. Mehrere Vergleichsversuche waren nur Fausen in dem Zwist, den der Große Kurfürst 1651 sogar durch Waffen- gewalt zu entscheiden unternahm. Erst 1666 kam ein endgültiger Vertrag zu Stande, wonach Jülich mit B. an Pfalz-Neuburg kam. Nach dem Erlöschen der Kurpfälzischen Linie 1742 kam B. an den Kurfürsten Karl Philipp Theodor von der Sulzbachischen Linie und nach dessen Tode 1798 nebst den andern Rändern an den Herzog Maximilian Joseph von Pfalz-Zweibrücken. Die Verfolgungen, welche die Protestanten unter Ludwig XIV. erlitten, führten viele gewerbthätige Ansiedler nach B., welche dort den Geschmach der franz. Industrie in Seide und Baumwolle, im Bleichen, in Spitzen und feinen Leinen heimisch machten.

Am 3. 1806 wurde B. an Frankreich abgetreten. Napoleon bildete nun aus dem eigentlichen B., das ohne die enklavierten Herrschaften 54—55 Q. Mln. mit 295 000 E. umfaßte, dem rechtsrhein. Rheine und andern Gebieten das Großherzogtum Berg (damals 98 Q. Mln. mit 374 235 E.) für seinen Schwa-

ger Joachim Murat, der es nach seiner Berufung auf den neapolit. Thron 1808 an Napoleon abtrat. Dieser überließ das Land 3. März 1809, unter Vorbehalt der vormundtschaftlichen Regierung, dem noch unmündigen, ältesten Sohne König Ludwigs von Holland, Ludwig Napoleon (den Bruder Napoleons III.), und zwar nach einer schon 1806 erfolgten so beträchtlichen Erweiterung (durch das Fürstentum Münster, die Grafschaften Mark, Bentheim-Teulenburg und Lingen, die Abteien Otten, Essen und Werden), daß es ein Areal von 315 Q. Mln. mit 878 157 E. umfaßte. Dasselbe hatte zur Hauptstadt Düsseldorf und zerfiel in die vier Departements des Rheins (mit den Arrondissements Düsseldorf, Elberfeld, Mülheim a. Rh. und Essen), der Sieg (mit den Arrondissements Dillenburg und Siegen), der Ruhr (mit den Arrondissements Dortmund, Hagen und Hamm) und den Städten Duisburg, Ruhrort und Dinslaken) und der EMS (mit den Arrondissements Münster, Coesfeld und Lingen). Ende 1810 jedoch mußte der größte Teil der neuen Erwerbungen an der EMS und nördlich von der Lippe an Frankreich abgetreten werden. Vorher der Großherzog Ludwig volljährig ward, besetzten 1813 die Alliierten das Land und errichteten ein provisorisches Gouvernement zur Verwaltung desselben, worauf es 1815 durch den Wiener Kongreß Preußen zugeteilt wurde. Vgl. Göde, »Das Großherzogtum B. unter Joachim Murat, Napoleon I. und Louis Napoleon 1806—13« (Köln 1877).

Berg, früher Dorf, jetzt Vorstadt von Stuttgart, im württemb. Neckarkreise, am linken Ufer des Neckar, zwischen Cannstatt und Stuttgart, mit welchem letztem es durch Pferdebahn verbunden ist, zählt 3120 E. und hat bedeutende Maschinenfabriken und Runkelmühlen, ferner vielbesuchte Neckar- und Rheinalbäder, letztere eisenhaltige und kohlensaure Quellen von 15—17 R. mit zwei Badeanstalten; endlich seit 1882 ein großartiges Pumpwerk, welches die Hauptstadt mit Trink- und Regenwasser versorgt. B. hat eine schöne, 1853—55 von Grah erbaute got. Kirche mit jährlich durchbrochenem Turne, ein Sommertheater und eine 1846—53 von Zeiss im Renaissancestil erbaute Villa des Königs mit ansehnlichen Gewächshäusern. In der Nähe des Ortes befindet sich ferner die königl. Villa Rosenstein, 1823—29 im röm. Stile erbaut, mit herrlichen Gemälden und Statuen. — B., Dorf im bayr. Regierungsbegleit Oberbayern, am östl. Ufer des Starnbergersees, Vergnügungsort der Münchener, zählt 218 E. und hat ein königl. Schloß, Lieblingsaufenthalt Ludwigs II.

Berg, polit. Partei, s. Bergpartei.

Berg (Arantjein), Schauspielerin, geb. 1. Jan. 1813 zu Mannheim, wo sie seit 1828 als Choristin und Vertreterin kleiner Rollen wirkte, ging 1829 nach Würzburg und gehört seit 1831 dem breschener Hoftheater an. Schon in ihrem 26. Lebensjahre ging sie in die ältern Rollen über der Tragödie, bald auch des Lustspiels. Ein feinespielvolles Organ, ungewöhnliche und plastische Darstellung und ein feiner Humor haben ihr einen Platz unter den besten deutschen Schauspielerinnen erworben. Zu ihren besten Rollen gehören Phädra, Gräfin Orkna, Lady Winbeth und Isabella (in der »Braut von Messina«).

Berg (Friedrich Theodor), schwed. Statistiker, geb. zu Gothenburg 5. Sept. 1806, studierte in Lund Medizin, wurde 1836 Dozent der Anatomie baselst,

1841 Lehrer der gerichtlichen Medizin und Pädiatrik an dem Karolinischen Institut zu Stockholm und 1842 Oberarzt des Kinderhauses. Aus seiner schriftstellerischen Thätigkeit auf dem Gebiete der Heilkunde sind hervorzuheben: „Om tortet hos Barn“ (1846), „Kliniska föreläsningar i Barnsjukdomar“ (1853) und „Bidrag till Sveriges medicinska Topografi“ (1858). Inzwischen war er 1850 zum Mitglied der sog. Tabellkommission berufen worden, deren Leitung er seit 1853 übernahm, bis er 1858 Chef des neuerrichteten statist. Centralbureaus wurde. Im J. 1877 trat er in Ruhestand. Der bei weitem größte Teil der Publicationen dieses Bureaus ist aus B. s. Feder geflossen; auch lieferte er bedeutende Beiträge zu der „Statistisk Tidskrift“. Unter den dort veröffentlichten Monographien haben namentlich folgende Aufsehen erregt: „Dödligheten i 1^{te}. Lefnadsåret“ (1869) und „Proportionen mellan könen“ (1871).

Berg (Günther Heinrich, Freiherr von), deutscher Staatsmann und obdov. Minister, geb. 27. Nov. 1765 zu Schweigern bei Heilbronn, studierte 1783—86 in Tübingen die Rechte und ging dann nach Weimar und Wien, um die reichsgerichtliche Praxis lernen zu lernen. Im J. 1793 wurde er nach Göttingen als außerord. Professor der Rechte berufen und zum Reichsrath des Spruchkollegiums ernannt, trat dann 1800 als Hof- und Kanzleirat in die Justizkanzlei zu Hannover ein und wurde zugleich Rechtskonfulent des Ministeriums. Bei der Auflösung der hannov. Justizkanzlei durch die westfäl. Regierung trat er als Regierungspräsident in fürstl. Lippe-Bückeburg, und 1815 als Oberappellationsgerichtspräsident in obdov. Dienste. Bis 1821 vertrat er die 15. Stimme beim Bundestage, verließ jedoch, mißgestimmt durch die Hindernisse, welche die Reaktion bereitete, Frankfurt und ging nach Obdovburg zurück. Zum Geheimrath und zum zweiten Mitgliede des Kabinetts ernannt, führte er daneben noch bis 1830 den Vorsitz im Oberappellationsgerichte. Im J. 1834 vertrat er neben Obdovburg die anhalt. und schwarzb. Fürstentümer auf den Ministerialkonferenzen in Wien. Auch im hohen Alter noch unausgesetzt thätig, wirkte er für die innere Entwicklung des Landes sehr segensreich. B. wurde 1838 in den österr. Freiherrnstand erhoben und starb zu Obdovburg 9. Sept. 1843. Unter seinen zahlreichen, größtentheils das deutsche Staatsrecht behandelnden Schriften sind hervorzuheben: „Das deutsche Polizeirecht“ (5 Bde., Hannover. 1801—9) und „Abhandlungen zur Erläuterung der Rheinischen Bundesakte“ (Wb. 1, Hannover. 1808).

Berg (Karl Heinrich Edmund, Freiherr von), vord. Forstmann, des vorigen Sohn, geb. 30. Nov. 1800 zu Göttingen, studierte 1815—17 auf der Forstakademie zu Dreisigacker, bezog dann die Universität Göttingen, verließ dieselbe aber 1818, um in Bückeburg, Lautenthal und in Lautenberg am Harz sich zum Präfekten zu bilden. B. trat im Aug. 1820 als Auditor bei den oberbayerischen Berg- und Forstämtern zu Klausthal in bayern. Staatsdienste; 1821 erhielt er an der dafelbst neuerrichteten Forstschule die Stelle eines Hülfslehrers, wurde 1824 zum Forstschreiber mit Sitz und Stimme im Kollegium und 1830 zum Oberförster, Referenten im Berg- und Forstkomitee und Kontrolleur im Walde befördert. Nachdem er 1833 als Oberförster und Chef der Forstinspektion nach Lautenberg versetzt

worden, führte er das Privatforstinstitut seines Vorgängers von Klar zur Ausübung praktischer Forstmänner fort. Im J. 1845 nahm er den Ruf als Oberförster, Direktor der Akademie für Forst- und Landwirthe zu Tharand und als Mitglied der hoch. Examinationskommission im Königreich Sachsen an. Unter seiner Mitwirkung wurden 1843 der Forst- und 1847 der sächsischen Forstverein gegründet. Nachdem B. 1866 in Ruhestand getreten war, starb er 20. Juni 1874 zu Schandau. Außer durch zahlreiche Arbeiten in Fachjournalen hat er sich als Schriftsteller einen ehrenvollen Namen erworben durch die Schriften: „Anleitung zum Vertheilen des Holzes“ (Darmst. 1830; 2. Aufl. 1860), „Über das Vertheilen der Laubwälder im nördl. Deutschland“ (Darmst. 1844), „Die Jagdfrage und die Jagdgesetzgebung“ (Erl. 1849 u. 1859), „Staatsforstwirtschaftslehre“ (Erl. 1860), „Aus dem Osten der österr. Monarchie“ (Dresd. 1860), „Pärschgang im Dicht der Forst- und Jagdgeschichte“ (Dresd. 1869), „Geschichte der deutschen Wälder“ (Dresd. 1871). Ebenso machte er sich verdient durch neue Bearbeitungen von Cotta's „Saubau“ (7. u. 8. Aufl., Epl. 1849, 1856) und von Jester's Werk „Die kleine Jagd“ (3. u. 4. Aufl., Erl. 1848, 1859). Auch leitete er 1846—64 die Redaktion des „Forstwissenschaftlichen Jahrbuchs der Akademie Tharand“ (Wb. 3—16, Epl. 1846 fg.).

Berg, ein altes baltisches Adelsgeschlecht, bei sich auch im Innern Rußlands verbreitet hat und von dem sich mehrere Mitglieder im russ. Militär- und Civildienste ausgezeichnet haben. — Regner von B., russ. Generalen-Chef, foßt im Eichen-jährigen Kriege und im Türkenkriege 1769—74. — Gregor von B. wurde als Generalmajor 1812 bei Polozk schwer verwundet, kommandierte in der Schlachten bei Lützen und Bautzen den rechten Flügel des Wittgenstein'schen Korps, wurde darauf Kommandant von Krasl und stieg 1823 zum General der Infanterie auf. — Graf Friedrich Wilhelm Rembert B. (gen. Jacob Fredeberg-mitsch), Statthalter von Polen, wurde 27. Mai 1794 zu Schloß Sagnin in Livland geboren, studierte in Dorpat und trat 1812 als Freiwilliger in die russ. Armee, wo er bald Offizier und nach dem Einzuge in Paris Kapitän im Generalstabe wurde. Im J. 1817 wurde er auf Empfehlung des Grafen Kowalewitsch nach Neapel gesandt, um den Karbonarismus zu beobachten, über welchen er einige, damals vielgelesene Aufsätze schrieb. Hierauf wurde er im Ministerium des Auswärtigen angestellt. Nachdem er wieder mit Oberstenrang in die Armee rückte, unternahm 1822—24 mehrere Expeditionen gegen die Kirgisenstämme und 1825 eine Expedition zur Festung des Kalkas, auf der er von Gortchakow und andern Gelehrten begleitet wurde, und die auch in wissenschaftlicher Beziehung zu wichtigen Ergebnissen führte. Von Kaiser Nikolaus 1826 zum Generalmajor befördert, diente er 1828 und 1829 gegen die Türken und nahm mit großer Auszeichnung an dem Feldzuge von 1831 in Polen teil. Zum Generalleutnant und Generalquartiermeister der Armee unter dem Feldmarschall Fürken Paslewitsch ernannt, beschäftigte er sich hierauf mit der militärisch-topogr. Aufnahme von Polen, wurde nebenbei zu mehreren diplomatischen Missionen gebraucht und erhielt 1843 mit dem Range als General der Infanterie den Posten eines Generalquartiermeisters des kaiserl. Generalstabs.

Als Österreich 1849 die Hilfe Rußlands gegen die Ungarn in Anspruch nahm, ging B. als russ. Bevollmächtigter nach Wien und ins österr. Hauptquartier, wirkte mit vielem Eifer im Interesse der Allianz zwischen den beiden Kaiserhöfen, vermittelte sich aber dabei mit Paskewitsch, dessen Operationen er ablehnte. Mit der österr. Grajewürde (26. Sept. 1849) bedohnt, lehrte er sodann nach Petersburg zurück, um die unter seiner Leitung begonnenen großartigen topogr. Arbeiten fortzusetzen. Beim Ausbruch des Orientkriegs erhielt B. 1854 den Auftrag, Aezal und Estland gegen die westmächtliche Flotte zu verteidigen, welche jedoch keinen Angriff gegen diese Punkte unternahm. Hierauf zum Generalgouverneur und Truppenkommandanten in Finnland ernannt, besand er das breitgedigete Bombardement von Sweaborg, 8. bis 10. Aug. 1855, das für die Alliierten ohne Resultat blieb und wofür ihm Alexander II. an seinem Krönungsfeste, 7. Sept. 1856, den Titel eines russ. Grafen verlieh, dem 1857 der finnland. Grafentitel folgte. In Finnland selbst aber machte sich B., allen freikommenden Ideen feindlich, so unbeliebt, daß der Kaiser, der ihm persönlich wohlwollte, sich dennoch entschließen mußte, ihn im Nov. 1861 von seinem Posten abzurufen. Als indes nach Ausbruch der Unruhen in Polen eine energische Hand nötig schien, um die Autorität der russ. Regierung herzustellen, wurde B. im März 1863 zum Abjunkt des Großfürsten Konstantin und nach dem Rücktritt des letztern 31. Okt. zum Statthalter und Oberbefehlshaber der russ. Armee im Königreich ernannt. Es gelang ihm nun bald, den Aufruhr durch Maßregeln der Strenge zu dämpfen. Gleichzeitig belämpfte er indessen das zugleich russifizatorische und demokratische System des 1866 zum Staatssekretär für Polen ernannten Geheimrats Wisjutin, wodurch er in Polen eine gewisse Popularität errang. Nachdem B. noch 1866 Generalfeldmarschall geworden, starb er 18. Jan. 1874 zu Petersburg, während der Kaiser ihm eben einen Besuch machte. Da B. kinderlos war, fiel sein Vermögen und sein Titel seinem Adoptivsohn Friedrich Georg Magnus aus der Descendenz Berg-Eiwers zu.

Berg (Wassilij Nikolajewitsch), Oberst im russ. Steuermanns-Korps, geb. 1781, gest. 2. Jan. 1835, bekannt durch eine 1803—6 mit Wisjutin unternommene Reise um die Welt, von der er eine Beschreibung herausgab. Auch schrieb er histor., naturh. und archäol. Werke, darunter eine »Geschichte der Entdeckungsfahrten nach den Nordpolarländern« (2 Bde.), »Versuch einer Geschichte der russ. Flotte« (4 Bde.), »Geschichte der Regierung des Zaren Alexei Michailowitsch« (2 Bde., Petersb. 1830—31), »Geschichte des Zaren Michael Feodorowitsch« (2 Bde., Petersb. 1832), »Geschichte des Zaren Feodor Alexejewitsch« (2 Bde., Petersb. 1834).

Berga, Stadt im sächs.-meimr. Verwaltungsbezirk Neustadt, an der Weißen Elster und an der Linie Volksgesähr-Welschitz der Sächsischen Staatsbahn, 20 km südöstlich von Zera, hat ein Schloss aus dem 9. Jahrh., ein Hospital, eine Streichgarnspinnfabrik, Handelsmühlen, Sandstein- und Schieferbrüche und zählt (1875) 1008 E.

Berga, Stadt in der span. Provinz Barcelona, in Catalonien, Bezirkshauptstadt auf einem der Ausläufer der Sierra del Gabi in 718 m Höhe gelegen, an einem rechten Nebenflusse des Llobregat, zählt (1877) 4996 E., welche Baumwollspin-

nerie und Weberei betreiben, besitzt ein altes Schloss und ein 1290 gegründetes Hospital; in den Karlistenkriegen spielte B. eine Rolle.

Bergakademie ist der Name für höhere Lehranstalten, in denen junge Leute von wissenschaftlicher Vorbildung in den Bergwissenschaftsklassen (s. d.) theoretisch und praktisch unterrichtet und zu Berg- und Hüttenbeamten gebildet werden. Solcher Institute besitzt unter andern Frankreich in den Bergwerksschulen (Ecoles des mines) zu Paris und St.-Etienne, England in der Royal School of Mines zu London, die Vereinigten Staaten von Amerika in der School of Mines zu New York, Rußland im Bergakademienkorps zu Petersburg, Schweden in der Akademie zu Stockholm, Österreich in den montanistischen Lehranstalten zu Schminn in Ungarn (seit 1770), Leoben in Steiermark und Prag (seit 1849) in Böhmen, Preußen in der B. zu Clausthal im Oberharz (seit 1811) und seit 1861 in der B. zu Berlin. Das erste Statut der berliner B. vom 28. Sept. 1863 ist aufgehoben und unterm 6. März (8. April) 1875 ein neues erlassen und das Institut mit der Geologischen Landesanstalt verbunden; bedeutende wissenschaftliche Lehrkräfte sind an ihm thätig. Von alter, hervorragender Berühmtheit und Autorität ist die 13. Nov. 1765 vom Prinzen Kaver gestiftete und Oern 1766 eröffnete B. zu Freiberg (s. d.) in Sachsen. Sie zählte viele der größten Gelehrten und Praktiker, vor allen Abrah. Gottlob Berner (s. d.) zu ihren Lehrern, gestaltete sich gleichsam zum Mittelpunkt aller berg- und hüttenmännischen Wissenschaften und übertrifft noch jetzt an Berühmtheit alle ähnlichen Anstalten. Von großem Nutzen für die praktische Ausbildung der Studierenden sind die zahlreichen in nächster Nähe Freibergs liegenden Grubengebäude und bedeutenden Hüttenwerke. Auch besitzt die Akademie reiche und musterhafte Sammlungen aller Art.

Bergama, Stadt in Anatolien (Kleinasien), im türk. Vilajet Brussa, gegen 80 km nördlich von Smirna, in der breiten fruchtbaren Thalebene des Flusses Bakyrtsch (des antiken Kaikos) gelegen, mit etwa 2600 E., die Nachfolgerin des antiken Pergamum (s. d.), von dem noch bedeutende Überreste erhalten sind.

Bergamasca, d. i. Landschaft von Bergamo, heißt das im nördl. Teile der ital. Provinz Bergamo gelegene, vom Brembo, Serio und Oglio durchflossene Bergland. Die drei Thalschaften, aus denen es besteht, Val Brembana, Val Seriana und Val di Scalve, sind von hoher landschaftlicher Schönheit. Von dem teilweise vergletscherten Hauptkamm der Bergamaskeralpen (s. Alpen, S. 461, 13) bis zur Lombardischen Tiefebene hinabsteigend, von tiefen geschnitten, 2—3000 m hohen Bergketten umrahmt, vereinigen Val Brembana und Val Seriana die Großartigkeit der Hochalpen mit der äppigen Pracht der südl. Vorpalen. Einsame Hochthäler mit Alpenweiden und Nadelwald, wilde Engpässe und Felschluchten, weite lachende Thäler mit wüchsenden Feldern und Dörfern, von Getreidefeldern, Weinbergen, Obstgärten und Kastanienwäldern umgeben, reihen sich in buntem Wechsel aneinander. Die Flüsse Brembo und Serio, welche beide der Adige zufließen, bilden in den Schluchten der obern Thäler zahlreiche Stromschnellen und Wasserfälle, von denen namentlich die herrlichen

Barbellinosälle des Serio hervorzuheben sind. Val di Scalve, von Val Seriana durch die Kette der Bresolana (2505 m) getrennt, gegen Val Camonica (s. d.) nur durch die schauerliche Felsklust des dem Oglio zuströmenden Dezzo geschnitten, ist ernster und rauher, ein Hochthal mit ausgedehnten Alpweiden, aber wenig anbaufähigem Boden. Zahlreiche Burgtrümmer und Schlösser, zum Teil die Stammsitze edler deutscher Geschlechter, wie der Fürsten Thurn und Taxis u. s. w., zeugen von der geschichtlichen, stilvolle Kirchen mit reichem künstlerischen Schmucke von der Kunstthistorie. Bedeutung der B., aus welcher die Mäler Cavagna, Ceresa, Lotto, Moroni, Palma, Tarpino, die Bildhauer Fantoni, Cariani u. a. hervorgegangen sind. Marmorbrüche und Erzgruben, Hühner, Schmieden und Eisengießereien, Tuchfabriken, Seiden- und Baumwollspinnereien weisen auf den Gewerbfleiß der Bewohner hin, die als geschätzte Arbeiter über ganz Italien verbreitet sind. Aus der B. und den anstehenden Teilen der Provinzen Brescia und Como stammen auch die «Bergamascher» Graubündens, welche mit ihren großen Herden hochbeiniger, weißgelber Bergamascher Schafe im Sommer die höchsten Alpweiden des Bergell, Engadina u. s. w. beziehen. Die Bevölkerung, welche zum Teil got. Abkunft sein soll, ist kräftig und schön, rührig und intelligent.

Die wichtigsten Wohnplätze sind in Val Brembana Branzi, 862 m über dem Meere, in der obersten Thalsohle des Brembo, der Mittelpunkt der beträchtlichen Alpwirtschaft, Piazza San Martino, 570 m über dem Meere, 29 km von Bergamo an der Stabina, nahe bei der Vereinigung derselben mit dem Brembo gelegen, der Hauptort des obern Thals, Zogno, im untern Thale. In Val Seriana, welches mit Val di Scalve einen besonderen Bezirk bildet: Vobione, 890 m über dem Meere am Serio, mit Hühner- und großer Eisenindustrie, Clusone (s. d.), Gandino, in einem Seitenthälchen des Serio, Mittelpunkt der Tuchindustrie, mit 3700 E.; in Val di Scalve Schilpario und Vilminore. Val Brembana und Seriana sind von Bergamo, letzteres auch vom Iseco aus auf guten Fahrstrassen (Bergamo-Branzi 48 km, Bergamo-Vobione 51 km, Vobione-Clusone 16 km), vom Veltlin aus auf leicht gangbaren Saum- und Fußwegen zugänglich. Nach Val di Scalve führen zwei Fahrstrassen, die eine von Clusone über das Castionejoch (1296 m), die andere, ein schön angelegtes Felsensträßchen mit zahlreichen Galerien, Tunneln und Brücken, von Val Camonica durch Val Angolo und die schauerliche, an großartiger Wildheit der Bia-Mala gleichkommende Klust des Dezzo.

Bergamasca, frj. *Bergamasque*, ein ital. Nationaltanz, aus der Bergamasca (s. d.) stammend und nach derselben benannt, mit anmutiger, munterer Melodie.

Bergamascher Alpen, s. Alpen II. B. 13.

Bergame, s. Tapeten.

Bergämo, Provinz im Königreich Italien, in der Lombardei, umfaßt 2816,7 qkm mit (1881) 391010 E. Sie zerfällt in drei Kreise und ist in ihrem nördl. Teile sehr gebirgig und reich bewaldet, während der südliche zu der fruchtbaren Lombard. Ebene gehört. Die Flüsse Adda, Brembo, Serio und Oglio befördern das natürliche und künstliche Bewässerungssystem, dem der Boden zum

Teil seine Fruchtbarkeit verdankt. Der Reiche ist einer der schönsten der Lombardei. Die wichtigsten Produkte sind Weizen, Korn, Mais, Reis, Getreide, Eisen, Marmor, Kohlen, Mineralwässer. Zahlreiche Seiden- und Baumwollspinnereien, Zwirnereien, mechan. Webereien, Kunstmühlen, Papierfabriken, Eisengießereien u. s. w. beschäftigen viele Einwohner und befördern den Wohlstand des Landes.

Die Hauptstadt der Provinz, Bergamo, in Altertume Bergomum, eine Anlage der Gallier, in 365 m Höhe auf steilem Berge, 50 km von Mailand, ist seit der Herrschaft der Venetianer (1428), welche Festungswerke anlegten, in die obere und untere Stadt geteilt; letztere begreift in sich die früheren Vorstädte San-Leonardo und Sant'Antonio. Die obere Stadt ist reichend auf mehreren Höhen zwischen den Flüssen Brembo und Serio gelegen und gewährt mit ihren zahlreichen Türmen und Kuppeln noch ganz das Bild einer mittelalterlichen Stadt. B. ist Knotenpunkt der Oberitalienischen Eisenbahn zwischen Mailand, Brescia und Lecco, der Sitz eines Bischofs und des Prälates, zählt (1881) 39704 E. und hat eine Maler- und Bildhauerschule, ein Museum, ein Gymnasium, ein Lyceum, eine Technische Schule, eine Handelsschule, mehrere Wohltätigkeitsanstalten, viele Fabriken, besonders in Seide, Tuch, Eisen, Kunst, Hüten. In Beziehung auf Handel und Industrie nimmt B. unter den ital. Städten eine der ersten Stellen ein. Die Strafen sind durchweg bergig; die in Promenaden umgewandelten Bäche bieten ein herrliches Panorama. Von den 66 Kirchen und Kapellen zeichnen sich durch Alter, Schönheit und ihre Gemälde aus: der Dom, die Kirche S. Maria-Maggiore mit der prächtigen Kapelle S. Leoni, die Kirchen Sant'Alessandro, Sta. Anna, Sto. Spirito, Sant'Agata, San-Bartolomeo. Andere ausgezeichnete Bauwerke und Kunstsammlungen sind: der alte got. Palast Broletto, von 1354, jetzt mit der Bibliothek, die Accademia Carrara mit wichtiger Gemäldesammlung und ein schönes Theater. Früher war die jährlich im August abgehaltene Messe Sant'Alessandro in der unteren Stadt berühmt, welche in einem darin errichteten Gebäude mit über 400 Läden stattfand. Viele Männer haben B. durch Kunst und Wissenschaft berühmt gemacht, wie die Kardinalen Albani, Vongo und Mai, die Philologen Caletano und Daraboschi, die Mäler Parino, Previtali, Moretti, Lotto, Coggetti, Scuri, die Bildhauer und Architekten Campione, Bono, Nabello, Quarenghi, der Dichter Tasso und die Komponisten Maggi und Donigetti.

Bergamotten nennt man eine Reihe von Birnforten, deren Früchte durch eine rundliche, sonstweise um den meist tief eingesenkten Stiel herum abgeplattete Form und vollkommen schmuckloses Fleisch gekennzeichnet sind. Bei Lucas bilden sie die 3. Klasse seines Systems, die aber auch Früchte von abweichender Bildung einschließt. Die am längsten bekannte Sorte ist wahrscheinlich die Bergamotte, nach Theophrast aus Kleinasien nach Italien eingeführt und als *Pyrus regium* hochgeschätzt. Außer dieser Herbstbergamotte, deren Name auf die lombardische Stadt Bergamo hinweist, verdienen folgende Sorten allgemeine Verbreitung: *Esperens Herrenbirne* (Herbst), *Widius* von Rotte oder Rulibusch (*Mouille bouche*), rote Dedantsbirne (Herbst), *Graffanne* (Okt. bis Nov.),

Edel-Grahanne (Jan. bis März), Ciperens Bergamotte (Febr. bis März), und mehrere aus Belgien eingeführte Sorten. Die Halbbergamotten unterscheiden sich von den echten B. durch nur halb schmelzendes Fleisch. — B. nennt man auch eine Pomeranzenart (*Citrus Bergamia Risso*), welche in Südeuropa heimisch ist, und aus deren Früchten man das Bergamottöl (s. d.) gewinnt.

Bergamottöl, ätherisches Öl, das in den Schalen der Früchte von *Citrus Bergamia* enthalten ist. Es wird in better Qualität in der Gegend von Messina durch Raspeln der Fruchtschalen und Pressen gewonnen, eine geringere Sorte ist das Portugaöl, zu dessen Vereitung meist andere Früchte, wie Apfelsinen, Pomeranzen u. dgl. verwendet werden. B. ist gelb, grüngelb bis dunkelgelb, dünnflüssig, von angenehmem Geruch, bitterem Geschmack; spezifisches Gewicht 0,86—0,88, von starkem Lichtbrechungsvermögen und rechtsseitiger Polarisation; erstarrt beim Gefrierpunkt des Wassers, siedet bei 183°. Es besteht zum größeren Teil aus einem Gemenge von Camphenen $C_{10}H_{16}$, neben denselben kommen sauerstoffhaltige Verbindungen vor. Bei längerem Stehen scheidet es einen gelben festen Bodensatz ab, welcher als Bergapten oder Bergamottolampfer bezeichnet ist. Das reine Öl löst sich in dem halben Volumen Weingeist zu einer klaren Flüssigkeit, bei Gegenwart von Pomeranzenölen ist die Flüssigkeit trübe. Das B. findet Verwendung in der Pharmacie und Parfümerie.

Bergara (richtiger Bergara), span. Stadt (Billa) in der bast. Provinz Guipuzcoa, in reizendem Thale am Ästusfluß Deva im Nordosten von Bitoria, hat (1877) 6021 E., ein Instituto, zwei Seminare, eine gelehrte (baskische) Gesellschaft, Eisenwaren- und Spinnfabriken. Hier schloß der karlistische General Maroto 31. Aug. 1839 eine Kapitulation mit der Regierung zu Madrid (Gepartito) ab, den Vertrag zu Bergara, wonach der Bürgerkrieg eingestellt wurde und Don Carlos nach Frankreich flüchten mußte. Nahe bei B. liegt das Dorfden Ormaiztegui, Geburtsort des Karlistenführers Zumalacarrqui.

Bergasse (Nicolas), franz. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 1750 in Lyon, wo er als Advokat lebte, bis er Parlamentsadvokat in Paris wurde, machte sich zuerst einen Namen in dem berühmten Prozesse Beaumarchais' mit dem Vantier Kornmann. Beim Ausbruch der Revolution wurde er von der Stadt Lyon in die Versammlung der Generalstaaten erwählt, weigerte sich aber später, den Eid auf die neue Konstitution zu leisten, und nahm darum seine Entlassung. Von nun an bestränkte er sich auf publizistische Thätigkeit und verfaßte namentlich mehrere Broschüren gegen die Absignaten und andere Maßregeln der Rationalversammlung. Ohne gerade ein Anhänger der absoluten Monarchie zu sein, näherte er sich doch der Partei des Hofs. Da man 10. Aug. 1792 in den Tuilleries von ihm mehrere Briefe und ein Mémoire an den König, den Plan einer Konstitution, vorband, so wurde er deshalb festgenommen, und nur der Sturz Robespierres rettete ihm das Leben. Hierauf widmete er sich besonders philos. Arbeiten. Von seinen Schriften sind von Bedeutung: «Sur l'influence de la volonté et sur l'intelligence» (Par. 1807), «Essai sur la loi, sur la souveraineté et sur la liberté de manifester ses pensées» (Par. 1817; 3. Aufl. 1822) und «Essai sur la propriété»

(Par. 1821). Er war einer der eifrigsten Anhänger der Resmerischen Lehre vom Magnetismus. Von Karl X. ward er 25. Juli 1830 zum Staatsrat ernannt. Nach der Julirevolution lebte er in Zurückgezogenheit und starb zu Paris 29. Mai 1832.

Bergbau nennt man im engeren Sinne die Aufsuchung und Gewinnung nützlicher Mineralien auf befondern Lagerstätten. Je nachdem die auf und in der Erde vorkommenden nugharen Fossilien auf Gängen oder Flözen gewonnen werden, unterscheidet man Gangbergbau und Flözbergbau. Es gehören hierher die mineral. Brennstoffe, Stein- und Braunkohlen, die Erze und das Stein Salz.

Vorkommen der nugharen Fossilien. Das Vorkommen von Gängen und Lagerstätten ist sehr verschieden nach Ort und Zeit und fast in allen Formationsgliedern nachzuweisen. Mit Ausnahme des Granits, welcher in der Hauptfache nur etwas Zinn führt, enthalten die sog. Urgebirge alle Metalle. Die Übergangsgebirge sind ebenso fast gleichförmig metallreich, mit Ausnahme des Kalksteins, welcher einen großen Reichtum an Blei und Eisenstein aufweist, während endlich die Flözgebirge, deren Gruppierung das Stein Salz, der Anthracit, die Stein- und Braunkohle u. i. w. zu eigen sind, immer ärmer an Metallen werden, einer je jüngeren Bildung sie angehören. Nur der alte Flözallstein bildet noch ein Hauptdepot für Kupfer-, Silber- und Bleierze, Galmey und Eisensteine. Da ein Teil der festen Erdkruste aus übereinandergeschichteten, zumeist von Wasser zusammengepressten oder gelösten Ablagerungen, sog. Schichtgesteine besteht, so nennt man diese Ablagerungen Flözformationen und die darin auftretenden Mineralablagerungen Vänke oder Flöze. Von den Schichtgesteinen sind es vor allem die Kohle und das Eisen, sowie das Stein Salz, welche sowohl in volkswirtschaftlicher als auch in technischer Beziehung von größter Bedeutung geworden sind. Die Art des Vorkommens der Erze ist eine sehr verschiedene. Bald fallen sie in Verbindungen mit andern Mineralsubstanzen mehr oder weniger weit nach Breite und Tiefe sich erstreckende Spaltungsräume mit annähernd parallelen Wänden aus, abweichend im Fallen und Streichen von den Gebirgsschichtungen; bald sind sie als Lager oder Flöze, als plattenförmige Einlagerungen parallel in Bezug auf die Richtung der Ausbreitung, das Fallen und Streichen mit dem sie umgebenden Schichtwechsel eingeschichtet; bald treten sie auch als mehr oder weniger massige, unregelmäßige, sich an bestimmte Formen nicht bindende Anhäufungen auf, die je nach ihrer geringern oder größern Ausdehnung als liegende oder stehende Stöde bezeichnet werden; bald endlich kommen sie ohne irgendwie regelmäßige Begrenzung, oft auf ein großes Verbreitungsgebiet hin als bloße Imprägnationen vor.

Sowohl bei den Gängen als bei den Lagern und Flözen unterscheidet man das Streichen und Fallen. Unter dem Streichen versteht man diejenige Abweichung, welche eine in der Lagerstätte angemessene gerade Linie von der Mitternachtslinie bildet, und unter dem Fallen die Neigung der Lagerstätte gegen den Horizont, sobald die Falllinie eine gegen das Streichen rechtwinklig gezogene Linie bildet und das wahre Fallen nach Graden bemessen wird. Lagerstätten, welche von 75—90° fallen, nennt man schiefe, von 45—75° tonnläge, von 15—45° flache und von 15° und darunter schwebende,

Man bezeichnet ferner die Gänge, je nach ihrer Streichrichtung, welche nach Stunden eingeteilt ist, als Stehende von hora 12—3; Morgengänge von hora 3—6; Spätgänge von hora 6—9; flache Gänge von hora 9—12. Auf Tafel Bergbau I. dient Fig. 1 dazu, im Grundriß ein Bild über verschiedene Erzgänge in den verschiedenen Abbau- und Aufschlußhöhlen zu geben; links in der Ecke ist die Kompaßtheilung angegeben. Die verschiedenen Gänge und Lagerstätten eines Grubengebäudes werden zur leichtern Orientierung mit Namen und zwar meist mit Eigennamen versehen, und bei den Grubenrissen die verschiedenen Aufschlußhöhlen (auch Gezeugstreden genannt) in verschiedenen Farbtönen gehalten.

Die Dicke einer Lagerstätte heißt die Mächtigkeit, die Begrenzungsgestalten derselben das Hangenbe und Liegende oder das Dach und die Sohle; das Endigen einer Erzlagerstätte oder eines Flözes an der Oberfläche heißt das Ausbeihen oder das Ausgebende. Die Verteilung der Erze in der Gangmächtigkeit und Fläche ist entweder schichten-, konglomerat- und breccienartig, oder durchnestert, schumern- und blumenartig, selten aber verb. Hinsichtlich der Ausfüllungsmassen charakterisieren sich die Gänge in Gestein-, Mineral- und Erzgänge. Das Erz wechselt mit der Gangmasse ab und der Fall tritt häufig ein, daß auf große Längen das Erz gänzlich fehlt; man spricht dann von tauben Mitteln. Oft scharren und schleppen sich zwei Gänge, wenn sie unter einem spitzen Winkel aneinander herangekommen, ein beträchtliches Stück, ehe sie in ihre frühere Streichrichtung zurückkehren. In diesem Falle findet meist eine größere Erzanhäufung statt, eine Verdübelung, oder es durchziehen sich zwei Gänge und man hat zum Teil Erzfülle. Im Zusammenhange hiermit stehen die Verwerfungen, wobei der Verwerfene der ältere und der Verwerfer der jüngere Gang ist. Infolge der Verwerfung nimmt die eine Lagerstätte eine veränderte Lage an und ihre Wiederausrichtung ist oft mit Schwierigkeiten verknüpft.

Die Flöze zeigen im ganzen größere Verschiedenheiten als die Gänge, auch treten sie viel mächtiger auf als jene und erreichen in Bezug auf das Streichen oben und unten ihre Endigkeit. Obwohl die Flöze sich durch vollständigen Parallelismus mit den Schichtungen des Gebirgsgesteins charakterisieren, so treten doch verschiedenartige Modifikationen hervor, zu welchen in der Hauptsache Umlagerungen, mulden- oder wannenförmige Einlagerungen, deckel- oder sattelförmige Auflagerungen, Aufstüßel gehören. Ferner können auch die Flöze durch Heben der Flöze stark aufgerichtet, fast saiger, wohl auch gar übergekippt sein, und auch in Hinsicht ihrer Mächtigkeit sind sie infolge von Verdrückung, Wablung, Austreten von Säuren, und dadurch, daß taube Schichten parallel dem Streichen und Fallen des Flözes laufen, sehr schwankend. Treten außerdem noch Verwerfungen und Sprünge hinzu, die bei Flözen viel größer sein können als bei Gängen, so erwachen dem Bergmann oft in der Auffindung und Bebauung große Verlegenheiten. Im übrigen können Flöze sich oft wiederholen; man hat Gebirge, welche bis zu 100 Kohlenflöze führen. Auf Tafel Bergbau I. zeigt Fig. 2 den Querschnitt durch eine Steinkohlenflözlagerung.

Die Stöcke treten gleichfalls in jüngern und ältern Gebirgsgebieten auf und werden, je nachdem

sie mehr oder weniger aufgerichtet sind, stehende oder liegende Stöcke genannt. Das Steinial, das Eisen und Kiese (Kupfer, Magnet, Eisenkies) treten zumeist als stockförmige Massen auf; außerdem rechnet man zu den stockförmigen Massen auch noch Ausfüllungskörper von umgeschütteter Form, welche Nieren, Nester, Wuzen, Höhlenausfüllungen u. s. w. genannt werden. Die Imprägnationen, das rein lokale Vorkommen von Mineralen, besonders von Erzen, treten innerhalb gewöhnlicher Gesteine ohne scharfe Umgrenzungen auf; man nennt dieselben selbständige, wenn sie für sich allein ohne andere Lagerstätten auftreten, und unelbständige, wenn sie von Lagern, Gängen oder Stöcken an ihren Grenzen begleitet werden.

Unter Erzen versteht man lokale Anhäufungen und Ablagerungen der durch die Einwirkungen der Wässer entstandenen Zersetzungspodalle verbundenen gewisser Lagerstätten und ganger Gesteinmassen. Dieselben liegen offen zu Tage aus und treten zumeist in flachen Thälern oder auf hochfallenden Gebirgsplateaus auf. Sie führen Kupfer und Edelsteine. Das meiste Gold liefern die Goldseifen; ferner wird in großen Massen Zinn, Zinnsinn genannt, auch Kupfer in Erzen gewonnen.

Unter Gewinnungs- oder Häuerarbeit versteht man alle zur Herstellung der unterirdischen Räume und behufs Gewinnung der nutzbaren Stoffen überhaupt notwendigen Handarbeiten. Die Werkzeuge, deren der Bergmann sich zur Ausübung derselben bedient, heißen das Gezäh. In neuerer Zeit sind auch Maschinenkräfte zu diesem Zweck nutzbar gemacht worden. Die verschiedenen Gewinnungsarbeiten sind 1) die Beglättarbeit, welche sich ausschließlich auf rollige und milde Gesteine, wie Dammerde, Sand, Kies, Mergel u. s. w. bezieht; 2) die Reilhauarbeit; 3) die Schlägel- und Hämmerarbeit; 4) die Dreintreibarbeit; 5) das Bohren und Schießen und 6) das Feuerlegen.

Die Reilhauarbeit für schon zusammenhängende, aber doch milde Gesteine, wird behufs Gewinnung von Letzen, Schieferthon, Gips, Steinsalz, Stein- und Braunkohlen in Anwendung gebracht. Sie hat den Namen von dem ihr eigenen Gezäh, der Reilbause, von dem es einfache (s. noch stehende Fig. 1 u. 2) und doppelte (s. Fig. 3 u. 4) gibt. In Fig. 5 und 6 sind die Gezähstücken der Schlägel- und Eisnarbeit; in Fig. 5, 7, 8, 9, 16 der Bohr- und Schußarbeit; in Fig. 11 der Dreintreibarbeit dargestellt.

Die Reilhau selbst besteht aus Eisen mit reihförmiger Spitze und Schneide; die Größe derselben hängt von dem betreffenden Grubenraume und der Festigkeit des Gesteins ab. Eine Unterart der Reilhauarbeit bildet das Schrämen oder die Herstellung schmäler Einschnitte in der zu geminnenden Masse zum Zweck der Teilung und der leichten Gewinnung. Da das Schrämen bei wenig mächtigen Flözen eine für den Bergmann sehr beschwerliche und viel Kraft erfordernde Arbeit ist, so hat man hier mit mehr oder weniger Erfolg Schrämmaschinen in Anwendung gebracht und diese maschinell oder schneidenden Arbeitszeuge versehen. Eine solche Schrämmaschine, nach der Konstruktion von Garrett, wird mittels hohen Wasserdrucks in Bewegung gesetzt (daher hydraulische Schrämmaschine genannt, s. Tafel I, Fig. 3 u. 4). Es wirkt hierbei der Wasserdruck auf einen in einem Cylinder gehenden Kolben, welcher gegen



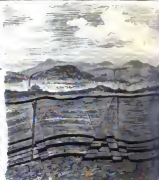
8, 9. Abbaumethoden.



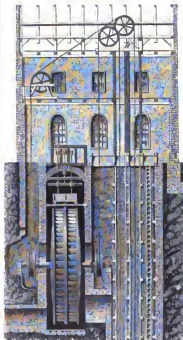
23. Getriebezimmerung.



19, 20, 21, 22. Strecken-zimmerungen.



2. Darstellung



25. Kehr-Radgöpel.



3, 4. Hydraulische Schrämmaschine.



13



28, 29. Strecken-mauerungen.



17. Abbaumethode.



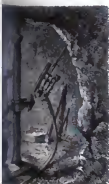
6. Gesteinsbohrmaschine.



1. Teil einer



Abmahlagerung.



Abbau.



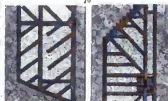
15. M. M. Abbaumethoden.



(Grundriss.)



24. Schachtzimmerung.



10, 11, 12. Abbaumethoden.



6. Gesteinsbohrmaschine.



30, 31. Streckenmauerungen.



27. Sicherheitslampen.



26. Kehr-Radgöpel.

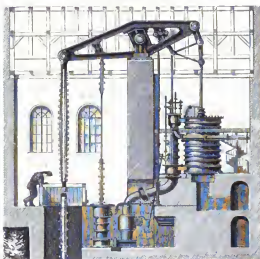


18. Sinkwerk.

Zu Artikel: Bergbau.



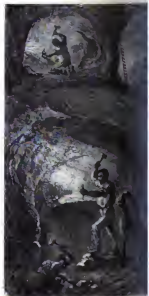
1. Arbeiter vor Ort.



8. Cornische Wasserhaltungs-Dampfmaschine.



6. 70



8. Arbeiter im Stollenort.



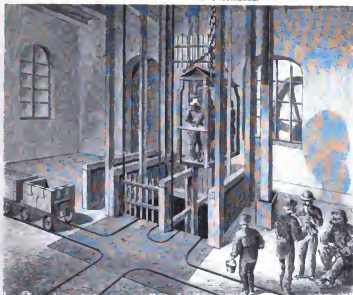
5. Füllort.



9. 100



2. Förstenbau.



7. Mannschafsförderung am Seile.



4. Arbeiten mit Bohrmaschinen.

Zu Artikel: Bergbau.



5. Fahrkunstgestänge.



6. Saugatzkolben.



7. Krummpiston.



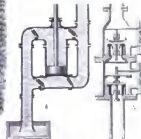
1. Seitenansicht einer Wassersäulen-kunst.



2. Vorderansicht einer Wassersäulen-kunst.



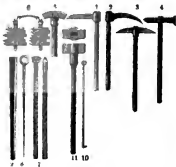
3. Ansicht und Durchschnitt eines Saugatzes.



4. Doppeltwirkender Drucksatz.
5. Durchschnitt eines Saug- und Drucksatzes.

8. Fahrkunst.

das Dach der Strede preßt und den ganzen Apparat fixiert, und horizontal auf einen zweiten Kolben von nahezu derselben Größe, an dessen Stange drei hebelartige Schneidwerkzeuge angebracht sind, sodas beim Vorwärtsgleiten des Kolbens die Schneidwerkzeuge gegen die Kohle eindringen. Außer dieser Konstruktion gibt es noch eine größere Anzahl von verschiedener Einrichtung, die sowohl vertikal als horizontal arbeiten und bei denen ebenfalls die angreifenden Werkzeuge durch intensiven Druck wirken.



Die Schlägel- und Eisenarbeit wird bei sog. schneidigem Gestein, bei milden Gebirgsmassen angewendet. Das Gezäh bilden das 2,5 kg schwere Häuittel oder Schlägel (i. vorstehende Fig. 5) und das als Spitzkeil wirkende Eisen, welches an einem Helm (Stiel) befestigt ist und mit der einen Hand auf das Gestein aufgesetzt wird; 12 Stüd solcher Eisen, welche ein Häuer zur Arbeit bekommt, Fig. 6, heißen ein Riemen Bergeisen. Die Schlägel- und Eisenarbeit war vor der Einführung des Sprengpulvers und der Bohr- und Schießmethode eine sehr ausgebreitete und oft sehr mühevollen, und es sind mit ihr selbst im festesten Gestein ganze Schächte und lange Stollen und Strecken bearbeitet worden. Ihr zu Hilfe und im Prinzip verwandt trat die Hereintreibarbeit, welche das Gewinnen größerer Massen mittels eingetriebener Keile umfaßt. Die hierbei zur Verwendung kommenden Treibefäustel (i. vorstehende Fig. 11) haben ein Gewicht von 20–60 kg.

Das Bohren und Schießen ist die Hauptgewinnungsmethode. Die neueste Zeit hat erst den B. zu der großartigen Ausdehnung gelangen lassen, in welcher derselbe jetzt besteht. Zu Anfang des 17. Jahrh. wurde die Bohr- und Schießmethode zunächst bei dem freiberger, dann bei dem harzer Silber- und Bleibergbau zur Anwendung gebracht. Der ganze Bohr- und Schießprozeß zur Sprengung des festen Gesteins beruht auf dem Abbohren einer cylinderförmigen Röhre in der zu gewinnenden Masse, welche zum Teil mit Sprengpulver gefüllt, und sodann bis auf einen engen, zur Ansammlung nötigen Kanal verrammt wird, sodas das in der Röhre befindliche Pulver bei erfolgter Entzündung genötigt ist, seine Gewalt auf das ringsumher befindliche Gestein zu üben. Die hauptsächlichsten Gezüge sind wie oben (auf S. 802) aufgeführt der Bohrer (Fig. 7), das Häuittel (Fig. 5), die Räumnadel (Fig. 8), der Stampfer (Fig. 9), der Kräher (Fig. 10). Die Bohrer, welche aus dem Kopfe und

der Stange bestehen, sind in ihrer Länge und nach dem Kopfe verschieden; es gibt Meißel-, Kolben- und Kronenbohrer. Sie sind aus bestem vierkantigen Stahle, dessen Kanten verbrochen sind, hergestellt. Das Verfahren beim Bohren, Befestigen und Schießen ist folgendes: Ist das Bohrloch abgebohrt, so führt man die Patrone, in welche die kupferne Räumnadel eingesteckt ist, in das Bohrloch ein, bringt zunächst über derselben einen Rosspstropf an und verrammt dann den übrigen noch freien Bohrlochraum mit quarzfreiem, feingeschlammtem und trockenem Lehm (sog. Lehm- oder Schietuchen). Die Räumnadel, welche währenddem, um nicht festzuklemben, immer fleißig zu drehen ist, wird sodann herausgezogen und an ihrer Stelle ein aus geschlammtem Pulver ausgefrischtes Schilfröhren in die Spur eingeführt, an dessen oberer Seite ein Stüdchen Schwefelsaden, das Schwefelsämannchen genannt, angebracht ist. Dieser Schwefelsaden wird 16–20 cm lang gemacht, sodas der Bergmann, welcher den Schuß wegzuthun hat, Zeit gewinnt, sich in Sicherheit zu bringen.

In neuerer Zeit hat man fast überall die Vid-forschen Sicherheitsänder der größern Gefahrlosigkeit halber angewendet. An Punkten, wo gleichzeitig viele Bohrlocher wegzuthun sind, bedient man sich mit Erfolg des elektrischen Funken als Zündmittel. Außer dem gewöhnlichen Sprengpulver ist in neuerer Zeit das Nitroglycerin und in noch ausgebreiteter Weise der Dynamit zur Anwendung gelangt, ebenso wie die Schießbaumwolle, welche sämtlich in ihrer Wirkungsweise das gewöhnliche Sprengpulver weit übertreffen und einen forcierten Betrieb ermöglichen.

Genso wie bei der Schrämarbeit bedient man sich auch beim Abbohren der Bohrlocher in festem Gestein mit großem Vorteil der Raschinen, und die großartigen Tunnelanlagen, wie Mont-Cenis, St. Gotthard u. s. w., sind sämtlich mit Raschinenbetrieb durchgeführt worden. Unter den Raschinen sind die von Schumann, Lechot, Somellier, Schwartzkopf, Sachs, Bartlet, Burgleib, Brandt u. s. w. besonders hervorzuheben. Sie sind teils für Stößen, teils für drehendes Bohren arrangiert; auch hat man hohen Druck zum Zermalmen des Gesteins wirksam gemacht. Als Kraft wird teils komprimierte Luft, teils Wasser von hohem Drucke in Anwendung gebracht. Diese Kräfte wirken auf einen hin- und hergehenden Kolben, an welchem der Bohrer befestigt ist, und treiben letztern in das Gestein ein. Auf Tafel I sind zwei derartige Gesteinbohrmaschinen (Fig. 5 u. 6) und eine in Arbeit befindliche Bohrmaschine (Fig. 7), sowie auf Tafel II, Fig. 4 dargestellt, hierbei auch zugleich zwei von den mannigfachen Befestigungsarten der Raschinen zur Anschauung gebracht.

Die Gewinnungsarbeit des Feuerfegens wird auch gegenwärtig noch an vielen Orten angewendet, wo das Brennmaterial wohlfeil und die Beschaffenheit des Gesteins derart fest ist, das das Abbohren von Bohrlochern sich als zu kostspielig erweisen würde, wie z. B. in Altenberg in Sachsen, in Goslar am Rammelsberg, zu Jölsobanya in Ungarn und an einigen Orten Norwegens. Die Wirkung des Feuers zerstört bei dieser Methode den Zusammenhang des Gesteins und zerstreut es infolge der Elasticität, welche das Wasser und andere flüchtige Substanzen, die in seinen Spalten enthalten sind, durch die Temperaturzunahme erlangen, und die

durch das Feuer abgetrennten Gebirgsteile lassen sich, durch das Feuer mürbe gemacht, nachher ziemlich leicht zerkleinern.

Abbaumethoden. Während durch die Stollen (horizontale oder mit nur wenig Ansteigen betriebene Strecken) und durch die Schächte (bergmännische Baue, welche sich mit in der Hauptachse regelmäßigem Querschnitte ihrer Hauptausdehnung und Richtung nach in die Tiefe erstrecken) im allgemeinen der Zugang zu den abzubauenen Lagerstätten und Klöfen ermöglicht wird, sind es die Abbaue oder Verbaue, welche speziell die Gewinnung der nugharen Mineralkörper zum Zwecke haben. Die Art der Abbaue ist eine sehr mannigfaltige und beeinflusst von verschiedenen Verhältnissen, wozin gehören: 1) Gestalt und Form der Lagerstätte, ob gang-, platten- oder stockförmig u. s. w., 2) die Form der baumwürdigen Mittel in ihr, 3) die Lage der Lagerstätte gegen die Erdoberfläche, 4) das Fallen derselben, 5) die Verteilung der baumwürdigen Mittel in der Lagerstätte, 6) die Größe und Mächtigkeit derselben, 7) die Gesteinsfestigkeit, 8) die Wasser- und Wettertätigkeit u. s. w. Durch diese verschiedenen Verhältnisse werden verschiedene Abbaumethoden bedingt; es gehören hierher der Stroffenbau, der Förstebau, Querbau, Diagonalbau, Pfeilerbau, Strebebau, Stöckbau, Kammerbau u. s. w., von welchen Abbaumethoden die ersten drei auf Gängen, die übrigen aber auf Lagern und Klöfen anwendbar sind.

Der Stroffenbau oder Sohlenbau (s. Tafel I, Fig. 8), sowie der Förstebau (Fig. 9) charakterisieren sich beide als stufen- oder treppenartiger Abbau von einer Abbaustrecke zur andern und zwar erstler von oben nach unten, letzterer von unten nach oben. Die einzelnen Staffeln werden im ersten Falle Stroffen, im letztern Falle Förstentöße genannt. Zur Förderung der gewonnenen Massen aus dem Abbaue werden beim Vorwärtsschreiten derselben sog. Kollschächte mit angelegt. Eine Art von Förstebau bildet der Försterverbau (Fig. 10); derselbe wird hiemalen auf steil auferichteten Kollensklößen in Anwendung gebracht, beansprucht aber der Bräuhigkeit der Kollens halber viel Holz zu seinem Ausbau. In den folgenden Abbildungen auf Tafel I sind verschiedene Abbaumethoden veranschaulicht, welche lediglich auf Klöfen und wenig geneigten Lagern in Anwendung kommen. Es sind dies der Strebebau (Fig. 11, 12) und der Diagonalbau (Fig. 13, 14). Bei mächtigen Klöfen, d. h. Klöfen von über 2 m Stärke, kommt der Pfeilerbau (Fig. 15, 16) in Anwendung; derselbe kennzeichnet sich dadurch, daß man im Streichen des Klöfens zwar gleichfalls eine Grundstrecke treibt, aber parallel zu derselben in 4–10 m Abstand unter derselben zum Ansammlern der Grubenwasser eine zweite Strecke, die Sumpfstrecke genannt, anlegt. Von der Grundstrecke aus werden alsdann nach der nächst höher gelegenen Abbaustrecke, Bremsberge, steigende oder diagonale Strecken durchgeführt. Nachdem das Klöz in eine Menge von Abbaupfeilern eingeteilt ist, beginnt an den äußersten Enden der eigentliche Abbau. Zur Unterstützung des Dachgesteins läßt man regelmäßig eingetelte Kollenspfiler stehen, welche aber schließlich, wenn das Terrain und die Natur des Gebirgs ein gleichmäßiges Niedergeben garantiert, noch abgebaut werden. Eine Art Pfeilerbau, der sog. Kammer-

oder Schachbrettbau, welcher z. B. auf den mächtigen Steinsalzlager von Stahfurt verfaßt war, ist in Fig. 17 abgebildet; ferner gehört hierher der Stockwerks- und Weitungsbau, welcher letzterer am großartigsten auf Steinsalz in Ungarn, Siebenbürgen und Galizien ausgeübt ist. So wird das berühmte Salzlager von Wieliczka, das eine Länge von 8300 m, eine Breite von 1200 m und eine Mächtigkeit von 400 m hat, in sieben Etagen bebaut, von denen jede aus vielen labrynthartigen großen Weitungen und Korridoren u. s. w. besteht.

Die sog. Sinterwerke (Tafel I, Fig. 18) bestehen aus künstlich hergestellten Räumen in mit Salz imprägnierten Gebirgen, die mit Wasser gefüllt und auf diese Weise ausgelaugt werden. Derselben bedienen sich auf der Gewinnung gesättigter Salzsäure mittels hohler Räume. Die hierzu benötigte Wassermenge wird, wenn sie im Gebirge nicht selbst auftritt, durch flache Schächte, „Butten“, geleitet und die gesättigte Säure läßt man entweder durch Abfahrrohre zum Stollen C hinaus, oder man schöpft oder pumpt sie heraus. Man untersteht Ebenwehre B und Buttenwehre A, oder spricht von liegenden und stehenden Wehren, die in der Hauptsache nur den dichten Abschluß des Sinterwerks zum Zwecke haben. Die Salzgewinnung durch Sinterwerke ist im oberösterreich. Salzlammertage zu Hallstadt, Fisch und Ebensee, im steierm. Salzlammertage bei Aussee und im Salzburgerischen zu Seilein üblich. Ausgedehnte Sinterwerke befinden sich ferner zu Berchtesgaden in Bayern, woselbst die Salzsäure mittels großer Wasserhebungsmaschinen in einer Länge von 15 Stunden über Reichenthal nach Rosenheim zum Verfehlen geleitet wird.

Der Grubenaußbau hat zum Zweck, ein Zerbruchgehen von Grubenbauen und Schächten zu vermeiden und eine Gefährdung der Arbeiter zu befeugen. Es geschieht dies teilweise dadurch, daß man Teile der Lagerstätte stehen läßt oder nachher wieder die ausgebaunten Flächen durch Bergsetzen ausfüllt, teils aber auch dadurch, daß man die betreffenden Grubenbaue in Zimmerung oder Rammerung setzt und so vermauert. In allen Fällen ist sowohl die Größe, als auch die Richtung und die Verteilung des Druckes, sowie die Beschaffenheit des Gesteins in Betracht zu ziehen; es fragt sich hierbei, ob der Druck auf dem Gesteine gut abgelagert oder der Kubbau derart einzurichten ist, daß er in sich die ganze Kraft aufnimmt, sich selbst das Gleichgewicht hält. Die Zimmerung trennt sich in solche, die aus dem freien Raume sortgeht, z. B. die Kollenszimmerung, dann in solche, die nur zur Vermauerung dient, und endlich in solche, welche zur Förderung, Förderung und Wasserhaltung nötig ist; sie teilt sich ferner je nach dem Raume ein in Strecken, Stöckbau- und Maschinenraumzimmerung.

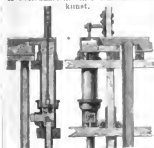
Die Streckenzimmerung besteht in dem Legen von Stempeln (Hölzern, welche dazu dienen, zwischen dem Hangenden und Liegenden einen rechtwinklig gegen seine Länge aufzunehmenden) und in dem Setzen von Bölen (Hölzern, welche als Säule wirken und den Druck in der Richtung ihrer Länge aufnehmen). Der Stempel wird im Liegen des Gesteins in ein Loch, das Röhloch genannt, eingeseigt und gegen das Hangende, das Anfall, mit einem Fußpfahle angetrieben. Für viele Strecken genügt man wohl auch die Sperrzimmerung oder den gewöhnlichen Försterverbau in Verbindung mit Unterstügen und Bölen. Derart



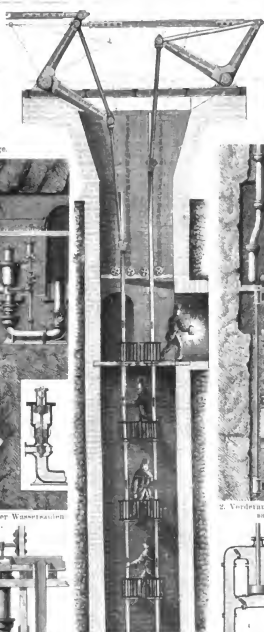
9. Fahrkunstgestänge.



1. Seitenansicht einer Wassersäulen-kunst.



8. Ansicht und Durchschnitt eines Saugsatzes.



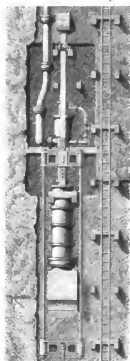
4. Doppelwirkender Drucksatz.



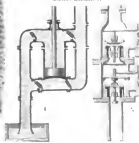
6. Saugsatzkolben.



7. Krumsatzpfen.



2. Vorderansicht einer Wassersäulen-kunst.



5. Durchschnitt eines Saug- und Drucksatzes.

Bolzengimmerung wendet man nur an in den Verbauen des Hölzbergbaues, wo das ganze Dachgestein hereinzubrechen droht, indem man in Distanzen von 1,5 m Unterzüge an der Förste hinzieht und diese mittels Bolzen unterfängt und hält. Beim Salzbergbau werden sogar ganze Kästen und Pfeiler von Holz in Form von Holzschragen aufgeführt. Wenn es gilt, zwei Flächen einer Strede, also die Förste und eine der Ullmen zu verwahren, so wendet man den Thürkodan (eine Verbindung von zwei Hölzern, s. Tafel 1, Fig. 19), bei welchem der eigentliche Thürkod und die Kappe zu untercheiden ist. Dies ist die einfache Thürkodgimmerung, während die doppelte (Fig. 20, 21, 22) sich aus zwei Thürkodhölzern und der Kappe zusammensetzt. Sowohl die Rappen als Thürkodhölzer werden nach Befinden verhält und wie jede andere Zimmerung mit Bergen gut hinterfüllt.

Zu der Stredenzimmerung, die mit dem freien Raum fortgeht, gehört die Abtreibe- oder Getriebezimmerung (Tafel 1, Fig. 23). Diese ist eine Verbindung von Hölzern, die aus lauter einzelnen, zusammenhängenden und unter sich gleichen Abtheilungen besteht; eine solche Abtheilung heißt ein Getriebe und die Arbeit das Abfangen. Diese Art von Zimmerung wird unter oft sehr schwierigen Umständen beim Durchführen von zu Bruche gegangenen Bauen, rolligen Massen oder schwimmenden Gebirgen angewendet. Das Verfahren bei Herstellung eines Getriebes ist folgendes: Es wird zunächst ein Stempel, Anstöder genannt, vor dem Stöke, wo das Abtreiben beginnen soll, gelegt, über denselben sodann mit etwas Ansteigen gut gesäumte, vorn zugespitzte Schwartenpfähle bis etwa 1 m Länge vor den Bruch hineingetrieben, sodann ein zweiter Stempel, der Hefser genannt, gelegt und hierauf die Pfähle auf ihre ganze Länge eingetrieben. Alsdann wird die Pfändung, d. i. ein schwächeres Holz, gelegt und darunter der Anstöder zum zweiten Getriebe und so fort. Das Abtreiben mit ganzen Stredengetrieben ist ganz analog dem Förstenge triebe, und im ganzen nichts weiter als eine Thürkodgimmerung, wobei jeder Hefser höher als der Anstöder ist. In schwimmendem Gebirge, wo die Sohle ebenfalls schlecht, ist auch das Ort stets wieder zu verwahren, und zwar aus dichtstehenden Pfosten und Zumachbrettern, und die Thürkods sind hier auf Grund- oder Sohlschwelen aufzustellen.

Die Schachtzimmerung (Tafel 1, Fig. 24), welche entweder in der Zimmerung fortlaufender Flächen, in dem sog. Stöckverziehen, oder auch in der Verwahrung aller vier Schachtstöße durch die Fock- oder Geviertezimmerung bestehen kann, stellt sich gegen die Streden Zimmerung verschieden heraus. Denn während bei letzterer alles für sich auf der Sohle steht, ist bei der Schachtzimmerung aller Druck in der Zimmerung selbst aufzunehmen; dieselbe muß von unten und in gewissen Abständen auf sog. Tragestempeln aufgelagert werden. Ist der Schacht in allen vier Stößen zu verwahren, so kann die Zimmerung je nach der Bruchigkeit oder Mächtigkeit des Gesteins in ganzem oder halbem Schrote bestehen. Man nennt den Schrot ganz, wenn Geviere an Geviere sich reiht, und halb, wenn die Geviere in gewissen Entfernungen sich befinden, und man spricht von Bolzenschrot, wenn dieselben in den Schrotwinkeln durch Bolzen abgestützt sind.

Ebenso wie man Schächte von vieredrigem Querschnitte auszimmer, werden auch sechs-, achteckige

und runde Schächte in Fockzimmerung gestellt. Eine für runde Schächte beliebige Zimmerung ist die Reifenzimmerung, ganz analog den Felgen eines Rades hergestellt. Bei allen diesen Zimmerungen kommen zur Erhöhung der Festigkeit die Wandruten, d. h. lange, an den Winkeln eingesezte und unter sich versteifte Hölzer, in Anwendung. Da man ferner, namentlich beim Hölzbergbau, durch sehr wasserreiches, infolge dessen sehr brudhaftes Gebirge Schächte niederzuteufen hat, so ist der betreffende Schachtausbau, zur Verhütung von Unglücksfällen und damit der Schacht nicht zusammengebrocht wird, ganz wasserdicht herzustellen. Ob schon sich dies in Holz durch Verbohren u. s. w. recht wohl herstellen läßt, so hat man doch in neuerer Zeit, so im Mansfeldischen, in Westfalen, Frankreich u. s. w., auch Eisen in Anwendung gebracht, indem man an Stelle der Fockgeviere eiserne, unter sich dicht abschließende Kränze eingebaut hat. Die Gesamtheit dieser Kränze zum Behufe des wasserdichten Ausbaues wird als Kävelage oder Kävelierung bezeichnet.

Als eine zweite Hauptunterstützungsart für jeden beliebigen Grubenraum ist die Mauerung (hierzu Fig. 28, 29, 30, 31 auf Taf. 1) zu bezeichnen, eine Unterstüßungsweise, welche an sich zwar sehr einfach erscheint, in ihrer Anwendung aber trotz der bei weitem größten Dauerhaftigkeit beim B. noch keineswegs sehr alt ist. Erst im 16. Jahrh. trat dieselbe zuerst in Schneeberg, dann in Freiberg ins Leben, aber auch nur ganz untergeordnet, weil das Holz noch im Ueberflusse vorhanden, daher sehr billig war. In der Jetztzeit wird dagegen bei der großartigen Ausdehnung und Vielseitigkeit des B. von der Mauerung in der unsäglichsten Weise Gebrauch gemacht, zumal man in den Bad- und Ziegelsteinen ein billiges, leicht zu verarbeitendes und ganz besonders bei wasserdichter Verwahrung verwendbares Material gefunden hat.

Die Förderung der gewonnenen Massen bis zu Tage aus bildet für den Bergmann eine der wichtigsten Aufgaben, welchen seit den letzten Jahrzehnten, seit der Kohlenbergbau seine heutige volkswirtschaftliche Bedeutung erlangt hat, die größte Aufmerksamkeit seitens der Sachleute zugewendet worden ist. In Befolgung des allgemeinen Grundsatzes, nicht mehr Massen zu Tage auszufördern, als unbedingt notwendig ist, wird schon in der Grube, in den Verbauen eine Trennung des Haltigen vom Unhaltigen oder Tauben vorgenommen. Ein öfteres Umfallen, sowie jede Zwischenförderung muß, sobald sie nicht unbedingt erforderlich ist, vermieden werden, da solches nur Geld und Zeit erfordert, bei Kohlen die Qualität verschlechtert und bei reichen Erzen eine Verzettelung desselben unvermeidlich zur Folge hat. Man unterscheidet die Grubenförderung, das ist der Transport der Massen aus den Abbauen und auf den Kommunikationsstreden nach dem Schachte, sowie die Schachtförderung, d. i. der Transport durch den Schacht bis zu der über Tage gelegenen, als Hängebau bezeichneten Schachtoffnung.

Die Grubenförderung erfolgt in verschiedener Weise, je nachdem die Abbaue nahe oder entfernt, in horizontaler oder geneigter Lage sich befinden, ferner je nachdem die Abförderstreden hoch oder niedrig, weit oder eng sind. Man bedient sich hierbei des Troges, der Karren, Rörre, Rabel, Zonnen, der ungar. Hund und größerer vierräderiger

Wagen, welche auf gußeisernen oder gewalzten Schienen laufen, wo es sich um Fortbewegung großer Massen auf größere Entfernungen handelt, und oft zu größeren Zügen rangiert, von Pferden oder auch Maschinen fortbewegt werden. Das Zufördern aus den Abbauen erfolgt ferner entweder durch Bremsberge, das sind schiefe Ebenen, auf denen die gefüllten Förderwagen bergab rollen und die leeren bergan ziehen, oder durch Rollen, Rollschächte, wie beim Erzbergbau, welche mit dem Vormarschreiten des Ausbiebes gleichzeitig nachgezogen und von Bergwänden aufgemauert werden. Die Bremsberge, fast nur beim Flözbergbau angewandt, sind oft sehr stark geneigt, treten wohl auch seltener als Bremschächte auf, während das Minimum der Reigung abhängig ist von der Höhe, von der Reibung der Bremsmaschine, von der Größe der Last und der Beschaffenheit der Förderbahn.

Die Einrichtungen zur Schachtförderung sind verschieden für salzere und für flache Schächte, ferner bedingt durch die Größe des Förderquantums, die Förderhöhe und die erforderliche Geschwindigkeit. Die einfachste und zugleich älteste Schachtförderung, welche jetzt nur noch ganz untergeordnet bei der Zwischenförderung vorkommt, ist die mittels Haspels, des gemeinen Berghaspels. An sie reißt sich die Förderung mittels Seils. Man unterscheidet je nach der angewendeten Kraft: Pferdewinkel, Wasserrad- oder Rehradwinkel, Turbinenwinkel und Dampfseil. Es kommen hierbei als Fördergefäße die Tonnen oder unter Anwendung besonderer Förderseile die Eisenbahnwagen direkt zur Ausförderung. Allen Winkeln ist gemeinsam, daß die beiden Förderabteilungen im Schachte, wovon die eine für das Aufgehen, die andere für das Niedergehen der Fördergefäße bestimmt ist, mit bestimmten Leitungsrichtungen versehen sein müssen, die je nach dem Querschnitt des Schachtes, je nach der Art der Förderung selbst, sowie je nach der Einrichtung der Fördergefäße, beziehentlich der Fördergestelle, sehr verschiedene sein können. Der Ort, wo das Füllen der Tonnen u. s. w. erfolgt, heißt das Füllort, die Arbeit des Füllens das Anschlagens und das Entleeren der Fördergefäße an der Hängebank das Schürzen. Die Verbindung der Fördergefäße mit der Maschine erfolgt durch Seile, welche entweder aus Hanf, Aloë, Eisendraht oder Gußstahldraht bestehen können. Um dem Fortgehen eines Fördergefäßes bei einem etwaigen Seilbruche und den Vermaltungen vorzubeugen, welche dasselbe solchenfalls im Schachte anrichtet, hat man, und vorzugsweise in salzern oder stark geneigten Schächten, in Verbindung mit dem Fördergestelle oder der Treibetonne Fangvorrichtungen angebracht, deren es sehr verschiedenartige gibt, welche aber sämtlich mehr oder weniger auf dem Vorhandensein von hölzernen Leitbäumen zu jeder Seite des Fördertrums, d. i. Förderseilabtheilung, basieren. Im allgemeinen lassen sich dieselben nach drei Mächungen hin klassifizieren. Entweder sind an dem Gestelle vorspringende Riegel oder Hebel angebracht, welche im Falle des Seilbruchs an der Schachtwandung Halt finden sollen, oder es wird der Leitbaum durch den Fangapparat von innen nach dem Stöße gedrückt, oder es werden die Leitbäume von zwei Seiten her zugleich gepackt, sei es durch gezahnte Ercenter, oder durch Klauen an Hebeln, oder durch vorgeklopfene Schneiden und Keile,

welche im Moment des Seilbruchs durch kräftige Federn u. s. w. herausgeschmetzt werden.

Bezüglich der Motoren zur Förderung sind zunächst die Pferdewinkel (s. Tafel II, Fig. 6) als sehr alt und ungemein weit verbreitet zu nennen. Diese haben eine stehende Welle mit cylindrischen Seilrollen zum Auf- und Abwickeln der Seile. Die stehende Welle wird gedreht durch einen langen horizontalen Balken, den Kamm- oder Kammbaum, an welchem das Sattelgelenk mit dem Deichsel angepaßt ist. Man hat ein- und zwölfspannige Gängel, in Wieliczka sogar solche für vier Paar Pferde. Demnach haben die Rehräder für den ältern B. in tiefen Schächten schon seit dem 15. Jahrh. eine hervorragende Wichtigkeit erlangt, da es mit ihnen möglich war, allein durch Wasserkraft und oft mit Benutzung der den Gruben zufließenden Wasser, große Förderlasten zu Tage zu treiben. Es sind dies hohe Wasserräder (14–16 m hoch), die meist in unterirdischen Rabtuben hängen und eine doppelte Schaufelung haben, daher ein Rehrad so aussieht, als habe man zwei gleich große Wasserräder mit umgekehrter Schaufelrichtung ineinander verbunden. In dem man durch abwechselndes Ziehen von zwei Schächten auf die eine oder andere Radhälfte Wasser aufschlägt, kann der Treibetrieb die Räder rückwärts oder vorwärts laufen lassen und ihre Geschwindigkeit durch die Wassermenge und eine auf den mittlern Radtrag wirkende Bremse beliebig regulieren. Die Bewegung der Rehräder wird in der Regel von den beiden Anbeln oder Krummzapfen derselben durch hölzerne Gestänge auf die Seilrollen übertragen, oder es sitzen auch dieselben direkt auf der Wassermasse auf, wie dies die Abbildung auf Tafel I, Fig. 2 u. 26 zeigt; die Förderseile werden über sog. Seilscheiben nach den beiden Schachtförderabteilungen übergeführt. Eine andere Benutzung der Wasserkraft ist die durch Turbinen oder Wasserschleppmaschinen, welche beide den Vorteil genießen, daß man geringe Mengen von Aufschlagwasser zu verwenden kann, wenn nur das Druckgefälle entsprechend hoch ist. Bei diesen Maschinen gelangt nicht das Gewicht der aufgeschlagenen Wassermenge, sondern der Druck der in eisernen Röhren fließenden Wasserfäule zur Kraftübertragung. Turbinen wie Wasserschleppmaschinen müssen ferner ebenso von vornwärts als rückwärts laufen eingerichtet sein; diese Turbinen heißen daher Rehradturbinen.

Die kräftigsten aller Gängel und überall anwendbar sind die durch Dampf betriebenen, die Dampfseil. Sie sind die besten Fördermaschinen, da man mit ihnen sehr große Fördergeschwindigkeiten, 6–8 m in der Sekunde, erreichen, dabei aber doch die Maschine vollkommen in der Gewalt haben kann. Die Dampfmaschinen sind stets doppelt wirkend, in der Art ihrer Konstruktion indes sehr verschieden; es sind deren bis zu einer Kraftübertragung von 5–600 Pferdekraften ausgedehnt. Besonders beliebt sind die Zwillingsmaschinen, ein System, das auch bei den Wasserschleppseilen in Anwendung gelangt.

Zab rung. Wenn der Bergmann sich auf irgend eine Weise, sei es gehend, kriechend, Kletternd, Kletternd, in die Grube begibt, so fährt er an; er läßt er die Grube, so fährt er aus, und alle Fortbewegungen, welche diesen Zwecken dienen, werden Gegenstände der Führung aus. In tonförmigen Schächten, Bremsbergen und einfallenden Strecken

hat man vielfach Treppen, die teils in das Gestein gehauen, teils aus Holz hergestellt sind, in Anwendung; auch hat man wie im Salzammergute in saigern Schächten Wendeltreppenausgeführt. Nächste den Treppen findet man und dies vorzugsweise bei dem Salzbergbau in Süddeutschland, wie z. B. in Berchtesgaden, die sog. Rutschen oder Rutschbahnen, welche aus einem oder zwei glatten Gleitbäumen mit 30–50° Neigung bestehen. Der Fahrende setzt sich mit dem um die Renden geschnallten und hinsten bis zu den Waden reichenden Bergleder auf die Rutschbahn und läßt sich hinabgleiten, wobei er zur Führung durch eine mit einem Handschuh überzogene Hand ein lose gespanntes Seil laufen läßt. In allen saigern Schächten, selbst da, wo für gewöhnlich eine andere Fahrmethode angewendet wird, sind Rutschen (gutkonstruierte, starke Leitern) im Gebrauch. Hierbei sind die Schächte in mehrere Abteilungen durch die Rutschbahnen, wo der Fahrende sich ausruhen kann, eingeteilt. Auf diesen Bahnen, die aus besondern Eintrichshölzern aufhängen, stehen die Rutschen in etwas geneigter Stellung. Zur Sicherheit der Fahrenden ist der Fahrschacht außerdem durch einen Brettoverhag von dem übrigen offenen Teile des Schachtes getrennt.

Da das An- und Ausfahren auf den Rutschen sehr viel Zeit und Kraft in Anspruch nimmt, sodas die Häuer schon durch die Fahrt allein ermüdet vor Ort und durch das Ausfahren fast erschöpft zu Tage gelangen, daher auch bald turmartig, bergartig werden, so hat man seine Zuflucht zu maschinellen Mannschafstransporten genommen, und treibt die Bergleute entweder mit dem Gopel am Seile unter Anwendung von besondern Sicherheitsvorrichtungen aus und ein, oder baut, wo es die Dimensionen der Schächte erlauben, sog. Fahrkänste ein. Man unterscheidet, je nachdem man ein oder zwei Fahrstiege (s. Tafel: Bergbau III, Fig. 9) hat, einfache und doppeltrümige Fahrkänste. Die Einrichtung derselben besteht darin, das an einem abwechselnd auf- und niedergehenden Gestänge in Entfernungen, welche der Größe des Hubes entsprechen, Tritte zum Aufsteigen und eiserne Handgriffe zum Anhalten angebracht sind, und an den Stellen des Schachtes, an welchen das Gestänge seine rückgängige Bewegung beginnt, also einen Augenblick still steht, feste Bühnen zum Absteigen sich befinden. Steht nun der Anfahrende auf einer der Bühnen, so erwartet er den Moment, wenn der nächste Tritt des Gestanges in gleiche Höhe mit ihm kommt, alsdann tritt er über und ergreift den Handgriff. Er geht dann mit dem Gestänge um eine Hublänge nieder und tritt auf die nächste feste Bühne ab, die Ankunft eines neuen Trittes bei dem nächsten Hube erwartend. Durch abwechselndes Aufsteigen und Absteigen gelangt er so nach und nach in die Tiefe. Beim Ausfahren ist das Umgekehrte zu beobachten, indem man immer aus dem von oben kommenden Tritt steigt und sich zum Absteigen auf die nächste Bühne heben läßt. Diese Art der Fahrkänste heißt eine eintrümige und gestattet nur eine jedesmalige Förderung um eine Hublänge. Die ältere Art sind die zweitrümigen Fahrkänste, bei denen die jedesmalige Förderung auf die doppelte Hubhöhe erfolgt. Sie unterscheiden sich dadurch von den vorigen, das die festen Bühnen fortfallen und gleichfalls durch Tritte ersetzt werden, die an einem zweiten Gestänge in ganz gleicher Weise angebracht sind. Hierbei trifft man

die Einrichtung, das die abwechselnd auf- und niedergehenden Gestänge, indem man dieselben an sogenannten unter sich verbundenen Gegentreuze anschließt, sich gegenseitig balancieren, sodas sie nur die lebende Last zu heben (s. Tafel III, Fig. 8) nötig haben. Man hat Fahrkänste mit so großen Tritten eingerichtet, das gleichzeitig mehrere Bergleute auf ihnen Platz haben, und hat fernerhin Einrichtungen dahin getroffen, das dieselben, ohne das die sich Begehenden einander hindern, gleichzeitig zum Ein- und Ausfahren gebraucht werden können. Zur Bewegung der Fahrkänste können ebenso gut Wasserräder als Dampfmaschinen in Anwendung kommen, und man hat hier die Umkehrung der krümmeligen Bewegung infolge des Krümmungspfeils in die geradlinige vermittelt durch zwei Künste oder Gegentreuze. Bei direkter Übertragung der Bewegung von dem Rotor auf das Fahrkänstgestänge werden nur Dampfmaschinen in Anwendung gebracht, wobei für doppelte Fahrkänste insbesondere dahin Vorsorge zu treffen ist, das die Gestänge ihre wechselseitige Bewegung vollständig übereinstimmend vorwärtsgehen, was bei der Krümmungspfeilbewegung von selbst geschieht. Hierbei hat man zur Erzielung einer für den Übertritt nötigen Pause Einrichtungen mittels Raststücken nötig; man rechnet auf die Rastpause eine Zeit von etwa 3 Sekunden.

Wegen der großen Kostspieligkeit der Fahrkänste in ihrer Anlage geht man fast überall mehr und mehr zu dem Seilfahren über, bei welchem die Mannschaften mittels der Fördermaschine auf der Förderkaste sowohl ein- als ausgefordert, bei einer zulässigen Geschwindigkeit von 3–6 m in der Sekunde, werden. Die Einrichtungen der Seilfahrt (s. Tafel II, Fig. 7) sind namentlich bei in großer Förderung stehenden Gruben aufs großartigste hergestellt. Vor allen ist dabei für die Sicherheit der am Seil fahrenden Mannschaften in umfassender Weise gesorgt, insbesondere hat man an den Förderkählen die oberbedeutendsten Vorsichtsvorrichtungen für den Fall eines Seilbruchs, sowie über dem Fördergestelle zum besondern Schutze der Fahrenden besondere Netzbücher angebracht.

Wetterführung. Der Bergmann nennt die in den Bergwerken befindliche Luft Wetter, und da es zum unterirdischen Aufenthalt erforderlich ist, das die Wetter möglichst gut und atemberaubend bleiben, so ist eine fortgesetzte Erneuerung derselben durch Ventilation (in der Bergmannssprache Wetterführung oder Wetterlösung) geboten. Die schädlichen Substanzen sind im wesentlichen Kohlenäure, leichtes und schweres Kohlenwasserstoffgas, Kohlenoxydgas und in einzelnen Gruben arsenikalische Dämpfe. Schon durch das Atmen vieler Menschen, sowie durch das Brennen der Grubenlichter, wodurch der atmosphärischen Luft Sauerstoff entzogen wird, sodann durch die Sprengarbeit und die Zersetzung organischer Körper, sowie durch das Ausdünsten der Arbeiter wird die Luft verschlechtert. In diesen Fällen pflegt man von matten oder schlechten Wittern zu sprechen, während man unter bösen Wittern diejenige Luft versteht, welche dem Organismus feindselige Gase enthält. Bei einem Gehalte der Luft von 5–6 Proz. Kohlenäure fangen die Lichter bereits an schlecht zu brennen und verlöschen ganz bei einem Gehalte von 10 Proz., während für den Atmungsprozeß eine 5 Proz. Kohlenäure enthaltende Luft bereits höchst gefährlich

ist. Das Grubengas, oder feuriger Schwaden, besteht aus 4 Volumen Wasserstoffgas und 4 Volumen Kohlenstoff zu 2 Volumen Kohlenwasserstoffgas verdichtet. Es bildet im Gemenge mit atmosphärischer Luft die schlagenden Wetter, «Schlagwetter», und detoniert, während es für sich allein nur mit schwachleuchtender blauer Flamme brennt. Dasselbe tritt hauptsächlich häufig in Steinkohlengruben auf, kommt aber auch nicht selten in Steinsalzgruben, in bituminösen Schiefern und kohligem Gesteine vor. Eine Eigentümlichkeit desselben ist seine geringe Dichtigkeit, vermöge welcher das Gas nach oben strebt und obere Baue, welche keinen Auszug haben, ausfüllt, und sich in Ausbuchtungen der Härte ansammelt. Da, wo sich das Gas aus den Poren der Kohle entwickelt, gibt es ein knisterndes Geräusch von sich. Der natürliche Wetterwechsel ist der beste und billigste und zugleich sicher, da er stetig und umfassend wirkt. Natürlicher Wetterzug wird durch die Temperaturdifferenz über Tage und in der Grube hervorgerufen und nimmt zu mit der Größe des Temperaturunterschiedes. Der künstliche Wetterzug dagegen ist überall da, wo die Niveauverhältnisse oder gleiche Temperaturen den natürlichen Wetterwechsel ausschließen, unentbehrlich und kommt am häufigsten entwickelt vor beim Kohlenbergbau.

Die künstliche Ventilation ganzer Grubengebäude beruht lediglich in der Vermehrung des Dichtigkeitsunterschiedes der im Wetterwechsel stehenden Säulen. Sie wird entweder durch Vermehrung der Temperaturunterschiede, durch ein Erwärmen des ausziehenden oder durch Abkühlen des einfallenden Wetterstroms, oder direct durch Vermehrung des Dichtigkeitsunterschiedes auf mechan. Wege erzielt. Hierbei wird entweder durch saugende Maschinen der ausziehende Luftstrom verdünnt, oder durch blasende Maschinen der einfallende verdichtet. Zur Erwärmung der Wetter unter Tage bedient man sich der Wetteröfen und benutzt den Schacht zugleich als Schornstein. Von größerer Bedeutung und weitestverbreiteter Anwendung sind die Wettermaschinen, die entweder blasend, oder, was das natürlichere ist, saugend eingerichtet sein können. Ihrer Konstruktion nach lassen sich dieselben zerlegen in solche mit intermittierender Bewegung, wozu die Kolbenmaschinen, Stoddenmaschinen und der hargz Wetterfah gehören, und in solche, welche eine rotierende Bewegung haben, wozu die Ventilatoren, wie Schrauben- und Centrifugalventilatoren, ferner die Wetterräder von Fabry, Root und Lemiele gehören. Die Kolbenmaschinen sind den einfach wirkenden Kolben- oder Glinbergbläsen nachgebildet; beim Aufgange der Kolben findet eine Depression und beim Abgange derselben Kompression der Luft statt. Von ihnen unterscheiden sich die Ventilatoren als Wettermaschinen dadurch, daß bei diesen mit wenig Pressung große Luftmengen in Bewegung zu setzen sind, während bei jenen das Umgekehrte stattfindet. Die Ventilatoren, welche in verschiedenen Konstruktionen zur Ausföhrung kommen, sind ebenso für einzelne Grubenräume, als auch für ganze Grubengebäude geeignet. Im letztern Falle sind es vorzugsweise die Ventilatoren von Aittinger, Letoret, Pelzer und Guibal, mit welchen man jedes beliebige Luftquantum anzusaugen im Stande ist. Es sind Ventilatoren mit Flügelrädern bis zu 12 m Höhe und 2—3 m Weite in Ausföhrung gebracht worden.

Zur Regulierung des Wetterzugs in den Grubenräumen, beziehentlich zur Abperrung, werden je nach Bedürfnis Wetterthüren eingebangen, die so eingerichtet sind, daß sie von selbst wieder zusallen, was in Streden, wo Förderung geht, unbedingt notwendig ist. Ferner wird zur Circulation der Wetter entweder die Wasserföhre, welche zu diesem Behufe luftdicht anzubringen ist, als Wetterföhrungsanal benutzt, oder es werden, wo eine solche nicht vorhanden ist, an der Härte der Streden hölzerne Lütten oder Zinblechrohre hingeföhrt.

Beleuchtung der Grubenträume. Die von den Bergleuten geföhrten Beleuchtungsmittel sind nach den Localitäten sehr verschieden. Man hat Rieppane, Jadeln, gewöhnliche Lichter, offen oder geschlossen in Laternen (Blendern) und für Talg und Öl Lampen von mannigföher Einrichtung. Nur die Füllröhrer und teilweise die Förderstreden werden stationär beleuchtet, während sonst jeder Bergmann seinen Leuchtapparat mit sich föhrt. Am wichtigsten ist die Beleuchtung derjenigen Gruben, bei welchen man mit schlagenden Wettern zu kämpfen hat. Den hier gebrauchten Leuchtapparaten liegt die Idee der Sicherheitslampe von Davo zu Grunde. (S. Tafel I, Fig. 27.) Dieselbe besteht aus einer runden Lampe, aus welcher ein kegelförmiges oder cylindrisches Drahtgeflecht aufsteigt, innerhalb dessen die Flamme brennt, ohne daß hierbei die Entzündung auf die das Umgebende, mit schlagenden Wettern erfüllte Luft ausgedehnt wird. Das feine Metallgewebe verteilt nämlich die Hitze der Flamme so reich infolge der großen Abkühlungsfläche, daß das Kohlenwasserstoffgas, welches zu seiner Entzündung eines hohen Hitzegrades bedarf, nicht so weit erwärmt wird, daß es brennt. Obwohl die Sicherheitslampe, welche ebenfalls verschiedene Konstruktionen hat, ein sehr schätzbares Palliativ ist, genöhrt sie doch nicht völlige Geföhrlosigkeit. Man hat daher stets im Auge zu behalten, daß durch hinföhlend frische Wetter die Ansammlung schlagender Wetter verhindert wird.

Als Wasserhaltung bezeichnet der Bergmann alle Mittel und Wege, die den Grubenbauen kontinuierlich zuföhlenden Wasser, Grundwasser genannt, zu beseitigen und die Grubenbaue frei von Wasser zu halten. Die Grundwasser haben alle ihren Ursprung von den auf der Tagesoberfläche stattgehabten atmosphärischen Niederschlägen und den dabelst vorhandenen Wasserläufen, die sich auf Klüften oder Spalten, alten Bauen u. s. w. nach der Tiefe verfallen. Es ist erforderlich, zur Verminderung der Grundwasser Vorrichtungen zu treffen, dieselben, wenn möglich, ganz abgubalen oder doch wenigstens nur bis auf eine bestimmte Sohle, die Stollensohle, wo der Abfluß frei und ohne Beihilfe von Maschinen geschieht, verfallen zu lassen. Man treibt daher in geeigneten horizontalen Stollen, verflügelt oder verumbrucht dieselben bei durchlässiger Sohle, bringt Verküterungen, Verkütelungen u. s. w. an oder versenkt die Wassergänge mittels hölzerner oder feinerer Verspannen. Die künstliche Wasserhebung hat dem B. von jeher Schwierigkeiten bereitet und von den hierzu vorhandenen Mitteln ist in der Regel die Tiefe abhängig gewesen, bis zu welcher man überhaupt vordringen konnte. Die Griechen und Römer kannten für diesen Zweck nur das Ausköpfen in hölzernen oder ledernen Gefäßen und die mit Rädern bewegte Archimedesföhrschraube, während man

später, als der Gebrauch des Haffels und Seiles aufgefunden war, die Schöpfgefäße, Vulgen oder Bilgen, nicht mehr bis zu Tage zu tragen hatte, sondern am Seile aufzog. Es entfielen die Vulgen- und Heimgelüste, welche entweder durch Tret- oder Wasserräder in Umlauf gesetzt wurden. Erst im spätem Mittelalter, etwa um Mitte des 15. Jahrh., kam die Pumpe, die eigentliche Wasserhebungs- oder Fortschleppung für den B. in Gebrauch. Sie ist die einfachste und in der Wirkung die beste Maschine und für jede Wasserhebungsart anwendbar. Man unterscheidet einfach- und doppelwirkende Pumpen. Bei der ersten erfolgt der Auszug des angehobenen Wassers nur bei Zurücklegung des einzigen Kolbenwegs, also stoßweise, bei letztern dagegen kontinuierlich. Die wesentlichen Bestandteile der Pumpen sind das Kolbenrohr mit dem Kolben, die Saugröhren, die Steigröhren und die Ventile. Je nach der Einmündung der Steigröhren über oder unter dem Kolben unterscheidet man Hub- oder Drudpumpen. Ist gar keine Steigröhre vorhanden, so hat man den gewöhnlichen Saugsaß, welcher sich vom Drucksaß dadurch unterscheidet, daß ersterer einen hohlen mit Klappe versehenen Kolben, letzterer einen völlig geschlossenen massiven Kolben hat, ersterer während des Aufzuges des Wassers zugleich ausgießt, letzterer dagegen abwechselnd ansaugt und ausgießt.

Die Einrichtung eines Saugsaßes, sowie eines doppelt wirkenden Drucksaßes, desgleichen die Einrichtung eines Saug- und Druckventil- gebäuses eines einfach wirkenden Drucksaßes ist auf Tafel III, Fig. 3, 4, 5, zu sehen. Während der Saugsaß aus dem Saugoberfläch und dem Saugunterfläch mit Saugröhre besteht, zwischen welchen die Kolbenröhre, in der der Kolben spielt, luftdicht eingekittet ist, liegt sich der Drucksaß aus der Röhre mit Stopfbüchse, dem Pumpenkolben oder Nösch, den beiden Ventilgebäusen nebst Ventilen, dem Saugrohr und den Steigröhren, deren Länge man oft sehr bedeutend macht, zusammen. Die Übertragung der Bewegung der Pumpen, welche eine geradlinig auf- und niedergehende ist, erfolgt vom Rotor aus durch die Schacht- oder Kunstgestänge. Man bezeichnet die Umlaufmaschine in Verbindung mit den Pumpen und dem Schachtgestänge als Kunst oder Kunstgezeug. Je nach der Anwendung der Betriebskraft hat man Rostkünste, Radkünstgezeuge, Wasserschleppkünstgezeuge und Dampfmaschinengezeuge. Letztere werden jetzt am meisten gebraucht, während Rostkünste oder die Anwendung der Windmühlen zum Heben von Grubenwasser nur ganz untergeordnet noch vorkommen.

Von den Kunstgezeugen findet sich ein Radkünstgezeug auf Tafel II, Fig. 9, eine Cornische Wasserhaltungsdampfmaschine als Dampfmaschinengezeug (Fig. 8) und auf Tafel III, Fig. 1 u. 2 eine Wasserschleppkünst abgebildet, welche letztere sich vorzugsweise zur Bewegung von Pumpen eignen, weil die Bewegung des Wassers in der Maschine genau der Bewegung des Wassers in den Pumpen entspricht. Sie sind daher auch alle direkt wirkend eingerichtet, d. h. die Pumpen sind unmittelbar an das Schachtgestänge ohne irgend ein Zwischenorganel angegeschlossen. Angewendet werden Wasserschleppkünste mit Vortheil überall da, wo man bedeutende Druckfälle zur Disposition hat in Verbindung mit ausreichenden und konstanten Aufschlagwassermaßen, wie z. B.

am Darz, im Salzburgerischen, im Mansfelderischen, in Freiberg und zu Schneeberg in Sachsen, wo man die von der Maschine verbrauchten Aufschlagwasser, welche einer ausgebeugten Landwirtschaft entnommen sind, auf tief gelegenen Stellen zugleich mit den von den Pumpen ausgehobenen Wassern zum Abfluß bringt. Die Wasserschleppmaschinen, in der Mitte des 18. Jahrh. von dem braunschweig. Artilleriemajor Winterhagen und dem Oberstleutnant Hölz zu Schminke gleichzeitig erfunden, sind seitdem wesentlich verbessert und vervollkommen worden. Ihre wesentliche Einrichtung besteht darin, daß auf einem in einem Zylinder befindlichen Kolben der Druck einer Wassersäule, welche in den Wasserschleppröhren aufgesammelt ist, wirksam gemacht ist und den Kolben samt der daran hängenden Gestänge- und Pumpenlast emporhebt. Zwischen dem Treibzylinder und dem Einsaßrohr befindet sich, um dem Kolben bei einem bestimmten Hub die schlüssige Bewegung zu erteilen, der Hauptsteuerzylinder mit dem Umkehrkollennapparat, sowie dem zugehörigen Hilfssteuerapparate, welcher durch das in Bewegung gesetzte Kunstgestänge bei Rollenung des Hubes in Bewegung gesetzt wird. Zur Regulierung beziehentlich Arrestierung der Bewegung sind ferner sowohl im Einsaß- als Ausstragrohr (d. h. dem Kolb, durch welches das verbrauchte Betriebswasser zum Abfluß gelangt), Hähne oder Drosselklappen angebracht, ebenso wie aus gleichem Grunde zwischen dem Haupt- und dem Hilfssteuerzylinder Hähne eingeschaltet sind. Von größerer Wichtigkeit für die unterirdische Wasserhaltung, zumal beim Kohlenbergbau, sind die Dampfmaschinen, die man, da man bei ihnen nicht wie bei den Wassermotoren an bestimmte Verhältnisse gebunden ist, in jeder beliebigen Kraftausführung ausführen kann. Diese Dampfmaschinen können ebenso direkt als indirekt wirkend sein. Bei den indirekt wirkenden Dampfmaschinen wird die Kraft auf die Pumpe entweder durch einen auf- und niedergehenden Balancier, oder durch einen rotierenden Krummzapfen, beziehungsweise durch einen Zahnradmechanismus übertragen. Bei den direkt wirkenden Maschinen, welche in der Regel einfach wirkend sind, geht dagegen der Hub des Dampfkolbens unmittelbar auf die Pumpe über, wobei der unter den Kolben tretende Dampf das Pumpengestänge hebt, während das Gestängengewicht den Niedergang des Kolbens nebst Pumpengestänge hervorruft, zu dessen Ausgleichung sowie zur Erzielung eines regelmäßigen, gleichförmigen Ganges ein Gegengewicht erforderlich ist. Sehr verbreitet sind, außer den verschiedenen Dampfmaschinenarten, die Cornischen Wasserhaltungsdampfmaschinen, welche teils direkt, teils indirekt wirkend ausgeführt werden. In neuerer Zeit hat man auch Dampfmaschinen, denen der Dampf von Tage aus zugeführt wird, in der Grube selbst zur Aufstellung gebracht. Ebenso hat man mit Erfolg für Wasserhaltungszwecke Pulsometerpumpen eingebaut.

Geschichte des Bergbaues. Obgleich die Anfänge des B. bis in das graue Altertum zurückreichen und sich von ihm bei den meisten Völkern Spuren finden, so sind doch die geschichtlichen Überlieferungen über den B. sehr lückenhaft. Die Ägypter besaßen schon 2000 v. Chr. Kupferbergwerke in Armenien, an dem obern Laufe des Nils, die Indier waren von jeher berühmte

wegen ihres Reichthums an Gold, Silber und kostbaren Edelsteinen, die Ägypter betrieben schon 3000 v. Chr. bedeutenden B. in Thebais, Oberägypten. Eine hohe Blüte erreichte der ägyptische B. besonders unter den Ptolemäern. Die Kunst, das Kupfer zu schmieden, soll, nach Diodorus, von Othris in Thebais erfunden sein. Auch die Israeliten waren sehr früh mit Metallen vertraut. Schon Abraham besaß Gold und Silber, und Blei wird in den Büchern Moses und Job wiederholt erwähnt. Die Phönizier besaßen sehr früh schon die Kunst, Metalle zu schmelzen. Durch sie kam der B. zuerst nach Griechenland, indem der Phönizier Kadmus, nach Strabo und Plinius, die ersten Gold- und Kupferbergwerke am Berge Pangäus in Thracien eröffnete. Durch die Phönizier wurde ferner der Reichthum des südl. Spanien an edeln Metallen, wenn nicht früher, so doch bereits um 1100 v. Chr. durch Kolonisierung der Landschaft Tartessus erkannt und ausgebeutet. Zu dem bedeutendsten und vielleicht auch dem ältesten B. der Griechen gehört derjenige von Attika, besonders in dem an der Küste sich hinziehenden Lauriongebirge (s. d.), der auch in neuester Zeit wieder eine Rolle spielt, wo Silber, Blei, Galmei und auch Kupfer gewonnen wurde und dessen Ertrag unter Themistokles ein so ergiebiger war, daß von dem Silber eine Kriegsflotte von 200 Schiffen ausgerüstet werden konnte; auch beruhte auf den Silberbergwerken des Lauriongebirgs der Glanz und die Machtentfaltung Athens. Durch den Peloponnesischen Krieg wurde ihr Betrieb unterbrochen und sie haben seit dieser Zeit nie wieder ihre frühere Bedeutung erlangt. Zur Zeit des Demosthenes war die Zahl der attischen Bergleute so geringen, daß er sie in eine besondere Klasse, neben die Ackerbauer und Kaufleute, stellte.

Die alten Römer besaßen ursprünglich gar keine Bergwerke und erst kurz vor den Punischen Kriegen fingen sie an, Silbermünzen, statt der bis dahin üblichen Kupfermünzen zu gebrauchen. Die Eroberung von Mittelitalien, wo die Etrusker B. trieben, und die von Unteritalien brachte sie in Bergwerksbesitz und nach Besiegung der Karthager fielen ihnen die wichtigsten Bergwerke Siciliens, Sardinien und Spaniens in die Hände. Durch ihre folgenden Eroberungen in den östl. Ländern erhielten sie die Gruben in Kleinasien, Griechenland und die ergiebigen Bergwerke in Macedonien, während ihnen die Bergwerke in Asien und Ägypten durch die Feldzüge des Pompejus und Augustus, die in Gallien, Britannien und dem nördl. Spanien durch die Siege des Cäsar und Augustus zufließen. Da die Bergwerke durch Eroberung erlangt waren, so wurden sie Eigentum der röm. Republik und als solches von dem Censor, welchem das Amt der Finanzverwaltung oblag, verpachtet. Auf diese Weise entstand zuerst das noch heute fast überall gültige Eigentumsrecht des Staates auf nutzbare Mineralien und Metalle, das Bergregal. Als Arbeiter in den Minen wurden teils Sklaven, teils die unterjochten Volksstämme verwendet. Nach Strabo sollen in der Nähe von New-Karthago in Spanien allein 40 000 Mann beschäftigt worden sein. Der unter den Kaisern sehr blühende B. wurde bald durch die Unruhen an den Grenzen und die wiederholten Einfälle der Barbaren schwer geschädigt. Namentlich litten die Provinzen Dacien, Ägypten, Dalmatien und Thracien darunter. Mit der Zertrümmerung des Römischen Reichs scheint

der römische B. überall zum Erliegen gekommen zu sein, wenigstens überall da, wo die in der Völkerwanderung sich vorwärts drängenden Stämme hinkamen. Daher mußte mit der Gründung des Frankenreichs der B. fast überall erst wieder neu aufgenommen werden, wo er sich nicht noch lumenlich erhalten hatte.

In den Ländern des Rheingebietes hatten die Römer Bergwerke im Schwarzwalde, z. B. auf Blei und Silber zu Wiesloch bei Heidelberg, dann auf Kupfer im Speßart. Auf Silber und Eisen bauten nach Tacitus die Soldaten des Curtius Rufus bei Mattium, dem heutigen Marburg, im Lande der Chatten. Ferner waren alte Römerbetriebe auf Blei und Silber im Lahnthale bei Holzappel und Ems. An der mittlern und obern Sieg scheinen die Römer auch die Eisengewinnung betrieben zu haben, wie sie auch in Steiermark, dem Noricum der Römer, wenigstens schon 300 v. Chr. vorzügliches Eisen gewannen und aus ihm die wichtigsten Schwerte, deren Güte Horaz bezeugen hat, verfertigt haben. Sucht man in dem mittlern Europa einen histor. Anschluß der zweiten Entdeckung des B. an die Römerzeit, so kann man ihn nur bei den festhalt gebliebenen Volksstämmen der Alamannen, Ostfranken und Thüringer, also in den Thälern des Rheins und des Main an dem Thüringerwalde, dem Frankenalde, Fichtelgebirge und Böhmerwalde finden. Der deutsche B. tritt nach der Völkerwanderung überall als Kolonijator und Städtegründer auf, indem er von den Ländern der mittlern und obern Main ausgehend, seine Ausdehnung bis weit nach Norden, Osten und Südosten erlangte. In Erkenntnis der Wichtigkeit desselben zur Deutung des nationalen Reichthums wurde der B. von den Fürsten überall begünstigt und mit besondern Freiheiten beliehen, so daß der B. außerordentlich schnell allerorts Wurzel trieb. Das oft große Ereignisse, Krieg, Pest und Hungersnot den B. beeinträchtigten und zeitweise zum Erliegen brachten, meist die Geschichte in vielen Fällen nach, ebenso wie große Entdeckungen, wie namentlich die Erfindung und Anwendung des Sprengpulvers um 1330, sowie die Anwendung der Dampfmaschine u. f. w., im Betriebe des B. gewaltige Umwälzungen herbeizubringen im Stande waren.

Zu den bedeutendsten Bergbaubetrieben, welche sich in der Folge in Deutschland entwickelten, gehört der B. am Unterharze unter Otto I. am Rammelsberge bei Goslar, durch fränk. Vergleute eröffnet, und am Oberharze bei Zellerfeld, Clausthal, um das J. 1000, sowie südlich an den Harz angrenzend der Kupfer- und Silberbergbau der Grafschaft Ransfeld, welcher im 15. Jahrh. bereits jährlich 20 000 Etr. Kupfer produzierte. Im J. 1171 wurden die Gränge bei Freiberg und 300 Jahre später die von Schneeberg in Sachsen entdeckt und an beiden Orten entwickelte sich der B. wegen großer Erträge rasch zu bedeutender Ausdehnung. Im J. 1477 wurde beispielsweise in der Schneeberger Grube St. Georg eine Silberfäule gefunden, aus welcher allein 400 Etr. Silber geschmolzen worden sind, und die Ausbeute der Schneeberger Gruben soll in den J. 1471–1500 über 3200 Etr. Silber betragen haben. Die Silberbergwerke von Reichenstein und Silberberg, die Goldwäschereien von Goldberg, der Kupfersteinbergbau von Rudolstadt wurden schon im 12. Jahrh. als längst bestehende Fundgruben edler Metalle geschildert. Mitte des 8. Jahrh.

beginnt der B. in Schemnitz durch die Röhren und in diese Zeit fällt auch die Entdeckung der reichen und mächtigen Erzgänge vor Freiberg in Böhmen.

Den größten Aufschwung erlangte der böhmische B. im 13. Jahrh. unter Wenzel II.; zu jener Zeit blühten die Silbergruben von Kuttenberg und Joachimsthal. Allein nicht bloß Gold, Silber, Blei, Kupfer, Zinn und Eisen, sondern auch Steinsalz und Steinkohlen wurden Gegenstände bergmännischer Nachforschungen und Gewinnung, und berühmte Salzbergwerke im Salzburgerischen befanden sich schon zu Anfang des 10. Jahrh. im Betriebe.

Der Steinkohlen Englands wird bereits im J. 853 Erwähnung gethan und die Entdeckung der jwaidauer Kohlenlager fällt in das 10. Jahrh. Im 12. Jahrh. findet man ferner die Kohlengruben bei Püttich und im 13. Jahrh. die Kohlengruben von Remcastle, in Wallis und in Schottland, sowie bei Charleroi im Gange. Der Steinkohlenbergbau zu Waldenburg in Schlesien ist etwa so alt wie der in Sachsen, während der Kohlenreichtum im Rheinlande und Westfalen zwar schon früh bekannt war, wegen Billigkeit der Holzkohlen aber ohne Beachtung blieb. Schon Agricola, der Verfasser des Werkes „De rebus metallicis“ (1546), gedenkt des brennenden Bergs bei Dudweiler im Saarbrückenschen, während ein eigentlicher Betrieb auf Steinkohlen erst gegen Ende des 17. Jahrh. begonnen zu haben scheint. Erst im Laufe des 19. Jahrh., nach der Erfindung der Dampfmaschinen und der Verschmelzung der Erze mit Hilfe von Steinkohlen und Coke, sind die mächtigen Kohlenlager in Abbau genommen worden, welche gegenwärtig nebst dem Bergbaubetriebe auf Eisenerze der gesamten Industrie eine so bedeutende Ausdehnung gewahren und den Nationalreichtum begründen. In Europa hat man vom 37. bis 56. nördl. Br., in Amerika vom 32. bis 50. nördl. Br. Kohlenlager aufgeschlossen, ebenso in Australien, Neuseeland, auf Borneo, in China und Japan. Auf dem europ. Kontinent ist Großbritannien am reichsten mit Kohlen begünstet. Ihm folgen an Wichtigkeit das belg.-franz. Kohlenbecken, das südfrenzösische, in Deutschland das rhein., westfäl., die sächs., böhm. und schles. Kohlengebiete.

Auch der Steinsalzbergbau hat erst seit Mitte des 19. Jahrh. an Bedeutung zugenommen, und obgleich unermessliche Steinsalzlager zum Aufschluß gebracht worden, sind bei der Wichtigkeit desselben in der norddeutschen Ebene vielfach Bohrversuche im Gange, die auf Entdeckungen neuer Steinsalzregionen abzielen. Die großartigen Stein- und Kalisalzwerke zu Stassfurt und Erfurt sind erst im J. 1857 in bergmännischen Betrieb gekommen, nachdem durch Bohrversuche eine Mächtigkeit des Salzkocks von über 330 m nachgewiesen war. Zu den ältesten Steinsalzbergbauen gehören die Fundorte von Wieliczka bei Krakau, Hallein, Hallstatt, Berchtesgaden u. s. w.

Die Produktion des Bergbaues. In den wichtigsten Quellen des Nationalwohlstandes der Staaten gehören unstreitig die Produkte des Mineralreichs, namentlich jene, welche, wie Eisen, fossile Kohlen und Salz, den entscheidenden Einfluß auf die gewerbliche Industrie und die Landwirtschaft ausüben und zu den unentbehrlichsten Bedürfnissen der Menschen zu rechnen sind. Es bildet demgemäß der B., im Vereine mit dem Hütten- und Salinenwesen, in vielen Ländern einen Hauptzweig der Erwerbsthätigkeit der Bevölkerung.

Bezüglich der Gewinnung der Edelmetalle produziert das gesamte Europa durchschnittlich jährlich etwa 6000 kg Gold und 300 000 kg Silber; das Gold wird in größeren Mengen nur in Rußland und Ungarn, das Silber zunächst in Deutschland, Frankreich, Österreich-Ungarn, Spanien und Großbritannien gewonnen. Außerdem sind es Amerika und Australien, welche diese Edelmetalle in bedeutender Menge produzieren. Die wichtigsten Goldwäschungen Australiens liegen in der Kolonie Victoria. Dort allein belief sich die Goldproduktion im J. 1856 auf 2 988 291 Unzen, im J. 1872 auf 1 331 877 Unzen und im J. 1879 auf 758 947 Unzen. Die Produktion des Platins, welches nur in Rußland und zwar hier in platin- und goldhaltigem Sande des Urals vorgefunden wird, beträgt etwa 1100 kg jährlich. B. auf Quecksilbererze findet in größerem Umfange in Spanien zu Almaden, in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie zu Idria und einigen andern Orten statt, und die jährliche Ausbeute beträgt durchschnittlich etwa 45 000 Zolcentner. Was ferner das Kupfer und Blei anlangt, so produziert ganz Europa etwa 600 000 Zolcentner Kupfer und 5 400 000 Etr. Blei. Während Deutschland gegenwärtig unter allen europ. Staaten das größte Quantum von Kupfer liefert, übertrifft Spanien in der Bleierzeugung alle andern Staaten. Spanien allein produziert etwa 2 000 000 Etr. Blei. In Bezug auf die Gewinnung von Zinn und metallischem Zinn ist in Europa Großbritannien maßgebend. Dieser Staat baut in den schon deswegen im Altertum berühmten engl. Grafschaften Cornwall und Devon auf dieses Erz. Die durchschnittliche Produktion beträgt daselbst etwa 200 000 Etr. Zinn.

Die Verhüttung der Eisenerze ergibt zur Zeit in sämtlichen europ. Staaten eine Jahresproduktion von etwa 260 Mill. Etr. Roheisen. An dieser Produktion ist Großbritannien mit etwa 140 Mill. Etr., das Deutsche Reich mit 52 Mill. Etr. beteiligt. Das Deutsche Reich nimmt unter den eisenproduzierenden Staaten Europas die zweite Stelle ein. Seit Mitte des 19. Jahrh. hat die Eisengewinnung daselbst, sowohl hinsichtlich der Vermehrung der Produktionsmassen (im J. 1848 belief sich die Roheisenproduktion in Deutschland auf 5 Mill. Etr.), als auch in Betreff der Qualität des Erzeugnisses ganz außerordentliche Fortschritte gemacht.

Mit großen Zahlen figurirt in der Berghaftigkeit besonders der Kohlenbergbau, indem die gesamte Jahresproduktion der europ. Staaten an fossilen Kohlen mit fast 4400 Mill. Zolcentner zu verzeichnen ist. Das Britische Reich partizipiert mit 2 580 600 000 Zolcentner, das Deutsche Reich mit 960 Mill. Zolcentner, Frankreich und Belgien mit 660 Mill. und Österreich-Ungarn mit 238 080 000 Etr. an dieser gewaltigen Produktion. Große Lagerstätten von Stein- und Braunkohlen sind in Rußland und Spanien zwar aufgeschlossen und nachgewiesen, aber zur Zeit nur in geringem Maße ausgebeutet und der Beachtung für wert gefunden. Noch sei schließlich der Produktion an Salz gedacht. Das Salz wird teils bergmännisch gewonnen, indem man das Produkt in Blöcken aus der Erde gräbt, als Steinsalz, teils aus natürlicher oder künstlicher Sole, durch Versiedung als Sudsalz, teils durch Verdunstung von salzhaltigem Wasser in salzigen Seen, Norästen oder im Moore (Seesalz) darstellt.

Von den europ. Staaten erzeugen kein Salz: Finnland, Schweden, Dänemark, Luxemburg, Belgien, Serbien, Montenegro, während beträchtliche Mengen von Salz für die Ausfuhr Großbritannien, die Iberische Halbinsel, Frankreich, Italien, Rumänien und Österreich-Ungarn liefern. Die Jahresproduktion von Stein-, Sud- und Seesalz beträgt in ganz Europa gegenwärtig 95—100 Mill. Zentner. Auch hier übertrifft wieder das brit. Reich alle andern Staaten in der Welt durch die Größe der Salzherzeugung. Es besitzt sehr mächtige Steinsalz-lager und großartige Siedereien in der Grafschaft Chester. Während Großbritannien etwa 30 Mill. Ctr. ausbringt, produziert Deutschland, welches in der Salzgewinnung in der neuesten Zeit einen sehr großen Aufschwung genommen hat, etwa 6 Mill. Ctr. Steinsalz. Außer den Steinsalzlager von Eger, Staßfurt und Leopoldsdorf sind die von Sperenberg (im Regierungsbezirk Potsdam), bei Niedersieben, Seeberg und bei Stetten und Jom-racum in bedeutender Mächtigkeit erhöht worden. Infolge der zwischen den deutschen Staaten am 8. Mai 1867 abgeschlossenen Übereinkunft und des Reichsgesetzes vom 12. Okt. 1867 ist das Salzmonopol, soweit solches damals bestand, im deutschen Zollgebiete aufgehoben und das zum inländischen Verbräuche bestimmte Salz einer Abgabe unterworfen worden.

Einen Überblick über das Ergebnis der montanistischen Erhebungen im Deutschen Reiche während der J. 1880 und 1881 gewährt folgende Tabelle:

| | Gesamtproduktion | | | | Zurückgeblieben | |
|-------------------|------------------|-----------|-----------|-----------|-----------------|----------|
| | Menge | | Wert | | Preis 1 Tonne | |
| | in Mtl. kg | in Mtl. # | in Mtl. # | in Mtl. # | in Mark. | in Mark. |
| Steinbohlen | 48 698 | 46 972 | 232,5 | 243,7 | 5,18 | 5,23 |
| Braunbohlen | 12 843 | 12 136 | 37,9 | 38,1 | 2,95 | 3,03 |
| Steinsalz | 319 | 279 | 2,0 | 1,8 | 8,29 | 8,83 |
| Gefels | 429 | 421 | 11,8 | 11,4 | 27,56 | 27,13 |
| Eisenzege | 7 554 | 7 218 | 35,8 | 34,4 | 4,74 | 4,77 |
| Alaune | 660 | 833 | 9,6 | 11,9 | 14,55 | 18,85 |
| Alaune | 183 | 160 | 19,2 | 13,1 | 118,54 | 119,72 |
| Rupferzege | 594 | 481 | 14,3 | 13,0 | 37,36 | 24,95 |
| Alaune und Alaune | 27 | 21 | 3,8 | 3,8 | 140,20 | 185,23 |
| Alaune | 2 784 | 2 614 | 15,1 | 15,6 | 56,69 | 59,71 |
| Alaune | 105 | 99 | 31,5 | 33,7 | 300,07 | 340,14 |
| Alaune | 78 | 75 | 21,0 | 22,2 | 276,24 | 295,13 |
| Alaune | 15 | 14 | 19,3 | 18,1 | 1318,99 | 1314,23 |
| Alaune | 173 340 | 174 769 | 26,5 | 26,9 | 152,65 | 153,99 |
| Alaune | 228,10 | 202,90 | 0,638 | 0,567 | 2795,97 | 2795,54 |

Aus der reichlich Litteratur über den B. sind hervorzuheben: »Archiv für B. und Hüttenwesen« (herausg. von Karsten, 20 Bde., Berl. 1818—31; fortgesetzt als »Archiv für Mineralogie, Geognosie, B. und Hüttenkunde«, 26 Bde., Berl. 1829—55); »Studien des Göttinger Vereins bergmännischer Freunde« (herausg. von Hausmann, 4 Bde., Gott. 1824—41); »Kalender für den sächs. Berg- und Hüttenmann« (herausg. von der Bergakademie zu Freiberg, Freiberg 1827—29; fortgesetzt als »Jahrbuch für den Berg- und Hüttenmann«, Freiberg 1830—72; neue Folge: »Jahrbuch für das Berg- und Hüttenwesen im Königreich Sachsen«, auf Anordnung des Finanzministeriums herausg. von Gottschalk, Freiberg 1873 fg.); »Berg- und hüttenmännisches Jahrbuch der Bergakademie zu Pyritz

und Leoben« (Bd. 1—23, Wien 1851—75); »Der Bergwerksfreund« (23 Bde., Eisl. 1837—60); Hartmann, »Repertorium der Bergbau- und Hüttenkunde« (2 Bde., Weim. 1839—40); derselbe, »Handbuch der Bergbau- und Hüttenkunde« (Weim. 1857); Ponson, »Traité de l'exploitation des mines« (Lüttich 1854; deutsch von Hartmann, Eyl. 1856); Gotta, »Die Lehre von den Erzlagern« (2 Bde., Freiberg 1859—61); Göppelmann, »Belständige Anleitung zur Bergbaukunst« (2. Aufl., Eyl. 1866); von Kittinger, »Lehrbuch der Aufbereitungskunde« (nebst Atlas, Berl. 1867); Zottner, »Leitfaden der Bergbaukunde« (2. Aufl., herausg. von Serlo, 2 Bde., Berl. 1873); Weith, »Deutsches Bergwörterbuch« (2 Bde., Bresl. 1870); Dannenberg und Franke, »Bergmännisches Wörterbuch« (Eyl. 1880); Haupt, »Baukunst für die Philosophie der Geschichte des B.« (Eyl. 1867). Die wichtigsten Zeitschriften sind: »Berg- und hüttenmännische Zeitung« (Eyl. 1842 fg.), »Zeitschrift für das Berg- und hüttenmännische im preuß. Staate« (Berl. 1853 fg.), »Erl. Zeitschrift für Berg- und hüttenmännische« (Wien 1853 fg.), »Erfahrungen im Berg- und hüttenmännischen Maschinenbau- und Aufbereitungswesen« (Wien 1855 fg.), »Der Berggeist« (Köln 1856 fg.), »Rheinische Zeitschrift« (Klagenfurt 1869 fg.), »Der Bergmann« (Brag 1873 fg.), »Annales des mines« (Par.), »Annales des travaux publics« (Brüssel), »Mining Journals« (Lond.).

Bergaufreifeit oder Bergfreifeit, f. Bergrecht.

Bergbauwissenschaft, f. Bergwerkswissenschaft. Die für Leitung des Bergbetriebes und Beaufsichtigung der Bergleute angestellten Beamten; dieselben führen das Disziplinär-Betriebs- oder Bergwerksdirektoren, selbst dieselben die Oberleitung zuleist, oder auch den Titel Betriebsführermeister oder Bergverwalter, während für die Rechnungsführung besondere Beamte als Rechnungsführermeister angestellt sind. Zur Leitung des Maschinenbauwesens, zur Verwaltung der Bergwerksmaschinenanlagen haben ebenfalls besondere Beamte erforderlich, welche das Disziplinär-Kunstmeister, Oberkunstmeister oder Maschinenmeister führen.

Bergbehörden sind Behörden, welche die unmittelbare Überwachung und Aufsichtsführung über den Bergbau, sowie die Ausfuhrung aller innerhalb nötigen Verwaltungsgeschäfte auf Grund der Bergwerksverfassung und des zu Lande bestehenden Berggesetzes zu besorgen haben. In den meisten der Bergbau treibenden Staaten sind von der Staatsregierung B. mit kollegialer Verfassung, denen zum Teil dieser Geschäfteverwaltung ist ein gewisser geographisch abgegrenzter Distrikt (die Bergamtsbezirke) sowie ein bestimmter Sitz dauerhaft zugewiesen ist, insalliert; dieselben führen die Bezeichnung Bergämter und Oberbergämter. Die Zusammensetzung dieser Behörden ist nun in den verschiedenen Staaten verschiedenartig. Man kann allgemein an hat jede einen Direktor und zwei bis drei Räte, Assessoren und Referendare: Bergräte, Oberbergäräte, Bergamts- und Oberbergamtsassessoren und Referendare. Die Direktoren heißen Bergmeister, Bergbaupfleute und Oberbergbaupfleute. Den Bergämtern sind zum Teil mit Sitz und Stimme Hilfsbeamte beigelegt, welche mit der speziellen Aufsichtsführung über den Grubenbetrieb und mit der Ausführung der bergpolizeilichen

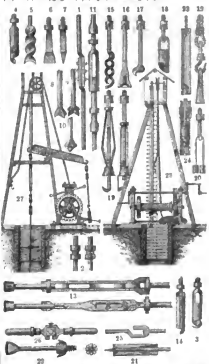
Borschriften betraut sind; dies sind die Obereinsaher, die Berginspektoren oder die Berggeisworenen, während den Bergamtsmarschleiden die Ausübung aller zur Betriebsaufsicht über den Bergbau gehörigen rüthlichen Arbeiten und markthederischen Aufnahmen, Abgabe begüthlicher Outachten, sowie die Sorge für Aufbewahrung und Inthanhaltung des bergmüthlichen Archivs jundächst obliegt.

Mit dem Charakter einer besondern Behörde sind ferner die Zehntenämter beseht, welche außer der Einlsführung und Verrechnung der landesberthlichen Bergwertabgaben und sonstigen Gesäße auch die fiskalischen und Revierbergwertlaffen ober auch die bei ihnen deponierten Kassenvorräthe der Privatgruben zu verwahren und zu verwalten haben. Sie werden von einem Rechnungs- und Kassensührer und einem Kontrolleur nebst dem nötigen Expositionspersonal gebildet. Die Oberaufsicht führen die Bergämter.

Bergblau. Das natürliche B., welches gegenwärtig im Farbenhandel laum oder nur zu sehr hohem Preise zu finden ist, ist fein gemahlener und geschlämmer Lafurstein. Das künstliche B., auch bekannt unter den Namen: Mineral, Englisches, Hamburger, Kalt-, Kupfer-, Rasselet-, Neuwiederblau, ist ein kohlensäurehaltiges Kupferoxyd mit oder ohne fremde Beimengungen, als Gips, Schwefel, u. a., wird erhalten, indem man eine kalte Lösung von Kupferoxyd mit Sodabikung bis zum Eintritt der gewünschten Färbung versetzt, den Niederschlag auswäscht und bei gewöhnlicher Temperatur trodnet.

Bergbohrer, Erdböhrer, ein Instrument von den verschiedensten Konstruktionen und Einrichtungen, mit welchem cylindrische Röhren, Böhrlöcher, in die Erdschichtungen hergestellt werden. Derselbe dient hauptsächlich zur Aufsuchung, Untersuchung und Nachweisung von Erzlagertstätten und namentlich der Kohlenflöze. Man bedient sich seiner, weil er bei einem kleinen Querschnitt ein tiefes Eindringen in der Erdschichtung mit verhältnismäßig geringem Zeit- und Kostenaufwande ermöglicht. Das Erdböhren selbst ist in seiner Anwendung schon sehr alt und zur Auffindung von Brunnen schon den alten Ägyptern und Sgyptern bekannt gewesen. Die älteste Andeutung fällt in das 12. Jahrh. und tritt von da an mehrfach in Rußland, Italien und Frankreich auf (Artesische Brunnen). Großartig sind die Tiefböhungen der Neuzeit auf Steinkohlen, Steinsalz, Sol- und Petroleumquellen, welche in der beträchtlichen Tiefe von 1200 m zur Ausführung gebracht worden sind, wie in dem Salzlager zu Sperrberg bei Berlin. Die Böhrwerkzeuge werden theils durch Menschenkraft, theils durch Dampfkraft bewegt und haben je nach der in Anwendung kommenden Betriebskraft verschiedene Dimensionen und Einrichtungen. Zur Bewegung des Böhrgestänges, zum Aufholen und Einlassen werden in neuerer Zeit nur Dampfmaschinen angewendet; man stellt zu ihrer zweckmäßigen Verwendung deshalb über dem Böhrloche einen hohen Bohrturm mit Böhrgerüst auf. Der gesamte Bohrrapparat, denn als solcher muß er insolge seiner großen Vielseitigkeit genannt werden, besteht jundächst in den eigentlichen Böhrern und deren Hilfsstücken, dann aber in verschiedenartigen Hilsvorrichtungen und Gerüststücken. Das Böhren geschieht auf zweierlei Methoden: Böhren mittels teifen Meßhanges oder Meßhangböhren, und Seil-

böhren, wobei der Böhrlopf an einem gewöhnlichen Seile aufgehangen ist (schon den Chinesen bekannt gewesen). Jeder Meßhangböhler besteht aus dem Böhrgestänge, dem Kopfstüde und dem Oberstüde; er wird je nach der Tiefe des Böhrloches aus mehr oder weniger Gestängtheilen, Schaftstüde genannt, zusammengefest. Das Gestänge besteht jumeist aus quadratischem Eisen oder schmiedeeisernen Röhren, seltener aus Holz, und wird in seinen Schaftstücken durch sog. Zungen (Fig. 1) oder Schrauben, schloffer (Fig. 2) fest zusammengefest.



Das Böhren selbst erfolgt nun drehend oder stoßend, oder stoßend und drehend, je nach der Beschaffenheit des Gesteins. Fig. 3, 4 und 5 zeigen Böhrer zum Drehendböhren bei weichem, mildem Gestein, Fig. 6, 7, 8, 9, 10 Böhrköpfe zum Stoßendböhren bei festem Gestein, Fig. 11 bis mit 26 verschiedene Hilfsstüde, die sowohl beim Böhren zur Anwendung gelangen müssen, als auch in besonderen Fällen, wie z. B. bei Meßhangbrüchen, beim Abbrechen der Böhrköpfe u. dgl. mehr anzuwenden sind; Fig. 27 und 28 stellt das Böhrgerüst, den Bohrturm vor.

Zu dem Hilfsstüde gehört das Sehkrenz (Fig. 26) oder die Böhrstüde, ein zweiarmer Hebel, welcher einige Meter unter der Erdoberfläche am Böhrgestänge fixiert ist und vom Böhrmeister beim Drehendböhren umgelegt wird; ferner die Gleit- und Rutschschere (Fig. 11), eine Vorrichtung innerhalb des Gestänges zum Zwecke der Teilung der Gestänglast; dann verschiedenartige, am Gestänge

angebrachte, zur Gerabführung desselben dienende Leitungsvorrichtungen, sodann Freisallvorrichtungen, wie sie von Kind, Fabian und Werner angegeben worden sind, welche den Vorteil eines raschen und sichern Bohrens für sich haben und darin bestehen, daß nicht das ganze Gefänge mit dem Bohrer aufschlägt, sondern letzterer als besonderes Abfallstück für sich allein, sobald das Gefänge den direkten Stößen und so einer Beschädigung nicht ausgesetzt ist. Beim Rindischen Freisallbohrer (Fig. 13) sind es zwei Jangen, die sich beim Auf- und Niedergange schließen und öffnen und so den Bohrtopf fallen oder fallen lassen.

Zur Beseitigung des beim Bohren entstehenden Mehles oder Schmantens bedient man sich besonderer Schmantlöffel (Fig. 23), welcher von Zeit zu Zeit unter Beseitigung des Gefanges in das Bohrloch eingelassen wird und wo durch ein im Boden des Löffels befindliches Ventil der Schmant in die cylindrische Röhre des Löffels eingebrückt wird. Das Auslöffeln ist daher eine zeitraubende Arbeit, weshalb auch Konstruktionen erfunden worden sind, das Mehl und den Schmant durch das Bohrgefänge selbst und zwar kontinuierlich zu beseitigen. Man hat daher hohle Gefänge in Anwendung gebracht oder wenigstens mit dem Bohrtopfe selbst Löffelvorrichtungen in Verbindung gesetzt, indem man Wasser in das Bohrloch einführt und entweder im Gefänge oder im Bohrloche den Schlamm in die Höhe steigen läßt.

Da ferner die Bohrgefänge öfters Brüche erleiden, so hat man eine Menge Vorrichtungen und Apparate nötig und zwar um das Bohrloch und die gethane Arbeit nicht verloren zu geben, die Bruchteile aus dem Bohrloche zu entfernen; hierher gehören: die Janginstrumente, von denen es fast ebenso viele Modifikationen gibt, als Brüche vorkommen können. Ihr Zweck ist zu lassen; ihre Einrichtung richtet sich in Form und Art des Gebrauchs nach dem Stüde, welches zu beseitigen ist. Hierher gehören unter anderem der Geißel, der Binder (Fig. 15), die Düllschraube (Fig. 16), der Gluckshaken (Fig. 17), die Trompete (Fig. 18), der Jangfangbaken (Fig. 19), der Ragenius (Fig. 20), die Fallfangschere, Fangschaukel, Zerkelstralle u. dgl. mehr. Übrigens hat man nicht nur Bohrlocher, sondern auch ganze Schächte, also Löcher in großen Dimensionen abzu bohren versucht und auch mit Glück durchgeführt, ferner in neuerer Zeit in festem Gesteine das Bohren mit Diamanten (Major Beaumont) versucht, sowie mit Anwendung von hohem Trude, das Brandtische Bohrverfahren bei einem Trude von 100 Atmosphären und darüber. In neuen Fällen hat man einen Kern gebohrt, der dann zeitweilig abgebrochen und beseitigt wird.

Bergbutter, veralteter mineralogischer Name für natürlich vorkommende eisenhaltige Alaune.

Bergdamara, afril. Völkerschaft im nördlichen, gebirgigen Teil des Groß-Namaqualandes, deren anthropolog. Stellung noch unentschieden ist, doch neigt ihr Bau und die Körpergestalt mehr zum eigentlichen Negertypus als zu dem der Bantuwölter. Die B. nennen sich selbst Hauthoin, d. h. Einwanderer, und haben von den Namaqua-Hottentotten, denen sie unterworfen sind, Sprache, Religion und viele Gebräuche angenommen, zeigen aber mehr Reizung zum Aderbau als diese.

Bergedorf bildet unter der Bezeichnung »Landherrenschaft Bergedorf« einen Teil des hamburg.

Staates, bis 1867 Hamburg und Lübeck gemeinschaftlich gehörig, umfaßt auf 85,4 qkm 15 000 E. und enthält außer der am Elbufluße Wille und der Zeilim-Hamburger Eisenbahn 15 km südlich von Hamburg gelegenen gewerblustigen Stadt B. mit (1880) 4303 E. und einem Schloß (Sitz eines Amtsgerichts) noch die vier reichen Kirchspiele Kirchwerder, Ranzgamm, Altengamm und Gursläd, welche die sog. Vierlande bilden, und das ganz von lauenb. Gebiet umschlossene Pfarrdorf Oestbacht. Die Vierlande, vier von Deichen eingeschlossene Niederungsländchen, von der Wille, der Elbe und ihren Armen umflutet, durch die vom Ende des Herbstes bis zum Anfang des Frühlings dauernde Überschwemmung mit fettem Dünger bedeckt, von unzähligen Entwässerungsgräben durchschnitten, sind berüchtigt wegen ihrer Fruchtbarkeit und üppigen Vegetation. Das Land ist bedeckt von unabsehbaren Begetations- und Wiesen, weilläufigen Gemäse- und Baumgärten, Kirchen-, Pflaumen- und Apfelsienpflanzungen, Erd- und Himbeereidern. Besonders wird die Maiblume hier kultiviert und im Herbst in bläbahren Keimen bis nach Amerika verschickt. Das Land hat treffliche Milchkuhe und liefert reiches Geflügel und Schlachtvieh. Überall begegnet man dem freundlichen Bilde der Ordnung und des Fleißes, der Wohlhabenheit und des Überflusses. Die Erzeugnisse der Landwirtschaft gehen nicht bloß nach Hamburg, sondern bis nach England. Die Bewohner, unter dem Namen der Vierländer bekannt, stammen wahrscheinlich von niederländ. Kolonisten aus dem 12. Jahrh. und zeichnen sich durch ihre Kleidertracht, wie durch eigentümliche Sitten und Gebräuche aus, sobald sie als ein von den Umwohnern ganz verschiedener Volksstamm erscheinen. Jedes Kirchspiel besitzt seine eigene Tracht und Farbe, an die sich jeder Bewohner zu binden hat. Bei B. erfolgte das Vuzowische Korps 3. Dez. 1813 einen Sieg über die Franzosen.

Berggentium, f. Bergwerkseigentum.
Berggell (ital. Brogaglia), Thal im schweiz. Kanton Graubünden und in der Provinz Sondrio des Königreichs Italien, ist vom Malojapsee (1811 m) bis Chiavenna (f. d.) 25 km lang. Es wird von der wilden Maira oder Mera bewässert, welche 14 km unterhalb Chiavenna in den dänern Lago di Mezzola (f. Comersee) mündet. Die obersten Thalstufen mit ihren Weiden und Kadelwäldern zeigen alpinen Charakter, die untern, durch das Felsenriff Porta etwas oberhalb Promontorioschaf abgegrenzt, weisen mit ihren Kiefern, Kiefernwäldern und Weisfeldern auf ital. Klima hin. Im N. wird das Thal vom südwestl. Teile der Nordöstlichen Alpen (Bj. Galliegione, 8145 m, Bj. della Duana, 3133 m), im S. vom westl. Teile der Berninagruppe (Cima di Castello, 3402 m, Bj. Babilie, 3307 m) begrenzt. Beide Gebirge sind reich an Wild; selbst Steinadler, Geier und Vögel sind nicht selten. Der obere schweiz. Teil des an Naturschönheiten reichen Thals jählt in den stattlichen, größtenteils aus Stein erbauten Dörfern Casaccia, Vicosoprano, Stampa, Bondo, Soglio und Castafagna (1890) 1682 meist prot. Einwohner ital. Junge, die sich hauptsächlich mit Aderbau und Viehzucht beschäftigen, aber auch wie die Engadiner als Kambitoren, Kaffeewirte u. f. w. auswandern. Die Bevölkerung ist im allgemeinen sehr wohlhabend. Der ital. Teil von Castafagna bis Chiavenna ist fruchtbarer, aber weniger gut

angebaut, die Dörfer sind ärmlich. Interessant ist in diesem Teile auf dem linken Ufer der Mära der von einem Kastanienwalde überwachsene Bergturm des Monte-Cento, der 4. Sept. 1618 das reiche Städtchen Blurs mit 2000 G. begrub. Bei Chiavenna schließt sich die Poststraße des Maloja, welche das B. mit dem Oberengadin verbindet, an die Spülgasse an. Vgl. Lehner, „Das Thal B.“ (2. Aufl., Ep. 1874).

Bergen, in Sicherheit bringen, gebraucht man in der Seemannssprache sowohl vom Eingehen der Segel und der Sicherung der Schiffe selbst als auch von den Vätern gescheiterter Schiffe, welche gerettet und für den Eigentümer und die Versicherungsgesellschaften ausbewahrt werden. Unter Vergelohn und Vergeld versteht man die Belohnung oder Entschädigung derjenigen, durch deren Bemühungen Schiffe oder Waren aus Seefahrtsgefahr gerettet sind. Nach deutschem Seerecht (Handelsgesetzbuch, V, Lit. 9) wird ein Vergelohn und ein Hilfslohn unterschieden. Ersterer wird bewilligt, wenn ein Schiff oder dessen Ladung in einer Seenot ganz oder teilweise, nachdem sie der Verfügung der Schiffbesatzung entzogen oder von derselben verlassen waren, von dritten Personen an sich genommen und in Sicherheit gebracht sind. Unter andern Umständen haben die Berger jedoch nur Ansprüche auf Hilfslohn. Der Schiffbesatzung des verunglückten oder gefährdeten Schiffs steht ein Anspruch auf Vergelohn oder Hilfslohn nicht zu. Ein während der Gefahr geschlossener Vertrag über Vergelohn oder Hilfslohn kann wegen erheblichen Übermaßes der zugesicherten Vergütung angefochten und durch den Richter auf das den Umständen entsprechende Maß herabgesetzt werden. Der Betrag des Vergelohns darf für gewöhnlich den dritten Teil des Wertes der geborgenen Gegenstände nicht übersteigen und kann nur ausnahmsweise bei ungewöhnlichen Anstrengungen und Gefahren bis zur Hälfte des Wertes erhöht werden. Der Hilfslohn ist stets geringer als der Vergelohn unter gleichen Umständen. Die Verteilung geschieht nach Maßgabe der einzelnen persönlichen und sachlichen Leistungen, in zweifelhaften Fällen nach der Kopzahl. Wird ein Schiff oder dessen Ladung von einem andern Schiffe geborgen, so erhält der Reeder des bergenden Schiffs die Hälfte, der Kapitän ein Viertel und die übrige Besatzung das letzte Viertel des zuständigen Vergelohns oder Hilfslohns. Diese Regeln sind an die Stelle des alten barbarischen Strandrechts getreten. Die öffentlich-rechtlichen Grundsätze über die Vergütung und Hilfsleistung sind enthalten in der Strandungsordnung vom 17. Mai 1874.

Bergen bei Hanau, Marktflecken im Kreise Hanau des preuß. Regierungsbezirks Kassel, 12 km westlich von Hanau, unweit der Straße von Offenbach nach Bittel, zählt 2546 G., welche Acker, Obst- und Weinbau treiben. In der Nähe liegt die Berger Warte, von welcher man eine schöne Aussicht genießt. Im Siebenjährigen Kriege wurden hier 13. April 1759 die Verbündeten unter Herzog Ferdinand von Braunschweig von den Franzosen unter dem Herzog von Broglie geschlagen, der für diese Schlacht den Marschallstab erhielt. Vgl. Sobenstern, „Die Schlacht bei B.“ (Kassel 1864).

Bergen, Hauptstadt der Insel und des Kräises Rügen im preuß. Regierungsbezirk Stralsund, ziemlich in der Mitte der Insel auf einer wohlgebauten Anhöhe gelegen, ist Sitz des Landratsamts

und eines Amtsgerichts, hat eine im 12. Jahrh. erbaute Pfarrkirche, ein adeliges Präulenkloster, ein bürgerliches Stift, ein Kreiskrankenhaus, ein Waisenhaus, eine höhere Mädchenschule, Leberabkation, Kärberien, Druckeri, zahlreiche Windmühlen und zählt (1880) 3662 G., welche vorzugsweise Ackerbau und Viehzucht treiben. B. wurde urkundlich zu Anfang des 13. Jahrh. angelegt, ursprünglich als „Dorf Öbra“ bezeichnet, kommt aber bereits in der Roestfelds Matrikel von 1294 als „Villa Berghevor“ und erkaufte 1613 von dem Herzog Philipp Julius von Pommern für 8000 Mark die ersten städtischen Privilegien. Ungefähr 1 km nordöstlich von B. liegt der 98 m hohe Rugard (der höchste Berg der Insel), mit großen Erdwällen, auf welchem bis 1316 die beständige Burg der rügenischen Fürsten gestanden haben soll und auf dessen Plateau 26. Dez. 1869 der Grundstein zu dem dort befindlichen Denkmal für Ernst Moritz Arndt gelegt wurde.

Bergen, Stadt an der Westküste von Norwegen, in Betreff der Ausfuhr und der Dampfschiffreederei die erste Handelsstadt Norwegens, liegt rund um Waagen, die innerste Bucht des Fjords, der einen vortrefflichen, von hohen und steilen Felsen umgebenen und gegen Norden durch einen Fels geschützten Hafen bildet. Landeinwärts lehnt sich die Stadt an sieben 250—600 m hohe Felsenberge, die sich im Halbkreis um sie her erheben. Auf der Seeseite wird sie gedeckt durch die alte Feste Bergenhus, die Citadellen Frederiksberg und Sverresborg, das Retrandement Nordnäs und drei Batterien. Die Stadt ist im ganzen wohlgebaut, doch sind die Straßen zum Teil eng, krumm und uneben und die Wohnzahl der Häuser, nach der eigentümlichen Landbauweise, nur von Holz. Der durch die große Feuersbrunst vom 30. Mai 1855 in Asche gelegte unansehnliche Stadtteil ist seitdem der regelmäßigste und schönste geworden. Die Stadt hat nur zwei Tore, sieben öffentliche Plätze und fünf Kirchen und zählt (1878) 42021 G. Als Hauptstadt des Stifts B. ist die Stadt Sitz eines Bischofs und der Stiftsbehörden. An der Spitze der Unterrichtsanstalten steht die Kathedralschule. Auch befindet sich zu B. eine Seefahrerschule und eine Zeichenschule, mehrere kleine Bibliotheken, ein Kunstverein, ein ganz vorzügliches Museum für Kunst, Altertum und Naturerzeugnisse, ein Schauspielhaus u. s. w. Ferner bestehen eine Kasse der Rationalbank, mehrere private Kreditanstalten, eine Börse, Hospitäler und andere wohlthätige Anstalten und Vereine, ein Zuschhaus u. s. w. Die Industrie, obgleich im Zunehmen begriffen, ist nicht von Bedeutung. Außer Schiffbau ist die Böttcherei von Wichtigkeit. Die wichtigste Nahrungsquelle der Bewohner ist der Handel. Nach B. bringt die Bevölkerung der nördlichen Küste gewöhnlich zweimal im Jahre ihre Produkte, die vorzugsweise in dem Ertrage der Fischerei bestehen und gegen Getreide, Branntwein, Gerätschaften u. s. w. umgetauscht werden. Diese besonders lebhaften Zeiten werden „Stånne“ benannt. Doch steht B. auch mit den übrigen Teilen Norwegens und mit dem Ausland in lebhafter Handelsverbindung, die jetzt durch viele und bedeutende Dampferlinien gefördert wird. Die eigene Handelsflotte der Stadt bestand 1879 aus 340 Fahrzeugen mit 84906 t Tragfähigkeit. Von diesen waren Dampfschiffe 70 mit 24894 t (nahezu ein Drittel der gesamten norweg. Dampfschiffreederei). Im J. 1878 liefen 787 Schiffe mit

169898 t ein und 778 mit 169206 t aus. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr bilden die Fischereiprodukte (Thran, Serringe, Stodfische, Hummer u. s. w.), gegen welche alles übrige unbedeutend ist. Unter den Gegenständen der Einfuhr stehen obenan Getreide aller Art, Fleischwaren, Flach und Hanf, Fabrikate aller Art, Salz, Steinöhlen und Kolonialwaren. — B. erhielt schon 1070 städtische Gerichtsanne. Im J. 1446 errichteten hier die deutschen Hansestädte eins ihrer vier Hauptcomptoirs ober Faktoreien und setzten sich in den ausschließlichen Besitz des ganzen Handels. Auch standen die deutschen Handwerker unter dem Schutze der Hanse. Doch gingen 1558 alle diese Privilegien verloren, indem die Norweger, des Drucks der «*Comptoirschen*» müde, diese mit Gewalt vertrieben. Aus jenen Zeiten stammen noch die ehemalige deutsche Kirche, das deutsche Armenhaus und das deutsche Comptoir, das aus 60 Warenspeichern bestand, die jetzt Eigentum der Bürger geworden sind und als Warenlager benutzt werden.

Nach dem Schlosse Bergenhus sind die zwei Ämter Søndre- und Nordre-Bergenhus benannt, von denen (Ende 1878) das erstere auf 15157 qkm 117849 E. (mit Ausschluss der administrativ völlig davon getrennten Stadt), das letztere auf 18243 qkm 87419 E. zählt. Das Stift Bergen umfaßt 38511 qkm mit 266876 E.

Bergen, Dorf im Gerichtsbezirk Alnnaar der niederländ. Provinz Nordholland, 4 km im NW. von Alnnaar, wurde geschichtlich bekannt durch das Gefecht, welches hier nach der Landung des engl.-russ. Heeres unter dem Herzog von Norf 19. Sept. 1799 zwischen dem russ. General Hermann und einer Abteilung der franz.-holländ. Armee unter dem franz. General Brune vorkam. Der Sieg des letztern hatte die Kapitulation von Alnnaar 10. Okt. zur Folge, worauf das engl.-russ. Heer die dänische Batavische Republik räumte.

Bergen, Stadt in Belgien, f. Mons.

Bergen-op-Zoom, Stadt (ehemals starke Festung) in der holländ. Provinz Nordbrabant, 30 km nördlich von Antwerpen, an der Mündung der Zoom in die Oisthelbe, mit welcher die Stadt durch einen Kanal und guten Hafen in Verbindung steht, und an der Eisenbahn Roosendaal-Brielingen, zählt (1876) 9839 E., die viele auszeichnet seine Zierkerwaren liefern, Ziegelbrennereien unterhalten und vorzüglich Anchovis ausführen. Die Stadt hat ein altes Schloß, dessen aufwärts breiter werdender Turm sich im Winde bewegt, ein schönes Stadthaus, drei Kirchen, eine lat. Schule, eine Bau- und Zeichenakademie. — B. wurde im 13. Jahrh. als Hauptort einer Herrschaft des Grafen Gerhard von Wesemaele mit Mauern und Schloß versehen. Das Markgrafat B. zog die Statthalterin Margareta von Parma ein. Im J. 1576 trat die Stadt der Vereinigung der Niederländer bei und wurde befestigt, nachdem im folgenden Jahre die span. Besatzung vertrieben worden war. Im J. 1628 wurde auf der Südseite ein verhängtes Lager angelegt und mittels dreier Forts eine Verbindung mit dem östlich gelegenen Steenberg hergestellt. Noch stärker ward B. 1688 und 1727 befestigt. Die Wichtigkeit des Orts reizte die Spanier wiederholt, sich wieder in den Besitz der Stadt zu setzen. Freiwillig öffnete B. 1583 dem Herzog von Alencon die Thore, der es als Freund der Niederländer nebst andern stand. Ständen für Frankreich in einflusswei-

ligen Besitz nahm. Vergebens belagerte es 1588 der Prinz von Parma. Ein vom Erzherzog Albrecht von Österreich 1597 beabsichtigter Überfall kam wegen der Nachsicht der Niederländer nicht zur Ausführung. Auch drei Überfälle der Spanier im März, August und Sept. 1606 mißlangen. Erst wenig führte die von dem Marsche Spinola 1622 unternommene Belagerung zum Ziele, die nach 78 Tagen und einem Verlust von fast 10 000 Mann infolge der Ankunft des Prinzen Moriz von Oranien aufgegeben werden mußte. Glücklich waren die Franzosen 1747, welche 6. Sept. unter Graf Löwendal nach zweimonatlicher Belagerung der Platz erstickten; doch ward derselbe im Frieden zurückgegeben. Im Winter 1795 nahm Bismar die Stadt durch Kapitulation. Seit 1810 Frankreich einverleibt, wurde B. 1813 von den Engländern unter Graham blockiert, die in der Nacht zum 9. März 1814 mit 7000 Mann unter Coole einen Überfall versuchten, aber mit großem Verluste zurückgeschlagen wurden. Erst nach dem Frieden von Paris wurde es übergeben.

Berger (Joh. Erich von), Philosoph deutscher Schule, geb. 1. Sept. 1772 zu Jaaborg auf Jünen, wurde auf den Universitäten Kopenhagen, Göttingen und Kiel gebildet, später bei einem mehrjährigen, nur durch Reisen in seine dän. Heimat nach Süddeutschland und der Schweiz unterbrochenen Aufenthalt in Jena mit Reinhold, Fichte, Höfen, Schelling, Steffens u. a. persönlich bekannt und von der großen Bewegung der deutschen Philosophie derart ergriffen, daß er ihr seine Hauptstudien widmete. Während er ein Landgut bei Kiel bewirtschaftete, arbeitete er sein erstes größeres Werk: «*Philos. Darstellung der Harmonie des Weltalls*» (Altona 1808), aus, welchem eine Anzahl publizistischer, pädagogischer und anderer Gelegenheitschriften (teils dänisch, teils deutsch) vorhergegangen waren und folgten. Nachdem er noch einmal nach Göttingen gegangen war, um unter Gauß zu studieren, wurde er 1814 zum Professor der Astronomie und 1816 nach Reinholds Tode zum Professor der Philosophie an der tieler Universität ernannt, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode 22. Febr. 1833 wirkte. Die philos. Anschauung, welche das erwähnte Werk in phantastisch und gemütvoller Weise aussprach, hat er später in abgeklärterer, begrifflicher Form in den «*Allgemeinen Grundzügen der Wissenschaft*» (4 Bde., Altona 1817–27) durchgeführt; dabei ist er aber von der Hegelschen Phänomenologie und Logik so abhängig geworden, daß er fast als einer der ältesten Schüler Hegels betrachtet werden darf, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß er anfänglich denjenigen S.-undgedanken, welche der durch Schellings Identitätssystem charakterisierten Phase der Entwicklung des deutschen Idealismus entsprechen, eine verhältnismäßig originelle Fassung gegeben. Vgl. S. Rothstein, «*Johann Erich von B. Leben*» (Altona 1835).

Berger (Joh. Nepomuk), österr. Staatsmann, geb. 16. Sept. 1816 zu Proßnitz in Mähren, besuchte 1827–32 das Gymnasium und die Universität zu Olmütz. Im Aug. 1834 wandte er sich nach Wien, wo er sich für die Rechtswissenschaft entschied, zugleich aber auch Philosophie, Mathematik und Astronomie studierte. Im J. 1844 wurde B. zum Assistenten für die Lebrkanzlei des Natur- und Kriminalrechts am Theresianum ernannt; 1845 wurde er Advokat in Wien. Damals schrieb er die

Abhandlung »Die Pressefreiheit und das Pressegesetz« (Wien 1848). Von der Stadt Schönberg in Mähren zum Abgeordneten in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt, vertrat er auf der Linken mit Klarheit und Schärfe die großdeutsche Richtung. Größtes Aufsehen erregte seine Rede in der Paulskirche (März 1849) gegen Belders Antrag auf Übertragung der Kaiserwürde an Preußen. Nach Aberufung der österr. Abgeordneten schloß sich B. in Wien eine umfängliche Anwaltspraxis. Daneben gab er seine erläuternde »Vergleichung des neuen Wechselrechts mit dem frühern« (Wien 1850) und die »Kritischen Beiträge zur Theorie des österr. Privatrechts« (Wien 1856) heraus. Im Febr. 1861 wurde B. in den Gemeinderat der Stadt Wien, im März desselben Jahres in den niederöstr. Landtag und von diesem wieder 1863 in das Abgeordnetenhaus des Reichsrats erwählt. Großen Aufgenos B. als Anwalt vor dem Strafgericht, neben Rühlsfeld war er der hervorragendste Parteibürger. Sein Name erlangte Berühmtheit durch die Vertretung des angeklagten Direktors der Kreditanstalt Richter (1860), in einem Prozeß, den er als Tendenzprozeß des geschlagenen und durch das Kriegsglück von 1869 unmöglich gewordenen absolutistischen Regierungssystems bezeichnete. Noch bevor er in den Reichsrat trat, hatte er mit einer Schrift, in welcher er für den Ausgleich mit Ungarn wirkte, großes Interesse nachgerufen. Anfang 1867 von dem wiener Landtage in den Reichsrat entsendet, trat er in das »Bürgerministerium« als Minister ohne Portfeuille. Die Spaltungen im Bürgerministerium führten zu einer vollständigen Trennung nach dem polit. Programm. Im Dez. 1869 setzte B. das sog. Minoritätsmemorandum auf, in welchem der Ausgleich mit den widerstrebenden Nationalitäten auf Grund der Verfassungsrevision und direkten Parlamentswahlen statt der Landtagsdelegation vorgeschlagen war, und nach dessen Ablehnung B. (17. Jan. 1870) mit den Grafen Taaffe und Potocki aus dem Ministerium trat. B. starb 9. Febr. 1870 zu Wien.

Verger (Ludw. von), ein Opfer der Napoleonischen Fremdherrschaft, geb. 5. Nov. 1768 zu Oldenburg, studierte zu Göttingen die Rechte, praktizierte dann zu Göttingen, später zu Oldenburg, wo er Kanzleirat wurde. Als 1813 die franz. Behörden bei Annäherung der Russen aus Oldenburg flüchteten, setzten sie eine Verwaltungskommission ein, in welche B. und dessen Freund Jank eintraten. Nach der Rückkehr der Franzosen wurden beide mehrerer Ausforderungen wegen, die sie in deutlicher Gefinnung gegen die Fremdherrschaft gethan, nach Bremen vor ein Gericht gestellt, dem Bandamme präsidirte. Wiewohl der Ankläger nur auf Gefängnisstrafe antrug, verurtheilte man sie zum Tode, den sie 10. April 1813 durch Pulver und Blei erlitten. Ihre Überreste ließ der Herzog von Oldenburg später in der herzogl. Gruft beisetzen. Vgl. Oldemeister, »Jank und B.s Ermordung« (Brem. 1814).

Verger (Ludw.), ausgezeichneter Komponist, Virtuos und Musiklehrer, geb. 18. April 1777 zu Berlin, studierte unter Kapellmeister Gütlich in Berlin die Komposition und wurde 1804 Clementis Schüler, der ihn 1805 zu einer gemeinsamen Reise nach Petersburg veranlaßte. Hier zeichnete sich B. neben Field und Steibelt als Virtuos auf dem Violine aus. Im J. 1812 verließ er Rußland, ging über Stockholm nach London und lehrte 1815 nach

Berlin zurück, wo er als Lehrer bis zu seinem Tode, 16. Febr. 1839, wirkte. Zu seinen Schülern gehören Wendelssohn und Wilh. Taubert. Gebrudert erschienen von seinen Kompositionen, außer einigen kleineren Sachen, vier Sonaten, eine Fuge mit Bräulium, eine Toccata, einige Rondos und Variationenhefte, mehrere Hefte vorzüglicher Etuden und einige Viederkompositionen, von denen »Die schöne Müllerin« die meiste Verbreitung gewann. In seinem Nachlasse fanden sich Kantaten, Symphonien und Opern; doch sind daraus bis jetzt nur einige Gesangskompositionen erschienen.

Verger (Louis Konstant), namhafter Politiker, geb. 28. Aug. 1829 zu Witten, wo er, nachdem er größere Reisen durch Europa unternommen die Leitung einer ihm gehörigen großen Gussstahlfabrik übernahm, deren Betrieb er später einer Aktiengesellschaft überließ, um sich ganz dem öffentlichen Leben zu widmen. Seit 1865 Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses und seit 1874 Mitglied des Reichstags, gehörte er anfangs der Fortschrittspartei an, trennte sich jedoch aus Anlaß der Debatten über das Militärgesetz im April 1874 von dieser Fraktion und legte sein Mandat in die Hände der Wähler zurück, die ihn jedoch im Oktober desselben Jahres mit großer Majorität wiederwählten. Gemeinsam mit dem Abgeordneten Löwe (Halbe) übernahm er hierauf die Führung einer parlamentarischen Gruppe, die in polit. Fragen meist mit der Fortschrittspartei zusammenhing, in wirtschaftlichen Fragen aber dieser Fraktion entgegengratt und namentlich bei der Zolltarifrevision 1879 im Sinne der Majorität thätig war. Bei der Reichstagswahl 1881 unterlag B. ebenso wie Löwe einer Koalition der Fortschrittspartei und des Centrums. B. ist ein gewandter und schlagfertiger Redner.

Vergerac, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Dordogne, auf dem rechten Ufer der Dordogne, über die eine schöne Brücke führt, und an der Zweigbahn Libourne-Buissan der Orleansbahn, hat eine 1856 erbaute got. Kirche (Notre-Dame), einen Justizpalast, ein Handelsgesicht, ein Kommunal-College, ist Sitz eines reform. Konsistoriums, hat Branntweinbrennereien, Gerberei, Wollweber, lebhaften Handel mit Getreide, Trüffeln, Branntwein, mit den Erzeugnissen der in der Umgegend zahlreichen Papierfabriken, Hüttenwerke, Eisen- und Kupferhämmer, besonders aber mit Wein und zählt (1876) 10610 (Gemeinde 13120) E. Der sog. Vergeracwein, häufig auch Petit-Champagner genannt, wird im Depart. Dordogne an den Ufern der Dordogne und der Gironde gebaut, ist weiß oder rot von Farbe und nimmt unter den Bordeauxweinen einen hohen Rang ein. Die geschätztesten Sorten sind die von Montbazillac, St. Alexis und Sancel. In der Nähe von B. ist die Barrage der Dordogne, wo diese 5 m fällt, und wodurch sie zu allen Jahreszeiten schiffbar gemacht ist. B. verdankt seinen Ursprung der 1080 gegründeten Abtei St. Martin und war früher eine wichtige Festung, die in den engl. Kriegen eine bedeutende Rolle spielte. Später blühte die Stadt mächtig auf, hatte bedeutende Industrie und dehnte ihren Handel von Bordeaux bis Lyon sowie über die ganze Kuvergne aus. Seit 1561 war sie ein Hauptwaffenplatz der Hugenotten und wurde 1621 von Richelieu belagert, zur Übergabe gezwungen und ihrer Festungswerke beraubt. Die Vernichtung

der blühenden Industrie der prot. Stadt erfolgte durch die Aufhebung des Edikts von Nantes (1685), wo 40000 G. sie verließen und seit welcher Zeit sie sich nicht wieder hat emporschwingen können.

Bergerac (Savinien Cyrano de), origineller franz. Schriftsteller, geb. 1619 zu Paris, besuchte das Collège zu Beauvais, hörte später mit Molière den Philosophen Gassendi, wurde Soldat und starb 1655 an den Folgen der Verwundungen, die er bei der Belagerung von Arras (1640) empfangen hatte. Seine Tragödie «La Mort d'Agrippine» (1653) ist ein in schwallstiger Bildersprache verfaßtes Stück; beachtenswert ist dagegen seine 1654 aufgeführte Komödie «Le Pédant joué», als eine der ersten zur Aufführung gelangten Prosafarben in franz. Sprache, und weil sie in ihrer originellen, freilich noch stark karikierend gezeichneten drolligen Hauptfigur zuerst die franz. Komödie auf die reale Gegenwart als Stoffquelle des Lustspiels hingewiesen hat. Mehrere Szenen des Stücks verarbeitete Molière in den «Fourberies de Scapin». Zwei andere seiner der burlesken Literatur angehörigen Prosawerke sind die «Histoires des états et empires de la lune» und «Histoire des états et empires du soleil». Außerdem verfaßte er satirische Dichtungen. Außer Molière haben namentlich auch Émilt (in «Gullivers Reisen») und Voltaire (im «Micromégas») B. benutzt. Eine Sammlung seiner Werke gab Racine (Par. 1808) heraus. Vgl. Journal, «La littérature indépendante et les écrivains oubliés» (Par. 1869).

Borgere (fr.), Schäferin; bequemer gepolsterter Lehnstuhl; Bergerette, eine Mischung von Wein und Honig; Bergerie, Schäferei.

Bergerecht, s. unter Strandrächt.

Bergfahrt (Zahrt zu Berge) nennt man die Zahrt der Schiffe stromaufwärts, im Gegensatz zur Thalfahrt, der Zahrt stromabwärts.

Bergkass und Bergkass, s. u. Bergfort.

Bergfreiheit, s. unter Bergrecht.

Bergfried war der älteste und zugleich wichtigste Teil der mittelalterlichen Burg, der Kern der gesamten Anlage. In Frankreich und England ward er Donjon und Keep-tower genannt. Seine Benennung B. oder Bercefrei, lat. berfridus oder berfredus, alfranz. berfrei oder bel-, auch berfrei, bezeichnet sowohl als Bergung oder Schutz des Friedens. In der Zeit vor dem 12. Jahrh. begnügte man sich im Burgenbau gemeinlich nur diesen Hauptturm zu errichten und in demselben auch die Wohn- und Wirtschaftsräume unterzubringen. Dieser Gebrauch blieb in England gewöhnlich, findet sich aber auf dem Festlande in späterer Zeit nur noch bei kleinen Burganlagen. Der B. war stets der letzte Zufluchtsort für die Bewohner der Burg, zugleich Wart- oder Wachturm und Schild für die dahinterliegenden Burghäuser, deshalb auch getrennt von den übrigen Gebäuden und stets der Angriffsseite zugewendet. Der Burgherr und seine Familie bewohnten ihn nur im Augenblick der höchsten Gefahr, während für gewöhnlich sein oberstes Stockwerk dem Wächter zum Aufenhalt diente, der von hier aus die Umgebung beobachtete und die herannahende Gefahr den Burghewohnern wie befreundeten Nachbarn durch Horn, Trompete oder Sturmglode, bei Nacht durch Feuerröhrchen oder Fackeln anzeigen mußte. Die Plattform des B. diente zugleich zur Aufstellung von Warfgeschossen. Vor die Burg

ein breiteres Angriffsfeld, so bestand der B. aus zwei, durch Wehrgänge verbundenen Türmen. In ältester Zeit ward derselbe rund oder vieredig, später auch drei- und fünfeckig, dann aber stets mit schrägen Flächen und in seinem Winkel den anstehenden Geschossen entgegengekehrt. Sein Durchmesser betrug zwischen 20 und 40 Fuß, die Höhe der Mauern zwischen 5 und 15 Fuß, die Höhe bis gegen 90 Fuß. Der Zugang war in älteren Zeiten stets in den obern Stockwerken und geschah entweder vom Boden aus mittels Leitern oder vom benachbarten Herrenhaus durch bewegliche Brücken, die beide nachgezogen wurden, sobald die Burghewohner sich hierher geflüchtet hatten. In dem untern, sehr stark und ohne Fensteröffnungen angelegten Teil des B. befanden sich das Verlies oder Gefängnis, in welches die Gefangenen mittels Reitnadel oder Körbe hinuntergelassen wurden, und Vorratsräume, während die obern Stockwerke notwendig zum Wohnen mit Hallen und kleinen Gemächern aus Holleimänden hergerichtet waren. Die Plattform ruhte meistens auf einem Gewölbe und war zur Sicherung gegen brennende Geschosse mit gebrannten Platten oder Estrich überzogen.

Im 10. und 11. Jahrh. ward der Bau am einfachsten und fast ganz roh gebaut, rund oder vieredig, nicht über drei Stockwerke hoch, möglichst isoliert in der Mitte der Burg, sein Zugang im Rundbogen überwölbt, die Stockwerke durch Leitern verbunden, die Fensteröffnungen nach außen sehr eng, nach innen so breit, daß ein Mann hineintraten konnte, ohne alle Rücksicht auf Bequemlichkeit im Innern. So blieb er wesentlich auch im 12. Jahrh., nur daß in der Mauerbude aufgestapelte Treppen, Abtritte, Kamine, einzelne Gewölbe hinzukamen. Im 13. und 14. Jahrh. wurde der B. meistens mit der Ringmauer verbunden, trat auch oft etwas vor dieselbe heraus, war meistens vieredig, mit Ornamenten an den Fensteröffnungen, Giebsbögen unter der Beladung, häufiger angelegten Treppen, stets aber noch gegen die Angriffsseite über Eck gestellt. Im 15. Jahrh. herrscht die Rücksicht auf Bequemlichkeit und Wohnlichkeit vor. Der B. wird nun der Angriffsseite abgewendet, im längeren Viertel mit dünnern Mauern gebaut, mit zahlreichen, wohl gegliederten Fenstern versehen, mit zierlichen Türmen und Ertern geschmückt; sein Eingang ist jetzt zur ebenen Erde und wird durch Bednafen, Gieblöcher, Fallgitter u. a. geschützt. Anfang des 16. Jahrh. wird der B. immer seltener und hört zuletzt mit der got. Baumeise als selbständiger Teil der Burg ganz auf. Vgl. Leo, «Über Burgenbau in Deutschland» (in Raumers «Histor. Taschenbuch» für 1837); A. Schulz, «Über Bau und Einrichtung der Hofburgen des 12. und 13. Jahrh.» (Verl. 1862); Krieg von Hofwiesen, «Geschichte der Militärarchitektur in Deutschland» (Stuttgart. 1869). Ausführliche Beschreibungen engl. Burgen enthält Brittons «Architectonical Antiquities» (Bd. 4).

Berggießhübel, auch bloß Gießhübel genannt, Bergstadt mit (1890) 1528 G. im amts-hauptmannschaftlichen Bezirk Pirna des königl. sächs. Regierungsbezirks Dresden, im schönen Gießhübel, 11 km südlich von Pirna, Endpunkt der normalspurigen Sekundärbahn Pirna-B., hat ein großes, bis 1871 gräf. Gießhübel'sches Eisenhüttenwerk, welches 1881 mit zwei Eisenhammern (einem im ehemaligen Alaun- und Vitriolwerk von Gießhammer, einem andern in der Zwickelmühle) an

die Firma Gruson in Budau bei Magdeburg übergegangen ist. Das Johann-Georgen-Bad wurde 1722 von Tüllmann auf das stark mineralisierte Wasser des Johann-Georgen-Stollens begründet. Außerdem benutzt man den gleichzeitig entdeckten Friedrichs-Sauerbrunnen, den 1803 gefundenen Schwefel- und den 1818 entdeckten Augustusbrunnen. Am stärksten ist der Schwefelbrunnen, der sowohl zum Trinken als zum Baden, besonders gegen Gicht und Rheumäbel gebraucht wird. Zu den schönsten Partien der romantischen Umgebung gehören der schattige Poetengang, einst Wellerts und Nabeners Lieblingsweg, die Aussicht auf die Elbe von dem bewaldeten Großhorne, die Badsdäfen, die Gersdorfer Bräudenfelsen und die Ruine. — Am 21. Aug. 1813 lieferten die Militiären unter Wittgenstein den Franzosen unter Marschall Saint-Cyr bei B. ein Gefecht, welches dem böhm. Haupttheater die Übergänge über das Erzgebirge öffnete.

Berggreen (Andreas Peter), dän. Musiker und Komponist, geb. zu Kopenhagen 2. März 1801, wurde 1838 Organist an der dortigen Trinitatis-Kirche, 1843 Chordirektor, 1854 Redacteur der Musikzeitung «Heimdal». Im J. 1832 kam seine komische Oper «Porträtet og Bysten» zur Aufführung; 1876 gab er eine Biographie Weges heraus. Das größte Verdienst erwarb er sich jedoch als Sammler und Herausgeber von Volksliedern: «Folkviser, Folkesange og Melodier» (2. Aufl. 1864). B. starb 8. Nov. 1880 zu Kopenhagen.

Berggrün, ursprünglich feingemahlener und geschlemmter Malachit, wird jetzt meist künstlich ebenso dargestellt wie Bergblau (s. d.), wobei man durch Anpassung des Mischungsverhältnisses der Materialien es in der Gemalt hat, blaue oder grüne Farbentöne zu erzeugen. (S. auch Bremergrün.)

Berggrün, f. Kuersberger Grün.
Berg (Pieter Theodor Heloetius van den), niederl. Dichter, geb. 13. Febr. 1795 zu Zwolle, gest. 11. Okt. 1873 in Haag, verfasste eins der besten niederl. Lustspiele der neuern Zeit, das unter dem Titel «De Nerven» (Haag 1837; 3. Aufl., Schoonhoven 1860) großen Beifall erlangt. Seine folgenden Lustspiele: «Hieronimus Jammaar» (Haag 1839) und «De Nichten» (Harlem 1843) stehen hinter dem ersten bedeutend zurück. Auch veröffentlichte B. eine Sammlung «Proza en Poëzy» (Harlem 1853; 3. Aufl., Deventer 1863).

Berg (Johan Olof), schwed. Landschaftsmaler, geb. zu Stockholm 29. März 1828, bildete sich in Karlsruhe unter Gude und in Genu unter Calames Leitung zum Maler aus, wurde 1861 außerord. und 1867 ord. Professor an der königl. Akademie der freien Künste zu Stockholm. Er starb zu Stockholm 23. Sept. 1880. B. schuf in Schweden eine neue Schule der Landschaftsmalerei. Größere Naturwahrheit, correcte Zeichnung, ein volles Colorit und die Rückkehr zu inländischen Motiven sind die Vorzüge der B.'schen Malerei. Sein Produktivität war bedeutend und viele seiner Darstellungen wider nordischer Naturscenen fanden ihren Weg nach den Galerien des Auslandes (besonders nach England, Holland und Frankreich).

Berghaus (Heintz), Geograph, geb. 3. Mai 1797 zu Kieve, besuchte das Gymnasium Paulinum zu Münster und war schon seit 1811 als Konduktor beim Corps für den Brücken- und Straßenbau im damaligen Lippe-Departement des franz. Kaiserreichs angestellt. Nach der Schlacht bei Leipzig

trat er in den Dienst der Verbündeten und gelangte 1815 mit dem Corps des Generals Tauenzien bis in die Bretagne. Sodann beschäftigten ihn teils kartographische Arbeiten in Weimar, teils Wanderungen, Aufnahmen und Höhenmessungen in Thüringen und Franken. Im J. 1816 erhielt er als Ingenieur-Geograph eine Anstellung im Kriegsministerium zu Berlin und war bei der großen Triangulation des preuß. Staats beschäftigt. Seit 1821 Lehrer an der Bauakademie, übernahm er 1824 die Professur der angewandten Mathematik an derselben, erhielt aber 1836 die Erlaubnis, seinen Wohnsitz in Potsdam zu nehmen. Nachdem er 1855 seine Professur niedergelegt hatte, siedelte er 1862 wieder nach Berlin über. B.'s Produktivität sowohl im kartographischen wie im literarischen Gebiete ist außerordentlich. Hervorzuheben sind der von geogr. Memoires begleitete «Atlas von Allen» (Gotha 1833—43) und der «Physik. Atlas» (22 Lieferungen, Gotha 1837—52), ein großartiges Kartenwerk, von welchem zu Einbrunn von Johnston eine engl. Ausgabe besorgt ward. Hieran schließt sich die «Sammlung hydrographisch-physik. Karten der preuß. Seefahrer» (Berl. 1840—48), ein Ereignis der 1838 von B. in Potsdam begründeten, aber infolge der Ereignisse von 1848 wieder eingegangenen Geographischen Kunstschele. Außerdem hat sich B. noch bei andern Atlanten, z. B. dem Stieler'schen und Sobr'schen, beteiligt. Als Schriftsteller war er ein fleißiger Mitarbeiter an «Geogr. Ephemeriden» und andern Zeitschriften. Selbständig gab er 1825—29 die geogr. Zeitschrift «Bertha» heraus, die in den «Annalen der Erd-, Völker- und Staatenkunde» (Bd. 1—24, Berl. 1830—41; Bd. 25—28, Bresl. 1842—43) ihre Fortsetzung erhielt. Anonym erschien «Kritischer Wegweiser im Gebiete der Landartenkunde» (7 Bde., Berl. 1828—35). Außerdem gab er an periodischen Schriften noch den «Almanach, den Freunden der Erdkunde gewidmet» (Bd. 1—3, Stuttg. 1837—39; Bd. 4—5, Gotha 1840—41) heraus und ließ seit 1849 unter dem Titel «Geogr. Jahrbuch» vier Ergänzungshefte zu seinem physik. Atlas erscheinen. Von den übrigen Werken, meist für ein größeres Publikum bestimmt, sind noch zu erwähnen: «Allgemeine Länder- und Völkerkunde» (6 Bde., Stuttg. 1837—41), «Grundriß der Geographie» (Bresl. 1842; holländ. im Auszuge von Huddingh, 2 Bde., Harlem 1846—47), «Die Völker des Erdballs» (2 Bde., Braßl. u. Lpz. 1845—47; 2. Aufl. 1861—62), «Landbuch der Herzogthümer Brandenburg und des Markgrathums Niederlausitz» (3 Bde., Brandenburg. 1854—57), «Was man von der Erde weiß» (4 Bde., Berl. 1857—61), «Deutschland vor hundert Jahren» (4 Bde., Lpz. 1858—61), «Briefwechsel Alexander von Humboldts mit Heinrich B.» (3 Bde., Lpz. 1863), «Landbuch des Herzogthums Pommern und des Fürstenthums Rügen» (9 Bde., Anklam 1862—77), «Vort, seine Geburtstätte und seine Heimat» (Anklam 1863), «Sprachschatz der Sassen. Wörterbuch der Wäitendischen Sprache» (Brandenb. 1878). — Sein Vater, Johann 3fal al B., gest. 1832 als Forst- und Rentant der Regierungsinstitut-Kasse zu Münster, verfasste unter andern eine «Geschichte der Schiffsfahrtskunde der vornehmsten Völker des Alterthums» (3 Bde., Lpz. 1792).

August B., Sohn von Heinrich B., geb. 10. Aug. 1829, sowie ein Neffe, Hermann B., geb.

16. Nov. 1828, haben sich ebenfalls durch geogr. Arbeiten bekannt gemacht. Der erstere bereiste Amerika, der letztere ist als Kartograph thätig und lieferte, außer vielen Blättern für die Stieler'schen und Sydow'schen Atlanten, die »Karte des Osthaler Gletschergebietes« (Gotha 1861), eine »Allgemeine Weltkarte in Mercator's Projektion« (4 Blatt, Gotha 1859), die verbreitete »Chart of the world« (8 Blatt, Gotha 1863), »Physik. Wandkarte der Erde« (8 Blatt, Gotha 1874), »Physik. Wandkarte von Europa« (9 Blatt, Gotha 1875), »Physik. Wandkarte von Afrika« (6 Blatt, Gotha 1881), Schatlantanten in mehreren Sprachen und eine Reihe von Wand- und Handkarten für ungar. Schulen.

Bergheim, Aledon und Kreishauptort im preuß. Regierungsbezirk Köln, an der Elst, mit 1200 E. — Der Kreis Bergheim zählt auf 363 qkm (1890) 40 963 E.

Bergheim, Stadt im Elbisch, Bezirk Ober-Elbisch, Kreis Rappoltswiller, 3 km nördlich von Rappoltswiller, an einem linken Zuflusse der Elb, in reicher Weingegend am Fuße der Vogeisen, zählt 2737 meist katholische E., welche Karlen Wein- und Hopfenbau sowie Weberei treiben. Der bereits im 7. Jahrh. erwähnte Ort erhielt 1312 Stadtrecht, war zeitweise freie Reichsstadt und wurde 1632 von den Schweden erobert.

Bergheim oder **Berchem** (Ritolaas), niederl. Maler, geb. 1624 zu Harlem, erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, Pieter van Harlem, einem mittelmäßigen Maler; dann setzte er unter van Goyen, Wenig dem Alter und andern Meistern seine Studien fort. Er arbeitete mit ungemeiner Leichtigkeit. Seine Landschaften und Tierstücke sind eine Herde der ersten Galerien, und ihr Reiz besteht in einer leichten und heitern Komposition, einem warmen Kolorit und originellen Gruppen. Obgleich er seine Werkstatt fast nie verließ, so hatte er doch bei einem langem Aufenthalt auf dem Schlosse Bentheim die Natur genau beobachtet. Seltener sind seine der Kabinettmalerei angehörigen Bilder, worunter das in der dresdener Gallerie befindliche Gemälde: Der Mohr und die Batricierstächter, die erste Stelle einnimmt. Auch hat man von ihm eine Folge von 36 gezeichneten radierten Blättern. V. Harb zu Harlem 18. Febr. 1683.

Bergheheit, f. Bergregal.

Bergholz, Mineral, f. unter Asbest und unter Bergarl.

Bergl (Theob.), namhafter Philolog, geb. 22. Mai 1812 zu Leipzig, der Sohn des als Übersetzer und popular-philos. Schriftsteller bekannten Johann Adam B. (geb. 1773 zu Hannichen bei Jelm, gest. 27. Okt. 1834 zu Leipzig), besuchte die Thomasschule zu Leipzig, studierte daselbst Philosophie, und wurde 1835 Lehrer der lat. Schule des Waisenhauses zu Halle. Im J. 1838 erhielt er eine Lehrerstelle am Gymnasium zu Neustrelitz, noch in demselben Jahre eine solche am Joachimsthal'schen Gymnasium zu Berlin, 1840 am Gymnasium zu Marien. Im Herbst 1842 wurde er zum ord. Professor der Philologie an die Universität Marburg berufen. Von der Universität 1847 auf den Landtag gewählt, trat B. den Bestrebungen des »Ministeriums Schöffer mit Freimut entgegen. Nach der Märzrevolution war er während des J. 1848 teils in Frankfurt als einer der 17 Vertrauensmänner, teils auf dem kurhess. Landtage in gemäßigt-liberalem Geiste thätig. Anfang 1849 kehrte er

wieder zu seiner akademischen Thätigkeit zurück, übernahm 1852 eine Professur zu Jena in der Preissagen und ging 1857 in gleicher Eigenschaft nach Halle. Im J. 1869 legte er aus Gesundheitsrücksichten die Professur in Halle nieder und begab sich nach Bonn, wo er litterarisch und als akademischer Dozent thätig war. Er starb 20. Juli 1881 zu Marag. Besondere Verdienste hat sich B. um die Kritik und Erklärung der griech. Dichter erworben. Seinen Ruf begründete er mit einer Ausgabe des Anacreon (Lpz. 1834), den »Commentationes de reliquiis comediae atticae antiquae« (Lpz. 1838) und der Sammlung der Bruchstücke des Aristophanes (Berl. 1840). Diefen Arbeiten folgte die Ausgabe der »Poetae lyrii Graeci« (Lpz. 1843; 3. Aufl. 1866, nebst der »Anthologia lyrica«), 1853; 2. Aufl. 1868), welche einen wichtigen Fortschritt in der Kritik der griech. Poesie bezeichnete; ferner eine Untersuchung über des Aristoteles »Libellus de Xenophane, Zeonae et Gorgias« (Marb. 1843), »Beiträge zur griech. Monatskunde« (Wiesb. 1845), die Ausgaben des Aristophanes (2 Bde., Lpz. 1852; 2. Aufl. 1857) und des Sophocles (Lpz. 1857), »Beiträge zur lat. Grammatik« (1. Heft, Halle 1870), »Griech. Literaturgeschichte« (Berl. 1872); »Inskripten-röm. Schönergeheft« (Lpz. 1876). Von 1843–83 gab er mit Cäsar die »Zeitschrift für Altertumswissenschaft« heraus.

Bergkalk oder **Kohlenkalk** nennt man die in den Meeren der Steinkohlenperiode zur Lagerung gelangten Kalksteine, welche ihren namhaften Ursprung durch oft außerordentlich zahlreiche Reste einer Meeresfauna verraten. Seine Hauptverbreitung hat der Kalk in Belgien, Irland, Wales, England und Nordamerika.

Bergknappschaffen, f. Knappschaffen.

Bergkork, **Bergleder**, **Bergpapier** nennt man die verworren-faserigen Varietäten des Kalks (f. d.) von filzigem Gefüge. Derselbe ist biegsam, matt, weiß, ins Gelbliche und Braune fallend und so leicht, daß er auf dem Wasser schwimmt. Er besteht aus Kieselssäure, Zellerde, Thonerde, Kalk und etwas Eisenorybul und findet sich ziemlich häufig in den Alpen, Sachsen, Schweden, Norwegen u. s. w. Ist die Faser sehr fein und regelmäßig, so heißt das Mineral Bergkalk. Ist es durch Talk verunreinigt, Bergkalk, und enthält es trümmelblättrige Stellen wie horny Alte, Bergholz.

Bergkrankheit ist eine bei Erstbeigung hoher Gebirge und bei Luftschifffahrten in einer Höhe zwischen 2–4000 m über der Meeresfläche beobachtete und in Südamerika mit dem Namen *Mal de Puna* bezeichnete Krankheit, die zuerst von de Casta im 15. Jahrh. beschrieben wurde. Ihre Symptome bestehen vorzugsweise in Ubel, Abneigung gegen Speisen, Abgespanntheit, hartem Durst, Erbrechen, Herzlopfen, Brustbeklemmung, Erstickungsangst, Schwindel, Kopfschmerz, Ohnmacht und unabweigbarer Schlafneigung, wozu sich dann Haut- und Augenentzündungen sowie Blutungen aus Mund, Nase und Lungen gesellen. Bei Luftschiffen treten diese Erscheinungen erst in größerer Höhe als bei Bergbesteigungen ein, da bei jenen ein Hauptmoment, die Körperanstrengung, fehlt. Die Ursache dieser Erkrankung scheint in der Wirkung der verdünnten Luft auf den Blutkreislauf, insbesondere darin zu liegen, daß bei der Ginnatmung

sehr dünner Luft der beim Aufenthalt in solcher Luft schon hohe negative Druck auf das Herz noch gesteigert wird, wobei sich der Blutzufluß vom Herzen in die großen Blutgefäße vermindert, der große Blutkreislauf sich von Blut entlastet, der kleine Kreislauf aber über die Norm mit Blut überflutet wird. Für einen Teil der Erscheinungen mag der Grund, außer im verminderten Luftdruck, in manchen andern Einwirkungen, z. B. in der Kälte, dem Grade der Trockenheit der Luft, der beständigen Körperbewegung, ferner im Sauerstoffmangel der Luft und dem grellen Sonnenlicht bestehen. Die Indianer in Brasilien suchen sich bei Erseignis hoher Berge durch Kauen der Coca, durch Niesen und Essen von Knoblauch vor der B. zu schützen. Bei Eintritt der Krankheit wendet man Belebungs- und Niesmittel, Einflößen von Franzbranntwein, von Cremortartari und kalter Limonade an, bei kräftigen Personen Blutentleerungen. Zur Vorbeugung nehmen Lustschiffer Apparate, sog. Aspirateurs mit, die mit Sauerstoff gefüllt sind; auch benutzt man dabei transportable pneumatische Apparate zur Einatmung verdichteter Luft, wie Waldenburg, Hauke u. a. angegeben haben. Vgl. Reuer-Ahrens, „Die B.“ (Epp. 1854); Waldenburg, „Die pneumatische Behandlung der Respirationen- und Circulationskrankheiten“ (Berl. 1875, 2. Aufl. 1880).

Bergkry stall heißt die reinste Modifikation der Kieselsäure oder des Quarzes. Er findet sich ursprünglich immer kristallisiert, oft in außerordentlich großen Kry stallen, die meist sechsseitige Säulen bilden, welche durch eine sechsseitige Pyramide (häufig in Verbindung mit andern kleinern Flächen) zugespitzt sind, kommt aber auch in runden Kieselstein, sog. Geisstein und Geröllen in Flußbetten, im aufgeschwemmten Lande u. s. w. vor. Im reinsten Zustande ist er vollkommen wasserhell; im er rauchgrau oder nelfenbraun, eine Farbe, welche ihm durch die Gegenwart geringer Mengen von flüchtigen Kohlenwasserstoff-Verbindungen zuteil wird, so heißt er Rauchtopas, auch Rauchquarz, den schon gelben nennt man Citrin und den schwarzen Morion. Der B. ist durchsichtig, zeigt doppelte Strahlenbrechung, einen muscheligen Bruch und ein spezifisches Gewicht = 2,65. Bezüglich seiner Härte erreicht er die der Edelsteine nicht, ist aber härter als die meisten andern Mineralien. Sehr häufig enthält er fremdbartige Substanzen, wie Chlorit, Strahlstein, Turmalin, Epidot, Amand, Rutil, Eisenglanz u. s. w., in haarförmigen Kry stallen eingeschlossen und führt dann den Namen Haar- oder Nadelstein. Bisweilen findet man auch kleine Einschlüsse einer Flüssigkeit in dem B., welche in den meisten Fällen aus Wasser, bisweilen aber auch aus der sehr merkwürdigen flüssigen Kohlen-säure bestehen. Die Fundorte des B. sind außerordentlich häufig. Schöne und große Kry stalle kommen namentlich in Drusenräumen oder Höhlen (Kry stallammern) der Hochgebirge vor, in den Alpen, der Dauphiné, den Karpaten, namentlich aber auf der Insel Madagaskar und auf Ceylon. Die sog. Marmaroscher, Jabeltöcher, Rußischer Diamanten sind ebenfalls weiter nichts als B. Man verwendet den B. zu Ring- und Nadelsteinen, Ohrgehängen, Festschaften, Stadtnöpfen, Dosen, Gemmen und andern Bijouteriegegenständen. Nachdem man ihm die erforderliche Form im Rohen erteilt, wird er auf einer lupfernen oder bleiernen Scheibe mit Schmirgel und Wasser geschliffen und

auf einer zinnernen mit Tripel, Zinnasche, Bolus u. s. w. poliert. Gewöhnlich gibt man ihm die Form der Brillanten, Nesselten oder Tafelsteine, nur die Haarsteine schneidet man halbfugelig. Gesaßt werden die B. à jour, oder man setzt sie in einen schwarzen Kasten. Der Wert dieses Minerals hat seit der massenhaften Einfuhr aus Madagaskar bedeutend abgenommen. Für kleinere Stücke bezahlt man kaum mehr als den Schleiferlohn und nur die großen und reinen Stücke, sowie die Haar- und Nadelsteine haben noch einen ziemlich hohen Preis. Neuerdings fertigt man auch aus B. Gewichtsfäße für chem. Waagen.

Bergleder, Mineral, s. Bergkry stall.

Bergmann (Torbern Olof), Naturforscher und Chemiker, geb. 20. März 1735 zu Katharinberg in der schwed. Provinz Westgotland, erregte als Linnes Schüler in Upsala seit 1752 dessen Aufmerksamkeit und wurde 1758 Professor der Physik daselbst. Um die Professur der Chemie und Mineralogie zu erlangen, schrieb er 1767 die Abhandlung über die Fabrication des Alauns, die noch jetzt für ein Hauptwerk gilt. Er entdeckte in den mineralischen Wässern das Schwefelwasserstoffgas und bereitete dieselben künstlich. Eine Menge Mineralien untersuchte er chemisch mit einer ungewöhnlichen Genauigkeit. Dieselben klassifizierte er in den Hauptabteilungen nach ihrer chem. Natur und in den Unterabteilungen nach der Verschiedenheit ihrer äußern Form. Hieraus hatte ihn besonders die schon vor ihm gemachte Entdeckung über die geomet. Verhältnisse geführt, welche unter den verschiedenen Kry stallisationen desselben Stoffs stattfinden, sich von einer Grundform herleiten lassen und durch Ansehen ähnlicher Zeichen nach bestimmten und leicht zu berechnenden Gesetzen geschehen. Seine Theorie der chem. Verwandtschaften hat bis auf die neueste Zeit ihr Ansehen behauptet und durch Wertholts allgemeinere Begründung derselben noch nähere Bestimmungen, aber keinen Umsturz erlitten. Friedrich d. Gr. suchte ihn 1776 durch große Anerkennten nach Berlin zu ziehen, doch blieb B. in Schweden. B. starb 8. Juli 1781 im Bade zu Medevi am Wettersee. Seine in den Abhandlungen der Akademien zu Stockholm und Upsala 1756—83 gesammelten Aufsätze erschienen in den „Opuscula physica, chemica et mineralia“ (6 Bde., Upsala 1779—94; deutsch von Lator, 6 Bde., Frankf. 1782—99) gesammelt.

Bergmann (Bergknappe, Bergleute, Bergarbeiter, Bergvölk) nennt man die beim Bergbau Beschäftigten, insbesondere dem Arbeiterstande angehörigen Personen. Der B. hat einen eigenen bedeutungsvollen und vorbeihenden Gruß „Glad auf“, wie er überhaupt eine besondere Bergmannssprache führt für alles, was seinen Lebensberuf betrifft. Diese Bergmannssprache zeichnet sich durch Natürlichkeit und einen gewissen Silbenfall aus und ist mit Verschmähung aller Fremdwörter durchaus deutsch. Zur Bergarbeit selbst eignen sich nur gesunde und kräftige Leute männlichen Geschlechts, da Frauen nur ganz untergeordnete Beschäftigung finden können. Der Beruf des B. ist wegen der vielfachen Gefahren, denen er ausgesetzt ist, und bei der schweren und mühevollen Arbeit kein leichter. Der angehende B. wird, nachdem er die Schule verlassen, von der Grubenverwaltung als Klaub- oder Scheidejunge angenommen und wenn er tüchtig kräftig genug geworden ist, zur eigentlichen

Bergarbeit eingestellt. Er fährt alsdann als Lehrhauer zur Gesteinsarbeit oder wird als Fördermann bei der Grubenförderung verwendet, während er nach Ablegung eines Probegebirges in die Kategorie der Doppelhauer, welche den höchsten Lohnsatz genießen, übertritt. Die Bergarbeiter einer Grube heißen in ihrer Totalität die *Belegschaft* derselben und bilden entweder als solche oder im Vereine mit mehreren Gruben zusammen die *Knappschaft*. Dieselbe hat unter eigener Verwaltung eine Kasse, in welche sowohl der Arbeiter nach einem normierten Prozentsatz des Lohnverdienstes fließt, als auch der Grubeneigentümer einen entsprechenden Beitrag leistet, und welche die Arbeiter in Krankheit oder Verunglückungsfällen, als auch bei eingetretener Invalvidität nach bestimmten Grundätzen unterstützt.

Die Bergleute werden selten alt, da die schlechte, mehrfach verbundene Grubenluft, die Entbehrung des Sonnenlichts, der häufig grelle Wechsel der Temperaturen beim Ein- und Ausfahren, die nothwendige Berührung mit dem oft nassem Gestein oder dem Kohlenstaube u. s. w. die Gesundheit sehr beeinträchtigen, so daß sie bald invalid, d. h. *bergfertig* werden. Die Bezeichnung und Klassifikation der Bergleute nach den Verrichtungen, welche sie ausführen, ist eine verschiedene; so hat man Kunstschichte, Arbeiter bei den Pumpwerken zur Bewältigung der Grubenwasser, Grubenräumerlinge und Bergmänner beim Ausbau und Instandhaltung der Grubenräume, Anschläger und Stürzer bei der Ausförderung der gewonnenen Massen, erstere beim Zählen, letztere beim Entleeren der Fördergefäße, Hofschnelke bei Bedienung der Verghöpel, Häuer und Doppelhauer bei der eigentlichen Gesteins-, Erz- und Kohलगewinnungsarbeit, sowie endlich Bergschmiede beim Schären und Schmieden des gesamten Geräthes u. s. w. und Zeugearbeiter bei Ausführung der Maschinenanlagen, überhaupt als Hauptarbeiter beim Maschinenpersonal.

Aus der Kategorie der Arbeiter rekrutiert sich gewöhnlich das Aufsichtspersonal, zu welchem die Gängsteiger, die Untersteiger, Kunst- und Maschinensteiger und die Obersteiger zu rechnen sind. Nach dem Betriebsbeamten als Leiter einer Grube ist der Obersteiger der nächste Grubenunterbeamte; bei diesem wird Bergschulbildung vorausgesetzt. Unter seiner speziellen Beaufsichtigung stehen alle Gruben- und Tagearbeiter; in der Regel geschieht auch die Feststellung der Gedinge und die Auslohnung der Arbeiter durch ihn.

Als eine Eigentümlichkeit der Bergleute ist ferner deren Anzug zu bezeichnen. Die eigentümlichen Stüde der Kleidung sind der Bergkittel, eine leichte Bluse von schwarzer oder grauer Leinwand, mit weitem, um das Handgelenk oder geschlossenem Armeln, zwei Brusttaschen und fliegendem Kragen, ferner das Berg- oder Arschkleid, ein durch einen Gürtel um den Leib zum Schutze des Hintern gegen Kasse gebundenes Leder, dann der Schutzhut von hartem, grobem, grünem oder schwarzem Filz zum Schutze des Kopfes gegen Kasse, Stoß und bereinbrodelndes Gestein; ferner gehört zur Ausrüstung des Bergs noch das Harnper- oder Lichttäschchen, eine einfache Lebertasche mit ein, beziehungsweise zwei Messern.

Bergmann (Friedr. Wilh.), vielseitiger Philolog, geb. zu Strassburg 9. Febr. 1812, besuchte das dortige Gymnasium und studierte daselbst prot.

Theologie und semit. Sprachen. Nachdem er mit der Dissertation *«De religione Arabum antehamica»* (Straßb. 1834) als bachelier en théologie promoviert, setzte er seine philolog. Studien in Göttingen, Berlin und Paris fort, erwarb 1834 mit den Abhandlungen *«De linguarum origine atque natura»* und *«Théorie de la quantité prosodique»* in der sprachwiss. philos. Fakultät den Doktorgrad und wurde hierauf zum Professor der arabischen Literatur daselbst ernannt. Seit 1872 ist B. ord. Professor an der Universität Strassburg. Von seinen Schriften sind allgemein sprachwissenschaftlichen Inhalts: *«L'unité de l'espèce humaine et la pluralité des langues primitives»*, *«De l'unité de composition grammaticale et syntactique dans les différentes familles de langues»* (beide Str. 1864), *«Curiosités linguistiques»* (Colmar 1870), *«Sprachliche Studien»* (Straßb. 1872), *«Résumé d'études d'ontologie générale et de linguistique générale»* (3. Aufl., Str. 1875), *«Cours de linguistique»* (Str. 1876), *«Théorie sur l'origine et la nature de la langue»* (Str. 1879). Der altorient. Philologie gehören an: die *«Poèmes islandais»* (Str. 1838), *«Les chants de Sôli»* (*«Sôliarlied»*, Straßb. 1858), *«La fascination de Gulä»* (*«Gylfaginning»*, 2. Aufl., Str. 1871), *«Sämtliche Edda Gedichte, kritisch verglichen, übersetzt und erklärt»* (Epp. 1872–79). Dante betreffend: *«Dante et sa comédie»* (Straßb. 1863), *«La vision de Dante au paradis terrestre»* (Colmar 1865), *«Les prétendues maîtresses de Dante»* (Strassburg 1869), und namentlich *«Dante, sa vie et ses œuvres»* (2. Aufl., Straßb. 1881) u. a. Von seinen sonstigen Werken sind hervorzuheben: *«De l'origine et de la signification des romans du Saint-Graal»* (1846), *«Les Scythes»* (Colmar 1853), *«Les Gètes»* (Straßb. 1859), *«Les Amazones dans l'histoire et dans la fable»* (Colmar 1852), *«Les peuples primitifs de la race de Jafète»* (Colmar 1853), *«La priamie (préambule) dans les différentes littératures»* (Straßb. 1868), *«Strassburger Volksgespräche»* (Straßb. 1873) u. s. w.

Bergmann (Gust. Adolf), der Hauptvertreter der elsaß. Autonomistenpartei, geb. 6. Mai 1816 in Strassburg, wurde nach einer längeren Thätigkeit in dem Geschäft eines Schiffreders zu Rouen 1841 Kompanion eines Draßneries- und Kolonialwaren-Großgeschäfts in seiner Vaterstadt. Um der infolge der Februarrevolution von 1848 eingetretenen Kreditnotung zu steuern, gründete er ein Comtoir national, dessen Grundkapital (1/2 Mill. Fr.) er selbst mit seinen Freunden zusammenbrachte. Als Delegierter des Finanzministeriums wurde er ferner mit der Organisation eines Magasin général betraut, welches dem Kreditbedürfnis des Handels entgegenkam und bis 1852 von B. unermüdet geleitet wurde. Im J. 1850 beteiligte er sich an der Gründung der noch bestehenden ersten Bank-Rommanditgesellschaft in Strassburg, in deren Aufsichtsrat er seit 20 Jahren den Vorsitz führt. Dem elsaß. Handel und Gewerbe leistete er durch Gründung und Unterstützung zahlreicher gemeinnütziger Institutionen die wesentlichsten Dienste. Das Jahr 1877 führte ihn als Vertreter der autonomistischen Partei in den Deutschen Reichstag, wo er mit von Barnbuler zur Verteidigung eines gemäßigten Schutzsystems eine freie wirtschaftliche Association gründete, die anfangs nur 15 Mitglieder zählte, bald aber zahlreiche Nachfolge fand. Auch die

Schöpfung des Volkswirtschaftsrats verbannt seiner Unterlage der Ursprung. Bei den Wahlen 1878 unterlag er der Protestpartei, wurde jedoch nach Einsetzung der Statthalterchaft in den Staatrat der Reichslande berufen. B. veröffentlichte: „Qu'est-ce que le chemin de fer?“ (1860), „L'état directeur des chemins de fer français“ (1861), „Sur Enquête über ein einheitliches Tariffsystem auf den deutschen Bahnen“ (Berl. 1876), „Die zünftigen Zollverträge auf der Grundlage autonomer Tarife der industriellen Länder des europ. Kontinents“ (Straßb. 1879).

Bergmann (Julius), Philosoph, geb. 1. April 1840 zu Ophersbise in Westfalen, besuchte das Gymnasium zu Dülisburg, studierte in Göttingen und Berlin Mathematik und Philosophie, wurde 1872 als ord. Professor der Philosophie nach Königsberg und 1876 nach Marburg berufen. Außer zahlreichen Abhandlungen in den von ihm 1868 begründeten und bis 1872 redigierten „Philos. Monatsheften“ sind folgende Schriften von ihm hervorgehoben: „Grundlinien einer Theorie des Bewusstseins“ (Berl. 1870), „Zur Beurteilung des Kriticismus“ (Berl. 1875), „Keine Kogit.“ (Berl. 1879), „Sein und Erkennen“ (Berl. 1880). Er ist gegenwärtig der bedeutendste Vertreter einer ausgeprochen idealistischen, der Lehre Nichts nahestehenden Erkenntnistheorie und Metaphysik.

Bergmehl nennt man eine feine und weiche Erde, welche lediglich aus den Kieselpanzern von abgestorbenen Diatomeen (sog. Infusorien) besteht, also hierin mit dem Tripel und der Kieselauhe übereinstimmt. Im hohen Norden Schwedens hat man sie wohl in Hungerzeiten, mit Brotmehl vermischt, genossen, obwohl dieselbe, in ihrer chem. Zusammensetzung einem feingepulverten Kieselstein gleichend, keinen Nahrungstoff in sich enthält.

Bergmilch oder **Montmilch** (irrtümlich auch **Rondmilch** geschrieben), ein kreideähnliches, zart anzufühendes Mineral, welches aus feinen, locker verbundenen Kalksteinen besteht; es findet sich namentlich in Höhlen und Klüften der Kalksteingebirge (z. B. am Pilatus in der Schweiz), und erscheint entweder als besonderer Niederschlag aus Kalkcarbonat führenden Gewässern oder als Zersetzungsprodukt anderer kalkhaltiger Mineralien.

Bergmispel, Pflanzenart, f. u. **Cotoneaster**.

Bergöl, f. **Petroleum**.

Bergordnung, f. **Bergrecht**.

Bergpapier, Mineral, f. **Bergkork**.

Bergpartei, oder nur **Berg** (Montagne), hieß in der ersten französischen Revolution im Nationalkonvent (f. d.) die Gruppe der radikalsten Revolutionäre, weil dieselbe auf den höher gelegenen Banken des Versammlungssaals ihre Sitze genommen hatte. Zu den Mitgliedern des Bergs (Montagnards) gehörten vornehmlich Danton, Marat, Robespierre, Saint-Just, Collot d'Herbois und andere Anhänger des Terrorismus. Dem Berg entgegen stand die Partei der Ebene (Plaine) oder der Girondisten (f. d.), welche die ebengelegenen Sitzeplätze im Fond des Saals innehatten. Nach dem Untergang der Girone nannte man die Ebene auch den Sumpf (Marais), weil dieser weite Raum, im Gegensatz zum Berg, alle die Persönlichkeiten und Parteienrümer enthielt, die nicht selbständig stimmten, sondern unter der Herrschaft des Bergs und seiner Häupter handelten. Nach dem Sturz der Schreckensmänner verloren die Reste der B. Ansehen und Be-

deutung. Vgl. Claretie, „Les derniers Montagnards“ (Par. 1874).

Bergpredigt heißt die vom Evangelium des Matthäus Kap. 5—7 mitgeteilte Rede Jesu, weil dieselbe nach Matth. 5, 1 auf einem Berge gehalten wurde. Nach derselben Angabe ist sie vor einer großen Menge Volks gehalten, womit indessen ihr Inhalt, welcher zum größten Teil nur an die Jünger gerichtet gewesen sein kann, im Widerspruch steht. Matthäus teilt sie als erste Probe der öffentlichen Lehrthätigkeit Jesu mit, gewissermaßen als die feierliche Inauguration seiner Predigt vom Himmelreich, und dem entspricht auch im allgemeinen der Gedanktentwurf, in welchem sich namentlich der Anfang und der Schluß der Rede bewegen. In der Gestalt, wie sie bei Matthäus überliefert ist, bildet sie allerdings, einige Zusätze abgerechnet, ein in der Hauptsache zusammenhängendes Ganzes. Nachdem in den acht Seligsprechungen die rechte, zum Eintritt ins Himmelreich erforderliche Gesinnung einerseits als das tiefste Gefühl der Hilfsbedürftigkeit und der Empfanglichkeit für das göttliche Heil, andererseits als „Gerechtigkeit“ im alttestamentlichen Sinne, d. h. als Barmherzigkeit, Reinheit von Irrel, Friedensliebe und Gerechtigkeitsliebe, um der Gerechtigkeit willen Verfolgungen zu leiden, geschildert worden ist (Kap. 5, 1—12), geht die Rede über zur Darstellung des Verhältnisses Jesu zum mosaischen Gesetz und der von demselben geforderten Gerechtigkeit und führt den Gedanken aus, daß Jesus, statt das Gesetz aufzuheben, vielmehr zu seiner wahren Erfüllung gekommen sei, im Gegensatz zu der nur scheinbaren Gesetzesgerechtigkeit der Pharisäer (B. 17—20). Daher wird zunächst an einer Reihe einzelner Beispiele der Gedanke durchgeführt, daß die rechte Gesetzeserfüllung nicht die sei, welche das Gesetz als äußere Rechtsnorm handhabt und auf den Buchstaben seiner Bestimmungen beschränkt, sondern die, welche die bösen Regungen meidet, aus welchen die vom Gesetz verbotenen Handlungen hervorgehen (B. 21—42). Sodann wird abermals an einer Reihe von Beispielen gezeigt, daß im Gegensatz zur pharisäischen Heuchelei, welcher es vor allem auf die äußere That und ihre äußere Anerkennung ankommt, die innere sittliche Gesinnung allein jeder Handlung ihren wahren Wert verleiht (Kap. 6, 1—18). Im Folgenden wird (ohne strengen Zusammenhang mit dem Bisherigen) die unbedingte Achtung des Willens auf das göttliche Reich und seine Gerechtigkeit gefordert und jede Halbheit oder Geteiltheit des Strebens im Dienste Gottes verworfen (B. 19—24). Mit Kap. 7 geht die Rede sodann dazu über, das rechte sittliche Verhältnis zu den Nebenmenschen zu erörtern. Die allein berechtigte Norm ist auch hier die Idee der Gerechtigkeit, welche den andern als gleichberechtigtes sittliches Wesen anerkennt und ihm darum alles Gute thut, was man selbst von den Menschen empfangen möchte (Kap. 7, 1—12). Als Bedingung zum Eintritt ins Gottesreich ist die allseitige und thatsächliche Erfüllung des göttlichen Willens, gegenüber dem äußern Lippenbekenntnis, gesetzt (B. 13—23) und die Befolgung dieser Lehren als die rechte Lebenskunst bezeichnet, welche allein die Probe besteht (B. 24—27). Trotz dieser im ganzen wohlgeordneten Gruppierung des Stoffs ist die Rede schwerlich so, wie Matthäus sie wiedergibt, in einem Ritzzuge gehalten, sondern kommt in der vorliegenden Gestalt auf Nach- und Nachtrag des Evangelisten, welcher nach seiner auch

sonst (Kap. 13; 18; 21—25) zu beobachtenden Weise größere Becegruppen zu einem künstlerischen Ganzen zusammenfügte. Bei Lukas findet sich (Kap. 6, 20—49) dieselbe Rede in weit kürzerer Gestalt, während der übrige Stoff größtentheils an verschiedenen Stellen zerstreut ist, und überdies in einer eigenthümlichen Redaction. Nach den Esgpreisungen, die hier auf vier reduzierte und dafür durch vier Beceuse ergänzt sind, folgt ein Abschnitt, der sich ausschließlich mit den Pflichten der Nächstenliebe beschäftigt, unter Beiseitigung der Gesehesreden Jesu und aller polemischen Beziehungen auf die pharisäische Gesehesdeutung (V. 27—36), worauf ein zweiter Abschnitt (V. 37—46) auf die Vehrgegenstände der apostolischen Zeit Bezug nimmt.

Bergrecht ist der Inbegriff der auf den Bergbau bezüglichen besondern Rechtsvorschriften. Das röm. Recht sprach dem Grundeigentümer das Recht zum Bergbau zu, hat aber nur wenig Vorschriften über den Bergbau aufgestellt, die in Deutschland ohne Bedeutung geblieben sind. Das deutsche V. hat sich in älterer Zeit als Gewohnheitsrecht entwickelt, ist dann durch Privilegien und statutarische Bestimmungen fortgebildet worden und hat später durch Verrordnungen und in neuerer Zeit durch umfassende Vergesehe eine bestimmte Gestalt erhalten. Das ältere deutsche Recht sah die Mineralien als Bestandteile des Grund und Bodens und demnach als im Eigentum und in der Verfügungsgewalt des Grundeigentümers stehend an. Mit dem Auftreten eines künftgerechten Bergbaues seit dem 12. Jahrh. trennte sich dieser von den Verugnissen des Grundeigentümers und es entstand die Vergaufreiheit oder Bergfreiheit, d. h. das Recht in fremdem Grund und Boden Bergbau zu treiben selbst ohne Bewilligung des Grundeigentümers, wenn auch unter Entschädigung desselben. Daneben entwickelte sich in vielen Teilen Deutschlands besonders seit der Constitutio de regalibus Kaiser Friedrichs I. von 1158, welche die argentariae und salinarum redditus unter den Gegenständen des Regals auführte, das Bergregal (s. b.) als ausschließliches Recht des Fiskus, auf nichtschalischen Grundstücken gewisse fossilen sich anzueignen. Der Regalherr hatte das Recht auf den Vergachten und verlich die Ausübung des Bergregals an Privats als Vergwerkserechtigkeits (sog. Spezialverleihung). Zu Gunsten des Bergbaues bildete sich vielfach die Verpflichtung des Regalherren zur Übertragung des Bergbaubetriebs an Privats (sog. Freierrklärung des Bergbaues). Nach der richtigen Ansicht ist das Bergregal nicht gemeinrechtlich geworden, sondern im Zweifel ist die Vergaufreiheit als bergrechtliches Prinzip in Deutschland anzunehmen. Von den ältern Vergewohnheitsrechten sind wichtig die von Trient in Emdritol, die der Stadt Zglau in Mähren, die von Scheunig in Ungarn, die von Rattenberg in Böhmen, die von Freiberg in Sachsen, die des Harzes bei Goslar u. s. w. Sie sind sämtlich deutschen Ursprungs und stehen vielfach mit deutscher Einwanderung in Verbindung. Die gemeinsamen Grundzüge der alten Vergewohnheitsrechte, welche mit mehr oder weniger Modifikationen in der Ausföhrung bis ins 19. Jahrh. die Grundlage der deutschen Vergesehgebungen gebildet haben, sind: das Recht des freien Zudens (Zäfersens) nach Mineralien und das Recht des ersten Zünders, oder die Vergaufreiheit; die Bestätigung und Zumei-

fung des unterirbischen Besitztums auf Anmerkung des Begehrenden und erfolgten Nachweis der Bewürdigkeit des Geseunden (Verleihung) seitens des Fürsten durch seine Organe (Vergänter, Vergewister), wogegen dem Fürsten ein Anspruch auf gewisse Abgaben (Urbat, Trone, Zehnte genannt) stand; ferner: Verlust und Zurückfall des erteilten Rechts in das Bergfreie, im Falle von demselben nicht der vorgeschriebene Gebrauch gemacht wurde; endlich Entschädigung des Grundeigentümers. Erst gegen Ende des 15. Jahrh. nach vollkommener Ausbildung der Landeshoheit und mit zunehmender Blüte des Bergbaues (namentlich in Sachsen) waren die Landesherren in der Lage, gesehgebend für den Bergbau zu sorgen. So entstand nach vorherigen mehrfachen Ergänzungen und Umarbeitungen (1548) die Joachimsthäler Verrordnung, die sich zur Haupt- und Subidiarquelle des gesamten böhmischen, mährischen und schlesischen V. erhob, wenigstens schon im 16. Jahrh. fast jede Verrstadt ihre eigene Verrordnung erhielt.

Im 17. und 18. Jahrh. tritt dann für den Bergbau mehr eine Spezialgesehgebung ein, welche sich nach und nach immer mehr auf das Detail der technischen und ökonomischen Grubenleitung und Bewirtschaftung der Verrörden bezieht. Zu dieser Vormundung des Bergbaues durch die Staatsbehörden trug auch mit bei, daß der Staat sich vielfach durch Ausföhrung größerer Vergaubetriebe, namentlich durch Stollen- und Wasserzöhrungen, betheiligte. Zu den wichtigsten hierher einschlagenden Vergesehen gehören unter andern für die preuß. Staaten: die revidierte Verrordnung für das Herzogtum Randeberg, Fürstentum Halbesstadt, die Grafschaft Mansfeld u. s. w. vom 7. Dez. 1772; die revidierte Verrordnung für das Herzogtum Meve, die Grafschaft Mark vom 29. April 1766; die revidierte Verrordnung für das Herzogtum Schlesien und die Grafschaft Glatz von 1769; die neue Verrordnung für das Markgrafenamt Brandenburg von 1619, neu aufgelegt 1705, deren Inhalt die Joachimsthäler Verrordnung in sehrmaßiger Umarbeitung bildet. Hiernächst ist der 16. Titel im zweiten Teil des Allgemeinen Landrechts „Rom Vergwerksregal“ dem V. gewidmet, welches jedoch nur subsidiarisch neben den Provinzial-Verrordnungen als unmittelbares Geseh Geltung erlangte, soweit nicht in den auf den links Rheinfürn gelegenen Landesteilen die franz. Vergesehgebung (Loi concernant les mines vom 21. April 1810) Gältigkeit hatte. Für Sachsen war die Verrordnung des Kurfürsten Christian von 1589 das frühere Hauptgeseh für den sächs. Silberbergbau; außerdem galten die Stollenordnung von 1749, das Bergvergesmandat vom 1713 u. s. w. Für den österr. Kaiserstaat galt unter andern die Verrordnung Kaiser Maximilians I. von 1517, die Ferdinandische Verrordnung von 1553, die Berötherreichische Verrordnung Karls VI. von 1734; die Bayerische Verrordnung von 1784 für Salzburg und Tirol; für die erzbergisch-subelische Ländergruppe (Böhmisches Mähisches V.) kamen die Kurböher Verrordnung von 1528, die Joachimsthäler von 1548 und der Rudolfsnische Vergeseh (für das Herzogtum Schlesien) von 1577 in Anwendung; das ungarische, galizische, siebenbürgische und bannische V. enthielt die Vergwerksordnung Maximilians II. von 1573. Für die bayr. Länder kam die Allgemeine Verrordnung vom 6. Mai 1784, für

Württemberg ein Patent von 1536 mit einer Erneuerung von 1597 in Kraft.

So galten fast bis in die neuesten Zeiten in den wichtigsten Bergbaubezirken die größtentheils bereits im 16. und 17. Jahrh. abgeschafften, vielfach lüdenhaften und veralteten Bergordnungen. Die gedrückten Verhältnisse, namentlich die vom vierten und fünften Decennium des 19. Jahrh. an im Wege der freien Association außerordentlich gesteigerte Industrie- und Speculationshätigkeit des Volks, sowie die gänzlich umgestalteten Verhältnisse des Bergbaues machten Reformen der neuern B. notwendig, welche sich in mehr oder weniger hervorragenden Punkten von der Grundlage des frühern gemeinen deutigen B.s entfernen. Die leitenden Grundsätze für Verbesserung der Rechtszustände des Bergbaues erstrecken sich wesentlich auf das Prinzip, der Bergwerksindustrie volle Selbständigkeit in der Wahrung ihrer Privatinteressen zu gewähren, dagegen die Bergbehörde auf die Überwachung der konfliktirenden öffentlichen Interessen zu beschränken. Die neuesten Berggesetze, namentlich das vortreffliche Allgemeine Berggesetz für die preuß. Staaten vom 24. Juni 1865, beschränken sich daher auf das B. im eigentlichen Sinne, also auf diejenigen Gegenstände, welche wegen der eigenthümlichen Natur des Bergbaues und seiner besondern Bedürfnisse eine von dem allgemeinen Rechte abweichende rechtliche Behandlung erfordern. Die Mischung von Realität und Bergbaufreiheit ist beseitigt, das Real vollständig abgeschafft und das Prinzip der Bergbaufreiheit in der Art beseitigt, daß das Bergbaurecht demjenigen verliehen werden muß, der es in gehöriger Weise in Anspruch nimmt. Die den Berggesetzen unterworfenen Mineralien sind: Gold, Silber, Quecksilber, Eisen (mit Ausnahme der Hütten- und Eisenerze, welche der Disposition des Grundeigentümers überlassen sind), Blei, Kupfer, Zinn, Zink, Kobalt, Nickel, Arsenik, Mangan, Antimon und Schwefel, geblieben und als Erze; ferner Alaun- und Bitriolerze, Steinkohle, Braunkohle und Graphit, Steinsalz nebst den mit denselben auf der nämlichen Lagerstätte vorkommenden Salzen, und die Solquellen. Die Aufsuchung dieser Mineralien auf ihren natürlichen Ablagerungen (das Schürfen) ist einem jeden gestattet. Das Schürfen um Verleihung derselben als Bergwerkeigentum in einem gewissen Felde (die Rutung) wird bei der Bergbehörde angebracht, welche ein Verleihungsverfahren erhebt, die Verleihungsurkunde ausstellt und eine amtliche Vermessung und Verlochungsteuung des Feldes einkettet. Der Grundbesitzer muß den für den Bergbau nötigen Platz (mit gewissen Ausnahmen) gegen Entschädigung für die entzogene Nutzung und die Wertverminderung vorläufig abtreten und kann eventuell verlangen, daß der Unternehmer das Eigentum an diesen Grundstücken erwerbe. Der Betrieb darf nur auf Grund eines Betriebsplans, den die Bergbehörde prüft, geführt werden; die Betriebsführung selbst ist lediglich den Bergwerksbesitzern überlassen und bergpolizeiliche Präventivmaßregeln werden nur im öffentlichen Interesse gebauht. Das Rechtsverhältnis zwischen dem Bergwerksunternehmer und dem zum Betriebe des Bergbaues nötigen Personal unterliegt der vertragmäßigen Regulierung; jedoch bestehen im öffentlichen Interesse besonders zu Gunsten der Vergeleute bestimmte Vorschriften, die durch Vertrag nicht abgeändert oder umgangen werden

solten, insbesondere hinsichtlich der Qualifikation der Betriebsbeamten, über die Führung von Arbeitsbüchern und Arbeitszeugnissen, über die bare Auslohnung der Arbeiter, über das Unterhaltungs- wesen. Aus Fürsorge für das Wohl der Vergarbeiter und ihrer Angehörigen sind vielfach die sog. Knappschaftsvereine ins Leben gerufen. Derselben sind durch Statut geregelt. Sowohl die Arbeiter als die Werkbesitzer haben Beiträge zu leisten. Den Arbeitern wird dafür gewährt freie Kur und Arznei in Krankheitsfällen, ein Krankenlohn, Beitrag zu den Begräbnis- und Invalidenunterstützung, Unterstützung der Witwen u. s. w. Die Repräsentation der Arbeiter bei diesen Vereinen geschieht durch sog. Knappschaftskassen. Die Kompetenz der Bergbehörden (Kriegerbeamte, Bergämter oder Oberbergämter, Minister) erstreckt sich auf die Verleihung von Bergbaurechten und die damit zusammenhängenden Geschäfte, die Gewerkschaftsaufsicht, die Mitwirkung in Erpropriations- und Vergütungs- sachen. Dierher gehören auch die Ratscheider, welchen die Vermittlungsarbeiten und Anfertigung der Grubenrisse obliegt. Die von der Bergbehörde ausübende polizeiliche Aufsicht (Bergpolizei) des Bergbaues erstreckt sich auf die Sicherheit der Baue, die Sicherheit des Lebens und der Gesundheit der Arbeiter, auf den Schutz der Oberfläche im Interesse der persönlichen Sicherheit und des öffentlichen Verkehrs und endlich auf den Schutz gegen gemeinschaftliche Einwirkungen des Bergbaues. Der Abbau kann durch Eigendöhner, d. h. solche, die mit eigener Hand arbeiten, geüben, ferner durch Gesellschaften solcher Eigendöhner (Reinischten, Gesellenbau), die nicht über acht Teilnehmer haben und als Societäten gelten, endlich durch die Vereinigung einer größeren Anzahl von Teilnehmern, Gewerken, die sog. Gewerkschaft. Die Gewerkschaft alter Verfassung beruht auf dem Societäts- prinzip, wonach die Teilhaber Mitteilhaber des Bergwerks sind. Dabei hat sich ein korporatives Element ausgebildet (Mehrheitsbeschluß, Ausschluß der Teilhaber). Das Bergwerkeigentum (Bede) zerlegt sich regelmäßig in 128 Anteile oder Auzer, deren einzelne Eigentümer im Grundbuch eingetragen sind. Der Auzer ist frei vererblich und veräußerlich, unterlag aber bei Veräußerungen und Verpfändungen als Immobilie den für diese geltenden Grundgesetzen. Die neuen Berggesetze, besonders das preussische, haben eine reformierte Gewerkschaft eingeführt, die nach Analogie der Aktiengesellschaft gebildet ist und den Charakter der jurist. Person hat. Die Gewerkschaft ist als Ganzes im Grundbuch eingetragen und als solche zur Veräußerung und dinglichen Belastung des Bergwerks befähigt. Der Auzer, über den ein Gewährsprinzip ausgesetzt wird, gilt jetzt als Mobilie und kann nach den für diese geltenden Grundgesetzen veräußert und verpfändet werden. Dem Inhaber des Auzers liegt die Verpflichtung zu Zuschüssen ob. Die Zahl der Neuzuschüsse beträgt 100, durch Statut kann sie auf 1000 festgesetzt werden. Es bestehen Repräsentanten der Gewerkschaft und eine Gewerkschaftsversammlung.

Das preuss. Berggesetz ist in Bayern (Gesetz vom 20. März 1869), Württemberg (Gesetz vom 7. Okt. 1874), Pfalz (Gesetz vom 7. April 1867), Hessen (Gesetz vom 28. Jan. 1876), Mecklenburg (Gesetz vom 17. April 1878), Gotha (Gesetz vom 16. Aug. 1868), Altenburg (Gesetz vom 18. April 1872), Elßaß-Lothringen (Gesetz vom

16. Dez. 1873) im wesentlichen unverändert angenommen worden.

Für das Königreich Sachsen gilt gegenwärtig das Allgemeine Berggesetz vom 16. Juni 1868; es enthält eingreifende Reformen für den Bergbau. Für die österr. Staaten gilt das liberale Berggesetz vom 23. Mai 1854; es beseitigte die früher bestandenen verschiedenen Bergordnungen für einzelne Teile der Monarchie, die nur den Bergbau im Auge hatten, hat aber das Bergregal beibehalten. Eine ziemlich selbständige Entwicklung zeigt die Vergeseßgebung in Frankreich; sie hat zwar dem deutschen V. verwandte Prinzipien zur Grundlage, trug aber vor 1791 den Charakter der Monopolisierung und Spezialverleihung und führte zu vielen Willkürlichkeiten und Überschreitungen. Das Gesetz vom 12. Juni 1791 unternahm insofern eine Reform, als das Bergwerkseigentum als ein der Verfügung und Aufsicht der Nation unterstelltes Gemeingut aufgefaßt wurde. Das Gesetz vom 21. April 1810 (*Loi concernant les mines*) hat ein Konfessionsystem ohne Anspruch des Muters auf Verleihung. Eine Revision des genannten Gesetzes enthält das Gesetz vom 27. Juli 1880 (*Loi portant révision de la loi du 21 avril 1810*). Die franz. Gesetzgebung erstreckt sich auch auf Belgien, wo sie mit der franz. Herrschaft eingeführt wurde. Auch in England bestand ursprünglich ein dem Bergregal entsprechendes Institut in der sog. *Royalty*; dieselbe ging aber, anfangs in Spezialverleihungen und Privilegien, seit Ende des 17. Jahrh. jedoch vermöge der festen Bestimmung der dortigen Besitzverhältnisse, allein mit Ausnahme des Goldes und Silbers u. a., z. B. der Zinnbergwerke in Cornwallis, der Bleibergerwerke in Derbyshire, auf die Gutsbesitzer über. Das Recht zum Bergbau beruht nur auf freier Vereinigung zwischen dem Grundeigentümer (Lord) und dem Bergwerksunternehmer (Adventurer). Die engl. Gesetze vom 10. Aug. 1842, 15. Aug. 1850, 17. Aug. 1855 und 28. Aug. 1860 regeln die Verhältnisse.

Litteratur. Osmelin, »Beiträge zur Geschichte des deutschen Bergbaues« (Halle 1783); Wagner, »Corpus juris metallici« (Lpz. 1791); Hale, »Kommentar über das V.« (Sulzb. 1823); von Hingenu, »Handbuch der Bergrechtskunde« (Wien 1855); Bräuer, »Vergordnungen der preuß. Länder« (Köln 1858); Achenbach, »Lehrbuch des gemeinen deutschen V.« (Bd. 1, Bonn 1870); Klostermann, »Lehrbuch des preussischen V.« (Berl. 1870); derselbe, »Das allgemeine Berggesetz für die preuß. Staaten« (3. Aufl., Berl. 1874); »Zeitschrift für V.«, herausgegeben von Achenbach und Bräuer (Bonn 1860 fg.).

Bergregal heißt ursprünglich das ausschließliche Recht des Fiskus, auf nichtfiskalischen Grundstücken gewisse fossilen sich zunutzen. Vermöge des V. ist dem Grundbesitzer die Verfügung über den unterirdischen Gehalt des Bodens entzogen (s. unter Vergrecht). Das V. ist regelmäßig an Privatrechte zur Ausübung verlihen worden und so namentlich aus einer unmittelbaren Verfügungsbezugnis des Staates in ein Hoheitsrecht desselben umgewandelt worden, wonach er den Erwerb des Bergwerkseigentums seitens der Privaten gesetzlich regelt, gewisse Abgaben erhebt und eine allgemeine polizeiliche Aufsicht über das Bergwesen ausübt. Die Konsequenz dieser Entwicklung ist die Beseitigung des V. in der neuen Gesetzgebung, die dem Staate nur die Berghoheit zuerkennt.

Bergrechenstein, kónigl. Bergkloß im schwed. Bohmen, Bezirkshauptmannschaft Schüttenhofen, mit (1880) 2340 E. deutscher Junge, die neben den städtischen Gewerben sich vorwiegend mit Feldwirtschaft und Viehzucht betreffen. Die Stabt, in einem nach Süd und Ost von bewaldeten Höhen geschlossenen Thale liegend, war in der Mitte des 14. Jahrh. der Mittelpunkt jener schwungvoll betriebenen Montanindustrie, durch welche das Gesh aus den Cunnjaderen des Gneis teils bergmännisch gewonnen, teils aus den Flüssen und Bächen des Böhmerwaldes gewaschen wurde. An den felsigen Abhängen gegen den Zollerbach zwischen Latzer-Reichenstein und dem Zosumberg findet sich noch eine zahllose Menge von Halben, stollenartigen Gängen und Löchern, am Bache selbst weit ausgebreitete Seifenbägel, auch Ruinen von ehemaligen Pochwerken und Quidmühlen. Unter König Johann waren 300 Quidmühlen zur Goldgewinnung hier im Gange. Von diesem Könige erhielt die Stadt 1345 ihre ersten Freiheiten. Karl IV. bewilligte ihr die Handelsfreiheit durch den Böhmerwald (1366), die noch jetzt unter dem Namen »göddener Sieg« bekannt ist. Kaiser Maximilian II. verlieh ihr das Stadtwappen (1572); Rudolf II. erhob sie (1584) zur kónigl. Bergstadt. Während der nachfolgenden Kriege und namentlich in dreißigjährigen Kriege gerieten die Werke ins Staden und wurden seither nicht mehr aufgenommen. Jetzt besteht der Reichthum der Stadt in großen Ballungen.

Bergreien (auch Bergreien und Bergreien) heißen Lieder, die von Bergleuten und ihr Bergleute gedichtet sind, also bergmännische Volkslieder. Sie sind weltlichen und geistlichen Inhalts und schildern die Freuden und Leiden des Bergbaues meist in lyrischer, zuweilen auch in epischer, an bestimmte Ereignisse anknüpfender Weise. In vorherrschender Grundton aller ist gläubiges Vertrauen. Neben vielem Trivialen, Handwerksmäßigen findet sich darunter doch auch mancher zarte, tiefempfundene, echt volkstümliche Lied. Die eigentliche Heimat der V. ist Sachsen und Thüringen. Dort erschien auch die erste Sammlung »Bergreien, ethische geistlich und weltlich« (Zwickau 1531 u. 1533). Eine neue vermehrte Ausgabe dieser Lieder wurde um 1534 in Nürnberg veranstaltet und in neuem Abdruck durch O. Schade unter dem Titel »V., eine Liederammlung des 16. Jahrh.« (Weim. 1854) veröffentlicht. Die hier sorgfältigste Sammlung echter alter V. ist die von Reinb. Köhler, »Alte Bergmannslieder« (Weim. 1858). Neuere Sammlungen teils altüberlieferter, teils neugebildeter Bergmannslieder sind: H. Döring, »Sächsisches V.« (2 Hefte, Grimma 1888–40); »Grubenflänge« (Mühlb. a. d. Ruhr 1890); B. Kolbe, »Neuestes Bergreienbuch« (Halle 1891); »Hilarious Gladauf, der fröhliche Berg- und Hüttenmann« (Eisl. 1843); »Glad auf! 66 Bergmannslieder mit Melodien« (Mühlb. a. d. Ruhr 1857); Roal, »Ans der Teufe« (Weim. 1856).

Bergrecht, s. Bergstürze.

Bergschöpfung, s. unter Großfall.

Bergschöppenstuhl, ein unaltet, aus dem 13. Jahrh. stammendes Berggericht, vor welchem wichtige Vergrechtsfälle zum Spruch kamen (Bergschöppenstuhl) und vergrechtliche Fragen erledigt wurden (Vergurteil von Vergrechts wegen). Die alten Schöppenstühle zu Freiberg, Clausthal und Zschimschthal spielten noch im 18. Jahrh. eine wichtige

Rolle, machten aber später geordneten Berggerichten Platz, denen für Justiz- und Hypothekensachen ein Bergrichter und ein Bergschreiber beigegeben waren. Die Kompetenz für kriegliche Bergverordnungen (Berggerichtsbarkeit) liegt nach den neuesten Organisationen bei den Bergbehörden und den ordentlichen Gerichten, welche nach die Berghypothekensachen (Grundbücher) führen.

Bergschulen sind Lehranstalten niedriger Ordnung, bestimmt, junge, körperlich kräftige und befähigte Männer aus dem Arbeiterstande zu Unterweisen, Steigern, Obersteigern und Werkmeistern für den Erz- und Kohlenbergbau heranzubilden. Der Vorbildung der jungen Leute entsprechend kann der Unterricht daher nur ein ganz elementarer sein, der sich zumeist nur auf die Praxis stützt; außer in der Bergbaukunst und der niedern Mathematik wird Unterricht im Zeichnen, in der niedern Mathematik, Geometrie, Mineralogie und Physik sowie in der Buch- und Registerführung erteilt. Der Kursus auf den B. dauert meist vier Jahre. Die Bergschulen haben neben dem Bergschulunterricht, welcher ihnen frei gewährt wird, gegen Löhnung auf einer Grube als wirkliche Bergarbeiter ihre Schichten zu verfahren. Es gibt daher B. nur an solchen Orten, wo Bergbau in unmittelbarer Nähe betrieben wird.

Bergseife ist ein pechschwarzes oder bläulich-schwarzes, un durchsichtiges, sehr weiches und milchesohnartiges Mineral, welches sich fettig anfühlt, nicht abfährt, aber wie schwarze Kreide schreibt und an der Zunge klebt. Es findet sich in Olfus in Polen, Böhmen in Böhmen, auch bei Waltershausen in Thüringen, hier in 15 cm mächtigen Lagern zwischen Lehm und Thon und wird unter dem Namen Bodenseife zum Waschen grober Seuge benutzt. Die meiste B. ist wohl nur ein von Bitumen oder Kohle zersetzter fetter eisenhaltiger Lehm oder Thon.

Bergse (Wihl. Jörgen), dän. Schriftsteller, geb. 3. Febr. 1835 zu Kopenhagen, studierte seit 1854 auf der dortigen Universität erst Medizin, später Naturwissenschaften, besonders Zoologie, und ging 1862 nach Italien, um die Fauna des Mittelmeers zu erforschen. Nach seiner Rückkehr veröffentlichte er die Monographie: „Philichthys Xiphias“ (Kopenhagen. 1864) und „Über die ital. Tarantel und den Tarantismus im Mittelalter und in neuerer Zeit“ (Kopenhagen. 1865). Durch den anhaltenden Gebrauch des Mikroskops zog er sich ein Augenleiden zu, infolge dessen er einige Zeit erblindete. In seiner unfreiwilligen Ruhe trat er als Lyriker und Novellist auf und bildete zunächst seinen Novellencyklus: „Fra blaa og hvidt“ (Kopenhagen. 1866; 4. Aufl. 1880; deutsch von Strodtmann, 3 Bde., Berl. 1870, und von Buch, 3 Bde., Brem. 1871), welchem seine Gedichtsammlung: „3 Aa og Na“ (Kopenhagen. 1867; 4. Aufl. 1878) folgte. Bei seinem zweiten Aufenthalt in Rom (1868), wo sein Augenleiden teilweise hoben war, verfasste er den Roman: „Fra den gamle Fabrik“ (Kopenhagen. 1869; 3. Aufl. 1879; deutsch v. Buch, 2 Bde., Berl. 1874); darauf folgte der Roman: „3 Sabinerbjergene“ (Kopenhagen. 1871; deutsch von Peters, 2 Bde., Brem. 1872), die Gedichtsammlungen: „Hjemvee“ (Kopenhagen. 1872) und „Hjemstovnet“ (Kopenhagen. 1873), sowie die Erzählung: „Bruden fra Nörving“ (Kopenhagen. 1873; deutsch von Strodtmann, Berl. 1872), die Gespensternovellen: „Hjengangertfortællinger“ (Kopenhagen. 1873; deutsch von Strodtmann, Berl. 1873) und die „Za-

lienske Noveller“ (1874, deutsch, Berl. 1876). Im Frühling 1872 ging er zum dritten mal nach Italien, um die letzten Studien zu seinem großen Werke: „Rom under Pius IX.“ (Heft 1—10, Kopenh. 1874—75) zu machen, welches Rom als den Herd des Ultramontanismus schildert. Seine Romane zeugen von scharfer Beobachtung, lebhafter Phantasie und großer Formvollendung und überragen auch an Originalität seine lyrischen Produkte bei weitem.

Bergst. bei zoolog. Namen Abkürzung für J. A. B. Bergsträker (Entomolog, geb. 21. Dez. 1732 zu Jöhlen im Nassau-Hungarischen, gest. 24. Dez. 1812 als Nestor des Lepetismus in Hanau).

Bergstraße heißt im engeren Sinne die ungefähr 52 km lange, auf dem rechten Rheinufer am Fuß des Odenwaldes sich hinziehende Kunststraße, welche bei Bessingen in der Nähe von Darmstadt beginnt und bis Heidelberg reicht, im weiteren Sinne aber der ganze fruchtbare Strich der nächsten Umgebung derselben. Die Straße wurde wahrscheinlich schon von den Römern angelegt und ist zum Teil mit Bäumen und Obstbäumen besetzt. Unter den die B. begleitenden Bergen des Odenwaldes ragt der 540 m hohe Melibocus bei Zwingersberg empor. Längs der B. führt die Main-Neckarbahn von Darmstadt über Zwingersberg, Bensheim und Heppenheim bis Weinheim. Natur und Kunst haben sich vereinigt, die Umgebung zu einer der reizvollsten Gegenden Deutschlands zu machen. Die B. ist reich an Burgruinen und andern merkwürdigen Baudenkmalern und war im Mittelalter größtenteils in den Händen der Geistlichkeit, weshalb sie im Munde des Volks auch jetzt noch zuweilen die Pfaffenstraße genannt wird. Vgl. Frand, „Die Burgen der Hess.“ (Tarnitz. 1868).

Bergstürze und Berggrutsche haben verschiedene Ursachen: Störung des Gleichgewichts von Felsmassen durch Unterwäsung; Lockerung durch Frostwirkung, indem das Wasser in Gesteinsklüften eindringt und sich durch Gefrieren ausdehnt; unterirdische Stauung von Wasser auf un durchlässigen Schichten und Erweichung der letzteren, sodas die darüber lagernden Schichten ihren Halt verlieren und herabgleiten (Berggrutsche). Je nach der Verschiedenheit dieser Ursachen und nach der Beschaffenheit des in Bewegung versetzten Materials lassen sich unterscheiden: Felsstürze, bei denen Blöcke gespaltenen und gelockerten Gesteinsmassen die Hauptrolle spielen; Erdschlippe (Berggrutsche), bei denen leicht verwitterbare Stein- und Erdbarten auf schiefer Basis ins Gleiten geraten; Schlammströme, erweiterte Schichtenkomplexe durch das Gewicht der auflagernden Massen herausgequert; und endlich gemischte Bergstürze, aus Felsblöcken, Erde und Schlamm bestehend. Nur die größten derartigen Ercheinungen verdienen die Namen Bergsturz oder Berggrutsch. Vgl. Walzer, „Über die Bergstürze in den Alpen“ (Zür. 1875); Stein, „Über Bergstürze“ (Zür. 1882). Besonders denkwürdig sind die Bergstürze von Plurs im Bergell unweit Chiavenna, wo 4. Sept. 1618 durch den Sturz des Berges Conto der ganze reiche Flecken verschüttet wurde. Sodann der gemischte Bergsturz von Galdau 2. Sept. 1806, wo sich vom Hohenberg dem Niggi gegenüber Nagelfluhbänke ablösten und mit Felsblöcken und Schlamm das blühende Thal mit 450 Menschen begruben; ferner die Stürze von Felsberg in Graubünden 1842 und 1843, an der Südküste des Diablerets 1714 und 1749, bei

Bilten in Glarus 1868, am Böttstein in Aargau 1876, bei Raub am Rhein 10. März 1876 und bei Elm (s. d.) in Glarus 11. Sept. 1881.

Vergtalg, Mineral, s. Bergforl.

Vergteer, s. unter Bitumen.

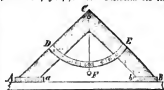
Vergues oder Verghen, Stadt und Festung zweiter Klasse im franz. Norddepartement, Arrondissement Dünkirchen, an der Vereinigung des Colmelanals und der beiden nach Dünkirchen und Furnes gehenden Kanäle und an der Linie Hazebrouck-Dünkirchen der Nordbahn, 10 km südlich von Dünkirchen und 56 km nordwestlich von Lille gelegen, hat einen alten interessanten Turm (Beffroi), ein neuerbautes Stadthaus (mit Museum), Fabrikation von Leder, Hüten, Öl, Seife u. s. w., Getreide- und Viehhandel und zählt (1876) 5368 E. Vier detachierte Forts, von denen zwei die Straße nach Dünkirchen bedeckten, machten den Ort zu einem ziemlich starken. Auf dem Hügel, der ehemals die Abtei des heil. Winoc trug, stehen zwei neue Signaltürme für die Schiffer. B. wurde 1667 von Ludwig XIV. erobert, kam im Aachener Frieden an Frankreich und wurde 1793 von den Engländern vergeblich belagert.

Vergün (roman. Bravolgon), Dorf im Bezirk Albulas des Schweiz. Kantons Graubünden, an der Albulas und der gleichnamigen Passstraße, 1389 m über dem Meere gelegen, besitzt eine alte roman. Kirche und zählt (1880) 428 E. Unterhalb des Dorfs durchbricht die Albulas die grobkörnige Felsenschlucht des Vergünerrsteins. Nach dem Hauptorte B. wird oft auch das ganze Thal vom Albulapasse bis zur Mündung des Davoser Landwassers B. benannt; dasselbe wird im W. von der Kette des Viz b' Mela (3320 m), im D., wo die Seitenthäler Val Tsch, Val Tuors und das Stulferthal liegen, durch die nördl. Ausläufer des vergletscherten Viz Reich (3417 m) eingeschlossen, ist reich an wilden, romantischen Scenerien und zählt als Kreis B. in fünf Gemeinden (1880) 1112 meist prot. E., von welchen 75 Proz. romanisch, 25 Proz. deutsch sprechen und deren Hauptbeschäftigung die Alpenwirtschaft ist. Auf ehemaligen Bergbau weisen die verlassenen und verfallenen Eisenwerke von Bellaluna an der Mündung des Stulferthales.

Vergwachs (Erdwachs, Ozokerit) und **Vergtal** nennt man asphaltartige gelbweisse und biegsame Massen, von schmutzig-brauner bis grüner Farbe, welche auf Wasser schwimmen und zwischen den Fingern geknetet sich klebrig anfühlen; chemisch sind es dem künstlichen Paraffin ganz ähnlich zusammengesetzte Kohlenwasserstoffverbindungen; sie werden durch Reiben stark negativ elektrisch, schmelzen im Feuer wie Wachs, verdampfen aber endlich mit einer nicht stark rauchenden Flamme. Sie kommen in Steinablagern und Kohlenflözen vor, wie zu Stanik in Rumänien (wo man Kerzen daraus darstellt), in Galizien, bei Newcastle in England.

Vergwage ist ein Instrument zur Bestimmung der Neigung der Bergabhänge. Nach der ältern Form besteht die V. aus einer geraden Latte, in deren Mitte ein Brett befestigt ist; auf dem Brette ist ein Halbkreis gezeichnet und in Grade geteilt; ein um den Mittelpunkt leicht drehbarer Zeiger stellt sich allemal vertikal und gibt so den Winkel an, welchen der Abhang mit dem Horizont macht. In neuerer Zeit hat man die V. etwas angemeßener gebaut (s. nachstehende Figur). Zwei starke Latten AC, BC von etwa 70 cm Länge werden mit zwei

ihrer Enden zu einem rechten Winkel ACB verbunden; die freien Enden werden mit starken Klatten AA, BB versehen, welche dem Instrumente als Füße dienen; zwischen den Schenkeln des rechten



Winkels wird ein Bogen DE von Holz oder Metall eingelegt, auf dem man die Teilung des rechten Winkels in Grade andringt; diese Teilung hat ihren Mittelpunkt in der Mittellinie, in der die beiden Schenkel zusammenstoßen. Die Mitte des Bogens wird der Nullpunkt der Teilung, die von da aus nach beiden Seiten bis 45° läuft. Die Teilung und zugehörigen Ziffern werden mit Lackfarbe auf den Bogen aufgetragen. Oben im Centrum, von dem aus der Bogen beschrieben ist, wird ein starker, aber nicht zu dicker Faden befestigt, an dessen Ende sich ein Bleilot CF befindet, das noch etwas über den Bogen hinausreicht. Um nun die Neigung der Bergabhänge zu bestimmen, schlägt man Wände in die Erde, die gerade so weit voneinander abstecken, daß man die Fußplatten der V. daraufstellen kann; gibt man ihnen gleiche Höhe über dem Boden, so stellt ihre Verbindungslinie ebenfalls die Neigung oder Richtung des Bergs dar. Setzt man die V. auf die Wände, so hängt das Pendel vertikal; ein horizontalem Boden stellt es sich auf Null, auf geneigtem auf irgendeinen von Null abweichenden Punkt der Teilung; die hier abzulesende Gradzahl gibt die Neigung des Abhangs an.

Vergwardein (Vergwardein), Bergbeamter, welcher den Gehalt der Erze, die zur Hütte angeliefert werden, produziert und bestimmt und den Käufern gegenüber kontrolliert. Dem V. entsprecht bei den Hüttenwardein, welcher in gleicher Weise die Interessen der Hütte als Käuferin vertritt.

Vergwert, s. Vergbau.

Vergwerksabgaben erscheinen im Mittelalter und vielfach auch noch in der neuern Zeit als eine Ausnutzung des Vergregals (s. d.), gewissermaßen als Entschädigung für den Fürsten oder Staat, den dem Unternehmer das Vergwerkseigentum (s. d.) verliehen hat. Daher wurden sie größtenteils als Anteil des Staates am Rohertrag festgesetzt, wesentlich als Vergzehnten, zu dem oft noch ein Stollenneuntel (für die Benutzung des Stollens) kam, außer andern Abgaben, wie Leutbergelohr (Aufsichtsgeld), Reyzegelder, Schatzschah, Hüttenzins u. s. w. In span. Amerika wurde lange Zeit hindurch von allem gewonnenen Gold und Silber sogar ein Fünftel (der Quinto) des Rohertrags an die Krone entrichtet werden, und erst nachdem die Ergiebigkeit der Vergwerke stark nachgelassen, trat eine Ermäßigung auf einen Zehnten mit verschiedenen Nebenabgaben ein. In Brasilien mußte im 18. Jahrh. von der Goldproduktion ebenfalls der Quinto bezahlt werden. Jetzt sind die V. einfach als Steuern aufzufassen und die Bemessung derselben nach dem Rohertrag erscheint daher als durchaus irrationell. Sie hat sich in Preußen erhalten in der Form einer Steuer von 2 Proz. des

Wertes der abgesetzten Produkte, wobei 1 Proz. als Aufsichts- und 1 Proz. als Bergwerkssteuer gilt. In Sachsen, Österreich und Frankreich findet eine prozentmäßige Besteuerung des Reinertrags neben der Erhebung einer geringen nach der Größe des Grubenfeldes bemessenen Abgabe statt.

Bergwerksanteile, s. unter **Alte** und **Alte**ntengesellschaft und **Kur**.

Bergwerkseigentum begreift alles dasjenige, was zum Zwecke des Bergbaues Gegenstand des Eigentums geworden ist. In den meisten Ländern ist auf Grund des Bergregals (s. b.) das B. von dem Rechte des Grundeigentümers getrennt und wird daher durch eine besondere staatliche Beleihung begründet. Im England jedoch ist dieses nicht der Fall, das Recht des Grundeigentümers reicht unbeschränkt bis in jede Tiefe; nur hat der Theorie nach die Krone das ausschließliche Recht der Gewinnung von Gold und Silber, woraus später ein Vorlaufsrecht auf die edelmetallhaltigen Erze wurde, das aber nicht mehr geltend gemacht wird. In den Staaten, welche ein gesondertes P. anerkennen (das wie Eigentum an unbeweglichen Sachen behandelt wird), besteht eben dadurch prinzipiell Bergbaufreiheit; in den nähern gesetzlichen Bestimmungen über den Erwerb des B. weichen jedoch die Befehungen von einander ab, und man kann hier namentlich das franz. und das deutsche System unterscheiden. Nach dem erstern, wie es durch das Berggesetz vom 21. April 1810 festgelegt ist, bleibt es im wesentlichen dem Ermsessen der Staatsbehörde überlassen, ob, wem und unter welchen Bedingungen eine Bergwerkskonzession und damit das B. erteilt werden soll; in den deutschen Berggesetzen dagegen ist der von alters her angenommene Grundsatz festgehalten, daß dem ersten Finder ein Vorrecht auf die Beleihung zusteht und daß durch die in der gesetzlichen Form erfolgte Mutung ein Rechtsanspruch auf die Beleihung begründet werde. Das B. kann dem Inhaber entzogen werden, wenn er dem allgemeinen Interesse zuwider den Betrieb unterläßt; es kann ferner auch aufgehoben werden durch Verzicht, und in beiden Fällen sind die Hypothekengläubiger berechtigt, die Subhaftation zu beantragen. Die deutschen Berggesetze zählen genau die den Gegenstand des B. bildenden Mineralien auf (s. unter **Bergrecht**).

In Frankreich nahmen früher die sog. **minières** (Grubereien) zum Zweck der Gewinnung von Eisenerzen, gewissen Riesen, Alaunerde und Torf eine Mittelstellung zwischen den Mines und den unbedingt dem Grundeigentümer zustehenden Carrières ein, eine Unterscheidung, die durch ein Gesetz von 1866 vom 3. 1876 an aufgehoben wurde. Der Tagebau auf Eisenerze ist im Anschluß an das franz. Recht auch in dem Berggesetz für Elsaß-Lothringen im allgemeinen dem Grundeigentümer vorbehalten worden.

Bergwerkswissenschaften bilden den systematischen Inbegriff aller derjenigen Kenntnisse, welche die Gewinnung und Zuzugemachung aller nugharen Mineralkörper ermöglichen. Die Bergbaukunst, welche sich als eine Wissenschaft aus den verschiedenen Teilen der Bergwerkhunde zusammensetzt, beschäftigt sich mit der Beurteilung der Gebirge und der Erdoberfläche bezüglich der Aufsuchung und Auffindung baumwürdiger Lagerstätten und sonstiger nugharer Fossilien und Mineralkörper, mit der Veranstaltung der dazu nötigen Unter-

suchungsarbeiten, sowie mit der Veranstaltung und dem Betriebe aller derjenigen Grubenbaue und anderer Anlagen, die teils die Aufsuchung, teils ihre Gewinnung, ihre Ausförderung bis zu Tage, teils die Überwindung aller sich hierbei entgegenstellenden natürlichen Hindernisse und Schwierigkeiten, und endlich teils die mechan. Scheidung und Zubereitung der gewonnenen Fossilien betreffen. Zu ihrer Ausübung macht sich die Erlernung vielfacher Hilfswissenschaften erforderlich; sie verbindet Theorie und Praxis auf das engste. Die bergmännische Technologie umfaßt die Kenntnisse der Geognosie, Geologie und Paläontologie, der Mineralogie sowie der Physik, Chemie und Probierkunst; ferner die Lehren der Mathematik, der Mechanik und der Maschinenbaukunst, sowie die Geodäsie und die Kartographie oder die Kunst der unterirdischen Vermessung und Orientierung. Zu dem ökonomischen Teile gehört der Grubenhaushalt, welcher sich mit der zweckmäßigen Veranstaltung der Gruben und der erforderlichen Lagerbaue, mit der wirtschaftlichen Anschaffung, Aufbewahrung und Verwendung der Produkte und Materialien und mit dem Grubenrechnungswesen, mit der Lehre vom Gebel und mit den Handelsgeschäften befaßt, während der juristische Teil die Bergrechtslehre, die Berggesetzgebung in sich schließt. Auch bildet die Bergstatistik ein weites Feld für den Wissensbereich eines jeden Bergbautreibenden, welche Lage, Umfang, Betriebsverhältnisse, Produkte, Arbeiterszahl und sonstige mit der Bergwerksgeschichte und Nationalökonomie in Verbindung stehende Verhältnisse berührt.

Die Aufbereitungskunde, die Kunst, die den Fossilien beigemengten wertlosen Gemensteile durch mechan. Hilfsmittel zu reinigen und die wertvollen und nugharen Teile so rein als möglich abzuscheiden, ist ein nicht minder wichtiger Zweig der Bergbaukunst, während es endlich Aufgabe des Hüttenmannes ist, nach den Regeln der Hüttenkunde die Erze zu Gute zu machen und die Metalle aus denselben zu gewinnen. (S. **Metallurgie**.)

Bergzabern (lat. Tabernae montanae), Stadt im bayr. Regierungsbereich Rheinpfalz, am Erlensbach und am Fuß des Harzgebirgs, 16 km im Südwesten von Landau gelegen, durch Zweigbahn nach Wenden mit der Pfälzischen Maximiliansbahn verbunden, ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat ein Schloß (jetzt teilweise Spital), zwei evang. und eine kath. Pfarre, eine Lateinschule, Feld-, Hopfen- und Weinbau, Töpferei, Gerberei, Tabak-, Öl-, Seifen- und Holzschuhfabrikation und zählt (1880) 2332 E. Die im 14. Jahrh. angelegten Befestigungen konnten 1525 den empörrten Bauern nicht widerstehen. Im Dreißigjährigen Kriege wurde B. ebenfalls hart mitgenommen, 1676 von den Franzosen erobert und niedergebrannt und erst 1714 wiedererbaut. Das zerstörte Schloß, vom Herzog Gustav Samuel 1719—25 wieder ausgebaut, blieb fortan Witwenhof der herzogl. Frauen bis zur Französischen Revolution, wo es veräußert wurde.

Vererber, bei den Japanern **Kakete**, ist der Name einer ihrem Wesen nach noch wenig bekannten Krankheit, welche sich durch eine von den untern Extremitäten aus über den ganzen Körper fortschreitende Lähmung und Gefählosigkeit sowie bisweilen durch Ansammlung von Wasser an verschiedenen Körperteilen charakterisiert, sich endemisch in Japan, Australien und Indien, besonders auf

Witten in Glarus 1868, am Böttstein in Aargau 1876, bei Raub am Rhein 10. März 1876 und bei Elm (s. d.) in Glarus 11. Sept. 1881.

Bergtalg, Mineral, s. Bergförl.

Bergteer, s. unter Bitumen.

Bergues oder **Berghen**, Stadt und Festung zweiter Klasse im franz. Norddepartement, Arrondissement Dänkirchen, an der Vereinigung des Colmelanals und der beiden nach Dänkirchen und Furnes gehenden Kanäle und an der Linie Hazebrouck-Dänkirchen der Nordbahn, 10 km südlich von Dänkirchen und 56 km nordwestlich von Lille gelegen, hat einen alten interessanten Turm (Beffroi), ein neuerbautes Stadthaus (mit Museum), Fabrikation von Feder, Hüten, Öl, Seife u. s. w., Getreide- und Viehhandel und zählt (1876) 5368 E. Vier detachierte Forts, von denen zwei die Straße nach Dänkirchen beherrschen, machen den Ort einem ziemlich starken. Auf dem Hügel, der damals die Abtei des heil. Winoc trug, stehen neue Signaltürme für die Schiffer. B. wurde von Ludwig XIV. erobert, kam im Nachhinein an Frankreich und wurde 1793 von den Engländern belagert.

Bergün (roman. Bravoign), f.

Albula des Schweiz. Kantons Graub.

Albuln und der gleichnamigen Br.

über dem Meere gelegen, besitzt

Kirche und zählt (1880) 428

Dorfs durchbricht die Albulo

schlucht des Bergünnerstei

orte B. wird oft auch das

passe bis zur Mündung

B. benannt; dasselbe

des Bz b'Aela (339

thäler Thal Tsch.

liegen, durch die

ten Bz Tsch (34

den, romantisch

B. in fünf E

von welche

sprechen

wichtige

verlief

lune

f

ihren Enden zu einem recht
bunden; die freien Enden
ten Aa, Bb versehen, wo
Füße dienen; zwischen

geb. 1680 zu Horst u. s. w.

als geschickter Seemann, von dem

als Seelaplan bei der neugebildeten Armee

zu Kronstadt angestellt. Wegen seiner Talente

seiner Unerschrockenheit, die er in den Sees

gegen Schweden bewiesen, erhielt er die

einer Entdeckungseise ins Meer von Kamtschatka

Er untersuchte 1725 die nördl. Küsten Sibiriens

glaubte 1728 aus einer andern Reise die nördl.

Spitze Asiens unter 67° 18' nördl. Br. entdeckt

haben, durchfuhr die nach ihm benannte Bering

straße und brachte zur Gewissheit, daß diese

mit Amerika zusammenhängt. Da es aber

Zweck der Reise B.s war, zu entscheiden, ob

Kamtschatka gegenüberliegenden Küsten und

lich Küsten des festen Landes oder nur besonde

liegender Inseln seien, so lief er 4. Juni 1741

mal mit zwei Schiffen von Ochotsk aus und

suchte die nordwestl. Küste Amerikas bis

nördl. Br. 68° 30' und 174° 30' westl. L.

weiteren Entbedungen. Weit ab auf die

Awatscha verschlagen, starb er dafelbst 12. Aug.

1741, weshalb diese Insel später Bering

genannt wurde. Sie liegt 185 km von Kamtschatka

in 56° 17' nördl. Br. und 165° 45' westl. L.

Greenwich), gehört zum russ.-sibir. Küstengebiet

1593 qkm groß, waldlos und unfruchtbar, e

reich an frischen Quellen und wertvollen

Die ameril. Alaska-Kompagnie hat Jagd

der Insel und unterhält hier eine Handels

welche die Einwohner, etwa 300, mit Lebens

und Manufakturwaren versieht und sehr

waren, besonders von einer Art Seehund, w

Die früher häufigen Polarschiffe und Seem

jezt fast ausgerottet. Nach B. wurde auch

Beringsee (s. d.) benannt.

Beringerbad heißt die Solbadanstalt in

Suberde in Preußen, Regierungsbzgt. Ruge

burg, Kreis Aichersleben, 7 km südlich von

burg, am Nordrande des Harzes. In dem

Bergsbälde liegen nahe die Ruinen der

burg und Inuenburg.

Beringinsel, f. unter Bering.

Beringsmeeres Meer),
Stillen Ozeans zwischen der
Arktis und der Nordost-
see durch die Berings-
see in Verbindung.
Fläche mit dem
— 92 km breit
— 1000 m tief. Mitten
— im Nord-
— Ozean-
— durch

Berka, Amtsstadt im sachsen-weimar. Verwal-
tungsbezirk Weimar, an der Ilm, 12 km südwest-
lich von Weimar, von bewaldeten Bergen und Wie-
sengründen eingeschlossen, hat ein Schloss, ein Jagd-
zeughaus, Sandstein-, Gips- und Kalkbrüche, Mäh-
werke und Wollstofffabrikation und zählt 1747 E.
Im J. 1812 wurde hier eine Schwefel- und eine
Stahlquelle entdeckt und sogleich von Karl August
unter lebhafter Beteiligung Goethes die nötigen
Badeeinrichtungen hergerichtet. Doch kam B. erst
später seit Einführung von Kiefernabfällern und
Saunbädern, besonders auch als klimatischer Kur-
ort für Brustkranke in Aufnahme, so daß der Besuch
des Ortes aus jährlich 1000—1200 Personen ge-
hen ist. Vgl. Meißner, »Thüringens Bäderorte«

1872). — **B.** Stadt im sachsen-weimar. Ver-
waltungsbezirk Eisenach, an der Werra und am
Ufer eines Ausläufers des Thüringer-
waldes, südlich von Gerstungen, zählt 1080 E.
Berlan, Barlan, Baralan,
Baracan, engl. barracan, ur-
sprünglich ein aus Fiegenhaar und Wolle
gewirktes Zeug, jetzt allge-
mein sehr dichter und schwerer, leinwandartig
gewirkter Stoff mit Kette aus feinem weichen
und Einschlag aus drei- bis sechsfädigem Kamm-
wollwurm, der, mittels des Kallender (s. Appre-
tation) mit einem wollenartigen Schimmer (Moire-
tation) versehen, namentlich als Möbelstoff Anwen-
dung findet; doch kommen unter dieser Benennung
auch leichtere, aus ungezwirntem Kammgarn ver-
fertigte und selbst baumwollene Gewebe vor.

Berke, Fluss, entspringt in der preuss. Provinz
Westfalen, Regierungsbezirk Münster, unweit Bil-
lerbeck auf den Baumbergen, durchfließt das Senne-
gebiet von Roessfeld, wird bei Breden schiffbar,
geht 4 km unterhalb dieser Stadt beim Orte Oden-
tort in die niederländische Provinz Gelderland und
mündet bei Zutphen in die Vissel. Der größte
Zufluss der B. ist 0,63 m.

Berkeley, Marktflecken in der engl. Grafschaft
Gloucester, am rechten Ufer des Little Ovon, 2,5 km
östlich von des letztern Mündung in das Ästuarium
des Severn, 5 km von der Bristol-Birmingham-
Bahn entfernt, zählt (1881) 6004 E. B. liegt in
einem schönen Thale, welches hauptsächlich aus
feinem Weideland besteht, und führt rühmlichst be-
kannte Butter und Käse, den hier fabrizierten
»Double Gloucester«, aus. Von Sharpneke Point,
nahe B., geht der Berkeley-Gloucester-Kanal aus,
welcher für Schiffe bis zu 600 t schiffbar ist.
Der Erfinder der Vaccination, der aus B. gebürtige
Dr. Jenner, impfte hier zuerst im J. 1796 die
Schuppoden ein; sein Grabmal befindet sich in der
hiesigen Pfarrkirche St. Mary. Das südöstlich der
Stadt gelegene Berkeley-Castle bestand schon vor
1160, um welche Zeit es durch König Heinrich II.
vergrößert wurde; dasselbe war der Schauplatz der
Ermordung Eduards II. 1327. Im Bürgerkriege
unter Karl I. wurde es nach neuntägiger Belage-
rung durch Parlamentstruppen genommen.

Berkeley (George), Bischof von Cloyne in Ir-
land, berühmt durch sein System der spiritua-
listischen Philosophie, geb. 12. März 1684 zu Kil-
crin bei Thomastown in Irland, besuchte die Uni-
versität Dublin, ward 1707 Mitglied des Trinity-
College daselbst und unternahm 1713 und 1714
eine Reise nach Italien, das sowie Sicilien und
Frankreich er später nochmals als Begleiter der

... einen
gleichzeitig
weinen in Paris
... mehrere, früher
... zu der größten
... und er war der erste, Paga-
... welcher die Plagionette (s. oben)
... in Aufnahme brachte. Zu seiner
... gehören Viurtemp, Ohps, Bruene, Konta-
... u. a. In England gab B. mit dem
... seinen Erfolge Konzerte, gleichfalls in den Nie-
... warden, wo ihn der König als Kammervirtuosen
... seinen Dienst nahm. Die Revolution von 1830
... machte ihn dieser Stellung, und nun unternahm
... wieder Kunstreisen, meist im Verein mit der
... (s. d.), die 1835, nach der Scheidung von
... Mann, seine Gattin wurde. Nach dem frühen
... der seiner Gattin ließ er sich 1836 in Brüssel
... Erst 1840 unternahm er wieder eine Kunst-
... nach Deutschland und 1843 wurde er Professor
... Violinpiels am Konservatorium in Brüssel.
... plötzlich ihn 1862 seine Stelle niederzulegen; er
... nötigte ihn 1862 seine Stelle niederzulegen; er
... 8. April 1870 in Brüssel. Seine Komposi-
... Konzerte, viele Airs variés, Etuden, Duette,
... Klaviertrios, viele Duos für Violine und
... mit Pianisten wie Osborne, Benedict, Wolff
... w. verfaßt, sind elegant und grapiös, auch tech-
... höchst wertvoll, selbst da, wo der musikalische
... gering ist.

Berislav, befestigte Stadt im europ.-russ.
... am rechten Ufer des Dnjepr,
... 1 Synagoge, 1 Kloster, 4 Licht-
... 3 Kirchen, 1 Synagoge, 1 Kloster, 4 Licht-
... 3 Kirchen, 1 Synagoge, 1 Kloster, 4 Licht-
... mit dem Bau von Zirkeln beschäftigt.
... die große Straße nach der Krim.
... Handel mit Getreide und Holz ist bedeutend.
... der deutschen Kavallerie ein Teil
... der für Zwecke des innern Dienstes
... Unteroffizier zur speziellen Beaufsichtigung
... geben wird.

der Insel Ceylon und der Küste von Malabar findet und oft schon nach 6—30 Stunden, häufig jedoch auch erst nach drei bis vier Wochen oder durch Rückfälle tödtet. Die Krankheit befallt sowohl Eingeborene als Fremde, letztere jedoch erst, wenn sie sich bereits einige Monate an jenen Orten aufgehalten haben. Sie herrscht besonders während der Abnahme der periodisch wachsenden Winde und kommt endemisch wie epidemisch fast nur an Küstenorten vor. Man faßt neuerdings die Krankheit als eine chronisch-constitutionelle Erkrankung der Blutbildungsorgane und des Gefäßsystems auf, zu deren Entstehung namentlich plötzlicher Temperaturwechsel, Nahrungsmangel, gedrückte Gemüthsstimmung beizutragen scheinen. Spezifische Heilmittel gegen B. gibt es nicht. Vgl. Wernich, »Geographisch-medizinische Studien« (Berl. 1878).

Bericht (im lautmännischen Sinne), f. Avis. **Bericht** bedeutet in der Geschäftssprache die (möglichst objektive) Darlegung eines Sachverhaltes, welche, auf besondere Aufforderung oder, unter bestimmten Voraussetzungen, von Amts wegen, einer übergeordneten Behörde von einer untergeordneten (s. B. auf eine Beizwerbe hin, über den Geschäftsgang im allgemeinen, über den Stand einer Angelegenheit), oder einem Kollegium (s. B. einem Gericht, einer Ständerversammlung) von einem dazu bestellten Mitgliede oder Ausschuss (Kommissionsbericht) gemacht wird. Im schriftlichen Preßverfahren wurde regelmäßig vor der Entscheidung dem Richterkollegium von dazu bestellten Mitgliedern (Referent, Korreferent) über den Inhalt der Akten Bericht erstattet (Relation). Rest ist die Bestellung eines Berichterstatters in Strafsachen von der Deutschen Reichs-Strafprozeßordnung (§§. 365, 391) vorgeschrieben für die Berufungs- und Revisionsinstanz; seine Aufgabe ist es, nach Beginn der Hauptverhandlung (§. 242) die Ergebnisse des bisherigen Verfahrens vorzutragen. S. ferner Gerichtsverfassungsgesetz §. 199; Civilprozeßordnung §. 354.

Berichterstatter, eine Bezeichnung, die im öffentlichen Leben in zwei verschiedenen Bedeutungen gebraucht wird. In parlamentarischen Versammlungen nennt man B. oder Referent (fr. Rapporteur) denjenigen, welcher entweder im unmittelbaren Auftrage der Versammlung, oder im Namen eines mit der Vorberatung des betreffenden Gegenstandes betrauten Ausschusses die Verhandlungen über eine Frage dadurch einleitet, daß er der Versammlung nicht nur das tatsächliche Material für deren richtige Beurteilung, sondern auch die nach der Ansicht des Ausschusses, für den er Bericht erstattet, vorzugsweise dabei in Betracht kommenden allgemeinen Gesichtspunkte vorlegt und bestimmte Anträge oder Vorschläge für eine Beschlußfassung der Versammlung formuliert. Der geschäftliche Gang ist dabei gewöhnlich der, daß der Ausschuss zuerst einen B. erwählt, der ihm selbst die Sache vorträgt und die an die Plenarversammlung zu stellenden Anträge vorbereitet. In der Regel wird sodann dieselbe Person auch mit der Berichterstattung für die Plenarversammlung betraut, es wäre denn, daß die Ansichten und Vorschläge dieses vorläufigen B. sich keiner Mehrheit im Ausschuss zu erfreuen hätten. Gibt es eine Minderheit und eine Mehrheit im Ausschuss, so ist auch die erstere durch einen B. vertreten. Bei schwierigen und umfassenden Verhandlungen wird dem B. noch ein B. (Korreferent), dem die Beleuchtung eines Theils der

Frage obliegt, beigegeben. Der B. hat in vielen parlamentarischen Versammlungen das Recht, zu jeder Zeit das Wort zur Aufklärung oder Berichtigung zu erheben; jedenfalls steht ihm das Schlusswort zu; wo zwei B. sind, spricht zuerst der B. der Minderheit, dann der B. der Mehrheit, sodas letzterer gegen ersteren im Vorteil ist. — Eine andere Art von B. sind die der Presse (engl. Reporter, fr. Rapporteurs), welche den Zeitungen Mittheilungen über Tagesereignisse liefern.

Beritsche Dögel, Monti Berici, die zwischen den Vesinischen Alpen und dem Gebirge der Euganeen, 67 km westlich von Venedig, isoliert auf der Ebene zwischen dem Bacchiglione und Trafine gelegene Gruppe erloschener Vulkanen. Im S. von Vicenza sind sie, durch eine 11 km breite Ebene von den Alpen getrennt, im höchsten Punkte etwa 400 m hoch. Auf die geschlossenen Krater deuten die vorhandenen Ergüsse von Trachyt und Basalt und die umhergestreuten Bimssteinmassen.

Berührungsdruck, ein Verfahren des Zeugdrucks, nach welchem erhabene farbige Muster durch Aufdrucken mit Stärke verdickter Taffelfarben, ohne nachherige Beseitigung des Verdickungsmittels, erzeugt werden; s. Zeugdruck.

Bering (Witus), bekannt durch seine Entdeckungen im Arktischen Ocean, geb. 1680 zu Horien in Jütland, wurde, als geschickter Seemann, von Peter d. Gr. als Seelaplan bei der neugebildeten Marine zu Kronstadt angestellt. Wegen seiner Talente und seiner Unergründlichkeit, die er in den Seeritten gegen Schweden bewiesen, erhielt er die Leitung einer Entdeckungsreise ins Meer von Kamtschatka. Er untersuchte 1725 die nördl. Küsten Sibiriens, glaubte 1728 auf einer andern Reise die nördlichste Spitze Asiens unter 67° 18' nördl. Br. berührt zu haben, durchfuhr die nach ihm benannte Beringstraße und brachte zur Gewissheit, daß Asien nicht mit Amerika zusammenhängt. Da es aber der Zweck der Reise W.'s war, zu entscheiden, ob die Kamtschatka gegenüberliegenden Küsten auch wirklich Küsten des festen Landes oder nur dazwischengeschalteter Inseln seien, so ließ er 4. Juni 1741 abermals mit zwei Schiffen von Ochotsk aus und untersuchte die nordwestl. Küste Amerikas bis zu 69° nördl. Br. Stürme und Krankheit hinderten seine weitem Entdeckungen. Weit ab auf die wüste Insel Awatsha verschlagen, starb er daselbst 19. Dez. 1741, weshalb diese Insel später Beringinsel genannt wurde. Sie liegt 185 km von Kamtschatka in 55° 17' nördl. Br. und 165° 46' westl. L. (von Greenwich), gehört zum russ.-sibir. Küstengebiet, ist 1593 qkm groß, waldlos und unfruchtbar, aber reich an frischen Quellen und wertvollen Bektieren. Die amerik. Alaska-Kompagnie hat Jagdrechte auf der Insel und unterhält hier eine Handelsstation, welche die Einwohner, etwa 300, mit Lebensmitteln und Manufakturwaren versieht und dafür Pelzwaren, besonders von einer Art Seehund, aufkauft. Die früher häufigen Polarschiffe und Seoottern sind jetzt fast ausgerottet. Nach B. wurde auch das Beringmeer (s. B.) benannt.

Beringeröder heißt die Solbadanstalt im Dorre Suderode in Preußen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Uckerleben, 7 km südlich von Quedlinburg, am Nordrande des Harzes. In dem schönen Gebirgswalde liegen nahe die Ruinen der Stadtkirche und Lauenburg.

Beringinsel, s. unter Bering.

Bering'smeer (Ramtſchattisches Meer), der nördlichste Teil des Stillen Oceans zwischen der Nordwestküste von Nordamerika und der Nordostküste von Asien. Das B. reicht durch die Bering'straße mit dem Nordlichen Eismeer in Verbindung. Diese Straße, zwischen dem Ostlap Aljens und dem Prinz-Baleslap Nordamerikas, ist 75–92 km breit und 40–60 m, in der Mitte 50–90 m tief. Mitten im engsten Teile derselben liegen die drei Diomedes-Inseln, und südl. davor liegt die große St. Lorenz-Insel. Eine Strömung geht von S. nach N. durch die Mitte der Straße. Die an der Seite läuft von N. nach S. Die steilen, tief zernagten Klüften sind unbewohnt. Die Straße und das nördlich davor gelegene Meer, wo der nördl. Polarkeis hindurchgeht, sind im Winter mit Eis bedekt. Im J. 1728 entdeckte Bering die nach ihm benannte Straße, aber schon 1648 war dieselbe durch den Kosalen Deschneff auf der Jagd nach Pelztieren aufgefunden worden, auf welcher er von der Nordseite am Meere hin bis zur Anadyr-Mündung ging.

Bering'sstraße, s. unter Bering'smeer.

Berlinth, deutscher Dichter, Pseudonym für Rob. Noberth (s. d.).

Bériot (Charles Auguste de), ausgezeichnete Violinist, geb. 20. Febr. 1802 zu Löwen, kam mit 19 Jahren nach Paris, spielte vor Biotti und nahm Unterricht bei Baillet, ging indes bald seinen eigenen Weg mit so viel Erfolg, daß er gleichzeitig mit Paganini bei dessen erstem Erscheinen in Paris aufzutreten wagen konnte. B. bildete mehrere, früher nur selten angewendete Stricharten zu der größten Vollkommenheit aus, und er war der erste, Paganini ausgenommen, welcher die Flageoletten (sons harmoniques) in Aufnahme brachte. Zu seiner Schule gehören Viertonen, Obys, Brume, Kontsky, Leonard u. a. In England gab B. mit dem größten Erfolge Konzerte, gleichfalls in den Niederlanden, wo ihn der König als Kammervirtuosen in seinen Dienst nahm. Die Revolution von 1830 verbannte ihn dieser Stellung, und nun unternahm er wieder Kunstreisen, meist im Verein mit der Malibran (s. d.), die 1835, nach der Scheidung von ihrem Manne, seine Gattin wurde. Nach dem frühen Tode seiner Gattin ließ er sich 1836 in Brüssel nieder. Erst 1840 unternahm er wieder eine Kunstreise nach Deutschland und 1843 wurde er Professor des Violinpiels am Konservatorium in Brüssel. Eine plötzlich eingetretene und unheilbare Erblindung nötigte ihn 1852 seine Stelle niederzulegen; er starb 8. April 1870 in Brüssel. Seine Kompositionen, Konzerte, viele Aires variés, Studien, Duette, einige Klaviertrios, viele Duos für Violine und Klavier (meist über Opern motive und in Gemeinschaft mit Pianisten wie Osborne, Benedict, Wolff u. v. v.) verfaßt, sind elegant und prägnant, auch technisch höchst wertvoll, selbst da, wo der musikalische Gehalt gering ist.

Berislav, bejirglose Stadt im europ.-russ. Gouvernement Cherson am rechten Ufer des Dnjepr, mit 3 Kirchen, 1 Synagoge, 1 Kloster, 4 Lichtbrennen, 3 Mühlen und 8278 E., die sich hauptsächlich mit dem Bau von Flußkähnen beschäftigen. Durch B. führt die große Straße nach der Krim. Der Handel mit Getreide und Holz ist bedeutend.

Beritt, bei der deutschen Kavallerie ein Teil des Zugs, der für Zwecke des innern Dienstes einem Unteroffizier zur speziellen Beaufsichtigung vergeben wird.

Berta, Amtstadt im sachsen-weimar. Verwaltungsbezirk Weimar, an der Ilm, 12 km südwestlich von Weimar, von bewaldeten Bergen und Wiesengründen eingeschlossen, hat ein Schloß, ein Jagdzeughaus, Sandstein-, Gips- und Kalkbrüche, Mühlen und Wollmüllfabrikation und zählt 1747 E. Im J. 1812 wurde hier eine Schwefel- und eine Stahlgießerei errichtet und sogleich von Karl August unter lebhafter Beteiligung Goethes die nötigen Vabeneinrichtungen hergerichtet. Doch kam B. erst später seit Einführung von Riefernadelbädern und Sandbädern, besonders auch als klimatischer Kurort für Brustkrankheiten in Aufnahme, sodas der Besuch des Ortes auf jährlich 1000–1200 Personen gestiegen ist. Vgl. Pfeiffer, „Thüringens Bäderorte“ (Weim. 1872). — B., Stadt im sachsen-weimar. Verwaltungsbezirk Eisenach, an der Werra und am nördl. Abhange eines Ausläufers des Thüringer Waldes, 5 km südlich von Gerstungen, zählt 1080 E.

Berlau, Berlan, Barlan, Baralan, Barralan (fr. bouracan, engl. barracan), ursprünglich arabisch ein aus Ziegenhaar und Wolle oder aus Kamelhaar gewirktes Zeug, jetzt allgemein ein sehr dicht und schwerer, leinwandartiger gewebter Stoff mit Kette aus seitem zweifädigen und Einschlag aus drei bis sechs fädigen Kammerwollwärrn, der, mittels des Kalenders (s. Appretur) mit einem wollenartigen Schimmer (Moireurung) versehen, namentlich als Möbelstoff Anwendung findet; doch kommen unter dieser Benennung auch leichtere, aus ungezwirntem Kammergarn verfertigte und selbst baumwollene Gewebe vor.

Berfel, Fluß, entspringt in der preuss. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Münster, unweit Bielefeld auf den Baumbergen, durchfließt das Sennegebiet von Roesfeld, wird bei Breden schiffbar, geht 4 km unterhalb dieser Stadt beim Orte Oldendorf in die niederländische Provinz Gelderland und mündet bei Zutphen in die Ossel. Der größte Tiefgang der B. ist 0,6 m.

Berkeley, Marktfleden in der engl. Grafschaft Gloucester, am rechten Ufer des Little Avon, 2,5 km östlich von des letztern Mündung in das Ästuarium des Severn, 5 km von der Bristol-Birmingham-Bahn entfernt, zählt (1881) 6004 E. B. liegt in einem schönen Thale, welches hauptsächlich aus fettem Weideland besteht, und führt rühmlich bekannte Butter und Käse, den hier fabrikierten „Double Gloucesters“, aus. Von Sharpness-Point, nahe B., geht der Berkeley-Gloucester-Kanal aus, welcher für Schiffe bis zu 600 t schiffbar ist. Der Erfinder der Vaccination, der aus B. gebürtige Dr. Jenner, impfte hier zuerst im J. 1796 die Schutzpocken ein; sein Grabmal befindet sich in der hiesigen Pfarrkirche St. Mary. Das südöstlich von der Stadt gelegene Berkeley-Castle bestand schon vor 1150, um welche Zeit es durch König Heinrich II. vergrößert wurde; dasselbe war der Schauplatz der Ermordung Eduards II. 1327. Im Bürgerkriege unter Karl I. wurde es nach neuntägiger Belagerung durch Parlamentstruppen genommen.

Berkeley (George), Bischof von Clogne in Irland, berühmte durch sein System der spirituellen Philosophie, geb. 12. März 1684 zu Kilcurn bei Thomastown in Irland, besuchte die Universität Dublin, warb 1707 Mitglied des Trinity-College daselbst und unternahm 1713 und 1714 eine Reise nach Italien, das sowie Sicilien und Frankreich er später nochmals als Begleiter der

Söhne des Bischofs von Clogher bereitzte. Im J. 1721 wurde er Hofprediger des Statthalters in Irland, Herzogs von Grafton, und bald darauf Dekan von Derry. Nachdem er durch ein Vermächtnis der durch ihre Liebe zu Swift berühmten Vanessa Vanhomrigh in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gelangt war, machte er den Vorschlag, aus den Vermögen: Jnseln zur Befehrung der Wilden Nordamerikas eine Lehranstalt zu errichten, ein Plan, der anfangs nicht nur in den angesehenen Kreisen, sondern auch im Parlament solche Unterstützung fand, daß B. 1728 seine Stelle niederlegte und mit mehreren Gleichgesinnten sich nach Rhode: Island einschiffte, um die Sache in Gang zu bringen. Doch wie die Geldbewilligung des Parlaments blieben später auch die Subskriptionen aus, und B. verlor bei dem Unternehmen einen beträchtlichen Teil seines Vermögens. Durch die Zursprache der Königin Karoline 1734 zum Bischof von Cloyne ernannt, starb er 23. Jan. 1753 zu Oxford. Er wird als ein fast in allen Fächern des menschlichen Wissens bewandter Mann geschildert, dessen edler Charakter jedem, der ihn kannte, Verehrung einflößte. Seine philos. Ansichten entwickelten sich teils im Gegensatz zu dem in seiner Zeit herrschenden Realismus und Materialismus, teils doch in Abhängigkeit von Lockes Sensualismus und dem in der Konsequenz desselben liegenden Phänomenalismus. Das Wirkliche, behauptete er, ist nur der Geist; die Körperwelt ist nur ein Schein, der aus unsern Vorstellungen entspringt; das Unwillkürliche dieses Scheins hat seinen Grund in ursprünglichen Vorstellungen, welche von dem Geiste aller Geister, Gott selbst, bewirkt sind. Dieser Spiritualismus gab zu vielfachen Mißverständnissen Anlaß und wurde weber von den Philosophen noch von den Theologen gebilligt. Seine berühmtesten philos. Schriften, in welchen er denselben vortrug, sind: „Treatise on the principles of human knowledge“ (Lond. 1710), „Three dialogues between Hylas and Philonous“ (Lond. 1713; deutsch, Pp. 1781) und „Alciphron or the minute philosopher“ (Lond. 1732). Unter seinen physik. Schriften erregte das meiste Aufsehen „Theory of vision“ (Lond. 1709; neue Ausg. mit Anmerkungen von Cowell, Lond. 1860), in der er zuerst genau die Betastungs- und Gesichtseindrücke unterschied. Seine „Works“ erschienen später gesammelt (2 Bde., Lond. 1784; neu herausg. von Wright, 2 Bde., Lond. 1843, und von Frazer, 4 Bde., Lond. 1871). Vgl. Fredericks, „Über B.s Idealismus“ (Berl. 1870).

Berkeley (Miles Joseph), engl. Botaniker, geb. 1803 in Biddis, empfing seine Schul- und Universitätsbildung in Rugby und in Christ's-College zu Cambridge, wurde hierauf Pfarrverweser in Rarigate, dann in Weldon, endlich 1868 Vikar in Eibertoft. Daneben war er vor allem mit botanischen Arbeiten beschäftigt. Seinem ersten Werke „Gleanings of British algae“ (1833) folgte der von ihm bearbeitete Schlüsselband der „English Flora“ (1836), sowie die „Introduction to cryptogamic botany“, „Outlines of British fungology“ und das „Handbook of British mosses“. Außerdem lieferte B. für die „Encyclopaedia of agriculture“ Artikel über „The diseases of plants“, für „Gardeners Chronicle“ Abhandlungen „On vegetable physiology“ nebst zahlreichen Beiträgen zu den „Transactions“ der Vinnälischen Gesellschaft und anderer Fachzeitschriften.

Berthamphhead (Great:), Stadt in der engl. Grafschaft Hertford, 41,5 km im Nordwesten von London, am Bulborn, der zum Colne fließt, am Grand-Junction-Kanal und der Nordwestbahn, zählt (1881) 7103 E., welche Strobflechterei, Eisen:gießerei und Holzwarenindustrie betreiben. Erwähnenswert sind die schöne got. St. Peterskirche und die Ruinen eines in der engl. Geschichte berühmten Schlosses. Zu B. fand 697 ein Koncil statt; 1731 wurde hier der Dichter Comper geboren.

Berthou (Job. Lefrancq van), holländ. Naturforscher und Dichter, geb. zu Leiden 23. Jan. 1729, studierte Medizin und Naturwissenschaften und ließ sich 1761 als praktischer Arzt zu Amsterdam nieder. Doch gab er diesen Beruf bald wieder auf, um auf einem Landhause bei Harlem und später zu Veerliest bei Leiden der Naturwissenschaften und der Dichtkunst zu leben. Er erhielt 1773 den Lehrstuhl der Naturgeschichte an der Universität zu Leiden und neben Allmann die Aufsicht über das naturhistor. Museum. In diese Zeit fällt sein Hauptwerk, die „Natuurlijke historie van Holland“ (11 Hefte, Amsterd. 1769—79, mit Kupfern), welches höhern Wert hat als die „Naturlijke historie van het rundvee in Holland“ (6 Hefte, Amsterd. 1806—11, mit Kupfern). Außerdem schrieb er mehrere verdienstliche, meist auf holländ. Verhältnisse begüßligte naturwissenschaftliche Abhandlungen. Er lebte darauf in Haag, dann bei seiner Familie zu Leiden, wo er 13. März 1812 starb. Von seinen zahlreichen Gedichten fand namentlich „Het verheerlijkt Leyden“ (1774) großen Beifall. Vgl. Loosjes, „De geest der geschriften van J. Lefrancq van B.“ (Harl. 1813).

Berthouiden (Job und Gerhard), zwei Brüder und Maler von Harlem. Der ältere, Job, wurde daselbst 1628 geboren, beobachtete früh und fleißig die Natur, besonders die Rheingegenden, und gab sie mit vielem Geschick in landschaftlichen Darstellungen, dem Innern von Kirchen, Städteansichten und Porträts wieder. Auch gelangen ihm ländliche Feste im Geschemde Teniers'. Er unterrichtete seinen weit jüngern Bruder Gerhard (geb. 1643), der ihm in treuer Freundschaft anhing und als auch nach Köln und Heidelberg in den Dienst des Kurfürsten von der Pfalz begleitete. Die Brüder malten dort Hoffeste, Jagden, Lustpartien u. s. w. kamen sehr in Günst und lernten nach einigen Jahren, mit Belohnungen überhäuft, in ihr Vaterland zurück. Der jüngere Bruder starb zuerst, 21. Nov. 1693. Er ist besonders als Architekturmalter in Ruf gekommen und kann als solcher ein guter Nachahmer von Jan van der Heyden genannt werden. Dresden besitzt von ihm die Ansicht des amsterdamer Stadthauses, das Louvre die Ansicht der Trajanssäule und die Lorettokirche von Rom. Job errant im Juni 1698 in einem Kanal.

Berthowig, russ. Schiffspond, hat 10 Fub = 400 russ. Pfd. = 163,500 kg.

Berkshire, abgekurzt Berks, Grafschaft im mittlern England, umgeben von den Grafschaften Surrey, Hampshire, Wiltshire, Gloucester, Oxford und Buckingham, von letzteren dreien durch die Themse geschieden, zählt auf 1826 qkm (1881) 218.882 E., wird von den Kreide- und Kalkbergen der White Horse-Dorons durchzogen und war einst im S. von dem großen, 1226 abgeholzten Walde von Windsor bedeckt. Noch jetzt finden sich schöne Waldmassen von Eichen, Buchen, Hainb., Eichen und Erlen am S. und D. der Grafschaft, welche durch die schmale

Themse und ihre Zuflüsse, den ebenfalls schiffbaren Kennet mit Lambourn und Auburn, den Raddon und Od, vortreflich bewässert ist. Hierzu kommen noch der Wilts- und Dorsetkanal und der Stennet- und Avonkanal. Bei gesundem Klima und sehr mannigfaltigem Boden bildet unter anderm das White-Horsethal einen der fruchtbarsten Bezirke Englands an Aarn, während sich längs der Themse ein Gürtel der schönsten Wiesengründe hinzieht. Das Thal des Kennet, mit weniger günstigem Boden, ist jedoch trefflich kultiviert. Südlich von Remburg wird das Land dürrer und endlich zur braunen Heide. Zwar kommt der Osten dem Westen an Fruchtbarkeit nicht gleich, doch besitzt er reiche landschaftliche Schönheiten, und die Böden von Egham bis nach Swan, bedekt mit ältern und mit jüngern Anpflanzungen, bilden hier den seiner malerischen Scenerie wegen vielgenannten Windsor Great Park. Etwa 42 Proz. der Oberfläche bestehen aus Ackerland, 40 Proz. aus Gras- und Heidefeld, 11 Proz. aus Wald. Der Ackerbau ist Haupterwerbsquelle der Einwohner. Außer umfangreichem Gartenbau bei Reading, welcher getrockneten Spargel und Zwiebeln, sowie einigen Obstbau, der Äpfel nach London liefert, ist die Kälberzucht im Osten beträchtlich und die Schweinezucht eine der vorzüglichsten in England. Hauptstadt der Grafschaft ist Reading (s. d.).

Verlad, Stadt im rumän. Kreise Tutova in der untern Moldau, am rechten Ufer des gleichnamigen Flusses, der in den Sereth mündet, ist Sitz der Präfektur, hat ein Gymnasium, ein Schullehrerseminar, ein Theater, harten Getreidehandel, ist im Vergleich mit andern rumän. Städten ziemlich regelmäßig gebaut und zählt (1881) 28 000 E. V. ist durch eine Zweigbahn nach Jekutsch mit der Eisenbahn Buzarek-Roman verbunden. Im 13. Jahrh. soll Stadt und Gebiet von V. eine Bauernrepublik gebildet haben; 1440 wurde die Stadt von den Tataren niedergebrannt.

Verlage (Ant.), namhafter lath. Theolog, geb. 21. Dec. 1805 zu Münster, besuchte das Gymnasium selbst und studierte seit 1824 zu Münster, Bonn und Tübingen Theologie. Nachdem er 1831 zu München die theol. Doktorwürde erlangt, trat er als Privatdocent und Repetent bei der Akademie zu Münster ein, wurde 1835 zum außerord. und bald darauf zum ord. Professor der Moralthologie ernannt. Diese Professur vertauschte er jedoch später mit dem Lehrstuhle der Dogmatik. Er starb i. Dec. 1881 zu Münster. V.s erste bedeutendere wissenschaftliche Arbeit war eine »Apologetik der Kirche« (Münst. 1835), dem sein Hauptwerk, die »Kath. Dogmatik« (7 Bde., Münst. 1839—63), folgte, welche sich durch Gründlichkeit der Forschung, Erschöpfung des Stoffs und Klarheit der Darstellung auszeichnet und überhaupt zu den bedeutendsten Erscheinungen der neuern lath. Literatur in Deutsch- und gehört. Seine Verdienste erkannte der Papst durch die Ernennung zum Hausprälaten an. In seiner »Dogmatik« wie in seinen kleinern theol. Schriften betont V. überall die Selbstständigkeit der Philosophie und ihre innere Unabhängigkeit von jeder Autorität, indem er von der Voraussetzung ausgeht, daß nur eine in sich selbständige, lediglich auf Erfahrung und Evidenz des Denkens sich stützende Philosophie die ihr im Dienste der Theologie gestellte Aufgabe zu lösen im Stande sei, nämlich: einerseits die rationalen Unterlagen des theol. Cf.

senbarungsglaubens zu prüfen und seine Wahrheit und Vernünftigkeit zu erweisen, sowie anderseits den Glaubensinhalt selbst zu beleuchten und sein tieferes Verhältniß nach Möglichkeit zu vermitteln; aber er will nicht, daß die Philosophie auf dem spezifisch übernatürlichen Glaubensgebiete die Herrscherin sei und selbst über die Wahrheit der einzelnen Glaubenssätze in letzter Instanz das Richteramt übe. Als lath. Theolog hält er die Kirche allein für die kompetente Richterin in Glaubenssachen und verlangt unbedingt, daß die Wissenschaft ihren Entscheidungen sich unterordne.

Verle, Pflanzenart, s. unter Berala.

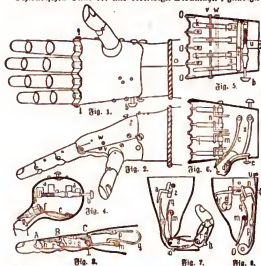
Verieburg, Hauptstadt des Kreises Wittgenstein, in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Wittgenstein, auf einem Abhange des Rothaargebirgs in 452 m Höhe über dem Meere, auf dem rechten Ufer des Odebornbaches, weils letzterer 2 km südlicher in die Obermündet, in bewaldeter und rauher Gegend, ist Hauptort der Standesherrschaft Sagn-Wittgenstein-V., Sitz des Landratsamts für den Kreis Wittgenstein, eines Amtsgerichts und der fürstl. Wittgensteinischen Rentkammer, zählt (1880) 1885 meist evang. E., die bedeutenden Handel mit Holztohlen und in der Umgegend gefertigten Holzwaren betreiben, sonst größtentheils aber von Ackerbau und Viehzucht leben. Die drei Schiefergruben fördern jährlich 110 000 Etr. Schiefer. V. ist seit dem Mittelalter der Hauptstadt der Grafschaft Sagn-Wittgenstein, gehörte nach der Rheinbundakte zum Großherzogtum Hessen, seit 1816 zu Preußen und ist jetzt Residenz des Fürsten von Sagn-Wittgenstein-V., dessen Schloß (Mittelbau im Renaissancestil) mit prächtigem Park mitten in der Stadt liegt.

Verieburger Bibel heißt die 1726—42 in acht Foliobänden unter Protektion und Ritarbeit des Grafen Kasimir zu Sagn-Wittgenstein-Verieburg im Verlage von Haug in Verieburg erschienene deutsche Übersetzung der Bibel. Als Leiter des Unternehmens erscheint der aus Straßburg vertriebene M. Haug; von den Ritarbeitern sind die bekanntesten Dippel, Oehmman, Serbach. Die Übersetzung ist eine Berichtigung der Lutherischen auf Grund des Urtextes und engl. und franz. Übersetzungen. Der Zweck des Ganzen ist, den schwärmerisch-mystischen Anschauungen jener Zeit, welche zu Verieburg geknüpft und gepflegt wurden, weitere Verbreitung zu verschaffen. Vor allem dienen diesem Zweck die erläuternden Anmerkungen, welche aus den Schriften der Mystiker Jane Leade, Bourlignon, Gerson, Dippel, Peterfen, Böhme u. a. bis auf Origenes zurück zusammengearbeitet sind. Vol. F. Heype, »Geschichte der quietistischen Mystik« (Berl. 1875).

Verlichingen (Wöy oder Gottfried von) mit der eisernen Hand, der tapfere Ritter des 16. Jahrh., den man mit Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen als einen der letzten edeln Repräsentanten des im Untergehen begriffenen mittelalterlichen Rittertums betrachten kann, war 1480 zu Jagsthausen im Württembergischen auf dem Stammschloße seines Geschlechts geboren. Sein Oheim Konrad von V. leitete seine Erziehung und nahm ihn unter anderm auch 1495 mit auf den Reichstag nach Worms und 1497 auf jenen von Linzau. Dem Kriegsgeschäft aus Reizung und Gewohnheit zugehan, diente er anfangs dem Markgrafen Friedrich IV. von Brandenburg-Ansbach; hierauf

trat er, als zwischen Rupert von der Pfalz und Albrecht V. von Bayern-München der landeshuter Successionskrieg ausbrach, zu Albrechts Partei. In diesem Kampfe verlor er bei der Belagerung von Landshut die rechte Hand, die künstlich durch eine eiserne (s. unten) ersetzt wurde. Als durch Kaiser Maximilian I. 1496 der Ewige Landfriede zu Stande gekommen war, zog sich B. auf sein Schloss zurück. Trotzdem geriet er bei dem unruhigen Geiste der damaligen Zeit mit seinen Nachbarn, den Reichsfürsten am Redar und den Burggrafen am Roher, auch jetzt wieder in immer sich erneuernde Handel und Fehden, in denen er stets ebenso viel Tapferkeit als ritterlichen Vieserinn zeigte. B. stand 1519 dem Herzog Ulrich von Württemberg gegen den Schwäbischen Bund bei und verteidigte Mödlnühl.

Urteil gefällt, der Gefangene losgesprochen und entlassen, nachdem er vorher den Eid abgelegt, auf Schloss Hornberg gleichsam sein eigener Gefangener zu sein. Er sollte die Wartung nie verlassen, nie mehr ein Pferd befeigen, keine Nacht außer dem Schlosse zubringen, sich an niemand des Gefangnisses halber rächen, auch seine Freunde nie dazu brauchen, im Falle der Verletzungen dieser Bedingungen aber sich zu einer Geldbuße von 25 000 fl. anheischig machen. Zudem sollte er wegen des zugesagten Schadens Mainz und Würzburg Genugthuung leisten. Viele seiner Freunde verbürgten sich mit Hab und Gut für Erfüllung des Vertrags. So lebte nun Götz von B. 11 Jahre und wurde erst nach Auflösung des Schwäbischen Bundes begnadigt. Kaiser Karl V. forderte 1541 den tapferen Ritter auf, mit 100 Reitern zu den Türken zu ziehen, um gegen Sultan Soliman zu kämpfen. Götz sammelte auch einige hundert wohlgerüstete Krieger, darunter viele vom Adel, die um die Ehre wetteiferten, unter seiner Führung zu kämpfen. Drei Jahre darauf zog er mit den Kaiserlichen gegen König Franz I. nach Frankreich, half St. Dizier in der Champagne belagern und rüste bis Châteaufort. Nach Abschluss des Friedens von Cressy (18. Sept. 1544) zog er sich auf Schloss Hornberg zurück, wo er seine letzte Lebenszeit in Ruhe verbrachte. Er starb 23. Juli 1562. Obwohl er der Reformation angethan war, wurde er doch im Begräbnis der Familie im Kreuzgange des Klosters Schöthal beigesetzt, wo er auch ein schönes Denkmal hat. Er hinterließ eine von ihm selbst verfasste Lebensgeschichte (zuerst von Bistorius, Nürnberg. 1731, seitdem sehr oft herausgegeben), die ein treues Gemälde des Lebens und der Sitten jener Periode des Mittelalters in Goethe entnahm daraus den Stoff zu seinem «Götz von B.», wiewohl aber von der histor. Wahrheit mannigfaltig ab.



Nach tapferster Gegenwehr bedingte er sich freien Abzug, der ihm auch zugesagt wurde. Allein verrätherischerweise wurde er überfallen, gefangen genommen und nach Heilbronn geschleppt, und erst 1522, nach Ausstellung einer Urkunde und Bezahlung eines Lösegeldes, erhielt er seine Freiheit zurück. Auch am großen Bauernkriege, 1525, nahm er, wie er selbst sagt, gezwungenen thätigen Anteil und wurde, weil er bekannt war als ein Freund der Freiheit und Beschützer der Rechte des Volkes, zum Hauptmann gewählt und Oberfeldhauptmann der Bauern genannt. Als solcher verhängte er viel Unglück, indem er mit persönlicher Aufopferung dem Norden und Brennen der ärgelosen Schar Einhalt that. Bei dem unglücklichen Ausgang dieses Kriegs war er zwar anfangs entkommen. Als er aber sodann, auf Einladung des Schwäbischen Bundeshauptmanns Truchsess, nach Stuttgart ritt, überfielen ihn unterwegs Mordbische, warfen ihn nieder und nahmen ihm das Gelübde ab, sich vor dem Bunde zu stellen, sobald er gefordert werde. Er stellte sich auch wirklich, trotz des Abtrats seiner Freunde, nach Augsburg, woselbst er zwei Jahre in Haft blieb. Endlich, am Freitag nach St. Kunigundentag 1530, wurde das

Die erwähnte eiserne Hand wird noch jetzt in Jagstfeld gezeigt. Sie ist in nebenstehender Abbildung in Fig. 1 von innen, in Fig. 2 von der Seite gesehen dargestellt. Der Mechanismus gestattet folgende Bewegungen: Die vier Finger können durch Aufstützen oder mit Hilfe der natürlichen Hand in ihren drei Gelenken einzeln oder zusammen jede Biegung annehmen, durch einen Druck auf den Knopf b springen alle in die ausgestreckte Richtung. Der Daumen kann auf dieselbe Weise einwärts gebogen und durch einen Druck des Knopfes e wieder gestreckt werden. Die Hand selbst kann in ihrem Gelenk ebenso gebogen werden und behält gleich den Fingern jede ihr gegebene Lage fest bei. Die Stiele A, B und C in Fig. 3 sind durch Stifte vereinigt, die Verbindung der Finger mit der Hand in durch den Bolzen s bestimmt. Um diese Stifte und den Bolzen sind die Federn r und s (Fig. 3 und 7) gelegt. Die Federn drücken mit ihrem oberen Ende gegen die Sperrungshebel o und h. Bei o und s (Fig. 7) haben die Hebel schräge Haken, welche beim Biegen der Finger durch im Gelenkwinkel befindliche Einschnitten herausgehen. Das andere Ende der Sperrungshebel greift in die Zähne der Gelenkwirbel und verhindert dadurch das Zurückspringen

der Glieder. Demselben Zweck dienen die in Fig. 5 ersichtlichen Hebel *i* *k*, welche durch die Stifte *v* verbunden sind, wie auch die Spannhaken *m* (Fig. 6), während die Fiebern *a* dieselben Dienste wie die oben beschriebenen *r* und *s* leisten. *z* in Fig. 5 ist eine Welle, an welcher die Hebel *a* und in der Mitte noch ein nach unten gehender Hebel befestigt ist. Werden die Finger zusammengehoben, so erhalten die Fiebern *r* und *s* Spannung und üben einen Druck auf die Hebel *o* und *h* aus; dieselben werden alsdann bei *o* und *h* (Fig. 7) mit dem schrägen Hafen in die Öffnung treten und mit dem andern Ende in die Jähne einsinken. Wenn man auf den Knopf *b* drückt, so wird durch eine schräge Erhöhung desselben der Welle *z* eine drehende Bewegung erteilt, wodurch die Hebel *a* auf die Sperrungshebel *i* *k* drücken, welche infolge dessen aus den Jähnen der Gelenkwirbel heraustreten. Hierdurch wird die Spannung in den Fiebern *a* aufgehoben; diese werden wieder auf die Sperrungsbahnen *l* *m* (Fig. 3 und 6) drücken, die Glieder *c* um den Hölzen *s* bewegen und so dieselben in die ausgestreckte Stellung bringen. In ähnlicher Weise findet die Ausstreckung der übrigen Glieder statt. Bei dem Daumen ist die Bewegung eine ähnliche, nur einfachere. Der Sperrungshebel *p* (Fig. 6) greift in die am Daumen befindlichen Jähne und wird durch die Feder *x* angezogen. Die Feder *e* preßt mit dem Ende in ein Loch des Daumens. Biegt man den Daumen einwärts, so ritt der Sperrungshebel *p* in die Jähne und schiebt den Daumen fest; drückt man den Knopf *e*, so tritt der Hebel *p* aus den Jähnen heraus und die Feder schießt den Daumen in die gerade Richtung. Die Bewegung des Handgelenks ist sehr einfach. Die in der Hand befestigte Feder *a* (Fig. 8) hat an ihrem Ende einen Stift, welcher in verschiedene Löcher des Arms paßt und so eine Feststellung der Hand bewirkt, durch einen auf den an der Feder befindlichen Knopf ausgeübten Druck tritt der Stift wieder aus dem Loch heraus, worauf man denselben in ein anderes Loch treten lassen und so der Hand verschiedene Stellungen geben kann.

Das Geschlecht der Herren von B. blüht noch in zwei Linien, in der zu Jagsthausen und der zu Rossach, von denen die letztere Gg. von B. die erstere dessen Bruder, Hans von B. (geb. 176, gest. 1853), zum Ahnherrn hat. Die Linie Jagsthausen wird gegenwärtig durch Gg. Otto von B., geb. 27. Nov. 1875, repräsentiert, während die Linie B.-Rossach den Freiherrn Karl von B. von B., geb. 20. Nov. 1819, königl. rittemb. Kammerherrn, zum Haupt hat. Der unter des Letztgenannten, Friedrich Wolfgang von B., geb. 26. Juni 1826, Abgeordneter im grundherrlichen Adels und weimer Vizepräsident der bad. ersten Kammer, wurde 17. Juli 1859 den württemb. Grafenstand erhoben und hat sich erarisch durch eine urkundliche „Geschichte des 18ten Gg. von B. und seiner Familie“ (Lpz. 1861) rühm gemacht.

Verlode: Verloede (frz. breloque-breloque, d. i. r Hals über Kopf), Zauberformel, namentlich Hanswurste im Puppenspiel, sowie des Taschenspiels, welche eine blühende Wirkung übt. **Berlin**, die Haupt- und Residenzstadt des Reichs Preußen und des Deutschen Reichs, liegt er 52° 30' 17" nördl. Br. und 13° 23' 47" östl. L. (von Greenwich) in einer von geringen An-

höhen umsäumten sandigen Ebene, 34—35 m über dem Spiegel der Ostsee, zu beiden Seiten der sich in mehrere Arme und Kanäle teilenden Spree (Höhe des Nullpunkts des Pegels 30 m). Schon in sehr alter Zeit befand sich auf der zwischen den Hauptarmen der Spree belegenen Insel das Fischerdorf Kölln, welches bereits 1232 das Magdeburger Stadtrecht erwarb; in der Gegend der jetzigen Petriskirche befand sich ein uraltes wendisches Heiligtum. B., rechts der Spree und gegenüber von Kölln, war ebenfalls ein Fischerdorf, welches zuerst in der Gegend des jetzigen Rottenmarktes bebaut war und 1244 zum ersten mal genannt wird; wenige Jahre später erhielt B. ebenfalls das Magdeburger Stadtrecht. Beide Städte wurden zum Schutze der deutschen Ansiedelungen gegen die Wenden gegründet und früh besetzt, traten vorübergehend dem wendischen Quartier des Hansabundes bei und wehrten sich, 1307 vereinigt und 100 ha bedeckend, mit Erfolg wider Mitter und Fürsten, bis Friedrich II. 1442 zu Kölln eine Zwangsburg an der Stelle des jetzigen königl. Schlosses erbaute, die Städte wieder trennte und alle Gassen nach Selbstständigkeit unterdrückte; Johann Cicero nahm hier seine bleibende Residenz (1491). Im Dreißigjährigen Kriege durch Brandbeschwerden, Feuersbrünste und Krankheiten hart mitgenommen, wurden die vereinigten Städte vom Großen Kurfürsten wiederhergestellt, der bisher zum Tiergarten gehörende Friedrichswerder, die Spandauer Vorstadt, die Dorotheenstadt, die Georgen-, Köllnische und Stralauer Vorstadt und Neukölln am Wasser 1658—81 angelegt und durch Aufnahme von Holländern und besonders von vielen Flüchtlingen die Einwohnerzahl von 6000 auf 20000, den Stand vor dem Kriege, zurückgebracht. König Friedrich I. fuhr in der Verschönerung der Hauptstadt fort, erweiterte die Vorstädte und sorgte gleich seinem Vater für die Hebung der Gewerbetätigkeit. Unter Friedrich Wilhelm I., welcher über 1000 neue Häuser vielfach zwangsweise aufzuführen ließ, wurde die Friedrichstadt bis zum jetzigen Dönhofs-, Plessen-Alliance- und Pariser Platz erweitert, und die Einwohnerzahl vermehrte sich von 50000 Civil- und 5000 Militärpersonen 1708, dem Jahre der Vereinigung sämtlicher Einzelgemeinden, bis auf 102400, worunter 81100 Civilpersonen, bei seinem Tode. Friedrichs d. Gr. Bedeutung verhalf auch seiner Hauptstadt zu schneller Entfaltung, und 1756 wurden in ihr 126661 E., worunter 100003 vom Civil, gezählt. Während des Siebenjährigen Kriegs erreichte der österr. General Sabin 16. Okt. 1757 eine Kontribution von 250000 Thlrn., und 9. Okt. 1760 mußte die Stadt abermals vor den Österrern und Russen kapitulieren und bedeutende Opfer bringen; die 1763 nur 119219 E. zählende Stadt erholt sich aber nach dem Kriege unter dem Merkantilismus und wuchs bis 1790 auf eine Bevölkerung von 150803 Personen, worunter 121873 Civilpersonen. Durch Friedrich Wilhelm II. glänzende Hofhaltung, die Förderung der Webereien und die Ausdehnung des Staats nach Osten und Westen wurde die Vergrößerung der Stadt so sehr begünstigt, daß 1804 in ihr 156661 Personen der Civil- und 25496 der Militärbevölkerung gezählt wurden; dann trat freilich im Gefolge des ersten Kriegs mit Napoleon ein Rückschlag ein, welcher 1810 B. nur 153070 Civil- und 9901 militärische Bewohner ließ, aber schon während der nächsten Kriegsperiode

durch den Zugang der geängstigten Landleute und durch die mit dem Kriege verknüpfte Arbeitsthätigkeit wieder überwunden ward, so daß 1816 bereits 196200 Bewohner einschließlich 15716 der Militärbevölkerung gezählt wurden. Während der nächsten Periode großen Geldmangels und durch überreiche Ernten gesteigerter Landarbeiten vermehrte sich die Bevölkerung nicht erheblich; desto günstiger wirkte das Aufblühen der Gewerbetätigkeit seit der Errichtung des Zollvereins ein; 1826 wurde Gasbeleuchtung eingeführt, 1838 die erste Eisenbahn (nach Potsdam) eröffnet, und 1840 beim Louis Friedrich Wilhelm III. zählte man in der Civilbevölkerung 303891 und in der Militärbevölkerung 18739 Personen. Unter Friedrich Wilhelm IV., welcher persönlich besonders den Kirchenbau pflegte, durch seinen Kunstsinn jedoch in weitere Kreise wirkte, trug die von Schinkel hervorgerufene edlere Architektur zur Verschönerung der Stadt, namentlich der vor dem Potsdamer und Anhaltischen Thore belegenen neuen Teile wesentlich bei, und die Maschinen- und Möbelindustrie setzten sich in dem lebhafter bebauten nördlichen Theile und im Norden d. S. fest; man zählte 1858, obgleich inzwischen Teuerung und wirtschaftliche Krisen die Entwicklung einigermaßen aufgehalten hatten, 438934 Civil- und 19676 Militärbevölkerung.

Seitdem ist die Bevölkerung d. S. gleich andern Großstädten, und fast alle europäischen noch weit überragend, aberaus schnell angewachsen, dergestalt, daß ernstere Gefahren für Wohlstand und Beschäftigkeit der Bewohner kaum vermieden werden konnten; volle Freizügigkeit, die Wohlfeilheit des Lebens, die mit den notwendigen Bauten und mit der gesteigerten Nachfrage unmittelbar verbundene Heranziehung von Arbeitern, in nicht geringem Maße auch die den Staat vergrößernden und das Deutsche Reich begründenden Kriege förderten mächtig die Erweiterung der Stadt. Das Weichbild von 14919 Morgen mußte Anfang 1861 auf 23185 Morgen oder 5919 ha (worunter 177 auf Wasserläufe entfallen) erweitert werden; die Gemeinden Moabit und Wedding nebst Theilen von Charlottenburg, Schöneberg, Tempelhof und der Hakenheide, woselbst 1852 erst 6238, 1858 schon 29951 und 1864 bereits 52263 Personen wohnten, sind damals mit der Hauptstadt vereinigt worden. Mehr und mehr erwies sich die 15 km lange und 5 m hohe Stadtmauer, welche 1743—1802 erbaut worden war und nur an 19 Thoren die Verbindung mit der Außenwelt gestattete, als unerträgliches Hemmnis, so daß sie 1867 und 1868 beseitigt wurde. Am 3. Dez. 1861 belief sich die Zollabrechnungsb. Bevölkerung auf 547671 (einschließlich 22626 vom Militär); 1864 auf 632379; 1867 die Ortsanwesenheit auf 703120; am 1. Dez. 1871 auf 824580; am 1. Dez. 1875 auf 964240 und am 1. Dez. 1880 auf 1122504 Personen, worunter 20123 aktive Militärpersonen, 320 des diplomatischen Korps und 2543 Personen der Strombevölkerung. Trotz der namhaften Garnison sind jetzt 36678 weibliche Personen mehr als männliche vorhanden, während noch 1871 die Zahl der letztern um 8523 Köpfe stärker gewesen ist. Im J. 1846 waren sogar 52,17 Proz. der Bewohner männlichen Geschlechts. Die Volksvermehrung, welche 1709—55 in geometr. Progression jährlich 1,33, dann bis 1804 jährlich 0,88, weiter bis 1840 jährlich 2,08 und dann bis 1861 jährlich 2,11 Proz. betragen hatte,

stieg nun 1861—71 auf jährlich 4,33 Proz.; die Verdoppelung der Bevölkerung von 1709 erfolgte binnen 39 Jahren, der von 1740 binnen 63 Jahren, der von 1790 binnen 49 Jahren, der von 1816 binnen 29 Jahren, der von 1840 binnen 26 Jahren, und die Bevölkerung von 1880 ist mehr dem doppelt so groß als die im J. 1861 zuvor gezählte. Die Bevölkerung d. S. verzehrt jetzt alljährlich 80000 Doppelcentner Fleisch (ohne Fischfleisch), aber mit Anrechnung von Wildbret und Geflügel. Der Fleischkonsum betrug 1879 auf den Kopf 146 Pfd.; daneben wurden von jedem Bewohner durchschnittlich 417½ Pfd. Brot, 100 Pfd. Kartoffeln, 38½ Pfd. Hülsenfrüchte, 47½ Pfd. Obst, 20 Pfd. Eier, 140 Pfd. Milch, 24 Pfd. Fisch, 30 Pfd. Butter, 10 Pfd. Käse, 23 Pfd. Wein, 208 Pfd. Bier (davon ¼ importiertes) und 6 Pfd. Branntwein verzehrt.

Für die Topographie d. S. sind die Wasserläufe maßgebend. Von Stralau und Rummelsburg her tritt die Spree mit breiter Fläche in das Stadtgebiet ein, behält ihre nordnordwestl. Richtung auf langer Strecke bei, wendet sich schließlich unter der Waisenbrücke und dem breiten Alleen des Mühlendammes, welcher die Schiffahrt unterbricht (Nullpunkt des Pegels 30,31 m über der See), dann nordwestlich unter der 1692—36 erbauten und 1703 mit dem prächtigen eigenen Ausfallbilde des Großen Kurfürsten von Schlägel schmückten Kurfürstenbrücke und wieder weils in mehreren Bogen nach Moabit und Charlottenburg hinüber. Die ganze Osthälfte dieses langen Laufes mitten durch die Stadt ist von Hinterhöfen, Speichern, Schuppen und Holzplätzen befüllt, deren unterbrochen durch ansehnliche Gebäude (z. B. Rümpfe); erst die Burgstraße in Mitten tritt die Dome gegenüber als durchweg schöne Werkstätte hervor. Von den Abzweigungen des Hauptstromes tragen die alten innern einen ähnlichen oberer Charakter, wozu die äußern fast durchweg in beiden Seiten von mehr oder minder breiten Alleen, zum Teil allerdings noch jungen Ursprungs, eingefasst sind. Eine als Blutgraben und zur höflicher dienende Abzweigung geht oberhalb der Sachseisen Badeanstalt links aus dem Strom und vereinigt sich mit der 10,3 km langen nördlichsten Abzweigung, dem Landwehr- oder Schillingkanal, welcher etwas unterhalb (Oberschlusen) westwärts die Spree verläßt, sich später nach d. N. nordwesten bis zur Kottbuser Brücke wendet und auf dieser Strecke das Weichbild begrenzt; dann geht derselbe im Bogen westlich weiter, nimmt den Quisenkanal auf, fließt unter der 1874—77 erbauten Velle Alliance-Brücke und nordwestlich unter der Schöneberger Brücke, wo der Kanal in einem geräumigen Bogen ausgeweitet ist, und wendet sich alsdann in mehr weils. Laufe zwischen der Mühlendammstraße und dem Schöneberger Ufer der Charlottenburger Gemarkung zu, woselbst er sich jenem die Unterflüsse wieder in die Spree ergießt. Der vorgemachte, 2019 m lange Quisenkanal verläßt die Haupttrasse unter der Schillingbrücke, wendet sich in südwärts gebogenem Bogen westlich bis zum Giesbuden und geht dann unter der Wasserbörse, welche das Thorbeden begrenzt, in den Schillingkanal. Unterhalb der Jannowbrücke, wo er im Sommer Dampfschiffe die Spree hinaufschleut, zweigte sich aus dem Strome in nordnordwestl. Richtung der 1880 ausgeführte Königsgraben ab, abwärts von der 12 Sandsteingruppen getragen

Königsbrücke, dann westwärts gelehrt und hinter der Herculesbrücke unter dem Namen Zwirngraben sich wieder mit dem Hauptarme vereinigen.

Unterhalb der Waiienbrücke, wo der Strom ein natürliches breites Bett bildet, verläßt den Hauptarm in südwestl. Richtung an der Friedrichsgracht der Vorflutgraben mit der Stadtschleuse, welcher sich alsdann nordnordwestlich unter der 1822—24 massiv erbauten, 33 m breiten Schloßbrücke, welche seit 1853 acht Marmorguppen auf Granitblöcken trägt (die Erziehung und den Lebensgang des Kriegers unter Leitung von Wallas und Rite Schildernd, von Wäfer, Wredow, A. und C. Wolff, Schumann, Trate, A. Möller und Schiesselbein), wieder dem Hauptarme zuwendet. Diefem schiffbaren Nebenarme im allgemeinen parallel, aber mit vielen ein- und auspringenden Winkeln zieht der kurz oberhalb der Waiienbrücke aus der Spree gespeiste Festungsgraben entlang, nur aus 700 m Länge als »Grüner Graben« bis zur Walmühle schiffbar, hinter der Wallbrücke sich verengend und an mehreren Stellen fast überbaut; derselbe mündet in den Vorflutgraben. Außer diesen größeren Wasserläufen kommen im Innern der Stadt noch einige unwichtige vor, wie der Mühlengraben auf einer kurzen Strecke rechts vom Kupfergraben, welche besondern Anstalten dienen oder zu meistens völlig überdeckten Kloten geworden sind, wie denn die Absicht dahin geht, bei den Arbeiten für die Wasserableitung alle zur Schifffahrt ungeeigneten offenen Flinnale ganz zu beseitigen. Zu letztern gehört die schon seit teilweise überbaute Banke, ein durch seine Ausbänkungen beschattetes Fläßen, welches durch Gießbrunnen und Webbing nach Süden zu unterhalb der Weidenammer Brücke rechts in die Spree fließt. Von großer Wichtigkeit ist dagegen der am 1. Mai 1859 eröffnete Spandauer Schifffahrts- oder Nordanal, welcher hinter der Unterbaumbrücke die Spree verläßt, nordnordwestlich bis zum Nordhafen zieht und sich westwärts über die Grenze des Reichthums wendet; mit ihm und unter der dreigetheilten schönen Alfenbrücke mit der Spree steht der Humboldt-Hafen in enger Verbindung. Die Massenhaftigkeit des Wasserverkehrs beweist die 1879 auf 71117 angewachsene Zahl der beladen ein- und ausgegangenen Schiffsgesäße, darunter sich 69622 Segel- und 469 Schleppschiffe befanden. Neuerdings ist einer engl. Gesellschaft die Ketten- oder Seilschleppschifffahrt auf der Havel und Spree gekattet worden.

Das vorzugsweise dem Handel gewidmete Centrum der Stadt wird von den ein Viereck zwischen dem ehemaligen Königs- und dem Festungsgraben einnehmenden alten Stadtteilen (Alberlin, Alt- und Neutolln a. B. und Friedrichswerder gebildet; es leben hier 373 Bewoher auf 1 ha. Alferlin liegt zwischen dem geschützten Königsgraben und der Spree, zu beiden Seiten der von der Kurfürsten- zur Königsbrücke führenden, 735 m langen Königsstraße, welche zu den belebtesten der Stadt zählt. Mehr als die Hälfte des Viertels wird von der nahezu rechtwinkelig gekrümmten Neuen Friedrichstraße eingenahmt, deren nordwestl. Ende gleich dem alten Marktplatz im Süden als Kreuzungspunkt für drei Hauptverkehrswege zu den gefährlichsten Stellen für Fußgänger und Wagen gehört. Mittelpunkt des Viertels ist das vom Baurat Wäsemann 1861—69 im oberital. Stil aus dunkelroten Backsteinen auf einer Basis von grauem Granit auf-

geführte Rathaus, welches ein Viereck von 97 m Länge und 89,5 m Breite bildet, und dessen 88 m hoher Turm weithin sichtbar wird; an den 36 Balustraden werden unter Calandrellis Leitung Reliefs um die Stadtverbienender Männer angebracht; die humoristischen Wandinschriften des Ratstellers sind häufig nachgeahmt worden. Nahebei liegt das 1856 erweiterte Amts- und Landgericht, welches aber schon ebenso wenig wie das Rathaus dem Bedürfnisse genügt, nicht weit davon am Marktplatz die gleichfalls zu eng gewordene Stadtvogel mit dem Polizeipräsidium; nördlich von der Königsstraße das umfangreiche Hauptpostamt, in der Poststraße die Oberpostdirektion und an der Spree die neue Börse. Letzteres Prachtgebäude ist 1859—63 nach den Plänen des Geh. Baurats Hühig im venet. Stil errichtet; der 70 m lange, 27 m breite und 20 m hohe Börsensaal ist durch einen Säulengang in zwei Hälften für die Fonds- und Getreidebörse geteilt und von o. Alöber mit allegorischen Freskogemälden geschmückt; in der Vorkalle befindet sich Siemerings Marmorstatur des Kaisers Wilhelm; der linke Hof dient als Sommerbörse, der Keller als Restauration. Die älteste berliner Kirche ist die schon im 12. Jahrh. erbaute, 1244 zum erstenmal genannte, 1817 von Langerhans im Innern renovierte Nikolaikirche mit Kobes Altarbild: die Verkündigung Christi, Grabdenkmälern von Pufendorf, Dikelmeyer, Spener, Spalding u. a. Diefelbe ist 1880 im Innern und Äußern nach dem ursprünglichen Plane (zwei Türme) erneuert worden und hat einen mit Spitzbogen versetzten Stufengiebel. Die Marienkirche wird 1292 zum ersten mal genannt, ihre Kanzel 1703 nach Schlüters Entwurf in Klabacher ausgeführt, das Innere 1818 geschmackvoll renoviert; der Turm ist 90 m hoch; hier liegen der Felsmarthall von Sparr und Canstein, der Stifter der Bibelanstalt, begraben; in der Halle Wandgemälde (Totentanz) von 1450. Die Klosterkirche, gleich jenem beiden im einfassenden Spitzbogenstil, wurde 1290 erbaut und 1844 gänzlich restauriert. Außer der mit einem holländ. Glodenspiel durch Friedrich Wilhelm I. geschmückten Parochialkirche ist noch die turmlose Garnisonkirche zu erwähnen, welche Vegas' Altarbild: Christus am Ölberge, enthält und ihrer Größe halber zur Aufzählung geistlicher Kunstwerke benutzt wird. Die darunter befindliche Gruft bewahrt die wohl erhaltenen Leichen mehrerer Marschälle (unter andern Reiths) und anderer Standespersonen. Unter den Bildungsanstalten ragen hervor: die 1810 von Scharnhorst errichtete Kriegsalademie; die 1820 gestiftete ehemalige Gewerbalademie (jetzt, wie die Bauakademie, ein Teil der Technischen Hochschule) mit Bibliothek von 30000 Bänden und reichen Sammlungen an Maschinenmodellen, technolog. Gegenständen, Gefäßen und Gipsabgüssen; das Berlinische Gymnasium zum Grauen Kloster, 1574 gestiftet, mit wohl erhaltenen Konvent- und Kapitelsälen des ehemaligen Klosters und mit einer Bibliothek von 35000 Bänden. Andere bemerkenswerte Gebäude dieses Stadtteils sind: das bis 1451 als kurfürstl. Residenz dienende Lagerhaus (worin das Rauch-Museum, eine fast vollständige Sammlung der Modelle des Künstlers, und das Geheimne Staatsarchiv einstmals Unterkunft fanden), das turmart. Landischtschhaus, das Proviantmagazin und das Friedrichs-Waisenhaus nebst Filialhospital des Arbeitshauses.

Das langgestreckte Mittelln zwischen dem Hauptstrom und der Schleusenpree ist in seinem südl. Teile eng und winkelig, ein sehr geschäftliches Viertel zu beiden Seiten der Vertrautenstraße. Hier ragt die 1846—53 nach Strass's Pläne von Diedrich im got. Stile aus Backsteinen erbaute Petrikirche mit ihrem 96 m hohen Turme über alle Gebäude der Stadt hinaus. In der Nähe befinden sich das Schindler'sche Waisenhaus, an der Spree der umfangreiche königliche Parkhof, an der Schleusenbrücke, gegenüber der für das Deutscheschinkel-Museum u. s. w. umgebauten früheren Werder'schen Mühlen, ein unter dem Namen Rotes Schloß bekanntes Privathaus. Das Kaiserliche Schloß erhebt sich (bis 32 m hoch) zwischen dem geräumigen Schloßplatz und dem vielfach umgewandelten, 1871 mit A. Wolff's Reiterstatue Friedrich Wilhelms III. geschmückten Lustgarten, in vier Geschossen mehr als 600 Zimmer enthaltend; es bildet ein Viereck von 169 m Länge und 117 m Breite mit vier Höfen, im äußern steht die Ritz'sche Erzgruppe: der heil. Georg mit dem Lindwurm. Von der Burg des Kurfürsten Friedrich II. ist nur der runde Turm, welcher wegen seines Kupferdachs den Namen Grüner Hut führt, erhalten geblieben, von dem von Kaspar Thiels unter Joachim II. erbauten Schlosse nur die Erker und Lärne an der Wasserseite; das jetzige Schloß wurde 1699—1716 durch Schlüter, Cosander von Göthe und Böhme erbaut. Unter den Brontemächern ragen hervor der Thron- oder Ritteraal mit dem Thronstuhl von getriebenen Silber und andern Kostbarkeiten, die Bildergalerie mit ausgezeichneten Gemälden neuerer Meister und der 1857 umgebaute Weiße Saal; unter der Arkade beim Treppenhause sieht man Rauchs stehende Victoria in carterischem Marmor, an der Terrasse nach dem Lustgarten zwei Gruppen aus Erz aus von Baron Floß, die Koffelbändiger, ein Geschenk des Kaisers Nikolaus. Über dem schönen Portale der Schmalfront nach der von reichen Säulen eingefassten Schloßfreiheit wird der Prachtbau gekrönt durch die 1845—53 von Stüler und Schadow erbaute Schloßkapelle mit ihrer großen, 34 1/2 m hohen Kuppel, 64 m über dem Straßenplan; das Innere der Kapelle bietet für 1500 Personen Raum und wirkt ergreifend durch seine gebogene Pracht. An der Wasserseite des Lustgartens liegt der Dom mit einem großen und zwei kleinen Kuppeltürmen, 1747 errichtet und 1817 von Schinkel verschönert; im Innern die Monumente Johann Cicero's im Harnisch von dem burgund. Erzgießer Dietrich und Joachim's I. von Peter Vischer, unter dem Dome die 1749 dahin verlegte und jetzt in einen Prachtbau umgestaltete höhenvoll. Fürstengruft.

Im Norden des Lustgartens auf ursprünglich tiefem Sumpflande findet man die herrlichsten Kunstsammlungen der Hauptstadt nahe beisammen. Vor dem 1821—28 in rein griech. Stile von Schinkel erbauten Alten Museum steht eine Granitthale von 75 Ctr. Gewicht; auf den Wangen der Treittreppe stehen die bronzenen Kolossalgruppen von A. Kip: Kampf einer Amazone mit einem Tiger, und A. Wolff: Kampf eines Reiters mit einem Löwen, in der Treppenhalle die Marmorbilder Rauchs (von Drale), Schinkels (von F. Tied), Bindelmanns (von L. Wichmann) und Schadows (von Hagen); die Freskomalerien an den Wänden der von 18 ion. Säulen getragenen Vorthalle stellen

die Entstehung des Weltalls, die Bildungsgeichte der Menschheit, die Thaten des Hercules und des Theseus dar. Man gelangt von der Treppenhalle in die Galerie antiker Statuen, oben in die Gemäldegalerie für ältere Schulen bis Ende des 18. Jahrh., während sich im Erdgeschoß die Sammlungen von Münzen und Antiquarien (Gemeinen, Rameen, Terracotten, Basen und Thongefäße) befinden. Mit diesem 87 m langen, 66 m tiefen und 26 m hohen Alten Museum ist durch einen bedekten Bogenang das Neue Museum verbunden, welches 1843—55 nach Friedrich Wilhelms IV. Entwürfe und Stülers Pläne ausgeführt wurde. Der Mittelbau mit dem Hauptportale und dem großartigen Treppenhause, das Kaulbachs Gemälde (Turmbau zu Babel, die griech. Welt, Zerstörung Jerusalems, Sonnenjagd, Kruzfahrer, Reformation mit allegorischen Zwischenstücken u. s. w.) enthält, ist 31 m hoch; von der Vorthalle kommt man in das Ägyptische Museum, dann die Sammlung nordischer und vaterländischer Altertümer, das Ethnographische Museum für die vier fremden Erdteile und die Sammlung der Gesäßabgüsse von antiken, mittelalterlichen und neuen Statuen, oben in das Kupferstichkabinett. Zwischen dem Neuen Museum und der Spree befindet sich die nach Stülers Entwürfen von Strad 1876 vollendete Nationalgalerie, welche die Hagen'sche Gemäldesammlung und andere Werke neuerer deutscher Meister enthält; sie hat auf hohem Unterbau die Form eines torent. Tempels mit achthöhligen Vorthalle. Dahinter ist die planzenphysiol. Sammlung; in der nördl. Ecke des Stadtteils der Badhof.

Neußölln am Wasser, der kleinste Stadtteil mit 19 ha Fläche, nimmt den Raum zwischen der Schleusenpree und dem Festungsgraben zu beiden Seiten der Wallstraße bis einschließlich des Siedelmartens ein. Hier liegen das 1824 gegründete königliche Gymnasium in einem geschmackvollen neuen Gebäude und die Freimaurerloge zu den drei Weltkugeln. Zwischen denselben Gewässern nördlich von Neußölln erstreckt sich der Friedrichswerder als architektonisches Mittelln zwischen Altfölln und der Dorotheen- und Friedrichstadt, in welcher letztern der Hausvogteiplatz einen natürlichen Übergang bildet. In der Nähe befinden sich die Gewerbeschule, der 1765 als königliche Porzellanfabrik und 1869—77 nach Hühns Plänen gänzlich umgebaut und sehr erweiterte Prachtbau der Reichsbank, das Werder'sche Gymnasium, die Kämpliche Mühle, das 1863 vollendete Haupt-Zoo-graphenamt, die Bank des Berliner Kassensystems und die Werder'sche Kirche, letztere 1823—30 nach Schinkels Entwürfe im got. Stile mit zwei 48 m hohen abgeflachten Thürmen errichtet und mit Gemälden von Hegel, W. von Schadow und Schinkel geschmückt. Nahe dabei steht die 1835 von Schinkel in eigenem modernen Stil aus Backstein erbaute Banalademie mit dem Deutscheschinkel-Museum für Bauzeichnungen und Skizzen; auf dem Platz davor stehen die Denkmäler Thiers von Rauchs und Hagen (1860 entfällt), Deutsches von Hagen mit Reliefs von Drale (1861) und Schinkel von Drale (1869). Am Zeughausplatz, der Fortsetzung von Unter den Linden vor der Schloßbrücke, das Kronprinz. Palais, 1637 von Rering erbaut, 1793—1840 von Friedrich Wilhelm III. als Kronprinz und König bewohnt, 1856—58 von Strad umgebaut, sehr geschmackvoll und künstlerisch

ingerichtet, mit einer patriotischen Gedenhalle, nach hinten zu durch einen bedeckten Pögangang mit dem Prinzessinnenpalais in Verbindung gebracht; die Kommandantur (das erste auf dem Friedrichs- werder errichtete Haus, welches der Große Kurfürst 1653 dem Ingenieur Remhard schenkte); gegen- über das königliche Zeughaus, ein Quadrat von 83 m Front, 1695—1706 von Rering und Jan de Bort im Holstenthor erbaut und von Schlüter mit den Wäulen stehender Krieger im Hofe versehen; über dem Hauptportale das vergoldete Brustbild des ersten Königs und über den Fenstern antike Helme, im Innern mit Trophäen- und Waffensammlungen; seit 1880 mit einem schönen, den innern Hof über- deckenden Ruppelbau versehen. Daneben die 1818 von Schinkel in Form eines röm. Castrums auf- geführte Neue Königswache, vor ihr Rauds' Marmor- statuen von Wilow und Schornhorst (1822); hinten am Festungsgraben das Finanzministerium und die 1826 von Ottmer mit schöner Säulenfacade im griech. Tempelstil errichtete Singakademie, das Ge- bäude eines 1791 von Jäsch gegründeten und durch Zeller zu hohem Aufschwung gebrachten Musikvereins.

Um die innere Stadt gruppiert sich der innere Gürtel von sieben Stadtvierteln: das innere Stra- ãauer Viertel, die Königsstadt, das Spandauer Re- sidenten- und die Friedrich-Wilhelmstadt rechts, die in- nere Luisenstadt, die (innere) Friedrichstadt und die Dorotheenstadt links der Spree. Das innere Stra- ãauer Viertel reicht von oberhalb der Schil- lingsbrücke bis unterhalb der Provinzialamtsbrücke bis nordwärts zum Landberger Thore. In diesem von vielen Häusern bewohnten Stadtteile liegen die engl. Gasanstalt, eine städtische Wäsch- und Badeanstalt, die Militärbücherei, das Rouragema- gazin der Garnison und das von Göthe'sche Wit- tenhaus, drei Theater und die Marienkirche, letz- tere 1848—55 in roman. Stil nach Stälers Plänen unter Erdmann erbaut, mit 47 m hoher Kuppel und 60 m hohem vieredigen Glockenturm. Das Ballntheater für Lustspiele, Operetten und speziell verliner Hossen faßt 1400 Zuschauer, ist von Tisch- und Wandgemälden verziert; in seiner Nähe liegen das Königs- städtische und das Residenztheater. Nordwestlich davon erstreckt sich strahlenförmig vor der Königs- stadt von dem weitläufigen und stets belebten Alexanderplatz aus bis zu dem früheren Landber- ger und Prenzlauer Thore die Königsstadt. Hier liegen folgende öffentliche Gebäude: das Arbeits- haus, das Hospital zu St. Georg, das Domhospi- tal, das Kornmesser'sche Waisenhaus, das Männer- asyl, das Polizeigewahrsam, die Königsstädtische Leichschule, die Waisenanstalt, das Ordman- n'sche zur Aufnahme durchziehender Truppen und das Schützenhaus; ferner die Georgenkirche und an der Neuen Königsstraße die got. Bartholo- mäuskirche, 1854—58 nach Stälers Entwürfe aus Backsteinen erbaut, mit Glasmalereien an den Fenstern und einem 68 m hohen, vieredigen, in turmbrochener Pyramide endigenden Turme.

Westlich hängt die Königsstadt mit dem dichtest- bevölkerten (auf je 18 qm ein Bewohner) Span- auer Reservoir zusammen, dessen Nordgrenze von der früheren Stadtmauer zwischen dem Pren- zlauer und senkrecht des Oranienburger Thors, die Abgrenzung vom ehemaligen Königsgraben und der Spree gebildet wird, und dessen Westgrenze nahe der Bank verläuft. Die schönste Straße dieser

Gegend ist die Oranienburger, welche den Nord- westen der Stadt mit dem alten B. verbindet, einer der belebtesten Punkte der Hauptstadt Markt nahe der Neuen Promenade; der Koppenplatz zieren Baumanlagen, und Denkmäler enthält der alte Garnisonkirchhof (Kleist von Nollendorf, Adam, der Dichter Fouquet) an der Linienstraße, deren mehrfach gebrochene Linie den größten Teil des Straßengewirrs aufnimmt. Während die beiden Kirchen des Stadtteils nichts Bemerkenswertes bieten, zählt die Neue Synagoge zu den ausgezeich- netsten Bauwerken der Stadt; 1859—67 von Knob- lauch und Stüler in maurischem Stile mit einer hohen und zwei kleinen Kuppeln erbaut, gemöhrt sie in der farbenreichen Hauptsynagoge, zu welcher man durch Rötunde, Borchalle und kleine Synagoge gelangt, für 3000 Anbächige Platz. Das Gottes- haus der jüd. Reformgemeinde ist durch seine Kuppel- anlage von Stüler (1855) sehenswert. Das Schloß Ronbhou mit der engl. Kapelle und dem historisch wertvollen Hohenzollern-Museum liegt an einem schönen Garten, der sich bis an die Spree hinzieht; daneben die große Landesloge von Deutschland. Das besonders für große Ausstattungsstücke ein- gerichtete Victoriatheater, ein imposantes Gebäude mit halbrunder Fassade an der Ränigstraße ist 1856—59 nach Langhans' Entwürfe 94 m lang und 38 m breit gebaut, besitzt ausgezeichnete Ma- schinerien und besteht aus Winter- und Sommer- theater für 1400, beziehungsweise 1200 Zuschauer mit geteilter Bühne, die verringert zu einem groben Festsaale von 63 m Länge und 25 m Breite umge- formt werden kann. In diesem Stadtteile befinden sich ferner das Seminar für Stadtschulen, das Domlandbibliothek, das Sophien- und das Fried- richsgymnasium, beide mit Realschule, die Luisen- schule für Mädchen in einem neuen Hause an der Spree und das Taubstummeninstitut mit 34 In- sassen, sowie folgende militärische Anstalten: das Frauen- asyl, die jüd. Altersversorgungsanstalt, das jüd. Waisenhaus, das kath. Hospital und vorzügliches Krankenhaus (1854 eingerichtet), das jüd. Kran- kenhaus (1861 von Knoblauch erbaut), die zweite evang. Herberge zur Heimat, das Wilhelmine- Amalienstift und das franz. Hospital und Waisen- haus. Westlich vom Spandauer Reservoir bis zum Spandauer Kanal und innerhalb der früheren Stadt- mauer am Neuen Thore, wohin von der Rarischall- brücke her die Luisenstraße führt, liegt nordwärts der Spree die Friedrich-Wilhelmstadt. Man trifft daselbst die Markthalle, ein mißlungenes, jetzt als Cirkus benutztes Unternehmen, und das Fried- rich-Wilhelmstädtische Theater; letzteres wurde von Tisch 1850 für 1600 Zuschauer erbaut, ist mit Decken- gemälden geschmückt, dient vorzugsweise zur Auf- führung von Lustspielen und Operetten und findet in einem besondern Sommertheater Ergänzung. Der nördl. Teil des Viertels erhält durch Sami- tär-Anstalten einen eigentümlichen Charakter: das Gebäude der 1798 gestifteten Militärkranken- (Tier- arznei-)Schule wurde 1840 von Hesse neu aufge- führt, und in seinem Park 1864 aus naturfarbe- nen Backsteinen das Anatomische Theater; gegen- über die 1785 errichtete königliche Charité, das größte Krankenhaus der Stadt, mit Entbindung- anstalt und Morgue. Im Garten der Charité be- findet sich ein 22. Mai 1882 enthaltendes Bronzestand- bild des berühmten Augenarztes Albr. von Graefe von R. Siemering, gegossen von Gladenbeck.

Das Viertel im Süden der untern Spree und im Westen des Friedrichswerders, südlich noch die Behrenstraße in sich begreifend, heißt Dorotheenstadt. Von der Friedrichstraße wird es in eine östl. und westl. Hälfte zerlegt, die Hauptstraße und meist besuchte Promenade aber ist Unter den Linden; vom Pariser Plaze am Brandenburger Thore zieht sie 64 m breit ostwärts in einer Länge von 1206 m (bei 1660 m Länge der Gesamtstrecke vom Thore bis zum Dom) mit vier Baumreihen an zahlreichen Palästen vorüber. Dieses großartige, mit vielen bildlichen Darstellungen und mit Statuen des Mars und der Minerva geschmückte Thor ist 1789–93 von Langhans nach dem Vorbilde der Propyläen erbaut und 1868 durch zwei Seitenhallen von je 18 Säulen verschönert, welche an die beiden Nebenbauten Wachhaus und Telegraphenstation in Form griech. Tempel anschließend; auf dem Thore steht in der Quadriga die von Schadow modellierte, von Jury in Kupfer getriebene Victoria, welche 1807 nach Paris entführt, aber von Blücher 1814 zurückgebracht worden ist. Am innern Ende der Linden ist das großartige Monument, die Reiterstatue Friedrichs d. Gr., 1851 enthüllt; von Rauch gearbeitet und von Frießel in Bronze gegossen, hat es 13,5 m die Figur des Königs allein 5,5 m Höhe, Hautreliefs stellen alle bedeutenden Männer seiner Zeit in Lebensgröße und unten Szenen aus der Geschichte dar. Von demselben Künstler rühren die eigenen Standbilder gegenüber der Neuen Wache neben der Oper her: Blücher (3,5 m hoch, 1826 aufgestellt), rechts das neben Orseilnau und links Yorl (1855). Das Opernhaus, 1741–42 nach Knodelsdorffs Pläne errichtet und 1843 niedergebrannt, wurde mit Benutzung der Umfassungsmauern von Langhans prächtig für 1800 Zuschauer wieder aufgeführt, mit allegorischen Figuren an den Pilastern von Wichmann und mit Deckengemälden von Klotz und Schoppe geschmückt; ein Konzertsaal mit Galerie von 32 Karyatiden steht mit dem Theater in Verbindung. Auf der andern Seite des Opernplatzes steht die in Form einer Kolumne 1774–80 gebaute Königl. Bibliothek, worin 900000 Bände, 15000 Manuskripte und viele ältere musikalische Werke. Daneben an der Südseite der Linden gegenüber dem Monumente ließ Friedrich Wilhelm III. 1831–36 von Langhans ein Palais (später vom Kaiser Wilhelm bewohnt) aus inländischen Materialien erbauen und mit nur vaterländischen Kunstwerken schmücken; die Fagade mißt 61 m, und das schöne Gebäude hat mit Sommer- und Wintergarten eine bedeutende Tiefe bis zur Behrenstraße, der Gesellschaftssaal ist 69 m lang. Es folgen auf derselben Linienseite das Palais des Prinzen Friedrich der Niederlande neben dem des Kaisers, und außer andern schönen Häusern die von Kallmann und Hergen erbaute Kaiser-Wilhelms-Galerie der Altiengeellschaft Passage, das Prachtgebäude von Schäfer-Boitz, das russ. Gesandtschaftshotel, das Kultusministerium und auf der andern Seite der Wilhelmstraße das Palais des Grafen Redern (von Schinkel im florent. Stil erbaut), am Pariser Plaze die Palais der Zimilien Armini-Verordnung und Blücher von Wahlstadt. Auf der Nordseite der Linden stehen die franz. Botschaft am Pariser Plaz, die neue Kriegerakademie (das Vorderhaus ist 1822 für die jetzt in Charlottenburg hinter dem Zoologischen Garten am Hippodrom befindliche Vereinigte

Artillerie- und Ingenieurschule erbaut), das Ministerium des Innern, das Aquarium (Schöpfung des Naturforschers A. Drebm, in gemäßer Zeit 1867–69 als hervorragendes Institut dieser Art mit Vogelhaus u. s. w. bei 245 m langen Schaugängen erbaut; ein Altienunternehmen) und die 1698 und 1700 errichtete Akademie der Künste und Wissenschaften. Dem Opernplaze gegenüber steht das Universitätsgebäude, 1754–64 von Boumann Vater als Palais des Prinzen Heinrich mit zwei vorspringenden Flügeln erbaut, 1810 seiner gegenwärtigen Bestimmung übergeben, 1844–45 gänzlich umgebaut; im linken Flügel befindet sich das sehr reichhaltige Anatomische Museum, dahinter ein kleiner botan. Garten, das Kastrationsmuseen und der kleine Segelplatz mit Hegels Kolossalstatue von Bläser (1871 enthüllt). An der schönen Behrenstraße, einem der Hauptquartiere der hohen Beamten, befinden sich das Staatsministerium, die Diskontogesellschaft, die Deutsche Unionbank, die Norddeutsche Grundkreditbank und die Mitteldeutsche Kreditbank, zum Teil die schönsten modernen Probobauten v. s., meist im Renaissancestil. Die entgegengelegte Seite nach der Spree zu nahm sonst das eigentliche Studentenviertel ein, welches aber durch öffentliche und Privatbauten großenteils weiter nach Norden in die Friedrich-Wilhelmsstadt verschoben ist; jetzt liegen hier die Entbindungskasse, das Chemische Laboratorium der Universität (in der Georgenstraße) aus Basaltstein im Rundbogenstil von Gremer mit 14 Reliefs berühmter Chemiker, das 1795 gegründete und 1826 in das jetzige große Gebäude verlegte Medizinisch-chirurgische Friedrich-Wilhelmsinstitut (in der Friedrichstraße; früher Pépinière), das neue, sehr reich ausgestattete Physikalisch-physiologische Institut, ein großartiges Ziegelrobbau von Spieler, die Dorotheenstädtische Realschule und das Werderische Gymnasium, an stattlicher Ziegelrobbau, mit Mosaiken und Freskomalereien. Die Dorotheenstädtische Kirche am Schabows Marmordenkmal des jungen Grafen von der Mark wurde 1678 errichtet und 1860–63 umgebaut; Säulengänge führen von zwei Straßen tief hinein. Außerdem liegen hier das Heroldsbau, die Freimaurerloge Royal-York, das Maison d'Orange, das Domsitz und das großartige, mit Wintergarten ausgestattete, 1879 vollendete Centralhotel, sowie ein Bahnhof der Stadtbahn (Centralstation).

Im Süden der Dorotheenstadt und im Westen des Friedrichswerders erstreckt sich die innere Friedrichstadt bis zu dem kreisrunden mit Gartenanlagen geschmückten Velle-Allianceplatze, (hier die 19 m hohe granitene Friedenssäule 1811 errichtet) mit marmornem Sockel und Kapitäl, die eiserne Victoria von Rauch tragend, sowie mit Marmorgruppen, welche die an der Schlacht von Velle-Alliance beteiligten Völker charakterisieren, in welchem die Linden-, Friedrich- und Wilhelmstraße schräg zusammenlaufen, und westwärts bis zum Tiergarten und den Hinterhäusern der Kämpfgräber Straße. Dieses Viertel fast ausnahmslos langer, gerader, rechtwinklig sich kreuzender Straßen verbandt seine Entstehung zum großen Teil den Grundstücksbildungen Friedrich Wilhelms I. Hier liegen das Militär-Examinationsgebäude, das von Joachim I. 1516 gestiftete Kammergericht mit dem Marmordenkmal Coccejus aus dem Hofe, das 1875 erweiterte Preuß. Statistische Bureau, die 1844 von einem Bürger gegründete, 1880 prächtig umgebaut

Jerusalem Kirche, die Hauptfeuerwache (alle diese Gebäude in der Lindenstraße), die Methodistenkirche, das Luisenstift, in der Verlängerung der Charlottenstraße die 1835 von Schinkel erbaute Sternwarte mit dem großen Franzosenischen Refektor und dem Normalnullpunkte der deutschen Landesvermessung, das Pragergemeindehaus, die Bethlehemitische Kapelle, das Volkstheater Alhambra, das 1797 gestiftete Friedrich-Wilhelms-Asylum, Augustus- und Elisabethschule, die Königl. Realschule, die 1737 ganz ähnlich erbauten Bohmische und Dreifaltigkeitskirche; das gegenüber der Kochstraße in der Wilhelmstraße belegene Palais des Prinzen Albrecht mit schönem Park wurde 1832 von Schinkel neu eingerichtet. Im Zuge des breiten und einschließlich des achtseitigen Leipziger Platzes (auf dem in der Mitte die Denkmäler des Grafen von Brandenburg und des Grafen Wrangel, auf der Nordseite die kaiserl. Admiralität, auf der Südseite das landwirtschaftliche Ministerium sich befinden) 1250 m langen Leipzigerstraße liegen die Generalinspektion der Artillerie, das Herrenhaus und das 1871 unter Leitung Hitzigs hergerichtete provisorische Reichstagsgebäude, das Kriegsministerium (1847 nach Stülers Plänen neu ausgebaut, mit lebensgroßen Kriegerstatuen an beiden Portalen), der 1871—73 von Schwalbe ausgeführte Bruchbau des Generalpostamts mit dem Postmuseum, das Kongreßhaus, das Zivilkabinett und das Abgeordnetenhaus am Dönhofsplatz; gegenüber von letzterem steht seit 1875 die von Schiewelstein modellierte, durch Hagen vollendete, in Bronze gegossene Statue des Friedrich von Stein. Im nordöstl. Teile des Viertels haben ihren Sitz: die Generalwittnenkasse, die 1830 angelegte Universitätsbibliothek mit fast 100 000 Bänden (einschließlich der Handschriften), die 1772 als Geldinstitut gegründete Seehandlung, Lotteriedirektion, das Magazin der königl. Schauspiele und die Preussische Bodenkreditbank, im ital. Renaissancestil von Ende und Bodmann erbaut; die 1747—73 nach dem Vorbilde des Römischen Pantheon erbaute lat. Gebwigskirche am Opernplatz, deren mächtige Kuppel von Boumann Vater zerstört, verbannt ihr Portal und die Karmosengruppe am Hochaltar dem Kardinal Quirini. Den Mittelpunkt des Viertels bildet der Schillerplatz oder frühere Gendarmenmarkt von 150 m Breite und doppelter Länge mit dem Königl. Schauspielhaus, welches an Stelle des ältesten abgebrannten 1818—21 von Schinkel im griech. Stil errichtet und 1853 im Innern restauriert wurde; an der 86 m langen Fassade des 38 m hohen Gebäudes führt eine 27 m breite Treppe gegenüber Schillers Marmordenkmal von Begas (1871 enthält) zu einer Vorhalle von sechs ion. Säulen; über dem Dacheibelfeld des Portals steht ein Apollon mit dem Preisgekrönten von Rauch und Tied. Die Treppengänge zieren zwei Bronzegruppen (von Tied und Fischer): Genien mit Flöte und Lyra auf Löwen und Panther reitend. Im Theater selbst haben 300 Personen Platz, und der größere Konzertsaal, an dessen Vorhalle Schinkels und Pfands Büsten stehen, bietet mit seinen Galerien ebenso vielen Zuhörern Raum. Zu beiden Seiten des Schauspielhauses befinden sich die Neue Kirche (südwärts; 708 vollendet, 1881 umgebaut) und die Französische Kirche (nordwärts), beide nach dem Muster der Piazza del Popolo in Rom stehenden Varietätstempel erbauten stattliche Dome mit unver-

hältnismäßig hohen Türmen. Der Wilhelmplatz wird durch die nach Riß' Modellen 1862 aufgestellten Gedenkmalen von sechs Helmen des Siebenjährigen Kriegs (Reith, Rieten, Ergolb, Schwerin, Prinz Leopold von Teßau, Winterfeld) gesäumt; ihn umgeben auf drei Seiten: das Auswärtige Amt des Deutschen Reichs (II. Abteilung), ein im altflorentiner Stil von Neumann erbauter Palast aus mächtigen Sandsteinquaden, das kolossale Althotel Kaiserhof mit sehr großem Weinlager im Keller, das Ritterchaftsgebäude und das 1828 von Schinkel umgebaute Palais des Prinzen Karl mit einer reichen Waffensammlung. An der Nordhälfte der überhaupt 1660 m langen Wilhelmstraße, während die Friedrichstraße im ganzen 2500 m lang ist, liegen noch das Justizministerium und das von Ebe und Benda 1873 erbaute Bringsheimische Haus, letzteres mit einem Fries in Glasmosaik, nach Entwurfen Anton von Werners ausgeführt von Salvini in Venedig, auf der andern Seite der Straße zwischen Linden und Leipzigerstraße das Palais der englischen Botschaft (ehemals Haus des bekannten Dr. Stroussberg) mit schönem Treppenhause, erbaut von Orth, das Palais der Prinzen Alexander und Georg von Preußen, das Ministerium des Königl. Hauses, das Reichsanlagenamt, das Auswärtige Amt des Deutschen Reichs (I. Abteilung), das Palais des Reichsanstalters, wo 1878 der Kongreß zur Regelung der Orientalischen Frage tagte, nebst den um 6 Mill. Mark für Reichszwecke angekauften früher Adminalischen Grundstücken, das Palais des Fürsten Bleh, nach Plänen des franz. Baumeisters Ledatours im franz. Renaissancestil mit reichen Steinmetzarbeiten, und das Handelsministerium.

Weit ärmer an großartigen Gebäuden, jedoch gleichfalls meistens freundlich gebaut ist die den innern Gürtel schließende Luisenstadt zwischen der Hinterfront der Lindenstraße, dem Festungsgraben, der Spree, dem Luisenstädtischen und Landwehrkanal. Hauptlinie dieses Viertels ist die Prinzenstraße (mit ihren Verlängerungen Reander- und Brudenstraße, bis zur Jannowbrücke), welche sich an dem sehr belebten Marktplatz mit der Trau- nienstraße rechtwinklig schneidet; den meisten Verkehr aber haben die ins Innere der Stadt führenden Dresdener und Kommandantenstraße, welche letztere mit großen Opfern der Gemeinde verbreitert werden mußte und nun durch die ausgedehnten Gebergschen Industrie- und Handelsgebäude gesäumt ist. Unter mehreren evang. Kirchen ist die 1845 im Basilikenstil aus Backstein mit einem säulenumgebenen Vorhof und freistehendem Turme von Stüler erbaute Jakobitische erwähnenswert; aber als schönstes und am besten belegenes Gotteshaus der Stadt gilt die zu einem Stadtbezirke der äußeren Luisenstadt gehörige lat. Michaelskirche, 1850—56 von Soller und nach dessen Tode durch Stüler im Rundbogenstil erbaut, des Heiligen vergoldete Statue von Riß über dem Hauptportal, mit Begas' Altarbild: Die Kreuzesabnahme, und einer 57 m hohen Kuppel. Von öffentlichen Baulichkeiten sind zu erwähnen: das Königl. Salzmagazin, die Althenerbrotbäckerei, die Victoriafabrik, die Luisenstädtische Gewerbeschule, die Städtische Turnhalle, die Realschule, die Reichsdruckerei für Papiergeld u. i. w., die große Wasserbellanstalt, das evang. Vereinshaus zur Heimat, das Luisenstädtische Gymnasium, die Luisenstiftung, das

Friedrichstift, das Siechenhaus, endlich Gasbereitungs-Anstalten der Stadt und der Englischen Gesellschaft. Außerdem liegen hier die von Fremden mehr als von Einheimischen besuchten großen Vergnügungsorte, zum Teil prachtvoll ausgestattet: Orpheum mit dem Reuniontheater, Villanova, Odeon, Baurhaß und Luisenstädtisches Theater.

Den Aushengürtel S. bilden auf der rechten Spreeseite, von Osten angefangen, das äußere Stralauer Revier, der vor der früheren Stadtmauer belegene Teil der Königsstadt, das äußere Spandauer Revier (mit dem Vogtlande, wo Friedrich II. sächs. Weber ansiedelte), der Wedding und Moabit; gegenüber diesem der am linken Stromufer belegene Teil der Dorotheenstadt und der Tiergarten. Links liegen ferner, vom Eintritt der Spree ins Weichbild angefangen, die äußere Luisenstadt, das Tempelhofer und Schöneberger Revier und die äußere Friedrichstadt. Das äußere Stralauer Revier liegt noch größtenteils innerhalb der alten Stadtmauer bis zum Landsberger Thore. Draußen befindet sich das große Druck- und Pumpwerk (mit 12 kolossalen Dampfzylinder und einem Reservoir) der 1873 von der Gemeinde übernommenen, im Juli 1855 von den Engländern Fox und Crampton in Thätigkeit gesetzten Wasserleitung, welche den Zweck hat, bis in die obersten Stadwerke der in der Ebene belegenen Häuser hinauf die Bewohner mit filtriertem Trink- und Verbrauchswasser aus der Spree zu versetzen. In neuerer Zeit sind indessen diese Wasserwerke durch ein großes Pumpwerk am Tegeler See ergänzt worden, welches das Wasser durch eine lange Röhrenleitung quer durch die Jungfernheide und unter der Spree hinweg nach dem Wasserturm bei Weßend treibt, von wo das Wasser in die südlichen Stadtteile von Berlin geleitet wird. Einen freundlichen Eindruck macht die mit Linden bepflanzte Frankfurter Straße; die Bahnhöfe der Niedersächsisch-Märkischen und der Lübbahn (1867 von Geißler erbaut) und eine städtische Gasanstalt sind die hervorragendsten Anlagen des Viertels. Im übrigen sind außer der 1854—56 von Strad. erbauten Andreaskirche als Eigentümlichkeit des Viertels mehrere Hospitäler bemerkenswert: das Nikolaus-Bürgerhospital, das Wegdingische Städt., das Friedrich-Wilhelmshospital, das Gefindepital und das Städtische Pödenhaus. Auf dem hügeligen Boden südöstlich vom Landsberger bis zum Prenzlauer Thore breitet sich die äußere Königsstadt aus. Hier wurde 1840 der 30 ha große Friedrichshain mit einer Wüste Friedrichs d. Gr. und dem gemeinsamen Grabe der am 18. März 1848 im Straßenkampf Gefallenen als Erholungs- und für die Bevölkerung des Nordostens angelegt und hinter ihm 1870—73 das Allgemeine städtische Krankenhaus für 600 Kranke von Gropius und Schmieden in 14 Pavillons erbaut. Am Eingang des Parks befindet sich das vom fünften Berliner Distrikt seinen 1864, 1865, 1870—71 gefallenen Söhnen errichtete Kriegdenkmal, eine schöne Bronze-Gruppe, modelliert von Calandrelli. Ebenfalls außerhalb der alten Stadtmauer bis zur Brunnenstraße erhebt sich die Hofenthafer Vorstadt, nahe der Weichbildgrenze von der Ringbahn durchschnitten, welche den Güter- und Personenverkehr zwischen den Bahnhöfen rings um die Stadt und Charlottenburg und mit der Stadtbahn vermittelt. Am Erzherzog-Platz liegt die 1866—73 von Orth im rein got. Stile mit

durchbrochenem Dachwerke erbaute schöne Zionkirche, auf dem Windmühlenberge das Kellerschloß der Wasserleitung mit einem hohen Turme zur Regulierung der Druckkraft, nahebei der jüd. Begräbnisplatz mit G. Neugebeers Ruhestätte. Das renommierte National-, Vorstädtische, das Nordende und Vaudevilletheater, Berliner Proter und mehrere ansehnliche Brauereien sorgen überdies für das Vergnügen der Bewohner, während der Böhthätigkeit das Elisabeth- und das Männerheimhaus und die evang. Mägdeherberge Marthas gewidmet sind.

Im Westen schließt sich die südlich von dem neu angelegten Humboldt-Haine belegene Oranienburger Vorstadt an, die über die Garten- und Chausseestraße hinaus bis zur Panke, deren westl. Ableitungsgraben und dem Spandauer Schiffahrtkanale reicht. Hauptviertel der Maschinenindustrie und in vielen sog. Familiendörfern tätige Familien zusammenbringend, erhält die Stadt noch an mehreren Stellen ein freundliches Ansehen durch Kirchhöfe, von denen einzelne die Zeitmaler berühmter Personen bergen: unter andern sind der Schauspieler Engelmann, der Abgeordnete Obertribunalsrat Walder und P. von Cornelia auf dem neuen katholischen, Lubw. Dorant, Fr. Ancillon und P. L. Ravené auf dem französischen, Richter, Hezel, Aufesland, Schindler, Schadow, Pesth, Vorfig, Rauch, Böck, Stüler und Joh. Schulp auf dem Dorotheenstädtischen Kirchhof begraben. Südlich von dem die Mittellinie bildenden Bahnhof der Berlin-Stettiner Eisenbahn liegen das Paparntankenhause (für unheilbare Kranke), das 1852 erbaute Humboldt-Gymnasium und am Humboldtshain der alte Berliner Bischof, 1871 eröffnet, mit elegantem Vörsenkaale, Verkaufshallen, Schlachthäusern und einer Eisenbahnstation, durch welche das Unternehmen in unmittelbare Verbindung mit der Station Gesundbrunnen der Ringbahn gelangt ist. Westlich vom Bahnhof liegen das Wilhelm (ehemals Woltersdorf-) Theater und das große öffentliche Baumgarten (Landwirtschaftliches Museum und Akademie, Bergakademie und Geologische Landesanstalt, Naturwissenschaftliches Museum) gewidmete Grundstücke der ehemaligen kaiserl. Eisenbahn. Im Westen der Panke liegen endlich das Augustahospital, die Militärturnanstalt, das neue Garnisonlazarett und das Invalidenhause. Letzteres 1748 von Friedrich d. Gr. für seine verwundeten Soldaten errichtete Gebäude hat in der Seitenflügel eine evang. und kath. Kirche; an seinem Kirchhofe befinden sich die Grabstätten der Generale Wintersfeld, Tauentzien, Bogen, Schorhorst, Raven (gest. 1864 bei Düppel), W. Leben, Hiller von Gartringen (gest. 1866 bei Königgrätz), des Lübbischen Jägers Fr. Fritze u. f. w., im Park der Obelisk zum Andenken an die 114 mit der Korvette Amazone im November 1861 untergegangenen Seeleute und das von Branden 1854 ausgeführte, vom Verein der Märkischen Kriegervereine gestiftete Nationalkriegerdenkmal zur Erinnerung an die in den Revolutionenkämpfe 1848—49 gefallenen 475 Krieger; eine ionische, hohe, aufseiner Säule von 32 m Höhe steht auf 6 m hohem Granitpodestament mit allegorischen Reliefgruppen von Albert Wolff, und über ihr auf dem Kapitäl (von der Galerie, auf 189 Stufen zu steigen, lobnende Aussicht) breitet ein Adler sein Schwingen 8 m weit aus. Im äußersten Nord-

weisen des Reichbildes bis zu den Kiefern, an das äußere Spandauer Revier und den Spandauer Schiffschleppkanal grenzend, erstreckt sich der Wedding nebst der früheren Kolonie Luisen- oder Gesundbrunnen, 860 ha groß, aber ungeachtet eines beträchtlichen Anbaues in neuester Zeit noch ziemlich schwach bevölkert. Panke und Stettiner Eisenbahn durchschneiden den östlichen, die Ringbahn den südlichen Teil dieses Viertels. Erwähnenswert sind hier nur die Paulskirche am Park, das Luisenbad, eine lästliche Gasanstalt und die Abdeckeri.

Roßbit, der am meisten westwärts vorgeschobene Stadtteil, war dem Wedding ursprünglich an Armut gleich, hat sich jedoch seit dem Bau der Vorhängeisenwerke (Karmorloggia mit Wandmalereien von Paul Reperbeim, sieben Tableaus, die Geschichte der Lokomotive darstellen), der Berliner Porzellan-Manufaktur (Ktisen-Gesellschaft), des Berlin-Hamburger und besonders des prächtigen Zehrer Bahnhofs, welchem die Anlage hübscher Landhäuser folgte, wesentlich verschönert. Auf dem 201 ha großen Lande zwischen der Spree im Süden, dem Spandauer Kanal im Osten und Norden, dem Magdalenenstift und Martinidenkmal im Westen verfielen früher sterile Flächen fliegenden Sandes und Lämpel miteinander ab, und noch immer ommt der sog. kleine Tiergarten im Innern der alten Kolonie wegen Wassermangel nur selten zur rechten Blüte; aber die frische Luft aus der nahen Jungfernhöhe und die Wohlfeilheit des Lebens haben einen Mittelstand hierher gezogen, der den sozialen Charakter des Viertels allmählich verändert. Von öffentlichen Gebäuden befinden sich hier eine Artilleriekaserne, eine Wannenfabrik, das 847 nach Buss's Plan für 800 Sträflinge mit einer Centralhalle und vier strahlenförmigen Flügeln errichtete Zellengefängnis, die Filialstrafanstalt, eine Votivheilanstalt, das Frauenkinderhaus Bethesda am Nordkanal, das Dominikanerkloster ebst lath. Frauenhaus, die Johanniskirche, 1835 von Schinkel aus Badstuben erbaut, und das 1881 ollendete neue Kriminaljustizamt. Gegenüber loadit am linken Stromufer bis zu dem nahen Tiergarten liegt die zur Niederlassung des reichsten eodlerungsstills ausersene Fortsetzung der orothenebstadt. In der Mitte des Königs- ages ragt das gewaltige Siegesdenkmal, von trad erbaut und 2. Sept. 1873 enthält, auf ner achtestufigen runden Terrasse von 60 m Durch- effer aus grauem schle. Granit empor; darauf ht ein quadratischer Sockel von 9 m Höhe und 1,5 m Breite, zwischen dessen Eckpilastern schöne onsereliefs eingelassen sind (Ausmarick der ruppen und Däpelschur von Calandrelli, die hlacht bei Königgrätz von Moriz Schulz, die hlacht bei Sedan von Keil, Einzug in Berlin von bert Wolff); aus dem Dache einer runden Säulen- le (die von 16 je 5 m hohen Säulen getragen wird) n gleicher Höhe, 15,7 m Durchmesser und gleich em aus rotem schweb. Granit, worin ein nach von Werners Zeichnungen von Solvati in edig in Glasmosaik ausgeführtes Rundgemälde ne allegorische Darstellung des Kriegs von 70—71), wächst dann der 5 m im Durchmesser enden, 27 m hohe Rundturm aus grauem indstein in die Höhe, in den Kannelierungen in i Reihen 60 eroberte Gefäße (unten dänische, der Mitte österreichische, oben französische) hal- b; ein achteckiger Aufsatz mit Adlergesims von

Schiffelmann überdeckt den Austritt der innern Treppe von 246 Stufen zur Plattform (von hier herrliche Rundschau) auf fast 60 m Höhe über dem Boden, wo sich Drakes bronzene Victoria von 8,1 m Höhe (bis zur Spitze der Standarte 11,1 m hoch) erhebt. Am Königsplatz liegt das Kaiserliche Palais, welches eine Gemäldegalerie von bedeutenden Werken aller Schulen einschließt, gegen- über in einem gefälligen Garten das Krollsche Theater; dieses, nach einem Brande 1852 von Lih wieder aufgebaut, ist 115 m lang, bis 30 m tief und in den beiden massiven Lärmen ebenso hoch; es faßt einschließlich des Tunnels 5000 Personen und enthält unter anderem den schöngeformten Königsaal im Renaissancestil. Nahebei liegen die Oberfeuerwerkerschule, das Kaiserliche Generalstabs- gebäude, das 1880 erbaute Nationalpanorama (Sturm auf St. Privat) und die unter dem Na- men der Feste beliebten Tierlokale. Als Erkläre zwischen Tiergarten, Spree und Charlottenburger Feld gehören noch die Schöneberger Wiesen zu die- sem Viertel.

In der südlichen Hälfte des Außengürtels nimmt die äußere Luisenstadt den Osten zwischen Spree, Landwehr- und Luisenstädtischem Kanal ein. Aus älterer Zeit stammt nur die Köpenickerstraße, an welcher das Tourageamt, Proviantamt, Festungs- modellhaus und Traindepot liegen; die übrigen, zum Teil recht wohlgebaute und meistens sehr langen Straßen sind neuern Ursprungs, viele von ihnen von der an Stelle der früheren Stadtmauer zwischen Oberbaum und Wasserthor getretenen Stalinerstraße durchschnitten. Gleichwohl ist das umfangreiche Viertel beinahe ausgebaut, nur an der Göllicher Eisenbahn, deren Bahnhof in demselben liegt, erinnert eine große Kalkbrennerei an den ländlichen Charakter des ehemaligen Köpenicker- feldes. Eifentliche Baumerke außer den vorgenann- ten sind noch die 1864—69 von Adler in roman. Renaissancestil erbaute Thomaskirche am Marian- nenplatz, mit Kuppel und zwei abgeflachten Lärmen, sowie das ebendort befindliche Dialonienhaus Bethanien mit einem großen Garten; letzteres ist von Friedrich Wilhelm IV. nach Zeichnungen von Persius erbaut, 1847 eröffnet und zur Ausbildung von 110 evang. Dialonien bestimmt, welche nach 33 auswärtige Stationen bebiehen. Nahe am Göl- liker Bahnhof hat das Deutsche Reichstheater seine Bühne aufgeschlagen; sehenswert sind die Wundbal- lischen Industriehallen an der Kottbuser Brücke. Der von der Luisenstadt durch den Landwehrkanal ge- trennte südlichste Stadtteil, welcher vom Kottbuser Damm bis jenseit der Schöneberger Brücke zur Potsdamer Eisenbahn reicht, wird als Tempel- hof Revier bezeichnet. Seine Hauptader ist die breite Belle-Alliancestraße mit dem Wölfschen Belle-Alliancebetheater; rechtswinklig zu ihr verläuft die großartig entworfene, aber vorläufig noch hinter den Erwartungen zurückgebliebene Gärtnerei- straße unter verschiedenen Namen (Eisenbahn, Vorstraße u. f. w.). Südöstlich vom Halleischen Thore führt die Bionierstraße nach der Hasenheide, in welcher sich rechts von der Landstraße die Infanteriegesch- stände der berliner Garnison und der große (der erste von Jahn begründete öffentliche) Turnplatz befinden; auf letztem wurde 10. Aug. 1872 ein von Ende modelliertes Bronzefandbild des „Turn- vaters“ Jahn enthält; links von der das Nie- fergehölz nördlich begrenzenden Gausee liegen

zahlreiche Bier- und Kaffeeegärten für Volksbelustigungen. Am Urban und an der Hasenheide liegt die Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder, nahe dem Kanal das Variété-Theater, das Elisabeth-Kinderhospital, die Rother-Stiftung für Beamten-töchter und eine Anzahl schöngepflegter Kirchhöfe mit Denkmälern bedeutender Männer; an der Pionierstraße die Kaserne des Kaiser Franz-Garde-grenadierregiments Nr. 2 und die des 2. Gardebragonegiments. An der Bergmannstraße liegt die Kunheimische chemische Fabrik und zwei große Brauereien an der Villenkolonie Wilhelmshöhe. Neben der größten berliner Brauerei Tivoli mit ihrem ausgedehnten Garten steht auf dem in Verschönerung begriffenen Kreupberg (66 m) das 1818—21 von König Friedrich Wilhelm III. errichtete Monument zur Erinnerung an die Kriegsjahre 1813—15; dasselbe besteht nach Schinkel's Entwurfe aus einer 19,5 m hohen got. Spitzsäule mit Kreuz und in den Nischen mit 12 die Hauptschlachten darstellenden Genien von Rauch, Tied und Wichmann; die fast 2300 Ctr. wiegende gußeiserne Masse ruht auf einer Unterlage von Granitplatten, zu welcher Treppen emporführen. Westlich von der Ansiedlung Kriegersfelde am Stadtbogen liegt der Matthäikirchhof mit dem Grabstätte der Brüder Jaß. und Wilh. Grimm, des Kultusministers von Raumer und Dietterwies. Außerhalb befinden sich in diesem Stadtteile das königl. Glasmalerei-Institut (1843 gegründet), das neue wohlgeordnete Vertrautshospital, der Außenbahnhof der Anhaltischen Eisenbahn und der Berlin-Treppener Bahnhof.

Im Westen der Potsdamer Eisenbahn erstreckt sich das Schöneberger Revier am linken Ufer des Landwehrkanals bis an den Zoologischen Garten, von der Genthiner Straße ab noch die nördl. Häuserreihe der Kurfürstenstraße umfassend und in seiner Bauart den modernen Außenbauten anderer deutschen Großstädte am meisten ähnelnd; das Schöneberger Ufer ist eine Lieblingspromenade der Bewohner. Von öffentlichen Gebäuden liegen in dem Stadtteile das Elisabeth-Krankenhaus für Frauen, das Gebärfische Institut und Central-bureau der europ. Gradmessung, das 1874—76 von Göbeling erbaute Ingenieurdenkmalgebäude, das Statistische Amt des Deutschen Reichs und die 1871—74 errichtete Zwölfapostel-Kirche. Der 11 ha große Botanische Garten vor dem Dorfe Schöneberg dehnt sich in 35 Gewächshaus-Abteilungen und im Freien an 24000 Pflanzenarten; das aus Eisen und Glas erbaute Palmenhäus ist 53 m lang und 19 m breit. Als äußere Friedrichstadt endlich wird der Stadtteil westlich der innern Friedrichstadt bezeichnet, der von der Königsmärkerstraße, dem Landwehrkanal und dem Tiergarten begrenzt ist, zum Teil eins der neuesten und das wohlhabendste Viertel der Stadt. Seinem südl. Hauptteile vor dem Anhaltischen und Potsdamer Thore geben hohe Miets-häuser, dem westlichen, welcher unter anderem die frühern Vergnügungsgärten Odeum, Hofsäger, Albrechts- und Vorhofe verschlungen hat, dagegen prächtige Villen ein ganz verschiedenes Gepräge. Die 1864 vom engl. Missionsvereine unter Israel erbaute Christuskirche (im got. Stil) ist als Kandel des beliebten Prof. Paulus Cassel erwähnenswert; die Lukasikirche wurde 1859—62 im byzant. Stile aus rohen Ziegeln mit Säulenhalle und die Matthäi-kirche 1846 im byzant.-gemischtem Stile von Suler erbaut; vor letzterer, deren Fenster schöne Glas-

malereien enthalten, steht ein großes Standbild des Evangelisten nach Albert Wolffs Modell. Im Pracht- und Musterbau ist der 1870—72 errichtete Personenbahnhof der Potsdamer Eisenbahn, ebenso der 1875—80 von Schwedten gänzlich umgebauter Berlin-Anhaltische, einer der stattlichsten des Con-tinents, mit 61 m breiter Halle. Von jenseitigen öffentlichen Anstalten in diesem Stadtteile sind aus-zuführen: der 1881 beendete monumentale Ren-bau des Kunstgewerbemuseums, von Grapow und Schmieden ausgeführt, mit polychrom behandelter Façade in Sandstein und Terracotta und einem stattlichen von Arkaden umgebenen innern Hofe. Es umfaßt nach Material und Herstellungswelt geordnet, kunstgewerbliche Arbeiten aller Zeiten und Länder und ist die größte derartige Sammlung in Deutschen Reich. Auch haben die von Schellens ausgegrabenen trojanischen Altertümer hier Auf-stellung gefunden. Mit dem Museum sind eine Mo-dellier- und Zeichenschule (800 Schüler) sowie eine reiche Bibliothek verbunden; ferner sind zu er-wähnen: das 1875 eröffnete Aslanische Gymnasium, das Gebäude des Evangelischen Oberkirchenrats und das Wilhelmsgymnasium.

Zwischen der äußern Dorotheenstadt und der Unterpree nördlich, den Schöneberger Wäsen und Charlottenburg westlich, dem südl. Schiffshafanal und der äußern Friedrichstadt südlich und der innern Dorotheenstadt und Friedrichstadt südlich breitet sich $\frac{1}{2}$ Stunden lang und im Durchschnitt $\frac{1}{2}$ Stunde breit der etwa 250 ha große Tier-garten aus, der größte und schönste Park d. v. von König Friedrich I. als Park begründet und unter Friedrich Wilhelm III. durch Ernst Gmelin umgestaltet und dem Publikum übergeben. Im Charlottenburger Chaussee durchschneidet in einer Breite von 20 m den Tiergarten in gerader Linie von Osten (Brandenburger Thor) nach Westen (Charlottenburg), in ihrer ganzen Länge von der Pferdebahn nach Charlottenburg befahren (von wo der sich am Großen Stern eine Linie nach dem Zoologischen Garten abzweigt, die der Chaussee Hasenauer-Allee folgt). Diese Landstraße mit dem Tiergarten in eine kleinere nördliche und in die größere und schönere südl. Hälfte. Den östl. Teil des Parks durchschneidet vom Kempterplatz (her seit 1876 der von Hagen modellierte in Bronze gegossene Brangel-Frühnen), wo sich Bellevue und -Allee (nach Schloss Bellevue) mit der Tier-garten, Lenné- und Victoriapark kreuzen, bis zur Königsplatz mit der kolossalen Siegessäule der Augenpunkt in der Richtung von Süden nach Norden die breite Siegesallee, welche während des Fest-sings in den Stunden des Nachmittags die Haupt-promenade der eleganten Welt v. S. ist. Am letzten ist der Tiergarten in seinem westlichen Teil dem Seepark und in der Gegend der Kottbus- und Luiseninsel, wo im Winter die beliebteste Eisbahn sich befindet. Hier in der Nähe erhebt sich das 1841 auf Kosten der berliner Bürgererschaft errichtete Ku-mormentmal Friedrich Wilhelms III. von Preußen mit einem den 5,5 m hohen Sockel umgebenden Relief, welches die Segnungen des Friedens darstellt, umweit davon auf der Luiseninsel das 1880 er-haltene Denkmal der Königin Luise von Preußen. Im Ostrande des Tiergartens das ebenfalls 1880 er-richtete Standbild Goethes von Schaper mit al-gorischen Figuren (Epik, Tragik, Wissenschaft) auf Granitsockel. Auf dem vom Brandenburger Th-



* wirklicher Länge

49 59

¹ *Informationen zu 14 große Meile*

Im Artikel: Berlin

nach der Luiseninsel führenden Hauptwege erhebt sich eine in Bronze gegossene Tiergruppe: ein Löwe, die verwundete Löwin schützend, von Albert Wolff. Dem vorhin erwähnten Seepark gegenüber auf dem linken Ufer des Schiffahrtskanals breitet sich der 1844 begründete Zoologische Garten aus, welcher sich unter der Leitung des Dr. Bobinus seit 1869 zu einem Institut ersten Ranges in seiner Art und zum bestbesetzten Vergnügungsorte der Berliner entwickelt hat. Hervorzuheben sind das Antilopenhaus in maur. und das Elefantenhaus in Bagodenstil. Südlich vom Zoologischen Garten, in der Feldmark des Nachbarortes Wilmerdorf, befindet sich der Neubau (1875—80) des 1850 nach V. verlegten königl. Joachimsthalschen Gymnasiums mit Bibliothek von 40 000 Bänden, Mumnat., Turn- und Schwimm-Anstalt. (Hierzu eine Karte: Berlin und Umgebend, und eine Tafel: Berliner Bauten.)

Die öffentlichen Bauten haben namentlich seit 1870 einen so bedeutenden Aufschwung genommen, daß V. in dieser Beziehung kaum einen andern Stadt nachsieht. Der Privatbau ist während Jahrhunderte hindurch von der Bodenbeschaffenheit eher abgesehen, als begünstigt worden; besonders auf dem spät in Angriff genommenen Höhenlande im Norden besteht der Baugrund aus gutem Lehm, neben welchem ein nachgiebiger Sandboden, ja sogar mächtige Lager von Infusorienpanzern, deren feilliches Abweichen jumeilen Häuserstürze bewirkte, und anderwärts Moorboden oder locker überwachsene Gräben vorkamten. Mit der zunehmenden Bebauung, die das Fortschaffen vielen Größrich u. s. w. auf das Ader- und Wiesenland bedingte, hat sich jener Uebelstand vermehrt, und die völlige Beendigung des Ausbaues der Kanalisation wird allmählich das schlechte Grundwasser beseitigen. Die durchgängig aus Backsteinen mit Kalkbewurf errichteten Wohnhäuser find meistens vier- bis sechsstöckig, einschließlich Keller und Dachstube; niedrigere Gebäude von 2—3 Stockwerken treten erst bei Neubauten wieder auf. Am 1. April 1882 waren 19463 bewohnte Gebäude in V. vorhanden.

Bei der Vorliebe des Berliners für das Grüne, welche Wohnungen mit Gartenbenutzung beträchtlich verteuert, haben sich Gartensiede und jumeilen selbst größere Gärten in der Umsriedigung der Wohngrundstücke weit zahlreicher erhalten, als man bei oberflächlicher Umschau glauben sollte; 1592 Häuser haben sowohl Vor- wie Hintergarten, 861 nur einen Vor- und 3350 nur einen Hintergarten; in den am südl. Kanal gelegenen Vorstädten, ferner in der Rosenthaler Vorstadt, Moabit und Wedding findet man solche Gärten an den meisten Wohnhäusern. Die Stadt besitzt, abgesehen von dem neuerdings sehr verschönerten Tiergarten, vier große Parks und 39 mit Gartenanlagen gezierte Plätze, sowie 136 mit Bäumen bepflanzte Straßen und Plätze; drei städtische Baumschulen und die Baumchule der Tiergartenverwaltung liefern das für die Anpflanzungen erforderliche Material, welches sich jährlich auf 140 000 Stück Gehölze beläuft.

Bei der Berliner Feuerocietät, einer auf Zwangsversicherung beruhenden Anstalt, waren 1843 erst 321, am 1. Okt. 1879 bagegen 1904 Mill. Mark als Wert von 17 987 Gebäuden versichert; die Mobiliarversicherung bei Privatgesellschaften, welche schwerlich auf drei Viertel des ganzen beweglichen Vermögens sich erstreckt, umfaßte 1853 nur 280, im J. 1879 bagegen 1678 Mill. Mark. Durch eine 1851 von

Hindelsberg errichtete und in neuerer Zeit von Branddirektor Wille geleitete Feuerwehr von 823 Mann wird die Feuergefahr in musterhafter Weise auf ein Minimum beschränkt, sobald die Versicherungssprämien in der Regel nur $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Promille betragen.

Die Zusammenlegung der Bevölkerung einer Großstadt weicht natürlich von derjenigen des ganzen Landes erheblich ab. Von den am 1. Dez. 1880 als ortsbewohnend gezählten 1 122 504 Bewohnern V. lebten 15 622, davon zwei Drittel weibliche, in Einzelhaushaltungen und 81 716, davon ein Fünftel weibliche, in 655 Anstalten; 1 075 166 Personen lebten damals in 240 961 Familienhaushaltungen. Als Haushaltungsangehörige wurden, abgesehen von den Familienmitgliedern, gezählt: 6283 männliche und 58 345 weibliche Diensthboten, 16 881 männliche und 2124 weibliche Gemeinde- und Arbeitsgehülfen, 3901 männliche und 3782 weibliche Pflöglinge und Pensionäre, 19 351 männliche und 2664 weibliche Chambreparsnisten, 3501 männliche und 6221 sonstige, im Fische eigener Möbel befindliche Altermieter, endlich 41 514 männliche und 14 796 weibliche Schlafgänger, sowie 909 einquartierte Soldaten. Auffällig könnte die geringe Zahl der in den Armenhäusern verpflegten Personen sein; dieser Umstand hängt jedoch damit zusammen, daß aus Gemeindeviertel sehr viel für Unterstützung der Hinfälligen und Gebrechlichen, der Waisen und Arbeitslosen in deren Wohnungen geschieht, indem sich z. B. zu Ende des J. 1879 teils inner-, teils außerhalb der Stadt 6599 Waisen in privater Pflege auf Gemeindeviertel befanden. Die Pflegekosten betrugen durchschnittlich pro Kind und Monat 5,35 Mark. Behörde für diese Angelegenheiten ist die Armenbidirection, deren Aemter aus 10 Stadträten, 13 Stadtverordneten, 10 Bürgerdeputierten und 4 Assessoren besteht; eine Abteilung sorgt für die Verwaltung des Arbeitshauses (mit 468 Detinieren) und der städtischen Irrenverpflegung-Anstalt, eine andere für die Verwaltung der Erziehungsanstalten zu Berlin und Rummelsburg (mit 488 Waisen) und für die Leitung der 223 Waisenhäuser, deren Bezirke mit den Armenkommissionen zusammenfallen; 53 Armenärzte, 1 Wundarzt, 2 Ohren- und 6 Augenärzte funktionieren im Dienste der Armenpflege. Die Kosten der öffentlichen Armenpflege betrugen im J. 1879 durchschnittlich 5,30 Mark auf den Kopf der Civilbevölkerung oder monatlich 11,4 Mark für einen der 12 379 Almosenempfänger. Verührt schon diese Organisation auf dem Gemeinfinne der Bürger, so besteht daneben noch eine durchaus private Armenpflege, welche teils vorbeugend wirkt und in dieser Richtung namentlich von dem Verein gegen Verarmung und Bettel (der jährlich etwa 4000 Personen mit Darlehen und Geschenken unterstützt) repräsentiert wird, teils in zahlreichen Vereinen für besondere Zwecke (z. B. dem Kriegerverein, der durchschnittlich 220 Personen Unterkunft für die Nacht verschafft) die wirkliche und unentbehrbare Armut minder drückend macht. Ubrigens verfügte die Stadt im J. 1875 über 328 milde Stiftungen und Legate mit 31 $\frac{1}{2}$ Mill. Mark Gesamtvermögen, welches seitdem durch namhafte Zuwendungen vermehrt worden ist. Daß die Armenpflege so bedeutende Anstrengungen erfordert, wird durch die V. mit andern vorzugsweise gewerthätigen Städten gemeinsame Ercheinung erklärlich, daß die Geburtsziffer der meisten Einwohner außerhalb der

Gemeinde liegt; nur in der Rosenthaler Vorstadt und im Wedding überwiegen die eingeborenen Berliner, wogegen sie in der Dorotheen- und äußeren Friedrichstadt nur ein Drittel der Bewohner ausmachen.

Gegen 1000 Ärzte, 64 Apotheken, 250 Hebammen und 320 Heilgehülfen sorgen für die Pflege der Gesundheit, unterstützt durch viele Krankenanstalten. Mit der Universität stehen in Verbindung: das klinische Institut für Chirurgie und Augenheilkunde, die Poliklinik und das klinische Institut für Geburtshilfe; mit der Charité: die medizinische, propädeutische, chirurgische, augenärztliche, gynäkologische, geburtshilfliche Klinik, die Kliniken für syphilitische und Hautkrankheiten, für Kinder- und für psychische Krankheiten. Die Sanitätspolizei leiten 1 Stadtphysikus mit 2 gerichtlichen, 10 Bezirkspophysikern, 1 gerichtlichen Wundarzt und 2 Kreisärzten; außer diesen gehören zum Ressort des Polizeipräsidenten die Schutzblattern-Impfungsanstalt und die Sanitätskommission mit 50 Revisärärzten; 16 Hospitäler (wovon 4 städtische mit 1068 Kranken und Siechen), 39 meist private Krankenanstalten, Kliniken und Siechenhäuser, die lath. Frauen Schwestern und die evang. Diakonissen, 30 Kranken- und Sterbehäuser, 5 städtische, 18 private Badeanstalten und 7 Flussbäder vervollständigen den hygienischen Apparat. Auf städtische Kosten wurden Ende März 1879 teils in der eigenen, teils in Privatanstalten 1155 Jtre verpflegt; in Dalldorf ist seitens der Stadt ein großes Irrenhaus nach dem Pavillonssystem erbaut worden, welches Ende März 1879 bereits 1119 Geisteskranken Pflege gewährte. In die 20 Leichenhäuser der Begräbnisplätze wurden 1874 zusammen 5852 Leichen eingestellt. Die Straßeneinigung beschäftigte außer den Spritzenmännern 660 Personen, und an einen Privatunternehmer wurden 435 300 Mark für Abfuhr des Straßenechts bezahlt. Zur allmählichen Beseitigung der mehr als 700 großenteils gesundheitswidrigen Schlaglegegelegenheiten sind auf dem Viehhofe genügende Vorkehrungen getroffen. Die festen und flüssigen Abgangskasse werden durch ein großartiges Kanalisationsystem, von welchem zu Ende des J. 1879 bereits 57 000 m Thonrohrleitung vollendet waren, auf im Besitz der Stadt befindliche Kieffelder (z. B. bei Odbors) abgeleitet, auf welchen seit 1877 großartige Gemüsekultur eingerichtet ist, einem nach den lebhaftesten Kämpfen durchgesetzten Plane Hohnrecht gemäß. Von den auf 30 Mill. Mark gewerteten städtischen Wasserwerken werden jährlich 16 Mill. cbm filtriertes Flusswasser durch Wasserleitungen in die Straßen und Gebäude geleitet.

Bei dem enormen Fremdenverkehr und dem beständigen starken Wechsel der Bevölkerung steht die öffentliche Sittlichkeit auf einer ziemlich niedern Stufe. Prostitution und Geistesverleumdungen aller Art sind in B., obgleich nicht in Zunahme begriffen, doch schwer zu beschränken, und namentlich die frisch zugezogenen Elemente tragen um so mehr zur Verfeinerung der sittlichen Zustände bei, als man dem nächtlichen Treiben in zahlreichen Kellerrösten u. s. w. mit Rücksicht auf die Wohnungsverhältnisse und die Verschiedenartigkeit der Arbeit und Berufstätigkeit der Einzelnen nicht leicht wirksam entgegenzutreten vermag. Zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit dient die dem königl. Polizeipräsidenten untergebene, 3339 Mann

(darunter 240 berittene) starke Schutzmannschaft, andererseits das vom Magistrat abhängige Nachwachspersonal, dessen Umgestaltung unter Bezug auf ihm anvertrauten Häuferverschläffen erstet wird. Das Polizeipräsidenten selbst gerührt in sechs Abteilungen: 1) Polizeiverwaltung und Bewachung öffentlicher Institute und gewerblicher Anlagen, Sanitätspolizei und Prüfung der Bauhandwerker; 2) Gewerbepolizei, Straßen- und Strassenpolizei, öffentliche Fuhrwesen; 3) Bauteilung; 4) Kriminalabteilung und Kommission für Sittenpolizei; 5) Pass- und Fremdenwesen nebst Einwohnermeldamt; 6) Abteilung für Übertretungen und Polizeianwaltschaft.

Das Glaubensbekenntnis wurde bei der Volkszählung von 1880 von den Einwohnern in folgender Weise bezeichnet: als evangelisch 54119, als lutherisch 23942, als reformiert 612, als uniert 47, als altreformiert 1, als aldlutherisch 693, als mennonitisch 87, als herrnhutisch 139; als römisch-katholisch 80616, als griechisch-katholisch 202; außerdem wurden 675 Freimaurer, 349 Baptisten, 2517 Dissidenten, 42 Methodisten, 2 Quäker, 63 andere Sekten, 53949 Juden und 67 Befenner anderer Religionen (Moschammedaner, Buddhisten u. s. w.) gezählt, für 246 Personen lagen nur unbestimmte, für 996 Personen überhaupt keine Angaben über das Religionsbekenntnis vor. Die Katholiken erreichen jetzt 7, so, die Juden 4 Proz. der ganzen Einwohnerzahl, nachdem gerade diesen Bekenntnissen ein starker Zugzug zu kommen ist. Die wenig störenden übrigen des Bekenntnis auf das Zusammenleben einwirkt, ist daraus zu ersehen, daß sehr viele Mischehen bestehen. Die Evangelischen gehören 5 Personal, 13 Katholiken und 29 örtlichen Parochialgemeinden mit 58 Pastoren an; unabhängig von der Parochialkirche halten sich 8 prot. Gemeinden. Die Katholiken sind in 4 Kirchen mit 2 Kapellen eingepfarrt, die freireligiöse Gemeinde besitzt einen Versammlungssaal, die jüd. Gemeinde 3 Synagogen und die jüdische Reformgemeinde 1 Gotteshaus.

In Bezug auf Schulbildung ergab die Volkszählung von 1871, daß unter den mehr als 10 Jahre alten Personen 4108 männlichen und 9468 weiblichen Geschlechts, d. h. 1,25, beziehungsweise 2,25 Proz. nicht lesen und schreiben konnten. Dies war ein auffallend günstiges Verhältnis, zumal wenn man berücksichtigt, daß nicht allein Krankheit und Gebrechen den Elementarunterricht unmöglich machen, sondern auch etwa drei Viertel der Bevölkerung jenes Alters aus andern Gegenden stammen, welche teilweise im Schulunterricht weit zurückgeblieben sind. Dem Alter nach waren unter je 1000 Personen von 10—15 Jahren 48, von 30—40 Jahren 158, von 50—60 Jahren 416, von über 70 Jahren 1629 ohne Schulbildung, zum Teil nicht deshalb, weil es ihnen an Unterricht gefehlt hätte, sondern weil sie die Fähigkeit des Lesens und Schreibens wieder verlernt hatten; in der Dorotheenstadt ist schärft sich das Verhältnis der Analphabeten auf 73, im alten B. erhebt es sich auf 293 und an Soßing auf 406 unter 10000. Die Katholiken stellen zu den Analphabeten ein Kontingent von 1864 oder 2,25 Proz., die Juden 626 oder 1,74 Proz., während der Gesamtbevölkerung 2,05 Proz. nicht lesende Kirchenglieder sich für Erziehung und höhere Ausbildung mannigfaltigere Formen dar als in der Hauptstadt des Deutschen Reichs. Die niedrigste

Stufe nehmen 50 Kleinkinder-Bewahranstalten und 19 Kindergärten nach Frobbels System ein. Den eigentlichen Elementarunterricht gewähren unentgeltlich 82 wohlaußgestattete Gemeindeschulen in 919 Klassen und 5 private Elementarschulen; diese Anstalten werden von 65 aus der Bürgererschaft deputierten Schulkommissionen in 12 Schulinspektionen beaufsichtigt, welche wieder der aus Stadträten, Stadtverordneten und Bürgerdeputierten gebildeten städtischen Schuldeputation unterstehen. Es folgen 4 Stiftungsschulen und folgende, von den kirchlichen Parochialvorständen abhängige Anstalten: 15 Elementarschulen, 38 Mittelschulen, 6 höhere Knabenschulen und 38 höhere Mädchenschulen, ferner 1 Handelsschule und 5 jüdische. Unter unmittelbarer Aufsicht der Schuldeputation stehen noch 4 städtische höhere Töchterschulen, während unmittelbar vom Magistrat ressortieren: 6 Real-, 2 Erwerbschulen und 10 Gymnasien; das königl. Provinzialschulkollegium leitet: 3 Knabenschulen, 2 Bauschulen, die Blindenanstalt, das Taubstummeninstitut, das Lehrerinnenseminar mit höherer Töchterchule, das Seminar für Stadtschulen mit Seminarischule, das lat. Progymnasium und 4 Gymnasien nebst einer Real-, einer Bor- und 2 höheren Töchterchulen. Den genannten Bildungsanstalten treten außer 9 Erwerbschulen hinzu: 69 Klassen von Vorbereitungsschulen, 4 städtische Fortbildungsanstalten für aus der Schule entlassene Jünglinge, 3 öffentliche Knabenspielfläche und 3 städtische Turnhallen. Zu Ostern 1881 wurden die Berliner Schulen (mit Auschluss der Hochschulen) von 64881 Knaben und 60718 Mädchen besucht; davon entfielen 101530 auf öffentliche und 24069 auf Privatschulen. Als allgemeines Bildungsmittel wirken 21 städtische Volksbibliotheken mit (1880) 84 632 Bänden, zu deren Gunsten der Wissenschaftliche Verein alljährlich Vorlesungen veranstaltet.

Von einer regamen, mit scharfem Verstande und schneller Auffassung begabten Bevölkerung bewohnt, ist B. durch die Vorträge seines geistigen Lebens eine der einflussreichsten Städte der Welt geworden, welche den modernen Zeitgeist auf den Gebieten der Wissenschaft und der Kunst, wie der Industrie und der allgemeinen sozialen Bildung beizus repräsentiert. Es gibt wenig besondere Fächer menschlichen Wissens, welche nicht mit Eifer in B. gepflegt würden, und mit dem Aufschwunge des Deutschen Reichs in polit. Beziehung ist das Bestreben des preuß. Staats, den Sitz der Reichsgewalt zum Mittelpunkt aller Geistesthätigkeit zu gestalten, Hand in Hand gegangen. An der Spitze steht die 1810 errichtete Universität, an welcher in allen Fakultäten Gelehrte von Weltruf in unabhängiger Forschung gewirkt haben und wirken und deren Sammlungen trotz der kurzen Zeit ihres Bestehens zu den reichhaltigsten ihrer Art gehören. Im Wintersemester 1881/82 lehrten an ihr 72 ord. Professoren, 3 Mitglieder der Akademie der Wissenschaften, 10 außerord. und 88 Privatdozenten; immatriculiert waren 3666 Preußen, 485 andere Deutsche, 95 andere Europäer und 78 Nichteuropäer, und war 374 Theologen, 1441 Juristen, 640 Mediziner und 1966 Philosophen. Außerdem waren um Hören der Vorlesungen verpflichtet oder beehrtigt: 213 Eleven der Medizinisch-chirurgischen Akademie für das Militär, 920 Studenten der technischen Hochschule, 92 der Bergakademie, 57

der Landwirtschaftlichen Hochschule, 50 der Kunstakademie und 166 vom Rektor ohne Immatrikulation zugelassene, sodass die Gesamtzahl der Berechtigten 5908 betrug. Den genannten Instituten und den mit der Universität verbundenen Seminaren (dem theologischen, philologischen, mathematischen sowie der praktischen Unterrichtsanstalt für Staatsargneikunde und dem Institut für pathol. Anatomie) treten als höchste Bildungsanstalten des Staates für Spezialfächer hinzu: die Kriegsakademie mit (1882) 21 militärischen und 14 Civillehren, sowie 300 studierenden Offizieren, die vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule in Charlottenburg, das Pädagogische Seminar für gelehrte Schulen, das Statistische Seminar des preuß. Statistischen Büreaus, die militärärztlichen Bildungsanstalten (Friedrich-Wilhelms-Institut und Medizinisch-chirurgische Akademie), die Bergakademie und Geologische Landesanstalt, die Akademie der bildenden Künste, die Hochschule für Musik, die Königl. Kunstschule, die Tierarzneischule, das Hebammen-Lehrinstitut, und es schließen sich als Privatanstalten an: die von der Gesellschaft für das Studium der neuern Sprachen gegründete Akademie für moderne Philologie, die Hochschule für die Wissenschaft des Judentums, das Rabbinerseminar für das orthodoxe Judentum, das Theologische Seminar der franz. Kolonie, das Seminar für Missionare und das Victoria-Institut für Damen. Anderweitige Unterrichtsanstalten sind 3 Privatunterrichtsanstalten für das Militär, 3 Handelsschulen für das männliche und 2 für das weibliche Geschlecht, die Akademie für Bierbrauer, 3 Erziehungs- und Rettungsanstalten für verlassene Kinder, 9 Waisenhäuser, 2 Fortbildungsanstalten für Erwachsene, 2 Krankenwärterschulen, die Evangelische Mädchenbildungsschule, das Etienographische Institut, die Klugeische Turnanstalt, das Berliner Reitinstitut und die Schwimmschule. Unter den von Vereinen geleiteten Anstalten wirken die des Deutschen Gewerbemuseums und des Berliner Handwerkervereins besonders für wissenschaftliche, Geschmacks- und Kunstbildung der Gewerbetreibenden.

An die Spitze der wissenschaftlichen Sammlungen sind die Bibliotheken zu stellen: die Königl. Bibliothek, die der Universität, des Großen Generalstabs, des preuß. Statistischen Büreaus, der Bergakademie, des Reichstags, des kaiserl. Statistischen Amtes, der Polytechnischen Gesellschaft, der Gesellschaft für Erdkunde, des landwirtschaftlichen Ministeriums, des Joachimsthalschen Gymnasiums, des Gewerbemuseums, der Berliner Medizinischen Gesellschaft, des Vereins für Beförderung des Gartenbaues in den preuß. Staaten, des Vereins für die Geschichte B.s, der Akademischen Hochschule u. s. w. Die Universität besitzt einen archäol. Apparat, ein anatom. Theater, eine anatom. Sammlung, einen physiol. Apparat nebst Laboratorium, ein chem. Laboratorium, eine chirurgisch-geburtshilfliche Instrumenten- und Bandagen-sammlung, ein zoolog. Museum, eine physik. Apparaten-sammlung, ein mineralog. Museum, eine pharmakolog. Sammlung, einen Universitätsgarten, ein Herbarium und ein pflanzenphysiol. Institut. Andere wissenschaftliche Anstalten sind: die Königl. Anatomie, die Königl. Sternwarte, das Astronomische Kabinett nebst Privatsternwarte, die Geologische Landesanstalt, der Botanische Garten, die Vorjüdischen Gärten und Treibhäuser, das Centralbureau der europ. Grad-

messungen, das Kartographische Institut, drei private dem. Laboratorien, das Festungsmodellhaus, das Geodätische Institut, das Zeughaus (Ruhmesballe), das Märkische Provinzialmuseum, das Landwirtschaftliche Museum, das Hohenzollern-Museum, das Rätische Schulmuseum (mit Lehrerbibliothek), das Postmuseum und das Technologische Institut.

Durch die vielen gelehrten Vereine wird die Wissenschaft zugleich zu einem geistigen Bindemittel des geselligen Verkehrs und dadurch immer unmittelbarer in die Kreise des Lebens hinübergeführt. Unter diesen Vereinen sind außer schon genannten zu erwähnen: die Königl. Akademie der Wissenschaften, der Affinisationsverein, die Kritische, die Anthropologische, die Archäologische, die Gesellschaft für Erdkunde, die Berliner Medizinische Gesellschaft, die Berliner Philosophische Societät, die Berliner Militärärztliche Gesellschaft, die Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache, der Berliner Verein für öffentliche Gesundheitspflege, der Botanische Verein für die Provinz Brandenburg, der Klub der Landwirte, die Deutsche Chemische, Geologische, Ornithologische Gesellschaft, der Entomologische Verein, der Architektenverein, der Elektro-technische Verein, die Gesellschaften der Charité, der Gartenfreunde B.S. für Gynäcologie, für Heilkunde, für Verbreitung von Volksbildung (mit vielen Zweigvereinen in Deutschland), naturforschender Freunde, zur Beförderung der evang. Missionen unter den Heiden, zur Beförderung des Christentums unter den Juden, die Hufeland'sche Medizinisch-chirurgische, die Italiatische, die Juristische Gesellschaft, der Literarische Sachverständigenverein, der Medizinisch-ästhetische, der Medizinische, der Pädagogische, der Palästina'sche Verein, die Philosophische, die Hygienische Gesellschaft, die Preussische Hauptbibelgesellschaft, der Verein für die Geschichte B.S., die Volkswirtschaftliche Gesellschaft zu B. u. f. w.

Auch das Kunstleben, welches seit Friedrich Wilhelm IV. aufmerksamste Förderung gefunden hat, wird durch die mannigfaltigsten Einrichtungen nach allen Richtungen hin unterstützt. Von der Königl. Akademie der Künste werden Übungen und Vorlesungen sowohl in der Abteilung für bildende Künste wie in der akademischen Hochschule für Musik (Abteilung für musikalische Komposition) veranstaltet; die Königl. Kunstschule dient in der ersten Abteilung zugleich als Seminar für Zeichenlehrer, das Institut für Kirchenmusik zur Ausbildung von Organisten und Gesangslehrern, und Malerei und Bildhauerkunst werden durch die alle graden Jahre wiederkehrenden Ausstellungen im Akademiegebäude offiziell gepflegt. Neben der Akademie bestehen folgende Unterrichtsanstalten für Musik: die Singakademie mit der Zelterischen Liedertafel, der Königl. Domchor, die Kroll'sche neue Akademie der Tonkunst, der Brauns'sche Chor als Hochschule für vollen Kunstgesang, das Stern'sche Konservatorium der Musik, das Schwaneke'sche Musikinstitut für alle Fächer, 11 andere bedeutendere Institute; von Gesellschaften für Pflege der Musik sind zu nennen: der Tonkünstler, der Bach-, der Akademische Wagner-Verein, der Märkische Centralfängerbund, 24 andere ebenfalls tüchtige Gesangsvereine neben vielen unbedeutenden und der Musikalische Sachverständigenverein. Unter den Sammlungen von Erzeugnissen der bildenden Künste sind die königl. Museen, die Schätze der

königl. und princligen Schätze, die Antikarchäol. Kunstsammlung der Universität, das Deuth-Schinkel-Museum, das Rauch-Museum, die Sammlungen des Deutschen Gewerbemuseums, die Gemäldeausstellungen des Preussischen Kunstvereins, des Vereins Berliner Künstler und des Vereins der Kunstfreunde im preuss. Staat, sowie die von Sachse u. Komp., und unter den jüdischen Privatgalerien namentlich die Auerbach'sche mit 150 neuern Gemälden, des Grafen von Reben, die gräfl. Hagen'sche u. s. w. hervorzuheben. Außer den eben genannten Vereinen beschäftigen sich mit der Pflege der Kunst: der Archäologenverein, der Kunstverein Germania für Ostpreussengemälde, der Artistische Sachverständigenverein, der Photographische Verein, der Verein für religiöse Kunst in der evang. Kirche, der Wissenschaftliche Kunstverein u. s. w. Zur Pflege der dramatischen Kunst dienen vor allem die Königl. Oper und das Schauspielhaus. Unter den theatralischen Privatunternehmungen stehen das Friedrich-Wilhelmstädtische, das Wallner'sche, das Victoria-theater und durch seine sittlich-ästhetische Haltung das Belle-Alliance-theater obenan; seit Einführung der Theaterfreiheit sind viele Bühnen aufgeführt, und verschwanden sie auch teilweise bald wieder, so führt das Berliner Adreßbuch für 1882 doch 16 gewerbliche Privattheater auf.

Teilt man die Gesamtbevölkerung der Stadt in große Berufsclassen, so findet man von der Landwirtschaft ernährt 0,8 Proz., von der Industrie 53,9 Proz., von Handel und Verkehr 17,9 Proz., von persönlichen Dienstleistungen 10,7 Proz., von gelehrten oder amtlichen Beschäftigungen 7,1 Proz., Militär 2,8 Proz. und von Rentnern u. s. w. lebend und ohne Berufsangabe 8,1 Proz. Hiernach ist die Gewerthätigkeit der Stadt eine sehr bedeutende. In Seiden, Baumwollwaren, Sejmestierwaren, Cigarren, Maschinen, Lampen, Zügen, Möbeln, Tapeten, Instrumenten, Tonwaren, Kleidungsstücken (namentlich Mänteln), Festwaren und kunstgewerblichen Produkten sehr reich, welche hier erzeugt worden sind, findet eine sehr erhebliche Ausfuhr statt. Nach den Ermittlungen des Fabrikantenpaltors waren im Dec. 1873 seiner geleglichen Revision 2230 gewerbliche Anlagen unterworfen; dieselben beschäftigten 4679 Männer, 14224 Frauen, 1745 Knaben und 81 Mädchen unter 16 Jahren. Nach dem Ertrag vom 17. Juli 1878 wurden während des J. 1878 in B. Arbeitsorten an 31114 Männer und 16881 Frauen, Arbeitshäuser an 209 Knaben und 21 Mädchen ausge stellt. Von diesen Arbeitshäusern haben jedoch in den der Kontrolle unterliegenden Anlagen nur 6508 Männer, 5844 Frauen, 15 Knaben und 4 Mädchen Beschäftigung gefunden. In den Maschinenfabriken kamen 82 Unfälle vor, von denen 56 der Unachtsamkeit des verletzten Arbeitshäuser zugeschrieben werden mußten. In Getreide, Spiritus und Wolle sowie im Gold- und Silbergeschäft ist B. Weltmarkt geworden; der eigene Verbrauch seiner großen Bevölkerung bietet den Handelshäusern immer einen großen Rückhalt bei ihren Speculationen. In dem Eigen- und Kommisshandel mit gewerblichen Erzeugnissen strebt B. rüchrig und mit neuerdings sehr vortrefflichem Geschmade vor; in manchen Straßen ist Haus bei Haus von glänzend ausgestatteten Läden besetzt. Im deutschen Buchhandel nimmt B. als Verlagsort eine hervorragende

BERLINER BAUTEN.



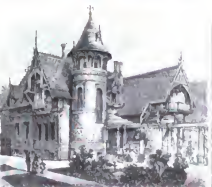
1. Altes Museum : Ansicht vom Lustgarten. Erbauer: Schinkel.



2. Palais Borsig. Erbauer: Lœne.



3. Villa Monplaisir. Erbauer: Kyllmann und Heyden.



4. Villa Ende. Erbauer: Ende.

Stelle ein. Anfang 1882 erschienen in B. 478 Zeit-
schriften, davon 50 täglich; 43 waren amtliche, 66
befaßten sich mit Politik und sozialen Angelegen-
heiten, 293 mit Wissenschaft, Kunst und Gewerben,
21 mit Religion und 65 mit schöner Literatur.

Die Kunst der Wasserwege und die Verzweigung
der 14 (einschließlich der Stadtbahn und der Ring-
bahn) von B. ausgehenden Eisenbahnen (die Nieder-
schlesisch-Märkische nach Breslau, die Ostbahn nach
Königsberg, die Berlin-Stettiner, die Nordbahn nach
Stralsund, die Berlin-Hamburger, die Lehrter
Bahn nach Hannover und Köln, die Wehlarer
Bahn, die Berlin-Potsdam-Magdeburger, die Berlin-
Anhaltische nach Köthen, Leipzig und Dresden,
die Militärbahn nach dem Artilleriearsenalplatz bei
Friedrichshagen, die Berlin-Dresdener und die Berlin-Gör-
litzer; die Berliner Stadtbahn und deren Anschlüsse
in die Berliner Ringbahn) haben den Handel der
Stadt überaus gehoben. Die Stadtbahn ist vier-
spurig und wurde 7. Febr. 1882 zunächst nur für
den lokalen Personenverkehr, im Mai 1882 auch für
den durchgehenden Verkehr eröffnet; sie verbindet
den Schlesischen Bahnhof mit dem Charlottenburger
Bahnhof und schließt an beiden Endpunkten an die
Ringbahn an. Stationen der Stadtbahn befinden
sich an der Jannowitzbrücke, am Alexanderplatz, an
der Börse, Friedrichstraße (Centralstation), am
Lehrter Bahnhof, bei Schloß Bellevue und am
Zoologischen Garten. Zwei Gleise der 11,36 km
langen Stadtbahn sind ausschließlich für den lokalen
Verkehr, die beiden andern für den Durchgangs-
verkehr der in dieselbe einmündenden Bahnen be-
stimmt; im Lokalverkehr folgen die Züge in Abstän-
den von je fünf Minuten in beiden Richtungen und
erweisen nur je eine Minute auf den Stationen.
Hofsignale zum Ein- und Aussteigen werden
nicht gegeben, ebenso wenig Signale mit der Dampf-
kraft zum Halten und Abfahren der Züge; auch
haben die Fahrgäste selbst die Wagenschüren beim
Erlassen des Zugs zu öffnen. Die Militärkontrolle
über beim Betreten und Verlassen der hochgelege-
nen Perrons statt.

Ende 1879 fanden für den öffentlichen Verkehr
Betriebe: 348 Pferdeisenbahnwagen, 166
omnibus, 265 Thormwagen, 1508 Droschken erster
b 3281 zweiter Klasse, mit zusammen 9063 Pfer-
en, 639390 Droschken erhielten im Laufe des
Jahres Fuhren auf den Bahnhöfen B.s. — Viele
Eisenbahnlinien durchziehen die Hauptstraßen und
binden das Innere der Stadt mit den benach-
barten Ortsteilen; die Berlin-Charlottenburger
Eisenbahn besitzt 66 Wagen und 1700 m Gleise,
die Große Berliner Pferdeisenbahn 293 Wa-
gen und 124188 m Gleise. Dieselben beförderten
Durchschnitte täglich 9473, beziehungsweise
767 Personen; im J. 1879 kamen auf ihnen
gesamt nur 520 Betriebsstörungen und 98 Un-
fälle von Personen vor.

Die Berliner Dampfschiffahrts-Gesellschaft hatte
9 12 Dampfer im Betrieb, welche 228 245 Per-
sonen beförderten und 17768 Meilen im Lokalver-
kehr zurücklegten. Von Mitte Dezember bis Mitte
März war die Schifffahrt durch Frost unterbrochen.
Eisenbahnen beförderten im J. 1879 nach B.:
2 082 Personen, 87 110 Ochsen, 39 037 Kühe,
65 Kälber, 548 206 Schafe, 852 387 Schweine,
1 Ferkel, 1 124 115 Gänse und 3259 Futen,
e 30 324 873 Doppelcentner andere Güter.
gewaltig sich im Jahrzehnt 1870—80 der Ver-

kehr in B. gesteigert hat, zeigt folgende Tabelle
der Betriebsergebnisse der Post- und Telegraphen-
verwaltung:

| | 1870 | 1880 |
|--|--------|---------|
| Postanstalten | 29 | 97 |
| Telegraphenanstalten | 18 | 50 |
| Postanstalten vereinigt | 3 | 44 |
| Telegraphenpostanstalten | 130 | 366 |
| Postämter | — | 23 |
| Postämter für Postämter | — | 112 |
| Postämter | 196 | 477 |
| Gesamtpersonal | 2 664 | 5 215 |
| davon Beamte | 1 324 | 2 030 |
| „ Unterbeamte | 1 338 | 2 515 |
| „ Postkassen | 100 | 370 |
| Postkassen | 324 | 503 |
| Postwagen und Schritten | 483 | 791 |
| durchschnittliche tägliche Fahrten | 439 | 1 264 |
| eingegangene Briefsendungen | 29 639 | 86 430 |
| in Zahlen | | |
| „ Briefe und Zeitungen | 2 266 | 4 053 |
| „ Telegramme | 699 | 1 313 |
| „ Briefpostsendungen | — | 867 |
| aufgegeben | 88 593 | 196 099 |
| „ Briefe und Zeitungen | 2 855 | 7 384 |
| „ Telegramme | 619 | 1 737 |
| „ Briefpostsendungen | — | 511 |

Hinsichtlich des moralischen, intellektuellen und
polit. Kulturzustandes der Stadt und ihrer Be-
wohner tritt in erster Linie das Vereinswesen, resp.
die soziale Selbsthilfe, hervor. Das Vereinswesen
ist in dem Leben B.s ein mächtiger Faktor, der an
jedem Ringen menschlicher Kraft nach irgend-
einem Ziele regen Anteil nimmt. Außer den schon
erwähnten gelehrten Vereinen für Wissenschaft,
Kunst und Erziehung, deren es im J. 1882 in B.
172 gab, zählt man 287 Vereine für gemeinnützige,
mildthätige und gesellige Zwecke, 36 Turn-, Au-
der-, Schützen- und Festvereine, 38 Vereine für
Darlehens-, Kredit- und Vorschußkassen, 8 Kon-
sumvereine, 51 Bezirksvereine mit politisch-kom-
munaler Tendenz und 137 Vereine für gewerb-
liche Zwecke.

Außer den Gemeindebehörden haben die Ministe-
rial-Militär- und Baukommission, das königl. Po-
st- und Telegraphenamt und der Oberpräsident für B. in der
städtischen Verwaltung große und wichtige Befug-
nisse. Man beabsichtigt eine Dezentralisation der
städtischen Verwaltung dadurch herbeizuführen, daß
im Anschlusse an die histor. und topogr. Stadtteile
Verwaltungsbezirke mit eigenen selbstverwaltenden
Deputationen geschaffen werden, welche lehren den
mit allerlei nur örtlich wichtigen Angelegenheiten
überaus belasteten Centralbehörden gewisse Lasten
abnehmen, ohne daß die wirtschaftliche und kom-
munale Einheit der Stadt Einbuße erleide. Jetzt
fungieren nicht weniger als 48 gemischte Deputa-
tionen mit zusammen 541 Mitgliedern, von denen
die Armenverwaltung 36, die Schulverwaltung 29
und die Steuerverwaltung 36 Mitglieder enthalten,
während der Magistrat nur aus 34 Mitgliedern
besteht. Seit dem 1. April 1881 ist B. auf Grund
des Gesetzes vom 26. Juli 1880 über die Organi-
sation der allgemeinen Landesverwaltung aus dem
Verbande der Provinz Brandenburg ausgeschieden
und bildet fortan einen Verwaltungsbezirk für sich,
welcher in gewissem Sinne die Eigenschaften eines
Staatsteiles, eines Regierungsbezirks und einer
Provinz in sich vereinigt; doch sind wenigstens vor-
läufig das Oberpräsidium, das Konsistorium, das
Provinzial-Schulkollegium und Medizinalkollegium
noch der Provinz Brandenburg und dem Verwal-
tungsbezirk B. gemeinsam geblieben.

Die direkten Staatsabgaben der Bevölkerung von B. waren für das Rechnungsjahr 1880/81 auf 17 807 260 Mark (15,46 Mark auf den Kopf) veranschlagt, von denen nahe an 6% Mill. auf die klassifizierte Einkommensteuer, über 3 1/2 Mill. auf die Klassensteuer, über 5 1/2 Mill. auf die Gebäudesteuer, fast 2 1/2 Mill. auf die Gewerbesteuer und nur wenig über 13 000 Mark auf die Grundsteuer entfallen. Für stehende Gewerbe waren im Jahre 1878/79 54 537, für Gewerbe im Umlauf die 1891 Personen zur Gewerbesteuer herangezogen worden. Einkommensteuer zahlten 81 704, Klassensteuer 778 500 Personen. An indirekten Staatsabgaben entfielen im Rechnungsjahre 1878/79 auf B. 10 961 818 Mark (10,41 Mark auf den Kopf), davon fast 8 1/2 Mill. an Zöllen von ausländischen Gegenständen, 1 1/2 Mill. an Brauksteuer und je 1/2 Mill. an Salzsteuer und Branntweinsteuer.

Die städtischen Gemeindeabgaben waren für das J. 1880/81 auf nahezu 23 Mill. Mark (20,46 Mark auf den Kopf) veranschlagt, und zwar fast 3 1/2 Mill. Haussteuer, 9 1/2 Mill. Mietsteuer, fast 1 1/2 Mill. Hundesteuer, über 9 1/2 Mill. Gemeinde-Einkommensteuer und 330 000 Mark Braumalzsteuer. Hundesteuer wurde im J. 1878 für 31 397 Hunde erhoben; daneben waren steuerfrei 2018 Kettenhunde, 677 Zughunde, 37 Wächterhunde, 60 Treibhunde und 64 Hunde der Gefandtschaften.

Litteratur. Außer den Veröffentlichungen des Vereins für die Geschichte B.: »Berlinische Chronik nebst Urkundenbuch« (Berl. 1868 sq.) und »Schriften des Vereins für die Geschichte der Stadt B.« (Heft 1—18, Berl. 1863—81), sind hervorzuheben: »Statistisches Jahrbuch der Stadt B.«, herausg. vom Direktor des städtischen Statistischen Büreaus (Berl. 1874 sq.); Spiller, »B. und seine Umgebungen im 19. Jahrh.« (Berl. 1833, mit Kupfern); Jhidicin, »Geschichte der Stadt B.« (Berl. 1841); Altden, »Erwiderung auf die Schrift des Herrn Jhidicin« (Berl. 1841); Weppert, »Chronik von B. seit Entstehung der Stadt« (Berl. 1841—43); Ramgo, »Neue Berliner Stadtchronik« (Berl. 1841); Brag, »Chronik von B.« (Berl. 1841); Streckfuß, »B. seit 500 Jahren« (4 Bde., 1863—65); derselbe, »B. im 19. Jahrh.« (4 Bde., Berl. 1865—69). Ferner: »B. und seine Entwicklung« (ein städtisches Jahrbuch für Volkswirtschaft und Statistik von Schwabe, 6 Bde., Berl. 1867—72); Schwabe, »Die Berliner Volkszählung von 1867« (mit 24 graphischen Darstellungen, Berl. 1869); Neumann, »Die Berliner Volkszählung von 1861« (Berl. 1863) und »Die Berliner Volkszählung von 1864« (Berl. 1866); Schwabe, »Die königl. Haupt- und Residenzstadt B. in ihren Bevölkerungs-, Berufs- und Wohnungsverhältnissen. Resultate der Volkszählung von 1871« (Berl. 1874); Böck, »Die Bevölkerungs-, Gewerbe- und Wohnungsaufnahme vom 1. Dec. 1875 in der Stadt B.« (Berl. 1878); Boltmann, »Die Baugeschichte B. bis auf die Gegenwart« (Berl. 1872); »B. und seine Bauten« (Werkwerk vom Architektenverein herausgegeben, Berl. 1877); Sedatz, »B. Denkmal der Bau- und Bildhauerkunst« (Berl. 1844); »B. und seine Kunstschätze« (Epp. 1855); »Die öffentlichen und Privatkunstsammlungen« (Berl. 1861); Schabler, »B. Kunstschätze: die königl. Museen« (10. Aufl., Berl. 1874); Reuter, »Das militärische B. Zusammenstellung der militärischen Einrichtungen und Establishments von B. in ihrer histor. Entwick-

lung« (Berl. 1873); Rieger, »Das medicinische B.« (Berl. 1873); Costa, »Heimatkunde von B.« (2. Aufl., Berl. 1873); R. Fischer, »Heimatkunde von B.« (Berl. 1879); »Bericht über die Gemeindeverwaltung der Stadt B. 1861—76« (8 Hefte, Berl. 1881); Friedel, »Die deutsche Kaiserstadt B. Stadtgeschichten, Sehens- und Wissenswertes aus der Reichshauptstadt und deren Umgegend« (Epp. 1882); Schwebel, »Kulturhistor. Bilder aus der deutschen Reichshauptstadt« (Berl. 1882); ferner die Führer von Rapp (5. Aufl., Berl. 1874) und Lübich (Berl. 1873), sowie Kiehlings »Berliner Denklehr« (Berl. 1882).

Berlin (Hud.), Augenarzt, geb. 2. Mai 1833 in Friedland in Mecklenburg-Strelitz, besuchte das Gymnasium daselbst, studierte in Göttingen, Marburg, Erlangen und Berlin Medizin, an letztem Orte unter Gräfe namentlich Augenheilkunde, worbann ein Jahr Assistentenarzt Wagenmachers in Heidelberg, ging hierauf als Assistentenarzt an die chirurgische Klinik der Universität Tübingen und errichtete 1861 in Stuttgart eine Augenklinik, welche sich bald eines zahlreichen Besuchs erfreute. Seit 1870 ist B. außerdem Privatdocent für physiol. Optik an der Technischen Hochschule, seit 1875 Professor für vergleichende Augenheilkunde an der Tierarzneyklinik in Stuttgart. B. hat in verschiedenen Fachschriften, namentlich in Gräfes »Archiv für Ophthalmologie«, in den »Klinischen Monatsblättern für Augenheilkunde«, im »Medic. Correspondenzblatt der württemb. ärztlichen Vereins«, in der »Berliner klinischen Wochenschrift« eine umfangreiche literarische Thätigkeit entwickelt. Seine Arbeiten betreffen unter anderem die in den Glaskörperraum gedungenen Fremdkörper, die Entzündung des Thränenlades, den Einfluß der Konvergenz auf das excentrische Sehen, die Schnervenverletzung, die sog. commotio retinae, Regenerationsvermögen beim Pferde, die Pathologie und Anatomie der Thränenröhre, die Refraction von Linsen u. s. w. Außerdem bearbeitete er für den vierten Teil der von Gräfe und Sämisch redigierten »Handbuch der gesamten Augenheilkunde« (Epp. 1880) die »Krankheiten der Orbita«. B. ist der erste, welcher systematisch die Augenheilkunde in vergleichender Weise betrieben hat, und gibt seit 1882 ein »Zeitschrift für vergleichende Augenheilkunde« heraus, in der er zunächst eine Arbeit »Über den physiol. optischen Bau des Pferdeauges« veröffentlichte.

Berlinchen, Stadt in der preuss. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt a. O., Amt Solbin, am Ausfluß der Wlode aus dem Ruppiner See, 32 km nördlich von Landsberg a. H., 1880 4973 überwiegend evang. E., ist Sitz eines Amtsgerichts und hat Störkfabriken, eine Viehzucht, eine Fabrik landwirtschaftlicher Geräthe, Weißgerberei, Rottgerberei, Getreide-, Spiritus- und Holzhandel, jährlich fünf bedeutende Pferdewerks- und ansehnlichen Bestand hier gefangener Rehe.

Berline, in Berlin erfundener vierfüßiger Kastenwagen mit jurischlagbarem Verdeck; Coque einer Klasse (in Frankreich); Roquierstuhl (Gesellschaftsspiel; ital. berlina, wörtlich Pranger).

Berlinerblau, ein wichtiges Farbmateriel, welches eine dunkelblaue, auf dem Bruch matt glänzende Farbe und einen matten Bruch hat, trocken- und geschmacklos ist und durch die Anwesenheit anderer Alkalien, nicht aber durch schwache Säuren zerlegt wird, besteht im reinen Zustande aus einer

Verbindung von Eisen und Cyan (früher für eine Verbindung von Eisencyanür mit Eisencyanid gehalten, nach neuern Forschungen aber komplizierter zusammengesetzt); wird aber gewöhnlich mit Thon oder mit Schwerpat verdonnt, um hellere, unter dem Namen Mineralblau im Handel sich findende Sorten herzustellen. Erfunden wurde es 1704, nach andern 1707, von dem Farbefabrikanten Diesbach in Dippels Laboratorium zu Berlin und bis 1724 die Bereitung als ein Geheimnis bewahrt. Man stellt es durch Fäulen von Eisensolungen mit Blutlaugensalz, Auswaschen und Trocknen des erhaltenen blauen Niederschlags dar. Sein Gebrauch ist sehr ausgedehnt, sowohl in der Öl- und Wassermaerei als in der Färberei und Druderei, sowie zur Bereitung von blauer Linie. Die sehr verschiedenen Sorten unterscheiden sich durch die Namen B., Preussischblau, Erlangerblau u. f. w. Das Pariserblau ist dieselbe chem. Verbindung, jedoch ohne Beimengung von Thon u. f. w. Das in der Färberei auf Garnen und Geweben erzeugte Blau dieser Art führt den Namen Kallblau oder Ragmondblau, das auf Seide herzugebrachte den Namen Bleu de France.

Berlinerbraun, s. unter Berlinerrot.

Berliner Friede, s. Berliner Kongreß.

Berlinergrün, der in den Mutterlaugen der Blutlaugensalzfäbrilation entstehende grüne Niederschlag, welcher durch Filtration abgeseidert als Nebenprodukt in den Handel gebracht und als Malerfarbe, wiewohl selten, Verwendung findet. Auch werden Mischungen von Berlinerblau mit gelben Farbstoffen mit diesem Namen belegt.

Berliner Konferenz heißt die im Sommer 1880 zu Berlin abgehaltene Konferenz europäischer Bevollmächtigter zur Regelung der türk.-griech. Grenze. Nachdem die Verhandlungen zwischen Griechenland und der Pforte bezüglich der Abtretung türk. Gebietes zu keinem Resultat geführt hatten, trat 16. Juni 1880 im Auswärtigen Amt zu Berlin die Konferenz zusammen. Deutschland war vertreten durch den Fürsten von Hohenlohe-Schillingfürst und Oberst Blume, Österreich-Ungarn durch Graf Szécsényi, Generalkonsul von Zweibündel und Oberst Ripp, Frankreich durch Graf St. Vallier und Oberst Perier, England durch Lord Odo Russell und General Lintorn Simons, Rußland durch von Saburov und Oberst Bobrilow, Italien durch Graf de Launay und General Sironi. Fürst Hohenlohe wurde zum Vorsitzenden der Konferenz, Oberst Blume zum Vorsitzenden der abgesondert beratenden »Delegierten« gewählt. Bevollmächtigte Griechenlands und der Türkei wurden nicht zugelassen, was letzterer Anlaß zu der Erklärung gab, daß sie die Konferenzbeschlüsse nicht als für sie bindende ansehen könne. Doch übergab der griech. Abgesandte Brailas der Konferenz eine Denkschrift, in welcher unter genauer Motivierung eine neue Grenzlinie vorgeschlagen war. Die von Frankreich beantragte Grenzlinie, welche von der Mündung des Flusses Maurologos bis zu der des Flusses Kalamas sich hingog, wurde von den Bevollmächtigten angenommen und 1. Juli die Schlußakte unterzeichnet, nachdem noch eine Kollektinote an die türk. und die griech. Regierung vereinbart worden war. Die Entscheidung der Konferenz wurde von Griechenland angenommen, von der Pforte abgelehnt, und dieser türk.-griech. Konflikt erst im folgenden Jahre beigelegt. (S. Osmanisches Reich.)

Berliner Kongreß heißt der 13. Juni bis 13. Juli 1878 in Berlin abgehaltene Kongreß von Vertretern der sechs Großmächte und der Türkei zur Erörterung des zwischen Rußland und der Pforte 3. März 1878 abgeschlossenen Vertrags von San-Stefano. Derselbe hatte den Protest Englands und die Nichtannahme Österreichs erregt. Letzteres beantragte die Versagung eines europ. Kongresses; jenes erklärte sich erst dann zur Besichtigung desselben bereit, nachdem es 30. Mai 1878 mit Rußland sich über die wichtigsten Differenzpunkte geeinigt hatte. Darauf lud Fürst Bismard sämtliche Signatarmächte der Verträge von 1856 und 1871 ein, sich zu einem Kongreß in Berlin zu versammeln, um die Abmachungen des Preliminarfriedens von San-Stefano zu erörtern. Am 13. Juni 1878 wurde im Reichstagsgebäude zu Berlin der Kongreß eröffnet. Zu Kongreßbevollmächtigten wurden folgende Minister und Botschafter von ihren Regierungen ernannt: für das Deutsche Reich Fürst Bismard, Staatsminister von Bismarck, Fürst von Hohenlohe-Schillingfürst, Botschafter in Paris; für Österreich-Ungarn Graf Andrassy, Graf Károlyi, Botschafter in Berlin, Baron Daymerie, Botschafter in Rom; für Frankreich Minister Dadington, Graf von St. Vallier, Botschafter in Berlin; für Großbritannien Lord Beaconsfield, Marquis von Salisbury, Lord Odo Russell, Botschafter in Berlin; für Italien Minister Graf Corti, Graf de Launay, Botschafter in Berlin; für Rußland Fürst Gortischalow, Graf Schadow, Botschafter in London, Baron Dubril, Botschafter in Berlin; für die Türkei Karatheodori Pascha, Mehemed Ali Pascha, Sabudali-Pascha, Botschafter in Berlin. Außerdem erschienen für Griechenland der Minister Delianis, für Rumänien die Minister Brailianu und Logailescu, für Serbien der Minister Nikitich, für Montenegro der Senatpräsident Bozjo Petrowitch, auch armenische Erzbischöfe und der persische Oberste Nalcom Chan. Die Vertreter dieser kleinern Staaten wurden nur zu denjenigen Sitzungen zugelassen, in welchen es sich speziell um die Angelegenheiten ihres Staates handelte. Dem Fürsten von Bismard wurde das Präsidium übertragen. Die Erledigung der schwierigsten Fragen wurde übrigens durch die den einzelnen Sitzungen vorausgehenden vertraulichen Besprechungen der leitenden Minister angebahnt. Am schwersten zu entscheiden war die bulgarische und die armenische Frage. Beschlossen wurde die Teilung Bulgariens in zwei Teile, ein selbständiges, aber tributpflichtiges Fürstentum Bulgarien (s. d.) und eine unter der Hoheit des Sultans stehende, von einem mit Zustimmung der Großmächte zu ernennenden Gouverneur verwaltete Provinz Ostrumellen (s. d.). Die armenische Frage wurde dahin geregelt, daß die Pforte die Gebiete von Karz, Ardahan und Batum an Rußland, die Stadt und das Territorium von Khotur an Persien abtreten und sofort Reformen in Armenien einführen solle. Österreich-Ungarn wurde auf den Antrag Englands das Mandat erteilt, die Provinzen Bosnien und Herzegowina zu besetzen und zu verwalten. Rumänien, Serbien, Montenegro wurden für unabhängig erklärt, den beiden letztern ein Gebietszuwachs zugesprochen, Besarabien an Rußland zurückgegeben und dafür die Dobrudscha mit Rumänien vereinigt. Griechenland wurde hinsichtlich einer Gebietsvergrößerung auf eine direkte Verhandlung mit der Pforte, unter

Vorbehalt einer Vermittelung der Großmächte, verwiesen. Die ungehinderte Schifffahrt auf der Donau wurde als Prinzip festgelegt, die Schleifung aller Festungen und Forts, welche sich am Laufe der Donau von dem Eisernen Thore ab bis zu ihren Mündungen befinden, beschlossen, die Errichtung neuer Befestigungen daselbst verboten. Die Bestimmungen des Pariser Vertrags von 1856 und des Londoner Vertrags von 1871 über die Meeresengen wurden aufrecht erhalten. Die Pforte verpflichtete sich, in allen Teilen des Reichs Religionsfreiheit und bürgerliche Rechtsgleichheit durchzuführen. Die genaue Regelung mehrerer Detailfragen, namentlich der Organisation Bulgariens und Ostrumeliens wurde besonders, noch einzuführenden Kommissionen vorbehalten. Am 13. Juli wurde der aus 64 Artikeln bestehende Friedensvertrag (Berlin er Friede) von sämtlichen Bevollmächtigten unterzeichnet. Die engl.-türk. Konvention vom 4. Juni, wodurch England die Besetzung Cyprns und der Schutz von Ländlich-Asien übertragen wurde, wurde durch den Berliner Vertrag nicht berührt.

Berlinerrot oder **Pariserrot** ist gefärbtes Eisenoryd, dient als Malerfarbe; Sorten von besonders tiefer Färbung werden auch **Berlinerbraun** genannt.

Berlingot, Halbberline (ohne Rüsch), f. **Ber**.
Berlioz (Sector), ausgezeichneter franz. Komponist und musikalischer Schriftsteller, geb. zu La Côte-St.-André 11. Dez. 1803 als Sohn eines Arztes, der ihn ebenfalls für diesen Beruf bestimmte und ihn deshalb nach Paris sandte. Der Sohn, lebensgefährlich der Musik anhängend, gab jedoch das Studium der Medizin auf und trat in das Konservatorium ein, wo Reicha sein Lehrer in der Komposition wurde. Indes behagte ihm der Schulzwang und die strengeucht dieses Mannes nicht, und er verließ nach kurzer Zeit das Konservatorium wieder und suchte sich autodidaktisch fortzubilden. Er komponierte fleißig und wandte sich in der Musik den romantischeren Bestrebungen zu, welche damals in der Pitteratur Eingang zu finden begannen. Die erste Arbeit, mit welcher B., damals ein Jüngling von 22 Jahren, öffentlich hervortrat, war eine Messe, die in den Kirchen St.-Aoch und St.-Eustache zur Aufführung kam, aber gar kein Gefallen erregte. Er trat 1826 wieder ins Konservatorium und betrieb nun unter Vesuere mit Fleiß die freie Komposition. In den J. 1828—30 veröffentlichte er wieder verschiedene Sachen, darunter die Ouverturen zu »Bacchus« und »Die Hemrichter« sowie Symphonie fantastique (»Episode de la vie d'un artiste«). Diese Werke machten Aufsehen, ohne Beifall zu finden. Seit 1828 begann sich B. auch in verschiedenen Blättern nicht ohne Erfolg als musikalischer Schriftsteller zu betätigen, und erhielt nach mehrmaliger vergeblicher Bewerbung 1830 für die Kantate »Sardanapale« den vom Institut de France ausgesetzten großen Kompositionspreis, besuchte infolge dessen Italien, kehrte aber schon nach 18 Monaten, gegen ital. Musik eingenommen, wieder nach Paris zurück; er brachte eine Ouverture zu »König Lear« und eine Art Symphonie, »Le retour à la vie« (von ihm »Melodram« genannt, eine Mischung von Instrumentalem, Vokalem und Abetorisch-Dellamatorischem) mit. B.' Stellung in Paris hob sich seit 1834, wo er als Mitarbeiter bei der neugegründeten Gazette musicale de Paris, bald darauf bei dem »Journal des Débats« eintrat. Namentlich in letzterer Stel-

lung, die er erst 1864 aufgab, machte er sich zu einem gefürchteten Kritiker. B. wurde 1839 Bibliothekar des Konservatoriums, 1856 Mitglied der Akademie und starb 9. März 1869 in Paris.

Von seinen vielen Kompositionen sind besonders hervorzuheben: die Symphonie »Harold en Italie« (1834), ein Requiem (1837), die Oper »Benvenuto Cellini« (1838), die Symphonie »Rome et Juliette« (1839), die »Symphonie funèbre et triumpnale« (1840, bei Enthüllung der Julifäule, bei Vögen »La damnation de Faust« (1846), die Dramentriologie »L'enfance du Christ« (1854), ein doppelhöriges »Te Deum« (1856), die fomihe Oper »Beatrice et Bénédict« (1862), die Oper »Les Troyens à Carthage« (1864). Zu den letzten beiden Opern, ferner zum »Faust«, zur »Enfance du Christ« u. f. w. hat B. auch den Text verfaßt. Hieran schließen sich die Schriften: »Voyage musical en Allemagne et en Italie« (Par. 1845), »Les soirées de l'orchestre« (Par. 1853; 2. Aufl. 1854), »Les grotesques de la musique« (Par. 1859), »A travers chant« (Par. 1862) und »Traité d'instrumentation« (Par. 1844). Aber B. als Tonbildner sind die Urteile deshalb so weit auseinandergegangen, weil er von Anfang an als Parteimann auftrat. Er beehrte sich eng mit den neuern deutschen Richtungen, bereiste Deutschland um 1844 und wurde bei seiner Zeit mehr beachtet als in Frankreich. Nach seinem Tode ist er bei seinen Landsleuten als der »hans Wagner« vorübergehend in die Mode gekommen. Die künstlerische Bedeutung von B. liegt in der meisterhaften Behandlung der Instrumente, deren er zuerst mancherlei neue Effekte abgewann, wozu auch sein Verstand der Instrumentation die verbreitetste und allgemein anerkannteste Form Werke ist. Nach seinem Tode erschienen die her vorher von ihm verfaßten, auch Briefe enthaltenden »Mémoires« (Par. 1870). Seine »Gesammelten Schriften« erschienen in deutscher Übersetzung von Rich. Vohl (4 Bde., Lpz. 1863—64).

Berlocken (Berloquen, frz. Breloques), kleine Kleinigkeiten von Metall, Eisenblech, Porzellan u. dgl., besonders zum Anhängen an die Uhrkette.

Berne, Abfah an einer Erdböschung, welche den Erddruck auf den unterhalb der B. gelegenen Teil der Anhöfaltung ermäßigt und somit zur Haltbarkeit der ganzen Böschung beiträgt.

Bernejo (Rio) oder **Bernejo**, rechter Nebenfluß des Paraguay (f. d.).

Bermuda-Inseln, auch **Bermudas**: der Somers-Inseln, eine isolierte ozeanische Gruppe von mehr als 300 kleinen Eilanden, Riffen und Klippen im Atlantischen Ocean, die zusammen 50 qkm groß und 28 km weit ausgedehnt sind, jedoch ein eigenes brit. Gouvernement bilden. Zu Inseln liegen 1050 km im OSD. vom Kap Ferras des nordamerik. Staates Nordcarolina und auf der großen Seegstraße, die von Europa nach Ostindien führt, unter 32° 20' nördl. Br. und 61° westl. L. (von Ferro). Sie bestehen aus niedrigen Korallenbildungen an der Südküste eines großen Korallenriffs, des nördlichsten der Erde, und sind nur durch schmale Meerengen voneinander getrennt. Das Einlaufen in die sonst guten Häfen ist sehr äußerst gefährlich. Nur die 19 größten Inseln sind bewohnt, nämlich die Militärstation St. George, Bermudas, etwa 23 km lang und 1—2,5 km breit, mit der starkbefestigten Hauptstadt Hamilton an dem Sitz des Gouverneurs, Somerset, St. Peter,

Gates und Irland. Obwohl außerhalb der Tropen gelegen, haben die B. doch ein sehr mildes Klima und eine stets grüne Vegetation. Durch ihr Klima empfehlen sich die B. als Gesundheitsstation und Kurort. Der angenehmste Monat ist der Juni (bis 31° C.); vom Juli bis Oktober, besonders im August und September, herrscht drückende Hitze. An der Grenze der Passate liegend, werden die B. von Stürmen heimgesucht, doch nie so heftig wie die westl. Inseln. Krankheiten sind selbst in der heißen Zeit selten. Ein Uebelstand ist der Mangel an Quellen; in großen Cisternen wird der Regen als Trinkwasser gesammelt. Der Boden, nur eine dünne Schicht Dammerde auf felsigem Grunde, ist im ganzen fruchtbar und erzeugt Arrowroot in großer Menge, Hafer, ind. Korn, Kartoffeln, Runkelrüben, Melonen, Tomates (Liebes- oder Goldäpfel), Orangen u. s. w. Auch gebräut Zuckerröhre und Kaffee, freilich in geringer Menge. Das bermudische Cedernholz (*Juniperus Bermudiana*), das auch auf den Bahama-Inseln wächst, eignet sich trefflich zum Schiffbau und wird, wie die virgin. Cedar, auch zur Färbung von Bleistiften benutzt.

Von den Inseln sind nur 19 bewohnt. Die Bevölkerung beläuft sich (1879) auf 13956 E. (darunter 4500 Farbige). Hauptbeschäftigungen sind Feldbau, Steinwand- und Segeltuchweberei, der Bau von kleinen Schiffen aus Cedernholz, Stroh- und Palmstrohlechterei, Fischerei und vom März bis Juni Walfischfang. Der Handel mit Britisch-Amerika und den Vereinigten Staaten ist bedeutend; 1877 liefen ein und aus Schiffe von 163282 t, wovon 38067 nicht britische. Ausgeführt werden Arrowroot, Tomates, Kartoffeln, Salz, Quadern zum Aufsebau; eingeführt Kleiderstoffe, Hornvieh, Mehl, Wehl, Getreide, Gemüse, Öhl. Der Export belief sich 1879 auf 70000, der Import auf 47000 Pfd. St. In der Regel werden die Unterhaltungskosten der Kolonie durch die öffentliche Einnahme nicht gedeckt. Die Einnahmen betragen 879:31000 Pfd. St., die Ausgaben 30000 Pfd. St., die öffentliche Schuld 11000 Pfd. St. Aber der Archipel hat als Handels- und Erfrischungstation, Ruhe- und Vermittlungspunkt für die Westindienflotte sowie namentlich in strategischer Hinsicht als militär. und Flottenstation, als Observationsposten in Vereinigten Staaten gegenüber eine so außerordentliche Bedeutung, daß die brit. Regierung unheuer Summen auf ihre Befestigung, auf die Gründung eines Gibraltar der Westwelt verwendet. Zugleich sind die Inseln Detentionsorte für sträfliche. Die hierher Deportierten müssen an öffentlichen Bauten arbeiten, namentlich an dem neuen Dockwerf der Hauptstadt Hamilton, die mit der Citadelle und ihrem Marinearsenal eine der wichtigsten Militäranlagen der brit. Kolonien ist. e Regierung besteht aus einem Gouverneur und dem Rat (council) von acht Mitgliedern, die der Gouverneur ernannt und die mit letztem das verbaud bilden. Das Unterbaud (assembly) teht aus 36 von den Grundbesitzern gewählten Mitgliedern. Die B. wurden 1522 durch den Spanier Juan Bermudez entdeckt und 1612 den Engländern von Virginien aus kolonisiert. Der erste Bewohner 1609 war ein schifflicher Engländer mit Namen Somers. *Atl. nes*, «The Naturalist of Bermudas» (Lond. 19); *Gobet*, «Bermuda, its history, geology, nature etc.» (Lond. 1860).

Bern, der zweite und nach Graubünden der größte Kanton der Schweiz, umfaßt einen Flächenraum von 6889 qkm und wird von Basel-Land, Solothurn, Aargau, Luzern, Unterwalden, Uri, Valais, Waadt, Freiburg, Neuchâtel, den franz. Depart. Doubs und Haut-Rhin (Vesort) und dem Elsaß begrenzt. Nach seiner Höhenlage zerfällt der Kanton in die drei Gebiete des Jura im N. und NW., der Alpen im S. und der Hochebene zwischen beiden in der Mitte. Der Jura, ein wald- und weidereiches Kalksteingebirge, nach SO. steil abfallend, besteht aus parallelen, nach NW. streichenden, mauerartigen Ketten von ziemlich gleichmäßiger Höhe, die durch einformige Längentäler, seltener durch Quertäler oder Klüften voneinander getrennt werden und sich nach N. und NW. in breiten Plateaus allmählich abdachen. Seine wichtigsten Gipfel sind der ausgedehnte Chasseral (1609 m) zwischen dem Bielertee und dem St. Immetthal, der Montoz (1332 m), der Koron (1340 m), der Mont-Naimet (1306 m), der Mont-Terrible und der Blauenberg (s. d.). Die Hochebene trägt am Fuße des Jura den Charakter eines wellenförmigen Hügellandes, welches nach S. gegen die Alpen in ein Bergland übergeht; die Bergformen sind meist abgerundet, die herrschenden Gesteine Sandstein und Kalkstein der Molasse. Nur wenige Gipfel steigen zu mehr als 1000 m Höhe an (Gurten 860 m, Bantiger 959 m, Bütschlegg 1058 m, Blauenfluh 1117 m). Die Alpen nehmen den Süden des Kantons ein; über den teils felsigen, teils bewachsenen Voralpen der Gmnen- und der Saane- und Simmegruppe erheben sich die verästelten Hochalpen der Berner- und Urneralpen auf der Wasserscheide zwischen Aare und Rhône, von den Diablerets im W. bis zum Dammastod im O., beherrscht von den Hochgipfeln der Jungfrau (4167 m), des Finsternarhorns (4275 m) u. s. w. (S. Alpen.) Das Alpengebiet bildet das Berner Oberland, der Jura, früher unter der Herrschaft der Fürstbischöfe von Basel, wird oft als Bistum bezeichnet; in der Hochebene liegen die Landschaften Mittelland, Emmenthal, Ob- und Nid-aargau und Seeland. Mit Ausnahme des äußersten Nordwesten, dessen Gewässer durch den Doubs mit der Alle dem Rhône zufließen, gehört der ganze Kanton zum Gebiete des Rheins; direkt geht demselben die Aare aus dem Jura zu; alle andern Gewässer werden ihm von der Aare zugeführt. Von der Bodensfläche entfallen 19,5 Proz. auf Waldungen, an welchen namentlich die Juragegenden reich sind, 58,7 Proz. auf Äcker, Gärten und Felder, Wiesen und Weiden, 6 Proz. auf Gletscher und Seen, 15,5 Proz. auf Wohnplätze, Straßen, Schienenwege, fließende Gewässer, Felsen, Schutthalben u. dgl.

Der Kanton zählt (1880) 532164 E. (77 auf 1 qkm); davon gehören 463163 (87 Proz.) der reformierten, 65828 (12,4 Proz.) der luth. Konfession an; die Zahl der Israeliten beträgt 1316, die der Angehörigen anderer Konfessionen 1857; 452031 E. (84,5 Proz.) sind deutscher, 78639 E. (14,5 Proz.) franz. Junge, 1051 E. bedienen sich der italienischen, 443 anderer Sprachen. Im großen und ganzen sind das Alpengebiet und die Hochebene deutsch und reformiert, der Jura französisch und lutholisch. Haupterwerbszweig ist in allen tiefern Gegenden der Ackerbau, verbunden mit Viehzucht, Obstbau und an den Ufern des Rhodens

und des Bielersees und der untern Vitis mit Weinbau. Er liefert namentlich Getreide, Kartoffeln, Flachs und Kaps, deckt jedoch den Landesbedarf nicht. In allen Berggegenenden, besonders im obern Emmenthal und im Oberland, wird er ganz oder teilweise durch die Alpenwirtschaft verdrängt, welche jährlich mehr als 100000 metr. Etr. Käse im Werte von ungefähr 14 Mill. Frs. und außerdem viel Butter und Milchbutter produziert. Die geschätztesten Käseforten liefern das Emmenthal und das Saanenland; die schönsten Rinder züchtet das Simmenthal, die besten Schafe das Kandertthal. Die Pferdezüchtung ist nur im Jura (Freiburg) und im Simmenthal (Erlenbach) von Belang. Nach der Zählung von 1876 besaß der Kanton 28601 Pferde, 216072 Rinder, 76088 Schweine, 78849 Schafe, 83220 Ziegen und 39236 Vienenstöcke. Der Bergbau gibt im Jura Bohnerz, aus dem ein vorzügliches Eisen gewonnen wird, Kalkstein und Gips, in der Höheebene Sand- und Tuffsteine, in den Alpen Schiefer und Gips. Granit geben hauptsächlich die von den Alpen bis zum Jura verstreuten erratischen Blöcke. Der Jura und das Seeland sind reich an Torf. Von Mineralquellen sind zu erwähnen die Schwefelquellen des Gurnigel am Fuße der Stodhornlette, des Weisstrichbades am Fuße des Riesen und der Lent, die Epsithermen von Weissenburg im Simmenthal und die erdige Eisenquelle von Blumenstein. Sehr groß ist namentlich im Oberlande die Zahl der klimatischen und Höhenkurorte. Die wichtigsten Industriezweige sind die Eisengewinnung und Verarbeitung und die Glasfabrikation des Jura, die Uhrenindustrie des Jura und des Seelandes, die Leinwandindustrie des Emmenthals und des Mittellandes, die Seiden- und Baumwollfabrikation des Mittellandes und des Oberaargaus, die Holzschmiederei, Porzetterie und Jämbhörschmiedfabrikation des Oberlandes, die Leinwandindustrie des Jura und der Umgebung von Thun (Heimberger Majolika) u. a. m. Eine wichtige Erwerbsquelle bietet für das Oberland auch der sehr lebhafteste Touristenverkehr, dessen Mittelpunkt Interlaken (s. d.) ist. Dem Handel dient neben einer großen Zahl von Privat- und Lokalbänken, Kassen u. dgl. hauptsächlich die Kantonalbank mit sechs Filialen. Das Straßen- und das Eisenbahnnetz sind reich entwickelt, dagegen kommen die Gewässer mit Ausnahme der von Dampfbooten und Segelbähnen befahrenen Seen als Verkehrswege kaum in Betracht. Von fahrbaren Alpenstrassen sind zu erwähnen die Poststrassen über den Bränig (s. d.), den Bruchberg (1506 m, Simmenthal-Jaunthal), die Saanenmöser (1283 m, Simmenthal-Saaneuthal) und den Pölon (1652 m, Saanenhal-Ormontthal). Von den 223 Kirchgemeinden des Kantons haben (1882) nur zwei hochgelegene Alpenorte noch keine Fahrverbindung. Das Eisenbahnnetz hat auf bernischem Gebiete eine Schienenlänge von ungefähr 440 km. Von der Hauptstadt B. strahlen nach fünf Richtungen Eisenbahnen aus: nach NO. die Linie B.-Olten der Schweizerischen Centralbahn, welche bei Burgdorf von der Emmenthalbahn Langnau-Solothurn getrennt wird; nach SO. die Centralbahnlinie B.-Thun, welche in Verbindung mit den Dampferlinien des Thuner- und Brienersees und der umfassen den Seen gelegenen Bodelibahn den Verkehr mit dem Oberlande vermittelt; nach SW. die Linie B.-Freiburg-Lausanne der Schweizerischen Westbahn;

nach O. und NW. die Bernische Juraabahn, welche einerseits durch das Emmenthal und das Entlebuch nach Luzern, andererseits über Biel durch das Schönbühl- und Birstthal nach Basel fährt. Der Jura zweigt von derselben die Prosebahn nach Rutten und Lausanne ab, bei Biel die Linie B.-Moudon, bei Sonceboz die Linie durch das St. Imierthal nach Chaux-de-Fonds, bei Delémont die Bahn nach Yverdon und Delle zum Anschluß an das franz. Bahnnetz. Die beiden Hauptlinien der Juraabahn und der Centralbahn sind untereinander durch zwei Längellinien verbunden, von denen die eine von Biel über Solothurn und Wangen nach Olten, die andere von Yph über Solothurn nach Herogenbuchsee führt. Die wichtigsten Ortschaften sind außer der Hauptstadt Bern im Oberlande Juralen, Frutigen (4040 E.) im Kandertthal, Saanen und Thun; im Mittellande Burgdorf, im Emmenthale Langnau und Sumiswald (5870 E.), im Oberaargau Langenthal (3784 E.) und Herzogenbuchsee (2334 E.), im Seelande Biel, im Jura St. Jure (7033 E.) in dem gleichnamigen Thale und Porrentruy (Pruntrut).

Die Verfassung (von 1846) ist demokratisch. Der Große Rat, je 1 Mitglied auf 2000 E. vom Volk in 62 Wahlkreisen gewählt, ist gesetzgebend, der Regierungsrat, 9 Mitglieder vom Großen Rat gewählt, vollziehende Behörde. Der Amtskauf beträgt bei beiden vier Jahre. Für Gesez- und Ausgaben über 500000 Frs. ist das Referendum obligatorisch. Über Abberufung der Behörden innerhalb der Amtsdauer entscheidet das Volk auf das Verlangen von 8000 stimmberechtigten Bürgern. In administrativer Hinsicht zerfällt der Kanton in 30 meist nach den Hauptorten benannte Kantonsämter, von denen je 7 im Oberland, Mittelland und Jura, 6 im Seeland, je 2 im Emmenthal und Oberaargau liegen. Jede Gemeinde hat einen Gemeinderat, jeder Bezirk einen Regierungsratsrat. Den Gemeinden steht das Recht zu, einen Friedensrichter zu wählen; jeder Bezirk besitzt ein Amtsgericht, bestehend aus einem Präsidenten und 4 Beisitzern. Höchste Instanz ist das aus 16 Mitgliedern bestehende Obergericht in Bern, das ist in das Appellationsgericht, die Polizeikammer und die Kriminalkammer gliedert, welche letztere unter Zuziehung von Geschworenen über strafrechtliche Fälle urteilt. In eidgenössischen Angelegenheiten bildet jede der sechs Landschaften einen besondern Wahlkreis. In kirchlicher Hinsicht ist der Kanton paritätisch; die reform. Kirche steht unter einer Synode und 7 Dekanaten; die christl. oder altkatholische unter dem schweiz. Nationalbischof; die röm.-katholische gehört der für die Absehung des Bischofs von Basel (1873) durch die Diözesanversammlung in Solothurn faktisch seinem Bistumsverbande mehr an. Klöster existieren noch zwei in Pruntrut. Das Schulwesen steht trotz aller dafür gebrachten Opfer nicht auf hoher Stufe; bei den Rekrutierungsversuchen von 1881 nahm der Kanton den 20. Rang unter 25 ein. Der Unterricht ist obligatorisch und in den Primärschulen unentgeltlich. Sekundärschulen besitzt der Kanton (1881) 60, Progymnasien 4 in Thun, Biel, Worb und Delémont, Gymnasien 3 in Bern, Burgdorf und Pruntrut, Seminare 4 in Münchenbuchsee und Pruntrut (für Lehrer), Hinderbach und Delémont (für Lehrerinnen). Die Universität in Bern zählt (1881) 86 Lehrkräfte und über 400 Studierende, hat außer den üblichen vier

eine fünfte Fakultät für altkath. Theologie und steht in Verbindung mit einer Theologenschule. Neben den staatlichen und Gemeindeanstalten bestehen in B. auch Privatschulen und Seminarien der orthodox-pietistischen Richtung. In militärischer Hinsicht bilden das Oberland, Mittelland und Seeland den Stammbesitz der 3. Division, der Jura gehört zum Bezirke der 2., Nidargau und Emmenthal zu dem der 4. Division. Die Staatseinnahmen und Ausgaben halten sich, jene mit (1880) 10945000 Frs., diese mit 10894000 Frs. knapp das Gleichgewicht, und das reine Staatsvermögen beträgt 49299000 Frs., wovon jedoch 38986000 Frs. in wenig rentierenden Eisenbahnen angelegt sind. Das Wappen ist ein schwarzer schreitender Bär auf goldenem Schrägbalen im roten Felde.

Geschichte. Die zahlreichen Überreste von Pfahlbauten und röm. Ansiedlungen beweisen, war das jetzt bernische Gebiet schon im Altertum bewohnt. Nach dem Sturze der röm. Herrschaft wurde es von Alamannen und in den westl. Grenzstrichen von Burgundern besetzt. Beim Untergange des Alamannenreichs 496 kam das Land unter burgundische, 534 unter fränk. Herrschaft; 888 fiel es an das zweite burgund. Königreich und mit diesem 1032 an das Deutsche Reich, von welchem seit 1128 die Herzöge von Zähringen das Vektorat von Burgund zu Lehn trugen. Berthold V. von Zähringen gründete 1191 auf Reichsboden die Stadt B. und schloß mit derselben die Reihe der festen Plätze ab, welche die Zähringer zur Sicherung ihrer Herrschaft gegen den widerwilligen Adel von den Alpen bis zum Jura quer durch das Land gezogen hatten. Durch den Tod Bertholds 1218 erlangte die junge Stadt die Reichsfreiheit, und damit begann ihre Blüte. Der kleine Adel und die freien Bauern der Umgegend suchten hinter den Stadtmauern Schutz vor den Anmachungen der Dynasten. Klöster und Stifte, benachbarte Städte und Landschaften bewarben sich um den Schutz oder das Bündnis der Stadt. Schon 1288 war B. stark genug, um zwei Belagerungen durch König Rudolf von Habsburg ungeschädet bestehen zu können, und durch die Siege am Donnerbühl 1298 und bei Laupen 1339 brach es die Macht des burgund. Adels und der mit demselben verbündeten Stadt Freiburg. Im J. 1353 trat es dem Bunde der Eidgenossen bei, an deren Kriegen gegen Österreich, Burgund u. s. w. es ruhmvollen Anteil nahm. Seine ebenso staatskluge wie sähne und kräftige Politik war beständig auf Vergrößerung des eigenen Gebiets durch Eroberung oder Kauf von den verarmten Dynasten und auf Erweiterung der Eidgenossenschaft durch neue Bündnisse gerichtet. B. eroberte 1415 den Aargau bis zur Aare; 1536 entriß es den Herzögen von Savoyen die Waadt, und sein Gebiet erstreckte sich nun von den Quellen bis fast zur Mündung der Aar, von den Grenzen Savoyens und Hochburgunds bis zu den Waldstätten. Bei der Reformation, welche die Hauptstadt 1528 annahm und bis 1537 im ganzen Gebiete einführte, vermehrte sich das Staatseigentum durch die Säkularisation von Klöstern und Stiften.

Ursprünglich herrschte in B. demokratische Rechtsgleichheit. Die Regierung bestand aus dem Schultheißen, dem Kleinen Rat, dem Rat der 200 (1294 eingeführt) und der gesamten Bürgerschaft,

die sich in vier Quartiere unter je einem den Häupten entnommenen Renner gliederte. Mit der Erwerbung auswärtiger Gebiete ging diese Gleichheit nach und nach verloren. Das erkaufte und eroberte Land trat, allerdings unter Wahrung seiner besondern Rechte und Gewohnheiten, der Stadt gegenüber in ein Unterthanenverhältnis und wurde durch Landoböte aus städtischen Geschlechtern regiert. Die Erwerbung des Bürgerrechts wurde vom 16. Jahrh. an erschwert, die Zahl der regimentsfähigen Geschlechter im «Roten Buche» von 1687 endlich auf 360 beschränkt. Aber auch innerhalb dieser Geschlechter trat Ungleichheit ein. Die Klasse, in welchen von jeder der Adel und die alten Geschlechter die meisten Stellen besetzt hielten, rissen immer größere Machtbefugnisse an sich, und die Zweihundert wurden der eigentliche Souverän. So schrumpfte die ursprüngliche Demokratie erst zur Aristokratie, endlich zur Oligarchie ein. Nach außen stand B. mächtig da; in der Eidgenossenschaft nahm es neben Zürich, an dessen Seite es in den Religionskriegen von 1656 und 1712 steht, die erste Stelle ein. Im Innern war der Staatshaushalt wohlgeordnet, die Verwaltung im allgemeinen milde und gerecht, der Wohlstand namentlich unter der Bauernschaft beträchtlich; Militärwesen, Straßenwesen und öffentliche Sicherheit standen nach damaligen Begriffen auf hoher Stufe. Dagegen wurden der öffentliche Unterricht, Handel und Gewerbe systematisch vernachlässigt. Der Mangel an polit. Rechten der Landschaft, die Mißgunst und Eifersucht des Patriziats, welches jedes Emporkommen der Unterthanen zu hindern suchte, der Druck des oligarchischen Regiments wickten trotz der materiellen Wohlfahrt namentlich in den Municipalsstädten und im Waadtiland, aber auch in der Hauptstadt selbst große Unzufriedenheit. Zwar gelang es der Regierung, die Freiheitsbestrebungen des Landvolks im Bauernkriege von 1653 blutig zu unterdrücken, und der Versuch Major Daeles 1723, die Waadt von B. loszureißen, blieb ebenso erfolglos wie die Verschwörung Samuel Henjis 1749 zum Sturz der Oligarchie, aber den Stürmen der französischen Revolution konnte das äußerlich städtische, innerlich morische Staatsgebäude nicht widerstehen. Im Aargau und dem Waadtiland entstanden 1790 und 1791 Unruhen, im Jan. 1798 fiel die Waadt von B. ab, noch in demselben Monat rückten die Truppen der französischen Republik ins Land und 5. März, nach tapferer Gegenwehr des bernischen Heeres bei Neuwegg, Fraubrunnen und im Graubühl, in die Hauptstadt ein, wo sie enorme Brandschatungen auslegten und den großen Staatsschatz wegnahmen. Das Gebiet des Staats zerfiel nun für die Dauer der Helvetischen Republik in die Landschaften Waadt, Aargau, B. und Oberland, von denen die letztern 1803 durch die Mediationsakte wieder vereinigt wurden, die erstern jedoch selbstständige Kantone blieben und als solche auch nach der Aufhebung der Mediationsverfassung vom Wiener Kongreß anerkannt wurden. B. erhielt 1815 zur Entschädigung den größten Teil des ehemaligen Fürstentums Basel samt den Städten Biel und Reutenstadt.

In diesem neugestalteten Kanton B. wurde nun die frühere aristokratische Verfassung wiederhergestellt, doch wurde dem Rat der Zweihundert 99 Mitglieder aus den Städten und Landschaften des

ganzen Kantons beigesteuert. Aber diese geringe Konzession vermochte die Gründe der früheren Unzufriedenheit nicht zu beseitigen, und diese kam zum Ausbruch, als die franz. Julirevolution der Schweiz den Anstoß zu neuen Bewegungen gab. Eine Volksversammlung aus allen Landesteilen trat 12. Jan. 1831 zu Nünchens zusammen und verlangte Revision der Verfassung; die Regierung dankte ab, und 31. Juli nahm das Volk die neue repräsentativ-demokratische Verfassung an. Dieselbe beseitigte alle Vorrechte der Hauptstadt und übergab die gesetzgebende Gewalt einem Großen Rat von 240 Mitgliedern, die vollstehende dem aus 16 Mitgliedern bestehenden Regierungsrat. Diese Verfassung stand hinsichtlich der Rechte, die sie dem Volke einräumte, weit hinter den Verfassungen der übrigen regenerierten Kantone zurück. Das indirekte Wahlsystem, der Censur, von dem die Wahlbarkeit abhing, der schwerfällige Geschäftsgang hatten schon längst eine Abänderung im freisheitlichen Sinne wünschenswert erscheinen lassen, als endlich unter dem Einfluß der durch die Jesuitenfrage in der Schweiz verbreiteten Gärung, namentlich nach dem verunglückten zweiten Freiessieg nach Luzern (1845), bei welchem die Regierung eine zehnjährige Rolle gespielt hatte, das Volk die Revision durch einen besondern Verfassungsrat beschloß und 31. Juli 1846 die von demselben entworfenen neue Verfassung mit überwältigender Mehrheit annahm.

Durch diese Konstitution, welche jetzt noch zu Recht besteht, wurden das indirekte Wahlsystem und der Censur für die Wahlbarkeit in den Großen Rat abgeschafft, das Stimmrecht erweitert, die Zahl der Regierungsräte auf 9 herabgesetzt, das Initiativ der Geschworenen eingeführt, dem Volke das Vorschlagsrecht für die Bezirksbeamten und das Abberufungsrecht den Behörden gegenüber gewährleistet und das Steuersystem umgestaltet; 1869 wurde dieselbe durch Einführung des Referendums teilweise abgeändert. An der Stelle der altliberalen Partei, welche die Umwälzung von 1831 herbeigeführt hatte, trat seit 1846 die radikale in die Regierung ein, und unter ihrer Leitung nahm der Kanton in den Wirren der Sonderbundszeit und bei der Einführung der Bundesverfassung von 1848 den ersten Platz unter den eidgenössisch gesinnten Kantonen ein. Weniger glücklich war die radikale Regierung auf wirtschaftlichem Gebiete, und schon 1850 wurde sie deshalb bei der Erneuerung des Großen Rats und der Regierung von der konservativen Partei wieder verdrängt. Diese Veränderung war indes, wie auch die seither erfolgten Änderungen in der Regierung, in der Hauptsache nur ein Personenwechsel, da auch die konservative Partei sich auf den Boden der Verfassung von 1846 stellte. Bei den Neuwahlen von 1854 fand ein Kompromiß zwischen den Parteien statt, und die Regierung wurde aus den hervorragenden Männern beider Lager bestellt. Auch seither wurde das ausschließliche Parteiregiment meist ferngehalten, und das Referendum wurde 1863 mit Übereinstimmung beider Parteien eingeführt. Von den polit. und staatswirtschaftlichen Leistungen, welche unter der Verfassung von 1846 zu Stande gekommen sind, verdienen Erwähnung die Einführung des Territorialprinzips im Armenwesen, die Entsumpfungsarbeiten des Haslerthals, des Seelandes u. f. w., der Ausbau des Eisenbahnnetzes und des

Straßennetzes, die Entwicklung des Schulwesens und der Übergang zur reinen Demokratie durch die Einführung des Referendums. Bei beiden Bestimmungen über die Revision der eidgenössischen Verfassung von 1872 und 1874 trat der Kanton B. mit starker Majorität für die Revision an. Seit 1870 ist auch hier der Kampf zwischen der Staatsgewalt und der röm.-kath. Hierarchie aufgebrochen und vom Staat durch Abweisung des Bischofs und der renitenten Geistlichen und durch Gründung einer altkath. Fakultät an der Universität geführt worden.

Litteratur. Ruge, «Das Berner Oberland» (Darmst. 1867); Zillier, «Geschichte des eidgenössischen Freistaats B.» (6 Bde., Bern 1838–40); Jahn, «Chronik des Kantons B.» (Bern 1857); Wurstenberger, «Geschichte der alten Landschaft B.» (2 Bde., Bern 1862); «Statist. Jahrbuch für den Kanton B.» (Bern 1868 fg.); Döbler, «Geschichte des Berner Volks» (2 Bde., Bern 1869–70); von Battenwyl, «Geschichte der Stadt und Landschaft B.» (2 Bde., Schaffh. 1867–72); Leuenberger, «Studien über bernische Rechtsgeschichte» (Bern 1873); Kummer, «Geschichte des Schulwesens im Kanton B.» (Bern 1874); Röllin, «Beiträge zur Heimatkunde des Kantons B.» (Bern 1879 fg.); «Ergebnisse der Volkszählung vom 1. Dez. 1880 im Kanton B.» (Bern 1881).

Bern, die Hauptstadt des gleichnamigen Kantons, seit 1848 die Bundesstadt der Schweiz, liegt 596 m über dem Meere (Münster-Plattform) an einer Halbinsel am linken Ufer der Aare und zählt (1880) mit ihrer ausgedehnten Gemarkung 41 087 E., worunter 39 942 Reformierte, 245 Katholiken, 385 Israeliten und 306 Angehörige anderer Bekenntnisse. B. ist eine der bekanntesten Städte der Schweiz; die Straßen und Plätze sind breit, regelmäßig von O. nach W. und von N. nach S. angelegt und werden in zahlreichen Kanälen vom Stadtbach durchflossen. Die isolierte burgartige Lage auf dem von der Aare umspülten, 30–40 m hohen Felsplateau und die massive Mauer der Häuser, welche meist aus Sandstein erbaut und mit Arkaden versehen sind, verleihen der Stadt einen erusten, stolzen Charakter. Von mittelalterlichen Bauten hat B. infolge des großen Brandes von 1405, welcher fast die ganze Stadt zerstörte, wenig aufzuweisen; die meisten Gebäude der Altstadt gehören dem 17. und 18. Jahrh. an. Unter den älteren Bauwerken ist obenan das 1421–1612 erbaute Münster, ein imposanter spätgot. Bau mit 62 m hohem unvollendeten Turme, wertvollen Glasgemälden und großer Orgel. Der südlich daranstoßende Kirchhof (Plattform), eine große Terrasse auf 30 m hohen Stützmauern ruhend, mit Baumreihen bepflanzt und mit der Statue des Gründers der Stadt, Berthold V. von Zähringen, geschmückt, dient jetzt als Promenade und bietet eine herrliche Aussicht auf die Alpen. Vor dem reichen Hauptportal auf der Westseite der Kirche erhebt sich das Heiterandbild des Siegers von Laupen (1339), Rudolf von Erlach. Das Rathhaus und der Zeitglockenturm mit seinem künstlichen Uhrwerk wurden unmittelbar nach dem großen Brande erbaut; die zahlreichen Brunnen, zum Teil gute Renaissancefontänen, deren herrliche Säulensysteme originale Stundbilder tragen, gehören meist dem 16. Jahrh. an. Aus dem 18. stammen die 1726–29 erbaute

Heiligsgeistkirche, das palastähnliche Bürgerhospital, das Infirmität, die Rümpfe, das Kornhaus mit seinen großen Kellern und Lagerkammern, das Theater, die Stadtbibliothek mit ungefähr 1500 Handschriften, wertvollen Insignien und 75 000 Bänden, einer antiquarischen und einer ethnogr. Sammlung, das Regierungsgebäude (Stift) und der Erbsenhof, der Sitz der städtischen Behörden. Von den neuern Gebäuden sind zu erwähnen der Bundespalast, ein mächtiger massiver Bau im Florentin. Palaststil, 1857 vollendet, das Naturhistorische Museum und das Kunstmuseum, zwei reiche Renaissancebauten, jenes 1881, dieses 1879 vollendet, das Gesellschaftsmuseum, die Gebäude der Kantonal- und der Eidgenössischen Bank, das Verwaltungsgebäude der Jurabahn, die roman.-got. katholische Kirche, die neuen Militäranstalten (Kaserne, Zeughaus u. s. w.), 1 km, und die Irrenanstalt Balbau, 3 km nordöstlich von der Stadt.

Auf drei Seiten von der Aare eingeschlossen, hat sich die Stadt, seitdem ihr Schanzengürtel teils abgetragen, teils in Promenaden umgewandelt worden ist, hauptsächlich am weitr. Ende ausgedehnt, wo fünf Vorstädte sächerförmig von der Altstadt auslaufen. Die Aare führen fünf Brücken: eine Eisenbahnbrücke und eine Kettenbrücke im N., eine Gitterbrücke im SW. und die beiden steinernen Rydbrücken im O. der Stadt. Die untere von diesen wurde 1461, die obere, welche sich mit einem lühnen Bogen von 30 m Höhe und 50 m Spannweite über den Fluß wölbt, 1841—44 erbaut; an ihrem östl. Ende liegt als Wahrzeichen von B. der Bärengraben, in welchem von alters her das Wappentier der Stadt und des Kantons gehet wird. Eine letzte Brücke, die Kirchenfeldbrücke im S. der Stadt, ist im Bau und soll bis 1884 vollendet werden. Jahrhundertlang Residenz einer kriegerischen, mächtigen Aristokratie, jetzt Sitz der Bundes- und Kantonsbehörden und der fremden Gesandtschaften, ist B. viel mehr eine Regierungs- und Beamten- als eine Gelehrten-, Fabrik- oder Handelsstadt. Von Schulen besitzt es außer den Primarschulen und mehreren Privatanstalten zwei Knabensekularschulen, eine höhere Mädchenschule mit Seminar- und Handelsklassen, ein Gymnasium mit Progymnasium, Litterar., Real- und Handelsschule und die 1834 gestiftete Universität, mit welcher eine Tierarzneischule, eine Sternwarte und ein botan. Garten in Verbindung stehen; außerdem gibt es eine Handwerker-, eine Kunst- und eine Musikschule. Unter den wissenschaftlichen Vereinen sind hervorzuheben die Naturforschende, die Historische, die Geographische und die Oekonomische Gesellschaft. Von den wohlthätigen Vereinen sind die wichtigsten der Armenverein und der Hilfsverein. B. ist überhaupt reich an wohlthätigen Anstalten, unter welchen außer den erwähnten Spitälern zu nennen sind das Frauen- und das Kinderhospital, das Gemeindepital, nach seinem Stifter gewöhnlich Zieglerhospital genannt, das Greisenasyl und die Blindenanstalt. Gewerbfleiß und Handel sind im Aufblühen begriffen. Ein 350 m langer Schwellendamm, über den die Aare als ungefähr 3 m hoher Wasserfall hinabstürzt, zweigt von derselben einen Kanal für den Betrieb der städtischen Wasserwerke ab. Die Fabriken liefern Woll-, Seiden- und Baumwollwaren, Maschinen, mathem. und physik. Instrumente, Chokolade u. s. w. Der Handel

wird durch die Kantonalbank, die Hypothekarkasse und mehrere andere Geld- und Kreditanstalten, sowie durch fünf Schienenwege nach Olten, Thun, Langnau-Egern, Biel-Jura und Freiburg-Kausanne gefördert. Nicht unbedeutend sind auch die beiden Messen und die Vieh- und Wiedermärkte.

Die Umgebung der Stadt ist ungemein anmutig; hohe schattige Baumgänge führen nach allen Richtungen zu den herrlichsten Fernsichten; die schönsten und besuchtesten Punkte sind das Schängel, die Enge, in deren Nähe der Hirchgarten liegt, und der Gurten (860 m), dessen Gipfel ein Panorama der Hochebene bis zum Jura und den Alpen, vom Pilatus bis zu den Savoyerbergen gewährt.

Litteratur. Außer den ältern Chroniken von Justinger, Valerius Anselmi, Fischthalen u. s. w. vgl. Ischerner, «Historie der Stadt B.» (2 Bde., Bern 1765—66); Walther, «Description topographique et historique de la ville de B.» (Bern 1827); «Berner Zeichenbücher» (Bern 1850—82); Durheim, «Viktor-topogr. Beschreibung der Stadt B.» (Bern 1859); von Wattenwyl, «Geschichte der Stadt und Landschaft B.» (2 Bde., Schaffh. 1867 u. 1872).

Bern (Welsch-Bern), alter Name von Berona (s. d.), daher Dietrich von Bern (s. d.) der Name des Hgogentönigs Theodorich.

Bern., bei naturwissenschaftlichen Bezeichnungen Abkürzung für Bernard (Claude).

Bernadotte (Härf von Ponte-Corvo), f. Karl XIV. Johann.

Bernard (du Grail de La Villette, Charles de), franz. Romanschriftsteller, geb. 21. Febr. 1804 zu Besançon, gest. 6. Mai 1854 zu Sablonville. Er war ein Freund und Schüler Balzac. Seine besten Romane sind: «Une aventure de magistrat», «Le pied d'argile», «Le chamois aux amants», «Gersaut», sein Meisterwerk (1838), «Les ailes d'Icare» (1839), «Le Paravent», «Le pen du lion», «Le gentilhomme campagnard». Sein Stil ist rein, lebendig, gedrängt, oft ironisch; die Gesellschaft hat B. scharf beobachtet und sein geschildert.

Bernard (Claude), ausgezeichnete franz. Physiolog, geb. 12. Juli 1813 zu St.-Julien (Depart. Rhône), studierte in Paris Medizin und wurde 1854 an der dortigen Universität zum Professor der allgemeinen Physiologie, 1855 zum Professor der Experimental-Physiologie am Collège de France ernannt. Seine ersten wissenschaftlichen Untersuchungen betrafen die Ausleerungen des Verdauungskanal und ihren Anteil an der Verdauung. Die «Gazette médicale» brachte 1844 von ihm eine Abhandlung über die Art und Weise, wie der Magen sich absondert und die Nahrungsmittel vermischt; dieser Flüssigkeit sich umgestalten. Andere Abhandlungen über den Speichel, den Darmtrakt und den Einfluß der Nervenpaare auf die Verdauungsorgane erschienen als Beiträge zu den «Comptes-rendus de la Société de biologie». Größern Ruhm erlangte er durch seine in den «Comptes-rendus de l'Académie des sciences» (1856) abgedruckten «Recherches sur les usages du pancréas», worin er nachwies, daß die Bauchspeicheldrüse die Verdauung fetter Körper bewirkt. Gleichzeitig machte er seine ersten Entdeckungen über die Zucker erzeugende Eigenschaft der Leber bekannt. In den J. 1851 und 1853 erhielt er nochmals den großen Preis für Experimental-Physiologie, kurz vor seiner Wahl in die

Académie der Wissenschaften (1854). Seit 1856 ließ er seine am Collège de France gehaltenen Vorlesungen regelmäßig im Druck erscheinen. Unter dem zweiten Kaiserreich gehörte er dem Senat an (1869—70); auch war er Mitglied der Französischen Akademie. B. starb 10. Febr. 1878 zu Paris.

Bernard (Pierre Joseph), auch unter dem Namen **Gentil**, Bernard bekannt, den ihm Voltaire, seine Dichtungen charakterisierend, beilegte, geb. 1710 zu Grenoble als Sohn eines Bildhauers, erhielt seine Bildung am Jesuitenkolleg zu Lyon, lebte einige Zeit in Paris in dürftiger Lage als Schreiber bei einem Notar, nahm 1734 am ital. Feldzuge teil und gelangte erst in der Stellung eines Generalsekretärs der Kavallerie, die er der Gunst des Markschalls de Coigny verdankte, in günstige Verhältnisse, die ihm die Ruhe für seine nicht zahlreichen, aber ihrer Zeit geschätzten Dichtungen gewährten. Er starb 1. Nov. 1775 als königl. Bibliothekar zu Choisy-sur-Seine. Seine Hauptwerke sind die Oper «Kastor und Pollux» (1737), die «Art d'aimer» und die Berberzählung «Phrosine et Mélidore» (1772). Gesammelt erschienen seine Werke in 2 Bänden (Par. 1803).

Bernard (Moline), s. Bernhardt (Sarah).

Bernard (Thalès), franz. Dichter und Gelehrter, geb. 15. Mai 1821 zu Paris, war 1846—49 im Kriegsministerium angestellt und widmete sich dann den Studien und der Poesie. Er starb zu Paris 10. Jan. 1873. Er schrieb: «Etudes sur les variations du polythéisme grec» (1853), «Histoire de la poésie» (1864), die Romane «Couronnes de saint Etienne» (1853) und «Les rêves du commandeur» (1856), «Poésies pastorales» (1856), «Poésies nouvelles» (1857) und «Poésies mystiques» (1858).

Bernardino (San-) oder **Santi** Bernhardt, ein Bergpaß im Schweiz. Kanton Graubünden, einer der ältesten Alpenpässe, 1819—23 fahrbar gemacht. Die Poststraße, 4—7 m breit, bis Bellinzona 75 km lang, zweigt sich beim Dorfe Splügen, im Rheinwaldthale, von der Splügenstraße ab, erreicht in vielen Windungen die Wasserscheide zwischen den Gebieten des Rheins und des Tessin, die 2013 m hohe Paghöhe und das Berghaus am kleinen Lago-Mosola; der Mosia entlang zieht sie sich nun hinunter in das Tessinerthal Mesocca oder Rifos, dessen oberstes Dorf San-Bernardino (1626 m) wegen seines kräftigen Stahlfäuerlings und seiner reinen Luft häufig als Kurort besucht wird. In zahllosen Windungen erreicht die Straße die zweite Thalstufe, in der der Hauptort Crema (781 m) und die grafartigen Ruinen der Burg Mesocco liegen, und bei Soazza (630 m) die unterste Thalstufe, wo die Landschaft, im obern Teile entliehen alpin, ein südl. Gepräge annimmt. Unweit der Station Cassione, 4 km nordöstlich von Bellinzona, schließt sich die Straße an die Gotthardstraße und -Bahn an.

Bernardon war die von dem Schauspieler Jos. von Kurz geschaffene komische Figur, welche mit dem Handschuh seines Wiener Nebenbuhlers Breunauer rivalisierte. Jos. von Kurz, aus Wien gebürtig, trat zuerst 1737 als Schauspieler auf, 1754 wieder in Wien, 1770 zum dritten mal dafelbst; er starb 1786. Er schrieb: «Eine neue Tragödie, betitelt: B., die getreue Prinzessin Yumphia und Hans Wurst der tyrannische Tatar-Rulian. Nebst einer Kinder-Pantomime, betitelt: Kofette, der glücklich gewordene Bräutigam, von J. K., Comicus B.» (1756),

«Die Judenhochzeit oder B., der betrogene Rabbiner», Singspiel (Wien 1770) und «B. oder der ohne Geld lebendig verbrannte Zauberer» (Wien 1770).

Bernau, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Rudow-Barnim, unfern des Ursprungs der Panke, Station der Berlin-Stettiner Eisenbahn, 23 km nördlich von Berlin, zählt (1880) 4509 meist eomg. E., hat eine 1519 vollendete got. Kirche und betreibt einen Landwirthschaft bedeutende Seidenweberei- und Handschuhfabrikation, Baumwollweberei und Kattunmalerei. B. besitzt einen großen Park am Hespersee. Die Stadt ist um 1142 von Karlgraf Albrecht dem Varen angelegt worden und durch ihre tapf. Verteidigung gegen die Hussiten 1432 bekannt geworden. Am 15. Mai 1432 kam es auf dem so. roten Felde vor B. zu einem Kampfe der Brandenburger gegen die Hussiten; letztere wurden je. als scheidend geschlagen, daß sie seitdem nicht mehr in die Mark einfielen. Am 15. Mai 1882 wurde der 450-jährige Gedenktag dieses Sieges in B. feierlich begangen. Aus dem Rathhause werden noch 20 Hussiten abgenommene Waffen und andere Inphäen gezeigt. Am 3. 1542 wurde hier der Dichter Georg Hellenhausen geboren.

Bernauer (Agnes) war nach der Sage die schön und tugendhafte Tochter des Vaders Kaiser B. v. Augsburg. Herzog Albrecht, einziger Sohn bei m. gierenden Herzogs Ernst von Bayern-München, sah die Jungfrau zuerst bei Gelegenheit der ihm z. Ehren von den Adelsgeschlechtern zu Augsburg z. gebenden Turniersfeierlichkeiten und entbrannte in heftiger Liebe zu ihr. Er vermählte sich heimlich mit ihr und führte sie auf sein Schloß Bodau. Herzog Ernst kam erst hinter das Geheimnis, als Albrecht sich dem Plan des Vaders, ihn mit Anna, Herzog Erichs von Braunschweig Tochter, zu verheiraten, beharrlich widersetzte. Infolge dessen beschloß Herzog Ernst, gewaltthätig einzugreifen. Er nachst ordnete er an, daß seinem Sohne bei einem fechtlichen Speerbrechen zu Regensburg «als einem, der wider Turnierordnung mit einer Jungfrau u. Unzucht lebe», die Schranken verschlossen wurden. Albrecht schwur vergebens, Agnes sei seine Gemahlin, und ließ sie als Herzogin von Bayern öffentlich ehren, gab ihr zahlreiche Dienerinnen gleich einer Fürstin und die Burg Straubing zum Wohnsitz. Sie, voll schwermüthiger Ahnung, irrte hier im Kreuzgang bei den Karmelitern Betende und Grabstätte. Solange Albrechts Oberm. Herzog Wilhelm, am Leben war, wurde gegen Agnes nicht weiter unternommen. Aber nach dessen Tode ließ Herzog Ernst in Albrechts Abwesenheit Agnes verhaften und beschloß ihre schleunige Verurteilung. Der Zauberer beschuldigt, mit der sie es 1439 Albrecht angethan, wurde sie 12. Okt. 1435 von den Henkern nach der Donaubrücke geführt und vor allem Volke in den Strom geworfen. Die Fluten trugen sie schimmend wieder an den Fluß. Da eilte einer der Henker hin, erfaßte mit langer Stange ihr Haar und drückte sie damit unter die Wellen nieder, sodaß sie ertrank. Ergrimmte über diese Unthat, griff Albrecht zu den Waffen gegen seinen Vater und verwüsthete, mit den Henken desselben verbündet, weithin das Land. Den Rathungen des Kaisers Sigismund und den Bitten der Freunde gelang es spät erst, Albrecht an den Fluß seines Vaters zurückzuführen, wo er denn endlich auch mit Anna von Braunschweig sich vermählte.

lieh. Um die verlorene Liebe des Sohnes wiederzugewinnen, beschloß Herzog Ernst selbst, über dem Grabe der Ermordeten eine Kapelle aufzubauen, und Albrecht stiftete ihr noch 1435 tägliche Messen bei den Karmelitern zu Straubing und ließ 1447 die Gebeine der »ehrlichen Frau« in die von ihr außersehe Kuchenhütte tragen und mit marmorernem Grabstein bedecken. Neuere histor.-kritische Forschungen haben indes ergeben, daß Agnes weder eines Baders Tochter, noch eine Augsburgerin war und auch nicht B. hieß, sondern daß sie wahrscheinlich zu Biberach (in Württemberg) geboren war und als Ragn bei einem Bader in Augsburg diente und daß der Herzog sie nicht bei einem Turnier, sondern in der Badeanstalt ihres Dienstherrn kennen lernte. Auch hat eine Trauung wahrscheinlich erst stattgefunden, nachdem Albrecht von dem Turnier zu Regensburg zurückgewiesen worden war. Den Stoff bearbeitete Graf Törring in einem Trauerspiele (Münch. 1780; neue Aufl., Mannh. 1791), so auch Jul. Körner (Ep. 1821), A. Böttger (Ep. 1846; 3. Aufl. 1850), Hebbel (1855) und Melchior Meyr in seinem »Herzog Albrecht« (1862).

Vernay, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Eure (Normandie), am linken Ufer der Charentonne und der Westbahn von Paris nach Cherbourg, einer der bedeutendsten Reporte Frankreichs. Die Stadt zählt (1876) 6087 (Gemeinde 7643) E., hat ein Tribunal erster Instanz, ein Handelsgericht, ein Kommunal-College, eine Bibliothek, Mineralquellen, zahlreiche Mühlen, Woll- und Baumwollspinnereien, Gerbereien, Gerbereien, Papierfabriken, Eisengießerei, Glasfabrikation, sowie auch Handel mit Getreide, Vieh, Leder, Wolle, Leinen, Wändern, Garn und andern Manufakturten. Der Pferdemarkt oder die sog. Foire fleurie zieht oft an 40000 Menschen herbei. Außer dieser ist noch eine zweite, die Leinwandmesse, von großer Wichtigkeit. Bemerkenswert sind die Kirchen St.-Eloi und Notre-Dame de la Couture, beide aus dem 15. Jahrh. B. war früher der Hauptort der Landchaft Cude; 1000 gründete hier Jubiin, die Gemahlin Herzog Richards II. von der Normandie, eine Benediktinerabtei, und im 12. Jahrh. wurde der Ort befestigt. B. ward 1418 von den Engländern und 1563 von Coligny erobert und nebst der Abtei verbrannt. Auch 1589, nach Besiegung der Bauern durch den Herzog von Montpensier, erfolgte die völlige Zerstörung der Stadt und der Festung. Erst 1628 wurde die Abtei wiedererbaut. Ihre Räume dienen jetzt als Sitz der Arrondissements- und Ortsbehörden. Die erhaltene Abteikirche, ein interessanter Bau im roman. Stil des 11. Jahrh., wird zur Getreide- und Leinwandhalle benutzt. Aus dem Mittelalter besitzt die Stadt noch eine berühmte Wallfahrtskirche.

Vernay (J.), Philolog, geb. 18. Sept. 1824 zu Hamburg, kamme von israel. Eltern, besuchte 1840–44 das Ronanneum und akademische Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte 1844–48 zu Bonn Philologie und Philosophie. Er habilitierte sich daselbst 1849, wurde 1853 als Lehrer der klassischen Altertumswissenschaften an das Jüdisch-Theologische Seminar zu Breslau berufen, wo er gleichzeitig Vorlesungen an der Breslauer Universität hielt, und folgte 1866 einem Rufe als außerord. Professor der Philologie und Oberbibliothekar der Universitätsbibliothek nach Bonn. Hier starb er 27. Mai 1881. Von seinen Arbeiten sind zu nennen: eine

Textausgabe des Lucretius (Ep. 1859), »Joseph Justus Scaliger« (Berl. 1855), »Über das Pötholische Gedicht« (Berl. 1856), »Grundzüge der verlorenen Abhandlung des Aristoteles über Wirkung der Trägheit« (Bresl. 1857), »Über die Chronik des Sulpicius Severus« (Berl. 1861), »Die Dialoge des Aristoteles« (Berl. 1863), »Theophrastos' Schrift über Trägheit« (Berl. 1866), »Die Heraklitischen Briefe« (Berl. 1869), »Lucian und die Apollon« (Berl. 1879), »Zwei Abhandlungen über die Aristotelische Theorie des Drama« (Berl. 1880). Außerdem übersehte er die drei ersten Bände der »Politik« des Aristoteles (Berl. 1872) und die unter Platon's Werken stehende Schrift »Über die Unzerstörbarkeit des Weltalls« (Berl. 1876).

Vernay (Michael), Litteraturhistoriker, Bruder des vorigen, geb. 27. Nov. 1834 zu Hamburg, besuchte das dortige Johanneum und studierte 1853–56 zu Bonn und Heidelberg Litteraturgeschichte. Nachdem er sich 1872 zu Leipzig als Privatdocent habilitiert hatte, folgte er 1873 einem Rufe als außerord. Professor der Litteraturgeschichte nach München und wurde 1874 daselbst zum ord. Professor ernannt. Von seinen formvollendeten litterarhistor. Arbeiten sind zu erwähnen: »Über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes« (Berl. 1867), »Goethes Briefe an Friedr. Aug. Wolf« (Berl. 1868), »Zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare« (Ep. 1872), die umfangreiche Einleitung zu dem aus den Schätzen der Hirsfeldschen Goethe-Bibliothek zusammengestellten Werke: »Der junge Goethe« (3 Bde., Ep. 1875) und die neue Ausgabe der ältesten Böhmen Übersetzung von »Homers Odyssee« (Stuttg. 1881). Außerdem hat B. die Schlegel-Lieders Übersetzung Shakespeares revidiert herausgegeben (Berl. 1871–72).

Vernbrunn (Karl, Freiherr von), bekannt unter dem Pseudonym Karl Carl, geb. 7. Nov. 1787 zu Kratau, nahm als Jährling in österr. Diensten am Feldzug von 1809 teil, geriet in franz. Gefangenschaft und sollte in Mantua erschossen werden, wurde aber auf einkaufende Fürsprache und gegen Ehrenwort, nicht wieder gegen Frankreich zu kämpfen, freigegeben. Bald darauf trat er im Josephstädter Theater zu Wien als Schauspieler auf und ging dann nach München an das Hoftheater. Als Regisseur desselben führte er hier die wiener Lotalposse (die sog. Staberlieden) ein, in denen er selbst als Komiker mit großem Erfolg auftrat. Nach dem 1826 erfolgten Tode des Königs Max Joseph wurde B. pensioniert und siedelte dann mit seiner Gesellschaft nach Wien über, wo er auf dem Theater an der Wien und dem Leopoldstädter Theater spielte. Im J. 1838 kaufte er das letztere, leitete aber auch das erstere noch bis 1846 als Pächter. An Stelle des Leopoldstädter Theaters erbaute er dann das »Carl-Theater«, welches 20. Dez. 1847 eröffnet wurde. B. erwarb ein sehr bedeutendes Vermögen und ließ in Hiehung aus eigenen Mitteln eine neue Straße, die »Carl-Straße«, anlegen. Er starb 14. Aug. 1864 zu Mäh. Bgl. Kaiser, »Theaterdirektor Carl« (3. Aufl., Wien 1864); Gämmerler, »Theaterdirektor Carl« (Wien 1864).

Vernburg, Hauptstadt des anhaltischen Kreises B. und bis 1863 des Herzogtums Anhalt-Vernburg, Sitz eines Amtsgerichts, liegt zu beiden Seiten der Saale und an der Linie Aschersleben-Röthen der Magdeburg-Halberstädter Eisenbahn, zerfällt in die Altstadt und die Neustadt mit der Vorstadt Walbau

am linken Ufer und der Bergstadt am hohen rechten Ufer, welche durch eine teilweise massive Brücke verbunden sind. Von den ansehnlichen Gebäuden ist das zum Teil noch sehr altertümliche Schloß mit schönem Garten und herrlicher Aussicht in der Bergstadt am bemerkenswerten. Unter den vier Kirchen zeichnet sich die im got. Stil erbaute Stadtkirche oder Marienkirche sowie die Schloß- oder Agibienkirche aus. Die Stadt hat ein Gymnasium, eine höhere Bürgerschule, eine höhere Mädterschule (die Herzogin Friederikensschule), eine Bürgerschule, Parochialschulen, ein Theater, eine 1872—75 erbaute große Irrenanstalt und zählt (1880) 18602 fast ausschließlich evang. E., welche Fabriken in Lagene, Papier, Spiritus, Zucker, Kupfer- und Zinnwaren, Eisenzeug, Wagen, Cigaretten, Bier und Maschinen betreiben.

Berncastel, s. Bernkastel.

Bernd (Christian Samuel Theod.), Heraldiker, geb. zu Meiersh. 12. April 1775, besuchte die Gymnasien zu Guben und Gotha und bezog 1794, um Theologie zu studieren, die Universität Jena, umsteuerte dieselbe aber schon 1796 Familienverhältnisse halber wieder verlassen und sein Fortkommen als Hauslehrer suchen. Er wendete sich nun sprachlichen Studien zu, wurde mit J. H. Campe bekannt und folgte 1804 einer Aufforderung des Lehrern, nach Braunschweig zu kommen und an der Bearbeitung des »Wörterbuch der deutschen Sprache« teilzunehmen. Doch fiel bald die Ausarbeitung fast ganz allein B. zu, welcher dieselbe 1807—11 bewerkstelligte. Im Herbst 1811 verließ er Braunschweig, um bei der neuen Organisation der Bibliothek und des Archivs zu Breslau eine Stellung anzunehmen, die er im Mai 1813 mit einer Professur am Gymnasium zu Kalisch und im Okt. 1815 mit einer solchen am Gymnasium zu Posen veranstand. Im Herbst 1818 wurde B. zum Bibliothekssekretär an die neugegründete Universität Bonn berufen, woselbst er auch im Dez. 1822 als außerord. Professor für Diplomatie, Epigraphik und Heraldik angestellt wurde. Er starb daselbst 26. Aug. 1854. Am bekanntesten ist B. durch seine gründlichen Arbeiten über Wappenkunde geworden, von denen zuerst die »Allgemeine Schriftenkunde der gesamten Wappenwissenschaft« (3 Bde., Bonn 1830—35; Nachtrag, Bonn 1841) erschien. Hieraus veröffentlichte er das »Wappenbuch der preuß. Rheinprovinz« (2 Tle., Bonn 1835; Nachtrag 1842), welchem endlich seine Hauptwerke: »Die Haupttypen der Wappenwissenschaft« (2 Bde., Bonn 1841—49) und nach seinem Tode das »Handbuch der Wappenwissenschaft« (Lpz. 1856), folgten. Die Bewegung von 1848 gab B. Gelegenheit zu einer Untersuchung über »Die deutschen Farben und ein deutsches Wappen« (Bonn 1848).

Bernd von Gusek, s. Berned.

Bernsdal (Carl Gust.), deutscher Schauspieler, geb. 2. Nov. 1830 zu Berlin, genoss nach abgeschlossener Gymnasialbildung den dramatischen Unterricht des Schauspielers Hoppe und trat 1848 als Elzebe beim berliner Hoftheater ein. Schon 1849 verlor er durch ein Mißverständnis seine Stellung; er setzte nun seine Laufbahn auf dem Liebhabertheater Urania fort und wurde 1851 für Königsberg engagiert; 1852 ging er nach Stettin und wurde 1854 abermals Mitglied des berliner Hoftheaters, an dem er erst jugendliche Helden und Liebhaber spielte. Später ging er in das Fach der Heldenväter und Charakterrollen über, in dem er

nach heute mit verdientem Erfolg thätig ist. B. der nur wenig gastiert hat, gehörte zu den gebildetsten und fleißigsten deutschen Schauspielern, verfiel vortrefflich zu deklamieren und leistet Treffliches als Tell, Percu, Dunois, Otho, als Burleigh, Esau, Oranien, auch als Hofrat Reinhold, Dr. Jäger u. s. w. Die Grenzen seines Talents bezeichnen das wahrhaft Komische und das Dramatische. Mehrfach nahm B. Stellungen als Lehrer der Deklamation an und ist noch heute in dieser Eigenschaft bei der kgl. Akademischen Hochschule in Berlin thätig; seit 1879 ist B. zugleich Präsident der Deutschen Bühnengenossenschaft. B. schrieb »Ansichten über Erziehung einer dramatischen Hochschule« (Berl. 1878).

Berned, Stadt im bayr. Regierungsbereich Oberfranken, 14 km nordnordöstlich von Bamberg, 6 km südlich von der Eisenbahnstation Markt-Schöngratz, am Fuße des Fichtelgebirgs, romantisch in dem engen Thale des Försellenbachs Elsnitz gelegen, der sich unterhalb B. in den Weißen Raim ergießt, ist der Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, treibt Ackerbau, Glasbläserei, Steinbauerei, Baumwollwarenfabrikation, Web- und Hopfenbau und zählt 1482 E. Elsnitz und Raa liefern Perlen, die teilweise den orientalischen gleichkommen und von denen die kgl. Perlenhütte jährlich ungefähr 60 Stüd einsendet. Im J. 1857 wurde eine Kolonienanstalt mit Flusbad, warmen und Fichtennadelbädern errichtet, 1875 ein neuer Kurort erbaut. Die Umgebung hat schöne Anlagen mit bequemen Spaziergängen in nahen Buchen- und Tannenwäldern; die reine Bergluft und das milde, gesunde Klima machen die Stadt zu einem klimatischen Kurort. Die Stadt rähmt sich ihrer sieben Hügel (Berge) und sieben Flüsse, der Ruinen zweier Burgen und einer dazwischenliegenden Kapelle, von denen ein 32 m hoher, sehr gut erhaltener Turm schöne Aussicht in Thäler und nahe bewaldete Berge gewährt. Oberherrn der Stadt und Burg waren die Grafen von Babenberg bis 1003, das Bistum Bamberg bis 1168, die Grafen von Ansbach, nachherige Herzöge von Meran, bis 1248, dann abwechselnd die Burggrafen von Nürnberg und Grafen von Orlamünde bis 1357, erst ausschließlich bis 1417, dann bis 1791 die Kurfürsten von Brandenburg-Kulmbach. Die Eiden von Walpot, Erbauer der unteren Burg, hatten bis Mitte des 14. Jahrh. Stadt und Burg in Lehen; die Balleurothe, nach welchen die obere Burg benannt, waren nur Burgothte. Vgl. Försich, »B. Kolonienort mit Badeanstalten« (Reichenbach 1874).

Berned (Carl Gust.), Militärschriftsteller und Novellist, als letzterer pseudonym Bernd von Gusek, geb. 28. Okt. 1803 zu Kirchbach in der Niederlausitz, wurde 1820 preuß. Offizier, 1839 Lehrer an der Divisionschule in Frankfurt a. O. 1848 als Rittmeister und Lehrer am Kadettenkorps nach Berlin versetzt und 1855 zum Major befördert; 1862 nahm er seinen Abschied und starb 8. Juli 1871 zu Berlin. Eine Anzahl seiner gesammelten »Novellen und Erzählungen« erschienen gesammelt (3 Bde., Lpz. 1837), andere sind in seinen Werken »Vom Borne der Zeiten« (3 Bde., Berl. 1844), »Wildfeuer« (2 Bde., Berl. 1845), »Schauperschen der Gegenwart« (Wunzl. 1838), »Kalliope« (Wunzl. 1838) enthalten. Von seinen Romanen sind zu nennen: »Die Steibinger« (Lpz. 1837), »Das Erbe von Landschüt« (2 Tle., Rottb. 1847), »Der Sohn der Karl« (Frankf. a. O. 1848), »Die

Hand des Fremden» (2 Bde., Lpz. 1857), «Der erste Haub an Deutschland» (4 Bde., Lpz. 1862) und «Deutschlands Ehre. 1813» (3 Bde., Lpz. 1864), «Unter dem Krummstabe» (3 Bde., Hannov. 1865), «Der Graf von der Rügen» (3 Bde., Jena 1866). Außerdem lieferte er die Texte zu Kruppers Opern «Die Hochländerin» und «König Konradin» sowie Übersetzungen aus dem Italienischen und Englischen, wie von Dantes «Göttlicher Komödie» (Stuttg., 2. Aufl. 1858) und mehreren Werken Lord Byron's für die Stuttgarter Gesamtausgabe (2. Aufl. 1845). Seine militärischen Werke sind: «Elemente der Taktik» (6. Aufl., Berl. 1870), «Geschichte der Kriegskunst» (3. Aufl., Berl. 1867), «Buch der Schlachten» (Lpz. 1856), «Grundriss der Geschichte des Kriegswesens» (Berl. 1854), «Die Schlachten bei Leipzig» (Lpz. 1855), «Atlas des Kriegswesens» (2. Aufl., Lpz. 1875, herausg. von Jos. Schott).

Berner (Alb. Friedr.), namhafter Kriminalist, eb. 30. Nov. 1818 zu Strassburg in der Uckermark, wirkte in Berlin Jurisprudenz und Philosophie und wurde 1848 außerord., 1861 ord. Professor der Rechte an der Berliner Universität. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Grundlinien der kriminalistischen Imputationslehre» (Berl. 1843), Die Lehre von der Teilnahme am Verbrechen und die neuern Controversen über Dolus und Culp» (Berl. 1847), «Wirkungskreis des Strafrechts nach eth., Raum und Personen» (Berl. 1853), «Grundzüge des Preuss. Strafrechts» (Lpz. 1861), «Die Strafgesetzbuch in Deutschland» (Lpz. 1867), «Lehrbuch des Deutschen Strafrechts» (Lpz. 1857; 1. Aufl. 1882), «Lehrbuch des Deutschen Preuss. Strafrechts» (Lpz. 1876).

Berner Alpen, s. unter Alpen (I, 462). **Bernerklause** (Chiusa di Verona) heisst der knapp 18 km nordwestlich von Verona, durch die sich der Weg aus Val Lagarina nach Val Ponicella durch das Kalkgebirge gebahnt ist. Von hohen, senkrecht abfallenden Felswänden eingeschlossen, bietet die großartige Schlucht im Raum für den reisenden Strom und die weisse in den Fels gesprengte Straße und Bahnlinie von Roveredo in Südtirol nach Verona. Im 1155 sperrten hier die Veronesen dem heimkehrenden Heere Friedrich des Rothbarts den Weg, eben aber von Otto von Wittelsbach umgangen und geschlagen. Über den Felsen des rechten Ufers liegt das Plateau von Rivoli, bekannt durch den Sieg der Franzosen unter Bonaparte und später über die Österreicher unter Alvinczy, 14. u. 1797.

Berner Oberland, s. unter Bern (Kanton). **Bernest**, in der Manier des Dichters Berni (I); burlesk.

Bernhard (Sankt) heißen mehrere bedeutende Berggipfel in den Alpen. Der Große Sankt Bernhard im Schweiz. Kanton Wallis, auf der Höhe des piemont. Klostertals, scheidet die West- von den Mittelalpen. Der Weg über denselben, 84 km lang, verbindet die Thäler des Rhodan und der Dora-Baltea. Von Martigny bis Gantine de Broz oberhalb Orsières führt eine Straße, von da das Val d'Entremont hinauf zum Joch und auf der ital. Seite hinab in das Thal von St. Bernard ein Saumweg, am Ende von St. Remy bis Aosta wieder ein Jahr- anschliefst. Auf der Höhe des Übergangs liegt

neben einem kleinen düstern See das berühmte Sankt Bernhardskloster, urkundlich zuerst 1125 erwähnt, dessen Gründung aber ins J. 962 gesetzt und dem Bernhard von Menthon zugeschrieben wird. Dasselbe liegt 2472 m hoch und ist die höchste Winterwohnung in den Alpen. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt —1,3° C. und kommt derjenigen am Südalp Spitzbergs (75° nördl. Br.) gleich, die Regenmenge 1121 mm. Der Schnee liegt gewöhnlich neun Monate lang. Das jetzige Kloster, um 1680 erbaut, 1822 erweitert, besitzt eine gute Bibliothek, ein Naturalien-, Altertümer- und Münzkabinett. Für Fremde stehen 80 Betten bereit, im Notfall können mehrere hundert untergebracht werden. Weibliche Gäste logieren nicht im Hospiz selbst, sondern in der gegen- überliegenden Dependenz St.-Louis. Die Mönche, Chorherren des Augustinerklosters von St.-Maurice, haben die Verpflichtung, alle Reisende, ohne Rücksicht auf Stand und Glauben, zu beherbergen und zu versorgen und in der gefährlichen Jahreszeit entweder selbst oder durch die dienenden Brüder (Maronniers) des Hospitiiums den auf dem Wege verunglückten oder in Gefahr schwebenden Reisenden Hilfe zu bringen, wobei sie durch besonders abgerichtete Hunde (Marons oder Bernhardsiner) unterstützt werden. Die Erkrankten behält man bis zu ihrer Genesung im Kloster, ohne dafür mehr als eine freiwillige Gabe anzunehmen. Jährlich werden 16—20 000 Menschen, meist Italiener, hier verpflegt. Die Unterhaltungskosten betragen jährlich etwa 60 000 Fr., von denen der bei weitem größte Teil aus den Zinsen des Hospitälvermögens bestritten, der Rest durch im Lande gesammelte Beiträge und die freiwilligen Gaben der Gäste gedeckt wird. Die aufgefundenen Verunglückten werden in einer an der Ostseite des Klosters stehenden Kapelle, in Leichenlächer gehüllt, nebeneinander aufgestellt, wo die feine, scharfe Luft sie zu Mumien trocknet. Der Große Sankt B. ist an sich der am wenigsten lohnende von den Pässen, welche die Schweiz mit Italien verbinden; jedoch gewährt er von den leicht ersteigbaren Gipfeln aus, die sich über der Passhöhe erheben (Glenalette, 2889 m, und Pointe de Dronaz, 2949 m, im W., Mont-Rost, 2866 m, im O.) prächtige Aus- sicht; schwieriger ist die Besteigung des Mont- Belan (3792 m). Sowohl von den Römern seit Augustus als auch im Mittelalter sind Heerzüge über den B. ausgeführt worden. Am merkwürdigsten ist der Übergang des 30 000 Mann starken franz. Heeres mit Geschütz und Reiterei unter Bonaparte 15. bis 21. Mai 1800, das dabei die größten Hindernisse überwinden mußte. In der Kapelle des Klosters wurde der General Desaix, der in der Schlacht bei Marengo fiel, beigesetzt und ihm von Bonaparte daselbst ein Denkmal errichtet, das, sowie eine schwarze Marmortafel zum Andenken des Übergangs, noch gegenwärtig zu den Merkwürdigkeiten des Klosters gehört.

Der kleine Sankt Bernhard, 2186 m hoch, an der Grenze des franz. Depart. Savoyen und der ital. Provinz Turin zwischen den Savoyen- und den Graischen Alpen gelegen, scheidet das Gebiet der Mère von demjenigen der Dora-Baltea und ist unzweifelhaft der Paß, über welchen Hannibal nach Italien zog. Die jetzige Poststraße, 1871 vollendet, von Bourg St.-Maurice in der Tarentaise nach Courmayeur im Klostertale 82 km lang, bietet

prächtigen Ausichten auf die Berggruppen des Montblanc und des Rutor (3474 m). Auch hier liegt etwas unterhalb der Passhöhe, die von der Granitfäule Colonne de Jour und einem Kreis roher Steinblöcke, dem Cirque d'Annibal, bezeichnet wird, ein Hofsig, welches, wie auch dasjenige des Simphon, von einigen Mönchen des Großen Sanct B. verwaltem wird.

Bernhard von Clairvaux, der Heilige, geb. 1091 zu Fontaines bei Dijon, stammte aus adeligem Geschlecht, trat 1113 in den strengen Orden der Cistercienser und ward 1115 erster Abt der Mönchscolonie zu Clairvaux in Burgund. Die Erhebung zu höhern kirchlichen Würden lehnte er ab, aber kraft seines persönlichen Ansehens gewann er den größten Einfluß als der freimüthigste Sittenrichter der Geistlichkeit, der treue, aber ernste Rathgeber der Päpste, unter denen ihm Innocenz II. seine Anerkennung in Deutschland verdankte, der Schiedsrichter der Fürsten und Bischöfe. Seine begeisterte Predigt entflammte das Abendland 1146 zu einem Kreuzzug. Der kalten Speculation und Dialectik der scholastischen Philosophen hielt seine strenge Rechtgläubigkeit und wohl bisweilen schwärmerische, doch immer auf thätiges Christenthum dringende Ansicht ein heiliges Gegengewicht. Luther sagt von ihm: »Ist jemals ein gottesfürchtiger und frommer Mönch gewesen, so wars Sanct Bernhard, den ich allein viel höher halte denn alle Mönche und Pfaffen auf dem ganzen Erdboden.« B. starb 20. Aug. 1153 und wurde von Alexander III. 1174 heilig gesprochen. Die beste Ausgabe seiner Schriften besorgte Rabillon (2 Bde., Par. 1690; 2. Aufl. 1719; neuer Abdruck, Par. 1839—40). Vgl. Reander, »Der heilige B. und sein Zeitalter« (Berl. 1813; 3. Aufl. 1865); Ellendorf, »Der heilige B. und die Hierarchie seiner Zeit« (Essen 1837), Morison, »The life and times of Sanct-Bernhard, Abbot of Clairvaux« (Lond. 1863; 2. Aufl. 1868).

Bernhard, Graf von Anhalt und Herzog von Sachsen, der Stammvater der jetzigen Herzöge von Anhalt, geb. 1140, war der Sohn Albrechts des Bären, erhielt bei der Theilung nach dem Tode seines Vaters (1170) zunächst Anhalt, bei der Theilung der Lande Heinrichs des Löwen auch noch einen Theil des Herzogthums Sachsen und nannte sich seitdem Herzog von Sachsen. Er starb 1212 (s. unter Anhalt). Nach seinem Tode erhielt sein ältester Sohn Heinrich das Stammland Anhalt, Albrecht dagegen das Herzogthum Sachsen. B. ist der Erbauer von Wittenberg.

Bernhard, Herzog von Weimar, einer der berühmtesten Feldherren im Dreißigjährigen Kriege, geb. 6./16. Aug. 1604, war der jüngste der 11 Söhne des Herzogs Johann III. von Sachsen-Weimar. Bereits im ersten Lebensjahre verlor er seinen Vater, im 13. Jahre auch seine Mutter Sophie Dorothea, die im Verein mit Vorfällen seine Erziehung trefflich geleitet hatte. Er bezog eine kurze Zeit die Universität zu Jena und widmete sich dann am Hofe seines Vaters, des Herzogs Johann Kasimir zu Coburg, ritterlichen Übungen. Beim Ausbruch des Dreißigjährigen Kriegs machte B. 1622 die Schlachten von Wiesloch und Wimpfen, 1623 die bei Stadtlohn mit, ging hierauf auf Reisen nach Holland und England, diente als Oberst unter Christian IV. von Dänemark und erwarb nach dessen Niederlage die laisierl. Begnadigung, jedoch nur um alsbald wie-

der unter Friedrich Heinrich von Oranien vor Jülich zuzukämpfen. Als Gustav Adolf in Deutschland erschien, war B. einer der ersten deutschen Fürsten, die sich ihm zuwandten. Gleich nach seiner Ankunft beim schwed. Heere erhielt er ein Reiterregiment und zeichnete sich in dem Treffen bei Werben 28. Juli 1631 so aus, daß ihn der König mit drei Reiterregimentern nach Heßen entsandte. Danach zog B. mit dem König gegen Mainz, wozu teils selbständig, teils mit andern siegreiche Streifzüge im fränk., schwab. und bayr. Kreis und vereinigte sich, zum Generallieutenant befördert, mit dem König erst wieder im Lager vor Nürnberg, wo er an den Kämpfen gegen Wallenstein (24. bis 26. Aug. 1632) ruhmvollen Anteil nahm. Nach Gustav Adolfs Ausbruch blieb B. zur Dedung Frankens zurück, stieß aber von neuem zum König, als dieser im Oktober gegen Wallenstein nach Sachsen zog. In der Schlacht bei Lützen, 6. Nov. (16. Nov. n. St.) 1632, befehligte er den linken Flügel der Schweden, übernahm nach dem Tode des Königs das Kommando und errang, obgleich selbst schwer verwundet, durch beispiellose Anstrengung den Sieg.

Zu Anfang 1633 übertrug ihm der Kaiser Orenstierna neben Horn den Befehl über die Armee. B. nahm Bamberg, Kronach, Höchstädt und Eßling städt ein und errang von Orenstierna (mit Zustimmung der durch den Heilbrunner Vertrag verbundenen oberdeutschen Stände) das schon vom König ihm zugesicherte Herzogtum Franken als Lehn. Nach Stillung einer gefährlichen Ränke rückte er an der Donau Aldringen entgegen, wozu laisierl. Truppen nach Schwaben führen sollte. Aldringen vermied aber jede Schlacht, und B. zwang Regensburg durch eine furchtbare Beschießung zur Kapitulation (4./14. Nov. 1633). Er drang hiernach in Bayern ein, unterhandelte mit Wallenstein und machte nach dessen Ermordung 1634 einen vergeblichen Versuch, dessen Truppen zu gewinnen. In Nordlingen zu entgehen, wagte B., dem Bismarck'schen Horns, mit dem er in stetem Zwick lebte, zum Trost, eine Schlacht mit dem weit überlieferten Heere unter Wallas und König Ferdinand 27. Aug. (6. Sept.) 1634 erlitt aber eine schwere Niederlage, durch welche ihm sein Herzogtum verloren ging. Nur langsam konnte er eine neue Armee sammeln, mit der er vor der Übermacht bei dem Rhein zurückweichen mußte. Die spätere Thätigkeit B.s ward durch das Eingreifen Frankreichs in den deutschen Krieg bestimmt. Nach längern ungelieblichen Verhandlungen nötigte endlich B. 17./23. Okt. 1635 Richelieu zu St.-Germain einen Vertrag ab, durch welchen ihm 1 Mill. Livres jährlicher Hilfsgeelder zur Erhaltung eines Heeres von 12000 Mann deutscher Fußvölker und 6000 Reitern nebst der nötigen Artillerie, die er unter from. Gehalt befehligen sollte, ein sehr bedeutender Jahreslohn auf Lebenszeit und insgesam als Belohnung für Landgrafenschaft Elßing und die Ballen Haguenau garantirt wurden. Um die Erfüllung der gemachten Versprechungen zu betreiben, reiste B. Frühling 1636 und 1637 selbst nach Paris. Er eroberte mit 1636 Elßing-Babern und andere feste Plätze, ließ den mit einem Heere von 40000 Mann in Frankreich eindringenden Wallas bei Dijon auf, wozu als dieser um die Mitte des November das fest. Gebiet verlassen mußte, die Stadt Joazeville, erst im nächsten Jahre noch mehrere Plätze und brach endlich im Juni 1637 die Kaiserlichen unter Herzog

Karl von Lothringen so entscheidend, daß ihm jetzt der Weg zum Rhein offen stand. Durch gute Winterquartiere gestärkt, brach er 1638 schon im Januar gegen den Strom auf, eroberte Sickingen, Lauffenburg und Waldbühel und belagerte Rheinfelden. Savelli und Johann von Werth entfielen zwar die Stadt, aber drei Tage darauf, 21. Febr., überfiel B. sie und schlug sie bei Rheinfelden. Die Generale Savelli, Johann von Werth, Entsefort und Sperreuter nebst 3000 Mann wurden gefangen, Rheinfelden, Röteln, Neuenburg und Freiburg mußten sich ergeben und Breisach ward belagert.

Um den Besitz dieser Festung drehten sich die folgenden Kämpfe. Während der kaiserl. General von Ödy sich zum Entsatz näherte, griff ihn B., unterstützt durch 3000 Franzosen unter Zuerne, an, schlug ihn und Savelli 30. Juli bei Wittgenweier, dann den Herzog von Lothringen 6. Okt. bei Lhann im Sundgau und nötigte wenige Tage darauf Ödy abermals zum Rückzuge. Nach einer viermonatlichen Belagerung ergab sich Breisach 7. Dez. 1638. B. hatte die Kapitulation in seinem eigenen Namen abgegeschlossen, ließ sich als alleinigem Herrn huldigen und bald nachher eine Münze mit Breisachs und Weimars Wappen schlagen. Richelieu ließ kein Mittel unversucht, die Festung in franz. Hände zu bringen; er trug sogar dem Herzog die Hand seiner Nichte, der Herzogin von Aquilon, an. Aber B. verachtete seine Festungen möglichst, besetzte sie mit deutschen Soldaten und zeigte sich einer Vermählung mit der verwitweten Landgräfin Amalie von Hessen geneigt, um durch sie zu einer Macht zwischen dem Kaiser und dessen Feinden zu gelangen. Nach der Einnahme von Landstron im Sundgau, Pontartler und Schloß Joux in Hochburgund war er eben im Begriff, über den Rhein nach Bayern vorzudringen, als ihn der Tod ereilte. Er starb zu Reuborn am Rhein 8. Juli (18. Juli n. St.) 1639, nach einigen an einer pestartigen Vagerruße, nach seiner eigenen und anderer Meinung an Vergiftung durch seinen angeblich von Frankreich bestochenen Arzt Blandini. Aber hat indes in seiner Schrift »Der Tod des Herzogs B. von Weimar nach einem authentischen Altenstade aus dem kaiserl. Bezirksarchiv zu Colmar dargestellt« (Colmar 1873) nachgewiesen, daß B. eines natürlichen Todes gestorben ist. B. hatte verordnet, daß die von ihm eroberten Länder bei dem Deutschen Reiche verbleiben sollten, nach dem Wunsch ausgedrückt, seine Brüder möchten dieselben unter sich theilen. Schätze übernehmen; wenn keiner sich dazu verheißt, so sei es billig, daß Frankreich mit eigenen und des Herzogs Truppen dieselben erzwinge und nach geschlossenen allgemeinen Frieden an das Deutsche Reich herausgebe. Der Kardinal Richelieu aber wartete den Entschluß der Brüder nicht ab, sondern gewann die Anführer und Commandanten durch Bestechung und mit ihnen die Truppen und Festungen. Vergeblich bemühte sich der Herzog Wilhelm, das Elsaß für Deutschland zu retten. Bloß das Eine erlangten die weimar. Fürsten, daß die Leiche B. 1655 von Breisach nach Weimar in die Familiengruft geführt werden durfte. Darin darf in B. nicht lediglich die selbstlose Hingabe an das prot. Bekenntnis suchen. Stets verstand er mit den religiösen Interessen die eigenen zu koordinieren, und oft mußten ihm jene vor diesen ins Schanden der allgemeinen Sache zurücktreten. So theilte er mit allen Politikern der Zeit, zumal mit Gustav Adolf selbst. Dennoch aber vereinigte

sich in ihm innige Religiosität mit einem höchst lebendigen reichsfürstl. und nationalen Pflicht- und Selbstgefühl, und unter den Helden des deutschen Protestantismus wird er immerdar eine große Stellung beanspruchen. Vgl. Rose, »Herzog B. der Große von Sachsen-Weimar« (2 Bde., Weim. 1828—29). Rosen, Bernst und Gottschall haben das Schicksal B.s dramatisch behandelt.

Bernhard (Karl), Herzog von Sachsen-Weimar, der zweite Sohn des Großherzogs Karl August, geb. 30. Mai 1792, trat sehr jung in die preuss. Armee und wohnte 1806 im Corps des Fürsten Hohenlohe der Schlacht bei Jena bei. Nach dem Anschlusse seines Vaters an den Rheinbund trat er in die sächs. Armee, nahm dann als Generalstabs-offizier im sächs. Kontingent teil an dem Feldzuge von 1809 gegen Österreich und secht mit Auszeichnung bei Wagram, wofür er zum Major ernannt ward. Um nicht gegen Ausland zu kämpfen, nahm er auf den Wunsch seines Vaters bei Ausbruch des russ. Kriegs von 1812 Urlaub und besuchte Frankreich und Italien. Erst nach dem Beitritt Sachsens zur Koalition, Ende 1813, kehrte er zu seinem Regiment zurück. Unter seinem Vater, der ein Armeekorps der Verbündeten befehligte, wohnte er als Oberst dem Winterfeldzuge von 1814 in den Niederlanden und Haindern bei, ging 1815 als Oberst und Regimentsinhaber in den Dienst des Königs der Niederlande über und nahm an den Schlachten von Quatre-Bras und Waterloo rühmlichen Anteil. Nach Wiederherstellung des Friedens blieb er in holland. Diensten, wurde 1816 General und 1819 Provinzialkommandant von Ostlandern mit dem Bohnsitz in Gent. In den J. 1825—26 unternahm er eine Reise nach Amerika, deren Beschreibung von Luden (2 Bde., Weim. 1828) veröffentlicht ward. Seit 1829 Divisionär, mußte B. bei Ausbruch der belgischen Revolution der Übermacht weichen, Gent ausgeben und sich nach Antwerpen zurückziehen. Als Generalleutnant und Befehlshaber des linken Flügels unter dem Prinzen von Oranien schlug er 1831 die Insurgenten bei Böwen in die Flucht. Die ihm in den folgenden Jahren verdiente Ruhe benutzte er zu wissenschaftlichen Studien und Reisen, unter andern auch nach dem Orient. Auch hielt er sich zeitweise in Mannheim auf und verkehrte viel mit den wissenschaftlichen Notabilitäten in Heidelberg. Seit 1848 wirkte er als General der Infanterie und Oberbefehlshaber der holland. ind. Armee in Java, von wo er 1855 seiner angegriffenen Gesundheit halber zurückkehrte. Seitdem nahm er abwechselnd im Haag und in Weimar seinen Aufenthalt. Er starb 31. Juli 1862 in Bad Liebenstein. B. hat eine wertvolle Monographie »Précis de la campagne de Java en 1811« (Haag 1834) herausgegeben. Vgl. Startlos, »Das Leben des Herzogs B.« (2 Bde., Gotha 1865—66).

Bernhard, Stammvater des noch jetzt regierenden Fürstenhauses von Sachsen-Meiningen, war ein Sohn des Herzogs Ernst des Frommen von Sachsen-Gotha und der altend. Prinzessin Elisabeth Sophie. Er war geb. 10. Sept. 1649, studierte in Jübingen und Gießen und vermählte sich 1671 mit der Prinzessin Maria Hedwig von Hessen-Darmstadt. Als sein Vater starb (1675), führte B. anfangs, nach der väterlichen Anordnung, mit seinen sechs Brüdern die Regierung gemeinsam. Aber nachdem bereits 1680 Teilungsverträge zwischen mehreren Brüdern zu Stande gekommen waren,

ward am 20. Juni 1681 ein Haupttreß geschlossen, vermöge dessen auch B. ein besonderes Herzogtum mit der Residenz Meiningen erhielt. Als dann 1699 sein Bruder Albrecht von Coburg starb, ward B. in einen Erbstreit mit seinen überlebenden Brüdern verwickelt. B. starb 27. April 1706, nachdem es ihm gelungen war, sein Gebiet durch einige Erwerbungen zu vergrößern.

Bernhard Erich Freund, Herzog von Sachsen-Meiningen, geb. 17. Dez. 1800, verlor schon 24. Dez. 1803 seinen Vater, den Herzog Georg, dessen einziger Sohn er war und dem er nun unter Obervormundschaft seiner Mutter, Luise Eleonore, geborener Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg (gest. 30. April 1837), folgte. Nachdem er unter der Leitung des Oberkonsistorialrats Wolsegg auf den Hochschulen zu Jena und Heidelberg und durch Reisen nach den Niederlanden, der Schweiz, Italien und England seine Bildung vollendet, übernahm er 17. Dez. 1821 die Regierung selbst, worauf er sich 1825 mit Maria, der Tochter des Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen, vermählte. Schon 1823 ließ er eine neue Organisation der Landesbehörden und 4. Sept. 1824 das Grundgesetz landständischer Verfassung ins Leben treten. Als infolge des Aussterbens des Sachsen-Gothaischen Linie ihm die Fürstenthümer Hildburghausen und Saalfeld, die Grafschaft Kamburg und die Herrschaft Kranichfeld zufielen, unternahm er eine abermalige Organisation des nun aus sehr verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzten Landes, die 1829 zu Stande kam. Schon Anfang März 1848 gestand er die Forderungen des Volks zu, ehe diese noch in unmittelbarer drängender Weise laut geworden waren. Außerdem erkannte er die transjurische Reichsverfassung unbedingt an, trat später der Union bei und beharrte auch nach deren Aufgehen bei den Bestrebungen für Deutschlands Einheit. Im eigenen Lande wandte sich indes der Zorn, verstimmt durch manche Erscheinungen, seit dem Herbst 1849 mehr und mehr einer durchaus nicht von konstitutionellem Geiste besetzten Regierungsweise zu, die namentlich durch häufigen Wechsel seiner Minister auffiel. Beim Ausbruch des preuß.-östr. Konflikts 1866 stellte er sich auf die Seite Oesterreichs, und war das einzige Mitglied der 12. Kurie, welches in der verhängnisvollen Bundestagsitzung vom 14. Juni für den österr. Mobilisirungsantrag gegen Preußen stimmen ließ. Am 25. Juni notifizierte daher Preußen an die meining. Regierung, daß ihre feindselige Haltung den Kriegszustand herbeigeführt habe. Es erfolgte zunächst die Besetzung der Grafschaft Kamburg, und als der Herzog während der Friedensverhandlungen in seinem Widerstande beharrte, rückten 19. Sept. preuß. Truppen in Meiningen selbst ein. Aber schon 20. Sept. dankte der Herzog zu Gunsten seines Sohnes, des Erbprinzen Georg (f. d.), ab, worauf dieser 8. Okt. mit Preußen den Frieden abschloß.

Bernhardt (Karl), beliebter dän. Novellist, ein Pseudonym für Andreas Nicolai de St. Aubin (geb. 18. Nov. 1798, gest. zu Kopenhagen 25. Nov. 1865), ließ 1835 seine erste Novelle: «Ein Jahr in Kopenhagen», erscheinen und veröffentlichte seitdem eine Reihe von Novellen und Romanen, die ungeachtet ihrer Mängel im planvollen Anlage und Durchführung nicht nur in Dänemark, sondern auch in Deutschland und anderwärts viele Leser fanden. B. zeichnete sich

aus durch anziehende Darstellungsweise und das Talent, die Schwächen und Vorfälle der gesellschaftlichen Zustände aufzulassen und das Leben in den höhern Kreisen mit schlängelnder Wahrheit, Laune und Leben zu schildern. Seine Werke, die in dän. Sprache unter dem Titel «Samlede Noveller og Fortællinger» (Bd. 1–12, Kopenh. 1856–57) erschienen, hat er theils selbst, theils in Verbindung mit R. Th. Kønnegeier und O. L. W. W. auch deutsch herausgegeben. Zu denselben gehören die Novellen «Die Hospitalverlobung», «Eine Familie auf dem Lande», «Der Eismann» u. s. w., die 1836 unter dem Titel «Lebensbilder aus Dänemark» (6 Bde., Lpz. 1840–41; 2. Aufl. 1849) herauskamen. Hieran schlossen sich die «Schöpfung» (1843), «Das Glödelins» (1837), «Zwei Freunde» (Lpz. 1850) und die «Gemeine Rindern» (1840), welche letztere Schrift als «Christian VII. und sein Hof» (3 Bde., Lpz. 1847) deutsch erschien. Weniger glücklich war B. in seinen an Trostlosigkeit und bitter leidenden Romanen «Christian II. und seine Zeit» (1847) und «Chroniken aus den Zeiten König Valdemar von Pommern» (1850). Letzteres Werk trägt große Feindseligkeit gegen alles Deutsche zur Schau. Seine «Gesammelten Werke» sind deutsch (10 Bde., Lpz. 1840–41; 2. Aufl. Bd. 1–15, 1849–50) erschienen.

Bernhardt (Aug. Ferd.), deutscher Schriftsteller, geb. 24. Juni 1770 zu Berlin, Schüler des Joachimsthal'schen Gymnasiums unter Meierowitz, studierte zu Halle unter J. A. Wolf Philologie. Seit 1792 Lehrer am Herderschen Gymnasium in seiner Geburtsstadt, kam er in Verbindung mit Tieck, Leiden Schlegel, Schleiermacher und Richter, wovon namentlich der erstere auf seine Richtung zu Geschmacksbildung von Einfluß wurde, wurde Literaturkritiker und veröffentlichte mit Tieck die «Ramboccaden» (3 Bde., Berl. 1797–1800), literäre Erzählungen und dramatische Darstellungen. Von Bedeutung für ihre Zeit waren die von B. herausgegebenen «Anfangsgründe der Sprachwissenschaft» (Berl. 1805) und die «Sprachlehre» (2 Bde., Berl. 1801–3). Seit 1808 Direktor des Herderschen Gymnasiums, bewährte B. seine pädagogische Thätigkeit in glänzender Weise. Die Grundzüge, die er bei Leitung der Anstalt befolgte, entwickelte er später in «Ansichten über die Organisation der gelehrten Schulen» (Jena 1818). Am 3. 1811 Primarconsul, 1816 Konsistorialrat, ward er im März 1820 zum Direktor des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums ernannt, starb aber schon 2. Juni 1820. A. war bei 1799 mit Sophie, einer Schwester Tiecks, verheiratet, von der er sich jedoch 1805 scheiden ließ. Aus dem Nachlaß beider gab ihr Sohn Wilhelm B., Schiffsprekter und Dramatiker, gest. 24. Aug. 1879 zu Berlin, «Ausgewählte Erzählungen und Dichtungen» (3 Bde., Berl. 1838 u. 1847) heraus.

Bernhardt (Karl Christian Sigismund), Bibliothekar zu Kassel, geb. 5. Okt. 1799 zu Ottum in Kurhessen, studierte 1816–19 Theologie und Philosophie zu Marburg, war dann Hauslehrer, ward 1826 zum Universitätsbibliothekar in Löwen ernannt und 1829 als Nachfolger J. Grimm zum Oberbibliothekar der Auswärtigen Bibliothek nach Berlin berufen, wo er 1831 die Zeitschrift «Der Bibliothekar» gründete. Er wurde von mehreren Universitätsbezirken zum Abgeordneten für die Ständeverammlung gewählt, doch verweigerte ihm die Regierung stets den Urlaub. Im Mai 1848 trat er ab.

Abgeordneter für den Wahlbezirk Schwesing in die deutsche Nationalversammlung, wo er sich den polit. Freunden S. von Gagerns anschloß. Hier gab er die „Zugblätter aus der deutschen Nationalversammlung“ heraus. Im J. 1867 wurde er in die Wahlreise Homberg-Jiegenhain in das preuß. Abgeordnetenhaus und in die Wahlreise Triptis-Homberg-Jiegenhain in den Norddeutschen Reichstag gewählt, wo er sich der national-liberalen Partei anschloß; doch legte er vorgerückten Alters halber 1870 seine Mandate nieder. B. starb 1. Aug. 1874 zu Kassel. Außer vielen in Zeitschriften und Sammelwerken zerstreuten Aufsätzen und der gekrönten Arbeit „De excidio regni judaei“ (Löwen 1824) veröffentlichte er eine Uebersetzung von Deprandis Werk „Des progrès de l'industrie“ (Par. 1841) unter dem Titel „Die Fortschritte des Gewerbleißes in Beziehung auf die Sittlichkeit des Arbeiterstandes“ (Kassel 1842), „A. Schomburgs Nachlaß und Briefwechsel, mit biographischen Andeutungen“ (Kassel 1843), „Sprachkarte von Deutschland“ (Kassel 1844; 2. Aufl. von Strider, 1849), „Die Sprachgrenzen zwischen Frankreich und Deutschland“ (Kassel 1871) und einen „Wegweiser durch die deutschen Volks- und Jugendschriften“ (Lpz. 1862; Fortsetzung 1866).

Bernhardi (Theodor von), namhafter Historiker und Diplomat, geb. 6. Nov. 1802 in Berlin, verlebte seine Jugend in Ostland und Petersburg, studierte in Heidelberg unter Schlosser Geschichte und brachte dann längere Zeit auf Reisen in Deutschland, Frankreich und Italien zu. Hierauf lebte B. zu mehrjährigem Aufenthalt nach Rußland zurück und nahm schließlich seinen dauernden Aufenthalt auf seiner Besitzung zu Kunnersdorf bei Hirschberg in Schlesien. Im J. 1866 zum preuß. Legationsrat ernannt, nahm B. am Kriege 1866 als preuß. Militärbevollmächtigter bei der ital. Armee teil, mit dem Auftrage, Lamarmora zu einer erfolgreichen, den preuß. Interessen ernstlich dienenden Kriegsführung zu bestimmen, war dann in diplomatischen Aufträgen in Italien und 1869—71 in gleicher Eigenschaft in Spanien. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Versuch einer Kritik der Gründe, die für großes und kleines Grundeigentum angeführt werden“ (Petersb. 1849), worin B. die Grundtheorien der Manchesterschule einer kritischen Prüfung unterwirft, „Geschichte Rußlands und der europ. Politik von 1814—81“ (Bd. 1—3, Lpz. 1863—77), in welchem Werk er ein reiches, bisher zum Teil ganz unzugängliches Quellenmaterial verwertet hat, „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Grafen von Toll“ (4 Bde., Lpz. 1856—58; 2. Aufl. 1866), „Vermischte Schriften“ (2 Bde., Berl. 1879), „Friedrich v. Br. als Feldherr“ (2 Bde., Berl. 1881) u. a.

Bernardin (St.), s. Bernardino (San).

Bernardin von Siena, der heilige, ein Sproß der altadeligen Familie der Abicchedi, geb. 8. Sept. 1380 zu Massa-Carrara, trat, nachdem er sein Vermögen an die Armen verteilt hatte, im Alter von 17 Jahren in die Bruderschaft der Disciplinatoren Marias ein. Mit Todesverachtung pflegte er 1400 die Pestkranken und ging 1404 in den Franziskanerorden über. Unzufrieden mit der hier herrschenden Laxheit, aber außer Stande, allgemeine Reformen durchzuführen, sonderete sich B. mit einigen Gefinnungsgenossen ab und gründete fern von den Städten kleinere Niederlassungen, wo sie streng nach der Regel des Ordens lebten. Unter Eugen IV. zum Generalvikar ernannt, benutzte er diese Stellung,

um wenigstens einen Teil des Ordens zur alten Strenge zurückzuführen. Schon zu seinen Lebzeiten gab es 500 Klöster mit Brüdern der strengen Observanz. B. starb 20. Mai 1444 und ward schon 1450 von Nikolaus V. heilig gesprochen. Als volkstümlicher Prediger gewann B. außerordentlichen Beifall. Seine Schriften sind herausg. von Peter Rudolf, Bischof von Sinigaglia (4 Bde., Vened. 1591). Vgl. Toussaint, „Das Leben des heil. B.“ (Regensb. 1873).

Bernhardiner, s. Cistercienser.

Bernhardinerkraut, s. Benediktenkraut und Cardobenedicte.

Bernhardinerkrebs, s. Bernhardskrebs.

Bernhardshund, s. unter Doggen.

Bernhardskrebs oder **Bernhardinerkrebs** (Pagurus Bernhardus), Name eines Meerkrebss mit weichem, sackförmigem Hinterleibe und einer großen Schere am ersten Fußpaare, meist am rechten Fuße, während die andere verkümmert und klein ist. Die B. gehören zu den sog. Witterkrebse (Anomura), die zwischen den kurzschwänzigen Krabben und den langschwänzigen Krebsen eine vermittelnde Stellung einnehmen. Die Krebse fressen Schneckenmuscheln aus, die ihrer Größe entsprechen, setzen sich darin mit dem weichen Hinterleibe, der seitliche Halter hat, fest und schleppen dann die Gehäuse mit sich herum. Ist ihnen ein solches zu klein geworden, so suchen sie ein größeres und verlassen das alte Haus. Bei Gefahr ziehen sie sich so zurück, daß nur die große Schere den Eingang deckt. Sie kommen in allen Meeren in zahlreichen Arten vor und halten sich sehr gut in Walleraquarien, in welchen sie dem Publikum durch ihre feistlichen, tänzelnden Bewegungen stets Vergnügen gewähren. Ihre jugendlichen Formen oder Larven sind höchst eigentümlich geformt. Höchst sonderbar ist die Freundschaft, welche einige Arten der Gattung mit gewissen Seeanemonen (Adamsien) halten, die sich nur auf solchen Schneckenmuscheln entwickeln, die von B. bewohnt sind. Auf andern von B. bewohnten Gehäusen, und nur auf diesen, entwickelt sich ein Schwamm (Suberites), der durch überwuchern endlich die Öffnung schließt und den Krebs tödtet. (Hierzu Abbildung auf Tafel: Aquarium, Fig. 14.)

Zu derselben Familie gehört der große, auf den Molukken lebende **Deuterkrebs** (Virgulus latro), der in Felsenlöchern lebt, nachts auf das Land geht und auf Bäume klettert und sogar unreife Kolosnüsse mit den Scheren aufsteigen soll.

Bernhardt (August), verdienter Forstmann, geb. 28. Sept. 1831 zu Sobornheim a. d. Aabe, studierte als preuß. Feldjäger 1856—57 auf der Forstakademie Neustadt-Oberwalde, wurde 1864 Oberförster in Langel in Westfalen und 1869 Mitglied der Prüfungskommission in Berlin. Nach Beendigung des Deutsch-Französischen Kriegs fand er als Forstinspektionsbeamter Veranlassung in Aachen, übernahm 1871 die Stellung als Dirigent des forstlichen Versuchswesens in Oberwalde, zugleich als Lehrer die Vorträge über Geschichte und Statistik an dieser Akademie; 1872 wurde er zum Forstmeister und 1878 als Oberforstmeister zum Direktor der Forstakademie Münster ernannt. Er starb daselbst 14. Juni 1879. B. war seit 1873 Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses, wo er der national-liberalen Partei angehörte. Von seinen literarischen Arbeiten verdient namentlich hervorgehoben zu werden: „Geschichte des Waldeigentums,

der Waldwirtschaft und Forstwissenschaft in Deutschland» (3 Bde., Berl. 1872–75). Ferner sind erwähnenswert: «Die Hausbergswirtschaft im Kreise Siegen» (Münster 1867), «Die Waldwirtschaft und der Waldschutz mit besonderer Rücksicht auf die Waldschuttschulung in Preußen» (Berl. 1869), «Die forstlichen Verhältnisse in Deutsch-Rothringen» (Berl. 1871), «Forststatistik Deutschlands» (Berl. 1872), «Eichenschatzwald-Katechismus» (Berl. 1877), «Chronik des deutschen Forstwesens», welche B. begründet und von der er bis 1878 vier Jahrgänge herausgab.

Bernhardt (Rosine Bernard, genannt Sarah), hervortragende franz. Schauspielerin, wurde zu Paris 22. Okt. 1844 geboren. Ihre Mutter war eine holländ. Jüdin, ihr Vater aber ließ sie taufen und in einem Kloster erziehen. Sie trat 1858 ins pariser Konservatorium, wo sie mehrere Preise erhielt, und wurde, nachdem sie im Gymnasium, dann in der Farte-Saint-Martin und im Odeon gewirkt hatte, Mitglied der Comédie française, wo sie sich durch ein zur höchsten Vollkommenheit entwickeltes Darstellungstalent die Gunst des Publikums in reichstem Maße erwarb. Ihre Rollen (Hélène, Andromaque, Zaire, Échraïn in «Le Mariage de Figaro», Donna Sol in «Bernani» u. s. w.) gehören zu den rührendsten und ergreifendsten, die je auf dem Théâtre français gesehen worden sind. Im April 1882 verheiratete sie sich mit dem Schauspieler Daria (ursprünglich Jacques d'Amala). Sarah B. hat ihr Talent auch als Schriftstellerin und Bühnenautorin bewährt. Ihre Magerkeit ist sprichwörtlich geworden; ihrem Dichtersinn hat sie bei verschiedenen Gelegenheiten in schraffierter Weise Ausdruck gegeben.

Bernhardt (Gottfr.), namhafter deutscher Philolog, geb. 20. März 1800 zu Landsberg in der Neumark, besuchte das Joachimsthalsche Gymnasium zu Berlin und bezog im 17. Jahre die dortige Universität, wo er sich vorzugsweise philol. und philol. Studien, letztern besonders unter Wolf und Böckh widmete. Schon nach wenigen Jahren machte sich B. durch eine geliebte Schrift, die «Eratosthenica» (Berl. 1822), auf das vortrefflichste bekannt, habilitierte sich 1823 bei der Universität und wurde zwei Jahre später nach außerord. Professor an derselben ernannt. Seit 1829 ord. Professor zu Halle, erhielt er daselbst 1844 auch die Stelle eines Oberbibliothekars der Universität und 1862 das Prädikat eines Geh. Regierungsrats. B. starb 14. Mai 1875 zu Halle. Während seines Wirkens in Berlin beschäftigten ihn namentlich zwei größere Arbeiten, die Ausgabe der «Geographi Graeci minores», wovon jedoch nur der erste Band (Lpz. 1828), Dionysius Periegetes enthaltend, erschienen ist, und die «Wissenschaftliche Syntax der griech. Sprache» (Berl. 1829; dazu «Paraphrasen», Halle 1862). In letztern Werke versuchte er, die Gliederung der griech. Syntax als eines organischen Ganzen auf histor. Wege nach Sattungen und Zeiträumen noch über die klassische Periode hinaus zu entwickeln. Diefelbe Richtung auf die tiefere Erkenntnis des innern Zusammenhangs der histor. Erscheinungen befanden am seinen spätern Arbeiten vor allem der «Grundriss der röm. Literatur» (Halle 1830; 5. umgearbeitete Aufl., Braunschw. 1869) und der «Grundriss der griech. Literatur» (Bd. 1, Halle 1836; Bd. 2,

1845; 3. umgearbeitete Aufl. 1861–72), zwei treffliche Werke, welche die allgemeinste Anerkennung gefunden haben. Von seinen übrigen gelehrten Arbeiten sind, außer zahlreichen Beiträgen zu Zeitschriften und zu Ersch und Grubers «Encyclopädie» (s. B. über Epicharmos, Euripides, Oratiker), nach die Ausgabe des Euripides (4 Bde., Halle 1804–63) und die «Grundlinien zur Encyclopädie der Philologie» (Halle 1832) hervorzuheben.

Berni (Francesco), ital. Dichter, geb. zu Comporcio in Toscana um 1496, lebte bis zu seinem 19. Jahre in Florenz und kam hierauf zu Leo X. Günstling, Cardinal Bibbiena, nach Rom, dann als Sekretär zu Sixti, Bischof von Verona, verließ jedoch diese Stelle und wurde Mitglied der Gesellschaft der Vignaiuoli, d. h. Dinger, deren Ziel die Pflege des heitern Lebensgenusses war. Um 1532 lehrte er nach Florenz zurück, wo er ein Kanonikat erhalten hatte, lebte dort in der nähern Umgebung des Herzogs Alexander Medici und starb 26. Juli 1536. Er schrieb: «Catrina, Alto scenico rustico» (Flor. 1567), «Opere burlesche» (2 Bde., Flor. 1548–53; 3 Bde., Lond. 1723 ff.), «Orlando innamorato» (Vened. 1541, seither sehr oft gedruckt; beste Ausg. in 2 Bdn., Flor. 1827–28), lat. Gedichte in Catull's Stil u. s. w. Der «Orlando innamorato» Bojardo's, ein vollständiges Verbrängt. Durch diese Umwidmung wurde B. der Vater der nach ihm benannten «Poesia Bernesca». Die Epikade, in welcher B. sich selbst schildert, ist überliefert von Regis in dessen «Bojardo». Vgl. Virgili, «Francesco B.» (Flor. 1881).

Bernina, ein mächtiger vergletschelter Gebirgsknoten im Schweiz. Kanton Graubünden, bildet die südwestliche Gruppe der Rhätischen Alpen und gipfelt mit dem Piz Bernina (4062 m) im N. der sich zwischen den Gletschern Tschirwa, Mortaratsch und Scerfen erhebt; die Spitze wurde zum 13. Sept. 1850 vom eidgenössischen Geometer Cas. dann 3. Okt. 1858 von Sarraz, Jenni und Roth und seither öfters bestiegen. Das Gletschergebiet des B., das an Ausdehnung kaum dem Romblangebiet nachsteht, schiedt seine größten Gletscher (Forno, Foleg, Mortaratsch) nach R. zum Bergell und Oberengadin. Quer durch das Roth führt vom Valojapasse nach Sandria im Valin der raue Murettagap (2626 m) und scheidet die Gruppe des Monte della Diegrazia (3680 m) von der Bergellerberge (Cima di Castello, 3400 m) von dem eigentlichen Berninagebirge. (S. Alpen. S. 460, 10.) Über das Joch am Ostende des Roth führt die ungefähr 50 km lange Kunststraße des Berninapasses (2336 m) aus dem Oberengadin in das Vudschaw und Veltlin. Unterhalb der Fohöhe liegen die beiden Seen Lago-Nero und Lago Bianca, von denen der erstere zum Gebiet des Inn, der letztere zu demjenigen der Adige gehört. Auf dem Nordabhange bieten die Berninakette (2048 m), auf der ausstreichenden Passhöhe zu Ospizio Bernina Unterflut.

Bernini (Giovanni Lorenzo), berühmter ital. Bildhauer, Architekt und Maler, geb. 7. Dez. 1598 zu Neapel, führte bereits im Alter von 10 Jahren einen Kinderlopf in Marmor aus. B. bisber hat in Rom aus und arbeitete, nach nicht 18 J. alt, Apollo und Daphne in Marmor, die durch die große Zuneigung

der Ausführung sich auszeichnen. Den Gipfel seines Ansehens erreichte er unter Papst Urban VIII., unter dem er zur Ausstattung der Peterskirche das silberne Tabernakel über dem Grabe des Petrus errichtete, zu dessen Ausführung die Bronzen von der Einhebung der Vorhalle des Pantheon entnommen wurden, soeben den Baldachin mit dem Stuhle des hl. Petrus. Außer Urban VIII. wurde B. besonders auch Innocenz X. begünstigt; unter beiden beehrte er das röm. Kunstleben. Zu seinen berühmtesten Arbeiten gehören die Grabmäler Urban VIII., Alexanders VII. und der Gräfin Radziwiłł. Im Fache der Architektur ist der silberne Juchendgang vor St. Peter sein bedeutendstes Werk. Auf Einladung Ludwigs XIV. ging B. 1665 nach Paris, wo er sich vornehmlich mit Entwürfen zum Ausbau des Louvre beschäftigte; doch kam nach als ein Entwurf des Franzosen Claude Perrault zur Ausführung. Nach Rom zurückgekehrt, starb er am 28. Nov. 1680 und ward in der Kirche S. Maria-Maggiore beerdigt. B., der geistvolle Vertreter des Weltstils, welcher als Barock in den letzten Jahrhunderten ein Hauptstadium des modernen kulturellen Umwandlungs wurde, ist erst in neuer Zeit, nachdem eine akademisch-befangene Theorie ihn lange als ästhetischen Uebelthäter verurteilt hatte, wieder nach Verdienst als einer der besten Genies der Kunst gewürdigt worden.

Bernis (François Joachim Pierre de), Cardinal d'Artois Ludwigs XV. von Frankreich, geb. zu Paris de l'Ardeche 22. Mai 1715 aus einem edlen Geschlechte, widmete sich dem geistlichen Stande und studierte zu Paris im Seminar von St. Sulpice. Um 1740 trat er als Abbe in die vornehmste, wo sein einnehmendes Äußeres, sein liebenswürdiges Wesen und das Talent, gefällige Verse zu schreiben, sein Emporkommen begünstigten. Die Marquise Pompadour stellte ihn Ludwig XV. vor, der ihn lieb gewann und ihm eine Wohnung in den Tuilerien nebst einer Pension von 1500 Livres gab; 4 ward er Mitglied der Academie. Im Anfang fünfzigjähriger Jahre erwartete er sich als Gesandter in die Schweiz, die Ausgleichung eines zwischen dem Kaiser und der venet. Regierung obwaltenden Zwiespalt und Ansehen bei der Republik wie bei Papste und der eigenen Regierung. Nach Paris zurückgekehrt erhielt er 1755 das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und trug mit zur Vermittlung des Bündnisses mit Österreich bei, das Frankreich in den siebenjährigen Krieg verwickelte. Nach dem Ausbruch des Unfalls im Kriege, suchte B. eifrig für den Frieden zu wirken, überwarf sich jedoch mit der Marquise Pompadour und ward von Choiseul gestürzt, in denselben Augenblicke, wo er von Benedikt XIV. den Kardinalshut erhielt. Vom Hofe verwiesen, blieb er in Ungnade 1764, wo ihn der König zum Erzbischof von Metz ernannte. Im J. 1769 wurde er Gesandter in Rom, wo er seine Regierung prächtig zu repräsentieren suchte. Die Revolution, welche er nicht zuzulassen vermochte, vernichtete seine Stellung sowie seinen Einfluß in Rom bis an seinen Tod, 2. Nov. 1794. Seine Poesien sind von geringem Werth. Das Werk *«La religion vengée»* wurde nach seinem Tode von Azara (Parma 1796) und Migne (1848) herausgegeben. Gesamtausgaben seiner Werke erschienen 1797 und 1826.

Bernkastel (Bernkastel, Beronis castellum, castellum), Kreisstadt im preuß. Regierungs-

bezirk Trier, am rechten Moselufer romantisch in einem engen Thale gelegen, durch eine Zweigbahn mit der Moselbahn verbunden. Sie eines Amtsgerichts, wird von den Ruinen eines alten Schlosses überragt, hat bedeutende Tabak- und Cigarrenfabrikation, trefflichen Weinbau (von dem namentlich der *«Bernkasteler Doctor»* als einer der feinsten Moselweine gilt), Schieferbrüche, Eisen-, Blei- und Kupfergruben, Schiffsahrt, Handel mit Wein und Schiefer und zählt (1880) 2462 meist kath. E. Von B. führt eine steinerne Brücke (die erste stehende zwischen Trier und Koblenz) auf das linke Moselufer. B. gehörte früher zum Erzbistum Trier, erhielt 1291 vom Kaiser Rudolf I. Stadtrechten. Die Burg, jetzt im Besitze des Kaisers Wilhelm, wurde im 7. Jahrh. vom Grafen Bero erbaut, 1017 vom Erzbischof Poppe als Raubnest zerstört, 1277 vom Erzbischof Heinrich wieder aufgebaut, galt im Mittelalter als sehr fest, wurde 1639 und 1650 von den Franzosen erobert, 1674 oergänglich belagert und 1692 durch Feuersbrunst zerstört. Die Burg bietet einen reizenden Blick auf das Mosel- und Liesenbachtal. — Der Kreis Bernkastel umfaßt 668,9 qkm mit (1880) 44 722 E. (etwa zwei Drittel Katholiken).

Bernolák (Anton), (slav. Sprachforscher, geb. 4. Okt. 1762 im Dorfe Sianica im ungar. Komitat Arva, stammte aus einer gebildeten slowakischen Familie, wurde kath. Geistlicher und wirkte als solcher an verschiedenen Stellen; er starb 15. Jan. 1813 in Gräf. Ujvár als Dekan und Schuldirektor. B. ist nach einigen weniger bedeutenden Vorgängern der hauptsächlichste Begründer einer besondern, von der czech. unterschiedenen slowakischen Schriftsprache und Litteratur. Sein wichtigstes Werk ist das große slowakisch-czech.-lat.-deutsch-ungar. Wörterbuch (6 The., Ofen 1825—27); Erwähnung verdient auch seine *«Grammatica slavica»* (Prestk. 1790), in deutscher Sprache unter dem Titel: *«Slowakische Grammatik»* (Ofen 1817).

Bernoulli, Name einer Reihe ausgezeichneten Männer, die fast sämtlich die mathem. Wissenschaften zum Gegenstande ihrer Studien wählten und von einem Jakob B. (gest. 1583) abstammten, der, um den Bedürfnissen des Herzogs Alba zu entsprechen, von Antwerpen nach Frankfurt ausgewanderte. Ein Enkel desselben, ebenfalls Jakob B. genannt, geb. um 1598, siedelte sich 1622 in Basel an und starb daselbst 1634. — Leon B., welcher Olearius auf der holstein. Gesandtschaftsreise nach Persien begleitete und dessen Schidialie Barnhagen von Ense in seinen *«Biographischen Denkmälern»* (Bd. 4, Lpz. 1872) in der Biographie Paul Fleming's erzählt, starb zu Leiden 1672 und gehörte dem frankfurter Zweige der Familie an. In Basel gehörte die Familie bald zu den angesehensten, und viele ihrer Mitglieder bekleideten die höchsten Staatsämter. — Nikolaus B., der älteste Sohn des letztgenannten Jakob B., geb. 19. Nov. 1623, gest. 8. März 1708, Kaufmann und Mitglied des Großen Rates in Basel, hinterließ 11 Kinder, von denen das fünfte, Jakob, und das zehnte, Johann, berühmte Mathematiker wurden. — Jakob I. B., geb. 27. Sep. (a. St.) 1654 zu Basel, Professor der Mathematik daselbst seit 1687, gest. 16. Aug. 1706, wendete die von Leibniz und Newton erfundene Rechnung des Unendlichen auf die schwierigsten Fragen der Geometrie und Mechanik an, berechnete die Logodromie und die Kettenlinie, die logarithmische Spirale und die Evolute verschiedener trummer Linien

und er fand die Bernoullischen Zahlen, worunter man die Koeffizienten des niedrigsten Gliedes in den Formeln für die Summen der geraden Potenzen aller ganzen Zahlen von 1 bis x versteht, von denen er jedoch nur die fünf ersten angegeben hat; ihr Wesen wurde erst von Moivre gefunden und von Euler einfacher dargestellt. Eine Sammlung seiner Werke erschien in Genf (2 Bde., 1744).

Sein Bruder Johann L., geb. 27. Juli (a. St.) 1667 zu Basel, war ebenfalls einer der größten Mathematiker seiner Zeit. Anfangs zum Kaufmannstande bestimmt, wendete er sich später den Wissenschaften zu, studierte von 1683 an besonders Medizin und Mathematik und machte 1690—92 verschiedene Reisen, namentlich auch nach Frankreich, wo er den Marquis de l'Hopital kennen lernte. Nachdem er 1694 zu Basel in der med. Fakultät promoviert, ging er 1695 als Professor der Mathematik nach Groningen. Nach seines Bruders Jakob Tode übernahm er in Basel dessen Stelle, die er bis zu seinem Tode, 1. Jan. 1748, bekleidete. Er er fand während seines Aufenthalts in Paris den calculus exponentialis, den er 1697 bekannt machte, noch vor Leibniz, bearbeitete mit seinem vorgenannten Bruder die Differentialrechnung und wurde der Erfinder der Integralrechnung. Seine sämtlichen Schriften erschienen in Genf (4 Bde., 1742) und sein «Briefwechsel mit Leibniz» ebendasselbst (2 Bde., 1745). — Ein Neffe der beiden vorigen, Nikolaus B., geb. zu Basel 10. Okt. (a. St.) 1687, studierte die Rechte, vorzugsweise aber die Mathematik, namentlich auch in Groningen, von wo er 1705 mit seinem Onkel Johann B. nach Basel zurückkehrte. Er ward auf Leibniz' Empfehlung 1716 Professor der Mathematik in Padua, 1722 Professor der Logik in Basel, 1731 Professor des Rechts ebendasselbst und starb 29. Nov. 1759. B. bereicherte mit mehreren Entdeckungen die Wahrscheinlichkeits- und die Integralrechnung.

Nikolaus B., der älteste Sohn Johanns I., geb. zu Basel 27. Jan. (a. St.) 1695, war seit 1723 Professor der Rechte zu Bern, seit 1725 Professor der Mathematik in Petersburg, wo er 26. Juli 1726 starb. — Sein jüngerer Bruder, Daniel B., geb. 29. Jan. 1700 zu Groningen, studierte in Basel Medizin und Mathematik. Nach Reisen durch Deutschland und Italien folgte er 1725 einem Rufe nach Petersburg; 1733 kehrte er nach Basel zurück, wo er die Professur der Anatomie und Botanik, 1760 die der Physik erhielt und 17. März 1782 starb. Er war einer der größten Physiker und Mathematiker seiner Zeit. Jedemal erhielt er den Preis der pariser Academie. Mit seinem Vater teilte er 1734 einen doppelten Preis bei der genannten Academie für die Abhandlung «über die Ursachen der verschiedenen Neigungen der Planetenbahnen gegen den Sonnenäquator». In den Akten der petersburger, pariser, berliner und anderer Academien, deren Mitglied er war, sind viele seiner Abhandlungen gedruckt. Sein Hauptwerk ist die «Hydrodynamik» (Straßb. 1738). — Johann B., der Neffe des vorigen, geb. zu Basel 4. Nov. 1744, starb als königl. Astronom 13. Juli 1807 zu Berlin, wohin er 1764 berufen worden war, nachdem er fast alle Länder Europas besucht hatte. Von seinen sehr zahlreichen Schriften sind zu erwähnen: «Recueil pour les astronomes» (3 Bde., Berl. 1772—76), «Sammlung kurzer Reisebeschreibungen» (15 Bde., Berl. 1782—93), «Archiv zur neuern Geschichte,

Geographie, Natur- und Menschenkenntnis» (8 Bde., Berl. 1783—88). — Von seinen beiden Brüdern war Daniel B., geb. 31. Jan. 1751 zu Basel, geb. daselbst 21. Okt. 1834, Doktor der Medizin und Professor der Verebfamkeit, während Jakob B., geb. 17. Okt. 1759 zu Basel, nach Petersburg ging, wo er sich mit einer Entlein Gulters vermählte und 13. Juli 1789 als Professor der Mathematik und Akademiker starb.

Christoph B., Sohn des letztgenannten Daniel B., geb. 15. Mai 1782 zu Basel, besuchte das Gollège zu Neuchâtel, worauf er 1799 im Bären bei Ministeriums Staps zu Luzern, dann in seiner Vaterstadt eine Anstellung erhielt. Seit Okt. 1801 studierte er in Göttingen Naturwissenschaften und 1802—4 war er in Halle ord. Lehrer am Pädagogium. Sodann ging er nach Berlin und Bern, lehrte nach kurzem Verweilen an der Schule zu Narau nach seiner Vaterstadt zurück, wo er 1806 eine Privatlehranstalt eröffnete, die er aber 1817 eingehen ließ, worauf ihm die Professur der Naturgeschichte an der dortigen Universität übertragen wurde. Nachdem er sich 1861 vom Lehramte zurückgezogen, starb er 6. Febr. 1863. B. gehört zu den fleißigsten Schriftstellern in Bearbeitung der rationalen Technologie, und seine Schriften bilden den Übergang von der ältern Behandlungsweise der Technologie zu der neuern rationalen Methode. Zu diesen sind zu erwähnen: «Über den nachtheiligen Einfluß der Kunstverfeinerung auf die Industrie» (Bas. 1822), «Anfangsgründe der Dampfmaschinenlehre» (Bas. 1824), «Rationelle Darstellung der gesamten mechan. Baumwollspinnerei» (Bas. 1829), «Schemum des Mechanikers» (Bas. 1829), «Handbuch der Technologie» (2 Bde., Bas. 1833—34; 2. Aufl. 1840), «Handbuch der Dampfmaschinenlehre» (Stuttg. 1833; 5. Aufl. 1865), «Handbuch der industriellen Physik, Mechanik und Hydraulik» (Stuttg. 1834—35), «Handbuch der Populärmechanik» (Wilm 1840), «Technolog. Handwörterbuch» (Stuttg. 1850). — Sein Sohn Johann Gustav B., geb. zu Basel 1811, gest. 2. Nov. 1877, machte sich durch Bearbeitung des von seinem Vater herausgegebenen «Vademecum des Mechanikers» (16. Aufl., herausg. von Rutenheimer, Stuttg. 1878) literarisch bekannt.

Johann Jakob B., geb. 18. Jan. 1831 zu Basel, war erst Lehrer der Geschichte am alten Gymnasium und an der obern Realschule zu Basel und wurde dann zum außerord. Professor an der dortigen Universität ernannt. Seine Schriften behandeln meist Gegenstände der antiken Plastik, so «über die Laokoongruppe» (Bas. 1863), «über die Minervensstatuen» (Bas. 1871), «Die Bildwerke des alten Scipio» (Bas. 1875), «Die Bildwerke des alten Griechen» (Bas. 1877) und namentlich «Wappsteine» (Lpz. 1874) — Karl Gustav B., Bruder des vorigen, geb. zu Basel 24. Jan. 1834, studierte Medizin und Naturwissenschaften und unternahm zwei Untersuchungsreisen in Guatemala, deren Notizen zum Theil in Petermanns «Mittheilungen» niedergelegt sind. Er starb 18. Mai 1878 zu San-Francisco. B. beschrieb auch «Die Geheimschreibungen in Schweiz» (Bas. 1857).

Bernstadt in Schlesien, Stadt im Kreis Regierungsbegirt Breslau, Kreis Ols, an der Station der Rechts-Oberufer-Bahn, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1890) 4150 E., hat Leinwand-, Schuhmacherei, Tischlerei, in der Umgegend bedeutende Schafzucht, ferner ein Schloß, in dem sich

der Umgebung vermal-
rstant befindet.
ht in der königl.
Amtshaupt-
Blicknig,
r Bahn
ählt
n.

er-
chiede-
hat eines
sammt bei
glamte und
on 1,000 bis 1,000.
schlüsse von Pflanzen
nauche noch heute vorkom-
men der Vorzeit angehören.
eigene Bernsteinsauna und Flora
fährt nicht weniger als 24 Familien
ungen und 162 Arten.

erte sind vorzugsweise die baltische Ge-
e und die norddeutsche Tiefebene, namentlich
preuß. Ostseeküste von Danzig bis Remei, wo
Produktion gewerbmäßig, und zwar in ver-
schener Weise durch Strandfischerei, Taucherei,
treiben und Baggern betrieben wird. Die
anfischer, welche namentlich nach heftigen Stür-
en und bei herrschendem Nordostwinde arbeiten,
reichen den auf den Strand geworfenen See-
und schöpfen oder lesen einzeln angepülte Stücke.
Im J. 1878 wurden an der Ostseeküste zwischen
und und Schwarzort 139 700 kg B. gewon-
en. Das Bergwerk Palmniden erbrachte davon
30 kg, die Dampfbaggerei bei Schwarzort
30 kg, während 6000 kg durch Schöpfen mit
n, durch Stechen und Auflesen gewonnen wur-
en. Die Zahl der Familien, welche dort bei der
Eingewinnung Mitternacht finden, beläuft sich
1000 mit mehr als 3000 Köpfen. Im J. 1879
te das Bergwerk Palmniden 71 000 kg, die
erei Schwarzort 66 000 kg, durch Auflesen,
sten u. s. w. wurden 14 000 kg gewonnen, zu-
men 140 000 kg. Im J. 1880 lieferte das
werk Palmniden 90 000 kg, die Baggerei
ort 54 000 kg, durch Auflesen, Schöpfen
n, wurden 12 500 kg gewonnen, zusammen
60 kg. Zu diesen Quantitäten treten noch die
n übrigen Ostseeküste gesammelten und weiter
ausgegrabenen nicht unbedeutenden Mengen
B. Der B. findet in unreinen Sorten und Ab-
t bearbeiteter Stücke Verwendung zu Räucher-
er, Bernsteinsäure, Bernsteinsäure u. s. w., in
zer Ware und größeren Stücken zur Fabrikation
perlen- oder korallenartigen und andern Schmud-
Rippschalen, außerdem zu Amuletten. Die
e sind je nach der Qualität, Reinheit und Größe
einzelnen Stücke sehr verschieden. Unreine und
unreine kostet ungefähr 60—80 Pf. das Pfund.
ere Stücke zu Korallen und Perlen (100 Stück
es Pfund) werden mit etwa 4, größere reine
le (9 auf das Pfund) mit 60—75 Mark pro
abgeahlt; große Kabinettstücke gelten noch mehr.

Das größte bisher (im J. 1803 bei Gumbinnen) auf-
gefundene Stück wiegt 13 ½ Pfd. und befindet sich
im königl. Mineralienkabinett zu Berlin. Abnehmer
des B. sind namentlich Deutschland, Rußland, Öster-
reich, die Türkei und Levante, Frankreich, England,
Indien, China und Japan. Schmuckfachen aus B.
werden neben Juweliereu aus Meerschaum, Schild-
patt u. dgl. am besten in Wien, Paris und Kon-
stantinopel verfertigt; Danzig, der Haupthandels-
ort des Rohartikels, liefert größere Waren.

er B. war schon den ältesten Völkern bekannt
kommt bei Homer unter dem Namen Elektron
vor. Die Griechen erhielten ihn wahrscheinlich durch
die Phönizier. Von ihnen stammt unstreitig auch
die Sage, daß die in Bappeln verwandelten Schwe-
stern des Phaethon am Eridanos den B. ausschwi-
ten und ins Meer trüfkelten. Daß man in sehr
frühen Zeiten den B. an Bruchens Rüste holte, er-
zählen sowohl Diodor von Sicilien wie Tacitus und
Plinius. Man gebrauchte denselben als Räucher-
mittel, vorzüglich aber zu Schmuckfachen; schon die
Frauen zur Zeit des Trojanischen Kriegs trugen bei
Homer Hals- und Armbänder von Elektron. Im
Mittelalter diente er als Heilmittel, und der Ab-
erglaube empfahl Amulette von B. zur Sicherung
gegen viele Gefahren. Eine sehr schöne Sam-
mlung von Bernsteinarbeiten besitzt die Universität zu
Erlangen, für welche sie vom Markgrafen Friedrich
von Baden gekauft wurde.

Bernstein, Städtchen in der preuß. Provinz
Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis
Soldin, 20 km im SSO. von Dölsig am Jungfern-
see gelegen, mit einem ehemaligen Eisterzien-
Nonnenkloster, zählt (1880) 2347 E., die Landwirt-
schaft und Viehhandel treiben.

Bernstein (Aaron), namhafter polit. und natur-
wissenschaftlicher Schriftsteller, geb. 1812 in Danzig,
erhielt eine wesentlich talmudisch-biblische Erziehung
und eignete sich seit 1832 in Berlin eine vielseitige
sprachliche und naturwissenschaftliche Bildung an.
Seine unter dem Namen Nebenstein veröffent-
lichte Übersetzung und Bearbeitung des Hohen Lie-
des (Berl. 1834) sowie eine literarhistor. Arbeit:
«Das junge Deutschland», führte ihn in die litera-
rischen Kreise Berlins ein. Er wurde infolge dessen
Mitarbeiter an belletristischen Zeitschriften; einige
der in ihnen veröffentlichten Aufsätze gab er unter dem
Titel «Literarische Studien» (Berl. 1838) heraus.
Diesen folgten «Novellen und Lebensbilder» (Berl.
1840), eine Abhandlung: «Notation der Planeten»,
und die anonyme finanzpolit. Schrift: «Zahlen scap-
pieren» (1. u. 2. Aufl., Berl. 1843). Die freien reli-
giösen Bewegungen der vierziger Jahre regten 1845
auch B. an, in Gemeinschaft mit Stern u. a. die erste
jüd. Reformgemeinde in Berlin zu begründen. Über
seine Thätigkeit in dieser Hinsicht handelt er in der
Schrift: «Über die Prinzipien der jüd. Reformge-
meinde zu Berlin» (Berl. 1845). Im J. 1849 begrün-
dete er das demokratische Volksblatt «Urwählerzei-
tung», das bald große Ausdehnung und Einfluß
gewann, ihm mehrere Prozeßprozesse, 1851 auch eine
mehrmonatliche Gefängnisstrafe zuzog, 1853 aber
ganz unterdrückt wurde. Hierauf rief er die «Volkszei-
tung» mit gleicher Tendenz ins Leben, für welches
Blatt er noch jetzt die meisten Leitartikel liefert. Die
naturwissenschaftlichen Aufsätze, welche er in dieser
Zeitung veröffentlichte, gab er unter dem Titel her-
aus: «Aus dem Reiche der Naturwissenschaft» (Berl.
1856), welche Arbeiten wegen ihrer Gediegenheit

und Formvollendung in fast alle europ. Sprachen überführt wurden. Sie erschienen später als »Naturwissenschaftliche Volksbücher« (4. Aufl., 21 Bde., Berl. 1880; neue Folge, Berl. 1880 fg.). Interessante Schilderungen aus dem jüd. Volksleben gab er in den Novellen »Fogel der Maggid« (Berl. 1860 u. 1864) und »Rendel Gibbor« (Berl. 1860; neue Ausg. 1872). Einen für die Bibelkritik wichtigen Beitrag lieferte B. in der Arbeit: »Ursprung der Sagen von Abraham, Isaac und Jakob« (Berl. 1871). Seine geschichtlichen Stützen: »Die Martirer« (2. Aufl., Berl. 1873), »Aus dem Jahre 1448« (Berl. 1873), »1849. Verfassungskämpfe und Kabinettsintrigen« (Berl. 1873), »Vid nach Olmütz« (Berl. 1873 u. 1874) und »Die Jahre der Reaktion« (Berl. 1881) zeichnen sich durch lebhafteste Schilderungen aus. Ferner sind zu nennen die Schriften: »Alexander von Humboldt und der Geist zweier Jahrhunderte« (Berl. 1869), »Naturkraft und Geisteswalten« (Berl. 1874) und »Natur und Kultur« (Lpz. 1880).

Bernstein (Zulius), ältester Sohn des vorigen, geb. 8. Dez. 1839 in Berlin, seit 1871 außerord. Professor der Medizin an der dortigen Universität, seit 1873 ordentl. Professor für Physiologie in Halle, hat sich durch seine Studien über die Ermittlung der Entstehungszeit und des Verlaufs der elektrischen Ströme in den Nerven bekannt gemacht und ein größeres Werk: »Untersuchungen über den Erregungsvorgang im Nerven- und Muskelsystem« (Heidelberg. 1871), sowie »Die fünf Sinne des Menschen« (Vd. 12 der »Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek«, Lpz. 1875) veröffentlicht.

Bernstein (Georg Heinrich.), berühmter deutscher Orientalist, geb. 12. Jan. 1789 zu Gosepe in der Weimarschen, studierte 1806–11 in Jena, Leipzig und Göttingen orient. Sprachen, habilitierte sich 1811 in Jena als Privatdocent, wurde Ostern 1812 als außerord. Professor der morgenländischen Literatur nach Berlin und 1821 als ord. Professor nach Breslau berufen und starb 5. April 1860. Auf wiederholt unternommenen Forschungsreisen nach Leiden, Cambridge, Oxford, London, Venedig, Florenz, Rom und Neapel sammelte er in den dasigen Bibliotheken ein gewaltiges literarisches Material namentlich an Denkmälern der syr. Poesie und Sprache, um deren Erforschung er sich bahnbrechende Verdienste erworben hat. Die Zahl der von ihm publizierten Schriften ist eine sehr große. Als die hauptsächlichsten sind die auf das Gebiet des Syr. sich beziehenden, und zwar folgende zu bezeichnen: »Gregorii Bar-Hebraei chronici syriaci e codd. mss. passim emendati specimen I« (Lpz. 1822); ferner besorgte er eine zweite Auflage von Kirchs »Chrestomathia syriaca« (Vd. 1 u. 2, Lpz. 1832–36). Von seinem großen syr. Wörterbuche erschien nur das erste Heft (Berl. 1857). Er hat ferner zu wiederholten malen Teile von dem großen syrischen Werk des Gregorius Bar-Hebraeus, dem »Horreum mysteriorum«, teils selbst publiziert, teils durch seine Schüler aus den von ihm mit größter Gewissenhaftigkeit gemachten Abschriften bearbeiten lassen. Ferner sind zu erwähnen seine Ausgabe der darflenschen Übersetzung des Evangeliums Johannis (Lpz. 1853) sowie die »Commentatio de Charkensi Novi Testamenti translatione syriaca« (Bresl. 1837; 2. Ausg. 1854). Außerdem publizierte B. einen Teil des »Hypodibese« (Bresl. 1823), das arab. Lobgedicht des Sassi el-Bin (Lpz. 1816) und das arab. Werk eines ungenannten Verfassers: »De

initio et originibus religionum in oriente dispersarum« (Berl. 1816).

Bernsteinkristall, eine Lösung von Bernsteinkolophonium in Terpentinöl, deren Konzentration dem beabsichtigten Zwecke angepasst wird. Mit man einen dickflüssigen, tiefschwarzen Sirup, in trägt man in schwach erhitztem Terpentinöl eine lange Bernsteinkolophonium ein, als dieses nach gelöst wird, und erteilt dem Sirup durch Rühren in Terpentinöl jeden beliebigen Grad von Flüssigkeit. Mit Veinölkernis gemischter B. wird als Bernsteinlack bezeichnet.

Bernsteinkolophonium nennt man den durch Erhitzen und Schmelzen veränderten Bernstein. Durch diese Operation erleidet der Bernstein, auf gleiche Weise wie man manche andere harze eine wesentliche Umwandlung seiner Eigenschaften, was darin besteht, daß das im natürlichen Zustande in flüchtigen Ölen unlösliche Harz sich nun mit Löslichkeit in Terpentinöl u. dgl. löst und damit für die Firnis- und Lackbereitung vorzügliches Material liefert. Zur Darstellung wählt man die besten und geringwertigsten Sorten des Bernsteins, läßt Abfälle von der Verarbeitung u. dgl. Das Material wird in einer eisernen mit Helm und weiten Kühlrohre versehenen Destillierblase vorsichtig bis zum Schmelzen erhitzt und dann so lange in erschmolzenen Zustande belassen, bis das entstehende aufsteigende Aufwallen nachläßt und das Ganze ruhig, ohne mehr Blasen zu werfen, fließt. Es ist hierbei sehr genaue Regulierung der Temperatur erforderlich, da die fertig geschmolzene Masse durch zu starke Wärme verdorben wird. Ist der richtige Grad von Schmelzung erreicht, so läßt man das Kolophonium durch ein Abflußrohr in eine eisernen Kasten laufen, in welchen es nach dem Gefallen zu einer geschmolzenen, glänzenden, auf den Bruch muscheligen Masse erstarrt. Während des Schmelzens entweichen reichliche Dämpfe, welche sich teils im Helm und Kühlrohr zu sehr Bernsteinsäure (s. d.), teils zu Öl (s. d.) und Wasser verdichten.

Bernsteinkäse, s. Samland.
Bernsteinkohl, ätherisches, wird gewonnen, indem man das bei der Bereitung des Bernsteinkolophoniums (s. d.) entstandene ölige, geruchlos schimmernde, undurchsichtige Destillat, das etwas rheumatische B., vom beigemischten Wasser trennt und aus gläsernen Retorten so oft rektifiziert, bis es völlig farblos erscheint. Die Farblosigkeit bewahrt das Öl jedoch nur, wenn es vor der Wirkung von Luft und Licht auf sorgfältigste Weise bewahrt bleibt; die Zäkrifen, welche sich mit der Destillation dieses Präparates besetzen, liegen über das Öl unmittelbar nach seiner Bereitung in feine ganz davon erfüllte Flaschen zu verteilen, in denen es später zum Versand kommt, die Aufbewahrung erfolgt an einem dunkeln Orte. Trogt man in das Öl im Handel selten farblos zu treffen, meist ist es gelb. Das rektifizierte Öl ist ein Gemenge von zwei isomeren Camphenen C₁₀H₁₆, von denen das eine bei 110°, das andere bei 260° siedet. Obgleich die Siedepunkte der beiden Öle so weit voneinander liegen, so ist eine scharfe Trennung derselben durch fraktionierte Destillation nicht möglich; es scheint der letztere flüchtige Anteil aus dem schwerer siedenden Öl während der Destillation durch Zersetzung hervorgehen.

Bernsteinsäure, C₁₀H₈O₄ oder C₁₀H₆(COOH)₂, eine organische Säure, deren Vorkommen im Bern-

schon 1560 von Agricola erkannt wurde. Sie findet sich außerdem vielfach verbreitet im Pflanzenreich wie auch im Tierkörper. Bei der Darstellung geht man meist von Bernstein aus und erhält sie im unreinen Zustande als Nebenprodukt bei der Fäbrilation des Bernsteinolophoniums (s. d.). Die rohe Säure wird, soweit es thunlich ist, mechanisch vom beigemischten Öl befreit, in siedendem Wasser gelöst, siedend heiß durch Papier filtriert, worauf beim Erkalten eine reichliche Krystallisation einer durch gelöstes und verändertes Öl tief braun gefärbten, unangenehm riechenden Säure erfolgt. Diese wird von der tief gefärbten Mutterlauge getrennt, von neuem in heissem Wasser gelöst, unter Zusatz von gepulverter Holzkohle gelocht, krystallisiert und diese Umkrystallisation wird so oft wiederholt, bis die Krystalle nur noch schwach gelb gefärbt sind. In diesem, noch durch Öl verunreinigten Zustande bildet sie das als *Acidum benzoicum officinale* Präparat der Deutschen Pharmakopoe. Will man sie chemisch rein erhalten, und sie von den durch Krystallisation kaum entfernten Anteilen von Öl befreien, so färbt man der partiell gereinigten Säure in fochender Lösung etwas Salpetersäure zu und kocht damit bis die Flüssigkeit entfärbt erscheint und sich das Öl in ein röthliches Oel verwandelt hat. Läßt man nach dem Filtrieren dann erkalten, so erhält man meist vollkommen farblose und geruchlose Krystalle; ist dies beim ersten male nicht erreicht, so kocht man zum zweiten male mit Salpetersäure und läßt wieder krystallisieren.

Eine andere Darstellungsweise, die jedoch für die Bereitung des officinellen Präparates nicht geeignet ist, gründet sich auf die Zersetzung, welche der apfelsaure Kalk durch Gärung erleidet. Apfelsaurer Kalk (s. Apfelsäure) wird mit Wasser angerührt, dann mit laulendem Kase als Zementträger verest, worauf man die Mischung 8–14 Tage lang in einem warmen Orte, am besten bei einer Temperatur von 20–30° stehen läßt. Die Apfelsäure paktet sich dabei bei normalem Verlaufe der Gärung in Bernsteinsäure, Essigsäure, Kohlenäure und Wasser:



Nach beendeter Gärung hat sich ein körnig krystallinischer Niederschlag, ein Gemenge von bernsteinsäurem und kohlenäurem Kalk gebildet, der mit Wasser ausgewaschen und mit Schwefelsäure erseht wird. Die vom schwer löslichen schwefelsauren Kalk abfiltrirte Flüssigkeit liefert nach dem Abdampfen unreine Krystalle von B., die durch wiederholte Krystallisation gereinigt werden.

Die reine B. krystallisiert in großen gut ausgebildeten, farblosen, rhomboidischen Prismen von intensiv saurem Geschmack. Sie ist löslich in 23 Teile kaltem, in etwa 1 Teil heissem Wasser, leicht in Alkohol, schwierig in Äther, schmilzt bei 180°, edet bei 235° unter Verbreitung eines erstickend riechenden Dampfes, und geht dabei zugleich in kohlensäure-Ambdrid über, das durch Kondensation des Dampfes als Sublimat erhalten wird. Mit Wasser verbindet sich die B. zu bernsteinsäuren Salzen oder Succinaten; da sie eine zweibasische Säure ist, so besitzen zwei Reihen, neutrale und saure Salze; die neutralen Salze der Alkalien und der Magnesia sind löslich und krystallisierbar, die er übrigen Basen fast ausnahmslos unlöslich.

Bernstorff, eine alte deutsche Familie, deren Vorfahren seit dem 12. Jahrh. als Erbherrn auf

Bernstorff und Teichow in Mecklenburg bekannt sind. Andreas Gottlieb von B., geb. 1640, der zur Erhebung Georgs I. auf den engl. Thron beigetragen, wurde 8. Okt. 1715 in den Reichsfürstenthum erhoben und starb 1726 als hannövr. Staatsminister. Da er keine Söhne besaß, so vererbte er das von ihm gestiftete Familien-Fideikommiß (Gortow-Wotterjen) auf seinen Schwiegerjohn und dessen, den kurbannövr. Kammerherrn und außerordentlichen Gesandten Freiherrn Joachim von B. auf Rüding (geb. 1678, gest. 1737). Die beiden Söhne des letztgenannten, der berühmte bann. Minister Joh. Hartwig Ernst von Bernstorff (s. d.) auf Wotterjen und Andreas Gottlieb von B. auf Gortow (geb. 1708, gest. 1768 als kurbannövr. Landt, Kriegs- und Schatzrat), wurden 14. Dez. 1767 mit ihren sämtlichen Verwandten in den Lehngrafenstand des bann. Reichs erhoben. Joh. Hartwig Ernst starb ohne Nachkommen; sein Bruder Andr. Gottlieb hinterließ jedoch zwei Söhne, welche die Stifter der beiden noch blühenden Linien des Geschlechts wurden: die ältere oder Gortow'sche Linie wurde von Graf Joachim Bechtold von B. (geb. 1734, gest. 3. Dez. 1807 als königl. großbrit.-bannövr. Geheimrat) begründet und von dessen Sohn, dem Grafen Ernst von B. (geb. 12. Juli 1768, gest. 2. Mai 1840), fortgeführt. Der Sohn des Letztern, Graf Bechtold von B., geb. 25. Okt. 1803, vormals erbliches Mitglied der bannövr. Ersten Kammer und Mitglied des Staatsrats, ist das gegenwärtige Haupt der Linie sowie auch Senior des Hauses. Die jüngere oder Wotterjen'sche Linie hatte den zweiten Sohn des obengenannten Andr. Gottlieb, den Grafen Andr. Peter von Bernstorff (s. d.), ebenfalls bekannt als bann. Minister, zum Stifter. Letzterer hinterließ fünf Söhne. 1) Der älteste, Johann Hartwig Ernst, wurde Begründer der Speziallinie Wotterjen-Wotterjen, welche gegenwärtig durch dessen Enkel, den Grafen Johann von B., geb. 18. Jan. 1815, königl. preuß. Wirkl. Geheimrat und bann. Kammerherrn und Hofjägermeister, repräsentiert wird. 2) Der vierte, Graf Friedrich von B. (geb. 24. Juli 1773, gest. 3. April 1838), stiftete die Speziallinie Dreßlupow-Steintenburg, an deren Spitze gegenwärtig sein Enkel, Graf Hermann von B., geb. 12. Sept. 1856, steht. Ein Onkel des Letztern war der preuß. Minister Graf Albrecht von Bernstorff (s. d.). 3) Graf Magnus Karl von B., Erbherr auf Bernstorff in Seeland und bann. Oberst, gest. 8. Dez. 1806, von welchem noch ein Enkel, Magnus, geb. 15. Sept. 1841, preuß. Hauptmann, lebt. 4) Graf Christian Günther von B., geb. 3. April 1769 zu Kopenhagen. Derselbe kam nach vollendeten Studien zur bann. Gesandtschaft in Berlin, dann als Gesandter nach Stockholm, worauf er ohne Anstellung in Kopenhagen lebte. Nach dem Tode seines Vaters, 1797, wurde er Minister des Auswärtigen, trat jedoch 1810 von seinem Posten zurück und ging als bann. Gesandter an den Hof nach Wien, wo er auch 1814 dem Kongress als bann. Bevollmächtigter beizwohnte. Hiernach kam er in gleicher Eigenschaft nach Berlin, während sein Bruder ihm in Wien als Gesandter nachfolgte. Er trat 1818 in den preuß. Staatsdienst und übernahm als Wirkl. Geh. Staatsminister das Departement der auswärtigen Angelegenheiten; in dieser Stellung zeigte er mit Entschiedenheit dem Metternich'schen Reaktionssystem zu. Seit 1831 in

Ruhestand versetzt, starb er 28. März 1835. 5) Graf Joachim Friedrich von B., geb. 5. Okt. 1771, starb 26. Okt. 1833 als dän. Geh. Konferenzrat und Gesandter am österr. Hofe.

Bernstorff (Joh. Hartwig Ernst, Graf von), dän. Staatsmann, * das Ortel von Dänemark, wie ihn Friedrich d. Gr. nannte, geb. zu Hannover 13. Mai 1712, trat in den dän. Staatsdienst und kam schon 1737 als Gesandter an den Reichstag zu Regensburg, wo er die Aufnahme Holsteins unter die alternierenden alljährl. Häuser erwirkte, und 1744 nach Paris, ward 1749 Staatssekretär und Geheimrat und 1751 Minister des Auswärtigen. Die Vorsicht, Klugheit und Standhaftigkeit, mit welcher er die unter und nach dem Siebenjährigen Kriege wegen Holstein-Gottorp entstandenen Mißlichkeiten zwischen Rußland und Dänemark auszugleichen wußte, belohnte König Christian VII. mit der Erhebung B. und seiner Familie in den Grafenstand. Wie des Königs Friedrich V., so genoß er auch die Gunst Christians VII., bis es dessen neuem Günstlinge Struensee (s. d.) gelang, ihn 1770 aus seiner Stellung zu verdrängen, worauf er in Hamburg lebte. Nach Struensees Fall wurde er auf die ausgezeichnetste Art zurückberufen; doch im Begriff, nach Kopenhagen zurückzukehren, ereilte ihn der Tod 19. Febr. 1772. Für den Wohlstand des dän. Staats sorgte B. auf jede Weise. Fabriken und Manufakturen hoben sich, und der Handel erhielt durch ihn neuen Aufschwung. Dabei war B. zugleich Kenner und Beförderer der Kunst und Wissenschaft. Während er die Reise einer gelehrten Gesellschaft nach dem Morgenlande veranstaltete, deren Resultat in Niebuhrs Beschreibung vorliegt, zog er gleichzeitig eine große Anzahl deutscher Gelehrten nach Dänemark, darunter Altopfod, der bei ihm die gastlichste Aufnahme fand. Außerordentliche Thätigkeit zeigte er für die Milderung der Armut. Die Errichtung des Pflgehauses in Kopenhagen erfolgte nach seinem Plane. Zu dem allgemeinen Hospital in Kopenhagen legte er 1766 den Grundstein und die erste Hebammen Schule in Dänemark verdankte ihm ihre Entstehung. Unter die Armen verteilte er jährlich den vierten Teil seiner Einkünfte, und selbst nach seinem Weggange aus Dänemark ließ er jährlich 3000 R. an dän. Arme verteilen. Auch gab er, von seinem Neffen, Andr. Peter Bernstorff (s. d.), angeregt, durch die Befreiung der Bauern seines Guts von den Fesseln der Leibeigenschaft und Feudalitäten ein vorzügliches Beispiel.

Bernstorff (Andr. Peter, Graf von), der Bruderjohn des vorigen, der sich als Staatsminister in mancher Beziehung noch größere Verdienste als dieser um den dän. Staat erworb, geb. 28. Aug. 1735 zu Gartow im Herzogtum Braunschweig-Lüneburg, kam nach Vollendung seiner Universitätsstudien zu Leipzig und Göttingen und Reisen in England, der Schweiz, Frankreich und Italien 1759 in dän. Dienste. Schon war er 1767, zugleich mit seinem Oheim, in den Grafenstand erhoben und 1769 zum Geheimrat ernannt worden, als auch er bei Struensees Eintritt ins Ministerium seine Entlassung erhielt. Nach Struensees Fall ebenfalls zurückgerufen, stieg er bald zum Minister auf. Er brachte im Vertrag von Jarosloje Geld vom 31. Mai 1773 die schon von seinem Oheim begonnenen Unterhandlungen wegen Austausch des gottorpischen Anteils von Holstein gegen Oldenburg und Delmenhorst sowie die Erneuerung der freundschaftlichen

Verbindung zwischen England und Dänemark zu Stande und bewirkte (9. Juli 1780) den Bund zwischen Dänemark, Rußland und Schweden zum Schutze der bewaffneten Neutralität. Da aber seine Ansichten mit denen der vermittelten Königin Juliane und des Ministers Guldberg nicht übereinstimmten, so nahm er (Nov. 1780) seine Entlassung; doch wurde er 1784 in seine frühere Stellung zurückgerufen. Er unterstützte die Einführung eines neuen Finanzplans, vollbrachte die von seinem Oheim und einigen Gleichgesinnten auf dem Wege der Freiwilligkeit begonnene Befreiung des leibeigenen dän. Bauernstandes (Gefeh vom 20. Juni 1788) und bereitete die Aufhebung der Leibeigenschaft in Schleswig und Holstein vor, die (19. Dec. 1804) nach seinem Tode erfolgte. Auch war er ein fleißiger Beschützer der bürgerlichen Freiheit und erklärte sich stets gegen eine Einschränkung der Pressefreiheit. Ein eifriger Förderer des innern Wohlstandes Dänemarks, ebenso für den Handel wie für die Industrie und den Ackerbau besorgt, verurachtete sein Tod 21. Juni 1797 allgemeine Trauer. Vgl. Aggeri, »Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Staatsministers von B.« (Kopenh. 1800).

Bernstorff (Albr., Graf von), preuß. Diplomat und Minister des Auswärtigen, geb. 22. März 1800, kamme aus der Linie Drenkhöfen-Schintewitz. Er begann seine diplomatische Laufbahn als Attaché der preuß. Gesandtschaft in Hamburg, kam dann in gleicher Eigenschaft nach Petersburg und Paris und wurde 1837 zum Legationsrat ernannt. Nachdem er 1840 in besonderer Mission nach Neapel, 1842 nach Paris gesandt worden, erfolgte 1845 seine Ernennung zum Gesandten am Hofe in München, wo er gegen die damals übermächtige ultramontane Partei den Charakter der prot. Macht, die er trug, kräftig zu wahren wußte, sich aber dabei doch das Vertrauen des Königs Ludwig erworben. Im J. 1848 wurde er als Gesandter nach Wien geschickt. Hier war er bemüht, das gute Verhältnis zwischen Preußen und Oesterreich herzustellen. Nach der Convention von Olmütz auf Veranlassung des Fürsten Schwarzenberg, dessen Politik er bekämpfte, wurde berufen, vertrat er im Winter 1851—52 Berlin als Mitglied der Ersten Kammer und schloß sich in der selben der Fraction Alvensleben an. Als preuß. Gesandter kam er 1852 nach Neapel, 1857 nach London. Im Okt. 1861 wurde B. Minister des Auswärtigen, und ging, als 1862 das liberale Kabinett zurücktrat, in das konservative Ministerium von der Heydt-Koon über. Er schloß die Handelsverträge mit China und Japan ab, und seine Thätigkeit war es auch wesentlich zuzuschreiben, daß der Handelsvertrag mit Frankreich zum Abschluß kam. Nach dem Austritt des Herrn von der Heydt im Sept. 1862 reichte auch Graf B. seine Entlassung ein und lehrte auf seinen Vottgasterposten nach London zurück, wurde Ende 1867 zum Votschafter des Norddeutschen Bundes daselbst ernannt und 1871 in gleicher Eigenschaft für das Deutsche Reich bekräftigt. B. starb zu London 26. März 1873.

Bernuth (Aug. Mor. Ludw. Heinr. Wilh. v.), ehemaliger preuß. Justizminister, Kronprinz und Mitglied des Herrenhauses, geb. 11. März 1808 zu Münster in Westfalen, studierte 1825—28 in Göttingen und Berlin die Rechte und trat gleich darauf in den Staatsdienst. Nachdem er verschiedene wichtiger Stellen in Westfalen bis 1845 bekleidet wurde er als Hilfsarbeiter in das Geheimrat

tribunal nach Berlin berufen und 1849 zum vor-
tragenden Rat im Justizministerium ernannt. In
den J. 1849 und 1850 wurde er in Westfalen zum
Mitgliede der Ersten Kammer gewählt, in der er
sich lebhaft bei den Beratungen der Revision der
Verfassungsurkunde im Sinne der liberalen Partei
betheiligte. Diese Haltung schuf für die amtliche
Stellung B.s als Ministerialrat Schwierigkeiten,
welche ihn veranlaßten, aus der polit. Thätigkeit zu
scheiden. Er lebte 1855 zur richterlichen Laufbahn
jurid. und wurde zum Vizepräsidenten des Appella-
tionsgerichts zu Glogau, 1869 zum Chefpräsidenten
des Appellationsgerichts in Posen ernannt. Nach-
dem im Herbst 1860 seine Berufung als lebensläng-
liches Mitglied des Herrenhauses und Kronsyndikus
erfolgt war, wurde er 17. Dez. 1860 an die Stelle
von Simons zum Justiz- und Staatsminister er-
hoben und trat als solcher namentlich für die Un-
abhängigkeit der Gerichtshöfe ein. Als das Mini-
sterium Schwerin in Folge der Opposition des Abge-
ordnetenhauses gegen die Militärreorganisation im
März 1862 zurücktrat, legte auch B. sein Amt nieder
und unterstützte die Bestrebungen der liberalen Mi-
norität im Herrenhause, wo er insbesondere die
Preskondannanz vom 1. Juni 1863 einer scharfen
Kritik unterzog. In den J. 1873 und 1874 wurde
B. zum ersten Vizepräsidenten des Herrenhauses
gewählt. Seit 1867 gehörte er auch als Abgeord-
neter für den Wahlkreis Oßersleben-Halberstadt
dem Norddeutschen, seit 1871 dem Deutschen Reichs-
tage an, wo er 1874 der nationalliberalen Partei
beigetreten ist.

Vernuth (Otto Friedr. Karl von), Regierungs-
präsident zu Köln, Vetter des vorigen, geb. 2. Dez.
1816 zu Berlin, studierte die Rechte, wurde 1850
Landrat des Siegniger Kreises, war 1849—52 und
1858—61 Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses,
wo er mit den Konservativen stimmte, und wurde
1862 zum Polizeipräsidenten von Berlin ernannt.
Er bekleidete diese Stellung bis 1867 und wurde
dann Präsident der Regierung zu Köln.

Bernward, Bischof von Hildesheim von 993—
1022, ist nach Angabe seines Lehrers und Lebens-
beschreibers, des Scholastikus Langmar in Hildes-
heim, einem edeln sächsl. Geschlechte entsprossen.
Er erhielt eine vielseitige Bildung und wurde zum
Erzieher und Hofkaplan des unmündigen Kaisers
Otto III. berufen. Am kaiserl. Hofe gewann er rasch
eine angesehenen Stellung, aber schon 993 wurde er
zum Bischof von Hildesheim erwählt. B. umgab
den bis dahin offenen Ort mit Mauern und Türmen
und wurde hier der Begründer eines fräftigen Bür-
gerstandes. Wiederholt belämpfte er die anbrängen-
den Normannen und Slawen. Bis zu seinem Tode
dauerte aber auch der erbitterte Streit mit seinem
Vorgesetzten, dem Erzbischof von Mainz, welcher
das Stift Hildesheim in Anspruch nahm. Dieser
Streit führte B. auch nach Rom, wo er vom Kaiser
Otto III. und dem Papste mit größter Auszeichnung
aufgenommen wurde. Nach Hildesheim zurückge-
kehrt, gab er durch zahlreiche Unternehmungen, in-
besondere durch die Aus schmückung des Doms und
den Bau der herrlichen (1857 hergestellten) Michae-
liskirche allen Kunstzweigen die bis dahin fehlende
Anregung, die für den gesamten deutschen Norden
zum Ausgangspunkte einer großartigen Kunstent-
wicklung diente. B. starb 20. Nov. 1022 und wurde
1193 heilig gesprochen. Die von Langmar verfaßte,
für die Geschichte und fast mehr noch für die Kultur.

geschichte wichtige Lebensbeschreibung B.s findet sich
in den «Monumenta Germaniae historica» (Bd. 6).
Vgl. auch Lünzel, «Geschichte der Diöcese und Stadt
Hildesheim» (2 Bde., Hildesh. 1858).

Berrea oder **Berrhoia**, alte bedeutende Stadt
der Bottiäer in der macedon. Landschaft Emathia
am östl. Fuße des Berges Vermio s, ungefähr
10 km nördlich vom Fluße Haliaktos (heut Wi-
striha) gelegen, das heutige Berria, Berria oder
Karaferia im türk. Vilajet Salonichi, mit 10 000 E.
und einigen ansehnlichen Überresten.

Berosus, ein Priester zu Babylon, der mit der
griech. Sprache und Wissenschaft vertraut war und
um 260 v. Chr. gelebt zu haben scheint, schrieb in
griech. Sprache drei Bücher babylonisch-chaldäischer
Geschichten, wobei er das uralte Tempelarchiv von
Babylon als vorzüglichste Quelle benutzt haben soll.
Die Arbeit stand bei den griech. und röm. Histori-
kern in großem Ansehen. Es finden sich von dem
Werke nur noch Bruchstücke bei Josephus, Euse-
bius, Syncellus u. a., die aber auch als solche von
hoher Bedeutung sind, weil sie über die dunkelsten
Theile der ältesten Geschichte des vorderen Asien wic-
tigste Aufschlüsse geben. Eine Sammlung derselben
veranstaltete Richter in «Berosi Chaldaeorum his-
toriae quae supersunt» (Lpz. 1825); eine vollstän-
digere findet sich in den «Fragmenta historicorum
graecorum» der «Collection Didot» (Bd. 2, Par.
1848). Die zu Rom zuerst 1498 von Eucharis
Silber in lat. Sprache bekannt gemachten und häufig
wieder abgedruckten «Antiquitatum libri quinque
cum commentariis Joannis Anni» des B. sind ein
Nachwerk des Dominikaners Giovanni Nanni zu
Biterbo.

Berquin (Arnaud), mit dem Beinamen «Der
Kindersfreund», geb. 1749 zu Langoiran bei Bor-
deaux, machte sich zuerst durch seine lieblichen Fabel-
n und Romanen bekannt und bearbeitete hierauf
unter dem Titel «Tableaux anglais» (1775) meh-
rere Bruchstücke aus der engl. Litteratur. Dauernden
Ruf verbank er in dessen erst seinen trefflichen Kin-
dererzählungen «L'ami des enfants» (6 Bde., Par.),
mit denen er 1784 den Preis der Akademie davon-
trug. Der größte Theil der Erzählungen ist zwar
nach Christian Friedr. Weiße und nach Rich. Zim-
mer bearbeitet, doch hat B. den leichten, anheimeln-
den Ton, den diese Gattung erfordert, so glücklich
zu treffen gewußt, daß sein Werk als Originalwerk
gelten kann und als solches selbstwieder ins Deutsche
übersetzt wurde. Mit Grouvelin gab er die «Feuille
villageoise» heraus, die viel zur Auffklärung der
untern Volksklassen Frankreichs beigetragen hat.
B. starb zu Paris 21. Dez. 1791. Seine sämt-
lichen Werke erschienen 1803 in 20 Bänden und in
Auswahl in 4 Bänden (Par. 1836).

Berre, Seebädgen im franz. Depart. Vaucluse,
bu-Rhône, Arrondissement Aix, 26 km westlich von
Aix am Nordufer des Etang de Baine, einer Bucht
an der Ostseite des Etang de Berre, mit (1876) 1548
(Gemeinde 2036) E. Es ist Station der Lyoner
Bahn, Warenentrepot, hat wichtige Salinen, chem.
Fabriken und nicht unwichtige Fischerei, produziert
ferner Feigen und seine Ole (von Aix). Die nahe-
gelegenen Sümpfe veranlassen periodische Fieber.
— Der 72 km im Umfange, 22 km in der Länge und
bis 14 km in der Breite haltende Etang de
Berre steht mittels des 6 km langen Etang de
Caronte oder Passé des Rats mit dem Mittelmeere in Ver-
bindung.

Schiffen von 1 m Tiefgang die Einfahrt erlaubt. Er nimmt eine Fläche von 15000 ha ein und hat 3—10 m Tiefe. In ihn ergießen sich namentlich die Touloubre und der Arc-Jussif. Die Wasser sehen ringsum Seeräth an den Rändern ab. An diesen liegen kleine Ortschaften, wie Les Martigues, deren Fahrzeuge, indem sie den Fischreichtum ausbeuten, unablässig den Gang kreuzen.

Verrettini (Pietro), Maler, f. Cortöna (Pietro da).

Verri, **Verr** (Biturica), ein ehemaliges Lehnsherrgottum und später ein Gouvernement im Innern Frankreichs, von 14340 qkm Fläche mit ungefähr 475000 E., vom Cher in Oberverri (reich an Eisen) und Unterverri (reich an Getreide) geteilt, bildet jetzt die Depart. Andre und Cher und ist berühmt durch die feine Wolle seiner Schafe. Hauptstadt ist Bourges (s. d.). Die Einwohner hießen Verriichons oder Verrupers. Das Land erhielt seinen Namen von den gallischen Vituriges. Die fränk. Grafen machten es zu einem Erblehn; ihnen folgten 917—1100 Bizegrafen, deren letzter es an König Philipp I. verkaufte. Seitdem häufig Apanage königl. Prinzen, wurde es 1360 zum Herzogtum erhoben und mehrmals, z. B. 1466, mit der Krone vereinigt. Der Kanal du V. geht bei Selles aus dem Cher und 150 km weit über Vierzon und Bourges zum Canal latéral, den er unterhalb Nevers erreicht.

Verri (Charles Ferd., Herzog von), zweiter Sohn des Grafen von Artois, spätern Königs Karl X. (s. d.) von Frankreich, und der Maria Theresia von Savoyen, geb. zu Versailles 24. Jan. 1778, wurde zugleich mit seinem ältern Bruder, dem Herzog von Angoulême, erzogen. Mit seinem Vater floh er infolge der Revolution 1792 nach Turin und suchte dann mit diesem und unter Condé gegen das republikanische Frankreich. Später ging er mit seiner Familie nach Russland und 1801 nach England, wo er abwechselnd in London und Schottland lebte und sich mit einer jungen Engländerinmorganatisch vermählte. Aus dieser, von Ludwig XVIII. nicht anerkannten Ehe hatte er zwei Töchter, die später an den Marquis von Charette und den Prinzen von Faucigny vermählt wurden. Nach dem Sturze Napoleons landete er 13. April 1814 zu Cherbourg. Nachdem er 21. April seinen Einzug in Paris gehalten, ward er 15. Mai zum Generalobersten ernannt und erhielt bei der Landung Napoleons I. im Frühjahr 1815 von Elba von Ludwig XVIII. den Befehl über die Truppen in und um die Hauptstadt abzutragen. Allein schon in der Nacht vom 19. zum 20. März mußte er sich mit den Truppen des königl. Hauses nach Gent und Alost zum König zurückziehen, bis die Schlacht von Waterloo ihn den Rückweg nach Paris öffnete. Am 16. April 1816 vermählte er sich mit der ältesten Tochter des nachmaligen Königs beider Sicilien, Franz I., Karoline Ferdinande Luise (geb. 5. Nov. 1798). Auf dieser Ehe beruhte wesentlich der Fortbestand des ältern Zweigs der Bourbonen, da sein Bruder, der Herzog von Angoulême (s. d.) kinderlos war. Ein polit. Fanatiker, Louis (s. d.), der die Bourbonen als die Feinde Frankreichs ausrotteten wollte, sahte darum den Entschluß, den Herzog von V. zu ermorden. Als dieser 13. Febr. 1820 seine Gemahlin aus dem Opernhause nach dem Wagen geleitete, erhielt er von Louvel einen Messerstich, an dem er tags darauf

starb. Vgl. Châteaubriand, *«Memoires touchant la vie et la mort du Duc de B.»* (Par. 1820).

Der Herzog hinterließ von seiner Gemahlin Karoline Ferdinande Luise nur eine Tochter, Luise Maria Theresia von Bourbon, *«Reine des Pays de France»* (geb. 21. Sept. 1819; seit 1845 vermählt mit dem spätern Herzog Karl III. von Parma; gest. 1. Febr. 1864). Deito größer war die Freude bei königl. Hause, als die vermählte Herzogin V. Sept. 1820 von einem Prinzen entbunden wurde, der den Namen Heinrich, Herzog von Borchgrevink erhielt. Als die Julirevolution von 1830 den Herzog von Orleans auf den Thron erhob, folgte die Herzogin von V. mit ihren Kindern Karl X. nach Holyrood. In Frankreich aber arbeitete eine zahlreiche Partei im Süden und in der Vendée für die Interessen ihres Sohnes, als des jüdischen Abstammung rechtmäßigen Königs (Henrich V.) von Frankreich. Um mit dieser Partei, den sog. Henriquinisten, in nähere Verbindung zu treten, begab sich die Herzogin von V. 1831 nach Italien. Hier fanden sich sehr bald Anhänger der politischen Linie bei ihr ein, die den Plan zu einer Einigung in Frankreich entwarfen, um die Krone Heinrichs V. darauf aufzupflanzen. Ein Dampfhiß, Carlo Alberto, führte die Herzogin nach einem ihrer Anhänger April 1832 von Biarritz nach Marseille, in dessen Nähe sie am Abend des 28. landete. Ein Aufstand der Legitimisten in Marseille am 30. ward jedoch unterdrückt, und als der Carlo Alberto 3. Mai bei La Ciotat eingehalten wurde, wo er wegen Hanareis einlaufen mußte, entdeckte die Behörde, daß die Herzogin an demselben sich befunden habe. Sie war indes in die Vendée entflohen, wo nun hier und da der Aufstand ausbrach. Die Herzogin trat als Agentin auf, erließ Proklamationen im Namen ihres Sohnes Heinrichs V., wurde indes von einem Anhänger, zum Katholizismus übergetretenen Juden Dom, verraten und 8. Nov. in Nantes verhaftet. Von hier brachte man sie als Staatsgefange in die Citadelle von Blaye. Die Regierung wollte wegen fernerer Maßregeln gegen sie die Kammer entscheiden lassen; doch die lebhafteste Teilnahme, die sich für die Gefangene darlegte, erzeugte nicht geringe Unlegenheit. Da erhob sich im Januar plötzlich der Gerücht, daß die Herzogin guter Hoffnung sei. In solchen Wochen größter Aufregung in ganz Frankreich, bis am 22. Febr. die Herzogin eine Erklärung abgab, welche die Nachricht durch die Aussage bestätigte, daß sie in geheimer Ehe mit dem neapol. Marschall Lucchesi-Palli, aus der Familie der letzten von Campo-Tranco, vermählt sei. Die Bestätigung dieser Nachricht brachte sie sofort um politische Bedeutung, jedoch die Regierung, nachdem die Herzogin 10. Mai eine Tochter geboren, kein Bedenken trug, sie ihrer Haft zu entlassen. Sie selbst sich im Juni 1833 zunächst nach Sicilien zu begeben, zog sich dann nach Venedig zurück, wo sie längere Zeit mit ihrer neuen Familie zubrachte. Nach dem Tode ihres Gemahls bezog sie das Schloß Brann bei Graz, wo sie 17. April 1870 starb.

Verruguet (Alonso), einer der berühmtesten span. Bildhauer, Maler und Architekten, geb. zu Paredes de Nava (nach andern in Toledo) 1461, gest. zu Alcalá 1561 (nach andern 1562), lebte 1503—20 in Italien, anfänglich in Rom, wo er viel in der Schule Michel Angelos arbeitete und besonders Proportionsstudien betrieb, dann in

Florenz, wo er an B. Bandinelli und A. del Sarto Freunde fand. Nach der Rückkehr in sein Vaterland hielt er sich zuerst einige Zeit in Saragossa auf, wo er das prächtige Grabmal des Vizekönigs von Aragonien ausführte. Darauf wandte er sich nach Genua und wurde von Karl V. sehr ausgezeichnet und durch verschiedene Arbeiten, auch als Architekt, am Palaste Barbo und an der Alhambra beschäftigt. Seine berühmtesten Bildhauerarbeiten sind in der Kathedrale zu Toledo; die seine besten Gemälde zu Valladolid, Toledo und Salamanca. B. steht an der Spitze jener span. Künstler, welche den Stil Buonarrotis nach Spanien verpflanzten, während er als Architekt eine einfachere Bauweise einführte.

Berrper (Pierre Antoine), berühmter franz. Abolent und legitimistischer Politiker, geb. 4. Jan. 1790 zu Paris im Kollegium der Oratorianer von Juilly erzogen, war für den geistlichen Beruf bestimmt, wandte sich aber später der Rechtswissenschaft zu. Anfangs Parteigänger Napoleons I., ging er später zu den Bourbonen über, ohne jedoch seinen freisinnigen Ansichten zu entsagen. Er war seit 1814 als Sachwalter thätig und hatte bereits einen glänzenden Ruf als solcher erlangt, als er 1829 vom Depart. Oberloire zum Abgeordneten in die Deputiertenkammer gewählt wurde, wo er sich als hervorragender Vertreter seiner Partei erwies. Nach der Julirevolution von 1830 leistete er der neuen Dynastie und Verfassung den Eidswur, bekämpfte das Justizministerium aber aus schärfster mit den Werten des Liberalismus, denen es selbst sein Dasein verdankte. In dieser Stellung konnte B. 17 Jahre lang seine parlamentarische Geltung behaupten und dabei das Banner seiner legitimistischen Meinung aufrecht halten. Er übernahm wiederholt die Verteidigung namhafter Korrupten der republikanischen Partei, ja nach dem Boulogner Vorfall (1840) selbst die Verteidigung des Prinzen Ludwig Napoleon. Im Frühjahr 1848 vom Depart. Rhône-und-Saône zum Abgeordneten ernannt und 1849 auch wieder gewählt, zählte er zu den Häuptern der Majorität, die sich aus der Vereinigung aller früheren monarchischen Parteien ergab. Während des Napoleonischen Staatsstreichs von 1851 übernahm er eine thätige Rolle bei der Zusammenkunft auf der Mairie des neunten Arrondissements, wo die Absehung des Präsidenten im Namen der Nationalversammlung ausgeprochen wurde. Später bemühte er sich eifrig um die Ausgleichung und Versöhnung zwischen den beiden Eimen des Bourbonischen Hauses. Erst bei den Wahlen im Mai 1863 trat er wieder als Kandidat in Marseille auf und wurde als Abgeordneter in den Gesetzgebenden Körper gewählt. Im J. 1854 war er zum Mitgliede der Französischen Akademie ernannt worden. B. starb 29. Nov. 1868 auf seinem Landgute zu Auperville im Depart. Loiret. Am 25. April 1875 wurde sein Standbild vor dem Justizpalaste in Marseille enthüllt. Nach seinem Tode erschienen seine „Discours parlementaires“ (5 Bde., Par. 1872—74). Vgl. Biston, „B. et ses contemporains“ (Par. 1874).

Bersaba, s. Bersaba.

Bersaglieri (vom ital. bersaglio, Ziel) heißen in Italien die Schießschützen. Sie wurden 18. uni 1836 im sardin. Heere durch den General Alexander Ferrero della Marmora in Stärke von Kompagnien, die 1843 auf 1 Bataillon vermehrt wurden, errichtet. Im J. 1848 gab es 2, 1850 3 Ba-

taillone, 1852 bereits deren 10. Sie erhielten einen ausgewählten Ertrag und zeichneten sich bald durch ihre Leistungen aus. Mit Errichtung des Königreichs Italien wurden die B. auf 7 Regimenter (zu 6 Bataillonen mit 4 Kompagnien) vergrößert und nach dem Organisationsgesetz vom 30. Sept. 1873, das mit dem 1. Jan. 1874 in Wirksamkeit trat, bestehen 10 Regimenter B. (zu 4 Bataillonen) mit einer Kriessstärke von 16900 Mann und einer Kriegstärke von 32641 Mann. Die B. sind Elite-truppen; alle Hauptleute sind beritten; die Mannschaft trägt dunkelblaue, mit roten Auszeichnungen verzierte Kleidung und breitkrempige Filzhüte mit wackelndem Federbusch.

Berserker (von ber, d. h. der Bär, und serk, d. h. das Hemd, Fell) war nach der Erzählung Snorris ein Enkel des achthändigen Starlar und der schönen Alfhilde und ein gefürchteter Kriegerheld. Nach einer falschen Etymologie des Portes (von ber, d. h. bloß oder nackt) läßt ihn Snorris Panzer und Helm verachten, indem seine Rut ihm die Schuhwaffen ersetzte. Zu dieser Sage haben die „Berserker“ die Veranlassung gegeben, wilde, ungeschlichte und wütende Menschen, welche ursprünglich in Warenaufstellung (daher oft auch Ulfhednar, d. h. die in Wölfenfell gekleideten, genannt), sich auf den Feind losstürzten. Von ihrer toben den Kampfweise heißt jede wilde Kampfweise Berserkerweise.

Bersaglio (Vittorio), ital. Dichter und Publizist, geb. 1830 in Rovereto bei Cuneo, studierte seit 1845 in Turin die Rechtswissenschaften, machte 1848 den Feldzug gegen Oesterreich mit, wurde sodann Abolent, welchen Beruf er jedoch bald wieder aufgab, um sich ganz der Pitteratur und Publizistik zu widmen. Seit 1852 veröffentlichte er die Dramen: „Pietro Micca“, „Travets“, „La bolla di sapone“ und mehrere andere, nebst Novellen, Romanen u. dgl. Am bemerkenswertesten sind von seinen novellistischen Arbeiten: „Il novelliere contemporaneo“, „La famiglia“, „L'amor di patria“ und „Corrutela“. Letzterer Roman ist in deutscher Übersetzung unter dem Titel „Korruption“ erschienen (2 Bde., Wien 1877). Außerdem ist zu nennen das Geschichtswerk „Il regno di Vittorio Emanuele II: trent'anni di vita italiana“ (Bd. 1, Tur. 1878). B. ist der Gründer der „Gazzetta Piemontese“, die er seit ihrem Beginn redigiert und welcher er später die Wochenschrift „Gazzetta Letteraria“ beigelegt hat.

Bersot (Pierre Ernest), franz. Publizist, geb. 22. Aug. 1816 zu Surpères im Depart. Charente inférieure, besuchte seit 1836 die Normalschule, und war später Lehrer der Philosophie in Rennes, Paris, Bordeaux, Dijon und Versailles. Beim Staatsstreich des 2. Dez. 1851 reichte er seine Entlassung ein, 1859 wurde er Mitarbeiter des „Journal des Débats“, 1866 Mitglied des Instituts, 1871 Direktor der Normalschule. Er starb zu Paris 1. Febr. 1880. B. war ein feiner, geschmackvoller Schriftsteller und hat sich um das franz. Unterrichtswesen große Verdienste erworben. Seine bekanntesten Schriften sind: „Essai sur la Providence“ (1853; 2. Aufl. 1856), „Mesmer et le magnétisme animal“ (4. Aufl. 1879), „Études sur le XVIII^e siècle“ (2 Bde., 1855), „Littérature et morale“ (1861), „Essais de philosophie et de morale“ (2 Bde., 1864), „Morale et politique“ (1868), „Libre philosophie“ (1868) u. f. w.

Bert (Paul), franz. Gelehrter und Politiker, geb. zu Auxerre im Depart. Yonne 17. Okt. 1833, wurde Doktor der Medizin (1863) und der Naturwissenschaft (1866), auch Vicentiat der Rechte, 1867 zum Professor an der Fakultät zu Bordeaux, 1869 zum Professor der Physiologie an der Sorbonne ernannt. Nach dem 4. Sept. 1870 wurde er Generalsekretär der Präfektur des Depart. Yonne und im Jan. 1871 Präfekt des Depart. Nord, legte aber dieses Amt nach dem Rücktritt Gambettas nieder. Im J. 1874 trat er als Abgeordneter des Depart. Yonne in die Nationalversammlung, gehörte zu der Gruppe „Union républicaine“ und nahm an allen das Unterrichtswesen betreffenden Debatten lebhaften Anteil. Namentlich trat er bei der Beratung der Zerrügigen Gesetze über das Volksschulwesen lebhaft für Laienunterricht, Schulzwang und Unentgeltlichkeit des Unterrichts ein. Inzwischen war er Mitglied des Generalrats der Yonne und des Oberstudienrats geworden und trat im Nov. 1881 als Minister des öffentlichen Unterrichts und des Kultus in das Ministerium Gambetta, dessen Rücktritt auch den seinigen zur Folge hatte. Von seinen Werken sind hervorzuheben: „De la grosse animale“ (1863), „De la vitalité des tissus animaux“ (1866), „Revue des travaux d'anatomie et de physiologie publics en France pendant l'année 1864“ (1866), „Notes d'anatomie et de physiologie comparées“ (2 Bde., 1867–70), „Recherches sur le mouvement de la sensitive“ (1867–70), „Leçons sur la physiologie comparée de la respiration“ (1869), „La pression barométrique. Recherches de physiologie expérimentale“ (1877; von der Akademie preisgekrönt), „La morale des Jésuites“ (1880), „Leçons, discours et conférences“ (1880) u. a.

Bert., bei naturwissenschaftlichen Bezeichnungen Abkürzung für Bertoloni (Antonio).

Berth., bei zoolog. Namen Abkürzung für Berthold (Arnold Adolph).

Bertha (altdcutsche Berhta, Berahtha, d. i. die Glänzende) ist der Name mehrerer berühmter, in das Gebiet der Sage gezogener Frauen des Mittelalters. B., die Heilige, deren Gedächtnis die luth. Kirche am 4. Juli feiert, war die schöne und gottesfürchtige Tochter des Frankenkönigs Charibert von Paris, welche, seit 560 mit Althelbert, König von Kent, vermählt, durch die Bekehrung des letztern sowie durch frommen Eifer die Verbreitung des Christentums unter den Angelsachsen außerordentlich begünstigte. — In den dem Karlsagenkreise angehörigen romantischen Dichtungen des Mittelalters tritt häufig eine B., auch Berthra mit dem großen Fuße (Bertha au grand pied) genannt, als die Tochter des Grafen Charibert von Loon, Gemahlin Pipins des Kleinen und Mutter Karls d. Gr. auf. Im Sagentreise der Tafelrunde führt dagegen eine Schwester Karls d. Gr., welche dem Milo d'Angleris den Roland gebar, den Namen B. Karl selbst hatte eine Tochter B., die Gemahlin seines Staatsmanns Angilbert und Mutter des berühmten Geschichtschreibers Richard. — Bekannt ist B., die Tochter des Alamannenherzogs Burchard und die Gemahlin Rudolfs II., Königs von transjuraischen Burgund, die nach des letztern Tode 937 die Regentschaft für ihren unmündigen Sohn Konrad führte, sich später mit König Hugo von Italien vermählte und gegen Ende des 10. Jahrh. starb. Diese Königin war eine sehr

sorgsame Hausfrau und wird auf gleichzeitigen Denkmälern (Siegeln u. dgl.) auf ihrem Thron spinnend dargestellt. Vgl. Smirde, „A. die Spinnerin“ (Frankf. a. M. 1853).

Berthe (frz.), kleiner Krug, Fels am Felsen eines Frauenkleides.

Bertheau (Ernst), verdienter Ereget und Orientalist, geb. 23. Nov. 1812 zu Hamburg, besuchte das dortige Johanneum und widmete sich hernach seit 1832 erst zu Berlin, dann zu Göttingen theol., vorzugsweise aber orient. Studien. Seit Michaelis 1836 Repektent zu Göttingen, habilitierte er sich 1839 daselbst als Privatdozent in der philol. Fakultät, erhielt 1842 eine außerord. und 1843 eine ord. Professur zu Göttingen, wo er vorzugsweise über Exegese des Alten Testaments, Arabologie und Geschichte der Järaeliten, biblische Zoologie sowie auch über Arabisch, Chaldäisch und Syrisch lehrte. Seinen Ruf als Ereget und Bibelforscher begründete er durch „Die sieben Gruppen mosaischer Gesetze“ (Gött. 1840) und „Zur Geschichte der Järaeliten“ (Gött. 1842), in denen er sich als ein Schüler Ewalds bekundet. Geschätzt sind seine Commentare zu den Büchern Richter und Ruth (Epp. 1845), zu den Sprüchen Salomos (Epp. 1847), zu den Büchern der Chronik (Epp. 1854; 2. Aufl. 1874), den Büchern Esra, Nehemia und Esther (Epp. 1862). Außer zahlreichen Untersuchungen über einzelne Gegenstände der hebr. Geschichte und Alttestamentwissenschaft, die er in Gelegenheitschriften, Zeitschriften und Sammelwerken veröffentlichte, ist noch seine Ausgabe der sog. Grammatik des Barthelemy (Gött. 1843) zu nennen.

Berthelot (Marcellin Pierre Eugène), franz. Chemiker, geb. 29. Okt. 1827 zu Paris, war anfangs Préparateur de Chimie, später Professor an Collège de France und Mitglied des Instituts, und wurde 1881 als lebenslängliches Mitglied in den Senat gewählt. B. lieferte eine ungemein große Zahl von Untersuchungen, teils rein chem., teils chem.-physik. Inhalts und schrieb „Essai de Mécanique chimique fondée sur la Thermochimie“ (2 Bde., Par. 1879).

Berthelsdorf, Dorf im sächs. Regierungsbezirk Bautzen (Oberlausitz), Amtshauptmannschaft Döbeln, 2 km im NO. von Herrnhut, mit (1890) 1837 l. meist Auhängern der Sekte der Herrnhuter Brüder der Nährungs Brüder, deren Konferenz der letzten hier residiert und von hier aus ihre jährlichen Kolonien und Missionen in allen Erdteilen regiert. Der Ort hat Leinen- und Zwirnfabrikation, Weberei und Brauerei und ein vom Grafen Jänsdorf erbautes großes Schloß. In der Regel hat hier alle 12 Jahre eine Synode der Herrnhuter statt.

Berthelsdorf, Dorf im sächs. Regierungsbezirk Dresden, Amtshauptmannschaft Freiberg, an der Freiburger Mulde und der Linie Freiberg–Zwickau, 2 km südlich von Staatseisenbahn, 5 km südlich von Freiberg, zählt 16276 E., in der Nähe Silbergruben und ein großer, tiefer Bergteich.

Berthelsdorf, Dorf im sächs. Regierungsbezirk Leipzig, Amtshauptmannschaft Döbeln, an der kleinen Striegau, 2 km südlich von Dainichen, zählt 10266 E., die Wollspinnerei, Bleichen und Steinbrüche betreiben, hat Steinbrüche und Zerkleinerer.

Vertbet (Elie Vertran), franz. Romanist, geb. 9. Juni 1815 zu Limoges, lebte von 1874 als Schriftsteller in Paris. Unter seinen zahlreichen Romanen sind hervorzuheben: „La belle et

Gévaudan», «La falaise Sainte-Honorine», «Les Catacombes de Paris», «Le gentilhomme vertier», «La belle drapière», «Les houilleurs de Polignies», «Le bon vieux temps», «Le réfractaire», «Le séquestré».

Berthier (Alexandre), Fürst von Wagram, Herzog von Reichstadt, Marschall und Vizeconseiller des franz. Kaiserreichs, Majorgeneral der Armee, wurde 20. Nov. 1753 zu Versailles geboren, besuchte die Militärschule, trat dann in das Geniecorps und wurde 1770 als Lieutenant in den Generalstab versetzt. Im J. 1778 ging er mit Rochambeau nach Amerika, von wo er mit dem Grade eines Obersten zurückkehrte. Dann trat er in den Generalstab des Marschalls Scur, wurde 1790 Generalkommandant der Nationalgarde von Versailles, 1792 Brigadegeneral und Generalstabschef in der Armee des Generals Luder und 1796 Divisionsgeneral und Chef des Generalstabes bei der Armee in Italien. Als dort 1796 Bonaparte den Oberbefehl übernahm, trat B. zu demselben in ein sehr vertrautes Verhältnis. Es wurde ihm der Oberbefehl des Heers anvertraut, als sich Bonaparte nach Rastatt begab. Um die Ermordung des Generals Duroch zu rächen, rückte er im Jan. 1798 in das päpstl. Gebiet ein, besetzte 13. Febr. Rom, veränderte daselbst die Republik und vertrieb mit großer Strenge die franz. Emigranten. Das Direktorium war indessen mit der von ihm geschlossenen Konvention nicht zufrieden, und B. trat das Kommando an Massena ab. Der Expedition Bonapartes nach Ägypten und Syrien schloß sich B. als Chef des Generalstabes an, kehrte mit dem Obergeneral zurück und trug zur Entschelbung des 18. Brumaire 1799 bei, an welchem Tage er Kriegsminister wurde. B. begleitete 1800 als Generalstabschef Bonaparte nach Italien und machte sein Gefolge ganz besonders beim Zuge über die Alpen und in der Schlacht bei Marengo geltend. Er setzte nach dem Friedensschlusse in Piemont eine provisorische Regierung ein und war als außerord. Botschafter in Spanien erfolgreich thätig, übernahm dann jedoch wieder das Kriegsministerium. Im J. 1805 begleitete er den Kaiser zur Krönung nach Mailand, dann als Chef des Generalstabes in den Krieg gegen Oesterreich, unterzeichnete 17. Okt. die Kapitulation von Ulm, 6. Dez. den Waffenstillstand von Austerlitz, wohnte 1806 und 1807 den Feldzügen gegen Preußen und Rußland bei und vollzog im Juni den Waffenstillstand von Tilsit. Schon bei der Thronbesteigung war er zum Marschall des Reichs und Großoffizier der Ehrenlegion ernannt worden; nach der Abtretung der beiden Fürstentümer Reichsdehl und Balengin von seiten Preußens erhielt er 30. März 1806 von Napoleon die souveräne Herrschaft über dieselben. Überdies wurde er zum Mitgliede des Senats und zum Vizeconseiller des Reichs erhoben. B. vermählte sich 1808 auf Wunsch des Kaisers mit Marie Elisabeth Maline, der Tochter des Herzogs Wilhelm von Wagram-Wirtensfeld (geb. 1784, gest. 1849), obgleich sein Herz seit einem Jahrzehnt einer Blöndie ge-
hörte. Im Feldzuge von 1809 gegen Oesterreich Majorgeneral der Armee erhielt er nach der Schlacht von Wagram, in der er glänzende Dienste geleistet, den Titel eines Fürsten von Wagram. Der Kaiser sandte ihn 1810 nach Wien, um daselbst seine Vermählung mit Marie Louise, der Tochter Franz I., zu vollziehen. In dem Feldzuge von 1812 wie in

denen von 1813 und 1814 war B. wiederum Napoleons Majorgeneral der Armee und Chef des Generalstabes. Napoleon ließ B.s hohe Begabung für diese Stellung die gerechteste Anerkennung widerfahren, obgleich er ihm die Fähigkeit selbständiger Kommandoführung nicht zurtraute. Nach dem Sturze Napoleons mußte B. das Fürstentum Reichsdehl ausgeben und unterwarf sich Ludwig XVIII., von welchem er die Würde eines Pairs und Marschalls von Frankreich sowie den Titel eines Kapitäns der Garden erhielt. Napoleon, der an der innern Erbgebeid B.s nicht zweifelte, machte ihm von Elba aus Eröffnungen, die B. jedoch weder beantwortete noch Ludwig XVIII. hinterbrachte, was ihn beiden verdächtige. Die Ereignisse im März 1815 stürzten ihn in gänzliche Ratlosigkeit. Nach langem Zaudern begab er sich nach Bamberg zu seinem Schwiegervater; sein Geist war zerrüttet. Am 1. Juni sah er von dem Balkon des Schlosses herab eine Abteilung russ. Truppen nach der franz. Grenze vorüberziehen; von diesem Anblicke erregt, stürzte er sich auf die Straße herab und fand den Tod. Er wurde in der Kirche zu Bay begraben. B. hinterließ drei Kinder. Zu Paris erschienen 1826 seine «Mémoires». — Victor Leopold B., Bruder des vorigen, geb. 12. Mai 1770 zu Versailles, trat ebenfalls früh in die franz. Armee, wurde 1795 Generaladjutant, machte als solcher die Feldzüge gegen die Oesterreicher und Russen mit, erhielt 1798 den Grad eines Brigadegenerals, versah dann den Dienst eines Chefs des Generalstabes in verschiedenen Armeekorps und wurde 1805 zum Divisionsgeneral erhoben. Er zeichnete sich in der Schlacht bei Austerlitz und im Feldzuge von 1806 bei Lübeck aus. B. starb 21. März 1807 zu Paris. — Esar B., geb. 4. Mai 1765, ein anderer Bruder des Marschalls, diente lange im Kriegsdepartement und machte nur durch seinen Namen Karriere. Er wurde 1799 Brigadegeneral und befehligte 1805 das Küstenkorps in Holland. Im J. 1811 wurde B. zum Divisionsgeneral und in den Grafenstand erhoben; auch erhielt er das Gouvernement von Labago und dann von Corsica; 1814 trat er auf die Seite Ludwigs XVIII. Er starb 17. Aug. 1819 zu Großbois. — Napoleon Alexandre B., Fürst von Wagram, der Sohn des Marschalls, geb. 11. Sept. 1810, wurde 26. Jan. 1852 Senator und zählte zu den eifrigsten Anhängern Napoleons III.

Berthier oder Eifenantimonerz (nach dem franz. Mineralogen Pierre Berthier), ein dunkel stahlgräues, oft bunt angelaufenes metallisches Mineral, das stengelige und faserige Aggregate von unbestimmter Kristallform bildet und Gemisch eine Verbindung von Schwefeleisen mit Schwefelantimon, wie es scheint nach verschiedenen Verhältnissen, ist; es findet sich zu Bräunsdorf bei Freiberg und auf mehreren Gruben in der Auvergne, wo es zur Gewinnung von Antimon benutzt wird.

Berthold, Bischof von Chiemssee, hieß mit seinem Familiennamen Wirfing, wurde 1465 zu Salzburg geboren, ward 1508 Bischof von Chiemssee und war als solcher eifrig bemüht, der immer mehr zunehmenden Sittenverderbnis, besonders des Klerus, entgegenzuwirken. Auch schrieb er ein anonymes Buch: «Omnes ecclesias» (Landsh. 1524), welches das Verderben der Kirche an Haupt und Gliedern heftig tadelte und eine durchgreifende Reformation forderte, jedoch mit Zurückhaltung der

Hierarchie. Im J. 1525 legte B. sein Bistum nieder und schrieb in der Zurückgezogenheit außer einigen Schriften zur Weisheit die „Lebens-Theologien“ (Münch. 1528; in lat. Übersetzung, Augsburg. 1531; neu herausg. mit Anmerkungen, Wörterbuch und Biographie von W. Reithmeier, Münch. 1852), eine Verteidigung der röm. kath. Lehre vom Standpunkte der speculativen Mystik aus. B. starb 19. Juli 1543 zu Saalfelden im Pinzgau.

Berthold (Arnold Adolf), Physiolog, geb. 26. Febr. 1803 zu Soek, gest. 3. Jan. 1861 zu Göttingen als Professor an der dortigen Universität, schrieb unter anderm „Lehrbuch der Physiologie der Menschen und Tiere“ (3. Aufl., 2 Bde., Götting. 1848) und „Lehrbuch der Zoologie“ (Götting. 1845).

Berthold von Holle, einer der wenigen namhaften Dichter niederdeutscher Sprache im Mittelalter, aus einer adeligen, noch heute blühenden Familie Niedersachsens stammend, dichtete in den J. 1260–70 und war wahrscheinlich der Sohn eines Bertholdus de Holle Truchseß des Bischofs Konrad von Hildesheim, der von 1219–45 in Urkunden öfter als Zeuge erscheint. Von den drei epischen Dichtungen, die man bis jetzt von ihm kennt, „Demantins“, „Crane“, „Darsjant“ (herausg. von Bartsch, Nürnberg. 1858), ist die erste mit Ausnahme von einigen Schlussversen ganz (über 12000 Verse), die zweite zum größten Theile (gegen 5000 Zeilen), die dritte nur in ein paar spärlichen Fragmenten erhalten. Alle drei haben das Gemeinsame, daß die Stoffe Anklänge an die Geschichte, an histor. Persönlichkeiten und Ereignisse enthalten. Das erste dieser Gedichte, der „Crane“ (Kranich), hat im großen und ganzen denselben Inhalt wie der ebenfalls nur in Bruchstücken auf uns gekommene Roman vom Grafen Rudolf (herausg. von W. Grimm, Götting. 1844), welcher den Kreuzritten seinen frei behandelten Stoff entnommen hat. Die Abweichungen in den Namen und andern erklären sich daraus, daß B. nach seinem ausdrücklichen Geständnis nicht nach einer schriftlichen Quelle, sondern nach der mündlichen Erzählung des jungen Herzogs Johann von Braunschweig (geb. um 1238, gest. 1277) dichtete. Auch „Demantins“ beruht auf mündlicher Mitteilung, die der Dichter von einem „Herren“ empfangen hatte. B.'s Vorbild in allen drei Werken ist Wolfram von Eschenbach, aus dem er zahlreiche Wendungen und Ausdrücke entlehnt hat. B. ist kein dichterisch bedeutender Geist, aber Lebendigkeit der Darstellung und Naivität sind ihm nicht abzusprechen.

Berthold von Regensburg, der größte deutsche Vorkämpfer des Mittelalters, ward ums J. 1220 wahrscheinlich zu Regensburg geboren und erhielt im dortigen Minoritenkloster unter dem berühmten David von Augsburg seine Ausbildung. Nachdem er schon zu Regensburg seinen Ruf als Prediger begründet hatte, zog B. seit 1250 als Reiseprediger von Ort zu Ort, zuerst in Niederbayern, 1253 in Landshut, in Speier, alsdann rheinaufwärts durch Elßaß über Colmar nach der Schweiz, 1257 durch Schwaben nach Augsburg, 1261–62 nach Österreich, Böhmen, Mähren, sogar bis Ungarn hinab. Während seiner letzten Lebensjahre wirkte B. in Bayern und starb 13. Dec. 1272 zu Regensburg, wo in der Minoritenkirche noch jetzt sein Grab gezeigt wird. B.'s Predigten stehen hoch über allem, was im Gebiete der deutschen Homiletik im Mittelalter bekannt geworden ist, ja sie ge-

hören zum Vorzüglichsten, was die deutsche Beredsamkeit alter und neuer Zeit aufzuweisen hat. Noch lange lebte das Andenken an den unvergleichlichen Prediger in der Erinnerung des Volks fort, und noch im 15. und 16. Jahrh. besuchte das Volk nicht bloß aus Regensburgs Umgebung, sondern auch von fern her, selbst aus Ungarn, die Aushäute des „guten seligen Landpredigers“ wie das Grab eines Heiligen. Seine Gebeine, während des Dreißigjährigen Kriegs aus dem Grabe gehoben und dorthin, bald dorthin gebracht, befinden sich jetzt in einem kostbaren Schrein in der Schatzkammer des regensburg'schen Doms. Von B.'s in zahlreichen Handschriften erhaltenen Predigten hat Franz Pfeiffer (2 Bde., Wien 1862–80) eine kritische Ausgabe besorgt. Ins Neuhochdeutsche übertragen wurden sie von Göbel (3. Aufl., Regensburg 1873). Vgl. Stromberger, „Berthold von Regensburg“ (Bücherei 1877).

Berthold (Leonhard), namhafter prot. Theolog, geb. 8. Mai 1774 zu Emstücken im Vorpommerschen Unterlande, studierte 1792–96 zu Erlangen Theologie und orient. Philologie, ward 1802 Kantor, 1805 aushör. Professor in der philos. Fakultät, 1806 ord. Professor der Theologie und Universitätsprediger und starb am 22. März 1822. Seine Bearbeitung des Propheten Daniel (= Daniel, aus dem Hebräisch-Aramäischen neu überf. und erklärt, 2 Bde., Erl. 1806–8) war für die Auffassung desselben bedeutungsvoll, da B. nicht bloß die prophetischen, sondern auch die histor. Stadien in die Zeit des Antiochus Epiphanes verwies. Der Versuch dagegen, das Buch in eine Reihe von Fragmenten zerlegender Verfasser zu zerlegen, hat keinen Beifall gefunden. Noch ist ihm von Bert seine „Christologia Judaeorum Jesu apostolorumque aetate in compendium redacta observationibusque illustrata“ (Erl. 1811). Die ausführliche „historisch-kritische Einleitung in die sämtlichen kanonischen und apokryphischen Schriften des Alten und Neuen Testaments“ (6 Bde., Erl. 1812–19), unbenutzt durch die Anordnung, welche alt- und neu-testamentliche Schriften untereinanderstellt, ist nicht bedeutend durch eigene kritische Forschung, aber immer noch brauchbar durch reichige Zusammenstellung fremder Ansichten. Seit 1809 leitete B. anfangs mit Ammon zusammen, seit 1814 allein, die Redaction des „Kritischen Journals der neuen theol. Litteratur“. Von geringer Bedeutung ist die „Theol. Wissenschaftskunde oder Einleitung in die theol. Wissenschaften“ (2 Bde., Erl. 1821–22) und das „Handbuch der Dogmengeschichte“ (2 Bde., Erl. 1822–23).

Berthollet (Claude Louis, Graf von), einer der vorzüglichsten theoretischen Chemiker seiner Zeit, geb. zu Laillioire in Savoyen 9. Nov. 1748, studierte in Turin und ging 1772 nach Paris, wo er 1780 Mitglied der Academie der Wissenschaften und 1784 Professor an der Normalschule wurde. Er hatte 1796 den Auftrag, in Italien die Denkmäler auszuwählen, die nach Frankreich geschafft werden sollten; dann folgte er Bonaparte nach Ägypten, mit dem er 1799 zurückkehrte. Nach dem 18. Brumaire ward er Mitglied des Erhaltungsraths, dann Graf und Großoffizier der Ehrenlegion. Durch den Kaiser erhielt er 1804 die Senatorwürde von Montpellier. Dessenungeachtet stimmte er 1814 für die Absetzung desselben. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Pair. Er starb zu Arcueil bei Paris 6. Nov.

1822. Unter den Erfindungen und neuen Verfahrungsarten, womit er die Wissenschaften und Künste bereicherte, sind die wichtigsten das Ausstoßen der Gefäße zur Aufbewahrung des Wassers auf Schiffen, das Appretieren des Leinewerks u. s. w., vorzüglich aber das Weichen von Phosphorstoffen durch Chlor, welches seit 1786 in Frankreich im Großen mit Erfolg angewendet wurde. Unter seinen Schriften war der *Essai de statique chimique* (2 Bde., Par. 1808; deutsch von Bertholdy, Berl. 1811) von besonderer Wichtigkeit. Großen Anteil hatte er auch an der Reformation der chem. Nomenclatur und Herausgabe der *Méthode de nomenclature chimique* (Par. 1787). Das von ihm erfundene Knallsilber hat den Namen Berthollet's Knallpulver erhalten.

Bertholletia, eine von Humboldt, Bonpland und Kunth zu Ehren des franz. Naturforschers Berthollet benannte Baumgattung des tropischen Südamerica aus der Familie der Mortaceen, welche sich durch große, kugelige Kapseln mit holziger Fruchtschale auszeichnet, die sich an der Spitze mit einem kleinen Dedel öffnet und viele große, dreikantige, hartschalige Samen enthält. Die Blüten besitzen einen halbunabhängigen Fruchtknoten, einen zweitheiligen, abfallenden Kelch, sechs Blumentrompetenblätter und viele, am Grunde trugförmig verwachsene Staubgefäße. Die einzige bekannte Art, *B. excelsa* H. B. K., ist ein prächtiger, bis 30 m hohe erreichender, immergrüner Baum mit großen, lederartigen Blättern, großen, weißen Blumen und Kapseln von der Größe eines Menschenkopfs, welche mit lautem Knall aufspringen und die zahlreichen großen Samen austreten. Letztere, einen ölreichen, mandelartig schmeckenden Kern enthaltend, kommen unter dem Namen Paranaße oder amerikanische Rasse in den Handel und werden in Südamerika als Nahrungsmittel sowie zur Ölbereitung benutzt. Die B. wächst namentlich in den Urwäldern des Orinocogebietes und Brasiliens. Das Holz der B. ist sehr hart und dauerhaft, weshalb es vielfach in Südamerika zu Bauten benutzt wird.

Berthollet's Knallpulver nennt man das im J. 1788 von Berthollet erfundene Knallsilber. Dasselbe ist eine Silberverbindung, welche beim Dispergieren von frisch gefälltem Silberoxyd mit Ammoniak, oder in einer ammoniakalischen Silberlösung auf Zusatz von Kali entsteht und die Eigenschaft besitzt, gewaltig zu explodieren, sobald sie einen geringsten äußern Anstoß erhält. Der getrocknete Niederschlag braucht nur mit einer Federfahne gerührt zu werden, um mit gewaltigem Knall und Forttänzerung alles Umgebenden zu explodieren; es sind sogar schon Explosionen der feuchten Materie vorgekommen. Die ungemein große, nicht zu regulierende Explosionsfähigkeit ist Veranlassung gewesen, von der Verwendung dieses Präparats ähnlich abzusehen, um es teils durch Brugnott's Knallsilber, teils durch Knallqued Silber zu ersetzen.

Berthoud (Samuel Denri), franz. Schriftsteller, geb. 19. Jan. 1804 zu Cambrai, gründete 1828 die *Gazette de Cambrai*, ließ sich 1832 in Paris nieder, wo er Mitarbeiter an vielen verbreiteten Journalen und 1836 Redacteur des *«Mercure»* wurde. Später übernahm er die Redaction der *«Presse»*, die er 1848 niederlegte. Von seinen Werken sind zu nennen: *«Chroniques et traditions sur-naturelles de la Flandre»* (3 Bde., 1831–34), die *«Romane»* *«Pierre Paul Rubens»* (1840), *«El Houdia*

(1848), *«Le Zéphyr d'El Arouch»* (1850) u. s. w. Seine für die *«Patrie»* geschriebenen Aufsätze gab er gesammelt unter dem Pseudonym Sam heraus in *«Fantaisies scientifiques»* (4 Bde., 1861) und *«Petites chroniques de la science»* (10 Bde., 1867–71). Auch als Jugendschriftsteller trat B. mit Erfolg auf.

Berti (Domenico), ital. Staatsmann, Philosoph und Literat, geb. 17. Dec. 1820 in Cumiana bei Vinerolo, studierte in Turin, war mehrere Jahre Gymnasiallehrer in Novara und Casale, wurde 1849 Professor der Philosophie an der Universität zu Turin. Seit 1849 gehörte er, mit Ausnahme der Jahre 1857–60, dem sardin. und ital. Parlament an. Er wurde 1860 Referendar im Staatsrat, war 31. Dec. 1865 bis Februar 1867 Minister des Unterrichts, 1871–77 Professor der Philosophie in Rom, und übernahm 29. Mai 1881 das Ministerium des Ackerbaues und des Handels. Außer zahlreichen pädagogischen und polit. Broschüren und Artikeln schrieb er: *«Vita di Giordano Bruno»* (Tur. 1868), *«Copernico e la vicenda del Sistema Copernicano in Italia»* (Rom 1876), *«Il Processo di Galileo Galilei»* (Rom 1876; 2. Aufl. 1878), *«Cesare Alfieri»* (Rom 1877), *«Di Cesare Cremonino e della sua controversia con l'Inquisizione»* (Rom 1878), *«Giovanni Valdes e i suoi discepoli»* (Rom 1878), *«Vita ed opere di Tommaso Campanella»* (Rom 1878). In der Politik sowohl als auch in der Litteratur vertritt B. die gemäßigste konservativ-liberale Richtung.

Bertin (Antoine, Chevalier de), franz. Dichter, geb. 10. Okt. 1752 auf der Insel Bourbon, wurde seit seinem neunten Jahre in Frankreich erzogen. Er trat in den Militärdienst und stieg bald bis zum Capitän empor. Seine ersten Verse erschienen 1777. Seine leichten Liebesgedichte und versifizierten Briefe, seine Reisebeschreibungen in Versen und Prosa machten ihn schnell bekannt und sichern ihm einen Platz neben seinem Landsmann und Freunde Barny. Zu den ausgezeichnetsten Erzeugnissen seiner Muse gehören seine Elegien *«Les amours»* (1780). Gegen Ende 1789 reiste B. nach San-Domingo, wo er wenige Tage nach seiner Vermählung mit einer jungen Mulattin 24. Juni 1790 starb. Seine *«Oeuvres»* (2 Bde., 1785) gab Boissonade am besten heraus (1824).

Bertin, zwei Brüder, vorzüglich bekannt als Stifter und Eigentümer des *«Journal des Débats»*. Der jüngere, Louis François B. de Baug, geb. 1771 zu Paris, B. le Superbe genannt, betrieb eine Zeit lang ein Bankiergeschäft, unterstützte aber zugleich seinen Bruder bei Herausgabe der Zeitung, und erhielt unter der Julimonarchie, wie alle Mitglieder seiner Familie, eine polit. Rolle, indem er zum Gesandten in Haag und nach seiner Rückkehr 1832 zum Pair ernannt wurde. Er starb 23. April 1842. — Sein älterer Bruder, der ebenfalls Louis François hieß, geb. zu Paris 14. Dec. 1766, führte zum Unterschiede den Namen B. alsé. Ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt, wählte er infolge der Revolution die Journalistenlaufbahn und erwarb 1800, gemeinschaftlich mit seinem Bruder, von dem Bruder Daubouin das Eigentum des seit 1789 bestehenden *«Journal des Débats et des Décrets»*, das fortan unter seiner Leitung als *«Journal des Débats»* herauskam. Es war eins der wenigen Blätter, die nach dem 18. Brumaire am Leben blieben. Die royalistische

Tendenz, die es durchschimmern ließ, erregte jedoch das Mißfallen der Staatsgewalt, und als der Erste Konful sich zum Kaiser krönen ließ, mußte das Journal um fortbestehen zu können, sich zum *Journal de l'Empire* umtaufen und zum Echo des offiziellen *«Moniteurs»* hergeben. Im J. 1814 ließ B. den ersten Titel des Blattes wieder aufleben und schrieb für die royalistische Sache, wofür ihm während der Hundert Tage sein Blatt weggenommen und an einen willfährigen Journalisten verschenkt wurde. Unter der Restauration hatten die verschiedenen Staatsverwaltungen an den *«Débats»* eine Stütze, bis Chateaubriands Übertritt zur Opposition B. und sein Blatt in dieselbe hineinzog. Nachher wirkte er zu Gunsten der maßvollen Verwaltung Martignacs, schloß sich aber, als dieser zunächsttrat, von neuem der Opposition an und polemisierte gegen das letzte Ministerium der alten Monarchie. Als die Revolution gesiegt hatte, stellte er sich mit der Macht seines Journals auf die Seite der neuen Dynastie und leistete dieser anhaltend treuen Beistand, obwohl er immer eine gewisse Unabhängigkeit bewahrte. Er starb 13. Sept. 1841. — Sein jüngerer Sohn, Louis Marie Armand B., geb. 22. Aug. 1801 zu Paris, übernahm nach dem Tode seines Vaters die Leitung des Journals. Ein geistreicher und feingebildeter Mann, mußte er in die Redaction des Blattes jene Einheit zu bringen, die wesentlich zum Erfolge der *«Débats»* beigetragen hat. Er starb 12. Jan. 1854. — Edouard François B., geb. zu Paris 1797, der zweite Sohn des ältern B., übernahm nach dem Tode seines Bruders Armand B. die Leitung des *«Journal des Débats»*, welche er mit sicherem Blick und großer Geschicklichkeit führte. Ursprünglich Landschaftsmaler in akademischer Manier, hatte er in einer langen Reihe von Jahren Italien, Sicilien, Griechenland, Kleinasien, Ägypten bereist und von da eine außerordentliche Menge Studien mitgebracht. Seine Zeichnungen, besonders die mit Aquarellen, sind durchweg gut, seine Gemälde dagegen verfehlt. Er starb zu Paris 13. Sept. 1871. — Die Schwester der beiden Brüder, Mademoiselle Louise Angélique B., geb. 15. Jan. 1805 in Les Roches bei Bédou, widmete sich anfangs der Malerei, nachher der Musik und lieferte 1827 dem Theater Feydeau die kleine komische Oper *«Le loup-garou»*, die mit Beifall aufgenommen wurde. Eine zweite Oper, *«Fausto»* (1831), war nicht ohne Originalität. Ihr späteres Werk, *«Emeralda»*, wozu ihr Freund Victor Hugo das Libretto gedichtet, fand 1836 in der französischen Großen Oper eine kühle Aufnahme. Sie gab 1842, unter dem Titel *«Les Glanes»*, einen Band Gedichte heraus, der von der Französischen Akademie gekrönt wurde. Sie starb zu Paris 26. April 1877.

Bertinazzi (Carlo Antonio), ein unter dem Namen Carlino bekannter ital. Schauspieler und Improvisator, geb. 1713 zu Turin, ergriff wie sein Vater das Waffenhandwerk und erwarb sich später seinen Unterhalt durch das Ertheilen von Ficht- und Tanzunterricht. Später kam er in Bologna als Arlecchino auf die Bühne und zeigte sich in dieser Charaktermaske, für die er ein ausgeprochenes Talent besaß, auch auf andern Theatern Italiens. Seit 1741 war er Mitglied des ital. Theaters zu Paris und starb daselbst 7. Sept. 1783. B. war eine hervorragende schauspielerische Kraft. Auch hat er eine Komödie *«Nouvelle métamorphoses d'Arlé-*

quin» (Par. 1763) verfaßt; unecht ist die von Betroux herausgegebene Korrespondenz *«Clement XIV et Carlo B.»* (Par. 1827).

Bertini (Henry), Klaviervirtuos, Schüler seines von Clementi gebildeten Bruders Benoit August, geb. 28. Okt. 1796 in London, gest. 1. Okt. 1866 auf seiner Villa bei Grenoble, lebte meistens in Paris und ist besonders durch seine *«Etüden»* allgemein bekannt geworden.

Bertoloni (Antonio), einer der ausgezeichnetsten ital. Botaniker, geb. 8. Febr. 1775 zu Sargano in Ligurien, studierte zu Pavia Medizin und Botanik, ließ sich dann als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder, wurde 1811 Professor der Naturwissenschaften am kais. Liceum zu Genua und 1816 an der Universität zu Bologna, wo er 17. April 1869 starb. B.s Hauptwerk ist die *«Flora Italica»* (10 Bde., Bologna 1833—54), welcher sich eine *«Flora Italica cryptogama»* (Bd. 1 u. 2, Bologna 1858—62) anschließt. Außer zahlreichen Abhandlungen, die in den *«Commentarii»* und *«Memorie»* der Akademie der Wissenschaften zu Bologna und andern periodischen Schriften erschienen, hat er seinen übrigen Werken noch die *«Amoenitates Italicae»* (Bologna 1819), *«Praelectiones botanicae»* (Bologna 1827), die *«Miscellanea botanica»* (24 Tle., Bologna 1842—65) und die *«Plantae novae asiaticae»* (Bologna 1864—65) zu nennen.

Berton (Charles François), namhafter franz. Schauspieler, geb. 16. Sept. 1820 zu Paris, besuchte unter Samsons Leitung das Konservatorium und debütierte 1837 am Théâtre français. Bald vermochte er sich zunächst an diesem Institut nicht zu halten und nahm ein Engagement am Boulevard-Theater an. Er trat dann abermals und mit mehr Erfolg am Théâtre français auf, wandte sich, nach dem er von Duprez im Gesang unterrichtet worden war, nach Wien, wo er als Sänger glänzte, von hier 1846 nach Petersburg, wo er bis 1855 mit großem Erfolge wirkte. Darauf wurde er am Theater der Gymnase zu Paris engagiert, wandte sich sodann zum zweiten mal nach Petersburg, wurde 1860 Mitglied des Gaietheaters zu Paris, 1868 des Odéon und 1869 des Theater der Porte St. Martin. Ein Gemüthsleiden wurde später zur Ursache seiner Entfernung von der Bühne. B. starb 15. Jan. 1874 zu Paris. Er war einer der vornehmlichsten schauspielerischen Vertreter des modernen franz. Konversationsstücks. Seit 1842 war er der Roman- und Jugendschriftstellerin Karoline Samson, Tochter seines Lehrers, vermählt. Sein Sohn Pierre, geb. 1843, ist ein tüchtiger Darsteller von Liebhaberrollen und seit 1872 Mitglied des Théâtre français.

Berton (Henri Montan), franz. Komponist, gest. 17. Sept. 1767 zu Paris, der Sohn Pierre Berton B.s (geb. 1727, gest. 14. Mai 1780, der ebenfalls viele Opern komponiert hat), erhielt schon in den von 15 Jahren eine Violiniststelle im Orchester der Großen Oper. In der Komposition war er (Orchesterdirigent der Großen Oper) sein erster Lehrer, und später gewährte ihm noch Sacchini Unterweisung. Seine ersten aufgeführten Kompositionen waren Oratorien und Kantaten, die *«Prométhée et mariage»* das erste Stück, welches er 1797 auf Theater brachte. Bei Errichtung des Konservatoriums wurde er als Harmonieprofessor an demselben angestellt. Von 1807 bis 1809 war er Musikdirektor an der Italienischen Oper (damals Opera buffa).

genannt), und von 1809 bis Ende 1815 wirkte er als Chef du chant (Chordirektor und Korrepetitor) an der Großen Oper. Bei der Neuorganisation des Konservatoriums 1816 erhielt er eine Kompositionsprofessur an diesem Institut, nachdem er kurz vorher schon Mitglied der musikalischen Section der Akademie geworden. Er starb zu Paris 22. April 1844. B. hat gegen 40 größere und kleinere Opern komponiert, mehrere darunter mit andern gemeinschaftlich, z. B. *«Blanche de Provence»* (1821) mit Boieldieu, Cherubini und Paër, *«Pharamond»* (1825) mit Boieldieu und Kreutzer, *«L'Oriflamme»* (1814) mit Méhul, Paër und Kreutzer. Auch hat er Ballette, Gelegenheitsstanzen, Romane sowie theoretische und kritische Musikschriften geschrieben. Als seine besten Opern gelten: *«Ponce de Léon»* (1794), wozu er auch das Libretto verfaßt, *«Montano et Stéphanie»* (1799), *«Le délice»* (1799) und *«Aline, reine de Golconde»* (1803).

Berton (Jean Baptiste, Baron), franz. Brigadegeneral, geb. 15. Juni 1769 zu Franchéal bei Sedan im Depart. Ardennen, trat als Lieutenant 1792 in die Legion der Ardennen, zeichnete sich namentlich seit 1807 in Spanien aus und erwarb sich allmählich den Grad eines Brigadiers. Nach der Restauration der Bourbons wurde er aus der Armee entfernt, weil er einen Kommentar über das Werk des Generals Laragay *«De la force dans les gouvernements»*, sowie eine Flugschrift gegen den Direktor der Polizei, Mounier, veröffentlicht und mehrere Petitionen im Sinne polit. Freiheit an die Kammer gerichtet hatte. Er ließ sich nun in Komplote gegen die Regierung ein, erob. 24. Febr. 1822 zu Thouars die Fahne des Aufstandes, proklamierte eine provisorische Regierung und marschierte mit 100 Mann Fußvolk und 25 Reitern auf Saumur; doch zerstreute sich seine Schar schon vor der Stadt. Man glaubte, B. sei nach Spanien entflohen, aber 14. Juni nahm ihn bei St. Florent ein Unteroffizier Wölkel gefangen. Restt seinen Mitschulbigen ward er den ordentlichen Richtern entzogen und vor die Rissen zu Poitiers gestellt, mit drei andern zum Tode verurteilt und 5. Okt. 1822 hingerichtet. Vgl. Laumier, *«Relation circonstanciée de l'affaire de Thouars et de Saumur»* (Poitiers 1822) und *«Procès de la conspiration de Thouars et de Saumur»* (Poitiers 1822).

Bertram (deutscher), Pflanzenart, s. unter *Achillea*.

Bertramstraut, s. unter *Parthenium*.

Bertramswurzel, s. *Anacyclus*.

Bertram (Friedr. Oskar), namhafter Landwirt, geb. 1824 in Heilbronn, besuchte die landwirtschaftliche Akademie zu Hohenheim, war dann zwei Jahre als Oeconomieverwalter in Württemberg thätig und wurde 1847 Verwalter des großen Gutes Ostin bei Naurum, das er namentlich durch Einführung der bisher auf dem Kontinent unbekannten Drainage mit Thonröhren zu einer Musterwirtschaft erhob. Im J. 1849 wurde zu Ostin eine praktische Ackerbauschule errichtet und B. die Leitung derselben übertragen; auch wurde er 1863 in den Verwaltungsrat des Landwirtschaftlichen Hauptvereins für Belgien berufen. Nachdem 1855 Ostin in andere Hände übergegangen war, nahm er 1857 die Stelle als Oberverwalter des dem Herzog Alfred von Croÿ gehörigen Gutes Carthaus-Weidern in Weiskalen an, welches er ebenfalls schnell emporbrachte. Auch gab B. den

«Anstöß zur Gründung von Ackerbauschulen in Weiskalen». Seit 1869 steht B. an der Spitze der Domänenverwaltung des Herzogs von Croÿ. Außer zahlreichen Abhandlungen über landwirtschaftliche Gegenstände schrieb B. ein mit dem Kroppepreis gekröntes Werk: *«Ackerbau und Viehzucht für den kleinen Landwirt»* (3. Aufl., Rastl. 1871), und *«über landwirtschaftliche Pachtverträge»* (Bresl. 1870).

Bertrand (Henri Gratien, Graf), franz. General, einer der treuesten Anhänger Napoleons I., geb. 28. März 1773 zu Châteauroux im Depart. Indre, widmete sich dem Ingenieurwesen und trat während der Revolution in die pariser Nationalgarde, später in das Geniecorps, in dem er 1795 Kapitän wurde. Im J. 1796 kam er zur ital. Armee, wohnte dann der Expedition nach Ägypten bei und siegte, nachdem er die Befestigung von Alexandria geleitet, zum Brigadegeneral auf. B. erwarb sich 1806 durch Tapferkeit in der Schlacht von Austerlitz die besondere Gunst Napoleons und wurde zum Adjutanten des Kaisers ernannt. Im J. 1806 brachte er die Kapitulation von Spandau zu Wege, und 1807 zeichnete er sich als Divisionsgeneral bei Friedland aus. Im Feldzuge von 1809 erwarb er sich nach der Schlacht von Wagram durch die Herstellung der Übergangsbrücken über die Donau großes Verdienst, wofür ihn Napoleon zum Grafen und an Marmonts Stelle zum Gouverneur von Ägypten ernannte. Mit gleicher Auszeichnung focht B. in den Feldzügen von 1812 und 1813, und nach Turcos Tode ward er Großmarschall des Palastes. Er befehligte damals das Referatcorps, focht bei Lützen und Bautzen, konnte zwar bei Bartenburg Blüchers Übergang nicht hindern, behauptete aber in der Schlacht bei Leipzig den für den Rückzug so wichtigen Punkt von Lindenau gegen Gölz und deckte nach der Schlacht bei Sanau den Rheinübergang des franz. Heeres bei Mainz. Nach der Rückkehr nach Paris wurde er zum Aide-major-général der Nationalgarde ernannt, lebte aber bei der wachsenden Gefahr bald wieder zur Armee zurück und folgte dem Kaiser nach Elba. B. war Napoleons innigster Vertrauter bei dessen Plänen betreffs der Rückkehr nach Frankreich. Nach der Schlacht bei Waterloo folgte B. mit seiner Familie dem Kaiser nach St. Helena und gab hier, unter den größten Opfern und Beschwerden, mit den Selten ein denkwürdiges Beispiel treuer Ergebenheit. Erst nach Napoleons Tode lebte er nach Frankreich zurück, wo er von Ludwig XVIII. wieder in alle seine Würden eingekleidet wurde. Nach der Revolution von 1830 wählte ihn das Departement Indre in die Kammer, wo er sich der liberalen Partei anschloß und namentlich für die Freiheit der Presse und die Abschaffung der Pairskammer sprach. Da er 1834 nicht wiedergewählt ward, zog er sich auf sein Landgut zu Châteauroux zurück und starb daselbst 31. Jan. 1844, nachdem er noch vorher, 1840, bei der Überführung der Asche Napoleons thätig gewesen war.

Bertrich, Dorf und Badeort im Kreise Rodem des preuß. Regierungsbezirks Koblenz, 165 m über dem Meere, in einem reichbewaldeten, von 250 m hohen Bergen eng eingeschlossenen Thale, welches der dem linken Moselarm des J. zufließende Nibbach durchschneidet. Die beiden 26° R. warmen (Chlornatrium, schwefelsaures Natrium, schwefelsauren Kalk u. s. w. enthaltenden) Quellen, welche dem kleinen, nur 332 E. zählenden Orte jährlich

zahlreiche (1877: 927) Badegäste zuführen, entspringen an der südwestl. Seite des Thals am Fuße der interessanten Fächerhöhe (oder des Palmbergs) und versorgen das nahe Kurhaus, Armenhaus und den Tränbrunnen. Das Wasser ist besonders wirksam gegen Rheumatismus und Gicht, chronischen Nagenlatarrh, Menstruationsstörungen, Haut- und Drüsenkrankheiten. Die Römer kannten bereits die Heilkraft dieser Quellen. Zweckmäßige Einrichtungen trafen erst die Erzbischöfe von Trier, unter deren Herrschaft der Ort 1392 kam, 1456 wurden die ersten Badeeinrichtungen hergestellt. Das meiste hat aber B. dem Erzbischof Clemens Wenzeslaus zu danken, welcher 1770 unter anderm auch das mit dem Bildnis seines Gründers geschmückte Kurhaus bauen ließ. Die Umgegend ist merkwürdig durch vulkanische Bildungen, so die 405 m hohe Jallenslei mit dem halb eingestürzten Krater und die von Basaltsäulen getragene Käsegrötte mit dem durch den Erweisbad gebildeten, 15 m hohen Wasserfall, über welchen die fast 11 m lange Wilhelmstraße schwebt. Vgl. Böhm, „Bericht über das Bad B.“ (Berl. 1859).

Vertuch (Friedr. Justin), ein um deutsche Literatur, Kunst und Industrie vielfach verdienter Mann, geb. 30. Sept. 1747 zu Weimar, studierte seit 1765 zu Jena erst Theologie, dann die Rechte und wurde 1769 Erzieher der Söhne des auch als Dichter bekannten Freiherren Sachoff von Egt auf Tobitschen bei Altenburg, der ihn für das Studium der span. und portug. Litteratur gewann. In diese Zeit fallen B.s „Wiegenliederchen“ (Altend. 1772), denen er in den nächsten Jahren verschiedene poetische Arbeiten, darunter das Trauerspiel „Estriede“ (Weim. 1775; 1780) und das Monodrama „Polygrena“ (Eps. 1775) folgen ließ. Inzwischen hatte er sich 1773 in Weimar niedergelassen, half Wieland bei der Rektion des „Mercur“, und wurde 1775 zum weimar. Kabinetsekretär, 1776 zum herzogl. Rat und 1785 zum Legationsrat ernannt. Außer andern Übertragungen aus dem Französischen und Spanischen veröffentlichte B. eine deutsche Bearbeitung des „Don Quixote“ von Cervantes mit der Fortsetzung von Avellaneda (6 Bde., Eps. 1775–76; 1780–81) und gab auch mit von Sedendorf und von Zanthier das „Magazin der span. und portug. Litteratur“ (3 Bde., Dessau 1780–83) heraus. Mit Wieland und Schüz entwarf er den Plan zur „Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung“, welche 1785 ins Leben trat und für die literarische Entwicklung Deutschlands von großer Bedeutung wurde. Außerdem begann B. 1786 mit Kraus die Herausgabe des „Journal des Luxus und der Moden“, des ersten aller deutschen Modenblätter, das bis 1827 erschien und für die Geschichte der Sitte und Kultur im Zeitalter der Französischen Revolution und des Kaiserreichs noch sehr von histor. Interesse ist. Zu diesen Unternehmungen kamen 1790 die „Blaue Bibliothek aller Nationen“ (11 Bde., Göttingen 1790–97) und das feinerzeit in vielen tausend Exemplaren verbreitete „Bilderbuch für Kinder“ (190 Hefte, Weim. 1790–1822), welches der Vorgänger vieler späterer Werte dieser Art wurde. Zur Herstellung und zum Vertriebe aller dieser literarischen Produktionen begründete B. 1791 das „Landesindustriecomptoir“, welches mit seinen Zweiganstalten ein Mittelpunkt für Schriftsteller und Künstler wurde. In einer derselben, dem „Geographischen Institut“, erschienen unter anderm die „Geogr. Ephemeriden“, die B. zuerst mit

von Zach, dann mit Gaspari, Hermann u. a. (1798–1824) herausgab. B. starb 3. April 1822.

Verurkraft, s. unter Erigeron.

Berufung (früher Appellation genannt) ist sowohl civilprozeßualisch wie strafprozeßualisch dasjenige ordentliche Rechtsmittel (s. d.), durch welches jemand eine Entscheidung des Unterrichters der Prüfung und Beurteilung einer höhern Instanz unterstellt. Sie ist hervorgegangen aus der appellation der röm. Kaiserzeit.

1) Civilprozeßualisch findet die B. nach der Deutschen Reichs-Civilprozeßordnung statt gegen Endurtheile (welchen gewisse Zwischenurtheile gleichgestellt sind), aber nur erster Instanz, nicht, wie die frühere gemeinrechtliche Oberappellation, auch gegen Urtheile der Berufungsinstanz, insofern sie eine Verachtelung (Wescherbe, gravamen) für die Partei enthalten. (Eine bestimmte Höhe des Berufungsinteresses, *summa appellabilis*, wird nicht wie in früheren Rechten erfordert.) Verdamnisurtheile jedoch können von dem Säumigen nicht mit der B. angefochten werden, außer, wenn der Einspruch dagegen unstatthaft ist, wegen irrthümlicher Annahme der Verdamnisurtheile.

Die B. hat 1) Suspensiv-Effekt, d. h. sie hemmt (suspendiert) die Wirksamkeit (Rechtskraft, Vollstreckbarkeit, insofern das Urteil nicht für vollständig vollstreckbar erklärt ist) des Urteils; 2) Revolutiv-Effekt, d. h. sie bringt (revolvirt) das Rechtsstreit vom Gericht erster Instanz (*index a quo*) an das nächst höhere Gericht, Berufungsgericht (*index ad quem*), also vom Amtsgericht an das Landgericht, vom Landgericht an das Oberlandesgericht. Sie bezieht nicht bloß Nachprüfungen des angefochtenen Urteils (*sententia a qua*), d. h. Prüfung, ob auf Grund des vorliegenden Materials richtig geurtheilt sei, sondern auf Erneuerung der mündlichen Verhandlung. In den durch die Berufungsanträge bestimmten Grenzen, d. h. insofern das Urteil angefochten und seine Abänderung beantragt ist, wird der Rechtsstreit vor dem Berufungsgericht von neuem verhandelt; und auch in erster Instanz nicht geltend gemachte Angriffs- und Verteidigungsmittel, neue Thatsachen wie neue Beweismittel (*Nova*), können von den Parteien in der Berufungsinstanz vorgebracht, unterbleiben oder verweigerte Erklärungen (über Thatsachen, Urkunden, Eideszuschiebungen) nachgeholt werden (verschleppendes neues Vorbringen kann das Gericht nachträglicher Verhandlung vorbehalten, und einzuweisen ohne Rücksicht auf daselbe ein vorläufiges Urteil erlassen). Durchaus unzulässig dagegen sind neue Ansprüche, es sei denn zum Ziel unvertheilbar veräußert Kompensation. Andererseits ist aber der Prozeßstoff erster Instanz Gegenstand auch der Berufungsinstanz (er ist von den Parteien, soweit erheblich, vorzutragen, nöthigenfalls Berichtigung oder Vervollständigung des Prozeßstoffes durch den Vorliegenden zu veranlassen). Daher zu halten auch das in erster Instanz abgegebene Erkenntnis, die in erster Instanz erfolgte Annahme, Zurückziehung, Leistung, Verweigerung, Erlassung eines Eides (vorausgesetzt, daß seine Annahme vom Berufungsgericht für gerechtfertigt erklärt wird) ihre Wirksamkeit auch für die Berufungsinstanz; daher auch die in der Civilprozeßordnung §. 504 abweichend von dem erstinstanzlichen Verfahren bestimmte Verdamnisfolge. Wenn das Berufungsgericht das angefochtene Urteil aufst.

so hat es zugleich ein anderes an seine Stelle zu setzen; nur so weit aber darf das unterrichtliche Urteil abgeändert werden, als eine Abänderung beantragt ist. An die erste Instanz zurückverweisen zum Zweck weiterer Verhandlung muß das Berufungsgericht die Sache nur aus den in der Civilprozeßordnung §. 500 aufgeführten Gründen, und dann dies, wenn es wegen eines wesentlichen Mangels des Verfahrens Urteil und Verfall (soweit es von dem Mangel betroffen) ausstelt.

Eingelegt wird die Berufung durch Zustellung eines Schriftsatzes seitens des Berufungsklägers (Appellanten) an den Berufungsbeklagten (Appellaten); notwendig muß die Berufungsschrift enthalten die Bezeichnung des angefochtenen Urteils, Berufungserklärung, Ladung des Gegners zur mündlichen Verhandlung über die Berufung, soll aber auch (als vorbereitender Schriftsatz) das zur Vorbereitung der mündlichen Verhandlung Erforderliche (Civilprozeßordnung §. 480) enthalten. Die Frist für die Einlegung (Berufungsfrist) ist Kistfrist, und beträgt einen Monat, von Zustellung des Urteils gerechnet (Civilprozeßordnung §§. 477, 478). Auch nach Ablauf der Berufungsfrist und ungeachtet seines Verichts auf die B. bis zum Schluß der mündlichen Verhandlung kann sich aber der Berufungsbeklagte der B. anschließen (Adhäsion), die Abänderung des Urteils zu seinen Gunsten beantragen; Anschließung innerhalb der Berufungsfrist (Prinzipaladhäsion) gilt selbständiger Einlegung gleich; die accessoriische wird hinfällig, wenn die B. zurückgenommen oder als unzulässig verworfen wird. — Als „unzulässig“ verworfen wird die B., wenn es an einem ihrer Erfordernisse mangelt; ob diese vorhanden, hat das Berufungsgericht von Amts wegen zu prüfen. Die B. ist behandelt in der Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich, Buch 3 (Rechtsmittel), Abschn. I, §§. 472–506.

II) Strafprozeßualisch ist die B. das gegen noch nicht rechtskräftige Endurteile erster Instanz zulässige Rechtsmittel, durch welches dieselben in thatsächlicher und rechtlicher Beziehung angefochten werden können. Die Deutsche Strafprozeßordnung gestattet dieses Rechtsmittel (§§. 354 fg.) nur gegen Urteile der Schöffengerichte beziehungsweise Urteile der Amtsrichter ohne Zuziehung der Schöffen (§. 211, Abs. 2) und die österr. Strafprozeßordnung vom 23. Mai 1873 in den §§. 283, 345 nur gegen Endurteile der Gerichtshöfe erster Instanz und der Schwurgerichte hinsichtlich des Ausspruchs über die Strafe und über privatrechtliche Ansprüche. Es ist dies eine Konfession denen gegenüber, welche in einem auf dem Prinzip der Mündlichkeit (Unmittelbarkeit) beruhenden Strafverfahren, welches auch keine bestimmte Beweisstheorie mehr kennt, die B. entweder für sinnlos oder als des Charakters eines Rechtsmittels entbehrend erachten. Denn während der erste Richter auf Grund sorgfältiger mündlicher Verhandlung geurteilt hat, kann der zweite Richter dies nur auf Grund der Akten, oder aber er urteilt, falls in der zweiten Instanz die Beweisaufnahme ganz oder teilweise wiederholt wird, über etwas anderes, als der erste Richter, zumal vielleicht inwischen Zeugen verstorben sind oder sich nicht mehr so genau, wie früher, auf die Einzelheiten des Falls besinnen können, abwesend sind u. f. w. Doch wird in neuester Zeit (s. B. auf dem Deutschen Anwaltstage von 1881) für Ausdeh-

mung der B. auch gegen Urteile der Landgerichte die Stimme erhoben.

Die rechtzeitige Einlegung (binnen einer Woche zu Protokoll des Gerichtsschreibers oder schriftlich bei dem Gericht §. 356) bewirkt, daß das Urteil, soweit es angefochten ist, nicht rechtskräftig wird. Die Anlegungsgründe sind, wegen Beschränkung anderer Rechtsmittel, sehr umfangreich und verschiedenartig. Die Geltendmachung neuer Thatfachen und Beweismittel zur Unterstützung wie zur Widerlegung der B. ist unbeschränkt. Eine Rechtsfertigung der B. ist nicht erforderlich; sie kann aber binnen einer Woche nach Ablauf der Einlegungsfrist gerechtfertigt werden. Sind nicht bestimmte Beschwerdepunkte angegeben, so gilt der ganze Inhalt des Urteils als angefochten (§. 359). Der Amtsrichter kann durch Beschluß die B., wenn sie verspätet eingelegt scheint, zurückweisen, wogegen der Beschwerdeführer binnen einer Woche nach Zustellung des Beschlusses auf die Aufhebung des Berufungsgerichts antragen kann, was jedoch die Vollstreckung nicht hemmt. Weist das Berufungsgericht die B. nicht durch Beschluß zurück, so ist dieselbe durch Urteil zu erledigen. Sie wird verworfen, wenn weder der Beschwerdeführer, noch der Angeklagte erscheinen. Die in erster Instanz vernommenen Zeugen müssen wieder geladen werden, soweit nicht die wiederholte Vernehmung zur Aufklärung der Sache nicht erforderlich erscheint. Die Verlesung von Protokollen über Aussagen von Zeugen und Sachverständigen in erster Instanz ist ohne Zustimmung der Staatsanwaltschaft und des Angeklagten nicht zulässig, wenn wiederholte Vernehmung erfolgt oder rechtzeitig beantragt ist (§. 366). Die für begründet erachtete B. bewirkt, daß das angefochtene Urteil ganz oder teilweise durch ein neues zu ersetzen ist. Dieses wird vom Berufungsgericht oder aber von dem untern Gerichte erlassen. Ist die B. nur vom Angeklagten eingelegt, soll (§. 372) das Urteil nicht zum Nachtheil desselben abgeändert werden dürfen (Verbot der reformatio in pejus), was auch gemeinrechtlich Rechts war.

Litteratur: Schwarze, »Die zweite Instanz im mündlichen Strafverfahren« (Wien 1862); derselbe in von Holkenborgs »Handbuch des Deutschen Strafprozeßrechts« (Bd. 2. Berl. 1879); von Kries, »Die Rechtsmittel des Civilprozeßes und des Strafprozeßes« (Bresl. 1880); Geiger, »Lehrbuch des gemeinen Deutschen Strafprozeßrechts« (Lpz. 1880).

Beruhigende Mittel (Sedativa) sind diejenigen Heilmittel, welche krankhafte Erregungszustände des Nervensystems herabstimmen oder ganz beseitigen. Man nennt diese Mittel auch beräusigende, lalmierende, lindernde. Die Mittel wirken bald vorzugsweise auf die Gefäßnerven als schmerzstillende (Anodyna) oder empfindungs lähmende (Anästhetische Mittel), bald auf die Bewegungsnerven als trampfällende (Antispasmodica), bald auf das Gehirn als schlafmachende (Hypnotica) und betäubende (Narcotica) oder betäubende (Nebriantia). Es gehören hierher teils chemisch und physikalisch, teils psychisch wirkende Mittel. Zu den chemisch wirkenden zählt man eine große Anzahl narcotischer Arzneien (besonders Belladonna, Pilsentraut, Opium und Morphinum), dann die ätherartigen oder anästhetischen Mittel (Schwefeläther und Chloroform, vor allem aber Chloralhydrat und Krotonechloral), die spirituellen (berauschenden) Mittel einzelne alkalische Mittel

(Bromkali), gewisse ätherisch-ölige Substanzen (Kamille, Valerian; Asa foetida, Moschus). Als physikalisch wirkende dienen teils die Kälte, insofern durch sie die entzündliche Spannung der Gewebe und die hierdurch bedingten Schmerzen vermindert werden, teils die Wärme in der Form feuchtwarmer Umschläge, welche einen regeren Blutumlauf und eine wirksame reflektorische Ableitung zur Folge haben. Von den mannigfachen psychischen Berührungsmitteln sind zu nennen die methodische Entziehung des Lichts, die Anwendung geistiger und geselliger Unterhaltung, die zerstreute Beschäftigung mit Arbeit zur Beruhigung eines krankhaft aufgeregten Gemüths (vgl. Kani, „Von der Macht des Gemüths, durch den bloßen Vorfall seiner krankhaften Gefühle Meister zu werden. Mit Anmerkungen von Juselius“, 2. Aufl. 1881), endlich der sog. Hypnotismus, d. h. ein schlafähnlicher Zustand, in welchen man durch anhaltendes Fixieren eines vor die Augen gehaltenen (insbesondere glänzenden) Gegenstandes verfährt.

Berührungselektricität, s. Galvanismus.

Berula A., Pflanzengattung aus der Familie der Doldengewächse. Sie besteht aus perennierenden Kräutern mit einfach gefiederten Blättern, vielstrahligen Dolben und vielblättrigen Dolbchen, mit weichen Wälen und sahlen, eiförmigen Früchtchen. Die einzige in Deutschland und überhaupt in Europa vorkommende Art, *B. angustifolia* Koch, Berle, ist ein Sumpfgewächs mit buschigem Wurzelstock, aufrechtem, bis 1 m hohem, röhrigem Stengel, lanzettlichen Wäldchen.

Berun (Alt.), Stadt in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Pleß, an der Straße Breslau-Krasau, zählt (1880) 1946 meist lath. und polnisch sprechende E., welche hauptsächlich Landwirtschaft betreiben, hat eine Sprengstoff- (Dynamit-) und eine Händwarenfabrik. — Etwa 7 km südöstlich von Alt-B. liegt Neu-Berun, Station der Oberschlesischen Eisenbahn (Linie Wroslaw-Dawiecin), ein zu drei Gemeinden gehöriger Häuserkomplex mit Rittergut Kopciowiz, 2 km von der österr. Grenze, zählt 230 meist lath., poln. E., welche Handel, Gewerbe und Ackerbau betreiben.

Berulle (Charles Élément), einer der größten Kupferstecher der Französischen Schule, geb. 23. Mai 1756 in Paris, war ein Schüler von J. G. Wille und wurde 1784 Mitglied der Akademie. Er starb 23. März 1822. Seine Werke sind nicht zahlreich und gehören zu den gesuchtesten der Französischen Schule. Seine berühmteste Arbeit ist das Bildnis Ludwigs XVI. in ganzer Figur nach einem Gemälde von Galle. Da die Platte hierzu in den Revolutionskriegen 1793 zerfallen wurde, so sind Abdrücke derselben äußerst selten. Die Nichtigkeit seiner Zeichnung, die Kleinheit und der Glanz seines Grabstichels geben seinen Arbeiten klassischen Wert.

Berwald, schwed. Musikerfamilie, aus welcher namentlich hervorzuheben sind: Johanna Fredrik B., geb. 4. Dez. 1787 zu Stockholm, bildete sich unter Abt Vogler als Komponist, Violin-, Klavier- und Orgelspieler aus, unternahm 1817–19 große Konzertreisen, wirkte 1823–49 als Kapellmeister in Stockholm und starb daselbst 26. Aug. 1861. Er komponierte Symphonien, Konzerte, Streichquartette u. f. w. — Sein Vetter Franz Adolf B., geb. zu Stockholm 23. Juli 1796, war 1835–40 Vorstand eines orthopädischen Instituts in Berlin, betrieb nachher in Norrland eine Glasfabrik, wurde

aber später Lehrer der Komposition am Konservatorium in Stockholm. Er starb 3. April 1868 zu Stockholm. B. hat in beinahe allen Zweigen der Musik tüchtige Kompositionen geliefert. Seine Oper „Estrella di Soriano“ kam in Stockholm und Wien zur Aufführung, die Operette „Der Verwirrte“ in Berlin; auch komponierte er mehrere von Fröhe und Originalität zeugende Symphonien, Kantaten, Ouverturen und Quartette.

Berwid (vfr. Berrid, Berwidshire), Grafschaft in Schottland, von der Nordsee und den Grafschaften Haddington, Edinburgh, Selkirk und Roxburgh begrenzt und durch den Tweed von England (Northumberland) getrennt, umfaßt 1202,44 qkm eines im S. ebenen, im N. und NW. durch im Sagres Law 534 m aufragende, sonst kaum 360 m hohe Zweige der Lammermoorberge erfüllten Landes, das in den Berggipfeln unfruchtbar, in den südöstl. Ebenen hingegen neben Heidegründen einen überwiegend guten, zum Ackerbau geeigneten Boden besitzt. Der Sandstein herrscht in der ganzen Grafschaft vor, die in südöstl. Richtung den Leader, Bladadder, Whiteadder zum Tweed und den Ege unmittelbar zu dem felsigen und hohen, seit unzugängliche Küsten bildenden Meere sendet. Das Klima ist zwar rauh, doch trocken und daher dem Landbau förderlich, welcher in den Thälern der Berggipfel, auf jurassischem Kalkgrund und in den geeigneten Teilen der Ebenen auf meist kleinen, aber sehr wertvollen Besitzungen betrieben wird. Vortreffliche Rindviehzucht, unterstützt durch die Bergtriften, Schaf- und Schweinezucht, Ackerbau und der Handel mit den Landeserzeugnissen sind die Hauptnahrungsquelle der Bevölkerung, die sich (1881) auf 35383 Köpfe beläuft. Hauptstadt ist Greenlaw mit 800 E.

Berwid (James Fitzjames, Herzog von), ausgezeichnete Feldherr Ludwigs XIV. von Frankreich, geb. 21. Aug. 1670, war der natürliche Sohn des Herzogs von York, des nachmaligen Königs Jakob II., und der Arabella Churchill, der Schwester des Herzogs von Marlborough, und führte anfangs den Namen Fitzjames. Seine Erziehung erhielt er in Frankreich, und die ersten Kriegskünste that er unter dem Herzog Karl von Lothringen gegen die Türken in Ungarn. Im J. 1687 nach England zurückgekehrt, erhielt B. von seinem Vater den Herzogstitel und mußte, als 1688 der Prinz von Oranien landete, mit jenem nach Frankreich entfliehen. Von hier aus beteiligte er sich an der Expedition Jakobs nach Irland, bei der er verwundet wurde, trat dann in franz. Dienste, folgte 1691 und 1692 unter Luxemburg in Flandern, später unter Villeroi, und wurde von Ludwig XIV. zum Generalleutnant erhoben und naturalisiert. Im Spanischen Erbfolgekriege führte er 1704 die franz.-span. Armee auf der Pyrenäischen Halbinsel, mußte aber schon im folgenden Jahre zurückweichen und das Kommando in Languedoc gegen die Engländer übernehmen, die er mit großer Härte behandelte. Noch 1705 wurde er Kommandeur der franz. Truppen in Savoyen und eroberte 4. Jan. 1706 Nizza. Hierauf zum Marischall ernannt, befehligte er wieder in Spanien, wo er 25. April 1707 bei der Schlacht von Almansa gewann, welche die spanische Herrschaft auf dem span. Thron begründete. Philipp V. erhob ihn dafür zum Herzog von Ben und Aleria. Zu Anfang 1708 befehligte B. am Rhein und folgte dann dem Prinzen Eugen nach

Flanbern, wo er sich mit dem Heere unter Vendôme vereinigte. Infolge von Zwistigkeiten mit letzterem übernahm er jedoch wieder das Kommando in Savoyen und diente Provence und Dauphiné. Im J. 1714 war er in Spanien und vollzog hier den letzten Akt des Erbfolgekriegs durch die Einnahme von Barcelona 11. Sept. 1714. Bis dahin der Gehilfe Philipps V., führte er 1718 die franz. Armee über die Pyrenäen, um im Namen der Quadrupelallianz Spanien in die Grenzen des Ultramaritens zu rücken zu lassen. Nach einer langen Unthätigkeit übernahm er noch einmal 1733, beim Ausbruche des poln. Erbfolgekriegs, den Oberbefehl am Rhein. Nachdem er Kehl genommen, belagerte er 1734 Philippsburg, wo er 12. Juni durch eine Kanonenkugel seinen Tod fand. B. war ein besonnener, mahovoller, dabei sehr energischer Charakter und besaß alle Eigenschaften eines tüchtigen Feldherrn. Aus der Ehe mit seiner ersten Gemahlin, Tochter des Grafen Elanricarde, stammen die Herzöge von Atria in Spanien. Im J. 1699 vermählte er sich zum zweiten male mit Nis. Bülkeley, durch die er Vater des ersten Herzogs von Fitzjames wurde. Die *«Mémoires du Maréchal de B.»* (2 Tle., Haag 1737–38) sind nicht von ihm; doch veröffentlichte später der Herzog von Fitzjames B.s eigenhändige *«Mémoires»* (2 Tle., Par. 1778). Vgl. *«The life of James Fitz-James, duke of B.»* (Lond. 1838).

Bermid-on-Tweed (spr. Berriid-on-Twēd), Borough, Municipal- und befestigte See- und Hafenstadt der engl. Grafschaft Northumberland, innerhalb der schott. Grafschaft B. gelegen, an der Mündung des schott. Grenzflusses Tweed in die Nordsee, Knotenpunkt der North-British- und der North-Eastern-Eisenbahn, ist gut gebaut, besitzt sechs Kirchen und hat auch in dem Guildhall ein stattliches Gebäude mit Turm und Glockenspiel. Die Zahl der Bevölkerung beträgt (1881) mit den Vorstädten Tweedmouth und Spittal, beide südlich des Tweed, 13996 E. Die Stadt war als wichtiger Grenzort früher eine starke Festung. Die alten Festungswerke stehen noch und sind in gutem Stande. Wegen die Landseite erheben sich fünf Bastionen und den Hafen verteidigen Batterien. Die Einfahrt auf dem Tweed ist durch einen großen Steinbamm mit einem Leuchtturm gesichert. Schiffe von 500 t legen an den Quais an. Über den Tweed führen drei Brücken und ein großartiger, von Stephenson erbauter Viadukt für die London-Gölnburger Eisenbahn. Der Fluß ist schieflach, und in Eis verpackte Salme bilden nebst Krabben, Hummern, Korn, Korken und Wbist die Hauptausfuhrgegenstände. Die Stadt besitzt Schiffswerfte, Eisengießereien, Dampfmaschinen-, Hut- und andere Fabriken.

Bergk., ein Edelstein, von den Juwelieren Aquamarin genannt. Derselbe findet sich in schönen Kristallen, die häufig als große, sechsseitige Prismen mit festschraffierter Streifung erscheinen, an den Enden außer der Basis auch wohl Pyramiden zeigen und in Granit, in Glimmerschiefer, auf Kalken u. s. w. vorkommen. Seine Bestandteile sind 66–68 Proz. Kieselsäure, 16–18 Proz. Thonerde, 12–15 Proz. Bergk. (Be, Al, Si, O₂), wobei sich geringe Mengen von Chromoxyd und Eisenoxyd finden. Die Farbe des B. geht von Bergk. und Apfelgrün einerseits ins Himmelblaue, andererseits ins Honiggelbe und Weingelbe. Er ist gewöhnlich glasglänzend durchsichtig oder halbdurchsichtig, als gemeiner B. nur durchscheinend.

Der B. bildet eine Varietät vom Smaragd, welcher dieselbe chem. Zusammensetzung hat, aber seiner Farbe und seines Glanzes wegen als Edelstein mehr geschätzt wird. Der B. findet zu den verschiedensten Schmuckgegenständen Anwendung, namentlich zu Ringen und Knebelsteinen, Ohrgehängen u. s. w. Gewöhnlich gibt man ihm die Form eines Brillants, da er wegen seines geringen Glanzes viele Facetten erhalten muß. Die besten edeln B. liefern der Ural (Kursk, Schaitanla, Miast) und Altai; die trüben gemeinen B. finden sich in Deutschland namentlich bei Bodenmais in Bayern; sie erreichen mitunter sehr beträchtliche Größe, wie denn zu Limoges in Zentralfrankreich armeide Kristalle nicht selten sind; ja zu Grafton in New Hampshire trifft man 1,5 bis 2 m lange, aber fußdicke, bis 1500 kg schwere Rieskristalle.

Bergk., f. Bergk. (Verbindungen). **Bergk.**, auch Bergk. genannt (chem. Zeichen oder Symbol Be, Atomgewicht 9), ist ein Metall, welches sich als Bergk. (einem Oxyd des B.) in mehreren Mineralien, wie dem Bergk., Chrysoberyll, Smaragd, Aquamarin, Eufas und Wenaal findet. Das B. wurde zuerst 1828 von Wöhler im reinen metallischen Zustande dargestellt. Man erhält es, wenn man Chlorbergk. in einem Platintiegel mit Natriumstücken schmelzt und dann das Ganze anfangs gelinde erwärmt, später aber stark glüht. Dadurch entsteht Chloranatrium und B., welches als Pulver oder in Form kleiner Kügelchen zurückbleibt, wenn man das Chloranatrium mit Wasser auflöst. Zusammengeschmolzen ist es zinkweiß, schmelzt und hämmert und oxydiert nicht an der Luft und im Wasser. Sein spezifisches Gewicht ist 2,1. Es zerfällt das Wasser selbst in der Weighalbhöhe nicht; durch verdünnte Säuren wird es mit Leichtigkeit gelöst.

Die Bergk.-Verbindungen haben manche äußere Ähnlichkeiten mit den Aluminiumverbindungen, weshalb man früher das B. in die Aluminiumgruppe einreichte; neuere Forschungen haben aber gezeigt, daß seine Verbindungen vielerlei Verschiedenheiten von jenen haben, und daß namentlich eine Alumbildung, welche der Aluminiumgruppe charakteristisch ist, hier nicht vorkommt. Gegenwärtig wird das B. allgemein als zweierwertig betrachtet, seine Verbindungen sind demnach BeO, Bergk.oxyd oder Bergk., Be(OH)₂, Bergk.oxydhydrat, BeCl₂, Bergk.chlorid u. s. w. Allgemeineres Interesse hat weder das Metall noch seine Verbindungen.

Bergk., alte Hafenstadt an der phöniz. Küste, jekt Beirut (f. d.).

Bergk. (Bergama), Fluß in Südungarn, entspringt auf der Nordwestseite des Berges Kapuschin im Komitat Krassó-Szörény, durchbricht im Oberlauf eine romantische Thalenge, tritt bei Gattaja in die Ebene, teilt sich sofort in mehrere Arme, die zum Teil im Alluvialen Sumpfe (f. d.) und im Werscher Moraste verschwinden oder von Kanälen aufgesaugen werden. Der Hauptarm durchzieht in vielen Windungen und fortgesetzten Teilungen das Land und mündet schließlich unterhalb Kanal in die Temeß, deren größten Zufluß die B. bildet. Der Fluß ist nicht schiffbar, zu Fuß aber häufige Überschwemmungen hervor.

Bergk., ein nach Bergk. benanntes höchst seltenes Mineral von Längbandspalta. Es ist verb., gelblichweiß und honiggelb, fettglänzend und etwas

durchscheinend, unschmelzbar, hat Härte 5,5, spezifisches Gewicht 2,2; in chem. Hinsicht besteht es wahrscheinlich aus einem normalen Arseniat von Kalk und Magnesia, von der Formel $(CaMg)As_2O_6$, worin auch ganz wenig Manganoxydul.

Berzelius (Joh. Jak., Freiherr von), einer der bedeutendsten Chemiker der neuern Zeit, geb. 29. Aug. 1779 zu Wexsteds in Kirchspiel Wästerlunda um weit Vindöping in Ostgotland, besuchte das Gymnasium zu Vindöping, und kam 1796 auf die Universität zu Uppsala, um sich der Medizin und Chemie zu widmen. Die erste Frucht seiner Studien und eines einjährigen Aufenthalts als Assistent des Brunnenarzes im Badorte Nedevi war die „Nova analysi aquarum Mediviensium“ (Ups. 1800). Seit 1802 als Arzt und Docent der Medizin und Pharmacie in Stockholm thätig, wurde B. 1806 Lehrer der Chemie an der Kriegsakademie und im folgenden Jahre Professor der Medizin und Pharmacie in Stockholm. Hier begründete er 1807 mit mehreren andern Ärzten die Schwedische Gesellschaft der Ärzte. Im J. 1808 zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Stockholm ernannt, ward er bereits 1810 zu deren Vorstand und 1818 zu deren beständigem Sekretär erwählt. Letzteres Amt verwaltete er bis zu seinem Tode, der ihn 17. Aug. 1848 ereilte. Im J. 1818 war B. in den Adels-, 1835 in den Freiherrenstand erhoben worden. Als Abgeordneter in der Ständeverammlung sowie seit 1838 als Reichsrat entwickelte B. nur eine unbedeutende Thätigkeit. Dagegen sind seine Verdienste um die Wissenschaft von höchster Bedeutung. Die Gestaltung der anorganischen Chemie beruht größtentheils auf B. Entdeckungen. B. entdeckte das Selen, Cer und Thorium, stellte Calcium, Barium, Strontium, Tantal, Silicium, Zirkonium zuerst als Elemente dar und untersuchte ganze Klassen von Verbindungen, so die der Flußsäure und der Fluorometalle, der Platinmetalle, des Tantals, Molybdäns, Vanadins, die Schwefelsäure u. s. w. Er stellte eine neue oder wenigstens ganz umgeänderte Nomenklatur und Klassifikation der chem. Verbindungen auf, die sich immer allgemeiner Eingang verschaffte. Als die atomistische Theorie Dalton's und die Entdeckung der Alkalimetalle eine Umwälzung in der Chemie hervorbrachten, wandte B. die Lehren des erstern auf die Konstitution der Verbindungen an. Er stellte ein chem. Mineralsystem auf. Die Ausbildung der Lehre von dem chem. Proportionen wird immer als der wichtigste Dienst betrachtet werden müssen, den B. der Wissenschaft geleistet. Als besonderes Verdienst ist zu erachten, daß er sich nie bloß mit Aufsuchung vereinzelter Thatfachen begnügte, sondern stets so durchgreifende Untersuchungen über größere Gebiete anstellte, daß die Chemie als Ganzes dadurch Gewinn erhielt. Abgesehen von seiner großen journalistischen Thätigkeit, veröffentlichte B. zahlreiche Schriften, darunter die zuerst mit Hisinger, dann in Gemeinschaft mit mehreren andern schwed. Gelehrten herausgegebenen „Afhandlingar i fysik, kemie och mineralogie“ (6 Bde., Stoch. 1806—18), die „Föreläsningar i djurkemien“ (2 Bde., Stoch. 1806—8) und die „Öfversigt om djurkemien framsteg“ (Stoch. 1812) deutsch von Siegmund, Nürnberg. 1815). Andere bedeutende Schriften sind: „Überblick über die Zusammensetzungen der tierischen Flüssigkeiten“ (deutsch von Schweigger-Seidel, Nürnberg. 1815), „Neues System der Mineralogie“ (deutsch von

Gmelin und Pfaff, Nürnberg. 1816), „Versuch über die Theorie der chem. Proportionen“ (deutsch von Blöde, Dresden. 1820), „Om blårörrets användande i kemien och mineralogien“ (Stoch. 1820; deutsch von Rose unter dem Titel: „Von der Anwendung des Röstrohrs in der Chemie und Mineralogie“, Nürnberg. 1821; 4. Aufl. 1844), „Über die Zusammensetzung der Schwefelsäuren“ (deutsch von Palmstedt, Nürnberg. 1822). Sein Hauptwerk bleibt jedoch sein „Lärobok i kemien“ (3 Bde., Stoch. 1808—18; 2. Aufl., 6 Bde., 1817—30), das ins Französische (von Jourdan, mit Verbesserungen und Zusätzen des Verfassers, Par. 1829), Englische, Italienische, Holländische und ins Deutsche (von Blöde, Palmstedt und Wöhler, 4 Bde., Dresden und Pp. 1825—31; 4. Aufl., 10 Bde., 1835—41; 5. Originalausg., Dresden und Pp., 10 Bde., 1843—47) übersezt wurde. Als Sekretär der Akademie der Wissenschaften gab B. die „Arbetsattelsor om framstegen i fysik och kemie“ (27 Jahrg., Stoch. 1820—47) heraus, die von Gmelin, Wöhler u. a. als „Jahresbericht über die Fortschritte der Chemie und Mineralogie“ (Bd. 1—27, Tab. 1821—49) auch in Deutschland übersezt erschienen. Im J. 1855 wurde B. zu Stockholm ein ehernes Grabbild (von Quarnström) errichtet.

Berzelius-Lampe, eine mit doppeltem Luftzug und Argand'schem Rundbrenner versehene Spirituslampe, i. unter Lampe.

Berzsenyi (Daniel), einer der vorzüglichsten ungar. Lyriker, geb. 6. Mai 1776 zu Hetze im Komitat Eisenburg, besuchte erst die evang. Schule, dann das Lyceum zu Odenburg, und bestandel ihm hier seine poetische Begabung. Von seinem Vater zum Landwirt bestimmt, bildete er sich durch Selbststudium weiter und nahm sich namentlich des Horaz zum Vorbild. Bis zu seinem 25. Jahre verlebte er die meisten und besten seiner Gedichte. Eine Sammlung derselben wurde später von Delmege veröffentlicht (Pest 1813), die ihm in ganz Ungarn die allgemeinste Anerkennung verschaffte. Eine zweite Auflage (1816) besorgte der Dichter selbst. Er starb 24. Febr. 1836 zu Nisla im Somogyer Komitat, wo ihm 1860 ein Denkmal errichtet wurde. Aufgaben seiner Werke veranstalteten Dobrenti (neue Aufl., Pest 1862) und Toldy (2 Bde., Pest 1864).

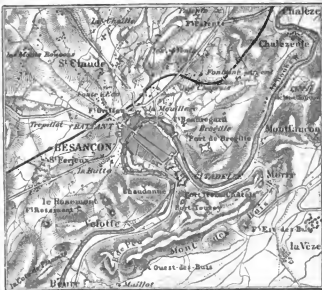
Bes., bei ornitholog. Zeichnungen Abkürzung für Beise (Joh. Melchior Gottlieb).

Besan., i. Segel.

Besançon, Hauptstadt der ehemaligen Französischen Comté (Freigrafschaft Burgund) sowie des jetzigen franz. Depart. Doubs, Kriegsplatz erster Klasse, wichtiger Knotenpunkt der Paris-Lyon-Mittelbahn, zwischen Vesoul, Belfort, Basel, Pontarlier, Lyon, Dole und Gray, 407 km von Paris, liegt j. beiden Seiten des Doubs, welcher sie in die durch eine steinerne Brücke verbundene Ober- und Unterstadt teilt, und ist eine der am besten gebauten Städte Frankreichs. Ludwig XIV. ließ sie durch Vauban sehr stark befestigen. Der 368 m hohe Fels neben der Stadt trägt die Citadelle; jenseit des Flusses liegt auf dem 294 m hohen Charmont bei 1595 gebaute Fort Griffon und im weiteren Abhange die Forts Valente und Noisemont. Die von Vauban vergrößerte Citadelle liegt auf einer vom Fels umhüllten Halbinsel, deren steile Felsufer von dem Fels prägnante Thore haben, die zur Stadt führen. Sie umgibt ein Kreis höherer Berge; im S. schließt ein Jithmus sie an den 381 m hohen

Trochäen, welcher seit 1792 zwei Schanzen trägt. Der Doubs trennt sie im O. von dem 442 m hohen Bregille und dem darauffolgenden, 316 m hohen Beaugard, von denen jeder durch ein Fort gekrönt ist (1820 und 1831); im W. vom 410 m hohen Chaubanne, welcher seit 1837 ebenfalls mit einem Fort versehen ist. Während des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71 wurden die Werke noch mehr verstärkt (Fort St-Jude-Buis und Oues-Buis); späterhin sind noch Forts auf dem Mont-saucon, bei Fontain und Arguel auf dem linken Ufer, sowie auf der Côte de Planoise, auf Mont-Boucons und Mont-Chailuz auf dem rechten Ufer des Doubs erbaut und bis 1882 fertig gestellt worden. Unter den Gebäuden der Stadt sind die merkwürdigsten die Kathedrale aus dem 11. Jahrh., die St. Jovhannis- und die Magdalena-Kirche, die Präfektur von 1697, das halb gotisch, halb römisch gebaute Palais des Cardinals Granvelle und mehrere röm. Bauwerke, von denen einige wohl erhalten sind. B. hat (1881) 57 039 E., ist Sitz eines Erzbischofs, der Departementsbehörden, eines Appellationsgerichts für die drei Depart. Doubs, Jura und Ober-Saône, eines Civil- und eines Handelsgerichts sowie des Generalcommandos des 7. Armeekorps. Auch bestehen daselbst eine Artillerieschule, ein großes Arsenal, sehr bedeutende Kasernen. Seit 1752 hat die Stadt eine Akademie für Mathematik und schöne Wissenschaften, seit 1801 ein Lyceum, ferner eine Gesellschaft der Künste und des Ackerbaues, ein Priesterseminar, eine medizinisch-chirurgisch-pharmaceutische Lehranstalt, eine Zeichen- und Modellier-, eine Musikschule, eine Uhrmacherschule, eine öffentliche Bibliothek von 100 000 Bänden und 1800 Manuskripten, mit einer Münzsammlung, Museen, mehrere gelehrte Gesellschaften, eine Taubstummenanstalt und ein Theater. Die sehr bedeutenden Fabriken liefern Ackergeräte, Eisen-, Stahl- und Kupferwaren, Waffen, Maschinen, Bijouterien, Billards, Bärken, Stühle, Fayence, Leinwand, Woll-, Baumwoll- und Seidenzeuge, Tabak, Buntpapier, besonders aber Taschen- und Stuckuhren, in welchen beiden Artikeln 13 000 Arbeiter jährlich für 14 Mill. Frs. Ware liefern. Außerdem sind hier Bierbrauereien und Gerbereien. Die Hauptgegenstände des Handels sind Getreide, Holz, Bretter (3 Mill. Stüd), Käse, Eisenwaren, Tuch, Uhren, Leder, Wein.

B. ist das alte Vesontio und war schon zu Cäsars Zeiten, der 58 v. Chr. die Sequaner daraus vertrieb und in der Gegend nach dem Rhein hin den Ariovist schlug, ein ansehnlicher Ort mit einer Befestigung. Es wurde dann ein bedeutender röm. Waffenplatz, in der spätröm. Kaiserzeit Hauptstadt der Provinz Maxima-Sequanorum, kam im 5. Jahrh. an die Burgunder, 1032 mit der Franche-Comté an das Deutsche Reich und ward durch Kaiser Friedrich I., der hier 1162, 1178 u. f. w. Reichstage hielt, 1184 freie Reichsstadt (deutsch: Bilsanz). Granvelle, der hier geborene Minister Kaiser Karls V., wurde 1584 Erzbischof von B. und als solcher deutscher Reichsfürst. Derselbe gründete hier eine Universität, die bis zur Französischen



Besançon, seine Fortifikationen und seine Umgebung zur Zeit des Deutsch-Französischen Krieges von 1870–71.

Revolution bestand. Nach Abtretung an Spanien, 1648, verlor die Stadt 1664 ihre Freiheiten. B. ward 1679 an Ludwig XIV. abgetreten, welcher die Stadt 1668 und 1674 erobert hatte. Im Feldzuge von 1814 wurde sie vom 3. Jan. bis zum April von den Österreichern unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg vergeblich belagert und beschossen. Bei den im Dez. 1870 und Jan. 1871 stattfindenden Operationen der franz. Armee unter Bourbaki gegen das Korps des Generals Werder und gegen die Südbarmee unter Rantewitz bildete B. einen wichtigen Stütz- und Rückzugspunkt der ersten. Mehrere Straßen und Plätze in B. führen noch alte röm. Namen, und unter den vielen Überresten der röm. Zeit haben sich besonders die eines Triumphbogens des Kaisers Aurelian, einer Basilika und eines Amphitheaters erhalten. In neuerer Zeit hat man die B. auch ein großartiges röm. Theater entdeckt. Vgl. Guenard, „Besançon“

Guenard, „Besançon“

(1843); Defacoir u. Castan, «Guide de l'étranger dans B. et en Franche-Comté» (1860); Broj, «Recherches historiques sur la ville de B.» (1862); «Besançon et la vallée du Doubs» (1874).

Besatzung einer Festung nennt man diejenigen Truppen, welche zur Bewachung und Verteilung in dieselbe gelegt werden. Den Hauptbestandteil der B. bildet die Infanterie, deren Zahl auf Grundlage des Bedarfs für die Bewachung der Festung berechnet wird. Dieser Bedarf verdreifacht ergibt die Stärke der Bezirksbesatzungen, zu denen noch ein Drittel als Generalreserve tritt, sodaß die gesamte B. an Infanterie das Vierfache der zur Bewachung unmittelbar notwendigen Anzahl umfaßt. Die Stärke der B. an Kavallerie ist der Natur der Sache nach gering; es wird nur so viel gerechnet, als zur Betreibung des Sicherheitsdienstes im Vor-terrain und zur Unterstützung von Offensivunternehmungen nötig ist, gewöhnlich zwischen einer und vier Eskadrons, je nach der Stärke an Infanterie. Hiernach richtet sich auch die Zahl der bespannten Feldbatterien, welche Ausfallbatterien genannt werden. Die Zahl der Fuß- (Festungs-) Artilleriekompanien hängt von der Armierung mit Geschützen ab; man rechnet 3. B. im Deutschen Reiche pro Verteilungsgeschütz 7 Kanoniere, auf 10 Kanoniere 1 Unteroffizier und auf 5 Unteroffiziere 1 Offizier. Der Bedarf an Pionieren und speziell Mineuren richtet sich nach der Größe und Beschaffenheit der Festung. Die gesamte B. steht unter einem Gouverneur oder Kommandanten, dem ein Artillerie- und ein Ingenieur-offizier vom Platz als Beirat zur Seite gestellt sind.

Die Besatzungstruppen werden nur in geringer Anzahl der Feldarmee entnommen und mit Ausnahme der Subartillerie, die schon im Frieden besteht, meist erst im Kriegsfall aus älteren Jahrgängen (Landwehr, Territorialarmee) gebildet. — Die B. einer Festung, fast nur Infanterie, richtet sich nach der Größe des Werks und schwankt zwischen einer Kompanie und einem Bataillon.

Besatzungsrecht ist die Befugnis, in einem Orte Truppen einzulegen. An und für sich enthält das B. niemals andere Rechte als solche, welche zu seiner Verwirklichung absolut notwendig sind. Ordentlichweise (staatsrechtlich) ist dieses Recht eine Folge der ausschließlichen Verechtigung des Staats, über seine Wehrkraft zu verfügen, insbesondere des eben hierin liegenden Rechts der Truppendislokation, versteht sich also insofern von selbst. Außerordentlichweise (völkerrechtlich) bezeichnet man mit B. die Befugnis, einen Ort, insbesondere eine Festung in einem fremden Staatsgebiete mit Truppen zu besetzen. Ein Beispiel hierfür bietet das durch den Westfälischen Frieden (1648) Frankreich zugesprochene und bis zum Nimwegen Frieden (1679) von demselben auch ausgedehnte B. in der Festung Philippsburg. Diese Art von B. fällt unter den Begriff der Staatsdienbarkeit, ist also nicht allein strengstens anzulegen, sondern auch nur insoweit zulässig, als die Souveränität des besetzten Staats damit nicht gänzlich unver- einbar wird. Dieses B. wird durch Staatsverträge, insbesondere durch Friedensschlüsse begründet und steht in konstitutionellen Staaten als eine höchst lauti- ge Beschränkung des Landes, beziehungsweise als eine teilweise Veräußerung eines wesentlichen Hoheitsrechts oder als eine Modifikation der Ver- teilungsvor- aus. Einige Staatsverfassungen sagen

dies ausdrücklich, andere bestimmen, daß fremde Truppen nur in Kraft eines Gesetzes das Staats- gebiet betreten oder durch dasselbe gehen dürfen. Zwischen dem entchiedenen staatsrechtlichen und dem rein völkerrechtlichen Begriff des B. liegen aber mehrere weniger entchiedene Fälle des B. in Mitte. Hierher gehört: 1) das seiner Natur nach provi- sorische, lediglich auf dem Kriegesrecht beruhende B. einer Kriegspartei an Teilen und Orten des geg- nerischen Gebietes; 2) das infolge eines reinen Schutz- und Truppbündnisses nur für den Kriegsfall einem Alliierten im Lande des andern Alliierten zu- stehende B., beziehungsweise die ihm aus der Allianz erwachsende Besatzungspflicht; 3) das B. eines zuzuziehenden Staats im Gebiete des Sozialen- staats, wie ein solches 3. B. der Türkei früher in der Festung Belgrad zugestanden hatte; 4) die eigen- tümlichen Erscheinungen des B., wie sie infolge dauernder, auf gemeinsamen Schutz gerichteter Ver- bindungen mehrerer Staaten einzutreten pflegen und je nach dem entweder überwiegend völkerrecht- lichen oder überwiegend staatsrechtlichen Charakter dieser Verbindungen, bald mehr unter den Begriff der Staatsdienbarkeit fallen, bald mehr als Konsequenzen einer militärhoheitlichen Gewalt zu betrachten sind. Vgl. Heffter, «Das europ. Völk- errecht» (7. Ausg., Berl. 1881).

Besaya, Kältefluß in der spanischen Provinz Santander, entspringt am Südschloße der Sierra de Nar nördlich von Reinosa in einem Thale, das durch einen nur 18 m hohen Rücken von dem des Ebro nach Süden getrennt ist, durchfließt, nach Norden fließend, das Cantabrische Gebirge, und hierbei von der Eisenbahn Valencia-Santander lange Zeit verfolgt und ergießt sich, nachdem er bei Torrelavega den Fluß Saja aufgenommen hat, durch die Ria de San-Martin de la Arena de Suances in den Golf von Biscaya.

Besborodko (Alexander Andrejewitsch, Jark., russ. Staatsmann, geb. 1742 in Kleinrusland, be- gleitete als Sekretär den Feldmarschall Rumjanzow auf dessen Feldzügen gegen die Türken, wurde dann bei der Reichskanzlei angestellt und 1780 Staats- sekretär im Kollegium des Auswärtigen. Seidem, und noch mehr seit Panins Tode, 1783, genoss er das ganze Vertrauen der Kaiserin Katharina II. Von Joseph II. 1784 zum deutschen Reichsgrafen erhoben und im Besitze großen Reichthums, verband er sich mit der Familie Woronzow und wurde in- folge dessen ein Gegner Potemkins. Um mit der Pforte die Friedensunterhandlungen fortzusetzen, die Potemkin abgebrochen, sandte ihn Katharina 1791 nach Jassy, und B. schloß den Frieden zu ihrer Zufriedenheit ab. Nach der Rückkehr stieg sein An- sehen immer mehr. Später verdrängte ihn der Günstling Platon Zubow, ohne daß er geradezu in Ungnade fiel. Nach Pauls I. Thronbesteigung ward er zum Reichskanzler und in den Fürstenstand er- hoben und 1798 beauftragt, ein Bündnis zwischen Rußland und England gegen Frankreich zu schließen. Er starb 9. Aug. 1799 in Petersburg. B. war ein großer Kunstliebhaber und sammelte eine bedeutende Gemäldesammlung. Von der mit dem Admiral Grewen Aufschwen vermählten Tochter seines Bruders, des Grafen Zija B. (gest. 1814), stammen die Grafen Ruschew-B.

[Eigentum.]
Beschädigung fremden Eigentums, f. **Beschläger**, auch **Verderben**, nennt man die- jenigen Vertheile, welche zur Zucht benutzt werden.

Ran unterſcheidet: Hauptbeſchäler, welche in Staatsgeſtüt für die in denſelben befindlichen Stuten zur Verwendung gelangen; Landbeſchäler, welche in vom Staate unterhaltenen Hengſt-Depots oder Beſchälereſtallen für die Stuten des Landes gehalten werden, und Privatbeſchäler, welche im Beſitz von Privaten für deren eigene oder fremde Stuten beſtimmt ſind, in welch letztern Falle ſie in den meiſten Staaten einer Körnung, d. h. einer Unterſuchung durch Sachverſtändige, unterworfen werden. Geſundheit und regelmäßiger Bau, namentlich Freiheit von ſog. Erbfehlern ſind notwendige Bedingungen für jeden B., während Größe, Form und Kaſſe ſich ſpäterſt nach der Qualität der zu beſchälenden Stuten und demnachſt nach den gewünſchten Eigenſchaften der zu erzielenden Produkte richten müſſen. Es iſt dies eine unabweisliche Anforderung, deren ungenügende Beachtung oft blühende Geſtütze zu Grunde gerichtet und brauchbare Pferdeſtämme völlig entwertet hat.

Beſchauung oder Kontemplation heißt zunächſt die Betrachtung und Auffaſſung eines Gegenſtandes, welche das Bild deſſelben ſich anzuzeigen beſtrebt. Vorzugsweiſe wird dann dadurch derjenige Zuſtand bezeichnet, in welchem der Geiſt, allen äußern Eindrücken entzogen, mit ſeinen eigenen Vorſtellungen, Begriffen und Gefühlen ſich beſchäftigt. Wo dieſer Zuſtand anhaltend iſt, da ſpricht man von Beſchaulichkeit, als der beſtändigen Reizung, ſich in das eigene Innere zu verſenken. Hier liegt nicht nur die Gefahr der Abwendung von dem thätigen Leben ſehr nahe, ſondern auch die der Verirrung zur Gefühlschwärmerei, die bis zu Wiſionen und Ekſtaſen ſteigen kann. Die meiſten orient. Völker ſaßen die Kontemplation für das weſentliche Element der Religion an. Von denſelben wurde auch das beſchauliche Leben mit den gnoſtiſchen und neuplatoniſchen Ideen der Erhebung über die Sinnenwelt bereichert und im 3. Jahrh. in das Chriſtentum übertragen, wo es ſich durch das Mönchswesen verſtärkte. Doch iſt auch andererseits nicht zu vergeſſen, daß alle großen Erfinder in Wiſſenſchaften und Künſten dieſes nur durch die Uſſage einer beſchaulichen Anlage in ſich geworden ſind. (S. Betrachtung.)

Beſch-Barmal, Fäſſingerberg, ruſſ. St. Nija, von den Eingeborenen auch Schaitanla und Schilür-Sanda genannt, ein Berg in der lauſachſiſchen Gebirgskette im lubiniſchen Kreiſe des Gouvernements Baſu in Tranſkaukaſien, iſt 528 m hoch und hat ſeinen Namen von den fünf Feſenaden, die ſeinen Gipfel bilden. Die höchſte Spitze beſteht aus zwei gewaltigen Steinen, von denen der eine ſchmal und ſpiz, der andere breit und ſtumpf iſt. Auf dem Gipfel des Bergs befindet ſich eine den Verſtern beſſige Höhle, in welcher der Sage nach der Prophet Elias ſich vor Abas verborgen hatte.

Beſcheid (decretum) iſt die jetzt techniſch nicht mehr gebräuchliche Bezeichnung für gerichtliche Urteile, wie prozeſſleitende Verfügungen aller Art. Die deutſchen Reichsprozeßordnungen bedienen ſich dafür des allgemeinen Ausdrucks »Entſcheidung«.

Beſcheidenheit bezeichnet die Charaktereiſenſchaft, welche verlangt, daß man ſich nicht größere Kräfte, Leiſtungen und Verdienſte beimißt, als man wirklich beſißt, und inſolge davon auch nicht größere Ansprüche macht als ſolche, welche damit in Verhältnis ſtehen. Von der wahren B. unterſcheidet ſich die falſche oder übertriebene B., welche ſich

durch einen Mangel an Selbſtgefühl charakteriſiert, und die erbeuchelte B., welche den Verdammel der B. benutzt, um ſelbſtiſche Zwecke zu verfolgen.

Beſcheimung (jur.), ſ. unter Beweis und Glaubhaftmachung.

Beſcherelle (Louis Nicolas), franz. Grammatiker, geb. 10. Juni 1802 zu Paris, wurde 1825 am Archiv des Staatsrats angeſtellt und 1828 Bibliothekar des Louvre. Er ſchrieb: »Le participe passé ramené à sa véritable origine« (1820), »Kern grammaticale ou réfutation des principales erreurs des grammairiens« (1829), »Réfutation complète de la grammaire de Noël et Chapsal« (1868), »Grammaire nationale« (2 Bde., 1834—38; 5. Aufl. 1852), »Dictionnaire nationale« (2 Bde., 1843—46), »Grammaire pour tous« (1865) u. ſ. w.

Beſchleiden, zunächſt gleichbedeutend mit gattieren, wölfern, oft auch legieren, nennt man die Arbeit, welche vorgenommen werden muß, wenn des hufs weiterer Behandlung Erze, Häutenprodukte, Metalle entweder unter ſich oder mit Subſtanzen gemengt werden ſollen, die für die Verarbeitung derſelben notwendig ſind. Ferner bezeichnet man auch mit B. das Eintragen oder Aufgeben der beſchickten Raffen in den Apparat, in welchem die Verarbeitung vorgenommen wird.

Beſchik, Stadt im europ. rät. Vilajet Saloniki, am See Beſchik-ſöl an der Nordgrenze der Chalcidiſchen Halbinſel, zählt etwa 2500 E.

Beſchik-Taſch (deutſch Wiegenſtein), die nördlichſte Vorſtadt von Konſtantinopel, nimmt, am europ. Ufer des Bosporus auf einem ſchmalen Vorlande ſich entlang ziehend, den ganzen Raum ein zwiſchen der an Top-Hane angrenzenden Vorſtadt Finikili und dem Dorfe Ortalo. Hier liegen die beiden Hauptpaläſte, das vom Sultan Abd-ul-Medſchid erbaute Dolma-Bagſche-Palais und der Palaſt von Iſcheraghan, den ſein Nachfolger, Sultan Abd-ul-Azis, errichten ließ, beide mit weitgedehnten Hauptfronten ſich der Meerenge zuwendend. Die Vorſtadt hat nur eine dem Ufer parallel laufende Hauptſtraße, welche von einer Pferdeeiſenbahn durchzogen wird. B. iſt ſeit nur von Türken bewohnt. Im Gegenzug zu Pera herrſcht in B. der Holzbau noch vor. In einer der Dependenzien des Iſcheraghan-Palaſtes hat der, ſeit 31. Aug. 1876 der Regierung entſetzte Sultan Murad V. ſeine Wohnung; in dem unter dem Namen Feri bekannten Teile deſſelben Palaſts wurde im Juni 1876 Sultan Abd-ul-Azis ermordet. Mit dem weit rüdwärts auf den Höhen von Oglu Hamur gelegenen Palaſt von Zibid ſteht der Iſcheraghan-Palaſt durch den ausgeſtreckten Park in Verbindung. Im Altertum ſoll bei B. die griechiſche Stadt Jazonium geſtanden haben.

Beſchimpfung des Akademikus Verſtorbener, ſ. unter Verleibung.

Beſchlag, **Beſchlagnahme** (civilprozeßual), ſ. unter Arrest und Pfändung.

Beſchlag iſt in der Chemie und Technologie die Bezeichnung für vier verſchiedene Dinge. B. iſt 1) ein Überzug, mit welchem man gewiſſe Utensilien umhüllt, um ſie widerſtandsfähiger gegen Hitze zu machen oder die Poren ihrer Wandungen zu verſtopfen. Gläſerne Retorten, welche man bei freiem Feuer großen Wärmegraden ausſetzen will, beſchlägt man mit einem dünnen Thondrei, der nach dem jebedmaligen Trocknen in mehreren Schichten aufgetragen wird. Thondröhren werden, um ſie für Oafe

undurchlässig zu machen, auf ihrer Innenfläche mit einem leicht schmelzbaren Glasfag beschlagen; 2) der Anflug von aus der Luft kondensierter Feuchtigkeit, welcher sich auf allen Gegenständen bildet, deren Temperatur unter dem Taupunkt der umgebenden Atmosphäre liegt; 3) eine spontan entstehende Veränderung der äußeren Oberfläche verschiedener Gegenstände. Manche Metalle beschlagen durch Oxidbildung, feuchte Mauern durch Auswittern von Salzen, die Kruste des Brotes durch sich darauf anhebende Schimmelpilze; 4) in der Lötrohr-Probierkunst ein auf der Unterlage der Probe sich bildender Anflug von Metalloryd, dessen Farbe Auskunft über die Art des vorhandenen Metalls gibt. Der B. ist z. B. weiß bei Gegenwart von Zinn, gelb deute auf Blei, braun läßt Cadmium erkennen.

Besflag der Pferde, s. Fußbesflag.

Besflagnahme von Briefen, s. unter Briefgeheimniß.

Beschleunigung, s. Acceleration und Fall.
Beschi (türk.), die berittene Leibwache des Großveziers.

Beschüffe (jur.), s. unter Urteil.

Beschneiden oder Schnitt der Obstbäume, s. Obstdaumzucht.

Beschneidung (Circumcisio) heißt die bei verschiedenen Völkern herrschende Sitte, die Vorhaut des männlichen Gliedes abzuschneiden. Die Sitte findet sich bei den alten Ägyptern, besonders unter den dortigen Priestern, den Arabern, Äthiopiern, Koltchirn, Phöniziern, Hebräern und einigen syrischen Stämmen, und noch jetzt bei den Juden, Kopten, christl. Abyssinern und Mohammedanern, auch bei vielen afrikan. Völkern. Durch den Islam ging sie auch zu Türken, Persern und Indern über. Bei den Ägyptern geschah sie im 14., bei den Völkern des Islam erfolgt sie nach dem 13. Lebensjahre; die Juden vollziehen sie am achten Tage nach der Geburt. Bei letztern hat sie auch eine hohe religiöse Bedeutung erhalten, als ein schon dem Abraham gegebenes göttliches Geheiß. Die B. ist das Bundeszeichen, und durch sie wird der Beschchnittene in den Bund Gottes mit Israel aufgenommen. Ein jeder Israelit, nötigenfalls auch eine Frau, darf sie verrichten; sie geschieht jedoch in der Regel von eigens darin geübten Männern, genannt Mohel, d. i. Beschneider. An einigen Orten ist ein Wundarzt zugegen. Gewiß gründet sich der Ursprung dieses Gebrauchs, der die Reinlichkeit befördert und die in südl. Ländern häufigen Entzündungen verhindert, auf diätetische Rücksichten. An die Stelle der B. ist in der christl. Kirche die Taufe getreten. Die Beschneidung Christi wurde indessen bereits am Ende des 4. Jahrh. im Abendlande kirchlich gefeiert, ursprünglich als Fast- und Fasttag, später als Freudenfest. Das Weihnachtsfest hatte eine Olive, mit der man daselbe verband. Vgl. »Die Circumcision der Israeliten beleuchtet vom mediz. und humanen Standpunkte von einem Arzte« (Wien 1874).

Beshores (jüd.), unerlaubter Gewinn.

Beschreibung (descriptio) heißt im weitesten Sinne die sprachliche Darstellung eines Gegenstandes durch Angabe mehrerer, sowohl wesentlicher als zufälliger Merkmale desselben. Die B. eines Gegenstandes gibt das Eigentümliche seiner Erscheinung, verständlich, individualisiert ihn, während die Erklärung abstrakter Natur ist, den Gegenstand generalisiert. Der Stoff oder Gegenstand der B. kann jedes wirkliche oder auch nur als wirklich ge-

dachte Ding sein; doch gehören vorzugsweise hierher die Werte der Natur und Kunst, sowie körperliche und geistige Zustände und Charaktere. Die ersteren derlichen Merkmale müssen nicht nur richtig gewählt, sondern ganz besonders auch zu einem wohlgeordneten Ganzen verbunden sein. Beschreibende Vorträge der B. sind Deutlichkeit, Anschaulichkeit und Treue. Da der Zweck der B. gewöhnlich darin besteht, entweder zu belehren oder auf das Gemüth einzuwirken, so hat man sie in Lehrbeschreibung oder B. schlechtweg und in Schilderung eingeteilt. Die poetische B. oder Schilderung will durch Zusammenfassung mannigfaltiger, die Phantasie anregender Merkmale zu einem Ganzen das Gefühl auf eine bestimmte Weise in Bewegung setzen, und löst ihre Aufgabe um so sicherer, je lebendiger und geistreicher sie zu individualisieren versteht. Ein Gedicht, dessen Zweck die ästhetische B. eines Ganzen ist, heißt ein beschreibendes Gedicht; im engeren Sinne gebraucht man jedoch diese Bezeichnung für ein Gedicht, das einen Naturgegenstand zum Stoffe hat. Die malerisch-beschreibende Poesie ist nur eine sehr untergeordnete Dichtgattung. Sie hat sich vornehmlich bei den Engländern ausgebildet. Durch den Einfluß der engl. Litteratur aber beherrschte sie von der Mitte des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrh. ganz Europa; Lessings »Laokoön« machte ihren herrschaft ein Ende. [Vgl. J. G. v. Schlegel.]

Beschtau (Bjätigora), Gebirgsgruppe, s. unter Beschtauer.

Beschtauer, (jüd. Seltz, s. unter Chasidim).
Beschwerde (civilprozessualisch) ist nach der Deutschen Civilprozeßordnung das Rechtsmittel (s. d.), durch welches die Aufhebung oder Veränderung einer der Berufung und Revision nicht unterliegenden gerichtlichen Entscheidung bewirkt wird; sie kann sich also nicht gegen Endurtheile richten; sie findet statt gegen solche Entscheidungen, welche ein das Verfahren betreffendes Geheiß ohne obligatorische mündliche Verhandlung juristisch, und in den durch das Geheiß besonders bezeichneten Fällen. Sie rügt nicht notwendig einen Fehler bei der Entscheidung, sie kann sich auch auf neue Thatfachen und Beweismittel stützen. Es entscheidet darüber das im Instanzenzuge zunächst höhere Gericht; gegen die Entscheidung des Beschwerdegerichts kann, wenn ein neuer selbständiger Beschwerdegrund darin enthalten ist, weitere B. eingelegt werden. Es achtet das Untergericht die B. für begründet, so hat es jedoch selbst derselben abzuwehren. (Insoweit vertritt die B. die frühere gemeinrechtliche »Reklamation«.) Die Vollziehung der angefochtenen Entscheidung wird der Regel nach durch die B. an sich nicht gehemmt, kann aber durch Anordnung des Untergerichts wie des Beschwerdegerichts ausgesetzt werden. Die »Einlegung« der B. geschieht durch Schriftsatz, in bestimmten Fällen durch Erklärung zu Protokoll des Gerichtsschreibers, beim Untergericht, in dringenden Fällen beim Beschwerdegericht; die Entscheidung bedarf nicht vorgängiger mündlicher Verhandlung.

Von der einfachen unterscheidet sich die für bestimmte Fälle gegebene sofortige Beschwerde dadurch, daß sie an eine vierzehntägige Frist, die einfache dagegen an eine Frist überhaupt nicht gebunden ist, auch in nicht dringenden Fällen dem Beschwerdegericht eingelegt werden kann, und das Gericht, dessen Entscheidung angefochten wird, zu eigenen Abänderung derselben nicht befugt ist. Vgl. »Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich,

Buch 3, Abschn. 3. — In andern Sinne bezeich-
net B. (gravamen) den für eine Partei in einer
gerichtlichen Entscheidung enthaltenen Nachteil, des-
sen Beseitigung sie durch ein Rechtsmittel erstrebt.

Beschwerde in Strafsachen. Gegenüber
der sog. Aufsichtsbeschwerde, welche bei Ver-
zögerungen, angeblichen Vernachlässigungen ein-
zelner Beamter u. s. w. an die vorgesetzte Dienst-
behörde gerichtet werden kann, wird von B. (im
Sinne von Justizbeschwerde) geredet, soweit ein
gerichtliches Verfahren angeordnet ist, in welchem
Beschwerdepunkte durch ein bestimmtes Gericht
untersucht und entschieden werden. Die Deutsche
Reichs-Strafprozeßordnung faßt die B. als ein or-
dentliches, zur Aufhebung der außerhalb der Urteile
ergebenden Entscheidungen bestimmtes Rechtsmittel
auf. Derselben sind entzogen Entscheidungen und
Verfügungen der Oberlandesgerichte und des
Reichsgerichts, sowie solche Beschlüsse, welche mit
dem Urteil in innerem Zusammenhange stehen. Der
Kreis der Personen, denen sie zusteht, ist ein weiter,
nicht minder das Anwendungsgebiet ein weites, da
B. eingelegt werden kann wegen bereits ergangener
oder aber angeordneter, benachteiligender Verfü-
gungen. Eine besondere Form ist (vielleicht abge-
sehen von §. 412 der Strafprozeßordnung) nicht
vorgesehen, ebenso wenig (abgesehen von der an
eine Präklusivfrist von einer Woche gebundenen so-
fortigen B.) eine besondere Frist zur Einlegung,
welche bei dem Verdict erfolgt, von welchem oder
von dessen Vorsitzenden die angefochtene Entschei-
dung ausgegangen ist. Suspensiveffekt hat die bis
zu ihrer Entscheidung zurückschreibbare B. nur, wenn
sie gegen den Beschluß der Unterbringung des An-
geklagten in einer öffentlichen Irrenanstalt sich
richtet (§. 81 a. a. O.). Aber es kann (§. 349) Auf-
schub des Vollzugs angeordnet werden. Die Rech-
tfertigung der B. kann auf neue Thatfachen und Be-
weise gestützt werden. Die Entscheidung erfolgt nach
§. 351 ohne vorgängige mündliche Verhandlung, in
geeigneten Fällen nach Anhörung der Staatsanwalt-
schaft und ist, den Fall des §. 352 ausgenommen,
eine endgültige. Die Eigentümlichkeit der sofortigen
B. beruht in der oben erwähnten besondern Frist der-
selben, in der ausnahmsweisen Zulassung derselben
und darin, daß das Gericht hier zu einer Abän-
derung seiner durch die B. angefochtenen Verfügung
nicht berechtigt ist. Vgl. von Kries, »Die Rechts-
mittel des Civilprozeßes und des Strafprozeßes«
(Bresl. 1880); Neves in Holken dorffs »Handbuch
des deutschen Strafprozeßrechts« (Bd. 2, Berl.
1879); Geier, »Lehrbuch des gemeinen deutschen
Strafprozeßrechts« (Tpy. 1880).

Auf dem Gebiete der Verwaltung heißt B.
das Rechtsmittel, welches dem durch einen Akt der
Verwaltungsbehörde Benachteiligten zusteht und
welches durch Anrufung der höhern Instanz die
Beseitigung jenes Aktes bewirkt. Während früher
die B. auf diesem Gebiete nur eine formlose An-
rufung höherr Behörden war, hat die neuere Ver-
waltungsgefeßgebung sie mit dem Charakter einer
Rechtsbeschwerde versehen und sie als Verwal-
tungsanfrage bezeichnet.

Beschwören, durch einen Schwur oder Eid be-
kräftigen, f. unter Eid.

Beschwörung, die Anwendung gewisser Wör-
ter, Formeln und Gebräuche, einerseits um über-
natürliche Wirkungen hervorzubringen, andererseits
um solche zu bekämpfen. Der Glaube an derartige

Wirkungen der B. geht in das tiefste Altertum zu-
rück und findet sich noch jetzt, auch unter den civili-
sierten Völkern, vielfach verbreitet. Er bildet einen
Teil des Aberglaubens, dem auch die Amulette,
die Besprechungen, das Abgraben, Abbinden, Ab-
schreiben u. s. w. ihre Entstehung verdanken. Im
Altertum waren vor allem die Chaldäer und Ba-
bylonier als Beschwörer berühmt. Unter den Juden
sah die Sache eine weitere Ausbildung durch die
Kabbala und wurde auf den König Salomo zurük-
geführt, dessen Siegelringe besonders eine zauber-
kräftige Macht zugeschrieben wurde. Auch die Grie-
chen und mehr noch die Römer, vorzüglich in den
späteren Kaiserzeiten, als die religiösen Anschauungen
des Orients einbrangen, huldigten diesem mystischen
Treiben. Von ihnen aus und verschmolzen mit dem
nordischen Aberglauben verpflanzte sich die Sache
ins Mittelalter. Berühmt ist besonders die Formel
des Abrafadabra, die mit Abraxas, welches die
Zahl 365, nämlich die Summe der Geisterreiche
nach der Annahme der basilidianischen Gnostiker,
enthielt, zusammenhängt und häufig namentlich
gegen Fieber angewandt wurde. Jetzt noch ist eine
Menge von Zauberschriften vorhanden, welche unter
Katholiken wie Protestanten weit verbreitet sind.
»Kauts dreifacher Höllezwang« erschien mit der
falschen Jahreszahl 1404 oder 1407, stammt aber
aus dem Ende des 16. Jahrh. Es gibt verschiedene
Ausgaben desselben. Ein handschriftliches Exem-
plar, mit dem nötigen Apparat, einem sog. Erd-
spiegel und Binden und Streifen aus Jungfern-
pergament (von ganz jungen Böden) neuverfertigt,
befindet sich im Wessensmuseum zu Hannover. Da-
hin gehört ferner das sog. Romanus-Wächlein (ge-
druckt zu Venedig ohne Jahreszahl) mit vielen
Zaubersformeln. Andere derartige Werke werden
auf Albertus Magnus, Salomo, geheimnisvolle
Benetianer, die Kabbala u. s. w. zurückgeführt.
Eine andere Entstehung hat die kirchliche B. oder
der Exorzismus (s. d.). Die kirchlichen Formeln
verbreiteten sich indessen in mißbräuchlicher Weise
zu abergläubischen Zwecken auch unter dem Volke:
gegen Wetterchlag, Blutungen, Kriegs- und Feuers-
gefahren u. dgl. und veranlaßten, besonders in ka-
tholischen Ländern, verkehrte Anschauungen und
Ausbeutung derselben durch Betrüger. Vgl. A.
Wuttke, »Der deutsche Volksaberglaube der Gegen-
wart« (Berl. 1869).

Bethdin (hebr., eigentlich Beth-Din, »Haus des
Gerichts«), jüd. religiöses Tribunal, das von Rab-
binern gebildet wird und über religiöse und rituelle
Angelegenheiten entscheidet.

Befeler (Joh. Reichdor Gottlieb), Ornitholog,
geb. 26. Sept. 1746 in Burg bei Magdeburg, gest.
als Prorektor des alademischen Gymnasiums in
Ritau 19. Okt. 1802.

Befeler (Wilh. Hartwig), einer der Führer der
schlesw.-holstein. Bewegung in den J. 1848—51,
geb. 2. März 1806 auf dem Schlosse Marienhausen
in der Grafschaft Jever (Oldenburg), kam 1808 mit
seinem Vater nach Köbenitz bei Husum in Schles-
wig, besuchte die Domschule in Schleswig und stu-
dierte 1823—26 in Kiel und Heidelberg die Rechte.
Hierauf ließ er sich als Advokat in Schleswig nieder,
vertrat eifrig die Untrennbarkeit und Selbständig-
keit der Herzogtümer und deren deutsche Interessen
und wurde 1844 von der Stadt Lönbern zum Ver-
treter in die schlesw. Ständeversammlung gewählt,
als deren Präsident er 1846 fungierte. Auf seine

Initiative konstituierte sich 24. März 1848 die provisorische Regierung der Herzogtümer, deren Präsident er wurde. Im März 1849 trat er in die von Deutschland eingeleitete Statthalterchaft der Herzogtümer ein. Als Abgeordneter der Deutschen Nationalversammlung wurde er zum ersten Vizepräsidenten der Versammlung gewählt. Als im J. 1851 Österreich und Preußen Kommissare zur sog. Pacifikation der Herzogtümer nach Kiel sandten und mit einer Invasion der Herzogtümer drohten, zog sich B., da er die Mächte nicht als Rechtsnachfolger der Centralgewalt anerkannte, nach der Unterwerfung der Schlesw.-Holstein. Ständeversammlung aus der Statthalterchaft zurück und ging nach Braunschweig, wo ihm der Herzog einen Zufluchtsort angeboten hatte. Im J. 1861 trat er in den preuß. Staatsdienst und übernahm als Geh. Oberregierungsrat das Amt eines Kurators der Universität Bonn.

Befeler (Karl Georg Christoph), Rechtsgelehrter und Politiker, Bruder des vorigen, geb. 2. Nov. 1809 zu Mödemitz bei Husum im Herzogtum Schleswig, besuchte die lat. Schule in Husum, später die Domschule in Schleswig, studierte 1827–31 in Kiel und München die Rechte und ging 1833 nach Göttingen, wo er den ersten Band seiner »Lehre von den Erbverträgen« (Göt. 1835) ausarbeitete. Ostern 1835 wandte er sich als Privatdozent nach Heidelberg und noch in demselben Jahre folgte er einem Rufe als Professor nach Basel. 1837 ward B. Professor in Rostock. Hier verfasste er den zweiten und dritten Band der »Lehre von den Erbverträgen« (Göt. 1838–40), dann die Prosküre »Zur Beurteilung der sieben göttinger Professoren und ihrer Sache« (Rost. 1838), und gab das von Uwe Lornsen hinterlassene Werk »Die Unionsverfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins« (Zena 1841) heraus. Im J. 1842 ward B. nach Greifswald berufen. Hier schrieb er »Vollrecht und Juristenrecht« (Lpz. 1843). Diese Schrift, in welcher er die Savignysche Auffassung, daß das Recht in dem Juristenstande seine ausschließliche Vertretung finde, bekämpfte, verwickelte ihn in einen heftigen Streit mit der hist. Schule. Ferner beteiligte er sich an der Redaction der »Zeitschrift für deutsches Recht« und begann sein »System des gemeinen deutschen Privatrechts« (Bd. 1, Lpz. 1847). In Greifswald zum Abgeordneten für die Deutsche Nationalversammlung gewählt, wurde er hier ein Führer des rechten Centrums. Er bekämpfte den Einfluß Österreichs im Reichsministerium, wirkte für die preuß. Erbkaiferpartei und war Mitglied der Deputation, welche dem Könige von Preußen die Kaiserkrone antrug. Sodann beteiligte er sich an der Parteiverammlung in Gotha, wo die Unterstützung der preuß. Unionspolitik beschloffen wurde. Im Aug. 1849 wählte ihn der Mansfelder Kreis zum Abgeordneten für die Zweite preuß. Kammer, wo er seinen Platz auf der Linken nahm. Später gab B. einen »Kommentar über das Strafrechtbuch für die preuß. Staaten« (Lpz. 1851) heraus und vollendete das »System des gemeinen deutschen Privatrechts« (2. Abth., 3. Aufl. 1873). Ostern 1859 kam er als Professor an die Universität zu Berlin, wo er deutsches Recht und Staatsrecht vortrug. Er war 1861 Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses und nahm in Beziehung auf die Militärreorganisation eine vermittelnde Stellung ein. Im J. 1874 wurde er von dem sechsten Schlesw.-Holstein. Wahlkreise (Pinneberg-Steinburg-Segeberg) in den

Reichstag gewählt, wo er sich der nationalliberalen Partei anschloß. Auch ward er 1875 auf Präsentation der Berliner Universität, an der er einmal als Rektorat beiseite hat, als lebenslangliches Mitglied ins preuß. Herrenhaus berufen. Von seinen kleineren Schriften sind noch hervorzuheben: »Zur Geschichte des deutschen Ständerechts« (Berl. 1860), »Der Londoner Vertrag vom 8. Mai 1852« (Berl. 1863), »Die engl.-franz. Garantie vom Jahre 1713« (Berl. 1864), »Über die Gefesstrast der Kapitalisten« (Berl. 1871).

Besemer, Besmer, Bismar, auch bin, der schwed. Wage genannt (franz. balance romaine à contre-poids fixe, engl. Danish balance), eine Art Schnellwage, bei welcher der zu wägende Gegenstand an einen Haken an dem einen Ende des als Waggballen zu bezeichnenden, an dem andern Ende einen Gewichtsklotzen tragenden Stabs befestigt wird. In dem sich der Waggballen in seiner dem Aufhängpunkt bühenden, mit Junge und Handhabe versehenen Hölse bis zur Gleichgewichtslage verschieben laßt, kann an der an demselben angebrachten Skala das Gewicht des Gegenstands abgelesen werden.

Besengrüner, Pflanzenart, s. unter *Sarothamnus*.

Besenkraut, Getreidegattung, s. *Robr.*
Besengrüner, Pflanzenart, s. unter *Sarothamnus*.

Besengö (spr. Besenjö, auch: Besenjö, Besenö, Besenovo) heißen mehrere Ortschaften und Lützen in Ungarn, Siebenbürgen und Rumänien. Der Name wird von dem Volke der Besengöen (magyar. Besengö) hergeleitet. Die bedeutendsten Orte sind: Alt-Besenöva (O-Besengö), Rathfißten im Torontaler Komitat am Ranaszusse und an der österr. Staatsbahn Váallang-Verjamos, mit (1890) 6386 E., durchweg Bulgaren fast Konfession in fruchtbarer Gegend. Neu-Besenöva (auch »Deutsch-Besenöva«, Uj-Besengö), Dorf im Zemer Komitat, mit 2500 E., durchweg Deutsche fast Konfession, die Ackerbau und Viehzucht treiben.

Besermianen oder Bessermianen, Stamm im russ. Gouvernement Wlatta, ein Völkchensvolk, dessen Ursprung nicht genau ermittelt ist. Sie leben, 1500 Seelen stark, unter den Tschuktschen, von denen sie sich fast nur durch ihr mohammed. Bekenntnis unterscheiden.

Befessene, daemoniaci, obsessi, oder wegen der gewöhnlich für einflußreich gehaltenen Mondzeit (luna) auch lunatici, d. h. (nach jüd. Ansicht) von einem bösen Geiste oder (nach griech. Ansicht) von den Geistern Verfortordener in Besessommene, nannten vornehmlich die Juden die in Hellsina und Phobien häufig vorkommende Klasse der epileptisch Kranken, sowie auch die von gewaltsamer Verkrümmung, von gänzlichem Taubheit, Blindheit, von Wahnfinn, Lobsucht und Wahnsinn Heimgesuchten. Es ist eine durchgehende Ansicht der Alten Welt, daß außerordentliche Zustände und Thätigkeiten des Menschen, welche auf die gewöhnlich zur Erscheinung kommenden Kräfte nicht zurückgeführt werden können, der Einwirkung eines oder mehrerer höherer Geister zugeschrieben werden müssen. Diese Meinung findet sich schon bei Homer, Herodot, Euripides und Spätern, und hat sich zum Teil bis tief in das Mittelalter aufrecht erhalten. So wurden noch im 14. und 15. Jahrh. die sog. dansatores (Tänzer), d. h. von wüthender Targmut Ergriffenen, unter Anrufung der

heil. Welt (daher Weltkranz) beschworen. Wie das Gute, das außerhalb der Schranken gewöhnlicher Kraft von großen Männern oder ungewöhnlich gesteigerter Erregung geleistet wurde, auf die unmittelbare Wirksamkeit des Heiligen Geistes, auf die Inspiration der Muse, auf die unmittelbare Mittheiligkeit, wohl selbst Information der guten Götter zurückgeführt zu werden pflegte, so wurden auch krankhafte Zustände, denen keine Willenskraft und kein Mittel der gewöhnlichen Heilkunst zu widerstehen vermochte, ganz entsprechend auf die bösen Geister zurückgeführt. Zaubersformeln, Beschwörungen traten daher an die Stelle der Heilkunst, und die jüd. Exorzisten (Zuselaustreiber) behaupteten (nach Josephus), die nötigen Formeln, Wunderwurzeln und Steine von Salomo her zu besitzen. Die guten Geister schienen so, der Idee der Heilung als des natur- und gottgemäßen Zustandes entsprechend, ihr Amt der Bannung und Vernichtung böser Geister zu vollziehen. Auch Jesus hat, auf diese Volksansicht fußend, nach den synoptischen Evangelien B. geheilt, während das Johannes-Evangelium diese Art der Wunder Jesu nicht erwähnt. Aber Jesus greift nicht zu magischen Beschwörungen, sondern abt durch die Macht seiner Persönlichkeit eine rein geistige Macht auf die Kranken aus, die gerade deshalb um so mehr als eine wunderbare, seine Messiaswürde bezeugende erscheinen mußte. Daß es noch in neuester Zeit nicht an Verteidigern der Lehre vom Besessensein der Menschen durch Dämonen gefehlt hat, zeigt namentlich das Beispiel von Justinus Kerner und vieler am Buchstaben glauben festhaltender Theologen. Vgl. Delisiz, «Biblische Psychologie» (2. Aufl. 1861).

Bessehan (pers.), sowie bei Bazar (s. d.).

Besichtigung (ocularis inspectio) bezeichnet die gerichtliche Untersuchung der körperlichen Beschaffenheit einer Sache oder eines Menschen. Sie erfolgt meistens unter Beiziehung von Sachverständigen, wie Ärzten, Technikern, Taxatoren, Veterinären und Warenkundigen, und zwar im Zivilprozeß zur Ermittlung des Sachverhalts, bei Grenzverwörung und Streitigkeiten aus dem Wasser- und Nachbarrechte, sowie bei Besitzstreitigkeiten zur Feststellung der örtlichen Verhältnisse und des einer Person oder Sache zugefügten Schadens, bei der Anfechtung von Käufen wegen Mangelhaftigkeit des gelieferten Gegenstandes u. s. w. Noch häufiger machen sich B. im Strafprozeß erforderlich zur Feststellung des Thatbestandes bei Tödtung mittels Leichenschau und Leichenöffnung, bei Verwundung, Abtreibung, Brandstiftung u. s. w., desgleichen zur Entdeckung von Spuren eines Verbrechens und seiner Urheber. Sachverständige geben hierbei ihre Wahrnehmungen entweder in Protokoll oder tragen sie in einem ausgearbeiteten Gutachten (Zundfischen, visum repertum) vor. Wo Sachverständige nicht zugezogen werden, erfolgt die B. gewöhnlich im Wege kommissarischer Beweiserhebungen, d. h. durch einen Richter und einen Protokollführer, welche sich, wenn eine Lokalbeseichtigung erforderlich wird, im Zivilprozeß unter Zustimmung der Parteien, an Ort und Stelle begeben und über ihren Befund ein Protokoll aufnehmen.

Besichtigung der Waren ist die Bezeichnung für die Untersuchung der dem Käufer zugehenden Waren, um festzustellen, ob dieselben die versprochenen Eigenschaften und keine positiven Mängel besitzen. Die Besichtigung ist durch den

Käufer selbst oder durch gerichtlich zu bestellende Sachverständige vorzunehmen, und zwar sobald dies im ordnungsmäßigen Geschäftsgange nach Empfang der Waren thunlich ist. Erzielt sie ein ungünstiges Resultat, so muß dem Verkäufer hiervon sofort Nachricht gegeben und unterdessen für gehörige Aufbewahrung der Güter gesorgt werden (Handelsgesetzbuch Art. 347, 348). Über die Besichtigung vor, bei oder nach Abschluß des Kaufvertrags und sonstiger Warenverhältnisse vgl. die Werke über Handelsrecht von Loh (8. Aufl., Sp. 1879) und Endemann (3. Aufl., Heibel. 1876); Garisch, «Das Stellen zur Disposition» (Wärzb. 1870).

Besigheim, Oberamtshaupt im württemb. Neckarkreis, am Einfluß der Enz in den Neckar und an der Untern Neckarbahn (Bietigheim-Ingelfeld), 24 km nördlich von Stuttgart, ist Sitz der Oberamtsstellen und eines Amtsgerichts, hat zwei Lateinschulen, eine gewerbliche Fortbildungsschule und eine weibliche Arbeitsschule, Olfabrikation, Erbsenwarenfabrik, eine Kunstmühle, drei Wassermühlen, Ackerbau, Weinbau und Weinhandel und zählt (1880) 2706 E. Die Stadt steht an der Stelle des von dem Kaiser Probus erbauten Castrum Valerianum, kommt im Mittelalter unter dem Namen Bassenheim vor, gehörte seit 1163 zu Baben und kam 1595 durch Kauf an Württemberg. — Das Oberamt Besigheim umfaßt 167,4 qkm mit 97 473 E.

Besikabai, eine Bucht des Ägäischen Meeres, an der Westküste Kleinasiens, der fast. Insel Tenedos gegenüber und südlich vom Kap gleiches Namens. Die Bai ist nicht tief und bietet einen gegen Nord- und Nordostwinde geschützten, guten Ankerplatz in 12—18 m Wasser auf 1/2 km Abstand von der Küste; sie war 1853 der Stationsort der brit.-franz. Flotte, ehe dieselbe nach Konstantinopel und in das Schwarze Meer segelte.

Besitz und Besitzrechtsmittel. Vom Standpunkte des Privatrechts betrachtet, ist Besitz (possessio) die tatsächliche Verwirklichung eines Rechts, welches der Inhaber gegen jeden, der sich einer Störung unterfangt, mit Klagen verfolgen kann, wie z. B. Eigentum, Panderrecht, Servitut. Derartige Realrechte lassen sich nicht durch den bloßen Willen des Erwerbers (animus rem sibi habendi) und eine allensfallige Verständigung mit dem bisherigen Inhaber erzeugen, denn der Wille an sich ist nicht wahrnehmbar, und Verträge geben nur die Kontrahenten an. Vielmehr kann die Gesamtheit zur Anerkennung der Absicht einer solchen Aneignung nicht eher verpflichtet werden, als bis der betreffende Wille auf gemeinverständliche Weise offenbart ist. Es gehört dazu die Herstellung eines äußeren Verhältnisses der Person zu der, den Gegenstand des Rechts bildenden körperlichen Sache, vermöge dessen jene im Stande ist, auf die letztere zu ihren Zwecken jederzeit einzuwirken (corpus). Diese Beziehung wird begründet oder «der Besitz erworben» an beweglichen Sachen je nach den Umständen durch Ergreifen, Besitzen, Behalten, bei wilden Tieren durch Ergreifen oder Fangen, wenn man von einem Vorbesitzer erwirbt durch Annahme der übergebenen Sache oder des Schlüssels zu dem Orte ihrer Aufbewahrung u. s. f. Der Besitz an unbeweglichen Sachen hebt an von dem Besetzen derselben in der Absicht der Aneignung, dem Anbringen von Zeichen und Marken, der Vornahme von Wirtschaftshandlungen, dem Eingeführtwerden durch den Vorbesitzer, der Befähigung

der Schlüssel zu Gebäuden. In der Vorzeit gehörten hierzu gewisse symbolische Handlungen, wie Darreichen einer Erbscholle, Aufstecken eines Stüd Rasens, Ausschneiden eines Spundes aus der Thür. Wer bereits in fremdem Namen besitzt, erlangt den eigenen Besitz ohne weiteres, sobald ihn sein Gemährsmann zum Besitz in eigenem Namen ermächtigt (*traditio brevi manu*), z. B. wenn der Verpächter an den Pächter verkauft. Desgleichen läßt sich der Besitz durch Stellvertreter, wie Haussohne, Anwälte, ingleichen in der Weise erwerben, daß der bisherige Besitzer die Sache im Namen desjenigen fortbehält, auf welchen er sie überträgt (*constitutio possessorium*), z. B. wenn der Schenker noch auf Zeit einen vorbehaltenden Nießbrauch ausübt. Falls mehrere gemeinsam den Besitz an derselben Sache erlangen, z. B. als Mitigentümer, Miterben, so entsteht Mitbesitz, *compossessio*.

Allerdings kann ein wahres Realrecht in dem Besitze nur dann gegenständlich und wirklich werden, wenn alle sonstigen Voraussetzungen der Entstehung eines derartigen Rechts damit zusammenstreffen, nämlich der Wille, ein solches zu schaffen, die Rechtmäßigkeit dieses Willens und, dafern ein sog. ableitender Erwerb stattfindet, das Vorhandensein des Eigentums oder des sonst zu begründenden Realrechts in der Person des vorausgehenden Vorbesizers. Eine nur zufällige Erlangung des Besizes ohne alle Absicht der Aneignung entbehrt daher aller rechtlichen Bedeutung, indem sich hier für den Fall, daß ein anderer danach begehrt, kein Widerspruch und Streit erheben wird. Ferner gilt der Besitz im Namen eines dritten (*Detention*), z. B. eines Vermieters, Deponenten, dem Publikum gegenüber nicht als Besitz des Inhabers (*Detentor*), der bei dem fraglichen Vertragsabschlusse die Sachen nicht zu eigen bekommen wollte, sondern als Besitz des dritten, welcher durch diesen Stellvertreter ideell fortbesitzt. Inbessen gestalten die Besitze dem Pfandgläubiger, Sequester, Erbzinnsmanne und Superjgiar, obgleich dieselben in fremdem Namen innehaben, doch eine selbständige Vertretung ihres (sog. abgeleiteten) Besizes. Ein Mittelverhältnis wird erzeugt, wenn jemand den Besitz in dem guten Glauben, ein Recht zu begründen, für sich erlangt (*bonae fidei possessio*), ohne daß die vorerwähnten Bedingungen des vollen Rechts vorhanden oder erweislich sind, z. B. wenn er eine vermeintlich herrenlose Sache sich aneignet, oder wenn er käuflich erwirbt, obgleich das Eigentum des Veräußers nicht besteht. Kann sich hier auch der Inhaber ein Realrecht mit Sicherheit nicht zuschreiben, so hat er doch wegen seines redlichen Erwerbs eine Befugnis zu besitzen (*jus possidendi*), die gegen eigenmächtige Entziehungsversuche geschützt ist. Die längere »Fortsetzung« eines solchen Besizes ohne alle »Unterbrechung« (*usurpatio*), d. h. ohne daß die äußere Beziehung des Inhabers oder seines Stellvertreters zu der Sache und die Absicht des Fortbesitzens jemals aufgehört hat, läßt sogar vermöge der Erwirkung (s. Verjährung) das Recht, welches in dem Besitze nur anscheinend vorhanden war, unzweifelhaft und unbestreitbar werden. Erbringt der Erzhende den Beweis nicht bloß seines fortgesetzten Besizes, sondern auch eines rechtmäßigen Grundes für dessen Anfang (*iusta causa possidendi*, Besitztitel), so genügt für die Regel eine längere Verjährungsfrist.

Der Besitz verleiht überhaupt schon an sich und außerhalb seiner Beziehung zu einem unzweifelhaften Realrechte gewisse Vorteile (*jura possessionis*), die schon jedem, welcher eine Sache in eigenem Namen und selbst ohne guten Glauben innehat (jurist. Besitz), bis zum Beweise der Unrechtmäßigkeit dieses Verhältnisses zugute kommen und das Sprichwort »Glücklich wer besitzt« (*bonis possidentibus*) rechtfertigen. Es beruht z. B. auf dem Besitz die vorteilhaftere Rolle des Beklagten im Eigentumsprozeß, sobald die Thatfache, daß der Herrschaftswille (*animus domini*), wenn man durch Besitznahme zur tatsächlichen Herrschaft gelangt ist, bei erwiesener Herrenlosigkeit der Sache absoluten Recht (*Eigentum*) gibt, in allen andern Fällen wenigstens relatives insoweit, daß man nur dem erwiesenen Eigentume oder sonstigem Rechte zu weichen braucht, bis dahin aber die Herrschaft weder gestört noch entzogen werden darf, man also insofern durch seinen Besitz mehr Recht hat, als der Nichtbesitzer (*hoc ipso quod quis possidet, plus juris habet, quam ille qui non possidet*). Der Besizende kann nicht gezwungen werden, seinen Titel anzugeben, und wer ihm sein Recht bekennt, muß, da jede Selbsthilfe verboten ist, ordentliche Klage erheben, ein besseres Recht darthun und den Beklagten für die ganze Dauer des betreffenden Prozesses im Besitz und Genusse der streitigen Sache lassen. Bei einem Mißlingen des vom Kläger versuchten Beweises gewinnt Beklagter den Prozeß ohne weiteres (*actore non probante absoluitur reus*), einen gelungenen Beweis darf er aber immer noch mittels Gegenbeweises entkräften. Versucht ein Prätendent, alle diese Vorteile durch außergerichtliche Störung oder Entziehung des Besizes auf seine Seite zu bringen und damit den Besitzer zur Anstellung der Klage und zur Übernahme der Beweislast zu nötigen, so braucht letzterer nicht darauf einzugehen, sondern er kann, wenn er seinen Besitz und die eigenmächtige Anderrung dieses Verhältnisses durch den Gegner bekennt, ganz einfach die sofortige Wiederherstellung des bisherigen Zustandes und die Verweisung des Gegners auf den Rechtsweg verlangen. Der Einwand des auf diese Weise Belangten, daß er mit jener Störung eben sein Recht ausgeübt (*exceptio juris*), wird im Besitzprozeß nicht zugelassen, sondern zur Ausführung mittels der Realklage verwiesen. Dagegen ist dem Nachweise Beachtung zu schenken, daß der Besitz selbst gewaltiam oder heimlich oder nur auf Widerruf von dem andern (*vi, clam vel precario*) erlangt sei, und daß dieser »unrechtmäßige« (*iniustus*) Besitz nicht geeignet sei, die Grundlage für ein Besitzrecht zu bilden.

Rechtsmittel zum Schutz im Besitze sind, außer der Verteidigung gegen gewalttame Angriffe durch Anwendung einer ebenmäßigen Privatgewalt (*vim vi repellere licet*) und der außergerichtlichen Restitution gegen besitzstörende Bauunternehmung (*novi operis aunciatio*), nach röm. Rechte die Interdikte, nach kanonischem und gemeinem Recht das *remedium spolii* zur Wiedererlangung eines entzogenen, sowie das *possessorium summarium* und *ordinarium* zur Behauptung eines bloß gestörten Besizes. Bei dem *possessorium summarium* oder *summariissimum* gründet man die Vermutung für das Recht bloß auf den Besitz in der lehtverwichenen Zeit (jüngster Besitz, *possessio novissima*); bei dem *possessorium ordinarium* tritt

man einen längern Besitz oder seinen Titel nach. Das Erkenntnis im Besitzprozeß stellt immer nur ein Provisorium her und behält die endgültige Entscheidung dem Streite über das Recht selbst (Pettitorium) vor. Die Deutsche Zivilprozeßordnung läßt diesen Rechtszustand bestehen und verbietet nur (§. 232) die Verbindung von Besitzklage und Klage, durch welche das Recht selbst geltend gemacht wird, in einer Klage.

Insofern in dem Besitze eine Beziehung zu der Gesamtheit liegt, wird nicht allein das Innehaben von körperlichen Sachen im Sinne eines Realrechts, sondern auch jedes allgemein wahrnehmbare, dauernde Verhältnis zu bestimmten Personenkreisen mit dem gleichen Namen belegt, und so können auch Familienrechte, gemeinde- und staatsbürgerliche Rechte, Monopole, Würden, öffentliche Gewalt und Hoheitsrechte als Gegenstand eines Besesses erscheinen (juris quasi possessio, Quasibesitz). Die Lehre vom Besess ist in neuerer Zeit vielfach durchsichert worden, seitdem von Savigny »Recht des Besesses« (Gieß. 1803; 7. Aufl. von Auborff besorgt, Wien 1865) die Untersuchung angeregt und nicht zu unterschätzende Einwendungen hervorgerufen hatte, so besonders die von Gans in der Schrift »Über die Grundlage des Besesses« (Berl. 1837). Vgl. Bruns, »Das Recht des Besesses im Mittelalter und in der Gegenwart« (Lüb. 1848); derselbe, »Die Besitzklagen des röm. und heutigen Rechts« (Weim. 1874); Jhering, »Über den Grund des Besitzschutzes« (2. Aufl., Jena 1869); Beller, »Das Recht des Besesses bei den Römern« (Ppz. 1880). Dieselbe Bedeutung, aber auch dieselbe Schwierigkeit wie die Lehre vom Besess nach röm. Rechte hat im ältern deutschen Rechte die Lehre von der Gewere (s. d.).

Besitz oder die Besitztümer, der höchste Teil der Kleinen Karpaten, auf der Grenze des Komitats Arva; die bedeutendste Höhe ist hier die Vabica-Gura (s. d.). Die Abhänge der Besitztümer sind mit Nadelholzern dicht bewachsen, die Bergesgipfel bedeckt felsändisches Moos. Das Gebirge besteht vorwiegend aus Granit, Gneis, Kalk und Sandstein, aus deren Schichten stellenweise seltene Felsenzaden emporragen. Der wichtigste Steig ist in dieser Gebirgsseite der Jablunka-Pass, welcher das Thal der Waag mit dem der Oder verbindet. Über ihn führt die Kaschau-Oberberger Eisenbahnlinie.

Besow (Bernh. von), namhafter schwed. Dichter, geb. 19. April 1796 zu Stockholm, trat nach Beendigung seiner Studien in die königl. Kanzlei, erwarb sich das Vertrauen des damaligen Kronprinzen Oskar und wurde 1825 dessen Privatsekretär. Nachdem er 1826 in den Adelsstand erhoben worden, wurde er 1827 Kammerherr, 1832 Hofmarschall, 1843 in den Freiherrnstand erhoben und 1861 Oberkammerjunker. Er starb 18. Okt. 1868 zu Stockholm. Seinen Auf begründete B. mit der Dichtung »Karl XII.« (1819), die ihm die Bekanntheit und Freundschaft Legnors verschaffte. Im J. 1824 erhielt er durch das Gedicht »Sveriges amor« (deutsch, Lübd. 1838) den großen Preis der Schwedischen Akademie, die ihn 1828 zu ihrem Mitglied und 1834 zu ihrem beständigen Sekretär erwählte. Bedeutender als B.s lyrische Gedichte: »Vitterhetsforsk« (Stockh. 1818–19), sind indes seine Leistungen als dramatischer Dichter. Von seinen Trauerspielen, die von warmem Gefühl und Vaterlandsliebe befeuert sind, aber in Bezug auf Komposition und Charakterzeichnung manche Män-

gel haben, wurden »Erik den Fjortonde« (1827–28), »Torkel Knattsson« (1830), »Birger och hans Att« (1836–38) und »Gustaf Adolf i Tyskland« (1838), die als »Dramatiska Studier« (3 Bde., Stockh. 1836–38) erschienen, von Schlenkshäger ins Deutsche übertragen (3 Bde., Ppz. 1841–43). »Torkel Knattsson« gilt für das beste unter den bühnengerechten Trauerspielen, welche die schwed. Literatur besitzt. Die Oper »Agno oder der wandernde Ritter« ist von Edv. Brendler und dem (nachmaligen) König Oskar (I.) in Musik gesetzt worden. Von B.s übrigen Schriften sind noch »Vandrings-minnen« (2 Bde., Stockh. 1833–34) und »Minnesbilder« (2 Bde., Stockh. 1860–66) hervorzuheben. Als Sekretär der Schwedischen Akademie hat B. eine Reihe wertvoller Retrospektive geliefert. Besonders aber hervorzuheben ist seine letzte größere Arbeit, eine umfassende panegyrisch gehaltene Betrachtung der Geschichte Gustafs III. (»Om Gustaf den tredje skom konung och minnen«), I–V) in den Verhandlungen (»Handlingar«) der Schwedischen Akademie (Bd. 32 [1860], Bd. 34 [1861], Bd. 37 [1863], Bd. 42 [1867] und Bd. 44 [1869]). Eine Arbeit verwandter Art ist seine Monographie »Karl den tolfte. En minnesbild« (2 Bde., Stockh. 1868–69). Im J. 1870 erschienen B.s Lebenserinnerungen: »Lefnadsminnen«, die aber nur die Kindheit des Dichters bis 1809 umfassen.

Besow, Stadt, s. Beesow.

Besogne (fr.), Arbeit, Geschäft, Verrichtung.

Besoin (fr.), Not, Bedürfnis; au besoin oder en besoin, im Notfalle.

Besoldung ist die mit der Verwaltung eines öffentlichen Amtes verbundene Rente, mittels deren der Staat, die Gemeinde oder eine Korporation dem Beamten seinen standesgemäßen Lebensunterhalt gewährt. Die Höhe der Besoldung richtet sich nach der Bedeutung der Ämter und steigt meistens auch mit dem wachsenden Dienstalter des Beamten in einem und demselben Amte. In neuerer Zeit wird die B. regelmäßig in barem Gelde gewährt und besteht in einer festen Summe. Früher bezog der Beamte häufig noch Naturalien und ungewisse Einnahmen, Gebühren u. s. w. für besondere Dienstleistungen, wie dies z. B. bei den Pfarrebefoldungen noch vielfach der Fall ist. Neben der Besoldung werden dem Beamten häufig noch gewährt: Aufschüßsummen für Bureaubedürfnisse, Repräsentationskosten, Lagedelder (Diäten) und Fuhrkosten, Umzugskosten, Funktionszulagen, Wohnungsgeldzuschuß. Die B. der Beamten kann von den Gläubigern derselben nur teilweise mit Beschlag belegt werden. (S. Gehalt, Remuneration, Wartgeld, Pension.)

Besprechen (von Krankheiten u. s. w.), s. Beresprechen.

Bessarabien, Gebiet im südwestlichen Teile des europ. Rußland, zwischen dem Schwarzen Meere, dem Dniester, dem Pruth und der untern Donau gelegen und begrenzt von den russ. Gouvernements Cherson (im O.) und Podolien (im O. und N.), von Galizien, der Bulowina (im B.) und Rumänien (im B. und S.), umfaßt gegenwärtig 45.655 qkm, auf denen in sieben Kreisen 1.205.932 E. leben. B. leidet zwar Mangel an Holz und Quellen, eine untergegangene Waldzone hat jedoch über den kahlen Felsplatten eine schwarze, fetth Bodenkruone zurückgelassen, auf der in weiten Steppen ellenhohes Gras wächst, und in deren Bereich bedeutende

Viehucht betrieben wird. Das kontinentale Klima kalter Winter im Wechsel mit heißen Sommern läßt hier Weizen, Gerste, Hirse, Mais, Haas, Flachs, Tabak, Melonen, Gemüse und Fruchtbäume gedeihen. Der Weinbau wird ausschließlich in dem südl. Teile B.s getrieben. Unter den Haustieren werden Rindvieh, Pferde, Schafe und Schweine am meisten gezogen. Wild gibt es wenig, dagegen in den Gewässern viele Fische. Aus dem Mineralreiche ist nächst dem Gewinn an Salpeter, Marmor und Kalk der des Salzes wichtig, besonders aus den Salzseen des Dniestr von Kijerman. Die Industrie ist nicht sehr schwunghaft, sie beschränkt sich fast nur auf Gerberei, Brauweinbrennerei, Eisenfabrik und Lichtfabrik. Der Handel ist in den Händen der Juden, Griechen und Armenier und ertrifft sich meist auf die Ausfuhr der Produkte der Viehucht und des Ackerbaues nach Österreich-Ungarn. Der einzige Hafen von Bedeutung ist Kijerman. Die Einwohner sind Moldauer, Aukrassen, Rusaken (aus Galizien), Bulgaren, Armenier (43 Kolonien), Juden, Griechen, Zigeuner und Tataren; doch haben sich nach und nach seit 1814 auch 25 deutsche, meist prot. Kolonien im Kijermanischen Kreise angesiedelt. Protektanten zählt man etwa 90 000, Juden über 100 000, letztere meist in den Städten. Hauptstadt ist Kijew, Sitz des Zivilgouverneurs, der unter dem Generalgouverneur von Kurland steht. Am Dniestr liegen die Festungen Chotin und Bender oder Bendär, an der Mündung desselben Kijerman.

B. spielt als das Übergangsland aus den südruss. Steppen in die Donaumündungen in der Geschichte der Völker- und Kriegszüge aller Zeiten eine wichtige Rolle. Die frühesten bekannten Bewohner waren scythische Nomadenstämme. Im 2. Jahrh. v. Chr. finden sich daselbst die kriegerischen Geten. Seit 106 n. Chr. bildete das Land den östlichen Teil der röm. Provinz Dacien, die Kaiser Trajan erobert hatte. Im 3. Jahrh. wurde das Land von den Goten besetzt, im 5. von den Hunnen vernichtet, dann folgten die Völkerzüge der Avarer, Bulgaren und Slaven, die hier ihre Städte (Bjeldgorod) erbauten. Im 7. Jahrh. bemächtigten sich desselben die Bessen, von denen es seinen Namen trägt, im 9. die Ugrer, im 10. die Petschengen, im 11. die Rumanen, Ugen und Polowyer, im 13. die Mongolenhorden des Batu-Chan. In demselben Jahrhundert errichteten die Genueßen Handelsniederlassungen an den Ufern des Dniestr. Von 1367 an war B. ein Teil der Moldau. Im J. 1503 geriet der südl. Teil B.s in die Gewalt der Türken, 1560 fielen 30 000 Mann Nogai in das Land ein und vernichteten dessen nördl. Teil. In allen Türkenkriegen seit dem 18. Jahrh. wurde B. eine gewöhnlich leichte Beute der Russen: so 1711, 1736—39, 1787—91, 1806—12. Durch den Frieden von Jukaretsch (28. Mai 1812) fiel B. an Rußland. Die im Pariser Frieden vom 30. März 1856 an die Moldau abgetretenen Gebiete, wie das Stadtgouvernement Jsmail und der größte Teil des Ragulischen Kreises sind durch den Berliner Frieden vom 13. Juli 1878 von Rumänien wieder an Rußland zurückgefallen. Vgl. Kalko, »Geschichte B.s von den ältesten Zeiten an« (Chessa 1873).

Bessarion (Johannes oder Basilus), aus Trapezunt, geb. 1396, einer der ersten, die im 15. Jahrh. altriech. Philologie und Philosophie ins Abendland verpflanzten und eine freiere, der Scholastik entgegengesetzte Forschung anregten, hatte Ge-

stosß Platos zum Lehrer, dem er namentlich die Vorliebe für Plato verbannte. Als Bischof von Nicäa begleitete er den Kaiser Johannes VII. Paläologus nach Italien und erwirkte auf dem Rat zu Florenz 1439 eine freilich nicht nachhaltige Union der griech. und röm. Kirche. Später trat B. zur röm. Kirche über, ohne damit die glühende Liebe für sein Vaterland aufzugeben. Papst Eugen IV. hatte ihn zum Kardinal ernannt, Nikolaus V. erhob ihn zum Bischof von Sabina, dann von Frascati und übertrug ihm die Legation von Bologna, die er 1450—55 bekleidete. Nach dem Falle Konstantinopels suchte er in Deutschland auf den Königen zu Nürnberg, Worms und Wien, später auch in Frankreich einen Kreuzzug gegen die Türken zu Stande zu bringen und nahm sich seiner südl. Landesleute thätig an. Seine Stellung im Streite über den Vorzug des Plato oder Aristoteles war vermittelnd, indem er bei aller Vorliebe für jenen diesen nicht einseitig verwarf. Der Markus-Bibliothek zu Venedig, in welcher Stadt er gern weilte, vermachte er bei seinem Tode, der zu Ravenna 19. Nov. 1472 erfolgte, seine 600 wertvollen griech. Handschriften. Seine Schriften, teils lat. Übersetzungen griech. Autoren, teils Streitschriften zur Verteidigung des Plato, teils Reden und Briefe, sind nur vereinzelt herausgegeben worden. Die bedeutendste derselben führt den Titel: »Adversus calumniatorem Platonis« (Rom 1469).

Bessabitz, Ortshaf auf Jßland (s. d.).
Bességes, Stadt im franz. Depart. Gard, Arrondissement Alais, am rechten Ufer der zum Rhodengebenden Eze, 34 km nördlich von Alais, mit dem es durch eine Zweigbahn verbunden ist, umarmt das sehr wichtigen Steinkohlenbeckens der Eze, zählt (1876) 7953 (Gemeinde 10 668) E., hat allgemein tiefe Steinkohlen- und Eisengruben und bedeutende Höfen und Glashütten. Die Schächte von Valle haben 1861 und 1869 durch Eindringen der Wasser schreckliches Unglück veranlaßt.

Bessel (Friedr. Wilh.), ausgezeichnete Astronom, geb. 22. Juli 1784 zu Minden, kam als Lehrling in ein breiter Handlungshaus. Hier eignete er sich mathem. Kenntnisse an und sehr bald interessierte ihn vorzugsweise die Astronomie. Eine eifrige Arbeit verjagte ihm Olbers' Belanntschaft, auf dessen Empfehlung er 1806 nach Lilienthal zu Schröter kam, wo er vier Jahre die Stelle eines Inspektors und Observators auf dessen Privatsternwarte verließ. Von hier 1810 nach Königsberg berufen, baute er 1811—13 die dortige Sternwarte, die, anfangs mit engl. Instrumenten ausgerüstet, 1819 mit neuen Reichenhafischen Instrumenten und später mit Fraunhoferischen und Repsoldischen von der höchsten Vollkommenheit versehen wurde. Zu seinen frühesten Schriften gehören die Abhandlung: »Über die wahre Bahn des im J. 1807 erschienenen Kometen« (Königsb. 1810) und die »Fundamenta astronomiae deducta ex observationibus J. Bradley« (Königsb. 1812), welche letztere die Resultate aus Bradleys Beobachtungen enthält. Klassischen Wert haben seine »Unterungen über die Länge des einfachen Sekundenpendels für Königsberg« (Berl. 1828), denen sich später die Untersuchung über die »Bestimmung der Länge des einfachen Sekundenpendels in Berlin« (Berl. 1837) angeschlossen. Sehr verdienstlich waren ferner die von ihm herausgegebenen »Astr. Beobachtungen auf der Sternwarte zu Königsberg«

welche die Zeit von 1815 bis mit 1835 umfassen (21 Abteil., Königsb. 1815—44; fortgesetzt von Busch), die «*Tabulae regionum montanae reductionum observationum ab a. 1750 usque ad a. 1830 computatae*» (Königsb. 1830), die mit Pargier ausgeführte und herausgegebene «*Grabmessung in Ostpreußen*» (Berl. 1838), die «*Darstellung der Untersuchungen und Messungen, welche in den J. 1835—38 durch die Einheit des preuß. Längenmaßes veranlaßt worden sind*» (Berl. 1839) und «*Astron. Untersuchungen*» (2 Bde., Königsb. 1841—42). In den J. 1824—33 vollendete er eine Reihe von 75011 in 536 Zonen gemachten Beobachtungen über die Gegend des Himmels zwischen dem 45. nördl. und dem 15.° südl. Declination, welche alle Sterne bis zur neunten Größe umfassen. Eine seiner interessantesten kleineren Arbeiten ist die «*Messung der Entfernung des 61. Sterns im Sternbilde des Schwan» in Schumachers «Jahrbuch» (1839), in der er die Entfernung dieses Sterns von der Sonne auf 357700 Halbmesser der Erdbahn bestimmt. Zu den letzten der überaus zahlreichen, das gesamte Gebiet der Astronomie umfassenden Arbeiten B.s gehört eine 1844 gelieferte Abhandlung, welche die genauesten Untersuchungen über die Veränderlichkeit der eigenen Bewegungen einiger Fixsterne enthält, woraus er schloß, daß sich in der Nähe dieser Fixsterne große, aber unsichtbare Massen befinden, die mit dem sichtbaren Stern zusammengekommen ein Partialsystem bilden. Diese Vermutung hat sich nach seinem Tode durch fortgesetzte Untersuchungen und durch die Aufindung eines schwachen Begleiters beim Sirius bestätigt. B. starb 17. März 1846. Sein Freund Schumacher gab «*Populäre Vorlesungen über wissenschaftliche Gegenstände*» (Hamb. 1848) heraus, die B. fast sämtlich 1832—44 in der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft in Königsberg gehalten hatte. Seine sämtlichen «*Abhandlungen*», welche in den verschiedenen Fachzeitschriften erschienen, wurden von Engelmann gesammelt und herausgegeben (3 Bde., Epp. 1876), ebenso die interessanten «*Recensionen*», welche B. geschrieben hat (Epp. 1878).*

Bessels (Emil), Naturforscher, geb. 1847 in Heidelberg, widmete sich dem Studium der Medizin und der Zoologie. Nachdem B. 1869 auf Petermanns Veranlassung seine erste Nordpolfahrt angetreten, auf derselben das östl. Eismeer zwischen Nowaja-Semlja untersucht und die Eisten des Golfstroms östlich von Spitzbergen nachgewiesen hatte, begleitete er die von den Vereinigten Staaten Amerikas im J. 1871 unter der Führung von Hall zur Polarentdeckung ausgesandte Expedition des Schiffes «*Polaris*» als Schiffarzt und als Chef der wissenschaftlichen Abteilung. Das Schiff mußte nach dem am 8. Nov. 1870 eingetretenen Tode des Führers und nachdem man bis 82° 9' nördl. Br. gekommen war, am 12. Aug. seine Rückfahrt antreten, und hatte in dem gefährvollen Treiben der Eisschollen am 15. Okt. eine schreckliche Katastrophe zu bestehen, insofern deren 19 Personen der Schiffsgesellschaft auf der Scholle, wohin sie einen Teil des Schiffsinhalts gerettet, von den übrigen fortgetrieben, sich dem Meere überlassen sahen. Diesen kam erst am 30. April 1873 Rettung, wo ein Schiff sie aufnahm. B. blieb mit 13 andern Personen bei dem in Grunde gerichteten Schiffe bei der Vitleton-Insel im Smith-Sunde zurück, wo sie sich zur Überwinterung ein Haus bauten. Am 3. Juni 1873

schiffen sie sich in ihren zwei Booten ein, wurden am 28. Juni von einem schott. Dampfer aufgenommen und landeten am 18. Sept. in Schottland. Eine zweite Polarentpedition, welche B. mit Dorf und Wegrecht geplant, kam nicht zur Ausführung, und B. sah sich genötigt, in amerik. Dienste zu treten. Er schrieb: «*Die amerik. Nordpolarpedition*» (Epp. 1879). Von B. redigiert ist ferner (Washingt. 1876) Band 1 des «*Berichts über die wissenschaftlichen Resultate der Polaris-Expedition*» erschienen.

Bessemer (Henry), geb. 1813 in Hertfordshire, Erfinder zahlreicher Verbesserungen auf dem Gebiete der Mechanik und Metallurgie und hier insbesondere des Eisenhüttenwesens. Seine nach ihm benannte Frischmethode, das Bessemer (s. unter Stahl), d. i. Umwandlung von Roheisen in Stahl ohne Anwendung jeglichen Brennmaterials durch Einblasen von Luft in flüssiges Roheisen, ermöglicht die Darstellung großer Quantitäten Stahl in kürzester Zeit und hat seit ihrer Einführung (1856) zu einer völligen Umwälzung der Stahlindustrie geführt. [Stahl.]

Bessemerstahl (Bessemermetall), s. unter **Bessemer** (Georg), ungar. Schriftsteller, geb. 1740 zu Berezil im Späthmarer Komitat, studierte in Sárospat, kam aber bald nach Wien, wo er in die ungar. Leibgarde eintrat und 1779 Vizehusar an der Hofbibliothek wurde. Im J. 1784 zog er sich auf sein Gut Berettöd-Roosch im Viharer Komitat zurück, wo er im Mai 1811 starb. Das Jahr seines Auftretens als Schriftsteller, 1772, gilt als das Geburtsjahr der neuen ungar. Literatur. Er schrieb Trauerspiele: «*Lobislaus Hungari*», «*Agis*», «*Duda*», ein Lustspiel «*Der Philosoph*» (1777), das noch neuerdings auf der Bühne Vorfall fand, und zahlreiche ästhetische, historische und allgemein literarische Schriften. Er ist der Begründer des franz. Geschmacks und das Haupt der franz. Schule in der ungar. Literatur. Auch der erste umfassende Plan zur Gründung einer ungar. Akademie der Wissenschaften (1790 gedruckt) stammt von B. her.

Besser (Joh. von), deutscher Dichter, geb. zu Frauenburg in Kurland 8. Mai 1654 als Sohn eines Predigers, studierte in Königsberg Theologie und begleitete seit 1675 einen jungen Landsmann auf Reisen. Nachdem derselbe zu Leipzig in einem Duell gefallen war, studierte B. noch Rechtswissenschaft, fand 1680 in Berlin eine Anstellung als kurfürstl. Rat, und eröffnete sich durch seine, dem damaligen Hofgeschmack angepassten Dichtungen so wie seine geschäftliche Gewandtheit eine glänzende Laufbahn. Nachdem er 1684 als kurfürstl. Resident nach London gegangen, wurde er 1687 Regierungsrat im Herzogtum Magdeburg, 1690 bei der Erbhuldigung des kaisertreuen Kurfürsten, späteren Königs Friedrichs I., Ceremonienmeister und geadeit, 1701 Oberceremonienmeister und Geheimrat. Nach dem Tode Friedrichs I., 1713, von dessen sparsamem Nachfolger entlassen, geriet er in große Not, bis er 1717 von August dem Starken als Kriegsrat und Ceremonienmeister nach Dresden berufen ward. Hier starb er 10. Febr. 1729. Er fahen in der Diplomatie, im Staatsrecht, der Gelehrtengeschichte, besonders aber im Höfceremoniell, beschäftigte er sich nebenbei mit deutscher Poesie. Seine Gedichte bestehen zum größten Teil aus höfischen Preis- und Gelegenheitsgedichten im besten Geschmack Hoffmannswaldaus. Die vollständige Sammlung seiner «*Schriften*» gab König

heraus (mit Biographie, 2 Bde., Lpz. 1732); eine Auswahl seiner Gedichte enthält die »Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.« (Bd. 14, Lpz. 1838). Eine treffliche Biographie v. S. findet sich in dem 4. Band von *Narragen von Cries* »Biographischen Denkmälern« (3. Aufl., Lpz. 1872).

Besser (Joh. Heinr. und Rud.), Buchhändler, f. unter *Berthes*.

Besserung, Besserungstheorie, Besserungsanstalten. Die ersten Keime der Auffassung, daß der Zweck der Strafe in der Besserung der Verbrecher bestehe, lassen sich schon in einzelnen Aufstellungen griech. Philosophen, z. B. Platon, nachweisen; namentlich aber war es die Kirche, welche durch ihre Lehre von der Buße und Besserung die Grundlagen der alten Anschauungen über Strafe allmählich umwandelte und die Penitentiarsysteme der heutigen Zeit wirksam vorbereitete. Penitentiarien. Quäler strebten gegen Ende des 18. Jahrh. dahin, die innere, durch Buße und Glauben vermittelte Umkehr der Verbrecher als Ziel der Strafe thätkräftig zu vermitteln und dies Ziel durch völlige Isolierung der Verbrecher in den Strafanstalten und Einzelhaft zu verwirklichen. Ihre Strafanstalten hießen deswegen *Büßhäuser* (penitentiaries). Damit war ein neuer, auf Europa fortwirkender Anstoß zur Umgestaltung der Strafanstalten gegeben. Schon vorher hatten die europ. Staaten begonnen, im Interesse der öffentlichen Sicherheit und polizeilichen Fürsorge die Besserung der verwahrlosten Gesellschaftsschichten, insbesondere der Bettler, Landstreicher, Arbeitsscheuen und Prostituierten, durch besondere Anstalten in Angriff zu nehmen und zu diesem Zwecke »Büßhäuser« errichtet, deren Entstehung in das 16. Jahrh. fällt. Besserung und Strafen bestanden daher ursprünglich nebeneinander als durchaus verschiedene Aufgaben der staatlichen Thätigkeit. Jene erstere galt als Aufgabe der Landespolizei, während Strafen im engeren Sinne dem richterlichen Amt zufielen. Seit der Mitte des 18. Jahrh. begann insofern die Strafrechtswissenschaft an der Vereinigung der Besserungszwecke und der Strafzwecke ernstlich zu arbeiten.

Hieraus erwuchs die sog. *Besserungstheorie*, welche die Besserung der Verbrecher im Gegensatz zur Abschreckung als ausschließlichen Grund und ausschließliches Ziel der Strafe hinstellte und damit das philos. Problem, warum und wozu der Staat strafen darf, gelöst zu haben glaubte. Die Besserungstheorie ist eine unter den sehr zahlreichen Strafrechtstheorien. Wenn auch auf diesem Wege die alte Lehre von der Abschreckung wirksam bekämpft wurde, gelangte jene Auffassung dennoch nicht zu allgemeiner Anerkennung. Vielmehr hielt die Mehrzahl der Gesetzgebungen und der Strafrechtswissenschaftler daran fest, daß die Strafe ihr höchstes Ziel und ihren letzten Grund in der Gerechtigkeit habe, aus welcher die Besserung herzuleiten und zu begründen sei.

Unabhängig vom Staate und dessen strafenden Zwangsrechten kann die Besserung auch von der Kirche oder freien Vereinigungen erstrebt werden, teils zur Ergänzung dessen, was in den Strafanstalten unternommen wurde, und um entlassenen Verbrechern gegen drohende Verführung vorübergehend ein Asyl zu gewähren, teils zur besselnden Einwirkung auf diejenigen, welche zwar sittlich verdoeben sind, aber doch keine strafbaren Vergehungen sich haben zu Schulden kommen lassen. Zu diesen Privat-

besserungsanstalten gehören insbesondere die Ragbalemsstifter zur Besserung geistloser Mädchen und die Rettungsanstalten für verwahrloste Kinder oder jugendliche Verbrecher. Zufür letztere die Einsperrung in eigentliche Strafanstalten verderblich ist, erkennen wenigstens teilweise die meisten Gesetzgebungen an, welche, wie die französische, englische und deutsche, die Unterbringung jugendlicher Verbrecher in Privatbesserungsanstalten auf richterlichen Befehl an Stelle der Strafe gestatten. In England werden solche Privatbesserungsanstalten für jugendliche Verbrecher (bis zu 16 Jahren) sogar vom Staate unterstützt und beaufsichtigt. Zu den berühmtesten Einrichtungen dieser Art gehören: Mettray in Frankreich, Auklandsch-Mettray bei Jäpphen, Angleside bei Newwerpen, Red-Hill in England, das *Kaiserhaus* bei Hamburg.

Bitteratur. Loikner. »Das Recht in der Strafe« (Münch. 1872). Am eifrigsten und zwar in einheitlicher Weise, ist das Besserungsprinzip als Strafzweck in Deutschland von Rober verfolgt worden. Vgl. dessen beide Schriften: »Besserungsstrafe und Besserungsstrafanstalten als Rechtsforderungen« (Lpz. 1864) und »Die herrschenden Grundbegriffe der Verbrechen und Strafen in ihren innern Widersprüchen« (Wiesb. 1867).

Bessières (Jean Baptiste), Herzog von Jülich, Marschall, einer der besten Reitergenerale Napoleons I., geb. 6. Aug. 1768 zu Brachac im Depart. Lot, trat 1790 in die konstitutionelle Garde Ludwig XVI., wurde nach Auflösung dieses Corps 1792 in die Legion der Ehrenorden eingereiht, nahm am Feldzuge gegen Spanien teil, ging 1796 mit ital. Armee und zog durch seinen Mut die Aufmerksamkeit Bonapartes auf sich, der ihm den Befehl der Gendarmesabron übertrug. Im J. 1798 begleitete er Bonaparte nach Ägypten, wo er sich bei St. Jean d'Acre und dann in der Schlacht bei Klusir 25. Juli 1799 auszeichnete und zum Brigadegeneral ernannt wurde. Mit Bonaparte nach Frankreich zurückgekehrt, unterstützte er denselben am 18. Brumaire und erhielt, zum Divisionsgeneral befördert, den Befehl, die neue ital. Armee zu organisieren. Bei Marengo entschied er durch eine Kavallerieattacke mit Hellermann den Rückzug der Österreicher. Bei der Thronbesteigung Napoleons 1804 wurde B. zum Marschall und Großoffizier der Ehrenlegion befördert. Im Kriege gegen Österreich 1805 befehligte er außer der Kavallerie der Kaiserarmee noch eine Kavalleriedivision. Er durchbrach auf der Brünn-Dinaber Straße Kutows Nachhut und trug in der Schlacht bei Austerlitz viel zum Erfolg des Tages bei. Auch im Kriege von 1806 kommandierte er die Gardesavallerie bei Jena, kämpfte 1807 bei Eylau und Friedland und wurde zum Herzog von Jülich erhoben. In Spanien befehligte er 1808 ein Armeekorps und fiel selbstständig 14. Juli in der Schlacht bei Medina del Rio-Seco. Als zu Anfang des November Napoleon selbst den Oberbefehl der Armee in Spanien übernahm, erhielt B. den Befehl über die Reiterkavallerie. Zugleich mit dem Herzog, den er umgingen, rückte er 9. Nov. in Burgos ein. Am 4. Dez. befand er sich bei der Einnahme von Madrid und verfolgte dann das span. Heer unter S. Raños. Im österr. Kriege von 1809 führte er wieder die Reiterkavallerie, an deren Spitze er bei Landshut und Gmühl siegreich kämpfte. In der

Schlacht von Aspern, 21. Mai, ließ Napoleon durch B. die großen Reiterangriffe unternehmen, durch welche er das österr. Centrum zu sprengen hoffte. Bei Wagram wurde B. verwundet. Nach dem Frieden mußte er an Bernadottes Stelle den Oberbefehl in Holland übernehmen. Nachdem er 1811 Gouverneur von Altapetien und Leon gewesen, wohnte er 1812 wieder an der Spitze der Kaisergarde dem Feldzuge in Rußland bei. Bis zur Schlacht an der Moskwa hatte er wenig Gelegenheit, sich auszuzeichnen; auf dem Rückzug zeigte er große Umsicht. Am 7. Sept. warf er ein Korps von 8000 Kosaken zurück, die den Versuch machten, das Hauptquartier bei Wiasma zu überfallen. Zu Anfang des Feldzugs in Deutschland 1813 erhielt er den Oberbefehl über die franz. Kavallerie. Am 1. Mai, dem Tage vor der Schlacht bei Zülpich, ritt er an der Spitze der Truppen vor, welche Bünzingerodes jenseit der Rippach aufgestellt. Kavallerie vertreiben sollten, und wurde hierbei durch einen Schuß in die Brust getötet.

Beßin, franz. Landstadt, s. unter Bayeux.

Bestungen, großes Dorf von (1890) 7563 E. bei Darmstadt, mit dem es völlig zusammenhängt, bildet aber eine eigene Gemeinde mit besonderer Verwaltung. Es hat eine Artillerielafette, ein prinzipales Palais mit Garten und zwei großherzogliche Gärten. B. ist älter als Darmstadt, es wird schon 1002 in Urkunden erwähnt.

Best (William Thomas), bedeutender engl. Orgelspieler, geb. v. Carlisle 13. Aug. 1826, wurde bereits 1840 in Liverpool Organist und hat dort seit 1854 an der Hauptkirche sowohl an dem großen Konzertsaal (St. George's Hall) die ersten Stellen inne. Außer Kompositionen für sein Instrument und Kirchenstücken publizierte B. mehrere instruktive Werke für die Orgel, besonders »The modern school for the organ« (Lond. 1863) und »The art of organ playing« (Lond., 1870 begonnen), und viele Orgelarrangements aller Art herausgegeben. Als Konzertspieler auf der Orgel nimmt B. einen hohen Rang ein; durch die unentgeltlichen Nachmittagskonzerte, die er in seiner Kirche veranstaltet, ist seine große Kunst in weitesten Kreisen bekannt geworden.

Bestallung bedeutet die Verleihung einer Anstellung als Diener oder Beamter, sowie das dem Angestellten hierfür gewährte Geld oder Einkommen. Bei Beamten namentlich wird über die B. ein Dekret oder Patent ausgestellt, welches Titel und Rang, die Dienstbezüge u. s. w. angibt. Die B. kann auch mündlich geschehen, in welchem Fall aber den Akt ein Protokoll ausgenommen wird.

Bestand (in der Handelsprache), s. Saldo.

Bestätigungsrecht (Recht der Genehmigung, Konfirmation, Ratifikation, Ratifikation) ist, abgesehen von denjenigen Fällen, in denen es sich lediglich um eine juristisch nicht nötige Bestätigung oder um eine bloße Garantie gegen mögliche Anfechtung handelt, im allgemeinen die rechtliche Befugnis, vermöge welcher alle oder nur gewisse rechtliche Wirkungen eines bereits gegebenen Rechtsverhältnisses oder Rechtsgeschäfts, also dessen Gültigkeit ganz oder teilweise von der Genehmigung seitens des Berechtigten abhängig sind. Im engeren Sinne kann man jedoch folgende Arten des B. unterscheiden: 1) Die Ratifikation, d. h. die ausdrückliche oder stillschweigende Genehmigung eines von einem andern ohne Auftrag vollzogenen Aktes oder Geschäfts, vorzüglich von privatrechtlichem

Charakter (s. Ratifikation); 2) die vom Staatsoberhaupt, beziehentlich vom Regierungsnachfolger erteilte Anerkennung bestimmter öffentlicher Rechtszustände, resp. der Regierungskräfte des Regierenden vorgängiger (Konfirmation), wodurch man namentlich in früheren Zeiten das öffentliche Recht und seine Kontinuität gegen Verwechslung der Regierungskräfte mit Privatakten und gegen den Wechsel in den Regierungsansichten sicherzustellen, bisweilen wohl auch Cinnahmen zu erzielen suchte. Wesenwärtig ist an Stelle derselben die Verpflichtung des Thronfolgers an die Verfassung getreten (s. Verdingung), da einerseits zweifelhafter und streitiger Punkte des Verfassungsrechts nicht mehr einseitig durch den Souverän entschieden, andererseits Regierung- und Privatakte des Regenten nicht mehr oerwechselt werden können, jeder Regierungsnachfolger aber von selbst durch alle verfassungsmäßigen Regierungskräfte des Vorgängers rechtlich gebunden ist. Abgesehen kommt auch noch für gewisse richterliche Urteile ein B. des Souveräns vor, welches jedoch nicht mit der Gesetzesanktion verwechselt werden darf; 3) gerichtliche Bestätigungen. Obwohl seltener als ehebem und jedenfalls nicht mehr aus fiskalischen, sondern aus polit. Gründen hängt die Verfertigung vieler an sich privatrechtlicher Geschäfte und Verhältnisse auch heute noch von einer Bestätigung des zuständigen Gerichts ab. Diese ist von einer bloßen Protokollierung oder Legalisierung durch das Gericht zu unterscheiden; sie setzt stets eine *causae cognitio* voraus, erfolgt durch förmliches richterliches Dekret, kommt noch vor bei den Gerichten belassenen Akten der nicht streitigen Gerichtsbarkeit, z. B. Bestellung von Vormütern, Hypotheken, und bedingt dann in der Regel die ganze jurist. Wirksamkeit des Verhältnisses oder Geschäfts; 4) administrative Bestätigungen kommen da vor, wo die Rechtswirksamkeit gewisser polit. Akte von der Genehmigung der Staatsverwaltung abhängt, z. B. bei Gemeindegemeinderatswahlen, Genehmigung gewisser der staatlichen Kontrolle unterworfenen Verträge und Akten u. s. w.; 5) konsultationelle Bestätigungen sind diejenigen, welche verfassungsmäßig den Landesvertretungen zustehen, z. B. bei Begnadigung eines wegen Verfassungsoverletzung verurteilten Ministers (wenigstens nach mehreren Gesetzen), dann bei Staatsverträgen, deren Gegenstand in das Mitwirkungsrecht der Stände fällt, bei sog. prioritätlichen Verträgen u. s. w.; 6) Ratifikation, d. h. Genehmigung eines kraft Auftrags vollzogenen Aktes oder Geschäfts, vorzüglich von völkerrechtlichem Charakter, also Genehmigung eines durch diplomatische Agenten abgeschlossenen Vertrags durch die betreffenden Souverän.

Bestattung der Toten ist von jeher sowohl in religiöser als in ceremonieller und rechtlicher Hinsicht bei allen einigermassen gebildeten Völkern ein Gegenstand großer Aufmerksamkeit gewesen, indem sich hierbei teils die im Leben gegebene Erbe noch einmal zu betätigen sucht, teils aber auch der Glaube an die Herkunft und Zukunft des Toten sich geltend macht. Je lebendiger der Glaube eines Volks an die persönliche Fortdauer ist, desto sorgfältiger pflegt der Leichnam behandelt zu werden. Schon in einer sehr frühen Zeit, in der der vorgeschichtliche Mensch zugleich mit dem Renntier das südl. Frankreich bewohnte, zeigt sich in der Bestattung der Dahingegangenen das erwachte Gefühl der Pietät. So enthielt eine Totengrotte bei

Aurignac (Depart. der Oberrn Garonne) 17 menschliche Skelette mit äußerst roh bearbeiteten Instrumenten aus Stein und Hirslängeweiz; vor der Höhle aber entbedte man die Reste eines Leichenmahls, zer Schlagene Knochen des Mammuth, Rhinoceros, Höhlenbären, Rennthiers u. s. w. Ähnliche Höhlengräber aus der ersten Steinzeit fand man im Thale der Vesse in Belgien; auch hier kamen die Überbleibsel der Gastmähler zum Vorschein, die man beim Bestatten der Leichen gehalten, wie noch heute bei vielen Völkern Totenschmause veranstaltet werden. Aus der zweiten Steinzeit, die sich durch geglättete Steinwerkzeuge charakterisiert, stammen die zu Ehren der Toten errichteten Grabstätten, die sog. Ganggräber in Dänemark und Schwedwig, die Hünengräber in Norddeutschland, die Allées couvertes (bedeckte Steinreihen) in Frankreich. Die Grabesbeigaben und Totengeschenke, welche man in diesen oft außerordentlich umfänglichen Leichenhöhlen vorfindet und die in Schmuck und Waffen bestanden, deuten darauf hin, daß man den Verstorbenen ehren und vielleicht für ein weiteres Leben ausstatten wollte.

Hinsichtlich der Hochhaltung des Namens stehen unter den Völkern des Alterthums die Ägypter mit ihrem ausgebildeten Glauben an Seelenwanderungen und Totengerichte obenan. Daher ihre riesenhafte Totengebäude (Felsenhöhlen, Totenstädte, Pyramiden) und ihre Kunst des Einbalsamierens. Ihnen schloßen sich, obwohl von andern Standpunkte aus, die Chinesen, Japanesen, Griechen und Römer an, welche, im Grundgefühl der Verpachtung und Hochachtung für den Dahingegangenen, die Art der Bestattung von Einfluß auf den Zustand der Verstorbenen im Jenseits hielten. Die Griechen und Römer meinten sogar, daß jeder nicht bestattete Abgeschiedene 100 Jahre ruhelos an den Ufern des Styr (s. d.) umherirren müßte, und hielten es daher für eine Pflicht der Humanität, jedem irgendwo gefundenen Toten wenigstens durch Ausstreuen von drei Hand voll Erde zur Ruhe zu verhelfen. Der Untergang durch Schiffbruch erschien ihnen daher als ein entsetzliches Schicksal. Außer den Spartanern, die ihren Verstorbenen gemäß die Toten auf den Säulden hinaus trugen, bestatteten die Griechen, vornehmlich die Athener, ihre Toten feierlich und öffentlich, je nach dem Reichthum des Gestorbenen in längerer oder kürzerer Zeit nach dem Tode, je nach dem Alter zu verschiedenen Tageszeiten und unter dem Geleite der in schwarze Gewänder gekleideten Verwandten und Freunde, einer Klagefrau (καθημερία, bei den Römern praefica), von Weisfchören und seit Solons Zeit auch von Vordredern. Die Demarchen wachten in Athen über die gesetzmäßige Bestattung und schlossen nur Staatsfeindner, Tempelräuber, Landesverräter, Tyrannen, Selbstmörder von dieser Ehre aus. Vor der Bestattung ward der Tote dreimal gerufen, dann zur Erde gesetzt, sein Antlitz von liebender Hand bedeckt und seine Augen geschlossen. Auch wurde der zur Schau ausgestellte Leiche ein Stück Geld (σβολός, bei den Römern auch triens) als Fährlohn für den Totenfährmann Charon in den Mund, und ein Stück Kuchen, aus Mehl und Honig bereitet, zur Bewichtigung des Totenhandes Cerberus in die Hand gelegt. Vor dem Trauerhause aber brachte man ein Opfer für die Totenbittigin Proserpina. Ein den Verwandten im Hause bereitetes Leichenmahl (ταφιστικόν, bei den

Römern silicernium, verbunden mit Spenden an das Volk, visceratio) beschloß die Trauerfeier.

Die Römer bestatteten ihre Toten mit einem ähnlichen Aufwande und bekränzten dieselben ebenfalls mit Laubwerk und Blumen. Nur sagten die Römer (wie auch die ältern rohen Griechen mit ihren Selben Pferde, Sklaven, Kriegsbeute, Waffen und Schätze verbrannten) außerdem, und zwar erst später, grausame Zecherspiele und einen Archimimus hinzu, der den Vollendeten nachzuahmen hatte. Die bei Vornehmern meist ertöndigen Begräbnisse lagen, trotz wiederholter Verbote, theils mitten in der Stadt, theils und vorzugsweise vor den Thoren an den Landstrassen, auf den Landgütern und in Gärten. Die Grabstätten mit ihren oft kostbaren Monumenten waren unpergänglich und Zufluchtsstätten für Flüchtlinge, so später oft für verfolgte Christen. Die Geister der Toten wurden in der Nähe vermutet. Der ursprünglich griech. Wunsch ihrer Inschriften: Sit tibi terra levis (die Erde sei dir leicht), beruhte auf dem Glauben, daß die Seele Verstorbenen mit ihrem Leibe in geheimnissvoller Verbindung bleibe.

Gingen die Grundansichten dieser Völker von der Hochachtung und der Verpachtung gegen die Toten aus, so ist dagegen das Grundgefühl der Jeter, Perser und Hebräer Scheu vor dem Tode. Bestimmend wirkt hier der orient. Gedanke, daß der Leib eine nichtige, abzustreifende Hülle des Geisteslebens sei. Doch auch das Klima, welches bald den Leichnam in Gefahr bringende Verwesung übergeben läßt, scheint auf diese Ansicht eingewirkt zu haben. Insofern bestatteten die Hindostaner, vornehmlich die vornehmern Kasten, die Viamanen und andere oftast. Völker ihre Toten nicht ohne Feierlichkeit und Klang, und zum Teil mit großem Aufwand. Die meist schnell vorgenommene Totenbestattung beruht auf der Meinung, daß der Leichnam das Haus verunreinige. Die Perser meinen gerabegu, daß ein böser Geist (Dew) in dem Leichnam und selbst in dem Sterbenden schon seinen Sitz aufgeschlagen habe und deshalb die Feindschaft eintrete. Bei den alten Hebräern galten nicht nur alle menschlichen Leichname, sondern auch die sie Berührenden oder ihnen Nahenden, ferner die im Hause befindlichen, nicht bedeckten Gefäße auf sieben Tage für levitisch unrein. Man eilte daher, trotz der Gefahr des Begrabens von Scheintoten, mit der Bestattung und legte die Totenäder möglichst gefouder von den Lebenden an. Das Ginfalsmieren ebenso wie das Verbrennen der Toten kam bei den alten Hebräern nur ausnahmsweise vor. Sie hatten zum Jrod der Totenklage besondere Weiser und Klageweiber, umwidelten ihre Toten vom Haupt bis zu den Füßen mit schmalen Tüchern, verbargen das Gesicht, dessen Anbild verunreinigt, mit dem Schweitstuche und schütteten alles Wasser im Hause auf die Strafe. Brennende Nachbatterzen, zu den Hauptern oder zu den Füßen aufgestellt, wickten die letzten Stunden, und die nächsten Anverwandten erachteten es als Pflicht, ihre Toten zum Begräbnisse zu tragen oder doch zu begleiten. Die neuern Juden weichen indessen von der alten Sitte vielfach ab.

Die Christen aller Parteien ließen von jeher, wie die Juden, nur das Begraben, nie das Verbrennen ihrer Toten zu. Der unter ihnen weit ausgebildete Glaube der Auferstehung der Leiber trat, außer der jüd. Tradition, der Verbrennung entgegen

entgegen, weshalb die Heiden bei den Verfolgungen der Christen die Leichname derselben dem Auferstehungsglauben zum Hohn teils verbrannten, teils den Raubtieren vorwarfen. Im allgemeinen hielt sich das aufsteigende Christentum an die geistigern Gebräuche der alten Juden. Die Religion der ewigen Hoffnung, nachdem sie aus ihrem Zufluchtsort, den Krypten und Katakomben, hervorgetreten, verlangte mehr und mehr eine feierliche Leichenbestattung, in Gegenwart des Priesters und unter dem Gesange erhebender Hymnen auf Tod und Auferstehung. Aber auch unter den Christen erhielten sich hier und da Volksgewohnheiten bei Leichenbestattungen, die unstreitig der vorchristl. Zeit angehören, z. B. das sog. Leichenmahl und das dreimalige Streuen von Erde auf den Sarg, das noch jetzt in Deutschland und England Sitte ist. Die rom.-lath. Kirche hat die Eirurgie der Totenbestattung besonders reich ausgebildet. Die brennenden Kerzen, Symbol des ewigen Lichts, das kleine Kreuz zwischen den auf der Brust gefalteten Händen, das Voraustragen eines mit Flor umhüllten großen Kreuzes als des Symbols der in Christi Tode gewonnenen Erlösung, die je nach der Stellung des Toten verschiedenen Weihen der Kirche durch ihre Priester, die reiche Symbolik, welche selbst die Unschuld der verstorbenen Kinder durch ein weißes Sargtuch der mitleidenden Gemeinde zu versinnbildlichen weiß: alles dies ist geeignet, einen tiefen Eindruck auf das Gemüt hervorzurufen. Eine solche Bestattung wurde von jeher nur verlangt den Ungetauften (auch den ungetauften Kindern), den Nichtrömischkatholischen, Erkommunizierten, notorischen Religionspötern und Kosterhaften, denen, welche nicht wenigstens einmal im Jahre, zu Ostern, das Abendmahl genossen, denen, die ohne Reue verstorben, den Hingerichteten, Selbstmördern, im Zweikampfe (Duell) Gefallenen. Doch hat sich auch hier die Praxis bedeutend gemildert. Die Gebräuche der griech.-lath. Kirche sind denen der römischen ähnlich, nur aber, wie alles hier, mehr veräußert. Die Küssen pflegen ihre Toten bloß des Morgens zu beerdigen. Die prot. Kirche, und vornehmlich die reformierte, hat auch das Begräbnis zu einer höhern Einfachheit zurückgeführt. Sie unterbindet öffentliche Beerdigung (sepultura solennis) mit Geläute, feierlichem Leichengeleit, Gesang, Predigt oder Leichenrede und Segensspruch des Geistlichen, und die bei weitem überwiegend gewordene stille Bestattung (sepultura minus solennis), ohne dieses Ceremoniell. Das ältere strengere Ceremoniell, in einzelnen Ländern, z. B. England, eifrig gepflegt, wird gewöhnlich nur bei außerordentlichen Todesfällen, wie beim Tode des Landesherren, durch Glockengläute, Enthaltung von Festlichkeiten u. f. w. angewandt. Die Brüdergemeinden zeichnen sich mehr als andere prot. Genossenschaften durch Teilnahme und Sorgfalt für die Bestattung ihrer und selbst fremder, unter ihnen verbliebener Toten aus.

Außer den Juden und Christen sind es die Agypter, Parfen, die amerik. und afrik. Urvölker sowie die den Christen sich anschließenden Mosamedaner, welche ihre Toten ausschließlich begraben. Das Verbrennen der Toten, welches religiös wohl auf die reinigende Kraft des Feuers, hygienisch auf die hierdurch völlig beseitigte Verpestung der Luft durch die Leichname zurückgeführt werden muß, war nebst Sammeln und Beisetzen der Asche

in einer Urne bei den Germanen und ist noch bei den Japanesen im Gebrauch. In einem großen Teile Europas wurden, wie die Graberrunde ergeben, während der Steinzeit die Toten entweder in der flachen Erde, oder unter einem freistehenden Bau aus gewaltigen Steinblöden, oder in einer Steintiste beigesetzt, welche dann mit Steinen oder Erde überdeckt wurde, manchmal einen Zugang von außen hatte (Bangraber), häufig auch von einem Steintreis umgeben war. Diese Bestattungsweise in Hünengräber (s. d.), in welchen man die Leichen nicht selten in hockende Stellung brachte, änderte sich mit der Verwendung der Metalle, indem man ziemlich allgemein von da an die Leichen verbrannte und die Aschenbestandteile in Urnen beigesetzte, die anfangs in Hügeln, später reihenweise an einem gemeinschaftlichen Plage vergraben wurden. Doch fand bisweilen eine nur teilweise Verbrennung des Leichnams statt. Solche «Urnenfriedhöfe», die man in Deutschland an sehr vielen Stellen findet und fälschlich wohl als «Stamen» oder «Wendengräber» bezeichnet, reichen bis in die ersten Jahrhunderte n. Chr., wo dann wiederum mit Einführung des Christentums allmählich die Beerdigung der Leichen in Aufnahme kam. Die Gräber enthalten vielfach bald reichere, bald ärmlichere Grabgeschenke, je nach dem Wohlstand des Beerdigten: neben dem Ranne ruht die Waffe, sein Mantelschmuck und Gefäße von Thon, Erz oder Glas mit der nötigen Begetost; auch die Frau wurde mit vollem Schmuck ins Grab gelegt, mit Perlenchnüren, Ketten und Ringen, Schnallen und am Gürtel mit langem Hängeschmuck. Diese Gegenstände sind gemeinlich handelsware, eingeführt von Händlern aus den südl. Kulturländern. Selbst weiter nördlich bis über den Kanal und in Skandinavien zeigt sich in den Grabaltertümern diese Verbindung mit dem Süden, den Etruskern und Römern. Die ind. Völkerschaften schwanken zwischen Begraben und Verbrennen, und die Griechen und Römer sind allmählich vom Begraben zum Verbrennen der Toten fortgeschritten. In Griechenland wurde das Verbrennen seit dem Anfange des 4. Jahrh. v. Chr., in Rom erst seit dem Falle der Republik bis zum 4. Jahrh. n. Chr., im letztern aber so allgemein, daß nur noch vor dem 3. Jahrh. n. Chr. gestorbene Kinder und vom Blise Erschlagene beerdigt wurden. In sanitätspolizeilicher Hinsicht ist das Verbrennen als völliger Schutz gegen die schädlichen Ausdünstungen verweideter Körper bei weitem vorzuziehen. Über die in neuerer Zeit gemachten Vorschläge, statt der Beerdigung die Verbrennung einzuführen, s. Leichenverbrennung.

Das ganze Beerdigungswesen muß insbesondere aus Rücksichten auf die Gesundheit der Bevölkerung in jeder Hinsicht streng beaufsichtigt werden. Abgesehen von der Notwendigkeit, die seit dem 6. Jahrh. eingeriffene, von vielen Kirchenversammlungen vergeblich belämpfte Unsitte zu verbieten, die Toten in der Kirche, unter den Füßen der zum Gottesdienste Versammelten und auch um die Kirche herum auf dem Kirchhofe und in den sogenannten, außerordentlich gefährlichen Gräben und Schwindbögen beizusetzen, wobei mächtigst lufthaltige, oft wehrhaft ineinandergeschachtelte Särge aus Holz, Metall und Stein in Anwendung kamen, welche dennoch keineswegs die Ausdünstung giftiger Dämpfe verbieten konnten, hat bei der gegenwärtigen Art der Bestattung die Sanitätspolizei namentlich für folgende

Vorkehrungen zu sorgen. Zunächst dürfen Toten-äcker nur außerhalb der Stadt und niemals in der Nähe von Wohnungen liegen. In Italien soll die Entfernung der Begräbnisplätze von den Wohngebäuden 100 m, in Sachsen 136, in Österreich und Frankreich 200 m betragen; der hygienische Kongress zu Brüssel 1852 forderte 400 m Entfernung. Neu anzulegende Friedhöfe sollen nach Ansicht einiger Hygieniker mindestens 1000 m von dem Orte entfernt angelegt werden. Man soll zur Anlage eines Friedhofs womöglich thonhaltigen Sandboden wählen; Thonboden hindert den Zutritt der Luft, während Kiesboden ein zu geringes Absorptionsvermögen hat, sodaß unter Umständen schädliche Zersetzungsprodukte aus demselben entweichen könnten, bevor sie vom Sauerstoff der Luft völlig oxydirt und zerstört sind. Der Boden sollte 3 m tief drainirt, das Drainwasser auf eine Wiese geleitet werden. Die Vorstadt gebietet, nicht einen Platz zu wählen, dessen Grundwasser nach einem in der Nähe liegenden Orte oder gar nach einer städtischen Wasserleitung abfließen. Ferner muß der Sarg mit einer 1 1/2 m dicken Schicht Erde bedeckt sein; ein Grab darf nicht früher als nach 30 Jahren wieder benutzt werden. Schließlich würde es sich empfehlen, in die Särge eine Schicht Eisenoxyd und Kalk zu bringen. Vielen größeren Städten ist aus den Gräbern ihrer Toten, durch Anhäufung der schädlichen Produkte der fauligen Zersetzung in der Luft und im Brunnenwasser, Seuche und Tod gekommen. Die schnelle Bestattung der Leichen der gefallenen Soldaten nach großen Schlachten bietet nicht geringe Schwierigkeiten dar. Die Grube muß möglichst tief sein und darf eine nicht zu große Menge Leichen aufnehmen; jede Grube muß zwei Hand breit mit Kalk, Kohle oder Asche bedeckt und endlich die ganze Grube mit 2 m Erde sehr angefüllt werden; als Desinfektionsmittel benutzt man Leer- und ähnliche Stoffe; auch werden die Leichen der Gefallenen mittels Leerd- und Petroleum oder mittels Siemensschen Ofens verbrannt. Ein zweiter, nicht minder ernster Gesundheitszustand der Sanitätspolizei ist die zweckmäßig organisierte Leichenschau und die Errichtung von Leichenhäusern oder Leichenhallen zur Vermeidung des Begräbens von Scheintoten. Bei der Eile, womit im Altertum die Beerdigung, besonders bei Armen, vor sich ging, erwachten, nach des Plinius Bericht, nicht wenige sogar auf dem Scheiterhaufen im Augenblicke des Verbrennens. (S. Friedhof.)

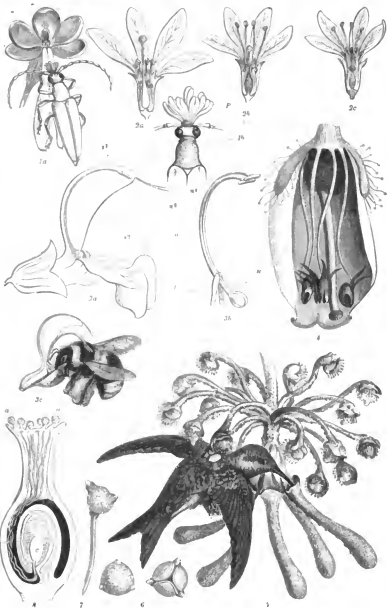
Litteratur. Fendau, «Histoire générale des usages funébres et des sépultures des peuples anciens» (3 Bde., Par. 1858, mit 100 Taf.); Weinhold, «Die heidnische Totenbestattung in Deutschland» (Wien 1859); Grotzsch, «Das Leiden- und Begräbniswesen im preuss. Staate» (Arnsherg 1869); Werner, «Die Bestattung der Toten in Bezug auf Hygiene, geschichtliche Entwicklung und gesetzliche Bestimmungen betrachtet» (Gießen 1880).

Bestäubung nennt man in der Botanik bei den Phanerogamen die Übertragung der Pollenkörner auf die Narbe. Da die aus den Pollenkörnern hervorgehenden Schläuche durch die Narbe und den Griffel hindurch zu den Samenanlagen gelangen müssen, wenn eine Befruchtung (s. d.) der letztern erzielt werden soll, so ist die B. bei allen Phanerogamen für das Zustandekommen einer geschlechtlichen Fortpflanzung unumgänglich notwendig. Die Übertragung des Pollens auf die Narbe kann in

verschiedener Weise geschehen; zunächst durch ein saches Ausstreuen der Pollenkörner von den Antheren auf die Narbe in derselben Blüte, sodann durch Vermittelung des Windes oder des Wassers, ferner durch Einwirkung von Tieren, vorzugsweise von Insekten, und schließlich auch durch die Hand des Menschen. Da in den meisten Fällen keine Selbstbestäubung oder Selbstbefruchtung stattfindet, d. h. die in einer Blüte gebildeten Pollenkörner nicht die Narbe derselben Blüte oder einer andern Blüte derselben Pflanze befruchten, so muß die B. durch äußere Einflüsse bewirkt werden. Aus zahlreichen Versuchen hat sich ergeben, daß die Selbstbestäubung zwar gewöhnlich zur Bildung von Samen führt, daß aber entweder diese Samen eine geringe Keimfähigkeit besitzen oder die daraus entstandenen Pflanzen in allen Theilen schwächlich ausgebildet werden wie die Stammpflanze, zumal wenn die Selbstbestäubung schon durch einige Generationen hindurch stattgefunden hat. Eine Ausnahme hiervon machen allerdings die sog. Kleistogamen Blüten. (Vgl. d. s. unter Kleistogamie.) Deshalb ist es für die Fortpflanzung der Pflanzen und für die Erhaltung der Arten von Vorteil, wenn Wechselbestäubung stattfindet, d. h. wenn die Pollenkörner aus den Antheren der einen Pflanze auf die Narben einer andern Pflanze derselben Art gelangen. Diese ist nur möglich, wenn Wasser, Wind oder Tiere die Übertragung der Pollenkörner auf die Narbe bewirken.

Eine derartige Wechselbestäubung findet nun in der That auch bei den meisten Phanerogamen statt und es sind die mannigfaltigsten Einrichtungen in den Blüten vorhanden, um eine solche zu ermöglichen. Das Wasser übernimmt nur in sehr wenigen Fällen die Vermittelung zwischen Pollen und Narbe und nur bei echten Wasserpflanzen, wie z. B. bei *Vallisneria spiralis*, bei der die weiblichen Blüten sich bis an die Oberfläche des Wassers erheben und hier durch den herauswommenden Pollenstaub der männlichen Blüten befruchtet werden. In den weitaus meisten Fällen dagegen besorgen Windströmungen oder Tiere die B. Die Pollenkörner sind von so geringen Dimensionen und von so geringem Gewicht, daß sie, wenn sie nicht zu größeren Massen verflocht sind, mit Leichtigkeit vom Winde hinweggeführt werden können. Außerdem sind jedoch die Blüten derjenigen Pflanzen, die auf B. durch den Wind angewiesen sind mit derartigen Einrichtungen versehen, daß eine Übertragung des Pollen auf die Narbe sehr erleichtert wird. Hierbei gehören unter andern die Gräser, bei denen die Antheren an langen, leicht beweglichen Stielen sitzen und so vom Winde hin- und hergeweht werden können, auch sind die Narben in Folge ihrer sehr dünnen, pinselförmigen Gestalt sehr geeignet, den in der Luft herumfliegenden Pollenkörnern aufzufangen. Ferner gehören hierher die sog. Windchenpflanzen, wie die Weiden, Erlen, Haselnüsse, etc. denen die männlichen Blüten in langen hängenden und leicht beweglichen Rähden angeordnet und die Narben der weiblichen Blüten ebenfalls pinselförmig ausgebildet sind. Auch die vielen Blüten, z. B. bei denen der Berberis (*Berberis vulgaris*), der Gattung *Parietaria*, etc. vorhandenen Einrichtungen zum Ausstreuen der Pollenkörner, die meist darin bestehen, daß die Antheren bei ihrer Reife infolge eines komplizierten Mechanismus eine schnellende Bewegung machen, dienen

BEFRUCHTUNG UND BESTÄUBUNG.



1a. Blüte von *Listera ovata*, von einem Insekte besucht. 1b. Kopf des Insektes mit den daran haftenden Pollinien (P). 2a, b, c. Verschiedene Blütenformen von *Lythrum Salicaria*. 3a. Blüte von *Salvia pratensis*. 3b. Das Androeceum derselben Blüte. 3c. Blüte, von einer Hummel besucht. 4. Blüte von *Erica tetralix* im Durchschn. 5. Blütenstand von *Meryophora pentholoides*, von einem Kolibri besucht. 6. Pollenkörner. 7. Pollenkorn, welches einen Pollenschlauch treibt. 8. Schematischer Längsdurchschnitt durch Griffel und Fruchtknoten einer angiospermen Pflanze zur Zeit der Befruchtung. a. Pollenkörner. b. Pollenschlauche. c. Embryosack.

dazu, die Wegführung des Pollens durch Windströmungen zu erleichtern. Bei den Nadelbählern (Coniferen) sind ebenfalls die Blüten auf B. durch den Wind angewiesen; auch hier sind die Antheren dem Winde leicht zugänglich und außerdem besitzen die Pollenförner noch zwei mit Luft gefüllte Anhängel, die als Flugorgane dienen.

Alle Pflanzen, bei denen die B. durch den Wind erfolgt, haben keine lebhaft gefärbten Blüten, das Verigen fehlt oft ganz oder ist nur sehr undeutlich ausgebildet; es sind keine Pflanzen, deren Blüten dasjenige darstellen, was man im gewöhnlichen Leben unter »Blumen« versteht. Ganz anders ist es bei der großen Gruppe von Pflanzen, bei denen die Tiere, vorzugsweise die Insekten, das Geschäft der Wechselbestäubung übernehmen. Hier sind die Blüten zu Blumen geworden, sie besitzen lebhafteste Färbung, oft einen starken Geruch und sind so geeignet, schon aus einiger Entfernung wahrgenommen zu werden. Das viele Insekten durch die Färbung sowohl als auch durch den Geruch sich anlocken lassen, ist durch zahlreiche Beispiele nachgewiesen worden. Aber Farbe und Geruch sind nur dazu da, um den Insekten den Weg zu zeigen, in den Blumen selbst suchen sie die in den verschiedenartigsten Behältern und Trüben, den sog. Nektarien (s. d.), abgeordnete zuckerhaltige Flüssigkeit. Außer den Insekten sind es nur wenige Tiere, von denen bekannt ist, daß sie B. vollziehen können. Für einige Krebse, wie z. B. für die in Deutschland einheimische *Calla palustris*, ist es ziemlich sicher, daß die B. durch Schnecken, welche von Blüte zu Blüte kriechen, bewirkt werden kann. Ferner sind in einigen Fällen kleine Vögel, wie Kolibris, die Vermittler der B., so bei der brasil. Pflanze *Maregravia nepenthoidea*. (Vgl. Tafel: Beschreibung und Bestäubung, Fig. 6.) Die Blüten sind hier strahlig geordnet und besitzen ziemlich lange, nach unten gebogene Stiele, die Ähre des herabhängenden Blütenstandes ist etwas verlängert und schließt mit einer Anzahl frugartigen Nektarien, in denen sich eine zuckerhaltige Flüssigkeit ansammelt, ab. Die Kolibris suchen dieses Sekret auf, streifen dabei mit ihrem Rücken die Staubfäden ab und bringen die an den Federn nur leicht haftenden Pollenförner beim Besuch anderer Blüten an die Narbe.

Bei denjenigen Blüten, welche vorzugsweise auf Insektenbestäubung angewiesen sind, herrscht eine sehr große Mannigfaltigkeit in den Einrichtungen, welche den Besuch der Insekten und das Abstreifen der Pollenförner oder Pollenmassen herbeiführen oder wenigstens erleichtern. Bei der großen Familie der Orchideen, deren farbenprichtige Blüten vorzüglich zur Anlockung von Insekten geeignet sind, finden sich in den meisten Arten ganz besonders günstige Einrichtungen für die B. durch Insekten. Infolge des eigentümlichen Baues der Blüten ist in sehr vielen Fällen eine Selbstbestäubung unmöglich gemacht. Die sog. Pollinien, die nicht anders als die zu grünen Knospen verlebten Pollenförner sind, besitzen bei vielen Arten kleine, mit Klebstoff beschaltete Säckchen an ihrem untern Ende und lassen sich sehr leicht aus den Antheren entfernen. Kommt nun ein Insekt an die Blüte herangehen, so stößt es mit dem Kopf an jene Säckchen, nimmt beim Wegfliegen die daran haftenden Pollinien mit, um sie in einer andern Blüte auf der Narbe wieder abzustreifen. So ist es z. B. bei den meisten in Deutschland wachsenden Orchideen

(vgl. die Tafel, Fig. 1a, *Listera ovata*). Die Insekten, welche hier die B. vollziehen, sind meistens Schlupfwespen oder Hummeln. Einen ganz eigentümlichen Mechanismus besitzen die Blüten der Salbeiarten. Die Staubgefäße besitzen hier sehr stark verlängerte Konnective, die um ihre Anheftungspunkte drehbar sind. Bei *Salvia pratensis* z. B. liegt die eine, feinen Pollen bildende Antherenhälfte gerade vor dem Eingang in die Blütenröhre, während die andere pollensbildende an den längeren Schenkeln der Konnective in die Oberlippe vorragt. Kommt ein Insekt, z. B. eine Hummel, an die Blüte heran, um den im Grunde der Blütenröhre vorhandenen Honig zu holen, so stößt sie an die beiden untern Antherenhälften, die vor dem Eingange liegen, und bewirkt so eine Drehung der Konnective um ihre Anheftungspunkte; die Folge dieser Drehung ist, daß die obere Antherenhälfte sich auf den Rücken des Insekts legt und hier ihren Pollenstaub abstreifen lassen.

Auf der hierzu gehörigen Tafel ist in Fig. 3a, 3b, 3c dieser Vorgang dargestellt. Fig. 3a zeigt eine Blüte, die von einer Hummel besucht wird, die Antheren haben sich auf den Rücken des Insekts gelegt und geben hier ihren Pollenstaub ab. In Fig. 3a stellt a' die Lage der Antheren vor Eindringen des Insekts, a'' dieselbe während des Besuchs dar. Fig. 3b zeigt die Einrichtung der Staubgefäße, f bezeichnet das Filament, o den obern Ast und u den untern Ast der Konnective. Da sich der Griffel bei der Reise ebenfalls so weit herunterneigt, daß er den Rücken des besuchenden Insekts berührt, so kann der an letztem haftende Pollenstaub sehr leicht an die Narbe einer andern Blüte gelangen (vgl. Fig. 3a, a' Lage des Griffels vor der Reise, a'' während der Reise). An die Narbe derselben Blüte kann das Insekt deshalb die Pollenförner nicht abstreifen, weil zur Zeit der Antherenreise die Narbe noch nicht geschlechtsreif und nicht so weit heruntergebogen ist, um das Insekt berühren zu können. Eine ähnliche Einrichtung der Staubfäden findet sich bei einigen Grifaceen. Bei *Erica tetralix* sind an jeder Anthere zwei dornartige Fortsätze, welche bis an die Wand der Blütenröhre reichen; die besuchenden Insekten, welche den am Grunde der Blütenröhre befindlichen Honig holen, stoßen an die Dornfortsätze der Antheren und bewirken so ein Ausschütteln des Pollenstaubes auf den Kopf oder Rücken. Da das Insekt auch regelmäßig an die Narbe anstößt, so wird beim Besuche einer andern Blüte B. erfolgen (Vgl. Fig. 4 der hierzu gehörigen Tafel).

Außerst merkwürdige Verhältnisse finden sich bei dem Weiberich (*Lythrum Salicaria*). In jeder Blüte besitzen die Geschlechtsorgane dreierlei Länge; entweder hat die eine Hälfte der Staubgefäße die größte, die andere die mittlere, der Griffel dagegen die geringste Länge, oder die eine Hälfte der Staubgefäße die größte, die andere die geringste, der Griffel die mittlere Länge, oder endlich die eine Hälfte der Staubgefäße die mittlere, die andere die geringste, der Griffel dagegen die größte Länge. (S. die Tafel, Fig. 2a b c.) Jede dieser Blütenformen kommt auf geländerten Stöden vor, sobald also Blüten desselben Stoffs dieselben Längenverhältnisse der Geschlechtsorgane besitzen. Merkwürdig ist nun, daß je nach der Länge der Staubgefäße auch die von ihnen produzierten Pollenförner verschiedene Dimensionen haben — die Pollenförner der längsten Staubgefäße sind die größten, die der kürzesten die kleinsten — und daß Befruchtung nur stattfinden kann zwischen gleich

langen Geschlechtsteilen, also nur zwischen der längsten Griffel- und längsten Staubgefäßform u. s. f. Die besuchenden Insekten sind vorzugsweise größere Vienen und Fliegen, deren Körperlänge bei ausgestrecktem Flügel mindestens 15 mm beträgt. Dieselben berühren während des Aufsaugens des Honigs, der sich am Grunde der Blütentröhre befindet, mit dem Kiesel oder Kopf, die kürzesten mit einer etwa 4–6 mm weiter hinten liegenden Stelle ihres Körpers die mittellangen, und mit einer noch weiter zurückliegenden die längsten Geschlechtsteile, und können so die Pollenlöcher verchiedenlanger Staubgefäße zugleich abstreifen. Bei aufeinanderfolgenden Besuche verschiedener Blütenformen werden dann die entsprechenden Pollenlöcher auf jede der drei Griffelarten übergeführt und so eine regelmäßige Befruchtung bewirkt. (S. *Lythrum*.)

Interessant und für das Zustandekommen der Befruchtung äußerst wichtig sind auch diejenigen Einrichtungen, die eine Selbstbefruchtung unmöglich machen. Hierher gehören unter anderem die Erscheinungen der Proterandrie und der Proterogynie. Die erstere besteht darin, daß die Pollenlöcher bereits ihre volle Reife erlangt haben und aus den Antheren entfernt worden sind, ehe die Narbe geschlechtsreif geworden ist; unter Proterogynie dagegen versteht man das umgekehrte Verhältnis, wenn nämlich die Narbe bereits ihre Empfänglichkeit eingestuft hat, ehe die Pollenlöcher ihre volle Ausbildung haben. Ein Fall von Proterandrie ist das bereits besprochene Beispiel von *Salvia pratensis*, wo die Narbe erst dann ihre Geschlechtsreife erlangt und sich bogenförmig abwärts krümmt, nachdem die Antheren bereits durch Besuch von Insekten entleert sind. Proterandrie sowohl als Proterogynie finden sich an sehr vielen Blüten. Eine interessante Einrichtung besitzen die Blüten des in Deutschland einheimischen Osterluzid (*Aristolochia Clematidis*), die proterogynisch sind. Das Innere der röhrenförmigen Blumentröhre ist dicht mit scharf abwärts gerichteten Haaren besetzt, welche ziemlich steif sind, solange die in der Blumentröhre eingeschlossenen Antheren ihre Reife noch nicht erlangt haben. Die Richtung der Haare gestattet kleinen Fliegen das Hineinkriechen, verbunden aber, solange sie noch steif sind, das Heraus-kriechen; erst wenn die Antheren geschlechtsreif geworden sind, verkrümpfen jene Haare und die betreffenden Insekten können nunmehr ihr zeitweiliges Gefängnis wieder verlassen, nehmen aber auf ihrem Wege reife Pollenlöcher mit. Besuchen sie sodann andere Blüten, deren Narben bereits reif, deren Antheren jedoch noch nicht ihre volle Ausbildung erlangt haben, so bewirken sie B. der Narbe mit dem ihnen anhaftenden Pollenstaub und kriechen zugleich wieder in das Innere der Blüte hinein. Hier müssen sie ebenfalls so lange verweilen, bis die Antheren reif sind, um sodann mit frischem Pollenstaub beladen zu andern Blüten fliegen zu können. Diese Beispiele zeigen die große Mannigfaltigkeit in der Art und Weise der B. und in den dieselbe betreffenden Blüteneinrichtungen.

Die Literatur über die Befruchtung und Bestäubung ist ziemlich umfangreich; die wichtigsten Werke sind: Sprengel, »Das entdeckte Geheimnis der Natur im Bau und der Befruchtung der Blumen« (Berl. 1793); Darwin, »Über die Einrichtungen zur Befruchtung brit. und ausländischer

Orchideen durch Insekten« (Übersicht von H. G. Bronn, Stuttg. 1862); Herm. Müller, »Die Befruchtung der Blumen durch Insekten und die gegenseitigen Anpassungen beider« (Erg. 1873).

Bestechung ist eine Unterart des Amtsmissbrauchs, und zwar ein Vergehen, resp. Verbrechen, welches sowohl von dem Beamten, der sich dazu verleiten läßt, als von demjenigen, der ihn dazu verleitet, begangen wird. Ein Beamter macht sich der B. schuldig, wenn er Geschenke oder andere Vorteile für eine die Amtspflicht verlebende Handlung annimmt oder auch nur fordert oder sich versprechen läßt. Ebenso ist aber auch derjenige der B. schuldig, welcher einem Beamten, um ihn zu einer solchen Handlung zu bestimmen, Geschenke oder andere Vorteile gewährt oder auch nur verspricht oder anbietet. Das Deutsche Strafgesetzbuch, welches in dieser Weise den Tatbestand der B., wesentlich übereinstimmend mit der früheren Gesetzgebung, in den §§. 331–335 feststellt, hat, bestraft nur den pflichtwidrigen Beamten mit Zuchthaus, während es die B. seitens des Dritten als bloßes Vergehen ansieht und daher mit Gefängnis, bei milderen Umständen sogar bloß mit Geldstrafe bedroht. Will aber jemand einen Richter zu parteiileidem Urteil durch Geschenk oder andere Vorteile bestimmen, so wird auch er, und zwar ohne Zusage von milderen Umständen, mit Zuchthaus bestraft. Hiernach setzt das Verbrechen der B. unter allen Umständen eine Handlung voraus, welche eine Verletzung der Amtspflicht enthält. Läßt sich ein Beamter nur für die Vornahme von Amtshandlungen, welche solche Verletzung nicht enthalten, Geschenke u. s. w. geben oder versprechen, so wird er wegen Amtsmissbrauchs mit Geldstrafe oder Gefängnis bestraft; derjenige aber, der in diesem Falle die Geschenke u. s. w. gibt oder anbietet, bleibt strafflos. Unter Beamten im Sinne dieses Strafgesetzes sind (nach §. 359) nur die unmittelbaren und mittelbaren Reichs- und Staatsbeamten, einschließlich der Rotare, zu verstehen.

Besteck (chirurgisches), ein Einstechen oder Lebertaste, in welcher der Chirurg die zu Verdäuten, Untersuchungen und kleinern Operationen nötigen Instrumente bei sich trägt.

Besteck (nautisches), die Bestimmung des jeweiligen geogr. Ortes eines Schiffs durch Beobachtung und Rechnung. Man unterscheidet ähren- und gegißtes (geschachtetes) B. Ersteres findet man durch Gesichtsberechnungen, aus denen man Breite und Länge ableitet. Gestatten Witterungsverhältnisse solche Beobachtungen nicht, so berechnet man auf dem Wege der ebenen Trigonometrie den Schiffsort aus der seit einem bestimmten Zeitpunkte zurückgelegten Fahrt, welche man mit dem Log (s. d.) mißt, und aus den während der gesteuerten Kurven. Das gegißte B. ist natürlich ungenauer als das astronomische und muß sobald wie möglich durch letzteres verifiziert werden.

Besteuerung, s. Steuern.

Bestiarium (lat.; fr. *Bestiaire*), im Mittelalter der Name einer Schrift in Prosa oder Versen, worin die vierfüßigen Tiere (nützlich ersinnende oder fabelhafte) nach ihrem Körperbau und ihren Eigenschaften beschrieben werden. Den ältesten lat. Bestiarien liegt wahrscheinlich ein arabisches Original, der »Physiologus«, zu Grunde. Die bekanntesten Verfasser von Bestiarien sind Hilarius de Poitiers (Anfang des 12. Jahrh.), Guillaume (Ende des 12. Jahrh.), dessen *Bestiaire* von Hippocrate 1552

(Paris), und Richard de Fournival, dessen „Bestiaire d'amour“ 1860 (Paris) veröffentlicht wurde.

Bestie (lat.), wildes Tier; bestialisch, tierisch, roh; bestialisieren oder bestialisieren, zur Bestie machen, vertieren; Bestialität, rohes, tierisches Betragen.

Bestimmung (determinatio) im logischen Sinne ist die Angabe eines Merkmal, wodurch sich ein Begriff vom andern unterscheidet. Gedanken, Urteile und Ansichten bestimmen, heißt demnach überhaupt, das Eigentümliche, sie von andern Unterscheidende zum Bewußtsein bringen und neben andern ihren Inhalt und ihre Bedeutung sich vergegenwärtigen. B. heißt aber auch die Angabe des Zwecks, wozu ein Ding da ist. So spricht man z. B. von der B. eines Schiffes für Seereisen u. s. w. Endlich wird der Begriff der B. auch im lausalen Sinne für die Ursache angewendet, welche der Thätigkeit eines andern Dinges die Richtung gibt. Da B. in diesem Sinne ein Bestimmendes voraussetzt, so erscheint die B. eines Dinges als die Folge gewisser Ursachen, und wo diese Ursachen unbekannt sind, gleichwohl aber stillschweigend vorausgesetzt werden, wird der Begriff der B. gleichbedeutend mit Schicksal und Schidung. Durch den Ausdruck: „Es war nun einmal seine B.“, deutet man daher die Wirkung und den Erfolg unbekannter Ursachen an, denen sich der einzelne nicht habe entziehen können. Wo aber die Ursachen, die gewisse Wirkungen haben, in der eigenen Gewalt dessen sind, nach dessen B. man fragt, wo folglich die B. zugleich den Zweck und die ursachliche Kraft angeben soll, wie z. B. bei der Frage nach der B. des Menschen: da ist zu untersuchen, wozu jemand sich selbst bestimmen solle oder könne. Die B., die der Mensch sich geben soll, hängt ab von der Klarheit, Entschiedenheit und Festigkeit seines sittlichen Willens, daher die Feststellung dieser B. nur der Ausdruck für die Gesamtheit der höchsten und letzten Zwecke des menschlichen Willens sein kann. In diesem Sinne hat z. B. Cicero seine Schrift „De officiis“ und Nichte seine „B. des Menschen“ (Berl. 1802) geschrieben. Daß die B. des Menschen die Glückseligkeit sei, war die einseitige Annahme aller Philosophen im Altertum bei großer Meinungsverschiedenheit über die Wege, welche zu ihr führen. Die Cyrenaiker suchten sie im sinnlichen Vergnügen, die Epikuräer in schmerzloser Heiterkeit der Seele, die Aristoteliker und Platoniker in Bildung und intellektueller Kultur, die Stoiker in der moralischen Vervollkommenung durch grundsätzliches Rechtshandeln. Die letztere Theorie ist sodann vermöge der Übereinstimmung des Christentums mit dem Stoizismus in diesem Punkte zur allgemein herrschenden geworden. Insbesondere hat Kant dieselbe weiter gebildet dadurch, daß er das zwischen moralischer Vollkommenheit und Glückseligkeit bestehende Verhältnis genauer bestimmte. Denn während die Stoiker beide Begriffe unkritisch miteinander vermengten und sich dadurch in die able Lage brachten, trotz aller augenblicklichen Widerwärtigkeiten eine ungetrübte Glückseligkeit und Seelenheiterkeit affektieren zu sollen, beschränkte Kant die menschliche B. allein auf die moralische Vervollkommenung, und ließ die Glückseligkeit nur noch als zu hoffende Folge, nicht aber mehr als integrierenden Bestandteil derselben zu.

Bestockung heißt bei den Gramineen das Hervortreten von Seitentrieben neben dem aus dem

Samenorn erwachsenen Haupttriebe, was zur Folge hat, daß aus einem Samenorn eine größere Anzahl von Halmen entstehen können. Die Seitentriebe erzeugen ebenso wie der Haupttrieb Blüten und Samen, und hierauf beruht die große Fruchtbarkeit der Gramineen. Je weiter voneinander entfernt die Samenörner in dem Boden gebracht werden, desto stärker ist die B. eines jeden einzelnen, und umgekehrt. Während die B. beim Anbau der Körnerfrüchte bis zu einem gewissen Grade erwünscht und notwendig, ist ein Übermaß wieder schädlich, da die Samen der Seitentriebe sich später ausbilden als die des Haupttriebes, was eine ungleichmäßige Reifung derselben zur Folge hat.

Bestreichen heißt zunächst in der Militärsprache, einen Annäherungsweg des Feindes durch entsprechende Aufstellung, beziehentlich Verwendung von Feuerwaffen seiner größten Ausdehnung nach unter wirksames Feuer zu nehmen, z. B. einen Damm, einen Weg u. s. w. In der Fortifikation bezeichnet B. eine Befestigungslinie derartig zu einer andern stellen, daß das von ersterer ausgehende Feuer die andere verteidigt und eine Annäherung an dieselbe ohne Passieren dieses Feuers unmöglich macht. Man erreicht dies am einfachsten dadurch, daß man die zur Bestreichung (Kantierung) bestimmte Linie unter einem rechten Winkel zu der zu bestreichenden anlegt, bei voneinander getrennten Werken durch eine richtige Anordnung der gegenseitigen Lage in diesem Sinne.

Bestrichener Raum ist derjenige Teil der Flugbahn eines Geschützes oder Gewehrsgeschosses, in welchem sich letzteres in der Höhe der zu beschießenden Truppe, also in oder unter Manns- oder Reiterhöhe befindet. Innerhalb des bestrichenen Raums wird die Flugbahn bestreichend oder rasant genannt. Der bestrichene Raum verringert sich mit der Zunahme der Entfernung des Ziels und der dadurch bedingten stärkern Krümmung der Flugbahn; er vergrößert sich umgekehrt mit der Abnahme der Entfernung. Die technischen Mittel zur Erreichung flachgespannter Flugbahnen, also großer bestrichener Räume, sind vor allem die Herbeiführung einer großen Anfangsgeschwindigkeit des Geschosses mittels einer großen Pulverladung und einer geringen Abnahme dieser Geschwindigkeit durch den Luftwiderstand mittels einer günstigen Gestaltung des Geschosses (Langgeschoss). Bei den früher üblich geworenen kugelförmigen Geschützgeschossen vergrößerte man den bestrichenen Raum durch das sog. Rollen, indem man die Kugel verschiedene Aufschläge auf den Boden machen ließ, also die Flugbahn in mehrere niedrige oder flache Sprünge brach. Je größer der bestrichene Raum, desto unabhängiger ist man von einem genauen Schätzen der Entfernung, was im Geleht sehr wichtig ist.

Unbestrichener Raum ist bei Befestigungslinien mit auspringenden Winkeln der Raum vor der Spitze der letztern, welcher von den Schußlinien der beiden Schenkel, Facen, nicht bestrichen wird, da die Anschlagslinien der Gewehre winkeltrecht zur Flucht der Feuerlinie angenommen werden. Abstumpfung oder Abrundung der Spitze, Aufstellung eines Geschützes in der Winkelspitze, welches über Kant mit Kartätschen feuert, galten früherhin als die Mittel, den unbestrichenen Raum zu vermindern oder unter Feuer zu nehmen; jetzt sucht man mehr durch recht stumpfe Saillants die unbestrichenen Räume auf ein Minimum zu reduzieren.

Bestrichener Raum (militärisch), s. unter **Bestreichen**.

Bestschew (Alexander), russ. Dichter und Novellist, geb. 1795, war Rittmeister beim Generalkorps und Adjutant des Herzogs Alexander von Württemberg. Mit seinem Freunde Glejew in die Verschwörung von 1825 verwickelt, wurde er nach Jakuisk verwiesen, erhielt aber im Sommer 1829 nach langem Bitten die Erlaubnis, als gemeiner Soldat in die Kaukasusarmee zu treten. Hier fiel er im Juni 1837, nachdem er kurz vorher wieder zum Offizier befördert worden, in einem Gefechte unweit Zelatirindar. Vor seiner Verbannung hatte er mit Glejew, der 1826 hingerichtet wurde, den ersten russ. Almanach, „Der Polarstern“ (Petersb. 1823), herausgegeben. Auf seine spätern Arbeiten, die in Novellen und Skizzen bestehen und unter dem Namen Rosal Marinsli erschienen, waren sein Lebensgang und seine Umgebungen am Kaukasus nicht ohne Einfluß. Es gibt sich in denselben ein ungemeines Talent für Naturbeschreibungen, ein geringes für Darstellung von Charakteren kund; zugleich ist die Darstellung poetisch und wichtig, wenn auch manchmal im rohen Soldatenton gehalten. Außer der Erzählung „Nullah-Nur“ ist sein Hauptwerk der Roman „Ammalat-Beg“, welcher pittoreske Beschreibungen lauslich. Obenben enthält. Gesammelt erschienen seine Schriften in Petersburg 1839—40 in 12 Bänden (deutsch, 4 Bde., Lpz. 1845), nachdem schon 1835 „Novellen und Erzählungen von Marinsli“ veröffentlicht und von Seebach in den „Russ. Novellen und Skizzen“ (Lpz. 1837) übersetzt worden waren. Ansehnliche Details über ihn finden sich in Ermans „Reise um die Erde“ (Bd. 2), welche Chamisso zu einem schönen Gedicht benutzt hat. Seine interessante Privatcorrespondenz wurde 1860 von Semewskij herausgegeben. — Seine Brüder, Nikolai B., Kapitänlieutenant, poetischer Dilettant und Verfasser von „Erinnerungen aus Holland“, und Michael B., Kapitän beim Garderegiment Moskau, sowie Peter B., Marineleutenant und Adjutant des Viceadmirals Roder, waren ebenfalls an der Militäroberdrückung von 1825 beteiligt und wurden nach Sibirien verbannt. Nur Michael erlebte die am Krönungsstage Alexanders II. (7. Sept. 1856) gewährte Amnestie, die ihm die Rückkehr nach dem europ. Rußland, mit Ausnahme von Petersburg und Moskau, gestattete. Nikolai war nicht lange vorher, 1855, in Selenginsk verstorben. Aus seinem Nachlaß erschienen seitdem „Kassak i powjati starawo morjaka“ (Mosk. 1860). Peter begleitete seinen Bruder Alexander nach dem Kaukasus, wo er im Wahninn starb. — Der Vater dieser vier Brüder und eines fünften, Paul, war der Birk. Staatsrath Alexander B., ein governmentaler Publizist unter Alexander I., der schon vor 1825 starb.

Bestschew-Njumin (Alexei Petrowitsch, Graf), russ. Reichszangler und Feldmarschall, zu Moskau 2. Juni 1693 geboren, wurde in Berlin und Hannover erzogen und kam erst 1718 nach Rußland zurück, wo Peter I. ihn zum Generalen am dan., dann am lurland. Hofe, die Kaiserin Anna zum Geheimrat und Ministertum ernannte. Nach dem Sturze Berons, dessen Anhänger er zu sein schien, wurde er 1740 verhaftet; doch setzte ihn die Kaiserin Elisabeth wieder auf freien Fuß, erhol ihn in den Grasenstand und machte ihn zum Reichszangler. B. brachte 1716 ein Bündnis mit dem österr. Hofe

zu Stande, sandte 1748 ein Korps von 30000 Mann an den Rhein und stürzte L'Esq, den Günstling der Kaiserin. Nachdem er 1756 bei Bändnis mit Österreich erneuert, leitete er den Krieg gegen Preußen ein. Als eine Unpäßlichkeit der Kaiserin im deren Tod fürchten ließ, rief er, im Geheimen mit der Großfürstin Katharina, die russ. Armee plötzlich aus Preußen zurück. Doch die Kaiserin holte sich wieder, und B. wurde 1758, als bei Hochverrats schuldig, aller seiner Würden entsetzt und nach dem ihm gehörigen Fleden Gorlomo verwiesen. Erst Katharina II. ließ ihn 1762 wieder an den Hof kommen und ernannte ihn zum Feldmarschall, verwandte ihn aber nicht in Staatsangelegenheiten. Er starb 21. April 1766. Seinen Namen führt ein von ihm 1725 entdecktes arzneiliches Präparat, die Tinctura tonico-nervina Bestzewi, einhaltiger Schwefeläthergeist. — Michail B., aus der Familie des vorigen stammend, geb. 1803, leitete als Lieutenant mit Sergei Murawiew verzugswiese nach Bestschew Verhaftung den Ausbruch der Militärrévolution von 1825 im Süden Rußlands. Er hatte mit Pestel an der Spitze der geheimen Vereine Rußlands gestanden, namentlich deren Zusammenwirken im panislam. Sinne mit den poln. Vereinen erkräftet und im Sommer 1825 die Fusion der „vereinigten Slaven“ im Lager von Leischschin (Polhynien) zu Stande gebracht. Nach Unterdrückung der Militärrévolution im Süden wurde er nach Petersburg gebracht und 25. Juli 1826 mit Pestel, Glejew und Sergei Murawiew gehängt. Vgl. Herzen, „Die russ. Verschwörung“ und der Rußland vom 14. Dec. 1825“ (Hamb. 1856) und „Aus den Memoiren eines russ. Deablisten“ (2. Aufl., Lpz. 1874).

Bestschwefeläther, Tinctura ferri chlorati aetherei, Liqueur anodyni martianus, Spiritus ferri chlorati aetherei, ein Heilmittel aus alchimistischer Zeit, dessen Darstellung die Deutsche Pharmacopoe isodermaken vorschreibt. Mit 14 Teilen Ätherweingeist (Gemisch von 1 Teil Äther und 3 Teilen Weingeist) wird 1 Teil Eisenchloridlösung (spezifisches Gewicht 1,40) gemischt; die Flüssigkeit wird in hellen verschlossenen Flaschen dem Sonnenlicht ausgesetzt, bis sie farblos geworden ist, dann kommt sie an einen schattigen Ort und verbleibt daselbst unter mehrfachem Umrühren der Stöpsel, bis sie eine gelbliche oder bräunlichgelbe Farbe angenommen hat.

Besult, eine der östlichsten Residentenchaften der niederländ. Insel Java in Hinterindien, wird nördlich vom Meere, nordöstlich ebenfalls vom letztem, südöstlich von der Residentenchaft Banjwangi und westlich von der Residentenchaft Prabalinga begrenzt. Sie enthält 4113 qkm mit einer Bevölkerung (1879) von 502 Europäern, 405 976 Japanern, 920 Hanesen und 481 Arabern. B. besteht aus den drei Abteilungen B., Panaratan und Bondowoso mit zusammen 18 Distrikten und 575 Desas (Dörfern). Diese Residentenchaft ist im allgemeinen gebirgig, der Boden in den Ebenen, hauptsächlich aus verwittertem vulkanischen Gestein bestehend, fruchtbar. Haupterzeugnisse sind Tabak, Kaffee und Zucker. Hauptort und Sitz der Provinzialbehörden ist der an der Nordküste gelegene Hafenplatz B., dessen Schiffsahrt aber auf die die Landesprodukte abführenden Fahrzeuge beschränkt ist.

Beta (ß, ß), der zweite Buchstabe des griech. Alphabets, s. B (Buchstabe).

Beta, von Linné benannte Pflanzengattung aus der Familie der Chenopodiaceae, besteht aus zweijährigen und perennierenden Kräutern mit einfachen, wechselständigen, etwas breiten Blättern und unscheinbaren, grünen, in eine behüllerte, schweifartige Röhre gestellten Blüten, welche von drei Deckblättern gestützt, mit halb oberständigem, fünfteiligem Perigon, fünf Staubgefäßen und zwei Griffeln versehen sind und eine kleine, einsamige, lederartige, von dem verhärteten Perigon umhüllene Frucht hervorbringen. Die wichtigste Art dieser Gattung ist *B. vulgaris* L., deren zahlreiche, durch die Kultur hervorgebrachte Abarten unter verschiedenen Namen, Beta, Mangold, Kunkelrüb, Rote Rübe u. s. w. bekannt sind. Manche halten die am Ufer des Adriatischen Meers, der Nord- und Ostsee wachsende *B. maritima* L. für die Stammart dieser wichtigen Kulturpflanze; doch unterscheidet sich die genannte Strandpflanze außer ihrer schwächlichen, holzigen Wurzel und ihren kleinen Blättern auch durch den Umstand, daß sie eine perennierende Pflanze ist, während alle Varietäten der *B. vulgaris* im zweiten Lebensjahre nach der Fruchtbildung absterben. Die verschiedenen, einander zum Teil sehr wenig ähnlichen Abarten der *B. vulgaris* lassen sich in zwei Hauptvarietäten zusammenfassen, welche manche Botaniker als eigene Arten betrachten, nämlich: 1) *B. vulgaris* var. *Cicla* (*B. Cicla* L.), mit schwächlicher Wurzel, aber veredeltem Blattwerk, welches den allein genießbaren Teil der Pflanze bildet, und 2) *B. vulgaris* var. *rapacea*, mit fleischigsaftiger, dicker, veredelter Wurzel und wertvollem, höchstens als Viehfutter benutzbarem Blattwerk. Zur Varietät 1 gehören die unter dem Namen Weißkohl, Römischer Kohl, Vete und Mangold bekannten Gemüsesorten, deren die Blattfeile und Blatttrippen, geschält, wie Spargel zubereitet und genossen werden. Man baut Sorten mit weißen, gelben und roten Blattfeilen und Rippen. Letztere zwei werden auch zur Herbe als Blattdekorationspflanzen in Gärten gezogen. Zur Varietät 2 gehören die gemeine Kunkelrüb, die Zuckerrüb und die Rote Rübe. Erstere zwei Abarten werden in zahllosen Rassen von verschiedenem Kulturwert gebaut, die erstere vorherrschend als Viehfutter, die zweite zur Gewinnung des Rübenzuckers. Die durch ihr zartes Fleisch, ihre dünne Schale und ihren purpurnen Saft ausgezeichnete Rote Rübe, in manchen Gegenden auch Vete genannt, wird vorzugsweise als Salatpflanze kultiviert. Es gibt davon auch eine gelbe Abart. Die gemeine Kunkelrüb dient, in wässrige Stücke geschnitten, an der Luft oder auf dem Ofen getrocknet und jobann wie Kaffeebohnen gebrannt, als Kaffeeersatz.

Betalin C_8H_7NO , oder $CH_2N(CH_3)COO$, eine organische Base, welche von Scheibler 1869 im Saft der Ruderbäume aufgefunden, von Lieberich gleichzeitig als *Oxycocurin*, unter den Spaltungsprodukten des Lecithins, einer Gehirnschmelze, entdeckt und von beiden synthetisch durch Einwirkung von Trimethylamin auf Monochloracrylsäure dargestellt wurde. Zur Darstellung geht man am besten von der Melasse der Rohrzuckerfabriken aus. Dieselbe wird mit Bleisäure von allen dadurch fällbaren Stoffen befreit, im Filtrat das Blei durch verdünnte Schwefelsäure gefällt, worauf das B. durch Phosphormolybdämsäure als Niederschlag abgeschieden wird. Letzterer wird nach dem Waschen durch

Kochen mit Kalzmilch zerlegt, worauf die freie Base nach dem Einbinden beim Erkalten in schönen, zerfließlichen Kristallen anschießt. Die Base vereinigt sich mit Salzsäure, Oxalsäure, Phosphorsäure zu schön kristallisierenden Salzen, während ihre Salze der Weinsäure, Citronensäure und Apfelsäure zu sirupartigen Massen eintrocknen.

Betänojos, Distrikthauptstadt in der span. Provinz la Coruña (Galicien), 34 km südlich von la Coruña, auf einem Hügel rechts am Mandeo, der in die Ría de Betänojos mündet, an der Eisenbahn Lugo la Coruña, zählt (1877) 8122 E., die Wein- und Getreidehandel treiben.

Betäubung nennt man gewöhnlich die mehr oder minder vollständige Bewußtlosigkeit (s. d.), welche durch starke mechan. Einwirkungen auf das Gehirn, z. B. durch Stoß, Fall, Druck (Gehirnerschütterung), durch den Genuß oder das Atmen von Stoffen, die lähmend auf die Ganglienzellen des Gehirns wirken (Opium, Blausäure, Belladonna, Schwefelsäther, Chloroform, Kohlenoxydgas, Alkohohl u. s. w.), oder endlich durch heftige sinnliche oder psychische Einwirkungen (Kanonendonner, Schreck u. s. w.) hervorgerufen wird. In der Medizin bedient man sich mit großem Vorteil der betäubenden (narkotischen) Mittel, um in einzelnen Körperteilen oder dem ganzen Körper für eine gewisse Zeit mehr oder minder vollständige Gefühlslosigkeit hervorzubringen. (S. Narkotisieren.)

Bête (fr., vom lat. bestia), Tier, Vieh; auch dumme Person, unvernünftiger Mensch; *Bête noire* («schwarzes Tier»), sowie viel Gegenstand des Abscheus. Im Kartenspiel bedeutet B. den Einsatz, namentlich für ein verlorenes Spiel; daher jemand *bête* oder *labêt* machen: ihn das Spiel verlieren. *Bête*, Gemüthsart, s. unter *Bota*. [lassen]

Betrigeuze, ein Name, welchen die Araber dem zweithellsten Stern im Orion (α Orionis) gegeben haben. Der Stern gehört zu den 13 Sternen erster Größe, welche in untern Klimaten sichtbar sind, und zeigt eine auch schon dem bloßen Auge auffallende rötliche Farbe und im Spektroskop ein interessantes Spektrum mit vielen Linien, während der noch hellere süd. Stern desselben Bildes, Rigel, einen rein weißen Lichtpunkt bildet. Mit Sirius und Procyon, den Hauptsternen des Großen und des Kleinen Hundes, bildet B. ein glänzendes, gleichseitiges Dreieck, jede Seite etwa 26 Grade umfassend. Er ist etwas veränderlich und rückt in einem Jahrhundert um 6 Sekunden nach Osten, so daß diese sehr geringe Eigenbewegung ihn nach 72000 Jahren um Einen Grad weiter nach Osten gerückt zeigen wird.

Bët et -Fahib, arab. Stadt, i. Beir.

Betelnüsse, s. unter *Areca*.

Betelpfeffer, s. unter *Pfeffer*.

Beten, Steuern, Auflagen, s. *Beden*.

Bettfahrten, s. *Wittgänge*.

Beth (Bait, Bait), ein hebr., syr. und arab. Wort, «Haus, Hütte», auch «Tempel» eines Gottes und «Familie, Nachkommenschaft» bedeutend, dient in Zusammensetzung mit andern Begriffswörtern zu geogr. Bezeichnungen.

Bethanias, ein kleiner Ort in Palästina, der 3 km ostwärts von Jerusalem am Fuße des Ölbergs lag und in den biblischen Berichten über die Geschichte Jesu öfter genannt wird. Es wohnten daseibst die beiden Schwestern Maria und Martha, deren verstorbenen Bruder Lazarus Jesus wieder ins Leben gerufen haben soll, sowie Simon der

Bethlemitischer Kindermord, die auf Befehl Herodes' d. Gr. vollzogene Ermordung aller Knaben unter zwei Jahren in und um Bethlehem (Matth. 2, 16 fg.). Die luth. Kirche feiert diese Kinder als »Unschuldige Kindlein« am 28. Dec.

Bethlemitischer Orden, s. Kreuzherren.

Bethlen, Dorf in Siebenbürgen, Komitat Spolnok-Dobola, am Großen Szamos, in gebirgiger Lage, hat Spiritus- und Effigfabriken und 2000 U., Magyaren und Rumänen reform. und griech. Kirche. Die Grafen B. haben hier drei Schlösser, schöne Parks, große Familiensammlungen und ein Gestüt.

Bethlen Gábor (d. i. Gabriel B.), der berühmteste Sproß eines altungar. in Ungarn und Siebenbürgen reichbegüterten Geschlechts, geb. 1580, warf sich nach mehrjährigen wechselvollen Kämpfen 1613 gegen seinen früheren Parteigenossen, den Fürsten Gabriel Bathory, mit thät. Hilfe zum Herrscher Siebenbürgens auf. Es gelang ihm zunächst, die Lärten aus dem Lande zu bringen und mit Österreich ein leidliches Verhältniß anzubahnen. Als aber nach dem Tode des Kaisers Matthias Böhmern dem Nachfolger Ferdinand II. den Gehorsam auftragte, jögerte B. seinen Augenblick, sich den Feinden Habsburgs zuzufellen. Im Aug. 1619 brach er, von den Lärten begünstigt, in Ungarn ein, eroberte weite Striche des Landes und neben andern Plätzen 20. Okt. das feste Preßburg mit der Stephanskronen, bedrohte Wien und ließ seine Wahl zum König Ungarns durch dessen Stände 27. Aug. 1620 zu. Die Niederlage der Böhmern am Weißen Berge bei Prag (8. Nov. 1620) wirkte jedoch lähmend auf seine Aktion; allein nicht im Stande, seine Ansprüche zu behaupten, schloß er 31. Dec. 1621 den Frieden zu Nikolsburg, der ihm gegen Verzicht auf Ungarn und den künft. Titel lieben oberungar. Gespannschaften nebst Kaschau, Zolag und Runkaj, ferner die Herzogtümer Oppein und Ratibor brachte. Diesen Vorteilen zum Troß eröffnete B. schon im Herbst 1622 wieder den Krieg, ward jedoch, wie früher, durch die Siege der Kaiserlichen im Reich zum Wiener Frieden bewogen (8. Mai 1624), in dem er zwar auf die schlef. Herzogtümer verzichtete, dafür aber das nahegelegene Geseß erhielt. Im J. 1626 ward er als Gemahl Katharinas von Brandenburg (seine erste Gemahlin war 1622 kinderlos gestorben) noch einmal in den Mittelpunkt einer großen prot. antihabsburg. Koalition gestellt, in der England, Dänemark, Holland und die deutschen Protestanten mit ihm sich zu einem allseitigen Angriff auf die habsburg. Mächte anschloßen. Die Niederlagen Christians von Dänemark bei Lutter am Barenberge und Mansfelds an der Dessauer Brücke gegen Tilly und Wallenstein durchkreuzten auch diesen Plan und bewogen B. zum Frieden von Leutschau (Dec. 1626), der jene beiden ersten beschränkte. Schon war B. in die neue große Angriffsbewegung gegen Habsburg eingeweiht, die von seinem Schwager Gustav Adolf ausgehen sollte, als ihn eine Krankheit blimdegastete (5. Nov. 1629). Seinem Fürstentum ist B. trotz der unaufhörlichen Kriege durch seine auf die Entwidlung der natürlichen Hilfsquellen und des geistigen Lebens gerichtete Verwaltung zum Segen gewesen. An seiner Universität in Weizenburg wirkten namhafte deutsche Lehrer, unter andern eine Zeit lang Martin Opiz.

Demselben Geschlechte gehören an: Johann W., Kanzler von Siebenbürgen, gest. 1687, bekannt durch sein inhaltreiches Geschichtswerk »Rerum

transilvanicarum libri IV« (Hermannst. 1665), das die Geschichte Siebenbürgens von 1629—63 enthält. Der Verfasser ließ die Fortsetzung dieses Werks bis 1674 in der Handschrift zurück, die von Horányi (Wien 1783) herausgegeben wurde. — Wolfgang B., ebenfalls siebenbürg. Kanzler, gest. 1679 im 40. Lebensjahre, schrieb in 16 Büchern die Geschichte Siebenbürgens von der Mohács-Schlacht bis 1609, welche von Benkó unter dem Titel »Wolgangi de B. historia de rebus transilvanicis« (6 Bde., Hermannst. 1792) herausgegeben ward und eine Hauptquelle für die ungar. siebenbürg. Geschichte bildet.

Bethmann (Friederike Auguste Konradine), ausgezeichnete deutsche Schauspielerin, geb. 24. Jan. 1760 zu Götting, wo ihr Vater, Namens Hiltner, herzogl. Beamter war, nach dessen Tode sich ihre Mutter mit dem Schauspieler Großmann verheiratete. Nachdem dieser die Direction des kurfürstl. Theaters in Bonn, auch des in Mainz übernommen, betrat die junge Hiltner 1779 in Bonn die Bühne. Wegen ihrer angenehmen Stimme versuchte sie sich zuerst in der Oper, die sie auch später nie ganz aufgab. Bald erwarb sie sich sowohl durch ihren Gesang als durch ihr Spiel in munteren und naiven wie in tragischen Rollen großen Beifall. Sie heiratete 1785 den Komiker Unselmann, mit dem sie drei Jahre später nach Berlin ging, wo sie der Gegenstand allgemeiner Bewunderung wurde, ließ sich 1803 von ihrem Gatten scheiden und verheiratete sich 1805 mit dem Schauspieler Heint. Eduard Bethmann (1774—1857); sie starb in Berlin in der Nacht vom 15. zum 16. Okt. 1815. Ihr Talent war nach allen Seiten hin zur Vollenbung entwickelt.

Bethmann, eine angelebene Familie zu Frankfurt a. M., die aus den Niederlanden stammt, und deren Vorfahren, durch Religionsverfolgungen vertrieben, sich in dem Städtchen Kassau niederließen. Simon Moriz B., geb. 26. März 1687 und gest. als kurl. kassauer Amtmann 6. Juni 1726, hinterließ vier Kinder: Johann Philipp, Johann Jakob, Katharina Elisabeth und Moriz, die alle beim Ableben des Vaters noch sehr jung waren. Ihr Oheim von mütterlicher Seite, der in Frankfurt lebende, sehr vermögende Handelsherr Jakob Adamy (geb. 8. Dec. 1670), nahm die Knaben zu sich und ließ ihnen eine sorgfältige Erziehung geben. Der älteste, Johann Philipp B., geb. 30. Nov. 1715, wurde von Adamy frühzeitig in dessen damals schon blühendes Handelsgeschäft aufgenommen und endlich durch testamentarische Verfügung zum Erben desselben eingesetzt. Nach dem Tode des Oheims (23. Dec. 1745) führte Johann Philipp das Geschäft noch einige Zeit unter dem Namen Jakob Adamy fort. Als er aber dessen seinen jüngsten Bruder Simon Moriz, geb. 6. Okt. 1721, gest. 1782, zum Gesellschafter aufnahm, gaben beide mit dem 2. Jan. 1748 ihrer Handlung die Firma Gebrüder Bethmann. Der andere Bruder, Johann Jakob, geb. 20. Juni 1717, etablierte sich in Vorbeure. Den Brüdern Johann Philipp und Simon Moriz gelang es durch Thätigkeit, Geschäft und strenge Rechtlichkeit, ihren Geschäften einen außerordentlichen Aufschwung zu geben und den großen Wohlstand ihrer Familie zu begründen. Johann Philipp B., kaiserl. Rat und Bankier, starb 27. Nov. 1793. Sein einziger Sohn, Simon Moriz B., geb. 31. Okt. 1768, wurde nun Chef der Handlung, die durch die stets wachsende Ausdehnung ihrer Bankgeschäfte sowie durch die Negotiation

großer Anteil an für Österreich, Dänemark u. s. w. ihren höchsten Flor erreichte und ihren Ruf nach allen Weltgegenden verbreitete. Simon Moriz wurde vom Kaiser Franz von Österreich 1808 in den Adelsstand erhoben und vom Kaiser Alexander von Rußland zum Generalkonsul und Staatsrat ernannt. Er war ein Wohltäter der Armen, ein Beförderer der Künste und Wissenschaften, vor allem aber seiner Vaterstadt Frankfurt ein weiser Berater und werthätiger Beschützer. Er starb 28. Dez. 1826. Seine Witwe, Luise Friederike Boode, aus einer angesehenen holländ. Familie (geb. 13. April 1792), verband sich in zweiter Ehe 1828 mit Matthias Franz Vornigis, nachherigem Associé der Gebrüder B. Von seinen drei Schwägern, die ihn sämtlich überlebten, ist zu erwähnen Suionna Elisabeth (geb. 4. Sept. 1763, gest. 1. Juni 1831), vermählt 1780 mit Joh. Jak. Hollweg (geb. 7. Jan. 1748, gest. 21. Jan. 1808), Associé von Gebrüder B., der Namen und Wappen der Familie annahm und Stifter der Linie Bethmann-Hollweg wurde. Der älteste Sohn Simon Moriz B. s., Philipp Heinrich Moriz Alexander Freiherr von B., geb. 8. Okt. 1811, gest. 2. Dez. 1877, war früher königl. preuß. Generalkonsul und wurde 31. Jan. 1854 in den bad. Freiherrstand erhoben. Dessen Sohn Simon Moriz, geb. 13. Okt. 1844, ist jetzt Chef der Familie und des Bankhauses. Zu der Bethmann'schen Villa vor dem Friedberger Thore zu Frankfurt, welche im Innern mit feinstem Geschmack eingerichtet und mit Kunstschätzen aller Art bereichert ist, gehört das sog. Museum, und in diesem befindet sich die berühmte Ariadne, auf dem Panther reitend, von Danner in Marmor ausgeführt.

Bethmann-Hollweg (Mor. Aug. von), namhafter Jurist sowie preuß. Staatsminister, geb. 8. April 1795 zu Frankfurt a. M., Sohn J. J. Bethmann-Hollwegs, des zweiten Chefs des Bankhauses Gebrüder Bethmann (s. d.) daselbst, hatte Karl Ritter zum Erzieher, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studierte in Göttingen und Berlin die Rechte und habilitierte sich 1819 an der letzten Universität als Privatdocent. Ein Jahr darauf wurde ihm eine außerord. Professur, drei Jahre später die ord. Professur für Civilrecht und Civilprozeß übertragen. Er wurde 1829 nach Bonn versetzt, legte 1842 die Professur nieder und übernahm das Rectorat der Universität, das er bis 1848 führte. Nachdem er 1845 zum Mitglied des Staatsrats ernannt worden war, nahm er 1846 als Deputierter der Rheinischen Provinzialsynode an der Generalisynode zu Berlin teil. Parlamentarisch thätig war B. als Mitglied der Ersten preuß. Kammer von 1849—60 und 1851—52 sowie als Mitglied der Zweiten Kammer von 1852—65. Im Herbst 1853 ward ihm vom Prinz-Regenten von Preußen in dem neuen liberalen Ministerium (Schwerin-Auerswald) das Portefeuille der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten übertragen, von welchem Ministerposten er im Frühjahr 1862, gleich seinen Kollegen infolge des beginnenden Verfassungskonflikts, zurücktrat. Von B.s wissenschaftlichen Arbeiten sind hervorzuheben: »Grundriß des Civilprozeßes« (3. Aufl., Bonn 1832), »Versuche über einzelne Teile der Theorie des Civilprozeßes« (Berl. 1827), »Gerichtsverfassung und Prozeß des sinkenden Römischen Reichs« (Bonn 1834), »Ursprung der lombard. Städtefreiheit« (Bonn 1846), »Über die Germanen vor der Völkerwanderung«

(Bonn 1850), »Der Civilprozeß des gemeinen Rechts in geschichtlicher Entwicklung« (Bd. 1—6, Bonn 1864—74), »Christentum und bildende Kunst« (Bonn 1875) und »Über Geirichtung und Rechtsmischheit als Aufgabe unserer Zeit« (Bonn 1876). Das zwanzigste Buch der Pandekten erläutert (Bd. 1, Titel 1, Bonn 1877). B. wurde 1840 bei der Abdankung Friedrich Wilhelms IV. als einer der bedeutendsten rhein. Grundbesitzer in den Adelsstand erhoben. Unter anderm war er Besitzer des Schlosses Rheindorf am Rhein, welches er neu aufbauen und mit vielen Kunstgegenständen sowie mit freilebenden Auschmüden ließ, und wo er 13. Juli 1877 starb.

Bethune oder vollständig Bemetzitz (d. i. hebr. Beth-Jam-schalach, Ort des Wasserbedens) ist Name einer Stadt, die wahrscheinlich an der Stelle des heutigen Siris (d. i. Schälitz) zu finden ist, 4 Stunden nördlich von Schem, südlich von einer »die Überschwemmungsweize« (Kerdich d. Charat) genannten Ebene, die ihre Gewässer einfaßt und daher als »Wasserbeden, Wasserbecker« bezeichnet wurde. Die Stadt war die letzte Station, welche der Halbmonderkönig Alexander Jannäus im jüd. Bürgerkriege (94—88 v. Chr.) der pharisäischen Gegenpartei wegnahm und mit welcher er zugleich die 800 Häupter jener Verschwörung in seine Gewalt bekam und sie dann zu Jerusalem freizuging ließ.

Bethencourt, Dorf mit 800 E. im Arrondissement Montebellard des franz. Depart. Doubs, an der Bisaine, 11 km südwestlich von Besançon, war während der Schlacht bei Besançon (s. Héricourt) im Jan. 1871 der Schauplatz heftiger Kämpfe.

Bethphage, d. h. Feigenhausen, ein bei Jerusalem auf dem Ölberg, und zwar an der Stelle gelegener Flecken, wo der Pilgerweg von Bethanias nach Jerusalem über den Sattel zwischen dem eigentlichen Ölberg und dem südlichen Berg des Agrippas (Dschebel Batten el-Dawa) führt und die heilige Stadt für die von Jericho herkommenden Pilger zuerst sichtbar wird. Von hier aus begann auch Jesus seinen feierlichen Einzug in Jerusalem.

Bethsaida (d. h. Ort des Fischfangs) in Galiläa, die Heimat der drei Jünger Jesu: Petrus, Andreas und Philippus, ein Fischerdorf am Westufer des Sees Genesareth, bei dem jetzigen Chän-Rinisch, oder etwas weiter nördlich bei Ain el-Labighah, oder noch weiter nordwärts bei Tell-Ham, wo früher die Stadt Bithoteria lag. — Ein anderes B., vom Zetranthen Philippus zu einer schönen Stadt angebaut und zu Ehren der Tochter des Kaisers Augustus Julia genannt, lag am Ostufer des Jordan, etwas oberhalb der Einmündung desselben in den Genesarethsee, auf dem jetzt Et-Tell genannten Hügel in der fruchtbaren Ebene Bethphage.

Bethschemes (Bethschemes), d. h. Sonnenort, ist der Name von drei Orten Palästinas in den Stammgebieten Juda, Ruben und Moab. Am bekanntesten ist die jüdische Stadt, an der Grenze des Philistinerlandes, die auch Jeschmesch (Sonnenstadt) hieß und zur Richterzeit vorübergehend der Aufenthalt der israel. Bundeslade war. Sie lag 8—9 Stunden westlich von Jerusalem, in dem neuen und schönen Thalgrunde des Wadi es-Gazir, westwärts nahe bei den Ruinen eines modernen arab. Dorfs, Ain-Schems, d. i. Sonnenquell, wo viele Grundmauern noch die alte Ortslage bezeugen.

Bethsean, Bethsan, d. h. Haus der Ruhe (oder Haus der Schute?), eine kanaanit. vielleicht philistäische Stadt, welche erst David unter israel.

Fortmäßigkeit gebracht zu haben scheint. Sie hieß seit der griech. Herrschaft in Palästina Scythopolis (oder Scythopolis = Schutzstadt ?); doch hat sich die alte Bezeichnung im Namen des heutigen Dorfs Beisan erhalten, welches auf der Westseite der Jordanebene (des Chor), $1\frac{1}{2}$ Stunden vom Jordan entfernt, in wasserreicher, fruchtbarer Gegend, wo die Berge Gilboa sich ins Jordantal hinabstrecken, an der ehemaligen Handelsstraße zwischen Aegypten und Damascus gelegen ist. B. ist der Geburtsort des Epistaters Basilides und war im 4. Jahrh. christl. Bischofssitz.

Béthune, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Pas-de-Calais, in der alten Grafschaft Artois, an der Blande und dem Bèthune-Kanal, bei der Vereinigung des Lame- und Bassée-Kanals, Knotenpunkt der Nordbahn zwischen Arras, Lille, Calais und St. Pol. Sitz eines Civilgerichts erster Instanz, hat eine schöne got. Kirche, 1533—45 erbaut, ein Kommunal-College und (1876) 9315 E., welche Leinwandbleichen, Leinwandwebereien, Zuder-, Salz- und Oelfabricien, Gerbereien u. s. w. unterhalten und ansehnlichen Handel mit Leinwand, Getreide, Steinkohlen und Lorf sowie mit Leinwand und Wollol treiben. Die Stadt entstand um das feste Schloß der Herren von B., war im 12. Jahrh. schon ein ansehnlicher Ort, kam durch Heirat an die Grafen von Flandern und kam dann unter eigenen Grafen, die um die Mitte des 17. Jahrh. erloschen. Gaston von Orleans nahm die Stadt 1645, Prinz Eugen von Savoyen 1710; im Utrechter Frieden 1713 kam B. an Frankreich. In der Nähe liegt das von Gräben umgebene Schloß des Herzogs von Roquelaure. Die Sage läßt hier im 12. Jahrh. die Artesischen Brunnen erfunden sein, deren die Stadt eine Menge besitzt. Bal. Dequien, »Notice sur la ville de B.« (1838); Beghin, »Histoire de la ville de B.« (Douai 1874).

Die alte Familie Bèthune leitet ihren Ursprung von Robert Faislaur her, der um 970 geboren ward. Einer seiner Nachkommen, François de B., Baron de Rosny, trat zum Calvinismus über und wurde in der Schlacht von Jarnac gefangen. Durch seine beiden Söhne wurden zwei Linien, eine ältere und eine jüngere, gestiftet. Die erstere gründete Maximilian von B., der spätere Herzog von Sully (s. d.); sie erlosch 20. Sept. 1807 mit Maximilien Alexandre von B., Herzog von Sully. Der Bruder des bekannten Sully, Philipp von B., welcher unter Heinrich III. und Heinrich IV. als Militär und Staatsmann eine hervorragende Stellung einnahm und 1649 starb, wurde Stifter der zweiten, jüngeren Linie, die 1806 erlosch. Die Glieder derselben führten erst den Titel Marquis von Chabris und seit 1690 den der Herzöge von Charost. Zu ihr gehörte Armand Joseph von B., Herzog von Charost (s. d.). Die noch jetzt in Frankreich blühende Familie B. des Plaquès stammt von Michel des Plaquès, Seigneur von Hesbigneul und Lieutenant der Stadt und des Schloßes von B. um 1522.

Béthune (Daiib), schott. Cardinal, f. Beaton. **Bethusy-Duc** (Gward Georg, Graf von), deutscher Politiker, geb. 3. Sept. 1829 auf dem Stammsitz gute Bantau im schles. Kreise Kreuzburg, besuchte die Gymnasien in Dresden und Halle, studierte zu Bonn, Breslau und Berlin die Rechte und übernahm 1863 die Bethunschen Bantau und Kalbrechtsdorf (im Kreise Rosenberg). Im J. 1866 wurde er

Kreisdeputierter, vier Jahre später Landesältester und Abgeordneter zum Provinziallandtage. Im J. 1862 wurde er vom Wahlkreise Kreuzburg-Rosenberg für das Abgeordnetenhaus gewählt, dem er seitdem bis 1880 ununterbrochen angehörte. Er schloß sich der konservativen Fraktion an, um energisch die Armereform zu vertreten, schied aber 1863 aus dieser Fraktion und schloß sich zunächst seiner Partei an, bis er im Aug. 1866 mit dem Grafen Renard und Herrn von dem Ruckebald die Fraktion der »Freikonservativen« gründete. Seitdem war er im Abgeordnetenhaus wie im Norddeutschen und Deutschen Reichstage, in welchen ihn ebenfalls der Wahlkreis Kreuzburg-Rosenberg wählte, der Führer dieser Fraktion, welche im Reichstage den Namen »Deutsche Reichspartei« annahm. In der Wintersession 1874 wurde B. zum zweiten Vizepräsidenten des Abgeordnetenhauses gewählt und behielt dieses Amt bis zum J. 1877. Im Januar 1880 erfolgte sein Mandat infolge seiner Ernennung zum Landrat des Kreises Kreuzburg, und um sich den oben genannten Berufsgeschäften ganz widmen zu können, verzichtete er bis auf weiteres auf jede parlamentarische Thätigkeit.

Bethjacharia, ein Ort Judäas zwischen Jerusalem und Bethjur, $8\frac{1}{2}$ Stunden von letzterem, etwas westlich von der Straße von Jerusalem nach Hebron, auf einem zwischen zwei tiefen Thälern nordwestwärts vorspringenden, nur von Süden her zugänglichen Berge gelegen, das heutige Beth Zaldari mit alten Ruinen. Hier ward 163 v. Chr. der Makkabäer Judas von Antiochus Eupator besetzt.

Bethjur, d. h. Zellenhaus, eine Stadt auf dem Gebirge Juda, die stärkste Festung zur Zeit der Makkabäerriege, 6 Stunden von Jerusalem, etwas westlich von dem Wege nach Hebron gelegen und diese Straße beherrschend, das heutige Beth Eür, wo noch die Reste eines sehr alten Turms auf einem niedrigen Hügel stehen.

Bettung ist an Bord von Schiffen ein aus zwei senkrechten und einem horizontalen hölzernen oder eisernen Balken bestehendes Gerüst, welches hauptsächlich den Zweck hat, zur Befestigung der Ankerketten von veranlerten Schiffen zu dienen. Da oft große Kraft und bestige Stöße bei Wellenbewegung auszuhalten sind, muß die B. sehr gut verankert sein. Ihr Platz ist gewöhnlich zwischen Bod- und Großmast (s. d.), je nach der Größe des Schiffs auf dem obern oder zweiten Deck.

Betise (frz.) Dummheit.

Beton (frz.), Concret (engl.) oder Grobmörtel, ein aus groben Steinbroden, Ziegelfrüden, Kies, Sand und hydraulischem Kalk oder Cement gebildeter Mörtel, der nicht als Bindemittel, sondern zur Bildung selbständiger Baukörper, insbesondere zu Grundschichten, Fußböden, Mauern, Gewölben sowie ganzen Gebäuden verwendet wird. Zu Gründungen unter Wasser oder in feuchtem Boden muß stets Cement oder hydraulischer Kalk, Traß, Puzzolane u. s. w. verwendet werden, wogegen im Trocknen ein gewöhnlicher Graukalk oder schwach hydraulischer Kalk hinreicht. Nach der Verwendung richtet sich auch das Mischungsverhältnis des Bindemittels mit den andern Materialien, sowie die Zubereitung des B. In der Regel nimmt man auf 1 Volumen Kalk und Sand 2—3 Volumen Steinbroden. Man macht dieselben mit Wasser entweder zu einer dickflüssigen Masse an, die gegossen werden kann (Gußmörtel),

oder zu einem steifen Brei, der gestampft werden muß. Letzteres geschieht bei trockenem Zusammenschaukeln der Gemengtheile und allmählichem Versprengen mit Wasser auf einem Brettboden. Bei Gründungen unter Wasser wird der B. in Kästen, Säcken oder Körben bis auf den Boden versenkt und unter dem Wasser ausgeschüttet; Betonfußböden erhalten eine Unterlage von Ziegelpflaster oder festgestampfter Erde; Gewölbe gießt man auf eine von glattgehobelten Brettern gebildete Verchalung der Vehrgerüste, welche nach dem Erhärten des B.s entfernt wird; Plauern (Wände) formt man durch Gießen oder Einstampfen zwischen in zweifacher Entfernung voneinander aufgerichteten Bohlen, die bis nach genügender Erhärtung des Mörtels stehen bleiben. Der B. erhärtet nach und nach zu einer zusammenhängenden Masse oder zu einem einzigen Block und erlangt die Festigkeit guter Bruchsteine. Daraus beruht die vorteilhafte Eigenschaft des B.s, bei Gründungen ein gleichmäßiges Setzen, bei Fußböden eine größere Dichtigkeit und bei Gewölben möglichst geringen Seitenschub auf die Widerlager zu bewirken. Neuerdings baut man auch mit Betonsteinen, welche durch Stampfen oder Gießen von B. in regelmäßige Formen hergestellt werden. Concret ist die in England übliche Bezeichnung für Grobmörtel. Man versteht darunter aber auch einen aus gewöhnlichem Aufsmörtel gebildeten B. Vgl. Mörtel, »Praktische Anleitung zum Betonbau« (3. Aufl., Wien 1864).

Betonica heißt eine von Vinné aufgestellte Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, aus perennirenden Kräutern bestehend, welche gefiederte Blätter, in walzige Ähren zusammengebrängte Blütenquirl, einen farnähnigen, innen dicht haarlosen Kelch und eine zweiflipplige Blumentrone mit langer, gekrümmter Röhre und flacher Oberlippe besitzen. Veräutert war ehemals als Heilpflanze die in ganz Deutschland und einem großen Theil des übrigen Europa auf Wäldwiesen und unter Gebüsch, namentlich in Gebirgsgegenden vorkommende *B. officinalis* (von Ventham zu *Stachys* als *St. Betonica* gezogen), eine Staude mit starkem, wagerechtem Wurzelstock, lanzezförmigen, rauhaarigen, am Grunde herzformigen Blättern, fast einfachem, vierkantigem, rauhaarigem, wenig belätztem Stengel und purpurroten Blüten. Ihre Wurzeln, Blätter und Blüten (*Radix, herba, flores Betonicae*), welche einen Erbrechen erregenden und purgirenden wirkenden Stoff enthalten, waren früher officinell. Verschiedene ausländische Arten der Gattung *B.* werden bisweilen als Heilgewächse im freien Lande kultiviert. Dahin gehören die in den Pyrenäen wachsende *B. atopaeurodis* *L.* mit einer Quirlähre gelber Blumen, die im Kaukasus heimische *B. orientalis* *L.* mit purpurroten, die aus Sibirien stammende *B. grandiflora* *Willd.* mit großen, purpurvioioletten Blumen.

Betrachtung, soviel als eingehende Beobachtung, wird vorzüglich von derjenigen Verstandesthätigkeit gebraucht, worin wir einen Gedanken, welcher uns noch dunkel ist, immer aufs neue der Aufmerksamkeit unterwerfen, um ihn allmählich zu verdeutlichen und aufzuklären. Während in Beziehung auf Erfahrungsgegenstände leicht ein einziges Experiment oder ein neues histor. Zeugnis klarer orientiert als langes Nachdenken, so verhält es sich mit rein philos. Gegenständen anders, welche man schwer durch bloße äußere Mitteilung sich an-

eignen kann und in ihrer vollen Deutlichkeit nur gewinnt, wenn man sie durch innere B. aus sich selbst zu erzeugen versteht.

Betriebkapital ist im volkswirtschaftlichen Sprachgebrauch gewöhnlich gleichbedeutend mit »umlaufendem Kapital«, im Gegensatz zu dem »festen« oder Anlagekapital (s. d.). Während das letztere diejenigen Produktionsmittel umfaßt, die bei ihrer wirtschaftlichen Verwendung nur wenig und langsam abgemitt, nicht aber unmittelbar verbraucht werden, gehören zu dem B. diejenigen Produktionsmittel, die als solche durch den Produktionsprozeß unmittelbar vernichtet werden und nur ihrem Werte nach in dem Produkt erhalten bleiben, oder die, in es durch Einverleibung in das Produkt oder auf andere Weise, aus der produzierenden Wirtschaft austreten, um in anderer Gestalt ihrem Werte nach zurückzulehren. In der auszubildeten Volkswirtschaft erscheint das B. zunächst als eine Gesamtheit, die für die Anschaffung von Rohmaterial und Hilfsstoffen (z. B. Kohlen) und für Arbeitslöhne ausgegeben wird und nach Verkauf der fertigen Gegenstände (mit Gewinn) wieder zurückfließt, um demselben Kreislauf wieder zu beginnen. Der Teil der fertigen Produkte, der gewöhnlich auf Lager vorrätig bleibt, gehört wegen des steten Wechsels seiner Bestandteile ebenfalls zum B. In einem Handelsgeschäft bildet der Warenvorrat den Hauptteil des B. und des Kapitals überhaupt, da im Handel das stehende Kapital ja eine weit geringere Bedeutung hat als in der Fabrikation und der Landwirtschaft. Für das Gelingen eines jeden Unternehmens ist es von großer Wichtigkeit, daß das B. und das Anlagekapital zueinander in einem richtigen Verhältnis stehen, daß also z. B. bei einer großen Fabrikanlage das erstere hinreicht, um die volle Ausnutzung der vorhandenen Maschinen, Dampfmaschinen u. s. w. zu ermöglichen. Die zweifache Ergänzung des B. wird für Industrie und Handel durch den kurzfristigen Wechsel- und Bankkredit herbeigeführt. (S. Banken.) Bei der Landwirtschaft allerdings sind häufig schon längere Kredite erforderlich. Übrigens wird nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch oft das ganze landwirtschaftliche Inventar als B. bezeichnet, obwohl es teilweise, wie Geräte und Zugvieh, zum stehenden Kapital gehört. Namentlich wird in diesem weitem Sinne von dem B. eines Pächters gesprochen. Während in der Privatwirtschaft das Geld periodisch immer wieder als Hauptform des B. erscheint, muß dasselbe, wenn man die Volkswirtschaft als Ganzes betrachtet, zum stehenden Kapital derselben gerechnet werden, es sei denn, daß es im auswärtigen Handel verwendet wird.

Betriebssystem, landwirtschaftliches, oder Wirtschaftssystem nennt man die Summe der Regeln und Grundzüge, nach welchen ein bestimmter Boden bewirtschaftet wird, um auf demselben die größtmögliche Menge Pflanzensubstanz hervorzubringen. Das B. ist demnach der besondere Charakter, welchen eine Landwirtschaft annimmt infolge der Wirkung von äußern, allgemeinen und lokalen Einflüssen. Bis zu gewissem Grade sind die B. abhängig von den beiden Hauptfaktoren der Vegetation, Klima und Boden. Diese zu regeln und zu modifizieren, wie es dem jeweiligen Zwecke des Betriebs entspricht, ist Aufgabe der Wirtschaftskunst. Gewöhnlich macht man einen Unterschied zwischen extensivem Betrieb und intensivem Betrieb; bei dem ersten

wird mit den möglichst geringen, bei letztem mit den möglichst großen Mitteln der höchste Reinertrag oder die größte Bodenernte zu erzielen gesucht. Natürlich kann jedes System einer Wirtschaft ebenso wohl extensiv als intensiv betrieben werden. Neben Boden, Klima und Lage influirt auf die Bildung eines B. s am meisten der Absatz oder die thunlichst vorteilhafteste Verwertung der gewonnenen Produkte. Die Aufstellung und Befolgung eines B. s ist keineswegs Bebingung der Produktion, im Gegenteil wird letztere auf dem weitaus größten Teil der Erde ohne ein solches erzielt. Die Bodenkultur auf ihrer niedrigsten und auf ihrer höchsten Stufe hat keine Systeme; diese bilden gewissermaßen nur den Leitfaden, mittels welchem sich die minder Vorgefahrenen endlich bis zur völligen Freiheit des Betriebs hinanarbeiten. Die verschiedenen, gegenwärtig bestehenden landwirtschaftlichen B. lassen sich in folgende Gruppen bringen:

1) Die Brandwirtschaft. Die Vegetation eines Bodens wird in bestimmten Zeiträumen durch Feuer zerstört, das durch die Asche gekräftigte Erdreich als Acker bestellt, solange es sich hinreichend ertragsfähig zeigt, sodann wiederum dem Wildwuchs überlassen. Diese in uncivilisierten Gegenden häufige Kulturmethode ist auch in Deutschlands Waldgebirgen noch hier und dort mit regelmäßiger Wiederkehr üblich. Als verbesserte Brandwirtschaft ist zu betrachten die im nordwestl. Europa noch vielfach durchgeführte Moorbrand-Flaggenwirtschaft. Sie ist auf dem Terrain der Heiden und Moore heimisch; die oberste Kruste des Bodens mit samt der Pflanzendecke wird abgeköpft, die «Flaggen» genannten Stücke werden in Haufen gesetzt, langsam schwelend verbrannt, die Asche verteilt und untergeadert. Hierauf wird das Neuland, vielleicht mit einiger Düngernachhilfe, mehrere Jahre hindurch mit Buchweizen, Roggen oder Hafer bestellt, alsdann der Natur überlassen; abermals überziehen es Heidekräuter oder Moorgräser, bis es wiederum reif ist zum Flaggenhauen. Diese Betriebsart verursacht den Höhenrauch (s. d.); sie ist schon den alten Römern bekannt gewesen, wie eine Stelle in Virgils «Georgica» zeigt. Zur Urbarmachung jungfräulicher Territorien ist überall die Hilfe des Feuers unentbehrlich. Nicht zu verwechseln mit der Moorbrandwirtschaft ist die in der neuesten Zeit so höchst erfolgreich eingeführte Reclamation der «Moorkultur» (s. d.) nach Kimpau u. a.

2) Die Weidewirtschaft. Ein kleinerer Teil oder auch die Hälfte des Areal's kommt unter den Pflug und wird jährlich mit Ruchpflanzen bestellt, der andere Teil bleibt zur Weide, aber im Wechsel mit dem ersten, liegen, und der Reinertrag wird aus der Viehzucht gewonnen. Die nordeurop. Koppel- oder Dreifachwirtschaft stellt sich unter diese Kategorie. Bloße Gras- oder reine Weidewirtschaft hat mit Ackerbau so wenig zu thun, wie mit einem System; sie beschränkt sich auf die Erzeugung von tierischen Produkten. Die Alpwirtschaft der Hochgebirge, welche ihre Tiere auf den Matten nur sommert, ist als Koppelwirtschaft zu betrachten; die Alpen sind dabei die Koppeln oder die Außenschläge.

3) Die Körnerwirtschaft widmet sich ausschließlich dem Anbau der Cerealien, welche bloß mit dem Wechsel zwischen Winter- und Sommerfrucht aufeinanderfolgen; die hierdurch unausbleibliche Erschöpfung des Bodens wird auszugleichen gesucht durch die Brache, ein Jahr der Ruhe ohne

Bestellung. Die Körnerwirtschaften heißen auch Feldersysteme, und zwar nach der Anzahl der Felder oder Abteilungen eines Landguts, die nebeneinander mit verschiedenen Ruchpflanzen bestellt sind; sonach hat man Zweifelderwirtschaft, Dreifelderwirtschaft u. s. f. Letztere, schon bei den alten Römern allgemein und durch sie nach Deutschland gebracht, war und ist noch das verbreitetste aller B. Sie bringt nach Brache zweimal Getreide und muß das zur Produktion des Düngers notwendige Futter von außen, d. i. von Wiesen beziehen, ohne welche letztere sie nicht haltbar ist. Durch die Einführung des Klees und der Kartoffeln wurden die Körnerwirtschaften in ihrem Wesen erschüttert; die letztern waren nicht anders unterzubringen als in der Brache, welche zu diesem Zwecke bestellt werden mußte. An die Stelle der reinen Brache, welche nach der Bearbeitung mit dem Pfluge den Namen Schwarzbrache führt, tritt also bei der verbesserten Körnerwirtschaft die grüne oder bestimmte Brache. Alle Körnerwirtschaften, reine oder verbesserte, begünstigen vorzugsweise den Raubbau, die Ausbeutung der Pflanzennährstoffe des Bodens ohne genügenden Ersatz, zumal wenn sie nicht, was immer seltener zu finden ist, durch ein bedeutendes Areal an Wiesen und Wiefen oder durch besonders günstige lokale Verhältnisse von außen unterstützt werden.

4) Die Wechselwirtschaft beruht auf dem Prinzip, daß nicht alle Ruchpflanzen dem Boden die gleiche Menge von Nährstoffen entziehen, sondern bald des einen, bald des andern in größerem Maße bedürfen, sodas, wenn 1. B. der Acker durch den Bedarf einer Getreideernte die Fähigkeit verloren hat, eine zweite Getreideernte zu liefern, er immer noch im Stande ist, eine gute Ernte an Hackfrüchten oder Futterkräutern zu gewähren. In diesem Falle hatte die Körnerfrucht den Gehalt des Bodens an Phosphorsäure, dessen sie zu ihrer Entwidlung bedarf, erschöpft, nicht aber denjenigen an Kalil, den die nachfolgende Bestellung dann vorwiegend in Anspruch nahm. Das Wesen der Wechselwirtschaft besteht demnach darin, daß sie das Areal zur Hälfte mit Handelspflanzen, zur andern Hälfte mit Futtergewächsen bestellt. Allein auch diese Kombination schließt die Bodenererschöpfung keineswegs aus, sie verlangt sie nur. Der Fruchtwechsel (wie diese Wirtschaft ebenfalls häufig genannt wird) verstatet durchaus nicht eine völlige Wiedergabe aller dem Boden entzogenen Bestandteile der Pflanzennahrung; das verkaufte Getreide, die Wolle und die Milch der Tiere, der Zucker der Rübe, der Spiritus aus der Kartoffel, sie gehen meistens verloren für den Boden, der sie erzeugte. Gewisse Bestandteile dieser Produkte werden dem Erdreich durch die Atmosphäre nicht zugeführt; es muß daher eine Zeit kommen, wo der Boden daran darbt und dies in der Abnahme seines Produktionsvermögens deutlich zeigen wird. Deshalb ist die Wechselwirtschaft keineswegs ein Präservativ gegen die Bodenererschöpfung, und auf die problematische Möglichkeit ihrer sog. Selbsterhaltung ist wenig Wert zu legen. Auf die Dauer kann sie nur bestehen unter Beihilfe des sog. künstlichen Düngers, welcher dem Acker diejenigen Mineralbestandteile wiedergibt, welche ihm trotz der reichhaltigen Unterstützung durch eine gesteigerte Viehhaltung dennoch vorenthalten bleiben. Da bei diesem V. die Hälfte des Areal's dem Futterbau gewidmet ist, so muß auch die Viehzucht die Hälfte des Reinertrags bringen. Die Wechselwirtschaft ist

übrigens nicht, wie vielfach angenommen, eine Er rungenschaft der Neuzeit, sie ist gleichfalls schon den alten Römern bekannt gewesen und von ihnen geübt worden; sie schieben die für das Frumentum (Getreide) und die für die Leguminosen (Fut terkräuter) bestimmten Feldabteilungen voneinan der und ließen dieselben in der Regel alternieren. Die richtigen Gesetze der Wechselwirtschaft datieren aber erst seit den von Liebig aufgestellten Grund sätzen der Pflanzenernährung.

Die freie Wirtschaft ist kein eigentliches System; dieselbe bindet sich an keine andern Normen, als an diejenigen des Gleichgewichts zwischen Erschöpfung und Ersatz; sie produziert, nicht was sie kann, sondern was sie will. Möglich ist sie aber nur mit Erfolg, sobald genügende Be triebsmittel zu Gebote stehen und Intelligenz sie leitet. Das Wesen der freien Wirtschaft besteht darin, daß eine bestimmte Fruchtfolge niemals im oorauß festgelegt ist, ebenso die Schlägeinteilung des Ackerlandes weggfällt. Sie ist ein In dustrialbetrieb, dessen Produktion sich der jeweiligen Nachfrage anzubehalten weiß; sie ist der Cypsel der Hochkultur. Die geogr. Verbreitung der Wirt schaftssysteme nachzuweisen, ist eine schwierige, bis jetzt nur mangelhaft gelöste Aufgabe. Der größte Teil der produktion Erdoberfläche wird gegenwärtig noch gar nicht systematisch bewirtschaftet, son dern nur benutzt; den nächstgrößten Raum nimmt wahrscheinlich die freie Wirtschaft ein, welche in China, Japan, Indien, Nordamerika vollkommen einheimisch ist. Die Verbreitungstreife der Körner wirtschaft und der Weidewirtschaft halten sich so ziemlich die Wage; die Brandwirtschaft findet sich nur in beschränkter Ausdehnung vor.

Aus der Literatur über die B. sind hervorzuheben: Koppe, »Revision der Ackerbaupysteme« (Berl. 1818); Kreißig, »Ökonomisch-physis. Beleuchtung der wichtigsten Feldbau- und Wirtschaftssysteme« (Erg. 1833); Schmerz, »Natur, Wahl und Wert aller bekannten Fruchtfolgen und Feldsysteme« (Stuttg. 1833); Schöber, »Grundzüge zur Theorie der Wirtschaftssysteme« (Anklam 1846); von Wulffen, »Entwurf einer Methode zur Berechnung der Feldsysteme« (Berl. 1847); Götz, »Die in Württem berg üblichen Feldsysteme und Fruchtfolgen« (Tüb. 1848); Hubel, »Betrachtungen über die Wirtschaftssysteme« (Brag 1851); Maron, »Extensio oder Intensio? Ein Kapitel aus der landwirtschaftlichen Betriebslehre« (Oppeln 1859); Themann, »Der Fruchtwechsel und seine Bedeutung« (Bonn 1864); Wals, »Landwirtschaftliche Betriebslehre« (Stuttg. 1867); Themann, »Die Wirtschaftsregulierung und Vorkoppelung im nördl. Deutschland« (2. Aufl., Oldenb. 1869); Drechsler, »Die Statistik des Landbaues« (Gott. 1869); Mömser, »Die landwirtschaftliche Betriebsorganisation« (Brag 1870); Delius, »Die Reinerträge der Wirtschaftssysteme« (Glogau 1871); Settegast, »Die Landwirtschaft und ihr Be trieb« (Wb. 1, Bresl. 1875); Baer, »System der Landwirtschaft« (Berl. 1877); Krafft, »Landwirt schaftliche Betriebslehre« (3. Aufl., Berl. 1881).

Betrug (fraus, dolus malus, falsum im weitem Sinne) hat im allgemeinen die Bedeutung einer absichtlichen Täuschung oder der Benutzung eines schon vorhandenen Irrtums, um widerrechtliche Vorteile zu erlangen oder andern zu schaden. Im Privat recht erwächst daraus ein Aufhebungsgrund für Verträge und andere Rechtsgeschäfte, wenn deren

Urheber wider die Wahrheit in den Worten ver seht wurde, daß die wesentlichen Anliegen, wegen welcher er sich zu dem Geschäfte herbeiließ, in den Thatumständen ihre Befriedigung fanden. Ausser dem kann der B. sowohl bei als außer einem Ver tragsverhältnisse den Anlaß zu einem Strafverfah ren geben. Die Bedingungen der Strafbarkeit einer Täuschung lassen sich freilich spekulativ nicht fest stellen, und die Vermutung, durch allgemeine De finitionen die von dem positiven Rechte verpönte Täuschungen kurz kenntlich zu machen, bringt nur die Gefahr, auch allgemein für indifferent erachtete Vorkommnisse wider alle Absicht mit unter das Ge setz zu ziehen. Mit einem durchgängigen Zwangs recht auf Wahrheit wäre am Ende niemand geübt, und so ist es immer nur ein Kreis von bekann ten Vertrauensverhältnissen, für welche, oder eine be sonders gefährliche Form der Entstellung, gegen welche Schutz begehrt wird. Im röm. Recht be droht zunächst die lex Cornelia de falsis § 1. Chr. Testament- und Münzfälschungen mit Deportation und Vermögenskonfiskation. Bei Täuschungen an derer Art konnte der Verletzte anfangs nur mit be actio de dolo malo aus Ersatz des ihm zugefügten Schadens, weiterhin aber auch aus willkürlicher Be strafung antragen, vorausgesetzt, daß ihm mit be sonderer Verdmüßigkeit, stulticiatus, ein nicht un bedeutender Vermögensverlust zugefügt war. In der Folge wurden nach und nach die Verhältnisse oder Unterdrückung von Beweisurkunden jeder An die Verfallung von Raub und Gewalt, gewisse Täuschungen der Behörden, das Unterschreiben eines Kindes, die Erreichung von Rechten durch fälsch liche Beilegung persönlicher Eigenschaften, falsches Zeugnis, wesentlich falsche Entscheidung von Seiten des Richters und betrügerisches Verlaufen einer sehr anderweit verkauften Sache für Falsum (quasi al sum) erklärt, um zu einer strengeren Bestrafung zu gelangen. Noch andere Fälle der Täuschung war das röm. Recht unter abgeordneten Rubriken auf, so die absichtlich unzulässige Führung des Anklage prozesses, um dem Angeklagten durchzuführen, die Grenzverdrückung, die falsche Anklage. Das gemeine Recht nahm dieses System ebenfalls an. Erst die neuere Wissenschaft und Gesetzgebung hat nach vielen Läuterungsversuchen allmählich drei Delikte auf gestellt: V., Untreue und Fälschung, in welche sich alle betrügerischen Handlungen trennen lassen.

Während einzelne neuere Gesetze B. nicht bloß bei Vermögensschädigungen, sondern auch bei Ver letzung anderer Rechte annehmen, hat sich bei Deutsche Strafgesetzbuch auf jene beschränkt, in de leutern meist besondere Delikte darstellen. Es be finiert den (gewinnstichtigen) B. in §. 263: »Wer in der Absicht, sich oder einem Dritten einen rechtswidrigen Vermögensvorteil zu verschaffen, das Ver mögen eines andern dadurch beschädigt, daß er durch Vortäuschung falscher oder durch Entstellung der Unterdrückung wahrer Thatfachen einen Irrtum er regt oder unterhält, wird wegen B. mit Gefängnis bestraft, neben welchem auf Geldstrafe bis zu 5000 Mark sowie auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden kann.« Im Falle mildernder Umstände läßt es ausschließlich auf Geldstrafe er kennen und straft den B. gegen Angehörige, Be münder und Erzieher nur auf Antrag. Dagegen kann bei wiederholtem Rückfalle auf Zuchthaus bis zu 10 Jahren und Geldstrafe erkannt werden. Als besonderes Verbrechen wird nach §. 265 bestr.

mer in betrügerischer Absicht eine gegen Feuersgefahr versicherte Sache in Brand legt oder ein Schiff, welches als solches oder in seiner Ladung oder in seinem Frachtlohn versichert ist, sinken oder stranden macht.  ber das, was n mmer Fälschung heißt, s. Fälschung. Auch das engl. Recht unterscheidet B. (cheat) und Fälschung (forgery), ebenso das französische *escroquerie* und *faux*.

Litteratur: Fächer, *Die Lehre vom strafbaren B. und der Fälschung* (J r. 1840); Ortl f, *  ge, Fälschung und B.* (Jena 1862); Grunjevi , *Studien über den strafbaren B.* (Leib. 1870); Merkel, *Kriminalistische Abhandlungen* (Bd. 2, *Die Lehre vom strafbaren B.*, Lpz. 1867); Merkel in *Holtenborffs Handbuch des deutschen Strafrechts* (Bd. 3 u. 4, Berl. 1874—77).

Bettst ule, ein Bildwerk aus Stein oder Holz in architektonischem Aufbau, das in kirchlichen und profanen Gebäuden, auch im Freien, namentlich an Wegen, zur Verrichtung der Anacht an demselben aufgestellt wurde. In der Zeit des got. Baustils wurden solche Werke besonders reich mit W rlern, Bögen, Baldachinen und  hlen ausgestattet. In der Mitte ist vorzugsweise Christus als *Ecc homo* oder die Passionsgruppe angebracht. Verwandt ist die *Marter* oder Passionsst ule mit den Leidenswerkzeugen Christi.

Betschuanen, nach Bleek richtiger (ohne das Präfix Be-) Tschuanen, der Name eines starken und ausgebreiteten, den Kaffern verwandten Volksstammes (s. Bantup stler), welcher in Südafrika von dem Hai-Garip oder dem Gelben Strom nördlich und nordöstlich bis jenseit des Wendekreises des Steinbocks wohnt; ihre Sprache, das *Seitshuana*, nähert sich teils dem Congo, teils dem K fir. Sie zerfallen in die Westbetschuanen und in die Ostbetschuanen, und diese beiden Hauptstämme wiederum in folgende teilweise unabhängige Unterst mme, die sich häufig untereinander belämpfen. A. Westbetschuanen (von Süden nach Norden: die Ba-kapi, Ba-tolung, Ba-matlaru, Ba-meri, Ba-manteti, Ba-katla, Ba-twana, Ba-mangwato, Ba-kalala (oder Ba-faa), Ba-fololo, Ba-talabari. B. Ostbetschuanen (ebenso von Süden nach Norden): die Ba-futo, Ba-tau, Ba-puti, Ba-folofue, Ba-phiring, Li-khoga, Ba-mapela, Ba-tloung, Ba-peri, Ba-tsetse. Die östlichen B. gehören dem Gebiet der beiden S dafrik. Freistaaten an und sind, soweit sie nicht ausgewandert sind, diesen unterworfen. Ihr Gebiet ist im Sünden besonders von dem Malopokusse bewässert und von dem schönen Thäler bildenden Ramaniegebirge durchzogen. Das Gebiet liegt innerhalb der Grenze der europäischen Subt. Getreidearten, und es wird daher Ackerbau, noch mehr aber Viehzucht betrieben. Die Verarbeitung des Eisens, Kupfers, Elfenbeins, der Tierfelle hat zu Bildung von großen Ortschaften geführt, in denen jedes Haus mit einem Walle gesch tzt ist, sodas sie also nicht, wie die Kaffern, nur in kleinen Kraalen, sondern in Ortschaften bis 5000, selbst bis 12 000 E. beisammenwohnen. Von religiösen Ansichten gibt es nur geringe Spuren. Die europ. Missionare haben seit 1816 in Kuruman oder Neu-Vitatu, etwa 150 km nördlich von der Grenze des Kaplandes, ihre Hauptstation. Etwa 330 km im Nordnordosten davon liegt das jetzt verlassene Kolo-beng, die ursprüngliche Station Livingstones. Beide Städte sind Residenzen von Häuptlingen der Eingeborenen. Vgl. O. Friisch, *Die Eingeborenen*

Südafrikas (Wresl. 1872); Holub, *Seieben Jahre in Südafrika* (2 Bde., Wien 1880—81).

Betschwa, s. Betswa.

Bette, Name zweier Städte in Ungarn, s. Betsche.

Betscherak, ungar. Ortschaften, s. Betscherak.

Betsontag wird der Sonntag Rogate (s. d.) genannt, weil an ihm in der luth. Kirche die Betsfahrtswoche beginnt.

Bett bezeichnet zunächst jeden zubereiteten Ruhez- oder Lagerplatz, insbesondere aber die mit W llstern Dedern u. dgl. versehene Vorrichtung, welche den Menschen zur Schlafstätte dient. Das Bestreben, sich für die Ruhe, besonders in der Nacht, bequeme Lagerstätten zu beschaffen, löst sich wie etwas Selbstverständliches unter den alten und neuen Kulturvölkern und selbst bei wilden Völkern beobachten. Sehr bequeme und zum Teil mit prächtigen W llstern belegte Lagerstätten, an der Kopfseite mit hoher Lehne, auf Tierf hlen ruhend, findet man bereits bei den alten Ägyptern, die sich erhöhter Bequemlichkeit halber (zur Schonung des Haarputzes) noch besonderer Kopfstützen aus Stein oder Holz oder Metall bedienten. Das meist hochbeinige Lager bestieg man vermittelt eines hölzernen Trittes. Bevor man sich zur Ruhe legte, pflegte man daselbst eine Schutz gegen Insekten mit einem R denneze ringum abzuschließen. In ähnlicher Weise verjagten sich die Ägypter. Das Bettel bestand aus Holz mit auf- oder eingelegten Zieraten von Metall, Elfenbein, Perlmutt u. dgl., der W llster berzug aber in bunten, gefärbten und gewirten ägypt.-babylonischen Teppichen. Ähnlich waren die Ruhebetten der über, Berier und Kleinasiaten. Homer beschreibt das B. des Odysseus als ein herrlich verzieres Rahmenwerk auf vier F  en, mit Riemen von purpurschimmernder Stierhaut bespannt.  ber diese waren Felle gebreitet, darüber kostbare Teppiche nebst einem inneren Überzug und darüber endlich, als Oberbede, ein dichter wolliger Mantel. Von den Lagerstätten der Hebräer, die zugleich die Stelle der B. vertraten, heißt es Spr. Sal. 7, 14 u. 17: *Ich habe mein B. schon geschm dt mit bunten Teppichen aus Ägypten. Ich habe mein Lager mit Myrrhen, Aloes und Cynamom besprenzt.* Auch Kopf- und R ckenpolster kamen zur Anwendung.

Alle diese Vorrichtungen dienten bei den genannten Völkern natürlich nur den Reichen; die weniger Vermittelten mußten sich wohl auf einfachere Weise behelfen. Dies gilt auch für die Griechen und Römer bezüglich desselben Luxus. Bei jenen findet man auf einem aus Holz oder auch Metall (Bronze) gefertigten, gemeinlich verzierten Gestell ein mit Gurten bespanntes Rahmenwerk, darauf eine Art von Matratze, in älterer Zeit mit vegetabilischen Stoffen (Heu, Segras u. dgl.), später vorzugsweise mit W llstoffen oder Federn gef llt. Ihr Überzug war entweder von Linnen oder von Leder. Die Kissen erhielten, namentlich als Kopfstützen (nur ausnahmsweise war am Kopf- und ebenso am Fußende des Gestells eine Lehne angebracht), zumeist eine runde, aus R ckenpolster vorderrichende viereckige Form. Zu ihren Bezügen und so auch zu den Teppichbez gen wählte man gern orientalischemusterte Stoffe. Wollig ähnlich erscheinen die B. der Römer, nur das sie in Rücksicht auf die verschiedenen Zwecke in der Form, namentlich den Lehnen, und in der Höhe des Gestells einzelne Abänderungen zeigten. Man unterschied das Schlafbett (*lectus cubicularis*) vom Ehebett (*lectus*

genialis) und ferner das eigentliche Krankenlager, das niedrige scimpodium, und das Paradebett des Toten (lectus funebria) von dem bei der Wahlzeit hauptsächlich benutzten kostbaren lectus tricliniarius. Die Gestelle sowohl wie die Vorkerstoffe wiesen bei den Römern in den Zeiten der höchsten Macht die größte Prachtentfaltung auf. Die nordischen Völker fanden in den ältesten Zeiten die nächtliche Ruhe auf Tierfellen oder einer Streu.

Die spätern B. der Gallier und Franken gleichen den spätrömischen mit ihrem Gestell von Holz oder Metall und den nötigen Unterpfeilern und Dedern, und ebenso sind die des spätern und spätern Mittelalters von ganz verwandter Art. Das Bettgestell ist meist sehr hoch und steht auf künstlich gedrehten und mit bunten Farben, oft mit Gold und Silber verzierten Stollen; das Rückenbrett wird oft durch vierleiste Pfosten mit Querrahmen ersetzt und die niedrigen Seitenbretter lassen das meiste der darin liegenden «Bettwaat» übersehen. Vordänge, wie die der wohl erst im spätern Mittelalter entstandenen und bis jetzt vorhandenen Himmelbetten, scheinen an den ältern Bettgestellen nicht befestigt gewesen zu sein. Allmählich werden die Stollen kleiner und die Seitenbretter größer, sodas ein lastenartiges Bettgestell oder eine «Bettlaube» entsteht. Sie ist massiver und weniger verziert; das Deckbett, welches im ganzen Mittelalter kein schweres Federbett, sondern nur eine leichte Dede ist, verhängt in der Regel dieselbe bis zu den Füßen.

Im 16. Jahrh. werden im ganzen, namentlich in vornehmen Häusern, die mit Schnitzwerk verzierten Bettgestelle wieder häufiger, weil man in dieser Zeit die Holzschnitzkunst mit besonderer Vorliebe pflegte und sowohl zur Verzierung des äußern Hauses, wie auch der Zierkunst und des Hausgeräths anwandte. Alle verschiedenen Formen der mittelalterlichen Bettgestelle haben nun das Hohe und Kolossale gemein, sodas die Bettstelle darin aufgetürmt werden konnten und der Ruhebedürfnis oft mehr darin lag als lag. Erste Unterlage war das Pfannit oder Federbett, an dessen Stelle aber auch wohl bloß Stroh eingelegt wurde. Das Hauptstück darüber war der Kutter (lat. culcitra, frz. coultre), eine stark gepolsterte Matratze, mitunter auch eine leichtere Steppdecke. Auf diesen legte man das Leiladen, die linde Wat («Linnen»), das Bettlaken. Den Kopf kütete man durch das kleine zierliche «Wangenkissen» und das letzte Stück war das «Decklaken», eine leichte Dede von «Felle» (Baumwollzeug, Seide, Pelzwert oder mit Pelzwert verbrämter Seide). Schwere Federbetten als Dede erfand erst die Weichlichkeit des 18. Jahrh.

In Skandinavien bildete das Nachtlager der Armen meist nur eine Streu oder ein mit Heu und Gras angefüllter Lederfack, welcher umfangreich genug war, um den darin Schlafenden bis zum Halbe zu verhallen. Die begüterten Stände hingegen besaßen eigene, vom Wohnhause abgeordnete Schlafkammern mit wohl eingerichteten B. Diese, gewöhnlich zweischläferig und häufig von beträchtlicher Größe, bestanden aus einer hölzernen Bettstätt und, da diese hochbeinig war, aus einem davor angebrachten Tritt. Die Bettzeilen waren im ganzen ähnlich den deutsch-mittelalterlichen.

Bett (frz. table, plateau, bâti, engl. bed, table, frame), im Maschinenbau, speziell bei den horizontal angeordneten Dampfmaschinen, den Metallbohrmaschinen, den Drehbänken u. s. w. fowiel wie Gestell.

Betttag, s. Bußtag.

Bettelei, s. Bettelwesen.

Bettelmonche oder Mendicanten heißen in der lath. Kirche diejenigen Mönche, welche über alten Regel zufolge kein Eigentum besitzen dürfen, sondern von mündigen Gaben leben sollten, die ihnen entweder zu bestimmten Zeiten verabreicht oder von ihnen außerhalb des Klosters eingesammelt wurden. Der Ursprung der B. fällt zusammen mit dem zu Anfang des 13. Jahrh. überall in der lath. Kirche gegenüber der überhandgenommenen Vermögenlosigkeit sich regenden Streben nach Rückkehr zu apostolischer Strenge und Sitteneinfalt. Dieselbe ermit, religiöse Strömung der Zeit, welche der in Unwissenheit und Wohlleben verfunkenen Hierarchie und den in totem Mechanismus erstarbenden Formen kirchlicher Frömmigkeit in den Waldenfern, Katharen und andern Parteien eine so gefährliche Opposition entgegenbrachte, wurde mittels der Bettelorden in eine die etablierte Kirche nicht länger bedrohende, sondern dieselbe fördernde und verjüngende Bahn gelenkt. Statt einen Franz von Assisi und Domingos Guzman mit ähnlicher Kaubheit von sich zu stoßen, wie seine Vorgänger die Armen von Lyon, war Janzenz III. darauf bedacht, die Begeisterung der Zeit für ein «apostolisches Leben» in den Dienst des Papsttums zu ziehen und dadurch zugleich der außer kirchlichen Bewegung der Geister einen Damm zu setzen. Hierdurch erklärt sich das überaus schnelle Emporkommen der B. Schnell nacheinander entstanden im 13. Jahrh. die Dominikaner, Franziskaner, Carmeliter, Augustiner und Serviten-Bettelorden. Schon 1274 sah sich die Kirchenversammlung in Lyon wegen der störenden Eingriffe der B. in die regelmäßige Seelsorge zu der Bestimmung genötigt, daß außer den bestehenden weiter kein Bettelorden gegründet werden dürfe. Gleichsam zur Entschädigung für ihre strenge Ordensregel, vorzugsweise aber wegen ihrer Bedeutung für die Kirche, erhielten die B. von den Päpsten wichtige Privilegien. Sie genossen vollständige Freiheit von aller weltlichen und bishöflichen Gerichtsbarkeit, hatten die Fugnis, außerhalb des Klosters von jedem Amte zu fordern, und konnten überall selbst, später jedoch in beschränkter Weise, ohne Rücksicht auf Verhältnisse der Parter, predigen, Weichte hören, Messe lesen und päpstl. Ablass verkaufen. Außerdem ermächtigte sie sich, wenn auch unter harten, selbst gegenseitigen Kämpfe, der theol. Verhältnisse auf den Universitäten und leisteten hier bald Bedeutendes als Lehrer und Gelehrte. Die Mönche, welche das Einkommen der Almosen zu befragen hatten, hießen Terminanten. Das Betteln selbst nannte man Terminieren, und zum Zwecke desselben unterhielt man in den Städten eigene Terminhäuser. Bald zählte jeder B. auch weibliche Mitglieder, welche mit den Mönchen Gelübde und Kleidung teilten und nur von der priesterlichen Weisheit ausgeschlossen blieben. Für die Privilegien des päpstl. Stuhls blieben die B. nicht unerkannt; sie waren wenigstens größtenteils die treuesten Anhänger und eifrigsten Verteidiger der röm. Kurie, freilich nur soweit ihr Ordensinteresse mit den päpstlichen zusammenfiel. Einzig und allein von Rom abhängig, bewährten sie die Stärke ihrer hierarchisch-militärischen Verfassung mit großem Erfolg, wurden aber auch ebendeshalb sowie wegen Mißbrauchs ihrer Gewalt von andern Mächten der Kirche noch im 13. Jahrh. zum Teil auf das schärfste

angegriffen. Trotzdem war ihr Einfluß das ganze spätere Mittelalter hindurch im Steigen begriffen. Erst in der Reformationszeit, wo die Strenge ihrer Regel nachgelassen hatte und neue kirchliche Bedürfnisse dem Papsttume in dem Jesuitenorden eine neue „Armee“ schufen, sank ihr Ansehen, und auch ihre Privilegien wurden mehrfach beschränkt. Die zahlreichen Klosteraufhebungen in der Aufklärungszeit (Ende des 18. Jahrh.) und in der Gegenwart (s. B. im Königreich Italien sowie in Preußen) haben namentlich die Bettelorden hart betroffen.

Bettelwesen. Die Ansichten der Moralisten über das B. haben sehr vielfach geschwankt und stehen noch gegenwärtig im Widerspruch mit der Auffassung der Volkswirtschaftslehre. Wo die Armut als Unglück betrachtet wird und von Seiten des Staates keinerlei Vorstufe zum Untertal Darbender getroffen worden ist, wird die Pflicht der Almosenpendung von Religionsstiftern und Sittenlehrern als freies Werk gepredigt. Zwischen der Armut und der Almosenpendung steht alsdann das B. als natürliche Vermittlerin, als Selbsthilfe des Bedürftigen in der Mitte. Das Judentum, die christl. Lehre, der Islam betonen gleichmäßig die Pflicht der Almosenpendung. Insbesondere rechtfertigte die mittelalterliche Kirche die Anhäufung riesiger Vermögen in ihren Händen mit ihrem Verufe, für die Armen und Bedürftigen zu sorgen. Das B. ward sogar als verdienstlich in gewissen kirchlichen Orden (s. Bettelmönche) anerkannt. Die Folge der kirchlichen Armenpflege war die Vermehrung der Bettler und die Abstumpfung des Schamgefühls bis zu dem Punkte, auf welchem öffentliches Betteln nicht mehr als schimpflich gilt. In rein kath. Ländern, wie in Italien und Spanien, sind diese verderblichen Erfolge der alten kirchlichen Armenpflege und der Ausbreitung massenhaften B. am augenscheinlichsten. Im ursächlichen Zusammenhang stand damit von jeher das Landstreichertum und die Eigentumsgefährdung durch kleinen Diebstahl oder betrügerische Vorspiegelung körperlicher Leiden. Die Reformatoren änderten zwar grundsätzlich an der Pflicht der Almosenpendung nichts, betonten aber, im Gegensatz zur mittelalterlichen Auffassung, den sittlichen Wert der Arbeit. Man begann infolge dessen zwischen verschuldeter und unverschuldeter Armut zu unterscheiden und die Bettelei der Trägen und Faulen als schimpflich dem Volkebenmühtsein vorzuführen. So entstanden denn seit dem 16. Jahrh. Polizeiordnungen oder gar eigene Bettelordnungen zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, wobei vielfach daran festgehalten wurde, daß es zur Bettelei obrigkeitlicher Genehmigung bedürfe. So ward das B. zum konzeptionsierten Gewerbe der Müßiggänger und Hülfslosen. Unrechtfertigte Bettler und Landstreicher wurden vielfach den alten Judenhäusern, Spinnanstalten u. s. w. zur Besserung überwiesen.

Das B. ist eins der interessantesten Kapitel der Kulturgeschichte. In den modernen Staaten ist gegenwärtig überall die im Widerspruch zur alten kirchlichen stehende Anschauung geltend geworden: daß Betteln unter keinen Umständen gestattet werden darf, weil die Volkswirtschaft durch Abstumpfung des wirtschaftlichen Sinnes geschädigt wird. Für wirklich Hülfslose ist nach den Grundsätzen einer feilen, verwaltungsmässigen Ordnung teils durch alimentationspflichtige Verwandte, teils aus Mitteln der Kommune oder eigener Armenpflege,

verbände zu sorgen. Der Fortbestand des B. zumal in größeren Städten wurzelt wesentlich in dem gütigen Willen der kurzfristigen Almosenpendung, in der Leichtgläubigkeit, welche ohne sorgfältige Prüfung Gaben verabreicht, ohne die nachteiligen Folgen zu bedenken, welche die Unterstützung Unwürdiger nach sich zieht. Erst neuerdings haben sich in deutschen Städten, insbesondere nach dem Vorgange von Berlin, Vereine gebildet, deren Mitglieder sich durch feste, planmäßig verwendete Beiträge gegen die Hausbettelei schützen und grundsätzlich kein Almosen ohne vorangegangene Untersuchung der Bedürfnisse verteilen lassen. Nach dem Vorgange aller modernen Gesetzgebungen bedroht das Deutsche Strafgesetzbuch §. 361, „daß Betteln mit Strafe (Haft bis zu sechs Wochen). Diese Strafe trifft sowohl denjenigen, welcher selbst bettelt, als auch solche, welche Kinder zum Betteln anleiten oder ausschicken, oder Personen, die ihrer Gewalt und Aufsicht untergeben sind und zu ihrer Hausgenossenschaft gehören, vom Betteln abzuhalten unterlassen. Erlaßungsgemäß sind gegen gewohnheitsmäßige Bettler kurze Freiheitsstrafen anzuordnen. Mit Rücksicht darauf gestattet das Gesetz in §. 362 dem Richter, den Beträgern nach verübter That der Landespolizeibehörde zu überweisen mit der Ermächtigung zur Unterbringung in Arbeitshäusern oder zur gemeinnütziger Beschäftigung für den Zeitraum von zwei Jahren. Vgl. Rath, „Die Polizeiverordnungen des Deutschen Strafgesetzbuches“ (Stuttg. 1879).

Bettenhausen. Dorf in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk und Landkreis Kassel, Station der Bahn Kassel-Radlabell, 3 km südöstlich von Kassel, an der zur Fulda gehenden Elze, mit 1481 E., hat einen Eisen- und Kupferhammer, eine Messinghütte, Bleichen, große Papierfabriken, Kattun-, Stroh-, Zündholz- und Maschinenfabrikation, das große Landkranten- und jüd. Krantenhaus.

Bettfedern-Reinigungsmaschine. eine zum Entzietten, Enttöuben, Auslodern u. s. w. gebräuchter Bettfedern dienende Vorrichtung, die am zweckmäßigsten in folgender Weise konstruiert ist: den unteren Teil des Apparats bildet ein Ofen mit einem kleinen Dampfessel, in welchem der zur Reinigung der im oberen Teil der Maschine befindlichen Federn benutzte Dampf erzeugt wird. Dem zu diesem Zweck zugeführten Wasser sind verschiedene Chemikalien zugelegt, welche, indem sie sich verflüchtigen, alle dem Material anhaftenden organischen Stoffe zerstören, während der dasselbe durchdringende Dampf den Staub aufwirbelt und die Trennung der zusammengeballten Federn vorbereitet. Die vollständige Auslösung der Federballen wird durch eine in einem kastenförmigen Behälter rotierende, mit Stäben besetzte Welle oder in einer im Innern mit Dampfen besetzten drehbaren Trommel bewirkt. Um die Federn zu trocknen, wird durch Köhren ein Strom der im Ofen erhitzten Luft geleitet. Von den völlig trockenen Federn lann der Staub leicht abgelöst werden, während die schweren Schwunnteile in ein Sieb fallen und so aus der Maschine entriert werden. Bei den besten derartigen Konstruktionen erfordert der gesamte Reinigungsprozeß nur zehn Minuten und können je nach der Größe der Maschine 100—200 kg Federn in einem Tage gereinigt werden.

Betti (Bernardino), berühmter ital. Maler, s. Pinturicchio.

Bettina, f. Armin (Elisabeth von).

Bettinelli (Saverio), ital. Dichter und Schriftsteller, geb. zu Mantua 18. Juli 1718, trat 1736 in den Jesuitenorden, lehrte abwechselnd zu Brescia, Parma und Verona Geschichte und schöne Wissenschaften, machte 1755—59 größere Reisen in Deutschland und Frankreich und zog sich nach der Aufhebung des Jesuitenordens 1773 nach Mantua zurück, wo er sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte und 13. Dez. 1808 starb. Die bedeutendsten seiner Werke (Gesamtausgabe in 8 Bänden, Vened. 1780) sind: «Il Risorgimento d'Italia» (2 Bde., Bassano 1775), eine Kulturgeschichte Italiens vom Jahre 1000—1500, «L'entusiasmo delle Belle Arti» (2 Bde., Mail. 1769; deutsch von Vertes, 2 Bde., Bern 1778), «Tragedie» (Bassano 1771), «Lettere Virgiliane» (öfters gedruckt), welche letztere gegen den Dante-Kultus gerichtet sind und deshalb nicht geringes Aufsehen erregten.

Betting (engl.), das Betten, die Wette, namentlich bei Wettrennen.

Bettlerthaler nennt man alle diejenigen thalerförmigen Münzen, die auf der Rückseite die Legende vom heil. Martin zum Gegenstand haben, wie nämlich dieser zu Pferde sitzend mit dem Schwerte ein Stück von seinem Mantel abschneidet, um einen am Wege sitzenden Bettler damit zu bekleiden. B. ließ z. B. die gräfll. Familie von Soorn im 16. Jahrh., der Erzbischof von Mainz 1568, der Graf von Schwarzburg 1606 und 1608, die Republik Lucca 1600—1750 prägen.

Betula und **Betulin**, f. Birke.

Betulaeae (Betulaceae), zur Klasse der Amentaceae gehörige Bäume und Sträucher, (Birken und Erlen). Die Blätter sind meist ungeteilt, die Blüten einhäufig, vereinzelt oder paarig oder rispenförmig, auf verzweigten Stielen stehende Köpfchen. Die männlichen Köpfchen sind meist hängend und einfach; die dicht um eine Spindel gedrängten Blüten bestehen aus einem gestielten äußern Deckblatt und zwei bis vier innern Deckblättern; außerdem sind auf dem Stiele des Deckblattes drei Perigonblätter, jedes mit zwei Staubblättern (Betula), oder drei vierseitige oder dreiblättrige Blütenhüllen, jede mit vier Staubblättern (Alnus), die weiblichen Köpfchen stehen zur Zeit der Blüte meist aufrecht; jede Blüte besteht aus einem dreilappigen Deckblatt mit drei Fruchtknoten oder aus einem fünfseitigen Deckblatt mit zwei Fruchtknoten. Bei der Fruchtreife fallen die Deckblätter mit den Früchten ab (Betula) oder verholzen und bleiben an der Spindel (Alnus).

Betuwe, holländ. Landschaft, f. u. Gelbern.

Betz (Franz), vorzüglicher Parionist, geb. in Mainz 19. März 1839, war seit 1856 an deutschen Bühnen thätig, ist seit 1859 ununterbrochen an der königl. Oper in Berlin in Wirklichkeit und hat sich besonders in Werken der Wagner'schen Richtung hervorgethan.

Beud., bei naturwissenschaftlichen Bezeichnungen Abkürzung für Beudant (François Sulpice).

Beudant (François Sulpice), ausgezeichneter Mineralog und Physiker, geb. 5. Sept. 1787 zu Paris, besuchte die Polytechnische und Normalschule, wurde 1811 Professor der Mathematik am Lycée zu Avignon, 1813 Professor der Physik zu Marseille, 1815 Unterdirektor der Mineraliensammlung Ludwigs XVIII. zu Paris, wo er einige Jahre darauf die Professur der Mineralogie an der Universität erhielt und 1824 zum Mitglied der Akade-

mie der Wissenschaften erwählt ward. Seit 1840 Generalinspektor der Universität, starb er 9. Dez. 1850. B. hat für die verschiedenen Zweige der Mineralog. Wissenschaft Ausgezeichnetes geleistet. Sein Hauptwerk ist der «Essai d'un cours élémentaire et général des sciences physiques» (Par. 1828), welcher in den «Traité élémentaire de physique» (6. Aufl., Par. 1838; deutsch, Ept. 1839) und «Traité élémentaire de minéralogie» (2. Aufl., Par. 1830; deutsch, Ept. 1826) zerfällt, von denen namentlich der letztere großes Aufsehen erregte. Viel Wichtiges enthielt auch seine «Voyage minéralogique et géologique en Hongrie, pendant l'année 1818» (Par. 1822; deutsch Ept. 1825). Als selbständiger Forscher bewährte sich B. früher schon in seinen Untersuchungen über das Verhältniß zwischen chem. Zusammensetzung und Kristallisation, über die Möglichkeit des Fortlebens der Retriemollusten in saurem Wasser, sowie über das spezifische Gewicht der Mineralien und die chem. Analysen der Mineralkörper.

Beugung des Lichts, f. Inflection.

Beulefölg (Willel), f. Bödel.

Beule nennt man eine umschriebene, hüpförmige Erhebung der Haut, sofern dieselbe durch krankhafte Ansammlung von Flüssigkeit unter der Haut entstanden ist. Man unterscheidet die mit Eiter gefüllten B. als Eiterbeulen von den Blutbeulen, welche Blut enthalten. Erstere entstehen infolge von entzündlichen Drüsenanschwellungen oder durch Eiteransammlung, letztere durch Zerreißung eines Blutgefäßes und den dadurch bedingten Austritt des Blutes in das umgebende Zellgewebe. Auf diese Art entstehen die B. nach einem Stoß oder Schlag auf eine dem Knochen nahe anliegende Hautstelle, z. B. am Kopf oder Schienbein. Das übliche Mittel, eine solche B., solange sie noch im Wachsen begriffen ist, mit einer Messerlinge oder bergleichen flach zu drücken, ist daher ganz zweckmäßig, weil es den weiteren Bluterguss hemmt. Ebenso zweckmäßig sind Eis- und Kaltwasserumschläge. Mit der Zeit wird das Blut aus den Blutbeulen gewöhnlich wieder aufgesaugt, und der zurückbleibende Wulstarkbessert sich allmählich aus Rot in Violet, Blau, Grün, Gelb. Daher die Farbenumwandlungen an der Haut nach Stoß und Schlag. Über die Eiterbeulen f. Abscess.

Beulé (Charles Ernest), franz. Archäolog und Staatsmann, geb. 29. Juni 1826 zu Saumur, besuchte seit 1845 die Normalschule zu Paris und wurde 1849 als Mitglied der Französischen Schule nach Athen gesandt. Hier nahm er mit Eifer die bereits vorher begonnenen Ausgrabungen an der Akropolis wieder auf und machte bei dieser Gelegenheit Entdeckungen, welche in der gelehrten Welt Aufsehen erregten, wurde, nach Paris zurückgekehrt, 1854 Professor der Archäologie an der Nationalbibliothek und begründete seinen Ruf als gelehrter Altertumsforscher durch eine Reihe wertvoller Schriften: «L'Acropole d'Athènes» (2 Bde., 1854), «Études sur le Peloponèse» (1856), «L'architecture au siècle de Pisistrate» (1856), «Les monnaies d'Athènes» (1858), «L'art grec avant Périclès» (1864; 2. Aufl. 1870), «Fouilles et découvertes» (2 Bde., 1865—73), eine Zusammenstellung der jüngsten archäol. Nachgrabungen in Italien, Griechenland, Ägypten, Mesopotamien. Sein Werk «Procès des Césars» (deutsch von Döhler, 4 Bde., Halle 1873—75) behandelt in selbständigen Ab-

lungen: „Auguste, sa famille et ses amis“ (1867), „Tibère et l'héritage d'Auguste“ (1868), „Le sang de Germanicus“ (1869), „Titus et sa dynastie“ (1870) und enthält zahlreiche Anspielungen auf das zweite Kaiserreich. Im J. 1860 wurde B. in die Akademie der Inschriften aufgenommen und 1862 zum beständigen Sekretär der Akademie der Künste ernannt. Seine polit. Laufbahn datiert vom 8. Febr. 1871; vom Depart. Maine-et-Loire zum Abgeordneten der Rationalversammlung gewählt, nahm B. seinen Sitz im rechten Centrum und war Berichterstatter über wichtige Vorlagen, unter andern über die wegen der Verlegung der Rationalversammlung nach Versailles. Als Mac-Rahon 25. Mai 1873 zum Präsidenten der Republik erwählt worden war, wurde B. Minister des Innern, mußte aber 26. Nov. sein Portefeuille an den Herzog von Broglie abtreten und lehrte als einfacher Deputierter in die Reihen des rechten Centrums zurück. Veräufert über die finanzielle Ruin, durch verfehlte Börsenspekulationen veranlaßt, vermehrte die schwermütige Stimmung, die er angeblich schon längst über ein sehr schmerzliches, unheilbares Brustleiden empfand, in einem solchen Grade, daß er Hand an sein Leben legte. Am 4. April 1874 fand man ihn tot im Bette. Bgl. Jdeville, „B. Souvenirs personnels“ (1874).

Beurig, Wasserbefehlshaber bei Saarburg (f. d.).
Beurlaubtenseid umfaßt nach der Deutschen Wehrordnung vom 28. Sept. 1875 alle dienstpflichtigen Personen, welche weder im aktiven Heere dienen, noch der Ersatzreserve angehören. Er umfaßt daher: die Offiziere, Ärzte, Beamten und Mannschaften der Reserve, Landwehr und Seewehr, die vorläufig in die Heimat beurlaubten Rekruten und Freiwilligen, die zur Entscheidung über ihr ferneres Militärverhältnis zur Disposition der Kriegsbeförden entlassenen Mannschaften und die vor erfüllter aktiver Dienstpflicht zur Disposition der Truppenteile beurlaubten Mannschaften.

Beurmann (Karl Mor. von), deutscher Afrikaner, geb. 28. Juli 1835 zu Potsdam, besuchte die Ingenieurschule zu Berlin und diente 1857—59 als Lieutenant in der preuß. Armee. Im J. 1860 unternahm er eine wissenschaftliche Reise durch Rußland, den Ägypt, Sudan und die Länder der Bogos. (Bgl. seine Berichte darüber in Petermanns „Mitteilungen“, 1861 u. 1862, und Ergänzungsbb. 2, Nr. 7.) Bald nach seiner Rückkehr im folgenden Jahre entschloß er sich zu einer Reise nach Wadai, zunächst in der Absicht, um über das Schicksal Bogos Erkundigungen einzuziehen. Er ging im Frühjahr 1862 von Bengasi aus nach Wuzul und von hier durch die Wüste nach Kula, der Residenz des Sultans von Bornu, wo er Ende Aug. 1862 wohlbehalten ankam und gut empfangen wurde. Da die polit. Verhältnisse in dem benachbarten Kanem ausgenüßlich die Weiterreise nach Wadai verhinderten, ging er Ende September nach Jafoda, der Hauptstadt der südwestlich von Bornu im Sokoto-reiche gelegenen Provinz Bantichi, hielt sich daselbst einige Zeit auf und lehrte dann im November auf einem andern Wege nach Kula zurück, wo er mit zerrütteter Gesundheit 13. Dez. eintraf. Dennoch entschloß er sich 26. Dez. zum Aufbruch nach Wadai, da inzwischen die Straße durch Kanem wieder frei geworden war. Schon nach zwei Tagemärschen wurde er von zweien seiner Diener betäubt und verfallen. Infolge dessen in großer Verlegenheit nach Kula zurückgekehrt, rüstete er sich mit Hilfe eines

arab. Kaufmanns von neuem für die beabsichtigte Reise aus, die er auch noch im Laufe des Jan. 1863 wirklich antrat. Allein schon im Februar wurde er in Koo im Grenzgebiet zwischen Kanem und Wadai ermordet. Auf seiner ersten afrik. Reise hatte B. ein „Stoff der Tigresprache“, wie sie im Raschau gesprochen wird, gesammelt, welches nach seinem Tode Wery in deutscher (Lpz. 1868) und engl. Sprache (Halle 1868) herausgab.

Beurnonville (Pierre de Ruel, Marquis de), franz. Marschall und Staatsmann, geb. 10. Mai 1752 zu Champignolles in Bourgogne, trat 1775 in das Regiment von Jäse-de-France, wurde bald Major und focht unter Suvver in Ostindien von 1779—81. Den Reformideen der Revolution zugewandt, ward er 1792 als Marschal-de-Camp und Adjutant dem Marschall Luder beigegeben und ihm der Auftrag erteilt, die Nordarmee zu organisieren, an deren Spitze er an dem Kampfe bei Valmy teilnahm. Darauf wurde ihm die Verteidigung von Lille übertragen, wo er die Aufhebung der Belagerung bewirkte; er wurde dafür zum Generalleutnant ernannt. Er foht bei Jemappes, hatte Mißerfolge bei Luxemburg und Trier, wurde trotzdem von der Gironde unterstützt, 8. Febr. 1793 zum Kriegsminister ernannt, zog sich aber den Haß der Jakobiner zu und trat bald wieder zurück. Als Dumouriez den Plan seines Abfalls faßte, teilte er diesen auch B. mit. Letzterer zeigte das Vorhaben dem Nationalkonvent an und wurde 1. April 1793 mit den Kommissariatsmitgliedern Camus, Lamarque, Bancel und Quinette abgefaßt, um Dumouriez gefangen zu nehmen. Dumouriez ließ hingegen die Kommissare festnehmen und überlieferte sie den Österreichern, die B. zu Dins gefangen hielten. Nach seiner und seiner Gefährten Auswechslung (im Nov. 1795) wurde er zum Befehlshaber der Nordarmee ernannt. Doch legte er 1798 das Kommando nieder, worauf er vom Direktorium als Generalinspektor der Infanterie angestellt wurde. Er wirkte 1800 als außerordentlicher Gesandter am berliner Hofe, 1802 am Hofe zu Madrid. Napoleon ernannte B. 1804 zum Großoffizier der Ehrenlegion, 1806 zum Senator, 1809 zum Grafen des Kaiserreichs. Dennoch stimmte B. 1814 für die Absetzung Napoleons, und als Mitglied der provisorischen Regierung sprach er gegen die Thronerhebung Napoleons II. und wurde nach der Restauration von Ludwig XVIII. zum Staatsminister und Pair von Frankreich ernannt. Während der hundert Tage von Napoleon geächtet, befand er sich beim Könige in Gent. Nach der zweiten Restauration erhielt er seine Würden zurück und wurde im Mai 1816 zum Marschall, 1817 zum Marquis ernannt und starb zu Paris 23. April 1821.

Beurten (niederländisch; d. h. Gesellschaften, Gilden) heißen die Vereinigungen der Schiffseigner, welche sich für verschiedene Klasse, namentlich in Holland, aber auch in Deutschland für den Rhein, die Elbe, die Weser, die Oder, die Spree, dann für die Route von Köln nach dem Rhar und für die Route Heilbronn-Amsterdum gebildet haben, um in dem Dienste der Segelschiffe eine gewisse Regelmäßigkeit der Fahrten zu erzielen und einer angeblich nachteiligen Konkurrenz unter den Schiffseigenthümern entgegenzutreten. Unter der Obhut dieser Schiffsgilden finden die Reisen der betreffenden Fahrzeuge als Rang-, Reise- oder Beurtschiffahrt statt, indem die nämliche Flussschiffe von den

Schiffen der Vereinigten der Reihe nach befahren wird und jedes derselben nur eine gewisse Zeit in Ladung liegt, um dann abzufegeln und dem folgenden (dem sog. Buglieger) Platz zu machen. Der einem solchen Vereine angehörige Schiffer wird *Veurtman* genannt. Nicht alle derartigen Vereine nennen sich übrigens V. Die Veurtfabrikt kommt hier und da auch zur See vor; so z. B. existirt sie für die meisten der zwischen Hamburg (oder Altana) und Norwegen, ferner für die zwischen Amsterdam und Bremen, dann auch für die zwischen Lübeck und Petersburg gehenden Segelschiffe. In Enden bekehrt eine Schiffergilde, welcher jeder aus Amsterdam, Hamburg, Bremen, Leer und Halte fahrende Schiffer angehören muß, nach welchen Plätzen wöchentlich eine bestimmte Zahl Schiffe in der Veurt (nach der Reihe) segelt. Diese Associationen versehen zwar in der Regel nicht den Zweck, die Konkurrenz unter den Schiffen abzuschwächen, wohl aber den andern, auf welchen es schließlich doch abgesehen, den Gesellschaften zu angemessenem Verdienst und genügendem Einkommen zu versehen. Wenn es den in neuerer Zeit überall auf schiffbaren Strömen und selbst in der Küstenfahrt auftretenden Dampfschleppschiffahrt-Unternehmungen verhältnismäßig da am leichtesten geworden ist, den sog. Kahn-Schiffen vernichtende Konkurrenz zu machen, wo die letztern sich in V. vereinigt fanden, so liegt der Grund dieser Erscheinung gewiß zum Teil darin, daß in der V. und durch dieselben die einzelnen in eine gewisse Schlaffheit verfielen, sowie darin, daß es den Ladungsinteressenten selbstverständlich nicht zuzusagen kann, sich immer nur der Schiffer bedienen zu dürfen, welche eben im Augenblicke des Bedarfs Buglieger sind. Bei den Veurtsschiffen auf dem Niederrhein kommt es häufig vor, daß sie nur teilweise beladen sind.

Veust, eine alte, angesehenere, aus der Mark Brandenburg stammende Familie, welche jetzt in den sächs. Ländern und in Schlesien begütert ist. Johannes von V. wurde 1427 Bischof von Havelberg, starb aber nach wenigen Monaten; Heinrich von V. blieb 1553 in der Schlacht bei Sievershausen. — Bekanntest ist als Gelehrter und Staatsmann Joachim von V., der Bruder des letztern, geb. zu Rodern 19. April 1522. Derselbe ging 1544, nachdem er seit 1539 in Leipzig studiert, nach Italien, wo er sich 1548 zu Bologna die jurist. Doktorwürde erwarb. Nach seiner Rückkehr 1550 zum kurächs. Rat ernannt, übernahm er 1551 eine Professur zu Wittenberg, wurde 1580 Konfistorialrat zu Dresden und 1591 Aufseher der Prinzen. Im J. 1592 nahm er an der Generalkonstitution der sächs. Kirchen und Schulen teil. Er starb 4. Febr. 1597 auf seinem Gute Planitz bei Zwickau. Mehrere seiner theol. Schriften wurden vielfach aufgelegt. — Friedrich von V., ein Nachkomme des vorigen, hatte zwei Söhne: Joachim Friedrich von V., geb. 1696, gest. 1771 als dän. Wirkl. Geheimrat und Generalsalineninspektor, der in den Freiherrnstand erhoben wurde, und Karl Leopold von V., der 4. Jan. 1777 die Reichsgrafenwürde erhielt. Diese beiden Brüder wurden die Begründer zweier Linien des Geschlechts, einer ältern, freiherrlichen, und einer jüngern, gräflichen. Der Entlassene des ersten Freiherrn, Friedrich Karl Leopold von V., starb 20. Dec. 1840 als sächs. Kammerherr und Oberhofgerichtsrat und hinterließ aus seiner Ehe mit einer Tochter des 1806 gestor-

benen sächs. Ministers von Carlowitz zwei Söhne: Konstantin von Veust (s. d.) und Friedr. Ferdinand Graf von Veust (s. d.).

Graf Karl Leop. von V., der Stifter der jüngern Linie, hinterließ mehrere Kinder, und unter diesen zwei Söhne. Der ältere von diesen, Graf Gottlob von V., starb als herzogl. sachsen-erbsächsl. Wirkl. Geheimrat und Konfistorialpräsident zu Altenburg 4. April 1796. Dieser hatte vier Söhne: 1) Graf Heinrich Gottlob von V., geb. 29. Mai 1777, preuß. Oberlandesgerichts- und Pensionsrat und herzogl. sächs. Kammerherr, Besitzer von Schugast in Oberschlesien, gest. 13. Febr. 1860 zu Dresden ohne Nachkommen. Seine Gemahlin, Philippine Wilhelmine, geborene Gräfin von Sandbrecht und Sandraskau (geb. 4. April 1786, gest. 16. April 1834), hat sich als Schriftstellerin bekannt gemacht. Außer Beiträgen zu Zeitschriften veröffentlichte sie unter anderm: »Die heimliche Willmore« (Dresd. 1829). 2) Graf Karl Leopold von V., geb. 26. Sept. 1780, gest. 12. Juni 1849 als großherzogl. sachsen-weim. und herzogl. sächs. Wirkl. Geheimrat und vormaliger Gesandter der sächs. Herzogtümer am Bundesstage. 3) Graf Traugott Friedrich von V., auf Serba, geb. 19. Juni 1782, gest. 10. April 1852 als herzogl. sachsen-altenh. Kammerherr und Oberjägersmeister, Vater des Grafen Karl Veust von V. (s. d.). Endlich 4) Graf Ernst August von V., geb. 21. Nov. 1783, Herr auf Kewitz und Pangel bei Nimptsch in Schlesien, gest. 6. Febr. 1859, früher preuß. Oberbergbaupräsident und Direktor der Abteilung für Bergwesen im preuß. Ministerium. Gegenwärtiges Haupt des ältern gräf. Zweigs der Familie V. ist Graf Friedrich Hermann von V., Sohn des genannten Grafen Karl Leopold von V., geb. 20. Okt. 1813, großherzoglich sachsen-weimarscher Oberhofmarschall, Generalleutnant und Generaladjutant des Großherzogs. Das neuere gräf. Haus stiftete Friedr. Ferdinand von Veust (s. d.).

Veust (Friedr. Ferd., Graf von), sächs. und österr. Staatsmann, geb. zu Dresden 13. Jan. 1809 als der zweite Sohn des sächs. Oberhofgerichtsrats Friedr. Karl Leop. von V., besuchte 1822–26 die Kreuzschule zu Dresden und studierte 1826–30 in Göttingen und Leipzig die Staatswissenschaften. Nach Dresden zurückgekehrt, erlangte er 1831 den Accessit im Ministerium des Auswärtigen, trat 1832 als Assessor in die Landesdirektion ein und wurde nun gleichzeitig in diesem Kollegium und im Auswärtigen Amte beschäftigt. Nachdem er 1834 eine Reise nach der Schweiz, Frankreich, England u. s. w. unternommen, wurde er 1836 zum Legationssekretär in Berlin, 1838 zum Legationssekretär in Paris und 1841 zum Geschäftsträger in München ernannt, wo er Gelegenheit bekam, in manchen wichtigen Verhandlungen, namentlich in Bezug auf die Eisenbahnverbindungen, nützlich zu wirken. In München vermählte er sich mit der Tochter des verstorbenen königl. bayr. Generalleutenants von Jordan. Beim Ausbruch der Revolution von 1848 lebte er in London, wo er seit 1846 als Ministerresident fungierte, ging aber im Mai als sächs. Gesandter nach Berlin. Nach dem Rücktritt des Ministeriums Braun übernahm er 24. Febr. 1849 unter dem Vorh. Helbig die Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten. (S. Sachsen-Königreich.) Eine der ersten Handlungen des Ministeriums, an welcher

auch B. teilhatte, war die Publikation der von der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt beschlossenen Grundrechte des deutschen Volks. Dagegen widerriet B. dem Könige die Anerkennung der Reichsverfassung vom 28. März 1849, wodurch die Sprengung des Ministeriums herbeigeführt wurde. Wegen den darauf in Dresden ausgetroffenen Aufstand rief B. 3. Mai preuß. Hilfe an, welche, mit der Aufforderung, die Reichsverfassung nicht anzuerkennen, von Preußen bereits angeboten worden war.

In dem nach Niederwerfung des Aufstandes neugebildeten Ministerium, an dessen Spitze Dr. Schimschky trat, übernahm B. zu dem Departement des Auswärtigen noch das des Kultus (14. Mai). Am 30. Mai ward der Abschluß des sog. Dreikönigsbündnisses mit Preußen oder der „Union“ durch eine von B. mitunterzeichnete königl. Proklamation verkündigt, und zwar als der „allein noch zum Heil für Deutschland führende Weg“, und alle gute Patrioten wurden aufgefordert, der Regierung auf diesem Wege zu folgen. Aber schon nach wenigen Monaten trat B. auf Grund eines früher geheim gehaltenen, gleichzeitig von Stülpe für Hannover gemachten „Vorbehalts“, wonach im Fall des Nichtbeitritts des Südens neue Verhandlungen eröffnet werden sollten, thätig, sich von der Union wieder zurück, rief den Gesandten aus dem Verwaltungsrat der Union ab und verweigerte die Bescheidung des Unionsparlamentes zu Erturt. In beiden Kammern des Ende 1849 zusammenberufenen neuen Landtags ward er deshalb auf das stärkste angegriffen, noch weit stärker, als er, nach dem fruchtlosen Verzuge eines Vierlörgebündnisses (einer engeren Vereinigung der vier Königreiche außer Preußen mit Anschluß an Österreich), die Wiederherstellung des alten Bundestags im Bunde mit Österreich betrieb. Infolge dessen fand 1. Juni 1850 die Auflösung des Landtags und unmittelbar darauf die Wiederberufung der 1848 ausgeschobenen alten Stände, zugleich mit dem Erlaß äußerster strenger Verordnungen über die Presse und das Vereinsrecht, statt. B. galt für den Haupturheber dieser Maßregeln wie überhaupt für die Seele der seitdem mit immer größerer Entschiedenheit hervortretenden Reaktionspolitik, welche in der Begünstigung feudaler Interessen, durch Beschränkungen der Presse, des Vereinswesens, der Selbstverwaltung der Gemeinden u. s. w., durch entschiedene Hinneigung zu Österreich (s. B. in Kuthessen und Holstein sowie auf den Dresdener Konferenzen) sich ankündigte. Als Kultusminister machte B. eine positivere religiöse Richtung in Kirche und Schule geltend, veranlaßte die Berufung Hartes zum Oberhofprediger sowie das Gesetz vom 3. Mai 1851, welches die Volksschullehrer einer strengen Beaufsichtigung unterwarf, aber zugleich ihnen ein Minimal Einkommen sicherte. Im Frühjahr 1853 gab B. das Kultusministerium an von Fallstein ab und übernahm dagegen das durch den Austritt von Friesens erledigte Ministerium des Innern. Nach dem Tode des Ministerpräsidenten Schimschky ward B. auch dem Namen nach der Leiter des Kabinetts, was er faktisch längst gewesen war. Gegen das Drängen Österreichs auf Teilnahme des Bundes an dem Aufstreten gegen Rußland im Krimkrieg schloß B. im Namen Sachsens mit den andern Mittelstaaten eine Sondervereinigung (die Bamberger Konferenz), während er im ital. Kriege von 1859 für eine Unterstützung Österreichs durch den Bund wirkte.

Der nationalen Strömung gegenüber, welche seit 1859 in Deutschland sich wieder regte, erklärte sich B. bei der Beratung der deutschen Frage in der sächs. Kammer von 1860/61 bereit, eine Bundesreform vorzuschlagen, und löste dieses Versprechen alsbald nach dem Schluß des Landtags ein, indem er Vorschläge zu einer Umgestaltung der Bundeseinrichtungen machte, besonders zur Einberufung einer Volksvertretung, welche freilich nur in Landtagsdelegationen bestehen sollte. Für das von Wien aus 1863 angeregte Bundesreformwerk zeigte B. lebhaftes Interesse. In den innern Angelegenheiten kam er namentlich auf gewerblichem Gebiete den Forderungen der Zeit zum Teil entgegen. Eine hervorragende Rolle spielte er 1864 gegenüber den im Holsteinischen Kriege alliierten Vormächten, als Führer der Mittelstaaten, da er vom Bundestage die Mission erhielt, den Bund als eine besondere Macht, unabhängig von den beiden deutschen Großmächten, auf der Londoner Konferenz zu repräsentieren. B. sah damit zugleich einen längst von ihm geübten Lieblingsplan, die sog. Trias über, d. h. den Germanen, neben Preußen und Österreich die übrigen deutschen Staaten als dritte Gruppe gleichberechtigt hinzustellen, wenigstens für den einzelnen Fall verwirklicht. Seine Politik machte Sachsen 1866 zum Verbündeten und Schicksalsgenossen von Österreich.

Nach der Schlacht von Königgrätz ging B. im Gefolge des Königs nach Wien. Hier bemühte er sich während der Nikolsburger Verhandlungen für Anschluß Sachsens an einen Süddeutschen Bund, wollte, zum Zweck der Friedensunterhandlungen zwischen Sachsen und Preußen, selbst nach Berlin reisen, mußte aber, da Bismarck sich weigerte, ihn als Unterhändler zu empfangen, seine Entlassung aus dem sächs. Staatsdienste nehmen. Darauf trat er im Okt. 1866 als Minister des Auswärtigen in österr. Dienste, wurde nach dem Sturze Belcredi (7. Febr. 1867) Ministerpräsident, erhielt 23. Juni 1867 die seit Metternich erloschene Würde eines Reichskanzlers und ward 5. Dez. 1868 in den erblichen Grafenstand erhoben. In wenigen Monaten erwirkte B. die Realisierung der Februarverfassung von 1861, die Berufung des verfassungsmäßigen Reichsrats biesitz, die Wiederherstellung der Verfassung von 1848 und ein parlamentarisches Ministerium jenseit der Leitha, endlich die Krönung Franz Josephs in Ofen. Die Einführung der dualistischen Staatsform, das Ausgleichsgesetz sind sein Werk; auch veranlaßte er die Verfassungsrevision vom Dez. 1867 und die Berufung des „Bürgerministeriums“, das er zwei Jahre lang unterführte, die Sanktion der konfessionellen Gesetze bei der Krone vermittelnd. In der auswärtigen Politik suchte er die Errichtung eines Süddeutschen Bundes zu ermöglichen, jedoch mit der ausdrücklichen Erklärung, daß jede Beziehung desselben zu Österreich ausgeschlossen sein müsse, kündigte 1870 das Kommando mit Rom, nachdem er schon vorher dessen faktische Beseitigung ohne Bruch mit Rom herbeigeführt hatte, und verließ die traditionelle Politik Österreichs als Anwalt der Fortte. Vor Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870/71 arbeitete er an dem Zustandekommen eines österr.-franz.-ital. Bündnisses und ließ in seiner Depesche vom 20. Juli 1870 dem Kaiser Napoleon sagen: „Wir betrachten die Sache Frankreichs als die unsrige.“ Nach Ausbruch des Krieges betrieb er eifrig Küstungen und wurde nur durch Auslands Haltung und durch den

raschen Siegeslauf der deutschen Heere von einer aktiven Teilnahme am Kriege gegen Deutschland abgehalten. Nach der Aufrichtung des Deutschen Reichs ging er auf die Vorschläge Bismarcks, welche die Herstellung freundschaftlicher Beziehungen zwischen jenem und Österreich bewerkstelligten, ein. Zum Sturze des föderalistischen Ministeriums Hohenzollern trug er, der nach dem Wunsche der Verfassungspartei sich nicht um innere Angelegenheiten bekümmern sollte, dadurch bei, daß er, freiwillig erst nach dem Erscheinen des ihm unbekannt gebliebenen, das böhmische Staatsrecht anerkennenden Reichspräsidenten, dem Kaiser in einer Denkschrift die Unmöglichkeit einer auswärtigen Politik bei einer solchen staatlichen Organisation nachwies. Weil er aber den Kaiser nicht zeitig genug vor den Konsequenzen dieser Politik gewarnt hatte, wurde er 8. Nov. 1871 als Reichskanzler und Minister des Auswärtigen und des kaiserl. Hauses seines Amtes entbunden und zum Herrenhausmitgliede und Votschaster in London ernannt. An seine Stelle trat Graf Andräffy als Minister des Äußeren und des kaiserl. Hauses an die Spitze des Reichsministeriums. Im Okt. 1878 wurde B. zum österr.-ungar. Votschaster in Paris ernannt, wo er im Jan. 1882 bei einer Versammlung der Association littéraire das beachtliche Wort: *«Mon âme est reconnaissante, mon cœur est français»*, aussprach. Seiner Bitte um Enthebung vom Votschasterposten wurde in einem seine Dienste sehr anerkennenden kaiserlichen Handschreiben vom 19. Mai 1882 entsprochen und B. in den Ruhestand versetzt. (S. Österreichisch-ungarische Monarchie.) Vgl. Ebeling, *«Friedr. Ferdinand, Graf von B. Sein Leben und vornehmlich staatsmännisches Wirken»* (2 Bde., Sps. 1870—71).

Beust (Friedr. Konstantin, Freiherr von), älterer Bruder des vorigen, ein um Sachsen und später um Österreich verdienter Berg- und Hüttenmann, geb. 13. April 1806 zu Dresden, erhielt seine Erziehung im elterlichen Hause und kam 1823 auf die Bergakademie zu Freiberg, um sich für das bergmännische Fach auszubilden. Nachdem er hierauf seit 1826 zu Göttingen und Leipzig allgemeinen, namentlich aber auch jurist. Studien obgelegen, arbeitete er mehrere Jahre in den Bergämtern Freiberg und Schneeberg sowie im Hüttenamte zu Freiberg, bis er an letzterem Orte 1835 zum Bergamtsassessor ernannt wurde. Darauf erfolgte 1836 seine Versetzung als Bergmeister nach Marienberg, von wo er 1838 als Vergart nach Freiberg zurückkehrte. Im J. 1842 mit der Direktion des Oberbergamts beauftragt, ward er 1843 zum Berghauptmann und Blaufarbenkommissar und 1851 zum Oberbergauptmann befördert. In dieser Stellung erwarb sich B. große Verdienste um die Hebung und Regelung des sächs. Bergbaues. Ende 1867 wurde B. zum Generalinspektor des sileithanischen Berg-, Hütten- und Salinenwesens mit dem Charakter eines Ministerialrats ernannt. Als solcher war er vorzugsweise bemüht, die großen Fortschritte, welche im Laufe der letzten Zeit im Gebiete der Metallurgie in Deutschland, zum Teil unter seiner eigenen Leitung, gemacht worden, auf den österr. Hüttenwerken einzubürgern und durch zeitgemäße Wiederaufnahme alter sowie durch Verbesserung neuer Bergbauunternehmungen ein fröhlicheres Leben in den österr. Metallbergbau zu bringen. Auch veröffentlichte B. eine Reihe begiegender wissenschaftlicher Arbeiten, darunter die *«Kritische*

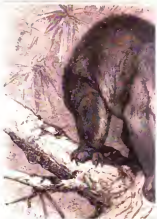
Beleuchtung der Wernerischen Gangtheorie» (Freiberg 1840) und die *«Geognost. Skizze der wichtigsten Morphographien zwischen Freiberg, Rautenstein, Harz und Röhren»* (Freiberg 1855). Ferner sind mehrere seiner kleineren Schriften, wie über die Ergänge, über den Entwurf des sächs. Berggesetzes, über die Anlage von Eisenbahnen im sächsischen Erzgebirge und über Gegenwart und Zukunft des freiberger Bergbaues beachtenswert.

Beust (Carl Louis, Graf von), ehemaliger bergpol. sachsen-altenburg. Staatsminister, geb. 12. Febr. 1811 zu Friedrichstanne im Herzogtum Sachsen-Altenburg, besuchte die Fürstenschule zu Grimma, studierte zu Halle, Leipzig und Berlin die Rechte, trat 1834 in den preuß. Justizdienst und wurde 1836 Regierungreferendar. Im J. 1838 nach Altenburg zurückgeleitet, wurde er Assessor bei der Regierung daselbst, 1841 Regierungsrat und 1842 Kreishauptmann des Altenburger Oltkreises, welche Stellung er bekleidete, bis er im Nov. 1846 vom Herzog ins Staatsministerium berufen und mit dem Voris in demselben betraut wurde. Zwar nahm er bei der Resignation des Herzogs Joseph 30. Nov. 1848 seine Entlassung aus dem Staatsdienste, trat jedoch nach dem Regierungsantritt des Herzogs Georg in das vom Geheimrat von der Gabelenz neugebildete Ministerium, in welchem er nach dem frewilligen Ausscheiden des letzteren abermals den Voris erhielt. Im Mai 1850 wurde B. zum k. k. Geheimrat ernannt. In seiner amtlichen Laufbahn suchte Graf B. gemeinnützig und vermittelnd zu wirken. Den demokratischen Ausschreitungen, die sich in den J. 1848 und 1849 auch im Altenburgischen lebhaft geltend machten, trat er mit Entgegenheit entgegen. Unter seiner Leitung kam auch mit der Volksvertretung ein neues, dem preussischen nachgebildetes Wahlgesez zu Stande, welches 3. Aug. 1850 an die Stelle des im April 1848 erlassenen trat. Anfang 1853 nahm B. seine Entlassung aus dem altenb. Staatsdienst, ward aber noch in demselben Jahre zum großherzogl. sächs. Gesandten in Berlin ernannt, in welcher Eigenschaft ihm auch die Vertretung der andern thüring. Höfe daselbst übertragen wurde. Diese Stellung hatte B. bis 1867 inne, seit welcher Zeit er in Altenburg zurückgezogen lebt.

Beute (lat. *praeda*) im allgemeinsten Sinne heißt alles, vorzugsweise aber das bewegliche Gut, welches im Kriege von der bewaffneten Macht den feindlichen Staate oder den feindlichen Privaten mit Gewalt abgenommen wird. Die alten Römer betrachteten die Feinde als rechtlos und hielten den Erwerb des Eigentums durch Erbeutung für selbstberechtigt. Eine Ermäßigung hat die B. schon bei den Römern dadurch erfahren, daß dieselbe den Feldherren überliefert werden mußte, der sie vertheilte. Auch im Mittelalter und bis nach dem Dreißigjährigen Kriege wurde die feindliche Fährde noch oft willkürlicher Zerstörung und Erbeutung ausgeübt. Seit der Einführung der stehenden Heere wurde das Beutemachen mehr beschränkt oder ganz verboten und es trat zum Unterhalte des Heeres die besser geordnete Requisition, beziehungsweise Kontribution an ihre Stelle. Im Landkriege ist heute der richtigere Grundsatz anerkannt, daß das Privateigentum auch der Privaten in Feindesland geachtet werden müsse und nur solchen Zerstörungen oder Wegnahmen unterliege, welche eine notwendige Folge des Kampfes und eine



1. Gemeine Beutelratte (*Didelphys cinerea*).



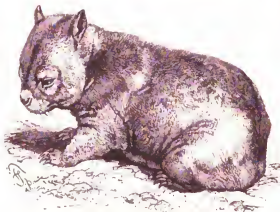
2. Koala (*Phascolarctos*).



4. Ameisenbeutler (*Myiodesonius fasciatus*).



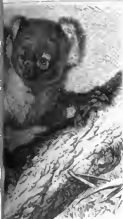
5. Berg- oder Felsenkänguru (*Macropus*).



7. Wombat (*Phascolionys fassett*).



8. Zibethbeutler (*Dasyurus*).



Phalanger.



3. Fuchskuan (Phalangista vulpina).



Macropus xanthopus.



6. Nasenbeutelmaus (Perameles nasuta).



Thylacynus.



9. Beutelwolf (Thylacynus cynocephalus).

Zu Artikel: Beuteltiere.

unentbehrliche Bedingung der Kriegsführung sind. Nur das feindliche Staatsgut, und auch dieses nicht in seinem Kapitalbestande (Domänen, Sammlungen, Wertschriften), sondern nur soweit es für die Kriegsführung dient (Kriegsflotte, Magazine von Waffen, Munition, Uniformtuche) und die Landessteuern, soweit sie nicht zunächst für Landesbedürfnisse erforderlich sind, werden als B. weggenommen; aber ebenso die Kassen und Ausrüstung der feindlichen Soldaten (Kanonen, Flinten, Säbel, Kavalleriepferde u. s. w.). Die Plünderung ist nicht mehr gestattet nach civilisiertem Kriegsrechte, auch nicht der erstickten Stadt. Dagegen ist heute noch im Seekriege die Seebeute in Übung, da sich England noch nicht hat entschließen können, auf dieses Nachtmittel zu verzichten. Die übrigen europ. und amerik. Staaten waren geneigt, auch hier die nötige Reform durchzuführen. (S. Seebente, Contrabande und Prise.) Ein Beutemachen ohne Ermächtigung durch marobierende Soldaten oder durch Räuber (Hyänen der Schlachtfelder) wird als schweres Kriegsvergehen betrachtet und unter Umständen mit dem Tode bestraft. Vgl. Heffter, «Das europ. Völkerrecht» (7. Ausg., Berl. 1881); Bluntzli, «Das moderne Kriegsrecht der civilisierten Staaten» (2. Aufl., Rürb. 1874); derselbe, «Das Beuterecht im Kriege und das Seebuterecht insbesondere» (Rürb. 1878).

Beutel (Ris, Rejer) ist in der Türkei und Ägypten eine Rechnungseinheit für bedeutende Zahlungen, deren Namen die Sitte veranlaßt hat, das in den Schatz des Großherrn niederzuliegende Geld in lederen Beuteln zu immer gleichen Summen zu verschließen. Der B. Silber bedeutet 500 türk., beziehentlich ägypt. Piaster, der bei Beisenden des Sultans vorkommende B. Gold 30.000 türk. Piaster. Demgemäß ist der B. Silber in der europ. und asiat. Türkei ein Wert von 89 Mark 85 Pf. deutsche Goldwährung, in Ägypten ein Wert entweder von 101 Mark 25 Pf. deutsche Goldwährung (wenn sog. «ägyptisches Geld» gemeint ist), oder von 67 Mark 50 Pf. deutsche Goldw. (wenn sog. «Courant» gemeint ist). Der türkische B. Gold ist ein Wert von 5532 Mark 45 Pf. deutsche Goldw.

Beuteltasche, *Müllerstasche* (frz. gase à blutoir, engl. silk-gauze), f. Beuteluuch.

Beuteltier, f. unter Bernhardstrebbs.

Beutelmarder, f. *Dasypus*.

Beutelsack, Marktleden im württemb. Jagtkreise, Oberamt Schorndorf, 11 km östlich von Schorndorf, nahe bei der Mündung der Beutel in die Rems, zählt (1880) 1463 G. und hat Maaßfabrik, Ob- und Weinbau. Die sehr alte Kirche des 1321 nach Stuttgart verlegten Heiligtumsstifts enthält die Grabkätten der alten Grafen von Württemberg bis 1320. Auf dem Kapellberge befindet sich die Ruine der Mäusenburg, der 1311 zerstörten Wiege des württemb. Königs Hauses.

Beuteltasche, Krabbenfänger (Cassius, Ostinops) hat man (schlanke) Vögel von Starengröße genannt, welche Südamerika bewohnen, lange, legelförmige, spize Schnäbel, starke Füße mit langen Lehen und scharfen Krallen daran, lange Flügel und Schwänze haben und sich durch einen besonders künstlichen Nestbau auszeichnen. Der bekannteste Vertreter ist der Schapu der Brasilianer (*C. cristatus*) mit einem steifen Schoppe aus dem Hinterhaupt, einfarbig schwarz bis auf fünf citronengelbe Federn jederseits am Schwanz. Die langen, beutels-

förmigen, sehr künstlich gewebten Nester, die man nicht unpassend mit Schrotbeuteln verglichen hat, werden gesellig an Zweige von Uferbäumen, oft sehr nahe aber dem Wasserpiegel der Flüsse aufgehängt. Die B. sind lebhafteste Vögel, sehr kühn gegen Raubvögel, ahmen allerlei Töne nach, jagen gesellig nach Insekten und kleinen Tieren, aber auch nach Früchten und Beeren und werden dadurch den Pflanzungen oft schädlich.

Beuteltiere (Marsupialia) nennt man eine Reihe niederer Säugetiere, die sich durch drei wesentliche Charaktere von allen übrigen Säugetieren unterscheiden: durch regelmäßige Frühgeburten, in Folge deren die Jungen höchst unentwickelt zur Welt kommen und erst ihre Entwicklung vollenden, indem sie noch lange an den Zehen der Mutter festhängen; durch zwei Knochen, die sog. Beutelnknochen, welche, auf der vordern Seite des Beckens aufstehend, in den Brustbecken des Bauches vorragen sind; endlich durch den Mangel des Beckens oder Schwielenkörpers im Gehirn. Da auch die Organisation der Zähne und Füße sehr verschiedenen sind und nur in dem einen Charakter zusammenstimmt, daß alle B. mit Krallen an den Füßen, aber niemals mit Hufen versehen sind, so sieht man sehr dieselben als eine Unterklasse der Säugetiere an, die, mit dem Schnabeltier und Ameisenigel zusammengefaßt, als Dibelphen bezeichnet werden und den übrigen Säugetieren, den Monodelphen, parallel, ähnlich gebaute Ordnungen besitzen. Die Zehen sind bei allen B. unten am Bauche angebracht und meist von einem Beutel umgeben, zuweilen aber ganz frei oder nur von einer vorstehenden Hautfalte umsaumt. Sie sind meist sehr lang und passen in das röhrenförmige Maul der Jungen. Diese werden von den Müttern unmittelbar nach ihrer Geburt mit dem Maule gefaßt und an die Zehen gehängt, wo sie erst monatelang unbeweglich hängen und saugen, später aber, wenn sie größer geworden, stets noch den Beutel als Zufluchtsstätte betrachten, in den sie mit großer Behendigkeit hüpfen. Es ist dies ein ansehnliches Schauspiel, das man sehr häufig bei Kängurus in Tiergärten sieht. Wie unentwickelt die Jungen geboren werden, geht daraus hervor, daß das neugeborene Junge des Riesenkängurus, das 2 Ctr. schwer wird, nur 2 Unzen wiegt.

Man unterscheidet bei den B.: echte Fleischesser (Carnophaga) mit großen Schähnen, wozu der einem Rehgerhunde ähnliche Beutelmolf aus Tasmanien (*Thylacinus cynocephalus*) (vgl. Tafel: Beuteltiere, Fig. 9), die Raubbeutler (*Dasypus*, Fig. 8) und Beuteltasche (*Phascogale*) gehören, die mehr marderartig in Bäumen klettern; Insektenesser (Entomophaga), zu denen die Beuteltasche (*Didolphys*, Fig. 1) gehören, die häßlich stinken, Hände an den Hinterfüßen haben, geschickt klettern und als Hühnerdiebe den amerik. Anstieblern unter dem Namen Opossum (f. b.) verhaft sind, während sie in Australien durch die Beuteltasche (*Perameles*, Fig. 6), die Ameisenbeutler (*Myrmecobius*, Fig. 4), Fruchtesser (*Carpophaga*), nächtliche Klettertiere mit Daumen an den Hinterfüßen, die von Baumfrüchten leben, darunter die Flugsbeutel (*Petaurus*), die Beuteltären oder Koolas (Fig. 2) und die Fingerbeutel oder Aulu (*Phalangista*, Fig. 3) auf den Sundainseln; Grasesser (*Poëphaga*), denen die Kängurus (*Macropus*, Fig. 5) und Känguru-Katten

(Hypsiprymnus) angehören, die mit ihren gewaltigen Hinterfüßen und dem langen Balancierhantel in gewaltigen Sprüngen die Grasebenen Australiens durchziehen; endlich Beutelnager (Rhizopha) mit nagerähnlichem Gebiß, wozu der in der Weise eines Wurmeters lebende *Mombat* (*Phascolumys*, Fig. 7) gehört, den man jetzt häufig in zoolog. Gärten sieht. Keun schenkt der bekannten Arten Leben in Australien und den benachbarten Inseln, die übrigen in Amerika und aus den asiat. Inseln. In den Tertiärschichten einiger europ. Länder hat man ebenfalls ausgestorbene Arten entdeckt, und vielleicht gehören alle in neuester Zeit im Jura und der Kreide entdeckten ältesten Säugetiere dieser Unterklasse an, welche offenbar die Stammgruppe sämtlicher höherer Säugetiere darstellt. Dieses ist um so wahrscheinlicher, als man in Australien Reste von einstigen fossilen *B.* entdeckt hat, die den Dickschäutern ähnliche Charaktere aufweisen.

Beuteltuch, Siebtuch (frz. *toile à bleuau*, engl. *bolting-cloth*), ein in Rette und Einschlag aus starkem, festgedrehtem Kammgarn, Baumwollgarn, Keinen, Koffhaar oder Seide bestehendes, lockeres und durchsichtiges Gewebe, das hauptsächlich als Material zu Sieben für mannigfache Zwecke, namentlich in der Müllerei zur Herstellung der das Mühlgut in Meie und die verschiedenen Mählforten fodernden schlauchartigen Beutel oder zum Verschlagen der Sieb cylinder der Mähmaschinen, Beutelmäschinen (s. Mähfabrikation) Anwendung findet, in einzelnen Sorten auch in der Näherei und Stiderei, zu Modellbüchern, zum Beziehen von Arbeitsrahmen sowie als Fenstergaze benutzt wird. In den gewöhnlichen Mühlen ist allgemein das wollene *B.*, in den amerik. oder kunstmühlen die aus roher (gelber oder weißer) Seide hergestellte, die höchsten Feinheitsummern vertretende *Beuteltgaze* in Gebrauch. Das eigentliche *B.* muß in der Art gewebt sein, daß je zwei zusammengehörige, einander kreuzende Kettenfäden einen Einschlagesaden umschlingen, wodurch quadratische Öffnungen von genau gleichmäßiger Größe gebildet werden, welche wohl die runden Mählkörner, nicht aber die platt und länglich geformten Meienteile durchlassen. Während jedoch die besten Sorten in der Rette ganz aus gekreuzten Doppelfäden bestehen, enthalten geringere Sorten nur in Abständen von 2–3 m doppelte gekreuzte, im übrigen einfache Kettenfäden, ja die wohlfeilsten, allerdings auch am wenigsten tauglichen Sorten sind durchgängig mit einfachen Kettenfäden leinwandartig gewebt.

Beuth (Peter Christian Wilh.), ein um die gewerbliche Entwicklung Preußens hochverdienter Beamter, geb. zu Klevs 24. Dez. 1781, Sohn eines Arztes, erhielt seine Schulbildung zu Klevs und Berlin und studierte seit 1798 auf der Universität Halle die Rechte und Staatswissenschaften, worauf er 1801 in den preuß. Staatsdienst trat. Er war anfänglich bei der kurmärk. Kriegs- und Domänenkammer, dann beim Manufaktur- und Kommerz-kollegium beschäftigt, ward 1806 Assessor bei der Kammer zu Bayreuth, 1809 Regierungsrat zu Potsdam und 1810 Geh. Obersteuerrat zu Berlin. *B.* arbeitete hier im Bureau des Staatsanwalts und wirkte als Mitglied der Kommission für die Reform der Besteuerung und des Gewerbewesens an den großen Entwürfen mit, welche die Reorganisation des preuß. Staats und namentlich die Hebung der Finanzen und der Industrie herbeiführen sollten.

Im J. 1813 trat *B.* als Gemeiner in die Kavallerie des Königl. Preuss. Freikorps ein, wurde aber bald Offizier. Nach dem Frieden von 1814 kam er als Oberfinanzrat in die Abteilung für Handel und Gewerbe des Finanzministeriums, betätigte sich bei der Abfassung der Steuergesetze von 1817 und übernahm 1818 die Leitung dieser Abteilung. Seit 1821 Mitglied des Staatsrats, trat er auch durch des von ihm hervorgerufene Gewerbeinstitut in die nächsten Beziehungen zu den Gewerbetreibenden Berlins und Preußens, wurde 1828 dirigierender Oberfinanzrat, 1830 Wirkl. Geh. Oberregierungsrat, 1844 Wirkl. Geheimrat. Während dieser Zeit leitete er nicht nur als Direktor die Abteilung für Handel, Gewerbe und Bauwesen, sondern wirkte auch als Direktor der technischen Deputation für Gewerbe, des Gewerbeinstituts, der allmählichen Bauhschule und der Baugewerbeschule. *B.* mußte 1845 aus Gesundheitsrücksichten aus dem Staatsdienst ausscheiden. Er starb 27. Sept. 1853 zu Berlin. Der Aufschwung, den Preußen seit dem Frieden von 1815 in gewerblicher Richtung genommen, ist wesentlich *B.* zu verdanken. Mit klarstem Urtheil, praktischem Blick, umfassendem Wissen und Energie des Willens verband er Kunstsinne und großartige technische Talente. Ebenso wichtig als seine amtliche war seine außeramtliche Thätigkeit, die mit der Gründung des Gewerbeinstituts begann. Sein bronzenes Standbild (von Riß) befindet sich seit 1861 vor der Bauakademie in Berlin.

Beuthen (slaw. *Bitom* oder *Bytom*) ober Oberbeuthen, Kreisstadt im Regierungsbezirk Oppeln, 90 km südöstlich von Oppeln und 4 km von der poln. Grenze entfernt, liegt in einer Thalsattelung des obereschl. Höhenzugs zwischen den beiden Quellennämen des Warbachs oder Beuthen Wassers, an der Hauptlinie der Rechte-Oberbahn und an den Zweigbahnen Gleiwitz-B. Schwan-tschlowitz, Morgenroth-B. Larnowitz und Kretscham-Oppein der Oberschlesischen Eisenbahn und ist Mittelpunkt der Oberschlesischen Schmalspur-eisenbahn, Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts und eines Amtsgerichts, einer Handelskammer, der Oberschlesischen Bank für Handel und Industrie und einer Kommandite des Schlesischen Vantoreins sowie einer Reichsbankniederstelle, hat eine luth. (13. Jahrh.) und eine evang. (15. Jahrh.) Pfarrkirche, eine Synagoge, ein städtisches Gymnasium, eine luth. und eine evang. höhere Mädchenschule, eine Lehrerbildungsschule, ein städtisches Krankenhaus für 400 Kranke, ein Knaben-Asyl, eine Kleintierbewahranstalt, ein städtisches und ein Kreiswaisenhaus, eine Altersversorgungsanstalt, ein Wasserbäderwerk nebst Badeanstalt und Park, zählte 1820 erst 2000, 1845 über 4000, 1880 aber 22 823 E. *B.* ist der Mittelpunkt des obereschl. Berg- und Hüttenbezirks und steht in rascher Entwicklung begriffen, einer großen Bedeutung entgegen. Die Stadt liegt in der Thale der wertvollsten Zinkerguben; von besonderer Wichtigkeit ist indes auch der Bergbau und Hüttenbetrieb auf Eisen, Blei, Silber und Steintoblen; in geringer Entfernung befinden sich drei große Eisenminen und im Umkreise von 7 km sieben große Steintoblen-gruben mit einer jährlichen Förderung von fast 2500 Mill. kg Kohlen. Etwa 8 km südwestlich, in der Nähe des Schwarzwaldes, liegen ebenfalls Eisenhüttenwerke, Zinkwerke und Kohlenzechen. In *B.* befinden sich noch eine Gasanstalt, zwei Dampf-

mahlmühlen, eine Dampfschneidemühle, eine Rarmor- und Sandsteinwarenfabrik, eine Kunstschlosserwerkstatt mit Dampftrieb und eine Fabrik gebogener Holzmöbel. Der Sage nach soll um 1020 ein poln. König an der Stelle, an welcher jetzt B. liegt, ein Jagdschloß erbaut haben, um welches im Laufe der Zeit ein Ort entstand. Ursprünglich gehörte B. zu Polen, wurde 1179 von Kasimir II. von Polen an Herzog Nicislav von Oppeln abgetreten, erhielt 1254 deutsches Recht, fiel 1289 als Lehen an die Krone Böhmens, dann gleich den übrigen schles. Herrschaften an Oesterreich und 1741 an Preußen. Der Bergbau auf Blei und Silber blühte um B. bereits seit dem 11. Jahrh., bis er Mitte des 14. Jahrh. wegen der Wasser erlag. Seit 1697 ist es Standesherrschaft der Grafen Hendel von Donnersturm. Erst im Laufe des 18. und noch mehr im 19. Jahrh., wo außer Blei und Silber noch Zink, Kohle und Eisen Gegenstand des Betriebs wurden, kam B. wieder in Aufschwung und wurde 1818 Mittelpunkt des Kreises.

Der ehemalige Kreis Beuthen wurde bald nach der Besinnahme Schlesiens durch Preußen gebildet und umfaßte nach der Reorganisation von 1817 noch 13,87 Quadratmeilen (757,5 qkm) mit 26.692 E., zählte indes 1860 bereits 134.252 E. und wurde, nachdem die Bevölkerung 1873 auf 225.800 E. angewachsen war, durch Gesetz vom 28. März 1873 in die vier Kreise B. (125,9 qkm mit [1880] 113.694 E.), Rattowitz, Zarnowitz und Jabrze geteilt. In diesem neuen Kreise B. liegt auch noch die bedeutende Berg- und Hüttenstadt Königsbütte mit (1880) 27.432 E. Vgl. Solger, »Der Kreis B.« (Bresl. 1860); Triefert, »Topogr. Handbuch von Oberschlesien« (Bresl. 1865); Gramer, »Chronik der Stadt B. in Oberschlesien« (Beuthen 1863); Franke, »Über die geogr. Lage und Entwicklung der Stadt B.« (Beuthen 1877).

Beuthen an der Oder oder Niederbeuthen, Stadt im Kreise Freystadt des Regierungsbezirks Liegnitz, an der Breslau-Küstrin-Stettiner Eisenbahn, am linken Ufer der Oder, Sitz eines Amtsgerichts, ist der Hauptort des mediatisierten Fürstentums Karolath-B., hat ein Schloß, eine großartige gußeiserne Röhrenwasserleitung, Wein- und Obstbau, Schiffahrt und Kohlenbergbau und zählt (1880) 3704 meist evang. E.

Beutler, Handwerker, welche aus sämisch- und weißgarnem Leder Beutel, Handschuhe, Beinkleider, Degengeheile, Hosenträger und ähnliche Waren anfertigen.

Beutbray (Mont.), ein 810 m hoher Gipfel des Morvangebirgs im franz. Depart. Saône und Loire unweit der Grenze des Depart. Nièvre etwa 12 km westlich von Autun gelegen, zwischen den Flüssen Arroux und Aron, die zur Loire gehen. Auf diesem Berge, der eine prächtige Rundschau bietet, wird Anfang Mai eine nicht unwichtige Messe gehalten. Umfern davon steht das megalithische Druidendental Nuchette-Pertuse. Im Mittelalter lag hier eine Priorei, ein besuchter Wallfahrtsort. Neuere Ausgrabungen haben die charakteristischen Reste einer gallischen Ortschaft aufgedeckt und ergeben, daß hier die Stadt der Abuer, das alte Bibracte (s. d.) lag, dies also nicht identisch war mit Augustobunum (s. d.), wie man lange Zeit irrthümlich annahm.

Bevagna, Stadt in der ital. Provinz Perugia (Umbrien), Kreis Spoleto, am Clituno (Clitum-

nus), 35 km im Südosten von Perugia, zählt (1880) als Gemeinde 5003 E., die mit dem reichen Überfluß ihrer Bodenprodukte und den berühmten Hausrund- und Leinwandhandel treiben, sowie mit Brauntöhlen und den trefflichen Landweinen, dem Vigotello und dem Cornata. Auf den Weiden von B., dem alten Moravia, von welchem noch Ruinen (Amphitheater, Thermen, Mauern) vorhanden sind, wurden die für die Opfer bestimmten Stiere gezüchtet, welche der Sage nach vom Wasser des Clitunus ihr weißes Haar erhielten.

Beveland (Nord-Beveland und Süd-Beveland), zwei Inseln in der Mündung der Schelde, zur niederländ. Provinz Zeeland (s. d.) gehörig.

Beveren, Dorf im Bezirk St. Nicolas der belg. Provinz Ostflandern, an der Eisenbahn Gent-Antwerpen, mit (1879) 7936 E., blühendem Ackerbau und bedeutender Spinnfabrikation; die schöne Martinskirche hat einen weithin sichtbaren Turm. B. war einst Sitz einer flandr. Herrschaft.

Beverley, Hauptstadt der Landschaft Ostriding der engl. Grafschaft York, 15 km nordnordwestlich von Hull, mit dem B. durch Eisenbahn verbunden ist, und am Kanal Beverley-Beck, welcher die Verbindung (1,5 km) der Stadt mit dem Hull, Nebenfluß des Humber, herstellt, zählt (1881) 11.442 E., hat Fabrikation von Ackerbaugerätschaften und Handel mit landwirtschaftlichen Produkten und Kohlen. Das schönste Gebäude der Stadt ist die got. Kollegiatkirche St. John, deren ältester Teil aus dem 13. Jahrh. stammt, mit dem herrlichen Percyschrein im Chor; auch die got. Marienkirche und die uralte lat. Schule sind bemerkenswert. Der Ursprung von B. verliert sich bis ins 8. Jahrh.; bis 1870 entsandte die Stadt zwei Mitglieder ins Parlament.

Beverloo, Ortschaft von 1100 E. in der belg. Provinz Limburg, 22 km nordöstlich von Hasselt, bei welcher sich seit dem J. 1835 das Ränbige, 2400 ha große Übungslager des belg. Heeres befindet. Von der Gesamtlänge entfallen 360 ha auf Gebäude, Wege und Anpflanzungen. Die Baracken bestehen aus einem Infanterielager für 12 Bataillone, einem Kavallerielager für 6 Schwadronen und einem Artillerielager für 3 Batterien. Außerdem sind Spitäler, Magazine und Baderien, sowie Pavillons für den König, den Kriegsminister und die Generalität vorhanden. Das Lager war ursprünglich nur zu taktischen Übungen im großen Truppenverbande und mit gemischten Waffen bestimmt und wird auch jetzt noch in diesem Sinne vermehrt, außerdem aber zu Versuchsschießen mit Infanteriegewehren.

Bevern, Marktsiedel im Kreise Holzminden des Herzogtums Braunschweig, an der Bever, 5 km nordöstlich von Holzminden, zählt 2100 E., wurde 1666 Residenz der apanagierten Rebenlinie Braunschweig-Bevern, welche 1735 zur Regierung des Herzogtums gelangte. Im ehemaligen Schloße befindet sich jetzt eine Erziehungsanstalt für verwaistete Kinder, das »Witwenheim«.

Bevern (Aug. Wilh., Herzog von Braunschweig-Altenburg), preuß. General der Infanterie im Siebenjährigen Kriege, geb. 10. Okt. 1715 zu Braunschweig aus der apanagierten Rebenlinie des Hauses Wolfenbüttel, trat frühzeitig in preuß. Kriegsdienste und machte 1734 den Feldzug am Rhein mit. Im ersten und zweiten Schlesischen Kriege foß er als Oberst und Kommandeur eines Infanterieregiments

mit großer Auszeichnung und ward bei Mollwitz verwundet. Bei Hohenfriedberg führte er als Generalmajor eine Brigade und wurde 1747 Gouverneur von Stettin. Im Siebenjährigen Kriege erwarb er sich neue Lorbeeren, trug zur Entscheidung der Schlacht bei Zowositz, 1. Okt. 1756, wesentlich bei, schlug 21. April 1757 den Grafen von Königsfeld bei Reichenberg und nahm an den Schlachten bei Prag und Molin teil. Während darauf Friedrich d. Gr. gegen Soubise zog, beschloßte er die gegen Daun in der Lausitz zurückgelassene Armee. Mit derselben mußte er sich nach dem Gefecht bei Ross 7. Sept. nach Schlesien zurückziehen, wo er, in der ungünstigen Stellung bei Breslau durch den bestimmten Befehl des Königs zur Schlacht festgehalten, 22. Nov. 1757 vollständig geschlagen und am folgenden Morgen bei einer Retrosignierung von den österr. Vorposten gefangen wurde. Der König gab ihm, nachdem er im Mai 1758 aus der Gefangenschaft entlassen war, das Gouvernement von Stettin, wo er gegen die Schweden und Russen gute Dienste leistete. Nachdem er wieder in das Feld berufen worden, erhielt er nach einem siegreichen Gefecht bei Reichenbach 7. Aug. 1762 abermals das Oberkommando in Schlesien bis zum Frieden von Hubertsburg. B. starb 2. Aug. 1781 zu Stettin.

Vererungen. Städten in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Minden, Kreis Hörter, 12 km südlich von Hörter, links an der Weser, wo die Weser in diese einmündet, Sitz eines Amtsgerichts, Station der Wahren Arnberger-Holzminen und Soest-Nordhausen, zählt (1880) 1829 meist luth. G., welche meist Ackerbau und Viehzucht, jetzter Schuhmacherei betreiben, und hat eine Cigarrenfabrik. B. wird als villa schon zu Karls d. Gr. Zeit erwähnt, gehörte später zum Bistum Paderborn und erhielt 1417 Stadtrecht. Die früher hier bedeutende Flußschiffahrt (Verschiffung von Getreide) ist jetzt sehr zurückgegangen.

Vererwijk, Marktleden in der niederländ. Provinz Noordholland, 11 km nördlich von Harlem, an der Eisenbahn von Harlem nach Helser, war im Mittelalter ein blühender Handelsplatz, der schon 1298 Stadtrecht bekam. Nachdem B. im 16. Jahrh. dreimal verheert worden, verlor es allmählich an Bedeutung, namentlich auch infolge der Verandlung des Hafens. Trotzdem ist es mit (1876) 3606 G. noch jetzt ein wohlhabender Ort, dessen lange, mit Bäumen gesäumte Hauptstraße einen freundlichen Eindruck macht. Neben der pietistischen reform. Kirche besitzt B. eine luth., mennonit. und luth. Kirche. 3 km südlich am Nordseeufer liegt Velsen, wo der heilige Bonifatius eine Zeit lang lebte und wirkte.

Bevölkerung nennt man die Summe der in einem Staate oder in einem andern bestimmten Gebiete zu einer gegebenen Zeit lebenden Menschen. Das Wort hat eine mehr numerische Bedeutung, im Gegensatz zu «Volk», das eine Gesamtheit von Menschen bedeutet, sofern sie durch Abstammung, Sprache oder gemeinsame staatliche Organisation innerlich verbunden ist. Die Größe der B. eines Landes und ihrer wichtigsten Unterabteilungen zu ermitteln, ist Sache der Volkszählungen (s. d.). Es können dabei verschiedene Abgrenzungen des Begriffs zu Grunde gelegt werden, wie die faktische, die rechtliche, die Wohnbevölkerung und auch noch Abgrenzungen dieser Hauptarten. Die Differenzen dieser verschiedenen Komplexe erweisen sich übrigens in der Regel als verhältnismäßig weit größer in

der B. einzelner Orte oder Landesteile, als in der eines größeren Landes im ganzen. Gewöhnlich rechnet man gegenwärtig unter B. hinweg die faktische. Die durch die Zählung festgestellte Ziffer wird als die absolute B. eines Landes bezeichnet im Gegensatz zu der relativen oder prozentischen B., unter welcher das Verhältnis jener Zahl zu der Größe des betreffenden Gebiets zu verstehen ist. Dieses Verhältnis, das auch die Dichtigkeit der B. genannt wird, gibt also an, wie viele Menschen durchschnittlich auf der Flächeneinheit, z. B. auf 1 qkm, des Gebiets vorhanden sind. Es zeigt sich in dieser Beziehung in den verschiedenen Staaten nach Alter, Kultur- und Wohlstandsentwicklung eine große Verschiedenheit, wie sich aus der folgenden Übersicht ergibt, in der unter A. die absoluten Volksziffern in Millionen und unter B. die Einwohnerzahl auf 1 qkm nach Zählungen oder Berechnungen aus der neuesten Zeit für die wichtigsten Länder zusammengestellt sind:

| | A. | B. |
|---------------------------------------|---------|-----|
| Belgien (1879) | 5,54 | 188 |
| Niederlande (1880) | 4,06 | 123 |
| Großbritannien u. Irland (1881) | 35,35 | 112 |
| Italien (1879) | 28,44 | 96 |
| Deutsches Reich (1880) | 45,33 | 84 |
| Franreich (1881) | 37,33 | 71 |
| Schweiz (1880) | 2,86 | 69 |
| Österreich-Ungarn (1880) | 37,33 | 61 |
| Dänemark (1880) | 1,37 | 51 |
| Portugal (1878) | 4,23 | 48 |
| Rumänien (1878) | 5,80 | 41 |
| Serbien (1879) | 1,80 | 34 |
| Spanien (1878) | 16,34 | 33 |
| Griechenland (1879) | 1,80 | 33 |
| Europ. Türkei und Bulgarien ... | 9,00 | 26 |
| Europ. Rußland und Finnland ... | 74,50 | 14 |
| Schweden (1879) | 4,50 | 10 |
| Norwegen (1876) | 1,31 | 6 |
| Europa | 315,44 | 2 |
| Vereinigte Staaten (1880) | 50,44 | 5 |
| Amerika | 99,00 | 3 |
| Australien | 4,00 | 0,4 |
| Asien | 835,00 | 19 |
| Afrika | 206,00 | 7 |
| Die Erde | 1460,00 | 11 |

Die Zahlen für Asien sind höchst ungenau, und die für Afrika beruhen vollends nur auf ganz vagen Schätzungen.

Für die größten Staaten des Deutschen Reichs sind die nachfolgenden Ziffern nach der Zählung vom 1. Dez. 1880 folgende:

| | A. | B. |
|-----------------------|-------|-----|
| Preußen | 27,33 | 78 |
| Bayern | 5,37 | 69 |
| Sachsen | 2,97 | 181 |
| Württemberg | 1,37 | 111 |
| Elß.-Lothringen | 1,37 | 148 |
| Baden | 1,57 | 114 |
| Hessen | 0,94 | 121 |

Übrigens ist die Vergleichbarkeit der Volksziffern doch nur eine beschränkte. Wenn die absoluten Verhältnisse gar zu große Verschiedenheiten aufweisen, so hat die Vergleichung jener Zahlen keinen Sinn. Staaten z. B., die mehr der Größe ihrer Städtegebiete haben, werden mit ganz enormen Dichtigkeitsziffern auftreten, wie selbst denn für Bremen etwa 600 und für Hamburg

über 1000 beträgt. Dasselbe gilt von manchen kleinern Zielen mit überwiegend städtischer B. Umgekehrt berechnet sich die relative B. für Staaten wie die Skandinavischen und Rußland außergewöhnlich niedrig, weil in diesen Ländern weite Gebiete wegen ihrer natürlichen Beschaffenheit fast gänzlich unbewohnbar sind.

Die sich zuerst darbietende und wichtigste Einteilung der B. eines Landes ist die nach dem Geschlecht. Im großen und ganzen findet man überall ein annäherndes Gleichgewicht der beiden Geschlechter; jedoch zeigt sich in vielen Ländern ein ziemlich konstanter, wenn auch an sich mäßiger relativer Überschuß der weiblichen, in andern dagegen ein ähnliches Übergewicht der männlichen Individuen. So betrug in der neuern Zeit die Zahl der Frauen auf je 1000 Männer in Norwegen 1060, in Großbritannien und Irland 1058, in Schweden 1054, in der Schweiz 1046, in Deutschland 1036, in Österreich-Ungarn 1035, in Rußland 1022, in den Niederlanden 1018, in Frankreich 1008. Ein Übergewicht der Männer dagegen zeigt sich in Europa nur in Italien (auf 1000 Männer 989 Frauen), in Belgien (985) sowie in Serbien, Rumänien und Griechenland. In den außereurop. Ländern aber bildet es fast die Regel, und zwar nicht nur in den noch dünn besiedelten neuen (in den Vereinigten Staaten z. B. kamen 1870 auf 1000 Männer 978 Frauen), sondern auch in Ländern alter Kultur, wie Britisch-Indien und Japan (mit resp. 944 und 971 Frauen auf 1000 Männer).

Von großer Wichtigkeit ist ferner die Gliederung der B. beiderlei Geschlechts nach dem Alter. Zu statistischen Zwecken, namentlich zur Berechnung von Sterbetsätzen, ist es wünschenswert, daß bei den Volkszählungen das Alter aller Lebenden nach einzelnen Jahren erhoben werde. Aus solchen Daten läßt sich dann auch das Durchschnittsalter der gleichzeitig Lebenden mit genügender Genauigkeit bestimmen, eine Mittelzahl, die mit den unten zu erwähnenden verwandten Ziffern nicht zu verwechseln ist. Sie wird natürlich um so kleiner sein, je mehr die jugendlichen Altersklassen überwiegen, d. h. im allgemeinen je größer die Fruchtbarkeit der B. ist. Sie beträgt z. B. für Frankreich 31 Jahre, für Großbritannien aber nur 26½ J. und für die Vereinigten Staaten nur wenig über 23 J. Wichtig ist die Gruppierung der B. nach den produktiven und den nicht produktiven Lebensperioden. Die erstere kann man mit Engel in den Altersabschnitt von 15 bis 65 J. setzen, während sowohl die Kinder unter 15 wie die Greise über 65 J. gewissermaßen eine Belastung der wirtschaftlich produktiven B. bilden. So sind nach Engel die Procentsätze der gesamten B., die auf die Jugend (J.), die Produktivn. (P.) und die Altersperiode (A.) in den erwähnten Grenzen kommen, z. B. in

| | J. | P. | A. |
|-----------------------|-------|-------|------|
| Deutschland | 34,68 | 60,96 | 4,36 |
| Österreich | 33,85 | 62,70 | 3,45 |
| Ungarn | 37,22 | 60,34 | 2,54 |
| Frankreich | 27,06 | 66,18 | 6,77 |
| England | 36,14 | 59,59 | 4,35 |
| Italien | 32,47 | 62,60 | 4,93 |
| Vereinigte Staaten .. | 39,20 | 57,79 | 2,99 |

Sehr bedeutsam ist auch die Verteilung der B. nach dem Familienstande. So kamen im Deutschen Reiche 1875 auf 10000 männliche Per-

sonen über 15 J. 5247 Verheiratete und 525 Witwer, während die entsprechenden Verhältniszahlen für die weibliche B. über 15 J. 4974 und 1202 betrugen. In Frankreich berechnen sich dieselben für das männliche Geschlecht auf resp. 5637 und 773, für das weibliche auf 5496 und 1471, in England und Wales für die Männer auf 5587 und 573, für die Frauen auf 5223 und 1163.

Besondere Beachtung verdient ferner das Verhältnis der städtischen zu der ländlichen B. Im J. 1875 z. B. kamen in Deutschland auf die Orte von weniger als 2000 E. 61,0 Proz., auf die Städte von 2000 bis 100000 E. 32,7 Proz., auf die Städte mit mehr als 100000 E. 6,3 Proz. In allen Ländern zeigt sich ein starker Zubrang der B. zu den großen Städten. Berlin z. B. nahm von 1867 bis 1875 um 40 Proz. an B. zu, Hamburg um 20 Proz., Breslau um 41 Proz., München um 15 Proz., Dresden um 29 Proz., Leipzig um 42 Proz., Stuttgart um 43 Proz., Hannover um 45 Proz. Von 1875 bis 1880 wuchs Berlin dann weiter um 16 Proz., sodaß es nach der letzten Zählung bereits 1 122 385 E. aufwies.

Außer Berlin haben mit Sicherheit nur folgende Städte eine B. von über 1 Million: London (1881: 8 832 441), Paris (1881: 2 225 910), Wien (1880 mit Vororten: 1 103 857), Neugott (1880 ohne Vorstädte: 1 209 561), Kanton (circa 1 500 000). Für einige andere chinef. Städte wird schätzungsweise etwa 1 000 000 E. angenommen.

Die Verteilung der B. nach Beruf und Beschäftigung läßt sich ebenfalls im Anschluß an die Volkszählung ermitteln, jedoch sind die bisher in den verschiedenen Staaten vorgenommenen Erhebungen dieser Art wegen der Verschiedenheit der Einteilungsprinzipien nicht wohl vergleichbar. Im Deutschen Reiche belief sich am 1. Dez. 1875 die gewerblich thätige B. beiderlei Geschlechts auf 6 470 630 oder 15,11 Proz. der Gesamtzahl; darunter befanden sich 2 945 084 Geschäftsleiter, 8 071 107 Gehilfen und Arbeiter und 454 439 Lehrlinge.

Reben dem Stande der B. in ihrer mannigfaltigen Gliederung, wie er periodisch durch Zählung festgestellt werden kann, ist aber auch die unausgesetzte sich vollziehende Veränderung, die sog. Bewegung der B. durch eine fortlaufende Ersterfassung möglichst genau zu verfolgen. Die innerliche Veränderung der B. entsteht durch Geburt und Tod, daneben wirkt die Ein- und die Auswanderung (s. d.) ein, jedoch werden diese letztern Faktoren nur ausnahmsweise mit den erstern nach ihrer Bedeutung vergleichbar. Die Zahl der Eheschließungen steht mit der Volksvermehrung in engem Zusammenhange, und ist auch ausserdem, namentlich mit ihren Zerlegungen, von vielem Interesse. Die numerischen Verhältnisse der B. Bewegung der B. charakterisierenden Zahlen zeigen meistens eine gewisse Konstanz, die um so größer erscheint, je größer die zu Grunde liegenden Ziffern sind. Die Ursache dieser sogenannten Gesetzmäßigkeit liegt darin, daß die Ursachen, die in einer großen Masse von Menschen für gewisse Ercheinungen irgendein numerisches Gesamtverhältnis hervorgerufen haben, eben wegen der großen Menge der Einzelfälle, in denen sie wirken, sich in der Regel nicht rasch durchgreifend ändern, sondern nur allmählichen Modifikationen unterworfen sind.

Zur Charakteristik der Fruchtbarkeit einer B. gibt man gewöhnlich die Zahl der Geburten an, die in

einem Jahre durchschnittlich auf 1000 Lebende kommen. Eine streng wissenschaftliche Bedeutung ist dieser «Geburtenziffer» jedoch nicht beizulegen, da sie keineswegs eine für verschiedene Länder genau vergleichbare Größe darstellt. Sie betrug (mit Ausschluß der Totgeburten) im Mittel aus den 13 Jahren 1865—77 in Preußen 38,6, in Bayern 39,3, in Sachsen 41,6, in Württemberg 43,5, in Österreich (Eisl.) 38,7, in Ungarn 41,7, in England und Wales 35,5, in Italien 37,1, in Frankreich 25,8. Von Jahr zu Jahr zeigt sie in den einzelnen Ländern nur verhältnismäßig geringe Schwankungen. Durchweg ergibt sich bei den Geburten, sobald die Zahlen groß genug sind, ein Überschuß von Knaben, und zwar weist das Geschlechtsverhältnis der Geborenen in den verschiedenen Ländern von Jahr zu Jahr eine Stabilität auf, die als die theoretisch größtmögliche angesehen werden darf und kaum von irgend einem andern statistischen Verhältnis noch erreicht wird. Für Preußen ist die typische Zahl der auf 1000 Mädchen kommenden Knabengeburt (mit Einschluß der Totgeburt) 1063, in England und Wales beträgt sie (ohne Totgeburt) 1042, in Frankreich (ebenfalls ohne Totgeburt) 1051. Bei den Totgeburt ist das Übergewicht der Knaben noch weit bedeutender; das spezielle Verhältnis hat aber denselben Grad von Konstanz wie das allgemeine: auf 1000 Mädchen kommen 1. B. in Preußen 1296 Knaben, in Bayern 1367, in Frankreich (wo die Veränderlichkeit größer ist) 1448. Bei den unehelichen Geburten dagegen ist der Knabenüberschuß konstant geringer als bei den ehelichen; die Verhältniszahl beträgt 1. B. in Preußen (inkl. Totgeburt) 1048, in Bayern 1040, in Frankreich (exkl. Totgeburt) 1036.

Zur allgemeinen Kennzeichnung der Sterblichkeitsverhältnisse einer B. pflegt man sich noch vielfach des Verhältnisses der Zahl der Gestorbenen eines Jahres zu der Volkszahl zu bedienen, obwohl diese sog. Sterblichkeitsziffer, namentlich wegen der verschiedenen Einwirkung der Kindersterblichkeit, von noch zweifelhaftern Werte ist als die Geburtenziffer. So kamen auf 1000 E. in den 3. 1865—77 durchschnittlich (exkl. Totgeburt) in Preußen 27,4, in Bayern 31,0, in Sachsen 28,6, in Württemberg 32,6, in Österreich (Eisl.) 31,5, in Ungarn 38,4, in England und Wales 22,1, in Italien 29,9, in Frankreich 24,0 Sterbefälle. Detaillierte Erhebungen über das Alter der Gestorbenen sind sehr zu wünschen, wenn die betreffenden Zahlen auch unmittelbar keine genügend brauchbaren Aufschlüsse geben, sondern erst zur Konstruktion von Sterblichkeitstabellen zu verwerten sind. Aus den letztern läßt sich 1. B. erst die mittlere und die wahrscheintliche Lebensdauer der B. bestimmen, während die Jahreslisten unmittelbar nur das Durchschnittsalter der Gestorbenen ergeben (S. Mortalität). Daß die Sterbefälle sich nicht ganz gleichmäßig auf die einzelnen Monate des Jahres verteilen, ist aus nachliegenden Erwägungen zu schließen und wird durch die Statistik bestätigt. Bei den Geburten treten solche Ungleichmäßigkeiten in geringerem Grade hervor.

Die jährliche Zahl der Eheschließungen bezieht man ebenfalls, um einigermaßen vergleichbare Relativzahlen zu erhalten, auf die gleichzeitige Ziffer der B. Die so sich ergebenden Verhältniszahlen zeigen jedoch größere Schwankungen als die Geburten- und Sterbeziffern, da die Günst oder Ungünst der

allgemeinen Wirtschaftsverhältnisse auf die Eheschließungen der Heiratslustigen begünstigend oder einen tiefgehenden Einfluß ausüben. So kamen in Deutschland 1872 auf 10000 Seelen 103, 1877 aber nur 80 Eheschlüsse und in Frankreich betrug die Verhältniszahl in dem ersten Jahre 98, in dem letztern 75. Sehr ungleichmäßig ist aus wirtschaftlichen und sozialen Gründen, in fast allen Ländern namentlich wegen kirchlicher Vorschriften, die Verteilung der Eheschließungen auf die einzelnen Monate des Jahres. Größere Gleichförmigkeit zeigt sich in den relativen Zahlen der Eheschließungen der verschiedenen Altersklassen, und vollends eine sehr große hinsichtlich der Kombinationen der verschiedenen Civilstandsklassen. So kommen 1. B. in England und Wales mit geringen Schwankungen auf 1000 Eheschließungen 817 zwischen Jungweibern und Jungfrauen, 44 zwischen Jungweibern und Witwen, 88 zwischen Witwern und Jungfrauen und 53 zwischen Witwern und Witmen.

Aus den jährlichen Geburten und Sterbefällen, nebst den Einwanderungen und Auswanderungen, fest sich nun die Gesamtänderung der B. zusammen, die in allen Ländern mit normalen Zuständen eine positive Größe, also eine Zunahme darstellt. Diese Zunahme betrug 1. B. durchschnittlich jährlich in Preußen von 1830—61: 1,41 Proz., von 1861—77: 0,90 Proz.; in Bayern von 1818—61: 0,85 Proz., von 1861—76: 0,51 Proz.; in Sachsen von 1830—61: 1,41 Proz., von 1861—77: 1,41 Proz.; in Österreich (Eisl.) von 1830—60: 0,94 Proz., von 1860—77: 0,85 Proz.; in Ungarn von 1860—75: 0,54 Proz.; in Großbritannien und Irland von 1801—61: 0,97 Proz., von 1861—77: 0,82 Proz.; in Frankreich von 1800—60: 0,91 Proz., von 1860—76: 0,97 Proz. Das Deutsche Reich nahm von 1871—76 durchschnittlich um jährlich 417 142, von 1875—80 aber um jährlich 493 390 Seelen zu, oder um resp. je 1,12 und 1,00 Proz. der jeweiligen mittleren B. In den Vereinigten Staaten betrug die Gesamtzunahme der B. (mit Einschluß der Einwanderung) von 1790—1800 36 Proz. und von 1870—80, nachdem das vorhergegangene Jahrzehnt ein weniger günstiges Ergebnis gehabt, nicht 30 Proz. Eine erhebliche Abnahme der B. gibt uns Irland, das 1841 noch 8 199 853, 1851 aber nur 6 514 473 und 1881 nur 5 159 839 E. zählte.

Die Bestrebungen der Regierungen, auf die Bevölkerungsverhältnisse einzuwirken, fallen sich als BevölkerungsPolitik zusammen. Seit Cohen war bis gegen Ende des 18. Jahrh. die Tendenz der praktischen Staatsmänner darauf gerichtet, durch Beförderung der Heiraten und der Kindererzeugung — sogar durch Aussetzung von Prämien — eine möglichst große Volksvermehrung herbeizuführen, in der auch die Theoretiker, wie Schmädel, von Jher und von Sonnenfels, das Hauptmerkmal der Staatswohlfaht erblickten. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrh. aber trat ein Umschwung der Anschauungen ein, der theoretisch namentlich durch das Werk von Malthus (s. d. und Bevölkerungs- theorie), praktisch aber durch die gebräuchliche Lehre der Masse der Arbeiter in der Periode des Übergangs zu der modernen Maschinenindustrie verursacht wurde. Man hielt es jetzt vielfach für nicht die Auswanderung zu begünstigen, und in einem deutschen Staaten namentlich wurden die Eheschließungen der Unbemittelten durch die Besteuerung weitestlich erschwert. Das Nordamerika

Bundesgesetz vom 4. Mai 1868 befestigte jedoch diese Beschränkungen vollständig. Dasselbe wurde auch in Württemberg und Baden eingeführt, nicht aber in Bayern, wo zwar auch die früheren Bestimmungen über den obrigkeitlichen Eheschließungsaufgehoben wurden, aber durch das Gesetz vom 16. April 1868 den Gemeinden in bestimmten Fällen ein Einspruchsrecht gegen eine beabsichtigte Eheschließung vorbehalten ist. Als Gebiet zur praktischen Bethätigung der Bevölkerungspolitik können gegenwärtig wohl nur noch die Angelegenheiten der Auswanderung (s. d.) in Frage kommen, da die öffentliche Gesundheitspflege selbständig zu betrachten ist.

Litteratur. Quetelet, «Sur l'homme ou essai de physique sociale» (2 Bde., Par. 1835; deutsch von Kieße, Stuttg. 1838; neu bearbeitet unter dem Titel: «Physique sociale», 2 Bde., Brüss. und Par. 1869); Bernoulli, «Handbuch der Populationsstatistik» (Ulm 1841, Nachtrag 1843); Guillard, «Éléments de statistique humaine ou démographie comparée» (Par. 1855); Wappäus, «Allgemeine Bevölkerungsstatistik» (2 Bde., Lpz. 1859—61); Gersner, «Bevölkerungslehre» (Wurz. 1864); Knapp, «Theorie des Bevölkerungswechsels» (Braunschw. 1873); Verh., «Einleitung in die Theorie der Bevölkerungsstatistik» (Straßb. 1876); Behm und Wagner, «Die Bevölkerung der Erde» (Ergänzungshefte zu Petermanns Mittheilungen, I—VI, Gotha 1872—80); «Movimento dello stato civile, anni 1862—77, introduzione» (Rom 1878).

Bevölkerungstheorie. Man hat vielfach versucht, die Veränderungen der Bevölkerung auf einfache allgemeine Formeln zurückzuführen, die den Charakter von Naturgesetzen haben sollten. Die am nächsten liegende Formel dieser Art ist offenbar die Annahme der geometrischen Progression der Bevölkerung mit längeren oder kürzeren Verdoppelungsperioden. Wenn in irgend einem noch überflüssigen Boden bestehenden Lande aus 1 Mill. Einwohnern z. B. nach 25 Jahren 2 Mill. geworden sind, so ist die Vermuthung begründet, daß, wenn keine besondern Hemmnisursachen auftreten, nach abermal 25 Jahren für jede Million wiederum 2, im Ganzen also 4 Mill. Seelen vorhanden sein werden; nach 75 Jahren vom Anfangspunkt aus wären 8, nach 100 Jahren 16 Mill. zu erwarten u. s. w., und daß so resultierende Gesetz der Vermehrung wäre auch für die Zwischenzeiten (in der Form einer Potenz mit der Zeit als Exponenten) als geltend anzunehmen. Wenn daher Malthus (s. d.) den Satz aufstellte, daß die Bevölkerung die Tendenz habe, sich diesem Gesetze gemäß immer weiter zu vermehren, so läßt sich derselbe als Princip kaum bestreiten, wenn man auch über die Größe der Verdoppelungsperiode diskutieren mag. Daß aber die Vermehrung in geometrischer Progression wirklich stattfindet, ist Malthus weit entfernt zu behaupten; eine solche Erscheinung wird höchstens in neu kolonisierten Ländern zeitweise zu beobachten sein, solange den Bewohnern noch völlig freie Expansionsmöglichkeit ist. Malthus steht den der Völkervermehrung entgegenwirkenden Factor in der Unzulänglichkeit der Nahrungsmittel, die, wie er annimmt, sich nur in arithmetischer Progression, also wie 1, 2, 3, 4 u. s. w. vermehren lassen, während die Bevölkerung die Tendenz hat, wie 1, 2, 3, 4 u. s. w. zu steigen. Das natürliche Wachstum der Bevölkerung wird daher nach Malthus notwendig durch natürliche Repressivmittel, Hunger, Not, Elend, die namentlich auf die

Kindsterblichkeit einwirken, zurückgehalten, wenn sich die Menschen nicht freiwillig zur Anwendung von Präventivmitteln, namentlich Vorrath in der Eheschließung und zur Enthaltsamkeit entschließen. Wegen dieses Malthus'schen B. ist zunächst einzunehmen, daß das für die Vermehrung der Nahrungsmittel aufgestellte Schema ein ganz willkürliches ist, das übrigens auch Malthus eigentlich nur beispielsweise angenommen hat. Ferner kann aber überhaupt auf viele Jahrhunderte hinaus nicht von einem objektiven Mangel an Nahrungsmitteln die Rede sein, solange ungeheure Strecken der Erde noch gar nicht oder nur sehr ungenügend ausgenutzt sind und auch in den alten Ländern das mögliche Maximum der Intensität des Ackerbaues, das wir noch gar nicht kennen, nicht erreicht ist. Wichtig dagegen ist ohne Zweifel, daß in den dichtbevölkerten Kulturländern die ärmste, d. h. die ärmste Schicht der Bevölkerung fortwährend durch Not und Elend reduziert wird, wie die Fissern aber die Kindersterblichkeit in dieser Schicht im Vergleich mit den bemittelten Klassen deutlich beweisen; daß ferner auch in den besser gestellten Klassen durch die vermehrte Konkurrenz viele leicht in Arbeitslosigkeit verfallen und dadurch auf jene unterste Stufe herabgedrückt werden. Dieses Uebel ist aber wesentlich ein soziales. Tausende sterben jährlich an Entbehrungen und Hungerkrankheiten, nicht weil die Nahrungsmittel, die sie bedürfen, nicht vorhanden wären, sondern weil sie nicht die Mittel haben, sie sich zu verschaffen; und wenn die unbemittelten Klassen jede momentane Besserung ihrer Lage nur benutzen, um leichtsinnige Heiraten zu schließen und sich proletarisch zu vermehren, so ist nicht abzusehen, wie jenes Uebel auf dem Boden der bestehenden Gesellschaftsordnung gehoben werden könnte. Aber auch wenn man sich irgendeine sozialistische oder kommunistische Idealorganisation vorstellt denken wollte, so würde auch diese eine uneingeschränkte Vermehrung der Bevölkerung, wie sie der natürlichen Tendenz entspricht, auf unbegrenzte Dauer nicht ertragen können, es müßte schließlich doch wieder die menschliche Vernunft dem jüdelosen Naturtriebe entgegenreten. Daß diese Jügelung ohne Mitwirkung des menschlichen Willens von selbst durch ein automatisch wirkendes organisches Naturgesetz erfolge, wie Doubleday, Sabler, Spencer, Carey, Proudhon u. a. meinen, ist eine ganz willkürliche, meistens auf theologisierenden Religiosismus oder hohlen Optimismus gestützte Behauptung. Doubleday behauptet, die Fruchtbarkeit der Menschen nehme um so mehr ab, je besser sie sich nähren, und er beruft sich dafür auf die Beobachtungen am gemästeten Vieh. Sabler hat ähnliche Ansichten, und die andern genannten meinen, die Entwicklung des Nervensystems und die geistige Thätigkeit ständen im umgekehrten Verhältnis zur Fortpflanzungsfähigkeit; je mehr der Mensch geistig entwidelt, um so weniger werde er sich vermehren. Daß der Mensch sich nicht in so starkem Verhältnis vermehren kann wie die niederen Thiere, wird niemand in Abrede stellen, aber seine wirkliche Vermehrbarkeit kann recht wohl mit Rücksicht auf die gegebenen wirtschaftlichen und sozialen Existenzbedingungen der einzelnen zu einer thatsächlichem Überbevölkerung führen, die dann auf empfindliche und schmerzliche Weise ihr Heilmittel aus sich selbst erzeugt. Daß in dieser Thatsache ein Widerspruch mit den sonst herrschenden Naturgesetzen

liege, wird angesichts der heute zur Anerkennung gelangten Lehre vom Kampfe ums Dasein in der Natur wohl niemand mehr behaupten wollen. Wenn die fortschreitende geistige Entwicklung der Menschheit Abhilfe bringen soll, so wird dies sicherlich nicht auf automatische-organismen, sondern auf dem Wege der bewussten Selbstbeherrschung geschehen. Auf absehbare Zeit aber ist. Abervölkerung nur eine von der Volkszahl unabhängige, also nur relative Erscheinung, die mit wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen zusammenhängt und durch Herstellung eines bessern Gleichgewichts von Produktion und Konsumtion, unter Umständen auch durch Auswanderung beseitigt werden kann. Vgl. Malthus, «An essay on the principle of population» (Lond. 1798; 7. Aufl. 1872, deutsch, Altona 1807); Doubleday, «The true law of population» (Lond. 1840); Söbier, «The law of population» (2 Bde., Lond. 1830); Spencer, «Theory of population» (Lond. 1852); Garnier, «Du principe de population» (Par. 1857); Kautsky, «Einfluss der Bevölkerung auf den Fortschritt der Gesellschaft» (Wien 1890).

Bewässern, f. Armieren.

Bewässerung, f. Wassen.

Bewässerung oder Irrigation ist das Mittel, dem Boden und durch ihn der Vegetation die ihm mangelnde Feuchtigkeit, eine der Bedingungen frischen und erziehbigen Pflanzenwachstums, zu verschaffen; sie ist daselbst im großen Maßstabe, was das Bezügen bei der Gärtnerei im kleinen ist, und muß, gleich diesem, zu passender Jahreszeit mit Wasser von entsprechender Beschaffenheit und auf einen Boden, welcher schon im voraus dafür empfänglich gemacht worden ist, vorgenommen werden. Da in warmen Klimaten oder auf sonst sterilen Flächen häufig die Zufuhr von Wasser die einzige Bedingung der Fruchtbarkeit eines Bodens ist, so ist die B. schon seit den ältesten Zeiten zu einer der bedeutendsten Meliorationen in der Landwirtschaft und demgemäß auch in systematischer Weise zu einer Kunst ausgebildet worden, welche die eine Hälfte der Aufgabe der landwirtschaftlichen Kulturtechnik bildet. Schon die Bibel erwähnt an mehreren Stellen die Leitung von Wasser über die Saaten; das Land zwischen Euphrat und Tigris, Mesopotamien, galt im antiken Altertum seiner zu Bewässerungszwecken durchgeführten Kanalisation halber für ein Vorbild landwirtschaftlichen Fortschritts; die Länder der ältesten Kultur, China, Indien und Ägypten, haben von jeher und bis heute die B. in jeztlicher Weise zur Belebung ihrer Saaten benutzt. Das letztere Land begnügt sich keineswegs mit den periodischen Überschwemmungen des Nilstroms, sondern leitet dessen Gewässer vermittelst eines in der Neuzeit durch großartige Dampfwasserhebewerke unterstützten, weitverzweigten Kanalsystems durch sein ganzes Ertragsgebiet bis zum Rande der Wüste.

In Europa waren die Etrusker die ältesten Bewässerungskünstler. Von den römischen Völkern, welche sie ausschließlich zum Zwecke der Wasserzufuhr für die Felder errichteten, gehen noch gegenwärtig die kolossalen Reste der physischen Kanäle zwischen Abge und Po Zeugnis. Sie übertrugen ihre Kunst auf die Römer. Am höchsten entfaltete sich die Organisation der B. in der Lombardei. Seit den Völkern, unter unablässig entwickelt und ausgebaut, erachtet sich deren Stufenzahl für landwirtschaftliche Bewässerungszwecke gegenwärtig über 430.000 ha.

Die Hauptkanäle wurden zum Teil schon im frühesten Mittelalter von den Städten Mailand, Brescia, Cremona unter der Herrschaft der Visconti, Esoria, Pavia, Maggi, im Mantuanischen durch die Gonzaga angelegt, unter Benennung der vorhandenen Wasserbauten der Alten. Das Wasser liefern ihnen teils die Flüsse Adda, Tesin, Brembo, Serio, Oglio, Mella, Elasio und Mincio, teils in geringerem Maßstabe die Fontanili, geistige Quellen, von welchen insbesondere diejenige geschützt werden, welche auch in der rauhen Jahreszeit ein warmes Wasser von durchschnittlich 10° R. ergießen, zur Anlage und B. der herrlichen Winterwiesen, in Spanien vorfinden. Die Abflüsse der B. münden sämtlich in den Po, der durch sie große Mengen an Schlamm und Befruchtungsstoffen zugeführt erhält. Die Länge aller lombard. Bewässerungskanäle beträgt über 7000 km. Die Wasserzufuhr, zu 1 l per Sekunde und Hektar, beläuft sich auf 428 cbm in der Sekunde. Der größte Bewässerungskanal der Lombardei ist der Naviglio grande, welcher, aus der Adda gespeist, die Vercelli, Valsusa, Leino und Getreidefelder, auch einige Reisplantagen im Dist. Teile des Mailändischen und in der Provinz Vercelli, im ganzen ein Gebiet von 98.000 ha bewässert; er ist 50 km lang und zugleich schiffbar. Noch größer ist als Kanal die 57 km lange Muzza, welche jedoch bloß auf zwei Dritteln ihres Laufs zur B. eines Gebietes von 16.400 ha benutzt wird, welches die Sera d'Adda und Crema einschließt. An den großen Naviglio schließt sich der Kanal von Berguato, an die Muzza mehrere von Brembo, Serio und Oglio gespeiste Kanäle im Bergamaskischen; ihnen reihen sich an die von Pavia, Cremona, Gussato, Martesana (mit dem Naviglio interno, der die Spülwasser der Stadt Mailand aufnimmt), Zusa; die Wasserleitungen Vailata, Rittorio, Pallaivino, Ronata, Calcinata, Aquanegra, Marchionale, Pozzola u. a.

Weniger ausgebildet als in der Lombardei ist das Bewässerungswesen im Piemontesischen, doch hat daselbst seit Erbauung des großen Canouirals, der den Po mit dem Ticino verbindet, einen großen Aufschwung genommen. Letzteres große Werk, 1862 begonnen, 1869 vollendet, ist 82 km lang und hat samt dem Zweigkanal Vonnellina 53 Mill. Lire gekostet. Der Canouir Kanal dient zugleich für die ältern piemont. Bewässerungskanäle von Rotta, Jora, Casusa, Cigliano, Sesia u. f. w. als Füllwasser und das gesamte System bewässert eine Fläche von etwa 250.000 ha. (Vgl. Hammi, «Die Meliorationen in Italien», Wien 1875.)

Aus der Lombardei gelangte durch heimgekehrte Soldaten im 18. Jahrh. die Kunst der B. nach Deutschland, zunächst an den Niederrhein, wo sie sich besonders im Siegerlande festsetzte und ausbildete. England, dessen Klima sie nicht bedarf, hat wenig an Bewässerungsanlagen aufzuweisen, desto mehr Frankreich, das in seinem Süden noch mehr darauf angewiesen ist als die Lombardei; die bedeutendsten Bewässerungsanlagen finden sich hier in den Thälern der Voire und Garonne, ferner in den Depart. Savoie und Haute-Savoie, Pouches du Rhône, Hérault, Gard u. f. w. In Spanien haben schon die Mauren die B. eingeführt; ihr verdankt die Huerta di Valencia einzig ihre üppige Fruchtbarkeit. Aber auch die Urvölker der neuen Welt wußten sie zu gebrauchen, wie die überlebte

der vor den Äyelen in Mexiko ausgeführten großartigen Bewässerungsanlagen noch heute bestehen.

Die gegenwärtig in Anwendung befindlichen Bewässerungssysteme lassen sich in drei Gruppen bringen, je nachdem sie gewöhnliches Wasser verwenden oder zugleich eine Erdoberhebung oder eine Düngung bezwecken. Zwar ist stets der wichtige Neben Zweck jeder B. eine direkte oder indirekte Befruchtung; allein es kommt darauf an, welche Stoffe dem Bewässerungswasser aufgeladen werden. Die reine B. umfasst die folgenden Systeme: 1) Gießung oder Infiltration. Sie besteht darin, daß das in Gräben oder natürlichen Bächen eingeführte Wasser auf den Boden nur durch Eindringen von der Reibungsseite her wirkt, deshalb sich nicht über den Rand der Zuleitungen zu erheben braucht. Eine solche B. ergibt auf leichtem, durchlässigem Terrain, insbesondere auf Moorland, ausgezeichnete Resultate; sie wird angewendet bei der Pflanzkultur der Moore und vorzugsweise in Lagen mit schwammigem Erdreich, deren Pflanzensprossung viele Feuchtigkeit erfordert, also bei den Pflanzgewirkenschaften der warmen Zone. Eine hohe Temperatur unterstützt wesentlich die Wirkung der Infiltration.

2) Staunung (Submersion) oder Überstauung. Es wird dabei ein Boden seiner ganzen Ausdehnung nach mit Wasser überflutet, welches so lange darauf stehen bleibt, bis er sich genügend vollgesaugt hat. Die Zuleitung erfolgt gewöhnlich mittels Schwellung eines Wasserlaufs durch Wehren oder Schleusen; das Bewässerungsgrundstück muß in den meisten Fällen eingedämmt werden. Die Staunung erfolgt nur im ersten Frühjahr oder im Spätherbst. 3) Rieselfung (Irrigation proprement dite). Bei diesem System wird der zu bewässernde Boden von laufendem Wasser ununterbrochen überrieselt, weshalb er ein Gefälle haben muß. Je nachdem dieses natürliche ist oder künstlich hergestellt werden muß, spricht man von natürlicher B. oder von Kunstb. Laßt das Rieselfungswasser bloß nach einer Seite hin, also auf einseitig schiefer Fläche hinab, so nennt man diese Bewässerungsart Hangabfuhr; werden auf künstliche Weise zwei geneigte Flächen hochförmig aneinandergelegt, so daß das Wasser von ihrer First aus beide überrieselt, so ist dies ein Dach- oder Rückenbau. Eine Vermittelung zwischen Staunung und Rieselfung bildet die Bewässerungsmethode von Beterien in Wirtel (Hollstein) in Verbindung mit der Drainierung (s. d.); die drainierten Flächen werden mittels besonderer Staunungsapparate unter Wasser gesetzt, wobei eine energische Circulation mit gesteigerter Abfuhr des verbrauchten ergibt wird. 4) Röhrenbewässerung. Die Zufuhr des Wassers geschieht in Röhren, die Verrieselung mittels mechan. Vorrichtungen. Man hat dazu etw. Sprinklerwagen von besonderer Konstruktion (Schweiz) oder läßt sogar das Wasser aus durchlöcherigen Rinnen von oben herab gleich einem Regen auf die Felder stürzen (England). Mit diesem letzteren angewendeten System der B. läßt sich auch zugleich eins der flüssigen Düngung verbinden.

B. mit Erdoberhebung. In vielen Gegenden findet diese in natürlicher Weise statt, z. B. in Ägypten durch die Überschwemmungen des Nils, welche stets eine, wenn auch äußerst geringe Schlammhochschicht zurücklassen und auf diese Weise das Bodenniveau allmählich erheben. Diesen Effekt erzielt man aber auch auf künstliche Weise durch eine B., deren Hauptzweck nicht die Zufuhr von Wasser,

sondern von Erde in feingestreuter Gestalt ist, wodurch eine Niveaueränderung und Verbesserung des Bodens herbeigeführt wird. Ist die erstere das Ziel, so heißt diese Reclamation Anschwemmung (Colmatage), wird bloß eine beträchtliche Wirkung beabsichtigt, Anschwemmung (Limoage). Mittels der Colmatage „dies ist der gebräuchliche technische Ausdruck“ zu den größten Korrektionsarbeiten nur abernächsten den Ergüssen durchgeföhrt, z. B. Volbichiana, docant. Macemmen u. s. w. in Italien; Colles de l'Arce (Haute-Savoie), de l'Arce et de l'Yère (Savoie) u. s. w. in Frankreich. B. mit Düngung. Hierbei hat die B. den Zweck, eine gleichmäßige Zufuhr von befruchtenden Stoffen über größere Flächen zu vermitteln. Dies geschieht entweder mittels Druck durch stärkere Motoren (Dampfkrast u. s. w.) oder im natürlichen, resp. künstlichen Gefälle. Die B. selbst ist eine Rieselfung. Man unterbindet die Grubenbängerbewässerung (Sewage) zur vorteilhaften Verwertung, resp. Abfuhr der städtischen Abfälle, und das schott. System der flüssigen Düngung mittels unterirdischer Röhren und Schläuche, nach Kennedy.

Bei der B. wirkt nicht bloß die kühlende und erfrischende Feuchtigkeit, sondern auch noch die Eigenschaft des Wassers, die unorganischen Pflanzennährstoffe im Boden löslich und den Gewächsen assimilierbar zu machen; ferner von andern Boden dergleichen betrachtende Stoffe herbeizuföhren, diese den Pflanzenspross zu überliefern, den Boden locker zu erhalten, wohlthun und nährende Gasearten in denselben zu bringen, kurz, ihre großen Erfolge resultieren aus der Bereinigung und Konzentration aller Kräfte des Bodens, der Luft, der Wärme, des Lichts und der Feuchtigkeit, welche sie den Pflanzen zugänglich macht. Über das uralt. Associationsweien in der B., s. unter Wasser-genossenschaften.

Litteratur: Bahig, »Der praktische Rieselmiet« (Pss. 1857); derselbe, »Verbesserung der Bienen durch B.« (Pss. 1858); König, »Die Ent- und Bewässerung der ländlichen Grundstücke« (Münch. 1859); Rutenhump, »Praktisches Handbuch der Bodenkultur durch Entwässerung, B. und Umwandlung« (Verl. 1860); Bartsch, »Drainage, Irrigation, Engrais liquides« (Par. 1860); Meyer, »Die hannov. Gesetzgebung über Ent- und Bewässerung der Grundstücke« (Gelle 1861); Endemann, »Das ländliche Wasserrecht« (Köln 1862); Bagnat, »Irrigations et prairies« (Mals 1861); Sers, »De l'irrigation dans les contrées montagneuses« (Par. 1861); Roodulb de Besson, »Hydraulique agricole« (Par. 1862; Hauptwerk); Gerard-Rampon, »L'emploi des eaux dans les irrigations« (Par. 1863); Laffont, »Guide pratique de l'ingenieur agricole, hydraulique, irrigations« (Par. 1865); Treubing, »Ent- und Bewässerung der Ländereien« (Hannov. 1865); Haag, »Das Gesetz über die Ent- und Entwässerungsunternehmungen zum Zwecke der Bodenkultur« (Münch. 1866); Beck, »Über Ent- und Bewässerungsanlagen« (Trier 1866); Willern und Ruller, »Manuel des irrigations« (Par. 1867); Reisch, »Das Wasser und seine Bedeutung für das Leben der Pflanze« (Erlangen 1868); Duponchel, »Hydraulique agricole« (Par. 1868); Loebl, »La Lombardie et la Suisse, études d'economie rurale« (Par. 1869); Fagelbentel, »Die Röhrenbewässerung« (Danz. 1870); Perels, »Handbuch der landwirtschaftl. Wasserbau« (Verl. 1877

Bewobley (Spr. Buhbleh), Stadt in der engl. Grafschaft Worcester, 22 km im NW. von Worcester, auf einer Höhe am Severn, zählt (1881) 3088 (als Parlament steden 8677) G., schied ein Mitglied ins Parlament, hat Werbereien, Hornwarenfabrikation (Kämme) und Selbstgeherien. Nahe der Stadt befindet sich ein großer Park.

Bewegliche Güter, s. Mobilien.

Bewegung nennt man die Ortsveränderung eines Körpers im Raume. Ob ein Körper in Ruhe oder ob er in B. ist, darüber können wir nur urteilen, wenn wir seine Lage mit derjenigen anderer Körper vergleichen, die wir als ruhend betrachten; unser Urteil über die B. eines Körpers ist deshalb auch stets ein relatives. Das Haus steht fest, es ist in Ruhe im Vergleich zu dem umgebenden Boden, zu den benachbarten Bäumen, Felsen, Bergen u. s. w. Aber das Haus ist nicht in absoluter Ruhe, denn es teilt mit der ganzen Erdoberfläche die tägliche Umdrehung um die Erdachse und durchläuft mit der Erde die Bahn, welche dieselbe um die Sonne beschreibt. Ein fallender Stein, eine geworfene Bombe, ein dahinbrausender Eisenbahnzug ist aber auch in Beziehung auf die benachbarten festen Gegenstände der Erdoberfläche in B. Die B. der Körper kann eine höchst mannigfaltige sein, je nachdem ihre Richtung und ihre Geschwindigkeit sich ändert. Wenn ein Körper sich in unveränderter Richtung bewegt, so ist die von ihm zurückgelegte Bahn eine gerade Linie, wie dies z. B. bei einem frei fallenden Körper oder bei einem Eisenbahnzuge der Fall ist, der eben auf einem geradlinigen Bahnrad dahinfährt. Findet dagegen eine stetige Änderung in der Richtung der Bahn statt, wie z. B. bei einem geworfenen Körper, bei der Bahn des Mondes um die Erde oder der Erde um die Sonne, so ist die Bahn eine trummmlinige. In Beziehung auf Geschwindigkeit unterscheidet man gleichförmige Geschwindigkeit, wenn der Körper in jedem folgenden Zeittheilchen einen ebenso großen Weg zurücklegt wie in dem vorhergehenden, wie dies z. B. bei einem Eisenbahnzuge der Fall wäre, welcher in jeder Sekunde genau eine gleich lange Strecke fahren würde. So beschreibt ein Schnellzug, im Mittel genommen, in jeder Sekunde einen Weg von 20—22 m; ein Fußgänger geht gewöhnlich mit einer mittlern Geschwindigkeit von 1,5 m in der Sekunde. Ein Beispiel gleichförmiger kreisförmiger B. liefert das Schwungrad einer Dampfmaschine, welches nicht allein für jeden vollständigen Umlauf gleich viel Zeit braucht, sondern auch $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$... $\frac{1}{10}$ seines Umlaufs in $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$... $\frac{1}{10}$ der Umlaufszeit zurücklegt. Ein Körper bewegt sich mit beschleunigter oder verzögerter Geschwindigkeit, wenn er in jedem folgenden Zeittheilchen einen größeren oder einen kleineren Weg zurücklegt als in dem vorhergehenden. Ersteres findet bei einem frei fallenden, letzteres bei einem vertikal aufwärts geworfenen Körper während seines Steigens statt.

Die wahren Gesetze der B. waren den Alten unbekannt, deren nachh. Kenntnisse sich auf die wenigen von Archimedes erkannten und bemessenen Sätze der Stahl (Hebel, Schwerpunkt und Gewichtsverlust von Körpern, welche in Flüssigkeiten untergetaucht sind) beschränkten. Das Aristoteles über B. gelehrt hat, ist größtentheils unrichtig. So unterschied er z. B. zwischen „natürlicher B.“ (freier Fall) und „gezwungener B.“ (B. geworfener Körper). Er behauptete, daß ein Körper um 10 schneller fallen

müsse, je gewichtiger er sei u. s. w. Solange überhaupt das Gesetz der Trägheit noch nicht erkannt worden war, suchte man die trummmlinige B. durch die Annahme einer Kraft zu erklären, welche den Körper gleichsam in der Kurve fortführt, wie denn auch Kepler noch der Meinung war, daß die Richtung der Kräfte, welche die Planeten in B. sehen, nach der Tangente ihrer Bahn wirken müßten. Erst Galilei kann als Begründer der Bewegungstheorie bezeichnet werden. Das erste Gesetz der B., welches er aufstellte (1638), ist dasjenige, welches gewöhnlich als „Gesetz der Trägheit“ bezeichnet wird. Nach diesem Gesetze muß sich ein Körper, welcher einmal in B. ist, in gerader Linie mit gleichförmiger Geschwindigkeit fortbewegen, solange keinerlei Kräfte auf ihn einwirken. Die Erkenntnis dieses Gesetzes war sehr schwierig, weil wir nicht im Stande sind, einen bewegten Körper dem Einflusse bewegender Kräfte und Bewegungshindernisse zu entziehen, weil also eine geradlinige und gleichförmige, nur unter dem Einflusse der Trägheit vor sich gehende B. gar nicht stattfinden kann. Bei allen B., welche man zu beobachten Gelegenheit hat, tritt also die Wirkung der Trägheit nie rein für sich auf, sondern stets modifiziert durch beschleunigende Kräfte und Bewegungshindernisse; es gilt also, die Wirkung der Trägheit in diesen Kombinationen zu erkennen und sie bei allen in der Wirklichkeit vorkommenden B. nachzuweisen, wie dies Galilei in der That beim freien Fall, der Wurfbewegung u. s. w. nachgewiesen hat. Das zweite von Galilei aufgestellte Gesetz der B. heißt: Die Bahn eines unter dem Einflusse einer beschleunigenden Kraft sich bewegenden Körpers ist in jedem kleinen Zeittheilchen die Resultierende derjenigen Bahnen, welche der Körper einerseits vermöge der bereits erlangten Geschwindigkeit nach dem Gesetze der Trägheit und andererseits unter dem alleinigen Einflusse der beschleunigenden Kraft in diesem Zeittheilchen zurücklegen würde. Die B. wird eine geradlinige sein, wenn, wie beim freien Fall, in jedem Punkte der Bahn die Richtung der beschleunigenden Kraft mit der Richtung der bereits erlangten Geschwindigkeit zusammenfällt. Die Bahn des Körpers wird eine trummmlinige sein, wenn in jedem Punkte derselben die beschleunigende Kraft einen Winkel mit derjenigen Richtung macht, in welcher sich der Körper nach dem Gesetze der Trägheit vermöge seiner Geschwindigkeit tangentialiter fortzubewegen strebt, wie dies bei der Wurfbewegung und bei der Planetenbewegung der Fall ist. Die beschleunigende Kraft, welche die Planeten treibt, ist stets gegen die Sonne gerichtet, während dieselben in jedem Moment nach dem Gesetze der Trägheit in tangentialer Richtung von ihrer Bahn sich zu entfernen streben. Die Gesetze der B. werden in der Kinematik und Dynamik behandelt. Eine wissenschaftliche Übersicht der Bewegungsgesetze vom neuesten Standpunkte gibt Maxwell, „Substanz und Bewegung“ (Braunschw. 1881).

Die B. lebender Organismen ist ein Akt der das Wesen des Lebens ausmachenden Selbstthätigkeit (oder Selbstregirung) und als solche eine Haupteigenschaft des Lebens, und zwar insbesondere des tierischen. Hier, bei den Tieren, gilt sie zugleich als das wesentlichste Kriterium des Lebens, indem man alle Körper, bei welcher sie nicht konstatirt werden kann, als tot ansieht. An und für sich ist freilich keine bestimmte Grenze zwischen der Molekularbewegung infolge der Zersetzung des toten Körpers

und der Molekularbewegung der Ernährung zu ziehen, sowie diese wieder, bei Beteiligung größerer Gruppen von Elementarteilen, in sichtbare V. übergeht. Übrigens ist diese letztere eine Eigenschaft der organischen Substanz selbst, des Zellinhalts, und tritt selbst bei den niedrigsten Organismen, wo keine Spur von Scheidung von Organen oder Elementarteilen vorhanden ist. Die formlose Substanz der niedrigen Organismen (Protoisten) und der Zellinhalt der höhern, Pflanzen wie Tiere, ist ursprünglich kontraktile. Aber bei den höhern Tieren, wo die Arbeitsteilung der Organe weiter vorgeschritten ist, erfolgt alle organische V., sowohl die Ortsverändernde des ganzen Körpers und einzelner Glieder, als die innere, den Umlauf der Ernährungs- und Bildungsstoffe bedingende V., z. B. des Herzens und der Gedärme, durch Zusammenziehungen gewisser kontraktiler Fasern, welche Muskel-fasern (s. Muskel) genannt werden.

Den Anstoß hierzu gibt in dem lebenden Organismus das Nervensystem, welches zu diesem Behufe nach allen der Zusammenziehung fähigen Gebilden (Muskeln) des Körpers hin seine Nervenfaser, die Bewegungs- oder motorischen Nerven, von dem Centrum (dem Gehirn und Rückenmark) ausendet und vermittelt der sog. Nervenleitung, welche wahrnehmlich im Wesen mit der elektrischen Leitung zusammenfallen, die Verfürzung der Muskelzellen auslöst. Durch diese Auslösung wird auch die V. für den Physiologen das Maß der Empfindung. Sogar in dem frischgetöteten Tiere erfolgt durch Reizung dieser Nervenfäden (z. B. mittels Stoß, Quetschung, Hitze, chem. Substanzen, Elektrizität) eine Zusammenziehung der Muskeln, in welche jene Fäden ausmünden. Man unterscheidet gewöhnlich zwischen willkürlichen V., welche durch einen vom Zentralorgan ausgehenden, direkten Reiz, eine Willensäußerung, ausgelöst werden, und Reflexbewegungen (s. d.), welche auch ohne Bewußtsein, infolge von Reizungen der sensiblen Nerven ausgeführt werden, also eine direkte Übertragung des Reizes auf die Bewegungsnerve darstellen. Diese Übertragung geschieht in den Zentralorganen und am leichtesten, wenn das Sensorium entfernt ist, also z. B. bei schlafenden oder gelähmten Tieren. Eine wesentliche Rolle spielen dann noch diejenigen V., welche, wie die Herz- und Darmbewegungen, gänzlich dem direkten Einflusse des Willens entzogen sind und wo die Quelle der Reizung, welche die V. veranlaßt, nur teilweise in dem Zentralorgan, teilweise aber auch in den zerstreuten Nervencentren liegen, welche Ganglien (s. d.) genannt werden. Bei den niederen Tieren, besonders bei den Infusorien, Polypen, Quallen, einem Teil der Würmer, sowie bei den Eiern und Embryonen vieler, auch höherer Tiere, wird die Ortsbewegung und vielleicht auch gleichzeitig der mechan. Stoffwechsel durch die Zusammenziehung der weichen Leibmasse dieser Organismen bildenden sog. tierischen Protoplasma bedingt, sowie durch seine haarförmige Fortsätze aus Protoplasmaausbuchtungen (die sog. Filamente, oder Wimperzellen), welche sich auf der äußeren Leibsoberfläche befinden und während des Lebens entweder stets oder zeitweise in schwingender, stichlich unter dem Einflusse des Willens stehender V. begriffen sind.

Im Pflanzenreiche finden sich Spuren der organischen V., besonders bei einer Reihe von mikroskopischen Pflanzen, wie den Algen, welche ge-

wisse regelmäßige V. ausführen, oft sogar mittels Zitterhaaren oder Geißeln umherschwimmen, sowie bei den sog. Reizbewegungen vieler Pflanzenteile, wie der Sensitiva (*Mimosa pudica*), in den Staubfäden der Berberitze, bei leiser Berührung mancher aufplatzender Samenkapselfrüchte u. s. w. Diese V. wird aber weder durch Nerven noch durch besondere Muskeln vermittelt, sondern teils durch die Kontraktilität des Inhalts (Protoplasma) der Zellen, welche den bezüglichen Pflanzenteil zusammensehen, teils durch physik. Momente, insonderheit durch den Einfluß der Schwerkraft und der Lichtbestrahlung sowie durch eine rasch erfolgende, auf dem Wechsel der Imbibition beruhende Veränderung in den Spannungsverhältnissen der pflanzlichen Zellhäute, wie dies besonders bei den eben genannten größeren Reizbewegungen gewisser Pflanzenteile der Fall ist. Neuerdings hat Darwin durch höchst sinnreiche Beobachtungen nachgewiesen, daß alle Pflanzen, namentlich an den Wurzelenden, V. ausführen, denen eine gewisse, dem überlegenden Willen ähnliche Zweckmäßigkeit nicht abzusprechen ist, welche aber so langsam vor sich gehen, daß sie ohne besondere Vorrichtungen nicht wahrnehmbar sind.

Bewegungsmechanismen (frz. *mécanismes de mouvement*, engl. *moving-mechanisms*) heißen in der Kinematik (s. d.) Verbindungen widerstandsfähiger Körper, deren Bewegungen in bestimmtem Verhältnis zueinander stehen; in der Maschinenlehre diejenigen Bestandteile einer Maschine, durch welche eine bestimmte Art der Bewegung hervorgerufen, resp. in eine andere Art derselben umgesetzt wird. Die einzelnen Organe, mittels deren ein V. funktioniert, heißen Elemente. So ist das Sägeblatt der Handhabe ein Element eines V. für den geradlinigen Fortgang, die Kolbenstange der Dampfmaschine eins für den geradlinigen Hin- und Hergang, das Rad ein Element eines V. für den drehenden Fortgang, der Balancier der Dampfmaschine eins für den drehenden Hin- und Hergang. Elemente von V., welche dazu dienen, eine Form der Bewegung in eine andere umzusetzen, sind: die Kurabel, die Geradführung, die Schraube, die unrunde Scheibe. Elementenpaare nennt man zwei zueinander gehörige, einen V. bildende Körper, die durch die Form ihrer Oberflächen verbunden sind, zusammen eine andere als die vorgeschriebene Art der Bewegung hervorzubringen. Beispiele sind: der Zapfen mit Lager, die Schraubenpinde mit Mutter, Voll- und Hohlzylinder, Voll- und Hohlprisma.

Bewegungsspiele sind im Gegensatz zu den »Ruhespielen« solche, welche zur Förderung der Beweglichkeit und Gewandtheit des Körpers dienen. Sie wurden schon im Altertum gepflegt, und die ritterlichen Übungen des Mittelalters gehörten gleichfalls zu ihnen. Als die vorzüglichsten und beliebtesten modernen V. gelten das Ballspiel in seinen verschiedenen Formen und vor allem das Volleyball.

Beweis (logisch) heißt die Darlegung der Wahrheit oder Unwahrheit einer Sache aus Gründen. Sein Zweck ist, etwas zur Gewissheit zu bringen. Dies geschieht durch die logisch korrekte Ableitung eines Satzes aus unabweislichen Voraussetzungen. V. beruhen ihrer Form nach auf Schlüssen, deren Prämissen die Beweisgründe (*argumenta*) sind. Unter ihnen ist derjenige Satz, woraus bei dem V. alles ankommt, der Hauptgrund (*nervus probandi*). Die Wahrheit eines V. beruht daher auf der Wahrheit der Vordersätze und auf der Richtigkeit des logischen

Schlussverfahren. Jeder B. schreitet von den Prämissen zu den Schlussfolgerungen fort und ist insofern synthetisch; sucht man jedoch zu einer schon ausgesprochenen Behauptung rückwärts die Gründe, so nennt man dieses Verfahren analytisch. Gewahrt der B. vollkommenere Gewissheit, welche die Möglichkeit des Gegenteils ausschließt, so heißt er apodiktisch; bleibt aber das Gegenteil noch möglich, so ist er nur Wahrscheinlichkeitsbeweis, wozu Induktion (s. d.) und Analogie (s. d.) gehören. In Hinsicht auf die Quelle der Beweisgründe sind die B. rationale (a priori), oder empirische (a posteriori), oder gemischte. Die B. a priori entstehen, wenn die Überzeugung, welche durch den B. hervorgebracht wird, als ein Ergebnis aus der Einsicht in den Zusammenhang allgemeiner Begriffe und Grundbegriffe betrachtet werden muß; B. a posteriori beruhen auf der Erfahrung, mithin auf eigener Wahrnehmung oder Zeugnissen, wohn auch der historische B. gehört. Wenn ein B. a priori aus bloßen Begriffen gefaßt wird, so ist er ein dogmatischer (diskursiver, dialektischer oder spekulativer B.). Wird aber der Begriff zugleich für die äußere Anschauung konstruiert, wie z. B. in der Geometrie, so heißt er anschaulich, und sein Resultat anschauliche Gewissheit oder Evidenz, deren zwingende Gewalt aber gleichwohl nicht auf der äußeren Anschauung, sondern darauf beruht, daß eben durch die Anschauung für das Denken die Möglichkeit des Gegenteils abgeschnitten wird. Die B. sind ihrer Form nach ferner entweder direkte oder indirekte. Wenn man nämlich die Wahrheit einer Sache geradezu aus den sie bedingenden Gründen darthut, so ist dies ein direkter oder offener B.; wenn aber aus der Falschheit des Gegenteils auf die Wahrheit des Gegebenen der Schluss gemacht wird, so ist dies ein indirekter oder negativer B. Dieser letzte B. setzt immer ein bisshinweisendes Urteil voraus und enthält mehr eine Erzwingung der Anerkennung als eine Einsicht in die Begründung. In Ansehung des nächsten Zwecks, den man sich bei B. vorsetzt, werden diese in B. ad veritatem und ad huncum eingeteilt. (S. Argument.) Endliche Fehler des B. sind falsche Voraussetzungen oder solche, die bewiesen werden können, mithin selbst erst des B. bedürfen; oder die Aufnahme des zu Beweisenden in eine der Voraussetzungen, welche bewußt oder unbewußt verkehrt sein kann (petitio principii); ferner der Sprung im Beweisen, wann zwischen den Beweisgründen und dem zu Beweisenden kein bindender Zusammenhang stattfindet und wesentliche Beweisglieder fehlen, die sich nicht von selbst verstehen; dann das zu wenig oder zu viel Beweisen, was auf Unvollständigkeit der Beweisgründe oder auf Mangel an Bindigkeit beruht, oder darauf, daß man das zu Beweisende nicht genau kennt oder beim Beweisen nicht im Auge hat; endlich der Circulbeweis, wenn man etwas aus Gründen beweist, die erst aus dem zu beweisenden Satz folgen. Zu unterscheiden ist endlich der gemeine B., wie er im gewöhnlichen Leben vorkommt, von dem wissenschaftlichen, der auf Prinzipien zurückgeht. Die Lehre vom B. ist durch Aristoteles in ähnlicher Art festgestellt worden wie die Elemente der reinen Geometrie durch Euklid. Aristoteles vollbrachte dieses dadurch, daß er unter den im lebendigen Denken spielenden Begriffsverbindungen die, welche zur Gewissheit führen, von denen, welche bloße Vermutungen begründen, und welche im lebendigen

Verkehr häufig mit jenen verwechselt werden, genau unterschieden und in bestimmte Schlussfiguren (s. Syllogismus) ordnete. So kamen zuerst die Grundgesetze deutlich an den Tag, auf denen alles Beweisen beruht: das Gesetz der Übereinstimmung und des Widerspruches. In den B. der zusammengesetztern Art wirken beide Gesetze zusammen, während in denen der einfachsten Gattung das erste für sich allein thätig ist, wie z. B. in den Gleichungen der Algebra, wo verschiedene Formeln nur immer als Ausdrücke für dieselben Wertbestimmungen auftreten.

Beweis (civilprozeßualisch). Beweisen ist diejenige Thätigkeit, durch welche der Richter von der Wahrheit ungewisser relevanter thatsächlicher Behauptungen überzeugt wird. Unter B. versteht man bald diese Thätigkeit (Beweisführung), bald deren Resultat (die durch die Beweisführung bewirkte richterliche Überzeugung oder auch die durch die Beweisführung herbeigeführten Gründe für dieselbe). Gegenstand des B.s sind nur Thatfachen, nicht Rechtsätze (Jura novit curia, das Recht kennt das Gericht), nur von einer Partei behauptete, vom Gegner bestrittene, nicht zweifelhafte, nur ungewisse, nicht offenkundige (s. Offenkundigkeit), nur relevante, nicht für die Entscheidung unwesentliche Thatfachen. Die Parteien beweisen dem Richter, nicht darf der Richter selbst Beweismittel aufsuchen, nicht seine eigene außerordentliche Wahrnehmung verwenden, nicht von Amts wegen die Wahrheit erforschen; denn Gegenstand des Civilrechtssittes sind nur privatrechtliche Ansprüche, private Interessen. Die Beweislast ist verteilt unter den Parteien: jede Partei muß diejenigen Thatfachen beweisen, welche sie zur Begründung ihres Antrags behaupten muß; diese bilden ihr Beweisethema (den B. desselben nennt man Hauptbeweis, den B. des Gegenteils Gegenbeweis). Dem Kläger liegt also ob der B. des Klaggrundes, d. h. der speziellen Entstehungsthatsachen seines Anspruchs, dem Beklagten der B. der Einredethatsachen u. s. w. Die Erkenntnisquellen, aus welchen der Richter seine Überzeugung schöpft, sind die Beweismittel: Augenscheinobjekte, Zeugenaussagen, außergerichtliches Geständnis, Urkunden, Eid der Parteien. (S. die betreffenden Artikel.) Natürlich ist der B., wenn die Beweismittel die Wahrheit des Beweisethemas unmittelbar ergeben; er ist künstlich oder Induzienbeweis, wenn er andere Thatfachen zum Gegenstand hat, aus welchen auf das Beweisethema geschlossen wird.

Der Induzien gerichtlicher Regeln, nach welchen eine Thatfache dem Richter für wahr oder nicht wahr gelten soll, ist die gesetzliche Beweisethorie. Sie ist positiv, insofern sie dem Richter gebietet, unter bestimmten Voraussetzungen (beim Vorliegen bestimmter Beweismittel) eine Thatfache als bewiesen anzusehen; negativ, insofern sie ihm verbietet, eine Thatfache als bewiesen anzusehen, wenn nicht bestimmte Voraussetzungen (ein Minimum bestimmter Beweismittel) vorliegen. Die Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich stellt als Prinzip auf die freie richterliche (nicht durch abstrakte Normen gebundene) Beweiswürdigung: „Das Gericht hat unter Berücksichtigung des gesamten Inhalts der Verhandlungen und des Ergebnisses einer etwaigen Beweisaufnahme nach freier Überzeugung zu entscheiden, ob eine Thatfache

liche Behauptung für wahr oder für nicht wahr zu erachten sei. In dem Urtheile sind die Gründe anzugeben, welche für die richterliche Überzeugung leitend gewesen sind. An gesetzliche Beweisregeln ist das Gericht nur in den durch dieses Gesetz bezeichneten Fällen gebunden" (§. 279).

Die Bezeichnung der Beweismittel durch die Parteien ist die **Beweisantrittung**, Beweis, aufnahme der Vorgang, durch welchen sie der richterlichen Wahrnehmung unterbreitet werden; **Beweisantrittung** und **Beweisaufnahme** bilden das Beweisverfahren. Im frühern gemeinrechtlichen Prozeß beruhte dasselbe auf dem das Behauptungsstadium abschließenden rechtskräftigen Beweisurteil (Beweisinterlokut), einem bebingten Endurteil, da es unabänderlich von dem Gelingen oder Mißlingen der den Parteien auferlegten B. den Ausgang des Prozeßes abhängig machte; nach der Reichs-Civilprozeßordnung wird die **Beweisantrittung** mit den Behauptungen verbunden (**Beweisverbindung** im Gegensatz zur frühern **Beweisstreunung**) und die **Beweisaufnahme** angeordnet durch frei abänderliche prozeßleitende Verfügung (**Beweisbeschluss**). (Peinlicher bezüglich der Anordnung des Eides i. u. C. d.)

Im Strafverfahren ist gegenwärtig die gesetzliche Beweisstheorie fast überall abgelehnt und der Richter hat stets zu beurtheilen, welchen Glauben er jedem einzelnen ihm vorgelegten Beweismittel, wozu auch das Zeugniß zu rechnen ist, beimesen dürfe. Die Deutsche Strafprozeßordnung bestimmt in §. 218, daß, wenn der Angeklagte dienehmung von Zeugen oder Sachverständigen oder die Herbeischaffung anderer Beweismittel zur Hauptverhandlung verlangt, er unter Angabe der Thatfachen, über welche der B. erhoben werden soll, seine Anträge bei dem Vorsitzenden des Gerichts zu stellen hat. Die hierauf ergehende Verfügung ist ihm bekannt zu machen. **Beweisanträge** des Angeklagten sind, soweit ihnen stattgegeben ist, der Staatsanwaltschaft mitzutheilen.

Beweisurkunden nennt man (im Civilprozeß) Thatfachen, welche der Zulässigkeit oder Glaubwürdigkeit gegnerischer Beweismittel entgegenstehen.

Beweis zum ewigen Gedächtnis, s. Sicherung des Beweises.

Bewick (Thomas), ausgezeichnete Hornschneider, der Wiedererweder der Holzschnittekunst bei den Engländern, geb. zu Cherrburn 12. Aug. 1753, war im Kupferstechen ein Schüler von Biebol, im Hornschneiden Autodidakt. In letzterer Kunst trat er zuerst 1755 mit einem in Holz geschnittenen Jagdhunde auf und gewann damit den Preis von der Londoner Gesellschaft der Künste. B. blieb nun bei der Holzschnittekunst, und lieferte eine Naturgeschichte der vierfüßigen Tiere, welche nach eigenen trefflichen Zeichnungen 1790 zu Newcastle und 1811 in London erschien. Vorräglich wie diese ist die Naturgeschichte der brit. Vögel, die von ihm (Lond. 1809) herausgegeben wurde. Er lieferte außerdem Bogenblätter zu engl. Klassikern und manches berühmte gemordene einzelne Blatt aus dem Leben der Tiere, wie Chillingham-Bull, das kranke Pferd u. s. w. Seine Verbesserungen in der Technik beziehen sich auf eine Abmilderung der Holzschnittoberfläche, wodurch beim Druck um so leichter Verschleiß der Tinten bewirkt wird, und auf die Vervollkommenung der Instrumente, die er dem Grabstichel der Kupferstecher näherste. Er starb zu Newcastle 8. Nov. 1828.

Bewußt (holländ.), Verwaltung, Aufsicht; Bewußthaber, Vorsteher einer Schiffsausrüstung oder sonstigen gemeinschaftlichen Unternehmung im Bewußt, s. Abzug. [Seehandel.]

Bewußtlosigkeit ist Aufhebung des Selbstbewußtseins, jener höchstentwickelten Form des Bewußtseins, welche dem gesunden Menschen im völlig wachen Zustand zukommt und sich kundgibt in der Fähigkeit, richtige Vorstellungen von der Außenwelt zu bilden, innere Vorgänge (Gedanken, Gefühle u. s. w.) als solche zu erkennen und willkürlich die Aufmerksamkeit innern (insbesondere Antrieben zu Bewegungen) oder äußern Vorgängen zuzuwenden. Während der gewöhnliche Sprachgebrauch unter B. im wesentlichen Zustände versteht, wo keinerlei Zeichen von Wahrnehmung äußerer Eindrücke, insbesondere keine den Charakter der Willkür tragende Bewegungen und Handlungen vorhanden sind, wendet die medic., besonders die gerichtliche Psychologie diesen Ausdruck auch an für Zustände, bei welchen noch Vorgänge im Bewußtsein (Phantasievorstellungen, Gefühle, Halluzinationen) stattfinden und sich in eventuell selbst komplizierten Handlungen äußern, bei denen aber die Fähigkeit sich eine richtige Vorstellung von den je weiligen innern und äußern Erlebnissen zu bilden und die Kontrolle der Gedanken durch äußere Wahrnehmungen aufgehoben ist und demnach die Fähigkeit zu freiem, zweckmäßigem Handeln fehlt. Das Prototyp der B. im engeren Sinn und gleichzeitig die einzige im normalen Leben vorkommende Form von B. ist der völlig traumlose tiefe Schlaf. Hier fehlt nach dem Erwachen jede Erinnerung an innere (Träume) oder äußere Vorgänge während der Zeit des Schlafens, was das Wesentlichste, aber keineswegs immer völlig superlativische Merkmal für stattgehabte B. ist. Die zweite Form wird z. B. repräsentiert durch den von lebhaften Träumen beunruhigten Schlaf, in welchem den willkürlichen gleichende Handlungen (aus dem Bett springen, Nachwandeln) ausgeführt werden können. Dem letztern ähnliche, aber dem Wesen nach keineswegs immer gleiche Zustände kommen vielfach vor bei krankhaften Zuständen des Nervensystems, besonders des Gehirns, als des Organs, welches das Selbstbewußtsein vermittelt, z. B. bei Entzündungen im Schädelinnern, bei Epilepsie, Hysterie, bei Vergiftungen durch im Körper enthaltene Gifte (Gallenbestandtheile) oder von außen eingeleitete Gifte, besonders Arsenik, Alkohol u. s. w., bei fieberhaften Krankheiten, wie Typhus u. s. w., endlich auch schon bei Einwirkungen, welche heftigen Schmerz (Schmerz) oder hochgradige Affekte (Schreck, Angst) mit sich bringen. Die meist als Delirien bezeichneten Zustände beeinträchtigen Selbstbewußtsein, bei welchen nach dem Erwachen (Gegenen) die Erinnerung völlig fehlt oder lückenhaft ist, gehen ohne scharfe Grenzen über in die B. mit Abwesenheit aller Zeichen von Bewußtseinsvorgängen, welche sich bei Einwirkung der nämlichen Schädlichkeiten, sofern selbige eine höhere Intensität erreichen, einstellen, besonders aber nach Hirnerschütterung, bei hochgradiger Blutarmut des Hirns, bei Blutungen in demselben u. s. w. Diese Form von B. ist z. B. Teilerscheinung der gewöhnlichen Ohnmacht und wird von der klinischen Medizin meist als Coma bezeichnet. Eine besondere Modifikation von B. findet sich beim hypnotischen (ober animalischen Magnetismus). Es handelt

sich hier um einen schlafähnlichen, aber keineswegs mit dem normalen Schlaf identischen Zustand, welcher teils durch unmittelbare seelische Einwirkungen, teils vielleicht auch durch anhaltende schwache Reizung empfindender Nerven hervorgerufen wird. Schlaf und Hypnotismus unterscheiden sich äußerlich besonders durch das Verhalten der willkürlichen Muskeln, welche bei erstem schlaf, bei letztem gespannt erscheinen. Vielleicht besteht das Wesen des Hypnotismus darin, daß die Fähigkeit verloren geht, die Aufmerksamkeit willkürlich auf innere oder äußere Vorgänge zu richten. Vgl. noch die Artikel: Ohnmacht, Scheintod, Erstickung, Schlafsucht, Delirium, Schlaftrunkenheit, Nachtwandeln, Ekstase, Narzose, Hypnotismus u. s. w.

Bewußtsein ist in der Sprache der Psychologie und der Philosophie der verhältnismäßig vieldeutige Ausdruck für diejenige Grundthatfache des geistigen Lebens, vermöge deren die Inhaltsbestimmungen und die Prozeße desselben in der Form der Vorstellung auftreten. Diese eigentümliche, auf nichts weiter zurückführbare und deshalb keiner Definition fähige Form kann nun entweder einem an sich unbewußten seelischen Zustande, resp. Vorgänge begleitend hinzutreten oder sie kann der betretenden seelischen Funktion selbst so wesentlich sein, daß dieselbe nur in bewußter Form möglich ist. Das erstere ist da der Fall, wo der ursprüngliche Erregungszustand, in welchen das seelische Wesen durch sinnliche Reize versetzt worden ist, als Empfindung, als Gefühl oder als Trieb zum B. kommen; das letztere liegt überall da vor, wo zwei oder mehrere solcher Elemente sich innerhalb des seelischen Lebens zu neuen Gebilden vereinigen, und dabei ist es das charakteristische Wesen des B.s, diese gegebenen Elemente gleichzeitig und in denselben, unteilbaren Akte von einander zu unterscheiden und mit einander in Beziehung zu setzen. Diese zugleich unterscheidende und bindende Funktion ist dem B. so wesentlich, daß auch alle jene einfachen Elemente, die zunächst nur für sich zum B. kommen, sogleich mit andern in Beziehung gesetzt und dadurch vielfach umgebildet werden, wie das in der Lehre von den Empfindungen (s. d.) und Trieben (s. d.) im besondern untersucht werden muß. Jedes fertige, seelische Gebilde kann nun die Form des B. wieder verlieren und in den unbewußten Zustand zurückfallen; wenn dann die Form des B. neu hinzutritt, so wird dieser Prozeß als Reproduktion oder Erinnerung bezeichnet. Den Prozeß, nach welchem die Inhaltsbestimmungen des seelischen Lebens sich derartig im B. ablosen, nennt man Ideenassoziation (s. d.). Die Notwendigkeit dieser Ablösung aber beruht darauf, daß im menschlichen B. nur eine beschränkte Masse von Inhaltsbestimmungen gleichzeitig vorgelegt oder, was dasselbe bedeutet, auf einander bezogen werden können. Diese Thatsache heißt die Enge des B. Dasselbe ist je nach Klasse, Bildungsgrad u. s. w. bei den verschiedenen Menschen, und je nach Alter, Disposition u. s. w. bei denselben Menschen zu verschiedenen Zeiten innerhalb gewisser Grenzen variabel. Alle diese Vorgänge vollziehen sich, soweit man schließen darf, bei dem Tiere in einer analog geistlichen Weise wie beim Menschen; immer tritt das begleitende B. zugleich in den Prozeß des beziehenden B.s ein, und man nennt diesen Vorgang die Apperception. Beim Menschen aber steigert sich derselbe von einem ge-

wissen Alter an durch das Auftreten des Selbstbewußtseins als desjenigen höchsten Apperceptionsprozesses, vermöge dessen die Inhaltsbestimmungen und die Funktionen des seelischen Lebens auf das Ich als ihren Träger und Besitzer bezogen werden. Das Selbstbewußtsein verhält sich zum B. so, daß ohne vorhergehendes B. kein Selbstbewußtsein möglich ist, daß ein des Selbstbewußtseins einmal fähig gewordenes Wesen zwar jeden Inhalt seines Lebens auf das Selbst beziehen kann, aber es nicht fortwährend wirklich thut. So „haben“ wir viele Inhaltsbestimmungen im B., ohne uns dabei unser selbst bewußt zu sein, aber doch so, daß wir jeden Augenblick uns unser selbst bewußt werden können. Diese verwidelten Verhältnisse und die mannigfachen Abhängigkeiten, in welchen sich das B. bei normalen wie bei pathologischen Zuständen von dem leiblichen Organismus befindet, sind in neuerer Zeit von vielen Seiten in fruchtbarer Weise untersucht worden; aber eine zusammenfassende und die Theorie des B.s für allgemeinste Anerkennung stellende Arbeit darüber steht noch aus. Jedes Lehrbuch der Psychologie (s. d.) gibt in seiner Weise darüber Aufschluß.

Beg (spr. Beh), fleden im Bezirk Nigle des Kantons Waadt, am Moignon, unweit des Rhône, mit (1880) 3921 meist prot. C. In der Nähe befinden sich die ansehnlichen Salzwerke von Bevier, die jährlich 20—30000 Etr. Salz liefern. Die Sole und Mutterlauge von B., die Schwefeltherme des nahen Laocy, das milde Klima (mittlere Jahrestemperatur 9° C.), die malerische und gesunde Lage, sowie die neuerdings vervielfältigten Kureinrichtungen haben B. auch als Bades- und Pensionort in Aufnahme gebracht. Auf dem Friedhofe befindet sich ein erratischer Block als Grabmal des Naturforschers und Salinenverwalters von Charpentier. Durch die rechtsufrige Rhônebahn steht B. in Verbindung mit den Städten des Genèsersees und des untern Wallis; nach Sitten fährt außerdem ein Sammelweg über den Pas de Cheuille (2036 m) am Fuße des Diablerets; nach dem Alpenthale der Ormonts der Col de la Croix (1739 m). Vgl. Rambert, „H. et ses environs“ (Lausanne 1871); Lebert, „B. als Kurort“ (Berl. 1874).

Begbach (Mittel-, Nieder- und Ober-), drei nahe beieinander liegende Dörfer im bayr. Regierungsbereich Pfalz, Bezirksamt Homburg, an der Elise, Station der Pfälzischen Ludwigsbahn (Neunkirchen-Worms), mit sehr ergiebigen Steintohlengruben und Bergbau auf Eisen, zählten 1749, 581 und 1220 C.

Bej, bei paläontologischen Namen Abkürzung für Beyrich (Heim. Enk).

Bey (türk. Titel), f. Beg.

Beyer (Guil. Friedr. von), preuß. General der Infanterie, geb. 26. Febr. 1812 zu Berlin, trat 1829 in das preuß. 19. Infanterieregiment, besuchte 1835—38 die Allgemeine Kriegsschule, wurde dann je ein Jahr zur Artillerie und zu den Pionieren kommandiert und 1811—44 im topogr. Bureau des Generalstabes verwendet. Im J. 1849 nahm B. als Divisionsadjutant am Feldzuge in Baden teil und wurde im September als Hauptmann in den Großen Generalstab versetzt. Von 1850—60 war er Mitglied des Kriegsministeriums, von 1855 ab Chef der Centralabteilung. B. wurde 1859 in den Adelsrang erhoben und 1860 zum Kommandeur de

31. Infanterieregiments, 1864 zum Kommandeur der 32. Infanteriebrigade und der preuß. Besatzungstruppen in Frankfurt a. M. ernannt. Als 1866 Preußens Aufforderung zur Neutralität von Kurheffen abgelehnt wurde, erhielt B. Befehl, mit einer hauptsächlich aus den bisherigen Bundesfestungsgarnisonen gebildeten Division in Kassel einzurücken. Der Kurfurst wurde auf Wilhelmshöhe zum Kriegsgefangenen gemacht und das Land besetzt, wobei sich B. durch seine Mäßigung und Schonung allgemeine Anerkennung erwarb. Sodann verlegte B. den Hannoveranern, welche zur Vereinigung mit den Bayern durchbrechen wollten, bei Eifenach den Weg und trat mit seiner Division in der Mainarmee unter General Vogel von Falckenstein. Auf dem Feldzuge derselben nahm B. rühmlichen Anteil. Er siegte 10. Juli bei Hammelburg, besetzte Fulda und Hanau, kämpfte 24. Juli glücklich an der Tauber, 25. bei Helmscheid und bezog 26. bei Hohenbrunn durch seinen Anmarsch gegen die Flanke des im Gefecht stehenden Feindes dieien zum Rückzuge. Nach dem Frieden wurde B. Kommandant von Frankfurt a. M. Nachdem er im Dez. 1866 zum Generalleutnant befördert worden, wurde er im Mai 1867 als Militärbevollmächtigter nach Karlsruhe entsendet und trat im Febr. 1868 mit Genehmigung des Königs als Kriegsminister in bad. Dienste, wo er die Reorganisation des Heeres nach preuß. Muster vollzog. Als 1870 der Krieg gegen Frankreich ausbrach, übernahm B. den Befehl der bad. Felddivision, die mit der württembergischen zu einem Armeekorps unter General von Werder zusammenfiel. Nach der Schlacht bei Wörth wurde er gegen Straßburg entsendet, das er zunächst einschloß. Er erkrankte indes und mußte das Kommando der Division abgeben, übernahm jedoch daselbst nach seiner Genesung 13. Okt. nochmals. Nach der Eroberung von Straßburg siegte B. mit den Bayern am Dignon und besetzte Dijon. Hiernach kehrte B. nach Karlsruhe auf seinen Posten als Kriegsminister zurück. Nach dem Frieden mit Frankreich trat B. 1871 in den preuß. Dienst zurück und wurde zum Gouverneur von Koblenz und Ehrenbreitstein, 22. März 1873 zum General der Infanterie befördert und vier Jahre darauf zum Chef des niederbhein. Jägerregiments Nr. 39 ernannt. Im J. 1879 vertrat B. zwei Monate hindurch den kommandierenden General des 8. Armeekorps von Coblenz und wurde gegen Ende 1880 zur Disposition gestellt. B. lebt seitdem zu Berlin.

Beyggvir, in der nordischen Mythologie Dämon des Fleg und Gemahl der Völg, welche ebenfalls unter die Dienstleute des Fleg gerechnet wird. Er bedient die Götter bei ihren Gelagen, wird aber vom Loki als Feig bezeichnet.

Beyle (Marie Henri), franz. Schriftsteller, unter dem Pseudonym de Stenhal bekannt, geb. 23. Jan. 1783 zu Grenoble, widmete sich seit 1799 in Paris anfangs unter Regnault der Malerei, erhielt aber bald eine Anstellung im Bureau des Gouverneurs der Lombardie, die er nach kurzer Zeit mit einer Offiziersstelle in der Armee vertauschte. Als Adjutant des Generals Michoud machte er die Feldzüge in Italien mit, nahm nach dem Frieden von Amiens seine Entlassung, gelangte 1810 als Auditor in den Staatsrat und wurde bald darauf zum Inspektor des kaiserl. Mobilars und der Kronegebäude ernannt. Im Feldzuge von 1812 begleitete er das franz. Heer nach Rußland. Nach dem Sturze des

Kaisers wandte sich B. nach Mailand, um der Kunst und Wissenschaft zu leben. Von den Österreichern 1821 ausgewiesen, lebte er sodann in Paris, bis er nach der Julirevolution zum franz. Generalkonsul in Triest ernannt wurde. Da ihm jedoch das österr. Kabinett das Cezequatur verweigerte, ging er in gleicher Eigenschaft nach Livorno-Beschia. Er starb zu Paris 23. März 1842. Die ersten Früchte seiner ästhetisch-kritischen und kunsthistor. Studien waren die «Lettres sur Haydn» (1814) und «Vie de Haydn, Mozart et Métaastase» (1817), die er unter dem Namen Bombet herausgab. Für sein gediegenstes Werk in dieser Richtung gilt «Vie de Rossini» (2 Bde., Par. 1823), neben welchem noch «Racine et Shakespeare» (Par. 1825), eine interessante Skizze, die besonders von der Romantischen Schule lebhaft begrüßt wurde, und «Del romanticismo nelle arti» (Flor. 1819) hervorzuheben sind. Die Reiseitgen «Rome, Naples et Florence» (1817; 3. Aufl. 1826) und «Promenades dans Rome» (2 Bde., 1829; neueste Ausg. 1873) gehören zu den geistreichsten Büchern über Italien. Unter seinen Romanen erregte «Le Rouge et le Noir» (2 Bde., 1830; 6 Bde., 1831) das größte Aufsehen. Im «La Chartreuse de Parme» (2 Bde., 1839—46) gibt er eine ausgiebende Schilderung des Lebens an einem kleinen ital. Hofe. Eine Gesamtausgabe von B.s Werken (18 Bde., Par. 1855—56) sowie eine Ausgabe der «Correspondance inédites» (2 Bde., 1857) hat Prosper Mérimée besorgt. Vgl. Paton, «Henry B., a critical and biographical study» (Lond. 1874).

Beyme (Karl Friedr., Graf von), preuß. Staatsmann und Minister, geb. 10. Juli 1765 zu Königsberg in der Neumark als der Sohn eines Feldchirurgen, studierte die Rechte zu Halle und wurde allmählich im Justizfache bis zum Kammergerichtsrat befördert. Nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III. wurde er herangezogen, um bei den neuen Reformen mit thätig zu sein, und als 1800 der Geh. Rabinetsrat Wendt sich zurückzog, zu dessen Nachfolger im Kabinett ernannt. Die wichtigsten Entscheidungen gingen zu jener Zeit nicht von den Ministern, sondern vom Kabinett aus, und B.s Stellung war deshalb eine überaus einflußreiche. Sein klarer und überzeugender Vortrag gewann ihm das Vertrauen des Königs. Weder Stein noch Hardenberg liebten ihn, zum Teil wegen seiner persönlichen Schroffheit und seiner Abneigung gegen den Adel, jedenfalls aber auch wegen der dominierenden Stellung des Kabinetts dem Ministerium gegenüber. Nach dem Abtritt Hardenbergs wurde B. Ende 1808 zum Großkanzler im Justizministerium ernannt, nachdem er seit 1807 als Präsident des Kammergerichts fungiert hatte. Auch in Beziehung auf diese letztere Stellung ist er vielfach getadelt worden. Er trat oft dem Gange der Justiz hemmend in den Weg, nahm die Beamten übermäßig in Schutz und widerlegte sich allen wesentlichen Verbesserungen in seinem Ressort. Nach dem Wiedereintritt Hardenbergs in die Regierung nahm B. 1810 seine Entlassung, fungierte in der Folge eine Zeit lang als Civilgouverneur von Pommern und trat erst 1814 wieder in den regelmäßigen Dienst als Mitglied des Staatsrats für Justizsachen. Bald darauf wurde er Chef der Kommission zur Prüfung der Justizverwaltung; daneben hatte er Sitz und Stimme im Staatsministerium. Obwohl er lange Zeit den ihm vom König angebotenen Adel

ausschlug, wurde er dennoch 1816 in den Grafenstand erhoben. Nachdem er 1819 zugleich mit den Ministern Bogen und W. von Humboldt aus dem Staatsdienst getreten war, weil er der wachsenden Reaktion nicht mehr Einhalt thun konnte, lebte er zurückgezogen auf seinem Schloß Steglitz bei Berlin, wo er 8. Dez. 1838 starb.

Beurich (Herd.), chem. Techniker, wurde 25. Nov. 1812 in Berlin geboren, widmete sich der Pharmacie, etablierte sich 1838 in Berlin als Apotheker, wandte aber später sein Interesse der Photographie und speziell der Fabrikation photographischer Chemikalien für den damals im Aufschwunge begriffenen und rasch zur Herrschaft gelangenden Kolloidumprozeß zu, dessen Bedarfsartikel bis dahin fast ausschließlich von Frankreich geliefert wurden. B. wurde dadurch der Begründer der jetzt blühenden photographisch-chem. Industrie Deutschlands. Später kultivierte er die Fabrikation aller photographischen Utensilien und zog sich 1861 gänzlich von der Pharmacie zurück. Besondere Verdienste erwarb er sich durch Mitbegründung des photographischen Vereins (1864) und des Vereins zur Förderung der Photographie in Berlin (1869). Er starb 29. Aug. 1869 zu Berlin.

Beurich (Heinr. Ernst), namhafter Geolog und Paläontolog, Bruder des vorigen, geb. 31. Aug. 1815 zu Berlin, fungiert als Professor der Geologie an der Universität daselbst; gleichzeitig ist er Vize-director der Preussischen Geologischen Landesanstalt. In seiner Stellung als akademischer Lehrer hat er sich viele Verdienste um die Belebung der exakten geol. Forschungen im Sinne und Geiste Leopold von Buch erworben. Auch ist unter seiner wissenschaftlichen Leitung die »Geologische Karte von Preußen und den thüring. Staaten« (im Maßstabe 1:25 000 in der Ausführung begriffen. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind hervorzuheben: »Beiträge zur Kenntniss der Vereisungen des rhein. Übergangsgebirgs« (Berl. 1837), »Über einige böhm. Trilobiten« (Berl. 1845), »Untersuchungen über die Trilobiten« (Berl. 1846), »Conchilien des norddeutschen Tertiärgebirgs« (6 Hefte, Berl. 1853—57), »Über die Crinoiden des Muschelstalls« (Berl. 1857), »Über einige Cephalopoden aus dem Muschelstall der Alpen und über verwandte Arten« (Berl. 1867). Außerdem veröffentlichte B. eine Reihe von geol. Abhandlungen in Poggenbörss »Annalen«, in Hartens »Archiv«, in den »Monatsberichten der Akademie der Wissenschaften« sowie in der »Zeitschrift der Deutschen Geologischen Gesellschaft«.

Beuschlag (Joh. Heinr. Christoph Willibald), prot. Theolog, geb. zu Frankfurt a. M. 5. Sept. 1823, besuchte das dortige Gymnasium, studierte 1840—44 zu Bonn und Berlin Theologie, lebte darauf mehrere Jahre in seiner Vaterstadt und wurde nach kurzem Vikariat zu Stolzen 1850 als Hilfs- und Anhaltspfarrrer nach Trier berufen. Hier wirkte er zugleich als Religionslehrer sowie als Begründer und Leiter einer höheren Töchter-schule, und schrieb »Coang. Beiträge zu den alten und neuen Geprüchen (des Generals von Radowski) über Staat und Kirche« (Berl. 1852). Im J. 1856 als Hofprediger nach Karlsruhe berufen, nahm B. als Vorkämpfer des Kirchenregiments gegen die liberale Agitation an dem 1858 wegen Einführung der neuen Agenda ausbrechenden bad. Kirchenstreit lebhaften Anteil. Hier setzte er auch

seinem jüngern Bruder Franz ein Denkmal in der Schrift: »Aus dem Leben eines Irthümlichen« (2 The., Berl. 1859; 5. Aufl., Halle 1879). Im J. 1860 wurde B. als Professor der praktischen Theologie an die Universität Halle berufen. In dieser Stellung schrieb er eine Reihe von Abhandlungen in den »Studien und Kritiken« und gab mehrere Predigtsammlungen heraus. Auf dem Kirchentag zu Altenburg 1864 hielt B. einen Vortrag über die Frage: »Welchen Gewinn hat die evang. Kirche aus den neuesten Verhandlungen über das Leben Jesu?« (Berl. 1864). Zur Rechtfertigung der darin ausgesprochenen Zeugnung der Gottheit Christi schrieb B. die »Christologie des Neuen Testaments« (Berl. 1866). Als seit 1873 die synodale Verfassung der altpreuss. Landeskirche ins Leben getreten war, begründete B. mit mehreren halleischen Freunden und besonders mit dem Oberkonsistorialrath von der Goltz die große Mittelpartei, durch deren Unterstützung auf der außerordentlichen Generalversammlung von 1875, der B. als Vertreter der halleischen Fakultät angehörte, das Verfassungswerk im Sinne der Regierung vollendet wurde. Nach der Synode gründete B. mit Wolters die Monatschrift: »Deutsch-evang. Blätter«. Von B.s Schriften sind noch zu nennen: »A. J. Rühn, eine Lichtgestalt der neuen Kirchen Geschichte« (Berl. 1872), »Zur Erinnerung an D. Albrecht Wolters« (Halle 1879), »Zur deutsch-christl. Bildung« (Halle 1880), eine Sammlung populär-theol. Vorträge.

Beza (Theodore), eigentlich de Beze, schweiz. und nach Calvin Haupt der reform. Kirche zu Gen. geb. 24. Juni 1519 zu Pexelau, stammte aus einem alten burgund. Adelsgeschlecht, ward aus Betrug seines Oheims, Claudius von Beze, Abt des Cistercienserklosters zu Troimont, 1528 dem benedictinischen Melchior Wolmar zur Erziehung übergeben und von diesem nicht bloß in die lat. und griech. Literatur, sondern zugleich in die Grundzüge einer echt evang. Frömmigkeit eingeführt. Wolmar wählte 1534 als kirchlicher Erneuter Frankreich verlassen, und B. bezog 1535 die Universität zu Orléans, um die Rechte zu studieren. Im J. 1539 ging B. nach Paris, um seine juristische Thätigkeit zu beginnen. Im Besitz reicher Vorräthe, zugleich durch die Herausgabe seiner »Juvenilia« als Humanist und Dichter berühmt, sah sich B. am Eingang eines glänzenden Laufbahn, als ihm in einer schweren Krankheit die Erkenntnis des Heils in Christo aufging. Er beschloß, alles hinter sich zu lassen und sich ganz dem Dienst der reform. Kirche zu widmen. Im J. 1548 traf er in Genf ein und übernahm 1549 eine Professur der griech. Sprache an der Akademie zu Lausanne. Während der 10-jährigen Verwaltung dieses Amtes schrieb B. gegen den berüchtigten Ketzerthier Peter Dige die ausgezeichnete Spottschrift »Passavantius«, mehrere hominatische Bearbeitungen alttestamentlicher Geschichten, von denen das »Sacrificium d'Abraham« das wichtigste, und vor allem eine Übersetzung der Psalmen, welche in den franz. reform. Gottesdiensten allgemein gesungen wurden. Auch las er über 20 Briefe an die Römer und die Briefe Petri und theilte sich an den kirchlichen Kämpfen durch seine Verteidigung d. calvinischen Prädestinationslehre gegen Volser und der Verbrennung Servetus. Dies berief ihn das Vertrauen der Genfer, neben Amy in eine Gesandtschaft, welche die großen Kantone der Schweiz und die evang. Fürsten Deutschlands

bestimmen sollte, der franz. Regierung Vorstellungen zu machen zu Gunsten der bedrohten Waldenser in Piemont und der verfolgten Brüder in Paris. Beide Reisen benutzte B., um in Deutschland für eine Union der Evangelischen zu wirken.

Im J. 1569 schickte B. als Prediger und Protector der Theologie nach Genf über, und verließ die Stadt nur auf 22 Monate, als es den Anschein gewann, daß in Frankreich der Protestantismus den Sieg davontragen werde. Dem König Anton von Navarra entwickelte B. auf dem Schlosse Nerac die prot. Grundzüge, war auf den Religionsgesprächen zu Poissy (Aug. 1561) und zu St. Germain (Jan. 1562) der Sprecher der Reformierten und wirkte durch Mundschreiben und Reisen voll Eifer für die Sache der Hugenotten, bis durch das von Condé angenommene Pacificationsedict vom 12. März 1563 ihre Niederlage entschieden war. Darauf lehrte B. nach Genf zurück und nach Calvins Tode 1564 dessen Nachfolger in der Leitung der genfer Kirche. Er leitete die Synoden der franz. Reformierten zu Rochelle 1571 und zu Nîmes 1572, wo er sich Morels Antrag auf Änderung der Kirchengrundsätze widerlegte und den Beschluß durchsetzte, daß im Abendmahl der Leib Christi seiner Substanz noch empfangen werde, ging 1574 in Geschäften des Prinzen Condé an den pästl. Hof und maß sich 1586 bei dem Religionsgespräch zu Bompelgarn den würtemt. Theologen, besonders mit Joh. Andrä. Das von den Jesuiten verbreitete Gerücht, er sei zum Katholicismus zurückgekehrt, widerlegte er in einem Buchst. voll jugendlichen Feuers und wies die Verurtheile des heil. Franz von Sales, ihn zu belehren, sowie die lodenden Anerbietungen des Papstes handhaft zurück. Noch 1600 begrüßte er im genfer Gorbiete den König Heinrich IV. B. starb 13. Oct. 1605.

Durch entschiedenes Eingehen in die strengen Grundzüge Calvins, in dessen Geiste er der genfer Kirche kräftig und thätig vorstand, hatte B. sich zum Haupt seiner Partei emporgeschwungen und vierzig volle Jahre das hohe Ansehen eines Patriarchen genossen, ohne dessen Zustimmung kein wichtiger Schritt geschah. Im Einklang, Dauer und Festigkeit in seiner Kirche zu erhalten, apostrophierte er seine eigenen Meinungen den einmal angenommenen Calvins auf und leistete ihr durch seine vielseitige Gesehramtheit, seinen beharrlichen Eifer, seinen gewandten Geist, seine glänzende Beredsamkeit und selbst durch den Einfluß seiner Persönlichkeit die wichtigsten Dienste. Er verteidigte ihre Lehren mit geübter Kunst, Bestimmtheit und gewaltigem Feuer, oft auch mit eindringender Schärfe und Dürftigkeit. Unter seinen vielen Schriften zählt man noch jetzt die exegetischen und eine « Geschichte der Reformierten in Frankreich von 1521—63 », welche auf gründlichen Forschungen beruht, die aber, da sie ohne Namen erschienen ist, von vielen nicht für sein Werk erachtet wird. Sein Briefwechsel mit Calvin befindet sich in der Bibliothek zu Gotha. Bgl. Schloffer, « Leben des Theod. de B. und des Pet. Mart. Vermili » (Heidelberg 1809); Baum, « Theod. B. » (2 Bde., Ept. 1843—51); Hepppe, « Theod. B., Leben und ausgewählte Schriften » (Altenb. 1861).

Bestän, Marktsteden im Komitat Vács-Bodrog in Ungarn, zählt (1880) 7715 E., Wagporen, die namentlich den Hanf- und Kartoffelbau schwungvoll betreiben. B. ist Landungsplatz für die Donau-dampfschiffe.

Bejetten, Bejetta, Tournefort-Läppchen, sind mit Farbstoffen verschiedener Art imprägnirte Feinwandläppchen, welche vorzugsweise zum Schminken benutzt werden. Besonders geschätzt sind die blauen B., welche in Gallarzen bei Nîmes hergeteilt werden, indem man Leinwandläppchen im Saft von Chrysosphaera tinctoria trankt und diese dann so lange dem Dampfe von faulem Pferdemiß aussetzt, bis sich die richtige Farbe entwickelt hat; zur Verschönerung der Farbe werden sie dann nochmals in mit Urin verednetem Saft der Pflanze getränkt und endlich getrocknet.

Die roten B. (auch Rojeztu oder Schminl-Läppchen genannt) waren ursprünglich die feinen Creponläppchen, auf welchen bei der Bereitung des Karmuns dieser getrocknet worden war. Jetzt werden dieselben meist eigens aus Crepon oder seiner holländischer Feinwand dargestellt und mit Cochenille gefärbt. Sie dienen zum Schminken, zur Färbung von Liqueuren, Konfitüren u. s. w.

Betters (Bettorae), Hauptstadt eines Arrondissements und früher Bisthofsitz im franz. Depart. Herault, im Pangeboc, unweit des Mitteländischen Meers und an der Linie Vorderen-Cette der Südbahn, welche hier von der Gerautbahn getrennt wird, liegt in einer außerordentlich idyllischen, zugleich fruchtbaren, trefflich angebauten und geundenen Gegend am Rästlichst. Ort, unfern von dessen Vereinigung mit dem Canal du Midi. Die Stadt hat ein Tribunal erster Instanz, ein Handelsgericht, ein Kommunal-College, eine ökonomische und eine archäol. Gesellschaft (früher eine Akademie der Wissenschaften und Künste, die 1723 gestiftet war), eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, ein Theater, eine Kathedrale und eine mit Türmen versehene Mauermauer aus alter Zeit und zählt (1881) 42135 E., welche Wollspinnerien, Seiden- und Wollmanufakturen, Brantwein- und Spiritusbrennereien, Weinkeln, Gränspan-, Weinestig- und viele andere Fabriken unterhalten und vorzüglich Weinbau und ansehnlichen Handel mit Getreide, Kapern, Honig, Mandeln, Seide, Öl u. s. w. treiben. B. ist das Bettarrae der gall. Tectosagen, wird als röm. Kolonie und Station der siedenden Legion Bettarrae Septimanorum genannt und hat unter andern Altstätten noch Überreste eines röm. Amphitheaters aufzuweisen. Es blühte besonders im 4. Jahrh., wurde im folgenden von den Westgoten erobert und zweimal fast ganz zerstört. Die fränk. Grafen von Septimanien, welche in B. residirten, machten sich im 10. Jahrh. unabhängig und stellten sich später unter die Grafen von Barcelona, welche ihnen auch die Grafschaft Carcassonne zu Lehn gaben. In den Albigenserkriegen wurde B., die Hauptstadt Rogers, des Königs Raimunds VI. von Toulouse, von dem Kreuzheere unter dem Legaten Milo und dem Eifererherzabt Arnold 22. Juli 1209 erkrant, dabei 7000 E. in der Magdalenenkirche verbrant und 20000 ermordet. Im Frieden von 1229 kamen die Länder des Vizegrafen von B., Carcassonne und Milo, an die Krone Frankreich. Die Festungswerke wurden 1633 gesehafft.

Bezifferung (auch Generalbaschrift, Signatur oder Tabulatur) nennt man die Andeutung des harmonischen Inhalts eines Tonstücks mittels Zahlen und anderer Zeichen über oder unter den Noten des Basses behufs der Begleitung auf Tasteninstrumenten (Klavier und Orgel). Die B. besteht darin, daß man die Intervallen desjenigen

Accords, den sich der Tonseher bei dieser oder jener Note des Basses gedacht hat, ohne ihn in Noten hinzuschreiben, mittels der sie bezeichnenden Zahlen anschaulich macht. Das ganze Verfahren ist wesentlich eine Abkürzung der Notenschrift und zur leichteren Übersicht des Begleiters erfunden. — Beim elementaren Singunterricht werden mitunter ebenfalls Ziffern gebraucht, um die Notentennits zu umgehen.

Bézique, auch *Bézigue* geschrieben, ein im 18. Jahrh. am franz. Hofe sehr beliebt gewesenes Kartenspiel, welches später außer Gebrauch gekommen ist, jedoch um 1870 in England wieder in Aufnahme kam und wenige Jahre danach von dort aus in Deutschland Verbreitung gefunden hat. Am zweckmäßigsten wird B. von zwei Personen gespielt und zwar mit zwei Biqueispielen, welche untereinander gemischt sind. Jeder Spieler erhält zunächst acht Karten; die folgende Karte wird offen hingelegt und bezeichnet die Trumpffarbe. Nach jedem Stich nimmt jeder Spieler eine von den noch nicht verteilten Karten. Wer in seinen Karten gleichzeitig die Biquebame und den Carreaububen besitzt, sagt B. an und legt dafür 40 an; wer zwei Biquebamen und zwei Carreaububen gleichzeitig besitzt, legt für double B. 500, den bei diesem Spiele höchsten Gewinn, an. Auch andere Kartenzusammenstellungen bringen dem Besizer besondern Gewinn, und zwar Sequens 250, vier Asse 100, vier Könige 80, vier Königinnen 60, vier Buben 40, König mit Königin in der Trumpffarbe 40 und in jeder andern Farbe 20, sieben Trümpe 10, jedes As mit der Zehn 10, der letzte Stich 10, Trümpeispielen, wenn dieselbe ausgespielt oder zum Eintauschen des aufgelegten Trümpeis verwendet wird, ebenfalls 10. Zum Anlegen der Zahlenwerte bedient man sich gewöhnlich kleiner Tafelchen, Béziqueregister genannt, welche durch Stellung dreier Zeiger auf uhrartig eingetheilten Zifferblättern den Betrag des Gewinns nach Zehnern, Hunderten und Tausendern bezeichnen. Auf der Rückseite dieser Tafelchen, deren jeder Spieler eins bedarf, ist eine Übersicht der Werte der verschiedenen gewinnbringenden Kartenzusammenstellungen angebracht.

Bezirk bedeutet wörtlich das von einer Kreislinie umschlossene, ein bestimmtes Gebiet, z. B. Stadtbezirk, Jagdbezirk. Bei der politischen Einteilung des Staates wird der Ausdruck B. mehrfach für ein bestimmtes Verwaltungs- oder Gerichtsbiet gebraucht, daher die Ausdrücke: Regierungsbezirk, Amtsbezirk, Bezirksgericht u. f. w.

Bezirk (milit.). Das Gebiet des Deutschen Reichs wird in militärischer Hinsicht in 17 Armeekorpsbezirke eingeteilt; jeder Armeekorpsbezirk bildet einen besondern Ersatzbezirk, das Großherzogtum Hessen einen solchen für sich. Jeder Ersatzbezirk zerfällt in vier, das Großherzogtum Hessen in zwei Infanteriebrigadenbezirke; jeder der letztern besteht aus den B. der zugehörigen Landwehrbataillone. Die 275 Landwehrbataillonsbezirke sind in Rücksicht auf die Ersatzanforderungen in Aushebungsbezirke eingeteilt, deren Umfang und Größe von der Einteilung in Civilverwaltungsbezirke abhängt. In den Staaten mit Kreiseinteilung bildet in der Regel jeder Kreis einen Aushebungsbezirk, in den andern Staaten werden die Aushebungsbezirke dergestalt gebildet, daß sie in der Regel nicht weniger als 30 000 und nicht mehr als 70 000 E. umfassen.

Bezirksrat, f. unter Provinzialordnung.

Bezirksverwaltungsgericht, f. unter Verwaltungssachen.

Bezjaten, jest Spottnamen für die Kroaten um Agram (das serb. Kroat. Wort bezjak heißt Zolpel), was früher Benennung südslav. Stämme; so kommen in den Vorreden der kroat. prot. Bibelübersetzung von Georg Dalmatin und Stepan Consul (in den sechziger Jahren des 16. Jahrh.) neben Kroaten, Dalmatinern u. f. w. auch B. vor, mit welcher Bezeichnung, wie es scheint, ein Teil der heutigen Slowenen oder Provinzialkroaten gemeint ist. Die italienisch redenden Bewohner des Landes am untern Isonzo in der Grafschaft Görz nennen sich Bizzati.

Bezoarsteine heißen rindliche, verschiedenartig gefärbte, aus mehreren schaligen Lagen bestehende Konkretionen, die sich in dem Darms verdienender Tiere, besonders der Bezoarziegen, einiger Wapden, des Guanaco und Vicogne u. f. w. bilden. Sie haben sehr verschiedene Zusammensetzung, manche bestehen aus Kalk und Magnesiumsalzen, Phosphaten oder Oxalaten, andere aus organischen Substanzen, Lithojellinsäure oder Ellagsäure, wozu andere sind durch irgend ein Bindemittel verklebt Haare oder Faserstoffe. Man teilt sie in gemeine, in occidentalisches und in orientalisches ein. Die orientalischen, welche für die kostbarsten gehalten werden, haben eine sehr glatte und glänzende Oberfläche, eine schwärzlichgrüne, grüne oder blaue Farbe und sehr dünne und zarte Lagen, sie fast wie die Schalen der Zwiebeln übereinander liegen. Die Alten legten den B. allerlei wunderbare Heilkräfte bei. Jetzt weiß man, daß sich in den meisten pflanzenfressenden Säugetieren solche Konkretionen im Magen und Winddarm bilden können, sowie, daß ihre Bildung von der Natur der Tiere abhängt. So kommen z. B. bei Kallipferden sehr häufig dergleichen Steine vor und erreichen zuweilen eine außerordentliche Größe. Als Heilmittel lassen sich die B. nicht verwerten.

Bezoarwurzel, auch Gistwurzel, war die Bezeichnung, unter welcher sonst der gewürzhaft bitter schmeckende Wurzelstock von *Dorstenia Contrayerva* L. in den Handel kam.

Bezogener oder Trassat heißt im Wechselhandel derjenige, welcher nach der Absicht des Ausstellers den Wechsel bezahlen soll, an den daher der Wechselbrief gerichtet ist.

Bge., bei botan. Namen Abkürzung für Bay (Alexander von).

Bhagalpur, f. Bhagalpur.

Bhagavad-Gitā (b. h. die von der Gottheit gesungenen Offenbarungen) ist der Titel eines ved. philosoph. Lehrbuchs, das als Epiloge in der sechsten Buch des großen ind. Epos Mahābhārata (f. d.) verflochten ist. Die beiden feindlichen Heere der naher verwandten Kuruiden und Panduiden hergerüstet in Schlachtlage sich gegenüber, die Truppen geben das Zeichen zum Beginn des Kampfs und der Panduide Arjuna bezieht seinen Kampfplatz, den die Gottheit selbst in der menschlichen Gestalt des Krisna als Wagenlenker fährt. Aber Arjuna im feindlichen Heere seine Vermahnungen, die Freunde seiner Jugend und seine Lehrer erblickt, zögert er, sich in den Kampf zu stürzen, so dem Zweifel gewallt, ob es, um eines irdischen Teils willen, wie hier die Wiedereroberung des politischen Reichs, erlaubt sei, die geheiligten Sagen des ganzen Staatsorganismus zu verletzen. Hier

jetzt nun Krishna ihm in einer Reihe von 18 Gesängen die Notwendigkeit des Handelns, unbekümmert um den Erfolg, auseinander, woraus sich im weitem Verlaufe des Gesprächs ein vollständiges System ind. Religionsphilosophie entwickelt, in welchem mit ebenso vieler Klarheit der Gedanken als Eleganz der Darstellung die höchsten Probleme des menschlichen Geistes zu lösen versucht wird. Mann und von wem das Gedicht verfaßt wurde, läßt sich bis jetzt nicht genau bestimmen. Doch kann es nicht in die Zeit der ersten Versuche des philosophisierenden Geistes der Indier gesetzt werden, vielmehr ist es elklischer Natur und setzt philos. Schulen voraus. Wahrscheinlich fällt seine Abfassung in die ersten Jahrhunderte nach Christo. In Indien genießt das Werk ein unbedingtes Ansehen und ist daher auch oft kommentiert (der beste Kommentar von Sridhara-Sodamin erschien Kalkutta 1832) und in die verschiedenen Sprachen Indiens übersetzt worden. Die besten Ausgaben des Sanskrittextes lieferten A. W. von Schlegel (2. Aufl., Bonn 1846) und Thomson (Hertford 1855); der letztere auch eine engl. Übersetzung (Hertford 1855); in das Deutsche wurde das Gedicht überetzt und kommentiert von Leiper (Lpz. 1834), Lorinser (Bresl. 1869) und Vorberger (Berl. 1870). In geistreicher Weise hat W. von Humboldt den philos. Gehalt des Gedichts dargestellt in einer Abhandlung «Über die unter dem Namen B. bekannte Episode des Mahābhārata» (Berl. 1827).

Bhagelpur, eigentlich Bhagela pur (engl. Bhagulpore geschrieben), die unter 25° 11' nördl. Br. und 87° östl. L. (von Greenwich) auf dem rechten Ufer des Ganges gelegene Hauptstadt des Distrikts B. (11 054 qkm mit 1826 290 G.) und der gleichnamigen Division (52 958 qkm mit 7 289 784 G.) der indo-brit. Lieutenant-Gouverneurchaft Bengalen, ein unansehnlicher Ort mit 69 678 G., von denen ein Viertel Mohammedaner sind. B. hat mehrere Bazars, verschiedene Tempel, einige Moscheen, eine latb. Kapelle, eine Kavallerielaserne u. f. w. Die hervorstechendsten Gebäude sind die Wohnhäuser der engl. Beamten und anderer Europäer. Vor der Stadt befinden sich zwei Monumente zur Erinnerung an den Engländer Cleveland, welcher sich 1780—84 als Oberichter und Magistrat große Verdienste um diesen Distrikt erwarb, das eine von der Ostindischen Kompagnie, das andere, in der Gestalt einer Pagode, von der eingeborenen Bevölkerung errichtet. Erwähnungswert sind auch noch zwei runde, 22 m hohe Türme, sog. Vreethra, wie sie in Afghanistan, Persien und Syrien gefunden werden und deren Erbauer sowohl als die Zeit und der Zweck ihrer Erbauung gänzlich unbekannt sind. Einige vermuten, daß B., nicht aber Saga (die Hauptstadt des Distrikts Bihar) das alte Palaliputra oder Padmanati, das Patibotra der Griechen, die Hauptstadt des alten Reichs Nagadha gewesen sei.

Bhagirati, Quellstrom des Ganges (s. d.).

Bhamo, Stadt in Birma, s. Bamo.

Bhandara, ein Distrikt der zu dem Chef-Kommissariat (Chief-Commissionership) «Centralprovinzen» der brit.-ind. Präsidentschaft Bengalen gehörenden Division Nagpur, nördlich von dem Distrikt Seoni, östlich vom Distrikt Balaghat, südlich vom Distrikt Chanda und westlich vom Distrikt Nagpur begrenzt, zählt (1872) auf 10 158 qkm 564 813 G. Der mit dem Distrikt gleichnamige Hauptort Bhandara liegt unter 21° 11' nördl. Br. und

79° 41' östl. L. (von Greenwich), 260 m hoch auf dem rechten Ufer des Flusses Wainganga. Der Ort selbst ist unbedeutend und zählt 11 433 G., hat aber einen aus der Umgegend lebhaft besuchten Bazar.

Bharavi, geschähter ind. Dichter aus der spätern Zeit der Kunstpoesie (ebenfalls vor dem J. 1000 n. Chr.), Verfasser des berühmten Epos «Kirātār-juniya» (der Kampf Ardichunnas mit dem Kiraten), dessen Stoff frei nach dem «Mahābhārata» bearbeitet ist. Die beiden ersten Gesänge dieses Gedichts sind von C. Schäg (Bielef. 1845) überetzt und mit einer Einleitung versehen worden, welche eine Analyse des Ganzen gibt.

Bhartrihari, s. Bhurtpur.

Bhartrihari ist der Name eines berühmten ind. Spruchdichters, von dessen Lebensumständen nichts Genaueres bekannt ist. Die Sage macht ihn zum Bruder des Königs Vikramāditya und berichtet von ihm, daß er seine Jugend wild und ausschweifend zugebracht, in spätern Jahren aber als Einsiedler dem asketischen Leben sich gewidmet habe. Seinen Namen trägt eine Sammlung von 300 Sprüchen, die er entweder wirklich verfaßt hat, oder die, was wahrscheinlicher, eine Anthologie ist, welche nach ind. Sitte einer im Volke durch Sagen und Märchen bekannten Person zugeschrieben wurde. In diesen Sprüchen wechseln anmutige Schilderungen der Natur und reizende Bilder der Liebe mit klugen Bemerkungen über allerlei Verhältnisse des Lebens und tiefinnigen Gedanken über die Gottheit und Unsterblichkeit der Seele. Die in vollendet schöner Form abgefaßten Sprüche gab kritisch heraus von Bohlen (Berl. 1833; dazu «Varia locutiones», Berl. 1850). Derselbe lieferte auch eine gelungene metrische Übersetzung (Hamb. 1835). Die neueste kritische Ausgabe mit Schollen erschien in Bombay (1874); sämtliche Sprüche in berichtigtem Texte und treuer Übersetzung finden sich in Böhlings «Indischen Sprüchen» (2. Aufl., 3 Bde., Petersth. 1870). B. ist der erste ind. Schriftsteller, welcher in Europa bekannt wurde, indem der Missionar Abraham Roger 200 Sprüche desselben in seinem gelehrten Werke «Offene Thür zum verborgenen Heidentum» (Mün. 1653) absetzte, von denen namentlich Herder in den «Zerstreuten Blättern» viele nachgebildet hat.

Bhaskara, berühmter ind. Astronom und Mathematiker aus dem 12. Jahrh. n. Chr., Verfasser des Lehrbuchs «Siddhāntasikramani» (herausgegeben zu Venare 1856).

Bhat, eine eigentümliche, erbliche, eine Art Kaste bildende Genossenschaft von Varden in der Westhälfte von Vorderindien, namentlich in den Ländern, welche früher zu Guzerate gehörten. Hauptsächlich unter der radikalpustischen Bevölkerung daselbst stehen die B. nebst den ihnen nahe verwandten Charuns in großem Ansehen und üben wesentlichen Einfluß aus. Am angesehensten sind jedoch die Letztern. Beide rühmen sich göttlichen Uprungs. Die B. sind Märchenzähler, herumziehende Varden, Aufbehalter der Volksgesagen und Familienfabriktionen, mitunter auch Gaukler, Wabrigier u. f. w. Diejenigen Häuptlinge und andere Vornehme, welche sich streigebig gegen sie zeigen, werden von ihnen in Liedern gerietelt, während sie auf solche, von denen sie sich vernachlässigt glauben, Satiren machen und verbreiten, die sich meistens auf unechte Geburt und daher hamende niedrige Gefinnung der betreffenden Personen beziehen. Mitunter, wenn ein B. sich besonders empfindlich durch einen Häuptling

gefränkt fählt, besetztigt er das Bildnis desselben, zugleich aber auch einen alten Schuh oben an einer Stange und zieht hiermit von Dorf zu Dorf, allenthalben Spott- und Schmählieder auf jenen vortragend, bis dieser selbst oder die Auserwählten desselben den B. durch reiche Geschenke versöhnen. Einen B. zu töten gilt für das allerchwerste, auf keine Weise zu sühnende Verbrechen.

Bhatgung, bedeutende Stadt in dem selbständigen Staate Nepal in Ostindien in dem sibil. Abhänge des Himalaja, liegt unter 27° 37' nördl. Br. und 85° 22' östl. L. (von Greenwich) und ist Lieblingssaufenthalt der in diesem Lande lebenden Brahmanen. B. ist gut gebaut und die Straßen sind reinlicher als die der Hauptstadt Kathmandu. Der Palast, eine Anzahl von Tempeln und andern stattlichen Gebäuden geben dieser Stadt ein ungleich imponirendes Aussehen, als Kathmandu besitzt.

Bhatti, ind. Dichter aus dem 6. oder 7. Jahrh. n. Chr. Verfasser des Kuntos «Bhattidhaya», dessen Stoff der Geschichte Namas entlehnt ist. Gesang 1—5 find ins Deutsche übersetzt von E. Schuy (Dielef. 1837).

Bhavadbhakti, berühmter ind. Dramendichter aus dem 8. Jahrh. n. Chr., von dem drei Stücke erhalten sind: «Mālatīmāhātmya» (ein Liebesdrama), «Mādhavīracarita» und «Uttarāramācarita», welche die Abenteuer des Nama zum Gegenstande haben. Nur das zweite dieser Dramen ist in Europa herausgegeben worden (von Trillich, Lond. 1848); die beiden andern liegen erst in ind. Ausgaben vor. Doch gibt es bereits Übersetzungen von allen drei Dramen in europ. Sprachen, und zwar eine des ersten von Wilson in den «Select specimens of the theatre of the Hindus» (Vb. 2, 3. Aufl., Lond. 1871), deutsch von Wolff in «Theater der Hindus» (Weim. 1828 u. 1831); des zweiten von Rode (Lyon 1880), des dritten von Pickford (Lond. 1871). B. ist gekünstelter und nicht so elegant als Kalidasa, übertrifft diesen aber an dramatischem Schwung und schärferer Charakteristik der Personen.

Bhawalspur, Basaltengraat in Britisch-Indien, s. Bahawalpur.

Bhels, ein Volkstamm in Ostindien, der mit vieler Wahrscheinlichkeit für einen Überrest der Urbewölkerung des weisl. Theils der vorderind. Halbinsel vor der arischen Einnahme gehalten wird. Hauptsihe derselben sind der wüde Teil des Vindhjagebietes, die Ufergegenden der mit diesem parallel verlaufenden Neruboda und der nördlichere Teil der weisl. Ghats an seinen beiden Abhängen, doch kommen sie auch in andern Gegenden, namentlich in allen denen, die das frühere Reich Guzerate bildeten und jetzt zu der brit. ind. Präsidentschaft Bombay gehören, wie namentlich in dem Kollektoirat Mandesh zahlreich vor. Ein diesen B. in dem weisl. Ghats ganz ähnlicher Volkstamm soll aber auch in dem nördl. Teile der östl. Ghats leben. Jedenfalls find sie in älterer Zeit weiter wie jetzt verbreitet gewesen. Die B. stehen auf einer sehr niedrigen Kulturstufe, am meisten die, welche die entlegenern Gebirgsgegenden bewohnen, sind aber bildungsfähig. Sie fügen außer Veste mit den civilisierten Hinda, haben aber manches von diesen angenommen mit Bezug auf Sitten und Religionsgebräuche. Die Mehrzahl verehrt Mahadeva, außerdem aber eine große Menge von Namas oder Gebirgsgeöttern, auch die niedern Hinduheiten. Nach Ephraime sollen die B. Aind- und Schweine-

fleisch essen, auch Arak und Balmwein trinken. Den Brahmanen bezejigt sie keine Ehrfurcht. Sie haben keine Tempel; statt ihrer dienen gewisse Bäume, die durch unter ihnen aufgestellte Steine als Gegenstand der Verehrung bezeichnet werden. Ihre Witwen töten sich wieder oderkann. Sie begraben ihre Leuten. Bei dem Tode ihrer Hauptlinge machen die B. aus Erz das Bild eines Hies des ober Stiers, mit dem eine Art von bei ihnen bestehenden, Namas gemachten Priester jährlich eine Rundreise machen und sie unter Verehrung gewisser Ceremonien den Verstorbenen der perischen Orten anzeigen. Außerdem haben sie Walsager, Varnas, die zugleich Ärzte sind. Darüber, ob ihre Sprache eine eigentümliche oder aber doch eine rohere Dialektverschiedenheit der in der Gegend, wo sie leben, herrschenden Idiome ist, sind die Meinungen geteilt. Die B. werden als klein, schwarz, schlau und mager, aber rüstig, mehr behende und thätig als stark, zugleich als dieblich, falsch und verräterisch, aber nicht blutigerisch beschrieben. Doch besteht große Verschiedenheit zwischen den B., welche in der Nähe der Städte, und denen, die in den abgelegenern Gebirgsgegenden leben. Die letztern wohnen in Häusern kleiner Hütten unter Kamas genannten Hüpfingen, tragen selten Kleidung, einen schmalen Leinwandgürtel ausgenommen, und sind mit Pfeil und Bogen bewaffnet. In neuerer Zeit sucht die engl. Regierung zu Bombay einen höhern Grad von Kultur unter ihnen zu verbreiten. Eins der hierfür angewandten Mittel war die Bildung eigener Korps von aus ihnen gebildeten Polizeioffizieren, die gute Dienste leisten.

Bhikshu bedeutet im Sanskrit einen religiösen Bettler brahmanischen oder buddhistischen Glaubens, welcher der Welt entsagt hat und ein beumtastendes asketisches Leben führt, auf fernste Mithätigkeit angewiesen und von allen Genüssen ausgeschlossen.

Bhilsa, ein Ort in Britisch-Indien, unter 27° 30' nördl. Br. und 77° 50' östl. L. (von Greenwich) in dem Oberkommissariat Centralindien (Central-India-Agency) und speziell in der polit. Division Agentchaft Bhopal gelegen, bildet mit dem umliegenden gleichnamigen Distrikt (Bergumna) einen Teil der Provinz des Maharajahs Scindia von Gwalior, eines maharattischen Basaltengraates der Engländer. B. liegt auf dem rechten Ufer des Flusses Betwa auf einem Trappfelsen, ist nur klein, hat etwa 25000 E. und enthält ein Fort, umgeben von einer Steinmauer und einem Wallgraben und vertheidigt durch vierfache Thürme. In der Vorstadt von B. befindet sich eine 5 m lange, 2,5 m weit gebogene, reich verzierte, der Sage nach auf Befehl des Großmoguls Dschangir aus Erz gegossene Kanone. Etwa 6 km südwestlich von B., auf dem linken Ufer des Betwa, befinden sich bei dem Lu Sanchi standhera großartige buddhistische Tempelruinen. B. wurde 1290 von Samudra Singh, Souverän von Delhi, den Hindu abgenommen; es langte aber bald nachher an dieselben zurück, es darauf durch einen Offizier des Beherrschers von Delhi Dschalaluddin Jerohe verurteilt, befand sich 1529 wieder im Besitz der Hindu. Schließlich wurde es 1570 durch Akbar dem Reiche von Delhi einverleibt. Der in der Umgegend von B. angesessene Thakur wird für den besten in Indien gehalten.

Bhima, der bedeutendste linke Nebenfluß des Krishna (auch Nigina) im mittlern Vorderindien

entspringt auf dem Osthange der Westhals und mündet nach einem Lauf von 600 km bei Jerozpur.

Bhima oder **Bhima Ghora**, Wallfahrtsort der Hindu in Britisch-Indien, liegt unter 29° 54' nördl. Br. und 78° 14' östl. L. (von Greenwich) in dem Distrikt Saharanpur der zu den Lieutenant-Gouverneurchaft der Nordwestprovinzen gehörenden Division Mirat (Meerut), ungefähr 1½ km nordwestlich von Hurdwar. Dasselbst befindet sich, etwa 350 m über dem Meere, eine enge Vergespalt, in der sich eine Runda oder ein Teich befindet, der sein Wasser aus einem schmalen Arme des Ganges empfängt. Waschungen mit demselben sollen rein von allen Sünden machen.

Bholanpash oder **Bolanpash**, die das Salatgebirge in Baluchistan überschreitende Strecke der großen Heerstraße, welche von dem nördl. Teile der zu der Präsidentschaft Bombay gehörenden Landschaft Sinoh über Schilarpur und Dabar nach Baluchistan und Afghanistan führt, somit viele Länder und die pers. Hochebene mit dem untern Gebiete des Indus verbindet. Der Eingang des Passes liegt oberhalb Dabar, unter 29° 30' nördl. Br. und 67° 35' östl. L. (von Greenwich), 270 m über dem Meere. Die Länge des B. beträgt 860 km, seine mittlere Erhebung 150 m mit je 7,5 km. Sein Ausgang, 1767 m über dem Meere, führt auf nach in gleicher Höhe gelegene Plateau Dehio-i-Bedaulet. Hier, bei dem Orte Quetta, auch Rita genannt, teilt sich die Straße in einen südwestlich nach Kelat und in einen nordwestlich nach Kandahar führenden Arm. Im J. 1839 passierte eine engl. Armee mit zahlreichem schweren Geschütz diesen Paß ohne große Mühe in sechs Tagen. Wie wichtig derselbe im allgemeinen auch ist, so hat derselbe für den Handelsverkehr zwischen dem westl. Indien, Afghanistan und dem innern Asien nicht die Bedeutung wie der nördlicher unter 32° 6' nördl. Br. über das Sulimangebirge führende Gomulpaß.

Bhopal, ein 18390 qm enthaltender mohamed. Vasallenstaat des Indo-Britischen Reichs. B., in administrativer und polit. Hinsicht einen Teil der Präsidentschaft Bengalen, und zwar eine Assistent-Agentenschaft des zu jener gehörenden Oberkommissariats Centralindien bildend, wird südlich von der Nerubudda, östlich von Dschalpur, einer Division des Oberkommissariats der Centralprovinzen, westlich von Malwa, nördlich von Guma und Gwalior, Assistent-Agentchaften von Centralindien, und nordwestlich von der zu dem Oberkommissariat Rajsthan gehörenden Assistent-Agentchaft Baraoti begrenzt. Der südliche Teil von B. gehört dem Fürstentum der Nerubudda an. Von hier erhebt sich Land nach der Kette des Bindjagebirgs hin, dessen Nordseite daselbe, ein Plateau bildend, in der größten Hälfte gelegen ist. B. wird von dem Indus Nerubudda, Dhasa, Betwa, Burbatti mit bewässert. Die Einwohner, sich 1873 200 belaufend, bestehen zur größten Hälfte aus Arabern, zur kleinern aus unter Kurang-Jegh meist eingewanderten Patanis aus Afghanistan. Wie, wie der Staat, B. genannte, 24° 14' nördl. Br. und 77° 35' östl. L. (von Greenwich) gelegene, von einem gemauerten Wall umgebene Hauptstadt hat weite, gerade Straßen, besitzt ein Fort, zeigt aber, wie auch die färsil. Residenz, das südwestlich von der Stadt auf einem Felsen erbaute, besetzte Schloss Antiquary, allenfalls Spuren des Verfalls. Südwestlich von letztem befindet sich ein

künstlich angelegter, 7,5 km langer und halb so breiter, mit Fischen und Skolobiten erfüllter tiefer Teich. Ein ähnlicher, halb so großer Teich liegt östlich von der Stadt.

Das Reich B. wurde von einem Afghanen gegründet, der, früher in Dienst von Kurang-Jegh stehend, sich unabhängig machte und 1723 farb. Stifter der gegenwärtigen Dynastie war Bagir-Mohammed, der seine Unabhängigkeit wiederholt gegen die Angriffe der Maharatten, namentlich 1809—12, mit ebenso viel Tapferkeit als Glück verteidigte. Er starb 1816. Sein Sohn Rajar-Mohammed schloß 1818 einen Vertrag mit den Engländern, wodurch seinem Reiche die Unabhängigkeit garantiert wurde, unter der Bedingung, daß derselbe ein Kontingent von 400 Fußsoldaten und 800 Reitern zu der engl.-ind. Armee stelle. Als der Rajar bald nachher starb, hinterließ derselbe eine einzige Tochter, Silander-Begum, welche, verheiratet mit ihrem Neffen, eine Schah-Jehan genannte Tochter gebar. Silander-Begum leitete die Verwaltung von B. mit so vieler Geschicklichkeit und Kraft, daß sie zur Herrscherin über dieses Reich und ihre Tochter zu ihrer Nachfolgerin ernannt wurde. Für ihre guten Dienste 1857 bei Gelegenheit des Scapop-Aufstandes erhielt sie von den Engländern eine Vergrößerung ihres Grundgebietes. Als sie 1863 auf der Pilgerfahrt nach Mekka farb, folgte ihr ihre Tochter unter dem Titel Rajar Schah-Jehan. Die Einkünfte von B. betragen jährlich 137 625 Vid. St.; die Armee besteht aus 3428 Fußsoldaten, 723 Reitern und 223 Artilleristen mit 70 Geschützen.

Bhot oder **Bhoti-gah**, ein Volkstamm, hauptsächlich in dem südl. Himalajalande Bhotan in Ostindien, einer der ältesten Zweige der turanischen oder mongol. Völkerrasse, in welchem sich aber eine schon von alters her bestehende Vermischung mit mannigfachen ethnolog. Elementen des Hinduismus erkennbar macht. Sie erscheinen auch verwandt sowohl mit den Bewohnern von Tibet als auch mit den Kewars, den eigentlichen Bewohnern von Nepal. Die B. sind den körperlich schwachen und sonstigen Bewohnern von Bengalen in physischer Beziehung durchaus unähnlich. Sie sind hoch und kräftig gebaut, von großer Körperstärke und von dunkler Hautfarbe, aber doch röter im Gesicht als die Bengalen. Ihre Gesicht- und Schädelbildung erinnert lebhaft an die typisch mongolische, namentlich durch die stark hervorstehenden Wangenbeine und die kleinen, schwarzen, meistens schiefstehenden, enggeschlitten Augen. Ihr Haar ist schwarz, ihr Bartwuchs schwach und erst spät zum Vorschein kommend. Außerst häufig sind bei ihnen Kropfgeschwülste. Verbesserungt aber sind sie gesund und erreichen oft ein sehr hohes Alter. Ihre Sprache zeigt mannigfache Übereinstimmung mit den Idiomen in Tibet und Nepal; auch findet sich eine Menge von ursprünglich dem Sanskrit angehörigen Wörtern in ihrer Sprache. Sie stehen auf einer ganz niedrigen Stufe der Kultur, was sich schon daraus ergibt, daß die Buchdruckerkunst schon seit Jahrhunderten bei ihnen besteht und sich daher über die herrschende Religion, den Buddhismus, in den Händen des geringsten B. befinden. Ihr Alphabet ist von dem Devanagari abgeleitet.

Bhotan, s. Bhotan.

Bhriju (eigentlich »strahlend, funkelnd«), Bezeichnung einer Art von Halbgottern der ind. Mythologie, welche das Feuer auffinden und den Menschen

Bhriju, zur kleinern aus unter Kurang-Jegh meist eingewanderten Patanis aus Afghanistan. Wie, wie der Staat, B. genannte, 24° 14' nördl. Br. und 77° 35' östl. L. (von Greenwich) gelegene, von einem gemauerten Wall umgebene Hauptstadt hat weite, gerade Straßen, besitzt ein Fort, zeigt aber, wie auch die färsil. Residenz, das südwestlich von der Stadt auf einem Felsen erbaute, besetzte Schloss Antiquary, allenfalls Spuren des Verfalls. Südwestlich von letztem befindet sich ein

bringen; auch Name eines berühmten Brahmanen-gepflehts.

Bhudsch, Bhooj oder Bhuja, die 23° 13' nördl. Br. und 69° 44' östl. L. (von Greenwich) gelegene Hauptstadt des zur nördl. Division der Präsidentschaft Bombay in Britisch-Ostindien gehörenden Tributärstaats Gutch (Katsch), breitet sich am Fuße eines besetzten Hügel aus und zählt (1872) 23813 E. Aus der Ferne, namentlich von Norden aus betrachtet, bietet B. durch die Anzahl von statlichen, weißgetünchten Gebäuden, Tempeln und Moscheen, zwischen denen sich Anpflanzungen von Dattelpalmen befinden, einen vieldeutlichen Anblick. Das Innere der Stadt ist aber weniger schön. Der Palast des Radscha ist ein im chines. Stil gut gebautes Schloß. Im westl. Teil der Stadt ist ein umfangreicher, künstlicher Teich. Im J. 1819 wurde ein großer Teil der Stadt durch ein Erdbeben, bei dem auch viele Menschen umlamen, zu Grunde gerichtet.

Bhutipur oder Bhartpur, brit.-ostind. Vasallenstaat in der Agencität der «Östlichen Staaten» in Radschputana, zählt auf 5113 qkm 743710 E. Die Hauptstadt B. liegt unter 27° 12' nördl. Br. und 77° 33' östl. L. (von Greenwich) in einem vertieften Terrain, ein Umland, der ihr in militärischer Hinsicht Bedeutung verleiht, da insolge dessen ihre Umgebung aus einem kleinen, höher gelegenen See in der Nähe unter Wasser gesetzt werden kann. Solches geschah 1805 und machte den Angriff von Lord Lake auf B. fruchtlos. Bei dem Angriffe von Lord Cumbermere 1825 glückte es dem Engländern noch zu rechter Zeit, die Ableitung des erwähnten Sees nach der Umgegend von B. zu verhindern. Seitdem sind die früher berühmten Festungswerke von B. größtenteils nur noch Trümmer. Die entwaflnete Citadelle enthält drei voneinander getrennte Paläste, einen für den Fürsten, den andern für die Frauen der fürstl. Familie, den dritten für die Rechtspflege. B. ist noch immer ein bedeutender Ort, dessen Bevölkerung auf 100000 Seelen geschätzt wird, eine Angabe, die bei seinem beträchtlichen Umfange von 13 km glaublich erscheint. Die Bewohner treiben einen nicht unbeträchtlichen Handel, namentlich mit Salz aus dem See Schambar in Radschputana. Die Bevölkerung glaubt, daß B., welches Anfang des 18. Jahrh. von den Dats gegründet wurde, vorgeweiht von dem Gotte Krishna begünstigt werde.

Bhuta, Particippium von der Sanskritwurzel bhā, d. h. werden, daher B. eigentlich soviel wie Gewordenes, Wesen. In der ind. Mythologie sind die B. unheimliche Wesen, Gespenster, Kobolde, böse Geister, welche Toten Leben einhauchen, Lebende töten. An ihrer Spitze steht der Gott Siva. Es sind teils Naturgeister, teils abgeschiedene Seelen von Menschen. Man weicht ihnen Tempel, Altäre und Bildsäulen und opfert ihnen Tiere. Die B. spielen im Kultus der Hindu und der noch übrigen Urbewohner Indiens eine große Rolle, weshalb ihre Religion auch als Bhutenreligion bezeichnet wird. Vgl. Wurm, «Geschichte der ind. Religion» (Waf. 1873).

Bhutan oder Bhutan, ein unabhängiger Staat in den südl. Abhängen des Himalaja, zwischen 26° 18' bis 28° 2' nördl. Br. und 88° 32' bis 92° 30' östl. L. (von Greenwich) gelegen, im N. durch den Kamm des Himalaja von Tibet getrennt, gegen W. von Sikkim und gegen S. von dem nordöstlichen Teile von Bengalen, der Landschaft Katsch-Bihar

und dem nordwestlichen Teile von Assam begrenzt. Gegen O. stößt es an ein noch sehr wenig bekanntes, von barbarischen Stämmen bewohntes Gebirgsland. Der Flächeninhalt von B. beträgt 35200 qkm. B. ist ein Alpenland, in dessen Innern sich einzelne Berge bis über 5000 m erheben, während die Kammlinie dieses östlichen Teils vom Himalaja mehrere 7—8000 m hohe Gipfel besitzt. Eine Anzahl von Nebenflüssen des Brahmaputra, von denen der Amu-Chu, der Gungabuz, der Ratissam und der Manach die bedeutendsten sind, durchströmt B. von N. nach S. Das Land ist reich an Wäldern, aber an allen nur irgend zugänglichen Stellen sorgfältig angebaut und mit Fruchtbäumen besetzt. Hierdurch, sowie durch seine auffallende Armut an wilden wie an zahmen Tieren, bildet B. den entschiedensten Gegenatz zu dem nördlich von dem Himalaja gelegenen Tibet. Eine Anzahl breiter, sanft abfallender Hügelrücken, Duars, d. h. Pässe genannt, führt aus diesem Hochlande in die Ebene von Bengalen und Assam herab. Die Bewohner, Bhutias, Bhottigas oder Bhots (s. d.), deren Zahl 200000 betragen soll, gehören der mongol. Rasse an und sind mit den Tibetern Stamm- und sprachverwandt, gleich diesen Buddhisten und stehen auch mit ihnen fortwährend in enger Verbindung. Die Bhutias sind geschickte und fleißige Landbauer und wohnen in gutgebauten, mehrstöckigen Häusern.

Die Verfassung des Staats ist eine eigentümliche. An seiner Spitze steht als erblicher Fürst der Dhurma-Radscha, welcher, gleichwie der Dalai-Lama in Tibet, für eine Inkarnation von Buddha gilt. Die Ausübung aller weltlichen Macht dagegen ist in Händen des jedesmal für drei Jahre gewählten Deb-Radscha oder weltlichen Gebieters. Unter dem erstern steht ein geistlicher Rat von 12 Mäx, unter dem andern ein weltlicher Rat von 6 Mäx. Dem Deb-Radscha sind zwei Statthalter untergeordnet, von denen der eine, Paro-Benlow genannt, das Land westlich vom Schintshufluss, der andere, Tonglo-Benlow, das östlich von demselben gelegene Land verwalte. Unter jedem von ihnen stehen sechs Subbabs oder Distriktskommissäre. Die Regierung ist hart und despotisch, die Bevölkerung unterdrückt. Rechtspflege und Polizei sind willkürlich und äußerst mangelhaft. Während des Winters bewohnen beide Radschas das 1222 m über dem Meere gelegene Panalha, im Sommer dagegen Tasshubon, welches, von hohen Bergen eingeschlossen, unter 27° 30' nördl. Br. und 89° 22' östl. L. (von Greenwich) 2205 m über dem Meere liegt. Andere Hauptörter sind Paro, 2361 m, und Tonglu, 2060 m über dem Meerespiegel. Mehrere Pässe, unter denen der 3405 m hohe Bielsob und der 3316 m hohe Pellsapja die bemerkenswertesten, führen, der erstere nach Paro, der andere, östlicher, nach Tonglu, aus Bengalen nach B. Die Bewohner des östlichen Teils von B., die sog. Towang-Bhutias, sind b. Herrschaft der beiden Radschas nicht unterworfen. Sie treiben einen nicht unbeträchtlichen Handel zwischen Tibet und Assam. In ihrer Hauptstadt, Towang finden in den Monaten Januar und Juni starkbesuchte Jahrmärkte statt.

Geschichtliches. Die Engländer kamen erst 1772 mit den Bhutias, als diese das südlich von B. gelegene Grenzland Katsch-Bihar besetzten, in nähere Berührung. Der Radscha von Katsch-Bihar rief engl. Hilfe an, und die Bhutias wurden vertrieben. Am 25. April 1774 kam es, unter Vermittelung von

Tibet, zum Frieden zwischen dem engl. Generalgouverneur Warren Hastings und dem Radscha von B. Dieser gelobte die Einstellung aller Einfälle in Katsch-Bihar. Erst viele Jahre später, namentlich nach ihrer Annexion von Assam 1838, hatten die Engländer wieder Veranlassung, sich über B. zu beklagen. Die Sendung Kapitän Pemberton's 1837 — 38 behufs Vorstellungen gegen wiederholte Raub-einfälle der Bhutias in Assam blieb erfolglos. Die Engländer besetzten deshalb 1840 die sieben von B. nach den Dittritten Kamrup und Dorang der Provinz Assam führenden Pässe, die sog. Assam-Duars. Im J. 1863 wurden der Gesandte der engl. Regierung an den Radscha von B., Abley Eden, und dessen Begleiter, Kapitän Gobwin Aukten, zu Panakha schimpflich behandelt und gefangen gesetzt. Man versuchte den Gesandten Eden zur Unterzeichnung einer Schrift zu zwingen, durch welche die Assam-Duars von England wieder an B. abgetreten wurden. Ein für England nicht ganz glücklicher Krieg, dem der Friedensschluß zu Bura, 11. Nov. 1865, folgte, wurde hierdurch veranlaßt. Die Engländer bezielten die Duars gegen die Bezahlung von jährlich 50000 Rupien an B. Letzteres gelobte hiergegen die Einstellung aller Einfälle auf engl. Grundgebiet. Die beiden starken Grenzpositionen Bura und Demangiri blieben zugleich als Unterspänder des Friedens den Engländern. In den J. 1872—73 wurde Colonel Graham beauftragt, die Grenze zwischen B. und Assam aufzunehmen und durch in Abständen voneinander aus Stein aufgemauerte Pfeiler genau festzusetzen. Diese Grenzlinie wurde so gezogen, daß Bura und Demangiri auf engl. Gebiet zu liegen kamen. Dagegen wurden die Duars wieder an B. abgetreten. Eine Karte von dieser Grenzbestimmung landte die engl. Regierung dem Radscha von B. mit der Insinuation, sich hieran zu halten.

Litteratur: Turner, «An account of an embassy to the court of Tishoo Lama in Tibet» (Lond. 1800; deutsch, Weim. 1801); Bose, «Some account of the country of B.» («Asiatic Researches», 1825, Bd. 15); d'Uchoa, «Ambassade au B.» («Nouvelles Annales des voyages», 1840, Bd. 2); Griffiths, «Journal of the mission which visited B. in 1837—38» («Asiatic Society of Bengal», 1840, Bd. 8); derselbe, «Journals of travels in Assam, Burma, B., Afghanistan etc.» (Kall. 1847); «Reports of missions to B.» (Lond. 1865); Rennie, «B. and the story of the Doogar War» (Lond. 1866).

Bl, chem. Zeichen oder Symbol (Abkürzung von Bismuthum) für Bismut. (Zweifach.)

Bl..., lat. Vorstufe, bedeutet doppelt, zweimal, **Blabanat**, Cafengruppe in der pers. Wüste, nördlich von Isfah, umfaßt acht Dörfer; Hauptort ist Chur mit 400 von Persern und Arabern bewohnten Häusern. Der engl. Oberst Mac Gregor war der erste Europäer, der die Oase im Mai 1875 besuchte.

Blarabal heißt der östlichere Einschnitt im Hintergrunde des Guineabogens, zwischen den Kap's Formoso und San-Joa; die Bai begrenzt ein halb-kreisförmiger Küstenstrich von etwa 900 km Ausdehnung. Der nördl. Teil, bis zum Rio del Reg, etwas östlich von Alt-Galabar, ist niedrig, flach, halb überschwemmt, überall durchschnitten von hier mündenden Armen des Niger-Deltas und hat ein sehr ungesundes Klima. Wetterhin folgt der mächtige Gebirgskord der Camerun-Berge und die Küste wendet sich nach SO. Hier dehnt sich hinter der gefährlichen

Barre im Meere ein mit Bäumen besetzter flacher, hier und da felsiger und steiler Küstenstrich hin, jenseit dessen sich die Stufen der Serra do Cristal der alten Portugiesen übereinander erheben, nur 10—15 km vom Ufer entfernt. Die hier hausenden Negerstämme, welche sich Rafra nennen, auf der niedrigsten Stufe stehende Menschenfreier, sind vielleicht die den Äthiopiern ähnlichen Menschen. Ihre Behäuflichkeit spricht sich aus in der jurüdtretenden Stirn, den langen Ohren, den aus dem Munde hervorstehenden Zähnen, ihren bageren Beinen, ihren lang herabhängenden Armen. Sie wohnen den Wäldern der Gorillas benachbart.

Bialfement (frz.), das Abweichen von der geraden Linie, Winkelsug; bialfieren, von der geraden Linie abweichen.

Biala, Hauptstadt eines Bezirks im österr. Kronlande Galizien, und zwar im Herzogtum Auschwitz (s. d.), am rechten Ufer der in die Weichsel fließenden Biala, welche die Grenze zwischen Galizien und Österreichisch-Schlesien bildet und über die eine kleinere Brücke nach der österr.-schlesischen, durch eine Zweigbahn mit der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn verbundenen Stadt Bielsk (s. d.) führt. B. ist ein gewerdefleißiger Ort von (1880) 7247 E., hat bedeutende Tuch- und Feinwandweberei, Wagnfabrikation, Nagel- und Hufschmieden und beträchtlichen Handel. Auch ist B. nächst Brody der wichtigste Expeditions- und Transithandelsplatz Galiziens.

Bialla, Stadt in der preuß. Provinz Ostpreußen, Regierungsbezirk Gumbinnen, Kreis Johannisburg, 17 km ostwärts von der Kreisstadt, nahe der russ. Grenze, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine Spiritusfabrik und zählt (1880) 1674 E. (davon etwa 700 Pololen), die ansehnlichen Glasbau treiben.

Bialowiezer Heide, s. Bielomjescher Heide.

Bialystok polnisch, Biełostok russisch, westlichste Kreisstadt des russ. Gouvernements Grodno, im Bereich des alten Podlachien, an der Biala, 80 km im SW. von Grodno und 187 km im NO. von Warschau gelegen, wichtiger Knotenpunkt der Eisenbahnen zwischen Warschau, Königsberg, Petersburg und Brest-Litowsk, zählt 17658 E., darunter mehr als die Hälfte Juden. Die Stadt hat eine russ., eine kath. und eine prot. Kirche, zwei Synagogen, 16 jüd. Bethäuser, ein Gymnasium, ein adeliges Fräuleininstitut, 39 Fabriken und Manufakturen, darunter drei Tuch-, eine Leberfabrik, zwei Ölmühlen, Fabriken in Baumwolle, Wolle und Seide. Die Häuser sind meist einstöckig, von Backsteinen aufgeführt und in regelmäßiger Entfernung voneinander absteigend, die Straßen gerade, breit und gut gepflastert. Der geräumige Marktplatz enthält eine betürmte Kaufhalle. Die Stadt hat ein schönes, dem Grafen Branicki gehöriges Schloß mit herrlichem Park. B. unterhält besuchte Märkte und bedeutenden Handel mit Getreide, Holz und Manufaktur hauptsächlich nach Polen. Der Ort wurde im 14. Jahrh. gegründet, 1749 zur Stadt erhoben und ist seit 1842 Kreisstadt. — Der Kreis Bialystok kam mit den zunächst anstößenden Teilen der poln. Wojwodschafien Podlachien und Troki, von Masowien und Samogitien durch die dritte Teilung Polens 1795 an Preußen und bildete das Kammerdepartement Bialystok in der Provinz Neu-Ostpreußen. Im Tilsiter Frieden wurde 1807 etwa ein Drittel dieses Kammerdepartements, der zwischen Bug und Njemen gelegene Teil von Podlachien

und Troisi, an Rußland abgetreten und 1842 dem Gouvernement Grodno einverleibt.

Biambonies, ostind. Gewebe aus Baumbast. **Biancavilla**, Stadt in der ital. Provinz und Distrikt Catania auf Sicilien, am Südwestabhange des Altna, eine 1480 gegründete albanesische Kolonie, zählt (1881) als Gemeinde 18319 E. Auf der höchsten Stelle steht die elegante Hauptkirche; die Straßen sind mit Lavastöcken gepflastert. Die Südküste trägt Wein, das gut bemästelte Land ist ergiebig an Korn. Alle Baumwollgewebe dieses Teils von Sicilien heißen Biancavilla-Zeuge. Hier lag das alte Inessa.

Bianchi (Bianca), eigentlich Schwarz, deutsche Opernsängerin, geb. 27. Juni 1858 zu Heidelberg, erhielt ihre Ausbildung vom Musikdirektor Wilhelm Dabelfitz und von Frau Biardot-Garcia in Paris auf Kosten Pollinis, der sie 1873 für zehn Jahre engagierte. Sie sang für dessen Rechnung in London, nahm jedoch 1876, da sie den in ihrer Minderjährigkeit abgeschlossenen Kontrakt nicht für bindend hielt, ein Engagement in Mannheim, dann in Karlsruhe und 1880 am Hofopertheater in Wien an. Eine von Pollini gegen die B. angestrebte Klage auf Zahlung einer ausbehebungen hohen Konventionalstrafe wurde zu seinen Ungunsten entschieden. Die Stimme der B. ist ein hoher Sopran; die »Nachtwandlerin« gilt für eine ihrer besten Leistungen. Nach ihr wurde ein Akteroid genannt, s. unter Planeten.

Bianchi (Ricome), ital. Geschichtsforscher, geb. 20. Sept. 1818 in Reggio in der Emilia, studierte in Parma und Wien Medizin, ward 1848 Mitglied der provisorischen Regierung von Modena und Reggio, zog sich 1849 ins Privatleben zurück, wurde alsdann Professor der Geschichte in Rijza, später in Turin, 1864 Sekretär beim Unterrichtsministerium und 1871 Direktor der piemont. Staatsarchive. Er schrieb: »La Geografia storica comparata degli Stati antichi d'Italia« (Tur. 1850), »I Ducati Estensi« (2 Bde., Tur. 1852), »Storia documentata della politica europea in Italia dal 1814 al 1861« (8 Bde., Tur. 1865–72), sein Hauptwerk, welchem die auf acht Bände berechnete, seit 1877 erscheinende »Storia della Monarchia Piemontese dal 1773 al 1861« zur Seite tritt. Außerdem hat man von ihm eine lange Reihe polit., histor. und biographischer Schriften und Monographien.

Bianchi (Vinzenz Ferruccio Friedr., Baron von B., Duca di Casalanza), österr. Feldmarschalllieutenant, geb. 20. Febr. 1768 zu Wien, studierte auf der Ingenieurakademie zu Wien und wohnte schon 1788 als Ingenieuroffizier dem Feldzuge gegen die Türken bei. Hierauf stieg er in den Kriegen von 1792–1800 zum Obersten auf, führte 1809 eine Brigade und zeichnete sich besonders in der Schlacht von Aspern und durch die Verteilung des Brückenschlusses von Preßburg, 4. und 5. Juli, aus. Nach dem Frieden befehligte er den Posten eines Generalinspektors in Ungarn und wurde 1811 zum Regimentsinhaber ernannt. Im Feldzuge von 1812 führte er die Reservedivision beim Schwarzenberg'schen Korps, 1813 die 2. Armeedivision, an deren Spitze er sich in den Schlachten bei Dresden, Kulm und Leipzig, wo er das Theresienkreuz erwarb, auszeichnete. Im Feldzuge von 1814 erhielt er den Befehl über die nach dem südl. Frankreich entzogenen Streitkräfte, mußte denselben aber nach dem Siege von Maxon an den Erbprinzen von Hessen-

Homburg abtreten. Im J. 1815 übernahm er den Oberbefehl in Italien gegen Murat, schlug diesen 1. Mai entscheidend bei Tolentino und trieb das neapolit. Heer danach völlig auseinander. Nachdem er 20. Mai in der Casa-Lanza eine Konvention zur Wiederherstellung der alten Dynastie geschlossen, zog er 22. in Neapel ein. Schon 18. Juni erhielt B. indessen Befehl, mit seinem Armeekorps nach Südfrankreich zu marschieren. Vom König Ferdinand IV. zum Duca di Casalanza erhoben, befehligte er nach dem Frieden das Amt eines Hofkriegsrats und lebte seit 1824 im Ruhestand auf seinem Landgute bei Treviso. Wiewohl er sich bei dem Aufstande von 1848 neutral verhielt, wurde er doch auf Befehl der provisorischen Regierung nach Treviso gebracht, wo er erst zwei Monate später durch den Angriff der Österreicher die Freiheit wieder erhielt. Er starb zu Sauerbrunn bei Koblenz 21. Aug. 1855 an der Cholera. — Friedrich B., des vorigen zweiter Sohn, geb. 24. Nov. 1812 zu Preßburg, trat im Alter von 17 Jahren als Unterlieutenant in die österr. Armee und befand sich bei dem Ausbruch der Revolution von 1848 in Venedig als Oberst in Garnison. Er kämpfte bei Somma, Custoza und Volta. Im ital. Feldzuge von 1849 befehligte er im 2. Armeekorps eine Brigade und zeichnete sich bei Novara aus. Später befehligte er als Generalmajor in den Schlachten bei Raab, Asz und Komorn eine Brigade, nahm jedoch 1864 als Feldmarschalllieutenant seinen Abschied und starb 28. Sept. 1865 zu Ems.

Bianchi-Girolini (Angiolo, gewöhnlich Aurelio genannt), ital. Publizist, geb. 25. Nov. 1799 in Como, war zuerst Journalist im schweiz. Kantons Tessin, lebte 1841–47 als Schriftsteller in Mailand, ging dann nach Turin, wo er 1849 ins Parlament gewählt wurde und bis 1852 die »Opinione« redigierte, in welcher er für die Einheit Italiens agitierte. Er gründete hierauf die Zeitung »Unione«, siedelte mit dieser 1860 nach Mailand und 1862 nach Neapel über, wo er schon 16. Mai 1862 starb. Seine Hauptwerke sind: »Vita di Fra Paolo Sarpi« (2 Bde., Zür. 1836) und die unvollendete »Storia del Papi« (Bd. 1–10, Tur. 1862 fg.).

Bianchini (Francesco), ital. Astronom und Archäolog, geb. 13. Dez. 1662 zu Verona, wo er in dem Kollegium der Jesuiten erzogen wurde, studierte von 1680 an in Padua Theologie, Mathematik und Physik und in Rom seit 1684 namentlich die röm. Altertümer. Alexander VIII. verlieh ihm eine Pfründe, und Clemens XI. erwähnte ihn zum Sekretär der mit der Kalenderverbesserung beschäftigten Kommission. B. starb 2. März 1729 zu Rom. Unter seinen Schriften ist, außer Abhandlungen astronom. Inhalts, hervorzuheben seine »Storia universale provata co' monumenti e figurata co' simboli degli antichi« (Rom 1694); auch besorgte er die große Ausgabe von des Anastasius Werke »De vitis Romanorum pontificum«, die sein Neffe Giuseppe B. vollendete (4 Bde., Rom 1718–34). Vgl. Mazzolani, »Vita di Francesco B.« (Verona 1735).

Bianco (ital.), weiß; vgl. auch Biankett.

Bianco (Cristoforo del), florentin. Historiker, s. unter Ammirato.

Biancato (Giorgio), Setzenstifter, s. Blanz.

Bianche (lat.-gr.), Zweimännerer, das Ver-

heiratsfein einer Frau mit zwei Männern zugleich.

Biarchie (lat.-gr.), Doppelherrschaft, gleichzeitiges Regieren zweier Herrscher in einem Lande.

Biard (François), franz. Genremaler, geb. zu Lyon 27. Juni 1800, besuchte die Kunstschule seiner Vaterstadt und begab sich nachher auf Reisen, die ihn nach Malta, Eppern, Syrien und Ägypten führten. Überall sammelte er Skizzen und Entwürfe zu Gemälden, die er nach seiner Rückkehr ausführte. Im J. 1835 ließ er sich in Paris nieder und gründete hier in kurzer Zeit seinen Ruf; 1839 unternahm er eine Reise nach Grönland und Spitzbergen, 1855 nach Brasilien. Über letztere Reise berichtet er in der Schrift *«Deux ans au Brésil»* (1862). Die trodene und kalte Manier, die er von der Ägypter Schule sich angeeignet, gereicht seinen Reisebildern nicht zum Vorteil, welche aber durch die Neuheit und Fremdartigkeit der teilweise noch nie behandelten Gegenstände anziehen. Noch mehr Anklang fanden seine komischen Genrestücke, die aus dem Gebiete des alltäglichen Lebens gegriffen sind. Zu seinen bekanntern Werken gehören: Folgen eines Rasenballs, Das Familienkonzert, Straßenmarkt an der Goldküste Afrikas, Kampf mit den Giebbären, Die Ohrenbeichte, Reisende Komödianten auf der See. — Seine Gattin *Léonie*, geborene *b'Anet*, geb. 1820, geschieden 1845, gest. 21. März 1879 zu Paris, veröffentlicht unter ihrem Familiennamen die Romane: *«Un mariage en province»* (2. Aufl. 1867), *«Une vengeance»* (2. Aufl. 1868), das Drama *«Jane Osborn»* (1855) und *«Voyage d'une femme au Spitzberg»* (3. Aufl. 1867).

Biarmia (von den Skandinavien Biarmar oder Bjarmaland, von den Bysantinern Vermia und von den russ. Chronisten Wsilaja-Berm genannt), bildete noch vor Kurze Zeit den östl. Teil des finn. Gebietes, dem jetzigen Gouvernement Perm entsprechend und ein Areal von ungefähr 332000 qkm umfassend. Zuerst kamen die unternehmenden Romgoroder mit B. in Verbindung und erhoben schon im 11. Jahrh. Tribut von den Bewohnern B.s; im 13. Jahrh. erscheint B. bereits als ein zu Romgorod gehörendes Gebiet. Mit dem Sturze Romgorods 1471 wurde B. dem inoskowitz. Reiche einverleibt und tritt nun unter dem Namen Perm auf. Die ersten Kolonisatoren des Landes waren die Grafen Stroganow, die von Ivan dem Grausamen Ländereien zur Ausbeutung von Metallen erhielten.

Biarriz, ein Fischerhafen und berühmter Badeort im franz. Depart. Niederpyrenäen, Arrondissement Bayonne, am Golf von Biscaya, 8 km südwestlich von Bayonne, Station der Eisenbahn von Bordeaux nach Trun, liegt in der Mitte von Hügel und über 30 m hohen, durch die mächtige Klut und starke Brandung merkwürdig zerfällten Klippen. Der Fleden, mit ganz verlandetem Hafen, besteht aus zerstreut und malerisch auf den Felsbänken am Meere gelegenen Häusern, Villen, Cafés, einem 47 m hohen Leuchtturm u. s. w., ist in rascher Zunahme begriffen und zählte 1876 bereits 3348 (Gemeinde 5507) E. Die neue Kirche ist eine einfache Kapelle von altpygn. Bauart. Man badet am Strande an verschiedenen Stellen, vorzugsweise in einer kleinen Bucht, Port-vieux genannt, an welcher ein Badehaus mit 100 Kammern erbaut worden ist. Eine andere Anstalt mit warmen See- und Flußbädern befindet sich an der Côte de Moulin, wo auch im Freien gebadet wird. Der früher nur von den Bewohnern der Umgebung als Seebad benutzte Ort hat infolge der regelmäßigen Besuche Napoleons III. und seiner Familie europ. Ruf erhalten und die 1866 vom Kaiser erbaute

Villa Eugénie war öfters Vereinigungspunkt der Diplomatie und Zeuge wichtiger Verhandlungen.

Biass, einer der Sieben Weisen, aus Priene in Jonien, lebte zur Zeit des lydischen Königs Alkates und dessen Sohnes Ardus, um 625—540 v. Chr. Er sprach vor Gericht für Angeklagte, von deren Unschuld er überzeugt war, und war berühmt durch die Weisheit seiner eigenen Richtersprüche. Als Priene von den Persern erobert worden war und die Einwohner auf der Flucht soviel als möglich von ihrem Eigentum mitnahmen, soll er gegen einen seiner Mitbürger, der sich wunderte, daß er es nicht auch so machte, den Ausspruch gethan haben: *«Ich trage alles, was mir gehört, bei mir»*, Worte, die in der lat. Fassung *«Omnia mea mecum porto»* sprichwörtlich geworden sind. Er starb in seiner Vaterstadt, wohin er mit den andern von den Persern geköbten Einwohnern zurückgekehrt war, in hohem Alter. Die unter seinem Namen auf uns gekommenen Sittensprüche des B. sind gesammelt von Orelli in *«Opuscula Graecorum veterum sententiosa et moralia»* (Lpz. 1819) und von Wulsch in den *«Fragmenta philosophorum Graecorum»* (Bd. 1, Par. 1860), und überlegt in Dithers *«Fragmente der Sieben Weisen»* (Darmst. 1835); ein erhaltenes lyrisches Bruchstück steht bei Bergt in den *«Poetae lyrici»* (Bd. 3). Vgl. Bohten, *«De septem sapientibus»* (Bonn 1867).

Biassca, Fleden mit (1880) 2280 E., Hauptstadt des Bezirks Riviera im Schweiz. Kanton Tessin, liegt von Weingärten umgeben 310 m über dem Meere, 20 km nördlich von Bellinzona, am Eingang in das Mlemiothal, bei der Vereinigung des Brenno mit dem Ticino, an der Gottthardstraße und Bahn, an welche sich hier die Kulmanierstraße anschließt. Der Ort besteht aus dem auf der linken Thalfante gelegenen eigentlichen B. und dem 1/2 km weiter westlich gelegenen Ponte bei der Steinbrücke über den Brenno und besitzt zwei alte Kirchen und eine zu der hochgelegenen Petronillakapelle führende Via Crucis, neben welcher der Bach Froda einen prächtigen Wasserfall bildet. B. ist häufigen Überschwemmungen durch den Brenno und den Ticino ausgesetzt, und wurde namentlich 1514, 1745 und 1868 stark verödet.

Biassé (frz.), rohe levantinsche Seide.

Bibacität (lat.), Trunksucht; von *Bibax*, Vieltrinker, Fescher.

Biballen (lat.), Trinkelgelage, auch Trinkelgelde, Sporteln.

Bibamus (lat.), Laßt uns trinken!

Biban (Bural von Bab, also die Thore), ein berühmtes Feslees in Algerien, am Westende der Provinz Konstantine, auf der Straße von Algier nach Setif. Das Große Thor öffnet sich in 438 m Höhe zwischen mehr als 700 m hohen, steilen Felswänden, und ist so eng, daß sich der zum Bugia-Flusse ergebende Wad-Amazir kaum hindurchzwängt. Die Thüren, welche den Wad *«Gisernes Thor»* nannten, fürchteten ihn sehr; wenige Menschen können hier einer großen Armee Widerstand leisten. Jetzt führt eine große Straße hindurch. Nahe liegt der 8000 ha umfassende Biban-Wald aus Aleppo-Fichten, phöniz. Juniperus, Oliven und Lentisken.

Biban-el-Mouf, d. h. Königsthür, ist eine der interessantesten Lokalitäten des Ägypt. Thebens (s. d.) auf der linken Seite des Nils, bei den Königsgräbern, etwa 3,5 km im NW. von Kurnah.

Bibbiena, Stadt in der ital. Provinz Arezzo, Compartimento Toscana, 18 km nordnordwestlich von Arezzo auf einem Hügel in 367 m Höhe am Arno herrlich gelegen, zählt (1881) als Gemeinde 6186 E., welche regen Handel treiben. Die Kirche San Lorenzo besitzt zwei große Wandreliefs von der Hand der Künstler della Robbia. In der Umgebung sind Wein-, Oliven- und Naulbeerplantagen, Gärten, Wiesen und Wälder.

Bibbiena, eigentlich Bernardo Dovizio, ital. Dichter, geb. 4. Aug. 1470 in Bibbiena, von niedriger Herkunft, ward Privatsekretär des Kardinals Giovanni de' Medici (des nachmaligen Papstes Leo X.), zu dessen Wahl zum Papste B. besonders beigetragen haben soll. Leo X. ernannte ihn zu seinem Schatzmeister und bald darauf, 1513, zum Kardinal. Im J. 1518 ging er als päpstl. Gesandter nach Frankreich und starb bald nach seiner Rückkehr, 9. Nov. 1520, wie man glaubte an Gift. Sein Lustspiel «Calandra» (Siena 1521; später sehr oft wieder gedruckt), dem Mautus nachgebildet, längere Zeit ein Lieblingsstud der ital. Hofbühnen, ist durch viele Schlupfrigkeiten entstellt. Vgl. Bondini, «Vita di Bernardo Dovizio B.» (Livorno 1578).

Bibe (lat.), trinke.

Bibel (vom griech. τὰ βιβλία, d. h. die Bücher, gleichsam das Buch der Bücher, das vornehmste Buch) heißt die Sammlung derjenigen heiligen Schriften, welche von den Christen als Urkunden ihrer göttlich geoffenbarten Religion angesehen und verehrt werden. Nach der Sprache sowohl als nach dem Inhalte sind diese Bücher in zwei sehr ungleiche Teile geteilt, in das Alte und das Neue Testament, d. i. in den Alten und Neuen Bund; denn testamentum ist nur eine der spätern Latinität angehörige Übersetzung (aus dem 2. Jahrh.) für das griech. διαθήκη, d. h. Bund.

1) Das Alte Testament ist die Sammlung der 39 (nach den Buchstaben des hebr. Alphabets geordnet auf 22 festgestellten) von den Juden seit dem Eril und danach auch von der christl. Kirche als die inspirierten Urkunden der göttlichen Offenbarung an das alte Bundesvolk Israel heilig gehaltenen Bücher. Dieselben sind mit Ausnahme einiger aramäisch geschriebener Stücke in hebr. Sprache abgefaßt; die jüngsten Bücher stammen aus der Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. Die Sammlung führte zu Jesu Zeit den Namen «die Schrift» (γραφή), «die Heilige Schrift», und nach dem Hauptinhalte «das Gesetz und die Propheten», wozu zuweilen gesetzt wird «die Psalmen», oder «die übrigen (heiligen) Schriften». Hiermit ist zugleich die sehr alte, bereits vor dem Neuen Testament vorhandene Einteilung des Alten Testaments in Gesetz, Propheten und andere (heilige) Schriften gegeben. Das Gesetz umfaßt die fünf Bücher Moses. Die Propheten aber werden wiederum eingeteilt in die sog. frühern, unter welche die Bücher Josua, der Richter, Samuels, der Könige gehören, und in die spätern. Der Name der erstern erklärt sich aus der theokratischen Geschichtsbetrachtung, welcher die Wirksamkeit der in diesen Büchern erwähnten Propheten Samuel, Nathan, Elias, Elia u. s. f. für die Hauptsache galt. Die letztern fallen in die großen Propheten: Jesaias, Jeremiaß, Ezechiel, denen die Christen nach der alexandrinischen Übersetzung auch den Daniel hinzufügen, und in die übrigen Propheten, welche als die kleinen den großen gegenüberstehen. Die dritte Abteilung, deren Schriften

man auch mit dem griech. Namen Hagiographa bezeichnet, enthält, außer den poetischen Büchern Hiob, Sprichwörter und Psalmen, das Hohes Lied, Prediger, Ruth, Klagelieder und Esther. In Ansehung der Folge der einzelnen Bücher weichen die alexandrinischen Übersetzer, die lat. und die lutherische B. von der hebräischen ab.

Die Entstehung der Sammlung im allgemeinen betreffend, so datieren erst seit den Prophetenschulen Samuels, wahrscheinlich sogar erst seit Salomo, die ersten Aufzeichnungen von Gesetzen und Geschichte sowie einiger Niedersammlungen. Seit dem 8. Jahrh. v. Chr. entstanden allmählich die schriftlichen Orakel der Propheten, die ältesten Grundschriften der Bücher Moses und Josua, der Bücher Samuels und des Buches der Richter, ferner Annalen der Könige von Israel und Juda; zu Josias Zeit (622) das fünfte Buch Moses. Erst nach dem Eril wurde die Sammlung der fünf Bücher Moses und die Texte der übrigen ältern histor. Bücher abgeschlossen; ebenso entstanden im Eril die ebenfalls auf ältern Quellen beruhenden Bücher der Könige. Mit dem Eril war daher die erste Abteilung, das Gesetz, und die erste Hälfte der zweiten Abteilung, der Propheten, zu Stande gekommen. Nach dem Eril und nach dem Tode des letzten Propheten Maleachi (gegen Ausgang des 5. Jahrh. v. Chr.) entstand die Sammlung der zweiten Hälfte der zweiten Abteilung, welche bereits abgeschlossen war, als die Bücher der Chronik (frühestens ums J. 300) und das Buch Daniel (gegen die Mitte des 2. Jahrh.) entstanden waren. Am spätesten entstand die dritte Abteilung, die der Hagiographa, welche nicht vor der Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. abgeschlossen war, da das um diese Zeit erst geschriebene Buch Daniel noch ausgenommen wurde. Einzelne der darin aufgenommenen Schriften sind allerdings älter. So enthält dasjenige Psalmbuch David von David an bis zur malabäischen Zeit, und wurde allmählich aus frühern Niedersammlungen zusammengestellt, von denen die älteste wohl schon bald nach der Rückkehr aus dem Eril in Gebrauch war. Noch älter ist die «Sammlung Salomonischer Sprüche», die vielleicht schon im 8. Jahrh. veranstaltet ist, und das ungefähr gleichzeitige Buch Hiob. Die älteste Anführung der alttestamentlichen Sammlung als eines Ganzen findet sich im Prolog des Jesus Sirach (ungefähr 130 v. Chr.), womit jedoch die damalige Schließung der dritten Abteilung noch nicht erwiesen ist. Diese erhärtet sich vielmehr nicht einmal aus den Anführungen des Neuen Testaments (Eul. 24, 4; Matth. 23, 35), sondern wird erst nach der Mitte des 1. Jahrh. n. Chr. durch die Schriften des Josephus vollständig bezeugt. Über einige Schriften, wie über den «Prediger Salomo» und das Buch Esther, schwankt das Urteil bei Juden und Christen noch weit später. Die Aufnahme in die Sammlung war bei dem «Gesetz», dem heiligsten Bestandteil derselben, von selbst gegeben, bei den übrigen ältern Schriften sowohl durch ihren theokratischen Geist und Gehalt als auch durch die unbedingte Ehrwürde des spätern Judentums vor diesen Denkmälern der religiösen Vergangenheit veranlaßt. Von den Schriften aus der pers. und syromacedon. Zeit haben einige, wie Chronik und Esther, als willkommene Schilderungen der Herrlichkeit vergangener Tage, andere (wie das Hohes Lied, Prediger, Daniel) wegen ihrer angelegentlich alten Verfasser, andere endlich, wie Esera und

Rechenia, als geschichtliche Nachrichten von der Wiederherstellung des Gottesdienstes und Gesetzes, Aufnahme gefunden. Scharfe Kritik ist hierbei in seiner Beziehung gerüht worden. Während aber die Samaritaner, gegen die neuere Entwicklung des jüd. Geistes, der diese Sammlung ihren Ursprung verdankte, sich feindselig verhielten, nur die fünf Bücher Moses als kanonisch anerkannten und außerdem überhaupt nur noch eine späte Bearbeitung des Buchs Josua besaßen, nahmen die ägypt. Juden mit ihrer alexandrinischen (griech.) Übersetzung wenigstens teilweise andere (apokryphische) Bücher zum Alten Testament hinzu, welche die Palästinenser teils streng ausschrieben vom Alten Testament, teils gar nicht lasen. Die christl. Kirche blieb durch den innigen Zusammenhang des Alten Testaments mit dem Neuen auf ersteres beim Gottesdienste und bei dogmatischen Beweisführungen um so mehr angewiesen, als das Neue Testament nur sehr allmählich gesammelt und erst seit dem Ende des 2. Jahrh. dem Alten als göttlich eingegebene Schrift gleichgestellt wurde. Die Sprache, in welcher das Alte Testament in kirchlichen Gebrauch bei den Christen kam, war selbst bei der Mehrzahl der Juden christen die griechische, daher die alexandrinische Übersetzung der Septuaginta (s. d.) auch in der christl. Kirche wie bei den griechisch redenden Juden nicht nur zu normativem Ansehen gelangte, sondern ausdrücklich als inspiriert galt. Die Folge hiervon war, daß mit den kanonischen Büchern der palästinensischen Juden auch die bei den griechisch redenden Juden im Umlauf befindlichen sog. Apokryphen von der christl. Kirche in Gebrauch genommen wurden. Doch blieben die Ansichten der Kirchenlehrer über das Ansehen dieser Apokryphen lange geteilt, und noch gegenwärtig lehnen die lath. und die prot. Kirche darüber verschieden. (S. Apokryphen.) Jedenfalls sind jedoch die Apokryphen sehr bedeutende Denkmäler der jüd. Nationalliteratur und bilden als Ausdruck des spätern religiösen Bewußtseins der Juden gemißfamerhand die Brücke vom Alten zum Neuen Testament.

Das ursprüngliche Judentum hielt an der unbedingten Gültigkeit des Alten Testaments auch in seinen ceremoniellen Bestandteilen fest und schrieb namentlich der Sabbat- und Festfeier, der Beschneidung und den Speisegesetzen bleibende religiöse Notwendigkeit zu. Dagegen verkündigte Paulus die Aufhebung des Gesetzes durch den Kreuzestod Christi, und erwies diese aus dem Gesetz selbst, welches seinen eigenen Untergang weisagte. Da aber selbst der Heidenapostel in seinem religiösen Bewußtsein an die göttliche Autorität des Alten Testaments sich gebunden fühlte, letzteres auch in seiner Prophetie auf Christus einen bleibenden Wert beif, so kam bald überall in der christl. Kirche eine allegorische Deutung desselben empor, welche hinter dem vergänglichem oder gar nur mißverständlich von den Juden festgehaltenen Wortsinne einen pneumatischen, von Gott eigentlich gemeinten Sinn aufsuchte und dadurch, daß sie alles auf Christus und seine Gemeinde bezog, die thatsächliche Vortrennung des Christentums vom jüd. Gesetz mit der göttlichen Ergebung der alttestamentlichen Schriften vereinbarte. Die christl. Kirche hat damit, unter gleichzeitiger Ablehnung jüdischen Gesetzesdienstes und ultrapaullinischer oder gnostischer Feindschaft gegen das Alte Testament, ihre geschichtliche Stellung zu letztem in einer dem damaligen Bedürfnis vol-

kommen genügenden Weise bezeichnet. Andererseits hatte schon Paulus nicht daran gedacht, die sittlichen Anforderungen des Gesetzes, wie sie namentlich in den zehn Geboten zusammengefaßt waren, für abgeschafft zu erklären, und die nachapostolische Zeit sahte noch bestimmter das Christentum als neue Gesetzgebung auf, in welcher die alttestamentliche ihre Vollendung finde. Wenn daher auch die Forderungen des jüd. Ceremonialgesetzes im Christentum nicht mehr als verbindlich galten, so mußte doch die bleibende Anerkennung des Alten Testaments im Christentum mancherlei Schwankungen und fortwährende Rückfälle in jüdisch-geheuliches Wesen erzeugen, welche nicht bloß bei kleinern schwärmerischen Parteien aller Zeiten, sondern der Grundrichtung nach auch in der Hierarchie und dem Traditionswesen der lath. Kirche und teilweise selbst im Calvinismus und in dem modernen Orthodoxismus zu Tage traten. Hierzu kam, daß die willkürlich allegoristische Behandlung des Alten Testaments eine wahrhaft geistliche Einsicht in den Stufengang der göttlichen Offenbarung unmöglich machte und jeden Unterschied zwischen Altem und Neuem Testament verwischte. Daher war die freiere Theologie der neuern Zeit, namentlich auch unter Schleiermachers Einfluß, umgekehrt zur Unterschätzung des Alten Testaments geneigt. Jedenfalls ist es bemerkenswert, daß die histor. und philol. Kritik des 18. und 19. Jahrh. sich früh und mutiger an die alttestamentlichen Religionsurkunden wagte, und hier unter ziemlich allgemeiner Anerkennung Grundsätze zur Geltung brachte, deren Anwendung auf das Neue Testament in denselben Kreisen noch aus beharrlichen Widerstand stieß. Sprach sich schon in der verschiedenen Aufnahme, welche die Resultate der Kritik des Alten und des Neuen Testaments fanden, bei aller Gedankenverwirrung, die hierbei mitunterlief, das niemals in der Kirche völlig verdunkelte Bewußtsein von dem Unterschied beider Testamente aus, so ist jedenfalls seit Schleiermacher die Einsicht zum Gemeingut der neuern theol. Wissenschaft geworden, daß die religiöse Bedeutung des Alten Testaments für die Christen durch das Neue Testament bedingt und vermittelt ist, und erstern nur insoweit bleibende Geltung zukommen kann, als es in letztem als Voraussetzung und Grundlage erhalten ist.

2) Das Neue Testament ist die Sammlung der Urkunden der christl. Religion über der von der christl. Kirche für inspiriert, heilig und apostolisch geachteten Schriften der urchristl. Zeit, in welchen die Geschichte Jesu Christi und der Gründung seiner Kirche erzählt und zugleich der ursprüngliche Ausdruck des christl. Heilsbewußtseins niedergelegt ist. Die Sammlung verfällt nach ihrer Entstehung und nach ihrem Inhalte ebenfalls in drei Teile. Der erste Teil begreift die histor. Bücher: die Evangelien, und zwar die synoptischen, d. h. wegen ihrer großen gegenseitigen Ähnlichkeit in Worten und Inhalt oft »zusammentreffenden« Evangelien des Matthäus, Markus und Lukas, das Evangelium des Johannes und die Apostelgeschichte des Lukas. Der zweite Teil enthält die brieflich-didaktischen Schriften: zunächst die Paulinischen Briefe an die Galater, Korinther und Römer (die sog. vier Hauptbriefe des Paulus); ferner je einen an die Epheser, Philipper, Kolosser, zwei an die Thessalonicher, die Pastoralbriefe (zwei an den Timotheus und einen an den Titus), den Brief an den Philemon und den

an die Hebräer; Johann die «katholischen» Briefe: zwei Briefe des Petrus, drei des Johannes, je einen des Jakobus und Judas. Der dritte Teil ist der prophetische und umschließt nur die Offenbarung Johannis (Apokalypse). Diese gegenwärtig vorliegende Sammlung ist indessen weder ursprünglich mit dem Christentum selbst in allen Teilen hervorgetreten, noch in ihren einzelnen Teilen den Zweifeln alter und neuer Kritik entzogen geblieben. Die ersten Christen kannten und brauchten nur das Alte Testament als Religionsurkunde. Neben häufiger Anführung des Alten Testaments finden sich bis in die Mitte des 2. Jahrh. nur sehr selten sichere Beziehungen auf apostolische (namentlich Paulinische) Briefe. Noch unsicherer aber sind, trotz zahlreichen Zitaten von «Sprächen des Herrn», die Beziehungen auf unsere kanonischen Evangelien, neben welchen noch lange Zeit hindurch Evangelienchriften (wie das Hebräer-Evangelium, das Ägypter-Evangelium) in Gebrauch waren, welche später als apokryphisch ausgeschieden wurden. Erst in der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. treten allmählich bestimmtere Anführungen der Evangelien (namentlich auch des Johannes-Evangeliums) und der meisten neutestamentlichen Briefe hervor. Die früheste Spur einer Sammlung neutestamentlicher Schriften findet sich um die Mitte des 2. Jahrh. bei dem Gnostiker Marcion, welcher das Evangelium des Lukas und zehn Paulinische Briefe in der Absicht, die urchristl. Lehre wiederherzustellen, bearbeitet, resp. verstümmelt hat. Nach dem Geiste der Zeit war solches Verfahren weder unerhört noch verwerflich. Die neuerdings versuchte Scheidung eines jüdenchristl. und eines paulinischen Kanons läßt sich nicht durchführen. Zu Marcions Zeiten haben vielleicht noch nicht einmal alle Schriften des heutigen Kanons existiert, jedenfalls kamen manche, wie das Evangelium Johannis, ziemlich spät, und auch dann erst nur in einzelnen kirchlichen Kreisen in Ansehen. Die Notwendigkeit, einen neutestamentlichen Kanon zusammenzustellen, ergab sich aus dem Bedürfnis der werdenden luth. Kirche, der Verurteilung der Gnostiker auf eine angebliche apostolische Geheimlehre eine Sammlung echt apostolischer Lehrschriften als Urkunden des echt apostolischen, in allen Kirchen der ganzen Welt übereinstimmend festgehaltenen Glaubens gegenüberzustellen. So begann man zu Ende des 2. Jahrh. aus der Menge in kirchlichem Gebrauche befindlicher Schriften einen festen Kern kanonischer und für inspiriert geachteter Bücher auszuweisen: außer 4 Evangelien die Apostelgeschichte, 13 Paulinische Briefe, den ersten Brief des Petrus und den ersten des Johannes. Abgesehen von den Evangelien, welche als Sammlung «der Worte des Herrn» besonderes Ansehen genossen, galt als Kriterium für die Aufnahme in den Kanon lediglich die apostolische Verfälscherhaft. In dieser Sammlung unterschied man zwei Bestandteile: das *instrumentum evangelicum* (τὸ εὐαγγέλιον), die vier Evangelien umfassend, und das *instrumentum apostolicum* (τὰ ἀποστολικά) mit den Paulinischen und übrigen Briefen. Dagegen blieb hinsichtlich einer Reihe anderer Schriften das Urteil der Kirche über ihre apostolische Echtheit schwankend. So bezweifelt noch Origenes den Brief an die Hebräer, den Brief Jakobi, Judas, den zweiten Brief Petri, den zweiten und dritten Brief Johannis. Der Brief an die Hebräer wurde im Abendlande bis ins 4. Jahrh. als nichtpaulinisch vom Kanon ausgeschlossen; um-

gelehrt wurde im Morgenlande die Apokalypse aus dogmatischen Gründen bis in das 7. Jahrh. hinein in Zweifel gestellt. Außer den eigentlich kanonischen Schriften bildeten bis ins 4. Jahrh. hinein eine Anzahl anderer Schriftentümer der Urzeit, welche von Propheten oder Apostelschülern verfaßt sein sollten, eine Art Nebenkanon, von welchem man einen wenn auch beschränkten kirchlichen Gebrauch machte. Dabin gehören außer der prophetischen Schrift des Hermas die Schriften der sog. apostolischen Väter Barnabas und Clemens von Rom. Der Kirchenhistoriker Eusebius unterscheidet noch im 4. Jahrh. drei Klassen neutestamentlicher Bücher: 1) allgemein anerkannte Schriften (καταλογισμένα), die vier Evangelien, die Apostelgeschichte, 14 Paulinische Briefe, den ersten Brief des Johannes und Petrus; 2) nicht allgemein anerkannte Schriften (ἀντιλογισμένα oder ὡς οὐκ), darunter die Briefe Jakobi, Judas, den zweiten Brief Petri, den zweiten und dritten Brief sowie die Apokalypse Johannis, aber auch in zweiter Linie die später völlig verworfenen «*Worten des Paulus*», das Buch des Hirten (Hermas), die Offenbarung Petri, der Brief des Barnabas, die Lehren der Apostel und das Evangelium der Hebräer; 3) ungereimte und gottlose (lekerische) Schriften. Die Entscheidung erfolgte endlich überall dahin, daß die kritischen Zweifel an der apostolischen Echtheit der sog. Antilegomena verstümmten, dagegen alle Schriften unter nicht-apostolischen Namen ausgeschlossen wurden.

Schneller als der Orient entschloß sich der konservativere Occident zu einem kirchlichen Abschluß. Nachdem noch das (orientalische) Konzil zu Laodicea (zwischen 360 und 364) in seiner Feststellung des Kanons die Apokalypse ausgeschlossen hatte, erkannten die Synoden zu Hippo Regius (393), zu Karthago (397), der röm. Bischof Innocenz I. im Anfange des 5. Jahrh. und das Concilium Romanum unter Gelasius I. (494) den gesamten gegenwärtigen Kanon des Neuen Testaments an. Nur vereinzelt regten sich später noch beschworene Zweifel. Erst die Reformation brachte die alten Zweifel bezüglich einiger erst später in den Kanon aufgenommenen Bücher von neuem zum Vorschein, wie beim Luther selbst den Hebräerbrief und die Apokalypse als «*Apokryphen*» zu bezeichnen wagte, und die ältere luth. Dogmatik ließ die sieben Antilegomena der alten Kirche (2 Petri, 2 und 3 Johannis, Jakobus, Judas, Hebräer und Apokalypse) nur als «*deuterokanonische*» Schriften gelten. Die Richtung indes, welche seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. und im Verlaufe des 17. bis zu der Mitte des 18. Jahrh. die prot. Kirche beherrschte, ließ eine freie wissenschaftliche Entwicklung nicht auskommen. Ein freisinniger Katholik, Richard Simon (gest. 1719), war es, welcher zuerst die Idee einer das Alte und Neue Testament auseinanderhaltenden «*historisch-kritischen*» Einleitung in die B. geltend machte. Erst der Rationalismus, welcher den Inspirationsglauben durchbrach, eröffnete der prot. Theologie die Möglichkeit einer unbefangenen Schriftkritik. Nachdem schon Herder die B. von ihrer menschlich-geschichtlichen Seite aufzufassen gelehrt hatte, begannen mit Semler, Griesbach, Michaelis und Eichhorn die umfassendsten und eindringendsten kritischen Arbeiten über Echtheit, Integrität und Glaubwürdigkeit der biblischen Schriften. Zwar stellte sich nicht bloß der übertriebenen Hypothese nach, sondern auch zum Teil dem berechtigten Gehalte dieser wissen-

schafflichen Forschungen seitens der Katholiken die konservative Kritik Jahn's und Hug's, seitens der Protestanten das orthogexe Repräsentationsstreben Hengstenberg's, Hävernick's, Guerike's, Delitzsch's, Casparis u. a. entgegen. Allein Vertbold, de Wette, Credner, Reuß u. a. führten, abgesehen von den Kommentatoren einzelner alt- und neutestamentlicher Bücher, mutig das Begonnene weiter. Als anerkanntes Ergebnis dieser Forschungen darf der nichtapostolische Ursprung des Hebräerbriefs und des zweiten Briefs Petri und die Verschiedenheit der Verfasser der nach Johannes benannten Schriften betrachtet werden. Noch viel weiter gehende Zweifel hatten Eichhorn, Credner und de Wette angeregt, ohne das jedoch bei dem vorwiegend an Äußerlichkeiten haftenden und von subjektiver Willkür nicht freien Verfahren dieser Kritik eine Ausflucht auf festere Resultate sich eröffnete. Die Arbeiten F. Chr. Baur's (f. d.) und der Tübingen Schule begründeten auch hier eine neue Epoche. Statt einseitig bei der sog. äußern Kritik stehen zu bleiben, schritt Baur zu der innern fort, welche die einzelnen Schrifttümmer aus dem lebendigen Prozesse der Zeitgeschichte und den einander teils befehdenden, teils gegenseitig neutralisierenden Gegensätzen zu begreifen suchte. Die Folge dieser Betrachtungsweise war, daß auch die Gattung einer Reihe von bisher unbeanstandeten Schriften in Zweifel gezogen und, was namentlich die histor. Bücher betraf, die Auswahl, Auffassung und Gestaltung des Stoffs als durch die »Tendenz«, d. h. durch den bestimmten Standpunkt und Ideenzirkel ihrer Verfasser beeinflusst erwiesen wurde. Die fortschreitende Forschung hat diese Tendenzkritik vielfach ermäßigt und durch anderweite Erwägungen ergänzt, welche namentlich die von Baur vernachlässigte philol. Seite in Betracht zogen. Über mehrere von Baur verworfene Paulinische Briefe (Kolosser, Philipper, 1 Thessalonicher, Philemon) geriet das Urteil der kritischen Schule selbst ins Schwanken; auch über die Komposition der drei ersten Evangelien kam die neuere Kritik zu wesentlich andern Ergebnissen. Überdies wurde auch die Abfassungszeit der Evangelien und der meisten neutestamentlichen Briefe, welche Baur und Schmiegler größtenteils in die zweite Hälfte des 2. Jahrh. verweisen hatten, wieder höher hinaufgerückt. Trotz dieser Hilberungen der kritischen Resultate kann gegenwärtig als feststehend betrachtet werden, daß auf die Gestaltung der synoptischen Evangelien neben der schriftstellerischen Abhängigkeit auch der theol. Unterschied des jüdisch- und des heidengriechl. Standpunktes, auf die Komposition der Apostelgeschichte das in den Zeitverhältnissen begründete Streben nach möglicher Angleichung des Paulinischen und des Petrinischen Evangeliums, auf Stoff und Form des Johannes-Evangeliums der Geist einer den Ereignissen schon ferner stehenden Zeit und das theol. Bedürfnis, die äußere Geschichte Jesu im Lichte der Idee zu schauen, bestimmenden Einfluß gehabt habe. Die nicht unmittelbar apostolische Abfassung des Matthäus-Evangeliums wenigstens in seiner heutigen Gestalt ist jetzt von den Kritikern allgemein, die des Johannes-Evangeliums auch außerhalb der strengen Tübingen Schule von vielen Autoritäten zugestanden. Hinsichtlich der Briefe kann wenigstens die »Unächtigkeit« der sog. Pastoralfrie, des Epheerbriefs und des zweiten Thessalonicherbriefs sowie sämtlicher falsch. Briefe (auch des Briefs des Jakobus, des ersten Briefs

Petri und des ersten Briefs Johannis) als ausgemacht gelten. Trotz dieser, in die bestmöglichen kirchlichen Anschauungen allerding tief einschneidenden Ergebnisse besteht der neutestamentliche Kanon immer noch zu Recht. Denn wenn durch die kritischen Arbeiten der Reuzzeit der Ursprung und die Komposition der einzelnen Schriften weit genauer als früher ermittelt werden konnte, so ist der Wert derselben als Geschichtsurkunden der urchristl. und (im engern und weitern Sinne) apostolischen Zeit sicher dadurch nicht verringert worden, daß der Vergang dieser Geschichte auch ihrer menschlichen Seite nach aus eben jenen Schriften jetzt weit sicherer erkannt werden kann.

Was aber die religiöse Bedeutung der biblischen Bücher betrifft, so bleibt diese völlig unabhängig von dem kritischen Urteile über die menschlichen Entstehungsverhältnisse der einzelnen Schriften bestehen; denn auf alle Fälle bleibt das Neue Testament auch so die Geschichtsurkunde über die Ursprünge und die erste Entwidlung der christl. Religion. Wenn nun der christl. Glaube nicht umhin kann, diese Religion in ihrem geistigen Gehalte auf göttliche Offenbarung zurückzuführen, so wird er auch dabei bleiben, jene Schriften als Urkunden über die göttliche Offenbarung zu betrachten, welche in dem persönlichen Selbstbewußtsein Jesu und in dem urchristl. Glauben an Jesus als den Christus in die Welt getreten ist. Und wenn auch die ältern Vorstellungen von dieser Offenbarung als einer übernatürlichen göttlichen Belehrung und als einer Kette übernatürlicher oder schlechthin wunderbarer Ereignisse nicht mehr festgehalten werden können, so wird eine Frömmigkeit, welche die Hauptkräfte im Christentum in das durch Christus offenbarte neue religiöse Verhältnis und in das dadurch bedingte Selbstbewußtsein setzt, in ihrer Wertschätzung der Geschichtsurkunden dieses religiösen Bewußtseins um so weniger irre werden, als sie die religiös belebende und erneuernde Macht, welche die biblischen Bücher auf ihre Leser üben, an sich selbst erfahren hat.

Bibelankalt, f. u. Bibelgesellschaften.
Bibelausgaben und biblische Textgeschichte. Wie bei andern aus dem Altertume überlieferten Schriften, so ist auch bei den biblischen Büchern die Herstellung des ursprünglichen Textes eine Hauptaufgabe der wissenschaftlichen Forschung. Nachdem daher die Vorstellung, als sei der biblische Text fehlerfrei auf uns gekommen, sich als unrichtig erwiesen hatte, entstand eine eigene Wissenschaft der biblischen Textkritik.

1) Das Alte Testament. Hier handelte es sich zunächst um den Wert der, in der samaritanischen und in der griech. Übersetzung enthaltenen, von dem Hebräischen oft sehr stark abweichenden Textüberlieferung. Im allgemeinen ergab sich, daß die letztere den Anspruch auf ungleich größere Treue hat, wenigstens einzelne Berichtigungen des Textes nach den Übersetzungen nicht ausgeschlossen sind. In den jüd. Rabbinenschulen, die um Christi Zeit in Jerusalem, und nach dessen Zerstörung in Palästina und später in Babylon blühten, wachte man mit peinlicher Sorgfalt über die unversehrte Erhaltung des hebr. Textes. Abgesehen von den erst später hinzugekommenen Vokal- und Interpunktionszeichen laien die Juden im 2. und 3. Jahrh. v. Chr. schon fast völlig denselben Bibeltext, welcher gegenwärtig im Gebrauche ist. Die Sammlung »der abendländ. und

morgenländ. Lesarten», welche aus jener Zeit überliefert ist, enthält für das ganze Alte Testament nur 220 Varianten, die sich lediglich auf geringfügige Kleinigkeiten beziehen. Späterhin steigerte man diese Sorgfalt noch, indem man die nach dem 6. Jahrh. eingeführten Vokalpunkte und Accente nicht minder ängstlich gegen jede Verderbnis durch Abschreiber sicherte. Die gegenwärtige Punctuation ist ein Werk der unter dem Namen der Masora (s. d.) bekannten palästinisch-babylon. Schulgelehrsamkeit. Neben dem hebr. System gibt es eine andere wesentlich abweichende Vokalisationsmethode, die babylonische, welche noch bei den israelitischen Juden in Gebrauch ist. Auch die alexandrinisch-griech. und die samaritanische Übersetzung sehen vielfach eine andere Vokalisation voraus, die öfters auch auf den Vortritt von Einschnitt ist. Im J. 1477 erschien (wahrscheinlich zu Bologna) zuerst der Walter mit dem Kommentare Kimchi (s. d.) auch gedruckt; 1488 zu Sconcio zuerst das ganze Alte Testament in klein Folio, welcher Ausgabe die von Brescia (1494) gefolgt zu sein scheint, deren sich Luther bei seiner Übersetzung des Alten Testaments bediente. Berühmte, für spätere grundlegende Ausgaben sind außerdem die die ganze Bibel umfassende Biblia Polyglotta Complutensis (1514–17), die Biblia Rabbinica Bomberg, besorgt von Rabbi Jakob Ben Chajim (Vened. 1525–26), welcher Ausgabe die meisten andern Ausgaben gefolgt sind; ferner die (ebenfalls auch das Neue Testament enthaltende) antwerpener Biblia Polyglotta (8 Bde., 1569–72), die von Elias Hutterus (Hamb. 1587 u. öfter), Burtorf (Basel 1611) und namentlich die von Jos. Athias (Amsterd. 1661 u. 1667) gedruckte Ausgabe, der die neuesten und gebräuchtesten Ausgaben, z. B. von Simonis, Hahn, Beile u. a., fast durchaus sich angeschlossen haben. Mit der Herstellung des Textes der Masora ist freilich der ursprüngliche Text des Alten Testaments noch nicht ohne weiteres gefunden. Auch bei den Masoreten kommen manche Fehler vor, welche sich zum Teil mit Hilfe der alten Übersetzungen, namentlich der griechischen, zum Teil durch innere Kritik und genaue Erforschung des Sprachgebrauchs berichtigen lassen. Doch sind die vorhandenen kritischen Hilfsmittel gerade für das Alte Testament nicht so reichhaltig wie für andere Schriftentumale des Altertums, da die vorhandenen Handschriften verhältnismäßig jung und die von den Masoreten selbst überlieferten Varianten nicht sehr zahlreich sind. Die im Alten Testament enthaltenen Lesefrühe sind größtenteils älter als die Masora. Die Einteilung des Pentateuchs in 669 sog. Parafchen (d. h. Abteilungen) rührt wahrscheinlich aus der frühesten Zeit des öffentlichen Vorlesens der Heiligen Schrift her und findet sich bereits im Talmud, während die sog. großen Parafchen oder (54) heutigen Sabbats-Verloppen erst in der Masora vorkommen und in den Synagogenrollen nicht beobachtet werden. Ebenfalls schon im Talmud finden sich prophetische Lesefrühe, Saptharen, d. h. Endabschnitte, genannt, weil sie am Ende der gottesdienstlichen Versammlung gelesen zu werden pflegten. Die Kapiteleinteilung ist christl. Ursprungs und geht in die Mitte des 13. Jahrh. zurück. Dagegen ist die Einteilung der poetischen Bücher in einzelne rhythmische Glieder (Verse, Stichen) uralte. Sie war durch die Gesetze des hebr. Versbaues von selbst an die Hand gegeben, und geht daher auch der übrigen ebenfalls schon vom Talmud bezeugten Ver-

abteilung der prosaischen Bücher voran. Die Bezeichnung der Verse durch Zahlen stammt erst aus dem 16. Jahrh.

2) Das Neue Testament. Der neutestamentliche Text wurde bis zur Erfindung des Buchdrucks ebenfalls handschriftlich überliefert, geriet aber schon frühzeitig in einen schwankenden Zustand. Bei der großen Anzahl von Abschriften waren zahlreiche Schreibfehler unvermeidlich; aber auch abgesehen davon, wurde der Text gerade in den ersten Jahrhunderten mit der größten Willkür behandelt, indem man denselben bald ergänzte, bald berichtigte zu müssen glaubte, wobei neben mehr gelehrten J. tereffen vielfach auch dogmatische sich geltend machten. Kritische Arbeiten, wie sie von dem antioch. Presbyter Lucian, einem Schüler des Origenes, und von dem ägypt. Bischof Hesychius versucht wurden, und die Anfertigung von Kircheneremplaren, welche man dann späteren Abschriften zu Grunde legte, stellten zwar einerseits eine gewisse Stetigkeit her, vermehrten aber auch die lokalen Verschiedenheiten der Textüberlieferung, ohne den Abschreibern und willkürlichen Einberungen völlig zu steuern, so daß die Varianten auf wenigstens 80 000 anzuschlagen sind.

Weit später als das Alte Testament wurde das Neue Testament gedruckt; zuerst nach mehreren noch näher beschriebenen, wohl ziemlich jungen Handschriften 1514 in der complutenischen Polyglotte, und seit 1516 wiederholt (bis 1535 fünfmal), aber kritisch nicht eben sehr sorgfältig, zu Basel durch Erasmus besorgt. Die jetzt hervortretenden zahlreichen Ausgaben des Neuen Testaments stützen meist mit wenigen Änderungen dem Erasmus oder der complutenischen Ausgabe, oder vermischen beide (so namentlich die Ausgaben des Robert Stephanus, Par. 1546 u. 1549); nur selten wurde, wie in der pariser Ausgabe des Colinaus (1584), der Apparat durch Hinzufügung älterer Lesarten vermehrt. Erst Theodor Beza brachte durch Benutzung der Sammlungen des Heint. Stephanus die Kritik des Neuen Testaments um einen Schritt weiter (erste griech.-lat. Ausg., Par. 1565). Aber Bezas Nachfolger wiederholten nur das bisherige unkritische Verfahren. Die berühmtesten der auf seine Recension zurückgehenden Nischausgaben sind die unter dem Namen des Textus receptus verbreiteten Ausgaben der leibener Buchhändlerfamilie Elzevir (zuerst Leid. 1624), aus denen die meisten Späteren schöpften. Doch haben die neuern Forschungen von Reuch nachgewiesen, daß selbst in diesem angeblich mit großer Übereinstimmung fortgeplanten »gewöhnlichen« Texte sich zahlreiche Schwankungen finden. Zahlreiche Varianten wurden in Waltons londoner Polyglotte (1657 fg.), den Ausgaben von Bell (Oxf. 1675) und besonders von Mill (Oxf. 1707) und Joh. Wettstein (Amsterd. 1751) angehäuft. Eine Verwertung dieses Apparats für die Textkritik versuchte unter den Engländern zuerst Edw. Harwood (Lond. 1776), mit größerer Zurückhaltung und besserer Erfolge der schwab. Theolog Joh. Albr. Bengel (Züb. 1734). Aber erst die bishor. kritische Schule Deutschlands brang zu einer Sichtung der verschiedenen Textgestalten und zur Abwägung ihres Werts für die Feststellung des ursprünglichen Textes vor. Der Begründer der neuen Textkritik ist Joh. Jak. Griesbach geworden, welcher seit 1774 eine Reihe neuer Ausgaben veröffentlichte. Unter Benutzung der auf Kosten der ban. Regierung durch

Pirch, Abler und Moldenhauer veranstalteten Sammlung (Kopenh. 1788), die er durch eigenen rastlosen Fleiß erheblich vermehrte, brachte er den bis dahin reichhaltigsten Apparat zusammen (Hauptausg., 2 Bde., Halle u. Lond. 1796—1806). Griesbach unterschied drei Recensionen von Handschriften: die occidentalische, die alexandrinische, die konstantinopolitanische, und wog den Wert derselben sorgfältig gegeneinander ab, blieb aber bei der Elzevirischen Lesart überall stehen, wo nicht zwingende Gründe zu Abweichungen nötigten. Die Ausgaben von Matthäi (1782—88, 12 Bde.), auf Grund von mehr als 100 doch ziemlich jungen mostauer Handschriften, und von Scholz (1830; 2. Ausg. 1836, 2 Bde.) legten in der Hauptsache den konstantinopolitanischen Text zu Grunde, welcher unter allen der jüngste und dem Elzevirischen verwandteste war. Erst Lachmann wandte die strengen Grundsätze der neuern philol. Kritik mit wissenschaftlicher Konsequenz auf das Neue Testament an. Indem er unter Beruf auf die Ausmittelung des ursprünglichen Textes nur den ältestbezeugten herzustellen suchte, ging er unter Zurückstellung der occidentalischen und konstantinopolitanischen Recension leblich auf den alexandrinischen Text zurück, den er nach einigen wenigen, aber durch ihr Alter ausgezeichneten Handschriften konstituierte (Stereotypausgabe 1831; große Ausgabe von Lachmann und Buttmann, 2 Bde., Berl. 1842—50). Hatte Lachmann noch auf Grund eines sehr lückenhaften Materials gearbeitet, so ist es namentlich Tischendorf's Verdienst, den bis jetzt reichhaltigsten handschriftlichen Apparat zusammengebracht zu haben. In den kritischen Grundfähen schloß sich Tischendorf besonders in der ersten Ausgabe (Lps. 1841) in der Hauptsache an Lachmann an, hat sich aber in den folgenden Ausgaben, namentlich der zweiten leipziger (1849), der sog. ed. septima (2 Bde., Lps. 1859) und der (8.) Ausgabe letzter Hand (Lps. 1869—72), dem Griesbach'schen Texte schrittweise genähert und die Lachmann'schen Prinzipien durch eine Reihe anderweiter kritischer Gesichtspunkte durchkreuzt. Gegenwärtig ist infolge dieser neuesten Bemühungen der neutestamentliche Text in größerem Schwanen gekommen als je zuvor. Die neueste hervorragende kritische Ausgabe ist die mit einer gelehrten Introduction, ausermählten Citaten und orthogr. Noten versehene von Westcott und Hort (2 Bde., Cambridge u. Lond. 1881).

Unter den Handschriften sind die ältern (seit dem 4. Jahrh.) mit Majuskeln oder sog. Uncialschrift, die jüngern (vom 10. Jahrh. an) mit Minuskeln oder Cursivschrift geschrieben. Die wichtigsten sind der Codex Vaticanus aus dem 4. Jahrh., der, bis

vor kurzem sorgfältig den Blicken der Gelehrten entzogen, erst neuerdings vollständig verglichen worden ist, der von Tischendorf entdeckt, wohl ebenfalls aus dem 4. Jahrh. stammende Codex Sinaiticus (von welchem nachstehend eine Textprobe folgt),

ΔΙΔΑΧΑΙΣΤΟΙΚΙ
ΛΙΣΚΑΙΖΕΝΑΙΣΗ
ΠΑΡΑΦΕΡΕΣΘΕΚΑ
ΛΟΝΓΑΡΧΑΡΙΤΙΒΕ
ΒΑΙΟΥΣΘΕΤΗΝΚΗ
ΔΙΑΝΟΥΒΡΩΜΑΙΝ
ΕΝΟΙΣΟΥΚΩΦΕ
ΛΗΘΗΣΑΝΟΙΠΕΡΙ
ΠΑΤΟΥΝΤΕΣ

Codex Sinaiticus. (Febr. 13, 2.)

ΔΙΔΑΧΑΣ ΣΤΟΙΧΕΙΑΙΣ: ΕΙΣΑΝΤΙ ΜΗ ΠΑΡΑΦΕΡΕΘΕΣ ΚΑΛΩΝ ΤΩΝ
ΧΑΡΙΤΩΝ ΣΕΒΟΥΝΤΕΣ ΤΗΝ ΚΑΡΔΙΑΝ ΟΥ ΔΕΚΟΥΝΤΕΣ ΑΝ ΟΙΣ ΟΥΤΑ
ΟΡΑΛΗΘΕΡΑΝ ΟΙ ΚΑΡΚΙΝΕΥΟΝΤΕΣ (ΚΑΡΚΙΝΟΓΕΝΕΤΕΣ)

der in London aufbewahrte Codex Alexandrinus (5. Jahrh.) und der Codex Ephremi (ein sog. Codex rescriptus oder palimpsestus mit darüber geschriebenen Texten des 4. Jahrh. Kirchenvaters Ephrem), welche sämtlich (mit größern oder kleinern Lücken) die ganze griech. Bibel Alten und Neuen Testaments enthalten. Hierzu kommen noch zahlreiche Handschriften, welche nur einzelne Schriften umfassen, so der Codex Cantabrigiensis oder Bezae (Evangelien und Apostelgeschichte), der Codex Claromontanus (Baulinische Briefe) u. a. m. Die ältesten Handschriften sind ohne Accente, Interpunction und Wortabteilung. Um 462 erfindet Euthalius, Diaconus zu Alexandria, die sog. Stichometrische Einteilung, indem er die Baulinischen Briefe, die Apostelgeschichte und kath. Briefe in Zeilen (στίχοι) einteilte, d. h. in Absätze, wie sie beim Vorlesen unterschieden werden sollten. Diese Einteilung wurde später auch auf die Evangelien und die Apokalypse, ja auch auf verschiedene nichtkanonische Schriften übertragen. Die Kapiteleinteilung des Neuen Testaments ist, wie die des Alten Testaments, erst im 13. Jahrh. durch Kardinal Hugo entstanden, die der Verse durch Stephanus in seiner Ausgabe von 1551. Ebenso sind die Über- und Unterschriften der neutestamentlichen Bücher spätern Ursprungs.

Bibelerklärung, s. Exegese.

Verzeichniß

der

Abbildungen und Karten

zum zweiten Bande.

A. Tafeln und Karten:

| | Seite |
|---|-------|
| Asien, Physikalische Übersichtskarte. | 52 |
| Nord- und Mittelasien. (Karte.) | 54 |
| Westasien. I. (Karte.) | 56 |
| Westasien. II. (Karte.) | 57 |
| Asiatische Menschenstämme | 58 |
| Asien, Politische Übersichtskarte. | 60 |
| Affrikanische Altertümer | 86 |
| Athen, Akropolis | 118 |
| Athen. (Karte.) | 123 |
| Atlantischer Ocean. (Karte.) | 139 |
| Auge des Menschen | 198 |
| Australien und Neuseeland. (Karte.) | 259 |
| Australische Rasse und Kultur | 266 |
| Balkanhalbinsel. (Karte.) | 399 |
| Bänder des Menschen | 425 |
| Bären | 462 |
| Baucheingeweide des Menschen | 565 |
| Baumwollindustrie | 592 |
| Baustile. I. Ägyptischer, assyrischer, persischer und indischer Stil. | 608 |
| Baustile. II. Griechischer Stil. | 608 |
| Baustile. III. Römischer Stil. 1. | 608 |
| Baustile. IV. Römischer Stil. 2. | 608 |
| Baustile. V. Byzantinischer Stil. | 608 |
| Baustile. VI. Arabischer Stil. | 608 |
| Baustile. VII. Romaniischer Stil. | 608 |
| Baustile. VIII. Gotischer Stil. | 608 |

Verzeichnis der Abbildungen und Karten zum zweiten Bande.

| | Seite |
|---|-------|
| Baustile. IX. Italienische Renaissance. | 608 |
| Baustile. X. Deutsche und französische Renaissance. | 608 |
| Baustile. XI. Rokoko-Stil und Biederzeit. | 608 |
| Baustile. XII. Stil des XIX. Jahrhunderts. | 608 |
| Bayern. (Karte.) | 618 |
| Bergbau. I. | 802 |
| Bergbau. II. | 802 |
| Bergbau. III. | 804 |
| Berlin und Umgebung. (Karte.) | 844 |
| Berliner Danten | 848 |
| Befruchtung und Befruchtung | 902 |
| Beuteltiere. | 923 |

B. Abbildungen im Texte:

| | |
|--|---------------|
| Artifische Brunnen | 19 |
| Aspern und Gfing | 70 |
| Aspirator | 72 |
| Asterophyllen | 91 |
| Astrolabium | 101 |
| Astrophotometrie | 108 |
| Äther | 126 |
| Atmosphärische Eisenbahnen. (2 Figuren.) | 146 |
| Atma | 150 |
| Auge. (6 Figuren.) | 197. 198. 200 |
| Augenspiegel. (2 Figuren.) | 208 |
| Augit | 210 |
| Ausdehnung. (6 Figuren.) | 235. 236 |
| Äußere | 237 |
| Austerlip | 255 |
| Ärmit | 298 |
| Baculometrie. (3 Figuren.) | 335. 336 |
| Bagger. (4 Figuren.) | 365 |
| Bajonettverschluß. (2 Figuren.) | 384 |
| Balancier. (2 Figuren.) | 390 |
| Ballen und Ballenlage. (2 Figuren.) | 400 |
| Balliste | 405 |
| Ballon | 406 |
| Bandwurm. (9 Figuren.) | 429. 430. 431 |
| Barometer. (4 Figuren.) | 495. 496 |
| Bastardschloß. (3 Figuren.) | 528 |
| Batterie (elektrische). (2 Figuren.) | 560. 561 |
| Blaichen. (2 Figuren.) | 566 |
| Baumwollindustrie. (6 Figuren.) | 594. 595 |
| Becher. (4 Figuren.) | 664 |

Verzeichniß der Abbildungen und Karten zum zweiten Bande.

| | Seite |
|---------------------------------------|-------|
| Belemniten. (2 Figuren.) | 711 |
| Belfort. | 715 |
| Bergbau. (11 Figuren.) | 803 |
| Bergbehälter. (28 Figuren.) | 813 |
| Bergwage | 828 |
| Verlängen. (8 Figuren.) | 834 |
| Befanzen | 887 |



Verzeichniß der Abbildungen und Karten zum zweiten Bande.

| | Seite |
|--------------------------------------|-------|
| Beleimniten. (2 Figuren.) | 711 |
| Belfort. | 715 |
| Bergbau. (11 Figuren.) | 803 |
| Bergbohrer. (28 Figuren.) | 813 |
| Bergwage | 828 |
| Verlichingen. (8 Figuren.) | 834 |
| Befançon | 887 |



